Illustrirte Welt.

Deutsches Familienbuch.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Stuttgart und Leipzig.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1880.

Inhalts-Verzeichniss.

Sach-Register.

Denksprüche und Sinnsprüche.

Bilderräthsel, Räthsel, Charaden, Schach 2c.

Lotterieziehungen.

Kleine Korrespondenz.

Anfragen und Antworten.

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.)

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 1. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Die Wogen der Ostsee schlugen brausend an das Gestade des klippenreichen Samlandes und der Wind fuhr über die sprossenden Getraidefelder, die lebhaft grünen Birkenwäldchen und die Kartoffeläcker; er sauste in den geradlinigen Stämmen der dunklen Nadelholzwälder, er drückte das graue Gras der Moore und das lila Kraut der Haiden tief nieder, welches Alles in bunter Abwechslung und unvermittelt, eines stückweise neben dem andern, sozusagen durch einander gewürfelt, dem Landstrich nördlich Königsbergs und längs der Ostsee seinen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht. Pfeifend und vom grellen Sonnenlicht durchleuchtet, zog dieser stetige Nordost zwischen den Häusern eines kleinen Dörfchens, an einem Birkenwäldchen gelegen, und nahm den bräunlichen, durchsichtigen Rauch der Schornsteine und spielte mit ihm und wirbelte ihn zu seltsamen Ballen zusammen, die er nach wenigen Augenblicken in unsichtbaren Dunst zerpeitschte.

Die Häuser dieses Dorfes waren klein, meist mit Stroh bedeckt, einige jedoch aus riesenhaften, fast ganz unbehauenen Granitblöcken aufgeführt, und ihr frischrothes Ziegeldach gab ihnen ein angenehmes, wohnliches Aussehen.

In einem dieser Steinhäuser sehen wir jetzt Mutter und Sohn an einem schweren, alterthümlichen Eichentisch einander gegenüber sitzend — Beide in sauberen bäuerlichen Kleidern, der Sohn in der blauen Friesjacke der Schiffer, die Mutter mit dem schwarzseidenen, großen, turbanähnlichen Kopftuch — denn es war Sonntag — still und, wie es schien, sehr eifrig mit Lesen beschäftigt.

Vor der Mutter, einer Frau mit blassem, auffallend großem, aber gut geformtem Gesicht von hartem Ausdruck, lag eine jedenfalls mehrere Generationen alte Bibel mit Messingschlössern aufgeschlagen, der Sohn studirte, den Kopf in beide Hände gestützt, ein Buch von modernem Aussehen mit Bildern.

„Wer dort sein könnte!“ murmelte der junge Mann und richtete blitzende dunkle Augen zum Fenster hinaus in den Sonnenschein.

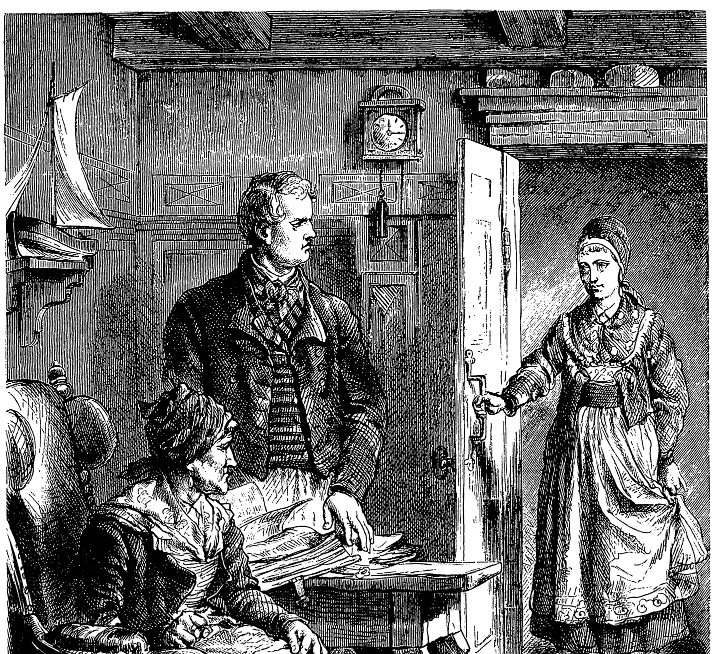
„Wo sein könnte?“ frug die Mutter, welche den Ausruf gehört hatte, den Finger auf die unterbrochene Stelle ihrer Lektüre haltend und ihren Sohn ernst und strafend ansehend.

„In Italien, Mutter, in Rom.“

„Die nichtsnutzigen Bücher,“ eiferte die Mutter, „hast Du's hier nicht gut genug? — haben wir nicht, was wir brauchen? — ist der Name Holmson nicht geachtet im ganzen Samland? — was willst Du in jenen Ländern, die noch so gut wie heidnisch sind?“

Der Sohn richtete den Kopf vom Buche auf, ein überraschender Kopf, hellgelbe Haare umrahmten eine breite, machtvolle Stirn; unter buschigen, dunklen Augenbrauen schauten schwarze, kleine, funkelnde Augen kühn und scharf hervor, die Nase dieses auffallenden Gesichtes war geradlinig abfallend und scharf, der Mund zeigte sehr schmale Lippen und deutete auf große Festigkeit und Willenskraft, sogar Hartnäckigkeit.

„Mutter,“ sprach der Sohn ruhig, „wer jene Länder nur einmal mit eigenen Augen hat schauen dürfen, ist glücklich.“



Der Bernsteinsucher.
Bertha stand wie gebannt an der Thür. (S. 2.)

„Nein, der ist unglücklich,“ widersprach die Mutter, „wie Du es jetzt schon durch diese gottlosen Bücher geworden bist — denn er ist unzufrieden wie Du! Ich bin dem fremden Schulmeister sehr wenig dankbar dafür, daß er Dir den Kopf mit all' dem unnützen Zeug vollgestopft hat. Was brauchst Du Französisch zu lernen, was sogar Wälsch; wozu immer und immer wieder Bücher zu lesen, die über Deinen Stand hinausgehen und Dich unzufrieden mit Deinem Loose machen? Du bist ein tüchtiger Bernsteinsucher, hast eine glückliche Hand und der Himmel ist so gnädig, daß er Deine Arbeit doch segnet, trotzdem Du Dir so wenig aus Gottes Wort machst.“

„Mutter, ich halte Gottes Wort heilig,“ entgegnete der Sohn.

„Weßhalb ist Dir nicht die Bibel genug, wie uns hier Allen, weßhalb kannst Du nicht genug von andern Büchern bekommen und schleppst Armevoll nach Hause, und sitzest Nächte lang dabei und wirst dann tiefsinnig und unruhig! Seitdem Du das Bücherwesen angefangen hast, fängst Du auch an, schlecht gegen Bertchen zu werden.“

„Sage, Mutter — nicht seitdem ich etwas lerne, sondern seitdem ich erwachsen bin, höre ich auf, mit dem Mädchen wie ein Kind zu spielen, weil sie auch aufgehört hat, ein Kind zu sein.“

„Also ein Spiel hast Du mit dem armen Kind getrieben?“ erwiederte erregt die Mutter.

„Sie war ein Kind und ich war ein Knabe, wir haben gespielt wie Nachbarskinder, ich dachte an nichts weiter,“ entgegnete der junge Mann, „und wenn Du, Mutter, ihr andere Dinge, wie ich dieß jetzt einsehe,

in den Kopf gesetzt hast — kannst Du mich dafür verantwortlich machen?"

Die bestimmte, ernste, ruhige Art, in welcher der Sohn sprach, brachte Frau Holmson noch mehr auf.

„Du machst das arme Kind unglücklich, Johannes," eiferte die Frau. „Du weißt, daß sie Dich liebt, mehr wie Du verdienst, Du weißt, daß sie die Sanftmuth, die Liebe, die Güte, die Bescheidenheit selber ist —" — Frau Holmson's harte Gesichtszüge nahmen, während sie von dem Mädchen sprach, einen weichen Ausdruck an — „daß sie ein Glück, ein kostbares Kleinod für jeden Mann ist, der diesen Engel bekommt, und Du stößest Dein Glück mit Füßen von Dir. Du achtest sie gering, wie hier Alles. Das ist der Fluch Deiner Bücher und Deines Wälschlernens."

„Ich achte das Mädchen," nahm Johannes das Wort, indem er aufstand und dabei seine überaus kräftige, hohe Gestalt, die in der niedrigen Stube etwas Riesiges hatte, in ihrer ganzen männlichen Schönheit und Vollendung zeigte, „aber, Mutter, Du weißt selbst — man kann ein Mädchen achten, verehren, ihr alle Tugenden der Welt zugestehen und sie doch nicht lieben. Ich liebe eben Bertchen nun einmal nicht."

Während der letzten Worte war unbemerkt von den beiden Personen ein stattliches, schlankes Mädchen in's Zimmer getreten und stand jetzt wie gebannt an der Thür stille.

Es war ein liebliches Geschöpf mit zartweißem, weichem, sanftem Gesicht, röthlichem, krausem Haare und großen, offenen, leuchtenden hellbraunen Augen. Diese sahen jetzt süß, sehnsüchtig und traurig auf den jungen Riesen.

Ein leises Geräusch machte die Eingetretene den Streitenden bemerkbar.

Frau Holmson wollte sich — noch heftiger durch die Erscheinung des Mädchens geworden — an den Sohn wenden, das Mädchen aber trat an den Tisch und ergriff die Hand der aufgeregten Frau.

„Mutter Holmson," sprach sie mit einer Stimme, die durch ihren tiefen Klang in auffallendem Gegensatz zu ihrer feinen, edelgebildeten Gestalt stand, „Mutter Holmson, — ich weiß ja, daß Johannes mich nicht liebt, — einen Menschen lieben, das kann man sich nicht geben, wie man es sich nicht nehmen kann, ich werde Johannes immer lieben in alle Ewigkeit, ich will für ihn beten, daß er glücklich wird. — Wie sollte ich ihn also drängen, mich zu heirathen! Ich wär' ihm ja ein Unglück," schloß das Mädchen mit einem Ton, der Johannes zusammenzucken machte.

Sein Gesicht überflog ein heftiges Roth und er zog die Augenbrauen finster zusammen.

„Bertchen, das möchte ich, daß Du der Mutter sagtest, wie ich niemals ein Wort zu Dir gesprochen, das darauf hinweisen könnte, als ob ich Dich wie meine Braut betrachtete. Sag' der Mutter, daß ich Dir ausgewichen, daß ich Dir die Hand nicht mehr gereicht habe, seitdem Du mich einmal beim Nachhausegehen küßtest."

Das Mädchen wischte sich Thränen aus den Augen.

„Es ist wahr, Mutter," sprach sie, — „es war ein so stiller, warmer Maiabend — ach, die Wolken flogen wie rosa Engelein am Himmel, die Sonne glühte so tief und mild durch die Büsche, es sprach Alles so vom Glücke — da habe ich Johannes geküßt, — aber nicht heimlich, Ihr saßet vor der Thür, Mutter, und es packte mich und ich schlang meine Arme um ihn, und seit dem Abend weiß ich, daß Johannes mich haßt."

„Ich hasse Dich nicht, Bertchen."

„Aber Du sahest mich mit einem kalten Blicke an und wichest mir aus, — denn Du bist offen und ehrlich und zeigtest mir, daß Du mich nicht magst."

„Ich habe Dich gern, Bertchen, denn ich weiß, daß Du ein gutes, braves Mädchen bist," warf der junge Mann ein, „aber als mein Weib würdest Du fühlen, daß ich Dir nicht das bin, was Du wünschest."

„Und was möchtest Du denn für eine Frau, auf welche wartest Du?" nahm jetzt die Mutter bitter spottend das Wort; „es soll eine Prinzessin anfahren in einer Staatskarrosse, um den Bernsteinsucher Johannes Holmson, den Sohn Viktor Holmson's, der ein Buttenfischer war, abzuholen."

„Mein Vater war ein merkwürdiger Mann," sprach halb wie für sich gedankenvoll der Sohn.

„Ja, er war überspannt wie Du," warf die Mutter ein.

„Sag' lieber, Mutter, er war nicht geboren, um ein Fischer an der samländischen Küste zu werden, denn er war keiner von den Euren," entgegnete der Sohn.

„Nein, leider war er das nicht," fuhr Frau Holmson fort. „Er kam von einem gestrandeten Schiffe und hatte eine Brieftasche mit einer Serviette voll Korkstücke um den Leib gebunden, mit einem fremdländischen Taufschein und französischen Geldscheinen — fünftausend Franken waren's. Hätte er das Geld nicht gehabt — er war ein Träumer — er würde nicht das Haus erworben haben; ihm ist es noch zu verzeihen gewesen, wenn er hinausstrebte, denn seine Eltern waren Wälsche, wie das Schiff wälsch war, das untergegangen. Du aber bist hier geboren, ein Samländer Kind, Dir glückt Alles, was Du unternimmst, Du hast in einem Jahre drei Prämien bekommen, weil Du größere Bernsteinstücke fandest, als alle Deine Genossen. Warum gibst Du Dich nicht zufrieden mit Deinem Geschick, warum nimmst Du nicht ein gutes Weib, wenn der Himmel Dir ein solches zeigt, und warum muß ich alte Frau ein Leben voll Angst und Sorgen um Dich führen, weil ich fühle, daß Du eines Tages mich allein lassen wirst, um Deinen Träumen in der fernen Welt nachzujagen?"

„Ich habe nie etwas vom Fortgehen gesagt," ließ sich der Große vernehmen.

„Du denkst daran, das weiß ich, und es ist um so schlimmer, weil Du davon nicht sprichst," entgegnete die Mutter.

Bei der Wendung, die das Gespräch jetzt nahm, hingen des Mädchens Augen voll Angst und Sorgen an dem jungen Manne, der, die Hand auf sein Buch gestützt, immerzu hinaus auf die einsame Dorfgasse sah, wo der Wind große weiße Wolken am Himmel jagte und kleine Wellen auf dem Feuerteich, um welchen die Häuschen des Dorfes lagen, erregte; jetzt klappte der junge Riese das Buch zu.

„Du sowohl wie Bertha," wandte er sich an die beiden Frauen vor ihm, „ihr solltet nicht den schönen Sonntag mit dergleichen Dingen verderben — ich will's nicht verschwören, daß ich nicht noch hinaus in die Welt gehe, aber ich habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, ich habe gelernt und mich zu unterrichten versucht von dem, was in der Welt passirt und wie es anderwärts aussieht und was die Menschen denken und treiben, — das ist nichts Schlimmes, es ist besser als den Mädchen nachzulaufen und seine freie Zeit im ‚Krug' zu sitzen und Schnaps zu trinken — wie die Meisten es hier machen."

„Ja wohl," warf die Mutter wieder bitter ein, „Du bist zu vornehm dazu."

„Ja, ich bin zu vornehm dazu," erwiederte Johannes. „Guten Tag, Mutter, guten Tag; Bertchen!" brach er das Gespräch ab, hob seine Mütze vom Schragen, schlug ein Zeitungsblatt um sein Buch, nahm es unter den Arm und verließ das Zimmer.

Als er fortgegangen war, herrschte einige Sekunden eine schwere Stille unter den zurückgebliebenen Frauen.

„Gib noch nicht alle Hoffnung auf, Bertchen," nahm endlich Frau Holmson das Wort, „er ist klug, er denkt tief, er ist verständig und sieht doch schließlich ein, daß Du vor Allen für ihn die beste Frau wärest."

„Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben," erwiederte darauf das Mädchen mit trübem, wehmüthigem Ton, „denn das wäre mein Leben aufgeben — aber ebenso sicher, wie ich weiß, daß er mich nie wird wollen, weiß ich auch, daß diese Hoffnung thöricht ist. Was soll ich aber thun — ich kann mein Leben nicht von mir werfen, denn das ist bei Eurem Sohne, all' mein Fühlen und Denken gehört ihm und ich werde auf ihn warten, wenn auch vergeblich, mein Lebenlang."

Während dieses Gesprächs wanderte Johannes der Küste zu, sein Blick war düsterer als gewöhnlich und sein Mund noch fester geschlossen — jetzt stand er hoch oben auf dem steil abfallenden Saume des Höhenzuges, der die Küste von Brüsterort umgürtet, und schaute hinaus auf das von dem Winde stark bewegte Meer.

Glühender Sonnenschein lag auf den grünlich schimmernden Fluten, welche hie und da durch große Wolkenschatten tief dunkel gefärbt waren, am fernsten Horizonte ruhte ein Rauchstreifen, der jedenfalls einem sehr großen Dampfer angehörte. Die Augen des jungen Mannes hafteten auf diesem dunklen Streifen, sie bohrten sich dort hinein, und vor seiner lebhaften Phantasie stieg das Schiff unter dem Rauche auf, besetzt mit mancherlei Passagieren, die, von großen Städten kommend, großen Städten zusteuerten; vor seinen verlangenden Blicken lag das buntfarbige Treiben von Berlin, Paris, Neapel mit seinem Glanz, mit seiner Abwechslung, mit all' der Vielheit der Lebensformen, der Aufregung und dem fieberhaften Streben, wie er es in seinen Büchern gelesen.

„Wer dort auf dem Schiffe sein könnte!" murmelte er. „Was führe ich hier für ein Sklavenleben," sprach er vor sich hin, „gefesselt an einen öden, trostlosen Punkt der Welt, in kleinlichen Verhältnissen, unter Bauern, muß ich tagtäglich hinab in's Meer, um dort Schätze herauszugraben, die Andere reich machen, und so werde ich hier sitzen und verkommen wie die Uebrigen, ich werde zu leben haben von einem Tag zum andern, wenn's gut geht, von einer Woche zur zweiten, und alt und grau werden, gebrechlich und schwachköpfig wie die Uebrigen, ohne von der Welt etwas gesehen, ohne die gewaltigen Kräfte, die ich in mir fühle, erprobt und bethätigt zu haben auf einem größeren Schauplatze des Lebens — Schmach über diese Knechtschaft! — Wenn ich nur einen Urlaub verlangte von acht Tagen, würde die Kompagnie Verdacht schöpfen, sie würde mich beobachten lassen, sie würde nach heimlich beiseite gebrachtem Bernstein spioniren und mich aus ihrem Dienst entlassen — dreifache Knechtschaft! Die meiner Mutter, welche mich herabdrücken will auf die Stufe der Taglöhner, und die jenes Mädchens, das mich mit ihrer Liebe, mit ihrer vorwurfsvollen Sanftheit und dem Blick der Märtyrerin, der ich das Joch auferlege, verfolgt! —

„Ich habe eine glückliche Hand, hat die Mutter gesagt!" setzte der junge Mann, in die große weiße Wolke, welche am Himmel segelte, starr aufschauend, sein Selbstgespräch fort. — „Es ist wahr, ich habe eine glückliche Hand — ich finde stets große Bernsteinstücke. Weßhalb könnte ich nicht einmal eins für mich finden, das groß genug wäre, mir goldene Flügel zu verschaffen, um mich aus diesem Leben zu erheben?"

„Oho, Freund Holmson," unterbrach hier eine scharfe Männerstimme die gefährlichen Grübeleien des jungen Riesen. „Ihr steht ja da wie ein zweiter Leuchtthurm — welchem Schiff wollt Ihr ein Zeichen geben — dem russischen Steamer dort?"

Es war einer der Aufseher der Kompagnie, welcher das auffällige Stillestehen eines der tüchtigsten Taucher der Gesellschaft dort oben auf der Klippe wahrgenommen hatte, eines der glücklichsten und tüchtigsten Arbeiter der Gesellschaft, dem man jedoch seines absonderlichen Wesens wegen nicht recht traute, — theils Neugierde, theils das Spioniergeschäft seines Berufes führte ihn zu Johannes.

Der junge Holmson wußte wohl, daß seine übrigen Taucherkameraden ihm nicht besonders günstig gesinnt waren, weil sie sich von ihm pekuniär benachtheiligt fanden, denn sie sagten sich, so gut er die großen Stücke auffindet hätten sie diese heben können, und sie schimpften auf sein unverschämtes Glück; die Direktoren der Gesellschaft ließen ein scharfes Auge auf ihn halten, eben weil er so auffallendes Glück im Finden hatte und er sich von seinen Kameraden absonderte, um ein Leben zu führen, das sie nicht begriffen.

Johannes war klug genug, all' dieß zu durchschauen, da er sich jedoch völlig rein von all' den ihm zugeschriebenen Dingen und angedichteten Plänen fühlte, lachte er über die sorgfältige Beobachtung seiner Person, that ruhig und sicher seine Arbeit wie immer und steckte seine Prämien vergnügt in die Tasche.

In diesem Augenblick vermochte er jedoch dem Aufseher nicht wie sonst kühn in das Auge zu schauen; er liebte den Mann aus mancherlei Gründen nicht, in diesem Augenblick haßte er ihn bitter; er hielt den Blick starr in's Weite und erwiederte mürrisch:

„Hier in Brüsterort wird kein großer Dampfer anlaufen; was sollte er auch hier holen, als Sand und ausgespülte Felsstücke!"

„Es gefällt Euch hier also nicht besonders?" fragte der Aufseher lauernd. „Euer Verdienst ist ja gut!"

Johannes wandte jetzt seine dunklen Augen stechend scharf auf den Frager.

„Herr Metzler," sprach er, „ich habe nicht gesagt, daß es mir hier nicht gefällt, sondern nur, daß für einen russischen Dampfer sehr wenig hier zu holen wäre. — Ich bitte, meine Worte nicht wieder zu verdrehen."

„Oho, Mann, Ihr seid ja stark aufsätzig," erwiederte der Aufseher gereizt, „wer gäbe sich die Mühe, Eure Worte zu verdrehen, wozu dieß und zu wem?"

Holmson schaute den Aufseher mit dem Ausdruck von Zorn und Verachtung in die Augen.

„Wer sich dazu die Mühe gibt, Herr Metzler? Sie, mit Ihrer Erlaubniß, Sie suchen bei dem Direktorium mich in Verdacht zu bringen, Sie suchen mich hier fortzudrängen, weil Sie den thörichten Glauben haben, ich wäre Ihr Nebenbuhler bei der Bertha Maseck. Nun, ich gönnte Ihnen das Mädchen von Herzen, wenn Sie nicht ein feiger, hinterlistiger, heimtückischer Bursche wären, — das unter uns, Herr Metzler," schloß Holmson.

Des Aufsehers Augen sprühten Blitze, seine Hände ballten sich und er machte Miene, als wollte er Holmson, der noch an dem Rand der Klippe stand, in den Abgrund hinunterstürzen; dann beherrschte er sich jedoch plötzlich, sein Gesicht nahm wieder den gewöhnlichen zur Schau getragenen gleichgültigen Ausdruck an und er erwiederte:

„Es ist Sonntag und Ihr habt etwas getrunken, Mann, Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht, legt Euch auf's Ohr und schläft aus, daß Ihr morgen rechtzeitig zur Arbeit kommt, es wird ruhiges Wetter werden!“

„Sie wissen so genau, daß ich nichts getrunken habe, Herr Metzler,“ gab der Taucher zurück, „wie ich dieß weiß, — wozu diese Komödie zwischen uns! Sie hassen mich, weil ein armes, thörichtes Ding sich in den Kopf gesetzt hat, mein Weib zu werden, weil diese Liebe Sie ärgert, weil Sie fürchten, daß ich Sie bei dem Mädchen in Ihrem wahren Charakter hinstellen könnte, und Sie glauben, wenn ich Ihnen aus dem Wege wäre, würden Sie leichtes Spiel bei dem armen Ding haben. Ob Sie dann leichtes Spiel haben, weiß ich nicht. Ich mache mir nichts aus dem Mädchen, aber in's Unglück bringen lasse ich sie auch nicht, darauf können Sie Gift nehmen, Herr Metzler. — Ich brauche übrigens dem Mädchen nicht ein Wort über Sie zu sagen — das Mädchen kennt Sie schon durch die Verdienste, die Sie sich um mich erworben —“

Damit lüftete Holmson ironisch seine Kappe und sprang einen steilen Fußweg zum Strand hinunter.

Der Aufseher schickte dem Forteilenden einen unterdrückten Fluch nach, seine scharfen grauen Augen hatten etwas von dem Blick eines geschlagenen Tigers in einer Menagerie.

„Fort muß er von hier,“ zischte er, „und wenn ihn die Gesellschaft mit eisernen Klammern hielte. Der hochmüthige Schlingel hat wahnsinniges Glück, es würde mir sonst schon längst gelungen sein, freie Bahn zu bekommen; ich habe ihn dem Direktor gut angemalt, aber sie sehen, daß er ihnen am meisten einträgt, und zuletzt gewinnt er noch die Partie gegen mich. Hm“ — der Aufseher warf einen bösen Blick zu dem Taucher hinunter, der jetzt am Strande stand — „es könnte ja ein Unglück an der Luftpumpe passiren, der Schlauch losgehen, wenn der Taucher recht weit unten vom Schiffe entfernt ist, wer könnte das untersuchen . . .“ und den Filzhut sich harmlos mit einer der zähen, harten graugrünen Pflanzen schmückend, die hier oben wachsen, schlenderte der Aufseher auf der Hügelkette weiter den Gebäuden zu, welche der Gesellschaft der Bernsteintaucherei auf Brüsterort gehören.

Auch Johannes schlug jetzt den Weg zu seinem Dorfe ein, er wandelte in tiefem Nachdenken einher.

Seine Stellung unter den Tauchern, seine sämmtlichen Verhältnisse, der glühende Wunsch, hinaus zu kommen, und die Einsamkeit und Thatlosigkeit seines Lebens hier lastete wie ein Alp auf ihm. Die Begegnung mit dem Aufseher hatte den Druck dieser Empfindungen in ihm noch verschärft.

Er traf seine Mutter nicht zu Hause und suchte, obwohl es noch nicht spät Abends war, seine Schlafkammer auf; dort lag er mit offenen Augen auf dem Binsenlager und schaute zu der niedrigen geweißten Zimmerdecke des Kämmerchens hinauf. Bald malte sich ihm dort ab mit leuchtenden, verlockenden, glühenden Farben, welche Zukunft ihm bevorstünde, wenn er Mittel genug hätte, von hier fortzukommen, um ein oder zwei Jahre regelrecht zu studiren.

Allerdings besaß seine Mutter ein kleines Kapital, das nothdürftig ausgereicht hätte, sie zu erhalten — das mußte er ihr lassen; — er schädigte sie ja schon schwer, wenn der Tagesverdienst, den sein Tauchen einbrachte, ihr ausfiel; jedoch ohne ihn würde sie von dem Erbtheil des Vaters leben können — das überdachte jetzt der junge Mann.

Die untergehende Sonne traf sein Haupt, er erhob sich und ging ernst zu dem kleinen Fenster und schaute hinaus über die Hügel zum Meer. Glutbegossen lag Feld und Haide vor ihm, schimmernd strahlend, rosa und gelb, purpurn und tiefblau, in wechselndem Farbenspiel die Pracht des Himmels zurückgebend, leuchtete ihm entgegen die weite Fläche des Meeres.

Sein dunkelglühendes Auge sah durch den Schimmer auf den Meeresgrund. Vor seiner Seele stand plötzlich unter einem Haufen großer Steine verborgen ein Lager tiefgoldig dunklen Bernsteins, große, riesig große Stücke schauten aus dem blauen Sande.

„Dort unten liegt meine Zukunft,“ rief er plötzlich fast laut, „und aus dem Grunde des Meeres werde ich mir den Talisman herausholen, der mich erlöst aus der Qual dieses Lebens. Ich habe eine glückliche Hand und diese Hand soll auch einmal für mich arbeiten, für mich allein,“ und unruhig wanderte der Taucher in seinem kleinen Zimmer auf und ab, rastlos, nachdenklich, bis der Mond am Himmel stand, das Meer tief blauschwarz dalag und geisterhaft weiße, stille Nebelschleier auf den Feldern zu lagern begannen und Baum und Strauch umwebten.

Zweites Kapitel.

Der Küstenvorsprung von Brüsterort ist für die Schifffahrt eine gefährliche Stelle, das Land umziehen hier in weitem Kreise Riesengürtel von Untiefen und Strandklippen, und dem Strand hier näher zu kommen, ist für größere Schiffe gleichbedeutend mit Stranden. Deßhalb erhebt sich auch auf einem Hügelrücken etwa hundert Fuß über dem Meere ein weithin sichtbarer Leuchtthurm.

Einige hundert Schritte von diesem einsamen Wahrzeichen entfernt erblicken wir eine Anzahl Häuser, welche von einer hohen Steinmauer umgeben sind.

Diese Ansiedlung sind die Werkstätten, Comptoire und Beamtenwohnungen der Bernsteintaucheriegesellschaft Brüsterort.

Unten am Fuße des Hügels auf den Strand gezogen liegen eine Anzahl, wohl gegen vierzig Boote — das ist die Bernsteinflottille der Gesellschaft, auf welcher die Taucher hinausfahren, um aus dem Grunde des Meeres die kostbaren gelben Stücke zu holen.

Die See ist einsam hier, nur in weiter Entfernung entdeckt man hie und da den Rauch eines Dampfers, das Blinken eines großen Seglers. Das Land ist noch einsamer hier, fast vegetationslos — Sand und bergartige Höhen, nach dem Meere zu jäh abfallend; im Winter der Tummelplatz wilder, alles Leben vernichtender Stürme; jenseits der Berge hinter einem Gürtel düsterer Fichtenwaldung einige kleine Dörfer, deren hellrothe Ziegel- oder grünliche dicke Strohdächer aus frischen Birkenwäldchen schauen. Dort wohnen die meisten Taucher, welche die Gesellschaft im Dienst hat.

Auf dem Etablissement herrscht eine militärische Strenge. Zu bestimmten Stunden müssen die Taucher antreten. Eine große Glocke, die auf einem hohen Gerüste inmitten der den Hof umgebenden Werkstätten hängt, gibt das Zeichen. — —

Es ist sechs Uhr Morgens; noch liegt Schatten auf der See und Dunst hängt an den Höhenzügen — da ertönt die Glocke und in den Hof treten etwa dreihundert Männer, meist im kräftigsten Alter und fast alle schlanke, feste Gestalten mit hellen, scharfen Augen — es sind die Taucher, welche zur beginnenden Arbeit sich eingefunden. Zu je acht Tauchern gehört ein Aufseher. Dieser stellt sich an die Spitze seiner Mannschaft, händigt Jedem seine Kleidung aus, einen großen, wohl fünfzig Pfund schweren Pack, und steigt mit seinen Männern den Weg zum Strande hinunter.

Dort zieht jeder Trupp sein Schiff in's Wasser. Die acht Mann und der Aufseher steigen ein und hinaus geht es mit Rudern und Segeln in das heute spiegelglatte Meer.

Johannes war mit den übrigen Tauchern erschienen; sein Gesicht schien etwas bleicher und gespannter als gewöhnlich; er legte die Hand zur Begrüßung des Aufsehers an die Mütze, wie seine Kameraden, als Metzler bei ihnen erschien; dieser that, als ob er ihn gar nicht bemerkte.

„Es ist klare See heute, Leute,“ begann der Aufseher, „wer hat die erste Nummer?“

Zwei Männer traten vor. —

Es tauchen nämlich von jedem Schiffe je Zwei zu gleicher Zeit, während die Uebrigen oben im Schiffe beschäftigt sind.

„Sie, Peters, mit Baudoin? Das ist gut,“ sprach der Aufseher. „Wer kommt dann?“ frug er anscheinend ganz geschäftsmäßig; wer ihn jedoch genauer beobachtet hätte, würde wahrgenommen haben, daß sein Blick lauernd Holmson streifte.

„Luschke mit Meyer,“ lautete die Antwort, „dann Töpper und Holmson.“

„Ist Alles zur Hand?“

Die acht Taucher antworteten mit „Fertig!“ und auch dieser Trupp begab sich zu dem Boote.

Man segelte hinaus und die ganze Flottille machte etwa in der Mitte zwischen den Klippen und dem Strande, etwa zweitausend Meter vom Lande entfernt, Halt, warf Anker und die Taucher begannen sich anzukleiden.

Da Holmson erst als dritte Nummer an die Reihe kam, so trat er seinen Dienst an einer der Pumpen im Schiffe an; zwei solcher Maschinen befinden sich auf jedem Fahrzeug, welche den Tauchern auf dem Grunde des Meeres die Luft zum Athmen zuführen und es ermöglichen, daß ein Taucher bis zwei Stunden hintereinander unter Wasser bleiben kann.

Das Wasser war ruhig, die Zeit verfloß schnell, die vier Hinabgestiegenen kamen herauf; ihre Ausbeute war mäßig.

Holmson ward angekleidet. Er schlüpfte in das seltsame Tauchergewand, das aus dickem, gummigetränktem Zeuge besteht und in dem Etablissement mit größter Sorgfalt von besonders darauf eingelernten Schneidern verfertigt wird. Rock, Hosen und Weste sind ein Stück, der Halskragen von Gummi schließt an einen großen Messinghelm mit Glasfenstern für die Augen; den schraubten die Kameraden ihm fest, das Ende des Gummischlauches, welcher die Luft zuführt, nahm Holmson in den Mund, die Sicherheitsleine ward ihm um den Leib gebunden und mit seinen zwanzig Pfund schweren Bleisohlen unter den Füßen und den dreißig Pfund Bleigewichtern auf den Schultern kroch er gleichzeitig mit seinem Kameraden die Schiffstreppe hinab und ließ sich in das Wasser.

Seine Genossen ließen den Luftschlauch nach, die Zugleine wand sich ab und bald stand Holmson wie gewöhnlich mit seinem Kameraden, etwa zehn Fuß Wasser über sich, auf dem Grunde des Meeres und fing an, seine Hacke mit den zwei riesigen Zinken zu gebrauchen.

Als Holmson hinunterstieg, hatte der Aufseher sich an die Luftpumpe begeben und untersuchte beide Schläuche.

„Wer hat Holmson?“ frug er.

„Wir,“ antworteten zwei Taucher von der andern Pumpe.

„Mir schien doch, als hätte er hier gestanden,“ wandte sich der Aufseher zur Pumpe am Steuer.

„Hier stand er auch zuerst,“ lautete von dort die Antwort, „dann ward Töpper schneller fertig und zog den Schlauch durch den Helm.“

„Holmson ist ein großer, schwerer Mann und pflegt lange unten zu bleiben, führt ihm tüchtig Luft zu, Leute,“ erinnerte der Aufseher und bog sich dann über Bord, um die Arbeitenden zu beobachten.

Beide Taucher sahen in der gleichen Kleidung natürlich einander so ähnlich, daß kein Mensch der Welt hätte unterscheiden können, wer Holmson, wer Töpper war — dennoch hingen des Aufsehers Augen an der vermummten Gestalt Holmson's mit brennendem Blick, er beobachtete dessen Bewegungen mit einem Eifer, daß den an den Pumpen Arbeitenden dieß auffiel und sie sich Blicke zuwarfen, die etwas wie Schadenfreude an sich hatten. (Fortsetzung folgt.)

Häringssaison in Wick in Schottland.

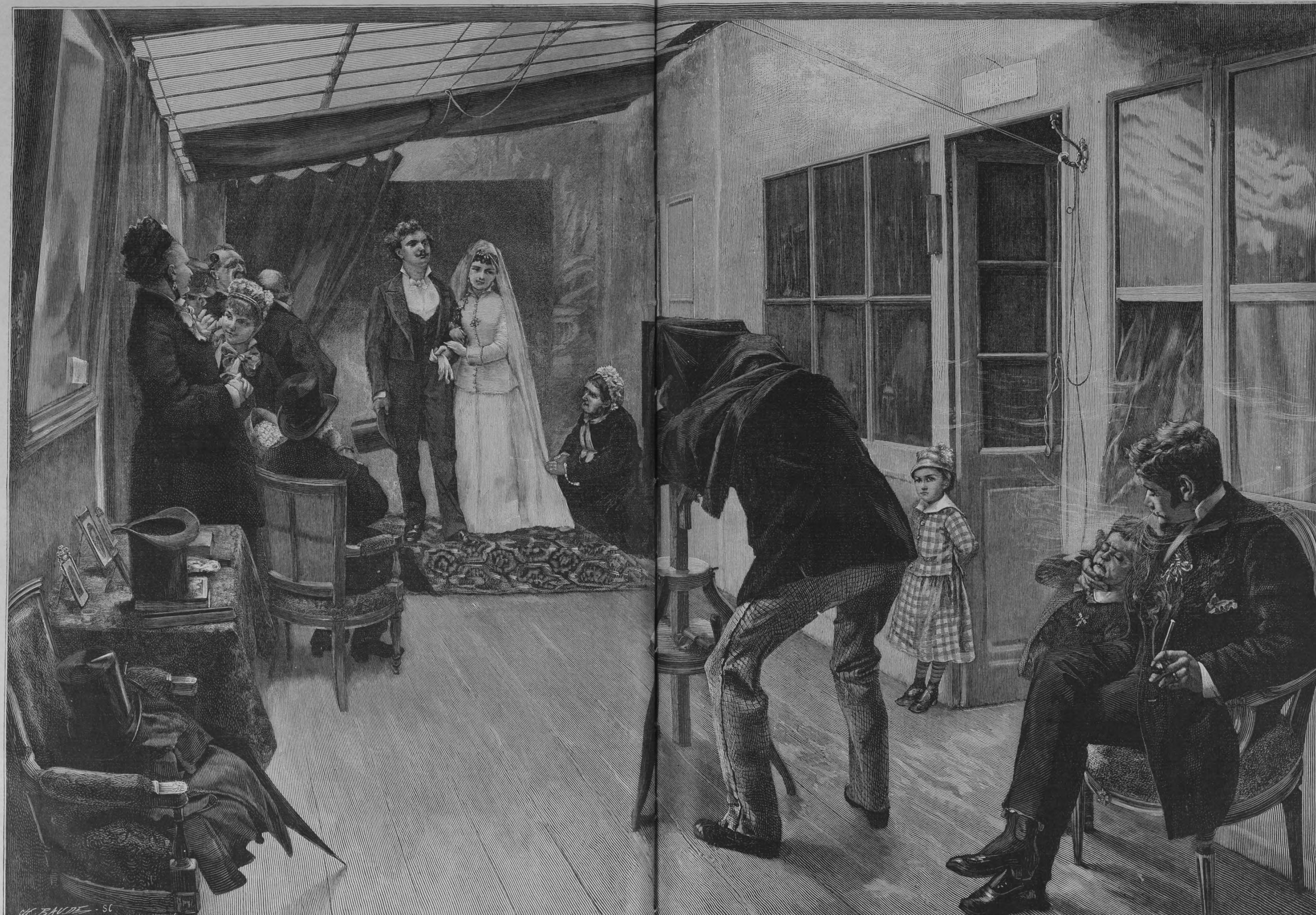
(Bild S. 8.)

Schon mancher Künstler hat uns durch Wort und Bild die Schönheiten Schottlands geschildert, und jeder Reisende, der sein Ziel dahin steckt, wird seine Erwartungen betreffs der Naturschönheiten übertroffen finden. Sowohl die Ostküste als auch die Westküste, die Orkneys als auch die Hebriden bergen ihre Schönheiten, gleichwie das Innere, und wunderbar ergreift's den Wanderer, das Großartige, Gewaltige mit dem lieblich Schönen von Mutter Natur gepaart zu sehen. Man ahnt, wie es möglich war, daß ein Mendelssohn den Eindruck, den er empfing, in Tönen — „Hebriden“, „Fingalshöhle“ — wieder zu Gemüth zu führen sich bestrebte.

Unser Bild auf Seite 8 zeigt uns den Hafen Pultney von Wick, eine der ersten Häringsfangstationen an der Ostküste Schottlands. Wir sehen die Fischer, die Gutter (Frauen und Männer zum Ausnehmen und Reinigen der Häringe), die Salzer und Packer ꝛc. in ihrer Thätigkeit, welche sie bei der Prozedur des Pökelns (curen) entwickeln, sobald der Häring aus den Fangbooten gelandet ist.

Die jedes Jahr von Mai, Juni bis Ende September wiederkehrende Regsamkeit der Fischer, Salzer, Fischereibeamten ꝛc. erstreckt sich mehr oder weniger der ganzen Ostküste entlang bis nach England hinunter, und Gewinn und Verlust, abhängend von guten oder schlechten Fängen und Fangberichten, die sich per Telegraph nach dem Kontinent weiter verbreiten, haben hier ihren Ausgangspunkt. Der Fang von Wick beläuft sich jährlich auf durchschnittlich 67—90,000 Tonnen, und die ganze Ostküste bis Montrose salzt jährlich 800,000 bis 1,000,000 Tonnen Häringe. Die Westküste, Stornoway, Barra, welche uns den schottischen Matjeshäring liefert, hat dagegen in den Hauptfangmonaten Mai bis August nur circa 60—70,000 Tonnen aufzuweisen. Die an der Ostküste gefangenen und gesalzenen Fische halten sich bei guter und sorgfältiger Behandlung ein Jahr und länger, und kleinere Segelfahrzeuge von 600—1200 Tonnen Ladefähigkeit tragen diese frisch gesalzenen und von der englischen Regierung mit einer Krone gebrannten (crownbrand) Tonnen Häringe nach der Ostsee (Rußland, Finnland, Preußen), nach Elbe, Weser und sogar nach dem schwarzen Meer, von wo sie nach dem Innern weiter verschifft, resp. verladen werden.

Der Hauptkonsum findet von dem Artikel in Deutschland statt und sind Stettin (ca. 150,000 Tonnen), Hamburg und die Elbe (90—100,000) und Königsberg (ca. 50,000) die Hauptimporthäfen Deutschlands. Geo. H.



Ein Brautpaar beim Photographen. älde von M. Dagnan-Bouveret. (S. 10.)

Deutsche Volkslieblinge.

Die Fuchsia.

(Nachdruck verboten.)

Die Fuchsia ist eine ganz moderne Blume, die antike Welt und das Mittelalter kannten sie nicht; jedoch ist die zierliche Staude mit ihren eigenartig lebensvoll rothen, hängenden Blüten so anmuthig, daß sie im Laufe weniger Jahrzehnte eine Volkslieblingsblume geworden, die fast in jedem Garten anzutreffen ist.

Ein französischer Botaniker, Plumier, bereiste zur Zeit Ludwig XV. Südamerika, um Studien über den Chinabaum, welcher das bekannte Fiebermittel liefert, zu machen, und fand die obengenannte Blume in den Wäldern Perus, wo sie sich mächtig an den gewaltigen Stämmen emporrankte; er brachte sie 1764 nach Frankreich, wo er diese neue Pflanze zu Ehren eines seiner Freunde, des als Botaniker und Arzt in hohem Rufe stehenden Dr. Fuchs, Fuchsia nannte. Einige Zeit später entdeckte man in Chili und Mexiko noch mannigfaltige Arten Fuchsien, sie wachsen daselbst hoch oben in den hohen Gebirgen, an schattigen Stellen rankend, ähnlich wie bei uns der Epheu, man hat Fuchsien bis zu 9000 Fuß dort über Meer gefunden, während bei uns der Epheu in so bedeutender Höhe nicht mehr fortkommt.

In ihrer Heimat ist die Fuchsia eine mächtig wuchernde Schlingpflanze, welche die größten Bäume bis in ihre Kronen umzieht und durchflicht und mit einer ungeheuren Fülle von leuchtenden Blüten wahrhaft überschüttet. Dieß reizte die Reisenden, die Pflanze bei uns einzubürgern. Es war etwas Märchenhaftes in dieser Blütenpracht, in diesem Ranken.

Eine Unzahl Fuchsienarten werden aus Brasilien, St. Domingo, Neu-Granada 2c. zu uns gebracht und in botanischen Gärten kultivirt, die meisten Spezies gingen jedoch ein und um 1830 gedieh erst hier eine kleine Art mit ganz kleinen Blüten, dann kam eine große Art aus Mexiko hier fort und jetzt begannen die Gärtner ihre Kopulationen, sie übertrugen mit feinen Pinseln den Blütenstaub von einer Blüte auf die andere und erzeugten hiedurch die mannigfachsten Varietäten, welche lebhaftes Interesse erregten; die Fuchsien wurden mit einem Male Mode und die englischen Gärtner betrieben die Fuchsienkultur mit solchem Eifer und Geschick, daß viele in kurzer Zeit reiche Leute wurden. Erst jetzt geben sie Ableger davon den Franzosen ab, die nun den Briten eine lebhafte Konkurrenz machen.

Alles dieß waren jedoch nur strauchartige Gewächse, das Träumen und Sinnen der Gärtner wie der Liebhaber ging auf Fuchsiabäume.

Es war einem originellen Bäcker in Mecheln, de Bray mit Namen, vorbehalten, Fuchsiabäume zu erzielen. Er verband nämlich, wie man das bei Granat-, Lorbeer- und Orangenbäumen häufig jetzt noch sieht, die strauchartigen Gewächse zu kleinen Kronenbäumchen und brachte die sorgsamst gehütete Staude bis zu drei Meter Höhe.

Der Bäcker hatte hundert solcher Stämme in seinem Garten. Ein Ausstellungskomite für Blumenkultur begab sich zu dem berühmt gewordenen Manne, um einen Baum zu erwerben. Der Bäcker jedoch erklärte, daß er nur die hundert abgeben würde, ein einzelnes Bäumchen nie und nimmer — denn er hätte religiöse Vorstellungen mit der Pflege der Bäume verknüpft, die er sich nicht vernichten lassen könnte. Der eine größte, schönste Baum stellte den Erlöser dar, die anderen rechts und links St. Paul und St. Peter, dann jene zehn die übrigen Apostel und die übrigen 87 Stück seine Juden, ohne welche die ersten dreizehn ja keinen historischen Hintergrund hatten. Das Komite konnte die hundert Bäume natürlich nicht kaufen — Herr de Bray aber ist durch seine seltsame Fuchsienzucht ein berühmter Mann geworden, der in der Geschichte der Gärtnerei noch lange fortleben wird.

Von nun an entwickelte sich die Kultur der Baumfuchsien zu großer Höhe. 1849 wurde in London eine weißblühende Fuchsia ausgestellt. Einige Monate darauf treffen wir in Mecheln schon eine solche von 25 Fuß Höhe. Damals wurde diese Fuchsia für 500 Thaler an einen belgischen Blumenfreund verkauft; heute gibt es 80 verschiedene Arten davon, alle für wenige Mark zu haben.

Am meisten Fuchsien liefert Neuseeland. Dort entwickelt sich aus der abgeblühten Fuchsia (F. globosa) eine grüne Samenkapsel, die, allmälig der Kirsche ähnlich, unschädlich und sehr wohlschmeckend, gern gegessen und dort pfundweise verkauft wird. Man hat auch bei uns Versuche gemacht, die Fuchsienfrucht zu gewinnen, es scheint jedoch kein nennenswerther Erfolg hiebei erzielt worden zu sein.

Die bedeutendsten deutschen Fuchsiazüchter sind Dender in Koblenz und Schüle in Hohenheim. Auch die königlichen Gärten zu Sanssouci und Charlottenhof bei Potsdam zeigen, auf welch' hoher Stufe die Fuchsienkultur bei uns steht; wir können mit dem Ausland getrost in die Schranken treten, die deutschen Fuchsien übertreffen jetzt sogar die englischen und französischen an Farbenpracht, Größe und Blütenreichthum, sie machen einen bedeutenden Handelsartikel der Gärtnerei aus und sind so beliebt geworden, daß der norddeutsche Arbeiter selten einen Sonntag vorübergehen läßt, ohne nicht von dem Samstagslohne seiner Frau einen der billigen Fuchsientöpfe zur Zierde für die kommende Woche heimzubringen.

Albumblatt.

Im Spreewald.

Ein Eichenwald, hochstämmig, vielverschlungen,
Beginnt aus Jugendbildern mir zu leben.
Ein Strom durchspült ihn, breite Wipfel geben
Den Wasserrosen ewige Dämmerungen.

Vor Blockhausdörfern spielen blonde Jungen
In Tonnen, draus sie klug ihr Näschen heben,
Wenn pfeilgeschwind vorüber Boote streben,
Von schlanker Dirnen Ruderkraft bezwungen.

Die Sprache fremd, gekleidet gleich der Sylphe,
Die heimlich lockt in Mondnachtabenteuer,
Herschweben und verschwinden sie im Schilfe.

So grünst du, Spreewald. Nur bleibt nicht geheuer,
Ob dem Sonnet dein Zauber kam zu Hülfe,
Ob zweier Augen blitzend Schelmenfeuer.

(Aus: „Eigene Wege". Vom Verfasser der Schrullen. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.)

Im Schlitten.

Novelle

von

R. Elcho.

(Nachdruck verboten.)

Es schneite am Abend, schneite die ganze Nacht hindurch und am Morgen lag eine dicke, schwere Schneedecke auf der Reichshauptstadt. Als die Sonnenstrahlen sich durch den bläulichen Duft und die Morgennebel hindurchgekämpft hatten, lockte die Berliner der lachendste Wintertag in's Freie, der ihnen bis dahin beschieden war. Bald hörte man aller Orten den silberfeinen Ton der Schlittenglöckchen, und gegen Mittag entfaltete sich in der Siegesallee und der Thiergartenstraße ein Schlittenkorso der lebendigsten Art. Ich hatte mich mit einem Freunde an Bord eines Droschkenschlittens zweiter Güte in das Gewühl begeben und wir ließen all' die klingenden, aber wenig geschmackvollen Fahrzeuge an uns vorübergleiten. Da sich der Schnee in der Mark nur selten lange hält, so ist der Berliner auf Schlittenfahrten nur mangelhaft eingerichtet und die Poesie dieses Wintervergnügens bleibt ihm ganz fremd.

Eben bog unser „Aujust" in die breite Siegesallee ein, da hörten wir hinter uns Hufschläge, die das denkbar schnellste Tempo angaben. Ich drehte mich um und bemerkte, wie mit Windeseile ein Grauschimmel heranjagte, dessen Mähne und Stirnlocke im Winde flatterten. Ueber dem Rücken des Thieres bauschte sich ein lichtblaues Segel und hinter demselben, in einem Schlitten von kühn geschwungenen Formen, führten die Hände einer stolzen Blondine die Zügel. Das Gefährt war wenige Augenblicke später in einer Parallele mit unserem Schlitten — wenige Sekunden nur, allein in diesen Sekunden begegneten sich die Blicke der Dame und meines Begleiters. Der Letztere stieß einen leisen, halberstickten Schrei aus, die Schlittenlenkerin aber neigte den majestätischen Kopf und deutete mit einem halb spöttischen, halb feindseligen Blick auf — ihren Pelzmantel.

Wenige Augenblicke später war der Schlitten vorbeigesaust und hinter einer Wolke aufgewühlten Schnees zerflatterten das blaue Segel, die donnernden Hufe, der wehende Schleier und die langen Rockschöße des auf dem Bock sitzenden Dieners. Als die Erscheinung unserem Gesichtskreis entschwunden, blickte ich meinen Freund, den die Begegnung sichtlich überrascht hatte, spöttisch an und bemerkte:

„Was wollte sie mit dem Mantel, sprich?"

„Er bildet den tragischen Schluß eines holden Traumes."

„Der Mantel?"

„Ja, der Mantel, und damit Du nicht etwa glaubst — was Deine pfiffigen Mienen zu sagen scheinen — hier sei eben eine moderne Potiphar vorübergerauscht, der ich die Tugend eines Joseph bewiesen, so höre die kleine Mantelgeschichte."

*

In den Tagen, da ich den Rock des Vaterlandsvertheidigers trug, erhielt die Batterie, bei welcher ich mein Jahr abdiente, Ordre, mitten im Winter die zwischen Rhein und Mosel gelagerte Hochebene zu kreuzen. Kaum hatten wir nach dem ersten Marschtage in dem Landstädtchen S. Quartiere bezogen, so trat ein so starker Schneefall ein, daß der Hauptmann jeden Gedanken an ein Weiterrücken für die nächsten Tage aufgeben mußte. Die Bürger des Städtchens nahmen sich der Eingeschneiten mit so vieler Liebe an, daß die Offiziere, selbst als die Landstraße vollkommen frei geworden, immer noch erklärten, es sei bei der herrschenden Schneeluft weder auf den Himmel noch auf die Erde ein Verlaß.

Ich hatte ein gutes Quartier, aber einen schlechten Empfang gefunden. Als ich mit dem Quartierzettel in der Hand die mit Hirschgeweihen verzierte Hausflur des reichen Bürgerhauses betrat und die Magd meine Ankunft meldete, hörte ich durch die halboffene Thür im Zimmer folgendes Gespräch:

„Heiliger Brahma, schon wieder Einquartierung? Ei, da soll doch ein Donn ...."

„Aber Papa," fiel hier eine bittende Frauenstimme ein, „Du weißt doch, wie Dir der Aerger schadet!"

„Da soll man sich nun nicht ärgern, wenn der verwünschte Bürgermeister uns zum dritten Male in einer Woche Soldaten schickt. Natürlich ist's wieder ein geschniegelter Lieutenant? Wird ausquartiert!"

„Nein, Herr B.," warf hier die Magd ein, „'s ist nur ein ganz gemeiner —"

„Na, dann 'rein mit ihm."

Als ich in's Zimmer trat, sah ich einen krank und verfallen aussehenden Mann vor mir, der in einem Rollstuhl saß und um den eine schöne blonde Tochter und die Frau, eine würdige Matrone, ängstlich bemüht schienen.

Das Gehörte hatte meinen Trotz erregt und nach kurzem Gruß sagte ich barsch:

„Ich komme nur, um wieder zu gehen. Ich will nicht stören. Wollen Sie nur die Güte haben, mir zu sagen, wo hier in der Nähe ein Gasthaus liegt?"

„Na, zum Henker, man wird doch noch auf den Bürgermeister schimpfen dürfen," brauste der Kranke auf. „Was geht das Sie an, wenn ich mich ärgere! Legen Sie ab, Sie sind zu Hause. Liese, führ' den jungen Herrn in die blaue Stube und sorg' für seine Bequemlichkeit. In einer Viertelstunde erwarten wir Sie zum Abendbrod. Kein Wort weiter. Vorwärts, marsch!"

Dem soldatischen Impuls gehorchend, folgte ich der Magd in ein allerliebst ausgestattetes Fremdenzimmer, frischte hier meinen äußern Menschen etwas auf und trat dann in die Wohnstube zurück, wo ich beim Schein der Lampe im frohgemuthen Kreise der Familie Platz nahm. Mein Wirth war voller Humor und sein ganzes übriges Verhalten während der nächsten Tage kam mir vor wie eine Abbitte für den brüsken Empfang.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft fand im Kasino ein Ball statt und mein kranker Quartiergeber übertrug mir das Protektorat über seine Frau und Tochter. Als ich an der Seite der beiden Damen den glänzend erleuchteten Saal beschritt, hörte ich, wie den Offizieren unserer Batterie ein Ah! der Bewunderung entfuhr, das selbstverständlich der rosigen Blondine galt, die sich mit anmuthigem Lächeln auf meinen Arm lehnte. Frau B. nahm unter der Kolonnade in der Reihe der Mütter Platz, ich trat mit Mathilde, so hieß die Tochter, zur Polonaise an.

Es machte mich stolz und glücklich, die Rolle des Protektors einer so glänzenden Mädchenerscheinung spielen zu dürfen. Mathilde B. war von strahlender Schönheit. Das feingeschnittene Gesicht, die tiefblauen Augen, das lichtblonde Haar, welches gleich schweren goldigen Aehren über die schöne Büste fiel, der kleine Mund und die weißen Zähne, Alles das war überhaucht vom Glanz und Duft der Jugend. Dazu kam, daß der schöne Kopf, von einer schlanken, elastischen Gestalt getragen, den Kreis der Gefährtinnen überragte und daß ihre dominirende Erscheinung sich in fast königlicher Majestät aus der Menge heraushob. Etwas von dem Glanz dieser Erscheinung fiel auch auf mich, denn zum ersten Male im Leben baten mich meine Vorgesetzten um etwas — nämlich um die Ehre, meiner Tänzerin vorgestellt zu werden. Ja, der dicke Hauptmann, der sich bis dahin redlich bemühte, mir jede Daseinsfreude zu verleiden, brummte mir in seiner mürrischen Weise in's Ohr: „Einjähriger, Er ist ein beneidenswerther Kerl!" —

Der Abend nahm einen glücklichen Verlauf. Dreimal durfte ich Mathilde in die Reihen der Tänzer führen, und das war viel, wenn ich in Betracht zog, wie sie umschwärmt wurde. Freilich konnte ich mir dabei nicht verhehlen, daß diese Auszeichnung nur dem flotten Tänzer galt. Im Uebrigen war ihr meine Person ziemlich gleichgültig. All' meine Aufmerksamkeit, alle Ausdrücke meiner Bewunderung wurden mit demselben konventionellen Lächeln aufgenommen, mit welchem sie den Schmeicheleien des Kompagniechefs lauschte; ihre Hand lag kühl in der meinigen und wenn meine Blicke jene heiß aufwallenden Empfindungen verriethen, die mein Herz belebten, dann hob sie den stolzen Kopf ein wenig und — übersah mich. Mein Geplauder schien sie zu unterhalten, aber nicht anzuregen, denn sie antwortete höchst einsylbig. Einmal nur erwärmte sie sich für einen Gegenstand und sprach lebhaft darüber, es war die Toilette der Gräfin Z., deren Schloß in der Nähe des Städtchens lag. „Ach," mußte ich mir bei dieser Toilettenkritik sagen, „der Mensch kam von allen Thieren zuerst auf den klugen Gedanken, sich zu bekleiden, aber es scheint, daß dieser Gedanke die eine Hälfte des Menschengeschlechts auch seit Jahrtausenden unabläßig verfolgt."

Graf Z. und unser Kompagniechef machten der Unterhaltung ein Ende. Der Graf wollte für den nächsten Tag eine Schlittenpartie nach seinem Schloß arrangiren und kam, um meine Quartiergeberin und Fräulein Mathilde zu derselben einzuladen. Die alte Dame erklärte, für ihre Person leider diese Einladung ablehnen zu müssen, indessen habe sie nichts dagegen einzuwenden, daß sich ihre Tochter an dem Ausflug betheilige, falls dieß in passender Begleitung geschehe. Die gütige Frau ließ dabei ihre Blicke mit einem so wohlwollenden Ausdruck auf mir ruhen, daß der Graf nach kurzer Vorstellung durch meinen Kompagniechef auch mir die Ehre einer Einladung zu Theil werden ließ.

Als wir den Ball verlassen hatten, flüsterte mir Mathilde auf dem Weg nach Hause zu:

„Bitten Sie Papa ja recht dringend, daß er uns an der Fahrt theilnehmen läßt; mir würde er schwerlich willfahren, da er mich für vergnügungssüchtig hält."

Mit innerem Jubel sagte ich Ja, und als ich mich zur Ruhe legte, spiegelte mir die Hoffnung goldene Träume vor...

Der nächste Tag war zu einer Schlittenfahrt wie geschaffen.

Der knisternde Schnee flimmerte in der Morgensonne, kein rauher Wind wehte über das Thal, und die hungrigen Spatzen zwitscherten und lärmten auf dem Fensterbrett, wo ihnen die Hausfrau Futter gestreut hatte. In den Augen meines Wirthes las ich gleichfalls gutes Wetter; er saß bei seinen Kamellien, die er mit großer Sorgfalt pflegte, und als ich in's Zimmer trat, zeigte er mir eine Blüte, die sich in der Nacht entfaltet hatte. Ich bewunderte die rothe Blume und dachte mir, daß sich über Nacht auch in meinem Herzen eine Blüte entfaltet habe, und daß das ganze Zimmer mit Duft und Glanz erfüllt wäre. Als ich dem alten Herrn frischweg von der Einladung des Grafen sprach und ihn bat, Mathilde an der Partie theilnehmen zu lassen, ging ein Schatten über sein Gesicht.

„Ich mag nicht, daß meine Tochter so viel mit diesen Aristokraten verkehrt," sagte er unwirsch, „das Mädel hat ohnedieß schon Raupen genug im Kopf. — Indessen," fügte er mit einem Blick auf den goldigen Sonnenschein hinzu, „das Wetter ist prächtig ... auch steht der Fuchs schon seit zwei Tagen im Stall. Wissen Sie mit Pferden umzugehen?"

„Besser wie mit Menschen."

„Und macht Ihnen die Fahrt Vergnügen?"

Als ich eifrig mit dem Kopf nickte, lächelte er und sagte:

„Na, dann soll mir's recht sein. Martin mag den zweisitzigen Schwanenschlitten aus der Remise holen und das Schellengeläute für den Fuchs in Stand setzen."

Ich drückte dem gutherzigen Manne gerührt die Hand, benachrichtigte auf dem Gange Mathilde, daß die Angelegenheit auf's Beste geordnet sei, und ermunterte Martin durch ein Trinkgeld zur schleunigen Ausführung meines Auftrags.

Punkt ein Uhr stand der Goldfuchs herrlich aufgeschirrt vor einem lichtblauen Muschelschlitten, dessen Trittbrett mit einem Schwan geziert war. Ueber den Rücken des Pferdes fielen blaue, mit Silberschellen besäte Bandeaus herab, die bei jeder Bewegung des schlank gebauten Thieres hell klirrten. Mathilde nahm sich so wenig Zeit zum Essen, wie ich selber. Unsere Blicke waren stets nach der Straße gerichtet, wo ein Schlitten nach dem andern vorübersauste. Endlich war die Mahlzeit eingenommen und das junge Mädchen sprang auf, um einen reichen Pelzmantel, den es beim jüngsten Weihnachtsfest erhalten hatte, anzuziehen. Der schwere seidene Mantel mit dem breiten dunklen Pelzkragen gab ihrer Erscheinung einen wahrhaft fürstlichen Anstrich. Auch in den grauen Augen des Vaters leuchtete etwas wie Stolz auf, als er seine jugendschöne, strahlende Tochter auf die Stirn küßte. Mathilde war sich ihrer Schönheit sehr wohl bewußt, das leuchtete aus ihrer Haltung, aus ihren Mienen, als sie in den Schlitten stieg. Eine seltsame, fast bange Aufregung überkam mich, als ich an ihrer Seite Platz nahm und die Mutter mir zurief:

„Haben Sie Acht, daß meinem Kinde nichts zustößt."

Ich nickte den Alten zu und ließ den Fuchs frei, der im flottesten Trab dem Marktplatz zueilte. Hier waren schon alle Schlitten aufgefahren und unsere Ankunft wurde mit lautem Halloh begrüßt. In kleinen Städten gewinnen gemeinsame Unternehmungen, wie Schlittenpartieen, Treibjagden und Maskenfeste, einen sensationellen Charakter. Alle Fenster waren mit Neugierigen besetzt und die liebe Jugend bildete zu beiden Seiten der Straße, die wir hinabfuhren, Spalier.

Graf Z. eröffnete mit einem glänzenden Viergespann von Rappen den Zug. Ein Vorreiter in gräflicher Livrée jagte voraus. Die Geschirre der schwarzen Pferde waren reich mit Federbüschen, Glocken, Muscheln und hellem Silberbeschlag dekorirt, der Schlitten hatte die Form einer venetianischen Gondel. Der Graf lenkte das stolze Gespann selber. Es folgten dann in bunter Reihe: einfache Jagdschlitten mit Geweihen besetzt und Hirschfellen ausgeschlagen, Muschelschlitten, denen weiße Tauben vorausflogen, russische Schlitten, reich ausgestattete Paradeschlitten, deren Vordertheile in Meernymphen ausliefen, und andere mehr. Alle diese mit lustigen Menschen besetzten Fahrzeuge waren mit flotten Pferden bespannt und so glitten wir unter hellem, lustigem Schellengeläute im Fluge die Straße hinab. Von allen Seiten her ertönten Zurufe und als der Zug vor der Stadt über die Brücke jagte, kamen die Schlittschuhläufer von der Eisfläche des Flüßchens herauf und brüllten uns ein Hurrah nach.

O, es war ein schöner Tag! Die Sonne ließ die kleinen Schneekrystalle, welche die Hufe des Pferdes aufwirbelten, so lustig funkeln und leuchten, wie das mit weißer Inkrustirung versehene Geäste der Bäume und die verschneiten Häuschen am Wege. Die Winterlandschaft verlor ihre Monotonie, ein heiterer Schimmer verschönte die Welt. Mathilde hatte kein Auge für die Landschaft, aber auch ihr rosiges Gesicht verrieth die innere Glücksempfindung; es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß bei jeder Biegung des Weges die fremden Offiziere sich fast die Hälse ausreckten, um sie zu sehen. Ich hatte auf ihren Wunsch, trotz aller Proteste unseres feurigen Pferdes, die letzte Stelle im Zuge eingenommen und beibehalten. Diese Bescheidenheit trug die erwarteten Früchte, denn als wir auf der Piazza vor dem Schlosse debarkirten, sprang eine ganze Anzahl galanter Kavaliere herbei, um Mathilde den Arm zu bieten. Ich lenkte den Gaul nach dem Hofe und übergab diesen sammt dem Schlitten der Obhut der gräflichen Stallknechte.

Im Schloß fand ich meine schöne Begleiterin bereits umringt von Offizieren und reichen Gutsbesitzern, und alle Anstrengungen, in ihre Nähe zu kommen, scheiterten. Um meinen Groll zu bekämpfen, wandte ich mich den gebotenen Erfrischungen zu. Mein Kummer muß sehr groß gewesen sein, denn ich aß sechs Stücke Kuchen und trank vier Tassen Kaffee, ohne daß sich meine Stimmung gebessert hätte. Als am Abend im Saale getanzt wurde, ging ich auch wieder bei meinen Bewerbungen leer aus, ja, als die Gäste sich zur Rückfahrt rüsteten, hatte gar unser jüngster Lieutenant die Stirne, mir zuzumuthen, ich möchte ihm doch meinen Platz im Schlitten abtreten, eine Zumuthung, die ich mit Entschiedenheit zurückwies.

Mathilde, welche sich bis zum Schluß köstlich zu amüsiren schien, wurde beim Abschied auch um ihre gute Laune gebracht. Als sie nämlich ihren Mantel anlegen wollte, fehlte derselbe. Da unsere Begleiter bereits alle abgefahren waren, so lag der Gedanke an eine Verwechslung nahe, allein es hätte dann ein anderer Mantel an des vermißten Stelle zurückgeblieben sein müssen. Wohl zwanzig Minuten lang durchsuchte man alle Räume des Schlosses, dann erst kam es zu Tage, daß das Kammermädchen denselben in die Garderobe ihrer Herrin getragen, weil er jenem der Gräfin täuschend ähnlich sah und sie ihn für gräfliches Eigenthum gehalten hatte.

Endlich war Mathilde wieder im Besitz ihres kostbaren Kleidungsstückes und wir konnten abfahren. Unsere Begleiter waren längst in der Ferne verschwunden und der Fuchs scharrte ungeduldig den Schnee. Kaum hatten wir im Schlitten Platz genommen, so jagte das ungeduldige Pferd davon und trug uns in die mondhelle Winterlandschaft hinaus. Ich war wieder allein mit Mathilde — allein mit ihr in der friedlichen Nacht, deren Schweigen nur durch das helle Klingen der Schlittenglocken unterbrochen wurde, allein mit ihr unter dem funkelnden Sternenhimmel, der sich über unseren Köpfen wölbte zu einem gewaltigen Dom. Wie so der Schlitten über den breiten Bergrücken flog und unsere Blicke sich zu dem sternbesäten Nachthimmel erhoben, kamen mir in der feierlichen Stimmung Edgar Poe's „Glocken" in den Sinn. Mich ganz der poetischen Vorstellung gefangen gebend, sprach ich leis die erste Strophe vor mich hin:

„Hört der Schlittenglöckchen Reihn,
Silberfein!
O, wie lustig tönt ihr Läuten in die Welt hinein;
Wie sie klingen, klingen, klingen
Durch die eisig kalte Nacht!
Während sich in goldnen Ringen
Tausend Stern' am Himmel schwingen,
Deren Licht herniederlacht,
Knisternd leis, leis, leis
In geweihtem Zauberkreis
Zu dem lieblichen Geläute, das die Glöckchen uns gebracht,
Zu dem Klingelingeling,
Klinglingling,
Zu dem Klingen und dem Schwingen in der Nacht."

Mathilde, welche bis dahin in der Nacherinnerung des Erlebten schwelgte, horchte auf. Das Stückchen Poesie schien ihr zu gefallen, denn als ich geendet, sagte sie: „Wie melodisch das klingt! — Wer hat das gedichtet?" — Ich erzählte ihr von dem amerikanischen Poeten, dem ein so düsteres Erdenloos zugefallen, und allmälig schien das schöne Kind an meiner Seite in tiefes Nachsinnen zu versinken, seine Augen zeigten einen erhöhten Glanz. — — Wenn jemals, so durfte ich jetzt mit Mathilde von den Empfindungen reden, die sie erweckt, durfte ihr gestehen, wie sehr ich sie liebte. Der Fuchs zog in flottem Trabe seine Bahn; ich rückte dichter an die Seite meiner schönen Gefährtin, und als ihre Blicke den meinigen begegneten, sagte ich:

„Ist das nicht eine herrliche Nacht? Mir ist es, als befände ich mich mitten in einem wunderschönen Traum. Ach, wie schade, daß die seligen Stunden so rasch verfliegen ..."

„Na, wir haben noch eine starke Stunde vor uns, ehe wir heimkommen," erwiederte die Blondine mit schalkhaftem Lachen. „Um die Zeit zu kürzen, könnten Sie mir noch etwas erzählen. Hat das Gedicht — — wie heißt es doch?"

„Die Glocken."

„Hat das noch mehr Verse? Ach, bitte, lassen Sie hören."

Vertraulich legte sie ihre Hand auf meinen Arm, eine Berührung, die mir einen süßen Schauer verursachte, und lauschte wie ein naives Kind auf die Fortsetzung.

„Hört der Hochzeitsglocken Sang,
Goldnen Klang!
O, wie heiter fühlt das Herz des Glückes Ueberschwang!
In balsamisch lauer Nacht
Welch' ein Jubel ist erwacht!
Horch, ein wehmuthfeuchtes Lied,
Wonnig weich,
Süß und sacht hinüberzieht
Zu der Turteltaube, die man träumen sieht
Im Gezweig!
Welch' ein Strom von Tönen dringt
Reich und reicher durch das Schweigen, das die Nacht uns bringt!
Wie das schwingt!
Wie das singt
Von der Zukunft! Wie es klingt
Vom Entzücken, das da schwingt
All' die Glocken, die uns locken
Süßen Klangs
Mit dem Bimbambim,
Mit den schönen Wundertönen ihres Sangs."

Während des Sprechens hatte ich den Zügel über den Flügel des hölzernen Schwans gehängt, der sich dicht vor uns erhob, meine Hände vereinten sich mit denen meiner Begleiterin, und als Poe's Hochzeitsglocken ausgeläutet, zog ich sie an mich und flüsterte ihr „in der Gefühle Ueberschwang" die seligsten und thörichtsten Dinge in's Ohr von glühender, unvertilgbarer Liebe, vom Sang der Hochzeitsglocken, von einem kleinen Paradies am Ufer des Rheins und was dergleichen luftige, süße Träume mehr sind. Und meine Worte schienen im Herzen des schönen Weibes ein Echo zu finden, denn in holdester Verwirrung schlug es die Augen nieder, dann sank der blonde Kopf gegen meine Brust und ich durfte einen Kuß auf die schwellenden Lippen pressen. Ach, welche wonnige Empfindungen strömten da durch meine Seele! Entrückt waren wir den beschneiten Feldern, der kalten Erde, und glaubten in einem Zaubergarten zu ruhen voll duftiger Rosen, rauschender Wasser und schluchzender Nachtigallen ...

Ein Sausen — dann ein Krach, und wir waren wieder auf der Erde! Mir war es, als seien wir plötzlich durch die Luft geschleudert worden, als hätte die Geliebte in meinen Armen einen Schrei ausgestoßen, dann erfolgte ein dumpfer Schlag und ich steckte mit Kopf und Schultern im Schnee. Mit einem Ruck befreite ich mich und sprang auf die Füße. Ein Ausruf des Entsetzens entfloh meinen Lippen, als ich erkannte, was mit uns geschehen war. Der Gaul war vom Weg abgekommen und einen Rain hinabgestürzt; nun lagen neben mir im wilden Knäuel Pferd, Schlitten und Mathilde im tiefen Schnee halb vergraben. Das Gefühl der Schuld lähmte einen Augenblick meine Glieder, dann aber sprang ich auf die dunkle Masse zu und suchte Mathilde dem Knäuel zu entreißen. Wie ich mich niederbücke, sehe ich zu meinem Entsetzen, daß der vom Hut entblößte blonde Kopf des Mädchens keinen Fuß breit von den blanken Hufen des Pferdes liegt. Wenn das Thier mit den Hinterfüßen austrat, um aufzuspringen, mußte es gegen den Kopf der Bewußtlosen treten und konnte dieser den Schädel einschlagen. Zum Glück schien der Gaul durch den Fall gleichfalls betäubt zu sein. Hastig erfaßte ich die Ohnmächtige bei den Schultern und versuchte es, sie aufzurichten. Unmöglich! — Irgend ein Hemmniß fesselte sie an den Boden. Als ich genauer hinschaue, bemerke ich, daß der große Pelzkragen ihres Mantels unter dem Schlittenlauf liegt. Den Schlitten selber aber kann ich nicht von der Stelle rücken, denn der Schwan ist fest in den Schneewall gerammt und das Pferd drückt die Scheere nieder. In fieberhafter Aufregung überlege ich, was zu thun sei. Jeder Verzug konnte Mathilde den Tod bringen, wenn das Pferd sich erhob, zertrat es den Blondkopf. Mit zitternden Händen werfe ich meinen Mantel, einen Fußsack und das Sitzkissen zwischen die Hufe und den Scheitel des Mädchens. Wieder versuche ich es, die Ohnmächtige zu erheben, wieder sind meine Anstrengungen erfolglos. Der verwünschte Kragen ist im Wege. Meine Geduld geht zur Neige, rasch entschlossen nehme ich mein scharfes Messer und mit einem Schnitt trenne ich den eingeklemmten Theil des Kragens ab.

Es war die höchste Zeit! Kaum hatte ich die Ohnmächtige emporgehoben und zur Seite getragen, da kam auch der Goldfuchs wieder zu sich und strampelte gewaltig mit den Beinen, ohne im Stande zu sein, sich aufzurichten. Ich hatte Mühe, das unruhige Thier loszuschirren; als dieß aber gelungen, sprang es auf die Füße, schüttelte den Schnee von seiner Haut und wieherte munter den Schlitten nach, welche eben im Thale sichtbar wurden. Jetzt kostete es mich wenig Mühe, auch den Schlitten loszueisen. Seltsamerweise war dieser ganz geblieben bis auf den Schwan; an dieser Schlittendekoration war der schlanke Hals gebrochen. Schon war das Pferd wieder eingeschirrt und noch immer lag Mathilde bewußtlos im Schnee. Jetzt rieb ich ihr die Schläfe und Hände, küßte — da ich auch diesen Wiederbelebungsversuch für wichtig hielt — wohl ein Dutzendmal ihr bleiches Gesicht, bis sie sich von der Erschütterung erholte und aus der Betäubung erwachte. Langsam nur kam ihr die Besinnung wieder. Ich hob sie in den Schlitten, wo sie — einer Träumenden gleich, in meinen Arm sank und den Kopf gegen meine Schulter lehnte, sobald ich meinen Platz eingenommen hatte.

Ich befand mich bei der Fortsetzung der Fahrt in einer bedrängten Lage. Mit der Linken hielt ich das noch halbbetäubte Mädchen, mit der Rechten mußte ich den unruhigen Gaul zügeln und dabei scharf nach der Chaussee ausspähen. Endlich hatte ich die gebahnte Straße gewonnen und Mathilde schlug die Augen auf und fragte mit einem matten Lächeln, was denn eigentlich vorgegangen sei. Ich schilderte ihr unsern Sturz, erwähnte aber die Gefahr nicht, in der sie geschwebt, und dadurch kam mir auch der zerschnittene Mantelkragen aus dem Sinn.

„Wir werden gut thun, dem Vater das ganze Malheur zu verschweigen," sagte sie nach kurzer Ueberlegung, „denn wenn wir den Vorfall erzählen, ist es für diesen Winter aus mit Spiel und Tanz."

„Aber der geknickte Schwan —" warf ich zaghaft ein.

„Dem haben Sie bei der Einfahrt in die Remise den Hals gebrochen. — Vorwärts! Lassen Sie den Fuchs ausgreifen, wir müssen mit der Gesellschaft in der Stadt eintreffen."

Mich in der Stille über die Bereitwilligkeit des Fräuleins wundernd, dem Vater einen Bären aufzubinden, gab ich dem Gaul die Peitsche und dieser jagte mit Windeseile das Thal hinab, wo unter breiten Schneedächern die Lichter der ersten Häuser hervorschimmerten.

Als wir daheim anlangten, fanden wir Mathildens Eltern noch munter. Frau B. hielt eine Tasse Thee zu unserer Erquickung bereit und das Töchterchen trat lachend in das trauliche Gemach mit den Worten:

„Ach, wir haben uns köstlich amüsirt!"

„Ist Alles gut abgelaufen?" fragte der Kranke. „Bei solchen Ausflügen geht in der Regel etwas in die Brüche."

Der Fragesteller fixirte mich so scharf mit seinen grauen Augen, daß ich verwirrt etwas von einem kleinen Unfall stotterte.

Mathilde lachte bei der Wahrnehmung meiner Verlegenheit laut auf und rief:

„Sieh' Dir unsern Gast genau an, Papa, so schaut ein Mann aus, der ein schlechtes Gewissen hat. Unser Schwan vorn am Schlitten hat den Hals gebrochen."

„Ei, der Tausend!"

„Ja, Papa. Na, runzle die Stirn nicht so grimmig, was ist denn an dem dummen Ding gelegen. Weißt Du, auf dem

Schloß war die Remise mit Schlitten vollgepfropft und der Hof auch. Da wir nun ganz zuletzt anlangten, hatte mein Kavalier, der ohnedieß mit dem Fahren nur mangelhaft Bescheid weiß, das kleine Unglück, mit einem andern Schlitten zu karamboliren; wenn ich nicht irre, so war's Poldi's Schlitten, weißt Du, der mit dem riesigen Hirschgeweih. Wie die beiden so aufeinander platzen, da prrdautz ..."

Hier blieb der schönen Lügnerin das Wort im Halse stecken. — Während der Rede hatte sie nämlich ihren Mantel ausgezogen, ihr Blick fiel auf den zerschnittenen Pelzkragen und wie versteinert hielt sie inne. Alle Blicke richteten sich mechanisch auf das zerfetzte Kleidungsstück.

„Was ist das?" riefen die Alten wie aus einem Munde.

Mir schoß das Blut nach dem Kopf und ich sah mich nach einem Erdspalt um, in den ich hätte versinken können.

„Ist der Pelz auch bei der Karambolage zerschnitten worden?" fragte Herr V. ironisch, als keine Antwort erfolgte.

Jetzt fuhr Mathilde aus ihrer Erstarrung auf; ein Zucken ging über ihr schönes Gesicht, die Thränen schossen ihr in die Augen und wie ein Kind in bitteres Schluchzen ausbrechend, warf sie sich der Mutter um den Hals und rief:

„Ach, mein Mantel, mein schöner neuer Mantel — — er hat meinen Mantel zerschnitten."

Den Kranken schien die unerwartete Szene ebenso peinlich zu berühren wie mich und in ärgerlichem Tone rief er mir zu:

„Na, Herr Soldat, werd' ich endlich erfahren, was das Alles zu bedeuten hat?"

Ich fand meine Fassung wieder und erzählte in ruhigem Tone, ich hätte den Weg verfehlt und wir seien einen Rain hinabgestürzt. Den Kragen hätte ich dann zerschneiden müssen, um Mathilde aus der Nähe des Pferdes bringen zu können.

Als ich geendet, sagte der Kranke mit eisiger Kälte im Ton:

„Ich that Unrecht, einem so jungen Manne, wie Sie sind, mein Mädel anzuvertrauen." — Als ich etwas erwiedern wollte, kehrte er mir den Rücken und rief der schluchzenden Mathilde zu: „Hör' auf, um des Pelzkragens willen zu lamentiren. Antworte: Wie kamst Du dazu, Deine Eltern zu belügen? Geschah das aus eigenem Antrieb oder hast Du Dich dazu bereden lassen?"

Mathilde trocknete ihre Thränen, unsere Blicke begegneten sich. Einen Augenblick schien sie zu schwanken, dann schlug sie die Augen nieder und sagte leise:

„Ich wurde überredet ..."

Mir ging es eiskalt über's Herz. — Ich war geheilt von meiner Liebe.

„Ist das wahr?" fragte Herr V., mich zweifelnd anblickend.

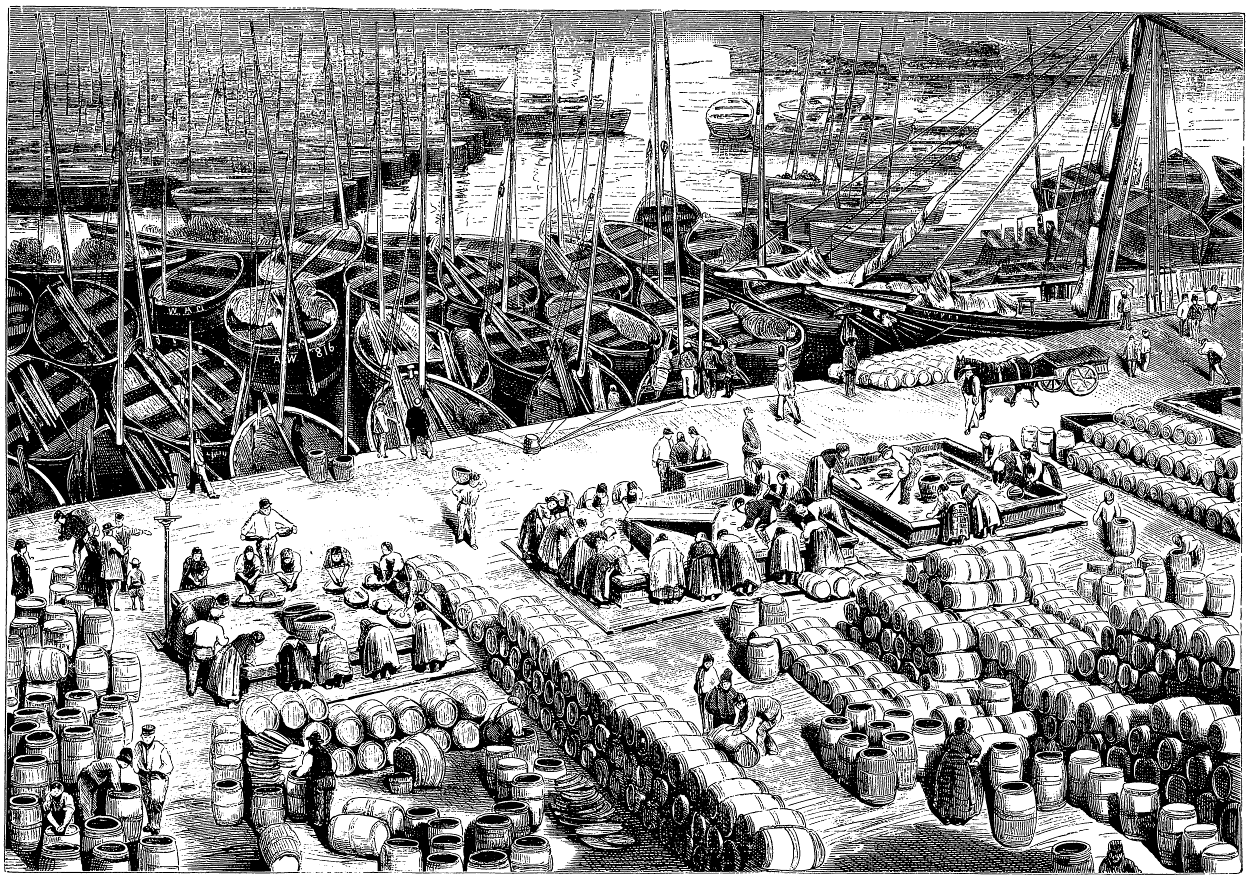
„Ihre Tochter sagt es, somit muß es wahr sein."

Ich verbeugte mich kurz und verließ das Zimmer.

Am nächsten Morgen rückte unsere Batterie weiter. Ich nahm brieflich von meinem gütigen Wirth Abschied und bat ihn für den Verdruß, den ich ihm bereitet hatte, um Verzeihung.

Im Herbst desselben Jahres las ich im Inseratentheil einer rheinischen Zeitung die Verlobungsanzeige Mathildens. Der Auserwählte ihres Herzens war der Besitzer eines ungeheuren Vermögens. Ich nahm die Gelegenheit wahr und sandte ihr, ohne meinen Namen anzugeben, einen prächtigen Pelzkragen zu. Auf einen Zettel, den ich an's Futter steckte, kritzelte ich die Worte: „Hört der Hochzeitsglocken Sang ..."

Heute, nach so langen Jahren, sah ich sie zum ersten Male wieder, aber mein Mantelattentat hat sie nicht vergessen, davon überzeugte mich die flüchtige Begegnung im Schlitten.



Häringszeit in Wick in Schottland. Originalzeichnung von C. Schildt. (S. 3.)

Gaukler im Dorfe.

(Bild S. 9.)

Was kommt dort die von hohen, steifen Pappeln begrenzte weißstaubige Landstraße herab, dem Markte Stadersdorf am Neckar zu? Zwei große grüne Ungeheuer wälzen sich näher und näher, wie Riesengurken, welche, einem Zauberspruche folgend, sich zur Hoftafel des Kaisers von Dschinnistan (nach Dschinnistan geht bekanntlich die kürzeste Route über Stadersdorf!) begeben, um dort als Hauptgarnirung eines Riesenhammels zu dienen, den der mächtige Zauberer Fantasus Seiner Majestät zum Geschenke gemacht hat

Der Mauthner schaut, der Thürmer auf dem Thurme wischt sein Fernrohr, ja selbst der Herr Marktrichter, der just seine Mittagsruhe am Fensterbrett hält und für das schärfste „Luxus"-Auge der Gegend gilt, weiß den eigentlichen Zweck der beiden wackelnden und wandernden Gurken im ersten Augenblick nicht zu ergründen.

Die Kinder aber — die flachsköpfigen Buben und Mädels von Stadersdorf, — die scheinen durch Instinkt zu errathen, was die Gurken wollen. Denn sie rotten sich jubelnd zusammen, sie lassen Kreisel und Rechenbuch im Stiche und eilen in wilder, lautjauchzender Schaar den Gurken entgegen, gefolgt von sämmtlichen kläffenden und bellenden und heulenden Hofhunden Stadersdorfs! Endlich aber wird der wirre Freudenruf der Kinder zu einem harmonisch in den blauen Sommerhimmel hinauszillirenden, einstimmigen: „Seiltänzer sind's!"

Und in der That, bei näherer Besichtigung haben die grünen Gurken ganz ordentliche, wenn auch winzige Fenster, und auf den Fensterbrettchen stehen buschige Geranien- und Balsaminenstöcke, und hinter den Stöcken wird von einer stattlichen Frau Kindswäsche ausgebessert, und ganz oben auf der einen Gurke steht gar ein richtiger kläffender Pintsch, dem man schon von Weitem anhört, daß ihm das „durch Reifen Springen" und „auf den Vorderfüßen Gehen" nur so eine Lust ist.

Man stellte beim „Strobelwirth" ein, dessen Wirthshaus und Fleischhackerei der Versammlungsort aller Honorationen (von sechs bis neun Uhr Abends), aller Fuhrleute (von fünf bis zehn Uhr früh) und aller Meister, die auf ein Töpschen aus der Werkstatt herübersprangen, war.

Die Truppe zog durch den Markt und ward als eine sehr stattliche erkannt. Sie hatte sogar ein kleines Pferd, welches aussah, als ob es durch all' die Gelehrsamkeit, die man in dasselbe hineingepfercht hatte, so klein geblieben sei Pauxel hieß der Kerl, war glänzend und fett, hatte aber das Aussehen eines von allzu viel Wissenschaften aufgequollenen und seinen eigentlichen Beruf (frei auf der Wiese zu springen) verfehlt habenden Geschöpfes.

Hadschi Dimitrios hieß der Patron der Truppe, der sehr schwarzes Haar und eine sehr gut ausschauende, rührige und mit einem winzigen Wickelkinde gesegnete Frau hatte, welche besagtes Wickel stets so kühn zu schwingen pflegte, wenn sie sprach, als sei dasselbe ein Centnergewicht, mit dem sie just Uebungen vornehme. Auch zwei Fräuleins waren da: ein braunes, buntgekleidetes, das Großes leistete in Eiertänzen, und das sich bei der Pantomime stets durch schrecklich kurze Röckchen aus Glanzleinwand und eine krampfhafte Neigung auszeichnete, dem geliebten Harlekin mit ihren spitzen Ellenbogen einen vorzeitigen Tod zu bereiten.

Die zweite junge Dame, eine Tochter Hadschi Dimitrios', war einfach gekleidet, lieblich, milde, hatte aber bei den Vorstellungen die unangenehme Gewohnheit, den Zuschauern ganz unverhofft mit einem Zinnteller unter die Nase zu fahren und sie dadurch selbst der süßesten Kunstillusion zu entreißen.

An Männern waren da nebst dem Padrone Hadschi Dimitrios noch der Athlet, Pauken- und Cymbalschläger Jason Markules, sowie der weltberühmte indische Jongleur Valjean (eigentlich ein gelbsüchtiger ehemaliger Kellner), ferner Monsieur Jocko, ein melancholischer Affe, der in seinem Leben schon einem Panoramenbesitzer, einer Seejungferbude, einem Wachsfigurenkabinet und einem Hoftaschenspielersalon als Lockvogel an der Kasse gedient hatte. Ferner die gelehrte Hundefamilie Strizi und endlich der junge Clown Mariotto und das Wunderkind Lubjo.

Und wie der Abend kam, da fand sich ganz Stadersdorf nebst Heuberg und Wiesberg und Adelsdorf im Hofe des Strobelwirthshauses zusammen, wo die Truppe ihre Vorstellung geben wollte.



Gaukler in einem schwäbischen Dorfe. Nach dem Gemälde von H. Schaumann. (S. 8)

Und „die ganze Welt“ war da. Sogar die Honoratioren, vom Bürgermeister und Schullehrer angefangen bis hinab zum Meßner, waren da.

Der junge Clown, il Signorino Mariotto, machte eben seine Kunststücke, er war an seiner Nummer. Er „taschenspielerte“ zur Abwechslung. Er hatte soeben in der Zipfelhaube eines Bauern einen Eierkuchen gebacken und wollte nun ein neues Kunststück produziren: „Die verschwundene Rose“.

„Hat Niemand eine Rose im Knopfloch?“ rief der junge, schlanke, rothhaarige Mariotto in die Versammlung hinein.

Und siehe da, obwohl es Sommerzeit war, hatte doch Niemand eine Rose, außer — dem Käthele. Ja, das Käthele, des Herrn Bürgermeisters Töchterlein (das Französisch sprechen und Klavier spielen konnte und unmenschlich reich war), hatte sogar zwei Rosen am Gürtel. Zwei rosenfarbene Rosen, noch nicht ganz erblüht, aber schon in vollster Knospe. Und da Niemand sich mit einer Blume meldete, da fingen die nächsten Nachbarn Käthele's an, auf diese Rose zu deuten und zu murmeln, und der Signorino Mariotto trat auf sie zu und — sein braunes Vagabundengesicht wurde plötzlich recht roth und glühend, denn das Käthele war ja zu schön …

Aber so stolz es auch war, das Käthele nahm doch die beiden Rosen aus ihrem Gürtel und trennte sie von einander. Denn sie waren beide an einem Stiele vereinigt. Sie trennte sie und reichte eine derselben dem Signorino, der sie mit einer hanswursthaften Verbeugung empfing und sein Kunststück machte. Er warf die Blume in die Luft und — sie kam nicht mehr zurück. Erst nach langen Augenblicken kam sie wieder — aber als Kupfermünze. Das war die Kunst, die lebhaft applaudirt wurde, und manches Kinderauge schaute noch lange in den abendlichen Himmel hinauf, um die schwebende Rose zu erschauen …

Dann kam der Padrone selber mit seinen Künsten; der verstand das Balanciren so gut! Vor Allem übertraf er sich selber in der Balance des Dreispitzes vom langen Bäckermeister Knöpfle. Und während dieser Balance stand der Clown Mariotto just unter den Fenstern des Bürgermeisterhauses, die auf den Strobelwirthhof hinausgingen und zu denen sich das Käthele hinaufgeflüchtet hatte — weßhalb? Sie war eben so verlegen geworden früher! Und wie der junge Springer seine spitze Mütze hinhielt und sie ihre Gabe hinabwarf — da wollte es ein Zufall, daß auch die zweite Rose aus ihrem Mieder fiel — hinab, ohne Wahl, in die Mütze des armen, fremden Vagabunden mit den rothen Haaren und den weißen Zähnen und den grünen Augen.

Das Mädle erschrak, als sei ihr das Herzle selber hinab gefallen. Aber diese Rose ließ der Vagabund nicht in den Himmel hinein verschwinden.

*

Am andern Tage waren die Springer weitergezogen, weil Wahlfest angesagt war in Maulbronn droben.

Das Käthele heirathete bald einen reichen, studirten Vetter aus Wetzlar. Sie war aber immer eine ernste Frau, die stets etwas zu suchen schien im Himmel.

Vom armen Vaganten aber weiß ich, daß er bald darauf das Genick brach. In seinem „Talisman“, den jeder von uns Springern um den Hals trägt, fand man die Asche zweier Rosen. Eine untrennbar vereinte Asche — obschon sie der Padrone in die Luft streuen wollte. Aber Madame Hadschi Dimitrios nahm das Talismansäckchen ihrem Manne aus der Hand und legte es sanft in den Sarg des Vagabunden, auf sein Herz. Und dabei küßte sie das Kind, das sie an ihrer Brust hatte.

*

Vielleicht war es derselbe Augenblick, wo der gelehrte Herr in Wetzlar seine ernste, junge, kinderlose Frau bei der Studirlampe fragte:

„Warum bist Du so still und trüb heute, Katharina?“

„Ich?“ fragte sie, wie aus einem Traume erwachend, und schaute dabei selber fragend auf den in Millionen Sternen glänzenden Abendhimmel draußen, der so unerforschlich tief war, und so tief ruhig. Und nur alle diese leuchtenden Welten in ihm zuckten wie in Angst und Schmerzen.

Ein Brautpaar beim Photographen.

(Bild S. 4 und 5.)

Das ist eine höchst feierliche Familienangelegenheit, welche wir hier belauschen. Es wäre ja unverantwortlich gewesen, wenn Fräulein Auguste und Herr Heinrich, die als Brautpaar „so reizend“ aussahen, nicht in dieser Gestalt und Erscheinung der Nachwelt aufbewahrt worden wären. Das Bild sollte ein Familienschatz werden, den Aelteren zur Erinnerung, den Jüngeren zum Muster und den noch zögernden Heirathsfähigen zur Aufmunterung gereichen.

So sehen wir denn die ganze Familie kurz vor der Trauung beim Photographen. Da ist die sorgsame Mutter, welche den Schleier straff hält, da ist Tante und Onkel, Bäschen und Schwiegervater, — auch die Kinder der älteren, längst verheiratheten Schwester sind da und werden auf alle mögliche Weise zum Stillsein gebracht. Wie prächtig, der Feierlichkeit der Handlung und seiner Stellung an diesem großen Tage bewußt, steht nicht der Bräutigam da, — wie sinnig und lieblich ernst schaut die Braut sozusagen in die Zukunft hinaus. Der Photograph ist voll Eifer beschäftigt, die günstigste Beleuchtung herbeizuführen, denn das Bild soll ihm in dieser Art Aufnahme Mode machen. Es ist ein ungemein wahres Abbild des Lebens, das der Künstler hier mit vortrefflichem Humor uns hat vorzuführen verstanden.

Denkverse.

Den Guten erkennst du an seinen Freunden,
Den Besten an seinen Feinden.

*

Gott fragt dich: was hast du gedacht?
Die Menschen aber: was hast du gemacht?
Bedenke dieses, wo du gehst,
Daß du in beiden Welten bestehst.

Unsere alltäglichen Witterungserscheinungen.

Skizze

von

Edgar Herbst.

(Nachdruck verboten.)

Seitdem die Pflugschar die Scholle in weiten Furchen umreißt, seitdem der Mensch das Samenkorn der Erde anvertraut, wünschend, daß es reiche Ernte tragen möge, kurz, seitdem der Mensch sich des Ackerbaues befleißigt, ist es für ihn eine der größten Sorgen geworden, ob auch diesem Werke der Segen von Oben nicht fehle; dieser Segen, was ist er weiter als ein fruchtbares, wachsthumbeförderndes Wetter? was ist er weiter als ein gedeihlicher Wechsel von Regen und Sonnenschein, von Wärme und Kälte? Wie die Alten zu ihren Göttern beteten, so steigt noch heute sonntäglich das Gebet aus unseren Kirchen zum Himmel auf um eine reiche und glückliche Ernte und um Verhütung alles zerstörenden Unwetters.

Der Mensch ist klein und ohnmächtig den Naturgewalten gegenüber, er kann sie in ihrem Auftreten nicht hemmen, er kann ihre Wirkungen nicht hindern, aber er sucht ihnen doch entgegenzuarbeiten, er hat Mittel, ihrer zerstörenden Wirkung vorzubeugen, wenn er vorherweiß, daß sie auftreten werden; daher war es von jeher sein eifrigstes Bestreben, das Wetter prophezeien zu können.

In kindlichem Aberglauben versuchte man zunächst aus allerhand Zufälligkeiten einen Schluß auf die eintretende Witterung zu ziehen. Da war es von Bedeutung, ob die Spinne ihre Fäden feiner oder stärker spann, ob sich die Tauben auf dem First des Daches oder der Mitte niedersetzten, da prophezeite der erfahrene Dorfschulmeister aus dem Quacken der Frösche oder dem niedrigen Fluge der Schwalben Regen und Unwetter, und unzweifelhaft war es, daß der „Siebenschläfer“ eine bedenkliche Herrschaft über die sieben folgenden Wochen ausübte.

Doch auch die Erfahrung half bei der Bestimmung des zu erwartenden Wetters, und hier schon, wenn auch unbewußt, gestützt auf jetzt mehr oder weniger bekannte meteorologische Gesetze, mit. So deutete ein intensives Morgenroth auf reichlichen Regen, während das Abendroth schönes Wetter verhieß; Haufwolken waren die Verkünder von trockenem Wetter, indessen die sogenannten Lämmerwolken dem Regen vorhergingen.

Endlich drittens bemühte man sich, mit Hülfe mehr oder minder komplizirter Instrumente über das zu erwartende Wetter Aufschluß zu erhalten. Der Kuriosität halber sei hier zunächst eines der einfachsten, aber auch unvollkommensten Barometer, wie man es früher wohl in Bauernstuben fand, erwähnt. Ein hohles, flaschenartiges Gefäß von etwa 9 — 11 Centimeter Weite und 20—25 Centimeter Höhe, das vorn eine enge, kommunizirende Röhre trug, wurde bei mittlerem Barometerstand etwa bis zu zwei Drittel seiner Höhe mit Wasser gefüllt. Dadurch wurde im Innern des Hauptgefäßes ein Luftvolum von bestimmter Dichtigkeit abgeschlossen. Wurde jetzt der Luftdruck in der freien Atmosphäre geringer, als er beim Füllen des Gefäßes gewesen war, so drückte das abgesperrte Luftvolum im Barometer auf das Wasser, dieses stieg im kommunizirenden Röhrchen und floß endlich aus, eine Ueberschwemmung der ganzen Stube hervorrufend. Dieses von den Kindern gewiß sehr ersehnte Ereigniß machte zur Zeit der Ernte die Stirn des Vaters runzeln, denn es deutete auf anhaltenden Regen, das Sinken des Wassers im Röhrchen war ihm zu solcher Zeit lieber. Wie unvollkommen dieser Apparat war, braucht nicht gesagt zu werden, denn es leuchtet ein, daß schon eine geringe Temperaturschwankung genügte, eine beträchtliche Differenz im Wasserstand hervorzurufen, ohne daß einmal der Luftdruck mitwirkte. Viel bekannter, jedoch ebenso unvollkommen sind die sogenannten Wetterhäuschen; wer kennte nicht das Männchen mit dem stereotyp trübseligen Gesicht, wer nicht die Dame mit dem schönwetterverheißenden Sonnenschirm?

Es sind alte liebe Bekannte, treue Gespielen aus der Jugendzeit, und es will uns schier leid thun, daß sie nichts mehr gelten sollen, daß sie der Rumpelkammer zuwandern müssen, sie, die Vater und Großvater als einen unentbehrlichen Hausrath in Ehren hielten.

Doch wir sind fortgeschritten, haben zuverlässigere Wetterpropheten als die Alten, stattlich hängt bei uns das Quecksilberbarometer an der Wand mit der Skala:

Sommer	Winter
Sehr trocken	Starker Frost
Beständig	Sehr kalt
Schön Wetter	Hell und kalt
Veränderlich	Unbeständig
Regen und Wind	Wind und Schnee
Viel Regen	Viel Schnee
Sturm	Sturm

als untrüglicher Berather in allen Witterungsfragen. — Aber brüsten wir uns nicht, auch dieses Barometer ist an und für sich noch nicht viel zuverlässiger, als das Ueberschwemmungsbarometer aus der Bauernstube, als das Wetterhäuschen vom Hausflur unseres Großvaters.

Endlich seit der neuesten Zeit, seitdem der elektrische Telegraph in Minuten eine Nachricht von einem Erdtheile zum andern trägt, hat sich eine Wissenschaft — die Meteorologie — herausgebildet, die es sich zur Aufgabe macht, durch streng wissenschaftliche Forschung und genaue, über lange Zeiträume sich erstreckende Beobachtung der Witterungsverhältnisse die Gesetze zu erkennen, denen jene unterworfen sind. Es ist das eine mühevolle, aber auch dankenswerthe Arbeit; mühevoll insofern, als positive Resultate nur durch jahre-, ja jahrzehntelange regelmäßige Beobachtungen gewonnen werden können; dankenswerth aber ist sie auch, haben doch schon jetzt, so jung die Wissenschaft auch noch ist, schon Hunderte und Aberhunderte von Seefahrern den Warnungen der Meteorologen es zu verdanken, daß sie dem Tode in den Wellen entronnen sind. — In jüngster Zeit sucht man auch der Landwirthschaft diese Wissenschaft dienstbar zu machen, und zwar soll durch Errichtung von Provinzialstationen eine genauere Beobachtung der lokalen Witterungsverhältnisse ermöglicht werden, und daß die dadurch erzielten Resultate dem Landwirth bei seiner so sehr vom Wetter abhängigen Arbeit wichtige Fingerzeige zu geben im Stande sind, leuchtet wohl ein. — Doch schon die bis jetzt gewonnene Erkenntniß der Entstehung unserer gewöhnlichen und alltäglichen Witterungserscheinungen ist eine recht befriedigende, und der Versuch, einmal ganz kurz die Resultate der auf diesem Gebiete angestellten Forschung zusammenzustellen, ist im Folgenden gemacht und dürfte Manchem vielleicht ganz willkommen sein.

*

Es handelt sich jetzt darum, die Ursachen der Entstehung von Wind und Wetter aufzufinden und zu erklären.

Die großen und regelmäßigen vier jährlichen Witterungsperioden, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, sind in der Art ihrer Entstehung so allgemein bekannt, daß ich darüber hinweggehen kann. Nächst diesen durch den Stand der Erde zur Sonne bedingten vier Jahreszeiten sind es vorzüglich die auf der Erde fortwährend stattfindenden Luftströmungen, welche einen wesentlichen Einfluß auf das Wetter haben, weßhalb auch diese zunächst zu besprechen sind.

Alle unsere Luftströmungen haben ihre Ursache in dem Bestreben der Atmosphäre, an allen Punkten der Erdoberfläche in gleicher Dichtigkeit aufzutreten. Dieses Bestreben veranlaßt zwei Arten von uns hier interessirenden Bewegungen des Luftozeans, einmal die Passatwinde und dann die sogenannten lokalen Winde.

Um diese Winde in ihrer Entstehung begreifen zu können, müssen wir uns einer physikalischen Eigenschaft der Luft erinnern. Wir wissen, daß man einen Luftballon in der einfachsten Weise dadurch zum Steigen bringt, daß man ihn mit, durch eine Spiritusflamme erwärmter Luft füllt; es beweist dieß, daß die warme Luft leichter, weniger dicht als die kalte ist, und deßhalb eine erwärmte Luft in einer kältern aufsteigt.

Am Aequator nun wird die Luft durch die dort herrschende hohe Temperatur so erwärmt, daß sich ein Theil derselben erhebt und zu beiden Seiten nach den Polen hin abfließt; dadurch entsteht aber dicht an der Erdoberfläche ein etwas luftverdünnter Raum, der jedoch sofort wieder ausgefüllt wird durch die von den Polen herzuströmende kalte Luft. So entsteht auf der Erde ein großartiger Luftzug, wie man ihn im Kleinen in jedem geheizten Zimmer zu beobachten Gelegenheit hat. Auch hier steigt die am Ofen stark erwärmte Luft zur Decke auf, breitet sich dort aus und wird, wenn sie an dem oberen Theile der Fenster ankommt, dort abgekühlt, sinkt zu Boden und wird wieder zum Ofen hingesogen. — Auch die vom Aequator den Polen zufließenden Luftströme kühlen sich auf ihrem Wege allmälig ab, und der auf der nördlichen Hemisphäre, von dem im Folgenden nur noch die Rede sein soll, sinkt etwa in der Breite des mittleren Europa auf die Erdoberfläche herab. Hier können also der Polar- und der Aequatorialstrom nicht mehr wie bisher übereinander hinfließen, sondern müssen nebeneinander strömen, und es ist begreiflich, daß sie sich vielfach in ihren Betten drängen und schieben werden. Aus dem bisher Gesagten sollte man vermuthen, daß der Aequatorialstrom genau von Süden nach Norden, und der Polarstrom in umgekehrter Richtung wehe, doch aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen erfährt der erstere eine Ablenkung nach S.W., während letzterer nach N.O. gedreht ist.

Nächst diesen fortwährenden sehr regelmäßigen Luftströmen erheischen unser Interesse die temporären, oder besser gesagt, die lokalen nicht minder. Wenn an zwei Orten, zum Beispiel Europas, aus irgendwelchen Ursachen verschiedene Temperatur herrscht, so wird dadurch auch eine verschiedene Dichtigkeit der Luft, die sich durch differirenden Barometerstand (beide Orte in gleicher horizontaler Höhe vorausgesetzt) kundgibt, herrschen. Die Luft aber, die das Bestreben hat, an allen Orten in gleicher Dichtigkeit aufzutreten, wird jetzt diesem Drange dadurch gerecht, daß sie von dem Orte mit höherem Barometerstande nach dem mit geringerem Luftdruck hinströmt; dieß sind die lokalen Luftströmungen. Aus der Kombination dieser lokalen und der vorhin erwähnten Passatströmungen entstehen unsere Winde, und durch die Vertheilung von Land und Wasser auf unserem Erdtheil ist es bedingt, daß jeder der acht Hauptwinde eine im Allgemeinen bekannte Witterung mit sich bringt. Wir wissen, daß für das mittlere Europa S., S.W., W., N.W., N. feuchte Niederschläge hervorrufen, während N.O., O. und S.O. meistens trocken sind. Schon Goethe charakterisirt die Winde nach den vier Himmelsrichtungen im „Faust“ durch seinen Famulus, indem er Letzteren, wennschon etwas pessimistisch, sagen läßt:

„Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Glut auf Glut um deinen Scheitel häufen,
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu ersäufen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano**.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Die Dekoration.

Der Boulevard Bessières bietet keinen besonders schönen Anblick. — Die jungen Bäume, mit denen er bepflanzt ist, das Hüttenhafte seiner zerstreuten Häuser, die langen Hofmauern geben ihm ein halb unreifes, halb altersmüdes Aussehen.

Zwischen der Passage Boulay und der Rue de Docteur, gegenüber den Schanzen, zieht sich eine Rohmauer hin, deren Höhe mit diebeswehrenden Glassplittern besät ist und die einen Garten von circa vierhundert Meter einschließt, in dessen Mitte ein ärmliches, düsteres, einstöckiges, kleines (mit unregelmäßigen Fenstern wie mit Schielaugen behaftetes) Häuschen hockt.

Darin wohnte im Jahre 1875 ein Exkapitän des dritten Marineinfanterieregiments, der nach einer Lebensreise durch die halbe Welt, nach einer Garnison in allen französischen Kolonieen, nach einer Expedition am Senegal, nach Campagnen in China und Cochinchina in diesem todtenstillen, versteckten, traurigen Heim Halt gemacht hatte.

Jules Guérin — so hieß der Mann — und sein Bruder Claude, beide Pariser Kinder, hatten Jeder bei ihrer Großjährigkeit, durch den Tod ihrer Eltern, etliche fünfzigtausend Franken geerbt. Aber während der ältere, sanfte und ruhige Claude sein Kapital in einem Geschäftshause placirte, in welchem er selber eine Stellung annahm, machte Jules Guérin den Versuch, in gewissen Kreisen eine erste Rolle zu spielen und war bald genug ruinirt. Er sollte nun arbeiten, um seinen Unterhalt zu verdienen, eine Stelle suchen, in irgend ein Amt eintreten, sich zu einer gebundenen Lebensweise entschließen, die weder Lärm, noch Abenteuer, noch Aussichten bot. Das behagte ihm nicht.

Sein unruhiger, abenteuerlustiger Geist, seine lebhafte Phantasie, seine Lebenslust und Wißbegierde trieben ihn in eine alledem angemessene Carrière und er wurde Marinesoldat.

Gleich von Anfang an wurde er nach den Tropenländern versetzt, nach dem Senegal, wo man damals damit beschäftigt war, einige widersetzliche Völkerschaften zu bekämpfen. Er führte sich tapfer auf, gewöhnte sich an das Klima, machte sich bemerkbar und erhielt bald eine Charge und später die Epauletten.

Als Kapitän, auf Guadeloupe in Garnison liegend, verliebte er sich in eine charmante Kreolin, die Tochter eines Bewohners der Insel.

Jules Guérin war damals schon fünfundvierzig Jahre alt, nahm sich aber in seiner Uniform ganz stattlich aus. Seine Werbung fand Gehör, und im Jahre 1858 war's, da krönte ein neugeborenes, heißersehntes Töchterlein alle seine Wünsche.

Zwei Jahre wurde der Kapitän nach dem chinesischen Kriegsschauplatz beordert und mußte Weib und Kind verlassen. Hier zeigte er sich so tapfer, wie früher als Junggeselle, wurde Offizier der Ehrenlegion und kam auf Urlaub nach Guadeloupe zurück.

Aber ach, die Freuden des Wiedersehens hatten keine lange Dauer: Madame Guérin starb während einer Epidemie des gelben Fiebers.

Die Verzweiflung des Kapitäns war grenzenlos, er wollte sich anfangs das Leben nehmen: aber er war Vater und betete seine kleine Jeanne an.

Bald nahm er, um sich ja nimmer von ihr trennen zu müssen, seine Entlassung und ging mit seinem geliebten Töchterlein — dem lebendigen Widerglanze seines todten Glückes — nach Frankreich zurück.

Als Pension hatte Kapitän Guérin die Summe von zweitausendvierhundert Franken zuerkannt erhalten, wozu noch fünfhundert Franken als Benefiz seines Ordens kamen, so daß er nun über ein Einkommen von zweitausendneunhundert Franken verfügte. Diese Summe war wohl kaum genügend, um in Paris zu leben und einem Mädchen eine gute Erziehung zu geben. Aber in seiner Militärzeit waren mit Jules Guérin bedeutende Veränderungen vorgegangen: der Leichtsinnige von ehemals war jetzt ordnungsliebend und sparsam; der Lebemann von damals war ganz im Vater aufgegangen und hatte weder Laster, noch kostspielige Leidenschaften mehr.

Uebrigens war er über die Zukunft seiner Jeanne ganz beruhigt: so knapp auch ihre erste Jugend gehalten werden mußte — eines Tages sollte sie ja reich werden.

In der That hatte der Bruder des Kapitäns, während dieser selber Krieg führte, allgemach ein schönes Vermögen erworben. Dasselbe war sogar so ansehnlich geworden, daß er anfangen wollte, dasselbe zu genießen. Er zog sich von den Geschäften zurück, miethete eine hübsche Wohnung auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, hielt ein Coupé und wurde Mitglied eines Klubs.

„Habe nur keine Angst!“ sagte er zu seinem Bruder Jules. „Ich richte mir mein Junggesellenleben so behaglich als möglich ein, damit ich nie in Versuchung komme, ein Weib zu nehmen — denn ich will mein ganzes Vermögen — freilich so spät als möglich, liebes Alterchen, meiner herzigen kleinen Nichte hinterlassen.“

Auf diese Worte bauend, fuhr der Kapitän fort, bescheiden an der Seite seines Kindes zu leben, welches er, nicht allzu oft, um ihn nicht zu belästigen, dem „Millionenonkel“ (wie man ihn nannte) zum Besuche brachte.

Die gänzliche Aenderung in seinen Gewohnheiten, die Unthätigkeit nach der fleißigen Arbeit — vielleicht auch andere Ursachen — brachten Claude Guérin Unglück. Er starb jählings zu Ende des Jahres 1871 an einem Gehirnschlage.

Der Kapitän war sehr betrübt über diesen unerwarteten Todesfall und beweinte seinen Bruder aufrichtig. Nachdem er dieser Herzenspflicht Genüge gethan hatte, begab er sich zu dem Notar, um Einblick in das Testament zu nehmen.

Dasselbe wurde vor seinen Augen eröffnet. Der Verstorbene hinterließ sein ganzes Vermögen einer gewissen Mathilde Simonnet, die in ihren Mußestunden Schauspielerin war und als solche den Namen Mathilde von Villeneuve angenommen hatte.

Während der vertrauensvolle Kapitän sich ganz der Erziehung seiner Tochter gewidmet und weder Zeit, noch Lust gehabt hatte, seinen Bruder zu überwachen, hatte sich jene Mathilde von Villeneuve unmerklich in die Intimität Claude Guérin's eingeschlichen. Jung, intelligent, blendend schön, ungewöhnlich elegant, raffinirt in der Koketterie, hatte sie sich des alten Philisters (der ungeschickterweise das Leben beginnen wollte zu einer Zeit, wo er davon hätte ausruhen sollen) vollständig bemächtigt.

Die Enttäuschung des Kapitäns war groß; dieses Vermögen, das ihm entging, er bedauerte es nicht um seiner selbst willen: seine Bedürfnisse waren ja so einfach! Aber für Jeanne, für sein Herzenskind, hatte er es innigst ersehnt. Und in dem Augenblicke, wo er es schon zu erfassen meinte, wo Alles: die Abwesenheit anderweitiger Erbansprüche, seine eigene nahe Verwandtschaft, die Versprechungen seines Bruders und die Zuneigung, welche derselbe seinem Nichtchen schenkte, ihn berechtigten, ganz sicher auf dasselbe zu rechnen, in diesem Augenblicke ging dieses Vermögen in die Hände einer Fremden, einer Intrigantin über. Und Jeanne, sein Herzenskind, dieses süße Geschöpf, das ganz aus Schönheit, Güte und Keuschheit bestand, sollte beraubt werden, um all' ihre Hoffnungen und Rechte kommen zu Gunsten einer Elenden!

Nein, nein, er konnte eine solche Ungerechtigkeit nicht zulassen, nicht dulden eine solche Infamie. Er wollte Prozeß führen gegen diese Demoiselle Villeneuve; er wollte sie anklagen, daß sie ihre Gewalt über Claude Guérin mißbraucht, daß sie ihn vielleicht durch Drohungen und Zwang dazu gebracht habe, ein Testament zu ihren Gunsten zu verfassen. Er wollte die Nichtigkeitserklärung eines Aktenstückes fordern, das auf ein unsittliches Verhältniß gegründet war, er wollte ein Vermögen zurückverlangen, das ihm, ihm allein gebührte.

Die Gesetzkundigen, die er befragte, der Notar seines Bruders selber, der, wie alle Welt, entrüstet war über dieses unerwartete Testament, bestärkten ihn in seinen Plänen und erklärten sein Recht als sonnenklar.

Er prozessirte also und trug in Kurzem einen vollständigen Sieg davon vor dem Civilgerichtshofe.

Aber ach! während er sich darüber freute, appellirte Fräulein von Villeneuve, und ein Jahr später wurde ihr vom obersten Gerichtshofe die Gültigkeit des Testamentes zuerkannt.

Man rieth dem Kapitän, ein Kassationsverfahren einzuleiten. Aber der Arme war entmuthigt und kleinmüthig geworden. Wer weiß, ob die Requisitionskammer das Kassationsgesuch genehmigte? Und wenn sie es that, gab es einen neuen Prozeß; er konnte auch diesen verlieren, und die Kosten desselben ihn zum Bettler machen und sein Herzenskind hülflos der Armuth preisgeben.

Er gab also die Sache auf, und da ihm die Zukunft keine Aussicht mehr bot, wollte er der Gegenwart das Beste abringen. Er verließ deßhalb die innere Stadt, wo Jeanne eben ihre Erziehung vollendet hatte, und ließ sich an den äußersten Grenzen von Batignolles nieder, in jenem tristen Häuschen des Boulevard Bessières. Denn der Miethzins war da billig und der Garten gab seinem Töchterchen frische Luft und ihm selbst die nöthige Bewegung. So lebten sie daselbst allein, ohne Dienerschaft; nur die gröbsten Hausarbeiten wurden von einer Bedienerin versehen, welche des Morgens kam und des Abends wieder ging.

Und in diesem stillen Häuschen finden wir Vater und Tochter am 24. März 1875, an welchem die ersten Begebenheiten dieser seltsamen, aber vollkommen wahren Geschichte vorfielen.

Zweites Kapitel.

Vater und Herzenskind.

Das Haus auf dem Boulevard Bessières war sehr vernachlässigt gewesen zu der Zeit, da Kapitän Guérin dasselbe bezog. Seitdem aber war es recht wohnlich geworden.

Im Parterre lag eine kleine Vorhalle zwischen der Küche und dem Speisesaale. Im Hintergrunde desselben führte eine ziemlich dürftige Treppe in das einzige Stockwerk hinauf. Dort lagen drei Thüren einander gegenüber; rechts die, welche in Jeanne's Zimmer führte, in der Mitte die zum Salon, und links, der Treppe am nächsten, die Thür der Stube, welche Guérin selber bewohnte.

Vater und Tochter waren so nur durch eine Entfernung von etwa sechs Meter und zwei Thüren von einander getrennt.

Der alte Kapitän war, wie die meisten Soldaten, in jedem Handwerk ein wenig erfahren, und hatte mit seiner Geschicklichkeit dem stillen Hause ein ganz comfortables Ansehen verliehen. Die ehemals so mangelhaften Fensterschlossen hermetisch, die Schlösser gingen leicht, und die Wände waren mit freundlichen hellgrauen, rothbordirten Tapeten überzogen.

Im Salon hingen schöne fremdländische Gewebe, auf denen Säbel, Degen, Pistolen aller Gattungen, Pfeile vom Senegal, chinesische Waffen, kanadische Todtschläger geschmackvoll gruppirt waren.

Das Zimmer des jungen Mädchens mit seinem schneeweißen Bette, seinem Spiegelschranke, seiner Marmortoilette und seinem Millefleursteppiche war ein reizendes Gelaß, welches den Neid von so manchem reicheren jungen Mädchen hätte erwecken können.

Nur das Zimmer Guérin's selber war kahl und ärmlich geblieben: an der Wand hingen, ohne Ordnung, eine Menge Pfeifen, an Möbel waren nur zwei Sessel, ein Tisch und ein Eisenbett da, welches ganz nahe an der Außenthüre stand.

Kapitän Guérin begnügte sich aber nicht damit, Tischler, Schlosser und Tapezierer zu sein, um das Heim seines Herzenskindes zu schmücken; der alte Soldat wurde sogar zum Gärtner. Auf den rasenumgrünten Beeten seines Gartens fand jede Jahreszeit ihre Blumen im Blühen. Um sich selber ein paar lebende Reminiscenzen seiner Irrfahrten zu bewahren, zog er auch eine Ricinusstaude, einen Tabakbusch und eine kleine Palme, die man vor der Witterung so sorgsam behütete wie ein kränkliches Kind.

An dem sonnenhellen Lenzmorgen des 24. März war Papa Guérin, in eine ehemalige, zum Hauskleide herabgesetzte Galauniform gekleidet, schon längst im Garten thätig, als sein Herzenskind noch den süßen, traumlosen Morgenschlummer schlief.

Er war trotz seiner sechzig Jahre noch sehr rüstig, der Kapitän, sein Schnurrbart kräuselte sich noch kühn, und um seine vollen Lippen spielte ein gesundes Lächeln, wie es dem Alter nur selten eigen ist.

Endlich öffnete sich die Hausthüre und Jeanne Guérin wurde sichtbar, das spähende Köpfchen noch im Schatten, aber das Kleid schon badend im hellsten Morgenlichte.

Siebenzehn Jahre erst war sie alt. Aber so wie die Pflanzen ihres Vaterlandes, die der Sonnenstrahl eines einzigen Tages öffnet und zur Blume küßt, so blühte sie schon gleich einem Mädchen von zwanzig. So hochgewachsen war sie, so schlank, ihr Nacken hatte eine harmonische Rundung, und ihre jungfräuliche Büste war wie eine Knospe, die den Sonnenaufgang erwartet, um zu schwellen. Und dann das liebliche Köpfchen mit den feurigschwarzen, abgrundtiefen Augen, dem dunklen Kastanienhaare, dem charakteristischen Näschen, den vollen rosigen Lippen und den schneeweißen, dichtgesetzten Kreolenzähnen.

Aber so malerisch schön diese ganze Erscheinung war in ihren feinen Linien: man vergaß es fast über der Schönheit des Ausdrucks in diesem herzigen Gesichte voller Jugendlust, Vornehmheit und Seelenreinheit.

Sobald Guérin Jeanne erblickte, ließ er sein Gartenwerkzeug fallen, um ihr die Arme entgegenzubreiten. Und im Nu lag sie an seiner Brust und umhalste ihn. Das war der Morgengruß zwischen Vater und Tochter. Und gute Küsse wurden dabei gegeben und erwiedert, und dann zog Jeanne den alten Soldaten nach dem Hause und sagte mit ihrer warmen, herzvollen Kreolenstimme:

„Da herein, Herr Papa, das Frühstück wird sonst böse!“ —

Er ließ sich leiten von ihren weißen lieben Händchen, und das Glück in seiner Brust spiegelte sich in seinem Lächeln ab; und so betraten sie das Haus, nahmen vor einem netten Tische aus Nußbaumholz Platz, der kein Tischtuch, aber eine sehr appetitliche Platte zeigte, und mitten im Naschen meinte Jeanne:

„Gehst Du heute aus?“

„Ja freilich. Und wahrscheinlich für den ganzen Tag.“

„Papa, Du wirst jetzt recht leichtsinnig. Was soll denn das heißen? Alle Tage schwärmst Du herum . . .“

„Geschäfte, kleines Fräulein!“

„Geschäfte, Geschäfte, Geschäfte! Du hast Dich mit gar nichts zu beschäftigen als mit mir!“

„So? Und das wäre ganz genug, meinst Du?“ sagte er, das Glas an die Lippen führend.

Aber sie ließ ihm gar nicht Zeit zum Trinken, sondern zog ihn an seinem dichten Schnurrbarte, lachte ihn an, und rief:

„Unterstehe Dich nur, das noch einmal zu sagen!“

Er unterstand sich's nicht, er küßte sie lieber.

Nach dem Frühstücke gingen sie die äußere Treppe hinauf, und der Kapitän machte Toilette in seinem Zimmer.

Jeanne aber ließ ihr Väterchen doch nicht allein; sie blieb im Salon und durch die angelehnte Thür hindurch plauderte sie weiter:

„Weißt Du, das ist aber das letzte Mal, daß ich Dich für den ganzen Tag fortlasse! Ich langweile mich ja, wenn Du nicht da bist. Und dann fürchte ich mich auch in diesem einsamen Hause auf diesem öden Boulevard . . .“

„Was? Du, ein Soldatenkind, und Furcht?!“ rief der Kapitän. „Verleumde Dich doch nicht . . .“

„Furcht hin, Furcht her, Soldatenkind hin, Soldaten-

kind her!" machte sie knapp an der Thüre. „Ich mag keine Besuche mehr wie der gestrige war — dieser Mensch, der nach Dir gefragt hat ... in Geschäftsangelegenheiten, wie er sagte ..."

Der Kapitän lachte.

„Aber ich sage Dir ja, daß ich zu wissen glaube, wer es war. Ich hatte ihn herbestellt und es nur vergessen ..."

„Dann bestelle Dir das nächste Mal keine Galgenphysiognomieen!"

„Aber, liebes Kind, der Mann, den ich meine, ist ein ganz anständiger Mann. Uebrigens verspreche ich Dir, von Morgen an lasse ich Dich nie wieder allein und gehe nie mehr fort. Und heute, heute hast Du ja Deine gute Freundin als Gast bei Dir!"

„Ha, ha, die fürchtet sich ja noch viel mehr als ich!"

„Bah, bah, bah, ihr werdet gar keine Zeit haben, euch vor Galgenphysiognomieen zu fürchten; ihr werdet der Bedienerin in der Küche helfen, ein prächtiges Mahl zu bereiten, ganz nach eurem Gusto. Ich bewillige Dir zehn Franken!"

„Zehn Franken? Papa, Du mußt unter Kuratel gestellt werden. Oder Du hast geheime Quellen. Willst Du mir wohl sagen, woher die stammen? Sonst komme ich gleich zu Dir hinein — ohne Pardon! ..."

„Komm' immerhin, Kind, ich bin schon fertig."

Im Nu war sie bei ihrem Papa und ertappte ihn in dem Augenblicke, wo er ein altes rothes Portefeuille aus seiner Tischlade nahm.

„Was ist denn da drinnen?" forschte das junge Mädchen.

„Ach, leider Gottes gar nichts!" seufzte er komisch, indem er das leere Lederzeug öffnete.

Sie machte eine Schmollmiene und wandte sich ab. Guérin steckte das Portefeuille in seinen Ueberrock und schien froh, daß sie das nicht bemerkt hatte. Er mußte wirklich eine Heimlichkeit haben vor seinem Kinde.

Sie fragte und forschte noch ein Weilchen, aber er lachte ihr in die Augen:

„Nichts da! Heut Abend beim Essen sollst Du Alles erfahren, aber jetzt keine Sylbe — mein Wort darauf!"

„Ach, wenn Du Dein Wort gibst, dann sagst Du mir freilich nichts mehr, garstiger Papa ..."



Die Würger von Paris. Jeanne fuhr entsetzt zurück und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Originalzeichnung von G. Franz. (S. 14.)

Drittes Kapitel.

„Der Herr Doktor hat Geschäfte."

Gegen zwei Uhr Nachmittags schritt Kapitän Guérin, den Ueberrock stramm zugeknöpft, den Hut ein wenig auf der Seite und den Bart gewichst, durch seinen Garten, öffnete die kleine Pforte, welche auf den Boulevard führte, und ging die Avenue Clichy entlang. Auf dem Blumenmarkt abbiegend, trat er daselbst in eine Wohnungsagentur und sagte zu dem Beamten derselben, welcher sich bei seinem Eintritt erhob:

„Ohne Zweifel sind Sie es gewesen, mein Herr, der gestern während meiner Abwesenheit bei mir war, und wollten mir Nachricht bringen über den bewußten Miethvertrag?"

„Nein, Kapitän, und ich muß Sie deßhalb um Entschuldigung bitten. Ich fand wirklich nicht die Zeit, hinzukommen. Uebrigens habe ich die nöthigen Erkundigungen schon eingezogen. Man ist mit Ihren Bedingungen einverstanden, der Miethskontrakt kann unterzeichnet werden."

Guérin blieb noch eine Weile im Bureau und entfernte sich dann, wieder in die Avenue Clichy zurückkehrend. Während dieses Weges fragte er sich, wer wohl gestern bei ihm gewesen sein könne, da es nicht der Miethsagent gewesen war. Hatte Jeanne in der That mit ihrer Furcht Recht gehabt und hatte sich ein Fremder, ein Uebelthäter vielleicht, eingeschlichen, um in seiner Abwesenheit die Gelegenheiten des Hauses zu erspähen?

Aber nicht lange grübelte der Kapitän darüber nach, hatte er doch andere Dinge im Kopfe! Und so that er die Sache mit dem Gedanken ab: „Man weiß in Batignolles, daß ich eine bequeme Wohnung suche, und irgend ein zweiter Miethsagent wird dem meinigen haben zuvorkommen wollen!"

Rasch schritt er nun die Avenue entlang, oft auf seine Uhr schauend, als ob er sich zu verspäten fürchte; dabei war er ein wenig nervös, ein wenig fieberisch aufgeregt, wie ein Mensch, der zu einer Zusammenkunft eilt, von welcher seine Zukunft, sein Glück abhängt.

In Paris angekommen, ging er in die Rue Clichy, dann durch die Chaussée d'Antin, überschritt die Boulevards und trat Punkt drei Uhr in ein Haus der Rue Neuve-des-Petits-Champs nächst der Passage Choiseul.

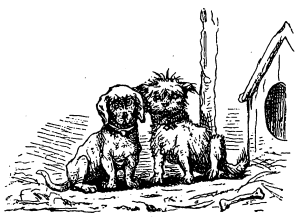
Er stieg ein Stockwerk hinauf, drehte einen Kupferknopf und stand in der Kanzlei des Doktor Lavril, eines der geachtetsten Notare von Paris. Das Gelaß, in welches er eingetreten, war eine Art Vorgemach, für die Expeditoren bestimmt.



Der letzte Hohenstaufe. Gemälde von E. F. W. Rögge. Nach einer Photographie im Kunstverlag von Ferd. Finsterlin in München. (S. 15.)

Hundefreundschaft und Katzenlist.

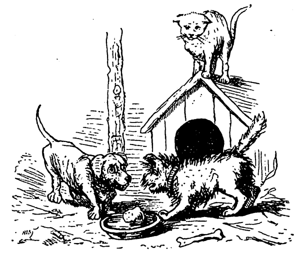
Nach Skizzen von **Max Scholtz.**



Der Schnauzel und der Ami waren
Zwei Freunde schon seit vielen Jahren.



Doch einmal bei dem Mittagessen
War ihre Freundschaft schnell vergessen.



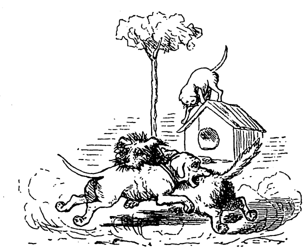
Um eines kleinen Fleischesstücken
Maß man sich bald mit bösen Blicken.



O weh! man knurrt und fletscht die Zähne,
Die Sache däucht mir gar nicht bene.



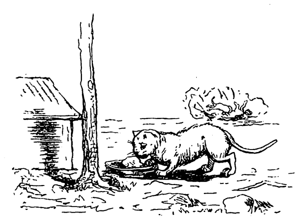
Der Kater sitzt still und bescheiden
Und respektirt gar sehr die Beiden.



Närrrr — schnapp! — dem Ami währt's zu lange,
Die Paukerei ist schon im Gange.



O weh, wie geht das über's Fell her,
Man hört nicht einen einz'gen Beller.



Der gute Kater unterdessen,
Der nähert sich dem Napf gemessen.



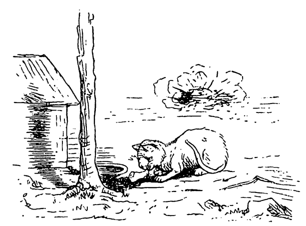
Hei, wie das keucht in Kampfeshitze,
Der Schnauzel packt die Schwanzesspitze.



Doch Ami item ist nicht faul,
Nimmt Schnauzel's Schwänzchen auch in's Maul.



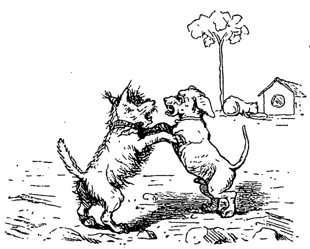
Und, wie ein Kreisel im schwindelnden Dreh'n,
Verging allen Beiden Hören und Seh'n.



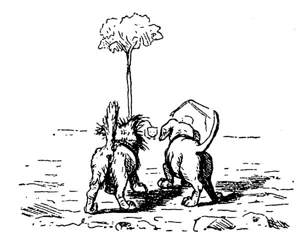
Der gute Kater unterdessen
Fängt an das Fleischstück aufzufressen.



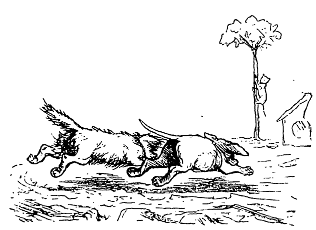
Heidi, der Schnauzel liegt jetzt unten,
Das kommt dem Ami wie gefunden.



Doch plötzlich ändert sich die Szene,
Denn Schnauzel kommt schnell auf die Beene.



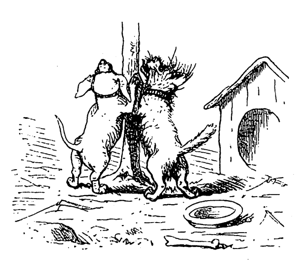
Potz Wetter, da sehen Beide mit Schrecken
Den Kater gemüthlich die Suppe schon lecken.



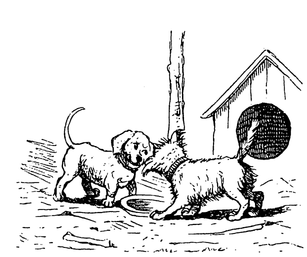
Da treibt sie's, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzen zur Schüssel auf Leben und Sterben.



Doch Käterchen war auch so schlau schon gewesen,
Und hatte zum Schutz sich 'n Baum auserlesen.



Und lachte, indem er den Bart sich beleckt,
„Ich dank' euch, das Fleisch hat vortrefflich geschmeckt!"



Da schauten sich Beide verwundert an
Und vertilgten den Rest von der Suppe alsdann.



Drauf verzogen sie sich, wie das böse Gewissen,
Voll Trauer um den nichtgefressenhabenden Bissen.

Ein einziger Expeditor saß in diesem Augenblicke vor seinem Schreibtische und kopirte ein Aktenstück. Es war das ein kleiner Mann, wüst und herabgekommen aussehend, mit fahlem, unreinem Teint, einer Geiernase, schlechtgekämmten Haaren, struppigem Backenbart und dünnen Lippen über gelben Zähnen. Etwas Falsches, Thierisches lag in dieser Physiognomie, ohne daß es ihr an Intelligenz gefehlt hätte; das Lächeln war verächtlich, fast sarkastisch, und in den kleinen grauen, hellumwimperten Aeuglein blitzte oft ein seltsames Licht auf.

Der Kapitän trat zu dem Expeditor und fragte ihn, ob Doktor Lavril ihn empfangen könne.

„Für den Augenblick nicht," antwortete der Mann und erhob dabei rasch das Haupt, als sei er in seiner Arbeit überrascht worden. „Der Herr Doktor hat Geschäfte."

„Er hat mich aber für drei Uhr herbestellt! Und ich bin pünktlich."

„Du lieber Himmel ... manchmal kommt eben etwas Unverhofftes. Gerade vorhin ist Jemand in sein Bureau eingetreten, und Sie werden also ein wenig warten müssen."

„Gut, ich werde warten," sagte Guérin und setzte sich mit resignirter Miene auf einen Stuhl. Da er schon oft in dieser Kanzlei gewesen war und öfter auf den Doktor hatte warten müssen, so war der Kapitän nachgerade mit allen hier Beschäftigten ein wenig bekannt geworden. So kam es denn auch bald zwischen Guérin und Jagon (so hieß der Expeditor) zu einem Gespräche.

„Nun, Kapitän," sagte der Letztere, „so ist er also endlich da, der große Tag?"

„Ah, Sie wissen?"

„Mein Gott, ja. In den Schreibstuben weiß man ja doch Alles, was beim Chef vorgeht. Er schließt wohl die Thüre, wenn er mit seinen Klienten allein ist, aber ihre Geheimnisse kommen doch unter uns. Aus diesen Privatunterredungen resultiren immer Aktenstücke; die einen Schreiber setzen dieselben auf, andere kopiren sie, ein dritter muß sie beim Amte legalisiren lassen, und so kommt es, daß bald nicht nur der Prinzipal, sondern auch alle Schreiber, ja sogar ein kleiner Expeditor gleich mir, weiß, um was es sich handelt."

Er hatte das langsam, nachdrücklich gesagt, wie Jemand, der so lange als möglich sprechen will, um seinen Gesellschafter zu beschäftigen. Seine Stimme war schrill, die echte Stimme eines Buckligen, und es konnte auch nicht anders sein. Wenn man mit der Hand dem Herrn Jagon den Rücken entlang strich, konnte man deutlich eine gewisse Wölbung wahrnehmen, die durch allerlei Mittel bekämpft worden, aber nicht ganz zu verwischen gewesen war.

„Und das Fräulein weiß noch immer nichts von der Sache?" fragte der Expeditor nach einer kleinen Pause.

„Nichts," sagte der Kapitän. „Sie hat keine Ahnung davon. Ich habe den Muth gehabt, achtzehn Monate hindurch nichts verlauten zu lassen; ich wollte nicht, daß sie meine Ungewißheit theilte, deren Ende nur allzu leicht hätte eine bittere Enttäuschung sein können."

„Aber heute, wenn Sie jetzt nach Hause kommen, werden Sie wohl die Neuigkeit mittheilen?" fragte Jagon.

„Gewiß — wenn Alles in Ordnung ist."

„Ach, darüber können Sie ganz ruhig sein, Sie bringen heute Alles zu Ende. Ich habe gehört, wie der Herr Prinzipal seine Anordnungen traf."

Guérin antwortete nicht, aber seine leuchtenden Augen, sein strahlendes Gesicht zeigten, wie glücklich ihn diese Nachricht machte.

Jagon begann wieder:

„Ich wette, man wird heute spät zu Bette gehen auf dem Boulevard Bessières! Die Freude erhält Einen munter."

„Bah!" lächelte der Kapitän. „Wir leben so regelmäßig, daß wir nichts an unseren Gewohnheiten ändern werden. Jeanne ist, wie alle Mädchen ihres glücklichen Alters, eine große Freundin vom Schlafen ... und was mich betrifft, so mache ich Punkt zehn Uhr die Augen zu, und Eins, Zwei, Drei! liege ich auch schon in Morpheus' Armen."

„Und wachen in der Nacht nie auf?"

„Wozu? Man liegt ja im Bette, um zu schlafen."

„Aber wenn ein Lärm ..."

„Mich weckt kein Lärm. Wenn man das Getümmel der halben Welt durchgemacht hat, wird das Ohr ziemlich abgehärtet. Wie viel Ueberfahrten habe ich schon mitgemacht und habe beim Schnaufen des Dampfkessels, beim Pfeifen der Matrosen, beim Brausen des Meeres und bei den Signalschüssen ganz ruhig mein Schläfchen gemacht."

Der Kapitän wurde dadurch unterbrochen, daß die Bureauthüre des Notars sich öffnete. Dieser selbst erschien auf der Schwelle, warf einen Blick in's Expeditionszimmer und wie er Guérin bemerkte, rief er:

„Wie, Kapitän, Sie sind hier? Was machen Sie denn da außen? Warum sind Sie nicht eingetreten? Ich warte schon seit einer Stunde auf Sie!"

„Aber man hat mir gesagt, daß Sie Besuch haben," entgegnete Guérin.

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Ich, Herr Doktor," antwortete der Expeditor schüchtern. „Ich glaubte ... ich hatte Jemanden eintreten sehen ..."

„Ein Bekannter, der aber augenblicklich wieder fortging. Mischen Sie sich künftig nicht in Sachen, die Sie nichts angehen! Treten Sie ein, Kapitän, bitte!"

Guérin trat vor dem Notar ein und die Doppelthüre schloß sich hinter ihnen.

Jagon, den der Verweis seines Prinzipals nicht im mindesten berührt zu haben schien, zog seine Uhr aus der Tasche, versicherte sich, daß es vier Uhr geworden sei, und machte sich dann, da ein Schreiber eintrat, geschäftig wieder an seine Arbeit. Er unterbrach dieselbe nur von Zeit zu Zeit, um wieder seine plumpe Uhr zu ziehen und dem Fortschreiten des Zeigers zu folgen; je mehr Zeit verstrich, desto glänzender wurden seine grauen Aeuglein, desto seltsamer verzogen sich seine Lippen zum Lächeln. Beim geringsten Geräusche hob er den Kopf und warf einen scheelen Blick nach der Thüre der Notarkanzlei. Es schien, als fürchte er, dieselbe möge sich zu früh öffnen.

Aber erst um fünf Uhr erschien Guérin wieder, gefolgt von dem Notar, der ihn bis zur Ausgangsthüre begleitete und ihm zum Abschiede die Hand reichte.

Jagon hatte seinen Platz nicht verlassen. Er schrieb und schien ganz in seine Arbeit vertieft. Aber sobald Doktor Lavril wieder in seinem Kabinet verschwunden war, sprang der Expeditor, der sich in diesem Momente allein im Zimmer befand, auf, lief an's Fenster, welches in den Hof führte, und konnte Guérin erblicken, der denselben durchschritt.

Der Kapitän ging leichten Schrittes, den Hut auf dem Ohre, mit Siegermiene, ein Liedchen summend. Sein Ueberrock war noch sorgfältiger zugeknöpft als am Morgen, vom Halse bis zur Taille. Solange Jagon ihn noch sehen konnte, tastete er mit der Hand zweimal nach seiner rechten Brusttasche, die stark gefüllt zu sein schien. Er mußte einen kostbaren Gegenstand darinnen tragen, von dessen Vorhandensein er sich von Zeit zu Zeit überzeugen wollte.

Jagon rieb sich die Hände, setzte sich wieder an seinen Tisch und nahm seine Arbeit wieder auf.

Viertes Kapitel.

Ein Dessert.

Wie Kapitän Guérin in dem Gärtchen seines Hauses auf dem Boulevard Bessières erschien, flog ihm auch schon Jeanne entgegen, küßte ihn nach Herzenslust und zog ihn in das Speisezimmer.

„Komm' und bewundere mein Dessert!" rief sie.

Und da auf dem nettgedeckten Tische erhoben sich zwei Pyramiden von Zuckerzeug und eine weitere von Kuchen, zweier großer Compotgläser mit Südfrüchten gar nicht zu gedenken.

„Daran erkenn' ich Dich, Kreolenkind, Naschkatze!" rief Guérin. „Meine zehn Franken sind ganz auf's Dessert aufgegangen. Und das nennst Du ein Mittagmahl! ..."

„Nicht brummen!" lachte Jeanne. „Du bekommst Deine Lieblingsspeise. Zézelle bereitet sie eben in der Küche. Glaubst Du, wir hätten Dich vergessen?"

Zézelle ist eine in den französischen Kolonieen sehr gebräuchliche Abkürzung von Mademoiselle. Jeanne benannte so eine alte Jungfer von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, ihre beste Freundin, oder vielmehr ihre einzige Freundin. Fräulein Zoë Lacassade, dieß war der wahre Name derselben, war einst sehr intim gewesen mit Madame Guérin; und als dieselbe starb und der Kapitän den Entschluß gefaßt hatte, nach Europa zu ziehen, da erklärte Zoë, daß sie ihnen folgen werde, daß sie nicht lassen könne von ihrer kleinen Jeanne, ihrem Pathchen, ihrem Liebling, ihrem Ziehkinde. Diese Erklärung war um so verdienstlicher, als Fräulein Lacassade gar kein Vermögen besaß und noch überdieß schreckliche Angst vor einer Fahrt über's Meer hatte. Trotz ihrer Armuth aber und trotz dieser Angst führte sie ihren Entschluß aus, segelte nach Frankreich und lebte hier ohne allzu großen Mangel, Dank einer Industrie, welche sie sich gründete, und von der wir später zu sprechen haben werden.

Sie war ein ganz kleines Frauenzimmerchen mit krausen kohlschwarzen Haaren und mageren gelben Wangen. Trotz ihrer schönen Augen und Zähne war es nie Jemandem eingefallen, sie hübsch zu finden; aber Alle, die sie kannten, schätzten sie um ihrer Ergebenheit und ihres ausgezeichneten Herzens willen und dachten nicht daran, über ihre Winzigkeiten, ihre Fahrigkeit, ihre aufgeregten Gesten und Reden und andere kleine Lächerlichkeiten zu lachen.

Man hatte sich zu Tisch gesetzt. Der Kapitän seiner Tochter gegenüber, Zoë Lacassade zwischen ihnen. Während nun Guérin mit großem Appetit speiste, meinte Jeanne:

„Nun, Papa! Und das Geheimniß, das Du mir beim Essen enthüllen wolltest?"

„Beim Dessert, beim Dessert!" antwortete der alte Kapitän mit vollem Munde.

„Aber wir sind ja schon beim Dessert!" bestand Jeanne. „Wir haben ja sogar damit angefangen! ... Und — sag' einmal, was hast Du denn da in Deiner Brusttasche? Ist's eine Ueberraschung?"

„Ja wohl. Eine ganz kleine Ueberraschung!" machte der Kapitän, schluckte seinen letzten Bissen und zog feierlich einen Gegenstand aus seiner Tasche, den er vor sich hin auf den Tisch legte.

„Ach, das ist ja das Portefeuille von heute Morgen!" rief Jeanne. „Du hast es mitgenommen? Aber es hat gar nicht mehr dieselbe Form ... es ist dicker geworden. Es ist was drin ... zeig', zeig' schnell!"

„Zeigen Sie, zeigen Sie, Kapitän, lassen Sie uns nicht so lange schmachten!" sagte ihrerseits Fräulein Lacassade mit ihrem ausgesprochenen Kreolenaccente.

Ohne sich zu beeilen, aber mit dem ganzen Gesichte lächelnd, öffnete Guérin das Portefeuille nach seiner ganzen Länge und ließ dadurch ein großes Paket Banknoten sichtbar werden.

„Was ist denn das!" machte Jeanne, über den Tisch geneigt.

„Tausendfrankenbillete," entgegnete der Kapitän mit vollkommener Ruhe.

„Wo kommen sie her? Wem gehören sie? Hast Du etwa gar einen Postwagen ausgeraubt, Papa?"

„Nein, mein Fräulein, ich habe einfach meinen Bruder beerbt."

„Du?! Was sagst Du da? ... Aber eine Dame hat ja Alles geerbt, und Du hast Deinen Prozeß verloren."

„Er war noch nicht ganz verloren," antwortete Guérin. „Meine Freunde riethen mir, zu appelliren, ich zögerte anfangs, that es aber endlich doch, mein Kassationsgesuch wurde genehmigt, der Prozeß wieder aufgenommen, und dießmal unwiderruflich zu meinen Gunsten entschieden. Die einzelnen Details würdest Du doch nicht verstehen, mein Herzenskind, und so genüge es Dir, zu wissen, daß dieses Portefeuille fünfhundertdreißigtausend Franken enthält, das heißt ein Vermögen."

Die Stimme des Kapitäns war immer gerührter geworden, und bei den letzten Worten schwammen seine Augen in Thränen.

Auch Zoë Lacassade, die aufgeregte kleine Kreolin, brach vor Freude in lautes Weinen aus.

Jeanne weinte nicht. Aber sie lief um den Tisch herum, setzte sich auf den Schooß des alten Soldaten, schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

„Also um diesen Prozeß zu betreiben, um mich zu bereichern, hast Du mich so oft verlassen? Und ich, ich klagte Dich an, daß Du Dich gegen mich geändert habest, ich hatte Dich eines Tages im Verdacht, daß Du mich allein lassest, um im Café Deine Partie Piquet zu machen. Ach, Papa, theurer Papa, das werde ich mir nie verzeihen!"

„Aber so schweige doch!" brummte der Kapitän, „sonst fange ich zu weinen an wie ein kleiner Junge."

„Nein, und ich will nicht schweigen, bevor ich Dir gesagt habe, daß Du der beste aller Väter bist! ... Ach, nicht des Geldes wegen, das Du mir da bringst; ich bin ja schon glücklich, wenn ich nur Dich habe, weiter brauche ich nichts, gar nichts! Du lieber, lieber, lieber Papa!"

„Nun höre," sagte der Kapitän, nachdem die erste Erregung vorüber war, zu seinem Herzenskinde, „das ganze Geld hier ist Dein Eigenthum. Ich wollte es noch heute in mein Bankhaus tragen. Aber der Irrthum eines Schreibers ist schuld daran, daß mich der Notar erst um vier Uhr empfangen hat, und als ich ihn verließ, waren schon alle Wechslergeschäfte geschlossen. Aufrichtig gesagt, bin ich eigentlich gar nicht böse darüber, — die Ueberraschung für Dich war desto vollständiger, handgreiflicher sozusagen. Man möchte diesen Haufen Banknoten immer ansehen, nicht wahr? Aber in einer Bank sind sie jedenfalls sicherer und fruchtbringender als bei uns. Morgen früh gleich werde ich sie deponiren und Deine Mitgift sicherstellen."

„Eine Mitgift ..." sagte Jeanne, „das ganze Geld da soll meine Mitgift sein? Und von was würdest denn Du leben, wenn ich heirathen sollte?"

„Nun, von meiner Pension. Haben wir jetzt nicht alle Beide davon gelebt?"

„Aber ich will das nicht. Ich will, daß Du reich bist — wir behalten das ganze Geld für uns Beide und ich bleibe ledig."

„Schon gut, schon gut," lächelte der Kapitän. „Darüber sprechen wir später. Vor allen Dingen ziehen wir jetzt in eines der hübschen Häuser am Blumenmarkt, die Dir so sehr gefallen."

„Das ist schön!" rief Jeanne. „Und Zézelle wird zu uns ziehen?"

Und nun fingen diese drei Wesen, die sich so zärtlich liebten, Seite an Seite, Hand an Hand an, Pläne zu machen. Jeanne wollte ganz Paris kaufen für Papa und Zézelle, und der Kapitän mußte schließlich seine Banknoten im Ernst vertheidigen.

Endlich, um zehn Uhr Abends, holte die Bedienerin einen Wagen und Fräulein Lacassade nahm Abschied, indem sie versprach, morgen wiederzukommen.

Der Kapitän schloß die Hausthüre und stieg mit Jeanne in sein Zimmer hinauf. Dort plauderten sie noch ungefähr eine Stunde und fanden eine kindische Freude daran, ihren Reichthum zu zählen. Dann kehrten die Banknoten in das Portefeuille zurück, welches der Kapitän unter sein Kissen legte.

Bald darauf gaben sich Vater und Kind noch einen letzten Kuß und trennten sich.

*

Am folgenden Morgen stand Jeanne Guérin gegen acht Uhr auf und öffnete ein Fenster, um ihrem Vater, den sie im Garten glaubte, guten Morgen zu wünschen.

Da sie ihn aber nicht sah, dachte sie, er sei wohl noch nicht hinabgegangen, ging durch den Salon und trat in das Zimmer des alten Soldaten.

Plötzlich fuhr sie entsetzt zurück und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Hohenstaufe.

(Bild S. 12.)

Konradin von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäbischen Kaiserhauses der Hohenstaufen, ist eine der rührendsten und poesievollsten Heldengestalten der deutschen Geschichte. Er war der Sohn Konrad IV. und Enkel Kaiser Friedrich II. 1252 geboren, verlor er seinen Vater, als er zwei Jahre alt war. Während seiner Minderjährigkeit hatte sein Oheim Manfred auf ein falsches Gerücht vom Tode des Knaben sich die Krone Siziliens aufgesetzt, er erklärte sich jedoch bereit, dieselbe wieder auf Konradin zu vererben; Papst Clemens IV. aber vergab das Königreich Sizilien an Karl von Anjou. Die Italiener waren mit der französischen Gewaltherrschaft sehr unzufrieden und luden den rechtmäßigen Erben Konradin ein, sein väterliches Reich in Italien in Besitz zu nehmen. Voll edler Kampflust unternahm darauf im Jahre 1267 Konradin, gefolgt von seinem Jugendfreunde Friedrich, Sohn des Markgrafen von Baden, den Zug über die Alpen; Alles kam ihm freudig huldigend entgegen, er gelangte bis Rom. Doch in der Hauptschlacht bei Scurcola ward durch Verrath Konradin's Heer geschlagen, er selbst fiel in Gefangenschaft und wurde am 29. Oktober 1268 nebst seinem Freunde Friedrich von dem herzlosen und tückischen Karl von Anjou zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Unser Bild, dem vortrefflichen Gemälde von E. F. W. Rögge nachgebildet, auf Grundlage der Photographie von Ferd. Finsterlin in München, zeigt uns hier Konradin nebst seinem Freunde vor seinem Todfeind. Das Urtheil ist eben von Karl gesprochen und er weidet sich gewissermaßen an dem Anblick der edlen, jugendlich schönen Gestalt des Hohenstaufen, den er jetzt völlig vernichten kann und will. Der Gegensatz in den Charakteren der Personen, die tiefe Theilnahme der Richter, Frauen, Geistlichen und Ritter, welche zugegen, ist so vortrefflich verkörpert, die ganze Situation so ergreifend und historisch mächtig, daß dieß Gemälde mit Recht zu unseren besten historischen Bildern gezählt werden darf.

Rezepte.

Tinte von Papier zu entfernen. In Anbetracht dessen, daß heutzutage die Tinte so außerordentlich verschieden ist, erscheint es sehr schwierig, sie aus dem Papier fortzubringen. Ist es indessen gewöhnliche Galläpfeltinte, so befeuchtet man die Schrift vermittelst eines weichen Pinselchens mit Citronensaft oder einem Gemisch von 1/2 Theil reiner Schwefelsäure und 1/2 Theil Regenwasser und reibt die Stellen, sobald die Schrift verschwunden ist, sanft mit einem zarten wollenen Läppchen. Wenn man dann das Papier wieder gummirt und satinirt, so kann man wie vorher darauf schreiben.

*

Das schwarze Zahnpulver hat den Nachtheil, daß das in ihm enthaltene feine Kohlenpulver sich an den Rändern des Zahnfleisches festsetzt; doch ist diesem Uebelstand dadurch leicht abgeholfen, daß man dann und wann die Zähne, anstatt mit dem Pulver, mit guter, nicht scharfer Seife putzt und sie und das Zahnfleisch mit dem Zipfel eines Wollentuches sanft abreibt. Ganz gesunde Zähne können zu diesem Zwecke auch zuweilen einmal mit Cigarrenasche geputzt werden.

*

Gelbe Haut oder Sonnenbrand ist nur dadurch zu beseitigen, daß die Haut wieder ausbleicht, indem sie vor dem Einfluß des Lichts und der Luft gehütet wird. Erzwingen, durch etwaige künstliche Mittel, läßt sich dergleichen nicht — mindestens rathen wir von sämmtlichen Geheimmitteln entschieden ab. Allenfalls mag man sich fleißig mit saurer Milch waschen und Abends Coldcream einreiben.

*

Stiefelwichse, englische, wasserdichte, wird folgendermaßen bereitet: Man mischt 60 Theile gebrannte Knochen unter Umrühren mit 45 Theilen Syrup, gibt 12 Theile Essig und nach und nach unter beständigem Umrühren 12 Theile Vitriolöl zu. Nach sieben Tagen, in welcher Zeit man Alles der Ruhe überläßt, mischt man die Masse noch mit 9 Theilen Kautschuköl und bewahrt die fertige Wichse in Büchsen auf. Das Kautschuköl wird durch Schmelzen von 1 Loth zerschnittenem Kautschuk in einem irdenen Topfe über Kohlen und Mischen mit 6—8 Loth Leinöl unter Umrühren bereitet.

*

Hartgetrocknete Stiefel werden zuerst einige Stunden in Wasser eingeweicht. Das Leder nimmt überhaupt alles Fett niemals gut auf, wenn es sich nicht im feuchten Zustande befindet. Man weiche also die Stiefel in Wasser ein, trockne sie nach dem Herausnehmen oberflächlich ab und reibe sie mit gelinde erwärmtem Thran oder dergleichen tüchtig ein. Bei dieser Behandlung wird das härteste Leder sammetweich.

*

Blaue Stempelfarben. 1 Thl. Pariserblau reibe man mit 1 Thl. Glycerin an, setze dann noch 3 Thle. Glycerin hinzu. Diese schön blau gefärbte Flüssigkeit wird nun auf Shirtinglappen mittelst eines Pinsels aufgetragen, so daß das Gewebe von der blauen Flüssigkeit ganz durchdrungen wird. Eine Lage von sechs solchen blaugefärbten Läppchen dient zum Stempel. In Blechkästen eingeschlossen, halten sie sich jahrelang. — In gleicher Weise reibe man schwarze und rothe Farbestoffe für die betreffenden Stempel an.

*

Pech für Bierfässer. In einem offenen eisernen Kessel schmelze man Fichtenpech 100 Thle. und mische vorsichtig nach und nach Natronlauge (10° B.) 4—5 Thle. hinzu. Wenn die Masse nicht mehr steigt und die Blasenbildung aufgehört hat, ist das Pech fertig.



Zur Geschichte des Champagners.

Die Vortheile, welche die kreidigen Hänge am Ufer der Marne für den Weinbau bieten, sind schon frühzeitig erkannt. Schon der heilige Remigius, der den Frankenkönig Chlodwig im Jahre 496 taufte, hinterließ verschiedenen Kirchen Weinberge zu Rheims u. s. w., und die Weine von Rheims, Ay, Epernay, Cumières, Chalons u. s. w. haben zum Theil schon seit jener Zeit ein Lieblingsgetränk bei den Festgelagen der Großen gebildet. Namentlich war der Wein von Ay (vin d'Ay; vinum Dei, wie er mit einem Wortspiel genannt wurde) außerordentlich beliebt; Heinrich IV., dessen Keller noch heute in Ay gezeigt wird, ließ sich gern den Seigneur d'Ay nennen; bei der Krönung Ludwig XIV. spielten die edlen Weine aus dem Marnethal eine große Rolle. Aber von unserem heutigen Champagner waren alle diese Weine gar sehr verschieden; im Wesentlichen glichen sie den Burgunderweinen. Welchem von diesen beiden Weinen der Vorzug, namentlich von gesundheitlichem Standpunkte, zuzusprechen sei, darüber entspann sich im Jahre 1652 ein heftiger Kampf zwischen den medizinischen Fakultäten von Rheims und von Beaune, ein Kampf, der erst im Jahre 1778 durch die medizinische Fakultät zu Paris, auf deren Urtheil man kompromittirt hatte, zu Gunsten der Weine der Champagne entschieden wurde. Inzwischen war in Bezug auf die letzteren schon längst eine Erfindung gemacht, die den Namen ihrer Heimat über die ganze Erde bekannt machen sollte. Ein Benediktinermönch, Dom Perignon, der seit dem Jahre 1668 den Posten eines Kellermeisters auf dem seinem Orden gehörigen Vorwerke oder Dorfe Hautvillers verwaltete, erfand gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Herstellung des „moussirenden" Weines aus den Champagnertrauben. Dieser Wein fand rasch Eingang; namentlich soll sich der Marquis von Sillery, der sein Schwert in ein Winzermesser verwandelt hatte und die Weinpflege nach dem von Perignon erfundenen Verfahren betrieb, um seine Einführung große Verdienste erworben haben. Gegen das Jahr 1715, wo Dom Perignon starb, machte sich zeitweilig eine Reaktion gegen den Schaumwein geltend, die meist wohl auf die zum Theil schädlichen Zusätze zurückzuführen war, womit man den Wein versetzte, um die Verwandlung desselben in Schaumwein zu befördern. Da man in die chemischen Vorgänge dabei keinen Einblick hatte, verfiel man auf allerlei Sonderbarkeiten, wodurch der Wein oft verdorben wurde. Nachdem jedoch diese Reaktion wieder überwunden war, gewann der Champagner ein Absatzgebiet nach dem andern, und heute findet man leere Champagnerflaschen am Fuße der Pyramiden, auf dem Gipfel der Kordilleren, in den Einöden am Amur, an den Mangrovesümpfen der Aschantis, auf den einsamen Inseln der Südsee, kurz überall, wohin die Civilisation einmal ihren Fuß gesetzt hat.

Kleine Mittheilungen.

Eine chinesische Industrie. Da die Industrie in künstlichen Blumen eine sehr entwickelte und die Vorliebe für diese Fabrikate eine allgemeine ist, so dürfte es für viele Kreise von Interesse sein, zu erfahren, wie man in China diese Fabrikation betreibt. Was dem Besucher einer chinesischen Blumenfabrik (deren es auch in San Franzisko gibt) vor allen Dingen auffallen muß, ist die ungemeine Einfachheit der angewandten Werkzeuge. Für jeden Arbeiter eine kleine Pinzette, außerdem zu gemeinschaftlichem Gebrauch eine Scheere von sehr grober Arbeit und ein fast handbreites, etwa einen Fuß langes, sehr scharfes Messer, das ist die ganze Ausstattung der Werkstätte. Das wichtigste Arbeitsmaterial ist aus Pflanzenmark verfertigtes Papier. Der Name der betreffenden Pflanze ist chinesisch T'ung ts'ao; sie gehört zu der Gattung der Acacia papyrifera und kommt in der Provinz Fou-kian, sowohl auf dem Festlande als auf der Insel Formosa vor. Nachdem man das Mark einige Zeit hat im Wasser liegen lassen, wird es von Arbeitern, welche durch lange Uebung sich eine große Geschicklichkeit darin erworben haben, mit einem scharfen Messer in der cylindrischen Form, welche das Mark selbst hat, abgeschält, später glatt gepreßt und in quadratförmige Stücke von etwa halber Handgröße geschnitten. Dem Blumenfabrikanten wird dieß Papier in weißer Farbe geliefert und es bleibt ihm überlassen, es in allen Nüancen, welche er zu haben wünscht, zu färben, was durch Eintauchen in flüssige Farbenmasse bewerkstelligt wird. Dieß Markpapier (fälschlich auch Reispapier genannt) wird indeß nur zu den feineren Blumensorten verwendet, während man namentlich für größere und gröbere Blätter sich des von Baumrinde verfertigten steiferen Papiers bedient. Um aus diesem Material mit Scheere und Pinzette eine getreue Nachbildung natürlicher Blumen zu Stande zu bringen, dazu gehört namentlich eine nur durch lange Uebung zu gewinnende Handgeschicklichkeit, deren Erwerbung den Arbeitern durch eine fabrikmäßige Theilung der Arbeit erleichtert wird. Das Verfertigen der Blumen selbst fällt dem Geschicktesten zu, während das Ausschneiden der Blätter, das Ankleben derselben an die Stengel, die Anfertigung der letzteren aus zusammengedrehten Fäden oder gespaltenen Bambusstäbchen den Lehrlingen überlassen bleibt. Der Kleister, dessen man sich bedient, ist Reis, der in Wasser gekocht wird, bis sich eine schleimige Masse gebildet hat, und dieser Kleister genügt vollständig für alle Zwecke.

*

Ein rührender Gebrauch herrscht auf den Kirchhöfen von Halifax, wie der französische Reisende Faucher de Saint Maurice berichtet. Man häuft dort an dem Fuße der Grabdenkmäler Muscheln auf, und an bestimmten Tagen kommen die Hinterbliebenen, knieen nieder und legen das Ohr an die Spalten dieser Trauermuscheln und lauschen andächtig auf die Stimme der Todten, die sich murmelnd beklagen, daß sie von den Lebenden vergessen seien.



Anekdoten und Witze.

Gast: Na, was is denn, krieg' ich einmal meinen schwarzen Kaffee?

Kellner: Entschuldigen Sie, wünschen Sie den Kaffee gleich zu haben, oder wollen Sie warten, bis er fertig ist?

*

„Ach, ich bin recht krank, Herr Doktor!"

„Aber nicht doch, Madame, es ist wirklich nichts!"

„Was, nichts? Sie sind hartherzig, Herr Doktor! Sie sind so abscheulich, daß ich mich freuen würde, wenn ich Ihnen gleich hier vor der Nase sterben könnte!"

*

Zur Zeit des alten Fritz wurden (wie dieß ja auch noch heute der Fall) alle königlichen Dienstsachen 2c. postfrei befördert und trugen ad hoc auf dem Couvert die Bemerkung: „Herrschaftliche Dienstsache". Außerdem war es damals noch eine königliche Observanz, daß der Familie, welcher der siebente Junge geboren wurde, aus einem besonderen königlichen Fond eine Geldprämie ausgezahlt wurde. Ein Dorfschulmeister wurde Vater eines siebenten Jungen und meldete dieß Ereigniß natürlich sofort dem König. Da er aber das damals ziemlich theure Briefporto nicht bezahlen konnte, half er sich so, daß er auf das Couvert getrost den Vermerk setzte: „Herrschaftliche Sieben-Jungen-Dienst-Sache", — und die Post beförderte den Brief mit anerkennenswerther Coulanz denn auch richtig portofrei.

*

Danksagung und Empfehlung.

Vor einem halben Jahre gab ich meinen Sohn Paul zu dem Tischlermeister Herrn Friedrich Gieseke in die Lehre und muß zur Ehre der Wahrheit bezeugen, daß besagter Meister meinen Paul zu einem ausgezeichneten Kindsmädl herangebildet hat, so daß ich Herrn Friedrich Gieseke als Ausbildner von Lehrbuben zu Kindsmädeln bestens empfehlen kann.

Hieronymus Schnuller.

*

In den Jahren 1712—1737 war es in Dresden bei Hof Sitte, die ankommenden Gäste Spaßes halber auf der großen Wage im Zeughause zu wägen und den Befund ihrer Schwere in ein besonderes Buch einzutragen. Das letztere wird als Kuriosität bis heutigen Tages aufbewahrt und so mancher Name von Klang steht darin verzeichnet. Besonders interessant ist es, das verschiedene Gewicht zu vergleichen, das die betreffenden Personen vor und nach Tisch hatten; man kann daraus auf ihren Appetit schließen. So wog z. B. der Kronunterkanzler Lipsky Vormittags 273, Nachmittags 278 Pfund; der Kronschatzmeister Poniatowsky Vormittags 207, Nachmittags 212 Pfund. Die bekannte Gräfin Orselska im Jahre 1725 den 20. Februar 132 und drei Jahre später nur 129 Pfund, deßgleichen die Gräfin Flemming ein Pfund weniger. Der König August selbst hatte als zweiundvierzigjähriger Mann ein Gewicht von 260 Pfund. Das klingt bedeutend, verschwindet aber völlig, wenn man hört, daß Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg vier volle Centner wog.

*

Die Klugheit der Kinder.

In der evangelischen Mädchenelementarschule zu Pest war unlängst Prüfung. Im Religionsexamen richtete Pastor Györy an eines der Mädchen die Frage:

„Mein Kind, was breitet sich über Deinem Haupte aus, wenn Du im Freien gehst:"

„Das Himmelsgewölbe," lautete die Antwort.

„Und wenn der Himmel sich umwölkt," war die nächste Frage, „was siehst Du dann?"

„Den Regenschirm," antwortete das Kind treuherzig. —

Später war Prüfung aus Naturgeschichte. Der Lehrer sagte:

„Zähle mir einige nützliche Hausthiere auf."

Das Kind antwortete:

„Der Hund, die Katze, der Ochs, das Kalb."

„Gut, und welches ist das nützlichste?"

„Das Backhendel."

*

„Warum warst Du gestern nicht in der Schule?" fragte ein Dorfschullehrer einen kleinen Schüler.

„Ach, Herr Lehrer, wir hatten zu Hause ein Familienfest."

„Ein Familienfest? Und was denn für eines? Geburtstag, Hochzeit?"

„Nee, Schweineschlachten, Herr Lehrer."

*

Hausfrau: Nun, meine liebe Martha, heute zu dem Feste unserer zehnjährigen Hochzeit haben Sie sich gewiß mit einer ganz besonders guten Suppe ausgezeichnet.

Köchin: Mein Herz, mein eigenes Herz habe ich in der Suppe mitgekocht, meine liebe, gute gnädige Frau, und gesalzen habe ich sie mit lauter Thränen, die hineingeflossen sind aus den Augen der alten Martha bei der Erinnerung an den schönen Hochzeitstag!

*

Im Magistrate.

Beamter: Welches Geschäft?

Eleganter Mann: Haarkünstler.

Beamter: Sprechen Sie deutlicher, Friseur oder Bürstenbinder?

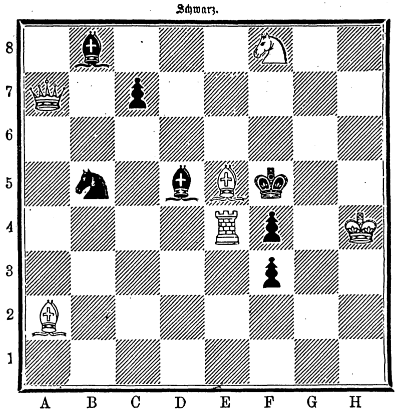
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 1.

Von G. W. Stelinde.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Bilderräthsel.



Sylbenräthsel.

Die erste nennt dir einen Fluß,
Der hinströmt an der Alpen Fuß;
Die beiden ersten nennen einen Namen,
Der dir bekannt aus Schiller's Dramen.
Die zweite sammt der dritten wirft auf's Feld
Der Bauer, wenn er hoffend es bestellt.
Die vierte denke dir nach neustem Brauch
Gesprochen und geschrieben ohne Hauch:
So wird ein lebend Wesen vor dir wandeln,
Das du als Mensch sollst menschlich stets behandeln.
Das Ganze endlich nennt dir einen Mann,
Der bunten Zierat trefflich fert'gen kann.

Lang.

Kleine Korrespondenz.



P. B. P. in Altona. Abwaschen mit Schwamm und Wasser.

Hrn. A. K. in Srn. Nr. 1) Pribyl, Geflügelzucht, 2½ Mark (bei Wiegandt, Hempel & Pavey in Berlin erschienen). Nr. 2) Darüber können nur Baumeister Urtheile abgeben. Nr. 3) Zeugstoffe — ja. Nr. 4) Wir glauben, das ist Spekulation — weiter nichts.

Hrn. D. Koch in K. Ganz hübsch, wir sind jedoch zu reichlich damit versehen.

Abonnentin in Laluga. Vielleicht durch Meyer & Zeller's Buchhandlung in Zürich.

Hrn. P. Jos. P. in B. Zu großen Vorrath.

Frau J. T. in Berlin. Ein Blatt Papier, in Kirschwasser getränkt und auf das Eingemachte in den Gläsern so gelegt, daß es ganz deckt, ist ein sehr günstiges Mittel, Schimmel fernzuhalten. Nach dem Gebrauch wieder mit Kirschwasser anzufeuchten.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen &c. sind uns zugekommen von: Frln. Mathilde Kämmerer, Nürnberg; Amalie Günthert, Leipzig; Pauline Lavre, Berlin; Emma Klumpp, Stuttgart; Franziska Weiß, Brieg; Frau Ella Siegfried, Berlin; Ottilie Merein, Nürnberg; Lina Ekmühl, Düsseldorf; Antonie Hamburger, Breslau; Hrn. E. Müller, Ulm; Fr. Wingolf, Posen; M. M., Posen; Moser, St. Johann; S. Gerzon, Landstuhl; P. B. P., Altona; E. Kreidemeyer, Quedlinburg; P. Rheinländer, Köln; O. Hoffmann, Lüben; G. König, Braunschweig; A. Meßner, Oels-Arnau; M. Meyer, Thorn; W. Bever, Mülheim; P. Lemoine, Brüssel; J. Weiner, Chemnitz; C. Brangs, Solingen; C. Reinfried, Mülhausen; H. Lederer, Braunschweig; J. Leonard, Trier.

Frau Emma Hyronimi in Brünn. Das Reinigen hilft bei Gypsfiguren meist wenig; am besten ist, sie geschickt anzustreichen mit einer weißen Farbe von gleichen Theilen Bleiweiß und arabischem Gummi, mit Branntwein zum gleichen feinsten Brei geschlemmt. Auch ist das Ueberziehen mit weißer Kopallackfarbe, zweimal, vortrefflich. Man kann dann die Figuren, wenn sie schmutzig sind, abwaschen.

Hrn. Paul L. in Trier. Wir müssen dankend verzichten. Wir halten uns von jeder derartigen Tendenz fern. Gediegen unterhalten und anziehend belehren ist unser Ziel.

Aerztliche Korrespondenz.

Frau Bertha S. in Kottbus. Das beste Mittel ist entschieden ungarisches Bitterwasser. Nehmen Sie davon Morgens nüchtern längere Zeit hindurch ein Weinglas voll.

Alter Abonnent in Breslau. Ob „Ja" oder „Nein" hängt von Ihren persönlichen körperlichen Verhältnissen ab. Einem Manne von fünfunddreißig Jahren ist allerdings die bezügliche normale Thätigkeit rathsam. Vorsicht ist dabei natürlich immer nöthig.

Hrn. F. S. in Haspe. Gegen Warzen an Händen empfahlen wir schon öfter das Betupfen mit rauchender Salpetersäure; solche wird tropfenweise mehrere Wochen lang täglich mit einem kleinen Hölzchen aufgetragen. Man läßt den kleinen Tropfen in die Warze eintrocknen; nach einiger Zeit bröckelt dieselbe allmälig ab.

Hrn. G. M. in E. i. Luxemburg. Von der Wirkung der angefragten Pillen hält unser ärztlicher Berather nicht viel. Weder die C-Pillen, noch der C-Spiritus enthalten irgend einen wirksamen Bestandtheil.

Abonnent in O. 1) Jedenfalls ist es besser, Morgens nüchtern, als mit angefülltem Magen zu baden. 2) Pflanzen trocknet man am einfachsten zwischen gutem schwedischem Filtrirpapier; man darf die Gewächse jedoch nicht naß einlegen. Das Bestimmen der Pflanzen muß durch besonderes Studium erlernt werden. Reichenbach's Pflanzenkunde nebst Atlas ist dazu geeignet.

Abonnent G. in C—au. Die Dame, welche Stimmen hört und sich verfolgt glaubt, leidet an Gehörsstörungen (Halluzinationen). Solche Zustände können für die Zukunft recht bedenklich werden, indem aus denselben schwerere Formen geistiger Störung zu entstehen pflegen. Wegen einer geeigneten Heilmethode müssen Sie sich mit einem tüchtigen Spezialarzt für Nerven- und Gehirnleiden, am besten mit einem bewährten Irrenarzte, in's Einvernehmen setzen.

Anfragen*).

1) Gibt es einen Farbestoff, der Thran so zubereitet, daß er nicht allein zum Einfetten, sondern auch zum Schwärzen des Leders dienen kann?

E. A. in Herford.

2) Womit vertilgt man den Holzwurm?

G. M. in Weidenau.

3) Gibt es ein Mittel gegen das Wundreiben der Hände beim Waschen von Leinen &c.?

J. D. in Magdeburg.

Antworten.

Auf 2): Durch Befeuchten aller wurmigen Stellen mit Petroleum. Noch wirksamer ist Schwefelkohlenstoff, dessen Dunst einzuathmen man sich aber hüten muß.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Nr.				Preis
1.	50	versch. europ. Marken		50 ₰
2.	100	„ „ „	ℳ	1. — „
3.	200	„ „ „	„	3. 50 „
4.	300	„ „ „	„	6. — „
5.	500	„ „ „	„	15. — „
6.	25	„ überseeische „	„	1. 50 „
7.	50	„ „ „	„	3. — „
8.	100	„ „ „	„	8. — „
9.	150	„ „ „	„	12. — „
10.	250	„ „ „	„	20. — „
5. 9. 10 enthalten schon viele Raritäten.				
20.	15	versch. Couvertmarken	ℳ	1. — ₰
21.	25	„ „	„	1. 50 „
22.	40	„ „	„	2. — „
30.	15	„ ganze Postkarten	„	1. 25 „
31	25	„ „	„	2. 25 „





Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 2. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Während dessen spähte Holmson aus dem mit Messinggitter geschützten Glasfenster seines Helmes in dem vom Flimmerlicht des bewegten Wassers fast regenbogenfarbig begossenen Steinboden des Meeres umher — er hieb mit seiner Hacke aus Leibeskräften in die großen Steine, riß sie fort, so daß der Sand bloßlag, und als er bis zu der eigenthümlichen blauen Erde, die das kostbare versteinerte Harz beherbergt, gedrungen war, warf er sich nach Taucherart auf die Kniee, um die Erde mit den von Umhüllung frei gebliebenen Händen, nach Bernstein suchend, aufzuwühlen. Er arbeitete eifrig, es umwirbelte ihn in einer trüben Wolke der Sand, er fand Bernsteinstücke von ziemlicher Größe und warf sie in den Beutel, welchen er zu diesem Zwecke um den Leib trug.

Plötzlich stießen seine Hände an etwas Hartes, es war glatt, groß, fühlte sich fettig an, es schimmerte ihm braun entgegen. Heiß strömte eine Blutwallung nach seinem Herzen — das war ein Riesenstück Bernstein, — eiligst warf er, das Wasser durch Schaufeln mit seinen Händen noch mehr trübend, eine dicke Lage Sand darauf und grub jetzt daneben; seinen Kameraden sah er einige Schritte von sich entfernt sehr tief gebückt auf dem Boden knieen.

Der Aufseher sah auf die Uhr an der Pumpe, welche die Tiefe der Taucher anzeigt, und gab Befehl, dem Holmson immer stärker Luft zuzuführen.

„Er scheint kein großes Glück heute zu haben," äußerte er sich dann, „er hat seinen Stand zum dritten Mal jetzt verändert; erst stand er vor Töpper, der da gräbt, daß der Sand auffliegt, dann zur Seite von diesem, und jetzt ist er wieder vor ihm und ich habe ihn noch kein einziges Mal etwas in den Beutel werfen sehen — dem Töpper scheint's heute gut zu gehen — er steckte tüchtig ein.

Während der Aufseher so ganz gegen seine Gewohnheit mit fast krampfhafter Geschwätzigkeit plauderte, hatte er, unbemerkt von den Anderen, an dem einen Luftschlauch der Pumpe gedreht und an der Zugleine genestelt; plötzlich flog durch den verstärkten Druck des emsig Luftpumpenden der Gummischlauch oben vom Aufschraubrohr ab und zu gleicher Zeit fiel das Ende der Zugleine in's Wasser.

Es entstand große Verwirrung auf dem Schiffe — da die Zeit bei Weitem noch nicht abgelaufen, waren die nachfolgenden letzten Taucher noch nicht angekleidet. Die Bleigewichte, welche die Taucher beschwerten, die Bleisohlen hielten selbst den besten Schwimmer am Boden, das durch das Luftrohr jetzt eindringende Wasser erstickte den Mann, dessen Kopf in dem schweren Helm stak, in kaum einer halben Minute. Eine vom Schiffe aus zugeworfene Leine mit Gewicht — diese fand sich erst gar nicht — ergriff der Taucher seltsamerweise nicht; es kam jetzt Alles darauf an, den andern Taucher so schnell wie möglich heraufzuziehen, ihn zu unterrichten von dem, was geschehen, und ihn dann schnell wieder hinabzulassen, um den Verunglückten oder wenigstens die Zugleine an Bord zu bringen.

Blitzschnell zog also die Leine an der vordern Pumpe den Taucher in die Höhe, man schrie ihm, auf den leeren Raum an der Pumpe deutend, zu, was geschehen, der Taucher nickte, fuhr nieder und brachte nach ganz kurzer Zeit den verunglückten Kameraden, der knieend mit dem Gesicht auf dem Boden gelegen, in den Armen haltend, an den Rand der Treppe, wo er von acht Armen in Empfang genommen wurde.



Der Bernsteinsucher. Verhängnißvolle Verwechslung.

Man legte ihn auf den Rücken, nahm ihm eiligst den Helm ab und entgegen starrte den Leuten ein blauschimmernd aufgedunsenes Gesicht — es war das Töpper's. Der Mann war unzweifelhaft todt — das deutete der blutige Schaum an seinem Munde.

Holmson hatte sich seines Helmes entledigt — er warf einen durchdringenden Blick auf Metzler; dieser hielt sich, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, an dem kleinen Mast des Fahrzeuges, seine Augen blickten stier, er war bleich wie ein Todter, große Schweißtropfen perlten von seiner Stirn — so starrte er auf Holmson, als ob er ein Gespenst sähe.

Drei Schüsse aus einem Karabiner wurden nun auf dem Schiffe schnell hinter einander abgegeben und eine rothe Flagge am Maste aufgezogen. Eine rothe Fahne erschien wenige Minuten später auf dem Glockengerüst des Etablissements, ein Kahn näherte sich jetzt eilig dem Schiffe; er brachte einen der Direktoren und den Arzt der Gesellschaft.

Mit wenigen hastigen Worten war der Direktor von dem, was passirt, verständigt; er untersuchte kopfschüttelnd die Maschine — es fand sich Alles in der Ordnung, das Aufschraubrohr, das Gewinde der Luftschläuche, diese selbst unverletzt — der Fall war unerklärlich.

Der Aufseher, welcher sich wieder etwas gesammelt, gab auf Befragen die Auskunft, daß er, wie die Leute selbst bezeugen werden, die Maschine mehrmals untersucht und nichts Auffälliges gefunden habe, außer daß Holmson seinen Stand gewechselt.

„Was hat Sie veranlaßt, an der andern Pumpe sich herabzulassen?" fragte der Direktor Holmson.

„Ich habe meinen Stand durchaus nicht gewechselt," gab Holmson mit Bestimmtheit zur Antwort, „der Herr Aufseher hat sich geirrt," fuhr er, dieses Wort etwas auffällig betonend, fort, „wohl stand ich, als man mich ankleidete, an der vordern Pumpe, diese ist jedoch nie mein Stand gewesen, ich bin gewöhnt, an der hintern zu tauchen, weil ich mehr Luft bedarf und diese Pumpe mich besser versorgt; ich ging, als Töpper noch nicht ganz fertig war, an meinen Stand, zog den Schlauch durch und ließ mich gleich hinab, ich sah, daß Töpper zur vordern Maschine ging und gleich nach mir hinabstieg."

„Es ist richtig, daß Holmson an seiner Pumpe sich heruntergelassen," bezeugten jetzt die anderen Taucher; „die beiden Leute sind gleich groß, und da Holmson erst bei der vordern Maschine stand, glaubten wir, daß er dort auch an die Arbeit gegangen, und sagten es Herrn Metzler."

„Dieser geringfügige Irrthum bei euch kann doch aber das Unglück nicht herbeigeführt haben. Das hat ja gar nichts mit dem Abspringen des Schlauches zu thun," warf der Direktor ein.

„Es muß Jemand etwas bei der Maschine verstellt haben," ließ sich einer der Taucher vernehmen.

„Es war ja niemand Anderer als Herr Metzler bei der Pumpe," entgegnete der Direktor und wandte seinen Blick dem Aufseher zu, der mit übermenschlicher Gewalt darnach rang, seine Erregung niederzukämpfen — er zitterte heftig.

„Ich war bei der Pumpe," antwortete er mit rauher Stimme, „sie war in Ordnung, weiter kann ich nichts sagen," und erschöpft ließ er sich auf die Steuerbank nieder.

Der Direktor warf ihm einen forschenden Blick zu.

„Sie glaubten, Holmson wäre an der Pumpe, wo das Unglück passirte," sprach er nachdrucksvoll; „weßhalb fiel auch die Zugleine zugleich mit dem Luftschlauch in's Wasser, diese mußte doch von einem andern Manne gehalten werden, und warum war die Hülfsleine nicht an ihrem bestimmten Platze? Wer hielt die Zugleine?" forschte der Direktor.

Niemand meldete sich.

„Die Zugleine war um den einen Arm des Pumpenhebels geschlungen," gab ein Taucher Auskunft.

„So — dann ist also dort das Ungehörige zu suchen, Herr Metzler," sprach der Direktor, „und Sie haben eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, daß Sie vom Reglement abgewichen."

Der Arzt, welcher sich während der Verhandlung mit dem Verunglückten beschäftigt, kam jetzt mit der Meldung, daß der Taucher todt, sein Tod durch Ertrinken eingetreten sei.

„Der Fall muß der Behörde gemeldet werden, das Schiff ist, bis die Sache amtlich untersucht, außer Dienst gestellt!" entschied der Direktor.

Man wendete das Steuer und fuhr langsam dem Lande zu.

Das Boot ward weit auf den Strand gezogen und dann begaben sich die Taucher zur Kolonie hinauf, lieferten ihre Kleidung und den gefundenen Bernstein ab, nach der streng gehandhabten Arbeitsordnung wurde jeder Taucher jetzt am Körper untersucht, ob er keinen Bernstein geborgen; dann erhielt Jeder eine Passirmarke, ohne welche er das Gehöft nicht verlassen konnte, diese nahm man ihm am Thorweg ab und draußen standen jetzt die Männer, für die übrige Zeit des Tages der Arbeit ledig, und wanderten ihrem Heimatsdörfchen zu.

Johannes ging wie gewöhnlich allein seine Straße, er schritt langsam einher; plötzlich machte er Kehrt und schlug die Richtung zur Höhe ein.

Etwa hundert Schritte von den Gebäuden der Gesellschaft, auf einem der höchsten Punkte der Küste, befindet sich ein kleines rundes Häuschen, das nichts als eine große Camera obscura enthält; die Dachluke der Hütte ist nach der See hinaus gerichtet, von dort fängt sie das Bild des Seespiegels auf und wirft das Abbild auf eine große Mattglasplatte zurück. Hier liegt dann das Bild jenes Striches des Meerspiegels, wo die Bernsteinflottille arbeitet, in voller Schärfe und Klarheit und gestattet auf das Genaueste, jede Bewegung der Schiffe und der Mannschaft zu beobachten.

Während der Arbeitszeit sitzen abwechselnd zwei Aufseher in dieser Hütte.

Als das Unglück draußen geschah, bemerkte der Inspektor hier auffällige Geschäftigkeit des Aufsehers bei der Pumpe, mehr konnte er nicht sehen; dann erblickte er plötzlich nur den Schlauch eines Tauchers, ohne daß er wahrgenommen hätte, daß dieser etwa schnell heraufgezogen worden wäre.

Sein Nothzeichen aus der Hütte trat gleichzeitig auf mit dem Nothsignal vom Schiffe.

Die Aussage auffälliger Geschäftigkeit des Aufsehers bei der Pumpe mußte der Inspektor der Camera vor Zeugen wiederholen. — —

Nach diesem Häuschen also schlug Johannes jetzt seinen Weg ein.

Oben angelangt, legte er sich in das graugrüne Dünengras und zündete sich seine Pfeife an. Er lag eine Zeitlang ruhig so da, das heißt nur für einen flüchtigen Beobachter ruhig; wer ihn genauer betrachtet hätte, würde bemerkt haben, daß seine Augen unruhig scharf nach dem Häuschen spähten, nach den Gebäuden der Gesellschaft, sogar nach dem Leuchtthurm jenseits des Etablissements.

Er schaute lange scharf hin, lauschte auf jeden Ton, der aus der Camerahütte sich vernehmen ließ, und zog schließlich schnell einen Kompaß aus der Brusttasche, den er vor sich in das Gras gleiten ließ, dann nahm er gleichfalls mit einer raschen Bewegung sein Taschentuch heraus, und indem er harmlos tüchtig aus seiner Pfeife dampfte und sich auf den Leib legte, als ob er die unfreiwillige Muße dieses Tages so recht von Herzensgrund aus kosten wolle, begann er den Winkel auszurechnen, in welchem vom Leuchtthurm und der Hütte hier die Bernsteinflottille auf der See sich befand, und besonders die Stelle zu markiren, wo sein Boot, dessen Luke er sah, heute gearbeitet hatte.

Bald klappte er sein Buch zu, ließ den Kompaß in seine Tasche gleiten, rauchte noch einige Zeit und schlenderte dann langsam den Bergweg zu seinem Heimatsdorf hinab. Je weiter er sich jedoch von der Camera entfernte, um so mehr beschleunigte er seine Schritte, um so weniger beherrschte er die Erregung, welche aus seinen Mienen, aus seinen Bewegungen sprach. —

„Fünfzigtausend Thaler mindestens," murmelte er, die Augen an den Boden heftend. „'s ist ein schwieriges Werk, die Stelle wird Nachts schwer zu finden sein — wenn es hell bleibt und die See ruhig, sind die Camera und der Leuchtthurm genügend, ich habe den Winkel auf's Härchen genau, aber eine Bootslänge zu weit rechts, zu weit links, und alle Mühe und Arbeit ist vergeblich, ich habe mich der Gefahr der Entdeckung umsonst ausgesetzt und alle meine Pläne sind vernichtet — und doch muß es heute noch geschehen!

„Morgen wird das Schiff wieder in Dienst treten und dann kann jeder Andere den Schatz entdecken; im günstigsten Falle muß ich ihn heben und mich mit der Prämie begnügen."

Der Taucher fuhr sich mit der Hand über die Stirn und hielt sie, die Finger auf die Schläfen pressend, vor die Augen.

„Verbrechen — Diebstahl!" murmelte er nach einigem Bedenken. „Die Angestellten der Gesellschaft würden es so nennen, die Behörden es dafür erkennen, kein Taucher jedoch würde solchen Glücksfall sich entgehen lassen. Niemand, der hier an der Küste geboren, würde deßwegen mich für geringer achten, im Gegentheil. Das Meer ist frei! Welches Recht hat der Staat, den Meeresgrund zu verpachten — er gehört uns hier Geborenen, wie das Wasser, wo wir seit Jahrhunderten frei fischen dürfen! Und werde ich es nicht schwer genug erringen, wage ich nicht mein Leben, meine Freiheit dabei, ist es nicht meine glückliche Hand, die das Stück entdeckt hat?" fuhr er nach einigen Augenblicken in seinem verhängnißvollen Selbstgespräch fort.

Er sann noch lange so, bis er plötzlich auf dem Fahrweg stand, der die unmittelbare Nähe seines Dorfes ihm anzeigte.

Er richtete den schönen, charaktervollen Kopf mit den finsteren, düsteren Augen auf und schritt schnell und bestimmt, wie das seine Art sich zu bewegen war, dem Steinhause, dessen rothes Ziegeldach durch die hellgrünen Birkenblätter schimmerte, zu.

Frau Holmson schien ihren Sohn erwartet zu haben, denn sie kam ihm unruhig entgegen.

„Wo bist Du nur so lange gewesen?" frug sie aufgeregt. „Ich habe von dem Unglück gehört und verging schier vor Angst, es könnte Dich getroffen haben. Zum Glück erfuhr ich von dem Meyer, daß dem armen Töpper das Unglück begegnet — Gott sei Dank, er ist unverheirathet."

„Es hätte mir sehr, sehr leicht widerfahren können, Mutter," erwiederte der Taucher mit seltsamem Lächeln. „Es hat ein Irrthum stattgefunden."

„Was für ein Irrthum?" frug die Mutter, durch den Ton, in welchem ihr Sohn sprach, aufmerksam geworden.

„Man glaubte, ich wäre an der Pumpe Töpper's hinabgestiegen," antwortete Johannes.

„Nun, wie kann denn dadurch Dir ein Unglück widerfahren, wenn Du an einer andern Pumpe arbeitest?" frug die Mutter.

„Metzler glaubte, ich wäre an Töpper's Pumpe in Arbeit," gab der Sohn, immer noch seltsam lächelnd, zurück.

„Du lebst in Streit mit dem Manne?"

„Ja!" gab der Sohn zurück, „er ist mir feind. Der Mann hat jetzt seinen Lohn für alle Hinterlist und Falschheit — er wird ohne Zweifel abgesetzt."

„So, dann hast Du das nächste Recht, Aufseher zu werden, der Dienstzeit und Deinem Verhalten nach," warf die Mutter ein.

„Ich hätte das Recht, Mutter, aber sie geben mir das Amt nicht, weil ich zu glücklich bin," erwiederte der Sohn; „ich bringe der Gesellschaft mehr ein als Taucher, sie haben mich schon einmal übergangen, ich war ihnen zu jung, obwohl sie noch jüngere Aufseher als ich mit meinen vierundzwanzig Jahren haben, und sie werden dießmal sicher wieder einen Grund finden, weßhalb ich Taucher bleiben muß."

Der Sohn sprach bitter spöttisch, auffallend ruhig, während seine Augen glühten.

Der Mutter fiel dieß auf. Sie beobachtete ihn scharf und ängstlich, sie fühlte, daß er ihr etwas verschwieg, sie sah an seinen Blicken, daß er etwas plante, sie wünschte ihn heute unter den Augen zu haben und forderte ihn auf, den freien Tag zu benützen, um mit ihr zu Verwandten über Land zu gehen.

„Du weißt, Mutter, daß ich an dem Besuchemachen keine besondere Freude habe," entgegnete der Sohn, „ich möchte heute lieber hinausfahren, das Meer ist still und schön, um zu fischen, das bringt auch etwas ein, und ich zeige den Leuten zugleich, daß ich die vom Vater ererbte Gerechtigkeit nicht einschlafen lasse. Du und Bertchen, ihr könnt ja mitkommen."

Verwundert sah Frau Holmson jetzt zu ihrem Sohne auf.

„Bertchen, Johannes?" wiederholte sie fragend.

„Ja, Bertchen, warum nicht!" gab der Taucher zur Antwort. „Wir sind ja Freund und Freundin, und sollten wir deßhalb Feinde spielen, weil wir uns nicht heirathen?"

Frau Holmson's große graue Augen blickten sehr freundlich.

„Das ist ein guter Vorschlag von Dir. Wann wollen wir fort?"

„Bevor die anderen Taucher wieder arbeiten."

„Gut, ich werde es Bertchen sagen," und die Mutter ging über die Straße zu einem der armseligen strohgedeckten Bauernhäuser, während Johannes eilig in seine Schlafkammer sich begab.

Dort angelangt, nahm er mit hastiger Geschäftigkeit aus dem Schrank einen Beutel mit Bleikugeln, wählte zwei der schwersten aus, schlug sie breit und durchbohrte sie, dann maß er eine Schnur ab und befestigte die Kugeln an dem einen Ende derselben, dann ging er in die Küche, suchte einen Flaschenkork, und als er ihn gefunden, bestrich er ihn von allen Seiten mit weißer Farbe; als dieß geschehen, zog er das andere Ende der Schnur durch den Kork und verbarg diesen Apparat in seinem Bette.

Nun öffnete der Taucher seinen Kleiderschrank, suchte seine besten Kleider aus und hing diese an einen besonderen Nagel; aus einem verschlossenen Kasten entnahm er mehrere Scheine — es waren drei Banknoten zu je fünfzig Thalern und einige zu zehn und fünf.

Der Taucher wickelte diese sorgfältig in ein Stück Wachsleinwand, das er von der Platte seines Tisches abriß, trennte eine Naht in seiner Sonntagsfriesjacke auf und nähte dieses schmale Päckchen fest zwischen Futter und Tuch ein. Dann machte er sich an eine wunderliche Arbeit: er höhlte ein langes, großes Schwarzbrod, ein sogenanntes Königsberger Sechsgroschenbrod, das er mitten durchgeschnitten, sorgfältig aus, die Krumen von innen heraus entfernend, so daß nur noch die Brodrinde, einem Futteral gleichend, übrig blieb, und verbarg dieses hohle Brod in dem großen Spankorb, den er bei Wanderungen über Land umzuhängen pflegte.

Er hatte gerade noch Zeit, all' dieß in seinem Kleiderkasten zu verschließen, als er die Mutter zurückkommen hörte, sie hatte Bertchen gleich mitgebracht.

Das Mädchen war in ihren schönsten Sonntagsstaat gekleidet; dieser bestand aus einem schwarzen Merinokleid mit silbernen Kugelknöpfen; sie sah Johannes, als

er in's Zimmer trat, etwas erstaunt an, er begrüßte Bertha freundlich, man setzte sich zu Tisch und Bertha nahm am Mahl Theil. Ihre Augen glänzten und hingen leuchtend vor Liebe und Glück an dem heute besonders durchgeistigten Auge des Tauchers.

Johannes zeigte sich beim Mittag besser aufgelegt als sonst; er scherzte mit Bertchen, deren weiche rothblonde Haare, die unter der landesüblichen Tuchhaube hervorquollen, wie Lichtstrahlen tanzten, ihr feines, sonst bleiches Gesicht war heute rosig angehaucht, sie war wunderhübsch und der Taucher konnte nicht anders als dieß innerlich anerkennen, wodurch sein Benehmen dem Mädchen gegenüber mehr Wärme als gewöhnlich bekam.

Frau Holmson nahm dieß schnell wahr, es fachte von Neuem ihre Hoffnungen an, es schien ihr doch noch möglich, nach dem, was sie jetzt sah, daß sich ihr Lieblingsplan verwirklichen könnte, und diese Gedanken stimmten auch sie sehr heiter und zufrieden.

Es war dieß ein Mittagsmahl, so fröhlich, wie das einfache Stübchen mit den steifen, bäuerischen, altmodischen Möbeln seit langer Zeit keines gesehen.

Wenn die beiden Frauen aber gewußt hätten, was auf dem Grunde der Seele des von ihnen Beiden so geliebten Mannes brütete, und daß sie Beide nur als der harmlose Deckmantel für die Sicherstellung des kühnen Verbrechens, das allerdings in den Augen der Samländer keines war, heute Nacht dienen sollten — sie würden doch wohl in anderer Gemüthsstimmung sich befunden haben.

Landleute pflegen nicht lange bei Tische zu sitzen, das Mahl war schnell beendet, man stand in heiterer Laune auf und die drei Personen begaben sich zum Strande.

Johannes in seiner gewöhnlichen Kleidung, mit einem Fischnetz über der Schulter und den beschwerten Kork in der Tasche.

„Ich möchte am Steuer sitzen, Johannes," bat Bertchen.

„Das möchtet ihr Frauen immer gern," entgegnete der Taucher scherzend. „Je sanfter ihr seid, um so fester pflegt ihr es zu halten. Wir fahren aber der Sonne entgegen und da dürften Deine Augen nicht stark genug sein."

„Wenn sie aber stark genug sind, Johannes?" warf Bertha ein. „Du hältst mich für gar zu schwach und zärtlich," fügte sie betrübt hinzu.

Der Taucher warf einen etwas unruhigen Blick auf das Mädchen.

„Nun, nimm zuerst das Steuer, bis wir draußen sind, dann ist es jedoch nöthig, daß ich wenigstens die Richtung markire," erwiederte er.

Die drei Personen stiegen in das Boot.

Ein sanfter Wind blies vom Lande, das Segel ward gestellt, es füllte sich und dahin schaukelte das Fahrzeug in die grünlich blitzende Flut hinaus.

Das Meer war einsam, die Bernsteinschiffe lagen am Strande, kein Segel, kein Boot war, so weit das Auge reichte, auf der See.

„Halte dorthin, Bertchen, wo sonst die Taucherschiffe arbeiten," rief Johannes, das Segel wendend, „den Leuchtthurm müssen wir zur rechten Seite haben."

Das Mädchen drehte das Steuer, das Schiff nahm scharf die Richtung.

„Du verstehst das wie ein echtes Schifferkind," lobte der Taucher.

„Ja, sie weiß auf dem Meer so gut Bescheid wie im Acker und im Hause," fügte Frau Holmson beziehungsvoll hinzu.

Bertchen seufzte und ihre Blicke streiften Johannes, der, das Netz in's Wasser lassend, unablässig starr und scharf in den Grund spähte. Das fiel ihr auf, sein Gesicht hatte einen suchenden, gespannten Ausdruck, es gefiel ihr in diesem Augenblicke zum ersten Male in ihrem Leben etwas an diesen schönen Zügen nicht; sie beobachtete von jetzt an Johannes auf das Eifrigste.

Er schien nur mit dem Netze sich zu beschäftigen, seine Blicke aber glitten stets flüchtig über die Korkstücke der Maschen hinweg und bohrten sich daneben in die Tiefe.

Das Boot war jetzt in der Nähe der Stelle, wo Johannes heute früh getaucht hatte. Die aufgewühlten Steine zeigten die dunklen Seiten, mit welchen sie vielleicht seit Jahrhunderten in der blauen Thonerde gelegen. —

Plötzlich sah Bertchen Johannes in die Tasche greifen; er hielt die Faust wie spielend in's Wasser, Blasen stiegen auf und dann schwamm ein weißer Flaschenkork auf der Flut, an dem das Boot schnell vorbeiglitt.

Jetzt war Johannes ganz Fischer, er zog sein Netz zusammen und warf vergnügt eine Anzahl silberglänzender Flundern in die Butte. Er fuhr noch ein Stück weiter in die See hinaus, er fing eine große Steinbutte, dann schien er jedoch mit einem Male genug gefischt zu haben.

„Ich denke, wir können uns für heute mit dem begnügen, was wir gefangen. Was meinst Du, Mutter? Wir können ja in einem großen Bogen heimfahren und so ein hübsch Stück spazieren fahren. Bist Du's zufrieden, Bertchen?" wandte er sich auch an diese.

Die Mutter stimmte zu und Bertchen nickte gedankenvoll erregt, und vorbei lenkte Johannes mit einem geschickten Steuerdruck an dem schaukelnden Kork vorüber dem Strande zu. Er warf unvermerkt scharfe Spähblicke nach der Camera und dem Leuchtthurme und behielt diese dauernd im Auge.

So erregt und gesprächig der Taucher vorher gewesen, so ernst und schweigsam war er jetzt; — auch Bertchen zeigte sich recht nachdenklich und einsylbig, so daß Frau Holmson über die Laune der heutigen jungen Leute schmollte.

Der Strand war erreicht; Johannes sprang aus dem Boote, half den Frauen heraus und zog mit ihnen vereint das Boot auf den Strand.

„Hältst Du das Wasser für so sicher, daß Du das Boot so nahe an demselben stehen lässest?" fragte Frau Holmson.

„Das Wetter bleibt acht Tage so," antwortete Johannes bestimmt. „Wollen wir den Weg an der Kolonie oben vorbei einschlagen?" wandte sich der Taucher jetzt an Bertchen, „ich weiß, Du gehst ihn gerne."

Bertchen sah Johannes mit großen, ernsten, besorgten Augen an, erwiederte aber nichts.

Der Taucher nahm dieß als Zustimmung, und das Netz mit den Fischen über den Rücken werfend, ging er neben den Frauen, seinen Schritt absichtlich verlangsamend, an den Gehöften der Compagnie und an dem Camerahäuschen vorbei.

Schweigsam legten die Drei den Weg zum Dorfe zurück.

Zu Hause angekommen, eilte Johannes in sein Zimmer, schloß sich dort ein, warf sich auf das Bett und nahm eine Seekarte zur Hand, die er eifrigst lange studirte.

Die Mutter hatte sich in die Küche begeben, um die Fische für das Abendbrod zuzubereiten, während Bertchen nach Hause geeilt war.

Wenn jedoch Johannes in seinem Zimmer so eifrig geschäftig war, so war Bertha dieß nicht minder; auch sie hatte die Kammerthür verriegelt und gab sich bei ihrem hastigen, heimlichen Thun sichtlich große Mühe, daß kein Laut hinunter zu ihrem alten Vater drang.

(Fortsetzung folgt.)

Im Vertrauen.

(Bild S. 20.)

Es ist nicht so ganz unbedenklich, wenn man das Schifflein in das Schilf treibt — dieß wird auch die junge Dame denken, welche jetzt „gefangen" ist. Im Wasser gibt es kein Entfliehen, ein Rufen würde nicht schicklich sein; außerdem ist das Schilf so hoch und die Abgeschiedenheit so vollkommen, daß man es wohl wagen darf, ihm die kühn ergriffene Hand zu lassen. Das Plätzchen ist zu einer vertraulichen Mittheilung wie geschaffen, und da sie die Einladung zur Kahnfahrt angenommen, obgleich ihr ein wenig von dem, was kommen konnte, geahnt hat, warum soll sie dieses nicht anhören? Allerdings klopft ihr Herz stark und es will ihr scheinen, als ob der junge Maler diese Heimlichkeit nicht hätte zu wählen brauchen, um ihr zu sagen, daß er sie liebt, — aber die Künstler sind alle romantisch, und was er ihr sagt, ist so süß; und war es denn nicht schon lange ihr sehnlichster Wunsch, daß er sich aussprechen möchte!

Sie hört ihn verlegen glückselig an und die verschwiegene stille Wildniß wird wohl auch schließlich noch einen Kuß verbergen müssen, — aber dann gibt sie sicher entschieden den Wunsch zu erkennen, aus dem Schilf hinaus an's Land zu wollen. Fester Boden unter den Füßen ist immer gut, und dem kühnen jungen Manne dürfte es dann nahe gelegt werden — „mit der Mutter zu sprechen".

Sinnsprüche.

Große, gefährliche Wagstücke muß man thun, nicht überlegen.
Cäsar.

*

In den Menschengeist kommt Alles von Außen hinein, aber auch Alles, zu seinem Eigenthum gewordene, aus ihm heraus.

*

Gar leicht geht das halbe Leben darüber hin, behufs Erreichung der Ziele und Zwecke richtige Wege aufzusuchen und die entsprechenden Mittel zu ergreifen.

*

Kurz sein heißt vor Allem: nichts zweimal, aber auch nichts Ueberflüssiges sagen.
Ph. G. Biedermann.

Unter Krokodilen.

Skizze

von

H. Schumacher.

(Nachdruck verboten.)

Eine der unwirthlichsten und für den Seefahrer unangenehmsten Küsten ist die Westküste von Südamerika; von der Magellanstraße an bis oben hinauf nach Panama strecken wenige Meilen landeinwärts die Anden ihre schneebedeckten vulkanischen Häupter in die Wolken; überall erblickt das Auge nichts als öde, starre Felsenmassen, und schon von Coquimbo an bis fast nach Callao hinauf unterbricht kaum ein Strauch, kaum ein Fleckchen grüner Erde das ewige Einerlei des oft mehrere tausend Fuß hoch jäh in's Meer sich hinabsenkenden ungeheuren Felsenwalles, welcher hier den stillen Ozean begrenzt. Auf der ganzen langen Strecke findet sich kein einziger Fluß, welcher den diese Küste besuchenden Schiffen einen sichern Hafen gewährte; überall liegen dieselben oft beinahe in offener See, im reinen Salzwasser vor Anker, und vergebens sehnt sich der auf langer Reise vollständig „durchsalzene" Matrose nach einem tüchtigen Schauerregen, welcher ihm die Möglichkeit gewähren könnte, einige Eimer Regenwasser zu sammeln, um sich selbst und seine Kleider einmal wieder von der auf See angesetzten, von Tag zu Tage unangenehmer werdenden Salzkruste zu befreien. Aber vergebliche Hoffnung; an dieser Küste ist Regen ein unbekanntes Ding, denn die ganze Strecke liegt fast ausschließlich in der Region des Südostpassats und jeder Tropfen Feuchtigkeit, den die Luft mit sich führt, wird, ehe er an die Westküste gelangen kann, von der Andeskette aufgesogen. In dem Hafen von Iquique z. B. hatte es, als Schreiber dieses 1867 dort anwesend war, in vollen sieben Jahren nicht geregnet, Quellen gibt es dort natürlich nicht und das Trinkwasser, welches theils von Valparaiso hergeführt, theils vermittelst Kondensationsmaschinen von Seewasser zubereitet wird, mußte damals mit fünf Dollars per Faß bezahlt werden.

Einen angenehmen Kontrast zu dem Obigen bildet indeß der wenige Breitegrade weiter nördlich, in der Nähe des Aequators belegene Hafen von Guayaquil, der Hauptstapelplatz der Republik Ecuador. Hier hat man wieder die reine, unverfälschte Tropenwelt, die Gebirge treten hier weiter von der Küste zurück, der Meeresstrand ist wieder mit dem der heißen Zone eigenen, oft viele Hunderte Fuß in die See hineinragenden Mangrovesaum*) umgeben, und beide Ufer des mächtigen Stromes, an welchem dreißig deutsche Meilen landeinwärts die Stadt Guayaquil liegt, zeigen eine Vegetation, welche an Großartigkeit und Ueppigkeit derjenigen des gegenüber an der Ostküste des südamerikanischen Kontinents in den atlantischen Ozean mündenden gewaltigen Orinoco in keiner Hinsicht irgendwie nachsteht.

Der Strom, mit der Stadt den gleichen Namen führend, bildet sich weiter landeinwärts aus dem Zusammenfluß mehrerer bedeutender Ströme, den verschiedenen Entwässerungskanälen des bei recht klarem Wetter, namentlich Abends, von Guayaquil aus und in der Ferne sichtbaren gewaltigen Chimborazo, und ist einer der schönsten Ströme, welche von Schiffen befahren werden.

An der Mündung, bei der mit einem Leuchtthurm versehenen kleinen Insel Santa Clara, etwa vier deutsche Meilen breit, treten weiter aufwärts beide Ufer mehr und mehr zusammen, bis sie sich an der Stadt, welche auf dem nördlichen Ufer erbaut ist, auf circa eine halbe Meile genähert haben; eine ganz respektable Breite, zumal wenn man bedenkt, daß z. B. die Elbe bei Hamburg, also nur zwanzig Meilen von der See, kaum sechshundertfünfzig Schritte breit ist. Die Tiefe des Stromes ist dabei vollauf genügend für die größten Seeschiffe, Sandbänke sind nur sehr wenige vorhanden, und gewiß hatte Don Carlos Reid (Theilhaber des weltbekannten Hauses Luzarraga) Recht, als er einem deutschen Kapitän gegenüber die Aeußerung that:

„Wie stolz würdet ihr in Europa sein, wenn ihr dort nur einen einzigen solchen Strom hättet wie dieser."

Ja, darin hatte Don Carlos allerdings Recht, aber Recht hatte auch der gerade nicht „auf den Kopf gefallene" Kapitän, als er ganz treffend antwortete:

„Solche Ströme haben wir in Europa allerdings nicht, aber dafür haben wir auch keine Alligatoren, welche uns die Kinder vor der Thüre wegschnappen, und wenn wir bei uns einmal ein Bad nehmen, brauchen wir nicht zu fürchten, jeden Augenblick von einem solchen Ungethüm angefaßt zu werden."

Und er hatte damit nicht zu viel gesagt, der Kapitän, denn wenn auch die als Universalvertilger aller Kadaver, sowie allen sonstigen Unraths 2c. von der Vorsehung so überaus weise den tropischen Strömen beigegebenen Alligatoren im Ganzen lange nicht so schlimm und gefährlich sind, als sie von manchen renommirenden Reisenden geschildert werden, so sind die Fälle doch nicht gar so sehr selten, daß kleinere Hausthiere oder gar Kinder, welche sich, am flachen Strande sorglos spielend, dem Wasser zu sehr genähert, von einem plötzlich hervorschießenden „Kaiman" erfaßt und, ehe Hülfe kommen kann, in's Wasser gezogen werden.

An Erwachsene dagegen wagt sich der Alligator selten oder nie heran und wird nur Demjenigen gefährlich, welcher sich an einsamer Stelle in's Wasser selbst zu weit hineinwagt. Nähert sich in-

*) Mangroves, lorbeerartiges Buschwerk, welches namentlich auf denjenigen Küstenstrecken vortrefflich gedeiht, welche mit der Flut unter Wasser stehen, mit der Ebbe jedoch trocken laufen.

deß ein Boot einem solchen am Strande sich sonnenden Reptil, so kriecht letzteres, wenn auch langsam und keineswegs scheu, doch sofort zu Wasser, sobald das Boot nur auf Schußweite herangekommen, und die fremden Seeleute zeigen in Folge dessen weit weniger Furcht vor diesen riesigen Eidechsen als die Eingeborenen selbst, welche deßhalb von den Ersteren häufig genug geneckt und gehänselt werden. Namentlich der obige Kapitän, ein echter „Hamburger Junge“, war in dieser Beziehung groß, und tüchtig wurde Jeder ausgelacht, welcher ihn mit dem gewöhnlichen „Guadarse del agarto!“ (nehmen Sie sich in Acht vor dem Alligator!) vor allzu großer Dreistigkeit im und am Wasser warnte. Und doch sollten gerade ihm die Alligatoren noch eine schlimme Stunde bereiten.

Wenige Tage nach dem Dialog mit Don Carlos Reid und nachdem sein Schiff an das Werft des Luzarraga'schen Lagerraumes geholt war, um eine Ladung Kakao einzunehmen, wurde der Kapitän früh Morgens mit der Meldung geweckt, daß in unmittelbarer Nähe des Schiffes, an einer flachen Stelle des Ufers, und zwar in einer kleinen Bucht, ein schlafender Kaiman liege; rasch war er auf den Beinen, die Büchse war zur Hand und ehe ein paar Minuten vergangen, hatte der unglückliche Alligator, übrigens ein ganz respektabler Kerl von acht Fuß Länge, hinter der linken Vorderpatsche seine zwei Loth Blei im Leibe.

Das Thier hatte augenscheinlich sofort genug; den ungeheuren, mit gewaltigen Zähnen bewaffneten Rachen weit aufreißend und einen widerlich quickenden Ton ausstoßend, drehte es sich langsam um und kroch dem Wasser zu, gelangte jedoch nicht mehr in dasselbe hinein. Eine zweite Kugel von der rechten Seite machte ihm vollends den Garaus; ein flinker Matrose eilte mit einem Tau herzu, befestigte dasselbe um den Schwanz des Ungethüms und mit hellem Hurrah wurde dann der erlegte Feind höher auf's Ufer geholt. Da der Kapitän die Haut des Thieres zu haben wünschte, um dieselbe ausstopfen zu lassen, machten zwei seiner Leute sich an das Geschäft des Abbalgens.

Die vielfach gehegte Meinung, daß das amerikanische Krokodil an der Westküste Alligator, an der Ostküste und auf den westindischen Inseln dagegen Kaiman genannt, auf dem ganzen Leibe mit Schuppen oder Schildern bedeckt sei, ist eine irrige; bei allen Thieren, die Schreiber dieses zu Gesicht gekommen, fanden sich nur auf dem Rücken entlang Schilder, während Weichen, Bauch und Füße keine Schuppen oder Schilder hatten. Der Schwanz dagegen, vertikal platt gedrückt und an den Rändern sägeförmig eingezackt, ist ganz beschuppt. Als besondere Merkwürdigkeit verdient noch erwähnt zu werden, daß die Alligatoren gar keine Zunge oder doch nur den winzigen Anfang einer solchen haben.

Wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung zu unserem Alligator zurück. Die Haut zeigte sich dick und fest wie starkes Kalbleder, und einer der Leute äußerte von ungefähr: Wenn eine solche Haut gegerbt wäre, ließen sich ohne Zweifel ganz gute Stiefel daraus machen.

Diese an sich so bedeutungslosen Worte fielen bei dem Kapitän, einem spekulativen Kopf, auf einen unerwartet fruchtbaren Boden. Ließe sich daraus nicht etwas machen? Welch' ein Stück Geld ließe sich nicht verdienen, wenn sich aus den Alligatorenhäuten wirklich brauchbares Leder herstellen ließe? Kostete doch eine mittelmäßige Kuhhaut in Buenos Ayres schon ihre acht bis zehn Thaler und klagten doch die Schuster zu



v. Manteuffel, Statthalter von Elsaß-Lothringen. Orginalzeichnung. (S. 26.)



Im Vertrauen. Nach dem Gemälde von Friedrich Keller. (S. 19.)



Eine Salzburger Brauhausstube. Nach einer Skizze von L. v. Elliot. (S. 22.)

Hause fortwährend über die zunehmende Vertheuerung des Leders, während hier an dem südlichen Ufer des Stromes die „Kaimänner" zu Hunderten herumlagen und nur den Schuß kosteten! Und welch' ein Gedanke, Stiefel aus Krokodilleder! Wie würden sich zu Hause die „Schachschnieders"*) nicht darum reißen, wenn Jemand solche Stiefel zum Verkauf böte; der Absatz müßte ja enorm werden!

Das und so weiter waren die Gedanken, welche beim Morgenkaffee dem guten Kapitän im Kopf herumgingen. Aber er war nicht der Mann, der bei Gedanken stehen blieb, und bald hatte er seinen Entschluß gefaßt; die Sache mußte versucht werden.

Kaum hatte am nächsten Morgen die Sonne, klar und herrlich wie dort immer, sich wenige Grade über die im Osten den Horizont begrenzenden Gebirge erhoben, als der neue „Krokodilentödter", nur von einem Leichtmatrosen begleitet und bestens mit Schießbedarf versehen, ein leichtes Kanoe bestieg, um nach dem unbewohnten, öden Südufer des Stromes hinüberzurudern und Alligatoren zu erlegen, die dort zu Hunderten sich aufhalten sollten. Ein Kanoe hatte er deßhalb gewählt, weil erstens die an solche Fahrzeuge mehr gewöhnten Alligatoren sich vor denselben nicht zurückzogen, zweitens aber auch, weil ein Kanoe viel schneller vorwärts kam und bedeutend weniger Tiefgang hatte. Bald war das andere Ufer erreicht, und richtig, da lagen am ganzen Strande entlang, mit dem Rachen der Sonne zugekehrt und, von ferne gesehen, angetriebenen Baumstämmen nicht unähnlich, eine ganze Reihe von „Kaimännern", groß und klein, welche das von dem Leichtmatrosen flink geruderte Kanoe ohne Scheu herankommen ließen. Mit gespannter Büchse lag vorn im Bug des Fahrzeuges der Kapitän, mit der Hand auf einen der größten Alligatoren zeigend; jetzt war das Kanoe heran, die Büchse knallte und der Alligator, augenscheinlich getroffen, aber nicht schwer genug verwundet, that einen einzigen furchtbaren Schlag mit dem Schwanz, riß sich dann kurz herum und watschelte dem Wasser zu, ohne daß es dem Kapitän möglich gewesen wäre, das riesige Thier durch einen zweiten Schuß tödtlich zu verwunden oder dasselbe vom Wasser zurückzuhalten. Auf die übrigen Alligatoren aber äußerte der Schuß eine unerwartete, von dem Kapitän jedenfalls nicht beabsichtigte Wirkung; kaum war der Schuß gefallen, so wurde der ganze Strand, so weit man sehen konnte, lebendig; wie auf Kommando krochen die aufgeschreckten Amphibien überall dem Wasser zu, in wenigen Augenblicken war auch nicht die Spur eines Kaiman mehr zu sehen und der Kapitän hatte das Nachsehen. Verdrießlich spähte er jetzt nach allen Richtungen umher; nirgends war auf dem mehrere hundert Schritte breiten Strande noch ein lebendes Wesen zu sehen und es blieb ihm somit nichts Anderes übrig, als sein Glück weiter aufwärts, wo in einiger Entfernung der Strand durch ein hervorschießendes Stück bewaldeter Küste verdeckt war, auf's Neue zu versuchen. Dem Leichtmatrosen die Weisung gebend, auf ihn zu warten, falls er aber einen Schuß höre, ihm mit dem Kanoe nachzukommen, schlenderte der Kapitän jetzt am Strande entlang und hatte bald jene Stelle erreicht, von wo aus der Strand weiter oben zu übersehen war. Aber auch hier war nirgend ein Kaiman zu erblicken, die Bestien schienen sich überall förmlich von der drohenden Gefahr benachrichtigt zu haben, und schon wollte der Kapitän, jetzt vollständig verdrießlich, den Rückweg antreten, als er seitwärts in einiger Entfernung einen Trupp Ibisse, in dicht geschlossener Ordnung fliegend, herankommen sah. Da bot sich am Ende noch eine Gelegenheit, wenigstens doch noch etwas zu schießen, um nicht so ganz ohne alle Beute wieder an Bord zu kommen.

Und richtig, die Vögel kamen gerade auf ihn zu, die Büchse knallte und getroffen wirbelte einer derselben etwa dreißig Schritte seitwärts auf den Strand nieder. Die Büchse von sich legend, eilte der Kapitän jetzt schleunigst der Stelle zu, aber — was war das! — Kaum war er wenige Schritte von dem Rande des Wassers entfernt, als er von dem festen, harten Sande auf Schlammgrund gerieth und nicht mehr vorwärts konnte; immer schwerer wurde es ihm, seine Füße aus der zähen Masse herauszuziehen, und rasch entschloß er sich, den Vogel im Stich zu lassen und umzukehren. Aber schon war es zu spät — es war ihm trotz der größten Anstrengung nicht mehr möglich, seine bereits bis über die Kniee eingesunkenen Beine zu befreien, mächtig arbeitend, sank er tiefer und tiefer, und grausend wurde er jetzt gewahr, daß er in Sinkschlamm gerathen und unrettbar verloren sei, wenn nicht bald Hülfe kam.**) Aber diese mußte ja kommen, der Leichtmatrose mußte auf jeden Fall den Schuß gehört haben, die Entfernung war nicht so weit, und bald mußte er ja zur Stelle sein.

Doch vergebens spähte der Versinkende nach Rettung, kein Kanoe war zu sehen, immer mächtiger arbeitete er, aber immer tiefer sank er ein und seine Lage wurde in der That jetzt eine verzweifelte; wenn der Leichtmatrose den Schuß nicht gehört, wenn er vielleicht gar, von der bereits beträchtlichen Hitze überwältigt, eingeschlafen, dann war das Schicksal des Kapitäns besiegelt, dann mußte er, zollweise versinkend, zollweise sterbend, ein wahrhaft grauenhaftes Ende nehmen. Eine nicht niederzukämpfende, mit Wehmuth gepaarte Angst bemächtigte sich jetzt seiner, — welch' eine Lage — dort drüben im hellen Sonnenschein, kaum eine Stunde entfernt, sein schönes Schiff; fern, fern in der Heimat ein trautes Heim, ein liebendes Weib, ein herrlicher, blühender Knabe, der einzige, den der Himmel seiner glücklichen Ehe geschenkt, und hier sollte er, der so manchen schweren Sturm, so manche Gefahr auf See siegreich überwunden, der so manchem Unwetter kühn die Stirn geboten, hier sollte er hülflos, einsam umkommen?! In der That eine schreckliche Lage, doch — was war das, fühlte er da nicht etwas Hartes unter seinen Füßen? Richtig, bis an den Gürtel eingesunken, hatte er die an dieser Stelle glücklicherweise nicht sehr tiefe Schlammschicht ganz durchdrungen, hatte den unter derselben befindlichen festen Grund erreicht und jetzt — o, Gott sei Lob und Dank — jetzt konnte er hoffen, sich doch noch zu retten, denn der Leichtmatrose mußte ja doch endlich kommen. Aber womit sollte er ihn herbeirufen, wenn er den Schuß nicht gehört hatte; die Stimme, der mächtigste, gewaltigste Ruf der Angst konnte ja doch nicht so weit dringen als der Knall der Büchse; indeß es mußte versucht werden; die Brust zum Zerspringen anspannend, ließ der Hülflose seine Stimme erschallen; oben von Schweiß triefend, unten von der eisigen Kälte des Schlammes erstarrt und das fieberhaft erhitzte Haupt durch aufgelegten Schlamm kühlend, rief er immer und immer wieder nach dem Kanoe und dem Leichtmatrosen. Aber eine Stunde verrann und das Fahrzeug kam nicht, dagegen nahte, wie der Kapitän mit Entsetzen gewahr wurde, eine neue, furchtbare Gefahr, ja, der fast gewisse Untergang. Die Flut trat ein und der Arme schien somit dennoch rettungslos verloren zu sein, da ja das steigende Wasser in kaum weniger als anderthalb Stunden über ihm zusammenschlagen mußte, wenn bis dahin nicht Rettung kam. Doch da trieb mit der Flut etwas heran, gerade in der Richtung auf ihn zu, langsam kam es näher, es war eine Bambusstange, vielleicht von irgend einem Fahrzeuge über Bord geworfen. Konnte sie ihm nicht ein Mittel zur Rettung werden? Es gelang ihm, die Stange mit der Hand zu erreichen, rasch riß er sich jetzt sein Hemd herunter, band es mit den Aermeln an die Stange und begann dann, diese improvisirte Flagge als Nothzeichen zu schwingen, um so vielleicht irgend eines der Schiffe an der andern Seite auf sich aufmerksam zu machen. Eine weitere halbe Stunde verfloß, schon war das Wasser dem Kapitän bis an die Brust gestiegen und seine Arme begannen zu erlahmen, als er zu seinem neuen Entsetzen eine Entdeckung machte, in Folge deren ihm das Blut in den Adern erstarrte.

Kaum zehn Schritte von ihm erhob plötzlich ein Alligator seinen scheußlichen Rachen aus dem Wasser, mit gierigem Auge nach dem hülflosen Opfer blickend, bald nahte von anderer Seite ein zweiter, dritter, vierter, und in wenigen Minuten wimmelte es ringsumher von den scheußlichen Reptilien, welche, offenbar durch das Rufen nach dem Kanoe angelockt, bald immer dreister und dreister wurden. Jetzt kam einer derselben ganz nahe heran, ein Schlag mit der Stange auf den Schädel verscheuchte ihn zwar, aber andere folgten, und jetzt schienen die Bestien erst der ganzen Hülflosigkeit ihres Feindes inne zu werden, denn immer dreister und energischer drangen sie auf den Kapitän ein, der freilich bald einsehen mußte, daß er jetzt wirklich verloren, unrettbar verloren sei. Aber er wollte sein Leben denn doch wenigstens noch theuer verkaufen; bald seine Stange als Lanze, bald als Keule gebrauchend, theilte er nach allen Seiten gewichtige Stöße, kräftige Hiebe aus und mancher Kaiman, von einem Stoß in den Rachen schwer getroffen, suchte das Weite. Aber was half das Alles, immer schwieriger wurde durch das höher steigende Wasser die Vertheidigung, immer wüthender drangen die Alligatoren auf den Versunkenen ein, schon hatte er von einem derselben einen betäubenden Schlag bekommen, da — erschallte plötzlich von dem Strome her lautes Geschrei und Flintenschüsse; von vier kräftigen Matrosen gerudert, brauste unter Führung des Untersteuermannes sein Schiffsboot heran, scheu stoben die Alligatoren nach allen Seiten auseinander, noch wenige Sekunden und der dreifach dem Tode geweiht Gewesene befand sich im Boot und war dennoch, dennoch gerettet. Der Obersteuermann hatte mit dem Fernrohr die Nothflagge und die schlimme Lage seines Vorgesetzten bemerkt, hatte sofort das Schiffsboot abgeschickt und so denselben noch eben glücklich von einem schrecklichen Tode gerettet.

Bewußtlos wurde der Kapitän an Bord gebracht und ein heftiges Klimafieber war die Folge der erlittenen Strapazen, seine kräftige Natur besiegte jedoch die Krankheit, und schon acht Tage später war er im Stande, seinen Lieben in der Heimat sein gehabtes schlimmes Abenteuer mitzutheilen.

Seinen Zweck sollte er aber dennoch erreichen; als er seine Ladung eingenommen hatte und Don Carlos Reid zum Abschied die Hand drückte, überreichte ihm dieser, neben einem Pfund der herrlichsten Vanille und sonstigen werthvollen Geschenken für seine Gattin, ein ziemlich umfangreiches Paket, in welchem sich, als es später geöffnet wurde, sechs schön präparirte, völlig unlädirte Alligatorenbälge befanden, von einem launigen Schreiben des Gebers begleitet. In Hamburg angekommen, wurden die Bälge gegerbt, es gelang in der That, gutes Leder aus denselben herzustellen, und wer heutzutage in der deutschen Handelsmetropole den alten Steinweg hinunter geht und an die Ecke des neuen Walles gelangt, der kann dort nicht nur gegerbtes Originalalligatorenleder, sondern auch aus solchem gemachte Stiefeletten bewundern.

Und der Leichtmatrose? Ja, der hatte am Abend zuvor beim Urlaub am Lande des Guten ein wenig zu viel gethan, er war richtig in seinem Kanoe sanft eingeschlafen. Schiffsarrest, so lange wir in Guayaquil waren, war die Strafe für sein Vergehen.

---

*) Spitzname für Stutzer, Modegecken.

**) Der Sinkschlamm oder Saugsand, welcher auch an den Mündungen der Elbe und Weser vorkommt, hat die Eigenschaft, langsam, aber unaufhaltsam Alles in sich hineinzuziehen; so darf z. B. ein Fußgänger, welcher zur Zeit der Ebbe von Kuxhafen nach der kleinen Insel Neuwerk hinübergeht, beileibe keine Minute still stehen. Ein in der Mündung der Elbe vor Jahren auf solchem Boden gestrandeter großer Dampfer versank in vierundzwanzig Stunden so vollständig, daß nur die Spitzen der Masten noch hervorragten.

Eine Salzburger Brauhausstube.

(Bild S. 21.)

Die Kultur beleckt Alles und verfeinert, wo sie nur einzudringen vermag. In das alte gewölbte Gemäuer von Salzburger Häusern, die seit Jahrhunderten bestehen, dringt jedoch keine Bombe, viel weniger eine zarte Verfeinerung. Und so sehen wir namentlich Brau- und Wirthsstuben von einer unveränderten Ursprünglichkeit, wie sie die Urväter gesehen, als freilich das Bier besser, obschon billiger gewesen sein mag. Und die Brauer und Wirthe befleißigen sich der Antiquität um so mehr unter der Veranda, die Leute wollen's aus Gewohnheit nicht anders; sie ersetzen, was das Bier an Jugend zu viel hat, andererseits durch das Alter der Tünche, der Tische und Bänke.

Freilich sieht man bei diesen Umständen heutzutage ein Bild, als ob man um ein Jahrhundert zurück wäre, und das hat zuweilen auch sein Interesse. Nur haben im vorigen Jahrhundert die Lichter von Außen oder von Innen durch die „Linsen", die runden dicken, mit Blei eingefaßten Glasstücke geschienen, heute mehr, wenn auch nicht überall, durch wirkliche, wahrhaftige Glasplatten — aber fraget zuweilen nur nicht wie!

Die Gewänder sind häufig noch wie einstmals, wenn auch zu beklagen ist, daß die zierlichen, einen flinken Anschein gebenden Wadenstrümpfe der Männer den langweilig hängenden Pantalons weichen. Die Weiber und Mädchen, namentlich solche, die vom Lande oder den weitzerstreuten Gehöften hereinkommen, haben noch ihre Mieder, ihre Bauschärmel, ihre vielschnürigen Halsketten mit der goldenen Schließe, große Knöpfe am Mieder, bunte Tüchlein, Schürzen von starker Farbe, das fliegende Kopftuch, oder Die von der bayerischen Grenze ihre kecken „Salzburger oder Berchtesgader Hütl" mit Schnürchen und Quaste (Troddel).

Der Tyroler „Vetter", der „Göd" (Pathe) aus einem der Gaue kommt oftmals in strammster Pracht daher; denn er besucht eine wichtige Freundschaft, sei sie Herr oder Knecht, „Moarin" (Meier, Wirthschafter) auf einem Bauern- oder Klostergute, Kramer oder Kramerin, oder bringen die Genannten zuweilen selbst irgend ein verkäuflich Ding auf den Markt. — Die Braustube ist selbstverständlich der wichtige Zusammenkunftsort, und von keiner Seite will man sich spotten lassen — ein Ferkel, ein Sau- oder Kalbskopf ist immer Symbol sympathischer Freundschaft, und „Knödl mit Gselchtem" (Rauchfleisch) sind auch kein leerer Wahn. Die „Knödl" (Kloß) mit zarter Beimengung von allerlei Fleischsorten, Leber oder Milz oder Schinken und anderem Rauchfleisch, sind ein wahres Nationalgericht der hiesigen alpinen Küche, und sie machen der Verwandtschaft mit dem nahen Alpengestein alle Ehre.

Dem länger nothwendigen Aufenthalte, da doch kein anständiger Mensch ohne mehrere „Stoan" (Stein, Steinmaßkrüge) weichen kann, wird zuweilen durch ein Kartenspiel Vorschub geleistet, oder auch — durch Musik. Welche musikalische Schrecken aus den böhmischen Wäldern herauswimmeln, vermag nur ein Mensch zu beurtheilen, welcher den Versuch gemacht, in einer Salzburger Braustube sich sein Getränk, wie etwa Fleisch aus einer Löwengrube, zu holen. Welch' ein Geheul, Gewinsel, Gebrumm, Getrappe! Oft wartet eine neue „Bande" vor der Thüre, bis die vorher eingedrungene „alte" ihr grausam Spiel beendet hat. Mozart ist in dieser Stadt geboren, begraben! Wer würde das glauben bei dieser Musik! Jeder müßige Weber- oder Ackerknecht, jede müßige böhmische, schlesische oder fraglich woher? gekommene Stall-, Haus-, Hof- und Küchenmagd nimmt ein Instrument zur Hand, mißhandelt es einige Wochen und reist dann „auf Kunst". Wenn das Bier sich bei solchen Tönen „verzieht", seltsamen Geschmack annimmt und zur Klage Anlaß gibt — sucht man noch im Jahrhundert der „Telephonie" nach den Ursachen!

In einer solchen Braustube haben auch noch die „Handwerker" und „Gewerbe" ihre Jahreszusammenkünfte wie einstmals. Historisch ist jedenfalls der „große Wagen", ein „Schlüssel" oder „Hobel", oder eine „Uhr" in einem Glaskasten oder in überhaupt seltsamer Form. Und gehandelt muß in einer Bierstube werden wie auf einer holländischen Börse. Vom „Radi" (radix, Wurzel, Bierrettig) bis zur Remontoiruhr, vom Käse bis zum Goldringlein oder der gesammten Ausstattung, welche eine Schöne braucht. Und wenn Manches manchmal sehr belästigend: ein Augen- und Herzenstrost sind zuweilen die Kellnerinnen in landesüblicher Tracht — „g'schmachig" (schmackhaft), aber nur nicht „g'schnappig" (schnippisch, schnäppernd). Gott erhalte sie jung! S.

Ein ägyptisches Schöpfrad.

(Bild S. 24.)

Das großartige und hochinteressante Prachtwerk: „Aegypten in Bild und Wort", von Georg Ebers, dem berühmten Verfasser der altägyptischen Romane, nähert sich seiner Vollendung und setzt geradezu in Verwunderung durch die Menge von Wissenswerthem, Eigenthümlichem, Schönem und Fesselndem, was es aus dem Lande der Pharaonen und dem Aegypten der Neuzeit in Wort und Bild bringt.

Wir geben hier unseren Lesern ein echt neuägyptisches Bild aus diesem Werke, ein Schöpfrad, wie man es hundertfältig in Aegypten sieht, eine landwirthschaftliche Maschinerie, welche fast überall da zu sehen ist, wo in Aegypten Land bebaut wird. Die Vorrichtung ist außerordentlich einfach — zwei Zahnräder treiben ein Schöpfrad, das vermittelst angebundener Thontöpfe aus einem Brunnenloch das Wasser holt und in Holzröhren gießt, von wo aus es auf die durstigen Aecker sich ergießt, denn Wasser bedeutet in Aegypten eine reichliche Ernte. Es geht recht behaglich bei dieser Arbeit zu, wie unser Bild dieß zeigt — die ganze Familie fährt hier gratis Caroussel. Der Ackerbau in Aegypten ist dort, wo er vom Eingeborenen auf eigener Scholle betrieben wird, noch so einfach und ursprünglich, wie er im Alten Testament geschildert wird, und diese Bewässerungsmaschine, welche wir hier sehen, zeigt durch ihre „technische Vollendung", daß wir uns in der Nähe der Hauptstadt befinden.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ein Kriminalfall.

Die Bedienerin, welche eben in's Haus trat, hörte den Schrei des jungen Mädchens und eilte vom Vorhause nach der Stiege. Dort sah sie Jeanne, mit halbem Leibe über das Treppengeländer geneigt, voller Todesangst schreien:

„Einen Arzt! O, einen Arzt! Lauft, eilt, mein Papa... mein Papa stirbt! O, er stirbt!..."

Dann, während die Magd forteilte, lief Jeanne in das Zimmer ihres Vaters zurück und versuchte, ihm Hülfe zu leisten.

Der Körper Guérin's war leblos, schon kalt. Seine Augen waren weit offen, starr, gläsern. Kein Athemzug kam mehr aus seinem halb offenen Munde; das Herz schlug nicht mehr.

Aber Jeanne wollte nicht daran glauben, daß er todt sei; kann man bei geliebten Wesen jemals diesen Gedanken fassen, wenn er nicht durch langes Siechthum vorbereitet wurde?

Aber nur zu bald konnte sich das unglückliche Kind der traurigen Gewißheit nicht mehr verschließen. Eine kurze Untersuchung genügte dem herbeigerufenen Arzte, um den schon vor einigen Stunden eingetretenen Tod zu konstatiren.

„Aber das ist ja nicht möglich! Das ist ja nicht möglich!" schrie Jeanne. „O, retten Sie ihn, Doktor, retten Sie ihn! Sie müssen ihn retten... ich will, daß Sie ihn retten, ich flehe Sie auf meinen Knieen an...!"

Und sie klammerte sich an den Arzt und zwang ihn, sich über das Lager zu neigen und noch einmal zu untersuchen.

Er gehorchte ihr. Er fühlte nach dem Herzschlage, nach dem Pulse Guérin's, er betrachtete ihn genau und aufmerksam, nur deßhalb, weil er nicht den Muth hatte, dem verzweifelnden, bittenden Kinde diese letzte, nutzlose Prüfung zu verweigern.

Und als er sich wieder aufrichtete, als Alles an ihm zu sagen schien: „Jede Hoffnung ist dahin", da erhob sich Jeanne jählings und rief, ihm starr in's Auge blickend:

„Wenn er todt ist — an was ist er denn gestorben?!"

„An einem plötzlichen Schlagfluß ... an einer Blutkongestion ..." stammelte der Arzt, gezwungen, etwas zu sagen.

Da sank sie selber wie vom Schlage getroffen am Bette nieder, die Augen starr auf ihren Vater geheftet, die Hände krampfhaft in einander gefaltet.

Sie konnte nicht mehr sprechen, ihre Kehle war zusammengeschnürt, ihre ganze Lebenskraft war in ihrem Schauen vereinigt.

Der Arzt selber hörte nicht auf, den Todten zu betrachten — es waren ihm plötzlich seltsame Einzelheiten an diesem Leichname aufgefallen. Er untersuchte noch genauer, dann wandte er sich um und suchte mit den Augen die Bedienerin, die schreckerstarrt an der Thüre stand. Er näherte sich ihr, sagte ihr einige Worte in's Ohr, und das Weib lief hastig fort. Dann trat der Arzt an das Bett zurück und setzte sein Examen fort. Jeanne hatte weder sein Fortgehen, noch sein Wiederkommen bemerkt; sie glich einem Steinbilde.

Bald darauf kam Lärm in das Haus, Leute waren hereingedrungen. Da war der Polizeikommissär des Bezirks mit seinem Schreiber und einem Polizisten. Der Arzt hatte ihn rufen lassen und erklärte ihm den Beweggrund dafür mit leiser Stimme im Vorgemach.

„Es war meine Pflicht, Sie rufen zu lassen, Herr Kommissär. Ein Verbrechen ist heute Nacht in diesem Hause verübt worden. Der Mann, den Sie auf seinem Bette todt finden werden, ist erwürgt worden."

„Sind Sie dessen gewiß, Herr Doktor?" machte der Polizeikommissär, indem er eine instinktive Bewegung der Ueberraschung und des Entsetzens nicht unterdrücken konnte.

„Ich bin davon überzeugt. Ich habe mit Doktor Tardieu, dem Gerichtsarzte, alle Fragen der Strangulation durchgemacht. Und ich habe soeben auf dem Antlitze, am Halse und auf der Brust des Opfers unzweideutige Beweise dieses gewaltsamen Todes gefunden. Folgen Sie mir, ich werde Ihnen dieselben zeigen und erklären."

„Wer ist das junge Mädchen, welches am Bett kniet?" fragte der Kommissär, welcher Jeanne durch die halb offene Thür bemerkte.

„Ich bin zum ersten Male hier," antwortete der Arzt. „Aber soweit ich urtheilen kann, ist es die Tochter des Unglücklichen."

„Fräulein Guérin also? Ich kannte den Vater ein wenig, da er in letzter Zeit öfters kam, um Aktenstücke legalisiren zu lassen. Aber wir können die Untersuchung, von der Sie sprachen, doch nicht in Gegenwart dieses jungen Mädchens vornehmen. Man muß sie zu entfernen suchen."

„Das wird schwer sein. Sehen Sie sie nur an."

„Aber..."

„Ich will es versuchen."

Der Arzt trat in das Zimmer zurück, näherte sich Jeanne, nahm sie in seine Arme und hob sie von der Erde auf. Sie sträubte sich nicht dagegen, als habe sie keinen Willen mehr. Der Arzt trug sie in den Salon, wo er sie in ein Fauteuil niederließ und sie der Obhut der Bedienerin übergab.

Dann kehrte er in das Schlafzimmer zurück, wo sich bereits der Polizeikommissär mit seinem Sekretär befand. Der Schutzmann war in den Garten hinabgestiegen, um an der Pforte den immer mehr zahlreicher andrängenden Neugierigen den Eintritt zu wehren.

Der Arzt und der Beamte standen am Bett.

„Sehen Sie her," sagte der Erstere, „das Gesicht ist angeschwollen, blauschwarz und blutburchädert... Schaumiges Blut fließt bei der Nase... Die Zunge steht vor. Das sicherste und untrüglichste Zeichen aber sind diese rothen Flecken auf dem Gesichte und im Augenwinkel... Sehen Sie?"

„Ich sehe," entgegnete der Beamte. „Aber ich habe diese Fragen nicht studirt, wie Sie, und so genügen mir auch diese Anzeichen nicht, mich zu überzeugen. Wie können Sie es erklären, daß ein so starker Mann erwürgt werden konnte, ohne daß er sich vertheidigt hätte?"

„Er hat es auch versucht. Jählings in seinem Schlafe überfallen, halb erstickt schon, den Hals zusammengeschnürt, hat er sich aufrichten wollen... Die Unordnung der Bettdecke und des Leintuches beweisen dieß zur Genüge. Zu gleicher Zeit fochten seine Arme in der Luft, er erschöpfte sich in fruchtlosen Versuchen, den Mörder zu ergreifen, dessen schrecklichen Griff er fühlte, ohne ihn sehen zu können, denn der Elende war da zu Häupten des Bettes, verschanzt hinter der eisernen Bettstelle, alle seine Kräfte in den Händen konzentrirend."

„Ah!" meinte der Kommissär. „Sie meinen also, das Erwürgen geschah nur mittelst der Hände?"

„Gewiß. Wissen Sie nicht, daß diese Art der Strangulation die gewöhnlichste ist? Erinnern Sie sich nur... Im Jahre 1857 wurde die Frau Pêtrement im Comptoir ihres Gewölbes erwürgt — so leicht, so rasch, daß ihr Gatte, den nur eine einfache Thür von ihr trennte, nichts davon hörte. In demselben Jahre wurde die Gräfin Paumont-Laforce durch ihren Gärtner ermordet in derselben Weise."

„Das waren eben Frauenzimmer!"

„Zugegeben. Aber die Mörder waren von ganz gewöhnlicher Kraft, während der Heutige in dieser Beziehung eine Ausnahme machen konnte. Gewisse Menschen haben auch, ohne gerade riesig gebaut zu sein, in ihren Händen eine außerordentliche Muskelkraft. Und dann — schon ein minutenlanges Zusammenpressen der Luftröhre kann den Tod herbeiführen."

„Man müßte aber dann doch am Halse die Spuren von Nägeln und Fingern entdecken."

„Da sind sie... Schauen Sie nur: anfangs, wie Sie kamen, waren sie blaßroth, jetzt werden sie immer dunkler und bläulicher, je mehr der Körper erkaltet..."

„Wahrhaftig..."

„Und bemerken Sie die blutrünstigen Stellen unter dem Kiefer und an der Basis des Halses — diese geben eine fast genaue Zeichnung der Hände des Mörders. Und da spreche ich nur von ganz äußerlichen Zeichen. Bald wird mein Kollege und Meister, Doktor Tardieu, das Herz, die Lunge und das Gehirn der Leiche untersuchen, und andere innerliche Anzeichen finden, die untrüglich sind. O, der Mörder kann wohl die Menge täuschen, niemals aber die Wissenschaft; die findet jede seiner Spuren; und wenn er sich schon sicher und frei glaubt, weil alle äußerlichen Anzeichen gegen ihn fehlen, so weist sie ihm die innerlichen Zeugen seiner That, klagt ihn an und rächt das Opfer!"

Während er an der Leiche so sprach, war Jeanne auf der Schwelle des Salons erschienen und lauschte hochaufgerichtet, die Haare offen, das Auge fieberglänzend, prächtig in ihrer Jugend und in ihrer Verzweiflung.

Sechstes Kapitel.

Spurlos.

Der Arzt hatte den Polizeikommissär fast überzeugt. Aber die medizinischen Beweisgründe, welche dem Fachmanne genügten, um sich eine Meinung zu bilden, konnten dem Repräsentanten der Gerechtigkeit nicht genügen. Dieser Letztere ließ also, während er den Andern anhörte, seine Blicke nach allen Seiten wandern und suchte irgend eine materielle Spur zu entdecken, welche der Mörder auf seinem Wege zurückgelassen hätte.

Er fragte sich auch, welcher Leidenschaft der Mörder gefolgt war. Handelte es sich um eine Rache? Oder war Raub der Zweck des Verbrechens? Man mochte an dem letzteren fast zweifeln, wenn man diese kahlen Wände, diese ärmlichen Möbel sah.

Jeanne Guérin mußte befragt werden. Da stand sie, wie gesagt, an die Thürwand gelehnt, ein Sacktuch in der Hand, welches sie von Zeit zu Zeit an die Lippen führte und krampfhaft mit den Zähnen faßte. Das Blut begann wieder vom Herzen in das Antlitz hinaufzusteigen und einzelne Thränen liefen über ihre Wangen. Es war klar, daß sie anfing, die Lage zu begreifen.

Der Kommissär sah ein, daß eine direkte Frage das arme Mädchen in eine Nervenkrisis versetzen konnte, welche eine kostbare Zeit versäumen lassen mußte. Er that dennach, als ob er ihre Anwesenheit nicht merke, und richtete seine Worte an den Arzt.

„Ja. Es ist unzweifelhaft, daß ein Verbrechen stattgefunden hat."

Jeanne erbebte und zerriß ihr Sacktuch — aber sie blieb stumm.

Dann fuhr der Beamte fort von der Existenz zu sprechen, welche Kapitän Guérin geführt hatte, von seinen regelmäßigen Gewohnheiten, seiner Ehrenhaftigkeit, seiner Güte, und er schloß mit der Meinung, daß ein solcher Mann keinen Feind gehabt haben könne.

Die Thränen des Mädchens strömten reichlicher, als sie das Lob ihres Vaters vernahm, und sie neigte das Haupt, als wollte sie sagen: „Jawohl, jawohl, jawohl, er war zu gut, um einen Feind zu haben."

„Daß aber" — fuhr der Kommissär, immer noch zum Arzte sprechend, fort — „ein Raub der Zweck des Verbrechens gewesen sei, ist nicht wohl anzunehmen. Man weiß, daß Kapitän Guérin nichts besaß außer seiner Pension..."

Bei diesen Worten fuhr Jeanne rasch mit der Hand an ihre Stirne, als ob ihr Gedächtniß plötzlich zurückkehre. Zugleich schien es, als versuche sie zu sprechen, aber ihre zusammengeschnürte Kehle ließ nur rauhe Töne hören. Da streckte sie ihre zitternde Hand aus und deutete nach dem Kopfkissen des Bettes, als wolle sie sagen: „Sucht dort, sucht dort!"

Der Kommissär, ohne ganz zu begreifen, gehorchte doch dieser Bewegung. Er hob das Kissen und suchte. Aber er sah nichts und fand nichts. So wandte er sich an Jeanne und fragte:

„Habe ich Sie recht verstanden, mein Fräulein? Sie wollten, daß ich hier nachsuche?"

Sie machte eine gewaltige Anstrengung und es gelang ihr, folgende Worte zu stammeln:

„Ja... ja... das Geld... Portefeuille... verschwunden... ermordet... ermordet... Räuber... Mörder..."

Mehr konnte sie nicht sprechen, ein krampfhaftes Schluchzen unterbrach sie, die gefürchtete Krise war eingetreten.

Aber ein wichtiger Punkt war aufgeklärt. Ein Raub hatte stattgefunden, daran ließ sich nicht mehr zweifeln. Die ersten Gedanken an einen natürlichen Tod, an Ersticken, oder gar an einen Selbstmord, verschwanden. Man befand sich auf der Spur eines Verbrechens, eines Raubmordes.

Der Kommissär athmete auf, und während der Arzt Jeanne in den Salon führte und Sorge für sie trug, rief er seinen Schreiber und diktirte ihm folgendes Telegramm:

„An den Herrn Polizeipräfekten. Mord. Boulevard Bessières. Batignolles. Bitte umgehend Sicherheitswachen zu senden."

Der Schreiber ließ das Telegramm besorgen und schrieb unter dem Diktat seines Chefs noch folgenden Brief:

„Man hat mich berufen, um einen Mord zu konstatiren, dessen summarische Umstände sind: Das Opfer, ungefähr sechzig Jahre alt, heißt Jules Guérin und ist ein Marineoffizier außer Dienst. Er bewohnte mit seiner Tochter ein einzelnstehendes Haus auf dem Boulevard Bessières in Batignolles, der Geniekaserne gegenüber. Vorzügliche Moralität. Der Arzt, welchen ich bei der Leiche fand, konstatirt Tod durch Erwürgen während des Schlafes. Der Zweck des Verbrechens scheint nach den vorhandenen Indizien Raub gewesen zu sein. Ich bin am Thatorte und setze meine Aufnahmen fort."

Der Kommissär unterzeichnete, adressirte an den Prokurator der Republik und sandte das Schreiben ab. Dann setzte er seine Erhebungen fort. Vor Allem wollte er sich von der Art und Weise Rechenschaft geben, wie der Mörder in's Haus gedrungen sein könne. Er stieg deßhalb in's Parterre hinab, untersuchte die Eingangsthüre, das Schloß, die Fensterflügel und wollte eben einen Gang um das Haus herum machen, als wirre Menschenstimmen und einzelne Schreie bis zu ihm drangen. Sie schallten vom Boulevard herein. Zahlreiche Gruppen hatten sich längst vor der kleinen Gartenpforte gesammelt und besprachen das Ereigniß. Jedermann wollte in diesen Garten, in dieses Haus eintreten, die so rasch eine Art Berühmtheit erlangt hatten. Aber die Schutzwache verhinderte dieß und die Menge hatte sich darein ergeben. Jetzt aber lief eine gewaltige Aufregung durch die Reihen, hervorgerufen durch ein kleines, todtenblasses, ganz verstörtes Frauenzimmer, welches mit lautem Geschrei und heftigen Geberden Einlaß begehrte.

Es war Fräulein Zoë Lacassade; sie war gekommen, um der Verabredung von gestern gemäß ihre Freunde zu besuchen und hatte auf dem Wege das Entsetzliche erfahren. Der Polizeikommissär sah auf den ersten Blick, daß diese Bekannte des Hauses ihm nützen könne, und beeilte sich, sie einzulassen.

Zoë stürzte nach dem Hause, lief die Treppe hinauf, umfaßte Jeanne und bedeckte das arme Kind weinend, schreiend und jammernd mit Küssen und Liebkosungen. Der Kommissär war ihr gefolgt und hatte bald erfahren, daß der Kapitän am vorigen Tage mit einem Portefeuille heimgekommen sei, welches eine Summe von fünfhundertdreißigtausend Franken enthalten hatte.

Diese wichtige Enthüllung gab der ganzen Begebenheit noch bedeutendere Umrisse. Nicht lange darnach langten der Instruktionsrichter und der Substitut des Generalprokurators in dem Hause an, denen bald noch eine wichtige Per-

son folgte. Dieß war Herr Claude, Chef der Sicherheitspolizei. Er hatte sich bei Ankunft der Nachrichten zufällig auf der Präfektur befunden und war mit seinem gewöhnlichen Eifer herbeigeeilt, um den Ort des Verbrechens selber in Augenschein zu nehmen.

Siebentes Kapitel.

Fußstapfen zwischen Blumen.

Der Substitut des Generalprokurators und Herr de Beaudin, ein seiner Thätigkeit und seiner Scharfsicht wegen sehr renommirter Untersuchungsrichter, traten sogleich in das Haus, während der Chef der Sicherheitspolizei sich im Garten umsah.

Der Substitut meinte nach kurzer Besichtigung der Leiche, es sei wichtig, daß dieselbe so bald als möglich secirt werde, worauf der Polizeikommissär erklärte, er habe bereits um den betreffenden Dienstwagen gesandt und sein Schreiber fertige eben die Benachrichtigung an die Morgue aus. Da warf aber der Arzt ein, es sei wohl hart, die Tochter des Ermordeten so rasch von der Leiche des geliebten Vaters zu trennen. „Ich fürchte einen schrecklichen Ausbruch der Verzweiflung bei ihr," fügte er hinzu.

„Ich habe mehr Vertrauen auf das Fräulein," sagte der Untersuchungsrichter. „Ich habe sie eben aufmerksam betrachtet und glaube, dieses junge Mädchen hat Energie, festen Willen und eine starke Seele. Sie weint, sie ist wie vernichtet, aber es gibt Momente, wo sie aus ihrer Hülflosigkeit aufwacht und sich gleichsam emporrafft, suchend, denkend, mit blitzenden Augen; nicht an den Vater allein denkt sie mehr, sondern auch schon an den Mörder. Der Schmerz theilt sich schon mit der Rache. Es nimmt mich das nicht Wunder, da sie, wie ich höre, eine Kreolin ist; und diese Frauen können — so indolent und weichlich und leichtherzig sie auch für gewöhnlich erscheinen — in großen Krisen eine fast unglaubliche Entschlossenheit und Seelenkraft entwickeln. Da Sie sich für die junge Dame zu interessiren scheinen, Herr Doktor, ihr auch durch Ihre Anwesenheit seit der ersten Stunde dieses Falles bekannter geworden sind, so übernehmen Sie es gefälligst, dieselbe auf das vorzubereiten, was geschehen muß. Natürlich werden Sie ihr nicht von der Sektion sprechen, aber Sie finden sicher irgend etwas, um ihr die Entfernung der Leiche plausibel zu machen."

„Es sei, mein Herr. Nur möchte ich noch die Bitte wagen, daß man das Fräulein die letzten Augenblicke bis zum Transporte bei ihrem todten Vater verbringen lasse."

Dem stand nichts im Wege, und so begab sich der Arzt in den Salon, um Jeanne zu melden, daß sie zur Leiche zurückkehren und bei ihr wachen könne. Sie schwankte an seinem Arm in das Schlafgemach und fiel am Bette in die Kniee; so verblieb sie — regungslos und stumm wie früher. Die Beamten hatten sich aus dem Zimmer entfernt.

Der Arzt ließ Jeanne eine Weile beten; dann neigte er sich über sie und berührte ihre Schulter, indem er mit bewegter Stimme sagte: „Sehen Sie ihn noch gut an ... Sie werden sich bald von ihm trennen müssen."

Sie erhob jäh ihren Kopf und sagte: „Warum?"

Er antwortete langsam, nicht ohne eine gewisse Befangenheit: „Man will den Mörder in die Gegenwart seines Opfers bringen."

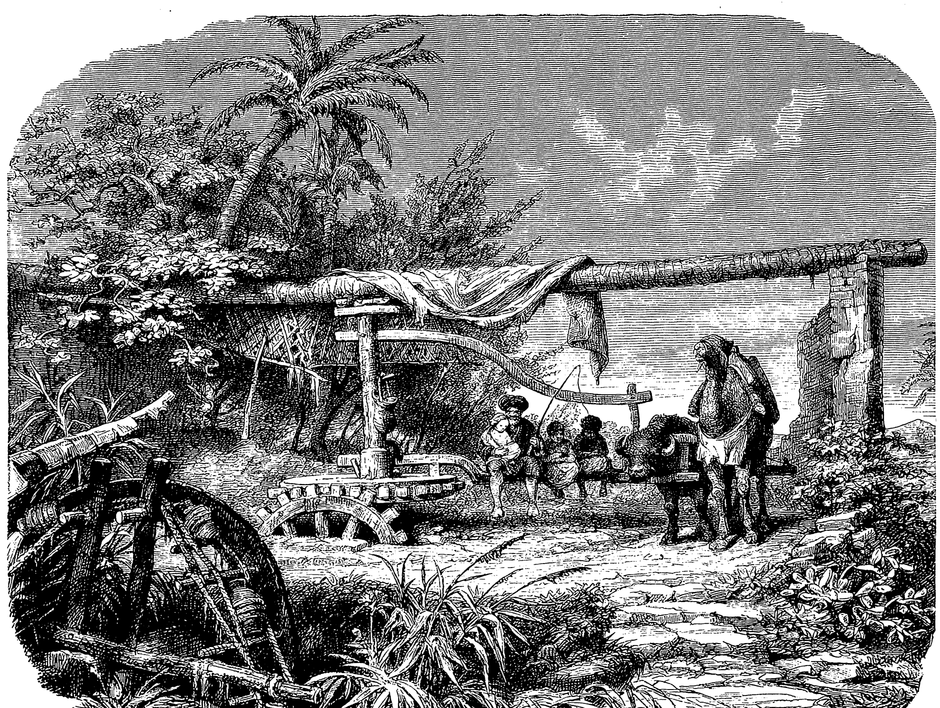
„Man hat ihn also entdeckt?!" rief sie, indem sie sich



Der todte Soldat. (S. 27.)

plötzlich erhob, rasch, mit einer einzigen Bewegung. Ihre Stimme war ihr wieder zurückgekehrt, klingend, voll Energie; ihr Blick leuchtete, ihre Wangen rötheten sich. Der Instruktionsrichter hatte sich nicht geirrt in seiner Beurtheilung dieses Mädchens.

„Man glaubt ihn entdeckt zu haben," entgegnete



Aegyptisches Schöpfrad. Originalzeichnung von Hermann Kretzschmer. (S. 22.)
Aus dem Prachtwerk „Aegypten". Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

der Arzt, der jetzt gezwungen war, seine Lüge fortzusetzen.

Sobald er diese Worte gesprochen hatte, trat Jeanne rasch auf ihn zu und rief: „Es ist derselbe Mensch, welcher vorgestern hier gewesen ist, nicht wahr?"

„Welcher Mensch?" machte der Arzt ganz bestürzt und die ganze Wichtigkeit der eben gehörten Worte ermessend.

Aber anstatt auf diese Frage zu antworten, stellte sie ihm schon eine andere, die ihr in diesem Augenblicke wichtiger dünkte.

„Wann wird man Papa fortbringen?"

„So spät als möglich ... gegen Abend. Sie können noch viele Stunden bei ihm bleiben."

„Gut," sagte das arme Kind resignirt. „Ich will die ganze Zeit über für ihn beten."

Er machte den Versuch, sie zu dem Gegenstande zurückzubringen, der ihnen eine Aufklärung über den Mörder geben konnte.

„Möchten Sie nicht den Beamten Andeutungen geben über den Mann, dessen Sie vorhin erwähnt haben?" fragte er sanft.

„Nein!" rief sie. „Nein. Später. Bis Er nicht mehr hier ist. Jetzt gehöre ich ganz Ihm. Ich werde kein Wort sagen, es ist unnöthig, mich zu befragen. Ich will nichts sehen als Ihn — ich will zu Niemandem sprechen als zu Ihm ..."

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie sich wieder niederknieen. Aber plötzlich hielt sie inne.

„Wo ist denn meine Freundin?" fragte sie.

„Sie ist unten bei den Beamten, welchen sie Auskunft gibt."

„Nun dann — Doktor, Sie, der Sie so gütig gegen mich gewesen sind, erweisen Sie mir einen Dienst ... Wollen Sie?"

„Gewiß. Und welchen?"

„Papa wußte, daß ich die Veilchen liebe, und pflegte deßhalb welche auf einem Beete unseres Gartens. Sie blühen eben jetzt ... Pflücken Sie alle ab und bringen Sie mir dieselben, damit ich sie über sein Bett streue."

Er versprach ihren Wunsch zu erfüllen und stieg in den Garten hinab.

Eben als er sich anschicken wollte, seine Veilchenernte zu halten, wurde er von einem kleinen, korpulenten, weißhaarigen Mann angerufen.

„He, Doktor ... treten Sie nicht daher ... Sie würden mir meine Fußspuren vernichten — es hat mich Mühe genug gekostet, sie zu finden."

Der Arzt erkannte in diesem anscheinend unbedeutenden Manne den obersten Chef der Sicherheitspolizei, den geschickten und gefürchteten Claude.

„Von was für Fußspuren sprechen Sie?" fragte er.

„Von denen des Mörders, oder vielmehr der Mörder, denn ich glaube, daß es ihrer Zwei gewesen sind."

„Ah! Sie haben also entdeckt ..."

„Das will ich meinen! Ich kann ihren ganzen Weg verfolgen, vom Garteneingange an bis zum Hause. Sie sind über die Beete gegangen, um nicht den Sand des Weges knirschen zu machen; das war einestheils ganz geschickt, anderntheils aber sehr unvorsichtig, denn sie sanken in der weichen Erde um so tiefer ein. Ich habe jetzt die genauen Maße ihrer Füße. Das ist schon immerhin Etwas."

„Und ich," — sagte der Arzt — „ich habe eine noch wichtigere Entdeckung. Fräulein Guérin scheint einige Kenntniß zu haben über den Mörder ihres Vaters."

„Was? Dann muß man sie augenblicklich befragen ..."

„Nein, nein, bitte! Noch nicht ... lassen Sie sie beten."

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Frau Flenne (weinend): Denk' Dir nur, Papa: ich hatte zu Weihnachten eine neue Robe von meinem Mann erwartet und — bin damit glänzend durchgefallen! — wie findest Du das? — bin ich nicht die unglücklichste Frau, welche es je gegeben hat?!

Vater: Gott bewahre, Kind! Die unglücklichste Frau war unbestritten Eva, nicht allein, weil sie nebst ihrem Gemahl aus dem Paradies exmittirt wurde, als vielmehr, weil es noch keine andere Frau gab, die sie durch ihr schöneres Kleid neidisch machen konnte.



In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad.

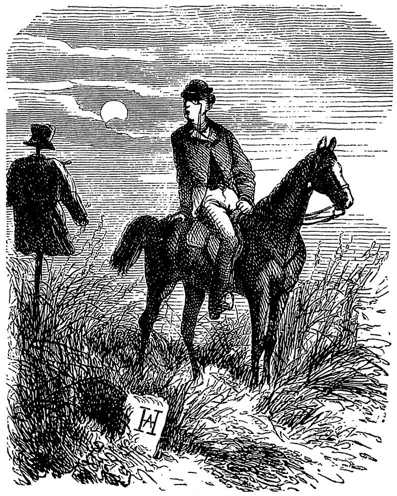


A.: Schundiges Leben das! Man plagt und schindet sich jahraus jahrein redlich zusammen und bringt's doch zu nichts.

B.: Willst Du vorwärts kommen, so mußt Du kriechen! Sieh', die Schnecke und die Schildkröte, beide haben ihre eigenen Häuser!



Während der Rittergutsbesitzer Graf Liebenstein, nach den Arbeitern auf dem Feld ausgehend, einer häßlichen Taglöhnerin einige liebenswürdige Worte zuflüstert, ohne die Dazwischenkunft seiner Frau und Tochter zu bemerken,



hat der Sohn, nach gleichen Abenteuern ausgeritten, gegen Abend den richtigen Weg verfehlt und fragt eine im Korn stehende Vogelscheuche nach dem nächsten Weg zum väterlichen Schloß.



„Jetzt gib Acht, Adelheid, jetzt thut er, als wenn er Eine da vorn engagiren wollte, aber verlaß Dich d'rauf, jetzt macht er auf dem top Kehrt und holt Dich; ich kenne das!"



Herr im Wagen: Hören Sie 'mal, wenn Sie sich prügeln wollen, dann beeilen Sie sich etwas, ich fahre nach der Stunde.



Bauer: Kann ich den Herrn Professor sprechen?

Diener: Der Herr Professor ist im Augenblick mit einer höchst interessanten Analyse beschäftigt!



Die Beschäftigung mit der Anna Lise nach der Vorstellung des Bauern.

„Ja so, ich verstehe. Das arme Mädchen! Sie kann nicht einmal ihren geliebten Todten ihre achtundvierzig Stunden bei sich behalten wie andere Leute; er gehört nicht ihr, er gehört der Polizei!... Aber wen hat sie denn im Verdacht, Doktor? Hat sie's Ihnen gesagt?"

„Einen Menschen, der sich vorgestern hier gezeigt hat."

„Und das ist Alles?"

„Alles, was sie mir gesagt hat."

„Dann will ich mit meinen Nachforschungen warten, bis sie sich näher erklärt hat. Im Anfange einer Untersuchung, sehen Sie, Doktor, kann man nicht behutsam genug Alles vermeiden, was Einen auf eine falsche Fährte bringen könnte. Ist man einmal auf unrechter Spur, dann kommt man doppelt schwer wieder auf die rechte. Sie ist Einem oft ganz vor der Nase und man sieht sie nicht, bloß weil man immer auf die andere schaut. Drum ist's immer besser, man wartet ein wenig, man... Aber apropos, was wollten Sie denn eigentlich in den Beeten da?"

„Veilchen pflücken für Fräulein Guérin."

„Ah, das ist etwas Anderes. Dann will ich Ihnen helfen... schon damit meinen Fußspuren keine Gefahr droht..."

Und so vereinten sich der ernste Arzt und der alte Polizist, zwei Skeptiker von Profession, um Veilchen zu pflücken als Liebesgabe für einen todten Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel,

der Statthalter Elsaß-Lothringens.

(Porträt S. 20.)

Die Entsendung Feldmarschall Manteuffel's, einer in militärischer sowohl als in diplomatischer und politischer Beziehung gleich hochstehenden, mit der Geschichte Preußens und seines Herrscherhauses gleich innig verwachsenen Persönlichkeit, behufs Uebernahme der Statthalterschaft Elsaß-Lothringens beweist abermals, wie hellsehend Kaiser Wilhelm bei der Wahl derjenigen Männer ist, welche er in seine unmittelbare Nähe beruft oder mit seiner Stellvertretung beauftragt. Einen besseren Träger seiner Ideen, einen treueren Dolmetsch seiner Gesinnungen könnte der deutsche Kaiser seinen Reichslanden nicht senden als diesen General, eine von milderem Sinne geleitete und dennoch feste, erfahrene Hand in ihre Geschicke nicht eingreifen als die Manteuffel's, ein ehrlicherer Mann mit warmem, menschlich fühlendem Herzen ihnen nicht entgegenkommen als er.

Edwin Hans Karl Freiherr von Manteuffel, geboren am 24. Februar 1809 zu Dresden, ist der einzige Sohn des im Jahre 1848 zu Magdeburg verstorbenen wirklichen Geheimenraths und Chefpräsidenten des ehemaligen Oberlandesgerichts daselbst, Freiherr v. Manteuffel, und einer geborenen Gräfin Lynar aus dem Hause Lübbenau. Derselbe ist vermählt mit Hertha, geborene v. Witzleben, der Tochter des im Jahr 1837 verstorbenen, auf den verschiedensten Gebieten des Staatslebens um Preußen hochverdienten Generals und Kriegsministers Job Wilhelm Karl Ernst v. Witzleben, einer an Geist und hervorragender Bildung gleich ausgezeichneten Dame. Dieser Ehe entstammen drei Söhne, sämmtlich Offiziere, und eine Tochter.

Manteuffel trat am 29. April 1827 in das zweite Gardedragonerregiment ein. Im Mai 1828 zum Offizier befördert, besuchte er von 1834—36 die Kriegsschule, jetzige Kriegsakademie, und blieb sodann bis zum Jahre 1838 ununterbrochen in seinem Regiment, dessen Adjutant er 1837 geworden war. Im Jahre 1838 wurde Manteuffel in derselben Eigenschaft zum damaligen Gouverneur von Berlin, dem späteren Präsidenten des Staatsraths, Feldmarschall v. Müffling, kommandirt. Das persönliche Verhältniß zu diesem Nestor der Wissenschaften wurde von bestimmendem Einfluß auf die fernere Carrière des jungen Offiziers, dessen sorgfältige Durch- und Weiterbildung auf militärischem, staatswissenschaftlichem und politischem Gebiete sich sein hoher Vorgesetzter mit wahrhaft väterlicher Fürsorge angelegen sein ließ.

Im Jahr 1839 wählte König Friedrich Wilhelm III., auf besondere Befürwortung Müffling's, den Lieutenant v. Manteuffel für die nähere Umgebung seines vierten Sohnes, des Prinzen Albrecht, welcher damals die zweite Gardekavalleriebrigade befehligte. Manteuffel wurde zunächst Adjutant dieser Brigade und einige Jahre später persönlicher Adjutant des Prinzen selbst. In dieser Stellung befand er sich noch, als die Stürme des Jahres 1848 auch über Preußen hereinbrachen.

Nachdem Manteuffel während des 18. und 19. März unausgesetzt in der persönlichen Nähe König Friedrich Wilhelm IV. geblieben war, kommandirte dieser ihn am 20. zur Dienstleistung bei seiner eigenen Person und ernannte ihn im Mai desselben Jahres zu seinem Flügeladjutanten. Auf diesem Vertrauensposten blieb Manteuffel mit kurzen Unterbrechungen, in welchen er, inzwischen zum Obersten avancirt, das fünfte Ulanenregiment und dann die dritte Kavalleriebrigade kommandirte, in Freud und Leid ein unwandelbarer treuer Diener seines so schwer geprüften königlichen Herrn und Freundes, nicht nur bis zum Tode desselben, sondern jahrelang darüber hinaus bei seinem Nachfolger, König Wilhelm I.

Im Februar 1857 war Oberst v. Manteuffel, in Stelle des Generals v. Schöler und von diesem selbst zum Nachfolger vorgeschlagen, an die Spitze der Geschäfte des Militärkabinets getreten. Manteuffel gehörte zu denjenigen Generalen und Offizieren der Armee, welche in den Jahren 1848—1851 Alles daran gesetzt hatten, den die Grundlage der großstaatlichen Existenz Preußens bildenden, in der langen Friedenspause aber ungebührlich vernachläßigten militärischen Interessen insoweit wieder Rechnung getragen zu sehen, daß dasselbe befähigt werde — große Politik zu machen. Hiezu gehörte vor allem Andern eine große, gutgeschulte, widerstandsfähige, jeden Tag schlagfertige Armee, eine Armee, welche die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Königs sicherte und der mit einer Führerschaft in Deutschland verbundenen Stellung entsprach. Der Entwurf zu einer völligen Reorganisation des bestehenden, zum größten Theil veralteten und, soweit die Landwehrverfassung in Betracht kam, lähmend wirkenden Systems wurde geplant, vorbereitet und in Angriff genommen. Die Zeit der Erfüllung war indessen noch nicht gekommen. Was Friedrich Wilhelm IV. zum Heile des deutschen Volkes gedacht und gewollt, Wilhelm I. erst konnte es zur segenbringenden That gestalten.

Das Verdienst Manteuffel's um die Durchführung der großen Idee, während deren Verkörperung er beiden königlichen Brüdern rathend und thatend zur Seite stand, ist ein weitreichendes. Die im Jahre 1852 gemachten unmittelbaren Reformversuche waren zwar nicht von dem erwünschten Erfolge gekrönt worden, hatten jedoch einen andern, seiner Tragweite nach gar nicht hoch genug zu veranschlagenden Vortheil in ihrem Gefolge gehabt — die Verjüngung des Offizierkorps der Armee. Sie, das recht eigentliche Werk Manteuffel's, wurde zum unmittelbaren Ausgangspunkte, zum Hauptfaktor der ganzen, in seinen Folgen entscheidend gewordenen Heeresneugestaltung. Sie bildete das Fundament des Baues, in welchem das deutsche Volk nunmehr nach langem vergeblichem Hoffen und Harren seinen sehnlichsten Herzenswunsch — das Wiedererstehen des deutschen Reichs, seine Wiedergeburt zu erneuter Kraft und Herrlichkeit, erfüllt sieht.

Nach Durchführung der Reorganisation und Regelung der mit ihr verbundenen Personalfrage trat Manteuffel im Jahre 1865 in den praktischen Dienst zurück. Er erhielt zunächst den Oberbefehl über die in den Elbherzogthümern zurückgebliebenen Truppen und wurde zum Statthalter des Herzogthums Schleswig ernannt.

Das Jahr 1866 sah Manteuffel zunächst als Führer eines aus den Besatzungstruppen der Herzogthümer gebildeten, der Mainarmee zugetheilten Korps und später als dessen Oberbefehlshaber. Der von General v. Falkenstein unter großen Schwierigkeiten mit bewundernswerther Thatkraft eröffnete Feldzug auf dem südwestlichen Kriegstheater wurde, nachdem dieser General zu der wichtigen Stellung des Gouverneurs von Böhmen berufen worden war, von Manteuffel in gleicher Weise fort- und vor Würzburg zum glänzenden Ende geführt.

Bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich stand Manteuffel zunächst an der Spitze des ersten Armeekorps und übernahm nach Abberufung des Generals v. Steinmetz das Oberkommando der ersten Armee. Seine Erfolge in diesem Feldzuge sind nicht minder hervorragend als diejenigen während des eben erwähnten. Die vorbereitenden Kämpfe des 14. (Colombay) und des 31. August 1870 (Noisseville), die Operationen im Norden Frankreichs mit den siegreichen Schlachten bei Amiens, an der Hallue und Bapaume, sowie der die Entscheidung bei St. Quentin bedingenden Einnahme der Sommefestung Péronne, der Marsch endlich durch die schneebedeckte Côte d'or und den unwegsamen Jura, in seiner Folge endlich die Niederwerfung der letzten französischen Streitkräfte und die Vernichtung der trotz ihrer Niederlage bei Hericourt-Montbéliard immer noch 150,000 Mann zählenden Bourbaki'schen Armee, füllen Ruhmesblätter der deutschen Geschichte, auf welchen neben den Ereignissen selbst der Name Manteuffel's verzeichnet steht.

Nach Beendigung des Krieges, resp. mit Eintritt der Okkupation erhielt Manteuffel den Oberbefehl über die in Frankreich zurückbleibende Armee. Er sah die Erfüllung seiner überaus schwierigen Mission darin, ohne Frankreich und den Franzosen gegenüber sich irgend etwas zu vergeben, ihnen und der Welt zu zeigen, daß die Grundlage, auf welcher die deutsche Armee stehe, germanische Bildung und Gesittung sei, und daß sich ein erobertes Land sehr wohl mit anderen Mitteln zügeln lasse, als es diejenigen gewesen waren, deren sich die Franzosen seinerzeit in Deutschland bedient hatten.

Manteuffel, als Politiker, hat die widersprechendsten Beurtheilungen erfahren. Thatsache ist, daß er, seiner Stellung eingedenk, niemals mit einem Minister oder einem sonstigen Parteimanne gemeinschaftlich Politik getrieben hat. Nicht sowohl in der selbstschöpferischen Thätigkeit auf diesem Gebiete liegt sein hohes Verdienst, sondern darin, daß er die Politik, in welche er durch das Vertrauen beider königlichen Brüder gezogen wurde, daß er die zahlreichen, gewöhnlich in die Zeit größerer Krisen fallenden Sendungen, welche dieselben in seine Hände legten, bei der ihm eigenen Gewandtheit mit größter Selbstlosigkeit und opferbereitester Hingebung ausführte.

Manteuffel ist ferner von ehemaligen Gegnern als ein krasser, jedes Fortschritts abholder Reaktionär geschildert worden. Das ist ganz unrichtig. Manteuffel verkennt, seine Handlungen beweisen dieß, den berechtigten Fortschritt der Zeit keineswegs. Im Gegentheil hat er dort stets die fördernde Hand geboten, wo es sich um denselben handelte, sein Bestes gethan, um ihn und seine Konsequenzen dem Lande und dem Volke nutzbar zu machen; allerdings, wenn die Umstürzler der verschiedenen Nüancirungen politischer, sozialistischer und kommunistischer Doktrinen nebst deren gemeinsamen Abarten an den Grundsäulen des monarchischen Staates zu rütteln begannen, dann hat er, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, seine Gegner mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen gesucht. Er ist diesen seinen Grundsätzen selbst dann treu geblieben, wenn ein Paktiren aus Nützlichkeitsgründen mit den Gegnern verlockend erschien. Charakteristisch ist, daß seine ehrenwerthen Gegner früherer Zeit die Lauterkeit und Reinheit seiner Absichten sowohl wie die Richtigkeit seiner Ansichten heute bedingungslos anerkennen.

Sollen wir Feldmarschall Manteuffel schließlich noch als Menschen zeichnen, so sagen wir: er ist ein Mann, ebenso selbstlos als redlich, ebenso streng und gerecht als mild und wohlwollend, ein Mann, der einst mit der Ruhe des guten Gewissens sagen durfte: „Mein Privat- und mein amtliches Leben wird seinen Richter nach meinem Tode finden. Ich fürchte das Urtheil nicht!"

Stammbuchvers.

Wer rührig seinen wucht'gen Hammer schwingt,
Verdient der Schmied des eignen Glücks zu sein;
Doch Frau Fortuna bleibt es ganz allein,
Die Gold, die Eisen auf den Ambos bringt.

Schwarzwild.

Ein Herbstbild

von

Paul Röper.

Nun weicht er nicht mehr von der Erde
Der graue Nebel unbewegt;
Er deckt das Feld und deckt die Heerde,
Den Wald und was im Wald sich regt.

Er fällt des Nachts in schweren Tropfen
Durch's welke Laub von Baum zu Baum,
Als wollten Elfengeister klopfen
Den Sommer wach aus seinem Traum.

Der aber schläft, von kühlen Schauern
Tief eingehüllt im Todtenkleid —
H. Lingg.

Leise schwebt ein rothes Blatt nach dem andern von den Bäumen des Hochwaldes herab, vom leisen Winde getragen, der mattere Strahl der Sonne spiegelt sich in der düsteren Flut des schilfumkränzten, tief im Forst verborgenen Teiches und schwer tropft der Morgennebel von den Zweigen.

Ein Rudel Schwarzwild hat sich dieß tiefverborgene Plätzchen zum Lagerplatz auserkoren, und hier „suhlen" etliche im Schlamme, dort sonnen sich langhingestreckt einige schwarze Burschen, dort bietet eine alte „Bache" ihren „Frischlingen", den zebraartig gestreiften, das Gesäuge, und dort wieder „brechen" ein paar angehende Hauptschweine im dürren Laube nach herabgefallenen Eicheln und Bucheln oder Gewürm und Mäusen; ein freundliches Bild friedlichsten Stilllebens. Wenn auch einmal ein paar junge Kämpen, in Streit gerathend, mit den „Gewehren"*) auf einander gehen, die Fehde verläuft bald im Sande.

Die Sonne neigt sich gen Westen, der Abendwind treibt die welken Blätter umher zu Wirbeln, hoch von oben aus den Lüften tönen die Rufe und das Geschmetter der heimkehrenden Wandervögelschwadronen:

„Dunkler wird's im stillen Wald
Und die Hirsche weiter ziehen,
Hören nicht den Ton im Fliehen,
Der so ganz umsonst verhallt."

„Dämmerung deckt die Lande, umhüllt das Feld mit schwärzlichem Gewande." — Da bricht auch die schwarze Schaar aus ihrem Lager auf, um sich zu „äsen" auf einem ihr wohlbekannten Kartoffelfelde. Vielfach sichernd, möglichst geräuschlos ziehen die dunklen Gesellen dahin, wenig sich kümmernd um die aufgehängten Lappen oder aufgestellten Strohmänner, die der Besitzer des Feldes zum Schutz seiner Früchte errichtete, ja selbst ein abgefeuerter Schuß vermag sie nicht von ihrem Vorhaben abzubringen, denn sie wissen recht gut, daß das Alles nur zum Schein ist. Hetzt aber einmal der Feldhüter seine Hunde an, so reißt die Jugend sofort aus, dem Walde zu, nicht aber eine alte Bache oder ein Keiler. Dieser dreht sich sofort um und „nimmt den Hund an", und wehe dem Unvorsichtigen oder Unerfahrenen, der in den Bereich der Gewehre des Thieres geräth! Wüthend steht der Keiler da, der Schaum fließt ihm an beiden Seiten vom „Gebreche"**) herab, die kleinen, feurigen und tückischen Augen scheinen in der Dämmerung zu funkeln; blitzschnell schlägt er mit den scharfen Hauern von unten nach oben und der Getroffene ist meistens schwer verwundet, oft der Bauch aufgerissen.

Inzwischen sind die Entflohenen schon wieder zurückgekehrt und wühlen gemüthlich weiter in den Kartoffeln.

Die alten Keiler pflegen griesgrämig und einsiedlerisch für sich zu leben und nur zur „Rauschzeit" gesellen sie sich dem Rudel. Wenn diese Zeit nun auch noch nicht gekommen, so erscheint doch jetzt, vielleicht von geselligen Anwandlungen getrieben, ein solch' alter, unheimlicher, schwarzborstiger Gesell mit zolldickem „Schild", das er sich durch häufiges Reiben mit den Schultern an harzigen Tannenstämmen erworben, unter den fleißigen Kartoffelgräbern und sofort beginnt ein Kampf mit einem jüngeren Hauptschwein.

Schulter an Schulter versucht der eine den andern zurückzudrängen oder seine messerscharfen Gewehre in dessen Leib zu hauen. Der Wind fegt über die Stoppeln und Felder, einen Moment die eilig dahinjagenden dunklen Wolken vor dem Mond zerstreuend, — ein furchtbarer Hieb in die Weiche des schwächeren Gegners von dem alten Keiler und er bricht zusammen. Aber kein Schmerzenslaut entringt sich dem verendenden Thiere, trotzig und wild stirbt es, wie es gelebt.

Der Morgen dämmert herauf, der Mond wird blaß und blasser, fröstelnd saust der thauige Morgenwind durch die Kronen des nahen Waldes und wirbelt Blatt um Blatt herab, da zieht sich das Schwarzwild zurück in seine hochgewölbte Heimat und düsteres Tannendickicht, den Tag über zu ruhen, sich im Schlamme zu wälzen, zu spielen und zu kämpfen.

„Hörst du ein Waldhorn klingen
Wohl durch den Hochwald hin?"

Horch'! Mögen die Jäger noch so leise sich auf ihren Posten anstellen, das Wild hat ihr Nahen „vernommen", und schon hört man aus der Ferne die Treiber, die langsam vorwärts rücken, mit den Stöcken an die Bäume schlagend und von Zeit zu Zeit sich zurufend.

Es ist die höchste Zeit, aufzubrechen; auf zur Flucht, ade schöner Versteck am finster blickenden, wasserrosengeschmückten Waldteich: rette sich, wer kann!

In rasender Flucht stiebt das Rudel auseinander, die Keiler rennen blindlings darauf los, die jüngeren Schweine hierhin

---

*) Hauern, Eckzähnen.
**) Maul.

und dorthin, die Bache mit ihren Frischlingen trabt bedächtig dahin, nach einem Ausweg suchend, und hinterher die Saufinder mit lautem Gekläff.

Hei! Welch' lustiges Leben im sonnendurchglänzten, herbstlichen Walde! Bald knallt hier eine Büchse, bald da. Aber der nicht ganz sichere Schütze sehe sich vor, der nicht tödtlich getroffene Keiler wird im Vorbeigaloppiren ihn mit einem Seitenhiebe zu treffen suchen, da schützen keine Gamaschen oder schwere Stiefel, schon Mancher hat eine Wunde am Schenkel oder Wade davon getragen, die ihn sein Lebenlang an solchen Tag gemahnte. Oder gelingt es gar einer alten Bache, den Feind zu fällen, so beißt sie ihn grausam und trampelt auf ihm herum, in ihrer Wuth die nahenden Feinde gar nicht beachtend.

Alte Schweine verenden stets stumm, kein Laut kündet den nahenden Tod, junge dagegen schreien jämmerlich.

Ist dieser Tag endlich glücklich überstanden, der so manches Mitglied der Gesellschaft hinraffte, dann findet sich das Rudel, allerdings etwas kleiner geworden, wieder zusammen; noch gibt's manchen schönen Tag im Herbste und auch der Winter vermag sie nicht zu schrecken, denn bei großer Kälte setzen sie sich in einen „Kessel“ zusammen mit den Rücken aneinander und wärmen einander, und nur dann wird die Sache bedenklich, wenn eine Eiskruste auf den Schnee friert, denn dann wird das „Gebreche“ leicht wund und das Auffinden der Nahrung dadurch sehr erschwert.

Albumblatt.

Der todte Soldat.

Von

Joh. Gab. Seidl.

(Bild S. 24.)

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!“

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet;
Die Uhr blieb stehn um Elf!“

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

Interessante Bücher.

Von einem der liebenswürdigsten und heitersten deutschen Erzähler, dessen Name allbekannt ist, F. W. Hackländer, veröffentlicht die Krabbe'sche Buchhandlung in Stuttgart zwei hübsche Bändchen Erzählungen, welche den Titel: „Der alte Lehnstuhl“ und „Letzte Novellen“ tragen. In dem heimgegangenen Schriftsteller verehrt das deutsche Volk einen Sittenschilderer, einen Maler des bürgerlichen und Hoflebens ersten Ranges. Die Munterkeit und Frische des Tons, die gesunden Farben, die gute Laune und der tiefe Ernst, mit dem Hackländer erzählt, machen seine Schriften so genußvoll und anziehend, daß man stets gern wieder zu seinen Büchern zurückkehrt nach der starkgewürzten Kost, welche unsere Tagesschriftsteller bieten. Die beiden jetzt veröffentlichten Bändchen zeigen alle jene Eigenthümlichkeit des Hackländer'schen Geistes, welche wir eben als ihm besonders zugehörig anführten. Auch diese letzten Bände, Kriegs- und Theatergeschichten, humoristische Novellen, also ganz speziell Hackländer's volksthümlichste Seiten enthaltend, wird das Publikum mit Freuden begrüßen. Beigegeben als ein werthvoller Schmuck ist diesen Novellen ein Porträt des berühmten Schriftstellers.



Spiele.

Schlag- und Laufball. Bei den beliebtesten Ballspielen der deutschen Jugend wird der Ball mit dem Schlagholz (der Pritsche) geschlagen. Man wählt dazu am liebsten einen runden Knüppel, etwa 60 Centimeter lang, und umwickelt den Griff mit gewichstem Bindfaden oder gibt dem Bindfaden einen Anstrich von dünnem Leim, damit der Schlägel desto sicherer in der Hand sitzt. Solche Schlägel, die vorn breit sind, treffen zwar den Ball leichter, allein der Schlag wird selten so kräftig, da sie die Luft nicht so gut durchschneiden.

Je mehr Mitspieler vorhanden sind, desto unterhaltender und interessanter wird das Spiel, doch darf die Zahl acht bis zehn nicht gut überschritten werden.

Ein einzelner Spieler kann höchstens sich einüben im sichern Schlagen, nachdem er den Ball sich selbst emporgeworfen (eingeschenkt) hat. Bei zwei Spielern sind schon ein paar Abwechslungen möglich. Der Eine schlägt den Ball, welchen der Andere ihm zuwirft, gegen eine hohe Mauer oder auf das Hausdach, der Zweite sucht ihn aufzufangen: — oder der Erste schenkt sich den Ball selbst ein, schlägt ihn auf ebenem Spielplatze so weit als möglich und sein Kamerad sucht ihn aus der Luft aufzufangen oder, wenn ihm dieß nicht gelingt, ihn doch so bald wie möglich aufzuhalten. Der Schläger darf zum dritten Male nach dem Balle schlagen, wenn er ihn bei den zwei ersten Schlägen nicht trifft. Gelingt ihm dieß auch beim dritten Schlage nicht, so kommt sein Kamerad an seine Stelle. Fängt der Gegner den emporgeschlagenen Ball, so wird ebenfalls gewechselt. Fängt er ihn nicht, so muß er an der Stelle stehen bleiben, an welcher er den Ball zum Liegen bringt; der Schläger spreizt die Beine auseinander (grätscht), stellt das Schlagholz senkrecht in die Mitte der Oeffnung und der Gegner muß von seinem Standorte aus den Ball durch eine der beiden Oeffnungen werfen. Gelingt ihm dieß, so ist er Schläger.

(Aus: „Spielbuch für Knaben“. Von Hermann Wagner. Leipzig, Otto Spamer.)

Mathematische Scherze.

Besondere Eigenschaft der Zahl 37. Diese Zahl ist so beschaffen, daß wenn sie durch eine von den Zahlen der arithmetischen Progression, 3, 6, 9, 12, 15, 18, 21, 24, 27 u. s. w., multiplizirt wird, alle Produkte, die daraus entstehen, drei gleiche Ziffern ausmachen und die Summe ihrer Ziffern immer der Zahl gleich ist, mit welcher man 37 multiplizirt hat.

37	37	37	37	37	37	37	37	37
3	6	9	12	15	18	21	24	27
111,	222,	333,	444,	555,	666,	777,	888,	999.

Anschauungs-Aufgabe.

1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64

Ein Gefangener schmachtet in einem Gefängnisse von 64 Zellen. Das Gefängniß ist wie ein Schachbrett gebaut, doch sind alle Zwischenwände so durchbrochen, daß man aus jeder Zelle in jede Nachbarzelle durch eine Thür gelangen kann, es haben also die Randzellen jede drei, die innere jede vier Thüren. Dem Gefangenen wird nun die Freiheit verheißen unter folgenden Bedingungen: 1. Er sitzt in Nummer 1. — 2. Er muß jede Zelle einmal betreten. — 3. Er darf nur eine Zelle zweimal durchschreiten. — 4. Die letzte von ihm betretene Zelle muß die mit dem Ausgange sein. Wie hat der Gefangene zu gehen, um seine Freiheit zu erlangen?



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Im Plötzensee bei Berlin, dessen Tiefe bekanntlich sehr bedeutend ist und stellenweise 80 Fuß beträgt, ist ein interessanter Versuch gemacht worden, gesunkene Schiffe, sowie versenkte Gegenstände durch Kohlensäure zu heben, welche Erfindung dem Ingenieur Eidner aus Wien zu verdanken ist. Herr Eidner wendet folgendes Verfahren an: In einem leeren Ballon steckt zur Hälfte eine Flasche mit Schwefelsäure, die mit Bullrich'schem Salz umgeben ist. Sobald nun durch Drehung einer Schraube die Flasche zerstört wird, so mischen sich die genannten Substanzen, es entwickelt sich Kohlensäure und füllt den Ballon. Es ist klar, daß dieser Apparat, wenn er in einem versunkenen Schiffskörper zur Wirkung gelangt, diesen alsbald heben muß. Es wurde nun im Plötzensee zuerst ein kleines Schiff versenkt, das mehrere Centner schwer war. Ein Taucher ging mit dem Apparat hinunter, befestigte ihn und setzte ihn in Thätigkeit. Kaum war dieß geschehen, so erschien das Schiff an der Oberfläche und wurde von dem Ballon auch gehalten. Bei einem zweiten Versuche warf man fünf schwere Sandsäcke über Bord bei einer Tiefe von 50 Fuß. Der Taucher ging hinunter, befestigte die Säcke an einander und alsbald brachte der Ballon die Säcke an die Oberfläche. Die Versuche werden erneuert werden.

Hauswirthschaft.

Schwarze Seidenstoffe reinigt man in folgender Weise: Der Stoff wird zuerst mit einem trockenen wollenen Lappen gut abgewischt und nöthigenfalls vorsichtig ausgeklopft, um den Staub zu entfernen. Dann wird der Gegenstand auf einen Tisch ausgebreitet und mit heißem Kaffee, der durch Seihen von allem Satz befreit ist, mittelst eines Schwammes sorgfältig auf der rechten Seite abgerieben. Der Stoff wird dann etwas getrocknet und auf der verkehrten Seite gebügelt. Wo das Letztere nicht möglich ist, muß beim Bügeln ein Tuch aufgelegt werden. Der Kaffee nimmt alle Flecken und Unreinlichkeiten weg und stellt den natürlichen Glanz der Seide wieder her, wie dieß keine andere Feuchtigkeit thut. Die Seide scheint in der That durch das Verfahren dicker zu werden, und diese Wirkung ist dauernd. Wer dasselbe einmal versucht hat, wird nie ein anderes anwenden.

Küche.

Rhabarber. Für die wählerische Küche wohlhabender Kreise kann der Anbau der breitstenglichen Rhabarbersorten nicht genug anempfohlen werden. Der Genuß dieses angenehmen, apfel- oder birnsäuerlichen Gemüses, vom April ab bis Ende Juni, wo andere Gemüse noch selten sind, ist blutreinigend. In England ist der Genuß des Rhabarbers, in verschiedenartigster Weise zubereitet, beliebt. Als Wintercompot für sich allein oder als Füllung für feine Backwerke ist er an Wohlgeschmack selbst der theuren Ananas vorzuziehen. Die Kultur ist sehr leicht: Tiefgegrabener, nahrhafter Boden, Reinhaltung und alljährliche handhohe Ueberdeckung mit verrottetem Dünger im Herbste ist sozusagen Alles. Die empfehlenswerthesten Sorten sind: Rheum Queen Victoria, undulatum und australe. Die Anzucht von Samen gelingt nur sicher, wenn der Same frisch ist.

Landwirthschaft.

Möhren als Pferdefutter. Gegenüber dem öfteren Vorkommen von Kolikanfällen, Blinddarmverstopfung ꝛc. bei Pferden macht ein Landwirth in der „Kopenhagener Wochenschrift für Landwirthe“ wiederholt auf die Nützlichkeit einer Beigabe von Möhren zum Pferdefutter aufmerksam. Derselbe gibt diese Beigabe zum letzten Abendfutter, da die Pferde bei der kurzen Freßzeit am Tage aus Begierde nach den Möhren oft einen Theil des Körnerfutters und des Häckels liegen lassen. Weiter äußert sich der Einsender wie folgt: „Anfangs nehme ich die Möhren direkt vom Acker und gebe sie den Pferden mit dem Kraut. Werden die Möhren aufgenommen, so lasse ich einen Acker für die Pferde so lange stehen, als das Kraut grün bleibt. Sie fressen sie so mit Begierde und man spart das Abschneiden. Seit einer Reihe von Jahren habe ich auf diese Weise Möhren an die Pferde verfüttert, und seit jener Zeit sind die obengenannten Krankheiten in meinem Stalle nicht wieder aufgetreten.“

Gewerbliches.

Neue Zeichenkohle. Seit einiger Zeit wird eine neue Zeichenkohle verwendet, welche bedeutende Vorzüge vor der bisherigen hat. Sie wird aus verkohltem Holzstoff von Linden-, Weiden- oder Pappelholz erzeugt, welcher, in mit Rillen von Bleistiftstärke versehene Metallformen gepreßt, an der Luft getrocknet und in Retorten verkohlt wird. Mit Glycerin befeuchtet, ersetzt dieser verkohlte Holzstoff die schwarze Kreide; mit Leinölfirniß dient er zur Herstellung unauslöschlicher und mit Leimwasser unverwischbarer Zeichnungen. Diese Zeichenstifte werden in den verschiedensten Farbentönen vom tiefsten Schwarz bis zum hellen Braun hergestellt.

Kleine Korrespondenz.



E. B. A. in Christiania. Die preußische Staats- (Klassen-) Lotterie, wenn es Ihnen im Auslande erlaubt ist, diese zu spielen.

K. T. in Sigmaringen. Talent vorhanden. Es bedarf doch noch der Zeit, um den etwas gar zu melancholischen Inhalt mit mehr Licht zu durchsetzen.

E. C. in Wiltz. 1) Die Tabakfabrikation. Wien, Hartleben. 2) Jedes Antiquariat, z. B. S. Mode, Berlin. 3) Ausspruch zu unbekannt.

Alexander. Nr. 1 u. 2. Es war nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl regulärer Truppen in der Stadt; Marinesoldaten auf den Forts. Nr. 3. Durch leichte Kavallerie.

Hrn. F. G. in B. Derartige Blechdosen z. B. durch A. Creuziger, Cannstatt, Württemberg; W. Rosenbauer, Grünwald bei Gablonz a. d. Neiße, Böhmen.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprung, Aufgaben sind uns zugekommen von: Frln. Mathilde Grün, Perleberg; Henriette Schönlank, Teplitz; Fanny Schlesinger, Olmütz; Emma Ring, Berlin; Anna Mislow, Posen; Hrn. Chr. Niermeyer, Hannover; S. Silbermann, R. Kopp, Dresden; M. Weiß, Groß-Ottlau; M. Neufeld, Neuß; R. Gallmann, Breslau; Fried. Hartkopf, Leipzig; S. Ganther, Ulm; M. Wilsdorf, Berlin; J. Leonard, Trier.

Hrn. W. Klein in Pest. Ruß, Hauswirthschaftslexikon.

J. M. in Sch. Durch Hartleben in Wien und Fr. Voigt in Weimar.

Hrn. B. P. J. in Trier. Durch B. F. Voigt in Weimar zu beziehen.

Aerztliche Korrespondenz.

C. D. in M. Ihr Leiden kann nur durch persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes Beurtheilung finden.

Nina in Gaya. Ein gutes Mittel gegen rauhe Hände ist das Waschen derselben mit flüssiger Glycerinseife.

Alter Abonnent in Altenwald. Gegen Sodbrennen und Aufstoßen aus dem Magen haben sich zwei Mittel trefflich bewährt, das salpetersaure Wismuth-Oxyd und die gebrannte Magnesia. Von beiden Mitteln (zu gleichen Theilen gemischt) ist, falls sich Sodbrennen einstellt, je eine Messerspitze voll zu nehmen.

F. H. in Czaslau. Die Ursachen der beständig sich wiederholenden Zahngeschwülste liegen in den Resten der Zahnwurzel, welche unbedingt von einem geschickten Zahnarzte entfernt werden müssen.

Fr. E. in E. Die angefragte Heilmethode des Hrn. P. in H. ist nicht empfehlenswerth und schon mehrfach von Regierungsseite dagegen gewarnt. Kurmäßiger Gebrauch von Karlsbader Wasser (Mühlbrunnen), welche Kur von einem Arzte zu leiten ist, dürfte dennoch zum Ziele führen.

H. L. in Laue. Die Gürtelrose entsteht aus unbekannten Ursachen und heilt in den meisten Fällen nach einiger Zeit von selbst wieder ab.

Hrn. B. D. Gumbinnen. Ausdrücken der verunreinigten Poren und Waschen des Gesichts mit flüssiger Glycerinseife ist das beste Mittel zur Beseitigung des Leidens.

Hrn. A. D. in A. Derartige Halsleiden können ohne persönliche Untersuchung mit dem Kehlkopfspiegel keine richtige Beurtheilung finden, weßhalb Ihnen auf dem Wege der Korrespondenz kein Rath ertheilt werden kann.

Hrn. L. N. in Devonshire. Das fragl. Mittel ist uns. ärztl. Berather unbekannt.

Abonnent in F. Sublimat, innerlich genommen, ist eines der heftigsten Gifte.

F. H. Nr. 11, Frankfurt a. M. und A. W., Nürnberg. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, Rath zu ertheilen.

Hrn. J. D. in Nürnberg. — An die Abonnentin an der Isar, W. J. — Hrn. J. E. in Hof und C. M. aus B., F. C. in Frankenberg. Ohne persönliche Untersuchung kann hier kein Rath ertheilt werden.

Anfragen.

5) Wie schützt man im Winter Endiviensalat bei der Aufbewahrung vor dem Faulen? A. B. in M.

Antworten.

Auf 4): Einige Tage vor Anfang der Wäsche reibe man die oberen Theile der Hände mit einer schwachen Auflösung von Schellack in Spiritus.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Rösselsprung.

ge-	wenn	welt	ver-	chen	kann	und	des-
hat	jüngt	schli-	der	schon	luft	ach	singen
die	welt	grüßt	ach	vö-	mer	lin-	ver-
chen	er	lerche	thrä-	sich	bli-	geln	ar-
die	er-	veil-	er-	herz	den	wer-	zur
das	wie	wenn	nicht	nen-	schließt	chen	mit
wei-	in	singt	deß	noch	greis	nicht	ther
der	ihn	tert	sich	sich	mann	nicht	als

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 3. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Abend brach an, ein ruhiger, milder Sommerabend, der hier oben im Norden ganz außerordentlich still und warm zu sein pflegt.

Der Himmel war wolkenlos hellblau, nur wo die Sonne hinab in das Meer stieg, hingen einige Wolkenstreifen dunkellila mit blendend goldenen Säumen, einige Flockenwölkchen über diesen Wolkenbänken zeigten sich rosenroth angehaucht, der Spiegel des Meeres lag wie zerrinnendes Gold da und um die Küste und auf dem Lande begann ein leiser Duft seine magischen Schleier zu weben.

Das Alles war ein Bild des lichtvollsten, des sanftesten Friedens.

Die Menschen aber, mit denen unsere Geschichte sich hier beschäftigt, boten den entschiedensten Gegensatz diesem Landschaftsbilde dar.

Am Strande wandelte ruhelos der Aufseher Metzler, welcher seiner Absetzung entgegensah, und dieser unter Umständen, die einen allerdings schwer zu beweisenden, aber auch seinerseits nicht aufzuhebenden Verdacht auf ihn wälzten; er sandte unruhige Blicke hinaus auf das Meer und wünschte sich auf die andere Seite der Erdkugel versetzt, wo die Sonne jetzt anders redenden Menschen das Licht des neuen Tages brachte.

Der Verdacht war ihm vorausgeflogen wie ein unsichtbarer Herold — es wußte in Neukuren, in Kanitz, wohin er, um sich zu zerstreuen, gegangen — so kam es ihm vor — jedes Kind schon, wessen man ihn bezichtigte.

Er mochte nicht zurückkehren in das Etablissement, wo seine Amtswohnung, weil er die Blicke, die jedenfalls die Kameraden und die Handwerker in der Taucheranzugschneiderei und in den anderen Werkstätten auf ihn richten würden, nicht zu ertragen vermochte, — er beschloß, bis spät in die Nacht am Strande, fern von der Stätte des grauenhaften Unglücks, das seine wahnsinnige Leidenschaft zu dem Mädchen und sein Haß auf den vermeintlichen Nebenbuhler herbeigeführt, indem er sich ein schweres Verbrechen auf die Seele lud, umherzuwandern.

Der lange, magere, knochige Mann mit der etwas gebückten Haltung und den tiefliegenden Augen im eckigen, aschfahlen Gesicht stand häufig still und rang die Hände und sendete Flüche hinaus in die stille Abendluft, und stöhnte und warf sich erschöpft in den Sand, um nach wenigen Minuten aufzuspringen und sein verzweiflungsvolles und ruheloses Umherwandern wieder aufzunehmen. —

Die Sonne sank tiefer, das zerrinnende Gold des Meeres verblich und auf dem blinden Spiegel lagerte sich jetzt Dunst wie auf dem Lande. Es regte sich kein Lüftchen, leise murmelnd rollten kleine Wogen auf den Sand des Strandes, um schnell wieder zurückzufallen in den fast unbewegten Meeresspiegel.

Die Sterne erschienen am umflorten Himmel, der Schein der untergehenden Sonne erlosch im Osten und am gräulich dunstigen Firmament erschien die Mondsichel, allmälig dieses tiefblau und das Meer schwarzblau färbend.

Die Laterne im Leuchtthurme ward angezündet und bald lag ein breiter Lichtstreifen bis weit hinaus auf dem dunklen Meere.

Es mochte ungefähr elf Uhr der Nacht sein, da erschien auf der Höhe eine Gestalt, die schnell und gewandt den Abhang zum Strand hinabglitt.

Die Gestalt eilte mit flüchtigem Fuße zu dem Kahn, den Holmson heute zum Fischen benützt.

Das Licht des Mondes fiel jetzt, klar und scharf die Umrisse zeichnend, auf den Mann am Wasser, der eifrig beschäftigt war, das Boot in die Flut zu schieben, und wir erkennen in ihm den Taucher Holmson, der eben seinen großen Spankorb in das Boot warf.

Das Boot stand schon mit der Spitze im Wasser, da tauchte plötzlich eine zweite Gestalt neben ihm auf, und in Frauenkleidern, die Tuchkappe der hiesigen Mädchen auf dem Kopfe — es war Bertchen, die, jetzt vom Mondlicht gleichfalls leuchtend übergossen, die Hand auf den Arm des hastig Arbeitenden legte.

Der Taucher zuckte zusammen und wandte sich blitzschnell um, er starrte in das angstvolle Gesicht Bertchens — wie geisterhaft sie aussah, die rothen Haare, die weitaufgerissenen glänzenden Augen, das bleiche Gesicht in dem flimmernden Lichte des Nachtgestirns!

„Was willst Du hier?“ sprach er sie tonlos an.

„Dich schützen!“ sprach sie entschieden.

„Mich schützen!“ wiederholte er zornig, „unglücklich, ewig elend machst Du mich; geh' heim, ich werde entdeckt und Alles ist verloren!“

„Ich weiß, was Du vorhast, Johannes,“ sprach das Mädchen hastig. „Ich habe Dich sehen den Kork in's Wasser werfen. Du willst heimlich etwas holen. Es ist kein Verbrechen, obwohl sie's da droben dafür halten, das Meer gehört



Der Bernsteinsucher. Auf der Flucht. (S. 30.)

uns — aber allein kannst Du's nicht, Johannes, und ich bin gekommen, Dir zu helfen. Ich will keinen Lohn, Johannes, ich weiß, Du wirst mich deßhalb doch nicht heirathen, — aber ich vergehe vor Angst, Du kannst unmöglich allein tauchen, es kann Dir Hunderterlei passiren, der Kahn treibt Dir, derweil Du unten bist, fort und Du mußt elendiglich ertrinken."

„Du bist wahnsinnig!" rief der Taucher. „Wie kannst Du mir helfen und wie willst Du zurück, ich gehe nicht mehr an's Land hier — ich lasse mich nach Dänemark treiben."

„Ich weiche nicht von Dir, bis Du irgendwo angekommen bist, und sorge dann nicht um mich, ich kann arbeiten, ich verstehe Mancherlei, ich mag nicht mehr hier leben, wenn Du nicht mehr da bist, ich werde auswärts dienen, — aber ich gehe nicht von Dir, Johannes, nicht von Dir, bis ich Dich in Sicherheit weiß!" sprach mit fliegendem Athem das Mädchen, den Arm des Mannes immer fester umklammernd.

„Laß mich los oder ich brauche Gewalt!" schrie mit unterdrückter Stimme der Taucher, „jede Minute bringt Verderben!"

„Schlage mich todt, anders gehst Du nicht allein!"

„So, dann hinein!" herrschte der Taucher, hob das Mädchen in den Kahn, schwang sich über das Bord und ergriff das Ruder.

Das Mädchen nahm stillschweigend am Steuer Platz und lenkte das Boot mit sicherer Hand hinaus über die dunkle Flut, das Licht des Leuchtthurmes zur Rechten.

Das Boot glitt wie ein Schatten — lautlose Stille herrschte weit, nur am Bug des Bootes brauste das Wasser und hie und da plätscherte eines der heftig eingesetzten Ruder des Tauchers.

Der Lichtstreifen des Leuchtthurms lief hart an der Stelle vorbei, wo Johannes heute Morgen gearbeitet hatte; der Mond war im Untergehen, sein Schimmer ward schwächer, und je blässer sein Leuchten auf dem Wasser lag, um so feuriger, heller erschien die breite Lichtbahn des Leuchtthurms — man konnte Fische sehen, die, angelockt vom Licht, in der Flut hin und her fuhren, ihre silberfunkelnden Flossen zeigend.

„Wir sind zur Stelle!" rief jetzt Johannes, der eifrig den Kompaß und sein Tagebuch studirt hatte, „wir müssen in einer halben Minute den Kork haben!" Er ließ ein Ruder in den Kahn gleiten und zog langsam und vorsichtig mit dem andern.

„Dort drüben ist der Kork, ich seh' ihn schimmern." Es war das erste Wort, welches Bertchen während der langen halben Stunde der Fahrt in's Meer hinaus sprach, und ihre großen Augen hingen, lichtvoll geöffnet, wie die eines Nachtthieres, an einem Punkte, wenige Ruderschläge von der Stelle entfernt, wo das Boot sich jetzt befand.

Ein Drehen des Steuers und der Kork schaukelte neben dem Kahn.

In demselben Moment hatte der Taucher Rock und Stiefel ausgezogen, und was jetzt folgt, muß man sich in der kurzen Spanne Zeit von kaum fünf Minuten geschehen denken; er umband die Beinkleider fest mit einer Schnur, die spiralförmig bis hinauf unter seine Arme sich um seinen Körper wand, und wollte das Ende dieser am Kahn befestigen.

„Laß mich die Schnur halten, es ist sicherer," bat Bertchen.

Schweigend reichte er ihr das Ende, welches sie sich um ihren Leib band.

Der Taucher nahm jetzt einen großen Stein, der mit Stricken umwunden war, knüpfte daran eine Leine, warf den Stein in's Wasser und befestigte die Leine an der Bootspitze. Dann ergriff er einen andern, eben so großen, auch mit Stricken umwundenen Feldstein, befestigte diesen an seinem Leib, fühlte, ob sein Taschenmesser in der zugeknöpften Westentasche sich befand — — ein klatschender Ton, ein Gurgeln und Sprudeln und schnell auftsteigende Luftblasen an der Oberfläche des Wassers zeigten an, daß eben ein Mensch zu einem kühnen, verbrecherischen Wagniß in der nachtdunklen Flut verschwunden.

Ein Zittern durchlief Bertchens Körper, starr hielt sie ihre Augen auf das Wasser gerichtet, ihre schmalen Hände umklammerten krampfhaft das um ihren Leib geschlungene Tau.

Da erscholl der Ton eines Hornes vom Strande her, dem bald der zischende Feuerstreifen einer Rakete und wieder ein langgezogenes Hornsignal folgte.

Der Gang unserer Erzählung zwingt uns, daß wir jetzt die Beiden da draußen im Meere für den Augenblick ihrem Schicksal überlassen und berichten, welche Bewandtniß es mit diesem Zeichen vom Strande aus, welches ohne Zweifel Alarmsignale waren, hatte.

Es war über elf Uhr, als der Aufseher Metzler endlich zum Heimgehen sich entschloß; es fing den von Qualen Gefolterten an zu frieren, er konnte voraussetzen, daß jetzt Alles im Etablissement im Schlafe lag; er wanderte auf der Höhe und sah plötzlich unter sich ein Schiff in das Meer ziehen; er erkannte sofort das Boot Holmson's, mit welchem dieser heute draußen gewesen, und seine an das Spähen gewöhnten Augen erkannten in der weiblichen Gestalt Bertchen; ein Ton, der zu seinem Ohr hinaufdrang, ließ ihm unzweifelhaft erscheinen, daß Holmson die andere Figur war.

„Was hatten Die jetzt da unten zu schaffen?" sagte sich Metzler, stillestehend und hinter einer Erhöhung der Dämme sich verbergend. „Wollte Holmson das Mädchen entführen? War seine zur Schau getragene Gleichgültigkeit eine Komödie gewesen — aber weßhalb diese denn?" frug er sich, „die Mutter betrieb ja die Ehe mit Feuereifer und das Mädchen hing an dem Menschen wie eine Klette!

„Er hat eine Birne für den Durst aufgehoben, wie die Taucher sagen," murmelte der Aufseher, „er hat heute morgen etwas entdeckt, um es jetzt zu holen. — Das kann mein Glück werden, das kann mich entlasten!" rief er fast laut, vom Boden aufspringend und dem abfahrenden Schiff gespannt nachschauend, „ich kann jetzt angeben, er hat unvermerkt Luftschlauch und Leitseil herabgerissen, um den mit ihm arbeitenden Kollegen zu verhindern, daß er etwas entdeckte; er hat ihn unschädlich gemacht; er wollte Verwirrung hervorrufen, um seinen Schatz wieder zu vergraben, er wollte die Arbeit unterbrechen, um seine ‚Birne' zu sichern!"

Diese Gedanken schlossen sich blitzschnell in dem Gehirn des Aufsehers zu einer wohlgeordneten Kette zusammen. Er setzte den Weg zum Etablissement fort, und während er diesen Plan, den die Umstände so sehr unterstützten, in all' seinen Theilen ausdachte, hatte er sein Gehen in Laufen verwandelt, und jetzt eilte er in großen Sprüngen zur Kolonie; er schloß nicht die Thüre auf, sondern zog die Glocke, daß es schallend an den Mauern der Gebäude wiederhallte.

Der Portier öffnete; er sah erstaunt den athemlosen und erhitzten Aufseher vor sich.

„Den Direktor wecken! hört Ihr, den Direktor wecken!" rief Metzler den Portier an.

Der Direktor, durch das ungewohnte Läuten geweckt, erschien in diesem Augenblick mit dem Lichte in der Hand in der Thüre des Hauptgebäudes und spähte nach dem Grunde dieser Störung.

„Holmson ist draußen auf See und taucht für eigene Rechnung!" keuchte der Aufseher, ihn erblickend.

„Seht Ihr Gespenster, Mann?" warf ihm der Direktor entgegen.

„Er ist draußen, ich will ein Schuft sein, wenn's nicht wahr ist, ich habe ihn abfahren sehen in seinem Boote!" rief athemlos der Aufseher.

„Er ist allein draußen, um zu tauchen?" fragte der Direktor ungläubig.

„Nein, seine Braut ist bei ihm."

„Unmöglich!" rief der Oberinspektor, den die Unruhe im Hause aufgeweckt und gleichfalls herbeigerufen hatte, dazwischen.

„O, bei Holmson ist Alles möglich!" entgegnete mit höhnischem Tone Metzler.

„Eilen Sie zur Camera, Herr Inspektor," ordnete jetzt der Direktor an, „und geben Sie dem Leuchtthurmwächter und dem Küstenwächter ein Zeichen, daß Jemand draußen ist, mit den Raketen; dann veranlassen Sie gefälligst sofort, daß von dem Uhrthurm hier mit elektrischem Lichte und der stärksten Batterie das Terrain draußen beleuchtet wird, entdecken Sie aber etwas in der Camera, geben Sie uns Ihre Hornsignale."

Der Inspektor that, wie ihm befohlen; der nächststehende Küstenwächter antwortete mit dem Horn, das zweite Trompetensignal von der Camera her folgte unmittelbar einem neuen blendend weißen Lichtstreifen, der plötzlich, vom Dache des Hauses in die See fallend, den Kahn und das Wasser draußen um ihn fast in Tageshelle versetzte.

Der Direktor der Compagnie ließ sofort zwei Boote flott machen, in welche nebst Metzler und drei anderen Aufsehern auch ein Zollwächter stieg, den ungetreuen Taucher einzubringen.

Das waren die Zeichen, die Bertchen draußen wahrgenommen hatte und welche sie in namenlose Angst versetzten.

Der Taucher war erst wenige Sekunden unter Wasser, ihr schienen es Ewigkeiten, die kein Ende nehmen wollten; sie sah brodelnd Blasen aus der Tiefe aufsteigen — das war das einzige Lebenszeichen des Menschen dort unten in der Tiefe. Wenn ihm jetzt was passirte, wenn er ohnmächtig würde, wenn ihn bei zu langem Untenbleiben in der Aufregung, bei dem Suchen da unten auf Tod und Leben der Schlag rührte!

Was sollte dann aus ihr hier werden? Mit fieberhafter Schnelligkeit jagten sich diese schrecklichen Bilder in ihrem Gehirn; die Hände an die Schnur gelegt, starrte sie, ein Bild der Angst und Verzweiflung, in das summende Wasser.

Während dessen war der Taucher mit Hülfe seines Steines im Augenblick auf den Grund des Meeres gesunken, er fühlte die aufgewühlten Steine unter sich, der Grund war trotz des Lichtes des Leuchtthurms tief nachtdunkel — er tastete nach der Lücke, die er gegraben, er fand sie nicht, er suchte, er grub mit den Händen ihn wahnsinniger Hast — er fühlte, daß er nur noch wenige Sekunden unter Wasser bleiben konnte — sein Kopf glühte ihm — das Blut schlug wie mit Hämmern an seine Schläfen, vor seinen Augen drehten sich in wahnwitziger Geschwindigkeit glühende Kreise, die ihn in's Gehirn brannten, und in seinen Ohren war ein Brausen, Schlagen, Klingen und Pfeifen, das ihm den Kopf zu zersprengen drohte — er entließ jetzt die Luft, welche er vor dem Tauchen eingesogen hatte, weil ihn das Wasser zu heben und hin und her zu schaukeln begann; das Element, dem er den Schatz mit übermenschlicher Kraft abtrotzen wollte, drückte ihn in die Seiten, lag ihm auf der Brust — er mußte dagegen ankämpfen, daß er nicht die Besinnung verlor, und da fiel plötzlich ein heller Lichtschimmer auf den Grund des Meeres und erhellte die aufgerissenen Steine, er zeigte dem Taucher, daß er an der Stelle, wo heute Morgen der ertrunkene Kamerad gearbeitet, sich befand, wenige Schritte hinter ihm lag sein Schatz, er kroch, an den großen Steinblöcken sich festhaltend, dorthin und erreichte den Platz, — da lag, von dem Wasser völlig bloßgespült, ein großes braunes Stück, mehr als halbarmlang, er ergriff es, es war im Wasser federleicht; er durchschnitt die Schnur des Steines, welcher ihn hinabgezogen, und fuhr in die Höhe.

Er warf das Stück in den Kahn und schwang sich dann mit Hülfe des Mädchens hinein; er drückte sich in die Augen, weil er nichts sehen konnte, er schlug sich an die Ohren, weil Bertchen ihm etwas zurief, das er nicht verstand.

Bertchen ergriff das Messer, das der Taucher zugleich mit dem Schatz in den Kahn geworfen, und schnitt das Seil ab, welches das Boot an dem Ankerstein festhielt, sie schnitt die Schnur durch, welche den Körper des Tauchers, der noch immer auf dem Rücken im Boote lag und unheimlich stöhnte und keuchte, umwand; dann ergriff sie die Ruder mit fieberhafter Hast und brachte das Boot aus dem Lichtstreifen und lenkte es in die schwarze See hinaus.

Sie zog die Ruder mit einer Hast, mit einer Aufbietung von Kraft, als gälte es ihr Leben — das Boot glitt durch die tiefdunkle Flut tonlos vorwärts, aber es schien ihr, als käme sie nicht von der Stelle, denn der Lichtstreifen war noch ganz in ihrer Nähe, und noch immer lag der Taucher im Boote, nach Athem ringend und röchelnd, wie ein Verscheidender, — es war ein grauenhaftes Geräusch, das ihre Todesangst vermehrte und sie zu erneuter, zu unerhörter Anstrengung antrieb.

Wie lange würde sie das noch aushalten — ihre Kraft zählte nur noch nach Minuten, das fühlte sie, ihre Arme erlahmten, ihre Brust war ohne Athem und die Schultern hielten das Ziehen der Ruder nicht mehr aus — da richtete sich der Taucher auf und schaute umher, seine Blicke hafteten auf dem Strande, wo er das elektrische Licht gewahrte, und jetzt wußte er, daß er entdeckt sei und daß man ihn verfolgen würde; das rief seine ganz gesunkenen Lebensgeister wach, das bewirkte, daß er den letzten Rest von Schwäche und Erschöpfung, die ihn so schwer in Fesseln geschlagen, überwand, seine stählernen Kräfte kehrten in ihre alte gewohnte Elastizität zurück und sein eiserner Wille bäumte sich auf gegen die Verfolger.

„Die Ruder!" stieß er, noch immer athemlos, hervor; „dort liegt eine Flasche Rum, reich' sie mir."

Das Mädchen gab ihm die Ruder in die Hand und setzte ihm die Flasche an den Mund.

Er that einen tiefen Zug — dann, die Zähne zusammenbeißend, zog er die Ruder, daß sie, schwer sich biegend, zu zerbersten drohten. Mit Pfeilgeschwindigkeit schoß der Kahn jetzt durch die pechschwarze Flut.

Bertchen band ihr Umschlagtuch um die Schultern des wassertriefenden Mannes und nahm dann schweigend Platz an dem Steuer.

Es ward kein Wort zwischen den Beiden gesprochen; der Taucher zog gleichmäßig die Ruder, das Mädchen hielt krampfhaft den Steuergriff fest, unbeweglich hinaus

in die dunkle Nacht starrend und auf jedes Geräusch hinter sich lauschend.

Einmal schien es ihr, als hörte sie Stimmen, als blitzte Lichtschimmer nicht gar fern von ihr auf; auch der Taucher mußte etwas Aehnliches vernommen haben, denn er ruderte verzweifelter — dann wurde es wieder still. Lautlose Finsterniß umgab sie, in lautlose Finsterniß fuhren sie hinein.

Wohin? Vor ihnen lag eine Wüste von wohl hundert Meilen Wasser!

Zur Rechten durften sie sich nicht wenden, sie hätten noch die preußische Küste erreicht; zur Linken winkte ihnen die dänische Insel Bornholm als einziger Rettungspunkt, aber auch zwischen dieser und ihnen lagen noch vierzig Meilen Wasser. Die Strömung trieb jedoch dorthin, es kam Alles darauf an, in dieser Nacht noch weit genug vom Lande abzukommen, um in der Frühe ohne Furcht vor Entdeckung ein Segel aufsetzen zu können; dann war bei ruhiger See diese Strecke in vier Tagen zu durchschiffen; so lange reichte auch der Proviant im Boote.

Dieß erwog Johannes und dieser Gedanke feuerte seine abnehmenden Kräfte an; er erbat sich ein Stück Brod und ein Stück Dörrfleisch.

Das Mädchen stellte das Steuer fest und gab dem unaufhörlich rudernden Manne das Verlangte stückweise in den Mund.

Die Nacht sank tiefer herab, feucht, dunstig; Johannes schauderte, er hielt ein mit Rudern.

„Ich muß mich trocken anziehen," sprach er. „Ich halte es sonst nicht aus."

Bertchen sprang zur Ruderbank, setzte sich so, daß sie dem Taucher den Rücken zukehrte, und trieb, die Ruder vorwärts einsetzend, das Boot weiter, indeß Johannes in seine dickwollige Schiffskleidung schlüpfte; in wenigen Augenblicken war seine Toilette beendigt — er warf die andere Kleidung, fest mit einer Schnur umbunden, in das Wasser und nahm wieder seinen Platz vorn im Boot ein.

Das Licht des Leuchtthurms war jetzt den Flüchtlingen entschwunden, das elektrische Feuer längst erloschen, von der Küste nichts mehr zu entdecken.

Johannes hielt wieder inne mit Rudern und zündete eine kleine Laterne an, er stellte sie auf den Boden des Bootes, breitete seinen Mantel davor aus, daß kein Licht rückwärts nach dem Strande zu fiel, und legte den Kompaß vor der Laterne nieder.

„Wir müssen nach Nord=Nord=Ost halten," sprach er jetzt zu dem Mädchen, „damit wir in die Strömung kommen, in zwei Stunden werden wir drin sein. Es ist jetzt zwei Uhr Morgens, in zwei Stunden geht die Sonne auf und wir haben Wind genug zum Segeln."

Bertchen gab keine Antwort, sie wendete aber das Steuer und das Boot glitt weiter.

So verrann Minute an Minute, in schwerer, banger Arbeit sich aneinander fügend. Es schien gar nicht Tag werden zu wollen.

Endlich begann im Osten der Himmel sich grau zu färben, es wurden Wolken sichtbar, lange, wie träge schlummernd aussehende Wolkenstreifen, gelbliches Licht erschien am Firmamente, fahl färbte sich das Wasser und ein Windhauch kräuselte es.

Johannes sah nach der Uhr. — „Es ist Drei," sprach er und warf einen Blick auf Bertchen, die bleich, das rothe Haar wirr im Gesicht hängend, mit weitgeöffneten, übernächteten Augen dasaß und das Steuer hielt.

„Du mußt schlafen, Bertchen," nahm jetzt der Taucher das Wort. „Ich setze die Segel auf und gehe dann an's Steuer."

„Du wirst müde sein nach der schweren Arbeit," erwiederte das Mädchen. „Setz' das Segel, ich halte es schon noch einige Stunden aus, und schlafe Du zuerst."

„Nein, wenn ich nicht zu rudern brauche, ist das Ruhe für mich genug. Dort liegt mein Mantel, wickle Dich ein, wenn Du erwacht bist und Alles sicher, kannst Du mich ja am Steuer ablösen."

Bertchen warf einen liebevollen, dankerfüllten Blick auf den Taucher.

Johannes stellte das Segel, er nahm ihren Platz am Steuer ein, und während das Mädchen, wie ihr geheißen, in den Mantel sich wickelte und, vorn am Boote sich gegen die innere Wandung lehnend, zur Ruhe hinsetzte, schaukelte das kleine Fahrzeug dem Nordosten, einer Zukunft, woran sie zu denken sich noch gar nicht getrauten, sanft und unaufhörlich den Kiel hebend und senkend, zu.

Wir müssen nun in dem Gange unserer Erzählung einige Stunden zurückgreifen und uns mit den Ereignissen bekannt machen, welche nach der Entdeckung des Bootes draußen im Meere eintraten.

Die beiden verfolgenden Boote erreichten kaum eine Viertelstunde nach dem Abfahren der Flüchtlinge die Stelle, wo das Boot gestanden; die Verfolger fuhren einfach dem Lichtstreifen nach, der bis über diesen Punkt reichte.

Das Boot war nicht mehr zu sehen.

Metzler spornte jetzt seine Kollegen an, noch ein Stück seitlich von den Streifen die Verfolgung fortzusetzen.

Die Leute steuerten in das Dunkel hinaus; die Nacht war jedoch jetzt so finster geworden, daß sie nicht zehn Schritte weit vor sich zu sehen vermochten, sie hätten unmittelbar an dem Boot des Tauchers vorbeifahren können, ohne es zu bemerken; sie hatten keine Anhaltspunkte, wohin es sich gewendet, wie sollten sie in dieser völligen Finsterniß einen so winzigen Punkt, wie das Boot, mehr treffen!

Sie lauschten nach Ruderschlägen — es zeigte sich kein Laut; sie zündeten ein Blendlicht an, in seinem Scheine konnten sie vielleicht fünfzig Schritte weit sehen; sie erblickten in diesem Kreis der Helle das Boot nicht, und dieß Licht, das sahen sie bald ein, nützte nur dem andern Boote, ihnen auszuweichen.

Das Blendlicht erlosch; sie standen rathlos draußen in der Finsterniß, nachtschwarzes Meer vor ihnen, Nacht hinter ihnen, undurchdringliches Dunkel, wohin sie sich wendeten; sie berathschlagten kurze Zeit und fuhren dann in den Lichtschein hinein und auf diesem dem Strande zu.

Dort harrte man erwartungsvoll ihrer Wiederkehr. Der Aufseher Metzler erstattete dem Direktor Bericht und dieser beschloß, die ganze Sache der morgen zur Untersuchung des Todesfalles eintreffenden Behörde vorzulegen.

Das elektrische Licht erlosch auf dem Uhrthurm und bald lag auch der Strand im Schatten der Nacht und nur der Leuchtthurm auf der Spitze von Brüsterort warf seine Lichtstrahlen ruhig und stetig wie immer in die dunkle See hinaus, den Gerechten wie den Ungerechten sein Licht spendend, dem Verbrecher wie dem Postschiff anzeigend, wo das gefährliche Land liegt.

Der Morgen kam, ein klarer, stiller Sommermorgen wie am vergangenen Tage. Ein umflorter, blaßblauer Himmel schaute auf das blaugrüne Meer, sonnige Dunstschleier lagen auf den Getraidefeldern und hingen um die Birkenwäldchen und umzogen leise die mit hohen Tannen und Fichten bestandenen Hügel. Land wie Meer bot ein Bild des heitersten, mildesten Friedens, nicht aber die Menschen, welche diesen Küstenstrich bewohnten.

Der Tod des Tauchers, mit dem unheimlichen Verdacht, welcher diesen Unfall umschwebte, hatte schon diese Leute, die sonst so ereignißlos ihr Leben hinbringen, in hohem Grade aufgeregt. Jetzt trafen wunderbare, schreckliche Gerüchte in die kleine Niederlassung am Feuerteich ein und versetzten die stillen Bewohner in Staunen und Schrecken.

Der Taucher Johannes Holmson war verschwunden, hieß es, und mit ihm ein Mädchen aus dem Dorfe, das man bisher für ein Muster von Tugend gehalten, Bertha Maseck war mit dem Taucher davongegangen.

Das Mädchen liebte wohl den Johannes, das wußten die Leute, er mochte sie aber nicht, das war ihnen gleichfalls bekannt, und dennoch hat er sie jetzt mitgenommen.

Dann schwirrte das Gerücht von der nächtlichen Hebung eines großen Schatzes aus der Tiefe des Meeres.

Holmson habe ihn den Tag vorher entdeckt, im Meere verborgen, und damit der Töpper, welcher neben ihm in der Tiefe arbeitete, ihn nicht verrathen und auch den Schatz nicht für sich nehmen könne, habe Holmson diesen durch Abreißen des Luftschlauches und Hinunterziehen der Sicherheitsleine tückisch und grausam ermordet.

Ein Taucher, einer der Ihrigen, dieser Johannes Holmson, sollte so etwas an einem andern Taucher, an dem guten Töpper, verübt, ihn bei der Arbeit unter Wasser getödtet haben, um einen Schatz, den der Arme wahrscheinlich auch mit entdeckt, für sich allein zu heben, und dieß hier bei ihnen passirt... Dann die seltsame Flucht mit dem ungeliebten Mädchen — das waren Ereignisse, so furchtbar, so märchenhaft, zugleich so unerhört, daß diese friedlichen Menschen es gar nicht zu fassen vermochten.

Die Leute standen in Gruppen im Dorfe, sie standen in Gruppen bei der Kolonie, sie wandelten am Strande umher, hinausspähend auf das Meer, wo so Unheimliches sich ereignet.

Frau Holmson empfing die Nachricht, daß ihr Sohn mit Bertchen Maseck auf's Meer entflohen, mit wortlosem Staunen; sie sprang hinauf auf sein Zimmer, sie fand sein Bett unberührt, seinen Kleiderschrank offen, seine gute Schifferkleidung nebst dem Spankorb fehlte, das Wachstuch des Tisches war abgerissen.

Sie stand einige Minuten wie gelähmt da, die Augen starr, weit aufgerissen, ihr herbes Gesicht wie versteinert. Dann stieg sie langsam, an jedem Stabe sich haltend, die Treppe zu ihrer Wohnung hinab.

Sie ging stumm und bleich in ihrem Hause umher und that mechanisch ihre Hausgeschäfte; als aber ein eifriger Nachbar ihr mittheilte, daß Johannes auch den armen Töpper getödtet, um sein Glück zu machen, versetzte Frau Holmson diesem eine solche Ohrfeige, daß er, obwohl er ein großer Mann war, in eine Ecke des Zimmers flog.

„Das lügst Du, Schuft!" rief sie ihm zu. „Für sich gehoben mag er etwas haben, warum er das Mädchen mitgenommen, weiß ich nicht; aber den Töpper hat er so wenig auf dem Gewissen wie ich; Den hat der Aufseher ertrinken lassen, weil er ihn für meinen Sohn hielt, und jetzt mache, daß Du mir aus den Augen kommst."

Der Nachbar wußte, daß mit Frau Holmson nicht zu spaßen, und schlich davon.

*

Gegen neun Uhr kam die Untersuchungskommission aus Königsberg.

Der Fall wurde ihr vorgetragen, der Aufseher, die Taucher vernommen, und dann fuhr man hinaus zu der Stelle, wo das doppelte Verbrechen vollführt worden.

Dasselbe Schiff, von dem Johannes getaucht, ankerte auf dem Platze, es wurde die Luftpumpe, der losgegangene Schlauch, die Lage der Zugleine untersucht und der Aufseher und die Taucher nochmals inquirirt.

Herr Metzler sagte über den Entflohenen sehr gravirend aus. Nach seiner Darstellung hätte Holmson den Mann sofort getödtet, nachdem er irgend einen Schatz entdeckt; ihm, dem Aufseher, fiele allerdings das reglementswidrige Befestigen der Leine am Hebel der Pumpe zur Last, jedoch bei welchem Geschäft passirt nicht irgend einmal ein Versehen!

„Der Töpper war ein so sicherer, mit der Arbeit vertrauter Mann," entschuldigte sich der Aufseher, „daß man es mit den Vorsichtsmaßregeln nicht so peinlich genau nahm."

Die Taucher sagten nicht so übereinstimmend mit dem Aufseher aus.

Die beiden Männer an der Maschine, welche allerdings, während die Taucher unten arbeiteten, die Uhr, welche die Tiefe der Taucher anzeigten, zu beobachten hatten, berichteten, daß sie durchaus kein Ziehen oder Reißen von unten an dem Luftschlauch wahrgenommen. Der Schlauch sprang sonderbarerweise plötzlich wie gelockert ab, während sie einige Minuten vorher noch gesehen, daß er fest, wie gewöhnlich, aufgeschraubt gewesen. Der Schlauch hätte wohl abreißen können durch gewaltsames Zerren unter Wasser, aber nicht das Gewindstück mit ihm abfallen dürfen, wenn es festgeschraubt gewesen.

Darauf wußte der Aufseher nichts zu erwiedern.

„Sie haben doch die Taucher zu beaufsichtigen gehabt," forschte der Untersuchungsrichter, „die See war, wie Alle versichern, so klar und ruhig wie heute, Sie hätten doch unzweifelhaft eine derartige That sehen müssen."

„Ich ging zur Maschine, weil mir etwas nicht in Ordnung zu sein schien, und in demselben Augenblick flog auch der Schlauch ab und fiel die Leine," verantwortete sich der Aufseher.

„Ist es möglich, daß der Taucher Holmson, ehe er in's Wasser ging, den Schlauch hat losschrauben können?" fragte der Richter die beiden Taucher, welche an der Pumpe beschäftigt gewesen.

„Wir standen die ganze Zeit, während Meyer und Gregor, Töpper und Holmson sich ankleideten, an der Maschine, und sahen später, daß der Schlauch gut aufgeschraubt war," lautete die Antwort.

„Der Taucher Holmson änderte seinen Stand?" stellte der Beamte die Frage.

„Ja, er stand zuerst an Töpper's Maschine, dann ging er an seine."

„Weßhalb that er dieß?"

„Das wissen wir nicht," gaben die Taucher zurück.

„Kann das Zufall gewesen sein?"

„Ja, das kommt öfter vor, daß man nicht gerade an seinem Posten angekleidet wird."



Eine gefährliche Erinnerung. Gemälde von J. S. Noble. (S. 34.)

„Es ist jetzt nöthig, den Grund zu untersuchen und festzustellen, ob der Taucher in der Nacht hier gewesen und was er gethan haben mag,“ ließ sich der Beamte vernehmen. „Ordnen Sie gefälligst das Nähere an, Herr Direktor,“ wandte er sich an diesen.

Zwei Taucher wurden angekleidet und stiegen hinab. Sie kamen bald zurück und fanden nichts als zwei mit Stricken umwundene Steine und zwei durchbohrte Bleikugeln, an welchen eine Schnur hing.

„Die Steine waren gestern noch nicht dort unten?“ forschte der Beamte.

„Nein, es sind Steine vom Lande,“ erklärte der Direktor, „und die Stricke liegen erst ganz kurze Zeit im Wasser, es sind dieß sogenannte Ankersteine.“

„Dann ist also jedenfalls festgestellt, daß der Taucher diese Nacht hier unten gewesen,“ sprach der Beamte; „was kann er denn heraufgeholt haben?“

„In der blauen Erdschichte findet sich meist nichts als Bernstein,“ gab der Direktor Auskunft.

„Ist denn ein solcher Fund so werthvoll, daß es sich eines solchen Wagnisses lohnt?“ erkundigte sich der Beamte; „wie viel kann denn ein Mann, wenn er Glück hat, bei einmaligem schnellem Tauchen ohne Apparat zu Tage fördern?“

„In dieser halben Minute, die ein Taucher ohne Apparat im Wasser bleiben kann, wohl kaum je mehr als für fünfzig Thaler Werth,“ antwortete der Direktor.

„Dann ist mir der Fall unerklärlich, der Taucher ist nicht ganz ohne Vermögen. Verdächtig aber ist seine Handlung in hohem Grade und macht eine amtliche Verfolgung nöthig,“ schloß der Beamte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Erinnerung.

(Bild S. 32 u. 33.)

Das Seelenleben der Thiere ist trotz aller Fortschritte der Wissenschaft immer noch ein ziemlich dunkles Gebiet. Was ist Verstand, Ueberlegung, was nur Instinkt? Diese Fragen sind noch ungelöst. Aber ein gutes Gedächtniß besitzen sehr viele Thiere — das lehrt die Erfahrung täglich. Bekannt ist das wunderbare Gedächtniß der Elephanten, welche sich Freundlichkeiten wie Strafen so einprägen, daß sie nach Jahren die betreffenden Personen wieder erkennen. Der Hund hat ein gutes Gedächtniß, ebenso das Pferd, welches sich besonders an gewisse Töne erinnert. So kann man oft mit ansehen, daß ein ehemaliges Militärpferd beim Klange der Trommeln, den es unvermuthet vernimmt, plötzlich den Kopf hebt und sich in einen lebhaften Trab versetzt und oft, sehr zum Schrecken seines jetzt unmilitärischen Besitzers, nicht seiner Leine, sondern der Trommel folgt.

Es hat etwas Komisches, wenn dergleichen lebensmüde Gäule, die jetzt einen Milchwagen ziehen, mit einem Mal die alte geschlossene militärische Haltung annehmen und sozusagen das Gefühl einer rühmlichen Vergangenheit in ihnen erwacht.

Unsere Illustration hier zeigt uns etwas ganz Aehnliches. Die alte, gute Bauernfrau hat ein Pferd gekauft, das ein Gutsherr als zu alt für seine Treibjagden ausrangirt hat. Der steife Schimmel hat jetzt schon lange gemüthlich, zufrieden und ergeben den Marktwagen zur nächsten Stadt gezogen. Da will es der neckische Zufall, daß seinen Weg eine Parforcejagdgesellschaft kreuzt — die Hunde bellen, die Hörner erschallen, das Pferdegetrappel mischt sich mit diesen Tönen, und in dem alten Schimmel erwachen die Erinnerungen an jene schöne Zeit, wo er mit über die Wiesen und Felder jagte. Er vergißt seine jetzige bürgerliche Stellung, daß er einen Marktwagen zieht, und die gute Frau darin, welche ihn so oft eigenhändig mit Brod füttert, er hebt den Kopf, wiehert vor Lust und fort jagt er, daß das Fuhrwerk hinter ihm rasselt und kracht und die arme, geängstigte Frau laut aufschreit. Der Schimmel will durchaus sich der Jagd anschließen und nur mit Mühe wird es der alten „Madame“ gelingen, ihr sonst so ruhiges Pferd von seiner romantischen Jugenderinnerung abzubringen. Die Szene ist mit vortrefflichem Humor und großer Lebenswahrheit wiedergegeben.

Ein Kampf in der Wolkenregion.

(Bild S. 36.)

Unser Bild führt uns hinauf zu den Felsengebirgen Amerikas. Ein Indianer hat unmittelbar an der Grenze, wo die Vegetation aufhört und das Reich der öden, wüsten Felswildnisse beginnt, dort, wo die Wolken mit ihren Füßen zwerghafte Gewächse und mit ihrem Scheitel ewigen Schnee berühren, einen Hasen erlegt, der wohl das längstausgespähte Wild eines Adlers gewesen. Der mächtige Raubvogel fürchtet den Eindringling in sein Reich hier oben nicht, wüthend stürzt er sich auf den Nebenbuhler um die Beute und ein harter Kampf auf Tod und Leben entspinnt sich; der Schnabel des Adlers, die Krallen, welche mit ganz unglaublicher Macht und Kraft geführt werden, können tödtlich verwunden, die Flügel sogar Arm- und Beinknochen zerschlagen, — der Ausgang des Kampfes ist daher durchaus nicht gewiß und der Indianer kann leicht nebst dem Hasen auch noch eine Beute dieses Königs der Wolkenregion werden.

Unsere alltäglichen Witterungserscheinungen.

Skizze

von

Edgar Herbst.

(Fortsetzung.)

Wenn man nun bedenkt, daß im mittleren Europa einmal der Aequatorialstrom neben dem Polarstrom hinfließt, daß beide wohl häufig genug aufeinander prallen werden, daß sie sich drängen und stoßen, daß dann beide wieder durchbrochen werden können durch die lokalen Winde, daß diese wieder durch gegenseitig gerichtete Strömungen gehemmt und verschoben werden, so sollte man glauben, daß im wilden Chaos und ganz regellos diese Strömungen durcheinander gingen. Und doch sind sie in ihrer Richtung geregelt. Dove, ein um die Meteorologie hochverdienter Mann, fand nämlich, daß die Drehung des Windes im Sinne des Zeigers einer Uhr vor sich geht, also so, daß sich der Wind von S. über S.W. nach W., über N.W. nach N., über N.O. nach O., über S.O. nach S. dreht, fast nie dagegen in umgekehrter Richtung. Wohl kann es vorkommen, daß der Wind einmal von N.W. auf W. oder S.W. zurückspringt, aber alsbald wird er wieder seiner gewöhnlichen Drehung folgen, und nur höchst selten ist es beobachtet worden, daß der Wind einmal die ganze Windrose in entgegengesetztem Sinne durchlaufen hätte.

Nachdem wir jetzt die Bewegungen unseres Luftozeans kennen gelernt haben, ist es nur noch nöthig, des Feuchtigkeitsgehaltes der Atmosphäre Erwähnung zu thun, um dann das Material zur Erklärung der hier in Betracht kommenden Erscheinungen zu haben.

Unsere Atmosphäre enthält zu allen Zeiten einen geringen Prozentgehalt Wasserdampf, und zwar im Mittel 0,84 Prozent, sie kann aber sowohl mehr als auch weniger dieses Gases aufnehmen, und es hängt der prozentale Feuchtigkeitsgehalt der Luft ab von der Temperatur, so daß die Luft bei steigender Temperatur mehr und mehr Wasserdampf aufzunehmen im Stande ist. Woher diese Wasserdämpfe kommen, ist wohl kaum nöthig zu erwähnen, sind doch die Ozeane, die Flüsse und Seen Reservoirs, aus denen täglich Tausende von Kubikmetern Wasser verdampfen. Es ist jedoch nöthig, an dieser Stelle noch den Begriff der relativen Feuchtigkeit der Atmosphäre etwas weiter auszuführen. Es wurde schon gesagt, daß die Fähigkeit, Feuchtigkeit aufzunehmen, warmer Luft in höherem Maße zukommt, als kalter. So können wir denn mit Hülfe geeigneter Apparate genau die Menge Wassers dem Gewichte nach bestimmen, die ein Kubikmeter Luft bei einem gewissen Temperaturgrad überhaupt in Dampfform aufzunehmen vermag. Es kann zum Beispiel ein Kubikmeter Luft bei 20 Grad Celsius 17—18 Gramm Wasser in Dampfform aufnehmen, ist aber auch durch diese Dampfmenge gesättigt, das heißt, er vermag Dampf nicht weiter aufzunehmen. Erwärmen wir aber nun diesen jetzt gesättigten Kubikmeter Luft von 20 Grad etwa auf 25 Grad Celsius, so kann er nun noch ein weiteres Dampfquantum aufnehmen. Obgleich also in dem 25 Grad warmen Luftvolumen dieselbe Menge Wasserdampf ist, als vorher in dem 20 Grad warmen, so ist es doch jetzt durch dasselbe nicht mehr gesättigt.

Denken wir jetzt einmal, es wäre dem bis auf 25 Grad erwärmten Kubikmeter Luft noch so viel Wasserdampf zugeführt, daß er auch nun wieder gesättigt wäre, und kühlen nun auf 20 Grad ab, so wird sich so viel Wasserdampf in Tröpfchen niederschlagen, als einer Wassermenge über 17—18 Gramm Wasser entspricht, das ist dieselbe Menge, die wir zuführen mußten, um bei 25 Grad Sättigung zu erreichen. Auf diese Weise entstehen in unserer Atmosphäre die feuchten Niederschläge. Nehmen wir an, die Atmosphäre enthielte so viel Wasserdampf, daß sie durch denselben bei 15 Grad gerade gesättigt wäre, sie selbst aber habe eine Temperatur von 18 Grad, so werden wir von 18 Grad auf 15 Grad abkühlen können, ohne daß sich ein Niederschlag erzeugt, kühlen wir aber noch unter 15 Grad ab, so wird jetzt die Luft nicht mehr im Stande sein, allen in ihr gelösten Wasserdampf zu halten, es wird sich ein Theil desselben verdichten müssen, es wird regnen oder thauen. Diesen Punkt nun, in unserem Falle 15 Grad, bei dem die Atmosphäre mit Wasserdampf gerade gesättigt ist, nennt man den Thaupunkt der Luft.

Wir sagen, die Luft sei im Winter feuchter als im Sommer, und doch ist es einleuchtend, daß bei der hohen Temperatur im Juli und August mehr Wasser aus den Flüssen und Seen verdampfen wird, als im Dezember und Januar. — Bedenken wir aber, daß das gleiche Luftvolumen bei der hohen Sommertemperatur einen viel höher liegenden Thaupunkt hat, das heißt, viel mehr Wasserdampf aufnehmen kann als im Winter, so verliert der oben angedeutete scheinbare Widerspruch seine Bedeutung; es handelt sich hier eben um die relative Feuchtigkeit der Atmosphäre.

Wenn ein kalter Luftstrom in eine warme, feuchte Luftschicht eindringt und diese unter ihren Thaupunkt abkühlt, so wird sich ein Theil des Wasserdampfes zunächst in Bläschen verdichten — es werden sich Nebel, Wolken bilden. — Bei einer solchen Verdichtung des Wasserdampfs wird stets latente Wärme in Freiheit gesetzt. —

Der Thau oder Reif bildet sich auf ganz ähnliche Weise. Wenn wir nach einem Tage, an dem sich die Atmosphäre mit Wasserdampf zu beladen Gelegenheit hatte, eine sternhelle Nacht haben, so strahlt die Erde sehr rasch ihre tagsüber aufgenommene Wärme aus und kühlt sich dadurch bis unter den Thaupunkt der sie umgebenden Luft ab; aus dieser wird also ein Theil des Wasserdampfes als Thau niedergeschlagen. Am reichlichsten werden sich die Tropfen an sehr leicht wärmestrahlenden Körpern, als Grashalmen, Baumzweigen ꝛc., absetzen. — Bei bedecktem Himmel kann die Erde nicht so viel Wärme durch Strahlung abgeben, daß sie sich wesentlich abkühlte, es wird also nicht so leicht thauen; ebenso hindert der Wind die Bildung von Thau. Es wird durch ihn immerwährend eine Fortbewegung der Luft über die abgekühlten Gegenstände bewirkt, sie hat also nicht Zeit, in Berührung mit diesen, bis unter ihren Thaupunkt zu sinken. — Eine alte empirische Witterungsregel ist, daß nach thaureichen Nächten schönes Wetter zu erwarten sei, und diese Regel ist im Allgemeinen richtig, denn Thau kann nur unter solchen Bedingungen entstehen, wie sie für schönes Wetter auch erforderlich sind, es wird erfordert ein wolkenloser Himmel, also Ostwind und verhältnißmäßige Windstille. Durch den Thau verliert die tagsüber mit Wasserdampf sehr geschwängerte Luft einen großen Theil desselben, wird also am Morgen relativ trocken sein, zu Regenbildung demnach nicht geneigt.

Wir sahen, wie durch Abkühlung einer feuchten Luftmasse Wolkenbildung veranlaßt wird; ist der Niederschlag sehr reichlich, so fließen die in den Wolken schwebenden Wasserbläschen zu Tropfen zusammen, und diese fallen als Regen zu Boden.

Finden diese Niederschläge bei Temperaturen unter 0 Grad statt, so entsteht an Stelle des Thaues der Reif, des Regens der Schnee, Hagel oder die Graupeln.

Die feuchten Niederschläge und die im Vorstehenden in ihrer Entstehung erklärten Luftströmungen zusammen ergeben nun im Wesentlichen unsere gewöhnlichen Witterungserscheinungen, und es ist deßhalb von hier aus gerathen, sie beide so neben einander zu besprechen, wie sie in der Natur in Wirklichkeit neben einander auftreten.

(Schluß folgt.)

Wüstenmärchen.

Von

Hans Wachenhusen.

Ein stolzer Löwe, vor dem Alles bebte,
Vor tausend Jahren in der Wüste lebte.
Der lag, das Haupt gelehnt auf mächt'ge Pranken,
Vertieft in seiner Majestät Gedanken,
Als über ihm ein Thier herab sich senkte,
Das seiner Hoheit Augen auf sich lenkte.

„Wer bist du?“ fragt der Löwe barsch, verdrossen. —
„Ein Rabe, Herr, auf den der Mensch geschossen!“

„Der Mensch? — Wer ist der Mensch, sag' mir, o Rabe!“
Da kommt ein ander Thier daher im Trabe.

„Wer bist du?“ fragt der Löwe. — „Herr, verzeiht mir,
Der Esel bin ich! Euren Schutz verleiht mir!
Der Mensch, dem ich entfloh'n, hat mich geschlagen,
Die Säcke warf ich fort, die ich sollt' tragen.“

„Der Mensch? Wer ist der Mensch?“ Der Löwe fragt es;
Da staubaufwirbelnd durch die Wüste jagt es.

„Wer bist du?“ fragt der Löwe. — „Euer Gnaden,
Ich bin das Pferd! Der Mensch, der thut mir Schaden.
Er schnürt' ein Leder fest mir auf den Rücken
Und schwang sich drauf, die Flanken mir zu drücken.
Er peitscht' und stach mich unter wüstem Drohen,
Ich warf ihn ab und bin zu dir geflohen.“

„Wer ist der Mensch nur?“ sinnt der Thiere König,
„Der Mensch, der Alles macht sich unterthänig!“

Da sieht der Löwe plötzlich auf zwei Beinen
Ein aufrecht Wesen in der Näh' erscheinen,
Das Werkzeug trägt und Bretter auf den Händen —
„Wer bist du?“ thut der Leu sich an dieß wenden.

„Ein Schreiner!“ sagt der, ohn' ihn anzuschauen,
„Zum Sultan soll ich, ihm ein Bett zu bauen!“

„Zum Sultan? — Ich allein bin weithin mächtig!
Bau' mir das Bett, doch mach' es stark und prächtig!“

Der Schreiner geht an's Werk, baut einen Kasten
Und bittet seine Hoheit, drin zu rasten.
Der Löwe, der tritt ein. Er sieht verdrossen,
Daß hinter ihm die Thüre wird geschlossen.

„Mach' auf!“ ruft er, da 's dunkel wird, mit Bangen. —
Der Schreiner lacht ihn aus: „Du bist gefangen!“

Da brüllt der Leu voll Wuth: „Man hat genannt dich!
Du bist der Mensch! Zu spät hab' ich erkannt dich!“

Ein leichtsinniger Streich.

Erzählung

von

Hermann Wandel.

(Nachdruck verboten.)

Das Haus des Konsuls Siebmann gehörte vor dreißig Jahren zu den vornehmsten in der kleinen pommer'schen Stadt D..., denn es lief an demselben eine Art Trottoir entlang. Der Konsul sorgte durch diese humane Einrichtung für den guten Wandel seiner Mitbürger, insofern kaum ein Passant der Kuhstraße verabsäumte, seinen malträtirten Fußsohlen auf den konsularischen Steinplatten eine Erholung zu gönnen. Bei solcher Gelegenheit wurde der Blick des Vorübergehenden unwillkürlich auf zwei an verschiedenen Fenstern über den grünen Vorsätzen sichtbare Köpfe gelenkt.

Der eine Kopf trug eine Fuchsperrücke und gehörte dem Herrn Konsul selber, der andere war blondlockig und gehörte dem „blonden Hugo“, dem hübschen Buchhalter des Konsuls. Der eine Kopf sah immer geradeaus auf das Pult, unverrückt wie eine Wetterfahne bei Windstille; der andere reckte sich hin und wieder aus der Binde heraus, um einen Blick über die grüne Brustwehr zu schießen. Folgte man der Richtung dieses Blickes, so entdeckte man einen dritten, hinter Theerosen versteckten Kopf, dessen Eigenthümerin die niedliche Tochter des Cigarrenhändlers gegenüber war. Leute, welche an Zufall glauben, konnten meinen, daß die schwarzen Augen zufällig von der Stickerei aufschauten, sobald der „blonde Hugo“ hinüberblitzte. Aber Emilie Rösgen, deren achtzehnjähriges Herz seit dem letzten Schützenfestballe — wenn auch noch insgeheim — ihrem Hugo gehörte, glaubte fest an den Magnetismus der Liebe. Wie wäre es auch sonst zu erklären gewesen, daß sie jedesmal, sobald Hugo zum Morgengruß an's Fenster trat, bis in ihr Busentuch hinein erröthete, bevor sie seiner noch ansichtig geworden?

Es gibt ja bescheidene junge Männer, die sich an einem Liebesaustausch auf fünf Meter Distance jahrelang genügen lassen. Zu diesen anspruchslosen Naturen gehörte Hugo nicht. Die Regelmäßigkeit, mit welcher sich bei Emiliens Vater genau sieben Uhr Abends das Verlangen nach der feuchteren Atmosphäre einer Bierhalle einstellte, machte er sich klüglich zunutze, um mit mühsam erheuchelter Geschäftsphysiognomie in den Cigarrenladen einzutreten. Fast gleichzeitig mit dem Ertönen der Ladenklingel erschienen an dem ovalen Guckfenster einer Seitenthür zwei schwarze Augen. Was half alles Erröthen? Der Kunde mußte nach seinem Begehr gefragt werden; wennschon man wußte, daß er Nichtraucher war. Das gab denn nach einigen verlegenen Einleitungsphrasen ein so heiteres Plauderstündchen, untermischt mit helltönendem Lachen und einem wahren Raketenfeuer aus schwarzen und wasserblauen Augen, daß der kleine Gott Amor seine Freude daran hatte. Ob es bei solchen Gelegenheiten außer dem Geplauder noch zu weiteren Mündlichkeiten gekommen, hat uns Aphroditens diskretes Schooßkind nicht verrathen. Auffallend war nur, daß Hugo seit einiger Zeit den über dem Ladentische baumelnden Gasschlauch des Cigarrenzünders, scheinbar aus Spielerei und Zerstreutheit, regelmäßig um eine seitwärtige eiserne Säule schlang. Dieses Instrument mußte ihm also doch schon einmal im Wege gewesen sein.

Durch Käufer wurde die Schäferstunde in dem kleinen Laden selten gestört. Geschah es einmal, so sagte Hugo mit kalter Geschäftsmiene: „Sie haben also die Güte, Fräulein, mir die bezeichneten Sorten zu schicken?“ Dann nahm er seinen Hut, wurde aber im Abgehen von irgend einer interessanten Cigarrenetikette so lange gefesselt, bis der Kunde mit seiner edlen Havanna „to twei Penning“, oder mit seinem Ende „Kautaback, för söß Penning tweimal üm't Liew“, sich entfernt hatte.

Von dieser besonderen Anziehungskraft seines Ladens hatte Rösgen ebensowenig eine Ahnung, als Konsul Siebmann um die Empfänglichkeit seines Buchhalters für schwarze Augen wußte. Nicht als ob der fünfzigjährige Wittwer das Verständniß für die Poesie der Liebe verloren hätte. Im Gegentheil, Siebmann war ein großer Verehrer weiblicher Schönheit. Seine Frau, welche er vor zwanzig Jahren nach kaum einjähriger Ehe verloren, hatte ihn nur geheirathet, um aus unerquicklichen häuslichen Verhältnissen herauszukommen. Seitdem sehnte er sich nach der Vereinigung mit einem Wesen, das ihn liebte, um seiner selbst willen liebte; denn er war ein vermöglicher Mann. An tapferer Initiative zur Stillung dieser Sehnsucht hatte er es nicht fehlen lassen; aber entweder hatte sein Mißtrauen in die uneigennützigen Absichten der Auserkorenen den Versuch vereitelt, oder die Attake war weiblicherseits mit einem Schanzkörbchen parirt worden. Siebmann besaß weder äußere Vorzüge, noch Liebenswürdigkeit. Er gehörte zu jenen Wesen, an denen die Grazien mit verschlossenem Füllhorn vorübergegangen. Eine hohe, knochige Gestalt mit beängstigend langen Armen und übertrieben geräumigen Händen, schlotterte er mit seinen Gliedmaßen umher, als hätte er sie soeben ohne Gebrauchsanweisung erhalten. Beim Sprechen schüttelte er beständig seine Hände, als wolle er sich dieses Ballastes entledigen, und wenn er schwieg, wetterleuchtete sein verschwenderisch geschnittener Mund in den gewagtesten Zuckungen hinterdrein. Sonst ein bedeutender Rechner, verrechnete er sich doch in dem einen Punkte, daß er etwas Gewinnendes zu haben glaubte, wenn er lächelte und seine kugelrunden, hechtgrauen Augen in eine Art verliebter Rotation versetzte.

Es gab in dem kleinen Ort kein hübsches Mädchen, welchem dieses Lächeln nicht bereits — je nach Unterschied des Standes mit linkischem Gruß oder mit einer protektoralen Handbewegung — gelegentlich verabfolgt worden wäre. In die letztere Kategorie zählte Emilie Rösgen. Der Konsul hatte seine hübsche Nachbarin aufwachsen sehen, hatte dem Kinde Bonbons geschenkt — bei Siebmann's bekannter Knauserigkeit eine bemerkenswerthe That — und hatte prophezeit, die kleine Emilie würde einmal ein Juwel von Mädchen werden.

War es dieß Juwel oder die warme Frühlingssonne, welche den Konsul eines Morgens an's Fenster lockte? Jedenfalls richtete er seine Blicke nach dem Blumenfenster und stieß einen Ausruf freudiger Ueberraschung aus. Sein hübsches vis-à-vis nickte ihm zu? So weit hatte sie die Intimität der Nachbarschaft noch nie getrieben. Er nickte eifrig wieder und warf ihr eine Kußhand hinüber. Jetzt schien sie Zeichen mit der Hand zu machen. Siebmann war kurzsichtig und vermißte seinen Kneifer. Da stand ja sein großes Fernrohr mit Stativ, das er einem Schiffskapitän hatte abpfänden lassen — glücklicher Gedanke. Er trug es an's Fenster, stellte es ein und stieß einen unterdrückten Fluch aus: er hatte die rothe Nase des Papa Rösgen in der Hausthür anvisirt. Als er das Fenster glücklich erfaßt, sah er Emiliens glutübergossenes Gesicht mit dem Ausdruck des Schreckens gerade noch verschwinden. Was hatte denn das liebe Kind? Soeben nickte sie doch noch so freundlich? Unbegreiflich! Daß zwischen dem schwarzäugigen vis-à-vis und seinem Buchhalter ein Fernminneapparat existirte, welcher alle Postmeister der Welt beschämte, auf diesen Gedanken kam der Konsul natürlich nicht.

Während er noch nach den beiden verlorenen schwarzen Sternen lugte, hörte er hinter sich sagen:

„Wo, Herr Konsul, Sei kieken jewol an 'nen hellen Dag' nah dei Kimmeten?“

Siebmann wandte sich verdrießlich um und blickte in das rührend dumme Gesicht seines Comptoir- und Kammerdieners.

„Das verstehst Du nicht, Rehfeld. Ich habe den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachtet.“ Er schmunzelte über seinen nur ihm verständlichen Scherz, steckte die Hände in die Taschen und schritt durch die Stube.

„Aha! Soans!“ nickte Rehfeld, als ob er sich wirklich etwas dabei denken könnte, hielt sich ein Auge zu und legte das andere an das Okular des Fernrohrs. „J, wo is mi denn, dit is doch Miling Rösgen?“

„Wo?“ rief Siebmann und drängte Rehfeld hastig beiseite. Aber ein neckender Kobold führte ihm wieder die von Blumen umrahmte Kupfernase des Cigarrenhändlers vor Augen. „Trage das Ding wieder in die Ecke, Rehfeld!“ befahl er kurz. Dann stellte er sich, als ob er seinen Comptoirkalender studire und fragte in verändertem Ton: „Sag' einmal, Rehfeld, sieht sie öfter hier herüber? Ich meine Fräulein Rösgen.“

„J—i ja — kümmt wol aw un an vör,“ kam Rehfeld heraus. Er kannte des Buchhalters Liebesgeheimniß und war keine Plappertasche.

Der Konsul lächelte still vor sich hin.

„Also Du hast das schon öfter bemerkt, Rehfeld?“

Da dieser an der guten Laune des Chefs merkte, daß ihn das Liebesverhältniß der Beiden amüsire, hielt er nicht mehr hinterm Berge.

„Wenn Sei 't denn weiten willen, Herr Konsul, dei kickt hier dennen ganzen Dag räwer. Jck glöw', dei lütt Miling is hellschen verleiwt.“

Siebmann schmunzelte und strich seine mausefarbenen Bartkoteletten.

„Js'n nüdlich Mäten, Herr Konsul,“ plauderte Rehfeld weiter, dem das Herz aufging, „en propper Mäten! Uemmer flietig, un ümmer lustig un fidel as 'ne Wachtel. Hüt nu ganz besonders.“

„Warum gerade heute?“

„Ehr Geburtsdag is hüt!“

Der Konsul glättete seine Kravate und überlegte eine Weile.

„Rehfeld,“ sagte er dann, „besorge mir einmal sogleich das schönste Bouquet, welches Du auftreiben kannst. Auf den Preis kommt es dabei nicht an.“

Rehfeld riß Mund und Augen so weit auf, daß er einer Maske der Melpomene nicht unähnlich sah. Er war im dreizehnten Jahre seines Konsulatsdienstes, aber noch nie hatte er bei einer Bestellung die leichtfertige Weisung erhalten, daß der Geldpunkt nicht in Betracht komme. Als er zur Thür hinaus war, schüttelte er still vor sich hin den Kopf:

„Jck hew dennen Ollen ümmer för gnietschig hollen; un nu hüt? Js 'n netten Tog von em, dat hei Miling 'n Baukett schenken will. Hei freugt sick ogenschinlich, dat uns' Bokholler sone nüdliche Brut hett.“

Der Konsul zeigte, als Rehfeld fort war, ein ganz merkwürdiges Benehmen. Bald trat er an's Fenster und blinzelte nach dem Cigarrenladen hinüber, bald schritt er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, bald setzte er sich verkehrt auf seinen Drehstuhl, stemmte die Ellenbogen auf die Kniee und brachte seinen Kopf in den weitläufigen Händen unter. Plötzlich ließ er den Stuhl eine kreischende Frontwendung machen und griff hastig zur Feder.

Besitzt die Sonne wirklich die ihr — und noch häufiger ihrem Zwillingsbruder, dem Monde — von den Dichtern nachgesagte Neugier, so muß sie über das, was Siebmann schrieb, ein höchst erstauntes Gesicht gemacht haben. Es waren nicht Zahlen und nicht kaufmännische Prosa, was er in wahren Bohnenstangen von Buchstaben zu Papier brachte, sondern — Verse. Wirkliche, sich reimende Verse, frei nach Heine. Sie lauteten:

„Du bist wie eine Lilie,
So nüdlich, fidel und hold;
Du bist mir lieber, Emilie,
Als ein ganzer Sack voll Gold.

Es sollen die Blumen dir sagen —
Und Blumen lügen nie —
Wie heut' für dich geschlagen
Das Herz deinem zärtlichen vis-à-vis.“

„Brillant! Ausgezeichnet!“ schritt der Konsul im Zimmer umher und schüttelte die Hände.

Da klopfte es leise an die Thür, und Hugo erschien, die Feder hinterm Ohr, in den wasserblauen Augen geschäftlichen Ernst.

„Guten Morgen, Herr Konsul!“

„Guten Morgen, Herr Lange!“

„Darf ich um die Sachen bitten?“

„Hier, Herr Lange!“

Hugo nahm einen Stoß Papier in Empfang und verließ mit einer leichten Verbeugung das Zimmer. Man merkte an der exakten Abspielung dieses Vorgangs die jahrelange Uebung.

Gleich darauf klopfte es von Neuem und der Buchhalter erschien zum zweiten Male. Er war auffallend blaß und das Blatt, welches er in der Hand hielt, zitterte leicht.

„Ich fand dieß bei den Sachen, Herr Konsul!“ Mit diesen Worten überreichte er Siebmann die konsularischen Verse, während sein Blick forschend auf den Gesichtszügen des Chefs ruhte.

Um Siebmann's Mundwinkel zog nur ein kaum merkliches Wetterleuchten, dessen er sogleich Herr wurde. „Hat keine Bedeutung, der Wisch — neue Feder probirt — danke Ihnen, Herr Lange!“ Nach diesen Worten ließ er das Blatt mit einer so gut gespielten Gleichgültigkeit in den Papierkorb gleiten, daß Hugo mit aufgehelltem Gesicht seinen Rückzug antrat.

Sobald dieser die Thür geschlossen, zog der Konsul vorsichtig das Blatt wieder aus dem Papierkorb hervor.

„Fatale Zerstreutheit!“ murmelte er. „Emilie — vis-à-vis — daraus könnte er sich leicht Allerlei zusammengereimt haben. Glücklicherweise ist der Mensch viel zu arglos dazu!“ Er faltete das Blatt zusammen, steckte es in ein Couvert und schrieb mit zierlichen Bohnenstangen darauf: „Dem Geburtstagskinde.“

„So, Herr Konsul!“ trat Rehfeld ein, seinen abgeschabten Hochzeitsbitterhut steif auf dem Kopf behaltend. Der Konsul wollte ihn soeben wegen dieser Ungeschliffenheit zurechtweisen, als Rehfeld eine Rumpfbeugung bis auf die Erde machte, den Hut vorsichtig abstreifte und aus demselben ein prachtvolles Bouquet hervorzog. „Na, is dat nich 'n Staat, Herr Konsul?“

„Das Bouquet ist sehr schön, Rehfeld, aber Du hättest es in Deinem Hut total zerdrücken können. Wozu nur das?“

„Herr Konsul, von wegen dei Stratenjören. Mi kennen s' all. Wier ick mit dennen blanken Strutz äwer dei Strat gahn, denn herr dat dennen ganzen Weg heiten: ‚Schenk' mi 'ne Bloom, Unkel Rehfeld, schenk mi 'ne Bloom!' — Un afslahn kann ick sone lütten unschülligen Kinner nix. — Wat herr ick dor von dennen Strutz nah Hus bröcht? Nix as dennen popiernen Preisterkragen.“

„Aber Du triefst ja förmlich; bist Du denn so gelaufen?“

„J wo, dat herr jo schuckelt! Jck hew blot dennen Hot mit dennen Strutz vörher unner dei Pump' hollen un nahsten dennen Hot mit 'n Wuppdi werrer upsett't — von wegen dei Frischigkeit.“

„Du hast doch bei Gärtner Anders kein Geschwätz gemacht?“

„O mach jo; ick bün hellschen schlau west. Hei frög mi, för weckern dat Baukett sin süll, un dor hew ick seggt, min drütteinjährig Dienstjubeläum wier hüt, un dorto wullen Herr Konsul mi dat schenken.“

„Dummkopf!“ brummte Siebmann und verbarg das Briefchen in den Blumen. „Nun besorge einmal das Bouquet zu Fräulein Rösgen hinüber. Es braucht das Niemand weiter zu sehen. Kannst Du Dich wohl ein wenig pfiffig dabei anstellen?“

„Wenn 't sin möt, Herr Konsul, worüm nich?“ Er stellte seinen Hut auf den Boden. „Dor möt 't werrer 'rin!“

Der Konsul warf einen bedenklichen Blick auf den abenteuerlichen Filz, ließ aber die Prozedur geschehen. Dann blickte er Rehfeld nach, der behutsam, als trüge er eine geladene Granate auf dem Kopf, über die Straße balancirte.

„Das liebe Kind wird sich freuen!“ schmunzelte Siebmann. „Was sie nur an mir altem Kerl finden mag?“ Er trat vor den Spiegel, damit dieser ihn Lügen strafe, gab seiner Fuchsperrücke einen genialeren Sitz und lächelte.

„Dat was 'ne grode Freud', Herr Konsul,“ kam Rehfeld rapportirend zurück.

„Was sagte sie?“

„Seggt hett sei nix; äwer sei würr so rod' as 'n Kuhnhahn un leep furts mit dat Baukett weg.“

„So? So?“ machte Siebmann, abwechselnd lächelnd und wetterleuchtend, ging mit großen Schritten durch's Zimmer und schüttelte die Hände. „Rehfeld,“ blieb er plötzlich mit einem förmlichen Ruck stehen, „sag' einmal Jochen, er solle mir den Fuchswallach satteln!“

Rehfeld starrte seinen Herrn sprachlos an. Seit zehn Jahren hatte der Chef den zum Wagenpferd degradirten Fuchs nicht mehr bestiegen. Er ging rückwärts zur Thür hinaus, den verwunderten Blick noch immer auf den wiedererwachten Sportsman gerichtet.

Eine Stunde darauf trat ein hagerer Dandy in einem etwas altmodischen Reitanzuge aus dem Konsulat. Ein hochbeiniger Fuchs stand mit Duldermiene am Trottoir; ein Troß Straßenbuben, die Hände in den Hosentaschen, klapperte mit

Holzpantoffeln um ihn herum und spähte nach einer Gelegenheit, um hinter Jochen's Rücken dem Fuchs einen Schabernack zu spielen. Unter dem Triumphgeschrei der Buben schwang sich der Konsul mit forcirter Rüstigkeit in den Sattel und machte mittelst Sporen und Peitsche den alten Fuchs so verdreht, daß dieser fast wie in den schönen Tagen seiner Jugend an Emiliens Fenster vorübercourbettirte. Dem erröthenden Mädchen wurde ein verschwenderisches Lächeln und ein Gruß zu Theil, der mit dem Funktioniren eines Bahnhofssignals entfernte Aehnlichkeit hatte. Dann tänzelte der alte Fuchs die Straße hinunter, und Roß wie Reiter machten den Eindruck, als hätte ihnen der Frühling eine leichtsinnige Ader aus vergangener Blütezeit gesprengt.

Schlag sieben Uhr Abends, in demselben Moment, als der rostfarbene Filzhut Rösgen's in die Straße einbog, welche direkt auf die Bierstube des „feuchten Eduard" zuführte, klingelte sich der blonde Hugo in den Cigarrenladen hinein. Emiliens von der Abendsonne beschienener Kopf leuchtete durch das Guckfenster des anstoßenden Zimmers, daß man denken konnte, er hinge dort als Pastellbild an der Thür. Die schwarzen Augen hatten den hinter Hugo's Rücken verborgenen Strauß bereits entdeckt und schienen merkwürdig erstaunt darüber.

Hugo hielt eine der Feierlichkeit eines achtzehnten Geburtstages geziemende Ansprache und überreichte dann sein Bouquet.

„Noch eins?" fragte Emilie, ihm die Hand reichend.

„Wie denn: noch eins?"

„Ich habe doch schon ein Bouquet bekommen."

„Ah — so, und da liegt Ihnen an dem meinigen nichts mehr?"

„Das erste ist ja doch auch von Ihnen."

„Von mir?"

„Wie gut Sie sich verstellen können! Ich hole es."

Hugo sah ihr verblüfft nach.

„Nun?" kehrte Emilie lachend zurück. „Ist dieses Bouquet nicht von Ihnen?"

„Nein!"

„Auch diese Verse nicht?" Sie zog halb schelmisch, halb verlegen die konsularische Poesie aus der Tasche.

Hugo griff hastig nach dem Blatte und fuhr betroffen zurück.

„Also hat er mich doch betrogen!" murmelte er. Er starrte lange auf das Papier, dann warf er es auf den Ladentisch und sagte frostig: „Ich gratulire zu dem neuen Courmacher."

„Ich habe keine Courmacher," entgegnete Emilie gleichfalls pikirt. „Wenn diese Sendung nicht von Ihnen herrührt, wie Sie sagen, dann habe ich keine Ahnung, woher sie kommt."

„Sie haben auch Niemanden in Verdacht?" inquirirte er mit dem Lauerblick eines Polizeikommissärs.

„Nein!"

„Auch den Don Juan zu Pferde nicht, der Sie heute so auffallend grüßte?"

„Ach! Sie meinen, der Konsul hätte — —"

„Ich meine nicht; ich weiß es."

Der kleine Funke geschmeichelter Eitelkeit, der nur einen Moment in Emiliens Augen aufleuchtete, war dem Blick des blonden Othello nicht entgangen. Seinen Hut nehmend, warf er ironisch hin:

„Ich will Sie in der Lektüre dieser wundervollen Verse nicht weiter stören."

„Hugo!" rief Emilie mit weicher Stimme.

Der Gerufene ließ die Thürklinke wieder fahren und schien einen Moment unschlüssig, dann stürzte er mit verhärtetem Herzen hinaus

Mit dem Märtyrergefühl, eine vollständig unverdiente Kränkung erfahren zu haben, blieb Emilie im Laden zurück. Ihre Thränen floßen auf das unheilvolle Blatt, welches sie noch immer wie im Traum in der Hand hielt. Dann zerriß sie es in kleine Stücke, ergriff den Strauß und warf ihn zu einem Hinterfenster hinaus auf den Hof. Der Haushahn rannte wie mit Siebenmeilenstiefeln herbei, um sich auf die Beute zu stürzen. Als er fand, daß es nur Blumen waren, stieß er, mit einem ernsten Seitenblick auf Emilie, einen Schrei der Enttäuschung aus und rächte sich an den vermeintlichen Leckerbissen mit Schnabel und Krallen. Emilie sah ihm mit einem Gefühl der Genugthuung zu, bis der Strauß jeden Anstrich eines konsularischen Zärtlichkeitsangebindes verloren hatte.

Der böse Hugo aber that in dieser Nacht kein Auge zu und fand eine besondere Wollust darin, sein Herz mit den absurdesten Vorstellungen von Emiliens heimlicher Liebe zu seinem Chef zu zerfleischen. Bald überraschte er sie über einem Haufen konsularischer Liebesbriefe, die sie in ihrem Nähtisch zu verbergen suchte, bald saß sein Prinzipal rittlings auf dem Ladentisch und küßte Emilie, welche auf dieselbe Weise ihm gegenübersaß, bald sah er Beide in der Fuchsequipage zur Trauung fahren.

Als er am Morgen in sein Comptoir gehen wollte, stand Rehfeld im Hausflur, die Toga des Konsuls bürstend. Seinen stehenden Gruß: „Schönen goden Morgen ock, Herr Lange," begleitete er mit einem so sprechenden Blick lächelnden Einverständnisses, daß Hugo stehen blieb und ihn fragend ansah.

Rehfeld verstand die Frage und wies mit der Bürste nach der Thür zum Zimmer des Chefs.

„Hett mi freugt von em, Herr Lange."

„Was denn, Rehfeld?"

„J, Sei warden 't jo doch wohl weiten? Dat Baukett, dat ick Miling hew bringen müßt?"

„Also Sie waren der Zwischenträger? Und darüber freuen Sie sich noch? Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht, Rehfeld!"

„Wo? Woans dit?" fragte der Alte betroffen. „Wenn hei sien Vergnäugen doran hett, dat Sei sone nüdliche Brut hebben, un ehr 'n Baukett schickt, dat kann Sei doch nich unleiw sin?"

„Wenn es sich so verhielte, allerdings nicht, Rehfeld; aber der Prinzipal hat ihr die Blumen nur in seinem eigenen Namen geschickt und ein Gedicht dazu."

„Von 'nen Gedicht weit ick nix." Er legte die Bürste an die Nase, um nachzudenken. „'n Poppier wier dor in, 't is mäglich, dat dor 'n Riemels upstünn, äwer up Dichterie is hei süs gor nich. — Na, dat sall nu sin, as dat is; up jeden Fall hett hei sien Freud' doran, dat Sei Beiden sick leiw hebben."

„Woher weiß der Chef denn, daß wir uns lieb haben?"

„Dat kann ick nich seggen, äwer hei weit 't." Er begann wieder zu bürsten. „Un wenn hei Miling 'n Baukett schenkt — Sei weiten jo ok, dat hei süs 'n bäten wat gnietschig is — denn is dat nah minen dummen Verstand 'ne Fründlichkeit, dei hei Frölen Emilie un Sei gliker Wies' andauhn will. Un 'n Aportendräger is Rehfeld sien Dag' nich west un ward 't ok nich." Er nahm den Rock vom Nagel, legte ihn zusammen und schlurfte mürrisch davon.

Hugo hatte sein Fortgehen kaum bemerkt und stand, in Gedanken versunken, noch immer an derselben Stelle. Rehfeld hatte ihm eine ganz neue Perspektive eröffnet, und der kannte den Konsul sonst so gut. Sollte er Recht haben? Aber die Verse! Allerdings hatte sein Chef eine etwas plumpe Art, Scherze zu machen. Die Verse sollten vielleicht in Hugo's Namen geschrieben sein? Aehnlich sah ihm dergleichen. Aber als das Blatt zufällig in des Buchhalters Hände gerieth, war der Spaß doch bereits verdorben! Er hatte vielleicht gedacht, Hugo habe die Verse nicht gelesen? Ein plumper Scherz blieb es immer, wenn es einer sein sollte. Auf der andern Seite, wenn der Konsul pro domo gedichtet und vor seinem Buchhalter ein Geheimniß hätte haben wollen, würde er nicht so unklug gewesen sein, eigenhändig zu schreiben.

Unter diesen Gedanken schloß er das Comptoir auf, als der Chef aus seinem Zimmer gegenüber trat.

„Darf ich Sie bitten, Herr Lange, einen Augenblick bei mir einzutreten?" sagte Siebmann freundlich.

Hugo nahm sein Geschäftsgesicht an und folgte der Aufforderung.

„Herr Lange," begann der Konsul, „Sie sind nächstens sieben Jahre in meinem Hause und haben mir durch Ihre Pflichttreue und Ihren Fleiß stets Grund zur vollsten Zufriedenheit gegeben. Ich habe Ihnen bei Ihrem Eintritt in mein Geschäft versprochen, nach Ablauf einiger Probejahre Ihr Gehalt um die Hälfte zu erhöhen. Diese Probezeit halte ich jetzt für absolvirt. Ich denke," fügte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „daß Ihnen diese Gehaltsaufbesserung um so willkommener sein wird, als Sie in den Jahren sich befinden, in denen man an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken pflegt. Ich meinestheils würde in Ihrer etwaigen Verheirathung keinen Grund zur Aufgabe Ihrer Stellung in meinem Geschäft sehen."

Er reichte ihm unter heftigem Wetterleuchten seines ganzen Gesichts die Hand, welche der überraschte Hugo unter Ausdrücken des Dankes drückte.

Als sich die Thür hinter dem Buchhalter geschlossen, trat der Konsul an sein Pult und trommelte mit den Fingern darauf

„Ein bescheidener Mensch das! Wäre es ihm längst schuldig gewesen! Ist zwar ein Heidengeld, aber ich muß mir den jungen Mann warm halten, um so mehr, wenn — —" er warf einen blinzelnden Blick nach Emiliens Fenster — „wenn ich die Idee von heute Nacht zur Ausführung bringe, diese kleine schwarze Krabbe zu meinem Weibchen zu machen. Da braucht man ab und zu Vertretung im Geschäft. Die Emilie ist ein Prachtmädel! Die geht nicht auf Geld aus, die nicht! Ich habe das Mädchen sich entwickeln sehen; bei dem lieben Kinde ist Alles aufrichtige Hingebung. Und für wen spare ich denn? Es wäre doch Schade um das schöne Vermögen, wenn es später einmal an keinen Siebmann käme."



Ein Kampf in der Wolkenregion. Originalzeichnung. (S. 34.)



Kuriositätenverkäufer in Havanna. Originalzeichnung. (S. 42.)

Hugo betrat mit einem Freudensprung das Comptoir und eilte an's Fenster, um Emilien seinen Morgengruß zu bringen. Sie saß hinter ihren Blumen, sah aber nicht auf. Er versuchte alle Nussignale seines Fernminneapparats — umsonst.

„Sie ist böse!" schloß er das Fenster. „Wenn ich nur wüßte, ob sie allein wäre — da ist Rehfeld. Lieber Rehfeld," fiel er dem alten Comptoirdiener beinahe um den Hals, „ich habe Ihnen vorhin Unrecht gethan.". Und nun schüttete er ihm sein Herz aus.

Rehfeld war leicht versöhnt, freute sich über des Buchhalters Glück und sagte lächelnd:

„Na, denn springen S' man räwer to Miling, dei Oll is upp'n Wochenmark bi'n Höhnerhannel, ick bün em bigegent."

Hugo ließ sich das nicht zweimal sagen und stand alsbald den schwarzen Augen gegenüber, welche verweint aussahen und einen fremdartigen Ausdruck hatten.

„Emilie, können Sie mir verzeihen?" ergriff er ihre Hand. „Ich war ein Thor gestern Abend, verblendet durch kindische Eifersucht."

Sie hatte sich fest vorgenommen, seiner Abbitte nicht so ohne Weiteres Gehör zu schenken, und wußte die Rede, welche sie ihm halten wollte, Punkt für Punkt auswendig; aber ihr Herz war stärker als ihr Wille. Der feuchte Blick der Verzeihung, den er als Antwort erhielt, gab ihm die Dreistigkeit, den Gasschlauch um die eiserne Säule zu wickeln, bei welcher Manipulation Emilie blutroth wurde. Als er sich aber mit gespitzten Lippen über den Ladentisch beugte, ging die Thürklingel. Ein stumpfnäsiger Schusterbube klapperte mitten in den Göttermoment hinein, forderte „twei Ziehjahrn för twei Penning" und löste mit profaner Hand den Gasschlauch von der Säule, um sein abscheuliches Kraut in Brand zu setzen und nach vollbrachter That herzlos wieder hinauszuklappern.

Hugo erzählte nun, nicht ohne mehrfaches Erröthen Emiliens, daß sein Chef von ihrer heimlichen Liebe wisse, sich deßhalb, wie er annehme, den Geburtstagsscherz erlaubt und ihm heute zur Ermöglichung ihrer Heirath eine Gehaltszulage bewilligt habe. Das Wort „Heirath" war zwischen Beiden bisher noch nicht erwähnt worden. Jetzt, wo es einmal gefallen, erregte es manche Freudenthräne und der Gasschlauch ringelte sich als diskrete Liebesfackel wieder um die eiserne Säule.

„Heute Abend, Emilie, gehe ich zu Deinem Vater und bitte ihn um diese kleine Hand."

So lautete das Abschiedswort des strahlenden Hugo von der glücklichen Braut.

Diese hatte kaum ihre Freudenthränen getrocknet und ihre Arbeit wieder aufgenommen, als die Ladenklingel von Neuem tönte. Sie trat an das Guckfenster und trat betroffen zurück: es war der Konsul. Mit Herzklopfen überschritt sie die Schwelle und vermochte auf die freundliche Anrede des Mannes, der um ihr Herzensgeheimniß wußte, kein Wort zu erwiedern.

Siebmann fand diese Befangenheit, welche er für die holde Scham knospender Liebe hielt, entzückend an dem Mädchen und schüttelte seine Hände so energisch, daß man glauben konnte, die liebenswürdigen Floskeln, welche er hervorsprudelte, stäken alle in diesen. In der Absicht, dem lieben Kinde Gelegenheit zu geben, seiner Befangenheit Herr zu werden, ließ er sich einige Cigarrenproben vorlegen und bestellte aus lauter Zerstreuung und Verliebtheit einige Kisten einer Havanna, welche ihm bei vollständiger Zurechnungsfähigkeit viel zu theuer gewesen wären.

„Herr Konsul," faßte sich Emilie endlich ein Herz, „ich danke Ihnen für das hübsche Bouquet, welches Sie uns geschickt haben."

„Uns?" fragte Siebmann erstaunt.

„Mir," verbesserte sich Emilie.

„Ich bin entzückt, daß Ihnen diese kleine Aufmerksamkeit Freude bereitet hat."

Sie dachte an den Haushahn und konnte ein Lächeln der Verlegenheit nicht unterdrücken.

Der Konsul schrieb dieses Lächeln auf Kosten seiner Verse und suchte in einer plötzlichen Zärtlichkeitsanwandlung Emiliens Hand zu erfassen, um sie zu küssen. Dabei löste sich der Gasschlauch von der Säule und fuhr mit kühner Pendelschwingung um die konsularische Perrücke. Im ersten Schreck that Siebmann einen waghalsigen Griff, als wolle er die ganze Perrücke von sich schleudern, besann sich jedoch schnell eines Besseren und erstickte die knisternden Flämmchen unter den weiten Hohlräumen seiner Hände.

Während dieser Löschungsversuche kam Vater Rösgen nach Hause. Er war so erstaunt über den frühen Besuch des vornehmen Nachbars, daß er auf ein Haar seine Pute hätte fallen lassen.

Der Konsul, welcher weit mehr Grund gehabt hätte, seine Fassung zu verlieren, wandte sich mit seinem leutseligsten Lächeln an den Eintretenden:

„Ah, sieh' da, Herr Nachbar! Einen Festbraten erstanden? Sie scheinen ein Freund von Geflügel zu sein? Ich bekomme heute vortreffliche Schneehühner zum Frühstück, Geschenk eines Geschäftsfreundes aus Ostpreußen. Darf ich Sie vielleicht dazu einladen?"

„Herr Konsul sind zu gütig," brachte Rösgen hervor, dessen verdutztes Gesicht durch das Funkeln der rothen Nase doch noch einen Anstrich von Verwegenheit behielt.

„Bon!" entgegnete Siebmann. „In einer halben Stunde erwarte ich Sie."

Er schüttelte die Hand gegen den Vater, warf der Tochter mit einer Verbeugung einen schmachtenden Blick zu und war hinaus.

Rösgen stand, die Hände über seiner Pute gefaltet, und fragte verwundert:

„Wat hett denn dit to bedüden, Miling?"

„Ja, ich weiß es nicht, Papa," antwortete die Gefragte. „Heute Abend wirst Du's erfahren," dachte sie, während sie den Vater mit glühenden Wangen küßte. — „Ach, die schöne, fette Pute!" nahm sie ihm den Festvogel aus der Hand. — „Sieh' einmal, Papa, den ganzen Haufen Cigarren, der da steht, hat der Konsul gekauft."

„Wa—wat? Dei düren Non plus ultra hett hei köfft, un gliek fiefhunnert Stück? Hei, dei süss ümmer blot fiefundtwintig Negroponte extra muros sick halen lett? — Diern, is dat ok in Richtigkeit?"

„Ganz sicher, Papa; wir sollen sie ihm hinüberschicken."

Rösgen warf über das Alpenglühen seiner Nase hinweg einen langen Blick auf die Tochter:

„Dit hett wat to bedüden!"

Emilie verschwand, um weiteren Erörterungen auszuweichen, mit der Pute in die Küche. Der Alte klopfte die Cigarrenkisten wieder zu und murmelte vor sich hin:

„Fiefhunnert Stück Non plus ultra — to'n Frühstück inladen — dei Sak heit wat to bedüden!"

In dieser Meinung wurde er noch bestärkt, als er beim Konsul eintrat und mit Kennermiene die feinen alten Weine prüfte, welche auf dem Tische standen.

Der Konsul war ausnehmend liebenswürdig und wurde es nach jedem Glase mehr. Es schmeichelte Rösgen's Vaterstolz nicht wenig, daß auch auf das Wohl seiner „anmuthigen Tochter Emilie" getrunken wurde, was ihn zu einer bewegten Lobrede auf sein Kind und seine Erziehungsmethode veranlaßte.

Den Konsul machte der feurige Wein zu einem ganz andern Menschen, wie es schien.

„Mein lieber Rösgen," klopfte er diesen auf die Schulter, „Ihr müßt diesen miserablen Kleinkram aufgeben und ein Großhändler werden, eine große Tabaksfabrik anlegen. Ihr seid ein praktischer Mann und habt das Zeug dazu."

„Aber nicht das Geld," lachte Rösgen.

„Das Anlagekapital? Das schieße ich Euch vor."

Rösgen blickte stumm in sein Glas und rieb sich mit dem Zeigefinger die Nase. Man munkelte von Siebmann, daß er insgeheim Wuchergeschäfte treibe, welche nicht immer der saubersten Art wären.

„Mein lieber Rösgen," fuhr der Konsul fort, als ob er dessen Gedanken errathen, „ich treibe niemals Geldgeschäfte, nie. Ich mache Ihnen dieses Anerbieten nur aus nachbarlicher Freundschaft, weil ich es nicht mitansehen kann, daß ein praktischer, intelligenter Mann, wie Sie, seine Kräfte in einem elenden Detailkram vergeudet. Sie sollen das Geld zu — drei Prozent haben."

Rösgen hielt das Glas, welches er zum Munde führen wollte, in der Luft an und saß gleich einer Bildsäule da. Hätte ihm Jemand gesagt, er wäre Minister geworden, weiter hätte er die Augen nicht aufreißen können.

„Ich bin human in Geldsachen," lächelte der Konsul, „weil ich kein Geldmensch bin. Außerdem habe ich Geschäftsverbindungen in der Havanna, welche Ihnen von großem Nutzen sein können. Ueberlegen Sie sich die Sache und sagen Sie mir morgen oder wann Sie wollen Ihren Entschluß."

Rösgen stand auf, die Augen noch immer groß auf den Konsul gerichtet.

„Ist das wirklich Ihr Ernst, Herr Konsul? Ich soll — — drei Prozent — —"

„Mein vollständiger Ernst, lieber Rösgen; aus Freundschaft — hier meine Hand darauf."

„Herr Konsul, da bedarf es keines langen Besinnens; wenn Sie gestatten, nehme ich Ihr freundliches Anerbieten mit bestem Danke sofort an."

„Das ist verständig von Ihnen, lieber Rösgen. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung."

Hiemit war das merkwürdigste Frühstück, welches Rösgen je erlebt hatte, beendet.

Als Siebmann wieder allein war, betrachtete er sein vom Wein leicht geröthetes Antlitz im Spiegel und sagte zu sich:

„Geschäftlich war das eine generöse Dummheit oder eine dumme Generosität, wie man will; aber der Schwiegervater des Konsuls Siebmann kann nicht gemeiner Detailkrämer sein, der Gedanke widerstrebt mir. — Ob die kleine Krabbe wohl am Fenster ist? — Nichts zu sehen. Hätte ihr gern einen Kußfinger zugeworfen."

Rösgen kehrte in rosigster Laune heim, präsentirte sich seiner Tochter als angehender Großhändler und schloß seinen Bericht mit schlauem Augenblinzeln:

„Aewer ick bliew dorbi, Miling, dei Sak hett 'n Haken!"

„Wie meinst Du denn das, Papa?"

Rösgen strahlte vor überlegenem Scharfsinn:

„Ick weit recht got, worup hei all lang'n 'n Og' hett."

Emilie blickte betroffen auf und suchte in den Augen ihres Vaters zu lesen. Die auffallende Freundlichkeit des Konsuls, das poetische Bouquet, der versuchte Handkuß erschienen ihr auf einmal in demselben Lichte, wie gestern ihrem eifersüchtigen Hugo.

„Worauf sollte er denn ein Auge haben?" fragte sie unsicher.

„I, up min Torfwisch! Dor hett hei all lang'n nah jampelt, un ick hew sei em ümmer nich verköpen wullt. Nu kann ick doch nich anners un möt sei em laten."

„So?" sagte Emilie und nahm ihre Arbeit wieder auf. Daß der Konsul mit einer Dorfwiese liebäugelte, darauf wäre sie nicht verfallen.

Die Wiese war aber nicht das einzige Eigenthum Rösgen's, welches an diesem merkwürdigen Tage gefährdet wurde. Am Abend, als der Großhändler in spe gerade auf dem Sprunge zum „feuchten Eduard" stand, trat der Buchhalter Hugo Lange im Frack und weißen Glacés ein und bat ihn unumwunden um die Hand seiner Tochter Emilie. Rösgen bekam einen solchen Schreck, daß er für's Erste absolut kein Wort hervorbringen konnte. Sein einziges Kind sollte er hergeben?

Nach Emiliens Ansicht — die Thür zum Nebenzimmer wollte nämlich heute nicht recht schließen — machte der Papa entsetzliche Umstände, er müsse doch sein Kind erst fragen, dem Mädchen Bedenkzeit lassen u. s. w. — Warum rief er sie denn nicht einfach herein und sagte:

„Hier hast Du sie!" —

Nun, nach einer langen, qualvollen Verhandlung kam es denn auch ungefähr so, und Hugo durfte noch an demselben Abend die Ringe bestellen.

Der alte Rehfeld sah an dem strahlenden Gesicht des Buchhalters sofort, was die Glocke geschlagen.

„Herr Lange," schloß er seinen treuherzigen Glückwunsch, „Sei denken nu gewiß, leiwer as upstunns künnen Sei Ehr Miling gor nich hebben; äwer — denken Sei an mi — je öller man ward, je leiwer krigt man sien Ollsch'."

Für die beiden Liebenden gab es zwischen diesem und dem folgenden Tage, wo die offizielle Verlobung stattfinden sollte, keine Nacht. Sie hatten verabredet, Punkt zwölf Uhr sollten sich ihre beiderseitigen Blicke im Mond begegnen, und nun standen sie, der Stunde harrend, Jeder an seinem Schlafkammerfenster und tauchten die trunkenen Blicke in des Frühlingshimmels Sternenheer, welches vor ihnen paradirte. Wäre die alte Luna noch in ihrem Backfischsäculum gewesen, so hätte sie sich vor diesem Blickrendezvous, welches die Beiden sich auf ihrem jungfräulichen Antlitz gaben, wahrscheinlich hinter eine Wolke versteckt. Aber die betagte Jungfrau hatte sich im Laufe der Jahrhunderte von Liebespärchen und Dichtern schon ganz andere Dinge gefallen lassen müssen und hielt lächelnd still.

Am andern Morgen saß der Konsul in einer nagelneuen Fuchsperrücke auf seinem Drehstuhl und warf hin und wieder einen lächelnden Blick nach drüben, um zu erspähen, ob die schwarzen Augen der „kleinen Krabbe" noch nicht in Sicht wären. Da klopfte es leise an die Thür und mit feierlichem, etwas blassem Gesicht trat Hugo ein.

„Zu so früher Stunde, Herr Lange?" fragte der Konsul freundlich. „Was gibt's?"

„Herr Konsul äußerten sich gestern gegen mich, daß Sie es nicht ungern sehen würden, wenn ich mich verheirathete, und waren zugleich so gütig, mir hiezu die Mittel zu gewähren. Ich habe von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch gemacht und mich gestern Abend verlobt."

„Was Tausend!" lachte Siebmann in bester Laune. „Das ist aber heillos schnell gegangen. Da sieht man die stürmische Jugend. Nun, ich gratulire von ganzem Herzen." Er schüttelte ihm kräftig die Hand. „Darf man den Namen der glücklichen Braut erfahren? Ist die junge Dame von hier?"

„Fräulein Rösgen, Herr Konsul, hier gegenüber."

„Wie? — Wie sagen Sie? Emi — — Fräulein Emilie — Rösgen?"

Es wetterleuchtete in des Konsuls Gesicht so entsetzlich, daß Hugo angst und bange wurde. „Ich denke doch nicht, Herr Konsul," stotterte er leichenblaß, „daß Ihnen meine Wahl im geringsten — —"

„Bewahre Gott, lieber Lange," unterbrach ihn dieser, der mittelst einer kleinen Volte durch die Stube seine Fassung wieder erlangt hatte, „kam mir überhaupt nur so unerwartet. Vortreffliches Mädchen, das! Gratulire nochmals von Herzen!"

Er preßte Hugo's Hand in der seinigen, als ob er eine Nuß aufknacken wolle, so daß diesem vor Schmerz die Thränen in die Augen traten. Dann entließ er ihn mit einer humanen Handbewegung.

Als er allein war, raste er unter Wetterleuchten und Händeschütteln im Zimmer umher:

„Nicht übel! Nicht übel! Schwarze Krabbe dieser Lange schon beim Wickel? Spaßhaft, bei Gott! Und drei Prozent? Horrible Dummheit! Kriegt er nicht! — Doch; muß er kriegen, hab' ihm ja mein Wort gegeben! Siebmann, Siebmann, alter Esel — was für leichtsinnige Streiche machst du! — Das schöne Geld! Heillos! — Aber jetzt hilft nichts, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen."

Das Letztere that er denn auch und erntete mit sauersüßer Miene die Lobeserhebungen ein, welche ihm über seine Generosität gegen den Schwiegervater seines Buchhalters gemacht wurden oder durch Rehfeld wieder zu Ohren kamen.

Er wollte aber seitdem von achtzehnjährigen schwarzen Augen nichts mehr wissen und heirathete zwei Jahre darauf eine Wittib in gesetzten Jahren mit taubengrauen Augen.

Diese würdige Dame entsprach allen seinen Begriffen von uneigennütziger weiblicher Hingebung und beschenkte ihn an seinem vierundfünfzigsten Geburtstage in der That mit einem kleinen Siebmann, der seinem Vater — bis auf die Fuchsperrücke — zum Verwechseln ähnlich sah und später das hübsche Vermögen weiter buchte.

Albumvers.

Spott macht eine Gesellschaft froh,
Doch geh' er ja inkognito!
Er würzt Gelag' und fröhlichen Schmaus,
Doch den Spötter nimmt Keiner mit nach Haus.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Pacano.**

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Allerlei Anzeichen.

Inzwischen kehrte der Substitut in den Justizpalast zurück, um sich mit dem Generalprokurator zu berathen, und Herr von Beaudin übernahm nun selbst die Untersuchung, nachdem er aufmerksam den Rapport des Polizeikommissärs von Batignolles durchgelesen hatte.

Er wollte gleich an Ort und Stelle einige Personen befragen und installirte seinen Schreiber in das Speisezimmer des Parterre. Dann ließ er Fräulein Zoë Lacassade zu sich bitten.

Nachdem sie ihre Namen gesagt hatte und man sie um ihr Gewerbe fragte, richtete sie sich in ihrer ganzen winzigen Höhe auf und antwortete stolz:

„Ich bin Vermittlerin zwischen den Kolonieen und dem Mutterlande!“

Herr von Beaudin unterdrückte ein Lächeln und bat sie, sich näher zu erklären.

Fräulein Lacassade belehrte ihn dann, daß sie es unternommen habe, den in Paris lebenden kreolischen Familien ihrer Bekanntschaft Kolonialwaaren, südliche Liqueure, Jamaikarum, Muschelwerk, kurz Alles zu verschaffen, was sie an ihr Vaterland erinnern konnte, und daß sie ebenso ihren kreolischen Freundinnen in der Heimat eine Menge Sachen übersende, die man eben nur in Paris bekommen könne.

„So sind Sie also einfach Kommissionärin?“

Zoë Lacassade wollte gegen diese Qualifikation protestiren, aber der Untersuchungsrichter unterbrach sie, indem er sie ersuchte, ihm präzise Details geben zu wollen über den gestrigen Abend.

Nun fing sie mit unglaublicher Zungengeläufigkeit und lebhaften Gestikulationen zu erzählen an: wie der Kapitän nach Hause gekommen, dann von dem Portefeuille und von den Banknoten, die es enthielt.

„Waren Sie ebenso überrascht über die Banknoten, wie Fräulein Guérin?“ fragte sie Herr von Baudin.

„Gott bewahre, Herr Richter. Seit Langem schon wußte ich ja Alles; nur auf die Bitte des Kapitäns hatte ich's vor Jeanne verschwiegen. War ich's doch selber, die ihm gerathen hatte, das Kassationsgesuch einzureichen, und da er wieder zu verlieren fürchtete und nichts dran wagen wollte, so habe ich ihm das ganze Geld, welches mir mein kleiner Handel seit zwölf Jahren eingetragen hatte, zur Disposition gestellt, oder vielmehr der kleinen Jeanne, meinem lieben Pathchen, geschenkt... Ach Gott!“ fügte sie schluchzend hinzu — „ich habe sie in dieses Unglück gestürzt; ohne mich hätte der Kapitän nicht geerbt und man hatte ihn nicht umgebracht, um ihn zu berauben.“

Als sie wieder ruhiger war, fragte sie der Untersuchungsrichter, ob sie Jemanden im Verdacht dieses Mordes habe.

„Niemanden,“ sagte Zoë Lacassade, und fügte mit tragischer Stimme und stolzer Geberde bei: „Ha! wenn ich Jemanden im Verdacht hätte — er wäre schon der Gerechtigkeit überliefert!“

Da sie dem Richter über den Prozeß selber und über Mathilde von Villeneuve keine genauen Details zu geben vermochte, so notirte sich derselbe den Namen des Notars, um ihn des andern Tages zu sich kommen zu lassen.

„Und nun,“ fuhr Herr von Beaudin dann fort — „erzählen Sie mir etwas über das Ende dieses Abends. Um wie viel Uhr sind Sie nach Hause gegangen?“

„Gegen zehn Uhr ungefähr.“

„Haben Sie das Haus allein verlassen?“

„Ich ging durch den Garten mit der Bedienerin, welche nach Hause ging. Ich bestieg einen Wagen.“

„Hat man die Hausthüre hinter Ihnen verschlossen?“

„Ja, Herr Richter. Ich hörte deutlich das Geräusch des Schlüssels im Schlosse.“

„War kein Riegel da?“

„Nein. Ich hatte dem Kapitän gerathen, einen anbringen zu lassen, aber er sagte immer: ‚Welcher Räuber möchte mit mir anbinden wollen? Die wissen, daß ich ein alter Soldat bin und daß das Haus voller Waffen ist!‘“

„Und die Gartenthüre, wurde die auch allabendlich zugeschlossen?“

„Ja, mein Herr, mit demselben Schlüssel, der auch das Haus schloß.“

„So hat also Herr Guérin Sie bis zu dieser Pforte begleitet?“

„Nein. Die hat die Bedienerin zugeschlossen. Sie hat ja einen zweiten Schlüssel gehabt, um in der Frühe in's Haus gelangen zu können, ohne Jemanden zu stören.“

„Es ist gut, mein Fräulein, Sie können zu Ihrer Freundin zurückkehren. Aber wollen Sie sich ganz zu meiner Disposition halten — es ist vielleicht noch nöthig, daß ich Sie befrage. Sie sagten, daß Sie in der Rue Helder Nr. 20 wohnen?“

„Ja, mein Herr.“

Und Zoë Lacassade eilte zu ihrer Freundin zurück. Nach ihrer Entfernung unterhielt sich Herr von Beaudin einen Augenblick mit dem Chef der Sicherheitspolizei. Dieser war jetzt überzeugt, daß der Schuldige oder die Schuldigen, um in's Haus zu gelangen, keinen Einbruch verübt hatten. Es war ihnen vor Allem darum zu thun, keinen Lärm zu machen, Niemanden aufzuwecken, und sie hatten sich also anstatt der Dietriche oder Stemmeisen eines Schlüssels bedient. Sie hatten denselben sogar eingeölt, wie er bemerkt hatte, denn das Schloß trug die Spuren frischen Oeles.

Man ließ dann die Bedienerin rufen und fragte dieselbe, ob das Schloß der Hausthüre in der letzten Zeit eingeölt worden sei. Sie verneinte.

„Wie viel Schlüssel gab es, welche die Hausthüre öffneten?“

„Zwei, Herr Richter.“

„Der Ihrige und der des Kapitäns ohne Zweifel. Wo befindet sich der letztere?“

„Im Vorhause an einem Nagel, an welchem ihn der gnädige Herr allabendlich aufzuhängen pflegte, nachdem er hinter mir zugeschlossen hatte.“

„Und der Ihrige?“

„Der ist hier, Herr Richter.“

„Aber der ist ja ganz fettig,“ machte der Instruktionsrichter, „und Sie sagten mir soeben, daß das Schloß nicht eingeölt worden sei...“

„Nein, mein Herr, nein... ich bin dessen gewiß. Ich kann nicht begreifen... Ah, übrigens ist das ganz einfach,“ fügte sie fast augenblicklich hinzu, „man hat vielleicht das Schloß heute Nacht eingeölt, damit es nicht knarre, und wie ich heute früh den Schlüssel in dasselbe steckte, ist er fettig geworden... Ich hatte das gar nicht bemerkt. Bedenken Sie nur, Herr Richter, ich hörte das Geschrei des gnädigen Fräuleins just wie ich öffnete, und später war ich so verwirrt!...“

Der Untersuchungsrichter untersuchte mit Herrn Claude den Schlüssel ganz aufmerksam, und da sie selbst am Griffe Oelspuren fanden, sagten sich Beide, daß die einfache Einführung des Schlüssels in das Schloß nicht hingereicht haben würde, denselben so weit zu beschmutzen. Durch ihre Blicke, ohne ein gesprochenes Wort, verständigten sie sich aber auch augenblicklich, daß man vor diesem Weibe diese Beobachtung nicht laut werden lassen dürfe. Man sandte sie einige Minuten später fort. Kaum war sie aber gegangen, als der Instruktionsrichter den Polizeikommissär ersuchte, ihm genaue Auskunft zu geben über sie.

Der Kommissär hatte bereits seine Erkundigungen einziehen lassen. Er antwortete, daß sie in der Rue Marcadet wohne, an der Ecke der Rue Berzelius und der Passage d'Hier, bei einem Weinhändler, welcher zugleich möblirte Stuben vermiethete. Sie hatte einen guten Leumund, galt für eine fleißige Arbeiterin und hatte schon in mehreren Häusern als Bedienerin ein gutes Zeugniß davongetragen.

„Wie dem auch sei,“ sagte der Chef der Sicherheitspolizei, „ich werde dieses Weib durch einen meiner Detektivs überwachen lassen. Es ist möglich, daß sie bei all' ihrer Ehrbarkeit dennoch unwissentlich bei dem Verbrechen mitgeholfen hat. Sie wohnt in einem Hause, das der ganzen Welt, dem ersten besten Vorübergehenden offen steht. Wie leicht konnte sich nicht Einer, der ihre Gewohnheiten kennt, in ihr Zimmer schleichen und den Schlüssel stehlen.“

„Würde man ihn aber in diesem Falle nach dem Verbrechen wieder zurückgebracht haben?“ bemerkte der Untersuchungsrichter.

„Warum nicht? Alle meine persönlichen Beobachtungen sagen mir, daß die That mit seltener Geschicklichkeit geplant und ausgeführt wurde. Ohne von der Art der Ermordung selber zu sprechen, welche so ganz besonders ist und die man ohne die Studien des Doktor Tardieu und ohne den Raub ganz leicht für einen Schlagfluß gehalten haben würde, haben unsere Schuldigen auch wahrhafte Indianerlist gebraucht, um in das Haus und an das Bett des Opfers zu dringen. Ich habe zum Beispiel sogleich alle Treppenstufen betrachtet. Keine derselben trägt auch nur eine Spur von der weichen Gartenerde, die sich von den Beeten an die Schuhe der Mörder angelegt haben muß. Dieselben müssen also jedenfalls barfuß die Treppe hinangestiegen sein... Und solcher Beobachtungen habe ich noch mehrere gemacht. Ehe ich Ihnen aber dieselben mittheile, erlauben Sie mir, mich für einen Augenblick zu entfernen. Man holt eben die Leiche des Unglücklichen.“

Der Richter folgte dem Chef der Sicherheitspolizei.

Als sie in das Zimmer traten, fanden sie Jeanne Guérin noch immer am Bette knieend. Beim Anblicke der Herren erhob sie sich aber rasch und sagte mit klarer, vibrirender Stimme:

„Ich bin bereit, meine Herren, ich bin bereit... Ich habe lange, lange mit Papa gesprochen... er hat mir gesagt, was ich zu thun habe. Ich soll Ihnen gehorchen. Sie wollen, daß ich mich von ihm trenne? Es sei.“ —

Und wie man die Leiche in dem geschlossenen, kastenartigen Spitalwagen fortbrachte, da stand sie am Fenster und folgte ihr mit den Augen und sandte ihr Küsse nach durch die Luft. So hatte sie sich ja von ihrem Vater stets verabschiedet, wenn er das Haus verlassen hatte...

Neuntes Kapitel.

Noch immer im Dunklen.

Am andern Morgen befand sich Herr von Beaudin schon um neun Uhr im Justizpalaste in seinem Kabinette, um Einsicht zu nehmen von dem Rapport des Herrn Doktor Tardieu.

Der berühmte Gerichtsarzt konstatirte lediglich, was sein Kollege in den ersten Augenblicken schon gesagt hatte in Bezug auf die untrüglichen äußeren Merkmale des Mordes durch Erwürgen. Die innerlichen Anzeichen vervollständigten die Schlußfolgerung. Das Innere des Larynx war blauroth, die Bronchien und die Luftröhre waren voll Blutschaum, die Oberfläche der Lungen weißlich getigert. Im Gehirn fand sich keine Veränderung, welcher Umstand jeden Gedanken an einen Schlagfluß ausschloß.

Am Schlusse seines offiziellen Rapports hatte Doktor Tardieu dem ihm persönlich befreundeten Herrn von Beaudin in einer Notiz noch die Bemerkung beigefügt:

„Die Hände des Mörders müssen von eigenthümlicher Form sein, lang, knochig, mit ungewöhnlicher Muskelkraft. Die Fingerspuren habe ich genau aufnehmen lassen.“

„So wäre denn —“ sagte sich der Untersuchungsrichter nach Beendigung seiner Lektüre, „so wäre denn das Verbrechen bewiesen. Ob wir aber den Verbrecher finden werden?“

Man meldete ihm, daß der Chef der Sicherheitspolizei ihn zu sprechen wünsche, und er beeilte sich, ihn eintreten zu lassen.

„Nun?“ rief er ihm entgegen. „Nichts Neues, mein lieber Herr Claude?“

„Wenigstens nichts Wichtiges, Herr Untersuchungsrichter.“

„Sie haben diesen Morgen Fräulein Guérin gesehen?“

„Ich komme soeben von ihr. Sie hat die Nacht bei ihrer Freundin in Paris zugebracht, ist aber in aller Frühe wieder nach Batignolles zurückgekehrt, wo sich die Leiche wieder befindet. Sie ist bereits gefaßt genug, um auf allenfallsige Fragen klar zu antworten, und ist bereit, sich auf Verlangen hieher zu begeben.“

„Ich ziehe es vor, zu ihr zu gehen — als ob ich ihr einen Beileidsbesuch mache. Ich fühle wirkliches Interesse für die Arme! Das amtsmäßige Fragen und Antworten hier würde ihr wohl peinlich sein. Dabei möchte ich auch noch ein wenig das Haus besichtigen und mir über die Art und Weise des Eindringens des Mörders klar werden. Sie behaupten, nicht wahr, daß derselbe durch die kleine Vorhausthüre in das Schlafzimmer gekommen sei?“

„Ja wohl. Nachdem er dieselbe geöffnet, brauchte er nur einen Schritt zu machen, um zum Kopfende des Bettes zu gelangen und den Hals seines schlummernden Opfers zusammenzudrücken. Ich habe diese schreckliche Szene zu spielen versucht, ich habe gethan, was Jener thun mußte, und habe begriffen, daß der Kapitän weder Zeit zum vollen Erwachen, noch weniger zur Vertheidigung gefunden hat.“

„So geht also die Thüre leicht auf?“

„Sehr leicht und ohne Geräusch. Was mich mehr in Erstaunen setzt, ist, daß die sehr primitive Holztreppe unter dem Gewichte der Mörder nicht gebebt und geknarrt hat. Vielleicht haben sie dieselbe übrigens gar nicht betreten.“

„Wie erklären Sie das? Ich verstehe es nicht.“

„Nun, das Stockwerk ist sehr niedrig — kaum fünfzehn kleine Stufen. Einer der Mitschuldigen konnte leicht auf die Schultern des Andern steigen, das Treppengeländer erreichen, sich darüber schwingen und sich auf diese Art in der ersten Etage befinden.“

„Sie bleiben also dabei, daß zwei Mörder da waren?“

„Ich bleibe um so mehr dabei, Herr Richter, als die Rapporte meiner Agenten sichergestellt haben, daß ein Kellner des Wirthshauses ‚zur Gabel‘ in der Nacht vom Vierundzwanzigsten zum Fünfundzwanzigsten einen Mann, der sehr unruhig und eilig zu sein schien, am Eingange der Avenue Saint Ouen gesehen hat.“

„Und eine zweite Person ist zu ihm gestoßen?“

„Nicht an jenem Platze. Aber man sah ihn später zurückgehen mit einem zweiten Individuum, und zwar vom Hause Nro. 90 der Avenue Clichy aus. Man nähert sich, wie Sie sehen, dem Schauplatze des Verbrechens.“

„Und dem Hotel garni, in welchem die Bedienerin wohnt,“ bemerkte der Untersuchungsrichter.

„Die Erkundigungen, die ich über jenes Haus einziehe, können nur mit der größten Vorsicht betrieben werden, da — wie Sie selber gesagt haben, Herr Richter, kein Mensch eine Ahnung davon haben darf, daß das Haus überwacht wird. Der Mörder darf sich nicht scheuen, in dasselbe zurückzukehren.“

„Ganz richtig. Wollen Sie mir wohl die betreffenden Rapporte geben?“

„Hier sind sie mit einigen Notizen, die soeben erst eingelaufen sind. Unter Anderem meldet man, daß eine Frau, welche dem Mordhause gerade gegenüber wohnt, gegen ein Uhr Morgens in der Nacht vom Vierundzwanzigsten zum Fünfundzwanzigsten einen Mann durch den Garten desselben schreiten sah. Sie hatte nicht weiter darauf geachtet, da sie vermeinte, es müsse der Kapitän sein, welcher irgendwelche Pflanzen vor dem Morgenfrost schützen wolle durch seine Glasglocken.“

„Das Alles ist sehr unbestimmt,“ seufzte der Richter. „Nun, ich werde jetzt den Notar hören, den ich hieher zitiren ließ... vielleicht kann der uns ein wenig Licht geben.“

Bald darauf befanden sich wirklich der Richter und der Notar in dem Kabinet des Ersteren einander gegenüber.

„Ich bin,“ sagte Herr von Beaudin, „durch eine Freundin des Fräuleins Guérin bereits über einige wichtige Punkte benachrichtigt. Ich weiß zum Beispiel, daß der Kapitän von seinem Bruder enterbt worden war, daß er gegen die Universalerbin prozessirt, den Prozeß in erster Instanz ge-

wonnen, in zweiter verloren hatte. Ich kann mir nur nicht erklären, weßhalb jene Erbin zu dieser Zeit, wo man ihr das Vermögen zugesprochen hatte, dasselbe nicht an sich nahm? Jenes Urtheil setzte sie ja doch thatsächlich in das Recht der Besitznahme."

„So ist es, Herr Richter," entgegnete der Notar. „Aber ich bin es gewesen, welcher das Vermögen während des Prozesses verwaltete. Und da ich sah, daß der Kapitän ein Kassationsgesuch einreichen wollte, nun, so habe ich gehandelt, wie es mir mein Gewissen gebot. Fräulein Simonnet, genannt von Villeneuve, kam zwar oft und sagte: ‚Aber, mein Herr, da ich den Prozeß gewonnen habe, geben Sie mir doch mein Geld heraus!' Ich antwortete stets: ‚Nein, mein Fräulein, ich darf noch nicht . . . zuerst muß das Kassationsgesuch verworfen worden sein.'"

„Ich verstehe. Sie sagten sich, wenn sie der Dame das Vermögen überlieferten, könne sie dasselbe vergeuden oder beiseite bringen, so daß der Kapitän im Siegesfalle nichts mehr davon vorfinden mochte."

„So ist es, Herr Richter. Ich zog also die Sache in



Er beißt an! Gemälde von E. Rudaux.

die Länge, bis zur Publikation des neuen Urtheils, durch welches mein braver Kapitän wieder zu seinen Rechten kam. Ach! — ich glaubte ihm zu nützen und habe ihm damit einen gar schlechten Dienst erwiesen . . . Wie ein Blitzstrahl hat mich die Schreckensbotschaft getroffen, die ich erst gestern aus den Abendblättern erfuhr."

„Ich kann mir's vorstellen . . . es ist auch entsetzlich," nickte Herr von Beaudin. „Sagen Sie mir, mein Herr: war jene Summe von fünfhundertdreißigtausend Franken, welche Sie dem Kapitän übergeben haben, das Gesammtvermögen seines verstorbenen Bruders?"

„Ja."

„Hat irgend Jemand von Ihren Bekannten Kunde davon gehabt, daß Sie sich am betreffenden Tage mit dem Kapitän zusammenbestellt hatten, um die Uebergabe zu bewerkstelligen?"

„Ich habe nichts davon gesagt. Vielleicht hat Herr Guérin es gethan."

„Wußte man in Ihrer Kanzlei von der Sache?"

„Das wohl."

„Halten Sie eine Indiskretion von dieser Seite für wahrscheinlich?"

„Unmöglich wäre es nicht, obwohl mir nichts davon bekannt ist."

Aufgeschnittenes.

Nach Skizzen von **Imlauer.**



Ha! Das Bergsteigen ist mir Spaß! Ich sag' Ihnen — ich habe vor Kurzem einen Achttausendfüßler erstiegen, — ich kam Ihnen hinauf und wieder 'runter, — ich wußte gar nicht wie!



Ich war gestern auf Eberjagd bei Hofe geladen. — So? hast viel geschossen? —

Hm! war kein Wild zu sehen — ich kam gar nicht zum Schusse!



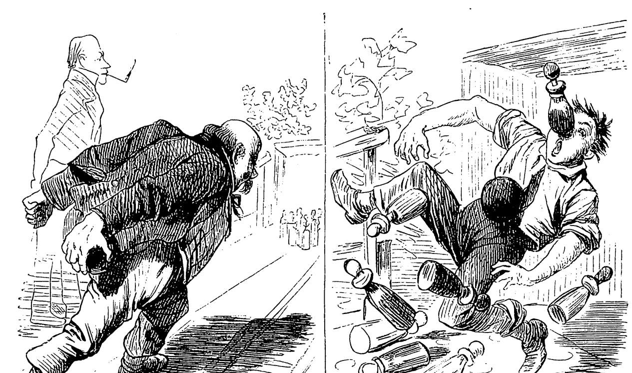
Ich hatte die Ehre, von der Frau Herzogin zum Tanze aufgefordert zu werden! — Ah!!! — — Ja wohl! Das war ein Fall, der Aufsehen erregte.



Ich kann Ihnen nur sagen — so oft ich noch den Franz Moor in Schiller's „Räuber" gespielt habe, — — habe ich noch jederzeit die Früchte meines enormen Talentes geerntet! —



Liebe Emma! ich habe bisher alle Werber um meine Hand abgewiesen; — und zwar darum, weil es bisher keiner verstand, — Zartem mit Zartem zu begegnen! —



Das heißt ihr Kegeln? — Schaut mich an! Wenn ich scheibe, da nur gibt's aus! —

Wenn ihr's nit glaubt, — fragt's nur den Kegelbuben! —

„Denn ich, ich bin überzeugt, daß das Verbrechen lange geplant worden ist.“

„Wie aber,“ bemerkte der Notar, „wie aber konnte man wissen, daß der Kapitän das empfangene Geld nach Hause tragen werde? Es war doch eher vorauszusetzen, daß er es in der Bank oder bei einem Wechsler hinterlegen werde; dieß war auch in der That seine Absicht, und wenn er sie nicht ausführte, so war einzig der Umstand daran schuld, daß er mich zu spät verließ.“

„Und glauben Sie wirklich, daß er diese Absicht ausgeführt hätte, auch wenn er Sie zeitlicher verlassen haben würde? Bedenken Sie, wie zärtlich er seine Tochter liebte. War es nicht wahrscheinlich, daß er ihr mit dem Anblick ihres unverhofften Reichthums eine Freude machen wollte? O, der unbekannte Mörder war wohl vertraut mit den Gewohnheiten des Kapitäns und las nur zu gut in dem Herzen des unglücklichen Vaters.“

„Sie können Recht haben.“

„Nun, wenn Sie meiner Meinung sind, dann suchen wir vereint Denjenigen, welcher ihn so gut kennen konnte.“

„Wie gern. Aber ich kann mir Niemanden denken, der es auf ihn abgesehen haben konnte — oder vielmehr auf sein Vermögen.“

„Entschuldigen Sie ... die Simonnet, genannt von Villeneuve, hatte es bedeutend darauf abgesehen. Sie hat Alles gethan, um in den Besitz desselben zu gelangen, Alles, um es sich zu bewahren, und eine bittere Enttäuschung mußte es ihr sein, als das Gericht ihr dasselbe für immer absprach! ... Bitte, mein lieber Herr, geben Sie mir doch Details über diese Dame ... oder vielmehr dieses Mädchen.“

„O, sehr gern, Herr Untersuchungsrichter.“

Zehntes Kapitel.

Eine Dame aus der Pariser Halbwelt.

„Was ist also über sie zu bemerken?“

„Wenn Sie den ersten besten Pariser, der ein wenig mit der Welt lebt, über Fräulein Mathilde von Villeneuve befragen, so wird er Ihnen vor Allem antworten: ‚Sie ist Schauspielerin und läßt sich Geschenke machen.‘“

„Und ist dieß nicht so?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Nein. Sie hat wohl zwei- oder dreimal in den Folies dramatiques gespielt, und da sie keine bekannten Existenzmittel besitzt, dabei aber angenehm und in fröhlicher Umgebung von Lebemännern lebt, so schließt man daraus ganz natürlich, daß sie von Einem oder Mehreren mit Geld unterstützt wird.“

„Und Sie zweifeln daran?“

„Ich habe einfach keine Beweise davon; denn man hat noch niemals Diesen oder Jenen als ihren Liebhaber oder als ihren Beschützer mit Sicherheit bezeichnen können. Und bemerken Sie wohl, Herr Richter, ich hatte ein großes Interesse daran, etwas Zuverlässiges zu ergründen über dieses Mädchen. Ich hatte eine tiefe Sympathie für ihren Gegner, den Kapitän, ich habe lebhaft gewünscht, ich gestehe es, daß das Vermögen meines ehemaligen Klienten Claude Guérin seinen rechtmäßigen Erben zufalle, dem ehrenhaften Soldaten, dem lieblichen Mädchen; und als das Tribunal Nachforschungen anstellte über das Leben des Fräulein von Villeneuve, da habe ich redlich mitgeholfen. Gern hätte ich der Gegnerin irgend ein Vergehen, irgend etwas Tadelnswerthes, ja Abscheuliches nachweisen mögen; ich habe geforscht, gelauert und angefragt bei den besten Quellen, bei den wohlunterrichtetsten Lebemännern, die ich unter meinen Klienten fand.“

„Und Sie haben nichts erfahren?“

„Nichts Bestimmtes.“

„Wie erklärt man sich dann die Eleganz, den relativen Luxus dieser Frau?“

„Man erklärt sie gar nicht. Die Existenz des Fräulein von Villeneuve ist ein Räthsel für die Welt; eines jener Räthsel, mit deren Lösung man sich einige Zeit beschäftigte und die man dann aufgegeben hat.“

„Nun, ich will es versuchen, diese Lösung zu Stande zu bringen,“ sagte Herr von Beaudin. „Wissen Sie mir vielleicht etwas zu sagen über die Herkunft dieser Dame? Wo ist sie geboren? Wer waren ihre Eltern? Sie müssen dieß besser wissen als ein Anderer, da Sie nothwendigerweise ihre Papiere in den Händen gehabt haben.“

„So ist es auch. Und aus denselben erhellt, daß sie in Oesterreich geboren wurde, in Wien, von einer ungarischen Mutter; der Vater war Franzose, ein gewisser Simonnet, Handelsreisender, wie der Taufschein besagt.“

„Und diese Mutter, dieser Vater, leben sie noch?“

„Die Mutter ist todt; ich hatte oder ich habe vielleicht noch ihren Todtenschein in meiner Kanzlei. Der Vater ist verschollen. Er hat vor einigen Jahren schlechter Geschäfte wegen Wien plötzlich verlassen und ist nie wieder zum Vorschein gekommen. So bestätigt die Gesandtschaft.“

„Wie kommt es, daß Mathilde Simonnet sich in Frankreich niedergelassen hat?“

„Eine reiche Wiener Familie, welche einige Monate in Paris zubringen wollte, nahm sie — gerührt durch ihre Verlassenheit und gewonnen durch ihre vortrefflichen Manieren — in der Eigenschaft eines Gesellschaftsfräuleins mit sich. Sie kehrte mit ihren Gönnern nicht nach Oesterreich zurück, sondern blieb bei uns, und eines schönen Tages debütirte sie auf dem Theater unter dem Namen Mathilde von Villeneuve. Das Debüt fiel glänzend aus — vom Gesichtspunkte der Erscheinung aus, wohlverstanden: ein origineller, reizender Kopf und eine prachtvolle Gestalt, welche das Publikum nach Herzenslust bewundern konnte in dem leichten Feeriekostüme ... Wenn man das überhaupt ein Kostüm nennen kann.“

„Es war also vielmehr eine Art Ausstellung als ein Debüt?“ bemerkte Herr von Beaudin.

„So ist es. Sie ließ sich drei Abende hinter einander sehen; dann, als das ganze elegante Paris sich überzeugt hatte, daß sie jung, hübsch, wohlgebaut und unwiderstehlich sei, trat sie in's Privatleben zurück; — und dieses Privatleben kennt man, wie gesagt, nur sehr oberflächlich.“

„War es zu jener Zeit, daß sie die Bekanntschaft Claude Guérin's, des Erblassers, machte?“

„Beiläufig. Mein braver Klient hatte vierzig Jahre hindurch gearbeitet und sich ein Vermögen erworben, und dachte jetzt nur daran, die versäumte Zeit wieder einzuholen. Er besuchte die Theater — die kleineren vor Allem — und nach dem Theater soupirte er in unseren elegantesten — verschwiegenen Restaurationen. Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber. Eines Tages hatte ich nichts mehr zu brummen: er war solid geworden, wie er sagte.“

„Solid in Gesellschaft des Fräuleins von Villeneuve,“ sagte lächelnd der Untersuchungsrichter.

„Leider — das habe ich mir später auch gedacht.“

„Wie? Sie haben von dieser Liebschaft nichts gehört, während dieselbe noch dauerte?“

„Kein Wort. Wenn ich davon gewußt hätte, würde ich meinem alten Klienten Vorstellungen gemacht, ich würde dem vertrauensseligen Kapitän die Augen geöffnet haben.“

„Aber,“ nahm der Richter wieder auf, „als Mathilde von Villeneuve nach der Testamentseröffnung in Ihrer Kanzlei erschien, haben Sie ihr doch Ihr Erstaunen bezeigt über diese ihre Erbschaft zum Nachtheile der natürlichen Erben?“

„Ich habe ihr weder mein Erstaunen verhehlt, noch mein Bedauern, noch auch meine Entrüstung.“

„Und sie antwortete?“

„Daß sie ebenso erstaunt sei wie ich, und daß sie nie gehofft hatte, so begünstigt zu werden.“

„Sie hat dann doch ihr Verhältniß mit Claude Guérin eingestehen müssen?“

„Ihr Freundschaftsverhältniß, ja. Aber sie leugnete jedes Verhältniß anderer Art.“

„Und Sie haben diesem Ableugnen Glauben geschenkt?“

„Ich habe so viele Dinge gesehen in meinem Leben, Herr Richter, daß ich an gar nichts mehr unbedingt glaube oder unbedingt zweifle.“

„So halten Sie es für annehmbar, daß man sein ganzes Vermögen einer fast fremden Person hinterläßt?“

„O, was Testamente anbelangt, da halte ich Alles für möglich. Nichts auf der Welt ist so unberechenbar! Aber um vom Allgemeinen auf's Besondere zu kommen, so muß ich Ihnen sagen, daß dieses eigenhändige, klare, deutliche Testament wohl in einem Momente des Enthusiasmus geschrieben worden sein kann, und — in der Absicht, einen langen Widerstand zu besiegen. Claude Guérin bewies damit die Stärke seiner Liebe und hoffte auf endliche Belohnung. Sobald er dieselbe erhalten hatte, würde er vielleicht das Testament geändert und das Universalvermächtniß in ein entsprechendes Legat verwandelt haben.“

„Und da er nichts daran änderte, schließen Sie, hat er auch vergebens gehofft?“

„Oder er war nicht gefaßt auf einen so plötzlichen Tod. Derselbe überraschte ihn augenscheinlich in dem Augenblicke, wo er im Begriffe stand, ein Aktenstück zu annulliren, das er wohl kaum jemals im Ernste hatte gelten lassen wollen.“

„So war sein Tod so plötzlich?“

„Ja.“

„Hat man sich nicht darüber gewundert?“

„Nein. Claude Guérin war ein wenig schlagflüssig, und seine neue, ungewohnte Lebensart konnte auch dazu beitragen.“

„Was nun dieses eigenhändige Testament betrifft ... ist es Ihnen niemals verdächtig vorgekommen? Sind Sie überzeugt, daß es wirklich von der Hand des Erblassers herrührte?“

„Im Gegentheil, es war mir wohl verdächtig, dem Kapitän ebenfalls und ebenso den beigezogenen Sachkundigen. Wir waren aber schließlich gezwungen, anzuerkennen, daß es ganz von der Hand des Verstorbenen herrührte.“

„Noch ein Wort, geehrter Herr. Wie lebt Mathilde von Villeneuve, seitdem das letztrichterliche Urtheil sie jeden Vermögens beraubt hat?“

„Gerade so wie früher, in einer Gesellschaft von wohlgeborenen, größtentheils sehr ehrenhaften Herren. Sie macht täglich ihre Spazierfahrt und wird vielleicht unter die Damen der Halbwelt gezählt, welche sie aber alle übertrifft an Schönheit und Grazie ... oder vielmehr sie wird eigentlich gar nicht dazu gerechnet.“

„Und haben Sie sie seit dem Verluste des Prozesses wiedergesehen?“

„Jawohl. Ich mußte sie einige Aktenstücke unterzeichnen lassen.“

„Wie war dabei ihre Haltung?“

„Sehr anständig und sehr bescheiden.“

„Ich glaube nicht an so viel Ergebenheit in das Schicksal,“ sagte der Richter, indem er sich erhob, wie um anzudeuten, daß er den Notar nicht weiter bemühen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Kuriositätenverkäufer in Havanna.

(Bild S. 37.)

Wer jemals den Ozean durchfahren und Häfen südlicher Breiten sich genähert hat, wird sich nicht mit Vergnügen jener Bestürmungen erinnern, welchen der Reisende von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt ist? Die Lebhaftigkeit der meist schwarzen Menschen, die alle möglichen Natur- und Kunstprodukte des fernen, fremden Landes zum Verkaufe darbieten, verkörpern sofort das Bild der Landschaft vor unseren Augen und geben ein fremdartig buntes, fesselndes Bild der andern Welt, zu der wir jetzt gesegelt.

Unser Holzschnitt hier zeigt uns neuangekommene Fremde auf der Terrasse des Viktoriahotels zu Havanna, die jetzt solch' eine Belagerung von Eingeborenen auszuhalten haben. Was werden ihnen da beim Heraustreten aus dem Wohnraume für Dinge angeboten: Papageien, Muscheln, Korbflechtereien, Korallenketten, seltsames Backwerk, Pflanzen, riesige lebende Schildkröten, Bambusstöcke, Früchte, Federbüschel aller Art in der brennenden Farbenpracht und Ueppigkeit einer tropischen Zone, und unter einem Geschrei und einem Gebahren von solcher Lebendigkeit, daß der arme Fremde zuerst beinahe schwindlig wird. Hat man einige Male den Sturm überstanden und klugerweise nichts gekauft, kann man es dann bald so behaglich haben wie die sitzenden Herren auf unserem Bilde, welchen die Verkäufer unaufgefordert sich nicht nähern.

Unsere Illustration hier zeigt uns ein ergötzliches Stück Volks- und Reiseleben in Havanna.



Eine Schiffseisenbahn über die Landenge von Panama.

Der amerikanische Kapitän Eads, der sich unter Anderem durch die Erbauung der Mississippibrücke in St. Louis und durch die Regelung der Mississippimündungen einen ganz bedeutenden Ruf als Ingenieur erworben, hat einen Plan entworfen, welcher die vom Pariser Kongreß vorgeschlagene Anlegung eines Kanals durch die Landenge von Panama sowohl mit Bezug auf den Kostenpunkt als auch hinsichtlich der Dauer der Vollendung bedeutend übertreffen soll. Kapitän Eads berechnet, daß die Vollendung eines Kanals, wie sie vor dem Pariser Kongreß beschlossen worden ist, mindestens 140 Millionen Dollars kosten und fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre in Anspruch nehmen würde. Da es kaum zu erwarten sei, daß diese Summe auf dem Privatwege aufgebracht und daß unsere Generation von dem neuen Riesenwerke noch einen Nutzen haben werde, wenn es in der angenommenen Weise ausgeführt werden soll, schlägt Kapitän Eads vor, anstatt des Kanals und des dazu in Aussicht genommenen Tunnels eine zweite Eisenbahn über die Landenge zu bauen, und zwar eine solche, auf welcher die größten Schiffe mit sämmtlicher Fracht innerhalb vierundzwanzig Stunden von der Karaibischen See nach dem Golf von Panama transportirt werden können und deren Kosten 50 Millionen Dollars, also etwa ein Drittel des für Erbauung des Kanals veranschlagten Betrages, nicht überschreiten dürften. Der Damm einer solchen Isthmusbahn braucht nicht mehr als vierzig Fuß breit zu sein, um Raum für acht bis zehn Schienen zu haben, auf welchen der Schienenstuhl, der das Schiff trägt, fortbewegt wird. Dieses selbst soll mittelst einer Schleuse oder einer andern hydraulischen Vorrichtung von der See auf die Höhe der Bahn und auf einen Schienenstuhl gehoben werden, der stark genug ist, irgendwelche Beschädigungen des Schiffes zu verhindern. Die Schleuse soll doppelt so lang wie das Schiff und nur eine Hälfte derselben tief genug sein, um es von der See aufzunehmen. Der Boden der andern Schleusenhälfte soll gleich hoch mit dem Meeresspiegel sein und auf demselben die Bahn beginnen. Dort sollte der Schienenstuhl hingebracht und die nach dem Lande zu gelegenen Schleusenthore sollten dann geschlossen werden. Ein Gleiches soll, nachdem das Schiff in den tiefen Theil der Schleuse eingelassen worden ist, mit den nach der See hin gelegenen Thoren derselben geschehen und dann genug Wasser in die Schleuse gelassen werden, um das Schiff auf den Schienenstuhl zu heben. Sobald dieß geschehen, soll das Wasser abgelassen und das Schiff auf dem Schienenstuhl weiter transportirt werden. Am andern Ende der Bahn befindet sich eine ähnliche Schleuse und der Vorgang bei der andern wird dort in umgekehrter Weise wiederholt werden, worauf das Schiff seine Reise im Stillen Ozean fortsetzen kann. Die Möglichkeit der Herstellung eines Gerüstes, welches die Fähigkeit besitzt, die schwersten Schiffe zu tragen, sowie die mit geringen Mitteln verbundene Beschaffung der Hebe- und Zugkraft werden von Kapitän Eads auf Grund bekannter mathematischer und physischer Gesetze, sowie unter Anführung bereits bestehender ähnlicher Einrichtungen nachgewiesen. Die Betriebskosten der Bahn würden in Anbetracht der kurzen Strecke und der Quantität des zu transportirenden Gewichtes verhältnißmäßig geringer als bei den bestzahlenden Eisenbahnen sein, ebenso die Ausgaben für Instandhaltung der Maschinerie. Aber selbst wenn diese Unkosten die Hälfte der Bruttoeinnahmen erreichen sollten, würde die Bahn, wie Eads meint, doch profitabler sein als der Kanal, da sie kaum den dritten Theil des für diesen veranschlagten Betrages koste und in drei oder vier Jahren vollendet sein könne, während ein Kanal fünfmal so lange Zeit zu seiner Vollendung brauche und schon die Zinsen für diesen Betrag bedeutend größer sein müßten, als für den zur Erbauung der Bahn nothwendigen.



Anekdoten und Witze.

Gut parirt.

Fürst Kaunitz legte dem Kaiser Joseph II. einmal einen Gesetzesentwurf zur Unterschrift vor. Der Kaiser war aber äußerst unzufrieden damit und schrieb mit großen Buchstaben darunter:

„Kaunitz ist ein Esel. Joseph II."

Bald darauf kam Kaunitz herein um die Antwort des Kaisers. Joseph reichte ihm das Blatt hin und sagte:

„Das ist meine Ansicht darüber; lesen Sie selbst."

Kaunitz zögerte und erklärte, Seine Majestät nicht beleidigen zu wollen. Der Kaiser fragte ihn, was er damit sagen wolle. Kaunitz verbeugte sich mit den Worten:

„Zu viel Ehre für mich," und las: „Kaunitz ist ein Esel, Joseph der zweite."

*

Ein Vorbehalt.

Richter: Also, Hans, auch Ihr seid nach eigenem Geständniß bei der Schlägerei im Gasthofe „zur Eintracht" betheiligt gewesen! Schreiben Sie das nieder, Herr Schriftführer!

Hans: Schreiben's Sö's nur nieder, oba bemirkens a glei dabei, daß i mir vurbehalten will, an Alibi (Beweis der Abwesenheit) nachz'weisen, dös hat mir unser Gmoaschreiber g'rothen.

*

Gute Lehre.

Zu dem französischen Schauspieler Dupuis kam ein junger Mann mit den Worten:

„Ich wäre glücklich, wenn Sie mir einige Lektionen geben wollten."

„Welches ist Ihr Fach?"

„Komiker! Aber ich weiß nicht, ich bin nicht im Stande, genug lachen zu machen; ich möchte gerne einen Effekt erzielen wie Sie!"

„Ja," antwortete Dupuis, „wenn Sie das wollen, so müssen Sie bloß das Fach wechseln; versuchen Sie z. B. den Hernani (eine hochtragische Rolle in dem bekannten Trauerspiel von Viktor Hugo) zu spielen ... lassen Sie mich aber das Resultat wissen!"

*

Der Marabut als Gastgeber.

M. de Fontanes, ein geistreicher Tourist und Beobachter, erzählt in einem neuen Bande seiner Reisebeschreibungen über Algier folgendes heitere Geschichtchen: Ein reicher Marabut, welcher in der Nähe von Tugurt wohnte, erhielt eines Tages die Nachricht, daß ihm General Bedeau, von seinem Stabe begleitet, einen Besuch machen werde. Er rief seinen alten Diener und sprach zu ihm:

„Mustapha, der General erzeigt mir die Ehre, mein Haus noch vor dem Ramadan zu besuchen. Ich will, daß er bei den gebenedeiten Söhnen Allah's eine seinem Range würdige Gastfreundschaft finde und daß mein Koch seinen alten Ruhm bewähren möge. Ein Gegenstand aber beunruhigt mich: diese Fremden sind nicht gewohnt, wie wir, aus hölzernen Schalen zu speisen. Da muß abgeholfen werden. Gehe zu dem fränkischen Kaufmann nach Biskra, scheue keine Auslagen und kaufe Alles ein, was nothwendig ist."

Der General kam an und nahm mit seiner Begleitung auf kostbaren Teppichen Platz. Der Diener erschien mit dem ersten Gange; dieser Gang aber war in einem weit ausgebauchten Gefäße von weißem Porzellan mit nur einem Henkel enthalten, um es deutlicher zu sagen, in einem Gefäße, welches in Europa ausschließlich nur zu allerprivatestem Gebrauche bestimmt ist. Der General hielt mit Mühe das Lachen zurück, die Offiziere bissen sich in die Lippen, aber Niemand verzog eine Miene. Der zweite Gang erschien in einem Gefäße ganz derselben Gattung, ebenso der dritte und die übrigen. Der Marabut strahlte vor Freude.

„General," sagte er, „dieser Luxus setzt Sie in Erstaunen, aber um Sie nach französischer Art zu empfangen, scheute ich keine Opfer."

Es läßt sich errathen, wie die Sache gekommen war. Der französische Kaufmann hatte die Unkenntniß des alten Dieners benützt, um die Gefäße, für welche er bei den Arabern keinen Absatz fand, an Mann zu bringen, und der Marabut wie Mustapha waren fest überzeugt und voll Stolz darüber, daß sie das Mahl nach allen Regeln der Civilisation arrangirt hatten. Die Tafel ist beendet und der General mit seinen Offizieren allein.

„Bomben und Granaten," schrie er, nachdem er einen förmlichen Lachkrampf überstanden hatte, „unser Glück war es, daß die Dinger neu waren!"

Rezepte.

Aufbewahrung von allerlei Pelzwerk. Es wird empfohlen, das Pelzwerk öfter zu klopfen und an zugigen Orten aufzubewahren. Sind Insekten bereits hineingekommen, so soll man die Larven und Eier durch Erhitzung tödten. Man schüttet Sand, welcher so warm ist, daß man die Hand darin kaum leiden kann, auf die Haare und rollt ihn zwischen denselben langsam hin und her. Dann wird das Pelzwerk in rohe, noch mit der Schlichte behaftete Leinwand fest und dicht eingenäht und an einem trockenen Orte aufbewahrt. Die russischen Pelzhändler bestreuen die behaarte Seite mit fein gepulvertem Marienglas oder auch mit Eisenvitriol oder Insektenpulver.

*

Die beste Probe, ob das Petroleum rein ist. Man gieße davon ein wenig in eine Porzellanuntertasse und versuche es mit einem Papierstreifen zu entzünden. Läßt es sich nur schwierig oder gar nicht in Flammen setzen, so ist es rein und ungefährlich.

*

Pergamentpapier fest aufzuleimen hat bisher bedeutende Schwierigkeiten verursacht, gelingt aber nach C. Brandegger vollständig, wenn man es auf der aufzuleimenden Seite zuerst mit Alkohol oder starkem Spiritus erweicht, dann noch feucht auf die mit Leim überstrichene Fläche auflegt und dann mit dem Falzbein gehörig verstreicht. Soll das Pergamentpapier mit sich selbst verbunden werden, so behandelt man beide mit einander zu verklebenden Flächen auf diese Weise.

*

Kitt für Messer und Gabeln. Man mische 4 Thle. gebrannten Kalk mit Wasser zum Brei, reibe 3 Thle. feinstes Sandsteinpulver oder Quarz darunter, dann 4 Thle. frischen Käse dazu. Dann feuchte man die Stiele der Messer und Gabeln inwendig an, fülle sie mit dieser Masse, feuchte die Hefte ebenfalls an und presse sie in die Hülsen hinein. Dieser Kitt läßt nie mehr los, weder in heißem Wasser noch sonst.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 16:

Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

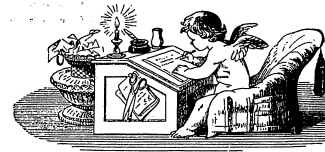
Charade.

Wo sich der Zeug nicht will bequemen,
Ist oft die Erste wahrzunehmen,
Es macht der Schlosser zwar
Der Zweiten nützlich Paar,
Allein der Bürstenbinder
Verfertigt es nicht minder.
Beim Ganzen geht im Bretterhaus
Viel Volk am Samstag ein und aus.

Auflösung des Sylbenräthsels Seite 16:

Posamentier.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Ferd. Ber... in Potsdam. Obwohl diese Verse Talent zeigen, so verbietet uns die große Fülle von Vorrath, die Ihrigen zu veröffentlichen. Wir müßten sie viele Monate liegen lassen.

Hrn. L. de M. in Osmarsleben. Ihre Mittheilung war uns sehr interessant, jedoch möchten wir nicht noch einmal unsere Leser von den Fakten unterhalten.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Emmy Richter, Berlin; Fanny Schlesinger, Olmütz; Antonie Helding, Amsterdam; Marie Friedrich, Berlin; Amalie Gron, Brünn; Hrn. B. Hirsch, Mannheim; J. Pertl, Eggenfelden; H. Braun, Löbau; J. Mokeli, Frauenfeld; P. Lammert, Brünn; A. Ohorn, Posen; M. Mieslow, Schweidnitz; S. Paulsen, Gräfenberg; A. M., Berlin.

Frln. A. B. in Schaffhausen. Terracotten zum Bemalen erhalten Sie durch Louis Spanjer-Herford in Braunschweig.

Abonnentin im Weinlande. Die Stellen befeuchten und dem Dampfe brennenden Schwefels aussetzen, dann sogleich auswaschen — vertilgt sicher Wein- und Fruchtflecke aus Tischzeug.

Hrn. J. A. K. in Aachen. Ganz hübsch, aber wir sind überreich damit versehen — besten Dank für die Sendung.

Une Française. Promenez et ne mangez pas beaucoup de sucre et du pain, mais bien de viande.

Abonnent v. H. in R. Es steht auch gar nicht, daß S. ein Russe ist, nur erhielt er ein russisches Stipendium.

Frln. M. L. in Stettin. Wohnt schon seit Jahren in Rom.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. Wagenmeister M. in Thorn. Hier kann nur ein Arzt nach persönlicher Untersuchung Rath ertheilen.

Eine Unwissende vom Lande. 1) Gebrauch ungarischen Bitterwassers. 2) Waschen mit flüssiger Glycerinseife. 3) Puder oder weiße Schminke schaden der Haut nicht, wenn die Stoffe keine Metallsalze enthalten.

B. B. in Halle. Professor Leyden in Berlin.

Eduard M. in Prenzlau. 1) Lesen Sie: „Der gute Ton in allen Lebenslagen" (Berlin, Ebhardt's Verlag). 2) Bepudern der Hände mit Salicylschweißpulver, in jeder guten Apotheke erhältlich. 3) Mit Seife und Schwamm.

Hrn. P. A. J. in W. Nehmen Sie mehrere Wochen lang ungarisches Bitterwasser.

Hrn. E. F. in Inzersdorf. Nur durch Operation zu beseitigen.

P. E. in Prag. Vergleichen Sie die ärztliche Korrespondenz im 25. Hefte des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift.

F. H. B. in der Schweiz. Derartige Angelegenheiten können in der öffentlichen ärztlichen Korrespondenz keine Berücksichtigung finden; wenden Sie sich direkt durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Berather.

„33. C. C. in Celle". Ihre Anfrage kann nur unter Angabe Ihrer genauen Adresse erledigt werden.

Homöopath in Witebsk. Wer Vertrauen zur Homöopathie hat, dem können die gräfl. M.'schen Mittel gewiß nichts schaden. Amüsant ist das Büchlein des Grafen immerhin, wenn auch nur heilsam für die Lachmuskeln. Dagegen beruhen die Annoncen des Chemikers N. in Dr. auf reinem Schwindel.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz" eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Anfragen*).

6) Womit vertreibt man Ameisen aus einer Speisekammer?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 4. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Die Kommission kehrte an's Land zurück, es wurden Protokolle aufgenommen, der Aufseher Metzler trotz all' seiner Entschuldigungen wegen Fahrlässigkeit seines Dienstes enthoben, und einige Stunden später setzten die Setzer des Amtsblattes Holmson's Namen in dem Steckbrief, der ihn beschuldigte des Verdachtes des Mordes, der Veruntreuung und des Kontraktbruches, und der Telegraph sandte die Vigilanzaufforderung, den Taucher Holmson betreffend, die ganze Küste entlang und nach Dänemark, Rußland, Schweden und Norwegen.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit jetzt wieder dem Boot zuwenden, das wir beim Anbruch des Tages draußen im Meere verließen.

Die Sonne war ganz aus dem Meere gestiegen, rein und klar, einen günstigen Tag verheißend, das Meer leuchtete, von dem Sonnengold begossen, — aber der Wind hatte nachgelassen, das Segel hing schlaff und schlug gegen den kleinen Mast, das Schiffchen jedoch war in der großen Strömung und trieb jetzt schnell dem Osten der Richtung nach Bornholm zu.

Johannes beschloß, den Mast, der mehr hinderte als nützte, abzunehmen, und bei dem Geräusch und einem Schwanken des Bootes wachte Bertha Masek auf.

Das Mädchen hatte mehrere Stunden geschlafen und sie war sichtbar erquickt und gestärkt. Ihre Frauennatur und daß sie sich einem geliebten Manne gegenüber befand, zeigte sich darin, daß sie auffallend schnell ihr Taschentuch in's Meerwasser tauchte, sich das Gesicht wusch und sofort die wirren Haare aus der Stirne strich.

Sie schaute etwas scheu und ängstlich auf ihren Gefährten. Johannes jedoch vermied, ihrem Blick zu begegnen, sein Gesicht hatte einen finstern Ausdruck und er zwang sich merklich zu einem nicht gar zu unfreundlichen Ton, als er jetzt seine Gefährtin frug, ob sie nicht etwas Nahrung zu sich nehmen wollte.

„Ja, ich habe Hunger," entgegnete das Mädchen.

„Dort ist Schinken, Brod und auch Bier gegen den Durst, doch geh' vorsichtig damit um, jeder Tropfen hievon ist wichtig."

„Ich habe keinen Durst," gab Bertha zurück.

„Trinke etwas, damit Du ihn nicht zu stark bekommst," sprach der Taucher. „Wir wissen nicht, wie lange wir hier treiben werden. Wir steuern auf Bornholm zu."

„Das ist dänisch?"

„Ja."

„Kennst Du dort Jemand?" frug Bertha.

„Nein! Es ist schlimm, daß Du mitgegangen."

„Es galt Dein Leben," sprach das Mädchen mit tiefem Aufathmen.

„Ja, ich schulde Dir viel," gab Johannes zurück und sah dann vor sich nieder.

Die Sonne stieg höher, das Schiff trieb weiter. Kein Segel ließ sich blicken, keine Möve in der Höhe oder auf den Wellen. Nichts Lebendes weit und breit — es war eine unheimliche, sonnige Einsamkeit so weit das Auge reichte. Das glitzernde Meer, der blaßblaue Himmel, von der unermeßlichen Meerestiefe sie nur durch ein tannenes Brett geschieden, im offenen Boote, hier vielleicht schon dreißig Meilen von dem Festlande, von jeder menschlichen Wohnstätte! — —

Der Ernst ihrer Lage lastete schwer auf den beiden Flüchtlingen.

So lange das Meer ruhig, das Wetter schön sich erweisen würde, war keine Gefahr zu gewärtigen. Wenn aber eine Eilung, einer jener plötzlich aufstehenden furchtbaren Stürme dieses Meertheiles sich erhöbe, — was dann? — dann war der Tod in den Wellen ihnen so gewiß, als die Sonne jetzt am Himmel stand.

Schaudernd dachte Bertha an diese Möglichkeit, und etwas Aehnliches mußte auch Johannes sich gerade in diesem Augenblick vorgestellt haben, denn er schaute nach der Windseite.

Da fesselte seine Aufmerksamkeit ein dunkler Fleck am Horizont — er ergriff sein kleines Fernrohr.

„Ein Dampfer," murmelte er. „Er hat den Kurs nahe an uns vorbei. Freund oder Feind?" sprach er halblaut weiter, „geht er an die deutsche Küste, ist's ein Feind — er würde uns anhalten, denn wir sind abgetrieben — was sollten wir ihm auch Anderes sagen. Hier draußen hat ein so kleines Boot nichts zu suchen, und in diesem Falle wäre es besser, sie hätten uns in der Nacht gleich gefangen."

Bertha hatte jedes Wort dieses Selbstgespräches gehört.

„Was werden wir thun, wenn das Schiff zu einem deutschen Hafen fährt?" frug sie Johannes.

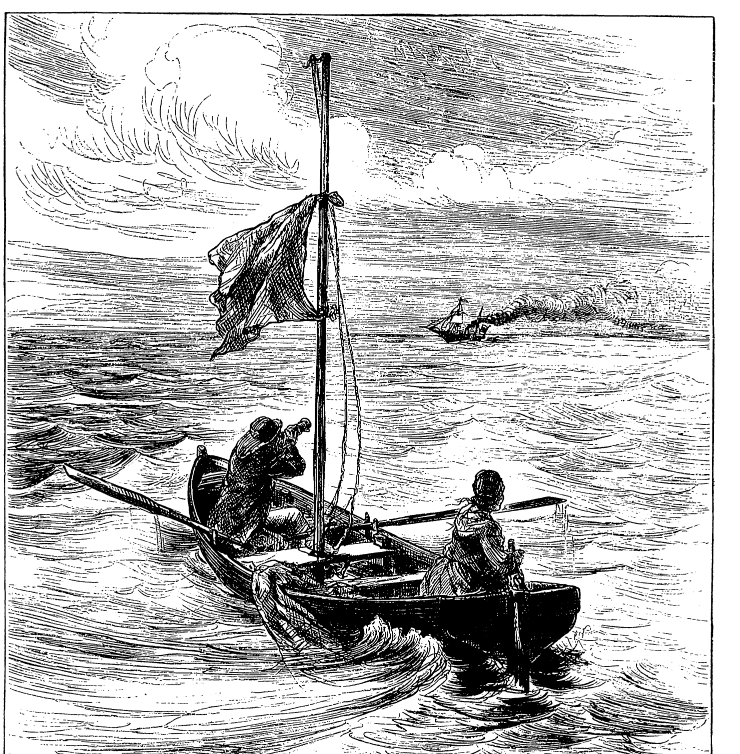
„Rudern, daß wir aus ihrem Gesichtskreis kommen, sie werden uns nicht nachsetzen," antwortete der Gefragte.

„Aber sagen, wo sie uns angetroffen."

„Das können sie und werden sie auch; daß wir ungefähr hier jetzt sein werden, weiß übrigens jeder Seekundige selber — ängstige Dich doch nicht unnütz, wir wissen noch gar nicht, was uns das Schiff bringt."

Johannes schaute wieder durch sein Glas.

„Das Schiff führt eine fremde Flagge, es ist ein Franzose!" rief er.



Der Bernsteinsucher. Zwischen Furcht und Hoffnung.

„Gott sei Dank!“ athmete das Mädchen auf.

„Wir haben Glück!“ sprach Johannes. „Es ist kaum anzunehmen, daß es zu einem deutschen Hafen steuert, es wird einer der Dampfer sein, die französischen Wein von Bordeaux nach Petersburg führen. Hilf mir den Mast stellen; wenn der Dampfer sich uns nähert, wirf allen Proviant auf dieser Seite in's Wasser, damit sie keinen Verdacht schöpfen. Wir müssen ihnen als Fortgetriebene erscheinen.“

Weiter stieg der schwarze Rauchstreifen aus dem Wasser.

Mit bloßem Auge war jetzt ein Schornstein, dann ein Schiffsrumpf erkennbar.

Johannes befestigte sein rothes Taschentuch in halber Höhe der Segelstange, band ein weißes Tuch an das Ruder und winkte mit diesem.

Das Boot mußte vom Dampfer aus bemerkt worden sein, denn dieser richtete jetzt seinen Kurs direkt auf die Hülfe Begehrenden.

Er kam näher und näher, die blaurothe Flagge war deutlich erkennbar, jetzt nahm man auch Figuren wahr, die am Vordertheil des Schiffes standen und gleichfalls mit Tüchern winkten.

Johannes hielt mit dem einen Ruder das Boot auf.

Der Dampfer trat jetzt in voller Größe aus dem Wasser, er fuhr langsam.

„Halt bei!“ erscholl es jetzt in französischer Sprache durch das Sprachrohr von dem Dampfer herab.

Johannes drehte sein Boot.

Ein Sausen und der schwarze Rumpf des Dampfers stand riesenhaft wie eine kolossale Wand an der Seite des schaukelnden Schiffchens.

Ein Tau ward herabgeworfen, Johannes ergriff es, er zog das Boot an den Dampfer und hob das Mädchen auf die Schiffstreppe; dann ergriff er aus der Tiefe des Bootes einen Gegenstand, um den sein Mantel gewickelt war, hing den Spankorb um und schwang sich gleichfalls auf die Treppe; dabei trat er jedoch mit dem einen Fuß so ungeschickt auf den Rand des Bootes, daß dieses sich mit Wasser füllte und sofort sank.

Ein Schrei ertönte von den Matrosen auf dem Dampfer.

„Es war leck,“ rief Johannes hinauf, „es ist nichts daran verloren, es hätte sich des Bergens nicht verlohnt,“ und er stieg die Treppe hinauf.

Der Kapitän, ein behaglicher, ruhiger, wohlgenährter Mann von echt französischem Typus, empfing ihn.

„Woher des Landes?“ frug er.

„Rußland,“ antwortete Johannes in französischer Sprache, „Kurland, von Libau.“

„Schiffer, Monsieur?“

„Ja, mein Herr — machte mit meinem Boot eine Fahrt zu Verwandten nach Polangen, wir geriethen in die Strömung und sind zwei Tage und zwei Nächte unterwegs,“ gab Johannes in geläufigem Französisch zur Antwort.

„Unglück gehabt — werden so bald nicht heimkommen,“ sagte der Kapitän bedauernd, „wir haben direkte Route nach Havre, werden nirgends anlegen. Betrachten Sie sich aber als meine Gäste hier, Sie, Monsieur, wie Ihre Dame,“ schloß der Franzose liebenswürdig.

Der Steward des Dampfers wies den beiden Aufgenommenen jetzt eine Kabine an.

Zum Glück verstand Bertha kein Französisch, es wurde ihr dadurch eine große Verlegenheit erspart.

Johannes erklärte dem Aufwärter, daß sie noch nicht verheirathet wären und deßhalb zwei Kabinen haben müßten.

Der Aufwärter machte ein verwundertes Gesicht und ging zum Kapitän; nach wenigen Minuten kam er zurück und wies dann dem seltsamen Paare zwei getrennte Räume an.

So befanden sie sich denn jetzt in dem schmalen, engen, gelbangestrichenen Bretterverschlag plötzlich auf französischem Boden, denn jedes Schiff auf jedem Meer wird gesetzlich betrachtet wie ein Theil des Landes, dem es angehört.

Mit dem Untergang ihres kleinen Bootes war sozusagen das letzte Stück ihrer Vergangenheit ihnen versunken, sie waren losgelöst von ihrem ganzen bisherigen Leben, eine neue Welt umgab sie.

Sowie sich Johannes in seiner Koje befand und sich vergewissert hatte, daß er allein und unbeobachtet war, wickelte er den sorgfältig unter dem Arm gehaltenen Gegenstand aus dem Mantel und vor sich sah er ein Stück Bernstein, dunkelglühend, tief goldgelbglühende Lichter werfend durch eine rauhe, stumpfe, glanzlose Oberfläche getrennt — ein Stück von einem Umfang, wie es bisher die Welt wohl noch nicht gesehen.

Es hatte die Gestalt und Größe eines Brodes, eines länglichen Schwarzbrodes, eines Fünfgroschenbrodes, wie man in Norddeutschland sagen würde, und sein Werth — wer wollte diesen schätzen? — Es ist bei dem Bernstein fast wie bei den Diamanten, sein Werth steigt mit der Größe und Reinheit und Form des Stückes quadratisch. Ein zollgroßes Stück Bernstein zählt nach Groschen, ein faustgroßes nach Thalern, ein drei Faust großes ist schon mehrere hundert werth und dann repräsentirt jeder Zoll gut tausend.

Es war ein großes Vermögen, das der Taucher in den Händen hielt, aber es erforderte große Vorsicht, den Schatz zu verwerthen, das sagte sich Johannes mit gepreßtem Athem. Dann entnahm er dem Spankorbe das ausgehöhlte Brod; es bedeckte nicht ganz das Stück, in der Mitte stand der Durchschnitt etwa vier Zoll auseinander und an der untern Häfte klaffte eine Spalte; um diese Lücke band Johannes ein Taschentuch herum, wie die Schiffer beim Brod, das sie mitführen, dieß oft zu thun pflegen, und dann schob er dieses werthvolle Brod in einen verschließbaren Kasten, der zur Ausstattung seiner Koje gehörte.

Es war ihm lieb, daß Bertha vermieden, ihn um seinen Schatz zu befragen. Sie Beide hatten den Gegenstand, der die Veranlassung gewesen, daß sie mit ihrer ganzen Vergangenheit gebrochen, der sie in eine so seltsame, verhängnißvolle Lage gebracht und sie in eine so gefährliche, ungewisse Zukunft hinausgeschleudert, wie befangen in einer Art abergläubischer Furcht während ihrer ganzen Bootfahrt mit keinem Blicke gestreift, kaum mit einem Gedanken berührt, und sie sprachen auch jetzt, wo sie in verhältnißmäßiger Sicherheit am Bugspriet des Dampfers saßen und in's Meer hinausschauten, von dem mitgeführten Schatze nicht.

Es lag aber auch sonst noch etwas Drückendes auf den beiden Leuten, ihr Benehmen war gezwungen, ihr Verkehr mit einander durchaus nicht so, wie dieß zwischen Brautleuten zu sein pflegt.

Schweigsam neben einander hergehend und das Schiff betrachtend, verbrachten sie den Tag.

Das fiel der Schiffsmannschaft und auch dem Kapitän auf.

„Sagten Sie nicht, Monsieur Ottensen, die junge Dame wäre Ihre Braut?“ frug am nächsten Tage der Kapitän im Plauderton Johannes.

„Wir sind Nachbarskinder, wir sind zusammen aufgewachsen,“ gab Johannes zur Antwort; „um offen zu sein, Herr Kapitän, wir sind noch keine erklärten Brautleute, wir machten zusammen die Besuchsfahrt und so sind wir plötzlich bei Ihnen erschienen.“

„Sie sprechen vortrefflich Französisch, mein Herr, und drücken sich für einen Schiffer außerordentlich gewandt aus,“ sagte der Kapitän mit einem forschenden Seitenblick auf seinen Gast.

„Ich stamme väterlicherseits nicht von kurländischen Fischern ab, mein Vater nahm den Namen, welchen ich führe, von seinem Adoptivvater, der ihn als angeschwemmtes Kind von der Gemeinde bestimmt wurde, an. Mein Vater hieß Vittorio de la Franca und war wohl französischer oder italienischer Abkunft — da liegt vielleicht mein gutes Französischsprechen und das Streben nach guten Sitten in meinem Blute.“

„Vittorio de la Franca?“ wiederholte der Kapitän nachdenkend. „Ich erinnere mich, vor gar nicht langer Zeit den Namen gelesen zu haben, wenn ich nicht irre, in einem Aufruf in einer Erbschaftssache. — Nun genug, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, ich hoffe, keinen Verbrecher an Bord zu haben, und Sie wie die junge Dame stehen unter meinem Schutze bis zum Lande, — bis zum Lande, Herr,“ wiederholte der Kapitän mit Betonung, „dort hört meine Macht auf. Sind Sie mit Mitteln für die Heimreise versehen, oder wollen Sie die Hülfe Ihrer Gesandtschaft in Anspruch nehmen?“

„Ich habe zum Glück meine Brieftasche bei mir gehabt, für den Augenblick sind wir vor Noth geschützt und von Paris aus will ich die Meinen benachrichtigen,“ erwiederte Johannes.

*

Der Dampfer fuhr schnell, das Wetter blieb anhaltend schön, das Schiff passirte den Sund und das stets unruhige Kattegat und Skagerack, es lenkte in die Nordsee ein, und vor den Blicken der Flüchtlinge lag jetzt eine Meeresfläche, deren Saum das Land ihrer Zukunft, in dem ein neues, ihnen völlig unbekanntes Leben für sie beginnen sollte, bespülte.

Diesem Gedanken gab Bertha Ausdruck.

„Wenn Du mich nur so lange beschützen wolltest, bis ich drüben ein Unterkommen gefunden habe,“ sprach sie mit dem Ton sanfter Bitte zu Johannes, der ernst und gespannt in das hier stärker wogende und tiefer grün als die Ostsee gefärbte Meer hinausschaute.

„Du darfst diesen Anspruch wohl machen und es soll Dir an nichts fehlen; so lange ich einen Pfennig besitze, gehört er Dir, und Du sollst auch sonst noch in dem fremden Lande geborgen sein,“ gab er mit düsterer Bestimmtheit zurück.

Bertha schaute bei den letzten Worten lebhaft zu ihrem Gefährten auf, dieser blickte jedoch beharrlich in die See und ohne ihn weiter mit Fragen zu belästigen, oder irgendwie sich ihm mehr zu nähern, als er dieß durch sein Benehmen zu wünschen schien, machte sie sich freundlich und geduldig wie immer an ihre Arbeit, die im Ausbessern des Tischzeugs für die Schiffsmannschaft bestand.

„In zwei Tagen sind wir in Havre,“ sprach im Laufe des Tages der Kapitän zu Johannes, „würden Sie vielleicht die Güte haben, in meinem Schiffsbuch zu unterschreiben, was ich über Ihre Bergung aufgenommen habe, und Ihre Dame veranlassen, das Gleiche zu thun? Sie wissen, ich bin gesetzlich dazu angehalten.“

Johannes rief Bertha, und sie folgten dem Kapitän in seine Kajüte. Dort las ihnen der Kapitän ihre eigene Erzählung, wie sie in das Meer hinausgetrieben und er sie aufgefunden, vor, und Johannes bescheinigte die Aufzeichnung mit der Unterschrift: „Johannes Ottensen“, wie Bertha dieß auch that mit dem Namen: „Marie Pitter“, den er ihr vor dem nicht deutsch verstehenden Kapitän einzuschreiben rieth.

Der Schornstein rauchte, die Schraube dröhnte, das Wasser rauschte am Bug und das Schiff durchschnitt stets gleichmäßig unaufhörlich die Wogen.

Ohne irgend ein besonderes Ereigniß verlief dieser und der folgende Tag.

Ein gelblicher Streifen tauchte am Horizont des Meeres auf, dieser vergrößerte sich von Stunde zu Stunde, jetzt lag eine braunrothe, felsige Küste vor dem Steamer, diese zeigte Häuschen, Kapellen, Leuchtthürme oben auf ihrem frisch grünen Boden, während unten in Einbuchten und Thaleinschnitten Dörfer und Städtchen gar freundlich und anheimelnd erschienen. Bald tauchte eine Landzunge hervor, auf dieser stand ein großer Leuchtthurm, aus Rauch und Nebel schauten jetzt in größerer Zahl Kirchthürme, Schornsteine, Hausdächer.

„Das ist Havre,“ erklärte der Kapitän, und nun entstand jene Geschäftigkeit auf dem Schiffe, die beim Einlaufen in den Hafen die Regel ist, Jedes war mit sich und seinen Angelegenheiten beschäftigt, während der hereinführende Lootse, dessen Boot man schon längere Zeit auf den Wogen schaukeln sah, das Schiff erkletterte und die Führung des einlaufenden Fahrzeuges zwischen den Granitdämmen durch in den Hafen übernahm.

An dem Leuchtthurm glitt das Schiff vorbei, die Schraube hörte auf sich zu drehen — ein Moment seltsamer Stille und dann rollten die Ankerketten und die Hafenpolizei kam an Bord.

„Alles gesund?“

„Ja, meine Herren,“ gab der Kapitän Auskunft.

„Etwas passirt, Monsieur Kapitän?“

„Zwei Leute auf offener See zwischen Deutschland und Dänemark in einem lecken Boot gefunden und aufgenommen,“ meinte Dieser.

Johannes und Bertha wurden vorgestellt und folgten dem Beamten zuerst in's Zollamt.

„Was haben Sie in dem großen Korb, den Sie da mit sich führen?“ forschte der Zollbeamte.

„Ein Brod,“ gab Johannes Auskunft.

„Ein Brod?“ gab der Beamte etwas verwundert zurück.

„Ja, ein russisches Brod, das ich nicht im Boote zurücklassen wollte.“

„Lassen Sie es sehen.“

Johannes nahm die obere Hälfte des Spankorbes ab. Das Brod stand aufrecht darin.

Der Beamte fühlte es an und schaute in den Korb, es war sonst nichts darin. Er klebte die Zollmarke auf den Korb und Johannes und Bertha wurden auf die Hafenkanzlei geführt.

Der Polizeibeamte wiederholte dort vor dem Hafenoffizier, was der Kapitän ihm gesagt.

„Haben Sie irgendwelche Papiere?“ frug Dieser Johannes.

„Wie sollte dieß möglich sein,“ antwortete Dieser, „wir machten ja nur Besuch in der Nachbarschaft.“

Der Kanzlist protokollirte den Hergang der Sache. Der Kapitän, Johannes und Bertha unterschrieben. Sie erhielten Jeder einen gestempelten Zettel und waren entlassen.

Johannes und Bertha verabschiedeten sich von dem

Kapitän, sie dankten für die edle Hülfsbereitschaft, für die liebenswürdige Gastfreundschaft, die ihnen geworden, Johannes in beredten Worten, Bertha nur durch Blicke und Mienen.

„Mein Herr," sprach der Kapitän zu Johannes, „ich schätze, Sie gehen nicht in Ihre Heimat, nehmen Sie sich des Kindes da an, das — durch welche Umstände dieß geschehen, kann ich nicht wissen — an Ihr Schicksal gekettet, und bewahren Sie sich die Bescheinigung, welche die Hafenpolizei Ihnen ausgestellt, sorgfältig auf. Es ist wenigstens etwas wie eine Legitimation, deren Sie leicht recht dringend bedürfen können."

Johannes schüttelte dem Kapitän die Hand und die beiden Männer sahen sich tief in die Augen. Bertha küßte die Hand des ältlichen Mannes, der ihr ein so merkwürdiges Vertrauen einflößte und gegen sie von fast väterlicher Güte gewesen.

„Mit Gott, mein Herr! Gott schütze Sie, gutes Kind!" waren die letzten Worte des Kapitäns; er wandte sich dem Hafen zu, sie wanderten jetzt aus dem lebhaften Gewühl des Hafenkais in die Stadt.

Der erste Gang der Ankommenden war zu einem Bankier, wo Johannes hundert Thaler umwechselte, dann erstand er für sich eine billige Stadtkleidung und für Bertha einen modernen Regenmantel nebst der in Frankreich üblichen weißen Haube der Bürgermädchen. Seine Schifferkleidung schlug er in einem Magazin am Hafen gut los, wo er auch einen Handkoffer kaufte, den Spankorb warf er in einen der schwarzen Kanäle, die zum Hafen führten, und sein seltsames Brod schloß er in den Koffer, dann nahm er eine Droschke und fuhr zum Bahnhof hinaus.

Nach kaum einer Viertelstunde brauste der Zug, aus welchem die erregten Gesichter der so wunderbar hieher Verschlagenen erwartungsvoll-ernst auf das grüne, fruchtbare Land der Normandie herausschauten, der Weltstadt Paris zu.

Viertes Kapitel.

Der Zug fuhr in das Häusermeer der riesigen Stadt ein, die Schaffner schrieen ihr „Paris" in die Waggons und die beiden Flüchtlinge standen jetzt in dem sie hin- und herstoßenden Menschenstrome auf dem Bahnhofe.

Im ersten Augenblick war der Taucher wie seine Gefährtin verwirrt und rathlos; bald jedoch gebot er über seine gewohnte Entschlossenheit und Umsicht. Er reichte Bertha den Arm, sie legte den ihren etwas zögernd und schüchtern hinein; er bahnte sich, seinen Koffer in der Hand, den Weg durch das Menschengewühl aus dem Portal hinaus zu einem Lohnwagen und auf den Kutscher zu und forderte diesen auf, ihn nach der Notredame-Kirche zum Quartier latin, dem Quartier der in Paris Studirenden, zu führen.

Dort angekommen, verließ er den Wagen und sprach einen des Wegs daher kommenden jungen Mann an, ob er nicht eine Wohnung für einen neu ankommenden Studirenden ihm nachweisen könnte.

Der Angeredete, ein höflicher Pariser Ouvrier, führte das Paar zu einer wohlfeilen Pension für Studirende beiderlei Geschlechts.

Das Haus gehörte einer Madame de Beuve, einer ältlichen Dame mit einer großen weißen Haube, welche die Ankommenden in ihrem auffallend kleinen, mit allerhand ausrangirten Möbeln vollgestopften „Salon" empfing.

Johannes gab sein Begehren kund.

„Mein Herr," sprach die Vermietherin Johannes an, „ich setze voraus, daß diese Dame nicht Ihre Frau ist, denn ich nehme keine verheiratheten Leute bei mir auf; zweitens möchte ich darauf aufmerksam machen, daß ich auch keine Liebesleute als Miether zu haben gewohnt bin. Mein Haus ist ein solides Haus, ich nehme auch Studentinnen auf, diese wohnen dann aber auf einem andern Flügel mit besonderem Eingang und stehen unter meiner speziellen mütterlichen Beaufsichtigung."

„Dann," gab Johannes zur Antwort, „habe ich hier Alles gefunden, wie ich es wünsche. Diese Dame ist meine Landsmännin, der Sprache hier unkundig, deßhalb an mich gewiesen; sie will die Sprache lernen und dann eine Stellung sich suchen; ich empfehle diese Dame Ihrem mütterlichen Schutz, denn sie bedarf dieses und ist dessen auch würdig."

„Das habe ich schon gesehen," gab die ältliche, klug aussehende Dame, mit einem freundlichen Blick auf das sanfte, schöne Mädchen, zurück; sie unterhielt sich noch einige Augenblicke mit Johannes und wies ihm darauf ein hübsch ausgestattetes Zimmerchen, allerdings im vierten Stock, an, dann nahm sie Bertha mit mütterlicher Vertraulichkeit mit sich; bald befand sich auch diese in einem kleinen, einfachen, netten Zimmerchen, das, so klein und bescheiden ausgestattet es war, ihr dennoch im Vergleich zu der heimatlichen Kammer im jetzt so fern liegenden Samlande — ein reiches, feines Gemach dünkte.

„Hier, mein Fräulein, ist also Ihre neue Heimat," sprach sie zu Bertha, obwohl diese nicht ein Wort davon verstand. „Mögen Sie hier glücklich sein, bilden Sie sich ein, mein liebes Kind, daß Sie in diesem Raume zu Hause wären und zu unserer, zu meiner Familie gehörten."

Mit diesen Worten empfahl sich Madame de Beuve und Bertha war allein.

Wenige Minuten später saß sie da auf dem kleinen harten Kanape, die Hände in den Schooß gefaltet, die Augen voll Thränen und ließ die Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen.

Ihr Haupt senkte sich tiefer und ihre Hände schloßen sich krampfhaft, ein heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper. „Ich habe es seinetwillen gethan, ich habe ihn gerettet," sprach sie plötzlich vor sich hin, „ich mußte es thun, es trieb mich eine Macht, die stärker war als ich, und diese wird mich ertragen lassen, was jetzt kommt." Sie wusch sich das Gesicht, ordnete ihre Haare und begab sich dann hinunter in das kleine Lesezimmerchen am Eßsaal, wo, wie ihre neue Wirthin gesagt und Johannes es ihr verdeutscht hatte, sie stets ihren Landsmann sprechen könnte, wenn sie das wünschte.

Einige Minuten später fand sich auch Johannes in dem allerdings mit einer etwas dürftigen Eleganz ausgestatteten Raume ein.

Bertha schaute ganz überrascht auf ihn, erst jetzt sah sie, wie vortrefflich ihm die moderne städtische Kleidung stand, und seine originelle männliche Schönheit bewirkte, daß, indem ihr Auge an ihm hing, gefesselt, berückt, bezaubert, ihr Herz sich schmerzlich krampfhaft zusammenzog.

„Bertha," nahm er das Wort, „es wird nicht so schnell gehen, bis ich — Du weißt, was — seinem wahren Werthe nach zu Geld gemacht habe, bis dahin mußt Du warten."

„Was meinst Du, Johannes, damit?" fragte Bertha, ihn schüchtern mit ihren lichtvollen Augen anschauend. „Ich will mir ja einen Dienst suchen."

„Vielleicht ist dieß für die erste Zeit nöthig, wenn mein Geld nicht reichen sollte, vorderhand jedoch brauchst Du das noch nicht."

„Aber was soll ich denn hier thun, ich muß mir doch einen Platz schaffen, auf dem ich weiter leben kann."

„Du wirst meine Frau, Bertha, ich bin es Dir schuldig," sprach der Taucher ernst.

Ueber Bertha's feines Antlitz flog ein lebhaftes Roth, ihre Augen senkten sich und ließen wahrnehmen, daß selbst die Augenlider den rosigen Schein theilten.

„Ich bin deßhalb nicht Dir zu Hülfe gekommen," erwiederte das Mädchen mit erlöschender Stimme.

„Aber Du hast mit Allem gebrochen, Du hast Deinen Ruf auf's Spiel gesetzt, Du hast Heimat, Vater, Alles verlassen meinetwegen, und ich habe die Verpflichtung, Dein Leben dafür sicher zu stellen."

„Du willst mich aus Dankbarkeit heirathen, aus Pflicht; ich weiß, daß Du das thätest, denn Du bist gut, aber Du liebst mich nicht," ließ sich Bertha mit fast erstickter Stimme vernehmen, ohne die Augen vom Boden, worauf sie starr ruhten, zu erheben.

„Ich achte Dich hoch, ich schätze Dich mehr, als sonst ein weibliches Wesen," gab der Taucher zur Antwort, und durch seine Worte schimmerte etwas wie Rührung.

„Aber ich werde nicht Dein Weib," sprach jetzt Bertha, die Augen voll zu dem Ueberraschten erhebend. „Ich will Dich nicht gezwungen haben, mich zu heirathen, Du sollst nicht denken können, daß ich durch mein Handeln spekulirt habe, mich an Dich gehängt, Dir die Verpflichtung auferlegt; Du sollst mich nicht aus Pflicht oder Dankbarkeit, aus Mitleid oder Edelmuth zum Weibe nehmen. Ich habe Alles, was ich gethan, aus Liebe zu Dir gethan, ich würde in diesem Augenblick dasselbe nochmals thun; aber Dich an mich ketten, Dich gewissermaßen gezwungen zu haben, will ich nicht. Laß mich dienen, Johannes, verschaffe mir eine Stelle und laß mich Dich weiter lieben ohne Gewissensbisse, ohne daß ich mich vor mir selbst und vor Dir schämen müßte."

Johannes schaute der erregt Sprechenden mit einem herzlichen Ausdruck in das Gesicht.

„Du bist nicht nur muthig und klug," sprach er, „Du bist auch edel und fein, und Du verdienst einen Mann, der nicht nur diese Vorzüge in Dir anerkennt, Du verdienst einen Mann, der Dich liebt wie sein Alles, dem Du das Kostbarste, der Inbegriff der Welt bist, und ein solcher Mann kann ich Dir nicht sein. Dein Geschick jedoch ist mit meinem verwebt für alle Zeit, untrennbar, unauflöslich. Vertraue mir und laß mich für Dich sorgen."

Einige Minuten später lag Bertha auf ihrem schmalen Bettchen in ihrem Zimmer, den Kopf in die Kissen vergraben, um das laute Weinen zu ersticken, das übermächtig, krampfhaft ihre feine Gestalt erschütterte und sich trotz der Kissen seinen Weg bis hinaus auf den Korridor bahnte, wo eine Dame, die, eine Cigarrette rauchend, eine Mappe mit Büchern unter dem Arme, trillernd der Treppe zuschritt, ganz verwundert stille stand und den ihr ungewöhnlichen Tönen, welche aus diesem Zimmer drangen, lauschte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Antwort auf den Liebesbrief.

(Bild S. 48.)

Das Geheimnißvolle, welches so oft die Neigung des Herzens umgibt, verleiht ihr den süßesten Reiz. Meist ist es die Scham, welche die Mädchen zurückhält, der Welt zu zeigen, daß auch ihr Herz gesprochen; oft aber sind auch die äußeren Verhältnisse dem zarten Pflänzchen Liebe nicht günstig, und so muß denn dieses im Verborgenen gehütet und aufgezogen werden zu dem Baume, an dessen Zweigen das Glück des Lebens hängt. Was wäre auch Liebe ohne Kämpfe, ein Besitz, der nicht errungen und erworben, und wie gern kämpft man gegen das Schicksal, wenn der Preis der geliebte Mann, das geliebte Mädchen ist!

Unsere reizende Illustration führt uns eine solche Liebschaft, die es nicht wagt, sich der Welt zu zeigen, vor. Zuerst haben schüchtern die Augen gesprochen, vielleicht beim Gang zur Kathedrale, dann hat man sich auf der Promenade begegnet, dann ganz zufällig auf derselben Bank im Park gesessen. Es war ein so duftiger, warmer, leuchtender, blühender Julimorgen, man gestand sich die keimende Neigung nicht und doch wußte Eines vom Andern, daß sie sich für das Leben gehören möchten. Man trennte sich, das Herz voll geheimen Glückes, voll süßer Sorgen. Er schalt sich, daß er nicht den Muth gehabt, zu sagen, was er gefühlt, er setzt sich entschlossen hin und schreibt einen Brief, in dem er auch nicht sagt, daß er sie liebt und daß sie ihm gehören möchte für ewig. Nein, er bittet nur schüchtern und bescheiden um eine Zusammenkunft. —

Was sie antwortet, mag der geneigte Leser aus den Augen dieser lieblichen Briefschreiberin lesen.

Hochzeitszug in einem Salzburgischen Dorfe.

(Bild S. 49.)

Die Salzburger sind nicht nur ein gutmüthiges und biederes, sondern auch ein heiteres Völklein; diese Wahrnehmung kann Jeder machen, welcher gerade zur Zeit irgend einer Festlichkeit, einer Hochzeit und dergleichen sich in einem Salzburgischen Städtchen, Marktflecken oder Dorfe befindet. Neben der Sucht, recht stattlich zu erscheinen, hat der Salzburgische Bauer, namentlich der junge, auch die Neigung zu Maskeraden und anderen Scherzen.

Der Salzburgische Bauer, insbesondere der wohlhabende und pferdebesitzende, liebt es, bei Hochzeiten recht prunkvoll mit Entfaltung seines ganzen Reichthums aufzutreten. So sind Auffahrten zu Hochzeiten meistens ein wirklich stattlicher Anblick; eine lange Reihe von leichten Chaisen, alle mit zwei reich geschirrten kräftigen Pinzgauern bespannt, die Insassen im höchsten Staat, wozu beim Manne hauptsächlich außer der schweren Goldschnur mit Quaste auf dem Hute und Silberknöpfen auf Spenser und Weste ein schwerer, meistens dunkelblauer Tuchmantel, auch am heißesten Sommertag, gehört, fährt vor dem Wirthshause, wo das Hochzeitsmahl und der Tanz gehalten wird, auf, begrüßt von einer Musikbande mit rauschenden Klängen.

Jeder Bauer aber ist nicht wohlhabend und auch nicht jeder besitzt Pferde, um einen so stattlichen Aufzug veranstalten zu können; in diesem Fall studirt er denn, was er beginnen soll, um seine Hochzeit, wenn auch nicht so stattlich, doch recht auffallend zu gestalten, und endlich hat er das Richtige getroffen; statt der Pferde, die er nicht besitzt, nimmt er seine Ochsen, spannt sie in Ermanglung von eleganten Chaisen vor die mit Laubwerk reich verzierten Leiterwagen und bringt seine ganze Hochzeitsippe darauf unter; das Seltene und Rare an der Sache aber sind die berittenen Kutscher und Begleiter, Letztere mit alten Uniformen, vielleicht noch aus der Franzosenzeit, als Offiziere herausgeputzt. So geht der lustige Zug im Ochsentrab zum nicht geringen Ergötzen aller des Weges Kommenden und der Dorfeinwohnerschaft seinem Ziele, dem Wirthshause, zu, woselbst er ebenso festlich wie der vorhin beschriebene mit Musik unter heiterem Gelächter und Scherzen bewillkommt wird.

Sinnsprüche.

Am meisten Unkraut trägt das fetteste Land.

Shakespeare.

*

Zertritt den Dorn, so lange du Schuhe an hast.

Aus dem Talmud.

*

Die Liebe ist verwegener als der Haß.

Gracian.

*

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Jean Paul.

Das Jagdschloß im Walde.

Skizze
von
W. Petsch.

(Nachdruck verboten.)

Die Berlin-Görlitzer Bahn führt durch endlose Haide bis zum Spreewalde. Dieser ermüdende, für den Reisenden trostlose und aussichtslose Kiefernforst ist das große Revier der kaiserlichen Winterjagd, die alljährlich wiederkehrt, sie ist das historische Jagdrevier der Hohenzollern, das uns, ob wir nun Köpenick oder Wusterhausen nennen, eine Reihe interessanter Geschichtsbilder bietet, einige sogar, welche den Ton tiefer Wehmuth tragen. Beide Schlösser sind heut keine Jagdschlösser mehr in dem Sinne der alten Zeit — Köpenick ist ein Seminar für märkische Lehrer, Wusterhausen ein Museum geworden. Von beiden Schlössern ist das spätere, Wusterhausen, auch heut noch das bedeutendere in Form und Geschichte.

Der Name Wusterhausen entstammt dem Wendischen: Ostrow, die Insel, W'Ostrow, auf der Insel. Es ist also die Bezeichnung einer Burg auf einem Werder, hier der kleinen Notte, welche der Spree zufließt. Sie hatte einst drei Burgen: Zossen, Mittenwalde und Wusterhausen. Das Schloß Wusterhausen wird bereits im Landbuche Kaiser Karl IV. genannt. Bei diesem Schlosse lag das kleine Dorf Wendisch-Wusterhausen; das entferntere, größere Dutschen-Wusterhusen wurde während des dreißigjährigen Krieges wüste, und nur ein Bauer blieb darin wohnhaft. Gleich nach dem Abfassen des berühmten Landbuches kaufte die reiche Familie von Schlieben Wusterhausen und besaß es hundert Jahre. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ging es an die Schenken von Landsberg und Seyda über, die ihren Namen davon führten, daß sie Erbschenken der Markgrafschaft Landsberg (zwischen Bitterfeld und Halle) waren. Sie verkauften dieß Gut an den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der es 1698 dem Kurprinzen schenkte. Im Besitze dieses Prinzen (nachher König Friedrich Wilhelm I. von Preußen) gewann es als Königs-Wusterhausen seine große geschichtliche Bedeutung. Mit dem Aufwande von einer Million Thalern wurde der Besitz auf 13 Quadratmeilen ausgedehnt. Der Ort, der bei der Uebernahme nur 10 Wohnhäuser aufwies, mit 80 Einwohnern, hatte bei dem Tode des Königs bereits 40 Wohnstätten, und schon 1832 konnte ihm die Marktgerechtigkeit ertheilt werden. Wusterhausen hat jetzt 1200 Einwohner. Der Soldatenkönig übergab seinem zweiten Sohne August Wilhelm die Herrschaft Wusterhausen, um seinem Lieblinge eine sichere und unabhängige Stellung zu gewähren, der 1758 starb. Sein Sohn Friedrich Wilhelm II. überwies sie 1786 bei seiner Krönung den beiden Oheimen Heinrich und August Ferdinand, nahm sie jedoch schon 1788 gegen eine Rente von 50,000 Thalern wieder in eigene Verwaltung. Um die harten Forderungen Napoleon's zu befriedigen, war Friedrich Wilhelm III. gezwungen, von den 14 Aemtern der Herrschaft Wusterhausen vier ganz, mehrere theilweise zu veräußern; dennoch bezog der jüngste Sohn des Prinzen August Ferdinand, Prinz August, die obige Rente bis zu seinem Tode, bis 1843. In diesem Jahre wurde unter Friedrich Wilhelm IV. der prinzliche Besitz dauernd ein königlicher und schließlich, wie noch berichtet werden wird, aus dem Jagdschlosse mit seinem berühmten Tabakskollegium ein Museum.

Das ist die Geschichte Wusterhausens in kurzen Zügen. Jede Geschichte Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen muß ausführlich dieses Jagdschloß schildern. Hier wurden die Fundamente des Königreichs Preußen aufgemauert, und hier, an seinem Lieblingsorte, schuf der Vater Friedrich des Großen, der eiserne, sparsame Fürst, eine Armee, Justiz und Verwaltung, wie diese noch heut der Stolz des Vaterlandes, wie sie der Neid des Fremden sind. Es ist deßhalb nicht nur Pietät, es ist Gerechtigkeit, wenn dieß Schloß zu einem Friedrich-Wilhelms-Museum für Preußen wurde. Es hat seine große, ja außerordentliche Bedeutung für Preußen. Was einst Oranienburg für Friedrich I., was Sanssouci für Friedrich den Großen, das Marmorpalais für Friedrich Wilhelm II., die Pfaueninsel für Friedrich Wilhelm III. war, was Babelsberg für Kaiser Wilhelm ist, — das und mehr noch war Wusterhausen für den Begründer der preußischen Machtstellung.

1698 erhielt er es als zehnjähriger Kurprinz, 1718 begann er es auszubauen und in seiner jetzigen Form herzustellen. Der dicke runde Thurm am Eingange ist noch ein Ueberbleibsel der alten Sumpfburg. Seit 1702 nahm er hier seinen Aufenthalt, da er sich bei der Jagd in den großen Waldungen frei und wohl fühlte und die glänzende Hofhaltung seines Vaters nicht liebte. Zu seinen Jagden brauchte er Treiber, diese entnahm er aus Wusterhausen und den anderen Nachbardörfern. Vor der Jagd und nach derselben, bei der Bezahlung, ließ der Zucht und Ordnung liebende Kronprinz die Burschen in Reih' und Glied treten, brachte ihnen militärische Haltung bei und ließ sie schwenken und marschiren. Da dieß den Bauernburschen ebenso großes Vergnügen machte wie dem Prinzen, so entstanden bald ordentliche Uebungsstunden, und all' sein Taschengeld, das ihm seine Mutter, Königin Sophie Charlotte, zufließen ließ, gab er für seine junge Leibgarde aus, die zuerst Stöcke, dann Piken, schließlich Flinten und Uniform erhielt. Diese Leibgarde zählte dreißig Mann — zehn Grenadiere, zehn Musketiere und zehn Pikeniere. Unter dieser Jagdgarde waren zufällig fünf Bursche aus Wusterhausen, hochaufgeschossen, wahre Enakssöhne. Sie wurden die Lieblinge des Kronprinzen, der ihnen noch die hohen Grenadiermützen gab. Kam der König nach Wusterhausen, so ließ der Kronprinz seine Jagdgarde vor dem Vater und Hofe exerzieren, und die fünf Riesen erhielten auf Wache die Ehrenposten vor dem Könige. Aus dieser Jagdgarde, ein Spiel des Kronprinzen, entstand 1713 das Riesengrenadierregiment, die berühmten „langen Potsdamer", wie Peter der Große aus seinen Spielkameraden das berühmte Regiment Preobraschensk schuf.

Als König kam Friedrich Wilhelm I. regelmäßig jedes Jahr am 28. August nach Wusterhausen und blieb hier bis zum 3. November; außerdem verweilte er in Zwischenzeiten hier, wenn er ungestört sein wollte oder große Staatsgeschäfte seine Seele bewegten. Beschreibungen des Schlosses betonen mit Neigung die sechs Bären (zahnlos und mit zurückgebundenen Vorderfüßen), die frei im Schloßhofe herumliefen. Ein regelmäßiger Kirchgänger, besuchte der König auch hier mit seinem ganzen Hofe den Gottesdienst, und, praktisch in allen Dingen, wußte er auch hier seinen Einfluß, seine Sorge geltend zu machen. Es mußten die Prediger aller umliegenden Dörfer hier abwechselnd predigen, damit der Fürst sie proben konnte — das mag manches Herzklopfen gegeben haben, und hier ließ er sich von den Kandidaten die Probepredigten halten, wenn er Pfarrstellen zu besetzen hatte.

Zur Jagd gekommen, galt sein Augenmerk hier nicht allein nebenbei der Kirche, sondern auch der Staat blieb ebenso unvergessen. Er arbeitete pflichtgetreu mit seinen Räthen, lag auch hier ganz regelmäßig seinen Regierungsgeschäften ob, und manches berühmte Schriftstück trägt das Datum Wusterhausen; es sind nicht bloß Jagd und Tabakskollegium, welche die Wusterhausener Blätter dieses thätigen Fürsten ausfüllen.

Er feierte hier alljährlich zwei große Feste: das Gedächtnißfest der Schlacht bei Malplaquet und zum Schlusse das St. Hubertusfest. An beiden Tagen jagte er zwei Hirsche par force und hielt dann im türkischen Zelt, das auf der Gartenseite des sehr kleinen Schlosses aufgeschlagen war, große Tafel. Da bei dem langen Aufenthalte hier die Königin und die Damen des Hofes sich entsetzlich langweilten, so war der König so zuvorkommend, ein Vogelschießen („Schnepperschießen") mit Gewinnen zu veranstalten, und ebenso ließ er die Spatenschläger und Schwerttänzer aus Berlin kommen, welche in einer Bude auf dem Dönhofsplatze die Berliner entzückten. So hat auch der vielgenannte starke Mann, Herr von Eckenberg, hier seine Vorstellungen geben müssen. Bei der Feier von Malplaquet, welcher Schlacht der Fürst als Kronprinz beigewohnt, ging es hoch und wild her, so daß die Königin mit den Prinzessinnen sogleich nach dem letzten Gange der Tafel den Herren das Feld überließen. Es wurde scharf getrunken, kleine Kanonen neben dem Zelte gaben ihre Böllerschüsse, die gesammten Hautboisten Potsdams mußten sich tapfer hören lassen, und alle Jäger standen auf dem Platze vor dem Zelte und erhoben ihr jauchzendes Jägergeschrei, wenn die Piqueure auf den Parforcehörnern bliesen. Der sonst so ernste und gemessene König nahm an diesem Tage den Arm des alten Generals von Pannewitz, der bei Malplaquet eine gewaltige Schramme über den Kopf bekommen hatte, und walzte mit ihm.

Hier in Wusterhausen, wo die Jagd die Hauptsache war, legte der Soldatenkönig seine Uniform ab und dafür das grüne Jagdkleid an, und statt des Degens trug er den Hirschfänger; hier war keine Garnison, kein Wachtposten vor der Thür des Fürsten.

Das glänzendste Hubertusfest wurde 1728 begangen, indem König August von Polen einen Feuermörser von Silber übersandte, dessen Mündung eine silberne Kugel schloß. Mörser und Kugel waren Trinkgefäße. Aus der Kugel wurden die gewöhnlichen Gesundheiten, aus dem kolossalen Mörser jedoch die Gesundheit des Königs August von Polen getrunken.

Die Jagd in diesem mächtigen Revier lieferte eine überaus reiche Beute. Da der Hof dieses erlegte Wild nicht allein bewältigen konnte, so ließ der praktische Fürst das überschießende nach Berlin und Potsdam fahren und die Beamten nöthigen, Einkäufe auf Vorrath für ihre Wirthschaften zu machen. Mit den Schweinen erlaubte er sich jedoch einen besonderen Witz —



Die Antwort auf den Liebesbrief. Gemälde von Cecile Ferrere. (S. 47.)
Nach einer Photographie von Lecadre (B. Schlesinger in Stuttgart)



Hochzeit in einem Salzburgischen Dorfe. Nach einer Skizze von J. Hörmann. (S. 47.)

er ließ sie für einen bestimmten hohen Preis, der an die Hofjagdkanzlei zu zahlen war, den Juden in Berlin und Potsdam vor's Haus fahren. Wollten diese die verachteten, unreinen Thiere nicht in's Haus nehmen, so sahen sie sich gezwungen, sie bei Christen so schnell und hoch als möglich loszuschlagen.

Wenn der König nach Wusterhausen kam, so hatte er seine Reisen in die Provinzen, um seine Truppen zu inspiziren und seine Verwaltungen zu prüfen, hinter sich; hier, wo er anscheinend nur der Jagd und der Erholung lebte, begann dann die stille Arbeit, die Ausbeute jener Reisen, und es erfolgten alle die Dekrete zu Verbesserungen, Belohnungen und Bestrafungen. Die Sammlungen dieser Erlasse ergeben es, wie thätig gerade hier der König war.

Hier, in seinen Gichtschmerzen, war er auch der fleißige Maler, der täglich ein Bild schuf, das er mit dem geschichtlichen „In tormentis pinxit“ (In Schmerzen gemalt) bezeichnete, und hier spielten die Folgen des „großen Vorfalls“, die Flucht, Gefangennahme und lange Haft des Kronprinzen, hier wurde das Todesurtheil Katte's unterschrieben. Zorn, Sorge, Mitleid, Furcht — sie traten damals durch die Thüren dieses Schlosses, und schweres Zerwürfniß trennte damals die Mitglieder der Königsfamilie.

So hat Wusterhausen zu seinen Jubelfanfaren auch seine Seufzer und Thränen, zu seinem Glück und seiner Arbeit auch sein tiefes Leid!

Nach dem Sturmjahre 1848 wurden alle Gemälde und Möbel aus dem Schlosse entfernt und dasselbe ein prosaisches — Landwehrzeughaus. So fand es Friedrich Wilhelm IV. bei einem Besuch in den fünfziger Jahren, und der kunstsinnige Fürst erschrak. Er war entrüstet, das so erinnerungsreiche Schloß so prosaisch entweiht zu finden. Sofort wurde das Landwehrzeughaus nach Potsdam verlegt und das Schloß vollständig restaurirt. Was der Bruder begonnen, ließ der Kaiser vollenden. Wusterhausen hat seine Möbel, seine Königsgemälde, sein Tabakskollegium wieder — es ist ein Museum geworden, treu, wahr und erinnerungsreich. Indem es uns an den spartanischen Soldatenkönig in jedem Stücke mahnt, übt einen seltsamen Zauber auf den kundigen Besucher aus — das Jagdschloß im Walde.

Albumblatt.

Loos der Schönheit.

O Rose, du verwelkte,
Wie warst du einst so schön,
Wie froh war einst ein Jeder,
Dich, Königin, zu sehn!

Da steckte dich das Mädchen
Voll Stolz in's Lockenhaar,
Da prangtest du so herrlich,
Wie ein Rubin so klar.

Und nun, da dir geschwunden
Der einst'gen Schönheit Spur,
Wirft man dich auf die Straße,
Trifft dich Verschmähung nur.

Das ist das Loos des Schönen,
Wann welk es wird und alt:
Vergessen wird der Zauber
Der lieblichsten Gestalt. —

(Aus: „Lieder und Balladen“ von Ferd. Alexander. Kassel. Verlag von Rich. Trömner.)

Schäfers Heimkehr.

(Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 52.)

Die Stahlstichprämie dieses Jahrgangs, dessen Kopie in Holzschnitt wir hier geben, führt uns hinaus in das schwäbische Land. Die Getraidefelder sind längst abgemäht, der Wald ist traumhaft still geworden und die Blätter roth und gelb, Nebel hängen bis Mittag an den Bergen und in den mattgrünen Wiesengründen fließen die sprudelnden Bäche schon eiskalt. Der Herbst ist vergangen und der Winter wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Da rüstet sich der Schäfer zur Heimkehr mit den Lämmern und Böcken und Schafmüttern in das Winterquartier, in die warmdunstigen Ställe, dichtgedrängt folgt ihm die Heerde. Er bläst ein uralt nationales Lied, das zu sagen scheint: des Sommers Lust ist vorbei und die Gefangenschaft des Winters beginnt; als ob er es verstünde, schaut der treue Hund zu ihm auf. Seiner Tochter aber, ein blühendes Kind, ist Winter und Sommer gleich, ihr ist Alles eine Lust. Fröhlich springt sie dem ernsten Vater zur Seite, sie hat noch eine Handvoll später Herbstblumen aufgefunden und hält sie lachend in die Höhe, ein großes Schaf, welches diese jetzt so seltenen Leckerbissen zu erhaschen strebt, neckend.

Das stimmungsvolle, naturwahre Bild wird sich allgemeinen Beifalls erfreuen und ein schöner Schmuck der Familienzimmer sein.

Auf St. Aegidii Friedhof.

Aus den Papieren eines alten Junggesellen

von

A. Stanislas.

Vom alten St. Aegidii-Kirchthurm herüber schlägt es soeben Mitternacht ... Nachdem du, mein junger, einziger Freund, Sohn meines Aurel, heute Abend von mir gegangen, habe ich noch lange — lange am Fenster gestanden und hinübergeschaut nach St. Aegidii Friedhof. Der volle Mondschein liegt auf den Gräbern und Kreuzen. Wie sie mir traulich zu winken scheinen! Schlummert doch unter dem Rasen dort schon so manches Jahr Alles, was ich auf Erden Liebes gehabt: mein Aurel und meine Amaranth!

Mit deinem Vater, Freund Arthur, war ich jung — in fernen, frohen Tagen. Mit dir wurde ich oft wieder jung — im Erzählen aus jener entschwundenen Zeit! Laß die Leute ihre klugen Köpfe schütteln und wohl gar spötteln, daß ich einsamer, mürrischer Graukopf mit dem jungen, flotten Assessor ein Herz und eine Seele bin — die böse Welt weiß eben immer und überall das Häkchen der Medisance einzuschlagen — man muß sich das aber nicht anfechten lassen!

Auch heute schenktest du mir einen ganzen Abend deiner sorglosen Jugend, den deine Kameraden vielleicht in lauter Lust am Zechtisch verjubelten. Du sprachst zu mir von deinen Plänen, von deinen Aussichten für die Zukunft, von dem Glück deiner jungen Liebe. Wie erwärmte dein glutstrahlendes Auge mein altes Herz!

Ich habe ja einst ebenso gedacht und gesprochen, geschwärmt und Idol an Idol gereiht! Wie lange ist Alles zerstoben! Ich selbst nur bin übrig geblieben, arm und einsam — doppelt arm, denn das Alter hofft nicht mehr, es entsagt ...

Schon oft, mein Arthur, frugst du, warum ich ein Hagestolz geblieben. Ich habe immer mit einem Scherz geantwortet — und du ahntest nicht, wie weh mir das Herz bei deiner Frage that.

Jetzt, Sohn meines einzigen Freundes, du letzter lachender Sonnenstrahl, der mich noch an dieses düstere, erbärmliche Leben fesselt, jetzt will ich für dich die Geschichte dieses armen, einsamen Herzens schreiben. Wenn du sie lesen wirst, ruhe auch ich aus von allem Erdenleid — drüben auf St. Aegidii Friedhof — an der Seite deines Vaters und meiner Amaranth ...

Ich weiß, du wirst mich verstehen. Ja, mir wird die Thräne deines Mitleids nicht fehlen — für mein Grab ...

*

Meine Heimat ist weit, weit von hier ... in einem freundlichen Thale, umsäumt von mächtigen Bergen, stand meines Vaters kleines Haus.

Auf jenen Bergen trank ich als Knabe schon die Liebe zur Freiheit, die mir viel Leides gebracht, und die ich dennoch nicht missen möchte in der Geschichte meines Lebens. Dabei hatte ich einen gar lieben Kameraden. Er war mein täglicher Spielgenosse, er wurde mein treuer Freund, an dem ich niemals irr geworden im Leben — der gute, herzige Aurel, dein seliger Vater.

Die Kinder wuchsen zu Knaben heran, und man brachte uns nach der Stadt auf die Schule, was uns nicht sonderlich behagen wollte. Die Ferien, welche wir daheim verlebten, trösteten uns indeß wieder in etwas. Mit welchem Entzücken begrüßten wir jedesmal von der Höhe des Hutberges unser liebes Dörfchen! ...

Endlich lag die Schule hinter uns. Froh begeistert gingen Aurel und ich auf die Universität Jena — und bald hatte das frische, fröhliche Studentenleben uns ganz in seinen Fesseln verstrickt und gefangen.

Und dann kam die erste süße Liebe und küßte mich mit ihrem berauschenden Kusse! Ich liebte Marie, die blonde Nichte eines Professors, und wurde wieder geliebt — wo gab es noch einen glücklicheren Menschen?

Doch sollte ich nur zu bald mit rauher Hand aus meinem Glück herausgerissen werden. Es war die Zeit, da man auf unseren Universitäten zuerst von einem einigen Deutschland, von Völkerwohl und Völkerfreiheit träumte und dichtete, ja sogar redete und schrieb. Auch wir hatten politische Vereine gegründet und hielten geheime Zusammenkünfte. Von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, hatte ich ein flammendes Freiheitslied gedichtet. Es war in zahlreichen Abschriften verbreitet und wurde bei unseren lustigen Kommersen gesungen. Aurel warnte mich mehr als einmal. In seiner Besonnenheit sah er voraus, was kommen würde. Er verließ sogar das feuergefährliche Jena, es mit dem kühleren Göttingen zu vertauschen, und beschwor mich, mit ihm zu gehen. Meine Liebe aber hielt mich in Jena zurück.

Eines späten Abends, da ich von Marie nach Hause ging, einen Himmel von Liebesliedern in der Seele, wurde ich verhaftet. Man machte kurzen Prozeß, da ich jenes Lied nicht wegleugnen konnte und mochte, verurtheilte mich als Hochverräther und Rebellen zu zehn Jahren Zuchthaus, wandelte indeß im Gnadenwege dieß Urtel in ebensoviel Jahre Festungshaft um.

Nach sechs Jahren machte mich eine Amnestie, gelegentlich eines Regentenwechsels, frei.

Meine Eltern waren todt, der Bruder hatte die kleine Besitzung übernommen — er duldete den „Demagogen“ nicht eine Nacht unter seinem loyalen Dache. Von Aurel erfuhr ich, eben in der fremd gewordenen Heimat, daß seine Talente ihm eine glänzende juristische Laufbahn eröffnet hatten. Marie war seit Jahren glückliche Gattin ... der entlassene Sträfling hatte nicht mehr das Vertrauen und den Muth, ihr oder dem Jugendfreunde in den Weg zu treten.

Die sechs Jahre Haft machten mich zwar zum Philosophen, aber zu keinem glücklichen — heutzutage bezeichnet man derartige Ansichten, wie ich mir sie damals über Welt, Leben und Menschen gebildet, als Pessimismus.

Ich wandte dem Vaterlande den Rücken und zog gleich Bias, all' das Meinige bei mir tragend, in die Fremde. Mit welchem armen, verwüsteten Herzen! Die Menschen waren mir, wo nicht verhaßt, doch gleichgültig; vom Leben hoffte ich nichts, aber ich fürchtete auch nichts mehr — ich verscholl.

Was ich auf meiner Wanderschaft erfahren und erduldet, wie ich gekämpft und gearbeitet — um das Stückchen harte, tägliche Brod zumeist — laß mich davon schweigen, mein junger Freund, es würde dich nur traurig machen.

Je mehr ich mit dem Schicksal um des Leibes Nothdurft rang, desto tiefer arbeitete ich mich hinein in Menschenhaß und Verachtung dieses Daseins — finstere Tage, verzweiflungsvolle Nächte, ich mag an euch nicht denken!

... Nach acht Jahren kehrte ich aus Amerika zurück in's deutsche Land — auf gestrandetem Kiel! Ich dachte nur noch an ein friedlich Grab in heimischer Erde. Doch ein glücklicher Zufall verschaffte mir in dieser Stadt die Stelle in dem großen Handelshause, die ich heut noch verwalte.

Bei meinen Kollegen galt ich bald für einen Sonderling, da ich jeden Umgang, jede Gesellschaft mied. Mit einer alten Dienerin wohnte ich in der Vorstadt St. Paul allein in einem abgelegenen Häuschen, das von einem weitläufigen, aber verwahrlosten Garten umgeben war. Kam ich des Abends müde aus dem Comptoir heim, so grüßten mich die einzigen Freunde, die ich besaß, meine Bücher. Oft vergaß ich über ihnen, daß ich frühzeitig schon wieder thätig sein mußte.

So verging Jahr um Jahr still und gleichförmig — ich hatte mich bescheiden gelernt. Da sollte noch einmal ein freundlicher Sonnenblick mein verarmtes, dunkles Leben vergolden!

Ich mußte für meinen Prinzipal eine kleine Geschäftsreise machen. Als ich in die Gaststube eines ärmlichen Dorfwirthshauses trat, fand ich daselbst eine Menge lärmender Bauern versammelt. Eine Anzahl kreischender und heftig gestikulirender Weiber drängte sich um den Wirth und ein etwa zehnjähriges Mädchen, das auf einem Tische stand. Bald hörte ich die Geschichte des armen Kindes.

Ein wandernder Komödiant war in der Schenke gestorben und heut auf Kosten der Gemeinde begraben worden. Seine ganze Hinterlassenschaft bestand in seinem Töchterchen und ein paar elenden Flittern und Lumpen. Der Wirth, um möglicherweise einigen Ersatz für die Zeche des todten Komödianten zu erzielen, bot nun das weinende Kind den Bauern als Gänsemädchen an. Keiner schien indeß Lust zu haben, das Bettelkind, die „Komödiantendirne“, in sein Haus zu nehmen! Ich trat näher, um mir den kleinen weißen Sklaven anzusehen. Es war ein feines, blasses Gesichtchen, von langen wirren Goldlocken umrahmt. Große, in Thränen schwimmende blaue Augen schauten so rührend bittend auf mich, den Fremden, daß es mir das Herz zerschnitt, wenn ich dachte: eine rohe Bauernfaust wird dieses zarte Kind mißhandeln — in Unwissenheit und Unreinheit wird es aufwachsen, verkümmern, zu Grunde gehen — nein, das durfte nicht sein!

„Wie viel wollt Ihr haben, um mir das Kind zu überlassen?“ frug ich den Wirth.

„Je nun, lieber Herr,“ erwiederte er mit einem Kratzfuß, „wenn Sie mir meine Auslagen für den todten Vagabunden erstatten, so können Sie den Balg mitnehmen. Es ist ein störrisches Ding, mein Weib konnte es zu nichts gebrauchen. Die Komödiantenbrut ist eben das Faulenzen gewöhnt!“

„Nein, nein,“ schluchzte die Kleine laut auf, sprang vom Tische und umfaßte meine Kniee, „das ist eine Lüge, ich bin nicht faul, nicht störrisch! Nimm mich mit Dir und ich will Alles thun, was Du verlangst, aber laß mich nicht länger unter diesen bösen Leuten, die meinen armen Vater ohne Erbarmen sterben ließen!“

Ich beruhigte das Kind, indem ich ihm die Wange streichelte und ihm versprach, daß es nicht hier bleiben dürfe. Bald war ich mit dem Wirth und dem Gemeindevorstand im Reinen und noch am selben Abend zog die kleine Amaranth in mein ödes Haus ein ...

Nun begann ein neues Leben für den einsamen, menschenscheuen Sonderling, der wieder ein Menschenherz gefunden, das er lieben, für das er sorgen konnte. Sogar meine alte Dörthe, die anfangs große, entsetzte Augen gemacht hatte, da ich ihr das Komödiantenkind vorstellte, war bald ganz in ihr „Marthchen“ vernarrt — „Amaranth“ erklärte sie für einen häßlichen, heidnischen Namen.

Das Kind verdiente auch unsere Liebe durch seine Unschuld und Folgsamkeit, seinen Fleiß und seine wunderbare geistige Fassungskraft. In Amaranth's reinen Himmelsaugen, in ihrem sonnigen Lächeln und kindlichen Geplauder blühte mir ein neuer, verheißungsreicher Frühling auf. Ich hätte ein eigenes Kind nicht mehr lieben können.

Den ganzen Tag über freute ich mich auf den Abend, wo Amaranth mich jubelnd an der Hausthür empfing, wo sie, nach dem Abendbrod auf meinen Knieen sitzend, mich „Onkel, Herzensonkel!“ nannte und unter Hunderten von Liebkosungen mir all' ihre kleinen Erlebnisse und kindlichen Sorgen anvertraute. Ich wurde da selbst wieder zum frohen, harmlosen Kinde mit meinem Herzblatt, meiner Amaranth!

Wie reich lohnte mir Gott, was ich an der armen Waise

gethan! Er hatte in den kleinen Lockenkopf einen gar regen, lebendigen Geist gelegt, der mich oft in Erstaunen setzte durch seine tiefen, über Kindesverstand hinausreichenden Gedanken.

Und dazu ihr nie zu stillender Wissensdurst, der mit ihr heranwuchs! Auf unseren Sonntagsspaziergängen machte ich sie vertraut mit den Wundern der Natur, an stillen Abenden mit den Schätzen der Wissenschaft. Wie wohl that es mir, aus den verstaubten Winkeln meines Gedächtnisses Alles nun hervorzuholen, was ich einst gelernt und seit Jahren müßig liegen ließ. Nun erst freute mich's, daß ich's wußte und meinem Kinde mittheilen konnte. Manchmal berührte ich auch mein einsames, trauriges Leben. Wie klang es da so süß aus ihrem Munde, wenn sie mich tröstete:

„Gräme Dich nicht mehr, Herzensonkel, laß Alles, Alles vergessen sein — nun ist ja Dein Kind bei Dir und Du bist nimmer allein — die Amaranth aber geht niemals fort, weil Du sonst wieder Niemand hättest, der Dich liebte und Den Du lieb haben könntest ...“

So gewann das herzige Kind mich nach und nach dem Leben, ja sogar den Menschen wieder.

Mein Glück sollte noch vollkommener werden. Dein Vater — mein Jugendfreund Aurel — wurde als Regierungspräsident hieher versetzt. Mein Herz schlug ihm entgegen, der Jahre vergessend, die zwischen dem Jetzt und Einst lagen. Ich suchte ihn auf und fand den lieben, offenen, herzlichen Genossen der Jugendzeit unverändert wieder. Er hatte jahrelang nach mir geforscht, aber den Verschollenen nicht finden können. Er führte mich deiner herrlichen Mutter zu, mein Arthur! Du, ein kleiner, drolliger Knabe, nanntest mich „Onkel“ von dieser Stunde an — wie war ich wieder so reich, so glücklich! Bald war auch meine Amaranth heimisch in dem kleinen, trauten Kreise. Aller Herzen gewann sie im Fluge. Deine gute Mutter wurde auch meinem Schützling eine treue, sorgsame, mütterliche Freundin!

O diese schönen blauen Tage — — hinweg, einsame Thräne! Du trübst mein altes, müdes Auge und ich habe noch so Vieles niederzuschreiben.

Auf Wunsch deiner Mutter brachte ich Amarath in eine berühmte Erziehungsanstalt der Residenz. Das waren zwei traurige, ewig lange Jahre, in denen ich mir selber die Freude des Wiedersehens versagte, um uns Beiden den Schmerz neuer Trennung zu ersparen. Auch Amaranth litt sehr am Heimweh, das klingt durch alle ihre Briefe. Die waren in jenen Tagen und sind mir noch heute eine wehmüthige Freude ...

Endlich kehrte das liebe Mädchen wieder in mein ödes Haus zurück an mein sehnendes Herz. Die Blumen blühten in meinem Garten, den sie stets so sorglich gepflegt hatte. Unter diesen Blumen sah ich Amaranth zuerst wieder — sie selbst die schönste, frisch entfaltete Mädchenblume! Fast schüchtern blieb ich von ferne stehen. Beim ersten Blick war mir klar, daß ich fortan meinen Schützling anders lieben würde, als ein Vater sein Kind liebt, und ich betete zu Gott um die Kraft, diese Liebe zu verbergen in meinem Herzen.

Wir lebten wieder zusammen, aber nicht so still und zurückgezogen wie sonst. Die Abende brachten wir gewöhnlich im Hause des Präsidenten zu, wo ein gewählter Kreis von Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern und schönen Damen sich um die Hausfrau versammelte. Bald war Amaranth der verzogene Liebling Aller.

Oft mußte ich lächeln, wenn ich, in eine Ecke zurückgezogen, sah, wie unbefangen die Tochter des armen Komödianten mit den hochgestelltesten Persönlichkeiten verkehrte, wie sie durch Geist und Anmuth alle anderen Damen überstrahlte. Und dann ließ sie plötzlich den Schwarm ihrer glänzenden Verehrer stehen, flog in meine Arme und schmeichelte mir die häßliche Falte der Eifersucht fort, die sich nur zu oft auf meiner Stirn bildete ...

Ja, ich liebte Amaranth — nicht mehr als väterlicher Freund — ich sah in ihr nicht mehr das Kind, welches ich gepflegt und aufgezogen — ich sah nur noch das schöne, liebenswerthe Mädchen, das verkörperte Ideal meiner Jünglingsträume! Und ich träumte wieder, freilich nur in schwachen Stunden: Amaranth könnte mich dereinst wieder lieben — als mein holdes, glückliches Weib ...

Sie ahnte nichts von meinen Gefühlen. Ihr gegenüber bezwang ich mit des Willens Kraft das thörichte Herz. Harmlos verkehrte sie mit mir und hatte keinerlei Geheimnisse vor ihrem Beschützer, wie einst das kleine Kind vor seinem „Onkel“. Und so erzählte sie mir eines Tages, freilich stockend und erröthend, daß der junge, fremde Freiherr von M...., der besuchsweise bei einem Freunde in unserer Stadt weilte und durch diesen Zutritt in die Gesellschaft erhalten hatte, ihr gestern Abend seine Liebe gestanden — und ich, ich, der sie liebte, wie kein Zweiter auf Erden es vermochte, ich sollte ihr rathen, ob sie den schönen, stattlichen Fremden wieder lieben dürfe!!

Mit blutendem Herzen rieth ich meinem „Kinde“: nur ihr eigenes Herz zu befragen — aber meine zitternde Stimme, mein trüber Blick mochten ihr wohl mein lang und ängstlich behütetes Geheimniß verrathen haben — sie ging schweigend auf ihr Zimmer und sprach nie wieder von dem Freiherrn und ihrer Liebe.

*

... Weihnachten, Neujahr gingen vorüber. Der Karneval feierte seine tollen Feste. Amaranth besuchte mit mir beinahe unablässig Bälle und Soiréen und immer hatte sie zum getreuen Kavalier den schönen Fremden. Ich erwartete tagtäglich eine Erklärung von seiner Seite, freilich mit Zagen — ich sah ja, wie glücklich neben ihm mein Kind dahinflog in den Reihen der Tänzer — ich wußte, ich würde sie verlieren, wenn erst das Wort gesprochen sei, das ich fürchtete.

Wenn ich so darüber grübelte, daß sie, die einem freundlichen Sterne gleich in mein umnachtetes Leben gestrahlt, die mich der Menschheit zurückgegeben, daß Amaranth mich nun verlassen könne — dann wallte mein Blut oft feindlich auf gegen den Zerstörer meines Glückes — wäre er nicht gekommen, vielleicht hätte sie mich doch noch lieben gelernt, so wie ich sie liebte!

Endlich geschah das Entsetzliche, aber anders als ich mir's in meinen finsteren Stunden ausgemalt.

Eines Morgens erschien Amaranth nicht am Frühstückstisch, ich klopfte an ihre Thür, erhielt aber keine Antwort. In banger Ahnung trete ich ein — das Zimmer ist leer, ihr Bett unberührt. Auf dem Tische liegt ein Brief — die Schriftzüge von Thränen fast verlöscht — voll heftigster Selbstanklage — Amaranth hatte mich heimlich verlassen, weil der Geliebte es gewollt ... sie schrieb:

„... Aber bald kehre ich wieder als seine angetraute Gattin, und dann, mein Vater, soll uns nichts mehr trennen. — Vergib meiner heißen Liebe, um jener treuen Liebe willen, durch die Du so viele Jahre lang Dein Kind beglückt ...“

Aber es vergingen Wochen, und sie kam nicht zurück. Auch kein Schreiben brachte irgendwelche Kunde. Umsonst waren meine und deines Vaters eifrigste Nachforschungen nach dem armen Kinde und nach dem Verführer. Ich begreife heute noch nicht, daß ich damals meinen Verstand nicht verloren habe, daß mir das Herz nicht brach vor Bangen und Weh.

Elf lange, trostlose Wochen schlichen so dahin auf bleiernen Schwingen. Ich saß eines Abends einsam, verloren in tiefes Sinnen, auf meinem Zimmer. Ein warmer Frühlingsregen schlug an die Scheiben. Mir brachte er keine frohen Blüten! Plötzlich fahre ich auf — klopft es nicht so bekannt an die Hausthür? Das Licht ergreifend, stürze ich die Treppe hinab, gefolgt von der alten treuen Dienerin — ich öffne — vor uns steht — Amaranth!

Aber wie kam sie heim: krank, gebrochenen Herzens, betrogen um ihre Liebe von einem Elenden! In einem einsamen Haidekruge hatte er sie verlassen, nachdem er ihr mit harten Worten bedeutet, daß seine Familie eine Mesalliance mit dem Kinde eines Komödianten, mit der Pflegetochter eines Sträflings niemals zugeben würde — seiner Laune hatte er sie geopfert. Nun kehrte das verlorene, getäuschte Kind zurück in's Vaterhaus, am Herzen des Vaters zu — sterben. Sie litt ohne Klage, ohne Murren. Ruhig vermochte sie mit mir über ihre zweite bevorstehende Trennung zu sprechen, ja sie hatte den Muth, mich trösten zu wollen. Wir waren jetzt wieder Vater und Kind wie vor Jahren. Ich wich nicht von ihrem Schmerzenslager, und sie lächelte mich oft mit mildem, verklärtem Kinderlächeln an — voll Dankbarkeit und reinster Erdenliebe.

So kam die letzte Nacht — der letzte Morgen. Im Garten sangen die Amseln und Nachtigallen — der Flieder stand in Blüten, Pfingstglocken läuteten fern und nah und singende Burschen zogen drüben die Straße entlang, hinein in die blühende, klingende Welt — da wachte mein Kind auf aus tiefem Schlummer. Ein selig Lächeln glitt über das blasse Gesicht.

„Oeffne das Fenster,“ bat sie leise. „Laß mich noch einmal die Vögel jubiliren hören und Sonnenluft und Blütenduft trinken ... Dank, Dank, Herzensvater ... und wie im Märchen läuten die Glocken, so traulich, so unsagbar trostvoll ... Wie schön ist das Sterben in solcher Stunde — am Vaterherzen ... Küsse mich noch einmal, Du Guter!“ Als ich mich weinend zu ihr niederbeugte, schlang sie beide Arme um meinen Hals: „Ich liebe Dich, nur Dich allein — Vergib, was ich gefehlt — Wiedersehen — dort — oben ...“ Es waren ihre letzten Worte ...

Drüben auf St. Aegidii Friedhof unter Rosen und Flieder haben wir sie zur letzten, langen Ruhe eingebettet. Dort, zwischen ihrem Grabe und dem meines Aurel, deines Vaters, ist noch ein friedlich grünes Plätzchen. Mein theurer junger Freund! Dort bereite auch dem armen alten, einsamen Sonderling sein Grab — o, könnte es bald sein! Wie selig will ich schlafen!

Interessante Bücher.

Karl Ruß arbeitet mit unermüdlichem Fleiß fort, die Ornithologie zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, ihr immer neue Freunde zuzuführen. Sein neues stattliches Werk: „Die fremdländischen Stubenvögel“, das der Verleger, Karl Rümpler in Hannover, so überaus glänzend ausgestattet und das in drei Bänden in Groß-Lexikonformat mit 30 Tafeln, in prachtvollstem Farbendruck, gemalt von Emil Schmidt und ausgeführt von Th. Fischer in Kassel, erscheint, ist bereits bis zum dritten Bande gediehen, deren erster die körnerfressenden, der zweite die kerbthierfressenden Vögel enthält, während der dritte die Papageien behandelt. Der Schluß des Werkes wird der gesammten Vogelpflege und Zucht gewidmet sein. Der Verfasser, selbst ein tüchtiger und erfahrener Züchter fremdländischer Vögel, hat die einschlägige Literatur mit bienenhaftem Fleiß für seine Zwecke studirt und seine eigenen wie fremden Erfahrungen, für die seine Zeitschrift: „Die gefiederte Welt“ ein Sammelplatz ist, damit verbunden, um ein ebenso vollständiges als wohlgesichtetes Handbuch herzustellen, das sowohl zur Lektüre als zum Nachschlagen sich eignet, und durch die geschickte Anordnung des Textes, durch den verschiedenen Druck nicht nur ermöglicht, Vielerlei und viel zu geben, sondern auch sich rasch zu orientiren. Die Bilder, von einem anerkannten Zeichner und aus einer in dieser Spezialität geübten Anstalt hervorgegangen, sind ein ungemein anziehender und belehrender Schmuck, das Ganze aber ist wohl geeignet, dem Namen des Verfassers neue Ehren zu bereiten.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Eine richtige Vermuthung.

Sobald sich der Notar zurückgezogen hatte, begab sich Herr von Beaudin nach Batignolles zu Fräulein Guérin.

Während seiner Fahrt dachte er mit seltsamer Beharrlichkeit an diese Mathilde von Villeneuve und an das Geheimniß, welches dieselbe umgab. Sie stand mit dem Verbrechen nur in sehr indirekter Verbindung; die geraubte Summe war nach der Entscheidung der zweiten Instanz schon so gut als in ihrem Besitze gewesen, das war Alles. Diese Frau hing sonst gar nicht mit der Affäre zusammen, und dennoch richteten sich seine Gedanken unwillkürlich auf sie.

Er fand den Boulevard Bessières so belebt wie am vorhergehenden Tage. Es gab zahlreiche Gruppen von Neugierigen da, und die Wachleute hatten Mühe, die Andrängenden am Eintritt in den Garten zu verhindern.

Herr von Beaudin fand den geschlossenen Sarg des Ermordeten mit Blumen und Kränzen überdeckt, die von den Nachbarn gespendet worden waren als Ausdruck ihrer tiefen Bewegung über den Mord und der Sympathie für den Todten. Jeanne Guérin und Zoë Lacassade befanden sich in dem kleinen Salon. Sobald Jeanne den Beamten erblickte, erhob sie sich und sagte lebhaft:

„Ich hatte gehofft, meinen Vater wiedersehen zu können, mein Herr. Warum hat man ihn ohne mein Wissen in den Sarg gelegt, und warum verwehrt mir die Polizei, diesen Sarg öffnen zu lassen?“

„Mein Gott, mein Fräulein,“ entgegnete Herr von Beaudin, „Sie wissen, es gibt Gesetze, Vorschriften, denen sich Jedermann fügen muß. Es handelt sich hier um das allgemeine Interesse, dem das persönliche weichen muß.“

Er konnte doch dem jungen Mädchen nicht sagen, daß die Sektion diesen armen Leichnam verstümmelt und daß man sich beeilt hatte, denselben allen Blicken zu entziehen.

Um den Ideengang Jeanne's von diesem Gegenstande abzulenken, kam Herr von Beaudin auf den eigentlichen Zweck seines Besuches.

„Sie haben dem Doktor gestern zu verstehen gegeben, daß Sie eine Person im Verdachte haben, der Mörder Ihres Vaters zu sein?“ sagte er.

Sie senkte das Haupt und schwieg.

„Antworten Sie mir, ich bitte Sie!“ sagte der Richter. Und da sie noch immer schwieg, fügte er hinzu: „Oder haben Sie Ihre Meinung geändert, ist Ihr Verdacht verschwunden?“

„Ich habe nie einen deutlichen, bestimmten, ausgesprochenen Verdacht gehabt,“ sagte sie endlich mit leiser Stimme. „Als man mir vom Mörder sprach, habe ich, ohne es zu bedenken, einige Worte gesagt, denen man nicht zu großes Gewicht beilegen muß ... Ich wollte um Alles in der Welt nicht einen Unschuldigen kompromittiren.“

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein, Sie können nur Solche ernstlich kompromittiren, welche es verdienen. Ich will die Exaltation, in welcher Sie sich befanden, natürlich in Rechnung bringen. Sie sprachen, hat man gesagt, von einer Person, welche vor drei Tagen hieher gekommen ist?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete sie mit leiser Stimme.

„Wir haben heute den Sechsundzwanzigsten. Es handelt sich also um den Dreiundzwanzigsten.“

Sie bejahte.

„Ihr Vater war abwesend?“

„Ja, mein Herr, er war wie gewöhnlich nach dem Frühstück ausgegangen.“

„Und wie ist diese Person da hereingekommen?“

„Sie hat an der Gartenthüre geläutet. Ich verschloß dieselbe stets, wenn ich mich mit der Bedienerin allein befand.“

„Man hat dem Besucher aufgemacht und hat ihn in's Haus geführt?“

„Das heißt, mein Herr, er ist von selber hereingekommen. Ich schrieb auf meinem Zimmer, als ich plötzlich auf der Stiege draußen Schritte hörte. In der Meinung, daß Papa zurückgekehrt sei, lief ich in's Vorhaus hinaus und erblickte einen Fremden, welcher bereits einige Stufen erstiegen hatte. ‚Wer sind Sie, mein Herr? Was wollen Sie?‘ fragte ich ihn ganz bestürzt. ‚Ich möchte mit Kapitän Guérin sprechen.‘ ‚Er ist nicht zu Hause,‘ antwortete ich rasch. Und die Bedienerin, welche hinter dem Mann heraufkam, entschuldigte sich mit den Worten: ‚Der Herr hat mich gebeten, ihn im Salon auf den Herrn Kapitän warten zu lassen ...‘ Ich wußte nicht recht, was ich thun sollte, ich wollte nicht zeigen, daß ich Furcht hatte; und so ließ ich den Mann heraufkommen und in dieses Zimmer hier eintreten.“

„Sie sind mit ihm da geblieben?“

„O nein, ich habe ihn allein gelassen und bin in den Garten gelaufen; dort fürchtete ich mich nicht mehr, dort fühlte ich mich in Sicherheit.“

„Und wie lange ist er hier geblieben?“

„Eine gute Viertelstunde. Er ist dann von selber wieder



Schäfers Heimkehr. Nach dem Gemälde von Jac. Grünenwald. (S. 50.)
(Kopie der Stahlstichprämie dieses Jahrgangs.)

herabgekommen und hat mich im Garten angesprochen, um mir zu sagen, daß er nicht länger warten könne und am nächsten Tage wiederkommen wolle."

„Erinnern Sie sich an die Züge dieses Mannes, mein Fräulein?"

„Nicht so genau, um sie Ihnen beschreiben zu können. Aber wenn ich ihn wiedersehe, ich glaube, ich würde ihn unter Hunderten wieder erkennen."

„Ist Ihnen seine Häßlichkeit aufgefallen?"

„Nicht so eigentlich seine Häßlichkeit ... aber er sah so falsch, so böse aus," sagte sie in einem Ton, als ob es sie wie Schauder überrieselte. „Er schaute mich an, wie man eine Person anblicken muß, die man haßt. Ja, dieser Ausdruck von Haß war es, der mich so betroffen machte."

„Sie haben jedenfalls eine lebhafte Einbildungskraft, mein Fräulein. Glauben Sie nicht, daß dieselbe Sie getäuscht haben kann?"

„O nein! In diesem Falle sicher nicht."

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Junge Dame (in einen Spielwaarenladen tretend): Ich wünsche Badepuppen zu sehen. Die sind mir zu groß; ich wünsche ganz kleine Puppen. Nein, noch kleinere, noch viel kleinere!

Commis: Ich werde Ihnen gleich noch einige Puppen vom Lager holen, gnädiges Fräulein, die werden Ihnen gewiß genügen. Es ist ganz was Riesiges, wie klein die sind.



„Ja, meine Herren, wenn Schiller nach mir gelebt hätte, so würde ich ihn sofort als Plagiator verklagen, denn genau dasselbe, was er in seiner Glocke sagt: ‚Drum prüfe, wer sich ewig bindet' 2c. — hab' ich schon vor zwei Jahren, — freilich mit anderen Worten — meiner Tochter gesagt: ‚Kathrine', sagte ich zu ihr, ‚überleg Dir's wohl, ehe Du den Mayer Anton nimmst, ob auch Dein Herz diesem Windbeutel ordentlich zugeneigt ist!'"



Dame: Sie wollen meinen Dienst verlassen, Adele? Ich dachte, wir wären doch wenigstens ein Jahr lang zusammen geblieben.

Zofe: Ich war ja so weit auch ganz zufrieden mit Ihnen, gnädige Frau; aber das Leben hier im Hause ist doch etwas gar zu einseitig; es gibt doch gleich viel mehr Anregung, wenn auch männliche Dienerschaft im Hause gehalten wird.



Vater: Deine Censur, liebes Mariechen? Schön, gib her! Hoffentlich sagt sie uns das Beste von Deinen Kenntnissen, Deinen Fortschritten und Deinem Fleiß. (Liest.) Hm! hm! ei! ei! Das lautet ja aber gar nicht erfreulich. Das sind ja lauter Rügen, liebe Tochter, und nichts wie Tadel!

Mutter: Schämst Du Dich nicht, Mariechen, uns eine so schlechte Censur heimzubringen? Du hättest ein Beispiel an Dora Hagedorn nehmen sollen, — sie ist viel jünger wie Du, geht erst seit einem halben Jahr in die Schule und hat ein vorzügliches Zeugniß bekommen. In allen Fächern „gut", sagt ihre Mutter.

Mariechen: Dora Hagedorn? Ja, das glaube ich, Mama! Was hat Die aber auch für kluge Eltern!



Unteroffizier: Was ist das, was ich da an die Tafel gezeichnet habe?

Erster Soldat: En Strich!

Unteroffizier: Falsch — Folgender.

Zweiter Soldat: Ene Linie!

Unteroffizier: Falsch — Folgender.

Dritter Soldat: Die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten.

Unteroffizier: Alles falsch, ihr Schafsköppe un keen Ende; — das ist ein Balken!



Norddeutscher Schüler (hat erst vor Kurzem das Gymnasium zu Frankfurt a. M. bezogen und wird am ersten Sonntage nach seiner Ankunft durch ein heftiges Klopfen an seiner Thür geweckt): Holla! wer klopft denn da so ungestüm? Wer ist denn da?

Stimme von außen: Die Pred'ger.

Schüler (fährt erschrocken von seinem Lager in die Höhe): Was denn für Prediger?

Stimme von außen: Die Milchpred'ger!

Schüler (für sich): Was mag denn das nun wieder für eine Sekte sein? (Er öffnet und sieht sich — dem Semmeljungen gegenüber, der ihm seine Milchbrödchen — „Milchpreetcher" — zum Kaffee anbietet.)

Nach einer kleinen Pause fuhr der Untersuchungsrichter fort:

„Wenn Sie sich seiner Züge nicht ganz genau entsinnen können, so können Sie mir vielleicht wenigstens eine Idee von seiner Gestalt geben!"

„O ja! Er war klein und hatte sehr breite Schultern."

„Und sein Anzug? Erinnern Sie sich an den? Welcher Klasse der Gesellschaft schien er anzugehören?"

„Ich weiß wirklich nicht ... Er war nicht elegant, aber anständig gekleidet."

Plötzlich erinnerte sich der Untersuchungsrichter einer speziellen Notiz in dem Rapporte des Doktor Tardieu, und nach einigem Zögern sagte er zu Fräulein Guérin: „Ich habe eine Frage an Sie zu stellen. Vergeben Sie, wenn Ihnen dieselbe peinlich sein sollte — es ist aber meine Pflicht, nichts zu unterlassen, was zur Aufklärung verhelfen kann. Haben Sie Gelegenheit gehabt, die Hände jenes Menschen zu betrachten?"

Sie erzitterte und ihre Bläſſe nahm zu. Aber ſie bezwang ſich, ſammelte ſich wieder und ſagte:

„Ja, ja, ich glaube noch dieſe Hände vor mir zu ſehen… Sie waren ungemein groß, mit langen Fingern.“

„Als Ihr Vater wieder heimkam, da haben Sie ihm wohl von dieſem Beſuche erzählt?“

„Ja wohl. Das war das Erſte.“

„Hat er ſich nicht darüber gewundert?“

„Nein, mein Herr. Er hat mir im Gegentheil geſagt, dieſer Beſuch ſei ganz natürlich; er hatte Jemanden herbeſtellt und dann vergeſſen.“

„Um was hatte es ſich dabei gehandelt?“

Zoë Lacaſſade, welche vor Begierde brannte, ſich in's Geſpräch zu miſchen, konnte ſich nicht mehr enthalten, einzufallen:

„Um das Miethen eines Hauſes auf dem Blumenmarkte, in Batignolles. Der arme Kapitän wollte ſeine Tochter damit überraſchen. Er hatte es mir ſelber geſagt, ich war zwei Tage früher mit ihm gegangen, das Haus zu beſichtigen.“

„Es gibt alſo einen Wohnungsagenten in der Gegend?“

„Ja, mein Herr, an der Ecke der Avenue Clichy.“

„Wir werden gleich ſehen, ob es ſich um dieſe Perſon handelt… Ich werde den Mann holen laſſen.“

Dann wandte er ſich an Fräulein Guérin:

„Ich bitte Sie dieſer langen Unterredung wegen tauſendmal um Entſchuldigung, mein Fräulein. Wollen Sie ſich ausruhen. Ich habe ſpäter nur mehr einige Worte zu wechſeln mit Ihnen.“

Sie verneigte ſich ſchweigend und trat in das Todtenzimmer, während Herr von Beaudin in's Parterre hinabſtieg und einem ſeiner Inſpektoren Befehle gab. Eine halbe Stunde ſpäter kehrte derſelbe mit dem Wohnungsagenten zurück, und es zeigte ſich, daß derſelbe nicht hier geweſen war und daß der Kapitän vor ihm geſagt hatte:

„Wer mag denn dann nur während meiner Abweſenheit nach mir gefragt haben?“

Auch Fräulein Guérin erklärte, daß der Mann, den man ihr vorſtellte, ihr ganz unbekannt ſei.

Es handelte ſich jetzt darum, zu wiſſen, ob jener Eindringling mit einem der beiden in der Nacht vom Vierundzwanzigſten auf den Fünfundzwanzigſten geſehenen Männer identiſch ſei. Nach den Vergleichungen und den Ausſagen, welche der Unterſuchungsrichter von den Zeugen erhielt, fiel die Antwort bejahend aus.

Sofort, nachdem Herr von Beaudin Batignolles verlaſſen hatte, begab er ſich in den Juſtizpalaſt, wo er den Chef der Sicherheitspolizei bereits in ſeinem Kabinete fand.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Verdächtige.

Der Sicherheitschef theilte dem Unterſuchungsrichter alle neuen Anhaltspunkte mit, welche der Tag gebracht hatte.

Ein Droſchkenkutſcher, welcher den Lauf der Affäre aus den Journalen erfahren hatte, war auf die Präfektur gekommen und hatte erklärt:

„Am Dreiundzwanzigſten gegen elf Uhr Morgens habe ich einen Herrn vom Boulevard Montmartre nach der Barrière von Clichy führen müſſen. An der Mauth ſtieg er aus, bezahlte mich und fügte gleichſam als Erklärung hinzu: ‚So, ich fahre nur bis daher, weil die Fahrt außerhalb der Linien zu viel koſtet und ich noch einen weiten Weg über Land habe.‘“

Der Kutſcher hätte dieſen Worten keine weitere Wichtigkeit beigelegt, wenn er nicht bald Gelegenheit gehabt hätte, dieſelben als Lüge zu erkennen. Er war am Haltorte in die nächſte Schenke getreten, um eine Erfriſchung zu ſich zu nehmen, und als er dieſelbe nach ungefähr zwanzig Minuten wieder verließ, ſah er ſeinen Mann, wie derſelbe vom Boulevard Beſſières zurückkam und zu Fuß durch die Avenue Clichy zurückging. Der Mann hatte alſo den Kutſcher abſichtlich täuſchen wollen, war durch die Barrière zurückgekommen und hatte ſich nach dem Orte begeben, wo am nächſten Tage ein Verbrechen begangen wurde.

Das Signalement dieſes Menſchen ſtimmte genau mit dem ſchon vorhandenen überein.

„Das Ganze hat ſeit geſtern ſozuſagen einen Körper bekommen,“ ſagte der Unterſuchungsrichter. „Wir haben wohl den Mörder noch immer nicht, wir wiſſen nicht einmal ſeinen Namen oder Stand, aber wir kennen theilweiſe ſeine Phyſiognomie. Seine Umriſſe ſtehen klar und deutlich vor uns… Sie haben hoffentlich das annähernde Signalement an alle Kommiſſariate von Paris geſendet, Herr Claude?“

„Natürlich — ich habe es ſogar telegraphiſch an unſere Haupthafenſtellen und an die Grenzen geſchickt, aber nur um mein Gewiſſen zu beruhigen, denn ich zweifle an dem Erfolge eines doch etwas unbeſtimmten Signalements. Uebrigens würde ich darauf wetten, daß unſer Mann ſich in Paris befindet. Man plant und kombinirt eine That nicht ſo ſchlau und mühſam, um nach derſelben ſogleich die Flucht zu ergreifen. Man ſetzt ſich auch nicht der Gefahr aus, auf der offenen, bewachten, weithin ſichtbaren Landſtraße feſtgehalten zu werden, wenn man ſich in einem der Tauſende von Winkeln von Paris verſtecken kann.“

„Da bin ich Ihrer Meinung; aber Beiſpiele zeigen uns, daß der ſchlaueſte und planmäßigſte Mörder nach geſchehener That oft plötzlich den Kopf verliert und vor ſich hinrennt, wie ein ſcheu gewordenes Thier. — Aber wir ſprechen da nur immer von einem Individuum. Und das andere, jener Mitſchuldige, deſſen Exiſtenz Sie behaupten?“

„Auch über ihn habe ich neue Daten. Ein Bewohner von Batignolles, welcher gegen halb elf Uhr Abends heimging, begegnete der Blanchard, der Bedienerin Guérin's, unter der Eiſenbahnbrücke am Ende der Rue Marcadet. Er hat ſie genau wieder erkannt, da ſie einige Monate hindurch in ſeinen Dienſten geſtanden hatte. Dieſer Frau folgte in jenem Augenblicke des Begegnens ein Individuum, welches zu ihr ſprach. Bald darauf waren Beide in der Dunkelheit verſchwunden.“

„Und Sie ſchließen daraus?“

„Daß mein zweites Individuum, dasjenige, deſſen Fußſpuren ich im Garten entdeckt habe, die Aufgabe hatte, ſich auf dem Wege der Bedienerin zu finden, ihr zu folgen und ſich von ihr auf irgend eine Art den Schlüſſel zu verſchaffen.“

„Und haben Sie das genaue Signalement dieſes Individuums?“

„Ein genaues? Nein. Aber es iſt ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit ausdrucksvollem Blicke, mittlerer Größe, mager, mit abfallenden Schultern. Er hatte ziemlich ſtarke Haare, einen Vollbart, und ſeine Kleidung beſtand aus einem kurzen Rocke, dunklen Hoſen und einem weichen Hute. Gerade ſo wird das Individuum beſchrieben, das man ſpäter vor dem Gaſthauſe ‚zur Gabel‘ und in der Avenue Clichy geſehen haben will. Nachdem er alſo ſeine Aufgabe vollbracht hatte, ſuchte er wieder ſeinen Mitſchuldigen auf.“

„Schön,“ ſagte der Unterſuchungsrichter. „Die Bedienerin wird wohl ſorgfältig überwacht, nicht wahr?“

„Ja wohl. Ich habe ſie meinem geſchickteſten Detektiv übergeben.“

„Haben Sie in dieſem Augenblicke noch einen ebenſo geſchickten, womöglich noch geſchickteren Agenten zur Verfügung? Es handelt ſich nämlich um Folgendes.“

Damit theilte er dem Sicherheitschef ſeine Unterredung mit dem Notar mit und den Wunſch, der ihn beſeelte, das Geheimniß zu durchſchauen, welches die Exiſtenz des Fräuleins von Villeneuve umgab.

„Ja,“ ſagte Herr Claude, nachdem er aufmerkſam zugehört hatte. „Es liegt in der That etwas Geheimnißvolles in der Sache, und ich begreife, daß die Unterſuchung ſich derſelben bemächtigt. Dieſe beraubte Erbin könnte wohl die Idee gefaßt haben, dem Kapitän mit Gewalt dasjenige wieder zu entreißen, was ihm das Gericht zuerkannt hatte, eine halbe Million. Und es würde mich gar nicht in Erſtaunen ſetzen, wenn ſie die leitende Hand des ganzen Trauerſpiels wäre.“

„Nicht wahr, dieſe Idee kommt Ihnen wie mir?“

„Ja, und trotz aller meiner Verſuche, dieſelbe zu verſcheuchen; denn man muß geſtehen, daß von dieſer Seite her die materiellen Indizien ganz und gar mangeln… Aber wenn Sie nichts dagegen haben, Herr Unterſuchungsrichter, ſo will ich in dieſer Unternehmung nicht einen männlichen, ſondern einen weiblichen Detektiv beſchäftigen. Irgend ein geſchicktes, ſchlaues Geſchöpf, wie ich eben jetzt eines unter der Hand habe.“

„Handeln Sie darin ganz nach Gutdünken. Aber ehe wir uns trennen, reſumiren wir genau die Situation, ſtellen wir den Punkt feſt, bei welchem die Inſtruktion ſeit zwei Tagen angelangt iſt. Alſo. Ein Menſch dringt in der Nacht vom Vierundzwanzigſten zum Fünfundzwanzigſten in das Haus Guérin ein; nicht bloß um zu rauben, und nur, ſobald er ſich vertheidigen muß, im ſchlimmſten Falle auch zu morden, wie dieß bei den meiſten ähnlichen Verbrechen der Fall iſt; ſondern um vor Allem den Kapitän zu erwürgen und ihn dann zu berauben. So erhellt es wenigſtens aus der Lage des Opfers auf dem Bette. Der fragliche Mann verſchwindet nach dem Verbrechen, aber man hat ihn vorher geſehen. Er iſt es wahrſcheinlich, der ſich an die Barrière von Clichy führen läßt, Paris verläßt, um nach einigen Minuten daſſelbe wieder zu betreten, nach dem Hauſe auf dem Boulevard Beſſières geht und daſſelbe mit Muße ſtudirt. Er iſt es auch, den man in der Nacht des Mordes in der Avenue Clichy wiederfindet. Dieſer Mann, deſſen Signalement wir haben, muß ausgeforſcht und feſtgenommen werden. Dabei, mein lieber Herr Claude, rechne ich vor Allem auf Ihre Thätigkeit, und —“ fügte der Unterſuchungsrichter lächelnd hinzu, „auch ein wenig auf den Zufall, welcher uns — geſtehen wir's — oft die allerbeſten Dienſte leiſtet. — Neben dieſem Individuum meldet man noch ein zweites. Man ſieht es gegen zehn Uhr Nachts der Bedienerin des Hauſes Guérin folgen. Man findet daſſelbe gegen Mitternacht allein am Eingange der Avenue Saint Ouen. Dann eine Stunde ſpäter in Geſellſchaft ſeines Mitſchuldigen in der Avenue Clichy … endlich glauben Sie ſeine Fußſtapfen im Garten des Boulevard Beſſières entdeckt zu haben, da Sie die Fußſpuren von zwei Männern melden. Dieſer zweite Verbrecher iſt uns phyſiſch weniger bekannt als der erſte. — So. Dieß ſind beiläufig die materiellen Indizien, die wir bis jetzt geſammelt haben. Bleiben noch einige rein moraliſche Anzeichen. Sie werden uns von zwei Perſonen geliefert. Da haben wir vor Allem die Bedienerin. Alles deutet an, daß man ſich ihres Schlüſſels bedient hat, um in das Haus zu dringen. Hat ſie ihn dazu hergegeben, oder hat man ihr denſelben entwendet? Ich weiß das nicht. Aber da ſie ſich am nächſten Morgen wieder im Beſitze dieſes Schlüſſels befand, ſo iſt es erlaubt, zu glauben, daß ſie mit dem Mörder in irgend einem Verkehre ſteht, und daß er ſie zu einer gegebenen Zeit aufſuchen, oder ſie ſich zu ihm begeben wird.“

„In dem einen wie in dem andern Falle wird er feſtgehalten,“ warf der Sicherheitschef ein.

„Wir kommen jetzt,“ fuhr der Richter fort, „zu Fräulein Simonnet, genannt von Villeneuve. Ihre Vergangenheit, das Geheimniß, welches ſie umgibt, ihre Enttäuſchungen in der Erbſchaftsangelegenheit, und vor Allem unſere Einbildungskraft bezeichnen ſie als die Urheberin des Verbrechens. Verlieren wir ſie alſo ja nicht aus den Augen, und ſobald ſich einer unſerer beiden Männer in ihrer Nähe blicken läßt, wiſſen wir auch, woran wir ſind… Das wäre denn ſo unſere Bilanz, mein lieber Herr Claude, heute am 26. März. Handeln wir jetzt ein Jeder ſo eifrig wir können, und theilen wir uns alles Neugefundene unverzüglich mit.“

*

Ein beſcheidener Todtenwagen der Entrepriſe brachte am 27. März die Leiche des Kapitäns Guérin nach dem Friedhofe von Saint Ouen.

Dieſer einfache Wagen aber bog ſich faſt unter der Laſt von Kränzen und Blumen, und mehr als tauſend Perſonen folgten demſelben zu Fuße. Sie bildeten zugleich das Geleit Jeanne Guérin's, welche mit Zoë Lacaſſade in dem einzigen Trauerwagen ſaß.

Nach der Beerdigung kehrte Jeanne heim, eine Beute der herzzerreißendſten Verzweiflung; ſie warf noch einen letzten Blick auf dieſes Haus, in welchem er gelebt hatte, auf dieſen Garten, in welchem er für ſie gearbeitet hatte, auf das Zimmer, in welchem er geſtorben war — dann brachte man ſie fort — faſt mit Gewalt, halb ſterbend.

(Fortſetzung folgt.)

Das Ochſenmenuet.

Der berühmte Komponiſt Joſeph Haydn erhielt einſt in Wien den Beſuch eines ehrſamen, wohlgenährten Fleiſchers, der ihn ohne Umſchweife folgendermaßen anredete:

„Ich habe beſtändig, hochgeehrter Herr Kapellmeiſter, ungemeines Wohlbehagen an Ihren Menuetten empfunden; jetzt bedarf ich für die Hochzeit meiner Tochter, die in wenigen Tagen gefeiert werden ſoll, eines ſehr ſchönen und ganz neuen Menuets, weßhalb ich mich vertrauensvoll an Euer Gnaden wende mit dem Verſprechen, Ihre Mühewaltung ſehr anſtändig anerkennen zu wollen.“

Vater Haydn lächelte über die originelle Huldigung, verſprach dem kunſtſinnigen Fleiſcher, ohne einen beſtimmten Preis zu ſtellen, das Tonſtück auf übermorgen und hielt Wort.

Einige Tage ſpäter vernimmt der berühmte Künſtler Muſik unter ſeinem Fenſter; er horcht und glaubt ſeine con amore geſchriebene Kompoſition zu erkennen, öffnet deßhalb das Fenſter und ſieht nun einen herrlichen Ochſen mit vergoldeten Hörnern, der bekränzt und von Muſikern umringt iſt.

Der wackere Fleiſcher ſtürmt in demſelben Moment in's Zimmer, äußert gegen den großen Tondichter die Empfindungen, von denen ſein erkenntliches Herz durchdrungen iſt, und ſchließt ſeine Anſprache mit den Worten:

„Kurz, mein hochverehrter Herr Kapellmeiſter, ich glaubte, daß ein Fleiſcher Ihnen ſeine Dankbarkeit für ein ſo herrliches Menuet nicht beſſer bezeugen könnte, als wenn er Ihnen ſeinen beſten Ochſen verehrte.“

Vater Haydn mußte das ſtattliche Thier annehmen und ſein trefflich gelungenes Tanzſtück blieb viele Jahre lang unter dem Namen des „Ochſenmenuets“ die Wonne tanzluſtiger Männlein und Fräulein.

Sonderbar iſt, daß man den Urſprung des Menuets noch nicht entdeckt hat, eines Tonſtücks, deſſen Ausdruck edel, deſſen Charakter voll Anſtand ſein muß. Wollte man das Menuet gleich ſo vielen eleganten Kunſtprodukten den Franzoſen vindiziren, ſo könnte es nur am Verſailler Hofe zur Zeit der aus Spanien importirten höfiſchen Etikette erfunden und ausgebildet worden ſein, denn der eigenthümliche Nationalcharakter des franzöſiſchen Volkes widerſtrebt ganz der langſamen, feierlichen, hin und wieder etwas einförmigen Bewegung des Menuets.

Th. B.

Lotteriezihungen im Monat September.

Am 1. Oeſterreichiſche 100=Gulden=Looſe vom Jahre 1864, 1400 Stück, höchſter Preis 200,000, niedrigſter 200 fl., zahlbar am 1. Dezember 1879 (72. Ziehung). — Stadt Augsburg 7=Gulden=Looſe vom Jahre 1864, 800 Stück, höchſter Preis 4000 fl., niedrigſter 9 fl., zahlbar ſofort (30. Ziehung). — Graf Pappenheim 7=Gulden=Looſe, 3500 Stück, höchſter Preis 9000, niedrigſter 7 fl., zahlbar am 1. Dezember 1879 (31. Ziehung). — Stadt Brüſſel 100=Franken=Looſe, 1011 Stück, höchſter Preis 40,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1879 (35. Ziehung). — Stadt Oſtende 25=Franken=Looſe, 269 Stück, höchſter Preis 8000, niedrigſter 30 Fr., zahlbar am 2. Januar 1880 (42. Ziehung). — Stadt Lille 100=Franken=Looſe, 2013 Stück, höchſter Preis 25,000, niedrigſter 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (39. Ziehung). — Stadt Hamburg 100=Mark=Banko=Looſe vom Jahr 1846, 2050 Stück, höchſter Preis 115,000, niedrigſter 156 M.=Bko., zahlbar am 1. November 1879 (33. Ziehung). — Gothenburg. Handels=Co. 15=Kronen=Looſe vom Jahr 1876, 1700 Stück, höchſter Preis 72,000, niedrigſter 16 Kr., zahlbar am 1. November 1879 (9. Ziehung). — Stadt Tournai 50=Franken=Looſe vom Jahr 1873, 130 Stück, höchſter Preis 4000,

niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1879 (12. Ziehung). — Am 13. Russische 100=Rubel=Loose vom Jahr 1866, 3000 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1879 (27. Ziehung). — Russische 100=Silber=Rubel=Loose à 5% vom Jahr 1866, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Silber=Rubel, zahlbar am 13. Dezember 1879 (27. Ziehung). — Am 15. Fürst Palffy 40=Gulden=Loose vom Jahr 1855, 1000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. März 1880 (34. Ziehung). — Preußische 100=Thaler=Loose à 3½% vom Jahr 1855, 3000 Stück, Prämienziehung am 15. Januar 1880. — Dessauer 100=Thaler=Loose à 3½% vom Jahr 1857, 400 Stück, Prämienziehung am 15. Januar 1880. — Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 466 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Oktober 1879 (30. Ziehung). — Stadt Paris 500=Franken=Loose vom Jahr 1865, 931 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1880 (57. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10=Franken=Loose, 500 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1879 (52. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 394 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (34. Ziehung). — Am 30. Badische 35=Gulden=Loose, 8000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. April 1880 (135. Ziehung).



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Ein Bekleidungsmaterial aus Schwämmen. Der Stoff, welchen der Erfinder Transpireusenstoff nennt, wird aus Badeschwamm hergestellt, indem der Schwamm nach vorhergegangener Reinigung und Schmeidigung (!) künstlich planifizirt (!) wird. Der als Rohstoff benützte Badeschwamm ist bis jetzt noch nicht für plastische Zwecke verwendet worden. Um denselben hiefür tauglich zu machen, müssen zunächst alle fremdartigen Bestandtheile vollständig entfernt werden. Meistens sind es Kalktheile und vegetabilische Stoffe. Da dieselben zu groß sind, um ohne Weiteres ausgewaschen zu werden, so wird der Schwamm zuerst mit einem schweren Hammer geklopft und dadurch die darin befindlichen fremdartigen Stoffe zertrümmert. Dann wird der Schwamm tüchtig ausgeklopft; hierauf legt man ihn in's Wasser und wäscht die staubigen Bestandtheile heraus. Nachdem der Schwamm trocken geworden, wird er mittelst eines sehr scharfen Messers wie eine Kartoffel geschält und die Schalen mit einem schwammartigen (?) Zwirn zusammengenäht; der so erhaltene flächenförmige Stoff kann jetzt zu Kleidern jeder Art, beziehungsweise vom Schuhmacher verarbeitet werden. Während die Wollstoffe, welche zu sogenannten Gesundheitshemden verwendet werden, durch ihren Farbstoff, der sich bei längerem Gebrauch nach und nach löst, schädlich werden können und somit besondere Färbeverordnungen nothwendig machen, ist der Transpireusenstoff, da er nicht gefärbt ist, nach dieser Richtung hin unschädlich. Der Schwamm selbst hat sich, so lange er als Waschmittel gebraucht wird, stets als ganz unschädlich gezeigt. Der Transpireusenstoff kann als Schweißentferner zu Hemden, Leibbinden, Beinkleidern, Hutfutter, Unterstrümpfen und ähnlichen Bekleidungsgegenständen verwendet werden. Er nimmt den Schweiß des Körpers in größter Menge auf, wodurch die Schweißentwicklung in keiner Weise aufgehalten wird. Mit großer Leichtigkeit ist die aufgenommene Feuchtigkeit wieder zu entfernen und das betreffende Kleidungsstück wieder zweckdienlich zu machen. Da der Schwamm ein schlechter Wärmeleiter ist, so erhält er eine gleichmäßige Temperatur. Im Sommer scheint er daher zu kühlen, im Winter zu wärmen und schützt gegen Erkältung, die Ursache so vieler Krankheiten. Durch seine Geschmeidigkeit verhindert er, wenn er als Hose verwendet wird, das sogenannte „Wolfreiben“, welches bei minder elastischen Hosen zuweilen vorkommt. In allen Fällen ist der Bekleidungsstoff leicht und schnell zu reinigen. Als Umschlag der Kaltwasserheilmethode kann der Transpireusenstoff ebenfalls mit Vortheil verwendet werden, da er, angefeuchtet, nicht so leicht trocknet.

Hauswirthschaft.

Verwendung der Salicylsäure zur Konservirung von Fruchtsäften, eingemachten Früchten 2c. Die Salicylsäure verhindert bei einem Zusatz von ½—1 Gramm per Liter oder Kilogramm in jeder zuckerhaltigen Flüssigkeit die Gährung und Schimmelbildung. Fruchtsäfte aller Art, als Trauben, Obst und Beerensäfte, Kompote und sonstiges Eingemachtes, bleiben daher durch Zusatz von ½—1 Gramm Salicylsäure per Kilo Saft oder Kompot jahrelang ohne Aufkochen unverändert. Hat man Früchten aller Art beim Einmachen Salicylsäure zugesetzt, so werden sie vor Gährung und Schimmel bewahrt, ob wenig oder viel Zucker beigegeben wurde. Versuche ergaben, daß Apfel= und Birnenkompote, die im September vorigen Jahres mit dem sehr geringen Zuckerzusatz von 1 Kilo auf 5 Kilogramm Früchte zubereitet und während zehn Monaten, welche nun seit der Herstellung derselben verflossen sind, vielmals geöffnet und gekostet wurden, noch keine Spur von Schimmelbildung, Säuerung oder Gährung zeigten. Ebenso ist es möglich, Kirschen und Heidelbeeren zu Kompoten einzukochen, welchen höchstens der zehnte bis fünfzehnte Theil ihres Gewichts an Zucker beigegeben werden muß, um sich, mit Salicylsäure konservirt, von einem Jahr zum andern unverändert in Geschmack und Güte zu erhalten. Bei Fruchtkompoten ist jedoch sehr Sorge dafür zu tragen, daß sich die Salicylsäure auch in der That löst und gleichmäßig mit der ganzen Masse vermischt. Dieß erreicht man am besten dadurch, daß man die Salicylsäure nach und nach trocken in die kochende Fruchtmasse während des Kochens oder kurz vor dem Fertigkochen einträgt und verrührt, so daß sich keine der Lösung längere Zeit Widerstand leistende Klümpchen bilden können, oder daß man die Salicylsäure mit einer Portion Fruchtsaft glatt rührt und dann der ganzen kochenden Fruchtmasse beigibt. Jedenfalls dürfen nach Fertigstellung des Eingemachten keine weißen Flocken mehr darin sichtbar sein. Eine eigenthümliche Art der Konservirung mit Salicylsäure ist, wenn man die kalten, ungekochten Früchte mit dem Saft derselben Früchte übergießt, so daß dieselben ganz davon bedeckt sind. Der Saft wird vorher erwärmt und, mit 3 Gramm Salicylsäure versetzt, wieder erkalten gelassen. Auf diese Weise kann man Früchte, wie Kirschen, Pflaumen 2c., den ganzen Winter hindurch ungekocht aufbewahren, so daß sie zu jeder Verwendung noch geeignet sind. Bei dieser Gelegenheit soll wiederholt noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß ein Zusatz von 10 Gramm Salicylsäure pro Hektoliter den Wein im Anbruch kohnfrei erhält; selbstverständlich hat der Zusatz zu geschehen, wenn der Wein noch klar und kohnfrei ist.

Landwirthschaft.

Mittel gegen den Kartoffelkäfer. Bisher hat man bekanntlich in Amerika nur das sogenannte Schweinfurter Grün, welches sehr giftig ist, gegen dieses Ungeziefer in Anwendung gebracht. Jetzt wird von einem amerikanischen Chemiker (im Boston Journal of Chemistry) statt desselben karbolsaurer Kalk, ein Präparat aus Karbolsäure und Kalk, zur Vertilgung des Käfers empfohlen. Dasselbe soll ebenso wirksam sein als das Schweinfurter Grün, ohne dessen giftige Eigenschaften zu besitzen. Andererseits wollen amerikanische Farmer die Entdeckung gemacht haben, daß Flachs, zwischen die Reihen der Kartoffeln gesät, ein gutes Mittel gegen den Käfer sei. Er soll das betreffende Feld verlassen und nicht mehr dahin zurückkehren.

Handel.

Butterversendung in Blechbüchsen. Die seit mehreren Jahren in Kopenhagen aufgekommene Methode der Versendung von Butter in hermetisch verschlossenen Blechbüchsen (Tins) ist jetzt von größeren dortigen Butterhandlungen ausschließlich adoptirt worden. Diese Art des Exports hat so bedeutend an Umfang gewonnen, daß die große Nachfrage nach der dazu verwendeten feinsten Rittergutsbutter in den letzten zwei Jahren mehrfache, sehr erhebliche Preissteigerungen für dieselbe veranlaßte. Der Zweck dieser vorwiegend für den überseeischen Transport berechneten Verpackungsart, die Butter gegen die Einwirkungen von Luft und Wärme zu schützen, wird so vollständig erreicht, daß beispielsweise Butter, welche von Kopenhagen nach China und wieder zurückgegangen war, noch frisch und wohlschmeckend befunden wurde. Diese Art der Butterausfuhr findet hauptsächlich nach China, Brasilien, Java, Spanien, Grönland statt. Die gewöhnliche Größe der Blechdosen, deren Volumen für 1 bis 28 englische Pfund berechnet wird, gestattet die Aufnahme von 4 Pfund Butter. Die Dosen werden inwendig mit von Salzlauge durchdrängtem Holze ausgekleidet und dann verlöthet. Das Löthen geschieht mit großer Vorsicht, um die Butter nicht zu lädiren. In neuester Zeit hat man auch angefangen, Butter zweiter Qualität auf diese Weise zu versenden.

Schach.

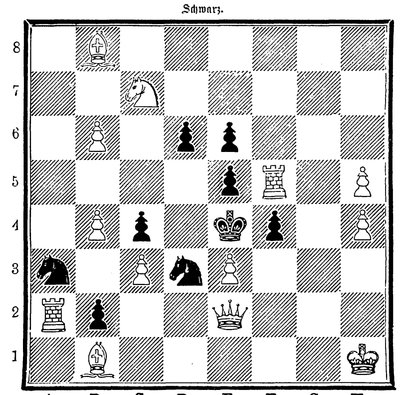
(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 2.

(Aus dem Löwenthal=Problemturnier.)

Motto: „Utrum horum mavis accipe!“

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 28:

Ach! armer, thränenwerther Mann,
Deß Herz, wenn ihn das Veilchen grüßt,
Sich nicht erweitert noch erschließt,
Nicht mit den Vögeln singen kann;
Der, wenn die Lerche wieder singt,
Sich nicht zur Kindeslust verjüngt —
Ach! er hat welk schon und verblichen
Als Greis sich in die Welt geschlichen.

F. A. Krummacher.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 1 in Nr. 1:

Weiß.		Schwarz.
1) L. E 5 — H 8		1) K. F 5 nimmt E 4 oder A, B u. C.
2) L. A 2 — B 1 setzt Matt.		
	A.	
1)		1) L. D 5 nimmt E 4.
2) L. A 2 — E 6 setzt Matt.		
	B.	
1)		1) C 7 — C 6.
2) D. A 7 — H 7 setzt Matt.		
	C.	
1)		1) Beliebig anders.
2) T. E 4 — E 5 setzt Matt.		

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 13. Hrn. A. D. in Deutz. Ihre sonst scharfsinnige Lösung mit 1) L. E 5 nimmt D 4, D 6 — D 5; 2) T. E 4 — G 4 scheitert an D 5 nimmt C 4, worauf ein sofortiges Matt nicht möglich ist. — Hrn. E. H. in Solingen. Mit 1) L. E 5 — H 2 haben Sie eine korrekte zweite Lösung gefunden, welche uns entgangen war. — Hrn. A. K. in Kronstadt. Auf C 7 — C 8 S. folgt F 6 nimmt E 5, und dann kann das Matt mit dem dritten Zuge nicht erzwungen werden.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nr. 12 erhalten von Hrn. E. H. in Solingen, A. D. in Deutz, C. W. in Riga, E. R. in Rathebur, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, C. K. in Nieder=Olm.

Hrn. L. H. in Forbach und Br. in Koblenz. Nr. 11 und Nr. 13 richtig gelöst.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. K. Fr. in Frankfurt a. M. Ihre Annahme ist richtig — Fr. ist die Stadt der guten Rechner.

Hrn. E. Pr. in N. Wir kennen hier keine großen — vielleicht weiß einer unserer Leser eine große Taubenzüchterei namhaft zu machen — nicht in England.

Frau Emma Link in H. Sie werden in dieser Nummer Genaueres über die Verwendung der Salicylsäure zum Einmachen finden.

Hrn. P. N. in Ulm. Ohne Abiturientenexamen in Deutschland nicht, in der Schweiz gleichfalls jetzt.

Frau Emma Meyer in Perleberg. Toussaint=Langenscheidt, Unterrichtsbriefe, französisch und englisch.

Hrn. E. Silber in Mannheim. Man nimmt jetzt vielfach Salicylsäure auch zum Einmachen von Früchten, was nicht so leicht auszuführen ist.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Marie Sch., Metz; Emma Henkel, Breslau; Anna Molle, Berlin; Frieda Simmler, Ulm; Amalie G., Leipzig; Bertha Paulsen, Hamburg; Frau J. Reih. Saarlouis; Hrn. Fr. Kreuz; A. Mushövel, Barmen; W. Rochlitz, Braunschweig; H. Braun, Löbau; O. Fielitz, Berlin; M. Richter, Memel; Jordan, Braunschweig; M. Lenzen, Düsseldorf; Fr. Holze, Trebbin; M. M., Lemberg; J. Funk, Brünn; A. Wittenberg, Salzgitter.

Abonnent in Stralsund. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Briefmarkenzeitung“, Dresden.

Hrn. W. Rochlitz. Wir vermissen bei Ihrer Aufgabe die Lösung.

Frln. Emma Reichel in Wien. Lesen Sie das Werkchen: „Die Kautschukfabrikation“ (Wien, Hartleben) nach.

A. St. in Fünfkirchen. Hendschel's „Telegraph“ erscheint zu Frankfurt a. M. und gibt Ihnen über diese Fragen genau Auskunft.

Hrn. M. Simmond in M. Nr. 1) Es gibt noch mehrere Plon=Plon, Viktor Joseph 2c. Nr. 2) Wahrscheinlich, jedoch mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Besten Dank für die Photographie, die wir jedoch leider nicht verwenden können, weil das für unsern deutschen Leserkreis zu wenig Interesse hat — deßhalb auch die anderen kaum zu berücksichtigen — alles Uebrige durch die Buchhandlung besorgt.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. F. A. 24 in Teplitz. Um schweißige Hände zu heilen, ist uns schon oft Nachfrage geworden. Auf den eigenthümlichen Wunsch aber, solche zu bekommen, sind wir zu antworten nicht gelehrt genug! —

W. G. L. in Hamburg. Gegen eine in Folge eines Kopfleidens eingetretene Gedächtnißschwäche dürfte die Anwendung des konstanten elektrischen Stromes von Erfolg begleitet sein. Schnupfen von Tabak ist Ihnen entschieden schädlich.

Abonnent S. in N... Eine aus skrophulösem Blut entstandene dicke rothe Nase kann nur durch solche Mittel beseitigt werden, welche die allgemeine Blutbeschaffenheit bessern; Aufenthalt in gesunder Luft, kräftige Nahrung und gewisse Heilmittel, deren Anführung uns hier nicht am Platze erscheint, sind zu verordnen. Universalmittel, rothen Nasen wieder ihre ursprüngliche Farbe zurückzugeben, gibt es nicht. In jedem einzelnen Falle muß speziell der ärztliche Rath beigezogen werden; daher beruhen auch alle in Zeitungen angepriesenen bezüglichen Heilmittel auf frechem Schwindel, auch wenn der Ankündiger es wagt, die Reichsgesundheitsbehörde in seine Annoncen als Köder hereinzuziehen. Mit dem Reichsgesundheitsamte ist nämlich ein chemisches Untersuchungslaboratorium verbunden. Von dem Begriffe: „Untersucht“ bei dem Reichsgesundheitsamte bis zu dem Gutachten: Vom Reichsgesundheitsamte „empfohlen“ ist es ungefähr so weit wie von hier bis auf den Mond! —

Anfragen.

7) Wie pflanzt man Weißdornsamen für Weißdornhecken?

Abonnent in Hanau.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 5. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Etwa sechs Wochen nach dem eben geschilderten Vorgange finden wir Johannes in dem Laden des größten Pariser Juweliers, des Herrn J. Robillard, auf dem Boulevard des Italiens.

„Ich komme, mir eine gefällige Auskunft zu erbitten,“ nahm Johannes auf die Frage nach seinem Begehren das Wort.

„Welchen Werth,“ frug Johannes, „kann ein vollkommen tadelloses, schönes Bernsteinstück von der Länge eines halben Meters und dem Durchmesser von acht Zoll wohl haben?“

„Ein Stück von dieser Größe gibt es nicht,“ beeilte sich der Juwelier lächelnd zu versichern.

„Gibt es vielleicht bis jetzt nicht, darf man wohl annehmen, mein Herr,“ warf Johannes ein. „So viel ich von der Sache verstehe, unterliegt die Größe der gefundenen Bernsteinstücke dem Zufall, ebensogut wie ein Stück von einem Zoll gefunden wird, kann ein solches zu dreißig, vierzig Zoll sich finden.“

Der Juwelier verbeugte sich, verbindlich zustimmend.

„Natürlich, wer könnte der Natur Grenzen stecken wollen, wer den Zufall ableugnen; dennoch, mein Herr, ist man berechtigt, nach dem, was seit zwei Jahrtausenden zu Tage gefördert wurde, anzunehmen, daß der Bernstein in so großen Stücken gar nicht vorkommt. Die Bernsteinschale im Nationalmuseum zu Neapel, in Pompeji gefunden, die Bernsteindose im grünen Gewölbe in Dresden sind aus den größten Bernsteinstücken gefertigt, welche das Alterthum, wie die neuere Zeit aufzuweisen hatten, und diese sind nicht halb so umfangreich, als die von Ihnen hier aufgestellte Größe.“

„Es handelt sich um eine wissenschaftliche Frage, mein Herr,“ fuhr Johannes unbeirrt fort. „Welchen Preis würden Sie zum Beispiel, sollte Ihnen ein solch' tadelloses Stück zum Kauf angeboten werden, zahlen?“

„Nun, mit Vergnügen sofort dreimalhunderttausend Franken, denn zu diesem Preis würde es mir das hiesige, wie auch das Londoner Naturalienkabinet abkaufen — der Kaiser von Rußland oder vielleicht irgend ein reicher Sammler und Liebhaber würde vielleicht sogar das Doppelte zahlen.“

„Mein Herr, wenn Sie Jemand beim Wort nähme?“ setzte Johannes das Gespräch fort.

Der Juwelier schaute den großen, schönen, eigenthümlich stolz aussehenden Mann mit dem geistvollen, fremdartigen Gesicht überrascht an.

„Haben Sie einen Auftrag vielleicht — Sie sind kein Franzose?“

„Nein, mein Herr, ich bin Russe,“ antwortete Johannes.

„Kennen Sie Jemand, der ein solches Stück unter der Hand vielleicht verkaufen oder dieß belehnt haben möchte?“ erkundigte sich der Juwelier.

„Es könnte sein,“ erwiederte Johannes, „wenn die betreffende Person völlig auf Ihre Verschwiegenheit rechnen dürfte. Es handelte sich in diesem Fall um eine Belehnung mit einem Dritttheil des von Ihnen angegebenen Werthes.“

„Mein Herr,“ nahm jetzt der Juwelier das Wort, „ich will offen gegen Sie sein. Wenn ich das Stück nach dem gewöhnlichen Zinsfuß — und Wucher treibe ich nicht — belehnte, so besteht mein Vortheil einzig und allein darin, daß ich diese kostbare Seltenheit, dieses Juwel ohne Rivalen in der Welt, in meinem Schaufenster ausstellen darf. Das bringt meinen Namen durch alle Journale, erwähnt mein Geschäft in allen Theilen der Erde und zieht mir halb Paris und ganz London zu meinem Gewölbe — darin bestände mein Geschäft, das ich mit der Belehnung machte. — Ich würde das Geld zinslos vorschießen, aber einzig und allein unter dieser Bedingung: über die Herkunft des Stückes und wie ich in seinen Besitz gelangt, bin ich nur den Gerichten, falls diese aus besonderen Gründen es verlangten, Auskunft schuldig; es liegt in meinem Interesse, den Schleier des Geheimnisses über das plötzliche Auftauchen dieser Kostbarkeit sorgsamst zu bewahren.“

„Ich glaube mit einem Ehrenmann zu thun zu haben,“ sprach jetzt Johannes, „und will Ihnen viel vertrauen. Versprechen Sie mir, keinem Menschen etwas von dem Vorhandensein des Stückes zu verrathen, wenn ich Sie das Stück sehen lasse und es Ihnen dann nicht gefällt.“

„Ich halte Sie für einen Kavalier, mein Herr,“ antwortete Herr Robillard, „ich glaube, daß es ein reines Geschäft ist, das wir machen, und ebenso können Sie auf mein Ehrenwort bauen, daß ich in jedem Punkt mein Versprechen halten werde, es soll kein Mensch erfahren, daß eine solche Seltenheit existirt, wenn wir uns nicht einigen; doch darf ich nicht im Vertrauen wissen, woher das Stück stammt und wer es besitzt?“

„Das Stück hat noch kein menschliches Auge als das meine gesehen, denn ich habe es an der russischen Ostseeküste gefunden.“

Der Juwelier schaute überrascht den Fremden an.

„Kann Niemand Ansprüche darauf erheben?“ frug er.

„Wer hat es besessen?“ frug



Der Bernsteinsucher. „Das ist meine Tochter,“ stellte der Juwelier vor — „Herr Mielewsky.“ (S. 58.)

Johannes dagegen, „wer weiß, daß es daher kommt, es kann längs der ganzen preußischen Küste, es kann in Dänemark, es kann von Memel bis Petersburg gefunden sein, es kann heute vom Meer ausgespült worden, es kann seit Jahrhunderten unerkannt seines hohen Werthes im Besitze einer obskuren Familie sich befunden haben," schloß Johannes.

„Das ist wahr," gab der Juwelier zurück. „Sie verstehen aber, den Advokaten für Ihre Sache zu machen," fuhr er lächelnd fort. „Bleibt mir Ihr Namen auch Geheimniß?" frug der Juwelier. „Das wäre doch unter diesen Umständen unnöthig."

„Wir können ja ganz offen sprechen, Herr Robillard," nahm Johannes darauf das Wort. „Ich habe das Bernsteinstück gefunden, es kann die Regierung des Landes, wo ich es gefunden, keinen Anspruch darauf erheben, höchstens das Vorkäuferrecht haben wollen. Freilich weiß ja kein Staat, daß es von seiner Küste stammt und keiner kann es beweisen. Ich bin also Russe, nicht wahr? Es könnte Rußland muthmaßen, das Stück sei von seiner Ostseeküste — muthmaßen — weiter nichts, — das gibt nicht einmal das Recht des Vorkäufers, welches einem Staate bei der seltenen Größe des Stückes vielleicht zustände. Mein Name ist übrigens Richard Mielewsky," fuhr Johannes fort, „ich möchte ihn aber nicht, um jede Muthmaßung sogar von uns fern zu halten, bei dieser Belehnung erwähnt haben. Sie nehmen das Stück, falls Sie es für werthvoll genug halten, in Depot und stellen mir einen Schein aus, dahin lautend: ‚Dem Ueberbringer dieses Scheines gebe ich gegen Zahlung von hunderttausend Franken das bei mir in Depot liegende Bernsteinstück' — von dem wir einen Gypsabguß nehmen, den ich bei mir behalten werde," flocht Johannes ein — „‚zurück.'"

„Ihrem Wort vertrauend, daß Niemand ein Recht auf dieß Stück hat, bin ich mit diesem Arrangement einverstanden. Wo kann ich aber die Merkwürdigkeit sehen?"

„In einer Stunde will ich es Ihnen in Ihre Wohnung bringen, wenn es Ihnen paßt — jedoch haben Sie wohl die Güte, dafür zu sorgen, daß wir ungestört sein werden."

„Meine Wohnung befindet sich hier über dem Magazin und ich werde Sie erwarten."

Johannes verließ den Laden.

Als der Fremde auf der Straße war, zog der Juwelier die Glocke, auf welches Zeichen ein hochgewachsenes Mädchen mit feurigen Augen und ausdrucksvollem, brünettem französischem Gesicht im Laden erschien.

„Marguerite, Töchterchen," sprach Herr Robillard die junge Dame an. „Es wird nachher Jemand zu mir kommen, um mir oben eine kostbare Seltenheit zu zeigen. Ich habe keinen Verdacht gegen den jungen Mann — dennoch wäre es mir lieb, wenn Du im Zimmer — Du weißt, hinter der grünen Gardine — während wir verhandeln, verweilen wolltest."

„Sieht denn der Mensch so schrecklich aus?" warf Marguerite ein.

„Im Gegentheil, Du hast sicher noch keinen schönern Menschen gesehen, schon deßhalb verlohnte sich der Lauscherposten," gab lächelnd Robillard zurück.

„Du machst mich neugierig," lachte Marguerite, „ist er groß?"

„Ein Riese."

„Schlank, dick, löwenmähnig?"

„Ein Apollo von Wuchs und einem Gesicht, das vergißt man in seinem Leben nicht, wenn man es einmal gesehen."

„Du bist ja ganz verliebt, Papa, und dennoch fürchtest Du Dich," scherzte die Tochter.

„Wir leben hier in Paris und Vorsicht ist, wie Du weißt, sehr nöthig — da kommt eine Droschke — wahrhaftig, er ist es schon — eil' hinauf, wir kommen schnell nach."

Johannes mit seinem Handkoffer trat in den Laden und Herr Robillard lud ihn ein, die kleine eiserne Wendeltreppe, welche in den obern Raum führte, ihm voraus emporzusteigen.

Die kleine zierliche Wendeltreppe führte die Herren in einen mit Teppichen belegten, ganz mit grünem Tibet ausgeschlagenen eleganten Raum. Als Johannes im Zimmer stand, kam es ihm vor, wie wenn eine dunkle Gardine im Hintergrunde des Gemaches sich bewegte. Er schaute scharf hin, aber die schweren Falten hingen vollkommen ruhig herab und Johannes beruhigte sich bei dem Gedanken, sich getäuscht zu haben.

Die Mitte des Zimmers nahm ein großer, mit grünem Tuch beschlagener Tisch ein und auf diesem lagen Loupen, standen Goldwagen, dort erblickte er Feilen und Probirsteine, Metallschälchen und eine Spiritusglaslampe.

Herr Robillard rückte dem Gast einen Sessel an den Tisch und nahm dann ihm gegenüber Platz.

Johannes öffnete den Koffer und legte seinen Schatz auf den Tisch.

Der Juwelier wollte das große Stück mit einer Hand heben, er war dieß nicht im Stande, er mußte die andere dazu nehmen, und selbst für beide war es fast noch zu schwer; er brach in einen Ruf der Verwunderung aus.

„Das hat ja mindestens ein Gewicht von dreißig Pfund," sprach er, dann hielt er den Bernstein gegen das Licht, hierauf feilte er erregt Splitterchen davon ab, betrachtete diese mit seinem Vergrößerungsglas und verbrannte diese Stückchen über dem Spirituslämpchen; sie schmolzen, weißer, flockiger Dampf wallte auf und ein eigenthümlich aromatischer, harzig brenzlicher Geruch durchzog das Zimmer.

„Bei Gott, das ist Bernstein!" rief er jetzt, und dann betrachtete er hastig das Stück auf das Genaueste der Länge nach mit dem Vergrößerungsglas. „Es ist nicht gekittet, Sie haben die Wahrheit gesprochen, Herr," ließ er sich jetzt weiter vernehmen, während Johannes scheinbar ganz ruhig und gleichgültig dasaß; seine düsteren Augen, in denen ein tieferes Feuer als sonst glühte, seine gespannten Mienen bewiesen jedoch, wie erwartungsvoll er dem Ausspruche des Juweliers lauschte.

Herr Robillard hielt das Stück gegen das Licht, es schimmerte wunderbar, leuchtete funkelnd mit märchenhaftem, goldähnlichem Feuer.

„Das Stück ist nicht nur tadellos, es ist auch selten schön," urtheilte jetzt der Juwelier, „und sein Werth fast unschätzbar. Es wird ungeheures Aufsehen machen bei allen Bernsteinkundigen, Kostbarkeitenliebhabern. Sie wollen also hunderttausend Franken darauf geliehen haben?" wandte er sich an Johannes.

„Ja," gab Dieser zurück, „auf ein Jahr, und wenn ich dann das Stück nicht auslösen kann?"

„Zahle ich Ihnen den Rest, falls Sie es wünschen, oder arrangire mich mit Ihnen von Neuem."

„Dann wäre unser Geschäft geordnet," entschied Johannes.

„Wenn Sie eine halbe Stunde hier warten wollen, schicke ich sofort zu meinem Bankier," sprach der Juwelier eifrig, „während dessen stelle ich den Depotschein aus und besorge in meinem Atelier den Abguß in Gyps. Mein Töchterchen kann Ihnen, wenn Sie nicht vorziehen, allein zu bleiben, indessen Gesellschaft leisten."

Johannes wäre es lieber gewesen, wenn er jetzt Niemanden hätte zu sehen brauchen, er konnte jedoch aus Gründen der Höflichkeit das Anerbieten nicht zurückweisen und verbeugte sich zustimmend.

Herr Robillard drückte eine auf dem Tische stehende Glocke, eine Thüre wurde geöffnet, die grüne Gardine, welche vorhin geschwankt zu haben schien, erwies sich als eine Portière und Marguerite trat in das Zimmer.

„Das ist meine Tochter," stellte der Juwelier vor — „Herr Mielewsky.

„Der Herr ist gezwungen, einige Minuten hier zu verweilen, während ich in's Atelier hinunter muß," wandte sich der Juwelier an seine Tochter, „er ist ein Fremder, Marguerite, bringe ihm keine zu schlechte Meinung von dem Geiste unserer jungen Damen bei."

Mit diesen Worten eilte der sehr lebhafte, grauköpfige Herr die Treppe hinunter.

Johannes hatte sich vor der eintretenden Dame zu seiner ganzen stattlichen Höhe erhoben.

Marguerite warf seltsame Blicke auf den ernsten Mann da vor ihr, Blicke der Ueberraschung, des Staunens, leuchtende Blicke, und ihr Athem ging wie gepreßt.

„Es thut mir leid, daß meine Gegenwart hier Ihnen ein Opfer auflegt, das Sie der Höflichkeit Ihres Herrn Vaters bringen," nahm Johannes, sich verbeugend, das Wort.

„Ein Opfer, mein Herr?" entgegnete Marguerite lebhaft, einen ganz begeisterten Blick auf den Apollo vor ihr werfend. „Gesellschaft leisten ist ein Vergnügen, und ich bin meinem Vater sehr dankbar, wenn er mir Gelegenheit gibt, interessante Menschen kennen zu lernen. Sie sind kein Franzose, mein Herr?"

„Ich bin ein Deutschrusse," antwortete Johannes.

„Sind alle Männer in Ihrem Lande so groß?" forschte Marguerite, und ihre Blicke hingen immer gleich brennend an dem stattlichen Mann, der an dem Tische stand. „Doch nehmen Sie Platz, mein Herr."

Sie ließ sich nieder.

„In dem Landstrich, wo ich zu Hause, sind fast Alle von gleicher Größe," erwiederte Johannes, „ich bin allerdings etwas zu hoch gerathen."

„Sagen Sie das nicht," ereiferte sich das Mädchen, „es ist eine Zierde für einen Mann, so groß und kräftig gewachsen zu sein. Wir haben hier fast nur kleine, unansehnliche Männer."

„Deren Geist jedoch das, was ihnen an körperlicher Kraft abgeht, reichlich ersetzt," entgegnete Johannes verbindlich.

„In Ihrem Lande scheint man aber auch Geist zu besitzen," beeilte sich Marguerite zu sagen. „Sind die Frauen bei Ihnen schön?" warf das Mädchen plötzlich, Johannes von der Seite anschauend, ein.

„Sie haben nicht die Schönheit, welche meinem Geschmack entspricht," sagte Johannes. „Sie sind meist groß, ruhig, blühend und gut; es fehlt ihnen jedoch an jenem lebhaft erfassenden, die Dinge anziehend erleuchtenden Geist, ohne den eine Frauenschönheit auf mich nur einen geringen Eindruck macht."

„Sie sind demnach nicht mit einer Dame Ihres Landes verheirathet?" warf Marguerite, über ihren schwarzen Fächer, mit dem sie erregt spielte, einen Blick voll Spannung auf Johannes werfend, ein.

„Ich bin nicht verheirathet und denke auch, dieß noch recht lange zu bleiben," antwortete Johannes etwas finster.

Aus den schwarzen Augen Marguerite's fuhr ein Blitz der Freude, den aber schnell der Fächer auffing.

„So gefallen Ihnen auch die hiesigen Damen nicht allzu sehr," gab sie scherzend zurück, „da Sie auch hier diese geistige Qualität nicht gefunden zu haben scheinen."

„Bei der kurzen Zeit, welche ich in Paris bin, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt, die hiesigen Frauen kennen zu lernen. Es hat jedoch den Anschein, als ob ich mein Herz hier hüten müßte," setzte Johannes, diese letzten Worte verbindlich betonend, hinzu.

„Und wie lange beabsichtigen Sie sich in Paris aufzuhalten — und sich zu hüten?" forschte Marguerite, den schönen Mann lächelnd anschauend.

„Ich beabsichtige, mindestens zwei Jahre des Studiums halber hier zu bleiben, wenn mich nicht Verhältnisse plötzlich abberufen."

„Das wollen wir nicht hoffen. Sie müssen wenigstens so lange hier bleiben, als dazu gehört, die hiesigen Frauen kennen zu lernen," scherzte Marguerite. „Und da Sie ja jetzt nicht nur ein Tourist in Paris, sondern ein Gast unserer großen Stadt sind, so hat Paris auch Gastfreundschaftsverpflichtungen, die wir als gute Bürger übernehmen müssen. Nicht wahr, Papa?" wandte sie sich an den Juwelier, der bei ihren letzten Worten wieder eingetreten war. „Der Herr ist hier gänzlich fremd, er hat gar keine Bekannten hier. Da müssen wir den Ruf unserer Stadt wahren und der Herr muß uns besuchen — und zwar bald. Bei uns wird musizirt; lieben Sie die Musik?" plauderte sie lebhaft weiter.

Sie ließ Johannes nicht Zeit zu antworten.

„Nicht wahr, Papa, Du bittest den Herrn, daß er zu unseren Musikabenden kommt?"

„Wenn der Herr uns beehren will, wird er ein sehr geschätzter Gast sein," wandte sich der Juwelier artig an Johannes.

Dieser verbeugte sich.

„Ihr habt Geschäfte, ich bin jetzt meines Amtes enthoben — wie, Papa?" scherzte Marguerite, indem sie fragend sich zu ihm wandte.

„Du scheinst Deines Amtes trefflich gewaltet zu haben, daß Du sogar den Herrn gewonnen, Dein Klavierspielen bewundern zu wollen," warf lächelnd Herr Robillard ein.

„Mein Herr, Sie werden dieses Opfer schon einmal bringen müssen — meine Tochter ist hier Gouverneur im Hause — ich habe gewiß ein halbes Jahr unter ihren üblen Launen zu leiden, wenn Sie am nächsten Donnerstag Abends neun Uhr sich nicht hier einstellen würden."

„Sehen Sie, mein Herr, jetzt kommt das Opfer an Sie," lachte Marguerite heiter und verließ, nicht ohne einen Feuerblick auf Johannes zu werfen, das Gemach.

Sie waren allein.

„Nun zu unserem Geschäfte, mein Herr," sprach der Juwelier, „hier sind hundert Scheine der Bank von Frankreich je zu tausend Franken, hier ist mein Schein und hier ist der Gypsabguß. Bis morgen ist er ganz trocken — er hat die Form eines etwas großen Violonkastens, ich habe ein solches Futteral als Hülle dafür benützt — es fand sich gerade unbenützt in meinem Gewölbe und schien mir recht bequem."

Johannes nahm das Geld ohne ein Zeichen von Erregung und legte die Scheine in seine Brieftasche, er faltete den Depotschein zusammen und that ihn zu dem Gypsabgusse.

„Herr Robillard," nahm er jetzt das Wort, „ich will hoffen, daß Ihnen der Bernstein Glück bringt, wie er mir zu Glück verhelfen soll. Geld allein macht noch

nicht glücklich, sonst hätte ich das Stück für die ganze Summe an Sie verkauft. Ich habe aber mit diesem Fund noch etwas vor, und wenn er mir als Stufe gedient hat, dahin zu kommen, wohin ich will, soll er mir nicht mehr zum Gegenstand der Spekulation dienen."

„Mein Herr, wenn das kein Glück ist, solch' einen Fund zu machen," äußerte sich der Juwelier, „dann weiß ich wirklich nicht, was Sie, verehrter Herr, vom Leben verlangen."

„Was verstehen Sie unter Leben, mein Herr?" sprach Johannes dagegen. „Leben ist, in einem großen Kreis auf viele Menschen wirken, mächtig, erhebend, begeisternd wirken, sei es rein durch geistige Kraft, sei es durch Kapital, durch industrielle Unternehmung und dergleichen; ein Leben, das sich des Lebens überhaupt nur verlohnt, heißt Großes, Gewaltiges schaffen."

„Ach, lassen Sie uns nicht philosophiren, Herr, das ist etwas für meine Tochter," warf der Juwelier ein. „Apropos, meiner Tochter, Sie kommen doch Donnerstag, Herr Mielewsky?"

„Wenn Ihnen an meiner unbedeutenden Gesellschaft etwas gelegen ist — mir wird es ein Vergnügen — eine Ehre sein."

Damit verabschiedete sich Johannes.

*

„Das war ein eigenthümlicher Mensch heute," sagte Herr Robillard am Abend zu seiner Tochter, als sie beim Mittagessen saßen und der Juwelier mit vielem Behagen sein Dutzend Austern nach der Suppe schlürfte.

„Ja wohl, ein seltsamer Mensch," erwiederte Marguerite mit einem ganz ungewohnten Schimmer in ihren leidenschaftlichen, feurigen Augen.

„Man könnte glauben, er wäre ein Deutscher, denn er philosophirt," fuhr der Juwelier, ein Glas goldgelben Chablis trinkend, fort, „er schwärmt mir ein wenig zu sehr, aber er ist ein merkwürdig schöner Mensch, nicht wahr?" wandte er sich an seine Tochter.

„Er wird auffallen und die Frauen hier werden ihn verderben," sprach Marguerite, ihre starken Augenbrauen finster zusammenziehend.

„O, Den verdirbt nur die Frau, von der er sich verderben lassen will, der geht festgezeichnete Wege. Es scheint mir aber fast," neckte Herr Robillard, „als möchtest Du zu Jenen gehören, die ihn verderben werden, am Ende möchtest Du ihn ganz allein verderben."

„Verderben im Sinne von gewinnen, für sich haben, wie Du es meinst, ja," antwortete ernst das Mädchen, „denn das ist ein Mann, um den zu kämpfen sich verlohnt, von dem umschwärmt zu sein, den an sich zu fesseln man stolz sein darf, denn er überragt alle Männer, die ich bisher kennen gelernt habe, nicht bloß körperlich um mehr als Haupteslänge."

„Du bist meine schwärmerische Tochter, denkst Du noch an Deine Begeisterung für den italienischen Geiger?" spaßte Herr Robillard.

„Seine Kunstfertigkeit verwirrte mich, ich erkannte ihn aber schnell für ein eitles Weib mit allen Männeruntugenden."

„Nun, wenn's Dir nur nicht mit Dem auch so geht, zuletzt erfindest Du ihn als einen Mann mit allen Frauenuntugenden," schloß Herr Robillard heiter die Unterhaltung.

Das Diner war beendet, er zündete sich eine Cigarre an, küßte seine Tochter flüchtig auf die Stirn, nahm Hut und Stock und verließ, für seine Jahre auffallend leichtfüßig, das Haus, seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang auf dem Boulevard pflichtschuldigst „abzutraben", wie er dieß nannte.

Indeß hatte Johannes die Pension der Madame de Beuve erreicht, er bat die Dame, Demoiselle Pitter zu benachrichtigen, daß er sie zu sprechen wünsche, und kurze Zeit nachher traf Bertha mit ihm im Lesekabinet zusammen.

„Ich habe das Geschäft abgeschlossen," begann Johannes mit einem Wink seiner Augen, „und möchte ganz ungestört und sicher vor allen Lauschern mit Dir sprechen. Wir wollen, wenn es Dir recht ist, einen Spaziergang in das Boulogner Hölzchen machen; ich werde Dich vor dem Haus erwarten."

Bald erschien Bertha in ihren einfachen neuen, modernen Kleidern, die ihr vortrefflich standen, in ihrem Aeußern einem Pariser Bürgermädchen der gut situirten Klasse gleichend. An der Notredame-Kirche, die ganz in der Nähe lag, wartete Johannes auf sie und ging, als er sie erblickte, ihr entgegen, sie nahm den Arm ihres seltsamen Ritters, und dieser führte sie zu einer Droschke. Er bezeichnete dem Kutscher das Ziel. Vorbei ging es jetzt durch die Ströme von Fußgängern, durch das Gewirr der Omnibusse, Equipagen, Lohn- und Geschäftswagen dem bekannten Promenadewäldchen der Pariser zu.

Sie verließen das Gefährt und traten in den Park ein.

In der Nähe des Sees, den eine Anzahl eleganter Restaurationen mit allerhand phantastischen vergoldeten Pavillons umgab, erblickte Johannes eine isolirt gelegene Bank, und er schlug Bertha vor, dort Platz zu nehmen.

So saßen denn, durch das Schicksal hieher in die glänzendste der Hauptstädte Europas verschlagen, diese beiden Menschen, welche vor einem Monat noch an einem verlassenen, weltabgelegenen Ort in dörflichen, tagelöhnerartigen Verhältnissen gewirkt hatten, hier umgeben vom raffinirtesten Luxus der Welt, es umbrauste sie das Geräusch der rollenden Equipagen jeder Art, der trabenden Reiter auf den kostbarsten Pferden der Welt, es umspielten sie Kinder in den ausgesuchtesten, theuersten Toiletten, es umwogte sie ein Menschenschwarm, alle Nationalitäten, alle Sprachen, ungeheurer Reichthum, die bitterste Armuth, die höchste Tugend, die abgefeimtesten Laster repräsentirend, aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft, vom Herzog, englischen Lord, deutschen Baron, asiatischen Fürsten bis zum Taschendieb herab zusammengesetzt.

Sie waren unter diesem Menschengewimmel, von dem sie Niemand, keine Seele hier kannte, obwohl sie jetzt auch zu diesem Lebenskarneval hingehörten, so einsam und allein für sich wie auf einer verlassenen Insel mitten im Meer.

Johannes gab diesem Gefühl Ausdruck.

„Wir können hier ungestört sprechen, Bertha. Wir sind hier so sicher, als wären wir allein auf der Welt. Hier in diesem Treiben können wir am ungenirtesten von unseren Angelegenheiten reden.

„Bertha," fuhr er ernst fort, „ich habe auf den Bernstein eine bedeutende Summe aufgenommen, hunderttausend Franken, das sind mehr als dreißigtausend Thaler, es ist der dritte Theil des Werthes, den das Stück besitzt; ich beabsichtige, Deine Zukunft sicher zu stellen, ich wünsche, daß Du nicht in einen Dienst gehst, Dir gehört die Hälfte der Summe, die das Bernsteinstück einträgt. Du hast diesen Antheil schwer genug Dir verdient. Hast Du Dir schon überlegt, wo und wie Du leben möchtest?"

„Johannes, ich will meinen Lebensunterhalt verdienen," nahm Bertha jetzt das Wort, „das Geld für den Bernstein gehört Dir, Du wirst es brauchen, ich weiß, Du wirst ein großes Leben beginnen, und ich würde Dir das verkümmern, wenn ich Dir von dem Geld etwas nähme, ich bin überglücklich, ich bin ja reich belohnt dadurch, daß Dir Alles bis jetzt gelungen ist, laß mich arbeiten. Frau Beuve weiß schon eine Stelle für mich. Ich habe für sie ein Tafeltuch ausgebessert, und sie hat mich in überschwenglichen Reden, so viel ich's verstand, für eine Kunststopferin der ersten Klasse gepriesen. Siehst Du, da winkt mir eine sichere Zukunft, ohne daß ich Dir zur Last falle, Deine Einnahmen schmälere."

„Du würdest mich nicht an meinen Plänen hindern, Du würdest mir die Hülfsmittel nicht verringern, auch wenn Du die Hälfte der Summe für Dich nähmest. Aber ich will Deine Freiheit nicht beschränken, Dich nicht überreden," entgegnete Johannes, „das Geld bleibt Dir, Dein unantastbares Eigenthum," fügte er bestimmt hinzu. „Ich werde Dir Deinen Antheil vermehren."

Damit hatte das Gespräch ein Ende, und die beiden Flüchtlinge mischten sich in den Menschenstrom, der sie in seinem vielfarbigen Gewirr verschlang.

Bertha that, wie sie gesagt hatte, sie verließ kaum eine Woche nach dieser Unterredung das Haus der Madame de Beuve und ging in die Rue Joubert zu einer Madame Colbran, wo sie in Gemeinschaft mit noch einigen jungen und alten Damen schadhaft gewordene Blumenguirlanden und dergleichen in Damasttischtüchern und Servietten mit feiner Nadel kunstreich wieder herstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche.

Alle Gründe der Männer wiegen nicht ein richtiges Gefühl der Frauen an Werth auf. — Voltaire.

*

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

*

Ein spätes Glück ist wie ein schönes Herbstwetter, man genießt es doppelt. * * *

Unsere alltäglichen Witterungserscheinungen.

Skizze

von

Edgar Herbst.

(Schluß.)

Denken wir einen hellen, heißen Sommertag; schon seit Wochen hat unveränderlich Ostwind geherrscht und Alles ist dürr. Staub auf allen Straßen, allen Wegen. Die Luft ist trübe und undurchsichtig, die Berge sind auf einige Entfernung wie mit einem dünnen Schleier verhüllt. — Diese Trübung, Höhenrauch genannt, wird durch in der Atmosphäre schwebende Staubtheilchen hervorgerufen. — Die Atmosphäre ist sehr trocken. Gegen Mittag sehen wir, daß nach und nach die Luft klarer und immer klarer wird, und daß selbst die entferntesten Bergrücken in einer wundervollen Schärfe der Konturen und als verhältnißmäßig nahe gelegen erscheinen; Geräusche aus beträchtlichen Entfernungen, etwa das Fahren eines Eisenbahnzuges, hört man mit überraschender Deutlichkeit.

Gleichzeitig sehen wir in den höchsten Luftschichten die sogenannten Windwolken, den Himmel in der Richtung von Süden nach Norden bedeckend, auftreten; nach und nach verlieren sie ihr gestreiftes Aussehen, senken sich dabei tiefer und überziehen zuletzt den ganzen Himmel mit einem gleichförmigen Grau. Der Wind geht, dem Dove'schen Gesetze folgend, allmälig über S.W. nach S., und der langersehnte Regen, oft begleitet von Gewitter, tritt ein.

Um die bei diesem Witterungswechsel auftretenden Erscheinungen verstehen zu können, brauchen wir uns nur des in dem physikalischen Theile Gesagten zu erinnern. — Der Ostwind ist kälter und demgemäß schwerer, als der warme Süd; wenn also letzterer eintreten will, so findet er noch die dichtere Ostströmung vor, wird sich also über diese hinwegschieben müssen, was aber oft erst in Höhen von 8000 Meter und mehr geschieht. Die in diesen Höhen herrschende Temperatur bewirkt, daß der feuchte Süd einen Theil seines Wasserdampfes in Form kleiner Eisnädelchen niederschlägt, die nun als Wölkchen den Himmel bedecken, und zwar anfangs in regelmäßigen Streifen, die erst beim allmäligen tieferen Eindringen des Süd in den Ost dichter werden und endlich den ganzen Himmel mit einer gleichmäßigen Wolkendecke überziehen. Die Atmosphäre wird allmälig feuchter; die kleinen in ihr schwebenden Staubtheilchen ziehen mit großer Begierde, ähnlich einem Stück Löschpapier, Wasserdampf an (sie sind hygroskopisch), ihr Gewicht wird dadurch so vermehrt, daß die Luft sie nicht mehr zu tragen vermag, sie sinken zu Boden — die Luft klärt sich. Gleichzeitig beobachtet man zuweilen für kurze Zeit ein plötzliches Steigen des Barometers, ein Zeichen dafür, daß die Luft dichter geworden ist, und daher die deutliche Hörbarkeit ferner Geräusche. Dieses Steigen des Barometers, was für den ersten Augenblick anomal erscheinen könnte, erklärt sich leicht dadurch, daß sich der mit hohem Dampfdruck begabte Süd noch über den herrschenden Ost lagert und dadurch den Luftdruck vermehrt.

Die Atmosphäre ist jetzt sehr feucht und warm; auch die Erde ist durch die wochenlange Einwirkung der Sonne sehr erwärmt und strahlt nun ihre Wärme in die Luft aus, die Wolkendecke hindert jedoch eine rasche Strahlung und deßhalb erfolgt eine Abkühlung nur sehr langsam.

Gewöhnlich treten in Folge dessen ein bis zwei sogenannte schwüle Tage ein; es kommt uns vor, als wären wir in einem Gewächshause exotischer Pflanzen. Die Hitze erscheint uns jetzt bei bedecktem Himmel viel drückender und unerträglicher, als da die Sonne mit voller Kraft wirken konnte. — Woher kommt dieses unbehagliche Gefühl?

Unser Blut hat unter normalen Verhältnissen etwa eine Temperatur von + 37 Grad Celsius (26,9 Grad Réaumur). Schon geringe Erwärmung desselben ruft heftiges Fieber hervor; es muß also ein Regulator im menschlichen Organismus vorhanden sein, der selbst bei höherer Temperatur der Umgebung das Blut konstant auf + 29,6 Grad Réaumur erhält. Dieser Regulator ist der Schweiß; je höher die Temperatur in der Atmosphäre steigt, desto heftiger wird die Ausdünstung des menschlichen Körpers — der Schweiß perlt hervor und verdunstet auf der Haut. Dadurch wird aber, ähnlich wie wenn Spiritus oder Aether auf der Hand verdunstet, eine Abkühlung bewirkt, die beim gesunden Menschen genau so regulirt ist, daß die Bluttemperatur durchaus keine Schwankung erleidet.

In den schwülen Tagen ist aber die Luft fast vollständig mit Wasserdampf gesättigt, so daß sie kaum im Stande ist, noch weitere Feuchtigkeit aufzunehmen. Der Schweiß kann also nicht mehr so rasch verdunsten, als daß dadurch eine entsprechende Abkühlung erzeugt würde, und daher das Gefühl unerträglicher Hitze; nicht selten sind an solchen Tagen Fieberanfälle.

Endlich kann aber die Atmosphäre in Folge einer kleinen Abkühlung durch allmälige Ausstrahlung die gesammte Feuchtigkeit nicht mehr halten, die Nebelbläschen verdichten sich zu Tropfen und der längst ersehnte Regen dauert nun als sogenannter Landregen oft tagelang an. Der Name Landregen ist eigentlich nicht ganz zutreffend, denn wennschon bei eintretendem Süd der Regenstrich häufig eine ziemlich bedeutende Ausdehnung hat, so ist dieß doch nicht eigentlich die Ursache, des meist tagelang anhaltenden Regengusses, sondern der niedergefallene Regen verdunstet bei der noch immer herrschenden Wärme sehr rasch wieder und dadurch ergänzen sich die Wolken immer wieder aus sich selbst.



Siegeseinzug Mohammed II. in die eroberte Stadt Konstantinopel am 29. Mai 1453.

Gemälde von Benjamin Constant.

Unsere Illustration führt uns einen der folgenreichsten Akte der Weltgeschichte vor: die Eroberung der Hauptstadt des byzantinischen Kaiserthums, einer der hervorragendsten und wichtigsten Stätten christlicher Kultur, durch die Mohammedaner. Seit dieser Zeit ist das Christenthum aus dem Osten verdrängt und das einstige glänzende, christliche Byzanz der Mittelpunkt der islamitischen Welt geworden.

Das byzantinische Reich war immer tiefer gesunken und unter Konstantin XII. Paläologus so völlig kraftlos und schattenhaft geworden, daß es dem eroberungssüchtigen Sultan Mohammed II. Zeit schien, jetzt dieser Herrschaft dort ein Ende zu machen und die Stadt zu seinem Herrschersitz sich zu gewinnen.

Im Frühjahr 1453 sammelte er zu diesem Unternehmen sein Heer, es soll aus 300,000 Mann und 430 Schiffen bestanden haben, zog gegen die Hauptstadt des Ostens und begann die Stadt vom Wasser und vom Lande aus zu belagern.

Diese Belagerung war eine der erbittertsten, welche die Weltgeschichte kennt. Es wurden riesenhafte Belagerungsmaschinen vor der Stadt erbaut, welche ungeheure Geschoße gegen die Mauern schleuderten. Es wurde Sturm auf Sturm von den Angreifern versucht; der Muth der Belagerten, welche der tapfere Genueser Giovanni Justiniani leitete, schien die Stadt uneinnehmbar zu machen. Alle Stürme wurden zurückgeschlagen und die Breschen, welche die mohammedanischen Geschütze schoßen, mit wunderbarer Ausdauer und Schnelligkeit wieder ausgebessert.

Die Belagerung hatte schon vierzig Tage gedauert, die Stadt litt die bitterste Noth. Mohammed forderte den Kaiser auf, sich zu ergeben; dieser verschmähte die Aufforderung und wies auch das Anerbieten des freien Abzugs mit seinem ganzen Hofstaat und seinen Schätzen von sich.

Nun befahl der Sultan einen allgemeinen großen Sturm, bei welchem er all' seine Kräfte entfaltete; er begann am 29. Mai, früh um 3 Uhr, und endete mit der Niederlage der Stadt schon gegen Mittag, nachdem auch der Kaiser selbst im Kampfe gefallen war.

Am selbigen Tage noch hielt Mohammed seinen Einzug in die niedergeworfene Stadt, er trug die grüne Fahne des Propheten und hinter ihm wurde die schwarze Fahne des Khalifen Omar getragen; die wehrlosen Einwohner waren zu Tausenden hingeschlachtet worden, die großartigen Kirchen und Paläste großentheils zerstört, die Straßen rauchende Trümmerhaufen. Drei Tage dauerte die Plünderung, Mohammed zog in die Sophienkirche, wo er betete, und seit diesem Tage ist dieses von Christen erbaute Gotteshaus zu einer Moschee umgewandelt worden, welche noch jetzt die vornehmste mohammedanische Kirche Konstantinopels ist. Auf den Trümmern des glänzenden Byzanz entstand nun Stambul, dem jetzt das sichere Schicksal droht, in nicht gar zu langer Zeit an die Kultur des Westens, der christlichen Welt, wieder zurückzufallen.

Wenn im Winter nach lange andauerndem Ost plötzlich der Süd mit großer Heftigkeit auftritt, so schiebt sich dieser auch wieder über jenen hinweg und verdrängt so den Ost von oben her. Ist der warme Luftstrom schon ziemlich tief in den Ost eingedrungen, so daß dieser Strom nur noch wenige hundert Meter hoch ist, so wird, wenn jetzt aus den gebildeten Wolken sich Regen niederschlägt, dieser auf dem kurzen Wege durch den kalten Ost zum Gefrieren nicht mehr Zeit genug finden und deßhalb wirklich als Regen auf die Erde fallen. Hier aber herrscht der kalte Ost noch und nun erstarrt der gefallene Regen zu einer Eisdecke, wir haben Glatteis.

Nach wenigen Tagen pflegt der Süd auf S.W. zu gehen. Ist dieser S.W. der Aequatorialstrom und nicht nur ein vorübergehend herrschender lokaler Wind, so bleiben wir oft wochen-, ja monatelang im Bette jenes Stromes.

Befanden wir uns jedoch nur in einer lokalen Strömung, so geht der S.W. rasch auf W. über, noch immer reichlich Regen mit sich bringend. Mit einer weiteren Drehung auf N.O. hört der anhaltende Niederschlag auf und wir bekommen die sogenannten Aprilschauer. Regen und Sonnenschein wechseln schnell miteinander; eben noch lacht der Himmel in seinem herrlichsten Blau, eben noch läßt uns die Sonne recht eindringlich ihre Wirkung spüren, dann kommt ein grauer dunkler Wolkenballen, verhüllt die Sonne, es fällt ein eisiger Regen nieder und alsbald kühlt sich die Luft sehr empfindlich ab.

Gerne bleibt der Wind oft längere Zeit, und nicht zur Freude der Menschen, auf N.W. stehen. Die bei diesem Winde auftretenden Wolken hängen so tief, daß sie oft die Bergrücken mit dichtem Nebel umziehen; denn der N.W. ist bedeutend kälter und deßhalb schwerer als der W., er wird also diesen so verdrängen, daß er an der Erdoberfläche in denselben eindringt und ihn über sich hinwegschiebt. An der Berührungsstelle beider wird aber, wie uns bekannt, durch Abkühlung Wolkenbildung auftreten, und es zeigt uns demnach die Höhe der Wolkenschicht die Höhe des herrschenden N.W.-Stromes an. — Wenn der feuchte warme West aber einmal durch den N.W. verdrängt ist, so hört damit eigentlich die Möglichkeit weiterer Wolkenbildung auf, wir müssen hellen Himmel bekommen, und das ist meistens in der That der Fall. Aber nun kann die Sonne kräftig erwärmend auf die Erde wirken, und das thut sie so heftig, daß man wohl im Volke sagt: „die Sonne sticht". Die Erde ist aber durch den lang anhaltenden Regen sehr feucht; diese Feuchtigkeit verdunstet unter der Wirkung der Sonnenstrahlen sehr rasch, auch erwärmt sich die Luftschicht unmittelbar an der Erdoberfläche, und diese mit Wasserdämpfen reichlich geschwängerte warme Luft steigt im kalten N.W. wie eine Säule auf. Bald wird sie abgekühlt, ein Theil des Wasserdampfes wird zu Bläschen verdichtet, ein einzelner Wolkenballen entsteht. Dieser wirkt nun beschattend auf einen Theil der Erdoberfläche, damit hört die Erwärmung durch die direkten Sonnenstrahlen auf und sogleich macht sich die Kühle des N.W. eindringlich und erkältend bemerklich und der Regen strömt, nur aus dieser einzigen Wolke fallend, hernieder. Die Wolke zieht vorüber, wieder kann die Sonne wirken, wieder vollzieht sich dasselbe Spiel. Das ist das Aprilwetter, wie es im Buche steht.

Der eintretende N. macht sich durch allmäliges Höhergehen der Wolken, die aber immer noch Regenwolken sind, bemerklich; mit dem langsamen Uebergang auf N.O. verschwinden sie allmälig, bis wir bei reinem N.O. wieder trockenes Wetter bekommen. Selten bleibt der Wind lange auf N.O. stehen, wie aus nachstehenden Zahlen ersichtlich, die angeben, wie vielmal in je tausend Tagen in einem der in der ersten Spalte angegebenen Länder jeder der acht Hauptwinde weht:

Länder	N.	N.O.	O.	S.O.	S.	S.W.	W.	N.W.
England . . .	82	111	99	81	111	225	171	120
Frankreich . .	126	140	84	76	117	192	155	110
Deutschland . .	84	98	119	87	97	185	198	131
Dänemark . .	65	98	100	129	92	198	161	156
Schweden . . .	102	104	80	110	128	210	159	106
Rußland . . .	99	191	81	130	98	143	166	192
Nordamerika .	96	116	49	108	123	197	101	210

Endlich kommen wir mit der letzten Drehung auf O. wieder auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück. Wieder tritt trockenes, schönes Wetter ein, das verbürgen die großen weißen Haufwolken (Cumulus), welche an heißen Sommertagen einzeln den Himmel bedecken und gegen Mittag langsam verschwinden. Die Entstehung dieser Wolken ist so zu denken, daß ein warmer Luftstrom sich in einer Säule von der Erde aus erhebt; sobald dieser in die oberen, kälteren Luftregionen eintritt, entsteht Wolkenbildung und diese Wolke ist gleichsam das Kapitäl der Luftsäule. Am häufigsten treten die Cumulus in den tropischen Zonen auf, wo ja fortwährend alle Bedingungen zu ihrer Bildung vorhanden sind. Selbstredend ist, daß sie in unseren Himmelsstrichen im Winter nicht auftreten können.

Hiemit habe ich das mir gestellte Thema erschöpft, alle selteneren Witterungserscheinungen, als Gewitter, Hagel, Windhosen, Wasserhosen und dergleichen Dinge, sind unberücksichtigt geblieben.

Wenn auch das Thema noch weit ausgedehnter hätte behandelt werden können, so war doch auch eine gewisse Raumbeschränkung geboten, und ich darf wohl hoffen, auch mit diesem Wenigen manchem Leser, der sich für Wind und Wetter interessirt, ganz willkommen gewesen zu sein.

Albumblatt.

Am Strande.

Der Hauch, der die schäumende
Meerflut erregt,
O, wie er das träumende
Herz mir bewegt!
Es wälzen sich Hügel
Von Wogen daher;
O, wüchsen mir Flügel,
Ich flög' über's Meer!

Einst hört' ich durch tosendes
Branden der Flut
Zuerst dein liebkosendes:
„Bist du mir gut?"
Und denk' ich der Zeiten,
So fühl' ich gerührt
Die klagendsten Saiten
Der Seele berührt.

Schon glühn überm dunkelnden
Ufer entfacht,
Hoch oben die funkelnden
Leuchten der Nacht;
Dort strahlt im Gewimmel
Der glänzendste Stern . . .
Doch du und der Himmel,
Wie seid ihr so fern!

An der Grenze.

Eine Erzählung
von
Ferdinand von Gorsky.

(Nachdruck verboten)

Im anmuthigen, waldumgürteten Ostpreußen stand einige hundert Schritte von der russischen Grenze eine kleine, freundliche Hütte, mit moosbewachsenem Strohdach und altersgrauen, bröckligen Wänden, aus denen jedoch durch das frische, sie umgebende Laub einladend helle Fenster blickten. Schattige Linden und majestätisch aufstrebende Eichen standen in kleineren Gruppen näher und ferner, die Hütte mit ihren einfachen Wirthschaftsgebäuden wie zum Schutz hoch überragend.

Dem Wohnhäuschen zur Linken lag die niedrige Scheune, zur Rechten der Kuh- und Pferdestall, gegenüber aber die Klethe, ein leicht aus Holz gezimmertes Vorrathshäuschen, dessen die Hauptfront darstellender Giebel zierlich mit Holzschnitzerei, wie sie hier in Lithauen üblich, geschmückt war.

Hinter diesem Vorrathshäuschen lag ein großer, wilder Garten, wenn man einen eingezäunten Platz ohne Gänge, auf dem ganz ungeordnet durcheinander Bäume, einige Blumen und ungepflegter Rasen, mit großblättrigen wilden Kräutern, Nesseln und Disteln bestanden, so nennen darf. Die Bäume trugen wohl dunkle süße Kirschen, sonst jedoch diente dieser Garten fast nur zum Tummelplatz für Kälber, Ferkel und Enten.

Kürzlich war aber ein kleiner Gast anderer Art noch in dieses ländliche Paradies gedrungen und zwar in Gestalt eines hübschen kleinen Knaben von etwa neun Monaten, des Söhnchens der Bauersleute dieses Hofes. Dieser kleine, kräftige Schelm schlich zu gerne schon von der Seite seiner vor der Thür mit einer Handarbeit beschäftigten Mutter, um, auf dem Bauche rutschend, mühsam unter dem Pförtchen in den Garten zu dringen und dort dessen Wunder anzustaunen. Dann setzte er sich dicht an das Pförtchen, guckte durch das Stacket zur Mutter und wieder nach den Thieren, besonders den Enten, die ihn am meisten interessirten; diese pflegten ihn dann bald zu entdecken und zu bemerken, daß er ein Stückchen Brod in der Hand hatte, schnell kamen sie dann darauf zu und schnappten von verschiedenen Seiten darnach, wo nach kurzem Kampfe natürlich die Enten Sieger blieben und die Mutter hinzueilen mußte, um den Kleinen aus seiner Bedrängniß zu retten. Durch diese Abenteuer war aber Jabszelle noch lange nicht belehrt, sein liebster Ausflug blieb immer der zu den Enten.

Jabszelle's Vater, ein rüstiger junger Bauer, Urban genannt, während seine Frau Urbanene hieß, — so verändert in der lithauischen Sprache das Geschlecht die Endung des Familiennamens, — zog den Kleinen, seinen Erstling, im Scherze zu gerne schon in seine Wirthschaftssorgen, und kam er Abends vom Felde ermüdet heim und sein Junge trippelte ihm an der Hand der Mutter entgegen, so nahm er ihn beglückt auf den Arm, ihm seine Tagesarbeiten vorzählend. Stieß dann der Kleine unverständliche Laute hervor, so glaubte der Vater von ihm verstanden zu sein und herzte und küßte ihn, mit der Mutter vereint in den Vorzügen des Knaben schwelgend.

Der Sommer verging mit seinen sonnigen Tagen, herbstliche Winde fingen an zu wehen. Die Ernte war glücklich vor sich gegangen, Schuppen und Scheuer wohlgefüllt. Urban konnte ruhig dem Winter entgegensehen. Dieser kam denn auch mit aller Macht hart und strenge, wie man ihn in Ostpreußen nur immer erleben kann, mit tiefem Schnee und starkem Frost.

In der Hütte aber war es warm und freundlich. In dem großen Kachelofen ging zwar das Feuer den ganzen Tag nicht aus und vor das eine Eckfenster, das nach Norden ging, war dicht Stroh gesteckt, durch die beiden anderen Fenster dieses geräumigen Wohn- und Schlafzimmers, die unverhängt waren, schien jedoch manch' heller Sonnenstrahl aus Osten, Urbanene spann und webte schöne Stoffe zu neuen Kleidern, während der Vater das reichschüttende Getraide auf der Tenne drosch und in großen Säcken in das Haus brachte, seinem kleinen Buben erzählend, daß im nächsten Jahre er auch schon dreschen werde. Unterdessen rückte die Zeit der Weihnacht näher. In froher Spannung sahen diesem schönen Fest die Eltern entgegen. Zum ersten Male sollte ihrem Kinde ein Bäumchen aufgestellt werden, ein Bäumchen, das der Vater selbst aus dem Walde holen wollte, ganz einfach, erleuchtet durch Stümpchen Talglicht, aber es sollte ein Hampelmann daran gehängt werden, den die Mutter aus einer Weihnachtsbude in der Stadt kaufen wollte, und von dem man meinte, daß er den Kleinen ganz ungemein beglücken werde. Außerdem erwartete man die Großeltern, und Urbanene beabsichtigte trotz der vielen Arbeit, die noch vorher von ihr beseitigt werden mußte, ihrem Jungen zum Empfang der Großeltern ein neues Röckchen zu nähen.

Es war am Abend des achtzehnten Dezember, draußen heulte der Sturm und wirbelte Schnee in dichten Wolken vor sich her. In der warmen Stube saßen am brennenden Kienspan Urban mit seiner Frau, sie hatte Jabszelle auf dem Schooß und wiegte ihn, während der Vater in ihrer Nähe hinter einem Tisch saß und mit einer kleinen Holzschnitzerei die Abendstunden ausfüllte.

„Bitte, schiebe mir das Fußbänkchen näher," sagte die Frau freundlich, ihr anmuthiges, frisches Gesicht zu ihrem Manne erhebend, „ich möchte nicht aufstehen, damit Jabszelle nicht erwacht, er hat heute schon so viel geweint, den ganzen Tag über, jetzt erst gegen Abend wurde er ruhiger."

Der Mann wandte seinen ausdrucksvollen Kopf mit rabenschwarzen Haaren und braunen, lebhaften Augen, aus denen sowohl Entschlossenheit, wie gelegentlich auch List und Verschmitztheit blickten, nach dem Kleinen und erhob sich, um seiner Frau das Gewünschte zuzuschieben. Dann bückte er sich auf seinen Liebling nieder und sagte mit dem Ausdruck der Zufriedenheit: „Wie der Schelm mir ähnt, der wird auch einmal ein guter Reiter, das heißt Schmuggler werden," und als er sah, daß seine Frau bei diesen Worten stutzte, fügte er beruhigend hinzu: „Nun, nun, mein Vater und Großvater waren es auch und keinen von ihnen haben die abscheulichen Russen gefangen, Beide starben ehrlich in ihren Betten."

„Gott behüte ihn, daß er auch Reiter wird," sagte mit angsterfülltem Auge die Mutter, den Kleinen näher an sich ziehend, als könne er ihr jetzt schon entrissen werden, dann fügte sie fast vorwurfsvoll hinzu: „Du hast es mir ja versprochen, nie ein Wort zu ihm darüber zu reden und Dich selbst bei dem Schmuggel auch nicht mehr zu betheiligen. Gott sei Dank, daß die Tage des Schreckens und der Noth vorüber sind."

Der Mann erwiederte nichts, er trat an den in einer Eisenklamme befestigten Kienspan, um durch Entfernen der Kohle davon ein helleres Brennen hervorzurufen, darauf ging er wieder an seinen Platz zur Seite des Tisches, um die unterbrochene Arbeit wieder aufzunehmen, das Schneiden eines hölzernen Löffels, dessen Höhlung er sehr geschickt mit einem selbstverfertigten Instrument bearbeitete. Dieser Löffel sollte der erste sein, den Jabszelle mit seinem lieben Händchen führte.

Nach einigen Minuten hob die Frau an:

„Als Du heute in der Scheune mit Marinke," das war ihre junge Magd, „beim Dreschen warst, kam die alte Atene zu mir, sie hatte gehört, daß Jabszelle weint, und wollte sehen, was ihm fehlt, sie gab ihm Fliederthee und legte ihn in warme Betten, that alles Mögliche, um ihn zu beruhigen, nichts wollte helfen, da schlug es sieben Uhr und der Junge wurde wie mit einem Zauberschlage still und schlief ein, wie er jetzt noch schläft. Da meinte die alte Atene, das wäre kein gutes Zeichen für das Wohlergehen unseres Hauses, wenn unser Kind, das den ganzen Tag über weinte und schrie, gerade um die siebente Stunde einschläft, das bedeute ein Unglück und der Böse sei dabei im Spiel." Die junge Mutter sah sich bei diesen Worten ängstlich um, als wenn der Böse schon auf der Schwelle erschien. „Und als Atene sah, daß ich ihre Worte auf das Leben des Kindes bezog, sagte sie beschwichtigend: ‚Für Dein Kind fürchte nicht, das wird Dir nicht sterben, der Böse kommt zu den Erwachsenen, nicht zu den Kindern.'"

Urbanene sah, als sie gesprochen, auf ihr Kind nieder und wurde nicht gewahr, wie ihr Mann jetzt schnell einen scharfen, spähenden Blick nach ihr warf, dann aber beruhigt in seiner Arbeit fortfuhr, als er gewahrte, daß seine Frau ganz absichtslos gesprochen, er sagte nur mit leichtem Spott:

„Ihr Frauen laßt euch die alten Weiber gar zu gerne in die Wirthschaft kommen, schade, daß ich nicht zugegen war, ich hätte ihr schon ihren Weg gezeigt, sie ist aber so klug, immer zu kommen, wenn ich nicht drin bin."

Die Frau lächelte gutmüthig, dann sagte sie schelmisch:

„Wenn Du aber krank bist, dann hast Du zu Keinem so viel Vertrauen, als zur alten Atene, dann hältst Du sie für klüger, als den Doktor aus der Stadt."

„Nun," sagte der Mann, „man mag sagen, was man will, ihr Frauen behaltet doch immer Recht, darum liebt man euch auch so, weil ihr so klug seid."

Jabszelle schlief jetzt fest, die Mutter trug ihn in seine kleine,

vom Vater selbst geflochtene Wiege, ein Körbchen, das an einem Seil neben ihrem Bette von der Decke herniederhing und das durch nur seltene Berührung in stets schwingender Bewegung erhalten wurde, dann kehrte auch sie zu ihrer Arbeit, dem neuen Kleidchen für ihr Knäbchen, zurück.

Der Raum, in dem das Ehepaar sich befand, war ein großes Eckzimmer zu ebener Erde. Die kleinen Fenster, die sich an zwei Seiten des Zimmers befanden, waren durch mangelhafte Läden geschlossen, die das winterliche Tosen des Sturmes draußen nur wenig dämpften. Die niedere Balkendecke, sowie die schmucklosen Wände zeigten wohl noch Spuren einstiger weißer Tünche, der qualmende Kienspan aber hatte lange einen grauen Schleier darüber gelegt.

Draußen wurde das Geheul des Windes immer lauter, ein greller Kontrast gegen den scheinbaren Frieden der kleinen Familie da drinnen bildend. Daß hier ein Menschenherz im furchtbarsten Kampfe mit sich rang, verriethen die unbeweglichen Gesichtszüge nicht.

Jetzt kam ein neuer Windstoß, er setzte sich mit aller Gewalt in den sehr breiten, urzuständlichen Rauchfang, mit dumpfem Getöse durch den weiten, niedrigen Vorflur fahrend, der auch zugleich die Küche bildete. Nun wüthete er nach der andern Seite des Hauses hinüber und riß an dem Strohdach und dem morschen Gebälke, heulte durch die Dachluke, die zu schlagen begann und, aus ihren Angeln gehoben, schmetternd zur Erde fiel. Der Mann fuhr zusammen, hatte er weniger starke Nerven als die Frau, die, ihm ganz unähnlich, sich durch das Rasen des aufgeregten Elementes nicht in ihrer Ruhe stören ließ, sondern unbekümmert an ihrem Röckchen weiter arbeitete, oder hatte es einen andern Grund, daß auf des Mannes kräftiges Gesicht nun eine tiefe Blässe trat? Man sah es seinen Zügen an, daß er lauschte, er schien das Erwartete dort nicht vernommen zu haben. Er hörte noch einmal scharf nach dem Hofe, that dabei unsichere Schnitte an seinem Löffel, legte ihn nieder und sagte zu seiner Frau:

„Es ist halb acht Uhr, das Pferd wird den Hafer ausgefressen haben, ich will doch einmal sehen, ob ich ihm nicht schon das Heu aufstecken kann."

Damit zündete er eine eng verschließbare Laterne an und ging hinaus.

„Wenn Du wiederkommst," rief ihm die Frau nach, „findest Du die Suppe auf dem Tisch, komm' nur bald."

Nun rüstete sie den Tisch zum Mahl, ging nach der Küche, wo die Magd schon die einfache Kartoffelsuppe mit Speck und Zwiebeln kochte, und erschien bald von dieser begleitet mit dampfender Schüssel im Zimmer.

Unterdessen trat Urban in den Hof, nach allen Seiten in die Finsterniß spähend. Der Wind blies das Licht in seiner Laterne aus, tiefe Nacht umgab ihn, jedoch das war ihm nicht unangenehm, nein, es war ihm eben recht, denn im Stall bei seinem Pferde hatte er nichts mehr mit dem Füttern zu thun, das war ja schon lange besorgt, ihn zog etwas ganz Anderes aus dem heimischen Zimmer, das er kurz zuvor verlassen.

Kaum hatte er ein paar Schritte vorwärts gethan, als er wieder den nicht starken, aber durchdringenden Pfiff, der ihn im Zimmer schon mit Schauder ergriffen, an sein Ohr dringen hörte, er kam von hinter der Scheune, Urban wußte es, die Laterne in der Hand behaltend, ging er wie zögernden Schrittes dorthin.

Noch hatte er nicht ganz die beabsichtigte Stelle erreicht, als ein Mann in lithauischer Bauerntracht, ohne den langen Winterszarkus, nur mit kurzer, pelzgefütterter Jacke und dunklem, eng angeschnürtem Beinkleide, schleichend auf ihn zukam. Sein Tritt war leicht, denn er trug nicht dickfohlige lederne Stiefel, sondern nur, um der Leichtigkeit willen, die heute für ihn von großer Bedeutung war, vielfach verschnürte Sandalen. Er schob die tief über den Hals hinunterreichende lithauische Mütze bis über die Ohren in die Höhe und sagte eilig und dringend mit unterdrückter Stimme:

„Bist Du fertig, kommst Du? Hast Du Dein Pferd gesattelt? Um acht Uhr müssen wir an der Schlucht sein, bald nach Zwölf geht der Mond auf, dann muß Alles vorüber sein."

„Bist Du es, Gurris?" war die Entgegnung; „nein, mein Pferd ist nicht gesattelt, ich konnte von meiner Frau nicht gut eher fortkommen, sie ahnt nichts von unserem Unternehmen, sie vermuthet, daß ich mir die wilden Hörner längst abgelaufen. Denke Dir, seit unserer Verheirathung war ich bei keiner Schmuggelei betheiligt," er blieb gedankenvoll stehen.

Der Andere, der merkte, daß eine Art Unentschlossenheit über seinen Schwager gekommen, — Gurris war ein Bruder von Urban's Frau, — erwiederte auf diese Betrachtung Urban's nichts, sondern in seinen Worten zeigend, daß er es als selbstverständlich annehme, dieser werde sein gegebenes Wort halten und bei ihrem gewagten Abenteuer in dieser Nacht sich betheiligen, fragte wieder dringend: „Ist Deine Flinte geladen?", was Jener bejahte.

Sie schlichen um die Scheuer nach dem Stall. Die Stallthüre schlug dröhnend auf, das Pferd wieherte.

Urban wußte sich trotz der Dunkelheit im Stall zurecht zu finden, er ging nach einer Ecke und nahm den Sattel von einem Pfahl, legte ihn auf den kleinen, feurigen Klepper, mit ein paar Griffen ihn um dessen Leib schnallend, der Zaum lag auch schnell zwischen dem Gebiß und nun führte er das die Ohren spitzende Thier vorsichtig in das Freie, während sein jüngerer Schwager rüstig und behende die von dem Sturm an die Mauer wie festgerannte Thüre mit Kraft schloß und dann zu Urban tretend sagte:

„Jetzt gib mir das Pferd, ich führe es Dir in den Wald zu den anderen, dort wirst Du es wieder finden."

Schon wollte er das willige, seine Aufgabe ahnende Thier, wie es schien, fortführen, als Gurris bemerkte, daß um die Füße des Pferdes die Polster nicht gewickelt waren.

„Höre," rief er seinem sich schon entfernenden Schwager nach, „die Hufe haben wir vergessen zu bewickeln, wir kommen ja über die Brücke, die ist durch den Wind vom Schnee rein gefegt, dort dürfen wir nicht so hinüber, bring' die Polster."

Urban that, wie ihm geheißen, er holte mehrere dicke Lumpen und Strickenden aus dem Stall und wickelte sie gleichmäßig um die Hufe des Pferdes, damit dessen lauter Tritt auf der Brücke weniger dröhne.

„Jetzt ist es fertig," sagte er dann, „Du kannst gehen."

„In einer halben Stunde kommst Du also nach?"

„Ja, verlaß Dich darauf."

„Wenn meine Schwester doch etwas davon merken sollte," sagte Gurris im Fortgehen, „so sage ihr nur, diesesmal bekomme sie eine silberne Uhr, die glänzt wie reines Gold, und dem Jungen, dem Jabzelle, bringen wir auch etwas mit, sie soll nur nicht jammern."

„Gurris, den mußt Du später einmal sehen kommen, er ist ein prächtiger Bube geworden," sagte der Vater, dem es sich wieder schwer auf die Brust legte, da er an seine Lieben erinnert wurde.

„Ja, ja, kann es mir schon denken, aber Eins bleibt auch wahr: wenn ihr erst einmal verheirathet seid, denkt ihr nur immer an Frau und Kind! Vergiß nur Flinte und Munition nicht, kann doch sein, daß wir es brauchen."

Gurris verschwand mit dem Pferde in der sturmdurchtobten Dunkelheit. Urban ging in das Haus zurück.

Als er den Flur betreten, ging er nicht sogleich in das Zimmer, er langte bei dem schon verglimmenden Küchenfeuer, das den ganzen Flur mit unsicherem, unheimlichem Schein durchzog, von unter einem dicken Balken an der Decke her ein Päckchen Pulver, hier hatte es trocken gelegen, und steckte es in seine Tasche, ging dann gemäßigten Schrittes nach einer anstoßenden Kammer, nahm eine an der Wand hängende Flinte, ging nach dem Herde, um noch einmal zu sehen, ob Alles an ihr in Ordnung wäre, und stellte sie dann in einen dunklen Winkel zunächst der Außenthüre. Dann griff er nach seinen Sandalen, die an einem Nagel an der Wand hingen, und schnürte sie geschickt um seine Füße, zog darüber wieder die Holzschuhe und trat nun schweren Herzens in das Zimmer.

Hier bot sich ihm ein gar liebliches Bild, neben der wohlriechenden Suppe an dem Tische saß die Mutter, den Kleinen auf dem Schooß, er weinte nicht mehr, sondern lallte und brachte einzelne Sylben heraus, und nun eben, als der Vater hereintrat, kam aus seinem kleinen rosigen Mündchen „Papa", und wieder als er den Vater gewahrte, streckte er ihm die Aermchen entgegen und sagte noch einmal „Papa". Es war zum ersten Mal, daß er beide Sylben zusammenhängend ausgesprochen hatte, Urban fühlte sich tief bewegt. Es war ihm, als wenn sein Söhnchen bat: „Vater, verlaß mich nicht! stehe ab von Deinem waghalsigen Vorhaben, das uns in so grenzenlose Noth stürzen kann!"

Er nahm den Kleinen heftig aus der fast erschreckenden Mutter Armen und preßte ihn an seine beklommene Brust.

„Herr, mein Gott," murmelte er dann stöhnend, „den kann ich nicht lassen." Er zitterte vor innerer Erregung.

Jetzt entfiel durch das weniger geschickte Halten des Vaters dem Kinde ein wärmendes Tuch, nach dem die Mutter sich schnell bückte, um den Kleinen wieder hineinzuhüllen. Aber mit einem leisen Schrei fuhr sie in die Höhe, indem sie dem Mann starr in das Gesicht sah.

„Was bedeutet das?" sagte sie mit sprühenden Augen, nach den Sandalen des Mannes, die sie nun an seinen Füßen bemerkt hatte, zeigend. „Zu welchem Zwecke hast Du die angelegt?"

Der Mann sah sie betroffen an, die Stimme versagte ihm. Wie ein Missethäter stand er vor ihr. Hatte er ihr doch bei der Hochzeit gelobt, sich nicht mehr bei der Schmuggelei zu betheiligen. Hatte er ihr doch, als er um sie warb, gesagt, er habe genug Acker, um sie Beide spärlich davon ernähren zu können. Jetzt waren sie über zwei Jahre verheirathet, er hatte sein Versprechen gehalten und sie waren so gut mit dem, was der Himmel ihnen auf den Feldern und im Stall gegeben, ausgekommen, sie hatten sogar schon von dem letzten Jungviehverkauf das Geld beiseite gelegt und dachten an den Neubau einer Scheune. War er übermüthig geworden durch den Segen, den Gott augenscheinlich auf seine Arbeit gelegt, oder war er nicht mehr des Glückes werth, eine so sanfte, sorgsame Frau zu besitzen und den kleinen, lieben Engel, den sie ihm geschenkt, daß er wagehalsig, in blinder Leidenschaft sein Leben auf das Spiel setzen und diese seine Theuren vielleicht einem ungewissen Schicksal dahin fallen lassen wollte?

Gemartert von diesen und ähnlichen Selbstvorwürfen, stand er noch wie gelähmt vor seiner Frau, die nun ihre erste Frage entsetzt wiederholte, denn sie ahnte, was das bedeute.

„Zu welchem Zwecke hast Du die Sandalen angelegt?"

„Ich sehe es in Deinen Augen, daß Du es erräthst, quäle mich nicht, ich kann es nicht mehr ändern," sagte er dumpf, „ich habe der Bande mein Wort gegeben, es brechen wäre Schimpf, wäre schlimmer als Tod, sie erwarten mich in einer Viertelstunde im Walde."

Die Frau wollte, ergriffen von unendlichem Weh, aufschreien, es war ihr, als drücke ein Alp ihr die Brust zusammen. Der Mann preßte ihr gewaltsam die zitternde Hand auf den Mund, umschlang sie mit dem andern Arm und sagte, sie küssend:

„Schrei' nicht, ich kann es nicht ertragen, habe Erbarmen mit mir."

Dann fuhr er dringend fort:

„Ich muß gleich fort, laß uns schnell Alles besprechen, damit im schlimmsten Fall ich hier Alles geordnet finde."

Die Frau rang schweigend die Hände, sie warf wilde Blicke gen Himmel, sie hob ihre Hände gefaltet zum Mann und bat ihn, von seinem schrecklichen Vorhaben abzugehen.

Er sah sie düster an, dann stieß er in abgebrochenen Sätzen hervor:

„Höre doch, ich habe es ja der Bande schon versprochen, darf ja mein gegebenes Wort nicht zurücknehmen, — sonst bin ich ja geächtet, — verspottet von Allen, solch' einen Mann kannst Du nicht mehr Dein nennen wollen."

„Versprochen," sagte sie tonlos, „versprochen, — dann muß es sein."

Gewaltsam ihre Thränen unterdrückend, ohne Vorwurf gegen den Mann, legte sie den Knaben, der unterdessen eingeschlafen war, in die Wiege, zündete die von dem Mann mit hereingebrachte Laterne an, weckte das eingeschlafene Dienstmädchen, gebot ihr, auf den Knaben Acht zu geben, bis sie zurückkommen werde, und verließ mit ihrem Mann das Zimmer.

Sie gingen zusammen durch den weiten, niedern, mit Estrich ausgeschlagenen Flur, dessen verräucherte Wände sie schwarz anstarrten, auf eine verhältnißmäßig hohe Thüre zu, traten in den dahinter befindlichen weiten Raum, der zum Aufbewahren von verschiedenem Gerümpel, besonders aber Holz und Strauch diente. Hier eingetreten, sahen sie sich bedeutsam um, als wollten sie sehen, ob hier auch kein unberufenes Auge sie belausche. Alles um sie her war still, unbeweglich, nur der Sturm draußen wüthete und tobte wild fort.

„Mein Gott, verlaß mich nicht," lispelte die Frau, indem sie krampfhaft einen Moment die Hände auf das Herz preßte, dann wandte sie sich zu ihrem Mann und sagte:

„Laß uns an unser Werk gehen."

Er hängte die Laterne an die Wand und trat zu seiner Frau.

An einer Seite dieses wüsten Raumes gerade gegenüber der Thüre lag ein hoher Haufen Strauch, er war wirr durcheinander geworfen, schwere und leichte Aeste. Diesen Haufen begann nun das Ehepaar in Eile, mit Aufbietung aller Kraft von der Stelle, auf der er lag, fortzuschaffen. Als dieses geschehen, gewahrte man, daß unter dem Haufen, nicht wie in dem andern Theile dieses Raumes, der Boden aus Lehmschlag bestand, sondern man stieß hier auf dicke, aneinander geschobene Bohlen, deren hohles Tönen verrieth, daß sich unter ihnen noch ein anderer Raum befände.

Diese schweren Bohlen wurden nun von Beiden vereint entfernt und man sah in eine tiefe Gruft, aus der ein moderiger Geruch emporstieg.

Der Mann nahm die Laterne, vorausleuchtend und sie stiegen zusammen hinunter. Aber nicht eine Treppe führte hinab, sondern das Erdreich war schräge abgegraben, festgerammt und stellte eine Treppe ohne Stufen dar.

Unten angelangt befand man sich in einem tiefen, weiten, kellerartigen Raum ohne Luken oder Fenster, er war gänzlich unter der Erde. Beide musterten die wenigen Gegenstände, die hier vorhanden. In einem Winkel lag etwas Stroh, ein Tisch und eine rohe Bank davor waren in die Erde gerammt. Auf dem Tisch stand ein irdener Krug und ein zinnerner Teller, beides leer. In einer andern Ecke stand eine Pferdekrippe und ein alter Korb, in dem Ueberreste von Heu zu sehen waren.

„Es ist hier Alles, wie es sein soll," sagte der Mann, nachdem er sich genau umgesehen, „Du weißt ja, was jetzt hier noch zu thun ist. Wie gesagt, um zwölf Uhr bin ich so oder so zurück, in Gottes Namen, es wird spät, ich muß gehen, lebe wohl."

Sie stiegen gemeinsam nach oben, er kleidete sich warm, hing die alte Flinte um, steckte noch ein Messer zu sich, reichte der immer schweigenden, ihm aber eifrigst helfenden Frau die Hand und wandte sich zum Fortgehen, kehrte aber sogleich wieder um, küßte sie mehrmals herzlich und sagte dann beim letzten Kuß mit Wehmuth: „Diesen Kuß für Jabzelle."

Die Frau blickte ihn wie benommen an.

„Ich bitte Dich, Annicke, sieh' nicht so traurig aus," bat er, „in ein paar Stunden ist die ganze Sache vorüber und ich bin wieder hier, gib mir noch einmal die Hand, dann will ich gehen."

Die Frau warf sich in wildem Schmerz, von einer schwarzen Ahnung getrieben, an seine Brust, umklammerte und küßte ihn und sagte dann, mit aller Kraft ihre Erregung niederkämpfend:

„Geh' mit Gott, er wird Dich beschützen, und sei muthig, aber," setzte sie zaghaft hinzu, „sei auch vorsichtig."

„Das werde ich, liebe Annicke, lebe wohl." Er war verschwunden.

Jetzt da die Frau allein war und wußte, daß ihr Jammer ihres Mannes Ohr nicht mehr erreichen konnte, brach sie in laute Klagen aus, sie weinte und schluchzte, sprach von ihrem großen Unglück und flehte zu Gott um seinen Schutz für ihren armen, verblendeten Mann, der in blinder Leidenschaft seine erste Pflicht, für Frau und Kind nur zu leben, vergessen, der sein ihr gegebenes Wort gebrochen im Auflodern alter Lust zu waghalsigen Abenteuern.

Als sie wieder einigermaßen gefaßt war, kehrte sie zu dem untern Raum zurück, brachte Brod, lithauischen Alaus, Speck und eine kleine Flasche mit Schnaps hinunter, es dort auf dem Tische ordnend, holte dann aus dem Stall Stroh und Heu, suchte von dem Stroh ein möglichst bequemes Lager herzustellen, legte dann in die andere Ecke noch Stroh und Heu für ein Pferd und stellte daneben einen Eimer voll Wasser. Dann



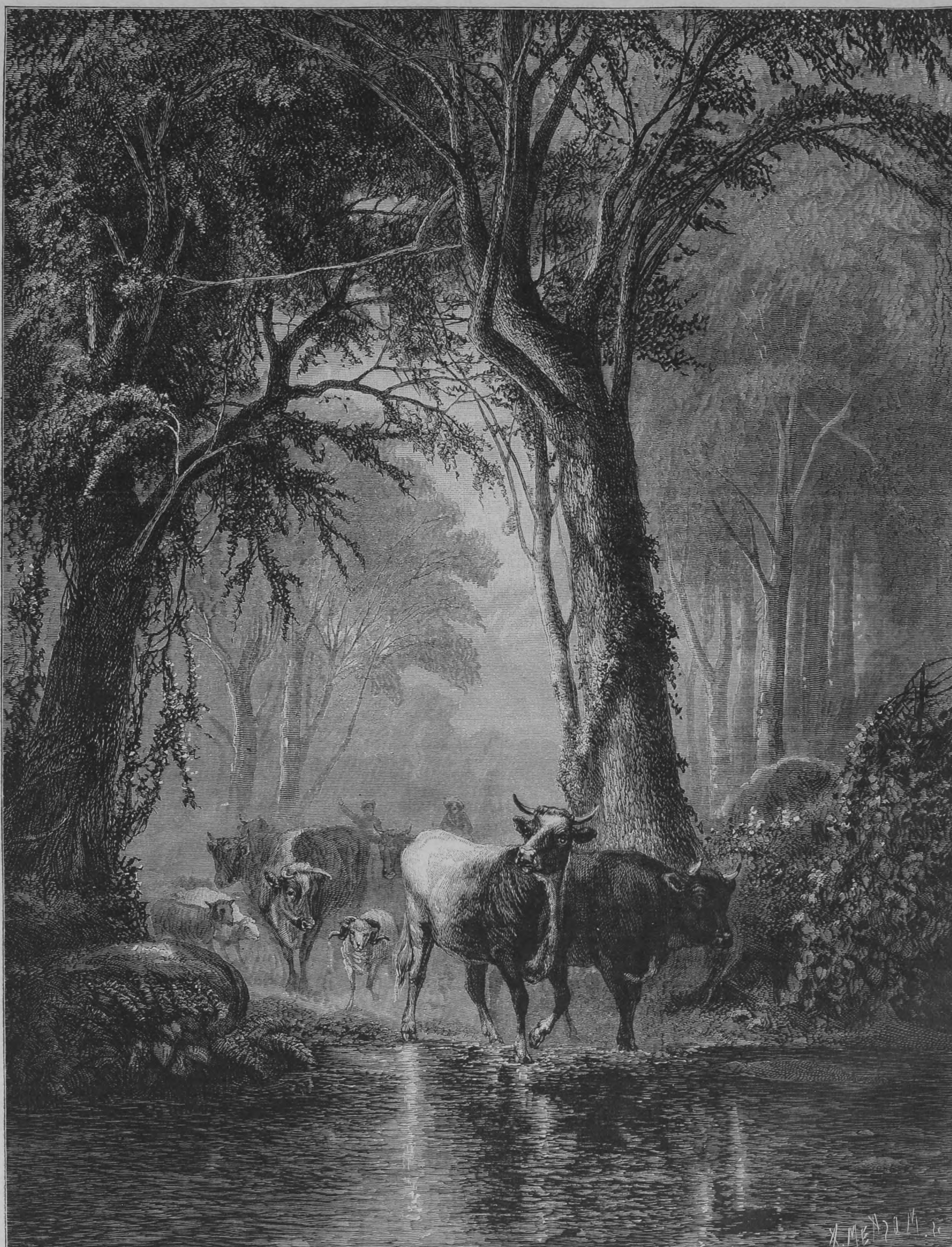
Aschenbrödel. Nach einem Gemälde von Joseph Burda. (S. 70.)
(Kopie der Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.)

holte sie einen alten silbernen Leuchter, der einmal von einer verunglückten Schmuggelpartie ihrem Vater zugefallen und dessen Werth sie nicht kannten, steckte ein neues Talglicht hinein und stellte ihn mit Feuerstein und Zunder daneben auf den Tisch.

Als sie dieses Alles verrichtet, übersah sie noch einmal ihre Arbeit, dann ging sie nach oben, die Thüre zu dem Gerümpelraum, wie auch den Niedergang zu dem Keller nicht wieder schließend.

Im Zimmer fand sie das Mädchen nickend im Schlaf an der Wiege des Knaben, sie weckte sie zum Essen, wusch mit ihr vereint die wenigen zum Mahl benützten Küchengeräthe aus, hieß dann das Mädchen zu Bette gehen, was diese, ein junges, schmächtiges Kind von sechzehn Jahren, sehr willig that und bald in ihrem Bette in einer Ecke des Zimmers zunächst der Thüre sanft eingeschlafen war.

Nun nahm die Frau ein Gesangbuch vom Sims und betete und sang laut daraus. Ihre Stimme war gut, wenn auch



An der Furt. Gemälde von J. M. Hart.

sowohl diese wie das Gehör wenig gebildet waren, so sprach doch aus diesen Tönen, die jetzt aus tiefbeklommenem Herzen drangen, das innigste Gebet zu Gott.

So saß sie Stunde um Stunde, nur zuweilen nach ihrem Liebling in der Wiege sehend, sie wollte so warten, bis ihr Mann zurückkäme. Um elf Uhr erhob sie sich endlich, verließ das Zimmer, ging noch einmal hinunter nach der Gruft und dann zur Hausthüre, sie weit öffnend, wie sie es mit ihrem Mann beim Scheiden verabredet.

Der Wind wirbelte im wilden Brausen dichte Schneemassen herein. Sie blieb ungeachtet dessen, ängstlich in die Ferne lauschend, in der Kälte, die sie in der Spannung jetzt nicht empfand, stehen, in der Hoffnung, einen Hufschlag, einen ihr wohlbekannten Tritt zu vernehmen. Sie merkte nicht, daß Viertelstunde auf Viertelstunde verging, sie hörte nicht die Uhr drinnen schlagen, sah nicht, daß der Mond aufging. Alle ihre Sinne hatten sich auf den einen Gedanken konzentrirt: Hufschlag, Fußtritt ihres heißgeliebten Mannes.

Unterdessen hatte Urban rüstigen Schrittes den Wald erreicht, indem er bei der Schmugglerbande sein Pferd fand.

Der Wald lag theils auf der preußischen Grenze, theils auf der russischen, in Preußen wohl nur eine Viertelmeile breit, in Rußland zog er sich in weiten Bögen wohl zehn Werst.

Durch diese Lage den Schmugglern sehr günstig, wurde er von russischer Seite scharf kontrolirt, jedoch durfte dieses selbstverständlich nur immer bis dahin gehen, wo die Grenze Preußens begann. Und doch ergriff jeden Schmuggler, wie jetzt auch Urban, ein unheimliches Gefühl, sowie er den Wald betrat.

Oft waren beim Schmuggel hier schon die bittersten Schlachten geliefert worden und manchen russischen Grenzaufseher und preußischen Schmuggler hatte hier gemeinsam der Tod ereilt, wo man sie denn am nächsten Morgen noch, als wollten sie eben wieder miteinander ringen, blutend und entstellt Seite an Seite auf dem kühlen Waldboden fand.

Eine tiefe Schlucht zog sich durch diesen Wald von Süden nach Norden, schon auf russischem Gebiete, aber nahe der preußischen Grenze. Von hier hatten die Schmuggler schon manchen Ueberfall erlitten.

Die meisten Unternehmen dieser Art fanden statt, wenn das Wetter am schrecklichsten war, da man es aus alter Erfahrung wußte, daß bei Kälte und Regen die Russen gewöhnlich betrunken waren.

Jetzt da Urban den Wald betrat, erreichte ihn das Toben des Windes weniger, als auf dem freien Felde. Die schönen alten Tannen, die hier dicht standen, hemmten das wilde Durchziehen der ungeheuren Sturmwellen einigermaßen, und auch der Schnee lag hier nicht so hoch, als außerhalb des Waldes.

Allmälig gewöhnte sich das Auge von Urban an die Dunkelheit des Waldes und konnte er bald im Schnee Fußstapfen der ihm schon nach einer bestimmten Stelle vorausgegangenen Schmuggler erkennen, die ihn denn auch sicher nach der Waldlichtung geleiteten, wo er die ganze Bande finden sollte.

Bald sah er denn auch in einiger Entfernung dunkle Gestalten und hörte das Gemurmel unterdrückter Stimmen. Näher kommend sah er unter alten dunklen Tannen und gigantischen Eichen, die mit ihren blattlosen Zweigen gespenstisch in die Luft starrten, im weiten Kreise umherstehend, vierzig bis fünfzig Männer mit entschlossenen, theils recht wilden Gesichtern, deren ganzer Ausrüstung man es ansah, welchem gefährlichen Unternehmen sie sich unterziehen wollten. Jeder hatte wie Urban eine Flinte umgehängt, die meisten hatten in dem Gürtel ein Messer stecken. Das Ganze machte einen unheimlichen, wilden Eindruck.

In der Nähe hörte man Pferdegestampf. Urban wurde mit stummer Handbewegung von den Anderen begrüßt.

Der Anführer, ein schlanker, kräftiger Lithauer von etwa dreiunddreißig Jahren, mit verwegenem gelbbraunem Gesicht, das wohl darauf hindeutete, daß er von Zigeunern abstamme, wie dieses ja thatsächlich mit den Bewohnern einiger Dörfer südlich von Tilsit in Ostpreußen der Fall ist, trat auf Urban zu, drückte ihm kräftig die Hand, ihn bewillkommnend, und führte ihn zu einem Haufen von vierzig bis fünfzig kleiner Collis, die nicht schwerer wogen, als je vierzig bis fünfzig Pfund. Sie kamen aus dem nahen Memel, waren für einen Kaufmann in Riga bestimmt und enthielten von Rußland mit hohem Zoll belegte Seidenstoffe, Spitzen, Taschenuhren und Glacéhandschuhe.

„Hebe ein Pack und sieh', wie Du es am besten faßt," sagte der Anführer.

Urban that, wie es ihm geheißen. Jedes Pack hatte nicht allein vier lange Ohren zum Anfassen, sondern ein kurzer Strick war so daran befestigt, daß man es im Nothfall wie einen Beutel anhängen konnte.

„Kannst Du es gut halten?" fragte der Anführer. Urban gab eine bejahende Antwort. „Dann steige ein Jeder zu Pferde und nehme sein Pack."

Schnell waren die Schmuggler aufgesessen, ritten an den Haufen der Collis und sich leicht hinunter biegend, schwang ein Jeder ein Pack zu sich herauf.

Nun ritt der Anführer einige Schritte voraus, wie vor Kampfeslust seine schlanke Gestalt reckend, pfiff leise zum Zeichen des Aufbruchs und langsam und bedacht setzte sich der dunkle Zug in Bewegung der russischen Grenze zu, der Anführer immer etwa zehn Schritte den Anderen voraus.

Nach etwa fünfzehn Minuten machten die Schmuggler Halt, denn sie erwarteten den letzten ausgeschickten Späher, der sehen sollte, ob die Gegend auch von russischen Patrouillen rein wäre. Bald erschien er denn auch, erstattete dem Anführer seinen Bericht, mit dem dieser zufrieden schien und den hinter ihm Wartenden ein Zeichen gab, ihm nun wieder zu folgen. Der Späher hatte auch noch sein Pferd und Colli erhalten, das ein Anderer für ihn bis hieher gebracht.

Der Wind heulte und wüthete in den hohen Baumkronen, die ächzend über den Häuptern der langsam Vorwärtsreitenden zusammenschlugen.

Endlich als die Truppe etwa eine halbe Stunde schweigsam durch den dunklen Wald geritten, kam sie an eine lichtere Stelle, die nicht weit von der russischen Grenze lag, ein Jeder wußte das und sah spähend und gespannt in die undurchdringliche Dunkelheit. Ein Jeder wußte, daß nun bald der entscheidende Moment nahen mußte. Den Zügel seines Pferdes straffer ziehend, um es mehr in seiner Gewalt zu haben, passirte man bedachtsam die Grenze. Keine besondere Marke zeichnete sie an, der Wald sah hier auch nicht anders aus als auf preußischem Boden, nur das theils scheuere, theils verwegenere Umsichblicken der Reiter zeigte, daß sie sich hier anders als auf heimatlichem Grunde fühlten.

Der Wald wurde allmälig lichter, man konnte schneller reiten, der Schnee war jedoch hier wieder tiefer und erforderte von den Pferden einen vermehrten Kraftaufwand. Die Anstrengung beachtete aber hier Keiner, ein Jeder setzte sich noch fester in seinen Sattel und man trieb die zum größten Theil schon lange in diese Schmuggelabenteuer eingeweihten Pferde vorwärts.

Es ging immer schneller. Noch eine Viertelstunde und man hatte den Hohlweg erreicht, wo russische Juden mit ihren Helfern die Collis entgegennehmen sollten.

Jetzt erreichten die Schmuggler die Ausläufer des Waldes, hier wuchs mehr Unterholz, junge Tannen, die allmälig immer häufiger wurden. Kräftig setzten auch hier die Pferde ein, kleiner Hindernisse nicht achtend; es ging schneller und schneller, fast sausend war der Galopp. Da plötzlich bäumte hoch das Pferd des Anführers, Alle sahen bestürzt um sich und in demselben Moment blitzten Schüsse und krachten Kugeln in furchtbarem Donner um sie her. Ein lautes „Holla" folgte. Kein Schuß aber hatte getroffen. Die Pferde jedoch, aufgeschreckt von den Schüssen, getrieben durch die Hiebe der Schmuggler, stürzten jetzt im wildesten Galopp vorwärts.

Auf russischer Seite war man aber gut orientirt, die feindliche Grenzpatrouille zählte fast noch einmal so viele Männer als die Schmuggler, denen jetzt die Russen folgten und eine wohlgezielte Salve in den Rücken schickten. Ein furchtbares Geschrei entstand, mehrere Schmuggler waren getroffen und sanken zum Tode verwundet von ihren Pferden nieder, diese stoben wild davon. Andere waren nur leicht verletzt und gedachten nicht so schnellen Kaufes sich zu ergeben. Laut gebot der Anführer, gegen die sie verfolgenden Feinde Kehrt zu machen. Das bereite Gewehr wurde angelegt, und krachend flog das tödtende Blei den Nachstürmenden entgegen. Die Schmuggler hatten gut gezielt, mehrere ihrer Gegner, die nicht darauf gefaßt gewesen, sanken fluchend und ächzend in den kalten Schnee, ihn mit ihrem Blute schauerlich roth färbend.

Die gewaltige Spannkraft, die jetzt die Schmuggler entwickelten, hatte ihre Schüsse sicherer als die der Grenzaufseher gemacht, und trotzdem, daß zu Anfang sich mehr Russen als Schmuggler auf dem Kampfplatz gezeigt hatten, schien nun das Gleichgewicht ziemlich hergestellt zu sein, — als etwa zwanzig Russen unerwartet aus einem Hinterhalt hervorbrachen, mit gespanntem Hahn auf sie zustürzten, ihnen Pardon zuriefen, wenn sie sich ihnen ergeben und ihnen Alles überlassen wollten, und als doch einige Schüsse von der andern Seite fielen, schießend und stechend auf sie eindrangen.

„Verrath, Verrath!" riefen die Schmuggler von allen Seiten, ihre Collis wegwerfend und in wilder Hast die Flucht ergreifend, da an erfolgreiche Vertheidigung nicht mehr zu denken war.

Ein Jeder suchte dem unerbittlichen Feinde, unter dem, wenn man am Leben blieb, doch nur Sibirien und Knutenhiebe ihnen entgegenstarrten, in verzweifelter Eile zu entrinnen.

Urban hatte sein Colli auch fortgeschleudert und floh nach der Seite seines Heims in die schützende und ihn verbergende Dichte des Waldes. Er hatte auch einen Schuß bekommen, doch schien es ihm, als wenn nach dem ersten brennenden Schmerz er nun keinen mehr empfinde, fast wunderte es ihn, als er bei einer Armbewegung Blut über dem Gürtel hervorquellen sah. Sein Pferd lief so schnell, als die dichten Baumstämme im Walde es zuließen. Es schien ihm, als wenn er verfolgt würde, er wagte sich aber nicht umzusehen, aus Besorgniß, dadurch, wenn auch nur den kleinsten Aufenthalt zu verursachen. In der Ferne hörte er noch einige Schüsse, er meinte, sie würden ihm nachgeschickt, aber keiner traf ihn.

Von seinen Landsleuten sah er nichts mehr, selbst seinen Schwager, der bis zu dem Ueberfall neben ihm gewesen, hatte er aus dem Auge verloren.

Endlich nach furchtbarem Ritt erreichte er seinen Acker, da aber hörte er noch einmal Schüsse, er wurde sicher verfolgt, er glaubte Hufschläge hinter sich zu vernehmen, noch einen kräftigen Anlauf seines Pferdes und er war am Hause.

Wie verabredet, fand er die Hausthüre offen, es war zwölf ein halb Uhr und der Mond stand in vollem Lichte über der weißschimmernden Erde. Gelenkig sich auf den Hals seines Pferdes drückend, ritt er im sogenannten Paßschritt in das Haus hinein. Seine an der Thüre ihn mit hochklopfendem Herzen erwartende Frau wirft schnell diese hinter ihm zu, verrammelt sie von innen und leuchtet ihrem schon vom Pferde gesprungenen Manne, der es am Zügel hinter sich her führt, durch das Holzgelaß hinunter in den Keller. Hier sinkt sie ihm um den Hals und jubelt vor Freude, ihn wieder zu haben. Er umfängt sie, ein heißer Thränenstrom entstürzt seinen Augen, er preßt sie für eine Minute innig an sich, dann sagt er bittend:

„Verlaß mich jetzt, geliebtes Weib, es könnte doch sein, daß sie in ihrem Verfolgungseifer bis hieher kommen, mich aufzusuchen, geh' und decke das Strauch über den Aufgang. Gegen Morgen, dann sind wir schon sicher, dann komme ich hinauf und erzähle Dir Alles."

In Eile zeigt sie ihm, was sie zur Erquickung für ihn hieher gebracht, und merkt nun erst mit Schreck, daß er verwundet. Er bemüht sich, sie zu beruhigen, und bittet sie, nur schnell hinauf zu gehen, damit etwa nachkommende Russen ihn hier nicht entdecken. Ihm wird, als er spricht, so schwindlig, er winkt aber doch mit energischer Handbewegung der zögernden Frau, zu gehen.

Da hört sie das Pferd so eigen gurgeln und prusten und sieht zu ihrem Entsetzen, daß es schwankt und zusammenstürzt. Es hat einen Schuß bekommen und blutet stark, sie hatte es oben gar nicht bemerkt. Sie will wieder umkehren, der Mann aber, dem so seltsam schwach zu Muthe wird, bittet wieder, sie möge nur gehen, um ihn nicht in noch größere Gefahr zu bringen. Sie rafft sich zusammen und stürzt hinauf, legt hier nur ein paar Dielen über die Kelleröffnung und dann leichtes Strauch, um nur schnell wieder hinunter zu können.

Darauf geht sie, die Laterne verlöschend, zum Knaben zurück und stellt sich an dessen Wiege, lauschend hinaus in den Sturm, ob nicht das Geräusch eines nahenden gefürchteten Fußtritts ihn unterbreche.

Am ganzen Leibe zittert sie, der Mann hatte ihr gesagt, daß er wahrscheinlich von der russischen Patrouille verfolgt werde, obschon es gegen das Völkerrecht ist, daß ein Russe in ein auf preußischem Boden liegendes Haus, selbst wenn er da einen eben ertappten Schmuggler vermuthet, eindringt, und liegt auch das Haus, wie es hier der Fall war, sehr nahe an der Grenze. Aber Macht geht oft vor Recht und man hatte gerade jetzt die Russen sehr gereizt, konnte sich also noch auf Schweres gefaßt machen. Ueberdem war den Russen das Höfchen von Urban, das seit Jahrhunderten immer in den Händen derselben Bauernfamilie gewesen, als altes Schmugglernest bekannt, zu wiederholten Malen war es bei Nacht von Russen umzingelt worden, um den bis hieher verfolgten Uebelthäter herauszufinden, der jedoch bei der genauesten Durchsuchung des Hauses nie zu entdecken war, weil er — in der seit urdenklichen Zeiten bestehenden tiefen Gruft unter dem Hause versteckt war und die suchenden Russen endlich annehmen mußten, daß er sich in die Weite geflüchtet habe.

Unten in der Gruft spielte sich unterdessen eine traurige Szene ab. Urban, den seine Wunde zu schmerzen und zu brennen anfing, — er ahnte nicht, daß sie so gefährlich war, — hatte noch so viel Besinnung gehabt, das auf dem Tisch für ihn bereit gestellte Licht anzuzünden, ihm wurde dabei schwindlig, es erfaßte ihn eine schreckliche Angst... Er sank auf das Stroh, es war ihm, als solle sein Bewußtsein ihn verlassen... Nach einer Weile schöpfte er tief Athem, es wurde ihm leichter, er erhob sich wieder.

Das Pferd begann zu röcheln, er schwankte zu ihm, es lag ausgestreckt auf dem Boden, er bückte sich, um es zu betasten, da ergriff ihn ein neuer Schwindel, er sank nieder und sein Kopf glitt auf den Rücken des sterbenden Thieres. Sein Athem wurde kürzer, seine Sinne verwirrten sich, es war, als wolle er sich noch einmal aufrichten, er murmelte: „Annicke, bring' mir Jabjzelle," dann seufzte er wieder und sank in eine tiefe Ohnmacht. —

Das Licht, das er angezündet, stand nicht auf dem Tisch, Urban hatte es in seiner Kraftlosigkeit neben das Stroh auf den Boden gesetzt, es brannte allmälig in nieder und erfaßte das in der Nähe liegende Stroh, da aber kein Luftzug stattfand, leckte die Flamme nur unterdrückt und schleichend weiter, auf den Augenblick wartend, wo ein frischer Luftzug sie beleben würde.

Unterdessen stand die Frau noch immer oben an der Wiege, hinaus lauschend in die kalte Nacht, ihr Herz klopfte so gewaltig, daß sie es zu hören glaubte. Sie war schon von der Erregung der vorhergegangenen Stunden todmatt, dieser Anblick von ihres Mannes schwerer Wunde aber, denn als solche glaubte sie doch erkannt zu haben, dieses von ihr so geliebten Mannes, mit dem sie bis jetzt nur glückliche Stunden verlebt hatte, und daß sie ihn mit dem verendeten Pferde hatte allein lassen müssen, ging über ihre Seelenkraft. Sie konnte es oben nicht länger ertragen, sie wollte trotz seines Verbotes wieder zu ihm hinunter. Sie strich noch einmal sanft über das Gesichtchen ihres Kindes, dann eilt sie, um ihm zu helfen.

Sie kommt aber nur bis zur Stubenthüre, da hört sie Schläge von draußen an Fenster und Thüre.

„Sie sind es," haucht sie fast lautlos, „die Verfolger meines Urban, mein Gott, verlaß mich nicht!"

Alle ihre Kraft zusammennehmend, rafft sie sich empor, öffnet mit zitternder Hand die Hausthüre und erblickt nun ihr dicht gegenüberstehend drei russische Grenzaufseher mit wüthigen Gesichtern; ihr schaudert.

„Weib, wo ist Dein Mann?" donnern sie die Bebende an, „führ' uns zu Deinem Mann!"

Sie starrt sie wie irrsinnig an, einer Antwort ist sie nicht fähig.

„Platz da!" schreit der Vorderste und reitet fast die Frau beim Eindringen in das Haus um. „Ich werde den Hund schon herausfinden, hier im Hause ist er verschwunden, ich weiß es!"

Urbanenens Augen werden vor Angst fast gläsern. Er reitet bis zum äußersten Ende des Flurs und hält eine kleine Blendlaterne nach den Wänden umher, um eine Thüre zu entdecken. Er erblickt die Thüre nach dem großen Holzgelaß, stößt sie hohnlachend auf, ein greller Feuerschein schlägt ihm entgegen.

„Der Teufel ist bei euch los!" flucht er tobend, indem er sein beim Anblick der Flammen hochbäumendes Pferd wild niederreißt. „Will das infame Pack mich in diesem abscheulichen Unkennest verbrennen!"

Dann gibt er seinem schnaubenden Thiere mit aller Kraft die Sporen und dieses fährt wie ein Blitz mit ihm durch die niedere Hausthüre hinaus, wobei er unter derselben einen heftigen Stoß gegen die Schulter erhält, der ihn im Sattel schwanken macht; mit einem erneuten Fluch spornt er sein von wüthigen Hieben noch wie rasend gewordenes Pferd an, das ihn wie der leibhaftige Böse selbst blind in die Weite trägt, die beiden Anderen sprengen ihm sausend nach.

Die vor Schreck wie erstarrte Frau sah den Feuerschein, errieth sogleich seine Ursache, stieß einen markerschütternden Schrei aus, stürzte instinktmäßig an die Wiege nach ihrem Kinde und dann, wie von Wahnsinn getrieben, in die dichtesten Flammen,

mit übermenschlicher Kraft das brennende Strauch von den Dielen über der Gruft reißend. Mit dem Kinde im Arm hat sie leider nur halbe Kraft, aber sie muß zu ihrem verlassenen Mann, ihn zu retten, sollte sie auch selbst dabei untergehen.

Schnell hat sie eine Lücke im Strauch gemacht, brennende Aeste umfliegen sie von allen Seiten, dennoch drängt sie sich in Hast mit aller Kraft zwischen zwei Dielen durch und ist mit einem gewaltigen Satz unten.

Hier raucht es nur noch und qualmt. Sie tappt angstvoll umher in dem von oben durch die Flammen schwach erhellten Raume, sieht an das alle Viere von sich streckende Pferd ihren niedergesunkenen Gatten gelehnt, stürzt auf ihn mit einem Ausruf zu, der sich fast wie ein Jubelton ihrer Brust entringt, ihn mit Glut umfangend. Sie faßt ihn mit einem Arm nur, und doch mit übermenschlicher Kraft, um ihn hinaufzutragen in die frische Luft, damit er aus diesem tödtenden Dunst herauskomme. Der Rauch aber erstickt ihren Athem. Der Knabe ist erwacht und fängt an zu weinen.

Da fühlt sie, daß ihr Mann seinen Arm um sie legt, sie beugt sich ganz zu ihm nieder — er drückt sie schwach, aber warm an sich — nennt kaum hörbar ihren Namen — den des Knaben — dann verscheidet er. — — Sie weiß es nicht, daß er nicht mehr ist, sie lehnt sich dicht an ihn, um zu hören, was er sagt.

Ein neues Auflodern der Flammen oben bringt dichteren Rauch in den unteren Raum, das Athmen wird der Frau unmöglich, sie will sich aufraffen und wieder versuchen, den Mann weiter zu bewegen, ihr wird schwindlig — ihr vergehen die Sinne — der Rauch ist zu dicht. Bewußtlos sinkt sie neben ihren entschlafenen Mann nieder. Das Kind hat aufgehört zu wimmern, es ist in dem verzehrenden Qualm erstickt, sein Köpfchen an die Brust der Mutter gedrückt, ruht es zwischen den Eltern. — Die Frau erwacht auch nicht mehr, ihr letztes Gefühl war, daß sie in der Nähe Dessen sich befand, um ihn zu retten, der ihr der Theuerste auf Erden gewesen.

Ein gütiger Engel schwebte hernieder und drückte ihr schmerzlos die Augen zu, um sie den Jammer nicht fühlen zu lassen, den die Wirklichkeit über sie gebracht hätte.

Die Magd, die im Zimmer in ihrer Ecke schlief, war von dem Lärm der Russen erwacht, die Thüre zum Flur stand offen, sie sah mit Entsetzen den Feuerschein.

„Mutter, Mutter!“ rief sie voll Angst nach der Bäuerin, sie bekam von dieser natürlich keine Antwort. Sie sprang an das Bett der Frau, es war leer. Nun errieth sie sogleich, was sich hier zugetragen hatte.

Wohlbekannt mit dergleichen Szenen, wie sie eben hier in diesem Hause stattgefunden, denn ihr eigener Vater und Bruder hatten auch als Schmuggler geendet, griff sie nach ein paar daliegenden Kleidungsstücken und stürzte, da die Flammen in dem nur von Holz und Stroh erbauten Hause schnell um sich griffen, hinaus in die kalte Nacht, hinter sich ein Meer von Flammen lassend, die, gepeitscht von dem fürchterlichen Sturm, hoch zu dem finsteren Nachthimmel aufschlugen.

Der Prinz von Oranien und die Antwerpener.

(Bild S. 68.)

Unser Bild führt uns in die sturmbewegte Zeit des Abfalls der Niederlande. Karl V. strebt darnach, die allmälig durch Eroberung unter seine Krone gelangten nordischen Grafschaften und Fürstenthümer Brabant, Flandern, Geldern, Holland und Zeeland mit dem Stift Utrecht zu einem großen Reiche zu vereinigen; diesen Plan hinderte die Reformation, die in diesen Provinzen eine mächtige Zahl von Anhängern geschaffen hatte, welche der neuen Lehre anhingen, die Karl V. und Philipp II. mit Feuer und Schwert bekämpften; besonders Philipp II., Spanier von Geburt, haßte die Reformation auf's Bitterste. Er befahl, die von Karl V. gegen die Anhänger der Reformation erlassenen Verordnungen ohne Schonung zur Ausführung zu bringen. Das rief eine ungeheure Aufregung in den niederländischen Provinzen hervor und bald widersetzte sich die ganze Nation hier der spanischen Herrschaft, die Großen des Landes sagten sich los von den Spaniern, der niedere Adel folgte und 1566 begann der gemeinsame Angriff des Volkes gegen die katholischen Kirchen. Philipp II. schickte gegen die Aufständischen den Herzog Alba, der durch seine Härte und Grausamkeit die Niederländer noch erbitterter machte. Eine große Anzahl Geflüchteter und Verbannter schaarte sich um Prinz Wilhelm I. von Oranien, diese erheben den Prinzen zu ihrem Haupt und erhalten hiedurch einen feinpolitischen und tapfern Führer.

Unsere Illustration zeigt uns den Prinzen, während die protestantischen und katholischen Truppen draußen vor den Wällen Antwerpens kämpften, hier in der unruhigen Stadt, deren Bewohner von Parteileidenschaft auf das Heftigste bewegt sind. Die Beamten, Söldner und sonstigen spanischen Unterthanen stehen auf Seiten der Regierung, das eigentliche Antwerpener Volk hält zu den Aufständischen und drängt sich um die Schutzlosen und den Prinzen, welcher zu beruhigen sucht und, wie unser Bild zeigt, auf die vor den Wällen der Stadt tobende Schlacht deutet. Schiller hat bekanntlich eine meisterhafte Geschichte dieser Kämpfe der Niederländer, des Abfalls der Niederlande, geschrieben.

Dieß Bild hier, das so überaus dramatisch lebendig ist, haben wir dem Prachtwerk: „Schiller's Werke, von den ersten deutschen Künstlern illustrirt, Stuttgart, Hallberger,“ das jetzt der Vollendung sich nähert und nach Druck und Ausstattung, phantasievollen Bildverzierungen zum Texte und durch bildliche Wiedergabe der interessantesten Situationen, welche der Dichter in Vers und Prosa schildert, völlig des großen Dichters würdig ist.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Zacano.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel.

Das Bonbon.

An demselben Tage und zu derselben Stunde des Begräbnisses, gegen elf Uhr Vormittags, erwachte Mathilde Simonnet, genannt Fräulein von Villeneuve, aus ihrem süßen Morgenschlummer. Sie dehnte sich noch ein wenig, läutete der Kammerzofe, verließ das Bett, schlüpfte in einen faltigen goldig-bordirten Schlafrock aus weißem Kaschmir und begab sich in ihr Toilettenzimmer.

Dasselbe gehörte zu einer Wohnung im dritten Stockwerk eines Hauses der Rue Boissy d'Anglas, nächst der Madelaine. Dieses Zimmer war so geräumig, daß man es hätte für einen Salon halten können, wenn die Einrichtung nicht seine Bestimmung verrathen hätte. Ein sehr großer Toilettentisch aus weißem Marmor mit allen Utensilien aus Silber und mit M. S. gravirt, nahm eine Wandecke gegenüber dem Kamin ein. An den beiden Fenstern befanden sich zwei Tische: auf dem einen waren Necessaires aller Art in Juchtenfutteralen; der zweite trug ein ganzes Assortiment von Kämmen und Bürsten in Schildkrot mit erhabenen Goldchiffern. Eine Chaiselongue, ein sehr großer Ankleidespiegel und zwei niedrige Stühle aus vergoldetem Bambus vollendeten das Ameublement dieses reizenden, parfümirten, mit chinesischer Seide ausgeschlagenen Gelasses.

Kein Mensch aber konnte ein Auge haben für diesen Luxus, sobald sich die Herrin desselben inmitten desselben befand.

Es war dieß eine Frau von sechsundzwanzig Jahren, in der vollen Entfaltung einer plastischen Schönheit. Einige Journalisten, entzückt von diesem schönen Geschöpfe bei ihrem Erscheinen auf den Brettern, hatten dieselbe folgendermaßen geschildert: breite, entwickelte Schultern, eine prächtige, volle und dennoch reingezeichnete Büste, eine sehr feine Taille, vollendet schön geformte Arme, dabei sehr feine Hände und reizende kleine Füße. Auf diesem Körper saß der Kopf einer Göttin von einer unglaublichen Korrektheit der Linien, mit einem seltsamen, zuweilen ein wenig harten, aber nur desto interessanteren Ausdrucke. Langbewimperte Augen, groß, halb geschlossen, gewöhnlich müde blickend, oft voll jäher Blitze. Die Nase einer Jüdin, aber einer Jüdin von reinster Rasse. Rothe feine Lippen, meist halb geöffnet, welche sehr weiße, feine, ein wenig spitze Zähne durchblicken lassen. Und um dieses Ensemble zu beleben, um es wie mit einem Sonnenstrahl zu erleuchten, Haare von brennender Goldglut, dicht und seidig.

Mathilde setzte sich auf einen der niedrigen Stühle vor das wohlflackernde Frühlingsfeuer im Kamin, wickelte sich in die Falten ihres Schlafrockes und wärmte sich die kleinen Füßchen, die ihren Pantöffelchen entschlüpft waren, während die Kammerzofe die langen, bis auf den Gürtel fallenden Haare mit einem Kamme durchstrich.

Sie erschien frohgelaunt, sorglos, nur darüber nachdenkend, ob wohl dieser beginnende Tag ihr die nämliche Summe von Annehmlichkeiten bringen werde wie der vorige. In ihrer nachlässigen Pose, den Oberkörper zurückgelehnt, das Antlitz von einem Lächeln erhellt, die Augen halb geschlossen, glich sie ganz einer jener Favoritsultaninnen, denen jeder Traum in Erfüllung geht.

Aber die Zofe, welche sie kämmte, schien nicht die gleiche Ruhe zu fühlen. Ihre Bewegungen waren hastig, die Striche ihres Kammes ein wenig scharf. Es war, als ob sie sprechen, einen Wunsch aussprechen wolle, ohne den Muth dazu zu haben. Endlich entschloß sie sich dazu und wagte die Worte:

„Das gnädige Fräulein haben vielleicht den Urlaub von einigen Tagen vergessen, um den ich gebeten habe?“

„Was für einen Urlaub, Julie? Ich erinnere mich nicht.“

„Ich habe das gnädige Fräulein gebeten, mich in meine Heimat gehen zu lassen, um einer Hochzeit in meiner Familie beizuwohnen . . . Uebermorgen ist die Hochzeit und ich möchte gerne heute abreisen.“

„Und wer würde mich während Ihrer Abwesenheit bedienen? Haben Sie daran bedacht? . . . Nein, es ist unmöglich. Sie müssen darauf verzichten.“

Sie sprach diese letzten Worte, welche die Dienerin trostlos machten, mit demselben ruhigen Tone, derselben Milde, dabei fortwährend ihre Füßchen wärmend. Dann, als Julie mit dem Kämmen fertig war, sagte sie ihr, ohne auf deren Kummer zu achten:

„Sehen Sie doch in's Vorzimmer, ob nichts für mich gekommen ist; mir scheint, man hat soeben geläutet.“

Die Zofe entfernte sich voll übler Laune, aber ohne ihre Bitte zu wiederholen; wohl wissend wahrscheinlich, daß ihre Herrin einen einmal geäußerten Entschluß nicht wieder aufgab und daß sie sich nicht leicht rühren ließ. Zwei Minuten später kam sie mit einer kleinen Papierdüte zurück.

„Man hat dieß hier für das gnädige Fräulein gebracht.“

„Ah!“ machte Mathilde. „Meine Bonbonsrente. Sie kommt eben recht — ich hatte nichts Süßes mehr.“

Sie nahm das Säckchen, öffnete es und fing an, einige Bonbons zu knabbern. Zugleich aber schaute sie verstohlen auf die Zofe, die das Waschwasser mit Essenz präparirte. Sie schien zu wünschen, daß das Mädchen mit ihrer Arbeit zu Ende kommen und sich zurückziehen möge. Da die Zofe aber fortfuhr, sich im Zimmer zu beschäftigen, sagte sie ihr:

„Julie, gehen Sie und kaufen Sie mir die Morgenblätter — ich möchte einen Blick hineinwerfen.“

Wie sie dann allein war, nahm sie hastig den größten Theil des Zuckerwerks aus dem Säckchen und legte dasselbe in ihren Schooß. Bald blieben nur noch etwa ein Dutzend Bonbons in dem Säckchen zurück. Sie nahm das eine derselben vorsichtig auf, öffnete die Papierhülle und fand darin — eine gewöhnliche Pastille, von einer Devise umgeben. Sie ging also zur zweiten über.

Aber erst in dem vierten Bonbon schien sie gefunden zu haben, was sie suchte: einen dünnen Streifen Papier zwischen zwei Chokoladepastillen, den vorigen Devisen täuschend ähnlich.

Sogleich schob sie die gesammten Bonbons in die Düte zurück und zog aus einem kleinen Portefeuille, das sie nie verließ, ein Stückchen Papier, welches mit anscheinend ganz sinnlosen Zeichen bedeckt war, die aber den Schlüssel zu einer Geheimschrift bildeten. In der einen Hand das mysteriöse Alphabet, in der andern den noch mysteriöseren Streifen haltend, entzifferte sie Folgendes:

„Alles zeigt an, daß Du genau überwacht werden wirst. Sei auf Deiner Hut. Versuche es jedoch nicht, Dich dieser Ueberwachung zu entziehen; im Gegentheil, erleichtere dieselbe. Man muß in einigen Tagen von Dir sagen können: ‚sie hat nichts zu verbergen‘. Dennoch muß ich Dich heute sprechen, Du findest mich um elf Uhr Nachts an dem bewußten Orte. Sei aber höchst vorsichtig. Verbrenne diese Zeilen augenblicklich zu Asche.“

Keine Muskel ihrer Physiognomie zuckte während dieser Lektüre. Sie war augenscheinlich gewöhnt an dergleichen Billets. Sie begnügte sich, dem erhaltenen Befehle sklavisch zu gehorchen. Sie nahm den Streifen mit der Feuerzange und hielt ihn in die Flamme, bis er vernichtet war.

Kaum war dieß geschehen, als auch die Kammerzofe wiederkam mit den Journalen. Mathilde setzte sich nun an die Toilette und sagte nachlässig:

„Es liegt Ihnen also viel daran, ein paar Tage bei Ihrer Familie zuzubringen, Julie?“

„O ja!“ rief die Dienerin. „O ja, gnädiges Fräulein!“

„Ich habe mir in Ihrer Abwesenheit die Sache überlegt . . . Ich bin zufrieden mit Ihnen und will Ihnen eine Freude machen.“

„Ach Gott, wie gut sind Sie, gnädiges Fräulein!“ dankte die Zofe, vor Freude erröthend.

„Sie können heute noch abreisen, da Sie solche Eile haben,“ nahm Fräulein von Villeneuve wieder auf. „Nur gehen Sie zu der Hausbesorgerin hinab und ersuchen Sie dieselbe, mir irgend Jemanden zu verschaffen, der für einige Tage Ihre Stelle vertreten könne. Sie weiß sicher in diesem Quartier irgend eine stellenlose Kammerjungfer.“

Julie ließ sich diesen Befehl nicht zweimal sagen und eilte voller Hast und Freude zu der Hausbesorgerin.

Inzwischen beendete Mathilde ihre Toilette, nahm dann eine der Zeitungen zur Hand und las unter der mit fetter Schrift gedruckten Ueberschrift: „Das Verbrechen des Boulevard Bessières“ einen Theil jener Einzelheiten, die wir bereits wissen. Wer die Leserin beobachtet hätte, würde geschworen haben, daß sie nicht das mindeste Interesse habe für das, was sie las. Man hätte glauben können, sie habe niemals Claude Guérin gekannt, den Bruder des Ermordeten, noch weniger, daß jene geraubte Summe von 530,000 Franken eine Zeitlang vom Richter ihr zugesprochen gewesen sei. Der schreckliche Tod eines Mannes, der mit ihr fünf Jahre hindurch Nebenbuhler-Interessen gehabt hatte, eines Unglücklichen, der wohl ihr Gegner gewesen war, den sie aber als einen ehrenwerthen Mann gekannt hatte, besaß nicht die Macht, sie zu erregen. Nach dieser Lektüre setzte sie sich an ein kleines Tischchen in der Nähe des Kamins und frühstückte; langsam, bedächtig, gesammelt und mit sichtbarem Genuß.

Fast zwei Stunden hindurch lag sie dann halb träumend, Cigarretten rauchend, auf ihrer Chaiselongue, als endlich Julie zurückkehrte und ihr meldete, die Hausbesorgerin habe in der Stadt eine Zofe gefunden, welche mit ihr zu sprechen wünsche.

Sie befahl, dieselbe eintreten zu lassen, warf einen langen prüfenden Blick auf sie, und nachdem sie dieselbe von oben bis unten betrachtet hatte, zweifelte sie nicht länger, daß ihre List gelungen sei; eine Agentin der Polizei, um ihre Wohnung streichend, ohne zu wissen, wie sie in dieselbe gelangen sollte, hatte ahnungslos nach der Angel gegriffen, die man ihr zugeworfen hatte, und stellte sich hier als Kammerzofe vor.

Vierzehntes Kapitel.

Die Masken der Polizei.

Am vorigen Tage war Florine Papin (gewöhnlich „die lange Florine“ genannt) noch Gefangene der Polizeipräfektur gewesen. Sie war in eine schlimme Unterschlagungsgeschichte verwickelt; aber sehr pfiffig und verschmitzt hatte sie der Untersuchung lange genug Widerstand geleistet. Die dringendsten Verdachtsgründe lagen gegen sie vor, man war überzeugt von ihrer Schuld, konnte sie aber in keine Widersprüche verwickeln und sie nicht verurtheilen.

Herr Claude, der dieß Alles wußte, beschloß, aus der Gewandtheit dieser Person den besten Nutzen zu ziehen.

Er ließ die Gefangene vor sich rufen und sagte ihr, daß die schwersten Anzeigen wider sie eingelaufen seien. Da sie hierauf unruhig und verwirrt wurde, trotz ihrer sonstigen Zuversicht, schlug er ihr vor, er wolle zu ihren Gunsten einschreiten, wenn sie ihrerseits der Administration einige Dienste leisten wolle.

Florine beeilte sich, das Anerbieten anzunehmen. Sie würde ja Alles gethan haben, um aus der Haft zu kommen und sich Freunde zu machen bei der Polizei, die sie so sehr fürchtete!

Darauf schilderte ihr der Sicherheitschef die Rolle, welche sie bei Fräulein von Villeneuve zu spielen habe, und erlangte augenblicklich ihre Entlassung aus der Haft.

Florine ging unverzüglich an's Werk und trat, Dank dem Fräulein von Villeneuve selber, welche den mysteriösen Zeilen gehorsam der Polizei entgegenkam und derselben freiwillig die Thüre öffnete, schon am folgenden Tage auf den Kampfplatz.

„Sie sind Kammerjungfer?“ fragte Mathilde.

„Ja, gnädige Frau.“

„Fräulein, muß ich bitten; ich bin nicht verheirathet.“

„Ah, Pardon, gnädiges Fräulein!“

„Sie wissen, es handelt sich einfach um eine Stellvertreterin für einige Tage?“

„Ich möchte wohl lieber immer bei dem gnädigen Fräulein bleiben; da ich aber eben ohne Stelle bin, so bin ich auch damit zufrieden.“

„Wie heißen Sie?“

„Louise Leprieur,“ antwortete ohne Zögern Florine Papin, welche auf diese Frage vorbereitet war.

„Wie viel Lohn verlangen Sie?“

„Ich habe immer sechzig Franken monatlich bekommen.“

„Einiger Tage wegen will ich nicht handeln. Wenn ich Sie später beibehalten sollte, denn es ist möglich, daß ich zwei Zofen nehme, werden wir uns wohl verständigen. Sie haben ohne Zweifel schon in mehreren Häusern gedient?“

„O gewiß, und wenn das gnädige Fräulein Erkundigungen einziehen will . . .“

„Das ist unnöthig. Ich glaube an keine Erkundigungen. Sie haben gute Manieren, Sie scheinen mir geschickt, und was Ihre Ehrlichkeit anbetrifft, davon werde ich mich ja überzeugen. Nur muß ich Ihnen gleich sagen, daß Sie bei mir sehr wenig freie Zeit haben werden; ich gehe selten aus, des Abends kaum ein paar Stunden in's Theater oder um bei einer guten Freundin Thee zu trinken. Ich führe ein sehr geregeltes Leben und Sie müssen sich zu derselben Regelmäßigkeit entschließen.“

„O wie gern, gnädiges Fräulein! Ich selber bin ja an ein sehr anständiges, sehr regelmäßiges Leben gewöhnt.“

Sie log nicht. Seit den drei Monaten, wo sie im Gefängniß war, ging sie regelmäßig um acht Uhr zu Bette.

„Ich muß Sie auch benachrichtigen, daß Sie nicht bei den Domestiken oben schlafen werden. Sie wohnen mit mir unter einem Verschlusse; in einem ganz comfortablen Kabinete . . . Ich will meine Zofe bei der Hand haben.“

„Es ist gut, gnädiges Fräulein.“

„Schön. Ich scheine mich nicht getäuscht zu haben und Sie sind ein anständiges Mädchen. Wann können Sie eintreten? Diejenige, deren Stelle Sie vertreten, reist heute noch ab.“

„Zwei Stunden genügen, daß ich meinen Koffer hole.“

„Adieu also. Hier ist Ihr Handgeld.“

Sie reichte dabei Florinen einen Louisd'or, den diese dankbar annahm.

Die Polizeiagentin eilte nun schnurstracks in die Präfektur, wie dieß Mathilde vermuthet hatte. Sie wurde nicht zu Herrn Claude gelassen, aber sie sprach mit dessen Schreiber, welcher Instruktionen für sie hatte.

Sie benachrichtigte ihn, daß es ihr gelungen sei, bereits in der feindlichen Festung installirt zu sein. Aber ihre neue Stellung in der nächsten Nähe des Fräuleins von Villeneuve werde sie verhindern, dieselbe außerhalb des Hauses zu überwachen und ihren auswärtigen Schritten zu folgen.

Es wäre also nothwendig, daß man ihr einen Helfershelfer beigäbe, einen Detektiv, welcher sich in der Nähe aufhalten sollte, bei der Galerie der Madelaine zum Beispiel, und den sie durch ein Zeichen benachrichtigen könnte, sobald ihre Herrin die Absicht äußerte, das Haus zu verlassen. So wäre dieselbe daheim und draußen überwacht. So wurde es dann auch ausgemacht. Ein Detektiv wurde noch an demselben Tage in die Nähe des Hauses postirt.

Als die Zofe gegen fünf Uhr Abends in ihren Platz eintrat, fand sie Mathilde in ihrem Salon, umgeben von mehreren Personen. Sie empfing so alle Tage von Fünf bis Sieben einige genaue Bekannte, die ihr permanent den Hof machten — und zwar in allen Ehren, wie sie einander gestanden.

Es waren das Herren jeden Alters — von dreißig Jahren aufwärts — aus guter Gesellschaft; Rentiers, Beamte, Würdenträger; so waren da zwei Deputirte, ein Bankier, ein Wechsler und ein General. Geblendet von der Schönheit des Fräuleins von Villeneuve, von ihren feinen Manieren, von ihrem Geiste, der es so wohl verstand, den Geist der Anderen zur Geltung zu bringen, hatten sie sich nach und nach in ihre Intimität gedrängt, nicht ohne die heimliche Absicht, eines Tages dennoch über eine Tugend zu siegen, die man als unüberwindlich schilderte. Aber keiner von ihnen hatte noch gesiegt — wenigstens nicht offiziell. So hatten sie denn endlich gute Miene zum bösen Spiel gemacht und hatten ihre Pläne aufgegeben, ohne aber der Gewohnheit zu entsagen, fast täglich zu derselben Stunde in einem so angenehmen und freundlichen Hause zu erscheinen.

Hatten sie die schöne Mathilde im Verdacht, einen heimlichen Liebhaber zu haben? Es ist wahrscheinlich, denn sie hätten sich sonst fragen müssen, wie sie denn — wenn nicht im Luxus, so doch in einer ziemlich kostspieligen Weise leben konnte.

Gegen sieben Uhr zogen sich die Gäste der Rue Boissy d'Anglas zurück, nachdem sie über das Buch à la mode, das neue Drama, die letzte Deputirtenrede und das Verbrechen des Boulevard Bessières geplaudert hatten.

Allein geblieben, läutete Mathilde ihrer neuen Zofe und verlangte ihr Diner.

Während Florine sie bediente, wurde die früher so kalte, reservirte Herrin ganz gemüthlich. Sie sagte über jeden ihrer Besucher ein paar Worte; sie theilte der neuen Dienerin mit, der Herr, welcher zuletzt hinausgegangen sei, der große blonde, sei einer der renommirtesten Spieler im Jockeyklub, jener Andere habe zweihunderttausend Franken Rente, ein Dritter eine hohe politische Stellung und vielen Einfluß. So gab sie im allerleichtesten Plaudern zu verstehen, daß sie im Nothfalle auf mächtige Gönner, treue Bundesgenossen und ergebene Freunde zählen könne.

„Weßhalb sagt sie mir das Alles?“ fragte sich Florine. „Hat sie dabei eine Absicht?“ Da sie aber keine Ahnung davon hatte, daß sie errathen sei, so sagte sie sich, daß ihre Herrin einfach mittheilsam und auf ihre Bekanntschaften sehr stolz sei.

„Das gnädige Fräulein wird heute wahrscheinlich noch ausgehen?“ glaubte die Zofe fragen zu können, nachdem das Mahl zu Ende war.

„Ich? Nein. Ich werde den Abend daheim zubringen. Tragen Sie eine Lampe in's Toilettezimmer.“

„Wenn Jemand läutet, darf ich einlassen?“

„O, es wird Niemand läuten, ich empfange des Abends niemals Besuche.“

„Sieh' mal!“ sagte sich Florine, indem sie ihre Befehle ausrichtete. „Sollte die Polizei sich täuschen? Hätte man mich beauftragt, eine Tugend zu überwachen? Und mein Detektiv, der sich vor der Galerie der Madelaine langweilt. Wie, wenn ich ihm sagen ginge, daß er nach Hause gehen könne? Warten wir übrigens noch ein bischen, sie könnte sich anders besinnen.“

Florine dinirte mit der Köchin, versuchte dieselbe zum Schwatzen zu bringen, was ihr auch leicht gelang; sie erfuhr aber nichts, was sich verlohnt hätte, in einem Rapporte aufgenommen zu werden.

Um neun Uhr kam sie unter dem Vorwande, nach dem Feuer zu sehen, in die Toilette, wo sie Mathilde auf ihrer Chaiselongue liegend fand, ganz vertieft in die Lektüre eines Romans.

„Bereiten Sie mein Bett,“ machte Fräulein von Villeneuve. „Ich werde mich gleich schlafen legen.“

Florine war jetzt überzeugt: es war diesen Abend nichts weiter zu thun. Und sie entschloß sich, den Detektiv von seiner nutzlosen Wache zu entlassen.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Geheimniß Mathildens.

Florine vollzog die Befehle ihrer Herrin, richtete das Schlafgemach her, schlich sich dann zur Dienstbotentreppe, stieg die drei Stockwerke hinab und nahm ihren Weg nach der Madelaine. Sie erkannte leicht den Detektiv, den man zu ihrer Disposition gestellt hatte, und sagte ihm, er könne sich für heute Nacht zurückziehen und brauche seinen Posten erst am nächsten Tage gegen Mittag wieder einzunehmen, da Fräulein von Villeneuve vor dieser Zeit sicher nicht ausgehen werde.

Als sie etwa zehn Minuten später in die Wohnung zurückkam, riefen sie wiederholte Glockenzeichen zu ihrer Herrin. Sie stürzte in das Toilettezimmer und wollte sich eben entschuldigen, daß sie dem Rufe nicht früher Folge geleistet hatte, als das Fräulein sie mit ihrer ruhigen Stimme unterbrach:

„Ich habe mich anders besonnen; ich gehe noch aus. Ich habe mich erinnert, daß ich einer Freundin versprochen habe, den Thee bei ihr zu nehmen. Kleiden Sie mich an.“

Florine war überlistet, und zwar so gut überlistet, daß sie sogar an der Absicht zweifeln konnte. Sie war ja selber ein Weib und wußte, wie wetterwendisch ihr Geschlecht sei, wie voll plötzlicher Launen: man nimmt sich vor, den Abend am Kamin zu verbringen, da taucht plötzlich ein wenig Lust zum Plaudern auf . . . und man geht aus.

Und der Detektiv war fort! Florine fragte sich, ob sie nicht seine Stelle einnehmen und selber ihrer Herrin nach-



Der Abfall der Niederlande: Der Prinz von Oranien und die Antwerpener.
Originalzeichnung von H. Knackfuß. (Aus Hallbergers illustrirter Prachtausgabe von Schillers Werken.) (S. 67.)

Die Hausgans.

Illustrirt von **Erdmann Wagner.**



Der Köchin Stolz und Staatsvergnügen!
Die Gans soll ihre Leber kriegen.



Der muntre Karo macht sich hier
Ein ungalantes Zeitpläsir.



Der kleinen Emma Kamerädchen!
Nicht zu berechnen ist ein Mädchen.



Des Herren Sohns Nachhausekunst —
O ja, in Allem liegt Vernunft!



Des lieben Friedrich Zeitvertreib —
Den Teufel hat er schon im Leib.



Die Ordnung liebt der Herr Vermiether,
Das freuet alle Hausgemüther.



O Gans, du nützlich' Kreatur,
Hilfst besser als die Zahntinktur.



Die Gans in dem Gewahrsam sitzt,
Jedennoch ihre Zeit benützt.



Der Herr Papa in seiner Sphäre —
Er gibt der Gans die wahre Ehre.

spüren solle. Aber selbst diese letzte Aussicht sollte ihr benommen werden.

Fräulein von Villeneuve, in einfacher Robe, einen langen Radmantel über den Schultern, mit Capuchon und dichtem Schleier, machte einen Blick in die Dienstbotenstube, überzeugte sich, daß die Köchin fortgegangen sei, verschloß die Thüre der Dienstbotentreppe und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann ging sie in das Vorzimmer zurück und sagte dort mit ihrer sanften Stimme in vollkommen harmloser Weise zu Florine:

„Ich schließe Sie ein, mein Kind ... aus Vorsicht. Man kann sich nicht genug in Acht nehmen in solcher Zeit ... nach einem Verbrechen, wie das auf dem Boulevard Bessières. Morgen erhalten Sie Ihren Doppelschlüssel; heute aber habe ich nur einen und den nehme ich mit, damit ich Sie beim Heimkommen nicht aufwecken muß."

Sie ging und ließ ihre Kammerzofe über alle Maßen verblüfft zurück, nachdem sie die Hauptthüre ebenfalls sorgfältig versperrt hatte.

Florine hatte nur ihr Gefängniß gewechselt; am Tag zuvor war sie im Polizeiarrest und jetzt bei Fräulein von Villeneuve — eingesperrt.

Mathilde kam in der Rue Boissy d'Anglas an und durchwanderte dieselbe zu Fuß, anstatt einen Wagen zu nehmen. Sie schlug den Weg gegen den Boulevard Malesherbes ein. Sie ging ruhigen Schrittes, nicht zu langsam, nicht zu eilig, wie eine Frau, die an solche nächtliche Spaziergänge gewöhnt ist und im Nothfalle den Arm eines Beschützers entbehren kann. So ward es ihr um so leichter, zu erspähen, ob man ihr folge oder nicht; sie hatte einen so leichten Tritt, daß sie in der Stille der Nacht die Schritte eines Verfolgers unfehlbar hätte hören müssen.

Auf dem Boulevard Malesherbes angekommen, machte sie einem ihr begegnenden leeren Coupé ein Zeichen zum Halten und gab eine Nummer in der Avenue Villiers an. Auch jetzt inspizirte sie sorgfältig die Straße durch das kleine rückwärtige Wagenfensterchen. In der Avenue Villiers stieg sie aus, zahlte den Kutscher und trat in ein Haus, welches eine ihrer Freundinnen bewohnte. Sie machte derselben eine kurze Visite, entfernte sich bald, indem sie Kopfschmerz vorschützte, dem zum Trotz sie dennoch habe ihren guten Willen zeigen wollen, trat wieder auf die Straße, ging eine Zeitlang zu Fuß und stieg dann in einen neuen Wagen, welcher dießmal den Befehl erhielt, sie in der Rue de Vaugirard unter den Arkaden des Odeons abzusetzen.

Dort angekommen, beglich sie diese zweite Fahrt, und sobald sie sich überzeugt hatte, daß sie da allein oder fast allein sei, daß Niemand sie beobachte, wandte sie sich gegen ein Haus der Rue Prince.

Es war elf Uhr Nachts, als sie dasselbe erreichte. Ehe wir sie aber in eine kleine nach dem Hofe gehende Wohnung des vierten Stockes begleiten, müssen wir uns ein wenig zwei andere Personen betrachten, welche daselbst schon zwei Stunden früher eingetroffen waren.

Da war vor Allem ein kleiner, vierschrötiger, unregelmäßig gebauter Mann mit unschöner, aber schlauer Physiognomie.

Um in die Rue Prince zu gelangen, hatte sich derselbe mit ähnlichen Vorsichtsmaßregeln umgeben, welche zwei Stunden später Mathilde von Villeneuve angewendet. In der Wohnung im vierten Stockwerke angekommen, trat er ein, ohne zu läuten, ohne zu klopfen, mittelst eines Schlüssels, den er aus der Tasche zog. Er ging durch ein vollkommen finsteres Vorzimmer, öffnete eine Thüre und befand sich in einem kleinen Salon, der ziemlich geschmackvoll möblirt und von einer Lampe erleuchtet war.

In der Nähe des Kamins saß ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mittelgroß, schlank, brünett, mit klassisch reinen und edlen Zügen, einem seidenweichen, wohlgepflegten kohlschwarzen Schnurrbärtchen und perlenweißen Zähnen. Ein Südländertypus voll Energie und Verweichlichung zugleich, sobald er lachte; die großen schwarzen, ausdrucksvollen, brennenden, manchmal aufblitzenden Augen waren für gewöhnlich halb verschleiert.

Er fuhr jählings, wie erschreckt, auf bei dem Geräusche, das die Thüre beim Oeffnen machte. Dann athmete er auf und sagte leise, mit einer Stimme, welche leicht zitterte:

„Endlich sind Sie da! Wie lange habe ich schon auf Sie gewartet! Ich fürchtete, daß Ihnen etwas begegnet sein könne! ..."

„Mir begegnet? Bis jetzt noch nichts, lieber Lorenz," entgegnete der Neuangekommene, indem er sich den Rockkragen zurückschlug und ein Foulard losband, welches ihm den untern Theil des Gesichtes verdeckte.

„Bis jetzt noch nicht? Das klingt verteufelt wenig beruhigend," bemerkte Lorenz. „Sie glauben also, daß später vielleicht ..."

„O! später ... wer weiß? Läßt sich denn in diesem Leben etwas vorhersehen? Aber ich bin nicht gekommen, um zu philosophiren. Ich habe viel mit Dir zu sprechen vor der Ankunft Mathildens."

„Sie kommt also! Sind Sie dessen sicher?" rief der junge Mann lebhaft, und seine verschleierten Augen flackerten dabei auf.

„Um so sicherer, als ich ihr hier bei Dir ein Rendezvous gegeben habe und sie mir blindlings zu gehorchen pflegt, wie Du weißt ... Nun, bist Du bereit? Setz' Dich also nieder und höre mir zu. Die Stunde, wo ich Dir einmal Alles sagen wollte, ist gekommen. Es ist nothwendig geworden, daß Du mich durch und durch kennen lernst. Ich habe zwar nie viel Geheimnisse gehabt vor Dir: aber ein paar Perioden in meinem Leben sind Dir doch noch fremd. Also! ..."

Er nahm eine Pfeife, die auf dem Tische lag und für ihn bestimmt schien, stopfte und brannte sie an, setzte sich dann in die Nähe des Feuers und begann langsam, ernst, nachdrucksvoll, ohne den jungen Mann anzuschauen:

„Ich heiße Simonnet, wie Du weißt, und bin in Paris geboren. Ich wurde gut genug erzogen von braven Eltern, denen ich nichts vorwerfen kann. Sie starben, als ich noch nicht zwanzig Jahre zählte, und ich habe mich dann auf eigene Faust vervollkommnet... ein wenig in Allem; bin durch die Welt gezogen als Handlungsreisender und habe dabei nur ein- oder zweimal Paris berührt, wo man den Namen Simonnet schon längst vergessen hat, sowie meine eigene Existenz.

„Zweiundzwanzig Jahre war ich alt, und in Wien war's, da begegnete ich im Prater einem prächtigen jungen Mädchen, einer Ungarin, die mich blendete. Und diese Begegnung entschied über mein ganzes Leben.

„Das junge Mädchen war eine Waise und lebte mit einer alten Tante. Ich war bald närrisch verliebt in sie. Ich war damals noch nicht so häßlich wie jetzt, obgleich ziemlich plump und vierschrötig. Verlieben mochte sich aber doch ein Mädchen nicht leicht in mich. Die Ungarin war jedoch arm, ich selber hatte kein schlechtes Einkommen, und so wurde sie nach einigen Wochen mein Weib. Ich erzähle Dir nichts von meinem Glücke. Ich liebte dieses Geschöpf, wie ... wie Du Mathilde liebst. Mehr brauche ich Dir ja nicht zu sagen. Diese Liebe ging bis zur Tollheit! ... Genug davon."

Er hatte sich bei diesen letzten Erinnerungen erhoben und schritt lebhaft in dem Zimmer auf und nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Fischerdörfer auf dem Eise.

Amerikanische Skizze

von

Julius H. Stackemann.

(Nachdruck verboten.)

Seit mehreren Jahren bietet Saginawbay, die große südwestlichste Bucht des Huronensees, bald nachdem der Winter die krystallene Tiefe in eisige Fesseln geschlagen, dem Auge des Besuchers einen ebenso seltenen als pittoresken Anblick. Obschon dieser Busen des gewaltigen, tief in das Gebiet der Vereinigten Staaten einschneidenden Süßwasserbassins unter dem 44. Breitegrad liegt, sind die Winter dort doch sehr lang und streng. Spätestens um die Mitte des Dezembers setzt die Kälte dauernd ein, um erst in der zweiten Hälfte des März, nicht selten auch erst im April, dem belebenden Frühlingshauch zu weichen. Die großen nördlichen Seen der Union sind sehr fischreich und der Huronensee steht darin keinem andern nach. Er liefert den Bewohnern seiner Küsten reiche Ernten und zwar nicht nur, wenn die Erde ihnen segenspendend ihren Schooß erschließt, sondern am ergiebigsten erweist er sich, wenn die Natur in eisiger Erstarrung schlummert.

Mit dem ersten Reife beginnen die Fischer an der Saginawbay sich für den Fang zu rüsten. Die leichtesten ihrer Kähne werden auf Schlittenkufen gestellt, auch wirkliche Schlitten werden hergerichtet, mit transportablen, aus leichten Tannenpfosten und Brettern bestehenden Hütten, den nöthigen Quantitäten wasserdichter, eigens für Bauzwecke angefertigter Pappe, dürftigem Haus- und Lagergeräth, Decken, Proviant, Netzen, Leinen, Fischspeeren und dergleichen beladen, und hinaus geht es auf die bläuliche Eisfläche, wo dann wie durch Zauberschlag sieben bis acht Meilen und auch wohl noch weiter von der Küste große und kleine Dörfer entstehen, die erst wieder verschwinden, wenn der Boden unter ihnen zu reißen, zu schwanken beginnt. Selbst dann wollen die kecken, durchwetterten Männer nur der dringendsten Nothwendigkeit weichen, Tag um Tag, Stunde um Stunde zögern sie mit dem Ab- und Aufbrechen und alljährlich fallen einige Tollkühne ihrer Beutegier zum Opfer, werden Hütten mit ihren Bewohnern auf Eisschollen in die große Wasserwüste hinausgetrieben, auf der sie dann in gar vielen Fällen elend umkommen, obschon ihre der Gefahr noch rechtzeitig entronnenen Gefährten mit bewundernswerthem Heldenmuth den Bedrohten zu Hülfe zu eilen pflegen.

Das größte dieser Eisdörfer pflegt drei bis vier Meilen seewärts vom Leuchtthurm von Eastsaginaw erbaut zu werden. Es zieht sich in unregelmäßigen Gassen, 700 und mehr Hütten zählend, meilenweit in den See hinaus, wird von einem jedes Jahr aus der Mitte seiner Bewohner neu erwählten Major nebst Gemeinderath regiert und liefert seinen Ernteertrag an die Engroshändler zu Saginaw und Bay City. Die Hütten sind in Gestalt, Größe und Einrichtung einander so völlig gleich, daß es dem Fremden wohl sehr schwer werden dürfte, eine von ihm besuchte so bald, ohne zu fragen, wieder zu finden. Sie messen durchgehends etwa neun Fuß in der Länge und fünf Fuß in der Breite, haben innen Mannshöhe, bestehen aus möglichst leichten, mit der oben erwähnten Baupappe in- oder auswendig verkleideten Bretterwänden, einem Schindeldach und werden mittelst runder Miniaturöfen von etwa sechzehn Zoll Länge aus Eisenblech, deren oberes Ende zur Aufnahme eines Kochkessels hergerichtet ist, für diese abgehärteten Menschen genügend geheizt. Der Thür gegenüber steht die kojenartige Schlafstätte des Fischers, daneben sind zwei den Schrank vertretende Bretter angebracht, ein kleines, während des Fischens verhängtes Fenster ist in eine der schmalen Wände eingefügt und das blanke Eis bildet den Fußboden, durch welchen man häufig bis auf den sandigen Grund des dort zehn bis fünfzehn Fuß tiefen Sees sehen kann. In der Mitte des bläulich schimmernden Fußbodens verschließt ein zwanzig Zoll im Geviert messendes Fallthürchen das viereckige Fangloch, daneben sitzt der Fischer auf einem Holzklotz, senkt einen frisch gefangenen Süßwasserhäring, die massenhaft und mühelos zu bekommen sind, an einer oben im Dach befestigten Schnur beliebig tief in das Wasser hinab, läßt ihn dort durch geschickte Drehungen seiner Hand hin und her schießen und lauert, in der rechten den zackigen Speer zum Stoße wie zum Wurfe bereit, auf die schuppige Beute, welche ihm, kommt sie in den Bereich seines Geschosses, selten entgeht. Meistens werden frisch getödtete Häringe, denen ein durch ihren Schlund gezwängtes vier Zoll langes Senkloth die erforderliche Schwere verleiht, als Köder benützt; seltener verwendet man lebende Lockfische, weil diese sich schwer nach dem Wunsche des Fischers lenken lassen. Früh Morgens und nach vier Uhr Nachmittags ist die günstigste Fangzeit und ein geschickter Mann kann mit ziemlicher Sicherheit auf fünfzig bis hundertundfünfzig Pfund Beute täglich rechnen. Nach Sonnenuntergang bedient sich der Fischer einer mit einem Reflektor versehenen Lampe, deren blendendes Licht die Bewohner der Tiefe mit magischer Gewalt anzieht. Die Fische pflegen oft in ungeheuren Schwärmen — „Schulen" — zu ziehen und werden dann auch gemeinsam in großen Löchern außerhalb des Dorfes gefangen. Der größte Theil der Beute besteht aus Hechten, Butten, Lachsforellen und Weißfischen. Die Ausbeute hat sich schon in einer sehr günstigen Wintersaison in diesem einzigen Dorfe unfern des Leuchtthurms von Eastsaginaw auf zwei Millionen Pfund belaufen.

Viele der verheiratheten Fischer — die meisten sind ledige junge Bursche — ziehen mit Weib und Kind aus und bauen dann sogenannte Doppelhütten, die sich von den übrigen nur durch ihre größeren Dimensionen unterscheiden. Daß es in diesen Dörfern so ruhig und friedlich hergeht und daß die wenigen unternehmenden Schnapsverkäufer, welche darin ihre Buden aufzuschlagen pflegen, nur einen verhältnißmäßig geringen Zuspruch haben, gereicht der sonst so rauhen, wagehalsigen Bevölkerung gewiß zur Ehre. Zumal erscheint diese Thatsache Dem auffällig, der weiß, wie toll und zügellos sie auf dem Lande häufig leben. Es ist, als lege das stete Bewußtsein, daß der Tod es umlauert, den Leidenschaften dieses Fischervolkes, so lange es in seiner Eisstadt weilt, Zügel an.

Beginnt das Eis im Frühjahr zu krachen, dann wird hastig aufgepackt, in wenigen Stunden sind die Dörfer verschwunden und ihre Bewohner weiden sich vom Gestade aus an dem großartigen Schauspiele des Eisganges, der ihre starren Jagdgründe rasch in ein chaotisch wogendes Meer verwandelt.

Aschenbrödel.

(Kopie der Oelfarbendruckprämie dieses Jahrgangs.)

(Bild S. 64.)

Wer kennt nicht das reizende Märchen vom Aschenbrödel, jenes lieblichen Mädchens, das von der Stiefmutter und den stolzen Stiefschwestern so herabgesetzt und absichtlich in Dunkel und Niedrigkeit erhalten wird! Wer erinnert sich nicht, wie das arme Kind dann zum Grabe seiner Mutter wandert und klagt und betet, und wie dann der Geist der hingeschiedenen Mutter in Gestalt zweier Tauben erscheint und wie dann dem Kinde geholfen wird, die aus Bosheit ihm aufgegebenen schweren Arbeiten zu bewältigen. Eine dieser war, eine große Schüssel mit Linsen zu lesen — da erscheint dann mit den Tauben ein ganzer Schwarm von Vögeln, und: „Die schlechten in's Kröpfchen, die guten in's Töpfchen", das war die Losung der gefiederten Helfer, und schnell war die Arbeit gethan.

Diesen Moment zeigt in seiner vollen Lieblichkeit das Oelfarbendruckbild, die zweite Prämie dieses Jahrgangs, von dem wir hier einen Holzschnitt, der allerdings bei Weitem nicht die lebensvolle Anmuth und Wirkung des farbigen Bildes erreicht, geben. Der allgemein bekannte und beliebte Gegenstand, wie auch die feine Ausführung in Farben, die völlig einem echten Oelgemälde gleichen, macht dieß Bild zu einem schönen Zimmerschmuck, an dem Jung und Alt stets seine Freude haben wird.

Rezepte.

Kitt, um Messing auf Glas zu befestigen. Eine Mischung von gleichen Theilen Schellack und gepulvertem, feingesiebtem Bimsstein, vorsichtig zusammengeschmolzen, haftet ungemein fest.

*

Limonadenpulver. Weinsäure 1 Thl. und weißer Zucker 6 Thle. zu einem feinen Pulver zusammengerieben und mit einigen Tropfen Citronenessenz vermischt; davon 1 Theelöffel voll auf 1/4 Quart Wasser.

*

Um Fettflecke aus Marmor zu bringen, lege man Benzinmagnesia auf, reibe sie nach dem Trocknen fort und wiederhole dieß so oft, bis die Flecke verschwunden sind. Sind die Fettflecke hartnäckiger, so wasche man mit einer Auflösung von Pottasche und dann wieder mit reinem Wasser nach. Auch mit Salmiakgeist kann man es versuchen.



Olivenöl.

Bekanntlich bildet Olivenöl neben Wein einen der wichtigsten Handelsartikel Italiens, und produzirt z. B. allein Toscana jährlich 160,000 Hektoliter Olivenöl. Im Allgemeinen beginnt man mit der Ernte der Oliven, wenn sie noch nicht die vollständige Reife erlangt haben, d. h. wenn die Schale eine weinrothe Farbe angenommen hat. Eine vollständig reife Olive hat eine glänzend schwarze Farbe; der Kern trennt sich leicht von dem Marke, welches jetzt eine schwach violette Farbe angenommen hat. Die Ernte findet gewöhnlich von Mitte November bis Ende Dezember statt, doch ändert sich dieses nach der Provinz und nach der Ansicht der Anbauer, da manche es vorziehen, die Oliven vollständig reif werden zu lassen, um eben mehr Oel zu erhalten, obgleich dieses wegen Witterungsverhältnissen manchmal gefährlich werden kann. Vorsichtige Landwirthe ziehen es vor, im November und Dezember statt im Januar und Februar zu ernten. Außerdem veranlaßt eine verzögerte Ernte eine schlechtere Frucht im folgenden Jahre. In der Gegend von Lucca verzögert man dagegen die Ernte manchmal bis zum April, um ein weißeres Oel zu erhalten, da das von nicht ganz reifen Früchten bereitete Oel eine grünliche Farbe annimmt und den Olivengeschmack, welcher von wirklichen Oelkennern dem sogenannten Provenceröl vorgezogen wird, welches in den meisten Fällen ein durch chemische Prozesse gebleichtes Oel geringerer Qualität ist. Der Italiener zieht immer das natürliche, nach Oliven schmeckende Oel vor und betrachtet auch die in Salzlösung aufbewahrten noch unreifen Oliven als einen Leckerbissen, besonders als Beilage zum Rindfleisch genossen. Die Oliven werden am besten mit den Händen einzeln abgepflückt und nicht mit Stöcken abgeschlagen, da dadurch sowohl die Früchte leiden als auch die jungen Zweige, welche im folgenden Jahre Früchte tragen sollen. Sind die Früchte hinreichend trocken, so werden sie gleich unter die Presse gebracht und möglichst langsam, ohne Anwendung von Wärme, ausgepreßt. Eine Anwendung von Wärme schadet dem Oel immer, ebenso wenn durch zu starkes Pressen die Kerne zerdrückt werden. Da das Oel sehr leicht einen Nebengeruch annimmt, so muß die Presse aus Holz und Eisen bestehen und vor dem Gebrauche sorgfältig mit sodahaltigem Wasser gewaschen werden. Das vom Pericarpium der Olivenfrucht durch schwaches Auspressen ohne Wärme erhaltene Oel wird Olio vergine (Jungfernöl) genannt; dasselbe hat eine bernsteingelbe bis gelblichgrüne Farbe, einen süßlichen, angenehmen Geschmack und einen schwachen Geruch nach Oliven. Nach dem Auspressen ist es trüb, klärt sich aber nach einiger Zeit vollständig ab und wird durchsichtig klar. Es ist unlöslich in Wasser, aber Alkohol und Aether lösen $^{3}/_{1000}$ ihres Volumens. Ganz rein bleibt es lange Zeit unveränderlich, besonders an einem kühlen Orte aufbewahrt, jedoch bei längerer Berührung mit der Luft wird es ranzig, dicklich und nimmt einen unangenehmen Geruch und Geschmack an. Es kocht bei 300° C. und koagulirt bei — 6° C. zu einer butterartigen Masse. Im Allgemeinen wird das Toscaner Oel, und hauptsächlich das von Lucca, als das beste Oel für den Tischgebrauch betrachtet. Ganz Italien produzirt im Durchschnitt 1,700,000 Hektoliter im Werthe von circa 350 Millionen Franken, welcher Werth noch sehr gesteigert werden könnte, wenn in manchen Theilen Italiens die Bereitung sorgfältiger wäre.

Das neue Telephon.

Es ist von dem Telephon, das vor zwei Jahren Graham Bell erfand, allmälig Alles wieder still geworden. Die Instrumente entsprechen den Erwartungen nicht. Mittlerweile ist aber nicht bloß das Bell'sche Telephon bedeutend verbessert worden und es sind davon nicht weniger als 26,000 Exemplare in den Vereinigten Staaten im täglichen Gebrauch, sondern es sind auch mehrere neue Konstruktionen gemacht worden, welche das Bell'sche Instrument in Stärke und Deutlichkeit des Tones bedeutend übertreffen und wovon die Telephone von Edison und Gower besonders hervorzuheben sind. Versuche, welche zwischen London und einer 120 englische Meilen entfernten Stadt mit dem Edison'schen Telephon angestellt wurden, sind zur vollkommenen Zufriedenheit ausgefallen; es hat sich ergeben, daß mittelst dieses Instruments der versendete Schall nicht nur mit dem an den Trichter des Telephons gehaltenen Ohr, sondern im ganzen Zimmer deutlich vernehmbar ist, sobald der Sprecher an der Anfangsstation sich im gewöhnlichen Laut äußert. Diese verbesserte Eigenschaft schließt natürlich nicht aus, daß auch vertrauliche Mittheilungen, welche nur für das Ohr des Empfängers bestimmt sind, gemacht werden können, für den Fall, daß der Letztere in seinem Zimmer nicht ohne Zeugen ist. Für diesen Zweck braucht die Stimme nur zum Flüsterton ermäßigt und das Ohr dicht an das Empfangsinstrument gehalten zu werden.

Mit Hülfe dieser neuen Verbesserungen ist es zuerst in Amerika gelungen, eine eigenthümliche Organisation des Telephondienstes zu schaffen, welche die ersten Erwartungen, die man an dieses neue Instrument knüpfte, vollkommen erfüllt. Zunächst ist es die Erleichterung der Kommunikation in den größeren Handelsstädten, welche durch die neue Einrichtung bezweckt wird. In dieser Hinsicht sind sowohl in New-York wie in Philadelphia und Chicago Einrichtungen im Kleinen getroffen worden, welche erkennen lassen, daß das Telephon bestimmt ist, eine wichtige Lücke des Verkehrs auszufüllen, welche der Telegraph noch gelassen hat. Es wird zunächst für große Handelsstädte und Industriecentren diejenige Aufgabe in vollkommenerer Weise lösen, welche gegenwärtig die Sprachrohrleitungen in größeren Geschäftshäusern erfüllen. Seit Anfang dieses Jahres ist diese Einrichtung im Wege eines Privatunternehmens in den genannten Städten im Gange. Ende Februar zum Beispiel waren in Chicago 2000 Subskribenten in telephonische Verbindung gesetzt, und die Zweiganstalt der Telephongesellschaft daselbst war mit 500 weiteren Bestellungen im Rückstande. In der Stadt besteht eine Anzahl von Centralbureaux, die mit einander in Verbindung gesetzt sind. Von jeder einzelnen dieser Centralstellen aus gehen Hunderte von Drähten an die Kunden in den einzelnen Häusern. Sobald der Abonnent A mit dem Subskribenten B zu sprechen wünscht, gibt er durch das Telephon ein Warnungszeichen, das in einem Glockenton oder einem Hornsignal besteht, an die nächste Centralstation und spricht dann durch das Telephon dem wachhabenden Beamten den Wunsch aus, mit B direkt in Verbindung gesetzt zu werden. Der Beamte stellt die Weiche, damit der Draht von A mit dem von B kommunizirt, so daß sie direkt mit einander sprechen können. Ebenso benachrichtigt ein Signal den Beamten, wenn die Mittheilung erfolgt ist. Auf diese Weise stehen die größeren Geschäftsleute der Stadt mit einander in so direkter Verbindung, als ob sie sich auf der Börse träfen, und der Abschluß von Geschäften wird in nie geahnter Weise erleichtert. Besonders nützlich erweist sich das laut sprechende Telephon bei Feuersgefahr, weil die Feuerwehrstationen mit demselben viel rascher in Kenntniß gesetzt werden.

Diese seit Anfang dieses Jahres in den Vereinigten Staaten getroffene Einrichtung, bei welcher eine Privatunternehmung nach der Analogie der Gasgesellschaften das Legen der Drähte in die einzelnen Häuser und die Ueberlassung der Instrumente an die Subskribenten für eigene Rechnung gegen ein Jahresabonnement besorgt, hat auch die Aufmerksamkeit der englischen Geschäftswelt in hohem Grade auf sich gelenkt, und die „Times" widmet ihr in einer ihrer letzten Nummern sogar einen Leitartikel. Darin wird darauf aufmerksam gemacht, daß es mittelst des lautsprechenden Telephons erst möglich geworden ist, den ursprünglichen Plan des Professors Graham Bell zu verwirklichen, in welchem bereits vor zwei Jahren jene Einrichtung vorgezeichnet war, welche in einigen Städten Nordamerikas nunmehr zur Ausführung gelangt. Man denkt sich auf Grund dieses Planes und mit Hülfe des verbesserten Instrumentes die künftige Organisation des telephonischen Dienstes auch in Großbritannien in der Art, daß die City von London die erste Centralstation erhielte, daß dann weitere Centralstellen in den belebteren Vorstädten errichtet würden, welche wieder unter einander und mit der Centralstation in der City in Verbindung stehen. Sodann würden ähnliche Einrichtungen in den anderen Handels- und Industriestädten Großbritanniens getroffen, welche wieder durch einen Strang mit London und den anderen Städten in Verbindung stehen würden. Zuletzt würde es dahin kommen, daß kein bedeutendes Haus in irgend einem der Geschäftsmittelpunkte Großbritanniens ohne sein Telephon wäre und daß die Fabriken auf dem Lande mit ihren Comptoirs in den Städten und diese mit den Kommissionären und Großhändlern in der City von London in unmittelbare mündliche Kommunikation gesetzt werden. Es folgt daraus, daß durch diese Einrichtung nicht nur sehr viel Zeit gespart, sondern auch die Gelegenheit zu vortheilhaften Geschäften viel besser benützt werden kann, so daß aus der neuen Verkehrseinrichtung eine frische Quelle des Wohlstandes erstehen wird.

Kleine Mittheilungen.

Fra Diavolo. Ueber die Lebensgeschichte des Bühnenräubers „Fra Diavolo" ist schon viel geforscht worden, nun hat sich auch das ernste „Journal des Débats" mit der wichtigen Frage beschäftigt und folgende Ergebnisse zu Tage gefördert: „Fra Diavolo", zu Deutsch: „Bruder Teufel", ward der Kalabreser Michele Pezza genannt, da er aus einem Mönche Räuber geworden war; warum? Vielleicht weil er „sich verändern wollte". Als frommer Bruder hatte er Fra Angelo (Bruder Angelo oder „Engel") geheißen. Als Räuberhauptmann machte er die Gegend von Itri in Terra di Lavoro unsicher und verwirkte sein Leben. Beim Einfall der Franzosen in's Neapolitanische machte er diesen als Patriot den Krieg als Guerillaführer. Der König von Neapel oder vielmehr Kardinal Ruffo, sein Antonelli, amnestirte ihn und gab ihm den Oberstentitel. An der Spitze seiner Bande rückte er in's römische Gebiet ein und schlug sich für die Sache der Royalisten. Auch sieben Jahre später that er den Franzosen auf's Neue Abbruch, als sie Neapel wieder einnahmen, trieb es aber dabei gegen die eigenen Landsleute, die der republikanischen Partei angehörten, mit Sengen und Brennen so arg und wüst, daß er vom Prinzen von Hessen-Philippsthal, welcher die königlichen Truppen in Gaeta befehligte und letzteren Platz heldenmüthig vertheidigte, fallen gelassen wurde. Mit den Engländern unter Commodore Sidney Smith bewirkte er darauf eine Schilderhebung in Kalabrien, fiel aber bei San Severino den Franzosen in die Hände, die ihn in Neapel standrechtlich hängen ließen, obgleich die Engländer seine militärische Eigenschaft geltend machten. Der stramm anti-französische Parteigänger Fra Diavolo paßt nun freilich den Franzosen weniger auf die Bühne, als der romantische Brigand gewöhnlichen Schlages, den das Libretto Auber's darstellt.

*

Der fünfzigste Geburtstag der Eisenbahnen. Man hat die Absicht, den 15. Oktober d. J. als den fünfzigsten Geburtstag der Eisenbahnen festlich zu begehen. Am 15. Oktober 1829 war es, als die Lokomotive Stephenson's ihre ersten Schritte auf dem Schienenwege in England machte. Im Jahr 1830 wurde die erste Eisenbahnlinie der Welt, diejenige von Liverpool nach Manchester, eröffnet und im Jahre 1878 besaß Europa bereits ein Eisenbahnnetz von 154,523 Kilometer. Es wird vielleicht etwas Statistisches über die Vertheilung der Eisenbahnlinien auf die verschiedenen Länder nicht uninteressant sein. Den ersten Platz nimmt in dieser Beziehung Deutschland ein, welches ein Netz von 30,464 Kilometer besitzt. Nach ihm kommt England mit 27,540, Frankreich mit 23,883, Rußland mit 21,687, Oesterreich-Ungarn mit 17,991, Italien mit 8213 Kilometer ꝛc. — Das Netz der Vereinigten Staaten von Nordamerika umfaßt allein fast fünf Sechstel des ganzen europäischen Eisenbahnnetzes und hat eine Ausdehnung von 127,470 Kilometer; die anderen Staaten von Amerika haben zusammen nur 19,000 Kilometer Schienenwege, Asien 14,000, Australien 4000 und Afrika 2900 Kilometer. Die Kapitalien, welche zur Erbauung sämmtlicher Eisenbahnen der Welt verwendet worden sind, stellen einen Gesammtbetrag von ungefähr 75 Milliarden Franken dar.



Anekdoten und Witze.

Selbstvertrauen.

Auf dem jüngsten mecklenburgischen Landtag miethen zwei Bürgermeister ein Quartier bei einem Privatmann, einem wohlsituirten Ackerbürger; die Aufwartung (Bedienung) wird von ihnen ausdrücklich mitbedungen. Um diese Letztere auf ihre Fähigkeiten zu prüfen, zieht der eine der wohlweisen Stadthäupter und Landesvertreter, nach bewerkstelligtem Einzug in's Quartier, den Glockenstrang, worauf eine dralle, vergnüglich lächelnde Magd erscheint.

„Wie heißt Du, Mädchen?"

„Fieken, Herr."

„Und Du sollst uns upwahren (aufwarten)."

„Je woll, Herr."

„Warst Du dat öwerst oak woll können?"

„Na," sagt das Mädchen mit geringschätziger Miene, „ick heff all dat grot und lüt Veih (Groß- und Kleinvieh) tau besorgen, dunn war ick doch twei sonn Burmeisters oak noch mit farig kriegen!" (Dann werde ich doch mit zwei solchen Bürgermeistern auch noch fertig werden.)

*

Rationell.

„Kerl," rief ein Unteroffizier einem Rekruten zu, „Du gibst nicht Acht! Wozu hast Du denn Deinen Kopf?"

„Damit mir die Kravate nicht hinausrutscht."

*

Gans und Flügel.

Ueber einen eigenartigen Injurienprozeß berichtet die Berliner „Ger.-Ztg.": In einem Restaurationslokal saßen Stammgäste zusammen und unterhielten sich über die kurz vorher erfolgte Verlobung eines ihnen bekannten jungen Mädchens mit einem Kaufmann. Es wurde dabei erwähnt, daß der Bräutigam seiner Braut einen kostbaren Flügel geschenkt habe. Ueber den Preis des Instruments entstand ein Streit; der Eine meinte, es koste 1500 Mark, der andere bestritt es. Da trat aus der Ecke des Gastzimmers ein siebenzigjähriger Greis heran, der mit der Familie der sehr reichen Braut verwandt, aber seit vielen Jahren mit ihr auf gespanntem Fuße lebte, und sagte:

„Meine Herren, warum zweifeln Sie? Wenn die Gans werth ist 90,000, kann doch der Flügel kommen auf 1500."

Lautes Gelächter begleitete dieses Wortspiel. Es kam dem Vater der Braut zu Ohren; dieser strengte die Injurienklage gegen den Beleidiger an und der Richter erstritt dessen Verurtheilung zu fünf Mark Geldstrafe.

*

Schauspielerfreude.

In der Theatergarderobe ging es laut her — man stritt sich über Schauspielerfreud' und -Leid, und was überwiege. Nestroy, der berühmte Wiener Komiker, den die Kegelbahn etwas zu lange zurückgehalten hatte, war während des Streites gekommen und beschäftigte sich mit seiner Garderobe, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

„Nazy," ruft Wenzel Scholz, „was meinst Du, Du bist lang g'nug beim Theater, um auch Deine Meinung zu haben. Was überwiegt? Schauspielerfreud' oder Schauspielerleid?"

„Wenzel," erwiedert Nestroy mit dem ernstesten Angesicht, „der Schauspieler ist an Freuden arm, er besitzt nur eine: die Schadenfreude!"

Er hat nur allzu wahr geredet.

*

Auch eine Begründung.

„Verzeihung, Herr Graf, wir befinden uns jetzt schon tief im Sommer und Sie haben mir ja die Bezahlung meiner kleinen Rechnung für den Frühling zugesagt."

„Das ist ganz richtig," erwiederte der Gemahnte, „das ist ganz richtig, mein lieber Freund. Aber haben wir denn überhaupt einen Frühling gehabt? Es hat doch nicht zu regnen und zu stürmen aufgehört. Im nächsten Jahre also."

*

Als der berühmte d'Alembert, einer der hervorragendsten Mathematiker und Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, noch ein junger, kaum dreiundzwanzigjähriger Mann war, gab er sich in Kost und Wohnung bei seiner ehemaligen Amme, der Frau eines Pariser Handwerkers. Sie sah bald, mit welchem Eifer er den Wissenschaften oblag; aber sie bemerkte auch, daß er sich gar wenig aus den Besuchen vornehmer Personen mache, die doch, ihrer Meinung nach, sein Glück begründen konnten.

„Ach!" seufzte sie einst mitleidig aus tiefster Brust, als sie das Essen auf sein Zimmer brachte und ihn wieder über den Büchern fand, „aus Ihnen, lieber Herr, wird, wie ich merke, wahrlich nichts als ein Philosoph werden."

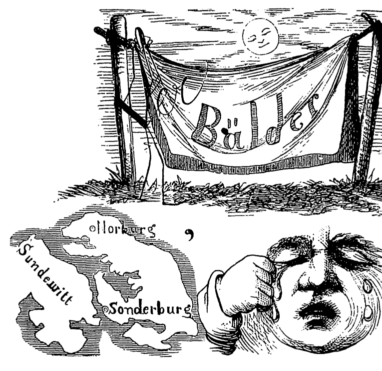
„Und was ist denn ein Philosoph?" fragte d'Alembert lächelnd.

„Ein Narr, der sich sein ganzes Leben durch quält, damit man nach seinem Tode noch von ihm spreche."

*

Aehnlichkeit. Dem Herrn Baron, der schon ein wenig kahl ist und in Ermangelung eigener Zähne sich mit einem künstlichen Gebiß behilft, reicht die Wartefrau den Neugeborenen hin: „Wie er Ihnen ähnlich sieht, Herr Baron! Ganz Sie selbst!" — „Sie finden?" — „Keine Haare, keine Zähne — ganz wie der Herr Baron!"

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 43:

In Listen ist der Mann einfältig, die Frau neunfältig.

Räthsel.

Von schwarzer Thierhaut rings umgeben,
Gemacht von zartem Zwillingspaar,
Bring' ich als Zwilling Dienst und Leben
Selbst wieder einem Zwilling dar.

Auflösung der Charade Seite 43:

Bauschreiber.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. W. F. in Soest. In einer gut schließenden Blechbüchse aufbewahren, nach jedesmaligem Herausnehmen ein feuchtes Stück Löschpapier mit einschließen. Kühl aufbewahren hält Pumpernickel lange frisch.

E. H. in Meran. Nr. 1) Circa 90,000. Nr. 2) 150,000. Nr. 3) Wissen wir nicht genau. Nr. 4) Deßgleichen, aber jedenfalls viel weniger, höchstens 15,000.

Hrn. Jul. Jnowsky. In allen drei Orten noch. S. bald geschlossen.

Hrn. R. de Br. in Braunschweig. Besten Dank — aber wir sind überreich versehen.

Hrn. C. B. in Lublinitz. Ja — aber das ist eine ziemlich umständliche Fabrikation, zu welcher Maschinen gehören.

Hrn. M. F. in Schleswig. Vor Feuchtigkeit zu schützen. Nicht der Sonne aussetzen und durch vorsichtiges Lüften Schimmelbildung verhüten. War das Leder gut, bekommen die Handschuhe keine solche Flecke, auch nach Jahren nicht.

Frau Mathilde B. in München. Das eiskalte Bier, welches auch von Fremden in München meist in größeren Portionen als zu Hause und dann bei Erhitzung getrunken wird, schadet diesen mehr als das Münchener Klima, das bei einiger Vorsicht besser als sein Ruf ist. Freilich im Gebirge ist's im Sommer gesünder.

M. O. in S. Napoleon I. soll das gesagt haben, er war bekanntlich ein kalter Egoist.

Hrn. Kl. in Schmalleſleth. Besten Dank — aber zu großer Vorrath.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Marie Schneider, Brünn; Paula Berna, Frankfurt a. M.; Hrn. H. Franzmeier, Brandenburg; H. Geislinger, Wien; C. Schmidt, Herrnstadt; S. Nebel, Hofgeismar; W. Rochlitz; W. Bever, Mülheim; S. Herz, Troppau; A. K., Kronstadt; E. Simon, Kowno; Fr. Winter, Lang-Göns; K. Löchel, Pancsova; M. Kühling, Chemnitz; J. M. Wackwitz, Limbach; A. Zelinev, Elbogen.

Max H. in Berlin. Ihrem Wunsche kann nicht entsprochen werden. Sie müssen Ihrer Verpflichtung, das Werk vollständig zu beziehen, nachkommen.

Hrn. P. Serwus in W. Das erfahren Sie am besten durch Wirth's Maschinenagentur in Frankfurt a. M., Gallusgasse Nr. 10.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. Jos. R. in Neuhaus. Da müssen Sie sich an einen Apotheker wenden. In Oesterlen's Heilmittellehre finden Sie übrigens das Nothwendige.

Hrn. Kn. in Berlin. Die pulsirenden Blutgefäße am Halse der jungen Dame deuten allerdings auf eine krankhafte Veränderung im Blutgefäßsystem, womöglich die Folge eines Herzleidens. Wenden Sie sich jedenfalls an einen Arzt.

Hrn. Emil H. in Magdeburg. Mit einer Nasendouche und einer lauwarmen Salzlösung. Injektionen von Milch vermehren Verschleimungen.

Anfragen*).

8) Wie schützt man Goldfischteiche im Winter am besten vor den Reihern? T. G. in Höhnstedt.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.



Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint **eine Nummer.** | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 6. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer **15 Pfennig.**

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Johannes behielt seine bescheidene Wohnung in der Pension Beuve bei und änderte in Nichts sein ernstes, nüchternes Leben, außer daß er jetzt als Hörer verschiedener Vorlesungen auf der Sorbonne, der Universität der Stadt Paris, sich einschreiben ließ.

Herr Robillard stellte seinen Bernstein im Schaufenster aus. Das Fenster ward nach wenigen Stunden so von Menschen umlagert, daß die Polizei die Ordnung aufrecht erhalten mußte.

Der Name des Juweliers war im Munde von ganz Paris, er flog auf den Flügeln der Zeitungsblätter, welche die große Merkwürdigkeit besprachen und den ungeheuren Werth dieses Kleinods ausrechneten, durch ganz Europa, in die neue Welt, hinüber nach Asien, und bald liefen dem Manne Gebote ein von Sultan Abdul Medschid, der Königin von England, reichen britischen Sammlern, von Museen, aus Rußland, aus Kalifornien; das Publikum zerbrach sich den Kopf, woher das Riesenstück plötzlich gekommen. Das Bernsteinstück beschäftigte die Gelehrten, es wurde eine Broschüre für und gegen seine Echtheit geschrieben, und als letztere von Humboldt festgestellt und der Bernstein als wahrscheinlich von der preußischen Küste stammend von dem weltberühmten Gelehrten erklärt war, erregte dieß eine gewaltige Aufregung bei der Bernsteinbaggerei in Ostpreußen im Samland, bei der Bernsteinschöpferei in Palmnicken, der Bernsteingräberei in Kraxtepellen und vor Allem natürlich bei der Tauchereigesellschaft in Brüsterort — der ja ein Taucher unter so geheimnißvollen, unerklärlichen, aber jedenfalls höchst verdächtigen Umständen entflohen war.

Zwar fand man etwa acht Tage nach der Flucht der Beiden den Kahn umgekehrt auf dem Meer treibend, von keinem Punkte der Küste jedoch lief Nachricht ein, daß die zwei genau bezeichneten Menschen todt oder lebend gelandet, und der Telegraph arbeitete vergeblich an den gesammten Gestaden der Ostsee bis nach Norwegen und Esthland hinauf. Man war schließlich gezwungen gewesen, anzunehmen, daß die Flüchtlinge ihr Schicksal schon erreicht hätte und sie ertrunken seien, hatte sich dabei beruhigt und war nahe daran, den Fall zu vergessen. Das Auftauchen dieses merkwürdigen Bernsteinstücks jedoch rief die Angelegenheit wieder zu erneutem Leben und machte die Sache besonders für die Bernsteintauchereigesellschaft brennend.

Sie wandte sich mit Hülfe der Gesandtschaft an die geheime Polizei in Paris, sie weihte diese in alle Einzelnheiten des Falles ein, und diese erbat sich für das Erste die Hinübersendung des Aufsehers Metzler.

Das war leicht gefordert, aber schwer zu erfüllen. Metzler war seit seiner Absetzung, die trotz aller seiner Bemühungen nicht rückgängig gemacht wurde, spurlos verschwunden, er war, hieß es, nach Rußland gegangen.



Das Vogelnest. Zeichnung von W. J. Allen.

*

Der Juwelier Robillard führte keine prunkvolle, aber eine feine, elegante Haushaltung. Er war Wittwer, ein geistreicher, gebildeter Lebemann, und seine Tochter, eine seltsame Mischung von Naivität und Leidenschaftlichkeit in ihrem Charakter vereinigend, eine Schwärmerin für alle Künste, besonders für die Musik, gab den Gesellschaften des Juweliers einen geistigen Mittelpunkt.

Wie die meisten besseren Pariser Familien, hielt auch Herr Robillard einen Empfangsabend. Das war der Donnerstag, wo der Salon des Juweliers seinen Freunden und Bekannten ohne spezielle Einladung offen stand. Freunde und Bekannte hatten das Recht, interessante Gäste einzuführen. Die Damen bei diesem jour fix gehörten meist der Klasse der Gattinnen und Töchter der Freunde des Hauses an, seltener fand sich eine alleinstehende Sängerin oder hervorragende Schauspielerin bei diesen Soiréen ein.

Herr Robillard, ein großer Theaterfreund und Schmucklieferant für fast alle berühmten Größen, die in der Pariser Oper und im Drama auftraten, sah auch öfter den Direktor der Großen Oper bei sich. Diesen wichtigen Posten bekleidete damals Herr Véron.

Die Stunde des Empfangs war da, die teppichbelegten Treppen durch Gaskandelaber mehr als gewöhnlich erleuchtet, die Flügelthüren zu einem großen Salon standen offen, und

den Eintretenden strahlte ein kunstvoll gedämpfter Schimmer von Licht und Farben entgegen.

Der Juwelier verstand Seidentapeten, Goldstukkatur, Spiegelglanz, Sammet vortrefflich zu arrangiren, und sowohl der röthlich wie der gelb schimmernde Salon, jeder versetzte die Gäste in eine Stimmung von besonderem Charakter.

Man war eben in dem röthlichen Salon versammelt, wo gewöhnlich musizirt wurde, als Johannes ein wenig spät eintrat.

Der Hausherr ging ihm entgegen und führte ihn zu seiner Tochter, den neuen Gast ihrer Obhut anvertrauend, und diese stellte Johannes den zunächst stehenden Herren und Damen vor.

Marguerite, in einem mattgelben, spitzenbesetzten Moiré-antique-Kleide von schwerem Faltenwurf, hatte als einzigen Schmuck eine große dunkelrothe Centifolie an ihrer Brust und eine ebensolche in ihrem schwarzen Haar. Ihre Augen glänzten heute noch feuriger als gewöhnlich und ihr scharfgezeichnetes Gesicht mit der etwas vorspringenden und nach unten gebogenen Nase sah noch charaktervoller, französischer als sonst aus.

Sie bemerkte, daß der neue Gast allgemein auffiel und die Damen unverhohlen bewundernde Blicke auf diesen düstern, kühn blickenden Apollo warfen.

Die letztere Wahrnehmung berührte sie angenehm und unangenehm zugleich; sie wollte mit diesem schönen und interessanten Gaste glänzen, sein Licht in vollem Maße vor der Gesellschaft leuchten lassen, sie wollte beneidet sein von den übrigen Frauen der Gesellschaft, weil sie diesen Gast als einen Freund ihres Hauses vorstellen konnte, aber sie wollte andererseits nicht, daß die anderen Damen etwa seine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, seine Gesellschaft etwa für sich in Anspruch nehmen und ihr seine Gegenwart entziehen sollten.

Sie suchte daher sofort Johannes dauernd an sich zu fesseln.

„Dieser Raum gehört eigentlich mir,“ sprach sie zu ihm, „er ist meiner Schwärmerei, wie Papa sagen würde, er ist der Kunst geweiht, und während man drüben,“ sie deutete auf den gelben Salon, „irdisch lebt, das heißt, ißt, trinkt, Karten spielt und auch wohl liebenswürdig über seinen Nächsten plaudert, führen hier Apollo und seine neun Musen das Szepter.“

Bei dem Wort Apollo sah sie Johannes mit einem glänzenden Blick an.

„Wir haben jedoch heute leider auf keine Künstler zu hoffen, und so muß ich, um den Nimbus des Abends zu retten, eine Klavierpièce vortragen. Spielen Sie Klavier?“ fragte sie, mit ihrem mit Kolibrifedern besetzten, mattgoldenen Fächer erregt tändelnd, Johannes.

„Ich bedaure, darauf Nein sagen zu müssen,“ erwiederte dieser, „denn eine so geringe Fertigkeit, als ich hierin besitze, kommt dem Nichtspielenkönnen gleich.“

„Aber als Russe werden Sie doch eines Ihrer melancholischen Nationallieder singen können?“ forschte beinahe ungeduldig Marguerite.

„Das wohl,“ gab Johannes zurück. „Ich singe solche Lieder, wie sie ein Naturalist singt, etwa wie ein Schiffer auf unserem Meer, wie ein Jäger in unseren Wäldern dieß thun würde.“

„Das ist prächtig,“ sagte Marguerite aufathmend, „das ist mehr werth für mich als alle Künstelei und Kunstfertigkeit, mit der wir hier übersättigt werden. Ich spiele ein Stück von Chopin und dann müssen Sie singen, Herr Mielewsky; Sie spielen mir ein-, zweimal ganz flüchtig die Melodie vor und ich begleite Sie dann mit einigen Figuren und Akkorden.“

„Ich habe noch nie vor einer Gesellschaft gesungen,“ wagte Johannes etwas betreten dagegen zu halten.

„Ein Mann wie Sie und Furcht?“ sprach Marguerite, den Gast mit herausfordernden Blicken anschauend, „Sie werden sich doch wohl nicht wollen nöthigen lassen, wie die eitlen Virtuosen,“ fügte Marguerite fast wegwerfend hinzu.

„Es ist die Wahrheit, was ich sprach, Furcht ist es nicht, was mich zurückhält, ich werde übrigens singen und Sie als mein Publikum betrachten,“ entgegnete Johannes, sich mit dem ihm eigenen gemessen stolzen Anstande vor ihr verbeugend.

Auch diese Verbeugung fiel auf.

„Wer ist der Herr?“ zischelte man, „ein verkappter Prinz?“

„Das wäre eine Figur für einen Roland, für einen Richard Löwenherz, für einen Cortez auf dem Theater,“ ließ Herr Véron, seinen grauen Schnurrbart streichend, sich vernehmen, „er wird singen?“ fragte er, auf einige abgerissene Sätze der lebhaft ihn umschwirrenden Unterhaltung, die an sein Ohr schlugen, lauschend. „Ich bin wirklich neugierig, welch' eine Stimme in diesem Muster von Menschen, was die äußere Erscheinung anbetrifft, wohnen mag.“

Marguerite trug ihren Mazurka feurig und mit Geist vor und erntete wohlverdienten, rauschenden Beifall.

Jetzt trat Johannes an den Flügel, er kehrte den Zuschauern nur sein Profil zu und fing an, eines der tiefklagenden, einförmigen, aber so sehr ausdrucksvollen und originellen masurischen Volkslieder in lettischer Sprache zu intoniren.

Das waren Töne, machtvoll, gewaltig, ja, fast übermenschlich, der Stärke nach erfüllten sie den kleinen Saal geradezu betäubend und waren von einer Glut durchhaucht, die vulkanisch lohte.

Die Zuhörer waren buchstäblich starr vor Schreck zuerst, als sich die gigantische Stimme erhob, dann waren sie gefesselt und fortgerissen von der Naturkraft und dem Feuer, das in diesem Gesang sich offenbarte.

Johannes hatte geendet und lautlose Stille lag — eine seltsame Pause — über der Gesellschaft, dann erhob sich ein Murmeln, dann ein Summen und Rauschen.

Johannes sah Marguerite dicht vor sich, ihre Augen hingen wie gebannt an ihm, sie war bleich und zitterte merklich; Bewunderung in den Mienen kamen die zuhörenden Herren und Damen, vor allen Herr Robillard, auf Johannes zu, sie umringten ihn, sie ergriffen seine Hand, sie sprachen auf ihn ein, Alles bedankte sich für die Ueberraschung, für den großen Genuß, den er ihnen durch seinen Gesang bereitet.

Johannes war darüber ganz erstaunt, er hatte oft bei seinen früheren Wanderungen durch Haide und Feld, an dem Strande beim Gemurmel der Wellen, auch wohl bei Sturm und Wind in einer Art Wettkampf mit diesen gesungen, „ohne Kunst und Müh'“, der Schullehrer hatte ihn gelehrt, den Ton rein zu bilden; der weit über seinen Stand musikalisch gebildete Organist und Lehrer hatte eine reichhaltige musikalische Bibliothek gehabt. Es fehlten dort nicht die Partituren der Hauptwerke der alten Italiener von Palestrina bis herab zu den großen deutschen Meistern Bach und Händel. Er besaß die Klavierauszüge sämmtlicher klassischen deutschen Opern, und Johannes hatte sich mit seinem stets unbefriedigten Wissensdurst in diesen musikalischen Schatz vertieft und mehrere Jahre mit der tiefdenkenden Art und dem eisernen Fleiß, der ihm eigen, emsig daran gearbeitet, in die Geheimnisse des Kontrabasses, der dramatischen Komposition und des Gesanges einzudringen. Oft sang er, angeleitet und begleitet von dem alten Organisten, die Hauptpartieen der Opern, aber ohne den Lobeserhebungen seiner Lehrer besonderen Werth beizulegen, ohne eine Ahnung zu haben, daß sein Gesang solch' eine Wirkung, wie dieß hier geschah, hervorbringen konnte, das überraschte ihn jetzt gerade so, wie sein Gesang die Gäste überrascht hatte.

Herr Véron zog sofort Johannes' Arm durch den seinen und ging mit ihm durch den Saal.

„Mein Herr,“ sprach er, „in Ihrer Stimme liegen Millionen, wollen Sie diese nicht heben? Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber auch wenn Sie ein Rothschild wären, eine solche Stimme, eine solche Begabung für den dramatischen Gesang darf man nicht unbenützt liegen lassen, das wäre ein Verbrechen an der Kunst, ein Raub, den Sie an der Menschheit begingen. Denken Sie, mein Herr, welche Rollen Sie verkörpern könnten, so wie noch nie Jemand sie dargestellt.“

Bei diesem Worte fuhr ein Blitz aus Johannes' Augen, es war ein Funken in seine Seele gefallen, der ein wunderbares Licht in ihm entzündete, das so Vieles, was unbestimmt dunkel in ihm gährte und trieb, sofort zur hellsten Klarheit gestaltete; er würde, was in der Tiefe seiner Seele wogte, aussprechen können in künstlerischer Form, Tausende daran theilnehmen lassen können, Tausende rühren, fortreißen, erschüttern, erheben, trösten und beruhigen durch seinen Gesang. Diese Gedanken, deren Basis die mächtig anregenden Eindrücke der Weltstadt waren, durchzogen wie eine Reihe leuchtender Nebelbilder sein Herz, sie füllten fast blendend seinen Kopf — der Moment entschied über seine Zukunft. Aber gewöhnt, mit eiserner Macht sich zu beherrschen, entgegnete er ruhig:

„Wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre, in dem Direktor der Großen Oper einen so freundlichen Beurtheiler meines Gesanges zu finden. Ihr Urtheil hat Werth für mich, denn es ist das eines Fachmannes, jedoch muß ich Ihnen gestehen, daß dieser Beruf, den Sie mir mit so glänzenden Farben vorzumalen so gütig sind, sehr weit ab von meinem Streben, von meinem bisherigen Leben und meinen Absichten liegt, dennoch weiß ich Ihren Ausspruch so zu schätzen, daß ich das Talent, welches Sie mir zuschreiben, wenigstens ausbilden will. Es ist ja immer gut, wenn man eine Kraft, die Einem eigen, geschult hat. Hätten Sie vielleicht die Güte, mir einen Lehrer hierin vorzuschlagen?“

„Einen Lehrer,“ rief Herr Véron begeistert, „hundert für Einen; jeder Lehrer, der Ihnen die nöthige Schulung gibt, wird dadurch berühmt. Ich will Alles übernehmen, mein Herr, — Alles, Methode, Schulung, Einübung, Rollenstudium, Darstellung, nur die drei letzten Dinge haben Sie noch nöthig. Aber versprechen Sie mir dann auch auf Ihr Ehrenwort, daß Ihr erstes Debüt auf dem Institut, das ich die Ehre habe zu leiten, stattfinden wird, daß Sie die ersten drei Jahre als Heldentenor bei meiner Oper bleiben wollen. Ich garantire Ihnen zwanzigtausend Franken per Jahr.“

„Nun, mein Herr Direktor,“ entgegnete Johannes lächelnd, „ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen, indem ich Sie beim Wort nähme. Ich schätze die Freiheit so hoch wie mein Leben. Vorerst will ich sehen, wie weit ein für mich so schmeichelhaftes Urtheil, auf dessen lebhafte Färbung wohl auch Ihre Liebenswürdigkeit für einen Fremden ihren Einfluß ausgeübt hat, bei ernsthaftem Studium der Gesangskunst als gerechtfertigt erscheint. — Finde ich selbst, daß dieser Weg mir vom Geschick vorgezeichnet, sehe ich, daß ich auf diese Weise etwas Großes schaffen, bedeutend wirken kann, so würde schon das Gefühl der Dankbarkeit für Sie, mein Herr, mich bestimmen, in Ihrem großen Institut zuerst vor die Welt zu treten, — bis dahin, Herr Direktor, wird aber wohl noch viel Wasser in's Meer fließen.“

In diesem Momente trat Marguerite, die sich ganz eifersüchtig darüber zeigte, daß der Direktor „den wunderbaren Russen, das Phänomen“, wie die Gäste ihn nannten, so lange für sich in Anspruch nahm, zu den Beiden.

„Die Herren verhandeln ja überaus eifrig und geheimnißvoll. Ist es mir armer Sterblichen erlaubt, ein wenig zuzuhören?“

„Fräulein Marguerite,“ nahm der Direktor das Wort, „ich will Herrn Mielewsky überreden, zu den Unsterblichen zu gehören. Auch Sie werden an der Unsterblichkeit Theil haben, weil Sie ja den Stern entdeckten, und denken Sie, der wunderbare Mann, mit dieser Stimme, von solcher Erscheinung, glaubt noch nicht an seinen brillanten — Alles mit fortreißenden Erfolg.“

„Wenn es nur vom Willen abhinge,“ warf Johannes ein, — „aber vor mir liegt noch ein steiniges Feld, ein schwieriger, steiler Fußpfad, den ich zu überwinden habe, denn, Herr Direktor, ein kleiner Künstler zu sein — und darin wird Fräulein Marguerite mir beistimmen — ist ein elendes Loos, — wenn ich nicht — bildlich zu sprechen, Felsen bewegen kann, wie ein zweiter Orpheus, was ja die Zukunft erst erweisen soll — möchte ich lieber ein bescheidener Freund der Wissenschaften sein, als welcher ich jetzt in dieser schönen Stadt still lebe.“

Marguerite warf bei den ernst vorgetragenen Worten des Gastes begeisterte, leidenschaftliche Blicke in sein ausdrucksvolles, kühnes Antlitz. Johannes blickte gedankenvoll wie in weite Ferne, er bemerkte ihre Blicke nicht.

„Darf ich Ihnen zu gelegener Zeit einen Besuch machen, wollen Sie mich in meinem Musenheim aufsuchen?“ verfolgte der Direktor hartnäckig seinen Plan.

„Es ist wohl schicklicher, daß der junge Mann, der Anfänger, zum Erfahrenen, zum Lehrer kommt,“ gab Johannes zurück.

„Nun denn, mein Herr, habe ich wohl Ihr Wort, daß Sie, um mit Ihrer Sprache zu sprechen, nicht zu viel Wasser in's Meer fließen lassen, bis ich Sie bei mir begrüßen kann.“

Die Diener öffneten die Thüren zum Speisesaal, Johannes bot der Tochter des Hauses den Arm und geleitete sie zur Tafel.

Marguerite drückte den Arm ihres Kavaliers etwas mehr an sich, als die Höflichkeit und Gastfreundschaft verlangte, und sah ganz glücklich aus und entwickelte an diesem Abend einen Reichthum an funkelndem Geist und Witz, an fröhlicher, fast übermüthiger Laune, daß Herr Robillard mehrmals seiner Tochter neckende Worte in das Ohr tuschelte und Johannes warnte, auf seiner Hut zu sein, denn sein Töchterchen schiene es darauf abgesehen zu haben, durch ein Feuerwerk von Munterkeit und Scherz ein Freibillet für sein erstes Auftreten bei Herrn Véron ihm abzuschmeicheln.

Marguerite ward roth, was ihrem brünetten Gesicht einen merkwürdig tiefen Schimmer verlieh, sie lachte und erhob ihr Champagnerglas. „Nun,“ sprach sie, „wenn Du es einmal verrathen hast, so wollen wir denn auch gleich darauf anstoßen und es dadurch besiegeln.

— Die erste Arie, die Herr Mielewsky in der Großen Oper singt, ist geistig mein, sie soll an mich gerichtet sein zum Dank dafür, daß ich ihn heute zum Singen gezwungen, und vom ersten Goldstück, das er an der Großen Oper einnimmt, soll er mir ein Andenken machen lassen an diesen heutigen Abend, ich will dann sehen, was Herr Mielewsky für einen Geschmack hat." Die Gläser klangen und ein tiefer Glutblick flog in die ernsten, dunklen Augen des gefeierten Gastes, der auch ihnen größere Wärme und lebhafteres Feuer verlieh.

„Der Vertrag sei geschlossen," sprach er und sah die schöne, erregte junge Dame tief und warm an. „Ich werde darnach trachten, so schnell, wie dieß in meiner Macht steht, Ihnen die Arie zu singen und Sie in den Besitz des Andenkens zu bringen."

Fünftes Kapitel.

Die Kunststopferei der Madame Louise Colbran lag in der Rue Joubert, wo an einem sauber aussehenden, bescheidenen Hause ein hübsches, großes, vergoldetes Schild darauf aufmerksam machte.

Das Atelier war im ersten Stock, es bestand aus einem saalartigen Zimmer, in welchem vier Fenster nach der Straße und vier andere nach dem großen Hofraum hinaus schauten.

Bisher hatten an sieben dieser Fenster weibliche Wesen gesessen, die allerhand Weißzeug an großen Rahmen aufgespannt hatten und sorgsam mit Nadel und Faden und fein gespaltenen Fädchen auf diesen arbeiteten; seit einiger Zeit war auch das achte Fenster besetzt und wir sehen dort Bertha Maseck, hier Demoiselle Marie Pitter genannt, über den Rahmen gebeugt, der kunstvollen Arbeit fleißig obliegen.

Nicht weit von der Eingangsthür in diesen Saal stand das kleine Pult der Madame Colbran, dort saß während der Arbeitszeit meist die würdige Dame, etwas bleich, korpulent und mit einer Hornbrille auf der sanft gebogenen Nase, und führte sorgsamst ihre Bücher, schrieb Rechnungen, nahm Bestellungen entgegen und fertigte den Boten mit den geheilten Wäschestücken ab.

Madame Colbran machte einen angenehmen Eindruck, sie war eine heitere, fleißige Frau, sehr bestrebt, ihr Geschäft in Ruf und Schwung zu erhalten.

Wir sehen sie jetzt zu Bertha hingehen. „Mein liebes Kind," sprach sie diese jüngste ihrer Arbeiterinnen an, — „Sie machen ja brillante Fortschritte. Sie sind eine geborene Feinstickerin, Sie haben das, was wir Franzosen Genie nennen — wenn Sie nur erst besser französisch sprechen könnten. — Sehen Sie, Mademoiselle, diese siebente Weinbeere in dem Tafeltuche haben Sie so wunderschön wieder erneut, daß der Gérant im Hôtel Louvre entzückt davon sein wird."

„Ich gebe mir Mühe, Madame Colbran," erwiederte Bertha, ihr blasses Gesicht, auf dem ein seltsam wehmüthiger Schimmer lag, zu der gemüthlichen Dame erhebend.

„Ja, Sie sind überhaupt ein gutes Kind," fuhr Madame Colbran lobend fort, „aber Sie sollten mehr unter die Leute gehen, mehr in die Luft gehen; ich schätze Sie sehr, gerade Ihres eingezogenen, tugendhaften Wandels wegen, doch ich fürchte für Ihre Gesundheit. Sie haben ja einen Landsmann hier, einen so stattlichen, schönen Kavalier — warum nimmt denn der sich nicht Ihrer an und führt Sie einmal nach Nogent, nach Versailles zu den Wasserkünsten?"

Bertha's frischrothen, feingewölbten Lippen entfuhr ein leiser Seufzer. „Er studirt fleißig," antwortete sie, „er ist ein hervorragender Mensch und er wird noch einmal etwas Großes werden," und ihre Augen glänzten hellauf vor Begeisterung bei diesen Worten.

Madame Colbran sah das junge Mädchen vor sich forschend durch ihre Hornbrille an. „Nun, wenn er auch ein großer Mann wird, dann kann er sich doch seiner verlassenen Landsmännin annehmen. Er wird doch nicht die Sonntage auch studiren?"

„Wenn Der etwas treibt, so schafft er rastlos Tag und Nacht, er hat einen Eifer, den nichts aufhält, der alle Hindernisse unwiderstehlich überwindet und besiegt."

Madame Colbran sah die junge Dame noch forschender an und fand sie, wenn sie so sprach, begeistert sprach, nicht nur lieblich und eigenthümlich, sondern sogar sehr schön. „Hm," machte sie und sann einen Augenblick nach, „ich habe einen Bruder, er ist kein Springinsfeld mehr, er ist ein Mann in den kräftigsten Jahren, er wird an die Vierzig sein — mit ihm mache ich morgen Nachmittag einen kleinen Ausflug, wir verbinden ein Geschäft damit, nach Marly. Sie sind eingeladen, Mademoiselle, sich anzuschließen, die Gegenwart meines Bruders wird Sie nicht kompromittiren — was meinen Sie?"

Bertha sah mit einem lebhaften Dankesblick zu der freundlichen Dame auf. „Wie sollte ich eine so gütige Einladung ausschlagen wollen," erwiederte sie, — „aber ich komme immer tiefer bei Ihnen in Schuld, Madame Colbran — ich kann ja das gar nicht abtragen."

„Sie sind eine Arbeiterin nach meinem Herzen, bescheiden, solid, fleißig, geschickt; Sie wohnen bei mir im Hause und ich habe deßhalb Verpflichtungen gegen Sie als Hausgenosse. Sehen Sie den Wolf in der Fabel," fuhr Madame Colbran fort, — „dort kommt mein Bruder gerade auf das Haus zu, sieht man dem eleganten, stattlichen, ruhigen und so harmlosen Herrn an," — und hier dämpfte sie ihre Stimme zum Flüstern —, „daß er einer der geschicktesten Detectives (Geheimpolizisten) der Stadt Paris ist?"

Bertha wurde bei dieser Mittheilung erst roth, dann blaß und beugte sich, um ihren Schreck zu verbergen, auf ihre Arbeit. Madame Colbran hatte ihr Erröthen wahrgenommen, und es natürlich falsch deutend, plauderte sie fort: „Ein hübscher Mann, nicht wahr? Ich sage Ihnen, Fräulein Pitter, ich bin ganz stolz, wenn er mich an seinem Arm führt, mich beneiden ganze Rudel von jungen Damen, die mich für die alte Gemahlin dieses blühenden Kavaliers halten."

Bertha hatte diesen Mann schon mehrmals flüchtig bei ihrer Prinzipalin gesehen, und es war ihr aufgefallen, daß er sie so genau betrachtete. — Da jetzt der Concierge des Hauses kam und der Dame des Hauses meldete, daß der Herr Bruder erschienen und sie zu sprechen wünsche, verließ Madame Colbran Bertha's Stickrahmen und begab sich in die höher gelegene Wohnung hinauf.

Bertha war jetzt auffallend bleich geworden und ihr Athem ging gepreßt.

Wußte der Mann etwas? Hatte er etwas entdeckt? War dieser Spaziergang nur der Vorwand, um sie auszuforschen? frug sie sich angstvoll und ihre Hände zitterten so, daß sie keinen Stich machen konnte. „Weßhalb hat er mich neulich so auffällig betrachtet," grübelte sie, „warum sichtlich Gelegenheit gesucht, ein paar Worte an mich zu richten? — Ich darf nicht mitgehen — unter keiner Bedingung — was soll ich thun? — aus dem Hause entfliehen?" — Sie verwarf sofort diesen Gedanken; das würde gerade den Verdacht bestätigen, wenn er solchen hatte, erwog sie; „ich werde mich krank stellen — das ist der einzige Ausweg," beschloß sie, und sich gewaltsam beherrschend nahm sie ihre stille, friedliche Arbeit wieder auf.

Wenige Minuten später rief Madame Colbran Bertha in ein Nebenzimmer, genannt das Konferenzzimmer. Der elegant und behaglich ausgestattete Raum war den Unterredungen mit Kunden, welche nicht von Allen gehört werden sollten, dem Mittagsschläfchen der Madame Colbran und den feinsten Geschäftsbesuchen während der Arbeitszeit gewidmet.

Mit klopfendem Herzen und fast wankenden Knieen folgte Bertha dieser Einladung und befand sich jetzt dem so gefürchteten Herrn gegenüber.

„Ich möchte Ihnen doch," nahm Madame Colbran das Wort, „meinen Bruder erst regelrecht vorstellen, damit Sie schüchternes Vögelchen keine Furcht haben, wenn Sie ihn nachher in meiner Gesellschaft finden. Also dieß ist Herr Richard Lagrange und dieß, Richard, meine jüngste Künstlerin, welche Dir, wie Du Dich geäußert, durch ihr bescheidenes Wesen aufgefallen," stellte Madame Colbran vor.

Herr Richard Lagrange sah Bertha, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, bewundernd an.

„Weßhalb, Fräulein, schauen Sie so beharrlich auf den Boden, halten Sie mich keines Blicks für würdig?"

Bertha schaute zu dem Mann auf mit einem so scheuen, angstvollen Ausdruck in den schönen hellbraunen Augen, daß Herr Lagrange lachend sagte: „Aber, mein liebes Fräulein, was habe ich denn verbrochen, daß Sie sich vor mir fürchten? Ich habe doch keinen fußlangen rothen Bart und trage keine Keule in den Händen. Schauen Sie her, meine Waffe, das ist eine Rose, die einzige Wehr einer so anmuthigen Dame gegenüber, und mit dieser möchte ich Ihre Furcht vor mir bekämpfen," und so scherzend reichte Herr Lagrange Bertha die Rose.

Bertha nahm sie dankend, sie richtete einen flüchtigen, sanften Blick auf den Geber, der diesen noch freundlicher stimmte. „Also ich werde morgen das Vergnügen haben, Sie und meine Schwester nach Marly begleiten zu dürfen — bis dahin, hoffe ich, werden Sie sich mit meinem Aussehen so weit ausgesöhnt haben, daß Sie mich anzusehen sich getrauen."

„Sie sind ja so freundlich wie alle Leute hier gegen mich, warum soll ich Sie nicht ansehen können?" fand Bertha endlich Worte, ihre Blicke wagte sie jedoch kaum vom Boden zu erheben.

„Louise," wandte sich jetzt Herr Lagrange an seine Schwester, „thue Du Dein Möglichstes und bringe Fräulein Pitter eine solche Meinung von mir bei, daß sie morgen mir entgegenkommt wie einem guten alten Bekannten, wie einem Freunde, der ihr nur Angenehmes erweisen will."

Das war allerdings nicht der Ton und die Sprache eines Polizisten, der Verdacht gegen sie hat und sie ausforschen will — mußte sich die Geängstigte sagen, „aber schrecklich bleibt mir dieser Mann immer," dachte das Mädchen, es fiel ihr eine Last vom Herzen, als sie sich jetzt verabschieden durfte und wieder in das Atelier ging.

„Das ist ein Mädchen wie eine eben erblühte Rose," sprach begeistert Herr Lagrange zu seiner Schwester, als die Thür hinter Bertha sich geschlossen hatte; „eine solche Bescheidenheit, eine so sanfte, süße Jungfräulichkeit — ich glaube, so etwas ist nur in jenem fernen Lande zu finden, wohin die Raffinirtheit und Verderbtheit, die Leidenschaften und Laster der Welt noch nicht gedrungen."

Madame Colbran drohte mit dem Finger. „Richard," warnte sie, „ist das der gefürchtete Herr Lagrange?"

„Und wenn" — gab dieser zurück. „Kann ich keine Frau ernähren, bin ich zu jung, bin ich zu alt?"

„Ich glaube, sie hat ein Ideal schon im Kopfe, das ist ein Landsmann von ihr, mit dem sie von Havre angekommen, — ein Mensch schön wie ein junger Gott, — er scheint sich jedoch nicht viel aus ihr zu machen."

„Das wirft kein besonderes Licht auf seinen Geschmack," ließ sich Lagrange vernehmen, „um so besser weiß ich, was an dem Mädchen ist."

Am nächsten Tag hatte Bertha nicht den Muth, zu sagen, daß sie sich zu unwohl fühle, die Partie mitzumachen, und als gegen zwei Uhr Herr Lagrange mit einem hübschen Einspänner vor der Thür hielt, stieg Bertha in einem einfachen, aber geschmackvollen Sommerkleide mit Madame Colbran in den Wagen.

Herr Lagrange ergriff die Zügel und das Gefährt wand sich, außerordentlich geschickt geleitet, durch die langen, menschenwimmelnden Straßen.

Es gibt wenig europäische Hauptstädte, die eine so reizende Umgebung wie Paris haben — Berg und Thal, Wald und Fels, Fluß und See wechseln in lieblicher Reihenfolge ab, herrliche Laubwaldungen voll malerischer kleiner Schluchten umgeben Meiereien, führen zu Schlössern oder schließen prächtige Wiesen und blühende Fruchtfelder ein — die Seine windet sich vorbei an hochragenden Ufern, die reiche Villen tragen, und auf diesem Fluß, der dem Meere zuströmt, herrscht ein reges Leben von Dampfern, Lastenschiffen und den phantastisch geformten Gondeln unzähliger Vergnügungsfahrer.

Marly liegt an der Seine. Es ist ein Dörfchen, wohin eine Kolonie Pariser sich zurückgezogen, nachdem sie im Wettkampf des Lebens dort in der Weltstadt sich Vermögen erworben; an eine hübsch gebaute Kirche und einige sehr schmucklose, unfreundliche Bauernhäuser gruppiren sich, eingefaßt von hübschen Gärten, eine Anzahl Landsitze mit sauberen, grün angestrichenen Jalousieen und vergoldeten Eingangsgittern.

Ein Gasthaus, im alten Theil des Dorfes gelegen, hat auch hier, wie ein jedes der Oertchen um die Hauptstadt, einen besondern Ruf, eine ländliche Speise gut zuzubereiten. Hier sind es Schnittlauchomeletten, die nach der Meinung der Pariser nirgends in der Welt den Vergleich mit den im „goldenen Kreuz" gebackenen aushalten.

Dort hinaus lenkte der Wagen mit den drei Insassen und rollte lustig durch den Wald.

Madame Colbran machte Bertha auf allerlei Sehenswürdigkeiten aufmerksam, wovon allerdings das Mädchen ihrer noch ungenügenden Sprachkenntniß wegen nur die Hälfte verstand, auch Herr Lagrange wandte sich oft um — Bertha freundlich ansehend — und mit seiner eleganten Peitsche bald auf eine große Eiche, bald auf einen herrlichen Durchblick des Waldes, bald auf ein schönes Häuschen deutend.

Bertha sah überall hin, wo Beide hinwiesen, sie lächelte freundlich und sanft wie immer, nickte und sprach auch hie und da ein zustimmendes Wort, soweit ihr Französisch dieß erlaubte — im Grunde ihrer Seele ruhte jedoch eine Scheu und Angst vor diesem Mann da vor ihr, welche sie nicht überwinden konnte, und sie wäre herzlich froh gewesen, wenn sie hätte in ihrem Zimmerchen im dritten Stock des Hauses über dem Atelier sein können und hinausschauen auf das Stückchen Himmel und die Hunderte von Schornsteinen, die ihre Aussicht vorstellten.

Bertha nahm sogar, als man das Ziel der Fahrt erreicht hatte, den Arm des Herrn Lagrange, er führte sie herum in den Gehöften, welche zum Wirthshaus gehörten, zeigte ihr den Kuhstall, den Pferdestall, den Eselstall, den Küchengarten, Alles Dinge, welche Pariserinnen natürlich recht interessirten, die jedoch für dieß Landmädchen keinen Reiz hatten, und trotzdem mußte sie sich interessirt und theilnahmsvoll von alledem zeigen, denn sie fürchtete stets, den Mann gegen sich einzunehmen, irgend einen Verdacht zu erwecken, falls sie nicht von seinen Worten und Erklärungen sich angezogen zeigte.

„Sehen Sie diese Wiese, mein Fräulein," sprach der Beamte, „dort bleicht die Familie ihre Leinwand. Es muß schön sein, so mit einer jungen, geliebten Frau in solch' ländlicher Abgeschiedenheit ein recht einfaches, fast altväterliches, gesundes Leben zu führen, ohne alle die Aufregungen der Hauptstadt. — Meine Verhältnisse gestatten mir das, aber leider hat sich die Frau noch nicht finden wollen," und bei diesen Worten schaute er Bertha innig in die Augen.

Bertha fühlte mehr, als daß sie es verstand, was er sagte, und dieß steigerte ihre Angst. — Sie verglich diesen Mann flüchtig mit Johannes, und Herrn Lagrange's Schale schnellte hinauf in das Nichts. Sie zitterte merklich.

„Sie frieren, Fräulein?" frug der Beamte jetzt besorgt und verwundert.

„Sie müssen mich entschuldigen, ich bin nicht ganz wohl," sprach Bertha mit leiser, sanfter Stimme.

„Ja, Sie sind der Luft entwöhnt, Sie gehen zu wenig aus," ließ Madame Colbran sich jetzt vernehmen. „Die frische Luft greift Sie an. Nun, wir wollen dafür sorgen, daß Sie mehr unter Menschen und öfter in's Freie kommen," schloß die gute Dame mit einem Blick auf ihren Bruder.

Der Nachmittag verging heiter und angenehm für Herrn Lagrange und seine Schwester, unendlich langsam für Bertha. Man rüstete sich zum Heimfahren, und die drei so verschiedenartig bewegten Personen bestiegen wieder das elegante Gefährt, die Sonne neigte sich und bald goß sie spielende Glutlichter durch die hohen Stämme des Wäldchens, der Schein ward dunkelglühender, tief rosig angehauchte Wolken schwebten am Himmel und der Wald stand jetzt in einem Zwielicht da, das so märchenhaft still, so geheimnißvoll ist, als ob ein Hauch jenes Lebens in ihm webte, das uns mit seinen ernsten Räthseln jenseits dieser Welt erwartet.

Ob diese geheimnißvolle Stimmung Herrn Lagrange veranlaßte, jetzt zum ersten Mal von seinem geheimnißvollen Beruf zu sprechen — oder ob der Drang, seinen schönen Gast so interessant wie möglich zu unterhalten, ihn bewog — genug, er richtete jetzt von Neuem die Worte an Bertha und frug, ob Fräulein Pitter auch schon von dem merkwürdigen, unschätzbar werthvollen Bernsteinstück gehört hätte, das jetzt so viel Aufsehen nicht nur in Paris machte.



Johann Strauß. Originalzeichnung. (S. 82.)



Fassade des Felsentempels von Abu Simbel. Originalzeichnung von Carl Werner. Aus dem Prachtwerk „Aegypten". (Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.) (S. 82.)



Das letzte Lebewohl. Originalzeichnung von C. Rechlin. (S. 82.)

Es war gut, daß es schon stark dunkelte und er beim Fahren Bertha den Rücken zukehrte, er würde sich sonst entsetzt haben über die Veränderung, welche diese einfache Unterhaltungswendung in den Zügen des Mädchens hervorbrachte. Bertha sah weiß wie das schön gestärkte Ueberhemde des Herrn Lagrange aus und ihre so lebensfrohen, lichtvollen Augen schienen erloschen.

Da der Wagen in diesem Moment über einen Stein fuhr und stark schütterte, glaubte er die Antwort überhört zu haben und fuhr mittheilsam fort: „Dieses Riesenstück Bernstein beginnt nun noch der Glorienschein ziemlich wilder Romantik zu umfließen. Es kommt jetzt nämlich eine Bernsteintaucherei, dort oben, wo Wolf und Fuchs sich gute Nacht sagen — in Preußen, und behauptet, das Bernsteinstück wäre ihr entwendet. Das ist fast komisch," ließ sich Herr Lagrange weiter vernehmen, „weil dieser Gesellschaft ein Taucher durchging, der wahrscheinlich einen Kameraden aus Eifersucht getödtet, dann entfloh und zufällig seinen Weg über diese Stelle nahm, wo am Tage getaucht worden, — glaubten diese guten Leute den Beweis dafür zu haben, daß dieß Stück hier in der Nacht dort auf dem Grunde des Meeres genommen worden ist — und zu diesem Geschäft wird der Taucher mit seiner Geliebten entfliehen!" lachte Herr Lagrange.

Bertha preßte die Lippen zusammen, damit kein Laut des Schreckens aus ihrer gefolterten Seele hervordränge.

„Nun, die Gesellschaft dort setzt eine hohe Prämie aus, einen gewissen Holmson — das ist der Name des Entflohenen — zu entdecken, und die Behörde hier ist sehr thätig; aber die Sache ist eben eine Phantasie der guten Leute dort oben. Interessant ist aber sowohl das Stück wie die Aufregung und die Phantasieen, die solch' ein Rest Harz aus der Vorwelt fast über die Hälfte der Erdkugel hervorruft. Nicht wahr, Fräulein Pitter?"

Bertha hatte den Kopf zurückgelehnt gegen den Wagensitz, die Hände unter dem Leder krampfhaft in einander geschlungen.

„Richard, sieh' lieber auf den Weg," sprach jetzt Madame Colbran mit unterdrückter Stimme, „es wird sehr dunkel. Fräulein Pitter schläft. Das arme Kind ist sichtlich sehr angegriffen und Du kannst ihr ja die Geschichte, von der ich übrigens im Figaro schon gelesen, bei gelegener Zeit erzählen."

„Schläft sie wirklich?" frug jetzt Herr Lagrange ein wenig verdrossen.

„Tief sogar," antwortete die Schwester.

Wie war Bertha der Madame Colbran für diesen Irrthum dankbar!

Herr Lagrange munterte sein Pferdchen mit einem zischenden Laut auf und setzte den Wagen in eine schnellere Gangart.

„Bist Du mit der Sache betraut?" richtete jetzt Madame Colbran die vertrauliche Frage an ihren Bruder.

„Du weißt, Louise!" warnte der Bruder.

„Ja, Du thust immer sehr geheimnißvoll," warf Madame Colbran ein.

„Ich habe natürlich mit der Sache auch zu thun — aber Robillard, der Juwelier, ist durch nichts verpflichtet zu sagen, woher er das Stück hat — weil Niemand bis jetzt nachgewiesen, daß ihm das Stück gehört und er widerrechtlich in dessen Besitz gekommen; das wirst Du übrigens schon im Figaro gelesen haben."

„Ja," gab Madame Colbran zurück.

„Und so," schloß Herr Lagrange, „wird die schöne Prämie der Gesellschaft unverdient bleiben."

Die langen Reihen von Gaslichtlaternen, welche jetzt vor den Fahrenden auftauchten, zeigten an, daß man die Stadt erreicht habe, und bald fuhr das Wägelchen dahin, umwogt von einer Tageshelle von Lichtschein, die, aus den Cafés, Arbeitssälen, Magazinen und Schaufenstern strömend, das Gewirr von Wagen und Menschen überflutete.

Eine halbe Stunde später hielt das Gefährt vor dem stillen Hause der Madame Colbran.

Bertha verabschiedete sich mit müde gesprochenen Dankesworten von dem Bruder ihrer Prinzipalin. Herr Lagrange küßte seinem schönen Gast die Hand und behielt diese einige Augenblicke länger in der seinen, als dieß für diese Galanterie erforderlich, und Bertha, um so schnell wie möglich loszukommen und allein zu sein mit dem Sturm ihrer Gedanken, erlöst zu sein von diesem Zwang, erwiederte eilig die Höflichkeit durch einen leisen Druck, der Herrn Lagrange's etwas mürrisch gewordenes Gesicht wunderbar aufhellte und blitzschnell einen hellen Sonnenschein hineinzauberte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein sicheres Geschäft.

Mitgetheilt

von

Friedr. Rudolph

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Gesellschaftsklassen der europäischen Kulturstaaten hat sich wohl keine im Laufe der neueren Zeit so wenig verändert, wie der Bauernstand, und kein Stand gleicht sich im großen Ganzen in Denk- und Handlungsweise, in Sitten und Gebräuchen durch alle Staaten hindurch so sehr, wie gerade dieser Stand. Und auch selbst da noch tritt diese Aehnlichkeit deutlich zu Tage, wo die Nationalität eine völlig verschiedene ist.

Man kann dieß bei einzelnen der wichtigsten und häufigsten Lebens- oder Geschäftshandlungen, als: Hochzeiten, Kindstaufen oder Erntefesten sehr deutlich wahrnehmen, da dieselben im Grunde alle, mit nur wenigen kleinen Unterschieden, gleich ausgeführt werden. Gleichviel, ob in Rußland oder Schweden, Deutschland oder Frankreich, überall sind die Handlungen, welche nicht speziell kirchliche Gebräuche sind, sondern direkt in den Sitten und Gebräuchen des Volkes beruhen und von ihm ohne Anleitung und Beaufsichtigung Höherer ausgeführt werden, fast ganz dieselben.

Polterabend, Trauung und Nachhochzeit kommen bei allen Bauernhochzeiten gleichmäßig vor, und wenn man in Tagesschriften oft die Beschreibung von einer „russischen Bauernhochzeit" oder einer „schwäbischen Bauernhochzeit" oder einer „bretagnischen Bauernhochzeit" als etwas ganz Besonderes in Text und Bild geschildert und dargestellt sieht, so liegt das Besondere und Eigenthümliche der Sache doch nur immer in dem Umstande, daß sie dem begeisterten Darsteller nun eben zu der Zeit und an dem Ort vielleicht zum ersten und einzigen Male in seinem Leben begegnete. Im Grunde aber war es zu jeder Zeit und in jedem Lande immer dasselbe. Viel Getränk, viel Spektakel und viel Tanz, das ist überall und immer der Grundton, ohne welchen der Bauer nicht weiß, daß er sich freut oder eine wichtige Lebenshandlung vollführt.

Trotzdem nun dieser ehrenwerthe, zur Erhaltung des Völkerlebens so nothwendige Stand der Ackerbauern sich durch Zeiten und Länder so konsequent gleich sieht und gleich erhält, wird derselbe doch von vielen Personen, namentlich Städtern und Mitgliedern der höheren Gesellschaftskreise, welche selten oder nie Gelegenheit zur genauern Erkenntniß und Beurtheilung haben, verkannt und falsch beurtheilt.

„Der arme Bauer!" oder: „Der dumme Bauer!" oder: „Das ehrliche Bäuerchen!" sind Ausrufungen oder Bezeichnungen, welche die Anschauungsweise solcher Leute enthalten und deutlich aussprechen, und doch durchaus nicht zutreffend sind.

Der Bauer ist weder arm, noch dumm, noch ehrlich, wenigstens kann man ihm keine dieser Eigenschaften bedingungslos und als charakteristisch zuerkennen. Wer dieses dennoch thun würde, könnte im Verkehrs- und Geschäftsleben mit Bauern denn doch sehr große Täuschungen erleben und trübe Erfahrungen machen, wie die nachfolgende wahre Geschichte auf's Deutlichste zeigen wird.

In dem Amtsgebäude einer kleinen Stadt der Provinz Westpreußen saß der Herr Regierungsrath und hielt einen Termin ab. Ich kann den Namen der betreffenden Stadt hier ebensowenig nennen, wie sämmtliche übrigen Namen, sowohl der Orte als Personen, welche in dieser Geschichte vorkommen; denn wenn dieselbe auch schon vor einigen Jahrzehnten spielte, so ist doch wohl noch manch' einer der betheiligten Zeitgenossen am Leben und könnte sich unangenehm berührt fühlen.

Es handelte sich also um die frische Verpachtung einer im Amtsbezirk belegenen prinzlichen Domäne, und schon hatte der fungirende Herr Regierungsrath die verschiedenen Gebote der anwesenden Herren Landwirthe geprüft. Zahlreich waren dieselben eben nicht vertreten und hoch waren ihre Gebote auch nicht. Hatte doch der letzte Pächter, welcher überall als ordentlicher und solider Mann bekannt war, keinen großen Vortheil durch seine Wirthschaft erreicht, trotzdem er sich mit ganz besonderem Fleiße dem Betriebe der zu der Domäne gehörigen Glashütte gewidmet hatte. Was Wunder also, daß Keiner große Lust hatte, sich besonders stark um die neue Pachtzeit zu bewerben. Schon wollte daher der Herr Regierungsrath durch Zuschlag an den Höchstbietenden den Termin beschließen, als noch ein neuer Bieter auftrat.

Still und bescheiden hatte derselbe im Hintergrunde des geräumigen Amtszimmers gestanden, und war, während er selbst aufmerksam der ganzen Verhandlung gefolgt war, von den übrigen Anwesenden völlig übersehen worden. Der Mann machte auch unter den anwesenden Herren einen überaus unscheinbaren Eindruck. Die hohe, magere Gestalt war in einen langen blauen Rock sorgfältig von oben bis unten eingeknöpft, und was dieser nicht bedeckte, stak in großen, groben Wasserstiefeln. Die bartlos geschundene Haut des Gesichts zeugte von der langjährigen Anwendung stumpfer Rasirmesser, und die Kummerfalten seiner Stirn zeigten deutlich, daß er sich mehr mit dem Ernst und den Sorgen des Lebens, als dessen Freuden beschäftigt hatte. Vor Allem aber sah man es den zerarbeiteten, groben Händen an, daß er dieselben zeitlebens weder in den Schooß gelegt, noch in weißes Waschleder gesteckt hatte.

Als diese so unscheinbare Persönlichkeit nun mit einmal hervortrat und ein höheres Gebot abgab, als irgend einer der anwesenden Herren bis jetzt gethan hatte, geriethen sowohl diese als auch der leitende Beamte in verzeihliches Erstaunen. Besonders aber der Letztere, da er schon von Amtes wegen die Pflicht hatte, über die Verhältnisse und Personen der Pachtbewerber genau unterrichtet zu sein, um darnach ermessen zu können, ob dieselben überhaupt als Domänenpächter zugelassen werden durften.

„Wie heißen Sie und was sind Sie?" fragte der Herr Regierungsrath.

„Ich heiße P..... und bin Bauer aus dem Dorfe M...... in Hinterpommern; ich habe meinen väterlichen Bauernhof verkauft und möchte es nun mit einer größern Wirthschaft versuchen."

„Wissen Sie denn auch, daß hiezu ein anständiges Kapital gehört?"

Und der Herr Regierungsrath nannte die zur Uebernahme der Pachtung erforderliche nicht unbedeutende Summe.

„Ja, Herr Regierungsrath, ich habe das gehört und das Geld deßhalb auch gleich mitgebracht," sagte Herr P..... und zog eine alte lederne Brieftasche aus seinem blauen Rocke, welche die erforderliche Summe in guten pommer'schen Pfandbriefen enthielt.

Nun, das genügte schon, und der Herr Regierungsrath war sehr froh, zu guter Letzt nicht nur einen sichern Mann gefunden zu haben, der ein günstigeres Gebot that als alle Anderen, sondern auch einen Menschen, von dessen Einfachheit und Blödigkeit man erwarten konnte, daß er die vielleicht hie und da im Pachtkontrakte vorkommenden kleinen Lästigkeiten entweder ganz übersehen oder ohne große Schwierigkeiten annehmen würde. Und so geschah es auch. Herr P..... hatte alle Bedingungen des vorgelegten Kontrakts genehmigt, und schon sollte es an die Unterschriften gehen, als noch eine kleine Erwägung im Interesse des abziehenden Pächters zu Tage trat.

Der abziehende Pächter hatte nämlich noch eine Quantität unverkaufter Glaswaaren, und Herr P..... sollte verpflichtet werden, diesen Bestand laut Hüttenrechnung zu den üblichen Verkaufspreisen als Eigenthum zu übernehmen und dem frühern Eigenthümer baar zu bezahlen. Trotzdem der Gegenstand nicht so bedeutend war, daß Herr P..... das nöthige Geld nicht hätte entbehren können, und trotzdem der Herr Regierungsrath ihm versprach, daß bei seinem dermaleinstigen Abzuge ihm dieselbe Vergünstigung zu Theil werden sollte, wollte Herr P..... sich immer noch nicht zu diesem Passus verstehen. Herr P..... war eben noch kein rechter Herr; er war kein gebildeter, geistig aufgeklärter, mit der Zeit vorgeschrittener Mann, der sich aufklären und zu einer Handlung überreden ließ, deren Zweckmäßigkeit ihm nicht von Anfang einleuchtete. Er war eben noch ein Bauer, ein rechter Bauer, ein Bauer, wie sie alle von jeher waren, das heißt bocksteif, wenn er sich bücken sollte, ohne einen direkten Vortheil davon zu haben.

Wer weiß, was nach achtzehn Jahren, denn so lange hatte der Pachtkontrakt zu laufen, geschehen würde. Wer weiß, ob dann noch ein so beredsamer, vernünftiger Herr Regierungsrath die Sache leitete und dem abziehenden Pächter helfend zur Seite stand? Wer weiß schließlich, ob der Fiskus dann überhaupt noch verpachten würde?

„Nun, dann würde der Fiskus selbst sich verpflichten, Ihnen die etwaigen Bestände abzunehmen."

Das war etwas Anderes; gegen dieses Argument konnte Herr P..... nichts weiter einwenden. Der Fiskus bleibt immer und die Regierung weiß stets, wo sie Geld hernimmt, wenn sie es braucht, das hatte Herr P..... in seinem Leben selber schon erfahren, und was der Bauer einmal gelernt hat, vergißt er nie wieder.

Unter diesen Umständen waren denn alle Betheiligten bald einig. Es wurde dem Pachtkontrakte noch der unschuldige Paragraph beigefügt, daß der Fiskus gehalten sei, bei Ablauf der Pachtjahre dem jetzigen Pächter die etwaigen Glasbestände ebenso und unter denselben Bedingungen abzunehmen und zu vergüten, wie dieser es seinem Vorgänger gethan hatte, und — das Geschäft war beendet.

Herr P..... tauchte die Feder bedächtig und tief in das Tintenfaß — er hatte eine schwere Hand; der dienende Schreiber streute reichlich Sand auf die fette Unterschrift, und so hatte Tinte und Sand gebunden und vollzogen, was Verstand ersonnen und reifliche Erwägung vereinbart hatte.

Herr P..... war kein Mann der Wissenschaften und schönen Künste; er war ein einfacher Ackerbauer. Dieses aber war er im besten Sinne des Wortes. Zwar bemerkten seine Nachbarn bald, daß die früher so gut geleitete Glashütte völlig vernachlässigt schien, um so eifriger aber wurde der Ackerbau betrieben.

Ueppige Saaten und trefflich gehaltenes Vieh verriethen den Sachkennern gar bald, daß Herr P..... die Glashütte sehr gut entbehren und allein aus dem Betriebe der Landwirthschaft seinen Pachtzins decken konnte. Aber auch die Glashütte war nicht so vernachlässigt gewesen, wie es den Anschein gehabt hatte. Waren auch bis jetzt keine Produkte aus derselben verkauft worden, hatte auch Herr P..... für die billigsten Preise die schlechtesten Schmelzmateriale gekauft, hatte er auch schließlich für die billigsten Löhne nur die schlechtesten Arbeiter bei sich beschäftigt, so schien man doch wenigstens mit großem Fleiße gearbeitet zu haben, denn eines schönen Tages waren alle vorhandenen Glasmagazine mit fertiger Waare gefüllt. Und nun bot sich der Welt ein eigenthümlicher, unerklärlicher Anblick dar. In der Umgebung der P.....'schen Glashütte sah man nach und nach ein scheunenartiges Bauwerk aus einer grünlich schimmernden Masse entstehen, welches sich immer mehr und mehr verlängerte. Daß es Glas war, konnte man bald erkennen, aber welcher Artikel hier so reichlich verfertigt wurde, konnte man sich durchaus nicht erklären.

Endlich trat die Neugierde der Sache näher und erkannte dann, daß der Anfang des Baues oder richtiger der Glaspyramide aus Tintenfässern bestand. Tintenfässer und nichts als Tintenfässer waren der Anfang und — Tintenfässer, nichts als Tintenfässer waren die Fortsetzung, und das Ende war noch lange nicht da; denn jahraus jahrein wuchs der räthselhafte Bau und — Tintenfässer, nichts als Tintenfässer waren das Produkt, welches er enthielt — Tintenfässer aus dem schlechtesten grünen Glase und der schlechtesten Arbeit, aber immerhin befähigt, den edlen Lebenssaft der Aktenstuben in sich aufzunehmen.

Die Neugierde gab sich endlich zufrieden, denn es war immer dasselbe, und was Herr P..... eigentlich dachte oder vorhatte, das sagte er doch Niemanden.

Da auf einmal wurde eine neue Glaspyramide angefangen; parallel der ersten wuchs auch sie von Jahr zu Jahr. Aber es war ein anderer Artikel darin.

Und was erkannte nun der neugierige Beobachter? — Sandfässer erkannte er; Sandfässer und nichts als Sandfässer. — Sandfässer waren der Anfang, Sandfässer waren die Fortsetzung und Sandfässer waren das Ende, denn die Pachtzeit des Herrn P..... war auch zu Ende.

Und was nun? — Hatte Herr P..... vielleicht lediglich aus Pietät gegen die zwei Faktoren, welche ihm vor achtzehn Jahren einen guten Pachtkontrakt abschließen halfen, diese lange Zeit hindurch Mühe und Kosten dazu verwendet, die Symbole des Rechtes und der Wissenschaft durch eine Massenproduktion zu verherrlichen? — O nein, dieser poetische Gedanke lag Herrn P..... sehr ferne. Herr P..... war ein praktischer, nüchterner Mann, Herr P..... war aber ein echter Bauer, der nicht gerne umsonst arbeitet und einen dargebotenen Vortheil auch gerne bis auf's Aeußerste ausnützt. Und das nun wollte Herr P..... auch hier.

Sagte doch der Schlußparagraph des Pachtkontraktes deutlich, daß der Fiskus gehalten sei, dem abziehenden Pächter die etwa vorhandenen Glasbestände ebenso zu vergüten, wie dieser es seinem Vorgänger gethan hatte. — War doch der Fiskus ein sicherer Mann, der zahlen konnte, in welchem Vertrauen Herr P..... ruhig sein ganzes Fabrikat für ihn aufgehoben hatte. Und wollte doch schließlich Herr P..... so gerne abziehender Pächter sein, trotzdem man ihn mit Wonne für den halben Preis behalten hätte, nur unter der Bedingung, sein Fabrikat erst selber zu vertreiben. Warum aber sollte er nicht gerne abziehen? Wies doch seine Hüttenrechnung einen Glasbestand von mehr als hundertvierzigtausend Thalern Werth nach. Hundertvierzigtausend Thaler aber ist heute ein schönes Stück Geld; damals aber, und in der Gegend, war es ein riesiges Vermögen.

Arm war dieser Bauer jedenfalls nicht und dumm noch viel weniger, und das kann man im großen Ganzen von dem gesammten Stande sagen. Die Gesetzgebungen der verschiedenen Staaten haben seit länger als hundert Jahren dafür gesorgt, daß der Bauer Eigenthümer und Besitzer wurde, wo er früher selbst Eigenthum und besessen war, was man Leibeigenschaft nannte. Und es ist ihm überall Gelegenheit geboten, sich durch Fleiß und Sparsamkeit eine für seine Gewohnheiten und Bedürfnisse befriedigende Existenz zu schaffen. In Deutschland und Frankreich ist ihm dieß auch fast überall gelungen und er bildet hier eine Hauptstütze des staatlichen Völkerlebens. Er weiß seinen Vortheil überall in den meisten Fällen wahrzunehmen, und zeigt sich nur da dumm, wo er glaubt, dadurch mehr für seine Zwecke zu erreichen. Doch scheint es, als ob bei den westlichen Völkerschaften ein gewisser Grad von Dummheit und Stupidität wirklich vorhanden ist, wenigstens bei den Männern, die namentlich in Frankreich von den Frauen völlig dominirt werden und häusliche Arbeiten verrichten, zu denen der deutsche und russische Bauer sich nicht herbeilassen würde. Daß aber auch die Weiber in den Gegenden eine anerkennenswerthe Einfalt besitzen, zeigt folgender Fall, der sich in einer französischen Stadt kürzlich ereignete.

Eine Bauernfrau war von einem Manne, den sie mit ihren verdorbenen Erzeugnissen hatte übervortheilen wollen, mit einer Ohrfeige bezahlt worden. Voller Entrüstung lief sie zu dem den Markt beaufsichtigenden Polizeibeamten und trug ihm den Fall vor. Der gewissenhafte Mann fragte zu seiner genauern Information:

„Nun, und wie geschah das?"

„So," erwiederte die Frau und haute dem aufmerksam zuhörenden Beamten mit ihrer schweren Hand eine ungeheure Ohrfeige.

Was nun schließlich die Ehrlichkeit anbelangt, so ließe sich darüber auch Vieles und Mancherlei sagen, was nicht eben zu unbedingtem Glauben und Vertrauen im Geschäfts- und Verkehrsleben mit dem Bauernstande ermunterte. Es läßt sich dieß indessen schon entschuldigen, da ein jeder Mensch schon durch den natürlichen Erhaltungstrieb dazu hinneigt, seinen eigenen Vortheil immer zuerst im Auge zu behalten und wahrzunehmen. Jedenfalls aber kann man dem Bauernstande doch nachrühmen, daß er bei Weitem redlicher und zuverlässiger geblieben ist, als der Handwerkerstand der Neuzeit.

Albumvers.

Nimm, recht verstanden, diese beiden Zeichen,
So wirst du deinen schönsten Zweck erreichen;
Nachgeben ist die Krone alles Gebens,
Vereinen ist das höchste Wort des Lebens.

Schöe oder it.*)

„Bist so a netts Mädle,
Bist jung und hast Geld,
Und nimmst so en wüeste**) Ma',
Der dir it g'fällt.
Wo hast denn da hi'denkt,
An was hast a Freud?
I fürcht' nu, i fürcht' nu,
Daß di's emal reut!"

„I bi halt versorget
Und woiß, wo i bleib',
Denn dös ist doch d'Hauptsach':
Er nimmt mi zum Weib.
Was ist's um die Schönheit?
Ma bleibt it lang fei,
Und wenn der Ma' wüest ist, —
's Weib holt ihn bald ei'!"

*) Schön oder nicht. **) Wüst, häßlich von Gestalt.

(Aus: „Bis auf's Würzele." Gedichte in schwäbischer Mundart von Hyazinth Wäckerle. Augsburg, Lampart & Comp.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Der Sklavenhändler.

Dann hielt Simonnet in seinem Laufe wieder inne und blieb vor Lorenz am Kamine stehen.

„Mein Glück war von keiner Dauer," sagte er rauh. „Meine Frau starb bei der Geburt eines kleinen Mädchens. Welch' schreckliche Verzweiflung! Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht wahnsinnig wurde ... Ich bin es übrigens einen Augenblick hindurch gewesen, wie man mir sagte.

„Dann, auf die erste Aufregung, folgte eine vollständige Ermattung, eine Art Verblödung; das währte ein Jahr, zwei Jahre, was weiß ich ... während welchen ich alle meine Geschäfte vernachlässigte und alle meine Kunden verlor. Unfähig, irgend etwas zu thun, war ich fast zum Thier herabgesunken!

„Das Elend ... der Hunger vielleicht, weckten mich endlich. Ich schaute um mich und erblickte ein holdes Kind, das mir seine Aermchen entgegenstreckte. Es hatte dieselben Züge wie seine Mutter ... Ja, mit zwei Jahren war es ihr schon ähnlich. Heute ist die Sache anders. Heute ist sie ihr lebendes Ebenbild ... Und wenn ich sie sehe, glaube ich die Andere zu sehen ...

„Was hättest Du gethan, Lorenz, beim Anblick dieses lieblichen kleinen Geschöpfchens, das Dein Töchterlein, Dein Fleisch und Blut war? Nicht wahr, Du hättest Dir gesagt: ‚Auf, alter Blödsinniger, besiege deine Erschöpfung, werde wieder ein Mensch und ernähre das Kind!'

„Das wollte ich nun. Aber es war zu spät. Die Handlungshäuser, für die ich früher gearbeitet hatte, waren mir verschlossen. Ich hatte sie zu lange vernachlässigt und Andere hatten sich meiner Stelle bemächtigt. Was meine ehemaligen Klienten anbetrifft, so flohen sie den Unglücklichen, dessen wirre Blicke sie einst erschreckt hatten: sie verwechseln ja so oft die Verzweiflung mit dem Wahnsinn ... Ich fand nirgends Beschäftigung, nirgends Brod. Man sagte mir: ‚Kehre doch in Deine Heimat zurück.' Als ob das so gegangen wäre, zu Fuß, ohne einen Heller, mit einem kleinen Mädchen auf dem Rücken ...

„Ich hätte ja gern gebettelt für sie, den ganzen Weg entlang. Aber wenn man bettelt, dann kommen die Gendarmen, stecken Einen in's Gefängniß und trennen Einen von seinem Kinde ...

„Ich blieb also. Ich blieb und lernte damals das Elend kennen, das dunkelste Elend, das in der Fremde, zwischen theilnahmlosen, hartherzigen Leuten, die mich wie einen Verpesteten behandelten. Damals habe ich auch gelernt, meine Mitmenschen zu verachten; ich fühlte einen unversöhnlichen Haß in mir entstehen, einen entsetzlichen Drang, mich zu rächen an der ganzen menschlichen Gesellschaft. War es das Elend, was diese Empfindungen wachrief? Ich wüßte es nicht zu sagen: vielleicht ward ich böse und boshaft geboren?"

Simonnet hielt hier inne. Seine Miene, vor einer Sekunde so schrecklich, wurde mit einem Schlage weich und hell, ein fast gütiges Lächeln umspielte seine Lippen, und seine Stimme war ruhig und sanft, als er fortfuhr:

„Zu derselben Zeit, wo diese Haßgefühle gegen die ganze Menschheit mich überkamen, wuchs meine Liebe für mein Kind: sie wurde zu einer wahren Leidenschaft. Ob es natürlich, zu gleicher Zeit so brennend zu hassen und so unendlich zu lieben? Das mögen Andere beantworten. Genug, bei mir war es der Fall.

„Viele Monate verstrichen so ... schreckliche Monate ... Wenn das Elend sich eines Menschen bemächtigt, siehst Du, da ist dieser Mensch verloren, wenn er nicht einen riesigen Willen zum Guten hat oder — zum Bösen.

„Ich hatte diesen Willen, und es gelang mir, mein Kind zu ernähren.

„Später gewann ich sogar einige meiner alten Verbindungen wieder und gewann ein wenig Geld. Mathilde wurde größer und immer schöner! Ich ließ sie in einem französischen Institut erziehen und erzog sie daheim ebenfalls ... auf meine eigene Weise. 's ist vielleicht nicht die rechte Weise gewesen; die Grundsätze, die ich ihr einimpfte, gehen aus dem geraden Wege heraus; aber ich gewöhnte sie zu denken so wie ich, zu glauben so wie ich, mir in nichts zu widersprechen: das ist schon immerhin ein Erfolg, dessen sich nicht alle Väter rühmen können.

„Ich hatte nicht viele Mühe, sie auf meine Weise zu modeln: sie ist eine weiche Natur, die aber in einem gegebenen Momente, unter dem Einflusse einer großen Leidenschaft jeder Energie fähig ist; für gewöhnlich aber ist sie indolent, schläfrig, sorglos und gleichgültig. Das ist meine Schuld. Ich habe sie zu dem gemacht, was sie ist. Ich habe sie so gehätschelt, so vergöttert, so geliebt! Ach, ich habe es ihr an nichts fehlen lassen! ... Sie aber fand alle meine Geschenke, alle meine Freigebigkeit nur ganz natürlich ... so wie sie dieselben heute noch findet. Nichts setzt sie in Erstaunen, nichts bewegt oder rührt sie. Was sollte ich auch mit ihrem Danke anfangen? Ich verlange gar nicht, daß sie zärtlich sei. Ich selber verstehe es ja auch nicht zu sein. Man hat mich nie gleich anderen Vätern mein Töchterchen umschmeicheln, ihre Händchen drücken und sie mit Küssen bedecken gesehen ... Das liegt nicht in meiner Natur. Es ist für mein Glück nicht einmal nothwendig, daß ich sie sehe, und ich kann es ganz gut Wochen und Monate und Jahre aushalten ohne Mathilde; aber ich muß mich stets mit ihr beschäftigen; ich muß überzeugt sein, daß sie an nichts Mangel leidet; ich muß sie glücklich wissen ... Du hörst mich doch an?" unterbrach er sich, das Gesicht plötzlich dem jungen Manne zuwendend.

„Und ob ich Dich höre!" machte Lorenz. „Redest Du denn nicht von ihr?"

„Richtig. Ich vergaß. Höre nur weiter. Die neuen Geschäfte, die ich in Wien unternommen hatte, nahmen eines Tages ihr Ende ... Alles ging damals drunter und drüber in diesem Lande. Das Elend, diese alte Gefährtin, die ich so gut kannte, zeigte sich mir abermals, und ich hatte Furcht — Furcht für Mathilde, wohlverstanden; denn Du weißt ja, wie ich lebe, Du kennst meine geringen Bedürfnisse; ich brauche so wenig! Nur zwei Leidenschaften haben mein Leben beherrscht: die erste für mein Weib, die zweite für mein Kind; alles Uebrige ist mir gleichgültig. Ein Stückchen Brod, ein Bein zum Benagen genügen mir. Aber man wage es nicht, mir dieses Bein nehmen zu wollen, sonst werde ich toll. Der Hund in mir erwacht, beißt und tödtet!"

Der junge Mensch erzitterte vom Fuß bis zum Kopfe bei diesen Worten.

Simonnet fuhr fort:

„Ich hatte also Furcht vor dem Elende, und ich nahm die Vorschläge an, die man mir damals machte. Es handelte sich darum, nach Ostafrika zu gehen mit einem Engländer und zwei Deutschen, welche dahin wollten, um Elephanten zu jagen und mit Elfenbein zu handeln. Man könne leicht sein Glück machen, sagten sie, vorzüglich wenn man keine Skrupel habe und auch ein wenig Menschenwaare in den Handel bringen wolle ...

„Diese afrikanische Idee gefiel mir ganz gut. Ich liebe die warmen Länder, bin abenteuerlustig von Natur aus, und daß ich keine Skrupel habe, nun das weißt Du ja! Ich vertraute also Mathilde einer Tante mütterlicherseits an, versprach, bald mit Reichthümern wiederzukommen, und — reiste ab.

„Meine zwei Deutschen und mein Engländer hatten mich nicht getäuscht; das Land war gut; wenig Elephanten, aber desto mehr Neger; bald trennte ich mich von meinen Gefährten und handelte auf eigene Faust, trieb meine eigene Menschenheerde.

„Bei einem solchen Geschäft wird man bald sehr vernünftig, sehr weitherzig denkend über gewisse Punkte ... Man sagt sich, daß man in Europa auf das Leben eines Menschen ein allzu großes Gewicht legt; wenn man so Viele sterben gesehen hat, wenn man selber zu seiner Vertheidigung ein paar Leuten den Garaus gemacht hat, da meint man endlich: Einer mehr oder weniger, was liegt daran?"

Lorenz wurde abermals von einem leichten Zittern überfallen bei diesen Worten des älteren Mannes. Aber er unterbrach ihn nicht.

„Alles Geld, was ich da unten gewann, und es war nicht wenig! — sandte ich augenblicklich nach Wien. Von Zeit zu Zeit erhielt ich Nachrichten von Mathilde — freilich selten genug. Eines Tages aber blieben sie aus, die Angst ergriff mich, daß ihr etwas zugestoßen sein möge, ich verkaufte meine letzten Sklaven um einen Spottpreis und schiffte mich nach Europa ein."

Siebenzehntes Kapitel.

Vater und Tochter.

„Ich kam in Triest an nach einer fürchterlichen Ueberfahrt mit Stranden und Schiffbruch und einer Verspätung von fünf Monaten. Von Triest flog ich nach Wien. Die alte Verwandte, welcher ich Mathilde anvertraut hatte, war

nicht mehr; sie war dummerweise gestorben, ehe ich zurückkam. Und mein Kind? Was war aus meinem Kinde geworden? Man hatte ihr meine Sendungen nicht ausgeliefert, da dieselben an die alte Tante adressirt gewesen waren, und so war sie in Noth gerathen und hatte sich entschlossen, mit einer Wiener Familie nach Paris zu gehen als Gesellschafterin. Ich eilte natürlich nach Paris und stöberte dort die Spur dieser Familie auf. Dieselbe hatte aber schon sechs Monate früher Frankreich verlassen und sich nach Italien begeben. Und zwar ohne das Gesellschaftsfräulein. Dasselbe war in Paris zurückgeblieben. Ich athmete auf. Aber wo sie finden? Ich suchte und suchte, toll gemacht wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ohne mein Kind zu finden. Was war aus ihr geworden in diesen letzten fünf Jahren? Vielleicht eine Fromme? Ich lief in alle Kirchen. Oder eine Dirne? Ich suchte von Ball zu Ball. Alles umsonst. Endlich nach zwei Monaten fruchtlosen Suchens bringt mich ein Zufall in die Folies dramatiques, in welchen eben ein ‚Fräulein Mathilde von Villeneuve ihre Debüts fortsetzte‘. Man gab ein Feenstück, in welchem die Weiber den glänzendsten Theil der Ausstattung bildeten. In einer kleinen, aber prächtig kostümirten Rolle erschien die Debütantin, deren Schönheit mit rasendem Applause aufgenommen wurde. Ein Blick genügte mir, um sie zu erkennen. Es war Mathilde, es war mein Kind! Mein geliebtes, wiedergefundenes Kind! . . .

„Schön war sie geworden, blendend schön und groß in all' dem Glanze und Blühen ihrer einundzwanzig Jahre. O, ich hatte es gewußt, daß sie eines Tages schön werden würde, schön wie ihre Mutter . . . Dieses einzige Weib, das ich jemals geliebt, das ich jemals besessen hatte . . . Ja, denn nach ihr war ja Alles zu Ende bei mir . . . Ich mochte kein Weib mehr, ich hatte zu viel gelitten durch die Liebe . . .

„Dort drunten in Afrika während meiner langen Märsche oder des Abends in meinem Zelte, da wanderte meine Seele stets zurück zu dem Kinde, das ich in Wien zurückgelassen hatte. Ich sah es gleichsam langsam groß werden; ich sagte mir: so oder so wird sie aussehen . . . und immer war dieß Bild in meinem Geiste so lieblich! — Aber doch nicht so lieblich, wie sie mir an diesem Abende im Theater wiedererschien! . . . Wie eine Göttin sah sie aus. Und wie sie nach ihrem Couplet abtrat, da folgte ihr ein Sturm von Applaus und ein wahrer Blumenregen.



Die Würger von Paris. „Zum ersten Male lehnte sich mein Kind gegen mich auf . . . und zwar um Deinetwillen, Elender!“ Originalzeichnung von G. Franz. (S. 82.)

„Du meinst vielleicht, ich sei nun auf die Bühne gestürzt, habe nach der Debütantin gefragt, sei in die Garderobe derselben gedrungen und habe meine Tochter mit Küssen bedeckt? Aber nichts davon; ich habe Dir gesagt, daß ich all' die großen Ausbrüche der Zärtlichkeit nicht nöthig habe. Ich fühle, ich empfinde, ich leide, ich zürne, aber ich verrathe mich nicht, ich breche nicht los, wenn ich nicht losbrechen will. Ich habe es dahin gebracht, mein Herz ebenso zu unterdrücken wie meinen Buckel . . . denn ich habe einen Buckel gehabt, jetzt mußt Du aber nach demselben fühlen, um ihn zu bemerken.

„Und ich wollte nicht, daß am andern Tage ganz Paris wisse, der Stern der Folies dramatiques habe einen Vater, einen grotesken Kerl, der aus Afrika zurückgekommen war, eine Art Buschklepper, und der sich mit Negerhandel Geld gemacht hatte.

„Ich nahm also einen Wagen, postirte denselben an das Ausgangsthor, durch welches die Schauspieler das Theater verließen, und wartete da. Auch Andere warteten gleich mir: junge Leute und ein Alter, der, wie ich später erfuhr, Claude Guérin hieß.

„Endlich kommt sie, majestätisch, verachtungsvoll, ohne Dank auf die Komplimente, die man ihr von allen Seiten zuflüstert.

„Wie sie an meinem Wagen vorüberkam, neigte ich mich vor und sagte leise: ‚Mathilde Simonnet!‘

„Sie blieb betroffen stehen. Wer konnte sie also rufen, wer konnte ihren Familien-



Gastein, von der Schillerhöhe aus. Nach einer Photographie von Baldi und Würthle in Salzburg. (S. 82.)

Schwarzes Allerlei.

Silhouetten von P. F. Messerschmitt.



namen wissen? In demselben Augenblick erschien ihr mein von der Wagenlaterne beleuchtetes Gesicht; sie schaut, ist unsicher... Ich hatte das wohl erwartet... fünf Jahre Afrika verändern einen Menschen gar seltsam.

„,Aber freilich bin ich's!' flüsterte ich ihr deßhalb in's Ohr, — ,ich bin's, Dein Vater!'

„Sie fiel nicht in Ohnmacht. Dazu beherrscht sie sich zu gut. Sie stößt nur einen kleinen Ausruf der Ueberraschung aus und steigt zu mir in den Wagen, der uns davonführt.

„Denke nun auch nicht, daß sie mich an ihr Herz drückte und zärtliche Worte und Liebkosungen für mich hatte. Nein, nein! Ich hatte ihr ja schon in der Kindheit alles das als unnützes Zeug ansehen gelehrt. Und sie ist so geblieben, wie ich sie geformt habe. Und dann... ich weiß nicht gewiß, ob sie mich auch lieb hat... Mein geheimnißvolles Leben, das sie — ich hoffe es wenigstens! — nie und nimmer durchschauen wird, flößt ihr eine Art Scheu ein. Sie ahnt wohl auch in mir mit ihrem wunderbaren Instinkt ein gefährliches Wesen und sie fürchtet mich. O, es ist wohl möglich, es ist gar sehr möglich, daß sie mich nicht lieb hat!...

„Aber was liegt mir daran! Ich, ich liebe sie, und das genügt mir. Man hat die Liebe in Abtheilungen eintheilen wollen; in die väterliche, die mütterliche, die kindliche und so weiter... wie albern! Das Wort Liebe verträgt kein Beiwort, es sagt für sich allein Alles: Ergebenheit, Selbstverleugnung, Opferfreude, vollständige Hingabe des eigenen Ichs; ein Geschöpf in dem andern aufgegangen, das Liebende in dem Geliebten; es ist eine Selbstaufopferung, die selbst dann nicht aufhört, wenn sie durch den schwärzesten Undank vergolten würde.

„Oder weiß etwa eine Mutter nicht ganz gut, daß ihre geliebte Tochter sie eines Tages um des ersten besten Laffen willen verlassen wird? Und betet sie darum ihr Kind weniger an? Nein... sie erzieht das Mädchen, sie verschönert sie, sie schmückt sie, ach! damit der Laffe desto eher komme, damit ihr die Herzensfreude desto eher geraubt werde. Und so liebe ich Mathilde mit dem Herzen einer Mutter, ohne zu wissen, was geschehen wird, ohne mich darum zu kümmern, ob ich dafür Dank ernten werde; ich gehöre ihr!"

Achtzehntes Kapitel.

Lehrer und Schüler.

„Nun, daß ich weiter erzähle. Unser Wagen setzte uns vor einem Hause ab, das ich damals in der Avenue Trudaine bewohnte. Wir hatten da eine lange Unterredung.

„Seit zwei Jahren hatte Mathilde keine Nachricht mehr von mir gehabt, sie stand ganz allein. Sie hatte den Platz in der Familie angenommen, um nach Paris zu gelangen. Paris lockte sie an, es war ihr, als sei sie bestimmt, daselbst eine Rolle zu spielen. Sie verließ daher hier ihre Stelle. Sie erhielt Anträge von allen Seiten, aber sie wies dieselben zurück: aus Ekel, aus Stolz, vielleicht gar aus Tugend. Denn auch sie hat ihre Tugend, die sie mir verdankt. Ja wohl, mir! denn wenn es sich um sie handelte, dann hatte ich sogar Grundsätze! Da machte man ihr eines Tages den Vorschlag, zum Theater zu gehen. Sie that es, und an dem Abende, wo ich sie wiederfand, debütirte sie eben zum dritten Mal.

„Ich sagte ihr augenblicklich, daß es auch das letzte Mal gewesen sei.

„Sie fügte sich, wie sie sich stets allen meinen Wünschen gefügt hatte. Sie fühlte ja auch, daß sie jetzt das Theater nicht mehr brauche, um zu leben; war ja ich wieder da, ich, der es ihr nie an Etwas hatte fehlen lassen.

„Warum ich sie aus einer Lebensbahn riß, in der sie hätte Glück machen können? Nun, ich träumte und träume eben für sie eine größere Zukunft.

„Die drei Vorstellungen, in welchen sie mitgewirkt hatte, hatten genügt, um den ehemaligen Handelsmann Claude Guérin in sie vernarrt zu machen. Er schrieb ihr flammende Liebesbriefe, welche mir Mathilde als wohlerzogene Tochter zeigte. Er machte ihr glänzende Anträge: tausend, zweitausend Franken monatlich, einen Wagen, Brillanten, eine Menge Sachen... er verlangte nur, daß sie das Theater verlasse.

„Nun, ich, ich verlangte das auch. In diesem Punkte waren wir Zwei also einig, ohne uns zu kennen. Das brachte mich auf eine Idee. Ich sagte mir: wenn dieser Mensch Mathilde vom Theater nehmen will, dann muß er relativ ernste Absichten auf sie haben. Und dann... wenn er ihr nur um ihres Lärvchens willen schon so großartige Anträge macht, was wird er ihr verweigern können, sobald er auch die Grazie ihres Umgangs kennen lernen wird? Das wäre eine Zukunft... eine Heirath? Wer weiß? Mathilde ist ehrbar trotz ihres Feenkostüms, und so wird sie bleiben, bis Claude Guérin sie geheirathet haben wird. Sie ist klug genug dazu.

„Ich zog nun meine Erkundigungen ein: Claude Guérin war Hausbesitzer, reich und Junggeselle; anständig, ein wenig geistlos, von schwachem Charakter, leicht zu lenken und — alt.

„Ich gab also Mathilde Geld und sagte ihr, sie solle eine bescheidene und comfortable Wohnung miethen, wo es einem Bürger behaglich sein mochte. Ich wolle nicht zum Vorschein kommen, sondern ganz verschwinden. Ich hatte mich in einen kleinen, ruhigen, zurückgezogenen Menschen verwandelt. Was den Simonnet betrifft, der war längst todt; der ehemalige Handlungsreisende, der Wiener Bettler, der spätere Abenteurer und Negerhändler war verschwunden da drunten im Sande einer Wüste, im Bette eines Stromes oder im Rachen eines wilden Thieres; ich gab da Jedem die Wahl frei, wenn ich nur überhaupt nicht mehr existirte.

„Mein Plan gelang anfangs. Claude Guérin fühlte sich ungemein geschmeichelt, daß Mathilde ihm das Theater opferte. Ihr bescheidenes Heim, ihre liebenswürdigen Manieren vollendeten dann den Eindruck auf ihn. Er sagte sich, was übrigens die Wahrheit war: Dieses arme, verwaiste, verlassene Mädchen hat das Theatergewerbe ergriffen, um ihr Leben zu fristen, ist aber dabei brav und achtenswerth geblieben. Schon nach drei Monaten sprach er von Heirath. Eine einzige Sache hielt ihn noch zurück. Die Furcht, einen Bruder und eine Nichte zu erzürnen, die ihn von jeher zu beerben hofften. Endlich schwand ihm auch dieser letzte Skrupel und die Heirath wurde beschlossen."

Simonnet unterbrach hier plötzlich seine Erzählung, ging auf Lorenz zu, der an den Kamin gelehnt stand, und sagte, ihm in die Augen sehend:

„Da erschienst Du!"

Der junge Mensch regte sich nicht, und Simonnet fuhr fort:

„Ja, da erschienst Du, um alle meine Pläne zu vernichten, um das Leben Mathildens, um das meinige zu stören... und auch das vieler Anderer!"

Diese letzten Worte machten Lorenz erbeben wie in Todesangst. Aber er schwieg.

„Du kamst aus Deinem Provinzwinkel nach Paris, um Deine Rechtsstudien zu vollenden, wie Du sagtest. Du bist aus den Niederpyrenäen, glaube ich, von der spanischen Grenze her, dort, wo noch einige Exemplare schöner Männerrassen existiren. Die Natur hat Dir einen Kopf geschenkt, der ganz dazu geschaffen ist, um den Weibern den ihrigen zu verdrehen. Mathilde war auch so ein Weib; sie sah Dich, bewunderte Dich und verliebte sich in Dich... Ach, ich hätte das erwarten können: ein Herz von zweiundzwanzig Jahren, das bis dahin verschlossen geblieben war und sich nun plötzlich öffnet, strömt über gleich einem Vulkan, in Flammenfluten und glühenden Lavabächen. Dieses ruhige, sanfte, unterwürfige Geschöpf, welches für mich... für mich! nur eine zweifelhafte, mäßige Zuneigung hat, fing an, Dich närrisch zu lieben... ihr kanntet euch noch nicht sechs Wochen, als sie mir schon fest und deutlich erklärte, sie werde Claude Guérin niemals heirathen... sie wolle Dir gehören, Dir ganz allein!"

Simonnet hatte seine Hände auf Lorenz' Schultern gelegt und schüttelte ihn und schaute ihm starr in die Augen, fast drohend:

„Zum ersten Male lehnte sich mein Kind gegen mich auf... und zwar um Deinetwillen, Elender!"

Nach diesem jähen Ausbruche ließ er Lorenz los und schritt wieder, die Hände in den Taschen, den Salon entlang.

„Aber was war zu thun? Meine Autorität geltend machen? Ihr verbieten, Dich zu lieben? Hätte sie mich denn auch nur angehört? Kann man sich dergleichen gebieten oder verbieten lassen? Wenn man mir einst gesagt hätte: ,Du darfst diese schöne Ungarin, der Du begegnest, nicht lieben!' würde ich gehorcht haben? Wie konnte ich von Mathilde verlangen, was ich, der Mann voll Willenskraft und Energie, nicht hätte ausführen können? Sie würde mit Dir davongelaufen sein und ich hätte sie nimmer wiedergesehen. Sie nimmer wiedersehen!... Da zog ich es noch tausendmal vor, ihr nachzugeben, aber sie in meiner Leitung zu behalten. Ich gab sie Dir, aber ich, ich bemächtigte mich Deiner! Ich beschloß, Deine Seele zu nehmen, und ich habe es erreicht, Du gehörst mir, ganz und gar! Das heißt, Du gehörst ihr... so lange sie Dich mag!"

Lorenz machte eine Bewegung des Schreckens, als ob er zurückweichen wolle. Aber eine der langen Hände Simonnet's mit den knöchernen Fingern hielt ihn mit Eisenmacht fest und der Mann sagte höhnisch:

„So, nun kennst Du mich ganz, nicht wahr, mein Schüler, mein Mitschuldiger!!"

(Fortsetzung folgt.)

Johann Strauß.

(Porträt S. 76.)

Der Name Strauß hat in der Welt des Tanzes eine Bedeutung gleich dem eines Herrschergeschlechtes. Johann Strauß, der Walzerkönig, starb 1849. Er hinterließ zwei Söhne, Johann und Joseph, beide gleichfalls Musiker. Johann Strauß II. aber folgte Johann Strauß I. auf dem Throne; er ergriff den Taktirstab seines Vaters und hielt nicht nur den Ruf der Strauß als Kapellmeister und Tanzkomponist aufrecht, sondern erhöhte diesen noch durch vortreffliche Leistungen auf dem Gebiete der Operette, wozu seine Verheirathung mit der als Sängerin rühmlichst bekannten Jenny Treffs ihm wohl die Anregung gab. Johann Strauß II., dessen Bild wir hier unseren Lesern geben, ist am 25. Oktober 1825 in Wien geboren, trat schon im neunzehnten Jahr als Dirigent und Tanzkomponist auf; kaum vierundzwanzig Jahre alt, folgte er seinem Vater im Reich der Tanzmusik als Herrscher, und seit 1871 kennt man ihn auch als den Schöpfer geistreicher, liebenswürdiger Operetten. „Indigo" hieß der erste Versuch 1871, diesem folgten: „Karneval in Rom", „Cagliostro", „Fledermaus", „Methusalem", „Blinde Kuh", — jede enthält eine reiche Fülle anmuthiger Melodieen, die sämmtlich den eigenthümlichen Typus des österreichischen Walzers durchschimmern lassen. Auch in Paris brach sich die Strauß'sche Operette Bahn und auch dort bewunderte man die deutsche Melodik bei graziöser Anmuth und großer Sangmäßigkeit. So verbreitete sich denn der Ruf dieses Strauß gleichfalls wie der seines Vaters über die ganze Welt. Strauß ist Ritter zahlreicher Orden, besitzt Titel und ein Landhaus und steht noch in der vollen Blüte seiner Schaffungskraft. Die heitere Musika kann noch manches schöne Werk von ihm erhoffen.

Der Felsentempel von Abu Simbel.

(Bild S. 76.)

Wir führen unsere Leser heute an Hand des sich seiner Vollendung nähernden Prachtwerkes: „Aegypten", von Georg Ebers, in das Land der Sphinxe zu den Gestaden des Nils. Die wunderbare Tempelfassade, welche der dem Werke entlehnte schöne Holzschnitt hier uns vor Augen stellt, gehört dem Tempel von Abu Simbel beim zweiten Katarakt auf dem westlichen Ufer des Nils an. Georg Ebers sagt davon:

„Dieses Heiligthum sondergleichen ward in den eisenhaltigen rothbraunen Sandstein eines nubischen Felsenberges gemeißelt. Dieselbe Wirkung, welche man zu Karnak im Freibau erzielte, suchte man hier durch Abarbeitung und Aushöhlung des Felsens zu erreichen, und mit vollständigem Erfolg, denn Keiner, der die Fassade des Tempels von Abu Simbel, die wir im Bilde zeigen, gesehen hat, wird sie je vergessen, Niemand, der ihr gegenübersteht, in seiner Vorstellung ein anderes Gemälde finden, mit dem er sie zu vergleichen vermöchte, und selbst der von allem Großen, das er in Aegypten gesehen, übersättigte Reisende wird sich in den Felsenhallen dieses Heiligthums der Bewunderung frisch und willig hingeben. Vor seiner dem Nil zugekehrten festungsartig geneigten Front mit dem Hauptthor stehen Kolosse, deren Größe sogar die der Memnonsäule übertrifft. Sie sind aus dem lebenden Felsen gearbeitet und stellen Ramses II., neben ihm seine Gattin Nefertari und zwischen seinen Füßen in kleinem Maßstabe seine Kinder dar. Wundervoll ist die Kunst und Sorgfalt, mit der diese Riesengestalten im Ganzen und Einzelnen behandelt sind; großartige, mit Anmuth gepaarte Würde thront auf den Zügen des Königs und seiner Gemahlin, und wenn man sich endlich von ihrem Anblick losreißt und den Innenraum des Felsentempels betritt, so steigert sich nur die Bewunderung, denn drei Säle, in deren erstem große Osirisstatuen an den Wänden thronen, mit zehn Nebenräumen öffnen sich uns und die Lichter in der Hand unserer Führer bescheinen in den Stein gehauene, mit dünnem Stuck bezogene und bemalte Darstellungen und Hieroglyphenreihen ohne Zahl, die uns von denselben Ereignissen erzählen, welche auf den Wänden des Ramesseums gefeiert werden."

Das letzte Lebewohl.

(Bild S. 77.)

Scheiden thut weh, dann aber am meisten, wenn es heißt, der Sohn muß sich von den Eltern, der junge Mann von der Braut, der Familienvater von seinen Lieben reißen, um dem Ruf des Vaterlandes zu folgen, um den heimatlichen Herd gegen den Einfall des Feindes zu vertheidigen. In diesen Fall versetzt uns das stimmungsvolle Bild. Die Zeitungen haben schon viel vom Krieg gesprochen und am Sonntag ist es denn auch von den Kanzeln verkündet worden, daß die militärpflichtigen Männer sich auf dem Schultheißenamt einzufinden hätten — und nun ist es so schnell gegangen. Man hat kaum Zeit gehabt, sich's recht zu überlegen, da kam schon die Landwehr, um die neuen Krieger zur nächsten Stadt abzuholen, wo sie eingekleidet werden sollen. Da hat's denn viele Thränen und schwere Herzen gegeben, manch' Mütterchen hat geweint, manche junge Frau hat den Mann gar nicht von ihrer Seite lassen wollen, manche Braut hat geglaubt, ihr Lebensglück sei jetzt von ihr genommen, und doch haben Alle die Nothwendigkeit eingesehen und sich schließlich in das Unvermeidliche ergeben. Aber wie schwer ist's ihnen Allen geworden, auch den Dahinziehenden!

Unsere Illustration zeigt uns, wie ein junger Mann jetzt, nachdem er herzlichen Abschied von seiner Schwester, deren einzige Stütze er bisher gewesen, genommen und sie zu trösten versucht hat, nun, den Hut schwenkend, seiner schönen, traulichen Heimat ein letztes Lebewohl zuruft. Die Kameraden sind schon in den Hohlweg eingebogen, auf ihn, den Verspäteten, wartet der Landwehrmann, um den Zug vorschriftsmäßig zu schließen. Es ist ein tiefgefühltes Bild aus dem Volksleben, das wir unseren Lesern hier vorführen.

Gastein.

(Bild S. 80.)

Wildbad Gastein war vor einem Jahrzehnt noch ein nicht leicht erreichbarer Ort. Heute führt uns das Dampfroß im Fluge dahin. Das Bad hat durch die häufigen Begegnungen des deutschen und österreichischen Kaisers, an welche sich geschichtlich bedeutende Momente knüpften, auch eine Berühmtheit in der so folgenschweren Geschichte unserer Tage erlangt. Dieß Jahr hat Gastein wieder eine Kaiserzusammenkunft zu verzeichnen, die aber einen durchaus familiären Charakter hatte. Der greise Oheim kam hier mit seinem Neffen zusammen.

Gastein ist die Perle des Salzburger Landes. Das Bild ist zutreffend, weil die Muschel ringsum von 2000, 3000 und mehr Meter hohen Alpen gebildet wird, weil diese Schale an den Rändern weißglänzend von Schnee und weil auch die von den Alten der Perle zugeschriebene belebende Heilkraft hier vorhanden. Der von 85 Meter Höhe stürzende, stetig donnernde Wasserfall wird genährt aus Schnee und Regengüssen; die 37 Grad Réaumur warmen Heilquellen kommen still und überreichlich aus Spalten des Gneiß im „Reichengebirge". Die Luft ist überaus

klar und würzig, sie kommt aus der Höhe des ewigen Schnees und streicht über endlose Nadelwälder, sie wird ruhig in der Mulde, welche über 1600 Meter hoch liegt; Gastein steigt darin terrassenförmig empor, der kleine Platz, einerseits vom „Hotel Straubinger“, andererseits vom „Badeschloß“ gebildet, welches der deutsche Kaiser alljährlich bewohnt und dem Landesfonds gehört, ist der hochgelegene originelle Mittelpunkt, jedoch führen Promenaden noch höher und über die „Schröckbrücke“, welche schwindelerregend hoch über den glashellen „Schröckfall“ leitet, nach Böckstein, von da an mehreren Wasserfällen vorbei und in einer Schlucht nach dem „Naßfeld“, wo man sich an den „Tauern“ und dem Gletschereise befindet. Anderweitige Promenaden geleiten an Berglehnen zur wundervollen Fernsicht in's Gasteiner Thal, wo „Hofgastein“, welches, eine Meile entfernt, durch Röhren die Heilquellen zugetheilt erhält, ferner Dorfgastein 2c. liegen. Die „Wandelbahn“, welche eine sehr lange Glasgalerie schützt, bietet Aussicht und Gesellschaftslokale. Die Zahl der Alpenfirnen, welche an mehreren Punkten gesehen werden, ist groß, die Thäler „Kötschachthal“, „Anlaufthal“ und mehrere andere haben wenig Vergleichbares in allen Alpenländern der Welt. Das Hochlandsleben entfaltet hier seine anziehendsten Kräfte, und jetzt kommt die Gelegenheit hinzu, die Wunder des Pinzgau und Pongau im Salzburger Lande, die „Klammen“, Schluchten, Wasserstürze in kurzer Zeit mittelst Bahnen zu sehen.



Spiele.

Topfschlagen. Sind bei diesem Spiele zahlreiche Zuschauer zugegen, so wird am besten eine breite Gasse durch gezogene Fäden abgegrenzt. Ein Topf wird als Ziel umgestülpt aufgestellt. Etwa zwanzig oder mehr Schritte davon wird das Anfangsmal gesetzt und hier der Schläger aufgestellt, dem die Augen gut verbunden sind. Als Schlagwaffe gibt man ihm einen derben Stock. Er hat diesen aufrecht zu tragen, darf nicht mit ihm an der Erde herumfühlen, sondern nur drei tüchtige senkrechte Schläge damit thun. Mitunter erlaubt man dem zu Blendenden, vorher sich die Schritte der Entfernung auszuzählen, dreht ihn aber, nachdem ihm die Augen verbunden worden sind, dreimal herum und überläßt es ihm dann, sich selbst zurecht zu finden. Niemand der Umstehenden darf durch einen Zuruf ihn weder stören, noch auf die richtige Spur leiten; daß er nicht durch Stolpern oder Anstoßen Gefahr läuft, dafür muß schon vorher Sorge getragen sein. Wer den Topf zerschlägt, bekommt den damit verbundenen Preis.

*

Der blinde Marsch. Die ganze Spielgesellschaft theilt sich in zwei Hälften. Auf dem Spielplatze wird ein Baum, Pfahl oder dergleichen als Ziel bezeichnet, nach welchem marschirt werden soll. Die eine Hälfte der Gesellschaft stellt sich auf, die Augen werden verbunden und auf ein gegebenes Zeichen marschirt Jeder dem vorhergesehenen Ziele zu. Die Richtungen werden bald bedeutend abweichen. Sobald die erforderliche Anzahl Schritte gemacht worden ist, wird von dem Leiter des Spieles „Halt!“ kommandirt. Alle nehmen die Binde ab und Der, welcher das Ziel wirklich erreicht hat, ist Sieger. Hierauf kommt die andere Hälfte der Spieler an das Marschiren.

*

Ein Ei auf die Spitze zu stellen. Es ist Jedem von euch bekannt, daß Columbus, der Entdecker Amerikas, eine Gesellschaft eitler Spanier dadurch in Verlegenheit brachte, daß er von ihnen verlangte, sie sollten ein Ei so auf die Spitze stellen, daß es nicht umfiele. Sie bemühten sich lange vergeblich, bis endlich Columbus kurzen Prozeß machte und das Ende eines Eies eindrückte, so daß es stehen konnte. Er hätte sich auch in anderer Weise helfen können. Die Schwierigkeit, das Ei auf der Spitze balanciren zu können, liegt darin, daß der Dotter, welcher bedeutend schwerer ist als das Eiweiß, in der Mitte schwimmt und leicht schwankt. Schüttelt man ein frisches Ei etwa eine halbe Stunde lang tüchtig, so zerreißt das dünne Häutchen, das den Dotter umschließt, und letzterer kann sich in dem Theile des Eies sammeln, der sich unten befindet. Auf diese Weise kann der Schwerpunkt sogar in die Spitze verlegt und das Ei auf dieser zum Stehen gebracht werden.

Wer es noch leichter haben will, braucht nur ein kleines Loch in die Schale zu stechen und eine Anzahl Schrotkörner hinein zu schieben, schließlich verstreicht er das Löchelchen mit etwas Kreide und Gummi oder ein wenig Gyps. Die Schrotkörner werden sich an jeder Stelle ansammeln, die man zu unterst bringt, und es ermöglichen, daß das Ei auch auf der Spitze stehen kann.

Arithmetische Aufgabe.

Wie schreibt man 1/4 Thaler mit sieben Ziffern?

Auflösung der Anschauungsaufgabe Seite 27:

Der Gefangene geht folgende gerade Linien: Von 1 nach 8, von 8 nach 56, 56—55, 55—15, 15—9, 9—17, 17—22, 22—54, 54—53, 53—29, 29—25, 25—33, 33—36, 36—52, 52—51, 51—43, 43—41, 41—57, 57—58, 58—50 und wieder zurück nach 58 und von da aus nach 64 und zum Ausgange.



Aus allen Gebieten.

Gewerbliches.

Benützung der Petroleumfässer. Die massenhaft sich ansammelnden Petroleumfässer würden eine weit bessere Verwerthung finden, wenn man dieselben auf eine nicht zu kostspielige Weise vollständig entölen könnte, und hätte man es bloß mit der Entfernung flüchtigen Oeles aus den Poren des Holzes zu thun, so wäre die Aufgabe verhältnißmäßig leicht, da genügende Hitze das flüchtige Oel aus den Holzporen gänzlich auszutreiben vermag. Da aber das Erdöl zum größten Theile aus nicht flüchtigem Oele besteht, welches auch bei Einwirkung bedeutender Hitze in den Holzporen sitzen bleibt und selbst beim Ausbrennen sich höchstens zersetzt und verdickt, so genügt das Ausbrennen keineswegs. Nach der „Deutschen illustrirten Gew.-Ztg.“ hat man darauf zu sehen, daß bei solchen Fässern eine etwa noch festsitzende innere Dichtung (Leimschichte 2c.) durch Abschaben oder Abreiben ganz entfernt werde. Hierauf werden dieselben mit Petroleumnaphtha bei geschlossenem Deckel einigemal und stets nach längeren Pausen tüchtig durchgeschüttelt, wobei das in den Holzporen befindliche fette Oel von der Naphtha zum größten Theil herausgezogen wird und mit dieser sich vermischt. Die Petroleumnaphtha, welche nun fettes Oel enthält, wird ausgeleert und das Faß neuerdings mit einer geringen Menge Naphtha einigemal durchgeschüttelt. Das fette Oel wird nun aus den Poren der Faßwände vollständig entfernt und durch die flüchtige Petroleumnaphtha ersetzt sein, welches man nun durch das folgende Dämpfen beseitigen kann. Das vollständig leere Faß wird durch die Mündung eines Rohres geschlossen, welches überhitzten, bis 140 Grad C. heißen Wasserdampf einströmen läßt. Hiebei ist zu beachten, daß der heiße Dampf anfangs sehr spärlich in das Innere gelangt und nur eine allmälige Erhitzung bewirkt, damit das Holz durch Reißen und Bersten keinen Schaden leiden kann. Erst nach einigen Minuten läßt man den Dampf reichlich ein, so daß sich die ganze Tonne bis zur Temperatur des letzteren selbst erhitzen kann. Den abgehenden Dampf, welcher reichlich Wasserdämpfe mit sich führt, kann man noch durch weitere auszudämpfende Fässer streichen lassen, ehe man ihn in einem kalten Raume zu Wasser verdichtet, auf welchem sich auch die leichtere Naphtha schwimmend absetzt. Das Innere des Fasses ist nach genügendem Ausdämpfen vollkommen fettfrei und geruchlos und soll nun zur Aufbewahrung von Getränken dienen können. Im Großen ist dieses Verfahren leicht und bequem und mit nicht sehr bedeutenden Kosten auszuführen. — Wenn nun auch die Petroleumfässer auf diese Weise für viele Zwecke genügend rein erhalten werden mögen, so möchte doch vor der Aufbewahrung von Getränken darin abzurathen sein. Angenommen selbst, das Petroleumbenzin vermöchte alles in das Holz gedrungene Petroleum, auch soweit dasselbe durch Luftzutritt etwa verharzt ist, herauszulösen, so würde dieß doch immerhin auch bei der Dünnflüssigkeit des Benzins eine lange Zeit erfordern und bloßes Durchschütteln mit geringen Mengen würde kaum genügen. Eine in dem Fasse lagernde Flüssigkeit tritt aber doch mit der Zeit auch mit den tiefer liegenden Holzschichten in Verbindung und würde die riechenden und schädlichen Bestandtheile doch aufnehmen.

Hauswirthschaft.

Butterkonservirung. Die Butter wird in einen irdenen Hafen gegeben, welcher in ein größeres Gefäß gestellt wird. Der Zwischenraum wird mit kaltem Wasser gefüllt und das Ganze auf einer Herdplatte erhitzt. Dabei muß mit dem Thermometer genau beobachtet werden, daß die Temperatur des Wasserbades nicht viel über 50° C. steigt, da bei höherer Temperatur das Aroma der Butter verloren geht. Der Wasserstand muß durch Nachgießen stets so hoch gehalten werden, daß die Butter im Hafen unter der Wasserfläche bleibt. Nach einer Stunde sinken in der geschmolzenen Butter alle Unreinigkeiten und Milchbestandtheile zu Boden, während sich oben eine ölige Schicht bildet, die durch Abschöpfen nach und nach gewonnen wird, bis nach fünf bis sechs Stunden die Prozedur beendigt ist. Das erhaltene flüssige Produkt wird in gewöhnliche Einsiedegläser gefüllt, in welchen sich die so behandelte, für den Hausbedarf bestimmte Butter monatelang aufbewahren läßt, ohne das Aroma der frischen Butter zu verlieren.

*

Das wirksamste Mäusegift. Als das wirksamste und zugleich für andere Thiere ungefährlichste Gift hat sich ausgefälltes kohlensaures Baryum erwiesen. Dasselbe stellt ein schweres, feines, weißes, geruch- und geschmackloses Pulver dar und wird den Feldmäusen (ebenso auch den Hausmäusen und Ratten) im Mehlteig beigebracht. Man vermischt tadelloses Gerstenmehl mit demselben, für Feldmäuse 1/4 Pfund ausgefälltes kohlensaures Baryum auf 1 Pfund Gerstenmehl, und stellt aus diesem Gemisch mit der erforderlichen Menge Wasser einen derben Teig her. Derselbe wird in frischem, also weichem Zustande in bohnengroßen Stücken in die Löcher der Feldmäuse gelegt. Hühner und Tauben nehmen davon weder in frischem, noch in hartem Zustande, daher wahrscheinlich auch anderes Geflügel nicht; Kaninchen dagegen fressen davon aus Naschhaftigkeit und gehen daran zu Grunde, vermuthlich auch die Hasen; es ist deßhalb zum Schutze derselben vor Vergiftung nothwendig, die Pillen in die Mauslöcher zu schieben. Schon geringe Mengen verursachen völlige Lähmung der hinteren Gliedmaßen; es steht daher zu erwarten, daß Feldmäuse, welche von diesem Gifte gefressen haben, in ihren Bauten sterben und ihren Feinden weniger verderblich werden als bei anderen Vergiftungsarten; eine nicht geringe Anzahl Feldmäuse findet ihren Tod dadurch, daß sie an Gift verendete Mäuse verzehren. — Hervorzuheben ist, daß nur ausgefälltes kohlensaures Baryum wirksam ist; dasselbe ist in rohem und gereinigtem Zustande in jeder größern Droguenhandlung vorräthig; das rohe genügt für diesen Zweck, und kommen bei dessen Anwendung die Baryumpillen billiger zu stehen als die Phosphorpillen.

*

Sonnenblumensamen als Kaffeesurrogat. Versuche sollen ergeben haben, daß die Sonnenblumensamen die Cichorie in jeder Beziehung übertreffen. Ein Gemenge von 9 Theilen Portoricokaffee, von 3 Theilen geröstetem Sonnenblumensamen und 200 Theilen Wasser war von viel angenehmerem Geschmacke, als ein mit Cichorie in gleicher Menge bereiteter Kaffee.

Gärtnerei.

Das Versetzen der Pflanzen. Bei gesunden Pflanzen dürfen die neuen Gefäße, gleichviel ob Kästen oder Töpfe, nur um ein Geringeres größer sein als diejenigen, in denen sich jene eben befanden. Abgesehen davon, daß es unschön ist, ein kleines Pflänzchen in einem unverhältnißmäßig großen Topf zu sehen, muß diese Einrichtung überhaupt nachtheilig erscheinen; denn bevor jenes mit seinen Wurzeln den Topf auszufüllen vermag, hat die Erde bereits einen Theil ihres Nahrungsgehalts verloren oder sie ist „versauert“. Deßhalb ist man auch von dem Verfahren, Stecklinge gleich in 25—30 Centimeter große Töpfe zu pflanzen, abgekommen. Ehe man zur Wahl übermäßig großer Töpfe schreitet, thut man besser, den Ballen zu lockern, zu zerkleinern.

Beim Versetzen verfährt man auf folgende Weise: Man legt die flache Hand auf den Topf, so daß der Stamm der Pflanze zwischen die Finger kommt, kehrt ihn mit dem letzteren um, daß dieser nach unten hängt, und schlägt dann mit der andern Hand an den Boden und die Seiten des Topfes. Gewöhnlich löst sich hiedurch die Erde von den Seiten und man kann ihn ungehindert abnehmen. Sitzen die Wurzeln daran so fest, daß ein gelindes Ziehen am Stamme nicht helfen will, so gieße man etwas Wasser längs des Topfrands und lasse es einsickern, oder man löse mit einem Messer die Erde von den Wänden los; schlimmsten Falls muß man den Topf zerschlagen. Größere Pflanzen müssen einige Centimeter hoch am Stamme gehalten werden; der Topf wird dann durch Jemand, der auf den Rand klopft, abgelöst. Sind die Wurzeln des herausgenommenen Ballens um die Außenseite fest und netzartig ineinander verschlungen, so schneidet man dieß Gewebe mit einem scharfen Messer dünn ab, lockert vermittelst eines stumpf zugespitzten Holzes den Ballen 5 Centimeter tief auf und setzt ihn in einen Topf, der einen etwa 5—10 Centimeter größern Durchmesser hat. Alle faulen Wurzeln werden bis zu den gesunden abgeschnitten. Die neue Erde wird mit einem spatelförmig geschnittenen Stäbchen rings am Rande des Topfes festgedrückt und hierauf angegossen, damit sie sich fest anschließe. — Was das Einpflanzen betrifft, so muß dabei stets in der Weise verfahren werden, daß je nach der Größe der Pflanze und des Gefäßes ein entsprechender Gußrand von 5 Centimeter Höhe am Topf vorhanden bleibt. Bei einem solchen Gußrande kann vollkommen genügend Wasser gereicht werden.

Handel.

Die Perlenfischerei beschäftigt im persischen Golf Alles in Allem etwa 5000 Boote, von denen 2000 auf die Bänke von Bahrein kommen und dem alldort über 50,000 Seelen herrschenden Scheich tributpflichtig sind. Die Fangzeit fällt in die zweite Hälfte des Juli und die Monate August und September. Jedes Boot hat eine Bemannung von 10—20, ja in manchen Fällen bis 32 Mann. Die Ausbeute zerfällt in 10 Antheile. Davon erhält der Eigner oder Kapitän 2/10, die Taucher beziehen 3/10, die Mannschaften, welche die Stricke heben und den Taucher mit seiner Ladung an die Oberfläche ziehen, 2/10, und die übrigen 3/10 werden für die Lebensmittel der ganzen Mannschaft verausgabt. Das große Kapital hat sich auch dieses Geschäftszweigs bemächtigt und die meisten Bootsmannschaften sind tief verschuldet. Meist sind es die Perlenhändler und ihre Agenten, zum großen Theil indische Eingeborene, welche die Perlenfischerei ganz in der Hand haben, und nicht nur an der Ausbeute, sondern auch an den gelieferten Lebensmitteln hundert Prozent Gewinn ernten. Gewöhnlich thun sich fünf oder mehr Taucher und ebenso viele Seilzieher zusammen und erlangen von einem Kapitalisten den nöthigen Vorschuß zur Ernährung ihrer Familien, zur eigenen Verproviantirung und häufig auch noch zur Miethe für ein Boot. Das Geschäft ist seiner Natur nach eine Spekulation und endet je nach der Ausbeute mit Gewinn oder häufiger mit Schulden. Die besten Perlen werden in tiefem Wasser gefunden. In der Frühsaison im Juli geht selbst ein tüchtiger Taucher nur drei- bis viermal in das dann in der Tiefe noch sehr kalte Wasser hinab. Später werden an einem Tage wohl ein Dutzend Züge gemacht. Der Scheich von Bahrein erhebt auf seinem Gebiet eine Kopfsteuer von 1 Dollar für jeden Taucher und ebensoviel für jeden Seilzieher, so daß sich seine Einnahme von der Perlenfischerei allein auf etwa 50,000 Dollars jährlich beläuft. Auch auf den sonstigen Bänken im Golf wird dieselbe Abgabe erhoben. Den früheren unaufhörlichen blutigen Streitigkeiten wegen Revierverletzung machte seinerzeit Oberst Pelly als englischer Resident in Buschir mit starker Hand ein Ende. Seitdem herrscht Ruhe und Ordnung. Die englischen Kanonenboote versehen den Polizeidienst, und alle Zwistigkeiten werden als selbstverständliche Sache vor den englischen Residenten gebracht und von ihm geschlichtet.

Die schönsten weißen Perlen finden ihren Weg nach Bagdad oder über Bombay nach Europa, während in Indien die gelblichen den Vorrang haben. Im Orient werden die kleineren und geringeren nicht nur zu Stickereien, sondern auch vielfach medizinisch zu Stärkungstränken verwendet, wie auf der andern Seite Diamantenpulver als ein besonders tödtliches Gift betrachtet wird. Man erinnert sich, wie der vorige Guicowar von Baroda sich durch letzteres Mittel den unbequemen englischen Residenten vom Halse zu schaffen suchte. Vermuthlich war es dieser Glaube an die stärkende Eigenschaft der Perle, welcher Kleopatra auf den Gedanken brachte, eine kostbare Perle aufzulösen und dem Antonius als Trank zu kredenzen.

Rösselsprung.

in	bun=	miß=	hol=	je=	denn	delst	bleib'
mich	de	mich	den	han=	er	und	mich
ver=	dich	ver=	mehr	selt	mußt	ich	treu=
bos=	du	mich	du	dir	ste	fes=	den
du	lie=	heit	trie=	delst	stun=	sein	stets
si=	den	schaust	zu	gü=	ver=	wan=	wo
den	wie	du	mei=	der=	du	len	los
willst	cher	ü=	mich	al=	ner	all	auch

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Johann Gräßel in Regnitzlosau. Wöchentlich eine Nummer, vierteljährlich drei Mark, erscheint bei L. Gerschel in Berlin, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hrn. B. Braun. Besten Dank — aber mit Vorrath überreich versehen.

Abonnent J. P. in E. Durch einen Antiquar.

Abonnent V. in Sg. Eine starke Flasche wird mit Wasser nicht ganz gefüllt, dann ein Theelöffel voll doppeltkohlensaures Natron hineingethan und bis oben hinauf tüchtig durchgeschüttelt. Nun wirft man ein Stückchen Weinsteinsäure (nicht pulverisirt) in die Flasche und verkorkt diese schnell und sicher. Wenn die Säure aufgelöst, ist das „Sodawasser" fertig. Nimmt man zu viel Säure und zu viel Natron, kann die Flasche springen.

Hrn. N. in Leitz. Im Herbst Gersau am Vierwaldstättersee, im Winter Venedig. Untersuchung durch einen tüchtigen Arzt vorher rathsam.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Aufgaben &c. sind uns zugegangen von: Frln. Bertha Winnig, Berlin; Emy Berndt, Agnes Rex, Berlin; Marie Trampler, M. Ostrau; Bertha Brandeis, Prag; Bertha Riegner, Wohlau; Fanny Schlesinger, Olmütz; Frau Fr. Blettermann (Poststempel nicht lesbar); Mathilde Reuleux, Winterthur; Hrn. O. Falkenberg, Berlin; J. Pisinger, Prag; M. Sch....., Posen; H. Hawliczek, Troppau; C. Pelikan, Cöthen; G. Deuchós; H. Kammerer, Breslau; P. S. in Ruhla; M. Briener, Troppau.

C. N. in Münster. Nr. 1) Steht Jedem frei, der einen Titel hat; man läßt übrigens diesen Zopf jetzt ganz fort. Nr. 2) ist eine Abkürzung und deßhalb ß — zusammengezogen aus ſs. Nr. 3) Weßhalb weiß wohl Niemand. Neuerdings auch der erstere 25 Bogen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | No. 7. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman von **Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Die Bernsteintauchereigesellschaft in Brüsterort war überzeugt davon, daß dieser Bernsteinschatz in Paris ihr von Holmson entführt sei, sie wandte sich, wie wir schon gemeldet, an die Pariser Geheimpolizei, und diese verlangte, den Aufseher Metzler zur Hülfe zu haben, weil der Mann den Taucher von Angesicht kannte, zudem, wie ihre Berichte lauteten, auch französisch sprach, und so die Auffindung des Flüchtlings, wenn dieser nach Paris sich gewendet — da sonst keine Anhaltspunkte für diese Behauptung vorhanden waren — vielleicht durch jenen Mann herbeigeführt werden könnte.

Die Gesellschaft zeigte sich sehr bereit, den entlassenen Aufseher auf ihre Kosten nach Paris zu schicken, aber sie konnte ihn nicht finden. Sicher war, daß Metzler sich nach Riga gewendet. Nachforschungen dort ergaben, daß er, weil er daselbst keine Stellung fand, nach Petersburg gegangen. Die Tauchereigesellschaft forschte dort nach, sie feuerte die Behörden an, man suchte Metzler eifrig, nirgends war eine Spur von ihm zu entdecken, die Direktoren der Tauchereigesellschaft waren verdrießlich



Das verrathene Geheimniß. Nach dem Gemälde von C. Herpfer. (S. 95.)

und in Paris zuckte man die Achseln, und doch war Metzler der Pariser Entdeckungspolizei näher, als diese und die Gesellschaft zu Brüsterort es sich träumen ließen.

Metzler hatte in Riga und in Petersburg keine Arbeit gefunden, er war in Noth gekommen und machte eine lange Odyssee der Armuth und des Umhervagabondirens durch, bei welcher er sich hütete, seinen Namen zu nennen. Ein Zufall brachte ihn mit einem andern Taucher zusammen, der ihm erzählte, daß die französische Regierung in Dieppe Tauchversuche bei elektrischem Licht anstellen ließ.

Und da winkte Metzler eine Zuflucht. Frankreich das reizte ihn vor Allem, erstens bezahlt man dort gut, das Leben ist angenehm und dann verstand er, obgleich seine Schulbildung sonst gering war, gut französisch.

Der Grund dieser auffallenden Thatsache lag darin, daß die ersten Taucher an der deutschen Küste Franzosen waren; diese lernten deutsche Taucher an, weßhalb man noch heut in jenen Gegenden die alten Taucher französisch sprechen hört, und Metzler, der drei Jahre unter französischen Tauchern gearbeitet, sprach diese Sprache vortrefflich.

Er verschaffte sich die Mittel, fuhr auf gut Glück nach Dieppe, und die Regierung, welche froh war, einen bei dieser Arbeit erfahrenen Mann zu erhalten, nahm ihn sofort in Dienst.

Er war jetzt etwa acht Tage in Dieppe und trotz der Kürze der Zeit hatte er die Bekanntschaft einer Dame gemacht, die vermöge ihrer Fremdartigkeit allen Nichtfranzosen auffiel.

Metzler wandelte mit dieser Dame an den Badestrand, denn Dieppe ist im Herbst ein stark besuchtes Seebad.

Die Dame ging in sehr bunte Farben gekleidet und hatte ein fast braunes Gesicht, unruhige, glühende schwarze Augen, krause Haare und einen Mund mit sehr rothen, stark hervortretenden Lippen. Ihre Figur war nicht groß, jedoch ziemlich zur Dicke sich neigend, ihre Bewegungen hastig, die ganze Person überaus unruhig und lebhaft.

Die Dame war eine Kreolin aus Louisiana, die Tochter eines französischen Plantagenbesitzers und einer Negerin, und nannte sich nach ihrer Mutter Pompeja und nach ihrem Vater La Franca. Sie war nach Frankreich gekommen, angelockt durch die amtliche Ausschreibung einer großen Erbschaft, die einem ausgewanderten Edelmann La Franca, der in Südamerika ohne legitime Erben gestorben, hier zugefallen.

Pompeja erhob auf diese Erbschaft Ansprüche und lebte in Erwartung der drei Millionen Franken und von dem kleinen Kapital, das La Franca für sie hinterlassen, in einem Styl, der ihr Vermögen in drei Monaten völlig aufgezehrt hatte. Jetzt war es ihr gelungen, den neuangekommenen Deutschen, welcher so viel bei der Taucherei verdiente, an sich zu fesseln, und mit Hülfe von dessen Geschenken ihr Leben zu fristen.

„Haben Sie schon von einem großen Bernstein gelesen, der in Paris zu sehen ist, von unschätzbarem Werthe?“ plauderte Madame de la Franca, wie die Kreolin sich nannte, Herrn Metzler ihr Haupt mit dem hohen, federgeschmückten Hut zuwendend.

„Von welchem Bernstein?“ fragte dieser.

„Nun, der jetzt so viel von sich reden macht. Er soll hundert Millionen Werth haben,“ übertrieb die tropische Phantasie der Madame Pompeja.

„Hundert Millionen!“ Metzler lachte. „Wie Sie mit dem Geld um sich werfen. Ich weiß darin Bescheid, Madame. Es gibt keine Stücke, die theurer sind als etwa fünfzigtausend Thaler — hundertundachtzigtausend Franken,“ verbesserte er sich. „Wie groß soll denn das Stück sein?“

„Nun, zwei Arme lang,“ sagte Madame Pompeja und ihr Auge glühte dabei noch stärker als gewöhnlich.

„Ah, das ist Schwindel,“ lachte Metzler. „Das kann sich nur ein Pariser aufbinden lassen. Es wird ein Lockvogel für irgend einen Spekulanten, aus Geigenharz geschickt gearbeitet, sein, höchstens ist es eine feine Kittarbeit von Bernsteinstücken, es ist schon einmal so etwas dagewesen.“

„Die Deutschen glauben nichts,“ ließ sich die Kreolin darauf vernehmen, „es steht Alles genau im ‚Figaro‘.“

„Dann ist es allerdings ein Evangelium,“ spottete Metzler, „doch, Madame, wir wollen uns nicht darüber streiten. Wenn Sie jetzt mit mir harmonirten, hätten Sie Appetit auf ein Dutzend frischer Austern und ein Glas Rheinwein.“

„Darin stimme ich mit Ihnen völlig überein, Monsieur,“ lachte die Kreolin und zeigte dabei große, glänzend weiße Zähne. „Der Pavillon de Phare ist ja in unserer Nähe, wollen wir am Strand entlang wandern?“

Metzler gab seine Zustimmung und das seltsame Paar, der lange, knochige, flachsblonde Mann mit dem bleichen Gesicht und einförmig in Grau gekleidet, und die dunkle, bewegliche Kreolin in den schreienden Farben, wanderten zu der bekannten Restauration.

Der Kellner brachte den Beiden die neuesten Zeitungen, der Dame das „Journal amusant“, dem Herrn den „Figaro“.

Metzler blätterte in den letzten Nummern, da wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt und er las eifrig, anhaltend:

„Humboldt,“ murmelte er, „Humboldt für echt erklärt und von der Ostsee stammend. Potz Blitz, wenn das der Holmson erbeutet hätte, der Schuft hätte ein Glück gehabt! Wie heißt der Juwelier?“ sprach er weiter, — „Robillard. Wenn die Gesellschaft nicht so schuftig gewesen wäre, könnte man ihr da einen großen Dienst leisten. Vielleicht ließe sich aber sonstwie etwas verdienen.“ — — —

Herrn Metzler machte diese Vorstellung sehr nachdenklich. Seine Bekanntschaft mit Madame Pompeja kostete ihm viel Geld und solch' ein kleiner Nebenverdienst wäre ihm sehr erwünscht gewesen.

„Wenn man dem Juwelier Angst machte,“ überlegte er, „ein gestohlenes Stück müßte er unentgeltlich wieder herausgeben. Das wird ziehen.“

Da kamen die Austern und Herr Metzler wurde vom Frühstück in Anspruch genommen.

„Sie sind plötzlich schweigsam geworden, Monsieur,“ ließ die Kreolin sich vernehmen. „Ein Essen ohne Sprechen ist wie ein Essen im Dunkeln, ich muß plaudern beim Essen, das ist mir Licht und Gewürz, ich muß auch lachen beim Essen, erzählen Sie mir etwas Lustiges, Monsieur, Sie wissen ja so viele scherzhafte Sachen.“

„Pompeja, Ihr Bernstein geht mir durch den Kopf,“ antwortete der Aufseher.

„Bah, das war vor dem Essen, da haben Sie's mir aber nicht glauben wollen. Nun, hat der ‚Figaro‘ gelogen?“

„Ich glaube, daß etwas Wahres daran ist.“

„Etwas — Alles ist wahr,“ sprach die Kreolin eifrig, „eine Zeitung wird nicht lügen.“

Herr Metzler verzog sein Gesicht satirisch.

„Aber wie kann Sie das schweigsam machen?“ fragte die Kreolin. „Hat das Bernsteinstück früher Ihnen gehört, haben Sie's im Spiel verloren?“ neckte sie ihn.

„Nein, aber ich hätte es gewinnen können,“ sagte Metzler mit beziehungsvoller Stimme.

„Sie sind heute sonderbar,“ schmollte jetzt Madame Pompeja, „gar nicht der lustige, muntere, unterhaltende Mann, der mich bezaubert hat; ich muß mich nach jemand Anderem umsehen,“ flüsterte sie kokett, sich die Hutschleife bindend und dabei eine Nelke im Mund haltend, was ihr vortrefflich stand.

„Wir Männer haben eben Geschäfte, und da geht uns plötzlich einmal etwas durch den Kopf,“ nahm jetzt Metzler das Wort. „Ich bin nachdenklich geworden, weil ich mir gerade überlegt habe, daß ich auf einige Stunden nach Paris sollte.“

„Und wenn ich mit wollte?“ sprach Madame Pompeja.

„Es würde mich etwas aufhalten und ich müßte Sie eine Stunde allein lassen.“

Die Kreolin hatte wirklich eine Leidenschaft zu dem Manne gefaßt, dessen spöttische, überlegene Art ihr, die ein Naturkind war, ohne jede Bildung und ohne besondere Geistesgaben, sehr imponirte.

Madame Pompeja war eifersüchtig und die vulkanische, wenn auch flüchtige Leidenschaftlichkeit, die der Grundzug ihres Wesens war, spiegelte sich ab in ihren heißen, blitzenden Augen.

„Ich lasse Sie nicht allein nach Paris,“ sagte sie jetzt entschieden, „wenn Sie Geschäfte haben, kann ich in einem Wagen vor dem Magazin warten.“

„Wie Sie eifersüchtig sind,“ lächelte Metzler, „nun, darüber bin ich nicht böse, das ist stets ein Zeichen von Liebe. Ich habe nichts gegen Ihre Gesellschaft, nur werden Sie sich langweilen. Garçon, die Rechnung, und wann geht der nächste Zug nach Paris?“

Der Kellner sah nach der Uhr.

„In fünfunddreißig Minuten, mein Herr.“

„Dann, Madame, haben wir noch gerade Zeit, zum Bahnhof zu kommen.“ Er zahlte, reichte der Kreolin seinen Arm, diese hing sich sehr vergnügt ein und das Paar schritt der Stadt zu.

Von Dieppe nach Paris sind nur wenige Stunden, und nach Verlauf dieser sehen wir eine Droschke vor Herrn Robillard's Laden halten, aus welcher Herr Metzler stieg und sich in das Geschäft begab, während die Kreolin draußen in dem Wagen wartete, in der sicheren, freudigen Voraussetzung, daß Herr Metzler nur hieher gefahren wäre, um ihr heimlich einen Schmuck zu kaufen. Sie bereute jetzt fast, ihm die Freude, sie überraschen zu können, genommen zu haben.

Herr Metzler traf den Juwelier an seinem Pulte.

„Sie haben,“ eröffnete der Exaufseher seinen Feldzug, „ein großes Stück Bernstein in Besitz. Ich darf wohl sicher annehmen, daß ich von diesem Stück mehr weiß als Sie, denn Sie werden in dem Glauben leben, einen makellosen Handel gemacht zu haben.“

Herr Robillard sah sehr lebhaft und scharf auf.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte er ziemlich kurz.

„Mein Name thut hier nichts zur Sache,“ erwiederte Metzler. „Wenn ich Ihnen nun sagte, ich hieße Peter, Paul, Hinz, Kunz, was hätten Sie hievon; ich komme in Ihrem Interesse, mein Herr, um Sie zu warnen, denn ich weiß, das Bernsteinstück ist gestohlen.“

„So,“ unterbrach Herr Robillard, zu Metzler's Verwunderung ziemlich gleichgültig, „gestohlen der, wie heißt sie doch, der Gesellschaft in Nordpreußen da, in Brüsterort?“

„Ja, dieser, der Bernsteintaucherei daselbst.“

„Sie sind von dieser hergeschickt, nicht?“

„Ja!“ log Metzler.

„Nun, dann gehen Sie nur wieder dorthin zurück, inkommodiren Sie mich und sich nicht mehr, und berichten Sie gefälligst der Gesellschaft, daß dieselbe der zuständigen Behörde hier den Beweis liefern soll, daß sie das Bernsteinstück besessen, daß es gerade von ihrem Meere stammt und in der Zeit gehoben worden, seit welcher sie, es sind jetzt sechs Jahre, wie ich weiß, im Besitz dieses unterseeischen Terrains sich befindet. Es ist die siebente Compagnie, welche jetzt behauptet, das Stück gehöre eigentlich ihr.“

Herr Metzler machte recht recht dumme Augen.

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte Herr Robillard.

„Mein Herr, Sie nehmen die Sache sehr leicht,“ versetzte Metzler.

„Sie sind sehr sicher. Wünschen Sie außer in dieser Angelegenheit noch etwas von mir?“ wiederholte Herr Robillard.

„Nein, aber wir haben uns noch nicht das letzte Mal gesprochen, wir werden uns wiedersehen, gerade wegen dieser Sache, mein Herr,“ erwiederte Herr Metzler geärgert, verließ ohne Gruß den Laden und stieg in die Droschke, wo Pompeja, schöner Ahnungen voll, ungeduldig seiner harrte, statt des erwarteten Schmuckes aber ein recht finsteres Gesicht ihres Liebhabers zu sehen bekam.

„Das ist ein unverschämter Gesell,“ murmelte Herr Metzler, „ich will darauf schwören, daß dieß Stück von dem Burschen, dem Holmson, stammt und der Herr Robillard die ganze Sache weiß und mit dem Burschen ein Spiel spielt. Er dünkt sich ja sehr sicher, da könnte er sich bedeutend irren. Jetzt will ich mich hinter dieß Wild machen und will sehen, ob ich Deine Sicherheit und Protzigkeit, Du eingebildeter Geck, Dir nicht austreiben kann. Du sollst Deine Herzogsmiene mir gegenüber schon noch ablegen.“

Herr Metzler machte bei diesem Selbstgespräch ein so böses Gesicht, daß seine Begleiterin sich fürchtete, ihn nach der Ursache seines Verdrusses zu fragen. Sie lehnte sich in den Wagen zurück und träumte mit geschlossenen Augen von dem Armband, das sie, wenn ihr Kavalier ein reicher Mann, hätte bekommen können. Herr Metzler jedoch, den sein Geschäft rief, — es wurde bei Nacht getaucht — mußte, was seine gute Laune durchaus nicht erhöhte, ohne sich aufhalten zu können, eiligst nach dem Bahnhof zurückfahren, um bis Abend wieder in Dieppe zu sein.

*

Es ist ein Herbstnachmittag, die sich zum Untergange neigende Sonne wirft blendende Strahlen durch ein mit rothseidenen Gardinen und mit Spitzen verhängtes Fenster in ein Gemach, das kostbar und geschmackvoll zugleich eingerichtet war.

Ein gelblichrother persischer Teppich bedeckte den Boden dieses kreisrunden Boudoirs, an den Wänden, die gleichfalls mit gelbröthlichen Teppichfeldern dekorirt waren, lief eine runde bunte Ottomane entlang, in der Mitte des Zimmers stand ein niedriger Tisch von Bronze, darauf lagen einige Bücher und Schriften und eine Masse Musikalien.

Herr Véron, denn dessen Sprechzimmer für intimere Bekannte war dieses Gemach, saß dort, lebhaft sprechend,

in die weichen Polster zurückgelehnt, neben Johannes, der den beweglichen, etwas korpulenten Mann um Vieles überragte und in seiner aristokratisch festen Haltung einen merkwürdigen Gegensatz zu dem ungebunden künstlerisch sich gebenden Direktor darbot.

„Ihre Fortschritte sind eminent," ließ sich Herr Véron vernehmen, „sie sind ebenso merkwürdig wie Alles an Ihnen, wie Ihre Stimme und Ihr Darstellungsvermögen. Was haben Sie denn früher studirt, daß Sie diesen Dingen ein so außerordentliches Verständniß entgegenbringen?"

„Ich führte ein stilles, dem Nachdenken gewidmetes Leben, fern von der Welt."

„Unmöglich, wie haben Sie sich denn diese geradezu ungeheuren Menschen- und Seelenkenntnisse, diese intime Kenntniß klassischer Musik erwerben können?" fragte Herr Véron.

„Mein Vater war musikalisch. Ich habe an mir selbst manches Ernste erfahren. Die Musik interessirte mich sehr, ich studirte sie wie noch vieles Andere," gab Johannes zurück.

„Und dieß Talent ließen Sie schlummern, davon wußten Sie, wie Sie sagten, gar nichts, bis ein Ungefähr es an's Licht brachte? Was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie nicht durch einen Zufall mit mir zusammengetroffen!"

„Nun, vielleicht ein Arzt, ein Ingenieur, ein Fabrikant," antwortete Johannes ziemlich gleichmüthig.

„Und das sagen Sie mit solcher Ruhe?" rief Herr Véron erregt aus. „Ich könnte schon bei dem Gedanken, daß ein solches Talent mir entgangen, außer mir gerathen."

„Herr Véron, ich weiß noch gar nicht, ob ich ein Sänger bleibe," fiel Johannes ein, „es kommt ja darauf an, ob ich auf der Bühne bestehe. Allerdings, es locken mich zwei gewaltige Magnete, der eine ist, in großem Maßstab künstlerisch zu wirken, der andere, in kurzer Zeit viel Geld zu erwerben, um eine schwere Schuld zu zahlen."

„Geld, ach, reden Sie doch nicht von Geld," fiel der Direktor ein, „ich habe Ihnen ja schon einmal gesagt, ich will Ihnen vorschießen, so viel Sie wünschen. Wie viel brauchen Sie denn? Seien Sie doch darin nicht so pedantisch; zehntausend Franken?"

„Herr Véron, Sie können mir die Summe nicht geben und ich werde sie nicht nehmen, weil ich keine Garantie dafür leisten kann, daß ich nicht plötzlich von Paris fortgehe."

„Sie fortgehen, Herr!" rief jetzt Herr Véron ganz erschreckt, „das würde mich geradezu tödten, ich ließe Sie nicht fort und wenn ich mich selbst an Sie hängen sollte. Uebrigens, ohne zu scherzen, Herr Mielewsky, ist eine solche Möglichkeit vorhanden? Sie wissen, ich habe eine Riesensumme darauf verwendet, den Propheten neu in Szene zu setzen, und Sie sollten ja die Rolle des Johann singen. Wenigstens dreimal müßten Sie in dieser Partie auftreten und dann halte ich Sie nicht, aber ganz Paris wird Sie halten."

Johannes lächelte.

„Dreimal werde ich sicher auftreten, wenn ganz Paris nicht vielleicht schon nach der ersten Vorstellung genug hat. Ist aber die Sache wirklich schon auf den fünfzehnten November festgesetzt? Denken Sie, daß ich erst fünf Monate studire."

„Sie sind als ein Meister Schüler geworden, Sie sind fertig zu mir gekommen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's sprang. Ich habe Ihnen ja nur einiges Aeußerliche, das Handwerk betreffend, zu lehren gehabt. Seien Sie ohne Sorge, Sie erringen einen Sieg, der ganz Europa auf Paris neidisch macht, und Sie sind dann ein Souverän, der hoffentlich mich nicht als Bedienten behandeln wird," fügte Herr Véron plötzlich bitter lächelnd hinzu.

„Ich bin kein Komödiant, Herr Véron," sprach Johannes, „ich werde auch nie einer werden in dem Sinne, wie Sie mir davon erzählt haben; ein Künstler, der groß und edel in seinem Beruf erscheint, soll auch meiner Ansicht nach in gleicher Weise im Leben handeln, wenigstens werde ich das so halten."

„Ja, Sie sind eben ein merkwürdiger Mensch," entgegnete der Direktor.

„Ich lebe nach Grundsätzen, Herr Véron."

„Gehört auch die Weiberfeindschaft zu Ihren Prinzipien?" fragte Herr Véron halb ernst, halb scherzend. „Für einen Künstler der Bühne, das habe ich Ihnen schon oft gesagt, ist eine große Kette ihn verehrender Damen unbedingt nothwendig."

„Nun, ich verbiete ja Niemand, für mich zu schwärmen," versetzte Johannes trocken.

„Ja, aber in der Soirée neulich beim belgischen Gesandten, wo ich Sie einführte, um einige vorleuchtende Raketen in die Presse zu werfen, fiel Ihre Kälte gegen die Sie bewundernden Damen allgemein auf, denken Sie, wie man Ihnen entgegenkam, — es war ja alles Andere durch Sie in den Schatten gestellt. Man feierte Sie, und die Damen haben Sie fast zerrissen, wie die Bachantinnen den Orpheus."

„Ja, das war es gerade, darum gefielen sie mir nicht," gab Johannes zurück; „ich liebe bei den Frauen Zurückhaltung, ein besonnenes, weiblich taktvolles Wesen, dem es dabei weder an Geist noch Tiefe gebricht."

„Sie sind eben ein sonderbarer Mensch," entschied Herr Véron. „Aber trotzdem glaube ich, wird das Publikum Sie bald in sein Herz schließen, wie die Damen dieß gethan, wie auch ich dieß gethan habe."

Die Meldung, daß die Generalprobe eines neuen Ballets beginnen sollte, machte dieser Unterredung ein Ende.

Johannes hatte in der letzten Zeit abgeschlossener als sonst gelebt und selbst eine ganze Reihe Donnerstage in dem Hause Robillard vorübergehen lassen, ohne dem Fräulein, die ihn in die Pariser Gesellschaft eingeführt und der er sich in mancher Beziehung verpflichtet erachtete, einen Besuch zu machen.

Marguerite fühlte sich zuerst gekränkt, dann beleidigt durch diese Vernachlässigung, und als der sechste Donnerstag Abend angebrochen war, ohne den interessanten Gast zu bringen, da ergriff sie eine so seltsame Unruhe, bemächtigte sich ihrer ein so unbekanntes, wundersam schmerzliches Sehnen, ein so drückendes Gefühl von Alleinsein und Verlassensein, daß sie kaum Selbstbeherrschung genug hatte, ihrer Pflicht den Gästen gegenüber nachzukommen. Sie sah sichtbar angegriffen, leidend aus, und ihr Vater selbst bat sie dringend, sich zurückzuziehen; endlich verabschiedete sie sich von der Gesellschaft, und jetzt saß sie in ihrem Zimmer — die schwarzen Haare, aufgelöst, fielen herab auf ihr weißes Kaschmirnachtgewand, ihre dunklen Augen sahen starr in das Weite und ihr Busen wogte und eine Centnerlast von ungeahnten Empfindungen lastete auf ihrem Herzen — plötzlich ließ sie den Kopf in ihre Hände sinken und weinte bitter und schmerzlich zum ersten Mal seit vielen Jahren.

Das Nachtlicht, von blauem Milchglas, aus einer erleuchteten Kugel mit schwarz aufgemalten Ziffern bestehend, welche sich drehte und die Stunden anzeigte, knisterte schon wie erlöschend, da erhob sich das Mädchen, die Thränen waren versiegt, jedoch die Augen hatten einen seltsam gespannten Ausdruck.

„Was ist mit mir," murmelte Marguerite, „was ist mit mir vorgegangen, hänge ich so von diesem Manne ab, bin ich so seine Sklavin geworden, daß ich von seinen Blicken nur noch lebe?" Das Haupt herabgesenkt, saß sie jetzt wieder in ihrem Fauteuil. „Ich liebe diesen Mann —" flüsterte sie . . . „Ich habe glänzen wollen mit dieser Eroberung, und bin jetzt ihm unterthan geworden, ein demüthiges Weib, das selig ist, wenn ein Blick seines Auges, das eine mächtige und großartige Welt birgt, auf sie fällt. Es muß dieß Frauenloos sein, ich habe dergleichen Gefühlsweichheit verspottet, verachtet, jetzt beuge ich mich selbst, und ach, wie gern, unter dieses schmerzlich süße Joch."

Träumerisch schweifte ihr Blick in die Ferne.

„In die Knechtschaft eines solchen Mannes zu gerathen, ist verzeihlich," setzte sie ihr Selbstgespräch fort, „aber er soll mein werden, er soll mir gehören, ich will sein Weib sein, und wenn ich ihn von den Sternen des Himmels herabzwingen müßte. — — Weßhalb vermeidet er mich!" rief sie jetzt fast laut und ihre Augen sprühten wieder das alte leidenschaftliche Feuer. „Ich schien ihm doch nicht gleichgültig, und jetzt hat er ein Spiel mit mir getrieben —? Nein, das thut er nicht . . . Ist eine Andere zwischen uns getreten? Sollte dieß Mädchen, das mit ihm zugleich hier ankam, mehr als eine Reisebekanntschaft sein, sollte er andere Beziehungen als die, welche das zufällige Antreffen einer Landsmännin in der Fremde anknüpft, mit jenem Mädchen haben? Darüber muß ich Gewißheit — Gewißheit haben." Marguerite erhob sich, und wie sie jetzt dastand, bebend vor Erregung, Angst und Zorn, mit weit geöffneten Augen, aus denen ein loderndes Feuer glühte, machte sie den Eindruck eines jungen, schönen Dämons der Verkörperung aller möglichen vernichtenden Eigenschaften. Ein matter Schimmer floß durch die schweren perlgrauen Wollstoffgardinen, welche die Fenster verhingen, und Marguerite suchte erschöpft und übernächtet ihr Lager.

Es war elf Uhr Morgens des nächsten Tages, als die Zofe in Fräulein Marguerite's Boudoir erschien und ihr den Besuch des Herrn Mielewsky meldete, der seit einigen Minuten bei Herrn Robillard sei und sich schon nach dem Fräulein erkundigt habe.

Die junge Dame war vor kurzer Zeit erst aufgestanden. Ein Schimmer von Roth flog bei dieser Botschaft über ihr brünettes Gesicht.

„Gib mir schnell mein Rosanegligé," befahl sie dem Mädchen. „Das Häubchen mit den himbeerrothen Bändern."

Diese Morgentoilette stand der jungen Dame reizend, sie wußte dieß, sie ordnete sorgfältig jedes Schleifchen, jede Falte vor dem Spiegel, schlürfte hastig ihre kaltgewordene Chokolade und eilte dann zum Empfangszimmer hinunter.

Dort fand sie Johannes in heiterem Gespräch mit dem Vater.

Der Gast begrüßte achtungsvoll die junge Dame. Noch nie war er ihr so schön wie heute erschienen. Die Wochen angestrengter künstlerischer Thätigkeit hatten sein charaktervolles, kühnes Gesicht noch mehr durchgeistigt, und das Studium des Benehmens in den Heldenrollen für die Bühne seine von Natur stolze, obwohl ein wenig zu gemessene, fast steife Haltung abgerundet, maßvoll gemacht, vervollkommnet.

Marguerite zitterte, als sie ihm die Hand zum Willkommen reichte, sie behielt unwillkürlich die seine in ihren schmalen, feinen Fingern, er ließ jedoch ihren Druck unerwiedert.

„Denke Dir," sprach Herr Robillard zu seiner Tochter, „in einem Monat wird Herr Mielewsky schon im Propheten auftreten. Nun, ganz Paris ist jetzt schon voll Erwartung."

„Ja, Herr Véron versteht sein Geschäft," gab lächelnd Johannes zur Antwort. „Ich besorge nur, er hat die Ansprüche der Leute zu hoch gesteigert."

„Sie werden weit über jedes Erwarten hinausgehen, denn Sie sind ein Künstler, der an den Vesuv, an den Aetna erinnert."

„Dann wollen wir nur hoffen, daß ich nicht, wie diese Berge, nur todtes Gestein und Schlacken auswerfe."

„Glühende Lavaströme," lachte Herr Robillard, „welche die Herzen all' unserer Damen versengen; nicht wahr, Marguerite?"

Die Angeredete zwang sich, zu lächeln.

„Ich werde mir einen Panzer von Eis anfertigen lassen," sagte sie, um in den Ton der Unterhaltung einzustimmen, ihre Blicke streiften jedoch düster forschend den Gast.

„Weßhalb haben Sie so lange sich nicht bei uns sehen lassen?" sprach Herr Robillard vorwurfsvoll. „Wir haben Sie schmerzlich vermißt, und nicht nur wir, es fehlte unseren Donnerstagen völlig der Elan durch Ihr Fortbleiben."

„Ja, Sie sind fast auffällig lange uns fern geblieben," mischte sich jetzt Marguerite wieder in das Gespräch und ihre Augen suchten einen Blick des Angesprochenen zu erlangen.

Johannes richtete ruhig seine Blicke auf Marguerite.

„Es war mir unmöglich, ich mußte ernst arbeiten, Herr Véron drängt," erwiederte er.

„Sagen Sie, Herr Mielewsky," änderte plötzlich Marguerite den Stoff der Unterhaltung, „sprachen Sie nicht einmal von einer Landsmännin, mit der Sie nach Frankreich gekommen?"

„Ich habe nie davon gesprochen," entgegnete Johannes, und um seine starken Augenbrauen zeigte sich eine finstere Falte.

„Dann habe ich es sonstwo gehört," erwiederte Marguerite in gleichgültigem Ton.

Sie hatte es durch ihr Kammermädchen erfahren, das eine Botschaft in die Pension ausrichtete, wo damals Johannes wohnte. Die Zofe interessirte sich für ihre Person außerordentlich für das „Bild von einem Mann".

Marguerite hatte die finstere Stirn ihres Gastes wohl wahrgenommen. Sein kühles Benehmen, das gerade heute in sehr merkbarem Gegensatz zu ihrem heißen Fühlen stand, bestärkte ihren Verdacht, der ihr plötzlich in der vorigen Nacht aufgestiegen; es fesselte sie an diesen Mann eine unbezähmbare Leidenschaft, sie fühlte dieß besonders seit dem Moment, da die Angst, daß eine Andere ihn ihr abwendig machen könnte, ihr Herz wie mit glühenden Kohlen füllte, und in einem beinahe heftigen Ton sprach sie:

„Erinnern Sie sich, Herr Mielewsky, daß Sie mir eine große Versprechung gemacht haben?" Sie lauschte gespannt auf seine Antwort.

„Vollkommen," kam es ruhig und höflich von den Lippen des schönen Gastes. „Die erste Arie, welche ich singe, ist an Fräulein Marguerite gerichtet, und von dem ersten Goldstück, das ich als Sänger einnehme, werde ich Ihnen ein Andenken nach meinem Geschmack anfertigen lassen."



Die
National-Kochschule
in Süd-Kensington.
(S. 90.)

„Ja, die Männer sind so vergeßlich,“ seufzte Marguerite melancholisch, — „nun, es freut mich, daß Sie daran noch gedacht haben.“

„Ich pflege ein Versprechen nie zu vergessen,“ gab Johannes mit Ernst zurück, „am wenigsten ein solches, das ich einer Dame, der ich so viel verdanke, gegeben habe.“

„Aber, meine Herrschaften, in welch' einen melancholischen Ton verfallt ihr,“ warf jetzt Herr Robillard dazwischen, „sollte man glauben, daß dieß junge Leute sind, denen noch jeder Kieselstein Gold ist. Da war es zu meinen Zeiten anders, da lachte man, das gab rothe Wangen, feurige Augen, blühende Lippen — aber durch die jetzige Welt geht ein Zug von Philosophie, ein finsterer Geist, nach einem Rezept zu leben. Diese Philosophie in den Hörsaal, die Akademie, den heitern, frischen, gesunden Blick in das Leben!“

„Du hast Recht, Papa,“ bestätigte Marguerite lebhaft; „ich werde Toilette machen, man kann mir die Andromeda satteln und ich werde in's Hölzchen, in die sonnige Vormittagsluft hinaustraben. — Kannst Du mich begleiten, Papa?“

„Du weißt, Kind, ich bin Vormittags an das Geschäft gefesselt, überhaupt theile ich Deine Liebhaberei des Reitens nicht.“

Marguerite erwartete, daß Johannes ihr seine Begleitung anbieten würde.

Dieser nahm jedoch die Wendung, welche die Unterhaltung jetzt nahm, für einen Wink, seinen Besuch zu beendigen, auf und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nationalkochschule in Kensington.

(Bild S. 88 u. 89.)

So weit haben wir es im deutschen Reiche noch nicht gebracht wie England. Wir besitzen noch keine Nationalkochschule, wie unsere Illustration hier eine solche in Süd-Kensington (London) schauen läßt. Wenn unsere Töchter kochen im höhern Styl lernen sollen, so schickt man sie entweder zu einem Koch oder in eine Hotelküche. Die auf diese Weise gewonnenen Resultate sind oft recht überraschend, besonders nach der Richtung des Nichtkönnens hin. Die Kochschule zu Kensington jedoch, welche jetzt schon einige Jahre besteht und nun zu einem recht bedeutenden Institut sich ausgebildet hat, soll vortreffliche Erfolge erzielen. Die Schule, von einer Anzahl hervorragender Bürger gegründet, besteht jetzt sechs Jahre, sie enthält an Unterrichtspersonal eine Oberaufseherin und Leiterin, augenblicklich eine Mrs. C. Clarke; unsere Illustration zeigt uns diese Dame, dann eine Anzahl junger Kochlehrerinnen, welche Anleitung im Kochen geben und auch Vorlesungen mit Kochexperimenten halten. Es werden jährlich 200 perfekte Köchinnen für bürgerliche und feine Küche ausgebildet, den Vorlesungen wohnten im letzten Jahre 2169 Damen bei, der Kursus ist vierteljährlich. Auf unserer Illustration sehen wir zuerst das Vorlesezimmer, wo die Grundsätze der Kochkunst entwickelt und dann nach dem Allen sichtbar aufgeschriebenen Rezept mannigfache Gerichte bereitet werden. Neben diesem Zimmer sehen wir den Aufwaschraum, dann blicken wir in das Eßzimmer der Schülerinnen, denn das Kosten, das will sagen das Schmeckenlernen bildet eines der Haupterfordernisse der feineren Kochkunst; von dem Eßzimmer gelangen wir in die Küche, wo wir junge Damen beschäftigt sehen, eben ein Festtagsmittagessen nach allen Regeln der Kunst herzustellen. Praxis und Theorie gehen hier Hand in Hand. Die Einrichtungen sind nach dem neuesten Stande der Kochwissenschaft und Küchentechnik; man kocht mit Gas, aber auch mit Holz, Kohlen und Coaks, — und was die Hauptsache ist, die Schülerinnen lernen nicht nur Kochkunststücke machen, sondern auch bürgerlich kochen. Es ist Jedem, so weit der Raum reicht, gestattet, gegen eine geringe Entschädigung in der Kochschule zu essen, auch ganze Braten, Puddings und andere Gerichte, die dort stets trefflich zubereitet werden, wohlfeil von dort für sich zu beziehen. Hiedurch stellt sich auch die Schule pekuniär ganz gut. — Wären solche Institute nicht für unsere größeren Städte recht nachahmenswerth?

Ein altdeutscher Spruch von der Wartburg.

(Bild S. 96.)

Die altdeutschen Sprüche, welche die Wand eines Zimmers der Wartburg (in Thüringen) zieren, haben durch ihre kernige Wahrheit schon manchen Künstler begeistert, sie bildlich zu verkörpern.

Wir führen hier unseren Lesern den von C. E. Döpler illustrirten Spruch: „Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz“ vor, der sich durch phantasievolle und geistreiche Erfindung und durch sehr gute Charakteristik der beiden üblen Eigenschaften, die leider nicht zu den seltensten gehören, auszeichnet. Da steht die wohlgenährte Dummheit, in Gemüthlichkeit die Hände über dem Leib gefaltet, und schaut in blöder Bewunderung den Stolz an, der mit prahlerischer Herablassung der Dummheit eine möglichst große Achtung von seiner Wichtigkeit beizubringen sucht. Die nahe geistige Verwandtschaft der beiden doch so bezeichnenden Figuren wird unseren Lesern in's Auge fallen.

Kampf um's Dasein der Kleinen.

Skizze

von

Paul Röper.

(Nachdruck verboten.)

Am wolkenlosen, mittäglichen Himmel glüht die Sonne, kein Hauch regt sich im schweigenden Walde, kein Vogel singt, Harzgeruch durchduftet die Luft und das Sonnenlicht, das draußen zitternd spielt, guckt neugierig auf das grüne, kühle Moos mit einzelnen Streiflichtern und voll auf die Wurzeln einer alten, umwetterten Fichte, wo auch jetzt, da Alles ruht in der Schwüle, Waldameisen ihren Palast in rastlosem Eifer ausbauen und ihre Wirthschaft führen.

Jetzt scheint der geeignete Zeitpunkt gekommen, die noch in engen Windeln liegenden Kinder zu sonnen, und unermüdlich schleppen die geschlechtslosen Arbeiter, während Männchen und Weibchen träger Ruhe pflegen, die verpuppten Larven, fälschlich Ameiseneier genannt, aus den unzähligen Zimmern und Kammern des Palastes an's Tageslicht.

Da gibt's zu sorgen; allzu scharfer Sonnenschein thut nicht gut, deßwegen werden einige Tannennadeln herbeigeschleppt, Schatten zu schaffen; einzelne Puppen rollen durch Unvorsichtigkeit der Träger in den Weg, den die vom Harzholen kommende Karawane zu passiren hat, und müssen schleunigst entfernt werden, um keine Stockung herbeizuführen, und dort ist doch nicht der geeignete Platz für die Wickelkinder, sie werden umgebettet.

Fernher rollt dumpf der Donner eines heraufziehenden Gewitters, sausend fährt der Sturmwind durch die Wipfel des Waldes und die ersten Regentropfen fallen. Da gilt's, die Kleinen schnell in's Trockene zu bringen — die Arbeiter verlassen ihre Züge, die Schildwachen ihre Posten und Alles schleppt Puppen in's bergende Obdach, ja sogar die im Palais wohnenden Weibchen wollen helfen, werden aber mit derben Bissen zurückgewiesen.

Aber kaum ist der dem Gewitter folgende Platzregen vorüber, noch fallen die Tropfen schwer von den Zweigen und Nadeln der majestätischen Rothtanne, an deren Fuß der Ameisenhügel erbaut, da ziehen schon wieder Arbeitskarawanen den Baum hinauf, um Harz zu holen, die Schäden, welche das Wetter angerichtet, auszubessern.

Andere marschiren nach jener Pappel, auf deren jungen Schoßen Blattläuse wohnen, nachzusehen, ob dieß ihr Milchvieh auch Schaden genommen, auch sie durch Streichen mit den Fühlern zu veranlassen, aus zwei Honigröhrchen, welche sich am Hinterleibe befinden, süßen Saft austreten zu lassen, der dann eiligst aufgeleckt, auch wohl zur Fütterung der Larven nach Hause gebracht wird. Ja, die Liebhaberei für diese Honigwirthschaft geht so weit, daß in den unterirdischen Zimmern der Veste besondere Abtheilungen für sorgfältig gepflegte Blattläuse eingerichtet sind.

Haben diese Arbeiterkolonnen schon keinen leichten Dienst, so ist der, welchen diejenigen zu versehen haben, welche die Wartung und Pflege der Puppen, Larven und Eier besorgen, ein nie endender.

Da gilt's, die Eier mit nährendem Honig zu bestreichen, die Larven zu füttern, den jungen Ameisen beim Auskriechen aus der Puppenhülle behülflich zu sein und sie später mit ihren Verrichtungen bekannt zu machen.

Diese ganze rastlose Thätigkeit geschieht aber geräuschlos, denn so komplizirt manche Mittheilungen zu einer Arbeit oder Unternehmung auch sein mögen, jede Verständigung wird vermittelt durch gegenseitiges Betasten mit den Fühlern.

Wiederum ist's so stille im Walde als in einer Dorfkirche an Wochentagen, leise nur rauschen die hochwipfeligen Föhren, fernher tönt der Schrei des Hähers und das Hämmern des Spechtes, der näher und näher kommt. Auch die Tanne, welche schirmend ihre Zweige über den kleinen, arbeitsamen Staat breitet, soll untersucht werden vom Grünspecht, — da gewahrt er die Ameisenburg, und nun wehe ihnen!

Er richtet unter den wieder zu Tage gebrachten Puppen, wie deren Wärtern eine greuliche Verwüstung an, und dutzendweise an seiner hervorgeschnellten klebrigen Zunge haftend, spazieren sie in den unersättlichen Schlund.

Das war ein schwerer Schlag für das Gemeinwesen; viele, viele Arbeiter, die ganz unentbehrlich, sind dahin, unzählige Puppen dazu; wenn nicht bald Rath geschafft wird, muß der Staat zu Grunde gehen. Wo sind die Kräfte für das Bauwesen, wo die Kinderwärterinnen, die Soldaten, die Melkerinnen und die Pfleger der Palastbewohner? Und noch dazu, die große Hochzeit steht bevor! Der Mond steigt voll über den dunklen Wipfeln der Tannen empor, die Hirsche ziehen zu Felde, die Eule heult ihr Wehe! über diese Zerstörung und noch immer rennen die Ameisen wie rathlos hin und her. Doch wie die Schatten dunkeln, da wird's ruhig, ein Raubzug ist beschlossen und nun ruht Alles, sich zum morgigen Tage zu stärken.

Drüben, kaum fünfzig Schritte entfernt, liegt ein bemooster Stein, umwuchert von Farnkraut und Epheu, hier haust ein anderer Ameisenstamm, ihm gilt der Kriegszug, — es sollen seine Puppen geraubt werden.

Am andern Morgen gehen die Arbeiterameisen ruhig ihren Geschäften nach, die Soldaten rücken aber in geregelter Kolonne aus. Bald ist das feindliche Lager erreicht und nun beginnt ein furchtbarer Einzelkampf mit den scharfen Zangen, während Andere ohne Weiteres zu plündern anfangen, denn die Angegriffenen sind überrascht und rennen anfangs rathlos umher. Während der Kampf tobt, schleppen und schleppen Einzelne die geraubten Puppen in die eigene Veste, Andere umzingeln die überrumpelten Feinde und machen sie zu Gefangenen, dazwischen wüthet der Einzelkampf in aller Erbitterung, kurz, es ist ein regelrechtes Gefecht.

Der angegriffene Stamm muß unterliegen, denn er ist nicht so zahlreich als die Gegner, und mit Puppen und Gefangenen beladen ziehen die Räuber endlich ab.

Da ist denn der Schaden von gestern wieder ersetzt, denn die aus den gestohlenen Puppen entstehenden Arbeiter werden ebenso tüchtig werden, wie die eigenen es geworden wären.

Und kaum geht Alles wieder im alten Geleise, da naht das Fest der Hochzeit. Die um diese Zeit geflügelten Männchen und Weibchen kommen aus dem Palais und beginnen tanzend und auf und ab steigend sich in die Lüfte zu erheben, sie vereinigen sich mit anderen Schwärmen und verschwinden oftmals auf Nimmerwiedersehen. Nur mit Gewalt gelingt es den Geschlechtslosen des Staates, einige Weibchen zurückzuhalten, um für die Nachkommenschaft zu sorgen.

Die Schwärme ziehen über Berg und Thal, bald verlieren die Thiere die Flügel und stürzen herab; die Männchen sterben bald, die Weibchen aber gründen vereinzelt einen neuen Staat, in dem sie, bis die zu legenden Eier gezeitigt — drei Wochen etwa — alle nöthigen Arbeiten selbst verrichten müssen.

Wenn aber Blatt um Blatt von den Bäumen flattert, das Jagdhorn durch den Wald erklingt und ein Sommergast nach dem andern dem Süden zueilt, da stellen die Ameisen ihre Thätigkeit ein und ziehen sich in die Kellerräume ihrer Burg zurück, um im starren Winterschlaf auszuruhen von den Arbeiten, Sorgen und Kämpfen des Sommers.

Der Georgsee im Staate New-York.

(Bild S. 92.)

Die landschaftliche Schönheit eines großen Theils von Nordamerika ist eine so eigenartige und bedeutende, daß man es nicht gut begreift, wenn die Amerikaner sie so vollständig zu übersehen scheinen und Naturgenuß, falls sie es vermögen, in Europa, in der Schweiz, in Italien, in den Pyrenäen suchen. Erst seit kurzer Zeit berücksichtigen sie auch das, was ihnen die Heimat bietet, und seitdem erst erfahren auch wir Genaueres in Wort und Bild von nordamerikanischer Landschaft.

Wir führen unsere Leser hier an den ernst-schönen Georgsee in Warren-County (New-York), etwa fünfzehn deutsche Meilen nördlich von Albany. Der See wird von den Amerikanern mit den berühmten oberitalischen Seen verglichen, weil er Aehnlichkeit hat mit diesen durch die Menge von lieblichen Inseln, die sich aus seinem klaren Wasser erheben, und durch den Kranz hoher Berge, welcher majestätisch den Wasserspiegel umlagert. Der See ist zehn deutsche Meilen lang bei einer Breite von etwa einer Meile. Seines hellen Wassers wegen nannten ihn die Indianer Silberwasser. Er erhielt seinen jetzigen Namen durch den General W. Johnson, der ihn 1755 für den König Georg von England in Besitz nahm. Allerdings, was die berühmten deutschen, schweizerischen und italienischen Gebirgsseen so auszeichnet — die Fülle von Dörfern, Häusern und Städtchen, welche besonders in der Schweiz und in den italienischen Alpen wie ein Perlenkranz die Seen umgeben, — fehlt diesem amerikanischen Wasserspiegel. Trotzdem aber ergreift er das Gemüth tief durch die Ruhe und Erhabenheit der Gebirgsnatur, durch die Schönheit der Waldungen, welche seine Ufer umgeben. Großartige Hotels an verschiedenen Punkten des Sees, der durch Dampfboote befahren wird, bringen viele Touristen dorthin, besonders aus New-York, die hier eine Sommerfrische genießen.

Auf unserer Illustration sehen wir die Lange- und Diamantinsel, letztere so genannt wegen der schönen Bergkrystalle, die sich dort finden.

Pflichtvergessen.

(Bild S. 93.)

Wer ein Amt übernimmt, hat Pflichten; freilich die Großväter sind manchmal gar nicht so recht geeignet, kleine Kinder zu warten — aber darf man einen Posten übernehmen, den man nicht recht mehr ausfüllen kann? Wir wissen nicht, ob sich dieser Großpapa auf unserem Bilde hier die eben erwähnten Punkte klar gemacht hat, bevor er sein Enkelchen in Obhut nahm. Vielleicht hat er dieß Wärteramt ganz gegen seine Neigung antreten müssen und dann sein Möglichstes gethan, — aber die Nachmittagsstunden ohne den gewohnten Schlaf zuzubringen, das geht über das Mögliche. Er hat lange gegen das Einnicken gekämpft, sich lange munter gehalten dadurch, daß er pflichteifrig den Fuß der Wiege trat; dann jedoch kam eine summende Fliege, das heiße Sonnenlicht fiel ihm in die Augen, er schloß diese, blinzelte, die Fliege summte so eintönig, und ihm fielen die Augen zu. Verschwunden war für ihn, aufgelöst zu Dunst im Land der Träume, Schwiegertochter und Enkel, Amt und Pflicht, und er schlief den süßen Schlaf der Gerechten, während der Kleine, von derselben Fliege geweckt, jetzt schrie, großen Hunger hatte und nach dem Brei verlangte, welchen die diebische Katze, den Schlaf des Alten benützend, naschte.

Dieß, dem Leben abgelauschte und mit großer Wahrheit auf's Ergötzlichste durchgeführte Bild ist ein Werk des Malers Johannes Müller, der, 1849 zu Pfaffendorf bei Köln geboren und dann in Düsseldorf ausgebildet, durch dieses Gemälde sich den Ruf eines vortrefflichen Genremalers erwarb.

Pastor Rochus und seine Frau.

Erzählung

von

L. von Bischoffshausen.

(Nachdruck verboten.)

Der Pastor erzählt.

„Nein, Herr Kandidat, ich bedaure, Sie abschläglich bescheiden zu müssen, — meiner Luise dürfen Sie sich nicht erklären. Worauf dachten Sie denn eigentlich zu heirathen? Vermögen besitzen Sie keines, und was man so eine feste Anstellung nennt, ebensowenig. Ich wüßte also nicht, womit Sie einen Hausstand begründen könnten, und lang andauernde Verlobungen passen nicht in meinen Kram. ‚Erst die Pfarre, — dann die Quarre', sagt das Sprüchwort, und ich denke, Sie thun am besten, sich nach demselben zu richten, Herr Kandidat."

Dieß war die Antwort, welche mir der Konduktor Schmidt zu Dreschenhude ertheilte, als ich mich, vor nunmehr zwanzig Jahren, um die Hand seiner jüngsten Tochter Luise bewarb.

Dreschenhude ist eine der bedeutendsten herrschaftlichen Domänen im Lande und Herr Schmidt war der Pächter oder, wie es damals hieß, der „Konduktor" derselben, ein sogenannter self-made man. Der Sohn eines unbemittelten Bauern, hatte er seine Carrière als Knecht beginnen müssen, seine Ersparnisse und das Vermögen seiner ersten Frau hatten ihn in Stand gesetzt, den ungewöhnlich hohen Zins, den die Kammer für das in der fettesten Marschgegend gelegene Gut verlangte, zu zahlen.

Fräulein Luise, die von mir begehrte junge Dame, stammte aus des Konduktors zweiter Ehe, welche er mit einem Mädchen aus vornehmem, aber leider unbemitteltem Hause eingegangen war, und diese zweite Frau hatte alle ihre vorzüglichsten Eigenschaften — Herzensgüte, Sanftmuth, Schönheit und Verstand, — auf ihren einzigen Sprößling, eben jene Luise vererbt. Ich hatte das Glück gehabt, das junge Mädchen zwei Jahre lang in deutscher Literatur und in Kirchengeschichte zu unterrichten, und war allmälig zu der Erkenntniß gekommen, daß sie eine Perle ihres Geschlechtes war, und daß sie von den gewöhnlich angelegten Naturen — ihren Stiefgeschwistern — abstach, wie ein Edelfalke von einem Volk vorlauter Spatzen.

Nach der nüchternen, bündigen Erklärung des Konduktors saß ich eine Weile niedergeschlagen, ja fast wie betäubt da. Es war mir zu Sinne, wie etwa einem Maler zu Sinne sein muß, dem ein Tüncher mit grobem Pinsel über sein Lieblingsbild — eine Madonna auf goldigem Grunde — gefahren ist; ein Bild, an dessen Vollendung er die besten Jahre seines Lebens und die besten Kräfte seiner Seele gesetzt hat.

Aber ein letzter Versuch, mein Kleinod zu retten, mußte doch noch gemacht werden.

„Ich bin gestern in Fürstenbrück gewesen, Herr Konduktor," so begann ich von Neuem, aber freilich schon mit viel geringerer Zuversicht als zuvor, „und der Herr Konsistorialrath, mein Vorgesetzter und spezieller Gönner, hat mich ermuthigt, in meiner jetzigen Stellung geduldig auszuharren, um nach dem Tode des Pastors Fröbeling — der ja nach menschlichem Ermessen nicht lange mehr anstehen dürfte — die Pfarre Dreschenhude mit allen ihren Pertinenzien, Gebühren und Gefällen anzutreten; und in diesem Falle stände ja wohl — —"

„Hören Sie, Herr Kandidat Rochus, wenn Sie glauben, daß es sonderlich dazu beiträgt, meine Meinung von Ihnen zu erhöhen, wenn Sie mich daran erinnern, daß Sie nun schon an die sechs Jahre die Hände in den Schooß legen und warten, bis Ihnen, mit Erlaubniß zu sagen, die gebratenen Tauben in's Maul fliegen, — so sind Sie gewaltig auf dem Holzwege. Meiner Meinung nach steht es einem jungen, mit gesunden Gliedmaßen gesegneten Manne übel an, wenn er auf die Filzschuhe wartet, die ein gichtbrüchiger alter Herr noch an den Füßen trägt; und was ein rechter Kerl ist, der schnallt sich ein Paar tüchtige Sohlen unter die Füße und geht in die Welt hinaus und erwirbt sich, was er zum Leben braucht, selber. Nichts für ungut, Herr Kandidat, aber dieß Zuwarten, bis ein Amtsbruder die Augen zuthut, geht mir zu stark gegen den Strich; meine Luise soll sich wenigstens an dieser Geduldsprobe nicht betheiligen. Und damit — Gott befohlen, Herr Kandidat!"

Auf das Tiefste beschämt, mit glühenden Wangen und brennenden Ohren, trat ich den Rückweg nach dem Pfarrhause an.

Sonderbar, wie verschieden sich doch eine und dieselbe Sache auffassen und beurtheilen läßt! Ich war bis jetzt eigentlich geneigt gewesen, mir auf die Geduld, mit welcher ich bei dem wunderlichen alten Herrn — dem Pastor Fröbeling — ausgeharrt, etwas einzubilden, und nun mußte ich mir von diesem ungelehrten, ungehobelten Naturmenschen sagen lassen, daß meine Geduld eine verächtliche Schwäche und meine demüthige Unterwerfung unter die Launen eines hinfälligen Greises Schlaffheit sei und eines rechten Mannes durchaus unwürdig. Wenn ich jedoch der Weisung des Konduktors folgte, wenn ich meine Aussichten hier in Dreschenhude aufgab und anderswo versuchte — —

„Um Gottes willen, Herr Kandidat, kommen Sie schnell! Der Herr Pastor ist von der Leiter gefallen! Er liegt ohne Besinnung mitten auf dem Hofe!"

Mit dieser Schreckensbotschaft zerriß die alte Hanne — die Wirthschafterin im Pfarrhause — meine Grübeleien in jäher, erschütternder Weise.

„Von der — Leiter — gefallen!" stammelte ich, unfähig, den Sinn ihrer Worte in seiner ganzen Bedeutung sofort einzunehmen. „Wie kam er denn da hinauf? — ich meine, was hatte er mit der Leiter zu schaffen?"

„Er wollte nachsehen, ob der Taubenschlag auch dicht und warm genug sei; — ich selbst mußte ihm helfen, die Leiter herbeizutragen, und während ich Stroh und Laub zu holen ging, womit er die Ritzen zwischen den Schindeln verstopfen wollte, ist er herunter gefallen. O du barmherzige Güte! Der liebe alte Herr! Ich habe ihm wohl hundertmal gesagt —"

Wir hatten den Pfarrhof mittlerweile erreicht und eben trugen zwei Arbeitsleute, welche auf Hannens Geschrei herbeigekommen waren, den alten Herrn in's Haus. Ich schickte Hanne zum Doktor und probirte inzwischen jedes Mittel, das mir einfallen wollte, und das geeignet war, einen Ohnmächtigen in's Leben zurückzurufen, aber ich sah wohl ein, und der hinzugekommene Doktor bestätigte meine Ansicht, daß hier kein Mittel mehr helfen würde, — Pastor Fröbeling war eine Leiche.

Ich gab mir große Mühe, während der nächsten Tage alle Gedanken an die Vortheile, welche mir aus dem plötzlichen Tode des Pfarrers erwachsen würden, aus meiner Seele zu bannen und nur der Wohlthaten zu gedenken, welche der Verstorbene während seiner ungewöhnlich langen Amtsführung der Gemeinde und mir erwiesen hatte.

Erst nachdem wir ihn zu Grabe geleitet und nachdem sein geringer Nachlaß unter die Erben vertheilt worden war, und nicht eher, bis ich mein Anstellungsdekret als Pastor von Dreschenhude in Händen hatte, öffnete ich mein Herz der Freude und gestattete mir, an dem Bau meines eigenen Glückes zu arbeiten.

Als ich meinen Antrag bei dem Konduktor Schmidt wiederholte, wußte derselbe dem wohlbestallten Pfarrer gegenüber gottlob keine Einwendungen mehr zu machen, besonders als seine Tochter Luise erklärte, daß sie mir schon lange gut gewesen und mich gern zum Manne nehmen würde. Er gab, wenn auch nicht gerade mit Enthusiasmus, aber doch mit entsprechender Bereitwilligkeit seine Zustimmung zu unserer Vermählung und bestand nur darauf, daß wir bald Hochzeit machten, da nichts so störend auf den Gang der Wirthschaft einwirke, wie er behauptete, als die Anwesenheit eines Brautpaares im Hause und die Zurüstungen zu einer bevorstehenden Hochzeit.

So wurde denn ein naher Zeitpunkt, der zwischen die Heu- und Kornernte fiel, zu unserer Vermählung festgesetzt.

Bei den Zurüstungen dazu wurde übrigens nicht geknickert und nicht geknausert, denn mein Schwiegervater wollte nicht, daß Luise sich gegen ihre Stiefschwester zurückgesetzt fühlen sollte, welche sich im vorigen Jahre verheirathet hatte, und bei deren Hochzeit es gewaltig „luxuriös" hergegangen war. Ich mußte sogar an meinen Onkel schreiben, der im Butterwalde Oberförster war, damit uns dieser einen Reh- oder Hirschziemer schicke, weil Wildpret um diese Jahreszeit nicht auf einer Hochzeitstafel fehlen dürfe, wie der Konduktor meinte. Um ganz sicher zu gehen, hatte man auch noch an den Stadtförster und an einige Wildprethändler in Fürstenbrück wegen Lieferung eines Bratens geschrieben, und dennoch sollten sich alle diese Anstalten als eitel erweisen. An dem entscheidenden Morgen war weder Reh- noch Hirschziemer vorhanden, und so mußten noch schnell einige Hähne und Hühner auf dem väterlichen Hofe ihr Leben lassen, damit es auf der Hochzeitstafel nur nicht an einem Braten fehle.

Unsere Hochzeitsreise sollte sich — nach kurzem Aufenthalte in Fürstenbrück, wo ich Luise meinem hohen Gönner, dem Herrn Oberkonsistorialrath X. vorzustellen gedachte — auf die Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Kunstschätze Berlins beschränken und den Zeitraum von acht Tagen nicht überdauern, da verschiedene pfarramtliche Geschäfte meine Anwesenheit in Dreschenhude gegen Ende Juli erforderten.

Der Hochzeitsschmaus war vorüber und ich stand, „der jungen Frau Pastorin" harrend, an dem Schlage des Wagens, der, mit unserem Gepäck beladen, bereits angespannt vor der Thür ihres elterlichen Hauses hielt. Es dauerte auch nicht lange, da trat sie, von ihren Gespielinnen geleitet, im Reiseanzuge aus dem Hause, und eine Minute später rollten wir, von den Segenswünschen der still weinenden Mutter geleitet, dem Dreschenhuder Bahnhofe zu, der etwa eine halbe Stunde von unserem Städtchen entfernt liegt.

Es war um keine Minute zu spät oder zu früh. Ich hatte eben noch Zeit, die Billets nach Fürstenbrück — das Ziel unserer heutigen Reise — zu lösen (Luise belud derweil den Kutscher mit Botschaften an die Eltern und Gespielinnen, und wer sie hörte, hätte glauben müssen, wir ständen im Begriff, uns nach Australien einzuschiffen), als der Zug auch schon herangebraust kam.

Es war ein ungewöhnlich langer Zug.

Wir zählten zehn, fünfzehn, nein, siebenzehn Wagen, und es hatte beinahe den Anschein, als ob die Insassen Kenntniß davon gehabt hätten, daß ihre Gesellschaft hier um ein glücklich liebend Paar bereichert werden würde, denn alle Fenster waren mit fröhlichen, lachenden Gesichtern besetzt, und hundert Arme, hundert mit Tüchern bewaffnete Hände winkten uns Gruß und Willkomm zu, während die Luft von lautem Gelächter und von mehr oder weniger melodiösem Gesange wiederhallte.

„Zwei Minuten Aufenthalt!" rief der Oberschaffner, vom Trittbrett des Gepäckwagens auf die Plattform des Bahnhofs herabspringend.

„Zwei Billets erster Klasse nach Fürstenbrück!" rief ich ihm prompt entgegen und hielt ihm unsere Karten vor Augen.

„Erster Klasse? Warum nicht lieber gleich Separatcoupé? Danken Sie Gott, Herr, wenn Sie überhaupt noch mitgenommen werden. Für das Fräulein da ist weiter unten noch ein Platz frei, — Sie selbst können sich mit uns in den Gepäckwagen setzen."

„Ich bestehe auf meinem Coupé erster Klasse, — bekomme ich keines, so werde ich mich beschweren."

„Das können Sie halten, wie Sie wollen; bleiben Sie in Gottes Namen hier und beschweren Sie sich. Wir müssen fort!"

Und er hob wahrhaftig schon die Hand, um dem Lokomotivführer das Zeichen zur Abfahrt zu geben.

„Lieber Heinrich!" flüsterte Luise, „laß uns nicht hier bleiben, — laß uns mitfahren; — es wäre so peinlich, weißt Du, — und so — so lächerlich, nach all' dem Abschiednehmen und den Reisevorbereitungen, wenn wir jetzt zurückkehrten!"

„In welchem Wagen sagten Sie, Schaffner —"

„Kommen Sie mit, aber schnell, — wir haben keine Sekunde mehr zu verlieren."

Damit lief der Mann uns voraus, den Zug entlang, während uns aus den Fenstern der verschiedenen Waggons allerhand anzügliche, mitunter sogar recht boshafte Bemerkungen nachgerufen wurden.

„Kommen Sie zu uns, schönes Kind!" rief ein Stutzer mit weingeröthetem Angesicht und blondem Lockenhaar und gewichstem Schnauzbärtchen aus einem Coupé erster Klasse meiner Luise zu. „Geben Sie dem dürren Schulmeister an Ihrer Seite doch den Laufpaß, — hier haben Sie die Auswahl zwischen lauter hübschen Jungen!"

„Kletterröschen und Hopfenstange!" rief es aus einem anderen Fenster heraus, und dann wieder: „Mastbaum und Meerkätzchen!" Zuletzt wurde ich sogar als Mephistopheles verschrieen und meine kleine Frau vor mir und meinen Teufelskünsten gewarnt, kurz, es schien, als ob Luise und ich zum Spießruthenlauf verurtheilt worden wären, so regneten die beleidigenden Redensarten der halb berauschten Gesellen auf uns nieder.

„Hier steigen Sie ein, Fräulein, aber rasch, wenn ich bitten darf, und Sie, mein Herr, machen Sie hurtig, daß Sie noch in den Gepäckwagen kommen."

Luise hatte, der Weisung des Schaffners folgend, schon den Fuß auf die unterste Stufe eines Wagentritts gesetzt, als ihr ein wüstes, rohes Gelächter aus dem Innern des Coupés entgegenschallte. So viele glühende, erhitzte Gesichter auf sie herniederschauten, so viele gierige Hände streckten sich auch nach ihr wie nach einer guten Beute aus, so daß sie den Fuß erschrocken wieder zurückzog und mich, wie um Hülfe flehend, anblickte.

„Kommen Sie hieher, kleines Fräulein!"

So rief uns in diesem Augenblick eine weibliche Stimme aus dem Nachbarwagen zu, und als ich mich umblickte, winkte uns eine korpulente Dame mit gutmüthigem Gesichte zu sich heran, und ehe ich noch mit mir selbst im Reinen war, ob ich ihr meine Frau anvertrauen dürfe oder nicht, hatte diese schon den Wagen erklommen und ich konnte nur noch wahrnehmen, daß derselbe ebenfalls schon mit Passagieren und zwar hauptsächlich mit Herren besetzt war. Aber Luisens Freundin forderte die Gesellschaft in kommandirendem Ton auf, zusammenzurücken und für „das kleine Fräulein" Platz zu machen, eine Aufforderung, der man höflich und mehr bereitwillig als gerade erfolgreich von allen Seiten nachkam.

Einen Augenblick später befand ich mich mit drei oder vier Schaffnern, einem Packmeister und zweien seiner Gehülfen im Packwagen eingeschlossen, wo man mir einen Platz auf einer hölzernen Kiste anwies und mich aufforderte, es mir bequem zu machen!

Luisens Reisemantel, Plaid und Sonnenschirm hielt ich im Arm.

„Ich bitte Sie, Herr Oberschaffner, was hat dieß Alles zu bedeuten?" fragte ich, als ich endlich wieder zu Athem und halbwegs zur Besinnung gekommen war.

„Liedertafel," antwortete mir der Gefragte so lakonisch und trocken, als ob dieß Wort Alles erschöpfe und in sich begreife, was ein Mensch an Erklärung für die unerhörtesten Vorgänge im Eisenbahnverkehr nur begehren und verlangen könne, und als ob für ihn nichts Ungewöhnliches darin liege, wenn ein Reisender ein Billet erster Klasse löse und bezahle und nachher mit einem Sitz auf schmutziger hölzerner Kiste im Packwagen vorlieb nehmen müsse. „Sängerfest in Fürstenbrück," fuhr er nach einer längeren Pause gelassen fort, während welcher ich vergeblich nach Worten gesucht hatte, um die Entrüstung, die sich in meinem Busen angehäuft, zu ventiliren. „Nichts davon gehört? Sonderbar. Dachte, Sie gehörten auch dazu. Hunderte von Sängern auf allen Stationen aufgeladen. Werden übrigens in Lauchfelde neue Wagen bekommen und Sie können dann den Packwagen verlassen und mit einem Coupé erster Klasse vertauschen, wenn Sie Lust haben."

Na, und ob ich Lust haben würde! Lauchfelde war die dritte Station von Dreschenhude aus gerechnet, und bei der herrschenden Hitze war der Packwagen wohl bis dahin zu ertragen, — den überfüllten Coupés am Ende sogar vorzuziehen. Man muß sich eben mit Philosophie in Alles zu schicken suchen. Meine arme kleine Luise, was mochte sie ausstehen in dem engen, dumpfen Wagen! Wie verlassen mochte sie sich vorkommen zwischen dem übermüthigen Sängervolke! Glücklicherweise sah die dicke Madame, die sie herbeigerufen, sehr energisch aus, und als ob sie Manns genug wäre, die Gesellen in Ordnung zu halten und Luise vor etwaiger Belästigung durch dieselben zu schützen.

„Station Lauchfelde! fünf Minuten Aufenthalt!"

Gottlob, nun hatte die Trennung, die Angst und das Herzeleid ein Ende! Ich eilte an Luisens Coupé, um sie zum Aussteigen aufzufordern, da hier neue Wagen angehängt werden sollten.

„Verschaffen Sie der jungen Dame schnell ein Glas Zuckerwasser, mein Herr!“ rief mir Luisens Beschützerin zu, als ich mich dem Wagenschlage näherte. „Am liebsten mit etwas Citronensaft vermischt. Es ist ihr nicht ganz wohl, aber ein Glas Limonade wird sie schnell wieder herstellen!“

Ein Blick in das Coupé hatte mich überzeugt, daß Luise mit einer Ohnmacht kämpfte, und ich flog an das Büffet im Wartezimmer und bestellte die verlangte Limonade. Aber es dauerte eine Ewigkeit, bis die Citrone herbeigeschafft worden war und bis ich mit dem Glase an Luisens Wagen gelangen konnte.

Sie hatte kaum getrunken, als es zur Abfahrt läutete. Und nun galt es noch, das Glas zurückbringen, das Genossene bezahlen, und während die Büffetdame nach kleinem Gelde suchte, um mir auf einen Fünfthalerschein herauszugeben, läutete es zum letzten Male, und zu gleicher Zeit setzte sich der Zug auch schon in Bewegung. In der Bestürzung darüber und in der Angst, zu spät zu kommen, lief ich noch obendrein der verkehrten Richtung zu, und als ich meinen Packwagen endlich erspäht hatte, bewegte sich derselbe schon mit einer Schnelligkeit vorwärts, daß ein Sprung auf das Trittbrett sträfliche Tollkühnheit gewesen sein würde.

Dort brauste er hin und entführte mir mein Kleinod und schleppte mein holdes Weib in die große, ihr unbekannte Stadt, — eine Beute für Schwindler und Betrüger, ein Opfer ihrer Unerfahrenheit, ihrer Schüchternheit und ihrer Mittellosigkeit!

Ja, das war das Schlimmste bei der Sache! Ich wußte genau, daß Luise kein Billet, aber auch keinen Pfennig Geld bei sich führte, denn sie hatte mir noch in Dreschenhude ihr kleines Beutelchen mit den seltenen, von den Großeltern herstammenden Schaumünzen überantwortet, — „aus Furcht vor Taschendieben in der großen Stadt,“ — wie sie dabei sagte.

„Der nächste Zug nach Fürstenbrück geht um sieben Uhr dreißig,“ sagte der Bahnwärter, der mir meine verzweifelte Stimmung ansehen mochte, in theilnehmendem Tone.



Die Würger von Paris. Vater und Tochter. (S. 98.)
Originalzeichnung von G. Franz.

Um sieben Uhr dreißig! Jetzt war es fünf Uhr. Zwei und eine halbe Stunde sollte ich, — ein Raub der quälendsten Vorstellungen, — hier warten!

Wie oft hatte ich wohl im Leben die Flüchtigkeit der Zeit bejammert und den gegenwärtigen Augenblick zu fesseln gewünscht; und was hätte ich jetzt nicht darum gegeben, wenn die Stunden und Minuten in Wahrheit mit jener „Pfeilgeschwindigkeit zur grenzenlosen Ewigkeit“ geflogen wären, die der Dichter so schön besingt. Zuweilen fürchtete ich allen Ernstes, den Zeitpunkt, wo der Schnellzug in Lauchfelde eintreffen mußte, nicht mehr zu erleben, aber zuletzt erlebte ich ihn doch, und ich stieg, — schon um Vieles ruhiger, weil es überhaupt nur vorwärts ging, — ein, und gegen neun Uhr Abends in Fürstenbrück wieder aus.

Nach einer flüchtigen Inspektion der Wartesäle war mein erstes Augenmerk jener Reihe stattlicher Hotels zugerichtet, welche den freien, jenseits des Bahnhofs gelegenen, mit Anlagen, Springbrunnen und Statuen gezierten Platz im Halbkreise umstehen, und welche ich sämmtlich der Reihe nach zu durchsuchen beschloß.

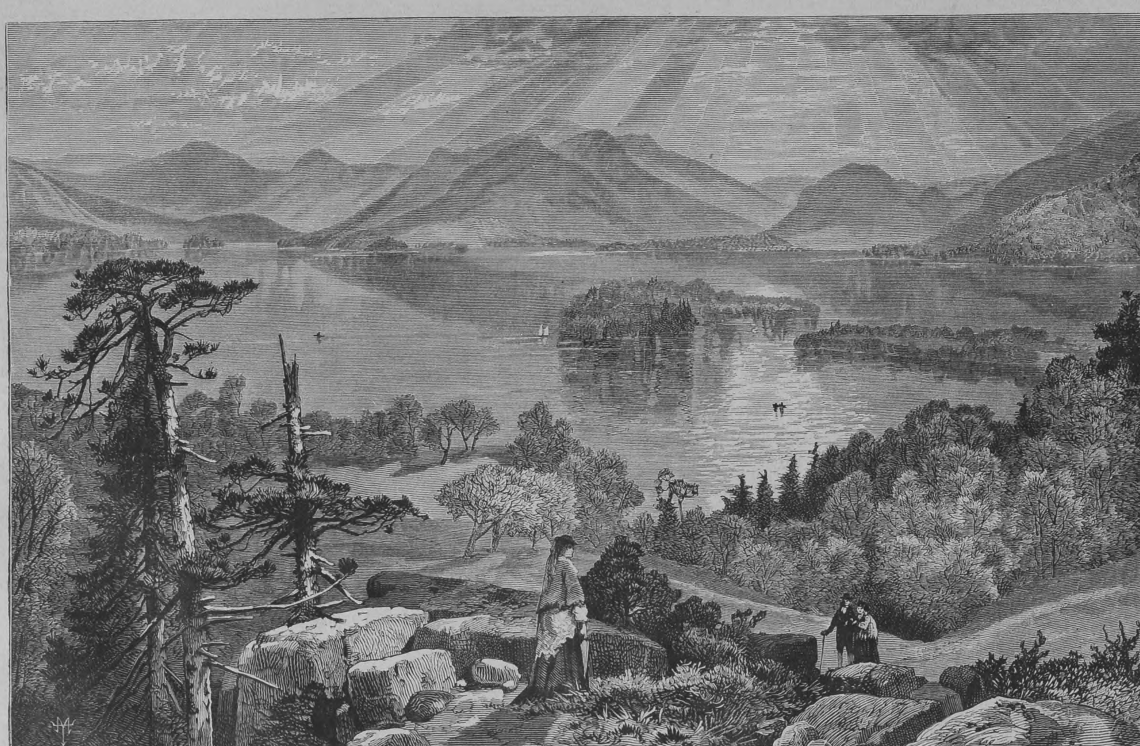
Mit dem „Hotel de Russie“ sollte der Anfang gemacht werden, und es hatte wahrhaftig den Anschein, als ob der Himmel meine Schritte gleich in die rechte Richtung gelenkt hätte, und als ob meiner Noth sofort ein Ende gemacht werden sollte.

Ich hatte kaum nöthig, meine Frage nach einer jungen Dame unten in der Thürhüterloge auszusprechen, — Portier sowohl als Oberkellner hatten mich augenscheinlich längst erwartet und schnitten meine Erkundigung mit der beruhigenden Versicherung ab, daß meine Frau Gemahlin sich in Nummer 1 des ersten Stockes befände, mich sehnsüchtig erwarte und auch schon ein Zimmer für mich in Bereitschaft zu setzen befohlen habe.

Sieh', sieh'! Wie das Reisen doch den Charakter bildet und was die Noth doch für Kräfte an die Oberfläche fördert, die bislang in unserer Seele schlummerten! Wer hätte dem kleinen schüchternen Frauchen diese Umsicht, diese Thatkraft und Selbstständigkeit zugetraut!

Ein wohlfrisirter Jüngling mit prachtvollem Lockenbau, — schade, daß er den gemeinen Namen Louis führte, — flog mit einer freundlich einladenden Handbewegung, die mir gelten sollte, die Treppe hinauf, und da mir durch die Nachricht des Oberkellners eine Centnerlast von Sorgen von der Brust gewälzt worden war, so gab ich meinem Führer an Gelenkigkeit kaum etwas nach und wir standen Beide fast zu gleicher Zeit auf der Schwelle von Nummer 1 (beiläufig das beste Zimmer im Hotel), dessen Thür er, ohne eine Antwort auf sein einmaliges Klopfen abzuwarten, dienstfertig vor mir aufriß.

„Gott sei gepriesen, mein Engel!“ sagte ich, die Schwelle des Salons hastig überschreitend und in Gedanken schon den Freudenschrei, den Kuß, die beseligende Umarmung voraus empfindend, womit meine Luise mich bewillkommnen würde. Aber der Salon war dunkel und leer, und es rührte sich nichts, und Niemand



Der Georgsee im Staate New-York. (S. 90.)

kam mir entgegen. Einen Augenblick später erschien jedoch drüben in der offenstehenden Balkonthür eine weiße Gestalt. Dieselbe wollte mir zwar etwas größer und schlanker vorkommen, als die Gestalt meiner Luise, aber das mochte an dem ungewissen Lichte liegen, das von der Straßenlaterne herauf fiel und das die Finsterniß, die uns umgab, nur spärlich erhellte.

„Gott sei gepriesen, mein Engel!“ sagte ich noch einmal und flog sehnsuchtsvoll und hochbeglückt auf mein geliebtes Weib zu, um es an meine Brust zu ziehen und mich für die ausgestandene Noth und Angst in einem einzigen langen Kusse zu entschädigen.

„Zurück, Unverschämter!“ rief die weiße Gestalt mir mit einer Stimme entgegen, die mit dem süßen Organ meiner Luise ungefähr so viel Aehnlichkeit besaß, wie das Kollern eines



Pflichtvergessen. Gemälde von Johannes Müller. (S. 90.)

welschen Hahnes mit dem Girren der Turteltaube, und der Stoß, den sie mir mit geballter Faust vor die Brust versetzte, hätte einem Preisfechter Ehre gemacht, denn er hätte kaum gewichtiger und besser gezielt ausgetheilt werden können, als hier geschah.

Dann sprang sie mit einem einzigen Satz auf den Balkon zurück, um: „Diebe! Mörder! Räuber!“ in die Nacht hinaus zu schreien, bis der weite Platz vor dem Hause von ihrem Geschrei erfüllt schien und das Echo den schauerlichen Ruf zehnfach wiedergab.

„Um Gottes willen, gnädige Frau, beruhigen Sie sich doch, — ich bin es ja, — der Louis, der Sie schon zwei Tage lang bedient hat, — es denkt ja Niemand daran, Sie ermorden oder berauben zu wollen!“ rief mein Führer, welcher der Dame auf den Balkon nachgeeilt war und nicht müde wurde, mit fast weinerlicher Stimme nachzuweisen, daß er niemand Anderes, als der Stubenkellner Louis sei. Aber er machte offenbar nicht den mindesten Eindruck mit seinen Betheuerungen und es wollte ihm durchaus nicht gelingen, die Dame von der Harmlosigkeit unserer Absichten zu überzeugen, — sie fuhr fort, um Hülfe zu schreien, bis endlich der Wirth, um-

geben von einem Dutzend seiner dienstbaren Geister, im Saale erschien.

Jetzt war es Louis' Aufgabe, seinem Herrn den Hergang der Sache zu erklären und ihn von meiner Unschuld an dem hervorgerufenen Skandal zu überzeugen.

Endlich schien der Wirth auch begriffen zu haben, um was es sich eigentlich handle, und während er die weiße Dame zu beruhigen oder doch wenigstens von fernerem Schreien abzuhalten bemüht war, schlüpfte ich aus dem Zimmer die Treppe hinab und lief, als ob der Boden unter meinen Füßen brenne, über den Platz in das Dunkel der Nacht hinaus.

Meine Nachforschungen in den übrigen Hotels mußten — das sah ich ein — mit etwas mehr Vorsicht betrieben werden; ich lief ja sonst wahrhaftig Gefahr, arretirt zu werden, — eine Wendung, die sich mit der Würde meines Kleides übel vertragen haben würde.

Leider ließ sich die Spur meiner Luise nirgends entdecken, — in keinem der benachbarten Hotels war sie zu finden, und ich beschloß, bei meinen ferneren Nachforschungen die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, denn die Vorstellung, daß meine kleine Frau schutz- und obdachlos in den Straßen umherirre, drohte mich um alle Fassung zu bringen.

„Geduldigen Sie sich noch ein paar Minuten, Herr Pastor," sagte der Inspektor X., den ich im Sprechzimmer des Polizeigebäudes antraf und dem ich mein Anliegen, so ruhig und so gefaßt, wie es mir möglich war, vorgetragen hatte. „Es schlägt gleich elf Uhr und das ist die Stunde, wo die Fremdenbücher sämmtlicher Hotels, Gasthäuser und Wirthschaften hier eingeliefert werden. Ist Ihre Frau in einem derselben abgestiegen, so werden wir sie finden, verlassen Sie sich darauf."

Leider sollte sich auch diese Hoffnung als eitel erweisen. Die Listen wurden gebracht und theils von mir selbst, theils von dem Inspektor mit größter Genauigkeit durchgesehen, — eine Pastorin Rochus fand sich in keiner derselben verzeichnet.

Es blieb mir nichts übrig, als dem Rath des Inspektors zu folgen, — die Nachforschungen nämlich für heute aufzugeben und morgen in aller Frühe, und zwar in Begleitung von zwei Polizeidienern, die er mir mitzugeben versprach, wieder aufzunehmen.

Es galt nun, ein Gasthaus aufzusuchen, wo ich die Stunden bis zum folgenden Morgen zubringen konnte. An Schlaf und Ruhe war für mich freilich nicht zu denken.

Die Pastorin erzählt.

Um nicht lästig zu fallen, will ich die Beschreibung der Gefühle, die mich in dem überfüllten Wagen heimsuchten, als ich mich so plötzlich und unerwartet von meinem lieben Manne getrennt sah, unterlassen. Man wird es sich ungefähr vorstellen können, wie einem Frauenzimmer zu Muthe ist, das die väterliche Scholle noch nie verlassen hat und das sich schon beim ersten Ausfluge in eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von jungen Männern versetzt sieht, — Männern, die sämmtlich von Wein, Gesang und Toasten halb berauscht waren, — denen Alles willkommen sein mußte, was die Eintönigkeit der Fahrt zu unterbrechen versprach, und die sich für die willkürliche Einschiebung einer zehnten oder elften Person in das drückend heiße Coupé durch allerhand Neckereien zu rächen entschlossen schienen.

Meine Beschützerin, die dicke Dame, welche mich zu sich herangewinkt hatte, nannte sich Frau Köbrich und war die Frau eines Kaufmanns zu Fürstenbrück, der an der Ecke der Markt- und Fischgasse daselbst ein flottes Geschäft mit Fettwaren betrieb. Ihr Haus hatte die alleinige Lieferung der englischen Patentwagenschmiere, die zum Betriebe der Gesammteisenbahnen des Landes erforderlich war, wie sie mir mit Stolz und vielem Selbstgefühl mittheilte, und es wollte mir manchmal so vorkommen, als ob sich in dem Schmunzeln ihres behaglichen Gesichts etwas von dem Oelglanze ihres flottgehenden Handelsartikels abgelagert hätte. Jedenfalls waren ihre Kleider von einem Parfüm — ich glaube, es war wohlriechende Seife — auf das Angenehmste durchdrungen.

Frau Köbrich war aber nicht bloß eine gutmüthige und behagliche, — sie war auch eine höchst energische Frau, welche sich in dem weitverzweigten Geschäfte ihres Mannes große Bestimmtheit des Ausdrucks und etwas Kommandirendes in ihrer Stimme angewöhnt zu haben schien. Aber alle ihre Energie und alle ihre Bestimmtheit reichten leider nicht aus, den Uebermuth in Schranken zu halten und den Geist des Schabernacks zu bändigen, der sich bei den jungen Leuten in unserem Coupé, und zwar hauptsächlich auf meine Kosten, geltend machte.

Sie hatten es leider bald durchschaut, — die jungen Herren, — wie unerfahren und schüchtern ich war und daß ich mich höchst ungern von meinem Begleiter getrennt hatte. Sie boten mir die dunkelste Ecke des Wagens an, damit ich meinem Schmerze ungestört nachhängen könne, und versprachen, mit ihren Körpern eine lebendige Schutzmauer zu bilden, damit kein Unberufener meine Thränen fließen sehe. Einer von ihnen — seiner Korpsmütze nach zu urtheilen mußte er Student sein — bot mir sogar einen zierlichen silbernen Becher an, damit ich das köstliche Naß sammeln und meinem — meinem Zukünftigen verehren könne.

„Denn nicht wahr, mein Fräulein, der überaus schlanke junge Mann, der Sie begleitete, befand sich doch wohl in der beneidenswerthen Stellung Ihres Herzallerliebsten?" setzte er mit der Miene erheuchelter Theilnahme und Sanftmuth hinzu.

„Sie sollten sich schämen, junger Herr, die Dame mit solchen zudringlichen und naseweisen Fragen zu belästigen!" so fiel Frau Köbrich hier mit strengem Tone ein. „Der junge Geistliche war natürlich der Bruder des Fräuleins, — das ließ sich doch an der Aehnlichkeit der Beiden sofort erkennen."

„Ich bitte um Entschuldigung, Madame, wenn ich mir erlaube, anderer Ansicht zu sein," sagte ein besonders kecker Jüngling, der sich mir gleich anfangs als J. J. Meyer, Handelsbeflissener aus Krefeld, vorgestellt hatte. „Meiner Meinung nach liegt in Ihrer Behauptung eine schwere Beleidigung für das Fräulein, nicht in der theilnehmenden Frage meines Vorredners. Der Herr sah ja aus wie das Bild der theuren Zeit, wie eine Verkörperung der sieben mageren Jahre zu Aegypten, und hier das junge Fräulein sieht aus wie das Bild der — der —"

„Der goldenen Traube aus dem Lande Kanaan," half der Student seinem vis-à-vis aus, und der Vergleich fand stürmischen Beifall und ungezählte Variationen und Fortsetzungen. Man sprach von süßem Most, — von pikanter Gährung, — von delikatem Bouquet, und jedes dieser Gleichnisse wurde mit unauslöschlichem Gelächter und stürmischem Applaus belohnt.

„Also der Herr Bruder und ein Kandidat der Gottesgelahrtheit! Sieh' 'mal Einer an! Wenn er es aber noch zum Abt bringen will, muß er sich hübsch dranhalten mit der Pflege seines Leibes; meinen Sie nicht auch, mein Fräulein!"

„Pastor Rochus ist mein Mann!" sagte ich mit so viel Würde und Festigkeit der Stimme, als ich aufbringen konnte, denn ich hoffte, durch dieß Bekenntniß die Neckereien der jungen Leute abzuschneiden und ihrem Spotte ein- für allemal ein Ziel gesteckt zu haben.

In Wahrheit aber hatte ich durch meine Erklärung nur Oel in's Feuer gegossen.

„Was? Ihr Gatte? Ein Nebenbuhler! Weh' mir, verheirathet! Der Glückspilz!" so schrieen und spotteten und höhnten sie von Neuem durcheinander.

„Also Matrone!" sagte der Student und wiegte den Kopf wehmüthig hin und her. „Vielleicht auch schon kleine Familie vorhanden?" fügte er mit weicher Stimme und theilnehmender Miene hinzu.

„Warum nicht gar kleine Enkel!" rief hier Frau Köbrich erzürnt dazwischen. „Kommen Sie, kleines Fräulein, — Frau Pastorin, wollte ich sagen, — nehmen Sie hier meinen Eckplatz ein; — so, und nun will ich keinem der Herren rathen, die junge Dame noch ferner zu belästigen. Sie steht unter meinem Schutz, und wer sie kränkt, kriegt es mit mir zu thun."

„Na, Sie wollen doch keinen bethlehemitischen Kindermord hier im Wagen anstellen?" fragte ein untersetzter junger Mann mit bleichem Teint und aufgeschwemmten Backen, den seine Gefährten mit „Wittwe Cliquot" anredeten, „weil er in Champagner reise", wie Frau Köbrich mir später erklärte. Er war entschieden der Keckste unter der ganzen Rotte, aber selbst seine Zuversicht schien schon ein wenig in's Schwanken gerathen zu sein unter dem zürnend herausfordernden Blick meiner Gönnerin.

„Du, ich glaube, Die fackelt nicht; laß die Weiber in Ruhe," flüsterte ihm sein Nachbar zu.

Wir waren mittlerweile in Lauchfelde angekommen, wo mein lieber Mann an unsern Wagen trat und, erschreckt von meinem fieberhaften Aussehen, in den Wartesaal lief, um mir ein Glas Limonade zu besorgen. Daß er die Zeit versäumt und daß er seinen Platz im Packwagen nicht wieder erreicht hatte, davon erfuhr ich unglücklicherweise nichts. Ich würde sonst schon auf der nächsten Station ausgestiegen sein und ihm meine Anwesenheit von dort aus telegraphisch gemeldet haben.

„Ich bitte um's Wort," so begann der Handelsbeflissene aus Krefeld von Neuem, nachdem der Zug sich kaum wieder in Bewegung gesetzt hatte. Er war aufgestanden und brachte mit einem Wink seiner Hand seine Kollegen zum Schweigen, welche nicht übel Lust zu haben schienen, sich abermals in Spöttereien über das Aeußere meines lieben Mannes zu ergehen. „Unsere junge Mitreisende hier hat durch die Mittheilung, daß sie Herz und Hand — ich darf wohl sagen — bereits ‚verschleudert' hat, in unserer Brust das Feuer verzehrender Sehnsucht angefacht. Ein Jeder von uns wird eine Wunde im Herzen tragen und mit hinaus in's Leben nehmen, und Mancher wird daran verbluten, — ich schlage deßhalb vor, daß wir uns Alle in Schweigen hüllen und der Betrachtung hingeben, welche diese melancholische Aussicht sicherlich verdient." —

„Wenn das mein Vater wüßt',
Daß ich schon sterben müßt'!"

so begann der kleine Student, der eine Leichenbittermine vorgenommen hatte, mit glockenhellem Tenor zu singen, und seine Kollegen fielen, einer nach dem andern, ein, bis ein vierstimmiger Gesang zu Stande gebracht war, — so süß und so zum Herzen sprechend, daß ich ganz weich und andächtig davon gestimmt wurde und ihnen die Spöttereien, mit denen sie mich eben noch auf das Tiefste verletzt hatten, sämmtlich verzieh. Es war kaum zu glauben, daß junge Männer, die so wundervoll zu singen verstanden, so unbarmherzig und so ungalant gegen ein armes, wehrloses Frauenzimmer sein konnten, das ihnen nie im Leben etwas zuleide gethan hatte.

Aber von jetzt an hatte ich Ruhe vor ihnen. Nach dem Gassenhauer sangen sie auch noch andere Weisen von gediegenerem Stiel und besserer Komposition, und Alles, was sie sangen, wurde mit vollendeter Sicherheit und Fertigkeit vorgetragen.

Das Beste bei dem Gesange war noch, daß ich mich jetzt unbehelligt in die Freude des bevorstehenden Wiedersehens mit meinem Heinrich vertiefen konnte, und daß er eine herrliche Begleitung darstellte zu der Begrüßungsszene, die ich mir schon im Geiste ausmalte. Wir nahten uns ja jetzt dem Bahnhof von Fürstenbrück und ich sah schon sein liebes Antlitz mit dem milden, freundlich ernsten Ausdruck vor mir auftauchen, ein Ausdruck, der sich stets zur innigsten Zärtlichkeit steigerte, so oft er meiner ansichtig wurde. Ein Gefühl unaussprechlichen Glücks, beseligender Ruhe kam über mich. Ich wußte, daß ich eine Stütze für's ganze Leben in ihm gewonnen hatte, daß er mein Führer sein würde und meine Leuchte in der Wildniß und Dunkelheit des Lebens.

Es war etwa sieben Uhr Abends, als der Zug in Fürstenbrück anhielt, und ich bat Frau Köbrich, einen Augenblick bei mir zu verweilen, bis mein Mann uns aufgefunden haben würde, da er sie doch ohne Zweifel gern wiedersähe, um ihr für den Schutz zu danken, den sie mir so freundlich und uneigennützig hatte angedeihen lassen.

Wo blieb er nur?

Wir suchten einen bestimmten Platz auf dem Perron zu behaupten, aber das war nicht leicht, denn wir geriethen oft hart in's Gedränge und wurden von der Menge der Reisenden, welche den Wartesälen und Ausgängen des Bahnhofes zustrebten, bald hierhin, bald dorthin geschoben.

Ich schaute gespannt und immer ängstlicher in das Gewühl, sondirte aufmerksam jede Gruppe, — wie war es möglich, daß er uns noch immer nicht entdeckt, daß wir ihn noch immer nicht erspäht hatten?

Jetzt fing das Gewühl schon an sich zu lichten; die dichtesten Menschenknäuel hatten sich bereits entwirrt und aufgelöst und die Packträger hatten auch schon leichteres Spiel mit ihren Handwagen, mit den Koffern und Säcken auf ihrem Rücken; und jetzt standen Frau Köbrich und ich fast allein auf dem Perron und sahen den Zug rückwärts dampfen, zum Bahnhof hinaus, mit keiner Seele an Bord außer dem Zugführer.

„Na, na, wer wird denn gleich weinen!" schalt Frau Köbrich, als die mühsam verhaltenen Thränen mir endlich frank und frei über die Wangen liefen. „Sie stellen sich ja wahrhaftig an, als ob Sie zwischen die Wilden gerathen und von Gott und der Menschheit verlassen wären. Bin ich denn nicht noch da? Ich werde Sie schon nicht verlassen und wenn der Herr Gemahl wirklich ausbleibt, so weiß ich auch noch Rath. Gleich in der Nähe unseres Hauses, in der kleinen Marktstraße, befindet sich ein anständiges, solides Gasthaus, mit dessen Besitzer mein Mann und ich gut befreundet sind. ‚Zum Fürsten von Wahlstatt' heißt es, weil der alte Blücher mit seinem Stabe dort 'mal logirt haben soll, wie sie sagen. Dahin bringe ich Sie und wenn ich Sie der Frau Triebesand persönlich rekommandire, dann dürfen Sie ruhig sein, dann sind Sie besser aufgehoben, wie in Abraham's Schooß. Um neun Uhr kommt der Schnellzug von Lauchfelde hier an, da besorgt Ihnen der Hausknecht eine Droschke und Sie fahren frisch und wohlgemuth nach dem Bahnhof und holen sich den lieben Gemahl herbei und bringen ihn ebenfalls in den ‚Fürsten von Wahlstatt'. Ich kann mir wenigstens das Ausbleiben Ihres Mannes nur so erklären, daß er in Lauchfelde den Zug verpaßt hat, als er Ihnen die Limonade besorgte. Mit dem Schnellzuge wird er Ihnen aber jedenfalls nachkommen, — darauf dürfen Sie sich verlassen."

Sie redete mir zu wie einem Kinde, das man im Walde verirrt gefunden hat und das man mit kindlichem Troste zu beruhigen trachtet.

Und ich faßte wirklich auch wieder Muth und meine Thränen hörten auf zu fließen.

Wir waren mittlerweile auch schon ein gut Stück in die Stadt eingedrungen. Der Bahnhof, die Anlagen und die breiteren Straßen des eleganten Viertels lagen bereits hinter uns und wir näherten uns jenen engen, krummen Gassen, welche den Marktplatz begrenzen und Sankt Hildegard, die älteste Kirche von Fürstenbrück, umgeben. Noch eine Biegung um die Ecke der Fischgasse und wir befanden uns in der kleinen Marktstraße, wo ja, Frau Köbrich's Aussage nach, der „Fürst von Wahlstatt" liegen mußte.

Ich erblickte auch bald ein paar Laternen, welche vor einem alterthümlichen, hochgiebeligen Hause brannten und die Lage des Gasthauses allen Reisenden weithin kenntlich machten.

„Rufen Sie mir Frau Triebesand einmal herbei, Robert, aber sputen Sie sich, denn ich habe Eile."

So redete meine Beschützerin den Hausknecht an, der mit glatt gestriegeltem Haar und reinlicher blauer Schürze in der Thorfahrt des Hauses stand und auf die Gäste lauerte, welche der Himmel mittelst des zuletzt gekommenen Zuges dem „Fürsten von Wahlstatt" beschert haben möchte.

Robert führte uns aber erst in eine spärlich erleuchtete, mit Sand bestreute Stube, ehe er sich anschickte, Frau Köbrich's Gebote auszurichten. Es dauerte auch gar nicht lange, da trat eine kleine, untersetzte, aber resolut dreinschauende Dame in das Zimmer, welche uns, oder vielmehr Frau Köbrich, mit überschwenglicher Freude bewillkommnete, — trotz aller Ueberschwenglichkeit aber noch Besinnung genug behielt, mich über ihrer Freundin Schulter hinweg mit scharfen, ja fast mit mißtrauischen Blicken zu messen.

Es war Frau Triebesand, die Wirthin im „Fürsten von Wahlstatt".

„Hier, liebe Fürstin, bringe ich Ihnen ein verirrtes Lamm, das Sie in Ihren Schutz nehmen müssen, bis es seinen rechtmäßigen Hirten wiedergefunden hat," sagte Frau Köbrich, welche mich bei der Hand genommen und ihrer Freundin zugeführt hatte. Darnach wurde die Geschichte unserer Bekanntschaft zum Besten gegeben und Frau Triebesand mußte versprechen, mir ein Zimmer anweisen zu lassen, in welchem ich die Stunden bis zur Ankunft des Schnellzuges zubringen durfte.

Meine Erlebnisse schienen der Fürstin von Wahlstatt ganze Theilnahme wachgerufen zu haben, denn sie versprach, die Rolle der Beschützerin mir gegenüber weiter zu spielen, und Frau

Köbrich meinte, da sie mich nun in den besten Hände wisse, dürfe sie Mann und Kinder auch nicht länger allein lassen, sondern müsse sich beeilen, nach Hause zu kommen. Ich wollte sie begleiten, um ihr noch einmal meine innige Dankbarkeit für alle ihre Güte gegen mich auszusprechen, aber sie bat mich, keinen Unsinn zu schwatzen, und drängte mich energisch in die Gaststube zurück.

„Sie müssen nicht denken, liebes Kind, daß Ihre Erlebnisse einzig in ihrer Art dastehen,“ sagte Frau Triebesand, die mich gleich nach dem Abgang ihrer Freundin bei der Hand genommen und die Treppe hinauf über einen langen, schmalen Korridor in die Tiefe des Hauses geführt hatte. „Du lieber Gott, so etwas kommt in einem so frequenten Gasthof, wie der unsrige ist, fast alle Woche fast einmal vor. Manchmal freilich trifft es sich auch, daß das Ganze nur Komödie ist, daß die verirrten Dämchen sich als Schwindlerinnen entpuppen und daß weder der verloren gegangene Gemahl, noch das vermißte Gepäck wieder zum Vorschein kommen. In diesem Falle haben wir dann mit unserer Rechnung das leere Nachsehen und es ist uns wohl nicht zu verdenken, wenn wir bei den Erzählungen von verloren gegangenen Anverwandten nachgerade ein klein wenig mißtrauisch geworden sind. Bei Ihnen, liebes Kind, ist das nun freilich etwas ganz Anderes“ (wir waren mittlerweile in ein langes, schmales Zimmer getreten; sie hatte ein Schwefelholz entzündet und mich über die bläuliche Flamme desselben mit prüfenden, immer noch etwas argwöhnischen Blicken betrachtet) — „Sie haben die beste Rekommandation gleich mitgebracht, denn wenn Frau Köbrich für Jemand gut sagt, so bin ich ruhig, — ihrem Schützling würde ich Beutel ungezählten Geldes anvertrauen. Was darf ich Ihnen heraufsenden? Tasse Kaffee? Einen Teller Bouillon?“

Noch ehe ich antworten konnte, wurde eine Glocke, die auf dem Korridor hing, dreimal scharf angezogen.

„Das gilt mir,“ sagte die Fürstin von Wahlstatt, „ich sende Ihnen gleich etwas Stärkendes herauf. Machen Sie sich's einstweilen bequem, — ich sehe später einmal wieder nach.“

Damit war sie verschwunden.

Mein Sinn stand jedoch weniger auf stärkende Nahrung, als auf Sammlung und Ruhe. Der Kopf that mir zum Zerspringen weh, ich goß Wasser auf ein Tuch und badete mir Augen und Schläfen. Meine Uhr zeigte aber schon die achte Stunde, — um neun Uhr mußte ich mich so weit erholt haben, daß ich meinen Mann vom Bahnhof abholen konnte. Wenn ich ihn wiederum verfehlen sollte, — — ich vermochte die Pein, die diese Möglichkeit in sich schloß, gar nicht auszudenken! —

Jetzt aber galt es, gar nichts mehr zu denken, — ich mußte Geist und Körper zur Ruhe zu zwingen suchen.

Gewöhnlich pflegen diese Entschlüsse freilich nur auf desto größere Aufregung und eine erhöhte Thätigkeit des Hirnes hinauszulaufen, aber ich muß doch wirklich etwas geschlafen haben, denn als ich, von einem seltsamen Getöse im Hause aufgeschreckt, nach meiner Uhr sah, wurde ich inne, daß keine Minute mehr verloren gehen durfte, wenn ich rechtzeitig auf dem Bahnhofe eintreffen wollte.

Der Hut war bald aufgesetzt, die Lichter ausgeblasen, — ich lief den Korridor entlang und beachtete es in meiner Hast und Aufregung weiter nicht, daß der Lärm im Hause, den ich vorhin vernommen, noch derselbe war. Es mußten wohl recht viele Gäste angekommen sein, denn es schallte von unten herauf, als ob das wilde Heer eingezogen wäre, oder als ob der alte Blücher wiederum mit seinem Stabe Quartier im Hause genommen hätte.

„Hallo! Wen haben wir hier? Bei Jupiter und Venus, unsere schöne Reisegefährtin von heute Mittag!“

So rief ein Trupp junger Männer mir entgegen, als ich eben auf der obersten Stufe der Haustreppe angelangt war.

Barmherziger Himmel! Es waren meine Peiniger, meine Quälgeister, — die Herren von der Liedertafel aus dem Eisenbahncoupé!

Sie erkennen, umdrehen und — als ob der Kopf mir brenne — den Gang zurücklaufen, den ich gekommen, war das Werk eines Augenblicks.

„Wohin denn so eilig, schönes Kind? — So bleiben Sie doch, wir sind ja keine Menschenfresser! — Wo ist denn der sogenannte Herr Gemahl? — O bleib' bei mir und geh' nicht fort! — Komm', flieh' mit mir und sei mein Weib!“ So lachte und johlte, so schrie und sang man hinter mir her.

Gott sei Dank, — der Schlüssel in meiner Stubenthür war nur umgedreht; — ich hatte geöffnet und den Riegel von innen vorgeschoben, ehe meine Verfolger nur bei der Biegung angekommen sein konnten, welche der Korridor machte.

Klopfenden Herzens und mit keuchendem Athem blieb ich dann noch eine Weile lauschend an der Thüre stehen, während die übermüthige Bande sich in die Nachbarzimmer vertheilte, wo sie es ärger trieb wie der schlimme Feind. Zuletzt entspann sich sogar noch ein Kampf unmittelbar vor meiner Thür. Robert, der biedere Hausknecht, hatte sich zu meinem Ritter aufgeworfen, und er wollte nicht leiden, daß auch nur der Griff an dem Schlosse meiner Thür berührt würde, und er schien wahrhaftig den jungen Leuten mit seinem Ernst imponirt zu haben, denn der Lärm ließ nach, es wurde plötzlich stille draußen, und einen Augenblick später hörte ich die Stimmen der Liedertäfler aus den unteren Räumen des Hauses heraufschallen.

Jetzt wagte ich auch die Hand von dem klopfenden Herzen zu nehmen und erleichtert aufzuathmen. Aber, o weh! Als ich Licht gemacht und auf die Uhr gesehen hatte, überzeugte ich mich, daß die Stunde, wo der Schnellzug ankommen mußte, längst vorüber, und daß nun alle Hoffnung verschwunden war meinen Mann noch auf dem Bahnhof zu treffen.

Händeringend ging ich im Zimmer auf und nieder, während Ströme von Thränen über meine Wangen liefen. Was sollte nun aus mir werden? Wo sollte ich das Geld hernehmen, um mein Quartier in diesem Hause zu bezahlen, und würden sie mich nicht am Ende festzuhalten suchen, wenn ich morgen in aller Frühe aufbrach, um den Rückweg nach Dreschenhude einzuschlagen?

(Schluß folgt.)

Das verrathene Geheimniß.

(Bild S. 85.)

Es war im Mai, als der schöne und berühmte Arzt Herr von Neudorf dem anmuthigen, sehr begüterten Fräulein von Berghof die Hand reichte. Die Nachtigallen sangen so süß sie konnten in den Gehölzen der Mainzer Parkanlagen, die den frühlingsbrausenden Rhein umsäumten, die Staare schwatzten und Amsel und Fink machten sich in dem jungen Grün lustig. Es war eine schöne Zeit —! Wie in einem seligen Traum lebte die junge Frau; der Mai schien nicht von der Stelle zu weichen und ein ewiges Morgenroth sowohl die Welt wie Louisa's Herz zu umziehen. Im Januar und Februar blühten der jungen Frau noch dieselben Blumen, jubelte ihr Herz noch im jungen Glück und hörte sie im Geiste noch denselben Vogelsang, und im zweiten Sommer feierte Louisa den Monat Mai als den Bringer all' ihres Glückes, sie verkörperte ihn als den blumenbekränzten Liebesgott, der nur in die Welt gekommen war, sie und ihren lieben Doktor zusammenzuführen.

Im darauffolgenden Winter aber übten die neuentstandenen Cafés, wo es ausländische Zeitungen, Schach, Brettspiel gab und viele interessante Leute sich zusammenfanden, große Anziehungskraft auf den jungen Gatten aus. Er erinnerte sich beim Anblick seiner Freunde des ganz vergessenen Tarockspiels und es drängte ihn mit sehnsüchtiger Gewalt, wieder einmal ein Spielchen zu machen. Die Bekannten liebten keine Häuslichkeit, der Doktor suchte sie hier im Café auf und blieb, durch die neckische Laune des Spiels gefesselt, nicht selten einen Abend bei den Genossen sitzen.

Louisa merkte dieß mit Verdruß, sie schmollte, seufzte, ward einsylbig, ihre Augen sahen wie durch einen Flor und zuletzt saß sie oft stundenlang brütend allein in ihrem Zimmer und weinte dann bitter, denn ihr Mann ging jetzt fast jeden Abend zu seinen Freunden und Louisa's sonst so glückliche Häuslichkeit begann ihr öde, traurig zu erscheinen und sie selbst sich vernachlässigt, verlassen vorzukommen.

„Ob er mich wohl auch vernachlässigt hätte?“ — — — fragte an einem stürmischen Februarmorgen die junge Frau sich plötzlich. Sie erröthete, ihr Herz klopfte ihr stark, einzelne schwere Thränen flossen über ihre Wangen und dann ging sie an ein verborgenes Fach ihres Schreibtisches, nahm ein Kästchen heraus und öffnete dieses. Ein Miniaturporträt blickte ihr entgegen, ein jugendlicher, sehr schöner Kopf, sicher einem Künstler gehörig, und bei diesem lagen vergilbte Blumen und Briefe. Louisa nahm die verwelkten Blumen und betrachtete sie lange; sie suchte sinnend einen der Briefe heraus und las ihn, einmal, zweimal — sie küßte die Unterschrift und dann saß sie, das Billet auf dem Schooße, in tiefen Gedanken verloren da.

Es mußte heut etwas Seltsames mit dem jungen Arzt vorgegangen sein; kaum vom Hause entfernt, kehrte er noch einmal zurück, getrieben von Sehnsucht, mit seinem jungen Frauchen ein wenig zu plaudern. Er wollte sie überraschen und trat leise in ihr Zimmer ein. Freudig schaute er durch die halboffene Portière auf die anmuthig schöne Frauengestalt — verwundert aber sah er sie, das Porträt, die Blumen, die Briefe auf dem Schooß, in Thränen. Im Augenblick hatte der weltkluge Mann die Situation begriffen; still setzte er sich seiner jungen Frau zur Seite, die über seine unvermuthete Erscheinung heftig erschrak. „Du erschrickst über meine Gegenwart, Louisa?“ fragte ihr Mann sanft, aber ernst. „Du hast geweint,“ und der junge Arzt entzog ihrer Hand den Brief. Er las ihn durch. „Das ist ernst, Louisa,“ fuhr er zu der Schweigenden fort; „Du hast schon früher ein Verhältniß gehabt und dieß mir verheimlicht.“ Louisa fand immer noch keine Worte, angstvoll und betrübt sah sie in das Leere hinaus. „Und liebst Du diesen Mann noch —?“ fragte sie mit zitternder, gepreßter Stimme, die sich kaum aus der Brust losrang, ihr Gatte. Louisa traf dieser athemlose Ton tief, lebhaft wandte sie ihrem Manne das Gesicht zu, aus ihren Augen leuchtete ein freudiger Blitz — „Du liebst mich noch, Rudolf, Du liebst mich noch!“ rief sie jubelnd aus; „o, wie bin ich glücklich! — Dich nur, geliebter Mann, habe ich geliebt — Dich einzig und allein liebe ich!“ und jetzt erzählte sie ihrem gespannt aufschauenden Gatten, wie sie zwei Jahre vor der Bekanntschaft mit ihm in Aachen einen jungen Bildhauer kennen gelernt, der allerdings einigen Eindruck auf ihr jugendliches Herz gemacht habe, wie sie in mädchenhafter Schwärmerei für ihn begeistert gewesen, sogar heimlich mit ihm korrespondirt und er ihr die glühendsten Liebesbriefe geschrieben hätte. Als sie nach Mainz zurückgekehrt, habe der Bildhauer sie wahrscheinlich ebenso schnell vergessen, wie sie den jungen Italiener. — Dann schilderte sie ihrem Manne, wie sie durch sein allabendliches Fortbleiben sich vernachlässigt, verlassen, nicht mehr geliebt glaubte, „und dieß entsetzliche Gefühl,“ schloß die junge Frau unter Thränen, „habe seit langer Zeit zum ersten Mal wieder ihre Gedanken zu der früheren Bekanntschaft geführt.“ Der junge Arzt zeigte sich von der Erzählung und dem Geständniß seiner schönen Frau auf das Tiefste bewegt. Er fühlte auch seinen Fehler und mit sanftem Ernst stellte er ihr vor, daß das Herz von Eheleuten vor einander wie ein aufgeschlagenes Buch sein müßte, und daß diese Verheimlichung zu einer gefährlichen Katastrophe hätte führen können. „Verbrennen wir diese Reliquien einer vergangenen Zeit,“ beendete er seine eindringliche Vorstellung, „und auch ich werde durch mein Verhalten dafür sorgen, liebes Kind, daß Deine Erinnerung sich nicht mehr dorthin flüchtet.“

P. S.

Albumblatt.

Am Grabe.

Die Kreuze und die Steine, der Gräber fromme Zier,
Sie scheinen Lesezeichen im Buch des Lebens mir.

Sie deuten an, das Buch sei noch nicht ausgelesen,
Und daß nur, wo sie stehn, ein Abschnitt sei gewesen;

Daß bei der dunklen Stelle es hier hat sein Bewendniß,
Daß aber später folgen Entzifferung und Verständniß.

(Aus: „Ein Wonnejahr“. Von Richard Hamel. Rostock, Wilhelm Werther's Verlag.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

Die Schatten der Zukunft.

Ohne eine Antwort abzuwarten, ließ Simonnet Lorenz wieder los und fuhr fort:

„Es handelte sich nun darum, wie ihr Beide leben solltet. Du hattest nichts als ein paar Tausendfrankenbillets, die bald in Tändelwerk ausgegeben waren. Du liebtest sie ebenfalls bis zur Raserei und hättest Dich tausendmal für sie ruiniren mögen. Leider warst Du damit schon in ein paar Wochen zu Stande gekommen. Was mich betrifft, so hatte ich — um Mathilde comfortabel und ohne Unterstützung Anderer leben zu lassen — gar bald mein kleines afrikanisches Vermögen drangesetzt . . . ich hatte bald alle meine Neger gegessen.

„Claude Guérin entging uns eben zu einer Zeit, wo es dringend nothwendig war, daß er sie heirathe und ihr eine Mitgift aussetze.

„Da sagte ich mir eines Tages: warum sollten wir ihn uns ganz entgehen lassen? Sein Vermögen gehört ja von Rechtswegen uns, er hatte es ja für Mathilde bestimmt, wenn er sie geheirathet hätte. Die Heirath kann nun wohl nicht stattfinden, wie die Dinge stehen, aber ein Testament ist so gültig wie ein Heirathskontrakt, falls der Bräutigam nach Abfassung desselben stirbt . . .“

Kaum hatte Simonnet diese Worte gesprochen, als sich Lorenz mit einem Sprunge erhob und mit fast erstickter Stimme sagte:

„So bist also Du es gewesen, der . . .“

„Was kümmert das Dich?“ entgegnete Simonnet rauh. „Genug, Claude Guérin starb. Er hinterließ sein ganzes Vermögen an Mathilde Simonnet, genannt von Villeneuve. Sie sollte nun reich werden . . . und Du mit ihr . . . denn ich wollte und will es noch, daß Du ihr Gatte wirst. O, ich habe auch meine Stunden der Moral; ich liebe heimliche Verhältnisse nicht, sie hindern im Vorwärtskommen; und ich will, daß Du vorwärts kommst. Du sollst hoch steigen, damit auch sie in die Höhe komme!

„Unglücklicherweise fiel es dem Bruder des Verstorbenen, diesem albernen Kapitän Jules Guérin ein, das Testament anzufechten. O, hätte er Den gekannt, den er damit angriff, er würde wohl gezögert haben, sich mit mir einzulassen, mit mir, der ich eine Beute nimmer loslasse!

„Der Prozeß dauerte lange. Deine und meine letzten Einnahmsquellen versiegten. Ich mußte mir neue verschaffen, und that es; ich sagte euch verliebten Leuten nichts davon. Und dann hoffte ich noch, wir konnten ja den Prozeß gewinnen. Aber es kam anders. Wir verloren ihn, die fünfhundertdreißigtausend Franken, welche meiner Tochter, wie sie heute noch glaubt, als Zeichen von Sympathie und reiner Freundschaft vermacht worden waren, fielen einer Andern zu. Das Kind meines Herzens war beraubt, damit eine Jeanne Guérin reich werde! . . .

„Und dieser andere Vater, dieser Kapitän, der mir stets von seinen kleinen Angelegenheiten vorredete, von seiner Freude, von dem Glücke, das er empfinden werde, wenn er das Gold seinem Töchterchen in den Schooß schütten könne . . . während meine Tochter verhungern konnte . . . o, es kostete mich Anstrengung, daß ich ihm nicht an die Kehle sprang! . . .

„Der Dummkopf pries mir auch die Anmuth, den Geist, die Schönheit seines Kindes. Als ob das meinige nicht tausendmal besser und schöner und herrlicher gewesen wäre!

„Und am nächsten Tage schon wollten sie über uns triumphiren, dieser verhaßte Mann mit seinem verhaßten Kinde, sie wollten ihr Geld zählen und immer wieder zählen und es betrachten von allen Seiten, und es dann anlegen in sicheren Renten und auf unsere Kosten leben und unsere Habe vergeuden? O, das durfte nicht sein. Nicht um die Welt. War ja ich noch da. Man hatte mir meine Beute entrissen, aber ich hatte ja Krallen, um sie wieder zu ergreifen!“

Damit streckte Simonnet, berauscht durch seine eigenen

Worte, fiebernd, fast wüthend, seine langen Hände gegen Lorenz aus und rief:

„Da sind sie, meine Krallen, siehst Du sie?!“

Er war wahrhaft entsetzlich in diesem Augenblick. Vor einigen Sekunden, beim Erzählen seiner Erinnerungen, da hatte er wohl auch seine Zornesblicke gehabt, seine Töne der Raserei, aber er war doch stets der Simonnet geblieben, den wir zu skizziren versucht haben: der Mensch, welcher sich empört gegen das Gesetz und die Moral, ein Verbrecher, gemildert durch den Strahl der Liebe und Aufopferung; ein Elender, aber ein Elender mit einem Abglanze unverwischbarer Menschenähnlichkeit.

In diesem Augenblicke aber war er ein Anderer: der Europäer war verschwunden, um einem Wilden Platz zu machen, aus dem Menschen war ein reißendes Thier geworden.

Der Sklavenhändler, der Treiber von Menschenheerden stand da in all' seiner Brutalität, seiner Barbarei, seiner Entsetzlichkeit.

Man sah ihn förmlich durch die Wüste schreiten oder durch den ungeheuren Urwald, sich vertheidigend mit Fingern und Nägeln gegen die Reptile und die Raubthiere, mit eigener Hand erwürgend den Sklaven, der sich, müde vom Leiden, zu widersetzen wagte.

Jahre hindurch war Lorenz in der Schule dieses Mannes gewesen, aber er hatte seinen Meister noch nicht erreicht in der Tiefe der Verderbtheit, denn er murmelte jetzt:

„Du hattest mir versprochen, ihn nicht umzubringen; Du wolltest ihm nur das Portefeuille stehlen . . .“

Simonnet war wieder ruhiger geworden; von einer heuchlerischen Ruhe, die abscheulicher war als seine Wuth. Und er sagte:

„Das sagte ich Dir nur, um Dir Skrupel zu ersparen; denn trotz meiner Lehren und meines Beispiels bist Du noch immer so dumm, Dir zu gewissen Stunden Gedanken zu machen, am Ende sogar ein Gewissen zu haben!“

Lorenz erröthete wie beschämt, indem er erwiederte:

„Es handelt sich da nicht um Gewissensbisse, sondern um die Gefahr, wenn man Dich entdeckt . . .“

„Nun, dann zahle ich dieses Verbrechen mit meinem Leben. Was liegt mir daran?“

„Und ich, ich, Dein Mitschuldiger?“

„Mein Mitschuldiger! . . .“ machte Simonnet verächtlich. „Du bist wahrhaftig nicht werth, so zu heißen. Du hast ja nicht theilgenommen am Morde, hast ja geglaubt, es handle sich bloß um einen einfachen Raub. Deine ganze Mitschuld besteht darin, daß Du einer Bedienerin einen Schlüssel entwendetest, daß Du mir Deine Schultern liehst, um mich das erste Stockwerk erreichen zu lassen, und daß Du in einem Garten Wache hieltest, um mich zu warnen, falls sich ein Neugieriger genaht hätte.“

„Aber selbst eine so leichte Theilnahme an einem großen Verbrechen wird mit Galeere auf Lebenszeit bestraft.“

„Ja, wenn die Geschworenen schlecht gewählt sind,“ lächelte Simonnet. „Aber zuerst mußt Du arretirt, überwiesen und gerichtet sein. Und kein Mensch kann einen Verdacht auf Dich haben. Wer soll errathen, daß dieser hübsche, fast bartlose, elegante, reizende Apollo hier jener Mann von beinahe fünfzig Jahren, mit dem grauen Barte, den langen Haaren und der schäbigen Kleidung ist? Wer kennt Dich überhaupt in Paris, wo Du meinen Lehren zufolge stets in wechselnder Gestalt auftrittst? Bald brünett, bald blond, bald rothhaarig; heute kahl wie ein Gelehrter, morgen gelockt wie ein Friseur; diese Woche leicht, schlank, graziös; acht Tage später schwerfällig und schmeerbäuchig wie ein Gastwirth. O, Du bist ein Virtuose in Verkleidungen — wenn Du wolltest, könntest Du ein Komödiant ersten Ranges werden. Und das freut mich um der Pläne willen, die ich mit Dir habe und die ich Dir jetzt enthüllen will.“

„Warum eben jetzt?“ fragte Lorenz.

„Weil man keine Stunde sicher ist — weder vor dem Tode, noch vor — dem Kerker.“



Ein altdeutscher Spruch von der Wartburg. Originalzeichnung von C. E. Döpler. (S. 90.)

„Du fürchtest, man könne Dich festnehmen?“ fragte der junge Mann erbleichend.

„Wer weiß?“ entgegnete Simonnet ruhig. „Wie gesagt also: wenn Du ein geschickter Komödiant bist, so bin ich wiederum ein geschickter Autor. Ich entwerfe einen Plan wie der beste General. Nur im Detail bin ich manchmal mittelmäßig . . . man kann eben nicht Alles sein. Und dann: ich mußte Alles selber thun, alle Personen und den Ort ausspioniren und so weiter. Dabei kann es leicht vorgekommen sein, daß ich irgend einen kleinen Fehler begangen, etwas übersehen habe, was mir heute oder morgen das Genick bricht. Zur Sache also!“

Zwanzigstes Kapitel.

Wetterleuchten.

Simonnet nahm nun Platz neben Lorenz und theilte ihm im Flüstertone, manchmal vorsichtig um sich schauend, als könnten die Wände lauschen, in langer Rede seine Pläne mit. Er schloß mit folgenden Worten:

„Wenn Du muthig diese Vorschriften befolgst, ohne Dich auch nur einen Schritt von dem vorgezeichneten Wege zu entfernen, wenn Du all' die Notizen, all' die Dokumente, welche ich für Dich gesammelt habe und Dir mitbringe, benützest, kurz, wenn Du mir blindlings folgst, dann wirst Du reich, unermeßlich reich.

„Ohne Stellung in der Welt, ohne Grundkapital könntest Du dieses Ziel nie erreichen. Deine Stellung in der Welt, ich habe sie Dir vorbereitet. Dank den Papieren, welche ich Dir übergeben werde, wirst Du mit Allem in Ordnung sein: Du wirst einen Titel, einen Namen haben. An Dir liegt es dann, mein Werk zu vollenden, Dir Verbindungen zu verschaffen. Mathilde hat deren schon einige, Du wirst sie vervollständigen, und euer Salon wird einer der gesuchtesten von Paris sein. Was das Geld betrifft, so habe ich fünfhundertsiebenundzwanzigtausend Franken in der Tasche. Es fehlen, wie Du siehst, dreitausend Franken — ich habe sie gebraucht . . . O, nicht für mich! sondern für Dich. Um die Affäre vorzubereiten. Du wirst jene Summe in zwei oder drei Theile theilen, die euch erlauben werden, bequem zu leben bis zu dem Augenblicke, wo Du über jene großen Einkünfte schalten wirst, welche ich Dir versprochen habe.

„So wird mein Traum erfüllt! Mathilde wird reich und angesehen sein, und mir, mir wird sie's zu verdanken haben. Du wirst ihr gar nichts gegeben haben, denn Du bist mein Werk, ich bin's, der Dich schafft. Aber nur, weil sie Dich anbetet; denn wenn ich mich Deiner nicht annähme, was würdest Du jemals erreichen, armer Junge? Und Du mußt doch etwas sein . . . um ihretwillen.“

Mit diesen Worten trat er an den Tisch, auf welchem die Lampe stand, und zog drei Papierpakete aus seiner Tasche. Das erste enthielt Notizen, mit feiner und gedrungener Schrift.

„Dieß sind Deine Dokumente,“ sagte er, indem er sie Lorenz übergab.

Das zweite Paket enthielt Geburtsscheine, Todtenscheine, Heirathskontrakte, kurz, alle jene Akten, welche den Civilstand eines Individuums darstellen, seine Abkunft und seine Legitimität. Die Schriften waren mit den Unterschriften, den Visas, den Siegeln mehrerer ausländischer Gesandtschaften versehen.

Dann nahm er ruhig und ohne eine Miene zu verziehen die Papierhülle von dem dritten Päckchen und brachte das rothe Portefeuille zum Vorschein, in welchem Kapitän Guérin die fünfhundertdreißigtausend Franken verwahrt hatte . . . die Mitgift seines Herzenskindes.

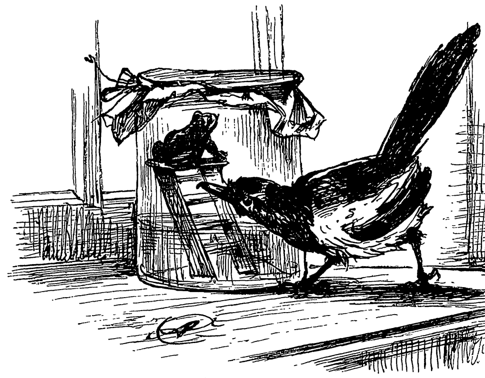
Simonnet nahm die Banknoten, legte sie auf den Tisch, trat an den Kamin, warf das Portefeuille in die Flammen und sagte:

„Das muß vernichtet werden. Es könnte kompromittiren.“

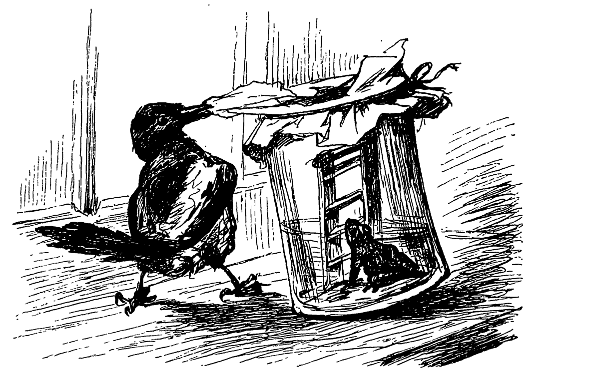
Und er wachte so lange am Feuer, bis das Portefeuille

Die neugierige Elster.

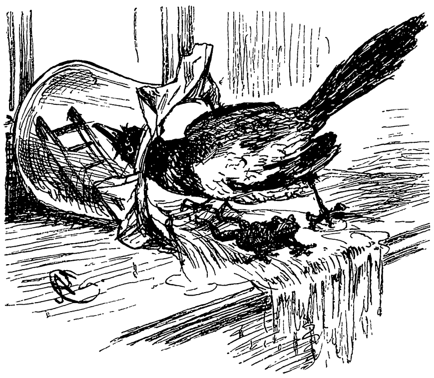
Originalzeichnungen von C. Arnold.



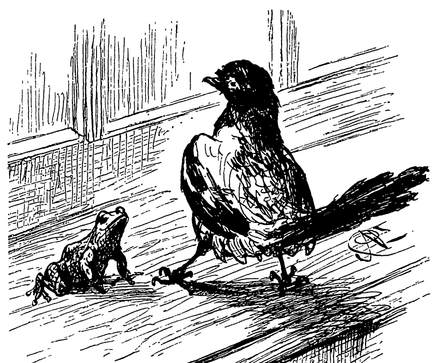
Die dieb'sche Elster voll Neugier
Beschaut sich hier ein Froschenthier.



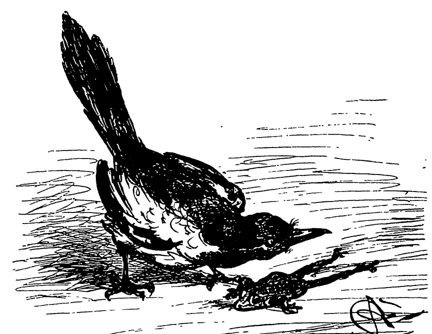
Und meint, das wär' ein Leckerbissen,
Flugs wird der Deckel abgerissen.



„Ei!“ denkt der Frosch, „jetzt topp in's Gras“ —
Die Elster glaubt ihn noch im Glas!



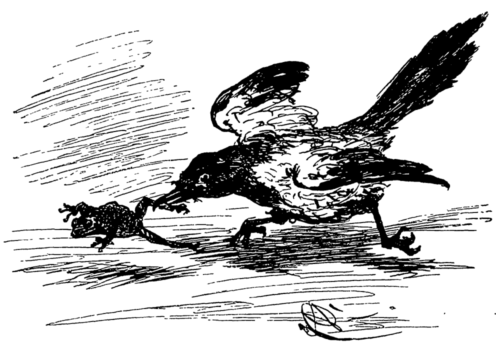
Doch bald hernach steh'n vis-à-vis
Sich 's Fröschlein und das Federvieh.



In List der Frosch wie todt da liegt,
Die Elster aber traut ihm nicht.



Da plötzlich macht der Frosch 'nen Satz,
Und nun entflieht der feige Matz.



Nachdem die Flucht so leicht geglückt,
Den Frosch sie in die Beine zwickt.



Doch naht schon strafend eine Faust,
Die zornentbrannt die Elster zaust.



Und nun in's leere Glas hier stiert
Die Elster und — philosophirt.

zu Asche geworden war. Dann trat er an den Tisch zurück und zeigte auf die Banknoten.

„Nimm," sagte er zu Lorenz. „Nimm diese Papierfetzen, aus denen ich mir für meinen Theil nichts mache, die ich aber nicht verschmähe — für sie." Und da Lorenz sehr blaß ward und erbebte und zögerte, setzte er hinzu: „Mir scheint gar, Du fürchtest Dich, daß man diese Banknoten in Deiner Hand erkennen und Dich für den Schuldigen halten könne? Beruhige Dich. Ich habe sie eine nach der andern aufmerksam gemustert, sogar durch die Lupe; sie haben kein besonderes Merkzeichen an sich und sehen aus wie alle anderen. O, was Dich betrifft, da treibe ich die Vorsicht auf's Aeußerste. Glaubst Du, ich würde Dir irgend eine zerrissene, beschmutzte, durchstochene Banknote geben, bei deren Anblick sich der Notar erinnern würde: ‚die habe ich ja dem Kapitän Guérin gegeben!' Nimm nur ganz ohne Scheu. Oder willst Du sie vielleicht in's Feuer werfen, wie das Portefeuille? Das ist dann einfach die Armuth — das Elend für Dich, für sie. Ja, es ist vielleicht auch Deine Trennung von Mathilde: denn mit ihrem verwöhnten Herzen, ihrem Durst nach Luxus und Bequemlichkeit würde ihre Liebe zu Dir nicht lange Stand halten in der Armuth an Deiner Seite . . ."

Da faßte Lorenz jählings, krampfhaft die Masse Banknoten und schloß sie in seinem Schreibtische ein.

Simonnet kannte gar wohl das Mittel, die letzte Skrupel, den letzten Widerstand seines Schülers zu besiegen. Dieselbe Leidenschaft für dasselbe Wesen kettete diese beiden Verbrecher an einander.

Wie Lorenz sich umwandte, sagte Simonnet:

„Ich habe heute Alles in Ordnung bringen wollen, weil ich nicht weiß, ob ich euch jemals wiedersehen werde."

„Sie verlassen Paris?" fragte Lorenz lebhaft.

„So dumm bin ich nicht. Ich verlasse weder Paris, noch das Haus, welches ich bewohne, noch die Stelle, welche ich bekleide. Das beste Mittel, um Verdacht zu erwecken, ist, seine Gewohnheiten zu ändern. Ich werde mich also davor hüten. Aber wenn die Flucht gefährlich ist, so ist es mein Hierbleiben vielleicht ebenfalls. Um also Dich und Mathilde nicht zu kompromittiren, ist es nöthig, daß wir uns nicht wiedersehen; alle unsere Verbindungen hören von heute an auf. Dabei bleibt es." Dann fügte er langsam, nachdrucksvoll hinzu: „Wenn es geschehen sollte, daß man mich verhaftet, dann dürft ihr — weder Du noch Mathilde — unter keinem Vorwande, in keiner Lage jemals verrathen, daß ihr mich gekannt habt. Meinen Namen Simonnet soll nie ein Mensch erfahren! Was meinen hiesigen Namen betrifft, der, unter welchem ich vor Gericht stehen werde, so kennst Du ihn; aber Mathilde darf ihn nie kennen lernen! Dieß ist mein ausdrücklicher Wille, vergiß es nicht. Und wenn ich verhaftet, gerichtet, zum Tod verurtheilt bin, so soll sie nie erfahren, daß es sich um mich handelt, und daß es ihr Vater ist, den man hingerichtet hat.

„In fünf Minuten wird sie hier sein. Nun noch ein letztes Wort zu Dir: fürchte Dich nicht — habe keine Angst! Wenn sie Dich zittern sähe, würde sie leiden. Mit diesem Gelde da habe ich Dir mein Vertrauen bewiesen — das heißt meinen Glauben an Deine Liebe für Mathilde. Ihr allein darfst Du es geben nach und nach, für sie allein darfst Du es ausgeben. Was mich betrifft, darfst Du mir ebenfalls vertrauen: ich würde mich eher in Stücke reißen lassen, als Dir das geringste Uebel zufügen, so lange Du sie liebst, so lange sie Dich liebt. Aber wehe Dir, wenn Du ihr jemals weh' thust oder sie kränkst . . . Denn dann, aber dann sicher — schreie ich aus, daß Du mein Mitschuldiger bist! Bedenke, ich hätte Dich ja gar nicht gebraucht bei dem Verbrechen auf dem Boulevard Bessières . . . indem ich Dich hinzunahm, hatte ich nur den einen Zweck: Dich ganz in meine Hand zu bekommen. Wenn ich schweige, bist Du sicher; wenn ich rede, bist Du verloren! — Es ist elf Uhr. Mathilde kommt. Kein Wort davon vor ihr!"

Und Simonnet täuschte sich nicht. Mathilde trat in's Vorzimmer, gleich ihrem Vater mit Hülfe eines Schlüssels, den sie besaß. Lorenz eilte ihr entgegen, während Simonnet im Zimmer wartete — ruhig vor dem Kamin stehend.

Sie trat bald ein und brachte gleichsam Glanz in die Schatten dieses Zimmers. Sie warf den Mantel ab und ihre herrliche Gestalt streute die Funken der Schönheit in das Dunkel, sie nahm den Schleier von ihrem Haupte und ihr liebliches Gesicht ward sichtbar. Sie näherte sich ihrem Vater und er drückte einen kurzen, kalten Kuß auf ihre Stirne. Aber sein Auge war dabei voll Schimmer, wie das eines guten und glücklichen Menschen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine Liebesidylle.

Wie Mathilde an der Seite ihres Geliebten saß, wandte sich Simonnet plötzlich zu ihr.

„Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Ich dachte es wohl, und bin fast neugierig auf das, was Du mir zu sagen hast, Vater; denn Du hast Recht gehabt, man überwacht mich seit heute. Ein weiblicher Detektiv hat sich bei mir installirt, und ich gestehe, daß ich nicht begreife, was das heißen soll."

„Die Sache ist doch einfach, und Du hättest darauf gefaßt sein können," entgegnete Simonnet. „Vor zwei Tagen ist in Batignolles ein Verbrechen verübt worden: der Kapitän Guérin wurde ermordet, einige Stunden nachdem er das Vermögen seines Bruders in Empfang genommen hatte. Man hat den Mörder noch nicht entdeckt, ist also auf Konjekturen, auf Muthmaßungen beschränkt. Der Notar hat jedenfalls ausgesagt, daß die geraubte Summe von fünfhundertdreißigtausend Franken eine Zeitlang von Rechtswegen Dein Eigenthum gewesen ist . . . Und so ist man endlich darauf gekommen, zu vermuthen, Du könntest mit dem Verbrechen irgendwie in Verbindung stehen . . ."

„Ich!" rief Mathilde achselzuckend. „Welche Idee!"

„Es sind nur Muthmaßungen, wie ich Dir gesagt habe," fuhr Simonnet hastig fort. „Aber die Polizei gibt ihnen oft Folge, wenn sie eben gar keine andere Spur entdecken kann und dadurch verwirrt und gleichsam toll gemacht wird."

„Und toll muß man wirklich sein, um zu glauben, daß ich . . ."

„Du, Du? Betrachte doch die Sache mit nüchternen Augen, Kind, so wie ich Dich's gelehrt habe. Für die Polizei ist Deine Stellung nicht ganz klar. Du kommst, man weiß nicht recht woher. Du bist das Kind einer längst verstorbenen Fremden und eines gewissen Simonnet, eines verschollenen Abenteurers. Du trittst in Paris auf unter einem erborgten Namen, im Kostüm einer Feenkönigin. Dann führst Du eine geheimnißvolle Existenz, Du lebst im Luxus, und man weiß nicht, wer denselben bestreitet. Freilich siehst Du reiche und hochgestellte Männer bei Dir. Aber laß sie vor den Richter gerufen werden, so wird Jeder unter seinem Eide erklären, daß er Dir nie das geringste Geldgeschenk gemacht hat. Nicht wahr?"

„Natürlich," entgegnete Mathilde stolz.

„Dank meiner Vorsicht hat man keine Ahnung von Deinem Verhältnisse zu Lorenz, noch von seiner Existenz überhaupt. Wovon also lebst Du? Die Polizei weiß es nicht, und wird es nie wissen, daß der Abenteurer Simonnet, anstatt seine Haut in Afrika zu lassen, ein hübsches Stück Geld von dorther mitgebracht hat, das Du mit Deinen schönen Zähnen vernascht hast und daß Dir Dein Lorenz hier dabei weidlich geholfen hat. So ist also der guten Polizei Deine Stellung nichts weniger als klar, und ich vermuthete mit Recht, daß man augenblicklich irgend einen Spion auf Dich loslassen würde."

„Es ist aber eine Spionin."

„Um so ärger! Wenn einmal die Frauen anfangen den Polizeimann zu spielen, dann sind sie auch sehr geschickt darin. Du bist sicher, daß man Dir nicht gefolgt ist?"

„Ganz sicher. Ich kann aber nicht dafür stehen, ob nicht morgen, wenn ich wieder in dieses Haus hier gehe . . ."

Er unterbrach sie rasch, fest.

„Du wirst nie wieder hieher kommen, weder morgen, noch jemals wieder!"

Sie wandte sich erschreckt zu Lorenz und faßte ängstlich seine beiden Hände.

„Was sagt er?" rief sie. „Ich sollte Dich nicht wiedersehen?!"

„Beruhige Dich," sagte Lorenz, sie liebevoll anblickend, während Simonnet fortfuhr:

„Das meinte ich nicht. Wer denkt daran, euch zu trennen? Weiß ich nicht, daß das unmöglich ist? . . . Ich will euch nur für eine kleine Zeit auseinander halten . . . Euer eigener Vortheil erheischt das. Diese geheimnißvolle Existenz, die ihr bis heute geführt habt, kann nicht fortdauern. Der Augenblick ist gekommen, wo ihr euch vor aller Welt lieben sollt."

„Wirklich!" rief Mathilde strahlend. „Was muß ich thun?"

Simonnet trat vor seine Tochter und sagte ihr:

„Dein Lorenz ist nicht nur ein schöner Junge; er hat einen Namen, einen Titel, ein Vermögen. Familienverhältnisse haben ihn bisher gezwungen, selbst vor Dir eine Art Inkognito zu wahren. Heute aber hat er keinen Grund mehr zu schweigen, und er hat mir soeben erklärt, daß er Dir den Rang geben will, der Dir gebührt, und daß Du seine Gattin werden sollst."

Erstaunt befragte sie Lorenz mit dem Blicke. Er nickte zu dem Gesagten.

„Aber," fuhr Simonnet fort, „ich wiederhole es, ihr müßt damit anfangen, euch zu trennen."

„Auf wie lange?" fragte sie unruhig.

„Auf vierzehn Tage, drei Wochen, einen Monat vielleicht," sagte er, die Zahl so steigernd, daß dieselbe seinem Kinde weniger weh thun möge.

„Wie lange das ist!" sagte Mathilde.

„Du vergißt," sagte Simonnet, und es lag ein Ton von Bitterkeit in der Stimme des armen Mannes, „daß ihr dann das ganze Leben vor euch habt, um euch nie wieder zu verlassen, um euch immer zu lieben! Aber jetzt wird Lorenz seine kleinen Reisevorbereitungen machen. Kehre also heim, mein Kind, so bald als möglich. Du darfst nicht lange ausbleiben. Morgen früh wird er alle seine Angelegenheiten ordnen, seine Möbel verkaufen, seine Wohnung kündigen und sagen, daß er in seine Heimat zurückkehrt. Dann wird er vor aller Welt den Weg nach dem Südbahnhofe einschlagen und ein Billet nach Spanien lösen. Was er dann zu thun hat, weiß er, und seine Rückkehr ist ihm so genau vorgeschrieben wie seine Abreise."

„Und diese ganze Zeit über soll ich ohne Nachricht von ihm bleiben?" fragte Mathilde.

„Keineswegs. Er wird Dir aus Spanien schreiben, und Du kannst sogar seine Briefe Deinen Freunden zeigen, sie auf seine Ankunft vorbereiten und auf seine Bekanntschaft. Die Fabel, die Du ihnen, wenn Du wünschest, vortragen magst, lautet: Du hast ihn in Wien kennen gelernt, er hat Dir den Hof gemacht; aber Du warst arm und seine Familie willigte nicht in eure Heirath. Er hat Dich aber nie vergessen, er ist Dir treu geblieben. Und er ist es gewesen, der seit vier Jahren von Havanna aus über Dich gewacht hat, der für Deine Bedürfnisse gesorgt hat. Du durftest Alles annehmen von ihm, es war ja doch nur eine Vorausgabe auf die Mitgift, da er entschlossen war, Dich zu heirathen an dem Tage, wo er sein eigener Herr würde. Nun ist er's geworden: sein Vater ist todt. So hat er denn nichts Eiligeres zu thun, als nach Frankreich zurückzukehren, um Dich aufzusuchen. Das Geheimniß Deines hiesigen Lebens wird dadurch aufgeklärt. Deine Vergangenheit wird heller und die Zukunft klarer. Das, meine liebe Mathilde, habe ich mit Lorenz beschlossen. Versuche nicht, ich bitte Dich, das Nähere zu ergründen, die Schleier zu heben, die noch vor Dir schweben. Laß Dich leiten von mir, ohne zu fragen, ohne etwas zu wissen, ohne selber zu handeln, vertrauend auf die Zukunft, da Du ja doch weißt, daß ich sie für Dich überwache. Du hast Dich ja noch nie über Dein Vertrauen zu mir zu beklagen gehabt, nicht wahr? Dein Leben ist nicht allzu arm gewesen — diese Gerechtigkeit mußt Du mir widerfahren lassen."

„Gewiß," sagte sie langsam.

„Gut. Das belohnt mich, mehr verlange ich nicht. Jetzt werde ich Dich ohne Kummer verlassen."

„Sie wollen mich auch verlassen?" fragte sie.

„Gewiß. Wo könnten wir uns sehen? Es darf keine heimlichen Zusammenkünfte mehr geben. Von heute an mußt Du im vollsten Lichte leben vor aller Welt. Uebrigens habe ich auch für mich zu sorgen. Ich kehre vielleicht nach Afrika zurück. Du hast mich viel gekostet, ich habe mehr Ausgaben gehabt, als ich tragen konnte, ich muß mir dort unten ein neues Vermögen erwerben."

„Sehe ich Sie aber doch noch vor Ihrer Abreise?"

„Ich weiß noch nicht. Für jetzt sage ich Dir Adieu, denn es wird spät, und ich habe euch nichts mehr zu sagen. Erinnert euch nur, daß ich stets über euch wache. Vor Allem Du, vergiß es nicht, Lorenz! Adieu."

Er reichte zuerst dem jungen Manne die Hand, dann, als Mathilde sich gegen ihn neigte, drückte er einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn, grüßte sie noch einmal mit der Hand und schritt durch den Salon, um fortzugehen.

Auf der Schwelle aber wandte er sich jählings um, stürzte auf seine Tochter zu, nahm sie in seine Arme, bedeckte einen Augenblick hindurch ihre Hände, Wangen, Stirne, Haare mit fieberhaften Küssen. Dann stieß er sie zurück, raffte sich auf und ging fort — dießmal ohne zurückzuschauen. —

(Fortsetzung folgt.)

Rezepte.

Schwarzlackirtes Leder glänzend zu machen. Als ein Herstellungsmittel des Glanzes auf lackirtem Leder wird empfohlen, 5 Thle. Stearinsäure in 7 Thln. Terpentinöl warm zu lösen und bis zum völligen Erkalten zu rühren, wobei 3 Thle. Kienruß zugesetzt werden. Man nimmt ein wenig dieser Salbe auf ein dünnes Läppchen und reibt das lackirte Leder damit ein, dann polirt man mit reinen weißen Läppchen nach.

*

Ein Mittel gegen Holzfäulniß gibt Filialvorsteher K. Fleischer in Gonobitz an. Derselbe berichtet: „Beiläufig vor vier Jahren wollte ich einmal einen Versuch zur Vertreibung der Erdflöhe und des Glanzkäfers dadurch machen, daß ich Steinkohlentheer mit Asche zusammenmischte, welches Gemenge ich dann über die Pflanzen streuen wollte. Eben, als ich den Theer in die Asche goß, wurde ich abberufen, kehrte nach kurzer Zeit zurück, fand aber anstatt Theer in der Asche ein holzkohlenartiges Gefüge, welches keinen Geruch (oder sehr schwachen) mehr nach Theer hatte. Erstaunt über diese Verwandlung, machte ich mehrmals den Versuch, der immer gleiches Resultat lieferte. In eben diesem Jahre hatte ich in einem ebenerdigen Zimmer meines Hauses den Fußboden zu legen, bei welcher Gelegenheit ich einen praktischen Versuch mit der Vermischung des Theers durch Asche ausführte, um damit die schnelle Fäulniß des Fußbodens zu hindern. Ich strich die Bretter auf der nach unten liegenden Seite mit Theer an und streute so viel Asche darauf, daß der Anstrich ganz bedeckt war, und ließ den Boden gleich darauf legen, bei welcher Arbeit nicht der geringste Geruch nach Theer wahrgenommen wurde und die Bretter ganz trocken waren. Dieser so gelegte Fußboden zeigt heute noch keine Spur der Fäulniß, noch weniger eine Schwammbildung, welche bei früher gelegten Böden immer auftrat, so daß schon nach zwei Jahren Reparaturen vorgenommen werden mußten. Ich halte dafür, daß sich diese Methode bei Anlage von Mistbeeten und Treibhäusern vorzüglich bewähren müßte."

*

Seifenmilch oder Seifenemulsion, das beste und billigste Hausmittel gegen rauhe und aufgesprungene Haut, wunde Stellen und dergleichen, kann man sich leicht bereiten, indem man 1 Thl. beste geschabte Marseillerseife in 10 Thln. kochenden Wassers löst, die Lösung fast erkalten läßt und dann mit 1/4 Thl. Provenceröl versetzt und schüttelt, wobei eine milchige Flüssigkeit entsteht, die sich längere Zeit milchig erhält und beim Schütteln immer wieder brauchbar wird. Man kann auch mehr Oel, als in der Vorschrift mitgetheilt wurde, anwenden, wenn man eine dickere Emulsion darzustellen wünscht.



Viktor Emanuel und das Geld.

In Geldsachen war Viktor Emanuel eben nur zu sehr ein großes Kind. Manchmal genirte er sich, den Grafen Visone seinen Mangel an Kleingeld wissen zu lassen. In solchen Fällen nahm er seine Zuflucht zu einem eigenthümlichen Auskunftsmittel, welches natürlich dem Hausminister nach und nach geläufig wurde, von dem der König lachend zu sagen pflegte, daß Visone sich lieber einen Zahn ausziehen lasse, als daß er ein Tausendfrankenbillet hergebe. Der König wußte, daß er für außergewöhnliche Summen nie geneigtes Ohr fand bei Visone. Um ihn daher nicht direkt in's Gebet zu nehmen, ging er ihn auf Umwegen an. Der König, dem es nie an Wildpret und Geflügel fehlte, schickte, wenn es ihm um Geld auf den Nägeln brannte, dem Herrn Minister einen prächtigen Fasan, ohne ihm irgend etwas sagen zu lassen. Der Minister pflegte sich dann höflichst durch den Ueberbringer zu bedanken, blieb aber gewöhnlich für diese Blumensprache des Königs taub. Eine Stunde später erschien der königliche Diener wieder mit zwei Fasanen, nach zwei Stunden mit vier, nach drei Stunden mit acht u. s. w., bis dann der letzten Sendung schließlich ein Handbillet, welches 20—30,000 Franken begehrte, zu folgen pflegte. Aber auch dann ergab sich der Graf Visone noch nicht, sondern schickte häufig nur die Hälfte oder gar nur ein Viertel der verlangten Summe, indem er dem König sagen ließ, seine Kasse sei damit erschöpft. Das nahm aber Viktor Emanuel seinem Minister nie übel; dafür behielt er sich jedoch stets vor, sich über den Grafen Visone sowohl, als über den Grafen Castellengo, welcher das Hausministerium zuweilen interimistisch leitete, in ihrer und anderer Leute Gegenwart wegen ihrer Sparsamkeit lustig zu machen. Hauptsächlich war der Graf Castellengo, wenn er während des Urlaubs des Grafen Visone das Regiment im Schlosse führte, die Zielscheibe seines Witzes. Einschränkungen jeder Art, große Ersparnisse und die Kasse voll Geld, das war der Stolz des Grafen Castellengo während seiner Amtsführung; seinem Kollegen Visone pflegte er dann bei Wiederübernahme des Ministeriums einige Millionen baares Geld mit großer Genugthuung zu übergeben. Der König wußte aber, daß der gute Castellengo während der ganzen Zeit keinen Lieferanten bezahlt hatte, und pflegte dann unter schallendem Gelächter die Reformpläne des sparsamen Grafen zum Besten zu geben und sein großes Talent zu rühmen. Bald erzählte er, der Graf habe bei einem Galadiner, um zu sparen, eine ganze Anzahl von Schaugerichten aus Pappe auftragen lassen, zwischen denen nur hie und da wirkliche Gerichte gestanden hätten, die dann unter den Gästen herumgereicht worden. Ein anderes Mal versicherte Viktor Emanuel, Castellengo habe eine neue Hoflivrée erfunden zu doppeltem Gebrauche, so daß man dieselbe nur umzuwenden brauche, um sie als rothe Galalivrée bei festlichen Gelegenheiten, und für gewöhnlich mit der Kehrseite von blauem Tuche zu benützen. Dabei habe er aber, setzte der König hinzu, den Bedienten streng verboten, unter der langen Livrée mehr als Unterhosen zu tragen, weil die Sammethosen zu theuer seien und geschont werden müßten. Jeder Geiz war dem König zuwider, und überall, wo er persönlich eingreifen konnte, gab es keine Knickerei. Davon legen viele Anekdoten glaubwürdiges Zeugniß ab. Gewöhnlich hatte der König kein Geld bei sich und der General Galletti mußte dann aushelfen. Häufig aber gab der König auch persönlich Almosen, wobei der Empfänger stets am besten fuhr, jedenfalls besser, als wenn das Geschenk von der Hofkasse geschickt wurde. Der General Galletti war zehn Jahre hindurch der unzertrennliche Begleiter des Königs, der ihn scherzweise seinen „Großcigarrenanzünder" nannte. Von seinen militärischen Fähigkeiten erzählt die Geschichte nichts; militärische Bedeutung war überhaupt in Friedenszeiten wohl fast nie der Maßstab, den Viktor Emanuel bei der Auswahl seiner Generaladjutanten, die ihn täglich umgaben, anlegte. Der ganze Zuschnitt des Hofes war kein militärischer und ist es auch jetzt unter König Humbert nicht. Der General Galletti pflegte den König stets am Eingange des Theaters zu erwarten, natürlich in Civilkleidern, wie alle selbst im aktiven Dienst stehenden italienischen Generale, wenn sie sich nicht gerade vor der Front befinden; die Hauptbeschäftigung Galletti's war die, den König mit allen Neuigkeiten bekannt zu machen, bei denen der Stadtklatsch eine Hauptrolle spielte. Im Theater erschien der König immer nur in der Proszeniumsloge, von der er die Tänzerinnen am besten mustern konnte. Eines Abends sah er durch die Milchscheiben der Glasthüre die Figur Galletti's auftauchen. Im Nu hatte der König einen Bleistift, den er in allen Taschen führte, zur Hand und entwarf von dem General eine überaus ähnliche Karrikatur im Schattenriß, die allgemeine Heiterkeit hervorrief. Als der König am nächsten Abend auf einen Augenblick wieder in die Loge trat, war ein Logendiener eifrig beschäftigt, die Scheibe mit einem Tuche abzureiben. „Was machst Du da?" fragte der König. „Majestät," antwortete der Diener, „irgend ein Schafskopf hat sich erlaubt, eine Figur mit dem Bleistift auf die Scheibe zu zeichnen. Ich bin nun bemüht, die Zeichnung auszuwischen." — „Schon gut," antwortete der König lachend, „der Schafskopf, der die Figur zeichnete, bin ich selber; laß dieselbe nur ruhig stehen." Der Bediente stand da wie ein begossener Pudel. Der König aber und seine Begleiter lachten auf's Herzlichste über den Schreck des armen Teufels, der nicht rasch genug aus der Loge kommen konnte.



Anekdoten und Witze.

Mißbrauchtes Vertrauen.

Ein preußisches Kavallerieregiment hatte Kommando und Uebung. In demselben befand sich ein Mann, ein braver Kerl, tüchtiger Soldat, der indessen seine bösen Stunden hatte und dann zu den schlimmsten Exzessen neigte, deßhalb auch schon viele schwere Strafen erleiden mußte. Es ist Sitte, daß nach Beendigung solcher Uebungen, wie jene war, die Offiziere den Mannschaften ein paar Fässer Bier spenden, dem auch unser X. tapfer zusprach, der nebenbei aber auch einer wohlgefüllten Schnapsflasche Bescheid that. Endlich kam das Kommando zum Besteigen des Zuges. X. befand sich indessen in einer so gehobenen Stimmung, daß ihm das Abreisen nicht paßte. Er verweigerte, dem Befehl Folge zu leisten. Der Rittmeister übersah die schweren Folgen eines solchen Benehmens und nahm ihm die Flasche fort, während Lieutenant v. A. sich bemühte, den Soldaten zur Vernunft zu bringen.

„Herr Lieutenant," sagte nun der Soldat, „wir haben uns zwar Beide immer nicht gut besehen können, aber das müssen Sie mir doch zugeben, das ist doch schlecht von Hans (Spitzname des Rittmeisters), mir die Flasche fortzunehmen. Nein, nun machen Sie, was Sie wollen, ohne Flasche steige ich nicht ein."

Der Zustand des Soldaten war ein solcher, daß man einsah, er rannte in sein Unglück, wenn man nicht Rücksicht nähme. Der Rittmeister goß deßhalb den Schnaps heimlich fort, gab ihm die Flasche und befahl nun streng dem Soldaten, einzusteigen. Dieser besieht die Flasche und sagt:

„Nee, Herr Rittmeister, das ist aber unverschämt. Einen oder zwei Schluck hätte ich Ihnen gern gegönnt, aber die ganze Flasche auszutrinken — nee, das ist power!"

Und damit stieg er unter dem Gelächter der Offiziere und Kameraden in den Zug, schlief ein, und als er in Berlin erwachte, wußte er nichts von dem Vorgange und war der alte stramme Soldat, der zu seinem Glück nun bald darauf zu den Reserven entlassen wurde.

*

Richtiges Fazit.

„Sag', Mayer, warum hast Du gestern in der Synagoge so geweint?"

„'s hat mich so angegriffen, wie der Rabbiner in de Bußpsalmen hat gesungen: Du bist von Staub und wirst zu Staub."

„Brauchst De zu weinen! Wärst De von Gold und müßt De werden zu Staub, hättest De zu verlieren 100 Prozent. So bist De von Staub und wirst zu Staub, gewinnst De nichts und verlierst nichts."

*

Gast: Kellner! Nehmen Sie den Fisch zurück, er riecht!

Kellner: Aber, ich bitte Sie, mein Herr! Bei der furchtbaren Julihitze jetzt riechen die Fische schon, ehe sie gefangen werden!

*

Ein in Milwaukee erscheinendes Blatt bring't folgende originelle Notiz:

„Eine junge Dame von Oswego verlor, während sie in ihren Kirchensitz trat, eine Augenbraue. Der junge Mann, der sie begleitete, erblickte letztere am Boden liegen und fiel in Ohnmacht — er glaubte nämlich, das Ding, das auf dem Teppich lag, sei sein Schnurrbart."

*

Langsamer Tod.

Bei der Bestattungsfeier des Prinzen Napoleon in Chislehurst befand sich unter den Leidtragenden ein französischer Veteran, General Schramm, welcher der Schlacht bei Leipzig beigewohnt hat. Wie es heißt, fand der erste Napoleon den damaligen Lieutenant — jetzt ist er 95 Jahre alt — nach der Schlacht bei Friedland schwer verwundet und anscheinend sterbend auf dem Schlachtfelde liegen. Schramm weinte und der Kaiser fragte ihn, weßwegen er dieß thue. Die Antwort lautete:

„Weil ich sterben muß, ohne Kapitän geworden zu sein."

Um dem jungen Manne die letzten Augenblicke zu versüßen, machte ihn Napoleon auf der Stelle zum Kapitän. Die letzten Augenblicke haben ziemlich lange gedauert.

*

„Darf ich mich Ihnen ergebenst vorstellen, Herr Prinzipal; ich heiße Cohn!"

Mit diesen Worten trat ein auffallend jüdisch aussehender junger Mann in ein Comptoir.

„Das sehe ich," antwortete der Prinzipal.

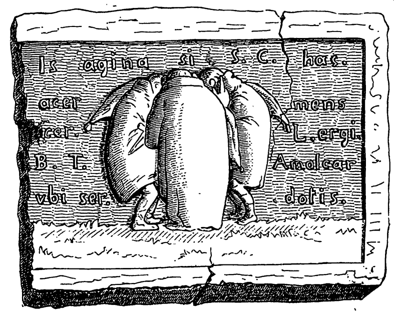
Anagramm.

Weh! wenn es tobend durch die Räume fährt;
Versetzt — wird's hoch im Orient verehrt.

Auflösung des Räthsels Seite 72:

Strumpf.

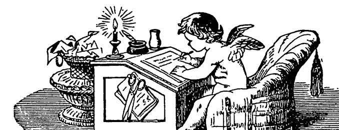
Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 72:

Nichts vertrocknet bälder als Thränen.

Kleine Korrespondenz.



N. S., Luxbg. Unserer Verlagshandlung ist es noch nicht gelungen, ein Pendant zu „Wolf und Lamm" ausfindig zu machen. Zu „Gang zur Kirmes" empfehlen wir Ihnen als passendes Gegenstück: „Die ereilten Flüchtlinge", Preis für Abonnenten 1 Mark.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Ida M......n, Cöthen (könnte nur falsch ausgelegt werden); Marie Oklie, St. Petersburg; Marie Westphal, Stolp; Franziska Teat, Ornontowitz; Mathilde Mehlber, Berlin; Henriette Meyer, Ulm; Frau Bertha Simmler, Lemberg; Emma Zorn, Olmütz; Hrn. J. Kruh, Ibaraz; O. Jaidl, Weimar; W. Alsdorff jun., Köln; J. Laurisch, Lüben; O. Stein, Prag; Schauberger, Obernhof; A. Mushövel, Barmen; A. Hänsler, Wien; A. Möbus, Wetzlar; Schaffry, Langensalza; O. Laub, Berlin; Lenz, Wusterhausen; R. Staar, Meseritz; L. Teplitz, Breslau; P. Westphal, Stolp; A. Löwy, Wien; H. Rohé, Mühlhausen; L. Dehmel, Hirschberg; R. Pasch, Prag.

Frln. B. R. in Fr. Praktische Anleitung zur amerikanischen Glanzbügelei von Rosa von Eichenfels, Leipzig, Müller & Wagner's Buchdruckerei.

B. und S. in Achen. Echtes persisches Insektenpulver — aber richtig anwenden, hineinblasen in die Ritzen und Matratzen.

Hrn. G....... in Berlin. Sehr hübsch — eine Aufgabe wird benützt werden — verbindlichsten Dank.

Hrn. K. Heller in Innsbruck. Wir werden unser Möglichstes thun. So schnell läßt sich dieß jedoch nicht ausführen.

Hrn. K. 116 Posen. Ganz nett, aber zu schwer.

Hrn. H. Grohmann in Bl. Sämmtliche Instrumente, Muster 2c. durch Moriz Schäfer's Verlagsbuchhandlung in Leipzig zu beziehen.

Aerztliche Korrespondenz.

Frln. Bertha S. in Köln. Nesselsucht kommt meistens vom Genusse gewisser Speisen. Vermeiden Sie alle körnerreichen Früchte, sowie Krebse, Hummern und dergleichen Gethier.

Hrn. G. O. T. in St. Johann. Einreiben mit Quecksilbersalbe wird zum Ziele führen. Näheres kann nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Herrn Berather mitgetheilt werden, da zur öffentlichen Besprechung nicht geeignet.

Abonnent in Thorn. Derartige Mittel können nur durch einen Arzt, welcher den Kranken persönlich behandelt, verabreicht werden; beide Krankheiten sind heilbar.

Anfragen*).

9) Wie kann man Petroleum, wenn es verschüttet wird und in Brand geräth, löschen, da Wasser sich als nutzlos erweist?

P. R. in München.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 8. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman von **Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.)

Marguerite starrte zu Boden und ging langsam in ihr Zimmer; sie kleidete sich jetzt nicht zum Spazierritt an, sie ließ auch keine Meldung dem Groom machen, Andromeda zu satteln, sie rief nach ihrer getreuen Zofe.

Diese, eine bewegliche, nicht mehr ganz junge Person mit brennend schwarzen Augen, erschien.

„Hast Du mir nicht einmal von einem Mädchen erzählt, einer Landsmännin des Herrn Mielewsky, welche in dessen Schutz nach Paris gekommen?“ frug Marguerite das Mädchen.

„Ja, Fräulein — eine junge Kunststopferin war dieß; sie soll sich aber nicht gut mit ihrem Beschützer gestanden haben, wie ich jetzt erfahren — sie ist auch schon fortgezogen von dem Quartier latin,“ plauderte das Kammermädchen, „und arbeitet,“ fuhr sie fort, „bei der Madame Colbran, Sie wissen, Fräulein, der berühmten Stopferin, der wir auch schon Manches in Arbeit gegeben.“

„Ich erinnere mich. Wo wohnt denn diese Madame Colbran?“ forschte, mit ihrer Schlafrockquaste spielend, Marguerite.

„In der Rue Joubert.“

„Haben wir vielleicht gerade etwas für sie zu thun?“

„Ja, Fräulein wissen ja, an dem Lyoner Kleid ist das eine Maßlieb aufgegangen. Madame Colbran übernimmt auch dergleichen wieder einzusticken.“

„Ich möchte einmal selbst zu dieser Madame Colbran — Du kannst mich fertig machen, nimm das Kleid, bestelle den kleinen Wagen und dann kannst Du mich begleiten.

„Ich muß sie sehen,“ sprach Marguerite, nachdem das Kammermädchen sie verlassen hatte. „Ich finde sonst keine Ruhe. Ein Blick genügt, um zu entscheiden, ob ich etwas zu fürchten habe.“

Etwa eine Stunde später hielt das kleine elegante Coupé des Juweliers vor dem Hause der Madame Colbran und Marguerite trat in das Atelier.

„Madame, ich habe eine Bitte an Sie,“ begann Marguerite, nachdem sie auf dem großen, etwas altväterischen Lederfauteuil am Pult Platz genommen.

„Es soll mich freuen, Ihnen dienen zu können,“ erwiederte Madame Colbran.

„Ich habe gehört,“ fuhr Marguerite fort, „daß Sie eine so vortreffliche Kunststopferin besitzen — an einem mir sehr angenehmen Gesellschaftskleide ist eine Blume schadhaft geworden. — Es ist eigentlich Stickerei, würden Sie diese Arbeit übernehmen?“

Madame Colbran empfing das Kleid von der Hand des Kammermädchens. „Ich glaube, mein Fräulein, daß ich die Arbeit zu Ihrer Zufriedenheit machen werde.“

Marguerite sah sich im Saal um. „Sie scheinen außerordentlich beschäftigt zu sein, Madame?“ frug sie, sich unwissend stellend.

„Ja, ich habe mehr Aufträge, als ich auszuführen im Stande bin — gute Kunststopferinnen sind selten. Ich habe vor nicht langer Zeit mein Personal verstärken müssen und es genügt jetzt schon wieder nicht.“

„Sie hatten früher nicht so viel Arbeiterinnen?“ forschte Marguerite.

„Nein, erst seit einigen Monaten habe ich eine sehr talentvolle Elevin, die jetzt jedoch schon eine völlige Meisterin, auf Empfehlung einer Bekannten angenommen.“

„Ich habe, zu meiner Schande muß ich es gestehen, noch nie derartige kunstvolle Nadelarbeit ausüben sehen, würden Sie mir gestatten, Madame, bei der soeben von Ihnen gelobten Dame einige Augenblicke zuzuschauen?“

„Das wird Fräulein Pitter eine Ehre sein.“

„Die Dame scheint keine Französin, dem Namen nach?“ erkundigte sich Marguerite.

„Nein, sie ist eine Kurländerin, aus Rußland, wo man deutsch spricht.“

„Würden Sie die Güte haben, mich zu der Dame zu führen?“

Madame Colbran geleitete Marguerite zu Bertha.

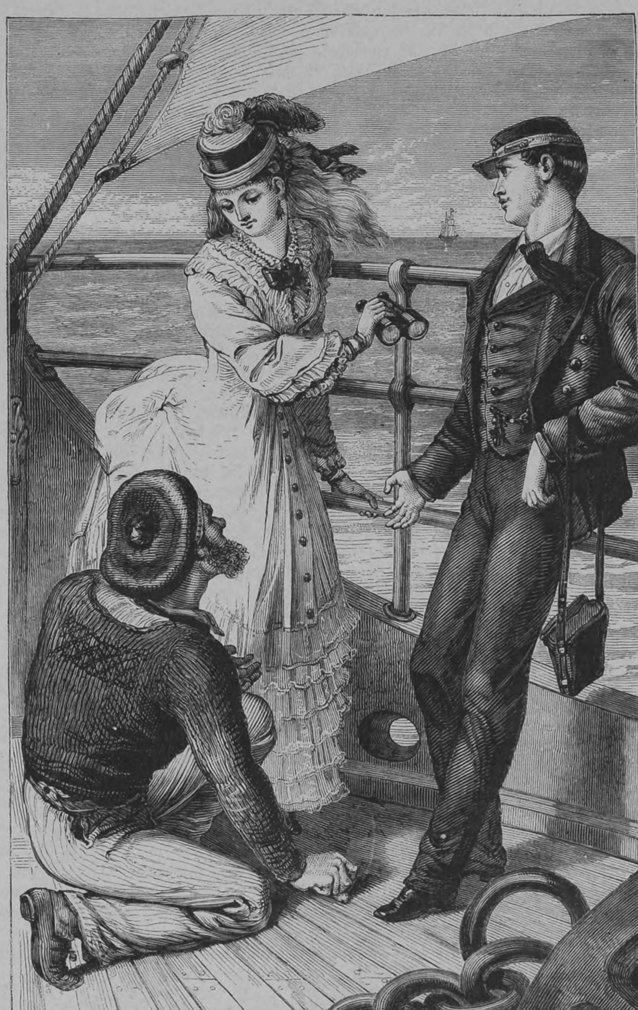
„Hier, Fräulein Pitter, ist eine junge Dame, welche Ihr kunstvolles Arbeiten bewundern will,“ stellte Madame Colbran Marguerite vor.

Bertha blickte auf und Marguerite schaute in ein sanftes, mildes Antlitz, aus dessen großen, klaren, auffallend hellbraunen Augen jedoch eine Welt geheimen Kummers, schmerzlicher Entsagung sah, dessen voller, sanfter Mund Spuren heftigen Seelenkampfes zeigte.

„Wie sie schön ist,“ sprach Marguerite für sich. „Dieses Gesicht, diese Augen, diese goldrothen, welligen Haare, sie ist eine Schönheit so origineller, bedeutsamer Art, wie die seine.“

Bertha senkte die Augen unter dem prüfenden, verzehrenden Blick, den die junge, schöne, elegante Dame auf sie warf. Es berührte sie etwas außerordentlich unangenehm in diesem Blick, und sie beugte sich schnell wieder über ihre Arbeit.

„Sie sind eine wahrhafte Künstlerin,“ sprach nach einigen Momenten Zuschauens Marguerite zu Bertha. „Ich bin Ihnen dankbar für den Einblick, den Sie mir in diese wundersame Art von Arbeit gegeben. Ich wünsche lebhaft, Ihnen einmal dienen zu können.“ Mit diesen Worten ver-



„Das Lösegeld, mein Fräulein!“ (S. 110.)

abschiedete sich Marguerite von Bertha und verließ, von Madame Colbran hinausbegleitet, das Arbeitslokal.

„Sie ist gefährlich,“ murmelte sie, die Treppe hinabsteigend; „diese duldende Sanftmuth bei dem eigenthümlichen Stolz, welcher aus diesen Zügen spricht, diese Reinheit und jungfräuliche Art prägt sich tief ein, Geist hat sie nicht — aber etwas, das mehr wirkt als Geist, — wie soll ich es nennen?“ — und Marguerite sann, während der Wagen über die menschenwimmelnde Promenade rollte, tief darüber nach — konnte jedoch dieses Etwas nicht herausfinden.

„Sie ist gefährlich,“ sprach sie wiederholt vor sich hin, „sie sollte fort von Paris, — so lange sie in derselben Luft mit mir athmet, bin ich nicht ruhig — wenn ich auch jetzt in ihren Blicken gelesen habe, daß er sie, ach, vielleicht so wenig wie mich liebt — sie liebt ihn und ich will über Mittel und Wege denken, sie von hier fortzuschaffen.“

*

Die Pariser Advokaten haben meist sehr elegante Kanzleien, ein Empfangszimmer für die Konsultationen und ein Bureau für die Schreiber.

Die Empfangszimmer sind häufig kleine Kunstkabinette, wo kostbare Gemälde an den Wänden, Spiegelschränke mit Kuriositäten und Alterthümern, seltenem Porzellan die Aufmerksamkeit der Besuchenden fesseln.

Ein solches Kunstkabinet war das Konsultationszimmer des Herrn Bernard in der Rue Rivoli, wo wir jetzt von einem eleganten, in Livrée gekleideten Bedienten Madame Pompeja de la Franca geleitet hereintreten sehen.

Bald darauf erschien auch Herr Bernard, ein großer, magerer Mann mit klugem, verbindlichem Gesicht, der sich sehr viel die Hände rieb und stets bestrebt war, ein Büschel Haare, den er auf dem Hinterkopf sorgfältig gepflegt hatte, über die vordere kahle Hälfte zu ziehen.

Er begrüßte die bunt und auffällig gekleidete Dame mit einer flüchtigen Höflichkeit. „Sie kommen, Madame, um sich nach dem Stand Ihrer Angelegenheiten zu erkundigen — nun, da muß Ihnen sagen, daß sie weder gut noch schlecht stehen. Ihre Dokumente sind nur dann rechtskräftig, wie wir Juristen sagen, wenn absolut kein anderer legitimer Erbe aufzufinden ist, und ein Kapitän, welcher neulich den zweiten Aufruf gelesen, hat dem Gerichtshof gemeldet, daß er einen La Franca, der ihm sagte, daß er von einem an die Küste Geschwemmten dieses Namens abstamme — nicht allzu weit von der preußischen Küste aufgenommen und hier in Havre an's Land gebracht habe. Dieser Mensch und seine Braut sind spurlos verschollen. Es werden in Folge dessen Aufrufe an der deutschen und russischen Küste in den Zeitungen dort erlassen werden, und wenn diese auch erfolglos sein sollten, wird der Gerichtshof sich mit Ihrer Angelegenheit wieder befassen.“

Madame Pompeja machte ein sehr mißgestimmtes Gesicht.

„Der Schiffskapitän war ein Dummkopf,“ sagte sie.

„Dieß ist wohl möglich,“ erwiederte der Advokat, „hindert aber den Gerichtshof nicht, seine Meldung in die Akten aufzunehmen und darnach zu handeln.“

„Was werden wir jetzt machen, Herr Advokat?“ frug Madame Pompeja.

„Was wir bisher gethan haben, meine Verehrteste, warten, warten — bei all' diesen Prozessen ist Geduld haben das allererste Erforderniß.“

„Sie können gut Geduld haben, mein Herr,“ erwiederte pikirt die Dame — „bei Ihnen trägt das Warten etwas ein, mir kostet es mehr und mehr und ich bin bald am Ende mit all' meinen Mitteln.“

„Ja, aber dann, meine Dame, hätten Sie den Prozeß gar nicht anfangen sollen, eine solche Sache durchzufechten kostet ein kleines Vermögen.“

„Wenn man aber angefangen hat?“ warf Madame Pompeja ungeduldig ein.

„Dann heißt's Geduld haben, wie ich schon einmal die Ehre gehabt, Ihnen zu versichern. Ach, wir Sachwalter müssen auch manchmal viel Geduld haben,“ seufzte Herr Bernard.

„Sie meinen also, daß meine Ansprüche jetzt weniger gut stehen?“ forschte besorgt Madame Pompeja.

„Nicht besser und nicht schlechter, Madame,“ gab Herr Bernard Auskunft. — „Es kommt jetzt Alles darauf an, ob sich von Preußen oder Rußland kein La Franca melder.“

Bei diesen Worten trat der Bediente in das Zimmer seines Herrn, eine Meldung machend — denn er war instruirt, nach etwa zehn Minuten zu erscheinen und mit wichtiger Miene Herrn Bernard etwas zuzuflüstern.

„Lassen Sie die Herrschaft in den vordern Salon treten,“ befahl er dem Bedienten.

„Sie sehen, Madame,“ wandte er sich lächelnd zu Pompeja, „ich bin augenblicklich stark in Anspruch genommen und bedaure unendlich, Ihnen jetzt keine Minute mehr widmen zu können. Zu jeder andern Zeit stehe ich aber mit dem größten Vergnügen Ihnen zu Diensten.“

Herr Bernard empfahl sich, und sorgfältig sein Büschel glattgebrückter Haare vorn auf die Stirn wellig legend, ging er in sein Zimmer, wo er sich in seinen Lehnstuhl setzte und, während er Briefe las, wobei er eine Tasse Bouillon, mit Ei und Bordeaux zusammengequirlt, schlürfte, wurde Madame Pompeja von dem Bedienten mit ausgezeichneter Höflichkeit zum Hause hinaus begleitet.

Da stand denn die dunkle Dame draußen und der Straßenverkehr brauste an ihr vorbei.

Madame Pompeja war recht nachdenklich, denn sie verfügte nur noch über sehr wenig Geld und Herr Metzler zeigte sich aus guten Gründen sparsam. Diese Gründe waren der Kreolin wohl bekannt. „Ich mag ihn nicht gern in meinen Prozeß sehen lassen, denn ich traue ihm nicht recht“ — sprach sie zu sich — „es ist schade, er ist so ein umsichtiger Mann — er könnte mir vielleicht helfen, mehr als der Advokat, der sehr gleichgültig zu sein scheint, er könnte auch dabei etwas verdienen, seine Taucherei bringt ihm keine Schätze ein — aber ich bin dann zu sehr in seiner Hand, er ist, wie alle klugen Männer, gewaltthätig und anmaßend. Habe ich das Geld ohne seine Hülfe gewonnen — so hängt es von mir ab, ob ich ihn heirathen will, — hat er jedoch die ganze Sache in seiner Gewalt, kann er mich durch Mancherlei wahrscheinlich zwingen. Zwar ist er ein netter Mann,“ setzte die Kreolin, den Weg zum Nordbahnhof einschlagend, ihr Selbstgespräch fort — „und ich hätte nichts dagegen, wenn er für immer an meiner Seite lebte, jedoch möchte ich gerade dann, daß er Alles mir dankt und ich nicht Alles ihm! Ich könnte ihm ja aber den Fall einmal so im Allgemeinen vortragen — ich bin begierig, was er meint.“ Dieß überlegte Madame Pompeja auf dem Weg zum Bahnhof, und mit diesem keineswegs sehr schlauen Plan im Kopfe dampfte die Kreolin Dieppe zu. Sie wohnte mit Herrn Metzler in demselben Gasthofe, sie hatte ihr Zimmer im ersten, Herr Metzler das seine im dritten Stock. Sie fand ihren Verehrer auf der Terrasse vor dem Hause, mit sich selbst Schach spielend, — eine schauderhafte Angewohnheit, wie Madame Pompeja das nannte — und eine Cigarre rauchend.

„Monsieur Metzler,“ sprach sie ihn an, — „ich habe da einen merkwürdigen Fall gelesen.“

„Sie lesen immer merkwürdige Dinge, Madame,“ erwiederte Metzler, an seinen Figuren rückend.

„Ja wohl, die Sie zuerst nicht glauben und derentwegen Sie dann ein Dutzendmal nach Paris fahren,“ gab Madame Pompeja zurück.

„Ist es wieder etwas vom Bernstein?“ fragte Herr Metzler gespannt, von seinem Schach aufsehend.

„Nein! — Lassen Sie die dummen Figuren sein und hören Sie mir zu! Stellen Sie sich vor, es macht Jemand Ansprüche an eine große Erbschaft, es existirt Niemand sonst des Namens und der Abstammung, als diese Person, und plötzlich kommt irgend ein dummer Kapitän und meldet, daß er einen Menschen und dessen Braut, der den gleichen Namen trug und gesagt habe, daß er einen Vater gehabt, der bei einem Schiffbruch an das Land getrieben — an der deutschen Küste aufgefangen und in Havre an's Land gebracht habe.“

„Was ist das mit dem jungen Menschen und seiner Braut?“ rief Herr Metzler, vom Stuhl aufspringend, und starrte die Kreolin an, daß diese überrascht und erschreckt Miene machte, davon zu laufen.

„Sie thun ja wie ein Unsinniger,“ schmollte sie mit ihm, „darf man Ihnen denn nicht das Gewöhnlichste erzählen, ohne daß Sie nicht wie ein Tiger aufspringen?“

„Wo haben Sie dieß gelesen?“ fragte statt aller Antwort in gleicher Aufregung Herr Metzler — „sagen Sie schnell, wo?“

„Ist das eine Art, mit einer Dame umzugehen!“ sagte gekränkt und verlegen Madame Pompeja.

„Aber ich bitte Sie,“ fiel Herr Metzler, jetzt zur Ruhe und Liebenswürdigkeit sich zwingend, ein, „wenn Sie mir da eine Sache erzählen, mit der ich mich seit drei Monaten vergeblich plage, an die ich Geld, Zeit, all' mein Denken und Sinnen gesetzt habe, die mich halb verrückt schon gemacht — soll ich da ruhig wie ein Lamm dasitzen und mit Flötenton um Fortsetzung der Anekdote bitten?“

„Sie sich damit beschäftigt?“ staunte die Kreolin, „das ist ja unmöglich.“

„Nein, es ist die wahrste Wahrheit, eine Wahrheit, die mich schäumend vor Wuth machen könnte.“

„So arbeiten Sie heimlich in meinen Angelegenheiten,“ sagte ernst Madame Pompeja.

„In Ihren Angelegenheiten?“ fragte verwundert Herr Metzler. „Bei allen Heiligen, was haben Sie denn mit der Sache zu thun?“

„Nun, ich bin ja auch eine La Franca.“

„Ja, das weiß ich.“

„Und dieser Mensch will auch ein La Franca sein,“ versetzte Madame Pompeja.

„Nun, lassen Sie ihn doch, was gehen denn mich die Abkömmlinge La Franca's an?“

„Aber das ist ja der Name Dessen, der hier an's Land gebracht wurde,“ fiel die Kreolin fast weinend ein.

„Der Name Dessen,“ wiederholte Herr Metzler, „bitte, Madame, sagen Sie mir nur, wo haben Sie denn von der Sache gelesen?“

„Ach, ich habe ja nirgends davon gelesen,“ weinte jetzt wirklich die junge Dame.

„Woher haben Sie denn aber das Märchen, wenn es wirklich eins ist?“ forschte Herr Metzler.

„Ich habe es mir ausgedacht,“ versetzte Pompeja.

„Ausgedacht, zu welchem Zweck denn?“ fragte Herr Metzler, „um mich zu unterhalten?“

„Ach nein, um Ihren Rath zu hören.“

„Sie erdenken sich Märchen, um meinen Rath zu hören, das ist wirklich kurios,“ ließ sich Herr Metzler vernehmen.

„Es ist kein Märchen,“ gab jetzt Madame Pompeja zurück, indem sie ihre Würde wiederfand. „Es ist keine Erdichtung, mein Advokat hat es mir berichtet,“ und so weit gekommen, theilte sie ihrem Verehrer den ganzen Stand ihrer Prozeßangelegenheit und was der Advokat über den möglichen neuen Prätendenten gesagt hatte, mit.

Herr Metzler sprach, als sie geendet, sehr ernhaft: „Diese Mittheilung kann nicht bloß für Sie sehr bedeutende Folgen haben, Madame, sie kann auch ein Wendepunkt für mein Schicksal werden.“

„Nun, unser Interesse geht doch Hand in Hand, nicht wahr, Karl?“ flüsterte sie mit sanfter Stimme und die feurigen Augen zu ihm aufschlagend, etwas ängstlich.

„Sicherlich,“ gab Herr Metzler zur Antwort, — „das Wasser treibt aber auch meine Mühle.“

Madame Pompeja fand diesen Ausspruch etwas dunkel. „Ich schwärme nicht für das Müllergeschäft,“ sagte sie. „Es wäre mir gar nicht lieb, wenn Sie eine Mühle kauften. Wenn wir das Geld haben, können wir wie reiche Leute von unseren Zinsen leben.“

Da Herr Metzler darauf nichts erwiederte, als auf seine seltsame Art zu lächeln, so verstärkte sich die Aengstlichkeit der Kreolin und erhielt ihr Verdacht, daß dieser Mann etwa zu viel in ihre Angelegenheit sehen könnte, neue Nahrung.

Siebentes Kapitel.

Die Herbststürme meldeten sich an der samländischen Küste. Das Land war fast bis Mittag mit schweren Nebeln bedeckt, welche dann der Wind zu schweren Wolkenstreifen zerriß. Das Meer schlug brausend gegen die Gestade von Brüsterort, es sah dunkel und finster aus und war noch einsamer als gewöhnlich, denn das Tauchen hatte jetzt schon fast ganz aufgehört, die See war zu stürmisch dazu. Segel hüteten sich, in die Nähe der Küste zu kommen, und Dampfer fuhren noch weiter als gewöhnlich davon entfernt, ihren Weg nach der Küste verfolgend.

In dem Dorfe an der Küste von Brüsterort war es still, man bereitete sich zu dem schweren Winter vor. Am stillsten aber vielleicht sah es in dem Hause der Frau Holmson aus.

Frau Holmson's Gesicht war noch länger und härter geworden als früher, ihre grauen Augen hatten einen in sich gekehrten Ausdruck; die Frau sprach, seitdem so Unerhörtes mit ihrem Sohn, so Unbegreifliches mit Bertha geschehen, zu keinem Menschen mehr ein Wort, finster und schweigsam ging sie im Hause umher — man merkte ihr an, daß ihr der Lebensinhalt verloren gegangen, daß sie nur noch wie aus Gewohnheit dahinlebte.

Es war heute wieder ein Sonntag, der sausende Wind peitschte den Schaum der See in großen, flockigen Bällen auf den Strand hinauf und hob wirbelnde weiße Sandwolken von den Dünen zum kaltgrauen Himmel empor.

Ein Postbote kämpfte sich den Pfad durch Sturm und Brausen nach dem Dorfe und lenkte seine Schritte zu dem Haus der Frau Holmson.

Er brachte einen amtlich aussehenden Brief.

Frau Holmson eröffnete diesen mit zitternden Händen und lautklopfendem Herzen. Sie war aber sehr überrascht von dem, was dieß Schreiben brachte.

Der Brief enthielt ein Zeitungsblatt, darin stand, daß Leute, welche den Namen La Franca führten und aus Frankreich oder Italien etwa hier eingewandert seien, oder von solchen Eingewanderten abstammten, sich in Paris wegen Ansprüchen an eine große Erbschaft an die Gerichtskanzlei so und so mit Einsendung ihrer Dokumente wenden sollten. Ein Königsberger Advokat forderte Frau Holmson auf, — da ihr Sohn, der nach der Militärstammrolle den Beinamen La Franca führte und nach dem Kirchenregister einen La Franca zum Vater gehabt — verschollen sei — als Erbin Ansprüche zu erheben, und wenn sie dieß thun wolle, ihm alle auf diesen Mann bezüglichen Schriftstücke einzuschicken.

Frau Holmson war fast betäubt von dieser Neuigkeit. Sie mußte sich setzen und ihre Sinne sammeln — dann aber faßte sie sich schnell. Sie gab dem Briefboten ein Trinkgeld und lohnte ihn damit ab, und ohne diesen, der meist bei den Bewohnern dieser Küste der Rathgeber in allen schwierigen Angelegenheiten ist, welche von ihm gebrachte Briefe herbeiführen, zu befragen, oder sonst Jemand etwas von dem Inhalt des Schriftstückes zu sagen — nahm sie jetzt eilig aus ihrer alten Familienbibel eine Anzahl vergilbter Scheine.

Da lag vor ihr der Taufschein, welchen ihr verstorbener Mann, als dieser als Kind mit der Serviette voll Korkstücken und den fünftausend Franken an's Land gespült worden, hinterlassen hatte; da die Urkunde, die bezeugte, wie er den Namen Holmson erhielt, und hier — Frau Holmson zitterte heftig bei der Betrachtung dieses Blattes — der Taufschein ihres Sohnes Johannes.

Frau Holmson mußte sich einen Augenblick auf die harte Holzbank am Tisch setzen, sie ließ den Kopf in beide Hände sinken, dann raffte sie sich auf; sie schlug hastig alle diese Schriftstücke in einen großen Bogen Papier, machte ein Couvert, schrieb mit schwerer Hand die Adresse darauf und ging trotz des Windes zum Etablissement der Tauchereigesellschaft, wo die Post sich befand.

Der Beamte empfing verwundert das Paket.

Die Frau umgab seit dem Verschwinden ihres Sohnes etwas Geheimnißvolles. Was hatte sie mit dem Advokaten zu thun? Sollte das im Zusammenhang stehen mit der Flucht des Tauchers? so überlegte der Expedient.

„Hat das Paket Werth?" fragte er neugierig und lauernd.

„Großen Werth," sagte Frau Holmson.

„Geld?" forschte er gespannt.

„Was drin ist, geht Ihn nichts an," gab Frau Holmson zurück, „denn Er ist hier angestellt, die Briefe zu übernehmen. Es ist kein Geld drin, sag' ich Ihm — aber Er soll mir einen Schein über diesen Brief geben, damit ich weiß, daß er gut ankommt und keine Spitzbüberei mit angestellt wird."

Der zurechtgewiesene junge Mann nahm den Brief und schrieb den Schein. — Langsam und wie in tiefen Gedanken legte die Frau den Weg in ihr Dorf zurück. Dann stand sie lange unbeweglich am Fenster ihres Hauses und schaute auf den windgepeitschten Feuerteich hinaus und sah darauf zu den Wolken.

„Du da oben, Vater im Himmel," sprach sie ernst, „weißt, was du thust, und wir wandeln im Dunkeln — du wirst wissen, warum dieser Brief nicht sechs Monate früher angekommen — er wäre dann nicht fortgegangen — nicht so fortgegangen, — du schaust in mein Herz — ich habe nie an dir gezweifelt. Ich baue jetzt noch auf deine allmächtige Weisheit. Es wird gut so sein, wie du Alles geleitet, trotzdem es mir das Herz gebrochen, — aber ich flehe jetzt zu dir aus meinem bekümmerten Herzen — wenn mein Sohn noch lebt — lasse aus der Sache Wahrheit werden. — Ich will die große Erbschaft einzig verwenden, auf daß die Wahrheit an den Tag komme, der Steckbrief hinter meinem Sohn als Mörder zurückgenommen wird. Ob er gestohlen, Vater im Himmel, das ist fraglich, aber daß er kein Mörder ist, daß er den armen Töpper nicht getödtet, das, lieber Vater, weißt du so gut, wie das mein Herz mir sagt, denn mein Sohn war ein reiner Mensch."

Frau Holmson hatte bei diesem seltsamen Gebet die Hände gefaltet erhoben und ihre grauen Augen sich in die grauen, schnell ziehenden Wolken gebohrt, jetzt ließ sie die Arme sinken, legte ihr in den weniger Monaten weiß gewordenes Haupt, das jetzt auch des seidenen Kopfschmuckes entbehrte, auf ihren Arm und weinte bitterlich, herzbrechend.

Dieselben grauen Wolken, zu denen Frau Holmson ihr Gebet emporschickte, sie schauten vielleicht nach wenigen Stunden auf das gewölbte Dach des Riesenhauses, die große Oper in Paris nieder, in welcher ihr Sohn heute vor Tausenden von Menschen ein gewaltiges Dichtergebilde verkörpern sollte, sie leiten uns von dem öden, einsamen, unwirthlichen Strande der samländischen Küste zu der Stadt des glänzendsten Lebens, des heitersten, bis zum Raffinement feinen Lebensgenusses.

In Paris hat das erste Auftreten eines berühmten Künstlers der Bühne viel mehr zu sagen, als in jedem andern Ort der Welt. Die ganze ungeheure Stadt nimmt an dieser Angelegenheit Theil, es ist dort ein Ereigniß, das in den Zeitungen besprochen wird, von dem man sich in den Cafés, in den Gesellschaften, ja in den Arbeitssälen der Ouvriers unterhält. In Paris ist das Theatre national — das erste erwartetete Auftreten einer Berühmtheit eine nationale Angelegenheit, die Spannung deßhalb eine große. — Es herrscht eine Erregung in den Köpfen und Herzen von vielleicht Hunderttausenden, als wären sie elektrisirt, und weit hinaus bis in die fernsten Punkte des Landes wirft dieß Ereigniß seine Strahlen. — Die Städte der Provinz warten nur auf den ersten Bericht des Erfolges, um sofort Anstrengungen zu machen, den in Paris Gefeierten in ihren Mauern zu sehen, und das Ausland, besonders die Leiter der dortigen Theater, lauschen begierig auf die Posaunenstöße des Ruhmes von Paris aus und suchen dann eifrigst das Wunder zu sich hinauszulocken.

Der Direktor der großen Oper, Herr Véron, hatte dafür gesorgt, daß seinem neu entdeckten Stern ein leuchtender Schimmer vorausflog — sein Gesang in der Soirée des belgischen Gesandten ward in vielen Zeitungen besprochen und die größten Erwartungen daran geknüpft, die auffallende Person des Sängers mit abenteuerlichen, geheimnißvollen Anekdoten umwoben und auf diese Weise die Spannung der Bevölkerung in Athem erhalten, bis der Tag der ersten Vorstellung da war.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der mährischen Slowakei.

(Bilder S. 104.)

Ein nicht unbedeutendes Glied der großen slavischen Völkerfamilie bilden die Slowaken. Sie bewohnen den größten Theil des südöstlichen Mährens und Nordungarns von der Ebene der March bis an die letzten Ausläufer des Tatragebirges. Die vorliegenden Bilder sind aus der Umgebung von ungarisch Hradisch, welches man die Hauptstadt der mährischen Slowakei nennen könnte, entnommen. Die Bewohner dieser fruchtbaren Ebene an den Ufern der March erfreuen sich durchschnittlich eines ziemlichen Wohlstandes. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptquellen desselben. Es gibt da wohl wenig reiche Bauern, wie in der gesegneten Hanna, aber doch auch keine ganz armen, wie unter den Slowaken in den Karpathen und in Nordungarn — ein oder zwei Paar Ochsen und Pferde besitzen die Meisten, mit denen sie den Boden bebauen und die Produkte desselben zu den wöchentlichen Getraidemärkten bringen. So ein Wochenmarkt bietet ein buntes, farbenreiches Bild. Die Weiber und Mädchen mit Geflügel, Eiern, Butter 2c. finden sich zu Hunderten ein; auch der Schweinehandel spielt namentlich im Frühjahr und Herbst eine bedeutende Rolle, da in jeder ländlichen Haushaltung dieses Hausthier sich in mehreren Exemplaren vorzufinden pflegt. — Hie und da findet sich bei so einem Wochenmarkt auch ein ambulanter Volkssänger, der die neueste Morithat in herzzerreißendem Duo seinen andächtig lauschenden Zuhörern zum Besten gibt, indem er die auf einer großen Leinwand befindlichen dazu gehörigen haarsträubenden Bilder erklärt.

Das Kostüm der mährischen Slowaken ist bei den Männern im Sommer das möglichst einfache: eine leinene weiße Hose, das Hemd darüber, eine blaue, mit Metallknöpfen und Zierat versehene Weste bilden die Hauptbestandtheile, denen sich dann die charakteristische Hodine, eine Art Mantel von gelbweißem Wollstoff mit viereckigem Kragen, und bei festlichen Gelegenheiten ein gewaltiger, bis an die Fersen reichender Schafspelz anschließen. Die Weiber tragen möglichst bunte große Kopftücher und Schürzen und faltenreiche zierliche Stiefelchen, sowie den unvermeidlichen Schafspelz, der meistens mit zurückgeschlagenen Schößen als eine Art Frack getragen wird.

Die Slowaken unserer Gegend, sind auch sonstig ein aufgewecktes Völkchen und besitzen durch die das Land kreuzenden Eisenbahnen, ferner durch die in neuerer Zeit gut gepflegten Schulen und die nationale fortschrittliche Bewegung einen höheren Kulturgrad, als man sonst bei dem Namen Slowak gewöhnlich zu erwarten pflegt. Daß wohl auf dem Dorfe noch manche uralte Sitten oder vielmehr Unsitten zu finden sind, ist unleugbar. So hat der Bauer durchschnittlich eine heilige Scheu vor Doktor und Apotheker, und meist füllt ein altes Weib oder der Dorf-Huf- und Kurschmied diesen Posten aus. Ein Opfer dieser Sitte ist auch der arme, mit Zahnschmerz behaftete Junge auf dem Bilde „Dorfzahnarzt", den die „Pani Mama" (Frau Mutter) und der „Pan Tata" (Herr Vater) mit vereinten Kräften auf seinem Folterstuhl festhalten, um ihn der Riesenfaust und dem Schlüsselhaken des alten Dorfschmieds zu überliefern.

Daß es hie und da, wie überall, auch an Elend nicht fehlt, das dann in seiner nacktesten Gestalt auftritt, dafür spricht der blinde Bettler; man hütet sich, ihn zu nahe kommen zu lassen. Vom malerischen Standpunkte aus ist er jedoch eine prächtige Erscheinung, des Stichels eines Rembrandt werth.

Pastor Rochus und seine Frau.

Erzählung

von

L. von Bischoffshausen.

(Schluß.)

Frau Triebesand schien mich über den massenhaften Zuspruch in ihrer Wirthschaft auch vergessen zu haben, denn weder sie, noch die verheißene Erfrischung stellte sich ein. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich zu Bette zu legen und meine Sorgen, meine Thränen und — ich will es nur gestehen — auch meinen Hunger zu verschlafen. Dieser letztere peinigte mich kaum minder, als die Unsicherheit meiner Lage und der Kummer um meinen verlorenen Mann.

Unten in der Gaststube schien es inzwischen gar lustig herzugehen. Wie die Brandung eines fernen Meeres, so schlugen allerhand Stimmen und Töne, bald deutlich und klar, bald dumpf und verworren, an mein Ohr. Erst waren es Reden, dann Gelächter, Gläserklirren und Händeklatschen, was ich vernahm, und zuletzt schallte sogar vierstimmiger Gesang zu mir herauf.

An Schlaf war für's Erste nicht zu denken. Ich mochte wohl schon eine Stunde wachend im Bette gelegen haben und ich lauschte eben, meiner Sorgen vergessend, fast mit Wohlgefallen dem herrlichen Zigeunerchor aus „Preziosa", als leise an meine Thür gepocht wurde.

„Frau Pastorin, wachen Sie noch? Ich bin es, — wollen Sie mir einen Augenblick die Thür öffnen?"

Es war Frau Triebesand's Stimme. O, mein Gott! — sie brachte mir sicherlich Kunde von Heinrich, von meinem theuren Manne! Vielleicht war er schon hier im Hause!

Ich warf schnell einige Kleider über, lief an die Thür und öffnete.

Richtig! da stand noch Jemand hinter der Fürstin von Wahlstatt in dem spärlich erleuchteten Korridor und — „Heinrich!" — wollte ich eben — vor Glück und Freude am ganzen Leibe zitternd, — rufen, da trat die Gestalt hinter der Wirthin etwas mehr hervor und ich sah, daß es ein mit Sack und Pack beladenes, ungewöhnlich großes und sehr hageres Frauenzimmer war, das, dem chiffonnirten Aussehen seiner Kleider nach zu schließen, eben von einer langen Reise gekommen sein mußte.

„Sie können mir einen großen Gefallen erzeigen, Frau Pastorin," so begann die Wirthin jetzt ein wenig verlegen zu stammeln, „wenn Sie gestatten wollten, daß diese Pers—, diese Dame das zweite, leerstehende Bett in Ihrem Zimmer benützt! Wir haben unerwartet großen Zuspruch bekommen, durch die Liedertafel nämlich, die hier in Fürstenbrück tagt und jedes Zimmer, jeden Winkel und jedes Bett bei uns in Anspruch genommen hat. Ja sogar die sämmtlichen Sophas sind mit Beschlag belegt und wir verfügen buchstäblich über kein Plätzchen mehr im Hause. Diese Dame aber, welche vor einer Viertelstunde angekommen ist, bittet so dringend, sie um diese nachtschlafene Zeit nicht wieder auf die Straße hinauszuschicken, daß ich nicht das Herz habe, sie abschlägig zu bescheiden. Es ist mir nämlich eingefallen, daß ja noch ein zweites Bett hier auf diesem Zimmer steht, und daß ich Sie bitten könnte, zu gestatten, daß Madame dasselbe für diese Nacht benützt."

Ich stand, von dem Ansinnen etwas verblüfft, ziemlich rathlos und unschlüssig da.

„Lassen Sie mich einmal mit der Dame reden, Frau Wirthin," sagte die Reisende, die Fürstin von Wahlstatt ohne viel Ceremonie und Umstände beiseite schiebend, und das Zimmer, dessen Thür ich noch immer nur halb geöffnet hielt, betretend. „Wenn Sie eine Pastorin sind, so werden Sie meine Bitte selbstverständlich erfüllen. Sie würden Ihrem Stande und dem Berufe Ihres Herrn Gemahls wenig Ehre machen, wenn Sie einer müden Reisenden Obdach und Beistand versagen wollten, noch dazu, wenn diese Reisende gewillt ist, ihren Theil an den Kosten des begehrten Quartiers zu tragen. Sie können sich jetzt in Ihre Appartements zurückziehen, Frau Wirthin; — es leuchtet Güte und ein menschlich Rühren aus diesem Antlitz, — ich sehe, daß ich eine Stätte in dem Herzen dieser jungen Dame gewonnen und einen Platz errungen habe, wo ich mein Haupt diese Nacht hinlegen kann."

Damit nahm die zungenfertige und überaus dreiste Person der Wirthin die Lampe aus der Hand, welche diese trug, stellte dieselbe auf den Tisch, der zwischen den beiden Fenstern meines Zimmers unter dem Spiegel stand, und löste, während sie mit ihrem Spiegelbilde kokettirte, die Bänder ihres arg zerdrückten Hutes. Als sie sich anschickte, das Sopha mit ihren Reiseeffekten, — mit Tasche, Shawl, Schirm und einem sehr schäbigen Karton zu bepacken, frug Frau Triebesand noch einmal, ob ich es zufrieden sei, daß die Fremde mein Zimmer theile?

Was sollte ich machen? Bettler haben weder Wahl noch Stimme, — was für ein Recht hatte ich denn auf ein Quartier, das ich nicht bezahlen konnte, wenn mein Mann nicht noch durch ein Wunder rechtzeitig auftauchte und meine Schulden berichtigte?

„Da Sie es wünschen, Frau Wirthin, so habe ich nichts dagegen, wenn Madame in dem Bette da schläft," sagte ich, freilich ohne in meiner Stimme irgend etwas von dem Entzücken über den unerwarteten Zuwachs an Gesellschaft zu verrathen, das die sonderbare Person bei mir vorauszusetzen schien; im Gegentheil, ich hatte die größte Mühe, die Abneigung zu verbergen, welche ich vor ihr und ihren Usurpatorallüren empfand. Sie hatte sich nämlich schon daran begeben,



1. Schweinemarkt. 2. Geflügelhändlerinnen. 3. Fahrt nach der Landstadt. 4. Jahrmarktsänger. 5. Pflüger. 6. Blinder Bettler. 7. Der Dorfzahnarzt.

Bilder aus der mährischen Slovakei. Originalzeichnungen von W. Grögler. (S. 103.)



Ahab's und Isebel's Begegnung mit Elias. Gemälde von Frank Dicksee. (S. 110.)

ihren Reisesack zu öffnen und allerlei Utensilien für die Nacht herauszunehmen.

„Ich bin außerordentlich müde und angegriffen," fügte ich mit erzwungenem Gähnen hinzu, „und möchte gern schlafen."

„Schlafen? Das sollen Sie auch, Schatz, natürlich sollen Sie schlafen, — ich werde Sie wahrhaftig nicht daran hindern. Du lieber Gott, ich bin es gewohnt, wie ein Geist über die Bretter — über den Erdboden, wollte ich sagen, — zu schweben, und nur gesehen und nicht gehört zu werden. Frau Wirthin, wir wollen Sie nicht länger aufhalten, — wir wünschen Ihnen eine wohlschlafene Nacht. Aber ehe Sie sich zur Ruhe legen, senden Sie mir gütigst ein Glas Punsch herauf, nicht zu schwach, wissen Sie, und recht heiß, wenn ich bitten darf. Die lange Fahrt im Omnibus hat mich etwas mitgenommen; ich habe ein Frösteln in den Gliedern, das mich sicher am Einschlafen hindern würde, wenn ich nicht etwas Wärmendes zu mir nähme."

Frau Triebesand schien über ihren „kahlen Abschied" nicht wenig frappirt, und einen Augenblick lang kam es mir so vor, als wolle sie entrüsteten Protest gegen das unbescheidene Gebahren der Fremden einlegen; aber bei näherer Ueberlegung stand sie von ihrem Vorhaben ab, — versprach, den Punsch zu schicken und ließ uns allein.

Ich lag schon längst wieder in meinem Bette und schaute dem Treiben des unheimlichen Frauenzimmers mit Erstaunen und wachsendem Mißtrauen zu.

Sie war, wie gesagt, eine dürre, hoch aufgeschossene, ältliche Person mit unschönen, aber sehr beweglichen und ausdrucksvollen Zügen. Die grelle, abgezirkelte Röthe auf ihren Wangen ließ mich anfänglich auf eine hektische Anlage bei ihr schließen, aber später sah ich wohl, daß sie geschminkt war und — ich weiß nicht, wie es kam, — ich hatte ja damals noch wenig Erfahrung auf diesem Felde, — aber ihr ungewöhnliches Mienenspiel, die ausdrucksvollen Geberden, mit denen sie alle ihre Reden begleitete, und der abgemessene, rhythmische Schritt, mit welchem sie sich im Zimmer hin und her bewegte, brachten mich alsbald auf die Vermuthung, daß meine Stubengenossin dem Theater angehören dürfte.

Der Punsch war gebracht und trotz der mancherlei Ausstellungen, die sie an dem Gebräu zu machen fand, mit unverkennbarem Genuß getrunken worden. Und nun schickte sie sich im Ernst an, Nachttoilette zu machen. — Mit einem einzigen Griff war das Haupt aller seiner Zierden an Flechten, Locken, Schleifen und Bandeaux entkleidet und prangte kurz darauf in einem gelb und roth gefleckten Taschentuche von ostindischer Seide, das sie mit einem gewaltigen Knoten unter dem Kinn zusammenband.

„Sind Sie weit von hier zu Hause, Frau Pastorin?" fragte sie, während sie die gesammelten Schätze ihres Hauptes in einen Zeitungsbogen schlug. „Ich habe mich vergeblich bemüht, aus Ihrem Dialekt auf Ihre Heimat zu schließen."

Sie saß mir jetzt gegenüber auf einem Stuhle, der vor ihrem Bette stand und beschaute kritischen Auges ihre Zeugstiefel, welche sie eben ausgezogen, und deren Sohlen einem baldigen Untergange geweiht zu sein schienen.

„Sie sprechen das reinste Deutsch, das ich je gehört," setzte sie schwermüthig hinzu, indem sie die defekten Stiefel mit einem Seufzer unter das Bett schob und ein Paar weiß gewesener Atlaßschuhe anzog, welche sie ihrer Kammtasche entnommen hatte und welche ihr die Stelle von Pantoffeln vertreten mußten. „Darf ich fragen, wo Sie zu Hause sind?"

„Ich bin aus Dreschenhude."

„Dreschenhude! Wie idyllisch das klingt!" sagte sie und schloß die Augen und spitzte den Mund, als ob sie etwas ungemein Süßes und Aromatisches koste. „Man glaubt sich in eine Welt von Schäfern und Hirtinnen versetzt, — man meint Kühe und Schafe blöken, Schalmeien blasen zu hören, und dazwischen den rhythmischen Dreschersschlag aus naher Tenne zu vernehmen. Ist Dreschenhude ein Gut oder ein Dorf?"

„Keins von Beiden. Dreschenhude ist eine gut gebaute, gar nicht so kleine Stadt von etwa zweitausend Einwohnern, und mein Papa meint, sie würde binnen fünf Jahren um das Doppelte gewachsen sein, weil die Nordbahn daran vorüberführt und weil der Absatz der Garten- und Feldfrüchte dadurch so sehr erleichtert würde."

Ich durfte die Gelegenheit, den Ruhm meiner Vaterstadt zu verbreiten und ihr Lob zu singen, unmöglich ungenützt vorübergehen lassen.

„Ja, ja, die Eisenbahn!" monologisirte die Fremde. „Es ist gewiß, daß sie einen großen Umschwung in der Welt zuwege gebracht hat, aber sie verdrängt uns, — die ausschwärmenden Pionniere der Kunst, fast vom Erdboden. Früher gab ich meine Vorstellungen in Städten bis zu achttausend Einwohnern, und es gab selbst kleine Höfe, wo ich gern gesehen und willkommen geheißen wurde. Aber heutzutage wollen sie es unter der Maria Seebach nirgends mehr thun, und wenn in dem elendesten Fischerdorfe an der Ostsee oder in dem verstecktesten Neste der Lüneburger Haide Musik gemacht werden soll, so muß es gleich Joachim sein, der da spielt, oder die Lucca, die da singt. Was Sie mir übrigens von Ihrer Vaterstadt sagen, Frau Pastorin, interessirt mich außerordentlich und Ihre Auskunft dürfte nicht ohne Einfluß auf meine nächsten Schritte bleiben. Ich bin nämlich Schauspielerin von Beruf, oder, wenn ich mich präzise ausdrücken will, ich war Schauspielerin, und die ‚Cornelia Papzinia' — mein Pseudonym — galt ihrer Zeit als keine unbedeutende Anziehungskraft in den hervorragendsten Musentempeln des deutschen Vaterlandes. Mein bürgerlicher Name ist Käthe Papzien, und mein Vater war der Papiermüller — nicht Lumpensammler, wie es in einer meiner Biographieen fälschlich angegeben steht — Papzien zu Hohenstemmen an der Haller. Ein Zwiespalt jedoch, in den ich vor mehreren Jahren mit der komischen Alten von Direktor Seidenfaden's Truppe gerieth, — ich gastirte dazumal in Iserlohn, — war die Veranlassung, daß ich das Fach der tragischen Liebhaberin aufgeben und zuletzt dem Schauspielerberuf überhaupt entsagen mußte. Auf diesen Zwiespalt läßt sich, beiläufig gesagt, auch die vorzeitige Kahlheit meines Hauptes zurückführen, und er verwickelte mich außerdem in einen ruinösen Prozeß, den meine Widersacherin wegen eines unbrauchbar gewordenen falschen Gebisses gegen mich anstrengte. Seitdem ziehe ich, deklamatorische Vorträge haltend, von Ort zu Ort, aber das Schlimmste bei dieser Art des Broderwerbs ist, daß die Städte, wo man Vorträge halten kann, sich so bald erschöpfen. Ich habe die Karte von Deutschland wiederholt auf das Sorgfältigste studirt, und es ist auch nicht ein einziger Ortsnamen mehr darauf zu finden, wo ich nicht schon einmal aufgetreten wäre, und wo ich magistratsseitlich nicht der schroffsten Weigerung begegnete, mich zum zweiten Mal auftreten zu lassen. Dreschenhude aber ist noch unentweihtes Gebiet, — dorthin werde ich meine Schritte lenken, und ich hege das Vertrauen zu Ihnen, Frau Pastorin, daß Sie mir helfen werden, ein volles Haus zu erzielen. Ich werde mich auf die intimen Beziehungen, die zwischen Ihnen und mir bestanden haben, berufen, und wenn Sie Ihren Einfluß geltend machen, so wird sicherlich Ihre ganze liebe Verwandtschaft und Bekanntschaft zu meinen deklamatorischen Soiréen herbeiströmen, und ich werde — —"

„Halten Sie ein, Madame!" rief ich, von der Zungenfertigkeit der Cornelia Papzinia fast mehr außer Athem gebracht, wie sie selber. „Die Stellung meines Mannes verbietet mir, in der Weise, wie Sie wünschen, für Sie einzuschreiten und in meiner Heimat für Sie zu wirken. Und außerdem würde es auf Schwindel und auf Täuschung meiner Mitbürger hinauslaufen, wenn ich Sie empföhle. Wie mögen Sie von intimen Beziehungen zwischen uns reden, Sie, die mein Auge bis vor einer halben Stunde nie erblickt hat?"

„Ich glaube, Niemand wird an unserer Intimität zweifeln, Frau Pastorin, wenn ich berichte, — was Sie nicht leugnen können, denn es beruht auf Wahrheit, — daß Sie Ihr Zimmer bereitwillig mit mir getheilt und mir selbst den Weg nach Ihrer Vaterstadt angegeben haben. Sie können übrigens ganz ruhig sein, ich werde mich der Empfehlung einer Pastorin würdig erweisen, und meine Leistungen sollen Ihnen Ehre machen. Auch meine äußere Erscheinung wird des Glanzes und der Würde nicht entbehren, die meine Vokation bedingt."

Sie stand in diesem Augenblick in einem Aufzuge vor mir, der die verheißene Metamorphose mehr als zweifelhaft hinstellte. Sie hatte ihr Kleid ausgezogen und mit einer rosenfarbenen Kattunjacke vertauscht, welche sich von einem sehr kurzen, im Zigeunerstyl mit breiter Goldlitze besetzten und schon recht schäbig gewordenen schwarzen Sammetrocke grell genug abhob.

„Ich habe noch immer einige Toilettenstücke aus den Papziniazeiten, welche ihren Effekt noch nie und nirgends verfehlt haben. Herrgott, dabei fällt mir ein, daß ich sofort nach dem Inhalt meines Kartons schauen muß, der unterwegs in Gefahr gewesen ist, zu Mus zerquetscht zu werden. Der Omnibus, der mich hieher gebracht hat, verlor nämlich zwischen hier und Breitenhagen ein Rad, und neigte sich so plötzlich zur Seite, daß ein Theil der Reisenden von ihren Plätzen geschleudert wurde, wobei ein dicker Bierbrauer auf meinen Karton zu sitzen kam. Na, Gott sei Dank, der Schaden ist geringer als ich dachte," sagte sie, mit der Faust ein paarmal in eine bunte, nestartige Form, — ich glaube, sie sollte einen Turban vorstellen, — stoßend, welche sie ohne Weiteres auf den Kopf stülpte. Darnach trat sie vor den Spiegel, und es gelang ihr, einen golddurchwirkten Schleier und einen unglaublich ruppigen Paradiesvogel mit ein paar Griffen auf dem Turban zu befestigen.

„Stellen Sie das Glas Punsch nur dort auf den Stuhl, meine Liebe," sagte sie zu dem eben eintretenden Stubenmädchen, welches, der früher erhaltenen Weisung nach, eine zweite Auflage Rumpunsch herbeigebracht hatte. „Ist es nicht sonderbar, daß sie sich in den Gasthöfen zweiten und dritten Ranges weit besser auf die Bereitung dieser Art von Getränken verstehen, als in den vornehmen Hotels und eleganten Restaurationen? Wollen Sie nicht einmal kosten? Nein? Nun, Sie stehen sich selbst im Lichte, — die Nacht ist frostig und man schläft noch einmal so fest auf einen kleinen Nachttrunk."

Vorläufig schien der Punsch aber eine mehr aufregende als einschläfernde Wirkung auf die Lebensgeister der Papzinia ausgeübt zu haben, denn sie bewegte sich wie ein Irrwisch im Zimmer hin und wider, und ich bemerkte, wie ihre Augen immer unheimlicher funkelten, je später es wurde. So oft sie auf ihrer Wanderung in die Nähe des Spiegels kam, so oft blieb sie auch, in ihr eigenes Bild versunken, vor demselben stehen, und weder die rosenfarbene Nachtjacke, noch das buntgefleckte Taschentuch schienen ihrem Selbstgefühl oder ihrer Selbstbewunderung den geringsten Abbruch zu thun.

„Das Hochtragische ist mein eigentliches Fach," sagte sie und bog den Kopf nach Möglichkeit hinten über, um den letzten Tropfen Punsch, der noch im Glase war, aufzusaugen.

> „Horch! die Glocken hallen dumpf zusammen,
> Grabgefährten brecht zum Richtplatz auf!"

deklamirte sie mit hohler Stimme und winkte mit dem leeren Glase zu, während sie mit dem Löffel in die Stubenecke auf einen imaginären Galgen deutete.

„Ich glaube nicht, daß ich als Kindsmörderin von irgend einer Künstlerin der Neuzeit übertroffen werde," fügte sie mit unnachahmlichem Selbstbewußtsein hinzu. „Aber meine größten Effekte erziele ich doch mit Langbein's ‚Vatermörder', denn es ist noch Keiner darauf gekommen, das Kettengerassel, das die Erscheinung des eingesperrten Grafen begleitet, naturgetreu darzustellen, wie ich es durch langjährige Uebung bauchrednerisch darzustellen vermag, — erst leise und schwach, als ob es von der Stiege her ertönte, dann crescendo aus dem Vorgemach herüberdringend, und endlich forte fortissimo das Schlafzimmer Ritter Karl's von Sturm erfüllend! Ich sage Ihnen, Frau Pastorin, es ist vorgekommen, daß Kinder laut geschrieen haben bei meinem Vortrage, und daß Frauen in Krämpfe verfallen sind und aus dem Saale transportirt werden mußten.

> ‚Denn wie zerrüttet im Gehirn,
> Ringt er die Knochenhände,
> Und stieß verzweifelnd seine Stirn
> An des Kamines Wände.'

„Sehen Sie, Sie wischen sich auch schon die Augen," sagte sie, sich triumphirend nach mir umblickend. „Ich weiß es wohl, Niemand verschließt sich gegen die Gewalt dieser Dichtung, wenn sie richtig vorgetragen wird. Und nun sollten Sie die Wirkung sehen, wenn das Kostüm die dramatische Handlung unterstützt. Dieser Turban beeinträchtigt den Effekt vielleicht ein Weniges. Ich trage ihn mit Vorliebe bei Freiligrath's Löwenritt: ‚Mit Gebrüll auf der Giraffe Nacken springt der Löwe, — welch' ein Reitpferd.' Als Kindsmörderin erscheine ich stets in einem schwarzen Gewande, einen Strick um die Taille und einen Kranz von Rosmarin und Hanfblüte im Haar."

Sie hatte bei diesen Worten eine Schachtel geöffnet und allerhand verknitterten, verblichenen Kram an Sträußen und Kränzen, an Guirlanden, Bändern und Schleifen aus der Tiefe derselben hervorgeholt. Ich hätte es noch gelten lassen, daß sie mich mit der Geschichte jeder einzelnen dieser Trophäen regalirt, wenn sie dieselben nur nicht sämmtlich auf der Decke meines Bettes ausgebreitet und mich verhindert hätte, mich zu rühren. Aus Angst, die erbarmungswürdigen Schätze der fahrenden Künstlerin noch mehr zu chiffonniren, als sie schon waren, lag ich steif und unbeweglich da.

„Sehen Sie, diese Wasserrosen trage ich, wenn Heine's ‚Das Meer erglänzte weit hinaus' auf dem Programm steht, und diesen Myrtenzweig verehrte mir die Frau des Bürgermeisters von Limberg nach einigen besonders gelungenen Szenen aus der ‚Braut von Messina'."

Die Wirkung des Punsches und der Erinnerungen, welche Rosen und Myrte heraufbeschworen haben mochten, traten jetzt immer greller zu Tage, und ihre Aufregung hatte einen beinahe unheimlichen Grad erreicht. Etwas wie wirkliche Furcht bemächtigte sich meiner, als sie Heine's „Erklärung" zu deklamiren begann und bei den Worten: „Herangedämmert kam der Abend", mit dem Ausdrucke jähen Entsetzens nach dem Fenster starrte, als ob sie eine Tigerkatze oder sonst ein blutgieriges Ungethüm jenseits der Scheiben wahrgenommen hätte. Und als sie nun gar im Verlauf der Deklamation, statt der Tanne aus Norwegs Wäldern, ihren Regenschirm aus dem Plaidriemen riß, und statt in des Aetnas glühenden Schlund in das Federpfühl zu meinen Füßen tauchte, da glaubte ich allen Ernstes, sie habe den Verstand verloren, und selbst ihre stürmische, an mich gerichtete und mit einer wahrhaft tropischen Glut der Empfindung hervorgestoßene Erklärung:

> „Agnes, ich liebe dich!"

vermochte nicht, mich vollständig wieder zu beruhigen.

„Wollen Sie mir helfen, ein vorläufiges Programm für meinen ersten Abend in Dreschenhude zusammenzustellen?" bat sie gleich darauf, so gesammelt und ruhig, als ob sie mir das Einmaleins hergesagt hätte. „Wohin neigt sich der Geschmack Ihrer Mitbürger am meisten? Darf es etwas Pikantes, kräftig Humoristisches sein, oder walten mehr sentimentale Tendenzen vor? In diesem Falle würde ich Matthisson's ‚Elegie' am Platze finden:

> ‚Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier
> Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt,
> Nur daß hier im alternden Gemäuer
> Melancholisch noch ein Heimchen zirpt.'

„Ich will mich anheischig machen, das melancholische Zirpen erlernen und binnen drei Tagen bis zu vollendeter Täuschung darstellen zu können. Was meinen Sie, würde ich mit Matthisson in Dreschenhude Glück machen? Sehen Sie, dieser Veilchenkranz mit Rosenknöspchen —"

„Ich möchte Sie allen Ernstes bitten, Fräulein Papzien, mich von diesen Blumen und Bändern zu befreien," sagte ich, der abermals drohenden Belastung mit dem Veilchenkranze vorbeugend, denn ich fühlte, wie mir Hände und Füße in der anhaltenden Unbeweglichkeit schon ganz steif und kalt geworden waren. „Es ist sicherlich schon recht spät und da ich früh aufstehen muß, so möchte ich gern noch ein paar Stunden der Ruhe pflegen."

„Ruhe wartet mein im Grabe!" deklamirte sie, indem sie die von mir so ängstlich gehüteten Blumenschätze mit einer einzigen mähenden Bewegung ihres Armes von meinem Deckbett in ihren Karton beförderte.

> „Von meinem Lide hat der Leiden
> Schwere Hand
> Ruh' und Schlummer, Fried' und Freuden,
> Ach, auf ewig weggebannt!"

klagte sie, halb gähnend, halb seufzend, während sie den Turban vom Haupte nahm und auf den Pfosten ihres Bettes hing. Dann blies sie die Lampe aus und bestieg ihr Lager, und ehe fünf Minuten verstrichen sein konnten, gab es ein Rasseln und Prasseln in unserem Gemach, welches das Kettengeklirr des Grafen von Eulenfels an Schauerlichkeit und Grausen bei Weitem übertraf. Papzinia schnarchte und ich ging eben

mit mir zu Rathe, ob das Deklamiren nicht doch am Ende vorzuziehen sei und, ob ich sie wecken sollte, als draußen im Hofe Stimmen laut wurden. Erst ein leises Anklingen von Akkorden, um den richtigen Ton zu finden, und dann brauste ein voller, herrlicher Männerchor durch die Stille der Nacht:

„Wenn die Nacht mit süßer Ruh'
Längst die Müden lohnet,
Geh' ich auf das Hüttchen zu,
Wo mein Mädchen wohnet,
Wünsch' ihr noch um Mitternacht
Eine süße gute Nacht."

Es waren meine Reisegefährten, — die Herren von der Liedertafel, die dieß Ständchen brachten. Alle Müdigkeit war wie mit einem Schlage von mir gewichen, — alles Ungemach vergessen; die versöhnlichste Stimmung gegen meine Peiniger, — gegen die Papzinia sowohl, als gegen die Sänger, — war in mein Herz gezogen, — die Schleusen süßer, genußreicher Wehmuth öffneten sich, und ich ließ die gewaltige Flut der Töne auf mich wirken, — ganz Wonne, ganz Entzücken und Begeisterung, vom Scheitel bis zur Sohle!

„Ein Ständchen!" rief Papzinia, ihr Schnarchkonzert unterbrechend und im Bette emporschnellend. „Meine Anwesenheit scheint also doch im Hotel bekannt geworden zu sein. Gewiß hat der Hausknecht geplaudert. Ich wollte aber doch, die guten Leutchen hörten jetzt mit Singen auf. Diese Ovationen sind recht gut gemeint, aber für den Gefeierten mehr lästig und störend als wohlthuend."

Damit sank sie wiederum auf ihr Kissen zurück und nahm den Faden ihres Schnarchsolos genau da wieder auf, wo er vor fünf Minuten entzwei gerissen war.

Auch nach Entfernung der Sänger wollte kein Schlaf in meine Augen kommen, und als die Morgendämmerung endlich gestattete, daß ich mich umsehen und die Gegenstände im Zimmer unterscheiden konnte, erhob ich mich von meinem Lager, machte Toilette und gedachte mich auf den Zehen aus dem Zimmer zu stehlen, um die Papzinia nicht zu wecken. Vor ihrem Bette blieb ich aber doch, — fast gegen meinen Willen und von Grauen gefesselt, — einen Augenblick stehen. Sie schnarchte jetzt nicht mehr. Das gelb und roth gefleckte Taschentuch war über den oberen Theil ihres Gesichtes geglitten, und ohne sich zu rühren, lag sie da. Einen Augenblick lang fürchtete ich sogar, sie sei erstickt.

Ich beugte mich über sie, um auf ihren Athem zu horchen, da sah ich, daß ihre Lippen sich bewegten.

„Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie morscher Zunder!"

flüsterte sie. Sie träumte sich offenbar schon in Dreschenhude und war beflissen, die naiven Kleinstädter durch eine „ihren Tendenzen" angepaßte Ballade „gruseln" zu machen.

Ich winkte ihr ein stummes Lebewohl zu und hoffte, — ihr nie im Leben wieder zu begegnen.

Es blieb mir noch ein schweres Stück Arbeit zu verrichten. Frau Triebesand mußte bewogen werden, mir das nöthige Reisegeld nach Dreschenhude vorzuschießen und mich auch mit der Bezahlung meiner Rechnung so lange zu befristen, bis ich den Betrag von der Heimat aus berichtigen konnte. Robert, der Hausknecht, war bereits auf, und zeigte sich von einer sehr leutseligen Seite. Er erklärte sich nicht nur bereit, mich auf seine eigene Verantwortung hin ziehen zu lassen, sondern bot mir sogar das nöthige Reisegeld nach Dreschenhude an. Meine Uhr, welche ich ihm als Unterpfand anbot, wollte er nicht nehmen, — Frau Köbrich habe ja für mich gut gesagt, meinte er, und da sei weiter kein Zweifel, daß meine Rechnung im Hotel berichtigt und seine Auslage ihm zurückerstattet werden würde. Er begleitete mich sogar auf den Bahnhof, placirte mich in einen Wagen zweiter Klasse und nahm gerührten Abschied von mir.

Um acht Uhr Morgens langte ich, — so was man „wohlbehalten" nennt, in Dreschenhude an und schlich auf Umwegen meiner neuen Heimat — dem Pfarrhofe — zu.

Der Pastor erzählt.

Ich habe nur noch die Geschichte unserer Wiedervereinigung zu erzählen, dem Leser für seine Begleitung auf unseren Irrfahrten zu danken und Abschied von ihm zu nehmen.

Man wird sich erinnern, daß ich nach meinen vergeblichen Versuchen, die Spur meiner Frau aufzufinden, für wenige Stunden Ruhe in einem Hotel gesucht hatte.

Auf dem Polizeibureau, wo ich mich zeitig am folgenden Morgen einfand, um den versprochenen Beistand in Anspruch zu nehmen, hatte man mir den Rath ertheilt, in Dreschenhude erst einmal telegraphisch anzufragen, ob meine Frau vielleicht in's elterliche Haus zurückgekehrt sei, — aber ich zog es vor, lieber selbst dort nachzusehen, um meine Schwiegereltern nicht früher zu beunruhigen, als durchaus nothwendig war.

Leider ging der nächste Zug nicht vor drei Uhr Nachmittags ab und noch dazu war es der allerlangsamsten einer. So langte ich denn erst spät am Tage in der Heimat an, wurde jedoch schon auf dem Bahnhofe von der alten treuen Hanne mit der Nachricht empfangen, daß meine Frau im Pfarrhofe angelangt sei. Und leider trübte der Nachsatz, daß sie sich gar nicht wohl befinde und sich um meinetwillen vor Angst verzehre, meine Freude nicht wenig.

Man kann sich denken, daß ich nach diesem Bericht meine Schritte beschleunigte!

Das arme kleine Frauchen! Kein Wunder, daß sie schwach und nervös von diesem ihrem ersten und so gründlich mißlungenen Ausfluge zurückgekommen war!

Sie warf sich denn auch, kaum daß sie meiner ansichtig geworden war, mit einem Thränenstrom an meine Brust und wollte sich weder durch meine Liebkosungen, noch durch sanfte Worte beruhigen lassen.

Das war freilich eine andere Einkehr in unsere neue Heimat, als wir uns bei unserem Auszuge vorgestellt! Vereinzelt und auf Schleichwegen, wie ein paar lichtscheue Verbrecher, hatten wir die Stätte, wo wir unser Lebensglück zu gründen dachten, betreten. Und wie sollten wir erst dem Spott begegnen, der sich ob unseres Mißgeschicks selbstverständlich über uns ergießen würde? Niemand hatte uns vor Ablauf von drei Wochen wiederzusehen erwartet, und statt dessen hatten wir eigentlich schon im Hafen Schiffbruch gelitten und kamen nach kurzem Kampfe mit den grausamen Wellen im Meere des Lebens muthlos und kleinlaut und jämmerlich enttäuscht an die heimatliche Küste zurückgeschwommen.

„Wie kam es aber nur, Liebchen," sagte ich, als Luise sich endlich ausgeweint und als wir, — Hannchens duftenden Mokkatrank vor uns, — Hand in Hand zusammensaßen, beflissen, die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden gegen einander auszutauschen und zu vergleichen; „wie kam es nur, daß ich Deinen Namen in keiner der Listen eingetragen fand, die wir auf der Polizei durchforschten? Hat man Dir im ‚Fürsten von Wahlstatt' kein Fremdenbuch vorgelegt?"

„Ei freilich, lieber Mann; und ich habe meinen Namen auch so deutlich eingeschrieben, wie meine zitternde Hand und meine von Thränen verschleierten Augen es gestatteten."

„Sonderbar! Ich erinnere mich, den Namen des Gasthofs gelesen zu haben; es sei ein altes, obskures Wirthshaus, meinte der Inspektor, in dem ältesten Theile der Stadt; er las mir die Namen der sämmtlichen Reisenden, die tagsüber eingetroffen, vor, — aber ich weiß bestimmt, der Name Rochus war nicht darunter."

Luisens Angesicht war auf einmal dunkelroth geworden. Sie barg ihr Köpfchen an meiner Schulter und schlang ihre Hände um meinen Hals.

„Verzeih', geliebter Heinrich," flüsterte sie; „ich glaube, ich hatte in dem Augenblick vergessen, daß ich jetzt Luise Rochus heiße, — ich glaube, ich habe Luise Schmidt geschrieben, wie ich es von jeher gewohnt gewesen bin. Sei mir nicht böse, — es soll im ganzen Leben nicht wieder passiren!"

„Herr Pastor, hier ist ein Brief an Sie!" so unterbrach Hanne unsere trauliche Zwiesprache. „Ein Bote aus dem Butterwalde hat ihn gebracht, nebst einem Sack, in dem sich ein ganzes Reh befindet."

Es war der Hochzeitsbraten, den mein guter Onkel, nur leider um vierundzwanzig Stunden zu spät, schickte.

„Was sollen wir bei dieser Hitze mit einem ganzen Reh anfangen?" brummte Hanne, welche den Auftrag erhalten hatte, den Boten in die Küche zu führen und nach Kräften zu erquicken.

Wir hatten uns kaum in die Fortsetzung unserer Leidensgeschichte vertieft, meine Frau und ich, da trat der Postbote mit einem Weidenkorbe beladen bei uns ein, der das Geschenk eines Anverwandten meiner Frau, — einen Hirschziemer — enthielt. In dem Begleitschreiben drückte der Vetter die Hoffnung aus, daß sein Präsent unsere Hochzeitstafel schmücken werde.

„Wenn das so fortgeht, werden wir, wie die Hinterwäldler in Nordamerika, während der nächsten Wochen lediglich von dem Ertrage der Jagd leben müssen," meinte Luise, und da im Laufe des Tages noch zwei Sendungen Wildbraten einliefen, — die eine kam von dem Wildhändler in Fürstenbrück, die andere von dem Stadtförster von Dreschenhude, — so brach die mühsam errungene Fassung meiner Frau wieder zusammen und ihre Thränen begannen von Neuem zu fließen.

Es blieb mir nichts Anderes übrig, als Hanne auf den Pachthof zu senden und meine Schwiegermutter bitten zu lassen, doch einmal bei uns vorzusprechen, ein Schritt, den ich, um das Bekanntwerden unserer frühzeitigen Rückkehr zu vermeiden, gern noch um einige Tage hinausgeschoben hätte.

Der vortrefflichen Konduktorin hatten wir es jedoch zu danken, daß der hysterische Weinekrampf meiner Frau sich bald legte und daß unser Wildstand auf ein zu bewältigendes Maß reduzirt wurde. Sie entwarf eine Liste von Vettern, Nachbarn und Freunden, bei denen eine Keule oder ein Blatt gewiß willkommen sein würde und bei denen unser Ueberfluß auf das Vortheilhafteste angelegt werden könne.

Sie sorgte auch dafür, daß die Geschichte unserer verfehlten Reise nicht auf eine lächerliche Weise in's Publikum getragen wurde, und mit Ausnahme einiger loser und spöttischer Bemerkungen, die mein Schwiegervater sich gegen uns erlaubte, sind wir noch so ziemlich von Hohn und Spott verschont geblieben.

Die ersten Wochen unserer Ehe wurden uns einigermaßen durch die Angst verbittert, die meine Frau vor dem plötzlichen Eintreffen der Papzinia in Dreschenhude hegte. Aber sie hat ihr Versprechen gottlob nicht wahr gemacht, — sie hat unsere Gegend nie besucht, und die Angst vor ihr schwand, wie so manche andere unnöthige Sorge im Leben, dahin und machte einer heitern Erinnerung an sie und ihre merkwürdigen deklamatorischen Kunststücke Platz.

Unsere Ehe ist eine so glückliche gewesen, wie sie leider wenigen Sterblichen zu Theil wird. Uebermorgen aber feiert unsere älteste Tochter ihre Hochzeit mit einem braven, aber etwas schüchternen jungen Manne, — dem Oberverwalter auf der Domäne meines Schwiegervaters, — und unseren Kindern zu Nutzen und Frommen haben wir die Geschichte unserer Irrfahrt hier aufgezeichnet.

Kolumbus.

Von

Luise Brachmann.

(Bild S. 108.)

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mär!" —
„Ach, edler Feldherr, bereitet Euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid Ihr ein Opfer der Wuth!
Sie fordern laut wie Sturmgebrüll
Des Feldherrn heiliges Blut."

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
„Verräther, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

„Du gibst uns nicht Speise, so gib uns dein Blut." —
„Blut!" rief das entzügelte Heer.
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer:
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl!

„Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern;
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth,
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch, doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal,
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen ward also der eiserne Bund;
Die Schrecklichen kehrten zurück. —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank, der Tag entwich,
Des Helden Brust ward schwer,
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer,
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach! kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o, nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

„Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergehn
Im wüsten Flutengrab!"
So fleht der Held, von Mitleid weich;
Doch horch'! welch' eiliger Tritt?
„Noch einmal, Fernando, so trüb und bleich?
Was bringt dein bebender Schritt?" —

„Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl!" —
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höhn
Entwand sich der leuchtende Strahl,
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn." —
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.
„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer!
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitet sich still und frei
Zum Weg in die flutende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band,
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — und „Land!
„Land!" rief es und donnert es, „Land!"

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick;
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt
Erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht.
Sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin
Und priesen die göttliche Macht.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die List gelingt.

Schon vierzehn Tage waren vergangen seit dem Morde auf dem Boulevard Bessières und die Mörder waren noch immer nicht entdeckt.

Paris, das in seinem Lärm so gern und so schnell vergißt, machte dießmal eine Ausnahme. Paris beschäftigte sich noch immer mit dem Verbrechen, weil die Journale sich mit demselben beschäftigten. Einige derselben warfen Tag für Tag dem Chef der Sicherheit und seinen Agenten Nachlässigkeit, ja beinahe Unfähigkeit vor; andere Blätter spielten selber Polizei und forschten nach neuen Einzelheiten und verbanden dieselben mit den alten.

Herr von Beaudin und Herr Claude fingen trotz ihres reinen Gewissens an, ein wenig unbehaglich, ein wenig ungeduldig zu werden.

Wie hätte das auch anders sein können?

Einerseits stockte die Untersuchung gänzlich, da keine neuen Zeugen auftraten.

Andererseits zerfloß der vielversprechende Verdacht, den sie auf Mathilde Simonnet, genannt von Villeneuve, geworfen hatten, in Nichts. Denn die lange Florine wußte mit dem besten Willen kein Geheimniß zu erforschen im Leben ihrer Herrin, welches der Polizei auch nur den geringsten Anhaltspunkt gegeben hätte.

Jener erste verdächtige Ausgang, bei welchem Florine eingeschlossen worden war, war von keinem weitern gefolgt gewesen. Fräulein von Villeneuve stand spät auf, widmete zwei oder drei Stunden ihrer Toilette, machte bei schönem Wetter eine Spazierfahrt im Wäldchen, empfing von fünf bis sieben Uhr ihre Freunde und brachte dann den größten Theil ihrer Abende allein zu — daheim oder im Theater, nach dessen Schluß sie stets unverzüglich nach Hause kam.

Kurz, sie führte ein so exemplarisches Leben, daß Florine, an so viel Tugend gar nicht gewöhnt, fast erschreckt war darüber, bis sie endlich den Schlüssel zu diesem Räthsel fand in einem Briefe, den das Fräulein eines Tages auf dem Kamine liegen ließ.

In ihrem Rapport gab Florine beiläufig folgenden Auszug dieses Briefes:

„Eine Person, die sich einfach ‚Lorenz' unterschreibt, erinnert Mathilde an das Zusammensein in Wien, an ihr Verhältniß, an die zärtliche Zuneigung, welche ihre beiden Herzen mit einander verband, an ihre Heirathspläne, an die Weigerung der Familie, an seine gezwungene Reise nach Havanna, an den schmerzlichen Abschied, an ihr Versprechen, auf ihn warten zu wollen und nur ihm anzugehören. Endlich sei er nun durch den Tod seines Vaters, des Marquis José de Ribas, sein eigener Herr geworden. Nach Europa zurückgekehrt, ordne er nur noch rasch einige kleine Angelegenheiten in Madrid, um dann in ihre Arme zu eilen. Er hoffe, daß es ihr während ihrer Trennung an nichts gefehlt habe und daß sie ihm nicht zürne darüber, daß er für all' ihre Bedürfnisse Sorge getragen habe. War sie ja doch seine Braut und sollte bald sein geliebtes Weib sein! . . ."

Dieser acht Seiten lange Brief voll Reminiscenzen, voll Schwüren für die Zukunft und voll Zärtlichkeit erklärte Florinen (wie sie in ihrem Rapporte sagte) die ganze Existenz des Fräuleins von Villeneuve. Ebenso verliebt in Lorenz, wie dieser in sie, hatte Mathilde keine Lust an Zerstreuungen und lebte ganz ihren Erinnerungen und ihren Hoffnungen, die sich bald erfüllen sollten.

Florine fügte noch hinzu: „Je mehr ich dieses Mädchen studire, desto mehr überzeuge ich mich, daß sie in der Tiefe ihres Herzens eine große Leidenschaft birgt und daß sie schmerzlich leidet in ihrer Sehnsucht nach dem geliebten Wesen."

Nun kannte also die Polizei die Quelle der Einnahmen des Fräuleins Simonnet und konnte darüber beruhigt sein. Man zog überdieß noch Erkundigungen ein über diesen Marquis José de Ribas und erfuhr, daß er in der Havanna gestorben sei und einen einzigen Sohn zurückgelassen habe.

So war also die Untersuchung, anstatt überführende Beweise gegen Mathilde von Villeneuve zu sammeln, dahin gelangt, dieselbe im Gegentheile von jedem Schatten und Verdachte selbst der Zweideutigkeit zu reinigen.

Bald war man auch in Folge eines Zwischenfalles genöthigt, die Ueberwachung der jungen Dame gänzlich aufzugeben.

Während nämlich die lange Florine philosophirte, kam jener Detektiv, welchem die äußere Wache über Fräulein von Villeneuve oblag, seiner Aufgabe gewissenhaft nach und folgte ihr auf Schritt und Tritt, sobald sie sich nur auf der Straße zeigte.

Ein Deputirter, welcher Mathilde öfters begleitete, bemerkte, daß sie stets von demselben Individuum gefolgt würden, bezog diese Spionage auf sich, als von seinen politischen Gegnern ausgehend, und drohte über diesen Punkt in der Kammer zu interpelliren.

Detektivs, welche nicht nur nichts entdecken, sondern so ungeschickt sind, selber entdeckt zu werden und dadurch der Regierung Unannehmlichkeiten zu bereiten, müssen unterdrückt werden . . . und man unterdrückte Florine sammt ihrem Helfershelfer.

Aber wenn auch die Untersuchung nichts entdeckte, die Sicherheitspolizei war thätig wie sonst.

Herr Claude ließ zahlreiche Besuche vornehmen in den Kneipen von üblem Rufe, und sobald einer der Stammgäste daselbst ungewöhnliche Ausgaben machte, wurde er sofort auf's Strengste überwacht. Die Provinzinspektoren erhielten Aufträge in ähnlichem Sinne.

Ein Kaufmannscommis vom Boulevard Bessières hatte in letzter Zeit erzählt, er habe am Vorabende des Verbrechens Madame Blanchard (so hieß die Bedienerin) gegen acht Uhr aus dem Garten treten und einige Augenblicke hindurch mit einem Menschen auf und ab gehen sehen, dessen Signalement ganz dem des ältlichen Mannes aus der Voruntersuchung glich.

Dieser selbe Commis erklärte, daß er am Morgen des Fünfundzwanzigsten, gegen sieben Uhr, noch ehe das Verbrechen entdeckt und die Bedienerin angekommen gewesen sei, deutlich bemerkt habe, daß in der Gartenthüre des Hauses Guérin der Schlüssel stecke. Er hatte darüber geschwiegen, weil er Madame Blanchard nicht kompromittiren wollte — die sich jedenfalls wenigstens der Nachlässigkeit oder Vergeßlichkeit schuldig gemacht habe.

Diese Enthüllung war von großer Wichtigkeit. Sie bewies, daß die Mörder sich in der That des wirklichen Hausschlüssels bedient und denselben nach vollbrachter That hatten im Thore stecken lassen. War die Bedienerin ihre Mitschuldige, so hatten sie sich die Mühe erspart, den Schlüssel zurückzutragen; hatten sie denselben aber entwendet, so konnte die Bedienerin am nächsten Morgen glauben, sie habe denselben am vorigen Abende abzuziehen vergessen. Ueberdieß meldete der Detektiv, welcher die Blanchard zu überwachen hatte, daß dieselbe unruhig, aufgeregt und einen bevorstehenden Besuch zu erwarten scheine.

So standen die Sachen, als am 10. April gegen fünf Uhr Nachmittags Herr Claude die Meldung erhielt, daß die Blanchard in ihrer Wohnung den Besuch eines Mannes erhalten und sich mit demselben eingeschlossen habe.

Sogleich machte sich der Chef der Sicherheit auf den Weg nach Batignolles.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Im Namen des Gesetzes!

In Batignolles angekommen, begab sich Herr Claude unverzüglich in das Polizeikommissariat der Rue Berzelius, um dort für die nächsten Stunden sein Amtslokal aufzuschlagen.

Vor Allem ließ er sich dort das Signalement des Mannes geben, welcher sich in diesem Augenblicke bei der Blanchard befand; dasselbe stimmte genau überein mit dem jenes zweiten Mannes aus der Mordnacht: ungefähr fünfzig Jahre, graumelirter Bart, lange Haare, ausdrucksvolles Auge, Mittelgröße, abfallende schmale Schultern, schlank, Ueberrock, weicher Hut, Aussehen eines Arbeiters in Sonntagskleidern.

Dieß war das Porträt:

1) des Mannes, den man nach Aussage des Kaufmannscommis einige Male, und vor Allem am Vorabende des Verbrechens, in Gesellschaft der Blanchard gesehen hatte,

2) des Individuums, welches einige Stunden vor dem Morde in der Rue Marcadet erblickt worden war unter der Eisenbahnbrücke, eifrig mit der Blanchard sprechend,

3) des unruhigen, aufgeregten Spaziergängers, den man um ein Uhr Morgens am Eingange der Avenue Saint-Ouen vor dem Gasthause zur Gabel gesehen hatte,

4) der Person, welche eine Stunde später in der Avenue Clichy in der Nähe des Hauses Nr. 90 eine zweite getroffen und sich mit ihr gegen den Boulevard entfernt hatte.

Der Chef der Sicherheit rieb sich vergnügt die Hände; er hatte sich also nicht getäuscht, indem er auf zwei Schuldige gerathen hatte.

Den Einen, den kleinen Mann mit den breiten Schultern, den der Fiaker und Fräulein Guérin beschrieben hatten und welcher sich in das Haus eingeschlichen unter einem nichtigen Vorwande, den hatte man noch nicht.

Aber den Andern brauchte man nur zu fassen. Es war der, welcher mit der Bedienerin im Verkehr stand, der, welchen man mit Recht wieder in ihrer Nähe zu ertappen gehofft hatte.

Beim Eintritt in das Polizeikommissariat hatte Herr Claude im Vorgemache einen „Musikanten" erkannt.

„Musikanten" heißen in der Pariser Polizeisprache entlassene Sträflinge, welche von der Polizei gegen ein kleines Honorar dazu benützt werden, in den Schenken oder vor den Schranken die Identität eines Verdächtigen mit irgend einem ihrer ehemaligen Strafhausgenossen festzustellen.

Da man inzwischen die Nachricht erhalten hatte, daß die Blanchard mit ihrem Besucher in eine Weinstube der Rue Marcadet getreten sei, so sandte Herr Claude den Musikanten dorthin, damit er den Fremden in Augenschein



Kolumbus. Zeichnung von Karl Piloty. (S. 107.)

nehme. Eine Viertelstunde später kam der Musikant zurück und meldete selbstgefällig:

„Natürlich ist's ein Bekannter von mir, Herr Claude. 's ist der Blanchard, genannt Blitzaug', hatte fünf Jahre Kerker wegen Einbruchsdiebstahl."

„Bist Du dessen gewiß?"

„Und ob!" machte der Musikant stolz. „War ja zwei Jahre mit ihm in Clairvaux ... würde ihn unter Tausenden wiedererkennen, obwohl er jetzt einen Bart trägt; seine Augen leuchten wie die einer Katze in der Nacht, und davon hat er auch den Namen."

„Und Du sagst, daß er Blanchard heißt?"

„Ja wohl, Herr Claude; 's ist der Mann der Frau, mit der er in der Weinschenke sitzt. Sie ist öfter in's Sprechzimmer von Clairvaux gekommen. O, die hat ihren Mann nie im Stiche gelassen ..."

„Aber dann ist ja der Mann bannbrüchig? Er muß doch bei seiner Entlassung in irgend einer Provinzstadt internirt worden sein?"

„Ja wohl. In Orleans."

„Bist Du sicher, daß er nicht etwa eine Polizeierlaubniß erhalten hat, sich in Paris aufzuhalten?"

„O nein, ich würde ihn sonst schon öfter begegnet haben."

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Guten Tag, Herr Zinsmeier! Machen Sie eine Morgenpromenade?"
„Ja, ich geh' Vormittags spazieren, damit ich Nachmittags nichts mehr zu thun habe."



„Bitte, mein Herr. Ihren Stock abzugeben!"
„Ich habe ja gar keinen mit."
„Ja, dann holen Sie sich erst einen, denn dafür bekomme ich mein Trinkgeld."



„Ja was ist denn das mit dem Bier, Anna! Das ist ja so trüb, daß mer net amal en Frosch drin sehen kann!"
„Ja, dös glaub' i schon! — Wir haben auch keinen 'rein 'dahn." —



Der Freiwillige Lehmann ist in Civil ausgegangen. Auf seinem Spaziergang sieht er seinen Hauptmann des Wegs daherreiten; sofort versteckt sich Lehmann hinter einen Baum, der jedoch kaum dick genug ist, um ihn den Blicken seines Vorgesetzten zu entziehen.



Des andern Tages beim Exerzieren tritt der Hauptmann zu ihm heran.
„Lehmann. wie kam es, daß ich Sie gestern in Civil sehen mußte?"
„Herr Hauptmann, weil der Baum nicht dick genug war."



Arzt (trifft auf seinen Visiten seinen früheren Kutscher, der sich als Fuhrmann etablirt hat): Nun, Johann, wie geht's; gelt, Du wärest doch besser bei mir geblieben, da hättest Du Dich doch nicht so zu plagen brauchen!?
Johann: Ach nu, Herr Doktor, mir is es ganz Worscht, ob ich Mist fahr' oder Ihne.

„Du hast gewußt, daß seine Frau in Batignolles wohne. Warum hast Du uns nie von allem diesem Mittheilung gemacht? Du weißt doch, daß wir uns mit dieser Blanchard beschäftigen!"

„Aber ich hatte sie ja nicht wiedererkannt, Herr Claude. Bedenken Sie nur, ich hatte sie früher nur ein-, zweimal am Gitter des Gefängnisses stehen sehen. Heute habe ich sie nur an ihrem Manne erkannt. Mit ihm zusammen, wußte ich plötzlich, wer sie sei."

„Es ist gut. Du kannst gehen."

Es galt nun kein Zögern. Das Individuum, dessen Identität jetzt festgestellt war, mußte unverzüglich verhaftet werden.

Alles deutete darauf hin, daß er einer der Mörder des Kapitän Guérin sein müsse. Aber selbst wenn man sich darin irren sollte, so war er doch als Bannbrüchiger zu arretiren, den man für dieses Delikt allein für ein paar weitere Jahre verurtheilen konnte.

Man sandte also zwei geschickte „Vertraute" aus, die den Betreffenden bei seinem Austritte aus der Schenke ohne Aufsehen „stoppten".

„Ich bin Polizeimann," sagte ihm der Eine ganz ruhig in's Ohr, „und verhafte Dich, Blanchard, genannt Blitzaug', wegen Bannbruchs."

Der Mann fuhr jäh zurück.

Der Vertraute fuhr fort:

„Keinen Widerstand, keinen Lärm, wir sind Dir überlegen. Steige mit uns in den Wagen dort, und Alles ist abgethan."

„In Gottes Namen," machte der Mann resignirt. Dann wandte er sich zu seinem Weibe, das wie versteinert dastand, und sagte ihr, indem er ihr die Hand reichte:

„Auf Wiedersehen, Frau. Schau', ich hätte doch nicht herkommen, sondern drunten bleiben sollen."

Auf Befehl des Herrn Claude blieb die Blanchard in Freiheit unter Bewachung und mußte sich bereit halten, auf den ersten Ruf vor dem Untersuchungsrichter zu erscheinen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Werkzeug.

Während der ehemalige Sträfling Blanchard auf der Polizeipräfektur eingebracht wurde, schrieb Herr Claude im Kabinet des Polizeikommissärs an den Untersuchungsrichter Herrn von Baudin, meldete ihm den wichtigen Fang und zugleich seine eigene Abreise nach Orleans, um dort über den Eingebrachten alle Einzelheiten aus dessen Leben der letzten Wochen zu erfahren. In so wichtigen Angelegenheiten verließ sich der brave Sicherheitschef nur auf sich selber. Noch ehe er aber in den Waggon stieg, telegraphirte er an den Gefängnißdirektor von Clairvaux um Mittheilungen über dessen früheren Gefangenen, der nun dringend des Mordes verdächtig war.

So war denn Herr von Beaudin am nächsten Tage gegen zwei Uhr Nachmittags vollständig in der Lage, sein Verhör mit dem Gefangenen zu beginnen, und zwar in seinem Kabinete selber. Der Richter saß vor seinem Schreibtische, der Mann stand an der Thüre. Nachdem Herr von Baudin einige Papiere durchflogen hatte, hob er den Kopf und schaute den Angeklagten an.

„Ihr heißet Joseph Blanchard, geboren in Paris im Jahre 1824, Rue Montmartre?"

„So ist es, Herr Richter."

„In Eurer Jugend habt Ihr verschiedene Gewerbe gehabt, zuletzt das eines Gärtners. Man hat Euch zu jener Zeit nichts vorwerfen können. Vor einigen Jahren aber verübtet Ihr einen Diebstahl von einigen tausend Franken bei einem Hauseigenthümer in der Umgegend von Paris, dessen Gärtner Ihr gewesen seid und der Euch in seiner Abwesenheit die Schlüssel des Hauses anvertraut hatte. Ihr wurdet dafür zu fünf Jahren Kerker verurtheilt und büßtet die Strafe in Clairvaux ab. Ist es so?"

„Ja, mein Herr."

„Nach verbüßter Strafe wurdet Ihr unter polizeiliche Aufsicht gestellt und in Orleans internirt?"

„Ja, Herr Richter."

„Trotzdem habt Ihr zu wiederholten Malen diese Stadt verlassen und seid nach Paris gekommen?"

„Zwei- oder dreimal höchstens, Herr Richter, nur um meine Frau zu sehen, einige Stunden mit ihr zu verbringen und dann wieder auf der Stelle zurückzureisen. Sie hatte so viel gelitten um meinetwillen, daß ich ihr das wohl schuldig war."

„Wenn es sich nur um ein Wiedersehen gehandelt hätte, dann wäre es doch einfacher und ungefährlicher gewesen, wenn Eure Frau nach Orleans gekommen wäre?"

„Sie hatte ihre Diensthäuser hier und hätte diese Plätze verloren. Und dann . . . dort unten kennt mich jeder Polizeimann und Alle überwachen mich, und das ist doch genant und beschämend für sie. In Batignolles hingegen beachtete mich Niemand und Niemand wußte, daß sie meine Frau sei."

„Gut. Als man Euch gestern verhaftete, wie lange waret Ihr da schon in Paris?"

„Seit der Frühe, und ich wollte am Abend wieder zurück. Vorgestern habe ich mich noch dem Centralkommissär in Orleans vorgestellt."

„Das stimmt. Wann habt Ihr Eure vorletzte Reise nach Paris unternommen?"

Der Angeklagte zögerte mit der Antwort.

„Ich will Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen," sagte der Richter. „Ihr seid in Batignolles gewesen am Zweiundzwanzigsten des vorigen Monats."

„Ich gestehe es ein, Herr Richter."

„In der Zeit von drei Wochen kommt Ihr also wenigstens zweimal nach Paris?"

„Ich wäre gestern sicher nicht gekommen," sagte Blanchard mit sanfter und ruhiger Stimme, „ohne das Verbrechen vom Boulevard Bessières."

Der Untersuchungsrichter schaute ihn ganz verblüfft an. Der Mann mußte eine tüchtige Dosis Keckheit besitzen, daß er es wagte, selber die Rede auf das Verbrechen zu bringen.

„Teufel, mit Dem muß man's klug angehen," dachte Herr von Beaudin und sagte:

„Erkläret mir, wie der Mord vom Boulevard Bessières Eure Abreise von Orleans und Eure Anwesenheit in Paris veranlassen konnte?"

„Das ist sehr einfach, Herr Richter. Meine Frau hat mir geschrieben, um mir die ganze Geschichte mitzutheilen; sie sagte mir, sie sei ganz krank davon. Na, und da ich die Arme wirklich gern habe, so wollte ich nach ihr sehen und sie ein bischen beruhigen."

Die Stimme Blanchard's klang wirklich bewegt bei den letzten Worten. Aber Herr von Beaudin wußte nur zu gut, wie geschickt manche Verbrecher Komödie spielen, und so sagte er barsch:

„Könnt Ihr mir jenen Brief zeigen, in welchem Euch Eure Frau bittet, hieherzukommen?"

„Man hat ihn mir gestern abgenommen."

„Richtig . . . Hier ist er," machte der Richter, indem er zwischen den Papieren blätterte. „Da, leset Ihr mir ihn selber vor."

Blanchard las, nachdem er seine Stimme durch Räuspern zu befestigen gesucht hatte:

„Mein lieber Mann!

„Ein großes Unglück ist in dem Hause auf dem Boulevard Bessières geschehen, wo ich bedienstet war. Der Herr Kapitän Guérin, mein braver Herr, ist in der letzten Nacht umgebracht worden. Ich bin noch ganz weg davon! . . . Und das arme Fräulein, von dem ich Dir so oft gesprochen habe — wenn Du ihren Schmerz sehen würdest! . . . Sie ist auch zugleich zu Grunde gerichtet, denn die Mörder haben ihr eine bedeutende Summe geraubt, die sie eben geerbt hatte. Der Untersuchungsrichter hat mich holen lassen und verhört . . . Aber ich weiß von nichts. Ich möchte Dich sehen, mit Dir sprechen. Es ist dabei eine Geschichte mit einem Schlüssel, die ich mir nicht erklären kann, und ich fürchte mich, davon zu reden . . . Was mit der Polizei zusammenhängt, erschreckt mich immer um Deinetwillen. Wenn Du ohne Gefahr nach Paris kommen kannst, würde ich sehr froh sein. Es grüßt Dich Dein treues Weib

Sophie Blanchard."

Herr von Beaudin ging einen Augenblick hindurch in seinem Kabinete auf und ab. Dieser Brief konnte geschickterweise für den vorliegenden Fall improvisirt worden sein. War dieß nicht der Fall, so war der Brief ganz natürlich von Seite eines Weibes, dessen Gatte soeben seine fünf Jahre Kerker überstanden hatte.

Der Untersuchungsrichter wandte sich an den Angeklagten.

„Da Ihr so leicht nach Paris gelangen könnt, weßhalb habt Ihr vierzehn Tage verstreichen lassen, ehe Ihr der Aufforderung Eurer Frau Folge geleistet habt?"

„Ich . . . ich hatte das Geld nicht zur Reise; und dann hatte ich auch Furcht. Sehen Sie, Herr Richter, ein Verbrechen war begangen worden in Batignolles; da wurde also sicher das ganze Quartier überwacht. So habe ich denn auch so lange als möglich gezögert. Bin aber leider noch immer zu früh gekommen."

„Aber gekommen seid Ihr doch, und die erste Sorge Eures Weibes war natürlich, Euch von der Geschichte des Mordes zu sprechen?"

„Ja wohl, Herr Richter."

„Und was hat sie Euch erzählt in Bezug auf den Schlüssel?"

Blanchard schaute auf und blickte den Richter zuversichtlich an.

„Ich muß Ihnen die ganze Wahrheit sagen, nicht wahr?" fragte er.

„Gewiß. Dafür seid Ihr da."

„Nun denn, Herr Richter. Wissen Sie, was mein Weib quält? Ich habe sie ausgezankt, daß sie Ihnen nicht gleich Alles gesagt hat; aber es ist nicht ihre Schuld, sehen Sie, sondern die meinige; meine Vergangenheit macht sie so furchtsam."

(Fortsetzung folgt.)

„Das Lösegeld, mein Fräulein!"

(Bild S. 101.)

Wie in Norddeutschland und Holland die Sitte des Bindens besteht, bei welcher während der Erntezeit, wenn ein Angehöriger der Gutsherrschaft oder ein Fremder das Arbeitsfeld betritt, die Arbeiter ihm mit einem Garbenband die Arme umwinden und ihn erst gegen ein Trinkgeld von der Strohfessel befreien, so gibt es auf den englischen und auch in der Nachahmung dieser auf deutschen Schiffen den Gebrauch des Kreidestriches. Meistens werden Neulinge auf dem Meere, Passagiere der besseren Stände und vor Allem Damen auf diese humoristische Weise von Matrosen zu Gefangenen gemacht. Wenn solch' ein Passagier träumerisch ängstlich in die wogende See hinausschaut, hat ihn sicher ein Matrose schon auf's Korn genommen; er schleicht sich unvermerkt näher, zieht ein Kreidestück aus der Tasche, umschreibt einen Kreis zu Füßen des nichts Ahnenden und macht sich nun bemerkbar Will man jetzt einen Schritt zurückweichen oder den Platz verlassen, so weist der Matrose auf den Strich, und unter dem Gelächter der Umstehenden wird der Gefangene darüber aufgeklärt, wie er seine Freiheit erlangen kann, und daß darunter „Das Lösegeld" oder auch „Einen Grog" zu verstehen sei.

Eine solche Szene zeigt unser Bild. Die junge Dame ist von der gewaltigen Theerjacke im Kreidestrich gefangen und ein eleganter junger Seekadet sucht ihr begreiflich zu machen, daß eine Mark oder ein Schilling ihr aus diesen Banden hilft und dem Schiffsmann, der sozusagen ein Recht hier ausübt, zugleich ein großes Vergnügen verschafft.

Ahab's und Isebel's Begegnung mit Elias.

(Bild S. 105.)

Unsere Illustration, nach einem Gemälde von Frank Dicksee, das wegen der großen dramatischen Kraft des Ausdrucks und lebenswahren Darstellung der Charaktere mit der Preismedaille der königlichen Akademie in London ausgezeichnet wurde, stellt die düstere Szene der Verwünschung Ahab's durch Elias dar. König Ahab wünschte Naboth's Weinberg zu besitzen. Er bot ihm Geld an oder einen andern Weinberg im Tausch; Naboth wollte den Berg nicht hergeben, und als Ahab deßhalb sich kränkte, bewirkte Isebel, das Weib des Königs, durch Verleumdungen, daß Naboth als Verräther gesteinigt wurde. Isebel berichtet Ahab, daß Naboth todt und gesteinigt wäre, und fordert ihren Gemahl auf, nun den Weinberg in Besitz zu nehmen. Ahab folgt ihr, aber draußen auf dem Grund und Boden des Gesteinigten tritt dem Königspaare Elias entgegen. „Du hast todtgeschlagen und dazu auch eingenommen," spricht Elias im Geist Gottes; „an der Stätte, da Hunde das Blut Naboth's geleckt haben, sollen auch Hunde Dein Blut lecken!" — und zu Isebel: „Die Hunde sollen Isebel fressen an der Mauer Jesreel's!" Prophezeiungen, welche später auch eingetroffen.

Der schwache Ahab, die thatkräftige, leidenschaftliche, grausame Isebel, die hoheitsvolle Erscheinung und die edle Begeisterung des gotterleuchteten Mannes, — die Wirkung dieses Fluches, den er auf das Haupt des königlichen Missethäters herabbeschwört, der Schreck und das Entsetzen der Begleiter sind so vortrefflich wiedergegeben, daß Niemand einem tiefen Eindruck sich wird entziehen können.



Spiele.

Die Aeolsharfe. Ist auf dem Boden des Hauses vielleicht eine schmale Luke oder ein Dachfenster, durch welches der Wind kräftig zieht, so läßt sich dort eine Aeolsharfe, eine Windharfe, anbringen. Dazu gehört ein schmales Kästchen von etwa sechs Zoll Tiefe, aus ganz guten dünnen Tannenbrettchen gearbeitet, so daß sie einen schönen Resonanzboden abgeben. In der Mitte des obern ist ein kreisrundes Loch von etwa anderthalb Zoll Durchmesser scharfrandig eingeschnitten. Im andern Brett sind einige kleinere Löcher eingebohrt. Der Länge nach spannt man nun einige dünne Darmsaiten darüber, leitet sie an beiden Enden über einen Steg, ähnlich den Saiten der Violine, und stimmt sie alle auf denselben Ton oder in Oktaven. Der Ton D eignet sich besonders gut dazu. Ist die Windharfe aufgestellt, so werden alle anderen Lücken ringsum sorgfältig verstopft, so daß die Luft nur hier durchstreichen kann, und je nach der Stärke des Luftzugs werden geisterhaft schwache oder stärkere, kräftigere Töne von verschiedener Höhe, aber stets harmonischem Klange, gehört werden.

In einem Hause ward einst ein sonderbarer Klang öfter vernommen, dessen Entstehung sich anfänglich Niemand enträthseln konnte. Abergläubische Personen waren natürlich schnell dabei, von Geisterstimmen und dergleichen zu reden; bei näherem aufmerksamem Nachforschen fand es sich, daß eine Glasscheibe in einem Zimmer so zersprungen war, daß sich eine schmale, scharfe Zunge aus Glas gebildet hatte. Ward die Thür des Zimmers geöffnet, so strömte die Luft durch die Fensterritze und brachte die Glaszunge zum Tönen, wie in einem Musikinstrument.

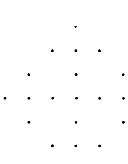
*

Gänsemarsch. Alle Mitspielenden bilden eine Reihe, ohne sich anzufassen. Einer steht hinter dem Andern, der Flinkste und Gewandteste an der Spitze. Sie sind verbunden, alles das nachzumachen, was dieser vormacht, und der Führer seinerseits sucht so künstliche und schwierige Manöver mit Laufen und Springen auszuführen, daß Jene ihm nicht nachkommen können. Der lange Zug geht in einer bebuschten Gegend bei unebenem Grunde zu einer Art Wettrennen mit Hindernissen über, bei welchem jetzt ein Gestrüpp, dann ein Graben übersprungen, darauf eine Anhöhe erklommen oder eine flache Strecke in raschem Lauf zurückgelegt werden muß. Die Zurückbleibenden trifft allgemeine Schmach.

*

Traubenkosten. Beim „Traubenversuchen (kosten)" versieht der Gärtner die Stelle des Fuchses und außen erscheint der Schütz (Flurausseher) als Hüter. Der Gärtner betrachtet die im Kreise stehenden Kinder als Weinstöcke, von denen er nach Belieben Beeren oder ganze Trauben pflückt. Der Schütz kommt dazu und fragt: „Was thun Sie in meinem Gärtchen?" Gärtner: „Ich koste Trauben!" Schütz: „Geben Sie mir einmal ein paar!" Der Gärtner reicht ihm durch Pantomime das Gewünschte, der Schütz antwortet: „Die Trauben sind sehr gut, aber was macht man, wenn der Schütz kommt?" Gärtner: „Schlupflöcher!" — Dann folgt der Wettlauf, bis der Schütz den Gärtner erhascht hat. Beide bestimmen dann ihre Nachfolger.

Anschauungs-Aufgabe.



Aus nebenstehender punktirter Figur soll ein Kreuz in einem Zuge derart gezeichnet werden, daß jeder Punkt eingeringelt ist.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe Seite 83:

$7\frac{333}{666}$



Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Gänsemästung. Um eine schnelle Mästung der Gänse und wohlschmeckendes Fleisch und Fett zu erzielen, ist vornehmlich neben genügendem Futter und Wasser möglichste Reinlichkeit erforderlich. Der zur Mast dienende Stall muß dunkel, räumlich beschränkt und stets mit trockener Streu ausgerüstet sein. Das Futter, sowie das täglich zweimal zu erneuernde, mit etwas grobem Kies versehene Wasser füllt man in zwei besondere Tröge. So oft der Futtertrog leer ist, wird er gefüllt, anfangs mit kleingestoßenen Möhren in geringen Portionen, nach etwa acht Tagen mit gekochten Kartoffeln und später mit Hafer. Auch geschrotetes Malz mit saurer Milch zu einem Brei gerührt und von Zeit zu Zeit mit etwas pulverisirter Holzkohle gemengt, befördert die Mastung sehr. Große Leber und reichliches Fett erzielt man durch ein anderes, etwas mühsames, aber billiges und schnelleres Verfahren, das Mästen in sogenannten Ringen. Dieß sind in Zellen eingetheilte hölzerne Behälter, welche unten mit einem Schieber versehen sind, um bequem gereinigt werden zu können. Die Zellen dürfen der Gans nur den nöthigsten Raum gewähren, ohne ihr viel Bewegung zu verstatten. Die Gans empfängt Futter und Wasser durch eine längliche Oeffnung in der Wand, durch welche sie ihren Kopf steckt. Durch eine im Boden am hintern Ende der Zelle befindliche Oeffnung fällt der Mist ab. Der Boden muß mit Stroh und Sand bestreut und täglich gereinigt werden. Als Futter reiche man gekochten Hafer oder Gerste in Trögen, oder man stopfe die Gänse mit Nudeln, welche in der Länge und Stärke etwa eines kleinen Fingers aus einem Teige von geschroteter Gerste mit Wasser bereitet werden. Das Stopfen geschieht, indem man Zeigefinger und Daumen der linken Hand in die beiden Winkel des Schnabels setzt und mit der rechten Hand die Nudel, welche etwas angefeuchtet wird, in den Schlund steckt; doch muß jede Nudel völlig verschluckt sein, ehe eine andere folgt. Sobald die Gans die Mahlzeit verdaut hat, wird das Stopfen, anfangs in geringeren und häufigeren, später in stärkeren Gaben, etwa drei- bis viermal täglich, wiederholt. Reines, frisches Trinkwasser muß stets gereicht werden. Zweckmäßig ist es, einen um den andern Tag etwas fein gepulverten Spießglanz unter das Futter, beziehungsweise die Nudeln zu mischen; auch Kaffeesatz befördert das Fettwerden. Die Mastzeit dauert etwa vier Wochen, und muß gegen das Ende derselben die Gans auch Nachts gestopft werden. Doch ist hiebei zu beachten, daß der Kropf stets leer sein muß, bevor man wieder stopft. Die Witterung ist insofern von Einfluß auf die Mastung, als letztere bei kaltem Wetter rascher vor sich geht, als bei warmem.

*

Einfaches Mittel gegen Ameisen. Ameisen kann man aus Häusern, Mistbeeten, Vermehrungen, Blumentöpfen u. s. w. vertreiben, wenn man kleine Stückchen Kampher in ihre Nester und Gänge legt.

*

Dichtung von Ofenthüren. Der aus Bleiglätte und Glycerin bestehende Glycerinkitt zur Ausfüllung der Falze an den Feuerthüren von Porzellanöfen hat sich nicht bewährt, weil derselbe eine starke Erhitzung nicht verträgt, durch eine solche mürbe und unhaltbar wird und so übelriechende Dämpfe entwickelt, daß die Zimmer auf ganze Tage verpestet werden, sobald man die Feuerthür etwas zu früh schließt, resp. sobald überhaupt noch glühende, nicht brennende Kohlenrückstände auf dem Roste liegen. Dagegen ist Wasserglaskitt zu diesem Zwecke zu empfehlen. Derselbe wird als steifer Brei in den Falz eingedrückt, mit demjenigen pulverförmigen Körper, der seine Hauptmasse bildet, dick bestreut und dann die Thür auf einen Augenblick festgeschraubt, damit sich die Dichtungsnute scharf eindrücken kann.

Erfindungen.

Zur Erhöhung der Leuchtkraft der Flammen bringt A. Panten in Berlin nach einem patentirten Verfahren in entsprechender Entfernung von der Flamme einen hohlen, ringförmigen Glaskörper mit vielen korrespondirenden Erhöhungen auf der innern und äußern Fläche an, welcher mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, wie Wasser, Glycerin ꝛc., gefüllt ist. Die Erhöhungen auf dem Glase bilden Kugelschalen in der Art, daß die gemeinschaftlichen Achsen je zweier einander gegenüber liegenden Kugelschalen durch den Mittelpunkt der Flamme gehen, so daß sie das Licht zerstreuen. Der Abstand des hohlen Glaskörpers von der Flamme wird so bemessen, daß ein hinreichend starker Luftstrom zwischen beiden entsteht, um der Erhitzung des Glaskörpers und der Bildung von Dampfbläschen vorzubeugen. Das Eingießen der Flüssigkeit erfolgt durch einen kleinen cylindrischen Ansatz auf der Oberseite des Glaskörpers.

*

Emaillirte Kupferkochgeschirre. Eine Fabrik in Pilsen emaillirt seit einiger Zeit auch Kochgeschirre aus Kupfer. Es ist dieses Verfahren anstatt des seitherigen kostspieligen Verzinnens von ganz besonderem Vortheil, indem das Emailliren von Kupfer nicht nur dauerhafter ist als das Verzinnen, sondern den betreffenden Gegenständen auch ein besseres Aussehen gibt. Die Haltbarkeit des Emails auf Kupfer ist eine große und soll dasselbe kaum mit Gewalt gelöst werden können. Die Fabrik übernimmt auch alte verzinnte Geschirre zur Emaillirung.

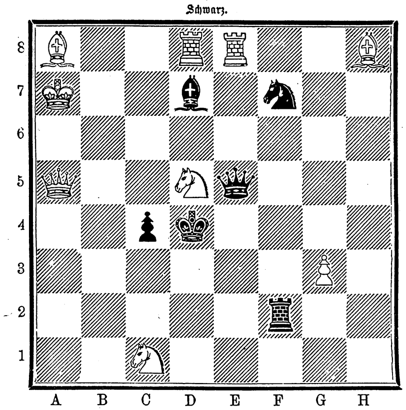
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 3.

Von Herrn Lansquenet.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 2 in Nr. 4:

Weiß.	Schwarz.
1) S. C 7 — E 8	1) S. A 3 — B 5 oder A).
2) T. A 2 — A 5	2) S. B 5 beliebig (oder K. E 4 nimmt F 5 oder beliebig).
3) S. E 8 nimmt D 6 (oder E 3 — E 4 oder D., T. od. S.) setzt Matt.	

A)

1)	1) S. A 3 — C 2 od. nimmt B 1.
2) S. E 8 nimmt D 6 † . . .	2) K. E 4 — D 5.
3) D. E 2 — F 3 setzt Matt.	

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 1 erhalten von Hrn. P. H. in Düren, A. Tr. in Berlin, E. W. in Wien, Br. in Koblenz, L. N. F. in Ulm, D. P. in Wesel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 12 des vorigen Jahrgangs erhalten von Hrn. A. H. in Penig, E. S. in Kowno, O. S. in Jerzykowo und C. R. in Riga.

Hrn. M. A. in Gothenburg. In Nr. 1 ist 1) L. E 5 — G 7 undurchführbar wegen C 7 — C 6 (C 5). — C. K. in Reinschdorf. In Nr. 12 würde nach 1) D. H 1 — H 6, K. B 5 — C 4 durch S. D 7 nimmt B 6 kein Matt erfolgen wegen K. C 4 nimmt D 3. — Z. in Libau und E. R. in Rathebur. Ueber 1) L. E 5 — D 4 in Nr. 13 siehe früheren Briefwechsel.

Hrn. J. B. in Hedewigenkoog und G. S. und W. L. in Heiligenhafen. Wie bereits erwähnt, läßt die Aufgabe Nr. 13 die von Ihnen angegebene zweite Lösung zu. — Fr. H. in Wien. Nr. 13 richtig gelöst.

Hrn. E. B. in Olpe. Nicht jede Stellung, in der in einer bestimmten Anzahl von Zügen das Matt erzwungen werden kann, pflegt man als Problem zu bezeichnen. Man versteht darunter vielmehr eine solche, in der auf feine, überraschende Art das Ziel erreicht wird. Dieß ist die Problempointe. Nr. 1 richtig gelöst.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 84:

Ueberall, wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,
Und je mehr du mich mißhandelst,
Treuer bleib' ich dir verbunden.

Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben;
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben.

H. Heine.

Kleine Korrespondenz.



G. C. in Chemnitz. Auflösung von unterschwefligsaurem Kali. Auch Lösung von Cyankalium, letzteres ein sehr gefährliches Gift.

Neuer Abonnent. Geschieht auch öfter, wie Sie sehen. Zu häufig, würde schließlich langweilig.

L. Almb in D. Wir sind mit Vorrath überreich versehen — besten Dank.

Hrn. W. in Rochlitz. Zu leicht — obwohl hübsch komponirt.

Hrn. G. Merk in Ansbach. Ein solches Buch gibt es nicht. Aehnlich: E. J. Hauschild, Handbuch der französischen Korrespondenz (Leipzig, Fries). Gute Dienste dürfte Ihnen auch das Studium von Ph. von Künsberg's: „Questionnaire français“ (Heidelberg, Groos) leisten. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hrn. L. Liedtke. Nirgends etwas darauf Bezügliches zu finden. Wenn Sie jedoch die gewöhnliche Notenform erlernen, was ja leicht ist, stehen Ihnen die Musikalien zu Gebote.

Hrn. R. Baum in N. Nr. 1) Ja. Nr. 2) und 3) Diese Frage wird Ihnen das Militärisch-literarische Auskunftsbureau, Leipzig, Karlsstraße 5, am besten beantworten können. Nr. 6) Eine Komposition von Kalk und Kautschuk. Nur durch einen geschickten Zahnarzt herzustellen und auszuführen.

Hrn. S. Schwarz in Künzelsau. Ihr Schreiben, worin Sie einen so bedeutenden Scharfsinn zeigten, war uns sehr interessant. Ihre Sätze sind richtig, die Lösung der Aufgabe auf diesem Wege aber auch.

Hrn. J. Mohr in M. (Koblenz). Wenden Sie sich an die Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin oder an die der „Chemikerzeitung“ in Koburg.

P. in Braunschweig. Nr. 1) Vielleicht weiß einer unserer Leser eine Fabrik von Abziehsteinen, wie solche Barbiere gebrauchen. Nr. 2) Aussieden von Ochsenklauen und Vermischen des gewonnenen Oeles mit Bergamottöl und Orangenblütenessenz. Nr. 3) Fabrikant Dittmar, Stuttgart, Königsbau.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. R.-Z. in St. Ihr Magenübel ist chronischer Magenkatarrh. Geeignete Diät und kurmäßiger Gebrauch Karlsbader Salzes dürften zum Ziele führen. Ihre übrigen Anfragen, welche die geschlechtliche Sphäre des menschlichen Lebens berühren, können nicht öffentlich besprochen werden.

Abonnentin in Regensburg. Vitriolöl kann sicher nicht an dem Hautleiden Schuld tragen. Wenn es sich nicht um sogenannte Mitesser handelt, welche durch Ausdrücken entfernt werden können, ist ohne persönliche Untersuchung nicht zu rathen.

Freifräulein von R. in Bonn. 1) Ein gutes Zahnpulver bereiten Sie sich aus geschlemmter Kreide, zu welcher einige Tropfen Pfefferminzöl angerührt werden. 2) Rezepte für verschiedene Parfümerieen finden Sie in dem Werke: „Der Parfümeur“ bei B. F. Voigt in Weimar, Preis 3 Mark. 3) Zum Reinigen der Nägel eignet sich eine gute Nagelbürste. Zartheit der Hände wird durch Waschen mit flüssiger Glycerinseife erzielt.

Abonnentin W. W. in München. Bötger's Depilatorium ist zu beziehen von H. Roth, Bergweg Nr. 11, Frankfurt a. M.

Hrn. J. L. G. in Lissa. 1) 1 Gramm Salicylsäure auf 30 Gramm Alkohol, und davon 5—10 Tropfen auf ein Glas Wasser, ist eine gute Zusammensetzung zum Mundspülwasser. 2) Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, hier zu beantworten. 3) Insektenpulver. 4) Wenn Sie diese Nummer erhalten, wird der Schnupfen gewiß vergangen sein.

Mehrjährige Abonnentin in Emsdetten. 1) Die Erscheinung hat keine schlimme Bedeutung. 2) Zubinden des Mundes mittelst eines Tuches, welches so um den Kopf gebunden wird, daß der Mund während des Schlafens nicht geöffnet werden kann, verhütet das Schnarchen.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz“ eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Antworten.

Auf 9): Durch Salmiakgeist (Ammoniakflüssigkeit), die sehr wohlfeil ist, zum Fleckenreinigen und bei Insektenstichen mit großem Vortheil verwendet werden kann und in keiner Haushaltung fehlen sollte.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 9. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman
von
Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Johannes hatte Bertha nicht ein Wort von seinen neuen Studien, von seinem Vorhaben gesagt — er hatte überhaupt Niemanden als die Familie Robillard in diese Angelegenheit blicken lassen, weil diese davon ja schon unterrichtet war. Bertha wußte nicht einmal, daß Johannes in den Pariser Gesellschaftskreisen den Namen Mielewsky, welchen er sich vor dem Juwelier beigelegt, führte; sie war sehr traurig, daß Johannes sich auch nicht einmal mehr als Freund ihr gegenüber zeigte — seit zwei Monaten hatte sie ihn nicht gesehen, und das Briefchen, welches ihr Landsmann, um sein langes Ausbleiben zu entschuldigen, ihr geschrieben, lautete so dunkel, daß es sie mit Sorgen und Angst erfüllte.

„Ich habe," so schrieb Johannes, „einen großen Schritt, der vielleicht meine ganze Zukunft entscheiden kann, vor. Gelingt mir das kühne Unterfangen, so will ich Dich als meine einzige wahre Freundin davon unterrichten, bis dahin jedoch schweige ich auch zu Dir, damit Du nicht die Sorgen und Aufregungen dieser Sache zu theilen hast, — Du wirst mich deßhalb einige Zeit nicht sehen — glaube deßwegen jedoch nicht, daß ich Dich vergesse, ich wache über Dir, mein Geist ist bei Dir als bei einem geliebten Kameraden, der mit meinem Geschick, mit all' meinen Freuden und Leiden auf das Innigste verbunden ist."

Das klang allerdings herzlich, aber so lange hatte sie ihn nicht gesehen... und dann, was hatte er vor, was meinte er mit dem kühnen Unterfangen? O, wenn er von einem kühnen Unternehmen sprach, dann ging dieß bis an die Grenzen des Unmöglichen — so stellte sich Bertha den Geliebten vor... Und wenn die Sache nicht gelang — bebte ihr Herz. — Zwei Monate hatte er sie jetzt ihrem Schicksal überlassen können, zwei Monate — sprach die Stimme des Grams in Bertha, und während dieser Zeit hatte der Mann, dessen Werbung sie aus Furcht duldete, ihr sich immer mehr genähert... was sollte daraus werden? — — Der Herr Lagrange war ein liebenswürdiger, ein angenehmer, ein gebildeter, sogar ein hübscher Mann, sagte sich Bertha — aber was war er gegen Johannes, dem sie treu zu bleiben sich geschworen ihr Lebenlang, auch wenn er sie, wie das ja sicher war, nie zu seinem Weibe machen würde, — hatte sie deßhalb dieß Ungeheure unternommen, um von dieser Liebe zu lassen, um seiner bei einem andern Mann zu vergessen?...

Und dann durfte sie — eine Verbrecherin im Sinne der Leute, die nicht zu den Menschen ihrer Heimat gehörten, den Entdeckungsbeamten heirathen... Würde die Sache herauskommen — hätte sie nicht dann diesen vertrauensvollen, sie wahrhaft liebenden Mann auf das Furchtbarste betrogen, ihn in seinem Beruf unmöglich gemacht, ihn wahrhaft vernichtet —? Sollte sie ihm ihre Theilnahme an der Flucht mit all' den Beweggründen, die sie dazu brachten, gestehen, um ihn von sich zu scheuchen — dann war Johannes verloren — wie sollte das enden?

So sinnend saß Bertha in ihrem Zimmerchen und schaute auf das Regiment Schornsteine hinaus, die sich ihren Blicken stets präsentirten.

Die Spatzen flogen dort herum und führten ein zänkisch fröhliches Leben.

„Ach, wer wäre wie ihr," seufzte das Mädchen. „Ein Mensch sein, heißt Schuld auf sich laden — ach, wer sich erheben könnte wie ihr und fortfliegen, fort, immer weiter fort in den blauen Himmel hinein, unter sich lassend all' die Sorgen und all' das Bangen und all' die Wirrniß und die Leidenschaften dieser Welt."

„Aber, mein liebes Kind," erscholl da die mütterliche, sanfte Stimme der Madame Colbran zur Thür hinein, „warum sitzen Sie hier und führen Gespräche mit den Hausdächern; — es wartet Ihrer etwas Großes, eine Freude, ein Genuß. Es ist meinem Bruder kraft seines Amtes gelungen, zwei Plätze zu der merkwürdigen Vorstellung in der heutigen großen Oper zu erhalten," sprach Madame Colbran ganz stolz. — „Es tritt dort der größte Sänger der Welt auf, sie geben den ‚Propheten' — ganz Paris ist auf den Beinen — freuen Sie sich doch, Marie! — So was kann nur meinem Bruder gelingen, er ist kein großer Theaterfreund, er hat schon zu viel gesehen, er hat dieß nur Ihretwegen gethan. — Es ist heute nur die feinste Welt im Theater — es wurden Parterreplätze mit hundert Franken bezahlt, und denken Sie, Kind — Sie können dieser ersten Vorstellung beiwohnen."

Bertha war durch die Galanterie des Herrn Lagrange schon mehrmals im Theater gewesen; aus ihrem anfänglichen Staunen über das, was sie da zum ersten Mal in ihrem Leben sah, war allmälig ein großes Interesse geworden — es war ihre einzige Zerstreuung, welche vollständig ihren Geist aus dem Labyrinthe, wohin ihr Leben gerathen, entführte in Gefilde, wo sie sich glücklich, befreit von allen den Zweifeln, Sorgen und Fragen fühlte, die ihren Lebensweg so drohend versperrten. Das Theater schien ihr der höchste aller geistigen Genüsse und sie war jetzt dem Manne aufrichtig dankbar, der sie wieder aus ihrer trostlosen Grübelei hinausführen wollte in jene farbenbunte, glänzende Welt des kunstvollen Scheins, welche sie stets so entzückte.

In dieser Stimmung machte sie schnell Toilette und begab sich in den Salon hinab; verjüngt durch einen



Tewfik Pascha, der neue Chedîw von Aegypten. Originalzeichnung. (S. 123.)

Hauch der freudigen Erwartung, die Augen glänzend und die feine weiße Stirn von den krausen röthlichen Haaren in natürlichen Ringelchen umrahmt, sah sie reizend aus.

Sie reichte Herrn Lagrange, der in eleganter, ballmäßiger Kleidung erschienen war, mit dankbarem Blick die Hand, und der Herr zeigte sich ganz bezaubert von Bertha, deren schlanke, kräftig wohlgebildete Gestalt ein weißes Mullkleid, mit blauen Schleifen geschmackvoll garnirt, vortrefflich zur Geltung brachte.

„Ich bin ganz glücklich, Herr Lagrange, daß Sie mich wieder in das Theater führen wollen," sagte sie in ihrer einfachen Weise und ließ in ihrer glücklichen Stimmung die Hand, welche er lebhaft ergriffen, in der seinen.

„Ich weiß, daß Sie das Theater mehr als alles Andere interessirt und ich bin gewiß so beglückt als Sie, weil ich Ihnen dieses Vergnügen verschaffen kann," erwiederte Herr Lagrange.

„Aber Sie haben ja so viel Mühe deßhalb gehabt," warf Bertha, ihre treuen Augen auf ihn richtend, ein.

„Mühe für Sie, Fräulein Marie —" er sah sie innig an.

Sie schlug die Augen nieder und erröthete.

Er ergriff von Neuem ihre Hand, küßte sie und behielt sie wieder in der seinen — er wollte sprechen, er hatte sichtbar vor, jetzt etwas Wichtiges zu sagen. Bertha zitterte. — Jetzt öffnete sich die Thüre geräuschvoll und Madame Colbran kam eilig herein. „Aber, meine Lieben, ihr steht hier und plaudert, während der Wagen wartet, und ihr Gefahr lauft, kaum mehr durch das Gedränge kommen zu können. Ach, über die unbesonnene Jugend!" scherzte sie, mit einem Seitenblick auf ihren Bruder. „Nun, ich sehe schon, ihr habt mütterliche Hut nöthig, ich werde euch begleiten bis zum Theater, dann bin ich sicher, daß ihr ankommt, denn ich beabsichtige heute, Madame de Beuve einen Besuch abzustatten, der Wagen kann von der Oper aus mich dorthin fahren, jetzt aber zögert nicht länger."

Herr Lagrange warf einen Blick auf seine Schwester, der deutlich sagte, ich wäre nicht böse, wenn du jetzt mit sammt der Madame de Beuve hundert Meilen von hier wärest, — jedoch als stets galanter Bruder ließ er sich davon nichts merken, er öffnete beiden Damen lächelnd die Thüre und stieg mit ihnen in den Wagen, der sie zur Place de l'opéra führte.

*

Der Direktor der großen Oper, Herr Véron, hatte sein Privatzimmerchen für seinen Aufenthalt während der Vorstellungen am Ende der langen Reihe der Ankleidegemächer, welche ganz im Hintergrunde des Bühnenraumes lagen. In dem kleinen, bescheiden möblirten Raum finden wir jetzt Johannes in der mittelalterlichen Tracht eines jungen Mannes, alterthümlich holländisch sozusagen, gekleidet. Herr Véron leistete ihm Gesellschaft. Johannes' Gesicht zeigte den gewöhnlichen, ruhigen, ernsten Ausdruck, nur in seinen Augen glühte hie und da ein Strahl erhöhten Feuers. — Um so unruhiger und aufgeregter zeigte sich der Direktor. „Es liegt viel an dem ersten Heraustreten aus der Coulisse, mein Freund, wie ich Ihnen das schon öfter sagte, geben Sie darauf Acht," ermahnte er. „Sie müssen ein Bild männlicher Kraft sein, bürgerlich und doch zugleich von idealer, unbewußter Geisteshöhe — als der Wirth Johann, der den Wiedertäufern zu königlich, ein Bild des Königs David, erscheint. Sie müssen imponiren durch Ihre Haltung und Gestalt und doch das Herz gewinnen durch einen Zug von träumerischer, schwärmerischer Reinheit und Kindlichkeit des Wesens — das ist schwer."

„Haben Sie keine Sorge," beruhigte Johannes. „Ich habe meine Rolle so inne, daß ich sie lebe — ich spiele heute nicht den Johann von Leyden, den kindlichen Menschen und Schwärmer, den die Umstände zu einem Wirken erhoben, zu dem er zu schwach, der zu edel ist für die gemeinen Menschen, die ihn zum Werkzeug für ihre niederen Triebe gemacht — ich werde dieser Johann von Leyden sein, Herr Direktor."

„Nur nicht zu ideal," warf Herr Véron ein, „und vergessen Sie nicht, Herr Mielewsky, daß neben der Schwärmerei und dem hochfliegenden Ehrgeiz die Befriedigung der Rache auch ein Beweggrund für den Mann war, den Lockungen der Wiedertäufer Gehör zu geben. Doch ich muß fort, meine Gegenwart ist nöthig — dort steht Champagner, Sherry, wenn Sie dessen bedürfen, aber Vorsicht darin, Freund — Ihr Schwung muß drei Stunden dauern."

Der Direktor öffnete die Thür und verschwand in dem blaßgrellen Lichtschein, welcher die Gänge hinter der Bühne gewöhnlich durchzittert.

Johannes ließ einen Blick auf den Champagner im Eiskühler fallen und lächelte. „Wenn ich das nöthig hätte, stünde ich sicher nicht hier," sprach er zu sich, und dann lauschte er auf das Stimmengewirr, das Summen, das Klappern der Sitze und Scharren der Füße, welches das Ansammeln des Publikums im Theater anzeigt und in ähnlichem Ton wie das entfernte Summen der Küstenbrandung dumpf zu ihm drang.

Während dessen war Bertha mit ihrem Kavalier in die Loge getreten und schloß die Augen vor dem strahlenden Lichtglanze, der Flut von Roth und Weiß, von Farbenschimmer an Sammet und Gold, der ihr entgegenwallte.

Das mächtige Haus war von der Tiefe bis zur höchsten Höhe gedrängt voll, Kopf an Kopf. Die bunten Gewänder der Damen, die schwarzen Anzüge der Herren ließen den riesigen runden Raum wie das Innere eines gigantischen, mit märchenhaftem Leben erfüllten Bienenkorbes erscheinen.

Der einzige Ruhepunkt in diesem schimmernden Raum war der große dunkelrothe Vorhang auf der Bühne, welcher die Geheimnisse, deren die tausend Menschen hier gespannt warteten, verbarg.

Aus den Hunderten und Tausenden prunkvoll ausgestatteten Zellen, welche den Zuschauerraum bildeten, funkelten Operngläser, schimmerte Goldschmuck, blitzten Diamanten.

Bertha nahm Platz und schaute sich um — da erblickte sie in einer Loge neben der ihrigen in Gesellschaft eines ältlichen Herrn eine Dame, die ihr bekannt vorkam. — Wo hatte sie dieses scharfgeschnittene Gesicht mit den dunklen Augen, diese Dame von so merkwürdig sicherer, stolzer Haltung doch schon gesehen? — „Ach," sagte sie sich, „das ist ja die junge Dame, welche mir bei der Arbeit zugesehen und einen so peinlich forschenden Blick auf mich warf."

Bertha hatte sich nicht getäuscht. Es war Marguerite, welche der ersten Vorstellung des von ihr so leidenschaftlich geliebten Mannes mit einer Spannung, einer Erwartung entgegensah, daß sie den Sturm der Empfindungen, der in ihr wogte, kaum zu beherrschen im Stande sich fühlte, sie saß regungslos in ihrem Sammetfauteuil und schaute scheinbar völlig theilnahmlos auf die große Gardine. Ihr Vater hingegen studirte eifrig den Theaterzettel und dann lebhaft das Publikum, sich gegen eine Menge Bekannter verneigend, ihnen zulächelnd, leise zuwinkend.

Es war auch noch ein drittes uns bekanntes Paar im Theater.

Madame de la Franca hatte ihrem Verehrer keine Ruhe gelassen, er mußte, obgleich er sich wenig aus Musik machte, seine Freundin in diese Wundervorstellung führen. Madame Pompeja hätte sonst leicht, um in dem Geist ihrer Exaltation, wenn ihr ein Wunsch nicht erfüllt wurde, zu sprechen, sich und ihm dazu das Leben genommen.

Jetzt saß sie in einer Parterreloge auf der andern Seite des Hauses, als Bertha und Marguerite, in einem meergrün-seidenen Kleid und einem purpurrothen Crepe de Chine-Shawl, einen ganzen Berg von weißen kleinen Lilien auf dem Kopfe und im dunklen Haar verstreut, und schaute mit vergnügten Augen sich die Leute an, indeß ihr Gesellschafter im Textbuch blätterte.

Die Ouvertüre begann, der Vorhang erhob sich — der Chor der Landleute preist die Lieblichkeit des Sonntags. Fides, die Mutter, Bertha, die Braut Johann's, des Wirths, erscheinen — die fröhlichen Landleute preisen die Schönheit und Sittsamkeit der Braut.

Herr Lagrange warf Bertha einen leuchtenden Blick zu.

Jetzt erzählt die Bertha auf der Bühne, die arme Waise, welche der wohlhabende Wirth Johann wählt, daß sie als Unterthanin des Grafen Habsthal sich nicht ohne dessen Zustimmung vermählen dürfe. Die Mutter und Bertha wollen sogleich zum Grafen, um dessen Einwilligung zu erbitten.

Herrn Lagrange's Augen, welche die seiner Nachbarin suchten, sagten deutlich: das haben wir nicht nöthig.

Die Wiedertäufer erscheinen — sie reizen das Landvolk auf gegen die Tyrannei, die Grundherren — die Bauern sind leicht verführt.

Bertha und Fides, die Mutter, sind vor dem Grafen, um die Einwilligung zur Hochzeit zu erbitten, die Wiedertäufer und Bauern machen den bekannten Sturm auf's Schloß. — Der Graf, dadurch erzürnt, verweigert Bertha die Heirathsbewilligung und, fortgerissen von der Schönheit der Bittenden, steigen böse Gedanken in ihm auf.

Im ersten Akte hatte Johannes nichts zu thun.

Eine schwüle, heiße Pause.

Die Musik beginnt wieder, Marguerite richtet sich jetzt zum ersten Mal in ihrem Lehnsessel auf und richtet ernste, gespannte Blicke auf die Bühne.

Der Vorhang schwebt auf.

Johannes, der Wirth, ist auf der Szene, eine mächtige Gestalt voll jugendlicher Kraft und Schönheit, er erwartet seine Braut Bertha. Er beginnt zu singen, die mächtigen Töne durchschweben den Raum, die tausendköpfige Menschenmasse in athemloses, spannendes Lauschen versetzend.

„Johannes!" ertönt da plötzlich ein Schreckensruf, der neben den gewaltigen Tönen des Sängers schwirrte, aus einer Loge, deutlich vernehmbar durch den heißen, stillen Raum, und Bertha sitzt starr mit leichenblassem Antlitz in ihrem Sessel.

„Ja, es ist Johann. Mein Gott, was erschreckt Sie denn so?" fragte, vor Verlegenheit und Schreck ebenfalls blaß geworden, Herr Lagrange. „Sie erregen Aufsehen. Es ist Johann, den der neue Sänger jetzt gibt. Sie sind aber entsetzlich nervös, Fräulein Marie."

Diese hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht und rang nach Fassung.

Die Besorgniß vor dem Manne neben ihr rief ihre Besonnenheit wach. Sie sann unter dem Tuche nach, wie sie den Fall harmlos darstellen könnte.

Sie nahm das Tuch fort und zeigte ein ruhiges, sich aufheiterndes Gesicht.

„Ich bin ganz unglücklich, wenn ich Sie eben erschreckt habe," nahm sie das Wort, „aber, denken Sie, Herr Lagrange, als ich den jungen Mann erblickte, glaubte ich den Geist meines verstorbenen Bruders vor mir zu sehen."

„Dann muß er ein sehr schöner Mann gewesen sein," erwiederte Herr Lagrange beruhigt, „denn dieser Mielewsky ist wahrhaft ein Apollo."

„Wie heißt der Sänger?" erkundigte sich Bertha leise, den Vorgängen auf der Bühne eine noch lebhaftere Theilnahme als vorher zuwendend.

„Mielewsky," erklärte Herr Lagrange, „Monsieur Richard Mielewsky, ein Russe."

Bertha's Ruf des Schreckens und der Ueberraschung hatte aber nicht nur die Aufmerksamkeit ihres Begleiters erregt, er war auch von Marguerite vernommen worden, die sich jetzt nach der Nebenloge umschaute und dort ihre Nebenbuhlerin um das Herz des Sängers entdeckte.

Marguerite warf finstere Feuerblicke auf das Mädchen und spähte jetzt mit verdoppeltem Eifer durch ihr Glas auf Johannes, ob dieser den Ruf gehört und seiner Landsmännin vielleicht Aufmerksamkeit schenkte, etwa für sie spielte. Sie nahm jedoch nichts dergleichen wahr, denn Johannes spielte und sang seine Rolle nicht als ob ein Publikum vor ihm existirte. Er war in diesem Moment jener Johann, der Wirth, welcher um das Ausbleiben seiner Braut sich Sorgen machte.

Der unvorsichtige Ausruf Bertha's war jedoch noch zu einer Person gedrungen, wodurch dieser Mangel an Beherrschung verhängnißvoll werden sollte.

Herr Metzler schaute nach der Loge, woher der seltsame Ton kam, er bat sich das Opernglas seiner Begleiterin aus und erkannte zu seiner namenlosen Ueberraschung in der eleganten Dame, an der Seite dieses ihm unbekannten eleganten Herrn, Bertha — die mit Holmson entflohene Bertha Maseck; er richtete jetzt so eifrig und beharrlich das Opernglas nach dieser Loge, er schenkte den Vorgängen auf der Bühne so gar keine Theilnahme mehr, daß Madame Pompeja zitternd vor Aerger und Eifersucht sich ziemlich unliebenswürdig ihr Glas zurückerbat, worauf Herr Metzler zum Logenschließer ging, sich dort ein Glas lieh und von Neuem die rothblonde Dame, dieß fade Geschöpf, wie Madame de la Franca in ihrem Herzen Bertha titulirte, beobachtete.

Die Wiedertäufer erschienen und sprachen den düster blickenden Johann an — und jetzt stieg Johannes zu einer Meisterschaft in der Darstellung, jetzt entwickelte er in seinem Gesang eine so Alles mit fortreißende Kraft und vulkanische Gewalt, daß man nur noch Auge und Ohr für diesen wunderbaren, machtvollen Mann dort hatte. Die bemalte Leinwand schwand vor den Zuschauern, sie sahen Leben, Johannes sang mit mächtiger Stimme seinen Traum, wie er sich gekrönt in einem Dome sah, das Volk vor ihm die Kniee beugend und ihn für Gottes Sohn erklärend.

„Da leuchtet aus den Gräbern eine Flammenschrift,"

scholl es wie Posaunenstöße des jüngsten Gerichts aus Johannes' Brust; Töne ahnungsvoll und dämonisch schmerzdurchzittert, das ganze Haus mit Entsetzen erfüllend.

„Weh' dir und Fluch! zum Schwerte greift die Hand!
Da wogt ein Strom von Blut heran und schwillt
Empor! Ihm zu entfliehen, schwing' ich mich
Auf einen goldenen Thron. Allein die Flut
Sie stürzt ihn um und reißt mich selbst hinweg,
Rings sprühen Blitze, aus dem Boden schlägt
Die Flamme auf. Des tollen Fürsten Faust
Schleift mich vor Gottes Richterstuhl. Es dröhnt
Tief aus der Erde Schooß der Ruf herauf —
Er sei verflucht, verflucht! Doch zu dem Herrn
Erhebt sich aus der Tiefe eine Stimme
Voll Schmerz und fleht mit bangem Laut Erbarmen."

Das waren Töne, das eine Leidenschaft, eine Kraft der Malerei des Schreckens — und wie dieser Mensch dastand, wie er zu einer gigantischen Gestalt aufwuchs, zu einer Schönheit wie die des Dämon Luzifer, der ja auch ein gefallener Engel des Lichtes war!

Marguerite saß wie eine Statue, die Augen glühend auf die Bühne gerichtet.

Bertha bleich und schwer athmend, und selbst Herr Lagrange wischte sich mit seinem veilchenduftenden Taschentuch die etwas hohe Stirne.

„Und diesem Mann habe ich zur Flucht geholfen," jubelte es in Bertha, „und habe dazu beigetragen, daß er zu solcher Höhe sich aufgeschwungen, in seiner Großartigkeit gekannt ward, von Tausenden bewundernd betrachtet, tausend Herzen mit sich fortreißt, dahin, wo er will! O, ich bin glücklich, trotz aller Qual des Lebens, ich bin belohnt, überreich belohnt für Alles, was ich erduldet!" Ihre Wangen waren tiefrosig überhaucht und ihre Augen leuchteten voll Begeisterung und Liebe.

Herr Lagrange schaute in ihr Gesicht und drückte ihr die Hand.

Marguerite warf einen Seitenblick auf ihre Nachbarin und fand diese, sie mußte es mit Zorn sich gestehen, „schön wie ein Bild".

Die Wiedertäufer umgarnen Johann, er läßt sich aus Rache gegen den Grafen, der seine Braut verfolgt und diese ihm entriß, zu ihrem Propheten ausrufen.

Der vierte erschütternde Akt der Tragödie beginnt. Johannes erscheint als gotterfüllter Herrscher und hat seine Mission begriffen, er will als ein göttlicher Apostel, für den er sich hält, das deutsche Volk befreien von der Tyrannei der Grundherren, unter dem es seufzte.

Seine Erscheinung ist wahrhaft königlich, hoheitsvoll, edel, rein, und doch liegt auf ihr ein Schatten, ein unheimlicher Schatten, der seine schwarzen Schwingen, Untergang verheißend, um ihn schwingt. Das nimmt der Zuschauer wahr durch die Töne, welche der Brust dieses Mannes entströmen, Feuerströmen gleichend, die in diesen glühenden Farben leuchten.

Er ist nicht Sohn eines Weibes, glaubt jetzt auch Johann von Leyden, und die Zuschauer glauben es beinahe selbst.

Der Triumphzug mit dem Gekrönten bewegt sich über die Bühne. Fides, die Mutter, flucht dem neuen Propheten, dessen Anhänger in seinem Namen mit Blut und Flammen wüthen, und von dem sie glaubt, daß er auch ihren Sohn getödtet, da kommt der Zug und sie erkennt in dem Propheten ihren Sohn.

„Mein Sohn!" schreit sie auf in dem tiefsten Entsetzenslaut, dessen das Herz fähig.

„Sprecht, wer ist dieß Weib?" singt Johannes, seine Mutter verleugnend, und auf dem Publikum lastet bei diesen wenigen Worten eine ahnungsvolle, drückende Schwüle, die sich steigert zu einem blutrothen Glutschein. Das Verhängniß bricht jetzt über den edlen, aber bis zum Wahnsinn überspannten jungen Mann herein.

Er ist im Gefängniß, seine Mutter sucht ihn auf. Er erblickt sie.

„O Mutter! Meine Mutter!" schreit er auf.

Dieser Ausruf preßt selbst den härtesten unter den Zuschauern Thränen heraus.

„Fort, zurück!"

ruft ihm die Mutter zu.

„Prophet und Gottes Sohn! Hier ist der Tempel
Nicht mehr, wo du mich zu verleugnen wagst,
Doch jetzt, wo allein uns Gottes Auge sucht,
Sink' auf die Kniee."

Johannes fleht um Vergebung mit Thränen, die lautes Schluchzen unter dem Publikum hervorrufen.

Die Mutter wendet sich von dem Tyrannen, der Blut in seinem Wahnwitz vergossen.

Da kommt Bertha, die in dem Propheten den Mörder ihres Bräutigams sucht, um dessen Tod zu rächen, sie erkennt in dem verabscheuten Propheten ihren Johann. Sie flucht ihm, sie flucht ihm, und kann doch von der Liebe zu ihm nicht lassen, und wie es in dem Traume Johannes besungen, wo er den düstern, tragischen Ton für das Ganze angeschlagen, bricht jetzt über ihm, seine Mutter und die Braut das brennende Gebäude zusammen, Alles unter seinen Flammen begrabend, während die Stimme der Mutter Gnade für den verirrten, edlen Sohn vom Himmel erfleht.

Man klatschte nicht, als der Vorhang gefallen war — das Publikum war zu erschüttert — es trat eine sekundenlange, lautlose Stille ein, dann brach ein Beifallssturm los, wie ihn die prunkvollen Wände des Pariser Opernhauses kaum wohl je gesehen. Johannes wurde dreimal, viermal gerufen, die Bühne war mit Kränzen, mit Bouquets übersät, der Direktor Véron schloß ihn, noch bevor der Vorhang ganz hinunter, in die Arme und küßte ihn.

Marguerite war athemlos, sie konnte kein Wort zu ihrem Vater, der sie Verschiedenes fragte, sprechen, und Bertha weinte helle, glückliche Freudenthränen.

Die Vorstellung war zu Ende, das Publikum strömte aus den geöffneten Pforten und Bertha stieg in den Wagen.

„Sie sind eine enthusiastische Natur, wie ich noch nie eine kennen gelernt," sagte Herr Lagrange, ganz begeistert Bertha's Hand mit Küssen bedeckend, diese schaute aus dem Wagen in die tanzenden Gasflammen der Straßen, sie hemmte ihre von Neuem hervorbrechenden Glückesthränen nicht und drückte Herrn Lagrange, ganz unwissend was sie that, die Hand.

Während dessen stand Madame Pompeja am Ausgange des Parterre und spähte voll Zorn und Wuth nach Herrn Metzler, der, als der Vorhang fiel, mit ihr den Platz schnell verlassen hatte; er wünschte die Herauskommenden anzusehen, hatte er ihr gesagt, ob er keinen Bekannten träfe, und dann plötzlich, als die rothblonde Dame erschien, war er von ihrem Arm entschlüpft und spurlos in dem Gewühl verschwunden.

Madame de la Franca bebte vor Wuth und Eifersucht und gab in ihrer Entrüstung ihrem ungeheuren Kavalier Namen, welche durchaus nicht schmeichelhafter Natur waren; schließlich nahm sie, verzweiflungsvoll entschlossen, eine Droschke und fuhr zum Bahnhof. Sie handelte daran recht vernünftig, denn sie hätte sonst sehr lange auf Herrn Metzler am Theater warten müssen. Dieser hatte gleichfalls einen Lohnwagen engagirt, mit dem Auftrag, der Kutsche, in welche er Bertha mit Herrn Lagrange einsteigen gesehen, nachzufahren, wohin auch immer, wie er dem Kutscher die Weisung gab, diese Equipage ihren Weg nehmen würde.

Herr Metzler kam an kein verborgenes Häuschen im Walde, das verfolgte Gefährt hielt in der soliden Rue Joubert, dort verschwand das Paar in einem gleichfalls recht bürgerlich aussehenden Hause.

Herr Metzler stieg aus, lohnte den Kutscher ab und las das Schild der Madame Colbran, notirte die Hausnummer in seine Brieftasche und eilte dann zu Fuß zurück, nicht nach dem Theater, sondern direkt auf den Bahnhof. Dort hatte Madame Pompeja sich einen Platz gewählt, wo ihre Blicke alle Eingänge beherrschten; ihre funkelnden Augen nahmen natürlich sofort den ankommenden Ungetreuen wahr, sie würdigte ihn jedoch darauf mit sehr zur Schau getragener Absichtlichkeit keines Wortes, keines Blickes mehr.

Herr Metzler war ein kluger Mann, er that jetzt gleichfalls, als ob er die Dame noch nie gesehen hätte.

Das war zu viel für Madame Pompeja. Sie ging auf Herrn Metzler zu, stellte sich vor ihn hin und rief lauter als dieß in Anbetracht der wartenden Passagiere für den Theaterzug nach Rouen und Dieppe nöthig gewesen:

„Herr, Sie sind impertinent, Sie sind unverschämt!"

Herr Metzler drehte sich um und kaufte eine Abendzeitung, mit welcher er sich in eine Ecke bei einer Gasflamme setzte und das Blatt dort gemüthsruhig entfaltete. Jetzt sann Madame Pompeja. Sollte sie diesem Mann eine Ohrfeige geben, sollte sie sich in's Wasser stürzen, sollte sie ihn ferner mit Verachtung strafen? Aber er wußte um ihre Angelegenheit und hatte sich eiligst und angelegentlichst all' ihrer Dokumente bemächtigt, mit ihrem Advokaten gesprochen, sie ausgefragt, so daß nicht ein Fädchen mehr da war, das er nicht in Händen hielt. Wenn er jetzt nun gegen sie intriguirte — er kannte die schwache Seite bei ihren Ansprüchen — wenn er jetzt mithelfen würde, den muthmaßlichen La Franca zu suchen, der in Havre als Schiffbrüchiger angekommen, wenn er jetzt dessen Partei nähme! Madame Pompeja erzitterte in der Tiefe ihres Herzens bei diesem Gedanken, er war ein so kluger, ein so gewaltthätiger Mann, jedoch auch sie war in ihrer Art eine kluge Frau, sie ging ruhig zu der Bank, auf welcher Herr Metzler saß, und nahm still neben ihm Platz.

„Karl!" flüsterte sie.

„Sind Sie wieder zur Vernunft gekommen?" fragte Herr Metzler.

„Glauben Sie, irgend eine Frau ertrüge das, wenn Sie vor ihren Augen von ihr fortlaufen, um einer andern Dame nachzueilen?" sprach aus tiefbetrübtem Herzen vorwurfsvoll Madame Pompeja.

„Madame, ich mußte Sie verlassen, weil eine sehr wichtige Entdeckung mich rief."

„Ja die Entdeckung, daß die Dame rothe Haare und ein weißes Affengesicht hat," warf die Kreolin schnell giftig werdend ein.

„Das waren allerdings wichtige Zeichen," entgegnete Herr Metzler, „was das Affengesicht betrifft, so ist das Geschmacksache, übrigens haben Sie ja gesehen, daß die Dame einen Beschützer hat," setzte er beruhigend hinzu, als er der Kreolin glühende Augen sich bedenklich vergrößern sah.

Auf Madame Pompeja machte dieser Zusatz übrigens wenig Wirkung. Ihre Eifersucht war durch zu untrügliche Zeichen erweckt. In ihrer Seele wogte ein Meer stürmischer Empfindungen — sie beschloß, ein wachsames Auge auf Herrn Metzler zu haben und um jeden Preis herauszubekommen, welcher Art diese „Entdeckung" sei.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Goldfeldern Australiens.

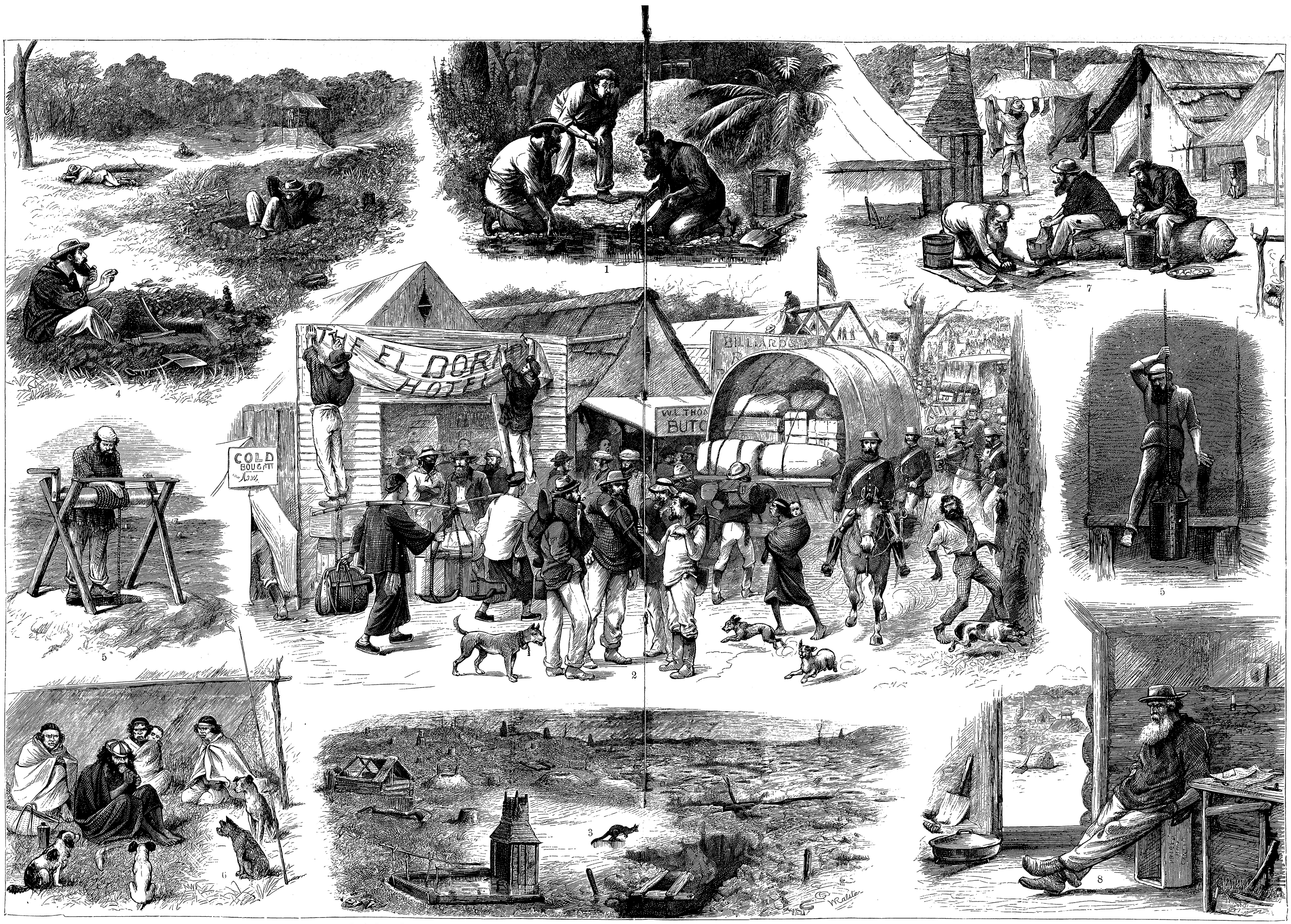
(Bild S. 116 u. 117.)

Ohne Glück wird keine Arbeit gesegnet. Bei keiner jedoch spielt die Göttin Fortuna eine größere Rolle, als bei der schweren Arbeit des Goldgrabens.

Unser großes Bild führt uns mitten in dieß Jagen und Ringen nach Reichthum. Wir erblicken nach den Skizzen, welche ein zeichenkundiger Goldgräber an Ort und Stelle aufgenommen, das Leben und Treiben auf den Goldfeldern Viktoria in Australien in der Nähe des Palmerflusses.

Kurz ehe die kalifornischen Goldquellen zu versiegen anfingen, etwa um 1856, tauchte das Gerücht auf von ungeheuren Goldlagern in Neusüdwales; ein riesiger Menschenstrom von Abenteurern jeder Gattung überschwemmte jetzt gewisse Distrikte des fünften Welttheils derart, daß die englische Regierung sich genöthigt sah, die Ausbeutung der Goldfelder gesetzlich zu regeln. Der Ertrag, besonders in der Nähe von Bathurst, war zuerst ein gewaltiger; es wurden im Quarz nicht selten in einer Lage bis zu hundert Pfund gediegenen Goldes gefunden. Das Gold mußte hier bergmännisch aus Quarzschachten herausgehauen oder durch Schlagwerke erzielt werden. Diese Art Gewinnung jedoch erfordert viel Kapital, und die Mehrzahl der Goldgräber, welche dieß nicht besaßen, wandte sich dem Goldschürfen und Waschen aus angeschwemmtem Boden zu. Solche Goldfelder sehen wir auf unseren Bildern. Einige „Sucher" (Nro. 1) entdeckten durch Waschen eine bedeutende Menge Gold mitten in der Einöde. Nach zehn Tagen schon entstand dort die Goldgräberstadt Pegleg Gully, mit all' dem wüstoriginellen Treiben von Hotels, Spielhöllen, Trink- und Billardstuben 2c. 2c., das derartige Niederlassungen kennzeichnet.

Unsere Skizze 2 zeigt, daß sich zu dieser wilden Jagd nach Gewinn auf jegliche Art auch eine hübsche Anzahl berittener Polizisten eingefunden hat, welche zu arges Ausschreiten einzudämmen gedenken. Schnell wie im Traum ist die Stadt voll schäumenden', buntfarbigen Lebens aus dem Boden gewachsen, aber als wär's ein Nebelbild gewesen, ist sie auch wieder von der Erde verschwunden; unser Bild Nro. 3 läßt uns schauen, was von der Stadt nach einem Jahre noch übrig geblieben. Sobald einer der Gräber dreißig Schillinge der Regierung bezahlt, darf er sich einen Platz wählen, wo er suchen will. Einer allein kann jedoch nicht den Schacht graben, dann einfahren und zugleich die Erde aufziehen, er muß also auf einen Genossen warten; verläßt er jedoch den Platz und arbeitet er darauf einige Zeit nicht, verliert er sein Anrecht auf diesen. Daher sehen wir eine andere Skizze unseres Bildes (Nro. 4) veranschaulichen, wie Goldgräber ihren Platz bewachen und hie und da, um der Vorschrift zu genügen, eine Schaufel Erde auswerfen. Eine eigenthümliche Art Goldgräber werden Fossiker genannt (Nro. 5); sie durchsuchen schon ausgebeutete Schachte nach Goldresten, Mancher hat auf diese Weise einen Schatz gefunden, — meist jedoch ist dieß eine recht vergebliche Arbeit. Das diesem gegenüberstehende, ebenfalls mit Nro. 5 bezeichnete Bildchen zeigt einen Fossiker, welcher sich in den Schacht hinabläßt. Die Fossiker sind fast immer Eingeborene, von denen uns Skizze Nro. 6 eine solche Familie beim Mittagsmahl vorführt. Das gestrenge Familienhaupt wirft ab und zu Reste seines Mahls über seinen Kopf fort, den Frauen zu. Was dann übrig bleibt, erhalten die Hunde. Die Woche hindurch wird von Sonnenaufgang bis in die Nacht fieberhaft gearbeitet, der Sonntag jedoch ist ein Tag der Ruhe. Da wird, wie auf unserer Skizze Nro. 7 zu sehen, für das Haus und die leibliche Wohlfahrt gesorgt. Verheirathet ist selten ein Goldgräber, und so muß er denn am Sonntag die Hausfrau spielen, kochen, waschen, das Haus reinigen und dergleichen Geschäfte mehr vollführen. Einzelnen ist das Glück hold, die Meisten jedoch sind einem Wahngebilde nachgeeilt; es gibt Goldgräber, die ein Vierteljahrhundert gegraben haben und arm geblieben sind, sogar bitterarm. In der Einsamkeit und unter wüstem Gesindel ergraut, schleppen sie muth- und hoffnungslos ihre Tage dahin (Nro. 8). Der Goldgräber altert schnell, Aufregung, harte Arbeit und meistens ein wildes Leben, wenn ihnen das Glück lacht, bewirken, daß ein Jahr Goldgräberlebens doppelt und dreifach so viel vom Lebensmarke zehrt, als selbst ein Jahr arbeitsvollen Lebens in geregelten bürgerlichen Verhältnissen. Wirklich zum Segen hat selten auch ein großer Fund dem Goldgräber gereicht. Im Flug und Hast gewonnen, im Flug und Hast verloren, so lautet hier meist die Parole.



1. Prüfung auf Gold. 2. Die Stadt Pegleg Gully zehn Tage nach der Entdeckun von Gold. 3. Pegleg Gully ein Jahr nach der Erbauung. 4. Bewachung des Platzes. 5. Ein Fossiker und das Einfahren. 6. Eingeborene beim Mittagsmahl. 7. Sonntag. 8. Fünfundzwanzig Jahre Goldgräber.

In den Viktoria-Goldfeldern. (S. 115.)

Auf dem Sklavenmarkt.

Sklave, sprich, dein Herr will dich verkaufen?
Das ist seine Sache, Herr.
Sklave, hör', ich selber will dich kaufen.
Das ist deine Sache, Herr.
Sklave, merk', du sollst mir nicht entlaufen.
Das ist meine Sache, Herr.

Murad Efendi.

Vetter Hans.

Novelle

von

L. Herbst.

(Nachdruck verboten.)

I.

„Wenn ich nur eine blasse Ahnung hätte, wo ich anfangen soll!" dachte der junge Rechtskandidat Theodor Blank, als er mit überwachten, matten Augen in seinem Junggesellenzimmer umhersah.

Ermuthigend war der Anblick freilich nicht, der sich ihm hier darbot, und der Seufzer, der sich seiner Brust entrang, war sehr begreiflich. Man konnte sich kein bunteres Durcheinander denken, als in diesem von Wein-, Bier- und Cigarrenduft durchwürzten Raume herrschte, und Theodor Blank war nicht der Mann, es geschickt zu entwirren.

Kleidungsstücke aller Art, Schriften, Noten, Bücher, Flaschen und Gläser lagen und standen vertraulich neben einander auf und unter Tischen und Stühlen. Die Auszüge einer Kommode, noch mit tausend Kleinigkeiten gefüllt, waren ganz oder halb herausgezogen, und ein weitgeöffneter Kleiderschrank zeigte, daß auch in ihm noch Mancherlei verborgen war.

Inmitten all' seiner verstreuten Habseligkeiten saß Theodor in Hemdsärmeln auf einer großen leeren Kiste, seine mit Pantoffeln bekleideten Füße auf einem Handkoffer gekreuzt, die Arme auf die Kniee gestützt und das blasse Gesicht in beide Hände vergraben, — ein Bild traurigster Rathlosigkeit und Erschöpfung.

„Packen!" seufzte er, — „der schrecklichste aller Schrecken! Dagegen ist ja ein Examen ein Kinderspiel! Was hat auch meine Wirthin gerade jetzt zu verreisen? Verdammt! — Und meine Schwester, die mich verwöhnt hat, so unerreichbar! Wozu hat man eine Schwester, wenn sie nie zur Stelle ist, wo man sie am nöthigsten braucht?"

In heller Verzweiflung fuhr er mit den Händen in sein volles krauses Haar und machte eine Anstrengung, sich zu erheben. Doch es gelang nicht. Er schob nur mit den Füßen das Kofferchen beiseite und hob ein Cereviskäppchen auf, das ihm vom Kopfe gefallen war. Wehmüthig sah er es an, wie man einen Freund zu betrachten pflegt, von dem man Abschied nimmt; zuletzt setzte er es wieder zärtlich auf's Haar.

„Ja, die Zeit hätten wir nun hinter uns!" sagte er. „Jetzt kommt der Ernst des Lebens! Aber nun erst noch den Staub von den Füßen geschüttelt. Hinaus! Hinauf auf die Berge!"

Mit anerkennungswerther Entschlossenheit sprang er auf und hob den Deckel von der Kiste.

„Da hinein mit euch, loses Gesindel! Meinetwegen kopfüber, kopfunter!"

Er griff nach dem ersten besten Kleidungsstück, um es zusammenzulegen; doch als sein Blick dabei unwillkürlich umherschweifte, fielen ihm die Arme wieder kraftlos am Leibe nieder.

„Nein, nein! Das bringe ich niemals fertig!" seufzte er resignirt.

Um in seiner trostlosen Lage wenigstens einen Ruheplatz für seine müden Glieder zu gewinnen, wollte er einen Stuhl von Schriften und Büchern befreien. Leider entglitt dabei eine überfüllte Schreibmappe seinen Händen, und unzählige Blätter und Briefe fielen weit um ihn her zur Erde.

„Das fehlte noch!" sagte der Unglückliche. Mit einem gemurmelten Fluch kniete er nieder und fing an, die verstreuten Papiere wieder aufzusammeln. Das Geräusch von Tritten, welche die Treppe heraufkamen, unterbrach ihn in seiner interessanten Beschäftigung.

„Gilt das mir?" dachte er aufhorchend. „Vielleicht einer der Freunde? Nein, sicher nicht! Die guten Jungen liegen noch alle auf der Bärenhaut und schlafen den Rausch aus, den sie sich heute Nacht hier zugezogen haben. Auch pflegen sie die Treppe kräftiger heraufzustürmen. Aber, bei Gott!" sagte er und sprang empor, — „es kommt zu mir. Ich höre eine Schleppe rauschen. Gerechter Himmel! Am Ende gar die alte Frau Professorin in eigener Person, mit dem Brief an ihren Bruder! Eine heitere Geschichte! In dieser Räuberhöhle soll ich die alte Dame empfangen?" Er warf einen wilden Blick auf das Chaos um ihn her, dann einen entsetzten auf sich selber. „Mein Rock! Meine Stiefel!" murmelte er und suchte hastig. „Gottlob, da hängt er!" Er nahm einen Rock so stürmisch vom Nagel, daß er zugleich seinen Schlafrock mit herunter riß. Es klopfte. Das „Herein!", das ihm über die Lippen wollte, unterdrückte er noch mit Geistesgegenwart. Wenigstens mußte doch noch die Thür zur Schlafkammer geschlossen werden; denn drinnen sah es fast noch wüster aus als hier! — Vergebliche Mühe! Der herabgerissene Schlafrock hatte sich als Hinderniß in den Weg gelegt, und Theodor kam in der Aufregung nicht auf den einfachen Gedanken, ihn mit dem Fuße in die Kammer hineinzustoßen. Der junge Mann stellte sich also selber schützend vor die Oeffnung, während er zugleich seinen Rock anzog. Als die rechte Hand schon auf halbem Wege durch den Aermel war, schlüpfte er schnell auch mit der linken in das zweite Aermelloch.

Es klopfte zum zweiten Mal.

„Herein!" rief er entschlossen und gedachte mit einem kräftigen Ruck noch rechtzeitig in die anständige Hülle zu gelangen. Aber das Schicksal wollte, daß das Aermelfutter des Rockes losgerissen war; beide Hände waren in der Eile auf einen falschen Weg gerathen, und unten angelangt, fühlten sie sich gefangen. So stand der Bedauernswerthe ohne Hände, mit ausgebreiteten Armen, das Cerevisköppchen möglichst schief auf dem Kopfe da, als die Thür sich öffnete und eine hochgewachsene junge Dame über die Schwelle hüpfte.

Ihre zwei klaren, munteren braunen Augen überflogen blitzschnell den ganzen Raum, den sie betrat, und blieben mit Ergötzen auf der wunderlichen Gestalt des Jünglings haften. Ein herzliches, melodisches Lachen erklang aus ihren vollen rothen Lippen, während sie die Hände vor Vergnügen zusammenschlug.

„Theodor! Bruder!" rief sie mit seltsam tiefer, aber angenehmer Stimme. „Gott im Himmel! Welch' ein Sodom und Gomorrha, und Du als Vogelscheuche mitten drinnen! Hahaha!" lachte sie wieder, als sie auf den nun selber Lachenden zusprang. „Laß Dir helfen, Unglücklicher! Ich sehe schon, wie Du in diese verzweifelte Gefangenschaft gerathen bist! — Das ewige Schicksal Deiner Röcke!" Sie half ihm geschickt aus seiner Zwangsjacke heraus und schloß den Befreiten dann stürmisch in die Arme. „Aber was hast Du?" fragte sie und sah ihm besorgt in's Gesicht; denn statt ihre Umarmung zu erwiedern, ließ er seine Arme schlaff auf ihre Schulter sinken. „Du wirst ja blaß! Komm', setze Dich hier auf diesen leeren Stuhl!"

Sie führte ihn liebevoll und ließ dann, als er saß, seinen Kopf an ihrer Brust ruhen.

„Laß nur! Es ist nichts," sagte Theodor matt. „Die dummen Nerven! Angestrengte Arbeit und Nachtwachen! Und gestern Abend der Abschiedstrunk, den ich den Freunden hier gab."

„Armer Theodor, so kannte ich Dich ja nie! Du machst mir Angst."

„O nicht doch! Es geht ja schon vorüber. Siehst Du? Da stehe ich wieder auf meinen zwei Beinen. Aber, Mädchen, Rettungsengel, woher kommst Du so unerwartet zur allerglücklichsten Stunde?"

„Woher? Nun, aus der Gefangenschaft. Freiheit, Freiheit, Bruder!" rief sie munter und schwenkte die rechte Hand triumphirend in der Luft.

Theodor sah mit halbem Blick auf seine Schwester.

„Doch nicht fortgejagt, Ottilie?"

„Danke, mein Lieber! Nein, so weit sind wir noch nicht. Im Gegentheil, man schätzt mich sehr."

Sie warf ihren schönen Kopf leicht in den Nacken und sah dem Beleidiger mit komischer Herausforderung in die Augen.

Der junge Mann verbeugte sich scherzhaft feierlich.

„Was verschafft mir dann also das ganz besondere Vergnügen, zu dieser Zeit des Jahres, wo doch für die Gouvernanten keine Ferien zu blühen pflegen, meine holde Schwester bei mir zu sehen?"

„In der That, Theodor, Du hast ein unverschämtes Glück!" sagte sie und schlug ihm leicht auf die Schulter; dabei deutete sie mit der andern Hand sehr bezeichnend auf die Unordnung um ihn her. „Ich glaube wahrhaftig, daß Du des lieben Gottes bestes Lämmchen bist. Die Schwester meiner Prinzipalin mußte also unerwartet aus Amerika herüber kommen, und die Prinzipalin mit meinen Zöglingen zur Mutter entboten werden, damit ich —"

„Damit Du Deinen Bruder aus tiefster Noth erlösen konntest! Denke Dir, Ottilie, noch heute Nachmittag, bevor ich meine Harz-Erholungsreise antrete, muß dieß Zimmer vollständig geräumt sein. Morgen schon zieht ein Nachfolger ein. Wie hätte ich diese Riesenarbeit ohne Dich zu Stande gebracht!"

„Ja, das weiß ich freilich nicht, Du hülflosester aller Junggesellen!" sagte sie lachend. „Aber, Bruder, liebster Bruder, ich vergesse ja ganz, von der Hauptsache zu reden. Gott Lob und Dank, daß Du mit dem Examen so glänzend durchgekommen bist! Nun steht Dir ja die Welt offen!"

„Ich hoffe!" sagte er, noch mit halbem Seufzer der ausgestandenen Qualen gedenkend.

„Und jetzt kommt noch das Beste! — Theodor, ich reise mit Dir!"

Der glückliche Ausdruck, mit dem sie diese Mittheilung machte, ging in schmerzliche Verwunderung über, als ihr Bruder, statt Freude zu zeigen, eine sehr ernste Miene dazu machte.

„Theodor! Mensch! Warum freust Du Dich nicht, wie ich? Warum jubelst Du nicht, daß unser glühender Wunsch, gemeinsam zu reisen, endlich in Erfüllung geht?"

Der junge Mann strich verlegen seinen blonden Bart.

„Gewiß, Kind, ich würde mich sehr freuen, wenn, wenn —"

„Nun, wenn? — Ich habe Geld, Bruder, ich selber; die Menge!"

„Ja, das ist es nicht, Ottilie. — Du wirst mich nicht verstehen, fürchte ich. — Es fehlt mir an Nervenkraft!"

Das junge Mädchen brach in herzliches Lachen aus.

„Nerven hin und Nerven her!" sagte sie. „Braucht man denn ein so besonders großes Quantum von Nervenkraft, um mit seiner Schwester eine kleine Harzreise zu machen?"

„Nun, siehst Du? Das verstehst Du nicht, Kind. Ich brauche Ruhe, Einsamkeit, absolute Einsamkeit, um wieder ein richtiger Mann zu werden. Gefiel Dir die Anwandlung von Schwäche vorhin?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und ich habe oft noch schlimmere Stunden! Es muß wieder anders werden, ehe ich einen anstrengenden Beruf antreten kann! Ganz anders!"

Ottilie sah niedergeschlagen vor sich hin, die Hände in einander gelegt.

„Das wünscht gewiß Niemand mehr als ich," sagte sie weich und hob ihre ausdrucksvollen Augen zu dem blassen Bruder auf; — „aber es will mir doch nicht einleuchten, daß es Dir schaden kann, wenn ich ruhig neben Dir hergehe. Ich werde ja verständig sein und rücksichtsvoll, still wie ein Mäuschen, wenn Du nichts zu hören wünschest."

Theodor schüttelte mit mattem Lächeln den Kopf.

„Das sollte Dir schwer werden, Du Quecksilber Du!"

„Ach, Theodor, Du kennst mich nicht! Du kennst mich gar nicht wieder!" rief sie lebhaft. „So gesetzt bin ich, so würdevoll, seit ich Gouvernante bin."

Sie richtete ihre hohe, wohlgeformte Gestalt unwillkürlich noch höher auf.

„Das mag Alles sein; aber für mich wäre in diesem Augenblick selbst ein stummer Mensch zu viel Gesellschaft. Ich muß eben einsam sein, ganz einsam! Die unwegsamsten Pfade will ich mir aufsuchen, auf denen ich sicher bin, keinem Menschen zu begegnen. Wie wolltest Du mit Deinen unpraktischen Frauenkleidern mir dahin folgen? Sie würden ja gleich in Fetzen gehen und mich beständig geniren."

„Du bist ein Narr!" sagte sie kurz. Ohne weitere Gegenrede machte sie sich daran, des Bruders Sachen zu ordnen und zu packen.

An den Ofen gelehnt, sah Theodor der schwesterlichen Geschäftigkeit mit stummer Bewunderung, vielleicht auch mit etwas Reue zu. Das wüste Zimmer bekam bald ein liebliches, aufgeräumtes Ansehen, die Kiste und der kleine Reisekoffer füllten sich mehr und mehr. Jetzt hingen nur noch wenige Kleidungsstücke im Schrank. Ein Rock, mit vielen Schnüren besetzt, wie die Studenten ihn an manchen Universitäten in den ersten Semestern zu tragen pflegen, fiel Ottilien in die Hand. Ueber ihr kluges Gesicht, das seit des Bruders Ablehnung ungewöhnlich ernst, fast traurig geworden war, glitt beim Anblick dieses Rockes wieder ein Lächeln.

„Alter Bekannter," sagte sie heiter, „lebst du noch? — Theodor, weißt Du, wie Du vor vier Jahren — ich war damals eben sechzehn — zum ersten Mal mit ihm nach Hause kamst und ich mich sofort in ihn verliebte?"

„O ja, Ottilie! Wir waren damals alle Drei jünger als heute. Ich erinnere mich sehr wohl; Du trugst ihn während meiner Ferien fast mehr als ich, und warst ein schmucker junger Bursche darin. Wir haben manche Deiner Freundinnen geäfft."

„Ja, ja!" sagte sie lustig. „O, das waren Zeiten! Wo sind die goldenen Tage geblieben? Alles verändert!"

Wehmuth verdrängte wieder das Lachen aus ihren schönen Augen. In Erinnerungen versunken, betrachtete sie den Rock von allen Seiten.

„Einen kleinen schwarzen Bart mußt Du auch noch haben, den Du Dir damals zum Maskenfest erhandeltest," sagte sie dann nach kurzem Schweigen und machte sich daran, in den noch nicht entleerten Auszügen nach dem Bart zu suchen. „Richtig, da ist er!" rief sie. „Etwas ruppig; aber er läßt sich wieder glatt zupfen."

Sie strich ihn mit geschickten Fingern, dann hielt sie ihn über ihre rosigen Lippen und betrachtete sich mit kindlichem Wohlgefallen im Spiegel. Plötzlich brach sie in ein heiteres Lachen aus und warf sich vor ihrem Bruder auf die Kniee.

„Theodor, ich habe es!" rief sie. „Jetzt weiß ich, was ich thue! Du darfst mir nun aber nicht mehr widersprechen!"

„Was gibt's denn?" fragte er mit leichtem Stirnrunzeln. „Gewiß ein ungeheuerlicher Gedanke, mein Unband!"

„Theodor!" rief sie und sprang wieder auf die Füße. „Theodor, in diesem Rock, mit diesem Bärtchen werde ich Dich begleiten als Bruder Otto! Nein, lieber als Vetter Hans!"

„Bist Du toll, Ottilie? Und das will eine gesetzte Erzieherin sein! Nun, bei Gott! Ich gäbe Dir noch keine Katze zu erziehen, viel weniger Kinder!"

„Eine alte, abgedroschene Redensart!" rief sie aus.

„Nun, Du wirst schon wieder zur Besinnung kommen!" fuhr er fort. „Was würde Deine gestrenge Frau Prinzipalin dazu sagen, wenn die Lehrerin und das Vorbild ihrer Töchter sich in Männerkleidern in der Welt umhertriebe? Und was Dein Vormund sammt seiner gottgefälligen Frau Gemahlin und dito Tochter? Den Tumult möcht' ich nicht erleben!"

„Ich auch nicht; bei Gott nicht!" betheuerte Ottilie. „Lieber todt sein! Aber sie wissen's ja nicht; werden es nie erfahren."

„Und wenn Dich nun Jemand unterwegs erkennt und Dich verräth?"

„Mich erkennen? Kein Gedanke daran! Du weißt ja selber aus Erfahrung, wie unkenntlich der kleine Bart und die Kleidung mich machen. — Schüttle Deine schönen Locken nicht so mißbilligend. — — Herunter mit euch, falsche Flechten, traurige Zeichen der verderbten Zeit!" rief sie mit ausgelassener Lustigkeit, während sie den Kopf von seinem Schmuck befreite. „Sieh' her, Theodor! So kurz sind meine Haare noch seit meiner Krankheit! Ich segne sie in diesem Augenblick, so sehr sie mich sonst jeden Morgen zu ärgern pflegen."

Sie strich das leicht gewellte, dunkle Haar empor und hielt den Bart unter ihre sanft gebogene, zierliche Nase.

„Kennst Du mich jetzt, Theodor? Bin ich noch Ottilie?" fragte sie dann mit herausforderndem Lächeln und mit einer Stimme, die so fremd und tief klang, daß der Bruder sich eines herzhaften Lachens nicht erwehren konnte.

„Nein, verwandelt genug siehst Du aus."

„Und schön! Nicht wahr?" fragte sie, den hübschen Kopf vor dem Spiegel hin und her wendend. „Gott! Es wird himmlisch!"

Sie machte einen Sprung in die Luft.

„So, nun laß es genug sein des kindischen Spiels," sagte Theodor, dessen Nerven bei der Ausgelassenheit der Schwester in Aufruhr geriethen. „Es kann ja doch Dein Ernst nicht sein!"

„Nicht mein Ernst? Und warum nicht, Theodor?"

„Nun, weil Dir tausend Unannehmlichkeiten daraus erwachsen können!"

„Ich sehe nicht eine! Besonders zu dieser Jahreszeit, wo der Harz noch ganz unbesucht ist! Willst Du mir mit Deinen Einwendungen sagen, Theodor, daß Du mich durchaus nicht mitnehmen willst?"

Er nickte stumm.

„Grausamer Mensch! Was soll denn in den nächsten Wochen aus mir werden? Während Du auf hohen Bergen schwebst und in Wäldern und Thälern die Frühlingspracht genießest, soll ich mich beim strengen Vormund und seinen langweiligen Damen in's Kloster sperren lassen?"

„So geh' doch wieder dahin zurück, wo Du jetzt zu Hause bist und wo Du Dich ja so sehr glücklich fühlst."

„Meinst Du? Soll ich mich dort vielleicht in Ermanglung einer andern Thätigkeit auf die Erziehung meines neckischen Herrn Prinzipals verlegen? Oder gar seines abscheulichen Bruders, der mich so oft mit taktlosen Zudringlichkeiten quält? Man erwartet ihn gerade in den nächsten Tagen."

„Hm, hm!" machte Theodor. Er sah in einiger Verlegenheit vor sich nieder und strich seinen Bart.

Plötzlich fühlte er Ottiliens Hände auf seinen Schultern.

„Theodor, liebster Bruder!" sagte das Mädchen beweglich. „Es ist ja unmöglich, daß Du mir diesen Kummer machst! Ich hatte mich so sehr auf die Reise mit Dir gefreut! — Außer Dir habe ich ja Niemand mehr auf der Welt!"

Theodor machte eine unruhige Bewegung mit den Füßen; langsam hob er den Kopf. Als er seine blauen, treuherzigen Augen etwas unsicher zu den Augen der Schwester aufschlug, sah er gerade noch, wie zwei Thränen aus ihnen hervorperlten. Das überwältigte ihn. Er schlang seinen Arm um sie und küßte sie.

„Du kennst Deinen Vortheil zu gut, Ottilie; weißt, daß ich Dir doch auf die Dauer nicht widerstehen kann," sagte er mit nervös mattem, aber freundlichem Ton. „Meinetwegen denn, komm' mit!"

„Hurrah!" rief sie triumphirend und schwenkte ihr Taschentuch, nachdem sie sich die Augen damit getrocknet hatte. „Hurrah! Und als Hans gehe ich mit!"

„Mach', was Du willst. Aber gib mir keine Schuld, wenn Du die Tollheit hernach bereust!"

„Wie kann ich sie bereuen?" sagte sie zuversichtlich. „Ich schlüpfe ja nur aus meinen dummen, hinderlichen Weiberkleidern, um meinem armen leidenden Bruder" — sie strich ihm dabei schelmisch zärtlich die blassen Wangen — „auf der Reise nicht lästig zu werden! Eine edle That bereue ich niemals. — So, und jetzt legst Du Dich hier auf Dein Sopha — ich decke Dich zu — und dann schläfst Du den Schlaf des Gerechten. Wenn Du wieder aufwachst, steht die Kiste fertig da und der fertige Hans daneben."

II.

„Schon müde, mein Jüngling?"

Der Jüngling, der also angeredet wurde, hatte sich soeben als „Hans Stern, Studiosus" in das Fremdenbuch des Hotel „Zehnpfund" zu Thale eingetragen. Jetzt saß er neben seinem „Vetter" Theodor Blank an einem Tischchen auf dem freien Platz vor dem stattlichen Gasthaus. Ein kaum berührtes Glas perlenden Biers stand vor ihm.

„O nein! Nicht müde! Im Gegentheil, ich schloß die Augen nur, weil ich so sehr munter bin."

„Eine außerordentlich anerkennungswerthe Art, seine Munterkeit auszudrücken!" sagte Theodor lächelnd.

Der junge Hans sah mit klaren Augen schelmisch zu seinem Begleiter auf.

„Nun, was willst Du? Wenn man mit einem nervenkranken Menschen reist? — Es wird mir auch nicht leicht, so — so taubengleich zu sein! Am liebsten schrie' und jubelte ich hell in die Luft hinaus. — Du siehst, Theodor, wie verständig und rücksichtsvoll ich mich benehme!"

„Ja, ich sehe. Unterwegs freilich —"

„Sei nicht ungerecht! War's denn meine Schuld, daß die hübsche Berlinerin sich in mich verliebte, daß sie mich mit herausfordernden Blicken ansah? Konnte ich so herzlos sein, sie vergebens nach einem zärtlichen Wort schmachten zu lassen?"

„Du loser Gesell! Es war doch nicht nöthig, daß Du ihr so unverschämt den Hof machtest!"

„Bist Du eifersüchtig? Hättest es vielleicht gern selbst gethan?"

„O nein, Du irrst! Ich finde kein Vergnügen an solchen Kindereien."

„Na, na, na!" sagte Hans, mit dem Finger drohend. „Wer uns Männern traut! Ich verspreche Dir übrigens, bei der nächsten Gelegenheit, wo uns ein hübsches Mädchen in den Weg läuft, halte ich mich bescheiden zurück und lasse Dir den Vorrang."

„Du bist und bleibst ein kleiner Narr! Der Himmel mag wissen, was ich noch Alles mit Dir erleben werde!"

Während Theodor dieß sagte, sah er den jungen Mann, der in frischer, märchenhafter Schönheit an seiner Seite saß, mit liebevollen, stolzen Blicken an.

Hans lehnte, selbstvergessen in Heiterkeit und Glück, seinen Kopf an Theodor's Schulter und schlang ihm den Arm um den Hals.

„Ein Glas Bier!" hörte er plötzlich in seiner Nähe von einer vollen Männerstimme rufen, worauf ein kleiner Kellner, der eben in der weitgeöffneten Thür erschien, in das Haus zurückstürzte.

Hans schreckte aus der zärtlich anschmiegenden Stellung empor.

„Himmel!" sagte er leise. „Ein Fremder! Und ich glaubte, wir wären ganz allein zwischen diesen Bergen!"

„Sei vorsichtig!" flüsterte Theodor.

„Unbesorgt!" sagte Hans und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. In strammer Haltung setzte er sich aufrecht und that, als ob er rauche. „Sieh' nur," sagte er etwas lauter, mit verstellter tiefer Stimme, „wie malerisch die Roßtrappe sich dort erhebt! Steigen wir heute noch hinauf, Theodor?"

„Gewiß, Hans, wenn Du Lust hast. Die Sonne wird so gütig sein, uns noch hinaufzuleuchten. Im Mondschein steigen wir dann wieder herab."

Der Herr, der nach Bier rief, war von der Seite her um's Haus gekommen und hatte sich an einen nahestehenden Tisch gesetzt. Wer ihn mit aufmerksamen Blicken betrachtete, mußte denken: das ist ein gelehrter und ein feiner Herr! Wie gescheidt blickt Der in die Welt hinein, und wie schön steht ihm der dunkle volle Bart. Daß die vornehme Nase etwas schief steht, schadet dem Gesicht durchaus nicht; macht es nur noch interessanter! Sah man dann zufällig auf seinen Hinterkopf, wo das tiefschwarze Haar sich schon bedenklich zu lichten begann, so mochte man meinen: nun, Der hat auch schon einen kräftigen Schritt über die erste Jugend hinaus gemacht; doch wandte er dem Beschauer das Gesicht zu, dann strafte der Schalk, der aus den dunklen, geistvollen Augen heraussah, auch gelegentlich um den Mund spielte, den Hinterkopf Lügen. Mit einem Wort, der Herr war eine ungewöhnlich angenehme Erscheinung.

Die beiden jungen Reisenden schienen seine Aufmerksamkeit in hohem Grade zu erregen; denn statt die entzückende Landschaft zu betrachten, die im zartgrünen Frühlingsschmuck anspruchsvoll genug vor ihm dalag, sah er fast unverwandt zu ihnen hinüber. Seine Augen wurden immer lebhafter, sein Ausdruck noch heiterer, fast belustigt. Er zog eine Cigarre aus einer Tasche vom feinsten Juchtenleder, schnitt die Spitze mit einer kleinen Knippe ab, die er an schwerer goldener Uhrkette trug, und holte dann ein silbernes Streichholzetui hervor. Doch statt ein Hölzchen daraus anzuzünden, steckte er es mit schnellem Entschluß wieder in die Tasche. Um seine Lippen spielte dabei ein feines Lächeln. Seinen Hut hatte er sammt einem Reiseplaid und einer kleinen Tasche neben sich gelegt; er schien das Bedürfniß zu fühlen, seinen Kopf zu kühlen; denn von Zeit zu Zeit wischte er mit einem weißen Tuch über die hochgewölbte Stirn. Jetzt setzte er den Hut wieder auf den Kopf und erhob sich jugendlich elastisch, obgleich seine hohe Gestalt sich einer wohlhabenden Fülle erfreute. Mit freundlichem Gruß trat er zu seinen Nachbarn.

„Darf ich Sie um etwas Feuer bitten, junger Herr?" sagte er verbindlich zu Hans.

Dem Hans stieg bei der unerwarteten Anrede das Blut jäh in die Wangen; doch nahm er mit schneller Fassung seine Cigarre aus den Lippen und sagte mit tiefster Stimme:

„Sie sehen, mein Feuer ist todt!"

„Ah, der junge Herr raucht kalt?" fragte der Fremde und sah dem armen Hans dabei so tief in die Augen, daß der gute Junge seine Wimpern wider Willen senkte.

„Hier, mein Herr! Ich kann Ihnen dienen!" nahm Theodor etwas kalt, fast unfreundlich das Wort, und reichte ihm seine brennende Cigarre. Der Fremde entzündete seine eigene daran; darauf hielt er sie Hans hin.

„Kann ich mich hier revanchiren?"

„Ich danke! Bin noch ein Neuling und rauche wenig," sagte Hans und erwiederte nun unbefangen die auf ihm haftenden Blicke.

Im Gesicht des Fremden ging augenscheinlich eine Veränderung vor. Die forschende, heitere Neugierde machte einem Ausdruck leichter Enttäuschung Platz, als sein Blick noch einmal von einem der jungen Herren auf den andern glitt.

„Es war mir eine außerordentlich angenehme Ueberraschung," sagte er freundlich, „hier schon Besucher zu finden zu dieser Zeit, wo es sonst noch ganz einsam und öde zu sein pflegt."

„Nun, da es Sie selber hieherzog," erwiederte Theodor, „warum sollten Sie nicht auch Andere erwarten?"

„Ja, sehen Sie, mit mir hat das eine besondere Bewandtniß. — Erlauben die Herren, daß ich an Ihrem Tische mein Bier trinke?" — Auf ihre zustimmende Geberde holte er sein Glas und setzte sich den Beiden gegenüber. — „Mich kann man hier zu allen Jahreszeiten treffen!" fuhr er fort. „Ich bin seit meiner frühesten Jugend ein ganz besonderer Enthusiast für diese wunderbaren Felsengebilde."

„Sehr begreiflich!" fiel Hans ein und sah bewundernd um sich.

„Und da ich in Quedlinburg zu Hause bin und mich Junggesellen nichts hindert, so mache ich an manchen freien Tagen die kurze Eisenbahnfahrt hieher und schüttle droben auf den Höhen den Arbeitsstaub von mir ab."

„Wir sind freilich nicht in der Lage, uns diesen Luxus häufiger zu gestatten," sagte Theodor; „doch dießmal sehen Sie uns in ähnlichen Absichten hier."

„Das heißt, mein Vetter will seine Nerven, die er bei Gelegenheit eines Examens bis auf die letzten Fasern verbraucht hat, hier wieder ersetzen, und — und ich helfe ihm dabei!" ergänzte Hans heiter und sah dem Herrn in's Gesicht.

„Auf Kosten der Kollegia!" scherzte der Fremde. „Der Schnürrock verräth mir den Herrn Studenten. Ich trug auch einen ähnlichen in besseren Jahren."

„Nun, dann werden Sie auch wissen," sagte Hans, „daß man in den ersten Semestern mehr zu schwänzen als zu studiren pflegt."

„Ei! Ei! Ich will doch nicht hoffen, junger Herr, daß Sie mir auch solche Schwachheiten zutrauen!"

„Durchaus nicht! Es war nur eine allgemeine Bemerkung, die ich mir erlaubte."

„Nun, daß ich's nur gestehe," sagte der Fremde mit liebenswürdiger Jovialität, „was mich betrifft, so haben Sie den Nagel merkwürdig gut auf den Kopf getroffen. Ich darf wohl behaupten, daß mir lange Zeit die Luft überall besser gefiel, als in den Hörsälen der Herren Professoren. Mir scheint, wir sind gleichgestimmte Seelen," setzte er mit heiterem Lächeln hinzu; „sollten wir auch Kollegen in der Wissenschaft sein?"

Ueber Hansens Züge flog eine leichte Unruhe.

„Es fragt sich," sagte er etwas unsicher. „Ich denke mir, Sie sind Jurist, mein Herr. Nach Ihren inquisitorischen Blicken möchte ich darauf wetten!"

Der Fremde lachte belustigt.

„Sie haben Recht! Ich bin Jurist. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Rath Helwig."

Die jungen Herren verneigten sich und Theodor nannte seinen eigenen und Hansens angenommenen Namen.

„Jurisprudenz studirt D i e s e r da, mein gelehrter Vetter," sagte Hans und athmete erleichtert auf. „Ich bin ein Jünger der Medizin. Schade, daß wir nicht mit einander disputiren können!"

Rath Helwig sah dem kecken Studenten wieder scharf in's Gesicht und der Schelm im Hintergrund seiner Augen begann ein lebhaftes Spiel.

„Wer weiß!" sagte er. „Auch ich ward anfangs als junger Aeskulap immatrikulirt, auf den Wunsch meines Vaters. Doch meine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was Krankheit, Wunden u. s. w. heißt, trieb mich aus dem Tempel, bevor ich noch die tausend lateinischen Namen der materia medica und der Anatomie recht verdaut hatte. Manches davon mag aber noch in meinen Gehirnzellchen haften. Wollen Sie mich einmal examiniren, Herr Professor?"

„Ich muß für die Ehre danken," sagte Hans; „es würde sich doch für mich grünen Jungen nicht schicken, daß ich den Herrn Rath vor mir erröthen machte."

„Unverschämter Mensch!" fiel ihm Theodor lustig in's Wort. „So ein Bummler von Profession, der noch so gut wie gar kein Kolleg besuchte! Na, mein Junge" — er schlug ihn leicht auf die Schulter — „ich hoffe, wenn Du Dir die Hörner erst abgelaufen hast, wird es Dir desto besser gehen mit der Wissenschaft!"

Hans machte ein keckes, selbstbewußtes Gesicht und drehte an seinem kleinen Bärtchen wie ein recht flotter Bursche. Er pfiff sogar eine burschikose Melodie vor sich hin und steckte seine Cigarre in Brand.

„Es kommt Ihnen 'was, Herr Rath," sagte er mit sehr natürlicher, tiefer Stimme und hob sein Seidel, das er dann zur Hälfte leerte.

Der Schelm in den Augen des Herrn Raths verkroch sich und machte einem freundlichen Wohlwollen für den hübschen Burschen Platz, dem er lächelnd Bescheid that.

„Aber was sitzen wir hier?" sagte Hans, von der andauernden Aufmerksamkeit seines Gegenüber beläştigt. „Komm', Theodor! Wir wollen hinauf."

„Auf die Roßtrappe, meine Herren? Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen anschließe? Ich hätte den gleichen Weg!"

„Was soll man da machen?" dachte Theodor. Die Zustimmung war nicht wohl zu verweigern; und so stiegen die Drei miteinander die 1224 Fuß hinauf.

III.

Als die Wanderer die Ebene und das Gasthaus in Thale, wo sie die Nacht verbringen wollten, wieder erreichten, versilberte der Mond die schöne Landschaft, die sie im goldenen Schein der Nachmittagssonne verlassen hatten.

Rath Helwig und der junge Rechtskandidat blieben, in ein ernstes Gespräch über Politik und Rechtsgelahrtheit vertieft, noch auf dem freien Platze vor dem Hause stehen. Hans saß abseits und schaute wie ein schwärmendes junges Mädchen zum Mond hinauf. Doch endlich ward ihm die Zeit zu lang.

„Die Herren disputiren wohl noch ein Stündchen?" sagte er mit unterdrückter Ungeduld. „Ich bin müde. Gute Nacht!"

„Auf Wiedersehen morgen!" rief ihm der Rath herzlich nach.

Hans machte nur eine stumme, kunstgerechte männliche Verbeugung und folgte dann dem voranleuchtenden Kellner auf sein Zimmer.

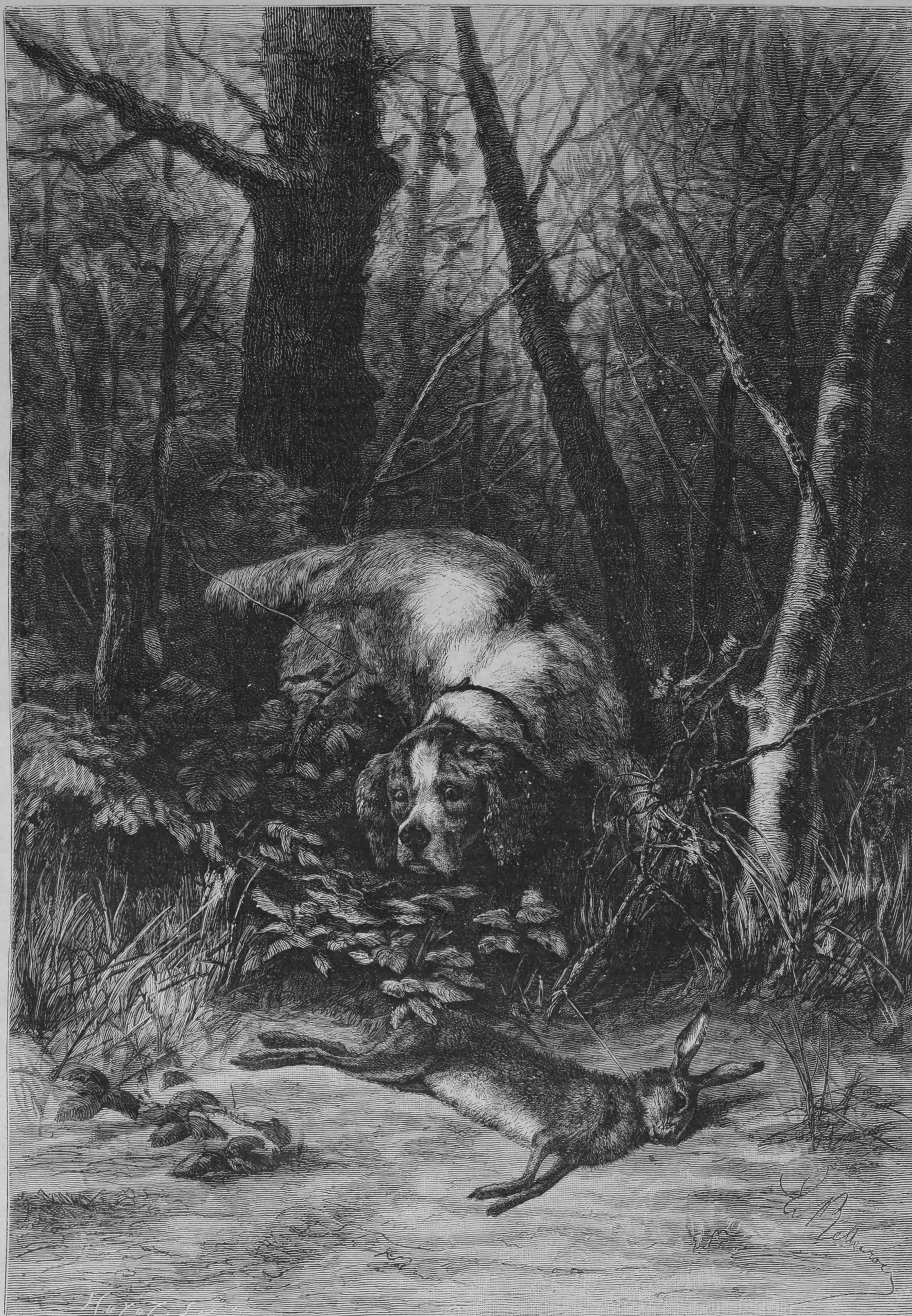
„Ich muß ein eigenes Schlafgemach haben!" hatte er bei der Ankunft beordert. „Mein Vetter schnarcht wie ein Bär; dabei fände selbst ein Siebenschläfer keine Ruhe!"

Als er sich jetzt in seinen vier Wänden allein sah, sank er mit einem Seufzer in die Polster des Sophas. Den weichen Filzhut, der ihm so gut stand, warf er heftig von sich, als ob er ihm etwas zuleide gethan hätte. Dann riß er die Knöpfe des Schnürrocks hastig auf.

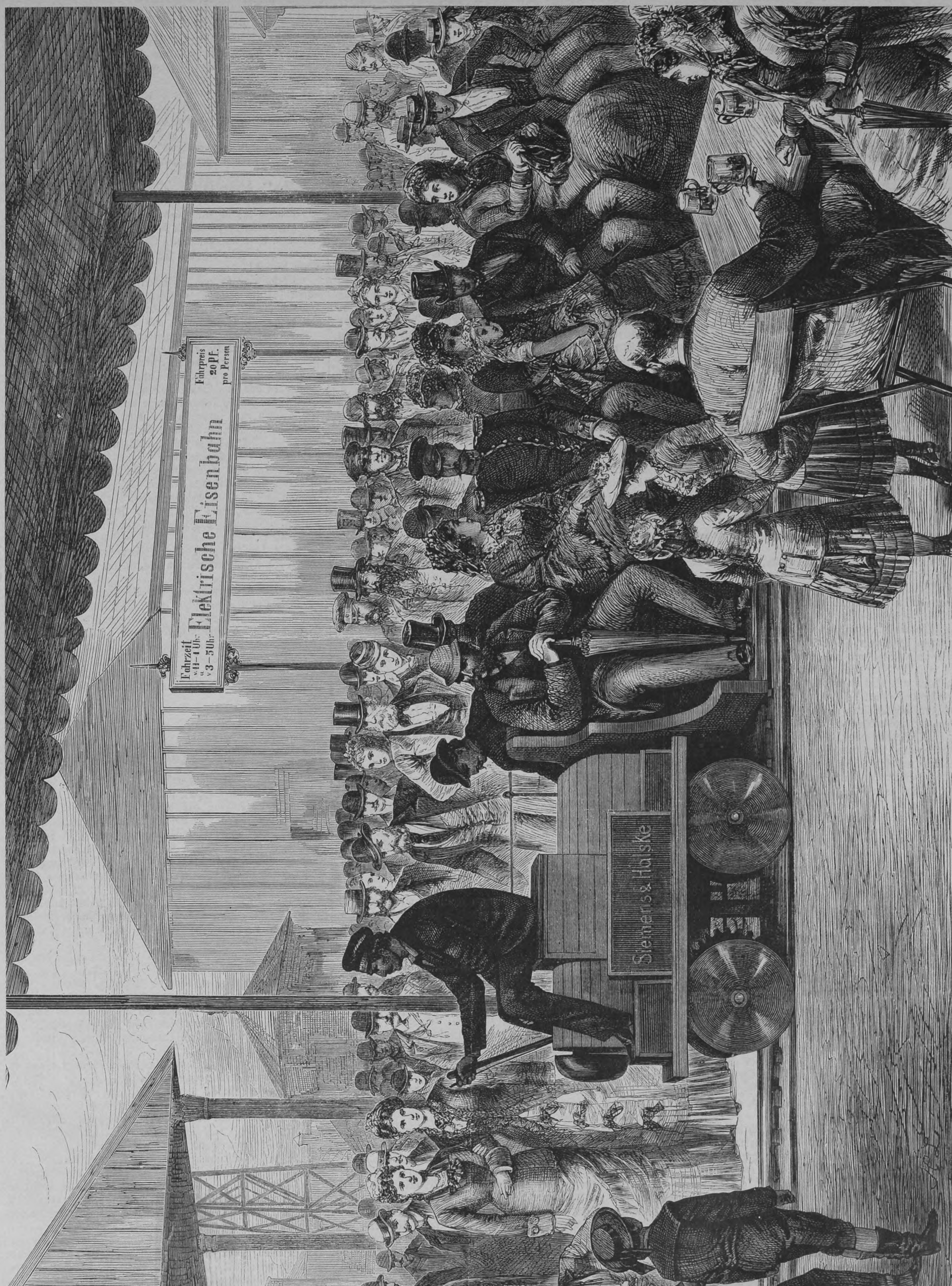
„Ach!" seufzte er. „Was ist das? Warum bedrückt mich Alles?"

Gedankenvoll starrte er lange vor sich hin.

In dem großen Gebäude war es seltsam still, so still, daß



Ein guter Fund. Zeichnung von E. Bellecroix.



Die elektrische Eisenbahn auf der Gewerbeausstellung in Berlin. Zeichnung von H. Lüders. (S. 126.)

er das Herz in seiner Brust laut klopfen hörte. Das Auf- und Zuschließen einer nahen Thür und die Stimme Theodor's, die dem Kellner noch einen Befehl nachrief, rissen Hans aus seiner Versunkenheit.

„Gottlob, daß er wieder allein ist!“ dachte er. „Ich muß ihn sprechen, ihm sagen —“

Auf dem Wege zur Thür blieb er, das Licht in der Hand, noch einmal stehen.

„Was werde ich ihm sagen? Was will ich denn? — — Gleichviel; ich muß ihn sprechen!“

Hastig trat er in Theodor's Zimmer, stellte sein Licht auf den Tisch und warf sich auf einen Stuhl.

„Es geht nicht, Theodor!“ sagte er aufgeregt. „Es geht nicht!“

„Was geht nicht? Kind, was ist Dir? Wie siehst Du aus?“

„Er darf nicht wieder mit uns gehen, um keinen Preis!“

„Rath Helwig meinst Du? — Kannst Du es ändern?“

„Ich sicher nicht! Aber Du, Theodor, der Du ‚die einsamsten Pfade aufsuchen wolltest, um keinem Menschen zu begegnen‘, warum wiesest Du ihn nicht zurück, als er uns seine Führung bei den nächsten Wanderungen anbot?“

Theodor machte ein sehr erstauntes Gesicht.

„Das muß ich von Dir hören?“ sagte er. „Wer war es denn, der so bereitwillig und freudig darauf einging? Ließest Du mir auch nur den Schatten einer Möglichkeit, seine Begleitung abzulehnen? Nahmst Du die geringste Rücksicht auf mich?“

„Es war eine Dummheit, Theodor,“ sagte Hans, „die größte Dummheit meines Lebens! Du mußt sie wieder gut machen.“

„Wenn ich nur wüßte, was Dir so plötzlich in den Sinn gefahren ist! Du scheinst an der Gesellschaft dieses außerordentlich liebenswürdigen, geistvollen Herrn das gleiche Gefallen zu finden wie ich.“

Hans erfaßte sein Taschentuch und machte sich an der Nase zu schaffen, eines seiner Manöver, um ein Erröthen zu verbergen.

„Gewiß, ich habe nichts gegen ihn, Theodor, aber — aber —“

„Nun heraus mit der Sprache, Junge! Was bedeutet dies ‚aber‘?“

„Ach, mein Gott! Er ahnt, fürchte ich, daß unter diesem Wamms eine Falschheit steckt!“

„Kein Gedanke daran! Du hast Dich meisterhaft gehalten zu meinem großen Vergnügen. Hat er anfangs einen Argwohn gehabt, so hast Du ihn ganz kurirt.“

„Ach, Theodor!“ seufzte Ottilie.

„Und war denn nicht während unseres Spaziergangs sein Benehmen gegen Dich wie das eines jovialen ältern Herrn gegen einen übermüthig heitern Fuchs, der ihn belustigt?“

„Ich habe mich nicht über sein Benehmen zu beklagen und es mag auch wahr sein, daß er nur den Hans in mir sieht,“ sagte der Jüngling kleinlaut. „Aber, Bruder, ich kann ihm in diesem Aufzug nicht wieder unter die Augen gehen!“

Theodor betrachtete Hans, der kläglich vor sich hinsah, eine Weile mit stummer Verwunderung; dann faßte er ihn an beiden Schultern und schüttelte ihn sanft.

„Hans, Hans!“ sagte er lächelnd; „besinne Dich auf Dich selbst! Hast Du denn Launen mit dem Schnürrock angezogen?“

„Ach nein, Theodor! Gewiß nicht! Ich kann's Dir nur nicht sagen, wie ich's meine. Aber! — Nein! — Glaube mir, ich ertrage es nicht, daß er mich so wiedersieht.“

„Ei, so schlag' doch gleich ein Donnerwetter drein!“ rief Theodor aufwallend. „Wer aus Dir klug werden kann! Heute Morgen noch himmelstürmend in Deiner Lustigkeit als junger Bursch, und heute Abend wie eine geknickte Lilie!“

„Schilt' mich, Bruder! Schilt' tüchtig! Aber hilf mir!“

„Wie soll ich helfen?“ sagte Theodor unmuthig. „Stehst Du nicht aus eigener freier Wahl in dieser Maske da? Oder richtiger gesagt: aus eigenem Eigensinn?“

„Ach Gott! Hätte ich gewußt — — wären wir nur nicht gerade diesem Manne begegnet!“

„Jetzt reißt mir die Geduld! Was ist mit diesem Manne? Und was soll denn geschehen? Wollen wir bei Nacht und Nebel davon laufen? Was mich betrifft, so bin ich erschöpft; ich muß Ruhe haben.“

„Ach Theodor! Ich denke ja nicht daran.“

„Nun, was denn also? Werde ich dem Herrn Rath morgen sagen: wir danken schön für Ihre gütige Gesellschaft; wir haben uns über Nacht anders besonnen?“

Hans schüttelte den Kopf mit einem Gesicht, als ob er zur Schlachtbank sollte.

„Nein, Theodor, das Alles ist nichts! Ich sehe ein, wie thöricht es war, daß ich dieß Wagniß unternahm. O wär' ich doch in meiner eigenen Haut auf die Reise gegangen! Wie glücklich könnte ich morgen dem schönen Tage entgegengehen!“

„Nun denn, in Gottes Namen, so geh' als Hans zur Ruhe und stehe als Ottilie wieder auf! Deine Eigenschaften dazu führst Du ja wohl in Deinem Handkoffer mit Dir?“

„Wohin denkst Du, Theodor! Meinst Du, ich ertrüge es, ihn als Mitwisser meiner Tollheit zu haben? Mich seinen überlegenen Scherzen, seinen neckischen Blicken auszusetzen? — — Ach bitte, lieber, lieber Bruder, fahre nicht wieder auf wie vorhin! — — Mir war eben, als hörte ich ein Geräusch in unserer Nähe.“

„Ich hörte nichts!“ erwiederte Theodor. „Deine Nerven scheinen den meinen mindestens nachzueifern! — Da Du also auf keinen meiner Vorschläge eingehen willst —“

„Hör' mich an, Theodor! Ich glaube, ich habe einen Gedanken. Wenn Du ihn nur billigen wolltest!“

„Dazu muß ich ihn kennen,“ sagte Theodor.

„Morgen in aller Frühe geht ein Zug nach Neinstedt, laß mich den benützen!“

„Wie verstehe ich das? Was willst Du dort?“

„Abenteuerlich ist die Geschichte freilich! Und ohne Lügen — Nothlügen wollte ich sagen — geht es nicht ab, Theodor. Aber ich weiß nichts Besseres. — Sieh' mich nicht so zornig an; dann entsinkt mir der Muth.“

„Nun, weiter!“

„Morgen also sagst Du dem Rath, daß ein Brief, den Du auf Deinem Zimmer vorgefunden hast, mich, Deinen Vetter, den großen Bummler, den Ausreißer, diktatorisch nach Hause beordert hätte.“

„So willst Du fort? Um einer Laune willen — — nun ja, was ist es weiter? — Willst Du die ganze Geschichte aufgeben, die Du mir so kunstvoll abgeschmeichelt hast? Und Dich schließlich doch lieber unter die Fittiche Deines Vormunds flüchten?“

Hans wehrte lebhaft mit Geberden des Entsetzens ab.

„Wie kannst Du nur so etwas glauben, Theodor? Kein Gedanke daran! Höre mich doch ruhig an, Mensch, statt mich ewig zu unterbrechen! — Du erzählst dem Rath dann ferner, Deine zärtlichen Verwandten wollten Dich bei Deiner Angegriffenheit — aus übergroßer Besorgniß — durchaus nicht einsam weiter wandern lassen; man oktroire Dir an Stelle des Zurückgerufenen eine Schwester als Begleiterin, die aber leider erst morgen Nachmittag eintreffen könne.“

„Und Rath Helwig wird solchen Unsinn glauben, nicht wahr?“ sagte Theodor wegwerfend.

„Mag er glauben, was er will! Die Beweise fehlen ihm, er darf nichts sagen. Und ich will meine Rolle schon so vortrefflich spielen, daß er einen Argwohn, der ihm etwa käme, vor sich selber abbitten soll! Du beredest ihn dann, die gemeinsame Wanderung bis zu meiner Ankunft zu verschieben. Mit dem Mittagszug kommst Du mir wie ein galanter Bruder bis Neinstedt entgegen, damit die Sache noch mehr Schick bekommt.“

Theodor starrte sprachlos, halb zornig, halb lachend den eifrigen jungen Redner an, der ihn zur bessern Verständigung krampfhaft an den Rockknöpfen festhielt.

„Nun, was sagst Du zu meinem praktischen Einfall?“

„Die Zeit wird lehren, ob er sich als praktisch erweist!“ sagte Theodor mit einem Seufzer. „Ich bin zu dumm oder zu abgespannt, um ihn richtig beurtheilen zu können. In Dir aber — das ist mir klar — ist ein Dichter und ein dramatischer Künstler zugleich verloren gegangen!“

„Danke für das Kompliment! Doch Scherz beiseite — lieber, liebster Bruder, ich bereue bitter, daß ich nicht auf Deine Warnung hörte! Eine hübsche Reiseunruhe habe ich Dir nun bereitet, armer Theodor! Es soll auch die letzte sein! Bist Du mir noch böse?“

Theodor schüttelte stumm den Kopf.

„Wenn ich nur wüßte, wie und wo Du Deine Verwandlung vornehmen willst?“ fragte er dann. „Doch unmöglich in Neinstedt im Hotel, wo Du Dich gestern als ein so kecker Bursche aufspieltest?“

„Natürlich nein! Auch in der Beziehung habe ich einen brillanten Gedanken. Auf dem Wege vom Bahnhof bis zum ‚Landhaus‘ sahen wir ein halbverfallenes kleines Gebäude — weißt Du — mit offenen Thüren; dort nehme ich geschwinde die Umkleidung vor und komme dann schon als fertige junge Dame im Gasthaus an.“

„Nun, der Himmel gebe, daß Alles gut geht. Mein Kopf wäre jetzt nicht in der Lage, so bunte Geschichten auszudenken. Dir scheint das Abenteuerliche im Blut zu stecken, Kind! Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Theodor! Morgen rechtzeitig wecke ich Dich; dann begleitest Du mich zum Bahnhof, gelt?“

IV.

Der Morgen war so freundlich wie der Tag vorher, ungewöhnlich warm für den Anfang des Mai. Hans saß im Waggon allein — denn zu dieser Jahreszeit gab es hier noch keine überfüllten Coupés — und schüttelte seinem Begleiter noch einmal lachend die Hand.

„So leb' denn wohl, geliebter Vetter! Du wirst Deinen lustigen Hans nun niemals wiedersehen!“

„Schade um ihn!“ sagte Theodor, den Händedruck erwiedernd.

„Und der albernen Ottilie kann ich sagen, daß sie Dich im ‚Landhaus‘ erwarten soll? Daß ihr dann miteinander den nächsten Zug hieher benützen werdet?“

Die Antwort wurde durch einen Fremden abgeschnitten, der in das noch offene Coupé zu steigen wünschte.

„Erlauben Sie, mein Herr,“ bat er. „Ah, Sie sind es, Herr Blank? Sehr erfreut, Sie noch selber zu sehen! Ich muß mir leider das Vergnügen versagen, die vielversprechende Exkursion mit Ihnen und Ihrem liebenswürdigen Herrn Vetter zu unternehmen.“

„Wie, Sie wollen fort, Herr Rath?“ fragte Theodor.

„Leider! Ich muß! Ein Telegramm! Berufsgeschäfte!“ erwiederte Rath Helwig erregt und athemlos, aber voll Artigkeit. „Man wird Ihnen im Hotel noch ein erklärendes Billet einhändigen. — Ich bitte, den jungen Herrn zu grüßen!“

„Einsteigen, meine Herren! Einsteigen!“ rief der Schaffner.

Der Rath sprang in den Waggon; der Schaffner nahm ihm, wie auch Hans eiligst die Billette ab und schlug die Thür zu; der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Theodor gewahrte noch, wie bei der Begrüßung des einsteigenden, augenscheinlich überraschten Herrn der arme Hans erröthete und erblaßte; dann sah er nichts mehr, denn er stand mit seiner Verwunderung ganz allein auf dem Perron.

„Seltsames Zusammentreffen!“ sprach er vor sich hin. „Hätten wir das geahnt, so brauchte ich meinen Jungen nun nicht wegzugeben!“

„Wann geht der nächste Zug nach Neinstedt!“ fragte er einen daherkommenden Beamten.

„In zwei Stunden geht heute ausnahmsweise ein kleiner Güterzug.“

„Kann man ihn benützen?“

„Gewiß, mein Herr, wenn Sie sich an den Inspektor wenden.“

„Gut!“ dachte Theodor. „Dann erlöse ich Dich früher, arme Schwester!“

Indessen saß die arme Schwester noch als Hans Demjenigen gegenüber, dessen Augen sie um Alles in der Welt nicht wieder in ihrer angenommenen Gestalt begegnen wollte. Und diese Augen! Wie sah der Schelm heute so muthwillig aus ihnen heraus!

„Welch' eine angenehme Ueberraschung, mein lieber Herr Stern!“ sagte der Rath und hielt dem Jüngling herzlich die Hand entgegen. „Aber was, um des Himmels willen, treibt Sie denn heute Morgen schon aus Thale?“

Hans legte seine feinen Fingerspitzen nur auf einen Augenblick in die dargebotene Hand und log mit gesenkten Wimpern und seiner tiefsten Stimme die erdichtete Geschichte, soweit sie den Hans betraf. Die Schwester Ottilie konnte ja unter diesen Umständen aus dem Spiele bleiben.

„Armer junger Freund!“ sagte der Rath mit theilnehmendem Lächeln; „so grausam aus dem Reiseglück gerissen zu werden! Ja, die Vormünder, die Vormünder, die hole der Kukuk! — Nur nicht so niedergeschlagen, Herr Stern! Die Jahre der Freiheit kommen noch!“

„Meinen Sie, Herr Rath! — Mir scheint nach Ihren Mittheilungen an meinen Vetter, daß auch Sie noch einer fremden Gewalt heute weichen müssen.“

„Sie haben Recht! Allerdings!“ sagte der Rath und biß sich auf die Lippen. „Doch das ist nur eine Ausnahme, eine unerwartete.“

Beide schwiegen eine Weile. Der Rath betrachtete den jungen Hans mit verstohlenem Lächeln und Hans blickte erregt zum Fenster hinaus.

Endlich unterbrach Helwig das Schweigen.

„Des Einen Leid,“ sagte er, „pflegt des Andern Freude zu sein! Wer weiß, ob nicht morgen, wenn der hübsche Herr Stern noch mit betrübtem Gesicht durch die Straßen wandert, liebliche Mädchenaugen aus den Fenstern lachen werden!“

Hans erröthete lebhaft.

„O gewiß!“ sagte er mit erzwungener Lustigkeit. „Ein ganzes Dutzend! Und wohl noch darüber; denn die Woche hat ja sieben Tage.“

Helwig lachte herzlich.

„Also ein richtiger Don Juan! Das dachte ich mir. Wenn Sie oft erröthen, wie eben, Herr Stern, so müssen Sie allerdings den jungen Damen sehr gefährlich werden! Das macht Sie noch viel, viel schöner!“

Während er dieß mit auffallend erregter Stimme sprach, sah er dem jungen Burschen mit so seltsamen, durchdringenden Blicken in die Augen, daß diesem das Blut heiß durch die Glieder rann. Das Herz klopfte ihm ungestüm und eine unüberwindliche Angst beklemmte ihm die Brust. In dem Aufruhr seiner Gefühle hätte er sich am liebsten in sich selbst verkrochen; doch da er dieser Schildkrötenfähigkeit ermangelte, so hüllte er sich in seinen schottischen Plaid, der neben ihm lag, und lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Ecke. Aber Hans war durch das Senken seiner langen zuckenden Wimpern so wenig unsichtbar wie der Vogel Strauß, wenn er seinen Kopf in den Wüstensand steckt. Der unbarmherzige Rath verwandte keinen Blick von ihm.

„Friert den jungen Herrn bei dieser warmen Frühlingssonne?“ fragte er endlich.

„Nein!“ sagte Hans, ohne die Augen zu öffnen. „Aber ich schlief nicht in der Nacht und möchte nun ruhen.“

„Schweigen wir also!“ sagte der Rath, und so schwiegen Beide. Nach einer Weile richtete Hans sich halb empor.

„Sie fahren nach Ihrem Quedlinburg zurück?“ fragte er mit festem, ernstem Blick.

„Nicht direkt, Herr Stern; ich bleibe einstweilen noch in Neinstedt; vielleicht bis heute Abend.“

In Hansens Gesicht zuckte es. Er zog seinen Hut tiefer in die Stirn und lehnte sich wieder in die Ecke.

„Aber wie ist mir denn?“ fragte der Rath. „Nahm der Schaffner in Thale nicht auch Ihnen das Billet ab?“

„Gewiß!“ sagte Hans, ohne aufzublicken.

„So wollen also auch Sie in Neinstedt verweilen?“

„Vielleicht!“ gab Hans kurz und erröthend zur Antwort.

„O, das trifft sich ja herrlich! Da bleiben wir noch eine Weile beisammen. Sie gehen doch mit mir in's ‚Landhaus‘?“

„Ich glaube nicht,“ sagte der arme Hans in wachsender Verwirrung.

„Warum nicht, junger Freund? Ich bin dort sehr gut angeschrieben. Man wird uns ein herrliches gemeinsames Frühstück herrichten! Ein Bier dort, sage ich Ihnen — in der ganzen Gegend gibt es kein besseres!“

„Sie sind sehr freundlich!“ sagte Hans, dem fast die Stimme versagte. „Aber ich bin nicht in der Stimmung, die zu einem heitern Mahl taugt; ich — ich — ich wünsche eben hier einige Stunden still und ungestört zu verbringen.“

„Das klingt ja seltsam elegisch aus dem Munde eines muntern Studenten! Ich hoffe, Sie besinnen sich noch eines Bessern!“

Hans schüttelte nur verneinend seinen Kopf, schloß die Augen wieder und steckte das Gesicht in die Polster. Endlich ertönte der ersehnte Pfiff; die Erlösung nahte! Hans sprang ungestüm aus dem Waggon, sobald die Thür geöffnet war, und stürzte in's Gebäude. Rath Helwig ihm behende nach.

„Sie wollen mir also ernstlich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft entziehen?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Hans mit beklommener Stimme, dem die Verstellung kaum mehr gelingen wollte. Er wagte noch einen schüchternen, wehmüthigen Abschiedsblick auf den sichtlich enttäuschten Herrn Rath und wandte sich nach einem fast geflüsterten „Leben Sie wohl!“ hastig an's Büffet.

„Eine Tasse Kaffee!“ rief er herrisch und sah so unverwandt auf die Kellnerin, als ob es auf der ganzen Welt nichts Interessanteres für ihn gäbe.

Als er die Tasse geleert hatte und sich endlich umzublicken wagte, war Rath Helwig verschwunden.

Hans legte die Hand auf's Herz und athmete tief.

„O, wie ist mir leicht und weh!“ seufzte er vor sich hin. „In welch' ein Netz von Heuchelei und Unwahrheit habe ich mich verstrickt?“

(Schluß folgt.)

Tewfik Pascha,

der neue Chedive von Aegypten.

(Porträt S. 113.)

Die Verbindung von Elementen abendländischer Kultur und morgenländischer Verschwendung hat in Aegypten ein Mißverhältniß geschaffen, dem der in mancher Hinsicht tüchtige Beherrscher des uralten Nillandes schließlich zum Opfer fiel. Ismail Pascha mußte Land und Reich verlassen. Sein ältester Sohn, Tewfik Pascha, bestieg den Thron des Chedivs, und jetzt liegt ihm das schwere Amt ob, die tiefeingefressenen Schäden zu heilen, welche die Regierung seines Vaters in dem Lande des Nils hervorgerufen.

Tewfik Pascha ist 1852 geboren. Man erfuhr von ihm weniger als von seinen beiden anderen Brüdern, welche dem Vater in die Verbannung folgten, weil dieser junge Mann ein ernstes, zurückgezogenes Leben führte, fast bürgerlich, außerordentlich schlicht und einfach, das im strengen Gegensatz zu der prächtigen Hofhaltung seines Vaters stand. Auf einem kleinen Landgute in der Nähe von Kairo verbrachte Tewfik, eifrig mit Religionsübungen und landwirthschaftlichen Studien beschäftigt, still seine Tage. Er hat nie Aegypten verlassen, ist nicht europäisch gebildet worden und ein strenggläubiger Mohammedaner. Man rühmt ihm jedoch nach, daß er durchaus nicht fanatisch sein soll und europäische Bildung und Kultur wohl zu schätzen weiß. Die Anforderungen an diesen jungen Fürsten sind groß, und man folgt mit Spannung den Schritten, welche Tewfik Pascha einschlägt, um Aegypten aus der Verwirrung zu retten, welche die politische und wirthschaftliche Lebensfähigkeit des Landes bedroht. Bis jetzt hat große Vereinfachung der Hofhaltung, Sparsamkeit und die Berufung ehrlicher Minister ein gutes Zeugniß für den redlichen Willen des jungen Monarchen abgelegt.

Bergung eines Wracks.

(Bild S. 124.)

So furchtbar es sich anhört — für die Bewohner der Küsten ist die Strandung eines Schiffes ein Fest, denn aus dem Unglück erwächst für sie ein nicht unbedeutender Gewinn durch die Bergung der Güter, welche das verlorene Schiff mit sich führte. Die Bergenden erhalten ein Drittheil des Erlöses, den die geretteten Güter und Schiffstrümmer abwerfen. So weich und edelherzig, so aufopfernd unsere sowohl wie die fremdländischen Küstenbewohner gegen die Menschen sind, welche sich auf dem verunglückten Schiff befinden, so hart und kalt andererseits sind sie meistentheils, wenn es sich um das Schiff selbst handelt, — allerdings in achtzig von hundert Fällen ist jede menschliche Hülfe, das aufgefahrene Schiff loszubekommen, vergeblich. Die Bergung geschieht bei uns unter Aufsicht des Strandvoigts, in England unter der Leitung einer Strandpolizei, die beritten ist.

Unser stimmungsvolles Bild zeigt die englische Küste. Bei schwerem Nebelwetter ist ein Schiff auf die Sandbank gerathen und sitzt unrettbar fest. Nachdem die Mannschaft gelandet, geht es jetzt an das Bergen der Ladung, und wenn das Wetter ruhig bleibt, auch an das Zerschlagen des Wracks. Meist wird von den Strandenden selbst der größte Theil der Güter über Bord geworfen, um das festsitzende Schiff leichter zu machen; in diesem Falle wird auch unter Leitung der Behörde dieß Gut aus den Wogen herausgefischt. Auf der Bergung, die unser Bild darstellt, scheint Letzteres stattgefunden zu haben. — Die Wagen sind vollgepackt und in eiligem Trab geht es an der sandigen Küste unter dem schweren Himmel und an den brausenden, zerstörenden Wogen entlang dem Dorfe, wo die Trümmer gesammelt werden, zu. Unser Bild veranschaulicht ein interessantes Stück Strandleben.

Gedenkvers.

Aergerst du dich deiner Feinde nicht,
So nimmst du ihnen ihr bestes Gewicht;
Und lachst du sie noch herzlich aus,
So gehen sie alle beschämt nach Haus;
Denn niemals deine Fehler und Sünden,
Nur dich, dich wollen sie überwinden.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Verzweiflung.

Der Richter saß in seinem Fauteuil mit dem Rücken gegen das Fenster, der Angeklagte stand vor ihm im vollen Lichte.

„Nun?“ fragte der Beamte.

„Sehen Sie, Herr Richter,“ sagte Blanchard halblaut, „mein armes Weib macht sich Gedanken über eine Sache. Sie erinnert sich ganz deutlich, daß sie am Vorabende des Verbrechens, als sie gegen zehn Uhr Nachts das Haus Guérin verließ, die Gartenthüre verschlossen und den Schlüssel aus dem Schlosse gezogen hatte. Sie steckte diesen Schlüssel in die Tasche ihrer Schürze und am nächsten Morgen — war er nicht mehr darinnen.“

„Ah, wirklich ... Und wie erklärt sie sich dieses Verschwinden?“

„Sie erklärt sich's nicht, Herr Richter, sie versteht es einfach nicht.“

„Und wann hat sie's bemerkt?“

„Erst am Morgen, als sie ihre Schürze umnahm.“

„Sie hat sich aber trotzdem auf den Boulevard Bessières begeben und das Haus selber geöffnet.“

„Ja, Herr Richter, weil sie, an der Gartenthüre angekommen, den Schlüssel im Schlosse stecken fand.“

„So! Und sie hat mich so lange fragen lassen um den Schlüssel, ohne mir einen so wichtigen Punkt mitzutheilen!“

„Sie müssen ihr verzeihen, Herr Richter; sie hat die Wichtigkeit der Sache nicht begriffen, und dann war sie anfangs auch nicht ganz sicher, ob sie nicht vielleicht doch am Abende zuvor den Schlüssel im Schlosse vergessen habe.“

Der Richter faßte jetzt den Angeklagten noch schärfer in's Auge als früher und sagte ihm:

„Glaubt Ihr nicht vielmehr, daß sie sich entschlossen hat, oder daß Ihr Euch für sie entschlossen habt, dieses Geständniß zu machen, weil ein Zeuge ausgesagt hat, daß er den Schlüssel um sieben Uhr früh an der Gartenthüre stecken gesehen hat, ehe noch Euer Weib ankam? Wenn Ihr geschwiegen hättet, würden eben Andere gesprochen haben — daher also dieses verspätete Geständniß!“

Blanchard verlor die Fassung.

„Aber, Herr Richter, welchen Beweggrund hätten wir denn gehabt ...“

„Zu schweigen? Den, nicht in Verdacht zu kommen!“

„In welchen Verdacht?“

„Eure Frau, daß sie Euch den Schlüssel gegeben habe, und Ihr, daß Ihr denselben genommen habt.“

„Ich! Ich ihn genommen! Man hat mich also im Verdacht! ...“ schrie der Unglückliche. Dann fügte er hastig hinzu: „Aber wenn sie mir den Schlüssel gegeben oder ich denselben genommen haben würde, dann würde ich ihn doch zurückgetragen haben, wer hätte mich daran gehindert?“

Diese Bemerkung war natürlich. Der Richter aber sah darin nur eine im Voraus vorbereitete Ausrede und sagte streng:

„Beim Zurückbringen des Schlüssels lieft Ihr Gefahr, bemerkt zu werden. Es war einfacher, ihn im Schlosse zu lassen, wo Euer Weib ihn am nächsten Morgen finden mußte, und so schnell als möglich nach Orleans zurückzukehren, um Euch ein Alibi zu schaffen.“

Blanchard wurde todtenblaß und stammelte mehr als er sprach:

„Ein Alibi, ein Alibi, man klagt mich also an?!“

Herr von Beaudin unterbrach ihn barsch:

„Ihr seid am zweiundzwanzigsten März nach Paris gekommen. Es wäre übrigens unnütz, zu leugnen, denn man hat Euch mit Eurer Frau auf dem Boulevard Bessières gesehen. Nachdem Ihr Euch von ihr getrennt hattet, was habt Ihr gethan?“

„Ich bin noch in derselben Nacht zurückgereist.“

„Mit der Eisenbahn wahrscheinlich?“

„Ja, Herr Richter, mit dem Elfuhrzug.“

„Und Ihr seid in der Nacht wieder in Orleans eingetroffen?“

„Ja, Herr Richter, gegen drei Uhr früh.“

„So hat man Euch also am folgenden Tage und später wie gewöhnlich auf dem Kai und bei Eurer Arbeit gesehen?“

„Nein,“ machte der Angeklagte zitternd. „Ich ... ich bin nicht aus dem Hause gegangen.“

„Ah! Und weßhalb nicht?“

„Ich war krank ... Ich hatte das Fieber ... Ich habe solche Anfälle seit meiner Kerkerhaft ... Sie können nachfragen, Herr Richter ... Und wenn mich das packt, so kann ich mich nicht rühren ... Ich bin wie gerädert ... Dann wußte ich auch, daß es in dem Augenblick keine Arbeit gab und daß ich umsonst auf den Kai gegangen wäre ...“

„Umsonst? Gesteht lieber, daß es Euch jetzt sehr nützlich wäre, wenn Ihr beweisen könntet, daß man Euch am Vierundzwanzigsten Abends und am nächsten Morgen zeitlich früh in Orleans gesehen.“

„Ach, um mich ganz zu erholen, bin ich einige Tage im Bette geblieben,“ sagte der Unglückliche traurig, fast resignirt.

„Und kein Arzt ist bei Euch gewesen?“

„Ich bin nicht reich genug, um einen Arzt zu rufen. Und dann verschreiben sie mir auch Alle dasselbe: Chinin. Wozu also einen Arzt?“

„Und kein Kamerad, kein Freund ist bei Euch gewesen?“

„Meine Kameraden, ehemalige Sträflinge, unter polizeilicher Aufsicht gleich mir, sind mir nicht gewogen genug, um mich in einer Krankheit zu besuchen. Und Freunde? Man hat keine Freunde in meinen Verhältnissen. Die ehrlichen Leute weichen mir aus; und die Anderen? denen weiche ich aus, damit sie mich nicht zum Bösen führen.“

Dieß Alles wurde mit bekümmerter Stimme so recht vom Herzen weg gesprochen.

Man fühlte, daß der Unglückliche, welcher die Ohnmacht seinesgleichen vor der Polizei schon empfunden, welcher sich einmal vielleicht verzweifelt gewehrt und vertheidigt hatte, um dadurch nichts zu gewinnen, als eine Verurtheilung, durch den neuen Schlag, der ihn traf, förmlich zu Boden gedrückt wurde.

Der Richter fühlte sich wider Willen bewegt; nicht sowohl durch die Antworten des Gefangenen, als durch seinen natürlichen Ton, durch seine einfachen und doch so beredten Geberden, seine offene und ergebene Miene; ja, Herr von Beaudin mußte sich stählen, er mußte sich zwingen, um in diesem Manne den Mörder zu sehen.

Alles sagte ihm: „Er ist's, er ist's, er muß es sein!“ Und zugleich flüsterte ihm eine unbesiegliche, geheimnißvolle Stimme im Innern zu: „Nimm Dich in Acht, Du bist auf falscher Fährte.“

Aber ach, so oft sich diese Stimme hören ließ, durchlief der Richter die Notizen, die Rapporte, die er vor Augen hatte, und dieselben erschienen so klar, so überweisend, so vernichtend, daß er sein Verhör noch strenger als zuvor wieder aufnahm.

„So könnt Ihr also keinen Zeugen dafür stellen, daß Ihr am Abende des Vierundzwanzigsten, in der darauffolgenden Nacht, oder wenigstens am Fünfundzwanzigsten früh in Orleans gewesen seid?“

„Nein, Herr Richter,“ machte Blanchard, nachdem er einen Augenblick hindurch nachgedacht hatte. „Ich wüßte in diesem Augenblicke keinen. Vielleicht fällt mir später einer ein.“

„Ich will es um Euretwillen hoffen, zweifle aber daran. Denn nichts deutet dort unten Eure Anwesenheit an, wohl aber beweist Alles, daß Ihr Euch hier in Paris befunden habt.“

„In Paris! Herr Richter, das ist nicht möglich, das ist nicht möglich!“ rief der ehemalige Sträfling.

„Im Gegentheil, das ist sehr wohl möglich. Am Abende des Vierundzwanzigsten ... Ihr hört wohl? — am Abende des Vierundzwanzigsten hat Euch ein Bewohner von Batignolles um zehn Uhr Abends begegnet unter der Eisenbahnbrücke, am Eingange der Rue Marcadet, an der Seite Eurer Frau, mit der Ihr eifrigst gesprochen habt.“

„Ich! Ich!“

„Ja, Ihr!“

„O mein Gott, o mein Gott!“ wiederholte Blanchard, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich zu vertheidigen.

„Damals habt Ihr augenscheinlich von Eurer Frau den Gartenschlüssel begehrt oder ihr denselben aus der Tasche gestohlen ... Das Letztere wird sich später ausweisen.“

„Wie, Herr Richter, man hat mich gesehen, man hat mich erkannt, mich, Blanchard?“

Herr von Beaudin, der den Grundsatz hatte, Niemanden zu hintergehen, nicht einmal einen Angeklagten, antwortete:

„Nein, Blanchard, man hat Euch nicht als Blanchard erkannt, aus dem einfachen Grunde, weil man Euren Namen nicht wußte. Aber diese verschiedenen Rapporte hier bezeichnen Euch klar und deutlich. Der erste besagt, daß man am Zweiundzwanzigsten einen Mann mit Eurer Frau gesehen hat auf dem Boulevard Bessières ... Im zweiten spricht man von dem Individuum, welches mit ihr am Abende des Verbrechens unter der Eisenbahnbrücke im Gespräche war. Zwei weitere, die ebenfalls von demselben Individuum sprechen, übergehe ich. Man hat es um ein Uhr Morgens in der Avenue Saint Ouen und eine Stunde später in der Avenue Clichy gesehen. Was habt Ihr darauf zu antworten?“

„Nichts, Herr Richter, nichts,“ ... murmelte Blanchard vernichtet. „Ich fühle wohl, daß ich mich da nie herausziehen werde. Das Schicksal ist über mir und ich bin verloren, wie ich schon einmal verloren gewesen bin!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Tobsucht.

Nach diesem Verhöre wurde Blanchard in das Gefängniß Mazas überführt. Der Untersuchungsrichter rechnete auf das Zellensystem, um den Angeklagten zum Geständnisse zu bringen. Jetzt kam die Reihe an Frau Blanchard.

Sie wurde in das Kanzleikabinet des Herrn von Beaudin gebracht.

Am Abende zuvor, als man ihren Gatten so jählings verhaftete, hatte sie in ihrer Erstarrung und Vernichtung keinen Widerspruch, keine Klage, keinen Schrei hören lassen. Bald aber war eine Reaktion bei ihr eingetreten; auf die Erstarrung war der Zorn gefolgt. Sie widersetzte sich, sie

empörte sich gegen das Unglück, das über sie hereinbrach, sie klagte die Vorsehung an, sie haderte mit dem Himmel und steigerte ihre Wuth an der eigenen Verzweiflung.

Das sollte ihr beim Richter Schaden bringen. Blanchard hatte Herrn von Beaudin einen Augenblick gerührt durch seine Ergebung; sein Weib verdarb sich's durch ihre allzu große Exaltation.

Noch ehe sie befragt wurde, fing sie mit Klagen über ihre Verhaftung an. Sie habe nichts gethan, sagte sie, sie sei eine ehrliche Frau; wenn ihr Mann einst verurtheilt worden sei, so sei das nicht ihre Schuld.

Herr von Beaudin bedeutete ihr ganz ruhig, daß sie keineswegs verhaftet sei, sondern nur vorgeladen, um gewisse Fragen zu beantworten. Sie schien sich zu beruhigen und gab dann über die Reisen ihres Mannes nach Paris ganz gleichlautende Auskunft wie dieser selber, was aber dem Richter nur bewies, daß sich die Beiden früher wohl verabredet. Was den Schlüssel betrifft, so erklärte sie ihr Schweigen über die geheimnißvolle Begebenheit gerade so, wie es ihr Mann gethan hatte.

„Gut also. Zugegeben Alles," sagte der Richter. „Ihr verlaßt das Haus Guérin, schließt die Gartenthüre und steckt Euren Schlüssel in die Tasche. Dann geht Ihr nach Hause. Welchen Weg schlagt Ihr ein?"

„Natürlich meinen gewöhnlichen," antwortete sie ohne Zögern. „Ich biege rechts ein und trete in die Rue Docteur."

„In der geht Ihr weiter?"

„Ja wohl, bis zur Rue Marcadet."

„Und während dieses Weges habt Ihr Niemanden begegnet, habt Ihr mit Niemandem gesprochen?"

„Nein, Herr Richter."

„Denkt gut nach; ich will Euch nicht einer Lüge überweisen, sondern will Euch im Gegentheile helfen. Nun? Erinnert Ihr Euch an nichts?"

„An nichts, Herr Richter. Ich bin vielleicht einigen Leuten begegnet, aber das war Alles."

„Erinnert Ihr Euch, bei einem gewissen Herrn Vitel gedient zu haben?"

„Freilich. Ich war fast ein Jahr hindurch bei ihm."

„Ihr leugnet also nicht, daß er Euch erkennen kann?"

„Natürlich nicht."

„Nun also, Herr Vitel erklärt, daß Ihr an dem betreffenden Abende unter der Eisenbahnbrücke mit einem Manne gesprochen habt."



Die Würger von Paris. Frau Blanchard schlug sich vor die Stirn und stürzte mit geballter Faust auf den Richter. Originalzeichnung von G. Franz.

Sie antwortete nicht gleich. Sie schien sich mühsam zu besinnen. Auf einmal aber rief sie:

„Das ist wahr! Das ist wahr! Jetzt erinnere ich mich! Ja, ja ... Er stand an der Ecke der Rue Docteur, als hätte er auf mich gewartet ... Er folgte mir eine Zeitlang von Weitem, dann holte er mich ein ... unter der Eisenbahnbrücke, richtig ... Herr Vitel hat sich nicht geirrt ... Ich ging rascher, weil ich Furcht hatte ... die Gasse ist so einsam ... bei Nacht ... Und dieser unbekannte Mensch ..."

„Was hat er Euch gesagt?"

„Ach, das weiß ich nicht mehr, mein Herr ... eine Menge Unsinn ... wie eben die Männer zu den Frauen reden ... Ich habe gar nicht darauf Acht gegeben, ich habe gar nicht auf ihn gehorcht ... 's war ja nicht das erste Mal, daß man mir nachging; trotzdem ich nicht mehr jung bin und durch den Kummer noch älter aussehe ... Aber des Abends, in den dunklen Gassen, da irrt man sich oft ... Aber dieser da ist mir nicht lange nachgegangen, er hat mich rasch wieder verlassen, gleich bei der Eisenbahnbrücke ... ich erinnere mich jetzt ganz gut."

„Und haltet Ihr es für möglich, daß er Euch während seines Gespräches den Schlüssel aus der Schürzentasche entwendet haben kann?"

Sie erhob rasch den Kopf, als hätten die Worte des Richters sie getroffen und eine plötzliche Idee in ihr wachgerufen. Und bald rief sie:

„Aber ja, aber ja ... und ob das möglich ist! ... Warten Sie nur ... Er faßte mich um den Leib ... aber ich habe ihn zurückgestoßen, und da kann er ... Ja, ja, er hatte jetzt den Schlüssel in seiner Gewalt, das genügte ihm, und er zog ab!"

Sie machte einen Schritt gegen den Richter und fügte noch lebhafter hinzu:

„Dann ist es ja aber dieser Mann, der die That gethan hat ... Er ist später auf den Boulevard Bessières zurückgekehrt, ist mit meinem Schlüssel in's Haus gedrungen, hat meinen armen Herrn umgebracht, hat ihn beraubt, hat dann den Schlüssel im Schlosse gelassen, damit ich am Morgen denken solle, ich hätte ihn vergessen ..."

„Ja," sagte der Untersuchungsrichter ernst. „Das Alles ist sehr möglich, sehr wahrscheinlich. Ein Missethäter kannte Eure Gewohnheiten, erwartete Euch an der Gartenecke, wußte, daß Ihr den Schlüssel in der Tasche hattet, und nahm ihn da. Das Alles ist sehr gut ausgedacht."

„Wie! Ausgedacht! Warum sagen Sie das? Was denken Sie? Ich verstehe nicht ..."

„Ihr werdet gleich verstehen."

Und die Bedienerin scharf in's Auge fassend, sprach Herr von Beaudin zu ihr:

„Der, von welchem wir sprechen, mit welchem man Euch gesehen hat, war niemand Anderer als Euer Mann."

„Mein Mann! mein Mann!" schrie sie auf. „Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!"

„Es ist bewiesen," sagte der Richter ruhig.

„Was geht es mich an, ob's bewiesen ist, ich sage Ihnen, daß es nicht wahr ist! Behauptet Herr Vitel vielleicht, daß er meinen Mann erkannt hat? Dann hat er gelogen, sagen Sie es ihm von mir, daß er gelogen hat!"

Ihre lang zurückgedrängte Wuth brach jetzt los. Sie irrte außer sich, bebend, halbwahnsinnig in der Kanzlei auf und ab.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Verhängniß.

„Eine Lüge ist es, eine abscheuliche Lüge, eine Verleumdung!" wiederholte die Unglückliche. „Man hat meinen Mann nicht gesehen, man hat ihn nicht sehen können, er war ja schon seit ein paar Tagen in Orleans zurück!"

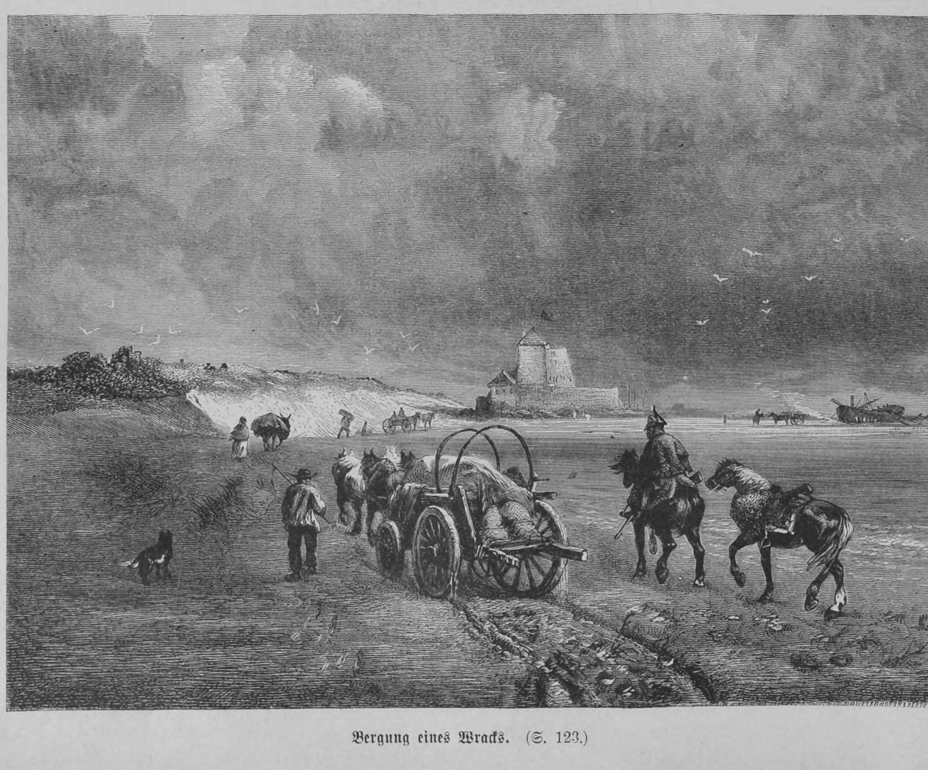
Plötzlich unterbrach sie sich, schlug sich vor die Stirne und stürzte mit geballter Faust auf den Richter:

„Ah, ich verstehe! Ich verstehe! Man hat ihn gestern nicht verhaftet, weil er Orleans verlassen hat, man hat ihn verhaftet als Mörder des Kapitän Guérin ... Das ist eine Infamie, hören Sie? eine Infamie!"

Immer blieb Herr von Beaudin ruhig an seinem Schreibtische sitzen und horchte jetzt zu, ohne zu fragen.

Aber diese Kaltblütigkeit brachte die Blanchard noch mehr auf und sie schrie noch lauter:

„Ja, ja, ja, ihr wollt ihn mir wieder nehmen! Die fünf Jahre Kerker genügen euch nicht, ihr seid noch nicht zufrieden, ihr habt geschworen, ihn auf die Galeeren zu schicken, vielleicht gar auf die Guillotine! Aber dießmal bin ich da, um ihn zu vertheidigen ... Ich kenne



Bergung eines Wracks. (S. 123.)

Der Vegetarianer. I.

Originalzeichnungen von Fr. Steub.



Herr Schinkenmaier liest einen Artikel über die in N. stattgehabte Vegetarianerversammlung und beschließt, selbst Vegetarianer zu werden.



Und geht sogleich daran, sich in körperlichen Bewegungen zu üben.



Springen mit Hindernissen.



Streckübungen.



Plötzlich bemerkt er, daß die Zeit zum gewohnten Frühschöppchen da ist.



Zu seinem Schrecken fällt ihm jedoch erst vor der Thür des Weinlokals ein, daß die Vegetarianer sich aller alkoholischen Getränke enthalten, und kehrt deßhalb wieder um.



Er beschließt nun, selbst die Einkäufe für den vegetabilischen Mittagstisch zu besorgen, und verfügt sich alsbald mit seiner Haushälterin auf den grünen Markt.



Stößt jedoch bezüglich der getroffenen Auswahl auf bedeutende Mißbilligung seitens seiner Haushälterin.



Nach langem Sträuben kommt endlich ein richtiger vegetabilischer Mittagstisch zu Stande. Herr Schinkenmaier ißt mit Todesverachtung.

ihn; er ist im Stande, daß er sich gar nicht vertheidigt, er fürchtet sich ja so sehr vor euch ... fünf Jahre Kerker, das bringt einen Menschen herab, er getraut sich nicht mehr, den Kopf in die Höhe zu heben, er ist gezähmt, gebrochen, vernichtet, blödsinnig ... Ihr habt ihn angeklagt und er hat nichts darauf erwiedert! Mein Gott, freilich, er weiß eben schon sein Schicksal ... Ihr habt ihn schon einmal ungerecht verurtheilt, und da sagt er sich jetzt: ‚Wozu soll ich gegen sie kämpfen, sie sind ja doch die Stärkeren!'"

Sie mußte innehalten, um Athem zu schöpfen. Da ließ Herr von Beaudin die Worte fallen:

„Ihr behauptet, daß Euer Mann unschuldig ist an dem Verbrechen, um deßwillen er verurtheilt wurde?"

„Ja, ich behaupte es! Ich werde es immer behaupten! Ich schwöre es ... Nicht er ist es, der seinen Herrn bestohlen hat, sondern ein schlechter Kerl, dem er eines Tages im Garten Beschäftigung gab, und der durchgegangen ist. Eure Polizei hat ihn nicht erwischen können, und hat deßhalb behauptet, daß er gar nicht existirt; das war freilich bequemer! Ach, und wenn er nur gut vertheidigt worden wäre, er würde sicher freigesprochen worden sein. Aber da hat man ihm einen kleinen Pfennigadvokaten aufgestellt ... der an nichts gedacht hat, als wie er sich seinen Schnurrbart frisirt und das Lorgnon in's Auge klemmt ... Und den haben die Geschworenen und das ganze Publikum so nicht ausstehen mögen, daß Jeder unwillkürlich gewünscht hat, der Kerl möge verlieren ... Und das ist wirklich wahr! Ein Zeuge hat mir's später selber gesagt ... Und dann hat er auch die ganze Sache bagatellmäßig behandelt ... Ein Diebstahl — Kleinigkeit! Ein Gärtner — was hieß das! Damit konnte man sich keinen Namen machen in den Zeitungen. Ja, wenn mein Mann ein Mörder gewesen wäre! Ah, das wäre etwas ganz Anderes gewesen! Dann hätten wir einen berühmten Advokaten bekommen und wären freigesprochen worden. 's ist zu dumm! Der Kopf eines Menschen muß in Gefahr sein, wenn man ihn beachten soll. Was geht Einen so ein armer Teufel an, bei dem sich's nur um ein paar Jahre Kerker handelt? Und doch ... fünf Jahre, das ist gar schrecklich für Einen, der das durchmachen muß ... und für das arme Weib, das ganz verlassen bleibt mit einem Kinde, welches Hungers stirbt ... Und so hab' ich das meinige verloren, Herr Richter ... ein kleines Mädchen, das ich anbetete, das herzigste Kind von der Welt! Und sie hatte doch nie Jemandem etwas gestohlen, und mußte dafür sterben! Zum Teufel, weßhalb verurtheilt man denn auch die kleinen Kinder zum Tode?"

Sie hielt inne, erschöpft, keuchend, und Herr von Beaudin fühlte sich von dieser rohen Beredsamkeit seltsam ergriffen. Aber er war Richter und nahm sein Verhör wieder auf.

„So war es also nicht Euer Mann, der Euch am Abende des Vierundzwanzigsten in der Rue Marcadet traf?"

„Nein, nein, nein, tausendmal nein!" antwortete sie barsch.

„Und Ihr könnt keine Auskunft geben über jenen zweiten Mann? Ihr habt ihn nicht einmal angesehen?"

„Nein, ich habe ihn nicht einmal angesehen," machte sie ungeduldig. „Ich hätte mich umwenden müssen, um ihn zu sehen, da er hinter mir ging. Und wenn man mich auf der Gasse anredet, wende ich mich nicht um, ich! Ich bin ein ehrbares Weib."

„Es ist gut. Für heute lassen wir das Verhör sein. Ihr seid zu aufgeregt, um mir antworten zu können."

Sie selber bemerkte jetzt erst ihre Aufregung und wollte sich entschuldigen, aber Herr von Beaudin sagte:

„Ihr habt stets einen guten Ruf gehabt, bis auf das, daß Ihr manchmal mit einem Manne gesehen worden seid. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß dieß Euer Gatte ist. Alles dieß hat mich bis jetzt an Eure Unschuld und Ehrlichkeit glauben lassen. Sogar daran, daß jener Schlüssel Euch ohne Euer Wissen entwendet worden war. Nun aber behauptet Ihr mir, daß Ihr jenen Mann vom Vierundzwanzigsten nicht kennt ..."

„Natürlich behaupte ich das!"

„Bedenkt, daß morgen Euer Gatte mit Herrn Vitel konfrontirt werden und von demselben höchst wahrscheinlich als jener Mann wiedererkannt werden wird ..."

„Nun, dann wird er lügen und das Leben eines Menschen auf dem Gewissen haben!"

„Ihr wißt, daß man die Anwesenheit Blanchard's in Orleans während des Verbrechens nicht konstatiren kann. Alles beweist, daß er vom Zweiundzwanzigsten bis zum Fünfundzwanzigsten oder Sechsundzwanzigsten in Paris geblieben ist. Das vernichtet ihn; und ich beschwöre Euch zum letzten Male in seinem eigenen Interesse, sprecht die Wahrheit!"

„Die Wahrheit!" schluchzte sie. „Ich habe sie ja schon gesagt! Mein Mann ist am Zweiundzwanzigsten gekommen und noch denselben Abend fortgereist ... und ich habe ihn erst gestern um fünf Uhr Abends wiedergesehen. Ich werde nie etwas Anderes aussagen! Und wenn Sie den armen Blanchard durch Ihre schrecklichen Schliche dahin bringen würden, sich selber schuldig zu bekennen, so würde ich dennoch immer und immer schreien: er lügt, er lügt, er hat es nicht gethan!"

Sie war wieder wüthend geworden und schlug mit der Faust auf den Tisch des Richters. Um dieser Exaltation, aus der er keinen Nutzen mehr ziehen konnte, ein Ende zu machen, unterzeichnete er einfach einen Arrestbefehl gegen Sophie Blanchard. Wie man sie abführte, schrie sie:

„Schon gut, schon gut! Mir ist's ganz recht, daß ich dasselbe dulde wie mein Mann ... ist er eingesperrt, so will ich's auch sein; und wenn ihr ihm den Kopf abschneidet, will ich's auch so haben ... Dann werden im Himmel zwei Unschuldige mehr sein."

Und also klagend und verwünschend wurde sie abgeführt.

*

Der Sicherheitschef kam erst des Abends aus Orleans zurück. Auch ihm war es nicht gelungen, die Anwesenheit Blanchard's in Orleans vom Zweiundzwanzigsten bis zum Fünfundzwanzigsten zu konstatiren. Kein Mensch hatte ihn dort gesehen, weder in dem Hause, in welchem er wohnte, noch auf den Kais, noch in den Straßen, noch in den Werkstätten.

Und da die unter polizeilicher Aufsicht stehenden entlassenen Sträflinge selten auf der Station ihres Internirungsortes die Bahn besteigen, um sich heimlich zu entfernen, so forschte Herr Claude auf den nächsten Bahnstationen und fand richtig auf der Station Cercottes, acht Kilometer von Orleans, einen Bahnbediensteten, welcher behauptete, er habe Blanchard, den er kenne, am Fünfundzwanzigsten Morgens in einem Zuge von Paris kommen sehen.

So vereinigte sich Alles, um den Mann zu überweisen und zu verderben: seine Vergangenheit sowohl als die Gegenwart. Das Schicksal warf seinen schwarzen Schleier über ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Jagd- und Forstsprüchwörter.

Diese gründen sich, wie manche andere, auf allgemein bekannte waidmännische Erfahrungen. Sie sind von den sogenannten längst abgekommenen „Waidsprüchen" zu unterscheiden, welche in gewissen gereimten Fragen und Antworten — oft sehr ungereimten Inhalts — bestanden und von den reimlustigen Vorfahren bekanntlich für kein unwichtiges Stück der Jagdwissenschaft gehalten wurden. (Der Frage: „Waidmann, lieber Waidmann, sag' mir an" u. s. w. pflegten häufig etwas unsaubere Antworten zu folgen.)

Zu den eigentlichen Jagdsprüchwörtern rechnet man z. B. folgende Sentenzen: „Es ist alle Tage Jagdtag, aber nicht alle Tage Fangtag." — „Nasse Jäger und trockene Fischer taugen nichts." Pflegen wenigstens nicht viel auszurichten. — „Viel Pulver, wenig Schrot ist der Hasen gewisser Tod." Mancher Sonntagsjäger nämlich wähnte den Mangel an Geschicklichkeit durch eine unverhältnißmäßige Menge von Blei ersetzen zu können. — „Alte Jäger und junge Hunde, junge Jäger und alte Hunde jagen am besten." Eine Mischung von jugendlichem Feuer und ältlicher Gesetztheit ist zu allen Dingen nütze. — „Wer Schweinsköpfe essen will, muß Hundsköpfe dran wenden." — „Wenn die Jäger nussen und die Hunde mausen, geht die Jagd verdrossen." Beschäftigung mit Nebendingen zeugt überall von erkaltetem Eifer für die Hauptsache. — „Allen Thieren ist Friede gesetzt, außer Bären und Wölfen." Als diese Räuber in Deutschlands Urwäldern noch häufig waren, durfte Jeder ohne Schonung sie verfolgen. — „Otter und Biber haben keine Hegezeit." Weil deren Balg zu jeder Jahreszeit dem Kürschner willkommen ist. — „Man lasse den Edelleuten ihr Wildpret und den Bauern ihren Kirmestanz." Beide Klassen verstehen keinen Scherz, wenn man in ihren Lieblingsfreuden sie stören will. — „Ein Jäher (Jähzorniger) gibt keinen guten Jäger." Geduld ist eine Kardinaltugend des Waidmanns. Ein jähzorniger Jäger wird zehn junge Hühnerhunde verschlagen, ehe er einen kunstmäßig dressiren lernt. — „Viele Hunde der Hasen Tod." — „Wer sich dem Jagen gar ergeit (ergibt), wird gleich den Thieren mit der Zeit." Verständlich ohne Kommentar. — „Der weiße Leithund, er heißt Schnee, bringt allem Wilde bittres Weh." — „Wenn Egydii Hirschbrunft naß, regnet's vier Wochen ohn' Unterlaß; tritt aber der edle Hirsch trocken ein, so wird vier Wochen schön Wetter sein." — „Wer zwei Hasen jagt, fängt gewöhnlich keinen." Waidmännische Variation des allbekannten: „Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels." — „Wo der Hase gesetzt ist, da ist er am liebsten." — „Fische fangen, Vogel stellen, verderbet manchen Junggesellen." Wer seinen Knaben eher jagen als lesen lernen läßt, wird wenig Freude an ihm erleben. — „Der Wolf verändert wohl die Haare, aber nicht den Sinn." — „Man muß mit den Wölfen heulen."

Zu den Forstsprüchwörtern gehören folgende Sentenzen: „Holz und Unglück wächst alle Tage." — „Für Holzdiebe ist noch kein Galgen gebaut." Als die Jagd noch Hauptsache war, wurde Holzdiebstahl nur als Frevel, Wilddieberei aber als ein Kapitalverbrechen betrachtet. — „Geschiehet das am grünen Holze, was will am dürren werden?" — „Wie Mancher sieht den Wald vor Bäumen nicht!" — „Wo man Holz haut, da fallen auch Späne." Auch dem siegenden Heere kostet eine Schlacht viele Opfer! — „Wie man in den Wald ruft, schallt es wieder heraus." Analog mit dem Sprüchwort: „Alles, was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch!" — „Er zittert wie ein Espenlaub." — „Die Tauben haben keine Gall' und sind der Leute all'." War nur von zahmen Tauben zu verstehen, die Jeder auf seinen Feldern schießen durfte, wenn sie deren Eigenthümer zu verbotenen Zeiten ausfliegen ließ.

F. L. S.

Die elektrische Eisenbahn auf der Gewerbeausstellung in Berlin.

(Bild S. 121.)

Auf der Berliner Gewerbeausstellung, welche gezeigt hat, daß nach allen Richtungen hin die deutsche Industrie Hervorragendes leisten kann, erregte auch ein Werk große Aufmerksamkeit, welches das Problem gelöst zu haben scheint, die Elektrizität als bewegende Kraft in größerem Maßstabe zu verwenden. Leichte Räder, Glockenklöppel ꝛc. ꝛc. setzte man schon seit Langem durch elektrische Kraft in Bewegung. Bei großen Maschinen standen bis in die letzten Jahre die Kosten, eine so große Menge Elektrizität zu schaffen, in keinem Verhältniß mit der hervorgebrachten Wirkung. Die bekannte Fabrik elektrischer Apparate von Siemens & Halske in Berlin hat nun in der Ausstellung in der Hauptstadt des deutschen Reiches eine viel Kraft erzeugende elektrische Maschine ausgestellt und eine zugleich nach dem gleichen Prinzip hergestellte elektrische Eisenbahn, deren Lokomotive 140 Centner leicht fortbewegen kann. In diesem Faktum liegt der Keim zu großartigen Fortschritten auf dem Gebiete der elektrischen Technik.

Die merkwürdige Eisenbahn, von der wir eine Abbildung hier geben in dem Moment der Abfahrt auf dem Ausstellungsplatz, besteht aus einer eigenthümlich gebauten kleinen Lokomotive mit Holzverkleidung und einigen offenen Wagen, deren jeder sechs Personen aufnehmen kann. Die Wagen sind durch Leitungsdrähte mit einander verbunden. Das Innere der Lokomotive enthält einen Elektromotor, der den elektrischen Strom erzeugt, welcher durch zwei Kupferdrähte der Bahn zugeführt wird. Der eine dieser beiden Drähte steht mit den beiden Laufschienen in Verbindung, während der andere mit der zwischen diesen beiden isolirt liegenden Flachschiene kommunizirt, welche über jeder Querschwelle in den Einschnitten eines Holzschuhs ruht, wie dieß im Vordergrund unseres Bildes zu erkennen ist. Das Schließen des elektrischen Stroms erfolgt nun dadurch, daß zwischen den beiden Laufschienen und der Flachschiene ein metallischer Körper eingeschaltet wird, den in diesem Fall die Lokomotive und die Wagen bilden. Ein sogenannter Schleifkontakt überträgt den elektrischen Strom von der Flachschiene auf die Lokomotive, indem zwei je aus 15 Kupferdrähten bestehende Bürsten an beiden Seiten der Flachschiene entlang schleifen. Dieselben sind in Haltern befestigt, welche an einem isolirten Metallstück unter der Lokomotivmitte auf Zapfen sitzen. Von dem isolirten Metallstück gelangt der Strom nach dem Kontaktapparat, macht seinen Kreislauf durch die Drahtwindungen des Elektromotors und kehrt durch das gußeiserne Gestell, die Ränder und die Laufschienen zu dem Induktor zurück.

Es ist auch möglich, bei unveränderter Stromstärke eine langsamere Fahrgeschwindigkeit zu erzielen, zu welchem Zwecke in die Leitung ein entsprechender Widerstand eingeschaltet wird. Ebenso kann der elektrische Strom dauernd unterbrochen werden, damit unbefugte Personen die Lokomotive nicht in Gang setzen können.

Die Bahn hat eine Länge von 300 Metern und der Zug durchläuft diese Strecke in wenigen Minuten völlig geräuschlos und ohne Rauch, weil ja kein Feuer hier zur Anwendung kommt. Gerade in den letzten beiden Punkten beruht vorzüglich der Fortschritt bei diesem Beförderungsmittel. Diese Maschine ist als Transportmittel für ein Bergwerk bestimmt, wozu sie sich ganz besonders eignet.

Lotterieziehungen im Monat Oktober.

Am 1. Wiener Rudolphstiftung 10-Gulden-Loose, 1900 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (31. Ziehung). — K. K. Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. April 1880 (86. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1800 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 31. Dezember 1879 (50. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 660 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1880 (38. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Loose vom Jahr 1868, 227 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1880 (22. Ziehung). — Stadt Lübeck 50-Thaler-Loose vom Jahr 1863, 920 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1880. — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahr 1867, 200 Stück, Prämienziehung am 1. November. — Raab-Grazer E.-B. 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1880 (17. Ziehung). — Gothaer 5% Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1869, I. Abth., 700 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 30. Dezember 1879 (10. Ziehung). — Gothaer Prämien-Pfandbriefe vom Jahr 1871, II. Abth., 640 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1879 (8. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose vom Jahr 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (58. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 2. Jan. 1880 (22. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1350 Stück, Prämienziehung am 20. Oktober. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 262 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (41. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. April 1880 (42. Ziehung). — Am 15. Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 315 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 15. Nov. 1879 (44. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose vom Jahr 1861, 2550 Stück, Prämienziehung am 15. November. — Stadt Marseille 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1877, 1842 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Januar 1880 (5. Ziehung). — Am 16. Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1869, 15 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Franken, zahlbar am 1. November 1879 (42. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400-Franken-Loose, 1350 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. November 1879 (31. Ziehung).



Anekdoten und Witze.

Eine Tasse Thee.

Die Londoner „Truth" erzählt folgende Anekdote: Bei einem Wohlthätigkeitsfest, welches kürzlich in der Albert-Hall veranstaltet wurde, verkaufte eine vornehme Dame Thee in einem kleinen Kiosk. Ein ernst aussehender Gentleman nähert sich dem Kiosk und fragt nach dem Preise einer Tasse.

„Ein Schilling!" erwiederte die liebenswürdige Verkäuferin. Der Gentleman bezahlt. Aber bevor die Dame ihm die Tasse gibt, führt sie dieselbe an ihre Lippen.

„Jetzt kostet sie einen Sovereign."

Der Gentleman zieht ein Goldstück aus der Tasche, überreicht es der Dame mit Würde und sagt:

„Hier, nun bitte ich aber auch um eine reine Tasse."

*

Nicht übel.

Professor bei der medizinischen Prüfung (einen Menschenknochen vorzeigend): Können Sie mir vielleicht angeben, wie lange dieser Knochen in der Erde gelegen hat und ob er männlichen oder weiblichen Geschlechts ist?

Studiosus (nach einigem Besinnen): Der Knochen hat seit dem Tode des Besitzers in der Erde gelegen und ist männlichen Geschlechts, denn man sagt: der Knochen.

*

Philosoph zur Hälfte.

Saphir befand sich einst in einem Café und sagte im Eifer des Gesprächs zu Jemanden:

„Sie sind ein Vieh!"

Dieser verklagte Saphir auf Injurien; Letzterer wurde vorgeladen und sagte:

„Ich wollte zu ihm sagen: Sie sind ein Philosoph; er ließ mich aber nicht ausreden!"

Der Richter lachte und Saphir wurde entlassen.

*

Ein schlauer Stuhlrichter.

Ungarische Blätter erzählen: Auf dem Sajo-Szt.-Peterer Markte kaufte ein nach der Gemeinde K. zuständiger Jude von einem dortigen Bauer eine Kuh um 65 fl. und erlegte allsogleich den Preis; dann bat er ihn, die Kuh nach Hause zu treiben, da sie ohnehin in derselben Gemeinde wohnen. Der Bauer erklärte sich hiezu bereit und behielt auch den Viehpaß. Am Abend wollte der Käufer die Kuh holen, allein der Bauer sagte, vorher solle der Betrag von 65 fl. erlegt werden. Es kam zum Prozeß, den der Jude verlor, da er nicht beweisen konnte, daß er die 65 fl. erlegt habe. Nachdem er sich entfernt hatte, sagte der Stuhlrichter zu dem zurückgebliebenen Bauern:

„Na, seid Ihr zufrieden? Ich habe den Juden bestraft."

„Freilich bin ich's."

„Aber ich würde denn doch auch etwas verdienen?"

„Ja, 10 fl. will ich Ihnen sogleich geben, wenn es Ihnen nicht zu wenig ist."

Und damit reichte er dem Stuhlrichter eine Zehnguldennote. Dieser prüfte die Note und sagte:

„Freund, wo habt Ihr diese Note her? Sie ist falsch, dafür erhaltet Ihr wenigstens zwei Jahre Kerker."

„Aber der H . . . von einem Juden hat mir ja sechs solche Noten und einen Fünfer für die Kuh gegeben!"

Der Stuhlrichter ließ den Bauer festnehmen und zeigte ihn dem Kriminalgerichte an. Die Kuh ward dem Käufer übergeben.

*

Das Söhnlein der Gräfin X. geht täglich mit seiner Bonne im „Thiergarten" spazieren und darf sich bei dieser Gelegenheit immer Kuchen kaufen. Die Hälfte desselben wandert dann jedesmal in die Hände zweier Bettelkinder, die schon lange darauf warten und die Süßigkeiten jubelnd und mit Heißhunger verschlingen.

„Mama," meinte kürzlich das Grafenkind, „schenke mir doch so einen zerrissenen, schmutzigen Anzug, wie die Bettelkinder anhaben, denen ich meinen Kuchen immer schenke; dann schmeckt er mir gewiß ebenso schön!"

*

Eine langbeschleppte Dame in einem höchst eleganten Magazin fühlt plötzlich den nähtezerreißenden Tritt eines Herrenstiefels. Wüthend dreht sie sich um und ein: „Esel!" entschlüpft dem Zaun ihrer Perlenzähne. Als sie aber in das Angesicht des Herrn blickt, erschrickt sie auffallend und sagt:

„Verzeihung, mein Herr! Ich glaubte, es wäre mein Mann!"

*

„Es gibt vier Arten des Stolzes," sagte Swift in einer Predigt; „Geburtsstolz, Geldstolz, Schönheitsstolz, Stolz auf Geist. Ich werde jetzt über die drei ersteren Arten des Stolzes reden; denn was den letzteren anbetrifft, so ist unter meinen andächtigen Zuhörern, Gott sei Dank! keiner, dem man ihn zum Vorwurf machen könnte."

*

„Lieber Freund, ich bin unglücklich, Du hast mich unglücklich gemacht!"

„Wieso, lieber Ernst?"

„Du hast mit Klara getanzt, geschäkert — kurz, Du liebst sie!"

„Gewiß, was weiter?"

„O meine Ahnung! Du, mein Nebenbuhler! Ich, der sie bereits 25 Jahre kennt, der sie seit elf Jahren auf den Händen getragen —!"

„Das habe ich nicht gewußt! Dann verzichte ich: trage sie ruhig weiter!"



Eine sensationelle Erfindung.

Aus Australien trifft die Nachricht von einer neuen Erfindung ein, die, wenn sie sich bewährt, wohl als eine der bedeutendsten und überraschendsten Errungenschaften der Wissenschaft bezeichnet werden darf und dem Handel mit frischem Fleisch zwischen Australien und Europa einen nie geahnten Aufschwung zu verleihen im Stande ist. Wir müssen dem „Brisbane Courier", dessen Redakteur sich persönlich von der Erfindung überzeugt haben will, selbstverständlich die Verantwortlichkeit für die Mittheilung überlassen, denn dieselbe ist in der That zu wunderbar, um nicht einigermaßen mißtrauisch zu machen. Das genannte Blatt schreibt nämlich unter Anderem: An einer der vielen Buchten des sogenannten Middle Harbour bei Sidney werden gegenwärtig Versuche angestellt, deren Erfolg auf das Emporblühen Australiens mehr Einfluß üben wird, als irgend etwas Anderes es je gethan hat oder thun wird. Die an den in strengster Abgeschiedenheit vorgenommenen Experimenten sich betheiligenden Personen sind Herr Rotura, der sich durch seine naturwissenschaftlichen und botanischen Forschungen in Südamerika einen Namen erworben hat, und Herr James Grant, ein Schüler des verstorbenen Herrn Nicolle, welch' Letzterer lange Jahre mit Herrn Th. Mort bei dessen Experimenten mit Gefrierapparaten associirt war. Herr Grant wird als eine Autorität in seinem Fache, der Erzeugung von Kälte, bezeichnet und in seiner Gefrierkammer zu Woolhara sind schon zu Lebzeiten des Herrn Nicolle die wichtigsten Versuche angestellt worden. Vor etwa fünf Monaten kam nun Rotura zu Grant, um dessen Hülfe beim Transport von lebendem Vieh nach Europa in Anspruch zu nehmen, da er in Südamerika ein vegetabilisches Gift entdeckt habe, welches Thiere in den Zustand des Scheintodes versetzt und so lange in demselben verbleiben läßt, bis das Blut durch ein Gegengift wieder in Cirkulation und das Herz in Funktion gesetzt wird. Rotura behauptete, die Wirkung seines Gift sei so vollkommen, daß in warmen Klimaten schon nach etwa acht Tagen an den äußeren Extremitäten eine Art Verwesung eintrete, daß die Körper aber, wenn man sie nur in genügend niedrigem Zustande der Temperatur bewahren könne, Monate, ja vielleicht Jahre scheintodt verbleiben würden; er gab aber auch zu, daß er derartige Versuche noch nicht angestellt habe und daher nicht wissen könne, in wie weit die Kälte Einfluß auf die spätere Lebensfähigkeit der Thiere haben werde. Um gleich den Beweis für die Wahrheit seiner Worte zu liefern, spritzte Rotura einem kleinen Hunde Grant's zwei Tropfen seiner mit Glycerin vermischten Flüssigkeit in eine Wunde am Ohr, drei oder vier Minuten später lag das Thier vollständig steif, alle Viere von sich gestreckt, die Augen geöffnet, die Pupillen erweitert, anscheinend todt da, unter Symptomen, die auf Tod durch Strychninvergiftung hinwiesen, nur daß keine Schmerzen vorhergegangen zu sein schienen. Der Körper des Thieres wurde dann sorgfältig aufgenommen und bis zum folgenden Morgen an einen sichern Ort gelegt. Tag und Nacht stellte Grant seine Beobachtungen an, allein er vermochte auch nicht die leiseste Spur von Leben in dem Hunde zu entdecken, das Herz schien vollständig stillzustehen und die Körperwärme fiel in den ersten vier Stunden bis auf 25 Grad Fahrenheit unter die gewöhnliche Blutwärme hinab. Als Rotura am nächsten Morgen kam, hatte der Körper die gewöhnliche Kälte des Todes angenommen. Nun wurde der Kopf des Thieres zehn Minuten lang in ein Gefäß mit warmem Wasser (32 Grad F.), um die Blutwärme wiederherzustellen, gehalten und dann das Gegengift in eine kleine Wunde am Nacken eingespritzt. Die Wirkung war eine überraschende. Zuerst zeigte sich wieder Leben im Auge, nach fünf Minuten begann die Brust zu athmen, die Glieder verloren ihre Steifheit, dann begann das Thier mit dem Schweif zu wedeln, richtete sich auf und lief davon, als wenn nichts mit ihm passirt sei. Durch diesen Beweis von der Wichtigkeit der neuen Erfindung überzeugt, unternahm Grant im Verein mit Rotura sofort weitere Experimente in seiner Gefrierkammer, die aber anfänglich nicht gelangen, denn mehrere Hunde und eine Katze, die vier Tage scheintodt in dem Gefrierapparat gelegen hatten, wurden zwar wieder in's Leben zurückgerufen, waren jedoch so schwach geworden, daß sie bald nachher, nach einigen Minuten, starben. Erst nachdem sie einen Arzt, der sich mehrfach mit scheinbar Ertrunkenen zu beschäftigen gehabt hat, zu Rathe gezogen, waren die Experimente von Erfolg gekrönt. Derselbe wies ihnen nämlich nach, daß sie bei dem Mangel an Lebenskraft in den Thieren die Bewegung der Lungen anfänglich zu unterstützen hätten. Bei den späteren Versuchen ist dieß geschehen und alle sind geglückt, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die Lebenskraft durch das Gefrieren des Körpers wohl einen argen Stoß erhält, daß es aber vollständig gleichgültig ist, wie lange der Körper in dem gefrorenen Zustande verbleibt. Nun wurden die Versuche in größerem Maßstabe an Schafen, Lämmern und Schweinen fortgesetzt. In Gegenwart des Berichterstatters wurde ein Schaf, das neunzehn Tage in der zehn Fuß langen und acht Fuß breiten dunklen Gefrierkammer scheintodt gelegen hatte, in einen cementirten Wasserbehälter gebracht, in welchem die Temperatur des Wassers genau nach dem Thermometer regulirt war; nach 23 Minuten, in welcher Zeit der Kopf des Thieres zweimal aus dem Wasser gehoben war, um die Temperatur im Munde zu messen, wurde es auf den Boden gelegt, Rotura brachte ihm im Nacken eine kleine Wunde bei und spritzte das Gegengift ein, eine hellgrüne Flüssigkeit, anscheinend ein Extrakt aus der Wurzel der in Südamerika wachsenden Astracharlis. Dann wurde das Schaf, dessen Augen übrigens während der neunzehn Tage nichts von ihrem früheren Glanze eingebüßt hatten, auf den Rücken gelegt, so daß Rotura mit den Knieen und Händen auf beiden Seiten die Rippen sanft zu drücken vermochte, um die Bewegung der Lungen beim Ein- und Ausathmen zu unterstützen. Bereits nach zehn Minuten suchte das Thier aufzukommen, und gleich darauf sprang es unverletzt in den Garten hinaus. Die Wichtigkeit der Erfindung für den Transport von lebendem Vieh nach England ist natürlich eine ungeheure, denn man wird jetzt im Stande sein, ganze Dampferladungen lebender Schafe zu verschiffen, da selbst ein Unfall an dem Gefrierapparate während acht bis zehn Tagen eintreten kann, ohne daß die Ladung beschädigt wird. Auch Ochsen würden sich in derselben Weise verladen lassen, nur ist der Transport derselben deßhalb weit gefährlicher, weil die Körper so schwer sind, und, wenn steif gefroren, bei ungeschickter Behandlung leicht an den Beinen beschädigt werden oder brechen. An Menschen hat Rotura noch keine Versuche angestellt, er ist aber überzeugt, daß dieselben ebenfalls günstig ausfallen werden, und hat sich deßhalb an den Gouverneur Sir Henry Parkes gewendet, damit dieser ihm den nächsten zum Tode verurtheilten Verbrecher überlasse, der dann vier Wochen lang in der Gefrierkammer verbleiben soll. Ob das Experiment Einfluß auf die Lebensdauer des betreffenden Thieres hat oder nicht, ist noch nicht festgestellt, Rotura ist der Ansicht, daß es nicht der Fall sei. Gegenwärtig hat sich derselbe von Sidney nach Südamerika begeben, um größere Quantitäten der beiden Gifte, deren Bestandtheile noch sein Geheimniß sind, zu besorgen; nach seiner Rückkehr soll die Erfindung voll ausgenützt werden.

Es bleibt ebenfalls die Frage offen, ob das Fleisch von Thieren, die Gift und Gegengift bekommen, ohne Nachtheil für den Menschen genossen werden kann.

Theehandel.

Der Hauptsitz des Handels mit Thee ist die bedeutende Hafenstadt Han-keou. Die Produkte der reichen Provinzen des Centrums und des Westens strömen hier zusammen auf dem Yang-tze und dem reißenden Flusse Han, welcher der Stadt den Namen gegeben hat, denn Han-keou heißt Mündung des Han. Man betreibt in dieser Stadt ausgebreiteten Handel mit Thee, aber die Theesaison dauert nur zwei bis drei Monate. In dieser Zeit beläuft sich die Höhe der Summe der Geschäfte auf 60 Millionen Franken. Während der Saison strömt Alles zusammen, was sich mit dem Theehandel befaßt, die europäische Bevölkerung verdoppelt sich. Es sind fast immer zehn Schiffe zugleich vor Anker, welche mit Thee beladen werden, die ihn dann direkt nach London oder Odessa transportiren. Bei Han-keou und Fou-tcheou besitzen die Russen im Innern des Landes Fabriken und Niederlassungen, sie haben sich so recht im Centrum der Theegegend festgesetzt. Sie kaufen unmittelbar an Ort und Stelle und erzeugen von den Abfällen des Thees und den niedersten Gattungen desselben Thee in Ziegeln, welcher in Rußland von der Armee, den Kosaken und dem Volke getrunken wird. Die russischen Kaufleute sind es auch, welche von Han-keou aus jenen Thee versenden, welchen man den Karawanenthee nennt. Von Fou-tcheou aus exportirt man nicht nur die beste Gattung, sondern auch die verschiedensten Qualitäten Thee. Man kann dieselben dort genau studiren.

Der Theebaum gehört, wie man weiß, zur Familie der Kamellien. Er ist ein kleiner Strauch, der sehr rasch wächst. Die Ernte beginnt im Monat Mai. Man bricht zu jener Zeit alle jungen Blätter des Jahres ab und sortirt sie je nach der Entwicklung derselben. Man sieht zu dieser Zeit überall längs der Felder, Berge und Straßen Männer, die, wenn man sie von Weitem sieht, tiefgrüne Stiefel zu tragen scheinen. Kommt man in ihre Nähe, so sieht man, daß die Füße vom Thee gefärbt sind. Den Aufschluß dieses Räthsels erhält man erst, wenn man diese Männer bei der Arbeit aufsucht und beobachtet. Die Theeblätter werden einer sehr langwierigen Prozedur unterzogen. Sie werden zuerst einige Stunden hindurch in der Sonne halb gedörrt, dann in einer Schüssel aus Bambus leicht gerollt und später, um ihnen ihre eigenthümliche Gestalt zu geben, wie man es nennt: frisirt. Man legt die Blätter auf den Rüst des einen nackten Fußes und rollt sie mit der Sohle des andern so lange hin und her, bis sie jene Gestalt angenommen haben, die man ihnen zu geben wünscht. Diese Operation dauert einige Tage hindurch. Schließlich werden die Blätter zerstreut, der Sonne ausgesetzt und vollständig getrocknet.

In der Umgebung von Fou-tcheou sieht man auch weite Felder mit jener Pflanze bedeckt, die man „Theeblüte" nennt. Das Gesträuch sieht der Theepflanze sehr ähnlich. Es wächst in Gräben, auf Hügeln und erfordert große Wärme, verträgt aber keine direkte Sonnenhitze. Die Blume, welche einen feinen Wohlgeruch ausathmet, ist klein und weiß und hat große Aehnlichkeit mit dem Jasmin. Um den sogenannten Blütenthee zu erzeugen, setzt man sie in kleinen Mengen dem Thee zu.

Kann man mit Hülfe dieser Theeblüte nicht auch aus Eichenblättern u. s. w. Thee erzeugen? — Es ist sehr zu bedauern, daß die Kaufleute schon lange auf diesen Gedanken gekommen sind und getrocknete Erdbeerblätter und andere unscheinbare vaterländische Erzeugnisse, mit einigen solcher Theeblüten gemischt, als echten Karawanenthee verkaufen.

Es gibt in China wie überall, wo kostbare Produkte gedeihen, nach der verschiedenen Lage des Ortes verschiedene Sorten, in diesem Falle also mehr oder minder bitteren, mehr oder minder duftenden Thee. Auf die Mischung kommt es an auch in China und auch bei dem Thee. In China gilt jener Thee, welcher aus den Erzeugnissen von Fou-tcheou und der besten Gegend von Hankeou zusammengesetzt wird, für die beste Mischung. Zu Anfang der Theesaison sorgen die großen europäischen Kaufleute, welche hier ihre Einkäufe machen, dafür, den besten Thee der beiden Städte für ihren eigenen Gebrauch zu erwerben, ein Theil desselben wird dann den großen Herren in Europa zum Geschenke angeboten. Wenn man kein Potentat und König ist, gelangt man nur zu diesem Nektar, wenn man sich einen Hausfreund der Kaufleute, die den Theehandel im Großen betreiben, nennen darf.

Kleine Mittheilungen.

Die Rinde des in Südamerika vorkommenden Quilayabaumes, auch Panamaholz genannt, ist seit einiger Zeit wegen ihrer seifenhaltigen Bestandtheile ein Handelsartikel geworden. Der Absud der Rinde ist ein vorzügliches Mittel zum Waschen feiner Woll- und Seidenstoffe, Spitzen, Gardinen und namentlich feiner Buntstickereien; er reinigt nicht nur, ohne die Farbe anzugreifen, sondern entfernt auch die Flecken. In Peru, Chile rc. dient das Waschen mit dem Absud als Mittel zum Fernehalten der dort zahllosen Stechfliegen und anderer lästiger Insekten. — Seit Kurzem stellt die Fabrik von Parfümseifen und

Blumendüften von Jünger & Gebhardt in Berlin aus der Quilayarinde eine feste Seife dar, die sowohl die erwähnten reinigenden Eigenschaften des Rindenabsuds, als auch den Vorzug einer angenehmen, milden und dabei sehr billigen Toiletteseife besitzt.

*

Die Nahrung der Häringe in der Nord- und Ostsee. Die Hauptnahrung der in der Nord- und Ostsee vorkommenden Häringe besteht nach Angaben Mobins' aus mehreren Gattungen sehr kleiner, zur Ordnung der Copepoden oder Spaltfüßler gehörigen Krustaceen. Im Februar 1878 war der Häringsfang in der Kieler Bucht außerordentlich ergiebig. Fast sämmtliche Exemplare, welche Mobins zum Zwecke der Untersuchung öffnete, hatten den Magen mit Copepoden, und zwar fast ausschließlich von der Spezies Temora longicornis angefüllt. Die genaue Zählung dieser in dem Magen eines großen Härings vorgefundenen Krustenthiere ergab die gewiß respektable Summe von 60,895 Stück, und ein anderer Häringsmagen enthielt deren 19,170. Drei Wochen hindurch wurden in der Kieler Bucht täglich beiläufig 240,000 Häringe gefangen. Angenommen, daß jeder derselben im Tage nur 10,000 Copepoden — ein sehr niedrig gegriffener Durchschnitt — verzehrt habe, so ergäbe sich ein täglicher Konsum von 2400 Millionen und für die Zeit von drei Wochen ein solcher von 43,000 Millionen Stück. Die Oberfläche des Wassers wimmelte von diesen winzigen Geschöpfen, so daß man mit feinmaschigen Netzen mit Leichtigkeit Tausende auf einmal fangen konnte. Es ergibt sich hieraus, daß die sonst an Arten armen deutschen Küsten riesige Quantitäten von Individuen einzelner dieser Thiergattungen besitzen.

Sylbenräthsel.

Aus folgenden 50 Sylben
gie, le, zen, nil, let, ri, mur, jew, o, li, nie, ma, phe, che, phren, jow, bel, lo, cy, burg, hard, en, rinth, ni, a, sel, il, la, pal, lo, e, zi, a, u, ne, ol, ri, co, den, le, o, ne, plitz, le, co, sti, u, gin, it, co
bilde man:
einen kaiserlich österreichischen Feldmarschall,
eine Göttin,
einen weiblichen Namen,
einen Kanton der Schweiz,
ein Gewürz,
einen Fluß Asiens,
einen römischen Tribunen,
eine Waffe,
eine vielseitig angefochtene Wissenschaft,
ein Großherzogthum,
eine bekannte märkische Adelsfamilie,
eine Landenge in Europa,
ein Insekt,
eine Stadt in Rußland,
eine Blume,
eine Stadt Polens,
einen Edelstein.
einen bedeutenden Geschichtschreiber unter Karl dem Großen.

In richtiger Reihenfolge unter einander gestellt ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen berühmten Himmelsforscher, die Endbuchstaben von oben nach unten den Denkspruch eines Weisen.

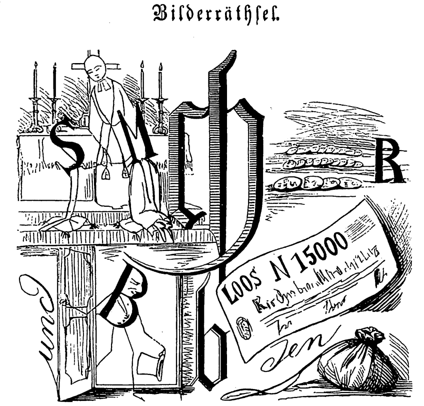
Auflösung des Anagramms Seite 99:

Orkan, Koran.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 99:

I sag' Ihna, 's isch a Sackermentskerl, er gibt a mol ka Ruh, bis er todt is.

Bilderräthsel.



Kleine Korrespondenz.



Hrn. L. Wölfer in Z. Deßhalb haben wir ja auch die Ausgabe in der andern Form gleichfalls beibehalten.

Hrn. A. P. in Barmen. Wir haben uns erkundigt. Das Geschoß steigt nicht.

Hrn. K. G. in Altona. Ihre Anerkennung freut uns. R.-B. wohnt in Stuttgart, H. jetzt auf Reisen, J. in Freiburg i. Br.

Hrn. O. M. in St. Sie thun am besten, zu einem der an diesem Orte befindlichen Schreiblehrer zu gehen. Das nützt Ihnen mehr als alle Theorie.

Hrn. E. Burgw. in L. Ganz gute Leistung, aber für uns nicht recht geeignet.

Hrn. O. Holzh. in Eschenborn. Wir empfehlen Ihnen Gräger's „Obstweinkunde oder die Bereitung aller Arten Wein aus Obst, Beeren rc." (Verlag B. F. Voigt in Weimar, $2\frac{1}{2}$ Mark).

R. in B. Sehr schwer — durch Auslaugen mit lauwarmem Wasser und nach dem Trocknen noch mit Schwefeläther. Ganz weiß wird sie niemals, der Meerschaum zieht den Schmok zu tief ein.

Hrn. L. Ph. in Bärwalde. Wir haben keinen Brief empfangen. Auf diese Weise erwerben wir auch die Bilderräthsel nicht. Wir sind überreich mit Vorrath versehen, der uns von allen Seiten zufließt.

Hrn. Fl. W. in Krakau. Durch einen Unterrichtskursus bei einem Lehrer der Stenographie.

Hrn. Fr. G. in Währing bei Wien. Wir finden darüber kein Rezept, das muß eine spezielle Eigenschaft gerade dieser Altonaer Wichse sein.

Abonnent in Stuttgart. Wir sahen das für ganz harmlos an, als Kinderstreich.

Hrn. Abbr. Fl. in Karlsbad. Das ist Geheimniß der Fabriken; in jeder anders. Der Hauptbestandtheil ist englisch Zinn.

R. in Innsbruck. Wir verweisen Sie auf unsere früheren Ankündigungen, wornach die Jahrgänge 1870 und 1872 von „Zu Hause", solange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu **sehr ermäßigtem** Preis bezogen werden können, und zwar jeder Jahrgang komplet in einem Bande broschirt für nur 2 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, können Ihnen diese beiden Jahrgänge noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

M. in Magdeburg. Kleider dürfte schwierig sein, Karbolsäure. Wäsche — durch Aussieden.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen rc. sind uns zugekommen von: Frln. Emmy Winterlin, Heidelberg; Josephine Kagler, Prag; Emma Weisstein, Brünn; Mathilde Rank, Pilsen; Anna Winkler, Stettin; Frieda Th., Merseburg; Frau E. Heitmann, Bremerhaven; Julie Zettowitz, Berlin; Karoline Lange, Aachen; Hrn. O. Hoffmann, Lüben; L. Wölfer, Zürich; M. Rost; E. Liebold, Chemnitz; Joh. Pieper, Berlin; W. Kehren, Burtscheid; J. Janus, Oppeln; J. Leonard, Trier; Fr. Winter, Lang-Göns; W. Hempel, Seifhennersdorf; H. Hawlicrek, Troppau; C. Seifer, Odenheim.

A. Mitr. in Calarasch. Wenn es Ihnen nicht möglich ist, bei einer Buchhandlung oder auf dem Wege des Postabonnements auf die „Illustr. Welt" zu abonniren, so ist die Expedition unseres Blattes gerne bereit, Ihnen jedes Heft nach Erscheinen direkt unter Kreuzband franko zu übersenden, wofür Sie an Abonnementspreis nebst Frankatur rc. für den Jahrgang M. 11. 70 Pf. = Frs. 14. 70 Cts. vorauszubezahlen hätten.

Anfragen*).

10) Wie entfernt man Faulflecken aus Leinen, und zwar auf eine dem Leinen unschädliche Art? J. H. in Dann.

11) Welches ist das beste und hellste Maleröl für alle hellen Farben, damit dieselben durch die Farbe des Oels nicht zu stark nachdunkeln? Sch. in F.

12) Was für Farben (Oellackfarben) gebraucht man, um auf Glastafeln zu malen, damit die Bilder transparent wirken und zu einer Laterna magica benützt werden können — und wo sind diese Farben zu beziehen? R. W. in Cammin.

Antworten.

Auf 7): Man pflanzt Weißdornsamen zu Hecken auf folgende Weise: Man setzt den Samen auf einem Beet in Reihen, im zweiten Jahre wird pikirt bei einem Abstand von drei bis sechs Zoll, im dritten dann gepflanzt in einer Entfernung von 12 Zoll. Besagte Hecken müssen aber jährlich zweimal beschnitten werden.
Abonnent in Chemnitz.

Auf 6): Zur Vertreibung der Ameisen aus den Speisekammern rc. gibt es kein sichereres Mittel, als trockene, feine Buchenasche; auf alle Wege, die diese lästigen Gesellen wandern, streut man besagte Asche, und zwar in der Weise, daß man einen kleinen Wall, etwa einen Centimeter breit und hoch, quer über den Weg macht. Es ist sehr belustigend, den Erfolg zu beobachten. B. in D.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 10. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Etwa acht Tage nach diesem großen Abend, wie Herr Véron das erste Auftreten Johannes' nannte, nachdem dieser sich mit Mühe und Noth all' der Festivitäten, die man in Theaterkreisen ihm zu Ehren gegeben, entzogen und noch einmal mit womöglich noch größerem Erfolg aufgetreten, beschloß Johannes sein Versprechen zu erfüllen und Bertha von dem großen gelungenen Schritt auf der Bahn eines glänzenden Lebens zu unterrichten.

Es hat dieß eigentlich keinen großen Nutzen, sagte er sich, aber es macht ihr Freude und es würde sie schwer kränken, wenn ich ihr, die sie so viel für mich gethan, wie kein Mensch im Leben, diesen Erfolg verheimlichte.

Er stieg also in einen Wagen und ließ sich zu dem Haus der Madame Colbran bringen.

Er traf Bertha in dem Konferenzzimmer der Prinzipalin bei einer wichtigen Besprechung über eine neu zu übernehmende sehr einträgliche Arbeit; es wurde hier geheim verhandelt, um den Neid der übrigen Stickereikolleginnen nicht zu erwecken.

Madame Colbran zog sich bei der Ankunft des Gastes diskret, jedoch mit nicht sehr freundlichen Blicken auf Johannes in das Atelier zurück.

„Johannes, ich bin glücklich,“ sprach Bertha, als sie allein waren, mit leuchtenden Blicken. „Ich war im Theater, ich habe Dich als Johann gesehen. Wie bin ich für Alles belohnt!“

„Ja, das sieht Dir ähnlich,“ erwiederte Johannes herzlich, „Du denkst nur an mich, Du solltest auch an Dich denken. Ich kann Dir jetzt ein angenehmes Leben bereiten. Ich wiederhole Dir, willst Du mein Weib werden, Du hast größeres Anrecht auf mich, als bisher irgend ein Weib auf Erden, und ich möchte Dich entschädigt, für Deine Aufopferung belohnt sehen; wenn Du das als eine Belohnung betrachtest.“

„Liebst Du mich, Johannes?“ fragte Bertha einfach.

„Ich verehre Dich,“ erwiederte Johannes mit ergriffener Stimme. „Es steht mir bis jetzt kein Weib höher als Du.“

„Laß uns hievon abbrechen,“ fiel Bertha ein, „was hast Du für die Zukunft jetzt beschlossen?“

„Der Direktor der Großen Oper hat mich engagiren wollen mit zwanzigtausend Franken jährlich und noch vielen anderen glänzenden und einträglichen Bedingungen.“

„Du hast dieß angenommen?“

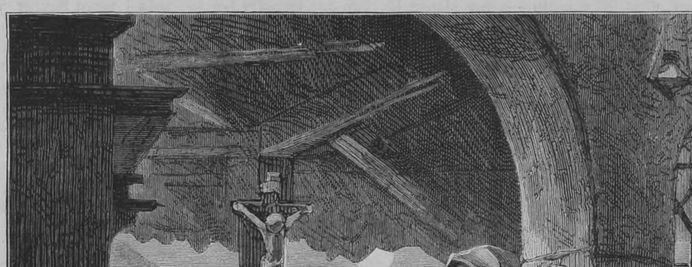
„Noch nicht. Ich kann mich nicht entschließen, mich zu binden. Ich habe ihm jedoch vorgeschlagen, ohne Kontrakt gegen eine gewisse Summe, die er festgesetzt für jeden Abend, an dem ich auftrete, in der Großen Oper zu singen.“

„Und der Direktor?“

„Er will mich durchaus fesseln.“

„Nun, diese Fesseln sind golden,“ versetzte Bertha.

„Aber immer Fesseln. Ich will ein freier Künstler bleiben, ich will nicht Paris, ich will der Welt gehören. Ich werde jedoch eine Zeitlang jede Woche zweimal singen, dazu habe ich mich ihm verpflichtet“ — bis zu diesem Punkt war die Unterhaltung gediehen, da öffnete sich die Thür, welche zu der oberen Wohnung der Madame Colbran führte, und Herr Lagrange trat in das Zimmer.



Die Klosterkapelle. (S. 131.)

Bertha schnellte von ihrem Sitz empor und mußte sich an der Stuhllehne halten, um nicht umzusinken.

„Herr Mielewsky,“ sprach Lagrange gedehnt, „die Herrschaften kennen sich also, davon wußte ich ja kein Wort,“ und hiebei sah er Bertha mit einem Blick an, der sie bis in's Innerste traf.

„Uebrigens will ich die Herrschaften nicht stören,“ sagte Herr Lagrange, mit einem scharfen Blick auf Johannes sich zurückziehend.

„Wer ist dieser Herr?“ erkundigte sich Johannes.

„Um Gott, Johannes, das ist ein Geheimpolizist,“ flüsterte angstvoll Bertha.

„Und mit dem bist Du bekannt?“ staunte Johannes.

„Es ist der Bruder der Frau Colbran,“ gab Bertha hastig Auskunft. „O Johannes, geh' fort von Paris, reise ab — sorge nicht um mich — mir wird nichts geschehen.“

„Erstens,“ gab Johannes zur Antwort, „werde ich Dich nicht Deinem Schicksal unter diesen Umständen überlassen, und dann würde mich das Fliehen sehr verdächtig machen. Ich werde bleiben, ganz so ruhig und harmlos leben wie bisher und gegen die Gefahren kämpfen, wenn solche sich mir entgegenstellen sollten — übrigens ängstige Dich nicht unnütz.“

Da kam Madame Colbran, der die Unterredung gegen den Anstand lang dauerte, in das Gemach, und Johannes war gezwungen sich zu empfehlen; er drückte Bertha die Hand und dieser Druck sprach, daß sie mit einander gegen das Geschick kämpfen wollten, treu und muthig wie bisher.

Herr Lagrange verließ das Haus seiner Schwester, ohne diese gesprochen zu haben.

Er ging, den Kopf tiefsinnig zur Erde geneigt, langsam die

Straße entlang und grübelte. „Wer ist dieser Herr Mielewsky?" sprach er zu sich. „In welchem Verhältniß steht er zu dem Mädchen? ‚Der Geist ihres Bruders', hat sie in der Oper gesagt, sie war überrascht, erschreckt, sie muß ihn also dort unverhofft wieder gesehen haben. Welche Beziehungen bestanden aber zwischen den Beiden? Das Mädchen ist gut, sie ist rein und edel — weßhalb hat sie mich belogen und weßhalb konnte sie nicht sagen — ich erblicke in dem Sänger da unverhofft einen alten Bekannten, einen Landsmann. Halt!" rief Herr Lagrange fast laut aus. „Hat nicht meine Schwester einmal gesagt, daß sie einen Landsmann hier hat, mit dem sie von Havre gekommen, daß sie diesen Landsmann zu lieben scheint, während er sich nichts aus ihr macht. Meine Schwester hat schon oft in meiner Gegenwart zu ihr von dem Landsmann gesprochen, warum wollte sie mir verheimlichen, daß dieser Sänger ihr Landsmann ist?"

Herr Lagrange zog sein Notizbuch, in welchem mit Chiffreschrift sich mancherlei Notizen befanden.

„Ein Ottensen kam mit einer Marie Pitter auf dem Schiffe ‚Gagnerie'," las er halblaut, „in Havre aufgenommen, treibend in der See zwischen der russischen und preußischen Küste. Diese Marie Pitter ist sie — das hat sie mir gesagt — weßhalb ist ihr Landsmann Ottensen, auf den, wenn er wirklich ein La Franca, eine große Erbschaft wartet, spurlos verschwunden? Marie sagte mir, sie habe sich seinem Schiffe anvertraut, um von einem Besuche nach Hause zurückzukehren, er war ein ihr sonst beinahe unbekannter Mann, nur von demselben Orte wie sie, und dabei seien sie abgetrieben worden. Nach kurzer Zeit Aufenthalt haben Beide die Pension de Beuve, er einige Wochen später als sie, verlassen — von dem Moment an gibt es keinen Ottensen mehr — er sei nach Indien gefahren, sagte Marie. Wer ist dieser Mielewsky?" sann Herr Lagrange. „Der schöne Landsmann, von dem meine Schwester gesprochen. Wie kann sie aber so erschreckt sein, wenn sie ihn auf der Bühne erblickt? Dieß ist mir räthselhaft! Ich werde bei Madame de Beuve einen Besuch machen und mich erkundigen, wie der erste Landsmann ausgesehen hat, und ob sie keine Ahnung hat, wohin er sich gewendet."

Herr Lagrange änderte die Richtung seines Weges und begab sich zur Wohnung der Madame de Beuve.

Er traf die würdige Dame in der unvermeidlichen großen Flügelhaube und beschäftigt, die Möbel ihres Salons abzustauben, was stets ihre Beschäftigung war, wenn sie an ihrem Fensterspiegel wahrnahm, daß sie Besuch bekam. Sie kannte Herrn Lagrange als Detektiv und sein Besuch machte sie etwas ängstlich. Sie kam mit großer Freundlichkeit dem gefürchteten Bruder ihrer Freundin entgegen. „Was verschafft mir die Ehre und das Vergnügen, Herr Lagrange?" kam es von ihrem gewandten Munde, mit dem schönsten Lächeln, das sie aufsetzen konnte.

„Ich komme, Madame de Beuve, in einer privaten Angelegenheit," nahm Herr Lagrange das Wort, „das heißt in meinem persönlichen Interesse; ich habe nämlich erfahren, daß bei Ihnen ein Herr Ottensen gewohnt hat, der mit Fräulein Pitter hier ankam. Dieser Ottensen ist, wenn Alles, was ich erfahren, mich nicht trügt, der Sohn eines alten Freundes, der mir sehr lieb und werth war."

Madame de Beuve warf verstohlen einen schnellen, etwas ungläubigen Blick auf den Sprecher.

„Und," fuhr Herr Lagrange fort, „es drängt mich, Genaues von Ihnen über diesen jungen Mann zu erfahren."

„Da kann ich Ihnen gute Auskunft geben," sprach die alte Dame warm und nachdrücklich. „Herr Ottensen ist ein lieber, braver, schöner Herr, ein Muster von einem soliden Kavalier. Ich kann ihm nur das beste Zeugniß ausstellen."

„Das habe ich fast erwartet," sprach Herr Lagrange. „Und jetzt trifft es sich leider so unglücklich, daß ich versäumt habe, den Mann zu begrüßen, er ging nach Havre von hier aus, um sich nach Indien einzuschiffen."

„Nach Indien — warum nicht gar — der Herr dachte nicht daran, Paris zu verlassen," fiel Madame de Beuve ein. „Er will ja hier sich ausbilden als Arzt oder als sonst so etwas. Er ließ, um in der Nähe der Akademie zu wohnen, seine Sachen zum Boulevard Sebastopol bringen, wo er sich ein eigenes Logis gemiethet hatte."

„Also nicht nach Indien gegangen?" fragte Herr Lagrange höchst erstaunt, aber sehr aufmerksam — „ich werde mich doch in der Person nicht irren. Madame, Sie würden Ihrer Liebenswürdigkeit die Krone aufsetzen," schloß der Bruder der Madame Colbran äußerst galant, „wenn Sie mir auch aus diesem Zweifel heraushelfen würden und mir die Frage beantworten: wie sah dieser Herr Ottensen aus?"

„Dieser Wunsch ist leicht zu erfüllen," gab Madame de Beuve zurück, „denn wer diesen Mann einmal gesehen hat, der vergißt sein Gesicht nie. Der Herr ist sehr groß, hat blonde Haare, tiefschwarze Augen und ein Gesicht, wie es die alten Ritter aus der Normannenzeit hatten."

„Das Ebenbild meines Freundes," ließ sich Herr Lagrange jetzt fast gerührt vernehmen. „Ich muß durch eine falsche Auskunft getäuscht worden sein. Nun kann ich in dem jungen Mann doch noch meinen alten Freund begrüßen. Und dazu, verehrte Madame de Beuve, haben Sie das Meiste beigetragen. Nehmen Sie meinen Dank dafür. Sie sind beschäftigt, wie ich sehe, und ich will Sie nicht weiter belästigen. Bei den Hausgeschäften gestört zu werden — das verzeihen gute Hausfrauen selbst guten Freunden selten." So plaudernd, verabschiedete sich Herr Lagrange und stieg die Treppen hinab.

Auf der Straße angekommen, veränderte sich plötzlich der harmlose und gemüthliche Ausdruck seines Gesichtes. Er wurde tief nachdenklich, ernst, fast finster. —

„Ottensen ist Mielewsky," sprach er zu sich. „Weßhalb gab dieß Mädchen mir an, er sei nach Indien? weßhalb will sie den Aufenthalt des Mannes mir verheimlichen? weßhalb wollte sie diesen Ottensen nur oberflächlich kennen und weßhalb erschrak sie so, als sie den Mann als Johann von Leyden erblickte? Da spielt etwas Dunkles zwischen den Beiden. Sie hat mich belogen, vielmals, planmäßig — und ich liebe diese Person — ich liebe sie aufrichtig, wahr, mit all' der Macht und Innigkeit, mit der ein nicht mehr junger Mann zu lieben pflegt. — Kann dieß Gesicht, diese Lieblichkeit, diese Bescheidenheit und Reinheit täuschen — dann muß ich wirklich an der Menschheit verzweifeln, — und doch hat sie mich getäuscht, — es ist geradezu niederschmetternd, es ist entsetzlich. — Wenn ich sie verlöre, sie sich mir als Verbrecherin entlarvte," setzte er sein Selbstgespräch fort. — „Nein, sie kann es nicht sein — eher glaube ich, daß das Gewölbe des Himmels nicht fest sei — und doch hat sie mich getäuscht, schwer, oftmals getäuscht. — Sie kann aber auch in den Händen dieses Menschen, dieses Mielewsky sein — der Mann ist kein Fischer. — Das ist nun einmal sicher, diese Angabe ist unzweifelhaft falsch. Wer ist er, wer ist er? — Ich muß jetzt hinter die Maske dieses Mannes kommen."

Herr Lagrange schlug wieder den Weg nach dem stillen Hause, nach der Rue Joubert ein.

Er stieg nachdenklich die Treppe in die Höhe zur Wohnung seiner Schwester und ließ diese um eine Unterredung bitten.

Madame Colbran erschien und erschrak über das ernste, blasse Gesicht ihres Bruders. — „Du bist ja vorhin auffallend schnell wieder fortgegangen und hast nicht einmal mit Marie gesprochen," gab sie ihrer Besorgniß Ausdruck.

„Mein schnelles Fortgehen steht im Zusammenhang mit dem Besuch, den ich Dir jetzt mache, Schwester," erwiederte Lagrange; „es ist sozusagen leider ein amtlicher Besuch und ich wollte Dich deßhalb bitten, jedes Wort, das Du sprichst, genau zu überlegen."

„Du erschreckst mich, Richard, wie komme ich denn in Deine amtlichen Geschäfte — ich beherberge doch keine Verbrecher?"

„Das wohl nicht, aber zu meinem tiefen Schmerz muß ich gestehen, eine schwer verdächtige Person, und diese ist Marie."

Madame Colbran sah ihren Bruder sprachlos an.

„Marie eine Verdächtige," wiederholte sie, „mein Gott, was hat denn das arme Kind verbrochen? Eher glaube ich, daß der Himmel trügt. — Du bist falsch berichtet, Richard — man hat sie verleumdet."

„Leider hat Niemand mir etwas berichtet, zu meinem größten Kummer stammt das, was ich weiß, aus keinem fremden Munde — Marie hat sich einfach verrathen und das, was ich erfahren, folgte aus dieser Veranlassung. Doch bitte, beantworte mir diese Frage: Wie heißt der Landsmann, mit dem Marie bei Deiner Freundin Madame de Beuve ankam?"

„Das weiß ich nicht!"

„Kennst Du auch nicht den Namen des Landsmanns, der sie hier besuchte?" forschte Herr Lagrange weiter.

„Ja, der hieß Ottensen."

„Und ist es derselbe, der heute hier war?"

„Ja, der große, schöne Mann."

„Hast Du wahrgenommen, Schwester, daß Marie mit irgend Jemand heimlichen Verkehr unterhielt, Botschaften, Briefe empfing oder solche schrieb?"

„So lange sie bei mir ist, hat sie einen Brief empfangen, das war etwa vor zwei Monaten — sie sagte, er wäre von ihrem Landsmann. Seit der Zeit hat er sich nicht bei ihr sehen lassen und sie ihn nicht gesprochen. Marie verläßt das Haus nie allein, sie macht keine Spaziergänge, außer wenn ich sie einlade, ich könnte beschwören, daß sie in den ganzen zwei Monaten den Mann noch nicht gesprochen, denn er ist nicht über meine Schwelle gekommen und das hat sie wohl so traurig gemacht — Du hast ja selbst ihren Trübsinn bemerkt."

„Nur so viel darf ich Dir sagen: die Sache ist sehr, sehr sonderbar — dieser Landsmann Ottensen nennt sich Mielewsky und ist der berühmte Sänger."

„Mielewsky?" staunte Madame Colbran.

„Ja," bestätigte Herr Lagrange, „und dieser Sänger ist der Geheimpolizei verdächtig geworden, weil er von sehr geheimnißvoller Herkunft ist und auffällig jede Berührung mit irgend welcher Behörde meidet. — Jetzt weiß ich nun, daß Ottensen und Mielewsky eine Person ist.

„Das wäre für Marie jedoch nicht sehr gravirend, nun aber kommt hinzu, daß Marie mir versicherte, ihr Landsmann, mit dem sie auf das Boot gerathen, sei ein Fischer gewesen und nach Indien gegangen. Ist der ein Fischer, Louise, und ist das Vorgeben von Marie nicht eine Lüge?"

Madame Colbran schüttelte verwundert und ängstlich den Kopf.

„Weßhalb trieb sie also mit diesem Mann, der kein Fischer ist, auf dem Meere?" fuhr Herr Lagrange fort; „weßhalb gab sie ihn und er sich für einen Fischer aus, und weßhalb strebte Marie so sorgfältig darnach, mir zu verheimlichen, daß dieser Mann und ihr Landsmann ein und dieselbe Person sind?"

„Sie verheimlichte es Dir?" warf Madame Colbran zweifelnd ein.

„Ja, denn als sie den Mann als Johann auf der Bühne erblickte, schrie sie auf und gab auf meine Anfrage die Auskunft, dieser Mensch sehe ihrem verstorbenen Bruder so sehr ähnlich. Gestehe, Louise, Gründe genug für mich, an Marie zu zweifeln. Verdacht genug, um zu glauben, daß etwas in dem Leben dieser Leute spielt, was das Licht der Welt und besonders das Auge der Behörden zu scheuen hat."

„Marie ist unschuldig, trotz all' dieser Gründe, die Du da vorbringst," versicherte Madame Colbran aufgeregt.

„Mein Herz wünscht es, ich gäbe zehn Jahre meines Lebens darum, wenn Du Recht hättest und wenn nicht mein Beruf mir auferlegte, sie, die ich liebe, wie ich noch nie ein Weib geliebt, und die ich für all' mein Glück in der Zukunft ansehe, vielleicht als Verbrecherin vor die Behörde zu stellen. Ich bin aber leider noch nicht fertig. Die Sache wird finsterer, bedenklicher, schwüler, sozusagen.

„Eine Gesellschaft in Preußen verfolgt einen Taucher wegen angeblichen Diebstahls, und die preußische Polizei denselben Taucher wegen Mords und anderer Verbrechen. — Dieser Taucher entfloh mit seiner Geliebten in dasselbe Meer hinaus und fast um dieselbe Zeit, wo das Schiff ‚Gagnerie' Ottensen und Marie aufnahm."

Madame Colbran ward blaß.

„Allerdings," fuhr Herr Lagrange fort, „das Signalement in seiner Allgemeinheit: groß, dunkle Augen, dunkle Haare, braunes Gesicht, Nase gebogen, stimmt nicht, der Sänger hat blonde Haare und eine gerade Nase und war sicher kein Taglöhner, kein Lohnarbeiter, — aber es bleibt dieß Zusammentreffen höchst auffällig und fordert die Polizei auf, ein wachsames Auge auf diesen Mielewsky zu haben; das darf ich Dir auch sagen, es wird in allernächster Zeit gegen diesen Mielewsky vorgegangen werden."

„Und gegen das arme Kind hier auch?"

„Nein, bis jetzt noch nicht, bis jetzt ruht aller Verdacht nur hier in meiner Brust und kämpft schwer mit meinem Herzen; aber die Möglichkeit, daß auch gegen sie eingeschritten wird, ist keineswegs ausgeschlossen, leider ist es sogar wahrscheinlich."

„Aber, Richard, ich an Deiner Stelle würde sofort zu ihr gehen und, um Dich zu beruhigen, sie direkt fragen."

„Du kennst die Menschen schlecht," entgegnete Herr Lagrange wehmüthig lächelnd; „es müssen sie mit diesem Manne solche Bande verknüpfen, daß ich felsenfest davon überzeugt bin, daß sie mir nicht die Wahrheit sagen würde, auch wenn ihr Leben davon abhinge, sonst hätte sie, eine Person wie sie, nicht mit solchem Aufwand von Klugheit, so lang anhaltend, so ängstlich die Täuschung erhalten."

Madame Colbran wußte hierauf nichts zu erwiedern, als nachdenklich und sehr ernst den Kopf zu schütteln, und so endete die Unterredung der beiden Geschwister, indem sie eine schwere Last von Sorgen, von Unruhe und Zweifel bei ihnen hinterließ.

Achtes Kapitel.

Madame de la Franca befand sich wieder in dem Konferenzzimmer des Herrn Bernard, betrachtete sich die Nippesfiguren, chinesischen Pagoden, Porzellan- und Majolikaschalen in den Schränken, fand diese Sachen sehr häßlich und geschmacklos, wie auch sehr unverschämt, daß der Advokat sie jetzt schon so lange auf sein Erscheinen warten ließ.

Herr Bernard, welcher, aus seinem Bureau kommend, draußen erst mit seinem Bedienten ein paar Worte gesprochen, trat jetzt ein.

Der auf die Stirn geklebte Busch Haare hatte sich erhoben und stand wie eine ausgestreckte Hand von dem kahlen Haupte des Sachwalters ab, ein untrügliches Zeichen, daß der Advokat „sehr beschäftigt war“.

„Nun, meine liebe Madame de la Franca,“ redet Herr Bernard die Dame mit geschäftsmäßiger, eiliger Freundlichkeit an, „was bringen Sie mir Neues?“

„Ich Ihnen Neues bringen, Herr Bernard?“ gab Madame Pompeja zurück. „Ich komme zu Ihnen, um Neues über meine Angelegenheit zu erfahren.“

„Nicht immer ist das Neue gut, sagen die Lateiner,“ sprach Herr Bernard. „Ihre Aussichten gestalten sich weniger günstig.“

„Weniger günstig und ich habe ein Vermögen verbraucht, um jene Ansprüche bis jetzt aufrecht zu erhalten?“ warf Madame Pompeja entrüstet ein.

„O meine liebe Dame, bei einem solchen Prozeß kann man mehrere Vermögen verbrauchen,“ erwiederte freundlich und gemüthlich Herr Bernard.

„Und das sagen Sie mir mit solcher Miene?“ fuhr Madame Pompeja auf.

„Gewohnheit, meine liebe Dame, Gewohnheit,“ versetzte Herr Bernard heiter. — „Ein Prozeß ist wie ein Barometer, der steigt und weist auf schön Wetter, der fällt und zeigt auf Regen und Sturm. Das darf Einen nicht anfechten. Jetzt ist der Barometer gefallen, er steht tief. Nun, er kann wieder hinaufgehen, ist Alles schon dagewesen.“

„Sie haben gut abwarten, Herr Bernard, aber ich,“ fiel ihm die Dame in's Wort, — „was soll ich denn machen?“

„Warten, meine Verehrteste,“ ließ sich Herr Bernard, einen Bonbon aus einer Bonbonnière nehmend und dieselbe Madame Pompeja präsentirend, vernehmen, — „warten.“

Madame Pompeja dankte. „Wie lange kann denn die Sache aber noch dauern?“ forschte sie fast weinerlich.

„Wer kann das wissen, meine Verehrte?“ sprach Herr Bernard, seinen Bonbon hinunteressend, — „solche Prozesse haben schon Menschenalter gedauert und sind oft erst den Nachkommen der Prozessirenden zugute gekommen.“

„Und so vertrösten Sie mich auch auf meine Nachkommen, Herr!“ fuhr die Kreolin auf.

Der Bediente öffnete die Thüre und steckte seinen Kopf in's Zimmer.

„Gleich, Johann, gleich!“ rief Herr Bernard. „Nun, meine Liebe, Sie sehen, wie ich bedrängt bin. O, die Geschäfte, die Geschäfte! Sie wünschen Auskunft,“ wandte er sich an die Dame, welche ein sehr mißvergnügtes Gesicht machte. „Es wäre vernünftiger, Sie warteten noch etwas, bis die Sache klarer geworden. Es ist immer besser für ungeduldige Klienten — falls etwas Unliebsames zu erfahren ist —“

Madame Pompeja machte eine Geberde der Ungeduld.

„Nun, Sie wollen — also schenken Sie mir einen Augenblick ruhig Gehör und Sie sollen gleich von Allem unterrichtet sein.“

Pompeja breitete ihr Seidenkleid über den Fauteuil aus und lehnte sich zurück.

„Madame, ich habe Ihnen schon gesagt, daß neue Ansprüche aufgetreten. — In Folge der Inserate in preußischen Zeitungen bemächtigte sich ein Königsberger Advokat der Sache.“

„Was hat denn der Mensch damit zu thun?“ fiel Madame Pompeja ganz wüthend ein.

Der Diener steckte wieder seinen Kopf durch die Thür.

„Ich bin in wenigen Augenblicken bereit — melde es der Herrschaft,“ rief Herr Bernard dem Kopf zu, dieser verschwand und der Advokat fuhr fort — „und, meine Verehrteste, in Folge der Thätigkeit dieses Advokaten befindet sich hier bei dem Gerichtshof der Taufschein eines La Franca, der an die preußische Küste 1805 getrieben, ferner ein Dokument dahin lautend, daß dieser La Franca den Namen Holmson bekommen und eine Frau aus dem Bauernstande geheirathet hat, — die Frau besitzt einen Sohn aus dieser Ehe, der verschollen ist — oder auch nicht — dieser Casus ist nicht ganz klar, das thut aber nichts zur Sache. — Diese Frau Holmson-La Franca ist die Erbin, wenn Sie nicht stärkere Ansprüche, als die bisher vorgelegten, auftreiben können.“

„Und ist diese Frau unzweifelhaft die Erbin?“ — fragte Madame Pompeja athemlos.

„Ja, wenn sie nicht den Sohn finden können, bekommt diese Frau fast Alles — auf Sie kommt nur ein Pflichttheil. — Finden sie jedoch den Sohn —“

Der Bediente schaute wieder zur Thüre herein.

„Ich komme!“ rief ihm Herr Bernard zu, sich vom Sessel erhebend. „Finden sie jedoch den Sohn,“ schloß er eilig, „fällt auch dieser Pflichttheil für Sie fort. — Sie suchen zum Zweck der Auffindung dieses Sohnes, der noch Anderes auf dem Gewissen hat, einen Deutschen, Metzler mit Namen, und können diesen nicht herbeischaffen. Sie werden in den nächsten Tagen, wie ich erfahren habe, einen Aufruf nach diesem Metzler auch in französischen Journalen erlassen.“

„Metzler, sagen Sie?“ schrie Madame Pompeja, in höchster Erregung des Advokaten Arm umklammernd.

„Ja, Metzler. Um Gott, Madame,“ rief der Advokat erschreckt, „lassen Sie meinen Arm, Sie zerbrechen mir den Knochen!“

„Nein, Sie müssen mir das noch sagen!“ schrie Madame Pompeja, Herrn Bernard den Weg zur Thür vertretend, „warum dieser Metzler gerade den Erben entdecken kann?“

„Weil er erstens ein Zeuge gegen ihn ist wegen eines Verbrechens und er zweitens den Erben genau kennt, genug kennt, um eine hier verdächtige Person zu rekognosziren, mehr weiß ich auch nicht von der dunklen Sache. Bedaure, Madame, unendlich, daß meine Zeit so kurz gemessen,“ sagte Herr Bernard, sein Gesicht wieder in die gewöhnlichen verbindlichen Falten legend. „Auf Wiedersehen, Madame, auf fröhliches Wiedersehen,“ und er huschte unter dem Schutz des eintretenden Dieners zur Thüre hinaus. Johann geleitete Madame Pompeja unter fortwährenden achtungsvollen Bücklingen zum Konferenzzimmer, zum Haus hinaus.

Herr Bernard dagegen eilte nach dieser aufregenden Konversation in sein Schlafzimmer, klebte sich seinen Haarbusch über die Stirn, wusch sich das Gesicht mit Eau de Cologne, die Hände mit Mandelkleie und durch sein Bureau gehend, wo er einigen Schreibern ein paar Notizen zur Ausführung gab, spazierte er auf die Straße hinunter, besuchte seinen Handschuhhändler und ging dann, ein Bouquet für eine Dame des Corps du Ballet zu kaufen.

Madame Pompeja jedoch eilte mit Schritten über die Straße, daß ihr die schwarzgekleideten Sergeants de Ville aufmerksam nachsahen, sie warf sich in eine Droschke und fuhr zum Bahnhof mit Höllenangst im Herzen für ihren Verehrer, der in der letzten Zeit so geheimnißvoll gewesen.

Sie traf Herrn Metzler nicht in seiner Wohnung, er sei — so glaubte der Hotelier — nach Paris gefahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Klosterkapelle.

(Bild S. 129.)

Das klösterliche Leben besitzt einen poetischen Zauber, der viele Dichter und Maler zu lieblichen Schöpfungen in Lied und Stift begeistert hat. Es ist vor Allem die friedliche Stille eines fern von jeder irdischen Leidenschaft nur dem Göttlichen geweihten Lebens, das jenen wunderbaren Schimmer um die alten, meist schön gelegenen Baulichkeiten webt und einen so tiefen Eindruck auf unser Gemüth macht.

Das Bild, welches die Stirnseite dieser Nummer ziert, spricht diesen Gedanken ebenso lieblich wie gemüthstief aus. Es ist ein Sommerabend an einem der oberitalienischen Seen.

Silbern liegt die mächtige Wasserscheibe; vom hellen Licht des Mondes begossen thürmen sich, vom Nachtduft leise umschwebt, die hohen Alpen auf, deren Spitzen vom ewigen Eise funkeln; eine erhabene, sanfte Ruhe ist über die ganze Natur ausgebreitet. Dort in einer Einbuchtung des Sees liegt traut im Schatten ein Kloster, dessen Fuß, ein kleines Kapellchen, in den See und das Licht hinausgedrängt erscheint. Die Kapelle ist offen, das Mondlicht und der glitzernde Schimmer des Wasserspiegels fallen herein und bewirken, daß das ewige Lämplein dort über dem Sanctuarium nur röthlich dunkel leuchtet. Vor dem Altar aber erblicken wir eine Nonne in inbrünstigem Gebet und neben ihr zwei italienische Mädchen, die theilnahmsvoll andächtig in den heiligen Schrein zu dem Bilde der schmerzensreichen Mutter schauen. In der Ferne zieht, fast taghell vom Monde beleuchtet, ein weißes Segel, die selig friedliche, andachtsvolle Stille dieses Nachtbildes wunderbar erhöhend. Es ist die Verkörperung tiefer, naiver Frömmigkeit, welche dem Maler in diesem Bilde überaus schön gelungen.

Vetter Hans.

Novelle

von

L. Herbst.

(Schluß.)

V.

Als Hans Stern den Bahnhof verließ und unentschlossen und verlegen um sich blickte, sah er einen Knaben auf und ab schlendern. Er winkte ihn zu sich heran.

„Höre, mein Junge, kennst Du hier noch ein anderes Gasthaus als das, welches sich das ‚Landhaus‘ nennt?“

„Gewiß; ein noch besseres!“ betheuerte der Junge. „‚Zum goldenen Posthorn‘.“

„Gut! Willst Du mich dahin führen?“

„Zehnmal für eins, Herr, wenn Sie mir ein Trinkgeld geben.“

„Das sollst Du haben, gewiß! So nimm meinen kleinen Koffer und geh' mir voran.“

Hans legte sich sein Plaid möglichst lang und möglichst breit über die Schultern, und so halb verhüllt folgte er seinem Führer in tiefem Sinnen.

„Was fange ich nun mit mir an, ich armer Hans in der Fremde!“ dachte er und lächelte seufzend dazu. „Es ist ja eine unglaubliche Situation! Und ich will mich darauf hängen lassen, er weiß Alles!! — Nun, was hilft's; ich muß es über mich ergehen lassen, gerechte Strafe für meine unbesonnene Thorheit! — Ich bin ihm nun wenigstens glücklich entwischt, bin ihm aus den Augen. O diese Augen! Wann werd' ich sie wieder vergessen! Wieder sehen werde ich ihn ja im Leben nicht!“ —

Hans seufzte so laut aus Herzensgrund, daß der Junge sich verwundert nach ihm umsah.

„Gottlob!“ dachte Hans, als er um sich schaute, „daß der Kleine einen Weg eingeschlagen hat, der nicht beim ‚Landhaus‘ vorbeiführt! Freilich, mit dem einsamen Häuschen, meiner verschwiegenen Garderobe, ist es nun auch nichts. Wo werde ich den verhaßten Lügenrock los, der an Allem schuld ist? Keine Stunde länger könnte ich ihn dulden!“

„Ist in dem Gasthaus, zu dem Du mich führst, eine Frau Wirthin?“ fragte Hans nach langer Ueberlegung.

„Nein!“ lautete die Antwort. „Die ist längst begraben. Die Nichte des Herrn hält dort Ordnung im Hause.“

„Ist sie jung oder alt?“

„Jung, Herr! Und fein!“ setzte der Knabe mit dreistem Lächeln hinzu.

„Einerlei!“ sagte Hans und machte dem altklugen Jungen ein verweisendes Gesicht.

„So werde ich mich ihr anvertrauen,“ dachte er und belohnte den Kleinen fürstlich, als dieser ihn an die Schwelle des Hotels geführt hatte.

„Sonst noch Befehle, gnädiger Herr?“ fragte ein befrackter Jüngling mit der unvermeidlichen Kellnerverbeugung, als er Hans in dem gewünschten Zimmer untergebracht sah.

„Könnte ich die Nichte des Herrn Wirths auf einen Augenblick sprechen?“

Der Kellner maß den jungen Herrn von oben bis unten mit einem dummen, aber vielsagenden Blick.

„Ich weiß nicht!“ sagte er achselzuckend.

„Nun, so fragen Sie die junge Dame, ob sie sich auf einen Augenblick zu einem Gast hieher bemühen wolle,“ befahl Hans ungeduldig. Der Kellner ging rückwärts zur Thür hinaus; die Sache war ihm zu verwunderlich.

Die junge Dame erschien; aber sie entsprach der Vorstellung, die Hans sich von ihr gemacht hatte, nicht im mindesten. Ein frisches, aber unedles Gesicht sah mit dreisten Augen aus einem ganzen Berg von kunstvoll arrangirten Haaren hervor. Hans wollte fast der Muth entsinken, als das Mädchen mit herausfordernden Blicken vor ihm stand. Aber es mußte sein!

„Mein Fräulein,“ sagte er, seinen Widerwillen hinabwürgend, mit erzwungener Freundlichkeit, „können Sie wohl ein Geheimniß bewahren?“

„Ein Geheimniß? O wie sollte ich nicht!“ betheuerte die Schöne und trat mit zunehmendem Interesse näher. „Verschwiegen wie das Grab, Herr!“

„Sie glauben einen Herrn vor sich zu sehen, nicht wahr, meine Liebe?“

Das Mädchen brach in ein schallendes Lachen aus.

„Nun, was werde ich denn sonst glauben? Sie sind ein gar spaßiger junger Herr!“

„Wenn ich Ihnen nun aber sage: sobald ich diesen Rock hier von mir werfe, den Bart abthue und das Kleid anlege, das ich hier im Koffer trage, so bin ich ein ganzes Mädchen, wie Sie selber, das man Ottilie nennt.“

„Ah, die junge Dame sind auf der Flucht?“ fiel die Nichte des Wirths in wachsender Spannung ein und trat abermals einen Schritt näher.

Ottilie wehrte unwillkürlich mit der Hand.

„Nun, ganz so schlimm steht es nicht um mich. Meine Geschichte ist sehr einfach,“ fuhr sie fort, nachdem sie tief Athem geschöpft. „Aus Rücksicht auf einen kranken oder wenigstens angegriffenen Bruder hatte ich diesen Anzug gewählt, um ihm als Reisebegleiter weniger lästig zu fallen. Doch mir ward dieß leid, aus verschiedenen Gründen, und ich möchte nun hier mit Ihrer freundlichen Hülfe mich wieder in ein Mädchen verwandeln, ohne daß ein anderes Menschenkind es merkt. —

Warum lächeln Sie so ungläubig, Fräulein? Denken Sie, **daß** ich Ihnen die Unwahrheit sage?"

„Nun, man soll ja nicht Alles glauben, was Einem erzählt **wird**," sagte die Gefragte achselzuckend, mit frechem Lachen. „Aber mir ist Alles eins; warum sollt' ich dem Fräulein nicht helfen! Womit kann ich dienen?"

„Zunächst würde mich warmes Wasser glücklich machen," erwiederte Ottilie, die ihrer Verstimmung Herr zu werden suchte. „Für diesen da!" sagte sie und zeigte scherzend auf den Bart. „Ich merke, er will mit Gutem nicht wieder gehen; scheint festgewachsen zu sein."

„Aha, ich verstehe!" sagte das Mädchen. „Wir wollen ihm schon seine Wege weisen."

„Bitte, noch auf ein Wort!" rief Ottilie und hielt die Davoneilende zurück. „Sie können mich später ungesehen aus dem Hause befördern?"

„Gewiß, gewiß! Verlassen sich das Fräulein nur ganz auf mich!"

„Gottlob," dachte Ottilie erleichtert, „so weit wäre ich nun!" Hurtig schloß sie ihre Thür, öffnete das Kofferchen und schlüpfte in ihr treulos verlassenes Gewand, das weich und zärtlich ihre



Verbannung des Satans. Zeichnung von Gustav Doré. Aus: „Das verlorene Paradies". (Verlag von J. G. Bach in Leipzig.) (S. 139.)

schöne Gestalt umschloß. Dann glättete und nestelte sie ihr Haar und stand wieder wie eine echte Evastochter da.

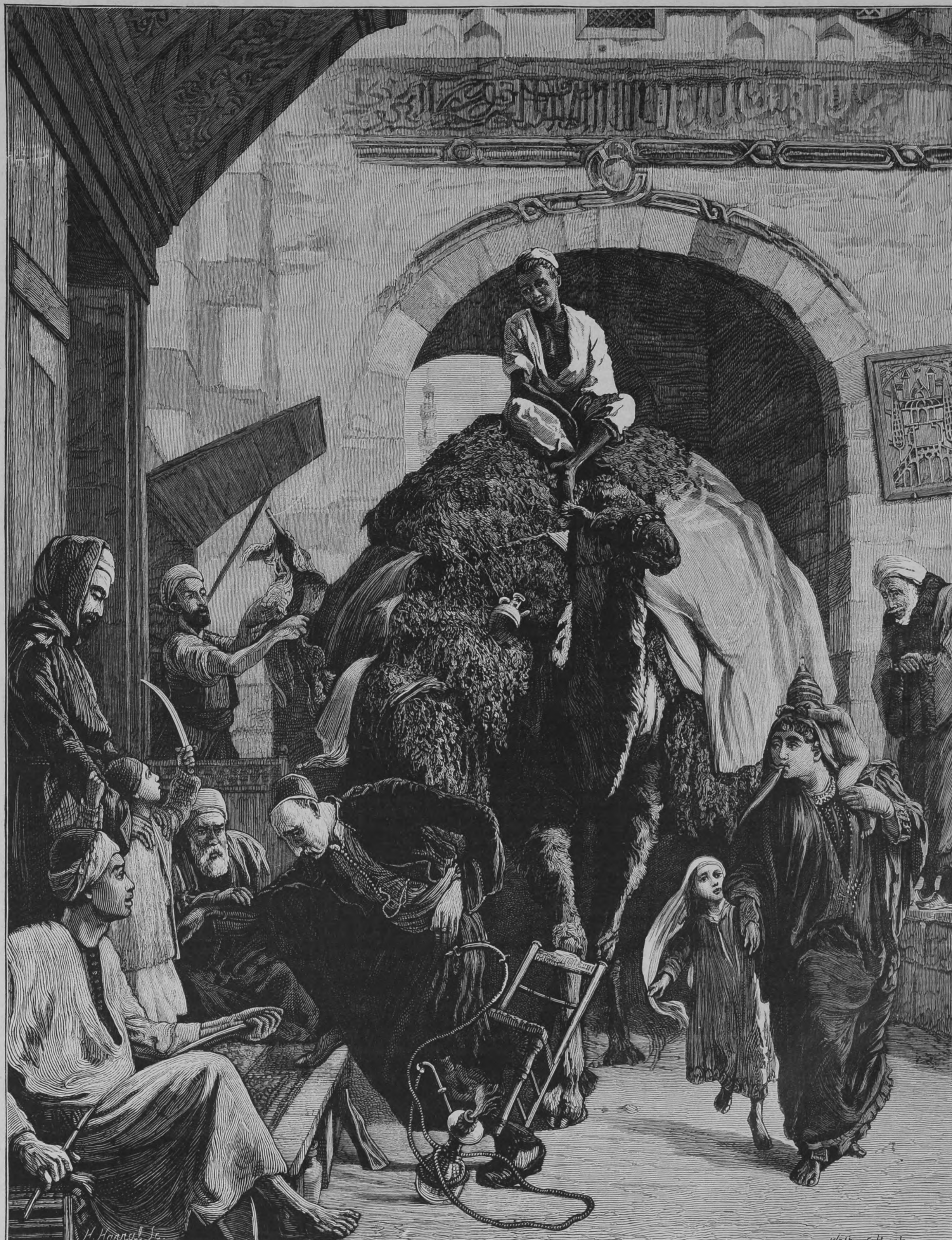
„Nun noch der Bart fort!" sagte sie vor sich hin; „dann bin ich wieder ich selber, ein Mädchen, wie Gott über mich beschlossen hat!" Sie blieb, sich versinnend, vor dem Spiegel stehen. „Ob ich ihm in dieser Gestalt — ich meine ohne alle Falschheit — wohl gefallen hätte? — O mein Gott! Warum mußte es gerade so kommen! — Endlich das Wasser!" rief sie, als es klopfte, und raffte sich aus ihrer Schwermuth auf. Sie öffnete die verschlossene Thür — und sprang dann mit leisem Schrei zurück. Rath Helwig stand vor ihr.

„Verzeihen Sie," sagte er höflich, „es scheint, der Kellner hat mich falsch gewiesen. Ich suchte einen Herrn. Aber, mein Gott! Was sehe ich? Ein Wunder ist geschehen! Ein liebliches Wunder in unserer dürren, wunderarmen Zeit! Der junge Herr Hans hat sich entpuppt! Dort liegt seine alte Hülle, der schöne Schnürrock; nur noch das Bärtchen verräth ihn. Hahaha!"

Der Herr Rath lachte mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit. Aber der armen Ottilie drückte sein Lachen das Herz ab. Mit bleichen, bebenden Lippen stand sie da. Die Hand auf eine Stuhllehne gestützt, den Kopf hoch und stolz aufgerichtet, maß sie den Eindringling mit funkelnden Augen.

„Sie wußten, was Sie hier finden würden, Herr Rath? Als Mann von Ehre werden Sie die Wahrheit sagen!"

Dem Rath erstarb das Lachen auf den Lippen, als das erregte Mädchen mit vibrirender Stimme an sein Gewissen



Eine Straße in Kairo. Gemälde von W. C. Horsley. (S. 138.)

rührte. Wie ein schönes, grollendes Gewitter stand sie vor ihm da. Er staunte sie sprachlos an.

„Reden Sie, antworten Sie, mein Herr! Sie wußten, was Sie mir anthun würden, wußten, wie Sie mich beschämen, mich demüthigen würden, wenn Sie mich hier überraschten?"

„Mein Fräulein, ich bitte Sie um Gottes willen, beruhigen Sie sich! Wie konnte ich daran denken, Sie kränken zu wollen — —"

„Antworten Sie! Sagen Sie Ja oder Nein! Wußten Sie um meine Verkleidung, meine Lüge?"

„Nun denn, ich will ehrlich sein! Ja, ich wußte es! Ein Zufall — daß ich der Zimmernachbar Ihres Herrn Bruders war — die Wände sind so verteufelt leicht in diesen neuen glänzenden Gebäuden — Ihre Stimme so voll und klar —"

„Und da hörten Sie Alles, was ich zu meinem Bruder sprach, nicht wahr?" fragte Ottilie. Ihre Kniee bebten, und das vom übervollen Herzen zurückströmende Blut färbte ihre erblaßten Wangen mit hoher Röthe.

„Nicht Alles, Fräulein; denn ich lauschte nicht. Aber die Stille der Nacht ließ Vieles an mein offenes Ohr gelangen —"

„Mit einem Wort, Sie wußten genug, um mich vor mir selber erniedrigen, mich beschimpfen zu können! — O mein Herr, Sie sind nicht der edle Mann, für den ich Sie hielt!"

„Mein theures Fräulein, Sie sind außer sich! Wenn Sie mich nur hören, mir glauben wollten!"

Er ließ sich vor dem in Zorn und Schmerz bebenden Mädchen auf ein Knie nieder und hob die Hände bittend zu ihr auf.

In diesem Augenblick ward die Thür geöffnet; das vorausgehende Klopfen hatten die Erregten überhört. Die Nichte des Wirthes trat mit dem gewünschten Wasser über die Schwelle und gab ihre Ueberraschung bei dem unerwarteten Anblick durch einen lauten Aufschrei kund. Ein zweiter Kopf, ein männlicher, mit einem widerlichen, hämischen Gesicht, spähte über den hochfrisirten Kopf des Mädchens von draußen in das Zimmer und stieß ebenfalls einen unmelodischen Laut der Verwunderung aus. Mit großer Dreistigkeit trat er in die Thür und verfiel in ein krächzendes Lachen.

„Göttlich! Himmlisch!" rief er. „Wer hätte gedacht, daß mir hier in diesem erbärmlichen Nest ein so pläsirliches Schauspiel zu Theil würde! Famos! Fräulein Ottilie im Bärtchen! Haha!"

Rath Helwig war aufgesprungen und maß diesen lustigen Herrn mit zornigen Blicken. Auch Ottilie stand schweigend da, mit kreideweißem Gesicht. Sie schien kaum zu athmen.

„Auf Ehre! Höchst überraschend!" fuhr der Fremde fort. „Der junge Herr, der sich hier so ganz in aller Heimlichkeit entpuppen will, ist also Niemand anders als Fräulein Blank, die Stolze, die Spröde, die Sittsame!"

„Herr Kolbe!"

„Mein Herr!" riefen Ottilie und Helwig wie aus einem Munde. Doch Herr Kolbe ließ sich nicht hemmen.

„A la bonne heure! Wie außerordentlich pikant wird es für meine Frau Schwägerin sein, daß die Erzieherin der lieben Töchter ihre Ferienzeit zu so interessanten Abwechslungen verwendet! Sehr pikant! Auf Ehre!"

„Herr! Sie sind ein Unverschämter!" rief Helwig und trat Herrn Kolbe einen Schritt entgegen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung! War durchaus nicht meine Absicht, das angenehme tête-à-tête zu stören," sagte Kolbe und zog sich mit grinsender Freundlichkeit zurück. „Wollte mir nur beim Oeffnen der Thür einen halben Blick auf den Gast dieses Zimmers erlauben, von dem das Fräulein Fanny — wo ist sie geblieben? — mir so viel Interessantes erzählte. Ist nicht meine Schuld, daß ich hier eine so angenehme Bekanntschaft entdeckte. Bitte nochmals um Entschuldigung!"

„Elender!" rief Helwig außer sich vor Wuth und wollte Herrn Kolbe nachstürzen, der mit lautem Lachen die Thür hinter sich schloß.

„Halt!" rief Ottilie und hielt den Rath mit zitternder Hand zurück. „Was wollen Sie thun? Vielleicht den abscheulichen Menschen umbringen, damit er Ihre Schuld büße? Soll meine demüthigende Lage, die ich Ihrer Taktlosigkeit verdanke, noch elender werden durch seinen Tod? Er ist nun doch einmal der Bruder meines Prinzipals!"

Helwig stand zerknirscht und rathlos vor dem still weinenden Mädchen.

„So lassen Sie mich wenigstens dem frechen Menschen erklären — —"

„Was wollen Sie erklären? Und was kann eine Erklärung mir nützen?"

„Ihm sagen, daß ich —"

„O nein! Es ist Alles vergebens!" fiel Ottilie ihm in's Wort. „Beschimpft und entehrt wird man mich aus einem Hause stoßen, wo ich, die Waise, mich so wohl, so befriedigt fühlte!" Sie brach in lautes Weinen aus. „O, und mein Vormund! — Was werde ich Alles hören müssen!"

„Aber, mein Gott, liebes, liebes Fräulein, wird denn nicht Ihr Wort und das Ihres Bruders gegen diesen widerwärtigen Menschen in die Wage fallen?"

„Was kann ich denn zu meiner Entschuldigung sagen? Habe ich nicht durch meinen unweiblichen, unpassenden Streich — — muß nicht jeder Mensch mit Fingern auf mich zeigen? O mein Gott, wie konnte ich so unbesonnen sein!"

„Mein theures Fräulein, verurtheilen Sie doch einen jugendlichen, harmlosen Scherz nicht so unbarmherzig —"

„Harmlos?" sagte Ottilie mit Bitterkeit. „Harmlos? O, Sie selber haben mich belehrt, wie harmlos er war. Glaubten Sie nicht, in ihm die Berechtigung zu finden, hier bei mir einzudringen? Kann man denn einem Mädchen mehr Verachtung zeigen, wie Sie es mir gethan! Kann man sie mehr beschimpfen? — Und Sie stehen noch hier?" rief sie mit zunehmender Heftigkeit. „Gehen Sie! Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal! Nehmen Sie meinen Haß mit sich!"

„Ottilie! Liebes Fräulein Ottilie, lassen Sie mich Ihnen sagen —"

„Nichts!" rief sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Nichts! Ich will nichts mehr hören! Niemals in meinem Leben habe ich mich in einem Menschen so bitter getäuscht, wie in Ihnen!"

Helwig näherte sich dem schluchzenden Mädchen und wollte ihre Hand erfassen. Doch sie entriß sie ihm und sprang auf's Fenster zu, das sie öffnete.

„Gehen Sie auf der Stelle! Verlassen Sie mich oder ich stürze mich hinab!" rief sie außer sich.

Der Rath warf noch einen flehenden Blick auf das schöne Mädchen, das bebend am Fenster stand; dann von einem Schwindel erfaßt, taumelte er zur Thür hinaus.

„Sie ist fassungslos! In diesem Augenblick würde Alles vergebens sein!" murmelte er vor sich hin, als er die Treppe hinabstieg. „Das arme Kind! Wie soll ich sie überzeugen? Mein Gott, mein Gott! Werde ich denn niemals aufhören, so unbedachte, unwürdige Thorheiten zu begehen? — Helwig, Helwig!"

VI.

Während Rath Helwig in Verzweiflung durch die Straßen lief und sich mit dem Gedanken quälte, wie er ein Unheil wieder gut machen könne, das er dem Schalk in seiner Brust zuliebe angerichtet hatte, saß Ottilie in dem kleinen Gastzimmer Nummer eins „Zum goldenen Posthorn" und weinte sich die klaren Augen roth. Doch es war nicht ihre Gewohnheit, sich nutzlosem Grämen lange hinzugeben. Sie überlegte bald, was sie in ihrer besondern Lage nun wohl am besten thäte. Die Sehnsucht nach ihrem Bruder und die Betrübniß, auch ihm Unruhe und Verdrießlichkeiten bereitet zu haben, überwogen alle anderen Empfindungen in ihrer jungen, reinen Brust.

Der verhaßt gewordene Bart war fort und ruhte mit dem ganzen Anzug ihres Bruders im Koffer begraben.

„O!" dachte sie seufzend, „könnte ich auch die Erinnerung an Alles, was er mir angerichtet hat, da drinnen mit ihm verschließen!"

Sobald ihre Thränen vollständig getrocknet waren, schellte sie. Der Kellner erschien, nicht Fräulein Fanny. Denn Fräulein Fanny verspürte keine Neigung, sich noch tiefer in dieses Abenteuer zu verwickeln.

„Ich war ja auch nicht so dumm," sagte sie zu sich, „daß ich die Geschichte mit dem Bruder glaubte. Ein Glück, daß ich den galanten Herrn Kolbe, der mir immer so viel Liebes sagt, so oft er hier ankehrt, auf dieses verkleidete Fräulein neugierig machte; — warum sollte ich ihm nicht davon erzählen? Er weiß ja auch immer so hübsche Schnurren — nun ist das tugendhafte Fräulein doch gleich entlarvt! Aber hübsch ist sie, das muß ihr der Neid lassen! Und wie schön ihr der kleine Bart steht!"

Also der Kellner erschien bei Ottilien, ein unterdrücktes Lächeln auf den Lippen, was sein albernes Gesicht keineswegs verschönte.

Ottilie empfand einen lebhaften Verdruß darüber, daß sie selbst vor diesem Menschen erröthete. „Fort von hier, so schnell als möglich," dachte sie.

„Können Sie mir sagen," fragte sie dann laut, „ob vor dem Nachmittagszug noch ein anderer Zug nach Thale geht?"

„Warten Sie einmal, Fräulein," sagte der befrackte Jüngling nachdenkend und kratzte sich hinterm Ohr, „heute ist Sonntag? Richtig! Da wird vielleicht schon ein Extrazug von Berlin nach Thale gehen. Ich werde den Herrn fragen.

„Zu Befehl, Fräulein!" sagte er zurückkehrend. „In einer halben Stunde kommt der Zug hier durch."

„Gott sei Dank!" dachte Ottilie. „So werde ich meinem armen Bruder wenigstens die Fahrt hieher ersparen, und bin nun mehrere Stunden früher bei ihm . . ."

Der Zug kam; sie fuhr ab. Unbehelligt langte sie in Thale an, und zu ihrer Genugthuung und Freude auch unerkannt von den Genien des Hotels „Zehnpfund", wo sie als Hans Abschied genommen hatte.

„Wissen Sie vielleicht, ob Herr Blank aus Leipzig hier anwesend ist?" fragte sie den Oberkellner, der ihr in der Halle begegnete.

„Leider nein, gnädiges Fräulein! Herr Blank ist vor Kurzem nach Neinstedt gefahren, um dort eine Schwester in Empfang zu nehmen."

„Natürlich!" dachte Ottilie resignirt. An diesem unglückseligen Tage verwunderte sie nichts mehr.

„Sind Sie vielleicht die erwartete Dame?" fragte der Oberkellner.

„Allerdings!" sagte Ottilie. „Ich bin die verfrühte Schwester. Wann kann mein Bruder wieder zurück sein?"

„Nicht vor vier Uhr, Fräulein."

„Wie ungeschickt!" seufzte Ottilie. „Ist ein Zimmer für mich bestellt?"

„Gewiß! Wünschen Sie hinaufzugehen?"

„Ich bitte, ja! Es scheinen viele Gäste hier zu sein —"

„Nur einige Berliner Extragäste, die sich bald wieder verflüchtigen werden!" —

Ottilie verbrachte einsame, traurige Stunden in demselben Gemach, wo sie gestern noch als der glücklichste und sorgloseste aller jungen Studenten erwacht war. Wie viel hatte sich seitdem in ihrem innern und äußern Leben verändert! Sie vermochte sich in der heillosen Verwirrung kaum wiederzufinden.

„Hätte ich nur erst alle die peinlichen, widerwärtigen Stunden hinter mir, die ich bei meiner Rückkehr kommen sehe!" seufzte sie. „O meine Mutter! Warum lebst Du nicht! Konntest Dein Kind nicht warnen! Das Kind ist wohl groß und alt genug; aber leichtsinnig und unbedacht wie ein Baby!"

Als sie ihr einsames Mittagessen mit ein paar Thränen und ungezählten Seufzern genossen hatte, zog es sie endlich unwiderstehlich in's Freie. Sie trat auf den freien Platz vor dem Hotel hinaus, wo es wieder ganz still und leer war; von den „Extragästen" war nichts mehr zu sehen. Nur eine ältliche Dame saß mit einem Strickstrumpf in der Nähe der Thür. Ottilie ging grüßend an ihr vorbei und setzte sich auf den nämlichen Platz, wo sie gestern Dem gegenüber saß, der so unerwartet und so verwundend in ihr Leben eingegriffen hatte.

Das kleine Buch, das sie mit hinausgebracht, lag aufgeschlagen vor ihr; aber sie las nicht; sie blickte sinnend, träumend vor sich hin. Zuweilen sah sie um sich; dann traf es sich, daß sie den Augen der strickenden Dame begegnete, die durch eine Brille freundlich, fast theilnehmend auf ihr ruhten. Anfangs senkte Ottilie, so oft sie dieß gewahrte, ihren Blick beläftigt in's Buch; doch allmälig that es ihr wohl, daß Jemand in ihrer Verlassenheit Interesse an ihr zu nehmen schien. Verstohlen betrachtete sie die alte Dame genauer. Es war nicht eben Schönheit, was ihr Gesicht so anziehend und angenehm machte; ein Zug hoher Intelligenz und heiteren Wohlwollens ersetzten ihm Jugend und Schönheit, und die einfache, geschmackvolle Kleidung gaben der Matrone ein distinguirtes Aussehen.

Aus diesen Betrachtungen ward Ottilie durch das Herannahen eines Wagens aufgeschreckt, aus dem laute, lachende Männerstimmen schallten. Zwei jüngere Männer, unverkennbar commis voyageurs — in Wein und Cigarren, wie ihr Gepäck bekundete — entstiegen dem leichten Gefährt.

Ottilie erblaßte; denn der Erste, der seinen Fuß auf die Erde setzte, war Herr Kolbe, der Gefürchtete, der Verabscheute! Sie hielt ihr Buch schützend vor das Gesicht; aber zu spät, sie war schon erkannt.

Während der andere Herr, offenbar der Besitzer des Wagens, seinen kleinen Weinkisten in's Hotel folgte, trat Herr Kolbe, die stechenden Augen fest auf sein Opfer gerichtet, schnellen Schrittes auf Ottilie zu.

„Nun, bei Gott!" schnarrte er laut, unbekümmert um die anwesende Dame, „das nenne ich mir heute ein ganz besonderes Glück! Zum zweiten Mal führt mir der Zufall Fräulein Ottilie zu!"

Ottilie hatte ihren Schreck überwunden und warf dem zudringlichen Menschen einen stolzen, kalten Blick als Schutzwehr entgegen.

„Sehen Sie mich nicht so abweisend an, Fräulein," fuhr Herr Kolbe fort. „Wer weiß, vielleicht schließen wir heute Frieden. Für einen einzigen freundlichen Blick aus Ihren schönen Augen verspreche ich Ihnen Verschwiegenheit bis an's Grab!" Er strich, während er dieß süßlich lachend sagte, über seine Oberlippe hin, zur Erinnerung an Ottiliens Bärtchen, und setzte sich ihr vertraulich gegenüber.

Das junge Mädchen erhob sich blitzschnell, sowie er sich setzte, und sagte kalt:

„Ihr Schweigen begehre ich nicht, Herr Kolbe. Ich habe mich keiner Handlung schuldig gemacht, die Ihre Nachrede zu scheuen brauchte! Wenn Sie noch eine Stunde hier verweilen, wird mein Bruder Ihnen die Aufklärung über unsere Begegnung in Neinstedt geben."

Ohne seine Antwort abzuwarten, ging sie hoch aufgerichtet an ihm vorbei, dem Hause zu, und ließ Herrn Kolbe mit offenem Munde und glotzenden Augen dasitzen.

Vor der Schwelle trat ihr die strickende alte Dame freundlich entgegen.

„Sie haben ein unangenehmes Verfehlen zu beklagen, liebes Fräulein?" sagte sie mit vertrauenerweckender Stimme. „Ich hörte im Gastzimmer davon. Ihr Herr Bruder ist Ihnen aus dem Wege gereist?"

„Leider ja, gnädige Frau! Ein Mißverständniß; doch es wird bald ein gutes Ende nehmen."

„Wäre es Ihnen recht, wenn wir uns bis dahin verbündeten? Sie sehen mich auch als Einspänner hier!"

„So sind Sie nicht die Frau Wirthin dieses Hotels? Ich dachte —"

„O nein, keineswegs! Ich bin nur gewissermaßen eine Nachbarin; wohne in Suderode und mache an Sonntagen mitunter eine Spazierfahrt hieher. Das heißt, so lange meine Villa noch unbesetzt von Badegästen ist; später wird es auch bei uns unterhaltender."

„Sie lieben die Einsamkeit nicht, gnädige Frau?"

„Nicht leidenschaftlich! Menschen und heitere Gespräche sind mir lieber. Wollen wir mit einander den Weg dort hinabwandern?"

„O von Herzen gern! Ich fühle mich hier wie verrathen und verkauft. Doch ich fürchte," setzte Ottilie hinzu, „eine heitere Gesellschaft werde ich eben nicht für Sie sein!"

„Wagen wir es immerhin!" erwiederte die Dame herzlich. „Sie sehen allerdings schwermüthiger aus, als Ihren Jahren zukommt! Vielleicht werden Sie Ihren Kummer auf den schönen Höhen des Harzes vergessen."

„Im Gegentheil!" sagte Ottilie gedankenlos. „Ich habe ihn mir hier erworben."

„Hier?" fragte die alte Dame und sah mit Befremden dem Mädchen in die Augen. „Ich dächte, Sie wären heute Vormittag erst angelangt?"

Ottilie drückte ihre weißen Zähne in die Unterlippe.

„Heute Vormittag, ja, ganz recht! Das heißt in dieser Gestalt. In einer andern war ich schon gestern hier."

„Sie sprechen in Räthseln, mein liebes Fräulein,“ sagte die Dame lächelnd, „das ist für meinen alten Kopf zu hoch.“

„Ja, ich muß Ihnen unheimlich werden,“ erwiederte Ottilie und zwang sich, ebenfalls zu lächeln. „Das Unglück hat sich seltsam genug bei mir eingefunden; fast ist es auch mir räthselhaft. Wenn ich mir nur nicht sagen müßte, daß ich es zunächst mir selber verdanke!“

„Das klingt ja fast wie schwarze Melancholie, liebes Kind! Da möchte man gern trösten; aber — über Unbekanntes ist nicht gut reden!“

„Wenn ich Ihnen mein Mißgeschick erzähle, gnädige Frau, dann muß ich mich leider so unvortheilhaft dabei beleuchten, daß ich Ihre freundliche Theilnahme zu verlieren fürchte.“

„Sehe ich denn wie ein Racheengel aus?“ fragte die Matrone in herzgewinnender Heiterkeit. „Ich kenne das Leben von allen Seiten, mein liebes Kind. Da wird man allmälig milde! Wenn es Ihnen eine Erleichterung ist, so erzählen Sie getrost der alten Frau; doch macht es Ihnen Pein, — nun, so reden wir von anderen Dingen.“

„Ich glaube schon, daß es mir das Herz erleichtern wird, wenn ich mich gegen Sie aussprechen darf,“ sagte Ottilie. „Erlauben Sie mir nur noch die Frage: führt der Weg, den wir gehen, zum Bahnhof?“

„Wir kommen auf Umwegen dahin. Sie wollen Ihren Bruder erwarten?“

Ottilie bejahte.

„Gehen wir also zum Bahnhof!“ sagte die Dame gemüthlich und nahm Ottiliens dargebotenen Arm. Die Beichte des jungen Mädchens und die getreue, lebhafte Erzählung ihres Abenteuers hörte sie mit aufmerksamem Schweigen an.

„Nicht wahr,“ fragte Ottilie kleinlaut am Schluß, „ich war toll, sinnlos, als ich so abenteuerlich auszog?“

„Nun, mit reiflicher Ueberlegung haben Sie es wohl nicht unternommen,“ erwiederte die Dame mit feinem Lächeln. „Ein junges Mädchen darf eben weniger als jedes andere Menschenkind der Sitte zu trotzen wagen, weil sie dadurch leicht die Rücksichtslosigkeit des Mannes in die Schranken ruft.“

„O mein Gott, ja, ich habe es empfunden!“ fiel Ottilie ein.

„Doch unverzeihlich bleibt das Benehmen des Herrn, der zufällig Ihr Geheimniß entdeckte und Sie so unbarmherzig überrumpelte. Er scheint mir auch nicht viel besser zu sein, als der andere Jüngling von vorhin, von dem Sie so wenig Schmeichelhaftes sagen —“

„Um Gottes willen, gnädige Frau, vergleichen Sie die Beiden nicht! Der Eine ein Ungeheuer, ein Scheusal! Der Andere ein Mann, — nun, ein Mann, wie Einem wohl in Mädchenträumen ein Ideal vorschwebt!“

Die alte Dame warf verstohlen einen Blick auf das schöne Mädchen, dem die Wangen glühten.

„Nun, ich meine doch,“ sagte sie lakonisch, „er hat sich nicht weniger unwürdig gegen Sie benommen, als das ‚Ungeheuer‘!“

„O ja, ja! Er hat mir weh gethan; er hat mich tief verwundet. Eben weil er mir mehr werth schien, als alle anderen Männer, eben darum hat es mich so sehr geschmerzt! Wie muß er mich verachten, da er mir das anthun konnte! Ein leichtfertiges, kokettes Ding bin ich in seinen Augen, das er mit Füßen treten konnte! O mein Gott, niemals werde ich das überwinden!“

Ottilie brach in leises Schluchzen aus. Die alte Dame faßte liebreich ihre Hand und sagte tröstend:

„Mein liebes Kind, mir scheint, Sie sehen zu schwarz. Ich will Ihren Feind gewiß nicht vertheidigen. Sein Benehmen war auf jeden Fall unverzeihlich rücksichtslos gegen ein unbeschütztes junges Mädchen. Aber das Männervolk ist unberechenbar. Jedes Ungewöhnliche kitzelt ihre Neugier, erregt ihre Lust, zu necken und zu wagen! Ohne das unglückselige Zusammentreffen mit dem andern Herrn wäre es ihm vielleicht gelungen, Sie zu versöhnen. Eine Verachtung Ihrer selbst brauchen Sie, denke ich, nicht zu fürchten, liebes Herz!“

„O, wenn ich das glauben könnte!“ sagte Ottilie und legte die Hand auf ihre Brust. „Wie viel leichter ertrüge ich dann alles Mißgeschick, das mir diese unselige Morgenstunde noch bringen wird!“

„Da kommt der Zug, Fräulein! Heben Sie nun getrost Ihre lieben traurigen Augen auf, um den verlorenen Bruder zu erspähen.“

Ottilie schaute und schaute; aber vergebens! Kein Theodor entstieg den zwei bis drei Waggons, die nur wenige Reisende brachten.

„Mein Gott, mein Gott!“ sagte sie fast in Verzweiflung. „Was bedeutet das? Warum kommt er nicht? Gewiß ist ihm ein Unglück zugestoßen!“

„Liebes Kind, Sie sind so erregt. Nur nicht immer das Schlimmste fürchten!“

„Schon daß er nicht kommt, ist schlimm genug!“ sagte Ottilie und rang die Hände. „Wie wird er mich in Neinstedt suchen, sich um mich sorgen, der arme Bruder! Wär' ich doch dort geblieben, um ihn zu erwarten! Und was wird nun hier aus mir? Ohne meinen Bruder soll ich in's Wirthshaus zurück! Vielleicht dem schrecklichen Menschen, dem Kolbe, noch einmal als einsam Herumstreichende begegnen! Unmöglich! Lieber bringe ich die ganze Nacht im Freien zu!“

Die alte Dame lächelte sonderbar vor sich hin.

„Soll ich Ihnen statt dessen einen bessern Vorschlag machen?“

„Ach, denken Sie für mich, gnädige Frau! Meine Gedanken fangen an, sich zu verwirren.“

„Nun, sehr einfach, Sie begleiten mich! Nach Suderode begleiten Sie mich! Unter meinen leeren Fremdenzimmern suchen Sie sich das beste aus und bleiben bis morgen mein lieber Gast!“

„Und wenn mein Bruder nun doch noch heute käme und mich auch hier nicht findet?“

„Sehr unwahrscheinlich! Doch kommt er, so soll der Wirth, der mich kennt, ihm sagen, daß Sie bei mir in guten Händen sind. Morgen in aller Frühe schauen wir hier mit einander nach dem Bruder aus oder suchen ihn auf dem ganzen Erdball. Schlagen Sie ein?“

„O wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau! Ich mag nicht daran denken, was ohne Sie aus mir geworden wäre!“

VII.

„Sie seufzen ja, liebes Kind, daß es einen Stein erbarmen könnte!“ sagte die alte Dame, als sie an Ottiliens Seite durch die Villastraße von Suderode fuhr. „Ist Ihnen denn so gar schwer um's Herz?“

„O, unaussprechlich angstvoll und beklommen! Ich habe die Empfindung, als würde ich niemals wieder froh. Wenn ich mich nicht vor Ihnen schämte, gnädige Frau, so würde ich weinen wie ein Kind.“

„Gottlob denn, daß ich die Zauberkraft besitze, das augenschädliche Salzwasser zu hemmen! — Machen Sie es wie ich und wie Till Eulenspiegel: an dunklen Lebenstagen freue ich mich auf die hellen, guten, die da kommen werden!“

„Ach, für mich wird kein guter Tag mehr kommen!“

„So hat schon Mancher vor Ihnen geseufzt, liebes Herz, dem die Sonne bald wieder schien. — Und jetzt sind wir noch vor Sonnenuntergang am Ziel. Sehen Sie sich mein Häuschen einmal genauer an, liebes Fräulein. Sieht es nicht freundlich und einladend aus? — Ja, es gefällt Ihnen? Nun, dann, bitte, folgen Sie mir; ich gehe voran, um zu öffnen!“

Als die alte Dame die Thür eines behaglichen Gartenzimmers aufschloß, rief ihr eine erregte, wohlklingende Männerstimme entgegen:

„Bist Du wieder da, Mutter? Bringst Du mir etwas Hoffnung?“

Ottilie hörte diese Worte und erkannte die Stimme. Erbleichend blieb sie wie angewurzelt stehen, doch die alte Dame faßte sie energisch an der Hand und zog sie mit sich über die Schwelle.

„Da bringe ich Dir den lieben kleinen Vogel selber!“ sagte sie mit bewegter Stimme. „Du mußt doch bekennen, Albrecht, daß Du einen geschickten Vogelsteller ausgeschickt hast! Freilich, das Glück kam mir zu Hülfe!“

„Was heißt das? Was soll ich von dem Allem denken?“ fragte Ottilie, die in lebhafter Unruhe einen Schritt zurücktrat.

„Denken Sie nichts Schlimmeres, liebes Kind,“ sagte die Mutter Helwig's scherzend, „als daß die alte Frau Ihnen einen ganz kleinen Bart gemacht hat zum Ersatz für den andern, von dem Sie sich trennen mußten! — Runzeln Sie Ihre schöne Stirn nicht so zornig; es war nicht böse gemeint. Hätten Sie gesehen, wie zerknirscht und unglückselig der große Schlingel da heute Morgen zu mir kam und mich anflehte, auch seinen letzten dummen Streich wieder gut zu machen, gleich so manchem seiner Jugendstreiche — laß mich doch reden, Sohn — Sie würden es nicht unbegreiflich finden, liebes Mädchen, daß die alte Mutter, die nur diesen Einen hat, seinen Bitten nachgab und sich aufmachte, um ihm sein Lebensglück — wie er es nannte — noch erwischen zu helfen! — Ja, Albrecht, jetzt schweige ich, will nicht länger aus der Schule plaudern. Nun rede Du; doch sieh' Dich vor, daß die kleine Lerche Dir nicht wieder aus dem Garn entschlüpft!“

Die Mutter ging mit einer Thräne im Auge und einem humoristischen Lächeln auf den Lippen jugendlich schnell zur Thür hinaus.

Ottilie stand wie eine Rose glühend da.

„O mein Gott, hätte ich das geahnt!“ sagte sie mit zitternden Lippen und schaute zu Boden.

„Dann wären Sie der fremden Dame nicht hieher gefolgt! O, ich weiß es, Fräulein Ottilie, Sie hassen mich!“

Ottilie sah schweigend vor sich nieder.

„Sie können mir nicht verzeihen,“ fuhr der Rath in tiefer Bewegung fort, „daß ich mich wie ein großer dummer Junge gegen Sie benommen habe!“

Das Mädchen hob ihre Augenlider und sah unwillkürlich auf das Fenster, dem sie gegenüber stand.

„Fräulein Ottilie, werden Sie wieder auf das Fensterbrett springen?“ fragte Helwig. „Werden Sie mir nochmals mit einem Sturz da hinaus drohen, wenn ich mein ganzes Herz vor Ihnen erschließen will?“

Ottilie schüttelte unbewußt das schöne Haupt.

„Liebstes Fräulein! Süße Ottilie! ich bin fast ein Kahlkopf geworden, ehe ich ein Mädchen fand, das mir im Sturm das Herz abgewann! Es schreckte mich nicht, daß es ein Bärtchen trug — machen Sie kein finsteres Gesicht — ich sah die frische, edle Seele des Mädchens aus den schönen Augen leuchten! — Fräulein Ottilie, können Sie wieder Vertrauen zu mir fassen, der ich mit einer Lüge auf den Lippen wie ein Dieb in der Nacht mich in Ihre reine Nähe wagte?“

Das Mädchen wollte zu ihm aufsehen; wollte sagen: war ich denn wahr? — Doch ehe ihr schüchterner Blick sein bewegtes Gesicht erreichte, fiel er durch das Fenster auf eine Gestalt im Garten.

„Mein Bruder!“ rief sie lebhaft. „Wie kommt mein Bruder hieher?“

„Wie ein Gott der Rache, von dampfenden Rossen gezogen, kam der Treue vor wenig Augenblicken hier an! Unwahre Gerüchte im ‚Goldenen Posthorn‘ hatten seine erregte Phantasie auf eine falsche Spur gebracht. Er suchte Sie vergebens in Quedlinburg; man verwies ihn in meine Wohnung hieher, in meiner Mutter Haus —“

„O, der arme Theodor! Lassen Sie mich zu ihm!“

„Nein, nein, bleiben Sie, entschlüpfen Sie mir nicht! Mein offenes Bruderwort hat ihn beruhigt, ihn gewonnen. Er wollte die Rückkehr meiner Mutter hier mit mir erwarten. — Theure Ottilie! können Sie meine Freude, meine Seligkeit mir nachempfinden, als meine alte Mutter mir an der Hand mein holdes Glück zuführte? — Sie sagen, daß man Sie dort verstoßen wird, süßes Mädchen; wollen Sie dann hier als mein Weib die letzte Hand an meine Erziehung legen?“

Ottilie schlug die thränenfeuchten Augen innig zu ihm auf.

„O mein Gott,“ sagte sie flüsternd, „so golden scheint mir noch heute die Sonne wieder!“

Mit Lachen und Weinen sank sie in Helwig's Arme.

Tief unten im Schacht.

Skizze von **Th. Gr.**

Die alte Allegheny- und Bottsfordmine in Nordamerika hatte sich als eine verfehlte Spekulation erwiesen. Hievon aber überzeugte man sich erst, nachdem etliche zwanzigtausend Dollars auf dieselbe verwendet worden waren. Doch was lag an dem Verlust? In Nordamerika tröstet man sich über solche Dinge sehr schnell, denn man hofft, den Schaden durch ein gewinnbringenderes Geschäft in nächster Bälde zu ersetzen.

Nach wenigen Monaten sprach kein Mensch mehr von der Bottsfordmine und nach Jahr und Tag besannen sich kaum noch die nächsten Umwohner darauf, daß jemals eine solche existirt habe. Auch erinnerte gar nichts mehr an dieselbe als ein Schachtloch, das man über dreihundert Fuß tief in die Erde hineingebohrt hatte, sowie ein langer Tunnel, der mit dem Schachte in Verbindung stand. Das Schachtloch aber zuzuwerfen — nun natürlich, dazu hatte man sich keine Zeit genommen, und ebenso blieb der Tunnel ganz in demselben Zustand, wie man ihn ursprünglich gemauert. Man überließ diese beiden letzten Ueberbleibsel der theuren Mine eben einfach sich selbst und es fiel — was Jedermann, der schon in Nordamerika gelebt hat, ganz natürlich finden wird — keiner Behörde ein, dafür zu sorgen, daß wenigstens das Schachtloch mit Schranken umgeben werde, um mögliches Unglück zu verhüten.

Im Herbst des vorigen Jahres machten vier junge Studenten des Columbiacolleges — eine Art von Universität, — welche sich der Medizin widmen wollten, ein Tour durch das Alleghanygebirge, und ihr Hauptzweck dabei war, ihre Pflanzenkunde ein wenig zu erweitern. So streiften sie auch in den Bottsfordbergen herum; nicht aber in geschlossener Compagnie, sondern Jeder suchte sein Glück auf eigene Faust zu machen, und wenn sie dann Abends in der Taverne zum „Weißen Kreuz“, einem von Reisenden ziemlich besuchten Wirthshaus, das an einem doppelten Kreuzwege stand, sich wieder zusammenfanden, so verglichen sie ihre Botanisirfunde mit einander. Gut! Eines Morgens schlug einer der Viere, mit Namen Neumann Higborn, die Richtung nach dem verlassenen Schachte ein, natürlich aber ohne eine Ahnung davon zu haben, daß ein solches Loch in der Welt existire, und wie er nun in die nächste Nähe kam, sah er einige seltene Pflanzen, nach denen ihn schon lange gelüstete. Rasch schritt er vor und seinen langen Bergstock einsetzend, stand er im nächsten Moment neben den Pflanzen. Er beugte sich nieder, dieselben zu pflücken, da gab ein Stein, auf den sein rechter Fuß sich stützte, nach und im selben Moment wich auch das Erdreich unter seinem linken. Er rutschte und rutschte und plötzlich ging es rasend schnell mit ihm hinab, denn er war in den offenen Schacht gefallen. Wohl stemmte sich sein langer Bergstock bald links, bald rechts gegen die Schachtlochseiten, und dadurch wurde sein Sturz in etwas aufgehalten. Wohl überschlug sich während des Falles sein Körper mehrmals und er konnte dann beim Ueberschlagen mit den Händen an die im Schacht hervorstehenden Felsen greifen. Aber nieder ging's deßwegen doch mit ihm, und zwar mit rapider Geschwindigkeit, und in unglaublich kurzer Zeit schlug er unten auf. Zum Glück aber fiel er auf keinen Stein, sondern in erweichten — erweicht ohne Zweifel durch das Wasser, das von Zeit zu Zeit von den vier Wänden des Schachtlochs herabtropfte — Schlammboden, und so kam er wenigstens lebend unten an.

Man kann sich denken, daß ihm die Sinne schwanden, sowie er auffiel, denn die Erschütterung war eine entsetzliche. Aber nach verhältnißmäßig kurzer Zeit kam er wieder zum Bewußtsein, und nun suchte er sich über seine Lage klar zu werden. Zuerst befühlte er seinen Körper und versuchte es, aufzustehen. Dieß gelang ihm nicht, und bald erhielt er die Gewißheit, daß er den einen Fuß doppelt gebrochen habe. Auch rannte ihm das Blut von der Stirne herab, aber es war nur eine Hautwunde von geringer Bedeutung, und nicht minder geringen Werth legte er auf einige Quetschungen, die an einigen anderen Stellen des Körpers vorhanden waren. Im Ganzen genommen hatte er also den furchtbaren Fall glücklich genug überstanden und vor Allem dankte er nun Gott inbrünstig, daß ihm das Leben auf eine so wunderbare Art erhalten worden sei. Wie er sich aber nach einiger Zeit des Näheren orientirte — Himmel und Erde, wie ward ihm da! Ober sich sah er in weiter, weiter Entfernung ein kleines Fleckchen Himmel und über dieses Fleckchen schossen von Zeit zu Zeit einige Vögel hin. Einen Laut aber von oben herab vernahm er nicht, und wie er jetzt

selbst seine Stimme zu mächtigem Rufen erhob, konnte er nichts vernehmen als eben diese seine eigene Stimme. Gewiß also, er lebte und war nicht einmal lebensgefährlich verwundet, aber mußte nicht das Loch, in das er gefallen, sein lebendiges Grab werden? Mußte er nicht hier unten elend verschmachten, wenn ihm nicht von oben herab Hülfe wurde? Wer aber sollte ihm diese Hülfe bringen? Seine Freunde? Wie konnten sie ahnen, daß er in diesem Loche steckte! Oder etwa ein zufällig Vorübergehender? Er hatte weit und breit keine Seele gesehen, so lange er in den Bottsfordbergen botanisiren gegangen war! Verzweiflung ergriff ihn und die Sinne schwanden ihm von Neuem.

Nach längerer Zeit abermals zu sich gekommen, dachte er von Neuem nach. Um ihn her herrschte fast dunkle Finsterniß, denn das Licht, das er oben schimmern sah, drang nicht in diese Tiefe herab. Da fiel ihm ein, daß er Streichhölzchen besitze, und sofort entzündete er von diesen mehrere hinter einander. Jetzt erkannte er das Loch als einen regelrechten Schacht; zugleich entdeckte er den Tunnel, der aus Steinen gemauert war. Wohin führte dieser Tunnel? Natürlich in's Freie. Das konnte gar nicht anders sein, obwohl er von demselben bei seiner schlechten Beleuchtung nur ein kurzes Stück zu unterscheiden vermochte. Er versuchte es also, in den Tunnel hineinzukriechen. Gewiß, auf allen Vieren versuchte er es, vorwärts zu kriechen und achtete dabei der unsäglichen Schmerzen, die er empfand, nicht im geringsten. Aber der doppelt gebrochene Fuß machte es ihm unmöglich, und stöhnend mußte er wieder liegen bleiben. So kam die Nacht heran und er lag nun in der dicksten Finsterniß. Er lauschte auf jedes Geräusch; aber er konnte nichts vernehmen als manchmal ein leises Gerassel, das wohl von einer Schlange oder einem ähnlichen Thiere herrühren mochte. Nichts also störte seine entsetzliche Einsamkeit, und langsam, langsam, wie mit Schneckengang, schwanden die Stunden, so daß er das Wiedererscheinen des Sonnenlichtes oben kaum erwarten konnte.



„Ich hör' ein Glöcklein klingen." Zeichnung von W. Riefstahl. (S. 138.)

Endlich war er wieder da, der Tag, und er athmete tief auf. Er fühlte furchtbaren Durst und fing mit der hohlen Hand die Tropfen auf, die von den Wänden herabsickerten. Auch fand sich in einer seiner Taschen noch ein Stückchen Brod und er verzehrte es mit Heißhunger. Dann aber fing er wieder an nachzudenken, wie er sich Hülfe verschaffen könnte; allein so sehr er auch sein Gehirn abmarterte, er fand keinen Ausweg. Gewiß, er war ein muthiger Bursche und hatte schon mancher Gefahr getrotzt; aber jetzt — jetzt — es überkam ihn wie das Schauern des Todes, denn die Nothwendigkeit des langsamen Verschmachtens war unmöglich abzuwenden. Noch drei verschiedene Male des Tages erneuerte er den Versuch des Vorwärtskriechens; doch immer vergeblich. Noch mehr als ein Dutzendmal erhob er seine Stimme zu Hülferufen; doch so aufmerksam er auch lauschte, kein Gegenlaut drang zu ihm herab. So schwand auch dieser Tag dahin und wieder kam die Nacht, die entsetzlich lange Nacht, während der er das letzte Mal kein Auge geschlossen. Sein Zustand war ein gräßlicher. Seit zwei Tagen hatte er nichts getrunken und gegessen, einen Bissen Brod und einige Tropfen Wasser ausgenommen. Seit zwei Tagen lag er mit seinem gebrochenen Bein in den größten Schmerzen da, ohne daß er dagegen irgend etwas hätte thun können. Seit zwei Tagen sah er dem Tode des Verschmachtens entgegen und mit jeder Minute wurde ihm diese Todesart eine sicherere.

Doch der Himmel hatte Mitleid mit ihm, und kaum sah er die Sterne über dem Schachtloch oben blinken, so verfiel er aus Ermattung in einen tiefen Schlaf. Aber nicht todähnlich war der Schlaf, sondern der Gott des Traumes umgaukelte ihn und immer wieder kehrte dieselbe Vision zurück. Die Vision nämlich von dem „wollenen Strumpf", von dem ihm seine Mutter in seinen Kinderjahren nicht nur einmal erzählt hatte. Damals war in dem Städtchen, das seine Eltern bewohnten, das erste hohe Dampfkamin zu einer Fabrik erbaut worden, und wie die Maurer das Kamin fertig gebracht hatten, stieg an dem mächtig hohen Gerüste ein Schlosser hinauf, um es mit einem eisernen Kranze zu umgeben. Frisch und munter arbeitete der Schlosser, da kam ein entsetzlicher Sturmwind und riß mit einem einzigen gewaltigen Ruck das ganze Gerüst nieder. Oben auf der Spitze des Kamins aber, auf dem eisernen Kranze, hing der Schlosser, gänzlich abgeschnitten von der Unterwelt. Er hielt sich fest, bis der ärgste Sturm ausgetobt hatte; wie nun aber wieder herunterkommen? Viele Leute sammelten sich am Fuße des Kamins; sie wußten jedoch keinen Rath, außer, daß man ein neues Gerüst erbaue, und dieß erforderte jedenfalls lange Zeit, vielleicht sogar mehrere Tage. Sollte man nun den Schlosser über Nacht oben lassen, damit er vielleicht einschlafe und dann im Schlafe herabfalle und Arme und Beine mit sammt dem Genick breche? Da kam dem jungen Mann in seiner schwindelnden Höhe oben ein Gedanke. Er zog seine Schuhe aus und warf sie hinab. Dann entledigte er sich seiner Strümpfe und fing an, den einen derselben aufzuziehen. Masche für Masche löste er los, und der Faden des zum Strumpfe verwandten Garns wurde länger und länger. Dann löste er auch die Maschen des zweiten Strumpfes und machte den Faden dadurch noch länger; an das Ende desselben aber knüpfte er eine kleine eiserne Schraube (deren er verschiedene bei sich trug), damit das lange Garn stramm hinabhing, und die Untenstehenden begriffen sogleich, was er bezweckte. Eine dünne, nicht allzu schwere, obwohl feste Schnur wurde sofort von ihnen an der Stelle der eisernen Schraube befestigt, und diese Schnur zog er zu sich hinauf. Sowie er aber erst dieselbe festhielt, banden die Leute unten ein dickes Seil an die Schnur, und nach Verlauf von ein paar Stunden war er im Besitze des einen Endes des Seiles. Dieses Ende schlang er dann mehrmals rund um die Spitze der Dampfkamins herum und rutschte hierauf getrost an dem Seil in die Tiefe hinab, woselbst er auch noch vor Dunkelwerden heil und gesund ankam. So wurde damals der Schlossergeselle gerettet, und diese Geschichte kam unserem armen Verunglückten die ganze Nacht nicht aus dem Sinn.

Mit dem ersten Sonnenstrahl erwachte er, und noch stand der Traum lebhaft vor seiner Seele. Allein wie er dann wieder seine Lage überdachte, überkam ihn die alte Verzweiflung. Ja, wenn er, statt dreihundert Fuß tief unter der Erdoberfläche, eben so hoch über derselben auf einem Felsenriff gestanden wäre, dann konnte er es möglicherweise dem Schlosser nachmachen; so aber — nein, für ihn gab es keine Rettung, und er mußte nothwendig elend verschmachten. Plötzlich, während er verzweiflungsvoll durch das Schachtloch zum Himmel emporblickte, sah er ein Dutzend Schwalben über dem Loche hin und her fliegen; hoch oben über den Schwalben aber kreiste ein Falke oder auch ein anderer Stoßvogel. Jetzt, ein Moment, und der Vogel stürzte sich in die Tiefe, um eine der Schwalben als Beute zu erhaschen. Wie im Sturmwind flogen die kleinen Thierchen auseinander; eines derselben aber, wohl das jüngste und schwächste, wußte sich nicht anders zu helfen, als sich in das Schachtloch hinabfallen zu lassen. Das Vögelchen fiel mit rapider Schnelligkeit, aber mit halb ausgespannten Flügeln, so daß es ungefährdet den Boden erreichte und sich auch nicht im geringsten lädirte. Dagegen kauerte es sich, zum Tode geängstigt, hart neben unserem Verunglückten nieder und machte im ersten Momente gar keinen Versuch, mit Hülfe seiner Flügel wieder an's Tageslicht emporzusteigen.

Da — wie ein Blitz durchfuhr das Hirn des Neumann Higborn ein Gedanke, und in der nächsten Sekunde hatte er seinen Hut über die Schwalbe gedeckt, so daß sie unter demselben wie in einem Gefängniß festgehalten wurde. Dann zog er ein Bleistift hervor und schrieb auf einen schmalen Streifen dünnen Papiers, das er seiner Brieftasche entnahm, die Worte: „Ich bin in den Schacht der Bottsfordmine hinabgestürzt und bitte, mich vom sicheren Tode des Verschmachtens zu erretten. Neumann Higborn." Nachdem er diese Zeilen mit Hülfe seiner Zündhölzchen zu Stande gebracht, zog er einen seiner Strümpfe aus und löste die Maschen desselben, bis er ein langes Garn hatte, das Briefchen aber, eng zusammengefaltet, befestigte er an das eine Ende des Fadens. Dann holte er mit zarter Hand die arme Schwalbe unter dem Hute hervor und band das untere Ende des Garnes an die hinteren Schwanzfedern des Thierchens. Schließlich gab er letzterem die Freiheit, und nach wenigen Minuten erhob sich dasselbe, um langsam zum Lichte emporzusteigen. Ja wohl, die Schwalbe flog empor und der Faden mit dem Briefchen flog mit ihr in die Luft hinauf, dorthin, wo Menschen lebten und wohnten, denn die Schwalben siedeln sich nur in der Nähe der menschlichen Wohnungen an. Aber die Hoffnung, daß das Briefchen in Menschenhände falle, war deßwegen doch nur eine sehr geringe, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß Neumann Higborn in seiner unterirdischen Einöde auch nur einen Laut zu hören bekam.

Sehen wir uns nun nach seinen drei Freunden um. Dieselben hatten sich an dem Tage, an welchem Higborn verunglückt war, Abends wie gewöhnlich nach dem „Weißen Kreuze" zurückgefunden und waren nicht wenig erstaunt, als sich ihr vierter Compagnon nicht ebenfalls einstellte. Sie machten sich aber deßhalb keine großen Sorgen, sondern dachten, seine botanische Liebhaberei werde ihn ziemlich weit abwegs geführt haben, und er sei dann irgendwo in einem andern Wirthshaus eingekehrt. Auch den andern Morgen noch blieben sie ziemlich unbekümmert, als sie erfuhren, daß er die ganze Nacht ausgewesen, und Jeder ging wieder seinen eigenen Weg. Ganz anders wurde dieß, als auch am zweiten Abend kein Neumann Higborn erschien, und sie erkundigten sich nun nach allen Seiten hin, ob Niemand von ihm etwas gesehen oder gehört. Kein Mensch aber konnte ihnen auch nur die geringste Auskunft geben, und wie es die Nacht zehn Uhr wurde und der Erwartete immer noch ausblieb, da zweifelten sie nicht mehr daran, daß ihm, wenn nicht ein Unglück, doch jedenfalls etwas sehr Ungewöhnliches zugestoßen sei. Sie nahmen sich also vor, den andern Morgen in aller Frühe auf die Suche auszuziehen und auch noch einige Männer mitzunehmen, die mit der Umgegend vertraut seien. So geschah es denn, und mit dem ersten Sonnenstrahl machten sie sich auf den Weg. Das erforschten sie nun mit leichter Mühe, in welcher Richtung sich ihr Freund vor drei Tagen vom „Weißen Kreuz" entfernt habe, aber etwas Weiteres war nicht herauszubringen, und sie mußten sich also auf ihr gutes Glück verlassen. Lange, lange streiften sie so in den Bottsfordbergen herum, aber sie fanden auch nicht die geringste Spur, und endlich ließen sie sich unter einem mächtigen Ahornbaum nieder, um sich mit Speise und Trank zu neuen Nachforschungen zu stärken. Ihre Hoffnung aber, den verlorenen Freund zu finden, war bereits sehr stark gesunken, und aus ihren Worten und Mienen konnte man die tiefste Besorgniß herauslesen.

„Was ist das, Fitts, dort, hart neben Dir?" sagte da plötzlich Einer von ihnen.

Der Vegetarianer. II.

Originalzeichnungen von Fr. Steub.



Nach Tisch das gewohnte Mittagsschläfchen,



das aber durch die lästigen Fliegen öfters unterbrochen wird.



Herr Schinkenmaier greift zum gewohnten Abwehrungsinstrument, erinnert sich aber zur rechten Zeit, daß der Vegetarianer kein Thier tödten darf.



Abermalige Leibesübung.



Spaziergang mit Reminiscenzen.



Abends vegetabilisches Souper mit frischem Quellwasser.



Bei Nacht schwere Träume und Belästigungen, deren er sich wegen des Verbotes, kein Thier zu tödten, nicht erwehren kann.



Am andern Morgen feierliche Erklärung der Haushälterin, daß unter solchen Kostverhältnissen sie ihren Dienst bei Herrn Schinkenmaier aufgeben müsse.



Versöhnung und Rückkehr zur gewohnten Lebensweise.

„Wo?“ erwiederte Dieser. „Ich sehe nichts.“

„Rechts von Dir,“ versetzte der Erste. „Keine drei Schritte entfernt. Es ist ein Garn, ein Faden oder etwas dergleichen, und zieht sich den langen Weg über das Buschwerk hin.“

Fitts drehte sich um und faßte sofort nach dem Garn oder Faden. Sowie er es aber in die Hand bekam und daran zog, flog ein Vögelchen auf und zerrte es ihm beim Auffliegen aus der Hand. Von Neuem haschte er also nach dem Garn und nun ließ sich das Vögelchen auf dem Buschwerk nieder.

„Es ist eine Schwalbe,“ sagte nun Sam Lowthon, der dritte der Studenten, „und irgend ein Schlingel von einem jungen Buben hat dieselbe an den Faden gebunden. Dem Bürschlein gehörte, daß man ihm das Fell durchgerbte.“

Sofort stand der Erste, Tom Woolsten, auf und schnitt den Faden hart an dem Vögelchen durch. Sowie aber die kleine Schwalbe merkte, daß sie nicht mehr von dem Garn, das sie bisher nachschleppen mußte, gehemmt sei, schwang sie sich hoch in die Lüfte und freute sich ihrer wiedergewonnenen Freiheit.

„Holla, was ist das?“ rief in diesem Augenblicke Fitts, der ebenfalls auf die Füße gesprungen war und nach dem Faden gegriffen hatte. „Hier ist etwas, das wie ein Zettel aussieht, an das untere Ende des Garnes gebunden.“

Im Momente hatte er den Zettel in der Hand und las laut: „Ich bin in den Schacht der Bottsfordmine hinabgestürzt und bitte, mich vom sicheren Tode des Verschmachtens zu erretten. Neumann Higborn.“ — —

Was nun folgte, ist mit wenigen Worten erzählt. Die drei Freunde holten im „Weißen Kreuz“ Lebensmittel und eine Tragbahre nebst verschiedenen Laternen. Dann machten sie sich, unterstützt von einem ganzen Dutzend anderer Männer und geführt von dem ortskundigsten derselben, nach dem Tunnel auf, der mit dem tiefen Schachte in Verbindung stand, und nach weniger als drei Stunden, obwohl erst in der zweiten Hälfte des Nachmittags, fanden sie ihren verunglückten Freund. Er lebte und konnte ihnen, nachdem sie ihn mit Wein erquickt, sogar Red' und Antwort geben. Dann brachte man ihn auf der Bahre nach dem „Weißen Kreuz“ und dort erhielt er sofort die nöthige ärztliche Behandlung. Nach fünf Wochen aber war er wieder vollkommen geheilt, und nun sorgte er mit seinen drei Freunden dafür, daß eine feste Schranke um das tiefe Schachtloch herumgezogen wurde.

Albumblatt.

„Ich hör' ein Glöcklein klingen!“

Von

Hoffmann von Fallersleben.

(Bild S. 136.)

Ich hör' ein Glöcklein klingen,
Wem gilt der helle Klang?
Ich hör' im Thale singen,
Wem aber gilt der Sang?

Nicht zu dem Traualtare
Zieht dieser Zug empor,
Sie tragen eine Bahre
Hinein zum Friedhofsthor.

Die Kirchenfahne flittert
Daher im Morgenglanz,
Und auf dem Sarge zittert
Ein frischer Myrtenkranz.

Ich hör' ein Glöcklein klingen,
Wie bange klingt sein Laut!
Ich hör' ein Grablied singen:
Gestorben ist die Braut. —

Eine Straße in Kairo.

(Bild S. 133.)

Durch die Baulust des verflossenen Khedive Ismail ist Kairo, die Hauptstadt Aegyptens, in einzelnen Stadttheilen so vollständig modern und europäisch geworden, daß es sich hier in nichts weiter von Wien, Paris und Berlin unterscheidet, als durch die in diesen breiten Straßen unerträgliche Sonnenhitze, welche diese Quartiere sehr mißliebig gemacht. Das echte alte Kairo jedoch findet man noch südlich vom Esbekieplatz; von dort breitet sich ein endlos scheinender Wirrwarr von gewundenen, engen Gassen mit hohen Häusern aus, und hier finden wir jenes märchenartig orientalische Kairo. In diesen engen Gassen, wo die Sonnenglut nicht direkt Zutritt hat, wogt und flutet das grellbuntfarbige orientalische Volksleben. Da gibt es dämmerige Gewölbe mit allen nur denkbaren Handelsprodukten und Eßwaaren; dort wird gefeilscht, gehandelt, geschachert, geschrieen, gezankt und gelacht. Jung und Alt, Türken, Griechen, Juden, Arnauten, Armenier und Araber, schwarze, gelbe, braune und weiße Menschen, mit Turbanen, Fez, weißen, gelben, rothen, grünen Kopftüchern den meist geschorenen Kopf bedeckt und mit den malerischen orientalischen Gewändern bekleidet, drängen und schieben sich in diesen Gassenlabyrinthen laut und eilig durcheinander.

Unsere Illustration läßt uns solch' eine Gasse schauen, wo mitten in dieß theils wilde, theils urgemüthliche türkische Straßenleben hinein ein hochbeladenes Kameel getrieben wird, das, fast die ganze Breite der Gasse einnehmend, seinen Weg sich dort durchbahnen muß. Einige Minuten lang gibt es jetzt hier Verwirrung und Verwünschungen der Gestoßenen und Gefährdeten, dann geht das laute, bunte Treiben wieder seinen alten Gang, um nach einiger Zeit vielleicht von einem Trupp beladener Maulthiere, einem Karren oder Aehnlichem von Neuem unterbrochen zu werden.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Beweise häufen sich.

Trotz der vernichtenden Beweise gegen Blanchard wunderte sich der Untersuchungsrichter dennoch über einen Punkt: man hatte bei der Haussuchung in Orleans in der Wohnung des Angeklagten nichts Verdächtiges vorgefunden. Wenn der Mann auch nicht der Hauptschuldige, sondern das Werkzeug eines schlaueren Bösewichts gewesen war, so mußte er doch seinen Antheil oder wenigstens seinen Lohn am Raube erhalten haben?

Aber diese Zweifel, welche bei Herrn von Beaudin aus dem unwillkürlichen, fast unerklärlichen Wunsche entsprangen, Blanchard unschuldig zu finden, wurden bald überwuchert von neuen Beweisen der unleugbaren Schuld des Gefangenen.

Am 12. April wurde Blanchard aus dem Gerichtsgefängnisse nach dem Boulevard Bessières gebracht. Dort wurde er vor Herrn Vitel, den Bewohner der Rue Marcadet, gestellt; dieser betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit und erklärte dann feierlich, daß er ihn wiedererkenne.

„Ja,“ sagte er, „das ist die Gestalt, der Gang, der Bart, die Haare und die Kleidung des Menschen, den ich um Zehn Abends mit der Blanchard gehen und sprechen sah.“

„Sie täuschen sich, o Sie täuschen sich!“ rief der Angeklagte. „Ich schwöre Ihnen, daß Sie sich täuschen. Bedenken Sie, daß es sich um mein Leben handelt, und schauen Sie mich an . . . denken Sie wohl nach!“

Herr Vitel, sichtlich ergriffen durch diese Worte, betrachtete ihn nochmals aufmerksam und sagte:

„Mein Gewissen gebietet mir zu wiederholen, was ich soeben gesagt habe.“

Blanchard stieß einen tiefen Seufzer aus und verfiel in seine frühere Resignation der Verzweiflung.

Nun führte man den Mann in den Garten und zu den Beeten, auf welchen man die Fußstapfen der Verbrecher durch darübergelegte hölzerne Laden sorgfältig vor dem Einflusse des Windes oder eines Regens geschützt hatte. Dort befahl ihm Herr Claude, seinen Fuß in die weiche Erde neben die Fußstapfen einzudrücken. Man verglich dann diese neuen Eindrücke mit den alten, und fand, daß dieselben einander auf's Haar gleich waren: da war genau dieselbe Länge, dieselbe Breite, dieselbe Ferse, dieselbe Form.

Dießmal versuchte es der Gefangene gar nicht mehr, zu protestiren. Es war, als wisse er, daß von nun an Alles gegen ihn sprechen und ihn des Verbrechens überweisen werde.

Auch dießmal wollte Herr von Beaudin, durch eine unbezwingliche Regung veranlaßt, dem Theilnahmlosen selber zu Hülfe kommen, indem er sagte:

„Gebt Acht, Blanchard. Ihr seid am Zweiundzwanzigsten in Batignolles gewesen. Ihr seid mit Eurer Frau auf dem Boulevard auf und ab gegangen. Habt Ihr sie nicht vielleicht hier im Hause selber aufgesucht, und seid dabei zufällig auf die Beete getreten? Das würde Eure Fußstapfen ganz natürlich erklären; sie würden nicht aus der Nacht des Verbrechens herrühren, sondern von früher.“

„Nein,“ sagte Blanchard leise, ohne den Kopf zu erheben. „Ich habe nie dieses Haus betreten mögen — aus Achtung vor dem jungen Mädchen, das hier wohnte. Ein ehemaliger Sträfling gehörte nicht hieher . . .“

Der Sicherheitschef zuckte die Achseln; diese Delikatesse erschien ihm übertrieben, und folglich erheuchelt.

Der Untersuchungsrichter aber sagte sich im Gegentheile, daß sich die Delikatesse nicht erfinden läßt, wenn man sie nie empfunden hat.

Aber es schien bestimmt, daß kein für den Gefangenen günstiger Gedanke auch nur für einen Augenblick Platz greifen dürfe bei einem seiner Richter, ohne durch den brutalsten Gegenbeweis wieder vernichtet zu werden. So kam in diesem Augenblicke ein Kanzleidiener des Justizpalastes in Batignolles an und brachte Herrn von Beaudin eine dringende Depesche.

Dieselbe enthielt die Worte:

„Der Polizeikommissär von Orleans an Herrn von Beaudin, Untersuchungsrichter in Paris. Neuerliche Haussuchung bei Blanchard. Haben dreitausend Franken in Bankbillets unter dem Zimmerboden versteckt gefunden.“

Der Richter reichte die Depesche dem Sicherheitschef.

Dieser sagte:

„Das ist wohl nur ein kleinster Theil der geraubten Summe . . . Indeß, man muß sich damit begnügen, indem man auf das Uebrige wartet.“

„Für Sie gibt es also keinen Zweifel darüber, daß diese dreitausend Franken von dem Raubmorde herrühren?“

„Natürlich nicht. Vielleicht hat auch Blanchard für seinen Theil gar nicht mehr erhalten. Das geschieht ja oft, daß der eine Mörder Alles für sich behält und dem geringeren Helfershelfer eine erbärmliche Abfindungssumme zuwirft. Aber ich bin neugierig, wie der Gefangene diesen Fund erklären wird.“

Der Untersuchungsrichter ging auf Blanchard zu und hielt ihm schweigend die Depesche unter die Augen.

Blanchard las und konnte eine Bewegung der Ueberraschung nicht unterdrücken. Rasch und ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu gönnen, fragte ihn der Richter:

„Ihr besitzt also dreitausend Franken? Woher habt Ihr sie?“

„Ich kann Ihnen nicht sagen, woher ich sie habe, da ich nie in meinem Leben eine so große Summe besessen habe,“ sagte Blanchard matt.

„Wie kommen also die Banknoten in Eure Wohnung?“

„Ich weiß es nicht. Ich habe nichts davon gewußt.“

„O, das ist zu stark! Wie! Alles überweist Euch und Ihr wagt es noch immer, zu leugnen?“

„Ich werde immer leugnen, Herr Richter. Es ist mir unmöglich zu gestehen, daß ich ein Räuber, ein Mörder sei, da ich doch nie in meinem Leben Jemandem das geringste Unrecht angethan habe. Ich sage nur die Wahrheit, und ich sage sie ganz bescheiden; ich vertheidige mich nur, wenn Sie mich befragen, Herr Richter. Ich bin durch mein Unglück so vernichtet, daß ich mich nicht mehr wehren mag — aber anklagen kann ich mich auch nicht.“

„Der Kerl ist der raffinirteste Gauner, der mir je vorgekommen ist,“ flüsterte der Sicherheitschef Herrn von Beaudin in's Ohr. Dieser antwortete nicht. Der Zweifel war wieder über ihn gekommen. Der Richter war überzeugt von der Schuld des Angeklagten, der Mensch war es nicht.

Und so schaute er gedankenvoll auf die Menge, die sich (auf die Nachricht hin, daß man den Mörder des Kapitäns behufs einer Konfrontation in das Haus Guérin gebracht habe) vor der Gartenthüre gesammelt hatte und die den Wagen, in welchem der Gefangene nach seinem Gefängnisse zurücktransportirt wurde, mit Verwünschungen, Drohungen und Schimpfnamen verfolgte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Waise.

Jeanne Guérin war, wie erwähnt, nach dem Begräbnisse ihres Vaters zu ihrer Freundin Zoë Lacassade in die Rue Helder gezogen.

Wie hätte sie es auch in einem Hause aushalten können, wo Alles, Alles sie an den unersetzlichen Verlust erinnerte, den sie erlitten hatte? Ueberall die Spuren seiner Sorge um sie, überall Ueberraschungen, die er seinem Herzenskinde bereitet hatte, überall Erinnerungen an sein braves, stilles Walten.

So hatte sie denn das Haus verlassen, indem sie nur einige Kleidungsstücke, ein großes Porträt ihrer Mutter und einige Photographieen des Todten mit sich nahm. Alles Uebrige war unter Siegel und gehörte jetzt gewissermaßen mehr der Polizei als ihr, sowie das Haus selber.

Und bei Zoë Lacassade fand sie doch die Stille und die Muße, ihren theuren Todten beweinen zu können.

In diese Stille und in diese Muße trat aber eines Tages — der Mangel. Zoë Lacassade war arm. Ihr kleiner Handel hatte seit einiger Zeit nachgelassen; mehrere große kreolische Familien waren nach den Kolonieen zurückgekehrt und sie hatte dadurch ihre besten Kunden verloren, so daß ihre Rumflaschen und eingelegten Früchte und Ananasbüchsen und Pfefferonipakete unbenützt in ihrem großen Schranke standen, ohne Zinsen zu tragen oder ein kreolisches Herz zu erfreuen.

Das kleine Ersparniß von zehntausend Franken, welches Zoë Lacassade dem Kapitän zur Führung seines Prozesses geliehen hatte, war nun auch verloren mit der geraubten Summe.

Was sollte aus den beiden armen Frauen werden? Zoë Lacassade hatte einen Augenblick die Idee, man solle nach den Kolonieen zurückkehren. Dort fand man doch noch Freunde und Hülfe, oder im schlimmsten Falle ein Stück Frucht anstatt des Brodes. Und die Schiffsgesellschaft würde ihnen wohl freie Ueberfahrt gewähren.

Aber Jeanne fand diesen Plan unausführbar für den Moment.

Der Mörder ihres Vaters war noch nicht entdeckt und die Polizei konnte sie benöthigen, um einer Spur zu folgen, um eine Identität herzustellen. Ihren Vater gerächt zu sehen: das galt ihr jetzt als die Hauptaufgabe ihres Lebens.

Alles was sie that, war, an Freunde und an einige Verwandte zu schreiben, welche sie „drüben“ zurückgelassen hatte, und dieselben um Rath und Unterstützung zu bitten. So fern ihr diese Leute auch sonst standen, so hoffte sie doch auf ihre Sympathie und Theilnahme in diesem Falle. Von Einem wenigstens war sie derselben gewiß; und dieser Eine war ihr Cousin Heinrich von Meillant.

Dieser junge Mann hatte ein Jahr in Frankreich zugebracht, und während dieser Zeit das Haus und die Gesellschaft ihres Vaters und — ihre eigene allen Theatern, Bällen und Vergnügungen vorgezogen. Er war stets bei ihnen gewesen: des Winters am Kamin, des Sommers in dem Gärtchen. Er sprach nicht viel, er zog es vor, seine Cousine zu betrachten, die damals schon reizend war. Jeanne war noch zu jung, um an Liebe zu denken, aber schon alt genug, um sich durch diese stumme Bewunderung geschmeichelt zu fühlen. So kam es, daß Papa Guérin nach der Rückkehr Heinrich's in sein Vaterland oftmals geäußert hatte:

„So, so . . . ihr korrespondirt also mit einander, meine Kinder? Nun, das ist ja recht schön . . . der gute Heinrich hat geweint wie ein Kind, als er von uns fort mußte, nicht

wahr, Jeanne? Na, wenn ich einmal nicht mehr bin und Du brauchst einen Beschützer, Jeanne . . . Schon gut, schon gut. 's ist ein braver Junge . . ."

Aber bis von Heinrich von Meillant eine Antwort und Hülfe kam, mußten die beiden Frauen leben. Und weder Zoë Lacassade, noch Jeanne Guérin besaßen einen Heller. Da erinnerte sich Zoë, daß der Notar Doktor Lavril nach dem Begräbnisse zu ihr gesagt hatte:

„Besuchen Sie mich doch, bringen Sie Fräulein Guérin zu mir, und wenn sie jemals in Noth gerathen sollte, wenden Sie sich nur an mich."

Jetzt war die Noth gekommen und die Zeit war da, dieser Einladung Folge zu leisten. Und mehr um ihrer armen Freundin als um ihrer selbst willen raffte sich Jeanne Guérin aus ihrer Einsamkeit auf und begab sich an einem Nachmittage gegen drei Uhr in die Rue Petits Chámps zu Doktor Lavril.

Sie kam von der Treppe aus in jenes Vorgemach, in welchem früher der Expeditor Jagon zu arbeiten pflegte, jener Mann, welcher schuld daran war, daß der Kapitän um eine Stunde zu spät sein Geld erhielt und genöthigt war, dasselbe mit sich nach Hause zu nehmen — für seinen Mörder.

(Fortsetzung folgt.)

Verbannung des Satans.

(Bild S. 132.)

Das tiefsinnige Gedicht des englischen Dichters John Milton, geboren am 9. Dezember 1608 zu London: „Das verlorène Paradies", welches auch für unsere Literatur bedeutend geworden, da es den Grundton für Klopstock's Messiade angab, eignet sich durch die großartige Schilderung der kämpfenden Gewalten des Lichtes und der Finsterniß, die Milton als Engel des Lichtes mit Satan darstellt, vortrefflich zur bildlichen Gestaltung. In neuester Zeit bemächtigte sich der berühmte französische Illustrator Gustav Doré dieses erhabenen Stoffes, und der kühnen, seltsam düster ernsten Phantasie dieses Meisters gelang es, eine Reihe großartiger Bilder zu dieser Dichtung zu schaffen. Dieses illustrirte „Verlorene Paradies" ist jetzt in J. G. Bach's Verlag in Leipzig in deutscher Uebersetzung, als herrliches Prachtwerk ausgestattet, erschienen, und wir glauben es unseren Lesern nicht besser empfehlen zu können, als wenn wir hier ein Bild Doré's aus diesem Werke vorführen. Es stellt die Verbannung Satans aus dem Reiche des Lichtes dar. Satan hat in Gestalt einer Kröte an dem Ohre der schlafenden Eva sich niedergelassen und flüstert ihr die Begierde nach dem Sündhaften, dem verbotenen Apfel, verführerisch zu. Dieß haben die beiden Engel des Lichtes, Gabriel und Uziel, bemerkt, sie senden die Genossen Ithuriel und Zephon dort zu der Laube, wo das erste Menschenpaar unschuldig sanft schlummert. Ithuriel berührt die Kröte mit dem Speer und Satan ist gezwungen, in seiner wirklichen Gestalt zu erscheinen. Höhnend begrüßt er die Vorwürfe machenden Engel, bis Gabriel mit dem himmlischen Schwert erscheint und unter dem Beistand des Weltschöpfers, der mit der goldenen Wage zwischen den Sternen Schuld und Unschuld abwägt, Satan aus den Regionen des Himmels verbannt wird.

„Er floh mit Murren ohne Zaudern fort,
Und mit ihm flohen all' die nächtigen Schatten."

So endet dieser vierte Gesang des großartigen Gedichtes, welches in dieser Ausgabe in guter deutscher Uebertragung in einer seiner würdigen Gestalt dem deutschen Publikum dargeboten wird.

Interessante Bücher.

Wir möchten die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Werkchen lenken, das ihnen ohne Zweifel ebensoviel Vergnügen beim Lesen als Belehrung und Erholung bereiten wird. Wir meinen das Lebensbild von Schiller's Vater, verfaßt von Oskar Brosin (Leipzig, Schlicke). Wir haben es hier nicht mit einer gelehrten Biographie zu thun, die nur ermüdet durch Notizen und unwesentliche Thatsachen, sondern mit der frisch, anziehend und voll herzlicher Theilnahme geschriebenen Lebensgeschichte des Vaters unseres großen nationalen Dichters. Aus diesem Buche lernen wir so recht kennen, wie die tüchtige, rechtliche, durchaus edel denkende und fühlende Natur dieses Württembergers aus dem vorigen Jahrhundert die Laufbahn seines stürmischen Sohnes zu regeln und zu ordnen sich angelegen sein ließ und welch' bedeutenden Einfluß der Vater auf die ganze Denkungsart des später so berühmten Sohnes ausgeübt. Zugleich erhalten wir ein kulturgeschichtlich sehr interessantes, anheimelndes Bild des alten Württembergers, ein Bild des Familienlebens aus dem verflossenen Jahrhundert, das uns eine Fülle anregender Gedanken bringt und unser Gemüth sehr lebhaft und meist angenehm berührt.

Rezepte.

Punschessenz: Bester Arak 144 Theile (3 Flaschen), Zucker 256 Theile, Citronensäure 1 Theil, destillirtes Wasser 104 Theile, Citronenöl 32 Tropfen.

*

Dauerhafter Kitt. Einen dauerhaften Kitt für Aquarien und Wasserbehälter stellt man durch Vermischen mit gleichen Theilen Schwefelblüthe, gestoßenem Salmiak, Eisenfeilspänen und Leinölfirniß dar; dieser Mischung setzt man noch so viel Schwerspath zu, bis es eine feste Masse wird.

*

Waschen der wollenen Stoffe. Um das Einlaufen derselben zu verhüten, ist es ein wesentliches Erforderniß, die Gegenstände nicht in kaltem, sondern in warmem Wasser zu „fleien" (so nennt man das letzte Auswaschen).



Aus allen Gebieten.

Schifffahrt.

Neue Verwendung von Papier. Während einiger Jahre hat man für das Papier die verschiedensten neuen Verwendungen gefunden. Man hat Boote, Eisenbahnwagenräder, Möbel, Bekleidungsstücke, Dachdeckung u. s. w. daraus gemacht. Und nun hört das „W. Frdbl." gar, daß ein Papierüberzug im Stande sein soll, Schiffe gegen die Einwirkung von Seegras, Muschelthieren u. s. w. zu schützen. Die Entdeckung hievon wurde zufälligerweise gemacht. Vor einiger Zeit wurde nämlich zu Portsmouth in England ein Schiff in ein Trockendock gebracht, um untersucht und erforderlicherweise ausgebessert zu werden. Aus einer unbekannten Ursache waren am Schiffsboden mehrere Bogen Packpapier mittelst Marineleim angeklebt und beim Stapellauf desselben nicht weggenommen worden. Als das Schiff nach langer Seereise nun zurückgekommen war und sich im Trockendock befand, sah man es, so weit es im Wasser gegangen war, über und über besetzt mit Muschelthieren u. s. w. und nur die von dem Papiere beschützten Stellen waren frei von dem Ungeziefer geblieben. Es wurden nun Versuche angestellt und dieselben ergaben im Zusammenhalte mit früheren ähnlichen Vorkommnissen ein so günstiges Ergebniß, daß sofort ein Patent genommen werden konnte, um — Schiffsböden mit einem Papierüberzug zu versehen. Da das Papier mit giftigen Chemikalien gesättigt werden kann, wird demselben nicht bloß ein Schutz verliehen gegen das Anhängen von Muschelthieren, Seegras und dergleichen, sondern auch gegen bohrende Insekten.

Landwirthschaft.

Aufbewahrung von Getraide in Toscana. Zum Aufbewahren der Körnerfrüchte dienen im Toscanischen den römischen Erdgruben (bottini) nachgebildete gemauerte Behälter, welche bekanntlich auch «Silos» genannt werden. Diese Behälter sind vier Meter hoch und zwei Meter breit, aus Backsteinen gemauert und mit Cement überzogen, oben sind sie zugewölbt und mit einer Oeffnung, worin eine gut schließende Fallthür sich bewegt, versehen, im Uebrigen völlig verschlossen. Das Getraide wird in der heißen Sommersonne getrocknet und auf dem Boden einige Tage ausgebreitet, worauf man es möglichst dicht in die Behälter einschüttet. Neigung zu Zersetzungen tritt zuweilen dann ein, wenn die Körner nach dem Schnitt beregnet gewesen waren. Einige eingesteckte Stäbe, welche bei eingetretener Gährung sich nach dem Herausziehen warm anfühlen, zeigen an, ob ein Verderben des Getraides zu befürchten ist.

*

Einfluß des Ozongehaltes der Luft. Ob der Ozongehalt (gesteigerter Sauerstoff) der Luft auf das Wachsthum, speziell das Keimen der Pflanzen Einfluß ausübe, ist noch nicht völlig klargelegt. A. Vogel stellte, um der Lösung dieser Frage näher zu kommen, mit mehreren Samen Keimversuche in mit Ozon beladener Luft an, und fand, daß das Ozon durchaus keinen nachtheiligen — er vermuthet sogar das Gegentheil — Einfluß auf das Keimen ausübt. Das Ozon stellte derselbe auf den beiden bekannten chemischen Wegen dar, nämlich durch Schütteln der Luft mit Phosphor in einer Glasflasche und durch Behandeln von zwei Theilen übermangansauren Kalis mit drei Theilen Schwefelsäure. Das Ozon bewährt sich übrigens als Konservirungsmittel für Fleisch und Milch. Ein Stück frisches Ochsenfleisch von 100 Gramm wurde in zwei Hälften getheilt, von welchen die eine in eine nur mit Luft gefüllte Glasflasche, die andere in eine solche mit stark ozonisirter Luft gebracht wurde. In einer Temperatur von 15 Grad Celsius war das in der ersten Flasche befindliche Fleisch nach fünf Tagen völlig in Fäulniß übergegangen, während das in der ozonisirten Luft befindliche noch vollständig unverändert war. Ebenso fielen Versuche mit Milch aus, wobei statt der atmosphärischen Luft Sauerstoffgas angewendet wurde. Im ozonisirten Sauerstoff hält sich die Milch acht Tage lang unverändert.

*

Fichtennadeln als Futter. Die Fichtenäste werden Ende Mai oder Anfang Juni abgehauen, auf der Scheunentenne ausgebreitet und durch Oeffnen der Scheunenthore so lange der Einwirkung der Sonnenwärme und des Luftzugs ausgesetzt, bis sämmtliche Nadeln abgefallen sind. Dieselben werden dann im Backofen noch weiter gedörrt und zu Pulver gemahlen oder gestampft. Von diesem Nadelmehl mengt man zwölf Kilo mit $1/2$ Kilo Viehsalz und verabreicht diese Mischung im Winter dem Rindvieh entweder mit Häckel oder in der Tränke mit etwas Mehl vermengt statt Treber, Rüben 2c. Dieses Futter wird von dem Rindvieh sehr begierig aufgenommen, ist demselben auch gesund.

*

Mittel, den Hühnern das Brüten abzugewöhnen. Wenn eine Henne brüten will, man jedoch nicht beabsichtigt, sie zu setzen, dann wird ihr ein faustgroßer Strohbüschel auf dem Rücken befestigt. Sobald das Thier den Strohmann auf sich fühlt, verläßt es das Nest und sucht sich von dieser, wenn auch leichten, doch unfreiwilligen Last zu befreien. Dieß gelingt ihm jedoch nicht; zwei bis drei Tage gibt es sich alle Mühe, die lästige Bürde zu entfernen, dann ergibt es sich in sein Schicksal. Die Henne hat nun durch das Ablenken vom Brüten dasselbe gänzlich vergessen; man kann dann getröst den Strohbüschel entfernen, sie fängt nach einiger Zeit wieder zu legen an.

Hauswirthschaft.

Leinen und Baumwolle ohne jedes Hülfsmittel zu unterscheiden. Wenn man einen Faden aus Leinen oder Baumwolle, indem man die beiden je in eine Hand nimmt, langsam und vorsichtig aufdreht, ihn alsdann durch einen gelinden Zug auseinanderreißt und nun die beiden durch den Riß entstandenen Enden betrachtet, so findet man, daß sich der leinene Faden vom baumwollenen in folgender Weise unterscheidet: Der baumwollene Faden geht zunächst sehr leicht, d. h. ungleich leichter als der leinene auseinander und zeigt an seinen langgestreckten Enden ein gekräuseltes, zweigartig gewundenes Aussehen; der leinene Faden dagegen reißt in der Regel kurz ab und die Enden bilden ein aus geraden, sich nicht windenden Fädchen bestehendes Büschel. Wer einmal die Probe an reinem Leinen und Baumwolle gesehen, wird sich nicht mehr täuschen können, und es wird ihm ein Leichtes sein, die Gewebe nach dieser sehr einfachen Methode auf Beimischung des einen oder andern Bestandtheils zu untersuchen.

Erfindungen.

Steinsohlen. Zur Anbringung von „Steinsohlen" an Stücken der Fußbekleidung hat C. L. Wurm in München ein Reichspatent erhalten. Auf die gut gereinigten Ledersohlen und Absätze wird hienach ein Leimmörtel aufgegossen, welcher im Wasser unlöslich ist, an Biegsamkeit dem Leder gleicht und aus Leim und reinem, ausgewaschenem Quarzsand besteht. Um die zu übergießenden Theile wird ein Streifen Bleiblech so gelegt, daß derselbe der Dicke des Aufgusses entsprechend über die Sohle und den Absatz vorsteht; in diesen vorstehenden Rand wird der Leimmörtel warm gegossen und gleichmäßig verstrichen. Ist der Leimmörtel erkaltet, so wird der Bleistreifen abgenommen und der Aufguß austrocknen gelassen.

Rösselsprung.

dort	lien	wel-	fen	sind	den	käh-	fern
hen	wer-	wie	und	fen-	ste-	ste	an
li-	che	an-	men	el-	ne	u-	ge-
den	se-	die	el-	hen	schwom-	tend	bald
le-	ser-	kom-	zu-	war-	auf	fort-	niß-
die	und	men	je-	im	heim-	len	wie
wal-	gen	in	men	stil-	gen	voll	kel
sich	blu-	ne	und	sind	dun-	ge-	we-

Kleine Korrespondenz.



Hrn. H. Kirsch in S. Der Botaniker Plumier, Leibarzt Ludwig XV., fand die Fuchsia so in Südamerika, Peru ꝛc. Diese Notiz finden Sie in Dalechamp, Histoire des Plantes — Cortis, Botanic Magazine, London 1786—1844.

W. B. in Bn. Ist bis jetzt noch unentdeckt.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Aufgaben ꝛc. sind uns zugegangen von: Frln. Bertha Bruder, Berlin; Pauline Imme, Spremberg; Mathilde Günthert, Leipzig; Frau Emmy Dünlein, Ulm; Marie Maurice, Potsdam; Antonie Henrichs, Heilbronn; Anna Rusch, Frauenfeld; Hrn. B. Schroebler, Berlin; Th. Conrad, Weißenfels; O. Laub, Berlin; C. v. Honstein, Breslau (zu viel Vorrath); Scherer, Neustadt a. H.; P. R., Zürich.

Hrn. Fr. Maier in Posen. Heppe, Droguenkunde, Leipzig, J. J. Weber, Nr. 81 von Weber's illustrirtem Katalog. Auch „Illustrirtes Lexikon der Verfälschungen" von Dr. Hermann Klenke, Leipzig, Weber, ein vortreffliches Werk, wird Ihnen gute Dienste leisten.

Hrn. A. Lodwig in M. Nr. 1) L. Bonnel, Lateinische Grammatik. Zumpt, Lateinische Grammatik. Für Französisch und Englisch die in diesen beiden Sprachen erschienenen Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt (Berlin, Langenscheidt) sehr zu empfehlen. Nr. 2) Vilmar, Nationalliteratur; Gottschall, Nationalliteratur, und Becker's deutsche Grammatik, Prag, Tempsky. Nr. 3) Ja, als Hospitant, aber ein Zeugniß über den bisherigen Bildungsgrad durch Hauslehrer ꝛc. nöthig, ferner polizeiliches Sittenzeugniß.

Hrn. K. Kr. in Münsterberg. Das werden Sie am besten von der Redaktion der „Chemikerzeitung", Koburg, oder der „Industrieblätter", Berlin, erfahren.

Abonnent K. in L. Nein — nur einen Gerichtsnotar dieses Namens.

Hrn. Wilhelm L... Nr. 1) Durch die Kunsthandlung von Autenrieth, Stuttgart, Königsstraße. Nr. 2) Durch die Verlagsbuchhandlung von Neff in Stuttgart.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 11. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Johannes hatte das Versprechen, welches er Marguerite gegeben, nicht vergessen; — er ließ bei einem Goldschmied aus dem ersten Goldstück seiner Einnahme — es war dieß zufällig ein holländisches Goldstück mit einem Wilden darauf — einen Stern schlagen und diesen von Diamanten einfassen — er brachte jetzt Marguerite dieß Kleinod.

„Ich habe,“ sprach er zu der Dame, „noch meine Schuld abzutragen. Hier, Fräulein, ist das erste Goldstück, das ich von der Großen Oper eingenommen.“

„Es ist hübsch; ein Wilder in einem Stern von Diamanten?“ sagte sie fragend.

„Ja, Fräulein, der Wilde war ich und Sie haben ihn zu dem Stern geführt.“

„Das ist sinnreich,“ ließ sich Marguerite geschmeichelt vernehmen, „jedoch war es sehr leicht, einen solchen Wilden, wie Sie, zu jener Höhe zu bringen. Wenn die Nachwelt mein Verdienst richten soll, wird sie einer Goldwage bedürfen,“ fügte sie lachend hinzu.

„Nicht ganz unpassend für die Tochter des Herrn Robillard,“ fiel Johannes scherzend ein.

„Uebrigens,“ nahm Marguerite das Wort, „die erste Arie war nicht an mich gerichtet — Sie sangen sie an eine Bertha,“ sagte sie schmollend.

„Natürlich, mein Fräulein, das war die vom Dichter und Komponisten mir bestimmte Braut.“

„Und dachten Sie dabei an keine Andere?“ fragte Marguerite, die feurigen Augen voll zu ihm aufschlagend.

„Ich hatte nur die Bertha der Oper vor Augen,“ antwortete Johannes.

„Also an mich nicht gedacht — und doch war es ausgemacht, daß diese erste Arie mir gehören sollte,“ sprach vorwurfsvoll schmeichelnd Marguerite.

„Ich war den Abend so ganz Künstler, daß ich nur als Johann von Leyden lebte und die Außenwelt nicht für mich existirte,“ gab Johannes zurück.

„Das ist sehr künstlerisch, aber recht ungalant,“ warf Marguerite ein. „Uebrigens, haben Sie es auch gehört, daß eine Dame, als Sie zuerst aus der Coulisse traten, einen Schreckensruf ausstieß?“ plauderte sie scheinbar harmlos weiter.

Johannes zeigte sich unruhig.

„Ich saß zufällig neben dieser Dame,“ fuhr Marguerite fort, „vielleicht kennen Sie diese — sie war schön, hatte röthliche Haare und sah deutsch aus.“

„Ich kenne allerdings eine ähnliche Dame,“ erwiederte Johannes, überrascht aufblickend, „es ist eine Landsmännin von mir, die ich überaus schätze und achte,“ fügte er herzlich hinzu.

„Vielleicht liebe,“ neckte Marguerite, während ihr Herz zu zerspringen drohte.

„Vielleicht,“ gab Johannes nachdenklich zurück.

„Sie wissen es also nicht genau?“ sprach Marguerite und ihre Augen glühten.

„Wer kennt sein Herz?“ sprach Johannes.

„Ich kenne das meine,“ sagte Marguerite herausfordernd, „es ist muthig und kann um seine Liebe wie ein Löwe kämpfen.“

„Hat es das nöthig?“ fragte Johannes lächelnd.

„Noch nicht, aber es kann in diese Lage kommen.“

„Glücklich, wer liebt,“ sprach Johannes wehmüthig.

„Sie sind sehr melancholisch, Herr Mielewsky, heute, sehr gedankenvoll, ernster als gewöhnlich,“ versetzte jetzt Marguerite; „vielleicht sind Sie verliebt?“ fragte sie, Johannes mit feurigen Augen ansehend.

„Dann wäre ich wohl nicht in dieser Stimmung, mein Fräulein!“

Marguerite biß sich auf die Lippen.

Herr Robillard trat in das Zimmer und die Unterhaltung wurde allgemeiner.

„Haben Sie auch schon von der merkwürdigen Erbschaftssache gehört, die seit Jahren bei den hiesigen Gerichten schwebt und jetzt einen recht originellen Schluß zu finden scheint?“ fragte Herr Robillard Johannes.

„Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich in einem Vierteljahr vielleicht keine Zeitung gelesen habe,“ erwiederte Johannes.

„Nun, um so mehr wird Sie diese Sache dann als Neuigkeit interessiren. Hören Sie: Zu einer Erbschaft von drei Millionen wird ein Erbe gesucht — ein La Franca — bisher fand sich nur eine Kreolin als sehr fragliche Prätendentin. Jetzt hat man einen andern Erben aufgefunden, einen Holmson-La Franca, den ein französischer Schiffskapitän in Hâvre gelandet haben will, und eben dieser La Franca wird von der preußischen Behörde als schwer verdächtiger Mörder und Dieb verfolgt — er ist verschollen. Für diesen bringt nun ein



Das Wrack am Lande. (S. 143.)

Königsberger Advokat die Mutter jenes hoffnungsvollen Sohnes als Frau Holmson=La Franca. Diese, eine alte Bauernfrau, wird wohl die schöne Erbschaft einstreichen."

Johannes' dunkle Augen wurden starr. „Als Mörder verfolgt man diesen Holmson?" fragte er mit seltsam rauher Stimme.

Herr Robillard sah Johannes bei diesem Ton etwas verwundert an. „Ja," antwortete der Juwelier, „mehr weiß ich auch nicht. — Wissen Sie etwas von dem Mann?"

Johannes hatte sich schon gefaßt. „Nein," erwiederte er, ruhig den fragenden Blick des Juweliers aushaltend. „Ich höre über diese Sache von Ihnen zum ersten Male etwas."

Der Gast blieb jedoch von diesem Moment an auffallend ernst, auch der Juwelier und Marguerite bemerkten das — es war ein trüber, drückender Ton in die Unterhaltung gekommen, sie stockte öfters — der Gast sah manchmal wie in schweren Gedanken zur Erde. Sein Geist schien durchaus nicht bei der Kritik der Tagesereignisse zu sein, die den Stoff zu der Plauderei bildeten. Johannes empfahl sich so bald als schicklich und verließ das Haus.

Er ging langsam, in schwerem, tiefem Nachdenken nach Hause. — — —

„Was hat nur der Mann plötzlich gehabt?" fragte Herr Robillard, den Kopf schüttelnd.

„Wer weiß das? — er ist ein eigenthümlicher Mensch," sagte Marguerite gedankenvoll.

„Es ist eben doch ein Künstler und die haben alle Schrullen," versetzte Herr Robillard.

„Nein, Schrullen hat dieser Mann nicht," sprach Marguerite entschieden, „es ist etwas Ernstes, das ihn mit einem Male so verstimmte. Er war wie umgewandelt von dem Augenblick an, als Du die Geschichte von der Erbschaft erzähltest. Ich möchte wohl wissen, woran er plötzlich gedacht hat . . ."

*

Herr Lagrange saß in seinem Zimmer und sichtete die Angelegenheit Ottensen=Mielewsky. Er arbeitete Tag und Nacht, um Klarheit in dieser Sache zu haben, um die Frage beantworten zu können, die unsäglich schwer auf ihm lastete, ob Marie schuldig oder unschuldig sei.

Festgestellt hatte er bis jetzt, daß jener Mann, der in Hâvre gelandet, und jenes Mädchen, das damals mit ihm gekommen, jener Mielewsky und diese Marie seien. Der Kapitän des Schiffes, der sie gebracht, befand sich auf dem Wege nach Shanghai, und bis er zurückkehrte, konnte ein Jahr und mehr vergehen, bis dahin war keine nähere Auskunft von ihm zu erlangen. Der Kapitän hatte bei Anlaß des zweiten Aufrufs dem Gerichtshof geschrieben, daß dieser Mann, welchen er in Hâvre gelandet, sich als von einem La Franca abstammend ausgegeben. — War dieser der La Franca, so hatte man in diesem Ottensen=Mielewsky den wegen Diebstahl und Mordverdacht verfolgten Taucher der Bernsteingesellschaft in Brüsterort, denn dieser Taucher stammte nach den Dokumenten, welche seine Mutter eingeschickt, von einem La Franca ab und hieß Johannes Holmson=La Franca. „Bestätigt sich die Sache," sprach Lagrange für sich, „so ist Marie schwer in diesen Fall verwickelt."

Der Beamte wischte sich die Stirne, wo große Tropfen darauf standen, und studirte seine Akten weiter. „Grund, Herrn Mielewsky zu verhaften," sprach er vor sich, „hat die Behörde nicht. — Er hat seinen Namen geändert — das thun viele Schauspieler und Sänger — die Entdeckungspolizei beobachtet ihn, er meidet sie, er hat keine Papiere abgegeben, er empfängt von Niemanden Briefe, er schreibt an Niemand — das können Schrullen, Zufälligkeiten sein — die Behörde hat Recht, ihn zu beobachten — jedoch besitzt sie erst nach diesem fast halbjährlichen Aufenthalt die Befugniß, von ihm rechtskräftigere Legitimationspapiere als jene Ankunftsquittung der Hafenpolizei zu Hâvre, die bei der Präfektur liegt, zu verlangen, und das werde ich jetzt veranlassen. — Bis jedoch nicht nachgewiesen, daß dieser Ottensen=Mielewsky und Holmson=La Franca der Taucher ein und dieselbe Person sind, liegt durchaus kein Grund vor, den Mann festzunehmen. Allerdings haben Mariens Verhältnisse zu ihm, ihre Verheimlichung des Namens, die Lüge, daß der Ottensen nach Indien gegangen, schweren Verdacht auf sie Beide gehäuft, aber das ist bis jetzt noch meine Privatsache. — Ich bin noch nicht verpflichtet, amtlich derselben Folge zu geben." Freilich sann Herr Lagrange weiter: „Wenn dieser Metzler da wäre, der den Holmson=La Franca genau kennt, wären alle Räthsel gelöst. — So lange wir den Mann nicht hier haben — und alle Forschungen in Rußland sind ja vergeblich gewesen — fehlt ein Hauptglied in dieser Kette — übrigens glaube ich in meinem Leben nie, daß dieser große Künstler Mielewsky vor einem halben Jahr noch ein Bernsteintaucher gewesen, der nach Tagelöhner Art sich in einem der obskursten, entlegensten Orte der Welt sein Leben fristete. Ich bin begierig," schloß Herr Lagrange sein „Studium dieses Falles", „was der Aufruf nach Metzler, den jetzt der Gerichtshof für die Erbansprüche auch in hiesigen Zeitungen erlassen will, für Folgen haben wird. — Es ist ein höchst merkwürdiger Fall — die Entdeckungspolizei sucht den muthmaßlichen Mörder und Dieb Holmson=La Franca und der Civilgerichtshof dieselbe Person, damit sie drei Millionen in Empfang nehmen könne, und beide Behörden tauschen ihre Erfahrungen aus und arbeiten sich in die Hand zu einem gemeinsamen und doch jedes zu einem himmelweit von dem andern verschiedenen Ziele.

*

Herr Metzler saß vor dem Hause seines Hotels in Dieppe und spielte heute nicht Schach mit sich; er war mit dem viel ernsteren Schachspiel seines Lebens jetzt beschäftigt, er legte sich die schwere Partie in seinem Kopfe zurecht, schmiedete Pläne, probirte, kombinirte, ersann und verwarf und kalkulirte von Neuem, wie er zwei Dinge erreichen konnte: erstens Bertha als sein Weib erringen und dann Geld zugleich dabei gewinnen, um behaglich leben zu können.

Seitdem er das Mädchen vom Samlande wieder gesehen, war die alte glühende Leidenschaft in ihm wieder wach geworden, und zwar in einer Stärke, in einer Macht, daß sie ihn fast um jede Besonnenheit brachte.

Er mußte dieß Mädchen für sich gewinnen, gelobte er sich, und sollte er die ganze Welt in Brand deßhalb legen. Er war nicht mehr jung, er hatte bitter genug erfahren, daß, seitdem er die feste Stellung in Brüsterort verloren, hier sein Beruf ein unsicherer Lebenserwerb geworden war.

„Wie lange wird dieß Tauchen für dich noch dauern," sprach er zu sich. „Dann bin ich ohne Existenz, und für mein Leben mit Bertha brauche ich doppelt Geld . . . wo Bertha ist," überlegte Herr Metzler, „ist auch Holmson, — daß er hier ist, dafür spricht das Bernsteinstück. Er muß einen Haufen Gold von dem alten Halunken, dem Robillard, bekommen haben," rief der erregte Mann fast laut aus, „und von diesem Raub soll mir der Herr Taucher so viel abgeben, daß ich mit Bertha nach Italien, Spanien, ja wohin — wo es schön ist — gehen kann. Er wird schon etwas herausrücken, wenn er mich plötzlich hier erblickt, — was will er machen, ich habe ihn ja völlig in meiner Gewalt — aber wo steckt der Kerl?" setzte Herr Metzler sein Selbstgespräch fort, „das weiß nur Bertha, und von dieser muß ich es erfahren."

Das waren die Zielpunkte der großen Partie, die Herr Metzler im Geiste auf der Terrasse des Hotels mit sich spielte.

Wir ersehen hieraus, daß Herr Metzler Johannes auf der Bühne nicht erkannt hatte, und das war erklärlich. Der Aufseher war gewöhnt, in diesem Mann nur einen weit unter ihm stehenden Arbeiter zu sehen, den er allerdings für sehr schlau hielt, den er aber als überspannt verachtete, er hatte ihn auch als Aufseher beobachtet und belauert, jedoch in ihm nie etwas Anderes erblickt, als einen Bauernburschen, einen Taucher. Wie sollte jetzt dieser Mensch da vor ihm stehen als ein so großer Künstler, dessen Macht und Gewalt selbst der völlig unmusikalische Herr Metzler sich nicht entziehen konnte!

Zwar erinnerte ihn dieser Sänger an Jemand, jedoch wollte es ihm nicht gelingen, herauszubekommen an wen.

Mit Frau Pompeja stand er seit dem verhängnißvollen Theaterabend auf einem ganz eigenthümlichen Fuß.

Von dem Augenblick an, wo seine Leidenschaft für Bertha wieder erwachte, war ihm diese Dame nicht nur gleichgültig geworden, er begann sie jetzt, da er fühlte, wie fest sie an ihm hing, aus voller Seele zu hassen, und er sann auf Mittel und Wege, sie los zu werden.

Die Kreolin merkte das wohl, sie zeigte sich ihm aber wunderbar sanft und gefügig, sie wich klug jedem Streit aus und ließ ihm scheinbar mehr Freiheit. All' dieß aus dem Grunde, weil sie einen Bruch mit ihm über Alles fürchtete, nachdem der Advokat ihr gesagt, von welcher Wichtigkeit dieser Mann für ihre Erbsache wäre. Ihre Eifersucht auf seine Entdeckung im Theater trat jetzt zurück vor der Angst, Herr Metzler könnte den Erben aufsuchen und sie dann auch noch den Pflichttheil verlieren; sie ließ Herrn Metzler öfters allein spazieren gehen, sie entschuldigte sich viel mit Unwohlsein, wenn er sie pflichtschuldigst aufforderte, im Pavillon du Phare mit ihm zu frühstücken. Es kostete sie letzteres, weiß Gott, Seelenstärke genug, aber sie bezwang sich, um ihn sicher zu machen, um ihn um so besser beobachten zu können. Herr Metzler that jetzt keinen Schritt, ohne daß ihm die Kreolin in ganz unauffälliger Kleidung nicht von Weitem folgte — bald jedoch flammte auch ihre Eifersucht durch einen Umstand, der ein Rechenfehler in Herrn Metzler's Kalkulation war, in voller Stärke wieder auf, und jetzt umkreisten diese beiden Leidenschaften der dunklen Dame Herrn Metzler gewissermaßen wie ein Sperber die ahnungslose Taube.

Es war nämlich ein von Herrn Metzler's Hand geschriebener Brief in den Gasthof als unbestellbar zurückgekommen, ein kleiner Brief, der die Adresse „Bertha Maseck, Paris, Rue Joubert Nr. 18" trug.

Der Brief war mit dem Stempel des Hotels versehen, er fand deßhalb den Weg dorthin zurück und dann sah Pompeja diesen Brief im Drahtkasten des Hotels liegen. Die Eifersucht schärfte Madame Pompeja's ungeübte Denkkraft. Das war also die Adresse jener Dame, welche ihr Verehrer im Theater entdeckt, und mit dieser stand er in Korrespondenz, sagte sie sich. „Nun, jetzt weiß ich wenigstens, wie sie heißt und wo sie wohnt oder gewohnt hat. Ich werde da auch ein Wörtchen mitsprechen." Madame Pompeja nahm sich vor, auch nach dieser Richtung hin ihre Augen offen zu halten.

Herr Metzler nahm, als er nach Hause kam, diesen zurückgegebenen Brief recht verdrießlich aus dem vergitterten Kasten und ging mit ihm schnell auf sein Zimmer.

„Ich bat sie um eine kurze Unterredung," murmelte er, den Brief in kleine Stücke zerreißend, „entweder wollte sie den Brief nicht empfangen oder hat sie ihren Namen geändert. Nun, jetzt muß ich sie in ihrem Heim aufsuchen, ich hätte das Aufsehen gern vermieden," sprach nachdenklich Herr Metzler, „aber die Zeit ist kostbar, wer weiß, was geschieht — es bleibt mir nichts Anderes übrig —" und zu diesem Punkt in seinen Erwägungen gekommen, rüstete er sich, für den Nachmittag nach Paris zu fahren.

Als er auf dem Bahnhof stand, stand auch Madame Pompeja etwa dreihundert Schritte hinter ihm still, und als er in den Waggon stieg, stieg auch Dame Pompeja in einen der am Ende des Zuges befindlichen Wagen.

So kamen Beide in Paris an und wandelten Beide in die Rue Joubert.

Madame Pompeja sah Herrn Metzler in dem Haus der Madame Colbran verschwinden.

Der Hauswart trat ihm entgegen.

„Sagen Sie, mein Herr," fragte Metzler, demselben ein Goldstück in die Hand spielend, „Madame Colbran hält Arbeiterinnen?"

Der Hauswart bejahte dieß ein wenig verwundert.

„Befindet sich nicht eine Dame unter diesen, die Deutsch spricht, mit röthlichem Haar?" forschte Metzler weiter.

„Ah, Fräulein Pitter meinen Sie?"

„Ja, Fräulein Pitter, es ist eine Landsmännin von mir, die ich gern einmal sprechen möchte, würden Sie mich melden?"

„Bei Madame Colbran?"

„Nein, bei Mademoiselle Pitter."

„Das geht hier im Hause nicht, mein Herr," erwiederte der Hauswart mit Würde. „Eine der Arbeiterinnen der Madame Colbran kann nur von einem Herrn gesprochen werden, wenn Madame Colbran es erlaubt."

Herr Metzler machte ein finsteres Gesicht.

„So melden Sie der Dame des Hauses, ein Herr Müller wäre da, der Fräulein Pitter auf einige Augenblicke zu sprechen wünscht."

Nach einigen Minuten kam der Hauswart zurück und führte Herrn Metzler in das Konferenzzimmer, einige Augenblicke später trat Bertha ein. Sie stand beim plötzlichen Anblick dieses Mannes da, als erblickte sie ein Gespenst, sprachlos, wie gelähmt vor Schreck.

Metzler ging auf sie zu und nahm ihre Hand, die sie willenlos ihm überließ.

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, Fräulein Bertha," sprach er leise, „ich komme als Freund. Ich will weder Sie, noch Holmson verrathen, im Gegentheil, ich will mich mit ihm auseinandersetzen und dann hängt es von Ihnen ab, ob er völlig sicher sein soll."

„Was kann ich dazu thun?" fragte Bertha tonlos und mit erloschenen Blicken.

„Sie wissen, daß ich Sie liebe," sprach Metzler

leise und leidenschaftlich, „Holmson macht sich doch nichts aus Ihnen, folgen Sie mir, werden Sie mein Weib und ich will keinem Menschen verrathen, daß der wegen Mord und Diebstahl verfolgte Taucher in Paris ist." Die letzten drei Worte sprach Metzler, indem er gespannt auf Bertha schaute. Bertha bestritt sie nicht, und Metzler's Augen leuchteten befriedigt.

„Ihr Weib?" kam es bebend über ihre Lippen. „Ihr Weib — nie — Sie sind ein Schuft — Sie sind der Mörder — fort von hier, aus meinen Augen!"

Metzler wandte sich zum Ausgang. Bertha eilte ihm nach und ergriff seine Hand.

„Als Mörder, sagen Sie, wird er verfolgt?" sprach sie fieberhaft heftig.

„Ja, als Mörder des Johannes Töpper, es hängt von mir ab, ihn anzugeben, und das Schaffot ist ihm so gewiß, als ich hier vor Ihnen stehe. Ich meine es ja gut mit Ihnen," fuhr Herr Metzler fort, „er heirathet Sie ja doch nicht — das Bernsteinstück hat ihm ein großes Vermögen eingebracht, das weiß ich — er wird mir genügend Geld geben, um — sei es denn nach Amerika zu gehen, und ich bin bereit, seiner — und Ihretwegen Europa zu verlassen — wenn Sie mit mir gehen wollten."

Bertha machte eine Bewegung des Abscheues.

„Weisen Sie mich zurück," sprach Metzler scharf und bestimmt, „so geht mein nächster Weg zur Behörde."

Bertha richtete sich auf, ihre Augen hatten einen seltsamen, wilden Ausdruck, der auch Metzler stutzig machte.

„Gut, ich will," stieß sie hastig hervor, „ich verabscheue Sie, ich hasse Sie, Sie sind mir zum Ekel, schreckt Sie das nicht ab?"

Metzler lächelte.

„Gut," fuhr Bertha fort, „Sie können nicht von mir erwarten, daß ich Sie liebe, denn Sie zwingen mich — Sie wissen wodurch — ich verabscheue Sie deßhalb um so mehr, Sie sind mir der erbärmlichste der Menschen, den ich mir vorstellen kann — eine Pest der Menschheit."

Herr Metzler lächelte wieder.

„Aber ich will mit Ihnen gehen, wenn Sie jene Bedingungen einhalten werden, die mir — Sie wissen wen — vollständig sicher gegen jede Verfolgung stellen, ihn von allem Verdacht, der auf ihm ruht, reinigen, und dann soll dieß bald geschehen," fuhr Bertha hastig fort, „bestimmen Sie den Tag."

„Ich kann keinen Tag eher bestimmen, als bis ich mit Holmson gesprochen habe."

„Also werde ich so lange warten."

„Unterrichten Sie Holmson, daß ich ihn wo treffen kann," sprach Metzler lauernd.

„Ich thue das nicht, denn weiß Holmson, was ich vorhabe — was Sie von mir verlangen — schlägt er Sie nieder wie einen tollen Hund. Sprechen Sie nicht von mir bei Holmson, sagen Sie ihm beileibe nichts von unserem Vorhaben, sonst können Sie jede Hoffnung aufgeben."

Metzler fürchtete die Macht über sein Opfer zu verlieren, wenn er durch Erkundigung nach dem Aufenthalt des Gesuchten dem Mädchen zeigte, daß er nicht wisse, wo Johannes sei. Er glaubte für heute genug erreicht zu haben und verließ mit der Versicherung, in allernächster Zeit seinen Besuch zu wiederholen, das Mädchen.

„Sie ist eine wilde Katze," murmelte er beim Herabsteigen der Treppen, „sie thut wie wahnsinnig, aber das gibt sich Alles, wenn sie erst meine Frau ist. Die ungeberdigsten Mädchen, die erst rasten, als sie erfuhren, Der oder Jener sollte ihr Mann werden, sind in ganz kurzer Zeit sanft und fügsam wie Lämmer geworden — wir kennen das — und schön ist dieß Mädchen, schön zum Verrücktwerden. Wenn ich nur erst wüßte, wo der Bursche steckt? Nun, das werden wir wohl auch herausbekommen." Unter diesen Gedanken, die er lebhaft in seinem Hirn hin und her warf, wanderte Herr Metzler zum Nordbahnhof, sie kürzten ihm den Weg so, daß er ganz verwundert aufschaute, als er vor dem großen Portal zur Einfahrt stand.

Als Bertha durch das Atelier kam, sah sie so bleich aus und ihr Auge war so starr, daß Madame Colbran geradezu einen entsetzten Blick auf das Mädchen warf, sie sprach aber, wie sie das in der letzten Zeit gethan, nie mehr mit Bertha über ihre Verhältnisse und ihre Bekannten, nahm sich jedoch vor, ihren Bruder von diesem Besuch, der so sichtbar, so entsetzlich Marie erschreckte, zu unterrichten.

Während dieß sich nun im Hause zutrug, hatte Dame Pompeja, der jede Minute eine Ewigkeit dünkte, die bittersten Folterqualen der Eifersucht und Ungeduld, hinter einem Brunnen am Eingang der Straße verborgen, erduldet; hätte die Unterredung fünf Minuten länger gedauert, sie würde es nicht mehr ausgehalten haben, es hätte eine Katastrophe gegeben. Jetzt endlich trat jedoch Herr Metzler aus dem Hausflur und kaum daß er aus dem Gesichtskreis der Wartenden verschwunden, so eilte Dame Pompeja mit gewichtigen Schritten dem Hause Nr. 18 zu und läutete beim Hauswart an.

„Sie wünschen, Madame?" fragte dieser, die aufgeregte Dame prüfend betrachtend.

„Madame Colbran zu sprechen?" stieß die Kreolin athemlos hervor.

„In Geschäften, Madame?" fragte zögernd der Hauswart.

„In dringenden Geschäften."

„Wen habe ich die Ehre zu melden?"

„Madame de la Franca de Louisiana."

Der Hauswart verbeugte sich vor der Kreolin und geleitete Madame Pompeja die Treppe zum Atelier hinauf.

Madame Colbran empfing die Kreolin, welche in ihrer etwas verblichenen, auffallenden Toilette, mit nicht übermäßig gut frisirten Haaren, glühenden Augen und schwer athmend vor ihr stand und keinen besonders vertrauenerweckenden Eindruck auf die so höchst solide Dame machte, mit einer kühlen, frostigen Verbeugung.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte sie geschäftsmäßig.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Madame," entgegnete die Kreolin, indem ihr Blick suchend durch den Arbeitssaal schweifte und auf Bertha funkelnd hängen blieb.

„Sind es Geschäftssachen?" erkundigte sich Madame Colbran, welche diesem Blick gefolgt.

„Nein, es ist eine Privatangelegenheit, eine Angelegenheit, die mich schwer betrübt, Madame."

„So bitte ich, daß wir uns wohl in mein Konferenzzimmer begeben."

Mit einem wüthenden Blick auf Bertha schoß die Kreolin an dieser vorbei und Madame Colbran in das Privatzimmer voraus.

„Madame," nahm Pompeja, noch bevor sie Platz genommen, jetzt das Wort, „vorhin war ein Mann hier, ein großer, grau angezogener Mann — etwas gebeugt."

„Ja, der war hier."

„Gut," sprach Pompeja entschlossen, „dieser Mann ist mir untreu und die Dame, welche ihn verlockt, ist auch hier."

„Sie meinen Fräulein Pitter?" fragte Madame Colbran gespannt.

„Nein, so heißt sie nicht, Maseck oder so ähnlich. Nun, ich habe sie vorhin gesehen, rothe Haare, fades Gesicht. — Ich werde diesen Mann heirathen," fuhr Pompeja fort.

„Ich habe nichts dagegen," sprach lächelnd Madame Colbran.

„Ich glaube das, ich klage auch Sie nicht an, ich möchte nur, daß Sie mit der rothköpfigen Dame sprächen und sie warnten."

„Wäre es nicht besser, wenn Sie dieß Geschäft selbst übernähmen?" wandte Madame Colbran ein, „ich will Ihnen die Dame hereinrufen."

„Nein, ich bin zu heftig, ich will auch nicht, daß Herr Metzler erfährt, daß ich hier war."

„Herr Metzler, sagen Sie?" fragte Madame Colbran, „der Herr nannte sich Müller."

„Das sieht ihm ähnlich," lachte Pompeja. „Der, Müller! nein, er heißt Karl Metzler und fährt alle paar Tage von Dieppe nach Paris, wahrscheinlich um mit seinem Schäfchen zu sprechen."

„Ich habe diesen Mann heute zum ersten Mal gesehen und kann Ihnen versichern, daß Fräulein Pitter durchaus nicht erfreut über diesen Besuch schien."

„Das ist gleich, ich weiß, er ist vernarrt in sie, und ich habe Ansprüche an diesen Mann, gegründete Ansprüche, Madame Colbran," fuhr Madame Pompeja auf.

„Das bezweifle ich ja gar nicht," erwiederte Madame Colbran, „aber was kann ich in dieser Sache thun? Fräulein Pitter ist Herrin ihres Handelns, wenn in meinem Hause nichts Unrechtes geschieht, kann ich ihr nicht verbieten, zu empfangen, wen sie will."

„Nichts Unrechtes," rief Pompeja, „nennen Sie nichts Unrechtes, wenn ein Mann, der mich bald heirathen wird, hieher kommt, eine alte Geliebte aufzusuchen?"

„In welchen Beziehungen Fräulein Pitter zu diesem Herrn Müller ..."

„Metzler, Madame, Metzler!" unterbrach Pompeja.

„Gut, also Metzler, — stehen mag, das weiß ich nicht," fuhr Madame Colbran fort, „wie ein Liebesverhältniß jedoch — das kann ich Sie versichern — sieht die Sache nicht aus."

„Das verstehen Sie nicht, Madame," fuhr Dame Pompeja erregt auf.

„Es mag sein," lächelte Madame Colbran, „daß Sie darin mehr Kenntniß als ich besitzen. Was verlangen Sie denn aber eigentlich von mir, Madame?"

„Daß Sie dem Mann die Thür weisen," schrie die Kreolin zornig, „daß Sie ihm erklären, er habe hier nichts zu suchen, er solle nach Dieppe zurückkehren."

„Der Mann besucht nicht mich, Madame, sondern Fräulein Pitter, und es ist Sache dieser Dame, dieß zu thun, wenn sie das für gut hält," entgegnete Madame Colbran ruhig.

„Für gut hält," rief Dame Pompeja und ihre Augen funkelten wie bei einem Wolf, „für gut hält!" wiederholte sie höhnisch. „Sagen Sie der Dame, daß die Braut von Herrn Metzler da war, seine rechtmäßige Verlobte, und daß sie sich nur alle Liebeleien aus dem Kopf schlagen möchte, sonst könnte sie Unannehmlichkeiten gewärtigen ..."

„Unsere Unterhaltung ist wohl beendigt?" fiel der Wüthenden Madame Colbran jetzt in's Wort.

„Sie werden's ihr sagen, Madame?"

„Ja, ich werde es ihr sagen," gab Madame Colbran ungeduldig und wegwerfend zur Antwort.

„Sehr verbunden, Madame. Ich werde Ihnen dafür dankbar sein," schloß die Kreolin mit ihrer Königinverbeugung und eilte dann durch den Arbeitssaal, Marie nur eines verachtenden Blickes noch würdigend, aus dem Bereich der Madame Colbran.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wrack am Lande.

(Bild S. 141.)

Diese Wasserfahrt ist nicht gefährlich, aber die Arbeit, das Fahrzeug fortzubewegen, dürfte etwas schwer sein; dieß scheint auch das kleine Mädchen, welches da so ernst mit dem Ruder hantirt, zu begreifen, denn es arbeitet mit allen Kräften. Heiterer faßt der größere Bube, wahrscheinlich der technische Leiter des ganzen Unternehmens, die Sache auf; er stößt kunstgerecht zwar, aber ohne sich übermäßig anzustrengen, das Boot in den blumigen Grund weiter; daß es sich nicht rückt und rührt, thut dem Vergnügen keinen Eintrag. In behaglichster Ruhe liegt „der Herr" des Kahns auf dem Bauche und raucht eine „Cigarre", indeß das kleine Mädchen im tiefsten Gefühl der Sicherheit einen Blumenkranz sich windet. Für die Kleinen ist das zerbrochene Schiff ein wunderbar schönes und völlig heiles Fahrzeug, der Wiesengrund das klarste Wasser, und sie gleiten in Gedanken darauf hin, schön wie im Traum. Das ist eben das Paradies der Kindheit, die glückliche Phantasie der Kleinen! Was sie sich vorstellen, leben sie, und sie stellen sich Vielerlei und immer hübscher vor. Jetzt ist der Bube ein Kapitän, ein Schiffer, wie es keinen zweiten gibt, nach einer Stunde ein großer General, das kleine Mädchen eine glückliche Schifferfrau, und zehn Minuten später eine Fürstin, deren Glasstückchen in der Frisur ihr schöner dünkt, als der kostbarste Diamant. Nur zu schnell werden wir aus diesem Paradiese getrieben — der Engel mit dem feurigen Schwert tritt schon in den ersten Schuljahren vor uns.

Eine Wachtstube aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

(Bild S. 144.)

Das ist eine Wachtstube, wie sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wohl oft zu schauen gewesen, als Spanier, Kroaten, Schweden und Deutsche aller Gauen das deutsche Land überschwemmten. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft Krieger, gekleidet in Lederkoller, buntfarbige Sammetröcke mit Seidenschärpen, in seltsamen gelbledernen Reiterstiefeln, auf den Schultern breite Spitzenkragen und die Faust mit einem riesigen Fechthandschuh bekleidet — phantastisch, halb ritterlich, halb zigeunermäßig bunt, theils überladen reich, theils verlottert, aber stets pomphaft in ihrem Aufzuge. Man muß gestehen, daß die damalige Soldateska entschieden einen malerischen Anblick darbot; freilich waren diese Krieger wüst und roh, ebensoviel Straßenräuber wie Soldaten; jedoch gerade diese Eigenschaften verleihen ihnen einen kecken, originellen Anstrich, welcher den höheren Chargen, meist militärischen Abenteurern oder wilden Haudegen von Beruf, Beutemachern in Sammet und Spitzen, in noch höherem Grade eigen war.

Unsere Illustration, nach einem Gemälde des berühmten französischen Malers Meissonier, führt in eine der Wachtstuben, wo wir eine Anzahl solcher schwarzhaariger Kriegsgesellen aus dieser wilden Zeit beim Kartenspiel versammelt finden. Den Gesichtszügen nach sind es Südländer, Spanier wohl hauptsächlich, dann aber auch Ungarn, Slavonier, deren markige, scharfgezeichnete Gesichter und derbe, sehnige Gestalten vortrefflich zu der malerischen Kleidung passen. Sie sind sehr eifrig beim Spiel, es wird auch wohl ein werthvolles Beutestück der Einsatz sein. Falsches Spiel war dazumal mehr Regel als Ausnahme, und der Degen fuhr so schnell aus der Scheide, daß dieser Zeitvertreib meistens mit Tumult und blutigen Szenen endete.

Slava's Freier.

Eine Liebesgeschichte

von

Moritz von Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es war ein kalter, regnerischer Märzmorgen des Jahres 182*. Auf dem Marktplatz des oberschlesischen Städtchens L. stand ein leichter, offener Wagen, eine sogenannte Britzka, und der Regen rieselte gleichmäßig über die unbedeckten, etwas schadhaften Polster des Sitzes und die schlanken Hälse der vier prächtigen Pferde herab, welche mit gesenkten Köpfen vor dem Wagen standen, während der Kutscher fluchend ein Gläschen „Herzstärkung" nach dem andern zu sich nahm.

Der kleine jüdische Handlungsdiener, welcher den Ganymed machte, blieb einen Augenblick mitleidig unter der Ladenthür stehen, über welcher in deutscher und polnischer Sprache zu lesen stand, daß man allhier Kolonialwaaren, Eisen, Glas, Holz, Schuhe, Hüte, Kleider und Wein zu kaufen bekomme.

„Wie lange wart Ihr unterwegs?" frug der Kleine den bärtigen Kutscher.

„Wie lange?" brummte dieser. „Was weiß ich? Um drei Uhr hat man mich geweckt, weil der Ball zu Ende wäre und ich vorfahren sollte. Ich dachte mir: das ist unmöglich, drehte mich auf die andere Seite und schlief wieder ein. So um fünf Uhr bin ich aber doch vorgefahren. Natürlich haben sie oben im Schlosse noch getanzt. Ehe wir wegfuhren, habe ich zweimal gefrühstückt, so lange hat's noch gedauert. Dann sind wir durch den Wald um die Wette gefahren, wir und der Pan Jvonsky. Na, das war ein schönes Stück Weg! Der Handbraune des Pan Jvonsky hat auch das Bein dabei gebrochen. Nachher durch den Sand mußten wir Schritt fahren. Wie spät kann's jetzt sein?"

Der Ladendiener zuckte die Achseln. Er hatte so wenig eine Uhr wie der Kutscher.

„Es hat ja noch nicht Mittag geläutet," meinte er und trat in den Laden zurück. Der Kutscher zog seinen Pelzkragen in die Höhe und blickte resignirt nach der vergoldeten Statue des heiligen Nepomuk, die mitten auf dem Marktplatz stand und das Haupt mit dem Sternenkranz ebenfalls still ergeben unter der himmlischen Traufe zu neigen schien.

„Was soll unsereiner sagen?" brummte der Kutscher. „Die lieben Heiligen haben's auch nicht besser!"

Indeß saß der Herr des Wagens in dem gewölbten Stübchen hinter dem Laden und hatte den Kopf gedankenvoll auf beide Arme gestützt. Vor ihm stand eine Flasche Ungarwein, aus der er von Zeit zu Zeit sein Glas füllte. Aber er hatte heute keine Zunge für die Güte des Weines, seine Gedanken waren mit etwas ganz Anderem beschäftigt.

„Es ist doch eine Thorheit," murmelte er vor sich hin, „warum will ich es anders haben? Ist nicht Alles so gut, daß es gar nicht besser werden kann? Habe ich nicht meine Jugend, meinen Reichthum und — meine Freiheit, beides zu genießen wie ich will? Und genieße ich es nicht? Habe ich nicht gute Kameraden an meinem Tisch, edle Pferde in meinem Stall und feurige Weine im Keller? Was will ich mehr? Nein — ich habe Alles, was ich brauchen und wünschen kann,



In der Wachtstube. Gemälde von Meissonier. (S. 143.)

und ich bin ein Thor, wenn ich meine Freiheit aufgebe um eines Weibes willen."

Er stürzte ein Glas Wein hinunter und strich sich das krause dunkle Haar aus der Stirn.

„Aber schön ist sie, schön und stolz wie keine Andere," sagte er dann wieder. „Wie eine Königin stand sie unter den anderen Weibern, und wenn Einer von uns ein dreistes Wort wagte, mit einem Blick machte sie ihn stumm. Ich möchte darauf schwören: noch kein Mann hat sie geküßt; und doch steht sie allein und Niemand würde sie hindern, wenn sie — — aber nein, man kann von ihr nicht denken wie von Anderen. Sie wird nur Einen lieben und das Weib dieses Einen werden oder sich nie vermählen. Ja, das glaube ich von ihr. Aber wer wird dieser Eine sein?"

Unwillkürlich ballte sich seine Faust, und er blickte finster vor sich hin.

„Nein, bis jetzt liebt sie Keinen," fuhr er dann wieder fort. „Sie ist ein seltsames Weib, und ich, ich bewundere sie. Aber sie würde doch eine sehr unbequeme Frau sein, eine Frau, die Einem Zwang auferlegen würde, vor der man Respekt haben müßte." Er seufzte. „Ach ja, sie ist mehr für die Bewunderung als für die Liebe geschaffen."

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet. Der Wirth, ein kleines Männchen, das Sommer und Winter einen gesteppten Seidenrock auf dem Leibe und einen schwarzen Cylinderhut auf dem Kopfe trug, trat herein und setzte geschäftig eine zweite Flasche Ungarwein und ein Glas auf den Tisch.

„Bitte tausendmal um gütige Entschuldigung für die Störung," sagte er, sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wohl ein Dutzendmal hinter einander verneigend, „aber der gnädige Herr bekommen Gesellschaft. Eben fährt der Wagen des Herrn Grafen Tschatzky über den Markt, und ich weiß, der kommt nie in die Stadt, ohne bei mir einzukehren. Da stell' ich gleich Alles bereit."

Eine laute Stimme ertönte im Laden.

„Hollah, wo ist der Isaak Kohn? Ich habe einen furchtbaren Durst!"

Isaak grinste vergnügt.

„Sehen der gnädige Herr, da ist er schon," sagte er hinausschlüpfend.

Gleich darauf trat der Graf in's Zimmer.

Es war eine mächtige, etwas gar zu sehr in's Breite gegangene Gestalt mit lächelndem, lebhaft geröthetem Gesicht und einer Stirne, die bis über die Hälfte des Kopfes reichte und das Haupthaar etwas allzu sehr nach rückwärts drängte.

„Ah, sieh' da, Vetter Solova," rief er mit dröhnender Stimme, „bist Du schon hier? Na, da sieht man wieder einmal, daß das Altgewohnte immer das Beste ist. Du bist den alten Weg gefahren, ich habe mich zu dem neuen überreden lassen, und nun sitzest Du schon hier und ruhst Dich von dem Ball und der Fahrt aus, und ich komme erst an."

Der Graf, der von demselben Balle kam, wie der Andere, setzte sich an den kleinen Tisch und die beiden Herren tauschten einige Bemerkungen über das Fest, die Damen und das Wetter aus. Darauf saßen sie sich eine Weile stumm gegenüber. Der Graf trank hastig ein Glas nach dem andern. Dann stand er auf, ging an das Fenster, fluchte über den Regen, warf sich wieder auf seinen Stuhl und plötzlich sagte er, die Arme verschränkend und die Zimmerdecke mit seinen wasserblauen, etwas hervortretenden Augen anstarrend:

„Ich habe diese Nacht einen Entschluß gefaßt!"

„Und der wäre?" frug der Andere.

„Ich will mich verheirathen!"

„Sooo — nun das ist hübsch von Dir. In Deinem Hause kann eine Frau schon etwas aufzuräumen finden," meinte Wladimir von Solova.

„Das heißt, wenn ich ihr das Aufräumen erlaube," lachte der Graf. „In meine kleinen Privatvergnügungen darf sie



Das Spatzennest. Zeichnung von H. Giacomelli. (S. 151.)

mir natürlich nicht hineinreden, aber im Uebrigen mag sie schon etwas auf Ordnung sehen."

„Es fragt sich, wie die Betreffende über diesen Punkt denken wird."

„Ach, laß mich nur erst verheirathet sein, da werde ich ihr schon die rechten Gedanken beibringen."

„Und darf man denn fragen, wer Deine Auserwählte ist?"

Der Graf entkorkte soeben eine zweite, ihm vom Wirth gebrachte Flasche.

„Nun, im Vertrauen gesagt, ich denke an Slava Sabitzka."

Herr von Solova stellte sein Glas heftig auf den Tisch und blickte seinen Vetter einen Augenblick sprachlos an. Dasselbe Mädchen, das ihm wie eine Königin aus dem Kreise seiner Bekannten hervorzuragen schien, an das er eben noch nur mit Bewunderung zu denken wagte, das wollte dieser gute dicke Tschatzky heirathen, und sprach davon mit einer Sicherheit, wie von seiner nächsten Kartoffelernte.

„Mensch, Du träumst," rief er, „Du und die Sabitzka — das ist ja unmöglich!"

„Was willst Du damit sagen? Warum soll das unmöglich sein?"

Wladimir konnte sich noch nicht von seinem Staunen erholen.

„Und von diesem Mädchen glaubst Du, Du würdest ihr je Deine Gedanken und Ansichten beibringen können?" frug er endlich.

„Allerdings glaube ich das," erwiederte der Andere gereizt, „und ich bin fest entschlossen, ihr meinen Antrag zu machen."

Ueber Wladimir kam es wie eine dämonische Macht, welche ihn antrieb, gegen solch' einen Nebenbuhler nicht zurückzustehen. Tschatzky's unerhörte Sicherheit hatte in diesem Augenblicke all' seine eigenen Bedenken aus dem Felde geschlagen, und plötzlich aufspringend und vor seinen dicken Vetter hintretend, sagte er:

„Nun denn, wenn Du entschlossen bist, diese Slava Sabitzka heirathen zu wollen — ich bin es auch!"

Jetzt war die Reihe des Verstummens und Erstaunens am Grafen.

„Du — auch?" wiederholte er langsam.

„Ja," sagte Wladimir, „ich auch."

Und nun stand er auf, trat an das Fenster und trommelte irgend ein Marschtempo auf die Scheiben. Tschatzky saß am Tisch und hatte den Kopf in beide Arme gestützt, während er die Ungarweinflasche vor sich anstarrte, als müsse ihm aus ihrem Inhalt irgend eine Erleuchtung kommen. Aber statt dessen wurde ihm zu Muthe, als ob die Geister des Weines in seinem Kopf ein Mühlrad herumwirbelten, und dieses Mühlrad knarrte unaufhörlich: „Wladimir, Slava, Wladimir, Slava," — das war nicht auszuhalten. Tschatzky stand auch auf und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Das ist doch rein zum Teufelholen," brummte er vor sich hin. Wladimir trommelte indessen unverdrossen weiter.

„Ich werde ihm den Hals brechen, wenn er Ernst macht," dachte er dabei.

„Heiliger Habakuk!" stöhnte Tschatzky und warf sich dabei in einen Sessel, daß es krachte und dröhnte. „Heiliger Habakuk, und dieser Wladimir ist mein Vetter, mein richtiger, leiblicher Vetter."

Wladimir wandte sich halb um. Das gutmüthige, dunkelrothe Gesicht Tschatzky's starrte ihn hülf- und rathlos an. Wladimir schlug einen Schlußakkord auf der Fensterscheibe und dachte:

„So ein Unsinn, das ist doch gerade, als ob ein Auerhahn sich mit einem Schwan verbinden wollte! Es ist ja eine reine Unmöglichkeit."

„Wenn Du doch nicht mein Vetter wärest!" stöhnte Tschatzky wieder.

„Nun ja, das bin ich aber einmal, und als solcher kann ich Dir nur sagen: ich glaube nicht, daß Du irgend welche Chancen hast. Gib die Sache auf."

„So, Du bist sehr gütig, aber eben so gut könntest Du zurücktreten. Hast Du etwa Chancen?"

Wladimir zuckte die Achseln.

„Na, siehst Du wohl!" rief der Dicke, „wir stehen ganz gleich und ich habe meine Idee zuerst ausgesprochen."

Jetzt lief Wladimir im Zimmer auf und ab.

„Ja, das hast Du, aber es ist ein Unsinn, sage ich Dir."

„Unsinn hin, Unsinn her, kurz und gut, ich halte um sie an, abgemacht, basta!" schrie Tschatzky.

Wladimir blieb plötzlich vor ihm stehen.

„Gut," rief er, „ein Mann, ein Wort! Du hältst um sie an — aber innerhalb vier Wochen mußt Du mit ihr verlobt sein, so lange Zeit sollst Du haben, um sie zu werben, ohne daß ich versuchen werde, Dir hinderlich zu sein. Bist Du aber von heute ab in vier Wochen nicht verlobt — so wirst Du die Güte haben, mir Platz zu machen! Nun, was meinst Du zu dem Vorschlag?"

Tschatzky blickte ihn verblüfft an.

„Das kommt mir doch merkwürdig vor," sagte er langsam.

„Merkwürdig, meinethalben — aber sicher ehrlich gemeint. Gewinnst Du sie, dann habe ich mich gründlich getäuscht, gewinnst Du sie nicht — so mag es wohl Schicksalsbestimmung sein, daß sie meine Frau wird."

„Und Du willst sie einstweilen nicht sehen?"

„Ich verspreche, ihr möglichst auszuweichen, muß aber natürlich verlangen, daß Du unser Abkommen nicht verräthst."

„Na, wenn Du's selber willst, gut denn, abgemacht."

„Abgemacht."

Die beiden Männer reichten sich die Hand und gleich darauf verließ Wladimir Solova das Zimmer. Er war offenbar nicht in der Laune, sich länger mit seinem Vetter zu unterhalten. Der Dicke blickte ihm kopfschüttelnd nach, schenkte sich ein neues Glas ein und murmelte:

„Ist das ein Narr — nein, ist das ein Narr!"

Indessen rollte die vierspännige Britzka Wladimir's durch die engen Gäßchen der Stadt, vorüber an der alten Linde, welche in ihren Zweigen das Bild der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau trug, seiner Besitzung Solowanié entgegen. Er vergaß, die Heilige in den Lindenzweigen zu grüßen, wie es üblich war, denn nun ging das Mühlrad auch in seinem Kopfe herum und knarrte: „Slava, Tschatzky, Slava, Tschatzky." Aber Wladimir lehnte sich fest an die harten Polster seiner Britzka, wie um sich selbst zu verhindern, aus dem Wagen zu springen und sein Abkommen mit Tschatzky rückgängig zu machen.

„Gesagt ist gesagt," murmelte er vor sich hin, „und diese Verlobung ist ja unmöglich, wahrhaftig rein unmöglich!"

II.

Es ging lustig her auf dem Hofe von Sabitzkowitz. Slava Sabitzka, die junge Herrin desselben, liebte es, wenn Wagen und Reiter sich darin drängten und das Haus nicht leer wurde von fröhlichen Gästen. Wenigstens waren diese Gäste überzeugt davon, daß sie es gern habe, denn sie selbst verkehrten nirgends lieber als in Sabitzkowitz. Die Herren hofften mehr oder weniger die schöne und reiche Erbin zu gewinnen, und die Damen wußten, daß sie nirgends so viel junge Kavaliere versammelt finden würden als hier. Slava war durch den frühen Tod ihrer Eltern zeitig an Selbstständigkeit gewöhnt worden, ebenso wie an die Huldigungen, welche man ihr von allen Seiten darbrachte. Ihr einziger naher Verwandter, der zugleich ihr Vormund war, lebte in Breslau, erfüllte seine Vormundpflichten, indem er das Vermögen seiner Mündel getreulich verwaltete und ihr zur Wahrung des äußeren Anstandes eine alte Tante in's Haus geschickt hatte, fand aber im Uebrigen, daß eine Reise nach Oberschlesien ungefähr gleichbedeutend mit einer Fahrt nach dem Monde sein würde, und betrachtete eine solche daher von vornherein als Unmöglichkeit. Die Tante vergötterte Slava, und diese war und blieb die unbeschränkte Herrin von Sabitzkowitz, die ebensoviel bewundert als beneidet wurde. Aber Slava war ein sonderbares Mädchen. Des Abends, wenn sie ihre alte Tante noch einen Augenblick allein sah, da sagte sie wohl manchmal:

„Ach, Tante, ich weiß eigentlich nicht, ob all' diese Menschen mich unterhalten oder — ob sie mich langweilen!"

„Natürlich bereiten sie Dir Unterhaltung, Herzchen," meint dann die Tante, „weßhalb lädst Du sie denn sonst immer wieder ein?"

Und wenn dann all' die lustigen Gäste kamen, wenn der Mazurek erklang und der Wein perlte, dann glaubte Slava selbst, daß sie sich vergnüge, und lachte und tanzte mit den Anderen.

Aber unter all' den Mädchen und Frauen ihres Kreises hatte sie keine intime Vertraute, und unter all' den jungen Männern war Keiner, der ihr Herz schneller schlagen machte — wenigstens glaubte sie es einst.

„Sie ist ein herrliches Weib," sagten die Männer, „aber sie hat einen Fehler: ihr Herz ist kalt."

„Sie ist ein beneidenswerthes Glückskind," sagten die Frauen, „aber — sie ist sehr eigensinnig." Und wirklich, Slava war eigensinnig. Sie bestand darauf, trotz ihres Reichthums, in dem alten Hause wohnen zu bleiben, in welchem ihre Eltern und ihre Großeltern gelebt hatten, und sie ließ sich nicht überreden, irgend einen Schmuckgegenstand anzulegen, weil ihr eine Zigeunerin einmal prophezeit hatte, Schmuck würde ihr Unglück bringen. Slava behauptete, sie liebe ihr altes Schloß, und Schmuck könne sie nicht leiden. Das war aber Beides unglaublich in den Augen ihrer „Freundinnen" und nur als Eigensinn erklärlich. Schön war das Schloß nun freilich nicht. Es war ein langes, niedriges Gebäude mit hohem Strohdach. Aber von außen hatte dichter Epheu die Lehmwände und das Dach überzogen, und das Innere war geschmackvoll und elegant eingerichtet. Die schönen Spiegel, die der Onkel aus Breslau geschickt hatte, waren freilich zu hoch gewesen, aber Slava hatte ein Stück Fußboden ausgraben und die Spiegel so weit hinein versenken lassen, bis sie unter der niedern Zimmerdecke Platz fanden.

„Ich will lieber halbe Spiegel in meinem Zimmer haben, als in einem neuen Hause wohnen," sagte sie. „Wenn mir einmal bange wird, so sehe ich mich nur in meinem Hause um und denke: hier auf diesem Platz hat auch meine Mutter und Großmutter gesessen, aus diesem Fenster haben auch sie hinausgeblickt, durch diese Thüre sind auch sie gegangen. Dann reden die Wände zu mir wie alte Bekannte, ich fühle: ich bin ja zu Hause und die Bangigkeit verfliegt."

„Slava hat heut ihren schlechten Tag, sie ist melancholisch," sagten die Damen, wenn sie einmal eine derartige Aeußerung machte.

Und die Herren drehten ihre Schnurrbärte, blinzelten mit den Augen und sagten:

„Die Gnädigste muß heirathen, wenn ihr bange ist. Ein junger Mann ist besser als ein altes Schloß!"

Das hörte Slava aber nicht gern. Sie liebte ihre Freiheit und mochte es nicht leiden, wenn die Männer ihr von „heirathen" sprachen. Deßhalb gab sie auch dem jungen Wladimir Solova den Vorzug vor all' den Anderen. Er hatte nie eine solche Anspielung ihr gegenüber gemacht, er hatte nie gescherzt, wenn sie gerade ernst gestimmt war, und er war doch wieder der Heiterste von Allen, wenn sie Lust hatte zu lachen. O, und so gut wie er tanzte und ritt auch kein Anderer, ja, er war wirklich liebenswürdig.

An dem Morgen, an welchem Slava zum ersten Male diese Bemerkungen machte, sich ihrer wenigstens zum ersten Male recht bewußt wurde, fiel es ihr zugleich auf, daß Wladimir ihr Haus schon längere Zeit nicht besucht hatte.

„Was ihn nur davon abhält, zu kommen," dachte sie und vertiefte sich immer weiter in ihre Gartenwildniß, durch welche sie gerade einen Morgenspaziergang machte. Sie achtete, in Träumerei versunken, nicht auf ihren Weg. Jetzt hatte sie das Ende des Gartens erreicht. Sie blickte erstaunt um sich, als wisse sie nicht, wie sie eigentlich hieher gelangt sei. Sie hatte den eigentlichen Weg verlassen und stand vor einer Lücke der Gartenmauer, durch welche man gerade den Weg von Solowanié übersehen konnte. Auf diesem aber bewegte sich nichts, was man allenfalls hätte für einen Reiter halten können. Slava wandte sich schnell von der Lücke ab.

„Was will ich eigentlich hier?" frug sie sich und setzte seufzend hinzu: „Ich bin manchmal recht zerstreut!" Sie hätte um keinen Preis den Beweggrund zugegeben, warum sie den Weg von Solowanié hinabgeblickt hatte. Langsam schritt sie wieder dem Hause zu. Augenblicklich war kein Besuch in Sabitzkowitz anwesend, Slava war daher erstaunt, die Thüren des Empfangszimmers weit geöffnet zu finden und die Stimme ihrer Tante aus der Küche herüberschallen zu hören, welche den Koch antrieb, „einen guten Kaffee für den Herrn" zu machen. Sie blieb stehen und fühlte, daß das Blut ihr in die Wangen stieg. Sollte Herr von Solova — — sie schüttelte den Kopf. „Das schnelle Gehen hat mich erhitzt," sagte sie, wie um ihre glühenden Wangen vor sich selbst zu entschuldigen, und trat in das geöffnete Zimmer. Ein sonderbarer Ton klang ihr daraus entgegen. Ein Mensch war nicht anwesend, aber mitten auf dem Fußboden stand ein großer Waschkorb, aus welchem der sonderbare Ton jetzt wieder erklang. Slava trat näher und hob die Decke des Korbes empor. Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr ihr. Aber es war auch ein merkwürdiger Anblick, den das Innere des Korbes bot. Da lagen auf einer rosa Decke, deren vier herabhängende Zipfel mit aufgeklebten Papierherzen geschmückt waren, sechs weiße, quiekende, mit rothen Halsbändern angethane Schweinchen im zartesten Alter.

„Aber was ist denn das, was soll denn das bedeuten?" frug Slava, unwillkürlich von den Insassen des Korbes auf die sinnige Dekoration der Decke blickend und vergebens versuchend, die Verbindung herauszufinden, welche doch aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen den Herzen und den Ferkeln bestehen mußte. Da erklangen schwere Fußtritte im Hausflur und Graf Tschatzky trat hastig in's Zimmer.

„Ach, Gnädigste, endlich finde ich Sie, ach, ach —" er fiel keuchend auf einen Sessel, sein erhitztes Gesicht mit einem großen, blau und roth karrirten Taschentuch fächelnd, „mein Gott — was bin ich gelaufen — durch den ganzen Garten — und zurück — und endlich komme ich doch zu spät, und Sie haben schon meine ganze Ueberraschung gesehen — und ich — bin jetzt so — außer Athem — daß ich gar nicht — Alles sagen kann — was ich Ihnen — dabei sagen wollte!"

„So ist der Korb von Ihnen, Graf?" frug Slava, um deren Lippen jetzt ein muthwilliges Lächeln zuckte, da ihr die Bedeutung der Papierherzen anfing klar zu werden.

„Ja, liebe Gnädigste, von mir, das heißt, der Inhalt des Korbes, denn der Korb wäre ja eine schlechte Vorbedeutung. Ich hätte die Viecher auch überhaupt lieber in eine Kiste gethan, aber ich hatte keine passende, und da dachte ich, Sie würden den Korb nicht gleich bemerken, und habe ihn deßhalb mit den Herzen zu verdecken gesucht." Tschatzky kam allmälig wieder zu Athem. Er war jetzt dicht an sein Geschenk herangetreten. „An der Decke können Sie sehen," fuhr er fort, „daß das Geschenk von Herzen kommt, wirklich von ganzem Herzen," er nahm eines der Thierchen heraus und präsentirte es Slava, „sehen Sie, es ist von den besten Dießjährigen, ganz reine Rasse, und ich lege Ihnen die Decke und Alles, was darin und darauf ist, zu Füßen."

Er wies auf die Insassen des Korbes und auf die bedeutungsvollen Herzen.

„Ich danke Ihnen, Graf, ich weiß, Sie meinen es gut. Ich nehme also die Decke und die Thierchen und Sie nehmen mit meinem besten Danke den Korb zurück. Jetzt wollen wir aber die Tante rufen. Sie können mit in die Küche gehen, unser Koch freut sich immer sehr, Sie zu sehen."

„Aber wirklich, wir könnten noch etwas hier bleiben," meinte der dicke Verehrer Slava's, „ich habe die Tante schon gesehen."

„O so, nun, wir müssen doch auch Leute rufen, die für Ihr Geschenk Sorge tragen, lieber Graf."

Und sie schlüpfte aus dem Zimmer, ihm die Freiheit lassend, ihr zu folgen oder bei seinem Geschenk zu bleiben.

Er wählte das Erstere, denn es war doch immer sehr freundlich, daß sie ihn mit sich in die Küche nehmen wollte. Uebrigens bekam er sie während seines ganzen Besuches keinen Augenblick mehr allein zu sprechen.

Als er endlich nach Hause fuhr, brummte er:

„Sie ist unberechenbar. Erst hat sie mir da so etwas Sonderbares wegen des Korbes gesagt, aber dann war sie doch wieder sehr freundlich. Im Ganzen glaube ich doch, daß meine Sachen nicht so schlecht stehen. Na, morgen komme ich wieder. Ich muß meine Zeit ausnutzen, denn ich habe das Mädel wirklich gern und der verteufelte Solova hat mir ja nur vier Wochen Zeit gegeben. Davon sind nun acht Tage um, sie hat ein hübsches Geschenk von mir angenommen und ich habe sie in die Küche begleitet, das ist ein ganz netter Anfang. Was wird sich Solova ärgern, wenn ich ihm unsere Verlobung mittheilen werde!"

*

III.

Wladimir Solova fand die vier Wochen Werbefrist, die er seinem Vetter gegeben hatte, unerträglich lang. Er war darauf eingegangen, weil die Gewalt, die Slava über ihn ausübte, ihm unheimlich war und er halb und halb glaubte, er würde, längere Zeit von ihr getrennt, sich gewöhnen, sie mehr wie andere Frauen zu betrachten. Er liebte seine unbeschränkte Freiheit und sträubte sich nun gegen die Macht einer wirklichen und tiefen Leidenschaft. Dennoch hätte er einem andern Nebenbuhler als Tschatzky kaum so freiwillig das Feld geräumt, und obgleich er innerlich von der Ungefährlichkeit dieses Gegners fest überzeugt war, wurde er doch während seiner Wartezeit von rastloser Unruhe umhergetrieben. Zuletzt hatte er seine Britzka anspannen lassen und war nach Polen hinüber gefahren, um einen weitläufigen Vetter zu besuchen. Lange hielt er es aber auch dort nicht aus. Zum ersten Male fühlte Wladimir, daß es auch für ihn ein „Muß" gab. Er hätte deßhalb am liebsten mit sich selbst und mit Slava gezürnt, aber sein Herz ließ diesen Zorn nicht aufkommen. Sein Abkommen mit Tschatzky hatte seine Liebe, anstatt sie zurückzudrängen, erst recht zur hellen Flamme entfacht, und er hatte schon hundertmal den Leichtsinn, mit dem er darauf eingegangen war, verwünscht. Eines Tages ging er geradenwegs zu Tschatzky und frug nach dem Stande seiner Angelegenheit. Er fand den Dicken in ziemlich niedergeschlagener Stimmung. Slava hatte ihm rund heraus erklärt, sie würde sich niemals verheirathen.

„So hast Du jetzt die Hoffnung aufgegeben?" frug Wladimir.

„Ich habe ja noch acht Tage Zeit," meinte Tschatzky kleinlaut.

„Und Du glaubst, sie würde in diesen acht Tagen anderen Sinnes werden?"

Tschatzky seufzte und zuckte die Achseln.

„Sie ist ein so sonderbares Frauenzimmer," sagte er.

„Ja, Du hast Recht, aber ich glaube, Du thust deßhalb auch am besten, Deinen Handel mit ihr endgültig aufzugeben. Schenke mir die acht Tage, die Du noch übrig hast und —"

„Was, Du willst es doch noch versuchen? Sie hat ja gesagt, sie wolle niemals heirathen."

„Ja, das muß sie mir aber selbst wiederholen."

„Nun, dann gehe und hole Dir Deinen Bescheid. Ich habe diese ganze Geschichte satt."

„Ich danke Dir."

Und ehe Tschatzky noch seine Erlaubniß zurücknehmen konnte, war Wladimir schon aus dem Zimmer geeilt und sprengte nach wenigen Augenblicken zum Gutshofe hinaus.

Tschatzky blickte dem eiligen Reiter nach und brummte:

„Meinetwegen, wenn er sich nicht bei seiner tollen Reiterei den Hals bricht, so mag er sich heute noch seinen Korb von dieser Prinzessin holen. Ich aber sage, es gibt zweierlei Arten von Liebe, die eine bekommt dem Menschen gut und die andere zehrt an ihm. Ich bin in den letzten Wochen ordentlich mager geworden von all' den Aufregungen und dem ewigen Hinundherfahren, und schließlich lacht meine Schöne noch über mich. Hol' der Teufel so eine Art von Liebesgeschichte! Da ist es wahrhaftig dankbarer, einem hübschen frischen Mädel, wie zum Beispiel des Müllers Maruscha ist, den Hof zu machen, wenn man nun einmal überhaupt den Hof machen will. Na, ich für mein Theil hab' jetzt für's Erste genug und ich sage: der Wladimir ist ein Narr, daß auch er es noch mit dieser Slava versuchen will. Er hat nicht einmal so viel zuzusetzen wie ich und sieht schon von vornherein angegriffen aus."

Indeß flog das Pferd Wladimir's den bekannten Weg nach Sabitzkowitz zu. Aber für die Wünsche seines Reiters ging es immer noch zu langsam vorwärts.

„Wenn ich jetzt abbiege, durch den Wald reite und über den Bach setze, so bin ich in einer Viertelstunde dort," dachte Wladimir und bog in den Waldweg ein. Jetzt stand er am Ufer des Baches; aber dieser war durch den schmelzenden Schnee und den reichlichen Märzregen ein Strom geworden und schoß jetzt in brausenden Wellen vor seinen Füßen dahin. Er klopfte den Hals seines Pferdes.

„O, wir kommen schon hinüber, nicht wahr, Nadzica," redete er dem Thiere zu, das mit geblähten Nüstern und rückwärts drängend am Ufer stand. „Vorwärts, Braune!" er trieb das Pferd leicht mit der Gerte an. Es scheute zurück. Wladimir überlegte einen Augenblick, ob er nicht doch lieber einen Umweg machen sollte.

„Halt, zurück!" rief in diesem Augenblick eine Stimme vom andern Ufer her. „Es ist ein Wahnsinn, hier hinüber zu wollen, Herr von Solova!"

Wladimir blickte erstaunt auf.

Am jenseitigen Ufer hielt der Rappe Slava's. Sie selbst saß weit vorgeneigt im Sattel und blickte ängstlich nach Wladimir hinüber.

„Sie hier?" rief dieser. „Ein Grund mehr, um nun erst recht hinüberzukommen!"

Er gab dem Pferde die Sporen, es bäumte sich hoch auf, dann schoß es vorwärts, hinein in das schäumende, brausende Wasser.

„Wladimir!" schrie Slava, von grenzenloser Angst erfaßt, wild auf. Einen Augenblick wollte sie umkehren, um Hülfe vom Dorfe herbeizuholen; aber sie wußte ja, wenn der kühne Reiter von der Brandung fortgerissen wurde, dann kam alle menschliche Hülfe zu spät. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie auf die wilden Fluten, welche Roß und Reiter umtosten. Wie brav das Pferd schwamm! — Wladimir hob grüßend die Hand. Jetzt hatte er die Mitte des Stromes erreicht, — da war es, als komme das Pferd nicht mehr vorwärts, Wladimir streichelte seinen Hals, es schien mit aller Kraft zu arbeiten, vergebens, die Strömung riß es seitwärts. „O mein Gott!" stöhnte Slava, ihr Pferd selbst den Wogen entgegentreibend. Einen Augenblick verschwanden Roß und Reiter in den wüthenden Strudeln. „Wladimir!" scholl es noch einmal mit herzzerreißendem Wehelaut hinüber zu dem verzweifelt Ringenden. Jetzt tauchte er wieder auf, aber er saß nicht mehr auf dem Pferde, er schwamm neben demselben. Noch einmal strengte er all' seine Kräfte an, um vorwärts zu kommen, — ein neuer Strudel erfaßte ihn, er schien verloren, — aber im nächsten Augenblick war er in ruhigerem Wasser — gerettet. Slava war vom Sattel geglitten und stand hart am Ufer. Sie achtete nicht darauf, daß die Wellen ihre Füße und den Saum ihres Gewandes benetzten, sie blickte nur unverwandt nach der Stelle hin, wo er schwamm. Sie hatte in diesem Augenblick vergessen, daß sie ihm wegen seines langen Ausbleibens zürnen wollte, daß er sie vernachlässigt und jetzt ihrem Rathe getrotzt hatte, sie hatte Alles vergessen, ihren Stolz und ihren Groll, sie sah nur, daß er gerettet war, und fühlte, daß ohne sein Leben auch das ihre werthlos für sie gewesen wäre.

„O Gott sei Dank!" rief sie, ihm beide Hände entgegenstreckend. Er ergriff diese Hände, die eben so kalt waren als die seinen, und drückte sie heftig. Sprechen konnte er im ersten Augenblick nicht; aber Slava fühlte, wie seine brennenden Augen auf ihr ruhten, und sie wußte plötzlich, was ihn durch das brausende Wasser ihr entgegen getrieben hatte. Sie riß sich von ihm los und suchte ihre Verwirrung zu überwinden.

„Der Ritt hat Sie Ihr Pferd gekostet," sagte sie, auf den Strom weisend, in dessen Fluten das Thier verschwunden war.

Er folgte mit den Augen ihrem Blick.

„Armes Thier," sagte er, „ich dachte mir die Gefahr nicht so groß." Dann wandte er sich wieder an Slava. „Ich wäre nicht gern gestorben, gerade jetzt, und Ihre Stimme, Slava, hat mich dem Tode entrissen, denn sie hat mir für einen Augenblick übermenschliche Kräfte gegeben, wie ich glaube."

Sie suchte seinem Blicke auszuweichen.

„Nehmen Sie mein Pferd," drängte sie, „Sie müssen so schnell als möglich Ihre Kleider wechseln, mein Pächter ist von Ihrer Größe, seine Sachen werden Ihnen passen."

„Nein, Slava, wir gehen zusammen nach Sabitzkowitz, oder vielmehr ich verlasse diese Stelle nicht eher, als bis Sie mir sagen, daß ich mich nicht täuschte, als ich durch das Rauschen der Fluten hindurch Ihre Stimme zu hören glaubte, die mir verrieth, daß Sie Angst um mich hatten —"

„Gewiß hatte ich Angst um Sie!"

„Ja, aber noch eine andere Angst als die, welche Jeder empfindet, der irgend einen andern Menschen mit einer ernsten Gefahr ringen sieht, ohne ihn retten zu können. Haben Sie gewünscht, daß ich leben, für Sie leben möchte? Haben Sie das gewünscht?"

„Warum fragen Sie mich jetzt, was ich gewünscht habe, nachdem Sie wochenlang überhaupt nicht nach mir fragten?"

„Weil ich jetzt weiß, was ich noch vor einigen Wochen nicht wußte: daß ich lieber in den Wellen da untergegangen wäre, als ohne Sie weiterzuleben, Slava. Und jetzt sagen Sie mir: habe ich mich getäuscht, als ich aus Ihrer Stimme herauszuhören glaubte, daß — Sie mich liebten?"

Slava, die stolze Slava, senkte zitternd den Kopf. Wladimir war dicht an sie herangetreten. Er dachte nicht daran, daß er wie ein Flußgott triefend von Wasser vor ihr stand, er las nur auf ihrem Gesicht die Bejahung seiner Frage, und zog das Weib, das er liebte und von dem er sich jetzt geliebt wußte, ungestüm an seine Brust.

Ueber ihren Häuptern rauschten die dunklen Wipfel des Kiefernwaldes, zu ihren Füßen schossen brausend die unheimlichen Wellen des Baches dahin, aber in ihren Herzen war heller Sonnenschein, und lachend und weinend zugleich erwiederte Slava die Küsse des längst heimlich Geliebten, den sie einen qualvollen Augenblick lang geglaubt hatte für immer zu verlieren.

IV.

Wladimir und Slava waren nun verlobt und es erschien ihnen Beiden wie ein schöner Traum, daß sie sich wirklich für immer angehören sollten; so schnell und plötzlich war die Entscheidung ihres Schicksals gekommen. Die geselligen Zusammenkünfte mit den Nachbarn waren jetzt seltener und weniger geräuschvoll, da man sich in der Fastenzeit befand, aber die beiden Glücklichen entbehrten die Gesellschaft Anderer gern und frugen wenig darnach, daß Wladimir unter seinen Kameraden viele Neider hatte und daß Slava's Freundinnen schmollten, weil sie nicht schon vor der Verlobung in's Geheimniß gezogen worden waren. Endlich machte das Osterfest ihrem Stillleben ein Ende und Slava erinnerte sich, daß sie der Nachbarschaft ein feierliches Verlobungsfest schuldig sei. Vor dem Glanz dieses Festes schmolz aller nachbarschaftliche Neid und Groll dahin, die Gastfreundschaft von Sabitzkowitz übte ihren altgewohnten Zauber aus und Mancher, der sich geschworen hatte, Slava nie wieder sehen zu wollen, erschien nun trotz alledem unter den Geladenen.

„Sie scheint doch ein Herz wie Andere zu haben," sagten die Herren, „ihre Augen haben mehr Glanz und ihre Lippen sind röther als gewöhnlich. Ihr ganzes Gesicht leuchtet, wenn sie mit Solova spricht. Der Glückspilz, er hat wahrhaftig unsere kalte Schönheit lebendig gemacht."

Und die Damen flüsterten:

„Er scheint doch die rechte Art gefunden zu haben, sie von ihrem Eigensinn zu kuriren, heut zum ersten Male trägt sie Schmuck; ihm zuliebe hat sie die goldene Kapsel mit seiner Haarlocke umgelegt und den Verlobungsring angesteckt. Nächstens wird sie auch die Brillanten von ihrer Mutter tragen. Es ist ja auch eine Sünde, die schönen Steine im Schrank liegen zu lassen."

Auch Tschatzky fehlte nicht. Nachdem er über das „unverschämte Glück" seines Vetters nach Herzenslust gewettert und seinem Groll in den allerkräftigsten Redensarten Luft gemacht hatte, kam er zu der philosophischen Ueberzeugung, daß alles Uebel auch eine gute Seite habe, und daß es am Ende bequemer sein würde, Slava zur Cousine, als zur Frau zu bekommen, und nachdem er diese Ueberzeugung recht in sich befestigt glaubte, fuhr er getrost nach Sabitzkowitz, sich der neuen Cousine als gehorsamer Vetter vorzustellen. Slava empfing ihn auch als solchen freundlich und herzlich und von dem Vorhergegangenen war keine Rede mehr. Dafür trank Tschatzky unzählige Gläser auf das Wohl des Brautpaares und versicherte nach jeder geleerten Flasche auf's Neue, daß er „wirklich seiner neuen Cousine herzlich gut sei". Als er eben wieder eine Variation über dieses Thema zum Besten gab, ging das Brautpaar gerade vorüber. Wladimir klopfte ihm auf die Schulter und sagte scherzend:

„Nun ist's genug, Vetter Tschatzky, sonst werde ich noch eifersüchtig."

Tschatzky blickte ihn mit eigenthümlich schwimmenden Augen an.

„Nä, höre einmal," sagte er, „das wäre sehr dumm von Dir. Bist Du damals nicht eifersüchtig gewesen, als wir bei Kohn unser Abkommen trafen, so brauchst Du es jetzt auch nicht zu sein."

„Was meint er?" frug Slava ihren Verlobten.

„Er hat zu viel getrunken, Slava," erwiederte dieser. „Hören Sie nicht auf ihn und kommen Sie, die Polonaise beginnt eben."

„Aber was wollte er mit dem ‚Abkommen' sagen?"

Wladimir lachte.

„Lassen wir das Vergangene ruhen," sagte er. „Es ist nicht werth, Ihnen auch nur für einen Augenblick die Laune zu verderben."

Und er mischte sich mit ihr unter die Tanzenden, ihr leise Liebesworte in's Ohr flüsternd, bis ihre Wangen glühten und sie Tschatzky's Worte wieder vergessen hatte. Wohl fielen sie ihr noch manchmal im Laufe des Abends ein, aber ihr neuer Vetter war in Folge des allzu reichlich genossenen Weines nicht in der Lage, ihr auf eine etwaige Frage zu antworten. An ihren Verlobten aber wollte sie sich nicht mehr wenden.

Es war schon heller Tag, als die letzten Gäste Sabitzkowitz verließen und Slava ermüdet die Ruhe suchte. Als sie aber nach einigen Stunden Schlafs erwachte, da beschäftigten sich ihre ersten Gedanken wieder mit dem „Abkommen", das zwischen ihrem Verlobten und Tschatzky bestanden haben sollte. Wladimir war heute durch verschiedene Geschäfte an sein Gut gefesselt und es kam Slava vor, als habe sie gerade heute besonders nothwendig mit ihm zu sprechen. Sie saß während des Frühstücks sehr einsylbig ihrer alten Tante gegenüber, als diese plötzlich begann:

„Da hat mir ja der Tschatzky gestern eine sonderbare Geschichte erzählt."

Slava fuhr unwillkürlich zusammen, sagte aber, wie um sich selbst im Voraus von der Unglaublichkeit dieser Geschichte zu überzeugen:

„Tschatzky war wohl gestern nicht ganz Herr seiner Gedanken."

Die Tante lachte.

„Ja, das war dann später, aber als er mit mir sprach, war er nur gerade etwas lebhafter als gewöhnlich in seiner Unterhaltung."

Slava schwieg mit klopfendem Herzen.

Die Tante fuhr fort:

„Ja, er hat eine sonderbare Geschichte erzählt, die Du eigentlich wissen mußt, da sie Deinen Bräutigam betrifft."

Slava's Stolz erwachte plötzlich. Gestern, in Wladimir's Gegenwart, hätte sie Tschatzky gern gefragt, aber heut war er ja nicht anwesend und es kam ihr vor, als forsche sie heimlich seinem Thun und Lassen nach.

„Wenn Tschatzky Dir Nachtheiliges über Wladimir erzählt hat, so spreche lieber nicht davon, Tante," sagte sie ablehnend.

Aber die alte Dame war nun gerade in der Laune, zu erzählen.

„O, es ist nichts Schlechtes, nein, gewiß nicht, aber er hat eigentlich über Dich eine Art von Wette mit Tschatzky gemacht."

Slava hatte sich erhoben, um das Zimmer zu verlassen. Aber sie blieb doch stehen und frug unwillkürlich:

„Eine Wette über mich?"

„Nun, eine Wette war es auch eigentlich nicht, aber sie haben sich Beide gesagt, daß sie Dich gern hätten, und da hat Wladimir gemeint, Tschatzky solle nur zuerst um Dich anhalten, bekäme der Dich nicht, so wolle Wladimir es als eine Art von Bestimmung ansehen, daß Du seine Frau würdest. Das ist doch eigentlich sehr leichtsinnig von dem Wladimir gewesen."

Slava stand regungslos auf ihrem Platz, die Tante klapperte mit ihren Schlüsseln und band sich die große Schürze um, mit der sie sich jeden Morgen in Speisekammer und Küche begab.

„Ja, ja, Kind," sagte sie, „so sind die Männer, wenn man einmal denkt, Einer ist anders — es dauert nicht lange, so kommt man dahinter, daß er auch so ein Leichtfuß ist, der unseresgleichen als Spielzeug betrachtet. Ja, wie ich jung war, habe ich auch solche Erfahrungen gemacht! Na, der Wladimir ist immer noch nicht der Schlimmste, aber Du kannst es ihn doch so ein bischen merken lassen, daß Du Bescheid weißt, und deßhalb ist es gut, daß die Geschichte herausgekommen ist."

Fortsetzung Seite 150.

Bilder von der südamerikanischen Küste.

Skizze von

P. F.

Peru und Chile haben sich den Krieg erklärt, Truppen sammeln sich an den Grenzen der beiden Republiken und Kriegsschiffe bombardiren die Hafenstädte. Es ist seltsam, daß die Bewohner gerade dieser Landstriche, welche alle Bedingungen zum Wohlergehen aufweisen, nicht zur Ruhe kommen können und die politischen Verhältnisse jener gesegneten Küstenländer in steter Gährung sich befinden. Freilich mag der Grund zu dem wilden Parteileben vorzüglich in der Fruchtbarkeit und der überreichen Ergiebigkeit der natürlichen Hülfsquellen des Landes liegen, wodurch die Bewohner nicht durch den Zwang einer strengen Arbeit genöthigt werden, ihre schnell auflodernde Leidenschaft einzudämmen. Dann trägt aber auch wohl die seltsam bunte, sehr gemischte Bevölkerung zu der ewigen Unruhe dieser Republiken am stillen Ozean bei. Es dürfte daher unsere Leser wohl interessiren in einer Reihe der Natur abgelauschter Skizzen die Haupttypen dieser südamerikanischen Volksfiguren hier vorgeführt zu erhalten.



2

Da sind wir denn in Callao, einem der wichtigsten Häfen der Südsee, gewissermaßen die Hafenstadt Limas, der Hauptstadt Perus, denn diese liegt nur eine halbe Stunde Eisenbahn von Callao entfernt. Die Stadt wird 12,000 Einwohner haben und gilt als eine Hölle. Der Hafen selbst ist wunderbar und macht einen großartigen Eindruck durch mächtige verfallene Festungswerke; die Stadt selbst jedoch besteht theils aus Schenken und Matrosenlogis, theils aus Tanz- und Spielsalons der schlimmsten Art, dazwischen große Magazine und Comptoirs reicher Firmen aus Lima, deren Angestellte es für eine Art Verbannung halten, in dem schmutzigen, von wildem, wüstem Leben erfüllten Callao zu wohnen.

Die Umgebung der Hafenstadt ist sandig und öde, wird aber an vielen Punkten belebt durch Schenken eigenthümlicher Art, wie unsere Illustration eine solche unten zeigt. Es sind roh gezimmerte Bretterhütten mit Maisstrohdach, wo Früchte, Limonaden, Liqueure und kaltes Wasser ausgeboten werden. Umlagert sind diese Buden stets von Nichtsthuern spanischer Abkunft, indianischen Mädchen, Straßensängerinnen und Straßentänzerinnen, Matrosen, Soldaten, Viehtreibern und sonstigen Mischlingen von Spaniern und Eingeborenen. Eine solche Bude gewährt einen höchst interessanten, echt südamerikanisch nationalen Anblick.

Die Tracht in diesen Küstenstrichen am stillen Ozean besteht aus dem spanischen Mantel und einer Art niederer Cylinder mit breitem Rand für die Spanier und eingewanderten Europäer. Die nationale Kleidung jedoch ist der Poncho, eine Art Decke, oben für den Kopf mit Ausschnitt, die als Mantel dient, ein breiter Hut und eng anschließende Reiterbeinkleider oder Kamaschen von starkem Wildleder. Die Frauen, welche sich meist durch südländische Schönheit auszeichnen und sehr zierlich gebaut sind, umhüllen sich besonders beim Kirchgang mit einer Art orientalisch weiten, großen weißen Umhanges und haben den Kopf mit Spitzentuch und Kapuze bedeckt. Bild Nro. 2. Wenn die Frauen besserer Stände am Tage ausgehen, so wandern sie zur Kirche, sonst sieht man sie nur Abends auf der Promenade, dann jedoch meist in Gesellschafts- und europäischer Balltoilette. Um die Haushaltung im deutschen Sinne kümmern sich die feineren Frauen in Peru und Chile nicht, das ist Sache der zahlreichen schwarzen und gelben Dienstboten männlichen und weiblichen Geschlechtes, deren jede irgendwie anständige Familie eine Menge besitzt.

Wir sehen in unserer dritten Skizze solch' einen Diener vor der Thür seiner Herrschaft in ziemlich lässiger Unterhandlung mit einem Früchtehändler. Es gilt wahrscheinlich, Früchte einzukaufen, jedoch der Bursche strengt sich sichtlich nicht arg an, einen vortheilhaften Handel zu machen, und der Verkäufer auf seinem Maulesel hat Geduld.



3

Die Maulesel spielen überhaupt an der ganzen Südseeküste eine große Rolle. Pferde gibt es dort wenig, sie sind theuer und weniger haltbar als die Mulos. Die Maulthiere jedoch bilden die Reit- und Lastthiere auf Reisen durch die Felseneinöden der Cordilleren und durch das sandige, steinige Flachland. Damit sie beim Bergsteigen leichter Luft holen können, schlitzt man ihnen die Nasenlöcher auf, und um ihren Gang noch sicherer zu machen, noch vorsichtiger an den ungeheuren Schluchten und Abstürzen, welche dem südamerikanischen Küstengebirge eigen, hat man besondere Blendklappen, welche die armen, geplagten Thiere am Sehen verhindern (Bild Nr. 5). Für die Felspässe der Cordilleren bedient man sich aber auch vielfach der Lamas, jener kameelartigen Thiere, die als ein Mittelding zwischen Schaf und Kameel erscheinen. Das Lama ist überhaupt eines der nützlichsten und wichtigsten Thiere für die Bevölkerung der südamerikanischen Staaten, es gibt den Einwohnern Wolle zur Kleidung, Milch zur Ernährung, gutes Fleisch, dient ihnen als Last- und Reitthier und kostet fast nichts an Unterhalt, denn es nährt sich, wie das Kameel, durch Gewächse, welche selbst die Steinwildniß der rauhen Gebirgspässe hervorbringt. Unsere Skizze Nr. 4 läßt uns eine Reihe Lamas, mit ihrem indianischen Führer Rast haltend, im Gebirge schauen.



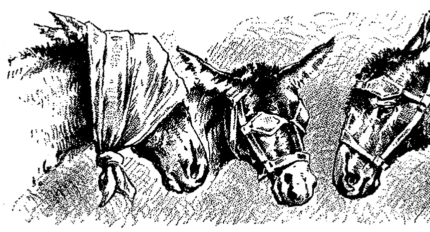
1



4

Die Lamas sind sehr kluge, aber auch sehr eigensinnige Thiere, und es gehört große Uebung dazu, mit ihnen gut auszukommen, ganz im Gegensatz zu den Kameelen, die zwar tückisch sind, jedoch durch energische Behandlung sich zwingen lassen. Man wechselt deßhalb auch nicht gern die Lamaführer und die Eingeborenen eignen sich vortrefflich zu solchen, weil sie träg sind und mit den Thieren viel Geduld haben. Wird

ein Lama einmal mißhandelt, so ist es für das Transportgeschäft verloren, wenigstens unter diesem Führer, freundlichem Zuspruch ist es aber zugänglich. Beladet man das Thier zu stark, geht es keinen Schritt mehr vorwärts. Die Lamas wissen auf's Pfund genau, wie viel sie tragen können und wollen, und der Führer thut meist sehr gut, sich darnach zu richten. Wie das Kameel, hat auch das Lama etwas Phantastisches in seinem Charakter, und dieß scheinbar so stille, ruhige Thier ist in seinen Launen unberechenbar, diese sind jedoch meistens unschädlich, und die vorsichtigen, dunkelfarbigen Führer lassen sie gewähren, wenn es nicht zu arg wird. Haben die Lamas sich an einen Führer gewöhnt und gemerkt, daß er



5

ihnen nicht zu viel zumuthet, sind sie folgsam und thun ohne Widerspenstigkeit, was er von ihnen verlangt.

Der Eingeborene romanischer Abkunft, der Spanier, hält es für vornehmer, ein Reitpferd zu besitzen; es ist dieß eine zähe, starkgebaute, nicht schöne, aber feurige und kräftige Rasse, ganz passend im Aeußern zu dem Reiter selbst, der, im landesüblichen Kostüm, mit elegantem Ponchomantel, breitem Hut, Lederhosen und Stulpenstiefeln, woran riesige Sporen, etwas Wildes, Romantisches an sich hat und sehr viel zum originellen Charakter des dortigen Lebens beiträgt. Wir erblicken in Skizze 6 einen solchen Reiter, der wahrscheinlich aus der Region der Silberberge in die Stadt gekommen, um Wechselgeschäfte abzuschließen. Unter seinem Mantel verbirgt er neben dem Beutel mit Goldunzen und Silberstücken sicherlich scharfschießende Revolver und ein langes Messer.

Diese Caballeros sind meist etwas gefährliche Gesellen. Ritterlich in ihrem Aeußern, nehmen sie nach Raubritterart, balleros, welche spanische Abkunft, aber eine viel dunklere Farbe als die Spanier aufweisen, sind Abenteurer, viele besitzen Silberbergwerke, große Heerden, sind Spediteure durch Lama- oder Maulthierkarawanen und vermitteln den Transport von Mehl und anderen Lebensmitteln zu den öden Bergwerksregionen und führen die gewonnenen edlen Metalle dann nach Callao oder Lima. Im Dienste von Kaufleuten findet man sie jedoch selten. Ihr Freiheitsdrang ist dazu zu groß. Ritterlich wie ihr Aeußeres ist auch ihr Charakter in dieser Beziehung, sie sind die fleißigsten Besucher der Spielhöllen.

Weniger elegant sehen die Mestizen aus, wie unsere siebente Skizze einen solchen zeigt, diese Mischlinge sind meist Maulthiertreiber, Viehhüter und Fuhrknechte, mit unschönen, breiten, knochigen, dunkelgelben Gesichtern, glühenden Augen, langen schwarzen, schlichten Haaren, von höchst unzuverlässigem Charakter, aber geschickte Reiter und zu allerhand wilden und listigen Streichen stets bereit.

Es scheint, als ob diese Mischlinge von Eingeborenen und Eingewanderten (Spaniern) alle schlechten Eigenschaften der Europäer und Indianer in sich vereinigten. Von den Spaniern haben sie die Trägheit und auflodernde Leidenschaft, von der indianischen Rasse den Hang zur Rachsucht und zur Völlerei. Die Mestizen sind es hauptsächlich, welche sich stets zu den revolutionären Umtrieben gebrauchen lassen, da sie, politisch völlig unreif, der Partei folgen, welche es ihnen am besten lohnt oder ihnen goldene Berge verspricht.

Neben diesen Mestizen, Spaniern, Engländern, Deutschen, Franzosen, Italienern und Indianern, welche das bunte Nationengewimmel der Republiken am stillen Ozean bilden, findet sich auch der Chinese dort, wie überall, wo es Arbeit gibt und der Fleiß nicht die Haupteigenschaft der Bevölkerung ausmacht. Der Chinese ist ein unermüdlicher Arbeiter, jede Beschäftigung ist ihm recht, er ist anstellig und fleißig und begnügt sich mit geringem Lohn. Aus diesem Grund wird er von den Arbeitgebern sehr gesucht und geschätzt, ist aber der faulen niedern Bevölkerung ein Dorn im Auge, weil er die Preise drückt und auch dann noch arbeitet, wenn er Geld hat. Der echte Peruaner aus dem Volke greift meist erst zur Arbeit, wenn es absolut nicht anders gehen will, wenn der Hunger zu arg wird, und er hört auf, sobald er nur einige Münze verdient hat. Der Chinese dagegen arbeitet, um sich etwas zu erwerben, er ist

Es ist schon weit über Mitternacht, jedoch das Leben in den Straßen erleidet dadurch keine Unterbrechung. Da sehen wir einen langen Tisch vor dem Hause, darauf sind aufgespeichert allerlei verlockende Eßwaaren, Früchte, gekochte Fleischstücke, große Gläser voll Fruchtsäften, Flaschen voll feuriger



6

Weine und stark gepfefferter Branntweine. Ein Chinesenkoch schmort da eine Austernsuppe auf offener Straße und raucht nicht gar appetitlich dazu an einem weggeworfenen und glücklich von ihm aufgelesenen Cigarrenstummel. Ein Landsmann und ein Mestize schauen dem Sieder zu und ziehen den leckern Duft ein, während ein Spanier in die hinter dem Tisch befindliche Spielhölle tritt, aus der, neben dem Schreien der Bankhalter,



7



8

wo sie etwas bekommen können. Es kommt ihnen nicht darauf an, wenn es ohne Gefahr der Entdeckung geschehen kann, einen Silbertransport in den Bergen anzufallen, die Führer zu ermorden und die kostbare Ladung zu rauben. Als kühne Reiter, sichere Schützen und vortreffliche Fechter mit dem Messer ist ein Duell mit ihnen — und rauflustig sind sie stets — für Europäer so gut wie ein Todesurtheil, und man hütet sich allgemein, mit solch' einem Herrn im Poncho und auf dem plumpen Gaul anzubinden. Jedoch nicht sämmtliche dieser Caunglaublich sparsam und genügsam, und sein Ideal ist, mit etwas Vermögen in sein Vaterland wieder heimkehren zu können. So leichtlebig, leidenschaftlich und leichtsinnig der Peruaner und Chilene, so engherzig, gewissenhaft, geizig und vorsichtig ist der Zopfträger aus dem Reich der Mitte. Die Chinesen sind deßhalb auch in den südamerikanischen Freistaaten jetzt schon die eigentlichen Arbeiter geworden.

Unsere achte Skizze zeigt uns Chinesen bei einer Restauration in Callao.

dem Klirren des Geldes, den Flüchen der Spielenden in allen Sprachen, Musik und Tanzlärm und das Gekreisch von frechen Frauenstimmen ertönt.

Ein echtes Nachtbild aus dem Straßenleben Callaos, dem jetzt auch noch das grellfarbige militärische Element des Krieges beigemischt sein wird.

Slava trat an's Fenster und drückte die Stirn an die Scheiben.

„Ich meine es gut mit Dir," sagte die Tante, schon die Thür in der Hand haltend, „aber hingehen lassen darfst Du ihm das nicht, sonst denkt er, Du bist so verliebt in ihn, daß Du Dir Alles gefallen läßt. Mein Gott, ein Mädchen, so reich und so schön wie Du, das hätte auch noch andere Partieen machen können, und er braucht nicht zu denken, daß wir uns nach ihm umgesehen haben und nur froh gewesen sind, daß er uns überhaupt haben wollte!"

Damit verließ die Tante das Zimmer, und Slava, die sich jetzt unbeobachtet sah, sank auf einen Sessel und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände.

Ach, was war aus all' ihren glühenden, phantastischen Liebesträumen geworden! Sie war gewöhnt gewesen, sich als eine Art von Märchenprinzessin zu betrachten, der im rechten Augenblick der rechte Ritter ohne Furcht und Tadel zu Füßen sinken würde, um sie zu seiner Königin zu machen. Und der Ritter war gekommen, schön und kühn, wie sie ihn geträumt hatte; aber nicht in schmachtendem Liebesdienste hatte er um sie geworben, ein Augenblick der Gefahr hatte sie in seine Arme geführt. Seitdem hatte seine fast tägliche Nähe sie wie in einem Rausch erhalten, sie hatte all' ihre Träume verwirklicht geglaubt, und nun — welch' ein Erwachen!

Statt mit Sehnen und Bangen an den Augenblick zu denken, wo er der Geliebten von seinen Gefühlen sprechen würde, hatte er vielleicht mit lustigen Brüdern leichtfertig über seine bevorstehende Brautwerbung gescherzt und es auf die Möglichkeit ankommen lassen, daß sie die Braut eines Andern würde. Wie eine Art von Glücksspiel hatte er seine Verlobung angesehen, und bei jenem tollkühnen Ritt, als ihre Angst ihm ihre Liebe verrieth, da war er vielleicht gar nicht in der Absicht gekommen, um sie zu werben, sondern hatte ihre Begegnung eben auch als „Bestimmung" aufgefaßt! Und sie hatte schon so oft sehnsüchtig nach ihm ausgeschaut, während er einen andern Bewerber täglich in ihrer Nähe wußte und nicht kam; sie hatte damals, als sie ihn endlich wiedersah, gewünscht, mit ihm in den Fluten unterzugehen — o, wie hatte sie ihn geliebt, und er — er hatte vielleicht lachend die reiche Erbin in die Arme geschlossen.

Slava drängte die Thränen zurück, die ihr heiß in die Augen rollen wollten. Ihr ganzer Mädchenstolz bäumte sich auf bei diesem Gedanken. Er hatte mit ihr gespielt, sein Herz hatte nicht gesprochen, sonst hätte er nicht diese Verabredung mit Tschatzky treffen können! Und sie war blind gewesen in ihrer thörichten Liebe zu ihm. Aber nun war sie sehend geworden zur rechten Zeit! Noch konnte sie ja zurücktreten — jetzt floßen ihre Thränen doch unaufhaltsam. Sie fühlte, daß sie ihr eigenes Herz zerriß, wenn sie ihn aufgab, und dieses Herz flüsterte ihr jetzt zu: ein wenig lieb hat er dich doch gehabt, ein wenig doch. Ein wenig — und damit sollte Slava zufrieden sein? Oder hatte er sie doch wirklich lieben gelernt, seit sie seine Braut war? O, wenn sie das wüßte, wenn es ein Mittel gäbe, die Wahrheit zu erkennen, sein Herz zu prüfen!

Das Grübeln und Nachdenken wurde ihr unerträglich. Sie bestellte ihr Pferd, sie mußte Bewegung und frische Luft haben.

Sie ritt hinaus, um ihren Gedanken zu entfliehen, und doch lenkten diese Gedanken ihr Pferd und lenkten es zu derselben Stelle, an welcher sie damals, an ihrem Verlobungstage, mit Wladimir gestanden hatte. Lange blickte sie auf den Bach herab, dessen Gewässer jetzt wieder ruhig in den gewohnten Bahnen dahinflossen. Hier war es gewesen, wo ihre Angst ihm ihr Herz verrathen hatte. Sie erröthete jetzt bei dem Gedanken daran. Und doch, dieß plötzliche Finden, dieß rückhaltlose Entdecken ihrer Liebe war so schön gewesen! Sie seufzte und ihre Hand suchte unwillkürlich die Kapsel mit Wladimir's Locke, welche sie immer trug und die sie auch heute, trotz ihres Grolles, nicht abgelegt hatte. Sie wußte das genau, und doch — die Kapsel hing jetzt nicht auf ihrer Brust. Slava mußte sie während des Rittes verloren haben, und eilig wandte sie ihr Pferd um, zu suchen. Aber sie war nicht die gewöhnliche Straße entlang geritten und hatte überhaupt wenig auf ihren Weg geachtet. Langsam ritt sie im Walde hin und her, oft ihr Pferd trotzig umwendend und entschlossen, nicht weiter zu suchen, und dann doch immer wieder seitwärts abbiegend und die Augen auf den Waldboden heftend. Plötzlich hörte sie den Hufschlag eines andern Pferdes hinter sich. Sie dachte, es könnte Wladimir sein, und das Blut schoß ihr in's Gesicht. Jetzt hatte der Reiter sie erreicht. Sie blickte in ein fremdes, dunkel gebräuntes Gesicht und ein Paar tiefschwarze Augen hefteten sich einen Moment, halb musternd, halb bewundernd, auf sie. Verwirrt trieb sie ihr Pferd zu schnellerem Gange an, aber der Reiter blieb dicht an ihrer Seite und sagte, sich grüßend verneigend:

„Ich habe etwas gefunden, Gnädigste, das Ihnen vielleicht gehört. Wollen Sie nicht langsamer reiten, um es anzusehen?"

Slava hielt ihr Pferd plötzlich an. In der Stimme des Fremden lag etwas, das sie herausforderte. Er sollte nicht glauben, daß sie sich vor ihm fürchtete.

„Ich suchte allerdings eben einen kleinen verlorenen Schmuck," sagte sie, „und würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie denselben gefunden hätten und mir zurückbrächten."

„Wie würden Sie mir Ihre Dankbarkeit beweisen?" frug er.

Sie blickte ihn erstaunt an. Wer war der Fremde? Sie kannte alle jungen Edelleute der Nachbarschaft. Er gehörte nicht zu ihnen, und doch konnte sie ihn seinem Aussehen nach nur für einen Kavalier halten. Aber sein Betragen war sonderbar. Sie wußte nicht, was sie aus ihm machen sollte.

„Bei uns zu Lande ist ein Kavalier mit dem einfachen Dankeswort einer Dame zufrieden," sagte sie.

Er lachte.

„Nun, ich gehöre auch zu Ihren Landsleuten," sagte er, „aber ich bin ein schwer zufrieden zu stellendes Gemüth, ich möchte mehr haben als ein Dankeswort."

Er beugte sich zu ihr herüber und blickte ihr halb lachend, halb verlangend in das Gesicht. Sie riß ihr Pferd an sich, daß es hoch aufstieg, und ihre großen Augen blitzten ihn zornig an.

„Ich habe nur von den Kavalieren unter meinen Landsleuten gesprochen, mein Herr," sagte sie, „im Uebrigen mögen Sie sich mit dem Hofverwalter von Sabitzkowitz über Ihren Finderlohn auseinandersetzen."

Sie kehrte ihm stolz den Rücken zu und sprengte davon. Aber in wenigen Augenblicken schon hatte er sie überholt und parirte sein Pferd unmittelbar vor ihr, so daß das ihrige zurückscheute und es aussah, als wolle er ihr in der Bändigung des aufgeregten Thieres zu Hülfe kommen, wie er ihr jetzt in die Zügel griff. Der kurze, aber heftige Schlag, mit dem Slava's Reitgerte seine Finger traf, sagte ihm, daß sie es so nicht auffaßte. Er schien aber gar keine Notiz von ihrer Auffassung zu nehmen, sondern sagte, seine Hand fest am Zügel ihres Pferdes ruhen lassend:

„Ich bin Graf Peter Schiganský — ist es wirklich zu viel verlangt, wenn ich Fräulein von Sabitzka um die Erlaubniß bitte, sie bis an ihren Hof zurückbegleiten zu dürfen? Ich preise mein Finderglück, da es mich die Bekanntschaft der gefeiertsten Dame meines heimatlichen Kreises machen ließ."

Er hatte ihr Pferd freigegeben und hielt nun in ehrerbietiger Haltung vor ihr.

Slava wußte jetzt, daß sie den bedeutendsten Grundbesitzer der Gegend vor sich hatte, der aber bis jetzt immer in Wien oder auf seinen Gütern in Ungarn gelebt hatte und von dessen Rückkehr sie nichts ahnte. Einen Augenblick war sie verwirrt, dann aber sagte sie lachend:

„Unsere erste Begegnung war ungewöhnlich, Graf, aber ich liebe das Ungewöhnliche und will Ihnen daher Ihren Ueberfall verzeihen und Ihre Begleitung annehmen."

„Sie sind ebenso gütig als schön, und ich bin von diesem Augenblick an Ihr ergebener Sklave," sagte er, sich anmuthig im Sattel verneigend und sein vorwärts drängendes Pferd mit fester Hand zügelnd, daß es tänzelnd an Slava's Seite hinging. Diese mußte sich gestehen, daß sie nie einen eleganteren Reiter gesehen habe, und während sie jetzt plaudernd neben einander hinritten, fand sie, daß er auch ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter sein konnte. Dennoch schwankte sie oft zwischen Wohlgefallen und Widerwillen ihm gegenüber, und seine Unterhaltung fesselte sie und regte sie zugleich in eigenthümlicher Weise auf. Es überkam sie eine plötzliche, tiefe Bangigkeit nach Wladimir, — sie wünschte ihren Begleiter weit fort, dann aber wieder fürchtete sie sich vor dem einsamen Abend mit der alten Tante und all' ihren quälenden Gedanken, und als ihr der Graf am Eingange des Hofes die verlorene Kapsel überreichte und sich verabschieden wollte, da sagte sie plötzlich:

„Es würde mich freuen, Sie meiner Tante, die bei mir lebt, vorstellen zu können. Wollen Sie mit mir kommen?"

„Ich wagte nicht, darum zu bitten," sagte er, „aber Sie machen mich sehr glücklich durch Ihre Erlaubniß!"

Er ritt neben ihr durch das Hofthor. Die Tante stand vor der Hausthür und blickte ihnen entgegen.

„O, warum bin ich nicht schon im Herbst hiehergekommen!" seufzte Graf Peter.

„Warum?" frug Slava gedankenlos.

Er blickte sie nicht an. Es war unsicher, ob er ihre Frage überhaupt gehört hatte, und es konnte ganz unbefangen klingen, als er frug:

„Seit Ostern erst sind Sie verlobt, nicht wahr?"

„Ja, seit Ostern," antwortete sie, zu ihrem eigenen Aerger erröthend. Sie wollte es sich nicht merken lassen, daß sie den verborgenen Sinn seiner Frage verstanden habe, aber ihr Gesicht verrieth sie.

Er lächelte gleichsam in sich hinein.

„Ich möchte wohl wissen, wie weit ihre Treue gehen würde!" dachte er. „Es ist so amüsant, mit einem hübschen Weibe zu experimentiren."

Slava zürnte der Tante, die schnell in das Haus geeilt war, wahrscheinlich um Kaffee für den Gast zu bestellen. Nun trat Graf Peter an ihrer Seite über die Schwelle des Hauses und sie dachte:

„Es wäre doch besser gewesen, den Abend allein zuzubringen. Warum habe ich ihn nur aufgefordert! Und wo jetzt die Tante auch gerade bleibt!"

„Es ist ein sehr altes Haus, in das ich Sie einführe," sprach sie, um nur etwas zu sagen und die Scheu zu überwinden, welche sich ihrer plötzlich bemächtigte.

Er blickte um sich. Das Zimmer erschien Slava so klein und niedrig wie noch nie, seit seine athletische Gestalt mitten darin stand.

„Ich liebe alte Häuser mehr als neue," sagte er. „Die alten Häuser erzählen von der Vergangenheit, und wenn man allein ist, liebt man solche unhörbare Geschichten manchmal."

„Sie haben Recht," sagte Slava.

„Er wird doch ein angenehmer Gast für den Abend sein," dachte sie dabei. Er hatte wieder eine sympathisch klingende Seite in ihrer Seele berührt.

In diesem Augenblick trat die Tante ein. Fünf Minuten später war sie in einem sehr lebhaften Gespräche mit Graf Peter begriffen, und während Slava's Empfindungen gegen ihn den ganzen Abend schwankend blieben, war das Wohlgefallen, das die Tante an ihm fand, ein ungetheiltes. Als er sich endlich verabschiedete, wurde sie noch lange nicht müde, sein Loblied zu singen. Slava aber ermüdete bald, ihr zuzuhören, und wünschte ihr gute Nacht. Als sie ihr Zimmer betrat, war ihr zu Muthe, als drücke eine Centnerlast ihr auf Kopf und Herz. Sie warf sich auf die Kniee und preßte ihre heiße Stirn in die Hände.

„O, Wladimir," seufzte sie, „warum ist nicht Alles zwischen uns wie früher! O, ich wünschte, ich hätte nichts erfahren von diesem unseligen Abkommen mit Tschatzky; ich wünschte, ich könnte noch so unbedingt an Deine Liebe glauben! Aber, ich kann nicht, o mein Gott, ich kann nicht!"

Indeß ritt Graf Peter über die mondbeglänzten Feldwege nach Hause.

„Sie gefällt mir," dachte er während des Reitens, „wirklich, sie gefällt mir. Schade, daß ich sie gerade als Braut kennen lernte, denn als Bräute sind die Weiber für andere Männer gewöhnlich am langweiligsten. Junge Frauen sind mir im Allgemeinen lieber, aber am Ende kommt doch Alles auf Eins heraus. Ein Weib weiß nie, was es will, bis unsereiner es ihr klar macht. — Es ist immer dieselbe Geschichte zwischen Männern und Weibern, aber solch' ein stolzes Köpfchen zu erhitzen, wie diese Slava hat, lohnt sich schon der Mühe, und ich könnte den Solova beinahe beneiden!" Hier unterbrach Graf Peter seine Gedanken lachend. „Ha, ha, nein, das kann mir doch nicht mehr passiren. Ich sollte einen Mann um ein Weib beneiden? Was der Mondschein für komische Ideen eingeben kann! Nein, nein, ich kenne die Weiber zu gut, zu gut! Sie sind nur ein Spielzeug, gut für eine vergnügte Stunde, aber mehr darf man von ihnen nicht verlangen. Die Männer könnten mir leid thun, wenn sie nicht am Ende ebensowenig taugten als die Weiber. Aber im Grunde genommen geschieht ihnen gegenseitig Recht, wenn sie sich betrügen und quälen, denn es gibt doch keine nichtsnutzigere Rasse als die Menschen. Nur sonderbar, daß man immer wieder glauben kann, einzelne Exemplare bildeten Ausnahmen! Lächerlich! Art läßt nicht von Art, und glücklich wird man erst, wenn man keine Illusionen mehr hat. Ich hasse diese, und erst seit ich sie verloren habe, weiß ich, daß leben nur genießen heißt, und ich fühle mich sehr wohl bei dieser Erkenntniß!"

So philosophirend, hatte er ein kleines Dorf erreicht, das auf dem Wege zwischen Sabitzkowitz und Rocziwa lag. Die Dorfleute saßen plaudernd vor den Hofthoren, flackernde Herdfeuer leuchteten durch die kleinen Fenster der Hütten, und von dem hölzernen Dorfkirchthurm her, dessen Spitze kaum die wilden, ihn umgebenden Birnbäume überragte, erklang das Läuten des Abendsegens.

„So ein Dorf in Mondscheinbeleuchtung ist auch eine Illusion," dachte Graf Peter. „Das sieht aus wie ein Eldorado von Ruhe und Frieden, und näher betrachtet, umschließt es nichts als Schmutz und eine Musterkarte aller kleinen Laster."

Er kam eben an einer Gruppe junger Burschen vorüber, die, behaglich ihre Pfeifen rauchend, an der Kirchhofmauer lehnten, indessen in einiger Entfernung ein paar Weiber niedergekniet waren und während des Abendläutens ihre Gebete vor dem an der Mauer angebrachten Heiligenbilde sprachen. Das ganze friedliche Bild schien gegen Graf Peter's Gedanken zu protestiren. Aber mit einem fast diabolischen Lächeln griff dieser in eine seiner Taschen, holte seine mit kleinen Geldstücken gefüllte Börse hervor und warf ihren Inhalt zwischen die Burschen und die Weiber mit dem lauten Rufe:

„Da nehmt, Leute, wer heut am fleißigsten von euch war, der soll das ganze Geld haben."

Die friedliche Menschengruppe wälzte sich sofort, in einen wirren Knäuel verwandelt, zankend und schreiend auf dem Erdboden. Graf Peter blickte mit befriedigtem Lächeln auf sie herab, dann gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte davon. Hinter ihm her scholl das wüste Geschrei der Streitenden, das Läuten der Abendglocke fast übertäubend.

„Wenn man das richtige Mittel anwendet, bekommt man immer das wahre Gesicht der Menschen zu sehen," murmelte er. „Standen diese Leute nicht einträchtig bei einander wie eine Heerde Schafe? Und jetzt schlagen sie sich die Köpfe blutig um ein paar schmutzige Pfennige! Ha, ha, das war wieder einmal ein lustiges Experiment!"

Eine Stunde später saß Graf Peter in seinem Speisesaal in liebenswürdigster Gesellschaft beim vorzüglichsten Wein und gab sich den verschiedenen Lebensgenüssen, die er sich auf seinem Schloß zu verschaffen wußte, so ungetheilt hin, als habe die „Nichtsnutzigkeit" der menschlichen Rasse ihn niemals bekümmert. Er sagte ja selbst, daß seine Philosophie, weit entfernt, ihm den Lebensgenuß zu verkümmern, ihn erst recht zu demselben geführt habe.

V.

Am nächsten Tage kam Wladimir nur ganz flüchtig nach Sabitzkowitz, da verschiedene geschäftliche Angelegenheiten seine Anwesenheit im Städtchen L. nothwendig machten. Er fand Slava verändert, kühl und launenhaft, wie er sie bisher nicht gesehen hatte.

„Was ist Ihnen?" frug er besorgt. „Sind Sie krank?"

„Vielleicht," antwortete sie, sich von ihm abwendend.

Er versuchte, sie liebkosend in seine Arme zu ziehen. Sie machte sich heftig los.

Ihre Gedanken waren so wirr, ihre Brust wie zugeschnürt. Sie fühlte, sie mußte ihm eine Aufklärung geben, aber sie scheute zugleich davor zurück. Er war ja heut so flüchtig!

Fast wünschte sie, wirklich krank zu sein, um ihm Ursache

zu ernstlicher Besorgniß zu geben. Seine Angst hätte ihr ja dann gesagt, daß sie geliebt wurde, so geliebt, wie sie es ersehnte.

Einen Augenblick schoß es ihr durch den Kopf, daß sie ihn eifersüchtig auf Schiganšky machen könnte. War Eifersucht nicht ein Beweis von Liebe? Aber sie verwarf diesen Gedanken sofort wieder, als ihrer unwürdig, und der Name Schiganšky kam nicht einmal über ihre Lippen. Bei Wladimir's nächstem Besuch sollte es klar werden zwischen ihnen, das nahm sie sich fest vor — heute konnte sie ihm nichts sagen.

Ihre Laune wirkte auch verstimmend auf Wladimir. Er war sich keines Vergehens bewußt, welches ihr plötzlich verändertes Wesen gegen ihn verschuldet haben konnte, sie schien also ein launenhaftes Spiel mit ihm zu treiben, und sein Stolz sträubte sich dagegen, ihr zu zeigen, wie wehe dieß Spiel ihm that. Sie trennten sich, ohne gegenseitig ein Verständniß gesucht zu haben, und fühlten sich Beide sehr niedergeschlagen, als sie allein waren. Slava hätte ihn gern zurückgerufen und Wladimir wäre am liebsten umgekehrt — aber sie waren Beide zu stolz, das Eine oder Andere zu thun.

In L. war gerade Markttag. Kaum konnte Wladimir sich mit seinem Pferde durch die schreienden, zankenden Bauern und die feilschenden Juden hindurchdrängen, welche die Straßen und den Platz vor dem Rathhause, den sogenannten Ring, erfüllten. Nur mit Mühe gelang es ihm, seiner Geschäftsleute habhaft zu werden, und nachdem er das Nöthige mit ihnen verabredet hatte, beschloß er, nach Hause zu reiten, ohne das Hinterstübchen Isaak Kohn's zu besuchen, wie es an solchen Tagen Sitte bei den nachbarschaftlichen Gutsbesitzern war.

Eben versuchte er, sich durch das Gedränge, welches Isaak Kohn's Eckhaus umwogte, hindurchzuwinden, als er plötzlich dicht vor sich Tschatzky erblickte, der, wie es schien, von einem kleinen dicken Herrn in braunem Rock und langer braun und gelb karrirter Weste gegen seinen Willen festgehalten wurde.

„Aber zum Donnerwetter!“ brüllte Tschatzky, „so lassen Sie mich doch los, Doktor, ich werde ja später kommen, jetzt hab' ich noch zu thun.“

„Nein, nein,“ erwiederte der kleine Braune, „später weiß ich nicht mehr, in welchem Zustand ich Sie antreffe, und ich will Sie nüchtern bei meinem Vereine haben.“

„Was, nüchtern, ich bin immer nüchtern, wenn's sein muß, Ihr Mäßigkeitsverein ist aber eine Tollheit, und zu dem Zweck nüchtern zu bleiben, verlohnt sich nicht der Mühe, lassen Sie mich ungeschoren.“

„Gut, wie Sie wollen, aber wenn Sie einmal krank werden — nach mir dürfen Sie dann nicht schicken, ich komme nicht zu Ihnen.“

„Ach, Unsinn, ich bin immer gesund.“

„So, haben Sie voriges Jahr nicht die Brustentzündung gehabt? Ich sage Ihnen, wenn Sie das nächste Mal krank werden, können Sie meinetwegen draufgehen. Und nun gehen Sie vorüber, in Gottes Namen, ich lade Sie nicht mehr zu meiner Versammlung ein!“

„Sie sind ein Teufelskerl, Doktor, und leider der Einzige sechs Meilen in der Runde, der etwas vom Kuriren versteht. Na, am Ende ist es gleich, ob ich jetzt zum Isaak Kohn gehe oder später!“

„Na, das habe ich gewußt, daß Sie Vernunft annehmen würden,“ meinte der Doktor vor Wladimir's Pferd tretend.

„Ah, da sind Sie ja auch, Herr von Solova,“ rief er. „Würden Sie mir wohl einen großen Gefallen thun?“

„Ich habe eben gehört, wie Sie Ihren Willen durchsetzen, auch wenn man nicht gleich gesonnen ist, darauf einzugehen,“ sagte Wladimir lächelnd.

Der Doktor war eine bekannte Persönlichkeit und man nannte ihn scherzweise den „König“ von L., weil er als geschickter und in der That einziger Arzt der Umgegend einen großen Einfluß ausübte.

„Ach,“ meinte er jetzt, während Tschatzky, der seinen Vetter nicht bemerkt hatte, schon in Isaak's Laden verschwunden war, „ach, bei Ihnen, verehrter Freund, weiß ich schon, daß ich mit solchen Mitteln nicht durchkommen würde, Sie bitte ich nur herzlich, mir den Gefallen zu thun und einen Augenblick bei Isaak Kohn vorzusprechen, ich möchte mit den Herren etwas berathen.“

Wladimir blieb nichts Anderes übrig, als der dringenden Aufforderung zu folgen. Er hatte ja auch keinen rechten Grund, um ihr auszuweichen.

„Auf Sie habe ich bloß noch gewartet,“ meinte der Doktor, „die Anderen sind schon Alle da.“

Die beiden Herren traten in den Laden. Isaak Kohn begrüßte sie, seinen Cylinderhut schwenkend, und öffnete eilig die Thür des Herrenstübchens, aus dem ein dichter Cigarrenqualm den Eintretenden entgegenquoll.

„Hat er Dich auch eingefangen, der verteufelte Doktor?“ rief einer der Anwesenden Wladimir zu, „er ist wahrhaftig nicht umsonst der König von L.“

„Ja, es ist nicht zu glauben,“ schrie ein Anderer, „den Isaak hat er auch bestochen — wir haben bis jetzt nichts als die allerleichtesten Weinsorten zu trinken bekommen — na, warte, Bruder Doktor!“

„Nun ja, ein andermal spielt ihr mir wieder einen Schabernak,“ rief der Doktor, der im lustigen Kreise oft der Lustigste und der Duzbruder des größten Theils der Gesellschaft war.

„Und nun hört einmal zu, ich habe ein ernstes Wort zu reden.“

„Na, laß schnell hören, damit wir wieder hinaus oder wenigstens zu einem tüchtigen Glase Wein kommen.“

Der Doktor sprang mit einer Behendigkeit, welche man seiner Körperfülle kaum zugetraut hätte, auf den Tisch und rief:

„Verehrte Versammelte! Ich habe Sie hiehergeladen, um Ihnen eine wichtige Bitte vorzutragen. Sie wissen, daß ich ein vielgeplagter Mann bin, da ich zehn Meilen in der Runde die Menschen kuriren muß, ich habe also genug zu thun, wenn es sich nur um wirkliche Krankheiten handelt. Nun mehren sich aber in unglaublicher Weise in letzter Zeit unter der Landbevölkerung die Fälle von delirium tremens, so man nennt den Superlativ des Schnapsgenusses, und besonders an Sonntagen, wo andere Menschen sich ausruhen, werde ich von bäuerlichen Patienten überlaufen, die alle mehr oder weniger betrunken sind. In der Woche, wenn die Leute arbeiten, haben sie nicht so viel Zeit zum Trinken, aber den Sonntag theilen sie ganz zwischen der Kirche und der Schenke.“

„Zur Sache, Doktor, was sollen *wir* dabei machen?“ riefen einige der Herren.

„Ich komme schon zur Sache,“ schrie der Doktor, „also aufgepaßt. Ich trage darauf an, daß die Gutsherren einen Sonntagsmäßigkeitsverein auf ihren Gütern einführen, von dem sie selber natürlich ausgeschlossen sind, den ich sie aber bitte, in folgender Weise in's Leben zu rufen: Wer sich des Sonntags betrinkt —“

„Ach, Doktor, wer soll denn das untersuchen?“

„Na, Einer wird doch wohl auf jedem Dominium nüchtern sein! Dieser Eine soll also Sonntag Abends in die Schenke gehen und dort die Schafe von den Böcken scheiden. Wer betrunken gefunden wird, kriegt fünfundzwanzig Hiebe aufgezählt, wer nüchtern ist, erhält eine Belohnung. Jeden Montag versammeln sich die Herren hier und statten einander Bericht ab, und wer die meisten Belohnungen zu zahlen hatte, der wird hier von Jenem frei gehalten, der die meisten Prügel vertheilen mußte — —“

„Guten Morgen, meine Herren, was Tausend, da ist ja auch der Doktor — freu' mich, alte Bekannte wiederzusehen, werde gleich bei Ihnen sein!“ rief plötzlich eine fröhliche Stimme.

Alle Köpfe wandten sich dem geöffneten Fenster zu, von woher der Gruß an die Versammelten erklungen war und durch das jetzt die Vorderhufe und der Kopf eines Pferdes in's Zimmer blickten, über welchem ein lächelndes dunkles Männergesicht grüßend nickte. Alle stürzten an das Fenster. Mit dem lauten Rufe: „Schiganšky, das ist der Peter Schiganšky!“ war der Doktor vom Tisch gesprungen.

„Das ist hübsch von Dir, Bruder Doktor, daß Du mich noch wiedererkennst,“ rief der Reiter, sein Pferd von dem Fenstersims zurückziehend und aus dem Sattel springend.

Im nächsten Augenblick schwang er sich auf das Fenster und stand im Zimmer.

„Wäre das Loch nicht so klein, so hätte ich mein Pferd mit hineingebracht,“ lachte er, „aber so müßt ihr mich schon als halben Menschen, der ich ohne Pferd nun einmal bin, verbrauchen.“

„Willkommen, willkommen!“ klang es ihm von allen Seiten entgegen und Alle drängten sich um ihn, seine Hände schüttelnd und ihn umarmend.

„Wirst Du jetzt ganz in RoczIwa bleiben?“ frug einer der Herren, aber ehe noch Graf Peter antwortete, stürmten schon andere Frager auf ihn ein:

„Hast Du den Hengst mitgebracht, mit dem Du die große Treppe in Pest hinaufgeritten bist?“

„Ist's wahr, daß Du bei den Türken warst und selbst Muselmann geworden bist?“

„Hast Du wirklich einen Harem, wie die Leute sagen?“ frug Einer, den Andern überschreiend.

„Potz Tausend,“ rief Graf Peter lachend, „eure Lungen haben auch nicht gelitten in den fünf Jahren, seit wir uns nicht sahen! Aber jetzt bleiben wir lange genug zusammen, um noch all' eure Fragen beantworten zu können!“

„Hurrah, der Peter Schiganšky soll leben!“

Die Gläser klangen lustig zusammen und Graf Peter trat an den Herrentisch.

„Bringe Wein her, vom besten, Isaak!“ rief er dem Wirthe zu, „Du kennst mich doch noch, was?“

„Der Isaak kennt die jungen Herren so gut wie die alten Weine, das gehört zu seinem Geschäft!“ gab dieser zurück.

(Schluß folgt.)

Das Spatzennest.

(Bild S. 145.)

Der Spatz ist ein Gassenbube und ein Strolch und dennoch ist man ihm nicht gram, trotz der vielen Unverschämtheit, die er begeht, und des ewigen Lärms, den er mit seinen Genossen verführt. Er scheint sogar ein nothwendiges Uebel zu sein, denn New-York, das keine Spatzen hatte, führte diese aus der alten Welt ein; jetzt freilich haben diese sich so vermehrt, daß sie die nichtsnutzigen Gesellen gern wieder los sein möchte. Es ist vor Allem die kecke Lebenslust und die stete lustige Beweglichkeit, welche uns an diesem Proletarier des Vogelreiches anzieht. Ganz seinem Strolchcharakter angemessen, baut sich der Spatz auch kein Nest, er sucht ein Unterkommen, wo es ihm der Zufall bietet, und stattet sein Lager mit etwas Stroh und Federn aus. Am liebsten sucht er anderen Vögeln ihre Behausung streitig zu machen, und da bieten ihm denn die Nistkästchen und Nisttöpfe, welche man für die Staare herrichtet, vortreffliche Gelegenheit, ohne Mühe zu einem schönen Logis zu kommen.

So sehen wir denn auf unserem reizenden Bilde eine Spatzenfamilie, die ein „elegantes“ Staarennest in Beschlag genommen hat. Wenn der schlaue Herr Langschnabel und eifrige Raupensucher jetzt zurückkommt, möchte es ihm schwer werden, die Eindringlinge aus seiner Wohnung zu vertreiben. Das Nest ist auch so herrlich sicher und gar zu behaglich. Dieses Bild zeigt uns das Thierleben von einer ebenso liebenswürdigen wie naturwahren Seite in künstlerisch meisterhafter Wiedergabe.

Albumblatt.

Steinschrift.

Mit dem Stein, der an dem Ringe
Meiner Liebe hell mir leuchtet,
Grub ich in die harten Scheiben
Deines Namens Züge ein.

Und nun wird des Glases Fläche
Diese lieben Zeichen tragen,
Unverlöschbar, bis es selber
Sterbend von einander bricht.

Aehnliches hast du vollendet,
Größeres, da du mit weicher
Anmuth Hand dein Bild gegraben
Tief in meines Herzens Grund.

Und dort wird es immer stehen
Unverlöschbar, bis des Todes
Allgewalt'ge Hand des Herzens
Feste Bildung schweigend löst.

(Aus: „Gedichte“ von Heinrich von Mühler. Jena, Hermann Costenoble, Verlagshandlung.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Dreißigstes Kapitel.

Eine wichtige Begegnung.

Als Jeanne Guérin und Zoë Lacassade in die Vorkanzlei traten, befand sich der Expeditor Jagon nicht mehr an seinem gewohnten Platze. Drei Wochen früher, am Morgen nach dem Morde auf dem Boulevard Bessières, hatte der erste Schreiber dem Expeditor ein ziemlich starkes Aktenbündel übergeben, aus welchem Abschriften zu nehmen und Rechnungsauszüge zu machen waren. Herr Jagon hatte nun bei Uebernahme desselben einige Bemerkungen gemacht: daß er in diesem Vorgemache bei seiner Arbeit stets gestört sei; daß es auch unvorsichtig sei, dergleichen wichtige Akten hier frei herumliegen zu lassen, wenn er gezwungen sei, sich zeitweilig zu entfernen; daß er hier ferner keinen Schrank habe, um dieselben einzuschließen. Diese Bemerkungen erschienen dem ersten Schreiber so einleuchtend, daß er den Expeditor wenigstens für die Dauer der neuen Arbeit in ein kleines Nebenzimmer placirte, in welches nur der Notar selber und die Schreiber kamen.

Jagon hatte sich dort installirt und arbeitete nun mit unermüdlicher Beharrlichkeit drauf los. Er war der Erste im Bureau und verließ es erst nach dem Dunkelwerden. Es war ihm sichtlich darum zu thun, seine Aufgabe zu vollenden und die dafür entfallende Extragratifikation einzuziehen.

Der kleine Schreiber, welcher seitdem Jagon's Platz im Vorgemach einnahm, erhob sich beim Eintritt der beiden Damen und fragte nach deren Begehr. Zoë Lacassade sagte, sie habe mit Doktor Lavril zu sprechen, wobei sie sich wohl hütete, den Namen ihrer Freundin zu nennen, um die sich bald sämmtliche Schreiber gesammelt haben würden, die Heldin des letzten Pariser Dramas anzustarren.

Doktor Lavril empfing sie voll Herzlichkeit.

„Wie lange haben Sie gezögert, mich zu besuchen, mein liebes Kind!“ sagte er zu Jeanne Guérin, indem er ihr die Hände drückte. „Ich begreife es wohl, daß Sie die Einsamkeit suchen ... Aber, du lieber Himmel, man muß sich eben ein wenig Zwang anthun, ein wenig in die Luft gehen, sich ein wenig zerstreuen, anstatt bei Ihrer Jugend als Einsiedlerin zu leben und stets einer fixen Idee nachgrübeln.“

„Ach, und kann ich sie denn verscheuchen? ... Ich habe meine Mutter schon als Kind verloren, und habe nie Jemanden gehabt als ihn ...“ Sie hielt inne und wandte sich mit Thränen in den Augen an Zoë Lacassade. „Verzeihung ... ich vergaß Dich, meine Freundin ...“

„O, entschuldige Dich nur nicht!“ sagte Zoë, das Taschentuch vor den Augen; denn sie weinte stets, sobald sie ihre Freundin weinen sah. „Ich weiß schon, wie Du's meinst ...“

„Mein liebes Kind,“ sagte Doktor Lavril zu Jeanne, nachdem sie sich gesetzt hatten. „Ich verlange ja nicht, daß Sie vergessen — aber ich bitte Sie, daß Sie es versuchen, sich mit etwas zu beschäftigen, sich für etwas zu interessiren, dem Leben wieder ein bischen Geschmack abzugewinnen. Schon seit einigen Tagen nehme ich mir vor, Sie, meine Damen, zu besuchen — Sie zu fragen, was Sie zu thun gedenken, Ihnen meinen Rath zu ertheilen. Leider bin ich nicht immer Herr meiner Zeit. Sie haben den guten Gedanken gehabt, zu mir zu kommen, und ich danke Ihnen herzlichst dafür! Stellen Sie sich vor, ich sei ein Ver-

wandter, ein Freund. War ich ja doch der Ihres Onkels, und in der letzten Zeit auch der Ihres Vaters, Fräulein Jeanne. Oeffnen Sie mir ein wenig Ihr armes, leidendes Herz, sagen Sie mir Ihre Pläne, Ihre Hoffnungen ..."

„Hoffnungen?" machte das junge Mädchen, „ich habe keine mehr."

„O, sie werden wiederkommen! ... Und Sie, Fräulein Lacassade, haben Sie schon daran gedacht, diesem jungen Fräulein eine Beschäftigung zu finden? Ist sie Musikerin? Könnte sie Lektionen geben? Ich würde sie empfehlen. Ich könnte ihr sicher Schülerinnen verschaffen, das Interesse ehrenwerther Familien für sie erwecken."

„Ach ja, Herr Doktor," sagte Zoë, „ich glaube wohl, daß Jeanne Klavierstunden geben könnte ... Aber," fügte sie lebhaft hinzu, „ist sie schon darauf angewiesen? Und muß sie alle Hoffnung auf die geraubte Summe aufgeben?"

„Ach nein, ach nein, ach nein ... es ist noch nicht so arg, aber man muß eben auf Alles gefaßt sein und die Zukunft ist unsicher. Sie müssen also Muth fassen und so handeln, als ob Sie gar nichts zu erwarten hätten, meine lieben Freundinnen. Der Muth wird Ihnen Lust zur Arbeit geben und die Beschäftigung neue Lebensfreude. Habe ich nicht Recht?"

„Wie gut Sie sind!" sagte Jeanne und reichte ihm dankbar und vertrauend beide Hände.

Doktor Lavril wurde in diesem Augenblicke von seinem ersten Schreiber gestört, welcher die Thüre öffnete. Er trat auf ihn zu und horchte auf dessen halblaute Meldung. Dann sagte er:

„Es ist unmöglich, daß diese Schrift verloren sei; sie ist nie aus der Kanzlei gekommen. Und dann ... haben Sie denn nicht neulich eine Kopie davon genommen?"

„Ja wohl, Herr Doktor."

„Durch wen?"

„Durch den Expeditor Jagon."

„Nun, so soll Jagon in seiner Tischlade suchen, er hat vielleicht vergessen, das Original zurückzustellen. Wenn er es nicht findet, senden Sie ihn mir her. Er soll dann in dieser Mappe suchen, da findet sich's vielleicht."

Der erste Schreiber entfernte sich.

Der Notar kehrte zu den Damen zurück.

„Und jetzt wieder zu unseren Angelegenheiten," sagte er. „Ich habe Ihnen nun meinen Rath gegeben; aber ein Rath ist nicht immer genügend. Ich wette, Sie haben kein Baargeld mehr, liebes Kind! Ihr Papa hat in Erwartung der Erbschaft sicher seinen Jahresgehalt nicht zu Rathe gehalten. Und was Ihre Freundin hier betrifft, so weiß ich, welchen Gebrauch sie von ihren Ersparnissen gemacht hat. So ist es also meine Pflicht, es ist mein Recht, Sie nicht in Verlegenheit zu lassen. Nehmen Sie diese zweitausend Franken; sie werden Ihnen über die erste Zeit hinüberhelfen, bis Sie Ihren Lebensunterhalt verdienen können. Und kommen Sie einmal zu der geraubten Summe, dann zahlen Sie mir dieselben einfach zurück; und ist dieß nicht der Fall, dann werde ich wenigstens das Vergnügen gehabt haben, Ihnen einen Theil der Honorare zurückerstattet zu haben, die ich von Ihrem Papa erhalten habe. Ich handle da, wie sicherlich Kapitän Guérin gehandelt haben würde gegen meine Tochter, wenn ich das Glück hätte, eine zu besitzen."

„Ich danke Ihnen, mein Herr, und ich nehme Ihre Güte an," sagte Jeanne einfach. Und sie nahm die zweitausend Franken, welche der Notar ihr reichte.



Zeichnung von Hugo Ströhl.

In demselben Augenblicke pochte es bescheiden an die Thüre.

„Herein!" rief Doktor Lavril.

Der Expeditor Jagon erschien auf der Schwelle der Thüre. Er glaubte augenscheinlich den Notar allein zu finden, denn wie er die zwei Frauen erblickte, machte er einen Schritt zurück.

„Treten Sie nur ein, da ich Sie habe rufen lassen. Nun, haben Sie die Schrift gefunden?"

„Nein, Herr Doktor," antwortete Jagon, ohne sich zu rühren.

„Nun, dann suchen Sie hier in dieser Mappe unter Lit. B.," sagte Lavril, auf eine große Mappe deutend, die sich zwischen dem Kamin und dem Fenster befand.

Um dorthin zu gelangen, mußte Jagon an Jeanne Guérin vorbeikommen. Er zögerte eine Sekunde lang. Aber da sein Herr wiederholt auf die Mappe deutete, faßte er den raschen Entschluß, vorbeizugehen. Kaum aber hatte er zwei Schritte gemacht, als Jeanne Guérin, die seit seinem Eintritt ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, aufsprang und mit ausgestreckten Armen schrie:

„Er ist's! Er ist's! ..."

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Traum.

Diese zwei Schreie machten auf die verschiedenen anwesenden Personen einen verschiedenen Eindruck. Zoë Lacassade stürzte auf ihre Freundin zu und befragte sie sprachlos mit den Augen. Der Notar sah erstaunt von dem jungen Mädchen auf den Expeditor Jagon.

Was diesen selber betrifft, wenn er eingeschüchtert erschienen war, als er bei seinem Eintritt zwei Damen in tiefer Trauer erblickt hatte, wenn er gezögert hatte, an ihnen vorbei auf die Mappe zuzuschreiten, so war diese Verwirrung, diese Unentschlossenheit jetzt gänzlich verschwunden, um der Zuversicht, der Kaltblütigkeit Platz zu machen.

Er blieb an derselben Stelle stehen, die Augen auf Jeanne Guérin gerichtet, anscheinend erstaunt über ihre Worte, aber sich zugleich fragend, an wen sie gerichtet sein konnten und was sie wohl sagen wollten.

Von seiner ersten Ueberraschung zurückgekommen, brach Doktor Lavril das Schweigen und sagte, zu dem jungen Mädchen gewendet:

„Was wollen Sie mit diesen Worten sagen, mein Kind? Sie bezogen sich ohne Zweifel auf die Person, welche soeben eintrat?"

„Ja," machte sie.

„Ist es eine Anklage, welche Sie gegen diesen meinen Schreiber aussprechen?"

Sie antwortete nicht.

„Erklären Sie sich, ich bitte Sie ... Kennen Sie Herrn Jagon? Haben Sie ihn schon gesehen?"

„Ja, ich habe ihn gesehen," sagte sie mit fester Stimme, „zwei Tage vor dem Tode meines Vaters. Er war es, der in unser Haus gekommen ist, als ich allein war mit der Bedienerin ... Er war es, der mich so erschreckt hat ..."

„O, hätte ich ahnen können!" sagte Jagon im natürlichsten Tone. „Ich bedaure unendlich, gnädiges Fräulein ..."

„Sie gestehen also," sagte der Notar lebhaft, „daß Sie zu der angegebenen Zeit bei dem Fräulein gewesen sind?"

„Natürlich, Herr



Pola. (S. 154.)
Aus: „Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie". (Verlag von Karl Graeser in Wien.)

Doktor. Warum sollte ich es leugnen? Ich bin sogar eine gute Viertelstunde bei dem Fräulein geblieben und habe die Ehre gehabt, sie im Hause zu sprechen, und dann auch einen Augenblick im Garten, wo ich sie vor meinem Weggehen selber aufgesucht habe.“

„Und weßhalb sind Sie zu Fräulein Guérin gekommen? Hatte ich Sie hingesendet?“

„Nein, Herr Doktor. Es handelte sich dabei nicht um Geschäftssachen, sondern um eine Privatangelegenheit.“

„Um eine Privatangelegenheit?“

„Ja wohl. Die Sache war einfach die: Kapitän Guérin kam oft in die Kanzlei hieher, er wartete im Vorgemache, wo ich arbeitete, und so wurden wir bekannt mit einander. Er erzählte mir Manches von seinen Angelegenheiten, und unter Anderem auch, daß er, im Falle er den Prozeß gewinne, ein hübscheres Quartier im Mittelpunkt von Batignolles miethen wolle. Ich hingegen sehnte mich aus dem Geräusche heraus und hatte schon längst die Absicht, ein kleines Häuschen in einem Garten zu beziehen. Ich hatte dem Kapitän gesagt, ich wolle mir das seinige ansehen kommen, und ich bin hingegangen.“

„Zu einer Stunde, wo er nicht zu Hause war,“ bemerkte der Notar.

„Er hatte mir versprochen, daheim zu sein,“ entgegnete Jagon ruhig, „aber er vergaß dieß. Am andern Tage, als er hieherkam, war er sogar so gütig, sich darüber zu entschuldigen.“

Jeanne horchte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne sich zu regen, aber auch ohne ihren klaren Blick von ihm zu wenden.

„Ist das, was Herr Jagon soeben gesagt hat, wahr, mein Fräulein?“ sagte der Notar.

„Soweit es mich betrifft, ja. Soweit es meinen Vater betrifft, weiß ich es nicht. Ich habe sogar Grund, daran zu zweifeln, denn es war ein Wohnungsagent, den Papa erwartete.“

„Ja, ja, ja!“ machte Zoë. „Ein Wohnungsagent von Batignolles, den er bestellt hatte.“

„Erlauben Sie mir zu bemerken, mein Fräulein,“ warf Jagon sehr artig ein, „daß der Herr Kapitän ganz gut zwei Personen bestellt und Beide vergessen haben konnte. Darin lag nichts Merkwürdiges. Herr Guérin hatte damals so wichtige Dinge im Kopfe, daß er wohl zerstreut sein konnte.“

Jeanne antwortete nichts, aber wie der Notar sie anblickte, begriff er, daß sie nicht vor Jagon sprechen wolle. Er sagte also zu diesem:

„Es ist gut. Sie können später die Schrift suchen. Jetzt gehen Sie.“

Jagon grüßte tief und entfernte sich ruhigen Schrittes. Kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, als Doktor Lavril dieselbe von Neuem öffnete, einen seiner Schreiber, einen starken jungen Menschen, zu sich rief und ihm halblaut sagte:

„Mein lieber Herr, ich bitte Sie, darüber zu wachen, daß dieser Expeditor Jagon sich unter keiner Ausrede entferne. Wenn er Miene machen wollte, die Kanzlei zu verlassen, würden Sie in meinem Namen Ihre Kollegen auffordern, ihn hier zurückzuhalten. Ich bin zu diesen Vorsichtsmaßregeln gezwungen, weil ... es handelt sich um das Verschwinden einiger Akten ... Aber behalten Sie das für sich, ich bin eben nicht sicher, ob ich dem Manne nicht Unrecht thue.“

„Sie können auf mich zählen,“ sagte der junge Mensch.

Diese Vorsichtsmaßregeln schienen wirklich sehr überflüssig. Denn Jagon hatte sich sogleich wieder in sein kleines Zimmer begeben, wo man ihn durch die halb offene Thüre eifriger als je arbeiten sah.

In sein Kabinet zurückgekehrt, sagte Doktor Lavril zu Jeanne Guérin:



Zeichnung von Hugo Ströhl.

„Jetzt sprechen Sie, mein theures Kind. Ich glaube errathen zu haben, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen haben.“

„Es ist so ernst!“ sagte Jeanne. „Und ich weiß nicht, ob ich darf ...“

„Mir dürfen Sie Alles sagen! Sollte ich finden, daß es gefährlich wäre, die Mittheilung zu verlautbaren, so will ich dieselbe als heiliges Geheimniß bewahren. Nun, mein Kind, als Sie beim Anblick meines Schreibers aufschrieen: ‚Er ist's! Er ist's!‘, da wollten Sie damit nicht allein sagen: ‚Das ist der Mann, der bei uns gewesen ist!‘, sondern ...“

„Nun ja, Sie haben Recht!“ rief plötzlich Jeanne. „Ich dachte dabei an den Mörder meines Vaters. Aber sagen Sie es Niemandem, sagen Sie es Niemandem! Ich habe nicht das Recht, Jemanden auf diese Art anzuklagen. Ich habe darüber gar manchen Tag nachgedacht.“

„So ist das also keine neue Idee für Sie ...?“

„Ach nein, nein, ich habe sie schon am ersten Tage dem Arzte von Batignolles mitgetheilt, und dann später dem Untersuchungsrichter. Und heute, heute konnte ich mich nicht beherrschen ... Wie ich diesen Menschen erblickte, da ist etwas Seltsames in mir vorgegangen, und nichts in der Welt hätte mich zurückhalten können, zu rufen, daß er es ist!“

Sie hielt inne und setzte dann sanfter hinzu:

„Ich bedaure diese unwillkürliche Regung. Und doch... irgend etwas sagt mir, daß ich mich nicht täusche. Meine Einbildungskraft kann mich anfangs verleitet haben, in diesem Manne den Schuldigen zu sehen, aber weßhalb bleibt dann diese Idee so hartnäckig, so unbesieglich in mir? Weßhalb träume ich jede Nacht davon?! Denn fast jede Nacht erscheint er mir. Ich sehe ihn leise in den Garten treten. Ein anderer Mann folgt ihm furchtsam, schüchtern. Um kein Geräusch zu machen, oder vielleicht, weil die Nacht so finster ist, gehen sie nicht über die Wege, sondern über die Beete ... Bald erreichen sie das Haus ... sie öffnen die Thüre mit einem Schlüssel, den sie mitgebracht haben. Im Vorhause horchen sie ... Niemand hat sie gehört ...“

Bleich, in ihren langen Trauerkleidern, welche ihre jungfräuliche Gestalt so deutlich abzeichneten, war sie in Wahrheit prächtig schön mit ihren großen Kreolenaugen, die einen Glanz warfen auf ihr ganz erblaßtes, vom Kummer noch verfeinertes Antlitz.

Sie fuhr athemlos fort:

„Dann geht der eine der beiden Männer, derselbe, der eben hier war, derselbe, den ich immer sehe, die Treppe hinauf, öffnet rasch das Zimmer Papas, ergreift ihn am Halse, ehe er noch erwacht, und würgt ihn, würgt ihn mit seinen langen Händen ... ich seh's, ich seh's ... und jetzt, jetzt eben habe ich diese Hände wieder gesehen! ...“

Jeanne Guérin sprach nicht mehr, aber ihr Busen wogte auf und nieder, ihr Athem flog und ihre Lippen bebten, und nur langsam kehrte die Ruhe wieder. Der Doktor Lavril starrte sie noch immer an, mehr betroffen durch den Ausdruck ihrer Physiognomie, als durch den Traum selber.

Sie sah so überzeugt aus, daß dieser Traum in ihrem Munde sich wie eine erlebte Thatsache ausnahm mit all' ihrer Wirklichkeit, mit all' ihrem Schrecken. Auch sagte er sich unwillkürlich: „So ist's geschehen, so ist die That vollbracht worden!“

(Fortsetzung folgt.)



Znaim. (S. 154.)
Aus: „Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie“. (Verlag von Karl Graeser in Wien.)

Pola und Znaim.

(Bilder S. 152 und 153.)

Es ist nicht Vielen gegeben, durch größere Reisen selbst nur das, was Europa an Schönem und Interessantem in Land und Volk bietet, mit eigenen Augen schauen zu können, und Maler und Schriftsteller sind deßhalb bemüht, das Publikum reisen zu lassen, ohne daß es das Zimmer zu verlassen braucht. Dieser Absicht verdankt auch das schöne Werk: „Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie, landschaftliche Charakterbilder in ihrer geographischen und geschichtlichen Bedeutung", herausgegeben von Professor Dr. Fr. Umlauft, mit 55 Originalillustrationen, in Wien bei Karl Graeser erschienen, — seine Entstehung, und wir wollen nicht versäumen, unseren Lesern zwei eigenartige Bilder aus diesen Wanderungen hier vorzuführen.

Die erste Illustration stellt das in neuerer Zeit sich wieder hebende Pola, die bedeutendste Stadt Istriens, dar. Pola war zur Zeit der Römerherrschaft eine wichtige und prächtige Stadt und die Ueberbleibsel, Amphitheater ꝛc. des einstigen Glanzes haben seinen Namen weit bekannt erhalten. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts jedoch war die Stadt so gesunken, daß sie kaum 600 Einwohner zählte und ein französischer Reisender um 1797 mit einigem Recht von ihr sagen durfte: „Die Garnison besteht aus neun Mann, die den Hunger mehr als den Feind fürchten." Heut ist Pola der Centralhafen der österreichischen Kriegsmarine mit großem Arsenal und vielen anderen großartigen Hafenbauten und zählt 10,000 Einwohner. Seine Lage ist eigenartig schön und die Vegetation der Umgegend südlich. Der obere Theil der Stadt besitzt einen ganz österreichischen Charakter, während die untere Stadt und der Hafen in Bauart und Bewohnern ganz italienische Art haben. Seit jüngster Zeit ist Pola auch Endstation der Istrianer Bahn geworden, wodurch diese bisher entlegene Stadt in das Bahnnetz des europäischen Verkehrs gezogen und der übrigen Welt bedeutend näher gerückt wurde. Die Stadt ist im Aufblühen und steht ihr noch eine bedeutende Zukunft bevor.

Das andere originelle Städtebild versetzt uns in das Thayagebiet nach Znaim; es ist der Hauptort des Thayagebietes und gewissermaßen der Schlußpunkt der an landschaftlicher Schönheit so reichen Landschaft, denn hinter Znaim verflacht sich die Gegend, bis die Ebene erst weit im Osten bei Nikolsburg durch die Polauer Berge wieder reizvoller wird. Die Stadt thront an einem Berge am linken Ufer der Thaya, bis 95 Meter über dem Flußspiegel aufsteigend, und ist umwebt von mancherlei historischen Erinnerungen, besonders aus der Zeit des dreißigjährigen und Hussitenkrieges; auch Friedrich der Große besetzte Znaim, 1805 kämpften Franzosen und Russen unter ihren Mauern und 1866 nahm es wieder Preußen ein. Die Stadt selbst, welche über 10,000 Einwohner, meist deutsche, zählt, besitzt drei schöne Plätze und eine 1348 unter Kaiser Karl IV. erbaute gothische Pfarrkirche, ein eigenartig schönes Rathhaus mit 100 Meter hohem Thurme und einen „Heidentempel", das älteste Bauwerk Mährens aus dem zehnten Jahrhundert. Die Stadt macht trotz der Enge und Steilheit vieler seiner Straßen einen sehr angenehmen Eindruck durch die Freundlichkeit der Lage und die Wohlhabenheit und Behäbigkeit, welche sich in ihren Häusern und bei den Bewohnern kundgibt.

Das obenbenannte Werk, welches uns durch Text und Bild das landschaftlich und geschichtlich Interessante der österreichisch-ungarischen Monarchie vorführt, ist jetzt vollständig erschienen.



Die Schrift und der Mensch.

Wir nehmen das Schreibenkönnen als eine ganz natürliche Erlernungsfähigkeit an und Wenige würden, ohne darauf hingewiesen zu werden, zu dem Gedanken gelangen, daß die Schrift eine der merkwürdigsten und staunenswerthesten Künste darstellt, welche der menschliche Geist je ersonnen und auszuüben gelernt hat.

Alle Menschen, die von der Schrift keine Kunde haben und zum ersten Male deren Wirkung auf Leser und Zuhörer sehen, werden von höchstem Staunen ergriffen. Als die ersten Europäer die Sandwichinseln betraten und Geschriebenes den Eingeborenen vorlasen, welche bekanntlich schon damals auf einer höheren Stufe geistiger Entwicklung standen als andere Insulaner, hielten Jene das Schreiben für die bewunderungswürdigste Kunst und fragten den Missionär Ellis, ob solche dem Menschen durch eine Gottheit mitgetheilt sei. Den überraschenden Eindruck der Schrift auf Personen, welche keine Vorstellung von ihr haben, lehrt am besten die Erzählung eines Engländers, Mariner, der auf eine Tongainsel verschlagen war. Derselbe schickte im Jahre 1806 an gelandete Landsleute einen Brief ab, in welchem er ihnen Rathschläge gab und um seine Befreiung bat. Diesen Brief hatte Finow, der Häuptling der Insel, abgefangen. Mariner erzählte nun in seinen Memoiren: Als Finow den Brief in Händen hatte, besah er ihn von allen Seiten. Ganz unfähig, die beabsichtigte Wirkung eines solchen Dinges zu begreifen, gab er ihn einem andern auf der Insel anwesenden Engländer und verlangte zu wissen, was das Ding bedeute. Dieser übersetzte ihm Einiges in einer den Häuptling befriedigenden Weise. Die Möglichkeit einer Gedankenmittheilung durch ein Stück Papier machte den königlichen Indianer stutzig. Er nahm den Brief abermals in die Hand und forschte mit gierigen Blicken, allein der Brief sprach zu ihm nicht. Dann sann er stillschweigend eine Weile nach und befahl endlich, Mariner herbeizuholen. Als Mariner gekommen, gebot er ihm, etwas zu schreiben.

„Was soll ich schreiben?" fragte Mariner.

„Schreibe mich!" heischte der König.

Das that Mariner, und der König ließ darauf den andern Engländer herbeiholen, während Mariner sich umkehren, dem Eintretenden den Rücken wenden und anderswo hinblicken mußte. Der Herbeigekommene las, befragt, was auf dem Papier stehe, sogleich des Königs Namen. Mit Hast riß ihm der König das Blatt aus der Hand, schaute es mit höchstem Erstaunen an, drehte es um und um und prüfte es an jedem Flecke. Endlich rief er:

„Das sieht weder mir ähnlich, noch irgend Jemandem! Wo sind meine Augen, wo mein Kopf, wo meine Beine? Wie ist es auch möglich, zu wissen, daß ich das bin?"

Und mit ungeduldiger Hast befahl er Mariner, andere Dinge hinzuschreiben, Personen, Orte und Sachen, und gab dann das Geschriebene dem andern Engländer zum Vorlesen. Drei bis vier Stunden beschäftigten diese Merkwürdigkeiten ihn und die anderen anwesenden Indianer. Der Häuptling machte sich den Spaß, kleine Liebesabenteuer seiner Hofdamen seinem Gefangenen zuzuflüstern, die dann der andere Engländer gewissenhaft laut ablas. Wie jene fast verborgenen Umstände ihres Lebens auf's Papier kämen, faßten die Erstaunten nicht. Der König glaubte mittlerweile durch sein Nachsinnen eine Erklärung gefunden zu haben: es sei ja möglich, meinte er, daß für gewisse Dinge, welche dem Schreiber und dem Leser schon bekannt wären, gewisse Zeichen, woran Beide den Gegenstand wiedererkennen, auf's Papier hingemalt würden. In der That lag diese Erklärung am nächsten. Als ihm aber Mariner sagte, er täusche sich, denn auch von Dingen, die er niemals gesehen, könne er schreiben, so nannte der König ihm zum Aufzeichnen einen vor Mariner's Ankunft auf der Insel ermordeten Häuptling. Als der Andere auch dessen Namen las, stieg das Erstaunen; dieß sei die allerwunderlichste Sache, sagte er, die ihm in seinem Leben vorgekommen. Er nannte weiter den Namen eines einäugigen Häuptlings Tarky, den Mariner und die anderen Engländer gleichfalls nicht gesehen haben konnten. Als „Tarky" gelesen wurde, frug er, ob er blind sei oder nicht. Dieß wußte nun freilich der Lesende nicht. Mariner suchte ihm begreiflich zu machen, daß er nur den Namensschall, nicht aber die Person selber abgebildet habe, und daß er deren Eigenschaften besonders aufschreiben müsse. Der König diktirte also: „Tarky blind auf seinem linken Auge" — und die Verwunderung Aller wuchs noch, als auch dieses gelesen wurde. Mariner sagte ihm: mit diesem Mittel bringe man Nachrichten in weit entlegene Gegenden, ohne daß selbst der Ueberbringer von ihrem Inhalte etwas erfahre, ja, man verpflanze lange Geschichten auf zukünftige Zeiten, ohne daß sie „durch das Aufheben etwas von ihrer Frische verlieren". Dieß sei, sagte der König, eine äußerst edle Erfindung, und er wünsche wohl, daß er und alle Ehefrauen diese Kunst verstünden, weil dann ihre Liebeshändel nicht so leicht entdeckt würden und er vor den Keulen eifersüchtiger Ehemänner weniger zu fürchten haben würde — allein für die Tongainsel passe die Sache schlechterdings nicht. Denn von der Zeit ihrer Einführung an werde nichts als Aufruhr und Verschwörung im Lande entstehen und er selbst vielleicht nicht zwei Monate lang seines Lebens mehr sicher sein. —

Der Anfang alles Schreibens ist in Dunkel gehüllt und gehört einem sehr frühen Menschensein an, von dem wir keine Berichte mehr besitzen. Die erste Kunde von schriftlichen, aus den Bildformen hervorgegangenen Mittheilungen finden wir bei den alten Chinesen, deren Schriftschatz auf mehr als 100,000 Zeichen sich beläuft, von denen indeß nur 40—50,000 im Gebrauche sich befinden. Selbstständig entwickelte sich gleichfalls die Hieroglyphenschrift der Aegypter, die Bilderschriften der Amerikaner, insbesondere der Ureinwohner von Mexiko und Peru, und die Keilschriften im südwestlichen Asien. Erst nach mannigfacher Umformung entstand aus der Bilderschrift die Buchstaben- und Alphabetschrift, welche den mit ihr ausgestatteten Völkern ein unschätzbares Uebergewicht verlieh. Die älteste Inschrift in Buchstabenform stammt von dem Moabiterkönig Mescho, und zwar aus dem neunten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war ein Semite (Phönizier, Moabiter, Babylonier oder Hebräer) der Erfinder der Buchstabenschrift. Bald entstanden aus den alten Grundlagen neue Schriftweisen, bis die griechische und lateinische Art, aus welch' letzterer sich gegen Ende des Mittelalters die deutsche Schrift entwickelte, zur Vollkommenheit gelangten.

Jahrhundertelang benützte man die ausgebildete Schrift, ohne je daran zu denken, wie und warum wir schreiben können. Erst den physiologischen Forschungen der jüngsten Jahre war es vorbehalten, über den Grund der Schreibfähigkeit überhaupt einiges Licht zu verbreiten. Ebenso wie die Sprache eine menschliche Kunst, ein anerzogenes Resultat physiologischer Thätigkeit des Gehirns ist, verhält es sich mit der Schrift. Die allmälige Entwicklung der Sprachformen hat durch Uebung im Gehirne der Menschen gewisse Centren herangebildet, welche die heutige Physiologie als die Sprachcentren bezeichnet; diese Gehirnmassen haben sich von Vater auf Sohn vererbt und die fortgeerbte Anlage wurde bei jeder folgenden, geistig mehr ausgebildeten Generation weiter entwickelt. Das Gleiche ist mit der sichtbaren Sprache, der Schrift, der Fall. Auch für diese Kunst bildet sich im Gehirne der Menschen, die sie erlernen, ein Centrum aus, welches das Wollen des Schreibens und die bezügliche Ausführung regiert. Will ein Mensch schreiben, so erregt er in dem ersten Moment in den Ganglien seines Gehirns, welchen die Schreibwillensfunktion zugewiesen ist, einen physiologischen Akt, eine Art der Bewegung, welche durch Vermittlung des Telegraphennetzes der Nerven auf die Hand in einem Moment übertragen wird und hier mit Hülfe der Muskeln, der Sehnen und des Stiftes die Bewegungen des Gedankens in Formen kleidet, welches wir die Schrift nennen.

Die Grundbewegung der Schriftzüge ist eine centrifugale. Das Kind, welches zum ersten Male einen Griffel in die Hand nimmt und schreiben will, macht, falls es den Griffel in der rechten Hand hat, einen Bogen von links unten nach rechts oben, während es in gleicher Weise mit der linken Hand eine umgekehrte Bewegung von rechts nach links ausführt. In dieser Thatsache liegt der Grund aller Schreibmechanik. Lernt das Kind das erste i schreiben, so besteht diese Figur aus drei aneinanderhängenden welligen Linien. Die Ausführungsfähigkeit der Geradestellung der einzelnen Striche wird dem Kinde erst allmälig durch Lehre und Uebung beigebracht. Nach und nach wird im kindlichen Gehirn die vom Vater und der Mutter ererbte Fähigkeit des Schreibens angeregt, bis es vollkommen schreiben kann. Daß es sich bei dem Schreibenlernen um Ausbildung und Uebung irgend eines Gehirncentrums handelt, wird durch verschiedene Formen von Gehirnkrankheiten erwiesen, während deren der Befallene plötzlich des Schreibens unkundig wird oder in das Stadium der kindlichen Schrift merkwürdigerweise wieder zurückfällt. Hiemit darf eine Anomalie des Schreibens nicht verwechselt werden, welche mit gestörten Hirnfunktionen durchaus keine Verwandtschaft hat, nämlich der sogenannte Schreibkrampf oder Graphospasmus. Es ist dieß eine die Muskelleistung der Hand in hohem Grade beeinträchtigende periphere Erkrankung der Bewegungsnerven des Vorderarms, während alle anderen Schreibkrankheiten auf Veränderung des Centralnervensystems im Gehirn beruhen. Es geht dieß schon aus dem Umstande hervor, daß man unter der Bezeichnung des Graphospasmus verschiedene Krankheitszustände zusammenfaßt, die das Gemeinsame haben, daß bei feinen Hantirungen, wie Nähen, Klavierspielen, Zeichnen, Violinspielen und dergleichen, eine Störung der dazu nöthigen Bewegungen in der Hand eintritt, während gröbere Muskelleistungen noch gut ausgeführt werden können. Da speziell beim Schreiben eine Anzahl von kleinen Handmuskeln, sowie die langen Fingerbeuger und Fingerstrecker des Vorderarmes in beständige Anstrengungsthätigkeit versetzt werden, so kommen hiebei die krampfartigen Erscheinungen auch am häufigsten vor. Zuerst nach längerem Schreiben, später sofort beim Zurhandnehmen der Feder treten zuckende Bewegungen, sowie krampfhafte Beugung der Finger auf, so daß die Feder nicht mehr gehalten werden kann und den Fingern entfällt. In der Regel sind Ueberanstrengung bei der betreffenden Beschäftigung die Ursache des Uebels. Die Aussichten auf Heilung sind im Allgemeinen deßhalb ungünstig, weil in der Mehrzahl der Fälle die Patienten schon beim Eintritt der Besserung wieder zu schreiben anfangen, und doch dürfte bei dieser Krankheit mindestens dreiviertel Jahr bis ein Jahr lang nicht geschrieben werden. Manche helfen sich durch Maschinerieen, indem sie statt der Feder einen der innern Handform nachgebildeten Klotz aus Kork umfassen, in welchem die Feder steckt. Als Heilungsmittel ist neben der Ruhe die Elektrizität in Form des konstanten galvanischen Stromes am wirksamsten. Feste Umwicklung des Handgelenkes mit einer schmalen Binde erleichtert den mit Schreibkrampf Behafteten die Arbeit; auch gewisse heilgymnastische Kuren sind rathsam, während spirituöse und aromatische Einreibungen des Vorderarms und der Hand durchaus nichts nützen.

Ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der menschlichen Seelenzustände, Dr. Albrecht Erlenmeyer, dirigirender Arzt der Heilanstalt für Nervenkranke zu Bendorf bei Koblenz, hat durch Sammlung eines reichen Materials eine Theorie der von Veränderungen im Gehirn abhängigen Schreibanomalieen zusammengestellt und in einem höchst interessanten Werke der ärztlichen Welt dargeboten.

Daß es sich bei Ausübung des Schreibens nicht allein um eine mechanische Kunst der Hand, sondern um eine wirkliche Gehirnfunktion, welche beiden Gehirnhälften gleichmäßig zu eigen ist, handelt, wird am eklatantesten durch die Beobachtung erwiesen, daß viele rechtsseitig Gelähmte, wenn sie mit der linken Hand schreiben müssen, nicht, wie mit der rechten, von links nach rechts arbeiten, sondern, als in der physiologischen Anordnung der Gehirntheile begründet, in centrifugaler Richtung die Buchstaben von rechts nach links an einander ketten, also Spiegelschrift schreiben. Wenn rechtsseitig Gelähmte schnell schreiben wollen, so benützen sie immer — eine neuerdings vielfach beobachtete Thatsache — unwillkürlich die Rückschrift, sogenannte Retrographie, welche erst mit Zuhülfenahme eines Spiegels als gewöhnliche lesbare, von links nach rechts gehende Schrift sich darstellt.

Verletzungen einer bestimmten Stelle an der linken Gehirnhälfte hat bei den meisten Menschen Verlust der Sprache zur Folge, bei Anderen, aber viel seltener, tritt Sprachlähmung auch ein, wenn auf der entsprechenden Stelle der rechten Hirnhälfte ein ganz kleiner Raum, sei es in Folge Blutaustritts in das Gehirn, sei es in Folge einer Gehirnerschütterung, getroffen wird; oft tritt auch Sprachlosigkeit ein, wenn an anderen Stellen des Gehirns Verletzungen und Blutaustritte statthaben. Ist Letzteres der Fall, so ist anzunehmen, daß die Nervenleitung, welche zu dem oben erwähnten Sprachcentrum durch das Gehirn geht und die Sprachfähigkeit vermittelt, in den Bereich der Verletzung gefallen ist. In den meisten Fällen tritt nach Verletzungen der erwähnten Stellen die merkwürdige Erscheinung hinzu, daß nicht bloß das Sprachvermögen, sondern auch das Schreibvermögen gelähmt wird.

So sehen wir, daß die scheinbar mechanische Thätigkeit des Schreibenkönnens unzweifelhaft innig verwachsen ist mit jenen Seelenfunktionen, welche unsere Sprache hervorbringen. Je tiefer die Forschung eindringt, um so mehr erhellt sie jene geheimnißvollen Beziehungen zwischen Schrift und Mensch, die sicher noch zu manchen für die Seelenkunde und Arzneiwissenschaft wichtigen Entdeckungen führen.

Kleine Mittheilungen.

Die „Rothschilds" des Orients. In Bagdad existirt eine alte jüdische Familie, Namens Sassun, deren Mitglieder sich stets durch große jüdische Gelehrsamkeit und ihren Wohlthätigkeitssinn auszeichneten. Ein Abkömmling dieser Familie, Namens Samuel Sassun, fungirt jetzt eben als Chacham Baschi (Oberrabiner) in dieser Stadt. Im Jahre 1840 war wieder ein David Sassun (dessen Vater Abraham fungirte ebenfalls als Rabbiner in Bagdad) Vorsteher der dortigen Judengemeinde. Eines Tages beschied ihn der Statthalter, Ibrahim Pascha, zu sich und forderte von ihm eine enorme Summe Geldes als Anlehen vorgestreckt. David, dem nun für sein Geld bangte, erbat sich eine zweitägige Bedenkzeit, die er schlau dazu benützte, um mit seiner Familie und seiner Habe nach Bassorah und von dort nach Bombay zu entfliehen. In dieser Stadt, die jetzt seine zweite Heimat wurde, errichtete er ein Exporthaus für den Verkehr mit dem persischen Meerbusen, wobei er sich kolossale Reichthümer erwarb. Er gründete nun in den großen Seestädten Indiens und Chinas Comptoirs, und als er 1854 plötzlich starb, schätzte man sein Vermögen auf drei Millionen Pfund Sterling. Seine Söhne, von denen einer in London wohnt, besitzen schon längst den englischen Adel und haben dieselben jetzt in Bombay dem verstorbenen Gemahl der Königin Viktoria eine kolossale Reiterstatue errichten lassen, die kürzlich feierlichst enthüllt wurde. Die Söhne David Sassun's (nach englischer Orthographie: Sassoon) sind heute die Rothschilds des Orients.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein lustiges Stücklein wird von einem Hamburger Advokaten erzählt, dessen Plaidoyers stets durch ihre ungewöhnliche Ausdehnung hervorragen. Wenn er das Wort einmal ergriffen hat, dann läßt er's so bald nicht wieder los und haspelt einen Redefaden ab, der in bildlicher Darstellung die Länge des Mont-Cenis-Tunnels haben würde. Da geschah's denn, daß kürzlich nach einem derartigen Plaidoyer dem Präsidenten ein Zettel heraufgereicht wurde. Er entfaltete ihn und unter schallendem Gelächter der Anwesenden verliest er den Antrag:

„Der Angeklagte bittet, ihm die Dauer der soeben gehörten Vertheidigungsrede in seine Strafhaft mit einzurechnen."

Der besagte Advokat soll seitdem etwas wortkarger geworden sein.

*

Ein Stellengesuch seltener Art enthält ein amerikanisches Blatt mit folgenden Worten:

„Ein junger Mann sucht eine Stelle als Schwiegersohn in einem ruhigen, wohlhabenden Hause."

*

„Lieber Mann, Du riechst ganz abscheulich nach Tabak!"

„Was Du sagst! Ich rieche jetzt entschieden nicht mehr, als im vorigen Jahre, als wir noch Brautleute waren, aber merkwürdigerweise rochst Du damals nicht, daß ich roch!"

*

Eine fatale Verwechslung.

„Ein Taubstummer bittet um eine Gabe!" stand in großen Lettern auf einem Plakat, das ein Bettler durch die Straßen von New-York vor sich her trug. Eine alte Dame blieb stehen und zog die Börse, als der Schildträger plötzlich mit kräftiger Stimme schrie:

„Habt Mitleid mit einem armen blinden Mann!"

„Ich denke, Sie sind taubstumm," sagte die Dame, ihr Geld wieder einsteckend.

„Donnerwetter! Da hab' ich das unrechte Schild gegriffen!" rief der zerstreute Geschäftsmann.

*

Strauß als Leichenträger.

Der Walzerkönig Johann Strauß pflegte, was auch in anderen Regentenwirthschaften Brauch ist, seine abgetragenen Kleider an die Trödler loszuschlagen. Natürlich nicht im direkten Handelsverkehr, sondern im Wege der Vermittlung, so daß der Käufer der Kleider den Namen des ursprünglichen Eigenthümers nie erfuhr. So wanderte denn auch einmal eine Ladung außer Gebrauch gesetzter schwarzer Röcke und Fracks zu dem gewöhnlichen Abnehmer, der selbe musterte und dann dem Vermittler die kritische Bemerkung machte:

„Wenn der Herr nur nicht immer links tragen möchte!"

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, er soll halt zur Abwechslung auch manches Mal rechts tragen, damit die Sachen nicht immer gerade an der linken Schulter abgewetzt sind."

„Was fällt denn Ihnen ein? Der Herr, dem das Alles gehört, hat in seinem Leben nichts getragen."

„Ah, das kenn' ich schon," sagte darauf der Trödler mit listigem Kenneraugenzwinkern. „Mir brauchen Sie's nicht erst zu sagen, daß es einer von der Pompes funèbres (Leichenbestattungsanstalt) ist."

Noch weniger brauchen wir dem Leser zu erklären, daß durch das Anlegen der Geige an die linke Achsel dort immer ein Fleck abgewetzt war, welcher verhängnißvolle Fleck das düstere Mißverständniß verschuldete.

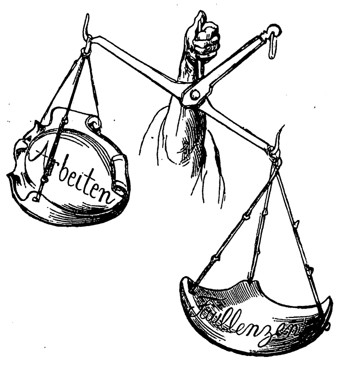
*

Verfängliche Frage.

Bei der Kunstausstellung in M. waren verschiedene historische Bilder zur Schau ausgestellt, worunter mehrere durch barocke Kompositionen und ihre grellen Farben auffielen. Ein reisender Kunstkenner, der diese Ausstellung besuchte, fragte seinen Führer mit scheinbar unbefangener Miene:

„Von welchem Pinsel sind diese Bilder?"

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 128:
Es heirathet Mancher nach Geld und bekommt bloß den Beutel.

Räthsel.

Zart von Bau, von Farbe blau,
Schmück' ich den Wald, schmück' ich die Au,
Hab' Namensschwestern, groß und schön,
Sie reden laut aus lichten Höhn,
Sie rühren manchen starren Sinn
Und ziehen mild nach oben hin,
Bei höchster Freude, tiefstem Leid
Da geben sie uns das Geleit.

L. F.

Auflösung des Sylbenräthsels Seite 128:

Nikolajew
Illo
Corinth
Opal
Libelle
Amur
Uniesow
Selma
Cyane
Oldenburg
Phrenologie
Eginhard
Rienzi
Nephele
Itzenplitz
Cochenille
Uri
Stilet

Nicolaus Copernicus — „Wohl erwäge die Zeit!"
(Pittakus von Mitylene.)

Kleine Korrespondenz.



Frln. M. Geml... Wir möchten Sie vor dem Gebrauch dieses Mittels warnen — entschieden nicht ohne ärztliche Berathung.

Hrn. G. A. L. in Tübingen. Ihre Mittheilung war uns sehr interessant; wir haben sie für etwaigen Gebrauch zurückgelegt.

F. B. in Köslin. Durchaus nicht ohne Talent — aber die Situationen wollen uns für „Illustr. Welt" nicht recht zusagen. Versuchen Sie es mit der schweizerischen Dichterhalle, Herisau.

C. A. Leitm. Bei **sofortiger** Bestellung können Ihnen die Jahrgänge 1874 und 1875 der „Illustrirten Volkszeitung" noch zum **ermäßigten** Preise von M. 4. für beide Jahrgänge **zusammen** geliefert werden.

Hrn. Peter B. in Triest. Sie kitten Bernstein am besten durch gleiche Theile von Mastix und Leinöl, die Sie durch schwaches Erwärmen halbflüssig gemacht.

H. B...e in Frankfurt. Nr. 1) Goldfische müssen nur wenig Nahrung erhalten, sie sterben leicht an Ueberfütterung. Ganz wenig weiße Oblaten, noch besser Wasserpflanzen halten, deren kleine Insekten ihre beste Nahrung. Nr. 2) Hie und da etwas doppeltkohlensaures Natron, mit $1/3$ Kochsalz gemischt, einnehmen.

Frln. Gerhardine A. in Hamburg. W. wohnt in Wiesbaden, E. Sch. in Leipzig, mehr wissen wir nicht.

G. P. in Guben. Auswaschen mit lauwarmem Wasser — nach dem Trocknen vorsichtiges Auswaschen mit Salmiakgeist und Ausspülen dieses mit lauem Wasser.

Hrn. B. J. in Heidelberg. Zu großer Vorrath — stimmungsvoll allerdings.

P. O. in Riga. Ist bis jetzt trotz aller Versicherungen nicht erschienen. Schaffen Sie sich Karl Ruß' Hauswirthschaftslexikon an (Trewendt, Breslau).

Abonnent in Lübeck. Der Verfasser der „Plattdeutschen Lieder" Julklapp ist ein Landsmann von Ihnen; er heißt wirklich Gaedertz und wohnt in Berlin.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Betty Berlin, Kottbus; Mina Wening, Stettin; Josephine H...!, Emmerich a. Rh.; Käthchen Leick, Kirchheimbolanden; Frau Bertha Kling, Berlin; Anna Ruster, Aschaffenburg; S. Silber, Ulm; L. Dehmel, Hirschberg; A. Meßner, Oels-Arnau; Ed. Nierenberger (?); E. Kluge, Deutsch-Neudorf; Abonnent in Salzburg; H. Widmaier, Heilbronn; A. Munz, Ulm; Fr. Fitzmann, Bremen; L. Romberger, Laupheim; W. Bever, Mülheim.

Hrn. A. Pohl in Leitmeritz. H. Robitseck, Wien, Mariahilferstraße 37.

Aerztliche Korrespondenz.

Frau R. P. in Dessau. Wenn Sie den Boden fleißig mit verdünnter Karbolsäure aufwaschen, wird das Ungeziefer verschwinden.

Frau Anna G. in X. Das angefragte Werk dient nur der Förderung des Medizinalschwindels.

Hrn. W. W. in Heilbronn. Die in Augen hie und da auftretenden rothen Blutäderchen sind unschädlich und haben mit der Wahl einer richtigen Brille, wegen deren Sie sich an einen tüchtigen Arzt wenden wollen, nichts zu thun.

Hrn. Emil B. in Mittelbronn. Ohne ärztliche Untersuchung ist kein Rath zu ertheilen.

Hrn. A. M. in Breslau. Auf die Dauer schädlich.

Antworten.

Auf 5): Die vollständig ausgebildeten Endivienpflanzen werden dadurch leicht vor Fäulniß während des Winters geschützt, daß man dieselben vor Eintritt des Frostes an einem sonnigen Tage während der Mittagsstunden mit dem Erdballen aus dem Lande hebt, einige Tage auf einem luftigen Boden nachtrocknen läßt und in einem hellen, trockenen Keller auf Holzstellagen, die Wurzeln mit mäßig feuchtem Sand bedeckt, verwahrt; die Pflanzen dürfen sich hiebei nicht oder nur wenig berühren. Wer im Besitz von Frühbeetkästen ist, wird im Herbst die für die Aufbewahrung vorbereiteten Endivien möglichst dicht unter den Fenstern eines kalten Frühbeetkastens in Sand oder Erde einschlagen und ihnen, so oft es die Witterung gestattet, fleißig Luft zuführen.

Geisenheim. Bruno Strauwald,
königl. Obergärtner und Gartenbaulehrer.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 12. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Madame Colbran saß nach diesem Besuch in ernsten, trüben Gedanken noch einige Minuten in ihrem Zimmer, dann begab sie sich in den Arbeitsraum.

„Ich habe etwas an Sie auszurichten, Fräulein Pitter,“ wandte sie sich an Bertha; „die Dame, welche mich eben verließ, läßt Ihnen sagen, daß sie die Braut des Herrn Metzler ist“ — Bertha zuckte bei Nennung dieses Namens zusammen — „und daß Sie sich hüten sollen, ihr Konkurrenz zu machen,“ fuhr Madame Colbran fort.

Bertha erwiederte nichts, doch um ihre Lippen schwebte ein unsäglich wehmüthiges, schmerzliches Lächeln.

Dieß Schweigen schien Madame Colbran sehr zu befremden.

„Ich wünschte, die gute Dame wäre an meiner Stelle,“ brachte Bertha endlich mit trübem, umflortem Blick über ihre Lippen. Madame Colbran fand diesen Ausspruch sehr dunkel und zog sich, nicht ohne einen schmerzlichen Blick auf das bleiche Mädchen zu werfen, zurück.

Gegen Abend traf Herr Lagrange bei seiner Schwester ein, er kam jetzt immer nach der Arbeitszeit und vermied es, mit Bertha zusammenzutreffen.

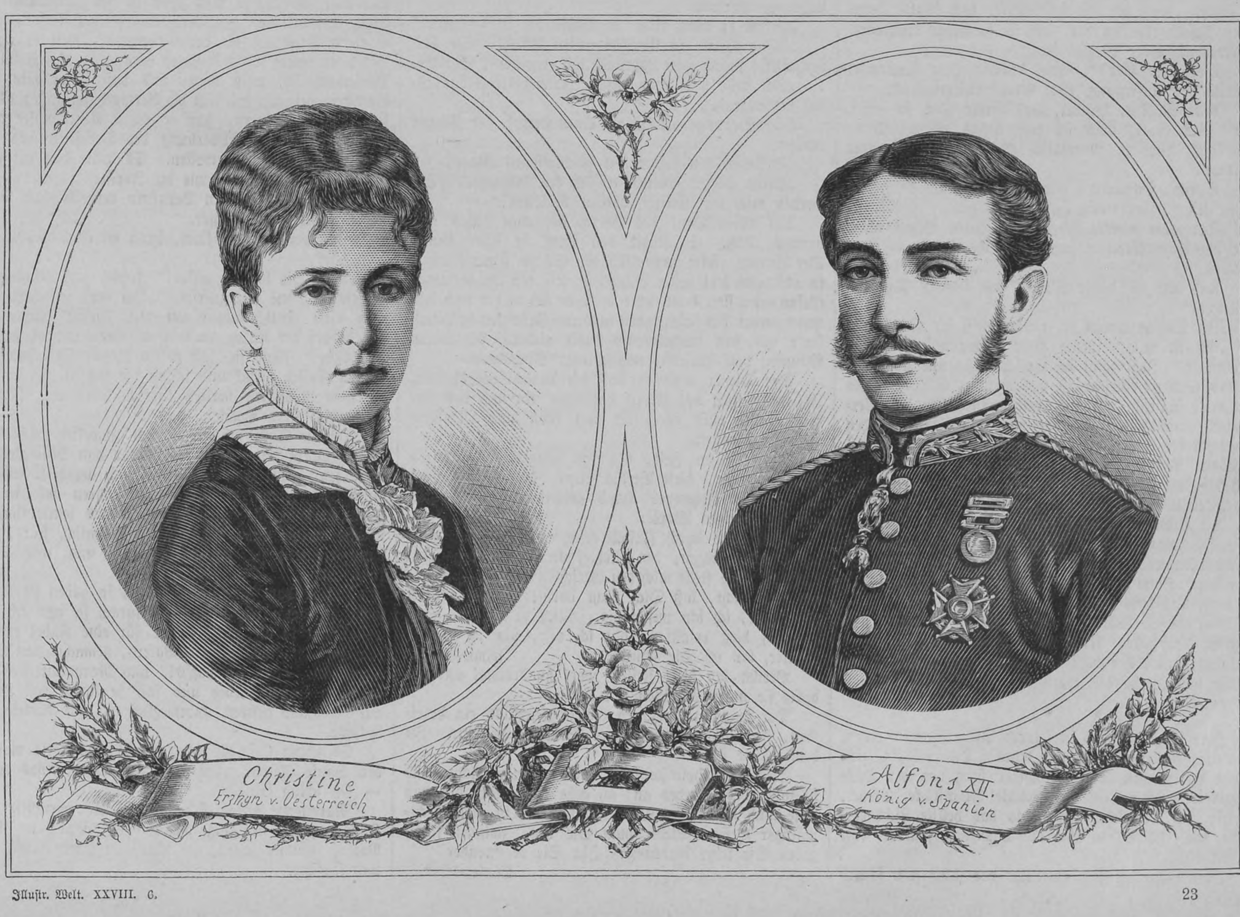
Madame Colbran warf einen prüfenden Blick auf das gealtert scheinende Gesicht ihres Bruders.

„Hast Du etwas Neues in der Sache gethan?“ sprach sie, „diese Ungewißheit, dieses Schwert des Damokles, das über uns hängt, bedrückt mich auf eine kaum mehr zu ertragende Weise, mir ist das Haus, die Arbeit, das ganze Leben, möchte ich sagen, verleidet.“

„Und glaubst Du, Schwester, daß es mir nicht gerade so ginge? Vielleicht empfinde ich diesen Druck in noch stärkerem Grade,“ erwiederte Herr Lagrange. „Die Verdachtsgründe bleiben in unvermindertem Grade bestehen auf beiden Personen.“

„Ich denke, ihr wolltet vorgehen gegen Ottensen oder Mielewsky, wie er heißt?“ warf die Schwester ein.

„Dieser Mann ist eben ein berühmter Sänger, der vergötterte Liebling der Pariser,“ erwiederte Herr Lagrange. „Die Sache würde ungeheures Aufsehen machen, und wenn der Verdacht sich nicht bestätigt, uns schwer



kompromittiren, deßhalb geht man sehr vorsichtig zu Werke und sucht gravirendes Material in die Hände zu bekommen. Ich will es Dir im Vertrauen sagen — es beschäftigt uns jetzt sehr lebhaft das große Bernsteinstück. Natürlich die Ansprüche der Gesellschaft sind ganz hinfällig — es kommt uns auch nicht in den Sinn, ihren Taucher wegen Diebstahls zu verfolgen, das Stück hat für uns nur Werth durch die Zeit, in welcher es auftauchte, nämlich gerade vier Wochen nach der Ankunft dieses Ottensen. Können wir feststellen, daß Ottensen dieß Stück dem Juwelier verkaufte, so haben wir in diesem Mann den wegen Mords verfolgten Flüchtling Holmson, der um diesen Zeitpunkt nicht sehr weit von der preußischen Küste aufgefunden und in Hâvre unter dem Namen Ottensen gelandet wurde, trotz des abweichenden Steckbriefs. Das endgültig festzustellen, ist jedoch recht schwer. Der Juwelier braucht keine Auskunft über den Erwerb des Bernsteinstückes zu geben, weil dieß Stück nicht einmal als gestohlen verdächtig sein kann. Ein neuer schwerer Belastungsgrund für Ottensen-Mielewsky ist jedoch die Freundschaft zwischen dem Juwelier und Ottensen. Wie kommt dieser hieher an die Küste Verschlagene zu dem Juwelier? Allerdings, Robillard führt ein großes Haus, er hat alle Donnerstage jour fixe mit Künstlerkonzerten, und Véron sah in solchem Konzert Mielewsky zum ersten Male und erkannte seine Begabung, aber es ist erwiesen, daß dieser Mielewsky das Haus Robillard's vor dem Künstlerabend besucht hat und daß an dem bewußten Abend seine Stimme sozusagen erst entdeckt ward, demnach ist Ottensen nicht als Sänger zu ihm gekommen. Du wirst finden, Schwester, daß ich in der Sache eifrig gearbeitet habe — eifrig und mit immer steigendem Kummer — denn je mehr ich Klarheit in die Sache bringe, um so tiefer und schwerer wird der Schatten, welcher Marie umgibt. Es ist eine verzweiflungsvolle, aufreibende Angelegenheit, in welcher mein Herz nach der entgegengesetzten Seite hinzieht, als mein Verstand, in der mein Herz kämpft gegen die Klarheit und gegen mein Amt und mein Gewissen, während diese beiden letzten mich zwingen, gewissermaßen mit der Schärfe des Schwertes dreinzuhauen," schloß Herr Lagrange gramvoll.

„Das ist traurig, sehr traurig," versetzte Madame Colbran, „übrigens Bruder, ohne die Spionin spielen zu wollen, muß ich Dir mittheilen, daß Marie heute einen Besuch erhalten hat, der sie furchtbar erschreckte. Es war ein Herr Metzler hier."

„Wer war hier?" schrie beinahe Herr Lagrange, zitternd vor Aufregung, vom Stuhl aufspringend.

„Was ist Dir, Bruder, was bringt Dich so außer Dir? Ach Gott, hätte ich doch nichts gesagt; starre mich doch nicht so fürchterlich an!" stöhnte Madame Colbran.

„Sprich, Schwester, wie hieß der Mann?" drang in sie eifrig, aber ruhig Herr Lagrange.

„Der Herr nannte sich Müller, seine Braut aber, eine pöbelhafte Kreolin, sagte, er heiße Metzler — Karl Metzler."

„Und wo ist dieser Metzler jetzt, weißt Du das vielleicht?"

„In Dieppe wohnt er, weiter weiß ich nichts."

„Es ist gut," sprach Herr Lagrange vollständig gesammelt. „Jetzt zählt die Entscheidung nur noch nach Stunden, dieser Metzler ist das wichtige Glied, welches die Kette schließt, die jene beiden Menschen als Verbrecher umschlingt und auch mir das Liebste in den Abgrund reißt oder die ganze Sache in ein Hirngespinnst auflöst. Wann geht der nächste Zug nach Dieppe? Ich habe mein Eisenbahnbuch nicht bei mir," erkundigte sich Herr Lagrange.

Die Schwester brachte einen Fahrtenplan.

„In zwei Stunden — adieu Schwester, ich werde nach Hause eilen und mich für die Nacht mit dem Nöthigsten versehen. Halte auf Marie ein sorgsames Auge, lasse sie nicht aus dem Haus."

Mit diesen Worten empfahl sich der Beamte und verließ die stille, friedliche Wohnung der Madame Colbran, in welcher wohl seit Jahrzehnten so aufregende Dinge nicht verhandelt worden.

*

Herr Lagrange saß in seinem Privatzimmer, einem dunkeltapezierten Gemach mit dunklen Ledermöbeln, eine große Lampe mit breitem Schirm hing von der Decke herab, welche den Tisch, wo vielerlei Aktenstücke, Bücher, Briefe und dergleichen lagen, in das hellste Licht versetzte, während sie den übrigen Raum des Zimmers fast dunkel ließ.

Herr Lagrange saß, die Uhr vor sich, und schrieb verschiedene Notizen mit Chiffreschrift auf Zettel. Die tiefe Stille des Gemachs unterbrach ein Diener, welcher in das Zimmer trat und meldete, daß Herrn Lagrange ein Herr zu sprechen wünsche.

„Haben Sie gesagt, daß ich keine Zeit jetzt habe und für Niemand zu sprechen bin?"

„Ja, ich sagte es. — Der Herr hielt dagegen, die Sache litte keinen Verzug und sie wäre von großer Wichtigkeit."

„Wie nennt sich der Herr?"

„Das wollte er nur Ihnen sagen."

„So laß ihn eintreten."

Der Diener verließ Herrn Lagrange und dieser schob unter ein loses Blatt Papier in der Nähe seiner Hand einen Revolver. Wenige Augenblicke später trat der angekündigte Geheimnißvolle ein.

Herr Lagrange hatte, wie er dieß immer that, wenn ihn ein Unbekannter aufsuchte, sich erhoben und stand jetzt einem großen Manne, der sich bescheiden an der Thür hielt, gegenüber; er rückte den Schirm seiner Lampe und ein heller Schein fiel auf den späten Gast. Es war Johannes.

„Herr Mielewsky!" rief der Beamte mit vor Ueberraschung fast tonloser Stimme.

„Nicht Mielewsky, Herr Kommissär," sprach jetzt Johannes ruhig und klar. „Nicht Mielewsky, sondern Johannes Holmson, der vor kaum einer Stunde erfahren, daß man ihn wegen Mords verfolgt und der so reinen Gewissens ist, daß er sich Ihnen hier freiwillig stellt, ihn in Haft zu nehmen."

„Mein Herr," brachte der Beamte mühsam über die Lippen, „Sie sind Johannes Holmson-La Franca?"

„Derselbe."

„Der wegen Mordverdachts verfolgte Holmson?" fragte der Beamte weiter.

„Diesen auf mir ruhenden Verdacht habe ich soeben erfahren, und ohne mich länger zu besinnen, kam ich zu Ihnen."

„Sie halten sich für unschuldig?"

„Ich bin es."

„Und wer glauben Sie, daß der Mörder des Tauchers ist?"

„Ein gewisser Metzler, Aufseher in der Taucherei Brüsterort."

„Wissen Sie, wo dieser Metzler ist?" fragte Herr Lagrange gespannt.

„Wenn er nicht mehr in Brüsterort ist — nein."

„Mein Herr, so thue ich meine Pflicht, Sie sind verhaftet," sprach Herr Lagrange mit ergriffener Stimme.

„Ich stelle mich dem Gesetz," erwiederte Johannes, sich verbeugend.

Herr Lagrange drückte auf einen Knopf, der Diener erschien.

„Bestellen Sie sofort den geschlossenen Wagen.

„Mein Herr," wandte er sich an Johannes, „Sie werden mich zur Polizeipräfektur begleiten!"

Auf einen Wink des Herrn Lagrange nahm Johannes Platz. Er stützte den Kopf in seine Hand. Der Beamte rückte unmerklich den Schirm seiner Lampe, so daß auch jetzt heller Lichtschein auf den wundersamen Gefangenen fiel, dann setzte auch er sich nieder und sah, von hundert sich drängenden schweren Gedanken bestürmt, starr auf sein beschriebenes Blatt nieder. Es waren Minuten voll schwerer, unheimlicher Spannung.

Der Diener meldete, daß der Wagen vorgefahren. Johannes stieg mit Herrn Lagrange ein und das Gefährt rollte eilig durch die von Licht und Menschen belebten Straßen.

Zu derselben Zeit, als der Wagen zur Polizeipräfektur fuhr, hielt Bertha einen Zettel in Händen, er war von Johannes' Hand geschrieben und enthielt nur die wenigen Worte:

„Ich habe durch Zufall erfahren, daß man mich des Mordes wegen, den Metzler an Töpper begangen, verfolgt. Ich stelle mich den Gerichten sofort. — Sorge um mich nicht, laß Dich nicht darniederdrücken, denn Du weißt, ich bin unschuldig. Mich zu melden, nachdem ich dieß erfahren, bin ich mir, bin ich meiner Mutter, bin ich Dir schuldig. Johannes."

Bertha las diese Zeilen wohl hundertmal und bedeckte sie unter Thränen mit Küssen.

Der Juwelier Robillard erhielt gleichfalls ein Briefchen, das ihn in namenloses Staunen versetzte. In dem Briefe stand:

„Ich bin Holmson-La Franca, man klagt mich fälschlich des Mordes an; ich gehe jetzt direkt hin und lasse mich verhaften. Das Bernsteinstück ist mein rechtmäßiger Besitz. Wenn man Sie nicht zwingen kann, geben Sie keine Auskunft. Ihr Sie verehrender Mielewsky."

Herr Robillard eilte mit dem Brief in der Hand zu seiner Tochter, er reichte das Schriftstück ihr schweigend; sie las ihn zweimal, dreimal, sie ward aschfahl; dann hielt sie ihn über das Licht und ließ ihn langsam zu Asche verbrennen. „Er ist unschuldig," sprach sie mit rauher, tiefer Stimme, „er ist ein Kavalier, er ist ein Edelmann in jeder Faser, es ist nichts Unlauteres an ihm, ich liebe den herrlichen Mann, Papa, ich liebe ihn," wiederholte sie mit starker Betonung, ihren Vater mit fast unheimlich leuchtenden Augen durchdringend anschauend, „und wenn er hundert Morde beschuldigt würde."

„Das ist eine unglückliche Liebe," versetzte Herr Robillard, traurig und gedankenvoll den Kopf schüttelnd, „eine sehr unglückliche Liebe, Marguerite, und in welchem Grade ich durch das Bernsteinstück mit in die Angelegenheit verwickelt werde, läßt sich gar nicht absehen."

„Glaubst Du wirklich, Papa, daß Mielewsky den Bernstein unrechtmäßig in seinem Besitz hatte?" fragte Marguerite mit entrüsteter Stimme.

„Liebe Tochter," antwortete der Juwelier ernst, „ohne schwerwiegende Gründe würden ihn die preußischen Behörden nicht verfolgen. Er mag glauben, das Stück rechtmäßig zu besitzen; unter Verhältnissen, wie sie jetzt vorliegen, ist jedoch Alles verdächtig, was der Mann gethan hat, was er besitzt, — es werden jetzt in jeder Kleinigkeit Anhaltspunkte für das Hauptverbrechen, dessen man ihn beschuldigt, gesucht. Man wird sagen, daß gerade das ungeheure Werthstück ihn zum Mord seines Kollegen veranlaßt hätte. Die Zeitungen wenigstens bringen sicher morgen schon das Bernsteinstück mit dem Fall Mielewsky-Holmson in Verbindung, die Behörde wird dieß gleichfalls thun, und unter den obwaltenden Verhältnissen dürfte ich schwerlich die Sache verheimlichen können; vielleicht wäre es sogar am besten für mich, das Stück einfach der Behörde, als von Mielewsky in Depot gegeben, auszuliefern; da er ja unzweifelhaft der Erbe La Franca ist, werde ich keine großen Verluste hievon haben."

Marguerite sah bei diesen Worten ihren Vater mit seltsamen Blicken an. „Meinst Du," fragte sie, starr zur Erde sehend, „daß ihm das Bernsteinstück viel schaden kann, daß man dadurch einen Grund etwa zu dem Morde zu haben glauben könne?"

„So viel mir bis jetzt von der Sache bekannt ist, und das hast Du ja auch schon in den Journalen gelesen, verfolgt man den Bernsteintaucher Holmson, weil er einen Diebstahl an der Compagnie, weil er einen Mord an einem seiner Kollegen begangen; daß Holmson Mielewsky ist, weiß man, und daß dieser mir den Bernstein gebracht hat, legt die Vermuthung nahe; es ist jetzt leicht zu folgern, daß er einen Nebenbuhler oder Mitwisser um die Erwerbung des Bernsteinstücks hat aus der Welt schaffen wollen. Es wäre das ein sehr wahrscheinliches Motiv, wie die Juristen sagen."

„Wenn Du aber den Bernstein verheimlichen könntest?" forschte die Tochter.

„Ja, wenn ich das kann, dann ist eben dieß Motiv nicht da."

„Ach, wie bin ich müde!" sprach jetzt plötzlich in gepreßtem Tone Marguerite. „Ich muß gestehen, daß mich diese Enthüllungen auf das Tiefste erschüttern. Ich bedarf der Ruhe, um mich zu sammeln; ich bedarf der Ruhe," fügte sie fast hastig hinzu; sie lehnte sich in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Herr Robillard verließ kopfschüttelnd und sichtbar beunruhigt seine Tochter.

Als die Thür sich hinter dem Juwelier geschlossen, sprang Marguerite, ohne eine Spur von Müdigkeit zu verrathen, erregt vom Sessel auf und wandelte ruhelos durch das Zimmer; ihre Augen waren wie in die Ferne gerichtet, sie erhob den Kopf und senkte ihn, sie schaute an die Erde, beharrlich, unheimlich, starr, und dann richteten sie sich wieder auf und ihre Blicke funkelten.

„Wenn das Stück nicht da ist, so haben sie keinen wahrscheinlichen Anhaltspunkt," sprach sie vor sich hin. „Man hat ja die ganze Sache für eine Fabel erklärt, für einen Humbug meines Vaters, gemacht, um Leute anzuziehen — gut, ich wag's!" und Marguerite ließ sich in ihren Sessel nieder und saß so lange das Haupt auf die Hand gestützt unbeweglich da und wartete und lauschte.

Es schlug Elf, es schlug Zwölf; da hörte man in dem Hause Thüren gehen und dann wurde Alles ruhig. — Es schlug Eins.

Marguerite erhob sich und öffnete vorsichtig ihre Zimmerthüre, sie ging die Treppe hinab, wo ihres Vaters Zimmer lagen, sie hielt auf jeder Stufe inne und lauschte.

Es blieb Alles lautlos still.

Sie öffnete die schwere Eisenthüre zu ihres Vaters Arbeitszimmer, diese knarrte und Marguerite hielt, blaß werdend, den Athem an. Nach einigen langen Sekunden schlich sie unhörbar zu einem Tischchen, wo sie einen Kasten aufzog und ein Buch herausnahm; in dem Buch befand sich für jeden Tag ein anderes seltsames Wort eingezeichnet.

Marguerite las bei der mattbrennenden Lampe, die dieß Zimmer erhellte, den Namen, schlich dann zu einem großen Eisenschrank und drehte, bis ein kleiner Zeiger an einer uhrähnlichen Scheibe sämmtliche in dem Namen vorkommende Buchstaben abgelaufen hatte, dann nahm sie schleunig aus einer unscheinbaren kleinen Nippesfigur, welche einen rosigen kleinen Amor mit hellblauem Mäntelchen vorstellte, einen kurzen Schlüssel und schloß mit diesem den Schrank auf.

Ein großer schwarzer Gegenstand lag da vor ihr, es war das Lederfutteral, welches den Bernstein umhüllte.

Marguerite ergriff dieß mit zusammengepreßten Lippen und zitternden Händen, sie hatte jetzt kaum die Kraft, das Schloß zuzuschließen, sie legte den Schlüssel an die Stelle, wo sie ihn fortgenommen, und schlich dann, das große Stück im Arm, nach ihrem Zimmer zurück; dort zündete sie Licht an und eilte durch mehrere Räume, bis sie an ein alterthümlich ausgestattetes Schlafzimmer mit altfranzösischem riesigem Himmelbett gelangte, hastig schloß sie das Zimmer hinter sich zu.

Dem großen Bette gegenüber befand sich ein Kamin, dessen Feueröffnung mit einem Gitter und dann mit einem chinesischen Schirm verschlossen war. Es lagen in dem Kamin alte Zeitungen, Tapetenreste, Wolle, Abfälle, wie sie Tapeziere bei ihrer Arbeit zu haben pflegen.

Auf diesen Kamin schritt Marguerite zu und schob zwischen diese Abfälle von Wolle und Papier das Bernsteinstück, dann schloß sie das Gitter, rückte den Schirm vor die Oeffnung, vertilgte sorgfältig jede Spur, die auf die Anwesenheit eines Menschen hier schließen lassen könnte, und verließ, so unhörbar als sie gekommen war, das Zimmer.

Mit langsamen, müden Schritten ging sie jetzt in ihr Schlafgemach, wo sie den Schlüssel wieder in ein Schränkchen, das ihre sonstigen Haushaltungsschlüssel enthielt, hineinhängte; dann athmete sie tief auf, entkleidete sich schnell und begab sich fast hastig zur Ruhe.

Wer aber in diese Räume hätte blicken können, würde Marguerite diese ganze Nacht mit großen offenen Augen, in denen ein unheimliches Licht glühte und zuckte, daliegen gesehen haben. (Fortsetzung folgt.)

König Alfons XII. von Spanien und Erzherzogin Christine.

(Porträts S. 157.)

König Alfons von Spanien, dessen Geschick als Monarch und Mensch so viel Theilnahme erregt, hat sich in dem reizenden Badeort Arcachon an der französischen Südwestküste mit einer österreichischen Prinzessin, der Erzherzogin Christine, einer Tochter der Wittwe des Erzherzogs Karl Ferdinand, verlobt. Die spanische Etikette erlaubt nicht, daß der König ohne Zustimmung der Cortes das Land verlasse; andererseits hätte es sich nicht gut gemacht, wenn sich der König zum Behufe einer Brautschau die Erlaubniß vom Lande erst erbeten haben würde, und so bestimmte man das nahe an der Grenze gelegene Städtchen zum Ort der Begegnung. Das junge Fürstenpaar gefiel sich sehr gut, und als man sich endlich schweren Herzens trennte, geschah dieß nur, um bald für immer einander anzugehören.

König Alfons XII. ist am 12. November 1857 geboren als der Sohn Isabella's und des Infanten Franz de Assisi, gelangte zur Regierung 1874. Er hat die letzten Jahre vor seinem Regierungsantritt, ehe er auf Reisen ging, in Wien geweilt, wo er das Theresianum besuchte und sich auch die deutsche Sprache aneignete. Der König ist eine frische und schlanke Erscheinung, seine Erziehung war vortrefflich und seine Gewandtheit, sein Muth und seine Geschicklichkeit als Reiter, seine geistigen Gaben und sein Verständniß der Lage Spaniens werden allgemein anerkannt.

Die junge Erzherzogin, welche trotz ihrer Jugend (sie ward am 21. Juli 1858 geboren) Aebtissin des Prager adeligen Damenstiftes ist, hat sich bis jetzt ausgezeichnet durch Wohlthätigkeit, jugendliche Frische, geistige Regsamkeit und Pflege der schönen Künste. Die Erzherzogin ist sehr musikalisch, hat Talent zur Malerei, zeichnet musterhaft, besonders Blumen, und spricht vier fremde Sprachen wie ihre Muttersprache. Alle, welche die junge Fürstin näher kennen, rühmen auch ihr tiefes, warmes Gemüth, und so finden wir in beiden fürstlichen Personen jene Eigenschaften in hohem Maße vereinigt, welche auf eine glückliche Ehe schließen lassen.

Sinnsprüche.

Meister lassen gerne gelten,
Schüler werden immer schelten.
Aus dem Griechischen.

*

Der Sohn mißtraut eher zweimal dem Verstande seines Vaters, als einmal dem Herzen seiner Mutter. Monod.

Slava's Freier.

Eine Liebesgeschichte
von
Moritz von Reichenbach.

(Schluß.)

Inzwischen überblickte Graf Peter seine Tischgenossen musternd.

„Ei, Wladimir Solova," rief er plötzlich, „was haben Sie sich verändert, seit wir uns nicht sahen. Freue mich, Ihnen wieder zu begegnen, freue mich herzlich."

Er brachte ihm sein Glas entgegen und Wladimir stieß mit ihm an.

„Ich war damals noch ein ziemlich grüner Junge," meinte Wladimir, „aber ich entsinne mich, daß ich Sie immer um Ihre prächtigen Pferde beneidete."

„O, davon sollen Sie jetzt bei mir noch bessere Exemplare sehen. Auf gute Nachbarschaft, lieber Solova!"

„Ihr seid wahrhaftig die Einzigen in unserem Kreise, die sich noch ‚Sie' nennen," rief Tschatzky dazwischen.

„Ja wirklich, nun, dann lassen Sie uns gleich beim ersten Wiedersehen Brüderschaft machen. Auf Du und Du also, Bruder Solova!"

„Gut denn, auf Dein Wohl, Bruder Schigansky."

Die beiden Herren leerten ihre Gläser, die Uebrigen lachten und lärmten durcheinander, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

„Das ist also Slava's Bräutigam," dachte Graf Peter während des Trinkens, „es ist immer gut, mit den Männern schöner Frauen befreundet zu sein."

Und er neigte sich wieder zu Wladimir und sagte etwas leiser:

„Deine schöne Braut soll leben, Bruder!"

„Du kennst sie?" frug dieser erstaunt.

„Ei gewiß, da ich gestern dort war."

Wladimir biß sich auf die Lippen. Warum hatte ihm Slava diesen Besuch verschwiegen?

„Das scheint ihm keine große Freude zu machen," dachte Graf Peter, ihn mit einem lauernden Blick streifend.

„Ich bin gestern erst spät Abends von Sabitzkowitz fortgeritten," sagte er dann, „Du hast Deine Braut wohl seitdem nicht gesehen?"

„O doch," rief Wladimir, plötzlich einen sonderbar gleichgültigen Ton heuchelnd, „und jetzt erinnere ich mich auch, sie sprach ganz flüchtig von diesem Besuch — ich hatte es im ersten Augenblick ganz vergessen."

„Natürlich," meinte der Graf, „ein Brautpaar hat andere Dinge zu besprechen als einen gleichgültigen Besuch."

Wladimir's Gesicht war merkwürdig ernst geworden.

„Entweder hat ihm Slava meinen Besuch verschwiegen oder sie hat mehr von mir gesprochen, als ihm lieb ist," dachte Graf Peter. „Jedenfalls ist er jetzt nicht unbefangen und ich möchte wissen, was dahinter steckt."

„Weißt Du, was der Doktor uns eben für eine Rede hielt, als Du kamst?" unterbrach Tschatzky diese Reflexion und erzählte lachend den Plan des alten Arztes.

„Bravo, Doktor!" rief der Graf. „Du hast also von Zeit zu Zeit immer noch solche Marotten wie früher? Und Du bist doch ein gescheidter Kerl trotz alledem! Deinem Mäßigkeitsverein werde ich aber heut präsidiren. Paß auf, was Du erleben wirst!"

Das wurde ein guter Tag für Isaak Kohn's Geldbeutel. Graf Peter war unermüdlich im Erzählen lustiger Geschichten — was hatte er aber auch Alles erlebt in den fünf Jahren! — Und bei seinen Zuhörern entwickelte das viele Lachen einen ganz unerhörten Durst. Eine Stunde nach der andern verging und einer Flasche nach der andern wurde der Hals gebrochen.

Wladimir Solova war aber heut in schlechter Trinklaune und entfernte sich schon nach kurzer Zeit.

„Was für ein schlechter Kamerad Wladimir seit seiner Verlobung geworden ist," brummte Tschatzky ihm nach. „Keine Stunde mehr hält er es bei uns aus."

„Dafür ist er ein musterhafter Bräutigam," meinte ein Anderer. „Ich wette, er ist wieder nach Sabitzkowitz geritten, der Glückspilz."

„Fräulein Slava ist aber auch unvergleichlich," sagte der Doktor, „die solltest Du kennen, Bruder Schigansky, ich sage Dir, da sind all' Deine Ungarinnen nichts dagegen."

„Pah," meinte Graf Peter, „kein Weib ist unvergleichlich, aber ich gestehe, eure Slava hat auch mir gefallen — ich habe sie schon gestern besucht."

Man lachte.

„Nun, das muß ich sagen," rief einer der Herren, „der Peter Schigansky ist ein Kenner! Kaum kommt er in die Gegend, so sieht er sich auch schon nach unserem schönsten Mädchen um — na, hier kommst Du aber zu spät, Die wenigstens wird nicht auf der Liste Deiner Eroberungen stehen."

„Nichts ist unmöglich," lachte Graf Peter, den der Wein noch unternehmungslustiger machte, als er schon ohnehin war.

„Oho, hier würde doch selbst ein Feldherr wie Du zum Rückzug blasen müssen," meinte Tschatzky, „die Festung ist uneinnehmbar."

Graf Peter fing an, sich zu erhitzen.

„Ach, was für Worte das Alles sind!" rief er, „was heißt: unmöglich, unvergleichlich, uneinnehmbar? Weiber sind Weiber und eure Slava wird so wenig von Eis sein wie die Anderen!"

„Glaubst Du," sagte Tschatzky, „nun dann versuche es doch einmal mit ihr."

„Meinst Du, ich getraute es mir nicht? Nun, wahrhaftig, es soll mir nicht darauf ankommen!"

„Oho, hört, hört!" rief es durcheinander. Dann verschaffte sich wieder die Stimme des Doktors Geltung.

„Bruder," rief er, „laß Dich nicht auf dieses Glatteis führen, Fräulein Slava schickt Dich mit dem schönsten Korbe von der Welt nach Hause — sie fragt nach keinem Mann, wie der Solova, seit sie seine Braut ist, kein Weib mehr ansieht. Das Brautpaar ist feuerfest, ich kenne meine Leute!"

„Und ich wette, daß ich euer Wunderbrautpaar auseinanderbringe!" schrie jetzt Schigansky, den der Wein und der Zweifel, den man in seine Unwiderstehlichkeit setzte, zu gleichen Theilen erhitzte, „ich wette gegen euch Alle!"

„Bravo, das wird ein köstlicher Spaß!" riefen die Anderen, „wir nehmen die Wette an."

„Heut über sechs Wochen soll sie fällig sein!" rief der Doktor.

„Ach was, entweder bald oder gar nicht," meinte Graf Peter, „entweder ich habe euer feuerfestes Brautpaar in vierzehn Tagen auseinandergesprengt oder ich halte euch Alle ein Vierteljahr hindurch beim Isaak Kohn frei; einverstanden?"

„Einverstanden!" brüllten die lustigen Tischgenossen.

„Und wer den Verräther spielt, der ist ein Hundsfott und wird aus unserer Brüderschaft ausgestoßen!" rief Graf Peter.

„Ebenfalls einverstanden!" schrieen die Anderen.

„Hast Du nischt gehört, was ist los in der Herrenstube?" frug Isaak seinen kleinen Gehülfen.

„Nischt hab' ich gehört," sagte dieser. „Wenn Alle auf einmal schreien, kann man nicht wissen, wer hat zuerst geschrieen und was hat er geschrieen."

Indeß erklang lautes Lachen und Singen aus der Herrenstube.

Bald darauf wurde Tschatzky von einigen der Anderen durch den Laden getragen und auf seinen Wagen gepackt.

„Der ist fertig," sagte der kleine Gehülfe. Isaak warf einen Blick durch die Thür des Herrenstübchens. Hineinzugehen getraute er sich nicht mehr, da er die ausgelassene Lustigkeit seiner Gäste fürchtete, wenn dieselbe erst einen gewissen Grad erreicht hatte. Er sah, daß Viele dem Zustande Tschatzky's nahe waren und manche Häupter sich über und unter den Tisch neigten. Endlich verließen nur der Doktor und der Graf Peter Schigansky Isaak's Laden aufrecht gehend und die Beiden hatten sich unter die Arme gefaßt und sangen ein Schelmenlied, während sie zusammen über die Straße stolperten.

Das war das Ende des ersten Mäßigkeitsvereins im Städtchen L.

VI.

Wladimir war indeß nicht gleich nach Sabitzkowitz geritten, wie die Herren vermutheten. Erst am Abend desselben Tages entschloß er sich dazu.

Durch seinen Kopf flogen wirre, düstere Gedanken. Slava's verändertes Benehmen, Schigansky's Besuch bei ihr, ihr Schweigen darüber — wie sollte er sich das Alles zusammenreimen? Hatte es denn überhaupt einen Zusammenhang? Konnte es einen haben? Von folternder Unruhe getrieben, bestieg er sein Pferd und schlug den wohlbekannten Weg nach Sabitzkowitz ein.

Slava saß unter der großen Kastanie vor dem alten Hause und hatte schon mehr als einmal nach dem Thorwege hingeblickt, als erwarte sie seinen Besuch. Jetzt kam er wirklich in den Hof geritten. Ihr Herz klopfte heftig, als sie ihn erkannte, und er war blaß vor innerer Erregung, als er ihr jetzt entgegentrat. Sie bot ihm nicht die Lippen zum Willkommgruß, und er schien diesen Gruß auch heute nicht zu erwarten.

Er faßte nur ihre Hand sehr fest zwischen die seine und sagte:

„Sie hatten gestern einen Besuch, Slava?"

„Ja, woher wissen Sie das?"

Er antwortete nicht darauf.

„Warum sagten Sie mir das nicht heute Morgen?" frug er nur wieder.

Slava blickte ihn erstaunt und verletzt an.

„Ich denke, ich habe das Recht, Besuche in meinem Hause zu empfangen," sagte sie sehr kalt und entzog ihm ihre Hand.

„Sie sind allerdings die unbeschränkte Herrin von Sabitzkowitz," sagte er heftig, „aber als Ihr Verlobter habe ich auch ein Recht, nach Ihren Besuchen zu fragen. Sie kennen den Ruf dieses Schigansky nicht," fügte er leiser hinzu, als bereue er schon sein heftiges Auffahren, „sonst würde es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen sage: Sie dürfen die Besuche dieses Mannes nicht empfangen."

Er versuchte, ihre Hand wieder zu erhaschen, aber sie verschränkte die Arme über der Brust und blickte scheinbar ruhig an ihm vorüber in die knospenden Zweige der Kastanie, während sie sagte:

„Ich habe diesen Mann liebenswürdig und unterhaltend gefunden und ich sehe keinen Grund, ihm mein Haus zu verbieten."

Wladimir schoß das Blut in's Gesicht, aber gewaltsam zwang er sich nochmals zur Ruhe. Bei dem Anblick Slava's war der Verdacht, der heute einen Augenblick lang in ihm aufgestiegen war, verschwunden, aber jetzt fing derselbe von Neuem an, sich zwischen ihn und die Geliebte zu drängen, so sehr er sich auch bemühte, ihn zu verscheuchen.

„Slava," sagte er nochmals, „Sie können das nicht beurtheilen, Sie kennen die Welt zu wenig, aber ich wiederhole Ihnen —"

In diesem Augenblick trat die Tante zu ihnen hinaus und machte eine Weiterführung dieses Gespräches unmöglich. Sie trug in ihrer Hand einen prächtigen Strauß von Blumen, die in dieser Jahreszeit selten waren.

„Ah, Sie sind hier, Herr von Solova!“ rief sie, diesen flüchtig begrüßend, und wandte sich gleich darauf zu ihrer Nichte:

„Da sieh' einmal, diese himmlischen Blumen hat soeben ein Bote gebracht mit einer Empfehlung vom Grafen Schiganský! Ich bitte Dich, was für Prachtexemplare sind das! Aber der Graf soll auch ein Treibhaus haben und einen Gärtner, — der Bote kann nicht genug von all' den Herrlichkeiten von Roczíwa erzählen. Und wie liebenswürdig vom Grafen, uns diese Aufmerksamkeit zu erweisen! Ja, ja, Herr von Solova, das ist einmal ein Kavalier, so galant und so unterhaltend!“

Slava hielt den Strauß in der Hand und blickte unschlüssig darauf herab; sie fühlte, wie Wladimir's Blick fest auf ihr ruhte.

„Ich bitte Sie, diese Blumen nicht anzunehmen,“ flüsterte er, „ich wünsche, daß Sie dieselben zurückschicken.“

Slava blickte ihn nicht an; sie fürchtete seine Augen — aber sie konnte sich seinem Willen nicht beugen, am wenigsten jetzt, da sie alle Ursache zu haben glaubte, ihm zürnen zu müssen.

„Ich werde die Blumen in mein Zimmer tragen und ihnen Wasser geben,“ sagte sie zu ihrer Tante, „sie sind wirklich sehr hübsch und geschmackvoll geordnet.“

Sie trat schnell in's Haus. Auf ihrem Zimmer angekommen, warf sie die Blumen achtlos auf einen Tisch. Was lag ihr daran?

Sie wußte, Wladimir hatte keine Veranlassung, eifersüchtig zu sein, und war er es denn? Liebte er sie so sehr, um ihr aus Eifersucht zu untersagen, den Grafen zu empfangen? Nein, herrschsüchtig und tyrannisch war er, das war Alles. Würde er ihr nachkommen? Sie wartete. Eine Viertelstunde verging. Da kam die Tante in's Zimmer.

„Mein Gott, wo bleibst Du, Slava?“ rief sie ihr entgegen.

„Wo ist Wladimir?“ frug Slava.

„Wladimir? Davongeritten ist er.“

„Tante!“

„Nun ja, das ist mir auch der richtige Bräutigam. Wie Du weg warst, hat er noch eine Weile neben mir gestanden mit einem Gesicht wie ein böser Mohr. Ich erzählte ihm noch von unserem gestrigen Besuch und unterhielt ihn so gut wie möglich. Plötzlich ruft er nach dem Christek, der solle ihm sein Pferd bringen.

„‚Ich werde Slava rufen,‘ sage ich. Aber er faßt mich an der Hand, so fest, daß ich beinahe geschrieen hätte, und sagt:

„‚Nein, bemühen Sie sich nicht, ich komme ein andermal, heute bin ich beschäftigt.‘

„Und damit war er fort, und ich komme nur schnell, um Dir sein wunderliches Betragen zu erzählen. So etwas ist mir doch noch gar nicht vorgekommen!“ —

Slava hatte das Zimmer verlassen und war in die offene Hausthür getreten.

„Du wirst ihn doch nicht etwa zurückrufen?“ rief die Tante ihr nach.

Aber von Wladimir war keine Spur mehr zu sehen, und es ist auch die Frage, ob Slava ihn wirklich zurückgerufen hätte.

Die folgende Nacht war für Wladimir und Slava die schlechteste, deren sie sich erinnern konnten. Um Mitternacht waren sie Beide zu dem Entschluß gekommen, daß es das Beste sein würde, ihre Verlobung aufzulösen, und daß sie am nächsten Morgen die nöthigen Schritte thun müßten. Aber eine Stunde später fanden sie, daß es doch besser sein dürfte, die Sache noch abzuwarten, und daß eigentlich doch noch kein entscheidender Grund für eine Trennung vorhanden sei. Sie waren Beide sehr glücklich über diese Entdeckung, Jedes beschloß, das Entgegenkommen des Andern, das ja unfehlbar erfolgen müsse, abzuwarten, und Beide versanken darüber in allerlei verworrene, zwischen ewiger Trennung und glücklicher Vereinigung schwankende Träume. Am andern Morgen erwachten sie mit sehr schwerem Kopf und trüben Augen.

Graf Peter Schiganský hatte dagegen weder das Eine noch das Andere aufzuweisen, trotz seiner gestrigen Präsidentschaft im „Mäßigkeitsverein“. An seiner Riesennatur gingen dergleichen kleine Belustigungen spurlos vorüber, und ebenso wie er gestern in der besten Laune den Strauß an Slava abgeschickt hatte, ließ er heute sein Pferd satteln, um sie zu besuchen, ohne das geringste moralische oder physische Unbehagen zu empfinden. Er hatte schon so viel Liebespaare sich verzürnen, wieder vertragen und nochmals verzürnen sehen, und nahm dergleichen Verhältnisse im Ganzen so leicht, daß er weit entfernt war, irgend welche Gewissensbisse über seine Wette zu empfinden. Wenn einem seiner edlen Pferde ein Unglück zustieß, so hatte er sich das ebenso zu Herzen genommen, als wenn eine seiner vielen Lieben ihm untreu geworden war; warum sollte er es also besonders tragisch finden, wenn diese Verlobung, die ihm überhaupt unbequem war, auseinander ging?

„Das wird eine herrliche Unterbrechung meiner Landeinsamkeit abgeben,“ dachte er, Sabitzkowitz entgegenreitend, „und überdieß macht es mir auch einen Hauptspaß, dem Wladimir einen Streich zu spielen. Der Mensch scheint sich apart machen zu wollen, das behagt mir nicht. Dafür gefällt mir diese Slava um so besser, und es ist eigentlich auch Zeit, daß ich einmal wieder einer ordentlichen Dame den Hof mache — mit den anderen Weibern verlernt man alle guten Manieren, und das wird auch auf die Dauer langweilig.“

Wenn Graf Peter sich übrigens über „Landeinsamkeit“ und „Langeweile“ beklagte, so war das nur ein neuer Beweis seiner Ungenügsamkeit, die er Slava gegenüber bei ihrer ersten Zusammenkunft ja selbst eingestanden hatte. Man flüsterte Allerlei in der Gegend, auf welche Weise er sich den Aufenthalt auf seinem großen, weitläufigen Schlosse vergnügt und heimisch zu machen verstanden habe, und wußte genau, daß außer ihm und seiner Dienerschaft sich noch andere Gäste im Schlosse aufhielten und daß man den Lichtschein, welcher allabendlich aus einem entfernten, für unbewohnt geltenden Flügel leuchtete, doch füglich nicht allein auf Rechnung von polternden Ahnherren und gespenstischen Ahnfrauen setzen durfte.

Auch war dieser Theil durch eine neue eiserne Thüre von dem übrigen Schloß getrennt worden und der ihn umgebende Garten hatte eine mächtig hohe Mauer bekommen, zu welcher es von außen keinen Zugang gab. Das war der sogenannte „Zwinger“, über dessen Insassen nur Graf Peter und ein vertrauter Diener genauen Bescheid wußten. Jedenfalls besaßen die räthselhaften Bewohner desselben helle, lachende Stimmen und gestatteten sich auch den Luxus seidener Kleider, denn es kicherte und rauschte oft seltsam in den Gängen von Schloß Roczíwa, ohne daß dem Grafen dieser sonderbare Gespensterspuk unheimlich zu werden schien. Man hatte damals in jener Gegend ungemein wenig Hang zum Moralisiren und die großen Grundbesitzer glichen kleinen Souveränen mit unbeschränkter Machtvollkommenheit.

So lachte man auch nur über den „Zwinger“ des Grafen Peter und dachte nicht daran, ihm einen Vorwurf daraus zu machen. Wenn aber unter diesen Umständen Wladimir Solova die Besuche Schiganský's bei seiner Braut nicht wünschenswerth fand, so war das erklärlich. Dennoch ritt derselbe eben wieder in den Hof von Sabitzkowitz ein, und Wladimir war nicht da, um ihn daran zu verhindern. Slava erschrak, als man ihr den Grafen meldete, dann ärgerte sie sich über seine Zudringlichkeit, wie sie diesen zweiten Besuch nannte, der dem ersten so schnell folgte; zuletzt beschloß sie aber doch, ihn zu em=



Kleinrussisches Brautpaar. Zeichnung von B. Wasnezow. (S. 164.)



Rückkehr von der Arbeit. Zeichnung von C. Lorck. (S. 164.)

pfangen. Graf Peter hätte wahrscheinlich nicht so siegessicher gelächelt, wenn er ihr Stirnrünzeln erblickt hätte, er schaute aber nur das vergnügte Gesicht der Tante, die ihn im Salon empfing und ihm versicherte, Slava würde sich ungemein freuen, ihn wiederzusehen. Slava schien dagegen nicht sehr eilig diese Freude zu genießen, denn sie ließ ungewöhnlich lange auf sich warten. Graf Peter erkundigte sich wiederholt nach ihrem Befinden, die Tante lächelte, seufzte, zuckte schließlich die Achseln und vertraute zuletzt ihrem Besuche, daß die arme Slava so allerhand Sorgen habe.

„Ach ja, mein lieber Graf," seufzte sie, „es ist eben nicht Alles Gold, was glänzt, und so ein Brautstand hat auch seine kleinen Schattenseiten."

Schiganský horchte hoch auf und machte das einfältigste, theilnahmsvollste Gesicht von der Welt, indem er sich bemühte, die alte Dame durch einen recht treuherzigen Blick zu weiteren Mittheilungen anzuspornen.

„Ja, ja, wer hätte das gedacht," fing dann diese nach einer kurzen Pause auch wieder an. „Ein Mädchen wie meine Nichte, ich bitte Sie, die hätte ja zwanzig Männer bekommen können und braucht sich doch am Ende von dem guten Wladimir keine Ungezogenheiten gefallen zu lassen — —"

Graf Peter wurde ordentlich roth vor Vergnügen und als Slava in diesem Augenblick eintrat, sprang er auf und trat ihr mit wahrhaft strahlendem Lächeln entgegen. Die Ueberzeugung, daß es zwischen dem Brautpaar einen Streit gegeben habe, vereint mit dem Gefühle seiner eigenen Liebenswürdigkeit, machte ihn doppelt siegesbewußt, und er fühlte sich selbst durch Slava's kühle Haltung durchaus nicht zurückgeschreckt, ja, er bemerkte diese im ersten Augenblick gar nicht. Er konnte ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter sein, wenn er wollte, und jetzt wollte er. Slava aber war gar nicht in der Stimmung, seine glänzenden Eigenschaften im rechten Lichte leuchten zu sehen, zürnte sie ihm doch fast, weil er mit Veranlassung zu ihrem Zerwürfniß mit Wladimir gewesen war. Dennoch mußte sie zugeben, daß seine Unterhaltung nicht uninteressant war, und daß er von seinen Reisen gut und unterhaltend zu erzählen verstand. Er hatte bald bemerkt, daß sie heute nicht zum Sprechen aufgelegt schien, und so machte er ihr das Zuhören so angenehm als möglich.

„Warum nur Wladimir so gegen ihn eingenommen ist?" dachte Slava unaufhörlich. „In welch' schlimmem Rufe kann denn dieser Mann stehen, der da so gemüthlich plaudernd neben der Tante sitzt?"

Unwillkürlich beobachtete sie ihn schärfer, als dieß sonst der Fall gewesen wäre, aber das einzige Resultat ihrer Beobachtungen war, daß Graf Peter's Blicke wunderbar oft den ihren begegneten, und daß in der Art und Weise, wie er sich gab, eine unausgesetzte stumme Huldigung für sie enthalten war. Slava zürnte ihm deßhalb nicht, ihrem durch Wladimir verletzten Stolz that diese Huldigung wohl, aber ihr Herz blieb unberührt davon.

So kam die Dämmerstunde heran, die Tante eilte hinaus, um ihre wirthschaftlichen Obliegenheiten zu besorgen, und Graf Peter blieb allein mit Slava. Sie schwiegen Beide, als die Thür sich hinter der Tante schloß. Dann stand der Graf plötzlich auf und trat an das Klavier, das im Zimmer stand.

„O, Sie sind musikalisch?" rief Slava überrascht.

Er lächelte.

„Nicht immer," sagte er, „aber es gibt Stimmungen, welche mir die Musik zum Bedürfniß machen."

Seine Finger glitten präludirend über die Tasten. Dann ging er allmälig in den Mazurekrhythmus über. Aber sein Spiel klang leise, gedämpft, es war ein Tanz und ein Lied zugleich, ein Locken und Werben und dazwischen ein Jauchzen und Klagen. Slava lauschte eigenthümlich erregt und gefesselt. Wie ein Geisterreigen schwirrte und klang es durch das dämmerige Zimmer, in welchem alle Gegenstände immer unkenntlicher, schleierhafter wurden, während die Töne eine immer lautere, immer beredtere Sprache verkündeten. Slava's Herz klopfte schneller. Wieder überkam sie jene leidenschaftliche Bangigkeit nach Wladimir, welche sie schon bei ihrer ersten Begegnung mit Graf Peter empfunden hatte. Ach, seitdem war so Vieles anders geworden zwischen ihm und ihr. Thränen traten in ihre Augen. Plötzlich brach der Graf mit einem grellen Akkorde ab. Slava fuhr erschrocken zusammen. Graf Peter hatte den Kopf in die Hände gestützt und saß regungslos vor dem Klavier.

„Warum spielen Sie nicht weiter?" frug Slava.

„Ich kann nicht, o ich kann nicht!" flüsterte der Graf mit leiser Stimme und stützte seinen Kopf auf den Rand des Klaviers.

„Was ist Ihnen?" frug Slava aufstehend und an ihn herantretend. Plötzlich blickte er auf, ein letzter Schimmer von Tageslicht fiel auf ihr Gesicht. Er sprang auf und erfaßte ihre Hand.

„Sie haben geweint," rief er; „o Slava, Sie sind nicht glücklich! Ich habe das geahnt, und nun geben Sie mir die Gewißheit davon!"

Sie wandte sich ab und suchte ihm ihre Hand zu entziehen.

„Es ist nichts," sagte sie, „eine Thorheit, nicht der Rede werth, lassen Sie mich los."

„Haben Sie Vertrauen zu mir," bat er; „o Slava, Sie wissen nicht, welchen Antheil ich an Ihrem Schicksal nehme, ich kenne Sie ja erst kurze Zeit, aber glauben Sie mir, ich verstehe Sie, ich weiß, welch' edle, große Seele in Ihnen wohnt, ich weiß, wie wenig er Sie verdient —"

„Jetzt verstehe ich Sie nicht, Graf," sagte Slava scharf, denn wenn sie in ihrem Herzen auch Wladimir Vorwürfe machte, ihn von anderen Lippen tadeln zu hören, konnte sie nicht ertragen.

Graf Peter faßte ihre Hand nur um so fester.

„O Sie verstehen mich, Sie müssen mich ja verstehen," fuhr er erregt fort, „warum ist er nicht hier? Warum vernachlässigt er Sie? Er ist Ihrer eben nicht werth, glauben Sie mir, er ist ein eitler Thor, unfähig zu begreifen, welchen Schatz er an Ihnen besitzt."

Slava stand wie erstarrt, ihre kalte Hand willenlos in der seinen lassend. Da umfaßte er plötzlich ihre schlanke Gestalt und riß sie leidenschaftlich an sich.

„Wir Beide gehören zu einander," raunte er ihr zu, „sei mein, Slava, Du mußt mein sein —"

Slava war einen Augenblick wie betäubt. Dann aber stieß sie ihn mit aller Kraft von sich und stand hoch aufgerichtet, aber zitternd vor Erregung vor ihm.

„Verlassen Sie dieses Haus," rief sie gebieterisch, „wir haben nichts mehr mit einander zu thun!"

„Slava," rief Schiganský, plötzlich ernüchtert, „verzeihen Sie mir! Ich fehlte ja nur aus übergroßer Liebe —"

„Wagen Sie es nicht, dieses Wort mir gegenüber auszusprechen — — hinaus — wenn ich Ihnen nicht durch meine Leute den Weg weisen lassen soll!"

„Slava!"

„Ich verbiete Ihnen, meinen Namen zu nennen!"

„So hassen Sie mich?"

„O nein, ich verachte Sie!"

Sie riß an dem Klingelzuge.

„Bemühen Sie sich nicht!" rief nun Graf Peter, welcher begriff, daß er hier die Partie verloren habe. Er bestellte selbst mit ziemlich ruhiger Stimme bei dem eintretenden Diener sein Pferd, verabschiedete sich mit einer tiefen Verbeugung von Slava, drückte der eiligst herbeikommenden Tante mit dem freundschaftlichsten Lächeln die Hand und verließ, allerdings als geschlagener Feldherr, aber doch in wohlgeordnetem Rückzuge, das Haus.

Draußen auf der Landstraße angekommen, gab er seinem Pferde die Sporen und stürmte wild davon.

„Eine solche Dummheit," knirschte er dabei, „nein, eine solche Dummheit!" Allmälig wurde er während des Weiterreitens ruhiger. „So ganz frei von Illusionen bin ich doch immer noch nicht," sagte er sich, „weiß der Himmel, diese kleine Hexe hat mir wirklich heiß gemacht, und dadurch habe ich Alles verdorben. Aber jetzt gebe ich die Sache erst recht nicht auf, und wenn ich mich nun nicht mehr an sie wenden kann, so will ich's einmal mit ihm versuchen. Daß es zwischen den Beiden nicht ganz richtig ist, steht fest, es gilt also nur das Feuer zu schüren. Es gibt ja nichts Zerbrechlicheres als Liebesschwüre und Liebesketten, und ich bin überzeugt, bei dem geringsten scheinbaren Beweise von Untreue würde dieser Solova das ganze Verhältniß abbrechen. Es ist ja am Ende auch nur ein Zufall, daß ich keinen thatsächlichen Beweis dafür besitze. Ich habe eben meine Sache dumm gemacht, unglaublich dumm, und nicht an Slava's Treue, sondern an meinem Ungeschick ist mein Plan gescheitert. Treue Weiber gibt es nicht, — aber diese Slava ist wenigstens stolz, und ihr Stolz ist der wunde Punkt, den Wladimir verletzen muß, um meinen Plan zu fördern. Sind sie aber einmal getrennt, so möcht' ich darauf schwören, daß sie mich noch als tröstenden Freund annehmen wird. Und wahrhaftig, ich bin gutmüthig genug, die Rolle spielen zu wollen. Aber was für einen Köder werfe ich dem Solova hin? Wo nehme ich einen Beweis für Slava's Untreue her? Falsche Briefe mag ich nicht schreiben, also, was thun? Er hat viel Talent zur Eifersucht, der Solova, das habe ich gesehen, als ich ihm sagte, ich hätte seine Braut besucht. Wie er mich damals ansah! Und was für Mühe er sich gab, dann eine ernsthaft tugendhafte Miene zu machen, während ich meine Schwänke erzählte! Ich bin überzeugt, er ist leicht in's Garn zu locken, und das ganze Experiment reizt mich sehr!"

Er ritt in Gedanken versunken weiter. Vor ihm, auf einer Anhöhe gelegen, tauchte jetzt Schloß Rocziwa auf und die erleuchteten Fenster des räthselvollen Zwingers blitzten ihm durch die Nacht entgegen.

Er ritt langsamer und blickte nach diesen Fenstern.

„Wenn das ginge," murmelte er plötzlich, „wenn das ginge — —" Ein leichtes Lächeln umspielte seinen Mund. „Und warum sollte es nicht gehen?" sagte er, den Kopf wiegend und immer noch nach den hellen Fenstern starrend. „Ich wüßte wirklich nicht, warum das nicht gehen sollte." Er sprengte wieder vorwärts.

„Hurrah, das ist ein Einfall und ein guter Feldzugsplan!" rief er und ritt in beschleunigtem Tempo Schloß Rocziwa entgegen.

An diesem Abende aber soll dort der Geisterspuk ganz besonders toll gewesen sein. Bis spät in die Nacht hinein strahlte geheimnißvoller Lichtglanz aus den Fenstern des Zwingers und es war ein Flüstern und Hinundherlaufen, als bereite man dort ganz außerordentliche Dinge vor.

VII.

Zur Realisirung von Graf Peter's Plänen mußte es vor allen Dingen gehören, Wladimir und Slava auseinander zu halten, um eine Aussprache zwischen ihnen unmöglich zu machen, und der Graf beschloß daher, in eigener Person dafür zu sorgen, daß eine solche nicht stattfinden konnte.

Es war noch ziemlich früh am andern Morgen, als er schon in den Hof von Solowanié einritt. Wladimir hatte gestern den ganzen Tag auf eine Botschaft von Slava gewartet. Dieselbe war nicht gekommen. Er war halb und halb entschlossen, nun doch wieder zu ihr zu reiten, als der Graf ankam, und es ist nicht zu behaupten, daß er diesen mit einem allzu freundlichen Gesicht empfangen hätte. Aber es erging Wladimir ebenso wie gestern seiner Braut: Graf Peter wußte sein Interesse zu erregen. Kam er doch, wie er sagte, um ein Pferdegeschäft mit ihm zu machen, und Wladimir war ein leidenschaftlicher Pferdeliebhaber und wußte, daß Graf Peter die edelsten Thiere weit und breit in seinem Stalle hatte. Es handelte sich um einen Tausch, den der Graf eingehen wollte, und nach einem gemeinschaftlichen Frühstück und allerlei von Graf Peter in Szene gesetzten diplomatischen Künsten entschloß sich Wladimir zuletzt, mit dem Grafen nach Rocziwa zu reiten, um dort die ungarischen Pferde zu besichtigen und ein ihm am meisten zusagendes auszusuchen.

Es lag zunächst in Graf Peter's Absicht, Wladimir ganz für sich zu gewinnen, und einen verstärkten Verdacht gegen Slava erst in ihm aufkommen zu lassen, wenn ihm sein Opfer nicht mehr entwischen konnte. Daher sprach er auch während des Frühstücks in so unbefangener Art von ihr, daß Wladimir seine aufsteigende Eifersucht selbst für thöricht hielt. Nein, Graf Peter konnte keine Schuld an Slava's sonderbarem Wesen haben! Was war es am Ende auch weiter, wenn er der Braut seines neuen Duzbruders Blumen geschickt hatte? Die Sache gewann erst eine Bedeutung durch Slava's Benehmen dabei. Je räthselhafter dasselbe aber Wladimir erschien, um so mehr verletzte es ihn und stachelte ihn an, Slava's Launen zu trotzen.

Graf Peter war unwiderstehlich liebenswürdig und unerschöpflich im Erzählen guter Pferdegeschichten. Wladimir's Wein war nicht schlecht, und die Zeit verging unglaublich schnell. So kam man ziemlich spät in Rocziwa an — einige Nachbarn, die der Graf vorher geladen hatte, fanden sich wie zufällig dazu, man improvisirte ein kleines Rennen, um die Tüchtigkeit der verschiedenen Pferde zu erproben, und Wladimir vergaß zuletzt all' seine Vorurtheile und empfand es als eine Erholung, so gewaltsam aus dem Grübeln über seine Liebesangelegenheit herausgerissen worden zu sein. Schloß Rocziwa war ein uralter Bau, dessen vier, verschiedenen Zeitaltern angehörige Flügel einen großen viereckigen Hof umschlossen. Ein langer, gewölbter Korridor lief rings um diesen Hof, und es wäre für den Uneingeweihten schwer gewesen, sich zwischen all' den darauf mündenden Treppen und Treppchen, schmalen Seitengängen und großen und kleinen Thüren zurechtzufinden. Es war schon ziemlich spät am Abend, als die Herren den alterthümlichen Speisesaal aufsuchten, um das Abendessen, zu dem der Graf sie dringend eingeladen hatte, einzunehmen, und lustiges Lachen und derbe Witzworte flogen hin und her, während man den hallenden Korridor entlang schritt und den Grafen nach der inneren Einrichtung und Eintheilung des Schlosses befragte. Graf Peter ging an Wladimir's Seite und machte ihn auf einzelne alte Wappen und Inschriften über den Thüren aufmerksam, so daß die Beiden etwas hinter den Anderen zurückblieben. Von einem der Herren gerufen, eilte er den Voranschreitenden dann plötzlich nach, während Wladimir ein altes, besonders wohlerhaltenes Bildwerk betrachtete. Er war zum ersten Mal in Rocziwa und der alte Bau interessirte ihn, auch war er der Einzige in der Gesellschaft, welcher durch seine Studien befähigt war, das wahrscheinliche Alter der einzelnen Schloßflügel zu beurtheilen. „Diese Inschrift muß aus der Piastenzeit stammen," dachte er, die Thür, vor welcher er stand, betrachtend. Aber während er näher an dieselbe herantrat, war es ihm, als flüsterten Stimmen hinter derselben und als raschelte es, wie etwa ein seidenes Frauengewand. Unwillkürlich dachte er an Graf Peter's „Zwinger", von dessen wirklichem Vorhandensein er hier einen Beweis zu erhalten schien. Er wollte lächelnd vorübergehen, als plötzlich ein Wort sein Ohr traf, das ihn zusammenzucken machte. Man hatte hinter jener Thür den Namen „Slava" ausgesprochen.

„Ich täusche mich, der Name liegt mir eben in den Ohren," wollte sich Wladimir beruhigen. Aber er war doch stehen geblieben, und jetzt hörte er deutlich die Worte:

„Dann zurück nach Sabitzkowitz."

„Was war das? Wer sprach hier von Slava und Sabitzkowitz?" Wladimir legte unwillkürlich die Hand auf die Thürklinke. Aber dieselbe gab nicht nach und schien nur zur Verzierung, nicht zum Gebrauch zu dienen.

„Zum Teufel, wo steckst Du denn?" rief jetzt Tschatzky's Stimme am andern Ende des Korridors. „Wladimir, hieher, — verlaufe Dich nicht in diesem Spukneſt, sonst stößest Du noch irgendwo mit den Geistern von Rocziwa zusammen."

„Ich wünschte, die Geister ließen sich einmal sehen!" rief ein Anderer. „Hast Du etwa den Zugang zu ihnen entdeckt, Solova?"

Wladimir beeilte sich, zu ihnen zu kommen, um die verhängnißvolle Thür der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen. Sein Blick suchte den Grafen Peter, — aber dieser war so unbefangen und fröhlich wie immer. Man setzte sich zu Tische, man lärmte und lachte, und der Graf war der Lustigste von Allen. Auch Wladimir hatte den unangenehmen Eindruck, den die Namen „Slava" und „Sabitzkowitz", in dieser Umgebung ausgesprochen, ihm gemacht hatten, wieder überwunden.

„Was ist's am Ende weiter, wenn die Dienstboten des Hauses sich von Slava erzählen," sagte er sich, „und es sind wohl Dienstboten gewesen. Am Ende war es die Küchenthür, an welcher ich gestanden habe — und was geht mich das Küchengeschwätz an?"

Allmälig wurde er von der allgemeinen Lustigkeit mit fortgerissen, und es war schon spät in der Nacht, als er an den Aufbruch dachte.

„Unser Handel ist abgeschlossen," sagte er zu seinem Wirth. „Ich tausche meinen Rappen gegen den Goldfuchs!"

„Rappen — Goldfuchs — lieber Bruder, ich kann mich

nicht recht besinnen — ich kann nach einem Souper keinen Handel machen —" sagte Graf Peter mit etwas schwankender Stimme, indem er einen riesigen Humpen leerte. „Auf Dein Wohl!" rief er lachend, — „siehst Du, wenn ein Anderer das getrunken hätte, so läge er jetzt unter dem Tisch — ich bin noch ganz munter, aber ein Pferd verkaufe ich jetzt nicht."

„Aber wir waren ja schon einig!"

„Ich kann Dir nicht helfen! Jetzt kann ich mich nicht besinnen. Morgen früh aber können wir darüber sprechen, morgen früh können wir tauschen und verkaufen, ganz wie Du willst, Du mußt bei mir über Nacht bleiben."

Wladimir sah, daß hier für den Augenblick nichts zu machen war, Graf Peter schien wirklich in keiner ganz zurechnungsfähigen Verfassung. Den Goldfuchs aber wollte Wladimir nicht gern aufgeben. Er sah nach der Uhr. Es war Mitternacht. Am Morgen konnte er das Pferdegeschäft abschließen, und wo er die Nacht zubrachte, war am Ende gleichgültig. So blieb er in Rocziwa, als die Anderen sich verabschiedeten. Graf Peter brachte ihn selbst in das für ihn bestimmte Gemach. Freilich sang er dabei in fragwürdigen Tönen ein mehr als zweifelhaftes Lied, aber er ging doch aufrecht und leidlich sicher neben Wladimir. Sie traten in ein kleines, holzgetäfeltes Zimmer, in welchem ein riesiges Himmelbett mit verschossenen seidenen Vorhängen stand.

„Angenehme Träume," sagte Graf Peter, „angenehme Träume von Slava — ha, ha, von Slava," er machte ein geheimnißvolles Gesicht und spitzte die Lippen. „Hör' einmal, apropos, Slava —" sagte er., dann unterbrach er sich selbst, — „na, morgen, morgen reden wir darüber — ja, ja, wir haben so Allerhand zu besprechen, Du hast sie schon ein paar Tage nicht gesehen, — na, ich sage ja, die Frauen, ach, die Frauen — nichts für ungut, Bruder Solova. Gute Nacht, gute Nacht, liebe Anne Dorothee — gute Nacht, gute Nacht, schlaf' woooohl —"

Graf Peter entfernte sich singend. Wladimir blickte ihm betroffen nach. Was hatte er da Alles gesagt? Bezogen sich die für morgen in Aussicht gestellten Mittheilungen auf das Pferdegeschäft oder auf Slava? Es widerstrebte Wladimir, seinen Wirth um eine nähere Erklärung zu ersuchen, jetzt wo derselbe halb berauscht zu sein schien. Es war ihm nicht möglich gewesen, Slava's Namen vor Schigansky zu nennen, aber welch' sonderbare Anspielungen hatte der Graf gemacht? Jetzt, wo Wladimir allein war, erschienen ihm Schigansky's Worte doppelt wichtig und vielsagend.

„Wenn der Kerl nicht so betrunken wäre, ich suchte ihn noch einmal auf, — aber so will ich warten bis morgen. Da soll er mir Rede stehen. Wie kann er es wagen, Slava's Namen in solchem Tone zu nennen? Was hat das Alles zu bedeuten?"

Er ging aufgeregt im Zimmer auf und ab. Während des ganzen Tages hatte er eine Art von Trotz gegen Slava empfunden. Sie hatte ihn verletzt, wie es schien, mit voller Absicht verletzt, — warum sollte er wie ein liebessiecher Knabe zu Hause sitzen und mit Bangen und Grämen abwarten, bis sie ihn wieder riefe? Warum sollte er nicht lustig sein mit guten Kameraden, wie früher, und sich selbst dadurch beweisen, daß er im Grunde ihrer nicht so bedürfe und daß das Leben auch ohne sie recht heiter sein könne. Das ungefähr waren seine Gedanken gewesen, wenn er sich dieselben auch nicht eingestehen wollte. Jetzt plötzlich empfand er es wie ein Unrecht, daß er nicht zu ihr gekommen und ihr die Möglichkeit gegeben hatte, sich ihm wieder zu nähern, und den Schatten zu verbannen, der sich zwischen sie gedrängt hatte. Dann grübelte er wieder über die Worte Schigansky's nach und das Flüstern hinter jener räthselhaften Thür erschien ihm bedeutungsvoll.

Er lebte den ganzen Tag noch einmal in Gedanken durch und fand so viel des Sonderbaren. Sein Verdacht lebte wieder auf. Dann aber dachte er sich Peter Schigansky in halb angetrunkenem Zustande, wüste Lieder singend, mit faunischem Lächeln auf den Lippen, wie er ihn eben gesehen hatte, neben der edlen, jungfräulichen Gestalt Slava's, und er sagte sich:

„Das ist unmöglich, — auf die Länge könnte Slava nicht Gefallen an ihm finden, ihr zarter weiblicher Instinkt müßte sich von dem rohen Kern seines Wesens abgestoßen fühlen. Vielleicht würde sie eine flüchtige Huldigung von ihm annehmen, — aber mehr ist nicht möglich. Ich muß morgen zu ihr, es soll klar zwischen uns werden. Und mit Freund Schigansky werde ich ein ernstes und deutliches Wort sprechen, es ist gut, wenn er weiß, daß ich keinen Spaß verstehe."

Mit diesem Entschlusse warf er sich endlich auf sein Lager und versuchte einzuschlafen. Aber kaum hatte er das Licht ausgelöscht, als ein sonderbares Rauschen und Rumoren in seinem Zimmer begann.

„Ich habe wahrscheinlich einige Ratten zu Schlafkameraden," dachte er. Aber da war es, als flüsterten menschliche Stimmen ganz in seiner Nähe, ein Klirren und Rasseln wie von Ketten begann, dazwischen kicherte es wie unterdrücktes Gelächter. Wladimir richtete sich auf. All' die Spukgeschichten, die man sich von dem alten Schloß erzählte, fielen ihm unwillkürlich ein, und wenn er auch nicht daran glaubte, so regte ihn der räthselhafte Lärm doch zu sehr auf, um noch an Schlaf zu denken. Er zündete ein Licht an und begann das Zimmer zu untersuchen. Im selben Augenblick hörte er deutlich Fußtritte sich entfernen und das Schließen einer Thüre. Zu gleicher Zeit schien ihm ein großes Bild, das gegenüber von dem Bett hing, eigenthümlich zu erzittern. Er trat näher heran und entdeckte, daß das Bild eigentlich eine Thüre war, welche sich durch irgend einen im Rahmen verborgenen Mechanismus öffnete und schloß. Er blickte in den Raum hinter dem Bilde; es schien ein schmaler, dunkler Gang. Wladimir leuchtete mit seiner Kerze weit hinein, aber ein plötzlicher Luftzug löschte das Licht aus. Im selben Augenblick bemerkte Wladimir, daß vom jenseitigen Ende des Ganges ein heller Punkt ihm durch die Dunkelheit, die ihn jetzt plötzlich umfing, entgegenleuchtete. Kurz entschlossen, der Sache auf die Spur zu kommen, betrat er den Gang und schritt auf den Lichtschimmer zu. Er sah bald, daß derselbe durch zwei runde Oeffnungen drang, welche ihm wie ein paar feurige Augen entgegen glänzten. Jetzt stand er dicht davor und blickte durch die beiden Oeffnungen. Vor ihm lag ein hoher, hell erleuchteter Raum, dessen Boden mit kostbaren Teppichen belegt war, auf welchem verschiedene elegante Polstermöbel standen. Jetzt bemerkte er auch, daß dieser Raum nicht unbewohnt war; zwei Frauen in langen weißen Gewändern, mit Blumen in den Haaren und blitzendem Schmuck um Hals und Arme, gingen darin auf und ab. Wladimir dachte an den so viel besprochenen „Zwinger" des Grafen Peter. Er wußte nun, daß er das große Geheimniß von Schloß Rocziwa vor sich hatte, und wäre er noch einen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, die beiden Schönen vor ihm hätten ihn aufgeklärt, denn dicht vor Wladimir's Platz stehen bleibend, sagte die Eine jetzt so laut, daß er es ganz gut verstehen konnte:

„Glaubst Du wirklich, daß der Graf noch kommt?"

„Ei gewiß," antwortete die Andere, „wenn nicht unseretwegen, so doch —" ihre Stimme wurde ein leises Flüstern.

Wladimir war im Begriff, sich zurückzuziehen, plötzlicher Ekel erfaßte ihn, hier wollte er nicht den Lauscher spielen, — aber im selben Augenblick bannte eine neue Erscheinung ihn auf seinen Platz. Die Thür gegenüber öffnete sich. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in den hellen Saal herab — war das ein Spuk, war es Sinnentäuschung? — Nein, nein, es war eine wirkliche, lebensvolle Gestalt, die dort durch jene Thür trat und jetzt mitten im Saale stand, ein schönes Weib, in prächtigem Schmuck, vor der die Anderen sich tief verneigten, wie vor einer Königin. Und dieses Weib mit dem dunkel gelockten, lang herabwallenden Haar, mit den stolzen gewölbten Brauen und dem königlichen Anstande — es war Slava — Slava Sabitzka in dieser Umgebung auf Schloß Rocziwa! Wladimir's Sinne schwindelten. Eine plötzlich aufsteigende Blutwelle verdunkelte für einen Moment seine Augen, sein Herzschlag schien zu stocken — mit einem gewaltigen Faustschlage versuchte er die Thür zu öffnen — da verlöschten drinnen die Lichter. Ein halb erstickter Schrei erklang. Er versuchte die Thür zu sprengen, indem er sich gewaltsam dagegen stemmte — aber sie gab nicht nach, und er hörte wie andere Thüren geöffnet und geschlossen wurden, wie eilige Schritte sich entfernten, dann war Alles todtenstill. Wladimir war von tiefer Finsterniß umgeben. Taumelnd tastete er sich in sein Zimmer zurück. Aber der Krampf, der seine Brust zusammengeschnürt hatte, war gewichen. Er stand einen Augenblick regungslos mitten in dem vom hellen Mondlicht erleuchteten Gemache — ein Seufzer entrang sich seiner Brust — aber dieser Seufzer glich einem erleichterten Aufathmen. Wladimir glitt mit der Hand über seine Stirn, dann ging er mit festen Schritten der Thür zu und schritt den Korridor entlang. Das Mondlicht zeigte ihm seinen Weg. Er verfolgte die Richtung, in welcher sich die Räume des Grafen Peter befanden, und schritt unbeirrt an all' den Thüren und dunklen Seitengängen vorüber, welche am Tage seine Aufmerksamkeit erregt hatten, mit hallenden Tritten, immer gerade aus, seinem Ziele entgegen. — — —

Graf Peter war, etwa eine Stunde vor ihm, denselben Weg gegangen. Sobald er aus der Hörweite von Wladimir's Zimmer entfernt war, hatte er aber seinen Gesang eingestellt, und als er sein Schlafzimmer betrat, war jede Spur von Trunkenheit aus seinem Gesicht verschwunden gewesen.

„Alles in Ordnung?" frug er seinen vertrauten Diener, der ihn erwartete.

„Zu Befehl, gnädigster Herr Graf," antwortete dieser mit einem verschmitzten Lächeln. „Mademoiselle Gloria sieht bildschön aus und ist, in der Entfernung gesehen, dem Fräulein sprechend ähnlich. Wenn der Herr Graf sich überzeugen wollen — die beiden anderen Damen sorgen einstweilen dafür, daß der junge Herr von Solova nicht so bald einschlafen wird."

Graf Peter überzeugte sich von der Aehnlichkeit der Pseudo-Slava mit ihrem Originale, und die Komödie ging ihren Gang, wie wir gesehen haben.

Der Graf kehrte inzwischen in sein Zimmer zurück und berieth mit dem treuen Jean das Weitere.

„Ich bin doch neugierig, was der Solova thun wird," sagte er; „da die Tapetenthür nach dem Saale zu verschlossen ist, er also den Frauen nicht an den Kragen gehen kann, so wird er wahrscheinlich mich aufsuchen und von mir Genugthuung verlangen. Sollte es zum Kampfe zwischen uns kommen, was ich glaube, so reitest Du morgen mit dem Frühesten nach Sabitzkowitz und erzählst dort, der junge Herr habe sich hier mit mir wegen einer Dame vom Theater geschlagen — verstehst Du?"

„Zu Befehl."

„Du mußt das womöglich dem Fräulein selbst erzählen, und kannst die Geschichte recht hübsch machen."

Jean lächelte. Es war nicht die erste Intrigue der Art, welche er mit in Szene setzen half, und ein in Aussicht stehender Zweikampf seines Herrn beunruhigte ihn nicht im geringsten. In Pest hatte es fast alle acht Tage etwas dergleichen gegeben und Graf Peter war ein berühmter Schläger.

„Und nun geh' und sorge dafür, daß die Lichter im Saale zur rechten Zeit gelöscht werden," schloß der Graf seine Unterredung und streckte sich dann auf einen Divan aus, das Weitere erwartend. Zunächst geschah, was er vorausgesehen hatte. Er hörte nach einiger Zeit die Schritte seines Gastes den Korridor entlang kommen und sich seiner Thür nähern.

„Aha, nun geht's los!" rief er, sich aufrichtend.

Die Thür sprang auf. Auf der Schwelle stand Wladimir Solova. Der Graf wollte eben versuchen, ein überraschtes Gesicht zu machen; aber das geheuchelte Erstaunen wurde Wirklichkeit, denn Wladimir stürzte nicht wüthend und außer sich auf ihn zu — er blieb ruhig in der Thür stehen und maß ihn nur mit blitzenden Augen.

„Es ist gut, daß ich Dich noch treffe," sagte er, „und Du scheinst ja auch nüchtern genug, um mich verstehen zu können, wenn ich Dir sage, daß Du Dir eine nichtsnutzige, gemeine Lüge ausgesonnen hast, indem Du Slava Sabitzka's Gestalt und Namen zu einem abscheulichen Gaukelspiele mißbrauchtest!"

In jedem andern Falle hätte Graf Peter auf solche Worte wahrscheinlich mit einem Faustschlage geantwortet — jetzt war er so grenzenlos verblüfft, daß er wirklich einmal außer Fassung kam und auf Wladimir zustürzend, mit den Worten herausplatzte:

„Wer ist der niederträchtige Verräther, der Dir das —" er unterbrach sich selbst und versuchte, noch einmal sein Spiel aufzunehmen; „Du wirst so gut sein, den ‚Lügner', den Du mir in's Gesicht geworfen hast, zurückzunehmen!" schrie er.

„Dadurch, daß Du an einen ‚Verrath' glaubst, hast Du mir bewiesen, daß ich Recht hatte, als ich ein lügenhaftes Gaukelspiel voraussetzte — Niemand hat Deine sauberen Pläne verrathen — daß aber Slava Sabitzka lieber sterben, als Dein Haus unter solchen Verhältnissen betreten würde, das weiß ich so sicher, wie ich hier stehe!"

„Du hast sie doch aber selbst gesehen!" rief Graf Peter völlig fassungslos.

„O, Du hast Deine Komödie trefflich organisirt; aber ich wiederhole — es war eine Lüge — und daß Du wagtest, Slava's Namen hiefür zu mißbrauchen, darüber fordere ich Rechenschaft von Dir —"

Mit Graf Peter war eine sonderbare Veränderung vorgegangen. Die Zornröthe, welche zuerst seine Stirn überzogen hatte, war verschwunden, seine Kampflust schien plötzlich verraucht zu sein. Er faßte Wladimir an beiden Schultern und rief, ihm aufmerksam in's Gesicht sehend:

„Du glaubst an die Tugend eines Weibes, Du glaubst wirklich daran?"

„Ja, ich glaube an die Tugend Slava Sabitzka's."

„Mensch, Mensch, so ein Vertrauen habe ich nicht für möglich gehalten."

Wladimir stieß ihn von sich.

„Und Du hast gewagt, sie zu verdächtigen! Glaubst Du, ich könnte das so ruhig hinnehmen? Du bist —"

„Sei still, Solova, mir ist so sonderbar zu Muthe, so verrechnet habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht. Ich glaube wirklich, ich schäme mich, laß Dir das eine Genugthuung sein. Wenn Du den Leuten sagst, der Peter Schigansky sei ein Feigling, so lachen sie Dir in's Gesicht, denn ich habe hundertmal das Gegentheil bewiesen. Mit Dir aber mag ich mich nicht schlagen."

„Ich werde Dich dazu zwingen —"

„Nun dann sage ich Dir, daß ich Dir gegenüber keinen Finger rühren werde. Noch nie habe ich eines Menschen Ueberlegenheit anerkannt — aber — hol' mich der Teufel — Dich und Dein Vertrauen bewundere ich! Gib mir die Hand, Wladimir — ich glaube, die Luft hier herum wird mir für die nächste Zeit nicht zusagen und ich werde morgen wieder abreisen. Du willst mir die Hand nicht reichen? Na, dann leb' wohl, grüße Deine Braut und sage ihr — nein, sage ihr lieber nichts — leb' wohl!"

Und Graf Peter wandte sich schnell ab und schritt der entgegengesetzten Thüre zu, hinter welcher er verschwand. Wladimir stand noch einen Augenblick unschlüssig. Dann wandte auch er sich dem Ausgange zu.

„Es ist doch schade um den Peter Schigansky," sagte er, „es hätte etwas Besseres aus ihm werden können, und am Ende bin ich ihm noch Dank schuldig, denn durch diese tolle Komödie bin ich mit mir selbst in's Reine gekommen."

Indem Graf Peter Wladimir's Eifersucht auf das Höchste entflammt hatte, führte er zugleich einen Rückschlag bei dem Letzteren herbei. So lange es sich um Kleinigkeiten handelte, hatte er an Slava gezweifelt, als man sie ihm aber auf das Schwerste verdächtigen wollte, da fühlte er plötzlich mit unabweisbarer Bestimmtheit, so weit könne Slava sich nicht vergessen, und der volle, ungetheilte Glaube an sie war ihm wie eine plötzliche Eingebung zurückgekehrt.

VIII.

Ein erster lichtgrüner Schimmer lag über den Bäumen und Sträuchern des Gartens von Sabitzkowitz. Strahlend ging die Sonne auf und die erste Lerche schwang sich ihr jubelnd entgegen. Es war Frühling geworden, gleichsam über Nacht.

Auf einem der Feldwege kam ein eiliger Reiter dem Garten näher. Er nahm sich nicht die Zeit, den Umweg durch den Hof zu machen, er setzte über die niedrige Gartenmauer, schlang die Zügel seines Pferdes um einen Baumstamm und schritt dann dem Hause zu. Dort, hinter jenem epheuumsponnenen Fenster, das von dichten weißen Vorhängen verschlossen wurde, lag Slava's Schlafzimmer. Der einsame Wanderer schritt auf dieses Fenster zu und setzte sich auf eine darunter stehende Steinbank. Er schlang die Arme um das Knie und blickte vor sich hin in die knospenden Bäume. Es kam eine so glückliche, ruhige Sicherheit über ihn, wie er sie ähnlich nie empfunden hatte. Alles, was ihn in den letzten Tagen von diesem Hause fern hielt, erschien ihm so kleinlich und thöricht, ihm war zu Muthe, als sei er aus einem schweren Traum erwacht.

Hinter dem verschlossenen Fenster aber saß Slava, bleich, mit trüben Augen, nicht in friedlichem Morgenschlummer ruhend, wie der draußen Harrende sie sich vorstellte.

Sie hatte gestern Abend an ihren Verlobten geschrieben und — ihn frei gegeben.

Vergeblich hatte sie während dieser zwei Tage auf seine Wiederkehr gewartet. Als er ausblieb, glaubte sie darin einen neuen Beweis seiner kühlen Gefühle für sie zu erblicken, und der Gedanke, am Ende noch mit kalten Worten von ihm verschmäht zu werden, war ihr so unerträglich, daß sie beschloß, lieber selbst den ersten Schritt zu ihrer Trennung zu thun, um dieselbe so gleichsam von sich ausgehen zu lassen.

Deßhalb schrieb sie an Wladimir — aber welche Nacht hatte sie nach Absendung dieses Briefes zugebracht!

Sie hatte sich nur angekleidet auf ihr Bett geworfen, ohne Schlaf zu suchen oder zu finden. Ihre Gedanken weilten unablässig bei dem so unendlich Geliebten, den aufzugeben sie sich doch entschlossen hatte. Jetzt drangen die ersten Strahlen der Morgensonne durch die Fenstervorhänge, und Slava empfand eine plötzliche Sehnsucht nach frischer Luft, nach der Kühle des Morgens.

Sie öffnete das Fenster.

„Guten Morgen, mein Lieb!“ rief eine wohlbekannte Stimme ihr entgegen. Sie glaubte zu träumen und neigte sich weit vor. Ein Paar Arme streckten sich ihr entgegen. Der Morgenwanderer hatte sich von der Bank vor ihrem Fenster erhoben.

„Wladimir!“ schrie sie auf. Im nächsten Augenblick drückte sie schluchzend ihr Gesicht an seine Brust. Sprachlos hielten Beide sich umschlungen. „O vergib mir,“ flüsterte dann Slava, „vergib mir, mein einzig Geliebter. O, der Brief ist mir ja so schwer geworden, ich habe ja nie und nimmer aufgehört, Dich zu lieben!“

„Von welchem Briefe sprichst Du?“

„Hast Du mein Schreiben nicht erhalten?“

„Ich war gestern den ganzen Tag abwesend und komme jetzt von Rocziwa —“

„Ach, dann weißt Du noch nicht, Wladimir — ich hatte von Deinem Abkommen mit Tschatzky gehört, und da —“

Er verschloß ihren Mund mit einem Kuß.

„Auch ich habe Dir zu beichten,“ sagte er, „wir haben Beide an einander gezweifelt und haben es wohl Beide erfahren, daß wir doch zu einander gehören für alle Zeit. Und nun komm' heraus zu mir, mein Lieb, der Morgen ist so schön, es ist Frühling geworden in der Welt und in unseren Herzen.“

Meine Liebesgeschichte ist zu Ende, und ich hoffe, der Leser wird überzeugt sein, daß Wladimir und Slava ein glückliches Paar wurden, bei denen die Liebesgeschichte nun eigentlich erst recht anfing. Einen andern Schmuck als ihren Trauring hat Slava aber niemals getragen. Sie fand, die Kapsel Wladimir's habe ihr durch die Bekanntschaft mit Graf Peter so viel Leid verursacht, daß sie den Schicksalsspruch der Zigeunerin nicht zum zweiten Male herausfordern wollte. Auf ihren Trauring hat sich derselbe aber nicht erstreckt, er brachte ihr nur das reinste Glück.



Der Liebling.

Eine Beduinenkarawane in der Wüste.

Die Schrecken der Wüste sind fast noch entsetzlicher als die des Meeres. Wüste und Meer haben Aehnlichkeit, — die Wüste gleicht einem öden Ozean erstarrter Fels- und Sandhügel, und ein Sturm ist in diesen heißen, dürren Regionen so todtbringend wie in den kalten Wasserfluten.

Unsere Illustration zeigt uns eine Karawane von Beduinen, welche durch die Sahara zieht. Am Tage muß gerastet werden, sobald jedoch die Sonne hinter den rothbraunen Höhenzügen hinabgesunken ist, die Sterne zu flimmern anfangen und der heiße Boden sich etwas gekühlt hat, bricht der lange Zug der beladenen Kameele, geführt von weißumhüllten hohen, schwarzen Gestalten, auf, um in lautlosem Marsche die langsame Wanderung anzutreten. Die lange Flinte gegen Ueberfälle von Räubern aus der Thier- und Menschenwelt geladen im Sattel, das Kameel angespornt durch die Lanze des Treibers, still, fast unhörbar, so windet sich die Karawane durch die sandigen Thäler und überklettert die steilen, braunrothen Höhen, deren endlose Reihen und Ketten eine Wüstenwanderung so verzweiflungsvoll einförmig macht, trotz der majestätischen Pracht des südlichen, wunderbar licht gestirnten Himmels und des erhabenen Schweigens ringsumher. Was wird der nächste Tag bringen? Diese inhaltschwere Frage lastet auf allen Reisenden in der Wüste. Einen Sandsturm, Ueberfälle von Löwen, von einem feindlichen Stamme? ... Ein Bersten der Wasserschläuche, ein Sterben der Kameele? — Jedes dieser Ereignisse kann den Tod der Reisenden zur Folge haben, woran die am Wege bleichenden Knochen von Thier- und Menschenleibern, die zugleich schauerliche Wegweiser sind, stündlich mahnen.

Kleinrussisches Brautpaar.

(Bild S. 160.)

Kleinrußland, auch Ukraine genannt, ist ein Landstrich im Süden des europäischen Rußland. Es besteht aus den vier Gouvernements Kiew, Charkow, Tschernigow und Pultawa. Das Land gehört zu den gesegnetsten und bevölkertsten Gebieten des großen Reiches und ist die eigentliche Kornkammer Rußlands. Wohlhabenheit ist daher die Folge der fast wunderbaren Ergiebigkeit des Bodens, und den Bewohnern dieser Landstriche sieht man ihre glückliche Lage an. Die Kleinrussen sind ein schöner, gemüthvoller Menschenschlag von stark slavischem Charakter, leicht erregt und schnell wieder ruhig; die Männer zeichnen sich aus als kühne Reiter und die Frauen sind berühmt durch ihre Schönheit, ihren Fleiß und Treue. Groß und stark von Wuchs, haben sie meist dunkle Haare und dunkelblaue Augen, eine schöne Haltung und verstehen es vortrefflich, in der national kleidsamen Tracht sich mit Anstand zu benehmen; die Männer, obwohl fast immer Ackerbauern oder in den zahlreichen industriellen Etablissements des Landes beschäftigt, zeigen etwas Kriegerisches in ihrem Aeußern, was mit ihren kühnen, männlichen, scharfgeschnittenen Gesichtern sehr gut übereinstimmt. Sie pflegen besonders das Spiel auf der russischen Guitarre (Balalaika) und sind unermüdliche Sänger der zahlreichen Volkslieder.

Unsere Illustration zeigt ein hübsches kleinrussisches Brautpaar aus dem Bezirk Pultawa.

Die Rückkehr von der Arbeit.

(Bild S. 161.)

Unser liebliches Bild zeigt uns eine anmuthige Familienszene im Norden Deutschlands, in Friesland. Der Mann ist Schiffer, besitzt aber ein Stückchen Polderland (sehr fruchtbarer, trocken gelegter Boden) an der Küste, und während er seinem Beruf nachgeht, besorgt die blühende Frau das Feld. Schiffer arbeiten nicht gern als Bauern, sie besorgen, wenn sie einen Rasttag auf dem Lande haben, lieber die Haushaltung und flicken die Netze, und so sehen wir denn die Frau mit dem hübschen Kinde von der Arbeit heimkommen, indeß der Mann den Thee im alterthümlichen Kamin schon bereitet hat. Das Kleine steckt verlegen vor Freude die Finger in den Mund, die Mutter sucht die Scheu vor dem bärtigen Papa dem Mädchen scherzend wegzuschwatzen, während der Schiffer das muntere Geschöpfchen auf alle mögliche Weise lockt.

Wir haben in diesem Bilde eine höchst herzgewinnende, naturwahre Wiederspiegelung aus der norddeutschen Schifferhäuslichkeit.

Sprüchwörter.

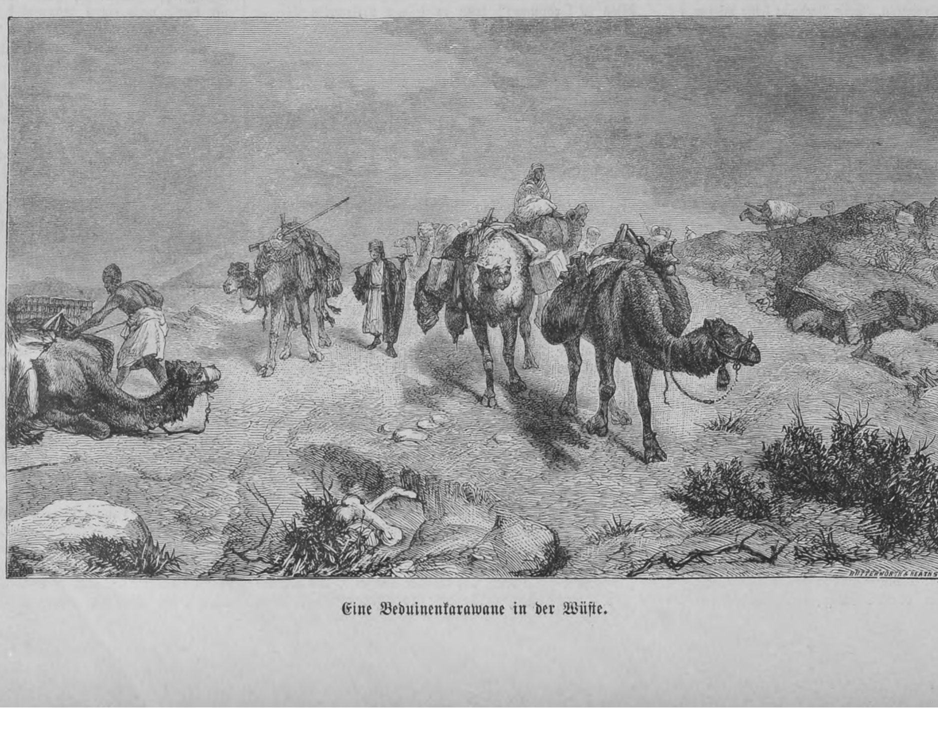
Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid.

*

Gut ist gut,
Wenn man gut mit thut.

*

Geld bringt Gunst,
Aber nicht Kunst.



Eine Beduinenkarawane in der Wüste.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Passion.

Im Nassauischen lebte ein alter Förster, ein sehr komischer Kauz, dabei aber leidenschaftlicher Jäger. Alljährlich kam der Herr Oberforstmeister, um Inspektion zu halten, bei welcher Gelegenheit der Förster immer eine Jagd arrangirte, um den Herrn Vorgesetzten, der zwar ein sehr schlechter Schütze war, aber dennoch gern auf einen Hasen oder auf ein Huhn schoß, in guter Laune zu erhalten. Eines Jahres hielt er die Inspektion zur Zeit der Hühnerjagd ab und hatte deßhalb unser Förster ein gutes Revier für ihn aufgehoben. Tags vor der Jagd nahm nun der Förster seinen halbwüchsigen Jungen, der ein guter Schütze war und ebenfalls der Jagd beiwohnen sollte, vor: „Hörst Du, Bub, die Knochen schlag' ich Dir am Leib kaput, wenn Du mir en Schuß thust, eh' der Herr Oberforstmeister geschossen hat, wenn Hühner aufgehn." — Die Jagd fing an, alle Augenblicke gingen die Hühner vor dem stehenden Hund auf; sie schwirrten um den Kopf des Herrn Oberforstmeisters, daß sie fast dessen Hut mitnahmen, Schuß auf Schuß folgte aus seinem neuen Lefaucheux, aber noch nicht eine Feder war gefallen. Der gute Herr zielte nämlich jedesmal so lange, daß von Seiten des Försters oder dessen Jungen an ein Nachschießen gar nicht zu denken war, für Letzteren um so weniger, als demselben die Kanzelrede seines Vaters immer noch in den Ohren klang. Der Förster war wüthend und verschluckte manchen harten Fluch. Da auf einmal stand der Hund wieder. — Der Herr Oberforstmeister war bereits seit einigen Sekunden mit Zielen beschäftigt, als auf einmal unmittelbar hinter einander zwei Schüsse krachten, woraufhin auch zwei Hühner vor den Augen des Herrn Oberforstmeisters niederfielen. Wie der Blitz fuhr der Förster nach seinem Sohn herum und indem er ihm rechts und links ein paar klatschende Ohrfeigen austheilte, schrie er:

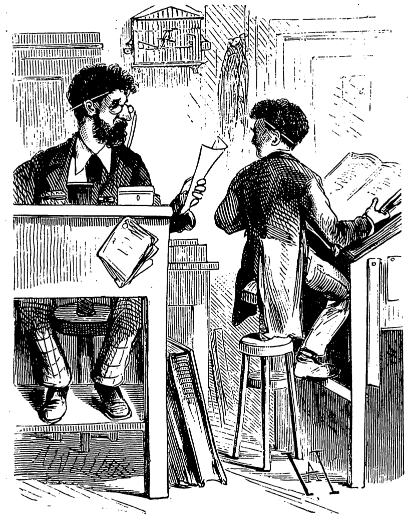
„Du Himmelsakrements'ser Bub, hab' ich Dir nit gesagt, Du sollst nit schieße?!"

Der arme, verblüffte Junge sah höchst erstaunt auf sein noch geladenes Gewehr, während der Förster etwas verlegen auf die noch rauchende Mündung seiner alten Stachel blickte; er hatte nämlich — selbst geschossen.

* * *



Geben ist seliger denn nehmen.





Goldvögel in der Vergantung.

I.

„David," hat e Prinzipal zu sei Commis gesagt, „David," hat er gesagt, „gehn Se doch emal gleich ehinner in's ‚Braunfels' im Ruttmann sei Versteigerung un kääfe Se mer die zwää Kanarievegel. Gucke Se, hier steht's im ‚Wocheblettche', gucke Se hier: Ein, Operngucker, zwei Kanarienvögel und sonstige Küchengeräthschaften'. Behalte Se awer Ihr Condorrock aa mit dem Loch im Ehleboge, da kriehe Se's billiger."

Un der David is gange ehinner in's Braunfels im Ruttmann sei Versteigerung in seim Condorrock mit dem Loch im Ehleboge, un mit der Fedder hinnerm Ohr, damit er sich's nodiren könnt, wann er's vergesse dhet. — Un der David is doch grad rechtkomme, dann der Herr Ruttmann hat doch grad ausgerufe: Zwei Kanarienvögel!

„Aha!" hat der David gesagt un hat sich dorchgedrickt dorch die Leut mit seim Ehleboge. Er hat doch e Loch drin gehat, was kann em da bassiren? —

„Einen Gulden!" hat der Herr Ruttmann ausgerufe, „einen Gulden!"

„Behalte!" hat David gesagt, „behalte!" —

„Einen Gulden zum Ehrschtenmal!"

„Zwää Gulde!" — hat's awer da ganz hinne aus de Leut evorgerufe, „zwää Gulde!"

„Drei Gulde!" hat der David gesagt.

„Drei Gulden zum Ehrschtenmal!"

„Vier Gulde!" hat's widder von hinne evorgerufe.

„Finf Gulde!" hat der David gesagt, „finf Gulde!"

„Fünf Gulden zum Ehrschtenmal!"

„Sechs Gulde!"

„Sechs Gulde? Siwe Gulde!"

„Sieben Gulden zum Ehrschte!"

„Acht Gulde!"

„Acht Gulde? Nei Gulde!"

„Zehe Gulde!"

Wart, dacht der David, ich krieh derr. — „Zwölf Gulde!"

„Zwölf Gulden zum Ehrschte!"

„Dreizeh Gulde!"

„Dreizehn Gulden zum Ehrschte! zum Zweite, — zum —"

„Vierzeh Gulde!" hat David gesagt, awer schon e bissi kläälaut. —

„Sechszeh Gulde!"

„Sechszeh Gulde?" hat David zu sich selwer gesagt, „sechszeh Gulde? for zwää Kanarievegel? — da muß ich awer ehrscht mei Prinzipal frage. Sechszeh Gulde for zwää Kanarievegel, die doch nix weiter geschlage hawe als wie mit de Schwänz widder den Käwig."

Un David hat sich widder aus de Leut enausgearweit mit seim Ehleboge mit em Loch drin. Da kann widder nix bassiren.

Un David is zu sei Prinzipal geläänfe un hat gesagt:

„Herr Prinzipal," hat er gesagt, „sechszeh Gulde sin gebotte, soll ich weiter biete?"

Un da hat der Prinzipal gesagt:

„Sechszeh Gulde, David? sechszeh Gulde? Bist de mischucke? Sechszeh Gulde? E ganz Roll vor zwää Roller? Nor net!"

Un wie des der Prinzipal kaum gesagt hat, is doch die Condordhir uffgange un erei is komme Meyer, e annerer Commist vom Condor, und hat an der Hand getrage en alte Käwig mit zwää Kanarievegel und hat gerufe: „Vivat! da sin se!"

Un da hat der Prinzipal zu Meyer ganz verwunnert gesagt un net ohn Vorwurf in der Aussprach un Geberd:

„Meyer, hawe Sie die zwää Kanarievegel kääft for sechszeh Gulde? Ferchte Se sich net der Sind un der Schand bei Ihrem Salär?"

Un da hat awer der Meyer noch verwunnerter gesagt: „Ich? — wie haißt: ich? — Sie hawe Se kääft! Sie!"

„Wos?" hat awer da der Prinzipal widder gesagt, „was, Meyer, ich! Ich hab' se kääft? ich? Haw' ich Ihne des gehääße?"

„Gehääße? nää! Awer Ihr Herr Assossje, Ihr Herr Bruder hat merr's gehääße! Er hat merr doch gesagt: ‚Meyer, gehn Se ehinner in's „Braunfels" in dem Ruttmann sei Versteigerung un kääfe Se merr die zwää Kanarievegel for mein Bruder; er will se doch.' — **Un da haw' ich se kääft und da — sin se!"** —

II.

„Da sin se? for sechszeh Gulde? Sin Se narrig, Meyer? sin Se bestußt? Ich haw' doch extra den David higeschickt in sei Condorrock mit dem Loch im Ehleboge, daß er se billiger krieht, un jetz mache Se merr e Loch in Sack." —

„Ja, Herr Prinzipal," hat awer da der Meyer gesagt, „wann Se den David net higeschickt hätte, hätt ich se billiger krieht; er hat merr bis uff sechszeh Gulde enuffgebotte."

Un wie des der Meyer gesagt hat, hat uff äämal der Lehrling hinne an seim Pult aagefange zu lache, ganz laut zu lache. —

Un der Prinzipal hat sich erumgedreht nach dem Lehrling un hat gesagt:

„Was lache Se, Hersch, wie e Esel? was is da zu lache?"

Un da hat der Lehrling nor noch lauter gelacht. Da is awer der Prinzipal sehr ärjerlich worn un hat gesagt:

„Laisbub, lache Se iwer mir? Wie könne Se lache, Hersch? Wie könne Se sich unersteh zu lache? He?"

Und da hat awer der Hersch widder gesagt:

„Warum soll ich net lache? ich känn doch lache! Ich haw' doch die zwää Harzer in ere Verloosung gewonne. Es sin doch zwää Weiwercher, un da haw' ich se dem Ruttmann in die Versteigerung gewe. Ich känn doch lache?"

Un da hat der Prinzipal ganz verwunnert gesagt:

„Zwää Weiwercher? ääch noch viel? Känn merr mit dem Harz so Bech hawe!" —

* * *



„No, Jörgel, des is awer amol a herrlicher Mairege! Do wächst jetzt Alles aus der Erd' 'eraus!"

„Pst, pst! Hannes! Des wär mer leid! Do käme am End' gar och mei drei Weiber widder 'eraus!"

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Mörder und die Falle.

Aber als vernünftiger Mann und im eigenen Interesse Jeanne Guérin's sagte Doktor Lavril:

„Das ist eben ein Traum, mein theures Kind, und ein ganz natürlicher Traum, zusammengesetzt aus den Reden und Muthmaßungen, die man um Sie herum über die Art des Mordes geäußert hat . . .“

„Nein, o nein!“ rief Jeanne. „Mit dem Herrn Untersuchungsrichter habe ich nur einige Minuten gesprochen, und aus Rücksicht sprach er nicht über die Art des Verbrechens. Und mit Zoë, da rede ich wohl von Papa, aber von Papa, wie er noch lebte, und nie von der That . . . Und Zeitungen lese ich keine . . . ich habe es einmal versucht, aber ich konnte vor Weinen kein Wort sehen.“

„So ist es, Herr Lavril, so ist es!“ bestätigte Zoë Lacassade.

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen allen Beiden; aber dennoch ist ein Traum eben nur ein Traum und eine Folge des überreizten Gehirns. Deßhalb wiederhole ich meinen Rath: Zerstreuung in einer Beschäftigung und Wiederaufnahme des täglichen Lebens.“

Dabei erhob er sich und geleitete die beiden Damen nach der Thüre. An der Thüre, wie er Jeanne die Hand zum Abschied reichte, schien diese gleichsam zu erwachen und sagte ihm trocken, fast scharf:

„Dieser Mensch wird also in Ihrer Kanzlei hier bleiben, mein Herr; er wird nicht behelligt werden, und Sie werden dem Herrn Untersuchungsrichter keine Mittheilung machen von meinem Verdachte?“

„Von Ihren Träumen? Aber haben nicht Sie selber mich gebeten, zu schweigen? haben nicht Sie selber den Ernst dieser Sache eingesehen und nicht sprechen wollen?“

„Sie haben Recht. Sagen Sie nichts. Wenn er schuldig ist, wird Gott ihn finden.“

Sie grüßte zum letzten Male, ließ ihren langen Schleier fallen und entfernte sich.

Doktor Lavril erkundigte sich nun bei dem jungen Schreiber um Jagon.

„Ich habe ihn nicht aus den Augen gelassen,“ sagte dieser. „Er rührt sich nicht von seinem Platze und ist ganz in seine Arbeit vertieft.“

„Diese Unbeweglichkeit, diese Kaltblütigkeit,“ dachte Doktor Lavril, „sind zu übertrieben, um aufrichtig zu sein. Der Schrei des Mädchens, ihre Haltung, ihre Bewegung würden auf Jeden einen tiefen Eindruck gemacht haben. Jagon weiß, daß man noch immer nach dem Mörder des Kapitäns Guérin forscht. Er konnte sich nicht täuschen über den Sinn der Worte: ‚Er ist's! Er ist's!‘ Sie würden den Unschuldigen verwirrt haben. Es ist nicht natürlich, daß man so ruhig weiter arbeitet nach dem, was vorgefallen ist. Meine Pflicht liegt klar vor mir. Ich darf der Polizei nichts verschweigen; sie mag meine Aussage auslegen, wie sie es für gut findet, das ist dann ihre Sache.“

Damit wandte er sich an den jungen Schreiber.

„Ich entferne mich auf kurze Zeit. Fahren Sie fort zu wachen. Wenn der Expeditor sich entfernen will, halten Sie ihn unter irgend einem Vorwande auf; sagen Sie ihm, daß ich mit ihm zu sprechen habe und daß er mich erwarten solle; will er dennoch fort, dann — thun Sie, was Sie wollen — Sie sind Zehn gegen Einen. Aber solange keine Gewalt nöthig, bewahren Sie das Geheimniß, bitte.“

Damit ging Doktor Lavril aus, fuhr nach dem Justizpalaste, begab sich dort zu Herrn von Beaudin und theilte ihm alles Vorgefallene mit. Er schloß mit den Worten:

„Ich habe Ihnen dieß mittheilen zu müssen geglaubt. Ich bitte Sie übrigens, darin keine Anzeige gegen meinen Expeditor zu sehen. In der That hat Fräulein Guérin in ihm nur den Besuch vom 23. März erkannt. Dieß ist die Thatsache . . .“

Herr von Beaudin unterbrach ihn:

„Pardon, Herr Doktor. Jagon kann in der That ein einfacher Besucher gewesen sein. Für mich aber ist er mehr gewesen. Sie werden mich sogleich verstehen; das Porträt, welches mir einst Fräulein Guérin entworfen hat und welches Sie mir soeben treffend wiederholt haben, stimmt bis auf den Punkt mit zwei anderen Signalementen überein; zuerst mit dem, welches ein Kutscher von einem sehr seltsamen Passagier gegeben hat, und dann mit dem eines Individuums, welches in der Nacht des Verbrechens um ein Uhr Morgens gegen den Boulevard Bessières gegangen ist.“

„O, das verändert freilich die Sache!“

„Ich setze noch hinzu, daß dieses Individuum sich in Gesellschaft Joseph Blanchard's befunden hat, des Sträflings, den wir in dieser Affäre festgenommen haben. Sie sehen also die Wichtigkeit Ihrer Mittheilung; es handelt sich nicht um einen einfachen Besuch und nicht um den Traum eines aufgeregten jungen Mädchens. Ich will also auch gleich dafür sorgen, daß uns Ihr Expeditor nicht entkommt.“

Damit schellte er und ließ Herrn Claude zu sich bitten.

„Während wir auf den Sicherheitschef warten, lieber Doktor, wollen wir ein wenig über Ihren Herrn Jagon plaudern, wenn es Ihnen gefällig ist. Er ist also seit vier Jahren bei Ihnen und thut gut?“

„Ja. Er ist zuverlässig und fleißig.“

„Sie haben nie etwas Besonderes an ihm bemerkt?“

„Mein Gott . . . er hat mir nie besonders gefallen . . . Sein Gesicht war mir zuwider. Das ist aber Alles.“

„Ist aber immerhin etwas. Erinnern Sie sich, daß es dem Fräulein Guérin gleich das erste Mal ebenso ging. Aber, bitte, sagen Sie mir Alles; denken Sie nach . . . Ist gar nichts Besonderes vorgefallen in Ihrer Kanzlei, seit Jagon sich daselbst befand?“

„Ich wüßte nichts . . . Einige wichtigere Aktenstücke, die er in Händen gehabt hatte, sind wohl verschwunden, haben sich aber später wiedergefunden. Ich suche zum Beispiel eben jetzt vergeblich nach der Kopie einer strafgerichtlichen Verurtheilung über eine Person, die heute einen ziemlich hohen Rang einnimmt . . . Aber diese Schrift wird sich wohl wiederfinden, wie sich die anderen wiedergefunden haben.“

„Dieses — wenn auch nur zeitweilige — Verschwinden wichtiger Aktenstücke ist immerhin sonderbar und ich notire mir's. Aber zu etwas Anderem. Herrn Jagon konnte es nicht unbekannt sein, daß Kapitän Guérin eine große Summe bei Ihnen zu erheben hatte?“

„Gewiß. Er leugnet es auch nicht, da er erzählte, mein Klient habe ihm viel von seinen Geschäften mitgetheilt, während er auf mich wartete.“

„Soeben fällt mir ein: habe ich mich nicht früher einmal vor Ihnen gewundert, daß der Kapitän sein Vermögen nicht unverzüglich in eine Bank trug?“

„Ja, ich erinnere mich. Aber ich bemerkte Ihnen darauf, daß er mich erst um fünf Uhr verließ, wo die Banken schon geschlossen sind. Ich hatte ihm freilich schon um drei Uhr Rendezvous gegeben, und er war auch pünktlich gewesen, aber man hatte ihn nicht bei mir eintreten lassen . . .“

„Wer?“

„Mein Expeditor . . .“

„Wie kam das?“

„Ich erwartete den Kapitän ganz allein in meinem Kabinet. Da er mir zu lange ausblieb, schaute ich gegen vier Uhr in das Vorgemach, und da saß er ganz ruhig bei meinem Expeditor, der ihm gesagt hatte, daß ich Besuch habe und ihn noch nicht empfangen könne.“

„Und das war eine Lüge?“

„Ja.“

„Und Dank dieser Lüge,“ sagte Herr von Beaudin fast triumphirend, „verstrich die Zeit, und es war dem Kapitän unmöglich, die Summe zu deponiren, die fünfhundertdreißigtausend Franken mußten nach Batignolles wandern und der Mörder wußte, wo er dieselben zu suchen habe. Und jetzt — bei Gott! — jetzt glaube ich, wir halten unsern Mann!“

Man klopfte an die Thüre. Der Sicherheitschef trat ein.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Inquisition.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte der Untersuchungsrichter den Sicherheitschef, nachdem er demselben die Aussage des Doktor Lavril mitgetheilt hatte.

„Ich sage,“ entgegnete Herr Claude, „daß uns der Zufall immer mehr hilft als alle unsere Geschicklichkeit. Die Spitzbuben ziehen ihn viel zu wenig in Rechnung! Sie könnten sich sonst eine Menge Vorsicht ersparen. Dieser Kerl rechnete sicher nicht darauf, daß seine Visite vom Dreiundzwanzigsten auf Fräulein Guérin zufällig einen so lebhaften, unauslöschlichen Eindruck machen werde. Er lebt also nach dem Verbrechen ganz vorsichtig weiter, ändert nichts an seinen Gewohnheiten, geht in seine Kanzlei wie stets, nur noch früher, um Niemanden zu begegnen, und verläßt sie erst im Dunkeln, um auf der Gasse nicht erkannt zu werden, und ist in seinem Kanzleiwinkel so sicher wie in Abraham's Schooß. Keiner von uns hätte den Verbrecher dort gesucht. Aber der Zufall! Zufällig wird Doktor Lavril verhindert, seinen beabsichtigten Besuch bei Fräulein Guérin zu machen, so kommt sie also zu ihm, und findet dort . . . apropos, dabei fällt mir etwas auf. Wie konnte nur dieser Jagon, der mir doch ein so pfiffiger Kerl zu sein scheint, in seinem Vorzimmer sitzen bleiben, wo doch alle Welt Eintritt hatte? Das war eine Dummheit von ihm . . .“

„Die er auch nicht begangen hat!“ fiel der Notar ein und erklärte den beiden Herren, wie Jagon seit dem Morde sich einen Sitz in einem Hinterstübchen zu reserviren gewußt habe.

„Bravissimo!“ rief Herr Claude, indem er sich die Hände rieb. „So ist er also in Ihre Kanzlei, die er wahrscheinlich selten betrat, in dem Augenblicke gekommen, wo Fräulein Guérin sich daselbst befand, weil . . .“

„Weil ich ihn zufällig eines Aktenstückes wegen rufen ließ.“

„Da haben wir ihn wieder, den lieben Zufall!“ lächelte der Sicherheitschef.

„Den manche Leute ‚Vorsehung‘ nennen würden,“ sagte der Untersuchungsrichter fast ernst. „Aber jetzt handelt es sich darum, diesen Jagon festzunehmen. Wie ich ihn zu kennen glaube, entläuft er uns nicht, da er sich auf den Unschuldigen hinausspielen wird. Ich glaube, lieber Herr Claude, wir arretiren ihn vorderhand nicht, sondern Sie lassen ihn einfach durch eine Vorladung herbringen. Hier ist sie. Noch Eins. Könnten wohl heute noch der Bewohner von Batignolles und der Kutscher zitirt werden, welche Beide Jagon's Signalement gegeben haben?“

„Der Bürger jedenfalls. Aber der Kutscher dürfte auf einer Fahrt sein. Ich will es aber versuchen.“

„Ferner ist es nöthig, daß man bei Jagon unverzüglich eine Haussuchung vornimmt. Wo wohnt er, Herr Lavril?“

„In meiner Gasse, glaube ich.“

„Sie hören!“ sagte der Richter zu Herrn Claude. „Das ist also Sache des Polizeikommissärs des Quartiers Palais Royal.“

Nachdem der Sicherheitschef das Kabinet verlassen hatte, wandte sich Herr von Beaudin an den Notar:

„Gehen Sie nun heim, werther Herr, und kümmern Sie sich nicht weiter um unsern Mann. Er mag Ihre Kanzlei verlassen wie gewöhnlich. Ich kenne unsern trefflichen Herrn Claude. Draußen wird ihn ein Kreis von etlichen geschickten Leuten empfangen, die ihn sicherer umschließen, als die Mauern des Gefängnisses. So geht Alles ohne Lärm für Ihr Geschäft ab.“

Und so geschah es auch.

Erst um sechs Uhr, nachdem die Uebrigen schon fort waren, erhob sich Jagon von seinem Schreibtische, ordnete seine Schriften pedantisch in einem Schubfache, wischte seine Feder aus, vertauschte seinen Kanzleirock mit einem Gassenrock und verließ das Haus ruhigen Schrittes, indem er seinen Hut mit dem Ellenbogen sorgsam glattstrich.

Wie er durch's Vorzimmer schritt, sagte er zu dem kleinen Schreiber:

„Ich werde heute Abend noch arbeiten kommen; richten Sie mir die Lampe her.“

Er schritt durch den Hof. Derselbe war verlassen.

In der Rue des Petits-Champs angekommen, ging er auf dem linken Trottoir der Passage Choiseul zu.

Ein Mann, der am Thore des Notars seine Pfeife geraucht hatte, nahm dieselbe Richtung auf der entgegengesetzten Seite der Straße.

Ein zweiter Mensch, der in der Thüre eines Weinschankes gelehnt war, machte sich zugleich auf den Weg, wie er den Ersten vorüberkommen sah.

Jagon, als bemerke er nichts von all' dem, blieb vor ein, zwei Auslagen stehen und beschaute sich die Waaren. Er trat sogar in eine Tabaktrafik, die er bald darauf verließ, mit vollem Behagen eine Cigarre schmauchend.

Am Ende der Straße Ventadour trat er in ein Hausthor, grüßte den Concierge und begann eine Hofstiege hinanzusteigen. Im vierten Stocke angekommen, öffnete er eine Thüre und trat in seine kleine Junggesellenwohnung.

Nach einigen Sekunden schon läutete man bei ihm.

Er beeilte sich zu öffnen.

Ein anständig gekleideter Herr, gefolgt von zwei anderen anständig gekleideten Herren, drang in das Vorzimmer und fragte:

„Sie sind wohl Herr Jagon, Expeditor bei Doktor Lavril?“

„Ja wohl, mein Herr,“ antwortete Jagon ruhig. „Mit was kann ich dienen?“

„Ich bin der Polizeikommissär dieses Viertels und habe laut dieses Befehles bei Ihnen eine Hausdurchsuchung vorzunehmen.“

„Bei mir? Ich verstehe nicht. Indeß . . . ich brauche auch gar nicht zu verstehen. Haben Sie die Güte, mir zu folgen, meine Wohnung steht zu Ihren Diensten. Die Durchsuchung wird nicht viel Zeit wegnehmen, denn der Raum ist nicht groß und ich habe nicht viele Möbel.“

Und da es dunkel wurde, nahm er einen Leuchter, zündete die Kerze an und schritt den drei Herren voran. Sie traten zuerst in eine Art Toilettezimmer.

Man erblickte da einen plumpen Holztisch mit Lavoir, Wasserkrug und der Schwammschale sammt Nagelbürste und Seife. Das Fenster war ohne Vorhang, über dem Kamin weder Spiegel noch Uhr, nur eine Pomadebüchse, ein Kamm und eine Bürste. Der Schrank, den der Polizeikommissär öffnete, war ganz leer. An den Mauern, die man untersuchte, fand sich nirgends ein Versteck. Unter der Herdplatte fand sich nichts Verdächtiges. Der Fußboden klang überall dumpf. Wie man in das zweite Zimmer trat, um es zu untersuchen, wurde geläutet. Einer der beiden Detektivs ging öffnen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs Seite 139:

Wie geheimnißvoll sind jene
Wasserlilien anzusehen,
Welche dort wie Elfenkähne
Wartend an den Ufern stehen

Und die Elfen werden kommen
Und sich in die Blumen legen,
Und im Dunkel fortgeschwommen
Sind sie bald auf stillen Wegen.

Moritz Hartmann.



Spiele.

Das Einsiedlerspiel (Solitaire). Man erzählt, daß dieses Spiel von den Indianern herstamme, die es zu ihrer Unterhaltung nach den Jagden in der Weise spielten, daß sie ihre Pfeile in eine gewisse Anzahl geordneter Löcher steckten. Es ist eines der wenigen Spiele, die zur Unterhaltung für einen Einzelnen dienen, daher stammt seine Benennung. In ein Brett sind eine Unzahl Löcher in folgender Weise eingebohrt:

		1.	2.	3.		
	4.	5.	6.	7.	8.	
9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.
16.	17.	18.	19.	20.	21.	22.
23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.
	30.	31.	32.	33.	34	
		35.	36.	37.		

In jedem Loche steckt lose ein hölzerner oder knöcherner Stift, der sich leicht herausziehen läßt. Man nimmt nun irgend einen dieser Stifte heraus und schlägt dann mit einem andern Stifte nach dem leeren Platze ganz in der Art, wie beim Damenspiele, indem man den übersprungenen Stift hinwegnimmt. Die Aufgabe des Spielers besteht darin, es so einzurichten, daß zuletzt nur noch ein einziger Stift übrig bleibt. Wir lassen hier zwei Beispiele davon folgen:

Man nimmt zuerst heraus Nr. 1 und schlägt dann von:	oder man nimmt ebenfalls zuerst weg Nr. 1 und schlägt dann von
3 nach 1	8 nach 4
12 „ 2	2 „ 16
4 „ 6	10 „ 12
18 „ 5	6 „ 19
1 „ 11	34 „ 32
16 „ 18	20 „ 23
18 „ 5	33 „ 31
9 „ 11	19 „ 32
5 „ 7	31 „ 33
30 „ 17	37 „ 27
26 „ 24	22 „ 20
24 „ 10	20 „ 33
36 „ 26	29 „ 27
35 „ 25	33 „ 20
26 „ 24	20 „ 7
23 „ 25	15 „ 13
25 „ 11	7 „ 20
12 „ 26	

(Aus: „Spielbuch für Knaben“. Von Hermann Wagner. Leipzig, Otto Spamer.)

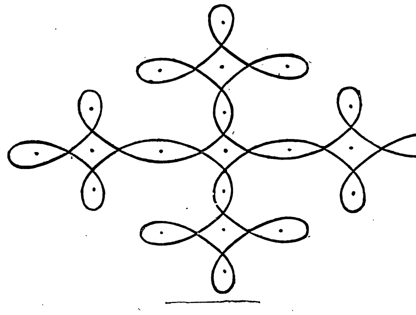
*

Mühle. Die Mühle ist ein so einfaches Spiel, daß die Knaben eine Abart davon schon auf der Schiefertafel ohne andere Geräthe als den Schreibgriffel zuwege bringen. Sie theilen die Tafel durch zwei Quer- und zwei Längsstriche in neun Gevierte. Der eine Spieler wählt sich die 0 zu seinem Zeichen, der zweite die 1. Man schreibt abwechselnd ein Zeichen. Jeder sucht zuerst seine drei Zeichen in gerader Richtung in eine Reihe zu bekommen und womöglich den Andern durch Zwischenschieben der Ziffer daran zu hindern, daß er es thut. Jeder darf nur einmal sein Zeichen bei jedesmaligem Schreiben setzen, dann folgt der Andere. Hat er das seinige schon dreimal auf der Tafel stehen, so löscht er, sobald er wieder daran kommt, eines seiner geschriebenen Zeichen weg und setzt es an den Platz, an welchen er es haben will. Wenn einer der Knaben seine Reihe mit allen drei Zeichen besetzt hat, so pflegt er wohl im Triumph zu rufen: „Stripp, strapp, stroll — Meine Mühle ist voll!“

Scherzräthsel.

Welches vierfüßige weiße Säugethier sieht nach beiden Seiten, hinten und vorn gleich viel?

Auflösung der Anschauungsaufgabe Seite 110:





Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Der Hofinstrumentenmacher Sprenger in Stuttgart hat zur Verbesserung des Tones für sämmtliche Streichinstrumente eine Erfindung gemacht, die seit der kurzen Zeit ihres Bekanntwerdens als eine der erfolgreichsten auf diesem Gebiet, wo schon so lange mit wenig Glück experimentirt wird, sich erwiesen. Sprenger bringt nämlich an der am stärksten vibrirenden Stelle des Instruments einen eigenthümlichen Stimmstock an, welcher durch ein Schräubchen im Knopf mit der benannten Stelle in Verbindung gesetzt wird, wodurch die Vibration des Tons auf dem Instrument nicht nur vergrößert, sondern auch gleichmäßiger vertheilt wird, weßhalb auch Sprenger diesem kleinen Schräubchen den Namen „Tonschraube“ gab und sich hiefür ein Patent ertheilen ließ. Daß der Ton auf den Instrumenten, an welchen eine solche Tonschraube angebracht wurde, bedeutend größer, edler und gleichmäßiger wurde, haben eine Menge Künstler und Besitzer von neueren und älteren, auch der werthvollen echten Cremoneser Geigen bestätigt. Da nun alte wie neue Instrumente mehr oder weniger an schwachem oder ungleichem Ton leiden, so wird Vielen diese Erfindung willkommen sein.

*

Ein Uebelstand in der Haushaltung und eine Quelle häufigen Aergers der Hausfrauen ist das Putzen der verschiedenen Metallgegenstände mit ungeeigneten Stoffen, welche aus Mangel an Aufmerksamkeit oder Verständniß angewendet wurden und entweder den Zweck nicht erreichten oder dem Metalle schadeten. Dieser Unannehmlichkeit sucht eine neue Erfindung von Otto Celle in Berlin, eine Metallputzseife, abzuhelfen. Man kann mit dieser völlig unschädlichen Seife jedwedes Metall putzen auf eine schnelle und reinliche Art. Die Seife hat ein sauberes Aussehen und macht die mannigfaltigen Putzmittel, wie Kreide, Colcothar, Spiritus, Gyps &c., für die verschiedenen Metalle unnöthig.

Hauswirthschaft.

Einfaches Mittel zur Eierprüfung. In einem Liter reinem Wasser löst man in einer Schüssel 125 Gramm gutes Kochsalz, besser aber Meersalz auf. Nachdem das Salz ganz aufgelöst ist, rührt man das Wasser gut um, damit der Salzgehalt gleichmäßig in demselben vertheilt werde. Nun werden die Eier in das Wasser gelegt; die frischen sinken gleich unter, fünf Tage alte schwimmen schon auf dem Wasser. Will man das so zubereitete Salzwasser für mehrere Proben aufbewahren, so muß man es gleich nach der Probe in eine Flasche gießen und gut zustopfen, sonst verdunstet das Wasser und der Salzgehalt wird dadurch stärker.

Landwirthschaft.

Neue Futterpflanze. Eine riesige Futterpflanze ist unter dem Namen Reana luxurians in Frankreich eingeführt worden und hat, nach den vorgenommenen Anbauversuchen, ein lebhaftes Interesse unter den französischen Landwirthen hervorgerufen. Es ist eine kolossale Grasart, die dem Ansehen nach Aehnlichkeit mit dem Mais hat, aber sich durch ihre verzweigten Blütenrispen, durch ihre zahlreichen Wurzelschoße und durch ihren größern Blätterreichthum von diesem sehr wesentlich unterscheidet. Die Pflanze macht Büsche von zwei bis drei Meter Höhe und bis zu fünf Meter Umfang. Sie soll so viel Futter liefern, daß man ein Paar Ochsen einen ganzen Tag lang mit einem ausgewachsenen Exemplar ernähren kann (?). So behaupten wenigstens die französischen Fachjournale. Blätter und Stengel sollen viel Zucker enthalten, zart und saftig sein und von den Thieren mit Begierde verzehrt werden. Die Reana stammt aus Guatemala, wo sie Téosinté genannt wird. In ihrem Vaterland werden die jungen Triebe derselben auch von den Einwohnern verspeist und sie gelten dort für eine Delikatesse. Die Kulturversuche, die man bis jetzt in Frankreich mit der Pflanze vorgenommen, sind nur theilweise gelungen. In ihrer Heimat ist dieselbe ausdauernd; sie hat aber selbst im südlichsten Frankreich niemals den Winter überstanden. Auch ist es sogar von zweijährigen Pflanzen, die im Glashaus überwintert wurden, noch nicht gelungen, reifen Samen zu erlangen, und hierin liegt die Kehrseite ihrer glänzenden Eigenschaften. Im Uebrigen scheint sie in allen Lagen zu gedeihen, aber doch einen mäßig feuchten Boden vorzuziehen. In ihrem Vaterland kommt sie nicht in den heißen, sondern vielmehr in den gemäßigten Bezirken vor. Wenn man sie in Europa kultiviren will, so muß sie als einjährige Pflanze behandelt und der Samen, gleich dem des Caraguamais, alle Jahre frisch aus ihrer Heimat bezogen werden, wo die Vermehrung gewöhnlich durch Schößlinge vorgenommen wird. Die vereinzelten Anbauversuche, die seit einigen Jahren in verschiedenen Gegenden Frankreichs vorgenommen worden sind, sprechen sich in Bezug auf die Eigenschaften der Pflanze einstimmig sehr günstig aus. In größerem Maßstabe ist sie bis jetzt nur in Hyères, im südlichen Frankreich, von der bekannten Gärtnerfirma Huber & Comp. kultivirt worden, und diese wird wahrscheinlich bewurzelte Schößlinge in den Handel bringen, um so mehr, als die Reana wegen ihrer großartigen Dimensionen auch als Zierpflanze für Rasenplätze u. s. w. mit Vortheil benützt werden kann.

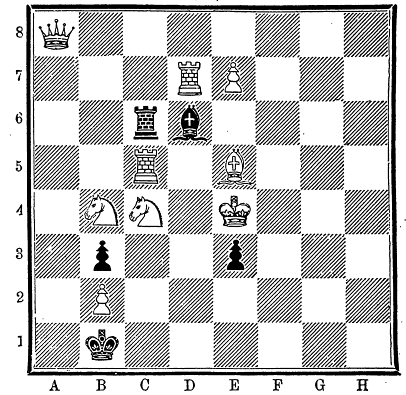
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 4.

Von M. E. P.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 in Nr. 8:

Weiß.	Schwarz.
1) S. D 5 — E 3	1) K. D 4 nimmt E 3 oder A.
2) D. A 5 — C 3 setzt Matt.	
A.	
1)	1) Beliebig anders.
2) D., T. oder S. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

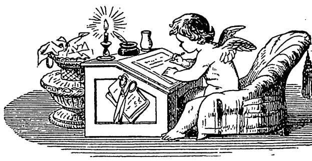
Zur Aufgabe Nr. 2. Weiß spielt 1) S. C 7 — E 8, womit 2) S. E 8 nimmt D 6 † und auf K. E 4 — D 5 die Dame E 2 auf F 3 matt zu setzen droht. Um dieß zu verhindern, antwortet Schwarz am besten 1) S. A 3 — B 5 (denn auf K. E 4 nimmt F 5 folgt sofort durch E 3 — E 4, ebenso auf E 6 — F 5 durch S. E 8 — F 6 das Matt); alsdann geschieht 2) T. A 2 — A 5 und Schwarz kann das Matt im nächsten Zuge nicht mehr verhindern, denn wenn S. B 5 zieht, setzt 3) S. E 8 nimmt D 6 Matt, weil T. A 5 nunmehr das Feld D 5 beherrscht. Auf D 6 — D 5 erfolgt aber das Matt durch 3) T. F 5 nimmt E 5. Die korrekte Lösung haben wir allein von Herrn Osk. S. in Gothenburg, dagegen von mehreren Herren Korrespondenten nur die richtige Angabe des ersten Zugs erhalten. — Hrn. F. X. in Freiburg. In Ihrer Lösung fehlt das Hauptspiel 1) S. A 3 — B 5. Nach der vorangehenden Erläuterung wird Ihnen der Zweck der Aufstellung des Thurmes A 2 klar sein. Auch der weiße Bauer B 6 ist nothwendig, weil, wenn er fehlt, das Matt in drei Zügen auf folgende Art erzwungen werden könnte: 1) L. B 1 nimmt D 3 †, C 4 nimmt D 3; 2) D. E 2 — G 2 †, K. E 4 nimmt E 3; 3) L. B 8 — A 7 setzt Matt. — Hrn. E. B. in Olpe, F. Pr. in Neisse und O. J. in Weimar. Ihr sonst scharfsinniger Lösungsversuch durch 1) T. F 5 — G 5 scheitert an S. A 3 — C 2, weil dann auf 2) E 3 nimmt F 4 †, S. C 2 — E 3 geschehen kann. — Hrn. L. N. F. in Ulm. Sie spielen richtig 1) S. C 7 — E 8, wenn jedoch auf S. A 3 — B 5 dann 2) T. F 5 — G 5 nach Ihrer Angabe geschieht, so verhindert Schwarz durch F 4 nimmt E 3 das Matt. — E. N. in Straßburg. Der erste Zug richtig; aber auf 2) D. E 2 — G 2 † würde K. E 4 nimmt E 3 geschehen. — Hrn. G. W. in Schwaz (Tyrol). Wenn 1) T. F 5 — F 8 (F 7) geschieht, so antwortet Schwarz S. A 3 — C 2 und auf 2) L. B 1 nimmt C 2; B 2 — B 1 D. †. — W. K. in Kassel, und St. u. S. in Olpe. Bitte mit dem Vorangehenden zu vergleichen.

Hrn. E. K. in Chemnitz. Der erste Zug richtig, doch das Hauptspiel fehlt. 1) S. C 7 — B 5 falsch wegen S. A 3 nimmt B 5. — A. K. in Kronstadt. Der zweite Zug K. H 1 — G 2 nicht richtig wegen S. B 5 — D 4.

Hrn. O. S. in Jerzykowo. Nr. 13 richtig gelöst. — C. S. in Gleschendorf und L. H. in Forbach. In Nr. 13 ist 1) L. E 5 nimmt D 4 nicht richtig wegen D 6 — D 5. Auf 2) T. E 4 — H 4 folgt dann D 5 nimmt C 4.

Hrn. A. H. in Penig, E. R. in Rathebur, J. B. und H. T. in Hedewigenkoog. Nr. 1 richtig gelöst.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Puchau. Fragen Sie bei der Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin an.

Abonnent M. in M. Es wird die Zinkplatte geätzt. Glas mit Fluorwasserstoffsäure, einem höchst gefährlichen Stoff.

J. S. 44 in Aachen. Machen Sie der Redaktion gefälligst Vorschläge durch Einsendung von Humorskizzen.

A. in H. Nr. 1) Wir finden nirgends ein solches Buch angezeigt. Nr. 2) Durch Einreiben mit Tabakssaft.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln &c. sind uns zugegangen von Hrn. R. Hoffmann, Bielitz; H. Gwalter, Lyon; P. F., Berlin; A. Naudascher, Brünn; E. Gabel, Berlin; H. Fritz, Ulm; M. Rigenbach, Königsberg; A. Thummelin, Königsbach; Fr. Emmenthaler, Bern; H. Oexel, Kopenhagen; W. Müllhauer, Potsdam; N. Namser, Athen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.



Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint **eine Nummer.** Achtundzwanzigster Jahrgang. № 13. Stuttgart, Leipzig und Wien. Preis einer Nummer **15 Pfennig.**

Der Bernsteinsucher.

Roman von **Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.)

Es bleibt in Paris kein Ereigniß von einer gewissen Bedeutung nur einen halben Tag Geheimniß. — Mit wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit verbreitet sich das Gerücht von dem Geschehenen, es durchläuft mit Windeseile das ganze Gebiet der ungeheuren Stadt bis in die fernsten Meierhöfe, die auf den Anhöhen der Vorstädte liegen.

Die Verhaftung des Sängers Mielewsky wegen Mordverdachts war am nächsten Morgen in ganz Paris bekannt, sie erregte eine ungeheure Aufregung, die sich noch steigerte, als man erfuhr, daß dieser Mielewsky der von der Bernsteintauchereigesellschaft verfolgte Holmson-La Franca und zugleich der Erbe der drei Millionen sei.

Herr Véron ward von dieser Nachricht wie vom Blitz getroffen. „Ist die Welt aus ihren Fugen?“ rief er und griff sich mit beiden Händen an den Kopf. „Träume ich — selbst gestellt hat er sich — ist der Mensch wahnsinnig geworden — und heute Abend sollte er singen — Ferdinand Cortez — was mache ich? Wer springt mir für ihn ein, und welch' ein Jammerbild wird der Stellvertreter für diesen Cortez sein? Die Oper ist rein ruinirt! Es wird ein wahrer Skandal werden — und dieser Mensch ein Mörder?“ schrie er laut, „ein elender Bernsteintaucher — der drei Millionen erbt? Leben wir in ‚Tausend und eine Nacht‘? — Das kann ja nicht sein, das ist ja eine verrückte Fabel, da muß ich mir Klarheit verschaffen.“

Herr Véron klingelte.

Ein Diener erschien nach wenigen Augenblicken; er blieb, sich verbeugend, an der Thür.

„Jean, das kleine Coupé, sende Frédéric herauf, sofort, ich will mich ankleiden.“

Der Gerufene kam und Herr Véron machte höchst eilig mit seiner Hülfe Toilette.

Jean meldete, daß der Wagen vorgefahren.

„Zur Polizeipräfektur!“ rief der Direktor dem Kutscher zu, und fort eilte der Wagen in dem kaltsonnigen Novembermorgen durch die frischschimmernden Straßen zur Place de la Concorde.

Herr Véron war eine allbekannte, bedeutende, angesehene Person in Paris. — Er ließ dem Präfekten, Herrn Vidal, seinen Namen sagen und ward sofort vorgelassen. Er traf den ersten Polizeibeamten der Stadt Paris in seinem elegant ausgestatteten Bureau.

Herr Vidal war ein großer, magerer Mann mit blassem, feinem Gesicht, schwarzem Haar und sehr scharfen schwarzen Augen. „Ich kann mir denken, Herr Direktor, Sie kommen in der Angelegenheit Ihres Sängers Mielewsky,“ sprach der Präfekt, nachdem die Herren wie Bekannte sich begrüßt hatten, zu Herrn Véron.

„Ja,“ entgegnete Herr Véron lebhaft. „Es ist ja unglaublich, die Gerüchte, welche da durch Paris schwirren, was ist denn an der Sache Wahres? Es scheint mir dieß Alles geradezu ungeheuerlich.“

„Das ist es auch in Wahrheit,“ erwiederte der Präfekt, „und dennoch ist Herr Mielewsky wohl ohne Zweifel Holmson-La Franca, der verfolgte Taucher.“

„Sie haben ja Mielewsky singen hören, Herr Präfekt, glauben Sie, daß dieser Mensch, dieser Halbgott in seiner Kunst, dieser edelste, reinste Mann im Leben, wofür ich ihn kennen gelernt habe, vor einem halben Jahr noch ein gemeiner Tagelöhner war und ein Dieb und Mörder ist?“

„Ich halte diesen Mann für einen großen Künstler,“ gab Herr Vidal zurück, „ich habe ihn gestern Abend gesprochen, er hat auf mich den besten Eindruck gemacht. Wer aber, Herr Véron, kann in die Herzen der Menschen schauen, wer hat Einblick in die Vorgänge der Seele, in die geheimnißvolle Macht drängender, die Sinne betäubender Verhältnisse? Ich für meine Person halte meinem Gefühl nach diesen Mann für keinen Mörder; das ist Sache der Empfindung, das ist Sympathie, welche ich für diesen Mann empfinde, nichtsdestoweniger kann er sehr wohl der Mörder sein.“

„Sie können mir ihn also nicht herausgeben, Herr Präfekt?“ fragte Herr Véron verzweifelt.

„Herausgeben? Wo denken Sie hin, mein Lieber!“

„Und heute Abend sollte er den ‚Cortez‘ geben, es ist ein



Nach dem Balle. Zeichnung von Karl Becker. (S. 175.)

großer Verlust, es ist eine erdrückende Kalamität!" rief Herr Véron; „die Sache mit dem Mord ist ja Unsinn, Herr Präfekt," fuhr Herr Véron fort, „das sagt mir nicht die Sympathie, das sagt mir mein Verstand, das sagt mir die Kenntniß vom Charakter dieses Mannes, mit dem ich nun seit sechs Monaten täglich zusammengekommen," schloß Herr Véron mit überzeugungsvollem Enthusiasmus. „Wie lange kann denn die Untersuchungshaft dauern?" fragte er dann rasch.

„Wir werden jetzt in einen Schriftenwechsel mit Preußen treten, der Mann wird dann wahrscheinlich ausgeliefert werden," gab Herr Vidal Auskunft.

Herr Véron schlug sich vor den Kopf. „Ausgeliefert, fort von Paris!" rief er, „das ist ja schrecklich, kann denn Niemand interveniren, auch nicht der Kaiser?"

„Auch nicht der Kaiser, Herr Direktor."

„Und so werden sie den Menschen wirklich wegschleppen?"

„Das wird unzweifelhaft geschehen, wenn nicht vorher seine Unschuld evident sich erweist."

„Man wird . . . Sie werden doch Alles versuchen, Herr Präfekt," sprach Véron ganz außer sich.

„Seien Sie dessen versichert, Herr Direktor, der Mann interessirt mich im höchsten Grade und ich will ihm durchaus wohl; aber wie gesagt, wenn die Verdachtsgründe derart sind, daß die preußische Behörde ihn ausgeliefert verlangen darf, was können wir machen? — uns bindet ein Vertrag."

Herr Véron ging traurig.

Wenige Minuten später kam der Bureauvorstand der Kanzlei des Herrn Vidal und meldete, daß eine tiefverschleierte Dame in Trauer, die ihren Namen nicht nennen wolle, den Herrn Präfekten dringend zu sprechen wünsche.

„Sie will den Namen nicht nennen? — Was macht sie für einen Eindruck?" fragte der Präfekt.

„Es ist unzweifelhaft eine Dame aus den besten Ständen," gab der Beamte zur Antwort.

„So lassen Sie die Dame ein."

Eine hochgewachsene, elegant in tiefste Trauer gekleidete Dame, das Gesicht mit einem schweren Schleier dicht verhüllt, trat ein und verneigte sich vor dem Präfekten.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, meine Dame," nahm Herr Vidal das Wort, „daß ich keine anonymen Besuche empfange. Ich habe Ihnen zugestanden, daß Sie Ihren Namen draußen im Bureau verschweigen — hier jedoch, meine Dame, muß ich Sie bitten, mich zu unterrichten, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen."

„Nun denn, mein Herr — ich bin die Tochter des Juweliers Robillard, Boulevard des Italiens."

„So habe ich die Ehre, Sie zu kennen, mein Fräulein, und weiß diesen Besuch zu schätzen," entgegnete Herr Vidal verbindlich. Er lud Marguerite ein, Platz zu nehmen.

Marguerite leistete der Einladung nicht Folge. „Mein Herr," begann sie, vor Erregung fast bebend, mit gepreßter Stimme, — „Herr Mielewsky, der jetzt in einer uns so unbegreiflichen Lage sich befindet, war und ist noch ein Freund unseres Hauses, ein hochverehrter Freund unseres Hauses."

„Ich habe dieß erfahren, mein Fräulein," ließ sich Herr Vidal vernehmen.

„Das Unglück, welches ihn betroffen," fuhr Marguerite fort, „drückt auch uns schwer nieder. Wir halten diesen Mann für schuldlos, er ist einer der größten, edelsten Menschen — ich darf auch im Namen meines Vaters sprechen, — den wir kennen, und ich komme nun — mein Vater ist leidend und darf das Haus nicht verlassen, — eigentlich an dessen Statt, um von Ihnen, Herr Präfekt, zu erfahren, welche Erleichterungen in der Haft, welche Annehmlichkeiten, welche Zerstreuungen man Herrn Mielewsky verschaffen kann. Die Mittel hiezu kommen gar nicht in Frage."

„Mein Fräulein," sprach der Präfekt, „der Inhaftirte ist mit Mitteln reichlich versehen und seinem hiesigen hervorragenden Stande gemäß und seiner Bedeutung als erster Sänger der Oper hier entsprechend untergebracht; jedoch muß er dem Gesetz nach völlig isolirt gehalten werden."

„Er darf also weder Besuche, noch Botschaften, noch Briefe empfangen?" fragte Marguerite.

„Für die erste Zeit nicht, mein Fräulein," antwortete Herr Vidal, „später gehen Briefe durch meine Hand, das heißt, werden von mir zuerst gelesen."

„Und halten Sie, Herr Präfekt, den Mann des Mordes für schuldig?" fragte Marguerite, ihre dunklen Augen mit dem Ausdruck höchster Spannung auf das feine, blasse Gesicht des Präfekten heftend.

„Diese Frage, mein Fräulein, kann nur die Untersuchung beantworten. Unsere Gefühle — und das meine steht auf Seiten des Inhaftirten — sind für die Entwicklung der Sache ohne Bedeutung," erwiederte Herr Vidal.

„So sind wir also völlig machtlos," sprach Marguerite mit fast finsteren Blicken.

„Dem Gang der Dinge gegenüber dieß um so mehr," versetzte der Präfekt, „als der Gefangene nach Preußen ausgeliefert wird. Aber die Wahrheit, mein Fräulein," fuhr Herr Vidal tröstend fort, „ist stärker als wir, sie wird eingreifen, sie wird alle Nebel und Wolken zerstreuen, sie hat schon die festesten Ketten gebrochen, die dicksten Kerkermauern geöffnet, bauen Sie mit mir auf das Walten dieser."

Der Präfekt, sichtbar bewegt, reichte Marguerite die Hand, diese behielt sie einen Moment in der ihren, drückte sie fast krampfhaft und verließ, von dem Herrn Vidal durch das Vorzimmer geleitet, die Präfektur.

*

Am Morgen desselben Tages saß Bertha in ihrem Zimmer — es war noch nicht Arbeitszeit — ruhiger, gefaßter als sonst, heiter, könnte man beinahe sagen.

Sie hatte den inhaltschweren Zettel in ihrem Nähkästchen verschlossen.

„Jetzt wird der Schleier von Trug, der mir so unendlich schwer geworden zu weben, gewaltsam zerrissen werden, und entweder wird Alles licht und klar, oder ich werde mit ihm zu Grunde gehen, wenn er als Mörder verurtheilt werden sollte. — Sein Tod ist mein Tod — es ist ein Glück, in derselben Minute mit ihm zu sterben. — Doch vielleicht bringe ich Metzler so weit, daß er auf meinen Plan eingeht — dann erleide ich allerdings etwas, das schlimmer ist als der Tod, aber ich habe ihn dann gerettet, und dafür ist mir kein Preis zu hoch."

Ein leises Pochen an der Thüre ließ sich vernehmen und Madame Colbran trat ein. „Ich hätte gerne ein paar Worte mit Ihnen im Vertrauen gesprochen, liebes Kind," sagte sie dann gütig. „Setzen Sie sich," und sie legte ihre Hand auf Bertha's Arm. „Erschrecken Sie nicht, Kind . . . Ihr Landsmann ist gestern verhaftet worden, das heißt, er hat sich verhaften lassen — die Sache ist schon in ganz Paris bekannt und macht natürlich ungeheures Aufsehen. Sie stehen ja der Angelegenheit nicht fern, auch das weiß man, und so möchte ich Ihnen, mein liebes Kind, die neugierigen Blicke der Arbeiterinnen heute ersparen und Sie bitten, nicht eher in das Atelier zu kommen, als bis ich mit meinem Bruder darüber, wie wir uns zu verhalten, gesprochen habe. Sie deuten mir das nicht übel, Fräulein Marie. Es ist die Wahrheit, die ich hier gesprochen, es leitet mich hiebei nur das Interesse für Sie, liebes Kind, ich habe keinen Hintergedanken dabei."

„Der Versicherung bedarf es nicht, Madame Colbran," erwiederte Bertha, „ich bin gewöhnt, von Ihnen nichts als Freundlichkeit und Liebe zu erfahren, und weiß, daß Ihr gutes Herz Ihnen auch diese Worte eingibt. Sie kommen meiner Bitte, die ich deßhalb heute an Sie stellen wollte, zuvor. Ach, Madame Colbran, wie schmerzlich ist es mir, Ihnen für so viele Wohlthaten, die ich von Ihnen empfangen, nun Kummer und Sorgen machen zu müssen, Ihnen, wie auch Ihrem Herrn Bruder, den ich so hoch schätze."

Der Hauswart unterbrach Bertha, indem er Herrn Lagrange meldete: der Herr wäre unten in dem Zimmer der Madame und wünschte dort Fräulein Marie auf einige Minuten zu sprechen.

Madame Colbran geleitete Bertha in ihre Wohnung, dort wartete schon Herr Lagrange auf die Damen, und bei ihm waren noch zwei Herren — ein ältlicher, ernst aussehender Herr mit grauen Haaren und ein ganz alter, gebückter, weißhaariger Schreiber.

Die Herren erhoben sich von dem großen Tisch, an dem sie saßen, als Madame Colbran und Bertha eintraten — auf einen Blick des Bruders zog sich Madame Colbran zurück.

Herr Lagrange sah traurig aus, er vermied, Bertha anzusehen. „Mein Fräulein," ergriff er jetzt, starr vor sich auf die Erstere schauend, das Wort, — „Sie werden erfahren haben, daß Ihr Landsmann sich in Haft befindet, mein Amt zwingt mich, Ihnen anzukündigen, daß die Behörde Sie in diesen Fall mitverwickelt hält und eine Vernehmung angeordnet hat. — Wägen Sie jetzt Ihre Worte ab und berichten Sie völlig der Wahrheit gemäß." — Herr Lagrange erhob die Augen ernst zu Bertha. — „Sie befinden sich hier vor dem Untersuchungsrichter. Nur die Wahrheit bringt Glück und befreit Sie von dem häßlichen Dunkel, das auch Sie umgibt."

„Ich werde die Wahrheit sprechen, Herr Lagrange," sagte Bertha mit eigener Betonung.

„Wie heißen Sie, mein Fräulein?" stellte der Untersuchungsrichter die erste Frage.

„Bertha Maseck," antwortete Bertha mit klarer Stimme.

„Genannt Marie Pitter?"

„Ja, mein Herr!"

„Weßhalb legten Sie sich diesen Namen bei?"

„Auf Wunsch meines Landsmanns."

„Und aus welchem Grund wünschte er dieß?"

„Das sagte er mir nicht und ich fragte ihn deßhalb nicht."

Der Schreiber protokollirte.

„In welchem Verhältniß stehen Sie zu Ihrem Landsmann?"

„Das ist schwer zu sagen," erwiederte Bertha verlegen und heftig erröthend.

„Sind Sie seine Braut?"

„Nein! Aber wir sind zusammen aufgewachsen."

„Er ist Ihr Freund?"

„Ja, mein Freund," erwiederte Bertha, „und mehr als das."

„Sie lieben den Mann?"

„Zu ihm aufzusehen ist die Leuchte meines Lebens, ich wäre im Dunkeln, in völliger Finsterniß ohne ihn."

Herr Lagrange konnte ein hörbar tiefes Athemholen nicht unterdrücken.

„Sie entflohen mit dem Taucher Johannes Holmson-La Franca, welcher sich Ottensen, Mielewsky nannte, von der Küste zu Brüsterort?" forschte der Beamte weiter.

„Sie sagen die Wahrheit, mein Herr!"

„In welcher Absicht?"

„Um ihn zu schützen."

„Wissen Sie, daß er einen Mord begangen?"

„Er hat keinen begangen," erwiederte Bertha mit großer Festigkeit und Bestimmtheit.

„Wie können Sie das beweisen?"

„Ich weiß es."

„Woher wissen Sie das?"

„Mein Herz sagt es mir. Ich kenne Johannes, wie ich mich kenne — der begeht keinen Mord — am wenigsten aus so gemeinen, niedrigen Gründen," sprach Bertha ernst.

„Weßhalb entfloh der Taucher?"

„Das sage ich nicht."

„Wissen Sie, daß er in jener Nacht ein neues Unrecht begehen wollte?"

„Er hat in dieser Nacht kein Unrecht begangen," sagte Bertha entschieden.

„Sie haben den Taucher schützen wollen, wovor?" fragte der Untersuchungsrichter.

„Davor, daß ihm kein Unglück geschieht, allein in der Nacht, draußen im Meer."

„Sie wußten also, was er vorhatte?"

„Ich ahnte, daß er etwas vorhatte, ich fürchtete für sein Leben und kam, ohne daß er etwas davon wußte, an das Boot. Ich ergriff seinen Arm und ließ ihn nicht los."

„Sie unterstützten also nur zufällig das Verbrechen?"

„Ich unterstützte keines, weil er keines beging," gab Bertha entschieden zurück, „ich war bei ihm, damit ihm kein Unglück geschieht. Ich hätte kein Verbrechen unterstützen können, weil Johannes nie eins begehen würde. — Was Johannes gethan, hält man bei uns im ganzen Lande für kein Verbrechen."

„Weßhalb floh der Taucher Holmson?"

„Das sag' ich nicht, bis er es gesagt hat."

„Sie verweigern also hierüber die Auskunft, obwohl Sie es wissen?" sprach der Untersuchungsrichter.

„Ich werde über Johannes nichts sagen, was man ihm als Verbrechen auslegen könnte."

Herr Lagrange stützte den Kopf schwer auf die Hand.

„Er holte die Nacht ein Bernsteinstück aus dem Grunde des Meeres?" sprach der Untersuchungsrichter fragend weiter.

„Das ist möglich, mein Herr, ich bekümmerte mich nicht darum."

„Was thaten Sie denn in der Nacht im Kahn?"

„Ich wachte über sein Leben."

„Haben Sie den Bernstein gesehen?" fragte der Beamte.

„Nein," antwortete Bertha.

„Haben Sie Geld erhalten von dem Ertrage des Bernsteins?"

„Nein," gab Bertha zurück.

„Würden Sie das Alles beschwören, wie Sie das hier ausgesagt haben — Wort für Wort?"

„Zu jeder Minute, mein Herr, denn es ist die lauterste Wahrheit."

„Dann wäre das Verhör beendigt."

Der Beamte erhob sich, las Bertha das Protokoll vor und forderte sie auf, das Schriftstück zu unterzeichnen.

Bertha that dieß.

Der Beamte sprach während dessen einige Worte mit Herrn Lagrange.

„Mein Fräulein," nahm jetzt der Untersuchungsrichter das Wort, „es freut mich, Ihnen melden zu können, daß kein Grund, die Sicherheitshaft über Sie zu verhängen, vorhanden ist. Die preußischen Behörden haben keinen Steckbrief hinter Ihnen erlassen, sie sprechen von Ihnen nicht. Ihre Verbindung mit dem Inhaftirten allein, welche der Behörde bekannt wurde, zog Ihnen diese Vernehmung zu — dennoch habe ich Sie aufzufordern, vorderhand Paris nicht ohne Erlaubniß der Behörde hier zu verlassen."

Der Untersuchungsrichter empfahl sich und ebenso Herr Lagrange mit ernstem, tief wehmüthigem Blick.

*

Auf Madame Pompeja hat die Nachricht ihres Advokaten, daß in den nächsten Tagen ein Aufruf an Metzler erlassen würde, einen tiefen Eindruck gemacht. Dieser trat bei ihr jetzt zu Tage in einem außerordentlichen Eifer, die Zeitungen zu studiren; diese ungewohnte Wißbegierde fiel Herrn Metzler natürlich sofort auf, besonders wunderte er sich darüber, daß Dame Pompeja den amtlichen Theil so genau durchlas. „Was hatte sie da zu suchen?" sagte er sich — „Etwas, das die La Franca-Erbschaft betrifft? — warum sagt sie mir dann nichts davon? Hat sie mir etwas zu verheimlichen?" und Herr Metzler hielt jetzt seinerseits ein lebhaftes Auge gerade auf den Amtstheil.

Dame Pompeja zeigte etwa zwei Tage, nachdem Herr Metzler diese Wahrnehmung machte, sich außerordentlich geschäftig; sie ging nämlich in harmlosester Manier zwar, aber doch darum nicht weniger eifrig, in alle Hôtelrestaurationen, Cafés, Kasinozimmer 2c., wo sie glaubte, daß nur irgend Zeitungen ausgelegt würden, und wo sie sich vermittelst einer Tasse Kaffee, eines Absynth, eines Glases Himbeerwasser Eintritt verschaffen konnte — dann spannte sie das Zeitungsblatt vor ihrem Gesicht aus, griff nach einer kleinen Scheere und schnitt unvermerkt eine Annonce aus. Es war die, welche den Aufruf an Metzler enthielt. So ward Madame Pompeja eine Märtyrerin ihrer Sache, denn sie hatte so viel schwarzen Kaffee, Absynth und Himbeerwasser zu sich nehmen müssen, daß sie in recht schlechter Verfassung zu Bette lag und Umschläge auf Kopf und Magen machte.

Ihr Uebereifer bewirkte, was sie gerade vermeiden wollte, denn Herr Metzler erblickte die Lücken in den Zeitungen der Hôtels, das lenkte seine Aufmerksamkeit gerade auf diese fehlende Stelle, er kaufte sich die Nummer auf der Straße und las, was ihn anging.

Dieser Aufruf machte ihn in hohem Grade stutzig. — „Was wollen sie von mir?" sann er nach. — „Haben sie Holmson-La Franca und soll ich ihn rekognosziren? Das würde mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machen, denn der Bursche soll mir von seinem unverschämten, über alle Maßen unverschämten Glück ein recht reelles Theilchen zukommen lassen — da werde ich ihn schon schrauben. — Er hält sich ohne Zweifel in Paris auf — das ließ auch Bertha merken, und ist in meiner Hand. Zu welchem Zweck aber dieser Aufruf?" grübelte er. — „Er wird steckbrieflich verfolgt, soll ich ihn etwa suchen helfen? — das würde mir sehr wenig passen. Das Beste ist," — kam Metzler zum Schluß, — „ich mische mich gar nicht in die Angelegenheit der Gerichte — da kommt nie etwas Gutes heraus. Den Burschen sollte ich jedoch so schnell wie möglich entdeckt haben, die Sache leidet keinen Aufschub, und da muß Bertha jetzt aushelfen."

Herr Metzler benutzte das Unwohlsein der Dame Pompeja, um ungestört und ohne Ausflüchte machen zu müssen, nach Paris zu reisen.

Er kam an, kaufte sich auf dem Bahnhof das „Petit Journal", und das Erste, worauf seine Blicke fielen, war, daß Mielewsky, der berühmte Sänger, und Holmson-La Franca, der wegen Mord verfolgte unzweifelhafte Erbe der drei Millionen — Eine und dieselbe Person und gestern Abend um neun Uhr verhaftet worden sei.

Herr Metzler blieb einen Augenblick mit offenem Munde stehen — er mußte sich auf einen der ihm zunächst stehenden Bänke setzen. — „Mielewsky und Holmson Eine Person," murmelte er, — „das ist ja Blödsinn, und doch war etwas da, was mich an den Menschen erinnerte — es geschehen doch noch Wunder in dieser Welt, — aber verhaftet, — das ist unangenehm — höchst unangenehm, fatal, peinlich — und unter Umständen auch gefährlich für mich. Der Mensch hat jetzt Geld, er wird Advokaten über Advokaten nehmen, die werden die Sache vom Grunde aufrühren, und was dabei für mich herauskommt, kann man nicht wissen. Das Beste wäre, ich machte mich aus dem Staube — aber wohin ohne Geld? — Sollte Bertha von dem Ertrag des Bernsteins gar nichts bekommen haben? Ich bin für den Prozeß von großer Wichtigkeit, als die einzige Person, die gegen ihn ausgesagt hat und gegen ihn aussagen kann, — das sagt mir auch der Aufruf, — bin ich nicht da, dann fehlt der Hauptbelastungszeuge. — Gut, ich werde das benützen, um drei Fliegen mit einem Klapp zu schlagen, Geld zum Fortgehen zu bekommen, Bertha, die in den großen Schlingel immer noch vernarrt ist, zu bestimmen, so bald wie möglich mit mir fortzugehen, und drittens für meine Person weit vom Schuß in dieser Angelegenheit zu sein, — was immer gut ist."

Nachdem Herr Metzler zu diesem Entschluß gekommen, erhob er sich lebhaft von der Bank im Wartesaal, wo er lange nachdenkend gesessen, und schlug den Weg zur Rue Joubert ein.

Der Hauswart, welcher ihn kannte, ließ ihn unbehindert ein, und bald stand Metzler in Bertha's kleinem Zimmer.

„Johannes hat sich selbst gestellt," rief Bertha mit einem Blick, in dem Triumph und Haß sich seltsam mischten, dem Eintretenden entgegen. — „Jetzt ist er vor all' Ihrem Verrathe sicher, Herr Metzler."

„Sich selbst gestellt?" staunte Metzler, von dieser Nachricht sichtbar unangenehm betroffen.

„Ja," antwortete Bertha, „sobald er erfuhr, daß man ihn des Mordes an Töpper wegen verfolge, ging er sofort zur Behörde."

Herr Metzler wurde blaß, — das paßte nicht in seinen Plan. — Es kam ja Alles darauf an, daß er als Mörder schwer verdächtig blieb. Die Geschichte mit dem Bernstein hatte nicht so viel auf sich. Durch diese Selbststellung aber fiel auf den Taucher ein Schein von Unschuld und gutem Gewissen und dadurch erschwerten sich die unbestimmten Verdachtsgründe, die gegen ihn in der Luft schwebten. Bertha fühlte sich, das merkte er, aus seiner Gewalt, und doch drängten die Umstände jetzt doppelt so schnell, so schleunig wie möglich das Weite zu suchen; diese Gedanken folgten sich blitzartig in seinem fieberhaft arbeitenden Gehirn. Es kam jetzt vor Allem darauf an, Bertha zu beweisen, daß er auch ferner noch im Stande wäre, dem Taucher außerordentlich zu schaden. Er sagte daher sehr ruhig: „Und glauben Sie, daß ich kein Wörtchen bei dieser Sache mitzureden hätte? Die Gerichte haben jetzt Holmson in ihren Klauen und werden ihn nicht so bald wieder loslassen, und ich werde bei diesem Prozeß eine große Rolle spielen, denn ich bin ein Hauptzeuge, der einzige Zeuge, der gegen ihn ausgesagt hat und auch gegen ihn aussagen wird, — denn es gilt jetzt, einen persönlichen Feind und einen Nebenbuhler, Sie wissen, warum, Bertha, zu vernichten — es gilt jetzt auch, mich zu rächen an diesem Manne, der schuld daran ist, daß ich meine schöne Stellung verloren und mich jetzt so von einem Tag zum andern im Leben und in der Welt herumtreiben muß. Glauben Sie, ich werde mir diese Gelegenheit entgehen lassen aus purer Gutmüthigkeit? Mit der kommt man nicht weit in dieser Welt."

Bertha hatte mit immer mehr sich verfinsternden Mienen den Worten Metzler's gelauscht und ihr sonst so edel geformtes, mildes Gesicht nahm einen herben, harten, entschlossenen Ausdruck an.

„Sie wollen also gegen ihn auftreten, um ihn in's Verderben zu bringen?" fragte sie.

„Ich bin dazu entschlossen," gab Metzler zurück.

„Und doch waren Sie vor wenigen Tagen bereit, jede Feindseligkeit gegen Johannes fahren zu lassen," sprach sie, Metzler düster ansehend.

„Das bin ich auch noch heute Willens, wenn Sie das Versprechen, welches Sie mir gegeben, halten werden."

„Gut, ich will es halten," antwortete Bertha hart und kurz, „obgleich ich Ihnen wiederhole, daß ich Sie hasse und verabscheue wie ein giftiges Gewürm."

Metzler lächelte. „Das fürchte ich nicht," erwiederte er. „Wenn Sie erst mein Weib sind, werden Sie mich noch ganz gern haben, ich kenne dieß."

„Nie, Scheusal!"

„Nun gut," gab Metzler zurück, indem er so that, als ob er gehen wollte. — „Sie brauchen ein Scheusal nicht zu heirathen, aber Ihren schönen Johannes werden Sie so sicher in Königsberg auf dem Schaffot erblicken, als Sie mich hier vor sich sehen."

„Bleiben Sie, Metzler!" rief jetzt Bertha mit athemlosem Ton, ihre Augen glühten seltsam. „Ich will mit Ihnen gehen," sie sprach abgebrochen, die Worte mühsam hervorstoßend, „aber Sie müssen mir auch jene Bedingung erfüllen, von der ich neulich schon sprach. — Johannes muß völlig gereinigt von jedem Verdacht des Mordes dastehen, und das kann nur durch Sie geschehen, wie Sie dieß ja auch selbst sagen."

„Durch mich?" fragte Metzler gespannt.

„Ja, durch Sie; ich gehe mit Ihnen, wenn Sie einen Schein ausstellen, in welchem Sie bekennen, daß Sie den Mord an Töpper begangen haben, indem Sie ihn mit Holmson verwechselten, und daß die Veranlassung zu diesem Verbrechen persönlicher Haß gegen Holmson und Eifersucht meinetwegen war."

„Unmöglich!" rief Metzler, „das thue ich nie, da müßte ich ja wahnsinnig sein."

„So ist jedes Wort, das Sie zu mir sprechen, überflüssig," entgegnete Bertha in einem Tone, der unbeugsam, eisern-entschieden klang.

„Ich werde mir doch nicht selbst den Strick um den Hals legen!" versetzte Metzler.

„Glauben Sie," lachte Bertha kurz und trocken, „daß ich mit Ihnen fortgehen werde, damit Sie Johannes so recht hier im Unglück sitzen lassen können? Nein, Herr Metzler, Johannes muß, was den Mord anbetrifft, so rein und klar dastehen wie ein unschuldiges Kind, wie er das auch wirklich ist, und ohne diesen Schein sicher in den Händen zu haben, gibt es keine Macht der Welt, die mich veranlassen könnte, Ihnen zu folgen."

„Warum verlangen Sie nicht gleich, daß ich hingehe und mich als Denjenigen, welcher Töpper hat ertrinken lassen, dem Richter stelle?" fragte Metzler höhnisch. „Halten Sie mich für so dumm, daß ich einen solchen Schein in Ihrer Gewalt ließe — ich bin Ihnen ja dann geliefert mit Haut und Haaren, Sie könnten ja jede Minute kommen und sagen: ‚Thust Du nicht, wie ich will, machst Du nicht das, was ich Dir vorschreibe, gebe ich Dich als Mörder an;' Sie könnten ja geradenwegs hingehen mit dem Schein und mich festsetzen lassen."

„Ich will den Schein nicht anrühren," sprach Bertha.

„Was wollen Sie dann also damit?" forschte Metzler.

„Der Schein," fuhr Bertha ruhig fort, „wird hier niedergelegt bei einem Advokaten."

„Eine schöne Sicherheit für mich," warf Metzler ein.

„Er wird in einem Couvert versiegelt dem Manne übergeben," fuhr Bertha unbeirrt fort.

„Und was dann?" fragte Metzler gespannt.

„Der Advokat verpflichtet sich, vier oder sechs Wochen nach diesem Tag erst das Schriftstück zu eröffnen und die Sache der Behörde zu übergeben."

„Das ist ein phantastischer, das ist ein unsinniger Plan!" rief Metzler beunruhigt und zornig; „ein echtes Weiberkopfstückchen. Ich werde mich auf solch' einen gefahrvollen Unsinn nie einlassen."

„Dann gehen Sie und lassen Sie mich in Ruhe und kommen Sie mir in dieser Sache nicht mehr vor meine Augen," rief Bertha mit einer Stimme, deren schneidender Ton Metzler aufschauen machte.

Er betrachtete das Mädchen, wie es so vor ihm stand, hoch und fest, die wundervollen Formen in jener den nordischen Mädchen eigenthümlichen jungfräulichen Herbheit, dabei die schönen braunen Augen weit geöffnet und von einem düsteren Feuer erfüllt, den vollen rothen Mund zusammengepreßt; es schwoll ihm das Herz, dieß spröde Mädchen zu besitzen. — Er sah, daß ihre Entschiedenheit durch nichts zu beugen wäre, dann dachte er an seine Lage bei Erneuerung der Untersuchung, der Noth, der er ausgesetzt, wenn seine Arbeiten in Dieppe beendigt, und die Sturmzeit, wo man aufhören mußte zu arbeiten, stand nahe bevor. — Das Resultat dieser sich drängenden, unfreundlichen Bilder war, daß er in ruhigem Tone zu Bertha sagte: „Und wenn ich darauf eingehen wollte, — besitzen Sie die Mittel, daß wir auswandern können? Ich habe durch Holmson alles Ersparte verloren."

„Die Mittel?" antwortete Bertha; „woher soll ich denn Geld haben?"

„Es wird doch ein Theil von dem Ertrage des Bernsteins für Sie abgefallen sein?"

„Was wissen Sie von dem Bernstein?" fuhr Bertha auf.

„Also besitzen Sie nichts, gar nichts?" fragte Metzler gedehnt.

„Dreihundert Franken, die ich mir durch meiner Hände Arbeit verdient habe, sind alle meine Reichthümer."

„Dann können wir natürlich nicht gehen und Alles bleibt beim Alten."



An Bord eines transatlantischen Dampfers. Zeichnung von J. C. Dollman. (S. 174.)

„Auch, daß Sie sich als Zeuge stellen wollen?“

„Auch das, ich will meine Rache haben.“

Plötzlich fuhr ein leuchtender Blitz durch Bertha's ausdrucksvolle Augen. „Ich werde das Geld schaffen,“ sprach sie hastig, „warten Sie noch zwei, drei Tage, — wie viel brauchen wir?“

„Wie viel?“ versetzte Metzler, einen lauernden Seitenblick auf das ernste Mädchen werfend. „Nun, ich habe die Absicht, wenn ich so viel wage, nicht mehr wie ein Taglöhner arbeiten zu müssen. Fünfzigtausend Franken wären das Mindeste, was wir brauchten.“

„Das ist viel,“ rief Bertha erschreckt, „sehr viel, fast unmöglich viel — aber ich will versuchen, es aufzutreiben.“

„Wann bekomm' ich Bescheid?“ fragte Metzler.

„Morgen oder übermorgen; wohin soll ich die Nachricht schicken?“

„Nach Hôtel Bellevue, Dieppe.“

„So wäre das in Ordnung,“ sprach Bertha.

Metzler reichte ihr die Hand zum Abschied. Bertha that, als ob sie das nicht sähe.

„Bekomm' ich nicht einmal Ihre Hand?“ fragte er.

„Die brauche ich Ihnen jetzt noch nicht zu geben,“ erwiederte Bertha kurz; ein böses Zucken umspielte den blutlosen, verkniffenen Mund des Herrn Metzler, jedoch er zwang sich zu einem halben Lächeln und empfahl sich.

Er verließ das Haus in demselben Augenblick, als Herr Lagrange von der entgegengesetzten Seite auf dieses zuschritt. — Der Polizeibeamte sah Herrn Metzler scharf an und schaute ihm dann einen Augenblick nach, bevor er den Griff zum Oeffnen des Hauses zog.

Der Hauswart erschien in der Thür.

„Wie hieß der Herr, welcher eben das Haus verließ?“ fragte Herr Lagrange, nachdem er eingetreten.

„Das ist der Mann, welcher sich zuerst Müller nannte und der Metzler hieß, wie Madame Colbran sagte. Er war lange bei Fräulein Pitter.“

Herr Lagrange stieg nachdenklich die Treppe, welche zu der Wohnung seiner Schwester führte, hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

An Bord eines transatlantischen Dampfers.

(Bild S. 172 u. 173.)

Die großen Dampfer, welche von England nach Indien gehen, sind eine kleine, abgeschlossene Welt für sich, die beinahe gar keinen Verkehr mit der Außenwelt mehr hat.

Siebenundzwanzig bis dreißig Tage dauert, wenn Alles gut geht und kein Sturm eintritt, die Fahrt. Die Gesellschaft ist meist aus ganz bestimmten Elementen zusammengesetzt: aus britischen Beamten und Offizieren, seltener befinden sich weibliche Anverwandte dieser an Bord, weil die englischen Frauen das indische Klima nicht gut ertragen und sie deßhalb in der kühlen, nebligen Heimat bleiben. Um so mehr wird ein weiblicher Passagier an Bord dieser transatlantischen Dampfer geschätzt. Die Herren vertreiben sich die Zeit durch Galanterie und die Damen lassen sich gern den Hof machen. Sobald der Kanal von Suez passirt ist und das Schiff in's rothe Meer gelangt, das gewöhnlich ganz ruhig ist, bringt man in der warmen, oft heißen Luft den Tag und, wenn möglich, auch die Nacht auf Deck zu; dann wird promenirt, geraucht, geplaudert und gesellschaftliche Spiele mancherlei Art gespielt, um die oft verzweiflungsvolle Langeweile auf der so engumgrenzten Welt des Dampfers zu mildern.

So sehen wir denn auf unserem, dem Leben entnommenen Bilde eine feine englische Dame, von galanten Herren umschwärmt, Ringwerfen spielen. Das Wetter ist südlich warm, trotz des Januars, der Himmel wolkenlos blau, kein Lüftchen kräuselt die glänzende Fläche des rothen Meeres und das Schiff stampft, dichte Rauchwolken emporwirbelnd, dem Süden zu.

Das Deck ist sauber geputzt, die Matrosen bessern ruhig und schweigsam Fischnetze und Taue aus. Die Tage haben jetzt den Charakter wie halbe Ferien, da der Schiffsdienst gering ist, und diese Stimmung der Ruhe theilt sich auch den Passagieren mit, wie unser Bild dieß zeigt.

Auf einem bequemen Lehnsessel sitzt die Lady, ihr zu Füßen ein in indischem Dienst ergrauter Kolonel und reicht ihr die Tauringe dar. Ein Verehrer präsentirt das Frühstückstäßchen Thee, während der alte Kapitän, welcher bei der ruhigen, gefahrlosen Fahrt nichts zu thun hat, der Schönen den Fächer hält und ihr Anweisung gibt, den Stab auf dem Brette zu treffen. Man muß die schönen Tage benützen; von Aden aus beim Eintritt in den Ozean kann die Schönwetterherrlichkeit plötzlich zu Ende sein, das Schiff schaukeln und taumeln, das Deck der Tummelplatz grober, eilig arbeitender Matrosen werden, der Kapitän ist dann rauher, gestrenger Herrscher. Galanterie dürfte in der Kajüte, wohin die Passagiere verbannt sind, nicht viel geübt werden. Die Seekrankheit tödtet jede Ritterlichkeit, verlöscht jedes zarte Empfinden und gute Laune, darum muß man die schönen Tage ausnützen, und transatlantische Reisende verstehen dieß, wie unser Bild zeigt, auf anmuthige Weise. Oft haben sich auf diesen getheerten Brettern schon Herzen für's Leben gefunden. Solch' eine Meerfahrt ist schon Manchem und Mancher, die ihre Freiheit für das Höchste schätzten, gefährlich geworden. Die Sonne im Süden ist heiß, der Raum auf dem Schiffe beengt, die Langeweile groß und das menschliche Herz unter diesen Umständen nicht selten weich wie Wachs.



Weltfahrer unter den Pflanzen.

Obschon die Pflanzen weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe besitzen, so unternehmen sie doch weite Wanderungen. Entweder lassen sie ihren Samen von Winden oder von Meeresfluten an ferne Küsten tragen, oder klammern sich an Waarenballen an, machen ihre Reise im Darm eines Vogels oder lassen sich von wandernden Vögeln mitnehmen. Den Orientalen begleitete in die Kolonieen der Oelbaum, den Griechen der Weinstock, den Römer das Getraide, den Beduinen die Dattel, den Zigeuner der Stechapfel. Selbst Blumen, Obst- und Zierbäume nahmen die Wanderer aus der Fremde mit heim, bis endlich der Kaufmann Nutzpflanzen in seine Kolonieen verpflanzte oder aus ihnen heimbrachte. Ein solcher Wanderer ward der Mais und der Tabak Amerikas, das Zuckerrohr und der Indigo Indiens, der Nepalkaktus Mexikos wegen der Cochenille.

Wir wollen von diesen Weltreisenden nur eine unscheinbare Knollenpflanze hervorheben, die sich vorgenommen hatte, den hungernden Völkern Europas die Speise zu sichern, aber auch ein Fabriksproletariat großzuziehen und dem Landmann neue Erwerbsquellen zuzuweisen. Zucker und Tabak waren die weltgeschichtlichen Mächte, welche das mittelalterliche Europa umgestalteten, denn sie verleiteten es zum Kolonialsystem, zu Fabrikanlagen, zum Sklavenhandel, sie gaben dem Kapital und der Bildung die Macht über den trägen, verschwenderischen Adel, erniedrigten den Handwerker zum Fabrikarbeiter und Proletarier, den Skropheln und Knochenkrankheiten heimsuchen in Folge nahrungsarmer Speisen. Der Landmann trachtete nach billigem Futter für sein Vieh, um es als Schlachtvieh zu verwerthen, der Fabrikant suchte nach billigster Speise für seine Arbeiter, damit er geringen Arbeitslohn bieten konnte, und die Könige, deren Völker bei Mißwachs der Ernte von Hungersnoth hingerafft wurden, wodurch die Steuereinnahme bedenklich sank, ließen nach Hülfsmitteln forschen, wie man diesem Uebel begegnen könne.

Die Europäer hatten in Mexiko und Peru ungeheure Gold- und Silberschätze, in Indien kostbare Gewürze und Luxuswaaren gefunden, welche ihnen daheim das Leben vertheuerten, ein erschreckendes Sinken der Werthe von Edelmetallen verursachten, so daß die ganze wirthschaftliche Grundlage der europäischen Gesellschaft bis in alle Fugen schwankte und einzustürzen drohte. Da unternahm eine Pflanze von den Hochebenen der Anden die Wanderung nach Europa, um die nothleidenden Arbeiter zu speisen.

Droben auf der Hochebene am Titicacasee, in einer Höhe von 12,000 Fuß, würden Ebene und Gebirge von Schnee und Eis starren, wenn nicht der Aequator nahe vorüberginge. Daher grünen Felder und Wiesen, sieht man große Orte mit steinernen Häusern und goldschimmernden Tempeln an dem Ufer des großen, rauschenden Sees. Hier errichteten die Inkas der Peruaner ihre Paläste und regierten ihre frommen Völker in Frieden, unterrichteten sie im Landbau und in Gewerben und duldeten nicht, daß in ihrem weiten Reiche ein Bettler vom Nichtsthun lebte.

In diesem uralten Kulturlande Südamerikas wuchs eine krautartige Pflanze, „Papa“, welche giftige Beeren erzeugte, in der Erde aber auch Knollenfrüchte ansetzte, welche das Volk sammelte, trocknete, dann zu Mehl zerstieß, welches man Chuna nannte, und dieses als Nahrungsmittel aufbewahrte, weil es nicht verdarb und in jeder Form konnte gebacken werden.

Lange hatte die Papapflanze den Peruanern gedient, war nach den Antillen bis nach Virginien in Nordamerika gewandert, aber sie fühlte sich nicht befriedigt, es zog sie in die Ferne, nach Osten zu den weißen Menschen, bei denen sie Großes leisten wollte. Sie stellte sich dem Kolumbus und anderen Reisenden vor, die sie wohl freundlich anblickten, ja auch wohl als Seltenheit beschrieben, sich ihrer jedoch nicht weiter annahmen. Da wandte sie sich endlich an den englischen Seeräuber Hawkins (1565), der sie nach England mitnahm, worauf auch Spanier die Giftpflanze mit den nahrhaften Knollen als Merkwürdigkeit mit in ihre Heimat nahmen, wo man sie Batates nannte. Nun fanden auch die Italiener die Pflanze interessant und brachten sie als Taratufoli oder Turtuffoli (Trüffeln) in das Apenninenland als Zierde der botanischen Gärten. Dort sahen sie Deutsche, konnten aber das lange italienische Wort nicht nachsprechen, kürzten es daher in Kartoffel oder übersetzten es in Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, deren sich bald darauf die Prediger ganz besonders annahmen, indem sie die Anpflanzung der Kartoffeln in ihr Seelsorgeramt einbezogen und dieselbe empfahlen. Der Bauer wollte aber das Viehfutter nicht anrühren und nannte zum Spott jene Geistlichen Knollenprediger, um seinen Unwillen über die aufgezwungene Speise und unerhörte Neuerung auszusprechen.

Die Kartoffel war in Europa, aber man behandelte sie nur als Zierpflanze, höchstens als Leckerei an vornehmen und fürstlichen Tafeln, wie es noch 1783 geschah, indem man sie mit Gewürz anmengte, ihr die Form von Backwerk gab und in Brodschnittenform als Nachtisch oder Näscherei verzehrte. Daher sorgten reiche Leute dafür, daß Grundbirnen in den Gewächshäusern angebaut wurden, um mit ihrer Knollenfrucht die Festtafel zu zieren. Der Seemann und Seeräuber Franz Drake soll (1586) Kartoffeln aus Virginien nach England gebracht und bei einem Gastmahle die Königin Elisabeth mit Kartoffelschnittchen bewirthet haben als mit kostbarer Leckerei. Der Botaniker Gerard in London, dem Drake Kartoffelsamen gab, taufte die Pflanze auf den Namen Batata virginiana und empfahl sie als Zier- und Leckereigewächs, aus dessen Samenmehl die Zuckerbäcker allerlei gewürzte und gezuckerte Konfekte bereiteten, welche theuer bezahlt wurden und bei keiner feinen Schmauserei als Nachtisch fehlen durften. Als Seltenheit pflanzte Crusius (1588) in Wien und Frankfurt am Main die Grundbirne (Erdtuffel, Nudel, Bolle, Grieblingsbaum) an, worauf ihr Bauhin (1599) den noch üblichen Namen Solanum tuberosum esculentum (eßbarer Nachtschattenknollen) gab. In allen botanischen Gärten pflegte man der Kartoffel, da man sie für herrschaftliche Küchen gebrauchte, indem man sie in Deutschland gebraten und mit Pfeffer, in Italien mit Hammelfleisch, in England mit Oel, Essig und Pfeffer aß. Die Papa war in Europa eine vornehme Pflanze geworden; sie wünschte aber, wie in ihrer Heimat, Volksnahrung zu sein, und setzte ihren Willen wirklich durch.

Da fand sie endlich (1584) im Irländer Walter Raleigh den rechten Mann, der sie in seinem Garten Yonghall bei Cork anpflanzte und seine Landsleute vermochte, diese Frucht auch in ihren Gärten und Feldern anzubauen. Weil die erste Anpflanzung nicht recht gelingen wollte, brachte Raleigh 1610 neuen Samen aus Virginien mit, worauf denn auch die königliche Gesellschaft zu Dublin nach fünfzig Jahren (1663) den Anbau ernstlich zu verbreiten suchte. Bald war die Kartoffel allgemeine Volksnahrung, während sie in England noch im Jahre 1784 in Gärten als Naschpflanze gezogen, in Schottland erst kurz vorher (1780) der Kartoffelbau auf dem Ackerfelde versucht wurde.

Wenn die Papapflanze die weiten Ebenen „der grünen Insel“ überblickte, freute sie sich der gemachten Eroberung, denn weit und breit sah man Kartoffelfelder; mehr als vier Fünftheile der Bewohner nährten sich fast ausschließlich von der Kartoffel, die auch ihren Hausgenossen, den Schweinen und Hühnern, als tägliche Speise sich liebreich anbot. Doch wie ganz anders war es in Irland als in Peru. Das Volk wohnte in verfallenen Lehmhütten mit papierverklebten Fenstern, ging zerlumpt und schmutzig einher und an den Landstraßen lauerten Bettler auf den Wanderer. Man aß die Kartoffel, wenn man gut lebte, mit dünner Buttermilch oder mit Häring oder wenigstens mit Salz. Aber Häring und Salz dienten mehr zur Augenwaide als zum Genuß, denn der Häringsschwanz schwebte an einem Bindfaden von der rauchigen Decke herab bis über den Tisch, damit die Speisenden der Reihe nach denselben ergriffen, mit ihm die Kartoffel bestrichen und diese verzehrten, was sie Kartoffel mit Häring in ihrer Anspruchslosigkeit nannten. Ein wenig Salzlakengeruch reicht für ihre Phantasie hin, sie glauben zu machen, daß sie wirklich Häring gegessen haben. Fehlt der schwebende Häring beim Mahle, was nicht selten der Fall ist, so muß ihn die Phantasie ersetzen. Der Irländer weist mit dem Finger, wenn er in die Kartoffel beißt, zur Decke nach der Stelle, wo der Häring hängen sollte, und nennt dieses frugale Mahl Kartoffel mit Fingerzeig.

Der Papa ward unheimlich bei diesem verarmenden Volke, daher folgte sie gern einem Karmelitermönche, der sie 1625 nach Toskana brachte, wo man sie aber nur als Gartenzierde anpflanzte, wie in Portugal, wo sie noch 1798 sehr selten war, und in Neapel, wo ein Württemberger sich ihrer besonders annahm, die Unterstützung der Regierung erlangte, die einen Preis auf den Anbau setzte und Anweisungen zum Kartoffelbau verbreiten ließ. Doch in diesen Ländern der nahrhaften duftigen Südfrüchte nahm man zur Kartoffelspeise nur zur Zeit der Hungersnoth Zuflucht, weßhalb Venedig z. B. ganze Schiffsladungen von Kartoffeln zum Anbau von England kommen ließ (1817), um dann wieder zum Mais und zur beliebten Polenta zurückzukehren, wenn die Noth überstanden war.

Die Kartoffel wanderte weiter und kam nach Frankreich, wo sie es dahin brachte, daß man ihr königliche Ehre erwies, daß Minister und Könige sich ihrer eifrig annahmen, ja daß man (1848) aus ihr Käse zu machen suchte und ausrechnete, ein Kartoffelacker liefere doppelt so viel Nahrungsstoff als ein gleich großes Waizenfeld. In Frankreich pflanzte man seit 1616 die Kartoffel als Leckerei für die königliche Tafel an, doch Minister Turgot bemühte sich 1761 vergeblich, sie zur Volksnahrung zu machen, denn die königliche Speise war bereits in Dörfern zum Schweinefutter herabgesunken, welches der Bauer verschmähte. Erst die Hungersnoth von 1771, 1793 und 1817 zwang das Volk, von diesem Vorurtheile abzulassen. Als die Hungersnoth 1793 ungeheures Elend über Frankreich brachte, setzte die Akademie einen hohen Preis aus für Denjenigen, der eine billige Volksnahrung erfinde, welche das Korn ersetze. Der Apotheker Parmentier erbot sich, eine solche zu schaffen, weßhalb ihm der König 50 Morgen unfruchtbaren Landes zu seinem Versuche überwies.

Parmentier legte Kartoffelsamen. Siehe! er ging auf und bald stand die weite Fläche voll violetter Blüten. Der König war entzückt, als er Brod wachsen sah. Er steckte die ersten Blüten, die man ihm brachte, in's Knopfloch und durchfuhr mit diesem Schmuck die Straßen von Versailles. Die Königin Marie Antoinette erschien auf dem Hofballe mit einem Straußе Kartoffelblüten im Haare, als mit dem Kostbarsten, was Frankreich besaß. Nun beeilten sich alle Herzoginnen, Gräfinnen und Hofdamen, die Gunst Parmentier's zu gewinnen, damit er ihnen für Geld und gute Worte einen Kartoffelblütenstrauß band. Ganz Paris sprach nur von Parmentier und seinem neuen Brode, lieber noch von seinen wunderbaren Blumen. Aehnliches wiederholte sich in Athen, als die erste Königin, die oldenburgische Prinzessin Amalie, 1836 ihren Einzug hielt, denn die vornehmsten Jungfrauen überreichten ihr einen Strauß von Kartoffelblüten, als das Schönste und Seltenste, was das junge Königreich besitze. Ja, auch Rußland versuchte Aehnliches, indem es 1844 hohe Preise als Belohnung für Diejenigen aussetzte, die Kartoffeln anpflanzten, wogegen Friedrich II. in Schlesien, Pommern und Preußen die Bauern durch Dragoner zwang, Kartoffeln anzubauen (1763). Die Volksnahrung fand bei den absoluten Herrschern die kräftigste Unterstützung, der sich aber das Vorurtheil der Gewohnheit widersetzte.

„Frankreich wird es Ihnen danken!“ sagte der gutmüthige Ludwig XVI. zu Parmentier, „daß Sie das Brod der Armen erfunden haben!“ Anders dachte der französische Bauer, denn er setzte allen Bemühungen einer wohlwollenden Regierung den passiven Widerstand des Nichtmitthuns entgegen, ein beliebtes Bauernmittel. Die Bauern nahmen nicht einmal die Kartoffeln, welche ihnen Parmentier schenken wollte, und verboten ihren Kindern, davon zu essen, wenn sie angeboten wurden. So entgegengesetzt waren Volks- und Königswillen! Da benützte Parmentier eine List, um die halsstarrigen Bauern zu übertölpeln. Unter Trompetenschall ließ er verkünden, daß seine Früchte nun reif wären und zu befürchten stünde, man würde sie wegen ihres Wohlgeschmacks stehlen; daher habe er sich einen ganz besondern Schutz erwirkt und werde Denjenigen sehr hart bestrafen lassen, der ihm seine kostbaren Früchte ausgrabe. Das half. Die Bauern wurden neugierig, stahlen und aßen Kartoffeln, und Parmentier bemerkte trotz seiner Wächter nichts davon, weil er sich im Herzen freute, daß der Bauer sich endlich von einem eingerosteten Vorurtheile lossagte und Kartoffeln aß. Dem edelmüthigen Apotheker ward später zu Montdidier eine Bildsäule errichtet. Nachdem für Kartoffelnahrung Bahn gebrochen war, half das Nothjahr 1817

nach, den Anbau dieser Knollenfrucht zu verbreiten, deren sich besonders der Prinz Rohan annahm, weßhalb man eine Art Riesenkartoffeln fortan Rohankartoffeln nannte.

Die Kartoffel wanderte unterdessen nach Deutschland, um auch hier eine lange Leidensgeschichte durchzumachen, ehe die Bauern begriffen, welchen Vortheil ihnen der Kartoffelbau bringen kann. Während des dreißigjährigen Krieges unternahm ein niederländischer Offizier, in den Gärten böhmischer Edelleute die Kartoffel als Ziergewächs anzupflanzen, worauf andere Edelleute sie nach Bayreuth brachten. Sie blieb hier hundert Jahre lang nur Gartenfrucht, wie etwa unsere Gurken, Zwiebeln und Salat, bis die Regierung 1716 die Bauern zwang, ihren Zehnten an die Geistlichen und an die Regierung in Kartoffeln abzuliefern, so daß namentlich dem Main entlang die Prediger die Verbreiter des Kartoffelbaues wurden. Im Murgthale führte sie auf rührende Weise der Holzhauer Rindenschwender ein (1740). Er hatte in Württemberg als Bauernknecht gedient, Kartoffeln gepflanzt und gegessen und solchen Wohlgefallen an dieser Frucht gefunden, daß er sich öfter versucht fühlte, sie zu stehlen, um sie in seinem Geburtsorte Gaggenau anzupflanzen. Seine Gewissenhaftigkeit hielt ihn jedoch ab, ein Verbrechen zu begehen; dagegen bedang er sich von seinem Herrn anstatt des Lohnes einen Sack voll Kartoffeln. Der ehrliche Knecht empfing neun Körbe voll, eilte mit seinem Schatze hocherfreut heim in sein stilles Geburtsthal und hatte die Freude, recht bald viel Kartoffelfelder in seiner Heimat grünen zu sehen. Er machte gute Geschäfte, erhielt den Titel Oekonomierath und hinterließ bei seinem Tode (1803) ein Vermögen von 300,000 Gulden.

Nach Norddeutschland kam die Kartoffel etwas früher, da man sie am Wesergebirge, am Harz und an der sächsischen Saale bereits 1640 als Gartenfrucht anbaute. Ein Bauer aus dem voigtländischen Dorfe Würschnitz bei Plauen, der in England gewesen war, brachte von dort Kartoffeln mit und pflanzte sie daheim in seinem Garten an (1650). Von seinem Dorfe aus verbreitete sich der Anbau bis 1670 im Erzgebirge, wogegen ihm die Bauern der Korngegenden im Elb- und Muldethale hartnäckigen Widerstand entgegensetzten. Andere nennen als ersten Anbauer einen Mann aus Salb, noch Andere eine Frau aus Posern. Lange dauerte es, ehe man Kartoffeln auf dem Felde anbaute, denn die Bauern zogen sie im Garten nur als Leckerei, die man an Sonn- und Festtagen statt Butter oder Käse zum Brode aß, was allerdings nicht recht mag gemundet haben. Im Erzgebirge verbreitete den Feldbau der Oberforstmeister Alexander von Beulwitz in Schlottau (1720), so daß sie die Hauptnahrung der armen Weber und Spitzenklöppler wurde, wogegen sie bei Leipzig erst 1740 auf Anregung des Predigers Angebauer gepflanzt wurde. Die querköpfigen Bauern wollten nichts von den „voigtländischen Knollen“ wissen und nannten ihren Prediger wie dessen gleichstrebende Kollegen in Lommatzsch und Meißen Knollenprediger, obschon sie der „Dresdener Anzeiger“ schon 1733 „als großen Segen Gottes für die Gebirge“ anpries. Erst Nothjahre belehrten den hochmüthigen Kornbauern eines Bessern, daß es gut sei, einen sichern Ersatz zu haben, wenn die Getraideernte mißräth.

In Preußen und Württemberg mußte gar die Regierung die Bauern zwingen, Kartoffeln anzubauen. Wie in allen fürstlichen Gärten, hatte man auch in dem kurfürstlichen zu Berlin 1699 Kartoffeln als Seltenheit und Leckerei angebaut, wie heutzutage etwa Ananas und Orangen, doch schon Friedrich Wilhelm I. wünschte, daß der Kartoffelbau als Nahrung für die Armen gepflegt werde, und Friedrich II. erzwang ihn namentlich in Schlesien durch Militärexekutionen. Die Kriegsjahre 1700—1714 und 1751—64 bewiesen, wie weise diese strengen Verordnungen waren. Als nun 1770 große Hungersnoth ausbrach und 180,000 Menschen in Böhmen verhungerten, 200,000 in das Kartoffelland Schlesien auswanderten, wo nur 100,000 vor Hunger gestorben waren, begriff man die Thorheit, den Anbau der Kartoffeln als Feldfrucht versäumt zu haben. In Prag hatten irländische Franziskaner im Klostergarten Kartoffeln gebaut, vom Erzgebirge hatten Bergleute diese Frucht nach Joachimstsal und Schlangenwald gebracht, von Schlesien aus war sie in's Riesengebirge verpflanzt, aber der Anbau im Großen war ein geringer und einstweiliger, so lange irgendwie Getraidemangel herrschte. Aus gleichem Grunde kam die Kartoffel erst 1770 nach Ungarn, wo sie heute noch in manchen Gegenden unbekannt ist, weil man dort ausschließlichen Getraidebau gewohnt ist.

In Württemberg ward seit 1700 die Kartoffel einheimisch durch den unermüdlichen Eifer des Waldensers Antoine Seignoret, obschon sich die Bauern dem „Viehfutter“ widersetzten, des Nachts die gelegten Samen aus den Furchen rissen und dann vorgaben, das Wild habe dieß gethan. In Reutlingen kannte man 1760 die Kartoffel noch nicht und in Stuttgart aß man 1728 Rindfleisch mit Kartoffeln als Seltenheit und Luxus. An hundert Jahre hatten die Bauern dem Kartoffelbau Widerstand geleistet, und als der Herzog mit Strenge eingriff und den Kartoffelbau anbefahl, weigerten sich die Bauern, von den Kartoffeläckern Zehnten zu geben, weil davon nichts in den alten Rechtsbüchern stehe. Juristen stimmten ihnen bei, doch nun befahl die Regierung auch den Kartoffelzehnten. So erbittert kämpfte Vorsicht mit der Beschränktheit der Bauern. Heutzutage ist die Kartoffel Hauptnahrung auf der Alp, und erzeugt man in Hohenheim 64 Spielarten.

Nach und nach verbreitete sich der Kartoffelbau über ganz Europa. Nach Mecklenburg brachte ihn ein Offizier aus Schottland mit (1771), in Bern baute man sie 1730, in Finnland und Schweden 1760, selbst in die Hochthäler von Röraas kam die Kartoffel, wo sie nur die Größe einer Haselnuß erreicht. In Rußland förderte man (1844) ihren Anbau durch Belohnungen, in der Türkei, namentlich in Illyrien und Montenegro, sowie in Griechenland beginnt erst der Kartoffelbau, dagegen hat er sich von Osteuropa über Asien bis Kamtschatka verbreitet. In Persien nennt man die Kartoffel nach dem englischen Gesandten Malcolmpflaumen, in China bildet sie als Holländeryam das edelste Gericht auf den Tischen der Vornehmen. In den Thälern des Himalaya, in Sibirien wie in Australien und im Kaplande fehlt die Kartoffel nicht mehr. Sie hat ihre Weltfahrt vollbracht in 400 Spielarten, auf hohen Gebirgsthälern, zwischen eisigen Bergriesen und in fruchtbaren Niederungen aller Erdtheile hat sie ihr Heim gefunden, um den arbeitsamen Menschen vor Hungersnoth zu schützen.

(Aus: „Kulturbilder und Humoresken aus dem Alltags- und Modeleben der Völker“. Von Prof. Friedr. Körner. Hamburg, J. F. Richter.)

Albumblatt.

Nach dem Balle.

Von

Godfried Wandner.

(Bild S. 169.)

Tiefstill die Nacht — vorbei Musik und Tanz,
Verstummt der Ton der Flöten und der Geigen,
Die aufgespielt beim heitern Mummenschanz
Noch jüngst zum zierlich buntbewegten Reigen.

Tiefstill die Nacht — ein düsterrother Schein
Von Fackeln fällt hernieder auf die Gassen
Und auf die Letzten, die, von Lust und Wein
Beseelt, den festgeschmückten Saal verlassen.

Tiefstill die Nacht — der Mond allein nur lauscht,
Es spielt der Wind mit Locken und mit Bändern —
Ein schalkhaft Kichern, und dazwischen rauscht
Es leise wie von seidenen Gewändern.

Tiefstill die Nacht — ein Wort, ein Seufzer noch,
Ein Händedruck, vielleicht ein heimlich Küssen,
Bis Jene trennt die strenge Sitte doch,
Die sich beim Scheiden hundertmal noch grüßen.

Tiefstill die Nacht — im Schlummer liegt die Welt
Und höher schlägt manch' Herz in süßen Träumen
Von holdem Glück, von Tagen glanzerhellt,
Die duft'ge Liebesblüten licht umsäumen.

Ein Aprilscherz.

Novelle

von

Lambert Felix.

In einer geräumigen, freundlich eingerichteten Dachstube des schönen Hauses, das der Handelsherr Jakob Eberhard bewohnte, saß seine Nichte Hildegard oder Hilda, dem Anschein nach mit dem Kopiren eines Briefes beschäftigt. Diese Arbeit schien sie höchlich zu belustigen. Ihre nußbraunen Augen glänzten vor innerem Jubel, das schelmische Grübchen, das sich bei jedem Lächeln auf ihrer Wange zeigte, war in beständiger Bewegung; zuweilen, während sie das schon Geschriebene überflog, brach sogar ein kurzes, verhaltenes Lachen aus ihrem Munde. Dessenungeachtet warf sie mehr als einmal die Feder auf den Tisch und eilte an's Fenster, um die Masten der die Düna hinaufkommenden Schiffe zu zählen.

Seit wenigen Tagen war der Strom eisfrei und Hilda wurde nicht müde, das stündlich wachsende Leben im Hafen zu beobachten. Der Anblick war ihr neu, denn obgleich die Waise schon seit vielen Monaten im Hause ihres Onkels Aufnahme gefunden hatte, bewohnte sie doch erst seit wenigen Wochen diese hochgelegene Stube, deren Besitz sie entzückte. Nach jeder dieser Unterbrechungen nahm sie mit neuem Eifer die Arbeit wieder auf und vertiefte sich endlich so in ihren Brief, daß sie das Oeffnen der Thüre völlig überhörte und erst auffah, als ein junges Mädchen in Reisekleidern vor ihr stand.

„Jenny, Du! Welch' eine Ueberraschung!“ rief sie dann und drückte die Neuangekommene stürmisch an die Brust. „Es ist allerliebst von Dir, mich immer wieder zu besuchen, obgleich Du vier Jahre älter bist und mir in der Schule immer um zwei Klassen voraus warst.“

„Du sprichst von längstvergangenen Tagen, für mich wenigstens,“ entgegnete Jenny lachend. „Du bist freilich erst sechzehn Jahre alt und müßtest eigentlich noch auf der Schulbank sitzen!“

„O, ich bin fast siebenzehn! Am zweiten Juni ist mein Geburtstag.“

„Und heute haben wir den letzten März. Trotzdem bist Du ganz und gar der ungestüme Kindskopf von ehemals geblieben. Du nimmst mir diese Aufrichtigkeit doch nicht übel, liebes Herz?“

Hilda lachte.

„Wenn ich auf dem Punkte empfindlich wäre, käme ich den ganzen Tag nicht aus dem Schmollen. Eugeniens drittes Wort ist, daß ich unerhört grün sei. Ich selbst finde mich gar nicht so kindisch! Aber wo ist nur Dein Koffer? Du mußt durchaus hier oben bei mir wohnen! Das ist Dir doch auch das Liebste, nicht wahr?“

Sie wollte fortstürzen, Jenny hielt sie zurück.

„Bleib' nur da, Du lieber Unband. Dießmal kann ich von Deiner Gastfreundschaft keinen längern Gebrauch machen. Ich bin nur auf der Durchreise hier in Riga und muß noch heute weiter nach Mitau zu meinem Bruder, der mich erwartet. In anderthalb Stunden geht der Zug. Du begleitest mich auf den Bahnhof, nicht wahr?“

Hilda's Augen füllten sich mit Thränen.

„Gewiß thue ich das. Aber warum kamst Du nicht schon gestern, Du böse Jenny?“

„Weil ich Deiner Cousine Eugenie ganz fremd bin und die Bekanntschaft nicht gleich mit der Bitte um Aufnahme beginnen möchte . . .“

„Das nenne ich schwerfällig! Du kennst doch Onkel Jakob, den Herrn des Hauses. Uebrigens irrst Du, wenn Du meinst, daß ich nicht das Recht hätte, zuweilen einen Gast bei mir zu sehen. Ich lebe hier nicht auf Kosten meines Onkels, in dem Punkte bin ich glücklicherweise unabhängig.“

Hilda's rundes Kinderantlitz nahm bei diesen Worten eine ernste, würdevolle Miene an, die einen unbeschreiblich komischen Eindruck machte.

Jenny lächelte flüchtig, dann sah sie sich prüfend in der Dachstube um.

„Wenn ich nach dem Zimmer urtheilen soll, das Du jetzt bewohnst, so kann die Pension, die Du zu zahlen hast, nur gering sein. Es wundert mich, daß ein so reicher Mann wie Dein Onkel eine solche überhaupt annimmt.“

„Onkel Jakob, der so gut, so freigebig ist, thut es gewiß nur, weil mein Vater es ausdrücklich wünschte. Noch auf seinem Sterbebette schärfte Papa mir ein, dem Onkel zu sagen, wie es damit gehalten werden sollte. Als ich seinen Auftrag ausrichtete, lächelte Onkel Jakob nur und sagte: ‚Schon gut, schon gut. Ich verwalte ja doch Dein Vermögen und werde mir das Kostgeld schon berechnen.‘ So habe ich mich weiter gar nicht um die Sache gekümmert. Mein Zimmer also gefällt Dir nicht? Wie schade! Ich liebe es so trotz der schrägen Wände. Es hat so viel heimliche Winkel und ein schönes großes Erkerfenster mit der prachtvollsten Aussicht. Sieh' nur hinaus!“

„Wenn Du zufrieden bist, kann ich es natürlich auch sein. Nur gefiel mir Dein früheres Zimmer weit besser.“

„Und ich bin Eugenie so dankbar, daß sie nicht auf Onkel Jakob's Plan einging, es mir ganz zu überlassen. Abgesehen von der Unbequemlichkeit, die ich ihr nur ungern bereitet hätte, bin ich hier viel freier als unten, wo Eugenie mich immerfort störte. Ich bin leider so leicht zerstreut, daß ich auch nach einer geringfügigen Unterbrechung gar nicht schnell zu meinen Studien zurückzukehren vermag.“

„Du befolgst also wirklich den Rath unserer Lehrer und bringst die Morgenstunden bei den Büchern zu, Du Ausbund von Tugend! Aber vor Allem sage mir, wie stehst Du zu Deiner Cousine? Ich habe ihretwegen oft mit Sorge an Dich gedacht, obgleich ich sie nur dem Namen nach kenne. Daß sie den Winter in Nizza zubrachte, war gewiß ein Glück für Dich — ich wollte nur, sie wäre ganz dort geblieben!“

Auf Hilda's verwunderten Blick fügte die Freundin hinzu:

„Ich gestehe Dir nämlich ganz offen, daß ich Deine Cousine für einen unleidlichen Charakter halte. Von drei Zimmern Dir nicht eines abzutreten, das ist doch stark!“

„O, Du thust ihr unrecht! Sie hat allerdings Launen und ist entsetzlich nachtragend, aber wir stehen trotzdem sehr gut zu einander. Ich bin eben zum Glück unabhängig von ihr, und wenn ich ihr auch, da sie älter ist, jegliche Rücksicht schuldig bin, so weiß ich mich doch gleichberechtigt mit ihr. Das gibt mir einen Halt. Ihretwegen, siehst Du, ist es mir lieb, daß ich dem Onkel ein Kostgeld zahle, denn sonst würde ich mich hier nur geduldet fühlen. Ich bewundere und schätze Eugeniens Geist und ihre große gesellschaftliche Liebenswürdigkeit — aber abhängig von ihr sein zu müssen, das wäre mir fürchterlich. Ich sage Dir das natürlich ganz im Vertrauen, theure Jenny!“

„Versteht sich. Aus alledem erwächst mir der lebhafte Wunsch, daß sie bald heirathen und Dich mit ihrem Vater wieder allein lassen möge, wie im Winter. Sie ist ja auch schon dreiundzwanzig Jahre alt und wird von den Männern sehr bewundert, wie man sagt.“

„Und wie! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie viel Beifall sie hat. Aber heirathen wird sie noch lange nicht. Sie ist äußerst schwierig — und dann findet sie es auch sehr angenehm, so viele Bewunderer zu haben, und will sich gar nicht beeilen, eine Wahl zu treffen.“

„Hat sie Dir das gesagt?“

„Ja wohl. O, sie hat mir schon von unzähligen Freiern erzählt, und es macht mir den größten Spaß, immer wieder von neuen Körben zu hören, die sie ausgetheilt hat.“

„Nun, ich will für Dich hoffen, daß sie bald dem Rechten begegnet. Wärest Du nicht so ‚unerhört grün‘, wie sie nicht mit Unrecht bemerkt, läge es mir näher, zu wünschen, daß Du Deinen Rechten in allerkürzester Frist finden mögest, so aber...“

Jenny unterbrach sich selbst, weil das unbändige Gelächter der Freundin auch sie ansteckte.

„Ich und heirathen! Das ist wirklich zum Todtlachen. Diese Hoffnung gib auf, liebe Jenny! Ich weiß ganz gewiß, daß ich niemals heirathen werde. Es kommt mir zu albern vor, einen Bräutigam zu haben. Ich will keinen, nie und nimmer. Es wäre mir zu gräßlich!“

„Das beweist recht, wie kindisch Du bist.“

„Warum soll das nun kindisch sein? Sind denn alle die unzähligen alten Fräulein auch kindisch? Wenn sie merken, daß Du das glaubst, werden sie es Dir sehr übel nehmen, theure Jenny!“

Während Hilda sprach, hatte die Freundin einen Blick auf den nahen Schreibtisch geworfen.

„Was hast Du vor?“ fragte sie verwundert. „Du scheinst eine männliche Handschrift nachahmen zu wollen. Zu welchem Zweck, ich bitte Dich?“

„Erräthst Du es nicht?“ rief Hilda mit leuchtenden Augen. „Morgen ist der erste April und ich habe mir einen köstlichen Spaß ausgesonnen. Natürlich einen Heirathsantrag — das bleibt doch immer das Amüsanteste — und für Eugenie ist es entschieden das Passendste.“

„Sie wird sich sehr ärgern, das sage ich Dir voraus.“

„O, ihren Aerger fürchte ich nicht. Aprilscherze sind erlaubt, und wenn sie mich auch als die Urheberin erräth, kann sie mir doch nichts anhaben. O, ich möchte mich todtlachen, wenn ich mir ihr Gesicht beim Lesen meines Briefes vorstelle. Zuerst Ueberraschung — wachsendes Erstaunen, dann ein Gefühl des Triumphs, selbst Diesen unterjocht zu haben — endlich die halb verdrießliche, halb komische Enttäuschung, unten groß und breit das Datum lesen zu müssen."

Hilda drehte sich unter hellem Gelächter mehrmals wie ein Kreisel um sich selbst.

„Du hast also im Namen eines wirklichen Bekannten geschrieben? Sei vorsichtig, ich bitte Dich. Es könnte leicht einen argen Verdruß geben."

„Meinst Du, daß sie den Brief für echt halten könnte? Aber das ist ja ganz unmöglich! Wenn man am ersten April einen Brief bekommt, so macht Einen das Datum allein schon mißtrauisch. Und selbst wenn sie Lust hätte, ihn sofort durch einen Korb zu überraschen" — hier lachte Hilda wieder sehr herzlich — „so würde ich es doch niemals zulassen."

„Aber wenn sie ihm nun ihr Jawort geben wollte?"

„Das wird Eugenie nicht einfallen. Sie findet ihn unaussprechlich langweilig, phlegmatisch, stumm und förmlich zum Davonlaufen. Sie glaubt nicht einmal, daß er dabei ein ganz vortrefflicher Mensch sein kann, was ich ihr doch versichert habe; kurz, sie verachtet ihn durchaus als den steifsten, widerwärtigsten Menschen ihrer ganzen Bekanntschaft."

„Wer ist denn dieser Mann, dessen Herzensgüte Dir allein bekannt zu sein scheint?"

„Gar nicht mir allein! Onkel Jakob hält die größten Stücke auf ihn. Ich weiß zufällig nur etwas von seiner Wohlthätigkeit, weil die alte Susanne mir davon erzählt hat. Ihre armen Verwandten, die in demselben Hause leben wie er, sind sehr reichlich von ihm unterstützt worden. Und ganz vor Kurzem ist er in's Wasser gesprungen, um den Hund eines kleinen Knaben vor dem Ertrinken zu retten. Da muß er doch ein guter Mensch sein! Außerdem ist er zuweilen sehr freundlich gegen mich gewesen."

Jenny warf einen forschenden Blick auf ihre Freundin.

„Dabei erfahre ich noch immer nicht, wie dieser Edle heißt und wie er aussieht. Bitte, erzähle mir haarklein Alles, was Du von ihm weißt."

„Sein Name ist Dietrich Bering und er wird einst der Chef der hochangesehenen Firma Bering und Sohn in Bremen sein. Augenblicklich arbeitet er in dem Comptoir des Onkels, um sich mit den Geschäften vertraut zu machen. Ehe er sich dem Handelsstande widmete, hat er eine Universität besucht und weite Reisen gemacht, deßhalb ist er auch viel älter als die übrigen jungen Leute im Comptoir, eigentlich schon recht alt. Von seinem Aeußern ist wenig zu sagen: er ist lang, blond und weder hübsch noch häßlich."

„Was nennst Du schon recht alt, Hilda?"

„Nun, wenn man das dreißigste Jahr überschritten hat."

„Das konnte ich mir denken," entgegnete Jenny lächelnd. „Seht ihr ihn oft? War er schon vor Weihnachten hier?"

„Er kam gleich nachher und seitdem ißt er jeden Sonntag hier zu Mittag. Der Onkel hat ihn auch ein- für allemal zum Abend eingeladen. Jetzt kommt er aber nur, wenn empfangen wird. Seit Eugenie zu Hause ist, haben wir zweimal wöchentlich Empfangsabend."

„Kam er häufig, als ihr noch allein wart?"

„O ja, er hatte immer sehr viel mit Onkel Jakob zu verhandeln."

„So ist er also nicht immer stumm und langweilig? Findest Du überhaupt das Urtheil Deiner Cousine gerechtfertigt? Wie kommt er Dir vor?"

„Ach, ich habe niemals über ihn nachgedacht. In Gesellschaft ist er allerdings schweigsam und förmlich. Ich glaube aber, daß er Eugenien so wenig gefällt, weil er ihr gar nicht den Hof macht. Deßhalb gerade lasse ich den Heirathsantrag von ihm ausgehen. Ein Aprilscherz ist um so besser, je unwahrscheinlicher er ist."

„Wenn Dir die gute Laune Deiner Cousine etwas werth ist, so unterlaß diesen Spaß," sagte Jenny warnend, aber Hilda wies die übertriebene Aengstlichkeit der Cousine mit Entrüstung von sich.

„Das wäre doch arg, wenn ich mich so vor Eugenie fürchten müßte, daß ich ihr nicht einmal einen Aprilbrief zu schreiben wagte! Spiele ich etwa hier die Rolle der armen Verwandten, die nur aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen ist und nicht mucksen darf? Wenn das wäre, wollte ich lieber sterben. Aber, gottlob, nein! Mein Vater hat mir so viel hinterlassen, daß ich von Niemand Almosen anzunehmen brauche."

Erstaunt blickte Jenny in das erregte Gesicht des Kindes. Der eben gehörte Ausbruch schien ihr gar nicht zu Hilda's sonstigem Wesen zu stimmen und ließ sie eine wunde Stelle in den Familienbeziehungen ahnen.

Dieß war in der That der Fall. Hilda's Vater hatte sich gegen den Rath seines Bruders in unvorsichtige Spekulationen eingelassen und bedeutende Verluste erlitten, die er durch Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege ersetzen zu können meinte. Die energisch ausgesprochene Mißbilligung Jakob Eberhard's hatte das Verhältniß der Brüder getrübt und in Hilda's Vater eine so krankhafte Furcht erzeugt, jemals dem reicheren und glücklicheren Bruder im Namen seines Kindes zu Danke verpflichtet sein zu müssen, daß er dieselbe Abneigung auch in die harmlose Seele seiner jungen Tochter gesenkt hatte. —

Hilda war vom Bahnhof zurückgekehrt und hatte im Hause ihres Onkels unerwarteten Besuch vorgefunden. Der Abend war in heiterem Geplauder verstrichen, und erst als man sich trennte, um schlafen zu gehen, gedachte sie wieder des unvollendeten Aprilbriefs. Sie lief eilig die Treppe hinauf und setzte sich neubegeistert an ihren Schreibtisch. Aber die getreue Nachbildung der männlichen Schriftzüge nahm Zeit; sie wurde schläfrig, und als der Brief endlich fertig geschrieben, couvertirt und zugeklebt war, hatte sie das in ihren Augen so hochwichtige Datum glücklich vergessen. Das Versäumniß fiel ihr ein, als sie im Begriff war, in's Bett zu steigen; aber sie konnte sich nicht entschließen, den Fehler sogleich wieder gut zu machen. „Morgen soll es das Erste sein, was ich thue," dachte sie und schlief ein.

Sie erwachte eine Stunde später als gewöhnlich und mußte sich mit dem Ankleiden sehr beeilen, um den Kaffee zu rechter Zeit für den Onkel besorgen zu können. Eugenie, die gern länger schlief, hatte auch nach ihrer Heimkehr dieses Amt mit Vergnügen der Cousine gelassen. Hilda steckte den Brief zu sich und legte ihn auf Eugeniens gewohnten Platz, wo sie ihn unter einige andere mit der Post angekommene Briefe schob. Der Onkel verließ den Frühstückstisch eiliger als gewöhnlich, nachdem er seine Uhr herausgezogen und gesagt hatte, daß Jemand auf ihn warte. Gleich darauf erschien Eugeniens Kammerjungfer mit der Meldung, das Fräulein habe Kopfweh und wolle erst nach einer Stunde aufstehen; jetzt wünsche sie, im Bett Thee zu trinken. Als Hilda das Verlangte besorgt hatte, entfernte sich das Mädchen, ohne Eugeniens Briefe mitzunehmen.

„Wer weiß, wie spät sie nun erst gelesen werden?" dachte Hilda mißmuthig und begab sich in die Bibliothek, um sich mittlerweile die Zeit durch Lesen zu vertreiben. Während sie auf einem Stuhle stand und sich mühte, aus einem hohen Fach des Bücherschranks das Gewünschte herabzulangen, hörte sie im anstoßenden Zimmer ihres Onkels, dessen Thür nur angelehnt war, Herrn Bering's Stimme. Ueberrascht und fast unwillkürlich horchte sie auf; es war ihr, als habe er ihren Namen genannt.

Ihr Onkel sagte jetzt sehr vernehmlich:

„Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen herzlich für Ihre vergebliche Mühe. Ich habe nie geglaubt, daß es möglich sein würde, etwas von dem Vermögen meines seligen Bruders zu retten. Seines Kindes wegen thut es mir leid: Hilda ist arm wie eine



Dächselkopf. Nach dem Gemälde von Edw. Landseer. (S. 183.)



Wasserrosen.



Die Lieblingsblume. Gemälde von G. Feregutti. (S. 182.)

Kirchenmaus, und das wird ihr eine künftige Eheschließung sehr erschweren, wenn es auch für den Augenblick so wenig Unterschied in ihrer Lage macht, daß sie es nicht einmal zu erfahren braucht. In der That wünsche ich nicht, daß sie etwas davon erfährt; sie würde es zu bitter empfinden."

Die Schlußsätze dieser Rede hörte oder verstand Hilda nicht mehr, so benommen war sie durch das, was sie gehört und verstanden hatte. Zitternd und todtenbleich stieg sie vom Stuhle herab, trug ihn mechanisch auf seinen Platz zurück und floh, die Hände krampfhaft zusammengepreßt, in das stille Asyl ihres eigenen Zimmers. Dort warf sie sich auf das Sopha, verbarg ihr Gesicht in den Kissen und ließ ihren Thränen freien Lauf. Es währte lange, ehe sie aufzustehen und sich etwas zu sammeln vermochte. Die arme Hilda fühlte ihren Lebensmuth geknickt: die Illusion, ein unabhängiges Vermögen zu besitzen, hatte so wesentlich zu ihrem Glück gehört, daß die Gewißheit, eine Bettlerin zu sein, sie vernichtete, ihren Verwandten gegenüber ängstlich und scheu machte.

„So muß ich denn doch von fremder Gnade leben," dachte sie voll Verzweiflung, „darf niemals mehr eine eigene Meinung haben, muß mich sogar mißhandeln lassen, wenn es Eugenien so gefällt. Und ich wagte, von Gleichberechtigung mit ihr zu träumen!"

Plötzlich besann sie sich wieder auf den unglücklichen Aprilscherz und er fiel ihr mit Centnerschwere auf's Herz. Alle Lust zu spaßen war ihr vergangen.

„Warum habe ich nicht auf Jenny gehört? Wer von Almosen lebt, treibt keine Scherze mit seinen Wohlthätern. Vielleicht kann ich den Brief noch zurücknehmen."

Von diesem Gedanken gehetzt, eilte sie die Treppe hinunter, aber die Briefe lagen nicht mehr auf dem Frühstückstisch. Vielleicht hatte Eugenie sie trotzdem noch nicht gelesen. Hilda lief in die Zimmer ihrer Cousine — auf der Schwelle des kleinen Salons trat der Onkel ihr entgegen. Er sah gedankenvoll, aber zufrieden aus.

„Störe Eugenie jetzt nicht, liebes Kind!" sagte er; „sie hat viel zu denken."

Hilda folgte ihm mechanisch, sah ihn schellen und dem eintretenden Diener einen Brief geben, mit dem Auftrag, ihn sogleich an seine Adresse zu befördern. Die alte Susanne, eine pensionirte Dienerin des Hauses, die wartend in Eugeniens Salon gestanden hatte, war Hilda gefolgt; und jetzt, wo der Hausherr gegangen war, berührte sie mit geheimnißvollem Lächeln ihren Arm und flüsterte:

„Denken Sie an mich, Fräulein Hilda, wir werden bald Hochzeit haben. Es ist wieder ein Freier für Fräulein Eugenie da, und dießmal hat der Herr sehr zugeredet. Eben ging der Brief mit dem Jawort ab, sahen Sie wohl, wie der Herr zufrieden lächelte? Ich stand hinter der geschlossenen Thür, konnte aber doch Vieles hören. Warum erschrecken Sie denn, Fräulein Hilda? Sie hätten Grund genug, sich zu freuen, daß Fräulein Eugenie wegheirathet."

„Ist Herr Bering der Freier? Wurde die Antwort an ihn abgeschickt?" fragte Hilda starr vor Entsetzen. Die Alte nickte bejahend und schüttelte bedenklich den Kopf, als sie das Fräulein verzweiflungsvoll fortstürzen sah. Das arme Kind war sich nur eines Gedankens bewußt: sie mußte den unseligen Brief wiederschaffen, ungelesen mußte sie ihn Eugenie zurückerstatten; nur so, nicht anders durfte sie ihr wieder unter die Augen treten.

So schnell ihre Füße sie trugen, lief sie die Treppe hinauf, nahm Hut und Handschuhe und stürmte wieder hinunter, zuerst in die Gesindestube, um zu sehen, ob der Diener vielleicht noch nicht gegangen sei — aber er war fort und Hilda eilte ihm nach. Sie kannte die Nummer des Hauses, wo Herr Bering wohnte; aber ihre Hoffnung, den für gewöhnlich so gemächlichen Johann einzuholen, war vergeblich. Sie wurde seiner erst ansichtig, als er das bewußte Haus wieder verließ, um eine Richtung einzuschlagen, die nicht geeignet war, ihn auf geradem Wege zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Was sollte sie jetzt thun? War Herr Bering nicht zu Hause, war der Brief vielleicht gar unten beim Portier geblieben, so konnte sie ihn unter dem Vorwande zurückfordern, daß er eine Einladung enthalte, die man widerrufen wolle. Und dann! Nun dann mußte sie ihn zu Eugenie tragen und Alles, Alles über sich ergehen lassen, was Zorn und Aerger der erbitterten Cousine eingeben mochten. Auch der Onkel würde sie fortan hassen, wahrscheinlich sogar verstoßen. Hilda stöhnte laut auf, während sie mechanisch weiter ging. Plötzlich blieb sie stehen. Wie, wenn Herr Bering wider Erwarten doch zu Hause war, den Brief erhalten und schon gelesen hatte? Dann war das Unglück allerdings unwiderruflich geschehen — aber für sie war es vielleicht das geringere Uebel, wenn überhaupt ein Uebel. Es blieb ihr dann nichts Anderes übrig, als Dietrich Bering selbst um Hülfe und Rettung anzuflehen. Und er, der so gut war, würde sie gewiß nicht in dieser Noth stecken lassen. O ja! es war möglich, ja selbst wahrscheinlich, daß Alles sich noch in Wohlgefallen auflösen konnte. Neubelebt, fast lächelnd, beschleunigte Hilda ihre Schritte, nicht ohne ein Gefühl der Dankbarkeit, daß die Straße menschenleer war und kein bekanntes Auge sie auf diesem, mindestens ungewöhnlichen Besuche ertappte, wobei sie freilich vergaß, ihre Blicke zu den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses zu erheben.

Der Portier war nirgends zu sehen und Hilda stieg hochklopfenden Herzens die Treppe hinauf. Trotz ihrer neugewonnenen sanguinischen Anschauung der Dinge wurde ihr unheimlich zu Muth, als sie an der Thür schellte, auf der Herrn Bering's Name stand. Ein dienstbares Wesen erschien, starrte sie verwundert an und ging dann, um seinem Herrn ein junges Fräulein zu melden. Mit Todesverachtung folgte ihm Hilda auf dem Fuße.

Dietrich Bering saß rechnend an seinem Tische; bei ihrem Anblick erhob er sich mit dem Ausdruck höchster Befremdung, doch, schnell besonnen, gab er seinem Diener augenblicklich einen Auftrag, der ihm jeden Lauscherposten unmöglich machte. Dann forderte er Hilda mit schweigender Geberde auf, Platz zu nehmen.

„Herr Bering!" rief sie fast athemlos, „ich sehe es Ihrem Gesicht an, wie fürchterlich unpassend Sie mein Kommen finden — aber das ist noch das Wenigste! Ich habe ein entsetzliches Unglück angerichtet. Wenn Sie mich nicht retten wollen, so bin ich verloren!"

„Ich bin bereit, Alles zu thun, was in meinen Kräften steht . . ." begann er, aber Hilda unterbrach ihn jubelnd:

„Nun, gottlob! So werden Sie meine Cousine Eugenie heirathen!"

Dietrich Bering war ein Mensch, dem die besondere Freude an feiner psychologischer Beobachtung den Stempel großer äußerer Gelassenheit aufgedrückt hatte; auch war er wirklich ein ebenso besonnener und ruhiger, wie fester Charakter, aber bei diesen Worten verlor er jede Selbstbeherrschung, sprang heftig auf und rief entrüstet:

„Sind Sie von Sinnen?"

„Ach nein!" jammerte Hilda, „aber ich habe einen Aprilbrief geschrieben, einen Heirathsantrag an Eugenie in Ihrem Namen, und habe dabei das Datum vergessen. Dadurch ist ja das ganze, gräßliche Unglück entstanden und mir jedes Recht der Vertheidigung genommen. Haben Sie denn Eugeniens Antwort noch nicht gelesen? Sie müssen sie ja eben bekommen haben! O erbarmen Sie sich doch über mich und heirathen Sie meine Cousine. Sonst darf ich mich ja im Hause meines Onkels nie wieder zeigen!"

Während Hilda diese Worte fast weinend hervorstieß, suchte er hastig unter verschiedenen Papieren, die verstreut auf dem Tisch umherlagen. Um sich nicht in einer wichtigen Arbeit zu unterbrechen, hatte er den Brief vorhin uneröffnet beiseite gelegt, in der Meinung, daß er die Einladung zu einem Diner oder dergleichen enthalte. Jetzt wog er das inhaltschwere, einen feinen Wohlgeruch ausströmende Couvert nachdenklich in der Hand:

„Dieß also ist die ernste Antwort auf einen Aprilscherz," sagte er und heftete dann einen ruhigen, festen Blick auf Hilda's erregtes Antlitz; „weßhalb nehmen Sie mit solcher Gewißheit an, daß dieser Brief ein Jawort enthält? Mir kommt es sehr unwahrscheinlich vor."

„Ich glaube es, weil Susanne es mir sagte. Sie hat aus einiger Entfernung gehört, wie Onkel Jakob Eugenie zuredete, Ja zu sagen. Und wie er dann den Brief abschickte, habe ich sein zufriedenes Gesicht selbst gesehen. Warum sollte Onkel sich auch nicht freuen, wenn er einen so guten Schwiegersohn bekommt? Es wäre eine so hübsche, so passende Heirath, mit der Jedermann einverstanden sein müßte. Eugenie brünett und dreiundzwanzig Jahre alt, Sie blond und einige dreißig; Eugenie so gefeiert, so klug und gebildet, so geschaffen, in der Welt zu glänzen; Sie so wohlthätig, so herzensgut; Beide wohlaussehend und lang, Beide reich . . ."

„Genug!" unterbrach er sie ungeduldig, fast heftig. „Ihre Cousine ist eine vortreffliche Partie — wer wollte es leugnen? Nur steht es mir ganz fest, daß sie eben so wenig den Wunsch haben kann, mich zu heirathen als ich sie. Es ist ein Glück, daß ich den Brief vorhin nicht geöffnet habe; es ist so gut, als wäre er nie geschrieben worden. Nehmen Sie ihn, bringen Sie ihn dem Fräulein zurück, sagen Sie ihr, daß er mich nicht erreicht hat, daß Sie dem Boten nachgelaufen seien und des Briefs habhaft wurden, ehe er in meine Hände kam. Merken Sie wohl: ehe er in meine Hände kam. Ihre Cousine darf nicht wissen, daß ich eine Ahnung von der Sache habe. Um so eher wird sie Ihnen den verunglückten Spaß verzeihen. Sie müssen ihn reumüthig eingestehen; etwas Anderes ist hier nicht möglich."

„Eugenie wird mir niemals verzeihen," sagte Hilda im Tone dumpfer Verzweiflung. „O Herr Bering, Sie haben sogar einen Hund aus dem Wasser gezogen, warum wollen Sie mir allein nicht helfen?" Sie sah ihn flehend an, ihr Ausdruck war herzzerreißend.

„Weil ich nicht kann!" entgegnete er fast rauh. „Wenn Sie älter und verständiger wären, würden Sie das von selbst einsehen." Er drückte ihr den Brief in die Hand. „Nehmen Sie dieß verwünschte Papier und vergessen Sie nicht zu sagen, daß ich es nie erblickt habe."

Er stand auf, um ihr die Thür zu öffnen. Hilda erhob sich mechanisch; alles Blut war ihr aus den Wangen gewichen, die tiefste Seelenpein malte sich auf dem anmuthigen Kindergesichte. „Von jetzt an wird Eugenie mich mit Füßen treten!" stöhnte sie. „Ich werde ihre Sklavin sein — eine Bettlerin bin ich ja schon! O! warum ist es so große Sünde, sich umzubringen? Sonst ginge ich jetzt geradeswegs in den Fluß."

Der junge Mann ertrug ihren Schmerz nicht.

„Halt!" sagte er, „geben Sie mir den Brief noch einmal wieder. Wenn Ihre Cousine meinen vermeintlichen Antrag abgewiesen hat, was ich kaum bezweifle, so kann ich den Korb auf mir sitzen lassen — und ich will es thun. Daß dieß für einen Mann wahrlich keine Kleinigkeit ist, werden Sie später einsehen lernen. Der Brief ist nur verklebt und wird mit etwas heißem Wasser leicht zu lösen sein."

Ein Hoffnungsstrahl verklärte Hilda's Gesicht; eilfertig legte sie den Brief in seine Hand. „Aber merken Sie wohl," fuhr er fort, indem er das Couvert mit sichtlichem Widerstreben betrachtete, „nur in dem genannten Falle kann ich Sie vor Entdeckung schützen. Sollte, wider alles Erwarten, der Inhalt ein anderer sein als ich vermuthe, so bleibt es dabei, daß Sie den Brief zurückbringen und ich ihn nie gesehen habe."

„Gebe Gott, daß es ein Korb ist!" seufzte Hilda mit solcher Inbrunst, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

„Ihre Wünsche sind alle äußerst schmeichelhafter Natur für mich," sagte er dann, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

„O, bitte! seien Sie nicht böse. Es ist doch so natürlich, daß ich . . ."

„Nur an mich denke, wollen Sie sagen. Es mag sehr natürlich sein, aber vielleicht hatte ich gerade von Ihnen etwas Besseres erwartet."

Hilda sah ihn so betroffen, so fragend an, daß er schnell in verändertem Tone hinzufügte: „Die Erfüllung Ihrer Wünsche würde jedenfalls die für mich bedauerliche Folge nach sich ziehen, das Haus Ihres Onkels auf einige Zeit meiden zu müssen."

„Ach, wie schade!" rief Hilda mit Ueberzeugung. Dietrich Bering antwortete nicht, sondern verließ rasch mit dem Briefe das Zimmer. „Wie hübsch von ihm, mich gar nicht zu schelten, obgleich er durch mich in die Tinte gekommen ist," dachte Hilda, indem sie unüberlegterweise an's Fenster trat, nicht um hinauszusehen — dazu war sie in zu peinlicher Erwartung befangen — sondern von innerer Unruhe getrieben. Sie bemerkte deßhalb an einem der gegenüberliegenden Fenster das bekannte Gesicht nicht, von dem sie mit Erstaunen betrachtet wurde. Es gehörte einer älteren Dame, die im Hause ihres Onkels befreundet, obgleich nicht in der Stadt ansässig war, und die schon Hilda's Eintritt in das Haus mit verwunderten Blicken verfolgt hatte.

Mit dem geöffneten Brief in der Hand, kehrte Dietrich Bering zurück. Hilda wandte sich zitternd nach ihm um: jetzt mußte ihr Schicksal sich entscheiden.

„Ihre Cousine theilt mir mit," sagte er ernsthaft, „daß mein Antrag sie höchlich überrascht hat, da ihr zwar häufig das Vergnügen meines Anblicks, nicht aber das meiner Bekanntschaft zu Theil geworden sei. So lange sie mich nicht kennt, kann sie mir keine Antwort geben; daher fordert sie mich unter Wahrung der völligen Freiheit ihres Entschlusses auf, das Haus möglichst häufig zu besuchen, namentlich des Nachmittags, wo ich nur die Familie beisammen finden und der vielleicht störenden Gesellschaft Fremder überhoben sein würde."

Er schwieg und Hilda rief verzweiflungsvoll: „Also kein Korb! So muß ich den Brief Eugenien zurückbringen!"

„Nein!" sagte er zögernd. „Das wird nicht nöthig sein, da es jetzt nur von mir abhängt, den noch in der Schwebe gehaltenen Korb auf mich herabzuziehen. Sie, Fräulein Hilda, sind jedenfalls gerettet und das freut mich aufrichtig."

„O, Herr Bering, Sie sind ein Engel!" rief sie strahlend vor Entzücken. „Ich kann Ihnen gar nicht genug danken. Bis an mein Ende werde ich jeden Tag an Ihre Güte, Ihre Großmuth denken. Ich wußte ja, daß Sie ein gutes Herz haben!" Sie ergriff seine Hand und schüttelte sie mehrmals kräftig. „Und nun leben Sie wohl! Gott segne Sie! Auf baldiges Wiedersehen! Sie werden ja nun täglich zu uns kommen. Wer weiß, ob es nicht doch noch mit einer Heirath endigt? Wie würde mich das freuen!"

„Warum?" fragte er ärgerlich. „Wie soll ich es zusammenreimen, daß Sie mir in einem Athem Gottes Segen und eine böse Frau wünschen?"

„Eine böse Frau? Wie können Sie das von Eugenie glauben? Es ist grundfalsch, ich versichere Sie. Sie ist bezaubernd liebenswürdig, alle Welt findet es. Nur muß man ihr etwas den Hof machen. Versuchen Sie es doch."

„Ich glaube Ihren Thaten mehr als Ihren Worten. Warum fürchten Sie sich denn so vor dieser liebenswürdigen Cousine?"

„Ich? O, das ist durchaus nicht dasselbe. Ein Mann ist ganz etwas Anderes als eine Cousine, besonders wenn sie arm ist!"

„Sie wünschen also, daß ich Fräulein Eugenie heirathe?"

„Ja wohl wünsche ich es. Es wäre so interessant, eine Braut im Hause zu haben! Und die Aussicht auf eine Hochzeit ist so herrlich!"

„Sie sind zehn Jahre alt. Leben Sie wohl."

Er machte ihr eine kühle Verbeugung und Hilda wandte sich ganz verblüfft zur Thür, als er sie nochmals zurückhielt. „Fast hätte ich vergessen, Sie um die Mittheilung Ihres Aprilbriefes zu bitten. Wenn ich mich dazu bekennen soll, muß ich auch den Inhalt wissen. Sie werden ihn ja wohl aus dem Gedächtniß wiederholen können?"

„Ach ja!" stammelte Hilda erröthend. „Aber ich schäme mich, ihn herzusagen."

„Ich kann es Ihnen nicht erlassen."

„Nun denn: ‚Angebetetes Fräulein!'" begann Hilda schüchtern, aber sie verstummte alsbald vor dem ironischen Lächeln des Mannes.

„Sollte man glauben, daß solches Zeug für echt gehalten werden konnte?" sagte er achselzuckend. „Weiter, immer weiter."

„Bitte, geben Sie mir Papier und Bleifeder," bat Hilda mit Thränen in den Augen. „Ich kann es nicht hersagen, aber ich werde sehr schnell Alles aufschreiben."

Sie that es in fliegender Hast, während sie die hervorquellenden Thränen zurückdrängte. Unterdessen hatte Bering sich wieder in seine Rechnung vertieft. Als Hilda ihm zaghaft ihr Blatt reichte, überflog er es schweigend; ihre Augen folgten den seinen, und als er geendet, blickten sie ihn flehend an:

„Bitte, verzeihen Sie mir, seien Sie mir nicht böse."

„Ich bin Ihnen gar nicht böse, mein liebes Kind."

„Wirklich nicht? Es schien mir so, und das war mir schrecklich."

Als sie gegangen war und er sie bis an die Treppe geleitet hatte, schaute er ihr noch eine Weile aus dem Fenster nach:

„Ich war ein Narr, mich auf die Geschichte einzulassen," murmelte er. „Gestorben wäre sie ja an der Entdeckung nicht, aber freilich, gebessert hätte sich das Loos des armen Kindes dadurch eben auch nicht. Nun, ich bin neugierig, wie lange meine Bewerbung um Fräulein Eugenie dauern wird." —

Eugenie Eberhard war von der Natur mit einem hellen Verstande und regen Bildungstriebe ausgerüstet worden, aber ihr ungemessenes Selbstgefühl, das jede, auch die höchste Anerkennung, nur wie einen schuldigen Tribut hinnahm, trübte nicht selten ihr Urtheil in jeder Angelegenheit, die sich auf ihre eigene Person bezog. Im Vollgenuß eines bisher mit Aerger entbehrten Triumphes, hatte sie das Unwahrscheinliche in Ton und Styl des vermeinten Heirathsantrages gänzlich übersehen und nur mitleidig über die sonderbar ungeschickte Ausdrucksweise ihres neuen Verehrers gelächelt. Ohne die geringste Verlegenheit, nur mit einem Gefühl von Neugier und befriedigter Eitelkeit, erwartete sie seinen Besuch. Sie versprach sich einigen Spaß von dem Verlauf dieser Bewerbung; und mehr deßhalb als aus Rücksicht auf die Wünsche ihres Vaters, oder gar weil ihr der Ausgang der Sache wirklich zweifelhaft erschienen wäre, hatte sie sich die endliche Entscheidung noch vorbehalten.

Pünktlich um die genannte Stunde kam Herr Vering und fand Eugenie allein; aber seine gemessene Ruhe und die Kaltblütigkeit, womit er sie von den langweiligsten Dingen unterhielt, ohne den leisesten Versuch, sich ihr angenehm zu machen, versetzten sie in ein unbehagliches Erstaunen. Sie wußte nicht, was sie von dem seltsamen Freier denken sollte, und athmete auf, als er sich, genau nach einer Stunde, mit derselben förmlichen Verbeugung entfernte, mit der er gekommen war.

„Länger wie acht Tage halte ich das nicht aus," dachte sie. „Uebrigens braucht Hilda morgen nicht wegzugehen. Ich sehe nicht ein, warum ich mich allein langweilen soll."

Auf der Treppe begegnete Dietrich Vering dem jungen Mädchen und sagte ihr:

„Von dem Familienkreise, auf den ich eingeladen wurde, habe ich heute nichts gesehen. Ich rechne darauf, daß Sie uns morgen Gesellschaft leisten, Fräulein Hilda."

„Ja, wenn es meiner Cousine nur recht ist."

„Es wird ihr eine wahre Erleichterung sein. Wir haben uns Beide sehr gelangweilt und da Sie an Allem schuld sind, haben Sie gewissermaßen die Verpflichtung, in diesem Bunde die Dritte zu sein."

Hilda lachte und die Unterhaltung hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht Herr Eberhard am Fuße der Treppe erschienen wäre. Sein inniger Händedruck und die herzlichen Worte, in denen er seinen Wünschen für die Zukunft Ausdruck lieh, versetzten Dietrich Vering in die peinlichste Verlegenheit und ließen ihn die Rolle, die er übernommen hatte, geradezu verabscheuen. Mit einigen nichtssagenden Worten machte er sich von dem alten Herrn los, der ihm verwundert nachsah, und war halb entschlossen, seine Besuche bei Eugenie nicht zu wiederholen.

Indessen der folgende Nachmittag führte ihn doch wieder zu ihr. Hilda's Anwesenheit trug wenig zur Belebung der Unterhaltung bei; das arme Kind saß roth und schuldbewußt da und beugte sich so tief als möglich über die Handarbeit. Herr Vering ergriff endlich einen Band des deutschen Novellenschatzes, der unaufgeschnitten auf dem Tische lag, und erbot sich, den Damen vorzulesen. Der Vorschlag wurde bereitwillig angenommen, und bald erregte der fesselnde Inhalt einer ebenso hübschen als tragischen Novelle die Gemüther. Hilda wischte sich häufig verstohlen die Augen und war beim Schlusse so bewegt, daß sie nicht sprechen konnte. Während sie sich schweigend sammelte, tauschten die Anderen ihre Urtheile über die geschilderten Charaktere und Eugenie äußerte den Wunsch, daß Herr Vering ihnen täglich vorlesen möge. „Dazu ist er wirklich vortrefflich zu gebrauchen," dachte sie.

Vering verbeugte sich in seiner förmlichen Weise und sagte mit dem Tone, den Eugenie so unbeschreiblich langweilig und gemessen fand:

„Sollten die unsterblichen Dramen Schiller's Ihrer jungen Cousine noch unbekannt sein, so wäre es vielleicht angezeigt, sie mit einem unserer größten Dichter vertraut zu machen. Ich selbst liebe Schiller vorzugsweise."

„O das wäre herrlich!" rief Hilda. „Außer Wilhelm Tell kenne ich nichts von Schiller. Papa sagte immer, er sei zu gut für Schulkinder. Ueberhaupt erlaubte er mir nur, Reisebeschreibungen zu lesen. Ich habe aber heute gesehen, daß Novellen viel hübscher sind!"

„Bei richtiger Auswahl dürfte Ihnen einige belletristische Lektüre allerdings zu empfehlen sein. Darf ich mir die Ehre nehmen, Ihnen Bücher zu schicken?"

„Bitte, thun Sie es, gewiß!" rief Hilda, strahlend vor Vergnügen.

„Sie sind Pädagog, wie ich sehe," bemerkte Eugenie, die es sehr altmodisch fand, sich die Klassiker vorlesen zu lassen. Aber es paßte ganz zu ihrem pedantischen Verehrer und innerlich erheitert fügte sie artig hinzu: „Lesen wir immerhin Ihren Lieblingsdichter, Herr Vering. Man hört seine wundervollen Verse gern von einem Vorleser wie Sie einer sind."

(Schluß folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Vierunddreißigstes Kapitel.

Asche.

Es war der Sicherheitschef, welcher dem Polizeikommissär bei seiner Durchsuchung helfen wollte. Da er mit der ganzen Affäre vertraut war, konnte er Details beachten, die dem Kommissär vielleicht entgangen wären. Er trat lächelnd ein, links und rechts grüßend, wie ein gemüthlicher Nachbar, der sich erkundigen wollte, was es hier gebe. Dann setzte er sich ein wenig außer Athem in ein Fauteuil, den Hut auf den Knieen, die Hände auf seinem Stocke und mit seinen lebhaften blauen Augen wohlwollend den ganzen Raum umfassend.

Das Zimmer, in welchem man sich jetzt befand, war das Wohnzimmer des Expeditors. Es war so kahl wie die Toilette: ein altes Fauteuil, vier primitive Sessel, ein kleiner Schreibtisch, ein Eisenbett mit Kissen und Matratze, schmale Kattunvorhänge hingen vor dem Fenster und auf dem Kamin stand eine billige Stockuhr.

Das einzige Werthvolle im ganzen Zimmer war eine prächtige Fußdecke aus Löwenfell und ein Karabiner nebst zwei Gewehren an der Wand, welche dieses Fell wohl als persönliche Beute des Bewohners erklären konnten.

Der Polizeikommissär begann seine Untersuchung mit größter Sorgfalt; er öffnete die Schubfächer des Schreibtisches und fand einige Rechnungen ohne Belang und einige Briefe mit türkischen und ägyptischen Poststempeln. Ohne dieselben zu lesen, übergab er dieselben seinem Sekretär, welcher sie mit folgender Devise versah: „Polizeikommissariat Palais Royal. 26. April 1875. Contra Jagon. Papiere und Briefe in seiner Wohnung gefunden." Dann wurde die Schleife des Pakets mit dem Amtssiegel versehen.

Jagon hatte seine Gäste um die Erlaubniß gebeten, sich eine Pfeife anzünden zu dürfen, und rauchte dieselbe vor seinem Kamin, als ginge ihn das Ganze gar nichts an.

Der Sicherheitschef warf von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf den Expeditor und mit jedem Blicke wurde er heiterer. Er fand, daß der Gegner ein feiner Gauner sei, mit dem man Ehre einlegen könne, wenn man ihn besiegte. Herr Claude war Liebhaber in seinem Fache. Er haßte die Verbrecher, die gleich beim ersten Verhöre gestanden. Ein schlauer Missethäter dagegen verjüngte ihn förmlich und er hatte für ihn all' die Achtung, die ein Künstler für den andern hegt.

Der Polizeikommissär fuhr inzwischen in seiner ängstlichen Durchsuchung fort; er ließ das Bett zerlegen, die Matratze zerschneiden, den Fußboden untersuchen. Der Sicherheitschef lächelte dabei. Er dachte wohl, daß bei Jagon eine solche Durchsuchung vergebliche Mühe sei. Strohsäcke, Dielen, Kamine werden stets untersucht — und ein Verbrecher von ein wenig Geist hütet sich wohl, dort irgend etwas zu verstecken.

Nachdem er nun Alles durchforscht hatte, näherte sich der Kommissär seinem Kollegen und flüsterte ihm in's Ohr:

„Nichts! Aber gar nichts!"

„Das ließ sich erwarten," machte Herr Claude.

„Wir können uns also zurückziehen."

„Halt, halt, nicht so rasch. Wir haben es hier mit einem gar Geschickten zu thun. Sie haben die grobe Arbeit gethan. Erlauben Sie mir jetzt, ein wenig in's Detail zu gehen."

Und er erhob sich wie ein Mensch, der zu lange gesessen ist, setzte den Hut auf, der ihn genirte, und stöberte mit seinem Stock ein wenig in der Kaminasche.

„Schau'! Meine Augen sind doch noch gut," sagte er, „und ich habe von meinem Platze aus recht gesehen."

„Was denn?" fragte der Polizeikommissär.

Ohne zu antworten, bückte sich Herr Claude, zog ein Schnupftuch aus der Tasche, breitete es auf der Erde aus, nahm eine Schaufel, faßte sämmtliche Asche darauf, warf sie auf das Schnupftuch, knüpfte sie ein und reichte das kleine Bündel dem Kommissär mit den Worten:

„Haben Sie die Güte, dieses werthvolle Objekt versiegeln zu lassen."

Dießmal trat Jagon aus seiner unzerstörbaren Ruhe heraus.

„Wie!" lachte er, „Sie lassen die Asche meines Kamins versiegeln?!"

„Aber ja, lieber Herr Jagon," entgegnete der Sicherheitschef liebenswürdig. „Und wollen Sie wissen, warum?"

„In der That möchte ich wissen . . ."

„Nun, die Sache ist einfach. Mitten in dieser Asche glaubte ich einen Erdklumpen zu erkennen — von jener lehmigen Erde, wie man sie in den Gärten der Vorstädte trifft."

„Was! Erde in meiner Herdasche! Ich verstehe nicht."

„Aber das ist doch so leicht möglich," sagte Herr Claude wohlgelaunt. „Man kommt von einem kleinen Spaziergange mit erdigen Schuhen zurück und man klopft sie in den Kamin aus. Wie?"

„Das ist wirklich möglich," sagte Jagon, jetzt selber lächelnd. „Ich erinnere mich sogar; ja, an dem Tage, wo ich in Batignolles bei dem armen Kapitän Guérin gewesen bin, da habe ich meine Stiefeletten beschmutzt und mußte sie reinigen und abkratzen, gerade wie Sie sagten."

„Sprechen Sie da," lächelte der Sicherheitschef, „von Ihrer ersten oder von Ihrer zweiten Visite auf dem Boulevard Bessières?"

„Ich habe ja nur eine einzige dort gemacht, einmal um die Mittagsstunde . . ."

„Ach, damals mußten Sie doch auf dem Sandwege gehen, der nicht kothig macht. Ich glaube vielmehr, daß es sich um eine andere Visite handelt, die Sie vielleicht vergessen haben . . . Es war schon Nacht, und da der Sandweg sehr eng ist, geräth man leicht auf die Beete. Und dort ist sehr viel Lehmerde. Sie erinnern sich nicht an diese zweite Visite? Denken Sie doch nach."

„Ich brauche gar nicht nachzudenken," sagte Jagon mit vollkommener Ruhe. „Ich bin nur ein einziges Mal bei Kapitän Guérin gewesen."

Der Sicherheitschef neigte das Haupt. Dann wandte er sich an den Polizeikommissär.

„Sie haben diesen Schrank untersucht, glaube ich?"

„Ja. Er enthält nur Kleider. Ich habe die Taschen durchsucht und das Futter befühlt."

„Wenn Sie erlauben, werde ich jetzt meinestheils befühlen," sagte Herr Claude. Und er besichtigte die Kleider, nahm einen großen kastanienbraunen Ueberrock an sich, der schon früher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, wandte die Taschen desselben um, untersuchte das Futter zu verschiedenen Malen, näherte es seinem Gesichte, als wollte er daran riechen, und sagte dann laut: „Da ist Oel daran."

„Oel?" machte Jagon gleichgültig. „Das ist sehr möglich. Es ist das ein alter Kanzleirock, in den ich oft mein Frühstück stecke . . ."

„Ah? Sie nähren sich aber gut. Sie essen die Hühner sammt den Federn. Denn da ist eine Feder in diesem Futter . . . man sollte meinen, sie habe dazu gedient, irgend einen Gegenstand einzuölen; ihre Fahne ist zerdrückt, gerundet, als habe man sie in ein Schlüsselloch eingeführt . . ."

Und er wandte sich an den Sekretär des Kommissärs und bat ihn, auch aus diesem Rock ein Paket zu machen und die Siegel anzulegen.

Der Kommissär hatte sein Protokoll beendigt. Er lud Jagon ein, dasselbe durchzulesen und zu unterzeichnen.

„Sehr gern," sagte der Expeditor und setzte sich an den Schreibtisch.

Als er sich wieder erhob und sich umwandte, sah er sich von Herrn Claude, dem Kommissär und den zwei Detektivs umringt.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Negative Thatsachen.

Wie Jagon, ohne erschreckt zu erscheinen, dennoch eine gewisse Ueberraschung äußern zu müssen glaubte, sagte der Sicherheitschef in seiner liebenswürdigsten Weise zu ihm:

„Und jetzt, Herr Jagon, wollen Sie die Güte haben, uns zum Herrn Untersuchungsrichter zu folgen, welcher, wie ich glaube, noch gern einige weitere Fragen an Sie richten möchte."

„Soll das heißen, daß ich verhaftet bin?" machte der Expeditor.

„O, ich habe diesen häßlichen Ausdruck nicht gebraucht; wir handeln einfach in Folge eines Mandats, von dem Sie gefälligst Kenntniß nehmen mögen. Hier ist es . . . wenn es beliebt? . . ."

„O! unnöthig," sagte Jagon. „Ich folge Ihnen, meine Herren."

Und er machte einen Schritt nach der Thüre.

„Erlauben Sie," nahm Herr Claude wieder auf. „Wir vergessen eine ganz kleine, aber unumgänglich nöthige Formalität."

„Und die wäre?"

„Die, Sie zu durchsuchen."

„O, geniren Sie sich nicht, meine Herren," sagte Jagon. Und er selber wandte seine Taschen um, welche, wie der Sicherheitschef wohl erwartet hatte, nur nichtssagende Gegenstände enthielten: eine Uhr und einiges Kleingeld.

Man legte dieses neue Päckchen zu dem Uebrigen.

Ein Fiaker wartete vor dem Eingange der Rue des Petits-Champs. Der Sicherheitschef, Jagon und die beiden Detektivs stiegen ein. Im Justizpalaste stieg Herr Claude mit seinen Begleitern drei Stockwerke hinauf und trat in den großen Saal der Untersuchungsrichter.

Obwohl es schon halb neun Uhr war, so war doch Herr von Beaudin noch da und wartete auf den Verhafteten. Er wollte für heute nur dessen Identität feststellen und das eigentliche Verhör sowie die Konfrontationen auf morgen verschieben. Er ließ also Jagon in sein Kabinet eintreten, wo er mit ihm, einem Schreiber und einem Wachsoldaten allein blieb.

Der Expeditor erschien vollkommen ruhig. Er schaute ganz unbefangen um sich wie ein Neugieriger, der sich zum ersten Male an einem interessanten Orte befindet.

Herr von Beaudin betrachtete ihn einige Augenblicke, dann sagte er:

„Ihren Namen und Vornamen?"

„Jagon," beeilte sich der Angeklagte zu antworten.

„Und die Vornamen?"

„Ich kenne keinen, mein Herr. Man hat mich stets nur Jagon genannt.“

„Aber Sie haben doch Papiere, Legitimationen, in welchen sich Ihre Vornamen erwähnt finden?“

„Ich besitze in der That keine solche Legitimationen, mein Herr.“

„Wo sind Sie geboren?“

„Ich habe keine Idee davon.“

„Nehmen Sie sich in Acht, das klingt sehr unwahrscheinlich.“

„Ich leugne es nicht, es ist aber Thatsache. Als kleines Kind an irgend einer Landstraße oder an irgend einer Straßenecke ausgesetzt, habe ich nie den Ort meiner Geburt erfahren. Ich erinnere mich nur dunkel, daß ich als ganz kleines Kind in einer großen Stadt umherirrte, aber in welcher, das weiß ich nicht. Es war vielleicht Paris.“

„So haben Sie also nie eine Schule besucht?“

„Ich glaube nicht, mein Herr. Wer hätte mich in die Schule schicken sollen, da meine Eltern sich nie um mich gekümmert haben?“

„Sie scheinen mir doch eine gewisse Bildung zu besitzen ... Die Stelle, welche Sie bei Doktor Lavril haben, beweist es, und Sie drücken sich sehr gut aus.“

„Was ich bin, bin ich durch mich selber geworden, mein Herr. In meinem zehnten oder elften Jahre — so weit nur reichen meine Erinnerungen — lernte ich von mir selber lesen und schreiben; später arbeitete ich sehr fleißig.“

„Was trieben Sie in jener Zeit?“

„Ich war Schiffsjunge auf einem Handelsschiffe.“

„Aus welchem Hafen waren Sie ausgelaufen?“

„O, das weiß ich nicht mehr. Ich habe seitdem so viele Häfen gesehen, so viele Städte ...“

„Sie sind viel gereist?“

„O ja, Herr Richter. Ich habe wohl mehrmals die Reise um die Welt gemacht.“

„Man wird also den Namen Jagon in den Schiffsbüchern unserer Handels- oder Kriegshäfen finden?“

„Das ist wohl möglich, Herr Richter, obwohl ich niemals regelmäßig in Diensten stand. Ich reiste als Matrose, als Lehrling, als Passagier, als Lieutenant sogar, von einem fremden Hafen zum andern und auf Schiffen aller Nationalitäten.“

Der Untersuchungsrichter faßte den Angeklagten scharf in's Auge und sagte:

„Mit einem Worte, Sie wollen einen Schleier werfen über Ihre Kindheit, Ihre Jugend, Ihr ganzes Leben. Ihre Antworten auf meine Fragen sind so vag und dunkel, daß man die Wahrheit derselben nicht kontroliren kann.“

„Ich gebe Ihnen, Herr Richter, die einzigen Auskünfte, die ich selber besitze. Wie viele Seeleute — Ranglose und Irreguläre wie ich — können Ihnen keine genaueren Daten geben.“

„Aber Sie waren nicht immer zur See. Sie müssen sich doch irgendwo ein wenig ausgeruht haben?“

„Ja, Herr Richter. Ich bin länger als zwanzig Jahre in Afrika gewesen.“

„In welchem Theile von Afrika? In Algier, in Aegypten?“

„Nein, Herr Richter, in Mittelafrika.“

„Natürlich. In den unbekannten Gegenden, wo man keine Nachfragen halten kann.“

„Mein Gott, Herr Richter,“ entgegnete Jagon ganz ohne Arroganz und in der natürlichsten Weise, „als ich damals auf Elephanten Jagd machte und mit Elfenbein handelte, da ließ ich mir nicht träumen, daß sich dereinst die französische Polizei für meine dortigen Aufenthalte und Reiserouten interessiren werde. Ich stelle mich eben dar als das, was ich bin: als ein verlassenes Kind, als ein Abenteurer, welcher gelebt hat wie er konnte und wo er konnte.“

„Im geheimnißvollsten und abenteuerlichsten Landstreicherleben findet sich doch aber stets irgend eine präzise Thatsache, ein Ereigniß, welches Ihren Aufenthalt oder Ihre Passage an irgend einem Orte feststellen kann.“

„Nun, es haben mich wohl mehrere Europäer da unten gesehen. Im Jahre 1871 zum Beispiel der bekannte Stanley, welcher auf der Suche nach Livingstone war und den ich an den großen Seen Mittelafrikas traf. Ich habe ihm sogar einige kleine Dienste erwiesen und er würde mich sicherlich wiedererkennen.“

„Aber Sie wissen wohl, daß er abwesend ist?“

„Ich wußte das in der That nicht. Das ist sehr unangenehm für mich. Aber da erinnere ich mich: ich habe seit meiner Ankunft in Frankreich mehrere Briefe aus Afrika erhalten, welche meine Handelsverbindungen dort und meinen Aufenthalt daselbst beweisen dürften.“

„Gut. Man wird diese Briefe prüfen. Zu welcher Zeit haben Sie Afrika verlassen?“

„Vor drei oder vier Jahren.“

„In welchem Hafen sind Sie gelandet?“

„In Triest.“

„Und von Triest sind Sie gegangen — ?“

„Direkt nach Paris.“

„Welches Sie nicht mehr verlassen haben?“

„Nein, Herr Richter. Ich war alt geworden, reisemüde, und da ich mir nicht viel erspart hatte, mußte ich mir eine Stelle suchen. Ich hatte keine schlechte Schrift, kannte so ziemlich die Orthographie und es gelang mir, bei Herrn Doktor Lavril als Expeditor anzukommen. Ich glaube, er hat sich nie über mich zu beklagen gehabt. Und ich war, ich muß es gestehen, sehr erstaunt, als man heute Abend eine Haussuchung vornahm bei mir und mich endlich sogar verhaftete.“

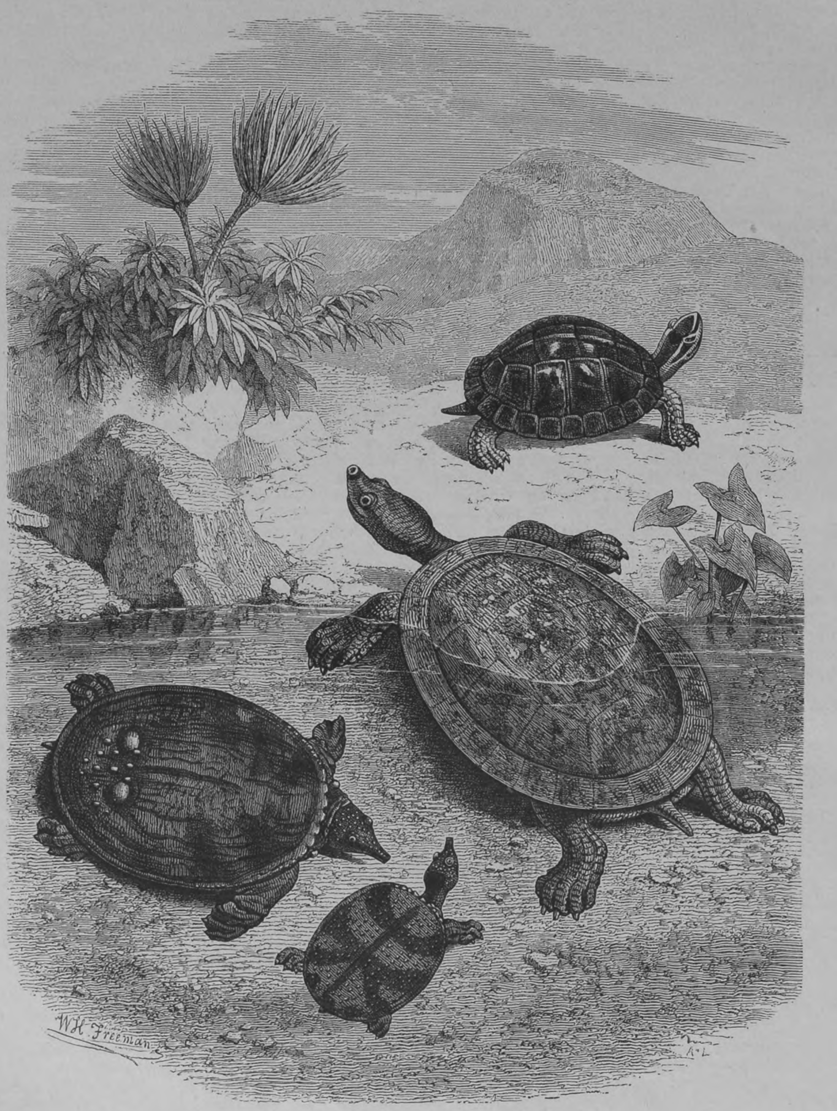
„Sie errathen den Grund dieser Verhaftung nicht?“

„Nein, Herr Richter. Wenn sie nicht etwa mit der sonderbaren Szene zusammenhängt, welche Fräulein Guérin gestern bei meinem Chef aufgeführt hat. Sie erkannte mich als Einen, der vor dem Tode ihres Vaters bei ihr gewesen war ... was ich auch gar nicht leugne. Aber ich sehe darin noch keinen Grund ...“

„Das wird sich morgen zeigen,“ unterbrach ihn der Richter. „Hier ist das Protokoll, durchlesen Sie's und unterzeichnen Sie.“

Eine Viertelstunde später befand sich Jagon im Gewahrsam, und Herr von Beaudin verließ mit Herrn Claude den Justizpalast.

„Wir haben es da mit einem pfiffigen Kerl zu thun,“ sagte der Richter zum Sicherheitschef, „und ich glaube, wir haben aus seinen Aussagen gar nichts zu hoffen; er wird allen Beweisen einen Protest, ein Leugnen entgegensetzen. Wir haben nun drei Angeklagte mit sehr verschiedenen Physiognomieen vor uns: der erste, Joseph Blanchard, behauptet seine Unschuld, gibt es aber auf, sie zu beweisen. Sein Weib schreit, protestirt, stürmt und hat ebensowenig Beweise. Jagon dagegen wird sich energisch vertheidigen, verschmitzt, klug, ohne Schwäche und ohne Widersprüche, nach einem längst vorbereiteten Plane. Wir hatten bis jetzt nur mit der Resignation und mit der Wuth zu kämpfen. Jetzt stellt sich uns die Verschlagenheit entgegen, und die wird uns am meisten zu schaffen machen.“



Schildkröten von Java. (S. 182.)

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Auf der Hut.

Am nächsten Tage fanden die Konfrontationen statt. Im Vorsaale des Untersuchungsrichters befanden sich die meisten Zeugen in der Affäre des Boulevard Bessières.

Da war vor Allem Jeanne Guérin mit ihrer Freundin, dann der Kutscher, endlich zwei Bürger von Batignolles.

Auch die Angeklagten Joseph Blanchard und sein Weib harrten im Inquisitenzimmer auf ihr Verhör.

Jeanne Guérin wurde zuerst vorgerufen.

„Mein Fräulein,“ sagte der Richter, nachdem sie in einem Fauteuil Platz genommen hatte, „ich bin untröstlich, daß ich Sie hieher bemühen mußte, aber es genügt nicht, daß Sie den Angeklagten gestern vor Doktor Lavril wiedererkannt haben, es ist nöthig, daß Sie ihn auch vor mir identifiziren. Alles, was sich auf Ihre persönlichen Zweifel, Ahnungen und so weiter bezieht, wollen wir dabei beiseite lassen, und uns nur mit dem Besuche selber beschäftigen. Vor Allem eine Frage, so lange wir noch allein sind: wie lange ist der Mensch, welcher sich Jagon nennt, bei Ihnen geblieben?“

„Eine Viertelstunde ungefähr.“

„Wissen Sie, was er während dieser Zeit in dem Hause that?“

„Nein, mein Herr, das weiß ich nicht. Ich war ja in den Garten hinabgelaufen, um nicht mit ihm allein bleiben zu müssen.“

„Und wo war ihre Bedienerin?“

„Im Garten mit mir.“

„Glauben Sie, daß diese Frau mit Jagon einverstanden gewesen ist, daß sie wußte, was er hier wolle, daß sie ihn kannte?“

„O nein, nein, sie hat ihn nicht gekannt!“

„Sie hat ihn aber doch sehr dienstwillig in das Haus geführt?“

„Er ist es vielmehr, der dreist hereingegangen ist . . . er folgte ihr, ohne daß sie ihn daran hindern konnte.“

„Gut. Wir werden darauf zurückkommen. So hat also Jagon Muße gehabt, den Ort zu studiren und vom Salon in das Zimmer Ihres Vaters zu gehen?“

„Nichts war leichter.“

„Danke. Das genügt für den Augenblick. Suchen Sie sich gefälligst zu fassen.“

Er läutete und Jagon wurde von zwei Wachsoldaten eingeführt.

Auf die Aufforderung des Richters betrachtete ihn Jeanne Guérin genau und erklärte, daß sie ihn wiedererkenne.

„Es ist gut, mein Fräulein,“ sagte der Richter. „Sie können sich zurückziehen, ohne aber den Justizpalast zu verlassen. Es ist möglich, daß ich Sie noch für einen Augenblick zu mir bitten lassen muß.“

Als er mit dem Angeklagten allein war, sagte er:

„Sie sehen, Ihr Besuch auf dem Boulevard Bessières, den Sie übrigens selber eingestehen, ist jetzt legaliter festgestellt. Dieß ist der Ausgangspunkt des Verfahrens gegen Sie. Ohne mich jetzt bei Ihrer Vergangenheit aufzuhalten, bei den Beziehungen, in welchen Sie mit dem Kapitän Guérin standen, und bei Ihrer Kenntniß aller seiner Angelegenheiten gehe ich gleich zu Ihren Handlungen über. Sie begaben sich also am Vortage des Verbrechens in das Haus des Mordes und untersuchten es von oben bis unten.“

„Pardon, Herr Richter,“ machte Jagon, „nichts beweist, daß ich es untersucht habe und ich könnte das leugnen. Im Gegentheil aber gebe ich zu, daß Ihre Muthmaßung richtig ist. Ich habe Alles betrachtet, Alles studirt, die Größe der Zimmer, die Art, wie sie mit einander verbunden waren; ehe ich in den Garten zurückkehrte, habe ich sogar, ohne daß man mich bemerkte, einen Blick in das Speisezimmer des Erdgeschosses und in die Küche geworfen. Und zwar aus dem ganz natürlichen Grunde, um mich von

Marinebilder vom Lande.

Originalzeichnungen von H. Schlittgen.



Kanonenboot.



Yacht.



Fregatte.



Eine Flotte.



Passagier- und Schleppdampfer.



Handelsschiff mit voller Ladung.

der Wohnlichkeit des Hauses zu überzeugen, da ich es, wie ich schon gestern erwähnte, miethen wollte.“

„Zugegeben. Weßhalb sagten Sie aber dann dem Fräulein nicht, wer Sie seien und was Sie da suchten?“

„Wenn ich ihr das gesagt hätte, würde ich das Vertrauen des Kapitäns verrathen haben, der mir tiefes Schweigen anbefohlen hatte; er wollte seine Tochter am nächsten Tage überraschen.“

„Gut. Ich begreife diese Diskretion dem Fräulein gegenüber. Weßhalb aber so viele Vorsichtsmaßregeln und Irreführungen den anderen Leuten gegenüber, weßhalb sollte Sie Niemand in das Haus treten sehen?“

„Aber ich habe mich in diesem Punkte wahrhaftig nicht versteckt oder Vorsichtsmaßregeln gebraucht.“

„Wirklich nicht? — Vor Allem kamen Sie nicht zu Fuß, sondern zu Wagen, an dem Sie alle Vorhänge herabließen, damit kein Bewohner von Batignolles sich Ihr Gesicht merke.“

„Wenn ich die Fenster herabließ, so war mir vielleicht kalt, und wenn ich einen Wagen nahm, so war es, weil ich Eile hatte.“

„Sie hatten Eile? Aber anstatt sich direkt in das Haus des Kapitäns zu begeben, machen Sie noch zu Fuß eine Promenade außerhalb der Barrière.“

„Das ist ein Irrthum.“

„Sie leugnen also, zu Ihrem Kutscher gesagt zu haben: ‚Ich schicke Sie hier zurück, weil die Wagen vor die Barrière hinaus zu viel kosten und weil ich noch ein gut Stück über Land gehen muß.‘“

Herr von Beaudin hatte diese Worte auswendig gelernt, um sie nicht vorlesen zu müssen, denn er wollte dabei den Angeklagten nicht aus den Augen verlieren in einem Augenblicke, wo er ihn auf der ersten Ueberraschung ertappen konnte.

Ein fast unmerkliches Zusammenziehen der Stirnadern allein zeigte dem Richter, daß Jagon etwas wie einen rascheren Herzschlag empfand.

Er sagte aber gleich darauf:

„Nein, ich leugne diese Worte nicht.“

„Wie erklären Sie dann dieselben?“

„Ich gab dem Kutscher ein sehr mäßiges Trinkgeld — zehn Centimes, glaube ich — obwohl er eine lange Fahrt gehabt hatte; und ich entschuldigte mich auf diese Art über die Kleinheit der Gabe, indem ich auf meine Armuth hinwies.“

„O, o, was für Mühe, um einen Kutscher nicht zu beleidigen . . . Und nicht nur sprechen Sie so zu ihm, ja, Sie führen Ihre Worte sogar aus, Sie schreiten durch die Barrière und verschwinden vor der Linie!“

„Er schaute mir von seinem Bock aus nach, ich wollte nicht, daß er mich auf einer Lüge ertappe; aber ich ging im nächsten Augenblick wieder zurück, wandte mich nach dem Boulevard Bessières und begab mich in das Haus Guérin's.“

„Ich weiß das. Ich wollte nur feststellen, daß Sie sich nicht nachforschen lassen wollten; denn Ihre Delikatesse einem fremden Kutscher gegenüber ist nicht wohl annehmbar.“

„Ja wohl. Man glaubt nie an die natürlichen und einfachen Sachen. Hätte ich eine komplizirte Geschichte erfunden, dann würden Sie vollständig überzeugt worden sein, Herr Richter.“

„Vielleicht. Zum Glück hatten Sie nicht Zeit, eine zu erfinden. Sie haben für jede Frage eine plausible Antwort vorbereitet; nur an den Kutscher hatten Sie vergessen, und mußten mir daher das erste Beste antworten, was Ihnen durch den Kopf fuhr.“

Damit ließ Herr von Beaudin den Kutscher eintreten, welcher ohne Zögern in Jagon seinen geheimnißvollen Passagier erkannte.

Nachdem der Zeuge sich entfernt hatte, nahm der Richter wieder auf:

„Fahren wir nun fort. Ihre Inspektion des Hauses ist vollendet. Sie kehren nach Paris zurück und in Ihre Kanzlei. Am nächsten Tage kommt der Kapitän in dieselbe und trifft Sie an Ihrem gewöhnlichen Platze. Sie erfinden einen Vorwand, um seine Zusammenkunft mit dem Notar zu verzögern.“

„Ich habe gar nichts erfunden, Herr Richter,“ unterbrach ihn Jagon. „Ich habe mich einfach getäuscht. Ein Klient war bei meinem Chef eingetreten und ich hatte ihn nicht fortgehen sehen.“

„Ja; ich kenne diese Antwort schon. Der Kapitän entfernt sich mit der großen Summe in seiner Tasche, die er Dank Ihres ‚Irrthums‘ nicht mehr deponiren kann, sondern heimtragen muß.“

„Pardon, mein Herr,“ sagte Jagon mit vollkommener Ruhe. „Ich fürchte seit einigen Minuten, zu verstehen, was in Ihrem Geiste vorgeht. Wollen Sie mir vielleicht zu beweisen suchen, daß ich an der Ermordung des Kapitän Guérin theilgenommen habe?“

„Gewiß will ich das,“ entgegnete der Richter.

„Sie hatten mir von dieser Anklage nichts erwähnt.“

„Ich rechnete darauf, daß Ihr Scharfsinn dieselbe errathen würde aus Allem, was Ihnen seit gestern widerfahren ist.“

„O, mein Herr, diese Anklage ist so . . . unerwartet, daß ich mich — um Ihretwillen — darin zu täuschen glaubte.“

„Sie sehen aber, daß Sie richtig vermutheten,“ sagte Herr von Beaudin ebenso ruhig und ironisch wie der Gefangene. „Ich fahre indeß fort. Nachdem der Kapitän sich entfernt hatte, verlassen Sie zur gewöhnlichen Stunde die Kanzlei und . . .“

„Und bin wahrscheinlich nach Hause gegangen. Darüber wird vielleicht der Portier Auskunft geben können.“

„Und haben sich wahrscheinlich schlafen gelegt?“

„Nicht wahrscheinlich, Herr Richter, sondern gewiß.“

„Wir wollen sehen, ob dieß wirklich so gewiß ist.“

Er klingelte und gab dem eintretenden Gerichtsdiener neue Befehle.

(Fortsetzung folgt.)

Rezepte.

Weißen Lackanstrich von Thüren und Fenstern zu entfernen, um dieselben anderweitig anzustreichen, befeuchtet man dieselben mit Terpentinöl und reibt dann mit in Terpentinöl getränkten Lappen den Lackanstrich herunter.

*

Schnellkitt. Als ein solcher von vortrefflichsten Eigenschaften für Porzellan, Glas, Metall u. s. w. zeigt sich eine Auflösung von 1 Theil geschmolzenem Bernstein in $1^1/_2$ Theilen Schwefelkohlenstoff, welche mit einem Pinsel auf die Kittflächen gestrichen wird und nach festem Zusammenpressen sofort trocknet.

*

Hohle Glaskugeln innen schwarz zu färben, um sie als Gartenspiegel benützen zu können, mischt man Leinöl mit fein geriebenem Kienruß und kocht es dann dick ein, wozu, der Feuersgefahr wegen, Vorsicht gehört. Dann gießt man diese Mischung in die Kugel und vertheilt sie durch Umschwenken recht gleichmäßig. Der Ueberzug trocknet bald und bekommt auch an der Sonne keine Sprünge.

Die Lieblingsblume.

(Bild S. 177.)

Die Düfte sind die Seelen der Blumen und diese Seelen sprechen nicht nur zu den Sinnen, sie berühren auch unser Herz. Welch' ein Unterschied zwischen dem Duft der dunkelrothen Rose und dem des Veilchens! Jener süß eindringend, von der Glut des Sommers erzählend, dieser lieblich, zart, sanft, ein Hauch des Frühlings. Rosenduft hat den Charakter der Leidenschaft sozusagen, wogegen Veilchengeruch an mildes Träumen erinnert.

Dieß scheint auch die junge Dame zu empfinden, welche unser feinempfundenes und vortrefflich ausgeführtes Bild uns schauen läßt. Die elegante junge Schöne hat die Rosen fortgeworfen und athmet den Duft italienischer Veilchen ein. Das ist ihre Lieblingsblume, der Duft des Veilchens dünkt ihr keusch und rein und jungfräulich, die Rose kommt ihr berauschend vor und spricht von wilden Wogen des Herzens, wovon sie nichts wissen will. Die ganze Erscheinung der Dame paßt vortrefflich zu ihrer Lieblingsblume, man fühlt die innere Verwandtschaft zwischen den schön entwickelten südlichen Veilchen und der blühenden jungfräulichen Dame sofort heraus, und dieß vertieft das anmuthige Genrebild.

Schildkröten aus Java.

(Bild S. 180.)

Die Schildkröten, welche in südlichen Klimaten sowohl in der alten wie in der neuen Welt bis jetzt noch in ziemlich großer Masse vorkommen, liefern einen so bedeutenden Handelsartikel, daß deren allmälige Vertilgung spätere Geschlechter schwer schädigen wird. Besonders in den Tropen tödtet man die Thiere zu Tausenden und bemächtigt sich auch der Eier, so viel man davon bekommen kann. Es ist daher natürlich, daß in nicht zu langer Zeit ihre Zahl sehr vermindert sein wird. Schildkröten leben bekanntlich auf dem Lande und im Wasser; man hat sie sogar schon über hundert deutsche Meilen vom Lande entfernt im Ozean gefunden. Von den meisten benützt man das Fleisch, die Eier und die Rückenpanzer, welche, wie bei der Karettschildkröte besonders, das kostbarste Material, den Schildpatt, geben. Es herrscht eine wunderbare Verschiedenheit der Arten in dieser Thiergattung. Italien und Griechenland erzeugen Schildkröten von der Größe einer kleinen Hand, an der brasilianischen Küste sind sie bis zwei Meter im Durchmesser groß und von einem Gewicht bis zu tausend Pfund. Wie ihre Größe verschieden, so weichen sie auch in der Gestalt von einander ab. Es gibt Schildkröten mit weichem Panzer, solche mit langen Hälsen, molchartige mit langem Schuppenschwanz, hochbeinige, Elephantenschildkröten, die sich hoch auf ihren Vorderbeinen aufrichten können, wüthend bissige, Menschen und Thieren gefährliche Schildkröten und sanftmüthige, stumpfsinnige.

Unsere Illustration führt uns hier sehr seltene Exemplare vor, welche sich augenblicklich im Pariser zoologischen Garten befinden. Die erste links ist eine Art aus Java (Trionyx javanicus), mit einem bräunlich-lila Schuppenpanzer; neben dieser erblicken wir die kleine, vielpunktirte Tr. perocellatus, ebenfalls aus Java; die große runde ist ein Cistudo amboinensis, häufig in holländisch Indien, ein sehr gefräßiges Thier, das eine Unzahl Fische verschlingt und auffallend vorsichtig und klug beim Fang der Beute vorgeht. Die vierte oben auf unserem Bilde ist eine Land- und Wasserschildkröte (Emys batagus), gleichfalls aus Java, ebenso träg und langsam, wie die anderen drei oben beschriebenen schnell und hastig in ihrer Art sind. Sie schläft die meiste Zeit ihres Lebens und wird leicht die Beute von Raubthieren großer Gattung, die ihren Panzer zerstören können. Sämmtliche dieser Schildkröten zeichnen sich durch schöngefärbte, feingezeichnete Panzer aus.

Interessante Bücher.

In diesen Tagen hat ein Lieferungswerk seine Vollendung erreicht, das wir unseren Lesern mit gutem Gewissen empfehlen können. Es ist: „Lessings Leben und Werke“ von G. Zimmern, deutsche autorisirte Ausgabe von M. Claudi (Leipzig, August Schulze). Das Charakterbild des herrlichen Mannes voll hellen, edlen Geistes, voll kühnen Muthes und warmen Herzens, des genialen Vorkämpfers für geistige Freiheit und Duldsamkeit ist hier ein so erhebendes, die Entwicklung seines Bildungsganges ist so einleuchtend und anmuthig geschildert, daß diese Biographie mit Recht als ein echt populäres Werk bezeichnet werden kann. Zu gleicher Zeit erhält auch der Leser in diesem Buche eine vortreffliche Literaturgeschichte unserer klassischen Zeit und eine sehr eingehende und lehrreiche Erläuterung der Werke dieses Meisters des deutschen Styles, dessen Darstellung für das Drama nicht minder wie für eine einfache, treffende, schlagfertige Prosa mustergültig für alle Zeiten bleiben wird.

Als ein hübsches, unterhaltendes und zugleich belehrendes Werkchen möchten wir unseren Lesern „Kulturbilder und Humoresken aus dem Alltags- und Modeleben der Völker“ von Professor Fr. Körner, dem wir den Artikel S. 174 entlehnten, empfehlen, als Probe, wie amüsant und interessant ein geistvoller Mann selbst über etwas scheinbar gewöhnliche Dinge plaudern kann. In dieser Art sind auch die übrigen Kapitel des hübsch ausgestatteten Buches gehalten. So erfahren wir seltsame Dinge in dem Artikel: „Was wir des Zuckers wegen erlebten“, und: „Was sich bei einer Tasse Kaffee erzählen läßt“ ist nicht minder fesselnd und spannend; gleichen Werth besitzen die Kapitel: „Die Weltgeschichte in Stiefeln und Hosen“, „Freunde aus Amerika“, „Vom deutschen Gerstensaft“ und andere mehr. Das Buch, bei Richter in Hamburg erschienen, gehört zu den hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Popularisirung gelehrter Forschungen und ist in gleicher Weise allgemein verständlich, reichhaltig und liebenswürdig.

Aus dem Reich der Wohlgerüche.

Ein Fremder, welcher jene Gegend nicht besucht hat, kann sich schwerlich einen Begriff von den Zaubergärten machen, welche sich in Südfrankreich um Grasse, Cannes und Nizza ausdehnen, ein trübes, schwaches Bild nur können die Lavendelfelder in Mitsham und die Blumenfarmen von Essex in England geben. Dort sieht man unübersehbare Flächen mit Rosen und Jasminbüschen und mit blühenden Orangenbäumen bedeckt, unter deren Schatten unabsehbare Beete von bescheidenen Veilchen blühen; Tuberosen, Geranien, alle in üppiger Blumenfülle strotzend, decken ganze Hektare, eine paradiesisch duftende Atmosphäre ruht dann an schwülen Abenden über den weiten Flächen, oft krankhaft die Nerven aufregend. Man kann sich vorstellen, welche Massen von Blumen dort gezogen werden, wenn wir sagen, daß in der Provence alljährlich an 2,000,000 Kil. Orangenblüten, 500,000 Kil. Rosenblätter, 80,000 Kil. Jasminblüten, 30,000 Kil. Veilchen, 40,000 Kil. Quassia, 20,000 Kil. Tuberosen zu Markte gebracht werden, was zusammen einen Werth von 2,000,000 Franken ausmacht, dabei erwähnen wir nicht die Unmassen von Blumen, Früchten und aromatischen Pflanzen, welche von den Parfümeriefabrikanten selbst gezüchtet werden. Auch in Spanien, Algerien, Italien und Indien ist die Blumenkultur zu Parfümeriezwecken sehr ausgebreitet.

Es gibt verschiedene Arten, die Parfümeriestoffe aus den Blumen zu ziehen. Der einfachste Prozeß ist die Destillation; die Blüten werden nämlich in Wasser gethan und so in einem Destillirkolben destillirt; der verdichtete Dampf gibt dann das Orangenblüten- oder das Rosenwasser. Theure Parfümeriestoffe bedürfen aber zu ihrer Gewinnung eines weit komplizirteren Prozesses. Einer dieser Prozesse besteht darin, daß man die Blumen und Blüten mit heißem, flüssigem, gereinigtem Hirsch- oder Rennthiertalg vermischt und das während zwölf Tagen fortsetzt; nach Verlauf dieser Zeit ist der Talg mit parfümirendem Stoff genugsam durchdrungen. Auf solche Weise werden Rosen, Orangenblüten, Veilchen und Quassia behandelt. Jasmin und Tuberosen, welche viel zarter und flüchtiger sind, müssen auf andere Weise ausgezogen werden, da sie die Hitze nicht ertragen können; zu deren Bereitung wird eine Schichte Fett auf eine viereckige Glasscheibe gelegt, auf das Fett werden die Blumen gestreut und diese jeden Morgen erneuert; man kann mehrere solcher Glasscheiben in Rahmen über einander stellen. Eine andere Art der Gewinnung ist die, eine mit Blumen bedeckte Glasplatte zwischen zwei Fettlagen einzuschieben; auf solche Weise kann man die Blumen, denen der parfümirende Stoff entzogen ist, leichter entfernen. In letzter Zeit sind verschiedene andere, auf wissenschaftliche Basis sich stützende Methoden erfunden worden. Oben erwähnte Verfahrungsweisen jedoch sind in allgemeiner Anwendung. Wenn das Fett genugsam gesättigt ist, wird es in zinnernen Kannen geschmolzen und tritt unter dem Namen „französische“ Pomade in den Handel; d. h. es wird den Fabrikanten versandt, welche es so lange mit rektifizirtem Weingeist versetzen, bis sämmtlicher wohlriechender Stoff entzogen ist; hierauf wird der Spiritus filtrirt und die Parfümerie ist reif zum Gebrauche, wenn sie nämlich einfach den Namen der Blume trägt, aus welcher sie bereitet ist, z. B. Veilchen, Jasmin &c.; soll sie aber den Duft vieler Blumen vereinigen, ein Bouquet sein, wie Jockeyklub oder Millefleurs, so werden verschiedene Extrakte oder Ingredienzien in gewissen Quantitäten vermischt. Das übrig gebliebene Fett wird zur feinsten Pomade verarbeitet.

Nicht allein Blumen, sondern auch Früchte, wie Orangen, Citronen, Bergamotten (eine Art von Orangen), werden zu Wohlgerüchen verarbeitet, indem ihre Schalen erst gerieben und dann auf erwähnte Art zubereitet werden; dazu nimmt man noch grüne Früchte, 3—4000 Orangen oder Bergamotten sind nöthig, um ein Kilogramm Essenz zu bereiten.

Auf obige Art werden nur die feinsten und theuersten Stoffe verarbeitet, die geringeren werden aus Oelen bereitet und bilden die gröberen, billigeren Parfüms. Mehrere von ihnen und noch einige fremde Stoffe gehören in alle Bouquets, selbst die feinsten.

Von den fremden Stoffen ist der am meisten verbreitetste der Moschus, eine krankhafte Absonderung des Moschusthieres, das in Tibet und China gefunden wird. In den Handel kommt der Moschus meist sehr stark mit anderen Stoffen vermischt. Eines der Surrogate für Moschus ist der Schwanz der Moschusratte, der aber wenig gebraucht wird. In seinem rohen Zustand ist der Geruch des Moschus so stark, daß sein Gebrauch krankhafte Zufälle nach sich zieht, daher der Jäger, welcher es bei den erlegten Thieren herausschneidet, sich Nase und Mund verbinden muß, sonst bekommt er Schwindelanfälle. Eine ähnliche Substanz ist eine Sekretion der Civetkatze, Civet genannt; Amber kommt vom Walfisch und ist die Folge einer Krankheit, welche für das Thier oft tödtlich ist. Dieser Stoff schwimmt auf dem Meere und wird an den Küsten von Grönland, Brasilien und China gefischt. Sandelöl ist ein Extrakt aus Sandelholz. Aus Orris oder Iriswurzel wird billiges Veilchenparfüm bereitet; auch Vanille wird in der Parfümerie häufig gebraucht, doch fast kein Bouquet wird ohne Moschus bereitet. Das berühmteste Rosenöl, Rosennektar, kommt aus Bulgarien. Der seit neuerer Zeit in Mode gekommene Ylang-Ylang wird aus einer auf den Philippineninseln wachsenden Blume bereitet. Im Allgemeinen gebraucht der Parfümeriefabrikant etwa zweihundert Stoffe, um Wohlgerüche daraus zu fabriziren. Die meisten berühmten Parfümeriewasser, mit Ausnahme des kölnischen Wassers, kommen aus Frankreich obwohl auch in Deutschland (Berlin) dieser Industriezweig im Aufschwung begriffen ist.

P. F.

Dächselkopf.

(Bild S. 176.)

Landseer gehört zu den berühmtesten englischen Thiermalern. Es sind vor Allem Hirsche und Hunde, welche dieser Meister mit unübertrefflicher Naturtreue abzubilden versteht. Seine Hundeporträts sind weltbekannt geworden. Wir geben hier unseren Lesern einen schönen Hundekopf dieses Meister's wieder. Der Hund, ein Dachshund, Dächsel, ist im Besitz der Königin von England, und Landseer malte den Hund für die Monarchin. Er gehört zu den schönsten seiner Rasse, deren Gestalt bekanntlich unförmlich, deren Köpfe jedoch sehr ausdrucksvoll sind. An Charakteristik der Eigenart dieser Hunde, an Wahrheit des Ausdrucks dürften wenige Hundebildnisse diesem an die Seite zu stellen sein.



Anekdoten und Witze.

Eine bis jetzt wenig bekannte Iffland-Anekdote erzählte kürzlich der bekannte geistvolle Dichter und Kritiker Hieronymus Lorm. Iffland gastirte in einer kleinen Provinzialstadt auf einem höchst mangelhaft beschaffenen Theater. Unmittelbar nach der Vorstellung sollte er sich im Hause eines angesehenen Kaufmanns zum Souper einfinden. Während er sich in der Garderobe für die Szene ankleidete, fiel ihm ein, daß er nach dem Theater viel lieber in die Kneipe ginge, als den Rest des Abends in Gesellschaft fröhlicher Kunstgenossen zu verbringen. Er schrieb daher sogleich dem Kaufmann einen Brief, ungefähr folgenden Inhalts: „Ich bin von dieser Vorstellung sehr angegriffen, ganz erschöpft. Besonders die gewaltigen Anstrengungen des letzten Aktes haben mich so mitgenommen, daß ich heute kein Wort mehr sprechen könnte, mich also in Ihrem heitern Kreise nicht einfinden kann" u. s. w. Diesen Brief, couvertirt, gesiegelt und adressirt, steckte Iffland, als er angekleidet war, in die Brusttasche seines Kostümfracks, um sogleich nach dem letzten Fallen des Vorhangs den Brief an den Kaufmann senden zu können. Mit diesem Brief in der Tasche trat Iffland auf die Bretter hinaus. Gleich in der ersten Szene hatte er nach Vorschrift seiner Rolle auf der Bühne einen Brief schreiben, seinem Bedienten klingeln und diesem sagen sollen: „Sogleich zu besorgen." Mit Schrecken bemerkte Iffland, daß die nachlässige Inspektion keinen geeigneten Tisch und kein Schreibzeug vorgerichtet hatte. Zum Glück aber hatte er ja ohnehin einen Brief in der Tasche. Iffland improvisirte daher die geeigneten Worte und klingelte dann, um dem eintretenden Bedienten den Brief mit der vorgeschriebenen Phrase zu übergeben. Der Bediente war jedoch kein Schauspieler, sondern eben nur ein Theaterdiener, las die Adresse des ihm übergebenen Briefes, ging ab, und da der Kaufmann sich im Hause befand, in einer Loge des ersten Ranges — in einer kleinen Stadt weiß Jeder Alles von Jedem — so verfügte sich der Theaterdiener mit großartiger und klassischer Naivität in die Loge, um den Brief, wie ihm gesagt wurde, „sogleich zu besorgen" ... Der Kaufmann las nun, während Iffland noch in der ersten Szene vor ihm stand, wie diesen bereits die Anstrengungen der letzten erschöpft hätten und hörte die wohlklingende Rede Dessen, der keines Wortes mehr mächtig sein sollte!

*

Beim Gericht.

Richter: Mit was haben Sie Ihre Frau geschlagen?
Er (lakonisch): Mit'n Schneuztüchl.
Sie: Ja, er schneuzt sich mit die Fäust!

*

Auffassung.

Mutter: Du, das ist aber merkwürdig, wie man zu fünftausend Menschenfressern nur fünf Missionäre schicken kann.

Tochter: Ja, das ist schrecklich, die armen Familien müssen ja verhungern.

*

Wrangel als Bankier.

Nach den Gründerjahren, nach dem allgemeinen Krach, erschien eines Tages bei dem alten Feldmarschall Wrangel ein Schullehrer aus der Lausitz, welcher einst als Unteroffizier bei den Kürassieren gestanden hatte. Dem Manne wurde eine Audienz bewilligt und der Marschall forderte ihn auf, sein Anliegen vorzutragen. Der Schullehrer klagte nun der Excellenz seine Noth. Er hatte seinerzeit ein Industriepapier von seinen Ersparnissen gekauft und war die Aktie zur Ausstattung seiner einzigen Tochter bestimmt gewesen. Leider war die Aktie durch den Krach werthlos geworden und konnte daher auch nicht die Verheirathung der Tochter stattfinden. Der Schullehrer bat um Rath und Hülfe bei seinem ehemaligen Regimentskommandeur.

Wrangel kannte den Alten von früheren Jahren. Nachdem er ihn angehört hatte, sagte er zu ihm:

„Nun, Peter, laß man die Aktie hier, ich werde mich die Sache überlegen, vielleicht läßt es sich doch noch machen, daher gehe nur ruhig in Deine Heimat zurück, in den nächsten Tagen sollst Du Antwort haben."

Und der Schullehrer erhielt auch Bescheid. Es wurde ihm der Nominalwerth der Aktie baar und diese selbst durch einen Bankier eingehändigt. Auf der Aktie stand von Wrangel's Hand geschrieben:

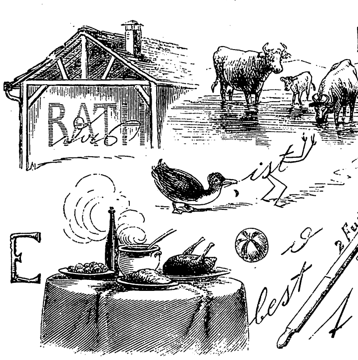
„Schullehrer müssen nicht spekuliren."

Der alte Unteroffizier war glücklich, und noch jetzt wird die durch Wrangel wieder werthvoll gemachte Industrieaktie als Heiligthum in der Lehrerfamilie aufbewahrt.

Lotterieziehungen im Monat November.

Am 1. Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 3150 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember. — Stadt Neuenburg 10-Franken-Loose vom Jahr 1857, 600 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 12 Franken, zahlbar am 1. Februar 1880 (44. Ziehung). — Finnländische 10-Thaler-Loose, 3000 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 12 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1880 (22. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3%, 408 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Februar 1880 (40. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-Obligationen à 100 Franken, 264 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (47. Ziehung). — Schwedische 10-Thaler-Loose, 3200 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 13 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1880 (39. Ziehung). — Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4%, 20 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (47. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5%, 2000 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 Gulden, zahlbar am 1. Februar 1880 (39. Ziehung). — Stadt Genua 150-Franken-Loose, 453 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 160 Franken, zahlbar am 1. Februar 1880 (20. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose, 6000 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 20 Franken, zahlbar am 5. März 1880 (51. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. Dezember. — Oldenburgische 40-Thaler-Loose à 3% vom Jahr 1871, 112 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 40 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1880 (18. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahr 1867, 200 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 17 Gulden, zahlbar am 1. Februar 1880 (20. Ziehung). — Stadt Reggio 120-Franken-Loose vom Jahr 1871, 512 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 120 Franken, zahlbar am 1. März 1880 (27. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose, 79 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. März 1880 (27. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahr 1875, 588 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Franken, zahlbar am 25. November 1879 (19. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose vom Jahr 1876, 13 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Franken, zahlbar am 25. November 1879 (12. Ziehung). — Am 15. Ansbach-Gunzenhausen E.-B. 7-Gulden-Loose vom Jahr 1857, 2500 Stück, Prämienziehung am 15. Dezember. — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 494 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Franken, zahlbar am 2. Januar 1880 (48. Ziehung). — Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 2550 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 19 Franken, zahlbar am 15. Februar 1880 (46. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3%, vom Jahr 1874, 480 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 15. Dez. 1879 (31. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose vom Jahr 1874, 99 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1880 (24. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose vom Jahr 1871, 208 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Franken, zahlbar am 1. Februar 1880 (33. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 20. Mai 1880 (45. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahr 1870, 50 Stück, jedes Loos à 100 Fr, zahlbar am 20. Mai 1880 (45. Ziehung.) — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 394 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. Mai 1880 (35. Ziehung). — Am 30. Badische 35-Gulden-Loose, 2000 Stück, Prämienziehung am 31. Dezember.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 155:

Arbeiten ist leichter als Faullenzen.

Anagramm.

Es ist ein Strom und eine gute Frucht;
Hat man der Zeichen andern Stand gesucht,
So ist es nicht dem Handschuhmacher eigen,
Doch kann der Bauer und der Schmied es zeigen.

Auflösung des Räthsels Seite 155:

Glocken.

Kleine Korrespondenz.



Frln. Bertha St. in Zürich. Doch nicht gut durch das betreffende Tageblatt.

Abonnent in B., Schweiz. Nr. 1) Ein solches Fürstenhaus gibt es überhaupt nicht. Nr. 2) Durch die Mittler'sche Buchhandlung in Berlin zu beziehen.

Hrn. G. N. in Al-Tsill (Ungarn). Was sind Püllen bei Mühlsteinen?

Hrn. H. Matzdorf in K. Wir möchten die Sache nicht so ausdehnen — sonst recht hübsch erdacht.

Hrn. J. L. in Wien. Mit Vorrath überreich versehen. Deßgleichen Hrn. L. Sch. in Wilhelmshaven, ganz geistreich.

Hrn. Heinrich M. in Berlin. Sie finden dieß in dem Werkchen: „Der Naturaliensammler" von Dr. L. Eger (Wien, Faesy & Frick's Verlag).

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Lina Badovivac, Agram; Josepha Kurnigg, Harburg; Elise Kempf, Kreuznach; Pauline Gestel, Ulm; Hermine Kreuz, Bernburg; Anna M., Wien; Ottilie Henschel, Berlin; Hedwig Thurmer, Sonnenwalde; Ursula Cavelti, Sagens (Schweiz); Hrn. M. Sch......k, Posen; L. Woelfer, Zürich; A. Meßner, Oels-Arnau; M. Kühling, Chemnitz; H. Bernheimer (?); A. Meyer, Hildesheim; W. Wenzel, Rödelheim; S. Ohrner, Ingolstadt; J. E. H., Hermsdorf; A. Tepper, Paderborn; D. Heinisch, Brünn; F. Sch. in L., J. W., Heidelberg; A. Giller, Beuthen; H. Matzdorf, Königsberg; C. Pater, Wien; J. Kaspar und A. Bauer, Wien; E. Kluge, Neudorf; Fr. D. in B.; H. Riegel, München; Fr. Fr., Leipzig; H. Torkitz, Halle; M. Mathias, Halle.

Hrn. P. Weber in Washington. Eine so haltbare Bronzirung gibt es nicht, die scharfen Kanten der Stahlplatten werden bei Reibung stets die Bronze lassen.

Hrn. G. Z. in Petersburg. Wir haben gar zu großen Vorrath davon; besten Dank!

Frau M. S. in Königsberg. Nr. 1) Es freut uns, daß dieser Roman Ihnen so sehr gefällt. Der Autor ist kein Landsmann von Ihnen. Nr. 2) Durch Auflegen von Benzinmagnesia auf die Marmorplatte.

S. Fr. Schw. in Künzelsau. Interessant, trifft jedoch beim 10., 11. und 12. des Monats nicht zu, und deßhalb nicht gut aufzugeben.

J. E. H. Ihr Rezept zur gelegentlichen Benützung zurückgelegt; besten Dank!

Hrn H. Str. in B.-Br. Wir wissen es nicht. Vielleicht weiß einer unserer Leser eine Bezugsquelle von rohem Asbest en gros (kein Wiederverkäufer).

E. F. in Gg. Wir verweisen Sie auf eine frühere Ankündigung, wornach die Jahrgänge **1870** und **1872** von **„Zu Hause"**, so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu **sehr ermäßigtem** Preis bezogen werden können, und zwar jeder Jahrgang komplet in einem Bande broschirt für nur 2 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, können Ihnen diese beiden Jahrgänge noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

F. B. Walsrode. Pribyl, Geflügelzucht, 2½ Mark (Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey, Berlin).

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent in C. 1) Wiederholtes Nasenbluten wird verhütet durch körperliche Ruhe und kalte Umschläge über den Nasenrücken. 2) Waschen schwieliger Hände mit flüssiger Glycerinseife macht dieselben wieder geschmeidiger.

Hrn. F. Heinrich Sch. in Offenbach. Ihre erste und zweite Frage sind öffentlich nicht zu beantworten. Gegen andauernden und trägen Stuhlgang empfiehlt sich der Gebrauch ungarischen Bitterwassers, jeden Morgen ein Glas nüchtern.

Abonnentin S. in W. Vaselinsalbe, mit Karbolsäure vermengt, dürfte das Geschwür bald zur Heilung bringen.

Hrn. Paul R. in Berlin. Ihre Schwester leidet an einem Herzfehler. Mehr ist nicht aus Ihren Schilderungen zu entnehmen. Die verschriebenen Pillen sind Stahlpillen und dienen zur Blutreinigung.

Alte Abonnentin in Breslau. Dr. Kaposi und Dr. Hebra, Professoren für Hautkrankheiten zu Wien.

Hrn. P. P. in Lübbecke. Mittel zur Verstärkung des Haarwuchses haben wir schon sehr häufig in unserer Korrespondenz angegeben. Wir können dergleichen nicht immer wiederholen. Wer daher bezüglichen ärztlichen Rath wünscht, muß sich dazu bequemen, mit unserem ärztlichen Berather, dessen Adresse bei uns zu erfahren ist, in Verbindung zu treten.

Alter Abonnnent in Zeitz. In allen hervorragenden südlichen klimatischen Kurorten gibt es Pensionate für leidende Damen.

Hrn. H. K. in Wien. Sexuelle Angelegenheiten finden in öffentlicher Korrespondenz keine Erledigung.

Anfragen*).

13) Gibt es eine wirklich unauslöschliche Schreibtinte?

H. G. in B.

14) Wo bezieht man emaillirte Kupferkochgeschirre?

H. C. in S.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Der industriöse
Geschäftsmann,
400 Anweisungen zur Fabrikation vieler Handelsartikel, als: 1) **Künstliche Weine, Rum, Aquavite, Essige,** — 2) **Extrakte** aller **Art,** — 3) **Chokolade, Hefen, Mostriche, Stiefelwichsen,** — 4) **Universalpflaster, Hühneraugenpflaster, Gichtpapier, schwedische Lebensessenz etc. etc.** Von **Alb. Simon.** 99
Zwölfte Auflage. — 3 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Nie dagewesene Billigkeit.
Eine prachtvolle
Familien-Bibliothek!!
6 Werke für 15 Mark!!
Inhalt:
1) **Schiller's** sämmtl. Werke mit den **Bildern** berühmter **Künstler**, sehr elegant gebunden.
2) **Göthe's** Werke, sehr elegant gebunden.
3) **Lessing's** Werke, sehr elegant gebunden.
4) **Weltgeschichte,** historische Privatgeschichten v. d. ältesten Zeiten bis zur Neuzeit (1871). 6 Bde.
5) **Literaturgeschichte** aller Völker der Erde, v. d. ältesten Zeiten bis zur Neuzeit, 1873.
6) **Das Buch der Lieder,** die schöne gr. Oktav-Ausgabe mit Porträt, herausg. v. Müller v. d. Werra, elegant gebunden.

Alle diese 6 Werke als: **Schiller** — **Göthe** — **Lessing** — **Weltgeschichte** — **Literaturgeschichte** und **das Buch d. Lieder** unter Garantie für **neu, komplet** und **fehlerfrei:** 218
zusammen für 15 Mark!!
Einzelne Werke werden nicht abgegeben.
Avis. Aufträge werden prompt und exakt gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages zoll- und steuerfrei effektuirt von der Buch- und Musikalienhandlung
Moritz Glogau jr., Hamburg, Graskeller 20.

100 feinste Visitenkarten, 217 unübertroffene Qualität, Neuheiten, 1—6 *M.* Monogramm-Papier 100 Bg., 100 Couv. *M.* 4., gegen Eins. des Betrages franko. Muster gratis. H. Hoffmann, Salzwedel.

Abgestimmte
!Concert-Harmonika!
(nach neuester Konstruktion),
En gros. En détail.



durch deren künstliche Zusammenstellung auch **jedem** nicht musikalisch Gebildeten die Gelegenheit geboten ist, **sofort** die schönsten Melodieen hervorbringen zu können.

Nro.	I.	II.	III. feinste
pr. Stück	*M.* 3. —	5. 50.	7. 50.

● **Wiederverkäufer Fabrikpreise.** ●
Versendung gegen baar oder Postvorschuß.
Einzig und allein nur zu beziehen von dem
„Ersten Wiener“ 145
Zauber-Apparaten-Hauptdepot
Wien I., Tegetthoffstraße Nro. 3.

Violinen,

Spezialität in Meisterformen nach eigenem System,
Das Beste u. Billigste d. Neuzeit, sehr gut im Ton M. 6—12, ausgespielte Meistergeigen n. Stradivarius, Guarnerius, Amati etc. von M. 20. an. Konzertviolinen von M. 30. an. 158
Bratschen, Celli und Bässe vorzüglicher Arbeit. **Bogen** M. 2—30. Solide **Etuis** (ganz gefüttert) M. 6—40. **Alle Bestandtheile. Italienische Saiten. Zithern und Guitarren.** Lager alter echter Instrumente.
Reparaturen künstlerisch u. billigst. Garantie für Güte! Export! Empfehlungen von Prof. Wilhelmj, Sarasate, Sauret, Singer, Jean Becker, Sivori, Leonard u.v. A. **Erfinder** der patentirten **Stummen Violine** zum Studiren. Preis-Courant mit Beschreibung gratis — franko.

Gebrüder Wolff,
Streich-Instrumenten-Fabrik
in **Creuznach** (Rheinpreussen).

Bode & Trone, Hannover.



Diebessichere
Kassetten
elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Chubbschloß.

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Länge cm.	14	16	20	24	30	35	40
Breite cm.	10	12	15	18	20	25	30
Höhe cm.	6	8	8	10	11	12	14
Preis *M.*	9,50	10,50	13,50	19,50	24	32	40

inkl. Verp. in einer Kiste.
Fein lackirt und zum Festschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Preis *M.*	11,30	12,30	15,50	21,50	27,50	35,80	44

Kirchenstöcke. Diebessichere Schränkchen.
Preiscourant gratis u. franko. 199

SCHUTZMARKE



Fahnen,

gestickte, für Vereine jeder Art, liefert 166
J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.

Ein Weihnachts-Geschenk für unsere Abonnenten!

Es sind nun zwei Jahre her, daß wir unseren Abonnenten das Prachtwerk **„Die Wandermappe“, ein Künstler- und Familien-Album,** als Extraprämie zum Ausnahmepreis von nur 18 Mark anbieten konnten. Tausende unserer Abonnenten haben von der ihnen damit gebotenen Gelegenheit, ein künstlerisches Prachtalbum allerersten Ranges in reichster Ausstattung **überaus billig** zu erwerben, gleich damals zumeist, aber auch inzwischen fortwährend häufig Gebrauch gemacht. Auch an einer Menge anerkennender Zuschriften hat es nicht gefehlt, ebenso nicht an Wünschen und Bitten, die Verlagshandlung möchte doch bald ein ähnliches derartiges Werk als Prämiengabe folgen lassen. —

Heute freut es uns deßhalb doppelt, unseren Abonnenten mittheilen zu können, daß wir mit der Verlagshandlung Adolf Ackermann in München ein Uebereinkommen bezüglich des **Pendants** zur „Wandermappe“, welches in deren Verlag unter dem Titel: **„Jahrmarkt des Lebens“** erschienen ist, getroffen haben. Dieses Pendant des Ackermann'schen Verlags enthält in ganz gleicher Ausstattung wie die „Wandermappe“ ebenfalls 36 Originalzeichnungen erster deutscher Maler und kostet Sechzig Mark.

Durch das getroffene Uebereinkommen ist es uns nun möglich, den

Jahrmarkt des Lebens,

ein Künstler- und Familien-Album,
enthaltend
eine aus obigen 36 getroffene Auswahl von
26 Original-Handzeichnungen in Feder und Blei, Kreide und Kohle
erster deutscher Maler der neueren Schule
in
Lichtdruck von Römmler & Jonas in Dresden
(der „Wandermappe“ zweiter Theil)
in prachtvollster Leinwandmappe (größt Folio) mit reichster Gold- und Schwarzdruck-Verzierung (wie untenstehende Zeichnung), also ganz in derselben prächtigen Ausstattung wie die „Wandermappe“,
unseren Abonnenten ebenfalls

für nur 18 Mark

anzubieten.

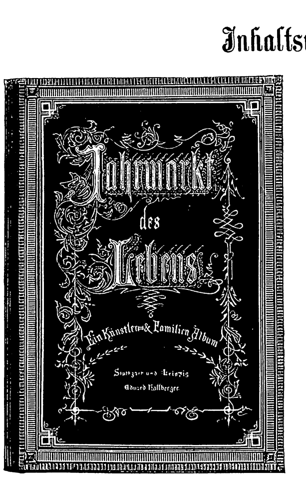
Nur das Abonnement auf unser Journal gibt das Recht zum Bezug dieses Kunstwerks um obigen billigen Preis.

Wir hoffen auf eine ebenso starke Betheiligung von Seiten unserer Abonnenten wie bei der „Wandermappe“ und haben dem entsprechend unsere Vorbereitungen getroffen. Weil aber selbstverständlich die Herstellung sowohl der 26 Bilder auf Kartons, als der prachtvollen großen Leinwandmappe mit Gold- ꝛc. Pressung viel Zeit erfordert, so müssen wir Alle, welche Werth darauf legen, das Prachtalbum noch vor Weihnachten zu erhalten, — sei es zu eigenem Besitz, zu ihrer eigenen Freude und stets neuem künstlerischem Genuß, sei es zur Verwendung als sicher höchst willkommenes Geschenk — dringend bitten, die Bestellung hierauf — mit Benützung des beiliegenden Zettels — gef. **sofort** machen zu wollen, da es uns absolut **unmöglich** sein würde, in großer Zahl erst **später** eingehende Bestellungen noch **rechtzeitig für Weihnachten** fertig zu bringen.

Stuttgart, den 27. Oktober 1879.

Die Verlagshandlung: Eduard Hallberger.

Inhaltsverzeichniß von „Jahrmarkt des Lebens“:



Nr.	Künstler	Titel	Technik
1.	**Gustav Schönleber:**	Hansestadt. (Motiv aus Danzig.)	Feder und Tusche.
2.	**Robert Beyschlag:**	Des Lebens Glück und Freude.	Bleistiftzeichnung.
3.	**Heinrich Lossow:**	Glückliche Zeit.	Bleistiftzeichnung auf Marmor.
4.	**F. A. Kaulbach:**	Lebensfrage.	Feder und Tusche.
5.	**Ferdinand Knab:**	Gestrandeter Kauffahrer.	Bleistiftzeichnung.
6.	**Josef Weiser:**	Komödie im Zwischenakt. (Motiv aus dem Residenztheater München.)	Feder und Tusche.
7.	**Heinrich Lossow:**	Entre nous.	Bleistiftzeichnung auf Marmor.
8.	**Otto Seitz:**	Leiermanns Gewinn.	Kreidezeichnung.
9.	**Konrad Beckmann:**	Marktfreuden. (Motiv aus Hannover.)	Federzeichnung.
10.	**Ed. Kurzbauer:**	Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft.	Kreidezeichnung.
11.	**Paul Böhm:**	Zigeunermusik.	Kreidezeichnung.
12.	**Anton Braith:**	Beefsteak für die Hauptstadt.	Bleistiftzeichnung.
13.	**Hugo Kaufmann:**	Wahlversammlung.	Feder und Tusche.
14.	**Hugo Kaufmann:**	Stille vor dem Sturm.	Feder und Tusche.
15.	**T. Straßgschwandtner:**	Ein geschenkter Gaul.	Aquarellzeichnung.
16.	**Adolf Bertsik:**	Lebende Vogelscheuche. (Motiv aus Ungarn.)	Bleistiftzeichnung.
17.	**Konrad Beckmann:**	Der Minne Sold. (Motiv aus Hildesheim.)	Federzeichnung.
18.	**Ludwig Knaus:**	Wilderer.	Kohlenzeichnung.
19.	**Franz Defregger:**	Gemsjäger.	Bleistiftzeichnung.
20.	**Karl Karger:**	Causerie im Stadtpark. (Motiv aus Wien.)	Federzeichnung.
21.	**Paul Thumann:**	Belgisches Badeleben. (Motiv aus Ostende.)	Bleistiftzeichnung.
22.	**Eduard Grützner:**	Ein Erfolg.	Kohlenzeichnung.
23.	**Emanuel Spitzer:**	Karnevals-Leichtsinn.	Federzeichnung.
24.	**Johann Engel:**	Gebirgspost.	Feder und Tusche.
25.	**Josef Krieger:**	Ein schlechter Weg.	Bleistiftzeichnung.
26.	**A. v. Ramberg:**	Fern vom Geräusch der Welt. (Motiv auf der Kreuzspitze bei Reichenhall.)	Bleistiftzeichnung.

In jeder größeren Buchhandlung ist ein Probeexemplar von „Jahrmarkt des Lebens“ zur Ansicht vorräthig.

Kork-Schneidemaschinen

(eigene Erfindung)
von **praktischer, korkersparender** Konstruktion und mit **selbstrotirenden** Schleifscheiben, tägliche Produktion circa 20,000 Pfropfen, empfiehlt **Oskar Kiellerup,** Fabrikant, **Kopenhagen** (Dänemark). 166
Illustrirte Prospekte **gratis** und **franko.**

Bruchleidende 165

erhalten auf frankirte Anfrage bereitwilligst gratis sowohl direkt als durch nachstehende Firmen die ausführliche Gebrauchsanweisung über die ganz unschädliche **Unterleibs-Bruchsalbe** von **Gottl. Sturzenegger** in **Herisau** (Schweiz). Derselben sind eine Menge ausgezeichneter Zeugnisse und Dankschreiben vollständig Geheilter beigefügt. Versendung nach allen Ländern. Preis der Salbe: *M.* 5. oder Oe. W. fl. 3. 20. per Topf. Erhältlich durch die **Hirschapotheke** in Stuttgart; **Hofapotheke** in **Augsburg; Löwenapotheke,** Jerusalemerstraße 16 in **Berlin;** St. Annenapotheke in **München; Mohrenapotheke** in **Mainz;** Meistermann, Apoth. in **Mülhausen** i. Els.; **Löwenapoth.** in **Nürnberg; Stadtapotheke** von M. **Hiendelmaier** in **Passau; Meißenapotheke** in Straßburg i. Els.; **Kronenapoth.** in **Würzburg;** A. Moll, k. k. Hoflieferant, Tuchlauben 9 in **Wien;** Jos. **Fürst,** Apothek. in **Prag; Formághy,** Apoth. z. heil. Maria in **Budapest.** Auch ertheilt nähere Auskunft **Karl Malzacher** in **Karlsruhe; Richard Lenz** in **Danzig; Spaltholz & Bley** in **Dresden;** Max Erb in **Ravensburg; J. W. Neumüller** in **Regensburg; Gebrüder Weber** in **Ulm.**

Heraldiker v. Z. postl. fr. **Berlin** weist fast Jedem Geschlechtswappen nach.

Neuerfundene Methode der **„Essigfabrikation“,** passend für **alle** Länder und Zonen. Es fallen dabei die bei den bisherigen Methoden vorkommenden Schwierigkeiten, Unsicherheiten und Störungen gänzlich weg. Das Resultat ist stets ein sehr günstiges. Neue Einrichtung oder Umrichtung bestehender Fabriken einfach und billig. — Ebenso ertheilen wir für **Wein-, Bier-, Liqueure-, Hefen-** u. andere **chem.-technische Fabrikationen** praktischen Unterricht oder schriftl. Anleitungen, **Spezialrezepte,** Rath u. Auskunft. — Näheres, Programm und Katalog gratis. 204
W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.
Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.

R. Maschke's
Kanarienvögel
(St. Andreasberg im Harz)
wurden auf 30 Ausstellungen prämiirt, von 20 Preisorganen ehrend erwähnt. Preise erniedrigt. 181

G. L. Daube & Co.,
Central-Annoncen-Expedition der deutschen u. ausländischen Zeitungen,
Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Zürich, Paris etc. etc.

Unschädlich, blei- und silberfrei.



Keine grauen
— Schutz-Marke. —
Haare mehr!



Amtlich analysirt.
Neue Erfindung. Sicher, unauffällig, jede Haarfarbe wieder herstellend. Angenehm, reinlich, Haarwuchs fördernd. Flasche einschließlich Etui 2 *M.* 25 ₰. 114
J. H. F. Kaufmann & Co., Dresden.
Wiederverkäufer gesucht.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 193
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!“ — Prospekte gratis und franko.

Holz- und Knochenspalter.
(Deutsches Reichspatent.) 214
Neu und äusserst praktisch für jede Haushaltung. Preis 10 *M.* Prospekte gratis.
Heckner & Co., Braunschweig.

Der Gesangskomiker.
Ausgewählte **Couplets, Duette, Soloszenen** u. s. w. mit Melodieen und Pianof.-Begleitung. Von **K. W. Leipold** u. A. 221
16 Bände (**Band 16 neu**) à 1 *M.*
Inhaltsverzeichniß gratis und **franko.**
Leipzig. **E. A. Koch's** Verlag.

Prämiirt Obstprodukten-Ausstellung Dresden 1879.
Feinstes neues
Aepfel- und Traubengelée
offeriren in Fäßchen von 5 Kil. zu 1,20 Mark, von 12½ und 25 Kil. zu 1 Mark pr. Kilo unter Nachnahme. 177
Wirtz & Zimmermann,
Obstgelée-Fabrikanten
Mülheim a. Rhein.

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten **unentgeltlich** Auskunft durch **Wilhelm Bertram,**
134 Lauban in Schlesien.

Flechten.
Ein sicher wirkendes Mittel gegen Flechten, ohne Schädigung der Gesundheit, versendet franko bei Einsendung von 5 Mark 109 die **Hofapotheke** in **Wächtersbach.**

Klinik v. Staate conc. zur **gründlich.** u. **sichern** Heilung v. Haut- u. Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rheumatismus ꝛc. Dirigent: **Dr. Rosenfeld,** Berlin, Friedrichstr. 189. Auch briefl. **Prospekte gratis.** 139

Magenkrampf, Schlaflos. hebt sof.; Vorfall, Fall-, Trunksucht, Krebs, Gesichtsfalten a. bf. **Rathmann, Leipzig,** Roßstr. 4 b II r. Bfm. erf. 171

Erwerbs-Katalog { für Jedermann gratis. 225
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 14. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman von **Rosenthal-Bonin.**

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Madame Pompeja befand sich wieder bei ihrem Rechtsfreund, Herrn Gaston Bernard.

Er saß ruhig in seinen eleganten Konsultationssessel zurückgelehnt und ließ das Licht der Sonne lieblich auf dem großen Diamanten seines Ringes spielen.

Madame Pompeja sah roth, aufgeregt aus und einige krause Locken waren wollig unter ihrem grünseidenen Hut mit einem halben rothen Vogel darauf hervorgequollen und standen wie aufgerissene Roßhaare aus einem defekten Sopha in die Höhe. —

„Aber das ist ja entsetzlich, das ist ja schrecklich,“ sprach die dunkelfarbige Dame, — „bekomme ich da heute früh dieß Schreiben von dem Gerichtshof zugeschickt, — worin mit dürren Worten steht: — da sich ein unzweifelhaft unbestreitbarer Erbe in der Person des Johannes Holmson-La Franca vorgefunden, gehen Sie Ihrer Ansprüche an die Masse La Franca verlustig, sind all' Ihre Ansprüche hinfällig geworden. Meine Ansprüche hinfällig, — ist das erhört, ist das gerecht?“

„Meine Dame,“ fiel Herr Bernard ein und ließ seinen Ring noch schöner in der Sonne funkeln, — „der Gerichtshof kann nicht anders befinden.“

„Aber was haben Sie denn bei dem Prozeß gethan?“ — fuhr Dame Pompeja auf, — „das möchte ich wissen — konnte ich den Prozeß nicht allein verlieren?“

„Ganz gewiß, meine Beste,“ erwiederte Herr Bernard, — „Sie hätten dieß sicher eben so gut, wie ich, gethan.“

„Und nun?“ unterbrach die Kreolin zornig.

„Nun, meine Verehrteste,“ fuhr Herr Bernard freundlich lächelnd fort, „vielleicht sind Sie so liebenswürdig, sich zu erinnern, daß ich Ihnen diese Möglichkeit als durchaus nicht ausgeschlossen vorstellte. — Ich sagte Ihnen: ein Prozeß ist ein Lotteriespiel, — es hängt von hundert Zufälligkeiten ab, wenn man gewinnt, wenn man verliert, und Sie haben ihn verloren.“

„Nein, Sie haben ihn mir verloren!“ rief Dame Pompeja dagegen.

„Natürlich, meine Beste,“ — erwiederte Herr Bernard fast vergnügt. — „Ich bin die Ursache, daß dieser La Franca existirt, ich trieb diesen La Franca hier an die Küste, ich ließ ihn festnehmen — —“

„Nein,“ unterbrach Pompeja wüthend, „aber Sie haben Geld verdienen wollen, weiter nichts,“ brauste sie auf.

„Geld verdienen, meine Verehrteste,“ flötete Herr Bernard, „das ist ja der Zweck meines Berufes. Wäre ich Advokat geworden, wenn ich hätte Geld zugeben wollen? — das können Sie doch nicht von mir verlangen. — Als Sie zu mir kamen, meine Liebe,“ fuhr Herr Bernard lieblich und sanft fort, „sagte ich Ihnen wörtlich: ‚Ach, Madame, wozu wollen Sie diese Ansprüche geltend machen, man verliert ja alle derartigen Prozesse.‘ — ‚Aber ich diesen nicht!‘ riefen Sie. — Ich stellte Ihnen vor, daß besondere Glücksumstände walten müßten, wenn die Erbschaft Ihnen zufalle. ‚Diese Glücksumstände habe ich!‘ riefen Sie zuversichtlich und drangen dann in mich, den Prozeß anzunehmen.“

„Natürlich machten Sie so schöne Worte,“ fiel Dame Pompeja zornig ein, „und schickten mir nachher die schönsten Rechnungen.“

„Versetzen Sie sich in meine Lage, Verehrteste,“ sprach Herr Bernard jetzt überaus vertraulich weiter, — „ich bin Advokat, mein Beruf ist, Prozesse zur Führung zu übernehmen — davon lebe ich. — Nun, Sie kamen zu mir und trugen mir den Prozeß an, Sie baten mich. — Es war eine Möglichkeit, daß Sie die Sache gewinnen — ich ward Ihr Sachwalter, — ich wohnte sieben Terminen bei, ich unterfertigte einundzwanzig Schriftstücke.“

„Das habe ich bezahlt,“ warf Pompeja dazwischen.

„Das habe ich nicht anders von Ihnen erwartet,“ sagte sich verbeugend Herr Bernard. — „Der Prozeß brachte mir sechshundert Franken ein. Versetzen Sie sich in meine Lage,“ fuhr Herr Bernard in mildem, herzlichem Tone fort, — „wenn Sie den Prozeß gewonnen hätten, würde ich sechstausend und



Immortellen. Gemälde von Wyburd. (S. 187.)

mehr verdient haben — würden Sie, meine gute, liebe Dame ein solches Geschäft von sich gewiesen haben?" endete Herr Bernard, liebreich seine rosigen Fingernägel betrachtend.

„Das ist ja aber schändlich," fuhr Pompeja auf, — „darf denn der Gerichtshof die Erbschaft einem Mörder geben?"

„Meine Dame," versetzte Herr Bernard, „wissen Sie genau, daß der Mann ein Mörder ist? — bis jetzt ist er nur dieses Verbrechens verdächtig, — aber das ist ja ganz gleich, auch wenn der Mann ein hundertfacher Mörder wäre, ist er deßwegen doch nicht minder unzweifelhaft ein La Franca und der rechtmäßige Erbe."

„Wenn er aber hingerichtet wird? — Schluckt dann das Gericht das Geld?" fragte Dame Pompeja zornig.

„Keineswegs, meine liebe Dame," sprach Herr Bernard. „So lange ein wegen Mords Verurtheilter lebt, gehört ihm das Geld und wird dieß vom Staat verwaltet, und wenn er vom Leben zum Tode gebracht wird, erben seine nächsten Verwandten — in diesem Falle existirt ja eine Mutter des Holmson-La Franca."

„Aber das ist ja himmelschreiend!" rief Dame Pompeja. „Ein solcher Schuft, ein solcher Verbrecher, solch' ein Mörder bekommt das Geld, während ich, eine ehrenwerthe, anständige Dame, eine La Franca, die deßwegen extra von Amerika herkommt, nun leer ausgeht. — Ist das Recht und Gesetz?"

„Das Gesetz eben ist gegen Sie, Madame," sprach freundlich Herr Bernard. „Seien Sie zufrieden mit dem Pflichttheil, den der Erbe Ihnen sicher nicht verweigern wird — es ist gut, Johann," unterbrach Herr Bernard mit einer Bewegung nach der Thür hin, wo Schultern und pomadisirter Kopf seines Bedienten wieder sehr dringend zwischen den schweren Falten der Portière erschienen waren. „Sie bekommen," schloß er, „meine liebe Dame, eventuell dreißigtausend Franken — wenn Sie damit ein Geschäft anfangen, können Sie ganz anständig sich davon ernähren."

„Ich ein Geschäft anfangen!" fuhr entrüstet Dame Pompeja den Sachwalter mit fast schriller Stimme an. „Eine La Franca und ein Geschäft anfangen! Nie," schrie sie, sich erhebend, „nie, mein Herr Advokat! Nie!" und damit fuhr sie zur Thür hinaus, sie krachend hinter sich zuwerfend.

Herr Bernard athmete auf, zog sich die Weste gerade, sah nach seiner goldenen Repetiruhr, ließ sie schlagen, lauschte interessirt den feinklingenden Tönen, aß eine englische Pastille, schaute im Spiegel nach, ob die Schminke auf seiner Wange und seiner Stirn noch frisch war, ob sein Busch Haare die Stirn noch jugendkräftig umrahmte, und begab sich dann in seine Kanzlei.

Er erkundigte sich hier, wie hoch die neuen Gebühren von Madame la Franca angelaufen seien.

Der Schreiber schlug nach und addirte.

„Ziehen Sie gefälligst die Rechnung aus und senden Sie diese der Dame," gab er Ordre. „Sie nehmen zum Couvertiren aber feines Velinpapier mit Veilchenduft." Dann ging er zu einem andern Tisch, wo er Schriftstücke, die in einer Reihe hier bequem hingelegt waren, leichthin mit seinem Namen unterzeichnete, und nach diesem schweren Geschäft ging Herr Bernard hinaus zu irgend einem der Boulevards, um sich dort von den Mühen und Sorgen seines arbeitsvollen Berufes ein wenig zu erholen.

*

Wir verließen Herrn Lagrange, als er eben im Begriff war, seiner Schwester einen Besuch zu machen. Er traf die gute, wohlbeleibte Dame in ihrem Konferenzzimmer, weil eine bedeutende Kundin sie eben verlassen hatte, und in sehr behaglicher Stimmung. Das Eintreten ihres Bruders rief einen Schatten von Wehmuth in ihr wohlwollendes Gesicht, sie sah fast schmerzlich zu ihrem hübschen Bruder auf.

„Ich kann Dich nicht erblicken," sprach sie, „ohne daß mir das Herz blutet. Es ist hart, in Deinem Alter sich so täuschen zu müssen."

„Louise, die Schuld ist auf meiner Seite," erwiederte Herr Lagrange, „ich legte Alles, was ich an dem Mädchen Freundliches sah, für Theilnahme, für Neigung, für Liebe zu mir aus. Marie, oder vielmehr Bertha steht auch in dieser Sache so rein vor mir, daß mir ihr schönes Bild durch nichts getrübt ist."

„So bist Du also endlich auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß Bertha unschuldig ist?" warf Madame Colbran ein.

„Seit dem Verhör bin ich es. Seit dem Verhör weiß ich auch, daß Bertha für mich verloren ist, weil sie den Holmson liebt, wie sie nur lieben kann, mit einer Liebe, die, möchte ich sagen, beinahe nicht von dieser Welt des Egoismus ist."

„Ja, das ist ein Unglück," seufzte Madame Colbran, „aber wenn Du Dich daran erinnerst, ich sagte etwas Aehnliches voraus."

„Ja, ich weiß das, Schwester, die Liebe ist auch hierin blind. Sie will häufig nicht sehen — ja, es ist ein Unglück," fuhr Herr Lagrange fort, „ein Unglück und ein Glück zugleich, denn ohne diese Liebe zu jenem Mann stände Bertha jetzt nicht rein von Schuld vor der Behörde da. Man ist jetzt überzeugt, daß das Mädchen gar keinen Theil hat an der Unternehmung des Tauchers, daß sie aus Angst und Besorgniß für ihn Nachts an das Boot kam und ihn zurückhalten wollte, daß er sie hineinhob und mitnahm, das Mädchen also zu unfreiwilliger Theilnahme seines Diebstahls, wenn er nämlich einen begangen hat, zwang."

„Ich muß gestehen, Bruder," versetzte Madame Colbran, „daß, seitdem Du mir sagtest, das Dunkel über Bertha hebt sich sehr zu ihren Gunsten, ich wieder aufgelebt bin. Ich wünschte nur, von dem armen Wesen dasselbe zu sagen, aber sie ist plötzlich düster, schweigsam, scheint wie in einem schweren Traum befangen und in ihren Augen liegt etwas, das mich an jene Bilder erinnert, wo abgemalt ist, wie Menschen aussehen, die gerade gekreuzigt werden sollen."

„Und doch war sie ja, hast Du gesagt, fast heiter, nachdem sie erfahren, daß Holmson sich gestellt."

„Das war sie, aber seit dem zweiten Besuch des Metzler ist all' dieß vorbei, seitdem dieser unheimliche Mensch bei ihr gewesen, ist sie so — ich möchte sagen — geistesabwesend geworden."

„Ich habe ihn ja vor kaum einer Stunde — so lange mußte ich auf Dich warten, weil Du Besuch hattest — das Haus verlassen sehen," warf Herr Lagrange ein.

„Diese ganze Stunde saß sie vor den Kunden, und anstatt wie sonst mit den Leuten überzeugend und gewinnend zu reden, so daß die Kunden beinahe nur mit ihr verkehren wollen, starrte sie in's Blaue und gab verwirrte Antworten. Ich bin sicher, der Mensch hat etwas Böses mit ihr vor."

Herr Lagrange strich hier seinen wohlgepflegten Backenbart nach vorn, ein Zeichen, daß er lebhaft innerlich beschäftigt war.

„Hm," sagte er vor sich hin, „der Mensch sieht aus, als ob Holmson die Wahrheit gesprochen hätte. Wenn man diese beiden Menschen nebeneinander stellen würde und fragen: wer von diesen ist ein Mörder? ein Kind würde auf den Metzler deuten; aber Physiognomieen täuschen, was sind mir nicht schon für Engelsgesichter vorgekommen, hinter welchen die abscheulichsten Laster der Welt sich verbargen! Aber der Metzler, was mag er nur vorhaben, weßhalb bringt er dieß Mädchen so in Schrecken, er mag als ehemaliger Aufseher Holmson's allerdings ihr keine angenehme Person sein, sollte er in Beziehung auf die jetzige Lage des Tauchers irgend einen Zwang auf sie ausüben wollen? Was meinst Du, Louise," fragte er jetzt seine Schwester, „wenn ich einmal mit Bertha über Metzler spräche?"

„Sie würde Dir nur eine ausweichende Antwort geben, deß bin ich sicher. So viel weiß ich aber auch, es ist etwas nicht in Ordnung zwischen diesen Beiden."

„Sagtest Du nicht einmal," sprach Herr Lagrange, „die Braut des Metzler, eine Kreolin, die sich La Franca nenne, sei bei Dir gewesen?"

„Ja," gab Madame Colbran zurück, „sie benahm sich lächerlich und ließ Bertha durch mich warnen, die Liebschaft mit Metzler fortzusetzen."

„Die Liebschaft mit Metzler?" fragte Herr Lagrange verwundert.

„So sagte das pöbelhafte Geschöpf."

„Und glaubst Du, daß Bertha mit diesem Metzler irgend etwas vorhat?"

„Wie Liebschaft sieht die Sache nicht aus," gab Madame Colbran zurück. „Schon das erste Mal war sie wie versteinert und jetzt ist es womöglich noch ärger. Ich glaube auch, wie Du vermuthest, der Mann hat sie irgendwie in seiner Gewalt. Ich halte ihn für einen schlechten Menschen."

„Hast Du nicht gesagt, daß die Kreolin sehr geschwätzig wäre?"

„Sie plaudert Alles geradezu dumm heraus, wenigstens that sie es bei mir so."

„Nun," versetzte Herr Lagrange, „ich muß Dir einen Umstand gestehen, aber nur im Vertrauen, Schwester, daß nämlich der Holmson den Metzler als Mörder angegeben hat, und daß mir der Mann in mancher Beziehung verdächtig vorkommt. Weßhalb hat er sich nicht bei dem Aufruf nach ihm, der sicherlich von ihm nicht übersehen sein konnte, gemeldet, es wäre uns lieb gewesen, den Holmson auch, nachdem er sich gestellt, noch durch eine Person, wie den Metzler, der zudem noch sein Ankläger war, rekognoszirt zu haben. Er weiß jetzt ohne Zweifel, daß Holmson festsitzt, warum kommt er nicht und stellt sich der Behörde in dieser Sache zur Verfügung? Vielleicht braucht man meine Aussagen, würde sich ein völlig unschuldiger Mensch sagen, ein solcher würde es für seine Pflicht halten, Alles, was zur Aufklärung eines so schweren Verbrechens beitragen kann, zu erfüllen. Es kann ja hiebei Niemand etwas riskiren. Dann fällt mir auf sein verstohlenes Kommen und Gehen hier, sein Einschleichen unter falschem Namen, das deutet auf dunkle Wege. Weißt Du, Schwester, ich habe mir eben überlegt, ob es nicht vortheilhaft wäre, der Kreolin in Dieppe einen Besuch zu machen, vielleicht erfahre ich von dieser Dame etwas, das mir Aufklärung verschafft."

„Von der erfährst Du Alles, was Du wissen willst, und noch mehr als Du magst," lächelte Madame Colbran.

„Um so besser," gab Herr Lagrange zurück, „so will ich den Rest des Tages dazu verwenden. Aber schweigen, Schwester, schweigen!"

„Und daran glaubst Du mich noch erinnern zu müssen?" entgegnete Madame Colbran mit einer etwas entrüsteten Miene.

„Man kann nie vorsichtig genug sein," erwiederte Herr Lagrange, indem er Hut und Stock nahm.

Er stieg in eine Droschke, fuhr in sein Bureau, und einige Stunden später sehen wir ihn in Dieppe den Bahnhof verlassen.

Durch die Fremdenliste und mit einer Anfrage an einen Kollegen fand er Dame Pompeja leicht und bat den Aufwärter im Hotel Bellevue, ihn als den Kaufmann Lagrange zu melden.

Madame Pompeja, in einen etwas verblichenen blauseidenen Morgenrock gehüllt, empfing Herrn Lagrange mit einer Verbeugung, welche sie auf irgend einem Vorstadttheater von einer Coulissenkönigin gesehen. An dem sehr erregten, zornrothen Gesicht sah jedoch der Beamte, daß die Dame etwas übler Laune war.

„Meine Dame," nahm Herr Lagrange mit aller Liebenswürdigkeit und Feinheit, die ihm zu Gebote stand und welcher er einen etwas kleinbürgerlichen Beigeschmack gab, das Wort, „ich bin Kaufmann, Bernsteinhändler. Ich habe gehört, daß Ihr Verlobter bei einer Bernsteintaucherei in Preußen angestellt gewesen, und ich möchte Sie fragen, da ich den Herrn nicht zu Hause getroffen, ob er vielleicht im Besitze von Bernstein wäre. Wir könnten ein Geschäft machen."

„Der und Bernstein," rief Madame Pompeja, die Würde der Königin sehr schnell vergessend, „den hätte der arme Schlucker schon längst verkauft!"

„So geht es ihm nicht gut?" forschte Herr Lagrange mitleidig.

„Dem und gut gehen," sprach Dame Pompeja, „er ist ein intrigantes, ein schlechtes Subjekt, dem wird es nie gut gehen."

„So hat er Sie vielleicht getäuscht," fragte Herr Lagrange bedauernd, „getäuscht in der Liebe?"

„Ja, er läuft einem weißen Frauenzimmer mit rothen Haaren nach, einem deutschen Grasaffen und faden Fratz," sagte ergrimmt Madame Pompeja. „Ich bin ihm das erste Mal nachgeschlichen und weiß, er ist heute schon wieder dort gewesen. Er hat gegen mich intriguirt wegen La Franca, ich bin sicher, er hat mitgeholfen ihn auffinden, damit er Geld von diesem Menschen bekommt, um mit diesem rothhaarigen Affen dann davon zu gehen."

Herr Lagrange machte sehr aufmerksame Augen, indem er, der sonst nie schnupfte, bedächtig eine Prise nahm.

„Und will mir jetzt förmlich entwischen. Ich habe es schon gemerkt," fuhr die Dame bös herausssprudelnd fort. „Er hat seinen Paß neu visiren lassen, er hat hier gesagt, daß er für den nächsten Monat wahrscheinlich Dieppe verlassen würde, aber mich täuscht er nicht, ich werde auf der Hut sein — so soll er mir nicht fort — ich habe da auch noch ein Wörtchen mitzusprechen."

Herr Lagrange ließ die Dame ungestört aussprechen.

„Hm," sagte er, „sollte Ihr Verlobter wirklich etwas so Abscheuliches im Sinne haben? Es ist kaum zu glauben, eine solche Dame auf diese Weise verlassen zu wollen," sprach Herr Lagrange galant. „Täuscht Sie aber nicht am Ende die Eifersucht, Madame, haben Sie bestimmte Anhaltspunkte für diesen Glauben?"

„Die habe ich allerdings. Heute habe ich die Ent-

scheidung bekommen, daß der Prozeß La Franca für mich verloren ist, und seit heute muß Herr Metzler auf Geld hoffen, denn vorher that er nie etwas, das auf Fortreisen deuten konnte, da er nicht Geld genug hat, um nur bis nach Paris zu fahren, er hat es sich vom Kellner geborgt, dem er gesagt, in der nächsten Woche würde er es ihm dreifach wiedererstatten können. Hängt das nicht zusammen, mein Herr, mit La Franca, den er ja kennt, wie der Aufruf sagt?"

„So hat er den Aufruf gelesen?" forschte Herr Lagrange.

„Natürlich hat er das, trotz aller meiner Bemühungen," gab Dame Pompeja giftig zurück, „der liest Alles, und wenn's in Amerika in einer Zeitung steht."

„Und vorher hat Herr Metzler nie Miene gemacht, als ob er fortreisen wollte?"

„Nie," rief Dame Pompeja, „am wenigsten, als ob er im Sinne hätte, heimlich und weit von hier fortzugehen, denn wie ich mich erkundigt habe, ist der Paß für Amerika umgeschrieben worden."

„So, für Amerika," sprach Herr Lagrange nachdenklich, „und all' dieß erst, nachdem er heute mit Ihrer Nebenbuhlerin gesprochen?"

„Nein, schon als er zum ersten Male dort war, merkte ich, daß er im Sinne haben könnte, durchzubrennen, aber seit heute ist es mir gewiß, daß er dieß bald thun will."

„Und daß er jetzt auf Geld spekulirt, wissen Sie auch?"

„Wie sollte er sonst wegkommen können, ich kenne seine Kasse und seine Einnahmen genau, er ist mit Allem fertig bis auf den letzten Centime."

„Große Theilnahme für Sie," sprach jetzt Herr Lagrange gemüthreich, „veranlassen mich zu diesen Fragen. Unter diesen Umständen aber, das sehe ich ein, werde ich schwerlich ein Geschäft mit Herrn Metzler machen können. Kann ich Ihnen vielleicht in der Angelegenheit mit Herrn Metzler dienen? ich bin ein erfahrener Mann und komme viel herum."

„Können Sie verhindern, daß Metzler heimlich fortreist?" fragte Madame Pompeja.

„Das wohl nicht," gab Herr Lagrange zurück, „aber wenn Ihnen so viel daran liegt, den Mann nicht fortzulassen — setzen Sie sich mit mir in Verbindung — ich habe großes Interesse für Sie gefaßt," fuhr Herr Lagrange herzlich fort. „Zwei Menschen sehen und vermögen mehr als einer. Sagen Sie Herrn Metzler nichts von meinem Besuch und theilen Sie mir mit, wenn Sie glauben, daß der entscheidende Tag seiner Flucht von hier da ist. Ich habe viele Bekannte auch bei der Polizei, Madame, man könnte ihm dann vielleicht Hindernisse in den Weg legen."

„Das wollten Sie thun?" rief erfreut Madame Pompeja. „Ach, es gibt doch noch gute Menschen auf der Welt," sprach sie, „bitte, geben Sie mir Ihre Adresse."

Herr Lagrange schrieb auf einen Zettel mit aller Umständlichkeit die Wohnung eines Bekannten, der für manche derartige Korrespondenzen den Namen hergab, und überreichte ihn mit einer altmodischen Verbeugung der Dame Pompeja.

„Ich danke Ihnen herzlich, mein Herr," sprach jetzt die Kreolin, „und seien Sie versichert, ich werde Ihre Güte in Anspruch nehmen und schreiben, sobald es so weit ist. Wir wollen ihn schon abfangen, nicht wahr?"

„Das würde mir ein großes Vergnügen sein," gab Herr Lagrange aufrichtig zurück und dann verließ er, sich zierlich und kleinbürgerlich verbeugend, die Dame.

„Ein gutherziger Krämer," beurtheilte Dame Pompeja den sich Entfernenden, „nichts von Eleganz, aber er kann mir nützlich sein."

Als der Beamte um die Straßenecke gebogen war, gab er die zimpferlich gebückte Haltung auf.

„Die Person ist dümmer fast, als dieß polizeilich erlaubt," sprach er vor sich hin, „und doch ist es sehr gut, daß es auch solche Menschen gibt. Er wartet auf Geld seit heute, seitdem er bei dem Mädchen war, und will fort mit Bertha, so folgert die Kreolin, und dieß Mädchen sieht nach dem Besuch wirklich so aus, als ob dieser Mensch einen schweren Zwang auf sie ausübte. Die Eile, jetzt fortzukommen, nachdem Holmson in Händen der Behörde ist — der Verdacht, welchen der Sänger gegen diesen Mann ausgesprochen — das wiegt schwer, sehr schwer. Wir wollen ein scharfes Auge auf diesen Herrn Metzler haben und die dunkle Dame soll mir helfen. Wenn ich irgend kann, soll sie ihren Schatz sehr fest in Banden hierbehalten haben."

Unter solchen Gedanken war Herr Lagrange zum Strande gekommen, sah sich dort einige Augenblicke um und trat dann, wie zufällig, an einen Herrn heran, der in der Kleidung eines englischen Anglers hart an der Flut lustwandelte; Herr Lagrange sprach leise einige Worte mit dem Angler, indem er eifrig auf die Angelschnur deutete, über einen gewissen Metzler, und empfahl sich diesem Herrn, indem er sich, da andere Spaziergänger in die Bahn kamen, englisch steif verbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Immortellen.

(Bild S. 185.)

Das Herz der Frau ist ihre Welt, — ihr Fühlen, ihre tiefe Empfindung ist ihr Rettungsanker bei den Stürmen des Lebens. Die Frauen stehen nicht so im Strudel des äußeren Lebens, das die ganze Kraft des Mannes, all' sein Fühlen und Denken oft in Anspruch nimmt und seinem Gemüthsleben einen geringeren Antheil an den Ereignissen gestattet als der Frau. Diese ist deßhalb die Hüterin jenes heiligen Feuers, das der Erinnerung geweiht. Die Liebe blüht in ihrem Herzen wärmer und milder, und Werke der Barmherzigkeit, der Versöhnung, der Dankbarkeit und liebevollen Gedenkens sind besonders Frauenthaten.

Ganz versenkt in derartig Thun zeigt unser gefühlvolles Bild eine junge Frau, die einen Immortellenkranz flicht. Für welches Grab mag er bestimmt sein! Für ein geliebtes Kind, für einen geliebten Mann, den die kühle Erde deckt! Haltung und Gesichtsausdruck der Blume an Blume Reihenden sind tief seelenvoll, man sieht es der jungen Frau an, daß sie eine Fülle von wehmüthigen Erinnerungen und viele geweinte und ungeweinte Thränen mit den kleinen Blumen in den Kranz bindet.

Bilder aus „Schillers Werken".

(Bilder S. 188.)

Es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit von Schillers Schöpfungen, daß die Gestalten, welche er mit dem Schein seines Geistes umgoß, volksthümlich beliebt wurden und in der Phantasie und im Herzen der deutschen Nation ein unvergängliches Leben führen. Zu diesen dichterischen Figuren gehört auch Thekla aus der großen Wallensteintragödie, die Tochter des allmächtigen Feldherrn, welche den Sohn Piccolomini's, des Mannes liebt, der sich zum Werkzeug der Vernichtung ihres Vaters hergab, indeß Max Piccolomini, der Sohn, der ein begeisterter Anhänger Wallenstein's ist, Thekla auf's Innigste wieder liebt. Beide gehen in dem Strom der wild einherschreitenden Ereignisse unter, jedoch nicht ohne die tiefste Theilnahme hervorzurufen und ein wehmüthig rührendes Andenken in unseren Herzen zu hinterlassen. Wir geben hier das Bild Thekla's aus der schon öfter von uns erwähnten herrlichen illustrirten Schillerausgabe mit Illustrationen der berühmtesten deutschen Künstler, die, jetzt vollendet, ein Familienschatz des deutschen Volkes geworden ist, wie wir nur wenige besitzen. Unsere Illustration zeigt Thekla, die, nachdem auch sie dem Geliebten gestanden, daß ihm ihr Herz gehört, nun allein mit ihren Gedanken, trüber, wehmüthiger Ahnungen voll, jene herrlichen Verse: „Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn ꝛc." zur Laute singt, welche allbekannt sind. Das zweite Bild aus diesem Werk ist aus dem merkwürdigen Fragment „Der Menschenfeind". In den kühn geschilderten Szenen malt Schiller einen alten Gutsherrn, der die Menschheit als ein gesunkenes, selbstsüchtiges, niedriges, bösartiges Geschlecht haßt und verachtet und seine Tochter bestimmen will, einsam und allein für sich zu leben, sich nicht zu verheirathen, weil sie dadurch ja auch zu den Verachtungswürdigen herabsinkt — ja, sie soll sich durch ihre Schönheit, ihre Tugendhaftigkeit und ihren Edelmuth an dem bösen Geschlecht rächen. Unser Bild veranschaulicht die Szene, wo die Bewohner des Fleckens, zu dem das Schloß des einsiedlerischen Gutsherrn von Hutten gehört, kommen, um ihn zu seinem 50jährigen Geburtstag zu beglückwünschen und der erbitterte Mann sich weigert, ihre Wünsche und Geschenke anzunehmen. Eine Fülle von Anregung und ein vortreffliches Hülfsmittel zur tiefen Erfassung der Charaktere und der Dichtungen überhaupt gewähren die Illustrationen dieses Prachtwerkes, welche durchgängig von Meisterhand stammen.

Die kleine Marie.

Gemälde von Viktor Thirion.

(Bild S. 189.)

Es ist durchaus nicht so leicht, als es scheint, ein anziehendes Kinderbildniß zu malen. Erwachsene haben ausgeprägte Züge, welche auf einen bestimmten Charakter hinweisen, die Kindergesichter hingegen sind sich stets ähnlich, sie besitzen in einem gewissen Alter alle etwas Gemeinsames, rundliche Formen, welche das Hervortreten der einzelnen Züge schwächen; ein scharfer Beobachter sieht freilich in dem nur zart und leicht angedeuteten schon das spätere Gesicht und den zukünftigen Charakter der Kleinen voraus. Das reizende kleine Mädchen, das wir nach dem Gemälde des französischen Malers Viktor Thirion unseren Lesern hier vorführen — zugleich ein Meisterstück der Holzschneidekunst — gibt uns zuerst ein Bild der fast rührenden kindlichen Lieblichkeit, dann aber erkennen wir in diesem Gesicht doch schon das zukünftige ernst seelenvolle Mädchen an dem eigenthümlich tiefen Ausdruck der Augen, und den einst willenskräftigen Geist an dem bestimmt geschnittenen Mund, der trotzdem auf Lebenslustigkeit deutet durch die vollen Lippen; dieß Kinderantlitz ist interessant zugleich, weil es dem Maler gelungen, mehr als nur die blühende Frische der ersten Jugend darzustellen. Diese ist allerdings durch die Art und die anmuthige Haltung des Mädchens auf bezaubernde Weise verkörpert.

Ein Aprilscherz.

Novelle

von

Lambert Felix.

(Schluß.)

Für Hilda wurden die Besuche des jungen Mannes fortan eine Quelle der schönsten Freude. Sie konnte die Stunde, wo Schiller gelesen wurde, gar nicht erwarten und äußerte ihr Entzücken mit so viel Unmittelbarkeit und Wärme, daß selbst Eugenie einigermaßen mit fortgerissen wurde. Sie hatte sich zurechtgelegt, daß die Worte des Dichters dem schüchternen Bewerber als Maske für den Ausdruck eigener Gefühle dienen sollten, und dieser Gedanke erhielt sie geraume Zeit bei guter Laune. Als aber auf die Dramen Schiller's einige von Goethe folgten und dazwischen hie und da manche hübsche Novelle eingeschoben wurde, erschien ihr diese fortgesetzte Art, durch die Blume zu sprechen, doch etwas verdächtig. Aus den Gesprächen, die sich jetzt immer häufiger an das Gelesene knüpften, hatte sie erkannt, daß Herr Bering im Grunde ein recht gescheidter Mensch war, dem Hilda gegenüber sogar manch' unbefangen heiteres Wort entschlüpfen konnte. Wie seltsam, daß gerade sie, die Dame seines Herzens, einen so wunderlich lähmenden Einfluß auf diesen Mann üben mußte ... War sie überhaupt die Dame seines Herzens?

Es währte lange, ehe Eugenie anfing, sich im Ernst diese ketzerische Frage vorzulegen. Hilda ihre Rivalin, die unreife, kindische Hilda? Und das in einem Fall, wo der Mann sich förmlich und feierlich um sie, Eugenie, beworben hatte und noch eben in banger Ungewißheit über sein endliches Loos schwebte? Es war lächerlich, es nur zu denken. Und dennoch ...!

Eines Tages wurde sie in dem Augenblick, da Dietrich Bering in ihren Salon trat, einer häuslichen Angelegenheit wegen abgerufen. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, hörte sie schon im Nebenzimmer lebhaft sprechen und lachen; es war, als ob ihre Cousine einen scherzhaften Angriff zurückwies. Eugenie blieb an der Thür stehen, um zu lauschen.

„Verschwören Sie sich nicht zu früh," sagte Herr Bering. „Der April ist ein böser Monat und ich bin gar nicht gewiß, ob der dreißigste mir nicht irgend eine unliebsame Ueberraschung von Ihnen bringt."

„O, vor mir können Sie sicher sein. Aber warum nennen Sie den April einen bösen Monat? Mir ist er köstlich gewesen!"

„Trotz des schlechten Wetters?" sagte er fragend. „Aber ich muß Ihnen Recht geben. Auch ich habe ihn köstlich gefunden."

Er sagte es in einem Ton, den Eugenie nie von ihm gehört hatte. Was sollte das Alles heißen? Und warum war der verflossene Monat ihm köstlich gewesen? Galt dieß Wort dem Zusammensein mit ihr oder mit Hilda? Sie mußte sich darüber Gewißheit verschaffen.

„Heute kann ich Dich nicht brauchen, wenn Herr Bering kommt," sagte Eugenie am folgenden Tage zu ihrer Cousine. „Es wird nicht gelesen werden, da ich mit ihm zu sprechen habe."

Hilda nahm ihre Arbeit und erhob sich schweigend; der Zug peinlicher Ueberraschung in ihrem Gesicht war Eugenien nicht entgangen.

Seit jenem ersten Besuch hatte Dietrich Bering die Tochter des Hauses keinmal allein gefunden: es war die höchste Zeit, ihm wieder etwas auf den Zahn zu fühlen. Eugenie wußte selbst nicht recht, warum sie es so lange unterlassen, warum sie nicht schon längst die Entscheidung herbeigeführt hatte. Sie mochte sich nicht eingestehen, daß der Hauptgrund darin lag, daß er ihr bisher gar keine Gelegenheit dazu geboten hatte. Indessen war es nicht das allein. Es schmeichelte ihr, einen so angesehenen und gediegenen jungen Mann unter ihre Bewerber zu zählen und ihn, wenn auch nur in den Augen der Welt, möglichst lange zu ihren Füßen schmachten zu lassen. Ohne den plötzlichen Verdacht wegen Hilda hätte es noch geraume Zeit in derselben bequemen Weise fortgehen mögen.

Dietrich Bering also fand die Tochter des Hauses allein und war so zugeknöpft, so förmlich, wie der fortgeschrittene Grad ihrer Bekanntschaft nur irgend gestattete. Eugenie sah ihn mehrmals ungeduldig nach der Thür blicken und das reizte ihren Zorn mehr als alles Andere.

„Meine Cousine hat heute eine Abhaltung," sagte sie endlich scheinbar gleichgültig. „Wir thun daher besser, nicht zu lesen, und ich benützte gern die Gelegenheit, eingehender mit Ihnen über eine Frage zu sprechen, die Sie neulich nur flüchtig berührten. Wie ich sehe, errathen Sie, was ich meine. Ihre Ansicht über diesen Punkt interessirt mich lebhaft."

Es handelte sich um eine Frage, über die jede Meinungsäußerung für einen Mann in seiner eigenthümlichen Lage verfänglich werden konnte. Eugenie sah seine Stirn sich bewölken und sagte schadenfroh:

„Ich hoffe, Sie sind ganz wohl, Herr Bering."

„Nein, in der That," entgegnete er. „Da Ihr scharfes Auge mir den nagenden Zahnschmerz gleich angesehen hat, will ich mich lieber dazu bekennen und mich verabschieden als völlig untauglich für heute."

Er nahm seinen Hut und ging.

„Ich hoffe, bis morgen werden Sie dieß plötzliche Zahnweh verloren haben!" rief Eugenie ihm spöttisch nach.

Sie war so zornig, daß ihr im Augenblick nichts Anderes einfiel, aber kaum war er fort, so bereute sie die indirekt

Einladung. Der Unverschämte verdiente nicht, ihr wieder vor Augen zu kommen — er verdiente, auf der Stelle den giftigsten Abschied zu erhalten, den sie auszudenken im Stande war. Sie eilte an ihren Schreibtisch, legte aber die Feder wieder aus der Hand. Nein, vierundzwanzig Stunden waren nicht zu viel, um sich eine ebenso höhnische als gelassene Abfertigung für den Frevler auszudenken, der es gewagt hatte, unter ihren Augen und während er um sie freite, der kindischen, einfältigen Hilda den Hof zu machen — und zwar von Anfang an, wie sie jetzt wohl klar erkannte. Der unerhörte Fall raubte ihr fast die Besinnung.



Die Piccolomini. 3. Aufzug. Schluß. Originalzeichnung von C. Häberlin. (S. 187.)

Die letzten Apriltage waren so schön, daß man sich viel in dem sehr gepflegten und geschützten Garten des Eberhard'schen Hauses aufhalten konnte. So oft die Witterung es erlaubte, hatte man im Freien gelesen, und als Dietrich Bering am folgenden Tage den Garten eine Viertelstunde vor der gewöhnlichen Zeit betrat, wußte er, daß er Hilda dort finden würde.

Sie sah ihn kommen, aber sie schien ihn nicht eher bemerken zu wollen, als bis er sich an ihrer Seite niedergelassen hatte. Dann erwiederte sie seinen Gruß und sagte:

„Auf meine Cousine werden Sie noch volle zwanzig Minuten warten müssen."

„Das ist allerdings schmerzlich. Indessen, da ich einmal hier bin, werde ich mich so lange mit Ihrer Gesellschaft begnügen."

Hilda sah aus, als wollte sie sagen: Ja, wenn ich es erlaube; aber sie schwieg und arbeitete ruhig weiter. Nachdem er sie eine Weile betrachtet hatte, fragte er:

„Woran denken Sie, Fräulein Hilda?"

„Ich dachte darüber nach, ob es nicht vielleicht eben der passendste Moment wäre, Ihnen vorläufig meinen Glückwunsch auszudrücken?"

„Glückwunsch, wozu?"

„Natürlich zu Ihrer demnächstigen Verlobung mit Eugenien."

„Wenn es jemals zu dieser Verlobung kommen sollte, hätte ich jedenfalls das schöne Bewußtsein, Ihnen eine ganz besondere Freude zu machen."

„Mir? Was wollen Sie damit sagen?"

„Nichts weiter, als daß es höchst interessant ist, eine Braut im Hause zu haben, und daß die Aussicht, eine Hochzeit mitzumachen, über die Maßen herrlich ist."

„Soll ich das gesagt haben?" Sie sah ihn ungläubig an.

„Gewiß! Ich erinnere mich dessen außerordentlich gut."

„Und ich erinnere mich dessen gar nicht mehr."

„Haben Sie vielleicht auch den heißen Wunsch aufgegeben, daß diese Heirath zu Stande kommen möchte?"

„Wenn sie zu Stande kommt," sagte Hilda, indem sie sich erhob und ihn würdevoll ansah, „werde ich natürlich die Erste sein, mich über Ihr Glück zu freuen. Leben Sie wohl. Ich mag nicht stören."

Sie machte ihm eine tiefe Verneigung und ging weiter in den Garten hinein, um nicht mit ihrer Cousine zusammenzutreffen, die eben aus dem Hause trat.

„Endlich!" dachte er, indem er ihr lächelnd nachblickte. „Es ist die höchste Zeit, mit Fräulein Eugenie ein Ende zu machen."

„Das sieht wahrhaftig aus wie ein verabredetes Stelldichein," murmelte Eugenie, während sie die Stufen hinunterging. Herr Bering trat ihr entgegen.

„Wissen Sie auch," sagte sie in leichtem Tone, „daß ich heute in einem müßigen Augenblick anfing, über Sie nachzudenken? Dabei fiel mir Ihr höchst sonderbar stylisirter Heirathsantrag wieder ein, und ich erinnerte mich, daß ich Sie immer einmal fragen wollte, ob Sie vielleicht den Abend vorher in lustiger Gesellschaft viel Champagner getrunken hatten?"

Sie blickte ihn lächelnd und erwartungsvoll an.

Es entstand eine Pause, dann sagte er, indem er sie fest ansah:

„Nein, ich hatte nicht Champagner getrunken. Aber Sie haben Recht: es war dennoch ein bedenklicher Irrthum und ich bitte Sie deßhalb um Verzeihung. Meinen Bescheid hätte ich nun . . . Somit bleibt mir nichts übrig, als mich Ihnen gehorsamst zu empfehlen."

Der Zorn über seine Antwort raubte ihr die Fassung.

„Bilden Sie sich ja nicht ein," rief sie höhnisch, „daß mein Entschluß in Bezug auf Sie auch nur einen Augenblick geschwankt hätte. Ich wußte von Anfang an, was ich thun würde."



Der Menschenfeind. 6. Scene. Originalzeichnung von Jos. Weiser.
Aus: „Hallbergers illustrirter Prachtausgabe von Schillers Werken". (S. 187.)

„Ich bin Ihnen für diese Mittheilung sehr verbunden," sagte er artig und verließ mit einer tiefen Verbeugung den Garten. —

In seiner Wohnung wurde Dietrich Bering mit der Nachricht empfangen, daß ein soeben aus Bremen angereister Geschäftsfreund seines Vaters nach ihm gefragt und einen Brief für ihn zurückgelassen habe. Das Schreiben enthielt die Aufforderung, so bald als möglich heimzukehren, weil es gelte, in Eile wichtige und für die Zukunft des Hauses entscheidende Beschlüsse zu fassen. Diese übrigens nicht unerwartete Botschaft kam ihm augenblicklich recht gelegen, da sein Verkehr mit Eugeniens Familie jedenfalls eine längere oder kürzere Unterbrechung erfahren mußte. Vor der Abreise, die er auf den folgenden Abend festsetzte, wollte er Herrn Eberhard persönlich um die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnung bitten und rechnete darauf, bei dieser Gelegenheit auch von Hilda Abschied nehmen zu können — bis auf ein glücklicheres Wiedersehen. Er hoffte, daß sie jetzt auch eine leise Andeutung seiner Herzenswünsche verstehen und ihn in gutem Andenken behalten würde. Als sichtbares Zeichen der Erinnerung wollte er ihr Schiller's Werke in einer Prachtausgabe verehren und ging sofort in den Buchladen, um sie zu kaufen. Aber es kam anders als er gedacht hatte. Ehe er seine Wohnung wieder betrat, erreichte ihn ein Telegramm, das seine sofortige Abreise verlangte und jeden, auch den geringsten Aufschub untersagte. Er hatte nur Zeit, das Unumgängliche nothdürftig selbst zu erledigen, das Uebrige dem Hauswirth zu überlassen und sich schriftlich von Herrn Eberhard zu verabschieden. Sein Diener erhielt den Auftrag, gleichzeitig die Bücher zu übergeben. Auf das Titelblatt des ersten Bandes schrieb er Hilda's Namen und die Bitte, seiner stets als ihres treuesten Freundes gedenken zu wollen.

In Bremen ergab sich bald die für den künftigen Chef des Hauses unabweisliche Nothwendigkeit einer Reise nach Amerika, wo es galt, neue hochwichtige Handelsverbindungen anzuknüpfen. Mit schwerem Herzen fügte Dietrich Bering sich einer Pflicht, die ihn vielleicht auf lange Zeit in eine, dem Zuge seines Herzens gerade entgegengesetzte Richtung trieb.

Seine Entfernung weckte in Hilda das Bewußtsein einer schmerzlichen Lücke, die mit jedem Tage größer wurde. Auch der Umzug nach Hagensberg, wo der Onkel eine reizende Villa besaß, auf die sie sich schon den ganzen Winter über gefreut hatte, vermochte nicht, die Leere ihres Herzens auszufüllen. Dazu kam, daß Eugenie anhaltend schlechter Laune war und das arme Kind oft empörend unfreundlich behandelte. Als nun gar die Nachricht nach Riga gelangte, Dietrich Bering sei nach Amerika gegangen — „wahrscheinlich um ganz dort zu bleiben," fügte Eugenie schadenfroh hinzu, als sie es der Cousine erzählte — da war es Hilda zu Muth, als müßte ihr das Herz brechen.

Und doch sollte es noch schlimmer kommen.

Eines Morgens erhielt Eugenie einen Brief, der sie mit Hilda's Besuch in Dietrich Bering's Wohnung bekannt machte. Die Freundin vom Lande schrieb, daß nur eine langwierige, ernstliche Krankheit sie bisher verhindert habe, die Angehörigen des jungen Mädchens mit einer Thatsache bekannt zu machen, die zur größten Wachsamkeit auffordere, über die sie jedoch Fremden gegenüber die strengste Diskretion beobachtet habe und fernerhin beobachten werde. Diese Mittheilung versetzte Eugenie in unbeschreibliche Aufregung. Hilda wurde gerufen und mit den beleidigendsten Worten zur Rechenschaft gezogen. Sie vergoß Ströme von Thränen, leugnete nicht, aber verweigerte standhaft jede nähere Auskunft. Ihr hartnäckiges Schweigen veranlaßte Eugenie zu einem förmlichen Wuthausbruch. Nachdem sie sich wie unsinnig geberdet und eine wahre



Die kleine Marie. Gemälde von Viktor Thirion. Nach einer Photographie von Lecadre (B. Schlesinger in Stuttgart). (S. 187.)

Sintflut von Schmähworten über die zitternde und weinende Hilda ergossen hatte, rief sie ihren Vater zu Hülfe, um den Eigensinn der entarteten Nichte zu brechen.

Der treffliche alte Herr konnte lange nicht begreifen, worum es sich eigentlich handelte, so aufgeregt war der Bericht seiner Tochter, und als ihm die Sache endlich klar wurde, mochte er nichts weiter darin sehen, als einen thörichten Kinderstreich, dessen Veranlassung Hilda allerdings bekennen müsse. Als er jedoch erfuhr, was Eugeniens gekränkte Eitelkeit ihm bisher verschwiegen hatte, nämlich daß sie von der Cousine bei ihrem letzten Freier ausgestochen worden sei, da schüttelte er bedenklich den Kopf und murmelte:

„Von Dietrich Bering hätte ich das nicht erwartet und von dem Kinde auch nicht.“

„Hilda ist bei ihrer scheinbaren Harmlosigkeit eine verschmitzte und gefährliche Kokette, die ich nicht länger in meiner Nähe dulden werde!“ rief Eugenie.

Als Hilda ihren Onkel kommen sah, verdoppelte sich ihr Schmerz, aber auch er vermochte nicht, ihr das Geheimniß zu entreißen. Sie blieb dabei, daß sie zu Herrn Bering gelaufen sei, weil sie eine Bitte an ihn gehabt, mehr werde sie aber nicht sagen und wenn man sie um's Leben brächte.

„Du wirst gestehen oder mein Haus verlassen!“ sagte der Onkel endlich, auf das Heftigste erzürnt.

„Bitte, schicke mich zu meiner Freundin Jenny, wenn auch nur auf kurze Zeit!“ flehte Hilda schluchzend.

„Wie, Du bittest Dir noch eine Belohnung aus!“ rief Eugenie erregt. „Vermuthlich hat Deine Freundin einen Bräutigam, den Du ihr vor der Nase wegzufischen gedenkst! Oder sie hat Brüder, auf die Du es abgesehen hast!“

„Mäßige Dich, Eugenie,“ sagte ihr Vater, indem er sie hinwegführte. „Hilda kann nicht hier bleiben. Sie bedarf einer vielleicht strengen, aber mütterlichen Leitung, die Du ihr nicht gewähren kannst.“

„Das fehlte noch!“ unterbrach sie ihn verächtlich.

„Dich aber bitte ich, über die Sache zu schweigen und den Ruf Deiner Cousine nicht unberechenbar zu schädigen!“

„Was! Sie soll noch geschont werden!“ rief Eugenie empört. „Thue was Du willst, Papa. Ich aber werde gewiß kein Blatt vor den Mund nehmen. Mag die Welt über sie urtheilen, wie sie es verdient!“

„Die Welt urtheilt auch über unbarmherzige Verwandte. Wenn eine verhältnißmäßig Fremde aus Freundschaft für unser Haus das junge Ding nicht bloßstellen mochte, solltest Du billig dieselbe Schonung üben. Wird es Dir lieb sein, wenn man sagt, daß Du sie aus Eifersucht und gekränkter Eitelkeit aus dem Hause geschickt hast?“

Diese Betrachtung wirkte. Eugenie versprach, das Vergehen der Cousine mit dem Mantel der Klugheit zuzudecken, hielt sich aber dafür an der Missethäterin selbst schadlos. Sie that dieß in so hohem Maße, daß acht Tage später, statt des harmlosen, eben erst zu jungfräulichem Bewußtsein sich entfaltenden Kindes, ein bleiches, halbgeknicktes Geschöpf ohne Lebensmuth und ohne Lebenshoffnung das Haus der reichen Verwandten verließ.

Die alte Susanne begleitete Hilda auf dieser Reise, deren Ziel das Haus einer kinderlosen Wittwe war, die in ziemlich engen Verhältnissen auf dem Lande wohnte. Sie war eine entfernte Verwandte des Kaufherrn und wurde jährlich von ihm unterstützt, ein Umstand, der sie gewissermaßen zur Aufnahme seiner Nichte verpflichtete. Es war eine herzensgute Frau, bei der Jakob Eberhard das junge Mädchen in sicherer Obhut wußte. Er hatte ihr die Ursache seiner Unzufriedenheit mit Hilda nicht verschwiegen, und ließ sich regelmäßig Berichte über das fernere Verhalten der Nichte geben. Anfänglich lauteten sie wenig erfreulich. Die Wittwe klagte über ihr scheues, furchtsames Wesen, ihre stumme Verschlossenheit, die mechanische Gleichgültigkeit, mit der sie that, was ihr geheißen wurde, und das dumpfe Brüten, in das sie verfiel, sobald sie sich selbst überlassen blieb; sie war geneigt, in alledem den Beweis eines geheimen Schuldbewußtseins zu erkennen. Aber im Laufe der Zeit änderte sie ihre Meinung über diesen Punkt vollständig und sprach die Ueberzeugung aus, daß Hilda's kindlich offenes Gemüth ungebührlich erschreckt und eingeschüchtert worden sein müsse. Sie lobte ihren Diensteifer, ihre Bereitwilligkeit, Alles anzugreifen, ihre rührende Dankbarkeit für jedes freundliche Entgegenkommen, und erklärte, daß sie sie zärtlich liebgewonnen habe. Zwar ihr Vertrauen besitze sie nicht völlig, Hilda schweige nach wie vor über den tiefen Kummer, der auf ihr laste; zuweilen fände man sie in heißen Thränen über ihrem Schiller, den sie immer wieder lese, obgleich sie ihn schon auswendig kenne.

Dieß und Aehnliches schrieb die treffliche Frau, und Jakob Eberhard fing an, sich in aller Stille mit dem Gedanken zu beschäftigen, daß Hilda zu ihm zurückkehren müsse, sobald Eugenie verheirathet sei, ein Ereigniß, das er seit Ende des Winters Ursache hatte, als ziemlich nahe bevorstehend anzusehen. —

Ein volles Jahr, nachdem Dietrich Bering den ihm so lieb gewordenen Dünastrand verlassen hatte, betrat er ihn wieder. Er hatte Ursache, mit den Früchten seiner Arbeit während der letzten zwölf Monate zufrieden zu sein, aber es hatte ihn gedünkt, als wären es eben so viele Jahre. Wenn er nicht von Woche zu Woche gehofft hätte, die Zeit seiner Abwesenheit verkürzen zu können, so wäre er vermuthlich, ungeachtet manches Bedenkens, in einen Briefwechsel mit Hilda getreten, oder hätte wenigstens den Versuch dazu gemacht. So aber war er ohne jegliche Kunde von ihr geblieben und erschrak nicht wenig, als er jetzt ganz zufällig erfuhr, sie sei nicht mehr in Riga. Sein ehemaliger Prinzipal, den er im Comptoir aufsuchte, empfing ihn kalt und lud ihn nicht in sein Haus. Der junge Mann wagte nicht, ihn nach Hilda zu fragen; er zog es vor, sich die ersehnte Kunde auf einem andern Wege zu verschaffen. Es war ihm bekannt, daß jene arme, ehemals von ihm unterstützte Familie eine Verwandte in Eberhard'schen Diensten habe; auf diesen Umstand gründete er seinen Plan. Er besuchte die Leute und veranlaßte sie, die alte Susanne zu holen. Sie kam und stand ihm Rede und Antwort, obgleich widerwillig und mit sichtlichem Mißtrauen; auch verweigerte sie die Annahme des reichen Geschenks, das er ihr zum Abschied in die Hand drücken wollte. Ihre Miene erhellte sich erst, als er sagte:

„Nehmen Sie immerhin, gute Alte, und denken Sie, es käme von Fräulein Hilda; ich hoffe, das soll bald dasselbe sein.“ Und wie er noch hinzufügte: „Haben Sie mir keinen Gruß an das Fräulein aufzutragen? Ich bin auf dem Wege zu ihr,“ da ging der Alten das Herz auf, und sie erzählte ihm aus freien Stücken die Ursache der Verbannung des „armen, lieben Fräuleins“. Dienstboten — es sei denn, daß sie an einem auffallenden Mangel an Begabung leiden — wissen eben Alles, was im Hause vorgeht. So konnte Susanne ihm denn auch die eben stattgefundene, für's Erste noch geheim gehaltene Verlobung Eugeniens mit einem Offizier mittheilen, einem stattlichen Major, von dem sie meinte, daß er „in Uniform prachtvoll aussähe, leider aber etwas hoch spiele“.

Am Nachmittage des folgenden Tages hielt der Postwagen, in dem Dietrich Bering sich dem Ziele seiner Reise näherte, vor einem großen Kruge, der nur einige hundert Schritte von Hilda's Wohnung entfernt lag. Hier stieg er aus und ließ sich nach dem Hause geleiten. Noch ehe er den nächsten dahin führenden Wiesenpfad betrat, kam ihm ein Einspänner mit einer ältlichen Dame entgegen, in welcher er nach Susannens Beschreibung die Wittwe zu erkennen glaubte.

„Um so besser!“ dachte er mit großer Befriedigung. „So finde ich sie allein!“

Die lettische Magd, die ihm öffnete, war des Deutschen unkundig und verstand seine Bitte, dem Fräulein nur einen alten Freund zu melden, nicht. Er sah sich genöthigt, ihr seine Karte einzuhändigen. Gleich darauf hörte er einen Ruf freudigster Ueberraschung, und Hilda kam ihm strahlend vor Entzücken entgegen:

„Sie hier in Livland! Und so tief im Lande! Sie sind also doch nicht ganz in Amerika geblieben?“

„Haben Sie das wirklich geglaubt?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Eugenie sagte es. Und es wäre ja auch sehr möglich gewesen.“

„Ah! Ihre Cousine sagte es. Kein Wunder!“

Er sah mit schmerzlichem Erstaunen die plötzliche Veränderung ihrer Züge, die den Ausdruck scheuer Niedergeschlagenheit angenommen hatten. Es entstand eine Pause, der Hilda in verlegenem Ton ein Ende machte, indem sie sich anstrengte, möglichst gleichgültig zu sagen:

„Sie kommen natürlich aus Riga? Waren Sie lange dort?“

„Nein, sehr kurze Zeit, Ihren Onkel habe ich gesehen, aber er konnte Ihnen keine Grüße senden, da er von meiner Absicht, herzukommen, nichts wußte. Aber von der alten Susanne soll ich Ihnen einen bestellen. Von ihr erfuhr ich, wo Sie zu finden seien.“

„Sie hat Ihnen wohl auch gesagt, warum ich hier bin?“

Eine tiefe Röthe überzog bei dieser Frage, die sie hastig und angstvoll ausstieß, ihr Gesicht.

„Ja, sie hat mir die ganze traurige Geschichte erzählt. Doch davon später. Darf ich hoffen, daß Sie errathen, weßhalb ich gekommen bin?“

Er faßte ihre Hand.

„Ich fürchte, es zu errathen,“ entgegnete sie tonlos.

„Sie fürchten? Warum fürchten Sie?“ rief er peinlich überrascht; dann, sich besinnend, fügte er hinzu: „Gewiß bin ich nur hier, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe und von Ihnen allein das Glück meines Lebens erwarte. Geben Sie mir die Hand und sagen Sie Ja.“

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie trat einen Schritt zurück und sagte tieftraurig:

„Ich kann und darf nicht Ihre Frau werden. Aber ich danke Ihnen von ganzer Seele für Ihre edelmüthige Absicht. Es ist mir ein neuer Beweis Ihres großen und edlen Herzens und ich werde Ihnen das nie vergessen. Niemals.“ Die Begeisterung strahlte ihr aus den Augen.

„Unsinn!“ sagte er kurz. „Es handelt sich nur darum, ob Sie mich lieben können oder nicht. Ich glaube, daß Sie es können, ja, ich hoffe sogar, daß Sie es thun. Und ich frage Sie, ob ich mich darin irre oder nicht?“

„Bitte, fragen Sie nicht darnach. Es würde ja gar keinen Unterschied machen,“ sagte sie trostlos.

„Keinen Unterschied? Wie soll ich das verstehen?“

Er blickte ihr prüfend in die Augen. Sie kämpfte mit den Thränen, aber er sah in ihrem Gesichte einen seltsam entschlossenen Zug, den er nicht kannte.

„Sie wollen mich also fortschicken“ — sie zuckte bei dem Worte — „aber ich bin ganz entschlossen, mich nicht fortschicken zu lassen. Für's Erste erklären Sie mir, warum Sie vorhin sagten, daß Sie mich nicht heirathen könnten und dürften. Warum dürfen Sie nicht?“

„Ist es meine Pflicht, Ihnen den Grund zu sagen? Ich thäte es lieber nicht, weil sonst, weil ...“

„Weil was?“

„Nun, weil Sie mich vielleicht in Versuchung führen würden, gegen meine bessere Ueberzeugung zu handeln. Als ob es nicht schon ohnehin schwer genug wäre, seinem Gewissen allein zu folgen!“

Und Hilda seufzte schmerzlich.

Er sah sie ernsthaft an und sagte:

„Wenn Sie einiges Vertrauen zu mir hätten ...“

„Ich habe unbedingtes Vertrauen zu Ihnen,“ unterbrach sie ihn schnell.

„Dann müssen Sie fühlen, daß Ihr Gewissen mir so heilig ist, wie mein eigenes. Sie fragen, ob es Ihre Pflicht ist, aufrichtig gegen mich zu sein? Hätten Sie denn das Herz, mich unglücklich zu machen und mir nicht einmal zu sagen warum?“

Sie lächelte trübe.

„Sie werden nicht unglücklich sein. Sie können ohne mich leben. Wenn ich aber Ihr großmüthiges Opfer annähme und Sie an mir eine Frau hätten, die kein Mann, der sich selbst achtet, heirathen darf, dann würden Sie viel unglücklicher sein.“ Sie sah ihn erbleichen und erschreckt zurücktreten. Ein tief schmerzliches Lächeln zuckte über ihr Gesicht und sie sagte kaum hörbar: „Sie wissen nun den Grund — ich sehe, daß ich genug gesagt habe. Und ich sehe auch, daß Sie mich nicht überreden werden. Aber es ist mir wenigstens ein Trost, Ihnen gezeigt zu haben, daß ich nicht mehr so egoistisch bin wie früher, daß ich nicht mehr, wie damals, bloß an mich denke, Sie selbst sagten mir an jenem unglücklichen Tage, daß Sie Besseres von mir erwartet hatten.“

Das arme Kind konnte sich nicht mehr beherrschen und brach in krampfhaftes Weinen aus.

„Ich habe gar nichts verstanden,“ sagte er tief erschüttert. „Von Allem, was Sie mir eben gesagt, habe ich nicht ein einziges Wort begriffen. Wann und bei welcher Gelegenheit hätte ich gesagt, daß ich Besseres von Ihnen erwartet ...?“

„O Gott! das wissen Sie nicht mehr? Es war ja an jenem unglückseligen ersten April, wo ich zu Ihnen lief, weil ich nicht wußte, daß ich mich dadurch für immer um meinen Ruf und guten Namen brachte, so sehr, daß mich nun alle Welt verachtet, der Onkel mich nicht mehr in seiner und Eugeniens Nähe duldet, und Sie selbst, auch wenn Sie es wollten, mich doch nicht völlig von diesem Flecken reinwaschen könnten. Und Sie haben es gewollt — Gott segne Sie dafür! Aber wenn ich es angenommen, hätte ich ja noch viel egoistischer gehandelt, als damals, wo ich Ihnen die peinliche Rolle bei meiner Cousine auferlegte. Und Eugenie hatte doch von jeher einen makellosen Ruf, während ich ...“

Sie brach von Neuem in Schluchzen aus.

„Ihre Cousine ist ein Teufel!“ sagte Dietrich Bering energisch. „Nun, gottlob, jetzt habe ich Alles verstanden. Das also war das ganze Geheimniß. Mein liebes Kind, Sie haben eben gesagt, daß Sie mir unbedingt vertrauen. Da werden Sie mir ohne Weiteres glauben, daß ich die Welt noch viel besser kenne als Ihre Cousine und ...“

„Nun wollen Sie mich doch überreden,“ unterbrach sie ihn halb vorwurfsvoll, halb erfreut. „Gewiß weiß ich längst, daß Eugenie sehr unfreundlich ist. Aber in diesem Stück hat sie doch Recht. Ich habe viel darüber nachgedacht — o! so viel — über dieß und über Alles, über Sie, über mich und über das ganze Leben.“

„Und das Resultat ist, daß Sie durchaus Recht behalten wollen? Nun gut, ich werde Sie nicht überreden. Bei einem Trotzkopf, wie Sie, würde das viel Zeit kosten. Ich will Ihnen lieber ganz kurz beweisen, daß bei dem Antrage, den ich Ihnen mache, von Edelmuth und Opferfreudigkeit gar nicht die Rede sein kann. Sie wollen nicht aus Großmuth geheirathet werden. Sie haben vollkommen Recht. Wie kommt es aber, daß Sie, bei so viel reiflichem Nachdenken, sich niemals die Frage vorgelegt haben, warum ich mich wohl damals zu der peinlichen Rolle bequemt habe, die Sie mir durch Ihren verunglückten Aprilscherz auferlegten? Ich hätte es ja nicht nöthig gehabt. Glauben Sie wirklich, daß irgend etwas Anderes als Liebe zu Ihnen mich dazu vermochte? Ich that es, weil ich mich Ihnen nähern wollte, weil mein Herz mir schon damals von Ihnen gesagt hatte: Diese oder Keine.“

„Damals schon? O, das war zu reizend von Ihnen!“ rief Hilda, strahlend vor Entzücken. Sie sprang auf und reichte ihm die Hand.

„So habe ich Dich endlich überzeugt, daß hier Dein Platz ist,“ sagte er, indem er sie fest an's Herz drückte. „Vergib mir nun auch, daß ich ein ganzes Jahr geschwiegen habe. Glaube mir, es ist mir nicht leicht geworden.“

Eine Stunde verging den Glücklichen wie ein kurzer Augenblick. Als sie wieder zum Bewußtsein der Dinge außer ihnen kamen, sagte Hilda:

„Darf ich jetzt wohl Onkel Jakob erzählen, was ich ihm damals verschweigen mußte? Ach! ich hätte es ihm so gern gesagt, wenn es nur kein Verrath an Dir gewesen wäre!“

„Gewiß!“ entgegnete er, indem er ihr zärtlich die Hand küßte. „Dir wird er gern verzeihen. Ob er mir den seiner Tochter gespielten Aprilscherz vergibt, ist eine andere Frage. Und doch, trotzdem und alledem kann ich den dummen Streich doch nicht bereuen.“

„Ich auch nicht!“ rief Hilda und aus ihrem schelmischen Lachen, ihrem muthwillig strahlenden Blick sprühte wieder voll und ungetrübt der alte, glückliche Frohsinn, der einst das Herz des ernsten Mannes so unwiderstehlich zu dem anmuthigen Kinde gezogen hatte.

Albumvers.

Wenn du vom tiefsten Seelenschmerz,
Vom höchsten Glück durchdrungen bist,
Erkennst du erst, wie reich das Herz,
Und wie so arm die Sprache ist.

Die Haubenmeise.

Skizze

von

Aglaja v. Enderes.

(Nachdruck verboten.)

Das Hochwasser hatte den Steg, der den einen Theil des Dorfes mit dem andern verband, vor vielen, vielen Jahren weggerissen. Wir Kinder hörten von diesem Ereignisse nur wie von einer längst abgethanen, halb vergessenen Thatsache erzählen und kannten nur die grüne, blumige Gasse, die zwischen Garten- und Feldzäunen nach der Uferstelle führte, an welcher einst der Steg gestanden hatte. Ziemlich weit von hier, neben der gutsherrlichen Sägemühle, war eine breite, rohgezimmerte Brücke erbaut, und die diente nun dem bescheidenen Verkehre, den ochsenbespannten Wagen und den Fußgehern zugleich. Der Steg war, wie gesagt, nahezu vergessen und nur für uns Kinder hatte der einstmalige Uebergang eine eigenthümliche Anziehungskraft, nur wir konnten stundenlang am Ufer sitzen und den Wellen zusehen, wie sie sich über die Balkenstummel emporbäumten oder an ihnen aufrauschend vorüberglitten, wobei es unserer Phantasie gar nicht viel Mühe kostete, auf diese zurückgebliebenen Balkentrümmer die hölzernen Pfähle und Stützen wieder aufzubauen, Pfosten und Bretter darüber zu legen, das Geländer anzufügen und endlich die sonntäglich geputzten Kirchengeher im hellen Sommersonnenscheine herüberschreiten zu lassen, die Frauen mit den kostbaren, goldgestickten, flimmernden Häubchen, die Männer in den hohen, blank gebürsteten Stiefeln, in kurzem Wamms und langhaarigen, breitkrämpigen Hüten. Unsere Phantasie zauberte uns das Bild so lebhaft vor, daß wir endlich beschlossen, die ganze Geschichte zur Wahrheit zu machen und den Dorfbewohnern zur Freude und zur Ueberraschung den Steg wieder aufzubauen.

Mit dem glühenden Eifer, mit der tiefen Verschwiegenheit, die ein solcher großer Entschluß verdiente, gingen wir am nächsten Morgen schon an die Arbeit. Im keimenden Tageslichte, umgeben von der köstlichsten Einsamkeit, umrauscht von den jagenden Wellen, standen wir an dem Ufer und überdachten die Ausführung unseres kühnen Planes. Aus Holz konnten wir den Steg über den breiten Gebirgsbach nicht aufbauen, — das war unseren acht- bis zehnjährigen Kinderköpfen wohl klar, aber aus Stein, dachten wir, sollte und mußte das Werk gelingen. Steine gab es am Ufer zu Hunderten, zu Tausenden, zu Millionen, groß und klein, wie sie der Bach in Tagen hochgehender Strömung auf das sandige Gestade rollte. Da brauchten wir nur zuzugreifen, — und so griffen wir denn auch zu. Anfangs ging es ganz gut; am Ufer war bald eine schöne Reihe von Steinen hingelegt, ohne daß die Wellen sie überströmten. Aber nun hieß es weiter hineinrücken in die tanzende Flut. Schuhe und Strümpfe mußten beseitigt und dann mußte in den Bach gestiegen werden, was gar nicht so übel war. So arbeiteten wir denn lustig darauf los, rückten, schoben, wendeten, versenkten und häuften auf. Die Wellen rauschten um uns her und bäumten sich an unseren Händen und Armen empor, die Sonne kam hinter den Hügeln herauf und legte ihre glührothen Morgenstrahlen über das Wasser, das wie Gold und funkelnde Juwelen durch unsere Finger glitt.

Es war eine köstliche, thaufrische, glückselige Stimmung, in der wir mit hastigem Eifer an unserem geträumten Wunderwerke arbeiteten, eine Stimmung, die lange dem Gefühle drohender Enttäuschung Trotz bot, das nach und nach unsere Herzen zu beschleichen begann. Das Wasser, das sich ganz willig, spielend und säuselnd vom Ufer wegdrängen ließ, nahm die Sache anders, als wir etwas weiter in das Bett hineinrückten. Anfangs versuchte es Umwege zu machen und glitt rechts und links an unseren Steinen vorüber; dann begann es hie und da einen zu überspringen, und wenn das nicht recht gehen wollte, dann versuchte es sich gegen das Hinderniß zu stemmen und schob und rückte daran herum, bis das kleine Felsstück oder der glatte Kiesel aus seiner Position gewichen war. Wir versuchten diesen Angriffen Einhalt zu thun und korrigirten und hoben und schoben wieder zurecht, aber je mehr wir uns bemühten, je ernster wir uns den Wellen entgegenstellten, desto ungeberdiger wurde das Wasser, das unter Rauschen, Gurgeln und Grollen Stein um Stein überschüttete oder mit fortzunehmen verstand. Das Wasser wurde immer lauter, immer stürmischer und fröhlicher; wir wurden immer ernster, immer stiller und trauriger, bis wir endlich muthlos die nassen Hände sinken ließen und ohne uns umzusehen, schweigend nach dem Ufer zurückkehrten.

Es war die Erkenntniß einer ersten schweren Enttäuschung, die uns im Herzen lag, während wir unter den Weiden am Bachrande niedersaßen und uns bemühten, die Strümpfe über die feuchten Füße zu ziehen, und diese Erkenntniß war es auch, die ein so hochgradiges Weltschmerzgefühl in uns erweckte, daß wir beschlossen, die Thatkraft, die wir zu Gunsten der Mitmenschen hatten einsetzen wollen, nunmehr für uns allein zu verwerthen und zu verwenden, und zu solchem Zwecke, fern von dem Getriebe der Welt, in der tiefen Einsamkeit des Waldes uns eine Hütte zu bauen, von deren Bestehen Niemand wissen sollte als wir, und in die wir uns flüchten konnten, so oft es uns beliebte.

Jenseits des Dorfes war eine kleine, moosige Halde und dann kam der Wald, der liebe, dunkle, duftende Tannenwald, mit seinen uralten, hochstämmigen Riesen, mit seinem Buschgewirre, mit den rundblätterigen Haselsträuchen am Rande, mit den Brombeerranken und den vielen Epheublättern, die über dem Boden lagen, an den Felsen hinaufkletterten, sich an den Bäumen emporspannen und Alles mit glänzendem Grün überdeckten.

Allzu tief war die Abgeschiedenheit nicht, in der wir unsere Hütte zu bauen begannen; durch die Lärchen- und Tannenzweige durch konnte man ganz gut die Tauben auf dem Kirchendache des Dorfes zählen und auch die Schafe und die Kühe konnte man sehen und ihre Glocken läuten hören, wenn die Heerde die moosige Halde entlang der nächsten Gemeindewiese zugetrieben wurde.

Aber Einsamkeit ist eben ein relativer Begriff und uns genügte der Gedanke, daß Niemand um unser Versteck wußte und daß es in dem lieben, grünen Tannenwalde lag. Pfähle hatte unser Haus keine, auch nicht Wände, was man so im gewöhnlichen Leben nennt. Wir hatten uns einige alte Bäume als Eckpfeiler ausgesucht und dann begannen wir aus Zweigen, Buschranken, Gras und Moos uns ein Flechtwerk zu machen, ein buntes Gewirre von Hagedornästen, Berberizenstämmchen, von Waldrebensträngen, von allerlei zähem, sehnigem Zeuge, wie es uns eben unter die Hände kam, und nach einigen Tagen eifrigster, mühevollster Arbeit hatten wir wirklich ein grünes, luftiges Ding zu Stande gebracht, das wir mit leisem, verhaltenem Jubel unser Waldhaus nannten.

Da drinnen saßen wir nun und flüsterten und erzählten uns Geschichten, wie sie Kinder einander vorzudichten verstehen. Eines Abends, als wir so beisammen saßen, freudvoll über den neuen geheimnißvollen Besitz, da klopfte es plötzlich ganz leise, gar nicht hoch über unseren Köpfen, und als wir fast erschreckt auffuhren und nach der Ursache ausspähten, da schaute uns aus einem kleinen, finstern Loch in einer der Tannen, die als Eckpfeiler unseres Hauses dienten, ein winziges, dunkeläugiges Köpfchen entgegen. Ein allerliebster kleiner Schnabel saß in einem weißbackigen Gesichte, ein zierliches schwarzes Band ging von den braunen Augen nach dem Nacken und zu der schwarzen Kehle herab und oben über der Stirne bäumte sich eine schwärzlich graue Federholle auf, die sich bald neigte, bald hob. Einen Augenblick sahen uns die zwei blitzenden Aeuglein fest entgegen, dann zuckte das Köpfchen und war hinter der hölzernen Wand im Innern des Baumes verschwunden.

Wenn ein kleiner Kobold mit langem Barte und runzligem Gesichte plötzlich aus dem Baume geguckt hätte, so hätte unsere Ueberraschung nicht größer sein können, als sie es beim Anblick der eben entdeckten Nachbarin war. Wir hatten uns in unserem Hause mutterseelenallein geglaubt, und nun war die Beletage bereits bewohnt und schaute die niedlichste Haubenmeise mit allen Anzeichen längst ersessenen Rechtes zu ihrem Fenster heraus. Nachdem das erste Erstaunen vorüber war, beschlossen wir lachend, Freundschaft zu halten und ebensowenig von der Ansiedlung der Nachbarin im Dorfe zu erzählen, als sie, nach menschlicher Voraussicht, über unser Haus im Walde je berichten werde. Und wir hielten strenge Wort und haben durch lange, köstliche Sommerwochen mit einander hausgehalten, wie es guten Nachbarn geziemt.

Die Höhlung in dem Baume mochte ein hiebfester Specht gezimmert haben. Die kleinen Meisen hatten nichts als einige tüchtige Lasten Moos einzutragen gehabt, und damit war ihre Herberge bestellt. Wenn man recht mühevoll ein Stück hinaufkletterte an dem Tannenstamm, dann konnte man mit den Fingern das weiche, flockige Kissen befühlen, das tief drinnen in dem winzigen Gelasse lag. Wir haben diese Untersuchung nur einmal angestellt, als gerade die Meise und ihr kleiner Gatte vom Hause waren; später ging es nicht wieder, denn die beiden waren immer in der Nähe und machten sich in dem Baume zu schaffen. Wie die verkörperte beflügelte Fröhlichkeit jagten, flogen, kletterten und huschten sie den ganzen Tag in den Zweigen herum. Bald stiebten sie hinter einem Käfer drein, bald hatten sie eine Baumknospe, ein Rindenstückchen gründlich zu untersuchen, bald waren sie unten am Boden und pickten im Moose herum und rüttelten an den grünen Epheublättern, hinter denen sich ein Wurm oder eine Motte verborgen hatten. Gab es just nichts zu jagen, so wurde nach dem Stübchen in dem Baume gesehen. Unzählige Male des Tages huschte etwas draußen an die Thüre, ein Flügelpaar zitterte im Sonnenlichte, ein Köpfchen mit steilrechter Haube guckte durch das Flugloch herein. Was es da drinnen zu sehen gab, wußten wir nicht, aber daß es den Vöglein Freude machte, das bezeugte das lustige Schwenken und das Kopfnicken und das bescheidene Liedchen, das zuweilen erklang und gewiß bedeutete, daß in dem Hause Alles in bester Ordnung war.

Die Frau blieb einige Wochen später viel daheim. Wir sahen sie nur selten, wenn sie an die Thüre kam, nach dem Sonnenlichte ausblickte, ihre Federhaube ein wenig aufrüttelte, wie in verhaltener Jugendfreude ein paar Tannenwipfel umkletterte, hinter ein paar Rindennarben guckte und dann eiligst wieder in ihr Kämmerlein schlüpfte. Wir hatten die kleine Frau, die so viel zu Hause bleiben mußte, während draußen der blühende Sommer über dem Thale und dem Walde lag, in unsere Herzen geschlossen und versuchten ihr Liebe zu erweisen, so wie wir dieß zu thun vermochten. Wir sammelten Insekten aller Art, Würmchen und Larven, und legten sie auf breite Haselblätter und auf den Tannenzweig vor ihrer Thüre, aber unsere Gaben fanden keine Beachtung; die fleißige Meise wollte offenbar nicht genießen, was sie nicht durch eigene Arbeit erworben hatte. So blieb uns denn nichts übrig, als ihr zuzusehen bei dieser Arbeit, wie das Köpfchen hämmernd auf und nieder flog, wie die Aeuglein forschend spähten und suchten, wie die Füßchen emsig kletterten und wie die Flügel das Vöglein in Eile von einem Wipfel zum andern trugen.

Da kam ein goldiger, sonniger Junimorgen; die Luft hing voll Duft, das Gras, jede Tannennadel voll blitzendem Thau und jeder Blumenkelch hielt einen zitternden Tropfen gefangen. An diesem köstlichen Morgen flogen die beiden Meisen von der Thüre ihres Hauses fort in den nächsten Ast hinauf und piepsten und riefen ganz eigenthümlich in die helle Luft hinaus. Von diesem Morgen an war auch die kleine Meisenfrau von dem strengen Haushüten erlöst, denn nun flog sie den ganzen Tag mit ihrem Gatten in den Wald fort und wieder nach der alten Tanne zurück und hämmerte, kletterte, forschte und jagte in den Zweigen herum und trug an kleinen Insekten heim, was sich nur finden ließ. Jeden Augenblick kamen die zwei Leutchen in den Baum gehuscht, spähten nach rechts und links aus, während das graue oder grüne Würmchen in ihrem Schnabel zappelnd auf und nieder schlug, und hüpften dann ruckweise immer tiefer herab, bis sie in der Thüre des Hauses verschwunden waren.

So ging das vom Morgen bis zum Abend, und wir dachten, es müßte immer so bleiben, den ganzen Sommer lang; aber bald kam es anders. — Wie das Spiegelbild der Frau Mutter, mit einem winzigen, allerliebsten Schöpfchen, schaute eines Tages ein gelbschnäbliger Haubenmeisenkopf über den Rand des Baumloches und gleich darauf kam ein zappelndes Flügelpaar zum Vorschein, das einem netten, wackligen, unentschlossenen Vöglein gehörte, welches mit verwundertem Gesicht über die Schwelle des dämmerigen Elternhauses in die sonnige, funkelnde Waldesherrlichkeit hinausblickte. Zu solcher Umschau blieb ihm jedoch nicht lange Zeit, denn hinter ihm kam wieder ein gelbschnäbliges Vogelgesicht und ein Paar zappelnder Flügel zum Vorschein, und da hieß es zur Seite rücken, um dem Brüderchen oder Schwesterchen Platz zu machen, das auch seinen Antheil an der Thürschwelle haben wollte. So rückten sie denn zusammen und piepsten leise, während sie die Köpfchen zur Seite neigten und nach dem Tannenwipfel ausspähten, der so unbegreiflich hoch über ihnen im Sonnenlichte stand. — Aber auch diese Betrachtung hatte bald ein Ende, denn wieder kam ein Gelbschnabel aus der Stube unten herauf, und wieder hieß es zur Seite rücken, und dann kam noch einer und noch einer, und so fort, bis ihrer sieben, alle kugelrund und flaumig und köstlich anzusehen, an der Thüre und auf dem nächsten borstigen Tannenzweiglein beisammen saßen.

Ich weiß nicht, wer damals glücklicher war, wir neugierigen, fröhlichen Menschenkinder, die wir, ohne uns zu regen, mit lachenden Lippen unten in dem Blätterhause lauschend saßen, oder die Meisenkinder, die zum ersten Male in freier Luft und unter freiem Himmel draußen im grünen Tannenparadiese hockten, oder die beiden Eltern, die des Weges geflogen kamen und ihre kleinen Leutchen da beisammen fanden. Gab das ein Flattern, Betteln, Schnäbelaufsperren, ein Liebkosen, Füttern, Pflegen; wie die Pfeile schossen die Alten fort, um in der nächsten Minute wieder da zu sein und ein Kind nach dem andern zu bedenken und ihm das immer offene Schnäblein zu füllen! Es gab das viel Arbeit, viel Mühe, aber auch viel Lust, namentlich als die kleinen Meisenkinder von einer grünen Treppe zur andern hinaufstrebten, sich mit den kleinen Füßen mühselig an den schaukelnden Zweigen festhielten und mit den jungen Flügeln dazu schlugen, als wollten sie die Brust erweitern, die zum ersten Male die Glückseligkeit der ziehenden Lüfte und des strömenden, harzigen Tannenduftes einsog.

Abends kamen wir wieder hinaus in den Wald, um nach unseren Nachbarn zu sehen und ihnen zuzuschauen, wie sie sich zur Nachtruhe zurecht machten und wie die Kinder in das Haus in dem Baume schlüpften. Die Mutter blieb an der Schwelle und der Vater saß unfern des Stammes auf einem Aste im tiefsten Nadeldickicht nieder. Die Kleinen plauderten ganz leise; man hörte, wie es ihnen Mühe kostete, nach der ersten Weltfahrt, die sie gemacht, sich in dem engen Stübchen zufrieden zu geben. Vater und Mutter ließen sie gewähren; die beiden waren müde und dachten wohl der Sorgen und der Freuden des kommenden Tages.

Am nächsten Morgen war die Tanne leer; unsere Nachbarn waren fort. Die Entdeckung traf uns hart. Wir wußten, sie waren nicht weit, wir hatten uns über die Lebensweise der Haubenmeisen gut unterrichtet; wir wußten, daß sie nicht gleich den Staaren, Drosseln, Nachtigallen und anderen Leuten vom Walde in fremde Länder wanderten, sondern in dem Thale blieben; dieser Gedanke gab uns einigen Trost. Wir machten uns nun daran, sie zu suchen. Wo ein Haubenmeisenton zu hören war, da horchten wir freudig auf, wo ein gehäubtes Köpfchen über einen Buschzaun herübersah, da jauchzten wir vor Freude; jede Haubenmeise, die wir in dem Thal und in dem Walde entdeckten, war eine von den unseren; wir waren unserer Sache gewiß. — Tage und Wochen vergingen, der Herbstwind jagte die gelben Blätter über die Hügel und rüttelte an dem Flechtwerk unseres Hauses, auf welches die Tannen ihre dürren Nadeln herabfallen ließen. Unsere Nachbarn aber flogen fröhlich von Busch zu Busch und naschten an den schwarzen Beeren, die dort hingen, oder trieben sich mit Goldhähnchen, Schneemeisen, Rothschwänzchen und ähnlichem Volke an dem Rande der sonnigen Wiesen herum. Es waren ihrer viele, sie hatten nicht Zeit, nach uns zu sehen; es war vielleicht auch nicht ganz sicher, ob es just unsere Meisen waren, die da flogen und jagten und spielten. Aber uns kam damals kein Zweifel; wir waren glücklich, so oft wir ein Haubenmeisenköpfchen sahen, und freuten uns der Erinnerung an die gemeinsam verlebten köstlichen Stunden, tief drinnen im schattigen Dunkel der alten Tannen.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Aug' in Aug'.

Der neue Zeuge, welcher bald darauf eintrat, war ein Marqueur des Café der Avenue Clichy.

Ihm hatte man das erste Signalement Jagon's verdankt. Er erkannte denselben auch augenblicklich und bemerkte nur, derselbe habe in der Nacht des Mordes einen braunen Ueberrock getragen. Man zeigte den Ueberrock vor, welchen man in der Wohnung Jagon's vorgefunden hatte, und der Zeuge erkannte auch diesen.

Nachdem der Zeuge sich entfernt hatte, machte Herr von Beaudin dem Angeklagten die Wichtigkeit dieses Zeugnisses bemerklich, da sich in diesem Ueberrocke die Oelflecke und die ölige Feder befunden hatten.

„Mein Gott," sagte Jagon ganz ruhig, „vielleicht habe ich meinen Zimmerschlüssel eingeölt."

„Erinnern Sie sich daran?"

„Wahrhaftig, nein. Erinnert man sich an dergleichen? Darin liegt ein Gebrechen der Verhöre. Die Richter verlangen von dem Angeklagten und den Zeugen ein wahrhaft unmögliches Gedächtniß!"

„Ich ersuche Sie, mir Ihre philosophischen Bemerkungen zu ersparen, und mir in dem Laufe der Nacht vom Vierundzwanzigsten zum Fünfundzwanzigsten zu folgen. Das Verbrechen kommt jetzt zur Ausführung. Sie wenden sich mit Ihrem Mitschuldigen gegen den Boulevard Bessières ..."

„Ah! Es scheint also, ich habe wirklich einen Mitschuldigen?" machte Jagon.

„Ja wohl, und Sie werden ihm bald gegenüberstehen."

„Ich glaube, Herr Richter," lächelte Jagon höflich, „daß ich und er einander zum ersten Male vorgestellt werden dürften ... Aber, Pardon! Ich will Sie nicht mehr unterbrechen!"

„Vor dem Hause angekommen," fuhr Herr von Beaudin fort, „öffnen Sie die Gartenthüre mit dem Schlüssel, den Ihr Spießgeselle Ihnen ausgeliefert hat. Sie treten ein, und da Sie den Sand nicht knirschen lassen wollen, gehen Sie über die Beete. Ihre Fußstapfen finden sich noch daselbst. Und die Erdreste in Ihrem Kamin sind eben diejenigen aus den Beeten des Gartens, wie man mir soeben meldet. Sie kommen nun zum Hause und dringen in das Zimmer, welches Sie am Vortage genau studirt haben; der Kapitän schläft. Sie umschließen seinen Hals mit Ihren kräftigen Händen, Sie pressen denselben zusammen, und er haucht seine Seele aus ... Apropos, zeigen Sie doch Ihre Hände."

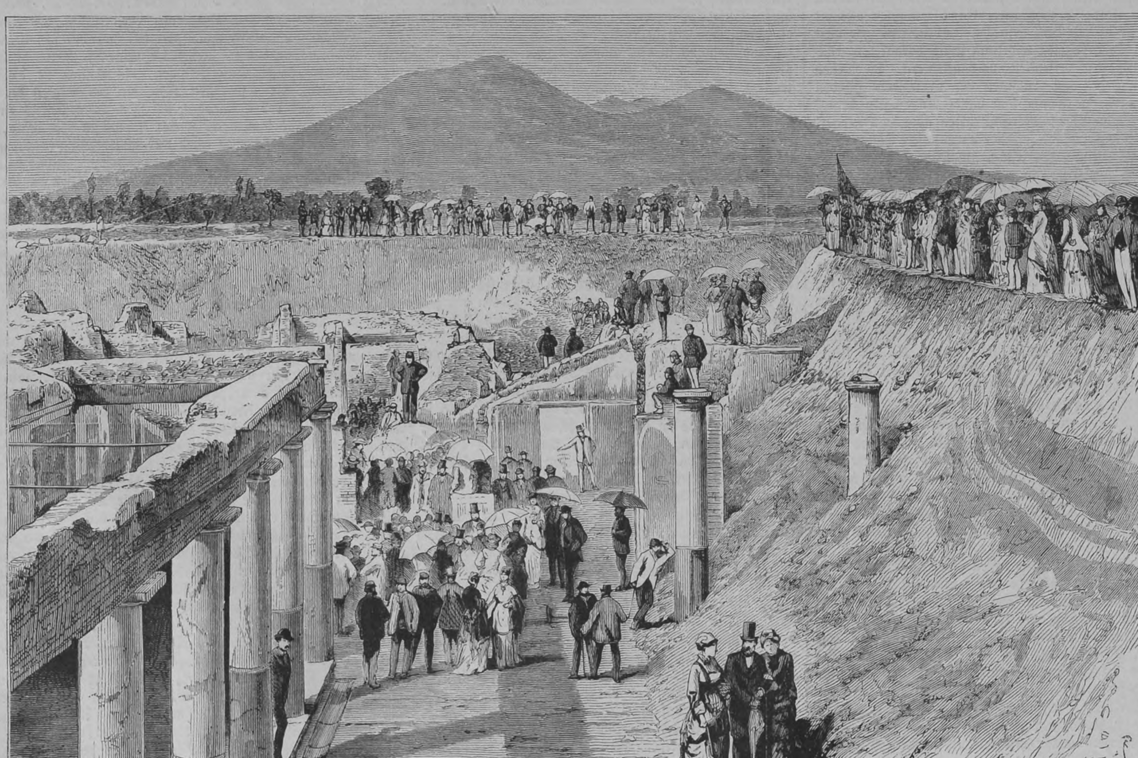
Jagon streckt mit der liebenswürdigsten Miene seine Hände gegen den Richter aus, der sie lange betrachtet und sagt:

„Das sind dieselben Hände, die unser Gerichtsarzt beschrieben hat; er wird sie übrigens selber studiren. Ich bemerke Ihnen, daß man die Eindrücke dieser Hände am Halse des Opfers genau abgemessen hat."

„Das war sehr geschickt, Herr Richter," sagte Jagon, „und ich zweifle nicht, daß Sie, Dank allen diesen Vorsichtsmaßregeln, den Schuldigen finden werden. Ich wünsche dieß um so mehr, als ich für den seligen Kapitän Guérin die größte Sympathie gehegt habe."



Thomas Alva Edison, Erfinder der Phonographie. Originalzeichnung. (S. 194.)



Gedenkfeier des achtzehnhundertsten Jahrestags der Zerstörung von Pompeji. (S. 195.)

„Sie haben ihm dieselbe bewiesen," sagte der Richter, ihm voll in's Gesicht schauend.

„Ah," sagte der Expeditor, ohne alle Verwirrung, „Sie halten mich also wirklich für den Mörder?"

„Ich bin davon überzeugt," sagte Herr von Beaudin fest.

„Ich für meinen Theil hoffe, daß die Jury Ihre Meinung nicht theilen wird."

„Das sollte mich Wunder nehmen. Ich glaube nicht, daß sie mehr als ich ein Opfer Ihrer Geschicklichkeit werden wird. Jetzt handelt es sich aber nicht um die Jury. Die Zeugen sind verhört, jetzt kommen Ihre Mitschuldigen."

Und er ließ die Blanchard hereinkommen.

Sie erschien mit unruhigen, erschreckten Blicken.

„Erkennen Sie diesen Mann?" fragte sie der Richter.

„Ja. Das ist Der, welcher an dem Tage in's Haus gekommen ist, wo ich mich mit dem Fräulein allein befand."

„Sie haben ihn früher nie gesehen?"

„Nie."

„Es ist gut. Sie können gehen."

Aber sie ging nicht. Sie fragte heftig:

„Ist mein Mann noch immer gefangen?"

„Ja."

Da, ehe man sie zurückhalten konnte, stürzte sie sich auf Jagon und schüttelte ihn an beiden Armen, und starrte ihm in die Augen und schrie:

„Wage es doch zu sagen, daß mein Mann Dein Mitschuldiger ist!"

Jagon entgegnete sehr ruhig:

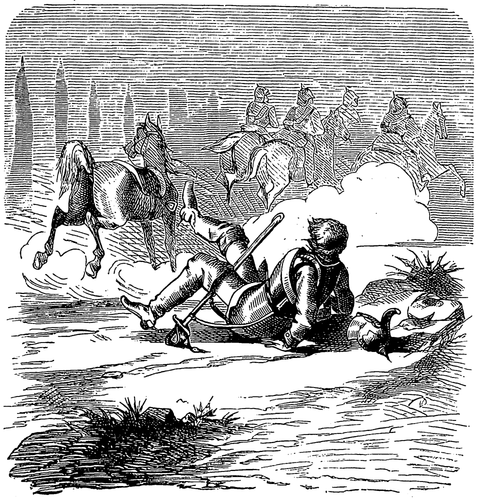
„Aber natürlich kann er es nicht sein, meine liebe Frau, aus dem einfachen Grunde, weil ich selber unschuldig bin."

„O nein! Sie, Sie sind schuldig!" machte sie außer sich, ohne ihn loszulassen.

Der Richter hatte sich ihnen genähert.

Illustrirte Sprüchwörter.

Nach Skizzen von **G. Christ.**



Eile mit Weile.



Gelegenheit macht Diebe.



Aller Anfang ist schwer.



Nach Regen folgt Sonnenschein.

„Und was läßt Sie glauben, daß ich schuldig sei?" fragte Jagon milde und sanft, wie man zu einem Kranken oder zu einem Wahnsinnigen spricht.

„Alles!" schrie sie, ohne zu zaudern. „Sie haben mir denselben Eindruck gemacht, wie dem Fräulein, und wie ich von dem Morde hörte, dachte ich an Sie! Ah! Hätte ich Sie nur zu finden gewußt!"

„Dann würde man Ihren Gatten nur um so eher als meinen Mitschuldigen verhaftet haben," sagte Jagon, „da ich doch, wie es scheint, durchaus einen Mitschuldigen haben muß."

„Aber Sie haben auch einen! Sie haben Denjenigen, der mich an der Straßenecke erwartet und mir den Schlüssel gestohlen hat! Man sagt, es sei mein Mann gewesen ... Sie wissen gar wohl, daß das nicht wahr ist! Es war ein Anderer, den Sie sicher kennen, aber den Sie nicht verrathen wollen, damit mein Mann in's Unglück kommt! O, das ist schrecklich! So schrecklich!"

„Das Weib ist verrückt," sagte Jagon, sich von ihr losmachend.

„Verrückt!" knirschte sie. „Ja wohl, ihr Alle wollt mich verrückt machen!"

Die Unglückliche wurde auf ein Zeichen des Richters hinausgeführt. Nach ihr wurde Joseph Blanchard eingeführt. Die beiden Angeklagten erklärten, einander nicht zu kennen und sich nie gesehen zu haben.

„Und doch," bemerkte Herr von Beaudin dem Blanchard, „behauptet man, euch in der Nacht des Verbrechens zusammen gesehen zu haben."

„Ich weiß es," sagte der ehemalige Sträfling. „Aber man hat sich getäuscht."

„Täuschen konnte sich ein Zeuge. Aber ein zweiter?"

„Ein zweiter!" machte Blanchard erstaunt.

Jagon horchte auf.

„Ja wohl. Ein Detektiv von Orleans erklärt, daß er vor einigen Tagen einen Mann in Eure Wohnung schleichen

gesehen hat, welcher ganz diesem gegenwärtigen Herrn Jagon glich!"

Herr Jagon lachte laut auf.

„Ich habe wirklich Malheur!" rief er lustig.

„Und ich habe Unglück," sagte Blanchard tief traurig.

„Aber," rief Herr von Beaudin lebhaft, „seht ihr denn nicht, daß Alles euch als Schuldige anklagt? Gesteht doch, gesteht doch endlich!"

„So gern ich Ihnen auch gefällig sein möchte, Herr Richter, kann ich Ihnen doch nicht dienen," machte Jagon ironisch.

Blanchard schwieg.

Sie wurden Beide in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Der Richter aber hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß man die zwei Mörder vom Boulevard Bessières fest habe: den eigentlichen Anstifter des Verbrechens und sein Werkzeug.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Auf den Flügeln der Sehnsucht.

Während dieß in Paris vorfiel, reiste Lorenz, den Instruktionen Simonnet's gemäß, in Spanien.

So sehr ihn die Trennung von Mathilde quälte, so halfen ihm doch die Zerstreuungen seiner Rolle über diese Trennung hinweg.

Früh Morgens schrieb er heiße Liebesbriefe an Mathilde, mit sorgfältiger Ueberwachung seiner Worte freilich, daß keines derselben einem unberufenen Leser ihre heimlichen Zusammenkünfte in Paris verrathen konnte. Dank seinem Lehrmeister verstand er es, die höchste Liebe mit der vorsichtigsten Klugheit zu vereinigen.

Nach Beendigung dieser Briefe las Lorenz wieder und wieder die Dokumente und Notizen Simonnet's durch, um dieselben auswendig zu lernen. Den Nachmittag und Abend brachte er dann in den Cirkeln zu, in welchen er unter dem Namen eines Marquis José de Ribas aufgetreten war.

Seine Legitimationen als solcher waren sämmtlich authentisch, und seine Rolle daher nicht schwer zu spielen. Der wirkliche junge Marquis war in Afrika an einem einsamen Orte in den Armen Simonnet's gestorben. Derselbe hatte die Papiere desselben zu sich genommen und den Tod des jungen, in die Erde verscharrten Menschen verschwiegen. Und da derselbe seit seiner Jugend auf Reisen in fremden Welttheilen gelebt hatte, so war er seinen europäischen Verwandten fremd geblieben und sie nahmen den neuen José ganz gut für den Längstverschollenen.

Eines Tages las Lorenz in der Zeitung die Verhaftung Blanchard's. Das Blatt gab zugleich die genaue Beschreibung des Verhafteten, und Lorenz ersah aus derselben die teuflisch-schlaue Berechnung Simonnet's, womit dieser die Maske Lorenz' in jener Mordnacht zusammengestellt hatte.

Simonnet hatte bei Abfassung seines Planes vor Allem die Gewohnheiten der Bedienerin studirt und hatte herausgebracht, daß sie die Gattin eines entlassenen Sträflings sei. Nun belauerte er denselben bei einer seiner heimlichen Anwesenheiten in Paris und nahm ein genaues Signalement des Mannes: von seinem Alter, seiner Physiognomie, seiner Kleidung, und wußte sich sogar in Orleans ein paar Stiefel zu verschaffen, welche dem Sträflinge gehört hatten.

Und wie Lorenz weiter in der Zeitung las, daß man in der Wohnung Blanchard's unter dem Zimmerboden verborgen die Summe von dreitausend Franken gefunden habe, da fiel ihm ein, daß Simonnet ihm nur hundertsiebenundzwanzigtausend Franken von dem gestohlenen Vermögen übergeben habe. Er hatte also auf einer Reise nach Orleans jenes verdächtigende Geld selber in der Wohnung des Verhafteten versteckt, um den Verdacht gegen denselben zu verstärken.

Hatte der wirkliche Mitschuldige des Mörders Mitleid mit dem armen Unschuldigen, der für ihn büßen mußte?

Keinen Augenblick; denn was Jenen in's Verderben stürzte, rettete ja ihn selber. Er dachte auch: „Ich bin im Besitze des Geldes, wie, wenn ich gar nicht nach Paris zurückkehrte, wo mein Leben von dem Willen eines Menschen abhängt?"

Aber Mathilde, Mathilde, die er liebte bis zur Raserei, an die ihn seine Leidenschaft kettete, die wiederzusehen er glühte, und die bald für immer sein werden sollte!

Ach, Simonnet wußte wohl, was er that, wie er gesagt hatte: „Deine Liebe steht mir für Deinen Gehorsam."

Und Alles lächelte ihm ja zu! Lorenz, dieser arme pyrenäische Bube, hieß heute der Marquis José de Ribas. Er hatte ein Vermögen und zur Geliebten das schönste Weib von Paris, das bald seine Gattin werden sollte; die Zukunft lag vor ihm im rosigsten Schimmer.

Er verließ also Spanien gegen Ende April und machte die Reise von Madrid bis Bordeaux in einer Tour. Daselbst angekommen, machte er einen kleinen Halt und hörte zufällig, am offenen Fenster seines Hotelzimmers stehend, einen Zeitungsverkäufer ausrufen: „Neue Details über das Verbrechen von Batignolles, Verhaftung des Hauptverbrechers!"

Lorenz ließ sich das Blatt kommen, entfaltete es zitternd und fand den Namen Jagon's auf der ersten Linie des Artikels; Jagon's, dessen wahrer Name Simonnet dem jungen Manne nur zu gut bekannt war; Jagon's, welcher ihm in Vorahnung gesagt hatte: „Ich habe vielleicht irgend einen Fehler begangen, der mich den Kopf kosten wird!"

Der Artikel war lang und detaillirt. Lorenz durchflog ihn mit fieberhafter Hast: er fürchtete nur, daß der wahre Name des Schuldigen entdeckt sei: aber das war nicht der Fall. Man glaubte an den Namen Jagon, und von der Vergangenheit dieses Jagon's kannte man nur seine Reisen in Afrika, welche er bereits unter jenem Namen unternommen hatte.

Lorenz begriff, daß Simonnet die zweite Hälfte seines Lebens preisgegeben hatte, um die erste zu retten, und daß seine Wiener Existenz und seine ganzen Beziehungen zu Mathilde begraben seien für immer. Und Mathilde selber ahnte nicht, daß ihr Vater schuldig oder verhaftet sei, da sie den Namen Jagon nie gehört und der Expeditor es stets so eingerichtet hatte, daß sie in ihrer Erbschaftsangelegenheit nur dann zu Doktor Lavril gegangen war, wenn „Herr Jagon" nicht in der Kanzlei war.

Alles war also in Ordnung und Lorenz eilte nach Paris, logirte sich im „Grand Hotel" mit all' seinen neuen Titeln ein und meldete Mathilde in einem Billet seine Ankunft in Paris und bat sie, den Marquis José de Ribas zu empfangen.

So begann denn das neue, das glückliche Leben dieses jungen Menschen, der eine Mischung folgender Eigenschaften zeigte: Schönheit, Eitelkeit, Faulheit, Sinnlichkeit, Leichtsinn, Selbstsucht, Liebenswürdigkeit, gesellschaftliche Gewandtheit, Herzlosigkeit, Feigheit, Gedankenlosigkeit, List, Verschlagenheit, Selbstvertrauen und prächtige äußere Erscheinung.

Neununddreißigstes Kapitel.

Liebesglück.

Das Billet Lorenz' kam zu rechter Zeit. Mathilde von Villeneuve langweilte sich sehr.

Sie war anfangs über die Trennung von ihrem Geliebten außer sich gewesen, hatte viel Thränen geweint und sich dadurch zerstreut. Aber da man nicht immer weinen kann, hatte sie angefangen sich zu unterhalten, hatte wieder auf das Geplauder ihrer Freunde gehört, die eigentlich lauter Anbeter waren, hatte mit ihnen die Konzerte, das Theater, die Fahralleen, die Diners im Grünen besucht und — war zuletzt auch davon müde geworden.

Die Natur hatte sie so schön geschaffen, damit sie liebe und geliebt werde, und hatte ihrer Seele den Instinkt eingepflanzt, daß Alles, was sich nicht auf ihre Liebe bezog, ihr gleichgültig war.

Auch die geheimnißvolle Existenz von früher fehlte ihr: diese heimlichen Ausgänge und Zusammenkünfte mit ihrem Vater und ihrem Geliebten, dieses an der Nase Führen aller Spione, diese Maskerade mitten im täglichen Leben waren ihr zur Gewohnheit geworden, wie die Bonbons.

Und — wer weiß? Vielleicht waren es eben die Heimlichkeit dieses Sich-Sehens, diese ängstliche Vorsicht in der Liebe gewesen, welche diese Liebe selber stets verjüngt, stets neu und heiß erhalten hatten.

Jetzt war das Leben so eintönig, so friedvoll, ihre Erinnerungen schwächten sich ab, und die Zukunft erschien ihr bei Weitem nicht mehr so begehrenswerth; sie begriff ohne Zweifel instinktmäßig, daß eine Ehe ihrer Natur nicht zusage, und daß ihre offizielle Verbindung mit Lorenz wohl zugleich das Ende ihrer Liebe für ihn sein könne.

Denn in diesen Stunden des Friedens, oder vielmehr der Langeweile fing Mathilde an nachzudenken, sie analysirte und studirte die Vergangenheit, die Menschen und sich selber. Ihre Phantasie war vielleicht nicht so indolent und faul, als Simonnet glaubte? Vielleicht wußte sie wohl, was sie that, indem sie ihm so blind gehorcht hatte, ohne auch nur darüber nachdenkend zu erscheinen? Vielleicht wußte sie mehr Dinge, als man vermuthete?

Mitten in diese Seelenverfassung kam das Billet ihres Bräutigams. Das brachte wieder ein wenig Leben und Feuer in ihr Gefühl für ihn; und wie hübsch nahm sich diese Unterschrift aus: „Der Marquis José de Ribas!" Darin lag etwas Seltsames, Geheimnißvolles.

Sie war innerlich geschmeichelt, eine Marquise zu werden und eine erste Rolle zu spielen, wo sie bisher nur eine Statistin gemacht hatte.

Lorenz kam endlich. Aber anstatt ihm um den Hals zu fallen und zu jauchzen, konnte sie sich nicht enthalten, ihn zu betrachten und sich Rechenschaft zu geben über die Veränderungen in seinem Aussehen.

An dem Tage, wo er der Marquis José de Ribas geworden war, hatte er sich auch ein neues Gesicht gemacht, einen echten spanischen Charakterkopf. Sein langes Lockenhaar war jetzt kurz geschnitten, fast rasirt; ein Backenbart war da anstatt des Schnurrbärtchens, und der Teint war wärmer, gebräunter. Er selber war auch größer geworden durch höhere Absätze. Für jeden Andern außer für Mathilde war er unkenntlich geworden. Sie sagte ihm auch lachend, daß sie ihn bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße nicht erkannt haben würde. Das entzückte ihn, denn es erhöhte seine Sicherheit; er dachte gar nicht daran, daß er Mathilde vielleicht weniger gefallen dürfte, als der schöne Lorenz von einst.

So saßen sie neben einander und machten ihre Pläne. Der Marquis de Ribas wurde noch denselben Abend zur Besuchstunde den Freunden Mathildens als deren Bräutigam vorgestellt, auf den man schon vorbereitet worden war; man fand ihn charmant und begriff nun die Tugend des schönen Mädchens. Und jeder der abgewiesenen Anbeter tröstete sich jetzt viel leichter, indem er sich sagte: „Also nur deßhalb habe ich nicht gesiegt!"

Sodann ordnete Lorenz sogleich seine Heirathsangelegenheit. Er mußte ja den Bestimmungen Simonnet's gehorchen, der ihn vielleicht noch aus seinem Gefängnisse heraus beobachtete und bedrohte. Alles ging ohne Schwierigkeit, seine und Mathildens Papiere befanden sich in bester Ordnung. Während der Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigte er sich damit, sich und seiner Frau ein passendes und standesgemäßes Heim zu gründen, und fragte dabei in liebenswürdigster Weise die Freunde derselben um Rath: den Bankier, den Wechsler und den General. Er miethete im Quartier des Boulevard Malesherbes, in der Rue Monceaux, ein Hotel, welches groß genug war, um darin Feste zu geben, kaufte Pferde und Wagen, miethete Domestiken, wählte ein geschmackvolles Mobiliar, das er baar bezahlte mit guten spanischen Wechseln, welche er in Madrid gegen die Banknoten Simonnet's ausgewechselt hatte. Endlich fand die Heirath in der zweiten Hälfte des Mai statt. Die Zeitungen sprachen viel darüber und brachten genaue Einzelheiten über die Familie der Marquis de Ribas y Castello, vordem Großgrundbesitzer in der Havannah.

Sie sprachen auch sehr artig von Fräulein Mathilde Simonnet, Tochter einer Ungarin und eines reichen französischen Handelsmannes, welcher vor Jahren im Auslande gestorben war.

Wie man sieht, spielte Lorenz offenes Spiel und verbreitete so viel Klarheit um sich, daß es Niemandem einfiel, genauer hinzusehen. Die Trauung wurde in der Kirche Saint Augustin vollzogen, ohne Aufsehen, aber auch ohne Heimlichkeit. Die Freunde des Fräuleins Simonnet und einige Mitglieder der spanischen Kolonie wohnten derselben bei.

Mathilde war ideal schön unter ihrem Myrtenkranze, ihrem Brautschleier und in ihrer spitzenüberdeckten weißen Moiréerobe, deren lange Schleppe die Steine des Kirchenbodens fegte.

Sie wurde auch besonders von der langen Florine bewundert, welche die Neugierde in die Kirche getrieben hatte, um ihre ehemalige Herrin als Braut zu sehen. Hinter einem Pfeiler verborgen, schaute sie mit allen ihren Augen und sagte sich:

„Ich hätte vielleicht besser gethan, Herrn Claude zu hintergehen und mich zur Vertrauten und zur Freundin Derjenigen zu machen, die ich überwachen sollte. Ich hätte jedenfalls mehr Profit gehabt dabei. Nun, vielleicht läßt sich das noch machen. Ich habe ihr ja doch eigentlich keinen Schaden zugefügt . . . Im Gegentheil . . ."

Neben ihrer Bewunderung für die Braut hatte die lange Florine auch süße Blicke für den jungen Marquis de Ribas, dessen Existenz sie zuerst der Polizei angezeigt hatte. Sie fand ihn wunderschön und seufzte: „Wie schade, daß er so verliebt ist in sie . . . Ich bin sonst ein ganz vernünftiges Mädchen, aber hier! . . ."

Sie hielt inne, zog hinter ihrem Pfeiler einen kleinen Spiegel aus ihrer Tasche und betrachtete sich lächelnd.

Und sie war wirklich hübsch, diese lange Florine, mit ihren vollen rothen Lippen und schneeweißen Zähnen, ihren lebhaften und glänzenden schwarzen Augen und ihrem geschmackvollen Anzuge.

Nach vollzogener Trauung begaben sich die Neuvermählten in ihr Palais. Wenn dasselbe in einem andern Quartier gelegen gewesen wäre, hätten sie ihrem Vater und Schwiegervater begegnen können, mit welchem der Sicherheitschef zu derselben Stunde eine Promenade machte, auf der wir sie einholen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Thomas A. Edison.

(Porträt S. 192.)

Einer der merkwürdigsten Männer unserer Tage und eine charakteristische Erscheinung für amerikanisches Leben ist der Erfinder von Profession, Thomas Alva Edison, dessen Bild wir hier geben. Edison betreibt das Erfinden als Geschäft. Er hat ein Erfindungsbureau, wie Andere ein Geschäftslokal für Bauwesen, und es vergeht fast keine Woche, in der Edison nicht irgend eine Erfindung macht; freilich sind manche dieser Kombinationen, die in seinem genialen Kopfe entstehen, nichts als interessante Gedanken, viele aber sind jedoch auch von so großer praktischer Bedeutung, daß sie den Namen Dessen, der sie erdacht, unsterblich machen werden. Wir erwähnen hier nur die in neuester Zeit Aufsehen erregenden: das Telephon und den Phonographen, — seine für fast alle Gebiete der Technik fruchtbaren Erfindungen würden eine lange Liste geben. Edison ist ein selfmade man — er verdankt, was er ist, sich selbst, seiner Strebsamkeit, seinem Geist. Geboren 1847 als Sohn armer Eltern, verdiente er sich schon als elfjähriger Knabe im fernen Westen durch Zeitungskolportage auf Bahnzügen seinen Lebensunterhalt. Im Alter von dreizehn Jahren besaß er für eine ganze Bahnstrecke das alleinige Recht zum Verkaufe von Zeitungen und gab ein von ihm selbst auf eigener Handpresse gedrucktes Eisenbahnjournal heraus, das er natürlich selbst kolportirte. Von seinen Ersparnissen aber schaffte er sich Schriften über Chemie, Elektrizität u. s. w. und mit der Zeit ein kleines ambulantes chemisches Laboratorium an, welches er auf den Bahnzügen mit sich führte. Seine Freistunden benützte er hauptsächlich dazu, im Zuge Experimente anzustellen. Hiedurch wurde aber auch eine Katastrophe herbeigeführt. Eine Selbstentzündung von Phosphor, welche den Waggon in Brand steckte, ward ihm die Veranlassung zum Aufgeben seines Zeitungsgeschäftes. Er erlernte nunmehr die Telegraphie und trat in den

Dienst der Western Union Company. In dieser Stellung gelangten seine autodidaktisch errungenen Kenntnisse sehr bald zur Anerkennung. Rastlos betrieb der Jüngling nebenbei erschöpfende Fachstudien, hielt sich nicht nur auf dem Laufenden über alle neuen Entwicklungen in der Elektrizität, sondern eilte solchen selbst durch eigene Arbeiten und Experimente voraus. Fast seinen ganzen Verdienst legte er in Büchern, Instrumenten und Materialien für Versuche und Studien an und darbte es sich am Nöthigsten ab. Die Früchte so unausgesetzten Strebens blieben nicht aus; seine erste Erfindung war der Duplexapparat, vermittelst dessen die gleichzeitige Beförderung von zwei Depeschen auf demselben Drahte ermöglicht wurde. Er besaß aber nicht die Mittel, um ein Patent dafür zu nehmen, und ein Anderer kam ihm für die Vereinigten Staaten mit der gleichen Erfindung, die auf Edison's Prinzipien basirt war, zuvor. Glücklicher war er jedoch mit seiner zweiten Erfindung, dem Gold- und Stockindikator, diesem in Amerika allgemein in Hotels, Bankhäusern u. s. w. zur Verwendung gelangten telegraphischen Apparate, welcher während der Börsenstunden auf endlosem, sich selbst abwickelndem Papierstreifen in gedruckten Lettern die Kurse telegraphisch meldet. Hiefür erwarb er sich das Patentrecht und damit seinen ersten Ruhm als Erfinder. In Folge dessen gab er seine Stellung auf und traf mit der Western Union Company ein vortheilhaftes Abkommen für sachlich wissenschaftliche Arbeiten. Dieser Kontrakt sichert der Gesellschaft noch heute das Erfindungsrecht auf alle magnetischen und elektrischen Erfindungen Edison's, wofür sie ihm wöchentlich 100 Dollars bezahlt. Letzterer richtete sich nun ein großes Laboratorium in New-York ein, das er aber später nach Menlo-Park in New-Jersey verlegte. Hier wirkt und schafft er unermüdlich weiter.

Gedenkfeier in Pompeji.

(Bild S. 192.)

Wer hat nicht schon von Pompeji gehört und gelesen, jener Stadt aus dem klassischen Alterthum, die im Jahre 79 nach Christi bei einem furchtbaren Vesuvausbruch durch Erderschütterungen theilweise zertrümmert, durch einen Aschenregen acht Meter hoch bedeckt und welche Gräberdecke dann durch ungeheure Wassergüsse festgeschlagen wurde! Seit dem 24. August jenes Jahres war die Stadt Pompeji verschwunden. Erst im vorigen Jahrhundert wurde sie wieder bei Gelegenheit einer Brunnenanlage sozusagen aufgefunden und Ausgrabungen veranstaltet, welche jetzt eine große Anzahl von Straßen und Plätzen mit den wohlerhaltenen unteren Stockwerken der Häuser und Tempel zu Tage gefördert haben. Man kann jetzt auf dem antiken Steinpflaster gut zwei Stunden in der auferstandenen todten Stadt umherwandern, ohne durch alle Straßen gekommen zu sein. In diesem Jahre waren es achtzehn Jahrhunderte seit Verschüttung Pompejis und man beschloß in Italien eine Gedenkfeier an dieß Ereigniß, das so unendlich viel beitrug zur Kenntniß des Alterthums durch die Schätze an Kunstgegenständen und Hausgeräthen jeder Art, die in den Ruinen aufgefunden worden, in der antiken Stadt selbst zu veranstalten.

Wir führen unsere Leser im Bilde zu jener Feier. Sie fand am 25. September statt und in den schwärzlichen, stillen Straßen wimmelte an diesem Tage ein modernes Leben buntester Art. Damen in eleganter Toilette, Offiziere in den auffallenden Farben der italienischen Uniformen, Polizisten, Senatoren, Deputirte, Gelehrte, Bürger und später dann auch der Pöbel von Neapel, Portici, Torre del Greco erfüllten die Mauern und Säulenhallen, welche vor achtzehnhundert Jahren griechisches Leben in der antiken Heiterkeit und Schönheit vor sich sahen.

Welche Schicksale hat diese merkwürdige Stadt durchgemacht! In grauer Vorzeit von Samnitern bewohnt, fünfhundert Jahre vor Christi von den Griechen kolonisirt, dann in die eiserne Herrschaft der Römer gebracht, von vulkanischen Mächten zerstört, siebenzehnhundert Jahre in der Erde begraben, dann ein Jahrhundert eine Fundgrube, aus der den späteren Geschlechtern, der modernen Welt das Leben des Alterthums anschaulich erblühen sollte — und nun einen Tag ganz modernen Lebens, wie Paris, Neapel, London bei Festlichkeiten dieß erblickt, und darnach wieder todt, ein Ziel andächtiger Reisender und forschender Gelehrter! — Fürwahr, das ist ein Schicksal, so seltsam märchenhaft, daß die Geschichte nichts Aehnliches zur Seite zu stellen hat.

Die Feierlichkeit begann um halb elf Uhr mit einer Festrede des Direktors der Ausgrabungen in Italien, Michele Ruggiero. Nach derselben wurden die Monumente besichtigt und um zwölf Uhr nahmen die Ausgrabungen in den sogenannten Scavi straordinari ihren Anfang. Man fand in der kurzen Zeit nicht viel. Damit war die offizielle Feier zu Ende. Das Volk hatte nun Zutritt und trieb sich, untermischt mit Kellnern fliegender Restaurationen, Limonade-, Wasser- und Kuchenverkäufern, bis zum Anbruch des Abends in den Straßen herum. Gegen sechs Uhr lag Pompeji wieder in der gewöhnlichen Kirchhofsruhe.

Sinnsprüche.

Wie oft träumt der Mensch eine künftige Glückseligkeit und verschläft darüber die gegenwärtige! * * *

*

Eifersucht ist die Eitelkeit der Liebe. * * *

*

Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's. Jean Paul.

*

Viele Frauen haben genug Verstand, zu rechter Zeit zu sprechen, wenige den, zu rechter Zeit zu schweigen. Rousseau.

*

Das mannigfache Schauspiel am Himmel regt die Seele tiefer und lebendiger an, als jeder irdische Reiz thun könnte. Daß es vom Himmel kommt, zieht wieder zum Himmel hin.

W. v. Humboldt.



Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Um Aepfel aufzubewahren, legt man sie schichtenweise in ausgeglühten trockenen Sand, Asche oder Chausseestaub, so daß keine Frucht die andere berührt. Auf das Gefäß kommt ein passender Deckel, der die Luft abhält. Die Ausdünstung der Aepfel wird von dem Sande 2c. aufgenommen, die Früchte bleiben trocken und behalten auch ihren gewürzigen Duft. Sind die Aepfel hart, so bewahrt man sie, nachdem man jeden angestoßenen sorgfältig ausgelesen, am besten ganz freiliegend an einem kühlen, gegen Kälte geschützten Orte auf. Weichere halten sich in feiner Asche, Sand, Kleie 2c. verpackt, in Seidenpapier gewickelt und selbst in Wasser verpackt, immer aber dürfen sie nicht im geringsten angestoßen sein.

Gewerbliches.

Glasschalen zu vergolden geschieht am leichtesten und zugleich dauerhaftesten in folgender Weise: Man bestreiche die Stelle vermittelst eines Haarpinsels dünn mit einer Wasserglasauflösung von 33°, darauf lege man vorsichtig echtes Blattgold und drücke es mit einem trockenen Pinsel oder Watte gleichmäßig an. Dann erwärme man die Schale allmälig bis zu 30° R. und glätte nun den vergoldeten Rand vermittelst eines Knochens oder dergleichen. Das überstehende Gold radirt man jetzt fort und läßt dann in erhöhter Temperatur völlig austrocknen. Hauptsächlich ist zu beachten, daß das Fortradiren des überstehenden Goldes geschieht, bevor die Wasserglaslösung völlig trocken ist, weil sich sonst das Gold sehr schwer fortbringen läßt und die Vergoldung ungleich werden möchte.

Gärtnerei.

Einfluß der Blätter auf die Zuckerbildung in der Rübe. Zahlreiche und mit Sorgfalt angestellte Untersuchungen, die in den Monaten September und Oktober der Jahre 1876 und 1877 von Corenwinder und Contamine zur Ausführung gebracht wurden, haben dargethan, daß der Zuckerreichthum der Rüben in geradem Verhältniß zu der Blattoberfläche dieser Pflanzen steht und daß dieses Gesetz keinerlei Ausnahme gestattet. Der Nachweis hievon läßt sich stets erbringen, wenn man unter passenden Bedingungen operirt, indem sich nothwendigerweise nur Rüben von gleichem Samen, gleicher Kultur und namentlich gleicher Größe vergleichen lassen. So fanden die Genannten in Rüben von gleichem Gewicht Unterschiede im Zuckergehalte bis zu drei Prozent: die zuckerreichsten Exemplare besaßen aber auch eine viel ausgedehntere Blattfläche. Diese Beobachtungen führten dazu, auch den Zuckergehalt der Blätter selbst festzustellen, wobei sich ergab, daß sich namentlich in den Mittelrippen der Blätter Zucker vorfindet, und zwar in der Form von Traubenzucker, nebst einer geringen Menge Rohrzucker. In den Seitenrippen und im Blattparenchym war beträchtlich weniger vorhanden.

*

Gelbwerden von Orangen- und Pfirsichbäumen. Um dieß häufige Uebel zu vermeiden, setzt man dem Gießwasser auf 25 Liter einen kleinen Eßlöffel voll Eisenvitriol zu. Dieß kann man wöchentlich zweimal anwenden. Bei kleineren Gewächsen muß die Verdünnung stärker sein

Haus und Hof.

Eingewöhnung der Tauben. Um Tauben an einen Schlag zu gewöhnen, ist es im Allgemeinen gut und rathsam, die Oeffnung des Taubenschlages nach Osten zu legen und denselben sowohl vor Ungeziefer, kleinen Schmarotzern, Federläusen 2c., als auch vor Mäusen und Ratten zu schützen, denn dieß sind oft die Ursachen, warum Tauben einen Schlag verlassen. Auch soll kein übler Geruch oder viel Lärm und Gepolter in der Nähe sein. Dagegen empfiehlt sich, Anis und Fenchel und ein Stück Steinsalz in dem Schlage aufzustellen; den Geruch der ersteren lieben die Tauben, und von dem Salze picken sie, ohne zu viel desselben zu genießen. Auch ist darauf zu sehen, daß die Tauben möglichst in Paaren vorhanden sind, da zu viel einzelne Täuber oder umgekehrt zu viel Täubinnen nicht beisammen bleiben, sondern dann in andere Schläge fliegen, um sich Gatten zu holen.

Erfindungen.

Wie auf allen Gebieten der Technik, so ist man jetzt auch eifrig bestrebt, Musikinstrumente zu verbessern, zu vereinfachen und dem Spieler das Lernen zu erleichtern. Dahin zielt auch eine neue, von A. Wider in Stuttgart gemachte Erfindung: die Notenwalze oder der Tastenzeiger. Das ist ein mechanischer Apparat, welcher an Pianinos, Harmoniums, Orgeln, überhaupt an jedem klavierartig gebauten Instrument, auch bei älteren, angebracht werden kann. Er zeigt dem Spieler bei jedem Musikstück durch gewisse Zeichen stets diejenigen Tasten, welche gegriffen werden müssen, und macht es hiedurch möglich, für Jedermann dreistimmige Musikstücke, namentlich Choräle, Volkslieder, ohne Notenkenntniß bei einiger Uebung gut spielen zu können. Es ist dieß ohne Zweifel eine sehr wichtige Neuerung, besonders für Anfänger, die so beim Spielen zugleich die Noten und ihren musikalischen Charakter nach Klangfarbe und Zeitdauer lernen können.

Rösselsprung.

du	im	frem-	wirst	haus	ter-	her-	wie
de	haus	gehst	va-	der	doch	ter-	land
auch	nicht	va-	mein	va-	zen	in	nem
ter-	sei	so	in	dein	frem-	und	aus
mit	du	herz	mit	du	fern	mei-	der
mein	mir	und	sterb'	de	flieh'	bist	und
bleibst	ich	sei	und	lein	sam	sein	an
und	weib	und	hier	ent-	ruh'	al-	ein-

Kleine Korrespondenz.



Frau M. H.....l in Karlsruhe. Eine ebenso gefährliche wie bedenkliche Sache. Wir glauben nicht an einen glücklichen Erfolg.

Hrn. Gymn. O. in W. Sie werden das Bildniß des großen Erfinders in dieser Nummer erblicken.

Abonnent in Posen Nr. 13. Leider nicht gut verwendbar für ein Familienjournal — besten Dank. Deßgleichen Frln. H. B. in Düsseldorf und Hrn. J. F. S. in Memel. Obwohl beide Arbeiten ein hübsches Talent verrathen — Stoffe zu gefährlich.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Aufgaben 2c. sind uns zugegangen von: Frln. Pauline Wenzel, Ulm: Alma Hinrichs, Hamburg; Mathilde Ultrich, Berlin; Bertha Friedrich, Berlin; Anna Tibaut, Dresden; Frau Bertha Frickert, Zürich; Hrn. A. Girau, Schwedt; H. Richter, Breslau; L. Dehmel, Hirschberg; H. Brom-minger, Ingolstadt; R. Göllner, Wesel; G. Knöfel, Dresden; R. Hoffmann, Bielitz; P. S., Bern; H. Winther, Potsdam; R. Gusserow, Berlin; O. Wieler, Brünn; J. Julin, Berlin; W. J., Posen; H. Hamburger, Posen.

Hrn. O. Bremer in Köslin. Ein gutes Polirpulver für Eisen erhalten Sie durch eine Mischung von Eisenoxyd 94¼ Theile und feinzertheilter Holzkohle 5¾ Theile; für Glas: Guano 100 Theile, feiner Tripel 25 Theile, Seesalz 10 Theile, Weingeist 12 Theile, gemengt und mit verdünntem Spiritus aufgetragen.

Hrn. Piever in Berlin. Vielleicht, Paul Schiedmayer, Pianofortefabrik in Stuttgart.

M. L. in Wien. M. B. ist nicht ein Mitarbeiter von uns. Sie meinen vielleicht W. B. in Wiedensahl bei Loccum (Hannover).

Frl. A. Müller in Olmütz. Die Fabrik von Sachse & Comp. in Leipzig für ätherische Oele und Essenzen.

Hrn. R. T. in B. Ohne Examen nicht.

Alter Abonnent in M. K. Ruß' Hauswirthschaftslexikon (Breslau, Trewendt).

Aerztliche Korrespondenz.

Neue Abonnentin in Znaim. Derartige Mittel existiren nicht. Ueberhaupt kann man auf die Dauer weder dunkle Haare hell, noch helle Haare dunkel färben, ohne durch die betreffenden Haarfärbemittel dem Organismus zu schaden.

Frln. G. K. in Beuthen. Die von den Warzen zurückgebliebenen rothen Flecken werden mit der Zeit von selbst abblassen; ein Beschleunigungsmittel, dieß zu erreichen, kennen wir nicht.

Antoin St. in G. Bleiben Sie von diesem Mittel, das ist Medikamentenschwindel.

K. in Cosel. Betupfen Sie das zwischen den Zehen befindliche Hühnerauge täglich mit einem Tropfen konzentrirter Salpetersäure; lassen Sie, indem Sie die Zehen auseinanderhalten, die Salpetersäure eintrocknen und legen Sie alsdann etwas chemischreine Baumwolle zwischen die Zehen. Nach einigen Wochen wird das Hühnerauge verschwunden sein und damit auch der Schmerz, welcher eine Folge des Druckes der harten Stellen auf die benachbarten Weichtheile ist.

Frln. Dora in Erfurt. 1) Bei einiger Geschicklichkeit bis zu einem gewissen Grade durch Köhler's Klavierlektionen in Briefen (10 Mark), Verlag von J. André in Offenbach a. M. 2) Fleißiges Waschen mit flüssiger Glycerinseife bringt allmälig eine zarte Haut hervor.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz" eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Scherz

ganz **neuer** Scherzartikel! (Nicht die früheren Einhundertmarkscheine!) Diese neuen Scherze sind in 2 Sorten zu haben. — Nr. 1 mit ganz freier Rückseite, worauf Jeder seine Firma stempeln kann. Nr. 2 auf der Rückseite mit dem Bilde einer weltbekannten Persönlichkeit versehen. Von jeder Sorte 50 Stück Proben, also zusammen 100 Stück, kosten nur 1 Mark 20 Pf. Alle Cigarren- und Kolonialwaarenhändler, Hausirer, Stadtreisende, Hoteliers, Conditoren, Barbiere, kurzum Alles, was kauft und verkauft, kann den Artikel gebrauchen, und wer denselben nicht verkauft, kann ihn als Gratiszugabe für die Kunden verwenden. Zu diesen 100 Stück Scherzen gebe noch extra gratis folgende **urkomische zwerchfellerschütternde** Gedichte:

1) Hans Pumpenschwank von Donnerkiel.
2) Graf Hühnerschlag von Knickebein.
3) Die Schreckens-Brautnacht.
4) Der Raubanfall im Thiergarten.
5) Isaac Silberstein's blutiger Kampf.
6) Amerikanische Zustände.
7) Die Gauner am Geldschrank.
8) Die schreckliche Reise nach Leipzig.
9) Der blutige Kampf in der Mühle.
10) Meine sämmtlich. gangbaren Modelle auf einem großen Bogen abgebildet und erklärt.

Der Diskretion wegen geschieht die Versendung **nur im geschlossenen Couvert gegen vorherige Einsendung des Betrages von 1 Mark 20 Pf. in Briefmarken franko in's Haus.** Nachnahme-Bestellungen werden nicht beantwortet und auch nicht effektuirt. Briefmarken aller Länder nehme ich in Zahlung. Für Reellität bürgt der langjährige Ruf meines Hauses.

Hippolit Mehles, Berlin N.,
Auguststr. 61.

P. S. Wer eine Waffe kauft, erhält das gezahlte Geld zurück und kann die Scherze behalten. 219

Für Husten- und Brustleidende.

Dr. J. J. Hohl's Pektorinen, vielfach von Aerzten empfohlen, sind Tabletten gegen **Husten, Heiserkeit, Krampfhusten** und **Engbrüstigkeit,** sowie gegen die ersten Stadien der **Lungenschwindsucht** und **ähnliche Brustleiden.** Die große Wirksamkeit hat denselben seit ihrem 20jährigen Bestehen einen bedeutenden Ruf erworben; des angenehmen Geschmackes wegen werden sie auch von Großen und Kleinen gerne genommen. Zu beziehen nebst Anweisung in Schachteln zu 60 u. 90 Pfge. oder 40 u. 60 Nkzr. Oe. W. durch die **Hirschapotheke** in **Stuttgart; Hofapotheke** in **Augsburg; Hofapotheke** in **Kempten; Hirschapotheke** in **Lindau; St. Annenapotheke,** Maximiliansstraße 11 in **München; Meistermann,** Apoth. in **Mülhausen i. E.; Löwenapotheke** in **Nürnberg; Hiendlmaier,** Apoth. in **Passau; Hofapotheke** u. **Kronenapotheke** in **Würzburg; A. Moll,** k. k. Hoflieferant, Tuchlauben 9 in **Wien; B. Fragner,** Apoth. in **Prag.** In der Schweiz befinden sich in allen Städten und größeren Ortschaften Niederlagen, die in den Lokalblättern genannt sind. **Hauptversandtstelle** bei **J. Robert Hohl** in **Herisau,** Schweiz, an den renommirte Apotheken wegen Uebernahme von Depôts sich zu wenden belieben.

Zeugnisse. (Briefauszüge.)

„Mit herzlichstem Danke kann ich Ihnen die Mittheilung machen, daß mich Ihre Pektorinen von peinlichen Husten- und Brustbeschwerden, die mich Nächte lang vor Bangigkeit und Athemnoth nicht mehr abliegen ließen, Gott sei Dank, vollständig hergestellt haben. Wer in solcher Lage sich befindet, lernt den Werth eines so köstlichen Mittels wirklich schätzen. Zürich. **J. Spühl.**"

„Drei meiner kleinsten Kinder hatten den Keuchhusten; den beiden älteren gab ich ohne Furcht von Ihren herrlichen Pektorinen und zwar mit wunderbarem Erfolg: denn in zwölf Tagen war der Keuchhusten vollständig gebrochen." — 233

„Schon seit zwei Jahren gebrauche ich Ihre Pektorinen mit Erfolg bei meinen Kindern und mir selbst. Wir sind 17 Personen im Hause und alle sind große Bewunderer Ihrer Arznei gegen den Husten. — Vielen und herzlichen Dank für ein Mittel, das meiner Familie schon in so vielen Fällen wirksame Hülfe geleistet hat. Neuchâtel. **P. Nicati.**"

Prof. Dr. Boettger's
DEPILATORIUM
(Enthaarungsmittel)
zur Entfernung von Haaren an allen Körperstellen. Aerztlich empfohlen. Preis 5 ℳ nebst Gebrauchsanweisung. Allein echt unter **Garantie** des Erfinders zu bez. d. **J. H. Roth,** Bergweg 11, **Frankfurt a. M.**
Wiederverkäufern entsprech. Rabatt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:
Der beredte Franzose.
Eine Anleitung, in sehr kurzer Zeit, ohne Hülfe eines Lehrers, leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. 12. Auflage. Preis 75 ₰. 230
Der beredte Engländer, 7. Aufl. Preis 75 ₰.
Der beredte Italiener, 5. Aufl. Preis 75 ₰.
J. Heuberger's Verlag, Bern.

Damen und Herren,
denen Schönheit, Reiz und Jugendfrische lieb sind, sende mein Buch: **„Rationelle Verschönerungskunst und Jugend-Conservirung"** (248 S.) frko. gegen Einsendung von 2 Mark. **Hensler-Maubach,** Baden-Baden.

Soeben erschien in neuer Auflage in eleg. Pracht-Einband (Zierde für jeden Toilettentisch!):
Toilettengeheimnisse
von **Dr. Dupret.** Rathgeber zur **Beseitigung aller vorkommenden Schönheitsfehler, nebst Namhaftmachung der bewährtesten Schönheitsmittel.**
Gegen Einsendung von 1 ℳ 50 ₰ an **Friedrich Otto's** Buchhandlung in Leipzig erfolgt Frankozusendung. 183

Rudolf Schönherr, Buchhandlung, Ehrenbreitstein, Institut für Spezial-Rezept-, Lehr- u. Muster-Bücher, versendet gratis u. franko neuesten Katalog! Ferner Ca. 5000 Rezepte, Geheimmittel 2c. 1 Bd. **geb. 5 ℳ** gegen Einsendung oder Nachnahme.

Billige Romane
aus dem Verlag von **Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.**

Karl Gutzkow, Die schöneren Stunden. Rückblicke. 2. Auflage. Preis elegant broschirt M. **1. 50.**
F. W. Hackländer, Nahes und Fernes. Die Spuren eines Romans. — Unter den päpstlichen Zuaven. 2. Aufl. Eleg. brosch. M. **1. 50.**
Georg Horn, Der Schatz von St. Himmelspfort. Roman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. brosch. M. **3.** —
Hans Wachenhusen, Des Herzens Golgatha. Roman. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt M. **2.** —
Julius Grosse, Maria Mancini. Roman. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt M. **2.** —
F. W. Hackländer, Geschichten im Zickzack. Roman. 2. Auflage. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. brosch. M. **3.** —
Bret Harte, Gabriel Conroy. Roman. Deutsch von Udo Brachvogel. Einzige autorisirte Uebersetzung. 3 Theile in 1 Band. Eleg. brosch M. **1. 50.**
Otto Müller, Roderich. Eine Hof- und Räubergeschichte aus dem Jahre 1812. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Eleg. brosch. M. **2.** —
Hans Wachenhusen, Eine Geborene. Roman. 2. Auflage Elegant broschirt M. **1. 50.**
Emil Gaboriau, Der Strick um den Hals. Kriminalroman. 2. Aufl. 4 Theile in 2 Bänden. Eleg. brosch. M. **2.** —
F. W. Hackländer, Nullen. Der Geschichten im Zickzack zweiter Theil. Roman. 2. Aufl. 3 Theile in 1 Band. Preis eleg. brosch. M. **3.** —
A. Mels, Erlebtes und Erdachtes. 2. Auflage. 2 Theile in 1 Band. Elegant broschirt M. **2.** —
Wilhelm Raabe, Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge. Roman. 2. Auflage. 3 Theile in 1 Band. Eleg. brosch. M. **2.** —
Hans Wachenhusen, Im Bann der Nacht. Roman. 2. Auflage. Elegant broschirt M. **1.** —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

BERLINER MODENBLATT
1 Mark vierteljährl.

3 Ausgaben, zu **1 Mark** (80 kr. österr.) viertelj. — **2 Mark 50 Pf.** (1 fl. 80 kr. österr.) viertelj. — **6 Mark** (4 fl österr.) viertelj. Probenummer gratis in allen Buchhandlungen. Zu beziehen durch alle Postämter, Buchhandlungen oder die Expedition des „Berliner Modenblatt", 140 Potsdamerstrasse, Berlin W. 231

Mit zahlreichen fertig zugeschnittenen Papiermustern.

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
9 Neumarkt, Leipzig.

Wir machen hierdurch allen Damen bekannt, dass wir jetzt einen

Special-Preis-Courant
mit
Natur-Mustern
in
Shirtings, Chiffons und Hemdentuch (Dowlas)

zur Ausgabe gelangen lassen. Wir haben uns entschlossen, diese für den **Hausbedarf unentbehrlichen Artikel** in **bester Qualität** zu den **billigsten Preisen direct aus erster Hand an das Publikum zu verkaufen.** Wir sehen **streng** darauf, dass die Stoffe aus den **dem Preis und dem Zweck entsprechenden besten Qualitäten Baumwolle** gewebt werden und dass die Waare in den **Bleichen nicht mit scharfen, ätzenden Substanzen** behandelt wird, so dass sie sich **positiv gut** und dauerhaft **erweisen muss. Shirtings** von 26 Pfennige per Meter an, **Chiffons** von 38 Pfennige per Meter an, **Hemdentuch** von 37 Pfennige per Meter an.

Gegen vorherige Einsendung von 20 Pfennigen in Briefmarken, **welche bei Bestellung zurückvergütet werden,** versenden wir an Jedermann obigen

Special-Preis-Courant
von
Shirtings, Chiffons und Hemdentuch (Dowlas) nebst Natur-Mustern.

Wir sind überzeugt, dass wir mit Eröffnung **dieser Specialität allen Hausfrauen** und **Personen,** welche in diesen Stoffen einen grösseren oder geringeren Bedarf haben, einen wirklichen Dienst erweisen.

Die Portoauslagen berühren den Preis der Waare **ganz unbedeutend,** da die **Kaiserl. Deutsche Post** bekanntlich ein Packet von 10 Pfund für **nur** 50 Pfennige nach jedem Orte **Deutschlands** befördert.

Versandt-Geschäft:
Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.

Versandt-Geschäft MEY & EDLICH,
9 Neumarkt, Leipzig

liefert circa 50 **schöne Façons schwarzseidene Herren-Cravatten** von **vorzüglicher** Güte und Haltbarkeit zu den billigsten Preisen, da es Thatsache ist, dass in kleinen Städten und auf dem Lande Herren schwarzseidene Cravatten weder in genügender **Qualitäts-Auswahl,** noch zu entsprechenden normalen Preisen erhalten können.



Rabatt kann auf Cravatten nicht gewährt werden.

Aufträge von einer Cravatte an werden gegen Einsendung der Casse oder gegen Nachnahme ausgeführt.
Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.
Versandt-Geschäft: **MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.**

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 15. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Das Gefängniß St. Pélagie ist ein großes, mächtiges, graugrünes Gebäude; ein ehemaliges Kloster, dann Spital, dient es jetzt, jene Mitglieder der Gesellschaft in dem glänzenden, rauschenden Paris aufzunehmen, welche sehr dringend im Verdacht stehen, sich gegen die Gesetze zum Schutz des Eigenthums und Lebens vergangen zu haben.

St. Pélagie hatte schon manche interessante Gefangene in seinen dickwandigen grauen Mauern gesehen, jedoch seit Jahrzehnten keinen, der sowohl in der Stadt wie auch im Gefängniß selbst solches Aufsehen erregte, als dieser wegen Mord verfolgte Taucher, der ein großer Sänger war und dem jetzt in der Haft eine so große Erbschaft zufiel.

Das Gefängnißgebäude stand in der Mitte eines großen Hofes, den eine hohe Mauer umgab.

An der Innenseite dieser Mauer wandelten Tag und Nacht Schildwachen auf und ab; vor dem einzigen Eingange, welcher durch ein mächtiges Eisengitterthor verschlossen war, standen zwei Schildwachen.

Eine Steintreppe, welche das Haus in zwei Hälften theilte, führte gerade aufsteigend zu drei gewölbten Gängen, an welchen die Zellen der Gefangenen lagen.

Johannes befand sich in einem ziemlich hohen, hellen Raum, der anständig, obwohl sehr einfach möblirt war und bei welchem fast nur die stark vergitterten Fenster an ein Gefängniß erinnerten.

Es war beinahe schon eine Woche seit der für ihn so bedeutungsvollen Plauderei bei dem Juwelier Robillard vergangen. Johannes, der von Jugend auf gewohnt gewesen, in freier Luft zu sein und sich viel zu bewegen, sah durch diese wenigen Tage schon etwas bleich aus, sein Gesicht schien ernster als sonst durch eine Falte zwischen den Augen, die er früher nicht besessen, eine Falte über den starken Augenbrauen zeigte, daß dieser Mann geistig schwer in dieser Zeit gearbeitet haben mußte.

Johannes saß an dem vergitterten Fenster und schaute in die regennassen, schwergrauen, windgepeitschten Wolken des Spätherbstes hinaus, sein Auge sah jedoch den Himmel nicht. — Er ließ das ganze ereignißvolle halbe Jahr, das er erlebt, an sich vorüberziehen. Wie glänzend hatten sich seine Träume verwirklicht, in welch' reiches, bedeutendes Wirken, in welch' edle Bahn des Lebens war er getreten! Jedoch in demselben Augenblick, wo er sozusagen in die goldenen Hallen seiner Sehnsucht den ersten Fuß gesetzt hatte, schob eine dunkle Wand sich zwischen ihn und seine Errungenschaften und Alles, was er erreicht, war jetzt weggeblasen, als wäre es eine Vision gewesen. —

Also den Verdacht des Mordes hatte seine Flucht auf ihn gelenkt — so sann er — und das Bernsteinstück, welches ihm als Stufe gedient, ein so großartiges, an Wirkung reiches Leben zu beginnen, hing auch zugleich als Bleigewicht an ihm, das ihn hinabgezogen hatte in das Labyrinth der Vorspiegelungen, der Unwahrheiten, und jetzt breitete es einen Schatten über ihn, düster und dunkel, es belastete ihn sogar mit dem Verdacht, ein schauerliches Verbrechen begangen zu haben, einen heimtückischen Mord, um in seinen Besitz zu kommen — —

„Es lastet auf mir wie das tragische Verhängniß einer bösen That, von der der Dichter sagt, daß sie fortzeugend Böses muß gebären," diese Worte sprach Johannes sinnend vor sich hin, den Kopf schwer in die Hand stützend; „auch wenn kein amtlich bestellter Richter unsere Thaten beurtheilt, der unparteiische Richter ist unser Schicksal. Wir ernten, was wir gesät . . . Bin ich durch Schuld in dieses goldene Thor einer höheren Existenz eingegangen?"

Sein Haupt sank tiefer in seine Hände. —



Der Bernsteinsucher. „Mutter Holmson!" mit diesem Ausruf stürzte Bertha ihr weinend entgegen und lag schluchzend in den Armen der großen alten Frau. (S. 202.)

„Wie anders erscheint mir jetzt Vieles als früher! Das Leben der Taucher ist ein seltsames — es ist eine fortgesetzte Kette von Aufregungen, von Spannung, von der Begier nach Besitz angefacht, von Träumereien über die Macht des Zufalls; die Phantasie Tag und Nacht von Entdeckungen, von Schätzen erfüllt — die strenge, düstere Luft des Samlandes macht ganz eigenartig denken. Es ist mir jetzt, als wenn ich aus einem Fieber, einem Rausch erwachte, und jene Nacht, in welcher ich nach dem Bernstein tauchte, und das Stück selbst stehen vor mir in dem unheimlichen Lichte einer üblen That, ja eines Verbrechens, und die Folgen jener That zeigen sich mir klar als die Folgen meiner Schuld und zwar einer schweren Schuld." — —

So grübelte der Taucher.

„Allerdings," setzte der tiefgetroffene Mann sein Selbstgespräch fort, „bei den Unsrigen würde man über solch' ein Bekenntniß lachen. — Seit Jahrhunderten gilt auf diesem weltfernen Winkel der Erde bei den dort Geborenen der durch die Tradition unumstößlich felsenfest stehende Glaube, daß Bernstein sich aneignen, wo man ihn findet, nichts ist als ein Glück, das der Himmel herabsendet. Es mag wohl keinen im Samlande an der Bernsteinküste geborenen Menschen geben, der diese Ansicht nicht theilte. — Es ist dieß ein Naturrecht, das Alle als mit ihnen geboren betrachten. Ist denn aber dieß Recht nicht ein angemaßtes,

nicht eine geheime Opposition gegen die geordneten Verhältnisse, welche der Staat eingeführt hat und dem sich der Einzelne der Gesammtheit zum Nutzen fügen muß?" fragte Johannes, düster vor sich hinschauend. — —

„Ja, ich bin eingegangen in dieß neue Leben durch Schuld!" seufzte der gebeugte Mann, sein Haupt tiefer in seine Hände vergrabend. „In den Verdacht des Mordes bin ich gekommen, und wahrlich, es sieht übel genug für mich aus, die Thatsachen sprechen mit fast vernichtender Gewalt gegen mich. Ich entdeckte den Bernstein, ich tödtete den Kameraden, der Zeuge dieser Entdeckung war, ich fuhr in der Nacht hinaus und hob den Fund, ich entfloh mit ihm. So sehen meine Ankläger die Dinge an. Es fehlt kein Glied an dieser furchtbaren Kette, die mich in den Abgrund zu reißen droht, und ich zog noch dieß gute Kind, riß noch Bertha mit fort in mein Verhängniß. Was hat dieß sanfte, edle Wesen verbrochen, um so mit hinausgeschleudert zu werden in die finsteren Strudel meines Lebens? Es war mein Egoismus, der mich taub und blind machte, der mich in diesen Fiebertaumel, in diesen Rausch versetzte; was ich an ihr gethan, vergrößert meine Schuld, es macht sie mir schmerzlicher, peinvoller, drückender, ihr Geschick habe ich auf dem Herzen." —

So sprach der Ankläger und Richter, der in seiner Seele wohnt, zu ihm und seine Hände preßten sich heftiger, krampfhafter an sein gesenktes Haupt. — „Was mag aus ihr geworden sein? ob auch sie diese düsteren Mauern umschließen?" frug er sich; „es wäre gräßlich. Und ist es nicht wie ein Hohn des Schicksals," rief er, den Kopf heftig erhebend, aus, „daß ich jetzt, nachdem ich abgeschlossen von der Menschheit, nachdem ich von ihr ausgestoßen, beladen mit dem Verdacht eines Mordes, eines Diebstahls hier sitze, ein riesiges Vermögen erbe, von dem ein kleiner Theil hinreichend gewesen wäre, mich rein und schuldlos meinem Ziel entgegenzuführen?

„Wenn ich noch ein paar Monate gewartet hätte, was wäre dann nicht Alles vermieden worden, die begangene Schuld, die jetzt auf mir lastet, dieser vernichtende Blutschein eines gemeinen Verbrechers! — Ich hätte nicht meiner Mutter, die mich in ihrer Weise tief liebt, diese Sorgen, diese Angst, diesen Kummer, den sie unzweifelhaft meinetwegen erleiden wird, zu machen brauchen. Ich säße jetzt nicht hier, verabscheut von Denen, die mich vor Kurzem noch bewundert, begeistert mir zugejauchzt, verabscheut als ein Ungeheuer, vor dem das Menschengeschlecht bewahrt, beschützt werden müsse. ‚Der Uebel größtes ist die Schuld.'"

Johannes erhob sich und schaute zu der tiefblauen Himmelslücke, welche zwischen den auseinandergetriebenen Wolken mit wunderbarem Glanze hervorschimmerte.

„Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden —"

seufzte er tief. „Meine Schuld rächt sich bitter, doch was hilft alles Grübeln jetzt, alles Klagen! Ich muß etwas thun, hier ist nöthig zu handeln; des Bernsteins wegen werde ich meine Schuld büßen müssen, aber ein Mörder bin ich nicht. Dagegen gilt es jetzt zu kämpfen und zu ringen, sich aufzubäumen und zu wehren, das werde ich thun mit allen geistigen und materiellen Mitteln, die mir zu Gebote stehen."

Bis zu diesem Punkte war Johannes in seinen Erwägungen gekommen, als die Thüre geöffnet wurde und der Gefängnißwärter Herrn Lagrange in den Raum treten ließ.

Johannes ging dem Beamten begrüßend entgegen.

„Ich komme, Herr Holmson," nahm Lagrange das Wort, „um in Ihrem, und dann noch im Interesse einer andern Person, die mir theuer ist, einige Auskunft von Ihnen zu erbitten."

„Ich bin überzeugt," antwortete Johannes verbindlich, „von Ihrer Seite nur mich Förderndes zu erfahren."

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt geworden, Herr Holmson," sprach der Beamte, „daß wir zum Zweck Ihrer Auffindung von der Tauchereigesellschaft einen Mann erbaten, der Sie kennt. Die Gesellschaft sagte uns zu, einen gewissen Karl Metzler zu schicken; sie fand diesen Mann nicht, und dieser Metzler hält sich, wie ich kürzlich erfahren, seit längerer Zeit schon in Dieppe auf und hat sich auffallenderweise, nachdem ein Zeitungsaufruf nach ihm, allerdings jetzt zu spät, erschienen, noch nicht gemeldet."

„Er hält sich nicht weit von hier auf?" fragte Johannes überrascht.

„Ja, in Dieppe, nur drei Stunden Eisenbahnfahrt von hier, und kommt oft nach Paris. Sie haben, mein Herr," fuhr Lagrange fort, „wenn Sie sich recht erinnern, eine schwere Verdächtigung gegen diesen Mann ausgesprochen, Sie sagten, er wäre der Thäter jenes Mordes, um dessentwillen man Sie verfolgt; würden Sie jetzt eine genaue Auskunft geben, weßhalb Sie jene Ansicht haben?"

„Das soll in wenigen Worten geschehen," antwortete Johannes. „Dieser Mann ist mein persönlicher Feind, weil ich seinem Hochmuth und seiner Parteilichkeit — er war Aufseher in jener Taucherei, wo ich arbeitete — entgegentrat; dann haßte er mich tödtlich, weil ich ein Mädchen, das er umgarnen wollte, vor ihm warnte, sein Haß wurde vermehrt, da er in mir einen Nebenbuhler, einen begünstigten Nebenbuhler in der Liebe zu diesem Mädchen zu erblicken glaubte. Er wollte mich aus der Welt schaffen, verwechselte mich jedoch mit einer andern Taucherfigur unter Wasser und so mußte jener Mann, ‚Töpper' hieß er, den Tod erleiden, der mir zugedacht war."

„Und dieses Mädchen hieß Bertha Maseck?" fragte Herr Lagrange gespannt.

„Sie hieß Bertha Maseck," antwortete Johannes, „und ist dasselbe unglückliche Kind, das ich, allerdings gegen meine Absicht, an mein stürmisches Leben knüpfte; doch sagen Sie mir vor Allem, Herr Lagrange, ist Bertha auch verhaftet?"

„Nein, sie ist frei," gab Lagrange zurück.

„Das nimmt mir wahrhaft eine Centnerlast vom Herzen," sagte Johannes aufathmend, „und sie wird auch nicht eingezogen werden?"

„Ich glaube nicht," antwortete Lagrange. „Können Sie sich," forschte jetzt der Beamte weiter, „irgendwelche Beziehungen zwischen dieser Bertha Maseck und jenem Metzler denken?"

„Keine," antwortete Johannes, „denn sie ist davon überzeugt wie ich, daß Jener der Mörder ist, sie verabscheut ihn, und jetzt um so mehr, da sie weiß, daß ich seiner That wegen hier leide."

„Für welchen Charakter halten Sie den Mann, objektiv betrachtet, Herr Holmson?"

„Der Mann ist verschlagen, gemein, gewaltthätig, listig, aber nicht klug, schlau, aber kein denkender Kopf, wenn die Leidenschaft ihn packt, verläßt ihn jene Schlauheit, über welche er bei seinen Ränken gebietet, vollständig — das hat er mir oft bewiesen, am schlagendsten jedoch bei der Tödtung des Tauchers, die so unbesonnen in's Werk gesetzt war, daß, wenn ich nicht den Verdacht durch meine Flucht von ihm abgelenkt und auf mich geladen hätte, die zu Tage liegenden Thatsachen ihn geradezu erdrückt haben würden," so schloß Johannes seine Auskunft.

„Es ist mir dieß Alles, was Sie da sagen, von hohem Interesse und ungemein wichtig," ließ sich Herr Lagrange vernehmen. „Lassen Sie mich noch einmal wiederholen, wie Sie die Sache ansehen: Sie behaupten also, Metzler habe den andern Taucher nur aus Versehen getödtet, der Tod hätte Ihnen gegolten und Eifersucht auf Bertha Maseck habe den Metzler geleitet."

„Genau so verhält sich die Sache, es ist dieß die lauterste Wahrheit und ich hoffe, daß die Untersuchung dieß auch klarstellen wird," erwiederte Johannes, „daß sie zu Licht fördern wird, daß ich den andern Taucher gar nicht tödten konnte."

„Ich wünsche das von Herzen, mein Herr," pflichtete Herr Lagrange bei. „Aber ich bitte Sie, nicht ungeduldig zu werden, wenn ich Sie noch weiter inquirire. Es geschieht dieß in guter Absicht," fügte Herr Lagrange hinzu.

„Es macht mir Vergnügen, Ihnen recht viel Fragen beantworten zu können," entgegnete Johannes.

„Der Metzler weiß also, daß Bertha Maseck Sie liebt?" setzte Lagrange seine Fragen fort.

„Das weiß er genau und das hat seinen Haß gegen mich fast zum Wahnsinn gesteigert."

„Könnten Sie an einen Gesinnungswechsel seitens des Fräulein Maseck glauben?"

„Nein, Herr Kommissär!" rief Johannes fast begeistert, „das Mädchen ist von einer Treue, die heldenhaft ist, die Bewunderung einflößt, die rührend und erhaben zugleich ist. Sie ist ein Muster großartiger Frauentreue!"

„Das ist auch meine Ansicht," stimmte Herr Lagrange mit einem eigenthümlich resignirten Ausdruck, dessen Bedeutung Johannes unverständlich blieb, diesen Worten bei; „ich wollte nur Ihre Meinung hören," fuhr Lagrange fort, „und freue mich, daß diese der meinen gleich ist."

„Aber welchen Verdacht, Herr Kommissär, welchen Verdacht können Sie denn hinsichtlich Bertha's und dieses abgefeimten Schurken haben?" fragte Johannes besorgt.

„Einen Verdacht," erwiederte Herr Lagrange mit Ernst, „der, wenn er sich bestätigt, für Fräulein Bertha vielleicht eine Errettung von großer Gefahr ist und für Sie Rettung aus dieser unglücklichen Lage bedeutet; denn darüber werden Sie sich klar sein, Herr Holmson, daß die Umstände, so viel ich aus den Akten ersehe, sehr gegen Sie sprechen."

„Ich weiß das," erwiederte Holmson ernst, „schützen Sie nur Bertha, denn ich kann das leider von hier aus nicht. Meine Lage ist ernst, ich weiß das, und ich sühne ein geringes Verbrechen vielleicht durch eine so schwere Buße. — Wir sind Alle die Väter unseres Geschicks, Herr. Es gibt nichts Zufälliges im Leben, wir sehen nur häufig die Ursachen der Wirkungen nicht und sind dann überrascht und staunen. Es fällt, um bildlich zu sprechen, kein Blitz in unsere Scheune, den wir nicht herbeigezogen."

„Nun, bei solchen Gesinnungen, mein Herr, mit diesem Trost der Philosophie werden Sie auch die über Sie verhängte Haft und was dieser sonst noch folgen möchte, ertragen."

Damit hatte der Besuch des Herrn Lagrange bei Johannes Holmson-La Franca ein Ende.

Eine Stunde später etwa erschien der Schließer wieder und brachte einen Herrn in Johannes' Zelle, den dieser noch nie gesehen hatte.

Es war ein kleiner, sehr alter Mann in langem schwarzem Rock und hoher weißer Halsbinde, mit feinem gelb-rosa Gesicht, das mit unzähligen Fältchen durchfurcht war. — Auffällig an diesem milden, sanften Gesichte war eine steil abfallende, scharf gebogene Nase, kleine, leuchtende, dunkle Augen und borstenartig aufsteigende weiße Haare, die eine schmale, steile, hohe Stirn umrahmten.

„Ich bin, mein Herr," nahm dieser Mann das Wort, „durch den Advokaten Ihrer Frau Mutter von Königsberg aus als Ihr Rechtsbeistand gewählt worden. Es ist mir schmeichelhaft, daß bis zu jener fernen Stadt das Gerücht von einigen Erfolgen, die meine Thätigkeit als Vertheidiger aufzuweisen hat, gedrungen, und ich widme mich Ihrem Fall mit besonderer Vorliebe, weil er ein sehr interessanter Fall ist. Mein Name ist Barron."

„So habe ich die Ehre, den berühmtesten Vertheidiger Frankreichs bei mir zu sehen," sprach Johannes; — „ich wünschte nur, daß ich Ihre Bekanntschaft außerhalb dieser Räume gemacht hätte."

„Ich lebe nicht in der Gesellschaft, wir hätten uns darin wohl nicht gesprochen," entgegnete Barron, sich flüchtig verbeugend; — „ich beschäftige mich nur mit großen Verbrechern," bemerkte er mit etwas wie vornehmem Stolz.

„Es ist traurig, daß Sie mich zu dieser Klasse zählen, Herr Barron," entgegnete Johannes.

„In den Augen der Ankläger sind Sie das, in meinen nicht, sonst sähen Sie mich nicht hier, mir sagt ein unbestimmtes Etwas, daß Sie unschuldig sind, und ich habe Ihre Vertheidigung übernommen, allerdings um Sie zu retten, dann aber auch, um wieder die Gewißheit zu erlangen, daß meine innere Stimme wahr gesprochen hat — noch bevor ich Ihre Akten eingesehen; das ist mir der feinere Reiz meines Berufs. Ich hätte mir ausgebeten, Sie zu vertheidigen, auch ohne jene Aufforderung von auswärts. Ich übernehme Ihre Vertheidigung kostenlos — bitte, keine Einwendungen!" — rief der Advokat, als Johannes dagegen das Wort ergreifen wollte. „Für mich sind Sie und Ihr Prozeß ein interessantes Objekt. Ich möchte jetzt, wie schon oftmals, mir selbst beweisen, daß ich Recht hatte, und dieß kommt Ihnen natürlich auch zugute, mein Herr. Sie haben also keinen Dank an mich zu verschwenden; ich werde kämpfen bis zum letzten Punkt der Möglichkeit, und jetzt ersuche ich Sie, mein Herr, mich durch die rückhaltloseste Offenheit zu unterstützen, wie ich auch Ihnen nichts, gar nichts verschweigen werde. Ich werde also zu allererst den Faden durchschneiden, den man in Ihrer Heimath gegen Sie spinnt — das heißt, die Auslieferung streitig zu machen suchen, wir gewinnen dadurch Zeit, und während dieses Hinundherschreibens wollen wir — ich habe mit Herrn Lagrange gesprochen — den Mann hier suchen, der zuerst des Mordes sehr verdächtig war und den Sie als Mörder bezeichnet haben. — Allerdings, das muß ich Ihnen sagen, Ihre Angelegenheit steht übel, und wenn es uns nicht gelingt, in jenem Metzler den Thäter des Verbrechens evident nachzuweisen, werden Sie ausgeliefert und höchst wahrscheinlich verurtheilt werden. Das ist unser erster Schritt in diesem unserem Feldzuge, von dem ich Sie in Kenntniß setzen wollte, um Sie über etwaige Verzögerungen zu beruhigen. Jetzt möchte ich Sie nur noch fragen:

haben Sie irgend welche Wünsche, die ich als Ihr Rechtsbeistand erfüllen kann?"

„Es liegen mir jetzt zwei solcher schwer am Herzen — der eine ist, Herr Barron, daß Sie einer jungen Dame, die mir sehr nahe steht, wenn sie dessen bedürfen sollte, Schutz gewähren wollen — Herr Lagrange wird über diese Dame wohl schon mit Ihnen gesprochen haben —"

„Es ist Fräulein Bertha Maseck, die Sie meinen?" flocht Herr Barron fragend ein.

„Ja — es ist diese Dame," antwortete Johannes, „und dann, daß meiner Mutter die Gefahr, in welcher ich mich befinde, möglichst schonend mitgetheilt würde."

„Das soll geschehen, mein Herr," versicherte Herr Barron. „So wären unsere Geschäfte für heute beendet. Ich habe," setzte der Advokat hinzu, „mich Ihnen heute nur vorstellen wollen, um Ihnen eine Art Beruhigung zu gewähren, wenn Sie diese in dem Umstande, daß ich Ihre Vertheidigung führe, erblicken. Meine Zeit ist mir karg bemessen. Ich bin leider etwas spät mit Ihrer Angelegenheit bekannt geworden und es liegt mir ob, noch Manches nachzuholen," und Herr Barron verabschiedete sich von Johannes.

Zehntes Kapitel.

Es war November, ein schwerer, grauer Himmel voll zerrissener Wolken spannte sich über die öde Küste von Brüsterort und sah trüb hernieder auf ein schneebegrabenes Land, wo donnernd die See an die kahlen Gestade schlug, Eisstücke auf Eisstücke übereinander schiebend, wo diese wie ein blitzender Eiswall liegen blieben. Das Meer sah tiefgrün aus und sein Schaum kalkweiß. Es schien das einzig Lebende in dieser Winterwüste. Sein tobendes Leben war aber wenig anheimelnd, um so friedlicher hoben sich die verschiedenen lichtbläulichen Rauchwolken hinter den Strandhügeln vom blaugrauen Firmamente ab, welche dem Dorfe Kéritz zugehörten, wo unsere Erzählung begann.

Auch aus dem Hause der Frau Holmson stieg ein Rauchstreifen auf, wirbelte lebhafter heute, als seit langer Zeit, und dieß hatte seine Ursache darin, daß Frau Holmson sich heute ein reicheres Mahl und einen stärkeren Kaffee kochte, denn sie hatte etwas Großes vor, zu dem sie sich stärken mußte.

Von Königsberg war nämlich von der Kanzlei ihres Advokaten ein sehr höflicher Brief gekommen, worin ihr der Sachwalter anzeigte, daß ihrem Sohn Johannes Holmson-La Franca die große Erbschaft fest und endgültig zugesprochen sei, und ferner die Nachricht beifügte, daß ihr Sohn in Paris sich freiwillig den Gerichten gestellt habe, weil er erfahren, daß er steckbrieflich von hier aus wegen Mords verfolgt würde.

„Das habe ich von ihm erwartet," rief Frau Holmson, den Brief zusammenschlagend, und ihr bleiches Gesicht zeigte einen freudigen rosa Schimmer. — „Er hat mich verlassen, das war hart von ihm," setzte sie ihr Selbstgespräch fort, — „er hat sich von seiner alten Mutter gewendet und sie in Kummer und Sorgen gelassen, — ob er darin Recht gethan, soll er sich selbst sagen; — er hat etwas gehoben in der See, — ob das ein Verbrechen ist, darüber streiten wir mit dem Staat, — das Meer gehört Allen, wie der Himmel, das ist auch meine Ansicht, — aber ein Mörder ist Johannes nicht, — das sieht ihm ähnlich, daß er sich gleich muthig gestellt hat, darin erkenne ich ihn als meinen echten Sohn.

„Ein Mörder bist du nicht, Johannes," rief Frau Holmson laut, „du tödtest keinen unschuldigen Menschen, um dein Glück zu machen, und das wirst du, Vater im Himmel," sprach sie laut vor sich hin, „nie zugeben, daß mein Johannes deßhalb unschuldig büßen muß, und du hast mir die Erbschaft gerade recht geschickt, und das ist mir ein Wink, zu meinem Sohn zu gehen und ihm zu helfen."

Während dieses Selbstgesprächs hatte Frau Holmson ihr schwarzes Kopftuch umgeschlagen, in einen großen, schweren schwarzen Mantel sich gehüllt und nun verließ sie, einen langen Stab, um vor überschneiten Löchern sich zu schützen, in der Hand, ihr Haus und schlug den Weg zu dem Etablissement der Tauchereigesellschaft ein.

Es war eine schwere Wanderung durch den hohen Schnee, aber Frau Holmson merkte davon nichts — sie hatte nur ein Ziel vor Augen. Es galt ja, ihren Sohn, der durch seine überspannten Grillen, wie Frau Holmson meinte, sich in eine so fürchterliche Lage gebracht, zu befreien.

Sie meldete sich und fragte nach dem Direktor.

Der ältliche Herr mit dem sanften Gesicht und den scharfen, klugen Augen kam der alten Frau etwas verwundert entgegen.

„Sie wünschen mich zu sprechen?" fragte er.

„Ja, Herr Direktor," antwortete Frau Holmson, gerade auf ihr Ziel lossteuernd. „Sie wissen, wir haben viel geerbt und Johannes hat sich in Paris dem Gerichte gestellt."

„Das Letztere wußte ich nicht," sagte der Direktor überrascht.

„Nun, dann erfahren Sie es durch mich und Sie können glauben, ich spreche die Wahrheit."

„Daran zweifle ich nicht, Frau Holmson, aber was kann ich in der Sache thun?"

„Sie haben Johannes wegen Diebstahl verfolgen lassen," sprach Frau Holmson mit etwas bitterer Stimme, — „Sie glauben das Recht dazu zu haben?"

„Liebe Frau Holmson," unterbrach der Direktor, „wir wollen uns über diesen Gegenstand nicht streiten, denn wir werden darüber nicht einig — unsere Ansichten und die aller Samländer Fischer hier gehen darin weit auseinander. Wir zahlen dem Staat die schwere Pacht, wir stützen uns auf diesen, der uns das Recht gibt."

„Ich komme auch nicht, um mich mit Ihnen zu streiten," fiel Frau Holmson ein, — „ich wollte Sie nur fragen: wollen Sie meinen Sohn noch weiter wegen der Geschichte in der Nacht da draußen verfolgen?"

„Wir haben das in der ersten Aufregung gethan," antwortete der Direktor, — „die Sache aber längst aufgegeben."

„Würden Sie mir das nicht schriftlich geben, Herr Direktor?"

Der Direktor stutzte. — „Was schriftlich geben?" fragte er.

„Nun, daß Sie meinen Sohn nicht wegen Diebstahl verfolgen werden," sprach Frau Holmson.

„Das ist ja gar nicht nöthig," versetzte der Direktor.

„Ob das nöthig oder nicht, das weiß ich nicht, in dem Steckbrief hinter Johannes stand auch wegen Diebstahl und Kontraktbruch, und ich bin jetzt hier, Herr Direktor, um Ihnen Ihre Verfolgung abzukaufen."

„Abzukaufen?" wiederholte der Direktor, verwundert die große Frau vor ihm anschauend.

„Ja," sprach Frau Holmson weiter, „Sie haben vor Gericht ausgesagt, Sie glauben, mein Sohn habe Ihnen ein großes Stück Bernstein veruntreut; wie hoch schlagen Sie den Werth des Stücks an?"

Der Direktor verwunderte sich immer mehr. „Wir verlangen ja gar nichts," sprach er.

„Aber ich will nicht," entgegnete Frau Holmson hartnäckig, „daß an meinem Sohne ein Makel klebt. — Haben nicht genug Platz hier, habe ich gehört. Sie wünschen unser Haus für einige Ihrer neuen Taucher zu kaufen," fuhr Frau Holmson fort, „ich will Ihnen das Haus hier verschreiben, es ist zweitausend Thaler werth, — wenn Sie mir fünfhundert Thaler baar geben und mir einen Schein ausstellen, daß sie von jeder Klage gegen meinen Johannes zurückstehen, daß Sie sich nicht von ihm beschädigt halten, daß Sie zu der Einsicht gekommen, daß er keinen Diebstahl bei Ihnen begangen, daß dieß bloß eine Vermuthung von Ihnen war."

Der Direktor hatte bei den Worten der Frau Holmson ein sehr überraschtes Gesicht gezeigt. Die Gesellschaft dachte gar nicht mehr daran, irgend welche Ansprüche geltend zu machen, weil sie sich dazu nicht berechtigt sah, es fehlte ihr jeder positive Beweis — Johannes konnte ihnen etwas genommen haben, er hatte es wahrscheinlich sogar gethan, aber Beweise hatten sie keine und würden sie auch wohl nie in Hände bekommen, jetzt bot sich ihnen eine Gelegenheit dar, für eine wahrscheinliche Benachtheiligung eine gute Entschädigung zu bekommen, warum sollten sie diese von sich weisen? Allerdings war der Taucher jetzt gefangen und es konnte sich am Ende doch herausstellen, daß das große Bernsteinstück in Paris ihnen geraubt sei; welche Sicherheit hatten sie aber dafür, daß Johannes mit diesem Stück in Verbindung stand, welche Garantie, daß dieses Riesenstück nicht Pariser Schwindel war? Die Frau ist durch die große Erbschaft reich geworden, — man nutzte hier keine Verlegenheit aus, — besser einen Sperling in der Hand, als eine sehr unsichere Taube auf dem Dache. — Das überlegte sich der Direktor schnell, und so sagte er der Frau im Namen der Gesellschaft zu.

„Aber ich möchte meinen Schein sogleich haben," sprach Frau Holmson.

„Den kann ich nicht allein ausstellen," entgegnete der Direktor. „Ich schreibe sofort nach Königsberg, der Brief geht mit direktem Boten, morgen ist Nachricht hier, und es unterliegt keinem Zweifel — ich verbürge mich dafür — die Gesellschaft gibt ihre Zustimmung."

„Nun, dann muß ich bis morgen warten," sagte Frau Holmson, „ich könnte aber heute Nacht sterben, geht das nicht, daß Sie mir einen Schein ausstellen, einen Interimsschein, wie man dieß, glaub' ich, nennt?"

Der Direktor lachte. „Nein, Frau Holmson, — der würde nichts gelten, Ihnen nichts nützen, gedulden Sie sich bis morgen, ich werde die Sache so viel wie möglich beschleunigen."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, für Ihre Bereitwilligkeit," sagte Frau Holmson, ihr Kopftuch sich fester zuziehend und ihren Stab ergreifend. — Plötzlich blieb sie stehen. „Herr Direktor," sprach sie, „Sie haben doch hier Krankenzimmer, die leer sind, könnte ich nicht darin heute über Nacht bleiben — dann hätte ich morgen meinen Schein früher."

„Sie haben es eilig," lächelte der Direktor.

„Es handelt sich um meinen Sohn," erwiederte Frau Holmson ernst, „um seine und meine Ehre, um seine Freiheit, vielleicht um sein Leben, und da darf es eine Mutter schon eilig haben."

„Das begreife ich, Frau Holmson," sagte der Direktor, nachdenklich in das gramerfüllte Antlitz der großen Frau vor ihm schauend. — „Ich werde Ihnen ein Zimmer heizen lassen, Sie sollen Alles haben, was Sie brauchen."

„Sie können mir ja an den fünfhundert Thalern etwas für die Verköstigung abziehen," sprach Frau Holmson.

„Nein, Frau Holmson," entgegnete der Direktor warm, „eine Mutter, die es so eilig um ihren Sohn hat, ist mir ein sehr geehrter Gast," — und er beauftragte eine alte Dienerin, das Nöthige in Stand zu setzen.

Eine Stunde später saß Frau Holmson in einem hübschen, kleinen Zimmer mit lazarethmäßigem, eisernem Bett, aber freundlichen Möbeln, und schaute gedankenvoll auf die tosende See.

„Von diesem Wasser gehen auch Wogen nach Frankreich, an dasselbe Land, wo mein Sohn ist," sann sie, in das rastlose Kommen und Gehen der Brandung schauend. „Nur ein paar Tage noch, dann werde ich auch da sein. Daß mir nichts dazwischen kommt, daß ich's nur erlebe," sprach sie mit einem Blick auf den schwer bewölkten Himmel.

Frau Holmson verließ ihr Zimmer nicht, — sie sah den Boten abgehen, sie saß dann stundenlang, die Minuten zählend, am nächsten Tage an dem Fenster, das nach dem Hof ging und die einzige Eingangsthür des Etablissements sehen ließ, und erwartete die Heimkehr des Knechtes.

In jedem Prasseln des Eises am Strande glaubte sie Hufschlag zu vernehmen, bei jedem Ton, der von Außen zu kommen schien, richtete sie sich auf und bohrte ihre Augen in die frostnebelige Ferne.

Endlich gegen Abend kam der Bote und brachte den Schein und auch die Zustimmung der Gesellschaft zu dem Geschäft.

Frau Holmson nahm das Dokument fast mit einer heftigen Bewegung an sich, sie unterschrieb ein vom Direktor aufgesetztes Schriftstück mit großen, langsamen, eisenfesten Zügen, erhielt die gewünschte Summe, bedankte sich herzlich und kurz und wandelte in ihr Dorf zurück.

Am nächsten Morgen erzählte man sich dort mit grenzenlosem Staunen, daß Frau Holmson ihr Haus an die Gesellschaft verkauft habe und nach Königsberg gefahren sei, um von dort nach Paris zu reisen. —

Es war dieß ein großer Entschluß für die Frau des samländischen Fischers, aus ihrem weltabgelegenen Dorfe nach Paris zu reisen — das nach all' dem, was sie über diese große Stadt gehört, vor ihren Augen lag als wie eine andere böse Welt, als ein Pfuhl des Lasters, als ein Lustsitz Luzifer's. — Zwar sprach Frau Holmson ein paar Worte französisch, die sie zu jener Zeit, als noch französische Taucher an der Küste arbeiteten, sich angeeignet — dieß war jedoch kaum so viel, als sie nothwendig für die Fahrt brauchte, und jetzt war sie Willens, zu einem anderssprechenden Volke, zu ihr völlig fremden Menschen, sozusagen in einen finstern, unheimlichen Nebel hinaus eine große Reise zu wagen. — Frau Holmson jedoch fühlte weder Furcht noch Besorgniß, sie dachte an all' das gar nicht, vor ihr stand die Gestalt eines Mannes, der ihr winkte, und der war ihr Sohn, der in Haft und Banden lag, ihr Sohn, welcher ihrer Hülfe bedurfte, dem zu helfen sie beitragen konnte.

Die alte Frau kam auf einem mit Stroh gefüllten Bauernwagen in Königsberg an und stieg bei ihrem Advokaten ab, sie theilte ihm in wenig Worten ihren festen, unumstößlichen Entschluß, sofort selbst nach Paris zu gehen, mit und wies dem Sachwalter ihren Schein von der Gesellschaft vor.

„Das ist sehr günstig," äußerte sich dieser Rechtsgelehrte erfreut, „der kann unter Umständen Ihnen mehr nützen, als man jetzt voraussieht. Ich werde davon eine rechtskräftige Abschrift nehmen lassen, diese behalten Sie bei sich für Paris. Hier sind die Originale nothwendig, weil ja die Klage hier anhängig gemacht ist. Soll ich nicht an den Advokaten in Paris, den ich zu unserer Hülfe dort angenommen, telegraphiren und Ihre Ankunft melden?"

„Sie müssen wissen, ob das nützlich ist," antwortete Frau Holmson, „und wenn Sie es dafür halten, dann thun Sie es, ich bin mit Allem zufrieden, was Sie für gut finden. Sie haben mich immer gut berathen, nach den Kosten fragen Sie nicht."

„So werde ich sofort die rechtsgültige Abschrift nehmen, diese bei dem französischen Konsul beglaubigen lassen und Sie dann zum Bahnhof begleiten, Frau Holmson."

Das geschah und der Advokat brachte Frau Holmson sorgsamst zum Bahnhof, wo er ihr das Billet löste.

Einige Stunden später brauste der Zug, in welchem sich die Mutter des merkwürdigen Sohnes des Samlandes befand, über das gefrorene Tiefland, die beschneiten Torfmoore, Sumpfwiesen, Fichtenwälder, dämmerigen Hügelketten und winterlich öden Getraidefelder Ostpreußens dem Westen zu.

Frau Holmson hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen und es war ihr zuerst recht unheimlich, so über das Land dahin zu fliegen. Es kam ihr vor, als wäre vor ihr ein feuerschnaubender Drache, der sie tosend und kreischend in das Chaos hinausführte; allmälig jedoch, als sie die anderen Leute so ruhig und heiter sah, wich die Angst und das drückende Gefühl von ihrer Brust, und schweigsam dasitzend und unverwandt in die Winterlandschaft hinaussehend, flog sie ihrem Ziele entgegen. Sie passirte Berlin, Köln, sie kam über die Grenze und langte glücklich in Paris an.



Hans Makart. Originalzeichnung. (S. 202.)

Da sie ihre bäuerliche Tracht, das große, turbanähnliche Seidenkopftuch, den faltenreichen, rundabfallenden weiten schwarzen Tuchmantel trug, fiel es dem von Herrn Barron zu ihrem Empfang abgesandten jungen Rechtspraktikanten seiner Kanzlei, der ein Elsäßer war und deutsch sprach, nicht schwer, Frau Holmson zu entdecken.

Der junge Mann rief Frau Holmson bei ihrem Namen an und diese, ganz glücklich, nach so langer Zeit wieder ein deutsches Wort zu hören, und noch dazu dieß in diesem Wirrwarr von Menschen und Stimmen des Bahnhofes, der sie ganz betäubte und fast schwindlich machte, reichte ihm dankbar die Hand.

Ein Wagen beförderte sie in wenigen Minuten zur Wohnung des Herrn Barron.

Der Advokat sprach kein Deutsch und der junge Elsäßer mußte den Dolmetscher machen.

„Sie sind eine tapfere Frau," begrüßte Herr Barron Frau Holmson, „tapfer wie der Sohn, und es freut mich, Sie hier zu sehen. — Was bringen Sie mir Gutes?" forschte der Rechtsgelehrte gespannt.

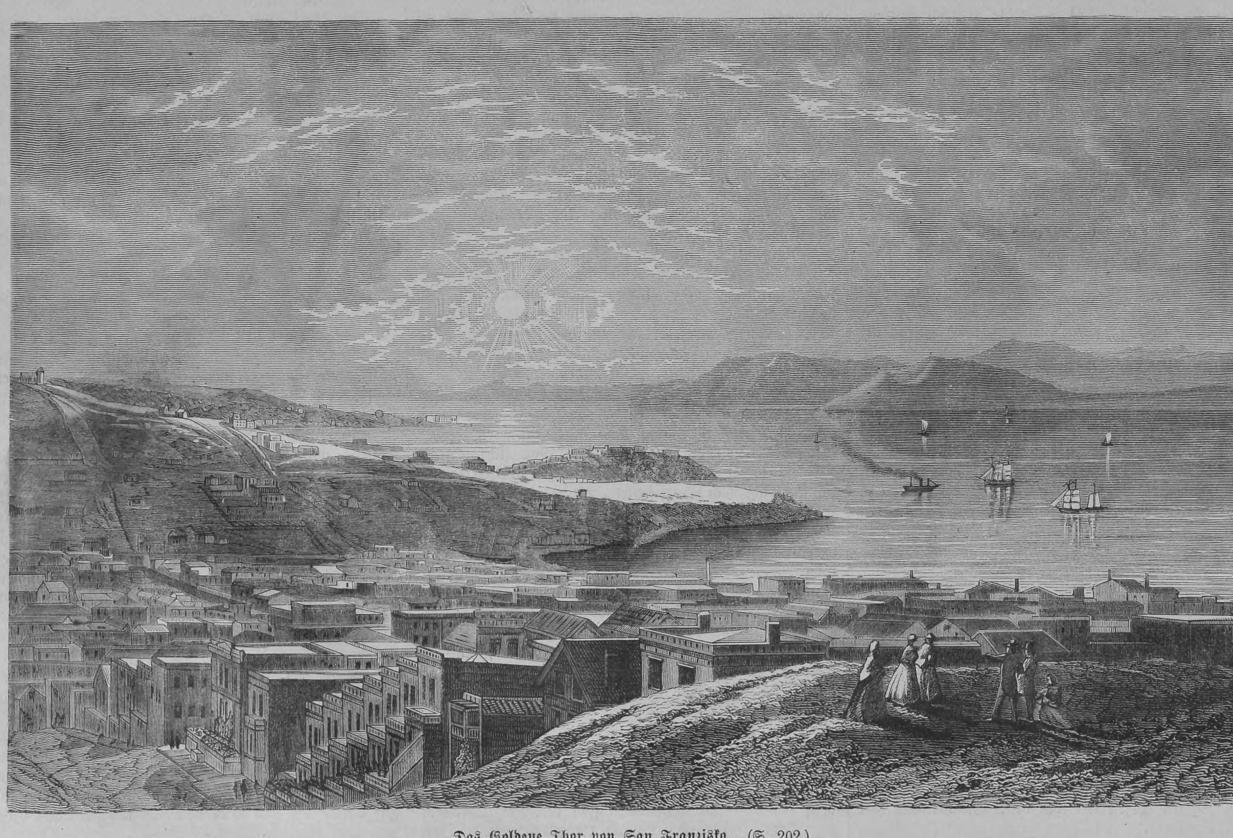
Frau Holmson packte schweigend ihre Papiere aus und legte den Schein Herrn Barron hin.

Dieser sah hinein und reichte ihn dem Dolmetscher.

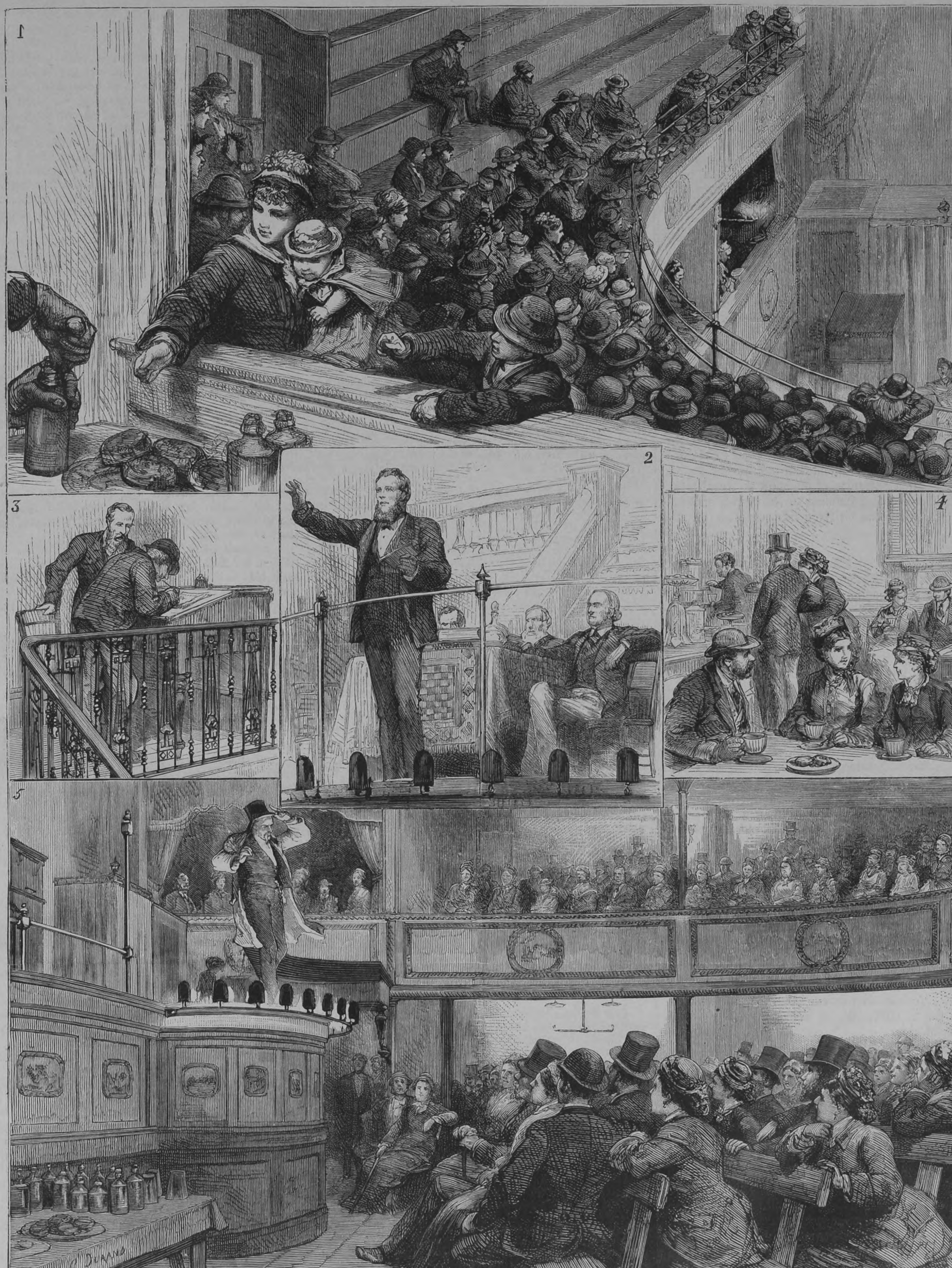
Der Elsäßer übersetzte ihm die Schriftstücke.

Der Advokat hörte sehr aufmerksam zu.

„Es ist wieder ein Stein von der Mauer, die Ihren Sohn umschließt, fort," sprach er zu Frau Holmson mit erheitertem Gesicht. „Haben Sie nur Vertrauen, meine Dame. Ihr Sohn ist unschuldig — das weiß ich, das habe ich von Anfang an gewußt, und ich arbeite auf das Eifrigste, seiner Unschuld zum Sieg zu verhelfen; die Sache sieht dunkel aus, noch sehr dunkel,



Das Goldene Thor von San Franzisko. (S. 202.)



1. Obere Galerie mit Restauration. 2. Deklamation. 3. Namenseinschreibung für Platzabonnement. 4. Restaurationslokal. 5. Komische Vorträge.

Bilder aus einer Temperenz-Musikhalle in London. (S. 205.)

aber wie wir hier plötzlich einen Lichtstrahl bekommen haben, der eine Wolke fortgejagt, so werden wir wohl auch noch mehr Dinge entdecken, die Ihren Sohn von dem bösen Verdachte reinigen."

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie mich trösten," gab Frau Holmson zurück und in ihren großen, stahlhart glänzenden Augen blitzte es warm auf. „Aber sagen Sie mir, Herr Advokat," fuhr sie erregt fort, „was kann ich jetzt thun, um meinem Sohn zu helfen?"

„Sie haben schon viel gethan, werthe Frau, und in diesem Augenblick weiß ich noch nicht, in welcher Art Sie uns nützlich sein können," erwiederte der Advokat; „wohlgemerkt," fuhr er fort, als er Frau Holmson's sich verfinsternden Gesichtsausdruck bei Uebersetzung dieser Worte sah, „in diesem Augenblick nur — morgen kann uns vielleicht Ihre Anwesenheit hier von der größten Wichtigkeit sein."

„Darf ich meinen Sohn nicht sehen?" fragte Frau Holmson.

„Nein, das ist nicht gestattet," gab Herr Barron zurück. „Es hat Niemand zu Untersuchungsgefangenen Zutritt, als der Vertheidiger und ähnliche Amtspersonen. Sie werden aber wohl den Wunsch haben, Fräulein Maseck sehen zu wollen?"

„Bertha ist hier?" staunte Frau Holmson.

„Wissen Sie das nicht?" fragte Herr Barron verwundert dagegen.

„Nein, wir glaubten nicht, daß sie zusammen fortgegangen wären, wenn sie auch gleichzeitig so sonderbar verschwanden," sprach Frau Holmson, „es ist auch kein Brief, kein Lebenszeichen von meinem Sohn und diesem Mädchen zu mir gekommen in diesen sechs Monaten."

Der Advokat sah kopfschüttelnd auf die Frau.

„Herr Küster," wandte er sich dann zu dem Elsäßer, „bringen Sie Madame Holmson zu Fräulein Maseck und sorgen Sie dafür, daß die Frau ein gutes Unterkommen findet."

*

Bertha saß an ihrer Arbeit in ihrem Zimmer, ihre Nadel nähte eine Kirsche in eine Serviette ein, von der ein Spatz behaglich naschte. Das Mädchen war recht bleich, ein scharfer Zug umgab ihren Mund mit den rothen frischen Lippen und ihre Augen waren unruhig, trübe und hatten den Ausdruck fieberhafter Gespanntheit.

„Fräulein Maseck," meldete Madame Colbran, „es ist eine deutsche Dame da, die Sie sehen möchte." —

„Bertha!" rief Frau Holmson, die in ihrer energischen Art Madame Colbran gefolgt war, über deren Schulter dem Mädchen zu.

„Mutter Holmson!" mit diesem Ausruf stürzte Bertha ihr weinend entgegen und lag schluchzend in den Armen der großen alten Frau.

Ueber Frau Holmson's Gesicht floß keine Thräne, obwohl Hunderte in ihren Augen zitterten.

„Bertha," fragte sie mit unterdrückter Stimme, wie man etwa zu einem kranken Kinde spricht, „sage mir nur das Eine, weßhalb bist Du mit Johannes heimlich entflohen?"

Bertha hatte sich gefaßt. Sie, die sonst so ein offenes Auge hatte, konnte dieser Frau nicht mehr in das Gesicht sehen — sie fürchtete den scharfen, klaren Blick der Frau Holmson und diese merkte dieß mit Kummer.

„Ich wollte Johannes in der Nacht nicht allein hinausfahren lassen," erwiederte Bertha mit ermüdeter Stimme, „ich wollte ihm helfen, damit ihm nichts passirt, — ich wußte nicht, daß er entfliehen wollte — ich weigerte mich, von ihm zu gehen, und so hob er mich in den Kahn und ich entfloh gegen meinen Willen mit ihm. — Das ist die Wahrheit, Mutter," schloß Bertha.

„Ich glaube Dir," war das Einzige, was Frau Holmson darauf erwiederte. „Dir fehlt aber etwas, Kind, es ist nicht Johannes' Unglück allein — denn Du weißt wie ich, daß der Himmel keinen Unschuldigen wird untergehen lassen — das ist's nicht allein, Du siehst jammervoll, elend, ganz stumpf, sterbenselend aus. — Das ist nicht Deine Art. Was ist Dir begegnet, was hat Dich so verändert, willst Du mir das nicht sagen?" fragte Frau Holmson, nachdem sie einen bangen, stillen, prüfenden Blick auf Bertha geworfen.

„Um Gott, Mutter Holmson, dringt nicht in mich, jetzt noch nicht," antwortete Bertha angstvoll — „geduldet Euch nur wenige Tage, dann werdet Ihr Alles, Alles wissen!" rief das Mädchen, die Augen unruhig abwendend, mit gepreßter Stimme.

Frau Holmson nickte eigenthümlich, indem sie noch einen langen, tiefen, nachsinnenden, scharfen Blick auf Bertha warf. „Bei Dir kann ich wohl nicht bleiben," sprach sie dann. „Ich möchte auch nicht für fremder Leute Geld leben. Können Sie mich nicht," wandte sie sich an ihren elsäßer Führer, „in einen Gasthof bringen, der nicht zu weit von dem Advokaten und dem Mädchen hier gelegen ist?"

„Ich weiß eine sehr passende Fremdenpension für Sie, Frau Holmson, hier ganz in der Nähe," beeilte sich Herr Küster zu erwiedern, dem die alte, originelle Frau und die ergreifende Szene des Wiedersehens, welche sich eben hier abgespielt, das Herz bewegt zu haben schienen.

„So, dann wollen wir dorthin gehen," entschied Frau Holmson. „Adieu, Bertha," sprach sie ernst, aber herzlich, Bertha's beide Hände ergreifend. „Ich bin morgen früh wieder bei Dir. Behüt' Dich Gott, liebes Kind, und gehe keine dunklen Wege, die führen zu Abgründen, aus denen keine Wiederkehr."

(Fortsetzung folgt.)

Hans Makart.

(Porträt S. 200.)

Der Maler Makart, dessen neuestes Bild: „Der Einzug Karl V. in Antwerpen", das jetzt die Runde in Europa macht, so große Bewunderung erregte, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der deutschen Künstlerwelt. Er ist ein Zauberer mit Farbe und erinnert durch die lebensvolle Glut, durch das wahrhaft berauschende Licht, mit welchem er seine Gemälde übergießt, an die großen Maler Italiens, an Paul Veronese und auch an Titian, denen er allerdings in der sichern Zeichnung und der überzeugenden Klarheit der dargestellten Vorgänge nachsteht. Dafür sind die Kompositionen Makart's kühn und großartig, seine meist figurenreichen Gemälde stellen interessante Momente der Geschichte oder des Lebens dar, während sich jene alten Meister mit einfacheren Ereignissen begnügten.

Hans Makart ist ein Oesterreicher, geboren am 19. Mai 1840 zu Salzburg, und bildete sich nach Piloty, dessen Schüler er in München war, von 1862—65. Seine ersten Gemälde, welche aus dieser Zeit stammten, machten beim großen Publikum wenig Aufsehen, sie zogen aber die Kenner sehr an und Piloty weissagte dem Schüler eine große Zukunft. Makart besuchte jetzt Italien, und eine italienische Landschaft, welche er von dort mitbrachte, lenkte allgemein die Aufmerksamkeit auf die hervorragendste Seite seines Talentes, auf herrliche Farbengebung. Einen noch größeren Fortschritt auf dieser Bahn wies das Bild: „Die modernen Amoretten", das 1868 erschien, auf: das nun folgende: „Die Pest von Florenz", machte Makart mit einem Schlage zu einem der berühmtesten Maler der Gegenwart. Das merkwürdige Bild zeigte einen gewaltigen Reichthum der Erfindung, die bis zum Märchenhaften aufstieg, und eine sinnliche Glut von außerordentlicher Wirkung. Hieran schloßen sich eine ganze Reihe von Schöpfungen, worunter die hervorragendsten: „Die Abundantia", „Katharina Cornaro", „Der Vorhang für das Wiener Stadttheater" und die wunderbar berückende „Kleopatra" (jetzt in der Stuttgarter Galerie) sein dürften. Alle sind mit jener Farbenpracht gemalt, welcher kein Auge und kein Sinn widerstehen kann, alle haben jenen Zug von kühner, genialer, oft seltsamer Erfindung und geistreichen Denkens, das Makart vor so vielen anderen Malern eine unverkennbare Originalität verleiht. 1879 ward der Künstler Professor in Wien, wo er auch als Lehrer bedeutend wirkt und eine koloristische Schule in's Leben rief. Sein letztes großes Werk ist jener „Einzug Karl V.", worauf wir oben hinwiesen. In neuester Zeit ist Makart beschäftigt, dem von ihm arrangirten großartigen Festzug zur fünfundzwanzigjährigen Hochzeitsfeier des österreichischen Kaiserpaares in Wien durch die Zaubergewalt seines Pinsels ewige Dauer zu verleihen.

Eine echte Malergestalt mit geistvollem, feurigem Gesicht, ist Makart, der Darsteller üppigsten Lebens, von auffallend schweigsamem Wesen, stets grübelnd und in sich gekehrt.

Das Goldene Thor von San Franzisko.

(Bild S. 200.)

San Franzisko gehört zu den wunderbarsten Schöpfungen des amerikanischen Spekulationsgeistes. 1847 zählte die Stadt nur 459 Einwohner von fast allen Nationalitäten, heute gegen eine Viertelmillion, darunter 40,000 Deutsche und 20,000 Chinesen. Diesen ungeheuren Aufschwung verdankt die Stadt ihrer Lage, welche sie zu der Hauptstadt des unerschöpflich reichen Kaliforniens, zum wichtigsten Handelsplatz und Hafen an der Westseite Amerikas und zum Anfangspunkt der großen Pacificeisenbahn einerseits und des Schifffahrtverkehrs nach China und Japan andererseits gemacht hat. Die Hafenbucht San Franziskos, das Goldene Thor seiner landschaftlichen Schönheit wegen genannt, macht einen großartigen Eindruck und gestattet selbst den gewaltigsten Handelsschiffen die Einfahrt bis unmittelbar an das riesige Häusergewirr der Stadt. Man kann sich eine Vorstellung von der Größe des Verkehrs machen, der jene Stadt am Goldenen Thor durchläuft, wenn man bedenkt, daß die Gesammtausfuhr an Waaren jetzt gegen 100 Millionen Dollars pro Jahr beträgt, daß die Stadt etwa 1000 Schiffe, darunter 60 Dampfer, besitzt und mehr als 2000 fremde Schiffe jährlich ein- und auslaufen. Deßhalb ist das Leben in dem Goldenen Thor ein hochinteressantes, die Flaggen aller Nationen wehen dort von den Wimpeln der Schiffe, es wimmelt von Kähnen, Dampfbooteſſen, Schleppdampfern, Lootsenbooten, Lokalverkehrsschiffen, welche zu den Ufern fahren, die von Fabriketablissements und Villen umsäumt sind. San Franzisko ist eine Weltstadt und das Goldene Thor eine Einfahrt, so erhaben schön und interessant, wie die Welt kaum eine zweite besitzt.

Kitty.

Novellette von **Th. Gr.**

(Nachdruck verboten.)

An einem einsamen Brunnquell im Felde sang ein irisches Mädchen, und Irländerinnen haben eine so süße Stimme, als man nur irgend eine in der Welt hören kann. Auch schön sind sie, die Irländerinnen, so schön, daß die Töchter anderer Völkerschaften nur schwer den Vergleich mit ihnen aushalten können, und wie nun Lord Talbot dem Gesange des schönen Mädchens lauschte, glaubte er nie etwas Entzückenderes gehört und gesehen zu haben. Vor seinem geistigen Auge standen sie alle, die vornehmen Töchter des stolzen Englands, in deren Gesellschaft er sonst zu verkehren pflegte, aber sie erschienen ihm wie welke Blätter gegenüber dieser herrlichen Feldblume, die dort mit ihrem Eimer am Brunnen stand und ihr Morgenlied vor sich hin trillerte.

Und während er nun sah und hörte und bewunderte, machte sein Pferd, dessen Zügel er fest angezogen hatte, in seiner Ungeduld einen Seitensprung, und erschreckt, mit einem leisen Schrei, schaute die Jungfrau auf.

„Aengstige Dich nicht, Kitty," sagte der junge Lord, indem er die Zügel noch fester anzog, „mein Pferd darf Dir kein Leids thun."

Aengstlich, fast scheu ruhte ihr Auge einen Moment lang auf ihm, und doch wie süß däuchte ihm der kurze Blick! Heiß überlief es ihn, und sie schien dieß zu fühlen, denn eine Blutwelle färbte ihr Hals und Wangen und rasch griff sie mit dem vollen weißen Arm nach dem Eimer, um ihn sich auf's Haupt zu setzen.

„Halt, Kitty, halt!" rief er. „Willst Du so grausam sein, mir nicht einmal ein paar kleine Wörtchen von Deinen süßen Lippen zu gönnen? Weißt Du nicht, daß ich um Deinetwillen hiehergeritten kam?"

So sprechend, lockerte er die Zügel ein wenig und auf einen Druck seines Schenkels setzte das edle Thier, das er ritt, über den Graben, der die Straße von dem Brunnen schied. Sie aber stieß abermals einen Schrei aus und ließ den Wassereimer fahren.

„Sei keine Thörin, Kind," beschwichtigte er sie. „Nicht um Alles in der Welt möchte ich Dir zu nahe treten. Aber Du darfst nicht fort von hier, ohne mir wenigstens ein Wort gegönnt zu haben."

Sie hatte sich augenblicklich beruhigt und fast schalkhaft blickte jetzt ihr Auge zu dem jungen Lord auf.

„Was wollen Euer Ehren von mir armem Mädchen?" fragte sie.

Das Gesicht des jungen Lords glühte vor Verlangen und er beugte sich tief vom Sattelbogen herab, bemüht, ihre Hand zu fassen.

„Und das fragst Du, Kitty?" stieß er hervor. „Du allein erfüllst meine Seele, und Alles, was ich besitze, will ich Dir zu Füßen legen. Du aber — o Kitty, meine Rose, sprich nur das Eine Wort: ich liebe dich!"

Jetzt erschrak sie in der That und recht tief bis in die innerste Seele hinein. Schon mehrmals war ihr der junge Lord nachgeritten und sie hatte geglaubt, nach Mädchenart mit seinem verliebten Gebahren spielen zu dürfen. Als sie aber jetzt seine tiefe Leidenschaft gewahrte, zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen und sie verwünschte ihre kokettische Thorheit.

„Mein Lord," sprach sie, jetzt plötzlich sehr ernst werdend, „reden Sie nicht in solcher Weise mit mir. Es ist nicht nur das, daß ich ein armes, geringes Mädchen bin, sondern Euer Ehren wissen auch, daß Dennis Regan mein Verlobter ist."

Der junge englische Herr zog seine Augenbrauen finster zusammen und um seinen Mund zuckte es verächtlich.

„Und wegen dieses Menschen," zürnte er, „verwirfst Du meine Liebe? Wegen dieses vogelfreien Burschen, den die Steckbriefe verfolgen?"

Das Mädchen erhob sich stolz und ihre Augen strahlten Blitze.

„Ja," rief sie, „er ist außer dem Gesetze und sie hetzen ihn wie das Wild. Aber nicht weil er ein Verbrechen begangen hätte, sondern weil ihm die Liebe zu seinem Vaterlande über Alles geht. Ja, mein Lord," wiederholte sie, „mein Dennis ist ein Proskribirter, aber ich liebe ihn darum nur um so mehr."

Sie sah aus wie eine Königin und voller Bewunderung hing sein Auge an ihr. Aber er wußte zugleich, daß er sie beleidigt habe, und suchte sofort sie wieder zu besänftigen.

„Vergib mir, Kitty," sagte er mit seiner sanftesten Stimme, „ich wollte Dir mit dem, was ich über Dennis Regan aussprach, nicht wehe thun. Aber bedenke doch, was Dein Loos sein müßte, wenn Du Dein Leben an einen so stürmischen, von ewiger Gefahr bedrohten Mann kettetest! Es kann Dir unmöglich unbekannt sein, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn ausgestellt ist wegen Ermordung des Harry Dauns."

Sie wurde bleicher als die weiße Wolke, die eben über die Sonne hinzog, und ihr ganzer Körper schien sich in Frost zu schütteln.

„Mein Dennis ist kein Mörder," flüsterte sie dann kaum hörbar. „Nein," fuhr sie lauter fort, „es ist eine Lüge. O Lord Talbot, um aller Heiligen willen, sagen Sie, es ist eine Lüge."

„Ich fürchte," erwiederte der junge Lord sehr ernst, „es ist nur allzu wahr. Es sind Zeugen genug vorhanden, die bei seinem harten Streit mit Harry Dauns zugegen waren, und warum sie in so tödtlichem Haß an einander geriethen, das

wirst Du selbst am besten wissen, denn Beide bewarben sich um Dich. Gleichviel aber, unmittelbar nach jenem Streit ist Harry Dauns spurlos verschwunden, und wer ihn verschwinden gemacht hat, läßt sich mit Fingern greifen."

„Auch Sie, auch Sie verdammen ihn?" schrie Kitty verzweiflungsvoll auf. „O all' ihr Heiligen des Himmels!"

Ein heftiger Thränenstrom entstürzte ihren Augen und stürmisch wogte ihre Brust auf und nieder.

„Kind, Kind, sei ruhig," sprach der junge Lord tröstend. „Er ist es nicht werth, daß Du Dich so sehr für ihn abhärmst. Bedenke doch seinen wilden Charakter, wie schlimm würde er Dich behandelt haben, wärest Du sein Weib geworden!"

Noch floßen die Thränen wie kleine Bächlein über die Wangen, aber mitten durch die Thränen hindurch schossen Blitze aus ihren Augen.

„Heißblütig," rief sie, „und aufbrausend ist er wie Einer; aber ein treueres Herz als das seine schlägt nicht in ganz Irland."

„Wohl, wohl," entgegnete er, „wir wollen darüber nicht streiten, Kitty, denn ich sehe, Du hast Deine thörichte Liebe noch immer nicht ganz überwunden. Doch hörst Du den Lärm und das Singen da unten auf der Straße? Es ist, denke ich, besser, Du eilst jetzt nach Hause, statt mit dem Trupp, der da heraufkommt, zusammenzutreffen."

Lord Talbot hatte Recht. Ein Schwarm von jungen Burschen und Mädchen näherte sich dem Platze, wo er bis jetzt mit Kitty gesprochen, und die Burschen und Mädchen waren alle animirt, denn sie hatten den Jahrmarkt im benachbarten Städtchen besucht und kehrten jetzt johlend und schreiend nach Hause zurück. Die schöne Kitty nahm also behende ihren Eimer auf und trippelte einen Fußweg entlang, der über die Felder hinführte. Er aber gab seinem Roß die Sporen und sprengte in anderer Richtung auf der Landstraße fort.

Doch folgen wir der lieblichen Kitty, die das Herz des jungen Lords entzündet hatte. Nach kurzem Laufe hatte sie ein kleines irländisches Dorf vor sich und am Eingang dieses Dörfleins stand ein Häuschen, das eher einer Hütte als einem Gebäude glich. Allein so klein sie auch war, diese Wohnung, recht nett und reinlich sah sie aus und rings um dieselbe herum blühten wilde Rosen, die zusammen eine mächtige Hecke bildeten. Hier hemmte das Mädchen seinen Lauf und stieß sofort die Thüre auf, welche in die Hütte hineinführte. Von vielen Räumlichkeiten war übrigens da nicht die Rede, sondern dieselben bestanden bloß aus einem Wohngelasse nebst einem paar Schlafstuben, und in dem Wohnzimmer saß in einer Ecke auf einem niedern Stuhl eine alte Frau, welche wie in Verzweiflung mit den Händen in der Luft herumgestikulirte.

„Mutter Regan," sagte Kitty sanft, als sie in's Zimmer trat.

Die alte Frau schaute auf und sowie sie ihre künftige Tochter, die Braut ihres Sohnes Dennis, die bei ihr wohnte, erkannte, brach sie in lautes Wehklagen aus.

„O, o," schrie sie, „Du bist es, Kitty, mein Liebling! O, o, wärest Du eine Minute früher gekommen, das Herz wäre Dir im Leibe gebrochen. O, o, der Himmel und die Heiligen stehen uns bei!"

„Was ist vor einer Minute geschehen?" fragte Kitty zitternd.

„O, o, was ist geschehen?" heulte die alte Mutter. „Unsern Dennis haben die Soldaten vorbeigeführt und mit ihren Gewehrkolben weiter getrieben. Und gefesselt hatten sie ihn an Händen und Füßen, als wäre er ein wildes, blutdürstiges Thier, und sicherlich sitzt er jetzt schon im Gefängniß, aus dem man ihn nie mehr loslassen wird. O, o, das Gesetz ist grausam und sie wollen ihm schon lange an's Leben!"

Die arme Kitty stand erstarrt und ihr Gesicht wurde so weiß als die Wand des Wohnzimmers. Doch plötzlich kehrte ihr der Muth wieder.

„Sie dürfen ihm kein Haar krümmen," rief sie, „unser Dennis ist unschuldig."

„Und wenn zehnmal unschuldig," schrie die alte Frau, „o, sie werden ihm das Leben nehmen!"

„Sei still, Mutter," sprach das Mädchen, „Du darfst nicht verzweifeln. Ich eile zu Pater Philipp und er wird wissen, was wir zu thun haben."

Kitty's Zuversicht auf die Macht ihres Seelsorgers, sowie auch auf seinen guten Willen war eine unbegrenzte, und ebenso dachten und denken jetzt noch die meisten Irländer. Sie eilte also nach dem kleinen Dörfchen, an dessen anderem Ende die Wohnung des Pater Philipp lag, und merkwürdig, fast kein Mensch begegnete ihr auf der Straße. Die meisten Einwohner waren nämlich hinter dem Trupp Soldaten hergelaufen, der den armen Dennis nach dem Städtchen Lanark transportirte, um ihn in das dortige Grafschaftsgefängniß abzuliefern. Einen gewaltsamen Befreiungsversuch aber zu machen, hatte Niemand gewagt, denn die Soldaten waren gut bewaffnet und den Irländern fehlte es — dafür sorgte die englische Regierung — gänzlich an Gewehren.

Der Priester, ein weißhaariger alter Herr mit ein paar äußerst gutmüthigen, aber doch klugen Augen im Kopfe, war glücklicherweise zu Hause, als Kitty seine Wohnung erreichte, und forderte das Mädchen auf, ihm Alles zu erzählen, was zu der Angelegenheit gehörte.

„Dennis Regan," rief er jetzt, als das Mädchen zu Ende kam, zornig, denn sein warmes irisches Herz wallte über, „Dennis Regan ein Mörder! Die Schufte! Eine solche Anklage gegen einen Mann wie Dennis Regan!"

„Aber," zitterte es jetzt zaghaft von den Lippen des Mädchens, „Harry Dauns ist verschwunden."

„Ja," entgegnete der Pater noch zorniger, „verschwunden ist er, ganz spurlos sogar. Aber todt? Nein, das leugne ich. Es war nie viel Gutes an ihm. Er hatte keinen festen Glauben an die Heiligen."

Aber," seufzte das Mädchen von Neuem tief auf, „was kann aus ihm geworden sein?"

„Das weiß ich nicht," erklärte der Pater; „so viel jedoch," setzte er in zuversichtlichem Tone hinzu, „so viel, meine gute Kitty, ist sicher, Dennis Regan hat ihn nicht ermordet, und ich werde es so weit bringen, daß er aus dem Gefängniß herauskommt."

Jetzt trocknete die schöne Kitty ihre Thränen und sie fühlte sich wie neugeboren. Der gute Pater hatte die Versicherung gegeben, daß er ihren Dennis befreien werde, und die Worte des Paters galten ihr mehr als das Evangelium selbst.

Doch die Zeit schwand dahin, ohne daß Dennis Regan aus dem Gefängniß entlassen worden wäre, und es schien also fast, daß der gute Pater seine Macht überschätzt habe. Ja, bald wurde der Glaube allgemein, daß die Regierung fest entschlossen sei, an dem Gefangenen ein Beispiel zu statuiren, und die Beamten sprachen dieß auch unverholen aus. Schon lange her war dieser Dennis Regan ein Dorn in den Augen der herrschenden Gewalt, denn nicht weniger als zu drei verschiedenen Malen hatte er an der Spitze von Aufrührern gestanden. Freilich — den Aufruhr wußte man regelmäßig in kürzester Frist und ohne allzu große Mühe niederzuschlagen, aber der Haß gegen die Aufrührer blieb zurück, und unter keinen Umständen wollte man sich jetzt die Gelegenheit, die Grafschaft von einem solch' gefährlichen Individuum zu befreien, entgehen lassen.

So schwand die Zeit dahin und nach vierzehn Tagen berief die Regierung in der kleinen Stadt Lanark ein Geschworenengericht zusammen, um den Dennis Regan abzuurtheilen. Zu dem Ehrenamte eines Geschworenen aber wurde in der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, noch kein Irländer zugelassen, sondern nur eingewanderte Engländer und Schotten, und demgemäß hatte ein Irländer, weil er sozusagen damals — die Katholikenemanzipation wurde erst um ein Ziemliches später im Parlamente durchgesetzt — noch außerhalb des Gesetzes stand, keinen gerechten Spruch zu erwarten. Im Gegentheil, das Ganze erschien mehr wie ein fratzenhaftes Possenspiel, denn als ein ernstes Volkstribunal, und die englischen Behörden durften sicher sein, daß von den Geschworenen der Spruch gefällt werden würde, den sie gefällt haben wollten. Trotzdem, als es bekannt wurde, daß Dennis Regan abgeurtheilt werden würde, strömte im Gerichtssaal eine solche Menschenmenge zusammen, daß der Sheriff Mühe hatte, mit der ihm zur Verfügung stehenden Polizeimacht die Ordnung aufrecht zu erhalten. Natürlich, denn Dennis Regan war unter dem irischen Volke allgemein beliebt, und Jedermann nahm also Antheil an seinem Geschicke. Zuletzt, wie sich in dem großen Saale schon Alles stieß und drängte, kamen auch noch zwei Frauen, um ihren Platz einzunehmen, und sowie man die Zwei sah, entstand plötzlich eine tiefe Stille.

„Die Eine, die Alte und Schwache, die sich schwerfällig auf die Andere stützt," flüsterte man sich zu, „ist die Mutter des Gefangenen; die Andere aber, die jetzt den Schleier zurückschlägt und ein so todbleiches Gesicht hat, ist die schöne Kitty, seine Braut."

Jetzt erschienen die Richter und der Gefangene wurde vorgeführt. Dann zog man, um der Form ein Genüge zu thun, die Geschworenen und die Verhandlungen begannen. Es war aber Alles, wie schon oben gesagt, eine bloße Farce und in weniger als einer Stunde hatten die Geschworenen das „Schuldig" ausgesprochen.

„Schuldig!" hallte es im Saale wider und ein unaussprechlicher Tumult entstand. Man hätte glauben können, die Menge würde das Gebäude einreißen, aber sowie der Richter mit donnernder Stimme Ruhe gebot, fügte sich Alles wieder zur Ordnung.

„Gefangener vor den Schranken," sprach jetzt der Richter, „habt Ihr noch etwas zu sagen?"

Dennis Regan erhob sein schönes Haupt und ließ seinen kühnen Blick rings herum schweifen.

„Nein!" erwiederte er dann kalt und ruhig.

In diesem Moment übertönte ein schriller Schrei die heftige Bewegung der Menge.

„Was, mein Knabe," gellte die Stimme, „willst Du Dich hängen lassen wie einen Hund? Und ohne Deine Unschuld zu betheuern?"

„Dennis, mein Geliebter," schluchzte zu gleicher Zeit die bleiche Kitty, „sag's ihnen um aller Heiligen willen, daß es nicht Deine Hand war, welche dem Harry Dauns den Todesstreich versetzte."

Dennis Regan erhob sich zu seiner ganzen Höhe und noch stolzer als zuvor blickte sein kühnes Auge.

„Theure Mutter und Du, Kitty, mein einziges Lieb," sprach er in feierlichem Tone, „ihr Beide wißt, daß mein Herz nicht grausam ist wie das eines Tigers und meine Hand nicht blutig wie die eines Mörders. Den Harry Dauns habe ich nicht mehr gesehen seit der Nacht, wo er mich einen Verräther nannte und ich ihn zwang, die Lüge mit seinen Zähnen hinabzuschlucken. Die Heiligen im Himmel mögen für immer ihre Hand von mir abziehen, wenn ich nicht rein bin von seinem Blute."

„Hören Sie's, Herr Richter?" schrillte jetzt die alte Frau. „Mein Knabe ist kein Mörder. Er hat es gesagt und er sagt die Wahrheit. Komm' her zu Deiner Mutter, Dennis, daß ich Dich an mein Herz drücke."

„Sheriff," donnerte der Richter, „bleibt bei Eurem Gefangenen, und Ihr, Weib, Ihr sprecht im Wahnsinn. Die Geschworenen haben das Schuldig gesprochen und ihr Spruch wird vollzogen werden."

Auf dieses hin entstand wieder ein Tumult ganz ohnegleichen, wie ein solcher nur in Irland möglich ist; mitten durch den Tumult hindurch aber verstand Kitty ganz deutlich, daß der Richter mit lauter Stimme verkündigte, heute über eine Woche werde der Gefangene, Dennis Regan, auf den Marktplatz von Lanark geführt und dort an seinem Nacken aufgehängt werden, bis der Tod erfolgt sei.

Deutlich genug hatte Kitty die Worte gehört und mit einem wilden Aufschrei sank sie bewußtlos zu Boden. Wie nun aber Dennis Regan sah, daß sie bleich und leblos hinausgetragen wurde, da meinte er, das Herz müsse ihm brechen, und auf seinen Stuhl niedersinkend, weinte er wie ein kleines Kind.

Unaufhaltsam rückte wieder der Stundenzeiger vor und es blieben nur noch zweimal vierundzwanzig Stunden bis zum Hinrichtungstage. Spät am Abend saß Kitty allein in dem kleinen Wohnzimmer, das wir kennen, denn die Mutter war von einer Nachbarin hinweggeführt worden; aber die Kitty von früher vermögen wir in ihr nicht mehr zu erkennen. Ihre Wangen blaß wie der Tod, ihr Auge eingefallen und verschwollen zugleich, ihre Lippen verschrumpft und ohne Farbe, ihre Beine kaum mehr fähig, den Körper zu tragen! So saß sie, ein Bild des entsetzlichsten Jammers, aber kein Wort der Klage trat über ihren Mund.

Da öffnete sich leise die Thür und Lord Talbot trat über die Schwelle. Er berührte sanft die Schulter der Jungfrau und mit unendlicher Wehmuth ruhte sein Auge auf ihr.

„Kitty," sprach er, „Du bist ein Engel, ein Engel von Liebe und Treue."

Sie rührte sich nicht und schaute nicht einmal auf.

„Ich wußte bisher nicht," fuhr er fort, indem er sich voll Trauer und doch voll Hinneigung über sie niederbeugte, „mit welch' starken Banden Du an Deinen Dennis gekettet seiest; jetzt weiß ich es. Aber es wird Dein Tod sein, wenn Du Dich noch länger in Deinem Kummer verzehrst."

„Wenn man," hauchte sie kaum hörbar und immer noch ohne sich zu rühren, „ihn zum Tode führt, so will ich keine Stunde länger leben."

Sie schwieg wieder und ebenso schwieg auch er. In seinem edlen Gesichte aber kämpften Mitleid, Liebe und Hochherzigkeit sichtlich mit einander.

„Kitty," nahm er endlich von Neuem das Wort, „bei Deiner Seelen Seligkeit, bist Du gewiß, daß Dennis Regan unschuldig ist an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen?"

Jetzt fuhr Kitty auf und sah dem jungen Lord voll und wahr in die Augen.

„So wahr ich," sprach sie tiefernst, „auf des Himmels Gnade hoffe, ja, er ist unschuldig. Der falsche Harry Dauns hat sich, um ihn dem Verderben zu überliefern, heimlich von hier entfernt und hält sich seither auswärts tief verborgen, als wäre er nicht mehr unter den Lebenden."

„Woher weißt Du dieß, Kitty?" fragte der junge Lord.

„Der Pater Philipp," erwiederte sie mit einer Zuversicht, die nichts erschüttern konnte, „hat es mir gesagt, und der Pater weiß Alles."

„Sonderbar," murmelte der Lord für sich hin, „höchst sonderbar! Ganz dieselbe Versicherung hat der Pater auch mir gegeben, und er, der alle Geheimnisse seiner Beichtkinder kennt, kann sich hierin nicht täuschen. Kitty," sprach er dann laut und entschlossen, „ich habe Dich heiß geliebt. Nicht mit den Sinnen, sondern mit dem tiefinnersten Herzen, und jetzt werde ich Dir beweisen, welches Opfer ein britischer Edelmann dem Mädchen bringen kann, das er liebt. Trockne Deine Thränen; Du sollst Deinen Dennis haben. Wenn Du aber nach Kurzem in weiter Ferne glücklich mit ihm lebst, dann denke zuweilen des Mannes, der sein eigenes Sehnen bezwungen, um das Deine zu stillen."

Er drückte einen kurzen Kuß auf ihre Stirn und schritt dann hocherhabenen Hauptes zur Thüre hinaus. Nicht aber nach seinem Schlosse lenkte er seine Schritte, sondern nach der bescheidenen Behausung des Pater Philipp, und mit diesem hatte er dann eine lange Unterredung.

Und Kitty? Mit großen Augen und verhaltenem Athem schaute sie ihm nach und dann dämmerte es wie Hoffnung in ihrem Gesichte auf.

Die zweimal vierundzwanzig Stunden verrannen, wie die vorhergegangenen, und der verhängnißvolle Tag, an dem die Exekution an Dennis Regan vollzogen werden sollte, war da. Schon in der Nacht zuvor hatte man auf dem Marktplatz von Lanark ein lautes Hämmern vernommen, und dieß Hämmern rührte davon her, daß man daselbst auf einer breiten, erhöhten Plattform, zu der einige Stufen hinaufführten, einen hohen Galgen errichtete. Auf zehn Uhr Morgens war die Hinrichtung festgesetzt, wie man aus den Zeitungen und aus angehefteten Plakaten erfuhr; aber schon lange vorher strömte eine ungeheure Menschenmenge auf dem Marktplatz zusammen, denn nicht nur die Einwohnerschaft von Lanark selbst war auf den Beinen, sondern die Umgebung des Städtchens mit den vielen Dörfern und Gehöften lieferte ein mindestens ebenso starkes Kontingent. Kopf an Kopf drängten sich die Leute — Männer, Weiber und Kinder, — und besonders um die Plattform herum hätte kein Blatt Platz gefunden, um auf die Erde zu fallen. Aber nicht genug an dem, auch alle Fenster sämmtlicher Häuser waren dicht besetzt, und selbst auf den Dächern hatten Viele sich mit Lebensgefahr postirt. Nicht minder erklommen Viele die Pfeiler der großen St. Stephanskirche, und auf den Bäumen, welche den Marktbrunnen umgaben, hingen für heute ganz seltsame Früchte, nämlich energische Buben, welche sich in den Zweigen festsetzten. Kurz, es war ein Auflauf, der nicht

größer hätte sein können, wenn die Königin von England selbst ihren Einzug in die Thore von Lanark gehalten haben würde, und um so auffallender mußte es daher erscheinen, daß es wenigstens einen Einzelnen gab, der von all' diesem entsetzlichen Treiben auch nicht das Mindeste wissen zu wollen schien. Dieser Einzelne, ein Bursche von höchstens achtzehn Jahren und sehr einfach gekleidet, ohne irgend welches Abzeichen, hielt in einer Nebenstraße unweit des Marktplatzes ein gesatteltes Pferd an der Hand, und das Pferd, ein herrliches Thier, das dem Stalle eines Fürsten Ehre gemacht haben würde, mochte wohl an ihn gewöhnt sein, denn so ungeduldig es auch von Zeit zu Zeit in den Zügel biß oder sich aufzubäumen versuchte, gehorchte es doch seinem Zuspruch augenblicklich, und hütete sich selbst, zu wiehern, wenn er ihm freundlich den Hals tätschelte.

Warum der einfache Bursche mit dem hochedlen Rosse wohl in der so ziemlich menschenleeren Nebengasse hielt? Ich kann es nicht sagen, aber vielleicht geschah es, um das Menschengedränge zu vermeiden, denn durch dieses schmale Sträßchen eilten verhältnißmäßig nur Wenige dem Marktplatze zu. Einige Männer jedoch, die ihr Weg hindurchführte, blieben unwillkürlich stehen, als sie den prächtigen Vollblutrenner erblickten.

„Wem gehört dieß Pferd?“ fragte einer derselben.

„Meinem Herrn,“ erwiederte der Bursche.

„Und wer ist Dein Herr?“ war die zweite Frage.

„Ich warte auf ihn,“ meinte der Bursche, sich auf dem Absatze umdrehend.

„Verdammt kurz angebunden,“ rief nun der Frager zornig, und ohne Zweifel würde es zum Streite gekommen sein, wenn die Leute nicht sämmtlich so sehr geeilt hätten, auf den Marktplatz zu kommen.

So blieb der Bursche ganz unbehelligt und kein Mensch hatte eine Ahnung davon, wem er selbst und das edle Thier, das er hielt, wohl angehören möge.

Da endlich ertönten vom Kirchthum von St. Stephan zehn Schläge, und mit dem zehnten Schlage öffnete sich die breite Thüre des Gefängnisses. Heraus trat zuerst der Sheriff, gefolgt von zehn oder zwölf Soldaten, welche die Bajonnette auf ihre Musketen aufgepflanzt hatten. Dann kam der zum Tode verurtheilte Dennis Regan, die Hände über der Brust zusammengebunden, und neben ihm her schritt der Pater Philipp, einen Rosenkranz in der Hand. Den Schluß bildete abermals eine Abtheilung Soldaten, welche ihre Gewehre fest an sich drückten, um jeden Augenblick, wenn es nöthig sei, einschreiten zu können.

Vor der Plattform, auf welcher der Galgen errichtet war, angekommen, machte der Zug Halt und der Sheriff stieg auf die Plattform hinauf. Hinter ihm drein schritt Dennis Regan, der Pater hart an seiner Seite. Die Soldaten aber umringten die Plattform, so daß sie Mann an Mann standen.

Hart neben den Galgen hatte sich der Henker postirt und der Sheriff trat an dessen Seite. Dennis Regan aber ließ schnell sein Auge über die Menge hin schweifen, und man bemerkte, daß sein Blick an entschlossener Kühnheit nichts eingebüßt hatte, obwohl seine Wangen eine Marmorblässe bedeckte. Gleich darauf kniete er vor dem Pater Philipp nieder und nach einem langen, leisen Gebet ertheilte ihm dieser die letzte Absolution.

Aus der Mappe eines Kriminalisten.

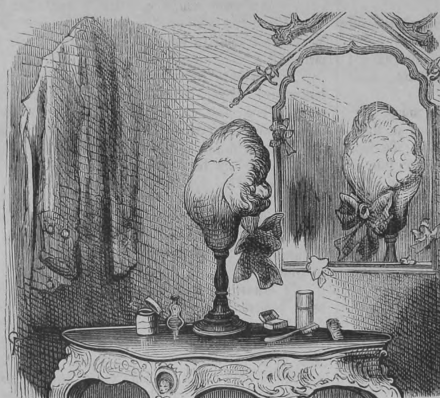
Nach Skizzen von **W. Köhler.**



Der verwickelte Fall.



Ein gewiegter Vertheidiger.



Vorspiegelung falscher Thatsachen, verbunden mit Unterschleife.



Einbruch.

Währenddem herrschte unter der großen Menge die tiefste Stille, nur unterbrochen von dem Schluchzen und Weinen der Weiber, das diese nicht bewältigen konnten. Sowie aber der Pater Philipp sich von den Knieen erhob und den Gefangenen nach einer zärtlichen Umarmung dem Sheriff überließ, erhoben sich in der Masse wilde Schreie, denn nunmehr mußte es in der nächsten Minute zur Todesvollstreckung kommen.

Langsam schritt Pater Philipp den Stufen zu, welche von der Plattform auf den Marktplatz hinabführten, und eben betrat er die erste Stufe, als er mit einem hörbaren Seufzer plötzlich zusammensank.

„Unser guter Pater Philipp stirbt!“ brüllten etliche Stimmen. „Der Schreck dieses schändlichen Mordes hat ihn getödtet!“

Ein furchtbarer Tumult entstand, denn der Pater wurde von seinen Beichtkindern angebetet, und in Folge dieses Tumults eilte der Sheriff selbst herbei, den Pater zu unterstützen. Die Soldaten aber wandten all' die Köpfe nach der Szene hin, und selbst die Aufmerksamkeit des Henkers wurde auf einen Augenblick dahin gelenkt.

All' dieß, was ich hier erzählte, nahm nur den Zeitraum von einigen wenigen Sekunden in Anspruch, aber wie benützte der Gefangene diese Sekunden? Sowie der Sheriff den ersten Schritt gegen den zusammengesunkenen Pater hin that, überzog sein Gesicht eine dunkle Röthe, und mit einem Satze, den ihm nur die Ueberanstrengung aller seiner Kräfte möglich machte, sprang er über die Köpfe der Soldaten unter ihm hinweg von der Plattform herab in die Menge.

„Hurrah! Hurrah! Platz! Platz! Laßt ihn durch und schließt die Reihen wieder!“ brüllten Tausende zumal, und wie mit einem elektrischen Schlage öffnete sich für Dennis Regan eine Gasse, die unmittelbar hinter ihm abermals einen undurchdringlichen Kordon bildete.

Dennis Regan rannte für sein Leben, und in unglaublich kurzer Zeit hatte er die kleine Gasse erreicht, wo der junge Bursche mit dem unvergleichlichen Renner hielt. Der Bursche hielt bereits ein Messer in der Hand und schnitt die Stricke durch, womit die Hände des Flüchtlings über der Brust zusammengebunden waren. Dann sprang Dennis Regan auf das Roß und wie ein Sturmwind flog dieses mit ihm davon.

Was nun noch weiter folgte, ist mit wenigen Worten erzählt. Unmittelbar nach dem kühnen Sprunge des Dennis Regan forderte der Sheriff die Soldaten auf, nach demselben zu feuern. Der kommandirende Offizier aber weigerte sich dessen, weil man nothwendig hätte in die Menge hineinschießen müssen und dadurch höchst wahrscheinlich sehr viele Unschuldige getödtet oder doch verwundet worden wären. So gelang es dem Entsprungenen, das weite Feld außerhalb der Stadt und gleich darauf die bewaldeten Berge zu gewinnen, ehe noch die Pferde gesattelt waren, auf denen dann ein Detachement Berittener seine Spuren verfolgte. Die Verfolgung blieb also gänzlich resultatlos, und wie man später erfuhr, gewann Dennis Regan sogar gänzlich unbehelligt — der Telegraph spielte damals noch nicht — einen Seehafen, in welchem er sich mit Mitteln, die dort für ihn bereit lagen, nach Amerika einschiffte. Eben dahin folgten ihm nach wenigen Wochen seine Mutter und die schöne Kitty, die jetzt schnell wieder aufblühte, und auch für diese Beiden fehlten die nöthigen Mittel nicht. Wer aber lieferte die nöthigen Mittel? Ich kann es dem Leser mit völliger Bestimmtheit nicht sagen; ich denke aber, er wird es schon längst und ohne viel Mühe errathen haben.

Was den guten Pater Philipp anbelangt, so erholte er sich merkwürdig schnell von dem Unwohlsein, das ihn betroffen,

und er konnte sogar ohne irgend welche Unterstützung nach Hause gehen.

„Es war ein kleiner Schwindelanfall,“ meinte er, „der gar nichts zu sagen hat; dem Dennis Regan aber,“ setzte er dann noch lächelnd hinzu, als er der glücklichen Kitty den ganzen Hergang erzählte, „ist er doch von einigem Nutzen gewesen.“

Den jungen Talbot sah man nach den letzten Vorgängen viele Jahre nicht mehr auf seinen irländischen Besitzungen, denn er war nach England zurückgekehrt; wenn aber in Gesellschaft des guten Pater Philipp je auf ihn die Rede kam, so lüpfte er immer ehrerbietig sein Käppchen, das ihm die Tonsur verdeckte, und meinte, daß dieß der einzige Ketzer und Edelmann sei, vor dem, wenn es mit ihm einst zum Sterben komme, die Himmelspforte weit offen stehen werde.

Endlich muß ich noch anführen, daß nach Verfluß von etwa einem Jahre der Harry Dauns zur großen Verwunderung der ganzen Einwohnerschaft wieder in dem Städtchen Lanark erschien, und zwar ganz heil und gesund.

„O,“ erklärte er, über sein Verschwinden befragt, „ich hatte für gut befunden, einen kleinen Abstecher nach Wales zu machen, und wenn in meiner Abwesenheit der Dennis Regan gehenkt worden wäre, so hätte ich mir darob keine grauen Haare wachsen lassen.“

Er verschwand aber doch bald wieder, und jetzt für immer, denn allüberall, wo er sich zeigte, begegnete er nur der tiefsten Verachtung.

Die Temperenz-Musikhalle in London.

(Bild S. 201.)

Das amerikanische Leben bringt seltsame Erscheinungen hervor. Die Gegensätze sind fast auf allen Gebieten menschlichen Thuns und Denkens auf's Schroffste ausgesprochen. Neben der strengsten Frömmigkeit finden wir roheste Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, neben der härtesten Habsucht und dem engherzigsten Geiz die großartigste Mildthätigkeit, neben der peinlichsten Nüchternheit und Mäßigkeit die wüsteste Trunksucht und Schwelgerei. Der unmäßige Genuß spirituöser Getränke begann sich erschrecklich auszubreiten und rief eine Gegenströmung hervor durch eine Sekte, die sich Temperenzler, Mäßigkeitsmenschen, nannte. Zuerst überwogen bei dieser Partei die Frauen, jetzt zählt sie ebensoviel Männer zu Mitgliedern und jede große Stadt Amerikas besitzt davon Anhänger zu Tausenden. Ihr Auftreten war zuerst ebenso unangenehm wie jenes der Trunkenbolde. Sie zogen vor die Schenken und sangen stundenlang religiöse Lieder, sie stürmten die Verkaufslokale von geistigen Getränken und zertrümmerten Flaschen, Fenster, Gläser u. s. w. Der Erfolg hievon war, daß sie sich lächerlich machten. Allmälig jedoch organisirten sie sich zu festgeschlossenen Vereinen. Der Fanatismus wich kluger Ueberlegung und ihre Thätigkeit begann segensreich zu werden, und nun verpflanzten sich diese Bestrebungen auch nach England, wo sie zu einer wahren Wohlthat wurden. Der religiöse Grundton wurde hier gemildert und die humanen Ziele, die Sitten zu bessern, Noth und Armuth zu lindern, traten in den Vordergrund. Es bildeten sich großartige Mäßigkeitsgesellschaften, und eine derselben, die Ostcentraltemperenzverbindung in London, hat jetzt ein Vereinshaus, das ebenso eigenartig interessant wie schön ist.

Wir wollen unsere Leser durch unser Bild dahin führen. Das Haus ist benannt: „Temperenz-Musikhalle“ und ist Konzert- und Sitzungslokal, Restauration und Kirche zugleich. Zum Muster hat dem Bau das Citytheater in London gedient. Das Lokal ist Deklamationen, humoristischen Gesangsvorträgen, Bällen und Festlichkeiten für die Vereinsmitglieder gewidmet. Montag und Samstag Abend ist die Halle für volksthümliche Konzerte geöffnet und gegen Entrée für Jeden zugänglich; sie hat dann den Charakter einer Singspielhalle, wo jedoch durchaus ein anständiger, harmloser Ton in den Vorträgen herrscht. Es werden komische Lieder in Kostüm gesungen, Tänze aufgeführt und Musikstücke auf allen möglichen Instrumenten vorgetragen. An anderen Tagen der Woche werden darin Vorträge über Temperenzwesen gehalten und Sonntags dient die Halle als Kirche. Die Anfänge dieses Vereins datiren auf zwanzig Jahre zurück und der Einfluß auf Besserung der Sitten ist nicht gering anzuschlagen. An Getränken wird in der Temperenzhalle nur Limonade, Thee und Ingwerbier verabreicht, nebst Brod und Zwieback, zu billigen Preisen. In Zeiten der Noth hat die Halle jeden Morgen, einmal sogar siebenzehn Wochen hindurch, täglich Hunderten Darbender unentgeltlich Frühstück und je drei Tassen Thee verabreicht und so Tausenden über eine schwere Zeit hinweggeholfen. Diese Art Temperenzler stehen auf der Höhe ihres humanen Berufes.

Aus der Mappe eines Kriminalisten.



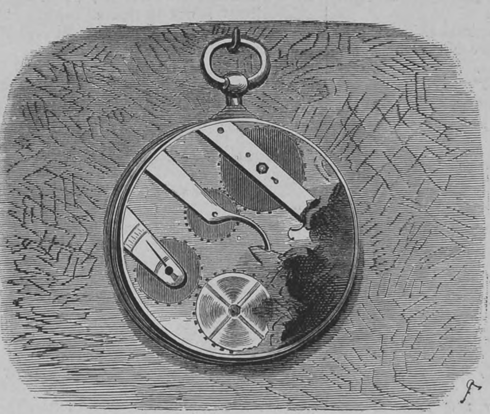
Todtschlag in gewinnsüchtiger Absicht.



Vatermörder.



Blutgericht.



Urtheil.



Der letzte Gang.

Lebensregeln.

Willst du einen Menschen zu Thaten stärken,
So laß ihn deinen Zweifel nicht merken.

*

Nimmst du ein Weib, das rath' ich dir,
So dir am Frieden gelegen ist,
Daß du in Kirche und Küche mit ihr
Desselben Glaubens bist.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Vierzigstes Kapitel.

Im Gefängnisse.

Seit langer Zeit schon befanden sich Jagon und Blanchard nicht mehr in Einzelhaft.

Die Einsamkeit hatte nicht vermocht, sie zum Geständnisse zu bringen; Beide leugneten: der Eine leise und mit gesenktem Haupte, der Andere zuversichtlich, ohne Widersprüche, mit festem Blicke.

Nun setzte man Jeden derselben in eine Doppelzelle und gab Einem wie dem Andern einen jener Genossen bei, die man in der Polizeisprache „Schafe" nennt, welche für Mithäftlinge gelten und die Aufgabe haben, mit dem eigentlichen Gefangenen vertraut zu werden und ihm gravirende Aeußerungen abzulauschen oder zu entlocken.

Aber Blanchard blieb schweigsam wie zuvor.

Jagon dagegen plauderte gern mit seinem „Wißbegierigen", wie er ihn nannte, erzählte ihm von seinen Reisen, hielt ihm Vorträge über die Geographie Afrikas, unterhielt ihn und brachte es, anstatt selber Geständnisse zu machen, dahin, daß er von ihm erfuhr, was draußen vorging.

„Da ich," sagte er mit Emphase, „jedenfalls in kürzester Zeit wieder meine gesellschaftliche Stellung einnehmen werde, so möchte ich gern im Laufenden bleiben über die Tagesbegebenheiten . . ."

Da nun die „Schafe" ebenfalls nichts nützten, beschloß man, die beiden Mitschuldigen einige Stunden hindurch zusammenzusperren. Man hoffte, daß sie vor einander ihre Maske fallen lassen, daß sie einander Vorwürfe machen, daß sie vielleicht in Streit gerathen würden über die ungleiche Vertheilung der Summe und daß man auf die Art erfahren würde, wo sich der Rest derselben verborgen befinde.

Aber nichts von alledem trat ein. Blanchard sagte zu Jagon nur das, was er ihm schon beim Untersuchungsrichter gesagt hatte: „Wenn Sie schuldig sind, sollten Sie doch so viel Barmherzigkeit haben, zu erklären, daß ich nicht Ihr Mitschuldiger bin." Und Jagon wiederholte lachend dieselbe Phrase.

Der Untersuchungsrichter glaubte nicht sehr an die Fabel, welche der Expeditor über seine Vergangenheit zum Besten gegeben hatte. Erkundigungen bei den französischen Konsuln Nordafrikas bestätigten zwar, daß ein Individuum Namens Jagon längere Zeit hindurch Afrika nach allen Richtungen hin durchstreift habe. Man konnte aber nicht ermitteln, wann jene Reisen begonnen hatten, die nach der Voraussetzung des Richters nur von kurzer Dauer gewesen sein mochten. Darum bestand derselbe auf seinem Vorhaben, die Vergangenheit Jagon's vor dessen afrikanischem Wanderleben ergründen zu wollen.

Photographieen desselben, welche man an die Polizeibehörden des Auslandes sandte, hatten keinen Erfolg. So dachte denn Herr von Beaudin, daß Jagon vielleicht in Paris selber unter einem andern Namen eine gerichtsbekannte Vergangenheit durchlebt habe, und daß er vielleicht von irgend einem ehemaligen Genossen, von irgend einem rückfälligen Sträfling wieder erkannt werden möchte.

Der Sicherheitschef wurde also beauftragt, den Gefangenen in Begleitung von zwei Detektivs umherzuführen. Jagon schien über diese gezwungene Promenade sehr vergnügt.

„Ich freue mich wirklich, wieder einmal frische Luft zu athmen. Und dann war es schon längst mein Wunsch, die verschiedenen Arrestlokale von Paris kennen zu lernen. Ich hatte früher oft gedacht, mir die Erlaubniß dazu vom Herrn Polizeipräfekten erwirken zu wollen . . . aber er gestattet dieß so ungern. Und siehe da, heute wird meine längstgehegte Neugierde befriedigt. Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, Herr Claude!"

„Schon gut, schon gut," entgegnete dieser, indem er ihn in einen Fiaker steigen ließ. „Weniger Phrasen, mein lieber Herr Jagon, weniger Zuversicht vor Allem! Sie werden vielleicht noch vor Abend ein wenig die Ohren hängen lassen."

„Aber es ist ja dieß nicht Zuversicht meinerseits," sagte Jagon, indem er im Fond des Wagens Platz nahm, „es ist Freude! Bedenken Sie nur, eine so interessante Rundfahrt an Ihrer Seite, Herr Claude, vor dem sich alle Pforten öffnen! . . ."

Der Sicherheitschef konnte sich nicht enthalten, zu lachen. Er liebte die lustigen Verbrecher.

Die Gefangenen befanden sich eben sämmtlich in ihren Werkstätten. Die Ankunft eines Besuchers ist da immer ein Ereigniß und man unterbricht dann gewöhnlich die Arbeit, um den Neuangekommenen in Augenschein zu nehmen; die Einen erheben den Kopf und schauen ihn offen an, die Anderen werfen ihm verstohlene Blicke zu; Alle aber könnten sein Porträt liefern, sobald er fort ist, und unterhalten sich noch lange über ihn.

Herr Claude hatte Jagon verboten, die Hände in die Tasche zu stecken. „Sie sind zu eigenthümlich, um diesen Herrschaften vorenthalten werden zu dürfen." Und der Angeklagte hatte, diesem Befehle Folge leistend, dieselben um seinen Hut gelegt, den er vor sich hielt.

Sonst in Allem ungehindert, hatte Jagon ganz das Ansehen eines privilegirten Besuchers, dem man die Honneurs des Gefängnisses macht. Er war ganz unbefangen und schaute ebenso fleißig herum, wie er selber fleißig beobachtet wurde.

Der Zweck dieses Besuches wurde den Gefangenen nicht gleich kund gegeben. Man wollte den Sträflingen Zeit lassen, unter einander über den Besucher zu plaudern und dabei ihren Wächtern oder Spionen ein etwaiges Wiedererkennen zu verrathen.

Von Saint Pélagie aus begab man sich nach der Santé, dem prachtvollen Gefängnisse am Ende des Boulevards Arago; wenn ein Gefängniß überhaupt prächtig genannt werden kann.

Jagon bewunderte sehr die innere Einrichtung dieses Gebäudes und konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß er gar nichts dagegen haben würde, seine Tage daselbst in der Zurückgezogenheit beschließen zu können.

„Sie sind zu bescheiden," sagte der Sicherheitschef. „Sie werden ein weit besseres Lokal erhalten."

Man machte sich wieder auf den Weg.

„Werden wir nicht auch einen kleinen Blick werfen in das Frauengefängniß von Saint Lazare?" fragte Jagon.

„Nein," entgegnete Herr Claude, „das wäre grausam, den armen gefangenen Damen einen so hübschen Burschen zu zeigen, wie Sie sind! . . ."

„Ha, ha, ha," lachte Jagon, „Sie meinen zu scherzen? Aber unsereins hat auch seine schönen Stunden gehabt!"

„Wo denn?" fragte Herr Claude mit einem raschen Blick seiner kleinen blauen Augen.

„Aber natürlich in Afrika, mit den Alméen von Kairo, den Negerinnen Sudans und einigen Nubierinnen . . ."

„Alles in Afrika und nur in Afrika . . . Erzählen Sie mir doch lieber einmal zur Abwechslung einige Ihrer Pariser Liebschaften."

„Ich habe hier wirklich nie eine gehabt, ich versichere Sie," machte Jagon zutraulich. „Ich habe fast mein ganzes Leben dort drunten zugebracht und Sie werden sehen, daß mich kein einziger Ihrer Sträflinge wiedererkennen wird."

„Wir werden nichtsdestoweniger einen kleinen Abstecher zu den Verurtheilten machen. Sie wissen, Place de la Roquette . . ."

„Ach ja, ich weiß. Das ist dort, wo die zum Tode Verurtheilten bis zu ihrer Hinrichtung verwahrt werden. Werden Sie mich einige dieser interessanten Zellen besichtigen lassen?"

„Unnöthig, sie sind in diesem Augenblicke alle unbesetzt."

„Wie schade! Sie hätten mich sehr interessirt."

„Na, Sie sehen sie vielleicht ein andermal," sagte der Sicherheitschef gutmüthig. „Wir werden nur die Werkstätten besuchen. Ich versichere Sie, ich habe viel Vertrauen auf dieses Gefängniß. Man findet da alte Bekannte wieder, ehemalige Galeerensträflinge, oder auch neue, welche dort ihre Abreise nach Neu-Caledonien erwarten."

„Und dann die Centralisten!"

„Wie?" sagte Herr Claude, „Sie kennen diesen Ausdruck? Er ist ja fast rothwälsch."

„Nun, und ist das Rothwälsch heutzutage nicht viel zitirt? Alle Welt weiß ja doch, daß man Centralisten Jene nennt, welche zum Zuchthaus verurtheilt sind. Wie zum Beispiel der arme Blanchard einst ein Centralist gewesen ist."

„Sie sind sehr dreist, mir selber von Ihrem Mitschuldigen anzufangen," sagte der Sicherheitschef.

„Aber ich spreche ja da nicht von meinem Mitschuldigen, sondern von einem Individuum, welches in der Affäre des Boulevards Bessières kompromittirt ist. Der arme Teufel ist vielleicht eben so unschuldig wie ich."

Der Wagen hielt vor La Roquette und Herr Claude stieg aus mit seinem Gefangenen und den beiden Detektivs.

Einundvierzigstes Kapitel.

Erkannt!

Der Sicherheitschef begab sich vor Allem zum Gefängnißdirektor, welchem er sein Anliegen mittheilte. Mit diesem und dem Gefangenen trat er dann in das Innere des Gefängnisses.

Sie traten zuerst in jenen Saal, wo die „Toilette" aller jener Verurtheilten gemacht wird, welche auf längere Zeit in irgend ein Staatsgefängniß kommen. In demselben Saale ist es auch, wo der Scharfrichter die Toilette seiner Verurtheilten macht; wo er ihnen die Hände bindet und sie leiblich für die Guillotine vorbereitet, wie der Geistliche dieß geistig thut.

Für heute aber hatte Jagon hier noch nicht Toilette zu machen. Wie er diesen Saal durchschritt, konnte man ihn ganz gut für einen wißbegierigen Besucher halten.

Von da aus führt ein Gitter in den „Hof" der Gefangenen. Er dient denselben zugleich als Promenade und als Speiseraum.

Bänke, die an den Mauern angebracht sind, dienen zugleich als Sitze und als Tisch für die Becher und Schüsseln. Ein schmales Dach über denselben schützt die Sträflinge nur unvollkommen vor plötzlichem Regen oder der Sonnenglut.

Der Sicherheitschef, bekannt mit den Gewohnheiten des Hauses, hatte die Zeit gewählt, wo die Mehrzahl der Gefangenen sich im Hofe befand. Er lud Jagon ein, sich daselbst nach Gefallen zu ergehen. Dieser benützte die Erlaubniß, und den Hut in der Hand, als ob ihn die Hitze belästige, inspizirte er das Ganze. Er näherte sich zuerst der Wirthschaft, welche gerade von einigen zwanzig Sträflingen besetzt war, bei denen ein Aufseher darüber wachte, daß keiner mehr als ein Glas Wein trinke.

Dann durchschritt er den Hof nach seiner ganzen Breite und besuchte jene beiden Partieen desselben, welche die Sträflinge das „Palais Royal" und das „Café Riche" nennen, und wo sich mit Vorliebe die „Berühmtheiten", die „Helden" des Ortes aufhalten, jene Aristokraten des Verbrechens, die in die Welt keine Ersparnisse zurückzubringen brauchen und sich daher besser verköstigen können.

Obwohl Herr Claude Jagon hier volle Freiheit ließ, verlor er ihn doch nicht aus den Augen und sah mit Bedauern, daß er sich in diesem neuen Gefängnisse ebenso sicher fühlte wie in den anderen und seine Promenade mit ausgezeichneter Unbefangenheit machte.

Das war auch die Meinung des Direktors, welcher dem Sicherheitschef sagte:

„Ihr Gefangener scheint nicht mehr Angst zu haben, als ein junges Mädchen im Ballsaale."

„Sie haben Recht. Er ist sogar viel weniger besorgt als ich."

„Als Sie?"

„Ja wohl, ich. Niemand bemerkt es, aber ich fühle mich nie ganz behaglich in Ihrer — Villa. Es sind eine Menge Kerle zugegen, die ich persönlich habe einschachteln lassen. Sie kennen mich genau, und wenn sie mich in irgend einem Winkel hätten, würden sie mich mit Vergnügen ‚kalt machen'."

„Meine Wächter würden das nicht zulassen."

„Alle Achtung vor Ihren Wächtern, aber sie sind achtzehn gegen vierhundertfünfzig, und ehe die Wachposten zu Hülfe kämen . . ."

„O, die Sträflinge wissen, daß sie immer den Kürzeren ziehen würden."

„Ich glaube auch, ein eigentlicher Aufruhr ist hier nicht zu fürchten — so dumm sind sie nicht . . . Aber ein persönlicher, unbesiegbarer Racheburst kann plötzlich aufflammen in einem dieser Köpfe! Ohne zu rechnen, daß das Zuchthaus den meisten von ihnen verhaßt ist, und daß sie gern einen noch schlimmeren Streich ausführen würden, um nach Neu-Caledonien transportirt zu werden. Die Reise hat ihre Reize, entflammt die Einbildungskraft; überdieß gibt es aus dem Zuchthause kein Entrinnen, während da unten trotz aller Aufsicht . . ."

„Zugegeben," sagte der Direktor. „Und doch geschieht hier nie dergleichen. Ich komme fast nie in den Fall, Strafen zu diktiren. Unsere Strafzellen sind sämmtlich leer."

„So befinden sich also sämmtliche Sträflinge hier im Hofe?"

„Mit Ausnahme der Kranken und Derer, die ‚separat' sind."

„Aha, die Angeber! Sie befinden sich in einem eigenen Saale?"

„Ja wohl, in dem Saale neben der ‚Toilette'. Ich kann sie nicht hier unten haben, weil ihnen die anderen Gefangenen übel mitspielen würden."

Herr Claude ließ durch einen Wächter Jagon zu sich rufen, welcher sich eben, mit einer Cigarre im Munde, vor das „Café Riche" niedergesetzt hatte. Dann wandte er sich an den Direktor und bat ihn, sie in die Abtheilung der „Separirten" führen zu wollen.

„Nun, Herr Jagon, wie sind Sie mit Ihrem Ausfluge zufrieden?" fragte er den Gefangenen.

„Aber über die Maßen, Herr Claude. Wie interessant ist es hier! und — das Haus wird wirklich sehr nett gehalten," fügte er hinzu, indem er sich höflich gegen den Direktor wandte.

„Gehen Sie voran!" sagte ihm barsch der Sicherheitschef, den die Unverschämtheit seines Gefangenen zu ärgern begann.

Diese vorübergehende üble Laune kam vorzüglich aus der Nutzlosigkeit dieser ganzen Promenade. Uebrigens verlor Herr Claude noch immer nicht alle Hoffnung. Ein Sträfling konnte Jagon erkannt haben, ohne ihn doch verrathen zu wollen. Die Verbrecher haben manchmal ihr eigenes Ehrgefühl. Hingegen die Angeber, die Denunzianten, die „Musikanten" haben keine Skrupel und würden für ein Frankenstück, für ein Pfund Tabak oder eine Begünstigung von der Administration im Nothfalle Vater und Mutter verkaufen.

Man begab sich also in den Saal dieser „Separirten", in welchem ein Dutzend Männer in grauem Sträflingsgewande mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt war.

Sie erhoben sich und grüßten beim Eintritte der Besucher.

„Arbeitet nur weiter," sagte der Direktor.

Sie gehorchten; mit Ausnahme eines Einzigen, welcher stehen blieb, erstaunt, mit großoffenen Augen auf Jagon starrend.

Herr Claude bemerkte diesen Blick.

Jagon selber schien seinen unerschütterlichen Gleichmuth zu verlieren. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und ein nervöser Schauer krampfte seine Hände zusammen.

„Ah! endlich!" sagte sich der Sicherheitschef. „Jetzt wird uns endlich das Geheimniß klar werden, mit welchem er sich umgibt! . . ."

(Fortsetzung folgt.)



Anekdoten und Witze.

Klargemachter Standpunkt.

Schauspielerin (zur Waschfrau, welche ihre Rechnung bringt): Wie kann Sie so unverschämt sein, mich zu mahnen?

Waschfrau (entrüstet): Unverschämt? Sie? Wer ist Ihre Sie? Was bildet Sie sich ein? Wenn ich fünf Groschen für ein Galeriebillet gebe, muß Sie ja vor mir in Ohnmacht fallen!

*

Zwei neuangekommene Maschinisten, so erzählt ein Ingenieur, liegen zu Georgetown in Demerara im Bette und machen zum ersten Male die Bekanntschaft von ein paar hundert guten, kräftigen Moskitos. Verzweifelnd verkriechen sie sich unter die Decke. Aber die Hitze ist unerträglich. Nach Luft schnappend, streckt Einer die Nase hervor, während gerade ein Leuchtkäfer über seinen Kopf fliegt.

„Komm' heraus, John!" ruft er seufzend, „jetzt suchen uns die Bestien gar mit Laternen!"

*

„Weißt Du schon, Karl Müller ist todt!"

„Was? Karl Müller? Schrecklich! Wie weh thut mir das! Er war ein so lieber Mensch!" erwiedert der eilige Freund.

„Du kommst doch zur Beerdigung?"

„Gewiß! Wann ist sie denn?"

„Morgen um zehn Uhr!"

„Morgen kann ich beim besten Willen nicht! Aber ich werde übermorgen kommen! Grüße bestens. Adieu!"

*

Die Abbitte.

„Aber, Fritzchen, wer wird zur Tante sagen, daß sie dumm sei? Gleich gehst Du hin und sagst ihr, daß es Dir leid thue!"

Fritzchen geht zur Tante hin und sagt:

„Es thut mir leid, daß Du dumm bist!"

*

Logisch.

Präsident: Wie sind Sie, Unglücklicher, eigentlich dazu gekommen, Ihre Ehre, Ihre Freiheit, Ihr ganzes späteres Leben so leichtsinnig dadurch zu verscherzen, daß Sie Ihrem Kläger erbärmliche dreißig Pfennig aus der Kasse entwendeten?

Angeklagter: So ganz Unrecht haben Sie freilich nicht, Herr Präsident, — aber es war nun einmal nicht mehr drinnen in der Kasse.

*

Als probates Mittel gegen die überhandnehmenden Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten schlägt ein amerikanisches Blatt vor, der Ehescheidung gesetzlich zwar nichts in den Weg zu legen, den Ehemann aber auf alle Fälle zu verurtheilen, die eventuelle Schwiegermutter bei sich behalten zu müssen.

*

Geschäftsklug.

„Kellner, Sie rechnen mir ja für das Rührei sechzig Pfennig an! Ich denke, es kostet nur fünfzig?"

„Im Allgemeinen, mein Herr, haben Sie allerdings Recht. Sage ich aber im Speziellen fünfzig Pfennig, dann geben Sie mir ein Fünfnickelstück glattweg; wenn ich aber irrthümlich sechzig Pfennig fordere, dann muß ich mehrschentheils auf eine Mark wieder herausgeben, worauf dann das sogenannte Trinkgeld erfolgt!"

*

Beim Zahnarzt.

Ein Zahnarzt, welcher gewohnt ist, sich zwei Thaler für jede Operation zahlen zu lassen, empfängt den Besuch eines Patienten, dem er eine Zahnwurzel entfernt. Der Patient legt einen Thaler in die Hand des Doktors, dieser läßt den Thaler wie aus Ungeschick fallen, hebt denselben auf, wirft sich aber dann auf die Kniee und schaut unter's Sopha.

„Was machen Sie?" fragt der Patient. „Sie haben ja den Thaler."

„Ich suche den andern," erwiedert der schlaue Zahnkünstler.

Rezepte.

Kitt für Dachlichtfenster. Wenn Glasdächer ꝛc. mit eisernem Rahmenwerk versehen sind, so ist es sehr schwierig oder wohl gar unmöglich, dieselben auf gewöhnlichem Wege wasserdicht herzustellen, weil beide Materialien sich beim Temperaturwechsel sehr verschieden ausdehnen. Man verfahre in folgender Weise: 1 Theil Talg und 2 Theile Harz werden zusammengeschmolzen, darin schmale Streifen von Leinwand getaucht und mit diesen werden die mit Glaserkitt neu ausgestrichenen Fugen so bedeckt, daß $^1/_2$ oder $^1/_4$ Zoll der Breite derselben unter die Ränder der Glastafeln zu liegen kommt, dann drückt man die Tafeln so lange fest, bis die Fettmasse der Streifen völlig erkaltet ist.

*

Benzinmagnesia, das vorzüglichste Mittel gegen alle Fettflecken bereitet man durch Vermischen von gebrannter Magnesia mit reinem Benzin zu einem steifen Brei, aus welchem die Flüssigkeit nicht abtropft.

*

Lackirte Thüren, welche gelb geworden, erhält man sehr schön weiß, wenn man dieselben heraushebt und in der Sonne mehrmals vermittelst eines Schwammes mit verdünntem Chlorwasser wäscht. Dabei muß aber das Einathmen des Chlors möglichst vermieden werden.

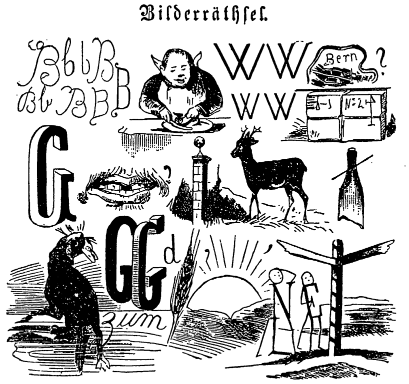
*

Waschen der Glacéhandschuhe. Man zieht die Handschuhe an, bestreicht sie mit Eigelb und wäscht sie in lauwarmer Milch rein, spült sie mit reiner Milch nach und läßt sie unter öfterem Anziehen allmälig trocknen.

*

Faßpech für Bierbrauer. Das gerühmte bayerische, Augsburger ꝛc. Faßpech soll aus 100 Theilen Kolophonium mit 2—3 Theilen reinem Fett bestehen.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 183:

Im Haus, das Vorrath viel enthält,
Ist eine Mahlzeit bald bestellt.

Charade.

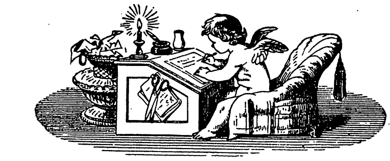
1. 2.
Den beiden Ersten dankst du tausend Freuden,
Der Liebe Blick, Natur- und Kunstgenuß.
3.
Die Letzte gibt ein treuer Freund im Leiden,
Gibt Hoffnung dir noch bei des Lebens Schluß.
1. 2. 3.
Das Ganze, eine unscheinbare Blüte,
Zart aufgesproßt auf moos'gem Waldesgrund,
Macht sie in stiller, unbewußter Güte
Die beiden Ersten helle und gesund.

L. F.

Auflösung des Anagramms Seite 183:

Weichsel, Schwiele.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. P. F. in Eberswalde. Sie haben Talent, das jedoch der Ausbildung durch gründliches Studium bedarf. Villmar, deutsche Nationalliteratur.

Hrn. S....... in Prag. Zu großer Vorrath.

Hrn. Joh. Willcord in Dr. Senden Sie gefälligst diese Aufgabe mit Lösung zur Prüfung an uns ein.

Hrn. F. P. in Nürnberg. Diese Frage kann Ihnen nur der Vorstand der Kriegsschule in München beantworten.

Eine rathlose Ausländerin in Doberan. Schaffen Sie sich die Novellensammlungen: „Der Heirathsdamm", Stuttgart, Hallberger, oder: „Unterirdisch Feuer", Leipzig, Schlicke, an. Diese 18 kleinen Erzählungen eignen sich für Ihren Zweck vortrefflich. Es wird Niemand da Einspruch erheben.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Emilie Amelyn, Zürich; Marie Schneider, Brünn; Anna Hoslowitz, Nauen; Mathilde F., Spremberg; A. H., Wien; Frau Emma Oron, Wien; H. Hyronimus, Stettin; Amalie Niemeyer, Ulm; Hrn. A. Hofmann, Bielitz; C. Pater, Wien; P. Molitor, Luxemburg (zu gelegentlicher Benützung zurückgelegt); J Schaupert (?). Degenhardt, Erfurt; A. Meßner, Oels-Arnau; T. Fiebig, Buchatz; O. R., Perleberg; K. Seubert, Berlin; R. Günther, Kassel; H. Simler, Luzern; F. Pausig, Leipzig.

Hrn. J. F. in C. Wenden Sie sich an die Redaktion der „Chemikerzeitung" in Gotha oder jene der „Industrieblätter" zu Berlin. Auch im Verlag von Hartleben in Wien und Voigt in Weimar sind derartige Fabrikationsbücher erschienen.

Frln. E. N. in Gütersloh. Durch die italienischen Unterrichtsbriefe, welche in Leipzig, Verlag des „Hausfreund", erschienen. Schaffen Sie sich das Büchlein: „Anweisung zur gründlichen und schnellen Erlernung der amerikanischen Brillantglanzbügelei (Plätterei)", durch Bertha Hennig, Dresden, kleine Plauen'sche Straße 34, zu beziehen, an.

Hrn. E. Kuliffay in N. Richten Sie Ihre Zuschrift unter der Adresse des Verlegers an den Herrn.

Hrn. W. Thiry in Luxemburg. Fordern Sie Aufklärung von der Firma durch rekommandirten Brief.

Hrn. Ign. Seimb.. in Wien. Wir haben keine Zuschrift von Ihnen erhalten.

Hrn. S. W. in Denz. Storch & Kramer in Berlin, Gaillard in Berlin, Seitz in Wandsbeck.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent in Neustadt. Waschen der Hände mit flüssiger Glycerinseife ist gegen Rauhheit empfehlenswerth. Im Winter dürfen Sie niemals ohne Handschuhe sich kalter Luft aussetzen.

Hrn. B. P. in Kolin. Ohne persönliche Untersuchung ist es nicht möglich, ein Urtheil zu fällen. Wir rathen Ihnen unbedingt, sich in das Hospital zu Prag aufnehmen und dort bis zur vollkommenen Heilung behandeln zu lassen.

Anfragen*).

15) Wie färbt man blonde Augenbrauen?

Einer, der den Karneval in Mainz mitmachen will.

Antworten.

Auf 15): Man schneidet eine bittere Mandel spitz zu, kohlt die Spitze an einer Lichtflamme und färbt damit auf die sauberste und einfachste Weise.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau. Zu bez. durch alle Buchhdlg.



Eleganteste Ausstattung in schwarzem und rothem Druck. — Fein gebunden

---

Prämiirt Obstprodukten-Ausstellung Dresden 1879.

Feinstes neues

Aepfel- und Traubengelée

offeriren in Fäßchen von 5 Kil. zu 1,20 Mark, von 12½ und 25 Kil. zu 1 Mark pr. Kilo unter Nachnahme. 178

Wirtz & Zimmermann,
Obstgelée-Fabrikanten
Mülheim a. Rhein.

Ist der Zustand

eines Leidenden auch besorgnißerregend oder scheinbar hoffnungslos, so wird er aus dem Buche **„Praktische Winke für Kranke"** neue Hoffnung schöpfen u. volles Vertrauen zu einem Heilprincip gewinnen, welches sich durch große **Einfachheit,** ganz besonders aber durch **nachweisbare Wirksamkeit** auszeichnet. Die in dem Buche: Praktische

Winke für Kranke

abgedruckten Briefe glücklich Geheilter beweisen, daß selbst solche Kranke noch die ersehnte Heilung fanden, welche anderweitig vergeblich Hilfe suchten. Obiges Buch kann daher **allen Leidenden** wärmstens empfohlen werden, umsomehr als auf Wunsch die Cur brieflich und **unentgeltlich** durch einen praktischen Arzt **geleitet wird.** Die Mittel sind überall leicht zu beschaffen; ein Versuch fast kostenlos. Gegen Franco-Zusendung von 20 Pf. zu beziehen durch Th. Hohenleitner in Leipzig und Basel.

Bode & Trone, Hannover.



Diebessichere **Kassetten** elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Chubbschloß.

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Länge cm.	14	16	20	24	30	35	40
Breite cm.	10	12	15	18	20	25	30
Höhe cm.	6	8	8	10	11	12	14
Preis M.	9,50	10,50	13,50	19,50	24	32	40

inkl. Verp. in einer Kiste.

Fein lackirt und zum Festschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Preis M.	11,30	12,30	15,50	21,50	27,50	35,80	44

Kirchenstöcke. Diebessichere Schränkchen.

Preiscourant gratis u. franko. 200

Interessante Weihnachtsgeschenke!



Zauberapparate, womit Jedermann ohne besondere Geschicklichkeit eine Gesellschaft auf das Vortrefflichste unterhalten kann, zum Beispiel:

Zauber-Cigarrentaschen, welche man je nach Wunsch gefüllt oder leer präsentiren kann, äußerst scherzhaft, 2, 3, 4, 6 M.

Dieselben für Zündhölzer 1 M. 25 ₰.

Zauberfächer, ein reizender Scherz für Damen, gleichzeitig zum praktischen Gebrauch, 3, 5, 7 und 10 M.

Zauberbilderbuch, ein Jeder, den man hineinschauen läßt, erblickt andere Bilder, 2 M.

Zauberkästen, gefüllt mit den neuesten Taschenspieler-Apparaten, für Kinder sehr zu empfehlen, da dieselben zum Nachdenken anregen und Gewandtheit erzeugen, 5, 7, 10, 20 bis 200 M.

Versandt gegen Baar oder Nachnahme umgehend. — Preislisten über sämmtliche existirende Zauber- und Nebelbilder-Apparate, Laterna magica ꝛc. gratis. 152

Wilh. Bethge, Magdeburg, Petersstr. 2.

Zur **„Hefenfabrikation"** in Verbind. mit Brennerei, Brauerei, Essigfabrikation oder — **für sich allein** — sowie den damit zusammenhängenden Maisch- u. Gährungsmitteln, als: **chemische Trockenhefe,** Backpulver, Hefenmehl u. dergl. trockene und flüssige **Hefensurrogate,** geben wir Anleitungen, Spezialrezepte, Rath u. Ausk. nach neuester, rationeller Praxis der Gährungskunde. — Ebenso für **Wein-, Bier-, Liqueur-, Essig-** und andere 203 **chemisch-technische Fabrikationen.**

Näheres, Programm u. Katalog gratis.

W. Schiller & Cie., Berlin, Raupachstr. 12.
Landw., chem.-techn. Lehrinstitut. Etabl. 1850.



Das **artistische Institut** von

H. Schoenfeldt,

Berlin SW., Gitschinerstrasse 5,
fertigt als Spezialität:

Lebensgrosse Porträts

in **Photographie,** 45 × 58 Ctm. Bildgrösse, oder in **Oelfarben** auf Leinwand gemalt, 40 × 48 Ctm. Bildgrösse,

pr. Bild für **nur 30 Mark!**

Es genügt die Einsendung einer vorhandenen Photographie (Visite- oder Kabinetformat) und Angabe der **Farbe** der Haare, der Augen, des Teints und event. des Bartes! Für vollendete **Porträtähnlichkeit** und feinste Ausführung wird **garantirt!** Wegen grösserer Bilder (Kniestück oder ganze Figur) verlange man gefl. mein Preisverzeichniss. Empfehle mein Institut auch den Herren **Photographen** angelegentlichst! 257

Jeden Bandwurm entfernt mit Kopf



der Unterzeichnete nach einer seit Jahren bei Tausenden von Personen erprobten einfachen Methode ohne Vor- oder Hungerkur in 2 bis 3 Stunden schmerz- und gefahrlos durch ein einfaches und leicht zu nehmendes Mittel, welches selbst versuchsweise ganz unschädlich ist. Garantie wird zugesichert und geschieht die Versendung des Mittels auf briefliche Bestellung mit genauer Gebrauchsanweisung unter Nachnahme. Sichere Kennzeichen sind: der **Abgang weißer nudel-** oder **kürbißkernartiger Theile,** welche sich zusammen- und auseinanderziehen. Andere muthmaßliche Kennzeichen sind: Wechsel der Gesichtsfarbe, matter Blick, blaue Ringe um die Augen, Abmagerung, Verschleimung, stets belegte Zunge, Verdauungsschwäche, Appetitlosigkeit abwechselnd mit Heißhunger, Uebelkeit, sogar Ohnmachten bei nüchternem Magen oder nach gewissen Speisen, Aufsteigen eines Knäuels bis zum Halse, stärkeres Zusammenziehen des Speichels im Munde, Magensäure, Sodbrennen, häufiges Aufstoßen, Schwindel, öfterer Kopfschmerz, unregelmäßiger Stuhlgang, Jucken im After, Koliken und wellenförmige Bewegungen, dann stechende saugende Schmerzen in den Gedärmen, Herzklopfen hauptsächlich bei Treppensteigen, Menstruationsstörungen. 250

Theodor Horn in Nürnberg, Wunderburgstraße 5.

Gratis-franko versende ich für jeden Liebhaber wichtige und interessante Mittheilungen über 182

Kanarienvögel.

R. Maschke,
St. Andreasberg im Harz.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 194

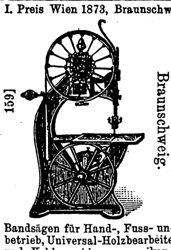
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis und franko.

Loreley, Sammlung auserlesener **Männerchöre** in Partitur, über 600 Seiten, schöner, klarer Stich, bequemes Taschenformat, 5. Aufl., brosch. 2 M., eleg. Leinwandbd. M. 2. 75. Inhaltsverzeichniss gratis und franko. 258

P. J. Tonger's Verlag, Köln a. Rh.

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 226
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

I. Preis Wien 1873, Braunschweig 1877.



Heckner & Co., Braunschweig. 159]

Bandsägen für Hand-, Fuss- und Dampfbetrieb, Universal-Holzbearbeiter, Hobel- und Kehlmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung.

Eine vollständige Bibliothek

plattdeutscher, gediegener Erzählungen, Gedichte ꝛc., von den besten Schriftstellern, enthaltend die Jahrgänge 1877 und 1878 des **„Plattdütschen Husfründ",** die, soweit der Vorrath reicht, zum **ermäßigten** Preise von à 2 Mk. 50 Pf. (anstatt 4 Mk. 50 Pf.) **portofrei** versandt werden.

Leipzig. **C. A. Koch's** Verlag.

Für 9 Mark.

10 ganze Meter schönen reellen **Kleiderstoff** und
1 woll. Damen-Umschlagetuch, solide,
1 elegantes wollenes **Kopftuch,**
3 weiße Damen-Taschentücher, rein leinen,
1 weißes halbseidenes Damenhalstuch

versendet Alles zusammen gegen Postnachnahme von 9 Mark die **Weberei** von **F. Oppenheim** in **Berlin,** Dresdenerstraße 54. 249

Damen, welche sich einen lohnenden Nebenverdienst verschaffen wollen, erhalten **unentgeltlich** Auskunft durch

Wilhelm Bertram,
135 Lauban in Schlesien.

Prof. Dr. Boettger's

DEPILATORIUM

(Enthaarungsmittel)

zur Entfernung von Haaren an allen Körperstellen. Aerztlich empfohlen. Preis 5 M. nebst Gebrauchsanweisung. Allein echt unter **Garantie** des Erfinders zu bez. d. **J. H. Roth,** Bergweg 11, 238 **Frankfurt a. M.**

Wiederverkäufern entsprech. Rabatt.

Flechten.

Ein sicher wirkendes Mittel gegen Flechten, ohne Schädigung der Gesundheit, versendet franko bei Einsendung von 5 Mark 110 die Hofapotheke in Wächtersbach.

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen.



Kragen LINCOLN.

Mey's Stoffkragen sind **keine Papierkragen,** denn sie sind mit **wirklichem Webstoff vollständig** überzogen, haben also genau das Aussehen von Leinenkragen.

Mey's Stoffkragen kosten das Dutzend nur 55 bis 70 Pfennige, also per Kragen **5 bis 6 Pfennige,** und sind anerkannt den leinenen Kragen vorzuziehen, da sie bei **vollendeter Schönheit der Form, untadelhaftem Sitzen, prachtvollem Appret,** welches die Annahme des Staubes und Schweisses sehr verhindert, nur so viel kosten, als man für leinene oder baumwollene Kragen „Waschlohn" zahlen muss. Dabei kann jedes Stück **„Mey's Stoffkragen" eine Woche getragen werden.**

Mey's Stoffkragen sind allen Denen warm zu empfehlen, die immer gern einen sauberen, gefällig sitzenden Halskragen tragen möchten, ohne sich darüber ärgern zu wollen, dass beim **Waschen** und **Plätten** die Kragen verdorben worden sind.

Es ist anerkannte Thatsache, dass ein sauberer Halskragen selbst die einfachste Kleidung eines Menschen wesentlich hebt, und da **Mey's Stoffkragen** alle Anforderungen an **Haltbarkeit, Billigkeit, Eleganz** der Form, **bequemes Sitzen** und **Passen** erfüllen, so sollte Niemand, der überhaupt Kragen trägt, verfehlen, dieselben **mindestens zu versuchen. Auch für Kinder** sind diese **Mey's Stoffkragen** ausserordentlich praktisch.

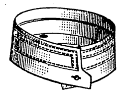


Kragen FRANKLIN double.

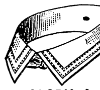
Mey's Stoffkragen müssen genau der Halsweite, resp. der Weite des Hemdenbündchens entsprechend, getragen werden.

Weniger als ein Dutzend per Façon wird **nicht** abgegeben.

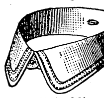
Wenn der Leser bedenkt, dass er für das Waschen und Plätten der leinenen Kragen mindestens 5 Pfennige pro Stück bezahlen muss, und wenn er dann sich erinnert, wie die Kragen oft aus der Wäsche verunstaltet, zu hart gestärkt oder schlecht gebügelt, oder durch das Waschen eingegangen, wieder in seinen Besitz kommen, so sollte er doch **mindestens einen Versuch** mit **Mey's Stoffkragen** machen, die ja neu nur circa **5 bis 6 Pfennige** kosten, und bei richtigem Maass immer **genau passen** und **tadellos sitzen.** Dabei erspart er die Neuanschaffung von Leinenkragen und Manschetten, was doch immerhin 20 Mark pro Jahr für eine Person beträgt.



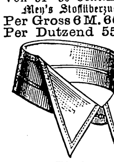
FRANKLIN.
Double Steppnaht.
Von 34—50 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 6 M. 60 Pf.
Per Dutzend 55 Pf.



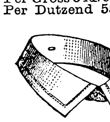
GLORIA A.
Double Steppnaht.
Kinder-Kragen.
Von 28—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 6 M. 60 Pf.
Per Dutzend 55 Pf.



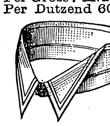
NATION.
Double Steppnaht.
Von 29—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.



EARL.
Schnurennaht.
Von 33—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 8 M. 40 Pf.
Per Dutzend 70 Pf.



LINCOLN.
Einfache Steppnaht.
Von 31—50 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.



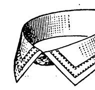
MARQUIS.
Schnurennaht.
Von 33—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.

Mustersortimente dieser Kragen.

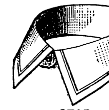
Von nebenstehend abgebildeten 9 Façons versenden wir **Mustersortimente, enthaltend von jeder Façon einen Kragen, franco** per Post als Muster ohne Werth gegen vorherige **Einsendung** von **70 Pfennigen in Briefmarken.** Die Kragen in den Mustersortimenten können in verschiedenen Halsweiten bestellt werden, dergestalt, dass jeder Kragen in einer anderen Halsweite vertreten ist, damit sich mehrere Personen an einem solchen Mustersortimente betheiligen können.

Wir sind überzeugt, dass auf eine bequemere und billigere Weise ein Versuch dieser in jeder Beziehung den Leinenkragen vorzuziehenden Mey's Stoffkragen nicht gemacht werden kann.

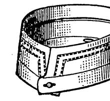
Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit gegen 200 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preis-Courant in Buchform kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig, franco und gratis versandt wird.



ALBERT.
Double Steppnaht.
Von 33—44 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.



STAR.
Schnurennaht.
Von 31—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 80 Pf.
Per Dutzend 65 Pf.



SCOTT.
Double Steppnaht.
Von 33—46 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross 7 M. 20 Pf.
Per Dutzend 60 Pf.



MOZART.
Double Steppnaht.
Von 16—26 Centimeter.
In Papier:
Per Gross-Paare 10 M. 80 Pf.
Per Dutzend-Paare 90 Pf.



WAGNER.
Einfache Steppnaht.
Von 18—26 Centimeter.
Mey's Stoffüberzug:
Per Gross-Paare 16 M. 20 Pf.
Per Dutzend-Paare 1 M. 35 Pf.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Alle Aufträge sind zu richten: **An das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.**

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 16. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Der große eiserne Schrank, aus welchem Marguerite das Bernsteinstück genommen, bildete das sogenannte Materialienmagazin ihres Vaters; er bewahrte dort Gold und andere edle Metalle, kostbare Steine und dergleichen Werthstücke auf, die nicht in täglichen Gebrauch kamen und nicht zu dem Ladengeschäft gehörten. Es konnte deßhalb leicht sich ereignen, daß Herr Robillard diesen Schrank mehrere Tage nicht öffnete.

Das war nun der Fall nach Marguerites Entwendung. Als heute jedoch Herr Robillard aus dem Schranke etwas nehmen wollte, fiel ihm eine Lücke auf. — Im ersten Moment konnte er sich gar nicht erklären, was da fehlte, plötzlich jedoch fiel ihm das Bernsteinstück ein und heftig erbleichend fuhr er zurück. „Wo ist das Stück hingekommen? Wer hat bei diesem Schrank zu thun gehabt!" rief er. „Wer kann bei ihm zu thun gehabt haben?" Er untersuchte das Schloß, den Schlüssel. Es war nirgends eine Spur von Gewalt zu entdecken. „Es hat Jemand den Schrank aufgeschlossen und den Bernstein genommen, und das kann nur eine Person gewesen sein, die hier im Hause genau Bescheid weiß," überlegte Herr Robillard. „Wenn jedoch," folgerte der Juwelier, „dieser Person an Geldeswerth gelegen war — gerade daneben lagen drei Stücke unbearbeitetes Gold — sie würde ohne Zweifel das Gold genommen haben. Das Bernsteinstück jedoch hat Jemand entwendet, der an diesem ein besonderes Interesse hat," schloß Herr Robillard sein Nachdenken. „Wer hat hier im Hause ein solches Interesse?" Herr Robillard schüttelte ernst den Kopf. „Wer betritt dieß Zimmer — die Magd, die Zofe meiner Tochter, mein Diener, mein Geschäftsführer?" fragte sich der Juwelier. „Was will die Magd mit dem Stücke, was die Zofe? — Der Diener hätte Gold genommen und mein Geschäftsführer, der weiß, daß bei dem Werth und der Größe des Stückes dieß sofort bekannt wird, wenn es sich in einem andern Besitz als dem meinen befindet," — so beantwortete sich in hastigem, angstvollem Denken Herr Robillard seine Fragen.

„Das Stück steht in unheimlich unklarer Beziehung zu Mielewsky-La Franca. — Sollte Marguerite —?"

Herr Robillard dachte diesen Gedanken nicht aus, er zitterte. — Eine eigenthümliche Unruhe bemächtigte sich seiner.

„Es ist nicht der Werth dieses Stückes," sprach er vor sich hin. „Es ist nicht mein pekuniärer Verlust — ich würde schließlich Mielewsky die Summe ersetzen können. Es sind zwei Dinge, die mich bei diesem Fall schwer darniederdrücken, daß meine Tochter ihren Vater bestiehlt aus Leidenschaft zu diesem Manne, den das Unglück mir in's Haus geführt, und dann, daß mich die Welt für einen Schwindler halten wird, wenn jetzt, da wahrscheinlich die Behörden das Stück verlangen werden, ich sagen muß, es ist spurlos verschwunden, es ist mir entwendet worden. Ganz Europa wird höhnisch sagen: ‚Er hat befürchtet, daß dieser Bernstein amtlich geprüft wird, und darum ist er wieder in das Land der Märchen zurückgewandert, woher er stammte.'

„Was ist da zu machen?" grübelte Herr Robillard. Er drückte auf die Tischglocke.

Der Diener erschien.

„Ist meine Tochter zu Hause?" fragte Herr Robillard, seinen ruhelosen Blick zur Erde heftend.

„Fräulein sind ausgegangen."

„Es ist gut," sprach Herr Robillard, „wenn meine Tochter kommt, läute die Hausglocke."

„Die Hausglocke?" sprach der Bediente verwundert.

„Thue, wie ich Dir sage! Es ist nur zu meiner Benachrichtigung, daß meine Tochter jetzt anwesend."

Sobald der Diener sich entfernt, erhob sich Herr Robillard schnell und ging mit leisen Schritten in die oben gelegenen Zimmer seiner Tochter.

Er ging dort von Schrank zu Schrank, von Kasten zu Kasten, er untersuchte jede Falte der Portièren, blickte unter jedes Sopha, ließ kein Möbel unberücksichtigt; er ging rastlos suchend von Zimmer zu Zimmer, der Schweiß trat ihm bei dieser peinvollen, hastigen Arbeit auf die Stirn, sein Athem ging schwerer, je erfolgloser all' sein Bemühen war. Er eilte in die Gastzimmer, er untersuchte dort mit derselben Genauigkeit, er stieg auf den Boden des Hauses, er ließ keinen Winkel undurchforscht — nirgends, nirgends eine Spur von dem Bernstein. Athemlos, tief niedergedrückt kam er endlich wieder in seinem Zimmer an.

„Und doch, wer kann ihn sonst genommen haben?" nahm er sein bitteres Selbstgespräch wieder auf, „wer hat denn sonst ein Interesse an dem Verschwinden des Stücks?"

Jetzt erklang die Hausglocke. Der Juwelier zuckte zusammen, er wischte sich die Stirn, er versuchte gewaltsam die Spuren der Aufregung aus seinem Gesichte zu verbannen.

Marguerite trat in das Zimmer, sie warf einen scharfen Blick auf den Vater.

„Weßhalb werde ich angekündigt wie ein königlicher Besuch?" sprach sie; „Jean zieht die Hausglocke. Du hättest es befohlen, sagte er."

„Jean ist ein Tropf!" gab



Der Bernsteinsucher. Ein unerwarteter Aufenthalt. (S. 212.)

Herr Robillard zurück, „er hat mich wieder einmal mißverstanden." Er vermied aber, seine Tochter anzusehen, und Marguerite zeigte sich dadurch beunruhigt.

Jean erschien. Er folgte seiner Herrin fast unmittelbar auf dem Fuße.

„Ein Fräulein wünscht Demoiselle Robillard zu sprechen, dringend zu sprechen," meldete er.

„Ein Fräulein, was für ein Fräulein?" gab Marguerite zurück.

„Die Dame sieht wie eine bessere Arbeiterin aus, sie hat rothe Haare und spricht elsäßisch."

„Rothe Haare!" sprach Marguerite, lebhaft aufblickend, „führen Sie die Dame auf mein Zimmer und sagen Sie ihr, ich stehe im Augenblick zu ihrer Verfügung."

Jean ging, seine aufgeregte Herrin mit einem diskreten Blick verwundert betrachtend.

„Kennst Du diese Dame?" forschte Herr Robillard.

„Ja," antwortete Marguerite, „sie ist eine berühmte Kunststickerin von Madame Colbran."

Herr Robillard athmete auf.

Marguerite verließ das Zimmer und begab sich eiligst die kleine Wendeltreppe zu der oberen Etage hinauf, dort traf sie Bertha, welche in ihrem Wohnzimmer in äußerster Spannung auf sie wartete.

Marguerite ging ihr eilig und erregt entgegen.

„Was verschafft mir die Ehre?" und ihre Stimme bebte vor Erwartung.

„Fräulein," nahm Bertha mit einer seltsam düsteren Entschlossenheit das Wort, „bei Ihrem Herrn Vater hat Herr Holmson-La Franca, der sich Mielewsky nannte, das große Bernsteinstück verpfändet."

Marguerite ward fahl vor Schreck bei diesen Worten, sie schwankte so, daß sie sich setzen mußte.

„Das wissen Sie?" brachte sie mühsam heraus.

„Ja, Fräulein, das weiß ich," fuhr Bertha bestimmt fort. „Für hunderttausend Franken hat er es versetzt."

„Und was ist jetzt?" fragte Marguerite, einen wilden Blick, in dem sich Angst, Zorn, Haß und Schrecken auf eine seltsame Art mischten, auf das deutsche Mädchen vor ihr werfend.

„Jetzt möchte ich fragen," fuhr Bertha fort, „ob Ihr Herr Vater weiß, daß Johannes — Holmson, Mielewsky — meine ich, fünfzigtausend Franken für mich von dieser Summe bestimmt hat."

Marguerite erhob sich, wie elektrisirt, ihre Augen blickten plötzlich fast heiter.

„Sie wünschen das Geld zu haben?" fragte sie rasch.

„Ja, mein Fräulein."

„Was können wir aber, ich meine mein Vater, dazu thun?" forschte Marguerite.

„Ich glaubte, daß Sie wüßten, wo Holmson das Geld niedergelegt hat, daß er Ihnen vielleicht gesagt hätte, die Hälfte davon gehörte mir, und daß Sie mir dieß bezeugen könnten, wenn ich zum Bankier oder wo das Geld sonst liegt, ginge."

„Wo Herr Mielewsky das Geld deponirt hat, weiß ich allerdings durch meinen Vater; ob der Bankier jedoch das Geld herausgibt auf diese Ihre Ansprüche hin, ohne etwas Schriftliches, und dieß gerade jetzt, wo Herr Mielewsky sich im Gefängniß befindet und der Bankier möglicherweise verpflichtet ist, das Geld dem Gerichte auszuliefern — das ist sehr die Frage, mein Fräulein."

„So ist dieß ein großes Unglück für Holmson, ja, das größte, welches ihn treffen könnte," rief Bertha verzweifelt aus.

„Wieso das, mein Fräulein?"

„Weil diese Summe dazu dienen sollte, den gefährlichsten Zeugen zu entfernen und den eigentlichen Mörder, beides sind Eine Person, dann zu veranlassen, daß er sich auf eine Weise schuldig bekennt, die sofort die Freilassung von Johannes — Holmson-La Franca meine ich — bewirkt."

Marguerite ergriff die Hand Bertha's und ihre Augen leuchteten und glühten.

„Wo befindet sich dieser Mensch?" fragte sie stürmisch.

„In Dieppe, Fräulein."

„Wissen Sie, wie er heißt?"

„Karl Metzler."

„Dieser Metzler, von dem die Zeitungen sprechen?"

„Eben derselbe."

„Welche Sicherheit haben Sie, daß dieser Mensch Sie nicht betrügt?" fragte Marguerite.

„Der Mensch fühlt sich jetzt selbst nicht sicher und will fliehen," erwiederte Bertha, „er hat kein Geld — dadurch, daß ich es ihm zu schaffen versprochen, hängt er von mir ab, aber er liebt mich auch — und ich habe mich entschlossen, die Mittel zu verschaffen und mit ihm nach Amerika zu gehen, unter der Bedingung, daß er hier bei einem Advokaten deponirt, daß er den andern Taucher getödtet hat —"

„Das Gericht wird diesem Schein keinen Glauben schenken," warf Marguerite ein.

„Das Gericht wird diesem Schein sicher Glauben schenken," sprach Bertha bestimmt. „Erstens war Metzler von Anfang an verdächtig, bis Johannes durch die Flucht den Verdacht auf sich zog, dann wird Metzler der Wahrheit gemäß gestehen, daß er aus Eifersucht auf mich Johannes töbten wollte und ihn mit einem andern Taucher verwechselte, dieß stimmt mit der ersten Untersuchung auf dem Schiffe in Preußen genau überein, und dieser dunkle Punkt ist dann aufgeklärt, und ferner wird Metzler erklären, daß er um den Preis, daß ich sein Weib werde und ihm die Mittel zum Entfliehen hergab, dieß Alles gestand."

„Und Sie wollten mit diesem Mann gehen?" staunte Marguerite.

„Ich will es."

„Lieben Sie diesen Mann?"

„Ich hasse, ich verabscheue ihn."

„Und Sie gehen doch mit ihm?"

„Um Johannes zu retten."

„Sie lieben Mielewsky?"

„Ja."

„Und er Sie?"

„Nein!"

„Sie sind ein großes Wesen," sprach Marguerite, Bertha in ihre Arme schließend, „ein Engel des Lichts; ach, was bin ich für ein kleines Geschöpf neben Ihnen! Ich liebe den Mann auch — aber das — nein, das könnte ich nie thun. Sie sollen das Geld haben, Sie sollen es sofort haben. Warten Sie einen Augenblick."

Marguerite eilte hinunter zu ihrem Vater.

„Papa," sprach sie hastig, „ich bin majorenn, leider schon majorenn, wie Du weißt; Du sagst, ich hätte mütterliches Vermögen. Ist das fünfzigtausend Franken?"

„Es ist mehr, Kind," sagte verwundert Herr Robillard.

„Und könnte ich das nicht bekommen?"

„Fünfzigtausend Franken," staunte Herr Robillard, „was willst Du denn mit solcher großen Summe plötzlich?"

„Ich brauche es nothwendig, dringend," sprach Marguerite jetzt ernst.

„Du brauchst es?"

„Ja, Papa," antwortete Marguerite ungeduldig. „So nothwendig, daß ich einen Mord darum begehen könnte," fügte sie in ihrer heißen, leidenschaftlichen Art hinzu.

Herr Robillard sah seiner Tochter ängstlich und traurig in ihre funkelnden Augen.

„Auch einen Diebstahl?" fragte er.

„Auch das," rief Marguerite unsicher.

„Und wozu brauchst Du das Geld?"

„Wozu? um Mielewsky zu retten."

„Wer will Dich da betrügen?" rief Herr Robillard, erregt von seinem Stuhl aufspringend.

„Niemand," antwortete Marguerite und theilte ihrem Vater mit, was sie eben von Bertha erfahren.

Herr Robillard eilte hinauf in Margueritens Zimmer und sprach mit Bertha.

Dann ging er mit seiner Tochter in sein Kabinet und sagte ihr kurz und eindringlich:

„Du sollst das Geld haben, aber nur unter der Bedingung, daß Du mir den Bernstein herausgibst."

Marguerite ward blaß.

„Ich gebe Dir den Bernstein nur dann heraus, wenn Du mir auf Dein Ehrenwort, bei Allem, was Dir heilig ist, versprichst, daß Du ihn nicht eher dem Gericht ausliefern wirst, als bis man Dich dazu auffordert. Sonst siehst Du ihn nie wieder, auch wenn das mein Tod wäre."

„Ich werde Deinen Wunsch erfüllen, obgleich das schändlich von der Tochter ist, den Vater auf diese Weise, auf eine wahrhaft verbrecherische Weise zu zwingen."

„Ich liebe den Mann, Papa, ich glaube, daß dieß ihn rettet, und ich steckte die Welt in Flammen und mir erschiene kein Verbrechen ein solches, wenn ich dadurch diesem Mann wohlthun, ihn gewinnen könnte."

„Das ist die Liebe eines Dämons," sprach Herr Robillard.

„Dann bin ich ein Dämon, aber das Geld, Vater —"

„Gib den Bernstein — bei meiner Ehre — Du sollst es haben."

Marguerite verließ das Zimmer.

Herr Robillard sank auf seinen Lehnstuhl, das Haupt in die Hände begrabend.

Nach wenigen Minuten kam seine Tochter zurück, bleich und zitternd, ihre Hände waren leer, sie war unfähig zu sprechen.

„Wo hast Du das Stück?" fragte Herr Robillard, vom Stuhl aufspringend.

„Es ist nicht mehr da," brachte Marguerite mühsam hervor.

„Nicht mehr da? Wo hattest Du es verborgen?" rief der Juwelier, zitternd vor Aufregung.

„Im Kamin im alten Fremdenzimmer," brachte Marguerite tonlos über ihre Lippen.

Mit einem Ausruf des Schreckens sank der Juwelier auf seinen Stuhl nieder.

„Es ist verbrannt," ächzte er. „Ich habe Ordre gegeben, um das dumpfige Zimmer zu ventiliren, die Tapetenreste im Kamin anzuzünden — — Bernstein brennt wie Harz, er schmilzt, er verdampft. Himmel! ich bin ruinirt, ich kann den Werth nie ersetzen, ich bin ruinirt," stöhnte Herr Robillard, dann raffte er sich auf und eilte nach dem verhängnißvollen Zimmer.

Er kam nach wenigen Minuten zurück, einen aschgrauen, kaum einen halben Fuß langen Gegenstand in der Hand.

„Das ist Alles!" rief er verzweifelt, „das ist Alles — es ist werthlos — wie kann ich das jemals ersetzen! — was soll ich sagen — wie soll ich dem Mann gegenübertreten! O Kind, Du hast mich unglücklich gemacht, Deine unselige Leidenschaftlichkeit wird uns Alle in das Verderben ziehen."

„Vater," sprach jetzt Marguerite ruhig und gefaßt, „es ist wahr, ich habe da etwas Schweres auf uns geladen, aber ich werde es auch tragen, Du bist ja unschuldig daran, und ich hoffe, den Knoten lösen zu können. Der erste Schritt hiezu ist, daß der gefährliche Zeuge das Geld erhält, daß wir Mielewsky retten. Dann, Vater, wollen wir vor ihn treten, will ich vor ihn hintreten und ihm offen sagen, wir, ich habe das für seine Rettung gethan, ich habe aber auch in der Angst um sein Schicksal das Bernsteinstück heimlich aus Deinem Schrank genommen, versteckt, und so ohne meinen Willen vernichtet; und dann, Vater, soll er meine Schuld wägen, und findet er sie groß — kann er mir nicht verzeihen, macht er Dich verantwortlich, so weise Du auf mich — so mag über mich hereinbrechen, was da will, es wird mich stumpf und fühllos finden wie einen Stein."

Der Juwelier starrte verzweifelt vor sich hin, dann ergriff er mit dumpfer Entschlossenheit die Klingel und läutete.

Herr Robillard schrieb einige Zeilen. Ein Angestellter seines Bureau erschien.

„Diesen Brief," sprach der Juwelier, zu dem geschäftsmäßigen Ton sich zwingend, „übergeben Sie van Ralte und Söhne und überbringen die Summe, welche Ihnen dort ausgehändigt wird, meiner Tochter."

Der Commis entfernte sich.

Nun wandte Herr Robillard mit fester Stimme sich an seine Tochter:

„Ich gebe Dir das Geld, wir sind es Mielewsky schuldig, doppelt und dreifach schuldig, um so mehr habe ich aber jetzt auch die Verpflichtung, für die mögliche Rettung dieser Summe Schritte zu thun, ich werde sofort mit dem Polizeipräfekten reden."

„Wenn die Summe zu retten ist, so wird das gewiß gut sein," erwiederte Marguerite, sichtbar unangenehm berührt von dem Vorhaben ihres Vaters. „Aber sei vorsichtig, Papa," setzte sie ernst hinzu, „der Schein ist noch nicht geschrieben. Wir dürfen nicht, um die kleine Summe zu erhalten, möglicherweise die ganze Angelegenheit in's Stocken bringen."

„Sei unbesorgt," erwiederte Herr Robillard bitter, „ich bin jetzt gezwungen, für den unseligen Fremden zu wirken, als wenn er mein Sohn wäre."

Der Juwelier verließ eilig seine Wohnung. Auf der Straße angekommen, bestieg er den ersten leeren Wagen, dessen er ansichtig wurde, und befand sich nach kurzer Zeit bei Herrn Vidal, der mit erstaunten Blicken der Erzählung des Juweliers lauschte; zu derselben Zeit erhielt Marguerite das Geld von dem Commis, sie übergab die Summe Bertha, und diese stieg mit zitternder Hast und wankenden Schrittes gleichfalls in eine Droschke, welche sie dem stillen Hause der Madame Colbran zuführte.

*

Madame Pompeja saß in ihrem Zimmer und schaute auf die Querstraße hinaus, welche vom Marktplatz herüber auf das Hotel Bellevue führte, als sie den Briefträger gewahrte, der, die Tasche voll Briefe und den Arm voll Zeitungen, dem Hotel sich näherte.

Madame Pompeja hatte stets besonderes Interesse

für Briefträger, es juckte ihr sozusagen in allen zehn Fingern, sämmtliche Briefe, welche dieser Beamte trug, zu öffnen und zu sehen, was darinnen stand. Ein verschlossener Brief war für Madame Pompeja eine wahre Pein, eine Qual, etwas ihr Herz Bedrückendes, und um wie viel mehr dieß nicht, wenn sie erwartete, daß ein Bekannter von ihr eine Mittheilung erhielt, an welcher sie ein Interesse hatte.

So war es heute.

Madame Pompeja hatte Herrn Metzler mit Argusaugen beobachtet und wahrgenommen, daß er auf etwas paßte, auf etwas wie eine Botschaft, und daß er jeden Briefträger im Hausflur abzufangen sich sehr angelegen sein ließ; sie schaute deßhalb, heute doppelt heftig in Anspruch genommen, dem Briefträger entgegen, und als dieser aus der Mappe einen kleinen Brief nahm, schlich sie schleunigst aus ihrem Zimmer und schaute die Treppe hinunter.

Da stand denn auch richtig Herr Metzler in harmlosem Gespräch mit dem Kellner und nahm harmlos sich umwendend das Briefchen in Empfang.

Er las es, verbarg es dann in seiner Tasche.

Madame Pompeja besaß Luchsaugen, sie hatte bemerkt, daß Herr Metzler einen Blitz aus den Augen schoß und seine Hände fast krampfhaft erregt an den Knöpfen seines Rockes hin und her fuhren.

Herr Metzler stieg die Treppe hinauf und Dame Pompeja verschwand in ihrem Zimmer, in dem sie durch eine verborgene Spalte ihren unsicheren Verehrer beobachtete.

Dieser ging in sein Zimmer, nahm einige Papiere, die er sorgfältig in seiner Rocktasche barg, und kam nach wenigen Minuten, zum Ausgehen gekleidet, heraus.

Sobald Madame Pompeja begriffen, was ihr Verehrer vorhatte, sprang sie eiligst zu ihrem Kleiderschrank, in unglaublich kurzer Zeit war sie in Promenadentoilette vor dem Hotel noch rechtzeitig genug, um Herrn Metzler in die Hauptstraße, die zum Bahnhof führt, einbiegen zu sehen; jetzt eilte sie zum Telegraphenbureau und brachte nach kurzem, aber heftigem Kampfe mit Tinte und Feder an die Adresse, welche ihr Herr Lagrange gegeben, folgendes Telegramm zu Papier: „Heute! Er reist eben nach Paris." Dann änderte sie die Richtung und schlug gleichfalls den Weg zum Bahnhof ein, sie erreichte den Zug unmittelbar vor der Abfahrt, nahm verstohlen in dem letzten Wagen Platz und fort brauste der Zug der Weltstadt zu. Herr Metzler in einem der vorderen Waggons, so erregt und gespannt, daß er sich vergeblich bemühte, ein Zittern seiner Hände zu verbergen — Dame Pompeja im letzten, aus Aufregung die Seidenfransen ihrer Mantille zerreißend.

Die kurze Zeit der Fahrt wurde Beiden unerträglich lang.

Endlich fuhr der Zug in die große Halle ein und die Wagenthüren wurden geöffnet.

Herr Metzler schlüpfte eilig durch das Gedränge und warf sich in eine Droschke; als er verschwunden, ging auch seine Verfolgerin dem Ausgang zu — erschreckt schaute sie sich aber um — da in dem Menschentreiben plötzlich eine Hand die ihre erfaßte und sie sich zurückgehalten fühlte. Sie schaute erstaunt in das Gesicht des Herrn Lagrange.

„Still, meine Dame," flüsterte dieser Herr, der ihr heute sehr verändert vorkam. „Verrathen Sie sich nicht. Was wissen Sie?"

Dame Pompeja rang nach Athem, sie konnte vor Ungeduld und Aufregung kaum sprechen.

„Er hat heute die erwartete Nachricht bekommen, auf welche hin er sofort nach Paris reiste, und er ist jetzt hier!" stieß sie hervor, indem sie von ihrem Freund und Helfer loszukommen suchte.

„Wir haben ihn gesehen," sprach jetzt Herr Lagrange ruhig, ohne ihre Hand aus der seinen zu lassen. „Einer meiner Leute ist ihm schon auf den Fersen."

„Ihre Leute auf den Fersen?" fragte Pompeja, Herrn Lagrange etwas erschreckt ansehend. „Mein Herr, sind Sie denn nicht der Kaufmann Lagrange?"

„Nein, meine Dame, ich bin der Polizeibeamte Lagrange, und möchte Sie jetzt bitten, unter dem Schutz dieses netten jungen Mannes, der durchaus nicht auffallen wird, gefälligst hier so lange in der Restauration zu verweilen, bis unser Geschäft mit Herrn Metzler beendigt ist. Sie könnten es stören, und das möchte ich vermeiden."

„Sie üben einen Zwang aus auf mich," brauste Madame Pompeja auf.

„Pst," machte Herr Lagrange, „meine liebe Dame, es geschieht Ihnen gar nichts, jedoch diesen Bahnhof verlassen Sie vor zwei Stunden nicht, andernfalls hat der junge Mann den Auftrag, Sie in dem Wartezimmer der nächsten Polizeistation diese Zeit zubringen zu lassen, denn es handelt sich — das darf ich Ihnen jetzt sagen, Madame — um die Entdeckung eines großen Verbrechers."

Madame Pompeja stieg eine unheimliche Ahnung auf.

„Metzler?" fragte sie, indem es sie siedendheiß überlief.

„Das weiß ich nicht," sprach Herr Lagrange.

Ehe Dame Pompeja es sich versah, war Herr Lagrange verschwunden und der junge, elegante Herr stand dicht neben ihr.

„Darf ich Ihnen einige Erfrischungen anbieten?" sprach er höflich und bot Pompeja den Arm.

Die Kreolin war erschreckt und zugleich wüthend, was sollte sie aber machen? Die angedrohte Polizeistation stand vor ihrer Phantasie wie der Eingang zum jüngsten Gericht. Sie nahm stumm den Arm ihres Begleiters, der wirklich ein eleganter und hübscher Herr war, sich sehr ehrerbietig ihr gegenüber benahm, nett plauderte, und bald ließ sich Dame Pompeja ein kaltes gebratenes Huhn mit süßem Kompot schmecken.

Während dessen hatte Herr Lagrange seinen Einspänner bestiegen und fuhr, noch einen feingekleideten Herrn neben sich, der Rue Joubert zu. — Das Gefährt hielt am Eingang der letzten Straße still, die beiden Insassen verließen den Wagen, welchen ein anderer Bekannter, der zufällig an einer Plakatsäule stand, bereitwilligst übernahm, und dann stellte sich Herr Lagrange mit seinem Begleiter an den Platz, den der Bekannte verlassen, und studirte, wie dieser es vor Kurzem gethan, gleichfalls die Ankündigungen.

„Haben Sie den Herrn eintreten sehen?" fragte Herr Lagrange einen zufällig des Weges daherkommenden Bekannten, der sich zu ihnen gesellte.

„Nein, noch nicht," lautete die Antwort.

„Ich höre, daß man die Thüre öffnet," sprach Herr Lagrange, immer noch ruhig die Zettel studirend.

„Ein langer, knochiger Mann tritt in das Haus."

„Jetzt ist es Zeit," sprach Herr Lagrange, „gehen wir nach," und beide Herren stiegen wenige Minuten nach Herrn Metzler die Treppen in die Höhe zum Konferenzzimmer der Madame Colbran.

„Metzler ist oben?" fragte er kurz seine Schwester.

„Ja," antwortete Madame Colbran, „und Bertha hat das Nöthigste zur Flucht diesen Morgen zusammengepackt."

„Hat Bertha um Papier und Feder gebeten?" forschte Herr Lagrange weiter.

„Nein, aber ich weiß, daß sie sich solches gekauft und heute Vormittag eifrig auf ihrem Zimmer geschrieben hat."

„So ist Alles in Ordnung, jetzt weiß ich, was mir zu wissen nöthig. Du thätest gut, Schwester, wenn Du Dich jetzt in Dein Zimmer zurückzögest," sprach Herr Lagrange, — „der Concierge ist doch beauftragt, vorläufig Niemanden weder ein= noch hinauszulassen?"

„Ja," gab Madame Colbran zurück, „er weiß es," und etwas bleich, mit ernstem, erwartungsvollem Gesicht, verließ die Dame ihren Bruder.

Während dessen saß Bertha in ihrem Zimmer und lauschte mit banger Erwartung den Schritten des Mannes, den sie heute zu sich gerufen, der ihr ein scheußlicher Moloch schien, dem sie sich opfern wollte. Opfern, um Johannes zu retten aus der Gefangenschaft, aus der Schmach, bei den Menschen als ein Mörder zu gelten und als solcher verurtheilt zu werden. — Es war ihr noch nicht klar, was sie machen wollte, wenn es so weit war, daß sie Metzler heirathen mußte, es schwebte ihr vor, vom Schiff aus in's Wasser zu springen. Vor Allem aber stand ihr ein Ziel vor Augen, den Schein erst zu haben, der Johannes' Erlösung bedeutete. Hinter diesem lichten Stern schien ihr Alles dunkel, entsetzlich dunkel.

Die Hände in den Schooß gefaltet, die Augen weit offen, starr in unbestimmte Ferne gerichtet, so saß sie da und wartete des Mannes, der sie in seiner Gewalt hatte, wie der Basilisk das Vögelein. Er ließ nicht auf sich warten.

Bertha hörte die Thüre gehen und schauderte, sie wandte sich nicht um, sie wußte, wer es war.

„Bertha," sprach Metzler sie halblaut an, — „ich bin in Folge Ihres Briefes erschienen und ich will wirklich das Unerhörte, was Sie von mir verlangen, wagen — aber die Sicherheit muß ich haben, daß Sie mich nicht betrügen, daß Sie nicht, nachdem ich den Schein, der mein Leben mir kosten kann, ausgestellt, mich ausliefern, mir davongehen, mir das Nachsehen lassen. Sehen Sie, Bertha, hier habe ich eine Doppelpistole. Bei dem geringsten Versuch, den Sie machen, mir zu entfliehen, sind Sie eine Leiche."

„Ich möchte Sie bitten, mich zu erschießen, nachdem der Schein beim Advokaten liegt. — Sie erweisen mir eine Wohlthat," sprach Bertha apathisch.

„Dann bliebe für mich wenig, ich liebe Sie und will Sie besitzen, lebend, als mein Weib, und will an Ihrer Seite noch freudenvolle Jahre erleben," gab Metzler zurück. „Deßhalb verlangte ich eine so bedeutende Summe, damit wir es behaglich haben, und dann lassen Sie die dumme Melancholie fahren — schicken Sie sich in Ihr Schicksal. Sie sollen es bei mir gut haben, denn ich liebe Sie, wie ich noch nie ein Weib geliebt habe, und machen Sie sich und mir das Leben nicht schwer. Haben Sie übrigens wirklich das Geld aufgetrieben?" fragte Metzler mißtrauisch.

„Ich zähle es Ihnen dort auf jenen Tisch hin, Sie können die Scheine prüfen," gab Bertha mit rauher Stimme und kurz zur Antwort. „Sie lassen sie jedoch liegen und rühren sie dann nicht weiter an, bis Sie den Schein, den ich Ihnen diktiren werde, geschrieben haben. Versuchen Sie des Geldes sich zu bemächtigen, schreie ich aus dem Fenster: ‚Hülfe, Diebe!' Sie sind dann in einer bösen Lage."

„Es ist gut," sprach Metzler finster, „versuchen Sie jedoch etwas Aehnliches zu thun, nehmen Sie nur eine verdächtige Miene an, nachdem ich den Schein ausgestellt, schieße ich erst Sie nieder, dann erschieße ich mich. Sie haben mich jetzt auch verstanden, nicht wahr?" fragte er, Bertha mit einem bösen Blick ansehend.

„Hier lege ich das Geld hin," sprach diese jetzt, „sehen Sie es sich an."

Metzler ging an den Tisch, betrachtete Schein für Schein mit funkelnden Blicken. Es that ihm jetzt leid, nicht die doppelte Summe gefordert zu haben, tauchte ein Gedanke in ihm auf — sie hätte das sicher auch aufgetrieben, denn es ist ohne Zweifel Geld von dem Bernstein.

Doch Bertha ließ ihm nicht lange Zeit zum Nachgrübeln.

„Setzen Sie sich, dort liegt Feder und Papier und dann schreiben Sie," befahl sie mit hartem Ton.

Metzler zögerte.

„Sie wollen nicht? Gut, dann sind wir fertig," sagte Bertha aufstehend und wandte sich dem Tisch zu, wo die Scheine lagen.

„Da darf man sich wohl bedenken," sprach Metzler, „es ist ein Spiel um Leben und Tod, das ich spiele, und all' dieß meiner närrischen Leidenschaft — Ihretwegen."

„Sie vergessen das Geld," warf Bertha bitter ein.

„Das Geld soll auch Ihnen zugute kommen, soll Sie bewahren vor Armuth und kümmerlichem Leben, vor Arbeit und Elend."

„Also wollen Sie nicht?" drängte Bertha.

„Sagen Sie, was ich schreiben soll. — Ich will," antwortete Metzler, sich widerwillig entschlossen an den Tisch setzend.

Bertha diktirte: „Ich Karl Metzler, bis vor sechs Monaten Aufseher bei der Bernsteintaucherei in Brüsterort, wollte Johannes Holmson, genannt jetzt La Franca, tödten aus persönlichem Haß und aus Eifersucht wegen Bertha Maseck; ich verwechselte, da sie ihren Stand an den Pumpen veränderten, wie ich glaubte — Holmson mit Töpper und ließ Diesen ertrinken statt Jenes. Ich stelle diese Urkunde aus, weil diese Bertha Maseck sich mir als Preis gibt —"

„Nein, das schreibe ich nicht," rief Metzler, indem er innehielt.

„Nun, weßhalb sind Sie denn gekommen?" fiel Bertha hart ein, „da hätten Sie sich und mir die Mühe sparen können," — und Bertha raffte die Scheine zusammen und wollte sie in ihr Taschenbuch thun.

„Lassen Sie das Geld liegen," sprach jetzt Metzler, „wenn ich einmal so wahnsinnig bin, diesen Schein zu schreiben, ist es gleich, was noch sonst darin steht."

„Also," fuhr Bertha fort, — „sich mir als Preis gibt und mit mir als mein Weib nach Amerika gehen will, — dann, weil das Mädchen mir fünfzigtausend Franken zur Flucht verschafft hat."

Metzler schrieb.

„Dieß schrieb ich nieder," fuhr Bertha zu diktiren fort, „in dem Zimmer der Bertha Maseck, Rue Joubert Nro. 18, im Hause der Madame Colbran, nachdem wir übereingekommen, daß dieser Schein, bis ich in Sicherheit bin, bei dem Advokaten Barron hinterlegt wird." —

„Also den Schein trage ich, bis wir beim Advokaten sind," sagte Metzler, die Feder ärgerlich hinwerfend.

„Dann trage ich auch so lange das Geld," entgegnete Bertha.

„Hier, nehmen Sie den Schein, geben Sie mir das Geld."

„Unterzeichnen Sie erst den Schein,“ sprach Bertha, „und drücken Sie das Siegel Ihres Ringes darunter — da ist Siegellack und Licht.“

Metzler that, wie sie ihm vorschrieb.

„Nun couvertiren Sie den Schein auch und schreiben Sie darauf: ‚Dieß Dokument, welches dieses Couvert einschließt, soll bei dem Advokaten Herrn Barron liegen bleiben vier Wochen, dann soll er das Couvert erbrechen dürfen und handeln in Betreff des Dokumentes, wie er es für gut findet.‘“

Metzler leistete auch dieser Vorschrift Folge.

„Jetzt können wir gehen,“ sprach er. „Aber Sie gehen mir voraus.“

Bertha nahm das Couvert, steckte es in die Tasche, nähte diese schnell zu, kleidete sich an, nahm einen Korb, in dem etwas Wäsche war, in die Hand und ging Metzler voraus die Treppe hinunter. Metzler folgte ihr.

Bertha öffnete die Hausthüre und trat auf die Straße.

Metzler wollte eben auch aus der Thür schreiten, — er stand schon mit einem Fuß draußen, — als er plötzlich einen Sack über den Kopf geworfen fühlte, ihn eiserne, kräftige Arme umspannten, er zur Erde gerissen wurde und sofort Stricke schnell und schneidend sich um ihn wanden.

Das Alles war das Werk von wenigen Sekunden und ging so lautlos vor sich, daß Bertha einige Schritte schon auf der Straße war, ehe sie merkte, daß Metzler ihr nicht folgte. Sie wandte sich um, nach der Ursache zu schauen, und erblickte statt ihres Peinigers Herrn Lagrange; er stand bleich, mit aufgerissener Weste, ohne Hut in der Hausthür und winkte ihr zurückzukommen. Sie wandte sich der Thür wieder zu und sah jetzt ihren Feind, den Oberkörper in einem Sacke steckend, im Hausflur regungslos am Boden liegen, durch ein gräßliches Knirschen mit den Zähnen anzeigend, daß er lebte.

„Haben Sie den Schein?“ fragte Herr Lagrange athemlos, keuchend.

„Ja,“ stieß Bertha hervor, ihre Augen blickten unstät. Ihr wankten die Kniee, es flimmerte ihr vor den Augen, es summte ihr in den Ohren, sie hatte sich Uebermenschliches zugemuthet, jetzt unterlag auch ihre gesunde, stahlkräftige Natur, sie verlor die Besinnung und sank in die Arme des Herrn Lagrange, der sie wanken sah und ihr eilig zu Hülfe sprang.

Der Begleiter des Herrn Lagrange pfiff jetzt auf eine eigenthümliche Weise und zwei Sergents de Ville, die in der Nähe des Hauses postirt waren, kamen herbeigesprungen, der elegant gekleidete Herr gab ihnen einige Weisungen, und kaum fünf Minuten später rollte jener graugrüne, längliche, kastenähnliche Wagen der Polizei heran, der sowohl Verunglückte wie gefährliche Verbrecher zu der Präfektur zu bringen pflegte, vor das Haus.



Kaiser-Franz-Josefsfjord (Grönland). (S. 214.)

Die Sergents de Ville öffneten die hinten befindliche Thüre und schoben den gefesselten Mann hinein, die Thüre ward durch eine Federvorrichtung geschlossen, — die Pferde zogen an — fort polterte der Wagen über das Pflaster.

Bertha hatte sich schnell wieder erholt, Herr Lagrange sprach ihr tröstend und beruhigend zu und bald hatte sie sich so weit gefaßt, daß sie auf den Wunsch des Herrn Lagrange in dessen Wagen stieg, der dem vorangefahrenen zur Polizeipräfektur folgte.

Der Weg war nicht weit. — Wie betäubt folgte Bertha ihrem Führer durch den hochgewölbten, steinernen, halbdunklen Gang zu den Bureaux des Chefs.

Herr Vidal kam Bertha, die Herr Lagrange so zart und innig wie ein krankes, verschüchtertes Kind führte, mit einer Miene, als ob er sie erwartet hätte, entgegen. Er nöthigte sie freundlich und gütig zum Sitzen. „Fassen Sie sich, meine Dame,“ sprach er freundlich, „Sie haben ja nichts zu fürchten; Sie sind hier unter Freunden und nur zu Ihrer Sicherheit hier. Sie sind im Besitz eines Scheines, der Ihnen eben ausgestellt wurde, würden Sie mir diesen jetzt anvertrauen?“

Bertha that dieß zitternd.

„Beruhigen Sie sich, mein Kind,“ nahm Herr Vidal weiter das Wort, „Sie brauchen ja keinerlei Besorgnisse und Befürchtungen zu hegen, Sie sind ja völlig schuldlos und vor den Anschlägen jenes Mannes hoffentlich für alle Zeiten sicher.“ Er erbrach den Brief und las den Schein sorgsam genau, er war in deutscher Sprache geschrieben und Herr Vidal bediente sich mehrmals eines Wörterbuchs, dann klingelte er nach einem der Bureauvorsteher und ließ sich Jemand hereinsenden, der den Schein ihm erst mündlich, dann schriftlich übersetzte.

Während dieser Minuten trat ein uniformirter Polizist ein.

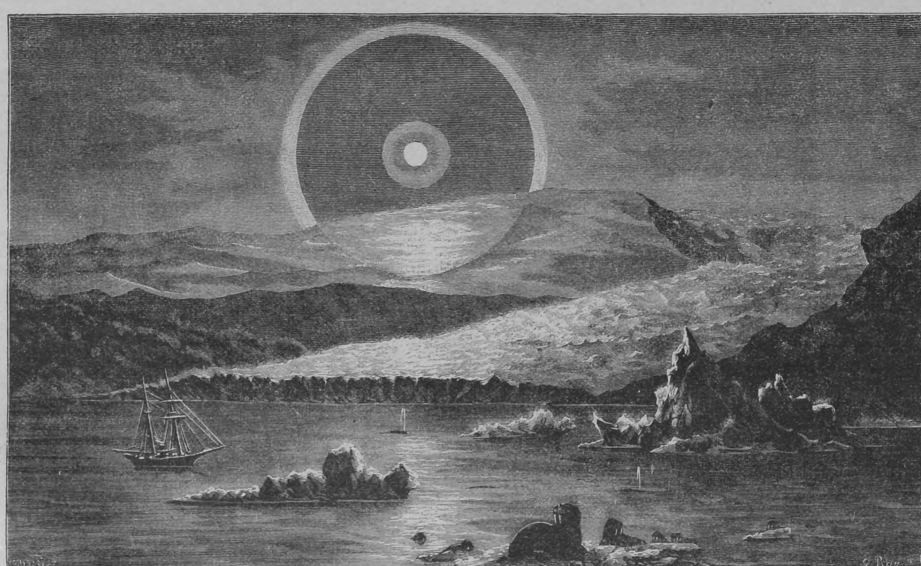
„Was hat man bei dem Menschen gefunden?“ erkundigte sich gespannt Herr Vidal.

„Fünfzigtausend Franken in Bankscheinen, diesen Paß und diese geladene doppelläufige Pistole.“

„Es stimmt Alles vollkommen,“ sprach Herr Vidal. „Der Mann ist in festen Gewahrsam zu bringen, und Sie, mein Fräulein,“ wandte er sich an Bertha, „fühlen Sie sich kräftig genug dazu, mit mir zu Herrn Barron, dem Rechtsbeistand des Herrn Holmson, zu fahren?“

Bertha, ganz verwirrt und betäubt von all' den so plötzlich über sie hereingebrochenen Ereignissen, gab halb wie im Traum ihre Zustimmung. Sie verließ die Präfektur, willenlos und fast stumpf sich wieder der Führung des Herrn Lagrange, dessen Gesicht von einer wehmuthvollen Heiterkeit wie verklärt war, überlassend, und befand sich nach wenigen Augenblicken neben Herrn Vidal auf dem Wege zum Advokaten Barron.

Bei diesem befand sich Frau Holmson, die aufgeregt und unruhig im Zimmer auf und ab ging, daß, wie Herr Barron später sagte, die Möbel unter den gewaltigen Tritten dieser deutschen Mutter zitterten.



Tyndall-Gletscher im Whale-Sund (Grönland). (S. 214.)
Aus: Hellwald, „Im ewigen Eis“ (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart).



Einschiffung des gefangenen Königs Ketschewäyo in Durnfort nach der Kapstadt. Zeichnung von M. Ferdinandus. (S. 215.)

Herr Barron war ein vorsichtiger Mann. Er kannte die nervöse Ungeduld der Frauen, er hatte Frau Holmson von dem großen Schlag, den man gegen Metzler ausführte, klar unterrichtet, es jedoch aber auch für nöthig gefunden, die Mutter bei sich zu behalten, damit sie nicht etwa durch einen unzeitigen Besuch dieß Werk, dessen Gelingen immerhin nur an dem Fädchen Zufall hing, stören konnte.

Es war keine geringe Aufgabe für den jungen Elsäßer gewesen, durch sein Unterhaltungstalent diese Frau, die so wenig auf das Interessanteste aus der großen Stadt und Welt Acht gab, hinzuhalten. Endlich schien Aller Erlösung zu nahen, man hörte Wagen vorfahren, eilige Schritte im Vorzimmer — die Thür ward geöffnet, Vidal und Bertha traten ein.

„Ist es gelungen?“ rief Frau Holmson jetzt, als sie Bertha's ansichtig wurde, ihr entgegen, und nun zitterte auch die sonst so starke Frau derart, daß sie nicht weiter vorschreiten konnte, sondern an einem Stuhl sich halten mußte. „Habt ihr ihn?“ rief sie Bertha mit einer Stimme, die einem kreischenden Aufschrei glich, jetzt, da das Mädchen im ersten Moment unfähig zum Sprechen war, entgegen.

„Ja, Mutter,“ hauchte diese.

Frau Holmson richtete sich wie elektrisirt auf.

„Gelobt sei Gott, der Barmherzige!“ rief sie, dann ergriff sie Bertha's Arm und ihr tief in die Augen sehend, sprach sie: „Bertha, Deine Liebe zu Johannes stammt vom Himmel und der Himmel wird sie Dir lohnen, deß sei sicher! Du hast auf Dich nehmen wollen, Bertha, mehr als die Märtyrer thaten, die für unsern Heiland starben. Das vergißt Dir der Herr der Heerschaaren droben nicht.“

Währenddessen hatte Herr Vidal den Schein Herrn Barron eingehändigt und der hatte ihn sich übersetzen lassen.

„Gerettet, gerettet!“ rief er jetzt, auf Frau Holmson zugehend, aus, während sein rosa Gesicht von einem hellfreudigen Schein wie übergossen war, und dann trat er auf Bertha zu, „und das,“ redete er mit tief ergriffener Stimme diese an, „hat er Ihnen zu verdanken. Ja, mein Fräulein,“ fuhr er ganz erwärmt fort, „wenn das deutsche Liebe ist, mit der Sie für jenen Mann im Gefängniß gehandelt, und wenn alle Mädchen Ihres Landes solch' ein Herz hätten, so heldenhaft wie das Ihre, so demantklar und demantstark, würde ich es bedauern, nicht aus Ihrer Nation zu stammen. Holmson-La Franca ist gerettet, einzig und allein durch Ihre Aufopferung gerettet, mein Fräulein, denn seine Lage, das darf ich nun wohl bekennen, war verzweifelt düster.“

„Wann wird mein Sohn frei?“ wandte sich Frau Holmson an den Advokaten.

„Wir werden Abschrift von diesem Schein nehmen und ihn dann mit einer Darstellung der Vorgänge, die heute stattgefunden, nach Preußen, nach Königsberg schicken. In drei Tagen wird Ihr Sohn frei sein. Ich werde jedoch darauf antragen, daß es Ihnen Beiden gestattet ist, Herrn Holmson jetzt schon besuchen zu dürfen.“ (Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Polarwelt.

(Bilder S. 212.)

Durch die Auffindung der nördlichen Durchfahrt, welche dem Professor Nordenskjöld glückte, ist die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt wieder auf jene Regionen des hohen Nordens gelenkt worden, die so lange das Ziel wissenschaftlicher Forschung und kühner Reisen waren. Es dürfte deßhalb unsere Leser interessiren, im Bilde zum nördlichen Polarkreis, wo ja alle Expeditionen so bittere Kämpfe mit den Elementen zu bestehen hatten, versetzt zu werden. Kein Theil unseres Planeten bietet durch Klima und Landesart solche Schrecken, als die Regionen, welche die Pole umgeben und von denen uns die nördliche oder arktische Zone am besten bekannt ist. Grimme Kälte, unermeßliche Eismassen, unabsehbare Schneefelder, völlige Verödung an organischem Leben, vor Allem des Pflanzenreiches, das ist der Charakter jenes Erdtheiles, den wir die Polarwelt nennen. Dazu die seltsam langen Tage mit der gespenstisch leuchtenden Mitternachtssonne und die noch viel schrecklicheren ewig langen Polarnächte, in welchen bloß das Nordlicht mit seinen farbigen Flammenstrahlen die Finsterniß unterbricht.

In diese eigenthümliche Welt führen uns die beiden trefflichen Bilder, den Tyndall-Gletscher am Whale-Sund in Westgrönland und den Kaiser Franz-Josefsfjord nebst der Petermannspitze in Ostgrönland darstellend, welche wir dem im Erscheinen begriffenen Werke F. v. Hellwald's: „Im ewigen Eis. Geschichte der Nordpolfahrten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (Stuttgart, J. G. Cotta) entnehmen. Während das erstere eines der in der arktischen Natur häufig wiederkehrenden Himmelsphänomene zeigt, nämlich die von einem mächtigen Ringe umgebene Sonne, welche ihr Licht über einen der gewaltigsten Gletscher unserer Erde in die klare, von losgerissenen Eisbrocken gefüllte See gleiten läßt, erschließt das andere uns die großartigen Formen eines Gebirgslandes, von dessen Existenz noch vor einem Dezennium die gelehrte Welt keine Ahnung hatte.

Die Gesetze des Regens und des Thaues*).

Es ist eine Freude, die allgemeine, durchgreifende Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur auch in den Erscheinungen zu erkennen, in denen bei oberflächlicher Betrachtung nur der Zufall zu herrschen scheint. Die gründlicheren Forschungen haben auch die verwickelten Erscheinungen der Witterung in der gemäßigten Zone dem Verständnisse näher gebracht. Auf die Frage: wie entsteht der Regen? gibt die heutige Wissenschaft eine klare Antwort.

Eine unsichtbare Hand schöpft alljährlich mehr als 10 Billionen Centner Wasser aus dem Meere und führt diese Masse tausend Meilen weit durch die Lüfte, um sie allmälig als Regen und Thau auf unsere Fruchtfelder, Wiesen und Weinberge herabzuträufeln, wo die Gewächse auf die belebende Kraft des Wassers harren.

Die gesammte Regenmenge, welche alljährlich zur Erde niederströmt, wird auf 186,240 Kubikmeilen berechnet, eine Wassermasse, welche, gleichmäßig auf die ganze Erdoberfläche vertheilt, 3 Fuß Höhe betragen würde. Die Menge der Wasserniederschläge aus der Atmosphäre ist alljährlich die gleiche, sowie die Menge der Wärme, welche die Erde alljährlich von der Sonne empfängt, stets die gleiche ist. Nur die Vertheilung derselben auf die verschiedenen Erdgegenden wechselt.

Alle Kräfte und Gesetze der Natur müssen zusammenwirken, um den befruchtenden Regen zu ermöglichen.

Das Gesetz der Anziehung, welches das Weltall durchdringt, bewirkt in Verbindung mit der abstoßenden Kraft des Lichtäthers den Umschwung unserer Erdkugel um ihre Achse und den Umlauf derselben um die Sonne. Die regelmäßig wechselnde Stellung der Erde zur Sonne bringt die verschiedenen Klimate, die Tages- und Jahreszeiten, sowie die abwechselnde Erwärmung und Abkühlung der Atmosphäre und der Gewässer hervor. Die Erwärmung des Wassers bedingt sodann dessen Verdunstung und Verbreitung in der Atmosphäre. Die verschiedene Temperatur der Luft in den verschiedenen Gegenden der Atmosphäre bewirkt die verschiedene spezifische Schwere der wärmeren und der kälteren Luftschichten. Dieses gestörte Gleichgewicht im Luftmeere in Verbindung mit dem Umschwung der Erde um ihre Achse erzeugt das merkwürdige System der Luftströmungen im Kreislauf der Windrose. Die einander entgegenströmenden Winde bewirken die Vermischung der Luftmassen in allen Gegenden der Erde.

Durch die Vermischung der kälteren mit den wärmeren, dampfhaltigen Luftschichten wird der gasförmige Wasserdampf der Atmosphäre in die Nebelbläschen der Wolken verwandelt. Durch die Winde werden die Wolken von den Gegenden des Meeres, wo eine reichliche Verdunstung des Wassers stattfindet, nach den Gegenden hingeführt, wo sie durch Abkühlung weiter verdichtet und als Regen oder Thau zur Erde niedergeschlagen werden.

Das Vermögen des Wassers, zu verdampfen und sich als Wassergas im Luftraum zu verbreiten, steht in einem ganz bestimmten Verhältnisse zur Erwärmung und Pressung, die es erfährt. Diese Erwärmung und Pressung der Atmosphäre und der Gewässer steht aber im innigen Zusammenhang mit der Stellung unserer Erde zur Sonne. Diese wird bedingt durch die Gravitation, und diese ist das unsichtbare Band, welches alle Welten umschlingt, alle physische Bewegung mitbestimmt und alle Atome des Weltalls an den Thron und das Vaterherz Gottes kettet. Ohne dieses erste Glied der großen Verkettung zwischen den bewegenden Ursachen und Wirkungen wäre das letzte Glied, der Regen, nicht möglich.

So müssen im Haushalte der Natur die Schwerkraft und das Licht, das Wasser, die Wärme, die Winde, die Spannkraft und Beweglichkeit der Atmosphäre, als Glieder Einer Kette, als Mittelursachen und Bedingungen Eines Zieles planmäßig zusammenwirken, um den befruchtenden Regen zu erzeugen, der das Wachsthum der Pflanzen, die Nahrung und das Leben aller lebendigen Geschöpfe auf Erden bedingt.

In einer gegebenen Menge von Luft von bestimmter Temperatur kann nur eine gewisse Menge von Wassergas aufgenommen werden. Wenn z. B. eine Luftmasse von 10,000 Kubikfuß bei 10 °C. etwa 30 Pfund Wassergas bis zu ihrem Sättigungspunkte aufnehmen kann, so kann dieselbe Luftmenge bei 20 °C. schon 64 Pfund Wassergas enthalten.

Ist die Luft von Wassergas gesättigt und wird dann abgekühlt, so muß sie einen Theil desselben zunächst als Nebel oder Wolken und bei noch weiterer Abkühlung als Regen oder Schnee ausscheiden.

Der warme Luftstrom, welcher beständig vom Aequator her fließt, bringt von der Meeresfläche der heißen Zone eine warme, leichtere, feuchte Luft; der kalte Luftstrom dagegen, welcher unaufhörlich von den Polen her strömt, bringt aus den kalten Zonen eine kältere, schwerere, trockenere Luft. Da nun die Fähigkeit der Luft, den Wasserdampf in sich aufzunehmen, durch die Abkühlung vermindert wird, so muß die Vermischung der warmen und der kalten Luft bewirken, daß die erstere einen Theil ihres Wassergases als Regen und Thau zur Erde niederfallen läßt.

Die fallenden Regentropfen werden auf ihrem Wege durch die unteren, dampfhaltigen Luftschichten vergrößert, indem sie auf ihrer Oberfläche immer mehr Wasserdampf niederschlagen. Man findet daher einen großen Unterschied der Regenmenge, welche während der gleichen Zeit auf der Höhe eines Thurmes und der, welche am Fuße desselben aufgefangen wird.

Da nun bei einer wärmeren Luft die Wolken höher stehen und die Atmosphäre dampfreicher ist als bei kälterer Luft, so müssen die Regentropfen im Sommer größer als im Winter, in wärmeren Erdgegenden größer sein als in den kälteren. In der heißen Zone sind die Regentropfen doppelt so groß und stürzen mit weit stärkerer Wucht zur Erde nieder, als in den gemäßigten Zonen. Darum herrschen dort die Pflanzen mit dicken, lederartigen Blättern vor, und die zartlaubigen Gewächse entwickeln sich dort nur unter dem schirmenden Dach der Wälder.

Aus dem Zusammenhang des Regens mit dem System der Luftströmungen ist leicht begreiflich, warum für Mitteleuropa die Südwestseite die Wetterseite ist und warum die Menge des alljährlichen Regens auf der Südseite unserer Gebirge durchschnittlich weit größer ist, als auf der Seite nach Nordost.

Die Meere der heißen Zone bilden vorzugsweise die Schatzkammer, aus welcher der Luftkreis seinen Wassergehalt empfängt. Der am Aequator aufsteigende warme Luftstrom fließt in der Höhe der Atmosphäre nach Süd und Nord, während die kalten Luftströme, die den Auftrag haben, die Luftfeuchtigkeit zu Regen zu verdichten, von den Polen her nach der heißen Zone zu bringen. Ueberall, wo der kalte Luftstrom mit dem warmen zusammentrifft, sich stauet und durchkreuzt, schlägt er den Wasserdampf als Regen nieder, um endlich am Aequator von Neuem erwärmt zu werden und, mit Wasserdunst beladen, wieder nach den Polen zurückzukehren.

Der Ueberschuß des Wasserdampfes, der sich nicht als tropischer Regen ergießt, wird durch die Aequatorialströme den Ländern der südlichen und nördlichen Erdhälfte zugeführt. Der Luftstrom, welcher am Aequator aufsteigt, verliert bei seinem Fortschreiten nach den höheren Breiten durch seine fortwährende Abkühlung allmälig immer mehr von seinem Dampfgehalt, bis er entleert am Pole anlangt, um von dort als kalter Luftstrom abermals zum Aequator zurückzukehren, dem heißen Klima neue Erfrischung zu bringen und dafür neuen Wasserdampf für die Gegenden zu empfangen, die auf den befruchtenden Regen harren.

Im Allgemeinen gilt das Gesetz, daß die durchschnittliche alljährliche Regenmenge vom Aequator nach den Polen hin abnimmt. In der heißen Zone bedarf das Pflanzenreich die meiste Feuchtigkeit. Die Menge des Regens und des Thaues ist dort am größten. Sie steigt dort alljährlich im Durchschnitt auf 96 Zoll. In manchen Gegenden Südamerikas schätzt man dieselbe während der Regenzeit über 200 Zoll, in Indien sogar auf 400 Zoll.

Während am Aequator die jährliche Regenmenge durchschnittlich auf eine so bedeutende Höhe steigt, erhalten die Gegenden zwischen dem 25° und 40° nördlicher Breite nur 35 Zoll, vom 40° bis zum 50° = 25 Zoll, vom 50° bis zum 60° nur 15 Zoll Regen. Diese Regel erleidet jedoch durch örtliche Einflüsse, z. B. durch Gebirge, Wälder, Meere, Sandwüsten 2c., mancherlei Abänderungen.

Die durchschnittliche Vertheilung des Regens in den verschiedenen Jahreszeiten der gemäßigten Zone zeigt eine merkwürdige Uebereinstimmung. Ueberall ist die Regenmenge im Winter am geringsten, im Sommer am größten, im Herbste kleiner als im Frühling. Nur manche örtliche Verhältnisse bewirken eine Ausnahme.

Die Hochgebirge, besonders die Gletscher, vermehren die Regenmenge der Umgegend außerordentlich. Sie entziehen durch ihre schneebedeckten Häupter den vorüberziehenden feuchten Luftströmen durch Abkühlung einen Theil ihres Wassers. Die Regenmenge z. B. in der Ebene am Po und in größerer Entfernung von den Schweizeralpen beträgt nur 19 bis 24 Zoll, näher am Gebirge 34 Zoll, am Fuße der Alpen 54 Zoll, in einzelnen Thälern der Alpen sogar 80 Zoll. So werden die Alpen zum Segen für einen weiten Umkreis.

Heiße Ebenen dagegen, besonders große Sandwüsten, die, von den Sonnenstrahlen erhitzt, beständig einen wärmeren, trockenen Luftstrom zum Himmel emporsenden, verhindern die Abkühlung und Verdichtung der Wolken zu Regen.

Doch in der Haushaltung der Natur wird aller örtliche Mangel durch den Ueberfluß, der von anderen Orten herströmt, reichlich ausgeglichen. Die höchsten Gebirge der Erde, die Anden- und die Himalayakette, welche wie Saugpumpen des Regens in die Wolken ragen, sind gerade in der heißen Zone aufgethürmt, wo sie als Verdichter der Wolken und als Abkühler der Luft am zweckmäßigsten wirken.

Die wasserreichen Gebirgsländer bilden den Hauptsitz der Quellen, den Ursprung der Bäche und Ströme, welche die Niederungen bewässern und dem Fleiße des Menschen es möglich machen, auch die regenlosen Gegenden in einen Garten Gottes umzuwandeln. Aegypten z. B. empfängt wenig und fast keinen Regen, wurde aber durch künstliche Bewässerung seit den ältesten Zeiten eines der fruchtbarsten und gesegnetsten Länder der Erde.

Die Regenmenge mehrt und mindert sich örtlich durch Vermehrung oder Verminderung der Pflanzenkultur. Durch die Entwaldung großer Landstriche in Nordamerika hat dort die Regenmenge sich merklich vermindert. Dasselbe ist in manchen Gegenden des südlichen Frankreichs der Fall. Jede reiche Pflanzenkultur, besonders aber die Moosdecke des Waldbodens, saugt die Feuchtigkeit der Luft ein und vertheilt das Regenwasser zur Befruchtung des Landes, während dürre, kahle Berglehnen durch die Regengüsse immer mehr abgeschwemmt und für den Pflanzenwuchs untauglich gemacht werden.

Unermeßlich sind die Segnungen des Regens für die ganze irdische Schöpfung. Ohne die Niederschläge der Atmosphäre müßten alle Quellen, Bäche und Ströme versiegen, alle Pflanzen vertrocknen und alle Bewohner des Landes sterben.

Eine Landschaft der heißen Zone vor und nach dem Regen zeigt einen Gegensatz wie Tod und Leben. Tod herrscht überall, wo das Wasser mangelt. Sobald aber die Regenströme auf

---

*) Aus: „Leben und Weben der Natur“. Volksausgabe des Kosmos für Schule und Haus, von Dr. August Nathanael Böhnert. Hannover, Rümpler.

das dürstende Erdreich fallen, so wird das Bild des Todes wie durch einen Zauber in Lebensfrische umgewandelt.

Der Regen reinigt die Luft vom Wasserdampf, von Ammoniak und Kohlensäure, von den Gasen, welche durch ihr Uebermaß dem Athmen der Menschen und Thiere nachtheilig sein würden, und führt dieselben dem Reiche der Pflanzen zu, welche sie zu ihrer Nahrung bedürfen. Er erhält die Quellen und Bäche und den ganzen Kreislauf der Gewässer auf der Erde; er fördert die Verwitterung der Felsen und führt die aufgelösten Stoffe dem Pflanzenboden zu; er vermittelt das Keimen der Samen und das Wachsthum der Pflanzen; er erfrischt und erquickt die ganze irdische Schöpfung.

So müssen alle Kräfte und Stoffe des Naturhaushaltes: Schwerkraft, Licht, Wärme, Elektrizität, Wasser, Luft, Windrichtung, Berg, Thal, Meer und der Pflanzenwuchs — kurz alle Glieder des Naturhaushaltes durch ihren innigen Wechselverkehr mit einander in bewunderungswürdiger Harmonie das Leben und die Fruchtbarkeit der Erde befördern.

Da wo der Regen nicht ausreicht, die dürstende Pflanzenwelt zu erfrischen, da vertritt der Thau dessen Stelle. In regenarmen Gegenden ist es der Thau, welcher den Pflanzenwuchs erhält. Der Reichthum des Thaues im Blütenmonat in Verbindung mit dem Grad der Lufttemperatur entscheidet auch in unserer gemäßigten Zone die Fruchtbarkeit des Jahres.

Wodurch entsteht der Thau? — Wird im Winter die Luft in unserem Zimmer erwärmt, während draußen der Frost herrscht, so werden die Scheiben der Fenster inwendig befeuchtet vom Thau. In warmen Ländern, wo in den Zimmern eine kühlere und außerhalb derselben eine feuchte, wärmere Luft sich befindet, da bethauen die Fensterscheiben nicht auf der innern, sondern auf der äußern Seite.

Die Fähigkeit der Luft, Wasserdunst in sich aufzunehmen und zu bewahren, nimmt mit dem Grade ihrer Temperatur zu und ab. Daher muß die Luft, welche Wassergas enthält, durch die Abkühlung derselben einen Theil ihres Wassergehaltes fahren lassen. Einen durch eine örtliche Abkühlung der wärmeren feuchten Luft gebildeten Wasserniederschlag nennt man Thau.

Bringt man eine Flasche mit kaltem Wasser in ein warmes Zimmer, so muß die abgekühlte Luft die in ihr enthaltene Feuchtigkeit, welche ihren Sättigungsgrad übersteigt, an den Wänden der Flasche niederschlagen.

Die abgekühlte Luft wird spezifisch schwerer, als die benachbarten Lufttheilchen; sie fließt daher an den Wänden der kalten Flasche herab, andere Luft strömt ihr nach, die ebenfalls durch Abkühlung Feuchtigkeit abgibt. Dieser Vorgang des Wässerniederschlags dauert so lange, bis die Temperatur der Flasche mit der Temperatur der Zimmerluft sich ausgeglichen hat.

Wenn die Oberfläche der Erde die Wärme, die sie während des Tages aufgenommen hat, nach Sonnenuntergang bei heiterer, stiller Nacht in den freien Himmelsraum ausstrahlt, so kühlt sie sich bis zu einem Grade ab, welcher kälter ist als die Temperatur der unteren Schichten der Luft. Die erkalteten Körper verdichten den Wasserdampf, welcher in den wärmeren Luftschichten, die den Körper berühren, enthalten ist. Der Wasserniederschlag setzt sich um so reichlicher an, je mehr Wasserdampf in der Atmosphäre enthalten und je größer die Verschiedenheit der Temperatur ist zwischen den kalten Körpern und der sie umgebenden Luft.

Körper, deren Oberfläche die Wärme leicht ausstrahlt, erkalten schneller, als andere von geringerem Ausstrahlungsvermögen. Daher bethaut Glas leichter als Metall. Körper mit rauher Oberfläche, z. B. behaarte Pflanzenblätter, empfangen reichlicher Thau, als Körper mit glatter Oberfläche, weil die Fähigkeit der Wärmeausstrahlung an den Grasspitzen und an den behaarten Blättern der Pflanzen größer ist, als die des Bodens.

So trinkt jedes grüne Blatt der Wiese, jeder Fruchthalm, jede Moospflanze immer neue Erfrischung aus dem Himmelsquell des Thaues, während die Landstraße trocken bleibt.

Berührt ein feuchter, warmer Luftstrom die kühlen Wälder unseres Gebirges, so läßt er an den Myriaden saugender Zellen der Blätter einen Theil seines Wassers als Thau zurück.

Daß unser Luftkreis fortwährend mit unsichtbarem Wasserdampf erfüllt ist, davon können wir uns überzeugen, wenn wir an einem heißen Sommertag in freier Luft eiskaltes Wasser in eine Flasche gießen. Das kalte Gefäß wird sogleich mit Thau benetzt, der um so stärker sich anhäuft, je größer der Temperaturunterschied ist zwischen dem kalten Wasser und der warmen Luft.

Die Thaubildung wird begünstigt durch eine feuchte, warme Atmosphäre, durch einen wolkenfreien Himmel und durch ruhige Luft.

Bei bedecktem Himmel kann die Abkühlung der Erdoberfläche nur schwächer und langsamer erfolgen, so daß der Temperaturunterschied zwischen den Pflanzen und der untersten Luftschicht nicht groß genug ist, um den Wasserdampf zu verdichten. Die Wolkendecke wirft, wie ein schützendes Kleid, die Wärme, welche von der Erdoberfläche ausstrahlt, zur Erde zurück und verzögert dadurch die Abkühlung bis zum nächsten Morgen, wo die Wärme des Tages von Neuem beginnt.

Auch die Pflanzen, welche unter Bäumen oder unter einem Zelte stehen, empfangen wenig Thau, weil durch die Bedeckung die Ausstrahlung ihrer Wärme nach dem Himmel verhindert wird.

Ebenso verhindert der Wind die Ansetzung von Thau, weil ein warmer Luftstrom die Pflanze nicht erkalten läßt, und ein kalter Luftzug die Thautropfen sogleich bei ihrer Entstehung wieder auftrocknet.

Die Menge der Thauniederschläge wird ferner mitbedingt durch die Lage und die Umgebung des Ortes. Längs der Ufer der Flüsse und Seen, wo die Luft reichlich mit Wasserdampf gesättigt ist, thaut es mehr, als auf trockenen Berghöhen. Auf einer im Freien aufgestellten Glaskugel, die mit kaltem Wasser gefüllt ist, zeigt sich der erste Thau auf dem obersten Punkte, weil da die Wärmeausstrahlung nach dem Himmel am freiesten und die Abkühlung am stärksten ist. Dann verbreiten sich mit der fortschreitenden Abkühlung der Kugel die Thautropfen allmälig abwärts, indem sie nach unten immer feiner werden.

Man sieht daraus, daß die wagerechte oder geneigte Lage einer Gegend auf die Menge des Thauniederschlages ebenfalls Einfluß hat.

Je wärmer die Luft, je reichlicher sie mit Wasserdampf beladen ist, je wolkenfreier der Himmel, je offener und wagerechter die Lage des Ortes, je größer der Temperaturunterschied zwischen der Erdoberfläche und der untersten Luftschichte ist: desto reichlicher ist der Niederschlag des Thaues.

Nach warmen, sonnigen Tagen, auf welche kühle Nächte folgen, wie zur Zeit des Frühlings und des Herbstes, ist die Thaubildung am stärksten. Nach trüben und warmen Nächten, wo zwischen der Temperatur des Tages und der Nacht nur ein geringer Unterschied stattfindet, ist sie am schwächsten.

Die Menge der Thaubildung richtet sich nach dem Bedürfnisse der Pflanzen. Da wo die Sonne den Boden am stärksten erwärmt und austrocknet, da bringt die kühlere Nacht dem Pflanzenreiche durch ihren erquickenden Thau am meisten Erfrischung. In manchen warmen Ländern, z. B. in Palästina und an der Nordküste Afrikas, ist die Thaubildung so reichlich, daß sie der Pflanzenwelt in der regenlosen Zeit hinlänglich Feuchtigkeit zuführt. In den Ländern der heißen Zone fällt der meiste Thau, weil dort die Luft am reichlichsten mit Wasserdampf erfüllt und der Gegensatz zwischen der Hitze des Tages und der Kühle der Nacht am größten ist. In den Gegenden, wo die Sonnenhitze am Tage die Pflanzen fast versengt, wo die Nächte dagegen wegen des wolkenfreien Himmels desto kälter sind, bildet sich regelmäßig eine so reichliche Menge Thau, daß er wie ein milder Regen von den Pflanzen niedertröpfelt. Ohne diese weise Einrichtung würden die meisten Pflanzen der heißen Zone verdorren.

Der Thauniederschlag beginnt an schattigen Orten schon vor Untergang der Sonne, an unbeschatteten erst nach demselben, dauert die ganze Nacht fort, ist um Mitternacht am schwächsten und beim Aufgang der Sonne am stärksten. Sobald aber der Unterschied der Wärme der Luft und der Pflanzendecke des Bodens auf Null herabsinkt, hört er ganz auf.

Wenn die Körper, auf welchen der Thau sich niederschlägt, bis unter den Gefrierpunkt erkalten, so schließt der Thau zu feinen Eisnadeln an und erscheint als Reif. Die Eisnadeln haften an den Zweigen der Pflanzen und verbinden sich zu lieblichen Krystallblumen. Die Krystalle des Reifs erscheinen um so glänzender, je niedriger die Temperatur und je geringer die Menge des vorhandenen atmosphärischen Dampfes ist. Oft verbinden sie sich wie Juwelen zu zierlichen Gruppen.

Die Eisblumen, welche eine Frostnacht an unsere Fensterscheiben zaubert, gründen sich auf dasselbe Gesetz, nach welchem der Thau und Reif sich bilden.

Die prachtvolle Symmetrie der Krystalle des Reifes deutet auf die ordnende Weisheit der ewigen Allmacht und Liebe hin, welche dem Regen und dem Thau gebietet, die Erde zu segnen.

Einschiffung des Königs Ketschewäyo.

(Bild S. 213.)

Mit der Schlacht bei Ulundi hat der Zulukrieg sein Ende erreicht und die Folge hievon war die Gefangennahme des Königs jener Schwarzen, Ketschewäyo, am 28. August durch den englischen Major Marter. Schon vierzehn Tage lang war der Zulukönig von Kapitän Gifford verfolgt worden. Es gab schließlich kein Entfliehen mehr für ihn, die Dragoner der Königin umringten den Kraal am Nyomawald, wo der verlassene Herrscher sich befand, und der Major ging an seine Hütte, erklärte ihm, daß er Gefangener wäre und herauskommen sollte. Ketschewäyo verweigerte dieß zuerst und forderte den Major auf, zu ihm in die Hütte zu gehen. Endlich, als man mit Anzünden drohte, kam der König heraus und sprach dem Major den Wunsch aus, daß man ihn sogleich erschießen möchte. Major Marter beruhigte den Gefangenen, welcher sich nun in sein Schicksal ergab und bald, mit einem rothen Damasttuch bekleidet und den Kopfring der verheiratheten Zulus in den Haaren, stolz in der militärischen Eskorte, die ihn nach dem Hauptquartier zu Ulundi brachte, einherschritt; ihm folgten zehn seiner Frauen, ein Eingeborener und der Dragoman (Dolmetscher). Von Ulundi ward der König nach Pitermaritzburg zu Wagen befördert und per Schiff dann von Durnfort nach Kapstadt gebracht. Zuerst zeigte der König große Angst beim Schaukeln des Schiffes und war nicht zu bewegen, auf Deck zu kommen und aufrecht zu gehen; er, wie auch seine schwarzen Begleiter krochen, sobald das Schiff schwankte, auf allen Vieren; allmälig gewöhnte er sich jedoch an das Fahren und zeigte ein lebhaftes Interesse für das Schiff. Wie und wodurch es sich bewegte, die Wirkung des Dampfes, die Thätigkeit des Steuers und Aehnliches begriff er jedoch nicht. Auf Deck war für ihn und seine Frauen ein großes Zelt aufgeschlagen und dort saß er denn würdevoll und ließ sich von dem Kapitän, dem er sein Vertrauen schenkte, in der englischen Sprache unterrichten. Er erwies sich als sehr gelehrig und benahm sich die ganze Zeit der Fahrt ernst und ruhig. Der König ist 42 Jahre alt und seit 1872 Herrscher über die Zulus gewesen. Am 15. September langte das Schiff in Kapstadt an, wo Ketschewäyo mit seinen Lieblingsfrauen als Gefangener in die Festung einzog; er wird wohl lebenslänglich dort bleiben und der letzte Akt des unheilvollen, blutigen Zulukrieges mit der sichern Verwahrung jenes kühnen, tapfern und hartnäckigen wilden Gegners abgeschlossen sein.

Albumblatt.

Als die Erde gestanden in Blütenluft,
Die Auen im reichsten Prangen,
Da hab' ich mir selber unbewußt
Die Seele voll Duft gefangen.
Der strömt nun heraus, ob ihm Keiner ruft,
Da der Winter läßt stürmen und schneien.
Mein Herz, meine Welt ist alles voll Duft,
Als wären wir mitten im Maien.

Aus: „Aus vorigen Tagen." Gedichte von Paul Thiemich. Breslau, E. Morgenstern.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano**.

(Fortsetzung.)

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Todesangst.

Er trat auf den Sträfling zu und sagte, auf Jagon deutend:

„Warum starrst Du diesen Herrn so an? Erkennst Du ihn vielleicht?"

Der Denunziant zögerte zu antworten. Jagon stand ja bei zwei hohen Beamten, war er vielleicht selber einer geworden? Es konnte ungeschickt sein, ihn zu erkennen.

Herr Claude begriff diese Gedanken des Sträflings und sagte hastig:

„Sprich, fürchte nichts, dieser Mann ist ein Gefangener wie Du. Ich habe ihn eben deßhalb hergebracht, weil ich gehört habe, daß Du einst mit ihm verkehrt hast."

„Das ist wahr," machte der Sträfling. „Aber es ist schon so lange her!"

„Das thut nichts, sprich nur, sage Alles, was Du weißt. Ich verpflichte mich, Deine Ersparnisse um fünfundzwanzig Franken zu erhöhen und Dir auf der Stelle hundert Sous zu geben, wenn Du meine Fragen offen beantwortest."

Die Augen des Mannes leuchteten vor Gier.

„Ich bin bereit, zu antworten," machte er.

Jagon wollte sprechen.

„Kein Wort, Du!" schrie der Sicherheitschef, „oder ..."

Jagon schwieg. Nicht aus Furcht vor der Drohung, sondern weil er bedacht hatte, daß der Ton seiner Stimme jeden Zweifel in dem Sträflinge verbannen müßte über seine Identität.

„Vor Allem, wie heißest Du?" fragte Herr Claude.

„Loustalot, genannt Jujotte," entgegnete der Sträfling.

„Gut. Du bist ein Centralist?" (Bewohner eines Gefängnisses, das nur die schwersten Verbrecher beherbergt.)

„Dießmal nicht. Ich habe nur ein Jahr Kerker erwischt."

„Du warst aber früher im Zuchthause?"

„Ja, ich hatte Unglück."

„Vielleicht auch ein wenig Galeere mitgemacht?"

„Ich kann's nicht leugnen!"

„Gut. Und in irgend einer dieser Residenzen hast Du diesen Mann getroffen?"

„O nein. Das war schon viel früher, in meiner Jugend, und ich bin jetzt fünfzig Jahre alt."

Dießmal war Jagon wirklich fassungslos. Seine Blässe hatte noch zugenommen, sein Blick verschleierte sich.

„Nun, sage uns rasch, wo Du den Mann kennen gelernt hast."

„Aber in Paris."

„Um welche Zeit? Denke nach."

„Das weiß ich genau. Vor etwa dreißig Jahren."

„Was machte er damals?"

„Nichts."

„Er hatte kein Gewerbe?"

„Ich weiß keines."

„Wovon lebte er?"

„Von nichts ... wie ich. Wir führten manchmal einen kleinen Diebstahl aus. Das war Alles."

„Wo wohnte er?"

„Nirgends und überall. In einem Hotel, wenn wir ein paar Heller hatten, unter freiem Himmel, wenn wir auf dem Trockenen waren. Er suchte einen Platz, ich auch. Denn bei Gott, Herr Claude, ich wollte damals arbeiten, ich wollte brav sein und ehrlich bleiben ..."

„Schon gut, schon gut. Es handelt sich nicht um Dich, sondern um Deinen damaligen Kameraden. Wie heißt er?"

Eine Pause trat ein.

Der Mann antwortete nicht. Er drehte seine Mütze und starrte vor sich hin in's Leere, wie Einer, der sich zu erinnern sucht.

Jagon seinerseits schaute ihn fest an mit einem wahrhaft höllischen Blicke. Auf seine Verwirrung war die Ruhe wieder über ihn gekommen ... Die schreckliche Ruhe eines reißenden Thieres, welches sich auf seine Beute stürzen will bei der ersten Bewegung derselben. O Gott! Auch er

hatte ja diesen Menschen gleich beim Eintritte wiedererkannt und sich an dessen Namen erinnert, ehe derselbe noch ausgesprochen worden war; wie sollte Jener sich nicht auch an den seinigen erinnern? Ein Strahl der Erinnerung in dem Gehirne dieses Elenden, und Jagon verschwand, um Simonnet Platz zu machen. Und dieser Name Simonnet verrieth es aller Welt, daß er der Vater Mathildens sei, der Erbin Claude Gérard's, derselben, die sich heute mit dem Marquis Lorenz José de Ribas vermählt hatte. Alle seine so geschickt angelegten Pläne stürzten zusammen, alle seine Kombinationen scheiterten! War es nicht einfacher, wenn er sich auf den Sträfling stürzte, ehe er noch sprach, und ihn mit seinen mächtigen Händen erwürgte, wie er „den Andern“ erwürgt hatte? Was wagte er dabei? Sein Kopf war ja doch schon dem Henker verfallen.

So hatte er vor zehn Jahren in Afrika einen rebellischen Sklaven erwürgt, jählings, im Nu.

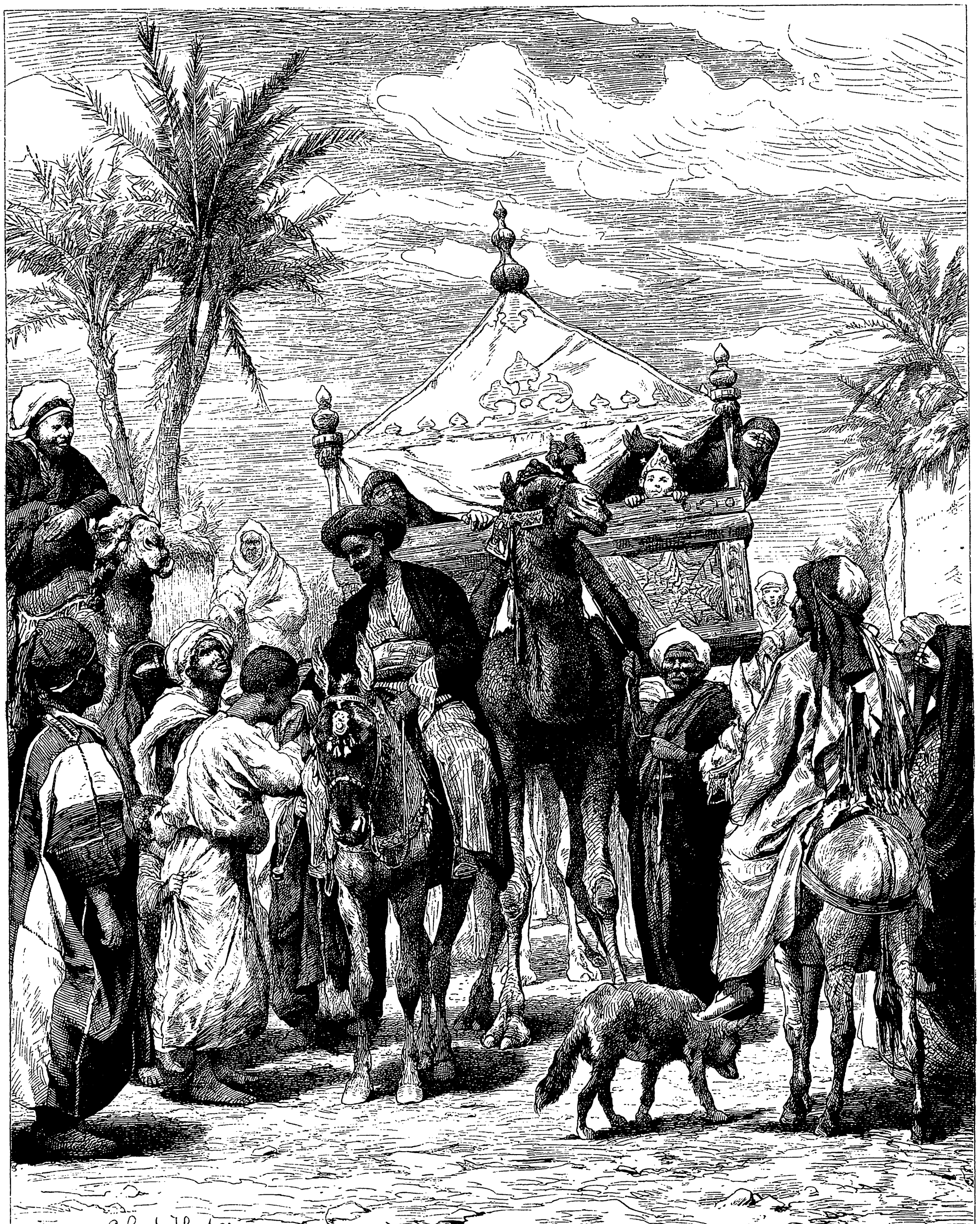
Noch zögerte er aber, denn er hoffte noch. Dreißig Jahre waren eine lange Zeit, da konnte dieser Mensch wohl seinen Namen vergessen haben, wenn er sich auch auf seine Züge erinnerte.

Und so war es auch. Der Denunziant suchte noch immer mit geschlossenen Augen. Endlich sagte er: „Ich kann's nicht mehr sagen. Ich weiß es nicht mehr.“

„Wie! Du weißt es nicht mehr?“ machte der Sicherheitschef. „Du hast ihn doch augenblicklich erkannt, Du erinnerst Dich an alle Umstände eures Beisammenseins und Du weißt nicht, wie er heißt?“

„Ich kann nichts dafür, Herr Claude,“ sagte der Sträfling ganz verlegen. „Ich habe eben so viele Leute gekannt. Ah! ah!“ schrie er plötzlich — „ich erinnere mich . . .“

Jagon machte eine Bewegung, aber der Sicherheitschef



Von der Pilgerfahrt heimkehrender Grundherr. Originalzeichnung von C. R. Huber. (S. 218.)

faßte ihn mit eiserner Faust am Arme und rief dem Denunzianten zu:

„So sprich doch! Fürchte Dich nicht, er kann sich nicht rühren, so lange ich ihn halte . . .“

„Ich fürchte mich nicht, Herr Claude. Sind ja doch Sie da. Aber wenn ich sagte: ‚ich erinnere mich!‘, so meinte ich nicht seinen Namen, sondern seinen Spitznamen.“

„Wie hieß der?“

„Man nannte ihn damals den ‚falschen Buckligen‘.“

„Und warum?“

„Weil er auf dem Rücken zwei Höcker hat, die er so zu verbergen weiß, daß man sie nur greifen, aber nicht sehen kann.“

„In der That,“ sagte der Sicherheitschef, welcher mit seiner freien Hand den Rücken des Gefangenen befühlte, „Du hast Dich nicht getäuscht. Du sollst Deine fünfundzwanzig Franken haben und hier sind Deine hundert Sous.“

„O tausend Dank!“ machte der Denunziant voller Freude.

„Und jetzt — willst Du das Doppelte verdienen, so erinnere Dich an seinen Namen.“

„Das kann ich nicht . . . Wahrhaftig nicht. Aber er hat ja doch jetzt einen Namen? Vielleicht ist es derselbe?“

„Ich habe ihn nicht genannt, um Dich nicht zu verwirren. Er nennt sich Jagon. Ist es das?“

„Jagon . . . Jagon . . .“ machte der Mensch kopfschüttelnd. „Nein, das ist's nicht; der Name ist länger . . . und sanfter, so etwas wie . . .“

„Wie . . . Nun, wie . . .?“ wiederholte Herr Claude, mit dem Gelde in seiner Tasche klimpernd. „Du wirst ihn gleich finden . . . Such', such' . . .!“

Eine neue Pause trat ein. Dann senkte Loustalot den Kopf und sagte:

„Ich werde es nie herauskriegen.“

Simonnet athmete auf.

Aber der Sicherheitschef hatte eine Idee.

„Hatte Dein Kamerad damals einen solchen Vollbart?“

„O nein, Herr Claude, und das hat mich sogar ein wenig getäuscht bei seinem Eintritte . . .“

„Und täuscht Dich vielleicht noch. Wenn Du ihn ohne Bart sähest, vielleicht würde Dir das auch Dein Gedächtniß auffrischen.“

„Es kann sein,“ machte Loustalot.

Herr Claude wandte sich an Jagon und sagte in seiner liebenswürdigsten Weise:

„Möchten Sie uns wohl Ihren Bart opfern, lieber Herr Jagon? Ich wäre übrigens auch gar nicht böse, wenn Sie mir eine Antwort geben würden. Sie waren doch früher so rebelustig und jetzt bringen Sie gar nicht die Zähne auseinander.“

Jagon antwortete rasch entschlossen:

„Ich wüßte nicht, was für einen Grund ich hätte, Ihnen keine Antwort zu geben.“

„Nun also: wollen Sie sich rasiren lassen? Der Herr Direktor hat eben nach dem Barbier des Gefängnisses geschickt.“

„Der Herr Direktor war da vielleicht ein bischen vorschnell,“ entgegnete der Expeditor. „Ich bin erst ein Angeklagter und noch kein Verurtheilter, mein Bart gehört also noch mir. Zufällig aber ist es mir genehm. Ich kenne diesen Menschen nicht, ich habe ihn nie gesehen. Er irrt sich. Und ich habe nie einen andern Namen gehabt als Jagon. Wenn er einen andern nennt, wird er ihn erfunden haben . . . Sie können mir meinen Bart abnehmen lassen . . . Ich fürchte nichts.“

Illustrationen zu deutschen Klassikern.

Originalzeichnungen.



Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,



Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht wie. (Heine.)



Ich sah den Feind und ich erschlug ihn nicht.
Schiller's „Tell“.



Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden.
Goethe's Faust.



— Ich höre mit tausend Ohren.
Schiller's Räuber II. I.



Mutter, Mutter!! — Wie schrecklich spielen Sie mit mir! —
Don Carlos I. Akt, V. Auftritt.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein anderer Todeskampf.

Der Barbier des Gefängnisses trat gleich darauf ein, ließ Jagon niedersetzen und begann zuerst den Bart desselben mit einer Scheere abzuschneiden.

Jagon ließ sich die Sache gefallen, denn seit Langem schon hatte er beschlossen, vor den Assisen rasirt zu erscheinen. Er sagte sich, daß die kleinen Tagesblätter sein Porträt im Holzschnitt bringen würden, und diese Holzschnitte konnten bei all' ihrer Plumpheit dennoch Mathilden die Züge ihres Vaters zeigen.

Dagegen sprach nur die Möglichkeit, daß das alte, bartlose Aussehen seines ehemaligen Kameraden in Loustalot die Erinnerung an den Namen desselben erwecken könne. Aber vielleicht erinnerte sich derselbe dabei zugleich an etwas Anderes, was ihn diskret machen konnte: an Szenen der Gewalt, an Ausbrüche des Zornes bei Simonnet; und diese Erinnerung sagte ihm vielleicht, daß sein ehemaliger Kamerad ein Mensch sei, den man schonen müsse. Ja! wenn derselbe schon zum Tode verurtheilt gewesen wäre! Aber er konnte ja begnadigt und in's Bagno geschickt werden. Und da Loustalot früher oder später sicher in dasselbe zurückkehrte, so lief er dann große Gefahr. Die Denunzianten sind nicht sonderlich muthig. Und Loustalot fragte sich, ob ein paar Franken werth seien, sich einen unversöhnlichen Feind zu machen.

Als nun nach vollendeter Operation Herr Claude den Expeditor rasch gegen Loustalot wandte, war es an diesem, zu erbleichen. Fiel ihm der Name ein? Oder war er entsetzt über den neuen Ausdruck in diesem Gesichte, über den drohenden Blick, der ihm düster entgegenglühte?

Der Sicherheitschef bemerkte die Verwirrung des Menschen und wandte sich barsch an Jagon.

„Weßhalb scheinen Sie diesem Mann zu drohen?“

Jagon antwortete nicht.

„Senken Sie den Blick!“ befahl Herr Claude.

Man gehorchte ihm nicht. Die Augen Jagon's blieben

groß offen, starr, drohend. Was kümmerte ihn in diesem Augenblicke der Sicherheitschef? Was kümmerte ihn sein Leben selbst, sobald er nur verhindern konnte, daß sein wahrer Name genannt werde.

Der Denunziant schwieg eingeschüchtert.

Herr Claude sagte ihm:

„Ich glaube wirklich, Du fürchtest Dich?

Loustalot murmelte:

„Ja."

„Und wenn ich die versprochene Summe verdopple?"

Aber der Sträfling hörte kaum diese Lockung; er sah nur die schrecklichen Hände Jagon's sich um seinen Hals legen und ihn würgen ... würgen ... Vielleicht hatte vor Jahren Jagon im Scherze oder im Streite dieß zu thun versucht.

„Nun?" fragte der Sicherheitschef zum letzten Male.

„Ich erinnere mich nicht ... ich weiß es nicht ... Der Name ist mir entfallen," sagte der Sträfling fast zitternd.

Herr Claude wartete noch einige Augenblicke, dann ergab er sich.

„'s ist aus," sagte er verdrießlich. „Gehen wir."

Da wurde der Blick Jagon's wieder sanft und Loustalot konnte darin einen Dank lesen und ein Versprechen.

Im Fiaker, welcher sie nach dem Landesgerichte zurückbrachte, zeigte sich Jagon nicht mehr so jovial wie am Morgen. Wie aber Herr Claude ihm diese Bemerkung machte, fand er seine ganze Geistesgegenwart wieder und seine ganze Ironie.

„Ich wundere mich, daß Sie meine Delikatesse nicht anerkennen, mein Herr. Da die Nutzlosigkeit unserer Fahrt Sie jedenfalls verstimmt hat, so wollte ich Sie nicht durch frohe Laune meinerseits verletzen."

„Sagen Sie vielmehr, daß all' Ihre Laune und Zuversicht Sie verlassen haben: Ihr ehemaliger Kamerad hat heute Ihren Namen nicht wiederfinden können, aber morgen ...?"

„Ich zweifle, daß er ihn jemals finden wird, da ich nie einen andern als den Namen Jagon geführt habe," sagte der ehemalige Expediter trocken.

Inzwischen waren sie im Landesgerichte angekommen und Jagon wurde in seine Zelle zurückgebracht. Ehe Herr Claude das Haus verließ, traf er den Direktor desselben, der ihm zurief:

„Wir sind noch schön davon gekommen!"

„Was ist denn geschehen?"

„Blanchard hat einen Selbstmordversuch gemacht. Zwei Minuten später wäre Alles vorbei gewesen. Er röchelte bereits! Er hatte sich an seinem Schnupftuch aufgehängt. Zum Glück warf ein Wächter einen Blick durch die Thürklappe, gerade noch zu rechter Zeit, um ihn abzuschneiden. Ich konnte ihn noch nicht in's Verhör nehmen, er ist noch immer ganz weg. Aber ehe er den Selbstmordversuch machte, hat er diese Zeilen da gekritzelt."

Damit reichte der Direktor dem Sicherheitschef ein Stück Papier, das folgende Worte enthielt:

„Mein liebes Weib!

„Wozu noch länger leben, wenn ich immer im Gefängnisse sein soll, fern von Dir? Besser ist's, es hat Alles mit einem Mal ein Ende. Kränke Dich nicht zu viel, arme Sophie, und suche aus der Geschichte zu kommen; Dich wird man wohl freisprechen; aber mich hätte man sicher verurtheilt ... meiner Vergangenheit wegen. Das geht so seinen Gang: das Gefängniß zuerst, dann das Zuchthaus, dann die Galeeren, zuletzt das Schaffot. Wie soll man sich da retten? Lebe wohl. Es küßt Dich innigst vor seinem Tode Dein armer Mann

Joseph Blanchard."

*

Wenn ein Verbrechen viel Lärm gemacht hat, sucht die Justiz die öffentliche Meinung so bald als möglich zu befriedigen und ihr Satisfaktion zu geben. Die Voruntersuchung wird beschleunigt, die Anklageakte der Kammer bald erledigt und die Schwurgerichtsverhandlung ohne Zeitverlust, mit Uebergehung kleinerer Delikte, anberaumt.

So kam es, daß die Verhandlung gegen Jagon, Joseph Blanchard und sein Weib Sophie Blanchard schon in der zweiten Junisession an die Tagesordnung kam.

Am Tage der ersten Verhandlung belagerte das Publikum schon vom Tagesgrauen an den Justizpalast, und in der großen Galerie hatten die Gendarmen schwer Ordnung halten wie bei einem Sensationsstück im Theater. Da gab es vor Allem Advokatenschreiber, die um des ehemaligen Expeditors willen hiehergekommen waren, Damen vom Theater, die sich kein Spezialbillet hatten erlächeln können, auch Bürger von Batignolles, die an dem Verbrechen schon deßhalb großen Antheil nahmen, weil es sozusagen auf „ihrem Grund und Boden" stattgefunden hatte, und endlich Verbrecherlehrlinge, die hier das Gesetzbuch prakti ch studiren und von einem Virtuosen in der Nichtswürdigkeit lernen wollten.

In dieser bunten Menge befand sich auch die lange Florine; überhaupt sehr neugierig, interessirte sie sich besonders für dieses Drama, in welchem sie selber für einige Stunden, wenn auch nur mittelbar, eine kleine Rolle gespielt hatte als weiblicher Spion bei der Erbin des Ermordeten.

Geschickt, geschmeidig und behend wie eine Schlange, bald hier einen Ellenbogenstoß austheilend, bald dort ein Lächeln spendend, um sich einen Beschützer zu gewinnen, war es ihr rasch gelungen, ganz nach vorne zu gelangen und so Aussicht auf einen Platz in den ersten Galeriereihen zu haben.

Ebenso belagert war die Thüre, welche für die Advokaten reservirt ist, durch welche sich bei solchen Gelegenheiten freilich auch mancher Unberufene einzuschmuggeln sucht.

So erschien auch unter den Zuletztgekommenen ein junger Rechtsgelehrter, trotz seiner Robe und seiner Mütze den Uebrigen verdächtig. Es war das ein Mann von Mittelgröße, mit blondem Backenbart, regelmäßigen und angenehmen Zügen, der aber augenleidend sein mußte, da seine Augen durch breite blaue Gläser und überdieß einen kleinen Schutzschirm geschützt waren.

Keiner der übrigen Advokaten konnte sich erinnern, ihn jemals im Justizpalaste gesehen zu haben, und Einer, welcher fürchtete, bei solchem Andrange keinen guten Platz zu bekommen, nahm sich vor, diesen falschen Kollegen zu entfernen.

Indem er also seine Mütze lüftete, sagte er zu dem Neuangekommenen:

„Sie wissen ohne Zweifel, mein Herr, daß dieser Eingang für die Advokaten allein reservirt ist, und ich muß Sie benachrichtigen, daß im Falle Sie keiner sein sollten ..."

„Aber ich bin einer," beeilte sich der Unbekannte zu sagen.

„In der That? Ich habe jedoch nie das Vergnügen gehabt, Sie in unseren Konferenzen zu sehen."

„Ich gehöre auch nicht zum Barreau von Paris, sondern bin aus Toulouse. Und ich dachte, daß Sie mir hier in Ihrer Reihe dieselbe Gastfreundschaft erweisen würden, welche ich Ihnen mit Vergnügen bei uns unten zu Theil werden ließe."

„Aber natürlich, natürlich!" beeilte sich der Andere ein wenig verwirrt zu rufen. „Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, ich wußte nicht ..."

„O, keine Entschuldigungen, mein Herr. An mir ist es vielmehr, zu beweisen, was ich behaupte, und zu diesem Zwecke habe ich mir auch mein Diplom mitgenommen."

Er machte Miene, in seiner Robe zu suchen, aber der Pariser Advokat hielt ihn zurück.

„O bitte, bitte, lieber Herr Kollege, Ihr Wort genügt mir vollkommen!"

Und von diesem Augenblick an wurde er der Protektor des Neuangekommenen, gab ihm Auskunft über die Affäre, stellte ihn den Anderen als Kollegen aus der Provinz vor und verschaffte ihm einige Minuten nachher einen Platz auf seiner Bank.

(Fortsetzung folgt.)

Ein von der Pilgerfahrt heimkehrender ägyptischer Grundherr.

(Bild S. 216.)

Ein Mohammedaner, der gesund ist, Vermögen besitzt und die Pilgerfahrt nach Mekka nicht unternommen hat, darf in seiner und der Mitbürger Achtung sich nicht allzu hoch stellen. Ihm fehlt der eigentliche Türkenadel. Sendet doch selbst der Sultan und auch der Khedive alljährlich eine Karawane mit reichen Geschenken nach Mekka. Daher ist es auch der sehnsüchtigste Wunsch, nicht bloß aus religiösen Gründen, jedes Mohammedaners, die heilige Geburtsstadt des Propheten besucht und in der Kaaba, der heiligen Moschee, das Gitter geküßt zu haben. Eine Reise nach Mekka, auch von Kairo, ist sehr kostspielig und gefährlich, sie dauert mehrere Wochen, während man auf Booten das rothe Meer durchschifft, denn die Pilger bedienen sich noch nicht lange und manche aus religiösen Gründen nicht der Dampfboote, und dann geht es in das steinige Arabien hinein. Wer aber zurückkommt von der heiligen Stadt, der wird festlich empfangen und zeitlebens als hervorragender Mann betrachtet.

Unsere lebenswahre Illustration zeigt uns einen ägyptischen Grundherrn, der mit seiner Familie zur heiligen Stadt gepilgert war und jetzt, heimgekehrt, seinem Dorfe sich nähert; ihn begrüßen mit Freude und Ehrfurcht seine Knechte, seine Bauern, die Verwalter und Freunde. Man küßt ihm die Hand, weil dadurch von jenem heiligen Geiste der heiligen Stadt etwas auf die Lippen der Begrüßenden übergeht. Nun gibt es eine Reihe fröhlicher Tage in dem Dorfe. Der Grundherr theilt Geschenke aus, die er in Mekka und auf der Reise gekauft. Wir sehen ihn hier auf dem Maulthier, während sein Harem mit den Frauen und Kindern hoch auf dem Rücken eines Kameels thront. Die Frauen hat gleichfalls die Freude des Wiedersehens ergriffen, sie vergessen, daß sie eigentlich verborgen bleiben sollen, und rufen unter den Vorhängen hervor ihren Verwandten, Freundinnen und Dienerinnen zu. Die Szene ist ebenso bewegt wie eigenartig orientalisch und gibt uns ein vortreffliches Bild echt national ägyptischen Landlebens.

Sinnsprüche.

Argwohn ist eine schwere Rüstung, die mit ihrem Gewichte mehr hindert als schützt.

Byron.

*

Auch im täglichen Verkehr ist klares, rundes Thun die Ehre der menschlichen Natur, und ein Zusatz von Unwahrheit ist gleich der Kupfermischung in goldenen und silbernen Münzen, welches vielleicht das edle Metall besser für den Umlauf in der Welt macht, aber seinen Werth verschlechtert.

Baco.

*

Eine gelungene Lüge wird die Mutter neuer Lügen.

Jean Paul.



Spiele.

Die umgedrehte Nadel. In den Boden einer leeren Pillenschachtel mache ein rundes Loch, etwa so groß wie eine kleine Erbse. Brich dann den Kopf einer Stecknadel so ab, daß noch ein Stückchen Draht daran bleibt, und befestige dieß an dem Loche, den Nadelkopf nach oben gerichtet. Dem Loche gegenüber mache in dem Deckel der Schachtel ebenfalls ein Loch, das aber kleiner ist als das erstere, und siehe dann durch das erstere, in dem die Nadel steckt, gegen das kleinere, indem du die Schachtel gegen das Licht hältst. Die Nadel wird vergrößert und umgekehrt erscheinen.

*

Der verschwundene Fleck. Man soll seinen Augen nicht immer trauen in Bezug auf die Zahl der Dinge, welche vorhanden sind; es kann vorkommen, daß man unter Umständen mehr sieht, als da ist. Es können aber auch Fälle eintreten, in denen Einer, der gesunde und gute Augen hat und auch gewöhnt ist, scharf aufzupassen, ein vorhandenes Ding doch nicht sieht.

△ ●

Mache z. B. auf ein Stück Papier links ein kleines Dreieck, 8 Centimeter (3 Zoll) rechts in wagrechter Richtung einen großen schwarzen Punkt. Du kannst auch in derselben Entfernung zwei bunte Oblaten oder zwei Briefmarken aufkleben. Halte dann das Blatt etwa $^1/_3$ Meter (1 Fuß) vom Gesicht entfernt und siehe nach dem △ unverwandt hin, so wird dir der Punkt rechts verschwunden sein. Siehst du mit dem linken Auge nach dem Punkte rechts, so bemerkst du das △ links nicht mehr. Das Bild der beiden verschwundenen Zeichen fällt bei der angegebenen Entfernung auf eine Stelle im Auge, welche gegen das Licht unempfindlich ist. Es ist jene Stelle, an welcher der Sehnerv in das Auge eintritt.

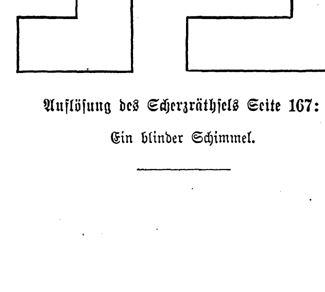
*

Schnurren. Knaben verfertigen sich zur Herbstzeit aus Nüssen ein kleines Spielwerk, das viel Aehnlichkeit mit dem Brummkreisel hat, aber weit einfacher ist. In die Schale einer großen Haselnuß oder Wallnuß wird oben und unten ein kreisrundes Loch geschnitten. Durch die Seite der Schale wird ferner auch ein kleines Loch gebohrt, so groß, daß ein Faden hindurch kann. Die Nuß ähnelt also dem Schlüssel des Brummkreisels. Durch die beiden Löcher steckt man ein rundes Holzstäbchen von Bleistiftlänge, am obern Ende mit dickerem Kopf versehen. Ein fester Zwirnsfaden wird durch das kleine Seitenloch der Nuß geschoben und an dem Stäbchen mit einem Ende festgebunden, dann so weit aufgewickelt, daß nur noch ein Stück zum Festhalten außen bleibt. An das untere Ende des Stäbchens steckt man einen etwas schweren, runden Körper, etwa eine Kartoffel, und zieht nun den Faden mit der rechten Hand scharf an, während die linke Hand die Nuß hält. Das Stäbchen schwirrt um, läuft aber nicht bloß so weit, als das Fadenende es zieht, sondern dreht sich noch länger und wickelt deßhalb den Faden, den man sofort nach dem Zuge locker nachläßt, wieder in der entgegengesetzten Richtung auf, so daß bei einem abermaligen Zuge die Umdrehung nach der andern Seite stattfindet.

Eine andere Art Schnurren läßt sich aus einer Pappscheibe, einem Rädchen, einem kreisrunden Stückchen Holz, Blei, Eisen, einem großen knöchernen Knopf oder dergleichen darstellen, in welchen links und rechts in der Nähe des Randes ein Loch gebohrt ist. Durch jedes Loch steckt man einen Faden, bindet die Enden an jeder Seite zusammen und hält sie zwischen den Fingern fest. Man schleudert das Rädchen jetzt rechts oder links oft herum, so daß sich die beiden Fäden zusammenzwirnen, zieht dann den Faden an und läßt ihn nachher wieder nach. Es findet eine ähnlich abwechselnde Drehung statt wie bei den Nußschnurren.

Anschauungs-Aufgabe.

Aus untenstehenden zwei Figuren, die man sich als acht solcher denken muß, ein Quadrat machen, sehr interessant und schwierig.



Auflösung des Scherzräthsels Seite 167:

Ein blinder Schimmel.



Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Einen neuen Zeichenapparat für Wäsche hat François Dubois in München, Baadergasse Nr. 1/0, zusammengestellt. Er besteht aus einem netten Kästchen, das eine Anzahl einfacher Werkzeuge und Farben enthält, mittelst welcher es unseren Frauen und Töchtern künftig möglich ist, Namen, Monogramme, Wappen rc. nach einer vorhandenen Vorlage, wie sie die Modezeitungen ja so reichlich geben, auf ein Wäschestück zu übertragen, und es ist dazu weder besondere Kunstfertigkeit, noch Kenntniß im Zeichnen nöthig. Die einmal selbst gefertigte Schablone gestattet 50—100 Uebertragungen auf die Stoffe; die Zeichnung kann in verschiedenen Farben, für dunkle Stoffe auch in weiß, gemacht werden, sie verwischt nicht während der Arbeit, ist aber leicht auszuwaschen. Die Apparate, mit gründlicher Belehrung versehen, sind in verschiedenen Größen beim Erfinder zu haben.

*

Aufbewahrung eingemachter Früchte. Zum Verbinden der Früchtegläser kann man statt der Schweinsblasen Seidenpapier anwenden, welches man mittelst eines Pinsels mit Eiweiß bestreicht. Wenn man damit die Gläser, so lange es noch feucht ist, in der gewöhnlichen Weise bedeckt, so schließt es sie vollkommen luftdicht. Auch das sogenannte Pergamentpapier, das man jetzt in allen Papierläden erhält, eignet sich sehr gut zum Verbinden der Gläser und Töpfe. Man feuchtet es, wie die Blasen, vor dem Gebrauche an.

Landwirthschaft.

Um bei den Wagenpferden das Durchgehen zu verhindern und es ihnen abzugewöhnen, wird das nachfolgende bewährte Verfahren empfohlen: Man läßt um die Wagendeichsel, ungefähr 60 Centimeter von der Spitze entfernt, vom Schmied einen eisernen Ring legen, welcher obenauf eine starke Oese hat, in der ein zweiter Ring sich, quer mit der Deichsel spielend, bewegt. Die mit Lederzunge und Schnalle versehenen beiden Enden einer starken hanfenen Nothleine werden nun, je eine, in den innern Ring der Trense der beiden Pferde eingeschnallt, die Leine wird doppelt durch den Ring an der Deichsel gezogen und vom Fahrer neben sich am Kutscherbock lose, aber möglichst gleichmäßig befestigt. Sobald die Pferde unruhig werden und Anstalt zum Durchgehen machen, wird die Nothleine mit einem Ruck so kräftig wie möglich angezogen, wodurch die Köpfe der Pferde heftig zusammengedrückt und nach rückwärts verhalten werden. Die vermittelst des Durchziehens durch den Deichselring außerordentlich gesteigerte Kraft und Wirkung der Nothleine und die dadurch herbeigeführte unbequeme Kopfstellung der beiden Pferde bewirkt ein augenblickliches Stillstehen und man läßt nun die Peitsche tüchtig strafen. Einige Male wiederholt, soll dieses Verfahren die unartigsten Thiere bessern.

*

Neue Nutzpflanze. Eine solche wird gegenwärtig in England viel besprochen. An sich ist die Pflanze nicht neu denn man kennt sie bereits seit langer Zeit in Europa; als neu aber darf ihre Verwendung gelten. Es ist dieß eine Malvenart, Lavatera arborea, die früher zuweilen in den Gärten als Zierpflanze kultivirt wurde. Sie wird 6—10 Fuß hoch und soll eine Menge ölhaltiger Samen — bis zu zwei Pfund die Pflanze (?) — und eine sehr gute und reichliche Faser (Bast) liefern. Der Same wird wie Oelkuchen als vortreffliches Viehfutter, die Faser zu Stricken, Tauen u. s. w., vorzugsweise aber für die Papierfabrikation benützt. Jedes dieser Produkte soll für sich allein schon den Anbau lohnen, und man hat berechnet, daß der englische Morgen einen Ertrag von 1600—2000 Mark ergeben kann. (?) Die bisher angestellten Anbauversuche sollen sehr günstige Resultate geliefert haben. Die Pflanze ist zweijährig und kommt auf jedem Boden fort, doch zieht sie natürlich gutkultivirtes fruchtbares Land vor. Ob sich die großen Hoffnungen, die man sich von diesem Gewächs verspricht, verwirklichen werden, muß die Zukunft lehren. Thatsache ist, daß der Bast von den Papierfabriken sehr gern gekauft und gut bezahlt wird.

Lotteriezeihungen im Monat Dezember.

Am 1. K. K. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. März 1880 (73. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1880. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à 4²/₃ % vom Jahr 1868, 779 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 150 Franken, zahlbar am 1. Mai 1880 (37. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahr 1856, 705 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. September 1880 (24. Ziehung). — Fürst Windischgrätz 20-Gulden-Loose, 1875 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 36 fl., zahlbar am 1. Juni 1880 (43. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 %, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 1. Juni 1880 (59. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. März 1880 (29. Ziehung). — Köln-Mindener E.-B. 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahr 1870, 1400 Stück, Prämienziehung am 1. Febr. 1880. — Meininger Prämien-Pfandbriefe à 4 % vom Jahr 1871, 500 Stück, Prämienziehung am 2. Januar 1880. — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 262 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (42. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1865, 931 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Februar 1880 (58. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1400 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Juni 1880 (36. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3 % vom Jahr 1874, 80 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Januar 1880 (16. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen Eisenbahn 7-Gulden-Loose, 2500 Stück, höchster Preis 7000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Juni 1880 (46. Ziehung). — Belgische 3% Kommunal-100-Franken-Loose, 615 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 110 Franken, zahlbar am 10. Juli 1880 (19. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Franken, zahlbar am 15. Juni 1880 (53. Ziehung). — Am 24. Gothenburger Handels-Co. 15-Kronen-Loose vom Jahr 1876, 1700 Stück, höchster Preis 72,000, niedrigster 16 Kronen, zahlbar am 1. Februar 1880 (10. Ziehung). — Am 31. Stadt Venedig 30-Lire-Loose vom Jahr 1869, 3425 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 30 Lire, zahlbar am 1. Mai 1880 (39. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 2000 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 59 fl., zahlbar am 1. April 1880 (136. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose, 770 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 31. März 1880 (27. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose, 3150 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 23 Thaler, zahlbar am 31. März 1880 (43. Ziehung).

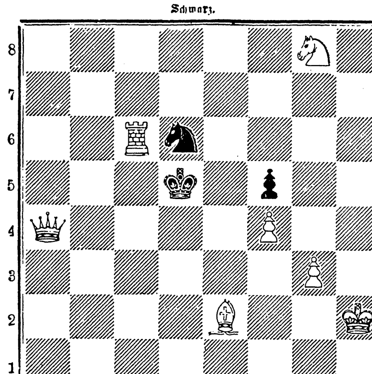
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 5.

Von Herrn H. Tivendell in Kassel.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 4 in Nr. 12:

Weiß.	Schwarz.
1) K. E 4 — F 5	1) K. oder T. beliebig oder A u. B.
2) D. A 8 — A 1 oder — H 1 setzt Matt.	
A.	
1)	1) L. beliebig
2) T. D 7 — D 1 setzt Matt.	
B.	
1)	1) E 3 — E 2.
2) S. C 4 — D 2 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nr. 3 erhalten von Hrn. Lieuten. v. R. in Rastatt, G. N. in Dresden, E. R. in Rathebur (auch Nr. 2 R.), L. N. F. in Ulm, F. H. in Freiburg, A. K. in Kronstadt, E. W. in Olpe.

Hrn. W. L. in Hamburg, E. K. in Straßburg und F. P. in Emmerich. In Nr. 3 würde auf 1) D. A 5 — B 6 †, K. D 4 — E 4, 2) S. D 5 — E 7 † L. D 7 — C 6 folgen.

Hrn. L. K. und G. L. in Groß-Osterhausen. In Nr. 2 geschieht auf 1) L. B 1 nimmt D 3 †, C 4 nimmt D 3, nach 2) D. E 2 — G 2 †, K. E 4 nimmt E 3. — Br. in Coblenz. Nr. 2 richtig gelöst mit Ausnahme von 1) S. C 7 — E 8, S. A 3 — B 5. Spielt Weiß dann nach Ihrer Angabe 2) K. H 1 — G 2, so folgt S. B 5 — D 4 und hindert das Matt. Nr. 3 R. Im Uebrigen mit Vergnügen gelesen.

Hrn. H. in Regnitzlosau und C. K. in Niederolm. In Nr. 2 wurde auf 1) T. F 5 — F 8 (F 6, F 7) S. A 3 — C 2, 2) L. B 1 nimmt C 2 durch B 2 — B 1 D. † das Matt verhindert. — E. K. in Chemnitz. In Nr. 3 wird 1) D. A 5 — A 3 z. B. durch T. F 2 — F 3 widerlegt. — J. H. in Temesvar. In Nr. 2 würde auf 1) S. C 7 nimmt E 6 z. B. K. E 4 nimmt F 5 folgen.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 195:

Entflieh' mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus;
Fern in der Fremde sei mein Herz
Dein Vaterland und Vaterhaus.

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier,
Und du bist einsam und allein;
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

H. Heine.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. H. Appelt in Frauenberg. Appleton, Tour through America. New-York, Appleton. 3 Bände.

Y. M. Durch dreijährige Niederlassung und Expatriirung in H. mög ich. A. zur spätern Benützung zurückgelegt.

Abonnentin in B. Bei F. Voigt in Weimar — wenn es eine solche überhaupt gibt, was wir beinahe bezweifeln.

Frau E. O. in Dresden. Die Kochbücher geben meist zu viel Zucker an. Für reife Preißelbeeren genügen auf 10 Liter Beeren vier Pfund Hutzucker vollkommen, fünf ist noch besser, aber acht entschieden zu viel.

Hrn. O. P. in Köln. Besitzt Ihre Vaterstadt vortrefflich. Ein Blick in das Adreßbuch, wo diese Firmen aufgezeichnet sind, wird Ihnen das Gewünschte zeigen.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Charaden, Aufgaben rc. sind uns zugekommen von: Frln. Amely Lavacan, Posen; Bertha Hanke, Magdeburg; Mathilde S., Leipzig; Fanny Fröster, Poschiavo; Emma Silberstein, München; Adelaide Fackler, München; Frau Pauline Gerstel, München; Hrn. E. Schnabe, Magdeburg; J. Poschel, Potsdam; H. Horrwitz, Wien; A. Oeser, Brünn; J. Koppel, Breslau; N. Theodor, Leipzig; A. Müller, Aussig; O. Fritz, Ulm; H. Bernrieder, Zürich; E. Ollich, Berlin.

Anfragen.

16) Existirt sogenannter Milchwein — Koumys — schon im Handel und wo wird er bereitet?

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 17. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

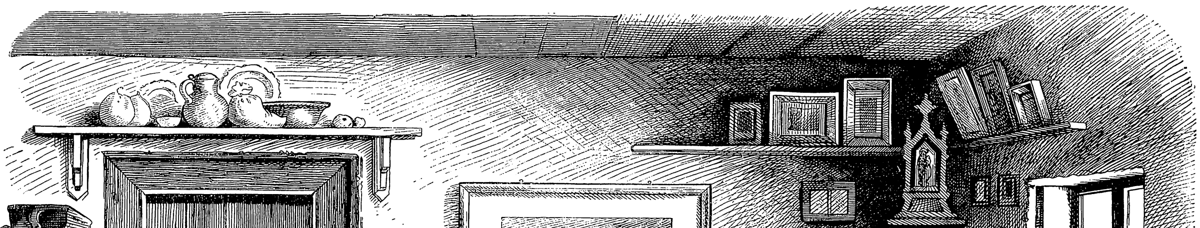
(Nachdruck verboten.)

I.

In den letzten Jahrzehnten ist es, Dank dem bequemsten und schnellsten aller Verkehrsmittel — der Eisenbahn, welche uns mit Zauberschnelle von einem Ort zum andern führt — geradezu ein Bedürfniß geworden, im Sommer zu verreisen, seine Hundstagsferien zum Wenigsten auf irgend einer kühlen Sommerfrische zu verbringen. — Nur der mittellose Plebejer bleibt die ganzen zwölf Monate des Jahres in seinen vier Pfählen, — der Gebildete, der Kulturmensch, ein Jeder überhaupt, der das Nöthige dazu erschwingen kann an kleinem Gelde, reist, geht in die Bäder oder auf's Land, macht eine Tour in die Schweiz, in das Salzkammergut, oder bescheidenere Ausflüge in den Thüringerwald, die sächsische Schweiz und Süddeutschland. — Wir sind somit gewissermaßen zu jener primitivsten Stufe des Völkerlebens auf einem Umwege wieder zurückgekehrt, — wir sind wieder Nomaden geworden — Halbbarbaren wenigstens — mit nur zum Theil festen Wohnsitzen.

Auch an mich trat im vorigen Sommer wieder einmal die Frage heran: wohin gedenkst du dieses Jahr deinen Wanderstab zu setzen, was wirst du beginnen mit den nahen Gerichtsferien?

Ich befand mich dabei ungefähr in derselben Lage, wie jene jung verheirathete Frau, welche die Köchin nun schon den dritten Morgen hintereinander fragt: „Madame, was kochen wir heute?“ und die am liebsten wieder Chokoladesuppe und Eierkuchen befohlen hätte, wie es am ersten und am zweiten Tage geschehen war.



Am Vorabend des Weihnachtsfestes: Knecht Ruprecht. Zeichnung von O. Pletsch.

Mein Eierkuchen war nämlich die Schweiz ... Sehr schön! — aber man kann doch nicht ewig in die Schweiz reisen, der Mensch will doch auch einmal eine Abwechslung haben.

Ich überlegte mir die Sache vierzehn Tage lang hin und her, hielt Rath mit allerhand Leuten und allen nur erreichbaren Reisehandbüchern, und war endlich nach allem Erwägen gerade wieder so weit, als zu Anfang. Ja, — wer die Wahl hat, hat die Qual; der Mensch ist nun einmal eine schwerfällige Maschine!

Meine Phantasie trug mich weit hinaus.

Ich kreiste lange, um endlich, wie der Berg in der Fabel, eine Maus zu gebären. Das kam aber nämlich so:

Wir Kollegen saßen eines Morgens, unserer Gewohnheit gemäß, beim „Schweren Wagner" beim Frühschoppen, fluchten weidlich über die Hitze und Prozesse und klagten uns gegenseitig unser Leid über Staub, Fliegen, heiße Stuben und dergleichen. Von diesen kamen wir dann ganz naturgemäß auf die bevorstehenden Ferien und endlich wieder auf die verschiedenen Reisepläne zu sprechen.

Der Eine schwärmte für Berchtesgaden, der Andere lobte den Schwarzwald mit seinen kühlen, schattigen Thälern, seiner Billigkeit, seinen Forellen und dem süffigen Markgräfler; Der sprach von Schottland und Jener von Neustadt-Eberswalde in der Mark. — Da trat zufällig mein Kollege, der lange Gunstetten, herein, der einige Wochen von Berlin entfernt gewesen war auf Gerichtsdeputation. Er wurde herzlich willkommen geheißen, denn er war eigentlich die Seele unseres Kreises. Für eine Weile lenkte dieses freudige Ereigniß den Strom der Unterhaltung in ein anderes Bett, bald aber nahm derselbe seine ursprüngliche Richtung wieder und ergriff auch Gunstetten, den soeben erst Heimgekehrten. Eine Weile lang hörte dieser meine Klagen über die eigene Unschlüssigkeit geduldig mit an, dann winkte er mich beiseite und führte mich nebenan in's Billardzimmer.

„Willst Du es nicht einmal mit mir versuchen, lieber Eugen?" frug er, mich am Knopfe festhaltend und mir mit einem vielsagenden Lächeln in's Gesicht schauend.

„Mit großem Vergnügen, Karl, — der Gedanke ist wirklich charmant," erwiederte ich warm ... „aber vor Allem, wohin beabsichtigst Du zu gehen?"

Er lachte hell und herzlich in seiner lustigen, fast übermüthigen Weise, legte seine andere Hand fest auf meine Schulter und antwortete:

„Blindlings mußt Du Dich mir anvertrauen, lieber Junge, mit gebundenen Händen mußt Du Dich mir ausliefern und mich bona fide zu Deinem Reisemarschall ernennen! — Dafür verspreche ich Dir aber meinerseits auch alles nur mögliche und unmögliche Vergnügen. Ich garantire für Alles, — für Thäler, Berge, Waldesluft, kräftige Nahrung, Ozon, Staffage und harmlosen Blödsinn in Hülle und Fülle. — Du suchst Erholung und Schatten, — eh bien, Du wirst sie haben in jederlei Richtung. — Ich kenne Deinen Geschmack, alter Junge, — wohlan also, ich kredenze Dir einen Becher kühlen, duftenden Maitranks mitten im Sommer ... schlag' ein, Eugen!"

Mit diesem Lockmittel hatte er mich überwunden. Durch meine allezeit geschäftige Phantasie zog mit einem Male ein süßes, wollüstiges Parfüm; es roch plötzlich so natürlich nach Buchengrün, Waldmeister und Wein, daß es förmlich das ganze weite Billardzimmer durchduftete. Die Wände desselben verschwanden, wie die Dekorationen in einem Theater, und ich sah die blaue, lachende Ferne sich vor mir ausbreiten, das Gebirge mit Thälern und Schluchten, aus welchen Bäche und Flüsse herausschossen, und unter dem Schatten der Bäume, eingenistet in das saftige, schattenspendende Grün, lagen die lauschigen Ortschaften mit Thürmen und Glockengeläut, — ein breiter Strom, geblähte Segel, Schlösser und Burgen ... um's kurz zu machen: ich war überwunden und schlug augenblicklich ein.

„Abgemacht!" rief ich — „ich bin Dein, — wir Beide gehen zusammen!"

„Also topp! — und bis an's Ende der Welt!" erwiederte Karl lachend. Er schlang seinen Arm brüderlich um meine Hüfte, und so gingen wir hinüber zu den Anderen.

Ein Stein war von meinem Herzen genommen — gottlob, ein Entschluß war nun endlich gefaßt!

*

Wenige Tage später schon nahmen wir mit Sack und Pack Abschied von Haus und Akten, von dem ganzen staubigen, ausgestorbenen Berlin, mit seinen unabsehbaren, schattenlosen Granittrottoirs, die einem die Sohlen braten, und begaben uns zur Bahn.

Wir fuhren die ganze Nacht hindurch gen Westen, über Magdeburg, Braunschweig und Hannover, — es ging wie auf Windesflügeln! Also an den Rhein vorderhand, dachte ich, während ich schlummerlos am offenen Fenster saß, die kühle Nachtluft mit Wollust einsog und die Häuser und Bäume betrachtete, welche vorüberflogen im Dunkel. Mein Reisemarschall war nämlich noch immer von einer unantastbaren Geheimnißthuerei über unser gemeinsames Reiseziel besessen, er verlangte von mir stummen Gehorsam.

In der Frühe passirten wir die kleine Festung Minden mit ihren Festungswerken en miniature und fuhren nach längerem Aufenthalt in den wundervollen glänzenden Sommermorgen hinein, der Porta Westphalika zu. Die langen, waldigen Höhenrücken, der Jakobs- und Margarethenberg, durch welche sich die Weser ihre enge Bahn bricht, lagen, steil abfallend, im Dufte des jungen Tages vor uns.

Kaum hatten wir Minden verlassen, da pfiff es schon wieder, der Zug hielt an und: „Station Porta — zwei Minuten Aufenthalt!" rief der Schaffner, die Thüre weit aufreißend, in unser Coupé hinein.

Karl ergriff augenblicklich seinen Schirm und seine Reisetasche und erhob sich eilig.

„Spute Dich ein wenig, wir steigen hier aus," sprach er ohne jede weitere Erklärung, und sprang auf den Perron hinab.

„Hier? — ja aber, — wie in aller Welt ..." rief ich höchlichst erstaunt.

„Allons, allons! sonst bleibst Du sitzen," mahnte Gunstetten und wandte mir den Rücken zu.

So ergriff ich denn nothgedrungen eilfertig meine Reiseeffekten und setzte sehr erstaunt, ja förmlich überrumpelt, meinen Fuß auf festes Land.

Ehe ich mich noch recht besinnen konnte, was diese Unterbrechung unserer Reise eigentlich bedeutete, puffte der Zug davon, und so stand ich denn neben Karl, meinem Tyrannen, unserem Gepäck und einer Anzahl von Bauernweibern in grellrothen Faltenröcken und etlichen Männern in dreieckigen Hüten und langen weißen Kitteln auf dem schmalen Perron dieser kleinen westphälischen Station, mit fast ähnlichen Gefühlen, wie weiland der Prophet Jonas, als er, direkt aus dem Bauche des Walfisches kommend, an's Land gespieen wurde. Mein Freund schien übrigens durchaus nicht die Absicht zu haben, mir irgend welche Aufklärungen zu geben; er rief einen Buben heran, unterhielt sich mit einem Weichensteller und begann dann, mit der Hand mir zuwinkend, langsam den Weg einzuschlagen, welcher, sanft ansteigend und in einigen Windungen neben der grauen Felswand herlaufend, zu dem kleinen Flecken Hausberge führt.

Karl sah sich lächelnd nach mir um, als ich ihn einholte.

„Ist das nicht reizend hier? ganz anders wie in der Lindenstraße — wie?" frug er, und wie es mich dünkte, mit einer guten Dosis heimlichen Spottes in seinen Mienen. „Welch' eine liebliche Landschaft! urkräftig, teutonisch! ... Diese laue, balsamische Luft ... und dann dieses fette, schmucke Grün, dazu jenes kleine, freundliche Nest dort ... die vollkommenste Idylle ... wie?"

„Idylle?" brummte ich etwas ärgerlich in meinen Bart und war zweifelhaft, ob ich mich erzürnen oder lachen sollte über Karl's gute Laune, die mich im Grunde nicht wenig reizte. — Ich war etwas nervös noch, und streitsüchtig durch das viele Studiren.

Welch' eine barocke Idee, hier mitten auf dem Wege diesen ganz überflüssigen Halt zu machen ... Mir kam die ganze Geschichte vor wie ein schlechter Spaß, — aber ich konnte es am Ende ja abwarten, wie derselbe sich entwickeln würde — warum sollte ich mich vorzeitig ereifern?

Zudem lächelte mich in der That der junge Sonntagmorgen so freundlich an aus seinen hellen blauen Augen; es war doch in Wahrheit ein gewaltiger Unterschied zwischen hier und dem staubigen Berlin. — Dort das schwüle Zimmer, das Gefühl von Beklemmung, Ungeduld und Mattigkeit und hier die schöne, freie Gottesnatur.

Zur Seite thürmte sich der steil aufgeschichtete Fels zum Jakobsberge auf und üppige Laubpartieen bekränzten seine gewaltige Stirn und darunter lag der saubere Flecken, so sonntäglich still, hineingeschmiegt in den lauschigen Winkel, welchen die Bergzeile bildet, förmlich hineingebettet in das strotzende Grün der Wiesen, zwischen reizenden Gärten, Obstplantagen und Buchenwald. Einzelne Häuser hiengen hoch oben am Bergsaume, andere verkrochen sich in die Schluchten oder lugten so eben nur aus dem Walde heraus, und dazwischen stand der weiße Kirchthurm wie der Schäfer zwischen den Schafen. — Drunten aber neben dem schnellflutenden Strome und den Schiffen, die lustig geflaggt hatten zu Ehren des Sonntages, zog sich die Eisenbahn hin in einer schlanken Kurve. Von Ufer zu Ufer spannte sich die Kettenbrücke mit ihren zierlichen Bogen und drüben lagen, hinter den Schloten der Eisengießerei halb versteckt, die freundlichen Häuserreihen am Saume des achthundert Fuß hohen Wittekindberges. Durch den Rahmen der Porta Westphalika begrenzt dehnte sich die wellenförmige, reizende Landschaft aus wie ein Gemälde, von der Weser durchflossen und verschwimmend ganz hinten in der Ferne, dort bei jenen Rauchwolken, unter welchen die heilkräftigen Quellen Oeynhausens liegen, mit den Gradirwerken und Salzsiedereien und dem Kranze von Villen und Landhäusern.

Kühlend kam der Morgenhauch von den Höhen herab und über die Wiesen daher gezogen, süß und aromatisch duftete es hier nach Heu und Harz. — Dieser Luftzug fächelte wohlthuend die heiße und bleiche Wange des Stadtmenschen, tief zog dieser das ungewohnte Parfüm in seine durstigen Lungen und badete sich im aromatischen Dufte. — Das Gehen in der Frühe that Einem gut — unwillkürlich reckte man die mißhandelten Gliedmaßen.

Mein Aerger verflog — meine Nerven beruhigten sich wie durch ein Wunder. Mit Aufmerksamkeit betrachteten meine Blicke die freundliche Szenerie, ich fühlte mich so leicht, so frei, wie seit Langem nicht mehr ... Und dazu begannen nun da drüben feierlich die Glocken zu läuten, droben hoch auf dem Kirchthurm, und andere Glöckchen antworteten von nah und fern, — wie leises Mahnen, so feierlich zogen die frommen Laute herüber, und die Bienlein und die Käfer die summten mit, und die Vöglein flitzten fröhlich durch die grünen Baumkronen.

Ich ging langsam fürbaß und ein echtes Sonntagsgefühl kam über mich, eine warme Kinderstimmung. Ja, — es ist und bleibt doch eine der schönsten Erfindungen der Neuzeit, diese Eisenbahnen, dachte ich, als die Wogen in meiner Brust sich alsbald wieder gelegt hatten, und so langten wir bei einer kleinen Thüre an, welche zu einer Terrasse hinaufführte und über welcher auf einem hölzernen Schilde „Restauration von C. Kleine" geschrieben stand.

Wir stiegen die schmalen Stufen einer Steintreppe hinan und gelangten zu einer ländlichen Wirthschaft mit einigen belaubten Hallen davor. Wir nahmen dort an einem der Tische unter dem grünen Dache Platz.

Einige Finken hüpften bei unserem Kommen etliche Schritte zur Seite, um uns von da aus neugierig zu betrachten, und ein Hund mit gelbem, zottigem Felle kam langsam herzu und rieb sich an meinem Knie zutraulich den dicken Kopf; — von Gästen oder von einem Kellner war vorläufig nichts zu sehen und zu hören.

Bisher hatten wir Beide die ganze Zeit kein Wort mit einander gesprochen, Gunstetten ging voraus und ich war hinter ihm drein geschlendert, langsam und bewegt. Jetzt drehte sich mein Freund zum ersten Male auf seinem Stuhle nach mir um und während er behaglich seine Cigarre in Brand setzte, frug er paffend:

„Warst Du schon einmal in dieser Gegend hier, Eugen?"

„Nein," erwiederte ich, „bloß hier vorbei gefahren bin ich früher zuweilen."

„Hättest Du nicht thun sollen. — — Charmant, — wie? — — Aber Du wirst hungrig und durstig sein, gerade so wie ich; ich bitte Dich, alter Junge, thue doch einmal einen herzhaften Zug da an dem primitiven Glockenstrick hinter Dir."

Ich stand auf und läutete. Der Ton war noch nicht verklungen, da stürzte auch schon ein kleiner, sommersprossiger Kellner, in Hemdärmeln und das flachsene Haar wehend im Winde — ein echter Nachkomme der blonden Teutonen — eilig herzu und fragte nach unseren Befehlen.

„Was meinst Du, lieber Eugen, — würden ein gut zubereiteter Speckpfannkuchen und ein schäumendes Glas Bier nicht erheblich zur Verschönerung der Landschaft beitragen?" fragte Karl.

„Wie Du willst," antwortete ich, aus meiner Veranlagung zu einer Sonntagsstimmung schnell wieder herausgescheucht durch die reale Wirklichkeit dieser Frage und den Anblick des frisch gewaschenen Ganymed's.

Mit dem Pfannkuchen, welcher ein wenig räucherig, und dem Bier, das jedenfalls von der Faßneige vom vorigen Tage war, zog die alte, gereizte Stimmung wieder in meine Brust hinein.

„Wäre ich gestern mit dem Jagdzuge gefahren," so

überlegte ich mir, „so säße ich jetzt schon behaglich in Ems, oder in Oberlahnstein beim kühlen Schoppen, oder ich hätte Köln schon im Rücken, — jedenfalls brauchte ich aber nicht ein solches Schuhleder zu essen und es mit diesem schalen Bier hinabzuspülen. Meiner Seele, das hat man doch in Berlin Alles viel besser! — Das schöne Culmbacher Bier dort beim ‚Schweren Wagner' und die exquisiten geteufelten Nieren! ... Und dazu noch obendrein dieses abscheuliche Geklimper hier mit anhören zu müssen — nein, das ist zu viel!"

Dicht neben uns, drinnen im Hause, raste nämlich irgend Jemand bei offenen Fenstern auf einem sehr verstimmten Spinet herum, den Fuß immerfort auf dem Pedal und zerhackte Variationen über ein Thema aus der „Regimentstochter".

„Weiß nicht die Welt ... tititi — tatata — tutututm,
Kennt nicht die Welt ... tititi — tututu — tatatam —"

klang es zudringlich und stümperhaft aus dem Parterrefenster heraus. Welch' ein diabolisches Geleier, und bei meinen empfindlichen Ohren noch dazu! —

Ich war eben im besten Zuge, mich in meine allerübelste Berliner Stimmung hineinzuarbeiten, da fuhr ein elender Landwagen vor und Karl bat mich, ohne eine Miene zu verziehen, gefälligst einzusteigen.

Gut, — dachte ich ingrimmig, du thust ihm den Gefallen nicht, — du sprichst kein Wort dagegen. Vierundzwanzig Stunden siehst du dir diesen Unsinn ruhig mit an, — dann aber faßt du deine Entschlüsse. — Wozu sich ärgern!

Ich glaube, mein Kollege Gunstetten wunderte sich selbst ein wenig über diese Fügsamkeit.

Auf einem ganz ordinären Strohsacke saßen wir neben einander und rauchten schweigsam, wie die Essen. Nur selten sprachen wir ein kurzes Wort mit einander. Ich bemerkte recht wohl, wie Jener, etwas schadenfroh, mich unausgesetzt belauerte.

Und wiederum und trotz alledem ergriff mich der Zauber der Landschaft auf's Neue, die liebliche Ruhe in der Natur that mir wohl. Träumerisch schaute ich an dem Kutscher vorüber in's Weite und hing meinen eigenen Betrachtungen nach.

Langsam ging es die steile, vielfach gewundene Chaussee hinan, während das Thal der Weser zur Rechten blieb und die Aussicht über dasselbe hin sich allmälig mehr und mehr erweiterte. Dann erreichten wir die Höhe und in munterem Trabe ging es nun vorwärts im Schatten der Bäume, vorüber an geputzten Bauern und Bäuerinnen, die zur Kirche zogen in ihrer seltsamen, malerischen Tracht. Bläulich schimmerte die Ferne, wie verheißend uns entgegen, die Felder erglänzten im Sonnenschein, und als mein Kornak und Freund, der Assessor Karl von Gunstetten, mich nachher noch einmal frug: „Ist's nicht ganz hübsch hier, alter Junge?" mußte ich, beinahe wider Willen, mit einem ernstlich gemeinten „Ja" antworten.

Wir fuhren durch ein lachendes, von strotzenden Saaten und einzelnen Waldparzellen bedecktes Gelände immer längs dem Strome dahin und begleitet von den baumgekrönten Höhen des Wesergebirges. Dann bogen wir plötzlich hinein in einen Paß, vorüber ging's an steilen Klippen und schönen Burgen und hinein in den dunkeln, hallenden Forst, immer weiter und weiter. Plötzlich bogen wir abermals steil um die Ecke, fuhren eine uralte, doppelzeilige Lindenallee hinab und langten Punkt ein Uhr und gerade als die Glocke zur Table d'hôte läutete — in dem kleinen Bade Eichdorff an.

Suche nicht etwa im Bädeker nach, geliebter Leser, jenes Bad ist so unbedeutend, daß es weder in dem berühmten Reisehandbuche noch in irgend einem Atlasse verzeichnet steht, — es wäre also wirklich vergebene Mühe, in demselben nachzublättern.

So viel ich beim Hineinfahren oberflächlich bemerken konnte, bestand der Ort nur aus etwa zwanzig bis dreißig zum Theil mit Balkons und Gärten versehenen Häusern und Hütten, einigen Verkaufsbuden, einer Art von Konversations- oder Kurhaus, und zwei oder drei größeren Logirhäusern, alle zwischen Laubkronen halb vergraben. An das Kurhaus grenzte ein hübscher, altmodischer Park, welcher von einem hellen, raschfließenden Bache durchströmt wurde.

Wir kamen gerade zur Mahlzeit zurecht und begaben uns deßhalb, nachdem wir unser bescheidenes Fuhrwerk bezahlt und unsere Effekten vorläufig beim Portier untergebracht hatten, direkt in den Speisesaal des Kurhauses.

Den hellen, freundlichen Raum desselben nahm eine große, in Hufeisenform gedeckte und von wahren Monstrebouquets verzierte Tafel ein, welcher die Schaaren der hungrigen Kurgäste soeben zuströmten. Neben einer Art von Riesenbüffet und hinter einem Anrichtetische verschanzt stand der grauhaarige Schaffner, in schneeweißem Anzuge. Sein rundes, appetitliches und hochgerötheтes Antlitz hatte einige Aehnlichkeit mit dem Vollmonde hinter leichtem Gewölk, als der Dampf der großen Suppenterrine vor ihm aufquoll.

Der Oberkellner schien einen Augenblick zweifelhaft zu sein, wohin er die Neuangekommenen placiren sollte, doch warf er nach einigem Besinnen den Kopf plötzlich mit einem gewissen entschlossenen Aufschlage in den Nacken und schritt uns voran, dem kurzen, mittleren Ende der Tafel zu. Hier traf uns noch einmal sein musternder Blick, und nun deutete er auf zwei leere Sitze, die gerade an der Ecke zu der einen langen Seite sich befanden. Wie wir später erst erfuhren, erwies Jener uns hiedurch eine ganz unverdiente Ehre, die wir lediglich dem wahrhaft imponirenden Auftreten meines Freundes Karl verdankten, der jenes gewisse Etwas im hohen Maße besaß, was der Kaste der Kellner Scheu und Ehrfurcht einflößt. Ein Blick von ihm, ein gewisses Aufziehen der Nüstern und ein jeder Garçon nennt ihn „Herr Baron", ehe er noch den Mund aufthat. So geschah es auch dießmal; anstatt ganz bescheiden untenan sitzen zu müssen als Neuangekommene, lancirte uns der Oberkellner mit einem: „Wenn es den Herren gefällig wäre, — hier dieser Stuhl, Herr Baron, und der dort gerade gegenüber," mitten in's Centrum hinein. — Die Verantwortung hiefür hatte er natürlich selbst zu tragen.

Die beiden Damen, welche bisher hier gesessen hatten, waren seit einigen Tagen ausgeblieben — sie speisten zu Haus. Es war wahrscheinlich, daß sie nicht zurückkehrten, so daß wir Aussicht hatten, auch später im unangefochtenen Besitz unserer Plätze zu bleiben.

Als wir uns niedersetzten, hatte ein großer Theil der Gäste bereits seine Sitze eingenommen, andere kamen noch herzu. — Man musterte uns natürlich aufmerksam. Als eingefleischter Großstädter nahm ich selbst aber wenig Notiz von meiner Umgebung; um offen zu sein, die Kellner, welche die dampfende Suppe servirten, waren für mich viel interessantere Gegenstände jetzt, als alle Kurgäste Eichdorffs zusammengenommen.

Zu meiner Linken bemerkte ich allerdings mit der Zeit einen etwas gedrückt aussehenden älteren Herrn, in dem ich an seiner Aussprache mit einem gewissen Schaudern der Haut alsbald einen Landsmann erkannte (der Berliner flieht bekanntlich den Berliner außerhalb der Mauern seiner Stadt wie die Pest) und daneben eine ziemlich verblühte Donna mit einem sehr spitzen Gesicht und zwei sehr scharfen und großen Brillengläsern. Ich stelle diese Beiden dem Leser hiemit vor — Herr und Madame Ehemann, Rentier, nebst Gemahlin, aus Berlin.

Diesen gegenüber saß ein anderer kleiner, jovial aussehender Mann — mit einem stattlichen Schmeerbauche und hellen, fettigen Aeuglein, — der Herr Heinzmann aus Dresden. Nach diesem folgte — damit ich die Vorstellungen gleich hier summarisch abmache — die Frau Stadträthin Schulze aus Magdeburg, eine sehr jugendlich aufgeputzte Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, die ehemals passabel hübsch gewesen sein mochte, deren schmale Lippen aber und deren zurückweichendes Kinn, zusammen mit den unstät umherspähenden Augen jetzt durchaus keinen sympathischen Eindruck mehr hervorbrachten; daneben saß ihr Gatte, in einem Rollstuhle, ein armer Teufel, ein Rückenmärker.

Auffallend war es für den Fremden, wie viele derartige Vehikel nach und nach in den Saal hineingerollt wurden.

Zu meiner Rechten waren die Plätze noch frei.

Ich verzehrte gerade meine Suppe — übrigens eine ausgezeichnete Suppe à la reine von Geflügel — da rauschte es neben mir, und ich hörte das Rücken der Stühle der Personen, welche Platz nahmen, — ich schaute einen Augenblick auf und sah, daß ein älterer Herr und einige Damen soeben ihre Servietten aus dem kleinen numerirten Ringe herauszogen.

Wie ich hernach erfuhr, war dieß der Senator Cornelius aus Bremerhaven, ein Mann, der hier in Eichdorff eine große Rolle spielte, da er eine bedeutende Menge Badeaktien besaß, mit seinen Damen, von denen mir aber der größere Theil — die zwei erwachsenen Töchter nämlich — durch des Schicksals Ungunst den Rücken zukehrten, denn wir saßen unter rechten Winkeln, ich an der kurzen, sie an der langen Seite. Dagegen genoß ich den uneingeschränkten Anblick des Papas, eines stattlichen Herrn von etwa fünfundsechzig Jahren, mit markigen Zügen und blütendweißer Wäsche, die einer mächtigen Busennadel von Brillanten zum Hintergrund diente, ferner den der Mama, deren gutmüthiges Gesicht beinahe bis auf den Teller herabgeneigt war beim Essen und den eines niedlichen Backfisches von etwa dreizehn Jahren, der seine hellen Augen neugierig überall umherschweifen ließ im Saale.

„Kellner — die Weinkarte!" befahl Gunstetten und lehnte sich mit jenem gewissen vornehmen Air, das ihm eigen ist, wartend in seinem Stuhl zurück.

Die Weinkarte kam, Karl drückte bedächtig den Kneifer in's rechte Auge und begann dieselbe zu überlesen. Gerade als er hiemit noch beschäftigt war, kamen zwei gut gekleidete junge Herren etwas eilig herzu und nahmen auf den zwei noch frei gebliebenen Stühlen zu seiner Rechten, — also mir gerade gegenüber — Platz (Herr Steinheim, Kaufmann aus Düren, der Blonde, und Herr Burz, Kaufmann aus Berlin, der mit dem interessanten, dunklen Gesicht), die Beide etwas erstaunt darüber aussahen, zwei gänzlich fremde Leute in ihrer nächsten Nachbarschaft zu finden.

Ein einziger von Gunstetten's stahlharten Großinquisitorsblicken und der Herr aus Düren machte ihm leicht erröthend eine linkische, gleichsam erschrockene Verbeugung.

Das Essen war übrigens vortrefflich; es gab herrliche Bachforellen und einen saftigen Rehrücken, auch der Cantenac, den wir tranken, war höchst achtbar und zu einem mäßigen Preise zu haben. Ich that in Folge dessen der Mahlzeit alle Ehre an, saß aber sonst schweigend da in den Zwischenpausen und hing meinen Gedanken nach, die sich ganz besonders um den Kontrast zwischen dem Gestern und dem Heute drehten. — Heute vor vierundzwanzig Stunden war ich noch auf dem Stadtgericht und freute mich im Voraus auf den nächsten Tag, den ersten der goldenen Freiheit. — Heute nun war diese Sehnsucht schon Erfüllung geworden: Berlin, Stadtgericht und Akten lagen fünfzig deutsche Meilen hinter und acht Wochen Ferien vor mir, und stand dieß kleine Nest auch nicht im Bädeker und wußte ich nicht einmal, wo ich morgen sein würde — bah, das hatte auch seinen Reiz, und so bestellte ich denn meinerseits eine Flasche Heidsic Monopol.

Karl warf mir, als ich dieses that, einen einzigen, etwas erstaunten Blick zu und dabei zuckte es blitzartig um seine Mundwinkel, ich aber wollte mir meine Laune nicht verderben lassen und that, als ob ich gar nichts davon bemerkte.

Die breiten Kelchgläser beschlugen, als der kalte Sekt wie Oel so zähe in dieselben hineinfloß.

„Auf Dein Wohl, mein wackerer Kommandeur!" sprach ich und erhob das Glas.

„Auf das Deinige, lieber Eugen — und auf recht viele vergnügte Tage hier in Eichdorff!"

„Wie?" rief ich und setzte das Glas ab. Ich meinte, ich hätte nicht recht verstanden, dann aber, als er seine Worte noch einmal wiederholte, stieß ich ebenfalls ironisch lächelnd mit ihm an und dachte in meinem Sinne: Mag er seinen Willen heute haben. Wir sind ja nicht mit einander verheirathet, zum Glück, und wenn er es zu arg macht, gehe ich ihm einfach davon.

Nach dem Rehbraten kamen noch vortreffliche Schlagsahne mit Walderdbeeren und Zucker, Obstkuchen und allerhand Dessert. — Eine zweite Flasche Champagner wurde bestellt und als dieselbe kam, kam auch der Oberkellner und flüsterte mit vielsagendem Lächeln dem Herrn Baron in's Ohr, ob die Plätze ihm konvenirten und ob derselbe sie zu behalten wünschte.

„Gewiß," erwiederte Karl. — „Ihre Küche ist übrigens vortrefflich, mein Freund, ich bin zufrieden."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Baron!"

„Hm — — — Sie haben doch eine Kurliste?"

„Aufzuwarten, Herr Baron."

„So schicken Sie mir dieselbe mit dem Kaffee nachher hinaus — wir nehmen ihn draußen unter den Bäumen."

II.

Eichdorff ist wirklich ein ganz allerliebster Erdenwinkel.

Wie ein grüner Kranz umgeben die bewaldeten Berge schützend das kleine Thal, in dem der Kurort liegt, und durch welches die kleine, krystallhelle Alle dahinfließt nach Norden zu, das Auge erfreuend, die Ufer befruchtend und kühlend. Eine kräftige und gesunde Luft weht hier und doch schützen die Höhen den Ort gegen die zu rauhen Winde. Strotzend ist der Baumschlag; wohin man seine Schritte wenden mag, überall findet man Schatten und eine liebliche, wechselnde Aussicht, — nicht großartig, aber herzerquickend. Der Zauber friedlicher Ruhe ist ausgebreitet über dieses lachende Thal, — abseits liegt es, dem Getreibe der großen Welt und doch nur wenige Stunden von den nächsten Eisenbahnstationen entfernt und verbunden mit

ihnen durch wohlgepflegte Wege. Es hat nämlich einen eigenthümlichen Reiz für mich, es zu wissen, daß ich jeden Augenblick davonfliegen kann, wenn die Lust mich anwandelt.

Die Hauptzierde Eichdorffs besteht in den schönen breiten Doppelalleen von den herrlichsten Linden, unter deren Schatten der kleine Ort selbst beinahe ganz verborgen liegt. Steigt man den Hang hinan, so sieht man nur die Dächer aus den üppigen Baumkronen hervorragen und den feinen Rauch, der aus den Schornsteinen aufsteigt. Daneben ruht aber noch ein ganz besonderer poetischer Zauber auf dem kleinen Eichdorff: Spuren von vergangener Größe nimmt man wahr — Baureste einer schöneren Zeit. Vor zweihundert Jahren nämlich war dieser kleine Ort beinahe ebenso besucht wie Pyrmont, denn die Schwefelquellen hier wurden als ganz besonders heilsam erachtet gegen Gicht, Podagra und Nervenübel und namentlich gegen Rückenmarksleiden. Fürsten, hohe Damen und Kavaliere ergingen sich hier. Darum sind auch die Linden solche uralte Baumriesen, und in dem tiefen, geheimnißvollen Schatten, welchen sie auf die sauber gehaltenen und schweigsamen Kieswege werfen, trippelten einstmals edle Damen, in Reifröcken und Schleppkleidern, riesige Fächer bewegend und eine Rose am tief ausgeschnittenen Corsage tragend, auf zierlichen Hackenstiefeln einher, neben Herren in gepuderten Perrücken und langen seidenen Westen, den Stahldegen weit hinten hinausgeschoben, die den geschminkten Schönen allerhand blumige Floskeln zulispelten. Auf diesen Rasenplätzen hier, zarten grünen Teppichen gleich, spielte man Schäferspiele à la Versailles, hinter jenen winkelrecht verschnittenen Taxushecken tauschte man Seufzer und Blicke aus in der Abenddämmerung, und die alten Steinbilder, die wie Schildwachen am Wege stehen, könnten gewiß gar Vielerlei erzählen, wenn sie eben nicht stumm wären, von der guten, alten Zeit, als sie noch jung waren und ganze Nasen hatten.

Da sind ferner die Brunnen mit ihren verschnörkelten Zieraten aus gehämmertem Eisen, seltsamen Blumen und Ranken, welche Wappen und Embleme nebst Kronen und Namenszüge umschlingen, kleine Kunstwerke, bis auf die Schwengel herab, welche in Greifenköpfen endigen. — Wer gäbe sich wohl heute noch diese Mühe? Dann die Häuser mit ihren zopfigen Verzierungen in der einst so beliebten Schneckenform, mit kleinen Säulen und Guirlanden haltenden Engeln, die Brunnenhäuschen, vornehmlich das in Gestalt eines kleinen Tempels mit einem eisernen Triton oben drauf, welcher das Muschelhorn bläst, endlich noch die Kapelle mit ihren vielen Trompeten haltenden pausbackigen Engeln, welche über allerhand Pauken und Kanonenröhren, Kürassen und Fahnen schweben, als wäre das kleine Gotteshaus einstens ein Arsenal gewesen und mit jenen barocken, brezelförmigen Steinschnör-



Generallieutenant von Podbielski. Originalzeichnung. (S. 226.)



Vom Kaisermanöver in Straßburg. **Schulkinder überreichen dem Kaiser Blumensträuße.** Zeichnung von L. v. Elliot. (S. 228.)



Vom Kaisermanöver in Straßburg. Das Mittagsmahl der elsässischen Landleute im Tivoli. Zeichnung von L. v. Elliot. (S. 228.)

keln, welche die unübertreffliche Inschrift umgeben: Exemplum religionis non structurae.

Ein Gleiches ist es mit den Namen hier; das Kurhaus heißt z. B. heute noch im Volksmunde die Reitbahn und die beiden fürstlichen Logirhäuser die Kavalierhäuser, der hübsche Ruhepunkt dort oben an der Berglehne heißt Monrepos und der Schneckengang im Park La Jarretière. Das Alles übte auf mich einen unwiderstehlichen Reiz aus, das roch nach Puder, das duftete matt wie die vertrockneten Rosen- und Lavendelblätter in einer Schublade von Sandelholz, die man nach Jahren wieder öffnet, das regte meine Phantasie an und erfüllte sie mit allerhand reizenden Bildern. — O! — auch ein Stadtrichter vermag zu schwärmen — das heißt nur in den Ferien natürlich.

So ermüdet ich auch war, ich träumte gleich in der ersten Nacht einen vollständigen Roman: Unter den Bäumen des Parks spielte man arkadische Spiele, der ganze Rasen, die Boskets und die Lauben waren bevölkert von Prinzen und Prinzessinnen, flatternden Bändern und bauschigen Reifröcken, Schäfchen und Hunden — Alles wie aus der Meißener Porzellanfabrik hervorgegangen, und selbst die Bäume waren sämmtlich zierlich beschnitten und standen auf Klötzchen, als kämen sie direkt von Nürnberg.

O du stilles, reizendes Arkadien, du zierlicher, zopfiger, hocharistokratischer, traumseliger Erdenfleck, — wie ist die Alles nivellirende Zeit mit ihrem häßlichen Besen so rauh über dich dahingefahren! — Wie hat dieses unruhige prosaische neunzehnte Jahrhundert dich in den Staub des Alltäglichen herabgezogen, dir deinen Duft abgestreift mit pietätlosen Fäusten! Du stehst nicht einmal im Bädeker! — —

Und dennoch, allen Nimbus konnte selbst dieß dir nicht rauben — eine Rose duftet ja auch noch, wenn sie in den Staub getreten, wenn sie zerpflückt wurde, ja, selbst wenn sie längst verwelkte, — etwas von ihrem süßen Parfüm bleibt immerdar zurück!

(Fortsetzung folgt.)

Generallieutenant von Podbielski.

(Porträt S. 224.)

Vor wenigen Tagen ist ein Mann aus dem Leben geschieden, dessen Name auf's Engste verknüpft ist mit jenen gewaltigen Thaten, welche die deutsche Armee in den Jahren 1870—71 in Frankreich vollführte. Am 1. November starb zu Berlin der Generallieutenant v. Podbielski. Der Verewigte bekleidete das Amt des Generalquartiermeisters in jenem Kriege und ihm war die wichtige Aufgabe des gesammten Nachrichtenwesens vom Kriegsschauplatze anvertraut. In militärischen Kreisen hat die rastlose, kluge, vorsichtige Thätigkeit, welche der General während des Feldzugs entfaltete, Bewunderung erregt; beim deutschen Volke machte Podbielski sich einen Namen durch die Aufrichtigkeit, Wahrheit und treffende Kürze seiner Telegramme vom Kriegsschauplatze. Seine Zuverlässigkeit und Wahrheitsliebe ist sprüchwörtlich geworden.

Theophil v. Podbielski ist 1814 im Schloß zu Köpnik geboren und trat als Avantageur 1831 beim 1. Ulanenregiment ein. Nachdem er 1833 Sekondelieutenant geworden, 1837—39 zur allgemeinen Kriegsschule abkommandirt gewesen, kam er 1840 zur Gardekavalleriebrigade, wurde zuerst als Adjutant zu dieser, dann zur 9. Division versetzt. Unter Beförderung zum Rittmeister trat er zur 9. Division über und ward 1850 Direktor der Divisionsschule in Torgau und Präses der Examinationskommission für Portepéefähnriche, kam dann als Adjutant zum Generalkommando des 3. Armeekorps, und nachdem er kurz bei den Ulanen gedient, als Major zum Generalstab des Generalkommandos des Armeekorps. 1858 erhielt er das Kommando des 12. Husarenregiments, rückte 1859 zum Oberstlieutenant, 1861 zum Oberst vor und wurde 1863 Führer und Kommandant der 16. Kavalleriebrigade. Im gleichen Jahre noch ging er als Oberquartiermeister zum Oberkommando über die zur Ausführung der Bundesexekution in Holstein bestimmte Armee. Sein organisatorisches Talent zeigte sich hier im glänzendsten Licht; er blieb reich dekorirt als Chef des Stabs beim Oberkommando in den Elbherzogthümern und wurde zum Generalmajor befördert. Kurz vor dem Feldzug des Jahres 1866 zum Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium ernannt, erhielt er beim Ausbruch des Krieges 1870 die Stelle eines Generalquartiermeisters der Armee und nach dem Kriege für seine Verdienste den Orden pour le mérite.

Ein Herzschlag machte seinem Leben, das reich an wohlverdienten Ehren war, plötzlich ein Ende. Das deutsche Volk wird ihm ein dankbares Andenken bewahren.

Sinnsprüche.

Vor dem Drucke einer schwiel'gen Hand
Wolle allzu scheu dich nicht bewahren;
Viel des Harten mußte sie erfahren,
Bis der Zartheit letzte Spur ihr schwand.

*

Es leuchtet, gleich dem Licht der Sterne,
Der Glaube für die Himmelsferne;
Der kleine Funke von Verstand
Ist eine Leuchte in der Hand.

(Aus: „Spruchbüchlein" von J. Tandler. 2. Aufl. Preßburg, Heckenast, 1880.)

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Während diese stürmische und aufregende Szene, die wir eben geschildert, sich abspielte, saß Madame Pompeja, sehr angelegentlich unterhalten von dem jungen, hübschen Mann, in der Bahnhofrestauration und hatte ihr Huhn nebst einer großen Menge Weißbrod, Birnen und Aepfel verzehrt.

Der junge Mann war sehr liebenswürdig und benahm sich musterhaft fein — das mußte sie einräumen, dennoch fühlte sie sich nicht ganz behaglich — Alles, was Herr Lagrange gesagt, war ja so dunkel, so ernst, er hatte auch so unangenehm entschieden gesprochen — — und dann hatte sie eben das Gefühl der Unfreiheit, sie wußte, daß sie nicht in einen Cigarrenladen vis-à-vis gehen durfte, um sich eine Cigarrette zu kaufen, wenn sie Lust gehabt hätte, und diese Empfindung ist stets störend.

Die Zeit fing ihr an lang zu werden und sie begann den jungen Mann mit Fragen zu bestürmen.

„Sie sind auch Polizeibeamter?" fragte sie.

„Ich habe die Ehre, zur Entdeckungspolizei zu gehören."

„Dann wissen Sie aber doch bestimmt, was vorgeht?"

„Das weiß ich nicht, meine Dame," gab der junge Mann zurück.

„Sie wissen das nicht?" verwunderte sich Madame Pompeja.

„Nein, meine Dame, ich habe einzig und allein den Auftrag, Ihnen hier so lange Gesellschaft zu leisten, bis man mich ablöst."

„Sie wollen sagen, mich gefangen zu halten," sprach Dame Pompeja verdrießlich.

„Eine so liebenswürdige Dame gefangen halten zu dürfen, kommt einer Belohnung gleich," antwortete galant der junge Mann, „und ich wüßte nicht, wofür ich eine solche verdient hätte."

„Ach, machen Sie doch keine Winkelzüge," fiel Madame Pompeja ein, „Sie dürfen mich ja nicht aus dem Gebäude lassen."

„Bis Herr Lagrange kommt oder Jemand schickt, müssen Sie schon, meine Dame, hier meine Gesellschaft ertragen."

„Diese wäre mir sehr angenehm, ohne hier sozusagen gefangen zu sitzen. Wenn das nun bis zehn Uhr Nachts dauert?"

„So lange wird es hoffentlich — ich spreche das hoffentlich an Ihrer Stelle, Madame — nicht währen, aber Sie müßten dann ausharren."

„Das nenne ich mir eine schöne persönliche Freiheit, da haben wir es in Amerika anders."

„Madame hat wahrscheinlich übel daran gethan, ihre Heimat zu verlassen," befleißigte sich der junge Mann liebenswürdig zustimmend zu sagen.

„Natürlich habe ich das, mich hat die dumme Erbschaft La Franca hiehergelockt und ich habe jetzt ebensoviel dabei zugesetzt, als möglicherweise für mich herauskommt."

In der Thür zeigte sich Herr Lagrange und Dame Pompeja stürzte auf ihn zu.

„Nun, wie steht's?" rief sie, daß die anderen Gäste des Saales verwundert und neugierig aufschauten.

Herr Lagrange winkte ihr, ruhig zu sein, bot ihr galant den Arm und führte sie auf den mächtigen Perron hinaus, wo das Publikum keinen Zutritt hatte.

„Madame," fing jetzt Herr Lagrange seine Mittheilung an. „Ihr Geliebter, Herr Metzler, wird nicht abreisen, denn er ist als völlig überführter Mörder in gerichtlichem Gewahrsam."

„Als Mörder?" schrie Dame Pompeja.

„Als Mörder, um dessen That willen Herr Holmson-La Franca in Verdacht und Haft war."

„Aber, mein Herr," rief Dame Pompeja ängstlich, „dieser elende Mensch, der Metzler, ist ja nicht mein Verlobter. Ich kenne ihn kaum."

„Und doch wollten Sie ihn durchaus nicht fortlassen?"

„Ja, nicht mit dem rothhaarigen Mädchen."

„Aber wenn Sie diesen Metzler kaum kannten, was hatten Sie denn dabei — ob er mit jener Dame fortging oder nicht — für ein Interesse?" fragte Herr Lagrange.

„Ich haßte jenes rothhaarige Mädchen, ich haßte den Metzler und wollte nicht, daß er dieses Mädchen heirathe."

„Aber Sie wollten ihn heirathen," sprach Herr Lagrange lächelnd.

„Diesen Menschen!" rief Dame Pompeja im Tone der tiefsten Entrüstung, „ich und diesen Menschen heirathen! Nein, nie wäre mir so etwas in den Sinn gekommen, aber sagen Sie mir, Herr Lagrange," fuhr Dame Pompeja fort, „dieser La Franca ist kein Mörder, er wird frei jetzt und erhält das Geld?"

„Ohne Zweifel."

„Dann, bitte, lassen Sie mich frei, ich will zu ihm gehen, er muß mir sogleich meinen Pflichttheil geben, es sind dreißigtausend Franken, hat Herr Bernard gesagt."

„Vorläufig," gab Herr Lagrange lächelnd zur Antwort, „ist Herr Holmson-La Franca noch in Haft und kann auch noch nicht über das Geld verfügen, es müssen erst die Aufhebung des Steckbriefs und ähnliche amtliche Maßregeln von Seiten Preußens ausgeführt werden."

„Und kann das lange dauern?" fragte Madame Pompeja. „Ich brauche meinen Pflichttheil nothwendig, ich will nach Amerika zurück. Fort von diesem unangenehmen Lande."

„Es dürfte immerhin noch eine Woche darüber vergehen."

„Das ist abscheulich, aber es hilft hier nichts in diesem häßlichen Lande, wo man nicht wie eine Dame von Stand behandelt wird, ich werde so lange warten müssen. Bin ich denn jetzt frei, Herr Lagrange?" fragte sie. „Sie haben mich übrigens gut angeführt mit Ihrem Bernsteinhändler, der sich so schön nach alter Provinzmanier verbeugen konnte," fuhr sie, ohne die Antwort abzuwarten, fort.

„Das schrieb mir mein Amt vor. Es thut mir leid, daß ich einer solchen Dame habe einen kleinen Streich spielen müssen. Es handelte sich aber um Ehre, Freiheit und Leben eines unschuldigen Menschen. Sie können jetzt gehen, meine Dame, wohin es Ihnen gefällt, jedoch aus Frankreich dürfen Sie sich vorläufig nicht entfernen, ohne es der Behörde anzuzeigen, auch nicht von Dieppe fortziehen."

„Aber wenn ich mein Geld habe?"

„Dann wird sich auch wohl herausgestellt haben, daß Sie um das Verbrechen des Metzler nichts wußten, woran ich übrigens gar nicht zweifle."

Herr Lagrange führte Dame Pompeja zur Restauration zurück, wo man den hübschen, eleganten jungen Mann nicht mehr antraf, weil er ungalanterweise, ohne auf die Rückkehr seiner Dame zu warten, sich schon längst empfohlen hatte.

Dame Pompeja fuhr jetzt, ziemlich aufgebracht über all' das, was ihr in Paris heute begegnet, nach Dieppe zurück. Es war sehr finster in und um ihr; nur einen Stern sah sie über dem Meer von Verdrießlichkeiten, das sie umwogte, in dem Pflichttheil, um den sie jetzt wie um ihr Leben kämpfen wollte.

*

Johannes hatte von seinem Vertheidiger erfahren, daß die Gesellschaft zu Brüsterort von der Klage gegen ihn zurückstände, weil sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Taucher in jener Nacht ihr nichts entwendet habe, und sie sich überhaupt durch ihn nicht für beschädigt erachtete.

„Ihre Mutter erwirkte für Sie dieß darauf bezügliche Dokument von der Gesellschaft," fügte Herr Barron dieser Benachrichtigung bei.

„Meine Mutter?" fragte Johannes verwundert.

„Ja, Ihre Mutter," erwiederte der Advokat, „und sie reiste mit dieser Urkunde sofort hieher, um an Ihrer Befreiung mitzuarbeiten."

„Meine Mutter hier in Paris!" staunte Johannes.

„Herr Holmson, Sie haben eine muthvolle, brave Mutter."

„Das habe ich," gab Johannes nachdenklich zurück. „Ich werde meine Mutter nicht sehen dürfen?" fragte der Gefangene.

„Nein," versetzte Herr Barron, „Sie wissen, daß zu Untersuchungsgefangenen Niemand als der Untersuchungsrichter und Vertheidiger Zutritt haben."

„Und darf ich meine Mutter nicht vom Fenster aus sehen, indem sie in dem Hof vielleicht steht?" erkundigte sich Johannes und in seiner Stimme bebte es wie Rührung.

„Auch das nicht," sagte Herr Barron, „die Vorschriften hierüber sind sehr streng. Jedoch möchte ich, ohne Ihnen übrigens große Hoffnungen zu machen, die sich leicht nicht erfüllen könnten, Ihnen mittheilen, daß ein günstiger Umstand eingetreten ist, so daß Ihre Angelegenheit plötzlich eine andere Wendung nehmen

könnte. Wie so Vieles im Leben, hängt aber auch hier Glück oder Unglück für Sie an einem gläsernen Fädchen."

„Hängt die Sache mit Metzler zusammen?"

„Ja! Mehr bin ich nicht berechtigt zu sagen. Die Möglichkeit ist jedoch vorhanden, daß Sie in wenigen Tagen Ihre Lieben begrüßen können."

Aus Johannes' Augen antwortete ein freudiger Blick auf diese Eröffnungen des Advokaten.

*

Diese Unterredung hatte an dem Tage stattgefunden, als Frau Holmson in Paris angekommen.

Kaum zwei Tage später durchlief Paris die Nachricht, daß sich die Unschuld des Sängers Mielewsky, oder wie der merkwürdige Mann eigentlich hieß, Holmson-La Franca, plötzlich evident herausgestellt habe.

Diese Kunde brachte die bewegliche, leicht erregbare Bevölkerung in eine ebensolche Begeisterung, wie die Verhaftung des bewunderten Sängers sie in Schreck und Bestürzung versetzt hatte.

Die Zeitungen druckten noch in der Nacht die wunderbarsten Dinge; eine ganze Welt von Märchen und Anekdoten umwob wieder den seltsamen Taucher, und das Gefängniß, worin Johannes saß, war wie in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft von Neugierigen umlagert, die einen Blick durch das Gitterthor nach dem Fenster zu, wo sie Johannes vermutheten, zu werfen trachteten.

Herr Véron vor Allen war in einem wahren Freudenrausch. Er kündigte allen Bekannten an, daß er jetzt mit Mielewsky einen Cortez geben wolle, wie die Welt ihn noch kaum erlebt. Die Journale sprachen in der Morgennummer schon von dem baldigen Wiederauftreten des Sängers, den die Stadt Paris für die Widerwärtigkeit, welche ihm in ihren Mauern widerfahren, entschädigen müsse.

Herr Véron fuhr zu Herrn Vidal und begehrte mit Johannes in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Direktor der Oper zu sprechen.

„Aber bedenken Sie, mein Lieber, wir haben noch nicht einmal die Förmlichkeiten zu Ende bringen können, welche der Mutter des Mannes den Zutritt zu ihm gestattet."

„Was, Mutter," rief Herr Véron. „Auf mich sind die Augen von ganz Paris gerichtet. Ich komme als Vertreter einer Million, die auf diesen Mann wartet. Die Mutter dieses Mannes ist sicher eine gute, liebe Dame, eine charmante Frau. Aber sagen Sie, Herr Präfekt, muß sie nicht zurückstehen hinter der kaiserlichen Oper? Ich muß mit dem Mann sprechen, heute Morgen sandte der Kaiser Herrn Morny zu mir und ließ fragen, wann denn Mielewsky wieder auftreten werde. Ich muß mit dem Mann reden, um, falls er etwa durch die Haft heiser wäre oder die Rolle nicht mehr ganz inne hätte, die Sache mit ihm zu ordnen."

„Aber, Herr Véron, Sie können doch nicht verlangen, daß dieser Theaterangelegenheit wegen von dem Gesetz Umgang genommen wird?"

„Sie sprechen da von einer Theaterangelegenheit, als wäre dieß eine verachtungswürdige Sache, eine Lappalie, mein Herr. Auf die Oper von Paris, Herr Präfekt, sind die Augen von Europa gerichtet und was zwischen meinen Lampen und der gemalten Leinwand geschieht, beschäftigt die Welt. — Ich komme also in einer europäischen Angelegenheit; da werden Sie mir zugestehen, daß ich nicht mit der Mutter dieses Mannes, die ja nur Privatgefühle, so schön und achtungswerth diese auch sein mögen, repräsentirt, auf der gleichen Stufe stehe."

„Ich kann Sie nicht einlassen, Herr Véron," versetzte der Präfekt, „bevor die Entscheidung des Gerichtshofs nicht eingetroffen ist. Ich will jedoch, um Ihnen gefällig zu sein, zu Herrn Pietri senden, vielleicht verschafft der Ihnen einen Dispens aus der kaiserlichen Kanzlei."

Herr Vidal schrieb einige Zeilen und ließ sie zu dem bekannten Polizeiminister befördern.

Der Dispens kam wirklich nach kurzer Zeit und Herr Véron trat, zu Johannes' großer Verwunderung, in seine Zelle. Der stets enthusiastische Mann fiel Johannes in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen.

„Sie werden in kürzester Zeit frei!" rief er triumphirend, „doch davon später. — Das wird man Ihnen schon amtlich und formalissimem ankündigen. Seien Sie herzlich gegrüßt, mein Freund — wann können Sie im Cortez auftreten?"

Johannes hatte sich immer noch nicht von seinem Erstaunen erholt.

„Ich werde frei sein?" sprach er, „mein Rechtsbeistand ist vorgestern bei mir gewesen und wußte noch nichts davon. Seit wann wissen Sie denn diese überraschende Neuigkeit?" fragte er, und ein röthlicher Schimmer überflog sein markiges, scharfes Gesicht.

„Seit wann, Freund? Seit heute um Sechs weiß ich es und jetzt, um Zehn, bin ich schon bei Ihnen. — Ich erwirkte eine Erlaubniß, bei Ihnen einzutreten, direkt beim Polizeiminister. Aber das ist ja Alles Nebensache, Freund, Ihr Rechtsfreund wird schon kommen und Ihnen in aller Form die Sache vortragen. Ihre Mutter wird kommen und Sie küssen, Ihre Braut, Ihr Vater, Ihr Onkel, sie werden kommen und Ihnen erzählen — Sie beglückwünschen — das ist ja recht schön und lieb und gut, aber wann können wir denn den Cortez mit Ihnen in der Titelrolle geben?"

„Bis jetzt ist mir noch gar nicht klar, wie ich plötzlich soll frei kommen können," erwiederte Johannes, „und wenn das auch wäre, es widerstrebt mir, von hier aus direkt auf das Theater zu gehen und mich so zur Schau zu stellen."

„Schaustellen!" rief Herr Véron mit funkelnden Augen, „wie kann ein Mensch von Ihrer mächtigen Kunstbegabung nur von Schaustellen sprechen? Sie befehlen gewissermaßen dem Publikum, vor Ihnen zu erscheinen, Sie werden es zwingen, auch ohne jede weitere juristische Erklärung an Ihre volle Unschuld zu glauben — was Ihnen etwa noch anhaften würde von all' diesen wahnsinnigen Verdächtigungen, mit denen man Sie umgeben, der Lichtäther der Kunst würde das abbaden, Sie würden wunderbar gereinigt dastehen nach dieser Vorstellung, von Neuem wieder von jenem ambrosischen Goldschein der Kunst umflossen, der allen irdischen Makel, jeden irdischen Schatten auslöscht. Sie werden gerade durch ein schnelles Auftreten vor der auf Sie wartenden Bevölkerung von Paris sofort mit demselben unantastbaren Zauberschein umgeben sein, der Sie vor diesem Unglück so weit über alle gewöhnlichen Menschen und über das Publikum, das Ihnen zujauchzte, erhob."

„Sie verstehen, Herr Véron, ich weiß das, für Ihr Institut zu sprechen," warf Johannes ein.

„Nicht für mein Institut," unterbrach Herr Véron, „sondern für eine große Sache, und Sie als Cortez, das wäre eine große Sache, um die sich zu kämpfen lohnt. — Was verlangen Sie? — Ach Gott, Sie sind ja reich," fiel sich Herr Véron selbst in's Wort. „Gott sei's geklagt, reich — Geld kann Sie ja gar nicht mehr locken. Nun singen Sie für die Armen von Paris, singen Sie für arme entlassene Gefangene — sehen Sie, das wäre der Situation angemessen und Ihrer würdig."

In Johannes' Augen leuchtete ein Blitz.

„Ich weiß noch nicht, Herr Véron, ob ich wieder die Bühne betreten werde, wenn ich aber auftrete, so soll es unter dieser Bedingung und bei Ihnen geschehen."

„Donnerstag im Cortez?" warf Herr Véron eifrig fragend ein.

„Das weiß ich noch nicht, ich bin ja noch Untersuchungsgefangener und Ihre Mittheilung, so sehr ich geneigt bin, ihr Glauben zu schenken, muß Privatmittheilung bleiben. Lassen Sie mich erst aus diesen Mauern sein, Herr Véron, und dann wollen wir weiter über diese Angelegenheit verhandeln."

„Aber, wenn Sie zum Beispiel morgen, Dienstag, freikämen, könnten Sie Freitag den Cortez übernehmen? befinden Sie sich bei Stimme und haben Sie die Rolle noch inne?"

„Ich habe wahrhaftig nicht an's Singen und auch nicht an den spanischen Eroberer gedacht," sprach Johannes lächelnd, „mein Gedächtniß ist jedoch gut, ich pflege nicht leicht zu vergessen und meine Stimme wird nicht gelitten haben."

Dieß Gespräch unterbrach die Ankunft des Herrn Barron.

„Ich habe gehört," nahm der Advokat, zu Herrn Véron gewendet, das Wort, „daß Sie sich mit dem bekannten Feuereifer für Ihre Kunst den Eintritt hier errungen haben und jetzt sogar mir zuvorgekommen sind. Ich hatte sehr viel in Ihrer Sache zu thun, Herr," richtete er seine Worte an Johannes, „ich wollte einen ganzen Berg von guten Neuigkeiten zusammen herbringen und deßhalb kam ich nicht schon gestern Nacht; Sie werden indessen die Hauptsache von dem Herrn Direktor erfahren haben."

„Ja," erwiederte Johannes, „Herr Véron versicherte, daß ich freikomme."

„Das verhält sich in Wahrheit so, ich habe Ihnen mancherlei dießbezügliche wichtige Mittheilungen zu machen."

„Nun, dann will ich jetzt nicht stören, Herr Barron," sprach der Direktor zu diesem, „aber wenn es irgend möglich, betreiben Sie die Freilassung dieses Herrn, er muß um jeden Preis Freitag singen."

„Gefangene Vögel," lächelte Herr Barron, „pflegen die Freiheit stets mit Gesang zu begrüßen; originell wäre dieß, falls Einer dieß thäte auf der großen Oper."

„Ja, nicht wahr," griff Herr Véron das Wort auf, „originell, groß, eine heroische That, die alle Nebel wie die Sonne niederschlüge. Helfen Sie mir, Herrn Mielewsky zu überreden, Herr Barron, er zeigt sich wieder schwierig und wieder philosophisch."

Da Herr Barron jetzt Schriftstücke auf Johannes' Tisch ausbreitete, verabschiedete sich der Direktor von den Herren, Johannes beide Hände auf das Herzlichste schüttelnd.

Als Herr Véron die Thür hinter sich geschlossen und von dem Schließer in Empfang genommen worden war, der ihn hinausbegleitete, begann der Advokat:

„Die Hauptsache, daß Sie in kurzer Zeit erlöst sein werden aus dieser Haft, haben Sie von Herrn Véron erfahren. Sie werden auch von jedem Verdacht vollkommen gereinigt dastehen."

„Wie ist dieß aber in so kurzer Zeit möglich geworden?" unterbrach ihn Johannes erstaunt.

„Metzler hat sich als Mörder bekannt."

„Sich bekannt!" rief Johannes überrascht, „welche Höllenmächte haben denn dem verschlossenen tückischen Menschen die Wahrheit entrissen?"

„Keine Macht der Finsterniß, eher eine des Lichts, ein Wesen, das zu den großartigsten, zu den reinsten, zu den edelsten, muthvollsten seines Geschlechtes gehört," gab Herr Barron zur Antwort, indem sein fein rosa Gesicht sich rosiger röthete, die Fältchen zuckten und seine dunklen Augen noch schärfer, bohrender blickten.

„Meine Mutter?" fragte Johannes.

„Nein, nicht die Mutter, lesen Sie," erwiederte Herr Barron, auf eines der von ihm mitgebrachten Schriftstücke deutend.

Es war eine Kopie des Scheines, den Metzler Bertha ausgestellt.

Johannes las das Schriftstück, er wurde blaß, seine Hände zitterten. In seine düsteren Augen traten vielleicht zum ersten Male wieder seit seiner Kindheit Thränen, er konnte seiner Bewegung nicht Herr werden. — „Sie und immer sie!" sprach er dann vor sich hin. „Auch das noch, opfern wollte sie sich — und noch dazu diesem — diesem Menschen. — Es dürfte schwer auf der Welt ein Weib geben, das diesem gleicht," sprach er dann zu Herrn Barron mit einem Ton, der aus der Tiefe seiner Seele kam. „Es ist eben die Liebe eines großen Weibes und diese ist himmlischer als die unsere, die irdisch an diese Erde gebunden."

„Die Liebe dieses Mädchens ist sicher stärker als der Tod, wie die Schrift sagt," stimmte Herr Barron ernst zu, dann nahm er seine geschäftsmäßige Haltung wieder an. „Diese Dokumente, die ich hier mitgebracht, sind von Ihnen zu unterzeichnen, Herr Holmson. Das erste behandelt die Erbschaft La Franca, Sie müssen erklären, daß Sie dieselbe antreten wollen."

Herr Barron reichte Johannes die Feder hin.

Er unterschrieb langsam.

„Die anderen drei dienen zur Beschleunigung Ihrer Freilassung."

Johannes las sie flüchtig durch und unterzeichnete sie gleichfalls.

„Sie werden heute sehr wahrscheinlich den Besuch Ihrer Frau Mutter erhalten — und wenn das Glück uns wohl will, sehe ich Sie möglicherweise Freitag in der Oper," setzte Herr Barron mit einem feinen Lächeln um seinen faltigen Mund hinzu. „Es wäre das erste Mal seit zehn Jahren, daß ich hineinginge — es gälte ja einen meiner Klienten zu sehen. Eigentlich," fuhr der Advokat fort, „bin ich mit Ihnen nicht zufrieden, kaum hier in Haft als ein Unschuldiger, wovon ich überzeugt war, und die Sache so schön verwickelt und Sie umsponnen in unentwirrbar, unzerreißbar scheinenden Fäden, zerreißt das Netz und so ganz ohne mein Zuthun;" hier war der Ausdruck, mit dem Herr Barron sprach, bedauernd, „bevor ich eine meiner Kombinationen ausgeführt habe, bevor einer der scharfen Schnitte angewendet war, welcher die Stricke lösen sollte — und dieß furchtbare Gewebe zerreißt ein schwaches Mädchen, zerreißt ganz allein Frauenliebe — da sieht man, was all' unsere Wissenschaft, all' unsere Kunst vermag gegenüber solch' einer Naturmacht, die sich in diesem Mädchen offenbart, die den Mann, jenen Metzler, zwang, wie eine Mücke in das Feuer so in sein Verhängniß zu eilen."

Johannes war von dem Moment an, als er das Schriftstück, welches Metzler ausgestellt hatte, gelesen,

tiefernst geworden; es lag etwas beinahe Feierliches, Andachtsvolles in seinem Wesen.

„Wann glauben Sie, daß meine Mutter und Bertha“ — den letzten Namen brachte er nur leise über seine Lippen — „kommt?“ fragte er Herrn Barron.

„Ich denke, noch heute,“ erwiederte dieser.

„Nun, wenn Sie diese vor mir sehen sollten, Herr Barron, sagen Sie ihr, daß ich sie sehnsüchtig erwarte,“ sprach Johannes, seinem Rechtsbeistande die Hand reichend.

Herr Barron erklärte, diesen Auftrag mit ganz besonderem Vergnügen ausrichten zu wollen, und verließ die Zelle.

(Fortsetzung folgt.)

Kaisermanöver im Elsaß.

(Bilder S. 224 u. 225.)

Die alle Gegensätze ausgleichende Zeit hat im Reichslande mit wunderbarer Macht gewaltet. Noch ist kein Jahrzehnt vorbei, daß wir Elsaß-Lothringen mit Waffengewalt von Frankreich erstritten, um das deutsche Land deutscher Kultur wiederzugeben. Es blieb damals, besonders in den Städten, eine zahlreiche französische Partei zurück. Heute jubeln auch die elsässischen Städte dem deutschen Kaiser zu und zeigen, daß sie Angehörige des deutschen Reiches geworden. Straßburg empfing Kaiser Wilhelm bei Gelegenheit der dießjährigen Herbstmanöver freudiger und feierlicher, als es je einen französischen Herrscher bewillkommt. Das Landvolk war immer deutsch geblieben, und als der Kaiser jetzt in der Umgegend von Straßburg sich aufhielt, strömten von weit und breit die Landleute herbei, um ihren guten Kaiser zu begrüßen. Die Dörfer hatten Ehrenpforten erbaut, vor Allem zeichnete sich das Dorf Wiwersheim dadurch aus. Geistliche, Lehrer, Bürgermeister, die hervorragendsten Gemeindemitglieder kamen dem Kaiser entgegen, Kinder voranschickend, welche demselben prächtige Blumensträuße überreichten, während die redekundigen Gemeindemitglieder treuherzige, festliche Ansprachen an den Kaiser hielten und junge Damen Gedichte deklamirten. Der Glanzpunkt dieser volksthümlichen Huldigungen jedoch war der Aufzug der Landleute aus dem Stadtkreis und den umliegenden Gemeinden Straßburgs. Der Festzug erwartete Kaiser und Kaiserin am Sonntag den 21. September, als die Majestäten vom Gottesdienst in der Thomaskirche zurückkehrten. Zwischen den dichtgedrängten Volksmassen der Zuschauer erschien der Zug, dessen Spitze ein Trompeterkorps auf Schimmeln bildete. Die Trompeter trugen blaue, grüne, schwarze und graue kurze Jacken, dazu weiße Beinkleider und runde Hüte, und stellten hiedurch die verschiedenen Trachten der niederelsässischen Dörfer dar. Ihnen folgten, angeführt von ihren Bürgermeistern, etwa hundert junge Bauern auf Pferden, sämmtlich geschmückt mit Schleifen, welche die deutschen Farben zeigten. Den Reitern schloß sich ein aus 25 Wagen bestehender Wagenzug an.



Cato. Marius. M. Junius Brutus. Junius Brutus. Sulla.

Aus der Zeit der Republik. (S. 234.)

Alle Wagen waren sinnig mit Tannenzweigen und Birkenlaub und mit Fahnen und Velarien geschmückt; doch das Charakteristischste bildeten die Trachten der Mädchen, welche bankweise, zu Dreien in einer Reihe und in sechs Reihen hinter einander, die Wagen ausfüllten. Die Insassen der verschiedenen Gefährte unterschieden sich von einander durch den Schnitt und die Farbe der Trachten. Hier sah man die Schaar der Mädchen ganz modern in Weiß gekleidet und mit Kornblumen geschmückt; dahinter kamen die eigentlichen Elsässerinnen mit dem flügelartigen Kopfputz. Blaue Unterkleider, schwarze Jacken und ein blau und schwarz gestreiftes seidenes Tuch, das in dicken Falten über Schultern und Achseln geschlungen war, vollendeten den malerischen Anzug. Es folgten neue Wagen, deren Insassen rothe Unterröcke, weiße Mieder und Bandhauben aus feuerrothem Band trugen. Es ist dieß die Tracht der katholischen Dörfer, welche die rothe Farbe wählen im Gegensatz zu den protestantischen Dörfern, die sich in Grün kleiden. Munter blickten die frischen, vollen Gestalten unter ihren Haarkappen drein. Am malerischsten und einer wirklichen Volkstracht zunächst kommend erschienen die Frauen aus dem Dorf Geispolsheim in goldgestickten Leibchen und mit hochrothen Haubenbändern. Einen eigenartigen Anblick gewährten die Meistratzheimer Mädchen durch ihre goldenen Hauben, die von einem weiten runden Spitzenfächer, der sich wie ein ausgespannter Pfauenschweif auf dem Kopfe erhebt, umgeben sind.

Die Majestäten empfingen die bei ihnen eingeführten Deputationen, ließen sich die Einzelheiten der Trachten erklären und sprachen am Schluß des Empfangs den Wunsch aus, daß das Elsaß treu bleiben möge den althergebrachten Sitten und Gebräuchen.

Der Festzug setzte seinen Weg nun weiter fort an dem Ufer der Ill entlang nach dem Vergnügungsetablissement Tivoli hinaus, das zu einem großen Festplatz hergerichtet worden war. Die Mädchen verließen ihre Wagen, die Burschen stellten die Pferde



Rückkehr des Alcibiades nach Athen. Zeichnung von Hermann Vogel. (S. 234.)
Aus: „Illustrirte Weltgeschichte für das Volk“ (Verlag von Otto Spamer in Leipzig).

ein und und bald entwickelte sich ein lustiges Volksfest, wie es hübscher kaum gedacht werden kann. Nachdem an großen, neben einander aufgestellten Tafeln das Mittagsmahl eingenommen war, ließ die Musik ihre Weisen erschallen, die Tanzlust erwachte und bald flogen die Paare im heitern Rundtanz dahin. Luft und Leben theilten sich bald den Alten mit, dann mischten sich auch die Städter in das Gewühl hinein, die Becher wurden gehoben und klangen zusammen, und manch' Hoch ward dem Kaiserpaar so donnernd laut gebracht, daß es fast über die alten Festungswälle zu dem Präfekturpalast, dem Aufenthalt des Kaisers, herüberklang.

Diesen Huldigungen sah man an, daß sie vom Herzen kamen, und sowohl der Kaiser zeigte seine Freude über diesen Empfang, wie auch die Elsässer diese Tage als wahre Festtage im Gedächtniß behalten werden.

Mozart und seine Schwester am Klavier.

Gemälde von Hermann Schneider.

(Bild S. 229.)

Es war im Jahr 1759 (demselben, in welchem Schiller geboren ward), als Leopold Mozart, Unterdirektor der fürsterzbischöflichen Kapelle zu Salzburg, damals in der Getraidegasse

dortselbst wohnhaft, beschloß, seiner achtjährigen Tochter Maria Anna Klavierunterricht zu ertheilen. Die finanzielle Stellung des wackern schwäbischen Musikers — er war ein Augsburger von Geburt — war nicht dazu angethan, ein eigenes Kinderzimmer einzurichten. So trieb sich denn das kleine Völkchen in derselben, Allen gemeinsamen Wohnstube herum, in welcher auch des Vaters einfaches Klavier seinen Platz hatte. Das Klavier, das schon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war, hatte ursprünglich nur zwanzig Töne enthalten, sich aber mit der Zeit bis zu fünf Oktaven entwickelt und stand damals auf der Höhe seiner Blüte. Bald darauf wurde es vom Fortepiano und dem Flügel verdrängt, welche ihrerseits wieder der rauschenden Instrumentirung den Weg vorbereiteten, welche die Musik der Gegenwart und Zukunft kennzeichnet.

Als der dreijährige Wolfgang Gottlieb zum ersten Male die Töne vernahm, welche seine Schwester Maria Anna auf dem bescheidenen Instrument des Vaters anschlug, da ließ er sein Spielzeug und horchte mit offenem Mund, wie Kinder zu thun pflegen,



Der Knabe Mozart und seine Schwester am Klavier. Gemälde von Hermann Schneider. (S. 228.)

auf die seltsamen Laute. Und als die Unterrichtsstunde vorüber war, da hörte das Bübchen nicht auf, die Mutter zu quälen, bis sie ihn auf den von der Schwester verlassenen Stuhl hob und ein Kissen unterschob, damit er die Klaviatur erreichen konnte. Und hatte sie es das erste Mal vielleicht nur widerwillig gethan, so that sie es bald desto lieber, und das aus mehr als einem Grund. Einmal lag die Last der häuslichen Geschäfte fast ausschließlich auf den Schultern der Frau Unterdirektorin, und da war es ihr denn begreiflicherweise gar erwünscht, daß sie der kleine, unruhige Wolfgang wenigstens so lange bei ihrer Arbeit ließ, als er selber auf seinem Stühlchen vor dem Klavier saß. Und er war gar nicht mehr von dem Instrument wegzubringen, auf dem er stundenlang die Terzen zusammensuchte. Dann aber war die Frau Unterdirektorin selber genügend in der edlen Musik bewandert, um zu begreifen, daß ein solches Gebahren eines dreijährigen Bübchens auf eine ungewöhnliche Begabung desselben für dieselbe hinwies. Noch weniger hatte der Vater etwas dagegen einzuwenden, daß sich das Kind in dieser Weise beschäftige, und brachte demselben, soweit es nur die kleinen Fingerchen erlaubten, mancherlei leichte Stückchen spielend bei. Noch war kaum ein Jahr um, als der kleine Wolfgang der ersten Klavierlektion seiner

Schwester Maria Anna beigewohnt und leuchtenden Auges die ersten Töne in sich gesogen, da lernte er schon in einer halben Stunde eine Menuet oder ein Liedchen und trug es dann mit dem richtigsten Verständniß und Ausdruck vor. Und ehe noch zwei Jahre vergangen, komponirte er bereits selber kleine Stücke auf dem Klavier, die sein Vater dann in Noten setzte. Sechs Jahre alt, machte er mit seiner Schwester unter des Vaters Leitung eine Kunstreise nach München, wo das Wunderkind beispiellosen Beifall erntete. Noch im selben Jahre ging's nach Wien. Kaiser Franz I. und seine schöne Gemahlin überschütteten ihn mit Gunstbezeugungen, und 1763—1766 bereiste die Familie Bayern, den Rhein, die Niederlande und Frankreich, von wo sie nach England hinüberging, um über die Niederlande, Paris und Lyon durch die Schweiz und Schwaben nach Salzburg zurückzukehren.

Unser Bild, nach dem Oelgemälde Hermann Schneider's, zeigt uns die beiden Geschwister am Klavier, eine Komposition für vier Hände spielend. Offenbar hat Maria Anna ihren Baßpart nicht so genommen, wie ihr gestrenger Bruder es sich denkt, denn der kleine Bursche wirft ihr, ohne im Spiel innezuhalten, einen verweisenden Blick zu. Am Kaffee aber, mit dem die Mutter naht, wird sie deßhalb doch ihren Antheil haben.



Die Diamantfelder in Südafrika.

Es mag Vielen unbegreiflich sein, was denn die Engländer veranlassen konnte, einen so langdauernden, blutigen und verlustreichen Krieg gegen das kleine Zululand zu führen, um durchaus dieses Gebiets sich zu bemächtigen, während die Annektirung der Oranje-Freistaaten und Transvaals einfach durch einen Trupp berittener englischer Polizeisoldaten und Verlesung eines Aktenstücks vollzogen wurde, und die Engländer wohl kaum einen Krieg dieser großen Gebiete wegen unternommen hätten. Die Frage beantwortet sich dadurch, daß die Gebiete der Zulus unermeßliche Diamantfelder enthalten, deren kolossale Schätze unerschöpflich scheinen.

Es war im Jahr 1867, als der erste Diamant in Südafrika gefunden wurde, so schreibt der Afrikareisende Ernst Weber, und zwar auf der Farm des Bauers Jakobs am Oranjestrom. Der Straußenjäger John O'Reilly kam dort zufällig mit einem andern Händler zusammen, und wurde Beider Aufmerksamkeit auf ein durchsichtiges Steinchen gelenkt, mit dem die Kinder spielten. O'Reilly meinte, dieser erinnere ihn an die Steine, von denen in der Bibel die Rede sei, und fragte den Bauern, ob er ihm den Stein nicht schenken wollte.

„Von Herzen gern," erwiederte dieser lachend, denn in seinen Augen hatte der Kiesel nicht den geringsten Werth. Als O'Reilly durch Colesberg kam, zeigte er den Stein mit der Vermuthung vor, daß es ein Diamant sein könnte, weil er damit in die Fensterscheibe schnitt; er wurde aber ausgelacht, weil jeder Feuerstein das Glas ritzen könne, und man warf sogar den Stein durch's Fenster hinaus. O'Reilly fand ihn zum Glück wieder und begab sich damit nach Grahamstown, wo er ihn von den gelehrten Doktoren Atherstone und Ricards untersuchen ließ. Diese erklärten den Stein für einen Diamant von 22½ Karat, und wurde derselbe auf 500 Pfd. St. taxirt, um welchen Preis ihn auch der Generalgouverneur der Kapkolonie, Sir Ph. Woodhouse, kaufte. Sogleich kehrte O'Reilly wieder zu Jakobs zurück, und es gelang ihm, einen zweiten Stein zu erlangen, der, von 8⅞ Karat, gleichfalls von dem Generalgouverneur um 200 Pfd. St. gekauft wurde.

Jetzt wurde das Suchen am Ufer des Oranjeflusses allgemein und in wenigen Wochen wurden weitere zehn werthvolle Steine gefunden. Ein Kaffer, Namens Swartsboy, fand einen großen Stein, für den er im nächsten Store bei Hopetown Waaren im Werthe von 200 Pfd. St. forderte. Hier wollte man eine so große Summe nicht riskiren, der Schwarze ging daher weiter zur Farm des Herrn Niekick, forderte hier das Doppelte und man gab ihm sogleich 500 Schafe, einige Pferde und eine Quantität Waaren im Gesammtwerthe von 400 Pfd. St. Später wurde der Stein an das große Haus Gebrüder Lilienfeld für 11,200 Pfd. St. verkauft. Er wog 83½ Karat, war vom reinsten Wasser, machte überall Aufsehen und wurde von den Kronjuwelieren um 11,500 Pfd. St. gekauft, die ihn in Amsterdam schleifen ließen. Den daraus geschliffenen Brillant kaufte später der Earl of Dudley seiner jungen Frau, der durch ihre Schönheit in ganz England berühmten Gräfin Dudley, und zwar um den Preis von 25,000 Pfd. St.

Dieser letzte Fund hatte eine allgemeine Bewegung zur Folge. Ein gewaltiger Menschenstrom wogte nach den Ufern des Oranje- und Vaalflusses, und man durchsuchte nicht mehr die Oberfläche allein, sondern grub tief nach Diamanten.

Die ersten Diggerpartieen bildeten der Kaufmann J. B. Robinson Stafford Parker und Kapitän Rolleston in Pniel. Ihr Erfolg war ein außerordentlicher. Nach drei Monaten hatten sich schon 5000 Diggers (Gräber) eingefunden. Wer Zeit und Geld hatte, ward von fieberischer Aufregung ergriffen und eilte per Ochsenwagen nach den Diamantfeldern. Wer kein Geld hatte, scheute den Weg nicht zu Fuß, und Truppenkommandanten, Schiffskapitäne, Polizeiinspektoren, Kaufleute und Dienstherren aller Art, wie die letzten Farmer hatten die größte Noth, bei der allgemeinen wilden Jagd ihre Soldaten, Matrosen, Polizeidiener, Commis und sonstiges weißes und schwarzes Dienst- und Arbeitspersonal zu Hause zurückzuhalten; denn massenhafte Desertionen unter denselben waren an der Tagesordnung. Alle Wege nach den Diamantfeldern waren mit Fußwanderern bedeckt, obgleich eine solche Fußwanderung von 163 deutschen Meilen bei glühender afrikanischer Hitze durch ein zumeist wüstes, wasserloses und unbewohntes Land mit großen Gefahren aller Art verbunden war.

Viele haben die 326 Stunden lange Tour mit unerhörter Energie in 30, manche sogar in 20 Tagen zurückgelegt; viele aber sind auch in der Wüste umgekommen, und wurden menschliche Gerippe gefunden, von denen das Fleisch durch Aasgeier heruntergehackt und von Schakalen abgenagt war.

Die Diggings oder Diamantgruben befinden sich neben der seit kaum einem Jahre entstandenen Stadt Pniel, einer unregelmäßig durcheinandergeworfenen Ansammlung von Zelten, Bretterbuden, Eisenhäuschen und Negerhütten aus Zweigen und Fellen. Die Diggings sind eine ganz roh erscheinende, wie von Riesenmaulwürfen aufgewühlte und durchbohrte Hügelkuppe; die unordentlichen Löcher, von denen ein jedes einen Diamantenclaim repräsentirt, sind von verschiedener Größe, das heißt, theils schon sehr tief, theils erst angefangen. Jeder Claim umfaßt 30 Fuß im Geviert, und die ganze Diamantenmine Colesberg-Kopje ist jetzt in Hunderte von solchen ganz gleichen, Claims genannten Quadrate eingetheilt, deren Preis bereits amtlich taxirt ist, je nach dem Reichthum des Erträgnisses: 15 davon, die erträgnißreichsten Riffclaims, sind auf 50,000 Mark, 65 auf 40,000 Mark taxirt. Von den übrigen sind 110 auf 30,000, 72 auf 20,000, 44 auf 10,000, 29 auf 4000, 58 auf 2000 Mark taxirt. Niemand darf mehr als zwei Claims kaufen.

Gleich anfangs standen solche Claims natürlich nicht so hoch im Preise, denn der genannte Reisende, bewogen von den fabelhaften Gerüchten über die gefundenen Schätze, bezahlte selbst einen halben Claim mit 45 Pfd. St., wurde Digger und genoß alle Freuden und Leiden eines Diamantgräbers.

Es mag natürlich ein wirkliches Vergnügen sein, unter einem Haufen von Kieseln, Sandstein und Thonschiefer Diamanten, Bandachate, Chalcedon, Jaspis, Topas, Spinell, Granaten, Quarzkrystalle, Titaneisen und ein grünes, smaragdähnliches Mineral auf seinem Sortirtische liegen zu sehen und den Eingewaiden der Erde Vermögen und Reichthümer zu entreißen, die hier in dem seit Jahrtausenden aufgeschichteten Uferschlamme schlummerten; aber es ist auch ein hartes Stück Arbeit, die großen Steine und Felsblöcke aus dem mit rother, lehmiger, harter Erde zusammengebackenen Gerölle, in dem sich die Diamanten eingemengt finden, unter den drückendsten Entbehrungen aller Gesundheits- und Lebensbedingungen zu sondern oder sondern zu lassen, und dann betrogen zu werden und täglichen Gefahren ausgesetzt zu sein. Außer Diggern hat sich nämlich eine große Anzahl Spekulanten und Abenteurer eingefunden, die für Branntwein durch allerlei List den gemietheten Arbeitern die verheimlichten Funde abschwätzen und an große Händler verkaufen.

Es ist kaum glaublich, welche Beispiele von Diggerglück hier vorkommen. Ein junger Engländer fand und erwarb in kaum zwei Monaten nicht weniger als 200 Diamanten, deren Werth auf 58,000 Thaler geschätzt wurde und mit denen er gleich nach England zurückkehrte.

Als man in Pniel von den reichen Funden in Colesberg-Kopje erfuhr, begann ein gewaltiger «Rush» dahin und bald entstanden die neuen Zeltstädte De Beers und De Beers New-Rush, wo es Claims gibt, deren Besitzer schon so viele Diamanten gefunden haben, daß sie binnen einem Monat steinreiche Leute geworden sind. Ein Herr L. gewann in den ersten drei Wochen durch ein paar Dutzend edler Steine ein Vermögen von 10,000 Pfd. St.; ein Herr B. hat in derselben Zeit 85, ein Dritter, Herr R., 110 Diamanten gefunden. Das größte Diggerglück aber hatte ein junger Franzose in dem neuen Flußdigging Waldecks-Plant, der an einem Tage, am 6. November Vormittags, zwei große Steine fand. Der eine war so ungeheuer groß (er wog 288½ Karat), daß der Finder vor plötzlichem freudigem Erstaunen für einige Tage — die Sprache verlor. Der Franzose arbeitete aber für das Haus Robert Spalding und erhielt daher nur fünf Prozent des Werthes. Kein Wunder, daß in der öden, trostlosen Steppe, in der nur Gazellen und Schakale vor Kurzem hausten, schnell große, dichtbevölkerte, lärmende Zeltstädte entstanden, wo Wirthe, Geschäftsleute aller Art, besonders Händler mit Werkzeugen, zusammenströmten.

Die Werkzeuge sind ein wichtiger Artikel, denn manche Claims werden erst in der Tiefe erträgnißreich. Bei 50 bis 70 Fuß tief fand man im Monat Diamanten für 5000 Pfd. St., täglich 5, 10 bis 15 Stück.

Dazu gehören aber wenigstens vier Arbeiter; einer muß in der Grube picken, der zweite die gefüllten Eimer heraufziehen, der dritte sie auf den Sortirplatz schleppen, zerkleinern, die großen Stücke von den kleineren absieben, der vierte durch das Feinsieb schaufeln und den Rest auf den Sortirtisch schütten.

Es gewährt ein ganz eigenthümlich fesselndes Schauspiel, wenn man hier in das lärmende Leben des menschenwimmelnden Bienenkorbes hinabblickt. Das beständige emsige Drehen von 2000 knarrenden Winden verursacht ein betäubendes Geräusch. Die Tausende von schimmernden Eimern, die rastlos auf blanken, in der Sonne blitzenden Drahtseilen schnurrend auf und nieder rollen, scheinen ein unabsehbarer Schwarm von sonderbaren geflügelten Geschöpfen zu sein, die in ununterbrochener Thätigkeit in die tiefen Kessel hinabtauchen und dann mit rauschendem Fittig wieder auffliegen. Auf dem wimmelnden Grunde, unter zahlreichen Pfeilern, Thürmen, Brücken, blitzen Tausende von Pickäxten und Schaufeln, und die 12,000 Menschen, die hier auf dem kleinen Raume geschäftig und unermüdlich durcheinanderwimmeln, bieten ein ebenso imposantes als wunderbares Bild staunenswürdiger menschlicher Thätigkeit.

Da die werthvollsten Diamanten in den Schlammablagerungen des Vaalflusses verborgen liegen, so stellte man über das massenhafte Vorkommen von Diamanten in diesen Ablagerungen als Hypothese auf, daß der Fluß vor Jahrtausenden in seinem Laufe einen mit Diamantstoff ausgefüllten vulkanischen Krater, wie ihn noch heute die Colesberg-Kopje darbietet, durchgerissen und ausgewaschen und allen ihren Inhalt mit sich fortgeschwemmt habe, worauf dann die schweren Steine sich bei den sommerlichen Ueberschwemmungen über die Ufer verbreitet hätten.

Daß die Diamanten ursprünglich in den Kratern der trockenen Diggings entstanden und durch unterirdische Feuerkräfte emporgetrieben worden sind, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, und die Matrix kann nur der vulkanische Tuff sein, worin sich die Steine in den trockenen Diggings eingebacken befinden.

Als nämlich durch die trichterförmigen Vulkane plutonische Eruptionen nach oben getrieben wurden und Myriaden von Kohlenstoffblasen, eingeschlossen in die damals feurig-flüssige Lava des später erstarrten und heute zersetzt vorgefundenen Claimstoffes, nach oben strebten, da mag unter Zusammenwirkung von Wasser und Feuer und unter jetzt nicht erklärbaren Bedingungen die Krystallisation aller dieser Kohlenstofftheile stattgefunden und die heutigen Diamanten gebildet haben.

Der Hottentotten und Kaffern, die früher sehr gleichgültig gegen diese als Kiesel betrachteten Steine waren, hat sich schnell eine gleiche Begierde, sich solche anzueignen, bemächtigt, von welcher sie die herbeiströmenden Weißen ergriffen sahen, und es genügte bald keine Aufsicht, sich vor der Verheimlichung der Funde und der Diebstähle zu bewahren.

Ein Diamant läuft jetzt vom Claim bis zum Sortirtisch so viele Gefahren, daß es fast ein Wunder ist, wenn größere überhaupt auf den Sortirtisch gelangen. Zuerst schon im Claim. Erblickt das scharfe Auge des arbeitenden Kaffers beim Abpicken die blitzende Ecke eines Diamanten und sein Herr beobachtet ihn nicht, so wird der Diamant schnell herausgekratzt und verschwindet in der Mundhöhle. Ruht dagegen der Blick des Herrn auf ihm, so läßt er sich keine Gemüthsbewegung anmerken, schlägt ruhig den Diamant herunter und setzt wie zufällig den Fuß darauf bis zur nächsten günstigen Gelegenheit, den Fund sich anzueignen; ähnlich wird noch sieben- oder achtmal verfahren, bis der Diamantstoff auf den Sortirtisch gelangt, daher es natürlich ist, daß bei völliger Organisation der Diebsbanden jede Woche für 10,000 Pf. St. Steine gestohlen werden.

Dieß verursachen theils die wenig skrupulösen Diamantenkäufer, die ganz frei erklären: „Ich bin hieher gekommen, mir ein Vermögen zu machen, und ich habe es gemacht! Aber wenn ich nur Diamanten von den rechtmäßigen Eigenthümern gekauft hätte, so würde ich keine 100 Pfd. St. gemacht haben."

Theils ist die Ursache dieser Diebstähle die Aussicht des Kaffers, daß er sich durch eine kleine Summe Branntwein, durch eine größere eine Flinte, durch eine noch größere sogar ein — Weib kaufen kann, also die Erfüllung aller seiner irdischen Wünsche dadurch erreicht. Und dieses sein Verfahren entschuldigt er noch damit, daß sein Herr nur ein — Weißer ist.

Ganz anders würde er gegen seinen angeborenen Herrn verfahren, für den diese Wilden eine unerklärliche Anhänglichkeit offenbaren, und es ist festgestellt, daß viele schwarze Häuptlinge, welche ihre Leute zu zeitweiser Arbeit nach den Diamantenfeldern schicken, denselben den Befehl ertheilen, ihnen außer einer Flinte und Schießzeug noch einige Diamanten mitzubringen.

Außer diesem grassirenden Diamantendiebstahl verdirbt den Diggern die gute Laune auch der fortschreitende Niedergang im Preise der Diamanten. Schon im Oktober 1871 war in Folge der kolossalen Ausbeute, die von glaubwürdigen Kaufleuten monatlich auf 6—7 Millionen Mark geschätzt wird, eine Ueberfüllung des Londoner Marktes eingetreten, für die aller Abfluß fehlte, was den Werth der Steine um 30 Prozent herabdrückte.

Jedes nach England gehende Postschiff hat in der Regel 15 bis 20 Gewichtspfund von Diamanten mit sich in versicherten Paketen und Säckchen. Ein Gewichtspfund Diamanten heißt 3330 Karat. Die südafrikanischen Diamantfelder haben in einem Jahre mehr große Steine, d. h. solche über 10 Karat geliefert, als die indischen und brasilianischen Diamantminen innerhalb zwanzig Jahren.

Obgleich ein großer Theil der Diamanten, besonders der gelben, von London nach Indien geht, wo die eingeborenen Fürsten, die Radschahs, ihre Schwerter, Turbane, Gürtel, Halsketten, Säbelgurten und das Geschirr ihrer Reitpferde damit verzieren, so dürfte doch auch der indische Markt diese plötzliche Ueberschüttung von Diamanten kaum auf die Länge vertragen, wie dieß bereits auf dem europäischen Markte wahrzunehmen ist.

Kleine Mittheilungen.

Am 6. Oktober 1829, also vor fünfzig Jahren, war es, daß die schnelle Lokomotive Stephenson's im Wettkampfe mit noch drei anderen Systemen zuerst den Dampf mit Erfolg in das Transportwesen einführte. Wie sein großer Vorgänger Watt es mit der stehenden Maschine gethan hatte, so gab Stephenson die Lokomotivenmaschine dem Zeitgeiste als fertiges Werkzeug in die Hand. Erst seit jenem denkwürdigen Tage beginnt die Geschichte der Eisenbahn, nicht aber mit der Erfindung der ebenen Bahn, welche schon dem Alterthume angehört, denn so lange der Verkehr sich der gequälten Kraft des animalischen Wesens bedienen mußte, war das Maß der Schnelligkeit und Zeitdauer desselben an das Maß dieser Kraft gebunden. Der Sklavendienst des freigeborenen Geschöpfes konnte nicht zur vollen Freiheit des Verkehrs führen. Erst die Dampflokomotive machte den Menschen frei von der Scholle und verlieh ihm Schwingen. Die germanische Sage von Wieland dem Feuerschmiede, der, von König Neiding gelähmt und gefesselt in die Bande der Sklaverei, sich das Schwanengefieder schmiedete in kunstgerechter Art und aufstieg gleich dem Aar in den freien Aether, gewinnt in der Stephenson'schen Erfindung eine neue und allgemeine Lösung. Georg Stephenson (1781 geboren) war einfacher Maschinenwärter zu Killingworth. Er faßte seinen großen Zweck als wirkliches Genie auf, studirte erst das, was da war, und brachte dann seine reiflich überlegten Pläne mit dem Golde eines reichen und edlen Lords zur Ausführung. Bei der geschichtlichen Entwicklung der ältesten Dampffuhrwerke tritt uns zuerst die abenteuerliche Gestalt von Richard Trevethick entgegen, der mit seinen Straßenlokomotiven im Jahre 1803 das Staunen der Bevölkerung Londons hervorrief und 1804 den ersten Kohlenzug mit der ersten durch Dampf getriebenen, auf Rädern beweglichen Maschine die Steigungen der Merthyr-Tydvill-Bahn in Südwales emporschleppte. Wunderlicherweise waren die Räder der Maschine Trevethick's außerhalb der Schienenlaufflächen mit Nägeln beschlagen, deren Köpfe in das Holz der Langschwellenbahn eingriffen. Diese Kuriosität wurde konsequent bei allen Versuchen von Lokomotivkonstruktionen in der nächsten Zeit beibehalten. Erst W. Blachett, der voll Eifer die Dampfmaschine auf der Spurbahn dienstbar zu machen suchte, gelang es 1814, durch ein einfaches Experiment in roher Form nachzuweisen, daß die Reibung zwischen Radkranz und Schiene für das Ausüben der Zugkraft genüge. Damit löste sich denn auch der Alpdruck, der bis dahin auf der Entwicklung der Lokomotivenkonstruktion geruht hatte. Es kam der 6. Oktober 1829 und auf der Linie bei Rainhill gelang es dem großen Denker zuerst, den fertigen Dampfwagen in die Geschichte der Menschheit einzuführen.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Vierundvierzigstes Kapitel.

In der Gerichtsverhandlung.

Der Saal war thatsächlich überfüllt, und zwar so überfüllt, daß einige vornehme Damen sich zwischen die Journalisten und die nicht im Prozesse betheiligten Geschworenen der Session einschmuggeln mußten, um nicht in der Menge unterzugehen.

Ehe der Gerichtshof und die Angeklagten eintraten, war die allgemeine Aufmerksamkeit natürlich auf den Tisch gerichtet, auf welchem die corpora delicti lagen: der kastanienfarbene Ueberrock mit den Oelflecken; die kleine Schachtel mit der zusammengedrehten Feder; die Stiefel der beiden Angeklagten und daneben die in Gyps abgenommenen Fußstapfen derselben; die Erdfragmente, welche man in Jagon's Kamin entdeckt hatte; verschiedene Briefe und Papiere; und endlich Photographieen des Opfers und Wachsabdrücke der Eindrücke auf dem Halse desselben, sowie der Nägelspuren der Mörderhände.

Um dreiviertel Vier wurden die Angeklagten hereingeführt.

Ein brausendes Gemurmel läuft durch den Saal. Man drängt sich, und steht auf, um ihre Gesichter zu sehen.

Jagon erscheint zuerst. Er trägt einen langen schwarzen Rock und dunkle Beinkleider. Er sieht aus wie ein wohlhabender Kanzleibeamter. Die Neugierde, die er erregt, schüchtert ihn nicht ein. Er trägt den Kopf hoch und wirft einen freien Blick auf das Publikum, auch auf die Advokatenbank, und bei diesem letzteren spielt ein fast unmerkliches Lächeln der Befriedigung um seine Lippen.

Joseph Blanchard kommt hinter Jagon. Er ist sehr blaß, gesenkten Hauptes, und setzt sich sogleich auf den Platz, den ihm die Wache anweist.

Zuletzt kommt Sophie Blanchard, schwarz gekleidet, lebhaft geröthet, mit funkelnden Augen; gleich Jagon scheint sie nicht verwirrt.

Nach einer halben Minute treten die Geschworenen ein, ohne große Feierlichkeit, unter einander plaudernd, und nehmen Platz auf ihrer Bank, von welcher aus sie den Angeklagten stets voll im Gesichte haben.

Endlich ertönen die Worte: „Der Gerichtshof, meine Herren!“

Alles erhebt sich und man sieht in ihren langen rothen Roben den Präsidenten, die beiden Räthe und den General-Staatsanwalt eintreten.

Die Verhandlung ist damit eröffnet.

Man konstatirt zuerst die Identität der Angeklagten. Die Geschworenen legen ihren Eid ab, und der Gerichtsschreiber liest die Anklageakte; dieselbe enthält die uns bekannten Ergebnisse der Voruntersuchung und schließt folgendermaßen:

„Demzufolge sind Jagon, Blanchard Joseph und die Blanchard Sophie angeklagt:

„1) Jagon und Blanchard: In der Nacht vom 24. zum 25. März 1875 in Paris einen Mord begangen zu haben an der Person des Jules Guérin, Marinekapitäns a. D., unter Umständen, daß dieser Mord vollführt wurde: a) mit Vorbedacht, b) mit der Absicht, den nachstehend erwähnten Raub zu erleichtern und auszuführen;

„2) Jagon und Blanchard, an demselben Orte und zu derselben Zeit räuberischerweise die Summe von fünfhundertdreißigtausend Franken zum Schaden der Erben des Jules Guérin entwendet zu haben;

„3) die Blanchard, an obigen Verbrechen theilgenommen zu haben, indem sie den Angeklagten die Ausführung derselben erleichterte. Verbrechen und Vergehen, welche unter die Artikel 295, 59 u. folg. des Strafgesetzbuches fallen.“

*

Während der Verlesung der Anklage, welche länger als eine Stunde währte, gab Jagon nie ein Zeichen der Ungeduld von sich. Um sich zu zerstreuen, warf er manchmal einen Blick auf die Advokatenbank und schien sich an dem Anblicke des jungen Rechtsgelehrten aus Toulouse zu weiden.

Derselbe saß ruhig und aufmerksam auf seinem Platze. Die dunklen Augengläser verbargen die Richtung seiner Blicke. Nichts im Hause störte ihn in seiner Aufmerksamkeit für die Lektüre. Nicht einmal die lange Florine, welche aus der Zuschauermenge heraus ihn unausgesetzt anstarrte und vor sich hin murmelte: „Wo habe ich denn nur dieses Gesicht schon gesehen?“

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Recht. Gesetz.

Auf die Verlesung der Anklageakte folgte das Verhör der Angeklagten, dann die Vernehmung der Zeugen.

Jagon verantwortete sich mit der größten Ruhe, einer seltenen Geschicklichkeit und bemerkenswerther Gewandtheit; er gab alle Thatsachen zu, die er zu seinem Vortheile auf natürliche Weise erklären konnte, und leugnete energisch alle jene, die er nicht erklären konnte.

Den Aussprüchen der Gerichtsärzte, welche ohne Zögern behauptet hatten, die Hände des Angeklagten seien unleugbar jene, welche die Eindrücke auf dem Halse des Erdrosselten hinterlassen hatten, stellte er einen andern Sachverständigen entgegen: derselbe behauptete im genauen Gegensatze, daß die Hände des Angeklagten bei Weitem nicht die Kraft besäßen, welche jene Voraussetzung ihnen beimaß.

Was Joseph Blanchard betrifft, so war er, ermuntert durch sein Weib, fester und energischer in seiner Verantwortung geworden, und betheuerte seine Unschuld von heute und von einst mit Accenten der Wahrheit, welche ihren Eindruck auf Geschworene und Publikum nicht verfehlten.

Ihm kam auch ein kleiner Zwischenfall zugute, veranlaßt durch die Aussage des Fräuleins Zoë Lacassade. Die kleine, leidenschaftliche, warmherzige Dame ließ sich weder durch den Ernst des Ortes, noch durch einige Ausbrüche der Heiterkeit beirren, welche durch ihre winzige Gestalt und ihre heftigen Gesten im Publikum hörbar wurden, sondern gab ihre Aussage mit all' dem Feuereifer innerster Ueberzeugung ab. Sie behauptete, daß Sophie Blanchard ein braves Weib und eine treue Dienerin sei, daß sie nicht nur nicht theilgenommen habe an dem Verbrechen, sondern sicher auch nicht die leiseste Ahnung von der Möglichkeit eines solchen gehabt habe. Und hingerissen von ihrem Gegenstande, hob die kleine Dame ihre Arme gegen den Himmel und beschwor plötzlich die Manen des Kapitän Guérin.

„Kommen Sie, Kapitän!“ rief sie. „Erscheinen Sie, um diese Unglückliche zu retten, erklären Sie vor aller Welt, daß Sie sie werthschätzen und achten!!!“

Große Heiterkeit im Auditorium, aber der Eindruck war ein guter, denn man fühlte, daß Zoë Lacassade aus Ueberzeugung sprach.

Was Jagon betrifft, so verwandelte sich ihm gegenüber das ganze Wesen der Kreolin; mit brennendem Auge und vibrirender Stimme rief sie wie inspirirt:

„Das ist der Schuldige, der Wahre, dafür bürge ich!“

Man lachte jetzt nicht mehr. Zoë Lacassade hatte das Publikum auf ihrer Seite, und wäre das Verdikt in diesem Augenblicke gefällt worden, es würde sicher in ihrem Sinne ausgefallen sein. Aber es kam noch die Reihe an den öffentlichen Ankläger und an die Vertheidiger — und wo war dann schon der Eindruck, den die kleine Kreolin hervorgebracht hatte?

Bald darauf wurde die Verhandlung unterbrochen. Der Gerichtshof begab sich in das Berathungszimmer, die Geschworenen in ihren Saal, und die Angeklagten wurden in ihr Lokal geführt.

Jetzt hielt sich das Publikum für den langen Zwang schadlos. Man erhob sich, streckte sich, plauderte, die Frauen zogen Schinkenschnitte oder Chokoladetäfelchen aus ihren Vorrathstaschen und erfrischten sich.

Die lange Florine benützte diese Zeit, um die Galerie zu verlassen und sich durch List, durch Bitten und durch schmachtende Blicke aus der Vorhalle wieder in den Saal zu schmuggeln, aber dießmal in die reservirten Bänke. Es war ihr nicht nur darum zu thun, besser zu hören und zu sehen, sondern um in die Nähe der Advokatenbank und speziell des jungen Rechtsgelehrten aus Toulouse zu gelangen, welcher bereits früher ihre Aufmerksamkeit erregt hatte.

Derselbe saß da, aufmerksam auf alle Reden um ihn her lauschend; die Affäre interessirte ihn sichtlich im höchsten Grade.

Plötzlich sagte sich Florine, die ihn jetzt näher betrachten konnte:

„Wahrhaftig... es ist dasselbe Profil, der hübsche Mund, das feine Näschen des Marquis de Ribas ... Nur ist der Gatte des Fräuleins von Villeneuve brünett, und dieser Backenbart da ist hochblond. Und dann hat der Marquis de Ribas Falkenaugen, die mich erst neulich entzückten, und ...“

Der Ton einer Klingel unterbrach ihre Betrachtungen und machte dem Tumult ein Ende. Die Angeklagten, die Geschworenen und der Gerichtshof kehrten zurück.

Der Staatsanwalt erhielt das Wort.

Er reihte alle Thatsachen des Prozesses aneinander und bildete daraus ein einziges Beweisbündel gleichsam, das er dem Leugnen der Angeklagten entgegenhielt.

Dann beschäftigte er sich mit ihrer Vergangenheit, rief die schlechten Antecedentien Blanchard's in's Gedächtniß und stellte die Unschuldsbetheuerungen desselben als Beweis auf, welche Schulen der Heuchelei die Zuchthäuser seien.

Was Jagon betreffe, so hülle er den ersten Theil seines Lebens zu ängstlich in den Schleier des Geheimnisses, als daß derselbe nicht eine Unthat mit zu verbergen habe.

Dann folgte er demselben in das wüste Afrika zu seinem schmählichen Menschenhandel und zeigte ihn da roh, grausam, wild, sich an reißenden Thieren und Sklaven im Erdrosseln übend, um diese Geschicklichkeit später in Europa verbrecherisch ausbeuten zu können.

Was endlich die Blanchard betrifft, so bezweifelte der Staatsanwalt keinen Augenblick, daß sie die Helfershelferin der Beiden sei; aber vielleicht hatte sie geglaubt, es handle sich nur um einen Diebstahl. Er hielt die Anklage gegen sie aufrecht, gab aber mildernde Umstände zu.

Nach ihm hatten die Vertheidiger das Wort, jeder in seiner Weise und im Geiste seines Klienten.

Blanchard's Advokat behauptete, man habe diesem Unglücklichen eine höllische Falle gestellt, um ihn zu verderben und ihn für einen Andern büßen zu lassen.

„Verurtheilt ihn nicht, diesen Unschuldigen!“ wandte er sich an die Geschworenen. „Es wäre ein Mord, so wahr Gott lebt!“

Der Advokat der Blanchard entlockte dem Auditorium viele Thränen, indem er die Aufopferung, die Leiden, die Hingebung seiner armen, schwergeprüften Klientin schilderte.

Die Vertheidigungsreden waren beendigt. Der Präsident fragte die Angeklagten, ob sie denselben noch etwas beizufügen hätten.

Jagon verneinte, ohne sich zu erheben.

Blanchard stand auf, blaß, zitternd, und stammelte leise:

„Ich bin unschuldig, meine Herren! Ich schwöre es bei Gott, ich bin nicht schuldig!“

Der Präsident gab nun einen zusammenfassenden Ueberblick und ermahnte die Geschworenen, nach ihrem Eide und ihrem Gewissen zu entscheiden. Dieselben zogen sich nun in ihren Berathungssaal zurück, um ihr Verdikt abzugeben.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Das Urtheil der Geschworenen.

Diese zweite Unterbrechung der Verhandlung gleicht nicht mehr der früheren. Das Publikum ist gesammelter, ernster. Große Bewegung spiegelt sich auf allen Gesichtern.

Man interessirt sich jetzt selbst für die Schuldigen. Man vergißt ihre Verbrechen und denkt nur an die Folterqualen der Angst, die sie in diesem Augenblick der Entscheidung durchmachen müssen, wo die Stimme eines einzigen Menschen über das Schicksal ihres ganzen Lebens entscheiden wird. Ebenso wie die Geschworenen in dem Berathungssaale sich sammeln, um ihr Verdikt auszusprechen, ebenso wird das Publikum ruhiger, schweigsamer, um dieses Urtheil zu hören.

Man ruft einander nicht mehr an, man redet nicht mehr laut, man flüstert. Der ganze Saal ist voll von einem wirren Murmeln.

Die Atmosphäre ist schwer, entnervend; es liegt wie Elektrizität in der Luft. Die beiden großen Bronzelüstres mit ihren kaum durchscheinenden Kugeln sind angezündet und werfen ein flackerndes, düsteres, unbestimmtes Licht in den Saal. Die Rosetten des Plafonds, die Skulpturen der Holzwände verschwinden. Man kann nur noch zwei Worte an der Wand erkennen: die ernsten, feierlichen, starren Worte: Jus, das Recht, und Lex, das Gesetz.

Die Uhr im Saale tickt langsam, aber deutlich.

Florine ist vielleicht die Einzige im ganzen Auditorium, die es nicht fühlt, wie feierlich die Stunde ist und wie schrecklich.

Was kümmert das dieses große, materielle Mädchen, die ganz aus Sinnlichkeit, Egoismus und Laster besteht?

„Wenn Jagon verurtheilt wird, geschieht ihm ganz recht,“ denkt sie. Die Blanchard geht sie nichts an. Ihr Mann ebensowenig. Er ist ja weder jung, noch hübsch. Und sie schwärmt für junge, hübsche Männer, deßhalb läßt sie auch den jungen Advokaten nicht aus den Augen.

Nein, wie Der dem Marquis de Ribas gleich sieht! Jetzt schiebt er für eine Sekunde seine blaue Brille in die Höhe ... wie um sich zu erleichtern ...

Das sind seine Augen! Das ist sein Blick!

Ja, es ist der Marquis de Ribas!

Es ist der Gatte von Mathilde Simonnet.

Florine kann nicht mehr zweifeln.

Aber was thut er hier? Was geht ihn dieser Prozeß an?

Florine fragt sich das.

Wir aber wissen es. Lorenz konnte die Abendblätter nicht erwarten, von denen seine ganze Zukunft abhing. Er mußte wissen, ob man Blanchard für den Genossen Jagon's halten würde.

Und jetzt ist er beruhigt.

Der Vater seiner Gattin hat sich nicht verrathen, und hat ihn nicht verrathen.

Wie der Vertheidiger Blanchard's von einer Falle gesprochen hat, von einem Doppelgänger seines Klienten, da hat Lorenz einen Moment hindurch gezittert. Aber Niemand hat diese „Phrase“ ernst genommen; sie war ja auch zu unwahrscheinlich.

Jetzt wartet Lorenz nur noch auf das Verdikt.

Wenn Blanchard verurtheilt wird, ist er gerettet.

Die Revisionsprozesse sind selten.

Und Jagon? ...

Wenn er freigesprochen wird, verfällt Lorenz wieder ganz und gar seiner Macht; er wird sein Geschöpf, sein Werkzeug, sein Sklave. Er muß ihm gehorchen, um nicht angezeigt zu werden.

Selbst wenn Jagon auf die Galeere kommt, fühlt ihn Lorenz dennoch stets hinter sich, ihn bewachend und beherrschend und erschreckend.

Aber wenn er zum Tode verurtheilt wird? Dann ist Lorenz frei! Dann hat er nichts mehr zu fürchten und die ganze Zukunft gehört ihm!

Wünscht er dieses Todesurtheil? Mein Gott, er ist der Schüler Simonnet's und sagt sich: „Was gilt ein Leben mehr oder weniger?“

*

Die Geschworenen berathen sich über eine Stunde lang. Sie sind uneinig.

Das Publikum wird ängstlich, neugierig, vibrirend vor Ungewißheit.

Endlich treten die Geschworenen wieder ein. Schweigsam, feierlich. Innerlich jedenfalls ein wenig verwirrt, ihrer

Sache nicht ganz sicher, ungewiß, ob sie die Zustimmung der Menge für sich haben.

Der Gerichtshof folgt ihnen auf dem Fuße.

Der Obmann der Geschworenen erhebt sich und sagt mit etwas unsicherer Stimme:

„Auf meine Ehre und Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschworenen lautet:

„Was Jagon betrifft:

„Auf die erste Frage: Ja, der Angeklagte ist schuldig.

„Auf die zweite Frage: Ja, der Angeklagte ist schuldig."

Ein Schauer lief durch den Saal. Keine mildernden Umstände wurden erwähnt. Das heißt der Tod für Jagon.

Der Obmann der Geschworenen fährt fort:

„Was Joseph Blanchard betrifft:

„Auf die erste Frage: Ja, der Angeklagte ist schuldig.

„Auf die zweite Frage: Ja, der Angeklagte ist schuldig. Aber die Geschworenen erkennen einstimmig mildernde Umstände für den Angeklagten an."

Dießmal athmete man auf. Der ganze Saal hatte Sympathie für den armen Blanchard. Wenn er schuldig war, so verdiente er doch nicht den Tod.

Zuletzt sagte der Obmann der Geschworenen:

„Was die Sophie Blanchard anbelangt:

„Auf die erste Frage: Nein, die Angeklagte ist nicht schuldig.

„Auf die zweite Frage: Nein, die Angeklagte ist nicht schuldig."

Alles applaudirte, der Präsident mußte Ruhe befehlen.

Dann wurde die Blanchard, als Freigesprochene, zuerst hereingeführt.

Der Schriftführer las ihr das Urtheil der Geschworenen, und der Präsident gab Befehl, sie in Freiheit zu setzen.

Sie äußerte keine Freude darüber. Sie sank auf ihre Bank zurück, an die sie sich klammerte, als man sie aus dem Saale führen wollte.

Das unglückliche Weib wollte ihren Gatten wiedersehen, sein Schicksal erfahren ... Was kümmerte sie das eigene?

Auf ein Zeichen des Präsidenten erlaubte man ihr, zu bleiben.

Jagon und Blanchard wurden hereingeführt. Das Urtheil wurde ihnen vorgelesen.

Nach allen erfüllten letzten Fragen und Formalitäten erhoben sich die Richter, ohne sich zu entfernen, und beriethen sich einen Augenblick.

Dann nahmen sie ihre Sitze wieder ein, und der Präsident, nachdem er den Wortlaut des Gesetzes vorgelesen hatte, verkündigte:

„Jagon ist zum Tode verurtheilt."

Jagon hörte dieses Urtheil an, als ob es ihn gar nicht angehe. Er ließ sein Auge ruhig über den Saal gleiten, bis hinüber zu Lorenz, der eine bedauernde und schmerzvolle Miene anzunehmen suchte.

Joseph Blanchard wurde verurtheilt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit.

Der Arme sank in sich zusammen: das Gefängniß, die Galeere immer, immer, und kein Tod! ...

Sein Weib stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn mit beiden Armen und küßte ihn fieberhaft und schrie schluchzend:

„Armer Mann! O mein armer, armer Mann! Du Märtyrer, Du Märtyrer! ..."

Diese Szene, diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Publikum.

Die Geschworenen sahen einander an; sie hatten ein Gefühl, als ob sie sich geirrt haben müßten.

Der Präsident mußte befehlen, das Weib von ihrem Gatten, die Freigelassene von dem Verurtheilten zu trennen.

Aber das war nicht so leicht.

Die Unglückliche klammerte sich an ihren Gatten, sie wollte nicht von ihm lassen, man mußte sie mit Gewalt aus seinen Armen reißen.

(Fortsetzung folgt.)



Antilopenjagd mit dem Gepard. Zeichnung von Fr. Specht. (S. 234.)
Aus: „Das neue Buch der Welt" (Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart).

Im Ruhestande.

Von

L. von Bischoffshausen.

(Nachdruck verboten.)

Der Geheime Hofrath Doktor Braun, Leibarzt Seiner Hoheit des Herzogs von Zopfingen, war den Siebenzigen nahe und hatte sich in den wohlverdienten Ruhestand begeben.

Nur in den seltensten Fällen, — da, wo es sich in den ihm befreundeten Familien um Leben und Tod handelte, ließ der alte Herr sich noch herbei, an einem Krankenbette zu erscheinen oder bei einer ärztlichen Konsultation den Ausschlag zu geben; aber da er sich ausgesprochenermaßen Nachts unter keiner Bedingung mehr rufen ließ, so traten diese Fälle nur noch selten und immer seltener an ihn heran. Um so mehr nahm es ihn Wunder, als er sich im verwichenen Spätherbst gegen Mitternacht durch ein ungestümes Reißen an seiner Hausschelle aus festem und erquicklichem Schlafe wecken lassen mußte.

Es war eine böse Nacht, und wehe dem Armen, der jetzt draußen sein mußte! Der Sturm hauste drüben zwischen den Bäumen des fürstlichen Parkes, als ob es Hexensabbath gewesen wäre, und peitschte den Regen um die Ecken des Hauses herum und heulte, schnob und pfiff dazu, daß man hätte meinen sollen, der wilde Jäger ziehe über die Stadt und über den Zopfinger Wald hinweg, dem Blocksberge zu.

Es dauerte auch nicht lange, da vernahm der Doktor ein leise geführtes Zwiegespräch zwischen seinem alten Diener und einem Fremden, der unten in der Halle Einlaß gefunden haben mußte, — ein Zwiegespräch, das aber bald sehr laut und immer lauter geführt wurde und das zuletzt in einen richtigen Zank ausartete.

Aergerlich riß der alte Herr an der Schelle, die über seinem Bette hing.

„Was bedeutet der Lärm im Hause, Wilhelm? Wenn es ein Bote vom Hofe ist und wenn Seine Hoheit — —"

„Gott bewahre, Herr Geheimderath, Seine Hoheit würden sich wohl hüten, den Herrn Geheimderath bei diesem Hundewetter aus'n Schlafe zu stören, — dazu haben Hoheit viel zu viel Barmherzigkeit im Leibe. Vom Hofe kommt der obstinatsche Kerl zwarst auch, aber von einem Bauernhofe, und so ein Bauer is allemal der richtige Leuteschinder, der schont nich Vieh un nich Menschenkind."

„Zur Sache, Wilhelm, wer ist da und was will man?"

„Der Meier Brand aus Wenigen-Helmholz schickt seinen Knecht und läßt den Herrn Geheimderath vor Gott und nach Gott bitten, doch herauszukommen; die Bäuerin läge an der Cholik darnieder un könne nich leben un nich sterben; un der Herr Geheimderath müßten un müßten herauskommen, sagt der Kerl, es wäre dem Meier einerlei, was es kostete. Ich habe ihn aber schonst auf Fein un auf Grob gesagt, daß er sich zum Deibel scheren sollte, daß der Herr Geheimderath ganz andere Leute sterben ließen, wie so ein ordinäres Bauernweib, und daß es Ihnen nich einfiele — —"

„Halt's Maul, Wilhelm, und führe den Knecht in die Domestikenstube und gib ihm einen Trunk Bier und einen Happen Brod. Und dann zieh' die Braunen aus dem Stalle und spanne sie vor die Halbchaise, ich will — —"

„Der Herr Geheimderath wollen doch nich etwa bei stockrabenfinsterer Nacht und bei diesem Hundewetter — —"

„Kerl, ich glaube wahrhaftig, die paar Faulenzertage haben Dich schon zum alten Weibe gemacht! Du fürchtest Dich wohl vor dem bischen Regen und vor der Finsterniß?"

„Ach, Herr Geheimderath, meinetwegen sage ich es ja nich! Aber der Herr Geheimderath können es ja nich vor sich selber verantworten — Sie sind ja doch kein Jüngling mehr, und wenn der Herr Sohn in Berlin erführe — —"

„Nun habe ich's genug, Wilhelm, und wenn Du nicht auf der Stelle gehst —"

„Na, ja, ich gehe ja schon, Herr Geheimderath; unsereiner muß ja gehorchen, wenn der Herr befiehlt, aber gern geschieht

es nich," sagte der treue alte Mensch und entfernte sich mit einer Miene, in der sich ungeheuchelte Besorgniß und Trauer spiegelte.

„Die armen Viecher — die Lisbeth und die Bella — werden auch nich wissen, wie ihnen geschieht," brummte er beim Hinabsteigen der Treppe in den Bart, „wenn sie aus dem warmen Stalle gezogen werden und die Halbchaise bei den Wetter nach Wenigen-Helmholz ziehen sollen. Und dazu die Malefizwege zwischen den Bergen, wo Einer am hellen Tage riskirt, die Achsen an'n Wagen zu zerbrechen, — an die eigenen Knochen gar nich zu gedenken! Ich wollte, dem Kerl da unten schlüge ein dreibeiniges Donnerwetter in den Leib!"

Es ist schier zu verwundern, daß dem fremden Knecht Bier, Fleisch und Brod — trotz des Segenswunsches, mit welchem der Kutscher Wilhelm ihm diese Gaben kredenzte — in dem Grade mundeten, als es den Anschein hatte. Unbekümmert um seine triefenden Haare und durchweichten Kleider, unangefochten von dem Sturm, der draußen heulte und in des Kutschers Busen grollte, ließ er sich lediglich die Tilgung der verabreichten Lebensmittel angelegen sein.

Ob es ein menschliches Rühren war, was den alten Leibmedikus dazu bestimmte, heute von seiner Lebensregel abzuweichen und dem Rufe des Bauern zu folgen, oder ob ihn lediglich Widerspruchsgeist und Eigensinn oder gar der Zweifel an seiner Rüstigkeit, den Wilhelm durchblicken ließ, dazu getrieben hatte, den Weg in das zwei Stunden weit entfernte Dorf bei Nacht zurückzulegen, — wir wissen es nicht zu sagen, — aber der Entschluß wurde gefaßt, und es steht fest, daß er viel schneller mit seiner Toilette für den bevorstehenden Ausflug fertig geworden war, als Wilhelm mit dem Anschirren seiner Pferde.

Als der Wagen endlich vorfuhr, hatte der Geheime Hofrath schon mehrere Minuten in der Leutestube gestanden und sich die Leidensgeschichte auf dem Meierhofe von dem gemüthlich weiter kauenden Knechte des Breiteren auseinandersetzen lassen. Die Noth und den ungeheuren Schmerz des Bauern glaubte der Bote nicht besser illustriren zu können, als durch die nochmalige Betonung des Satzes, daß es dem Brandmeier ganz einerlei sei, was die Geschichte koste, wenn der Herr Geheime Hofrath nur kommen und nach der kranken Bäuerin schauen wolle.

„Wilhelm ist vorgefahren," sagte der alte Herr, der dem klatschenden Regen und dem Heulen des Windes doch nicht ohne einiges Bedenken zugehört hatte. „Trinkt Euer Bier aus, Mann, und macht hurtig vorwärts, daß wir fortkommen! Ihr könnt Euch zu dem Kutscher auf den Bock setzen."

Damit waren Beide auf die Straße hinausgetreten, wo der Wagen stand und wo Wilhelm das Spritzleder der Halbchaise vom Bocke herab für seinen Herrn geöffnet hielt. Während sich dieser in die mitgenommenen Decken und Mäntel hüllte und das Fenster von dem Verdecke des Wagens losgeschnallt und an dem Spritzleder befestigt hatte, war der Knecht auf den Bock geklettert und hatte sich einen Sack um die Schultern geschlagen. Den Kopf suchte er durch eine alte, zerrissene Pferdedecke vor den Unbilden des Wetters zu schützen.

Fort ging es jetzt in die stockfinstere Nacht hinaus, durch die einsamen, menschenleeren Straßen von Zopfingen, dem offenen Felde entgegen.

Nach fünf Minuten hieß es schon von der Chaussee ab- und in den abscheulichsten Feldweg einlenken, den je eine Bauerschaft vernachlässigt hat.

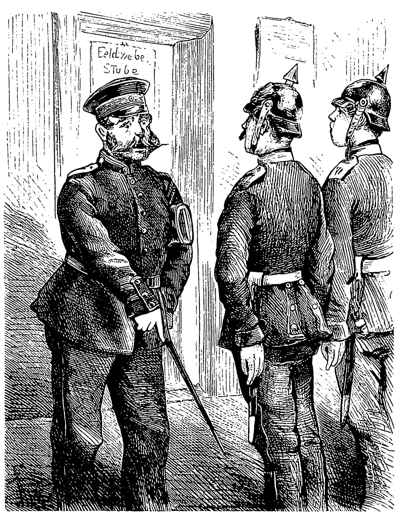
Ueber Stock und Stein, durch Pfützen und Schlamm, durch Waldwege und durch Hohlwege, über Wurzeln und Blöcke hinweg ging es, so daß der alte Herr wie ein Fangball in seinem Wagen hin und her geschleudert wurde. Es war ein reines Wunder, daß die Wagenachsen hielten, — die Laternen waren gleich hinter Zopfingen aus-



Zeichnung von Hugo Ströhl.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Feldwebel: Was, ihr habt meinen Befehl nicht ausführen können? — So etwas nur zu sagen! — Und wenn ich euch befehle, hier auf der Stelle 10,000 Meilen tief in die Erde zu steigen, so habt ihr das in einer Geschwindigkeit von 120 Schritt die Minute sofort zu thun! Verstanden?



Frau von Tebenbrink (führt ihre vier Hunde, — zwei Wachtelhündchen, ein Windspiel und einen Pudel, — spazieren und begegnet ihrer Freundin, Lina Tölemeier, welche einen Terrier auf dem Arme trägt): Wohin denn so eilig, liebe Tölemeier, mit Ihrem Ali?

Lina Tölemeier: Zum Doktor, liebe Frau von Tebenbrink. Ich habe des lieben Kleinen wegen die ganze Nacht kein Auge zugethan. Fühlen Sie nur einmal seine Nase an, — ich glaube, er hat Fieber.

Frau von Tebenbrink: Habe ich es Ihnen nicht immer gesagt, Tölemeier, ein Hund ist ein Angsthund?



Mimi: Ich habe der Tante Diakonus zum Geburtstag diesen Spiegel gekauft!

Mama: Bist Du klug, Kind?

Mimi: Ei gewiß; Tante äußerte neulich, sie wünsche sich so was zur stillen Selbstbetrachtung!

gegangen und eine derselben sogar vom Sturme heruntergeblasen worden.

Es schlug eben zwei Uhr, als sie in dem Dorfe anlangten, und wenn der Weg draußen im Felde schon schlimm gewesen war, so mußte man ihn hier, zwischen den Häusern, den Scheuern und Ställen, geradezu grundlos nennen.

„Hier halten Se 'mal stille, Willem," sagte der Knecht und schickte sich an, vom Bocke herabzusteigen; „hier sind wir bei dem Brandhowe angekommen; — das Thorweg is zu, — aber ich weiß hier 'ne Stelle, wo ich überklettern kann. Ich will den Bauer rufen und das Thorweg aufsperren, — Se können sich man erst ein bischen verschnaufen, bis ich wieder retour bin."

„Sind wir zur Stelle?" fragte der Geheimerath, eine Scheibe im Glasvisir des Wagens lüftend.

„Ja woll, Herr Geheimderath; der Kerl ist eben über die Mauer geklettert, um den Bauer zu sagen, daß wir da sind und daß er uns das Thorweg aufmachen soll. Es dauert aber verdammt lange, das muß ich sagen."

Regen und Sturm hatten ein wenig nachgelassen und das Auge der Reisenden sich allmälig an die Dunkelheit gewöhnt. Man befand sich offenbar vor einem der größeren und besseren Bauernhöfe der Dorfschaft. Ein ansehnliches Gebäude, — nach Landessitte Wohnhaus und Scheuer unter einem Dache — schien von mehreren kleinen Wirthschaftsgebäuden umgeben, das Ganze durch eine solide Mauer vom Wege getrennt.

„Klatsche einmal mit der Peitsche, Wilhelm," sagte der Geheimerath ungeduldig. „Es ist unverschämt von dem Bauern, uns hier so lange warten zu lassen."

Aber weder Peitschengeknall noch Rufen und Schelten wollten das Geringste verschlagen; es rührte sich nichts auf dem Hofe und es war Niemand zu sehen. Endlich mußte sich Wilhelm entschließen, von dem Bocke herunterzusteigen und an dem eisernen Gitterthor zu rütteln, eine Maßregel, welche den Grimm des Kettenhundes erregte und ein wüthendes Gebell seitens desselben im Gefolge hatte.

„Was ist da draußen los?" fragte endlich Jemand von jenseits der Mauer her in ziemlich ärgerlichem Tone. Es war die Stimme eines Mannes, der aus einem der oberen Fenster des Hauses herabzurufen schien.

„Zum Henker, Brandmeier, hier ist der Herr Doktor, nach dem Ihr geschickt habt," schrie der über die kühle Frage des Bauern nicht wenig erboste Wilhelm. „Macht endlich einmal das Thor auf, daß ich vorfahren kann!"

„Ich habe nach keinem Doktor geschickt!" entgegnete der Bauer. „Na, warten Sie, ich komme herunter."

Es dauerte eine geraume Weile, bis die Hausthüre sich öffnete und ein Mann mit einer Laterne heraustrat, das Thor aufschloß und die nächtlichen Reisenden neugierig beleuchtete.

„Sind Sie der Brandmeier?" fragte der Geheime Hofrath.

„Aufzuwarten, und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?"

„Mein Gott, Sie haben mich ja rufen lassen durch einen expressen Boten, weil Ihre Frau im Sterben liegt."

„Meine Frau im Sterben?! Na, daß sie das nur ja nicht hört, — sie würde Ihnen sonst gleich beweisen, daß sie noch recht munter und noch bei guten Kräften ist."

„Ja, haben Sie mir denn nicht Ihren Knecht geschickt?"

„Ich habe gar keinen Knecht, Herr Doktor, meine Söhne und ich selber verrichten alle Arbeit im Felde und auf dem Hofe."

So viel der arme Hofrath auch fragen und forschen mochte — der Bauer wußte weder sich selbst, noch seinem späten Gaste das Räthsel von der erhaltenen Botschaft zu lösen. Es lag auch sonst Niemand schwer krank im Dorfe, so daß eine Namensverwechslung nicht stattgefunden haben konnte. Der Knecht, der den Geheimen Hofrath geholt und ihn nach dem Brandhofe geleitet hatte, war in dem Dunkel der Nacht verschwunden und blieb in nächtliches Dunkel gehüllt. Dem alten Herrn aber wurde es endlich sonnenklar, daß er gefoppt, genarrt und zum Besten gehalten worden war, — wahrscheinlich von einem Gauner, der es vorgezogen hatte, den Weg nach dem Dorfe zu Wagen zurückzulegen, den er sonst zu Fuße hätte wandern müssen.

Interessante Bücher.

(Bilder S. 228 u. 232.)

I.

Die Weihnachtszeit rückt heran und das beglückende Gefühl, zu schenken und beschenkt zu werden, macht im Menschenherzen immer klarer und energischer sich geltend. Es regt sich der Wunsch beim Empfänger und die oft recht schwer zu lösende Frage des „Was" beim Geber. Wir wollen in knappen Umrissen versuchen, eine Anzahl hervorragender, praktischer, interessanter und gediegener Erscheinungen des Buchhandels, die sich durch Ausstattung und dauernden Werth besonders zu Geschenken eignen, hier zu schildern und dadurch die Wahl für Geschenke derart erleichtern. Ein großartiges Werk ist Spamer's (Leipzig) „Illustrirte Weltgeschichte für das Volk", deren erster Band jetzt vollendet und schön gebunden vorliegt. Wir erhalten hier eine außerordentlich klare, geistreiche und unparteiische Darstellung der alten Geschichte vom Ursprung des Menschengeschlechts bis zur Errichtung der römischen Republik. Es wird behandelt das chinesische Reich, Indien, Aegypten, die asiatischen Reiche, die Geschichte der Israeliten, Armenier, Kleinasiens, Lydiens, Assyriens, Mediens, Chaldäas, der Perser, Griechenlands und Roms — auf mehr als sechshundert großen Seiten, fast Seite für Seite geschmückt mit herrlichen Illustrationen, theils Porträts, theils Waffen, Geräthen, häuslichen Szenen, Städte-, Landschafts-, Schlacht-, Religions- und Volkslebensbilder der alten Welt. Um unseren Lesern eine Probe von der Art und Weise, wie dieß schöne Werk illustrirt ist, zu geben, haben wir die Bilder S. 228 ausgewählt. Das größere stellt den als Sieger über die Spartaner und Perser im Juni 408 v. Chr. heimkehrenden Alcibiades dar, der von den Athenern mit Jubel und Dank empfangen wird. Im Vordergrund des Bildes sehen wir den Schnabel eines altgriechischen Kriegsschiffes. Die kleinere Illustration führt uns eine Gruppe von Porträts berühmter Männer der römischen Republik vor: den sittenstrengen Cato, den kühnen Volkstribun Marius, den Lucius Junius Brutus, der den Bannfluch über die Familie des Tarquin ausrief, den gewaltthätigen Sulla und den Marcus Junius Brutus, den bekannten Mörder Cäsar's. Wir können dieß Werk unseren Lesern als ein ebenso nützliches wie schönes und interessantes Geschenk warm empfehlen.

Ein wunderhübsch ausgestattetes dickes Buch bietet uns Julius Hoffmann in Stuttgart in seinem „Neuen Buch der Welt", das, vortrefflich auf schönem Papier gedruckt, eine große Anzahl sehr anziehend geschriebener, belehrender Geschichten aus dem Thier- und Volksleben bringt, dazwischen sind vaterländische historische Erzählungen, Biographieen berühmter Naturforscher, Landschaftsbeschreibungen und Aehnliches mehr eingestreut und das Buch reichlich ausgestattet mit Bildern, meist nach Zeichnungen von dem berühmten Thiermaler Specht, die geradezu als Meisterwerke gelten können, und vielen bunten, prächtig kolorirten Bildern, welche das Entzücken besonders der jüngeren Leser hervorrufen werden, indeß sie den Kenner fesseln durch die naturwahre und überaus saubere, glänzende Farbengebung. Wir haben aus diesem Buche das schöne Bild: „Antilopenjagd" S. 232 dieser Nummer einverleibt, und möchten auf dieß Werk die Aufmerksamkeit lenken, weil es sich als ein brillant ausgestattetes Geschenk von dauerndem Werthe, das Unterhaltung mit Belehrung auf eine selten schöne Weise verbindet, zum Weihnachtsbescheren für Familien vortrefflich eignet. In dem Text zu diesem Bilde wird sehr anschaulich beschrieben, wie der Gepard, welcher zahm wie ein Hund ist, nachdem ihm die Binde von den Augen genommen, aus dem Hinterhalt auf die Antilope losgelassen wird. Er schleicht sich an das Wild, springt ihm auf den Nacken, wo er sich einbeißt, bis es stürzt; darauf eilen die Jäger herbei, zwingen den Gepard, die Beute loszulassen und belohnen ihn mit einigen Löffeln voll frischen Blutes, dem sie Stücke der Leber des erlegten Thieres zusetzen. Dem Gepard werden wieder die Augen verbunden und nun wird zu einem andern sichern Jagdplatz gefahren.

Für die Kleinen hat wieder die Kunstanstalt von J. F. Schreiber in Eßlingen gesorgt durch ebenso schön ausgestattete wie nützliche und anmuthige Bilderbücher. Für das junge Volk von acht bis fünfzehn Jahren eignet sich das prächtige Buch: „Naturgemälde der ganzen Welt" (Nr. 4), eine naturgetreue Darstellung der Völker, Rassen und der wichtigsten Thiere und Pflanzen aller Zonen. Das große Buch, bestehend aus 31 Doppelfoliotafeln, fein und sorgsam kolorirt, bringt hier nicht eine Zusammenwürflung der verschiedenen Gegenstände, sondern komponirte Gemälde, so daß das Bild an und für sich spannend ist durch die interessanten Szenen und Vorgänge im Thier-, Menschen- und Pflanzenleben, die es so lebenswahr veranschaulicht. Das Werk ist außerordentlich reichhaltig und selbst im Stande, Erwachsene stundenlang anregend zu beschäftigen. Der Text, 34 große Doppelseiten, stammt aus der Feder Hermann Wagner's und Dr. Ernst Salzmann's und gibt kurzgefaßte, treffende Erläuterungen. Dieses Werk, jetzt schon in 7. verbesserter Auflage, bedarf keiner Empfehlung, wir möchten es den Eltern nur in Erinnerung rufen. — Damit aber auch die ganz Kleinen nicht leer ausgehen, hat der obengenannte Verlag wieder wunderhübsche Büchelchen hergestellt: ein „Unzerreißbares Thierbilderbuch" (Nr. 199), aus Pappetafeln bestehend, mit sechzehn vortrefflich gezeichneten und schön kolorirten Thierszenen bekannter Haus-, Nutz- und Raubthiere, für Kinder bis zum siebenten Jahre etwa. Originell ist das „Militärische Bilderbuch" (Nr. 191). Da haben wir zwölf feine Farbendruckbilder, deren obere Hälfte die Kinder, Soldaten spielend, darstellt, während die untere das betreffende Urbild aus dem wirklichen Soldatenleben bringt, ein schönes Geschenk für Knaben — die hübschen Verschen hiezu sind von Franz Bonn. Gleichfalls allerliebste Verschen zu ebenso netten Bildern für Kinder etwa bis zum sechsten Jahre enthält das Büchlein: „Aus der Jugendzeit" (Nr. 192), lustige Szenen aus dem Kinderleben darstellend. Ein „Leinwandbilderbuch" (Nr. 27) mit unschädlichem Lackanstrich wird die Kleinsten erfreuen durch sehr wirkungsvoll kolorirte Thiere, Elephanten, Vögel, Bären &c., wieder in Handlung, so daß es die Aufmerksamkeit dauernder fesselt, dargestellt. Zum Schluß möchten wir noch das „Unzerreißbare Bilderbuch" (Nr. 71) erwähnen, das ein wahrer Schatz für die Kleinen sein dürfte. Da sind auf zwölf Bildertafeln, doppelseitig, Hunderte von Einzelbildern zu schauen, Familiengruppen, Kinderspiele, Mausfang, Jagd, Spielszenen — ja, man darf sagen, das ganze Leben findet sich hier auf die liebenswürdigste Weise in farbigen Bildern und Bildchen abgespiegelt. Dieß Buch wird allgemein sehr gefallen und großes Glück machen. Sämmtliche dieser Schreiber'schen Bücher sind festmäßig eingebunden, mit kostbaren, oft vergoldeten Deckeln und auffallend billig.

Die unermüdlich für Belehrung in unterhaltender Form thätige Verlagshandlung von O. Spamer (Leipzig) hat für den Weihnachtstisch der Familie außer dem oben angeführten eine große Zahl sehr empfehlenswerther Bücher in festlichem Gewande und mit Bilderschmuck hergestellt. Wir wollen von diesen namhaft machen das stattliche zweibändige Werk: „Der Weltverkehr und seine Mittel." Eine Rundschau über Schifffahrt und Welthandel, Industrieausstellungen und die Pariser Weltausstellung im Jahre 1878, von Dr. J. Engelmann. Das überaus inhaltreiche, mit mehr als 400 Textillustrationen ausgestattete Buch führt uns vor Augen die Entwicklung des Großverkehrs, der Volksarbeit und der Welthandelsbewegung, die großen Verkehrswege von vormals und heute, Messen und Märkte, Kommunikationsmittel in den Hauptstädten, Postwesen, Eisenbahnen, Flüsse und Kanäle, die Entwicklung der Seefahrt, ozeanische Dampfschifffahrt, Entwicklung der Welttelegraphie, Industrieausstellungen u. s. w.; diesem gewaltigen Inhalt entspricht die fleißige, klare, anziehende Bearbeitung des Stoffes, welche so populär ist, daß sie auch in der Familie von der heranwachsenden Jugend verstanden wird.



Spiele für Mädchen.

Das Kneipen ohne Lachen. In diesem Spiel wird verlangt, daß Jede die Andere mit den Worten: „Mit Erlaubniß, Frau Nachbarin!" mit zwei Fingern in die Backen kneipen soll. Nun müssen Einige, welche das Spiel kennen, sich die Finger etwas mit Ruß oder Kohle schwärzen. Wer solche schwarze Finger hat, macht natürlich die Wangen der Nachbarin auch schwarz, ohne daß diese es merkt. Ein großer Spaß ist es, wenn Die, welche ihre Nachbarin schwarz gemacht hat, selbst schwarz gemacht worden. Wer beim Kneipen lacht, gibt ein Pfand oder wird bestraft, und die Meisten glauben, daß der Scherz des Spieles eben darin bestehe; bald aber lachen Alle wegen der gefärbten Gesichter und das Spiel löst sich in allgemeines Wohlgefallen auf.

Tinte darf zum Schwarzmachen nicht genommen werden, weil diese leicht die Kleider verdirbt; ebensowenig dürfen die Finger übertrieben schwarz sein.

*

Watteblasen oder fliegende Baumwolle. Eine Gesellschaft bildet sitzend einen dichten Kreis um den Tisch, so daß ein möglichst kleiner Raum zwischen den Personen bleibt. Auf dem Tische liegt ein Flöckchen Watte oder Baumwolle und Jede bemüht sich nun, diese von sich weg und einer Andern zuzublasen. Diejenige, an welcher sie hängen bleibt, gibt ein Pfand; wer die Hände zur Hülfe nimmt, um die Baumwolle abzuwehren, wird bestraft.

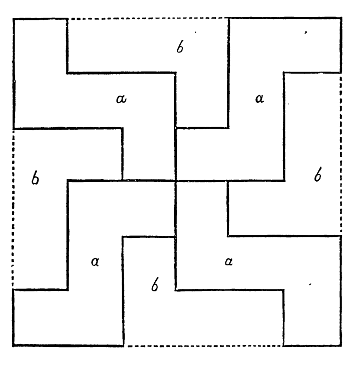
Spiele für Knaben.

Geld aus einem Tuch in's andere zu zaubern. Es ist bei diesem Kunststückchen nöthig, daß es der Künstler in Gemeinschaft mit einem Freunde einige Male einübt, damit nichts von den Täuschungen bei der eigentlichen Vorstellung gemerkt wird. Soll letztere stattfinden, so ist es nöthig, daß er an seinem Aermel eine Nähnadel mit einem feinen Fädchen verborgen hält, und zwischen seinen Fingern ein Geldstück. Zwei andere Geldstücke derselben Sorte zeigt er den Zuschauern öffentlich vor, leiht dann von einem der Anwesenden ein Taschentuch und legt anscheinend eines jener Geldstücke hinein. In Wirklichkeit legt er beide hinein, wickelt sie in das Tuch, birgt dieses in einem Hute und läßt einen Tuchzipfel hervorschauen. Währenddeß hat er das bis dahin verborgene dritte Geldstück hervorgenommen und zeigt es als das zweite Stück hervor, für welches er sich auch ein Tuch erbittet. Das letztere läßt er über seine Hand werfen, in welcher er das Geldstück hat, und bittet einen Zuschauer, die Münze mit dem Tuche oben zwischen zwei Fingern festzuhalten. Indem man sich den Schein gibt, als wolle man das Tuch durch eine Schleife festknoten, zieht man die Nadel mit dem Faden hervor und heftet damit das Geldstück in der Falte des Tuches fest. Man ersucht Den, der das Tuch hält, es dann loszulassen, wenn man Drei zählt. Sowie dieß geschieht, schwingt man das Tuch lose in die Höhe, es wird kein Geld herausfallen. Von einem andern Zuschauer läßt man nun das Tuch aus dem Hute am Zipfel emporziehen und Jedermann wird zwei Geldstücke dort klingen hören und kann sich nachher von ihrem Vorhandensein auch durch den Augenschein überzeugen.

Anschauungs-Aufgabe.

Wie kann man ein Hufeisen mit sechs darin enthaltenen Nägeln auf zwei Schnitte theilen, daß das ganze Hufeisen in sechs Theile zerfällt und in jedem dieser Theile ein Nagel stecken bleibt?

Auflösung der Anschauungsaufgabe Seite 218:





Anekdoten und Witze.

Ein langes Theaterstück.

Erster Lehrjunge: Na, Friedrich, wie hat Dir's gestern im Theater gefallen?

Zweiter Lehrjunge: Riesig schön war's, d. h. die ersten vier Akte, denn ausgeseh'n hab' ich's net. — Am Zettel stand nämlich: „der letzte Akt spielt zehn Jahre später" — und so lang' wollt' ich net warten.

*

Auf dem Schulwege.

„Weißt Du, Karl, in dieser Nacht ist in der Fabrik bei uns in der Straße ‚groß Feuer' gewesen!"

„Gott, was nutzt denn uns das?! Jedes anständige Haus brennt am Ende 'mal ab, bloß unsere dumme Schule nicht!"

*

Im Museum.

Führer: Das ist der Dolch, womit sie den großen Sänger Rizzio umgebracht haben.

Tourist: Der Griff sieht aber noch ziemlich neu aus.

Führer: Ja, der Griff ist kürzlich neu gemacht worden, weil der alte nimmer mehr g'halten hat, und vor fünf Jahren haben sie auch eine neue Klinge g'macht, weil die alte schon hin war.

Tourist: Dann ist es gar nicht mehr der alte Dolch, von dem Sie uns erzählen.

Führer: Ich bitte, dieser Dolch ist Nr. 957 und das ist immer der Dolch, womit sie den großen Sänger Rizzio ermordet haben.

*

Ein Junggeselle war kürzlich bei einem verheiratheten Freunde zu Gast, zerbrach durch unruhiges Sitzen einen Stuhl und sandte am nächsten Tage als Ersatz für das zerbrochene Möbel einen kostbaren Wiegestuhl.

„Bester Freund," schrieb ihm darauf der Empfänger, ein bekannter Berliner Schriftsteller, „meine Frau und ich suchen heut seit frühem Morgen alle unsere alten, wackeligen Möbel zusammen, mit deren ‚Abfertigung' Du Dich bei einer hoffentlich baldigen Wiederholung Deines Besuches zu beschäftigen haben wirst. Das Verfahren wird dem Gedeihen unserer Wirthschaft überaus dienlich sein!"

*

Schiller empfing in seiner Jugend Unterricht im Harfenspiel. Ein Nachbar des elterlichen Hauses, der den Knaben nicht besonders leiden konnte, sagte einst zu dem Spielenden:

„Ei, ei, Du schpielscht ja wie der Keenig David, nur nit so schön!" — worauf der kleine große Friedrich trocken erwiederte: „Und Sie schwätze wie der Keenig Salomo, nur nit so klug!"

*

Ein Junge, welcher als sogenannter „Industriekrüppel ohne Beine" für mehrere Tagesstunden in eine Art Kasten mit Rädern eingepreßt ist, wird von einem andern vor ein Café des Boulevard des Italiens in Paris gerollt. Ein Herr gibt ihm ein Geldstück und sagt zu seinem Nachbar:

„Sehen Sie, diesen armen kleinen Krüppel kann ich gut leiden; ich gebe ihm jedesmal eine Kleinigkeit!"

„Ich nicht," meinte der Angeredete — ein „Kenner" — trocken; „der Bengel nimmt seine Sache als Krüppel nicht ernst genug, beschäftigt sich meiner Ansicht nach zu viel mit Nebendingen. Gestern z. B. sah ich ihn auf der Esplanade des Kordienplatzes Schlittschuh laufen!"

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 207:

Viel besser ist's fürwahr, auf gut Glück irre gehen,
Als bis zum Untergang der Sonne am Scheidewege stehen.

Logogriph.

Es schlürfet Bier in Menge ein,
Doch Arak auch und Bier und Wein;
Nimmt man ein Zeichen an der Spitze,
So ist's ein Mann auf hohem Sitze.

Auflösung der Charade Seite 207:

Augentrost.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. H. Roch in Dresden. J. Erlach, Velocipedfabrik in Kospitsch bei Villach, Oesterreich.

Hrn. M. K. in Planina. Wohl nur durch einen Mäusebussard oder eine Eule, die Sie sich an einer Kette halten.

Hrn. B. Fl. in Potsdam. Nur durch kostspielige Apparate galvanisch möglich; im Kleinen dieß zu betreiben, würde Ihnen so theuer kommen, daß es dafür echt Silber sein könnte.

Hrn. E. Hört in Mainz. Da müßten wir erst wissen, wofür Sie Begabung haben.

A. S. in Kowno. Z. B. in der Neckarapotheke von Vögelen in Stuttgart.

G. C. in Trautenau. Nr. 1) S. E. Tausig und A. Storch in Prag. Nr. 2) Trinken Sie wenig Bier und nehmen Sie jeden Morgen früh eine Messerspitze voll Cremor Tartari, in einem Glas kalten Wassers aufgelöst — muß Abends angesetzt werden.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Amalie Hollefreund, Bernau; Emma Leoben, Pest; Klara Liepe, Berlin; Bertha Larre, Berlin; Anna Günther, Leipzig; Mathilde R., Brünn; A. Thiele, Dresden; Frau Julie Grünn, Hamburg; Hermine Bach, Leipzig; Ottilie Wild, Würzburg; Hrn. Fr. Sodenkamp, Werl; J. Schreiber, Pest; O. Haunstein, Leipzig; A. Kosch, Prag; Ed. Langenheinz, New-York; P. Siebner, Glatz; T. Töblitz (?); E. Schnabel, Magdeburg; Ed. Niernberger, Straßburg; Fr. Muhler, Dresden; J. Paulsen, Perleberg; H. Bockelt, Chur; F. Limblach, Salzburg; O. Oelsnitzer, Brünn; M. Marx, Wien; H. Weipert, Zürich.

Hrn. Otto G. in Brandenburg. Die italienischen Unterrichtsbriefe, nach Toussaint-Langenscheidt's Methode in Leipzig, Verlag des „Hausfreund".

Frau M. G. in Br. Sie können Thierblasen, auch Schweinsblasen, schmiegsam erhalten durch Bestreichen mit Glycerin; sie werden dadurch dauernd so elastisch, daß sie sich zum Verschließen von Gläsern vortrefflich eignen.

Hrn. J. Schreiber. Vielleicht durch das Antiquariat von Levi in Stuttgart.

Hrn. P. B..... in Reichenbach. So speziell technische Fragen können wir nicht aufnehmen. Die Anfragen müssen ein allgemeines Interesse haben. Stroherweichung zur Fabrikation künstlichen Holzes besitzt ein solches nicht.

Hrn. J. P. in O. Jede Buchhandlung verschafft Ihnen ein solches von Gabelsberger oder Stolze.

Abonnentin im Weinlande. Am besten durch vorsichtiges Waschen mit Eau de Javelle — auch Anfeuchten des Stoffes. Dann über brennenden Schwefel die Stelle halten, so daß sie vom Dampf durchzogen wird, und sofortiges Auswaschen in lauwarmem Wasser entfernt Rothweinflecke sicher und unschädlich für die Leinwand.

Hrn. Adolph G. in Breslau. Der Analyse hiebei bleibt dieß nicht verborgen, dazu ist die Wissenschaft der Chemie zu weit vorgeschritten. Wir rathen Ihnen von dergleichen Zusätzen entschieden ab.

Hrn. Sigmund R. in Leipzig. Sie haben nicht Unrecht — aber das ist manchmal nicht zu vermeiden, kein menschlich Thun ist davon frei. Lessing sagt: „Kein Mensch muß müssen, nichtsdestoweniger gibt es häufig doppelt zwingende Gründe."

Aerztliche Korrespondenz.

100 P. B. in Potsdam. Kropfanschwellungen am Halse werden durch mehrmonatliche Einpinselungen mit Jodtinktur oder durch Einreibungen mit einer von einem Arzte zu verschreibenden Jodsalbe beseitigt. Einpinselungen haben wöchentlich zweimal, Einreibungen mit Salbe täglich zu geschehen.

Hrn. C. Sch. in Chemnitz. Die angefragten Mittel nützen nichts.

Hrn. L. L. in Hannover. Die bisherigen Bandwurmkuren waren großentheils unzuverlässig und ist es durchaus nicht merkwürdig, daß Sie schon mehrere Kuren ohne Erfolg gebraucht haben. In jüngster Zeit wurde eine neue Methode der Behandlung auf der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Baden-Baden von einem hervorragenden deutschen Arzte, Hofrath Dr. Stein zu Frankfurt am Main, bekannt gegeben, welche von den versammelten dortigen Aerzten als vorzüglich anerkannt und gebilligt wurde. Wenden Sie sich an Ihren Arzt und derselbe wird sich leicht die Protokolle jener Versammlungen verschaffen können, in denen die Methode genau mitgetheilt ist.

Abonnent G. St. in R. Zur Entfernung von Unreinigkeiten im Gesicht ist und bleibt das beste Mittel eine gute Seife. Wir empfehlen Ihnen die flüssige Glycerinseife von Sarg in Wien, welche in jeder guten Apotheke erhältlich ist.

Antworten.

Auf 1): Man nimmt gewöhnlichen Kaminruß, rührt diesen unter kochend heißen Thran und läßt die Mischung einmal aufkochen; dieselbe schwärzt das Leder, indem es dieses zugleich geschmeidig macht.

C. F. in Dresden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 18. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

III.

Wir bewohnten im Kavalierhause Nummer eins, zusammen drei hübsche Zimmer, gut, aber ohne jeden Luxus möblirt, geräumig und kühl, mit der Aussicht nach dem Park und der munteren Alle, deren Murmeln und Plätschern melodisch bis zu uns heraufdrang.

Die Bäume wuchsen uns beinahe in die Fenster herein, ebenso das Weinlaub und die Rosen, welche dieselben einrahmten. Wir hatten nebenbei auch noch den Vorzug, am äußersten Ende des langen Korridors zu wohnen und litten daher wenig oder gar nicht von dem üblichen Geräusch eines solchen Instituts.

Ich hatte prächtig geschlafen, und als mich um sechs Uhr die Kurkapelle, die drüben am Brunnenhäuschen spielte, mit dem gebräuchlichen Choral weckte und ich einen Blick hinauswarf in's Freie, da konnte ich mich in der ersten Ueberraschung gar nicht sogleich besinnen, wo ich eigentlich war. Eine halbe Stunde später aber saß ich bereits unten im Park, trank meinen Kaffee und rauchte die lieblichste, — die Morgencigarre.

Jede Partei des Kavalierhauses bekam nämlich (so war es hier Brauch) eine besondere kleine Laube angewiesen, so daß ich mich hier auf meinem eigenen Grund und Boden als unumschränkter Gebieter befand.

Ich muß gestehen, ich war ganz entzückt von Eichdorff! Noch nicht vierundzwanzig Stunden war ich hier — widerwillig war ich hieher gekommen und schon dachte ich nicht mehr an ein sofortiges Abreisen. — Ich war dem Assessor sogar dankbar dafür, daß er mich so vergewaltigt hatte ... Wo in aller Welt hatte der Mensch nur dieses idyllische Nest hier entdeckt, — wer hatte ihm von der Existenz desselben berichtet? ... Und wie gut kannte er meinen Geschmack, wie richtig hatte er es getroffen! ... Daher also sein eifriges Zureden, mit ihm zu gehen, daher seine Sicherheit und der gutmüthige Spott unterwegs ... Karl machte sich über mich lustig, mein passiver Widerstand ergötzte ihn, wußte er doch im Voraus, wie schnell derselbe einer versöhnlichen Stimmung weichen würde — er war seiner Sache gewiß.

Es lag für mich eine kleine Lektion hierin, aber ich durfte sie mir schon gefallen lassen, denn sie war gut gemeint. — Ich war in der That ein wenig blasirt und egoistisch — verknöchert und umständlich, — ich maulte mit dem Schicksal, wenn ich nicht gleich das bekam, was ich haben wollte und vom Besten, ich liebte die Ueberfeinerung und das Ausschließende, während Karl gern mitten im Strome des Lebens dahin schwamm, eine Art von lachendem Philosophen — ein Weiser.

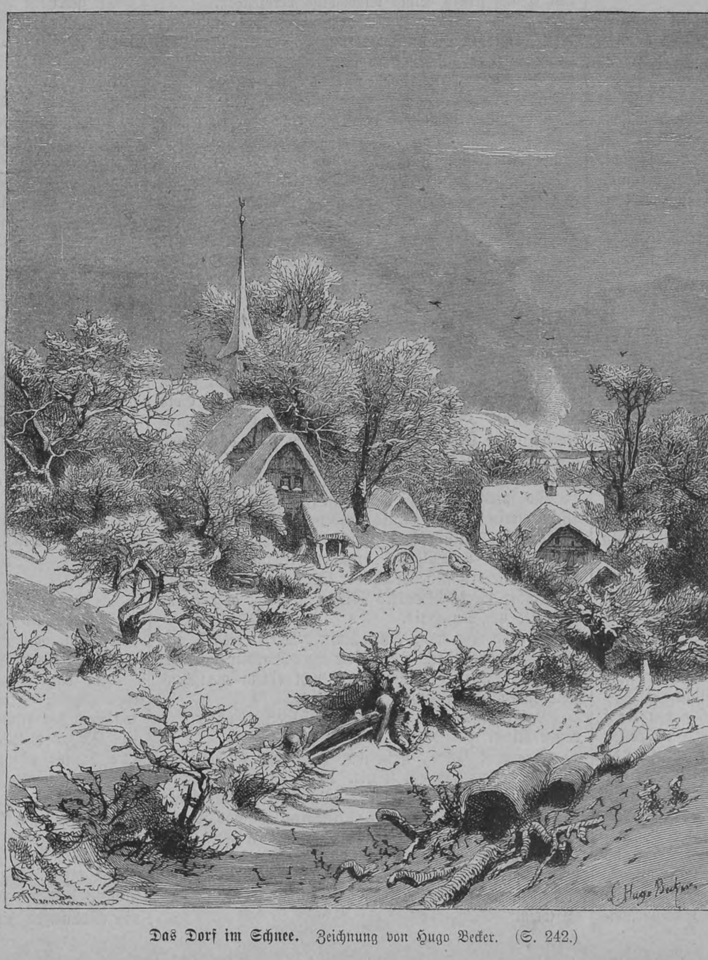
Behaglich in den bequemen Stuhl zurückgelehnt im Schatten der kühlen Laube, rauchte ich mit innigem seelischem und körperlichem Behagen meine Cigarre und dankte Gott, daß ich Berlin glücklich hinter mir hatte, ich genoß, — und mit Bewußtsein, jede Minute, jede einzelne Sekunde dieses Morgens, ich vernahm förmlich den Pendelschlag der Weltuhr.

Diese Laubhütte hier war ein allerliebster Winkel, ein Versteck, eine wahre Mausefalle, denn selbst ungesehen konnte man von hier aus bequem die ganze Nachbarschaft beobachten. Sie lag nämlich auf einem kleinen Hügel, — vielleicht vier bis fünf Fuß höher als die Parksohle, welcher sanft zur Promenade hinunter sich abböschte. Durch den Eingang derselben überblickte man den vorderen Theil des Parks, die Straße bis zum Brunnenhäuschen und etwa ein halbes Dutzend der gegenüberliegenden Villen und Gärten. Eine kleine schießschartenartige Oeffnung schaute nach dem Kavalierhause hinüber und eine andere flankirte den ganzen Park und namentlich die Spielplätze unter den Eichen und Tannen.

Es war überdieß ein geradezu himmlischer, friedeathmender Sommermorgen, Lindenduft und Bienensummen — ich schwelgte förmlich in den so lang entbehrten Genüssen; allerhand freundliche Bilder begannen mich zu umgaukeln und so eine echte, warme Ferienstimmung kam über mich. Ich hatte den Stadtrichter völlig ausgezogen, ich frug den Kukuk hier nach Appellationen und Instanzen, ich fühlte mich Mensch — fühlte mich frei und froh wie ein Schulknabe.

Der Sand knirschte, ein Schatten fiel über den Erdboden, Karl Gunstetten stand vor mir in einem leichten gelben Morgenkostüm, Maroquinschuhen und langer türkischer Pfeife.

„Morgen, Morgen, Eugen! ... nun, so frisch schon auf den Beinen?" sprach er, mir zunickend und mir die Hand reichend, dann gähnte er, als wollte er sich die Kinnbacken verrenken, reckte beide Arme in die Luft und ließ sich mir gegenüber in einen Stuhl sinken.



Das Dorf im Schnee. Zeichnung von Hugo Becker. (S. 242.)

„Willst Du nicht die Güte haben, nach dem Kaffee zu rufen?“ sprach er faul . . . „Ah, verzeih', Du hast schon getrunken — ich bemerkte es nicht sogleich.“

Ich stand auf und zog die Klingel an der nahen Linde. — Als ich zurückkam, lag er weit hintenüber gelehnt und mit übereinandergeschlagenen Beinen in einer Pose, die nur für seine langen Gliedmaßen möglich war, in seinem Rohrstuhle, und las, den Kneifer im Auge, emsig in der Zeitung — ich glaube, im Detmolder Anzeiger.

Er bedankte sich weder, noch bot er mir ein Blatt der letzteren an, sondern fuhr fort zu lesen und schlürfte später seinen Mokka. Ich saß mittlerweile da und träumte weiter oder beobachtete zwischendurch meine Umgebung, die Menschen, welche kamen und gingen, die Familien, die frühstückend hier und dort in den Lauben saßen, die Kinder, die auf dem Rasen spielten, die Vögel, die Käfer bis zu der Spinne herab, welche, auf Beute lauernd, mitten in ihrem Netze saß, an welchem die armen, ausgedorrten Leiber einiger Insekten hingen, die ihrem Appetit bereits zum Opfer gefallen waren.

Eine ziemliche Weile verging so. Ich zündete mir eine zweite Cigarre an. — Plötzlich legte Karl die Zeitung fort, lächelte mich an mit jenem gewissen verschmitzten Ausdruck, welches ihm eigenthümlich ist, und reckte sich abermals so energisch, daß ich alle seine Gelenke krachen hörte.

„Nun, wie schaut's aus? — Ist dieß nicht ein seltsam interessantes Nest hier?“ frug er, seine Gliedmaßen wieder zusammenfaltend.

„Ganz gewiß, Karl,“ erwiederte ich, ihm mit einem gewissen Eifer zustimmend, „ich finde dieses Eichdorff charmant; der Ort ist eine wahre Perle. — Es liegt eine Frische in dieser Natur und ein Hauch von Romantik, von Poesie zugleich über diesem Winkel ausgebreitet, der mir's völlig angethan hat.“

„Nun, das freut mich aufrichtig. — Ich denke, Du wirst noch mancherlei Interessantes hier finden außer den Brunnenknäufen, von welchen Du mir gestern Abend die ganze Zeit vorschwärmtest, und ohne das Exemplum religionis. — Vortreffliche Verpflegung, wie? — Dieser Kaffee, diese Sahne und diese Butter . . . so was hat man nicht überall.“

„In der That, ich finde dieß Alles vortrefflich, und ich habe nur die eine Furcht, daß es uns nämlich auf die Dauer hier doch ein wenig zu einsam werden dürfte.“

„Einsam, Eugen? — Pah, was nennst Du einsam?“ fuhr er auf. — „Das ist ein sehr dehnbarer Begriff, Du wirst mir das selber zugeben . . . Ich zum Beispiel habe mich in meinem ganzen Leben nie einsamer gefühlt, als mitten in dem großen, geräuschvollen Paris, als ich vor so und so viel Jahren ohne einen Dreier in der Tasche auf den Boulevards herumschlenderte, weil ich meinen Wechsel zu früh klein gemacht hatte und Niemanden kannte, bei dem ich eine Anleihe hätte erheben können, und nie habe ich mich glücklicher gefühlt, als einstmals in einem kleinen Kahn zwischen Treptow und Rummelsburg, ganz allein mit einem kleinen charmanten Mädchen, für welches ich fühlte. — Weißt schon, Eugen . . . Mondschein, Wellengekose — rauschendes Schilf und Liebe, und hernach in Stralow bei Mutter Grunerten grüne, gedämpfte Bieraale mit jungen Kartoffeln dazu und Gurkensalat. — Ich schwöre Dir, alter Junge, das Herz pocht mir noch heute, wenn ich nur daran denke . . . Du liebes, gutes Gustchen, jetzt ist sie längst schon unter der Haube! — Doch laß mich schweigen von diesen Erinnerungen . . . ich wollte Dir nämlich nur sagen, daß Du eine höchst unpraktische und verteufelte Art hast, Dir Dein Leben einzurichten, Du hast Anlage zum Philister — Du lebst immer in einem bestimmten Rahmen, amüsirst Dich nur nach Thema F, drehst Dich allezeit im Kreise herum, wie ein Pferd in der Tretmühle, und wunderst Dich hinterher, wenn die Geschichte anfängt Dir selber langweilig zu werden.“

„Aber erlaube — das muß ich denn doch stark bestreiten,“ sprach ich, ein wenig empfindlich.

„Unterbrich mich nicht — laß Dir ruhig den Kopf waschen, lieber Junge, es ist zu Deinem eigenen Besten . . . Also siehst Du, zum Beispiel mit dem Reisen, da gibt es hauptsächlich zweierlei Arten von Leuten: die eine Sorte spart das ganze Jahr, kauft sich einen Bädeker, steckt sich die Taschen voll Geld und läuft nun auf der großen Heerstraße seinen sogenannten Vergnügungen nach. — Man besucht alle Museen, Kirchen und Sammlungen, man klettert in den Hundstagen auf die höchsten Thürme, nur um sich dort oben die Richtung zeigen zu lassen, in welcher der Brocken oder meinetwegen der Himalaya liegen soll. Im Schweiße seines Angesichtes reist man von einer Stadt zur andern, vom Hotel X in's Hotel Y, steigt auf die höchsten Berge beim niederträchtigsten Wetter, bezahlt in den Gasthäusern mit dem Stern für unruhige Nächte in feuchten Betten kolossale Rechnungen — und holt sich einen unsterblichen Schnupfen.

„Das ist die eine Art, sich zu amüsiren, die Deine, alter Junge. Sieh' nicht so sauer drein, — ich sage nur die Wahrheit. Pflichtgetreu nach guter deutscher Sitte reist Du im Schweiße Deines Angesichts Dein Pensum ab und so wird Deine Erholung Dir wieder zur Arbeit, — Du hast Dir aber wenigstens keine Vorwürfe hernach zu machen, Du kehrst mit dem befriedigenden Bewußtsein heim, während Du Dich schachmatt wieder an die Arbeit setzest, Alles gesehen zu haben, und das ist die Hauptsache.

„Die wahre Poesie, der eigentliche Genuß des Reisens liegt aber auf einer ganz andern Seite: wir vernünftigen Leute wollen uns erholen, das träge gewordene Blut regeneriren und in Fluß bringen, Geist und Körper eine kurze Erholung gönnen. Wir wollen unsere Lungen vom Aktenstaub befreien, uns verjüngen und erfrischen an der freien Gottesnatur, wir wollen bummeln in des Wortes verwegenster Bedeutung, da wo es schön ist, da wollen wir Hütten bauen, an den Brüsten der Natur liegen, schwelgen früh und spät, die Zeit vorüberrauschen lassen wie auf Flügeln, ohne daß wir sie merken und bei alledem nicht theurer leben wie daheim. — Darum führte ich Dich hieher in diesen wundersamsten Zipfel des deutschen Reiches, unter diese Buchen, in diese Berge, um uns zu erholen und harmlosen Blödsinn zu treiben; hier laß uns Anker werfen . . . ubi bene, ibi patria!“

Ich hatte, außer in den Sitzungen, den Assessor noch niemals in meinem Leben eine so lange Rede halten hören, als diese hier; er hatte sich ordentlich in's Feuer hineingesprochen zuletzt und fuhr mit seinen langen Armen in der Luft herum, als wären sie die Flügel einer Windmühle.

Ich gestehe, ich konnte ihm in mancher Beziehung nicht gerade Unrecht geben, es war allerdings viel Richtiges in dem, was er sagte, doch ließ ich mich durch den Glanz seines Styls keineswegs verblenden.

„Harmloser Blödsinn?“ erwiederte ich, mich an dieses letzte Wort anklammernd, — „ich bitte Dich, lieber Karl, wie kann man harmlosen Blödsinn treiben hier in diesem Krähwinkel, unter diesen deutschen Kleinstädtern und Rückenmärkern, welche von einem guten Witz ungefähr ebensoviel verstehen, wie der Esel vom Lautenschlagen. Und ist denn dieser Blödsinn überhaupt Jedermanns Sache? — — —“

„Na, — da sieht man wieder einmal so recht wie Du bist,“ entgegnete er mit großem Eifer. „Immer an der Oberfläche vegetirst Du, Stadtrichter, ewig voller Vorurtheile, und siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht. Du blinder Thor — merkst Du denn gar nicht, daß gerade hier die Trauben Dir nur so in's Maul hineinwachsen, und liegt nicht eben im menschlichen Blödsinn die tiefste Weisheit? — Was ist denn das Leben überhaupt? — Allerdings wimmelt es hier von ehrbaren Pfahlbürgern und strümpfestrickenden Pfahlbürgerinnen nebst Kind und Kegel, aber man muß nur mit ihnen zu leben verstehen, um aus scheinbarem Häckerling Gold zu machen. ‚Greift nur hinein in's frische Menschenleben‘, sagte Herr von Goethe, als er noch lebte, und sind zwei schöne Hände darum schlechter, weil sie mit Eisenstäbchen hantiren?“ —

So sprechend, erhob sich mein Freund und rief die Aufwärterin herzu, welche soeben an unserer Laube vorübereilte, ein hübsches, großes Mädchen, von drallem Wuchs, mit unschuldigen braunen Rehaugen und gekleidet in die originelle Tracht der Detmolder Bäuerinnen: knallrother Rock, schwarzes Mieder und eine dicke Bernsteinkette um den Hals.

„Sagen Sie mal, Stienchen,“ redete er dieselbe an, — „Sie haben doch gewiß hier einen Barbier im Ort, oder sonst irgend ein Exemplar von einem menschenschindenden Adonisateur?“

Dabei faßte er das Mädchen gönnerhaft unter das runde Kinn.

Stienchen lachte, sah ihn dabei etwas betroffen an und besann sich ein wenig. Während sie dieß that, dachte ich in meinem Sinne: „Wunderbar, woher der Mensch den Vornamen der Aufwärterin schon kennt, — du könntest vierzehn Tage lang hier wohnen und es würde dir nie einfallen, das Mädchen darnach zu fragen . . . Und warum bestellt er nun gar einen Barbier? — Er rasirt sich doch sonst immer selbst, so viel ich weiß.“

Ich war mit meinen Betrachtungen noch lange nicht zu Ende, da eilte Stienchen schon flüchtigen Fußes davon, ihre rothen Röcke und dunklen Haubenbänder flatterten lustig soeben um die Ecke.

„Ist das Dein Ernst mit dem Barbier, lieber Karl?“ frug ich erstaunt. „Ich weiß doch genau, Du sagtest mir früher einmal, die warmen, feuchten Hände eines Bartscheerers unter Deiner Nase erregten Dir Uebelkeiten.“

Karl schaute mich schlau blinzelnd von unten herauf an und allerhand neckische Kobolde trieben dabei ihr Wesen um Mund und Augen.

„Ich bringe Dir ein Opfer, Eugen, — ich thue es Deinetwegen,“ sprach er, mir mit nachgemachter Treuherzigkeit in die Augen sehend.

„Meinetwegen? — wie soll ich das verstehen?“ frug ich erstaunt.

„Ja, Stadtrichter, — siehst Du denn nicht ein, daß ich vermittelst dieses bartseifenden, schröpfköpfesetzenden, approbirten Individuums innerhalb dreier Tage alle Geheimnisse Eichdorffs für Dich und mich selbst in der Tasche haben werde? — Ich muß Dir ja Unterhaltung verschaffen, als Dein getreuer Bärenführer, muß Deiner Phantasie einige Zerstreuung gewähren, damit Du mir keine sentimentalen Anwandlungen bekommst, mir nicht davonläufst. — Uebrigens, lieber Eugen, kann ich natürlich nicht Alles selbst thun, Du mußt mir dabei behülflich sein. Nur Geduld, Du bekommst auch Dein Theil, — gleiche Theilung der Lasten, verstehst Du! — Thue mir den Gefallen und sei hernach recht artig gegen den Doktor Schwarz. — Es liegt mir natürlich ganz besonders daran, daß wir mit dem auf gutem Fuß stehen, denn er hat hier die ganze blutleere, skrophulöse Damenpraxis und soll ausgezeichnet Geschichten erzählen. Thue mir die Liebe, erfinde bei Zeiten irgend ein Leiden — heuchle Krankheit, Freund; etwa einen alten, chronischen Gelenkrheumatismus, Milzbeschwerden, Anschoppungen — ganz gleichgültig, was es ist.“

Mit immer wachsendem Erstaunen hatte ich Gunstetten zugehört, diese lächerliche Zumuthung war denn doch etwas zuviel für meine Langmuth.

„Ich einen Arzt?“ rief ich ärgerlich und warf ihm einen gereizten Blick zu, — „ich bitte Dich, welch' eine Lächerlichkeit! Ich befinde mich gottlob ganz wohl.“

„Einerlei, einerlei — höchst mangelhafte Auffassung der Lage,“ replizirte Jener lachend und mit einer großartigen Armbewegung.

„Ich bitte Dich um's Himmels willen, Eugen, widersprich mir nicht in Einem fort, die Doktoren wollen auch leben, und wer nach Eichdorff geht, der ist natürlicherweise krank. — Wenn Du simpeln wolltest, dann konntest Du ruhig zu Hause bleiben, — oder denkst Du gar, ich soll Alles allein thun? — Nein, alter Junge, — Theilung der Arbeit! . . . Ich sagte Dir's schon — Du den Doktor, ich den Barbier! . . . Daß Du auch gar nicht merkst, wo ich hinaus will, daß Du so wenig hell bist, alter Stubenhocker! Wie wollten wir denn hier leben auf die Dauer, ohne ein wenig Würze, ohne etwas pour la bonne bouche? Durch jene beiden Kanäle werden uns die geheimsten Mysterien Eichdorffs zufließen . . .“

„Aber die interessiren mich durchaus nicht.“

„Nicht? — Da siehst Du es, das ist Dein ewiger Widerspruch, Dein alter eingefleischter Egoismus, immer nur denkt er an sich! . . . Thue mir doch nur einmal den Gefallen und gehorche, laß Dich nur dieses Mal blindlings leiten und warte den Erfolg ruhig ab, — ich versichere Dich, Du wirst es mir Dank wissen nachher — ich garantire für den Erfolg!“ — —

Damit verließ er die Laube und ging in's Haus.

IV.

„Welch' ein närrischer Mensch!“ murmelte ich hinter ihm drein, halb ärgerlich, halb belustigt und vertiefte mich allmälig wieder in die Zeitungsblätter.

Ich hatte aber keine rechte Andacht zum Lesen; das eben gehabte Gespräch beschäftigte mich noch und dann zog auch der frohe Lärm der auf dem Rasen spielenden Kinder meine Aufmerksamkeit ab: zweimal flogen ihre bunten Gummibälle bis dicht an meine Laube heran. Ich legte das Journal beiseite und sah ihnen zu eine Weile und dann ein wenig hinaus auf die Straße. Wenig Interessantes zeigte sich dort. In der schattigen breiten Allee gingen einige verspätete Kurgäste auf und ab und verdauten ihren Brunnen, etliche Langschläfer würgten sogar soeben erst noch den abscheulichen Trunk hinunter. Eine Gruppe von drei oder vier Rollwagen hielt an einem der schattigsten Punkte

der Straße, darin saßen die armen Gelähmten und unterhielten sich lebhaft, ja geräuschvoll mit einander. — Ein Trost noch, daß diese Bedauernswerthen meist von der besten Laune beseelt sind bei ihren schweren Leiden. Ich hörte oft das laute herzliche Lachen dieser Rückenmärker bis zu mir herüber schallen — sie erzählten sich pikante Histörchen offenbar. — Es waren auch einige Damen dort in der Allee, die auf den Bänken saßen und lasen oder strickten, auch sah ich einige Pärchen dort zwischen den Taxushecken bald auftauchen, bald verschwinden.

Von dem Baumgange ließ ich meine Augen hinüberschweifen, nach den Häusern gegenüber und nach den Gärten davor, die man zwischen den Stämmen der Bäume hindurch in naher Entfernung vor sich liegen sah. Der Sonne wegen waren die meisten Jalousieen geschlossen und die Vorhänge herabgelassen. Auf einigen Balkons im Schatten der Marquisen saßen Leute beim Frühstück, man hörte eine frische weibliche Stimme, die irgendwo zum Klavier sang, und mir beinahe gerade gegenüber stand vor einem runden Spiegel am Fenster eines Erkerzimmers irgend Jemand in Hemdsärmeln und machte Toilette, ebenso umständlich als ungenirt; wie mich dünkte, bearbeitete er sein Haar mit zwei großen Bürsten. Dann war noch eine größere Villa da mit einer steinernen Mauer, die etwas versteckt hinter dem Grün des geräumigen Gartens lag, welcher sie von der Straße trennte. Eine breite Veranda und ein halbes Dutzend Fenster überblickte ich und durch die breite Gitterthüre ein Stückchen des Gartens selbst. — Dort bewegte sich etwas Weißes. — Ich konnte nicht sogleich erkennen, was es war, kümmerte mich auch wenig darum, sondern beschloß, eine Promenade durch den Park zu machen.

Ich ging an dem Gitter entlang, welches denselben von der Straße abschließt und befand mich gerade jener erwähnten Villa gegenüber — der Villa Helene, wie eine Inschrift kundthat — als ein silberhelles, kurzes Auflachen mich auf- und dort hinüber schauen ließ.

Ich erblickte durch die Gitterstäbe hindurch eine junge Dame in einem hellen Kleide, welche, unten im Garten stehend, sich mit einer andern Dame unterhielt, die das Grün des wilden Weines beinahe ganz verbarg.

„Oh, la vilaine paresseusse!“ vernahm ich eine wohlklingende Stimme, — dann entspann sich eine längere Konversation, von der ich nur einige Brocken auffing, — zuletzt aber hörte ich ganz deutlich die Worte, welche die Dame auf der Veranda der im hellen Kleide zurief, ehe diese hineinging und meinen Blicken entschwand.

„Do swidanje!“ *) lauteten dieselben. Der Balkon war leer und die Dame in Weiß, nachdem sie grüßend etliche Male mit der Hand gewinkt hatte, verlor sich im Gebüsch.

„Hörte ich recht? Do swidanje? — das ist ja Russisch,“ rief ich erstaunt. Unwillkürlich hielt ich meine Schritte an und blieb, hinter einem niedrigen Gebüsch halb versteckt, beobachtend stehen ... Aber nichts rührte sich da drüben, und nach einer Weile vergeblichen Wartens ging ich deßhalb weiter.

„Russinnen, hier? — Welcher Sturm hat denn die hieher verschlagen, in diesen fernsten Winkel Deutschlands?“ dachte ich kopfschüttelnd. Meine Phantasie begann sich sogleich lebhaft mit jenen beiden Frauen zu beschäftigen, ihre Stimmen waren lieblich und frisch, ihre Gestalten schienen hoch und elegant zu sein und ihre ganze Erscheinung vortheilhaft ... Beinahe in demselben Augenblick sah ich, wie dort drüben die Zweige über der Mauer auseinander bogen; jenes helle Gewand wurde abermals sichtbar, es bog sich der interessante, dunkle Kopf einer schönen, etwa achtzehn- bis zwanzigjährigen Dame aus dem grünen Rahmen der Blätter heraus. Ein Paar große, dunkle Augen schauten auf die Straße hernieder.

Wenige Schritte nur von der Fremden entfernt stand ich und lauschte. Ich sah die Schatten und Lichter spielen auf ihren üppigen schwarzen Haarwellen und auf ihrem gleichmäßig blassen Gesicht, von länglichem zartem Oval, und ich sah die Sonnenfleckchen wie kleine Flämmchen über ihr Gewand und über die halb entblößten Arme huschen, welche sich auf das Gesims lehnten. Eine Weile blieb Jene so unbeweglich stehen; der Ausdruck ihrer Züge war sinnend, beinahe träumerisch, als zögen ihre Gedanken in's Weite; dann aber plötzlich richtete sie sich auf und wandte sich nach rückwärts. Ein anderer Kopf erschien neben dem ihrigen, ein junges blondes Weib, frisch und lächelnd, das Antlitz von einer Woge aschfarbenen Haares eingerahmt. — Sie beugte sich herab und die rothen, schwellenden Lippen derselben küßten die Andere auf beide Wangen nach russischer Sitte.

*) Auf Wiedersehen.

Gleich darauf fielen die Zweige hinter ihnen zusammen, — sie entfernten sich, um nach etlichen Minuten an der offenen Pforte wieder zum Vorschein zu kommen. Arm in Arm traten die beiden Frauen in die Allee hinaus und schauten dieselbe hinab, zwei reizende, anziehende Gestalten, die eine üppig und blond, die andere dunkel und von zarteren Umrissen, eine der andern gleichsam zur Folie dienend. Plötzlich stieß die Blonde einen kleinen, freudigen Schrei aus und eilte, ihr reich gesticktes Kleid mit langer Schleppe zusammenraffend, so eilig davon, daß die kleinen Füße darunter sichtbar wurden. Sie lief ein Stück des Weges hinab, einem zierlichen, von einem großen weißen Ziegenbock gezogenen Korbwagen entgegen, in welchem zwei blonde Kinder saßen. Der Wagen wurde von einem Diener und einer Magd in russischer Tracht, den Kakoschnik*) von goldgestickter Seide, diademartig auf dem Hinterkopf tragend, begleitet. Die dunkeläugige Dame folgte lächelnd, aber etwas langsamer nach. Vier Kinderarme streckten sich zugleich der jungen Mutter entgegen, deren interessanter Kopf einen Augenblick untertauchte und ganz verschwand zwischen einer Flut blonder Haare. Dann erhob er sich wieder, geröthet von Glück und Freude, fröhliche Kinderstimmen hörte ich und Alles verschwand zuletzt hinter dem Gitter. Ich bemerkte, wie der Toilette machende Herr nebenan in Hemdsärmeln und eine Haarbürste in jeder Hand sich weit zum Fenster hinauslehnte und sah, wie zwei Damen mitten in der Allee stehen blieben, um, wie es schien, sich einige Bemerkungen zuzuflüstern. Plötzlich aber erblickten sie aufschauend den Herrn in Hemdsärmeln, schlugen sittlich erröthend die Augen nieder und gingen eiligen Schrittes davon. Hinterher, an einer sichern Stelle, blieben sie stehen und wollten sich ausschütten vor Lachen.

„Neugieriges, kleines Volk,“ murmelte ich und erröthete dann über mich selbst ... War ich denn um ein Haar besser wie Jene? — Schickte sich das, was ich that, für einen königlich preußischen Stadtrichter?

Schäme dich deiner unmännlichen Neugierde! —

Pah, — wie albern, sich so für alles Fremdländische gleich zu interessiren, — diese echt deutsche Nationalschwäche! ... Also weil jene Damen russisch und französisch sprechen, erregen sie sogleich deine Phantasie? — Wären sie ehrliche Deutsche, keinen Blick hättest du an sie verschwendet!

Etwas unzufrieden mit mir selbst, begab ich mich wieder in die Laube zurück, warf mich in einen Stuhl und betrachtete aufmerksam meine Nägel.

„Welch' eine dumme Geschichte,“ dachte ich, „die mit dem Doktor. Karl ist manchmal doch wirklich gar zu abgeschmackt — ganz unberechenbar. In unseren Jahren treibt man solche Thorheiten nicht mehr! (Ich zählte genau vierunddreißig — Karl zweiunddreißig Jahre) ... Und diese barocke Idee mit dem Aushorchen! ... Was könnte es hier Interessantes geben, ... welche ‚Mysterien‘, wie er sagte? — Wer die sucht, der bliebe besser in Berlin.“

Zufällig blickte ich auf, als ich mit meinen Reflexionen so weit gekommen war und sah wieder nach dem Garten hinüber.

„Richtig, da schauen sie Beide über die Mauer,“ fuhr es mir halbleise heraus ... „Aber mein Gott ... was ist denn das? — Ich glaube gar, sie rauchen!“

Ja wahrhaftig, so ist es. Ich sehe es ganz deutlich; die blonde Frau hat eine Papieros in der Hand und führt sie in regelmäßigen Pausen zum Munde ... „Nun in der That, das ist stark, — sie rauchen Beide.“ — Soeben quoll nämlich auch aus dem Munde der dunklen Dame ein weißes, zierliches Dampfwölkchen.

Obgleich die Ranken des wilden Weines mir ihr Antlitz und ihre Gestalt ein wenig verbargen, sah ich es ganz genau.

„Meiner Seele, — das ist eine seltsame Entdeckung, das wird Karl interessiren!“ rief ich aus.

Ich warf mich nach einer Weile in meinen Stuhl zurück und versuchte meine Aufmerksamkeit wieder auf den Zustand meiner Nägel und auf den Sonnenschein zu konzentriren, welcher durch die grünen Blätter herein fiel und bläulich auf dem Sande zu meinen Füßen spielte, aber weiß der Himmel, wie es kam, ich konnte mit dem besten Willen nicht still sitzen, immer wieder zog eine magnetische Kraft meine Blicke dort hinüber, wo halb von Ranken verborgen jene beiden Frauen im Genusse ihrer Cigarretten schwelgten und sich lebhaft mit einander unterhielten. Ich ward zuletzt ganz aufgeregt. Hier in Eichdorff, in diesem stillen, obskuren Neste, rauchende Russinnen? ...

*) Russischer Kopfputz.

Ich kam mir etwa vor, wie Robinson Crusoë, als er unversehens die Fußstapfen der Wilden in dem Ufersande bemerkte. Diese Zeichen einer überfeinerten Kultur — hier in Eichdorff? —

Trotz aller Moral, welche ich mir selber predigte, war ich eben im Begriff, mein Fernglas von meinem Zimmer herunter zu holen, um meine Beobachtungen erfolgreicher fortzusetzen, als das braunäugige Stiencken mich sehr unangenehm mit der Meldung überraschte, daß der Doktor im Anzuge sei.

„Also doch!“ murmelte ich.

Ich war in der That sehr ärgerlich und im Begriffe, meinem Zorne Luft zu machen, aber hiezu war es bereits zu spät, denn schon sah ich den Doktor gravitätisch den Kiesweg herabkommen, einen kleinen Herrn mit Bambus und goldener Brille.

Man denke sich meine Lage. — Was sollte ich jenem Mann eigentlich sagen, welches Uebel sollte ich heucheln, um uns Beide nicht zu blamiren? — Verwünschte Situation!

Ich mußte obendrein meine Gedanken schnell sammeln, denn der Doktor richtete bereits seinen forschenden Blick auf mich, — jetzt zog er seinen Hut.

Ich erhob mich, verneigte mich, und bat erröthend und betreten, Platz zu nehmen.

„Herr Stadtrichter Hartmann aus Berlin, wenn ich nicht irre?“ sprach er, sich ebenfalls verneigend ... „Ich bin Doktor Schwarz,“ so stellte das kleine, bewegliche Männchen sich selbst vor und warf dann von unten herauf abermals einige schnelle und inquirirende Blicke durch die scharfen Brillengläser auf meine Person.

„Hatten die Gewogenheit, mich rufen zu lassen, Herr Stadtrichter, um meinen ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen ...“ fuhr er unverzüglich fort.

„Allerdings,“ erwiederte ich stockend und innerlich schäumend vor Wuth über diese unwürdige Komödie, „ich erlaubte mir, nach Ihnen zu schicken ...“

Ich ließ dabei im Fluge alle nur möglichen Krankheiten an meinem Geiste vorüberziehen, ohne mich für eine derselben sogleich entscheiden zu können. Es war mir zu Muthe, als würde ich das Leiden wirklich bekommen, welches ich vorgab. Ich betrachtete nebenbei verstohlen den Doktor, bei seinem dicken, glatten Kopfe beginnend, mit dem breitgezogenen Gesicht, dann über das stattliche Bäuchlein hinfort gleitend mit seiner schweren Uhrkette, hinab zu den kleinen, feisten Beinchen und den glanzledernen Stiefeln.

Ich wünschte den Assessor zu allen Teufeln, der mich in diese Patsche gebracht hatte und schwur mir zum zehnten Male, ihm in den nächsten Tagen davon zu laufen. Dabei wuchs meine Verlegenheit immer mehr. — Aber Gott sei Dank, die Spannung ging schnell vorüber. Der Doktor selbst war es, welcher derselben ein Ende machte. Nachdem der kleine Herr nämlich zweimal von einem Fuß auf den andern getrippelt war und mich mit einem abermaligen langen und prüfenden Blicke beehrt hatte, nahm er auf der äußersten Kante des Stuhles mir gegenüber Platz und frug mit einer Art von heiserem, kurzem Meckern kurz hinter einander sehr bestimmt:

„Erst gestern eingetroffen. — — Zum ersten Male hier, — wie, mein verehrtester Herr Stadtrichter? — — Ha! — das freut mich, — freut mich ungemein! ...“

Er knipste hier ein unsichtbares Stäubchen von dem Aermel seines tadellos sauberen Rockes, wiegte ein wenig den schweren Kopf hin und her und sah mich mit gewinnender Miene an.

„Nun, — wie ist der erste Eindruck? — Nicht wahr, befriedigend — wohlthuend — beruhigend? ... Und das Logis ... die Verpflegung ... sind Sie zufrieden ... wie?“

Ich bejahte dieß.

„Ah! — das freut mich — freut mich in der That, mein verehrtester Herr Stadtrichter; — und geben Sie Acht, wird Ihnen immer mehr gefallen hier, von Tag zu Tag. Wie gesagt, — sind zum ersten Male bei uns ... aber glauben Sie mir, ohne ein Prophet zu sein, behaupte, nicht zum letzten — o nein, nicht zum letzten Male ... Versichere Sie, Sie kommen wieder — kommen alljährlich wieder.“

So sprach der kleine Medikus auf mich ein, indem er, die Hände auf dem Bambus gekreuzt, auf dem Stuhlrande hin und her rutschte und seine schwimmenden, wasserhellen Aeuglein mit den etwas gerötheten Rändern immer lebhafter funkelten, ordentlich siegesgewiß zuletzt. Dann legte er leise seine Hand auf meinen Arm und stieß ein kleines, herzliches Lachen aus — ganz bonhomme ... eine Seele von einem



Weihnachten in Rußland. *Zeichnung von Fritz van Haanen.* (S. 242.)

Menschen. Er spaltete den Mund von einem Ohr bis zum andern.

„Ah, — sehe es Ihnen an . . . kenne das! — — Wir sind allerdings kein Baden-Baden, Wiesbaden oder dergleichen, wir glänzen nicht durch äußeren Schein, wollen Niemanden bestechen und ruiniren (hier stieß er seinen Bambus in den Kies und machte eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand) . . . Wir tragen aber unsern Werth in uns, mein Herr Stadtrichter, dem oberflächlichen Beschauer allerdings verborgen . . . Aber dem wahren Kenner, dem warmen Bewunderer der Natur, dem schmeicheln wir uns in's Herz hinein, verehrter, lieber Herr, den halten wir fest mit tausend und abertausend geheimnißvollen Banden, den zieht es alle Jahre wieder hieher, zu unseren Thermen und in dieses stille Thal, dem wird Eichdorff mehr und mehr zu einer zweiten, schöneren Heimat."

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Das Dorf im Schnee.

Von

Klaus Groth.

(Bild S. 237.)

Still, wie unterm warmen Dach,
Liegt das Dorf im weißen Schnee;
In den Erlen schläft der Bach,
Unterm Eis der blanke See.

Weiden stehn im weißen Haar,
Spiegeln sich in starrer Flut;
Alles ruhig, kalt und klar,
Wie der Tod, der ewig ruht.

Weit, so weit das Auge sieht,
Keinen Ton vernimmt das Ohr;
Blau zum blauen Himmel zieht
Sacht' der Rauch vom Schnee empor.

Möchte schlafen wie der Baum,
Ohne Lust und ohne Schmerz;
Doch der Rauch zieht wie im Traum
Still nach Haus mein Herz!

Weihnachten in Rußland.

(Bild S. 240 und 241.)

Unser Bild versetzt den Leser nach dem Lande des echten und gerechten Winters, nach Rußland, und zwar nach jenen Landstrichen des riesigen Reiches, wo die Eisenbahn noch nicht hingedrungen und der Postverkehr kaum benützt wird. Dort haben in den Gouvernements Wladimir, Nowgorod und Pskow sich Jahrhunderte alte Sitten erhalten; das Volk hier ist naiv gutartig, kindlich, und dem entsprechen ihre Sitten und Gebräuche im Familienleben. Wenn das Laub gelb wird, die Stürme über die endlose Ebene brausen und bald eine gewaltige Schneedecke Weg und Steg verdeckt und selbst die Dörfer tief verschneit daliegen, zieht sich das Leben der Einwohner ganz in das Haus zurück. Dieß ist die Zeit des eigentlichen Familienlebens und der Familienfeste. Nachbar besucht den Nachbar, es wird gesponnen, in Gesellschaft dort, wo ein größeres Zimmer sich befindet, gesungen, getanzt, getrunken dabei, während ein Kienspan sein rothdunkles, schwankendes Licht durch den überheißen Raum ergießt. Hier finden sich dann die Herzen des jungen Volkes und die Zeit der Weihnachten ist der Zeitpunkt für die Verlobung. Diese vollzieht sich eigenartig genug. In dem größten Zimmer des Dorfes wird ein Tannenbaum mit Lichtern, Goldborten und Gebäck festlich geschmückt und der Tisch, auf welchem er steht, mit Branntweinflaschen und Piroque (Fischbrod) bedeckt. Wenn die Lichter angezündet, bringen die Eltern ihre heirathsfähigen Töchter dorthin, diese setzen sich verschleiert auf eine Bank an der Wand und nun kommen die jungen, heirathslustigen Männer. Ihre Aufgabe ist jetzt, die Geliebte herauszuerkennen. Hat das Herz sich geirrt und ist die Entschleierte nicht die Gewünschte, so kann nur mit Bewilligung des Mädchens der unglückliche Bewerber seine Freiheit wieder erlangen, er ist aber dann angehalten, dem Mädchen ein schönes Geschenk zu machen. Hat er jedoch die Richtige getroffen, so begeben sich die Beiden, bedeckt mit dem Schleier, gefolgt von den Nachbarn, zu den Eltern, um sich deren Segen zu erbitten. Der Aelteste der Familie wechselt ihnen dreimal die Ringe und läßt sie das Bild des Dorfheiligen, wenn irgend möglich in der Kirche, küssen, dann umarmen sie sich und die Verlobung ist beschlossen. Wenn das Gouvernement den jungen Leuten jetzt genug Land und Holz zum Hausbau anweist, wird die Hochzeit sehr bald gefeiert. Am Tage dieser kommen die Freundinnen und ziehen der Braut die Mädchengewänder aus und bekleiden sie mit der Tracht der Frauen. Dann führen die Frauen sie zu dem Bräutigam. Der Pope spricht den Segen und das Fest beschließt tüchtiges Essen und noch größeres Branntweintrinken. Am nächsten Morgen früh kommen die Eltern zum Hause der Neuvermählten und bringen diesen Brod und Salz, die Sinnbilder des Glückes und Friedens, das schönste Weihnachtsgeschenk.

Diese verschiedenen Szenen stellt unser originelles Bild dar.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Elftes Kapitel.

Es lag Schnee in Paris, der zauberte in die Straßen ein ungewohntes Leben; ganze Bataillone von Schauflern und Besenmännern durchzogen die Straßen und wurden unter dem Kommando eines Aufsehers bald hier, bald dort aufgestellt, um eifrig das weiße Zeichen des Winters fortzuschaffen. In den glänzenden, lebhaften Straßen lag bald kein Schnee mehr, nur die Hausdächer zeigten das weiße Winterkleid und nur auf den breiten, großen Boulevards hatte man den Schnee liegen gelassen, um den Parisern das Vergnügen des Schlittenfahrens nicht ganz zu nehmen; dort läutete und klingelte es denn auch in allen Tonarten den ganzen Tag und dahin sausten und schnaubten durcheinander buntfarbige Gefährte, von bunt aufgeputzten Pferden gezogen, seltsam phantastische Schlitten, die alle mehr oder minder den Charakter großer, märchenhafter Muscheln, welche in einen grotesken Thierkopf vorn ausliefen, hatten.

Marguerite stand am Fenster ihres Wohnzimmers und schaute auf das heitere Wintertreiben hinaus, sie war ernster geworden und in ihrem sonst so fröhlichen, lebenslustigen Gesicht lag ein Schatten.

Die elegante junge Dame war gewohnt, jedes Jahr bei der ersten Schlittenbahn mit ihrem Vater fröhlich durch das Getümmel zu fahren, aber seit dem Vorfall mit dem versteckten Bernsteinstück war ein Ton der Spannung zwischen ihr und dem Vater eingetreten, der sie Beide schwer drückte.

Herr Robillard konnte es seiner Tochter nicht verzeihen, daß sie sich durch ihre Leidenschaft so weit hatte hinreißen lassen, aus seinem eisernen Schrank ihm etwas zu entwenden, und daß die Folge hievon eine schwere Verantwortlichkeit, eine drückende Schuld dem Depositeur gegenüber war . . . Was würde daraus entstehen? . . . wie sollte dieß enden? — diese Fragen lasteten bedrückend auf ihm und eine schwere Sorgenfalte lag jetzt auf seiner Stirn und seine sonst so hellen, klugen Augen waren trübe.

Marguerite wiederum zürnte ihrem Vater, daß er nicht begriff, wie um der Liebe zu einem solchen Mann willen, als Holmson ihr erschien, sie das habe wohl thun können, daß er den Maßstab kühler, altmodischer und spießbürgerlicher Betrachtung an ihre Handlung legte und ihr den Unglücksfall, an dem sie doch eigentlich unschuldig, wie es den Anschein hatte, gar nicht verzieh — ein anderer Umstand kam noch hinzu, der ihre Stimmung drückender, schwerer, sie nachdenklicher machte.

Sie hatte von ihrem Vater erfahren, daß der Metzler mit dem Geld gefangen worden, bevor er noch seinen Plan, mit Bertha fortzugehen, ausführen konnte. Sie erwog nun jetzt, daß Bertha hiedurch ihr nicht, wie sie hoffte, für immer aus dem Weg geschafft war, und sie sah nun eine Nebenbuhlerin zwischen ihr und dem Manne ihrer Sehnsucht, eine Nebenbuhlerin, vor deren Macht ihr bangte. Sie mußte sich gestehen, daß Bertha eigenthümlich schön war, eine stille, edle, manchen Männern gegenüber gewiß dauernd und stark fesselnde Schönheit besaß.

Ihr scharfer Verstand fand auch, daß ein Mädchen durch eine Aufopferung, wie diese Deutsche sie gezeigt, einem völlig kaltherzigen Menschen das Herz bewegen müsse, um so mehr einem Mann wie dem großherzigen Holmson.

„Er liebt sie allerdings nicht," sagte sie sich, um ihre stürmisch aufwallenden Empfindungen zu beschwichtigen. „Dieß gestand ja das Mädchen selbst, und so schien es mir auch; aber wird nach all' diesem, was jetzt geschehen, was sie jetzt für ihn gethan, nicht eine warme Empfindung für sie in seinem Herzen aufkeimen, er ist dankbar, er weiß, wie sie ihn liebt, wird er nicht aus purer Dankbarkeit, um ein solches Thun zu belohnen, ihr Herz und Hand schenken? Ich habe auch viel für ihn gethan," setzte Marguerite, das Haupt in ihre schmale, aristokratische, eigenthümlich nervige Hand gestützt, ihr Selbstgespräch fort. „Ich habe seinetwegen meinen Vater bestohlen, ich habe das Geld, das zu seiner Befreiung dienen sollte, herbeigeschafft. Das Unglück des Verlustes des Bernsteins habe ich nicht verschuldet, aber was will mein Thun besagen im Vergleich zu der Handlungsweise jenes Mädchens?" Und weiter sann Marguerite: „Die Gesellschaft in Preußen hat die Klage gegen Mielewsky eingestellt, dadurch kann meine That, die ihm nichts als einen bedeutenden Schaden zugefügt, als etwas Vorschnelles, Unnöthiges, Nutzloses erscheinen — und was die Herbeischaffung des Geldes betrifft, könnte er denken, ich hätte mir eine Nebenbuhlerin vom Kampfplatz fortschaffen wollen . . . Ich dachte in dem Augenblick wahrhaftig nicht daran, mir stand nur seine Befreiung vor Augen und ich hätte eine Million, wenn ich sie gehabt, seinetwegen direkt in's Meer geworfen, aber nachher kamen mir doch diese Gedanken und ich frohlockte heimlich über das mögliche Gelingen der Flucht und ich zitterte, daß mein Vater das Abfangen des Mannes mit Glück betreiben könnte . . . Er denkt tief, er spürt der Ursache bei allen Dingen nach, sollte er nicht auf solche Gedanken kommen, und dann würde die Schale meiner Verdienste um ihn gar leicht in die Höhe schnellen, während die jenes Mädchens schwer und tief herniedersänke . . . Ja, wenn dieser Mann mich liebte, wenn ich davon überzeugt wäre, dann brauchte ich nicht so abzuwägen, dann hätte ich für ihn Großes gethan, es würde ihm vielleicht ebenso gewichtig erscheinen wie die Handlungsweise jener Deutschen, und der Verlust des Bernsteins wäre für ihn, bei dem Vermögen, das er jetzt besitzt, eine Kleinigkeit, die gar nicht erwähnt zu werden braucht; aber liebt er mich denn? Ich weiß es nicht und das ist das Schlimmste, daß ich es nicht weiß . . . Und doch, wenn ich von dem Manne lassen sollte, ich ertrüg's nicht. Ich will kämpfen um ihn, denn es lohnt sich wohl der Mühe, um solch' einen Herrlichen zu ringen, ich will kämpfen um ihn mit ihr, die größeres Recht an ihn hat, aber die bis jetzt sein Herz so wenig besitzt wie ich. Das fragt sich ja noch, zu wem sein Herz sich neigt, wer es gewinnt, und wenn nicht eine dritte Person zwischen uns steht, wird er durch die Gestaltung seines Verhältnisses zu uns gezwungen, jetzt wählen müssen zwischen uns Beiden, die wir um sein Herz werben, und er *soll* wählen, denn diesen Zustand der Ungewißheit, des Bangens, des Fürchtens, des verzweifelten Hoffens und die Angst, ihn zu verlieren, ertrage ich nicht länger. Er soll wählen zwischen uns Beiden, und spricht sein Herz zu Jener, dann habe ich meinen Lebenszweck, mein Lebensglück verloren, ich wandere dann nur noch zwischen öden Mauern hin zu einem gleichgültigen Ziele; aber ich werde nicht feig die Hände in den Schooß legen und etwa dieß Unglück über mich kommen lassen, ich will ihm entgegentreten und versuchen, es abzuwenden, falls es mir drohen sollte. *Sie* ist eine Heldin in ihrer Liebe zu ihm, aber eine deutsche Heldin und ihr Thun schmeckt nach Mondschein, *ich* bin eine Französin und mein Vorbild ist die sieghafte, thatkräftige Sonne, *sie* weicht dem Mann, den sie liebt, aus und will von ihm gesucht sein, *ich* will muthvoll vor ihn treten und meine Liebe soll über seine Kälte siegen."

So weit war Marguerite in ihrem Selbstgespräch gekommen, als Herr Robillard in das Zimmer trat.

Er rückte sich einen Sessel herbei und nahm seiner Tochter gegenüber Platz.

„Marguerite," sprach er, indem er vermied, seine Tochter anzusehen, „Herr Mielewsky oder Holmson-La Franca, wie der Mann jetzt heißt, wird in nächster Zeit aus der Haft entlassen werden und es dürfte gut sein, wenn wir, bevor dieß geschieht, über die Art und Weise, wie wir jetzt diesem Manne das Geständniß unserer schweren Verschuldung gegen sein Eigenthum entdecken, und wie wir überhaupt in Zukunft mit ihm verkehren wollen, überlegen. Du liebst diesen Mann. Aus Liebe zu ihm, aus Angst vor seinem Schicksal hast Du ihm den unersetzbaren Verlust zugefügt. Wie er diese Eröffnung aufnehmen wird — Gott weiß es! Ich bebe, wenn ich daran denke. Es ist möglich, daß er Deine Neigung erwiedert, es ist möglich, daß er aus diesem Grunde Dir, uns verzeiht, aber das ist es nicht allein, was mir schwere Sorgen macht. Ich begreife Deine Leidenschaft für diesen hervorragenden Mann, obwohl ich diesem Manne böse bin darüber, daß er mir unsäglich viel Kummer und Sorge bereitet, mich in so bittere Angst und Aufregung versetzt hat, und er die Ursache geworden, daß Du einen solchen Schritt, Deinen Vater — nun, ich mag das Wort nicht über die Lippen bringen — seinetwegen unternommen."

„Daran ist der Mann unschuldig," sprach Marguerite, düster vor sich hinblickend. „Es war meine Angst und Leidenschaft, die mir diese That als unumgänglich nothwendig vormalte."

„Allerdings, er würde dergleichen auch nie von Dir verlangt haben, und wenn sein Leben davon abgehangen," gab der Juwelier zurück. „Gegen seinen Charakter habe ich nichts einzuwenden, ich halte ihn trotz mancher Punkte, die mir dunkel sind, — und dazu gehört die

ungelöste Frage, wie er in den Besitz des Bernsteins gekommen, — für einen edlen Mann, aber ich möchte ihn trotz seines jetzigen Reichthums, trotz seiner Unschuld an dem Verbrechen und trotz seiner großen Begabung als Künstler nicht zu meinem Schwiegersohn haben, weil ich mir nicht denken kann, daß Du an der Seite dieses Mannes glücklich leben wirst."

„Und weßhalb dieß?" fragte Marguerite mit gepreßtem Tone.

„Er ist nach Allem, was wir jetzt durch die Journale aus dem Prozeß erfahren, ein seltsamer, abenteuerlicher, ungewöhnlicher Mensch, der nicht zu meiner Tochter, die bürgerlich erzogen ist — der überhaupt nicht in bürgerliche, solide Verhältnisse zu kommen paßt."

„Du hast stets Vorurtheile gegen Künstler," warf Marguerite ein.

„Stets berechtigte," antwortete der Juwelier. „Ich wünschte mir nie einen zum Schwiegersohn — dieser Mann, so großartig und so bedeutend er ist, — das streite ich gar nicht, — ist und bleibt ein Abenteurer der wildesten Sorte — Du bist mir schon allmälig durch Deine Kunstschwärmerei extravagant geworden und die Schwärmerei für diesen Mann hat Dich zum Aeußersten geführt."

„Nicht Schwärmerei, Papa," erwiederte Marguerite, „sondern Liebe."

„Du glaubst an diese vielleicht. Du hast Dich möglicherweise nur mit Deiner feurigen Phantasie hineingesonnen, hineingedacht, das passirt häufig bei Mädchen Deiner Art. — Ich bin jetzt zu Dir gekommen, um an Deine Klugheit zu appelliren. Prüfe Dich — stelle Dir vor, was Alles passirt ist, woher der Mann gekommen, wie er hier gehandelt hat — ich will das gar nicht genauer beleuchten, daß er höchst seltsamerweise mit einem Mädchen seiner Heimat hier ankam, vergegenwärtige all' diese außergewöhnlichen Verhältnisse, seine Vergangenheit, die unberechenbare Gestaltung seiner Zukunft, und was da nicht Alles noch eintreten kann, und dann frage Dich, ob Du mit diesem Manne ein glückliches Leben führen wirst? Wir sind dem Manne, Gott sei's geklagt, allerdings viel schuldig geworden, wir haben eine Verpflichtung gegen ihn, die wir mit all' unseren Mitteln und nie in unserem Leben tilgen können. Diese ist jedoch trotzdem nicht so groß, als daß ich als Kaufpreis dafür Dein Lebensglück, Deine Zukunft geopfert sehen möchte."

„Mein Lebensglück, meine Zukunft geopfert?" rief Marguerite erregt, indem sie vom Sessel aufsprang und mit feurigen Augen ihren Vater anschaute. „Meine Antwort auf alle Deine Vorstellungen und Einwürfe ist kurz, Papa, und ich kann sie Dir sofort sagen. Einen Tag des Glücks an der Seite dieses Mannes würde ich gerne erkaufen mit Hunderten der Unruhe, der Sorge, der Angst, denn Sorge, Angst, Unruhe und Noth mit diesem Manne zu theilen, seinetwegen zu erdulden, ist Glück, Papa — stelle ich mir vor als mein unsagbares Glück."

Der Juwelier hatte während dieser Worte sein Haupt tief, immer tiefer auf seine Brust gesenkt. Er erhob es jetzt und entgegnete mit einem tiefen Seufzer:

„Wenn die Sache so steht, dann werde ich ihm mein Haus wie früher öffnen, und in diesem Fall erfordert die Schicklichkeit, daß ich ihm jetzt, da er ja Besuche empfangen darf, wie ich erfahren, in St. Pélagie einen Beglückwünschungsbesuch mache."

„Ich werde Dich begleiten, Papa," fiel Marguerite mit entschlossenem Tone ein.

Herr Robillard machte eine mißbilligende Bewegung.

„Dieß ist auffällig," entgegnete er, „wenn das bekannt wird, könnte es Dich kompromittiren."

„Ich sehe das nicht ein," erwiederte Marguerite, „Herr Mielewsky ist ein Freund unseres Hauses, das weiß man, und jetzt kommt Vater und Tochter, um ihm ihre Freude zu bezeigen, daß er aus einer schweren Gefahr gerettet, daß er von einem abscheulichen Verdacht, mit dem er unschuldig belastet, gereinigt und ehrenvoll wieder dasteht wie wir Alle; wir kommen vielleicht in der Freude unseres Herzens als die Ersten. Nun, Papa, wenn das mich kompromittirt, dann soll es mich nur kompromittiren."

„So würden die Leute vielleicht sprechen, wenn ich allein hinginge," warf Herr Robillard ein, „wenn aber eine junge Dame einen Inhaftirten, den sie erst so kurze Zeit kennt, einen Fremden, an den sich so viel Abenteuerliches knüpft, in der Zelle aufsucht, könnte man dieß doch von Seiten einer Dame etwas sonderbar finden und sogar als Aufdringlichkeit auslegen."

„Diese junge Dame ist aber Deine Tochter und macht diesen Besuch mit Dir, ihrem Vater, das gestaltet die Sache anders," fiel Marguerite entschlossen ein; „ich will mit Dir ganz offen reden, Vater, dieser Mann ist nun einmal das Ziel meines Lebens, ich setze Alles daran, ihn mir zu gewinnen, und ich möchte mich seiner Liebe, vor deren Verlust ich zittere, vergewissern, und es steht jetzt zwischen ihm und mir noch eine Person, die leicht, ach zu leicht das Bild, welches er möglicherweise von mir im Herzen hat, erbleichen machen kann — ich fühle, daß ich handeln muß, schnell handeln muß, denn ich habe die beängstigende Ahnung, daß mein Glück an einem Fädchen hängt."

„Es ist das eine wenig mädchenhafte Rolle, die Du da spielen willst," warf Herr Robillard ein. „Die gute Sitte schreibt es vor, daß die Männer um die Mädchen werben, nicht aber umgekehrt, und in Deinem Fall, wo Du zudem noch über seine Neigung zu Dir so sehr im Unklaren bist, und wir ihm ein so schweres Geständniß machen müssen, scheint es ein unwürdiges Thun, seine Neigung gewissermaßen zu provoziren."

„Du hast gut klar und klug reden, Papa," fiel Marguerite ein, „Dein Herz spricht hier nicht mit, Du vergehst nicht vor Angst, Dir schwinden nicht die Sinne, wenn Du denkst, der Mann könnte einer Andern sich zuwenden, Dich drängt es nicht mit allen Fibern, eine Entscheidung zu haben, welche diesem unerträglichen Dasein, das ich jetzt seit Wochen führe, ein Ende macht, Du hoffst nichts mit bebender Seele, Du fürchtest nichts mit vergehender Angst, — nicht allein, daß es mich drängt, endlich eine Gewißheit zu haben, ich werde um die Liebe dieses Mannes kämpfen, kämpfen wie eine Löwin, wenn es sein müßte," schloß Marguerite mit fast wild blitzenden Augen. „Das deutsche Mädchen darf mir nicht zuvorkommen, sie ist gefährlich, gefährlicher als alle Anderen in der Welt, und ich fürchte, sie hat in ihrer Mondscheinart sein Herz schon mit unzerreißbaren Fäden umsponnen."

„Wenn Du einen Kampf mit dem rothhaarigen Mädchen bestehen mußt, so gib ihn verloren," — sprach Herr Robillard jetzt ernst, — „ganz Paris schwärmt für das Mädchen — die Zeitungen sprechen von ihr wie von einer Heldin, sie preisen sie als ein Muster edler, hochherziger, muthiger, entsagender Weiblichkeit und sie muß nach alledem, was geschehen, wenn er nicht ein fühlloser Mann ist, einen ungeheuren Eindruck auf ihn machen."

„Er liebt sie nicht," warf Marguerite ein.

„Dann liebt er überhaupt nie ein Weib und wird auch Dich nicht lieben," entgegnete der Juwelier ernst.

„Davon will ich mich erst überzeugen," sprach Marguerite, „das will ich erst mit diesen Augen gesehen, wo möglich erst aus seinem Munde gehört haben, eher lasse ich den Mann nicht."

„Und Du willst hin zu ihm und ihn direkt fragen?" forschte Herr Robillard, seine Tochter mit einem zweifelnden Blicke ansehend.

„Nein, ich werde aber jetzt vor ihn treten und sagen: ‚Dein Bernstein ist verloren, ich habe ihn vernichtet — aus Angst vor Deinem Schicksal, um einen Gegenstand, der so gefährlich für Dich war, den Nachforschungen zu entziehen, wäge meine Schuld ab — fordere Du jetzt eine Entschädigung von mir,' und was er dann dort an diesem Orte und wie er es sagen wird — wie er mir überhaupt entgegentreten wird, das wird mir sagen, was ich zu erwarten habe, deßhalb will ich ihm im Gefängniß, und aus dem Grunde, den ich Dir schon mitgetheilt habe, wo möglich als Erste entgegentreten."

„Ich fürchte, Du hast die Entscheidung dann sehr, zu schnell," erwiederte Herr Robillard und klingelte dem Diener nach dem Wagen.

(Schluß folgt.)

Sinnsprüche.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, — aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns diesen Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Goethe.

*

Nein sagen ist der Weiber Sitte,
Doch lieben sie, daß man sie bitte.

Meister Freidank.

*

Der Schüler soll nicht Gedanken, sondern denken lernen, man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, daß er in Zukunft von sich selbst zu gehen geschickt sein soll.

Kant.

*

Es gibt Keinen, der nicht in irgend etwas der Lehrer des Andern sein könnte.

Gracian.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Bacano.

(Fortsetzung.)

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Auf der Fährte des Wildes.

Während die erregte Menge durch alle Ausgänge strömte, hatte die lange Florine nur Gedanken für den jungen Advokaten mit den blauen Augengläsern, den sie nicht aus den Augen ließ.

Sie sah ihn nach einigen Dankesworten an seine Pariser Kollegen dem Ausgange zuschreiten.

Sie folgte ihm bis zu dem Ankleidezimmer der Advokaten, aus welchem sie ihn bald ohne Robe und Mütze, im einfachen Bürgerkostüm wieder heraustreten sah.

Der junge Advokat suchte nun eine Miethkutsche.

Florine dachte nun zunächst:

„Wenn ich mich irre und dieser Mensch ist nicht der Marquis de Ribas, dann interessirt er mich gar nicht und ich brauche nicht zu wissen, was aus ihm werden wird. Ist er's aber wirklich, dann muß er so wie so nach Hause gehen, und ich brauche nur an seinem Palais, Rue Monceau, zu warten ... Aber halt!" fügte sie hinzu, „er wird jedenfalls früher seine Maske ablegen, und es wäre interessant, zu wissen, wo er diese kleinen, scherzhaften Verkleidungen vornimmt! ..."

Und sie änderte ihren Plan, nahm nun auch eine Droschke und gab dem Kutscher Befehl, derjenigen zu folgen, welche der blonde Advokat genommen hatte.

Der Kutscher nickte und lächelte pfiffig.

„Aha!" schmunzelte er für sich. „Eifersüchtig, Mamsell oder Madame? Kenne dergleichen Fuhren schon. Sind mir die liebsten von wegen des Trinkgeldes!"

Die erste Droschke hielt vor einem Hause der Rue Rivoli, zwischen der Rue Arbre Sec und der Rue du Louvre. Der Mann mit den blauen Augengläsern stieg aus, zahlte den Kutscher und trat in das Haus.

Zufällig wußte nun das Mädchen, daß die Häuser der Rue Rivoli in diesem Theile der Straße fast sämmtlich Durchgangshäuser mit zwei Gesichtern sind, das heißt keine Hinterfront haben, sondern mit ihrer zweiten Vorderfront auf die Rue Bailleul hinausmünden. Wer also seine Spur verwischen will, pflegt gern in ein Haus der Rue Rivoli zu treten, dort in irgend einem gemietheten Zimmer seine Geschäfte abzuthun, oder auch seine Maske abzulegen und in der Rue Bailleul wieder „in die Welt zu treten".

Sie ließ also ihre Droschke in diese letztere Straße fahren und dort warten.

Nach Verlauf von einer guten halben Stunde sah sie aus dem betreffenden zweigesichtigen Hause einen Mann herauskommen, der ihre ganze Aufmerksamkeit erregte.

Er sah ungemein respektabel aus, war auf einen soliden Stock gestützt, trug einen großen Ueberrock mit zwei Knopfreihen und einen niedrigen, breitkrämpigen Hut.

Er schritt am Wagen Florinens vorüber und die Laternen desselben beleuchteten grell seine Züge. Es war der Advokat aus Toulouse, dießmal in der Gestalt eines dickbäuchigen, goldbebrillten, rothnasigen, graubärtigen, etwa sechzigjährigen Pariser Bürgers.

Die Maske war so vollkommen, daß nur Florinens Spitzbubenauge sie durchdringen konnte. Für dieses geübte Auge gab es aber keine Haare, keinen Bart, die man ja fälschen kann, keine Augen, die man ja verhüllen, keinen Teint, den man ändern kann. Für sie gab es nur das Profil, den Nacken, die „Gesammtheit" des Menschen.

Der gute behäbige Bürger schien einen neuen Wagen zu suchen. Da spielte Florine ihren besten Trumpf aus. Sie stieg aus dem ihrigen und gab ihrem Kutscher ein Zwanzigfrankenstück mit den Worten:

„Sehen Sie den alten Herrn dort?"

„Ja wohl, er scheint einen Wagen zu suchen."

„Nun gut, Sie werden sich ihm anbieten, führen ihn nach der Adresse, die er Ihnen angibt, und kehren dann so rasch als möglich auf den Boulevard des Italiens zurück, Ecke der Rue Taitbout. Sie sollen dort von mir einen weiteren Louis erhalten."

„Verstanden und Alles in Ordnung."

„Sie werden diskret sein und ich kann mich auf Sie verlassen?"

„Diskret wie mein Pferd. Hott! Paux! ..."

Eine Minute später wurde er von dem alten Herrn gemiethet. Florine begab sich in die Rue Taitbout. Sie riskirte nur das Eine: von dem Kutscher verrathen zu werden. Aber der Pariser Kutscher ist von Natur aus galant und hält es stets mit den Frauen — wenn sie hübsch sind.

Wirklich kam er bald darnach an den Ort seines Rendezvous mit der „eifersüchtigen Dame".

„Da bin ich!" rief er ihr zu. „Alles in Ordnung. Ich habe ihn gefahren wie der Teufel. Aber nicht ihm zuliebe! Er hat mir nur drei Sous Trinkgeld gegeben, der Geizkragen! ... Wie bedaure ich Sie, Madame! ..."

„Wo ist er abgestiegen?"

„Rue de la Victoire 46. Ich führe Sie hin. Steigen Sie rasch ein."

Sie that so, gab ihm an der bezeichneten Stelle den versprochenen Louis und entließ ihn.

„Na!“ dachte der Kutscher, wie sich das Hausthor hinter ihr schloß. „Da drin wird's jetzt eine schöne Szene absetzen. Ich gönn's ihm, dem Dickwanst!... Paux, hüo!...“

Florine aber war nur in das Haus 46 eingetreten, um den Kutscher loszuwerden, und dann auch, weil sie an die Möglichkeit dachte, daß dieses Haus ein Seitenstück zu jenem in der Rue Rivoli sein könne. Und sie hatte sich nicht getäuscht. Sie durchschritt die Höfe desselben und gelangte an eine kleine Pforte, die in die Rue Châteaudun mündete. Und dort wartete sie von Neuem.

Auf ihr Ideal, oder ihr — Opfer?

*

Achtundvierzigstes Kapitel.

Er ist erkannt.

Florine wartete nicht vergebens. Es währte nicht lange, so trat aus dieser Hausthüre der Rue Châteaudun ein junger Mann in den zwanziger Jahren, mit eleganter Tournüre, gekleidet nach der letzten Mode. Er war brünett



Die Ueberschwemmung in Murcia. **Rettung der Einwohner im Stadttheil San Benito.** Zeichnung von M. Dick. (S. 247.)

und spielte wohlgefällig mit seinem glänzend schwarzen Backenbarte. Ja, das war der Marquis Lorenz José de Ribas y Castello, in seiner natürlichen Gestalt dießmal, so wie ihn Florine in Saint Augustin bei seiner Trauung gesehen hatte.

Er ging an ihr vorüber und sie konnte die Schönheit seiner Augen bewundern, den Glanz seines Blickes. Ueberzeugt, daß er Jeden, der ihm etwa hätte folgen mögen, von seiner Spur abgelenkt habe, war er wieder er selber geworden und hatte all' seine Jugend, seine Schönheit und seine Eitelkeit wieder aufgenommen.

Er fuhr jetzt direkt heim. Florine dachte gar nicht daran, ihm weiter zu folgen. Wozu auch? Seine Identität war festgestellt, seine Wohnung war ihr bekannt.

Auch sie begab sich heim in ihre Wohnung, Rue de Suresnes.

Sie hatte Hunger, denn es war bereits zehn Uhr Abends geworden. Und nachdem sie ihren Magen gesättigt hatte, legte sie sich behaglich in ein Fauteuil und ließ die Ereignisse dieses Tages vor ihrem Geiste Revue passiren.

Zunächst beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem

Marquis de Ribas. Da mußte sie sich gestehen, daß dieser Marquis ein gar pfiffiger und gewandter Junge war, von dem die besten Komödianten und die geschicktesten Detektivs noch lernen konnten.

Welche Kunst in der Maskerade, welche Vollendung! Sein erster — der Advokatenkopf war von einer Feinheit der Durchführung und der Details, von einer Genialität des Gesammtbildes gewesen, die alle Bewunderung des Kenners verdiente.

Und vollends die zweite Verkleidung. Diesem behäbigen Bürger roch man förmlich den Pfefferkuchen seiner Praxis an. Und welche Vorsicht, welche Vorsorge! Sich zweimal in der Stunde total verwandeln, um unter einer neuen Form dem beobachtenden Auge zu entgehen, das vielleicht gegen die erste hatte Verdacht hegen können.

Und dann nebst der Verkleidung noch, welcher Reichthum an Wohnungen und welche Geschicklichkeit in der Wahl der Häuser!

Und das sollte der edle Marquis de Ribas y Castello sein, erst seit drei Monaten in Frankreich, der sich so kostümirte, so zahlreiche Absteigquartiere hatte, so oft die Physiognomie wechselte und das große Paris so durch und durch kannte?

Warum nicht gar. Florine war nicht so naiv, auch nur eine Sekunde daran zu glauben.

Aber was für einen Zweck hatte er, dieser falsche Marquis? Was für eine Profession trieb er? Was fabrizirte er so im Dunkeln?

Denn Florine glaubte ebensowenig, daß er sich all' diese Wohnungen ausgesucht, gemiethet und zurecht gemacht habe, bloß um einer Gerichtsverhandlung unerkannt beizuwohnen.

Dieses Wort: „Gerichtsverhandlung" erweckte einen andern Gedankengang in ihr und ihre Reflexionen nahmen nun eine andere, präzisere Richtung: dieser Marquis war ja der Gatte der Mathilde Simonnet.

So war es also doch nicht so ganz ohne Begründung, daß sie der Sicherheitschef einst beauftragt hatte, Mathilde Simonnet zu überwachen? Diese junge Dame hing also wirklich irgendwie mit der Affäre zusammen, die sich soeben abgespielt hatte, da ihr Gatte ein so tiefes Interesse an dem Prozesse nahm?

Dabei überdachte Florine diese ganze Gerichtsverhandlung noch einmal: da war vor Allem der junge Advokat aus Toulouse, so unbeweglich, aufmerksam, seine Brille starr auf die Angeklagten gerichtet . . . vielleicht auf einen derselben.

Und dann die Details des Prozesses. Die Behauptung des Vertheidigers, daß Blanchard das Opfer einer schlauen Intrigue sei, daß er für einen Andern büßen müsse, welcher seine Gestalt anzunehmen gewußt habe . . . Und dann die Betheuerungen dieses Angeklagten selber, und sein Blick — seine ausdrucksvollen Augen, an denen ihn alle Belastungszeugen wiedererkannt hatten.

Der Marquis hatte ebenfalls so lebhafte Augen . . . Augen, die man nicht vergaß und die Florine nicht vergessen hatte.

Sie hielt inne, sie befahl ihrer Phantasie, nicht weiter zu gehen, sie wollte sich nicht auf das endlose Feld der Vermuthungen verirren.

Was sie aber bis jetzt an Thatsachen entdeckt hatte, war werthvoll genug; wenn sie am nächsten Tage zum Sicherheitschef ging und ihm dieselben mittheilte, war sie sicher hochwillkommen und konnte auf volle Gunst der Polizei rechnen.

„Wenn ich denke," machte sie mit ironischem Lächeln, „daß Herr Claude mir gesagt hat: ‚Gehen Sie, meine Liebe, gehen Sie, Sie verstehen Ihr Geschäft nicht!' Ha, ha, ha, ich verstehe es besser als die gestrengen Herren selber, glaube ich, und habe heute in einigen Stunden mehr ausgerichtet und erfahren, als sie in drei Monaten!"

Sollte sie aber wirklich ihr Geheimniß an sie verkaufen?

Welch' armseliger Profit war da zu erwarten! Welch' kleine Genugthuung für ihre Eitelkeit! War es denn wirklich so lockend, „stabiler, besoldeter und offizieller weiblicher Detektiv" zu werden? Wahrhaftig, sie war zu etwas Höherem geboren!

Wenn sie einmal im Leben sich herbeigelassen hatte, der Polizei zu dienen, so war es geschehen, um selber aus der Haft zu kommen. Aber heute, wo sie frei, wo sie aus Mangel an Beweisen entlassen war, was für einen Grund konnte sie haben, die gehorsame Dienerin der Justiz zu sein?

Und dann kam sie mit ihren Entdeckungen ein wenig spät. Wenn sie hinging und den Richtern sagte: „Ich habe in der Affäre Jagon einige neue Details entdeckt, welche ihr ein ganz neues Ansehen verleihen! . . ." dann antwortete man ihr vielleicht ganz einfach: „Das hätten Sie früher sagen sollen. Das Urtheil ist gefällt und wir haben keine Lust, uns und die Welt zu überzeugen, daß wir uns getäuscht haben!"

Für ein Weib wie Florine war aus der Lage der Dinge ein viel größerer Nutzen zu ziehen, eine ganz andere Stellung zu erringen. Welche Quelle von Einkünften sah sie vor sich! Welche unerschöpfliche Mine, wenn sie es verstand, ihre Entdeckung zu vervollständigen, dieselbe auszubeuten und es dahin zu bringen, daß sie diesen hübschen Marquis und seine reizende Marquise am Fädchen hielt!

Das Vermögen derselben war vielleicht nicht solid, es war vielleicht ebenso falsch wie ihre Stellung in der Welt, aber sie besaßen immerhin die Mittel einer glänzenden Existenz und große disponible Summen, von denen Florine gern ihren Antheil ziehen mochte.

So träumte die ehemalige Polizeiagentin nicht nur den Abend, sondern auch einen großen Theil der Nacht hindurch.

Wie sie endlich einschlief, nahm der Traum eine festere Form an; sie sah sich reich; sie, der es bis zu dieser Stunde

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Onkel: Nun, Käthchen, das Reiten gefällt Dir — nicht?

Käthchen: Ja, Onkel, es ist sehr hübsch; aber gestern bin ich auf einem wirklichen Esel geritten, Du weißt, einem solchen mit vier Beinen.



A.: Na, Vetter Matthes, wo kummt Ihr denn her und wo geht Ihr hin? Sonste geht's Euch doch gute?

B.: I, ich danke schön sonst ging mer's ja schon a su, wenn ich ock eene eenzige Nacht schloofen könnte, aber das is zu schlimm!

A.: Nu, wo fehlt Euch's denn, seid Ihr krank?

B.: Ne, aber Nachtwächter bin ich geworden!



A.: Andresl, weißt auch den Unterschied zwischen einer sauren Milch und einem sauren Häring?

B.: Geh', laß mich in Frieden mit ä saurer Milch, das ist gerad a Ding für die Katz'!

A.: Na siehst, und der saure Häring, der is gerad gut für a Kater.



Vater (erzürnt zu seinem Söhnlein): Nun sage, Fritz, was werde ich nun wohl mit diesem Stocke machen?

Fritz: O Papa, bitte bitte, spazieren gehen damit!

trotz ihrer Verschmitztheit, trotz ihres angenehmen Aeußern und trotz ihrer Gewissenlosigkeit nicht hatte gelingen wollen, ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen.

Gegen Morgen wurde ihr Traum poetisch.

Der Marquis de Ribas, dessen treue Vertraute sie geworden war, welcher von ihr abhing und den sie beherrschte, war endlich dahin gelangt, sie selbst der schönen Mathilde vorzuziehen und ...

So wurden alle ihre Gelüste gestillt: ihr Durst nach Reichthum und Luxus, ihr Ehrgeiz und ihre Liebe für einen hübschen Jungen.

*

An demselben Abende war es, daß Zoë Lacassade der armen Jeanne den Ausgang des Prozesses mittheilte.

Das junge Mädchen hörte sie schweigend an und machte keine Bemerkung über das Verdikt der Geschworenen. Aber als ihre Freundin schwieg, sagte sie sanft:

„Was wird wohl aus der armen Blanchard werden, die uns so treu gedient hat? Sie ist jetzt ohne Stelle, ohne Asyl, ohne Mittel."

„Ja, es ist schrecklich," meinte Zoë.

„Vielleicht wäre es unsere Pflicht, ihr zu helfen. Papa hätte sie sicher nicht im Stiche gelassen."

„Nun, dann lassen wir sie auch nicht im Stiche."

„Meinst Du?"

„Natürlich, da Du es meinst."

Und die Beiden überlegten mit einander die Art und Weise, wie der armen Blanchard am besten zu helfen sei.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Verzweiflung.

Die Gerichtsverhandlung hatte zu lange in die Nacht hinein gedauert, als daß die Blanchard gleich nach Beendigung derselben hätte in Freiheit gesetzt werden können. Man verläßt ein Gefängniß, selbst wenn man freigesprochen worden ist, nicht so einfach, wie man aus einem Wirthshause geht. Und dann verlangte das arme Weib gar nicht hinaus in der Nacht. Was lag ihr an der Freiheit? Was für eine Freiheit hatte man ihr geschenkt? Die, Hungers zu sterben. Denn sie hatte keinen Heller Geld und war zu verzweifelt, um zu arbeiten. Zu arbeiten! Wer würde dem Weibe eines Galeerensträflings Arbeit geben?

Und dann dachte sie in diesen Stunden gar nicht an sich, sondern an ihn. O der Arme! Was mußte er jetzt leiden! Sie weinte, weinte, weinte um ihn die ganze lange Nacht. Am nächsten Morgen führte man sie in die Wachstube, gab ihr das kleine Bündel, welches sie bei ihrer Verhaftung hereingebracht hatte, ließ sie eine Empfangsbestätigung unterschreiben, und sagte ihr:

„Sie sind frei. Gehen Sie und kommen Sie nicht wieder."

Alle Gitter öffnen sich vor ihr. Sie tritt auf den Quai de l'Horloge hinaus, ihr Bündel in der Hand. Sie macht einige Schritte und schaut um sich. Sie hat das Gefühl, als müsse sie im nächsten Augenblicke wieder verhaftet werden.

Ihr Auge fällt dann auf die dunklen, ungeheuren Mauern des Gefängnisses, in welchem ihr Mann schmachtet, wo er in seinem Zellenwinkel sitzt und an sie denkt, an sie, von der er für immer getrennt ist.

Während sie so halb bewußtlos dasteht, braust hinter ihr ein Dampfboot die Seine hinab. Sie wendet sich maschinenmäßig um, stützt sich auf das Geländer des Kais und schaut in das Wasser hinab.

Ein großer Sturm fegt in diesem Augenblicke über Paris hin. Der Himmel ist verfinstert, dicke Wolken, schwarz wie Kohlendampf, jagen, von einem heftigen Winde getrieben, neben und durch einander über den Horizont; so niedrig, so niedrig, daß sie die Firste der Häuser zu berühren scheinen. Der gepeitschte Fluß wogt auf in gelblichen Fluten.

Sophie Blanchard geht langsam der Brücke zu, immer in's Wasser starrend. Dieses wilde Wogen da unten ergreift sie wie ein Schwindel. Dieser Fluß erscheint ihr wie ein offenes Grab; ein Grab all' ihrer Leiden, all' ihres Elends, all' ihrer Verzweiflung. Es ruft sie, und sie fühlt, daß sie dem Rufe folgen muß, wie man Athem ziehen muß, wie man den Arm zur Wehre vorstrecken muß, wenn man uns schlagen will ...

Ein zerlumptes Kind, an dem sie vorbeigeht, streckt ihr bittend die Hand entgegen.

Sie starrt es wirr an. So alt war ihr Kind, da es in ihren Armen starb, aus Elend und Hunger starb, während man ihren Mann in's Zuchthaus schleppte.

Sie möchte dem Kleinen schon um „des Andern" willen etwas geben. Aber sie hat nichts, gar nichts. Oder doch! Das kleine Bündel da, in dem sich ein paar Sacktücher, ein Kopftuch, ein Kamisol und eine Haube befindet. Fünf Franken möchte das Ganze wohl werth sein.

Was nützte es ihr, da sie doch in den Fluß mußte?

Sie gibt das Bündel dem kleinen Bettler und sagt ihm heiser, wie im Fieber:

„Nimm, nimm und gib es Deiner Mutter, wenn Du eine Mutter hast, oder verkauf' es selber, wenn Du eine Waise bist."

Dann küßt sie das Kind. Sie muß doch von Jemanden Abschied nehmen, da sie das Leben verläßt.

Schon geht sie weiter, da fällt ihr plötzlich etwas ein. In dem Bündel hat sie zwei kleine Photographieen vergessen, die ihres Mannes und die ihres todten Kindes. Sie hatte dieselben vor langer, langer Zeit anfertigen lassen, als sie noch glücklich auf dem Lande lebte, mit Blanchard, der damals Gärtner war, und ihrem kleinen, dreijährigen Töchterlein, das schön war wie ein Engel des lieben Gottes.

Sie will diese beiden Bildchen nicht weggeben wie das Uebrige. Sie will sie noch einmal anschauen, zu sich stecken und sie in das Grab mitnehmen ... in das Grab da unten ...

Sie läuft dem Bettelkinde nach, erklärt ihm die Sache und nimmt die zwei Bildchen zu sich. Dann geht sie weiter auf der Brücke und lehnt sich auf das Geländer derselben. Sie wirft nur einen kurzen Blick auf das Porträt ihres kleinen Töchterchens. Sie wird es ja im nächsten Augenblicke wiedersehen da droben. Aber lange betrachtet sie das Bild ihres Mannes. Wie gut, wie glücklich sah er damals aus! Sie drückte verstohlen einen langen Kuß auf das Porträt, dann steckt sie ihr einziges, ihr letztes Gut, Alles, was ihr vom Leben geblieben ist, in ihr Brusttuch und wirft einen letzten Blick auf die dunklen Mauern des Gefängnisses.

Dann schaut sie die Brücke entlang. Sie ist fast leer. Die schwärzeste Wolke ist geplatzt und große Regentropfen fallen wüthend in den Staub der Erde. Die Fußgänger fliehen nach allen Seiten, die Kutscher hauen auf ihre Pferde, um rascher zwischen die Häuser zu kommen. Niemand achtet auf sie. Sie schwingt sich auf das Geländer, breitet die Arme aus und stürzt sich in den Raum.

Der Fluß öffnet sich ... und schließt sich wieder.

Fünfzigstes Kapitel.

Gerettet.

Der kleine Bube, dem Sophie Blanchard ihr Hab und Gut gegeben hatte, war mit demselben über eine der Brückentreppen an das Flußufer hinabgeeilt, um dort unter dem Dache irgend eines Wäscherschiffes Schutz vor dem Regen zu suchen.

Dann hatte er nichts Eiligeres zu thun, als seinen Schatz zu besehen.

Als er sich im Besitze einiger Sacktücher sah — der ersten in seinem Leben! — war er außer sich vor Freude und erhob seinen Blick nach der Brücke, um dort seine Wohlthäterin zu erspähen.

Trotz des Regens, der vor seinen Augen einen Nebelschleier zog, erblickte er sie doch, wie sie auf dem Geländer lehnte und in das Wasser hinabstarrte. Dann plötzlich sah er ihre dunkle Gestalt gleichsam in die Höhe wachsen, dann schwankte sie eine Weile in der Luft und — fiel dann jählings in die Tiefe mit der Schnelligkeit jener Sterne, die am Himmel von Wolke zu Wolke zu fallen scheinen.

Das Kind begriff jetzt und stieß einen Schrei aus.

Einige Wäscherinnen und zwei Männer, die ebendaselbst Schutz gesucht hatten vor dem Regen, wandten sich fragend um. —

„Da! Da!" machte das Kind. „Ein Weib ist in's Wasser gefallen!"

Aller Augen wandten sich nach der angedeuteten Richtung; der Körper war wieder in die Höhe gekommen und hielt sich durch die aufgebauschten Kleider an der Oberfläche im Stromabwärtstreiben.

Die beiden Männer, von denen der eine Flußmatrose war, sprangen in ein Boot, welches an dem Wäscherschiffe festhielt, schnitten den Strick ab und ruderten in die Mitte des Flusses, um den Körper auf seinem Wege aufzufassen. Aber in dem Augenblicke, wo er in ihr Bereich kam und sie ihn fassen wollten, versank er. Es blieb nur übrig, sich ihm nachzustürzen. Der Matrose zögerte, denn er wußte, wie wild an dieser engen Stelle das Flußbett bei Stürmen sei. Der Zweite aber hatte sich ohne Besinnen in's Wasser geworfen und erschien einige Sekunden später mit seiner Beute wieder an der Oberfläche; und da er jetzt näher dem Wäscherschiffe war, steuerte er auf dasselbe zu. Die Wäscherinnen knieten am Rande und ergriffen den Körper der Verunglückten, den sie auf's Verdeck zogen. Der Mann folgte. Sophie Blanchard gab kein Lebenszeichen mehr. Man wendete alle üblichen Wiederbelebungsversuche an und nach einigen Augenblicken fing das Herz der Unglücklichen wieder zu schlagen an, ein Krampf hob ihre Brust, ihre Augen öffneten sich, sie war gerettet.

Aber mit dem Leben kam ihr auch das Bewußtsein wieder. Und wie sie sich unter der fortgesetzten Sorge der braven Leute erholte, und wie sie ihnen mit einem matten Blicke, einem bleichen Lächeln und einem schwachen Händedruck dankte, da ward auch die Erinnerung an ihr bitteres Leid wieder lebendig in ihr und sie brach in Thränen aus.

Ein Sicherheitsmann, den man am Kai oben von dem Vorgefallenen benachrichtigt hatte, stieg in das Wäscherschiff herab und fragte sie nach Name und Stand. Jeder Selbstmordversuch muß sogleich dem nächsten Polizeikommissariate gemeldet werden.

Sophie Blanchard beantwortete seine Fragen und der Sicherheitsmann begab sich mit seinen Notizen direkt in den Justizpalast, in welchem sich das Polizeikommissariat befindet.

In dem Augenblicke, wo er in den großen Hof trat, hielt ein Wagen vor dem Gitter und eine kleinwinzige, lebhafte, bewegliche Dame mit Lockenbüscheln an den Schläfen und funkelnden Aeuglein stieg aus demselben.

Sie schaute um sich, erblickte am Fuße der großen Treppe die Glasthüre, auf welche der Sicherheitsmann zuschritt, und folgte ihm.

Sie war kaum eingetreten, so fragte man sie nach ihrem Begehren. Sie entgegnete augenblicklich:

„Ich heiße Zoë Lacassade, wohne Rue Helder Nr. 20 und bin hergekommen, um in meinem Namen und im Namen meiner Freundin Jeanne Guérin die Frau Sophie Blanchard abzuholen, welche gestern vom Gerichte freigesprochen worden ist."

„Die fragliche Person befindet sich nicht hier, mein Fräulein. Hier ist nicht das Depot, sondern das Polizeikommissariat."

„Ah, dann habe ich mich geirrt. Daran ist der Kutscher schuld. Und ich sagte ihm noch, daß ich in's Depot wolle. Nein, diese Pariser Kutscher! ... Bei mir daheim, auf Guadeloupe, käme so etwas nicht vor ... schon weil es dort gar keine Kutscher gibt ... Wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wo sich das Depot befindet, mein Herr?"

„Auf dem Quai de l'Horloge, mein Fräulein, zwei Schritte von hier."

Sie wollte sich entfernen, als der Sicherheitsmann dem Beamten etwas zuflüsterte, worauf derselbe Zoë Lacassade zurückrief:

„Ah, bitte, bleiben Sie, mein Fräulein. Soeben erfahre ich, daß die fragliche Person sich nicht mehr im Depot befindet. Sie ist seit einer Stunde entlassen, befindet sich aber in diesem Augenblicke ganz in der Nähe. Dieser Herr da wird Sie zu ihr geleiten. Wollen Sie sich der Frau annehmen, mein Fräulein?"

„Das ist meine Absicht. Warum fragen Sie?"

„Weil sie soeben den Versuch gemacht hat, sich zu tödten."

„O mein Gott!"

„Und wenn Sie sich nicht für sie verbürgen wollten, müßten wir sie in Gewahrsam nehmen, um zu verhindern, daß sie den Versuch wiederhole."

„Ich verbürge mich für sie, mein Herr, ich verbürge mich für sie! Sie haben meinen Namen, meine Adresse ... O, eilen wir, eilen wir ...!"

Und sie fuhr mit dem Sicherheitsmann nach dem Ufer, welches derselbe dem Kutscher bezeichnete. Dort angekommen, stieg sie mit dem Manne, dem sie gar nicht Zeit ließ, Athem zu schöpfen, die Treppe des Kais hinab und lief auf das Schiff zu, so schnell ihre kurzen Beine sie tragen wollten. Dort fand sie Sophie Blanchard, noch ganz blaß und matt, in ein Gewand gehüllt, das ihr eine der Wäscherinnen geliehen hatte, während man ihre Kleider an der Sonne trocknete, welche die Sturmwolken jetzt durchbrochen hatte und in voller Klarheit am Himmel strahlte.

Zoë hüpfte auf sie zu, stellte sich mit verschränkten Armen vor sie hin, warf ihr Lockenhaupt in den Nacken und sagte mit einer Stimme, die sie vergeblich streng zu machen versuchte:

„Ihr habt Euch tödten wollen, Unglückliche!"

„Ach, Fräulein, was hätte ich sonst thun sollen?" murmelte Sophie Blanchard.

„Was Ihr hättet thun sollen? Was Ihr thun sollt? In den Dienst des Fräuleins Guérin sollt Ihr treten, so wie früher, und zwar gleich auf der Stelle!"

„Ich! Ich! Sie wollen mich nehmen?"

„Ja, ja, ja, wir wollen Euch nehmen. Was gibt's da zu schauen? Sputet Euch. Jeanne wartet auf Euch. Zieht Euer Kleid wieder an. In zehn Minuten sind wir zu Hause und ich gebe Euch ein anderes ... Im Juni hat man nicht gleich den Schnupfen ..."

(Fortsetzung folgt.)

Interessante Bücher.

Das Ziel, in unterhaltender Form gediegene Belehrung zu bieten, verfolgt auch das gleichfalls bei Spamer in Leipzig erschienene Werk: „Australien" von Richard Oberländer; in diesem großen 500 Seiten starken Bande wird dieser fünfte Welttheil, der jetzt neuerdings die Augen Europas durch die Weltausstellung in Sidney auf sich gelenkt, ausführlich geschildert, und zwar erfahren wir hier die sehr interessante Geschichte seiner Entdeckung und Kolonisation und erhalten eine vortreffliche Reihe Bilder aus dem Leben der Ansiedler in Busch und Stadt. Das Werk ist mit 125 Abbildungen und einer Karte versehen und hat außerdem durch ein sorgfältiges Register noch den Werth eines Nachschlagebuches.

Zum Schluß möchten wir noch auf eine hübsche kleine Bibliothek, „Neue Volksbücher" von demselben Verleger genannt, hinweisen, geschmackvoll gebunden, mit Bildern geziert, von denen jedes entweder eine historische Person oder geschichtliche Stoffe, wie „Jermak, der Eroberer Sibiriens", „Das Tabakskollegium und die Zeit des Zopfes", „Hermann der Cherusker", „De plattdütsche Bismarck", „Heinrich Pestalozzi", oder Reisen und Aehnliches, wie „Reisen im Finstern" (nach Verne's Vorbild), „Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker des neunzehnten Jahrhunderts", Sagen, wie die versunkene Stadt „Vineta, ein Bild ferner Vergangenheit", oder aber auch kleinere Erzählungen in der Art des bekannten Hoffmann; solche sind: „Glück auf", „Das große Loos", „Das Rettungsboot", „Aus dem Jugendleben eines Handwerkers", endlich kulturgeschichtliche Charakterschilderungen, wie „Opfer des Aberglaubens, Irrthums und des Wahnes", behandelt. Diese Bücher, hübsch illustrirt, nach Ton und Inhalt gleich anziehend und gediegen, bilden einzeln und zusammen Geschenke für den Weihnachtstisch des Mittelstandes und sind vor Allem der heranwachsenden Jugend zu empfehlen. Auch die Grundbedingung jeder Volksbücher, ein billiger Preis, ist hiebei erfüllt.

Ueberschwemmung in Murcia.

(Bild S. 244.)

Auf dem Umschlag unseres letzten Heftes haben wir eine allgemeine Schilderung jener entsetzlichen Ueberschwemmung gegeben, von welcher Spanien am 14. Oktober heimgesucht worden. Heute lassen wir unsere Leser ein Bild aus diesen Schreckenstagen schauen.

Wir sehen einen Platz in San Benito, eines Stadttheiles von Murcia. Sie ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, die sich durch südlich üppige Fruchtbarkeit auszeichnet, und enthält mit den Vororten (Huerta) 87,803 Einwohner. Da das Thal der Segura, an welcher die Stadt liegt, von hohen, steilen Gebirgen eingeschlossen wird, deren meist leere Wasserrinnen zur Segura hinableiten, so füllte sich bei dem Unwetter das Thal in kurzer Zeit meterhoch mit Wasser und dieß überschwemmte die Stadt, welche am Berghange ziemlich eben liegt und breite Straßen hat, so vollständig, daß man mit Kähnen hätte darin fahren können, wenn die reißende Strömung dieß zugelassen. Vom Himmel, von den Hausdächern, vom Fluß aus, von den Bergen herab strömte unaufhörlich das schreckliche Element, Entsetzen und Verzweiflung auf dem Lande und ebenso in der Stadt hervorrufend. Alles flüchtete in die oberen Stockwerke der nicht sehr fest gebauten Häuser. Die Straßen waren mit Flüchtlingen der tiefer gelegenen Stadttheile gefüllt, das steigende Wasser begann die sich drängende Menschenmasse zu heben, die Strömung sie hin und her zu reißen, Viele sanken unter. In das Tosen der Flut und Brausen des Sturmes mischten sich tausendstimmige Rufe der Todesangst und nach Hülfe. Da war es vor Allem die Gendarmerie Murcias, welche hochherzig und muthvoll sich der Gefährdeten annahm. Die berittenen Polizeisoldaten ergriffen die Sinkenden und Treibenden, hoben sie auf ihre Pferde und brachten sie zu höher gelegenen Straßen in Sicherheit, oder halfen ihnen von den Balkonen der Häuser herab, wo man sich an Tüchern und Seilen herniederließ, weil die aus gebrannten Ziegeln hergestellten Gebäude dieses Quartiers zu wanken anfingen. Hunderte von Frauen, Kindern und Greisen verdankten diesen Wackeren ihr Leben. Fast der ganze Stadttheil ist jetzt ein Trümmerhaufen.

Unsere Illustration zeigt die allgemeine Noth und die Rettungsthätigkeit der Gendarmerie. Von vier Uhr Nachmittags bis neun Uhr Nachts stieg die Flut so reißend, daß sie in der Stadt zwei bis drei Meter Höhe erreichte. Um neun Uhr begann das Wasser zu fallen und um drei Uhr Morgens war die Segura in ihr Bett zurückgekehrt. Aber was haben die wenigen Stunden aus der so blühenden Provinz gemacht! Das fruchtbare Land, die Dattelpalmen, Orangen- und Citronenbäume, welche das Thal so paradiesisch schön erscheinen ließen, die herrlichen Gärten und Felder, Alles ist verwüstet und die Ernte auf mehrere Jahre hinaus vernichtet. Gegen 1500 Menschen haben ihr Leben verloren und weit über hundert Dörfer und Städtchen sind fast verarmt. Es war die furchtbarste Ueberschwemmung, von der Spanien seit 1802 heimgesucht worden.



Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Man hat jetzt in größerem Maßstabe und als Handelsartikel ein Präparat hergestellt, welches die Annehmlichkeit eines erfrischenden Genuß- und leicht verdaulichen Nahrungsmittels mit den werthvollen Eigenschaften eines Heilmittels glücklich in sich vereint. Es ist der Milchwein, Koumys, welchen beim herannahenden Frühling der durch die Entbehrungen des strengen Winters abgemagerte und entkräftete Bewohner des öden sibirischen Flachlandes aus der Milch seiner zahllosen, halbwilden Pferdeheerden bereitet und reichlich genießt, um in kürzester Zeit wieder seine frühere Körperfülle und neue Kräfte zu gewinnen. Seit undenklichen Zeiten versetzt man dort die Milch in weingeistige Gährung und benützt das milchweiße, schäumende, angenehm säuerlich schmeckende Getränk zu einer Trinkkur; in Menge genossen, wirkt dasselbe sättigend, ermüdend, Schlaf machend, ja, im Uebermaße genossen, leicht berauschend. Von den Kirgisen lernten ihre Nachbarn, die Russen, den Milchwein kennen und benützten ihn bald, seine werthvollen Eigenschaften erkennend, bei Kranken, deren Ernährung und Kräftezustand nothgelitten hatte, sehr oft mit so auffallendem Erfolg, daß die dortigen Aerzte darauf ihr Augenmerk richteten und sich von der Wahrheit der unbestrittenen Thatsache überzeugten, daß die Bereitung des Blutes durch den kurmäßigen Gebrauch von Koumys angeregt und dessen Zusammensetzung verbessert wird: das Aussehen der Kranken wird blühend und deren Gewicht nimmt auffallend zu; Wirkungen, welche nur durch die eigenthümlichen, in glücklicher Mischung vorhandenen Bestandtheile des Milchweins erklärt werden können, von welchen in erster Linie Weingeist, Zucker, Milchsäure, Salze und Kohlensäure genannt werden müssen. Demzufolge ist derselbe als ein ebenso wohlschmeckendes und nährendes, als auch leicht verdauliches, die Magenthätigkeit anregendes Getränk bezeichnet worden, dessen kurweiser, von dem Arzte zu regelnder Gebrauch bei allen erschöpfenden Krankheiten, nach bedeutenden Blutverlusten, bei langwierigen Eiterungen, bei vielen Formen von Magenleiden, bei Blutarmuth, Bleichsucht und nervöser Schwäche großen Nutzen schafft und vielfach Genesung bringt; insbesondere genießt er den größten Ruf bei langwierigen Brustleiden mit Neigung zur Auszehrung. Begreiflicherweise werden die Bewohner Deutschlands mit seltenen Ausnahmen den echten, aus Pferdemilch bereiteten Koumys stets vermissen müssen, daher sich seit Jahren die Wissenschaft nicht ohne Glück bemüht hat, ein gleichwerthiges, aus Kuhmilch und Molken bereitetes Getränk herzustellen, in welchem man durch eine, von sachverständiger Hand bereitete Gährflüssigkeit, das sogenannte Koumysextrakt, die erforderliche weingeistige Gährung einleitet. Mit Hülfe des Letzteren ist es nun eine einfache Sache, sich selbst im eigenen Hause den Milchwein zu bereiten. Noch willkommener würde es aber sein, wenn renommirte Milchkuranstalten die Bereitung in die Hand nehmen und den Koumys auf Bestellung liefern würden, da hiebei alle Garantieen für frische und gute Milch und für pünktliche Zubereitung geboten wäre. (Zugleich als Antwort auf Anfrage 16.)

Erfindungen.

Ein Barometer, das sich ohne Mühe leicht Jedermann selbst herstellen kann und welches doch den Luftdruck äußerst genau anzeigt, wurde in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften kürzlich demonstrirt und besprochen. Ein Glaskolben oder eine Flasche wird zum Theil mit einer Mischung von Glycerin und Wasser angefüllt und durch den die Mündung luftdicht verschließenden Pfropfen eine mehr oder minder lange Glasröhre derart eingeführt, daß ihre Mündung bis unter die Oberfläche der Flüssigkeit reicht. Diese Glasröhre wird dann ungefähr bis zur Hälfte mit der gleichen Flüssigkeit gefüllt. Dieß ist die ganze Einrichtung. Durch die in der Flasche eingeschlossene Luft kann nun ein Steigen oder Fallen der Flüssigkeitssäule in der Glasröhre bewirkt werden. Wächst der äußere Luftdruck, so wird die Flüssigkeit in der Röhre sinken, weil der Druck innerhalb der Flasche noch derselbe wie früher geblieben ist. Nimmt der äußere Luftdruck ab, so wird im Gegentheil die Flüssigkeitssäule steigen, da der Druck in der Flasche jetzt die äußere überwiegt. Umgekehrt wie bei dem Quecksilberbarometer bezeichnet also hier das Steigen eine Luftdruckverminderung und das Fallen eine Luftdruckvermehrung. Da aber der Druck durch eine Flüssigkeit gemessen wird, welche $13\frac{1}{2}$mal leichter als das Quecksilber ist, so werden auch die einzelnen Schwankungen und Bewegungen in unserem Falle wohl zehnmal größer werden wie bei dem Quecksilberbarometer. Das Steigen oder Fallen um ein Millimeter der Quecksilbersäule wird sich bei dem Wasserbarometer in dem Steigen oder Fallen von $1\frac{1}{2}$ Centimeter der Flüssigkeitssäule zeigen. Der einzige Nachtheil dieses so leicht herzustellenden Instrumentes liegt auf der Hand. Die Temperaturverschiedenheiten wirken auch auf die Luft in der Flasche ein und vermögen ein Steigen oder Fallen der Flüssigkeit in der Röhre hervorzurufen, so daß es dann schwer fällt, die barometrische Wirkung hievon zu unterscheiden. Stellt man das Instrument aber an einen Ort, wo die Temperatur ziemlich konstant bleibt, z. B. in den Keller, so wird diesem Nachtheile vorgebeugt, und es lassen sich aus seiner Beobachtung sehr gute Schlüsse zur Wetterbestimmung ziehen. Das Glycerin wird dem Wasser nur deßhalb zugesetzt, um ein Gefrieren der Flüssigkeit zu verhindern.

Rösselsprung.

ge	narr-	die	när-	ner	theu-	ma	quä-
nur	risch	mei-	heit	lem-	mich	mei-	re
ner	fol-	ber	lie-	ich	em-	let	em-
sel-	heit	durch	di-	ach	ßer	toll-	ma
die	dieß	der	ward	bes-	tol-	ma	au-
ist	be	wahr-	len	o-	heit	au-	ner
noch	lie-	die	mir	ben-	mei-	be	sa-
lie-	die	drein	be	lie-	ge	o-	ßer

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Winter in Pr. Sie brennen wahrscheinlich den Kaffee zu stark. Er darf nur ganz lichtbraun geröstet sein — vielleicht ein geringer Zusatz von Zucker beim Brennen, weil dieser schmilzt und die Poren leicht überzieht und das Verduften verhindert. Fett hiezu angewendet, verdirbt stets den Geschmack des Kaffees.

O. St. in Mannheim. Die deutsche angelsächsische, da die Sprache germanischen Stammes.

Hrn. Joh. W...... in Dresden. Ihr Freund hat sich geirrt.

Hrn. G. Gyur... in Ungarn. Besten Dank, aber wir sind reichlich versehen.

Abonnent N. S. K. Nuß empfiehlt in seinem Hauswirthschaftslexikon folgende Mischung zu einer guten Räucheressenz: Perubalsam 1 Loth, Neroliöl 15 Tropfen, nichtrektifizirtes Rosengeraniumöl 30 Tropfen, Zimmtkassienöl 2 Quentchen, Bergamottöl, Citronenöl, von jedem $\frac{1}{2}$ Quentchen, Benzoësäure $\frac{1}{2}$ Quentchen, Ambratinktur $\frac{1}{2}$ Loth, Lavendelöl 1 Quentchen, feinsten Spiritus (90 %) 18 Loth. Man mischt die Flüssigkeiten in einer Weinflasche zusammen und filtrirt durch weißes Löschpapier. Man braucht hievon nur in ein erwärmtes Ofenrohr zu tröpfeln.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln, Charaden, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Doris Bornschein, Erfurt; Mathilde Ringel, Düsseldorf; Emma Streich, München; Frau Isidore Gutmann, Berlin; Anna Nählich, Wien; Hrn. A. Tepper, Paderborn; C. Seifert, Bruchsal; A. Degenhardt, Erfurt; G. Häberlin, Lenzburg; L. Dehmel, Hirschberg; R. Göllner, Wesel; A. Kluge, Dresden; W. Wensel, Rödelheim; W. Hempel, Seifhennersdorf; A. Meister, Berlin; J. Richter, Barmen; H. Carmel, Köln.

Hrn. P. P. in Freiburg. Ein vortrefflicher Ersatz für die allerdings bei unvorsichtigem Gebrauch gesundheitsschädlichen Kohlenbügeleisen sind die amerikanischen mit ansetzbarem Griff.

Hrn. Gustav G. in Gauting. Versuchen Sie es mit einer Auflösung von 5 Pfund Eisenvitriol in 10 Liter Wasser auf einmal hinunterzugießen — nachdem ausgeräumt worden.

Hrn. W... Der Stoff doch schon etwas veraltet. Ihr Talent erkennen wir an.

Hrn. G. Schalk in G. Unser übergroßer Vorrath zwingt uns, zu verzichten.

Hrn. H. Thalmann in Hoya. Eberhard Fetzer in Stuttgart.

Hrn. E. Reisl...... in Wien. Nr. 1) Wir rathen Ihnen von der Selbstbereitung dieses Mittels ab. Nr. 2) Benedix, Kunst des dramatischen Vortrages. Nr. 3) Das kommt auf den Versuch an. Nr. 4) Becker's deutsche Grammatik, Prag, Tempsky.

Frau Mathilde R. in Königswinter. Zum Anstreichen der braunen Hartholzstreifen Ihres Zimmerbodens empfehlen wir Ihnen, eine Auflösung von braunem Schellack in Weingeist, aufzutragen vermittelst eines Pinsels.

T. von S.-G. in R. Eine solche Anstalt dürfte es schwerlich geben.

E. T. in Rawitsch. Der Verlagshandlung wollen Sie gefälligst Ihre Adresse angeben, da die Beantwortung Ihrer Frage hier zu viel Raum in Anspruch nehmen würde.

Hrn. M. Fischer in Kassel. Das Manuskript kam uns unter dieser Adresse als unbestellbar zurück.

Hrn. W. Schw. Spielarten — sind dieselbe Gattung, nur mit geringen Unterschieden, meist in der Farbe.

Aerztliche Korrespondenz.

F. M. in D. Leberflecken können die verschiedensten Ursachen haben; theils sind dieselben Folge abnormer Blutmischung, theils Reizzustände der Oberhaut. Es richten sich nach der Ursache der Flecken die Mittel, und kann kein Arzt ohne Kenntniß der ersteren die letzteren verordnen.

Hrn. Wilh. A. in B. Das von Professor von Rokitansky in Innsbruck als Gegenmittel gegen die Lungenschwindsucht benützte benzoësaure Natron kann ohne strenge ärztliche Kontrole nicht angewendet werden.

Hrn. Ab. in Köln. Einschmieren des Mundes und der rauhen Lippen mit sogenannter Mundpommade, welche in jeder Apotheke erhältlich ist.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 19. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Der Bernsteinsucher.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Schluß.)

Auf dem Hofe des Gefängnisses Saint-Pélagie war der Schnee nicht weggekehrt — die Gefangenen, welche ihre Promenadestunden hatten, — diese wechselten nach den Abtheilungen, in welche das Haus getheilt ist, — traten einen breiten, schwärzlichen Pfad durch diese weiße Decke, und dieser zeigte eine seltsame Schlangenlinie, hervorgerufen durch den Wunsch der Eingeschlossenen, in dem beschränkten Raume eine möglichst lange Wandelstrecke, viele Schritte zu gewinnen.

Johannes, dessen Ergehen in der Luft draußen jetzt keiner Kontrole mehr unterlag, stand am Fenster und schaute auf die Unglücklichen hernieder, welche so sich die Gefangenschaft hinwegtäuschten.

Er hatte nie die Erlaubniß, sich auf dem Hofe zu bewegen, benutzt, es widerstrebte ihm, sich unter den anderen Gefangenen zu zeigen, — er war bei offenem Fenster rastlos im Zimmer gewandert, und tausendmal auf und ab innerhalb seiner Wände hatte er sich als Tagesspaziergang festgesetzt. Jetzt aber stellte er sich vor, daß als Verurtheilter er gezwungen worden wäre, dort unten mit den Anderen zur bestimmten Stunde zu laufen, und sein Herz, das von einem fast rücksichtslosen Freiheitsdrang erfüllt war, schauderte bei diesem Gedanken.

„Bald schließen mich nicht mehr diese Mauern ein," murmelte er und sein Denken war plötzlich bei Bertha, welcher er seine bevorstehende Erlösung aus diesem Zwange verdankte.

Ihr Bild stand vor seiner Seele jetzt ganz anders als früher. Einst war sie ihm das Mädchen, das als eine der Ketten an ihm hing, welche ihn in seinem Heimatdorf so schwer bedrückten, die mithelfen wollte, ihn herabzuziehen in jene gewöhnlichen Kreise, die ihm wie ein Alp vorkamen und ihn verkümmernd an die öde Erdscholle seiner Heimat fesselten.

Wider ihren Willen hatte er das Mädchen darnach an sein Schicksal geknüpft. Er hatte sie mit sich genommen dorthin, wo das Leben in großen Wellen flutete, — sie war nicht mehr das kleine, schüchterne, stets traurige Geschöpf, das im Samlande ihm Mißvergnügen verursachte, sobald er nur an sie dachte.

Sie stand vor seinem innern Auge ihm völlig gleichberechtigt jetzt, groß und frei umstrahlt von dem zauberhaften Lichte edelster Weiblichkeit, als seine Retterin, die mit dem größten Opfer, das ein Weib bringen kann, mit einer Selbstlosigkeit, die erhaben und rührend zugleich ist, seine Befreiung bewirkte.

Vor seinem geistigen Auge leuchtete ihr Bild, — das ovale Haupt, die röthlichen Haare, die edel geschnittenen, charaktervollen Züge, die kraftvolle und doch schön gerundete Gestalt, und in seinem Herzen bebte ein Gefühl, das aus der tiefsten Tiefe seiner Seele hervorzubrechen schien, ein ihm unbekanntes Gefühl, das ihn mächtig bewegte.

„Ich werde sie und meine Mutter vielleicht heute noch wiedersehen," sprach er gedankenvoll vor sich hin, und er mußte sich gestehen, daß das Bild seiner Mutter, deren Reise nach Paris etwas Ungeheures für die alte samländische Schifferfrau ihm dünkte, deren Handeln der Bernsteingesellschaft gegenüber ihn rührte und mit tieferer Liebe zu der Frau erfüllte, als er je für sie gefühlt, in Schatten trat vor dem Gedanken, daß Bertha vielleicht in der nächsten Minute vor ihm stehen könnte. Sein Herz pochte und eine tiefe Sehnsucht nach friedlichem Glück, die sich jetzt merkwürdigerweise um die Person des ihm einst so unangenehmen Mädchens webte, bemächtigte sich seiner, so daß er sich Flügel wünschte, um aus diesem Orte zu entfliehen — Bertha entgegen.

Seine Sehnsucht sollte nicht lange ungestillt bleiben, die jetzt unverschlossene Thüre wurde nach leisem Klopfen geöffnet und Frau Holmson trat in die Zelle ihres Sohnes, ihr folgte zögernd und wie widerwillig Bertha.



Der Bernsteinsucher. Ein unerwarteter Anblick. (S. 250.)

Frau Holmson blieb in der Mitte des Zimmers stehen und warf einen Blick auf ihren Sohn, der am Fenster gestanden und bei dem Geräusch der Eintretenden sich umgewendet hatte.

Sie blieb stehen, mit großen, schmerzlich freudigen Augen ihren Sohn starr ansehend, und Johannes kam auf sie zu, die Hand der alten Frau ergreifend; sie fielen sich nicht um den Hals, sie weinten und schluchzten nicht, denn sie Beide stammten aus dem Bauernstande, wo dergleichen Gefühlsausbrüche nicht im Charakter liegen, — aber sie schauten sich lange — lange an und dieser Blick besagte mehr, als alle Küsse und schluchzenden Umarmungen.

„Johannes," nahm die Mutter jetzt das Wort, „Du hast mir sehr weh' gethan und ich habe Deinetwegen schwer Kummer und Sorge ertragen müssen, — aber ich glaube, daß Du so hast handeln müssen, daß Dich eine Macht trieb, die stärker war, als ich und Du, und die jetzt Alles zu einem so guten Ende geführt. Der Weg war dunkel und verschlungen, aber er führte zu Licht und läuterte unsere Herzen. Ich habe Dir Alles verziehen, aber hier steht Jemand," fuhr Frau Holmson fort, auf Bertha deutend, „an der Du viel gut zu machen hast, Sohn. Sie wollte nicht mitkommen, sie sagte, wie zu Hause: ‚Wenn er mich sehen will, wird er schon zu mir kommen;' aber

ich litt es nicht, ich nahm sie mit, weil ihr Dein erster Gruß gebührt, denn sie hat mehr für Dich gethan, tausendmal mehr, Johannes, als Deine Mutter."

„Bertha," sprach Johannes, die Zögernde bei der Hand ergreifend, während seine Stimme seltsam bebend und doch entschlossen klang — „ich weiß Alles, ich bin aus einem finstern Traum zu einem hellen, freudigen, verheißungsvollen Morgen erwacht, — ich wandelte lange im Dunkeln — aber vergib mir, ich liebte kein Weib, ich stellte mir als mein Ideal etwas vor, das ein Wesen war, konstruirt aus meinen Büchern und Träumen — das Leben ließ mich ein anderes schauen, dessen Holdseligkeit, dessen Geisteskraft, dessen großes Herz ich bisher nicht sah, weil ich den Blick in ungemessene Fernen hielt. Das Leben packte mich bei den Schultern, es rüttelte mich unsanft, es rief mir zu: ‚Du Thor, was suchst du, während dein Glück vor deinen Augen blüht und in den lieblichsten, herzgewinnendsten Farben strahlt,' und es mußte mich erst in Gefangenschaft und ich Dich durch ein furchtbares Leid führen, bis ich zur Einsicht kam. Schau' nicht so beharrlich zur Erde, Bertha. Ich weiß es, Du glaubst nicht zu mir aufsehen zu dürfen. Mir gebührt es, den Blick vor Dir zu senken, ich sollte Dich bitten, daß Du mir verzeihst, mir vergibst, was ich in meiner gewaltthätigen Selbstsucht an Deinem edlen Herzen gefrevelt."

Bertha stand immer noch da, das Haupt gesenkt, ohne den Blick vom Boden zu erheben, ihre beiden Hände zitternd in denen von Johannes.

Johannes hob ihren Kopf in die Höhe und sah ihr in die Augen, es war ein tiefer, warmer, leuchtender, inniger Glutblick, der aus seinen sonst so düsteren, scharfen Sternen sich in die ihren senkte. Es war ein Blick, der in Bertha's Herzen plötzlich tausend Ströme des Lebens entfesselte, die vorher wie mit Eis bedeckt waren, der in ihrem Herzen eine Lichtflut hervorrief, die sie durch ihren blendenden Schimmer zu tödten drohte, es jubilirten in ihrer Seele Engelstimmen, deren paradiesische Hymnen wie Flammen über sie zusammenschlugen, als ob dieß so plötzlich über sie hereingebrochene Glück sie verschlingen wollte; sie wankte einen Moment, dann aber siegte ihre gesunde, kraftvolle Natur über dieß Uebermaß von Empfindung, sie erwiederte sanft den Druck von Johannes' Händen und ihm mit einem Blick voll unsäglichen Glückes, ihr holdes Gesicht tief vom Rosenlicht der Scham übergossen, in's Antlitz schauend, fragte sie mit leiser Stimme:

„Ist es wahr, Johannes, Du könntest mich lieben?"

„Ich hätte wahrscheinlich nie ein Weib geliebt, wenn ein gütiges Geschick Dich nicht mir gezeigt hätte, wie Du wirklich bist, die schönste und edelste Blume des Lebens, als ein Mädchen, wie wohl die Erde kein zweites trägt. Wir wollen ein neues, fröhliches, glückliches Leben mit einander beginnen. Ich will wirken in großer Art, denn ich fühle mich dazu berufen, aber Du sollst mir darin zur Seite stehen als ein Genius des Hauses, der mich vor allem Zuviel warnen wird, der mir stets zeigen wird, daß jener ungemessene Ehrgeiz, der auf Kosten unseres Seelenfriedens und auf Schleichwegen uns zu Höhe und Glanz treibt, die versengenden Strahlen schließlich gegen uns selbst kehrt."

„Johannes," sprach jetzt Frau Holmson, „es ist sehr wahr, was Du da sprichst, halte nur daran fest, aber Bertha hast Du nicht verdient, sie ist ein Kleinod, ein Schatz — der Himmel hat Dich mit Glück überschüttet — sie ist das Kostbarste, Sohn, was Du in der Welt erwerben kannst, behüte und bewahre sie."

„Wie können Sie nur so sprechen," rief Bertha, „Mutter, Ihr wißt nicht, was er verdient hat, ach, ich bin ja nur ein armes, thörichtes Mädchen, ein Mädchen, wie es Hunderte gibt, und er ist ein großer Mann, ein großer Künstler, auf den die Welt sieht, und jetzt so reich, und daß er ein armes Mädchen, das ihm nichts weiter zubringt als ein Herz voll Liebe, nimmt, liebe Mutter, das ist ein Glück, so groß, daß ich es noch gar nicht fassen kann und immer befürchte, es ist ein Traum, aus dem ich mit Kummer erwachen werde."

„Kein Traum, Bertha, Wahrheit, Wahrheit," rief Johannes, die Bebende an sich ziehend. Er hatte während der letzten Worte nicht bemerkt, daß man gepocht hatte, und als keine Antwort erfolgte, die Thüre geöffnet wurde.

Herr Robillard mit Marguerite waren in's Zimmer getreten.

Marguerite warf einen Blick auf die Gruppe, und der Anblick, der sich ihr darbot, bewirkte, daß ihr dunkles Gesicht blaß und fahl ward. Ihre Augen wurden glanzlos und ihr Mund preßte sich zusammen.

Bertha, welche wahrgenommen, daß sie nicht mehr mit Mutter und Sohn allein im Zimmer war, hatte sich scheu aus Johannes' Armen gewunden. Jetzt entdeckte sie Marguerite. Sie ging auf sie zu und wollte deren Hand ergreifen. Marguerite jedoch zog die ihre heftig zurück und starrte Bertha mit einem Blick des wildesten Hasses an, den diese aber nicht mehr sah, weil sie sich in demselben Augenblick auch zu Johannes gewendet hatte, um, verlegen durch Marguerite's sonderbares Benehmen, dessen Aufmerksamkeit auf die Eingetretenen zu lenken.

„Johannes," sprach sie, und ihre Stimme klang herzlich, „dieser Dame bist Du viel Dank schuldig, sie hat das Geld gegeben, wodurch Metzler in sein Unglück rannte, sie gab es einzig nur, um Dich zu retten."

„Ich kenne diese Dame," antwortete Johannes mit dem Ausdruck tiefsten Gefühles und, auf Marguerite zutretend, in französischer Sprache, „sie ist mir stets eine edle Freundin gewesen, wie auch dieser Herr, der einen dankbaren Freund für alle Zeiten in mir haben wird."

Er reichte Herrn Robillard die Hand, dieser ergriff stumm die dargebotene und drückte sie herzlich; Johannes näherte sich jetzt Marguerite, ihr gleichfalls die Hand entgegenstreckend, diese jedoch that, als ob sie das nicht sehe.

„Mein Herr," sprach sie in gepreßtem, rauhem Ton, mit bebenden Lippen, „es freut mich, daß Sie die Freiheit wieder erlangt haben. Ich wollte die Erste sein, welche Ihnen diese Botschaft brachte. Ich sehe aber, daß jemand Anderes dieß Vorrecht haben darf, und mein Unternehmen war demnach nutzlos. Ich störe hier — verzeihen Sie mir, daß ich so eingedrungen, als ob auch ich Ihnen nahe stände. Begleitest Du mich, Papa?" sprach sie, indem sie sich der Thür zuwandte.

Johannes hörte mit Verwunderung diesen seltsamen, kurzen, gepreßten Ton, in welchem das sonst so klare, entschlossene, heitere Mädchen sprach, er schaute mit Verwunderung die plötzliche Veränderung in ihrem Aussehen, die hohlen, zurückgesunkenen Augen, das erschrecklich fahle, bleiche Gesicht, in dem es krampfhaft zuckte. Er schaute ganz bestürzt bald auf den Juwelier, bald auf dessen Tochter. Es war eine peinliche Pause, die jetzt eintrat.

„Herr Holmson," nahm nun Herr Robillard mit bewegter Stimme das Wort, Johannes tief in's Auge sehend, „meine Tochter ist leidend, entschuldigen Sie ihre Seltsamkeit — mein armes Kind ist sehr leidend. Marguerite soll zur Erholung zu Verwandten, aber ich werde Paris nicht verlassen, Herr Holmson, und es wird mir eine Ehre sein, Sie als Gast zu empfangen."

„Ich bedaure unendlich, daß Fräulein Marguerite leidet," antwortete Johannes. „In Ihrem Hause fand ich stets aufrichtige Freunde und meine liebste Erholung. Es knüpfen mich Bande tiefer Dankbarkeit sowohl an Sie, wie an Ihre Fräulein Tochter. Wir haben ja überhaupt noch Manches zu besprechen, Herr Robillard," setzte Johannes hinzu.

Der Juwelier senkte bei diesen Worten sein in der letzten Zeit stark ergrautes Haupt und starrte auf den Boden — er blieb einen Moment so, wie zweifelhaft, still stehen, dann folgte er seiner Tochter, die schon stumm und ohne Gruß sich zum Ausgang gewandt und die Thür geöffnet hatte, und begab sich, von Johannes geleitet, auf den langen düsteren, stets mit Gas erhellten Flur hinaus.

Als Johannes zurückkehrte, trat Bertha näher zu ihm heran.

„Johannes," sprach sie leise, „die Dame liebt Dich, sie ist sehr unglücklich, die Arme, sie dauert mich herzlich."

„Du meinst?" fragte Johannes erstaunt.

„Das ist sicher, ich weiß das aus ihrem eigenen Munde und jetzt habe ich gesehen, wie der bitterste Kummer und die Verzweiflung aus ihr sprachen," antwortete Bertha — „und ihr Leid ist ja nicht zu heilen," fügte sie hinzu, innig zu Johannes hinaufsehend.

„Wenn es so steht, allerdings nicht," gab Johannes ernst zurück, „aber ich habe durch nichts die Einbildung dieser Dame, die ich sonst hochachte und schätze, ermuntert — durch nichts ihr irgendwelche Hoffnungen erregt, die sie zu einer Annahme der Art berechtigten, als ob ich mehr als allerdings wahre, wirkliche Freundschaft für sie fühlte. Das weiß ich sicher."

*

Mehrere Stunden sind seit den eben geschilderten Ereignissen vergangen. Zwischen dem Polizeipräfekten und dem Strafgerichtshofe waren verschiedene Schriftstücke hin und her gewandert.

Metzler befand sich in einem Zustande, einer dumpfen Betäubung ähnlich, immer noch in einem der festen Gewahrsamsräume der Polizeipräfektur. Da erschien ein höherer Beamter und kündigte ihm an, daß er, bis weitere Bestimmungen aus Preußen kämen, nach Allem, was vorgegangen, in strenger Haft behalten würde, welche er jetzt sofort anzutreten hätte. Metzler folgte stumm den Wächtern und Polizeisoldaten hinab zum Hofe, ließ sich dort gleichgültig von Neuem fesseln, stieg, ohne Widerstand zu leisten, in den Wagen und fort rollte das Gefährt. — Es nahm den Weg nach St. Pélagie.

Der Wagen hielt, Metzler wurde herausgehoben, eine große Eisenthüre öffnete sich, die Thür fiel hinter ihm zu und jetzt schlossen den mit Ketten an den Füßen und auf den Rücken gefesselten Händen sich mühsam Fortbewegenden die gleichen grauen Mauern ein, welche so düsteren Schatten in Johannes' Gemüth geworfen.

Metzler wußte, daß sein so tödtlich gehaßter Feind sich im Augenblick noch hier befand, er dachte an dessen jetzige Lage der seinigen gegenüber, und seine Augen glühten, der Kettenverschluß an seinen Händen knarrte klirrend und seine Zähne knirschten hörbar.

Die drei ihn begleitenden Sicherheitsbeamten schauten den Gefangenen scharf an.

Metzler bemerkte dieß und seine Haltung wurde plötzlich schlaff wie gewöhnlich und seine Züge veränderten sich völlig; sie wurden ganz seltsam ruhig und über sein aschfahles Gesicht glitt ein verächtliches Lächeln. Der Fußketten wegen konnte er sich nur in ganz kleinen Schritten bewegen, und so neben seinen Wächtern über den Hof schreitend sagte er jetzt, — das erste Wort, welches er seit seiner Gefangennehmung überhaupt sprach, — mit den Augen auf die Ketten deutend, zu den ihn Begleitenden:

„Ihr könntet die Fesseln mir ruhig abnehmen, liebe Leute. Ich habe einfach die Partie verloren, das Spiel ist aus, ich bin fix und fertig. — Ich habe die Partie verloren," wiederholte er, „und es würde mir nicht im Traum einfallen, zu entfliehen. Wohin denn und wozu? Was erwartet mich, was könnte ich noch erreichen in diesem Plunder von Leben?"

Die Beamten hielten das für List, ihre Wachsamkeit und Vorsicht einzuschläfern; sie führten den Gefangenen in eine Zelle in einem Seitenflügel des langen Gebäudes, die hoch gewölbt und ziemlich dunkel war, da sie ihr Licht einzig von einem schießschartenähnlich nach innen zu sich abschrägenden vergitterten Fenster erhielt, das etwa zwölf Fuß über dem Boden sich befand. Hier nahmen sie dem Gefangenen die Handfesseln ab und ließen ihn allein.

Metzler warf sich erschöpft auf die hölzerne Pritsche im Hintergrunde des Zimmers und lag dort lang ausgestreckt regungslos, lange, lange Stunden, — die Augen festgeschlossen, als wäre er im tiefsten Schlaf der Erschöpfung, — das Zucken um seine Mundwinkel, die finster zusammengezogenen Augenbrauen zeigten jedoch, daß hinter dieser starr-ruhigen Larve eine Welt von heftigen Gedanken arbeitete.

Es wurde Nacht.

Das Aufundabgehen der Schildwachen und Wächter auf dem langen Gang an den Zellen hallte laut auf dem steinernen Fußboden zwischen den kahlen steinernen Mauern. Das Schiebefenster an der Thür von Metzler's Zelle wurde öfters von draußen geöffnet und ein heller Lichtschein traf dann jedesmal einige Sekunden den ruhenden Mann auf der Pritsche. Plötzlich zog Metzler, der von außerordentlicher Magerkeit und geschmeidig wie ein Panther war, die Füße ein, und als er sie nach einigen Minuten lautlos krampfhaft wilden Drehens wieder ausstreckte, lag die Kette nebst den beiden Eisenringen neben ihm, dann glitt er leise von der Pritsche, entledigte sich mit großer Geschwindigkeit seines Rockes, rollte die Wolldecke seines Lagers zusammen, legte um diese seinen Rock und brachte dieß genau auf den Platz, wo er vor wenigen Minuten gelegen. Es war auch die höchste Zeit, daß er mit diesem seltsamen Spiel fertig wurde, denn kaum hatte er die Hand von der Puppe gelassen, so fiel der Lichtschein auf diese, und das Gesicht eines Wächters schaute durch die Oeffnung zur Pritsche, um nach einigen Sekunden wieder wie gewöhnlich zu verschwinden.

Metzler schlich zum Fenster — er nahm den Stuhl, das einzige Möbel in diesem Zimmer, und stellte ihn mit der Lehne unter der Fensteröffnung an die Wand, und nun fing er an, mit seltsamer Hast lautlos daran zu arbeiten, mit den Händen die Gitterstäbe zu erreichen; er grub eine Vertiefung, damit seine Füße haften konnten, in die Mauer, er scharrte dann mit einer wahnsinnigen Hast und einem wahrhaft wilden, wahnsinnigen Eifer stundenlang, stundenlang, die herabfallenden Mörteltheilchen mit seinem Leibe auffangend und

dann lautlos auf die Erde gleiten lassend. Der Lichtschein kam sehr oft in die Zelle, und still wie ein Schatten stand dann der Gefangene an die Wand gedrückt.

So verging die Nacht — der Morgen dämmerte herauf.

Plötzlich entstand vor der Zelle lebhaftes Rufen und Schellen ertönten an verschiedenen Orten des Gefängnißgebäudes; eilige Schritte wurden hörbar, die Thür der Zelle ward schnell geöffnet und mehrere Männer mit Waffen in der Hand traten ein.

Wächter sprangen auf die Pritsche zu, wo die Täuschung lag, sie hoben die Puppe auf, dann fielen ihre Blicke dem Fenster zu. Dort hing still eine lange Gestalt, das hereinbrechende Frühroth fiel von der gegenüberstehenden weißgetünchten Wand auf ein verzerrtes Gesicht, dessen Züge es mit dem vollen Schimmer des Lebens übergoß.

Der Gefängnißinspektor sprang auf den Gefangenen zu. Er konnte sich nur davon überzeugen, daß der Hängende todt war, todt vielleicht schon seit einer Stunde. Der Gefangene hatte es mit einer Energie, die kaum ihresgleichen fand, möglich gemacht, sich an seiner Fußkette erhängen zu können, und alle Wiederbelebungsversuche, die mit der größten Umsicht und in Eile angestellt wurden, blieben vergeblich.

Der Mann hatte sich der irdischen Gerichtsbarkeit entzogen und stand jetzt vor dem Richter da oben über den Wolken des Frühroths, der in alle Herzen schaut, bei dem kein Ankläger und kein Vertheidiger nöthig ist und der ja mit Barmherzigkeit auch den größten Sünder richtet.

Zwölftes Kapitel.

Herr Véron konnte den „Ferdinand Cortez" noch nicht am nächsten Freitag geben, denn es dauerte acht Tage, bis Johannes St. Pélagie verlassen durfte.

Wir sehen ihn jetzt in seiner alten, hübsch eingerichteten Wohnung, in seinem Bibliothekzimmer sitzen und eifrig die Rolle des spanischen Eroberers einstudiren.

Sein neuer Diener trat ein und meldete, daß eine Dame den Herrn zu sprechen wünsche.

Johannes gab Auftrag, diese in das Empfangszimmer zu führen, er folgte dem Diener fast auf dem Fuß und wenige Sekunden später trat Madame Pompeja in das Zimmer.

Sie verbeugte sich sehr tief vor Johannes.

„Ich bin auch eine La Franca!" nahm sie mit Würde das Wort.

„Es freut mich, Sie hier bei mir zu sehen," antwortete Johannes. „Ich habe von Ihnen gehört, vom Advokaten Barron und durch meine Braut —"

„Das ist die Dame mit den rothen Haaren, nicht wahr?" unterbrach Dame Pompeja in ihrer stürmischen Weise. „Das Mädchen ist ein Engel, mein Herr; ich habe sie mehrmals gesehen, sie ist so sanft und süß wie ein wahrhafter Engel, mein Herr."

Johannes verbeugte sich.

„Es thut mir leid," nahm er das Wort, „daß ich die unschuldige Ursache geworden bin, Ihnen Verdruß zu bereiten, wie ich vernommen, — aber ich habe gar nicht die Ansprüche an die Erbschaft selbst erhoben — der hiesige Gerichtshof that es für mich und durch eine seltsame Verkettung von Umständen entdeckte man in mir den Erben."

„Ja, eben deßhalb komme ich, Herr," fiel Madame Pompeja jetzt eifrig ein. „Sehen Sie, Herr, ich habe mich ruinirt dieser Erbschaftsgeschichte wegen, und ich bin, wie wir Franzosen sagen, ausgehöhlt," und dabei öffnete sie unnöthigerweise ihren grünseidenen Shawl und spannte ihn aus wie zwei nach vorn gestreckte Flügel, um bildlich die ungeheure Lücke in ihren Mitteln anzudeuten. „Ich komme, Herr, meines Pflichttheiles wegen — ich traue meinem Advokaten nicht — er ist ein Dummkopf und ich nehme die Sache selbst in die Hand. — Sie sind ja reich, mein Herr, und Sie werden einer La Franca ihren Pflichttheil nicht verweigern."

„Mein Sachverwalter, Herr Barron, hat über diese Angelegenheit mit mir gesprochen."

„Und ich werde meinen Pflichttheil bekommen, nicht wahr, mein Herr?" fiel Madame Pompeja hastig in's Wort.

„Natürlich, mein Sachverwalter —"

„Ach Gott, schicken Sie mich doch nicht zu den Advokaten," unterbrach die Kreolin. „Ich kenne die Sorte gut, schöne Redensarten, süße Verbeugungen und einen Haufen Rechnungen zu bezahlen für alle diese Kratzfüße. Nein, Herr, ich appellire an Ihr Herz wegen meines Pflichttheils. Ich beschwöre Ihr Gewissen, Sie werden einer armen Dame, die auch wie Sie eine La Franca ist, Ihren Pflichttheil geben."

„Ich habe ja schon meinen Advokaten angewiesen, Ihnen die Summe zu zahlen," erwiederte Johannes der drängenden Dame.

„Ach, das ist schön, das ist nobel von Ihnen, aber können Sie mir denn nicht persönlich das Geld geben?" frug aufgeregt die Dame Pompeja. „Ich hätte es gern gleich mitgenommen — wer weiß, was bis morgen geschieht."

„Ich habe eine solche Summe gar nicht im Hause," sprach Johannes lächelnd.

„Nicht?" staunte Dame Pompeja; „aber wo ist denn das Geld?"

„Theils noch im Depot der Gerichtskanzlei, theils besteht es in Gütern — diese Geschäfte besorgt für mich Herr Barron."

„Und einem Advokaten lassen Sie die Sache in Händen! Ach, mein Herr, das sollten Sie nicht thun, Sie kennen die Advokaten noch nicht. Ich beschwöre Sie, mein Herr, lassen Sie nicht meinen Pflichttheil bei dem Gerichte und diesem Menschen länger, nicht eine Stunde, wenn es irgend möglich ist, — er geht mir sonst verloren; geben Sie ihn mir heraus. Schreiben Sie an den Advokaten, daß wenigstens mein Pflichttheil mir sicher ist."

„So viel ich weiß, müssen Sie erst eine Urkunde unterschreiben, daß Sie mit dem Pflichttheil sich begnügen und jeden Ansprüchen an die Erbschaft entsagen."

„Haben Sie die Urkunde hier?" frug Dame Pompeja eilig.

„Nein," lächelte Johannes, „sie liegt bei Herrn Barron."

„Und bekomme ich dann mein Geld?"

„Ich glaube ja."

„So leben Sie wohl, mein Herr, — Herr Barron wohnt in der Rue Bergère?"

„Ja, meine Dame."

„So leben Sie wohl, grüßen Sie mir Ihre liebe Braut, sie wird eine reiche Dame."

„Leben Sie wohl," sprach Johannes, sich verabschiedend, „ich wünsche, daß Ihnen das La Franca-Geld Glück bringt."

„Geld bringt immer Glück," war der tiefsinnige Ausspruch, mit dem Dame Pompeja diese Verhandlung schloß; sie verbeugte sich theatralisch und rauschte hinaus.

*

Der Saal der großen Oper hatte bei der heutigen Cortezaufführung ein sozusagen festliches Aussehen.

Das Theater war bis auf den letzten Platz von einer erwartungsvollen, buntfarbigen Menschenmenge gefüllt und Herr Véron hatte mit dem Gas nicht gespart, es waren wirklich wie bei einer Festvorstellung die Flammen so weit aufgeschraubt worden, daß Saal und Menschen in blendendem Licht schwammen.

Auch Frau Holmson befand sich in einer mit dunklen Sammetgardinen verhangenen Loge im Theater. Sie hatte sich zuerst entschieden geweigert, Johannes auftreten zu sehen: ihr war das Theater verhaßt, sie verachtete das ganze Schauspielwesen, welches sie nur nach den herumziehenden Truppen kannte. Bertha aber sowohl wie Herr Véron ließen nicht nach, bis die alte Frau sich entschloß, der Vorstellung beizuwohnen. Bertha hatte ihr ein deutsches Textbuch vorgelesen und ihr die ganze Handlung erklärt.

Mit ganz eigenthümlichem, ängstlichem, banglichem Gefühle saß sie jetzt in diesem Raum, der ihr unheimlich zauberhaft schön vorkam, und starrte auf die riesigen rothen Gardinen, hinter welchen ihr Sohn jetzt vor all' diese Menschen treten sollte.

Als Johannes nun auftrat in der glänzenden Tracht des spanischen Eroberers und mit einer Haltung, so heldenhaft, glänzend sieghaft, daß man an all' dieß Wunderbare, welches dieser Mann in dem fremdartig seltsamen Lande da vollbringen sollte, von vornherein glaubte, wurde er mit einem brausenden Jubel vom Publikum empfangen und begrüßt, bevor er noch einen Ton gesungen. Als das Publikum in der Erregung sich erhob und nach der verdeckten Loge zu, wo sich Mutter und Braut befanden, was natürlich bekannt geworden, Ovationen richtete, — ward Frau Holmson erst ganz starr vor Schreck, dann aber schlug sie die Hände zusammen und weinte laut.

Johannes begann zu singen, eine lautlose Stille senkte sich fast plötzlich auf die eben noch so erregte stürmische Menschenmenge, jedes Ohr lauschte den machtvollen Tönen und auch Frau Holmson schwieg, mit weitgeöffneten Augen auf ihren Sohn herabsehend; sie saß wie eine Statue, wie in eine ferne Welt gerückt, sie sog in sich jeden Ton, den ihr Sohn sang, und ihr Herz ward ihr weh und voll von Empfindungen eines Glückes, das sie bisher nicht gekannt.

Es war Freude und Stolz auf ihren Sohn, von dem sie jetzt fühlte, daß er ein außergewöhnlicher Mensch war, daß er mehr war als andere Menschen, daß er die Zauberkraft hatte, Tausenden das Herz zu bewegen, zu erschüttern, zu erheben, mehr, mehr noch, wie bei Weitem anders als ihr alter geliebter Pfarrer in der Kirche, — und Frau Holmson sah im letzten Akt nicht mehr auf Johannes, sie lauschte regungslos, das graue Haupt in beide Hände vergraben. Die Vorstellung war geendet.

Frau Holmson fuhr mit Sohn und Braut nach Hause. Dort angekommen, ging sie auf Johannes zu, schlang die Arme um ihn und rief unter hervorquellenden Thränen:

„Du hast Recht gethan, Johannes, Du hast Mutter und Dorf verlassen müssen, Du hast Alles von Dir werfen müssen und in die große Welt ziehen wie die Apostel, — Du mußt mir vergeben, Johannes, denn wie konnte ich arme, alte dumme Frau so etwas nur ahnen?"

Johannes zog die Mutter an sich und küßte sie ehrfurchtsvoll auf die hohe, faltenvolle Stirn.

*

Die nächste Zeit brachte für Bertha mancherlei gerichtliche Formalitäten, die das Drama Metzler zur Folge hatten. Es wurden ihr auch die fünfzigtausend Franken, welche man bei Metzler gefunden und die nach dem Dokument als ihr Eigenthum galten, zugestellt und Bertha beschloß, zu Marguerite zu gehen und ihr das Geld mit den innigsten Dankesbezeugungen für ihre schnelle edelherzige Hülfe zu überbringen. Frau Holmson fühlte sich gedrungen, auch ihrerseits dem Fräulein eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen, und so begaben sich denn beide Frauen zum Hause des Juweliers.

Ihr Besuch wurde von Marguerite nicht angenommen und Bertha sah sich genöthigt, das Geld durch Herrn Barron der Tochter des Juweliers mit einem Briefchen, das ihre Gefühle ebenso einfach als warm aussprach, zu übermitteln.

Sofort darauf erhielt sie folgende Antwort von Marguerite:

„Geehrtes Fräulein:

„Die gewisse Summe, welche Sie mir übersandt, nehme ich nicht an. Ich will das Geld, welches mit jenen Ereignissen in Beziehung gewesen, nicht in meinem Besitz wissen, auch nicht das Bewußtsein haben, daß ich davon irgend etwas genieße.

Marguerite Robillard."

Dem Briefe war die ganze Summe mit Bertha's Schreiben an Marguerite beigelegt und Johannes nahm das Geld einstweilen in Empfang, um es später dem Vater der Unversöhnlichen zu übergeben. —

Vier Wochen später fand in Paris die Vermählung Johannes' mit Bertha statt. Herr Lagrange war nicht zur Feier erschienen, er sandte nur ein wunderbares Bouquet. Dagegen wohnte Madame Colbran, sowie Herr Barron der Trauung, wie auch dem glänzenden Festessen, welchem Johannes sich nicht entziehen konnte, bei. Es war an der großen Tafel des Hotel du Louvre eine seltsame, buntfarbige Gesellschaft vereinigt: — die hervorragenden Mitglieder der französischen Oper, Herr Vidal und Herr Véron, der Schließer der Zelle von St. Pélagie, in welcher Johannes in Haft gewesen, und auch Madame Pompeja, welche es sich nicht hat nehmen lassen, durch die Anwesenheit bei seiner Vermählung „ihre Verwandtschaft" mit dem berühmten Manne zu zeigen. Der Juwelier Robillard nebst Tochter fehlten, was sehr bemerkt ward.

Einige Tage nach der Hochzeit fand sich dieser jedoch bei Johannes ein und hatte in dessen Arbeitskabinet eine lange Unterredung mit diesem, nach welcher der Juwelier leichteren Schrittes und erhobenen Hauptes das Haus wieder verließ.

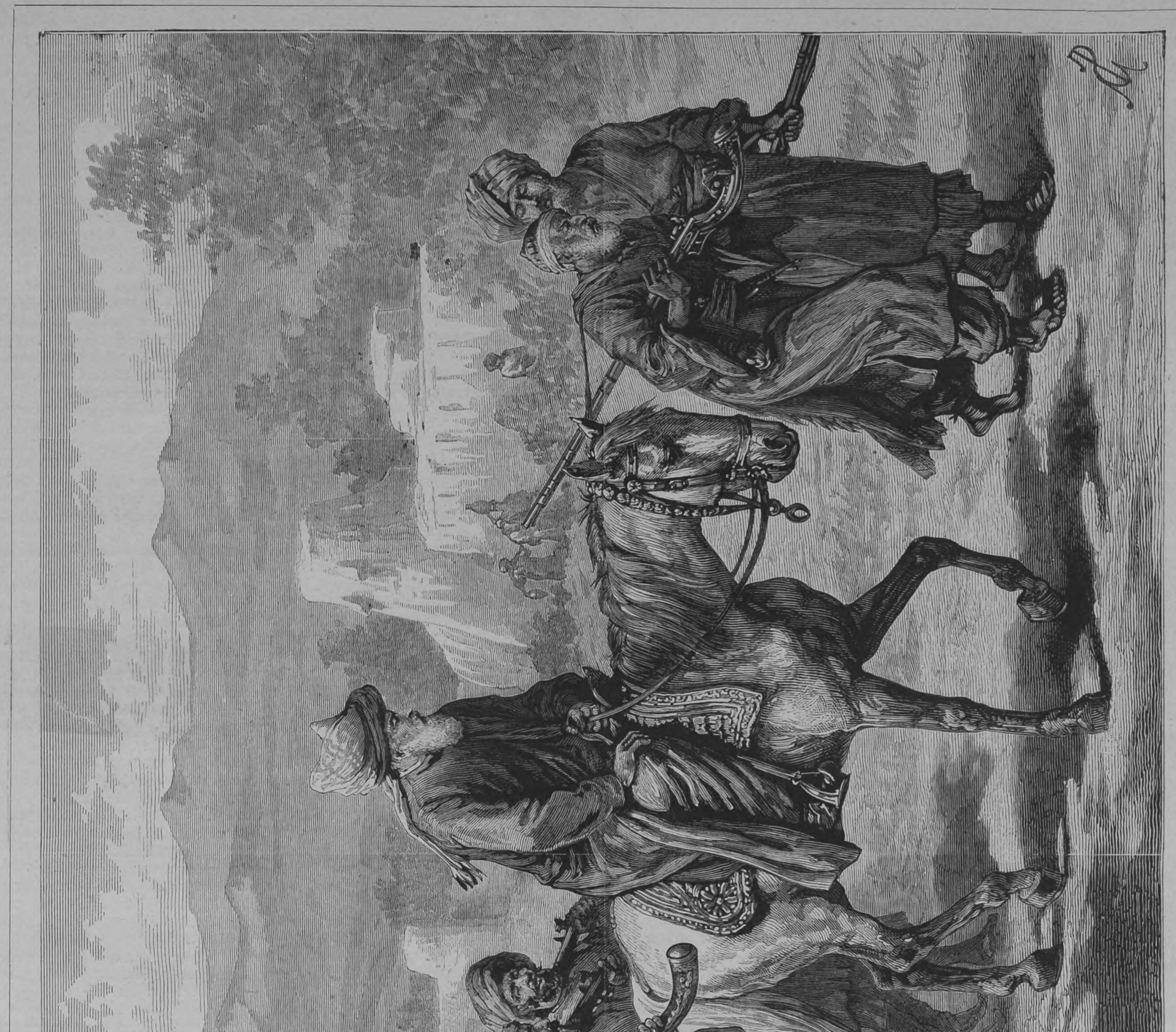
Einen Monat später, während Johannes mit Bertha und seiner Mutter schon ein vorzeitiges Frühjahr in Neapel genoß, gelangte an die Bernsteintaucherei in Brüsterort ein Dokument über zweimalhunderttausend Franken, welche Summe der ehemalige Taucher Holmson-La Franca zu einem Pensionsfonds für alte und arbeitsunfähige Taucher und für die Verbesserung der Schule in seinem Heimatsdorf stiftete.

Als Sänger trat Johannes nur selten auf und dann immer zu wohlthätigen Zwecken.

Er kehrte nach einem Jahre des Reisens, welches ihn, sowie seine Mutter bis nach Kairo führte, nach



Die Werbung für den König von Spanien. Zeichnung von L. Petrovits. (S. 254.)



Ein afghanischer Anführer und Gefolge. Zeichnung von W. Simpson. (S. 254.)

Deutschland zurück, erwarb dort in der Rheingegend große Güter und warf sich dann in ein arbeitsreiches, für sich und Andere nutzbringendes Leben als Landwirth, durch industrielle Unternehmungen in jenem großen Style, wie er das von früh auf erstrebt hatte.

Bertha ward eine blühende, glückliche Frau, die ihren Mann immer noch wie früher anbetete und einen reichen Kranz von schönen Knaben und wunderhübschen Mädchen — welche alle etwas von der eigenthümlich vornehmen, stattlichen Art des Vaters hatten — ihn stets als Vorbild hinstellend, erzog.

Die Werbung für den König von Spanien.

(Bild S. 252.)

Nachdem an der spanischen Grenze König Alfons und die Erzherzogin Christine sich gesprochen und verlobt hatten, hat am 21. Oktober die Werbung des Königs bei dem Oberhaupt der Familie, dem Kaiser von Oesterreich, und bei der Erzherzogin selbst, nach spanischer Sitte durch einen Stellvertreter stattgefunden. Der Werber war der Herzog Eduard von Carondelat y Donato, Herzog von Baylen.

Unser Bild, das wir hier unseren Lesern geben, zeigt uns den Moment der Werbung bei der zukünftigen Königin. Die Feierlichkeit ging in folgender Weise vor sich. Gegen halb zwei Uhr Nachmittags begann die Auffahrt der k. k. Garden, die dem feierlichen Akte, der im Ceremoniensaale vor sich ging, beiwohnten. Hierauf erschien der Ceremonienmeister Graf Hunyady und der Hofstaat, welcher die Frau Erzherzogin nach Spanien begleitet. Das Insgewehrrufen der Hauptwache auf dem äußern und innern Burgplatze verkündete das Herannahen der Frau Erzherzogin Christine, welche mit ihrer erlauchten Mutter, der Frau Erzherzogin Elisabeth, zur Ceremonie eintraf. Die Frau Erzherzogin Christine trug eine mattrosa Seidenrobe mit langer Schleppe, reich mit Spitzen geputzt. Das Haar, das in Flechten geordnet war, zierte ein Diadem aus Perlen. Die Frau Erzherzogin Elisabeth war in prachtvoller lila Failletoilette, das Haar gleichfalls mit einem Perlendiadem geschmückt. Drei Minuten vor zwei Uhr hielt der Abgesandte des Königs von Spanien, Herzog von Baylen, seinen feierlichen Einzug in der Hofburg. Zwei Sicherheitswachleute en parade ritten voraus. Diesen folgten drei reich mit Gold verzierte Hofgalakarrossen mit dem Gefolge des Herzogs. Unmittelbar nach dem Eintreffen des außerordentlichen Botschafters nahm die Feierlichkeit ihren Anfang. Der Herzog überreichte zuerst seine Beglaubigung als Abgesandter seines Monarchen dem Kaiser, und dieser geleitete nun den Herzog in einen Salon, wo die Erzherzogin nebst ihrer Mutter und nächsten Anverwandten sich befanden. Der Herzog überreichte darauf nach spanischer Sitte der Erzherzogin ein Geschenk seines Königs, sprach den Wunsch seines Monarchen aus und erhielt die Zustimmung der Erzherzogin. Der Akt der Brautwerbung dauerte eine halbe Stunde, worauf der Herzog von Baylen mit seiner Begleitung in derselben Ordnung wie bei der Ankunft die Hofburg verließ und in's Palais des Herrn Erzherzogs Albrecht fuhr, woselbst er die Rückkehr der Frauen Erzherzoginnen Elisabeth und Christine, die kurz vor drei Uhr erfolgte, abwartete.

Ein afghanischer Anführer und Gefolge.

(Bild S. 253.)

Die Engländer behaupten zwar, daß mit der Einnahme Kabuls der Krieg in Afghanistan beendet sei, und sehen dem Winter, welcher in jenem Lande voll gewaltiger Gebirge überaus streng auftritt, beruhigt entgegen. Wer jedoch den Ereignissen auf jenem Kriegsschauplatz mit unparteiischem Auge gefolgt ist, theilt diese Ansicht nicht so ganz. Afghanistan ist nicht ein Staat mit einheitlicher Bevölkerung, nicht ein zusammenhängendes Ganzes, sondern eine sehr lockere Verbindung von kriegerischen Gebirgsvölkerstämmen, die gerade, wie es ihnen gefällt und ihr Vortheil es erfordert, auf eigene Hand handeln, sich weder an Verträge binden, noch Wort halten, weder den Gesetzen civilisirter kriegführender Nationen sich fügen, noch einen regelrechten Krieg führen. Die Engländer in Kabul sind nur durch einen einzigen schmalen Bergpaß mit Britisch-Indien verbunden und ihre Wintervorräthe sind so gering, daß sie die Kavallerie, worauf hauptsächlich ihre Ueberlegenheit den Afghanen gegenüber beruht, haben zurückschicken müssen. Eine geringe Anzahl Feinde wäre daher im Stande, wenn sie den völlig unvertheidigten Paß besetzt, der englischen Armee in Kabul sehr große Verlegenheiten zu bereiten, und die verschiedenen afghanischen Stämme, welche nur augenblicklich vor der Uebermacht zurückgewichen, hassen die Engländer auf das Bitterste, sie sind gut bewaffnet, kennen alle Schlupfwinkel der Berge, sind tapfer, muthig und ausdauernd. Ihre Gestalt ist hoch und kräftig, ihre braunen orientalischen Gesichter mit schwarzen Bärten und blitzenden Augen wenig vertrauenerweckend. Durch die halb türkische, halb chinesische Kleidung und eigenartigen, oft kostbaren Waffen machen sie einen interessanten Eindruck. Blau, gelb und roth sind die vorherrschenden Farben ihrer weiten Gewänder, der Turban ist meist gelb und roth karrirt, in dem buntfarbigen Gürtel stecken eigenartige lange Dolche, — aber nicht zwei afghanische Krieger sind gleich gekleidet und Schmutz und Verwahrlosung kennzeichnen den Orient.

Unsere Illustration zeigt einen Afghanenhäuptling, der mit seinem Gefolge auf dem Marsch begriffen ist, ein alter, wahrscheinlich den Engländern gutgesinnter Eingeborener ist zum Führer gepreßt worden; vielleicht ist er auch ein vornehmer Mann, der als Geisel dient, daß dieser Theil Truppen nicht von einem andern abtrünnigen Stamm überfallen wird. Die Kleidung des Anführers ist von Seide, Sattel- und Zaumzeug goldgestickt. Indische Pracht und Verschwendung ist überhaupt am Hofe des jetzt gefangenen Emirs Jakub, wie auch bei allen anderen Häuptlingen Sitte, aber die Afghanen sind nicht verweichlicht und erschlafft wie die Indier, sie sind ein zäher, kraftvoller, gefährlicher Feind, wie dieß der langwährende Krieg gezeigt.

Der Ehrenschein.

Novelle

von

Ewald August König.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Der alte Oberst stand am Fenster und blickte gedankenvoll in die Abenddämmerung hinaus; hinter ihm, auf dem rothsammtenen Divan, saß sein Sohn, ein junger, schmucker Husarenlieutenant.

„Ich bat Dich, Mama heute nicht in's Theater zu begleiten," nahm der alte Herr das Wort, „Du wirst daraus schon den Schluß gezogen haben, daß ich über ernste Dinge mit Dir reden will. Es muß sein, Feodor, so gerne ich auch Dir und mir selbst die Aufregung ersparen möchte, ich kann nicht wissen, wie lange ich noch lebe, und Du würdest mir nach meinem Tode Vorwürfe machen, wenn ich Dich über meine Verhältnisse im Unklaren gelassen hätte."

„So muß es doch heute noch nicht sein, Papa?" schaltete Feodor betroffen ein. „Vor Dir liegt, gottlob, noch ein langes Leben —"

„Nicht doch, ich bin ein alter Mann, in jeder Stunde kann ich abgerufen werden. Und auch, abgesehen hievon, ist es für alle Fälle gut, wenn ich Dir reinen Wein einschenke, ich bin Dir das schuldig."

Der junge Mann, dem diese Eröffnungen peinlich zu sein schienen, wollte abermals einen Einwurf erheben, aber der Oberst kam ihm mit einer so energisch abwehrenden Geberde zuvor, daß er nicht wagte, die Worte auszusprechen, die ihm bereits auf den Lippen schwebten.

„Hast Du bisher geglaubt, daß ich ein namhaftes Vermögen besitze, so war das ein Irrthum," fuhr der Oberst fort, während er mit der Hand langsam über Stirne und Augen fuhr, „ich hatte es freilich, aber im Laufe der Zeit ist es den Weg alles Irdischen gegangen. Mama hat niemals mit bestimmten Faktoren gerechnet, um Einnahme und Ausgabe kümmerte sie sich nicht, sie liebte das Vergnügen, und mein Wunsch war es stets, sie glücklich und zufrieden zu sehen. Und daß Du mit Deinem knappen Sold nicht ausreichen konntest, mußte mir ja auch einleuchten, ich hab' Dir manche hübsche Summe eingehändigt und Du wirst begreifen, daß meine Pension zu all' diesen Ausgaben nicht ausreichte. So ungern ich mich auch dazu entschloß, blieb mir doch nichts Anderes übrig, als mich in Schulden zu stürzen, und diese Schulden haben heute eine ansehnliche Höhe erreicht. Engelbert Schulte besitzt die Schuldscheine, er muß und wird warten, bis die Schuld getilgt werden kann. Du weißt, mein Bruder Otto von Walstern ist Majoratsherr, er besitzt keinen Sohn, nur eine Tochter, nach seinem Tode muß das Majorat auf Dich übergehen."

„Und Lucie?" fragte Feodor, an den Spitzen seines blonden Schnurrbarts drehend.

„Bleibt sie nicht als Hausfrau auf dem Gute, so wird der neue Majoratsherr ihr das Legat auszahlen, das sie zu fordern berechtigt ist. Darüber mache ich mir keine Sorgen, es ist mein und meines Bruders Wunsch, daß Du Lucie heirathest, und ich glaube mit ziemlicher Zuversicht darauf rechnen zu dürfen, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Aber wäre das auch nicht der Fall, die Einkünfte des Majoratsherrn von Walstern sind so glänzend, daß —"

„Aber weßhalb wandtest Du Dich nicht lieber an Onkel Otto, als an den Wucherer Schulte?" unterbrach Feodor den Vater.

„Weil ich nicht Bemerkungen herausfordern wollte, die mir peinlich sein mußten," erwiederte der alte Herr achselzuckend. „Onkel Otto hat mir ohnedieß schon Vorwürfe gemacht, die mir um so unangenehmer waren, weil ich sie als berechtigt anerkennen mußte und ihnen deßhalb nicht entgegentreten konnte."

Das Gespräch wurde in diesem Augenblick durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, der einige Freunde Feodor's anmeldete.

Feodor wollte den Besuch abweisen, aber seltsamerweise schien jetzt dem Oberst, der doch selbst die vertrauliche Unterredung gewünscht hatte, die Unterbrechung angenehm zu sein.

„Ich will durchaus nicht stören," sagte er rasch und ohne seinem Sohne Zeit zu lassen, dem Diener eine Antwort zu geben, „die Herren Kameraden werden Dich abholen wollen, wir können ja später auf die Angelegenheit zurückkommen."

Damit verließ er das Zimmer und Feodor mußte die Freunde empfangen, mit denen er einige Minuten später ausging.

Er hatte die Unterredung mit dem Vater bald wieder vergessen, die Forderung des Wucherers berührte ihn persönlich ja auch nicht, er brauchte sich kein graues Haar darum wachsen zu lassen.

Erst kurz vor Mitternacht kehrte er heim, sein Vater war bereits zur Ruhe gegangen, die Mutter, eben aus dem Theater zurückgekehrt, weilte noch im Salon, Feodor wechselte noch einige Worte mit ihr, dann zog er sich ebenfalls in sein Zimmer zurück.

Am andern Morgen war der alte Oberst todt, ein Schlagfluß hatte in der Nacht seinem Leben plötzlich ein Ende gemacht.

Sanft und schmerzlos mußte er hinübergegangen sein, der friedliche, heitere Ausdruck in seinem erstarrten Antlitz ließ erkennen, daß seinem Ende kein Todeskampf vorausgegangen war.

So fanden sie am Morgen seine Leiche, Feodor erinnerte sich bei ihrem Anblick sofort der letzten Unterredung mit dem Heimgegangenen, und der Gedanke an die Schuldenlast wälzte sich mit drückender Schwere auf seine Seele.

Frau von Walstern war untröstlich, sie mochte wohl längst die Ahnung gehegt haben, daß die finanziellen Verhältnisse zerrüttet waren, nun fiel auch noch die immerhin namhafte Pension des Gatten fort und ihr blieb nur ein kleines Wittwengehalt, das kaum hinreichte, den Miethpreis einer komfortablen Wohnung zu decken.

Und dabei war die Frau Oberst so sehr an den Luxus gewöhnt, daß sie nicht mehr auf ihn verzichten konnte. Feodor vermochte ihr nach dieser Seite hin keinen Trost zu geben, ihm bangte selbst vor der Stunde, in der er ihr die Verhältnisse klar legen, ihr die volle Wahrheit sagen mußte, damit aber wollte er bis nach der Beerdigung warten.

Und als die Gruft sich über dem Sarge geschlossen hatte, mußte Feodor vor allen Dingen mit dem Wucherer Rücksprache nehmen, damit er Gewißheit erhielt, wie groß die Schuld war und was er von diesem Manne fürchten und erwarten durfte.

Engelbert Schulte war als Wucherer bekannt, aber so viel Schlimmes ihm auch seine Schuldner nachsagen mochten, er erfreute sich trotzdem eines gewissen Ansehens, und in manchen Kreisen war er sogar eine geachtete und beliebte Persönlichkeit.

Und weßhalb auch nicht? Wie so oft, richtete man auch hier nach dem Schein. Schulte war ein reicher Mann, er geizte nicht mit dem Gelde, er betheiligte sich sogar an mancher Kollekte für mildthätige Zwecke, und in geselligen Kreisen zeigte er sich stets als liebenswürdiger, unterhaltender Gesellschafter. Er bewohnte ein elegantes, geschmackvoll eingerichtetes Haus, und so elegant wie dieses war auch seine äußere Erscheinung.

Sein Sohn diente als Avantageur bei den Husaren und seine Tochter war auf manchem Bürgersballe die Königin des Festes.

Feodor konnte seine Ueberraschung nicht verhehlen, als er die elegante Wohnung betrat und der korpulente Herr ihn mit Worten herzlicher Theilnahme empfing. Er hatte das nicht erwartet, vielmehr sich darauf gefaßt gemacht, daß der Wucherer ihm unfreundlich begegnen und sofort seine Forderung geltend machen werde.

„Der Schicksalsschlag hat Sie und die gnädige Frau Mama gewiß sehr hart getroffen," sagte der Wucherer mit scheinbar aufrichtigem Bedauern, „um so härter und schwerer, als er ganz unerwartet kam. Der Herr Oberst war ein rüstiger, kerngesunder Mann, ja, ja, dieser betrübende Fall zeigt uns wieder, wie rasch und plötzlich es zu Ende gehen kann."

„Gesund und rüstig war er noch," nickte Feodor; „trotzdem muß er sein nahes Ende geahnt haben, denn am Abend vor seinem Tode fühlte er das Bedürfniß, mich in seine Verhältnisse einzuweihen. Und deßhalb komme ich zu Ihnen, ich wünsche zu erfahren, wie groß Ihre Forderung ist und in welcher Weise diese Angelegenheit geordnet werden soll."

„Sie hätten damit immerhin noch einige Wochen warten können, ich würde Sie in keiner Weise gedrängt haben."

Engelbert Schulte hatte sich, während er das sagte, von seinem Sitze erhoben, er holte aus der Schublade seines Schreibtisches einige Papiere und überreichte sie dem Offizier.

„Sollten Sie selbst sich gegenwärtig in einiger Verlegenheit befinden, so stehe ich gerne zu Diensten," fuhr er fort, „ich war mit Ihrem Herrn Vater befreundet —"

„Sehr dankbar, aber ich befinde mich nicht in der Lage, von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen," unterbrach ihn Feodor, dessen Brauen sich mehr und mehr zusammenzogen. „Wie aus diesen Papieren hervorgeht, beträgt Ihre Forderung etwas über zehntausend Thaler, ich hatte nicht erwartet, daß sie so hoch sein würde."

„Bah, eine Bagatelle für den künftigen Majoratsherrn von Walstern!" erwiederte der Wucherer geringschätzend.

„Ich bin noch nicht Majoratsherr!"

„Aber Sie werden es im Laufe der Zeit."

„Darüber können noch Jahre vergehen und die Schuld wächst von Jahr zu Jahr. Welche Zinsen berechnen Sie?"

„Der Herr Oberst hat den Zinsfuß bestimmt, er war so gewissenhaft, auf mein Risiko dabei Rücksicht zu nehmen," entgegnete Schulte. „Zehn Prozent jährlich, wenn die Zinsen baar bezahlt werden, zwanzig Prozent, wenn sie zum Kapital geschlagen werden müssen."

Feodor preßte die Lippen aufeinander, aber so sehr auch der Groll in seinem Innern tobte, er mußte diese Forderung anerkennen, die Schuldscheine lieferten ihn und seine Mutter ganz in die Gewalt dieses Mannes.

„Lieber wäre es mir freilich, könnten Sie heute noch die Schuld tilgen," nahm der Wucherer wieder das Wort, „mit dem baaren Gelde würde ich mehr verdienen, aber ich weiß wohl, daß Ihnen das leider nicht möglich ist, und so muß ich mich gedulden, bis das Majorat in Ihren Besitz kommt."

„Ich sagte Ihnen schon, daß das noch lange währen könne," erwiederte Feodor, gedankenvoll vor sich hinblickend.

„Leider, Herr Lieutenant, indessen der jetzige Majoratsherr ist ein alter Mann, man kann nicht wissen —"

„An solche Hoffnungen denke ich nicht, wir müssen hier mit den gegebenen Faktoren rechnen. Sie werden also warten, bis ich in der Lage bin, die Schuld tilgen zu können."

„Gewiß, vorausgesetzt, daß Sie meine Bedingungen erfüllen."

„Und wie lauten diese?"

„Anerkennung der Schuld —"

„In welcher Weise?"

„Sie fertigen ein Dokument aus, in welchem Sie sich unter Verpfändung Ihres Ehrenworts verpflichten, meine Forderung sammt Zinsen und Zinseszinsen zu tilgen, sobald ich es verlange. Natürlich werde ich dieses Verlangen erst dann

stellen, wenn Sie Majoratsherr oder durch irgend einen Glücksfall reich geworden sind."

Feodor schüttelte ablehnend das blonde Haupt, ein herber Zug umzuckte seine Mundwinkel.

„Sie wissen, daß ein Offizier keinen Ehrenschein ausstellen darf," sagte er.

„Und doch könnte ich Ihnen beweisen, daß ich solcher Ehrenscheine viele besitze," erwiederte der Wucherer ruhig, „ich gebe keinem Offizier ein Darlehen, der sich weigert, einen Ehrenschein auszustellen. Welche andere Bürgschaft kann ich fordern? Keine! Und weßhalb wollen Sie sich weigern, mir Ihr Ehrenwort zu verpfänden? Daß ich von dem Schein keinen Gebrauch machen werde, wissen Sie, später erhalten Sie ihn mit den übrigen Papieren zurück."

„Fordern Sie jede andere Garantie —"

„Welche? Sie können mir keine geben."

„Gebe ich mein Ehrenwort mündlich, so muß Ihnen das genügen."

„Gewiß, Herr Lieutenant, aber welche Garantie liegt darin für meine Erben? Ich kann längst unter dem Rasen ruhen wenn Sie das Majorat antreten."

„Fürchten Sie, daß ich in diesem Falle Ihren Erben gegenüber die Schuld ableugnen würde?" fragte Feodor unwillig.

„Durchaus nicht," antwortete der Wucherer mit unerschütterlicher Ruhe, „diese Besorgniß liegt mir sehr fern, sie wäre eine Beleidigung für Sie, und ich habe nicht die mindeste Veranlassung, an Ihrer Ehrenhaftigkeit zu zweifeln. Und verlange ich trotz alledem den Ehrenschein, so dürfen Sie darin nur ein Geschäftsprinzip erblicken, von dem ich niemals abweiche."

„Und wenn ich bei meiner Weigerung beharre?"

„Dann bin ich gezwungen, meine Forderung geltend zu machen und auf den Nachlaß des Herrn Oberst Arrest zu legen. Ich würde mich dazu nur ungern entschließen, aber ich müßte es thun, um meine Interessen zu wahren. Weßhalb wollen Sie Bedenken hegen? Was ich von Ihnen fordere, das haben viele Ihrer Herren Kameraden mir ohne Weiteres bewilligt und es sind ihnen keine Unannehmlichkeiten daraus erwachsen."

Er sagte das Alles in einem so freundlichen und gleichgültigen Ton, daß Feodor in der That seine Besorgnisse schwinden fühlte.

Es lag ja auch gar nicht in dem Interesse des Wucherers, von dem Ehrenschein Gebrauch zu machen, und konnte Feodor durch einen Federstrich sich und seine Mutter vor Unannehmlichkeiten bewahren, so war es doch jedenfalls rathsamer, dieß zu thun, als sich der Gefahr völliger Verarmung auszusetzen.

Zwar machte Feodor noch immer einige Bedenken geltend, aber Schulte wußte auch diese zu beseitigen, und das Dokument, das der Letztere ausfertigte, lautete anscheinend so unverfänglich, daß der Lieutenant in der Unterzeichnung desselben gar keine Gefahr mehr erblickte.

„Sie dürfen ganz ruhig sein," sagte der Wucherer, als Feodor Abschied nahm, „Niemand wird erfahren, daß ich den Ehrenschein von Ihnen besitze, und mit meiner Forderung werde ich mich gedulden, bis ein gewisses Ereigniß eingetreten ist."

„Ich vertraue fest darauf," erwiederte Feodor, der jetzt wieder aufathmete, „Sie wissen ja, daß unter allen Umständen das Geld Ihnen sicher ist, wenn Sie auch noch einige Zeit darauf warten müssen."

„Gewiß, gewiß, und wenn Sie während dieser Zeit in Verlegenheit kommen, so steht meine Kasse Ihnen gerne zur Verfügung. Die Herren Offiziere brauchen immer Geld, kommen Sie nur zu mir, über die Bedingungen werden wir uns schon verständigen."

Feodor hatte sich kaum entfernt, als der Sohn des Wucherers eintrat, der ebenfalls die Uniform eines Husaren trug.

„Lieutenant von Walstern verließ soeben das Haus," sagte der junge Mann mit einem erwartungsvollen Blick auf den Vater, „hast Du mit ihm über mich geredet?"

„Ueber Dich?" erwiederte der korpulente Herr, während er eine Cigarre anzündete.

„Ich sagte Dir ja schon, daß das Offizierskorps meines Regiments in den nächsten Tagen meine Wahl vollziehen werde."

„Na, Du fürchtest doch nicht, daß es Dich ablehnen könne?"

„Möglich wäre das immerhin!"

„Aus welchen Gründen?"

„Aus dem einfachen Grunde, weil Du bei meinen Kameraden nicht beliebt bist," sagte der junge Herr. „Werde ich abgelehnt, so habe ich nicht das Recht, nach Gründen zu fragen —"

„Du hättest daran früher denken und meinen Rath befolgen sollen," unterbrach der Wucherer ihn ärgerlich, „ich war niemals so recht damit einverstanden, daß Du diese Laufbahn wähltest."

„Daran läßt sich nun nichts mehr ändern —"

„Bah, wenn das Offizierskorps Dich nicht haben will, kannst Du noch immer Kaufmann werden!"

„Und die Schmach dieser Niederlage gilt Dir nichts?"

Engelbert Schulte legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder.

„Hm, daran dachte ich allerdings noch nicht," erwiederte er nach einer Pause. „Es wäre freilich eine fatale Geschichte, Friedrich, aber ich glaube auch die Mittel zu besitzen, diese Gefahr abzuwenden. Einige der Herren sind meine Schuldner, ich werde ihnen einen Wink geben, sie sollen dafür sorgen, daß Du aufgenommen wirst."

„Lieutenant von Walstern hat im Korps großen Einfluß, wenn er ihn für mich geltend machen wollte —"

„Er muß es, laß mich nur dafür sorgen!"

Damit war die Unterredung beendet, der Wucherer mußte sie abbrechen, weil er einen Ausgang zu machen hatte, den er nicht aufschieben durfte.

Zweites Kapitel.

Das Majoratsgut lag einige Stunden von der Stadt entfernt; der Verkehr zwischen den beiden Familien war nie ein reger gewesen.

Otto von Walstern hatte zwar mit seinem Bruder stets auf freundschaftlichem Fuße gestanden, aber die Genuß- und Prunksucht seiner Schwägerin konnte er nicht billigen, und es waren in Bezug auf diesen Punkt mitunter Aeußerungen gefallen, die den Oberst verletzten. Der Majoratsherr war ein rastlos thätiger und in seiner Lebensweise sehr einfacher Mann, und sein einziges Kind, seine Lucie, durfte in allen Stücken das Ebenbild des Vaters genannt werden.

Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, aber sie kehrte aus der Pension nicht mit den Ansprüchen einer großen Dame zurück, sie war schlicht und einfach geblieben, und nach dem bald darauf erfolgenden Tode ihrer vortrefflichen Mutter übernahm sie ohne langes Zögern und Bedenken die Leitung des Hauswesens, das sie zur vollen Zufriedenheit des Vaters verwaltete.

Der Majoratsherr war sofort nach dem Tode seines Bruders zur Stadt geeilt, um seine Hülfe anzubieten.

Die Schwägerin hatte ihn mit Klagen und indirekten Vorwürfen förmlich überschüttet; es war nicht möglich gewesen, ernst und ruhig mit ihr über die Zukunft zu berathen, und als er sie nöthigte, auf dieses Thema einzugehen, ließ sie Aeußerungen fallen, die auf übertriebene Forderungen hindeuteten.

Solche Forderungen zu erfüllen, war der Majoratsherr nicht geneigt, er fühlte sich dazu auch in keiner Weise verpflichtet.

Er hatte Feodor gebeten, ihn nach der Beerdigung zu besuchen; Frau von Walstern wollte ihren Sohn begleiten, aber Feodor, wohl wissend, wie unangenehm dem Onkel diese Begleitung sein werde, bewog sie, zu Hause zu bleiben und die ersten Besprechungen ihm allein zu überlassen.

Er traf schon vor Mittag auf dem Gute ein, der herzliche Empfang, der ihn hier erwartete, bereitete ihm ein wohlthuendes Gefühl.

Der Onkel war freilich in seiner gewohnten Weise ernst und schweigsam, aber Lucie bezeigte dem Vetter eine so herzliche und aufrichtige Theilnahme, sie erkundigte sich mit solcher Wärme nach seiner schwergeprüften Mutter, daß er sie in dieser Stunde doppelt lieb gewann.

Und mit welcher Innigkeit ruhten dabei ihre tiefblauen Augen auf ihm, welche Herzenswärme lag in dem Tone ihrer süßen Stimme!

Es fiel ihm schwer, sich von ihr zu trennen, aber nach der Tafel forderte der Onkel ihn durch einen Wink auf, ihm zu folgen.

Sie gingen in das Arbeitszimmer des Majoratsherrn, der alte Herr bot seinem Neffen eine Cigarre an und ließ sich in dem Ledersessel vor dem Schreibtisch nieder.

„Hast Du schon über die Zukunft Deiner Mama nachgedacht?" fragte er ohne lange Einleitung. „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß Dein Papa nur Schulden hinterlassen hat, wenigstens erinnere ich mich, daß er schon früher mir sagte, er sei genöthigt, Hülfsquellen zu suchen, aus denen er die nöthigen Mittel schöpfen könne."

„Die Schulden sind leider bedeutend," sagte Feodor, tief aufseufzend.

„Ich kann mir das denken," fuhr der Majoratsherr fort, während er mit der Hand über den grauen Vollbart strich, „Deine Mutter hat niemals Rücksicht auf die Verhältnisse genommen, ich fürchte, sie wird es auch jetzt noch nicht thun."

„Mama mag nicht ganz schuldlos sein, lieber Onkel, aber was können Vorwürfe an dem Geschehenen ändern?"

„Nichts, und deßhalb wäre es nutzlos, sie machen zu wollen. Wenn Du aber erwartest, daß ich die Schulden tilgen werde, so bedaure ich, Dir die Enttäuschung nicht ersparen zu können; ich müßte das Gut mit Hypotheken belasten und das darf ich nicht, mein Privatvermögen aber ist Eigenthum meiner Tochter, für deren Zukunft ich Sorge tragen muß. Die Gläubiger werden warten müssen, bis Du Majoratsherr geworden bist, und ich zweifle nicht daran, daß sie so lange sich gedulden, da bei einem Prozeß wenig oder nichts für sie herauskommen würde."

„Schulte hat mir versprochen, daß er warten wolle."

„Schulte?" fragte der alte Herr mit scharfer Betonung. „Der Wucherer Schulte ist euer Gläubiger? Dann bedaure ich Dich, Du wirst schlimme Erfahrungen mit diesem Manne machen. Was aber soll jetzt geschehen? Aus der Wittwenkasse wird Deine Mutter keine bedeutende Pension erhalten —"

„Die Summe ist allerdings sehr unbedeutend."

„Und mit Deinem Sold reichst Du auch nicht aus?"

„Wie wäre das möglich!"

„Also müßtest Du neue Schulden machen!"

„Ich will das vermeiden, so lange ich es kann."

Der Majoratsherr blickte sinnend den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach.

„Was ich zu thun vermag, das soll geschehen," sagte er nach einer Weile, „versteht ihr dann nur, euch nach der Decke zu strecken, so wird's schon gehen. Tausend Thaler jährlich, das ist Alles, was ich nach Erfüllung meiner Verpflichtungen erübrigen kann, sie stehen Dir zur Verfügung. Danke mir nicht dafür, ich verlange keinen Dank, ich erfülle damit nur eine Pflicht, die ich dem künftigen Majoratsherrn zu schulden glaube. Hoffentlich wird Deine Mama einsehen, daß sie fortan auf Manches verzichten und sich Einschränkungen gefallen lassen muß; es wäre besser gewesen, sie hätte schon vor Jahren —"

Er brach ab und nahm aus einer Kassette, die auf dem Schreibtisch stand, einige Banknoten, die er seinem Neffen überreichte.

„Es ist die erste Rate," bemerkte er. „Geh' haushälterisch mit dem Gelde um, Feodor, ich könnte Dir nicht helfen, wenn Du in Verlegenheit kommen solltest."

Dem jungen Manne stieg das Blut heiß in die Stirne, es war ihm, als ob er ein Almosen empfangen habe, und doch konnte und durfte er dieses Almosen nicht zurückweisen, schon die Rücksicht auf seine Mutter verbot es ihm.

Verwirrt stotterte er einige Worte des Dankes, der Majoratsherr lenkte sofort das Gespräch auf ein anderes Thema und ging mit ihm in den Garten, in dem Lucie den Vetter bereits erwartete.

Es war Abend, als Feodor sich wieder in den Sattel schwang, um heimzukehren.

So dankbar er auch dem Onkel für sein gütiges Wohlwollen war, berührte es ihn doch peinlich, die Unterstützung annehmen zu müssen, überdieß wußte er voraus, daß die Mutter sich in ihren Bedürfnissen nicht einschränken würde.

Er wollte ihr wiederholen, was der Onkel ihm gesagt hatte, sie mußte Alles erfahren, damit sie später ihm keinen Vorwurf machen konnte.

Aber hatte er wirklich gehofft, daß sie die zwingenden Gründe anerkennen und den Verhältnissen sich fügen werde, so sollte er darin sich getäuscht sehen.

Die noch immer stattliche und lebenslustige Frau erging sich in bitteren Vorwürfen über den Schwager, der wohl helfen könne, wenn er nur wolle.

„Er fühlt selbst, daß er verpflichtet ist, sich der Angehörigen seines Bruders anzunehmen, hat er doch von dem väterlichen Erbe den Löwenantheil erhalten," sagte sie grollend. „Und nun gedenkt er sich mit seinem Gewissen abzufinden, indem er uns einen Bettelpfennig anbietet. Oder sind diese tausend Thaler im Hinblick auf seine reichen Einkünfte etwas mehr als ein Bettelpfennig? Du hättest das Geld nicht annehmen sollen, Dein Stolz mußte es Dir verbieten."

Feodor hatte die Brauen unwillig zusammengezogen, dieser ungerechte Vorwurf mußte ihn erbittern.

„Wie die Dinge jetzt liegen, liebe Mama, müssen wir jede Hülfe dankbar annehmen," erwiederte er, „wir werden ohnedieß genöthigt sein, unsere Ansprüche an das Leben auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. Schulden dürfen wir nicht machen, die Last unserer Verpflichtungen ist drückend genug —"

„Wer hat sie uns aufgebürdet?" unterbrach die Mutter ihn; „mir ist es unbegreiflich, wie Dein Vater so leichtsinnig handeln konnte. Ueberhaupt weiß ich nicht, wo das schöne Vermögen geblieben ist —"

„Mama!" rief Feodor entrüstet.

Sie zuckte die Achseln und schwieg, es mochte ihr doch nicht rathsam scheinen, diese Frage weiter zu erörtern.

Feodor schlug nun auch ein anderes Thema an, er brachte die Rede auf Lucie, deren Liebreiz er nicht genug rühmen konnte.

„Es mag sein," erwiederte seine Mutter kühl, „im Interesse Luciens liegt es ja, Dich zu fesseln, Du wirst wohl daran thun, Dich nicht fesseln zu lassen; Lucie besitzt kein namhaftes Vermögen, das Legat, das ihr nach dem Tode des Vaters zufällt, ist ziemlich unbedeutend. Ueberlasse es mir, eine Gattin für Dich zu wählen, Du sollst in jeder Hinsicht mit meiner Wahl zufrieden sein. Der künftige Majoratsherr von Walstern —"

„Lassen wir das, Mama," fiel er mit einer abwehrenden Handbewegung ihr in die Rede, „ich habe daran noch nicht gedacht und es findet sich später wohl immer noch eine Gelegenheit, darüber zu reden."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer, es verstimmte ihn, daß seine Mutter so lieblos über Lucie urtheilen konnte.

Einige Tage später brachte er nochmals die Rede auf die unumgänglich nöthigen Einschränkungen, die Beerdigung hatte eine namhafte Summe Geldes gekostet und von allen Seiten liefen jetzt Rechnungen ein, die nur zu deutlich bewiesen, wie wenig die Oberstin zu rechnen verstand.

Feodor hatte bereits seine Pläne entworfen, ein großer Theil des Mobiliars sollte verkauft und eine kleine, bescheidene Wohnung gemiethet werden, auf Gesellschaften mußte man fortan verzichten und alle überflüssigen Ausgaben vermeiden.

Wurden diese Bedingungen erfüllt, so reichte das Gesammteinkommen hin, den Beiden eine bescheidene, aber sorgenfreie Existenz zu sichern.

Aber die Mutter wollte von diesen Plänen nichts wissen, sie lehnte es sogar ab, die Gründe des Sohnes zu hören, und als er auf die vielen Rechnungen und Mahnbriefe hindeutete, erklärte sie, selbst für die Tilgung dieser Schulden sorgen zu wollen.

Was Feodor um jeden Preis zu vermeiden wünschte, geschah schon jetzt; er hatte keine Ahnung davon, daß seine Mutter zu dem Wucherer Schulte ging und von diesem die nöthige Summe erhielt; er erfuhr das erst, als er selbst mit schwerem Herzen zu dem Wucherer hinging, um sich die Mittel zur Tilgung der Schulden zu verschaffen.

„Einige Tausend mehr oder weniger machen ja nichts aus," beruhigte Schulte ihn, als Feodor unverholen seinen Unwillen äußerte, „kommen Sie nur immer zu mir, so oft Sie in Verlegenheit sind, Sie werden ja später die Mittel erhalten, die ganze Schuld zu tilgen. Die gnädige Frau Mama sprach auch von Einschränkungen und Entbehrungen, die Sie vorgeschlagen haben, um die Schuldenlast nicht zu vermehren. Aber ich bitte Sie, können Sie behaupten, daß diese Last eine drückende sei? Und was würde man in Ihren Kreisen sagen, wenn der künftige Majoratsherr sich von allem Verkehr zurückziehen und geradezu ärmlich leben wollte? Ah bah, machen Sie sich keine unnützen Sorgen, meine Kasse hält's aus, bis Sie in den Be-

sitz des Majorats gelangen. Und was ich noch sagen wollte, Sie könnten mir da auch einen kleinen Gefallen erzeigen und für meinen Sohn ein gutes Wort einlegen, wenn in den nächsten Tagen die Offizierswahl stattfindet. Nicht daß ich eine Ablehnung befürchtete, Gott bewahre, ich wünsche nur, daß er einstimmig gewählt wird, und man hat mir gesagt, Sie besäßen im Offizierskorps großen Einfluß."

Feodor nickte mechanisch, er befand sich nicht in der Stimmung, auf das Gespräch einzugehen, zumal er schon jetzt überzeugt war, daß das Offizierskorps seines Regiments den Sohn des Wucherers ablehnen würde.

Es nutzte ihm auch nichts, ob er seiner Mutter Vorwürfe machte, sie war entschlossen, ihren eigenen Weg zu gehen, so mußte er den Dingen ihren Lauf lassen, ändern konnte er sie nicht, er hatte das Seinige redlich gethan und dadurch späteren Vorwürfen vorgebeugt.

(Schluß folgt.)

Straßenbilder aus Galatz.

(Bilder S. 260.)

Rumänien besitzt ein wunderbares Gemisch von Typen in seinen Bewohnern. Da haben wir den trägen Bauern, der an den Südrussen erinnert, die Zigeuner, Slaven, Ungarn, Oesterreicher und feingekleidete Städter, welche Französisch sprechen. Ein sehr wesentlicher Bestandtheil der rumänischen Bevölkerung sind jedoch die Juden, deren Stellung die Staatsmänner Europas vor Kurzem noch so lebhaft beschäftigt, denn das rumänische Volk haßt die israelitischen Mitbürger, es beschuldigt diese, ein Schaden für die Entwicklung des Landes zu sein und verlangt deren Ausweisung, und die rumänische Regierung zeigt sich nicht übermäßig stark, diesen Gelüsten einen Damm entgegenzusetzen. Allerdings bei der orientalischen Langsamkeit, Sorglosigkeit und Genußsucht der rumänischen Bevölkerung haben die fleißigen, erwerbseifrigen, klugen Juden sich großen Reichthum erworben und fast der gesammte Handel liegt in ihren Händen, und sie nützen diese Macht nach Kräften aus, aber wenn der Rumänier so unverdrossen strebte und arbeitete wie seine Israeliten, würden diese nicht ein solches Uebergewicht gewonnen haben, und jetzt die Bürger jenes Staates einfach als eine niederere Klasse zu behandeln und auf indirekte Weise deren Besitzthum sich zuzueignen, ist eines civilisirten Staates unwürdig. Daher wird in Rumänien die Judenfrage brennend bleiben, so lange das Volk auf dem bisherigen Wege beharrt, und die Juden werden an Uebergewicht verlieren, wenn die Rumänier so arbeiten und sich mühen um Erwerb, wie die Israeliten. Je weiter wir dem Orient uns nähern, um so ausgesprochener wird auch die Neigung der Menschen am Buntfarbigen und Glanz und Putz recht offenkundig zur Schau zu tragen. Die rumänischen Juden haben diese Eigenthümlichkeit etwas stark und erwecken dadurch viel Neid.

Unsere Bilder, Skizzen aus dem Straßenleben in dem besonders von reichen Juden bevorzugten Haupthafenplatz Rumäniens, Galatz, zeigen uns hübsche israelitische Charakterfiguren, wie man sie bei einem Spaziergang durch die Straßen sieht. Da spaziert der Elegant mit seiner jungen Frau, dem ein Putzwaarenhändler prüfend und taxirend nachschaut; da der Kornhändler mit den modisch aufgeputzten Kindern und Frau in der Equipage, die von einem jüdischen Kutscher im polnischen Kaftan geführt wird; — dort die wohlgenährte Mutter mit zwei heirathsfähigen Töchtern, die kokettirend in großer Toilette durch die Straßen wandeln, verachtet und beneidet zugleich von den Offizieren und bekrittelt von Modeherren mosaischen und nicht mosaischen Glaubens.

Mädchen von den Ufern des Nils.

(Bild S. 257.)

Eine seltsame Eigenthümlichkeit Ober- und Mittelägyptens sind die Turteltauben; jene zierlichen Thierchen mit dem farbigen Ring um den Hals sind im Lande des Nils häufiger als bei uns die Spatzen. Zu Tausenden nisten sie auf den Dächern der Häuser, wo man ihnen eigen geformte irdene Töpfe aufstellt, die ihnen zur Wohnung dienen. Die Tauben sind daher eine Art Hausgenossen der Aegypter und oft so zahm, daß sie sich mit den Händen greifen lassen.

Unser liebliches Bild zeigt uns eine ägyptische Schönheit aus vornehmer Familie, welche zwei dieser Turteltäubchen kosend auf den Schultern hält. Das dunkelfarbige Mädchen mit den allerdings etwas eigenartigen, aber doch noch jugendlich weichen und regelmäßigen Gesichtszügen, mit den krausen schwarzen Haaren und den großen tiefdunklen Sammetaugen, zu jeder Seite des Hauptes eine schimmernde Taube, ist so ganz ägyptisch in Ausdruck, Haltung und Thun, daß wir eine höchst charakteristische, liebliche Idylle aus dem Frauenleben des alten Landes, wo die Wiege der Menschheit stand, vor Augen haben.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Ich unterbrach den wortreichen kleinen Doktor mit keiner Sylbe, ich kam, während er sprach, allmälig zu dem Entschlusse, der ganzen Komödie dadurch ein schnelles Ende zu machen, daß ich irgend eine vorübergehende Unpäßlichkeit vorschützte, — hiedurch glaubte ich Karl seinen Gefallen gethan und mich vor ferneren Belästigungen gesichert zu haben. Ehe ich aber sprechen konnte, fuhr Jener fort:

„Werfen Sie nur Ihre Blicke um sich, mein hochverehrter Herr Stadtrichter, — blicken Sie aufmerksam, welch' eine herrliche Natur hier! — Das wellige, lachende Gelände, der duftende Wald, die gesunde, aromatische Luft und dazu die wohlthuende Abgeschlossenheit unseres Thales. Welchen Frieden, welche Beruhigung tragen sie nicht hinein in ein von der täglichen Geistesarbeit, oder dem übertriebenen Genusse, dem Lärm großer Städte aufgeregtes Nervensystem. Ja — eine gütige Fee waltet an diesem Orte, — mit ihrem Zauberstabe beschwichtigt sie die erregte Psyche und spendet Allen, ohne Ausnahme, Linderung — Heilung...

„Und nun gar erst unsere unvergleichliche Therme! ... Ach, mein Herr Stadtrichter, wenn die Welt da draußen es ahnte, welches reiche Füllhorn des Segens eine gütige Natur über diesem lieblichen Erdenflecke ausgegossen hat; wenn sie es wüßte, wie so überaus wohlthätig unser Brunnen wirkt, diese in ihren Bestandtheilen so glücklich gemischte kohlensaure Stahl-Schwefel-Jod-Natron-Quelle, die jährlich zwar Tausenden und Tausenden Heilung des Körpers bringt, so daß sie getrost an ihr Tagewerk zurückkehren können, die aber noch weitere Hunderttausende erlaben könnte! ...

„Ja, mein Herr ... glauben Sie mir, auch gerade für Ihr Leiden ist Eichdorff ganz wie geschaffen ... gerade für Sie ... Sie," rief er nachdrücklich, und dabei tippte er mich, den ganz erstaunten und ganz gesunden Stadtrichter, der gar nicht wußte, wie ihm eigentlich geschah, zweimal mit dem kleinen, fetten Fingerchen auf den Arm und sah mir mit seinen wässerigen Aeuglein ordentlich glückselig in die meinen. Gleich darauf aber glitt seine Rechte weiter hinab und erwischte meine Handwurzel, während seine Linke schon die goldene Uhr aus der Tasche zog.

„Aber, — so erlauben Sie doch" ... stammelte ich ganz verworren und unwillig.



Regen. Zeichnung von Paul Thumann. (S. 262.)
Aus Julius Sturm's neuen Liedern „Immergrün" (Leipzig. C. F. Amelang's Verlag).

Ein feierliches Schütteln des Kopfes und ein festeres Erfassen meines Handgelenks war die ganze Antwort auf meinen Versuch zu einer Demonstration.

Eine halbe Minute lang saß der Doktor da, ernst wie ein Bonze, die Spitzen seiner vier Finger fest auf meine Pulsader gepreßt, das Auge auf den Sekundenzeiger der Uhr geheftet und beobachtete den ganz normalen Schlag meiner Arterien.

Dann erhob sich sein fetter, runder Kopf — mit einem für mich unaussprechlich komischen, weinerlichen Ausdrucke, der nichts Gutes verkündete, schaute er mich an und ließ meine Hand vorsichtig wieder fallen.

„Dreiundachtzig Pulsschläge," lispelte er — „etwas hart ... etwas gespannt, lieber Herr, sah's Ihnen an, auf den ersten Blick!"

Ich hätte dem kleinen Manne um ein Haar laut in's Gesicht gelacht, solch' eine Leichenbittermiene machte er dabei, und nur meine fast sprüchwörtlich gewordene Höflichkeit hielt mich zurück, dieß zu thun. — Niemand konnte sich körperlich wohler fühlen als ich, — mir that kein Finger weh, und dieser falsche Jünger Aeskulap's behandelte mich hier, als ob ich schwerkrank wäre. O diese Doktoren! — —

Nun — laß ihn nur seine Komödie ruhig zu Ende führen, dachte ich mit einer guten Dosis von Schadenfreude, — das beginnt ja außerordentlich interessant zu werden. Also mein Puls geht trocken und gespannt? — Himmel, was werde ich noch Alles zu hören bekommen!

Ich sollte nicht lange darauf warten.

Mit der zuversichtlichsten Miene von der Welt fuhr der kleine Doktor fort:

„Sie fühlen eine gewisse Schwere, eine Art von Druck, hier, — in der Lebergegend. — Sie erlauben." Dabei tippte er mit seinen kleinen, runden Fingerchen in kurzen Stößen drei- oder viermal gegen meine kurzen Rippen, so daß ich alle Noth hatte, um aus doppelten Gründen nicht laut aufzulachen. — Ich empfand natürlich durchaus nichts dem Aehnliches, nur seine kleinen Rippenstößchen fühlte ich und sie verursachten mir ein unangenehmes, kitzelndes Gefühl.

„Ja — kenne das, — o, kenne das sehr genau, sah es auf den ersten Blick!" so fuhr er fort. „Sitzende Lebensweise, — Mangel an Bewegung, an Stoffwechsel, — Säfteüberschuß und Gemüthsaffektionen ... sehen echauffirt aus. O, ich kenne das nur zu wohl, lieber Herr Stadtrichter!"

Und nun begann der Doktor eifrig und umständlich mir klar zu machen, wie ungesund und naturwidrig die Mehrzahl meiner Mitgeschöpfe zu leben pflegte, wie namentlich ich als Berliner und Stadtrichter eine Lebensweise führe, die mich nothwendigerweise total ruiniren und vor der Zeit in die Grube bringen müßte. Eine lange Abhandlung war es, von Stoffwechsel und verpesteter Atmosphäre, Anschoppungen und Verdauungsbeschwerden, welche ich so geduldig mit anhörte, wie ein Lamm, welches zur Schlachtbank geführt werden soll. Ich saß still auf meinem Stuhle, hörte gebückten

Hauptes zu und schaute dabei sehnsüchtig hinüber nach der Hausthüre, ob mir Freund Karl, der diesen schlechten Spaß eingerührt hatte, denn noch immer nicht zu Hülfe käme. — Ich ließ dann meine Blicke wieder hinüberschweifen — ganz verstohlen nur — nach dem Garten gegenüber, nach jener Mauer und den Boskets, hinter welchen ab und zu zwei helle Frauengestalten sichtbar wurden.

Ich verfolgte heimlich alle ihre Bewegungen, während der Sanitätsrath mit immer wachsender Beredsamkeit mir haarklein bewies, daß es überhaupt nur durch ein Wunder geschehe, daß ich noch lebte und athmete, daß ich eigentlich längst dem irdischen Jammerthal Valet gesagt haben sollte bei einer solchen Leberverhärtung, daß ich nothwendigerweise mißmuthig und mürrisch sein müßte, und daß ich schließlich Gott nicht genug danken könnte, daß es ein Eichdorff und einen Doktor Schwarz hienieden gäbe, welche versuchen würden, mich wieder auf die Beine zu bringen.

Es war das Alles wirklich ebensosehr zum Lachen als zum Aergern! — Wie so manchen andern Unglücklichen vor mir mochte der kleine Mann mit seiner sichern Unverschämtheit schon auf diese Weise in's Bockshorn gejagt haben. Sprach er doch so überwältigend, überzeugend, so unabweisbar sicher, daß ich mir um ein Haar selbst hätte einreden lassen — trotz meines völligen Wohlbefindens, — ich trüge eine ganze Musterkarte von Krankheiten heimlich mit mir herum, und müßte wirklich meinem Schöpfer danken, daß ich noch gerade zur rechten Zeit hieher gekommen sei. Aber schon begann der Doktor gutmüthig zu lächeln — er zog mit einem Male ein ganz anderes Register auf: nachdem er mich niedergebeugt hatte, richtete er mich wieder empor — durch das finstere Gewölk, welches er um mich aufgethürmt hatte, ließ er plötzlich den belebenden Sonnenstrahl der Hoffnung hindurch leuchten.

„Nun, — deßhalb nur nicht verzagt," hub er trostreich an, — „denke, wir wollen das schon kriegen, das schon kriegen mit der Zeit, mein lieber, bester Herr Stadtrichter ... Wir werden das Dings da beim rechten Fleckchen anfassen" (hier schielte er wieder nach meiner Lebergegend), — „Sie sollen gleich im ersten Jahre schon eine ganz bedeutende Erleichterung verspüren und nach zwei oder drei ferneren Sommern machen wir Sie so gesund wie ein Fisch, — o, wie ein Fisch im Wasser!"

Er warf den Kopf dabei ein wenig in den Nacken, streichelte mit dem Knopfe seines Bambus das feiste Kinn und sah mich fröhlich aufmunternd an, als wollte er mir, dem Gebrochenen, frischen Muth einflößen.

Hinter meiner hohlen Hand verbarg ich ein unhöfliches Gähnen.

„Komödiant!" brummte ich verdrießlich und ungeduldig.

„Sie haben meine Broschüre ‚Die kohlensauren Stahl-Schwefel-Jod-Natron-Quelle Eichdorffs' schon gelesen?" ... hub er plötzlich, sein Gesicht schnell wieder in gewichtige Falten legend, an.

„Nein — bis jetzt noch nicht, mein Herr."

„Nicht? ... Ei — ei! nun, dann erlauben Sie mir wohl, Ihnen ein Exemplar derselben zuzusenden. Einen Gulden fünfundvierzig Kreuzer, gleich einem Thaler, lieber Herr, mit Karte der Umgegend; Sie werden daraus ersehen, mit welchen Erfolgen wir hier arbeiten, auch enthält die kleine Broschüre die so wichtigen Bade- und Gesundheitsregeln, welche ich mir erlaube, Ihnen zur strengsten Nachachtung zu empfehlen. Wir beginnen mit vier Bechern und um sechs Uhr Morgens ... Also vier Becher, gleich zwölf Unzen vor dem Frühstück, — um elf Uhr nehmen wir ein Thermelbad ... anfänglich fünfzehn Minuten, bei sechsundzwanzig Grad Réaumur, später steigern wir das allmälig bis zu fünfzig oder sechzig Minuten. — Nachmittags zwei Becher und Frottiren der Lebergegend ... nach jedem Trinken eine einstündige mäßige Bewegung ... Was die Diät anbelangt, so seien Sie mäßig, lieber Herr, vor Allem genießen Sie nichts Fettes und nichts Saures; Wein ist Ihnen gestattet, ganz besonders Champagner, der Kohlensäure wegen, die wohlthuend auf den Organismus einwirkt, — mit Maß genossen, natürlich," — fügte er lächelnd hinzu, und sah schmunzelnd auf sein Bäuchlein herab — — „Bier aber verbiete ich Ihnen — — ist für Ihren Zustand Gift, — — pures Gift."

Gerade jetzt knirschte draußen der Sand, ein langer Schatten fiel über den Kies, der Assessor, glatt rasirt und in tadelloser Toilette trat gravitätisch herein.

Ein vielsagender, sarkastischer Zug schwebte um seine Lippen und er sah noch mokanter aus wie gewöhnlich, als sein Blick jetzt so von oben herab auf den Badedoktor und sein Schlachtopfer fiel; — ein Uneingeweihter allerdings würde aus seinen Zügen nur einen unverbrüchlichen Ernst herausgelesen haben. Er hüstelte zweimal trocken (wobei der Doktor die Ohren spitzte, wie ein Husarengaul, welcher die Trompete vernimmt), dann verbeugte er sich sehr förmlich und bat mich, ihn dem Herrn „Sanitätsrath" vorzustellen.

„Bitte — bitte! — nicht Sanitätsrath! ... Nur Doktor Schwarz ... Doktor Schwarz," rief Jener.

Mit kurzen, bündigen Worten erklärte Karl, sich entschuldigend und mit einer Dreistigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, er sei mein Freund und habe meinen Gesundheitszustand leider für so bedenklich gefunden, daß er nicht angestanden habe, mir das Opfer zu bringen, mich als Krankenpfleger hieher zu begleiten. — Seine Reise nach Trouville wäre er deßhalb gezwungen, um einige Wochen hinauszuschieben.

Ich sprang beinahe vom Stuhle empor vor Zorn über diese dreiste Lüge, und doch war ich zu rücksichtsvoll, meinen Freund, trotz seines spöttisch-triumphirenden Lächelns, vor einem Fremden bloßzustellen; — ich schwieg deßhalb, so sauer es mich auch ankam, aber ich nahm mir fest vor, mich zu rächen.

Uebrigens ließ der Sanitätsrath beinahe augenblicklich von mir ab, seit mein Freund erschienen war; wie eine Spinne, die eben noch einer armen Mücke das Blut ausgesogen hat, sich sogleich auf die Fliege stürzt, welche sich in ihr Netz verstrickt, so warf er sich jetzt auf den Assessor.

Auf eine außerordentlich dreiste und schlaue Weise begann er Jenen sogleich zu umgarnen und auszufragen. Von meiner Krankheit und den Reizen und Wirkungen Eichdorffs ausgehend, gelangte er alsbald und auf Umwegen zu allerhand versteckten Erkundigungen über unsere Privatverhältnisse: ob verheirathet oder ledig — reich oder arm, noch im Dienst oder nicht, — weß Herkommens, was für Neigungen, wer unser Hausarzt in Berlin sei, — ob er mich hieher geschickt hätte, und dergleichen mehr.

So sehr mich diese Zudringlichkeit verdroß, so belustigte es mich doch einigermaßen, zu beobachten, wie naiv der Doktor, wie anscheinend ganz harmlos er diese Fragen stellte, und wie gewandt andererseits mein so-



Mädchen von den Ufern des Nils. (S. 256.)

genannter Krankenpfleger dem allzu neugierigen Männchen auswich, wie er es reizte, scheinbar in die Falle ging und im entscheidenden Momente aalglatt ihm wieder entschlüpfte. — Es war dieß eine Art von Wettkampf zwischen zwei beinahe ebenbürtigen Kämpen, wobei es dem Assessor keineswegs darauf ankam, betreffs meiner Person die haarsträubendsten Lügen auszukramen. Er selbst hüllte sich in Wolken.

Bei den olympischen Spielen bestrichen die Ringkämpfer ihre nackten Glieder mit Oel, damit der Gegner schwerer einen Angriffspunkt an ihnen gewönne, — gerade so ölgetränkt kamen mir diese beiden Gladiatoren vor hier in der kleinen Laube. Ich bewunderte des Doktors Schlauheit und die Geduld, mit welcher er immer auf's Neue versuchte, aus dem Assessor etwas herauszulocken oder ihm durch Ueberraschungen beizukommen, ebenso wie die unerschöpfliche Erfindungsgabe und Gewandtheit meines Freundes. Ich dachte dabei in meinem Sinne: „Treibe Du es heute nur so arg, wie Du willst, — morgen oder spätestens übermorgen wirst Du mich vergeblich hier suchen, und magst dann zusehen, wie Du Dich allein aus der Affäre ziehst."

Als Beide ermüdet schienen, langten sie nach einigen Umschweifen wieder bei meinen Krankheitssymptomen an, und hier war es, wo der Doktor seinen ersten, unverdeckten Offensivstoß gegen Eugen selbst führte.

„Aber auch Sie, mein werther Herr," sprach er mit besorgter Miene, „befinden sich in einem durchaus anormalen Gesundheitszustande. — Sie gestatten wohl..."

Anstatt ihm aber, wie Jener wünschte, seinen Puls zu erlauben, ließ der Assessor mit einem unendlich verbindlichen Lächeln das kleine Feuerzeug, mit welchem er bisher gespielt hatte, in die Hände Aeskulap's gleiten.

„Ah, Sie sind ein Kenner, mein Herr," sprach er artig. — „Dieses Elfenbeinbüchschen fällt Ihnen in's Auge. — Ein Hamburger Freund verehrte mir dasselbe, es ist ein Meisterwerk japanesischer Schnitzerei ... Apropos, — wie ich höre, befinden sich hier einige Hamburger und Bremer Familien zur Kur. — Eichdorff genießt ja gerade dort oben in den Hansestädten eines ganz vortrefflichen Rufes. — Gestern bei Tische zum Beispiel saß neben mir ein Senator aus Bremerhaven — Cordes oder so — mit Frau und Töchtern. — Charmante Leute, wie mich dünkt, reizende, hochgebildete Damen, ganz besonders die eine derselben, eine frische, pikante Blondine.

„Ah, weiß schon, weiß schon," rief der Doktor, schnell den hingehaltenen Köder erhaschend. — „O, vortreffliche Leute, — Senator Cornelius, nicht Cordes, lieber Herr ... kommt alle Jahre hieher, ist einer unserer Stammgäste sozusagen. — Sehr gute Familie ... altes Patrizierblut und reich, sehr reich ... Will sich hier niederlassen."

„So, und die jungen Damen also wohlerzogen und vermögend? ... Hm!" ... dabei ließ Eugen seine dunklen klugen Augen ganz wie zufällig und mit einem vielsagenden Ausdrucke eine Sekunde lang auf mir ruhen.

Der Doktor fing sogleich diesen Blick auf, wie der Zunder den Funken, und ich sah, wie es bei ihm plötzlich aufleuchtete, — wie er schmunzelte und seine Aeuglein sich schlau zusammenzogen hinter der Brille.

„Sehr feine Familie," versicherte er nachdrücklich und mit einem Blicke des Einverständnisses. — „Der alte Herr ist mehrfacher Millionär und hat sich bereits zurückgezogen vom Geschäft — also ohne Risiko, — Alles fest ... bombenfest ... kauft Grundbesitz."

„So, — und kein inneres organisches Leiden, Nerven, Epilepsie, Buckel und dergleichen? — Sie verstehen mich, Herr Geheimerath, — nichts, was das Glück einer Ehe gefährden könnte?"

„O, natürlich — verstehe," — erwiederte dieser mit großem Eifer und Wichtigkeit, — „nirgends etwas Derartiges — keine Spur ... gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, — Alles frisch und gesund, wie ein Fisch im Wasser ... Prächtige Leute ... kommen schon seit beinahe zehn Sommern regelmäßig zu mir, daher völlig gesund ... unbedingt ... unbezweifelt!"

Dann that der Assessor noch einige andere Fragen über die geselligen und ethnographischen Verhältnisse Eichdorffs. Er erhielt die bereitwilligste Antwort auf dieselben, und zuletzt brachte der Doktor seinerseits wieder das Gespräch auf des Assessors Gesundheitszustand und suchte Jenen zu überzeugen, daß Eichdorff auch gegen veraltete Brustkatarrhe und chronische Luftröhrenentzündung außerordentlich wirksam sei. Er suchte ihm sogar Angst zu machen, indem er ihm schilderte, daß so Mancher mit den ersten Anfängen eines schweren, inneren Leidens behaftet sei, ohne es selbst auch nur zu ahnen, und daß solche wissentlichen oder unwissentlichen Verschleppungen die entsetzlichsten Folgen nach sich ziehen könnten.

Gerade während dieses Scharmützel noch im besten Gange war, fuhr ein leichter eleganter Phaeton drüben an dem Hause mit der Parkmauer vor. Ein Kutscher in dunkelgrüner Livrée saß in tadelloser Haltung auf dem Bock, die Peitsche senkrecht auf die Lende gestemmt, und ein großer, langhaariger Windhund mit spitzer Schnauze stand schwanzwedelnd vor den beiden glänzenden Rappen, auf deren silberbeschlagenen Geschirren die Sonnenlichter spielten.

Eugen schob sich augenblicklich den Kneifer in's Auge und musterte eine Minute lang jenes Gefährt.

„Was Teufel!" rief er ganz erstaunt, „wem in aller Welt gehört denn dieses elegante Fuhrwerk?"

Der Doktor machte plötzlich ein ganz eigenthümlich saures Gesicht, ungefähr so, wie wenn Jemand beim Spazierengehen zufällig auf eine Kröte tritt. Er hüstelte zweimal, er machte eine kleine, verächtliche Geberde mit der Hand und mit der Achsel, dann sprach er mit einem ganz eigenthümlichen Ausdrucke:

„Ah! mein Herr ... ahem ... dasselbe gehört zwei russischen — — nun, hihi ... wenn Sie wollen, Damen" (dabei zwinkerte er höchst bedeutungsvoll mit den Aeuglein), „die dort drüben sich eingenistet haben. — Sehen Sie — da kommen sie selbst; vielleicht interessirt es die Herren, sie einsteigen zu sehen — hahaha!"

In der That zeigten sich dort hinter dem Gitter drüben soeben die Gestalten der beiden Frauen. Der Windhund lief ihnen mit freudigem Bellen entgegen und rieb seinen klugen Kopf an ihren Kleidern.

Jetzt standen sie neben den Wagen, nur die Breite der Straße trennte sie von uns — zwei reizende, vornehme Erscheinungen in einfachen, aber kostbaren Toiletten; die blonde und größere derselben sprach einige Worte zu dem Kutscher und schlüpfte dann leicht in den Wagen hinein, wobei sie uns lauschenden Männern, ohne es zu ahnen, den Anblick eines schön geformten Knöchels gönnte.

„Sehen Sie ... sehen Sie!" kicherte der Doktor boshaft und schaute grinsend zu uns empor. „Hihihi — geben Sie Acht,' nun kommt die Andere an die Reihe. Haben so etwas noch gar nicht hier gehabt ... Fortschritt der Kultur, meine Herren ... so etwas Spreu im Waizen!"

Gerade während er dieß sprach, setzte die dunkle Dame den Fuß auf den Tritt, aber ihr Gewand fiel so keusch verhüllend über demselben zusammen, daß es ihn neidisch vollständig unseren Blicken verbarg. — Gleich darauf fuhr der Wagen im schnellen Trabe davon.

„Sapperlot noch einmal — welch' eine Hebe, welch' eine reizende Person!" rief Gunstetten enthusiasmirt und sah dem Phaeton unverwandt nach, dann lachte er hell und lustig auf mit einem Male und wandte sich zu mir herum.

„Siehst Du wohl, alter Junge, daß ich Dir nicht zu viel versprochen habe! — Interessant — wie? Das wäre am Ende so etwas für Dich — Du Feinschmecker!"

„Eh! Sie belieben einen kleinen Scherz zu machen, werthester Herr Assessor? ... Pikant, interessant, gebe das zu ... o! — Aber, Sie haben einen zu scharfen Blick — so etwas heirathet man nicht, so etwas bewundert man nur," antwortete der Doktor statt meiner und rieb sich mit einem scheinheiligen Blick die Händchen.

„Nennen sich Russinnen, aber ich kann nicht einmal schwören, ob der Juchten echt ist. — In der Kurliste prangen sie allerdings als Madame la comtesse de Wandalowskoi und Mademoiselle de Glinka aus Petersburg mit Familie und Bedienung. Aber Rußland ist groß und der Zar ist weit ... Mundus vult decipi. Hehehe! Unser liebes Fräulein von Zitzewitz nennt sie nicht anders, als die beiden Potsdamer Russinnen, denn sie behauptet, sie öfters dort am Bahnhofe gesehen zu haben ... Hihihi ... Potsdamer Russinnen, sehr gut!"

Mich verdrossen diese hämischen Bemerkungen des kleinen Mannes unsäglich, doch hatte ich mir vorgenommen, mich völlig passiv zu verhalten bei dieser ganzen Unterredung und schwieg deßhalb, obgleich es mir schwer genug wurde. Mit welchem Behagen der kleine Kerl den Ruf zweier Frauen zerpflückte. Ich meinestheils fand, daß jene Damen sehr schöne und distinguirte Erscheinungen waren und daß ihr ganzes Benehmen und ihr Aeußeres, soweit ich dasselbe bisher zu beobachten Gelegenheit hatte — bis auf das Rauchen etwa — das Gepräge der guten Gesellschaft an sich trug. Was hätte Abenteurerinnen hier auch hinführen sollen? Karl besaß weniger Zurückhaltung wie ich, seine Neugierde war geweckt.

„Potsdamer Russinnen?" frug er, „das ist allerdings sehr gut — dieses Fräulein von Zitzewitz muß ein recht unterhaltendes Zünglein haben — — — Witzig — was? — Hübsch ... nein — he?"

„O, — das will ich meinen — will ich meinen — spitz und glatt wie ein Dolch, wenn's drauf ankommt ... Geistreiches Mädchen, allerdings ein bischen passée ... Ach, welch' ein Menschenkenner Sie sind, Herr Assessor!"

Hier drohte er mit dem Finger.

„Und diese Krakusinnen, — sind sie hier um zu baden, lieber Herr Geheimerath? ... gehören zu Ihren Patientinnen natürlich?"

„Ja, mein liebwerthester Herr ..." (hier glitt ein ganz eigenthümlich galliges Lächeln über des Doktors Gesicht), „was diese Russinnen hier thun, — ich weiß es wirklich nicht. — Wasche meine Hände in Unschuld. ... Wenn Sie schweigen können ... mich nicht verrathen wollen ..."

„Natürlich, Doktor!"

„Nun denn ... ich meine, diese Dämchen sind weniger wegen der Kur, als wegen des Courmachens hieher gekommen ... hihihi! — Exotische Gewächse, sehr exotisch, Schlingpflanzen, meine lieben Herren," sprach er, unsere Hände ergreifend und uns augenzwinkernd näher zu sich heranziehend.

„Problematische Naturen ... dunkle Existenzen ... pst! um Gottes willen! ... Machen großen Train, rauchen Tabak und empfangen Herrenbesuche ... Aber ich will weiter nichts gesagt haben, hihihi! ... Ein Körnlein Salz — etwas Spreu unter dem Waizen, geht manchmal üppig auf und macht sich breit. — Bewohnen dort drüben seit zwei Wochen das ehemalige Damenhaus ganz allein mit Kind und Kegel, Bonnen und Dienerschaft — Wagen und Pferden ... Nun, sie können's ja, werfen das Geld nur so mit Händen fort und verderben die Preise ... Man weiß es ihnen allerdings wenig Dank! ... Wollen Sie nicht auch einmal Ihr Glück versuchen? — Aber mein Gott, ich verplaudere mich hier ganz und gar in Ihrer angenehmen Gesellschaft, meine Herren. Schon elf Uhr!" rief er, erschrocken auf die Uhr blickend ... „Empfehle mich Ihnen, 'pfehle mich Ihnen, liebwerthe Herren. Also sechsundzwanzig Grad und fünfzehn Minuten — — bitte, sich nicht zu derangiren meinetwegen, kenne den Weg ... kenne ihn."

Damit erhob sich der Doktor, plötzlich wieder ernst werdend, zog seine Weste glatt über den Leib, machte uns Jedem nach einander eine tadellose Verbeugung und ging mit kleinen, festen Schritten den Kiesweg hinab.

Gleich darauf sahen wir ihn zu unserem Erstaunen in einem eleganten Rollwagen, geschoben von einem Bedienten in Livrée, die Allee hinabfahren.

Ich konnte es kaum erwarten, bis er außer Hörweite war. Ich war im höchsten Grade entrüstet über das perfide Benehmen meines Freundes und die Rolle, welche er mich zu spielen zwang. — Ich hatte durchaus nicht die Absicht, mich länger zum Stichblatt seines Witzes machen zu lassen.

„Höre, lieber Karl," fing ich ziemlich erregt an und erhob mich, „was zu viel ist, ist zu viel! Wenn Du glaubst, mich zum Narren haben zu können, so irrst Du Dich ganz gewaltig. — Ich erkläre Dir hiemit ein- für allemal, daß ich das nicht dulden werde und daß ..."

„Und daß Du Dich ohne allen Grund ereiferst, lieber Junge," fiel Jener, sich ausschüttend vor Lachen, mir in's Wort. —

„Erlaube nur, daß ich mich erst ordentlich auslache! ... Siehst Du, das ist die eigentliche Kur hier, so eine ordentliche Zwerchfellerschütterung, die thut dem Menschen wohl ... Nun, was sagst Du zu dem Kerl? ... Ist's nicht ein Prachtexemplar von einem Badedoktor, halb Heirathstifter, halb Ignorant und ganze Klatschschwester? Wir mir scheint, hast Du dem kleinen Halunken ordentlich 'was aufgebunden, denn er nimmt ja Deinen Fall verzweifelt ernst. Aber warum in aller Welt gingst Du denn auch gleich so sehr in's Zeug? — — — Eine chronische Leberverhärtung — sapperlot! — Hätte denn ein einfacher Muskelrheumatismus nicht ganz dieselben Dienste gethan? Und wie er auch mich zwischen seine Scheeren bekommen wollte ... hehehe! — 's ist wirklich zum Todtlachen. — Hast Du gesehen, wie er mich doch noch beim Puls erwischte, während er uns von den Russinnen sprach?"

Karl schilderte so drollig und redete mir so zu, — zu guter Letzt mußte ich wider Willen mitlachen und gab mit ziemlichem Humor auch meine Erlebnisse mit dem Sanitätsrath zum Besten.

Dem Assessor standen beinahe die Thränen in den Augen bei meiner Schilderung.

„I, so ein Erzschelm von einem Komödianten! ..." rief er aus. „Gott bewahre uns in Gnaden, daß wir Dem jemals in die Hände fallen ... Und was hatte er denn nur auf jene Damen vorhin ... was haben ihm diese sogenannten Russinnen gethan?" —

„Sogenannte? — Warum sagst Du das, Karl?" frug ich verweisend.

„Nun, — — weil Jener es sagte ... was weiß ich, Eugen?"

„Es sind wirkliche Russinnen!" versicherte ich mit Nachdruck.

„So?! ... wirkliche Russinnen? ... Woher weißt Du denn das so genau?" frug Gunstetten, mich ungläubig und überrascht zugleich ansehend.

„Weil ich sie russisch sprechen hörte, lieber Freund."

„Ei! — Und seit wann sprichst Du selbst denn russisch, wenn ich fragen darf?"

„Ich spreche es nicht, aber ich verstehe genug von dieser Sprache, um dieselbe von anderen Sprachen unterscheiden zu können."

„So? ... ei der tausend! ... Und wo hörtest Du sie sprechen?"

„Vorhin, da drüben im Garten, Karl ... Uebrigens lügt dieser Doktor auf das Unverschämteste in dieser Sache. Ich halte diese Fremden für Damen und noch dazu für sehr anziehende und vornehme Damen."

„Sapperment, Eugen, welche Wärme!" spottete Karl.

„Ja — und ich habe dazu meine ganz bestimmten Gründe."

„Laß doch hören! — — auf Ehre, Du machst mich neugierig! Unsere schönen Nachbarinnen fangen an, mich lebhafter zu interessiren, schnell, schnell!"

Nun ich sah, wie der Assessor in der That voller Neugierde war, beschloß ich, mich ein wenig an ihm zu rächen für den üblen Scherz mit dem Doktor, ich lächelte deßhalb unendlich geheimnißvoll und zuckte mit den Achseln ... ich zögerte und überlegte.

„Nun?" frug er ungeduldig.

„Verzeihe, wenn ich Dir die Antwort auf Deine Frage schuldig bleibe, lieber Karl," sprach ich, mich langsam erhebend. „Findest Du übrigens nicht auch, daß es anfängt, hier draußen etwas schwül zu werden?"

„Was soll das heißen!" rief Jener ärgerlich und sah mich an, „warum bist Du mit einem Male so mysteriös? — Heraus damit, alter Sohn, keine Geheimnisse!"

Ich wußte, Karl war in solchen Dingen so neugierig wie eine Kammerkatze, es war seine Schwäche und es machte mir Freude, ihn so zappeln zu sehen.

„Ein anderes Mal vielleicht, lieber Freund ... heute geht es mit dem besten Willen nicht," erwiederte ich mit diplomatischer Zurückhaltung. „Ich bin meiner Sache noch nicht völlig gewiß."

Damit ging ich aus der Laube.

„Dummer Schnack!" hörte ich ihn hinter mir drein brummen, aber ich achtete nicht darauf, sondern entfernte mich schnell und ließ ihn allein.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln.

Laß dir durch den Schmeichler Wein
Nicht den Sinn bethören;
Nicht, o Freund, durch Leidenschaft
Harmonie zerstören!
Vielverschleiert ist die Wahrheit,
Läutre deinen Blick;
In der höchsten Klarheit
Liegt das höchste Glück.

*

Was strebst du nur hinaus in alle Welt?
Zieh' eine Grenze dir und bau' dein Feld!

*

Zieht die Braut in deines Freundes Haus,
Dann, bist du weise, ziehe du aus.

*

Ihr rühmt euch frei und seid doch stets nur Knechte,
Und jede Mode wird euch ein Tyrann.
So wag' es doch nur einmal, frei zu denken!
Und bist du groß, so wag' es, frei zu handeln!

*

Lernst du der Eitelkeit entsagen,
Hast du eine Legion von Teufeln geschlagen.

*

Lern' es vom Gold und Demantstein:
Soll man dich suchen, mußt du selten sein.



Die Müllerei und Bäckerei im Alterthum.

In den ältesten Zeiten, welche bei weniger civilisirten Völkern hinsichtlich ihrer Kultur noch fortdauern, gab es noch keine Mühlen, auch in einfachster Weise nicht. Die Getraidekörner wußte man auf keine andere Weise in Mehl zu verwandeln, als indem man sie in Mörsern zerstampfte, nachdem sie vorher geröstet waren. Von diesem Zerstampfen (lateinisch pinsere) hießen die Bäcker pinsores, später pistores, daher auch in Deutschland an manchen Orten Pfister. Mörser und Keule waren meist von Holz, letztere wohl auch mit Eisen beschlagen, und der Mörser auf der innern Seite gerieft und am Boden mit Spitzen versehen. Das Mehl wurde bei diesem Verfahren allerdings nicht fein; sollte es feiner werden, so legte man eine eiserne Einlage in den Mörser. Die Arbeit besorgten Frauen, namentlich Sklavinnen, doch wurden auch Gefangene damit beschäftigt.

Schon in früher Zeit wurden indessen die Mühlen erfunden. Sie sind schon in den mosaischen Büchern erwähnt und in Griechenland schrieb man ihre Erfindung theils der Göttin Demeter (bei den Römern Ceres), theils einem gewissen Mylas zu, welcher der Sache den Namen gegeben haben sollte. Der Letztere sollte ein Heiligthum der „Mahlgötter" errichtet haben und wurde selbst als Heros verehrt.

Auch in den Gedichten Homer's werden Mühlen erwähnt, doch erst Handmühlen, mittelst welcher Sklavinnen das Mehl bereiteten. In späterer Zeit vervollkommneten sich dieselben und man unterschied Handmühlen, Viehmühlen und Wassermühlen, je nach der Ursache, durch die sie in Bewegung gesetzt wurden. Allen gemeinsam war, daß das Korn zwischen zwei Steinen zerrieben wurde, von denen der obere beweglich, der untere unbeweglich war. Es haben sich solche Mühlen aus dem Alterthum erhalten und im Orient sind sie noch auf dieselbe Weise im Gebrauche. Uebrigens unterschieden sie sich durch größere oder geringere Vollkommenheit.

Auch die Mühlen wurden, solange es noch kein besonderes Gewerbe der Müller gab, in den Häusern und dazu gehörigen Räumen benützt. Sklavinnen drehten die Handmühlen und sangen dazu. Als das Mahlen ein Gewerbe wurde, nahm man Sklaven und Gefangene dazu in Anspruch, und das mühselige Geschäft ging Tag und Nacht fort. Auch wurde den geplagten Arbeitern ein kreisförmiges Holz um den Hals gelegt, damit sie nicht entwendetes Mehl zum Munde führen konnten. Nach Einführung des Christenthums wurden diese „Blutmühlen", wie man sie nannte, abgeschafft. Als an den Mühlenbetrieb größere Anforderungen gestellt wurden, genügten die Menschenkräfte nicht mehr und man nahm nun Thiere zu Hülfe, ausgediente Pferde, Esel und Maulthiere. Natürlich waren die Viehmühlen größer als die Handmühlen, und die Thiere wurden an eine Deichsel gebunden, welche durch den Läufer ging; eine ähnliche Vorrichtung wie bei den Menschen verhinderte auch sie an unbefugter Nahrung.

Eine weitere Verbesserung waren die Wassermühlen, welche zuerst um die Zeit des Mithridates, König von Pontos in Kleinasien, der mit den Römern 88 bis 66 vor Christus Krieg führte, erwähnt werden, in Rom aber erst unter den Kaisern, im ersten Jahrhundert nach Christus, bekannt wurden; in allgemeinen Gebrauch kamen sie sogar erst im vierten und fünften Jahrhundert. Die hauptsächlichsten Mühlen in Rom, am Berg Janiculus, wurden durch eine Wasserleitung getrieben. Im sechsten Jahrhundert, als der Gothenkönig Witiges (536) den römischen Feldherrn Belisar in Rom belagerte und die Wasserleitungen der Stadt verstopfen ließ, brachte Belisar auf dem Tiberflusse Kähne an, worauf Mühlen errichtet wurden, die der Strom trieb; so wurden die auch nachher im Gebrauche gebliebenen Schiffsmühlen erfunden. Mit solchen war das Backen nicht mehr gut vereinbar, und seitdem trennten sich wahrscheinlich die Gewerbe der Müller und Bäcker von einander. Da über das erstere nicht viel Nachrichten vorliegen, schalten wir in Bezug auf spätere Zeiten gleich hier ein, daß Windmühlen zuerst im Jahre 1105 erwähnt werden, in Deutschland die erste 1395 zu Speier. Schon in früher Zeit bedurfte es eines besondern Schutzes, um Mühlen anlegen zu dürfen. Ursprünglich hatte Jeder das Recht, an eigenem Wasser und öffentlichen Flüssen Mühlen anzulegen; im Mittelalter aber führten die Lehensherren das Mühlenregal ein, wonach nur Inhabern der Landeshoheit das Recht zugesprochen wurde, Mühlen zu errichten. Die Konzession dazu mußte von dem Landesherrn gegen Erlegung einer gewissen Abgabe erkauft werden. Es entstanden auch sogenannte Bannmühlen, welche das Recht hatten, zu verlangen, daß die in einem gewissen Bezirke wohnenden Leute ihr Getraide in keiner andern Mühle mahlen ließen, als in der berechtigten. Jetzt ist dieses Vorrecht aufgehoben. Die Müller bildeten im Mittelalter, da sie selten in Städten ihr Gewerbe ausüben konnten, keine Zunft, sondern wurden, selbst bis in die neuere Zeit, sogar für einen unehrlichen Stand gehalten, so daß ihre Söhne bei den zunftmäßigen Handwerken nicht als Lehrlinge angenommen werden konnten. Später ist diese Ungerechtigkeit abgeschafft worden.

Nach dem Mahlen wurde im Alterthum (zu dem wir nun zurückkehren) das Mehl, wenn man es feiner haben wollte, entweder noch einmal gemahlen oder dann gesiebt. Meistens war es Gersten- oder Waizenmehl, bei den Römern in älterer Zeit auch Dinkel.

Den Roggen liebten die Alten nicht und hielten ihn für unverdaulich.

Graupe bereitete man im Alterthum, indem man die Körner, wie früher beim Mehl, in hölzernen, inwendig mit Eisen belegten Mörsern zerstieß, und mischte ihr, um ihr weiße Farbe zu verleihen, weiße Thonerde bei.

Zu Brod wurde im Alterthum in der Regel nicht jedes Mehl verbacken, sondern fast nur Waizenmehl. Aus Gerstenmehl bereitete man bloß einen Teig, die gewöhnliche Nahrung der Leute vom Volke, welche die Griechen Maza und die Römer Puls nannten (es ist etwa die Polenta der heutigen Italiener). In nicht griechischen Ländern des Alterthums bereitete man auch Brod aus Reis, Mandeln und Maulbeeren.

Das Backen war von dem heutigen nicht wesentlich unterschieden. Die Backtröge waren meist aus Holz, auch aus Stein oder Thon. Feinschmecker ließen ihre Sklaven den Teig mit Handschuhen kneten, auch mit einem Maulkorb vor dem Gesicht, damit nicht ihr Schweiß und Athem das Backwerk berühre. Man benützte auch Maschinen, die von Menschen oder Thieren getrieben wurden, zum Kneten des Teiges, ähnlich den Hand- und Viehmühlen. In Pompeji hat man antike Backöfen gefunden, deren es indessen schon in weit älterer Zeit, z. B. bei den alten Hebräern, gab.

In älterer Zeit gab es noch keine gewerbsmäßigen Bäcker, sondern jede Haushaltung bereitete ihr Brod selbst, was früher die Hausfrau, später bei Reichen der Koch besorgte, daher auch oft der nämliche Ausdruck für Koch und Bäcker Anwendung fand.

Außer dem Brod unterschieden die Alten bereits Hunderte von Kuchenarten, deren viele als Opferkuchen religiösen Zwecken dienten. In der spätern Zeit, als die Hausarbeit nicht mehr genügte, gab es ebensowohl ein Gewerbe der Kuchen- als der Brodbäcker, und zwar in verschiedenen Abarten, je nachdem dieselben z. B. Milch oder andere Stoffe verwendeten.

Das Brod der älteren Zeiten war wohl meist nicht unserem jetzigen ähnlich, sondern mehr ein dünner, hart gebackener Fladen, welcher, da man überhaupt noch keine Bestecke hatte, gebrochen wurde, und dessen man sich auch beim Essen überhaupt zum Abtrocknen und Reinigen der Hände bediente, wie dieß im Morgenlande und anderswo noch jetzt gebräuchlich ist.

Aus der Bibel wissen wir, daß es schon im alten Aegypten Vorrathshäuser zum Aufspeichern des Getraides, daß es dort Bäcker, d. h. mit Backen beschäftigte Sklaven unter Aufsicht eines Kämmerers oder obersten Bäckers gab.

Auch nach dem Untergange des alten Griechenland und Rom waren bei den Deutschen, welche sich in der Völkerwanderung vom vierten bis sechsten Jahrhundert zu Herren Europas machten, noch immer Leibeigene Bäcker. Bei den Alemannen, welche, wie alle deutschen Völker jener Zeit, alle Vergehen und Verbrechen mit Geld (Wergelt) büßten, wurde die Tödtung eines Bäckers mit 40 Schilling, einer für jene Zeit ungewöhnlich hohen Summe, bestraft, und so hatte jedes Gewerbe seine Taxe. Karl der Große, der mächtige Beförderer höherer Kultur in Deutschland und Frankreich, die er beide nebst Italien beherrschte, errichtete auf seinen kaiserlichen Gütern auch Backhäuser, die von Leibeigenen und ihren Frauen bedient wurden. Der Bischof Salomo von Konstanz, welcher im zehnten Jahrhundert lebte und auch Abt von St. Gallen war, hatte im letzteren Kloster einen Backofen, in welchem tausend Brode gebacken werden konnten.

Ein selbstständiges, freies Gewerbe der Bäcker entstand erst in der Zeit, da Städte in größerer Zahl gegründet wurden und in denselben sich Zünfte und Innungen der verschiedenen Handwerke bildeten.

(Aus: „Zum Feierabend. Deutscher Müller- und Bäckerspiegel." Leipzig, H. Hartung und Sohn.) (Siehe „Interessante Bücher" S. 262.)

Kleine Mittheilungen.

Ein merkwürdiger Fall, welcher in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der Männer der Wissenschaft erregt hat, wird aus Westminster, Maryland (Nordamerika), berichtet, nämlich das Weißwerden eines Negers. Abraham Freyland, an dem diese merkwürdige und bisher noch nie bemerkte Entfärbung sich vollzogen hat, ist 68 Jahre alt und war früher ein Sklave des Amos Lowe in Baltimore County. Er kam als Knabe nach Carroll County und hat seit vierzig Jahren ununterbrochen in Gerbereien gearbeitet. Seine beiden Eltern waren Vollblutneger und Abraham selbst so schwarz wie Ebenholz. Vor zweiundzwanzig Jahren stellten sich weiße Flecken auf seinem Gesicht und seinen Händen ein, welche allmälig immer mehr an Umfang zunahmen, so daß jetzt sein ganzes Gesicht und sein kahler Kopf, sein Körper bis zu den Hüften und Arme und Beine vollständig weiß sind, bis auf einige dunkle, Sommersprossen ähnelnde Flecken im Gesicht. Der Mann ist vollkommen gesund und bis jetzt hat man noch keine zufriedenstellende Erklärung der Entfärbung finden können. Einige Aerzte, die den Mann untersucht haben, sind der Ansicht, daß die Entfärbung der Haut durch die fortwährende Berührung derselben mit Säuren in den Gerbereien eintrat, während Andere in derselben eine Art Hautrose erblicken wollen. Abraham hat mehrere Kinder, welche alle so schwarz sind, wie er in früheren Jahren war.

*

Behandlung der für die Küche bestimmten Thiere. Angekauftes Geflügel soll nicht, an den Beinen gefaßt, mit herunterhängendem Kopfe oder in ähnlicher roher Weise nach Hause getragen werden. Man schlachte die Thiere immer möglichst bald nach dem Ankauf. Wo dieß nicht thunlich und die Thiere eine Zeitlang aufbewahrt werden müssen, sorge man für zweckmäßige Unterkunft, für Fütterung und Reinlichkeit. Am schnellsten und einfachsten geschieht die Tödtung des Geflügels durch Abtrennung des Kopfes mittelst eines scharfen Beiles oder eines Schlagmessers. Wird das Thier hiebei über Flügelspitzen und Beine gefaßt, so streckt es von selbst den Hals gerade aus und die Köpfung ist leicht zu vollziehen. Beliebt man diese Tödtungsweise indeß nicht, so durchsteche man, wie es bei Tödtung von Gänsen und Enten üblich ist, mit scharfem, spitzem Messer unterhalb des Schädels das Genick oder durchschneide in möglichster Nähe des Kopfes die Hauptadern des Halses mit raschem Schnitt. Ein Hinundhersägen mit stumpfem Messer ist grausam. Man schlachte keines der höheren Thiere in Gegenwart seiner Leidensgefährten, denn es ist immer zu bedenken, daß das Thier ein mit seelischen Eigenschaften ausgerüstetes Wesen ist und Angst und Furcht empfindet wie der Mensch. Fische sollen nicht lebendig geschuppt, mit Sand oder Torf gerieben oder zum Zweck der Reinigung gar in heißes Wasser gelegt werden. Der ausgesuchten Grausamkeiten, Aalen lebendig die Haut abzuziehen, Krebse 2c. mit kaltem Wasser an das Feuer zu setzen und in langsamer Qual todt zu sieden, wird sich Niemand mehr schuldig machen wollen. Fische müssen möglichst bald nach dem Ankauf geschlachtet werden, keinem Fisch soll, bevor er getödtet, der Bauch aufgeschnitten werden; größere Fische müssen, bevor das Messer angesetzt wird, durch einen festen Schlag auf den Kopf erst betäubt werden. Stets bediene man sich eines scharfen Messers.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Einundfünfzigstes Kapitel.

Barmherzigkeit.

Die Wäscherinnen hatten anfangs gelacht und gezischelt über diese winzige Personnage, die so entschieden, so lebhaft und so drollig aussah, die wie ein Blitz zwischen sie gefahren war und seit ihrem Erscheinen nicht aufgehört hatte zu schwatzen.

Als sie aber ihre Absicht vernahmen, die Unglückliche, deren Schicksal ihnen aus ihrem Namen kund geworden war, zu sich zu nehmen, da hörte das Lachen und Zischeln auf. Zoë Lacassade wurde augenblicklich populär auf dem Wäscherschiffe, und wenn sie es gewünscht hätte, würde man sie auf einem umgestürzten Waschtroge im Triumph das Ufer entlang getragen haben. Aber die gute kleine Dame dachte in ihrer Bescheidenheit gar nicht an eine solche Ovation, sondern half der Blanchard beim Ankleiden und trieb zum Aufbruch. Als sie sich eben mit ihrem Schützlinge entfernen wollte, bemerkte ihr der Sicherheitsmann, daß es Sitte sei, eine Prämie von fünfundzwanzig Franken Demjenigen auszuzahlen, der eine Person aus dem Wasser gerettet habe; zugleich fragte er sie, ob sie gewillt sei, diese Prämie auf sich zu nehmen.

„Nun natürlich!“ rief Zoë Lacassade. „Das ist's wohl werth, und ich möchte reicher sein, um dem braven Manne das Doppelte zu geben!“

Damit suchte sie in ihrer Tasche nach ihrem Portemonnaie.

Der Sicherheitsmann winkte dem Retter, der am Ufer saß, um seine nassen Kleider am Leibe trocknen zu lassen, und dabei Diejenige, die er aus den Fluten gezogen hatte, mit seltsamem Blicke ansah. Es lag ein eigenthümlicher Ausdruck in dem Blicke dieses Mannes. Es war, als sehe er Sophie Blanchard nicht zum ersten Male und als erinnere sie ihn an alte, alte Zeiten.

Auf den Ruf des Sicherheitsmannes, er solle seine Prämie in Empfang nehmen, sagte er nur:

„Nein, nein . . . ich will nichts . . .“

„Aber . . .“

„Ich will nichts, sage ich Euch!“ machte er barsch. „Ich habe sie gerettet. Gut. Das ist Alles.“

„Ich muß aber Euren Namen in meinen Rapport eintragen.“

„So tragt ein: ‚Malapat, wohnt in Maison Laffitte bei Paris am Ufer der Seine‘.“

„Ihr seid Schiffer?“

„Nein. War nur aus Zufall da, um eine Landsmännin zu sehen. Bin Gärtner.“

Er entfernte sich, nachdem er einen letzten Blick auf



Straßenbilder aus Galatz. (S. 256.)

das Weib geworfen hatte, welches ihm das Leben verdankte. Auf dem Kai angekommen, trat er in eine Schenke und murmelte bei seinem ersten Glase:

„Zu spät, zu spät, da ist nichts mehr zu machen!“

*

Während der Fahrt vom Kai nach der Rue du Helder wechselten Zoë Lacassade und Sophie Blanchard kein Wort mit einander.

Zoë hätte wohl für ihr Leben gern gesprochen, aber sie achtete das Schweigen ihrer Gefährtin. Die Arme war noch ganz betäubt von den Aufregungen des vorhergehenden Tages, von ihrer plötzlichen Befreiung, von ihrem mißglückten Selbstmordversuche.

Sie kam erst wieder zu sich, als sie aus dem Wagen stieg und Zoë Lacassade die Treppe hinauf folgen mußte. Da überkam sie ein Zittern bei dem Gedanken, daß sie jetzt vor Jeanne Guérin erscheinen werde. Diese hatte gehört, wie die Thüre geöffnet wurde, und ging den beiden Frauen entgegen.

„Sie wagt es nicht, einzutreten,“ sagte Zoë, auf die Blanchard deutend.

„Sie haben Unrecht, Sophie,“ sagte Jeanne mit sanfter und gerührter Stimme. „Nichts hat sich geändert zwischen uns. Mein Vater hat Sie geschätzt. Sie haben ihn sorgfältig gepflegt während seiner Krankheit im vorigen Jahre. Und ich ehre nur sein Andenken, indem ich Sie nicht verlasse. Kommen Sie also.“

Und mit reizender Anmuth reichte sie der alten Bedienerin die Hand.

Sophie, anstatt diese Hand zu ergreifen, bückte sich nieder und drückte ihre Lippen ehrfurchtsvoll auf die Finger des jungen Mädchens.

Zoë Lacassade hielt es nun nicht länger aus, zu schweigen, und fing an, ihrer Freundin von dem versuchten Selbstmorde der Unglücklichen zu erzählen.

Jeanne hörte sie schweigend und gesammelt an. Dann wandte sie sich an Sophie Blanchard.

„Das war schlimm von Ihnen,“ sagte sie. „Sie hätten an Ihren Gatten denken sollen.“

„Ach! Was kann ich denn noch für ihn thun!“ murmelte Sophie.

„Sie irren sich,“ sagte Jeanne. „Sie können noch viel für ihn thun. Solange Sie leben, hat er doch die Hoffnung, Sie einst wiederzusehen, und das wird ihn aufrecht erhalten. Wenn Sie einmal todt sind, würde er am Leben verzweifeln.“

Sie sprach mit einem Ernste, der über ihr Alter ging. Das war nicht mehr das junge, schelmische, ein wenig verhätschelte Mädchen von ehemals, die sich auf den Knieen Papas schaukelte und seinen Kopf mit beiden Händen faßte, um denselben mit Küssen zu bedecken. Der unerwartete Schlag, der sie getroffen, der Schmerz und die Sorge für die Zukunft hatten sie zum Weibe gereift.

Zoë Lacassade, um die Blanchard auf andere Gedanken zu bringen, gab ihr Auskunft über ihre neuen Funktionen.

„Die Wohnung ist klein,“ sagte sie, „sie ist bald aufgeräumt. Aber Sie werden mir auch meine Ananas- und Goyave-Konfitüren in die Stadt tragen. Sie werden in dem kleinen Kabinete dort schlafen zwischen dem Zuckerrohr

Für Mütter und Kinder.

Silhouetten von Friederike Wedem.



Tanzbär.

Kind: Tanzbär! Zottelbär!
Sag' mir doch, wo kommst du her?
Bär: Komme weit aus Polenland.
Polenland ist wohlbekannt,
War auf hoher Schule dort,
Hab' gelernet Vieles dort,
Kunststückchen und Tanzen.

Kind: Mach' uns doch ein Kunststück vor,
Krau' dir hinterm rechten Ohr,
Schlage Purzelbäume!
Bär: Gleich will ich das Alles thun,
Stellt euch nur im Kreis herum. (Thut es.)
Tanz' nun eine Polka auch,
Wie's in Polen ist Gebrauch,
Könnt was von mir lernen. (Tanzt.)



Katz und Maus.

Mütterchen ist fortgegangen,
Jetzt sind wir allein zu Haus,
Und damit wir uns nicht bangen,
Woll'n wir spielen Katz und Maus.
Horch! da klirrt was — ach, die Vase
Fällt vom Tisch zur Erde hin,

Und vor dem zerbroch'nen Glase
Steht erschreckt die Sünderin.
Zitternd stehen da die Kleinen,
Sehen tiefbetrübt sich an,
Fangen Beide an zu weinen:
Katz und Maus hat das gethan.



Knabe und Pudel.

Knabe: Pudel, komm doch her zu mir,
Sieh', zwei Mützen von Papier
Hab' ich heut für dich gemacht,
Pudelchen, nun gib auch Acht.
Du sollst mein Soldat jetzt sein,
Ich — der Lieut'nant Herr von Stein,
Dieser Stock sei dein Gewehr,
Nun paß auf, was ich dich lehr'!

Pudel: So zu steh'n wie eine Mauer,
Wird mir armem Pudel sauer;
Lieber möcht' auf allen Vieren
Ich im Garten geh'n spazieren,
Solch' ein kleiner junger Herr,
Wie du, quält uns oft gar sehr.



Sommermorgen.

Auf der üppig grünen Wiese
Spielen froh zwei Mägdelein,
Bertha und die kleine Liese,
Sich des Sommermorgens freu'n.

Aus dem Stiel der Ringelblume
Machen lange Ketten sie,
Die sie heut der lieben Muhme
Bringen zum Geburtstag früh.

---

und den Bananen. Sie sind jetzt nicht mehr unsere Bedienerin, sondern unsere Bonne. Ist's Ihnen recht?"

„Ich bin glücklich darüber. Aber . . ."

„Aber was?" machte Zoë mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit. „Sie machen Schwierigkeiten?"

„O, nicht meinetwegen, Fräulein, Gott bewahre! Ich bin Ihnen so dankbar! . . ."

„Also, weßhalb sonst?"

„Der Anderen wegen . . . Derer, die wissen, wer ich bin. Ich fürchte, daß Ihr gutes Herz Ihnen schaden wird bei den Leuten."

„Was soll das heißen?"

„Bin ich nicht das Weib des Mannes, der als einer der Mörder des Kapitän Guérin verurtheilt wurde?"

Jeanne erhob sich jetzt von ihrem Sitze, trat auf Sophie zu und sagte mit fester Stimme:

„Trotz der Sympathie, die ich für Sie hege, würde ich Sie nicht in meine Dienste nehmen, wenn ich ihn für schuldig hielte. Aber ich glaube an seine Unschuld."

„O! . . ." machte die Blanchard. „O! . . ."

Sie konnte nur diese zwei Rufe ausstoßen; und auf einen Stuhl sinkend, das Gesicht in den Händen bergend, brach sie in ein bitterliches Weinen aus.

Sie hatte bisher geglaubt, die beiden Fräulein hätten

Mitleid gehabt mit ihrem Unglück und mit ihrem Elende und hätten sich gesagt: „Wir wollen sie nicht büßen lassen für das Verbrechen eines Andern.“ Aber jetzt erkannte sie, daß trotz der Beweise gegen ihren Mann und trotz seiner Verurtheilung die eigene Tochter des Ermordeten ihn für unschuldig hielt. Das war eine Freude, so groß, daß ihr gequältes Herz sie nicht ertragen konnte, und sie weinte, weil die höchste Freude sich in Thränen äußert wie der tiefste Schmerz.

Als Sophie Blanchard ruhiger geworden war, sprach Jeanne:

„Indem ich Sie hier aufnehme, protestire ich auf die einzige Art, die in meiner Macht steht, gegen die Verurtheilung Ihres Mannes. Für mich wie für den Vertheidiger Joseph Blanchard's gibt es einen andern Schuldigen. Es ist nicht an einem schwachen Kinde, wie ich bin, das Werk der Rache zu vollführen. Der Hauptmörder ist verurtheilt, er wird bald sterben. Das muß mir genügen. Aber Sie haben noch eine andere Aufgabe. Es ist Ihr Recht, es ist Ihre Pflicht, Den zu finden, für den Ihr Gatte büßt. Indem Sie sagen: ‚Hier ist der Schuldige!‘ sagen Sie zugleich: ‚Mein Gatte ist unschuldig, gebt ihm die Freiheit, gebt ihn mir zurück!‘“

Mit erhobenem Haupte und leuchtenden Augen hörte Sophie Blanchard Jeanne Guérin an.

*

An demselben Abende erhielt Jeanne einen Brief aus den Kolonieen, welcher ihr die baldige Ankunft ihres Cousins Heinrich von Meillant meldete.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Das Urtheil der Welt.

Die Conciergerie ist ein Gefängniß mit einer Reihe von Zellen, in welche die Angeklagten einige Tage vor ihrem Prozeß gebracht werden und wo sie nach ihrer Verurtheilung die Feststellung ihres künftigen Bestimmungsortes erwarten. Die zum Tode Verurtheilten bleiben nie länger als zwei bis drei Tage darinnen. Sobald ihr Urtheil gefällt ist, beeilt man sich, sie nach Grande Roquette zu bringen; ebenso die zur Zwangsarbeit Verurtheilten, welche dort ihre Abreise nach Neu-Caledonien erwarten. So kam es, daß Jagon und Joseph Blanchard, obwohl ihre Strafe nicht dieselbe war, die Conciergerie zu Ende Juni 1875 zusammen verließen und nach La Roquette gebracht wurden.

Dort aber kamen sie nicht zusammen. Blanchard wurde der Toilette der Zuchthäusler unterworfen, es wurde ihm das rauhe Hemd, die graue Jacke angezogen, der Kopf geschoren; dann durfte er sich unter die anderen Sträflinge mischen, in den Werkstätten arbeiten, im Hofe herumgehen und allein in seiner Zelle schlafen.

Jagon dagegen war von den Uebrigen getrennt; er gehörte gleichsam nicht mehr dem Leben an. Drei Männer wachen über den zum Tode Verurtheilten Tag und Nacht: ein Gefängnißwärter, ein Wachposten und ein Sicherheitsinspektor. Sie haben Befehl, den ihnen anvertrauten armen Sünder so gut es geht zu zerstreuen, ohne ihn zu belästigen, und indem sie ihn die Zeit verbringen lassen, wie es ihm beliebt. Er kann schlafen oder liegen so lange es ihm gefällt; er liest, er schreibt, wenn er schreiben kann; er raucht, wenn er ein Raucher ist. Er schweigt oder plaudert nach seinem Belieben. Will er spazieren gehen, so führt man ihn zur bestimmten Stunde in den kleinen Hof, der für ihn allein bestimmt ist.

Jagon benützte dieß Alles, ohne es zu mißbrauchen; er plauderte, las, ging spazieren, spielte, arbeitete, träumte und schlief. Er war sanft, freundlich und heiter. Wenn ein neuer Wachposten seinen Kameraden ablöste und beim Eintritt in die Zelle eine traurige Miene annehmen wollte, rief ihm Jagon entgegen:

„Oho, mein Junge, welch' eine Miene! Hier darf man nicht melancholisch sein. Sie sollen mich zerstreuen, vergessen Sie das nicht! Na? Wird's bald? Soll ich Sie aufheitern? Allons, eine Partie Domino. Verliere ich, dann gebe ich Ihnen eine gute Cigarre; gewinne ich, dann kriegen Sie zwei. Und heute Abend lasse ich einen Extraliter kommen . . .“

Die Aufgabe der drei Wächter hatte also nichts Peinliches. Der Verurtheilte unterhielt sie nach Kräften und bewirthete sie. Manchmal sagte er ihnen auch:

„Mir scheint gar, ihr bedauert mich? Ganz unnöthig. Ich sterbe nicht. Meine Strafe wird geändert. Ich bin unschuldig. Viele Personen sind davon überzeugt und man wird es nicht wagen, mir an's Leben zu gehen. Werdet schon sehen . . .“

Er hatte damit nicht ganz Unrecht. Seit einiger Zeit besprach man in Paris wirklich die Beweise gegen Jagon und fand sie nicht genügend für die Todesstrafe. Man fing an ihn zu vertheidigen. Ein hochgestellter Herr hatte sogar geäußert: „Ich möchte nicht in der Haut der Geschworenen stecken.“

Aehnlich sprachen die Journale. Sie fingen damit an, eine unbedingte Hochachtung für die Unfehlbarkeit der Urtheile des Gerichtes zu äußern, und endeten damit, daß sie das über Jagon gefällte ein ungerechtes nannten. Ihr Lieblingsthema war: „Ihr hattet zwei Angeklagte vor euch: einen ehemaligen Sträfling und einen unbescholtenen Menschen; den ersteren habt ihr losgelassen, den zweiten schickt ihr auf's Schaffot. Wie sonderbar! . . .“

So kam es, daß eines Tages der Generalprokurator den Sicherheitschef rufen ließ und ihm sagte:

„Ich kümmere mich sonst den Henker um die Zeitungsschreiber und die Pariser Klatscherei. Dieser Jagon ist jedenfalls schuldig — für Sie, für mich, für alle Sachverständigen. Aber daß er fortwährend seine Unschuld betheuert, das ist unangenehm. Sie kennen ihn ja. Vielleicht bringen Sie ihn jetzt zu einem kleinen Geständnisse, da ihm das Leugnen doch nichts mehr hilft.“

„Den zum Geständnisse bringen?“ sagte Herr Claude mit seiner gewohnten Freimüthigkeit. „Der ist einer jener Kerle, die noch auf dem Schaffot deklamiren: ‚Ich bin unschuldig! . . .‘ Ich will es übrigens versuchen und ihn morgen besuchen.“

„Ich danke Ihnen im Voraus und gestehe Ihnen, daß es mich herzlich freuen würde, wenn Sie etwas ausrichten könnten. Der oberste Gerichtshof wird jedenfalls die Berufung verwerfen, und dann bleibt nur noch der Gnadenweg übrig. Da wird man uns jedenfalls mit Bitten überhäufen: der Vertheidiger, ein paar bereuende Geschworene, bis auf den Gefängnißpater herab, dem Jagon seine Unschuld eingeredet hat. Man würde genöthigt sein, ihn zu begnadigen, und doch ist dieser Kerl ein vollendeter Spitzbube, der keine Gnade verdient.“

„Ich meine es ebenfalls. Und er selber sicher auch; denn er ist vernünftig genug, sich selber Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber nur in Monologen.“

Am andern Morgen begab sich Herr Claude wirklich nach La Roquette, wo ihn der Direktor in den Hof geleiten ließ, in welchem sich Jagon soeben auf seiner „Promenade“ befand.

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Regen.

(Bild S. 256.)

Es tropft! Wie war der Lüfte Hauch
So heiß, so bang die Schwüle!
Nun zittert Blüte, Blatt und Strauch,
Aufathmend in der Kühle.

Sie fühlten sich so welk und matt,
Den Gluten preisgegeben,
Nun trinken sie sich voll und satt,
Erwacht zu neuem Leben.

Wohl sitz' ich unter Dach und Fach,
Doch lustig hör' ich tropfen
Dort drüben auf des Nachbars Dach
Krystall'ne Regentropfen.

Das Fenster auf! Nach all' der Glut
Und all' dem läst'gen Staube
Wird mir so wohl und frisch zu Muth
Wie kühl betropftem Laube.

(Aus: „Immergrün“. Neue Lieder von Julius Sturm. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.)

Interessante Bücher.

I.

Der deutsche Buchhandel hat zum dießjährigen Weihnachtsfest eine ganze Reihe herrlicher Werke geschaffen, die den Geber ehren und dem Empfänger eine dauernde Freude sein werden. Wir wollen einige, die gleich eigenartig wie schön sind, hier namhaft machen.

In Form eines eleganten Albums präsentirt sich uns das Werk: „Immergrün“. Neue Lieder von Julius Sturm, mit zwölf Illustrationen von Paul Thumann (Leipzig, Amelang). Sturm ist bekannt als sanfter, gemüthreicher, harmonisch schaffender Poet, und Thumann berühmt durch seine echt deutschen, gemüthvollen, tiefpoetischen Zeichnungen, welche so anmuthig und charakteristisch das deutsche Familienleben wiederspiegeln. Aus diesem prächtigen Werk, dessen Einband eine Musterleistung unserer Buchbinderkunst ist, haben wir die Illustration S. 256 und das obige dazu gehörige Gedicht entlehnt.

Ein überaus belustigendes Geschenk für Jung und Alt ist „Das Oberländeralbum“ (München, Braun & Schneider). Der bekannte Zeichner der „Fliegenden Blätter“ hat hier eine Sammlung seiner übermüthigen Bilder zusammengestellt, die selbst den verbissensten Hypochonder zum Lachen bringen werden. Geschichten, wie „Die Käuzchenfamilie“, „Die Wasserballade“ und „Der Herr Professor und sein neuer Hund“ sind geradezu klassisch. Das Album ist sauber und hübsch ausgestattet.

Keine Prachtwerke, sondern einfache, schlichte Büchlein, wohl hauptsächlich für den Handwerkerstand geeignet, jedoch auch für ein großes Publikum interessant, sind eine Anzahl von Bändchen, welche Hartung & Sohn in Leipzig hergestellt hat. Sie führen den Titel: „Zum Feierabend. Deutscher Kunst- und Handwerksspiegel, Schneider-, Bäcker-, Schuhmacher- und Fleischerspiegel“. Auf sehr anziehende Weise wird in diesen Büchlein das Geschichtliche von den Anfängen bis auf unsere Tage, dann Gebräuche, Eigenthümlichkeiten, Zunft-, Innungen-, Gesellen- und Brüderschaftswesen und Aehnliches mehr geschildert. Die Art, wie diese an und für sich schon interessanten Stoffe behandelt werden, zeigt der Artikel S. 259 aus dem Buche: „Bäckerspiegel“. Diese Bändchen sind ein hübsches, billiges Geschenk für Lehrlinge, Gesellen und Meister dieser Stände.



Anekdoten und Witze.

Nur richtig deutsch reden.

A.: Du hast ja schon wieder Deinen kleinen Jungen so schrecklich geschlagen! Um's Himmels willen — wofür denn?

B.: Wofor? Vorn — Kopf!

A.: Nein, Du verstehst mer nich. Ich meine nicht wofor, for was hast'n geschlagen?

B.: Vor was? Vor's Rathhaus!

A.: Nun, Mensch, versteh' doch deitsch; ich mein', was hat denn der Junge eigentlich gethan?

B.: Was hat er gethan? Geschrie'n hat er!

*

Wundererklärung.

In einer Londoner Knabenschule wird zwischen dem Lehrer und einem Knaben folgendes Gespräch geführt.

Lehrer: Was ist ein Wunder?

Knabe: Weiß es nicht.

Lehrer: Wenn einmal die Sonne mitten in der Nacht scheinen würde, was würdest Du sagen, daß dieß sei?

Knabe: Der Mond.

Lehrer: Aber wenn Dir gesagt würde, daß es die Sonne sei, wie würdest Du das nennen?

Knabe: Eine Lüge.

Lehrer: Ich aber sage niemals eine Lüge. Setze nun voraus, daß ich Dir sagen würde, daß es die Sonne sei, was würdest Du dann denken?

Knabe (nach einigem Zögern): Daß der Herr Lehrer nicht ganz nüchtern sei!

*

Der unter Kaiser Nikolaus bekannte Komiker des kaiserlichen Theaters zu St. Petersburg, A. Martynow, wendete sich an den Minister Fürsten Wolkonskij mit der Bitte, ihm wegen zerrütteter Gesundheit einen Urlaub und eine Geldunterstützung zu einer ausländischen Reise zu gewähren, wurde aber abschläglich beschieden. Allein Martynow verlor nicht die Hoffnung. Er erfuhr nämlich, daß der Kaiser den Fürsten oftmals ganz einfach besuche, und fand sich zu dieser Zeit, kurz vor dem Kommen des Kaisers, im Vorzimmer des Fürsten ein.

„Was machst Du hier, Martynow?“ fragte ihn der Kaiser, als er an ihm vorüberging.

„Ich wollte, Majestät, meine Bitte um Urlaub und eine Geldunterstützung wiederholen.“

„Komm' mit mir, ich werde Dein Fürsprecher sein beim Minister.“

So trat er in Begleitung Martynow's in das Kabinet des Fürsten und sagte zu Letzterem:

„Ich habe einen Bittsteller mitgebracht . . . Ja aber“ — mit diesen Worten wendete er sich an Martynow, „zuerst mußt Du mich spielen.“

Martinow gerieth in Verlegenheit.

„Das verstehe ich nicht, Majestät, da ich nie mich auch nur in Gedanken erkühnt habe, Ihre Person darzustellen.“

„Dummes Zeug, spiele, wie Du es verstehst, es bleibt Alles unter uns.“

So mußte nun Martynow sich dem kaiserlichen Wunsche fügen. Er erbat sich den Helm des Kaisers, den dieser ihm lachend darreichte. Hiebei muß bemerkt werden, daß Martynow ziemlich hager war, von nicht großer Gestalt, daß ihm also der Helm zu breit und zu groß war. Martynow setzte den Helm auf, richtete sich empor, streckte den rechten Fuß vor, hob den Kopf in die Höhe und fragte den Minister, indem er die Stimme des Kaisers nachahmte:

„Wie sind Sie, Durchlaucht, mit dem Schauspieler Martynow zufrieden?“

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, nahm er schnell den Helm ab, nahm vor dem Kaiser die Haltung Wolkonskij's an und antwortete mit täuschend nachgeahmter Stimme des Letzteren unter tiefer Verbeugung:

„Sehr zufrieden, Majestät!“

Martynow setzte wiederum den Helm auf und fuhr im Tone des Kaisers fort:

„Wenn Sie, Fürst, mit Martynow zufrieden sind, so lassen Sie ihm so bald als möglich tausend Rubel auszahlen.“

Dann fuhr er mit lauter Stimme als Minister fort:

„Wird sofort geschehen, Majestät!“

Der Kaiser lachte unaufhörlich und sagte schließlich:

„Wenn Martynow in meinem Namen Dir befohlen hat, ihm tausend Rubel zu geben, so gib sie ihm. Er ist dessen werth als vollendeter Komiker. — Ich danke Dir, Du hast uns sehr amüsirt, führe Dich ordentlich und schone Deine Gesundheit.“

Diese Anekdote ist nach den eigenen Worten Martynow's aufgezeichnet, der sie mit Vorliebe erzählte.

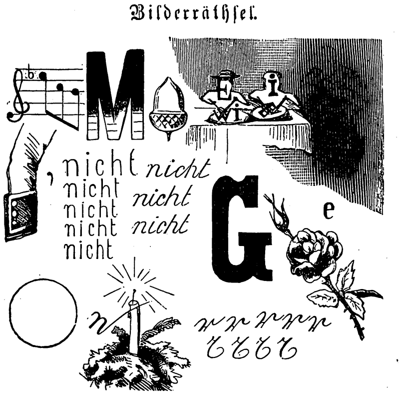
*

Die Damaszener gelten im Orient für dumm; sie nehmen dort die Stellung ein wie die Büsumer oder Schöppenstädter in Deutschland. In Bagdad erzählt man, ein Professor aus dieser Stadt sei einst nach Damaskus gekommen, um in einer der dortigen Moscheen seine heilige Sprüchesammlungen vorzulesen. Um die Zuhörerschaft zu prüfen, habe er als angeblichen Ausspruch des Propheten den Satz verlesen:

„Der kommt in's Paradies, der mit dem Ende seiner Zunge seine Nasenspitze erreichen kann.“

Alsbald sah man die ganze Versammlung mit der Zunge nach der Nasenspitze hinarbeiten, und empört über solchen Unverstand, packte der Bagdadiner wieder ein.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 235:

Im Glück halt ein, im Leid halt aus.

Buchstabenräthsel.

1. 2. 3. 4. die Farb' einer Blume, geschätzt, ohne Düfte,
2. 3. 4. italischer Sommernacht schmeichelnde Lüfte,
3. 4. grün, thaufrisch erglänzend in Morgenlichts Strahle,
4. genannt schon von Jedem, der kennt die Vokale.

L. F.

Auflösung des Logogriphs Seite 235:

Trichter, Richter.

Kleine Korrespondenz.



N. S. Z. Wenn Sie die letzten Hefte der „Illustr. Welt" durchsehen, werden Sie an dieser Stelle ausführlich die Frage beantwortet finden.

Hrn. E. W. Allerdings, wenn aus dem Unterthanenverbande entlassen. Wir halten diesen Schritt für gleichbedeutend mit Selbstmord.

Hrn. J. Beckchen 144. Uns völlig unverständlich.

E. P. D...... in Köln. Nr. 1) Durch Auswaschen mit Benzin, wenn Oelfarbe. Nr. 2) Der Kopf wächst gewöhnlich später nach, wenn er anfänglich zurückgeblieben. Wo kleine Köpfe Familieneigenthümlichkeit, wird er stets verhältnißmäßig kleiner bleiben. Mittel, dessen Wachsthum zu befördern, gibt es nicht — vernunftgemäße, kräftigende Lebensweise.

Str. in W. Anfragen, die ganz speziell technisch sind, wie Glasfirmenschrift auf Metall, können wir unmöglich an dieser Stelle beantworten.

Hrn. J. L. in Köln. Nur persönlich — nicht erblich.

Leonilla in Krakau. Lesen Sie: „Ebhardt, Der gute Ton". (Berlin, Franz Ebhardt), das ist vortrefflich in diesem Fall. Nr. 2) Hinsichtlich eines schönen weißen Teints: „Schwarz, Kosmetik", Gerschel, Berlin; ein ganzes Buch reicht da noch nicht aus. Das beste Mittel ist gesundheitsgemäßes Leben und eine Frage an den Arzt, wenn die Haut etwas Besonderes zeigt.

Hrn. L. Schneider in Berlin. Wir vermissen in Ihrer Anfrage — wovon?

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Hermine Berthold, Frankfurt a. M.; Emma Helfer, Reichenberg; Mathilde Emmer, Prag; Rosine Siebel, Brünn; Bertha Gakling, Spremberg; Ottilie Larre, Berlin; Ernestine L., Posen; Hrn. W. Spitzer, Prag; A. Meßner, Oels-Arnau; C. Moisel, Reichenberg; C. Schmeiser, Köln; R. Hoffmann, Bielitz; G. Vieritz, Görlitz; F. Trimborn, Moers; J. Schäffer, Wengern; A. Wagener, Ohligs.

Dreiblätteriges Kleeblatt in B. B... Küsse beim Pfänderspiel hält man für harmlos — ob schicklich —? entscheidet der Ton, welcher beim Spiel herrscht, und noch manche andere Dinge, wie der Charakter der Personen, die Art, wie sie gegeben und genommen, der Grad der Bekanntschaft und dergleichen mehr. E... Ob junge Damen jungen Herren Neujahrskarten schicken? — der guten Sitte nach — nicht. D... Wenn junge Damen von Herren, die ihnen nicht vorgestellt sind, gegrüßt werden, grüßt die Dame nicht wieder!

A. S. in L. Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt am Main, Gallusgasse.

G. L. 838 Prag. Filiale von Filia, die Tochter, weiblich. Bildrahmen sind nicht durch uns zu beziehen.

Abonnent in Bst. Nr. 1) Der Mann ist nach dem deutschen Gesetz in diesem Falle nicht Erbe, wenn das Kind nicht die Schwiegereltern überlebte. Nr. 2) Dergleichen speziell technische Fragen ist in wenig Worten zu beantworten unmöglich. Nr. 3) Wir können hier nicht eine Weberei nennen, ohne hundert andere in den Schatten zu stellen. Nr. 4) Durch jede Droguenhandlung. Nr. 5) Durch das bekannte Pflaster aus Wachs, in jeder Apotheke zu haben.

H. F. in Düsseldorf. Nett, aber wir sind überreich damit versehen. Deßgleichen K. Safaritz in Prag.

A. W. in Straßburg. Pribyl, Geflügelzucht, $2^1/_2$ Mark, Berlin bei Wiegandt, Hempel & Parey. Das Buch beantwortet Ihnen auch Frage 1 und 3.

Frln. Mina Balde in Sch. Nr. 1) Man mischt der Stärke etwas weißes Wachs bei. Nr. 2) Durch Betröpfeln mit Spiritus und Abheben darauf mit einem Messer entfernen Sie Stearin von Papier. Nr. 3) Durch Bedecken mit Seidepapier. Kreidezeichnungen sind stets leicht verwischbar, wenn sie nicht unter Glas und Rahmen gebracht werden.

Abonnent A. A. in A. Nr. 1) Landwirthschaftliche Maschinenagentur ist das Bessere. Nr. 2) Diese Frage wird nur eine Handelskammer nach langer Berathung entscheiden können.

Hrn. Alex Bosner. Besten Dank, jedoch wir haben zu großen Vorrath.

Hrn. Ferdinand Limbeck in Wien. Fragen Sie bei der Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin an.

Hrn. Ivan Straßer in Rudolfsheim. Karl Ruß, Der Vögelliebhaber, Berlin bei Gerschel.

C. R. 495. Wir verweisen Sie auf eine frühere Ankündigung, wornach die Jahrgänge **1870** und **1872** von **„Zu Hause"**, so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu **sehr ermäßigtem** Preis bezogen werden können, und zwar jeder Jahrgang komplet in einem Bande broschirt für nur 2 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, können Ihnen diese beiden Jahrgänge noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Ernst L. in G. Von älteren Jahrgängen der „Illustrirten Welt" können Sie noch haben: Jahrgang 1870 und 1872 zum ermäßigten Preis von M. 5. — für beide Jahrgänge. 1869 ist total vergriffen.

Aerztliche Korrespondenz.

P. H. in St. und Hermann 300 in Magdeburg. Allerdings ist es richtig, daß Professor v. Rokitansky in Innsbruck und sein Assistent Dr. Kroczak daselbst in der Wiener medizinischen Presse ein neues Mittel gegen Lungenschwindsucht in Form von Einathmung benzoesauren Natrons angegeben haben. Daß bei der Mangelhaftigkeit der Heilkunst bezüglich genannter Krankheit jeder Strohhalm von den Leidenden erfaßt wird, um sich zu retten, und Kranke jede angebliche Neuerung mit der Hoffnung begrüßen, rasch geheilt zu werden, ist natürlich. Es muß aber jede derartige Methode mit Vorsicht aufgenommen werden; besonders die vorliegende Behandlungsweise verlangt einen bedeutenden Eingriff in den Organismus; von dem betreffenden Mittel müssen nämlich nicht weniger als 50 Gramm per Tag mehrere Monate lang eingeathmet werden, um allenfallsige Heilung zu erzielen, die jedoch durchaus nicht garantirt werden kann! Alle Autoritäten der medizinischen Wissenschaft verhalten sich bis jetzt sehr passiv gegen die neue Methode. Sollten im Laufe der nächsten Monate Versuche auch anderer hervorragender Aerzte positiv ausfallen, so werden wir Ihnen an gleicher Stelle wieder berichten.

Hrn. A. L. in Prag, J. W. in Wien und F. D. in Dresden. Ohne persönliche Untersuchung nicht ärztlich zu beurtheilen möglich.

Hrn. Emil K. in Deutsch-Neudorf. Einpinselungen mit Jodtinktur — das Medikament muß von einem Arzte verschrieben werden — führen bei Kropfleiden rasch zur Verkleinerung der Anschwellung.

Hrn. J. M. in Frankfurt a. M., J. S. in Köln, J. A. G. in E. in Ostfriesland. Ohne persönliche Untersuchung ist es nicht möglich, in diesen Fällen ärztlichen Rath zu ertheilen.

Anfragen*).

16) Wie kittet man Jet —?

J. F. in Ulm.

Antworten.

Auf 16): Diese bekannte schwarze Masse (vulkanisirter Kautschuk) kittet man am besten durch ein Gemenge von gleichen Theilen Guttapercha und Pech, das in einem eisernen Gefäß zusammengeschmolzen und heiß angewendet wird. Große Vorsicht nöthig, da leicht brennbar.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 20. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

V.

Etwa zwei oder drei Tage waren seit dieser Konsultation verflossen. — Ich war immer noch in Eichdorff, trotz aller meiner früheren Vorsätze, mich schleunig aus dem Staube zu machen.

Wie das gekommen war? — Ich weiß es selbst kaum zu beantworten. Ich meine fast, in einem Punkte hatte der kleine Doktor doch nicht so ganz Unrecht, wenn er auch sonst sich täglich mehr als ein ganz gewöhnlicher Charlatan entpuppte. — Das kleine Eichdorff hatte wirklich einen ganz besonderen, geheimen Reiz, der mich festhielt, wenn auch nicht mit tausend Fäden, wie jener Blumenreiche sich ausdrückte, so doch mit etlichen. Nun, das war ja am Ende Nebensache, aber das Faktum blieb bestehen, ich saß noch heute in dem kleinen Neste; ja, was noch mehr heißen wollte, ich dachte gar nicht mehr an die Abreise vorläufig.

Wie oft geht es Einem doch ähnlich so, auf einem Balle zum Beispiel: man kommt ein wenig spät, — die reizendsten Erscheinungen haben sich sämmtlich schon versagt. — Man holt sich einen Korb nach dem andern. — Ueberall wird einem die vollgeschriebene Tanzkarte vorgewiesen und mit einem kleinen Bedauern sagt wohl Diese oder Jene: „Warum kommen Sie auch so spät! . . .“

Nach langem Suchen findest du endlich ein bescheidenes Kind, welches schüchtern und beschämt in der Ecke neben einer finster blickenden Mutter sitzt, — ein bescheidenes Mauerblümchen. — Du schwankst einen Augenblick, dann trittst du auf dasselbe zu; du müßtest ja sonst ebenfalls „schimmeln“.

„Mein Fräulein, kann ich die Ehre haben? . . .“ sprichst du.

Sie schaut auf . . . etwas verwundert und überrascht. Sie erröthet ein wenig und lispelt verschämt ein: „Sehr gern.“

Sie ist nicht hübsch, ihr Anzug ist einfach, aber sauber und nicht ohne Geschmack; ihr Tanzen läßt zu wünschen übrig. Du fängst an, dich mit ihr zu unterhalten. — Anfangs geht's ein wenig holperig, gezwungen noch, denn du bist zerstreut, deine Augen und



Der Zulukrieg. **Ein heißer Tag.** (S. 274.)

Gedanken sind bei den Anderen, aber du bemerkst doch, daß das Mauerblümchen eine sanfte, angenehme Stimme hat, das, was sie sagt, ist verständig und einfach. Du wendest dich mehr und mehr ihr zu und sie schaut herzhafter zu dir auf — sie faßt Vertrauen.

„Ei, ei," denkst du, „was dieß Mädchen für hübsche Rehaugen hat und wie wohl erzogen sie scheint! . . . Schade, daß sie so wenig aus sich zu machen weiß." Du fühlst dich angenehm berührt und tanzest von Neuem mit ihr; — wahrhaftig, es geht schon besser. Die Kleine ist bildungsfähig und du entdeckst alle Augenblicke etwas Neues an ihr, was dir gefällt.

Welch' volles, seidiges Haar sie hat, — wäre es nur etwas weniger bescheiden arrangirt, und welch' eine zarte Haut, und diese Zähne — wahre Perlen. Auch etwas Schelmisches, ein Funken von Geist kommt schüchtern zum Vorschein.

Ihre Unterhaltung fesselt dich immer mehr, sie wird eifriger beim Sprechen, eine feine Röthe überzieht ihre Wangen, ihr Mienenspiel, ihre Augen beleben sich . . . Das Mauerblümchen, verkannt und von Niemanden begehrt — öffnet langsam, schüchtern seinen Kelch, und voller Stolz und Eigenliebe spürst du es, daß du ein wenig die Sonne bist, welche dieses kleine Wunder hervorbringt. Der Tanz ist aus — du bringst deine Tänzerin zur Mutter zurück, aber nicht, um dich sogleich wieder nach einer flüchtigen Verbeugung zu entfernen und zu ihren schöneren, gefeierteren Schwestern zu eilen — nein, du denkst jetzt gar nicht mehr an jene, du nimmst Platz und die Konversation spinnt sich weiter, immer lebhafter, immer interessanter. Du tanzest auf's Neue . . . kurzum, du hast durch dein Zuspätkommen an jenem Mauerblümchen eine der angenehmsten Bekanntschaften gemacht, du erinnerst dich kaum, einen so genußreichen Abend verlebt zu haben als den heutigen. Das blendet nicht, aber das erwärmt! Aehnlich so erging es mir mit dem ungekannten, ungenannten kohlensauren Schwefel-Salz-Jod-Natron-Eichdorff. — Ich blieb und blieb gern — ich wurde Badegast.

Die Tageseintheilung war eine sehr geregelte und ziemlich einfache. Man stand früh auf, ging ein wenig in der Allee spazieren, hauptsächlich um die Gesichter seiner Mitmenschen zu beobachten, wie sie den reichlich nach faulen Eiern duftenden, ekeln Frühtrunk hinabwürgten. Natürlicherweise fiel es weder mir, noch dem Assessor ein, von dem Zeuge zu trinken, nachdem wir es einmal gekostet hatten. Dann nahmen wir in der Laube unsern Kaffee, lasen die Zeitungen und schrieben Briefe oder angelten ein wenig in der fischreichen Alle. Um halb zwölf Uhr nahmen wir Jeder ein kaltes Bad, um ein Uhr war Table d'hôte.

Wenn wir unsern Kaffee geschlürft hatten, schauten wir häufig eine kleine Weile den Rückenmärkern zu bei ihrem Skat oder Whist und dem gesunderen jungen Volke, welches auf dem Rasen sich bei Crocket oder Boccia die Zeit vertrieb. Nachmittags machten wir dann einen größeren Ausflug in die Umgegend und kehrten zum Abendessen wieder heim.

Unter den schattigen Bäumen vor dem Kurhause saßen wir dann noch bei Mond- und Lampenlicht und rauchten unsere Cigarre, um zehn oder halb elf Uhr aber gingen wir zu Bette. So war's dort einen Tag wie den andern.

Ja, — Eichdorff war in der That ein kleines Paradies, — aber freilich, auch hier war der Mensch mit seiner Qual und machte es zu einem Jammerthale, soweit dieß nur in seinen Kräften stand.

Es ist ja eine eigenthümliche und recht demüthigende Erfahrung, daß der Mensch überall, allen Bestimmungen des Christenthums, ja selbst der Klugheit zuwider, seinem Mitmenschen nur zum Verdrusse lebt. — Hier in Eichdorff zum Beispiel waren zur Zeit etwa dreihundert Kurgäste, aber natürlicherweise konnten diese paar Menschen nicht dieselbe Luft mit einander athmen, ohne sie sich gegenseitig nach besten Kräften zu vergiften.

Selbst ein Blinder mußte es, und zwar in den ersten Tagen schon, bemerken, daß hier verschiedene tiefe Strömungen und Gegenströmungen waren, Cliquen, Coterieen — fand, wie Dünkel und Eitelkeit sich breit machten und aufeinander prallten. Vor Allem unterschied ich drei verschiedene feindliche Lager: Das eine derselben gruppirte sich vornehmlich um die Familie des Kammerjunkers von Borg. — Es war dieß die aristokratische Clique — die aus den Mitgliedern einiger dort zu Lande einheimischen Familien zusammensetzte, deren Vorfahren vielleicht das goldene Zeitalter Eichdorffs noch miterlebt hatten. — Alle Jahre pflegten diese vier oder fünf Familien aus dem Fürstenthume und den umliegenden Landestheilen der Billigkeit wegen hier ihren Sommeraufenthalt zu nehmen. Arm und engherzig, aber pochend auf die Standesvorzüge und die verjährten Rechte der Gewohnheit, glaubten sie hier in allen Dingen die erste Violine spielen zu dürfen.

An diesen Kern schlossen sich einige gleichfalls der Aristokratie angehörige Badegäste aus anderen Theilen der Erde an. Diese Clique hielt sich möglichst streng für sich, saß bei Tische an der rechten langen Tafelseite, spielte nach dem Essen draußen auf dem abgelegensten Theile der Wiese ihr separates Crocket, und zeichneten sich die Damen dieser Partei durch ausgesucht einfache Toiletten aus und durch eine fast vollständige Mißachtung der bestehenden Moden.

Unter sich war man ziemlich familiär, gegen Draußenstehende aber zeigte man eine frostige, abweisende Miene. Man gab sich jenes air hautaine, welches eine unüberschreitbare Schranke zieht zwischen zwei ganz verschiedenen Menschenklassen, — man wollte eben unter sich sein. Weder Reichthum, noch Schönheit, noch Geist waren dort in höherem Maße vertreten, und so zehrten Jene denn von den Vorrechten ihrer Kaste, um doch etwas zu haben und etwas zu sein.

Nur in einem so verlorenen Winkel Deutschlands, abseits von jedem erfrischenden Windhauche konnte solches Buschwerk noch so üppig in's Kraut schießen, und für Gunstetten und mich als Großstädter, als Berliner, hatte das Gebahren jener aufgeblähten Menschen etwas ungemein Komisches und Belustigendes.

Aus der Masse dieser Badearistokratie traten nur einige wenige Gestalten mehr in den Vordergrund.

Da war vor Allem Frau von Borg, geborene Freifrau von Löwenzahn, eine stattliche Dame von fünfundvierzig bis fünfzig Jahren, einst Hofdame und gefeiert. — Man sagte von ihr, der Prinz von X. hätte sich einst so heftig in sie verliebt, daß er eine Zeitlang die Absicht gehabt habe, sich mit derselben zur linken Hand trauen zu lassen, man sah ihr diese Ehre heute noch an. — Frau Kammerjunker von Borg war die dame protectrice dieser Clique und drückte derselben gewissermaßen den Stempel auf. Sie gebot fast unumschränkt in ihrem kleinen Kreise und genoß beinahe die Verehrung einer Fürstin bei ihrem Dutzend Unterthanen.

Frau von Borg hatte übrigens das Aeußere und die Manieren einer wirklichen Dame, während man von Fräulein von Leisegang und von Gretchen von Zitzewitz zum Beispiel, den beiden am meisten bevorzugten jüngeren Damen jenes Kreises, ein Gleiches leider nicht sagen konnte.

Gretchen von Zitzewitz war ein kleines, verkümmertes Mädchen von etlichen und dreißig Jahren, mit spärlichen, etwas impertinent-blonden Haaren und von einer so nervösen Konstitution, daß sie weder eine Minute lang stille sitzen oder auch nur den Mund halten konnte. Sie malte Porzellan, spielte die Geistreiche und hatte eine Zunge, die mit Recht gefürchtet war. — Vielleicht rächte sie sich für angethane Unbill, indem sie andere Menschen kritisirte.

Fräulein Marie von Leisegang befand sich in Pension bei dem Doktor, stand unter der Protektion einer Frau von Brettleben (welche ebenfalls eine erwachsene Tochter mit sich führte, und sich gerade so wie das alleinstehende Fräulein von Zitzewitz der Familie des Kammerjunkers angeschlossen hatte), war sehr arm, aber hochmüthig, und brachte häufig ihre Mitmenschen zur Verzweiflung durch ihre Unermüdlichkeit im Klavierspiel.

Angenehmer war der Eindruck, den die Tochter ihrer dame protectrice machte: Aglalia von Brettleben war um etwa fünf Jahre jünger als Fräulein von Leisegang und wäre gar nicht übel gewesen, hätte sie es gewagt, sich freier zu entfalten neben der herrischen Mutter. Sie besaß eine große, ebenmäßige Gestalt und ein Gesicht, welches, obgleich es weder schön, noch häßlich war, dennoch anzog durch einen angenehmen Zug von Offenheit und Gutmüthigkeit. Sie stand aber ganz unter dem Einflusse ihrer strengen, hoffärtigen Frau Mama, die, selbst von niederer Herkunft, seit sie Frau von Brettleben geworden war, als echte Renegatin sich in der lächerlichsten Vornehmthuerei gefiel.

Auch sie spielte, und zwar recht artig, Klavier, und ging stets im höchsten Maße einfach, aber gefällig und passend gekleidet.

Es war da außerdem noch ein junger Mann, von dessen Namen und Thaten ganz Eichdorff damals widerhallte — der Baron nämlich — man nannte ihn nur kurzweg den Baron.

Es war dieses derselbe Herr, welchen ich gleich am Morgen nach meiner Ankunft in einem der Häuser gegenüber bei seiner Morgentoilette belauscht hatte, der Hahn im Korbe, denn alle junge Damen schauten ein wenig nach ihm aus und er nach ihnen.

Sie gestatten, daß ich Ihnen denselben vorstelle:

Als ich am ersten Tage an der Wirthstafel saß, hörte ich schon einige Male das Wort Baron laut und leise mit Neugierde oder Wichtigkeit und namentlich von den Damen (von denen beider Coterieen) aussprechen.

„Wo bleibt denn nur unser lieber Baron?" hörte ich Frau von Brettleben bei dem Braten fragen, indem sie auf den leeren Stuhl neben ihrer Tochter deutete.

„Der Baron ist auf die Jagd gegangen, meine gnädigste Frau," erwiederte die heisere Stimme des Kammerjunkers von Borg.

„Ah so — auf die Jagd," nickte Frau von Brettleben mit einem vielsagenden Lächeln.

„Er ist auf der Jagd, — der Baron ist auf der Jagd," ging ein Flüstern durch den ganzen Saal.

„O — das kann ich beschwören, — denn ich sah ihn hinaufgehen durch die Tannen, den Weg nach Ellernhausen zu, unten am Bache," rief Grete von Zitzewitz's vorlaute und dünne Stimme mit einer gewissen triumphirenden Hast.

„Wie kamen Sie selbst denn dorthin, liebes Fräulein?" frug augenblicklich Frau von Brettleben sehr anzüglich und ließ die Gabel sinken, um Jene anzuschauen.

Jede andere Unterhaltung stockte plötzlich, man warf sich allerwärts vielsagende und spöttische Blicke zu, besonders der weibliche Theil der Gesellschaft, und lauschte schadenfroh auf Gretchens Antwort.

„Wie ich dort hinkam? — Ganz einfach, gnädige Frau — welche Frage! Ich skizzirte den Baumschlag auf Monrepos an der Prinzenruhe," entgegnete das Fräulein etwas spitzig.

Ein leises Rauschen ging durch den Raum . . . Monrepos — Prinzenruhe!

„So, und so ganz allein?" frug auf's Neue Frau von Brettleben mit ziemlich deutlicher Impertinenz.

Das Fräulein warf den Kopf stolz empor und schoß einen giftigen Blick hinüber auf die Sprecherin — sie reckte sich so steif als sie konnte empor und erwiederte beleidigt:

„Ich bitte, gnädige Frau . . . allein — wieso allein? — Wie kommen Sie darauf? — Ich weiß, was sich schickt! — — Ich war mit Frau von Borg hinausgegangen."

„Ja wohl, meine liebe Frau von Brettleben — Fräulein Gretchen war mit mir — sie steht unter meinem Schutze," bestätigte die Kammerjunkerin mit verweisender Miene, etwas hautaine, ließ dann ihre Augen durch den Saal gleiten und blickte auf's Neue starr zu Frau von Brettleben herüber, als wollte sie sagen: „Bedenken Sie doch, wo wir sind, meine Liebe."

„Da hat sie's," wisperte es durch den Saal und Frau Ehemann aus Berlin sah die Stadträthin aus Magdeburg mit einem Lächeln hoher Genugthuung an.

„Der pure Neid," sprach sie halblaut und nahm sich von der Mehlspeise.

Einige sahen sich erschrocken um, Andere nickten ihr beifällig zu.

Am andern Tage saß der Baron zwischen der Crême de beauté, Grete von Zitzewitz und Aglalia von Brettleben, an der Table d'hôte.

Ich sah einen stattlichen jungen Herrn von etwa fünfundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahren, blond, mit langem, sehr gepflegtem Schnurrbart und ein wenig aufgestülpter Nase, der mir recht wohl dazu geschaffen zu sein schien, dem Auge eines weiblichen Wesens zu gefallen.

Herr von Greifenkron — so hieß nämlich der Baron — machte Toilette: er trug heute einen blauen Rock mit seidenen Aufschlägen, bunte Wäsche, große Hemdknöpfe mit Wappen, Beinkleider gris-perle, Schuhe mit Bändern und hellfarbige Strümpfe.

Des Morgens Nimrod, des Mittags Adonis.

Der Baron hätte wahrscheinlich auch den Männern gefallen ohne sein albernes, affektirtes Wesen. Seine Art, zu essen zum Beispiel, mit weit abgespreizten kleinen Fingern, sowie die bald überlaute, bald lispelnde Manier, sich zu unterhalten und zu lachen über die fadesten Sachen und Einfälle, das Näselnde und Abgerissene in seiner Sprechweise bezeugten nur zu deutlich den Mangel einer wahren Bildung und fielen ein wenig auf die Nerven.

„Ein vollendeter Zierbengel," das war das menschenfreundliche und kurze Urtheil, welches Karl sich schon am zweiten Tage über ihn zu äußern erlaubte, was ihn aber nicht abhielt, allerlei Erkundigungen über den jungen Herrn einzuziehen.

„Er behauptet, Gutsbesitzer in Thüringen und geborener Schlesier zu sein. — Sein drittes Wort ist

immer: ‚als ich noch bei den Ulanen stand'; auch renommirt er vielfach von einem reichen Onkel, dem Grafen Henkel, dessen ganzes Vermögen er einmal erben soll," so erzählte mir Karl am Abend.

„Kein Wunder, — deßhalb sieht ihn auch die kleine Zitzewitzen so theilnehmend an und Frau von Brettleben möchte ihn ebenfalls für ihre Tochter kapern. Deßhalb tiefes Zerwürfniß im dortigen Lager. Weiß das Alles von meinem Barbier, alter Junge, und noch eine Menge Anderes. Da siehst Du, welch ein nützliches Möbel solch' ein Bartscheer ist. Auch das brave Stienchen sagt mir Mancherlei in ihrer Unschuld, und was die nicht weiß, das wissen die freundlichen Damen, deren Bekanntschaft ich machte. Nun sieh' Du zu, was Du aus Deinem Doktor herauspumpst. Er kümmert sich doch genügend um Deine Leber — wie?"

Diese Frage war die allervollendetste Ironie, welche man sich nur ausdenken kann, denn Karl wußte recht gut, daß Doktor Schwarz nicht allein zweimal des Tages bisher gekommen war, um mich zu belästigen mit seinem systematischen Ausfragen und seinen pikanten Histörchen, sondern daß er mich auch auf der Promenade und am Brunnen überfiel, wahrscheinlich in der doppelten Absicht, recht viele Besuche auf die Rechnung setzen zu können und mich mit aller Welt bekannt zu machen. Dieser kleine Doktor betrachtet sich nämlich vollkommen als den guten Genius Eichdorffs, und daher kamen auch vermuthlich seine Bemühungen, alle Menschen zu beglücken, das heißt so recht durcheinander zu schütteln, gleichviel, ob man zusammenpaßte oder nicht. Auch war jenem braven Herrn nur mit Schwierigkeit auszuweichen, denn in Eichdorff bildet die große Allee den Konzentrationspunkt der Kurgäste, und da der Doktor stets im Rollstuhle fuhr, um seine Stiefel zu schonen und sein zweibeiniges Roß Namens Siebeking ein wahrer Schnellläufer war, so war man nirgends vor dem kleinen Charlatan sicher.

Stand man früh im Schatten der Bäume oder in der Nähe des kleinen Pilzes, unter welchem Nachmittags die sieben Brüder des Kurorchesters ihre seltsamen Weisen ertönen ließen, — da, mitten im besten Gespräch ein Knirschen des Sandes und wie ein Gummiball flog der Doktor zwischen die Gruppen hinein mit seinem unschuldigen Lächeln und seinem: „Ah, ah — freue mich sehr, Sie so munter — so munter zu sehen, meine geehrten Herrschaften!" Oder auch wohl bei passender Gelegenheit: „Verfahren nicht nach Vorschrift, hihi, — werde es dem Doktor wieder sagen ... wird bös werden, sehr bös." Auch war der Doktor Badearzt und Kur- und Vergnügungsdirektor zugleich, veranstaltete Réunions ein- oder zweimal in der Woche, Landpartieen und kleine Aufführungen, erhob die Kurtaxe und sammelte für wohlthätige Zwecke. Dabei stand er in diesen seinen Eigenschaften und als Arzt natürlich himmelhoch über den Parteien. — Wie gesagt, er war der Genius, der um und über dieser nach faulen Eiern riechenden, prächtigen kohlensauren Stahl-Schwefel-Jod-Natronquelle und über diesem lieblichen Thale seine Fittige ausbreitete, den Bambus gleich der Friedenspalme in den fetten Händchen haltend und es allen seinen Patienten so angenehm und sich selbst so gewinnbringend wie nur möglich machend.

Seine Adjutanten waren der Brunnenmeister Thiele, die kleine Käthe, die Nymphe der Quelle, und vor Allem die Obrigkeit des Ortes, in der Person eines alten, schnapsnäsigen Polizeidieners, der in einer seltsamen Phantasieuniform einherging, eine kostbare Reliquie aus einer vorsintflutlichen Zeit, welcher Adam hieß, wie der Urvater der Menschen, und der einen solchen Respekt vor sich selbst hatte, daß er nur in der Mehrzahl von sich sprach. Diese Drei standen unter des Doktors Befehlen und kamen täglich, um ihm Rapport abzustatten. Außerordentliche Vorfälle, wie zum Beispiel das Nichttrinken der verordneten Gläser Brunnen, langes Aufbleiben, heimliches Biertrinken wurden extra rapportirt, und überraschte der Doktor dann bei Gelegenheit seine Patienten, indem er ihnen ihr Sündenregister vorhielt. Dieß gab demselben einen Anschein von Allwissenheit, der einem Theil des Publikums imponirte. — Die Frage meines Freundes Karl vorhin war nur gethan, um mich ein wenig zu ärgern, oder um von dem Doktor unvermerkt auf ein interessanteres Thema hinüberzuspielen, denn ohne mir nur Zeit zu einer Antwort zu lassen, frug er plötzlich weiter:

„Apropos, — wie ist es denn eigentlich mit jenen Damen da drüben? — Wieso kannst Du so bestimmt behaupten, dieselben wären wirkliche Sarmatinnen und keine plattirte Waare, wie unser Geheimerath sagt?"

„Ich versicherte es Dich ja schon, lieber Karl — sie sprachen russisch mit einander," erwiederte ich aufschauend. — „Und außerdem — ich habe die eine dieser Damen früher schon einmal gesehen; — unsere Pfade haben sich schon einmal in diesem Leben gekreuzt."

„Ah!" stieß Karl hervor und kniff die Lorgnette fester in's Auge.

Ich hielt plötzlich inne und machte mir mit meiner Cigarre zu schaffen.

„Nun," ermunterte er mich, — „stammele weiter, alter Freund."

„Ja, wie ist mir denn? — Diese Damen scheinen Dich lebhaft zu interessiren, lieber Karl?" versetzte ich etwas lauernd und nicht ohne einigen vergeltenden Spott; aber man wird mir zugestehen, daß ich zu demselben thatsächliche Berechtigung besaß.

„Unsinn!" erwiederte er voller Ungeduld. „Mich interessiren alle Menschen, mit denen ich dieselbe Straße ziehe. — Ein jedes meiner Mitgeschöpfe, welches in die, wenn auch noch so entfernte Peripherie meiner Existenz eintritt, ist für mich hiedurch der Beachtung werth gemacht. Ich kann ja niemals wissen, ob es für dieselbe in der Folge nicht von einiger Bedeutung werden kann. Ich bin darin eben anders, als gewisse andere Leute."

„Hm! — So? Nun, ein Jeder nach seiner Weise, lieber Karl."

„Ganz gewiß, und wenn Du es mir nicht sagen willst, so laß es bleiben; — ich kann mich schon anderweitig informiren." Hier machte der Assessor Miene, sich zu erheben.

Ich weiß nicht warum, — aber es war mir ein unangenehmer Gedanke, daß Karl am Ende noch einmal mit dem Doktor über unsere schönen Nachbarinnen sich in ein solch' frivoles Gespräch einließ; — ich war noch innerlich ganz voller Empörung über jene schonungslose und heimtückische Art, mit welcher Jener den Ruf zweier schutzlosen Damen zerpflückte, die gar nicht einmal im Stande waren, sich gegen jene heimliche Gehässigkeit zu vertheidigen, die sie gewiß nicht einmal ahnten.

Ich konnte mich zwar irren in meiner Behauptung von vorhin, aber ich hatte in der That vor etlichen Monaten einer Dame ein Stück Weges unter den Linden das Geleit gegeben. Dieselbe stand in dem Durchgang zur kleinen Mauerstraße und mitten im Zuge. Der Regen, der urplötzlich in Strömen vom Himmel herabfiel, hatte sie augenscheinlich überrascht. — Es war gegen Abend. Jene Dame war verschleiert. Sie hatte durchaus das Aeußere in Kleidung und Haltung einer Frau von Stande. — Ich kam die Mauerstraße entlang. Ich sah sie stehen, sah, wie der heftige Wind sie belästigte, da der Regen schräg hereintrieb. Nach einem augenblicklichen Zögern redete ich sie an, frug ich sie, ob ich ihr einen Wagen rufen sollte.

Sie sah ein wenig überrascht zuerst zu mir auf, dann aber erwiederte sie in französischer Sprache, daß sie kein Deutsch verstehe. Ich wiederholte hierauf meine Frage noch einmal auf Französisch, sie lehnte meinen Vorschlag artig ab, versicherte mich aber, sie würde mir sehr dankbar sein, wenn ich ihr die wenigen Schritte bis zum Hotel der russischen Gesandtschaft mit meinem Schirme das Geleit geben wollte. — Bis dorthin sind es in der That nur zehn Schritte.

Ich willfahrte ihr gern und wollte schwören, — ich weiß selbst nicht recht weßhalb, daß jene Dame identisch sei mit der blonden Frau dort drüben — mit der Gräfin.

Nach einigem Zögern erzählte ich dem Freunde jenes kleine Abenteuer.

Er sah mich sehr forschend an, nach seiner Weise, klemmte das Glas fester in's Auge, kreuzte die langen Arme und sprach mit gerunzelter Stirn und etwas nachdenklich:

„Wenn Du Recht hättest und dieses also wirklich anständige Damen wären, dann verdiente dieser kleine Doktor, daß man ihn bei den Ohren nähme!" —

Er kratzte sich die Stirn, ging einige Male auf und ab und entfernte sich dann schnell.

Diese Sache ging ihm offenbar lebhaft im Kopfe herum. Doch zurück zu dem Baron. —

Er war so recht das Schooßkind jener aristokratischen Clique, der Hahn im Korbe. Alle Mädchen schauten ihm nach, wenn er, was häufig geschah, die Flinte auf dem Rücken, die schlanke Gestalt in eine kokette Joppe und das tadellose Bein in anliegende Beinkleider und Kamaschen gesteckt, von zwei Hunden begleitet hinauszog in das nahe Revier, um zu jagen.

Es lag in der ganzen Figur, von dem Hütchen mit dem Gemsbart bis zu den Schuhsohlen herab, etwas Keckes und Geschmeidiges, und wenn die Männer auch lächelnd sich untereinander erzählten, daß der Baron Niemanden auf der Welt mit seiner Flinte ein Leid zufügte, außer den Lerchen und Sperlingen, so hinderte das doch die Herzen der gnädigen Fräulein nicht, höher zu schlagen bei seinem Anblicke und ihm nachzuschauen, Pläne zu machen, ihn mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen und sich seinetwegen heimlich und offen anzufeinden.

Der Baron war dabei ein guter Tänzer, stets ungeheuer vergnügt, gab viel Geld aus und war durch seine Unregelmäßigkeiten in Bezug auf Diät, durch sein flottes Leben und das böse Beispiel, welches er gab, nicht nur die Ursache der Verzweiflung des Doktors, sondern auch der Stoff der Unterhaltung für das ganze weibliche Badepublikum.

Der Horizont war eben ein wenig beschränkt hier. Es interessirten sich übrigens nicht nur die Damen der aristokratischen Coterie für den jungen Herrn, sondern auch die aus den anderen Kreisen, auf welche ich gleich zu sprechen komme, — einmal seiner persönlichen Vorzüge wegen, vornehmlich aber, weil er es war, der das meiste Leben in die Gesellschaft brachte. Beinahe jeden Tag veranstaltete er irgend eine kleine Lustbarkeit: bald trieb er den Doktor an, ein Extratänzchen zu gestatten, bald brannte er des Abends im Parke ein kleines Feuerwerk ab, bald arrangirte er Eselwettrennen und Sackhüpfen zum ungemeinen Jubel der Gäste und der ganzen ländlichen Bevölkerung, bald Picknicks und allgemeine Ausflüge.

Dabei war der Baron bei Weitem nicht so ausschließend, wie die übrigen Mitglieder seiner Clique, er war viel zu lebhaft veranlagt, um die strengen Grenzen inne zu halten, welche jene sich zogen, er haute oftmals über die Schnur und sprach mit Jedermann, grüßte alle Damen und öfter als gut war. Wenn er kokett seinen langen Schnurrbart strich, warf er häufig einen seiner mörderischen Blicke hinüber nach der linken Seite, auf Wally Cornelius oder Marie Heimburg, und zwang diesen ein flüchtiges Niederschlagen der Augen oder ein Erröthen ab. So war er der allgemeine Vorzug und in Aller Munde. Wie oftmals hörte ich nicht selbst Madame Ehemann zu ihrem Gatten sagen bei Tisch: „Jott! — was ein reizender Mensch, der Baron!"

Ich komme nun zu der zweiten Coterie — der bürgerlichen. Den Mittelpunkt derselben bildete der Senator Cornelius aus Bremerhaven, ein etwas trocken und sehr anständig aussehender alter Herr, dem man es anmerkte, daß er auf festen Füßen stand. — Eine Kernfigur, von echtem Schrot und Korn, der — nachdem er Millionen verdient hatte in einem arbeitsvollen Leben, nun die Ruhe seiner alten Tage genoß und gut lebte, ohne mit seinem Gelde zu prahlen.

Der lange dunkle Rock und die weiße Binde, das gute, kluge blaue Auge und das Silberhaar gaben dem Manne etwas ungemein Imponirendes. Sein Einfluß war hier groß, denn er besaß viel Grund und Boden und war Aktionär, hatte Stimme und Sitz im Vorstande.

Seine Frau erschien ein wenig unbedeutend neben ihm; sie war eine freundliche, fast zu einfache Matrone, welche ihren Mann anbetete, ihren Stolz darin suchte, ihm den geringsten seiner Wünsche an den Augen abzulauschen und ihre Kinder gut erzog.

Von den drei Töchtern war die jüngste, Ida, ein hübscher Backfisch, mitten in den weiblichen Flegeljahren und der Grenze nahe, wo der Umschlag plötzlich erfolgt und aus dem wilden Mädchen mit den langen Zöpfen und kurzen Kleidern über Nacht ein verschämtes, verlegenes Wesen wird, mit verlängerten Röcken, niedergeschlagenen Blicken, mit einem Worte, jenes unfertige Alter, wo man nicht weiß, zu was man sich rechnen und wo man seine Hände lassen soll.

Die älteste der Mädchen, Mathilde mit Namen, war ein wenig verwachsen und still und hatte feine, durchgeistigte Züge. Ihre Kränklichkeit hatte den Vater wohl zuerst hieher geführt. Um so reizender erschien neben ihr die zweite — Wally, ein blondes, echt deutsches, schlankes Geschöpf, mit blitzenden blauen Augen, voller Lebhaftigkeit und Uebermuth, welchen die Form der guten Erziehung zu einer wohlthuenden Wärme herabmilderte.

Neben jener Familie war es die des Konsul Eschenberg aus Lübeck, welche das meiste Interesse beanspruchte, ein alter Herr, mit breiten und dunklen Brauen, eisengrauen, kurz geschorenen Haaren und lebhaften schwarzen Augen, und dessen junge und schöne Frau.

Dann waren da noch der Stadtrath Schulz aus Magdeburg mit Gemahlin und eine Menge anderer, zum Theil recht wohlhabender Leute, deren ich früher schon Erwähnung that, mit Söhnen und Töchtern. Als besonders beachtenswerth nenne ich noch einen Obersteuerrath Heimburg mit einer zierlichen, dunkeläugigen

Tochter Namens Marie, welche viele der Badegäste noch reizender fanden, als selbst Wally Cornelius, ein hochbegabtes, etwas leidenschaftliches Mädchen, mit der Grazie einer Gazelle und prächtigen dunklen Locken. Um diese gruppirten sich die andern Sterne dritter und vierter Ordnung, die weniger interessiren.

Ich muß nun schließlich noch einer dritten Coterie gedenken — die „barmherzigen Schwestern“ nannte man sie scherzweise, — eine kleine Clique von Damen namentlich, welche die Sucht, über ihren lieben Nächsten zu sprechen, zu einander geführt hatte, und die bestimmt ist, eine nicht unwichtige Rolle in dieser Erzählung zu spielen; der Mittelpunkt derselben waren vor Allen Madame Ehemann aus Berlin, die Dame mit der Brille, sowie die etwas verblühte, aber noch mit Ansprüchen behaftete Stadträthin Schulz.

Wir kommen später auf diese zu sprechen.

Außer diesen drei Cliquen, welche sich bemerkbar aus der Menge der Badegäste heraushoben, gab es noch eine Menge sogenannter „Wilder“, welche es vorzogen, für sich zu leben, sich nicht einem jener Kreise besonders anzuschließen. Zu diesen gehörten wir Beide, der Assessor und ich.

Wir saßen übrigens nicht nur auf der Grenzscheide zwischen rechts und links bei Tisch, Dank der Höflichkeit des Oberkellners (wir okkupirten nämlich die Plätze, welche die Gräfin von Wandalowskoi und Fräulein Glinka einige Tage vor uns inne gehabt hatten), sondern es wurde uns auch von beiden Theilen mit Zuvorkommenheit begegnet, von rechts her zog man Gunstetten leise, aber doch sichtbar an, durch allerhand kleine Manöver und Zuvorkommenheiten, während die Stadträthin Schulz und deren Gatte nicht übel Lust zu haben schienen, an mir eine Eroberung zu machen.

Wir hielten es aber für angemessen, die strengste Neutralität zu bewahren; mir ganz besonders ist ein solches Cliquenwesen mit Allem, was drum und dran ist, im tiefsten Herzensgrunde verhaßt.

(Fortsetzung folgt.)



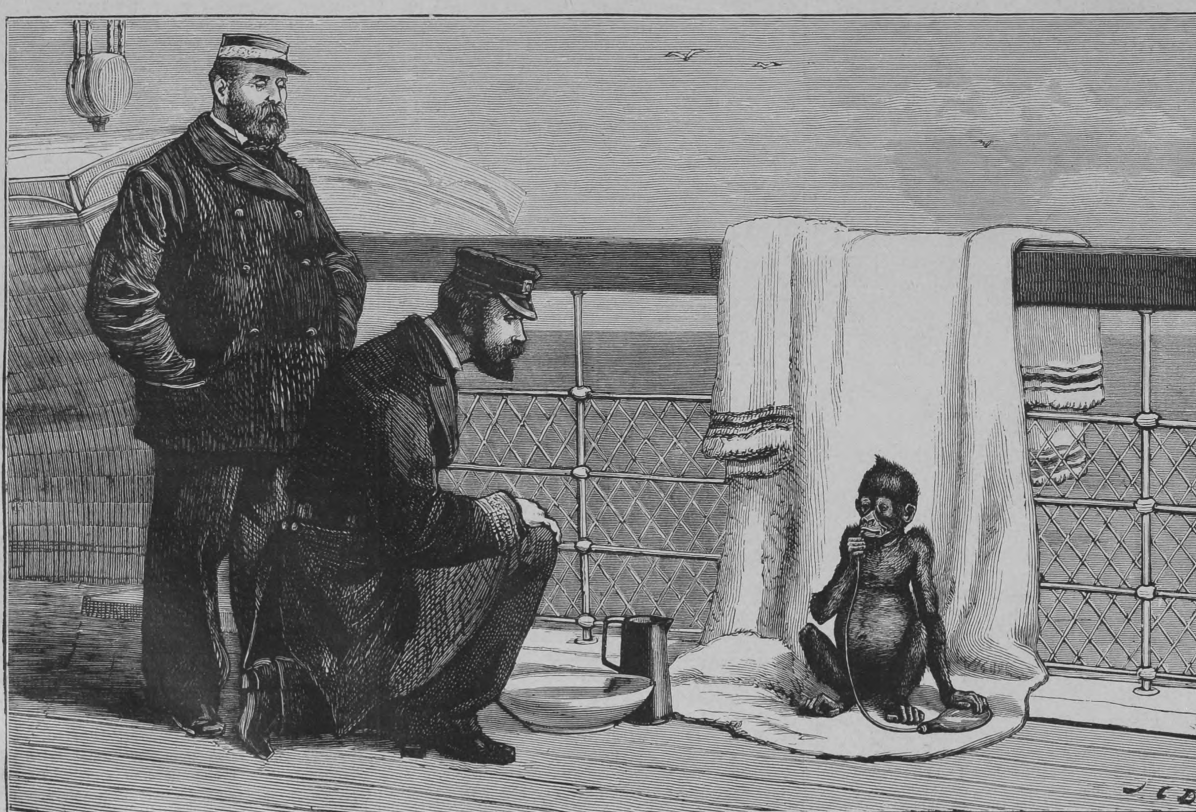
A. E. Nordenskjöld. Originalzeichnung.

Der Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt.

Der Name Nils Adolph Erik von Nordenskjöld muß jetzt denen der größten Entdecker angereiht werden. Es gelang dem kühnen Reisenden, ein Problem zu lösen, das seit Jahrzehnten die wissenschaftliche Welt beschäftigte; der muthige schwedische Forscher f and endlich in diesem Jahre die vielgesuchte, vielfach bezweifelte nordöstliche Durchfahrt.

Nordenskjöld und Marinelieutenant L. Palander verließen am 4. Juli 1878 mit dem schwedischen Expeditionsdampfer „Vega“ den Hafen von Gothenburg und liefen am 2. September 1879 Yokohama an. Sie hatten ihren Weg unter Mühsalen und Gefahren längs der Nordküste Sibiriens genommen, die vor ihnen noch kein Sterblicher in ihrer ganzen Ausdehnung befuhr.

Nordenskjöld ist den 18. November 1832 zu Helsingfors in Finnland geboren, doch seine Sympathieen sind von Jugend auf dem schwedischen Mutterlande zugewendet gewesen. Der Forschertrieb erwachte bald in ihm. Schon 1858, 1861 und 1864 nahm er an Expeditionen in die Polarregion Theil, in der er seine höchsten Verdienste erringen sollte. Diese



Ein junger Orang-Utang auf der Reise nach Europa. (S. 271.)

Reisen waren die trefflichste Vorbereitung für seine große That. 1870 stellte er in Grönland Versuche an, welche erweisen sollten, ob Hunde im hohen Norden als Träger brauchbar seien, denn davon hingen die so wichtigen Reisen über ausgedehnte Eisflächen, welche zur Erforschung und Auskundschaftung sowohl der Umgebung, wie auch des einzuschlagenden Weges so nöthig sind, ab. Die hiebei gewonnenen Erfahrungen waren durchaus günstig. 1872 ging er nach Spitzbergen; der Plan, von dort noch weiter nordwärts vorzudringen, scheiterte jedoch. 1875 und 1876 folgten Ausflüge an die sibirische Küste in die Gegend der Jeniseimündung. Dann endlich faßte Nordenskjöld, auf's Beste vorgeschult, den kühnen Gedanken, die Nordostpassage zu suchen, von deren Vorhandensein er überzeugt war. Seine Meinung stand schon vor dem Beginn der Reise dahin fest, daß die sibirischen Stromwasser einen Seeweg an der Küste eisfrei hielten. Die glückliche „Vega"-Expedition sollte ihr die Bestätigung verleihen. Durch sie hat Nordenskjöld dem Lande, dem er einst den Rücken kehren mußte, den werthvollsten Dienst erwiesen, denn die Vortheile, welche in erster Linie natürlich für den russischen, demnach aber auch für den Handel von ganz Nordeuropa aus dieser Entdeckung hervorgehen werden, sind unberechenbar groß. (Einzelheiten aus der merkwürdigen Reise gaben wir im Umschlag des fünften Heftes dieses Journals.)

Der Ehrenschein.

Novelle
von
Ewald August König.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Was der Wucherer nicht erwartet hatte, geschah; das Offizierskorps des Husarenregiments lehnte die Wahl Friedrich Schulte's ab.

Gegen die Person selbst fand man nichts einzuwenden, aber das Gewerbe des Vaters fiel zu schwer in die Wagschale, die Ablehnung erfolgte einstimmig.

Der Wucherer fühlte sehr wohl, daß dieser Schlag nicht nur seinen Sohn, sondern auch ihn selbst treffen sollte und daß man in der Hauptsache ihm allein diese schmachvolle Niederlage bereitet hatte.

Seine Wuth richtete sich gegen Feodor, nach seiner Ueberzeugung hatte Lieutenant von Walstern sein Versprechen nicht erfüllt, trotzdem er dem Wucherer so großen Dank schuldete.

Und diese Wuth erhielt nach einigen Tagen neue Nahrung. Die hübsche, aber sehr eitle und gefallsüchtige Tochter Schulte's klagte ihm, Lieutenant von Walstern habe sie öffentlich und in auffallender Weise tief beleidigt.

Sie war mit einigen Freundinnen in einem Gartenkonzert gewesen und dort dem Lieutenant von Walstern begegnet. Ihr Gruß war nicht erwiedert worden, sie wollte sogar mit Sicherheit behaupten, der Lieutenant habe sich mit seinen Kameraden lustig über sie gemacht, dieß sei nicht allein ihr, sondern auch ihren Freundinnen aufgefallen, die darüber ganz empört gewesen seien.

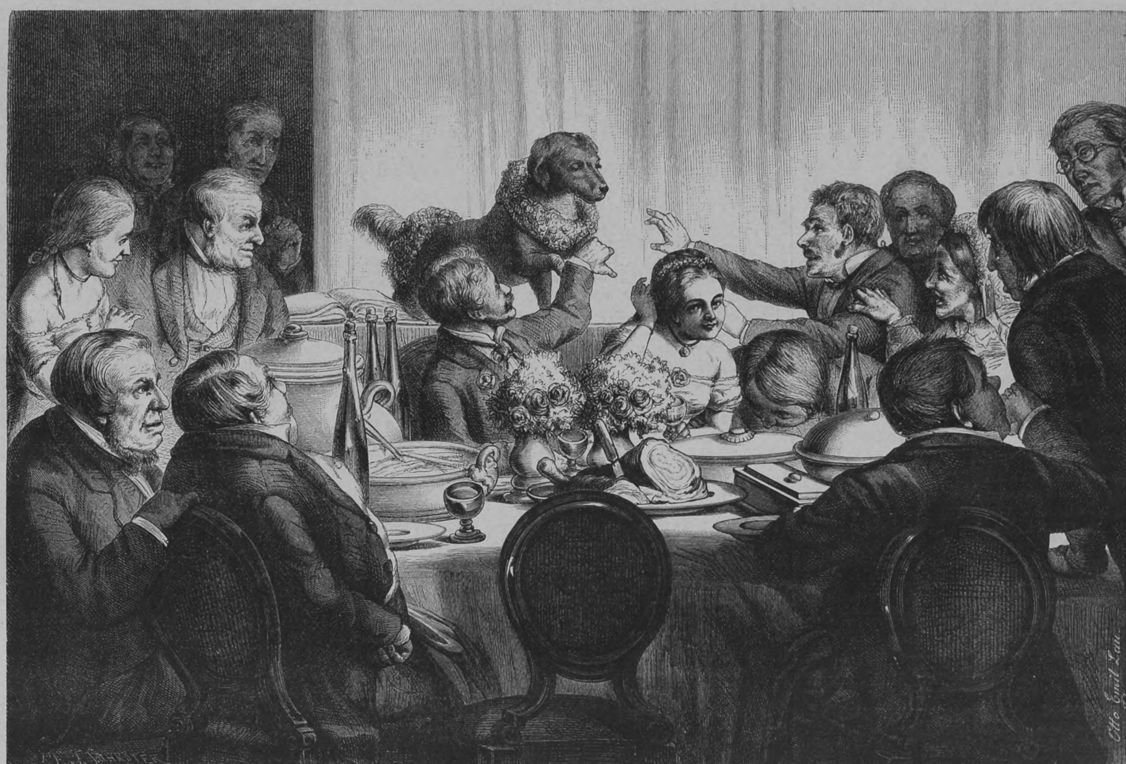
Unter anderen Verhältnissen würde der korpulente Herr über diese Mittheilungen nur die Achseln gezuckt haben, keinesfalls hätte er irgendwelches Gewicht darauf gelegt, nun aber fachten sie seinen Haß gegen Feodor wieder an.

Er blieb eine geraume Weile in Sinnen versunken, dann glitt ein boshaftes Lächeln über sein rothes Gesicht.

„Du sollst Deine Genugthuung haben," sagte er, „Du und Dein Bruder, ich werde ihn zwingen, sie uns zu geben. Würdest Du ihm das Jawort geben, wenn er Dich zur Frau begehrte?"

In den dunklen Augen des Mädchens leuchtete es freudig auf.

„Läge das in der Möglichkeit?" fragte sie.



Der gratulirende Hund. Zeichnung von Otto Emil Lau. (S. 274.)
Aus: „Ut mine Stromtid". Von Fritz Reuter. (Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung in Wismar.)

„Bah, mit Geld kann man Alles möglich machen," erwiederte er geringschätzend. „Du würdest also Deine Zustimmung geben?"

„Ohne Bedenken, man würde mich beneiden und mir dieses Glück nicht gönnen, wie könnte ich gegen solchen Triumph gleichgültig sein!"

Der korpulente Herr nickte befriedigt, am Tage darauf empfing Feodor einen Brief, in dem er ersucht wurde, den Wucherer unverzüglich zu besuchen.

Feodor ahnte den Grund dieser Aufforderung nicht, die Offizierswahl hatte er bereits vergessen, und daß er die Tochter seines Gläubigers beleidigt haben sollte, wußte er nicht einmal.

Die düstere Miene, mit der Schulte ihn empfing, fiel ihm freilich auf, aber da er sich keiner Schuld bewußt war, so achtete er nicht sonderlich darauf.

„Ich habe Ihnen leider eine unangenehme Mittheilung zu machen," nahm der Wucherer das Wort, nachdem er dem Lieutenant einen Sessel angeboten hatte. „Mein Sohn ist aus mir unerklärlichen Gründen bei der Offizierswahl durchgefallen; ich will Ihnen deßhalb keinen Vorwurf machen, so unangenehm mir und meinen Angehörigen dieser Vorfall auch sein muß. Daß mein Sohn sich nicht noch einmal einer solchen Niederlage aussetzen will, werden Sie begreiflich finden, er hat sich entschlossen, ein Geschäft zu gründen, und ich kann ihm das Kapital, dessen er dazu bedarf, nicht verweigern. Dadurch aber werde ich genöthigt, meine Ausstände einzuziehen, zumal ich in der letzten Zeit Verluste erlitten habe, die ebenfalls meine Kasse in Anspruch nehmen. Bis wann können Sie die Schuld tilgen? Nehmen Sie mir diese Frage nicht übel, Herr Lieutenant, die Verhältnisse zwingen mich dazu."

Feodor blickte ihn betroffen an, er war in keiner Weise auf diese Forderung vorbereitet.

„Sie sagten mir noch vor Kurzem, daß Sie sich gedulden wollten, bis ich in den Besitz des Majorats gekommen sei," erwiederte er vorwurfsvoll, „ich kann nur denken, daß Sie jetzt einen Scherz beabsichtigen —"

„Keineswegs!" unterbrach der Wucherer ihn, „in solchen Dingen scherze ich nie. Vielleicht würde der gegenwärtige Majoratsherr Ihnen die Summe vorstrecken?"

„Daran ist nicht zu denken."

„Dann müssen Sie eben auf anderem Wege sich das Geld zu verschaffen suchen, ich kann wirklich mit der Rückzahlung nicht länger warten."

„Und wenn ich nun nicht zahlen kann?"

„Dann muß ich Ihrem Regimentskommandeur Mittheilung machen —"

„Und was glauben Sie dadurch zu erreichen?" unterbrach Feodor ihn entrüstet.

„Lieber Himmel, Jeder ist sich selbst der Nächste! Der Herr Oberst wird —"

„Der Herr Oberst wird mich auffordern, meinen Abschied zu nehmen, wenn Sie ihm meinen Ehrenschein vorlegen. Was haben Sie dann? Glauben Sie, daß mein Onkel für mich in den Riß treten wird? Ich wiederhole Ihnen: daran ist nicht zu denken, Sie werden also unter allen Umständen warten müssen, bis ich Majoratsherr bin."

„Man kann nicht wissen, wie alsdann die Dinge sich gestalten werden," sagte der Wucherer achselzuckend, „ich wahre meine Interessen —"

„Dadurch, daß Sie mich zwingen, meine Entlassung zu nehmen? Ich wüßte nicht, welches Interesse für Sie darin liegen könnte. Oder gedenken Sie dadurch an mir Rache zu nehmen?"

„Bah, dadurch würde ich nur mich selbst lächerlich machen! Ich bin nie damit einverstanden gewesen, daß mein Sohn diese Laufbahn wählte, er hat auf meinen Rath nicht hören wollen, nun muß er die Folgen tragen. Nein, Herr Lieutenant, der Gedanke an eine Rache liegt mir fern, ich habe das Geld nöthig, und da frage ich mich, auf welche Schuldner ich die wenigste Rücksicht zu nehmen habe."

„Sie haben mir fest versprochen, niemals von meinem Ehrenschein Gebrauch machen zu wollen," erwiederte Feodor mit wachsender Erregung, „Sie dürfen —"

„Verzeihen Sie, dieses Versprechen gab ich nicht. Ich sagte nur, es sei unwahrscheinlich, daß ich in die Lage kommen würde, Gebrauch von ihm machen zu müssen, ich konnte ja nicht voraussehen, daß die Nothwendigkeit schon so bald an mich herantreten würde."

„Diese Nothwendigkeit kann ich auch jetzt noch nicht anerkennen, Sie erreichen weder durch einen Prozeß, noch durch die Einsendung des Ehrenscheins etwas."

Wieder zuckte der Wucherer bedauernd mit den Achseln.

„Wenn ich auch wollte, ich kann nicht anders," sagte er. „Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, Herr Lieutenant, ich bin Ihnen das am Ende schuldig. Die Gründe, die das Offizierskorps bewogen haben, die Wahl meines Sohnes abzulehnen, kennen wir Beide; in der Noth wissen die Herren mich zu finden und mir schöne Worte zu sagen, hinter meinem Rücken nennen sie mich einen hartgesottenen Wucherer und Halsabschneider. Und der Sohn eines solchen Mannes mag noch so ehrenhaft sein, man sieht mit Geringschätzung auf ihn herunter und mag nichts mit ihm zu schaffen haben. Glauben Sie, daß das meinen Sohn nicht empört habe? Können Sie es ihm verdenken, wenn er nun von mir fordert, daß ich die betreffenden Herren auffordern soll, ihre Schulden sofort zu tilgen? Gewiß nicht, und in diesem Punkte kann ich nur einverstanden mit ihm sein, die Herren haben sich diese unangenehmen Folgen selbst zuzuschreiben. Daß auch Sie zu den Gegnern meines Sohnes gehören, bedaure ich, aber ich darf keine Ausnahme machen, es sei denn —"

Er brach plötzlich ab, sein Blick streifte forschend das bleiche Antlitz des erregten Offiziers.

„Es sei denn?" fragte Feodor erwartungsvoll.

„Ich sehe nur einen Weg, auf dem es mir möglich wäre, eine Ausnahme zu machen."

„Wollen Sie ihn mir zeigen? Wenn es mit meiner Ehre vereinbar ist —"

„Ihre Ehre würde in keiner Weise gefährdet: verloben Sie sich mit meiner Tochter!"

Feodor zog die Brauen hoch hinauf, starr ruhte sein Blick auf dem korpulenten Herrn, der ihm mit freundlichem Lächeln zunickte.

„Das wäre der einzige Weg," fuhr Schulte fort, „ich hätte meinem Sohne gegenüber dann einen Vorwand, Sie zu schonen. Sie werden meine Bertha kennen, gegen ihre äußere Erscheinung läßt sich ebensowenig einwenden, wie gegen ihre gediegene Bildung; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß sie ihre Stellung ganz und voll ausfüllen wird."

Feodor schüttelte ablehnend das Haupt, er konnte es noch nicht fassen, daß diese Zumuthung wirklich an ihn gestellt wurde.

„Das ist eine sonderbare Manier, seine Tochter an den Mann zu bringen!" sagte er nach einer Pause mit schneidender Ironie.

Der Wucherer zog die Stirne in Falten, zwischen seinen Brauen zeigte sich eine tiefe Furche.

„Sie mißverstehen mich," erwiederte er, „nicht meiner Tochter, sondern Ihnen will ich den Gefallen erzeigen. Es fragt sich ja überdieß, ob Bertha Ihnen das Jawort geben würde, ich habe die Verlobung nur als eine Möglichkeit hingestellt, natürlich muß ich es Ihnen anheimstellen, wie Sie über das Projekt urtheilen wollen. Der jetzige Majoratsherr kann noch manches Jahr leben, und so lange er lebt, werden Sie aus den Sorgen und Verlegenheiten nicht herauskommen. Das ändert sich natürlich, sobald Sie mein Schwiegersohn sind. Ich werde meiner Tochter ein Nadelgeld aussetzen, das —"

„Genug!" unterbrach Feodor ihn entrüstet. „Nicht nur meine Ehre und Selbstachtung, auch die Rücksicht, die ich meiner Familie schulde, verbietet mir, auf diesen Handel einzugehen, wollen Sie für Ihre Tochter Rang und Titel kaufen, so müssen Sie sich an einen Andern wenden."

Schulte hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, man sah ihm an, wie schwer es ihm ward, den jäh auflodernden Zorn zurück zu drängen. Eine solche Niederlage hatte er nicht erwartet, in seiner Hoffnung, daß der bedrängte Schuldner ihm entgegenkommen, wenigstens den Vorschlag reiflich überlegen und die Vortheile desselben anerkennen werde, sah er sich bitter getäuscht.

„Ich habe Ihnen meine Tochter nicht angeboten," erwiederte er mit heiserer Stimme, „ich gab Ihnen nur einen Rath, und Sie sind in keiner Weise berechtigt, mir beleidigende Worte zu sagen. Binnen acht Tagen muß das Geld gezahlt werden, Herr Lieutenant, andernfalls sehe ich mich genöthigt, Ihrem Regimentskommandeur die Papiere einzusenden."

Feodor hatte sich bereits von seinem Sitz erhoben, jetzt noch weitere Worte zu verlieren, wäre nutzlos gewesen, es konnte ja für ihn keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieser Mann entschlossen war, für die Niederlage seines Sohnes Rache an ihm zu nehmen.

Vergeblich zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er dieser Rache vorbeugen könne.

Mit seiner Mutter mochte er nicht darüber reden, und daß der Onkel ihm das Geld nicht geben würde, wußte er. Ueberdieß schämte er sich auch, einzugestehen, daß er so leichtsinnig gewesen war, den Ehrenschein auszustellen, er fürchtete die Vorwürfe, die dieses Geständniß zur Folge haben mußte.

Nach einigen Tagen beruhigte er sich wieder, der Wucherer ließ nichts mehr von sich hören, vielleicht war es doch nur eine leere Drohung gewesen. Es lag ja auch im Interesse Schulte's, ruhig zu warten, bis sein Schuldner in der Lage war, seinen Verpflichtungen nachzukommen, und er konnte nur wünschen, daß dieß später auf gütlichem Wege geschah.

An den rachsüchtigen Charakter seines Gläubigers dachte Feodor jetzt nicht mehr, Schulte hatte sich ja ihm gegenüber auch viel vergeben, er mußte wünschen, daß dieß verschwiegen blieb.

So verstrich die Frist, und sie war kaum abgelaufen, als Feodor die Aufforderung erhielt, sich beim Regimentskommandeur zu melden.

Was ihn dort erwartete, wußte er nun, seine militärische Laufbahn war abgeschlossen.

Der Oberst war ihm stets ein gütiger, wohlwollender Vorgesetzter gewesen, er empfing ihn auch heute mit freundlicher, wenn auch bekümmerter Miene.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich bedaure, daß Sie sich zur Ausstellung des Ehrenscheines verleiten ließen," versetzte er, während er die Papiere, die der Wucherer ihm eingesandt hatte, von seinem Schreibtisch nahm. „Ueber die Höhe der Forderung will ich mir kein Urtheil erlauben, ich hätte nicht erwartet, daß ich an Ihnen diese betrübende Erfahrung machen würde."

Dem jungen Manne schoß bei diesem Vorwurfe das Blut jäh in die Wangen.

So schmerzlich es ihm auch war, den Vater anklagen zu müssen, gebot ihm doch die Rücksicht auf die eigene Ehre, dem Obersten die Wahrheit zu sagen, von dem Verdacht, daß er selbst die Summe am Spieltisch vergeudet habe, mußte er sich reinigen.

Der Oberst schüttelte bedauernd das graue Haupt.

„Könnte denn nicht Ihr Onkel, der Majoratsherr, die Bürgschaft übernehmen, wenn er selbst nicht die Schuld tilgen wollte?" fragte er.

Daran hatte Feodor freilich noch nicht gedacht, jetzt bereute er bitter, daß er so ängstlich und verschwiegen gewesen war.

„Wie gesagt, ich bedaure Sie," fuhr der alte Herr fort, „leider kann ich Ihnen nicht helfen, so gerne ich es auch wollte. Ich bin verpflichtet, den Vorfall weiter zu melden, und Sie wissen, daß es den Offizieren streng verboten ist, einen Ehrenschein auszustellen. Sie werden den Abschied erhalten, ich kann Ihnen nur rathen, heute noch um Ihre Entlassung einzukommen. Wollen Sie diesen Rath befolgen?"

„Ich muß wohl, Herr Oberst!"

„Sobald Sie das Abschiedsgesuch mir überreichen, beurlaube ich Sie, bis die Entlassung eintrifft. Einen so tüchtigen und schneidigen Offizier verliere ich höchst ungern, aber meine Pflicht muß ich erfüllen, so schwer es mir auch werden mag."

Damit war Feodor entlassen und ein unglücklicher Zufall wollte, daß auf dem Heimwege der Sohn des Wucherers ihm begegnete.

Das höhnische Lächeln Friedrich's reizte den erbitterten Offizier noch mehr, er blieb dicht vor dem jungen Manne stehen, der seit dem Tage der Wahl keine Uniform mehr trug.

„Sind Sie von den Schritten Ihres Vaters gegen mich unterrichtet?" fragte er mit scharfer Betonung.

Friedrich Schulte nickte bejahend, aus jedem Zuge seines Gesichts sprach herausfordernder Trotz.

„Dann sagen Sie Ihrem Vater, er habe seinen Zweck allerdings erreicht, aber ein Schurke sei er, wie kein größerer unter der Sonne wandle."

„Wer ist der Schurke?" brauste Friedrich auf. „Derjenige, der geliehenes Geld zurückfordert, oder Der, welcher die Einlösung seines verpfändeten Ehrenworts verweigert?"

„Sie werden mir für diese Frage Genugthuung geben, wenn Sie nicht mit meiner Reitpeitsche Bekanntschaft machen wollen!"

„Die Drohung war überflüssig, Herr Lieutenant, ich würde ohnedieß für die Beschimpfung meines Vaters Genugthuung gefordert haben. Auf Wiedersehen!"

Mit kurzem Gruß schritt er von dannen, Feodor sandte ihm einen zornsprühenden Blick nach, dann setzte auch er seinen Weg fort.

Viertes Kapitel.

Der Majoratsherr hatte nach der Unterredung mit seinem Neffen an die Schulden desselben nicht mehr gedacht.

Wären sie nicht so bedeutend gewesen, so würde er sie getilgt haben, eine so große Summe durfte er nicht aus seinen Ersparnissen nehmen, denn sie bildeten das Vermögen seiner Tochter, und er betrachtete es als eine ernste und heilige Pflicht, die Zukunft Luciens so heiter und sorgenfrei zu gestalten, wie es in seiner Macht lag.

Mochte der Neffe, wenn er später in den Besitz des Majorats gelangte, zusehen, wie er mit diesen Schulden fertig wurde, der alte Herr konnte und wollte sich damit nicht befassen.

Einige Tage später besuchte Lucie ihre Tante, sie wurde ziemlich kühl empfangen.

Die alte Dame beklagte sich bitter über ihre zerrütteten Verhältnisse und die Einschränkungspläne ihres Sohnes, Lucie erfuhr durch theilnehmende Fragen Alles, was sie zu wissen wünschte.

Lucie erkannte sofort, daß eine schwere, drückende Last auf den Schultern Feodor's ruhte, er hatte nicht nur mit einer rapide wachsenden Schuldenlast, sondern auch mit dem zähen Eigensinn seiner anspruchsvollen, verwöhnten Mutter zu kämpfen.

Der Wunsch, diese Last ihm zu erleichtern, bewog Lucie, mit dem Vater Rücksprache darüber zu nehmen.

Der Majoratsherr lehnte es anfangs ab, auf das Thema einzugehen, aber Lucie ließ nicht nach, was sie sich einmal vorgenommen hatte, das führte sie auch durch.

„Und wie sollte da geholfen werden?" fragte er endlich ungeduldig, während er langsam auf und nieder wanderte. „Ich habe gethan, was ich thun konnte, sie müssen sich nun nach der Decke strecken. Daß Deine Tante das nicht will, glaube ich sehr gerne, aber sie darf doch auch nicht verlangen, daß ich aus meinen Mitteln ihre maßlosen Ansprüche befriedigen soll."

„Wenn nur die Schulden nicht wären!" erwiederte Lucie, mit bedenklicher Miene das Köpfchen wiegend. „Sie müssen ja von Jahr zu Jahr wachsen."

„Ich kann sie nicht tilgen, liebes Kind!"

„Wenn Du nur wolltest, Papa!"

„Du weißt nicht, was Du forderst. Sterbe ich, so geht das Majorat auf Feodor über, Deine Mutter war nicht vermögend, somit bist Du auf ein kleines Legat und meine Ersparnisse hingewiesen. Soll ich nun aus diesen Ersparnissen zehntausend Thaler nehmen, um die Schulden Deiner Verwandten zu tilgen? Ich könnte das vor meinem Gewissen nicht verantworten."

„Weißt Du, welchen Zinsfuß der Wucherer berechnet?" fragte Lucie mit leisem Vorwurf.

„Feodor hat es mir nicht mitgetheilt."

„Aber die Tante sagte es mir: zwanzig Prozent."

Der Majoratsherr blieb stehen, sein Blick ruhte starr auf dem Mädchen.

„Das ist freilich stark," erwiederte er entrüstet, „aber wen trifft die Schuld? Den, der diesen Zinsfuß bewilligt hat, er konnte ja voraussehen, daß solcher Leichtsinn zur Verarmung führen muß."

„Feodor hat nach dem Tode seines Vaters diese Schulden übernehmen müssen, also kann ihn kein Vorwurf treffen," sagte Lucie. „Und ein Opfer brauchen wir ja auch nicht zu bringen, leihen wir ihm das Geld, er kann es mir später zurückgeben. Willst Du nicht ganz auf die Zinsen verzichten, so berechne ihm dasselbe, was Deine Staatsschuldscheine Dir einbringen, wir retten ihn damit wenigstens aus den Händen eines hartherzigen Wucherers."

„Hm, hm, wer hat Dir diesen Gedanken eingegeben?" fragte der alte Herr, und ein leises Mißtrauen leuchtete dabei aus seinem forschenden Blicke.

„Niemand, lieber Papa, ich dachte gleich daran, als die Tante mir die Sachlage auseinandersetzte."

„Und Du hast mit ihr darüber gesprochen?"

„Nein."

„Auch mit Feodor nicht?"

„Ich habe ihn seit seinem letzten Hiersein nicht wiedergesehen," antwortete Lucie in so aufrichtigem Tone, daß ihr Vater die Wahrheit dieser Erklärung nicht bezweifeln konnte.

Der alte Herr versank in Nachdenken, der Vorschlag seiner Tochter war immerhin der Prüfung werth.

Der Schuldschein des künftigen Majoratsherrn war ebenso sicher wie ein Staatsschuldschein, und dem Neffen wurde wenigstens insofern geholfen, als er nicht mehr gedrängt werden konnte.

„Ich will sehen, was ich thun kann," sagte er nach einer Weile, „ich muß zuvor mit dem Wucherer reden und mich genau nach der Sachlage erkundigen. Aber wenn ihm auch nach dieser Seite hin wirklich geholfen würde, bald wird Feodor sich genöthigt sehen, neue Schulden zu machen, die Genußsucht seiner Mutter zwingt ihn dazu."

„Die Tante wird auch mit jedem Tage älter —"

„Aber nicht verständiger, mein liebes Kind, Feodor wird zu schwach sein, ihren Wünschen und Launen entgegen zu treten, er ist leider zu rücksichtsvoll."

„Wir wollen das abwarten," erwiederte Lucie, froh, daß sie schon so viel erreicht hatte, „über diesen Punkt läßt sich ja später noch reden."

„Besser wäre es, wir kümmerten uns gar nicht darum," brummte der alte Herr, damit verließ er das Zimmer.

Es verstrichen einige Tage, ehe der Majoratsherr dazu kam, sein Vorhaben auszuführen und den Wucherer zu besuchen.

An einem Vormittage trat er in das Arbeitszimmer Schulte's.

„Sie sind der Gläubiger meines Neffen," kam er ohne Umschweife zur Sache, „wie hoch beläuft sich die Schuld? Welche Dokumente besitzen Sie und welcher Zinsfuß wird berechnet?"

Der Wucherer konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen, er wandte das Antlitz ab, um dem Blick des Majoratsherrn auszuweichen.

„Die Papiere befinden sich seit gestern in den Händen des Herrn Regimentskommandeurs," sagte er.

„Weßhalb thaten Sie das?" fuhr Walstern auf. „Hat mein Neffe Ihnen einen Ehrenschein ausgestellt?"

„Ja wohl."

„So wollen Sie ihn zwingen, seinen Abschied zu nehmen?"

„Meine Schuld ist es nicht," erwiederte Schulte achselzuckend, „ich hatte ihm eine Frist von acht Tagen gestellt, er ließ den Termin verstreichen, obgleich er wußte, daß nach Ablauf desselben die Papiere dem Obersten eingehändigt würden."

„Und was veranlaßte Sie zu dieser Handlungsweise?" fragte der Majoratsherr entrüstet. „Die Forderung war Ihnen unter allen Umständen gesichert, Sie konnten ohne die geringste Besorgniß sich gedulden, bis mein Neffe in den Besitz des Majorats kam."

„Was veranlaßte das Offizierskorps des Husarenregiments, die Wahl meines Sohnes abzulehnen, ihn und mich ohne Grund zu beleidigen?" erwiederte der Wucherer, die Brauen zusammenziehend. „Wie du mir, so ich dir, das ist ein altes Sprüchwort. Ich habe dem jungen Herrn eine genügend lange Zahlungsfrist gegeben, wären Sie zwei Tage früher gekommen, so —"

Er brach ab und trat an's Fenster; ein Wagen war vor wenig Sekunden langsam vorgefahren.

Ein Schreckensruf schallte durch das Haus, Schulte stürzte hinaus, todesbleich kam seine Tochter ihm entgegen.

„Sie bringen Friedrich,“ sagte sie mit bebender Stimme, dann eilte sie an ihm vorbei, um das Schlafgemach des Bruders zu öffnen.

Sie trugen einen Sterbenden hinein, ein Arzt begleitete ihn.

„Was ist vorgefallen?“ fragte der Wucherer, seiner Sinne kaum noch mächtig.

„Ein Duell mit dem Lieutenant von Walstern,“ erwiederte der Arzt leise.

„Und die Verwundung ist tödtlich?“

„Machen Sie sich auf Alles gefaßt, die Kugel hat die Lunge durchbohrt.“

Stöhnend sank der korpulente Mann in einen Sessel, der Arzt beschäftigte sich mit dem Verwundeten.

Der Majoratsherr hatte den Namen seines Neffen gehört, die Sorge um ihn hielt ihn in dem Hause zurück, das er unter anderen Umständen sofort verlassen haben würde.

„Sie nannten vorhin den Namen des Lieutenants von Walstern,“ wandte er sich zu dem Arzte, „ist er ebenfalls verwundet?“

„Schuß in den Arm,“ lautete die Antwort, „er befindet sich auf Ihrem Gute, Herr Baron, das Duell fand dort in der Nähe statt.“

„Und weßhalb brachte man meinen Sohn nicht auch dorthin?“ fragte der Wucherer mit herbem Vorwurf.

„Weil es dorthin eben so weit war wie zur Stadt.“

„Vater!“ sagte der Sterbende leise. „Er nannte Dich einen Schurken, ich mußte für Deine Ehre eintreten. Erst heute Morgen erfuhr ich Deine Handlungsweise, ich kann sie nicht billigen, Du opfertest Deiner Rache Deine Ehre, ich muß mit meinem Leben dafür büßen. Ich will, daß mein Gegner nicht verfolgt werde, ich habe ihn gezwungen zum Duell, er konnte nicht anders. Hörst Du, es ist mein letzter Wille, Du wirst Alles aufbieten, eine milde Strafe zu erwirken.“

Der Majoratsherr verließ das Haus, über geschäftliche Angelegenheiten war mit dem Wucherer jetzt doch nicht mehr zu reden.

Er eilte zum Obersten, das Entlassungsgesuch war schon abgegangen, es konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Als der alte Herr heimkehrte, fand er seinen Neffen mit verbundenem Arm, Lucie eilte ihm entgegen, um ihn auf das Vorgefallene vorzubereiten.

Die Nachricht von dem Tode seines Gegners erschütterte Feodor, er hatte gehofft, das Leben werde ihm erhalten bleiben.

„Und was nun?“ konnte der Majoratsherr sich nicht enthalten, zu fragen. „Alles das wäre vermieden worden, hättest Du Dich nicht verleiten lassen, den Ehrenschein auszustellen.“

„Und hätte ich es nicht gethan, so würde der Wucherer seine Forderung eingeklagt und unser letztes Hab' und Gut mit Arrest belegt haben. Ich wurde ja gezwungen dazu, und später, als ich entdeckte, wie leichtsinnig ich in die Falle hineingegangen war, schämte ich mich, Dir Mittheilung davon zu machen.“

„Du wirst Dich auf lange Festungshaft gefaßt machen müssen!“

„Ich muß die Folgen freilich tragen,“ seufzte der junge Mann, „wenn nur die Sorge um meine Mutter von mir genommen würde!“

„Diese Sorge übernehme ich,“ erwiederte der Majoratsherr, und er hielt redlich Wort.

Das Urtheil lautete auf ein Jahr Festungshaft. Die Erklärung, die Friedrich Schulte kurz vor seinem Ende gegeben hatte, wurde von dem Vertheidiger Feodor's als Milderungsgrund geltend gemacht.

Die Hälfte der Strafe wurde dem Verurtheilten auf dem Gnadenwege erlassen, schon nach sechs Monaten öffneten sich ihm die Thore der kleinen Festung wieder.

Daß inzwischen der Wucherer abgefunden war, daß der Majoratsherr, dem Drängen seiner Tochter nachgebend, die Schuld getilgt und seine Schwägerin in ausreichender Weise unterstützt hatte, das Alles hatte Feodor während seiner Haft ausführlich erfahren.

Die Mutter war unterdessen auch ernster und in ihren Ansprüchen bescheidener geworden, sie hatte sich mit dem Schwager ausgesöhnt, und als ihr Sohn sich wieder in Freiheit befand, ruhte sie nicht, bis er mit Lucie verlobt war.

Der Wucherer hatte in den wenigen Monaten um Jahre gealtert, aber trotz der schlimmen Erfahrungen setzte er sein Gewerbe fort, und so tief er auch jetzt in der Achtung seiner Mitbürger gesunken war, fand er doch noch immer Opfer, die ihm in's Netz hineinliefen, und es gelang ihm wirklich, eins dieser Opfer zur Heirath mit seiner Tochter zu zwingen.

Der Schwiegersohn mit dem hochtönenden Namen nahm dafür seine Rache, er begnügte sich nicht mit dem Nadelgelde seiner Frau, schon nach zwei Jahren war der Wucherer ruinirt, ein Bettler, der bald darauf im Irrenhause sein Leben endete.

Ein junger Orang-Utang auf der Reise nach Europa.

(Bild S. 268.)

Die höchststehenden Affenarten Gorilla und Orang-Utang haben in neuester Zeit ein außerordentliches Interesse gewonnen und man hat sich große Mühe gegeben, Exemplare von diesen Thieren lebend zu uns zu bringen, um ihr Thun und Treiben zu beobachten und Versuche anzustellen, wie weit sie menschliche Gewohnheiten anzunehmen im Stande sind. Leider haben diese Affen, in unser Klima verpflanzt, eine geringe Widerstandsfähigkeit; alte Exemplare sind ihrer Wildheit wegen schwer zu fangen und zum Zweck der Zähmung durch ihre Bösartigkeit fast immer unbrauchbar. Man trachtet daher, junge Thiere zu bekommen, die jedoch trotz der größten Sorgfalt meist am Zahnen oder an Verdauungskrankheiten bei uns bald sterben.

Hier auf unserem Bilde sehen wir einen jungen Orang-Utang, der für den Londoner zoologischen Garten von Singapore nach Europa gebracht wird. Er erhält eine Behandlung wie ein zartes, kleines Kind; vor jedem Luftzug wird er durch Decken geschützt und ernährt durch verdünnte kondensirte Milch, welche er aus der Flasche saugt, ganz so wie unsere Kleinsten.

Auf unserer Illustration erblicken wir den kleinen Affen an einem schönen, sonnigen Tage auf dem Deck, geschützt gegen den Wind, der beim Laufe des Schiffes entsteht, durch einen Teppich, wie zwei Männer beschäftigt sind, ihn bei seinem Frühstück zu unterstützen. Kein Prinz kann sorgfältiger und zuvorkommender gehalten werden, als dieses kleine, grundhäßliche Geschöpf.

Das Tannzapfenbrennen im Freienamte.

Schweizerisches Kulturbild

von

August Feierabend.

(Nachdruck verboten.)

Zuoberst im aargauischen Freienamte im lieben Schweizerlande liegt zunächst der Luzerner Grenze in der Gemeinde Abtweil ein umfangreicher Wald, das Großmoos genannt. In diesem Walde fand noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts im Herbste zur Zeit der Tannzapfenreife von den Gemeindebürgern und besonders von Familien der Dorfbewohner eine ganz eigenthümliche friedliche Völkerwanderung statt. Ganze Familien, Eltern und Kinder, Jung und Alt, zogen mit Gaisen und Kühen und mit den vollständigen Destillirgeräthschaften, als Brennhafen, Kühlfaß und Strohflaschen, hinaus in den Wald zum Tannzapfenbrennen oder zur Gewinnung des Terpentinöls durch Destillation aus Tannzapfen. Im Walde wurden zuerst aus Tannenreisern und Rinden kunstlose Hütten zum Schutze bei der Nacht und bei ungünstiger Witterung errichtet, und in denselben wohnte nun die Familie zwei bis drei Wochen lang, bis die Tannzapfenernte vollständig ausgebeutet war. Neben der Hütte wurde aus Rasen ein ebenso kunstloser Herd erstellt und das Brenngeschirr eingerichtet. Darauf wurde sogleich mit dem Einsammeln der Tannzapfen begonnen. Die Buben kletterten auf die hohen Tannen und schüttelten theils die reifen Tannzapfen herunter, theils schlugen sie die unreifen mittelst langer Stangen von den Aesten. Die Mädchen und Frauen dagegen sammelten selbe in ihre Schürzen oder in große Körbe und warfen sie neben dem Brennapparate auf große Haufen.

Auf einem dem Dengelsteine gleichen Ambos wurden sodann vom Familienhaupte die Tannzapfen mittelst eines eisernen Hammers in kleine Stücke zerschlagen und mit denselben die Brennhafen angefüllt. Das benöthigte Brennmaterial lieferte der Wald und Jedem stand es frei, im ganzen Walde so viel Tannzapfen zu sammeln, als er mochte. Die Gaisen und Kühe fanden im Walde reichliche Waide und konnten frei herumschweifen, wohin ihnen beliebte. Ihre Milch diente neben hartem Brod und Käse und geräuchertem Fleische der Familie zur Nahrung. Dieses ungebundene, freie Waldleben, eine Art von vorübergehendem Zigeunerthum, hatte für die Jugend einen eigenthümlichen Reiz, daher die jungen Leute mit einem jeden jungen Jahre sich auf dasselbe wie auf die Kirchweih freuten. Oft verirrte sich an Sonn- und Feiertagnachmittagen der lustige Geiger Tübli hinaus in's Großmoos und wurde dann der moosbewachsene Waldboden zum naturwüchsigen Tanzplatze.

Aber auch der gestrenge Herr Pfarrer machte bisweilen in der Tannzapfenernte Besuche im Walde, um die sittliche Aufführung des jungen Springvolkes zu überwachen, und wehe demselben, wenn es etwa einmal beim verbotenen sonntäglichen Tanze überrascht wurde. Der gewonnene Terpentin wurde theils an die Apotheker von Luzern und Zug, theils auch an die Blechmaler verkauft, und brachte manchen hübschen Batzen in die Haushaltung. Das Waldleben der Tannzapfenbrenner hatte auch seine romantischen Sagenüberlieferungen; davon hier ein Beispiel.

Joseph B., ebenfalls ein Tannzapfenbrenner, befand sich mit seinen Kameraden am Bartholomätage eben an der Kirchweih „auf der Wart“ im Zuger Gebiet, wo der Geiger Tübli lustig zum Tanze aufspielte. Die Kameraden zogen Joseph B. wegen seiner Bekanntschaft mit dem „Pelzeranni“ auf, welches von einer heimatlosen Weibsperson vermöglichen Leuten vor die Hausthüre gelegt worden war. Das Pelzeranni war ebenso schön wie tugendhaft, aber seine Herkunft haftete wie ein Schandfleck an seinem Namen. So lieb Joseph B. das Anni in seinem warmen Herzen hatte, so war er doch schwach genug, es vor seinen Kameraden zu verleugnen, indem er schwur: „Der Herrgott solle ihm alle Viere vom Leibe weg abschlagen, wenn er das Pelzeranni nehme.“ Wenige Wochen nachher hat er es doch genommen und kurz darauf ist er beim Tannzapfensammeln verunglückt. Er ist nämlich von einer hohen Tanne herabgestürzt und hat am Fuße derselben Arme und Beine und auch das Genick gebrochen. Bis auf die neueste Zeit hat man an der Wurzel der Tanne mit Schaudern fünf tiefe Löcher beobachtet, die niemals von Moos und Rasen oder Gesträuch überdeckt wurden. Es waren dieß die Wahrzeichen, welche die abgebrochenen Arme und Beine, sowie der Kopf im Sturze dem weichen Waldboden eingedrückt haben.

Albumblatt.

Biterolf.

Im Lager vor Akkon 1190.

Von

J. V. Scheffel.

(Bild S. 272.)

Kampfmüd und sonnverbrannt,
Fern an der Haiden Strand,
Waldgrünes Thüringland,
Denk' ich an dich.
Mildklarer Sternenschein,
Du sollst mir Bote sein,
Geh', grüß' die Heimat mein,
Weit überm Meer!

Feinden von allerwärts
Trotzt meiner Waffen Erz;
Wider der Sehnsucht Schmerz
Schirmt mich kein Schild.
Doch wie das Herz auch klagt,
Ausharr' ich unverzagt:
Wer Gottes Fahrt gewagt,
Trägt still sein Kreuz.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Maske für Maske.

Der Hof des zum Tode Verurtheilten gleicht fast einem Gärtchen; es sind da junge Kastanienbäume, Rasen und sogar einige blasse Blumen — Gefängnißblumen. Ein Laubengang umgibt ihn und ein Brunnen plätschert an der Mauer.

Sobald der Sicherheitschef in dem Hof erschien, erhob Jagon, der langsam auf und ab schritt, das Haupt und erkannte seinen Besucher.

Er näherte sich ihm, die Hände in den Taschen, ein Lächeln auf den Lippen, und sagte:

„Ah, da sind Sie endlich, Herr Claude! Sie haben lange gezögert, mich zu besuchen.“

„Ich war sehr beschäftigt in der letzten Zeit. Und dann wußte ich nicht, ob ich Ihnen angenehm sein würde . . .“

„Wie konnten Sie nur zweifeln?“ entgegnete der Verurtheilte höflich. „Ich hege keinen Groll gegen Sie. Indem Sie mich verhafteten, thaten Sie nur Ihre Pflicht. Und Sie thaten sie sogar mit einer gewissen Liebenswürdigkeit. Auch habe ich unsere angenehme Runde durch die Gefängnisse von Paris nicht vergessen. Sie hat Ihnen nichts geholfen, denn ich bin trotzdem der Jagon von früher geblieben; aber sie hat mich sehr amüsirt, ich versichere Sie.“

„Er spricht zu viel und seine Stimme ist unsicher,“ dachte der Sicherheitschef. „Vielleicht gelingt es mir doch.“ Dann sagte er laut: „Wollen wir uns ein wenig auf diese Bank setzen und plaudern?“

„O, mit Vergnügen!“ lächelte Jagon.

Damit setzte er sich und lud seinen Gast höflich ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Die Wächter zogen sich diskret an das andere Ende des Hofes zurück.

„Nun, was haben Sie mir zu sagen, lieber Herr Claude?“ fragte Jagon vertraulich. „Sie kommen sicher, mir zu melden, daß meiner Verurtheilung nicht Statt gegeben worden ist?“

„Das nicht. Der Gerichtshof hat sich noch nicht ausgesprochen. Ehrlich gesprochen aber haben Sie keine Aussicht.“

„Schön. Dann bleibt mir also jedenfalls noch der Gnadenweg.“

„Eben davon wollte ich mit Ihnen sprechen. Es wäre gut, wenn Ihr dießbezügliches Gesuch gut aufgenommen würde. Das beste Mittel dafür wäre wohl . . .“

„Wäre wohl?“ — sagte Jagon, sich eine Cigarre anzündend.

„Daß Sie Ihre Rolle aufgäben,“ sagte ihm Herr Claude gutmüthig.

„Meine Rolle als Unschuldiger, meinen Sie?“ fragte Jagon.

„Das meine ich. Kein Mensch glaubt an diese Unschuld. Mit der Reue könnten Sie bei den betreffenden Behörden viel mehr ausrichten.“

„Durch ein Geständniß? Glauben Sie wirklich, daß es mir nutzen würde?“ fragte Jagon, als ob er wirklich unentschlossen sei.

„Nun natürlich!“ machte der Sicherheitschef.

„So! Wirklich! Und das sagen Sie mir?“ rief Jagon

jetzt mit voller Ironie. „Ah, ich hätte gedacht, daß Sie eine bessere Meinung von meinem Verstande hätten, Herr Claude, als mich glauben machen zu wollen, daß ich begnadigt werden würde, sobald kein Zweifel mehr an meiner Schuld bestünde! . . .“

„Aber es besteht keiner, ich versichere Sie!“

„Wirklich?!“ sagte Jagon, sich jäh erhebend und vor den Sicherheitschef postirend, dem er mit verhaltener, trockener, heftiger Stimme zuraunte: „Und ich versichere Sie, daß man an der Schuld zweifelt, und daß ich diesen Zweifeln Ihren Besuch verdanke. O, bemühen Sie sich doch nicht, mich zu hintergehen! Vom ersten Augenblicke an wußte ich, was Sie wollten! Als ob ich an Ihre Theilnahme für mein Schicksal glaubte. Halten Sie mich wirklich für so dumm? Man hat Sie hergeschickt, damit man den Leuten am Tage meiner Hinrichtung sagen kann: ‚Seht ihr, wir hatten doch Recht! Er hat Alles eingestanden und ihm ist sein Recht geschehen!‘ — O, ich weiß ganz wohl, daß ganz Paris sich sagt: ‚Was für Beweise hat man gegen diesen armen Sünder? Keinen. Vielleicht die Oelflecke auf seinem Ueberrock? Oder die paar Erdklümpchen in seinem Ofen? Oder weil er lange Hände hat? . . .‘ Es ist zu dumm, sage ich Ihnen! Eben weil ich so auffallende Hände habe, wäre ich nie so ungeschickt gewesen, Jemanden zu erwürgen, weil ja doch immer ein Verdacht auf mich hätte fallen müssen, sobald man mich in der Nähe bemerkte . . .!“

Der Sicherheitschef war ganz verwirrt von der Logik dieses großen Komödianten, der noch dazu seiner Stimme fast überzeugende Töne der Aufrichtigkeit zu geben wußte.

Jagon fuhr immer lebhafter fort:

„Und es gibt keine gültigen Beweise gegen mich, wenigstens keine solchen, die ein Todesurtheil rechtfertigen würden! Die Geschworenen haben sich fangen lassen durch die Phrasen des Staatsanwalts und durch die Deklamationen der drei Weiber, die mein Verderben geschworen haben: Jeanne Guérin, ihre verrückte Freundin und die Blanchard; alle Drei schrieen: ‚Das ist der Mörder!‘ und die Geschworenen haben ihnen nachgeplappert. Vernünftige Menschen hätten gar nicht gehört auf die Ueberspanntheit eines jungen Mädels und das Gekreisch nervöser Frauen! . . . Sie, der Sie doch ein besonnener Mann sind, mein lieber Herr Claude, denken Sie doch nur nach! . . . Ich soll gemordet und dann geraubt haben? Gut. Wo ist aber diese geraubte Summe? Man findet keine Spur von ihr. Was ist aus dem Portefeuille und seinem Inhalte geworden? Wo habe ich es verborgen? Glauben Sie vielleicht, ich habe dieses Vermögen zerrissen, verbrannt, gegessen? Wie gesagt, es ist zu dumm! Ihr seid arme Kerle, alle mit einander, Zeugen, Geschworene, Richter und Sie an der Spitze, Herr Sicherheitschef, denn Sie wissen doch nicht, was Sie von der ganzen Sache halten sollen! . . . So. Das hatte ich Ihnen zu sagen. Sie sind vielleicht nicht hergekommen, um das zu hören, aber thut mir leid, mir fällt just nichts Besseres ein. Gute Nacht.“

Und er begab sich wieder zu seinen Wächtern, ohne sich weiter um den armen, ganz verblüfften Herr Claude zu kümmern.



Biterolf. Zeichnung von A. v. Werner. (S. 271.)

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Ein Zeitungskorrespondent.

Ehe der Sicherheitschef La Roquette verließ, begab er sich noch in den großen Hof. Dorthin ließ er Blanchard bringen. Der Arme erschien in seinen Sträflingskleidern, müde, blaß, ergeben. Auch ihm redete Herr Claude zu, Geständnisse zu machen, welche seine Strafe vielleicht mildern konnten; und dießmal meinte er es wirklich aufrichtig. Er schloß mit den Worten: „Und wenn Ihr nichts Anderes eingestehen wollt, so gesteht wenigstens, daß Ihr Jagon kennt, daß Ihr gesehen habt, wie er das Verbrechen beging . . .“

Aber Blanchard sagte: „Ich weiß, daß ich Sie erzürne, Herr Claude, aber ich kann nicht anders als wiederholen, was ich vor Gericht gesagt habe: Ich bin unschuldig. Und ich habe Jagon beim Herrn Untersuchungsrichter zum ersten Mal in meinem Leben gesehen, und ich weiß nicht, ob er der Vollführer einer That ist, die ich selber erst aus den Zeitungen erfahren habe.“

„Ist das Euer letztes Wort?“

„Ja,“ entgegnete der Sträfling. Wie Herr Claude sich entfernen wollte, rief er ihm aber nach: „O, noch ein Wort, gnädiger Herr, noch eine Bitte! Ich fürchte, daß Sie mir jetzt zürnen! Sehen Sie, ich habe mich hier stets gut aufgeführt, und da hat man mir erlaubt, daß ich morgen . . . meine arme Frau sehen darf . . . Nicht wahr, Sie werden nicht machen, daß man diese Erlaubniß zurückzieht, gnädiger Herr?“ . . .

Der Sicherheitschef war durch den Blick und die Stimme des Verurtheilten mehr gerührt, als er gestehen wollte, und sagte daher nur kurz:

„Ich verspreche es Euch.“ Dann entfernte er sich, um dem Generalprokurator von der Erfolglosigkeit seines Schrittes Bericht zu erstatten.

Noch an demselben Tage kam das von Jagon's Vertheidiger eingereichte Kassationsgesuch zurück. Es war ihm keine Folge gegeben worden. Nun blieb nur noch der Gnadenweg. Am Justizministerium ist es in solchem Falle, den zum Tode Verurtheilten der Gnade des Souveräns oder des Präsidenten der Republik zu empfehlen oder nicht. Die Beamten dieses Ministeriums also sind es eigentlich, von denen zuletzt das Leben eines Verurtheilten abhängt. Ihre Verantwortung ist groß, und ihr Entschluß wird daher häufig oder sogar zumeist von dem Ausspruch der öffentlichen Meinung beeinflußt.

An dem Tage, wo die Verwerfung des Kassationsgesuches herabgelangte, meldete sich beim Polizeipräfekten ein Engländer, welcher mit einem Empfehlungsbriefe vom ersten Sekretär der englischen Gesandtschaft versehen war.

Der Engländer war ein Mann von etwa dreißig Jahren, steif, rothborstig und gentlemännisch.

Und der Empfehlungsbrief lautete:

„Geehrter Herr Präfekt!

„Der Ueberbringer Dieses, mein Freund Mr. Blackwell, anonymer Korrespondent der Times, hat den lebhaftesten Wunsch, die Zelle eines zum Tode Verurtheilten zu besichtigen. Ich weiß wohl, daß eine solche Erlaubniß nur selten ertheilt wird, aber vielleicht machen Sie, geehrtester Herr, dießmal eine Ausnahme, da es sich um einen Fremden, um einen Engländer handelt. Ich empfehle also meinen Landsmann Ihrem Wohlwollen und bin Ihnen im Voraus zum höflichsten Danke verpflichtet für jede Gefälligkeit, die Sie ihm gütigst gewähren wollen.

Genehmigen Sie“ ꝛc.

Liebenswürdig und vor Allem einem Ausländer gegenüber gastfreundlich wie alle Franzosen, glaubte der Polizeipräfekt das Gesuch nicht abschlagen zu sollen und stellte dem fremden Journalisten eine Karte an den Direktor von La Roquette aus, in welcher er diesen Herrn ermächtigte, denselben seine sämmtlichen Lokalitäten besichtigen zu lassen.

Der Gentleman dankte auf echt englische Manier und begab sich direkt nach dem betreffenden Gefängnisse. Dort wurde er vom Direktor auf die Karte hin sehr zuvorkommend aufgenommen und besichtigte mit großem Interesse die Schule, die Krankenzimmer, die Kapelle, und zuletzt das Pikanteste: die Zelle des Verurtheilten.

Sie war hoch, luftig, erhielt ihr Licht durch ein hochgelegenes Gitterfenster und enthielt an Möbeln eine eiserne Bettstatt, mehrere Stühle, einen großen Tisch und eine elektrische Glocke.

Wie der Direktor mit Mr. Blackwell eintrat, erhob Jagon, welcher an dem Tische schrieb, rasch das Haupt, warf einen Blick auf den Besucher und bebte leicht zusammen.

Der Journalist schien von dem Orte ein wenig ergriffen, denn er wagte es anfangs nicht, vorzutreten.

Jagon, seine Verlegenheit bemerkend, machte einen Schritt auf ihn zu und sagte ihm kurz: „Sie sind ein Engländer, mein Herr?“

Blackwell hatte sich wieder gefaßt und entgegnete: „Ja. Englischer Reporter.“

„Ah, Reporter? Das heißt Neugieriger von Profession. Und Sie wollen wahrscheinlich in Ihrem Journale einen Artikel über mich schreiben? Nun, bitte, betrachten Sie mich nach Gefallen und erzählen Sie Ihren Landsleuten, daß ein zum Tode Verurtheilter auch nicht anders aussieht, als ein gewöhnliches Menschenkind; ich esse und trinke mit vortrefflichem Appetit und fühle mich in diesem Augenblicke, scheint mir, gemüthlicher als Sie selber.“

„Ich gestehe . . . in der That . . .“ machte der Journalist verlegen.

„Weßhalb diese Befangenheit?“ fuhr Jagon fort, seinen Besucher scharf anblickend. „Ihr Besuch ist ja ganz natürlich; ich hatte ihn fast erwartet. Ich dachte mir wohl, daß man mich nicht sterben lassen würde, ohne mich ein wenig anzusehen, um zu erfahren, wie es mit meinem Gemüthszustande stehe, und ob ich noch immer der Alte sei: fest in seinen Entschlüssen und seine Unschuld behauptend.“

Der Direktor glaubte hier einschreiten zu müssen. „Bitte, Jagon, beruhigen Sie sich . . .“

„O, ich bin vollkommen ruhig, Herr Direktor,“ entgegnete der Verurtheilte. „Man macht mir einen Besuch und ich spreche dafür meinen Dank aus . . .“

„An mir ist es, Ihnen zu danken,“ sagte der Journalist, welcher nach und nach seine Kaltblütigkeit wiederfand. „Zu gleicher Zeit möchte ich Sie fragen, ob ich nicht nach meinen schwachen Kräften und ohne den Gesetzen der Administration entgegenzuhandeln, etwas für Sie thun kann.“

„Etwas für mich thun! Natürlich . . .“ entgegnete Jagon rasch. „Versuchen Sie, meine Begnadigung zu erhalten durch alle Mittel, die in Ihrer Macht sind.“

„Ah! Sie ermächtigen mich also dazu?“

„Ich ermächtige Sie nicht nur, ich bitte Sie sogar darum. Wenn ich das Schaffot besteigen muß, so werde ich's thun, unerschrocken und gelassen. Aber das Gegentheil wäre mir doch lieber. Es klingt das vielleicht wunderlich bei mir, denn ich habe mir nie viel aus dem Leben gemacht . . . aber es ist so.“

„Dann will ich versuchen, Ihnen zu Hülfe zu kommen,“ sagte der Engländer.

„Gut. Aber ich bitte Sie auch, sich nicht allzusehr bloßzustellen meinetwegen . . . in Ihrem Journal.“

„O,“ entgegnete Blackwell, „ich werde anonym bleiben.“

„Dann, mein Herr, thun Sie, was Sie können. Ich kann Ihnen nicht sagen was, das müssen Sie finden. Aber wenn ich begnadigt werde, wird es mich freuen, zu denken, daß ich das Ihnen verdanke.“ — Und sich an den Direktor

wendend, fuhr er fort: „Der Korrespondent eines englischen Journals ist eine Macht, und Sie werden es begreiflich finden, daß ich ihn für mich zu interessiren suche. Und es wird ihm sicher nicht verwehrt sein, irgend etwas für einen armen Unglücklichen zu thun."

Keines der Worte Jagon's konnte Verdacht erregen bei den Anwesenden, und doch hatte jedes derselben für Blackwell seinen tiefen Sinn.

Der Direktor erwähnte nun, daß es Zeit sein dürfte, sich wieder zurückzuziehen.

„All right, all right," meinte der Engländer. „Erlauben Sie mir nur, Herr Direktor, daß ich Ihrem Gefangenen die Versicherung gebe, für ihn wirken zu wollen."

„Ich zweifle nicht daran," sagte Jagon. „Ich lese in Ihren Blicken, daß Sie es aufrichtig meinen; so wie Sie sich von mir versichert halten können, daß ich Ihnen diesen Dienst nie vergessen werde. Es ist immer gut, gute Freunde zu haben — sogar in Neu-Caledonien."

Er grüßte, als ob er es sei, der die Besucher entließe, und nahm seinen Platz am Tische wieder ein.

Bald darauf verließ Blackwell La Roquette, nachdem er sich beim Direktor auf's Höflichste entschuldigt hatte der Ungelegenheit wegen, die er ihm verursacht habe.

*

Am Tage nach diesem Besuche erhielt Jeanne Guérin eine große gesiegelte Enveloppe, welche ein Kommissionär überbrachte.

Sie öffnete dieselbe und fand in einer zweiten Enveloppe hundert Banknoten zu tausend Franken. Auf dieser Enveloppe standen die Worte: „Rückstellung eines Theiles der geraubten Summe."

Groß war das Erstaunen des Mädchens. Sie theilte die Neuigkeit unverzüglich dem Doktor Lavril mit, welcher sich sogleich in den Justizpalast begab und dem Generalprokurator Meldung machte.

Bald wußte ganz Paris die Neuigkeit, und man kommentirte dieselbe auf die verschiedenste Art. Darüber war man allgemein einig, daß der Schuldige Gewissensbisse fühle, daß er Mitleid habe mit Derjenigen, die er ruinirt hatte, und daß er wenigstens ihr Loos erleichtern wollte, da er sein Verbrechen nicht ungeschehen machen könne.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Aber weßhalb wollen Sie sich nicht von uns helfen lassen?"
„O, ich wiege ja hundertundachtzig Pfund ohne Schlamm. Bitte, lassen Sie ein Seil holen."



„Sieh' da, Herr Meier, wollen auch verreisen und die schöne Jahreszeit benützen! Warum nehmen Sie aber Ihre kleine Frau nicht mit?" —
„Wissen's, bester Herr Schulze, ich will nur eine Reise zu meinem Vergnügen machen!" —



Sie: Ach, Fritz! ich kann Dir gar nicht sagen, was ich für Angst habe, daß Dich der Ehestand langweilen könnte und Du vielleicht bereuen könntest, geheirathet zu haben!
Er: Aber Lieschen, wie kannst Du Dich nur mit solchen thörichten Gedanken quälen! Ich kann Dir zu Deiner Beruhigung versichern: der Ehestand gefällt mir so wohl, daß, wenn Du heute stürbest, ich mich sofort nach einer andern Frau umsehen würde!



„Wem gehört denn dieser reizende Engel?"
„Baron Brüllmanns!"
„Ach was? — Ist dieß das Jüngste, welches die Frau dem Herrn Baron geschenkt hat?"
„Zu diene, 's Jüngste wär's, aber geschenkt (zu trinken gegeben) han ich's dem Herrn Baron!" — — —

Zu gleicher Zeit riefen die Journale, welche schon früher die Vertheidigung Jagon's übernommen hatten:

„Es ist klar, daß nicht er das Geld zurückgesandt haben kann, da er gefangen ist und keine Gelegenheit hat, mit der Außenwelt zu verkehren. Wer also kann es gethan haben? Dieß muß aufgeklärt werden, ehe man den scheinbar Schuldigen zu richten wagen darf!"

Diese Geldsendung brachte Presse und Publikum so in Aufregung, daß das Justizministerium, von allen Seiten mit Zuschriften, Bitten und sogar Ermahnungen überlaufen, den Verurtheilten der Begnadigung empfahl, die denn auch natürlich erfolgte, indem die Todesstrafe für Jagon in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt wurde.

Der Sicherheitschef wollte die Neuigkeit dem Gefangenen selber überbringen.

Jagon besaß Selbstbeherrschung genug, dieselbe ganz ruhig zu vernehmen.

„Ich wußte es ja. Es konnte gar nicht anders kommen. Dennoch danke ich Ihnen für die Mittheilung, Herr Claude; denn ich bin überzeugt, daß unsere letzte Unterredung einigen Eindruck auf Sie gemacht hat, der sich auch den weiteren Kreisen mittheilte."

„Darin täuschen Sie sich," sagte der Sicherheitschef, der wieder skeptisch geworden war. „Ich schwankte nur eine Sekunde in meiner Meinung ... Sie sind ein so gewandter Komödiant ... Aber das war nicht von Dauer. Uebrigens würde schon allein die Zurückstellung der hunderttausend Franken meine Zweifel an Ihrer Schuld sogleich vernichtet haben, wenn solche in der That noch vorhanden gewesen wären."

„Bitte, sagen Sie mir gefälligst, von welcher Zurückstellung Sie sprechen," sagte Jagon. „Ich verstehe nicht."

„Man hat dem Fräulein Guérin eine kleine Abschlagszahlung auf die geraubte Summe — hunderttausend Franken — zugestellt."

„Bah! Wahrhaftig? Das zeigt an, daß der wirkliche Schuldige Gewissensbisse hat."

„Ja, das meint alle Welt ... nur ich nicht."

„Was meinen Sie denn?"

„Ich glaube, daß Sie Ihr Leben um den Preis von hunderttausend Franken erkauft haben. Das ist Alles."

„Ich gestehe, ich verstehe noch immer nicht," entgegnete Jagon. „Ich habe also in meiner Zelle hier ein heimliches Kapital versteckt; ich nehme davon, so viel mir beliebt, und sende meine Wächter mit Geldbriefen in der Stadt herum."

„Nein. Aber Sie empfangen die Visite englischer Journalisten."

„Englischer Journalisten?" machte Jagon suchend. „Ach ja! Dieser lange, rothhaarige Herr, welcher versprach, sich für mich zu interessiren ... Sollte er also die hunderttausend Franken überschickt haben! Ach, der liebe Mensch ... Man hat Recht, wenn man behauptet, daß die Engländer einen noblen Charakter haben."

„Es war weder ein Engländer, noch ein Journalist," sagte der Sicherheitschef. „Der Herr Polizeipräfekt, welcher diese Sache ein wenig chevaleresk behandelte, ist angeführt worden. Um die Erlaubniß zum Besuche Ihrer Zelle zu

erhalten, hat man ihm einen Brief des englischen Legations-sekretärs vorgelegt, und man weiß jetzt, daß dieser Brief gefälscht war."

„Nein, wirklich?" rief Jagon. „Da sehe Einer! Man hätte sogar eine Fälschung begangen, nur um mich zu sehen! — Wie weit doch die Neugierde der Leute geht!"

„Sagen Sie lieber, die Kühnheit oder die Ergebenheit eines Mitschuldigen ... vielleicht auch seine Furcht. Alles das zusammen hat die List erfinden lassen, durch welche Sie gerettet worden sind. Aber ich werde diesen Mitschuldigen, diesen falschen Engländer und falschen Journalisten früher oder später erwischen, das schwöre ich Ihnen, so geschickt Sie auch sein mögen!"

„O, Sie sind auch nicht ohne Talent!" sagte Jagon mit einem ironischen Lächeln. „Wir können einander die Hände reichen."

„Ich danke dafür. Ich kann wohl einem zum Tode Verurtheilten die Hand geben ... es ist ein Sterbender, dem man Rücksichten schuldig ist ... aber ich gebe Sie nicht einem Galeerensklaven: man muß einen Unterschied machen."

„Das thue ich auch," machte Jagon würdevoll. „Wenn ich sagte, wir können einander die Hand reichen, so wollte ich damit nur sagen: daß Einer von uns so viel werth ist, wie der Andere!"

Einige Tage später befanden sich Jagon und Blanchard auf dem Wege nach der Insel Ré, von wo aus ein Regierungsschiff sie und andere Schicksalsgenossen ihrer neuen Heimat zuführen sollte: Neu-Caledonien.

(Fortsetzung folgt.)

Ein heißer Tag.

Lagerbild aus dem Zulukriege.

(Bild S. 265.)

Der Zulukrieg hat so eigenartige Situationen hervorgebracht, daß es unsere Leser interessiren dürfte, noch ein originelles Bild dieses wilden Feldzugs zu schauen. Es ging bei diesen Streifen und Kämpfen auch seitens der Engländer durchaus nicht so zu, wie wir bei unseren Heeren es uns zu denken gewöhnt sind. Die Engländer hatten auch viele Regimenter Kaffern, und diese machten es sich nach Landesart besonders bei Märschen und bei Lagerungen bequem. Neben ihrer nationalen Bewaffnung von Schild und Lanze führten diese Zulus auch noch Gewehre bei sich und trugen Kleider oder legten solche ab, je nach Bedürfniß und Laune; namentlich boten diese Truppen in heißen Tagen einen sonderbaren Anblick. Ihre Kleider hatten die schwarzen Krieger dann aufgerollt und hingen sie über die Schulter, wie unsere Soldaten den Militärmantel, und über dem Kopf befestigten sie ihre Schilde, auf welchen sie Palmblätter anbanden, als Schutzdächer gegen die Sonnenglut.

Unsere Illustration zeigt eine Abtheilung Zulus, wie solche namentlich das englische Trainwesen besorgten, an einem heißen Tage mitten im Busch unter einer Palmengruppe Rast haltend. Die Fortschaffung der Wagen und Bagagekarren war in dem unwegsamen Terrain eine mühselige und langweilige Sache, und die Zulus fanden es bei der Hitze für praktisch, sich nicht allzu sehr anzustrengen; so bestand denn die Fortschaffung der Trains hauptsächlich aus Ruhestunden. Dieß war auch der Grund, weßhalb die Engländer so viel Wagen und Lebensmittel in diesem Kriege verloren, da die kühnen Feinde die Trägheit der Trainkolonnen sich eifrigst zunutze machten.

Interessante Bücher.

II.

(Bild S. 269.)

Der große Humorist in Plattdeutsch, Fritz Reuter, wird gefeiert durch eine Prachtausgabe seines lustigen Werkes: „Ut mine Stromtid" (Wismar, Rostock und Ludwigslust, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung). Das geschmackvoll und reich eingebundene Buch, in großem Format auf feinem Papier gedruckt, ist mit 140 Illustrationen von Ludwig Pietsch und O. E. Lau verziert.

Wir haben diesem Werk, das zu den gediegensten Prachtwerken seiner Ausstattung nach gehört, das hübsche Bild S. 269 entnommen. Nachdem Reuter erzählt, wie endlich das Liebespaar alle die Hindernisse überwunden, welche ihm ein schweres Geschick entgegengestellt, und nun in hellem Jubel die Hochzeit beschreibt, mit dem Champagner, der nicht gespart ward, — da sprang in einem feierlichen Moment der Hund Bauschn auf den grünen und weißen Altar hinter den Brautleuten, an welchem diese die Treue sich eben gelobt und vor welchem sie ihren Ehrenplatz beim Mahl hatten, geziert mit dem Kranz um den Hals und einem solchen um den Schwanz, welche Ausschmückung der Kutscher Krischan besorgt hatte, und leckte der Braut Linning die Backen und kehrte dem Bräutigam Rudolph mit dem wedelnden Schweif das Gesicht, und leckte dann den Bräutigam und wedelte Linning freundlich um Nase und Hals und setzte sich dann milde und ehrwürdig wieder nieder, worauf der prächtige Inspektor Bräsig, als der Pfarrer sowohl wie die übrigen Gäste den Hund entfernen wollten, seine weise Rede hält von der Liebe dieses Hundes. Nacherzählen in Hochdeutsch läßt sich das nicht, das muß man im Original lesen, um bis zu lachenden Thränen gerührt zu werden durch diese Hochzeitsepisode. Unsere Leser werden jedoch jetzt die Situation verstehen und die Art und Weise dieser anheimelnden Illustration des Werkes ihren Reiz nicht verfehlen.

Schimmerte und leuchtete in dem eben genannten Werke der Humor mit seiner Alles vergoldenden Sonne, so bietet uns ein ernst gehaltenes Werk: „Die illustrirte Literatur" von Otto von Leixner (Leipzig, Spamer) geistbildende Nahrung in reichster Fülle. Das großangelegte Werk — dieser erste Theil von 460 Seiten reicht nur von den Anfängen unseres Schriftthums bis zum Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts — ist vorzüglich für jüngere Leute und ein Damenpublikum berechnet; es ist Alles vermieden, was irgendwie Anstoß erregen könnte, ohne daß der frische, freie, den Idealen unseres Volkes zugewendete Grundzug dadurch Schaden gelitten hätte. Die Proben aus den Werken der Dichter und Prosaiker, überhaupt der interessanten Charaktere unserer Literatur, sind vortrefflich gewählt, die Darstellung klar, warm, geistvoll, und das Urtheil des Autors zeugt von Gelehrsamkeit, Geistestiefe und Gewissenhaftigkeit. Die Verlagsbuchhandlung hat dieß Werk mit vielen Bildern ausgestattet und ihm ein Gewand gegeben, welches es einer Festgabe würdig erscheinen läßt.

Ein herzbewegendes, mit den lockenden Farben südlicher Glut überhauchtes erzählendes Gedicht spendet Ernst Eckstein für den dießjährigen Weihnachtstisch. Es ist betitelt: „Murillo" und schildert uns Liebe und geistige Entwicklung des großen spanischen Malers mit einer Treue des Lokaltones, daß wir sofort im Lande der Sennoras und Dons uns wähnen. Das elegant ausgestattete Buch ist bei R. Eckstein in Leipzig erschienen.

Von Romanen sind erschienen: ein herrliches Werk von Georg Ebers, dem berühmten Verfasser der „Uarda" und von «Homo sum»: „Die Schwestern" betitelt, in welchem dieser Autor mit bekannter Meisterschaft auf dem geheimnißvoll anziehenden Hintergrunde altägyptischer Zeit uns ein wunderbar schönes, herzbewegendes Lebensbild zweier Frauengestalten hinzaubert, welches uns beweist, daß das Menschenherz stets und überall, vor Jahrtausenden wie jetzt noch, auf gleiche Weise zu ringen und zu kämpfen hat, wenn es in seinen Zielen sich über das Gewöhnliche erheben will. Die Ausstattung dieses Buches ist reich und geschmackvoll. — Von Berthold Auerbach ist gleichfalls ein geistfunkelnder, weisheitsvoller Roman: „Im Forsthause", Berlin bei Paetel, erschienen. Von Edmund Höfer, in Jena bei Costenoble, ein zierlich gedruckter, hübsch ausgestatteter Band: „Das Pfarrhaus zu Wudnik, eine altmodische Kriegs- und Liebesgeschichte." — Von Rosenthal-Bonin: „Der Heirathsdamm" (Stuttgart, Hallberger), eine originelle, phantasie- und inhaltreiche Novellensammlung, in zweiter Auflage; von demselben Autor noch: „Unterirdisch Feuer" (Leipzig, Schlicke), ein Buch, das jüngeren Schriftstellern als Muster der Erfindung und geistvollen Durcharbeitung eigenartiger Stoffe in ernstem und komischem Genre dienen kann.

Dann möchten wir noch die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Buch lenken, das die unermüdlich Neues hervorbringende Verlagshandlung von B. F. Voigt in Weimar darbietet. Sie wendet sich an das Blumenbedürfniß des Publikums im Winter, sie möchte ermuntern im Wachsen, Blühen und Gedeihen der Pflanzenwelt, während draußen Wald und Flur Eis und Schnee deckt, im Zimmer ein Treibhaus uns zu verschaffen, und so erhalten wir denn in der „Winterflora" von H. Jäger ein Büchlein, das uns eine reichhaltige und sorgfältig ausgearbeitete Anleitung zum Zweck der Blumen- und Pflanzenkultur in den Wintermonaten gibt. Das Buch wird Familien, wie auch jüngeren Gärtnern recht willkommen sein.



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Wie aus Cincinnati berichtet wird, hat daselbst Professor Graydon einen Hörapparat oder ein „Audiphon" erfunden, was mit anderen Vorrichtungen dieses Namens nichts gemein hat. Das Graydon'sche Audiphon besteht aus einem kleinen Elektromikrophon, an dessen Membran in der Mitte eine Schnur von beliebiger Länge angebracht ist, die ihrerseits wieder an ein Holzstückchen befestigt ist. Zweck des Apparats ist, sich tauben Personen verständlich zu machen: seine Funktion ist die einfachste von der Welt. Die von Gehörlosigkeit heimgesuchte Person nimmt das Holzstückchen zwischen die Zähne und Derjenige, der sich mit ihr unterhalten will, spricht durch das Elektromikrophon, indem er darauf achtet, daß die Schnur gespannt bleibt. Dadurch hört nach der Theorie des Erfinders Derjenige, der mit den Ohren nicht zu hören vermag, mit den Zähnen, in dem Sinne nämlich, daß der Ton durch die Zahnnerven und Gesichtsknochen dem Gehörnerv und durch diesen dem Gehirn mitgetheilt wird. Das Instrument erweist sich nur wirksam, wenn die Taubheit durch Krankheit entstanden oder wenn der Gehörnerv auf dem gewöhnlichen Wege nicht erreichbar ist. Ist der Nerv selbst gelähmt, dann kann freilich von einer Wirksamkeit des Audiphons nicht die Rede sein. Interessante Versuche sind mit dem Instrumente in der Taubstummenanstalt von Cincinnati gemacht worden. Ein gänzlich taubes farbiges Mädchen, mit dem der Professor aus einer Entfernung von 25 Fuß sprach, wiederholte Wort für Wort Alles, was er ihm sagte. Ein anderes Mädchen, das taubstumm geboren war, gab durch die ihm geläufige Fingersprache zu verstehen, daß es, während der Professor mit ihm spreche, Töne vernehme und daß es einen Unterschied der Intensität und der Intonation wahrnehme. Da es überhaupt zum ersten Male in seinem Leben einen Ton hörte, konnte es selbstverständlich über den Sinn der vernommenen Laute nichts angeben. Abgesehen von der Lähmung des Gehörnervs, würde es keine Taubheit und sofern die Stummheit Folge der Taubheit ist, keine taubstummen Menschen mehr geben, da mit der Wiederherstellung des Gehörs sich auch die Sprache herstellen ließe.

*

Den animalischen Fetten, wie Schmalz, Oel, Butter, Talg, haftet die unangenehme Eigenschaft an, der Luft ausgesetzt, Säuren zu bilden, welche die Fette ranzig erscheinen lassen, ihre Qualität sehr verschlechtern und ihren Gebrauch oft ganz verhindern. Bisher ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, diese Fettsäurebildung auf die Dauer zu hindern, oder, falls sie eingetreten, völlig zu entfernen. Jetzt hat nun Karl Hellfrisch in Offenbach am Main ein Mineralfett erfunden und stellt dieß unter dem Namen Virginia Vaseline fabrikmäßig her, welches nach den Aussprüchen von Autoritäten säurefrei bleibt, auch wenn es monatelang der Luft ausgesetzt sich befand. In der Heilkunde und Kosmetik (zu Pomaden, Creams, Salben 2c.), auch für technische und gewerbliche Zwecke dürfte dieß Vaseline eine große Bedeutung erlangen.

Wintergarten.

Hyazinthenzwiebel in Gläsern. Der „Obstgarten" schreibt: „Jedem Blumist, der sich im Winter das Vergnügen macht, Hyazinthen und andere Zwiebelblumen auf Gläsern zu treiben, wird es bekannt sein, daß oft viele Zwiebeln dabei durch Fäulniß verderben, ehe sie noch zum Blühen kommen oder, wenn sie auch wirklich den Blumenstengel treiben, doch nur sehr kümmerlich blühen. Diesem Uebel vorzubeugen, bediente sich der Apotheker Meyer in Witeps seit mehreren Jahren des Kohlenstaubes mit bestem Erfolge. Durch die Anwendung des Kohlenstaubes werden die Zwiebeln nicht nur vor und während der Blüte vor Fäulniß bewahrt, sondern man bewirkt dadurch auch, daß sie sich nach Beendigung der Blüte besser erhalten. Das Verfahren dabei ist folgendes: Es werden gut ausgeglühte Holzkohlen zu gröblichem Pulver zerstoßen und davon etwa ein Loth in ein gewöhnliches, mit Wasser angefülltes Hyazinthenglas gethan. Nachdem diese Mischung einige Minuten lang geschüttelt und umgerührt worden ist, stellt man eine gesunde Zwiebel auf das Wasser. Das feinste Kohlenpulver bleibt anfangs noch einige Zeit auf der Oberfläche des Wassers. Nach einigen Tagen bewegt man etwas das Glas, wodurch auch dieses zu Boden sinkt. Um das zu schnelle und nachtheilige Treiben der Zwiebeln zu verhüten, gebe man den Gläsern die erste Zeit einen nicht zu warmen Standort. Erst nach zwei bis drei Wochen wird das Kohlenpulver zu erneuern sein, da es in dieser Zeit ohne fauligen Geruch bleibt. Um späterhin beim Erneuern des Wassers die Wurzeln der Zwiebeln nicht zu verletzen, muß man das frische Wasser vor dem Hineinfüllen mit dem Kohlenpulver vermischen und dann erst recht behutsam in das Glas gießen. Ist der Stengel hervorgetrieben, dann wird die Menge des Kohlenpulvers vermindert, da sonst die Blumen an ihrem gewürzigen Duft erfahrungsmäßig Schaden leiden. Durch dieses Verfahren werden die Zwiebeln nicht nur vor Fäulniß bewahrt, sondern man kann sie auch ferner benützen."

Hauswirthschaft.

Um bessere Aepfelarten den Winter hindurch in großen Quantitäten gut aufzubewahren, ist es nöthig, daß sie völlig unbeschädigt vom Baume genommen werden. Selbst der kleinste Schaden, der auch nur durch das Herabfallen des Apfels vom Baume auf das Gras entstanden ist, kann Gährung verursachen, wodurch der ganze beisammenliegende Vorrath verderben kann. Gesunde Aepfel besserer Sorten werden, nach dem „Prakt. Landw.", um sie auf sehr lange Zeit frisch zu erhalten, in Gyps gepackt. Gyps zieht die Feuchtigkeit an sich, sperrt die Luft von den Aepfeln ab, erhält ihren Geruch und ihr Aroma und schafft eine gleichmäßige Temperatur. Auf ein Faß Aepfel bedarf man nicht viel Gyps, namentlich wenn die Aepfel groß sind; man gibt den Gyps gewöhnlich erst nach Füllung des Fasses auf die Aepfel, um selben durch vorsichtiges Schütteln zwischen den Aepfeln zertheilen zu lassen. Auf diese Weise werden alle Zwischenräume zwischen den Aepfeln ausgefüllt, und es gehen mehr Aepfel in das Faß, als wenn abwechselnd eine Lage Aepfel und eine Lage Gyps eingeschichtet wird. Obenauf kommt eine Lage Gyps, dann wird der Deckel dicht aufgesetzt und das Faß an einen kühlen Ort gestellt. Das Faß muß natürlich gut, ohne Risse und Fugen sein. An Stelle des Gypses kann auch trockener Sand, Häcksel oder Tannennadeln verwendet werden. Feinere Sorten Aepfel werden, wie Citronen, Orangen u. s. w., in Papier gepackt. Hauptsache bleibt, daß die Aepfel an einem kühlen Orte verwahrt werden. Sind viel Aepfel aufzubewahren, so sind sie am besten in Erdgruben einzumiethen. Sie kommen, wie vorher, in Fässer und werden in sandigen oder kiesigen Boden, der durchaus frei von Wasserzufluß sein muß, in etwa 80 Centimeter tiefe Gräben gestellt und dachförmig mit Erde zugedeckt. Der einzige Nachtheil dieser Aufbewahrungsmethode ist der, daß sie sich im Frühjahr, den Gruben entnommen, nicht lange halten.

Landwirthschaft.

Vertilgung der Herbstzeitlose. Ein einfaches, billiges und wenig Mühe in Anspruch nehmendes Mittel zur Vertilgung der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, ist das folgende: Man fertigt einen fünf Centimeter starken und etwa einen Meter langen Stab, spitzt ihn an einem Ende und schlägt ihn Ende April, wenn sich die dunkelgrünen Spitzen der Blätter zeigen, in der Mitte — in das Herz — einer Pflanze etwa 45 bis 50 Centimeter tief ein. Man zieht den Stab dann wieder aus dem Boden heraus, läßt das Loch offen und treibt ihn in das Herz einer andern Zeitlose hinein. Der Boden ist um diese Zeit meist noch feucht, also weich, das Einschlagen geht rasch und ein einziger Mann keilt an einem Tage meistens 300 Pflanzen an. Auf solche Weise wird die 30 bis 45 Centimeter tief stehende Zwiebel verletzt und stirbt um so sicherer ab, wenn sich im Loche Regenwasser sammelt, das die Fäulniß der Zwiebel befördert. Im nächsten Frühjahre wird man allerdings etwa den zehnten Theil der Pflanzen wieder finden. Es sind dieß solche, deren Zwiebel einer schiefen Lage wegen vom Stocke nicht in's Herz getroffen wurden. Keilt man diese noch einmal an, so hat man sie sicher vernichtet, indem die Zwiebel eine zweimalige Verletzung nicht verträgt.

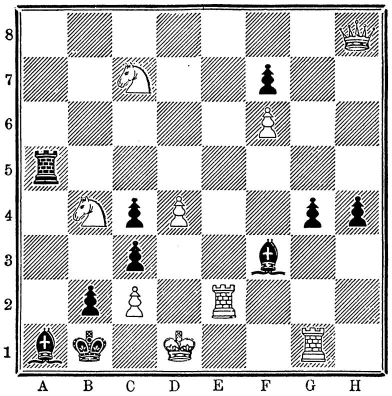
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 6.

Von dem erblindeten Herrn Al. Steinschneider in Proßnitz.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 5 in Nr. 16:

Weiß.	Schwarz.
1) D. A 4 — A 7.	1) Beliebig.
2) S. oder L. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Aufgabe Nr. 3 erhalten von Hrn. J. K. in Neustadt, M. A. in Gothenburg, F. W. in St. Gallen, H. T. und J. B. in Hedewigenkoog und C. K. in Niederolm.

Hrn. A. H. in Penig und G. R. in Berlin. In Nr. 3 ist 1) D. A 5 — B 6 † unrichtig, weil auf K. D 4 — E 4 kein Matt möglich ist.

Hrn. L. S. in Saarburg. Ihre Lösung von Nr. 2 ist richtig, mit Ausnahme von 1) S. C 7 — E 8, S. A 3 — B 5; 2) T. F 5 — G 5. Nur 2) T. A 2 — A 5 führt zum Ziel.

Schachfreund in W. Nr. 3 richtig gelöst. Das ch in Rochade wird in Deutschland so ausgesprochen, wie in dem deutschen Worte: „Rachen“. Andere Fragen finden Sie in der deutschen Schachzeitung (Leipzig, Veit'sche Buchhandlung) beantwortet.

Hrn. F. H. in Freiburg. Nr. 4 richtig gelöst. Aufgabe wird geprüft werden.

Hrn. Edm. W. in Wien, Br. in Coblenz. Nr. 4 richtig gelöst.

Hrn. G. R. in Dresden und O. R. in Rastatt. Sie übersehen in Nr. 4, daß auf 1) K. E 4 nimmt E 3, L. D 6 nimmt C 5 Schach bietet.

Hrn. Em. R. in Dresden. Ihre Lösung von Nr. 4 durch 1) D. A 8 — A 1 ist uns unverständlich.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 247:

Emma, sage mir die Wahrheit:
Ward ich närrisch durch die Liebe?
Oder ist die Liebe selber
Nur die Folge meiner Narrheit?

Ach! mich quälet, theure Emma,
Außer meiner tollen Liebe,
Außer meiner Liebestollheit,
Obendrein noch dieß Dilemma.

H. Heine.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. R. in Berlin. Wenn der Dieb die Strafe verbüßt hat, kann man nicht noch einmal klagen. Uebrigens dürfte eine Anfrage bei einem Rechtsanwalt Ihnen das Genauere sagen.

Abonnent in Alsfeld. Frln. F. W. hat Recht; man sagt: es friert mich an der Hand.

Abonnent in Künzelsau. Ja — schneller als der Wind.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Aufgaben *rc.* sind uns zugekommen von: Frln. Katharina Laub, Breslau; Mathilde Hasert, Berlin; Antonie Mogle, Ulm; Hermine Gigy, Luzern; H... W.... Bayreuth; Anna Hesky, Wien; Hrn. C. Moisel, Reichenberg; M. Kühling, Fr. Winter, Lang-Göns; O. Löwenthal, Würzburg; A. Wollmer, Bradford; J. Bachmann, Altona; P. Moring, Bunzlau; A. Weiniger, Posen.

Frln. Pauline G. in Osterode. Um den angegriffenen Sammet wieder herzustellen, setzt man ihn ausgespannt Wasserdämpfen aus und zieht ihn dann mit der linken Seite über ein nicht zu heißes Bügeleisen so lange hin und her, bis er trocken geworden ist.

Hrn. M. Ruhland in Ob..... Wir müssen wiederholt erklären, daß so speziell technische Fragen, wie die Aetzung von Blutstein, das Poliren von rohem Lapis Lazuli *rc.*, von uns nicht beantwortet werden können.

Hrn. H. J. in Wien. Das eben Gesagte gilt von Ihrer Frage hinsichtlich der Fabrikation von elastischen vulkanisirten Kautschukgegenständen. Bei Hartleben in Wien und bei Voigt in Weimar werden Sie ein Werkchen: „Die Kautschukfabrikation“, erhalten.

Hrn. Julius R. in E. Wie Sie sehen, ist Ihr Wunsch schon erfüllt gewesen, ehe Sie ihn uns kundgegeben.

Hrn. Fritz Wenzel in Breslau. Wer längere Zeit täglich einen Theelöffel doppeltkohlensaures Natron einnimmt, kann eine Nierenkrankheit sich zuziehen. Mehr als eine Messerspitze voll sollten Sie nie nehmen und länger als vierzehn Tage bis drei Wochen auch nicht — dann nach drei Wochen etwa dürfen Sie wieder beginnen.

Hrn. B. Fl. in P. Wir haben Ihnen schon geantwortet. Wenn Sie uns auffordern, bei der Antwort „Ihren Namen zu verändern“, so wissen Sie ja nicht, unter welchen Buchstaben wir antworten.

Hrn. P. Sch. in Colm. Nr. 1) „Die Marine“, Wien, Hartleben. Nr. 2) Ein so allgemeines Werk darüber gibt es nicht.

Frln. Ottilie M. in Hildburghausen. In welchem Alter die erste Liebe bei jungen Männern gewöhnlich auftritt, das hängt von dem Grade der Entwicklung jedes Einzelnen ab. Manchmal betet ein junger Mann schon in den Flegeljahren und dann meist eine bedeutend ältere Dame an; eben so oft ist ein Vierundzwanzigjähriger „noch nie verliebt gewesen“. Sehr viele Männer werden an ihre erste Liebe mit Lachen und Rührung zugleich denken. Hoffentlich werden Sie doch nicht das Opfer einer solchen Erinnerung sein.

Hrn. R. Wildenst.... in Gernsbach. Wir glauben nicht, daß es hier ein einheitliches System gibt, da ja die Erfindung voller Willkür ist.

Abonnent in Meran. Ein solches Buch gibt es unseres Wissens nicht — es müßte auch eine Bibliothek sein.

Frau O. M. in T. (Rußland). Das Schimmeln des Schuhwerks findet häufig statt, wenn Schuhe und Stiefel außer Gebrauch an einem feuchten Orte aufbewahrt werden, während an trockenen Orten das Schuhwerk einschrumpft und hart wird. Diese doppelte Unannehmlichkeit läßt sich nach der „Deutschen Schuhindustriezeitung“ vermeiden, wenn man etwas Terpentinöl, jedoch nicht zu viel, auf einen wollenen Lappen träufelt und damit die Schuhe überfährt. Das Terpentinöl wirkt günstig auf die Konservirung des Leders und hält zugleich die Mäuse und Ratten ab, welche manchmal dasselbe benagen. Dieses Mittel dürfte deßhalb auch zur Anwendung auf andere Lederarten zu empfehlen sein.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent R. in Budapest. Gegen den Schreibekrampf hat man bis jetzt kein Mittel bewährt gefunden. Elektrizitätskuren zur Stärkung der Handnerven sind rathsam, jedoch muß in diesem Falle das Schreiben überhaupt mindestens drei Monate lang aufgegeben werden. Dagegen gibt es Maschinen, die ein vom Schreibekrampf Befallener in die Hand nehmen kann, um durch deren Vermittlung die Feder zu fassen, was ihm ermöglicht, die Thätigkeit des Schreibens trotz des Schreibekrampfes auszuüben.

Hrn. L. in Lw. Nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Konsulenten zu erledigen.

Hrn. P. W. in Dortmund. Adressen von Aerzten geben wir nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz, wollen Sie daher uns Ihre genaue Adresse bekannt geben.

Frln. Bertha L. in M., Luxemburg. Der regelmäßige Gebrauch ungarischen Bitterwassers, sowie viele Bewegung im Freien wird eine Veränderung in den Blutwallungen nach dem Kopfe herbeiführen. Das Wasser muß jedoch kurmäßig genommen werden, und zwar dürfte es rathsam sein, vier Wochen lang täglich Morgens nüchtern ein Weinglas bis ein Wasserglas voll zu gebrauchen. Die Quantität des Wassers richtet sich nach der Wirkung und ist bei verschiedenen Menschen verschieden.

Abonnent L. in H. Das beste Mittel gegen den Bandwurm ist das sogenannte Extractum filicis maris. Dieses Medikament ist in äußerst seltenen Fällen frisch in der Apotheke zu haben. Es muß von ärztlicher Seite verordnet und unter ärztlicher Garantie von einem zuverlässigen Apotheker angefertigt werden. Wenn Sie uns Ihre genaue Adresse mittheilen wollen, sind wir bereit, Ihnen auf direktem Wege eine gute Adresse zum Bezuge des Medikaments durch Vermittlung unseres ärztlichen Konsulenten mitzutheilen.

Abonnent in C. Mitesser und sonstige Unreinheiten der Haut werden durch Abreiben der letzteren mit Sandseife und nachmaliges Waschen mit flüssiger Glycerinseife beseitigt. Nach dieser Prozedur müssen Sie jedoch bei kalter Witterung einige Stunden im Zimmer verbleiben, da sonst leicht ein anderes Uebel, Aufspringen der Haut, eintreten kann.

Abonnent in Ludwigslust. Die Farbenblindheit ist keine vorübergehende Erkrankung, sondern ein meist angeborener Zustand, welcher auf Mangelhaftigkeit der Farbenerkenntniß beruht. Es können hiefür ebensowenig Heilmittel gegeben werden, als z. B. für angeborenen Mangel von Gliedmaßen.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz“ eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Anfragen.

17) Wie bereitet man eine gute Punschessenz?

Antworten.

Auf 17): Bester Arak 144 Theile (3 Flaschen), Zucker 256 Theile, Citronensäure 1 Theil, destillirtes Wasser 104 Theile, Citronenöl (aus der Apotheke) 32 Tropfen — kalt gemischt.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 21. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

VI.

So theilnahmlos ich auch für gewöhnlich war gegen solche Bagatellen, in meiner Eigenschaft als Großstädter und Berliner, so konnte ich doch nicht umhin, einige Beobachtungen zu machen. Man lebt doch nicht ganz mit verschlossenen Augen. Es war offenbar zum Beispiel, daß eine gewisse Rivalität zwischen der Familie des Kammerherrn von Borg nebst Fräulein von Zitzewitz und der Familie von Brettleben bestand, und daß die Hauptursache hiezu, neben dem Umstande, daß man von beiden Seiten her den Baron für sich zu gewinnen suchte, wohl darin lag, daß die etwas bemitteltere Frau von Brettleben die in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Borgs gegen sich einnahm, indem sie häufiger als passend war von ihrem Vermögen sprach, ebenso von Reisen nach Italien und Paris, welche sie zu machen beabsichtigte, und daß sie Cantenac trank, während Jene an einer Flasche Moselwein oder schlichtem Medoc eine ganze Woche lang genug hatten. Auch machten Mutter und Tochter seit etlichen Tagen förmlich Toilette.

Frau von Brettleben konnte eben ihre niedrige Herkunft nicht verleugnen. Man sagte sogar — die Frau Ehemann erzählte es — sie wäre früher nur die Wirthschafterin des seligen Herrn von Brettleben gewesen.

Dabei war es mir aber ebenso ersichtlich, daß die sämmtlichen Bemühungen um jenen Adonis und dieses stille, aber erbitterte sich Anfehden ganz überflüssig waren, denn der Baron schwatzte zwar wie eine Elster mit den beiden betreffenden Damen, warf ihnen verliebte Blicke zu und drehte an seinem Barte, schenkte ihnen Bouquets und tanzte mit ihnen, aber mich wollte es dünken, als schiele derselbe dabei viel zu häufig hinüber nach der andern Seite, zu den beiden reizenden Blumen der bürgerlichen Hälfte, von welchen die eine überdieß reich, die andere zum wenigsten vermögend war, wie man sagte.

Seltsam, Frau von Brettleben, so hell sie sonst in's Leben schaute, in diesem einen Punkte schien sie, wie viele andere Mütter, völlig blind zu sein, und zwar in mehr als einer Hinsicht, denn wenn ihre Tochter Aglalia auch lachte über die Albernheit des Barons, und mit ihm tanzte, Crocket und Fanchon spielte und ihn freundlich behandelte, so hätte sie doch recht wohl bemerken können, daß diese vielfach an Jenem und mir vorbei schaute während des Essens, und wie ihre Blicke dort begierig aufgefangen wurden von jenem Herrn Burg aus Berlin, der sonst so still und vornehm zurückhaltend bei Tisch mir gegenüber saß.

Nächst dem Baron waren es die beiden russischen Damen, welche das Interesse der Badewelt erregten. Kein Wunder war das, denn jene waren die Einzigen hier, die Millionäre nicht ausgenommen, welche einen gewissen Luxus trieben, Wagen und Pferde hielten und Dienerschaft in Livrée, und welche anders waren in ihrem ganzen Wesen und in ihrer Erscheinung, als jene Eichdorffer Badegesellschaft mit ihren kleinlichen Beziehungen. Sie nahmen von jener gar keine Notiz und lebten zurückgezogen ein Leben für sich. Sie aßen im Haus, verkehrten mit Niemandem, kamen nicht zum Brunnen und selten zum Konzert und dann nur auf einige Augenblicke, sie hatten sogar einen andern Arzt. Dabei waren sie aber nicht im geringsten prätentiös, auch trugen sie ganz gewiß nicht ihren Luxus



Reiseart in Centralamerika. Originalzeichnung. (S. 279.)

zur Schau, überhaupt konnte ihr Benehmen nach Allem, was ich davon sah, auch nicht den leisesten Grund zu einem Tadel oder zu einem Vorwande für üble Nachrede geben. Trotzdem waren jene Damen beinahe verhaßt, namentlich dem weiblichen Theile der Gesellschaft, und ihre Namen in Aller Munde. Sie brauchten sich nur draußen sehen zu lassen, so waren sie der Gegenstand der Beobachtung und des Gesprächs und saßen sie unter dem Schatten der Marquise mit einem Buche oder einer Handarbeit, so richteten sich alsbald eine Menge von Brillen und Gläsern dort hinüber.

Ich kann nur sagen, daß ich meinestheils von Tag zu Tag mehr in meiner Annahme bestärkt wurde, daß jene Russinnen vornehme Damen waren, Damen aus der großen Welt, denen jene kleinlichen Interessen der dortigen Kreise völlig fremd waren und die man im Grunde nur bedauern konnte, daß ein widriger Wind sie hieher verschlagen hatte in dieses Nest deutscher Kleinstädterei.

Sie rauchten, hielten sich für sich und empfingen Herrenbesuche von außerhalb — Grund genug, um über sie den Stab zu brechen.

Welch' ein reicher Stoff zu allerhand Intriguen und Verwickelungen lag hier aufgehäuft! — Manches Andere spielte noch nebenher: der Klatsch zum Beispiel, jener Fluch — jener böse, müßige Zeitvertreib, durch welchen männliche und weibliche Basen, Menschen, die keine höheren Interessen kennen, ebenso leichtsinnig als feige jenes heimliche Gift spritzten auf ihre Nebenmenschen, das so oft schon unendliches Elend brachte über ganze Familien und einzelne Menschen, Feindschaft, Zurücksetzung, Duell und Tod.

Ferner stand es fest, daß der Doktor, der Hohepriester jener Sekte, stark vom Ehrgeiz geplagt wurde, daß es sein eifrigstes Streben war, einen Titel oder einen Orden zu bekommen, Medizinalrath zu werden oder dergleichen, und daß er Grete von Zitzewitz für sich gewonnen hatte, damit sie ihm auf eine große Porzellanvase die Eichengruppe auf der Prinzenruhe malte, die er zum nächsten Geburtstag der Prinzessin Amalie dieser überreichen wollte, mit irgend einem schweifwedelnden Gedicht, auf daß so vielleicht endlich — endlich! seine langjährige Hoffnung in Erfüllung ginge.

Noch einige fernere Entdeckungen offenbarte mir Karl: die eine betraf den blonden Jüngling, den Kaufmann Steinhauer aus Düren, unsern Tischnachbar.

Ich war nämlich eines Morgens kaum von meiner Promenade zurückgekehrt, und saß nun in unserer Laube mit dem Berliner Tageblatt in der Hand und wartete auf Stienchen mit dem Kaffee, da kam mit langen Schritten der Assessor die Allee herunter, bog in den Garten ein und ging den Kiesweg entlang, direkt auf unsere Hütte zu.

„Höchst wichtige Entdeckung — kolossale Neuigkeit, lieber Sohn!" rief er mit jener erkünstelten Wichtigkeit, die er so gerne bei den größten Kleinigkeiten anzunehmen pflegte, bloß um mich und Andere zu spannen und zu quälen.

Beiläufig, beinahe jeden Tag trug er mir einige solcher Entdeckungen von hoher und höchster Wichtigkeit zu, denn, offen gesagt, das Meiste von dem, was ich soeben berichtete, verdankte ich seiner Beobachtungsmanie, ich selbst hätte mich in meinem ganzen Leben aus eigenem Antriebe nie so tief um die Angelegenheiten fremder Menschen gekümmert; ich war ganz zufrieden, wenn dieselben mich in Ruhe ließen.

Ich blickte wohl etwas mürrisch von meinem Zeitungsblatte zu ihm auf, denn er stellte sich alsbald in seine Lieblingspositur, die Beine gespreizt, die Hände auf den Rücken gelegt, wiegte einige Male den Kopf und setzte dann seine gewöhnliche sarkastisch-bedauernde Miene auf. Um seinen Mund und in seinen Augen zuckte und leuchtete es nur so und an den äußeren Winkeln der letzteren zeigten sich tausend kleine Fältchen.

„Nun?" sprach ich, seinen Blick gelassen aushaltend.

Der Ausdruck seines Gesichtes wurde immer mokanter. —

„Eine Entdeckung von der höchsten Tragweite; — wird ganz Eichdorff auf den Kopf stellen," fuhr er, sich an meinem aufkeimenden Gefühl des Aergers weidend, fort.

Er wußte, wie gleichgültig mir alle diese Bagatellen waren, aber es ließ ihm keine Ruhe — er mußte mich immer aus meiner eigenen Haut herausscheuchen. Vielleicht meinte er, dieß gehöre mit zur Kur, sei mir wohlthätig. Ich begann ruhig wieder zu lesen. — Stienchen brachte den Kaffee, schwenkte ihre rothen Röcke und eilte davon, um die andere Portion für den Herrn Assessor zu holen.

„Scheint Dich wenig zu interessiren, was ich Dir erzähle. Ist nicht besonders schmeichelhaft — hm?" sprach er, faul nach der Streichholzbüchse greifend . . .

„Na . . . erschrick nicht . . . Der Jüngling aus Düren nämlich — zur Zeit mein Freund und Vertrauter, hat mir gestern Abend endlich sein Herz erschlossen. — Ich war nämlich, während Du, Murmelthier, schon im trägen Schlafe dalagst, mit diesem zusammen noch im goldenen Schaf, wo man jetzt ein ganz vernünftiges Glas Bier bekommt. Hatten der Polizei die Augen geschlossen durch etliche Silbergroschen, damit der Doktor keinen Wind davon bekäme, welchen mein neuer Herzensfreund scheut wie das höllische Feuer. Nach etlichem Drängen öffnete dieser so beim achten oder zehnten Glase etwa die Schleusen seines Busens und ließ seine tiefsten Geheimnisse in den meinen überströmen."

Er rauchte seine Cigarre an, ließ sich in seinen Stuhl fallen, schlug die Beine übereinander und fuhr, sich über meine ärgerliche Miene freuend, fort:

„Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit also, lieber Eugen, — jener junge blonde Rheinländer geht mit allerlei Plänen um. Er trieb früher nämlich das ehrenwerthe Geschäft eines Commis in einem Kölner Materialwaarengeschäft und ging später auf Reisen mit allerhand Proben und Musterkarten, um die Produkte des Inlandes, sowie Indiens und Arabiens den Geschäftsfreunden seines Prinzipals mit schönen Worten anzupreisen."

„Sage doch einfach, er ist Commis-voyageur," sagte ich ärgerlich.

„Ganz richtig, Du triffst den Nagel auf den Kopf, dieß war er noch bis vor wenigen Monden, — da traf es sich nämlich, daß die Glücksgöttin ihm eine Erbschaft von etlichen tausend Thalern in den Schooß warf. Herr Steinhauer aus Düren war kaum in den unverhofften Besitz dieser Summe gelangt, als er auch schon den ehrenwerthen Entschluß faßte, sich selbstständig zu machen . . . Auf eigenen Füßen! — Du verstehst."

„Ich verstehe. — — Dauert es noch lange?"

„Nein, aber bitte, unterbrich mich nicht. — Dazu reichen aber Herrn Steinhauer's Mittel allein nicht aus und deßhalb, — nun kommt der befriedigende Schluß, — ist derselbe auf Reisen gegangen, um sich unter den Töchtern des Landes umzusehen; — er sucht eine passende Gefährtin mit etwas kleinem Gelde. — Nun — compris?"

„Ist das Alles?" frug ich gähnend. „Was geht das mich an!"

„Alles! — Mein Himmel, ahnst Du denn gar nicht, Du kurzsichtiger, egoistischer Mensch, wie viel, wie unermeßlich viel das ist? — — Ist das nicht genug, um ganz Eichdorff auf den Kopf zu stellen, — ein Heirathskandidat! — Ein Hecht im Karpfenteiche!" —

Ich seufzte und schwieg. Was ging es mich an und warum andererseits sollte ich mich über Karl's Albernheiten am frühen Morgen schon ärgern.

Dieser rückte seinen Stuhl näher an mich heran und fuhr hartnäckig fort:

„Ich habe beschlossen, meinen Freund Steinhauer unter meine ganz besondere Protektion zu nehmen. — Ich habe ihm meinen Beistand in jener Sache zugesagt und bin bereit, sogleich an's Werk zu gehen . . . Ich habe auch bereits einen Plan, alter Junge," sprach er weiter, seine Semmel in den Kaffee tauchend und dann mit vollen Backen kauend, „die Sache wird sich machen, — in vierzehn Tagen oder drei Wochen spätestens ist Verlobung."

„Thorheiten, Karl! — Du wirst Dich doch nicht in solche ernste Angelegenheiten mischen; — ich meine, Heirathen ist kein Kinderspiel!" rief ich ärgerlich.

„So? . . . Hm! — nun, wie man's nimmt. — Bin gar kein übler Freiwerber, denke ich!"

Immer noch kauend und über die Tasse gebeugt, warf er mir einen ziemlich beunruhigenden Blick zu, indem er dieß sagte. Das helle Blut stieg mir unwillkürlich in die Wangen.

„Uebrigens noch etwas Anderes, Freund Stadtrichter," fuhr er eilig fort.

„Nun?"

„Das geht unmöglich so weiter, wir kommen sonst hier nicht aus dem Simpeln heraus."

„Wieso?" frug ich, erstaunt aufhorchend.

„Wir werden uns zu entscheiden haben, welchem der hiesigen Kreise wir uns näher anschließen wollen . . ."

„Nun — das wäre schön!"

„Unterbrich mich nicht, — oder ob wir eine Sonderclique gründen, in welcher wir selbst den Ton angeben, etwa einen Bund der unabhängigen Junggesellen."

Ich sah Karl sprachlos an. Ich meinte zuerst, er triebe wieder seinen Schabernack, aber er sah ganz ernst und gelassen dabei aus.

„Ja," fuhr er fort, „man kann nicht so allein dastehen mitten zwischen den Menschen; sie leiden es nicht und es leidet uns nicht. — Guck' Dich einmal um, überall finden die Menschen sich zusammen, — das ist innerste Naturnothwendigkeit und frägt es sich nur dabei, ob mehr aktiv oder passiv, ob Hammer oder Ambos, Streichhölzchen oder Deckel."

„So!" rief ich, mich ereifernd, „das sprichst Du im Ernst?"

Er legte seine lange Hand schwer auf meinen Arm und fuhr fort, indem er mir in die Augen sah:

„Ich habe es Dir schon so oft gesagt, Stadtrichter, dieses vornehme Abspreizen ist ein Unding, mehr noch, ein Fehler. Wer die Menschen verachtet, der kennt sie nicht, und ihm entgeht mehr als er ahnt. Man muß nur verstehen, sie zu nehmen, man findet da manchmal Wunderbares, Unverhofftes, — unter allerhand Schutt wahre Perlen."

Ich kochte innerlich vor Erregung und ärgerte mich wiederum darüber, daß ich mich so aus meinem Gleichmuthe herausbringen ließ.

„Habe also bereits einleitende Schritte gethan, — gestern Abend im goldenen Lamm. — Höchst einfach, lieber Junge. Es ist da nämlich eine ziemlich gute Kegelbahn, das wird der bescheidene Mittelpunkt werden. Ich habe ja heute schon den Freiersmann, Herrn Burg aus Berlin, und etliche andere gleichgesinnte Herren, — unter Anderen auch Herrn Heinzmann aus Dresden aufgefordert, zu einer kleinen gemüthlichen Partie sich pünktlich einzufinden."

Ich athmete ein wenig auf.

Wenn es weiter nichts ist, dachte ich erleichtert, also eine Partie Kegel? — Das ist eine sehr gesunde Uebung; — früher spielte ich häufig und nicht übel.

Es traf mich ein rascher, forschender Blick aus Gunstetten's klugem Schalkauge, dann schmunzelte Jener, rieb sich leicht die Hände und sprach:

„Na, siehst Du wohl, Du lachst. — Ich wußte es ja, Du würdest Räson annehmen. — Also heute Nachmittag um fünf Uhr wird gekegelt — bon! — Das Andere findet sich."

Drüben im Garten bei den Russinnen erscholl ein fröhlicher Kinderruf:

„Warinka — Warinka!"

Wir schauten Beide zu gleicher Zeit hinüber.

„Da siehst Du, wohin das Isoliren führt. — Das gerade verzeihen unsere Mitmenschen uns am allerwenigsten," sprach er ernster und nachdenklich nach einer Weile.

„Nachdem man zuerst jene Damen wie es scheint durch Zudringlichkeit erschreckt und vertrieben hat, bewirft man sie nun hinterdrein mit Koth. Du solltest nur einmal hören, wie die Weiber über sie herziehen."

„Kein Wunder, wenn der Doktor selbst dazu den ersten Anstoß gibt," erwiederte ich bitter.

„Nun, — bei dem ist es der pure Brodneid, aber doch mindestens ein triftiges und sichtbares Motiv, denn jene Damen nahmen nicht seine Hülfe in Anspruch und er glaubt ein Anrecht zu haben auf alle Leute, welche hieher kommen, — sie besucht der Doktor Kurs aus Detmold allwöchentlich, ein noch junger, aber, wie man sagt, sehr geschickter Arzt. — Man hatte sie wahrscheinlich gewarnt vor unserem Heilkünstler Schwarz. — Aber jene Weiber, — ich versichere Dich, da ist Alles, was Jener über die beiden Fremden sagte, so gut wie nichts. — Ich hörte gestern, während sie in ihrer Klatschlaube zusammen beim Kaffee saßen, einen Theil ihrer Unterhaltung mit an — die Russinnen gingen gerade vorüber, ich versichere Dich, mir begann das Blut zu kochen und die Röthe der Scham trat mir in's Gesicht. — Diese Schulräthin Bitter zum Beispiel mit ihren beiden Töchtern, dann die Frau von Eckstein und die Stadträthin Schulz . . . Rädern und Hängen ist nichts dagegen."

„Auch die Zitzewitz spricht sehr schlecht von ihnen," fügte ich erregt hinzu.

„Auch Die, weil die Fremden das Französisch der Zudringlichen nicht verstanden, — aber jene anderen Weiber übertreffen denn doch alles bisher Dagewesene. — Und was haben ihnen jene Frauen im Grunde gethan?"

„Nichts!"

„Doch, Eugen," sagte er ernst, „sie meiden sie und das ist eine Beleidigung, für die sie sich rächen . . . Und wie rächen sie sich!"

„Ja wohl, — es ist ein Skandal."

„Skandal? — Die Haut schaudert Einem! —

Man möchte ... Aber wartet nur, ihr guten Seelen, — ich werde ein Auge auf euch haben!"

Er erhob die geballte Faust.

„Ich will eines Tages zwischen euch fahren, euch die Maske zeigen! ... Wüßte ich nur bestimmt, ob an jenen beiden Fremden ein Makel haftet oder nicht."

Seine Stimme war erst drohend wie ferner Donner und sank dann schnell zu einem Flüstern herab. Auf seiner Stirn lag ein tiefer Schatten. Drüben wurden weiße Gestalten sichtbar. Unser Gespräch stockte sogleich. Wir traten hinter den Zaun und beobachteten die Gräfin, welche, das schwere blonde Haar hinten in ein Netz geschlungen, in einem weißen, reich gestickten Batistkleide mit langer Schleppe und kleinen Pantöffelchen, ihren kleinen Jungen auf dem Arm, vor die Gitterthüre trat, gefolgt von Fräulein von Glinka, mit dem um etwa zwei Jahre älteren Töchterchen an der Hand. Es war eine fesselnde Gruppe, — die hohe und stattliche Gestalt der jungen Mutter, die den dicken, ungeduldig zappelnden Buben so spielend trug, als wäre er leicht wie eine Feder, und das zierliche, reizend gekleidete kleine Mädchen mit den nackten Beinchen, dem Federhute und den langen blonden Locken, welches an der Hand der dunkeläugigen, ernst-graziösen Freundin sittig hinterdrein trippelte.

Wir betrachteten sie Beide mit denselben Gefühlen.

„Sehen Sie aus wie gefallene Seelen?" sprach Karl mit zusammengezogenen Brauen und umfaßte mit seinen mageren, sehnigen Händen die eisernen Gitterstäbe. Es lag dabei etwas in dem Tone seiner Stimme, was mich zu ihm aufschauen ließ, — eine ganz ungewöhnliche Wärme, ein konzentrirter, verhaltener Groll.

„Unsinn, Karl!"

Er schwieg und blickte aufmerksam dort hinüber, erst nach einer Weile trat er zurück, gerade als die kleine Ziegenbockequipage, auf welche Jene offenbar gewartet hatten, herankam.

„Laß uns hineingehen. Unser Anstarren könnte den Damen lästig werden," sprach er und trat in die Laube zurück.

Ich folgte ihm dorthin nach. Beide vertieften wir uns in unsere Zeitungen, aber verstohlen schaute ein Jeder über dieselbe hinweg, um etwa noch den Schimmer eines hellen Gewandes dort drüben zu erhaschen. Es war seltsam, der Assessor nahm ein ebensolches Interesse an den Damen wie ich selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Centralamerika.

(Bild S. 277.)

In Centralamerika, jenen Gebieten der fünf Republiken, steht das Reisen noch auf einer Stufe, die lebhaft an das frühe Mittelalter erinnert. Die Reisen dort durch oft beinahe wüstenähnliche, unbewohnte Landstriche, durch gewaltige Bergketten und Sumpf und Dickicht entbehren nicht des Reizes der Abenteuer durch Ueberfälle von Räubern, wilden Thieren, Büffelheerden, der Gefahr, zu verhungern und zu verdursten. Eigentliche Staatsstraßen sind dort selten, Eisenbahnen unbekannt und Postkurse nur zwischen sehr wenigen Punkten. Man reist daher karawanenartig, das will sagen, eine Gesellschaft von zufällig sich zusammenfindenden Personen miethet Führer und Träger für Proviant und Gepäck. Die Männer kaufen sich Maulthiere für den Weg, die Damen aber, besonders wenn sie nicht mehr ganz jung, und, wie das bei der spanischen Bevölkerung dort meist der Fall, in vorgerückten Jahren etwas zu stark sind, lassen sich auf ganz eigenthümliche Weise befördern. Sie sitzen in einer Art Schilderhaus mit Zeltdach und Gardine, das einer der stämmigen schwarzbraunen Eingeborenen auf den Rücken ladet und so, auf einen langen Stab gestützt, bergauf bergab stundenlang gleichmüthig und gleichmäßig wie ein Maulthier trägt. Länger als eine Stunde hält es der Mann aber nicht aus, er wechselt dann ab mit einem Kollegen, welcher Gepäck oder Proviant getragen und, nebenhergegangen, sich ausgeruht hat; auch ältere Geistliche lassen sich so befördern. Zuerst ruft das Schaukeln des Kastens auf dem Rücken des Schreitenden ein Gefühl hervor, das mit der Seekrankheit Aehnlichkeit hat, bald jedoch ist man des Schwankens gewohnt geworden, und Reisende, welche auf diese Weise große Strecken zurückgelegt, versichern, daß es keine angenehmere und behaglichere Art des Reisens als diese gebe; freilich an die armen Träger — zu jedem Kasten werden stets zwei gemiethet — dürfte man nicht denken. Die Landesart bewirkt jedoch hier, daß man nur auf sich Rücksicht nimmt.

Eine solche Reisekarawane, die von Nicaragua nach Honduras unterwegs ist, zeigt unser Bild. Der Eindruck, welchen die Männer, bis an die Zähne bewaffnet, auf Maulthieren voranreitend, die Frauen, Geistliche, Kinder in den Tragkästen, die Eskorte von Aushülfsträgern, mit Flaschen, Körben und Gepäck beladen, machen, ist ein höchst eigenartiger und echt mittelamerikanisch.

Sinnsprüche.

Die Sprache ist die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt. **Luther.**

*

Wie Einer ist, so wünscht und hofft er. **Lavater.**

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

A. Vadier.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es gibt Menschen, die als besondere Lieblinge des Schicksals geboren werden, größer jedoch ist die Anzahl der Pechvögel — und zu den Letzteren gehöre ich, Paul Delorge. Ich bin sonst völlig der Meinung jenes Weltweisen, der da gesagt hat: „Es gibt nur eine Sache, die gewiß ist, die nämlich, daß Alles ungewiß ist." So sehr ich mich aber auch anstrenge, mit diesem Ausspruch mich zu trösten, ich kann es nicht; immer fester gestaltet sich bei mir die Ansicht, daß ich ein echter, rechter Pechvogel, daß ich unter einem ganz unglücklichen Stern geboren bin.

Ich bin klein — warum bin ich nicht hübsch groß? — Das ist mein Stern. Ich bin häßlich — könnte ich nicht ebensogut schön sein? — Mein Stern. Ich bin arm — was hinderte, daß ich nicht reich bin? — Mein Stern, mein Stern! Immer und überall hat er sich zwischen meine Person und mein Glück geschoben.

O, du Unverschämter, der du alle Abend ohne Reue als Stern erster Größe am Himmel funkelst und glänzest, wahrhaftig, es scheint, als ob du durch dein lustiges Leuchten meine bitteren Klagen noch verspotten wolltest. Wäre ich nur gelehrt genug, um dein Dasein wissenschaftlich leugnen zu können. Um mein Unglück voll zu machen, hast du mir noch eine Freundschaft mit den Musen auf den Hals geladen — das ist das Schreckliche.

O, die Musen! Man stellt sie sich im Allgemeinen als reizende Jungfrauen vor, mit sanftem Blick, bezaubernd durch ihre Nähe, von günstigem, liebreichem Einfluß. Sie waren das Alles vielleicht in ihrer Jugend, aber jetzt sind sie gealtert und in den Stand der alten, runzeligen Geister gerückt, zahnlos, verbittert; alte Jungfern, die nur Uebles thun und deren Gaben man gleich der Pest zu fürchten hat.

Mein Stern wollte es, daß eine dieser Damen (ich weiß nicht, welche) meine Wiege erblickte. Das war genug. Ich war **verloren**. Wie oft hatte ich auf dem Gymnasium lateinische Verse abzuschreiben, als Strafe, weil ich französische Verse gereimt hatte. Wie oft wurde ich eingesperrt dafür, daß ich die Kravate des Schreiblehrers, die Nase des Professors der Mathematik und das pockennarbige Gesicht des Schuldieners besungen hatte. Dann kamen als Nachspiel zu diesen Schulannehmlichkeiten die Predigten meiner Tante und die freundliche Verheißung dazu, mich zu enterben.

Man wird es jetzt begreifen, wenn ich sage, ich war recht sehr unglücklich.

Es muß jedoch Tage geben, die noch unglücklicher als meine bisherigen sein sollten, und als solcher scheint mir dieser Mittwoch heute. Ich habe ein merkwürdig drückendes Gefühl, eine unbeschreibliche Angst gerade vor diesem Tage und ich will mein Geschick preisen, wenn die letzte Stunde dieses Mittwoch vom Stadtthurm erklungen. Mir ahnt Schreckliches. Schon mein Aufstehen ist nicht recht geheuer.

Ich habe schlecht geschlafen; schwarze, phantastische Träume beunruhigten meinen Schlaf. Ich habe einen schweren Kopf; es gelingt mir nicht, meinen Scheitel zu machen, noch weniger meine Kravate zu knüpfen; meine Aufwärterin tritt ein, bringt meinen Kaffee — die Milch ist angebrannt. Gewiß fehlt es mir nicht an Lebensweisheit, aber das Mittel, einen angebrannten Kaffee zu ertragen, der noch dazu nicht genug gezuckert ist, besitze ich nicht.

Aber gerade solche Kleinigkeiten können einen verständigen Menschen außer sich bringen. Ich trete in sehr übler Laune auf die Straße. Eine drückende Hitze herrscht heute, sie ist so gleichmäßig, so still boshaft, als ob sie meine Verdrießlichkeit verhöhnen wolle. Ein noch boshafterer Windstoß erhebt sich plötzlich, er bemächtigt sich meines Hutes und läßt ihn eine Reihe phantastischer Sprünge ausführen. Ich verfolge ihn in seinem unsinnigen Lauf, ich renne mich außer Athem und komme gerade bei ihm an, um ihn über das Geländer der Brücke fliegen und in die schäumenden Wogen der reißenden Rhone stürzen zu sehen. Er tanzt dahin, er dreht sich und sinkt. Habe ich Unrecht, wenn ich an Ahnungen glaube?

Wenn irgend Jemand ein derartiges Unglück passirt, so gibt es immer Leute, die darüber lachen. Eine ganze Versammlung von Gassenjungen freut sich wie wahnsinnig, daß ich plötzlich im bloßen Kopf dastehe. Männer, die ernst sein sollten, verziehen ihre Gesichter und können kaum das Lachen unterdrücken, und, o Schande, Frauen, die ja geschaffen sind, wie man allgemein sagt, um Mitgefühl für die Leiden Anderer zu empfinden und schon durch ihr Nahen tröstend, mildernd zu wirken, sie lachen laut aus vollen Kehlen bei meinem Unglück. Ich bin wüthend. Ich könnte diese ganze Sippschaft tödten. Indessen fand ich es schicklicher, in einen Hutmacherladen zu eilen. Dieser Verkäufer, ein zweifelhafter Christ, scheint einen Nutzen aus meiner traurigen Lage ziehen zu wollen, denn er ist bestrebt, mir eine schlechte Kopfbedeckung, die höchstens vier Franken werth ist, für zehn Franken anzuhängen.

Acht Uhr schlägt's auf dem Kirchthurm, ich nehme den Weg unter meine Füße, meinen neuen Hut aber in die Hände, aus Furcht, er möchte auch Lust bekommen, dem alten nachzueilen; so durcheile ich die Rue Basse, schnell wie ein Pfeil; ich komme in der Schreibstube an, wo ich das Unglück habe, zu arbeiten, und ich zittere, als ich mich Herrn Burot, meinem Prinzipal, gegenüber sehe.

„Herr Paul, es ist 8 Uhr 10 Minuten 3 Sekunden; Sie sind immer spät — wie gewöhnlich."

„Es ist dieß nicht meine Schuld, Herr Burot," erwiedere ich.

„Eine wunderbare Entschuldigung dieß. Ich bitte Sie — nicht Ihre Schuld? Wessen denn?"

„Herr Burot, ich versichere Sie ..."

„Nun gut!"

„Der Wind .. "

„Es ist gut!"

„Auf der Brücke ..."

„Genug, sage ich Ihnen."

„Aber der Windstoß ..."

„Ja, ja."

„Der mir meinen Hut fortgenommen hat, ist die Ursache ..."

„Es ist nicht auszuhalten, müssen Sie denn immer schwatzen — Sie können nicht pünktlich sein — ich habe Ihre Verspätungen satt, wenn das so fortgeht, muß ich Sie ersuchen, sich anderswo nach einer Anstellung umzusehen. Jetzt machen Sie sich eiligst daran, dieses Schriftstück hier abzuschreiben, jedoch ohne Fehler; gestern vergaßen Sie ein Ausrufungszeichen und zwei Komma."

„Ich werde mich sofort daran machen, Herr Burot."

Zu meiner großen Erleichterung geht er wieder in sein Kabinet, und ich setze mich hin, auf's Schönste den anziehenden Ehekontrakt von Angeline Florentine Minder und Hannibal Friedrich Zeiger abzuschreiben.

Nach einer Stunde erscheint Herr Burot wieder in der Schreibstube, er ergreift meine beendigte Arbeit, setzt seine Brille auf und prüft meine Schönschrift wie Jemand, der nur darauf wartet, über meine vergessenen Interpunktionen loszudonnern, aber ich fühle mich ruhig. Ich habe heute eine so peinliche Aufmerksamkeit auf die Arbeit verwendet, daß Alles bis auf das Tüpfelchen stimmen muß.

„Was ist das?" ruft plötzlich Herr Burot aus, „was haben Sie gemacht, Sie Unglücksmensch?"

„Aber, mein Herr, ich habe Alles genau abge ..."

„Sie haben Alles genau abge — schrieben," nahm er wieder das Wort, indem er bei jeder Sylbe anhielt, was bei ihm das Zeichen eines heftigen Zornes war; „hier, lesen Sie gefälligst, was Sie ab—ge—schrie—ben haben!"

Er reichte mir das Blatt mit vor Wuth zitternder Hand und zu meiner größten Bestürzung las ich:

„Vor dem Notar Anton Burot sind heute am 17. Dezember 18 .. erschienen:

Der Nordwind.

O kalter, grimmiger Nordwind,
Der du ruhelos wehest,
Die schäumenden Wellen treibst
Und die staubige Straße kehrest.
Willst du gerne von stolzen Palästen
Etliche Ziegel von den Dächern reißen,
So thu' das, sie werden leicht ersetzt.
Doch die Hütte des Dürftigen schone;
Das ärmliche Dach deckt all' sein Gut.
Schone sie, Nordwind, und du wirst wohl thun.

Wenn du ein Schiff verderben willst,
Das deinen Zorn redlich verdient hat,
Des Seeräubers Fahrzeug wähle du,
Der kann lachen ob dem Verlust.
Doch schone den Nachen des Fischers,
Sieh', die Augen des armen Weibes
Hängen daran, wie er schwankt auf dem See,
Es ist der Armen ganze Habe.
Schone sie, Nordwind, und du wirst wohl thun.

Wehe immerfort Hüte mit Rosen,
Mit denen zu alte Stirnen sich schmücken.
Reiße verwegenen Betrügern
Die Masken ab, wenn du es wagst.
Aber bescheidenes Maßlieb
Auf den Hütchen hübscher Mädchen,
Aber die sammetene Maske,
Das reizende Spielzeug der Narrheit ...
Blumen und Masken der Liebe
Schone, o Nordwind, und du wirst gut thun.

Es gibt so viele Hüte auf der Welt!
Sammethüte und Hüte von Castor,
Reiche Hüte, mit Gold schön verbrämt,
Feine und leichte Hüte von Stroh,
Diese reichen Kopfbedeckungen alle,
Laß sie verschwinden, das macht nichts,
Die Hutmacher werden dir's danken,
Doch die Mütze des Armen,
Laß sie ihm, Nordwind, und du wirst gut thun.

Indem ich so langsamen Schrittes
Sinnend die Straß' einhergeh',
Mit den Armen gemüthlich rudernd
Und für mich den Wind nicht fürchtend,
Nahm der Tückische plötzlich
Mir den Filz jäh vom Kopfe.
Führt ihn davon, o ich Armer,
Fort zu seinem Vergnügen,
Der Hut, er war mein bester,
O Nordwind, daran hast du nicht gut gethan.

Herr Burot ließ mir Zeit, mein Gedicht fertig zu lesen, dann jedoch sagte er: „Sie werden begreifen, mein Herr, daß nach solchen Streichen Sie nichts mehr in meiner Schreibstube zu thun haben" — — und nachdem er mir dieses Verdammungsurtheil zugeschleudert, schritt er hinaus, hastig die Thür hinter sich zuwerfend.

O, meine Ahnung!

Ich wußte nur zu genau, daß Herr Burot nie seinen Entschluß ändert; es wäre Thorheit gewesen, um zu versuchen, ob ich ihn vielleicht noch erweichen könnte.

So lebe denn wohl du graugrüner Saal mit deinen staubigen, zerrissenen Wänden. Lebe wohl, du schwarzer Tisch, auf den ich meine Ellenbogen so oft voll Langeweile gestützt. Lebet wohl, ihr dicken Gänsefedern, die ihr meine Hand ermüdet habt! Lebe wohl, Stempelpapier, auf das sich meine Verse eingeschlichen haben! Lebe wohl, große Spinne in der Fensterecke, die du bei deiner Arbeit aufmerksamer warst, als ich es bei der meinigen gewesen, du hast mich oft zerstreut, indem ich bewundernd deinen Webekünsten zusah. Lebe wohl, du Mäuschen, das, kühn gemacht durch die von uns beobachtete Stille, hereinkam und um die Füße herumlief. Lebe wohl! Ich werde dir keine Brodkügelchen mehr zuwerfen. Lebet wohl endlich, Julius und Leo, ihr, meine Kollegen, ihr glücklichen Burschen, die ihr nichts Schöneres kennet in der Welt, als in einem Notariatszimmer Aktenbogen zu kopiren. Lebet Alle, Alle wohl!



Ein stürmischer Tag. (S. 282.)

II.

Ich verlasse das Haus. Der Nordwind hat sich fast ganz gelegt, das ist mir gleich. Ich halte meinen Hut, ich habe böse Erfahrungen gemacht.

Als ich in die Rhonestraße einbog, stoße ich auf einen armen, guten Alten, er zittert vor Schwäche und streckt mir, Almosen heischend, die Hand entgegen.

Ich suche in all' meinen Taschen und ich finde keinen Centime. Ich konnte es nie über's Herz bringen, einem Unglücklichen ein Almosen zu versagen; schnell entschlossen, führe ich den alten Mann in mein Kosthaus, ich bedeute ihn, sich an einen Tisch zu setzen, und bestelle für ihn mein Mittagessen. Der arme Alte glaubte erst, daß ich mich auf seine Kosten belustigen wolle, als er jedoch das Gericht vor sich sah und die Gewißheit erlangte, daß ich nicht einen schlechten Scherz mit ihm anstellen wollte, sah er mich mit feuchten Augen voll wunderbar innigem Dankesausdruck an.

Ich hätte gewünscht, malen zu können, um dieß Gesicht festzuhalten. Dieses arme gelbe Antlitz, von tiefen Runzeln durchfurcht, dieser zusammengezogene, verblichene Mund, dieses spärliche weiße Haar auf dem alten Haupte und dieser leuchtende, dankverklärte Blick! Es war ein erhabener Kopf trotz seiner Häßlichkeit und seines Greisenalters.

Und mit welchem Appetit er aß — !

Die Wirthin, Mutter Marianne nannten wir sie, eine wackere bejahrte Frau, fest wie ein Thurm, grob wie ein Lastträger, aber gut wie eine wahre Mutter, bewirthet meinen Armen, ohne ihre Gedanken laut werden zu lassen, sie schenkt ihm sogar eine gute Portion Wein ein.

„Nun, und Sie, Herr Paul?“ sagte sie darauf, als sie wahrnahm, daß ich kein Anstalten machte, mich an meinen gewöhnlichen Eßplatz zu setzen.

„Ich, Mutter Marianne? — Ich speise heute in der Stadt bei Bekannten,“ stotterte ich heraus.

„Dann wünsche ich Ihnen guten Appetit!“ versetzte Mutter Marianne; „doch wäre es mir interessant, zu erfahren, ob Ihre bürgerliche Küche so viel werth ist als die meine. Sie werden mich davon benachrichtigen, nicht wahr, Herr Paul?“ Und sie ging zu ihrem Zahltisch.

Eigentlich hätte ich mir den Luxus eines Mittagessens wohl erlauben können, aber ich habe meine Stelle verloren; ich muß sparsam sein, und das Vergnügen wohlzuthun wiegt die Entbehrung auf, die wir uns auferlegen.

Meine Ahnung verliert an Düsterkeit; seit ich mein Mittagessen hingegeben, fühle ich mich nicht mehr so unglücklich.

Ich spaziere auf dem Kai umher mit leerem Magen, aber mit erleichtertem Herzen und bereit, das Unglück, das mich verfolgt, zu vergessen.

Ich verweilte einige Minuten auf einer Bank in einem Winkel des kleinen Parkes, dann erhob ich mich und begann den Weg einzuschlagen, der nach Coligny führt, wo meine sanfte, hübsche Fanny wohnt. Wie wird sie über meinen Besuch angenehm staunen, denn ich habe nur Sonntags Zeit, sie zu besuchen, das liebliche Mädchen.

Wer ist denn diese Fanny? wird der geneigte Leser mich fragen. Ich will daraus kein Geheimniß machen. Fanny ist eine blühende Brünette von zwanzig Jahren, eine Wäscherin, wie eine Fee, sauber, nett, fleißig, geschickt, wir lieben uns und ich werde sie heirathen, sobald ich im Stande bin, eine Frau ernähren zu können. Wie ich zu dieser Fanny kam? Ich erblickte sie zuerst am Rand einer Wiese zwischen Carouge und dem Plan les Ouates an einem sehr heißen Nachmittage des Monats Juli. Sie trug ein Kattunkleid mit vielen weißen und rothen Streifen, hatte eine etwas traurige Miene und entblätterte ein großes Gänseblümchen.

Ich hatte immer eine seltsame Sympathie für junge Mädchen, die Kattunkleider mit weißen und rothen Streifen tragen und die Gänseblümchen entblätterten.

Ein gewisses Etwas in meinem Herzen trieb mich, dem jungen Mädchen mich zu nähern. Wie ich mich dabei benahm, man gestatte mir, daß ich darüber schweige.

Mit einem Mädchen, das man nicht kennt, ein Gespräch anknüpfen, sei es am Rand einer Wiese, auf der Straße oder in einem Salon, ist für einen jungen Mann immer eine bedenkliche und beunruhigende Sache. Ich will darin gar keine Anweisungen geben, das mag Jeder auf seine Kosten erproben. Die Reihe, sich in diesem Fall so ziemlich lächerlich zu machen, kommt an Jeden; es mag hier genügen, wenn ich sage, daß es mir gelang, die Bekanntschaft anzuknüpfen, daß Fanny nach Verlauf einiger Wochen mir die freundliche Bewilligung gab, mich als ihren Bräutigam zu betrachten.

„Wie, Herr Paul, Sie, der so viele hochfliegende Pläne im Kopfe hat und der Sie einst vielleicht etwas Großes werden können, Sie wollen im Ernst eine kleine Arbeiterin heirathen?“ wird man verwundert fragen.

Und ich, der Herr Paul, der einst noch etwas Großes werden kann, bin entschlossen, wirklich und im Ernst diese Arbeiterin zu heirathen. Und warum dieß nicht? Ich gehöre nicht zu jener Klasse von Menschen, die nur die mit großen Kosten gepflanzten Blumen lieben, kostbare Blumen, welche nur in Gärten und Treibhäusern gedeihen. Ich bewundere die köstlichen Orchideen, die sich in einer besonderen Atmosphäre öffnen, aber ich verschmähe darum doch nicht die Blümchen des Feldes, die so anmuthig und meist so süß duftend sind; ich muß selbst gestehen, daß sie mich manchmal mehr als die anderen anziehen, gerade weil sie nicht so künstlich gehegt und gepflegt, sondern einfach, bescheiden und gleichsam unerzogen aus der Hand der Natur sind.

Das ist bei meiner Fanny der Fall, sie ist nur eine Nähterin, aber dennoch das niedlichste, das witzigste und das beste der jungen Mädchen. Ich bin im Stande, dieß zu beweisen, den Degen in der Hand, nach Art der alten Kavaliere. Und wenn sich Jemand unterstehen würde, das Gegentheil zu sagen oder meine Wahl zu tadeln, wer es wäre, ich würde Rechenschaft von ihm verlangen.

Hier meine Karte und meine Adresse: Quai des Etuves Nro. 11, au 5me.

Nach dieser bestimmten Erklärung komme ich wieder auf meine Vielgeliebte zurück.

Ich trete zu ihr in's Zimmer.

„Guten Tag, Fanny!“

„Ah, Du bist es; welcher Zufall führt denn Dich heut her?“

„Es ist kein Zufall, der mich zu Dir führt, meine Geliebte, es ist mein Herz,“ sage ich.

„Mein Gott, wie abgeschmackt Du bist!“

„Aber, meine Liebe . . .“

„Es ist heut doch kein Festtag, so viel ich weiß. Hat Dein Prinzipal, Herr Burot, Dir die Erlaubniß ertheilt?“

„Leider ja, nur einen zu langen. Er hat mir den Abschied gegeben.“

„Sehr schön! Und was hast Du gethan?“

„Ich habe meinen Hut verloren.“

„Und deßhalb ganz allein hat Dich Herr Burot . . .“



St. Petersburg. Die Alexanderbrücke nach ihrer Vollendung. Zeichnung von G. Broling. (S. 283.)

„Nicht so ganz — aber Du wirst begreifen, daß dieser verlorene Hut, vielmehr sein Verlust, mir im Kopfe herumging und zwar derart, daß, als ich eine Urkunde abschrieb, ich etwas zerstreut war und darin schrieb von . . .“

„Deinem Hut.“

„Ja, und von dem Nordwind; es war aber in Versen, die besten, die ich je gemacht habe, das schwöre ich Dir.“

„Du bist einfach ein Narr!“

„Schelte mich nicht, liebe Fanny, wenn ich komme, um Trost bei Dir zu suchen.“

„Das ist schön. Ich soll den Herrn trösten. Er bringt sich um seine Stelle und ich bin dann nur dazu da, ihn zu trösten. Ich habe wahrhaftig andere Sorgen.“

„Was hast Du denn heute, meine Liebe, ich habe Dich noch nie in so schlechter Laune gesehen.“

„Schlechte Laune? Da sieht man, wie Du darauf ausgehst, mit mir Streit anzufangen.“

„Ich mit Dir Streit? Du bist närrisch!“

„Das ist sehr höflich, mein Herr.“

„Verzeih' mir, liebe Fanny, verzeih' mir!“

„Nein, wahrlich, ich verzeihe Ihnen nicht.“

„Ihnen?“

„Ja, Ihnen.“

„Höre, Fanny, beruhige Dich, Herzchen, Du bist erzürnt darüber, daß ich meine Stelle verlor, aber das Uebel ist nicht unheilbar, ich werde eine andere Stelle finden.“

„Ich bitte Sie, wer möchte einen so konfusen Menschen, der seinen Hut verliert!“

„Aber der Nordwind wird nicht immer wehen, denn der Nordwind ist an Allem Schuld.“

„Eine schöne Entschuldigung!“

„Und dann weißt Du ja, daß ich darauf rechne, mir eine Stellung als Schriftsteller zu verschaffen.“

„Die Stellung eines Narren, weiter werden Sie es nie bringen.“

„Weißt Du nicht, Fanny, daß ich einen Roman verfaßt habe; ich habe Dir doch etliche Kapitel daraus vorgelesen, und Du fandest ihn so hübsch!“

„Ich? Was fand ich hübsch? Ich fand ihn sehr langweilig. Ihr Roman mit seiner dummen Moral kann Einen todt machen.“

„Doch sagtest Du . . .“

„Ich sagte, ich sagte . . . Ganz gleich, was ich sagte, jetzt sage ich: Sie sind ein Träumer, ein Mensch, der nie zu etwas gelangen wird, während Andere . . .“

„Welche Andere?“

„Sehen Sie, Peter Morand; er reimt niemals, er schreibt keine Romane, er ist nicht Kopist für monatlich fünfzig Franken.“

„Was thut er?“

„Sie wissen es wohl, er wiegt fleißig seinen Zucker, ohne an andere Dinge zu denken.“

„Es macht mir nicht viel Mühe, das Letztere zu glauben.“

„Sie glauben, er sei einfältig? Gut also, trotzdem bezieht er eine große Besoldung, macht er Ersparnisse, so daß er in zwei oder drei Jahren einen eigenen Laden eröffnen kann.“

„Ich wünsche ihm Glück, meine liebe Freundin; aber es ist nicht Jeder dazu geeignet, Zucker zu wägen, es gibt Leute, die nach Höherem streben.“

„Desto schlimmer für Sie. Diese hohen Bestrebungen füllen Ihren Beutel nicht. Es vergeht kein Monat, daß Herr Morand seiner Braut nicht irgend ein Geschenk macht. Sie ist glücklich, diese Louise!“

„Beneide sie nicht, Fanny, es kommt einst eine Zeit, ich wiederhole es Dir, da werde ich berühmt und reich sein. Dann werde ich Dich mit Gold bedecken, mit Seide, mit . . .“

„Ja, ja! Die großen Worte kosten Ihnen nichts. Sie haben mir diese schönen Versprechungen mehr als zwanzigmal in Ihren Alfanzereien gemacht.“

„In meinen Versen, Fanny!“

„Alfanzereien und Verse halte ich für das Nämliche.“

„Wahrhaftig, Fanny, ich glaube, daß Sie Lust haben, mich zu erzürnen.“

„Glauben Sie es, wenn es Ihnen gefällt.“

„Ich kann entschieden nicht einsehen, weßhalb Sie mich so behandeln und worauf das hinzielen soll.“

„Auf was meinen Sie, daß es hinzielt?“

„Das weiß ich nicht, aber ich sehe wohl, daß Sie etwas wider mich haben. Nun, seien Sie offen, es ist besser.“

„Nun denn. Ich habe Ihnen geglaubt, daß Ihre Schriftstellerei, Ihre Poesie Sie reich machen, Ihr Geist Sie zu etwas bringen würde. Sie sagten es mir so oft, bis ich es glaubte. Jetzt aber habe ich mich erkundigt und erfahren, daß die Leute, welche von ihrer Feder leben, arm wie Hiob bleiben; alle meine Freundinnen spotten über mich, man sagt mir, daß ich meine Zukunft auf's Spiel setze, mich unglücklich und elend mache, und ich sehe selbst ein, daß ich sehr übel daran gethan habe, Ihnen mein Wort zu geben.“

„Wenn Sie es bereuen, mein Fräulein, so bin ich bereit, es Ihnen zurückzugeben.“

„Ja wohl . . . Sehen Sie, mein Herr, es ist sicher besser so.“

Ich blicke Fanny an, ich versichere mich, ob sie es wirklich ist, die also redet, und daß sie im Ernst redet. Ich nehme meinen Hut wieder; ich grüße und gehe fort, ich gehe in der Erwartung, daß sie mich wieder zurückrufen wird. Aber man ruft mich nicht zurück und nach Verfluß einiger Minuten, während ich pochenden Herzens vor der Thür zögere, fängt Fanny an zu singen. Und ihre Stimme zittert nicht, ist nicht im mindesten bewegt; heiter, fröhlich, ganz wie wenn sie diese grausamen Worte, die dieses Verhältniß gebrochen, nicht soeben ausgesprochen hätte.

Und ich, der ich mich geliebt glaubte; ach! ich werde niemals mehr jungen Mädchen trauen, die Gänseblümchen entblättern, und ich werde von nun an den größten Widerwillen gegen die Mädchen haben, welche roth- und weißgestreifte Kattunkleider tragen.

O über die Einfachen und Schlichten, die Lilien des Feldes, zu deren Kämpen ich mich so thöricht berufen gefühlt, ich nehme meine Herausforderung, die ich kürzlich so keck in die Welt geschleudert, hiemit demüthigst zurück. Ich bitte, daß Niemand mehr mich beim Wort und den Fehdehandschuh aufnähme, und zur großen Sicherheit möchte ich bemerken, daß ich nicht mehr Quai des Etuves Nr. 11 wohne.

Ich möchte verzweifeln; doch nein, habe ich nicht noch meinen Roman? Ich habe ihn nach Paris zu dem Buchhändler und Verleger Prudent-Bergette gesandt, und da der Roman ein kleines Meisterwerk ist, so zweifle ich nicht im geringsten, daß man ihn mit offenen Armen aufnehmen und mir die armseligen fünfhundert Franken, die ich bescheidentlich dafür verlangt habe, sofort senden wird, wenn nicht mein Stern . . . Vielleicht erstreckt sich aber sein Einfluß nicht bis nach Paris.

Ach, mich treibt ja gar nicht Eitelkeit, nicht der Durst nach Ruhm dazu, Schriftsteller zu sein, dieß hat einen ganz andern Grund. Ich muß ihn erzählen:

Als ich noch klein war, hatte ich zu meiner Wärterin eine sehr wackere Frau mit einer runden Haube, die mich von ganzem Herzen liebte und die weder Liebkosungen noch Schläge an mir sparte. Sie lebt noch, doch sie ist arm, bitter arm, und ich möchte ihr gerne helfen. Mit den sechshundert Franken, die Herr Burot mir das Jahr gab, konnte ich das nicht, darum sagte ich zu mir: Du mußt alle Jahre ein Buch schreiben; der Erlös hieraus gibt dann das Kostgeld für die gute Nanon. Kaum gedacht, war ich auch schon zur That geschritten. Ich habe mir ein Buch großes Schreibpapier gekauft, eine tüchtige Flasche Tinte, schnell eine neue Feder genommen und wacker angefangen.

Zum Stoff wählte ich . . . aber warum es sagen, man wird es bald allüberall wissen, wenn man mein Buch in allen Journalen angezeigt finden wird, mit einer halben Seite Lobsprüche dazu.

Und meine Nanon wird ihren Miethzins bezahlt erhalten und Holz für ihre alten Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Ein stürmischer Tag.

(Bild S. 280.)

Wald und Flur liegt im herbstlichen Nebel da und scheint, umhüllt von dem dämmerig weichen Dunst, sanft zu schlummern und milde zu träumen, — da bricht der erste Wintersturm herein. Die Nebel sind weggefegt, frosthart ist die Erde und öde, kalt, nüchtern, todt tritt uns die Natur entgegen. So ist es oft im Menschenherzen. — Es hat schon manchem Ideal entsagen müssen, aber umzogen vom Nebel der Hoffnung, träumt es weiter vom Glück, das ihm als Stern der Zukunft leuchtet und winkt. Da kommt ein Lebenssturm, er treibt die milden Nebel wild von dannen und das Herz bebt ernüchtert und traurig, der Stern ist ihm untergegangen und die Hoffnungslosigkeit weist mit dürren Fingern in ein ödes Feld hinaus.

Unsere Illustration hat ein ähnliches Stimmungsbild geschaffen durch Darstellung eines stürmischen Novembertages, an welchem eine junge Dame in winterlicher Kleidung, deren schöne, traurige, bleiche Züge auf einen schweren innern Kampf deuten, durch das Wetter schreitet. Die Zeichnung wird eines tiefen Eindrucks auf unsere Leser nicht verfehlen.

Der Winterkurort Pegli bei Genua.

(Bild S. 284.)

Der Aufenthalt unseres Kronprinzen sammt seiner erlauchten Familie in Pegli hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese bisher zu wenig beachtete Perle unter den Kurorten der Riviera gelenkt.

Die außerordentlich geschützte Lage von Pegli, das rings durch reichbewaldete Hügel und im Hintergrunde durch die mächtigen Züge der Apenninen vor rauhen Windströmungen gedeckt ist, sichert demselben einen bevorzugten Rang unter den vielen Winterstationen des Südens zu, während es durch den Reichthum seiner Vegetation, durch die Lieblichkeit seiner Umgebung und die unbeschränkte, herrliche Aussicht, die man von da genießt, eine Fülle von Naturschönheiten vereint, wie es an keinem andern Kurort der Fall ist.

Rechnet man zu diesen Vorzügen noch die Behaglichkeit, die man in dem prachtvoll eingerichteten und ganz im Schweizer Styl geführten „Grand Hotel Pegli“ in reichem Maße findet, so begreift man leicht, daß es dessen hohen Gästen so wohl gefällt, daß sie gern länger, möglicherweise bis im Frühjahr hier weilen. Sie fühlen sich in den eigens für sie wahrhaft fürstlich hergerichteten Räumen wie zu Hause und ihr Familienleben bietet ein beneidenswerthes Bild des Glücks und der Behaglichkeit.

Während sich der Kronprinz schon früh an seine Arbeit begibt, widmet die Kronprinzessin ihre Morgenstunden mit unermüdlichem Eifer der Malerei und ihre drei jüngsten Töchter liegen ihren Studien ob. Erst nach mehrstündigem Arbeiten denken sie an Erholung, und es werden dann gemeinsame Exkursionen zu Wasser und zu Land, per Boot, Eisenbahn und Wagen, aber hauptsächlich zu Fuß unternommen. Da die hohe Familie selbst angestrengte und weite Wanderungen nicht scheut, benützt sie mit Vorliebe die reizenden und abwechslungsvollen Fußwege, an denen die Umgebung von Pegli so reich ist. Einer von diesen führt uns auf die Anhöhe von Castellazzo, in deren Nähe die beistehende Ansicht aufgenommen wurde, von wo wir über Mandel- und Feigenbäume, Olivengärten und Weinlauben weg ganz Pegli mit seiner wunderschönen Umgebung und dem grandiosen Hintergrund überblicken. Rechts spiegelt die unabsehbare Wasserfläche des Mittelmeeres, dieses schönsten aller Meere, die azurblauen Farben des Himmels wieder, und man läßt den entzückten Blick nicht nur bis zur Bucht von Spezzia, sondern bei hellem Wetter sogar bis zu den Inseln Elba und Korsika gleiten. Der Golf von Genua ist stets von einer Masse von Fahrzeugen aller Art, vom mächtigen Ozeandampfer bis zur Segelbarke herab, belebt. Die Stadt Genua präsentirt sich mit ihrem Leuchtthurm und ihren Festungswerken sehr stattlich und verfehlt denn auch auf den Kronprinzen, der sich oft zum Besuch der Sehenswürdigkeiten dorthin begibt, ihre gewohnte Anziehungskraft nicht.

Die näher gelegenen Höhen sind theils mit Forts, theils mit alten Wallfahrtskirchen gekrönt, von denen man stets eine unbegrenzte Fernsicht genießt, während im Hintergrunde die schönernsten Linien der Apenninen sichtbar werden, deren südwestlicher Ausläufer, der Montefino, von den Wellen des Mittelmeeres umspült wird.

Die östlich von Pegli liegende Stadt heißt Sestri di Ponente, deren Schiffswerften bemerkenswerth sind; davor sieht man, an einen vorspringenden Hügel angelehnt, Multedo, mit hübscher Bergkirche und der Villa Rostan, einstiger Aufenthaltsort der jetzigen Königin Margherita. Diese Villa, sowie diejenige des Marquis Durazzo-Pallavicini werden, weil besonders prachtvoll gelegen und schön unterhalten, von der kronprinzlichen Familie mit Vorliebe besucht, aber auch die Villen Doria, Elena und viele andere in Peglis Umgebung bieten des Schönen und Interessanten viel.

Das große Gebäude nahe am Strand mit dem stattlichen Thurm aus der Feudalzeit ist das Grand Hotel, früher ein Palast der Familie Lomellini. Sein parkähnlicher Garten und die Südterrasse am Meer bergen die schönsten Palmengruppen, die seltensten tropischen Pflanzen, Orangen- und Citronenbäume, die Dank dem milden und gleichmäßigen Klima von Pegli im Freien ganz fröhlich gedeihen.

Im Sommer flüchten sich die Italiener hieher, um sich im schäumenden Meer und an der kühlenden Seebrise für die ausgestandene Hitze schadlos zu halten; im Winter sind es Erholungsbedürftige aller Art, Hals- und Brustleidende, nerven- und magenschwache Personen, die in dieser warmen, reinen und nicht zu trockenen Atmosphäre Kraft und Gesundheit suchen und finden.

Es kann nicht ausbleiben, daß durch den hohen Besuch der Anstoß zu regster Frequenz von Pegli und dadurch zu rascher Vermehrung der bereits bestehenden comfortablen Wohnungen in Hotels und Villen und zur Verbesserung aller Kureinrichtungen gegeben ist, zumal wenn nach Eröffnung der Gotthardbahn dieser Winterkurort so leicht und schnell wie kaum ein anderer zu erreichen ist.

Möge Pegli seine oft erprobte Wunderkraft an unserem ausgezeichneten, von Hoch und Niedrig gleich bewunderten Kronprinzen und seiner edlen Gemahlin auch ferner bestens bewähren. Wohl darf Deutschland stolz sein auf diesen Prinzen, der alle Mannes- und Regententugenden in sich vereint, und ihm ruhig dereinst seine Geschicke anvertrauen; sie werden in guten Händen liegen.

Rezepte.

Gegen Feuchtigkeitsschaden. Um in feuchten Zimmern das Schimmeln von Wäsche, Büchern ꝛc. zu verhindern, stelle man einen Blechkasten mit gebranntem ungelöschtem Kalk auf. Ein Napf mit Salz, in feuchten Schlafzimmern oder Krankenzimmern unter die Betten gestellt, zieht ebenfalls die Feuchtigkeit an sich. Man kann das Salz an warmer Stelle immer wieder trocknen und von Neuem hinsetzen.

Petroleum als Maschinenreinigungsmittel. Es bleibt bei der Anwendung der Maschinen in der Landwirthschaft immer ein großer Uebelstand, daß die Handhabung, Reinigung und Instandhaltung derselben oft mangelhaft unterrichteten Personen überlassen werden muß. Zugleich ist die Unterbrechung des Gebrauches dieser so komplizirt zusammengefügten Instrumente nicht dienlich und der Staub, sowie die Aufstellung im Freien bei Dreschmaschinen, Göpeln und Lokomobilen ist dem reinlichen Gang aller Theile selten fördersam. Dabei setzt selbst das beste Schmieröl in Verbindung mit Staub Verkleisterungen und Verhärtungen an, so daß öfter ein Auseinandernehmen der Theile und ein Reinigen der Lager durch Feuer nöthig wird. Wir sind aber im Stande, alle Maschinenbesitzer darauf aufmerksam zu machen, daß sich zum Zweck der gründlichsten und vollkommensten Reinigung aller geschmierten Theile das Eintröpfeln von gutem, gereinigtem Petroleum bestens bewährt hat. Es ist dabei gar kein Auseinandernehmen nöthig, und wenn z. B. eine Dreschmaschine, nachdem sie drei bis vier Monate gestanden, wieder in Gang gesetzt werden soll, so gießt man die Schmierlöcher, wie bei gewöhnlicher Schmierung, mit Petroleum voll, läßt die Maschine eine Minute gehen und wiederholt das Eingießen noch einige Male. Das Petroleum frißt sofort allen Schmutz heraus, so daß selbst die dicksten Lagen der Verkleisterung spurlos verschwinden. Hienach nimmt man wieder das gewöhnliche Schmieröl.

*

Für den Winter. Gefrorene Fensterscheiben macht man sofort klar, wenn man so viel Kochsalz oder Alaun in warmem Wasser auflöst, daß ein Ei auf der Lösung schwimmt (etwa eine Handvoll Kochsalz oder Alaun auf ½ Liter Wasser), und sie damit mittelst eines großen Borstenpinsels oder Schwammes bestreicht. Das Eis verschwindet sofort. Bei sehr heftigem Froste ist es nöthig, die Fenster sofort abzutrocknen.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Zügellos.

Als Heinrich von Meillant in den Kolonieen den Brief seiner Cousine Jeanne erhielt, in welchem sie ihm das schreckliche Unglück, welches sie getroffen hatte, mittheilte, war er rasch entschlossen, nach Frankreich zu gehen.

Sein vortreffliches Herz, die Ritterlichkeit seines Charakters, sein natürlicher Edelmuth allein schon würden genügt haben, um ihm den Entschluß einzugeben, dieser heimatlosen, freundlosen, verlassenen Waise zu Hülfe zu eilen; aber Jeanne war für Heinrich nicht nur eine Verlassene, eine Trauernde und eine Verwandte, seinem Herzen war sie mehr, war sie Alles.

So jung sie auch noch zu jener Zeit gewesen, wo Robert seine Rechtsstudien in Paris machte: ihre aufblühende Schönheit und ihre kindliche Anmuth hatten in seinem eigenen jungen Herzen die erste, die reinste, freilich noch halb unbewußte Liebe entstehen lassen.

Er schwelgte noch in der Erinnerung an jene Abende, wo sie mit einander geplaudert hatten, stundenlang, in ihrer süßen kreolischen Sprache, die mehr ein Gezwitscher als ein Reden ist.

Die Zeit und die Entfernung hätten das Bild jener glücklichen Stunden vielleicht allmälig erblassen lassen in seinem Herzen, wenn nicht jetzt dieser Brief gekommen wäre, wo sie ihn zu Hülfe rief in ihrem tiefsten Leide. Und an der Kraft seines tiefen Leides um sie und seiner Sehnsucht nach ihr erkannte er jetzt unfehlbar, daß sein Herz nicht mehr ihm gehöre, daß er es in Frankreich gelassen habe, und daß das Gefühl in seiner Seele, welches er für verwandtschaftliche Zuneigung gehalten hatte, Liebe sei; wahrhafte, echte, heiße Liebe!

Seine Aufgabe lag jetzt klar vor ihm: er war eine Waise wie Jeanne; gehörten sie nicht zusammen? Sie mußten einander die Familie ersetzen, die ihnen das Schicksal geraubt hatte. An ihm war es, zu ihr zu eilen und ihr zu sagen: „Jeanne, ich liebe dich; nimm meinen Namen mit meinem Schutze, nimm mein ganzes Herz und meine ganze Seele; sei mir Alles und laß mich dir Alles sein!"

Trotz seiner Sehnsucht und trotz der Energie in seinen Entschlüssen verzögerte sich aber seine Abreise dennoch. Seine Angelegenheiten mußten geregelt, für seine Unternehmungen mußte gesorgt werden während seiner voraussichtlich langen Abwesenheit. Denn Heinrich von Meillant war kein träger, weichlicher Pflanzerssohn, der von seinem reichen Einkommen ein behagliches Leben führte; er war ein Mann der Thätigkeit, des Strebens, der Menschenliebe. Er war dahin gelangt, aus seinen weiten Besitzungen wahre Musterplantagen zu machen. Er beherrschte seine Neger nicht, er verkehrte mit ihnen. Er behandelte sie nicht als menschliche Maschinen, sondern als Arbeiter, denen eigenes Denken zu Gebote steht. Ein wenig Güte und eine Flasche Rum machen den schwarzen Arbeiter aufmerksam, ein buntes Band macht die trotzige, verstockte Negerin fleißig. Nach dem Rum und dem Bande kam der persönliche freundliche Verkehr, und der Ehrgeiz, die eingeborene, lang unterdrückte Menschenhaftigkeit wucherte in den Seelen der Schwarzen um Heinrich so reich und segensvoll, wie die Baumwollenstauden auf seinen Feldern.

Trotz alledem würde aber der geistige Aufschwung, die Güte, die er um sich her zu verbreiten gewußt hatte, vielleicht nicht genügt haben, seine Leute auf eine solche Stufe von Arbeitertüchtigkeit zu heben; der Neger ist stets ein großes Kind, dem selbst im günstigsten Falle gar manchmal die moralische Bedeutung einer Sache entgeht, weil ihn zunächst das Thatsächliche und die Form der Dinge besticht. Er schaut mehr, als er nachdenkt; Alles was glänzt, imponirt ihm, Alles was schön ist, gewinnt ihn, Alles was stark ist, beherrscht ihn.

Nun war aber Heinrich ein Ideal an prächtiger Männlichkeit, Eleganz, Arbeitskenntniß, Thätigkeit, Schönheit und dabei von einer wahren Riesenstärke. Er rollte die schwersten Mühlsteine, an denen sich ein paar seiner Knechte vergeblich abmühten, allein vorwärts; er schwang die schwersten Säcke mit einer Hand auf seine Schulter, er lenkte die wildesten Pferde mit mächtiger Hand nach seinem Willen. Wenn er sein klares, schönes Auge über die Knechte gleiten ließ, wagten es nur von ihren vorigen Herren ganz verderbte Bursche, zu widersprechen oder Einwendungen zu machen; wenn er gebietend seinen Arm ausstreckte, fühlte sich der Schwarze versucht, das Haupt zu senken und das Knie zu beugen.

Und doch mißbrauchte der junge Kreole nie seine Kraft und wendete sie nur an, um den Schwachen zu helfen und die Gefährdeten zu retten. Im letzten großen Brande, welcher Point à Pitre verheerte, that er trotz seiner großen Jugend solche Wunder von Kühnheit, daß der Gouverneur für ihn die Auszeichnung des Kreuzes der Ehrenlegion erlangte.

Das kleine rothe Band erhöhte noch sein Prestige vor den Leuten, die um und unter ihm waren, und er wurde mehr als ein Halbgott, denn als einfacher Sterblicher betrachtet in seinem kleinen Reiche.

Aber solche Situationen schaffen auch große Pflichten und es brauchte mancherlei Bemühungen, um all' seine Güter und Unternehmungen unter gesicherter und gewissenhafter Aufsicht verlassen zu können.

Endlich, gegen Mitte August, nahm er Abschied von seinem kleinen schwarzen Volke und schiffte sich auf einem englischen Paketboot nach Havre ein, wo er glücklich landete.

Lorenz und Mathilde Simonnet, oder vielmehr der Marquis und die Marquise de Ribas waren einige Tage vor ihm in dieser Stadt angekommen.

Mathilde hatte von ihrem Gatten verlangt, er solle sie nach irgend einer normännischen Küste führen, und Lorenz hatte sich beeilt, diesen Wunsch zu erfüllen. Er wollte im nächsten Winter seine Salons öffnen und große Feste geben, und nichts ist geeigneter als eine Reise, um den Cirkel unserer Bekanntschaften zu erweitern. Konnte er übrigens Derjenigen etwas abschlagen, die er inniger als je anbetete, ohne vielleicht selber zu wissen, daß dieses Wachsen seiner Leidenschaft eben eine Folge des langsamen Kälterwerdens seiner Frau war?

Von Paris gingen sie zuerst nach Trouville, wohnten dort den Rennen bei, und da sie keine passende Wohnung für die Dauer fanden, begaben sie sich nach Havre, wo sie im Hotel Frascati eine Reihe von Zimmern frei fanden und für sich mietheten.

Sie lebten auf großem Fuße, im größten Luxus, alle Vergnügungen mitmachend und umgeben von einem Hof junger Leute, welche sich um Mathilden schaarten. Unter den eifrigsten Anbetern Mathildens machte sich ein ganz junger Mensch bemerkbar, der sich Vicomte Arthur de Champy nennen ließ — der vollkommene Typus eines Stutzers. Niemand kannte ihn; aber das konnte bei seiner Jugend nicht Wunder nehmen. Er war amüsant, seine Züge waren angenehm, obwohl ein wenig weibisch, seine Manieren excellent, sein Kleid vom besten Schnitt. Was will man mehr in einem Badeorte?

Am 8. September kam die ganze fröhliche Bande, in mehrere Wägen vertheilt, von Sainte Adresse heim, als Mathilde de Ribas sich plötzlich einbildete, den kleinen Korbwagen, in welchem sie sich mit dem jungen Vicomte Champy befand, selber dirigiren zu wollen.

Anfangs ging Alles gut. Aber in Havre selber angekommen, als sie auf den Hafenkai gelangten, scheuten die beiden Pferde durch den Pfiff eines Dampfers, und da sie von keiner kräftigen Hand gemeistert wurden, gingen sie durch, im rasendsten Laufe am Ufer hinjagend, welches ohne Geländer steil zur See abfiel. Die Gefahr war schrecklich.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Gerettet und verwundet.

Einen Augenblick hindurch schien der heftig hin und her geschleuderte Wagen sich der Häuserreihe zuzuwenden; aber bald, von den Pferden nach links gezerrt, raste er neben dem Wasser. Der kleinste Ruck konnte ihn in die Tiefe schleudern. Der Fall wäre um so schrecklicher gewesen, als es eben Ebbezeit war; über einen steinigen Abhang rollend, mußte er dann in jener schwärzlichen, sumpfigen Untiefe, welche jeden Hafeneingang kennzeichnet, unrettbar verschwinden.

Auf dem Kai versuchte es Niemand, den Wagen aufzuhalten.

Man dachte nur daran, sich selber vor einem tödtlichen Stoße zu retten, indem man in die Läden und in die Hausthüren flüchtete.

Lorenz und die übrige Gesellschaft waren etwas voraus auf dem Wege nach dem Hotel Frascati, ohne eine Ahnung von der Gefahr zu haben, in welcher diese zwei Zurückgebliebenen sich befanden.

Mathilde schien weniger erregt, als man hätte glauben sollen. Während der kleine Vicomte, todtenbleich, mit aller Gewalt die Zügel anzog, welche sie ihm zurückgegeben hatte, saß sie aufrecht neben ihm, mit erhobenem Haupte, als wolle sie sagen: „Da läßt sich nichts machen. Wie Gott will!..."

Plötzlich aber schien ihr starrer Blick einen Halt zu finden. Ein paar hundert Fuß gerade vor ihnen erblickte sie einen Mann, an den Kiosk gelehnt, welcher der Dampfschifffahrtsgesellschaft als Kanzlei diente.

Während alle Welt vor dem Wagen floh, blieb er allein ruhig auf seiner Stelle, als erwarte er den Anprall der auf ihn losstürmenden Pferde und wolle ihm Trotz bieten. Von Weitem schon erschien dieser Mensch Mathilden jung, schön, groß, mit einem Worte süperb. Die Strahlen der sinkenden Sonne spielten in seinen Haaren, auf seinem Gesichte, und umgaben ihn mit einer Art Glorie. Weißgekleidet, mit entblößtem Haupte, unbeweglich und also strahlend, schien er fast leblos zu sein. Man hätte ihn für eine Statue halten können — für die Statue eines Helden oder eines Gottes.

Mathilde, ohne ihn aus den Augen zu verlieren und immer in derselben Stellung, ließ die Worte fallen, die vielleicht nur ihrem Gefährten Muth machen sollten: „Wir haben nichts mehr zu fürchten. Dieser Herr dort wird uns retten!" — Und sie täuschte sich nicht.

In dem Augenblicke, wo der Wagen in Folge eines letzten Zerrens der Pferde am Rande des Abgrunds angekommen war, raffte sich der Mann aus seiner Unbeweglichkeit auf, warf sich nach rechts zwischen das Wasser und die Pferde, faßte dieselben an den Zügeln, ließ sich, ohne loszulassen, einige Meter weit fortschleifen, riß sie dann aber mit einer eisernen Faust herum und brachte sie zum Stehen: zitternd, schäumend, besiegt.

Mathilde und ihr Begleiter waren gerettet. Jetzt lief man von allen Seiten herbei: aus den Läden, aus den Hotels, von den Schiffen. Man war entzückt über das Wunder, welches soeben geschehen war. Man rief: „Eine Sekunde noch, einen Schritt noch, und der Wagen war verloren!" — Und man betrachtete erstaunt Denjenigen, welcher dieses gräßliche Unglück verhindert hatte.

Er selber aber schien von alledem nichts zu bemerken, stand vor den Pferden, streichelte sie mit der Hand und sprach zu ihnen, um sie zu beruhigen. Dann, da Mathilde den Wagen noch immer nicht verließ, trat er zu ihr und sagte mit sanfter Stimme:

„Ich glaube, gnädige Frau, Sie würden gut thun, abzusteigen. Ihr Gespann ist noch sehr aufgeregt und könnte von Neuem durchgehen."

Sie antwortete nicht; aber sie erhob sich, stellte ihren Fuß auf den Wagentritt, legte ihre rechte Hand auf die Schulter ihres Retters und stieg langsam aus, wie eine Königin, die von ihrem Throne herabsteigt.

Dabei ließ sie ihren Retter keine Sekunde aus den Augen und versenkte ihren Blick gleichsam in den seinigen.

Wie sie auf dem Boden war, nahm der Unbekannte wieder das Wort: „Ich wohne hier gegenüber, gnädige Frau, im Hotel der Admiralität. Werden Sie die Gnade haben, einen Augenblick in den Salon zu treten, um dort auszuruhen?"

Sie zögerte, aber der kleine Vicomte, welcher ebenfalls abgestiegen war, bemerkte, daß er mit Vergnügen ein Glas Wasser trinken würde, um sich zu erholen.

„Wenn es so ist," sagte Mathilde lächelnd, „dann treten wir ein. Wir werden da überdieß besser Gelegenheit haben, unserem Retter zu danken und ihn um seinen Namen zu bitten."

„Ich heiße Heinrich von Meillant, gnädige Frau," entgegnete der junge Mann. — „Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich mich nicht früher vorgestellt habe. Was den Dank anbetrifft, so verdiene ich keinen; was ich gethan habe, war ganz einfach."

„Sagen Sie lieber, mein Herr," entgegnete sie lebhaft, „daß Sie eine Sache, die weit davon entfernt war, einfach zu sein, als wie eine einfache Sache abgethan haben."

Mit diesen Worten nahm sie seinen Arm, ohne daß er ihr denselben angeboten hatte, und drückte denselben ganz zitternd vor Wonne an sich — vor Wonne vielleicht darüber, sich lebend zu fühlen, nachdem sie dem Tode in's Auge gesehen hatte.

Im Salon des Hotels der Admiralität angekommen, und während der junge Champy sein Glas Wasser trank, sagte Mathilde zu Heinrich: „Wahrhaftig, mein Herr, die Vorsehung hat Sie auf unsern Weg geführt: Ihre Bescheidenheit geht zu weit ... ohne Sie waren wir verloren."

„Ich gebe das zu, um Ihnen nicht zu widersprechen, gnädige Frau," sagte der junge Mann lächelnd. „Und ich gratulire mir, daß ich von so weit hergekommen bin, um Sie zu retten."

„Sie kommen von weit her; von wo?"

„Aus Amerika, gnädige Frau, aus den Kolonieen."

„Ah! Sie sind Kreole! — Aber Sie sind doch nicht erst heute angekommen?"

„Und doch, so ist es. Ich ließ eben mein Gepäck in's Hotel transportiren, als ich Ihren Wagen daherrasen sah."

Sie sagte plötzlich, ihn starr anschauend: „Wissen Sie, daß Sie eine wunderbare Kraft besitzen?"

Er glaubte auf diese Apostrophe nichts antworten zu sollen, und zum kleinen Vicomte gewendet, fragte er ihn nach seinem Befinden.

Jetzt konnte ihn Mathilde mit Muße betrachten. Sie fand ihn im Schatten eben so schön wie im Sonnenlichte.

Seine breiten Schultern allein verriethen seine eben bewiesene Kraft, denn seine Taille war schlank und anmuthig; der Hals war graziös geneigt, der Fuß elegant und klein. Was den Kopf anbetrifft, so war er mehr ausdrucksvoll als regelmäßig schön. Obwohl in den Tropen geboren, hatte Heinrich Haar und Bart blond, die Augen blau; ein goldiges Blond, ein brennendes Blond.

Mathilde hatte bis zu diesem Tage nur die dunkle Männerschönheit gewürdigt, und erkannte es nun, daß sie Unrecht hierin gehabt. Sie bewunderte ihren Retter aus vollem Herzen.

Ein wenig wieder zu sich gekommen, plauderte der kleine Vicomte mit Heinrich, als wolle er seiner Begleiterin Zeit zur genauen Betrachtung lassen. Er schien zu bemerken, daß diese Betrachtung zum Vortheile des jungen Kavaliers ausfiel, und trotz seiner Eigenschaft als Anbeter der Marquise de Ribas spielte ein Lächeln um seine feinen Lippen.

Mathilde hatte sich erhoben und wandte sich an Heinrich.

„Man wird beunruhigt sein über mein Ausbleiben, und ich bin genöthigt, Sie zu verlassen. Aber ich melde Ihnen den baldigen Besuch meines Gatten. Er wird sicher selber für den großen Dienst danken wollen, den Sie mir geleistet haben. Ich hoffe, Sie bald wieder zu sehen, um Ihnen meinen Dank zu wiederholen. Ich wohne im Hotel Frascati und bin die Marquise de Ribas."

Heinrich von Meillant verbeugte sich schweigend und führte Mathilde bis zum Thore des Hotels, wohin man einen geschlossenen Wagen bestellt hatte.

Der kleine Vicomte drückte beim Einsteigen die Hand Heinrich's und rief: „Sie haben mich gerettet, mein Herr, das werde ich Ihnen nie vergessen. Ich bin Ihnen fortan ergeben auf Leben und Tod! . . ."

Eine halbe Stunde später kam Lorenz, Herrn Meillant seine Visite zu machen. Er war so liebenswürdig, wie er es zu sein verstand, und fand herzlich klingende Töne, als er seiner Dankbarkeit Worte gab.

Beim Abschiede bat er Heinrich in seinem und im Namen seiner Gattin, ihm am nächsten Tage die Ehre seines Besuches zum Diner schenken zu wollen.

Heinrich sagte höflich zu. An demselben Tage meldete er seiner Cousine Jeanne, daß er auf der Reise nach Paris begriffen sei. Am andern Tage um sieben Uhr begab er sich in das Hotel Frascati.

Man wies ihn in den ersten Stock und führte ihn in einen Salon, in welchem bereits mehrere Personen anwesend waren.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Beim Diner.

Außer Heinrich von Meillant hatten der Marquis und die Marquise de Ribas diejenigen ihrer Freunde zum Diner eingeladen, die sich eben in Havre befanden, natürlich auch den kleinen Vicomte Arthur de Champy; als Geretteter hatte er unzweifelhaft das Recht, an dem schnell arrangirten Feste theilzunehmen.

Das Diner wurde in einem Speisesaale servirt, mit dem Ausblick auf das Meer, welches an diesem Abende ganz ruhig war und versilbert von den Strahlen des Mondes.

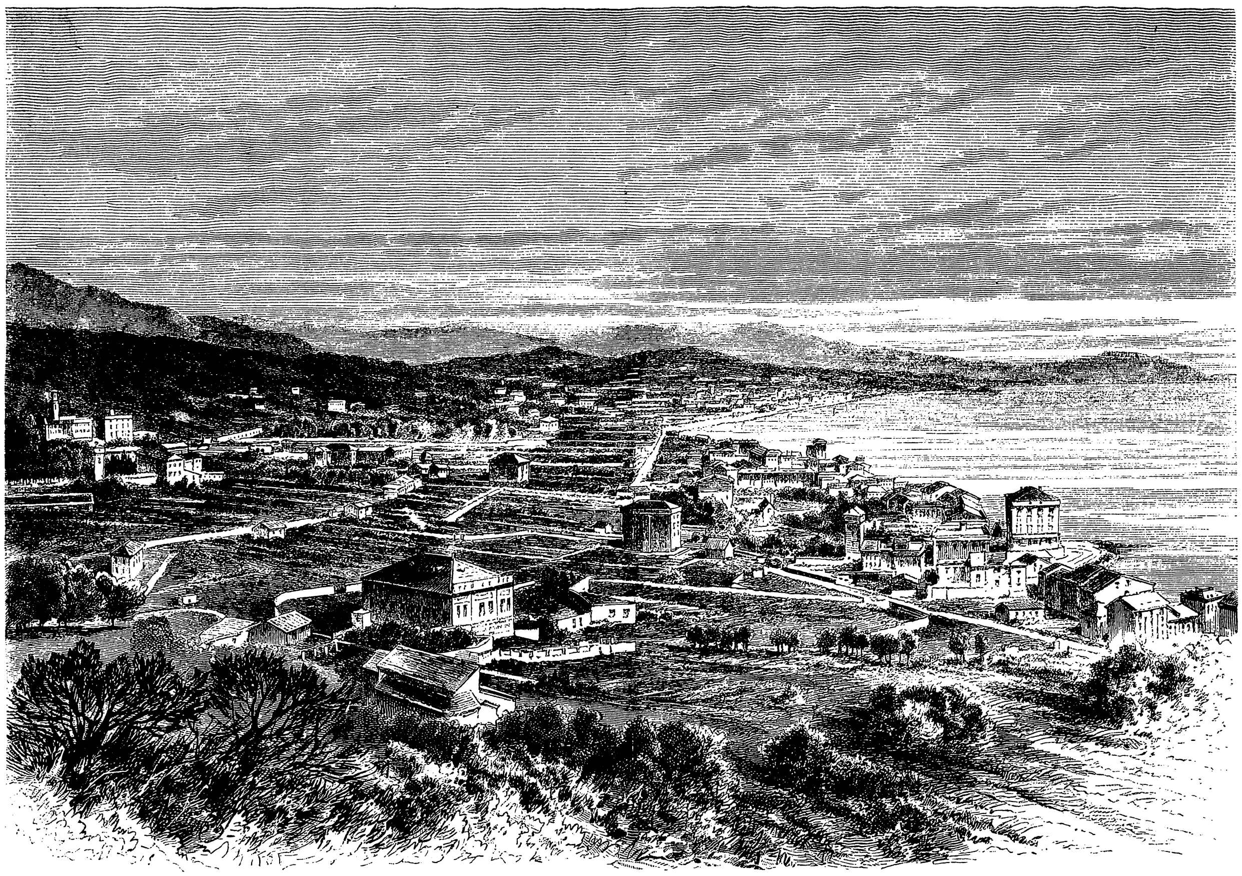
Mathilde hatte ein dekolletirtes Kleid angezogen, welches ihre prachtvolle Büste sehen ließ. Irgend ein geheimer Gedanke, ein uneingestandener Wunsch, ohne Zweifel das Vergnügen, sich in Gesellschaft ihres Retters zu wissen, gab ihren Augen eine Art von Schmachten, ihrem Lächeln eine süßere Anmuth, ihrem Wesen einen seltsamen Hauch von Weichheit und Lebensfreude.

Natürlich hatte sie Heinrich an ihre Seite gesetzt und diese Beiden bildeten zusammen ein prachtvolles Paar. Ihre Schönheit war so vollkommen, daß nicht nur die anderen Gäste, sondern auch Lorenz dadurch sehr in Schatten gestellt wurden. Dieser schien übrigens das nicht zu bemerken und war die Liebenswürdigkeit selber seinem Gaste gegenüber. Mathilde hatte ihm bis zu diesem Momente keinen wirklichen Grund zur Eifersucht gegeben, sein Vertrauen war unerschüttert und stets in vollkommener Sicherheit geblieben. So machte er sich nun auch Gedanken über diesen Fremden, der ja doch jedenfalls bald wieder nach weit entfernten Ländern zurückkehren würde, ohne auf sein Leben irgend welchen Einfluß zu üben.

Ueber diesen letzteren Glauben sollte er jedoch bald enttäuscht werden.

Vom zweiten Gange angefangen wurde die Unterhaltung, welche anfangs etwas matt gewesen war, allgemeiner. Der kleine Vicomte, angeregt von dem genossenen edlen Wein oder von seiner Wißbegierde, fragte Heinrich über die Lebensweise in den Kolonieen aus.

„Wie leben Sie dort unten?" fragte er mit seiner etwas grellen, weiblich oder kindlich klingenden Stimme. „Erfahren Sie auch Alles, was in Frankreich vorgeht? Lesen Sie unsere Journale?"



Ansicht von Pegli bei Genua. Originalzeichnung. (S. 282.)

„Ja, gewiß. Und wir lesen dieselben vielleicht aufmerksamer als Sie selber," entgegnete der junge Kreole. „Das ist ja sehr natürlich. Sie sind an Ort und Stelle, wissen die Neuigkeiten noch ehe dieselben gedruckt werden, und nur um das Nähere zu erfahren, werfen Sie einen Blick in's Journal. Dann haben Sie auch weniger Zeit: Sie haben Ihre Vergnügungen: das Theater, die Soiréen. Unsere fast einzige Zerstreuung dagegen besteht darin, daß wir in unserem Hamak ausgestreckt die Pariser Journale verschlingen, die wir leider immer gleich zwölf Nummern zusammen erhalten. Ich für meinen Theil bin abonnirt auf den Figaro, die France, sogar auf die Gazette des Tribunaux."

„Ah, wirklich?" machte einer der Gäste. „Die Gazette des Tribunaux, die Gerichtsverhandlungen! Die lesen wir selber kaum."

„Ich gestehe auch, daß ich selber mich erst seit drei Monaten darauf abonnirt habe . . . ich wollte einer Verhandlung folgen, welche mir spezielles Interesse einflößte."

„So? Welcher denn?" fragte der kleine Vicomte.

„Dem Verbrechen vom Boulevard Bessières," entgegnete Heinrich.

Der Marquis de Ribas erbebte.

Mathilde wandte sich voll gegen Heinrich, und den Ellenbogen auf der Tafel, das Kinn in der Hand, lauschte sie schweigend.

„Ja," fuhr Heinrich fort. „Ich wollte alle Details dieses Prozesses kennen, an den sich vielleicht keiner von Ihnen mehr erinnert."

„Doch, ja wohl!" rief der kleine Vicomte, „was Teufel, ein gar so kurzes Gedächtniß haben wir doch nicht! . . . Wir erinnern uns noch ganz gut an den famosen Jagon, der zum Tode verurtheilt und dann begnadigt worden ist . . . ein amüsanter Kerl von einem Verbrecher! Und dann an Blanchard, den ehemaligen Sträfling . . . weniger amüsant . . . Vor zwei Tagen erst haben die Journale die Abreise dieser beiden . . . Herren nach Neu-Kaledonien gemeldet."

„Ah! Sie sind abgereist . . . miteinander?" fragte Heinrich.

„Natürlich — als Mordgesellen . . ."

„O, o, Mordgesellen! . . ." machte Heinrich. „Ich kann nicht glauben, daß sie im Bunde waren . . ."

„Wie, Sie glauben nicht, daß sie das Verbrechen mit einander begangen haben?"

„Ich bin überzeugt vom Gegentheile."

„Aus was schließen Sie das?" fragte Lorenz in ruhigem Tone.

„Aus dem aufmerksamen Studium des Prozesses. Die Gazette des Tribunaux hat die Verhandlungen wortgetreu gebracht, und ich kenne sie demnach so genau, als ob ich ihnen beigewohnt hätte. Ich bin überzeugt, Blanchard wurde nur schuldig befunden, weil er schon einmal abgestraft worden war. Die Beweise gegen ihn würden den Richtern sicherlich nicht genügt haben, wenn es sich um einen unbescholtenen Menschen gehandelt haben würde."

„Aber," sagte einer der Gäste, „mir schienen diese Beweise überzeugend."

„Nur zu überzeugend, zu zahlreich!" entgegnete Heinrich. „Und das läßt mich mit dem Vertheidiger Blanchard's glauben, daß der wirkliche Schuldige alle diese Beweise sorgsam aufgehäuft hat gegen den Unschuldigen, um ihn zu verderben und sich zu retten."

„Aber," bemerkte der nämliche Gast, „der Vertheidiger glaubte nicht, was er sagte."

„Desto schlimmer für ihn!" machte Heinrich. „Ich glaube es, und das genügt mir."

„Aber dem armen Blanchard genügt es sicher nicht!" rief der kleine Vicomte. „Trotz Ihres guten Glaubens, befindet er sich auf der Reise nach Neu-Kaledonien."

„Er kann wieder zurückkehren," sagte Heinrich ernst, — „sobald sich Leute von Thatkraft für ihn interessiren."

„Sie wollen doch nicht für Blanchard in die Schranken treten? Sich für ihn verwenden?“ rief der kleine Vicomte.

„Mich für ihn verwenden? Nein. Aber vielleicht versuchen, während meiner Anwesenheit in Frankreich den wirklichen Schuldigen zu entdecken. Und wenn die Vorsehung ... an die ich glaube ... mich begünstigt, dann gibt es einen zweiten Prozeß und eine Revision. Obwohl ein Kreole, habe ich doch in Frankreich die Rechte studirt,“ fügte er hinzu.

Lorenz erhob jählings das Haupt und wandte sich an Heinrich.

„Wie? Sie wollten sich so viel Mühe geben für einen Menschen, den Sie nur durch die Journale kennen?“

„Pardon,“ entgegnete der junge Kreole, „nicht nur die Zeitungen allein haben mich mit dem Falle bekannt gemacht, sondern auch Privatbriefe aus Frankreich. Sie werden Alles erklärlich finden, sobald Sie erfahren, daß Fräulein Guérin, die Tochter des Ermordeten, meine Cousine ist.“

„Ah, jetzt wird Alles klar!“ murmelten einige Stimmen.

Nur drei Personen bewahrten Stillschweigen. Der kleine Vicomte, den diese Neuigkeit lebhaft zu interessiren schien; — Lorenz, welcher in seinem Gegenüber einen gefährlichen Gegner erblickte, und Mathilde, welche Jeanne Guérin noch einmal in ihren Weg treten sah. Einst hatte sie ihr eine Erbschaft geraubt: heute trat dieses junge Mädchen zwischen sie und Heinrich; Heinrich, der seit gestern ihre ganze Seele erfüllte, zu dem sie sich jetzt von unwiderstehlicher Macht hingezogen fühlte.

Ohne alle diese Eindrücke zu ahnen, fuhr Heinrich, von verschiedenen Seiten befragt, immer lebhafter in seinem Thema fort:

„Mir ist, als müsse ich in dieser Affäre handeln,“ sagte er. „In der That ist die Ermordung meines Onkels Guérin nur unvollkommen gerächt worden. Der Hauptschuldige, dieser elende Jagon, ist begnadigt worden und lebt. Sein Mitschuldiger aber ist gar nicht ergriffen worden, er lacht die Polizei aus, und verschwendet vielleicht in elenden Schenken die geraubte Summe, während meine arme Cousine sich mit dem Bissen begnügen muß, den er ihr zugeworfen hat ... aus Hohn gleichsam, oder vielleicht aus List. Fräulein Guérin mußte sich damit begnügen, sich dem Urtheilsspruche zu unterwerfen. Aber mir gefällt es, Protest einzulegen. An mir ist es, die Ermordung meines armen Verwandten zu rächen.“

Er sprach mit Augen, welche Blitze schleuderten — der Kreole zeigte sich in ihm. Etwas ruhiger fuhr er dann fort:

„Abgesehen aber von jedem persönlichen Rachegefühl, gebietet mir meine Pflicht als ehrlicher Mann, einem Menschen, von dem ich überzeugt bin, daß er unschuldig verurtheilt worden ist und auf der Galeere schmachtet, zu Hülfe zu kommen, ihn zu schützen, seine unverschuldeten Leiden abzukürzen und ihm den Todeskampf zu ersparen. Und ich werde diese Pflicht zu erfüllen wissen ...“

Mathilde schaute ihn noch immer stumm an. Es war zum ersten Male, daß sie so edle Gefühle äußern hörte. Lorenz hatte nie eine solche Seele gezeigt. Sie verglich den scheuen Blick dieses Letzteren mit dem klaren Auge Heinrich's; die Katzenartigkeit in seinem Wesen mit der offenen Weise des Andern ...

Am nächsten Tage kam Heinrich nach Paris zu Jeanne Guérin. Einige Tage später trafen der Herzog de Ribas und die Herzogin in ihrem Palais der Rue Monceaux ein.

(Fortsetzung folgt.)

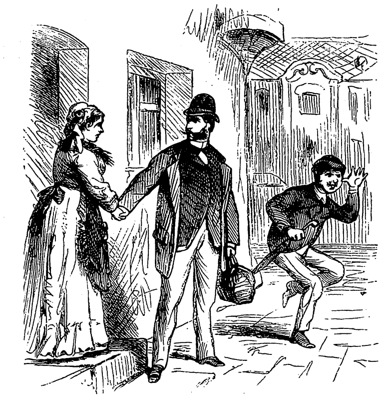
Die gelungene Kur. I.

Ein Fingerzeig für Väter von mißrathenen Söhnen.

Originalzeichnungen von C. Stauber.



Der Fritz der ist ein fauler Wicht,
Denn etwas lernen thut er nicht.
Der Vater mahnt und gibt ihm Wichs,
Doch alles dieß hilft bei ihm nichts.



Der Vater reiset hin nach Bremen,
Der Fritze bitt't, ihn mitzunehmen;
Er sei dann fleißig sicherlich,
Doch heimlich lachet er bei sich.



In dem Hotel zu Bremen da
Trifft 'nen Kap'tän der Herr Papa.
Sie sprachen lang bis in die Nacht,
Dann wurde ein Kontrakt gemacht.



„Fritz! wollen wir zu Schiffe geh'n,
Um Helgoland uns anzuseh'n?
Den Kapitän den mußt du bitten,
Daß er dir zeiget die Kajüten.“



Auf einmal höret Fritz ein Stampen,
Eilt auf's Verdeck, springt an die Rampen,
Sieht seinen Vater auf dem Kai,
Der ruft ihm zu: „Leb' wohl, ade,
Nach Indien geht's, mein lieber Frieder,
Sei's um ein Jahr, seh'n wir uns wieder.“



So spricht zu Fritz nun der Kap'tän:
„Der Widerspruch ist ein Vergeh'n,
Als Schiffsjung folgest du genau,
Sonst machst Bekanntschaft mit dem Tau.“

Die Alexanderbrücke in St. Petersburg.

(Bild S. 281.)

Unsere Illustration veranschaulicht hier eine herrliche Brücke, welche nach Jahren rastloser Bauthätigkeit über die Newa in Petersburg fertiggestellt und vor Kurzem feierlich eingeweiht wurde. Der Bau einer solchen Brücke hat für die Hauptstadt des Zarenreiches etwas zu sagen, denn die nordische Metropole, so ungeheuer ausgedehnt sie ist, hatte bisher neben 178 Schiffbrücken nur zwei stehende Brücken, die eiserne Nikolai- und die Antischkowbrücke. Diesen reiht sich jetzt die großartigste von allen, die Alexanderbrücke, an, welche wir, belebt von dem gewaltigen Verkehr, der bald über dieß Werk einherbraust, unseren Lesern hier im Bilde zeigen.

Wer den Eisgang der Newa einmal erlebt hat, weiß, welcher Gefahr die Schiffbrücken stets ausgesetzt sind und wie gering ihr Nutzen in dieser Jahreszeit ist, er wird aber auch diese neue Brücke nach Gebühr schätzen, die jedoch auch an und für sich interessant ist durch die riesigen Verhältnisse, in denen sie ausgeführt wurde. Es können sechs Wagen und zwei Pferdebahnwaggons gleichzeitig nebeneinander die Brücke passiren; der Weg für Fußgänger erlaubt zu jeder Seite des Wagenverkehrs vielen Personen, ohne sich zu behindern, an einander vorbei zu passiren. Die Spannung der fünf Bogen gestattet Dampfern mit stehenden Schornsteinen die Durchfahrt. Die Brücke, bei deren Herstellung sowohl an den Ufern wie im Flusse selbst große Schwierigkeiten zu überwinden waren, hat fünf Millionen einmalhunderttausend Rubel gekostet.

Der Eindruck, welchen dieses Verkehrsmittel macht, ist ein großartiger, und sowohl der mächtigen Kaiserstadt im Norden wie der gewaltigen Technik unserer Tage auf allen Gebieten der Bauindustrie angemessen.

Der folgsame Zögling.

Abenteuer eines Lehrers

von

H. Rabe.

(Nachdruck verboten.)

Ohne Beschäftigung zur heißesten Jahreszeit in einer großen fremden Stadt sich aufzuhalten und nicht zu wissen, was man mit seiner Zeit beginnen soll, ist etwas sehr Unangenehmes — so begann ein Studienfreund, den ich viele Jahre nicht gesehen hatte, von seinen interessanten Erlebnissen mir vertraulich zu erzählen — so ging es mir, als ich im Jahre 185. in Brüssel mich befand.

Ich war damals Erzieher eines englischen Knaben von hoher Abkunft, der in Deutschland das Gymnasium besuchte und dem ich als Mentor und Führer beigegeben war.

Wieso ich, ein Kandidat der Medizin, plötzlich Erzieher wurde — sehe ich Dich deutlich genug fragen — fuhr er fort, als ich allerdings etwas erstaunt zu ihm aufsah. Nun, aus Mangel an Geld. Das Staatsexamen verlangte etwa dreihundert Thaler und ich besaß absolut nichts als ein kleines Stipendium und den Ertrag einiger Unterrichtsstunden, von dem ich lebte. Sehr erfreut war ich daher, als sich mir eine Gelegenheit darbot, nicht nur in einem Jahre die doppelte Summe zu verdienen, sondern noch dazu frei zu leben und hübsche Reisen machen zu können.

Auf solch' einer Ferienreise hatte ich meinen Zögling nach Brüssel begleitet, wo er mit seinen Eltern zusammentraf, die nach Ostende mit ihm gingen, mir aber auf zwei Monate es freistellten, meinen Wanderstab dahin zu setzen, wo es mir beliebte.

Ich lebte in Brüssel billig, wollte sparen, mußte ich doch dahin jedenfalls wieder zurückkehren, um meinen Schützling abzuholen — so blieb ich denn in dieser Stadt und fing an, mich nach acht Tagen bei der großen Hitze recht gründlich zu langweilen.

In einem Kaffeehause lernte ich um diese Zeit einen Rechtsgelehrten kennen, einen nicht mehr ganz jungen Advokaten, einen Herrn Doktor Moras, dem auch ich zu gefallen schien, denn er lud mich ein, seine Kanzlei zu besuchen, in der Rue Burgmester, einen hübsch eingerichteten, eleganten Arbeitsraum — allerdings noch ohne Schreiber und demnach auch ohne Kundschaft, wie mir schien.

Der Mann aber war liebenswürdig, harmlos, solid, unterrichtet, und so schloß ich mich ihm an, und er verstand es, mir den Aufenthalt weniger unangenehm zu machen.

Wir veranstalteten nun manche Ausflüge, spielten Billard, speisten zusammen, gingen zum Theater und erzählten auch einander aus unserem Leben, Jeder so viel, als ihm beliebte.

Ich hatte nichts zu verheimlichen, der erfahrene, weltkluge Mann gab mir manchen beherzigenswerthen Rath und erweiterte geistvoll meine Welt- und Menschenkenntniß.

Eines Sonntags, wir hatten verabredet, nach Gent zu fahren, kam er vergnügt in mein Zimmer, setzte den Hut auf den Tisch, brannte sich eine Cigarre an, rieb sich lustig die Hände und setzte sich sichtbar erfreut zu mir.

„Da habe ich etwas gefunden, das Ihnen die Langeweile vertreiben wird und wobei Sie noch ein gut Stück Geld verdienen können. Wollen Sie auf vierzehn Tage eine Spazierfahrt nach Pest machen?“

Ich schaute verwundert auf.

„Nach Pest?“ wiederholte ich erstaunt, „für wen — für Sie, in Geschäften?“

„Nicht eigentlich für mich,“ erwiederte heiter Herr Moras, den es sichtbar freute, daß er mir etwas Angenehmes zuweisen konnte, „aber doch so halb und halb für mich. Ich bin nämlich ersucht worden, diese Reise zu machen, habe jedoch, so wunderbar das Ihnen scheinen wird, keine Zeit, denn gerade in acht Tagen sind die Gerichtsferien aus und dann hört auch mein Rentierleben auf. Außerdem paßt dieser Auftrag für Sie, als wäre er speziell für einen Lehrer, der augenblicklich Ferien hat, geschaffen. Es handelt sich nämlich einfach nur darum, einen Knaben, der hier in einem Institut ist, seinem Vater, einem Baron von Alfy, wohlbehalten und glücklich zu überbringen.“

Ich schaute etwas unsicher auf. Die Reise entfernte mich ziemlich weit von dem Ort, wo ich mit meinem Zögling allerdings erst in fünf Wochen wieder zusammentreffen mußte.

„Die Bedingungen sind angenehm und profitabel,“ fuhr Herr Moras, mich neckisch ansehend, fort, „nämlich fünfhundert Franken gleich, Ersatz der Reisekosten und fünfhundert Franken, wenn der Zögling bei seinem Vater ist.“

„Das sind allerdings brillante Bedingungen,“ gab ich zur Antwort, „aber was mir auffällt, ist, daß der Herr Baron für die Hälfte des Geldes sicher Jemand fände, der von seiner Heimat aus den Knaben holen könnte. Weßhalb thut er das nicht? Die Sache muß irgend einen Haken haben.“

„Den hat sie auch,“ lachte Herr Moras. „Der Knabe ist ein Ungar — Ungarn und Oesterreich stehen sich jetzt nicht gut — der Knabe ist, so jung von Jahren, doch nach echter Magyarenart ein wüthender, unbezähmbarer Patriot. Er ist so hitzköpfig und leidenschaftlich, bei großer Nervosität, daß er seine Worte nicht wägen kann, nicht zu schweigen versteht, und nun fürchtet der Vater, daß wenn er ihm einen Landsmann, einen Bekannten schickt, der Knabe unterwegs sich, ihm, der ganzen Familie Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Die Hauptsache ist jetzt, das Kind — denn der schwächliche Knabe ist noch ein solches, er zählt vierzehn Jahre — glücklich durch Oesterreich durch maßvolle, kluge, beschwichtigende Behandlung und ohne Ungelegenheiten über die Grenze zu bringen. Bis zur österreichischen Grenze hat es keine Noth, da kann er räsonniren und deklamiren, so viel er will.“

Ich machte auf diese Eröffnung ein bedenkliches Gesicht.

„Die Bezahlung ist zu gut,“ warf ich ein, „es ist jedoch etwas an diesem Geschäft, das mir nicht gefällt — ich kann nicht sagen was. Im Grunde genommen soll ich einen ungarischen Knaben durch Oesterreich schmuggeln — vielleicht ist dieß Bürschchen schon politisch kompromittirt und ich gerade dann dort in des Teufels Küche.“

„Um's Himmels willen, was ihr Germanen doch für ewige Grübler seid!“ rief mir Herr Moras fast ungeduldig zu. „Da kommt Ihnen ein Auftrag, der Ihnen einen sehr reichen, vielmögenden Mann dankbar und verbunden macht, eine Gelegenheit, die Ihnen ein hübsches Sümmchen einbringt und bei der Sie noch ein nettes Stückchen Welt ansehen können. Es bleibt Ihnen sogar unbenommen, in Pest, im Hause des Barons, ein, zwei, drei Wochen sich auszuruhen und im Ungarlande umzusehen, und Sie, statt mit allen zehn Fingern zuzugreifen, klammern sich an politische Aengsten. Ein Knabe von vierzehn Jahren politisch kompromittirt — denken Sie, was das für ein Unsinn ist!“

Ich fing allerdings an einzusehen, daß mich meine Vorsicht zu weit geführt.

„Vor allen Dingen möchte ich den Knaben erst sehen,“ entschied ich mich.

„Das sollen Sie auch,“ stimmte Herr Moras zu. „Das ist nicht mehr wie in der Ordnung, Sie sollen sogar erst mit dem Knaben bekannt werden, damit Sie Beide zu einander Vertrauen fassen. Sie können mit dem Kleinen Spaziergänge machen — einige Tage haben Sie Zeit, aber dann müssen Sie mit ihm fort, denn der Vater traut der Gesundheit des aufgeregten Knaben nicht, die Mutter ist an einem Herzleiden gestorben und der Arzt hat sich ausgesprochen, daß die trockene Brüsseler Luft das Nervensystem des Kleinen zu sehr aufregt. Sehen Sie, da haben Sie auch den Grund, weßhalb der Knabe so bald schon aus dem Institut genommen werden soll.“

„Wann kann ich den Kleinen sehen?“ frug ich, denn der Auftrag begann für mich sein Verlockendes zu haben.

„Wenn Sie wollen, können wir sogleich zum Institut gehen, es ist ein leichter, schöner Spaziergang, das Institut des Herrn Broyen ist dicht am Park.“

Ich machte mich fertig und wanderte mit meinem liebenswürdigen, gutmüthigen Freunde zu dem bekannten Erziehungsinstitut.

„Ich bin gewissermaßen die Zeit über, welche der Kleine hier war, sein Vormund gewesen, von mir bezog er sein Taschengeld und ich habe ihn bei Herrn Broyen eingeführt, und so kann ich Sie dort leicht als künftigen Mentor vorstellen. Der Institutsvorsteher ist übrigens schon davon unterrichtet, daß der Kleine nach Hause soll,“ so orientirte mich Herr Moras auf dem Wege.

Unter diesen Eröffnungen erreichten wir das Institut Broyen, meldeten uns bei dem Unterlehrer und dieser führte uns aus einem Kreis von Knaben, die gerade englischen Ball spielten, den Kleinen zu, dessen Namen Herr Moras genannt hatte.

Der kleine Baron war ein zarter, für sein Alter ziemlich schlank aufgewachsener Bursche mit sehr weißer, auffallend zarter Gesichtsfarbe, tiefschwarzen, leidenschaftlichen Augen und kohlschwarzen, ziemlich langen Lockenhaaren.

Ich mußte gestehen, daß der Knabe ein eigenthümlich kluges, sehr angenehm berührendes Gesicht hatte, das allerdings Spuren jener Nervosität trug, sowohl durch seine Blässe, wie besonders durch seinen Ausdruck, der Herzleidenden eigen zu sein pflegt.

Ich sprach den Kleinen an und er antwortete mir mit einer sehr hohen Stimme, die seinem zarten Bau entsprach, ja vielleicht etwas unangenehm schrill war.

Seine Antworten waren verständig, sein Wesen bescheiden, sein Auge so seelenvoll und gutmüthig, zugleich beinahe bittend im Ausdruck, daß ich im Stillen bald entschlossen war, den Knaben, der sich sichtlich nach Hause sehnte, unter meinen Schutz zu nehmen.

Ich theilte daher Herrn Moras mit, daß ich morgen mit dem Kleinen einen Spaziergang zu machen beabsichtige, und wenn wir uns dabei gegenseitig gefielen, ich die Reise mit ihm wagen würde.

„Nun, das sieht vernünftig aus,“ belobte mich Herr Moras. „Ich dachte mir gleich, daß Sie nicht so unverständig sein würden, wenn Sie das Kind gesehen, die Sache als irgendwie noch bedenklich zu betrachten. Meinerseits ist es ja nichts als Interesse für Sie, dessen Verhältnisse ich kenne und dem ich auch vertrauen kann. Das bin ich dem Baron gegenüber schuldig, und das ist es auch, was mich bestimmt hat, in dieser Angelegenheit mich an Sie zu wenden.“

Ich dankte dem weltklugen, freundlichen Manne für die wahre Freundestheilnahme, die er für mich hegte, und wir schieden.

Am nächsten Morgen fand ich den Knaben sauber gekleidet und sofort bereit auf meine Einladung, einen Spaziergang mit mir zu machen.

Ich fand das Bürschchen, welches nur Ungarisch und vortrefflich Französisch sprach, auffallend gescheidt und für sein Alter sehr unterrichtet. Der Knabe nahm mein Herz ganz gefangen durch sein gesetztes Benehmen und seine Liebenswürdigkeit. Es ist allerdings wahr gewesen, man mußte Alles vermeiden, was irgendwie auf Politik hinzielte, denn als ich nur einmal von fern anklopfte, um zu versuchen, welches Maß von Eindämmung seine patriotische Exaltirtheit nöthig hätte, gerieth der Knabe in solch' einen Zorn auf die Oesterreicher, nannte sie Tyrannen seines Vaterlandes und regte sich so gewaltig auf, daß ich ihm sofort mit größtem Ernst und Nachdruck erklärte, daß ich ein Feind jedes politischen Gespräches wäre und unsere Freundschaft schnell ein Ende hätte, wenn er noch einmal auf dieß unglückliche, unfruchtbare und gefährliche Gebiet sich wagte.

Der Knabe sah mich darauf beschämt, erschreckt und betrübt an. Er bat mich um Verzeihung und versprach mir, mich nicht wieder mit seinen patriotischen Aufwallungen zu ärgern.

Die Folge dieses Spaziergangs war, daß ich Herrn Moras einige Zeilen schrieb, in welchen ich mich bereit erklärte, den Knaben in seine Heimat zu geleiten.

Noch an demselben Tage kam mein Freund zu mir.

Er versicherte, daß ihm durch meine Zusage ein Stein vom Herzen genommen wäre, denn schließlich hätte er doch noch diese Mission ausführen müssen — denn irgend Jemand, den er nicht genau kenne, würde er um keinen Preis den Knaben übergeben haben. Er konnte dem Zufall nicht genug danken, welcher es gefügt hatte, daß ich ihm diese Pflicht abnähme.

Nun zahlte er mir die fünfhundert Franken in Gold aus, ebenso das Reisegeld für mich und den Knaben.

„Apropos,“ setzte er dann plötzlich hinzu, „der Knabe hat keinen Paß. Aber Sie haben doch einen mit dem Vermerk: ‚Nebst Zögling‘ von Ihrem kleinen Lord her.“

Ich stutzte.

„Dieß gilt aber ja nur für jenen Knaben,“ warf ich ein. „Wieso hat denn der Knabe keine Legitimation?“

„Wieso?“ sprach Herr Moras lachend. „Nun, sein Vater brachte ihn her zu mir, ich brachte ihn unter bei Broyen, und der Herr Papa reiste mit seinem Paß zurück, worauf höchst wahrscheinlich Herr Baron Alfy nebst Söhnlein stand. Es wurde hier keine Legitimation gefordert, und als Ausländer kann ich ihm jetzt in der Eile keinen Paß verschaffen.“

Ich schüttelte den Kopf. Mir wäre es lieber, wenn Alles gerade und recht zuginge.

„Wir können ja acht Tage warten, bis dahin wird ein Paß zu beschaffen sein,“ wandte ich ein, „oder in dieser Zeit doch wohl auf meinem ein neuer Vermerk bewirkt werden können.“

„Sie bringen mich um, Verehrtester, mit Ihrer Umständlichkeit!“ rief ärgerlich lachend jetzt der Advokat. „Bis Sie den Vermerk haben, kann es acht Tage dauern, und denken Sie, wenn dem reizbaren, kränklichen Knaben während der Zeit etwas hier passirt — der Vater des Kindes wäre in Verzweiflung und würde Ihnen das nie verzeihen.“

Diese Wendung der Sache berührte mich unangenehm. Ich sollte die Hand hier zu einer Täuschung bieten. Ich schwankte, ob ich nicht die ganze Angelegenheit von mir weisen sollte. Dann dachte ich aber an den armen Knaben mit dem bleichen, aufgeregten Gesicht und den brennenden, sehnsüchtigen Augen. Eigentlich schade ich ja Niemanden dadurch, wenn ich diesen Knaben auf den Namen meines Zöglings reisen lasse, überlegte ich, und zu diesen Gedanken gekommen, überwand ich auch dieß Bedenken, und wir bestimmten den nächsten Tag schon für den Termin der Abreise.

Ich holte den Knaben mit Herrn Moras aus der Pension, er wollte uns jedoch nicht zum Bahnhof begleiten, sondern nahm im Hause des Herrn Broyen von mir, wie auch von dem Knaben den herzlichsten Abschied, indem er mir nochmals in heimlich geflüsterten Worten sowohl in Hinsicht auf die patriotische Ueberspanntheit, wie auch in Betracht des leidenden Zustandes des Knaben an's Herz legte, die größte Vorsicht walten zu lassen.

„Ich weiß, es regt den Kleinen auf, wenn ich mit zum Bahnhof komme; nun reisen Sie glücklich und Gott schütze Sie und Dich, Kind!“ —

Er reichte mir herzlich beide Hände und küßte den Knaben väterlich.

In des Knaben Augen sah ich Thränen glänzen und Herr Moras verließ uns schnell.

Wir reisten ab, passirten die belgische Grenze, die österreichische, und ich hatte durchaus nicht Ursache, mit meinem Schützling irgendwie nur unzufrieden zu sein. Zwar fing er ein paarmal wieder an, die österreichische Tyrannei und Unterdrückung des edlen Ungarvolkes zu beklagen und zu verwünschen. Ein einziger ernster Blick aus meinen Augen jedoch brachte ihn zum Schweigen.

Da unsere Mittel es erlaubten, so bewohnten wir in Köln, wo wir die Reise unterbrachen und über Nacht blieben, Jeder ein besonderes Zimmer, das durch eine stets offenstehende Thür verbunden war, und in gleicher Weise ruhten wir in Wien aus, wo nach Herrn Moras' Anweisung Briefe von dem Baron eintreffen sollten, der uns melden wollte, ob er nicht vielleicht seinem Sohn ein Stück weit entgegenfahren würde.

Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Wien fand eine große Parade statt, die mein Schützling lebhaft zu sehen wünschte.

Ich redete ihm ab, weil ich fürchtete, daß der Anblick österreichischen Militärs ihn zu einer seiner patriotischen Unklugheiten aufregen könnte. Er bat jedoch so herzlich, versprach so überzeugend, sich ruhig zu verhalten, daß ich nicht widerstehen konnte und einwilligte, mit ihm hinaus zu fahren.

Wir bestiegen einen Omnibus und dieser brachte uns hinaus vor die Stadt auf einen Exerzierplatz, wo schon eine kolossale Menschenmenge durcheinanderwogte.

Meinen Schützling an der Hand, drängte ich mich durch, bis wir einen guten Platz fanden.

Das Schauspiel begann und nahm Aller Augen gefangen.

Die Evolutionen der ungarischen Reiter waren wirklich herrlich. Wie mußte dieß meinen Kleinen erfreuen! Ich drehe mich nach meinem Schützling um — er war nicht mehr an meiner Seite. Ich rufe — keine Antwort, ich dränge mich durch den Strom, zwänge mich hin und her, empfange Püffe und Schimpfworte — nirgends ist etwas von dem Knaben zu erblicken.

Ich bin rathlos — meine Angst und Besorgniß steigt, sollte ihn ganz plötzlich ein Herzschlag getroffen haben und er nun unter den Füßen der aufgeregten Menge sich befinden? Ich war verantwortlich für ihn, warum habe ich ihn losgelassen!

Ich arbeite mich wieder zurück an meinen alten Platz. Ich forsche und frage, Niemand hat den Knaben gesehen.

Ich eile zurück in das Hotel — er war nicht dort.

Sollte er mich heimlich verlassen haben und allein nach Hause reisen wollen, aus irgend einer mir unerfindlichen Laune? Er war eigenthümlich kapriziös manchmal, wie alle so nervösen Menschen.

Ich werfe mich in einen Wagen und fahre zum Bahnhof. Es ist kein Zug abgegangen; ich eile zur Dampfschiffstation — das Dampfschiff ist im Abfahren. Ich erzwinge den Eintritt, man wartet unwillig — ich durchsuche es — der Knabe ist nicht darauf.

Ich jage in dem Fiaker zum Gasthof zurück — nicht eine Spur von dem Kleinen. Nun laufe ich auf das Polizeibureau und melde den Fall.

„Ach, seien Sie nur ruhig," erwiederte man mir gemächlich, „der Bube wird im Gedränge irgendwohin geschoben worden sein, Sie suchen, und wenn er Sie nicht findet — er spricht ja Ungarisch — in den Gasthof zurückkehren, er ist ja vierzehn Jahre alt, wie Sie sagen. Kommen Sie, wenn er bis morgen nicht da ist, wieder."

Es ward Abend — der Knabe kam nicht; es ward Nacht — ich stand vor dem Gasthof und starrte die Straße rechts und links hinab; ich sprang jedem Buben, der eine ähnliche Gestalt hatte, entgegen — der Knabe blieb aus.

Die Nacht, welche ich damals, vor dem Hotel stehend, verbrachte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen.

Es ward Morgen — der Knabe war nicht eingetroffen. Ich schlug mir mit der Hand vor den Kopf — was soll ich dem Baron, was Herrn Moras sagen?

Ich eilte zum Polizeibureau. Keine Meldung von einem Unglücksfall, der auf das Kind zu beziehen gewesen, war dort gemeldet, von dem Knaben nichts bekannt geworden.

Ich fuhr zum Telegraphenbureau und telegraphirte an den Baron Alfy, an Doktor Moras.

Von Beiden keine Antwort.

Ich telegraphirte zum zweiten Male mit demselben Mißerfolg.

So vergingen fünf schreckliche Tage; der mir anvertraute Knabe blieb verschwunden, und ich zermarterte mein Gehirn mit allerhand gräßlichen Vorstellungen.

Am sechsten treffe ich einen Deutschen, den ich in Brüssel öfter gesehen und gesprochen hatte, zufällig auf der Straße; ich ergreife zum nicht geringen Staunen dieses Mannes in meiner Angst und Aufregung seinen Arm und erzähle, ihn um Rath fragend, ausführlich den ganzen Fall.

Der Mann macht seinen Arm aus dem meinen los und sieht mich einen Moment ziemlich sonderbar an. Dann jedoch lacht er laut und fordert mich auf, mit ihm in eine Nebenstraße zu gehen. Hier zieht er zu meiner Verwunderung den „Etoile Belge" aus der Tasche und zeigt mit der Hand auf einen kleinen Artikel.

Ich lese:

„Am 23. dieses ward hier ein Gaunerstreich ausgeführt, der zu den genialsten gehört, die je in Brüssel ausgeheckt worden. Fräulein Arsene Caprois, eine berüchtigte Pariser Hochstaplerin, die auf's Emsigste von der gesammten Polizei des Kontinents verfolgt wird, hat sich mit Hülfe ihres Geliebten, gleichfalls eines geriebenen Gauners, der hier unter der Maske eines Rechtsgelehrten auf sechs Wochen sich aufgehalten hat, als Knabe verkleidet in ein bekanntes Pensionat unterbringen lassen, acht Tage dort mit den Zöglingen gelebt, ohne daß Jemand Verdacht schöpfte, und ist schließlich, man weiß noch nicht wohin, über die Grenze entkommen.

„Der Herr Rechtsgelehrte ist gleichfalls verschwunden."

Mir stockte der Athem in der Brust, ich taumelte und mußte mich an das Haus lehnen, um nicht ohnmächtig zu werden.

„Lieber Freund," nahm jetzt mein Landsmann das Wort, indem er seine Zeitung wieder einsteckte, „wenn ich Ihnen rathen darf, so forschen Sie Ihrem ungetreuen Zögling nicht lange mehr nach, sondern geben sich Mühe, daß Sie so schnell wie möglich von Wien fortkommen. Auch nach Brüssel zu gehen, würde ich Ihnen nicht rathen, und mich, bitte ich, so lange Sie hier sind, als einen Menschen zu betrachten, den Sie noch nie im Leben gesehen."

Damit drehte er sich um und ließ mich stehen.

Daß ich schnell meinen Koffer packte, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen — schloß mein Freund diesen Bericht seines merkwürdigen Abenteuers. Ich ging auch nicht wieder nach Brüssel, ich schrieb dem Vater meines Zöglings, daß ich leidend wäre, und man war so freundlich, den Knaben bis Aachen mir entgegen zu bringen.

Seit der Zeit, Freund, so endete mein Bekannter, der jetzt Oberstabsarzt war, diese merkwürdige Mittheilung, habe ich ein eigenthümliches Vorurtheil gegen Knaben mit schwarzen Lockenhaaren und hoher Stimme. Du wirst dieß völlig erklärlich finden.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Zu den Originalen in dem alten Berlin zählte in erster Reihe Madame Dutitre, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrem Hause Poststraße Nr. 26 gewohnt und durch ihr drolliges und resolutes Benehmen den Berlinern damals vielen Stoff zur Heiterkeit gegeben hat. Madame Dutitre selbst war der französischen Kolonie angehörend — eine stattliche Frau, die sich trotz ihres hohen Alters so gerade hielt, daß sie weit jünger erschien, als sie in Wirklichkeit war. Es hat sich um die Matrone ein förmlicher Sagenkreis gebildet und viele ihr nacherzählte Anekdoten sind unrechtmäßig auf ihre Rechnung gebracht worden. Von den verbürgten Geschichten aus ihrem Leben wollen wir hier einige nacherzählen: Im Theater gab einst die schöne Tragödin Unselmann unter allgemeinster Bewunderung die Lady Macbeth. Als sie im weißen Nachtkleide, die schwarzen Haare wie einen Schleier ausgebreitet, starren Blicks, eine Wachskerze in der bebenden Hand, über die Bühne schritt und der heißen Tropfen nicht achtete, die von dem schwankenden Leuchter niederfielen, rief plötzlich Madame Dutitre durch die feierliche, lautlose Stille:

„Aber, Macbethen, Macbethen, Se drippen ja!" (Tropfen machen mit der Kerze.)

Schallendes Gelächter des Publikums zerstörte den tragischen Effekt der sonst so wirkungsvollen Szene. — Ihr Schwiegersohn, der Bankier Beneke, später Baron Bönike von Gröditzburg, fand, daß sie in seine feinen Cirkel nicht paßte; hatte sie doch einmal ihren Tischnachbar, einen Pair von Frankreich, kurzweg „Papaken" titulirt und dann behauptet, in ihrem vollen Rechte zu sein. — Also B. lud sie nicht mehr zu dergleichen Festen ein. Sie wußte sich aber zu rächen; eines Abends stellte sie sich in der Nähe seiner **Charlottenburger Villa** auf, rief jedem sich nahenden Kutscher „**Halt!**" zu, öffnete die Kutschenthür und fragte den Insassen:

„Sie fahren wohl ooch zu B.? — Denken Se mal an, mir hat er nich injeladen! Is des nich eene Jemeinheit! — Fahr' zu, Kutscher!"

Madame Dutitre hatte große Furcht vor dem Tode. Als ihr Mann schwer erkrankte und sich zum Sterben anschickte, wünschte er seine Frau noch einmal zu sprechen. Die Aerzte theilten Madame D. den Wunsch ihres Mannes mit. Sie aber weigerte sich, in's Krankenzimmer zu gehen. Erst auf ernstes Zureden des „alten Heim", eines der berühmtesten Berliner Aerzte, entschloß sie sich hiezu. Sie ging aber nur bis zur Thüre, öffnete dieselbe etwas und rief dann ihrem Manne zu:

„Jott, Vater, wat soll denn das! Du weeßt doch, ick kann keene Dodten nich sehen!"

Als sie eines Tages spazieren ging und ein wild gewordener Stier die Straßen entlang lief, vor dem Alles flüchtete, sprang auch die Dutitre in einen Laden mit den Worten:

„Ach, entschuldigen Sie, es kommt ein Ochse!"

Ihre Tochter, die fein erzogen wurde, frug sie einst in einer Gesellschaft, als man über das drohende Aussehen des bezogenen Himmels sprach:

„Nu, Aujuste, wird es regnen? Du hast ja Jeographie jelernt!"

*

Bescheiden.

Es läutet an der Apotheke um zwölf Uhr Nachts; der Provisor macht auf und fragt schläfrig:

„Was wünschen Sie?"

Stud. Mayer: Ein Päckchen Malzbonbons.

Provisor (unwirsch): Hätte das morgen nicht auch Zeit gehabt?

Stud. Mayer: Gewiß, Sie haben Recht. Ich werde morgen wiederkommen. Gute Nacht!

*

Eines Tages begegnete Kaiser Nikolaus in einer Gasse von Petersburg einem betrunkenen Dragoner, welcher in einer Droschke fuhr. Damals war es ein großes Vergehen gegen die Disziplin, wenn ein Soldat öffentlich berauscht gesehen wurde. Der Dragoner erschrak daher nicht wenig beim Anblick des Kaisers; doch bald faßte er sich, zog seinen Säbel aus der Scheide und salutirte vorschriftsmäßig dem Kaiser.

„Dragoner, was thust Du?" herrschte ihn der Kaiser zornig an.

„Ich führe einen betrunkenen Dragoner auf die Hauptwache, Majestät," war die lakonische Antwort des Soldaten.

Der Kaiser lächelte, schenkte dem Soldaten fünf Rubel und befahl dem Kutscher, ihn nicht auf die Hauptwache, sondern nach Hause zu bringen.

*

Wie sich die Mitgift steigert.

Ein französisches Blatt hüllt eine alte Anekdote in ein neues Gewand: Einem bekannten Wucherer wird eine Partie für seinen Sohn vorgeschlagen. Er bittet einen seiner Freunde, sich in die betreffende Provinzialstadt, in welcher seine zukünftige Schwiegertochter wohnt, zu begeben und die Angelegenheit zu arrangiren.

„Ist sie jung und hübsch," lautet der Auftrag, „so verlangst Du 60,000 Franken Mitgift; ist sie alt und häßlich, forderst Du 80,000 Franken, und erfährst Du, daß sich in der Familie irgend eine unanständige Affäre zugetragen, so mußt Du 100,000 Franken verlangen."

Einige Tage nach dieser Unterredung erhielt der Wucherer von seinem Freunde folgendes Telegramm:

„Das junge Mädchen hat soeben seinen Vater umgebracht — wie viel soll ich jetzt verlangen?"

Interessante Bücher.

I.

Ein Buch, das sofort bei seinem ersten Erscheinen großes Glück gemacht hat, ist Franz Ebhardt's Werk: „Der gute Ton in allen Lebenslagen", Berlin, Ebhardt. Es ist jetzt schon in vierter Auflage herausgekommen, gediegen und elegant ausgestattet, eine echte, rechte und jedenfalls stets willkommene und sehr nützliche Gabe für die Familie. Es gibt so viele Fälle im gesellschaftlichen, öffentlichen und Familienleben, wo die Erfahrung, namentlich bei jungen Leuten, noch nicht ausreicht; sei es bei Hochzeiten, Trauungen, Gesellschaften, Begräbnissen, hohen Besuchen, auf Bällen und Konzerten, Theatern, Taufen und so hundert anderen Anlässen, wie man sich in dieser und jener Lage recht zu verhalten habe. Durch dieß schöne Werk, welches zugleich so angenehm und geschmackvoll geschrieben ist, daß es vom Standpunkt geistreicher Unterhaltung sogar eine anziehende Lektüre ist, wird man aufgeklärt und erhält erschöpfende Anweisungen, was der gute Ton hier verlangt. Das Werk sollte in keiner Familienbibliothek fehlen. — In dem gleichen Verlage ist noch ein zierliches Büchlein erschienen, das eine sehr lange Lebensdauer haben dürfte; es führt den Titel: „Aphorismen" von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach, enthält Sprüche tiefer Lebensweisheit, Welt- und Menschenkunde, wie die für Nro. 22 daraus entnommenen Lebensregeln S. 294 zeigen, die in einer Form dargeboten werden, feingeschliffen, funkelnd und treffend, daß sie sich uns tief einprägen. Das schön gedruckte und elegant hergestellte Werkchen wird bald in den Händen unserer gediegenen Damenwelt sein und als ein Schatzkästlein geistiger Anregung und Vertiefung verehrt werden. — Zu einem ganz andern Genre gehört: „Vom Kreml zur Alhambra" von Max Nordau (Leipzig, Schlicke). Kulturstudien hat der Autor, welcher durch sein geistvolles Buch „Aus dem Milliardenlande" sich einen Namen gemacht, dieß neue Werk betitelt. Wir erhalten hier glänzende Reiseschilderungen von Städten, Menschen, Verhältnissen in Rußland, Dänemark, Schweden, Deutschland, Belgien, Frankreich, England und Spanien, voll sprühenden Lebens, voll scharfer Beobachtung, farbenfrisch gemalt — ja beinahe jede Zeile interessant und anregend, was wenige Werke von sich rühmen können. — Wir wollen in diesen Fingerzeigen jetzt zum Prosaisch-Praktischen übergehen, und da möchten wir als eine Gabe für den Schreibtisch in Comptoirs, Bureaux ꝛc. Paul Moser's Notizkalender als Schreibunterlage für das Jahr 1880 (Berlin, J. Moser) empfehlen. Der Kalender in Großfolioformat enthält auf 72 Seiten gutem liniirtem Schreibpapier, welches mit weißem Löschpapier durchschossen ist, Raum für die Notizen auf alle Tage des Jahres, ferner einen von tüchtigen Fachmännern bearbeiteten Anhang (auf 42 Seiten) mit einer Fülle des Brauchbaren für das tägliche Leben, und eine recht gute Karte vom deutschen Reiche.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 263:

Schmeichelei ist wie ein Schatten, er macht nicht größer und nicht kleiner.

Räthsel.

(Wort in fünffacher Bedeutung.)

Geheimnißvoller Art, doch eine Macht,
Der sich die stärksten Seelen willig beugen,
Weiß aus der Ferne ich bei Tag und Nacht
In tiefsten Herzensschacht hinabzusteigen;
Der Sympathie reich' ich die Schwesterhand,
Des Schicksals Stimme ward ich schon genannt.

Kein Festtag je, an dem man mich nicht schaut,
Der Freude Ausdruck, oft ein Bild der Trauer,
Am schönsten schmückt mich Bräutigam und Braut,
Bin, ach, bekannt auch mit des Grabes Schauer,
Im Spiel gut ausgeführt und klug erdacht,
Hab' Manchem Freud' und Ehre ich gebracht.

Und zieht ein mächt'ger Wandertrieb dich fort,
Willst du der fernen Länder Schätze schauen,
Dann bring' ich schnelle dich von Ort zu Ort,
Nach Nord und Süd, in jeden Reiches Gauen,
Und kommst du gar in's schöne Schweizerland:
Dort bin ich auch zu Haus und gut bekannt.

L. F.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 263:

blau, lau, au, u.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. L. Rym..... in Sötzen. Hübsch, aber wir sind überreich damit versehen. Wir erkennen besonders Ihre Versgewandtheit an.

Hrn. Otto G. in Brünn. Wenn solch' ein kleines Muttermal die einzige Ursache ist, so dürfen Sie der Korbspenderin nur dankbar sein; sie hat Sie vor großem Unheil bewahrt. Man operirt übrigens jetzt dergleichen nicht ausgedehnte Hautfärbungen durch Impfung.

Frln. Hermine Mögle in Ulm. Schwarze lappig und grün gewordene Spitzen wasche man in Essig (bei sehr feinen in Essigäther) und steife sie nachher mit Zuckerwasser oder dünner Gummiarabikumauflösung.

Hrn. Fr. Tr. in Breslau. Weßhalb sollen rothe Hände auf ein leidenschaftliches Herz deuten? Sie weisen einzig auf empfindliche Haut und Beschäftigung mit Wasser und Kälte und dergleichen mehr hin.

Hrn. A. C. in Oesterreich. Wir glauben nicht, daß Ihre Braut eine derartige Kundgebung noch verlangt — dieß dürfte auch sehr auffällig sein.

Frau Ottilie G. in Stettin. Wir rathen Ihnen, sich die Stickmusterzeitung: „Die Arbeitsstube" (in Berlin bei Franz Ebhardt erscheint diese) anzuschaffen. Dort finden Sie kolorirte Muster für Kanevasstickerei, auch Vorlagen für Plattstickarbeit — sie ist billig.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Anna Maßner, Wien; Emmy Kloß, Chur; Friederike Norenberg, Hamburg; Emma Kuhn, Meiningen; Doris Bornschein, Erfurt; Hrn. Fr. Winter, Lang-Göns; P. Westphal und G. Reimer, Insterburg; Gratian, Segen Gottes (Böhmen); A. Meßner, Oels-Arnau; G. Häberlin, Lenzburg; P. Stiele, Potsdam; F. Sodenkamp, Werl; A. Geiger, Augsburg; F. Barth, Wien; J. Kröger, Ottensen; J. Vitters, Harburg; K. Walter, Weimar; J. Fleischmann, Prag; L. Dehmel, Hirschberg; L. Mertens, Düsseldorf.

Hrn. A. M. in Siegen. Die Buchhandlung von Orell, Füßli & Comp. in Zürich verschafft Ihnen das sicher.

A. N in Ried. Bei B. G. Teubner in Leipzig (Taschenwörterbuch) erschienen.

Hrn. Max Brunauer in Assöd. Sie haben per Postkarte Antwort erhalten.

Hrn. Rohde in A.... Blattläuse sind sehr schwer zu vertreiben. In Gewächshäusern räuchert man mit Tabak, besprengt mit Tabakabkochung oder Seifenwasser. Am besten ist nach der Säuberung Luft und Licht; man hält auch Marienkäferchen (Coccinellen), welche den Blattläusen eifrig nachstellen.

Hrn. Hanluh in Triest. Wir kennen kein Klebemittel für Kautschukleinwand — vielleicht weiß ein solches einer unserer Leser.

Frln. Mathilde Pirot in Berlin. Echte Vergoldung kann man vermittelst eines Schwämmchens mit Branntwein abwaschen — auch eine Abkochung von Quillayarinde. Diese Mittel sind jedoch zuerst auf einer kleinen Fläche anzuwenden, um zu sehen, wie sich das Gold dazu verhält.

Abonnent in Rapperswyl. Am besten in den Werkchen: „Die Liqueurfabrikation", Wien, Harteben, und „Die Bereitung der Liqueure, Essenzen ꝛc.", Voigt, Weimar, zu erfahren.

Hrn. Herrmann in Berlin. Wir werden Ihre Einsendung in Erwägung ziehen.

Aerztliche Korrespondenz.

Frau E. L. in Magdeburg. 1) Das angefragte Leiden ist ein rein chirurgisches und wird auch nur auf chirurgischem Wege durch eine Operation zu beseitigen sein. Wenden Sie sich deßhalb an den berühmten Chirurgen Professor Volkmann in Halle. 2) Bezüglich der Hautunreinigkeiten im Gesichte verweisen wir Sie auf die Antwort an den Abonnenten in C. in Nr. 20 d. Bl. 3) Das Ausfallen der Haare ist meist die Folge von Unreinlichkeit und Schuppenbildung auf dem Kopfe; fleißiges Befahren der Kopfhaut mittelst einer straffen Bürste, am besten einer Stahlhaarbürste, nebst Einreibung medikamentöser, den Haarboden stärkender Flüssigkeiten nach folgendem Rezept dürfte zum Ziele führen: Tinct. Cantharid. 5, Glycerini, Spir. dilut. ana 50, Ol. Bergam. 5. M. D. S. Haarwaschmittel. Mit dieser Flüssigkeit wird zweimal wöchentlich mittelst eines Schwämmchens der Haarboden eingerieben.

Hrn. P. S. in Chemnitz. Uebler Geruch aus dem Munde ist meistens die Folge schlecht gepflegter Zähne. Beschaffen Sie sich ein gutes Mundwasser, bestehend aus 2 Theilen Salicylsäure auf 60 Theile Alkohol, und geben Sie davon 20 Tropfen auf ein Glas Wasser. Spülen Sie damit fleißig den Mund aus. Sollten Sie hohle Zähne haben, so wenden Sie sich an einen Zahnarzt zur Reinigung und Ausfüllung derselben mittelst geeigneter Plombmasse. In all' den Fällen, bei welchen der üble Geruch aus tieferliegenden Organen, etwa aus der Lunge oder aus dem Magen kommt, liegen tiefere Erkrankungen vor und kann Beurtheilung nur nach persönlicher Untersuchung abgegeben werden.

Hrn. O. L. in Kirchheim. Die Aufbewahrung von Cigarren in einem Schlafzimmer halten wir durchaus für indifferent bezüglich der Gesundheit.

Abonnent in Unna und H. K. P. in Cleve. Gegen Frostbeulen an Füßen und Händen ist die Einpinselung mit Jodkollodium empfehlenswerth (1 Theil Jodtinktur auf 10 Theile Kollodium).

Anfragen*).

18): Mein großer weißer Kakadu, der über zwanzig Jahre alt ist, hat seit einem Jahre die üble Angewohnheit, sich die Federn auszureißen, so daß derselbe stets fast völlig nackt ist. Wie ist dem Vogel diese Untugend abzugewöhnen? A. J. in R.

Antworten.

Auf 13): L. Frobeen, Berlin, Lindenstraße 20/21.
K. T.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 22. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

VII.

Die hohe Obrigkeit lehnte mit sorgenvoller Stirn an dem Zaune von kreuzweis gelegten Bohnenstangen, geziert mit mancherlei defekten und buntfarbigen Wäschestücken, und blinzelte, allerhand Unverständliches in den grauen Bart brummend, zu uns herüber, die wir unter den Eichen im Garten des „goldenen Schafes“ am Nachmittage desselben Tages Kegel schoben.

Meister Adam's langer, schlotteriger Körper stak in einem im Dienste verblichenen, ehemals flaschengrünen Uniformsrocke mit blanken Knöpfen und gelben Streifen, welcher nach seinem ganzen Schnitte und namentlich den sehr veralteten Gigotärmeln zu schließen, aus der Werkstatt des hiesigen Dorfschneiders hervorgegangen war. Ueber die Schulter hatte er das schwarzgewichste Bandelier geworfen, in dessen Tasche ein sogenanntes Käsemesser stak mit Stichblatt und Eichel, nach altem französischem Modell, dessen Jugend in die glorreiche Zeit des großen Napoleon gefallen sein mochte, — ein Held, auf Schlachtfeldern ergraut, welcher hier das Gnadenbrod aß. — Auf seinem spitzen Kopf mit den eisenfarbenen, kurzen Haaren saß die unschöne Wachstuchmütze mit dem weit hervorragenden Schirm, der seine überhängenden Brauen beschattete, die ehrlichen alten Augen und das saure Gesicht mit den vielen Falten und Striemen, gebräunt und ledern, aus welchem die sanft geröthete Nase hervorsprang wie der Giebel eines Hauses, und darunter der schmale, starre und unten kurz abgeschnittene Schnurrbart, in dessen schmutziges Grau sich allezeit einige Körnchen Schnupftabak verkrümelt hatten. So lehnte er am Zaun und von seinen Mienen und seinen besorgten Blicken konnte man es ihm deutlich genug ablesen, in welch' einer peinlichen Lage sich der Alte dermalen befand.

Er hatte aber auch die gerechteste Ursache zu allerhand Bedenken, denn daß da drinnen von etwa einem Dutzend Herren in Hemdsärmeln Kegel geschoben wurde, dagegen wäre im Grunde nichts zu „remuneriren“ gewesen, aber daß dabei das braune Bier in Strömen floß und sogar einige kleine Schnäpschen — Steinhäger und Getraidekümmel — verabreicht wurden, das war durchaus gegen alle Regel und Ordnung und seine Pflicht gebot ihm, dieß dem Doktor anzuzeigen.

Solcherlei war in Eichdorff etwas ganz Unerhörtes und nicht zu statuiren, denn wenn das Mode wurde, wo blieben denn da die Erfolge der Kur?! —

Auf der andern Seite aber mochte es Adam auch nicht mit dem Schafwirth verderben, wo er Freibier hatte und im Winter sein Hauptquartier aufschlug, da er selbst Wittwer und seine Kinder alle verzogen waren. Unter den Delinquenten befanden sich überdieß Etliche, die ihm ab und zu ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt und ihm ein freundliches Wort gesagt hatten, und so schwankte er denn zwischen Furcht und Pflicht. — Was sollte er thun in dieser schwierigen Lage? — Selbst die Schnupftabaksdose gab ihm darauf keine genügende Antwort und so stand er da, kopfschüttelnd und bei jedem Glase Bier, das die Wirthin brachte, die komischsten Gesichter schneidend, halblaut gemurmelte Bemerkungen in den besenartigen Bart grollend, und kam nicht zum Entschluß.

Endlich räusperte er sich und rief den barfüßigen flachshaarigen Bengel, den Sohn des Wirthes, herzu, der soeben die Gänse nach Haus trieb. Er bückte sich nieder und sagte dem Kleinen etwas leise in's Ohr, worauf dieser verständnißvoll mit dem Kopfe nickte und sogleich in's Haus lief. Kurz darauf trat dann der goldene Schafwirth in eigener Person heraus und es folgte ein geflüstertes Zwiegespräch. Nach einer kleinen Weile schienen die Worte des Wirthes ihm einzuleuchten, — es war richtig, er brauchte ja von der ganzen Geschichte nichts zu wissen — der Alte nickte einige Male mit dem Kopfe, nahm noch eine Contenanceprise mit dem Gevatter zusammen und drückte sich mit langen, schleichenden Schritten, sich vorsichtig im Schatten der Bäume fortbewegend, seitabwärts.

Ziemlich spät erst trennten sich die Gäste und nicht ohne verabredet zu haben, sich häufiger hier zusammen zu finden. Wir gingen etwas geräuschvoll die Dorfgasse hinunter und begegneten dort dem Baron mit der Flinte auf dem Rücken und seinen zwei Hunden hinter sich, aber mit leeren Ranzen.

Er nickte gnädig herüber und winkte etwas gönnerhaft mit der Hand, was von Einigen aus der Gesellschaft erwiedert wurde, während Karl und ich keine Notiz weiter von dem jungen Stutzer nahmen. Wir begaben uns, nachdem wir uns umgekleidet hatten, auf den Platz vor dem Kurhause, gerade als die Sonne sich hinter den hohen Thalrand verstecken wollte, das heißt zu der Zeit, wo man hierorts zu Abend zu speisen pflegte.

Von allen Seiten flogen die bunten Vögel herzu und schaarten sich um ihre Futterplätze.

In dem sogenannten Tempel saß die Badearistokratie, die Borgs und Gretchen um ihre vornehme Theekanne und die geschmierten Brödchen herum, der Baron bei einem Beefsteak, die Frau von Plettenbrett, Marie Leisegang und Aglalia bei dicker Milch und einer Omelette soufflée. An der langen Tafel unter den Linden speisten die Familien Cornelius, Eschenburg, Stadtraths und so weiter mit ihren zahlreichen Kindern, ihrem Appetit und ihren Geldbeuteln angemessen, das heißt sie ließen sich nichts abgehen; es gab dort Wildbraten, Forellen und Wein ebensowohl als einfachen Schinken mit Eiern.

In der großen Laube am Wege hatte sich der Klatschklub zusammengefunden, die „barmherzigen Schwestern“, wie sie spottweise von uns genannt wurden; bei dicker Milch zumeist. Zerstreut unter den Bäumen soupirten einzeln und in kleinen Gruppen die Wilden. Als wir kamen, waren beinahe alle Tische bereits besetzt und



Die Würger von Paris. Ein Fräulein Hermann besucht einen gewissen Herrn Bonnin.
Originalzeichnung von G. Franz. (S. 297.)

alle Welt rief nach Louis, Fritz und Stienchen, denn ein Jeder wollte zuerst bedient sein, und man ärgerte sich nicht wenig hüben und drüben, daß der lange Tisch — die „Millionärkrippe“, wie Alwinchen Bitter, der Schulräthin älteste Tochter, in christlichem Sinne denselben getauft hatte — von sämmtlichen dienenden Geistern stets am meisten bevorzugt wurde.

Nothgedrungen nahmen wir nach einer kurzen Musterung an einem kleinen Tische Platz neben der großen Laube. Dort fand sich nach einer Weile auch Herr Steinhauer aus Düren zu uns, der ein großes Attachement für Karl gefaßt hatte, und bat um die Vergünstigung, bei uns Platz nehmen zu dürfen.

Er bietet dem Assessor nächstens Brüderschaft an, dachte ich nicht ohne eine kleine Malice, als er sich zu uns setzte und ich Karl's kordiales Wesen bemerkte. Ich halte gern den Unterschied der Stände und des Herkommens aufrecht, ich dränge mich weder zu den Großen, noch kann ich Geschmack daran finden, Leute, die in ihrem Bildungsgrade unter mir stehen, zu mir heranzuziehen, nur um mit ihnen müßigen Scherz zu treiben. Bei mir fand Herr Steinhauer in Folge dessen auch weniger Entgegenkommen.

Wir bestellten unser Abendbrod und gerade als wir dieß thaten, kam der Doktor Schwarz, begleitet von seiner Tochter Gertrud, von seiner naheliegenden kleinen Villa herzu — und zwar dieses Mal zu Fuß und vorherrschend als Mensch, mit einem breiten Strohhut auf der dicken Denkerstirn und in einem langen, bequemen Rock von blauer Leinwand. — Er liebte es, sich bisweilen zwanglos unter seine Heerde zu mischen, ihn trieb vermuthlich auch die Langeweile, der Wunsch nach ein wenig Zerstreuung und Unterhaltung hieher.

Er sah uns sitzen, dicht an seinem Wege, und sprach uns mit einer kleinen, launigen Bemerkung an:

„Doch keine Diätfehler, Herr Stadtrichter? — Bitte, recht auf ihn aufzupassen, Herr von Gunstetten. — Werde Ihnen nächstens eine interessante Mittheilung machen können.“

„Ich bin sehr gespannt, Herr Geheimerath,“ erwiederte Karl mit einem eigenthümlichen Lächeln und einem Blick auf mich. „Thue mein Möglichstes unterdessen.“

„Interessante Mittheilung, — haben Sie das gehört?“ hörte ich es daneben in der großen Laube hin und her wispern und vernahm ein unterdrücktes Kichern.

Ich bemerkte auch, wie jene barmherzigen Schwestern neugierig zu uns herüber blickten, da aber weder Wienchen noch Mienchen des Ansehens werth waren mit ihrem dreisten Anblicken und den wahrhaft furchtbar entwickelten Kauwerkzeugen, so ließ ich meine Blicke auf des Doktors blondem Trudchen ruhen, die uns verstohlen unter den gesenkten Wimpern hervor betrachtete, während sie etwas rückwärts hinter ihrem Vater stand und so schüchtern aussah, als könnte sie nicht bis Drei zählen.

Wir Beide hatten damals noch keine Ahnung davon, in welchem Maße jene Damen sich für uns interessirten. Der Doktor hatte mich als einen Schwerkranken, den Assessor aber als edlen Menschenfreund den Leuten hier geschildert. Dieß allein würde uns nun zwar noch kein besonderes Relief gegeben haben, aber weil wir einige Male Champagner tranken und gut lebten, hatte der kleine Schwätzer die Mähre ausposaunt, wir wären Beide steinreich, daneben ausgezeichnete Juristen, liebenswürdige, geistreiche Männer, die unfehlbar Carrière machen würden, mit einem Worte, wir wären Partieen und ich überdieß suchte eine Frau.

Eines Mehreren bedurfte es nicht, um uns die ganz besondere Beachtung der ganzen Badegesellschaft und vor Allem der Sippe der barmherzigen Schwestern einzubringen.

Wir erfuhren erst später, welch' einen Streich uns der Doktor gespielt hatte, daß es seine Art war, es ähnlich mit den meisten seiner Patienten zu machen, und daß im Grunde Eichdorff ein großes Heirathsbureau sei. Hinterher, als ich dieß aus dem Munde Jost's, des Barbiers, gelegentlich vernahm, wurde mir es denn auch klar, weßhalb ich ganz besonders der Gegenstand von allerhand kleinen Aufmerksamkeiten seitens etlicher der anwesenden Damen war, warum ich so häufig vielsagende Blicke und halbe Worte auffangen mußte von Gretchen Zitzewitz, der Leisegang und vor Allem von Mienchen und Wienchen Bitter, warum man sich überstürzte bei den wöchentlichen Tanzgesellschaften, um mich zu holen, wenn Damenwahl war, und woher die vielen kleinen und großen Bouquets kamen, welche ich häufig unter meiner Serviette und auf meinem Frühstücksplatze fand. — Soll ich indiskret genug sein, um zu gestehen, daß selbst anonyme Gedichte sich bis zu mir verirrten, und war es nicht unverantwortlich von dem Assessor, daß er mich auf diese Weise geradezu lächerlich machte? —

Der Doktor verließ uns und ging mit seinem Töchterlein, dem getreuen Abbilde seiner selbst, aber in sehr verschönertem Maßstabe, mit einem Gruße und Kopfnicken an der langen Laube vorüber und begab sich sodann direkt hinüber nach der Millionärkrippe, an welcher er nach einigen Begrüßungen und Händeschütteln Platz nahm.

„Ohne Umstände, — keine Komplimente, Doktor!“ hörte man die laute, tönende Stimme des Konsul Eschenburg. „Was befehlen Sie, — Rheinwein oder Medoc, Doktor?“

Während dieser selbst der Einladung Folge leistete, hüpfte Trude, seine blonde, blauäugige Tochter, schnell hinüber nach dem Tempel und begrüßte sich dort mit Grete Zitzewitz, mit Aglalia und den anderen jungen Damen, welche sie der Reihe nach küßte und umarmte.

Der Baron erhob sich mit Eifer, um ihr Platz zu machen, aber mit einem ziemlich schnippischen: „Ich danke!“ nahm Doktors Trude sich einen Stuhl auf der andern Seite des Tisches und setzte sich neben die Frau Kammerherrin.

Ich beobachtete das Alles aus Mangel an anderer Zerstreuung, indem ich meine Kotelette verspeiste, während der Assessor mit Herrn Steinhauer alsbald wieder eine ziemlich animirte Unterhaltung begann.

Ich fing nebenbei auch, — ich mochte wollen oder nicht — allerhand Bruchstücke auf von Gesprächen, welche an den verschiedenen Nebentischen geführt wurden, denn man sprach nicht eben leise hierorts. Ich vernahm des Konsuls dröhnende Stimme von links, des Barons näselnde Bemerkungen und Trudens Geschäkere von rechts und überdieß noch die ganze Unterhaltung in der großen Laube neben mir.

„Sie irren, Doktor, die Sache verhält sich ganz anders,“ hörte ich die Stimme des Konsuls ausrufen.

„Aber ich bitte — ich bitte recht sehr!“ replizirte eifrig das feine Stimmchen des Angegriffenen, „ich muß das wissen, denn ich praktizirte damals gerade in Detmold und die Geschichte passirte mir selbst.“

„So!“ erscholl es vom langen Tische herüber, und es folgte dann eine allgemeine und sehr laute Heiterkeit, während im Tempel Trude lebhaft auf irgend etwas erwiederte:

„Ja wohl, gnädige Frau, der reitende Bote war hier, es sind zwölf Pfund Forellen befohlen und ebensoviele Leberkarpfen für die fürstliche Tafel zu übermorgen — Jonas sagte, man erwarte hohen Besuch und es gäbe einige große Feten in Folge dessen.“

„Ach Gott bewahre,“ hörte ich dazwischen durch die scharfe Stimme von Alwine Bitter in meiner nächsten Nähe, und als ich in Folge dessen hinüberschaute, sah ich deren ganzes Gesicht vor Schadenfreude und Eifer buchstäblich leuchten und die weißen Reihen ihrer außerordentlich entwickelten Kauwerkzeuge blitzen, die so manchen guten Ruf schon erbarmungslos zermalmt hatten. „Sie waren ja gar nicht einmal ordentlich verheirathet, Frau Stadträthin!“

„Alwine!“ warnte die dicke Mama mit besonderer Betonung und hörte einen Augenblick auf zu löffeln, um ihrer Tochter einen warnenden Blick zuzuwerfen und dann ihr Auge blitzschnell und bedeutungsvoll über Frau von Eckstein hinweg gleiten zu lassen, aber zu spät, denn einige von jenen barmherzigen Schwestern kreischten schon laut auf vor Freude.

„Aber was ist denn nur da dabei,“ replizirte Wienchen sehr determinirt und bewegte heftig die Schultern. „Man wird doch wohl noch das Kind beim rechten Namen nennen dürfen!“

„Natürlich, natürlich, meine Liebe,“ riefen die Uebrigen mit glänzenden Augen. „Also wirklich? — Kein Trauschein und vier Kinder? — Oho! . . . Unterm Freiheitsbaum. — Ei, wer hätte das gedacht von der hochnäsigen Person!“

„Ach, — und das ist noch lange nicht Alles,“ fiel nun auch Mienchen Bitter eifrig dazwischen. „Denken Sie sich nur —“

„Miene — daß Du Dich nicht unterstehst!“ rief die Mutter hochroth und mit einem Versuche, sich zu erheben, aber die Autorität der Dame über ihre Kinder ließ viel zu wünschen übrig.

„So sei doch nur nicht so lächerlich, Alte, — was hast Du denn nur heute mal wieder?“ entgegnete das Mädchen mit einer mehr charakteristischen als passenden Geste.

„Ich sage Dir, Mädchen!“ rief die Mutter noch einmal.

Aber die Augen der übrigen Damen leuchteten schon zu ungeduldig. —

„Na, mein Jott, — so lassen Sie sie doch man sprechen,“ drängte Frau Ehemann und rückte näher heran. Auch die Uebrigen steckten schnell die Köpfe zusammen und drängten sich herzu wie die Hühner um einen Brocken.

Mienchen warf zwar noch einen Blick auf die mit fest zusammengepreßter und finsterer Stirn dasitzende Mama, doch schon besiegte die unwiderstehliche Lust, den lieben Nächsten zu rädern, alle anderen Bedenken.

„Na ja, — so hören Sie denn, mir sagte nämlich die eigene Schwester, — freilich jetzt will sie's nicht mehr Wort haben, — aber,“ — hier sank ihre Stimme herab zu einem leisen Flüstern und wurde für mich unverständlich, ich sah es nur an ihrem Eifer zu erzählen und an den Gesichtern der Zuhörenden, daß die Geschichte sehr interessant sein mußte.

Ein- oder zweimal schrie das Auditorium leise auf vor Vergnügen, zuletzt aber erfolgte ein allgemeines Aufkreischen, welches aber plötzlich sich in einen Schrei des Schreckens verwandelte. Ein jähes Auseinanderfahren, erschrockene Gesichter und dann eine Flut von Vorwürfen und Grobheiten, als ganz unverhofft zwischen den Schultern zweier Damen das schadenfrohe, hochgeröthete Gesicht des Herrn Heinzmann aus Dresden zum Vorschein kam.

„Ach du mein Himmel! — habe ich mich aber erschrocken! — Nein, das ist schändlich, das ist unerhört!“ so riefen sie Alle durcheinander, mit heftigen Gestikulationen, die Schulräthin und besonders Alwienchen sah mit einem Male sehr verlegen aus und von Mienchen wußte man nicht recht, ob sie anfangen würde zu weinen, oder dem Indiskreten einfach mit ihren Nägeln die Augen auskratzen würde.

„Ei, ja, ja doch!“ rief Herr Heinzmann lachend und rieb sich vergnügt die Hände, als er bemerkte, welchen Schrecken sein plötzliches Erscheinen hier hervorbrachte. — „Ich sah Sie nämlich da Alle so einmüthig bei einander und da bin ich ganz behutsam ein bischen näher herzugegangen, weil ich Ihnen sehre neugierig bin für gewöhnlich, und gerne hören wollte, was Sie sich so Angenehmes hier erzählten. Ne aber so was lebt nicht mehr! — Also wirklich, Fräulein Mienchen — also wirklich, und der Bediente hat es gesehen?“

„Herr Heinzmann!“ rief das Mädchen mit glühenden Blicken und trat drohend und mit erhobenen Händen einen Schritt näher an Jenen heran.

„Herr Heinzmann!“ rief auch die dicke Mutter und erhob sich wie eine gereizte Henne, welche ihre Küchlein vertheidigen will. „Sie handeln nicht wie ein Mann von Anstand — von Ehre! — Wer gibt Ihnen das Recht, uns zu belauschen? . . . Pfui, schämen Sie sich was!“

„Nicht wahr, — das ist aber wirklich zu stark — das verdient Strafe,“ rief die Stadträthin dazwischen, welche wüthend war, daß sie um die Pointe betrogen war, während die Frau von Eckstein der Frau Ehemann schadenfroh in's Ohr flüsterte:

„Da sehen Sie's, meine Liebe, daß ich Recht hatte, Sie vor diesen Leuten zu warnen.“

„Kleinstädtisches Volk, welches sich zu die Aristokratie herandrängt, — die Schleppe trägt und hernach, wenn man sie links liegen läßt, ihnen den guten Namen abschneidet . . . Ja, Sie haben ganz Recht, gnädige Frau,“ entgegnete Frau Ehemann und griff nach ihrem Strickbeutel.

Ich sah den verständnißinnigen Blick der Frau von Eckstein und den zwischen Beiden ausgetauschten Händedruck und hörte diese erwiedern:

„Die sollten sich doch nur an ihrer eigenen Nase fassen. — Der Vater war ein geachteter Mann, aber diese Damen da, — nun, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was mir ein Herr aus Gotha über sie erzählte und namentlich von der Mienchen da! . . . ha! — Wofür bekam denn Die die vielen anonymen Geschenke?“

Hier hatte ich genug — ein Gefühl des Ekels ergriff mich. Ich hielt mir beide Ohren zu...

Welche Menschen! — Da sehe ich mir lieber des Doktors Trudchen an. Ganz der Vater, aber trotzdem nicht ohne Reize! — Sanfte Taubenaugen und ein Teint wie Milch und Blut, ein flachshaariges, behäbiges kleines Fräulein, mit zierlichen Bewegungen und den niedlichsten Händen und Füßen. — Feine Taille und schön gerundete Schultern und dabei haben ihre Augen etwas Besonderes, einen gewissen Aufschlag, eine Art von Schmachten. — Kleine Kokette, — hm! — wie sie ab und zu hier herüberschaut! . . . Und was hat sie denn nur eigentlich mit dem Baron? — Sie antwortet ihm kaum. — Es scheint da nicht Alles ganz in Ordnung zu sein . . . Eine Art von Kriegszustand, — nun das kommt ja vor.

Ich hatte meine Ohren wieder freigegeben. In der langen Laube war es bedeutend stiller geworden, dasjenige, was ich aber jetzt in nächster Nähe vernahm war auch nicht gerade erbaulich.

„Die Hauptsache, mein lieber Freund, ist die, daß man etwas aus sich zu machen weiß. Betrachten Sie diese Erde, wie eine große Menagerie, in der ein Jeder das Thier ist, das er vorstellt, und zwar je mehr, je besser er dieß thut," so belehrte Karl den etwas blöde und mit offenem Munde dasitzenden Kaufmannsjüngling, der seinen Eierkuchen kalt werden ließ, um aufmerksamer zuzuhören. „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, und wer nicht sein Anlagekapital riskirt, der wird niemals ein reicher Mann werden."

„Ganz gewiß, Herr Assessor," erwiederte Jener.

„Na, — das sehen Sie also ein. — Denn munter an's Werk. Suchen Sie sich nur die Rolle aus, welche die passendste ist, um Ihren Zweck zu erreichen, sein Sie vorläufig mal ein bischen der liebenswürdige Kerl, angenehmer Schwerenöther, das gefällt den Weibern, — heucheln Sie womöglich ein wenig den Don Juan und tragen Sie ordentlich auf. Treten Sie aus dieser unfruchtbaren Reserve hervor. — Bei Ihren Gaben, mein lieber Herr Steinhauer, kann's Ihnen unmöglich fehlen."

Herr Steinhauer sperrte Mund und Nase auf und erröthete wie ein junges Mädchen bei den letzten Worten.

Ich war entrüstet, ich warf dem Assessor einen verweisenden Blick zu, der aber völlig unbeachtet blieb.

„Sehen Sie sich zum Beispiel einmal ein bischen den Baron von Greifenkron da drüben an, den nehmen Sie sich zum Vorbilde, der sitzt mitten drin wie die Made im Speck, das kommt daher, weil er es versteht, den Weibern zu gefallen und zu klappern mit dem Blech in seiner Tasche."

„Ja freilich, Herr Assessor, aber das ist auch ein Baron, und sehr reich obendrein," erwiederte Herr Steinhauer mit einem Seufzer.

„Reich? — was heißt reich? . . . und wer weiß, wer von Ihnen Beiden der Reichere — ist? . . . Unter uns . . . ganz im Vertrauen (hier legte Karl plötzlich die Gabel hin für einen Augenblick und neigte sich zu dem Andern hinüber), wie viel find es?"

‚Wie so, Herr Assessor?" rief Jener überrascht.

‚Nun — ich meine die Erbschaft von der Tante."

Es war wirklich unerträglich. — Und dazu mußte man nur sehen, wie die Frauen in der Laube nebenan wisperten und voller Neugierde die Köpfe zusammensteckten, wie sie die Beiden beobachteten.

Die Intimität zwischen Karl und jenem jungen unbedeutenden Manne gab ohnehin dem Badepublikum schon Stoff genug zu allerlei Bemerkungen. Ich saß wie auf Kohlen, aber ich wußte, mein Einschreiten hätte die Sache nur noch schlimmer gemacht, denn eher könnte man einen störrischen Maulesel lenken, wie den Assessor.

„Sechstausend," flüsterte Herr Steinhauer mit niedergeschlagenen Augen zurück.

„Ah! — Ohne Uebertreibung?" frug Karl.

„Auf Ehre und Seligkeit."

„Heißt doch nicht Mark?"

„Nein, Thaler . . ."

„Bon, — vortrefflich!" sprach Karl plötzlich mit großer Befriedigung. „Nun geben wir einmal Obacht: der Heirathsthaler zu zwei bis drei Silbergroschen gerechnet — das ist ja so der gewöhnliche Kurs — das macht netto Sechzigtausend; — hübsche Summe, wie?"

„Aber, — Herr Assessor!" bat der Handlungsbeflissene mit großen Augen.

„Ruhig! — Maßen Sie sich an, klüger zu sein wie andere Leute, die die Sache besser verstehen?"

„Aber wirklich . . . Herr Assessor!" flehte der Jüngling, so roth wie ein Krebs.

„Na, — machen Sie keine Schwierigkeiten," entgegnete Jener hartnäckig und schüttelte energisch den Kopf, — „ich meine nicht als Kaufmann, aber als Heirathskandidat sind Sie Sechzigtausend schwer, unter Brüdern. — Sie gestatten nun, daß ich, nachdem ich informirt bin, Ihre Sache ein wenig in die Hand nehme, daß ich dem Publikum diskreter Weise einen Einblick verschaffe in Ihre Verhältnisse — das Uebrige findet sich dann von selbst."

Ich blickte vorwurfsvoll, ja beinahe erschrocken auf.

„Also abgemacht! — Werden Sie vor allen Dingen erst einmal sich Ihres vollen Werthes bewußt und treten Sie demgemäß auf. So, — sicher; spielen Sie Ihre Rolle. Verschwenden Sie ein wenig und mit Ostentation."

„Den geehrten Herrschaften erlaube ich mir die ergebenste Mittheilung zu machen, daß heute Abend mit obrigkeitlicher Bewilligung ein kleines Feuerwerk hinten im Park von dem Unterzeichneten abgebrannt werden wird, wozu ich hiemit im Voraus eingeladen haben möchte. Kosten werden nicht verursacht."

Ich blickte auf, um zu sehen, woher diese Unterbrechung kam, und sah den Baron auf einem Stuhle stehen, mitten auf dem Rasenplatze, und diese schöne Anrede halten. Als er geendet hatte, sprang er unter dem schallenden Applaus der Anwesenden herunter und begab sich zurück an seinen Platz.

„Da sehen Sie's, blöder Jüngling — so macht man das! Feuerwerk, so was gefällt den Frauen und gibt Einem Relief. — Das Geld für solches Zeug ist nicht fortgeworfen. — Sehen Sie nur einmal die freundlichen Gesichter überall, die ihm entgegenblicken, der brauchte nur zu winken — gleichviel ob Idchen, Mariechen oder Wally!"

„Ah!" seufzte Herr Steinhauer.

„Also frisch an's Werk. — Das Eisen geschmiedet, so lange es warm ist, und deßhalb rufen Sie jetzt gleich einmal mit lauter, vernehmlicher Stimme nach dem Kellner und bestellen Sie drei Flaschen Champagner."

„Drei Flaschen Champagner!" rief der blonde Kaufmann ganz erschrocken und starrte den Assessor ungläubig mit seinen gutmüthigen, treuherzigen, blaugrauen Augen an, als glaube er nicht recht gehört zu haben.

„Aber lieber Karl, ich bitte denn doch sehr," — ermahnte ich den übermüthigen Unheilstifter.

„Ruhe! — Drei Flaschen Sekt, keine weniger," befahl Karl. „Und hernach halten Sie eine Rede."

„Aber Herr Assessor!"

„Ruhe, sage ich! — Eine Rede und erklären den Leuten hier, daß Sie gesonnen seien, an diesem schönen Abende eine kleine gemüthliche Erdbeerbowle zu brauen zum Besten der Menschheit, und fragen an, wer etwa Lust hat, sich an diesem Vorhaben zu betheiligen. — Erfolg garantirt. — Wir Beide, ich und mein Freund, sind natürlich die ersten auf der Liste. Also Ströme von Erdbeerbowle! — Vorwärts!"

Ein heller Schein glitt plötzlich über des jungen Menschen Züge und er nickte verständnißvoll.

„Ah! Sie verstehen's," flüsterte er bewundernd und rief dann wie enthusiasmirt gleich hinterher so laut nach Louis, daß ihm beinahe die Stimme überschnappte und alle Leute sich verwundert umschauten.

„Louis, — drei Flaschen Moët für mich und setzen Sie dieselben in's Eis!"

Allgemeine Sensation! — Herr Steinhauer . . . war er übergeschnappt, Herr Steinhauer bestellte drei Flaschen theuren Champagner? Die Damen nebenan sowie die Herrschaften im Tempel machten lange Hälse und selbst an der Millionärkrippe hörte man den Senator sagen:

„Sapperlot — der junge Herr hat einen großen Durst, Doktor, der gebraucht Ihre Kur gehörig."

Der Doktor erhob sich in Folge dessen hastig und trat an unsern Tisch heran.

„Junger Herr! . . . ei, ei, — mein liebwerthester Herr Steinhauer!" rief er mit erhobenen Armen, „sind Sie denn ganz — ja gänzlich desperat geworden? Moët und Chandon ist zwar ein herrliches Gewächs und bekommt dem Leibe wie der Seele — ja — dem Leibe und der Seele, aber gleich drei, sage drei Flaschen auf einmal, — o, o, o — daraus wird nichts, — hören Sie, Louis — daraus wird nichts!"

Hiermit wollte er Herrn Heinzmann beim Arme erwischen und ihn festhalten, aber Karl trat dazwischen und parirte diesen Angriff, und Herr Steinhauer, nun einmal im Zuge, benützte den günstigen Moment, um ganz roth vor Bewegung und Eifer auf denselben Stuhl zu steigen, den der Baron soeben erst verlassen, um genau die Rede zu halten, die der falsche Freund ihm soeben eingeflüstert hatte. Der Erfolg derselben, trotz des stockenden, oft sich sogar verwirrenden Vortrages, war ein geradezu glänzender.

Kaum hatte nämlich Herr Steinhauer ausgesprochen, so erschollen einige vereinzelte Bravos; einige Herren erhoben sich, Rufe wurden laut: „Ja, — Erdbeerbowle, — einen gemüthlichen Abend machen! — Feuerwerk und Erdbeerbowle. — Bravo, bravo!" — — Diese Rufe mehrten sich schnell, an der Millionärkrippe wurde man lebendig und an den einzelnen kleinen Tischen. Es war ja auch so ganz der Abend für eine kühle Bowle — Sternenschein, Lindenduft und Glühwürmchen im Gebüsch — kein Lüftchen regte sich. Ach! und allzuviel Abwechslung gab's hier ja gerade auch nicht.

„Das wird aber gewiß eine theure Geschichte, wenn die Herren so viel Champagner hineinthun!" erscholl vom Tempel her die Stimme des Kammerjunkers herüber und dieser selbst trat unter dem Dache hervor in's Freie.

Ich sah den Assessor sich schnell seinem Werkzeuge nahen und demselben etwas in's Ohr flüstern.

„Meine Herren, wenn Sie es mir gestatten, den Champagner zahle ich; ich feiere nämlich heute meinen Geburtstag, und da wollte ich mir erlauben —"

Herr Steinhauer kam gar nicht bis zu Ende, das Bravorufen der versammelten Menge verschlang den Rest seiner Worte, und Alle, und selbst die Damen eilten herzu, um ihre Theilnahme anzukündigen, so daß der Doktor sich gemüßigt sah, der kleine Wichtigmacher, nun ebenfalls auf einen Stuhl zu steigen und in die erregte Menge hineinzurufen:

„Aber Alles mit Maß und Ziel, meine Theuren. — Alles mit Maß, — vergessen Sie ja den Doktor nicht — der ist außerordentlich strenge, meine Liebwerthen!"

Ueberraschung auf Ueberraschung!

In die vereinzelten Bravos, welche diese Ansprache belohnten, mitten hinein erklang plötzlich der entfernte Ton eines Posthorns.

Wie durch einen Wink mit dem Zauberstabe beruhigte sich urplötzlich hiedurch die auf und nieder wogende Gesellschaft. — — Eine Extrapost! . . . Welch' vornehme Fremde waren im Anzuge? . . . Die schnell erwachte Neugierde hatte die Wirkung des Oels, welches auf die erregten Wogen geschüttet wird, man machte lange Hälse, man horchte und begab sich schnell in die Nähe des Gitters, um die Reisenden ankommen zu sehen. — Das war allemal ein Fest. Der Doktor schmunzelte und war einer der Ersten am Zaun. Er stand ganz in unserer Nähe und in der der „barmherzigen Schwestern".

Das „Schier dreißig Jahre bist du alt" klang weit hinaus in den köstlichen Sommerabend und hallte dreifach wieder von den Lehnen der Berge, es erinnerte mich an so manche frohe Fahrt, an so manche glückliche Stunde, die ich einst verlebte, — damals, als ich noch . . . doch still von der Vergangenheit — die geht nur mich an.

Ich saß am Tisch und schaute an der langen Laube vorbei, hinüber nach der Allee, unter deren Baumkronen die Schatten der Dämmerung schon tiefer lagen, als hier draußen im Freien.

Auch mich erfaßte ein wenig von der Neugierde der Uebrigen.

Das Posthorn schwieg, durch die Stille des Abends vernahm man schon das Rollen der Räder eines schnell herankommenden Wagens, erst dumpfer, dann immer deutlicher ein Rasseln und Klirren. Jetzt schnaubte ein Pferd, Hufschlag erklang, ein dunkler Gegenstand bog dort oben um die Ecke.

Der Wirth, die Kellner und der Hausbursche, Stienchen und Dörte, sie Alle standen schon erwartungsvoll draußen vor der Thür. — Wer mit Extrapost nach Eichdorff kam, der mußte Geld haben, der konnte nur im Kurhause absteigen, natürlicherweise.

Jetzt erkannte man einen offenen Wagen mit zwei Pferden davor und den Postillon auf dem Bocke in seiner gelben Jacke und den Federstutz in den Landesfarben am blanken Hut. — Ein Geflüster ging durch die Reihen der weiblichen Zaungäste, — sie wisperten sich ihre Bemerkungen zu, und ihre Hälse reckten sich länger, — dann trat ein kurzer Moment des Schweigens ein, dem ein Gemurmel der Entrüstung und etliche vereinzelte Ausrufe folgten. — Einige Damen stoben davon, machten aber gleich wieder Kehrt.

Große allemeine Sensation!

„Na — das ist stark!" hörte ich die Schulräthin herausstoßen und daneben rief Mienchen's scharfe Stimme schadenfroh und enttäuscht zugleich: „Das ist ja, . . . hohohoho! . . . das ist ja Der ihr Judenbengel . . . der unverschämte Kerl!"

„Aha — die Frau Gräfin bekommt Besuch," murmelte und lachte die Menge. Etliche aus derselben, die älteren Herren und Damen, traten von dem Zaune zurück und begaben sich zu ihren Plätzen, während die Uebrigen längere Hälse machten wie je.

„Das kommt jetzt schon mit Pauken und Trompeten," piepte Gretchens feines Stimmchen spitz und der Doktor fiel mit großer Würde ein:

„Die alte Geschichte, Fräulein von Zitzewitz: je häßlicher wird ihr Gesicht, je mehr sucht sie des Tages Licht!"

„Es ist ja aber bereits schummrig," erwiederte Frau Ehemann mit einem Lachen, das wie ein kleiner Krampfanfall herauskam und zu der Annahme berechtigte, daß sie Goethe's Faust nicht kannte.

„Vortrefflich, liebe Frau Ehemann, ganz vortrefflich! — O, Sie haben einen liebenswürdigen kleinen Schelm im Nacken," rief der Doktor etwas echauffirt

und focht mit den Aermchen herum. — „Da, — da ... haben Sie gesehen?“

Abermals hörte man allerhand verworrene Laute und Worte, auch einige halb unterdrückte Aufschreie dazwischen, — die Damen in der langen Laube waren in einer geradezu unerklärlichen Aufregung.

„Welche Effronterie! — na, das ist stark ... unverschämtes Volk!“ dergleichen vernahm man von den Lippen der Damen, es knatterte nur so wie ein Pelotonfeuer, es regnete böse Blicke und spitze Pfeile, dort hinüber.

„Hihihi! ... nur ruhig, meine Damen ... Die Frau Gräfin“ (er betonte diesen Titel ganz eigenthümlich) „kann sich das schon erlauben. Hihihi! — Nur ein Verwandter jedenfalls!“ höhnte der Doktor, rieb sich krampfhaft, wobei der Mund von einem Ohr bis zum andern reichte, die fetten Händchen.

„Verwandter?“ rief Frau von Eckstein mit einem Blicke, der verschämt sein sollte, auf ihre stattliche Büste herabsehend, „pfui Doktor!“ während Trudchen ihres Vaters Arm erfaßte und mit wirklich naivem Vorwurfe in Blick und Worten zu ihm sagte:

„Aber Papa — sie gab ihm doch nur einen Kuß und vielleicht ist es ja ihr Mann!“

Ein allgemeines und stürmisches Aufkreischen und Auflachen war die Folge dieser Bemerkung.

„Zu naiv! — wahrhaftig reizend! ... noch nicht dagewesen!“ ... klang es durcheinander, aber es mischte sich auch ein ziemlich laut geflüstertes „alberne Gans“ dazwischen. Der Papa wurde plötzlich ernst, legte sein Gesicht in würdige Falten, hielt seinem Kinde die Hand vor die Augen und führte es hinweg.

„Gottlob, — sie spricht, wie sie es versteht! ... Der Himmel erhalte Dir Dein unschuldiges Gemüth, meine Tochter!“ — sprach er salbungsvoll und sah uns an.

Es war das wahrhaft rührend und Trude wurde roth bis über beide Ohren.

Was aber war die Ursache zu dieser allgemeinen Kundgebung, zu dieser Flut von Unwillen und sittlicher Entrüstung, die sich so energisch Luft machte bei den Badegästen Eichdorffs?

(Fortsetzung folgt.)

Zarewitsch Alexander und seine Gemahlin.

Eine Zeitlang schien es, als ob im Norden, in Rußland, eine recht feindselige Stimmung gegen Deutschland herrschte, und man war gespannt darauf, welche Schritte die russische Regierung unternehmen würde, um das etwas erschütterte Gleichgewicht in den freundschaftlichen Beziehungen der beiden großen Staaten herzustellen. Da erklärte der Zarewitsch, der Großfürst-Thronfolger, das Stürmen in Petersburg und Moskau für Zeitungsgewäsch, und weil gerade an seinen Namen sich diese Gerüchte, als wäre er ein Feind Deutschlands, hefteten, so beschloß er, einen Freundschaftsbesuch mit seiner Gemahlin am deutschen Kaiserhofe zu machen. Er wollte thatsächlich dadurch alle diese falschen Meinungen in Bezug auf seine Person und die russische Politik widerlegen. Das Fürstenpaar hat bei seinem Erscheinen am Hofe in Berlin und in der Oeffentlichkeit den günstigsten Eindruck gemacht, und Vorurtheile, die gegen ihn vielleicht herrschten, sicher zerstreut.

Wir bringen hier das Bild jenes Fürsten, der berufen ist, einen der mächtigsten Throne der Welt einzunehmen, und dessen politische Stellung einst für die Gestaltung der politischen Verhältnisse Europas, des Orients und Indiens von der größten Bedeutung sein wird.

Alexander Alexandrowitsch, welcher jetzt im vierunddreißigsten Jahre steht, wurde 1865 durch den Tod seines Bruders Nikolaus Thronfolger und vermählte sich mit dessen Braut, der Prinzessin



Zarewitsch Alexander.



Maria Feodorowna.

Dagmar, der schönen Tochter des Königs von Dänemark, welche ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Er ward General der Infanterie und der Kavallerie, kommandirender General des Gardekorps und Hetman sämmtlicher Kosakentruppen. Im Krieg gegen die Türkei 1877 kommandirte er den linken Flügel der Donauarmee und zeichnete sich namentlich in den letzten Septembertagen und im Oktober gegen Suleiman Pascha aus, den er endlich am 12. Dezember, nachdem er sechs Angriffe desselben abgeschlagen, über den Lom zurückwarf. Nach dem Uebergang der Russen über den Balkan kehrte der Thronfolger nach der Hauptstadt zurück.

Der Großfürst gilt als ein offener, ehrlicher Charakter, der mit seiner Meinung nicht zurückhält und sich liberalen Tendenzen zuneigt. Die Großfürstin ist eine fein gebildete Dame, die am Hofe ihres Vaters eine vorzügliche Erziehung genossen und namentlich ihrem Gemahl ein behagliches Heim zu schaffen sucht. Das Familienleben des Thronfolgerpaares gilt als ein wahrhaft musterhaftes und trägt nicht wenig zur Achtung bei, die man dem Großfürsten und seiner liebenswürdigen Gemahlin im weiten Zarenreiche entgegenbringt.

Der Wunsch, daß dieß angebahnte freundliche Verhältniß unserer Kaiserfamilie auch zum jungen Zarenhofe als ein dauernd glückliches sich bewähren möge, wird in Deutschland sicher allgemein gehegt, und der Besuch hat manche Wolken, die den politischen Horizont verfinsterten, verscheucht und, wie wir hoffen, auf lange Zeit verscheucht.

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

B. Vadier.

(Fortsetzung.)

III.

Es ist vier Uhr, die Nacht bricht an, ich friere, mein Magen fängt an sich zu beklagen. Ich eile nach Haus; ich glaube, ich habe in meinem Schubfach noch ein Stück Brod von gestern. Ich trete in die Hausthür.

„Herr Paul, es ist ein dicker Brief da.“

Und die Aufwärterin übergibt mir ein Päckchen, das den Poststempel Paris trägt. Das Herz schlägt mir, ich fühle es an, richtig, es ist mein Manuskript, das man mir zurücksendet ... Ach!

Ich steige die fünf Stockwerke zu meiner Wohnung empor, ich zünde den Rest einer Kerze an und erbreche das Paket. Mein Manuskript kommt hervor und zugleich ein Brief von Herrn Vergette. Mein Athem stockt, ich habe kaum den Muth, ihn zu lesen.

Ich habe ihn gelesen, ach, ich habe ihn Wort für Wort, Sylbe für Sylbe einmal, zweimal, dreimal gelesen. Und was sagt dieser Verleger, was wagt er zu schreiben? Der Himmel mag dieß ihm einst vergeben, ich kann es niemals.

Er schreibt, daß mein Roman nichts werth sei, gar nichts. Erfindung, Vortrag, Alles nichts nutz. Dann fügt er hinzu, daß mein größtes Unrecht sei, unbekannt zu sein und daß deßhalb Niemand es übernehmen könne, ein Buch von solch' einem Menschen der Oeffentlichkeit zu übergeben, selbst wenn dieß ein Meisterwerk wäre; er schließt, und dieß soll ohne Zweifel eine Wirkung der Versöhnung, des Trostes sein, mit der Wendung, daß, sobald ich einst berühmt sein werde, er sich glücklich fühlen würde, wenn ich wieder zu ihm käme. Es sind dieß nicht gerade seine eigenen Worte, nicht direkt seine Worte, aber es ist der Sinn seines Briefes und er zeichnet Prudent-Vergette. Der kluge Vergette! Ich mag nicht schildern, was ich empfand, aber mein Stillschweigen werden Sie begreifen, welche Romane verfaßt und dieselben vom Verleger als unbrauchbar zurückbekommen haben.

Allerdings, mir bleibt noch der Trost. Ich kann mir sagen: weßhalb soll Herr Prudent unfehlbar sein? Der Herr Prudent ist ein Narr; aber verschafft dieß meiner alten Wärterin Brod?

Die arme Nanon! Ich sehe sie vor mir, sie sitzt in ihrer



Sommerleben am Niagarafall. Originalzeichnung. (S. 299.)

Bodenkammer, einem ärmlichen Stübchen, flickend an dem dünnen, abgetragenen Kattunröckchen. Meine fünfhundert Franken, — das bedeutete für sie ein wollenes Kleid, einen Tuchüberwurf, Holz, Kohlen, Kaffee, Wein. Was werde ich ihr zu Weihnachten schenken? Wird sie nicht glauben, ich sei undankbar? denn sie ist, wie sie das mir so oft gesagt hat, der Meinung, daß ich mit meinem Verstand, das sind ihre eigenen Worte, sehr viel Geld haben könnte, wenn ich nur wollte.

Mein Magen meldet sich, ich verspüre ein unangenehm nagendes Gefühl, ich ziehe die Schublade hervor und finde das Stück Brod nicht mehr, auf das ich gerechnet hatte. Jetzt erinnere ich mich, daß ich es den Sperlingen, die sich auf mein Fensterbrett setzten, gestreut habe. Sie piepten so traurig. Wenn Herr Vergette meinen Roman verlegt hätte, konnte ich mir den Luxus erlauben, alle Sperlinge des Stadtviertels zu nähren. Ich würde mich nicht mit Brodkrumen begnügt haben. Mein Herz voll Glück hätte mich veranlaßt, mein Dach mit allen Arten von Körnern zu bedecken. Welch' bittere Täuschung! Wieder ein süßer Traum zerstoben. Ich sitze hier und habe kein Abendessen, und meine geflügelten Gäste werden morgen nicht frühstücken. In's Feuer! in's Feuer! verwünschtes Heft, du hast mir nichts als Kummer und Sorgen bereitet.

Ich zünde meinen Roman an dem Wachslicht an und werfe ihn in den Kamin. Er brennt langsam, langsam, wie ungerne; die Seiten drehen sich zusammen, einige Wörter heben sich hervor, sie liegen dunkel auf dem heißen rothen Grunde; ich lese: Liebe, Freundschaft, Ruhm! Ich hatte dieß vielmals in meinem Roman geschrieben. Die Glut erlischt, es ist nur noch die schwärzliche Asche übrig geblieben. Der Nordwind, der durch das schlecht schließende Fenster weht, wirbelt sie empor und streut sie in's Zimmer. Der Roman ist fort, aus der Welt.

Habe ich das geahnt, als ich dich an jenem glücklichen Abend schrieb, die Finger vor Kälte erstarrt, das Herz aber voll heißer Gefühle, voll glühender Hoffnungen, daß ich dich so bald vernichten würde? — armer Roman!

Ich versinke in ein Meer düsterer Betrachtungen, ich durchirre ein Gewirr schwarzer Gedanken, ich verliere mich immer mehr in ein Labyrinth voll Verzweiflung. Vor mir taucht auf der Gedanke an Selbstmord. Es war nicht das erste Mal, daß mir dieser Wunsch, diese Welt durch einen gewaltsamen Schritt zu verlassen, kam. Ich dachte zuerst daran seltsamerweise auf einem Ball. Der Anblick dieser geschmückten Damen, von denen eine der andern eifersüchtige Blicke zuwarf, diese verschlungenen Tänze, wo Puppen in schwarzen Kleidern Puppen in bunten Gazeröcken führen.

Diese betäubenden Wohlgerüche, ausgehaucht von den armen Blumen, welche die Wände zierten und welchen man es ansah, wie sie unter dem grellen, giftigen Einfluß des Gaslichtes und dem Staube des Saales traurig verwelkten, alles dieß und dann noch der Umstand, daß eine gewisse schöne Julie sich nicht auf dem Feste befand, erregte in mir eine solche Melancholie und einen so gewaltigen Lebensüberdruß, daß ich den Saal verließ, hinaus auf die nachtstillen Straßen ging und mich bald auf der Rhonebrücke befand, wo ich in das dämonisch mich anziehende dunkle Wasser schaute. Aber in jener Zeit konnte ich der Versuchung widerstehen. Ich verehrte Julie geheim in meinem Herzen, und ich hatte Hoffnung, sie ein- oder zweimal noch grüßen zu können in diesem Jahre. Armes Mädchen! So schön, so gut und todt . . . Ach, die Thränen kommen mir in die Augen; doch Thor, der ich bin! Würde man nicht sagen, daß, wenn wir unsere Todten beweinen, wir das Leben doch noch gut finden und darüber trauern, es zu verlassen. Nein, wahrlich nicht, es ist nicht schade, und heute, da ich Alles verloren habe: meinen Hut, meine Stelle, meine Braut und meine Hoffnungen auf das Glück, fühle ich mich völlig bereit zu sterben. Aber auf welche Art will ich Abschied nehmen von diesem Dasein? Das ist die Frage. Die Mittel sind so zahlreich, daß wir nicht verlegen zu sein brauchen, was wir wählen sollen.

Soll ich mich erschießen? Ich habe keine Pistole, und dann ist dieß eine so geräuschvolle Art. Der Knall würde das ganze Quartier in Aufregung bringen, und es hat fast den Anschein, als ob man Aufsehen erregen wolle.

Ertränken? Das ist eine gemeine Todesart. Man kann aufgefunden werden und dann ist man so gräßlich entstellt, ein Haufen Menschen versammelt sich um den Herausgezogenen und sieht jetzt abscheulich Den, der lebend hübsch gewesen. Zwar bin ich nicht schön, aber man sagte mir immer, meine Häßlichkeit wäre von angenehmer Art, und ich würde mich ärgern, wenn diese Häßlichkeit unangenehm würde.

Wird man aber nicht gefunden, sind die Wellen unser Grab. Es ist nun allerdings ein Vorurtheil, nicht im Wasser begraben sein zu wollen, doch zieht es gewiß jeder Mensch vor, in der Erde zu ruhen, dann ist es doch möglich, daß Jemand kommt, an dem Grabe steht, den Namen auf dem Stein liest und sagt: Paul Delorge, zweiundzwanzig Jahre alt. So jung? Woran mag er wohl gestorben sein?

Ersticken? Erhängen? Locken mich nicht! Es sind Todesarten für Verbrecher!

Ich habe ein Messer mit scharfer Klinge. Wenn es nur ein Dolch wäre, der wäre passend; das wäre elegant, das wäre edel, aber sich mit einem alten Brodmesser tödten? Pfui!

In einem Augenblick der furchtbarsten Aufregung und Verzweiflung, das fühle ich, kann man sich leicht eine Klinge mehr oder minder tief in die Brust stoßen. Aber wenn man ruhig ist, ganz ruhig, so daß man sich mit Philosophie oder kalter Ueberlegung tödten will, wie ich, geht die Sache nicht. Ich nehme an, man ergreift das Messer mit der rechten Hand, man setzt an, man drückt ein wenig, das Tuch ist durchschnitten, das geht gut. Muth! Das halbe Geschäft ist beinahe beendet. Aber jetzt kommt das Hinderniß: die Spitze berührt die Oberhaut; ah! . . . au! . . . Nur zu, schnell, tiefer! Das ist leicht zu rathen, aber der kalte Stahl, der den Sitz des warm pulsirenden Lebens zu durchschneiden strebt, diese laue Flüssigkeit, die zu fließen beginnt und das Leben mit sich wegnimmt. Wahrlich, es gehört Muth dazu, tiefer zu bohren, und ich kenne viele Leute, zu denen auch ich mich zähle, welche sehr schnell die tödtliche Waffe wieder herausziehen, und die eiligst aus ihrer Schublade ein großes Stück Heftpflaster hervorholen, oder, falls sie keines haben, ängstlich zu ihrer Wirthin laufen würden, um sich solches von ihr zu erbitten.

Gift ist gut; aber es ist so schwer, sich welches zu verschaffen. Ja, wenn ich Chemiker wäre; warum wird man nicht zuerst Chemiker, das ist ein Mangel in unserer Erziehung; die Chemie ist außerordentlich nothwendig für uns, jeder vernünftige Mensch sollte diese Wissenschaft von Grund aus studirt haben, denn jeder kann in die Lage kommen, sich vergiften zu müssen.

Doch, wie gedankenlos ich bin! Ich besitze ja Gift. Da sind die Digitaltropfen, die der gute Doktor Minor mir für mein Herzklopfen verordnet hat; ich dachte gar nicht mehr daran.

Drei Tropfen genügen, um meine heftigsten Herzschläge zu stillen, wenn ich die vierfache Dosis nehme, wird es wohl ganz zu schlagen aufhören; das muß so sein, das ergibt einfache Rechnung . . .

Da steht das Fläschchen, noch einige Sachen will ich ordnen, dann bin ich bereit.

Der Abend ist wie zum Sterben geschaffen; es ist so poetisch, seine letzten Seufzer mit dem Aechzen des Nordwindes auszuhauchen, vorausgesetzt, daß mein Stern mir nicht in der andern Welt noch böse Streiche spiele.

Bah! Ich wage es auf diese Gefahr hin.

Ich höre meine alte Nachbarin im Zimmer nebenan, sie ist auch noch wach, sie denkt jedoch sicher nicht daran, sich ihrer achtzig Jahre zu entledigen. Sie streichelt wahrscheinlich jetzt ihre gefleckte Katze oder ist in einen Roman von Walter Scott vertieft. Ich wäre schon froh, todt zu sein, nur um dieser schleichenden Person nicht mehr auf der Treppe begegnen zu müssen, sie sieht mit den grünen Augen so spöttisch auf mich, sie hat einen Blick, der ich weiß nicht was aus der Seele zu lesen scheint.

Morgen früh zwischen zehn und elf Uhr wird mein Kollege Leo, ihr Neffe, nicht verfehlen, ihr mein trauriges Schicksal zu erzählen und sie dabei recht fühlen und es sie schätzen lassen, daß sie einen Neffen besitzt, der nicht weiß was ein Vers ist, auch ein Sturmband an seinen Hut angenäht hat. Und zur Belohnung für sein kluges Betragen wird er wohl eine Himbeertorte erhalten haben.

Eine Himbeertorte! Wenn mir eine zu Diensten stände! Ich habe die Empfindung, daß ich sehr geneigt wäre, eine anzunehmen, denn ich habe schrecklichen Hunger. Aber halt, ich rede laut wie ein Unsinniger — die Scheidewand zwischen den Zimmern ist nur dünn und Madame Pignol könnte mich hören. Bah, ich hoffe, sie wird taub sein, bei achtzig Jahren ist man das gewöhnlich, und dann, was kümmert es mich, ob sie mich gehört hat oder nicht. Ich nehme mir ja das Leben. Nun, wir wollen der Sache ein Ende machen und nicht die Zeit mit unnützem Plaudern verlieren. Jetzt heißt's, in's Unvermeidliche sich ergeben.

Ich stehe auf und schiebe den Riegel vor; dann setze ich mich wieder an den Tisch, um zu schreiben, ziehe ein Schubfach heraus und werfe Poesieen, Briefe, gedörrte Blumen, endlich alle ähnlichen Andenken in's Feuer.

Ich bin meinem Hauseigenthümer nichts schuldig, auch nicht der Mutter Marianne, da ich die gute Gewohnheit besitze, meine Miethe und das Kostgeld voraus zu bezahlen. Ich schreibe Herrn Burot und bitte ihn, den Gehalt des halben Monats, den ich noch zu fordern habe, an Nanon auszubezahlen.

Ich glaube, es ist nun Alles in Ordnung. Ja, ich vergesse nichts, nun bin ich fertig. Ich ergreife das Fläschchen, ich führe es zum Munde, es macht mich nichts wankend, es stört mich nichts, ich zähle in Gedanken eins, zwei, drei.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensregeln.

Für das Können gibt es nur einen Beweis: das Thun.

*

„Man kann nicht Allen helfen!" sagt der Engherzige und — hilft Keinem.

*

Unseren schlechten Eigenschaften gegenüber gibt es nur ewigen Kampf oder schimpflichen Frieden.

*

Es gibt nichts Böses, freilich auch kaum etwas Gutes, das nicht schon aus Eitelkeit gethan worden wäre.

(Aus: „Aphorismen". Von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach. Berlin, Franz Ebhardt.)

Im Palais des deutschen Kaisers.

Von

A. v. L.

Von den vielen tausend Fremden, welche im Laufe der Sommermonate Berlin besuchen, um sich mit den vielen Sehenswürdigkeiten der deutschen Reichshauptstadt bekannt zu machen, versäumt es wohl Keiner, die Räume des königlichen Schlosses und diejenigen des Palais des deutschen Kaisers in Augenschein zu nehmen.

Die Gemächer des Schlosses, deren Reichthum und Pracht Aller Augen blendet, erregen indeß ein allgemeineres Interesse, als die Zimmer des Palais. Jene weiten Säle öffnen sich nur selten, nur bei festlichen, feierlichen Gelegenheiten, wo sie, im Lichtglanz strahlend, von den Mitgliedern des Hofes, den höchsten und hohen Würdenträgern des Staates u. s. w., sämmtlich in ihrem Galastaat, belebt werden. Ein entzückend Bild, berauschend durch buntfarbigen Pomp. Diese Zimmer hingegen sind dem Familienleben geweiht, hier ist Deutschlands Kaiser „zu Hause", hier arbeitet der greise Monarch rastlos, allein oder im engen Kreise seiner Minister, für des Staates und des Volkes Wohl und Segen. — Es ist deßhalb wohl begreiflich, daß die Hauptader der Fremden hier hinströmt, und so ist denn das königliche Palais um die Besuchsstunden in den Sommermonaten, wo die kaiserlichen Majestäten entweder in Babelsberg weilen oder sich auf Reisen befinden, von Schaulustigen thatsächlich umlagert.

Jedoch Mancher, welcher seinen Fuß über die Schwelle in das Palais des Kaisers setzt, erlebt eine kleine Enttäuschung; denn nicht die sämmtlichen Gemächer und Wohnzimmer werden dem Auge des Publikums geöffnet, sondern die Besichtigung beschränkt sich lediglich auf einige bestimmte Räume, unter denen sich allerdings der Mittelpunkt des Interesses, das „berühmte Eckzimmer", das Arbeitszimmer des Kaisers, befindet.

Das ganze Palais, in welches man durch eine Seitenthür der westlichen Front, wo der Kaiser gewöhnlich hinaustritt, wenn er seine täglichen Spazierfahrten macht, aufgenommen wird, ist der Hauptsache nach eigentlich in vier Abtheilungen getheilt. Es sind dieß die im rechten Parterre gelegenen Zimmer des Kaisers und die im linken Parterre befindlichen Gemächer der Tochter des Kaisers, der Großherzogin von Baden, welche dieselben bei ihrem jedesmaligen Aufenthalt in Berlin bewohnt. Ueber ersteren liegen im ersten Stock die Wohnräume Ihrer Majestät; über letzteren die Empfangssäle und diejenigen Gemächer, in denen kleinere Gesellschaften, Cercles und musikalische Abendunterhaltungen stattfinden. Außerdem birgt das obere Stockwerk noch einen kleinen, aber überaus prachtvollen Wintergarten. In den hinteren Gebäuden, welche sich im Rücken des Palais zwischen der königlichen Bibliothek bis in die Behrenstraße erstrecken, haben die Dienerschaften ihre Wohnungen. Auch befindet sich dort die Küche, der Pferdestall ꝛc. Die Wohnräume der Frau Großherzogin von Baden gehören nun zu den Zimmern, welche dem Fremden verschlossen bleiben. Wie überall in den Gemächern des Palais, so herrscht auch hier jene geschmackvolle Einfachheit, welche den Räumen den Charakter eines gemüthlichen Wohnzimmers verleiht, welches ein Gefühl der Behaglichkeit erzeugt und Alles wohnlich erscheinen läßt. Da entdeckt das Auge keinen Gegenstand, und sei er noch so werthvoll und kostbar, welcher dem nutzlosen Luxus gehört. Alles ist bedacht, Alles ist zu finden, aber in schlichter Einfachheit, wie sie dem deutschen Kaiserhause zur schönen Zierde gereicht und eigen ist. Auf den Tischen liegen Angedenken und stehen Bilder der nächsten Angehörigen der hohen zeitweisen Bewohnerin. Die Wände sind mit den kostbarsten Oelgemälden unserer modernen Meister bedeckt, von denen einzelne in Ausstellungen angekauft, andere aber nach Angabe auf besonderen Wunsch gemalt wurden. Einen kostbaren Schatz beherbergen diese unteren Räume; es ist das Geschenk des hochseligen Königs Viktor Emanuel an den deutschen Kaiser: ein Schrank aus Ebenholz mit Einlagen von Gold, kostbaren Steinen, Elfenbein und Rosenholz. Eine Arbeit des feinsten Geschmackes und der saubersten Ausführung, welche mit künstlerischem Sinn und reicher Erfindung gefertigt ist, davon zeugt die wunderbare Schönheit, zeugen die im Innern verborgenen geheimen Fächer und Schubkästen.

Ein gleiches Schicksal nicht gezeigt zu werden, theilen die Schlafzimmer der kaiserlichen Majestäten. Früher, vor einer ziemlichen Reihe von Jahren, soll dem Publikum der Zutritt zu diesen Heiligthümern gestattet gewesen sein; allein dem ausdrücklichen Wunsche der Majestäten zufolge ist die Besichtigung untersagt. Wie allgemein bekannt und wie die Uebertragung früherer Tage aus dem Munde von Augenzeugen meldet, zeichnet sich das Schlafgemach des deutschen Kaisers durch große Einfachheit aus. Das Allerheiligste der Einrichtung desselben ist eine Büste der Mutter des Kaisers und ein Ständer mit den unzählbaren Spazierstöcken, welche der Kaiser während seines langen, glorreichen Lebens benützt hat. Direkt an dieß Gemach soll sich ein kleineres Zimmer anschließen, in dem Geschenke, Erinnerungen ꝛc. Aufbewahrung gefunden haben, welche der greise Heldenkönig empfangen hat, von Kindheit an bis auf den heutigen Tag. Deutschlands großer Kaiser besitzt eine rührende Pietät für jedwede Gabe und sei sie noch so winzig. Eine schlichte Blume, eine Frucht bewahrt er wie ein Geschenk von Gold und Silber, strotzend von Edelsteinen. Jene Blume, jene Frucht erhält ihren Platz, bis sie welkt und hingeht, und oftmals, wenn der Kammerdiener eine verschrumpfte Frucht

oder eine welke Blume von ihrem Flecke entfernt hat, so ist der Kaiser unwillig und darob traurig, denn er trennt sich nicht gern von den scheinbar werthlosesten Gaben. Für ihn ist kein Geschenk werthlos, knüpft sich doch an jeden Gegenstand eine heitere oder trübe Erinnerung; jede Vase, jede Tasse, jede Blume — kurz jedes Stück in diesem Schrank, auf diesem Tisch, im ganzen Zimmer, erzählt seinem sieggekrönten Eigenthümer, dem deutschen Kaiser, sobald sein Auge darauf ruht — und dieß thut es täglich; denn nachdem der Monarch sich vom Lager erhoben und seinen Militärrock angezogen hat (derselbe trägt niemals Morgengewandung), begibt er sich in das kleine, halbdunkle Zimmer seiner Erinnerungen — eine Geschichte. Ja, aus dem stummen Munde jedes einzelnen Gegenstandes entsteigt die Geschichte desselben, welche stets eine Episode aus dem Leben des deutschen Kaisers bildet. Zu bewundern ist das eminente Gedächtniß des hochbejahrten Monarchen. Nur allzu häufig, wenn dieser oder jener Gegenstand aus längstvergangenen Tagen gesucht, vergebens gesucht wird, und der Kaiser erfährt es, so weiß er ganz genau und sofort den Ort anzugeben, wo das Gesuchte sich befinden müsse und sich auch richtig befindet. Ein beträchtlicher Theil der einlaufenden Geschenke wandert jährlich in das Hohenzollernmuseum, wo sie täglich in Augenschein genommen werden können.

Wenn man durch das westliche Seitenportal in das Palais eingetreten ist und hat die große, finstere Vorhalle, in deren Nischen sich Gypsgruppen befinden, durchschritten, so steigt man einige Stufen hinauf und steht alsbald in einem mit weichem Teppich bekleideten Durchgangszimmer. Hier liegen, als bemerkenswerth, zur Rechten unter Glas drei oder vier Ehrendegen, Geschenke an Seine Majestät; hier steht ein kleines Kanonenmodell mit Granaten. Eine hohe, schwere Doppelthür öffnet sich langsam und man tritt in die halbdunkle, fast runde „Waffenhalle". Hier sind zahlreich Waffen und Rüstungen aller Gattungen und Zeiten angehäuft; die Modelle verschiedenster Art, Gewehre, Kanonen, Schiffe sieht man. Links neben dem Rieseneisbärenfell, welches den Boden bedeckt und ein Geschenk der Petermann'schen Nordpolexpedition ist, steht ein zierlich geschnitzter, kleiner und niedriger Tisch, aus dem Stamme der Linde gefertigt, unter welcher bei Saalfeld Prinz Louis Ferdinand sein Leben verloren hat. Unmittelbar hieran schließt sich kein Zimmer, sondern man gelangt auf den hintern, etwas höher gelegenen Theil der großen Eingangshalle von dem Hauptportale auf der Rampe nach der Lindenseite. Links führt eine mit rothem Läufer eingefaßte weiße Marmortreppe, welche in der Mitte, wo eine überlebensgroße Büste des „alten Fritz" steht, doppelarmig wird, hinauf zu den Zimmern Ihrer Majestät der Kaiserin.

Zuerst steht man in dem langgestreckten Saal, welcher auf den Balkon führt. Eine mächtige Vase verdeckt die Balkonthür und muß jedesmal, wenn sich die Majestäten dem Volke bei Ausnahmegelegenheiten zeigen, fortgerückt werden. Links von diesem Zimmer ziehen sich die Gesellschaftsräume hin. Merkwürdig ist hier das kleine japanesische Kabinet, in dem die Kapelle bei kleinen Cerkles placirt wird, und der runde Saal mit dem fünfundzwanzigfachen Echo. Dieß sind die Räume der Theateraufführungen und Konzerte. Rechts liegen die Wohnzimmer der Kaiserin; sämmtlich in Farben und Art der Einrichtung fast harmonisch. Das Ameublement, sowie die ganze Ausstattung sind in diesen Räumen am kostbarsten. Ebenfalls zieren diese oberen Räume zahllose werthvolle Geschenke, unter denen diejenigen des Kaiser Nikolaus den ersten Rang verdienen. Dort befindet sich ein zwei Centner schweres, plastisch gearbeitetes Silberrelief, die kaiserliche Familie darstellend, eine Gabe der Stadt Berlin zur silbernen Hochzeit; dort steht eine Kolossaluhr auf Jaspissockel, angekauft auf der vorletzten Pariser Weltausstellung; dort entdeckt man ein kleines, verhülltes Gemälde, einen Mönch, ein echter Rafael; dort ist ein feines Mosaikbild, so fein, daß man versucht ist, es für Porzellanmalerei zu halten, das Kolosseum wiedergebend, ein Geschenk des Königs Viktor Emanuel. Die Wände bedecken theils Oelgemälde, theils Pastellporträts, theils Photographieen der nächsten kaiserlichen Anverwandten. Mannigfaltige Etagèren mit kostbaren und einfachen Nippes stehen umher. Ein kleiner, niedriger Tisch, mit drei Causeusen umgeben, dient als täglicher Eßtisch des Kaiserpaares. Trotz des an sich schon beschränkten Raumes nimmt an diesen „Familienmahlzeiten" hin und wieder auch der Sohn oder die Schwiegertochter, der Kronprinz oder die Kronprinzessin Theil.

Wendet man sich, aus der Waffenhalle in die Vorhalle tretend, nach rechts, so gelangt man in die Wohn- und Arbeitszimmer des Kaisers. Das erste ist ein düsteres, nach hinten hinaus gelegenes Zimmer, das „Warte- oder Adjutantenzimmer" genannt. Inmitten dessen steht ein Lederdoppelsopha und neben diesem ein Holztisch mit Büchern, unter denen der Gothaische Almanach und die Ranglisten eine große Rolle spielen. Auf dem Holzpaneel stehen die Figurenmodelle der verschiedensten Truppengattungen, die es gibt; stehen Modelle für andere militärische Zwecke, als Fourage- und Munitionswagen, Pontonwagen 2c. An den Wänden hängen Schlachtenbilder. Das nächste Zimmer ist das „Empfangszimmer", in welchem die Fahnen der Berliner Regimenter und die beiden vom russischen Kaiser dem Gardekürassierregiment geschenkten silbernen Pauken stehen.

Die Einrichtung ist die geschmackvolle Einfachheit, welche auch den nun folgenden Raum, das sogenannte „Ministerzimmer", so angenehm erscheinen läßt.

Hier, an jenem Mitteltisch, den einige einfache Rohrstühle umgeben und auf den das mächtige Gemälde des hohenzollern'schen Stammschlosses niederschaut, hält der Kaiser Rath mit seinen Ministern.

Durch eine weitgeöffnete Doppelthür, an deren rechtem Flügel das in Goldrahmen gefaßte Bild der Königin von Württemberg, der geborenen Großfürstin von Rußland, der zweiten Tochter des Kaiser Nikolaus, der einzigen Schwester des jetzigen Kaisers von Rußland und einzig noch lebenden Nichte des deutschen Kaisers hängt, betritt man das Arbeitszimmer des Kaisers.

Geradezu befindet sich ein Fenster mit dem Blick auf die Veranda und das Opernhaus, und links liegt, an dem Schreibtisch, das berühmte Eckfenster mit dem Blick auf das Standbild des alten Fritzen.

Alle Diejenigen, welche diesen Raum, in dem am Bau der Weltgeschichte gearbeitet wird, gesehen haben, sahen zum größten Theil denselben ohne den Comfort, wie ihn der Kaiser liebt, wenn er zu Hause ist. Sie sahen das Zimmer mit den Möbeln und Bildern, aber nicht die hunderterlei Nippes, Bücher, Reliquien, welche erst am Tage vor der jedesmaligen Ankunft des Kaisers an Ort und Stelle gelegt werden, sonst aber verborgen ruhen.

Sie sahen sämmtlich einen Blumentisch ohne den zarten Schmuck der lieblichen, duftenden Flora; einen Baumstamm, der Blätter beraubt.

Vor dem „berühmten Eckfenster", aus dem noch in tiefer Nacht ein Lichtstrahl in das Dunkel leuchtend sagt, daß hinter jenen weißen Gardinen noch unermüdlich gearbeitet wird, vor diesem Fenster steht der kaiserliche Arbeitstisch, rechts und links Bücheretagèren, vor demselben ein Stuhl. Auf dem Tisch liegen, außer den gewöhnlichen Schreibutensilien, zwei Brillen, die eine mit weißem, die andere mit blauem Glas; ferner stehen dort die Bilder der Kaiserin, sowie der Kinder und Enkel des Kaisers. Auf den Etagèren liegen militärische Nachschlagewerke, Listen, Lasker's „Der Prinz Regent" und andere Bücher.

Seitwärts liegt die Todtenmaske der hochseligen Mutter des Kaisers, der Königin Luise. Daneben steht eine polirte Holzschatulle, deren Inhalt des Kaisers Geheimniß ist, und welche sorgsam mit Faden umwickelt und versiegelt ist. Vom Schreibtisch rechts steht ein kleines Tischchen und daneben ein alter rothseidener Sessel, auf dem zwei Kissen liegen: hier ruht der Monarch hin und wieder. Zwei an der linken Stuhllehne auslaufende knopfgekrönte Drähte sind mit einem Telegraphen in Verbindung gebracht, und ruft deren einer den dienstthuenden Adjutanten, deren anderer den Kammerdiener. An der Rückseite dieses Lehnsessels befindet sich ein reichbedeckter Tisch mit tausend Dingen, Alles Potpourri; jedes Ding eine jener vorgedachten Erinnerungen. Prachtvolle Kissen, Adressen, Bouquets — eines darunter ist von den Blumen der Gräber der bei Saarbrücken gefallenen Krieger — Ostereier, Börsen, Briefbeschwerer 2c. 2c. Der Bilderschmuck in diesem Zimmer ist ungemein reich; jedoch vorherrschend sind Familienmitglieder. Ein lebensgroßes Oelbild zeigt ein schönes braunäugiges, schwarzhaariges Weib, das Selbstporträt der dem Kaiser bekannten Malerin. Außerdem hängen dort Bilder von der Mutter des Kaisers, von der Großherzogin Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, der einzig lebenden Schwester des Kaisers; ein Bild der zweiten Schwester des Kaisers, der verstorbenen Kaiserin Katharina von Rußland, Bilder der Kaiser Paul I., Nikolaus und Alexander I. und Alexander II. von Rußland; ein Bild des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich; Bilder des Prinzen Karl von Preußen, des Prinzen Albrecht, sowie Gemälde der hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. und IV., dem Vater und Bruder des Kaisers u. s. w. Rührend ist ein Bild im geschnitzten Eichenrahmen. Es stellt den jung verstorbenen Enkel des Kaisers, Prinz Waldemar dar, welcher mit eigener Hand die Worte auf die Rückseite schrieb: „Für meinen lieben Großvater am 22. März 1879"; von des Kaisers Hand liest man darunter: „Eigenhändig geschnitzt und † am 27. März". Unweit hievon ist eine eigene Handzeichnung von dem Vater unseres Kaisers aufgehängt, ein Esel und sein Treiber. In diesem Raum, auf jenem Schreibtisch steht der Morgenkaffee des Monarchen. Hier nimmt er sein erstes Frühstück ein, während das zweite stets auf einen Vorsprung des Bücherschrankes im anstoßenden langgestreckten Büchersaal gestellt und vom Monarchen in einer Arbeitspause im Auf- und Niedergehen genossen wird.

Dieser Büchersaal, dessen Wände mit gefüllten Bücherschränken bekleidet sind und in dessen hinterem Ende eine Wendeltreppe hinauf zu den Gemächern der Kaiserin und eine Thür in das kaiserliche Schlafzimmer führt, birgt ebenfalls eine zahllose Menge von Andenken, welche theils auf dem Mitteltisch, theils auf der Erde stehen. Es sind dieß neuerworbene oder geschenkte Oelbilder und Büsten (eine vom Kronprinzen, eine vom verstorbenen Kriegsminister von Roon, die Hermes aus Olympia), welche noch nicht placirt sind oder nicht placirt werden sollen. Hier steht auch eine prachtvolle Zeichnung der jungen Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen; hier steht eine aus Stearin gefertigte Blumengruppe; hier liegen Arbeiten seiner Enkelkinder, welche bekanntlich je ein verschiedenes Handwerk erlernten. — — —

In diesem Zimmer schließt die stete Wanderung und der Fremde hat seinen Wissensdurst gestillt; hat einen Blick in das Leben des „Kaisers von Deutschland" gethan und verläßt die historischen Gemächer mit der inneren Ueberzeugung, daß die Sagen von den feenhaften Palästen und Schlössern, von dem außergewöhnlichen Leben der Fürsten eine Märe im Munde des Volkes sind; denn Deutschlands Kaiser lebt einfach und schlicht wie sein ihn liebendes Volk.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Pacano.**

(Fortsetzung.)

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Fräulein Hermann.

Ueber einem Hausthore der Rue Saint Honoré konnte man noch unlängst auf einer Tafel lesen:

„Bureau Bonnin.
Agentur für Gesellschaftsdamen, Vorleserinnen und Gouvernanten.
Geöffnet von Mittag bis vier Uhr."

Die Personen, welche da Geschäfte hatten, stiegen zwei Stockwerke hinauf, öffneten eine niedrige Thüre und traten in eine kleine Kanzlei, in welcher sich der einzige Beamte dieses Etablissements befand.

Dieser notirte Namen und Begehren des Besuchers auf ein Formular und meldete dem Herrn Bonnin, welcher sich im zweiten Zimmer befand, daß man ihn zu sprechen wünsche. Dann erst wurde man in das Bureau des Chefs der Agentschaft eingeführt.

Dieser Herr Bonnin war ein Mann von circa fünfzig Jahren, mit grauem Haar und einem Gesichte voller Leberflecken, wie es Leute zu haben pflegen, welche an der Galle leiden. Sein besonderes Merkmal waren ungeheure Vatermörder.

Stets an seinem großen Schreibtische zwischen den beiden Fenstern der Kanzlei sitzend, wandte er dem Lichte den Rücken zu, während seine Kundschaften dasselbe voll in's Gesicht erhielten.

Vier Uhr war's und Bonnin schickte sich, nachdem er einige Papiere in einen eisernen Wandschrank geschlossen hatte, eben an, sein Kabinet zu verlassen, als sein Bediensteter ihm meldete, daß Fräulein Hermann ihn noch zu sprechen wünsche.

„Es ist schon spät," entgegnete der Agent. „Ich schließe die Kanzlei um Vier, so steht es an der Thüre geschrieben ... Na, einmal will ich noch eine Ausnahme machen. Lassen Sie sie eintreten. Sie selber können aber wie gewöhnlich nach Hause gehen. Sagen Sie unten, daß man Niemanden mehr herauflassen solle."

Der Bedienstete grüßte unterthänigst, nahm seinen Hut und entfernte sich.

Herr Bonnin sperrte hinter ihm die Thüre und geleitete Fräulein Hermann, die im Vorzimmer wartete, in sein Kabinet, bot ihr einen Sitz an und setzte sich selber ihr gegenüber an seinen gewöhnlichen Platz am Schreibtische.

„Nun, mein Fräulein," sagte er, „Sie bedürfen schon wieder meiner Dienste?"

Fräulein Hermann sah aus wie eine deutsche Gouvernante. Eine Deutsche von ungefähr vierzig Jahren, korrekt, würdevoll, respektabel, ohne die mindeste Koketterie, ja nicht einmal ihr weißgesprenkeltes, glattgescheiteltes Haar färbend oder verbergend. Auf die Frage des Herrn Bonnin antwortete sie mit einem deutschen Accente:

„Ja wohl, mein Herr. Ich möchte eine andere Stelle haben. Frau Deligny, bei der Sie mich als Gesellschafterin placirt haben, läßt mich allzu viel vorlesen. Trotz meines deutschen Accents, der sie, wie es scheint, nicht stört, muß ich ihr allabendlich Zeitungen, Broschüren, Revüen vorlesen, und dadurch sind meine Augen schon so geschwächt, daß ich, wie Sie sehen, gezwungen bin, einen blauen Zwicker zu tragen."

„Wenn es so ist, so wollen wir versuchen, Sie zu einer weniger literarischen Person zu bringen, mein Fräulein. Aber sagen Sie mir, ist das wohl der einzige Grund, weßhalb Sie Frau Deligny verlassen wollen? ... Ich habe mich nicht getäuscht in ihr, hoffentlich? Und sie ist trotz ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihres alten Gatten eine Frau von exemplarischer Tugend?"

„In der That exemplarisch, mein Herr."

„Wie sonderbar Sie das betonen!" bemerkte der Agent. „Sie scheinen mir nicht überzeugt davon. Wollen Sie sich gefälligst erklären ... Wenn Sie Frau Deligny verlassen, wird sie mich jedenfalls beauftragen, ihr eine andere Gesellschafterin zu verschaffen, und ich muß dann wissen, was ich davon zu halten habe. Ich möchte nicht etwa ein ehrbares Mädchen in ein Haus senden, wo tadelnswerthe Dinge vorgehen."

„O!" meinte Fräulein Hermann naserümpfend, „Sie können zu Frau Deligny getrost hinsenden wen Sie wollen. Man wird sicher nichts Unrechtes merken. Es hat nicht Jeder die Gabe, zu beobachten, zu errathen und — zu verstehen."

„Sie gestehen also, daß es da etwas Verstecktes gibt, mein Fräulein? Ich bitte Sie, sprechen Sie! Wahrhaftig, nicht Neugierde ist es, die mich veranlaßt, so in Sie zu dringen. Ich und neugierig! ... Nichts liegt mir ferner! Es handelt sich aber um das Interesse meiner Agentur ... Ich will keine Vorwürfe verdienen, selbst von Seite jener Personen nicht, welche ich placire — ja am wenigsten von diesen!" — Und mit schmeichelnder, süßlicher Stimme fuhr er fort: „So haben Sie also etwas errathen, mein verehrtes Fräulein? Die Tugend der Frau Deligny ist nicht so gar solid und unerschütterlich, wie



Die Zwillinge. Zeichnung von Ludwig Beckmann. (S. 299.)

man überall versichert? 's gibt vielleicht sogar einen Liebhaber, he?"

Die Deutsche neigte das Haupt und es gelang ihr, zu erröthen.

„'s ist wahrscheinlich ein Hausfreund ... ein Verwandter des Gatten vielleicht? ..."

„Nein," sagte Fräulein Hermann, nachdem sie ihr empörtes Schamgefühl mit großer Anstrengung niedergekämpft hatte. „Nein. Frau Deligny ist nicht die Frau, sich auf solche Art zu kompromittiren. Dazu ist ihr guter Ruf ihr viel zu theuer. Sie vermeidet ebensowohl die auswärtigen Rendezvous, welche dergleichen Verhältnisse nach sich zu ziehen pflegen, als auch die allzu auffallenden häufigen Besuche von Hausfreunden. O, sie stellt die Sache viel klüger an! ..."

„Wahrhaftig? Und wie denn?" forschte der Agent dringend, schmeichelnd. „O bitte, sprechen Sie, mein theures, verehrtes Fräulein! ... Was riskiren Sie denn dabei? Verpflichtet mich nicht meine Profession zur größten Diskretion?"

„Nun also, so hören Sie. Frau Deligny braucht weder aus dem Hause zu gehen, noch Besuche zu machen, sie kann ihren Ruf als Tugendspiegel bewahren und dennoch alle ihre Herzensgelüste befriedigen."

„Was Sie nicht sagen! Sollte ihr Gatte noch — dümmer sein, als man von ihm sagt?"

„Das nicht, aber er hat in seinem eigenen Hause, in derselben Wohnung eine Art Faktotum, Intendanten, Haushofmeister ... kurz, einen Vertrauten."

„Ich wage nicht zu verstehen ... Sie sehen mich ganz verwirrt ... Sollte dieser Vertraute seinen Herrn verrathen?"

„So ist es, mein Herr!" seufzte Fräulein Hermann mit einer Grabesstimme und senkte das Haupt, als sei sie selber die Schuldige.

„Ach, was sagen Sie da?!" rief der arme Bonnin wie entsetzt über das Gehörte.

„Ach!" ... flüsterte die Gesellschaftsdame. „Ich selber habe mich lange gesträubt, an eine solche Schändlichkeit zu glauben ... Mein Gefühl empörte sich bei der Idee, daß eine Dame der guten Gesellschaft, welche die allgemeine Achtung genießt, welche einen ehrenwerthen Namen trägt, so tief herabsteigen könne ... Endlich aber konnte ich mich der Wahrheit nicht länger verschließen ..."

„Aber einen Beweis haben Sie doch nicht? ... Das Alles sind ohne Zweifel einfache Voraussetzungen ..."

„Ich bin meiner Sache sicher. Der Intendant verkehrt tagsüber nur mit Herrn Deligny; wenn ihn der Dienst zu der gnädigen Frau ruft, ist er kalt, steif, respektvoll. Aber des Abends, wenn der alte, schwache, kranke Gatte sich auf sein Zimmer begeben hat und das ganze Haus ruht, dann kommt er zu seiner Herrin ... Rechnung abzulegen! ... Sie begreifen also, daß ich nicht länger in diesem Hause bleiben kann. Aber Sie können ruhig sein, ich werde Ihrer Kundschaft nicht zu schaden suchen; Sie sind die einzige Person, welcher ich von der Sache Mittheilung gemacht habe. Freilich hat Frau Deligny Glück, daß sie eben auf mich traf: wenn eine Gesellschafterin boshaft wäre ... oder aus dem, was sie erspäht hat, Nutzen ziehen wollte, klingenden Nutzen ..."

„O, das wäre schrecklich!" sagte Herr Bonnin entrüstet. „Uebrigens ... da man keinen Beweis hätte, so dürfte es schwer halten, die Dame auszubeuten — sie würde einfach leugnen."

„Wenn man sie aber beisammen ertappte ..." meinte Fräulein Hermann.

„Wenn man z. B. zu ihrem Gatten sagen würde:" fuhr der Agent fort, „treten Sie zu dieser und dieser Stunde in das Zimmer Ihrer Gattin und sehen Sie ...? Aber ach, mein liebes, verehrtes Fräulein, ein Ehemann zahlt nie für einen solchen Dienst. Wer ihm diesen Rath gäbe, dem würde er am Ende noch eine Ohrfeige geben — anstatt einer anständigen Summe."

„Leider! Aber ..." bemerkte die Deutsche flüsternd, „wenn man, wie Herr Deligny, drei- oder viermalhunderttausend Franken Einkünfte hat, und wenn man sich bei vorgerücktem Alter an ein ganz junges Frauchen verheirathet hat, welches man anbetet, und welches man in seinem Testamente zur Universalerbin eingesetzt hat, dann ..."

„Dann ...?"

„Nun, dann könnte ein Verwandter wohl ein Interesse daran haben, die ganze Sache zu erfahren, die junge Schwägerin zu ertappen, einen Skandal hervorzurufen, das Testament annulliren zu lassen und — selber zu erben! — Ein Dienst, wie dieser da, wo es sich um mehrere Millionen handelt, wäre wohl ein paar hunderttausend Franken werth, was?"

„Ja," machte Bonnin. „Aber Niemand würde eine solche Schändlichkeit zu begehen wagen! ..."

„Wirklich?" sagte Fräulein Hermann und schaute jetzt dem Agenten voll in's Gesicht. „Meinen Sie? ..."

„Wie! Ob ich's meine? Ich bin davon überzeugt! ..."

Sie brach jetzt plötzlich in ein schallendes Gelächter aus und rief:

„Meiner Seele, Sie setzen mich in Erstaunen, mein lieber Herr Marquis Lorenz José de Ribas y Castello!"

Die gelungene Kur. II.

Ein Fingerzeig für Väter von mißrathenen Söhnen.

Originalzeichnungen von C. Stauber.



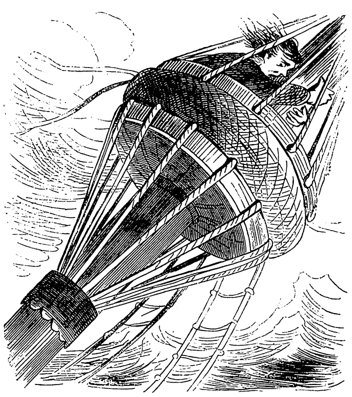
Der Zwieback, ach, was ist er hart,
Wie war der Mutter Kuchen zart;
Das Wasser stinkt, es ist ein Graus,
Der Teufel halt' das länger aus!



Der Kap'tän spricht: „Mein lieber Fritz,
Davon nehm' ich gar nicht Notiz!
Den Topf nimm hurtig mit dem Theer
Und streich mir Stang' und Segel sehr."



Dem Fritz, dem wird's im Kopf ganz dumm,
Wirft ungeschickt den Hafen um.
Herunter muß er von dem Baum
Zur Strafe in den tiefsten Raum.



Ein heft'ger Sturm bewegt das Schiff,
Mit Noth entgehet es dem Riff.
Zum hohen Mast muß er hinauf
Und gibt sein junges Leben auf.



Und ach, die Krankheit von der See,
Wie macht ihm die so sterbensweh!
Er fühlt der Leiden große Zahl,
Dazu noch des Gewissens Qual.



Nach einem Jahre kommt der Frieder
Zurück zum deutschen Strande wieder;
Eilt zu den Eltern mit den Worten:
„Lieb' Vater, bin ein And'rer worden.
Mit größtem Fleiß lern' ich fortan,
Das Mittel, das hat gut gethan."

Neunundfünfzigstes Kapitel.

„Halbpart!"

Der Ausfall war so unerwartet erfolgt, daß der Agent für einen Augenblick seine Fassung verlor.

Anstatt zu protestiren, stammelte er die Worte: „Ich ... ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Fräulein ... ich verstehe nicht ... Ich bin wirklich nicht Der, für den Sie mich halten ..."

„O, zugegeben!" machte Fräulein Hermann, die jetzt mit einer ganz natürlichen Stimme und ohne den mindesten ausländischen Accent sprach, — „zugegeben, daß Sie kein Marquis de Ribas sind, sondern ... sondern sagen wir Bonnin, und daß Sie wirklich schon ein Fünfziger sind, nehmen wir an, dieses schwarze Käppchen, das Sie nie ablegen, sitze wirklich auf einem Glatzkopfe, dieses dünne weiße Haar gehöre wirklich Ihnen. Ich lasse Ihnen diese Freude. Ja, ich lasse Ihnen sogar Ihr Leberleiden und halte die gelben Flecken desselben für echt. Abgemacht! — Also, lieber Herr Bonnin, da Sie durchaus darauf versessen sind, Herr Bonnin zu sein — ich werde mir jetzt erlauben, Ihnen ein klein wenig das Gewerbe zu schildern, welches Sie ausüben."

Er hatte sich wieder gefaßt. „Lassen Sie hören," sagte er leichthin.

Die Deutsche fuhr fort. „Ihre Agentur für Gesellschafterinnen, Vorleserinnen und Gouvernanten ist bedeutender, als es den Anschein haben mag. Nur begnügen Sie sich nicht mit den Prozenten Ihrer Kollegen; Ihre Ziele sind höher, Ihr Gewinn ist beträchtlicher. Dank den Notizen, die Sie sammeln, benützen Sie Ihre zahlreichen Kunden dazu, gewisse Häuser zu überwachen, gewisse Familien oder Personen auszuforschen. O, Ihre Gouvernanten und Gesellschaftsdamen ahnen gar nicht, daß sie in Ihrem Interesse arbeiten ... sie sind eben meist klatschsüchtig; in ihrer dienstlichen Stellung zum bescheidenen Schweigen verurtheilt, reden sie sich das Herz frei, wenn sie zu Ihnen kommen. Sie bringen sie zum Schwatzen, wie — wie früher mich; Sie verstehen es, auszuforschen, und so erfahren Sie Alles, was Sie wollen, um die erfahrenen Familiengeheimnisse zu Geld zu machen oder zu einer Einnahmsquelle für die Zukunft groß zu ziehen." — Dabei erhob sich die Deutsche und deutete auf den eisernen Wandschrank. „Ich wollte wetten," sagte sie, „daß sich da drin Stoff genug befindet, um zwanzig Familien zu verderben und eine Million zu gewinnen." Dann stützte sie ihre beiden Hände auf den Schreibtisch, neigte sich vor und näherte ihr Gesicht dem des Agenten. „O, ich überwache Sie schon seit Langem. Ich weiß Alles, was Sie thun, und ich errathe Alles, was ich nicht weiß. Neulich erst haben Sie eine Erpressung verübt an einem hochgestellten Herrn, der in seiner Jugend einmal eine Verurtheilung erlitten hat. Er hat ziemlich viel bezahlen müssen für Ihr Schweigen, und diese Summe befindet sich noch in Ihrem Besitz, darauf wollte ich wetten."

Jetzt erhob sich der Agent und rief mit trockener, angst- und zornheiserer Stimme: „Wie, wenn ich Sie die Stiege hinunterwürfe? Was meinen Sie?"

„Das werden Sie bleiben lassen, weil Sie sehr gut wissen, daß Sie in meiner Macht sind," sagte die Deutsche ruhig. „Uebrigens, um Ihnen alle unnöthigen Drohungen zu ersparen, benachrichtige ich Sie im Vorhinein, daß ich vor meiner Hieherkunft alle Vorsichtsmaßregeln genommen habe. Sie könnten ja Lust bekommen, mich auf die Seite zu schaffen ... Wir sind allein hier, Niemand sieht und hört uns; Sie versetzen mir einen ordentlichen Dolchstich, überzeugen sich, daß ich wirklich todt bin, stecken Ihre wichtigsten Schriften in die Tasche, entfernen sich ganz ruhig, nehmen an einem andern Orte Ihr wahres Gesicht wieder an, und der Herr Bonnin, der Mörder, wird schwerlich jemals entdeckt werden. Man wird glauben, er habe sich in's Ausland begeben. Das ist sehr verlockend, nicht wahr? ... Aber es wäre auch sehr ungeschickt. Denn ich habe einer sicheren Person ein paar Zeilen anvertraut, und diese würden bei meinem Verschwinden dem Generalprokurator übergeben werden. Und in diesen Zeilen steht es deutlich, daß der gute Herr Bonnin niemand Anderer ist, als der erhabene und edle Marquis Lorenz José de Ribas y Castello, nebst einigen anderen kleinen, sehr pikanten Details. Aber davon später. Sie wissen jetzt, wie Sie daran sind. Schielen Sie also nicht mehr nach dieser Schublade, in welcher Sie gewiß eine Waffe verborgen haben, und hören Sie mich gefälligst ruhig an. Sie haben also, wie gesagt, ein sehr einträgliches Geschäft. Ich bin gewiß, es trägt Ihnen jährlich drei- bis viermalhunderttausend Franken ein?" — Dann fügte sie mit dem Tone und der Miene einer reellen Geschäftsfrau hinzu: „Und dabei ist das Geschäft noch jung, das Haus erst im Aufblühen! ... Sie haben Ihre Kunden von einem Vorgänger übernommen; können aber die Zahl derselben noch sehr vermehren. Bald können Sie Ihre weiblichen Agenten ganz entbehren und persönlich handeln ..."

Da er sie ansah, als ob er sie nicht verstehen könne, fügte sie in gemüthlichem Tone hinzu: „Nun ja. Sie werden diesen Winter einen Salon öffnen, Sie werden Besuche empfangen und Besuche machen. Sie sind sehr fein, sehr geschickt im Beobachten; Sie werden neue Geheimnisse entdecken und ausbeuten. Daher Ihr schönes Hotel, der Luxus, in dem Sie leben. Sie säen, um zu ernten. Das Alles ist ganz gut ausgedacht. Nur würde ich mir an Ihrer Stelle einen Associé nehmen. Mit dem besten Willen kann man oft nicht Alles allein versehen. Und ich würde mir einen weiblichen Associé nehmen. Wir Frauen sind in manchen Lagen geschickter als ihr Männer. Ich würde mir eine Frau wählen voll Verstand, Feinheit, List, ohne Skrupeln, die es versteht, sich zu verkleiden und in alle Masken zu finden ... Dergleichen ist wohl nicht leicht zu finden, aber wenn Sie gut suchen, wenn Sie z. B. mich ansehen?! Denn nicht wahr, ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich keine Deutsche bin, daß ich nicht Fräulein Hermann heiße und daß ich noch nicht eine Vierzigerin bin? Ich bin kaum achtundzwanzig, meine Haare sind rabenschwarz, meine Augen gesund. Ich bin sogar hübsch, wie man sagt. Und in der Halbwelt nennt man mich die lange Florine."

Er erbebte. Sie bemerkte das und fuhr hastig fort: „O, Sie kennen mich nicht persönlich, aber Sie haben von mir reden hören; Ihre Frau Gemahlin hat Ihnen von der Polizeiagentin erzählt, die man bei ihr installirte. Nun, nun, haben Sie keine Angst; ich habe keine Verbindung mehr mit der Polizei ... sie trägt mir zu wenig ein. Ich biete mich vielmehr Ihnen an mit Leib und Seele, und es wäre albern von Ihnen, mir nicht zu trauen. Wenn ich Sie verrathen wollte, wozu hätte ich Ihnen das Alles erzählt, und nicht vielmehr dem Sicherheitschef? ... Ja wohl. Alles, was ich errathen habe, und Alles, was ich weiß ... sogar Ihre Rolle bei dem Prozeß Jagon's ... o, leugnen Sie nicht, es nützt Ihnen nichts; ich bin Ihnen von der Rue Rivoli in die Rue Bailleul und von dort in die Rue Châteaudun gefolgt ... Diese Details würden die Polizei sehr interessiren, nicht wahr? Aber ich lache die Polizei aus, und wir werden sie miteinander auslachen, wenn Sie mich als Associé annehmen ... Halbpart in den Geschäften, die ich Ihnen zubringe, wie z. B. das der Frau Deligny ... und ein Dritttheil in den Geschäften, wo ich Ihnen nur als Helfershelferin diene! Sie zaudern noch? Sie sagen sich vielleicht: was weiß sie auch am Ende, diese Florine? Daß ich unter dem Namen Bonnin ein paar Erpressungen verübt habe? ... Und daß ich einer Gerichtsverhandlung in Verkleidung beiwohnte? Ei nun, das kann ja eine originelle Laune von mir sein, eine Ueberspanntheit. Und sollte ich deßhalb meinen Geschäftsgewinn mit ihr theilen? ... Diese Logik, mein lieber Marquis, wäre aber falsch. Ich will Ihnen das beweisen, indem ich Ihnen ein wenig von einem Kreolen Namens Heinrich von Meillant erzähle ... Aha, Sie spitzen schon die Ohren! Das wußte ich."

Sechzigstes Kapitel.

Verständigung.

Florine hatte sich wieder gesetzt. Sie hatte sich sehr bequem gesetzt und fuhr gemüthlich fort:

„Nicht wahr, dieser Name Heinrich von Meillant verursacht Ihnen eine kleine Ueberraschung? ... Bei dem Diner, welches Sie uns in Havre gegeben haben, äußerte dieser junge Kreole, daß er an der Schuld des zur Deportation verurtheilten Joseph Blanchard zweifle, und daß er sogar Alles anwenden wolle, um den wahren Mitschuldigen Jagon's auszuforschen und der Gerechtigkeit zu überliefern ..."

„Und was geht das mich an?" murmelte Lorenz mit dem Blicke eines wilden Thieres.

„Was es Sie angeht?" entgegnete sie, ohne aus ihrer Ruhe zu kommen. „Ganz einfach, daß Sie sich vor ihm fürchten."

„Ich?! Weßhalb? ..."

„Ach!" lächelte sie schelmisch. „Sie wissen es gar wohl, spielen Sie doch nicht den Naiven und zwingen Sie mich nicht, Dinge zu berühren, die Ihnen unangenehm wären. Ich möchte Ihnen nur angenehm sein, da ich ja doch Ihr Associé werden will, Ihre Bundesgenossin, Ihre Mitschuldige — das Wort thut nichts zur Sache. Wohlverstanden, Ihre Mitschuldige für alles Künftige — die Verantwortlichkeit für das Vergangene übernehme ich nicht, die wäre mir zu gefährlich ..."

Er machte einen Schritt auf sie zu und sagte athemlos: „Erklären Sie sich! Ich will, daß Sie sich deutlich erklären! ..."

Ehe sie antwortete, lief sie um den Schreibtisch herum und trat an das Fenster, welches auf die Straße führte. Erst wie sie sich hier sicherer fühlte, als in der Mitte des Kabinets, sagte sie:

„Ich soll mich deutlicher erklären? Meinetwegen. Nun also, ich, ich theile die Meinung Heinrich's von Meillant: Joseph Blanchard ist nicht schuldig!" — Dann setzte sie langsam hinzu: „Niemand weiß das besser als Sie."

Er machte eine heftige Bewegung, wie um auf sie loszustürzen. Sie riß das Fenster auf und rief: „Nun, nun, nun, was haben Sie denn? Da ich Sie ja doch nicht verrathen, da ich ja dieses Geheimniß für mich allein behalten will; da ich mich Ihnen, wie gesagt, mit Leib und Seele anbiete ... Ich habe diesen Punkt nur erwähnt, weil Sie mich dazu gezwungen haben. Ich werde Sie nicht mehr damit belästigen ohne Noth. Nur höchstens, wenn ich Sie eine Unvorsichtigkeit begehen sehe. Denn ich möchte nicht, daß man mir eines Tages meinen Compagnon arretire, mit dem ich so gute Geschäfte zu machen gedenke." Sie unterbrach sich lachend. „Sehen Sie, jetzt machen Sie schon ein ganz anderes Gesicht. So ist's recht! Ihre Lippen zittern nicht mehr, Ihr Blick ist nicht mehr so zornig. Sie fangen an einzusehen, daß ich Ihnen keinen Schaden zufügen will. Sie würden das noch besser verstehen, wenn Sie wüßten, was ich für Sie fühle ... aber dazu ist jetzt nicht die Zeit. Davon später. Reden wir jetzt von Heinrich von Meillant, Ihrem Gegner. Vereinigen wir uns, ihn zu bekämpfen, ihn zu zwingen, daß er seine Pläne aufgibt, daß er so bald als möglich zu seinen Wilden zurückkehrt und uns in Ruhe läßt."

Und da sich Lorenz auf ein Kanape neben dem Kamin niedergelassen hatte, trat sie zu ihm und sagte vertraulich: „Plaudern wir ganz offen, wie zwei gute Associés. Bei jenem Diner in Havre hat der Junge erklärt, daß er sich für die ganze Affäre vom Boulevard Bessières ungemein interessire. Vor Allem wegen seiner Cousine Jeanne Guérin. Ich habe gleich herausgefunden, daß es sich da nicht nur um die Verwandtschaft, sondern um eine Liebschaft handle. Ich habe mich in diese Sache vertieft und weiß jetzt ziemlich sicher, daß Herr von Meillant mit der festen Absicht nach Frankreich gekommen ist, seine Cousine zu heirathen. Sie ist aber in Trauer, für lange Zeit noch. Vor einem Jahre wird die Hochzeit kaum stattfinden. Dieses Jahr also wird er seinen Privatpassionen widmen, darunter der ‚Rettung' Joseph Blanchard's. Dagegen muß etwas geschehen. Aber was?"

Sie fragte ihn mit den Augen, nachdem sie ihn mit Worten gefragt hatte. Aber er schwieg noch immer.

„Mir erscheint es am einfachsten, die beiden Leute auseinanderzubringen; ohne Gewalt, natürlich. Ich bin nämlich nie für die Gewalt!" lachte sie, „sondern stets für die List. Die Gewalt bringt einen auf's — Schaffot, und davor habe ich einen eigenen Widerwillen ... brr!!! Wir müssen uns stets ‚an der Grenze' des Gesetzbuches halten, lieber Marquis, ohne jemals mit einem der Paragraphen in Konflikt zu gerathen. Sie haben, scheint mir, dieselbe Ansicht? Wenn nur Ihre verteufelte Vergangenheit nicht wäre! ... o, Pardon! ich habe Ihnen ja versprochen, diesen Punkt unberührt zu lassen! ... Also es bleibt dabei: wir trennen die liebenswürdige Jeanne Guérin von Heinrich von Meillant. Es wird schwer sein, aber nicht unmöglich. Unser Gegner ist intelligent, geschickt und kräftig, aber zugleich vertrauensvoll und ein wenig naiv. Es handelt sich nun noch darum, was für ein Mittel wir anwenden sollen? Das wollen wir gemüthlich besprechen, wenn ich einmal in Ihrem Palais mit Ihnen eine Cigarre rauche, lieber Marquis."

Er konnte jetzt eine Bewegung des Erstaunens nicht zurückhalten. „In meinem Palais!" sagte er. — „Eine Cigarre rauchen mit mir! ... Sie träumen wohl?"

„Ach nein, ich bin vollkommen wach!" machte Florine. „Ich bin Ihnen ohnedieß eine Visite schuldig. Sie haben mir ein excellentes Diner in Trouville gegeben. Es ist wohl das Wenigste, daß ich mich nun in Ihrem Salon vorstelle. Ich werde also morgen zur Frau Marquise gehen und von ihrem Appartement aus komme ich dann in Ihren Rauchsalon, wo Sie mich erwarten und wo wir mit einander plaudern können."

Er schaute sie so verblüfft an, daß sie in ein lautes Gelächter ausbrach und sagte: „Wahrhaftig, mein lieber Herr Lorenz, mir scheint, im Punkte der Verkleidungen bin ich noch geschickter als selbst Sie. Seit einer Stunde haben Sie mich im Auge und haben noch immer nicht herausgefunden, daß Fräulein Hermann, die lange Florine und der kleine Vicomte Champy ein und dieselbe Person sind?"

Dabei legte sie den Zwicker ab und fuhr fort: „Sehen Sie doch nur meine Augen an, lieber Herr, die werden Sie doch erkennen? Sie gelten für ganz hübsch ..."

„Ich gestehe ..." machte er.

„Nun endlich! Endlich gestehen Sie etwas! Das ist mir lieb. Sie waren stumm wie ein Seraildiener. Hoffentlich werden nun Sie anfangen zu reden, sobald Sie sich die Sache überlegt und zurechtgelegt haben; hoffentlich rücken nun Sie mit Ihren Plänen heraus und sagen: ‚Mit Frau Deligny machen wir's so: vor Allem müssen wir ihren Schwager aufsuchen und erfahren, was der gibt!' ... O, Sie werden sehen, wie gut wir einander verstehen werden. Man muß nur Vertrauen zu einander haben."

Lorenz wurde zuletzt wirklich durch diese gute Laune entwaffnet. Wenn er sich nicht entschlossen gehabt hätte, zu schweigen, würde er ihr jetzt gesagt haben: „All right, ich habe bereits Vertrauen zu Ihnen und erkenne in Ihnen nicht die lange Florine, die ich nie gesehen habe, sondern den kleinen Vicomte." Und als lese sie in seinen Gedanken, sagte sie, sich erhebend: „Ja, ja, ich bin wirklich der kleine Vicomte, und burschikos genug als solcher, nicht wahr? Nicht einmal Ihre Frau hat mich wiedererkannt ... Apropos, sie ist sehr hübsch, Ihre Frau, mein lieber Marquis. Sie wissen, daß ich ihr ein wenig den Hof mache, um in meiner Rolle zu bleiben. Das amüsirt mich. Sie haben Recht, daß Sie sie nicht in Ihre Geschäfte einweihen; sie würde Ihnen nur im Wege sein. Sie ist zu schön, um zu arbeiten, wie wir es thun werden ... Jetzt aber gehe ich. Denken Sie über Alles nach und geben Sie mir morgen Antwort."

Sie grüßte ihn mit der Hand, ging in's Vorzimmer, zog dort den Riegel zurück und war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerleben am Niagarafall.

(Bild S. 293.)

Die Naturschönheiten Amerikas liegen weit auseinander, sonst würde die neue Welt die Schweiz und den Rhein, was Großartigkeit der Szenerie betrifft, bedeutend überragen. Man denke an das Felsengebirge, die gewaltigen Seen, den Erie, Huron, Michigan, die Prärieen, die Urwälder Floridas, die tropischen Landschaften Mittel- und Südamerikas, die Vulkane Mexikos und vor Allem an den größten Wasserfall der Welt, an den Niagarafall.

Es ist jetzt Modesache geworden, im Sommer von New-York aus zu den mächtigen Fällen, dem fast ganz auf New-Yorker Gebiet gelegenen Naturwunder, Vergnügungsausflüge zu machen, und die Spekulation hat die Ufer des Niagara in der Nähe der Fälle mit Hotels besäumt, von denen eins das andere an Pracht und Gediegenheit zu übertreffen sucht, und im Sommer wimmelt es dort von Touristen wie an den schönsten Punkten des Rheins. Da der Fall in seiner Großartigkeit von einem Punkte nicht zu übersehen ist, hat man unterhalb des riesigen Wassersturzes an den Felsen einen Balkengang gebaut, auf welchem man hinter den ungeheuren Flutmassen ungefährdet hindurchgehen kann. Allerdings ist der Donner der stürzenden Wassermassen ohrenzerreißend, betäubend, und das von den Steinen herabsprühende Wasser gleicht an Stärke einem heftigen Gewitterregen. Das macht aber die Sache für die Amerikaner, die starke Erregungen verlangen, nur um so verlockender.'

So sehen wir denn auch auf unserem Bilde eine Gesellschaft, worunter zwei Pärchen, welche die Hochzeitsreise nach dem einheimischen Naturwunder gemacht, die hergebrachte Tour unter dem Fall ausführen. Freilich haben sich Alle die Sache weit harmloser vorgestellt. Das Brüllen des Wassers, der kalte, sturmähnliche Luftstrom, der aufsprühende Schaum und Dunst, das herabplätschernde Wasser wirken so furchtbar, daß die Damen entsetzt und erschreckt sich an ihre jungen Männer klammern und schreiend wieder an's Land verlangen, wo man unter sicherer Obhut der Führer, jedoch trotz der Gummikleidung, welche man für gutes Geld für das Abenteuer eingehändigt bekommt — denn es herrscht am Niagara eine wahrhaft raffinirte Industrie zur Ausnützung der Touristen — durch und durch naß anlangt. Gewöhnlich wird das Wagstück nicht zum zweiten Mal unternommen. Der Eindruck, den der Tourist hier empfängt, ist eine großartige Erinnerung für das ganze Leben.

Die Zwillinge.

(Bild S. 296.)

Die Bären, besonders wenn sie noch jung sind, gehören zu den ergötzlichsten Thieren. Ihre drollige Tölpelhaftigkeit, die listigdummen Augen, der plumpe, jedoch so überaus bewegliche Körper, die spitze Schnauze und die täppischen Beine, mit denen sie so geschickt klettern können, machen solch' einen Meister Braun in seinen Knabenjahren zu einer so spaßhaften Erscheinung, daß in Polen und Rußland auf dem Lande die Gutsbesitzer sehr häufig sich diese Thiere zur Unterhaltung auf ihren Höfen großziehen. So lange die Bären jung sind, lassen sie sich gut leiten, und es ist möglich, sie sogar zu häuslichen Geschäften, wie Holz- und Wassertragen, abzurichten, wie man dergleichen oft in Polen sieht. Ist der Bär jedoch älter und stärker geworden, hat man an ihm ein recht gefährliches Hausthier. Der Bär wird leicht zornig und seine Kraft ist eine gewaltige; auch ist Meister Braun völlig unberechenbar. Plötzlich, ohne jede sichtbare Veranlassung, wird solch' ein aufgezogener Bär wild und tückisch und kehrt die in ihm liegende Raubthiernatur in entsetzlicher Weise hervor. Die Unglücksfälle, welche in jenen nordischen Ländern hiedurch sich ereignen, sind zahlreich.

Unser so lebenswahres Bild zeigt hier zwei junge Bären, Zwillinge, die ein russischer Förster aufzieht, friedlich, Kopf an Kopf gedrängt, aus einem Napfe fressend. Noch haben sie ihre ganze Harmlosigkeit der Jugend, das weiß auch die Frau, welche den beiden so ruhig zusieht. Auch sind diese Zwillinge stets lustige, kugelige, hellgraue, genäschige, neugierige, täppische Burschen, die Gelächter erregen, sobald sie sich blicken lassen. Zwei Jahre später, und es kann sich leicht zutragen, daß das ganze Dorf vor ihnen in Todesangst ist, die Häuser verbarrikadirt werden und das letzte Hülfsmittel dann die gezogene Flinte, welche ein schweres Kaliber schießt, bleibt.

Interessante Bücher.

II.

Wer sich über die Literatur der Gegenwart auf angenehme und geistvolle Art unterrichten will, findet eine Reihe vortrefflicher Artikel, von Adolph Stern gesammelt, unter dem Titel: „Zur Literatur der Gegenwart" (Leipzig, Schlicke). Der Autor ist Professor der Literatur, aber von dem, was man gewöhnlich unter Professorenthum sich vorstellt, findet man keine Spur in dem Werke. Das ist blühendes, geistfrisches Leben in der Anschauung und in der Darstellung. Wer diese Bilder und Studien gründlich gelesen, hat ein reiches Wissen in sich aufgenommen, und die interessanten Gesichtspunkte, wie auch der farbige, anschauliche Vortrag machen diese Lektüre zu einem wahrhaften Genuß.

Von dem rühmlichst bekannten Karl Ruß, dem Herausgeber der „Gefiederten Welt" und dem Verfasser des „Hauslexikons", welchen Werken wir so manche gute Rezepte verdanken, ist ein eigenartiges Buch erschienen, das den Titel: „Meine Freunde" (Berlin, A. Haag) trägt. Das hübsch eingebundene Werk bringt Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt in jener anziehenden und doch dabei wissenschaftlichen, gediegenen Art, wie Ruß dieß eigen ist. Das Buch handelt in seinen Abschnitten: „Wald und Feld", „Hain und Garten", „In der dunklen Flut", „Kleines Leben", von den beliebtesten und am häufigsten bei uns vorkommenden Vögeln, Fischen und Insekten. Es sei hiemit unseren Lesern auf's Wärmste empfohlen.



Spiele für Mädchen.

Die Elemente. Die Gesellschaft setzt oder stellt sich in einen Kreis. Dabei wirft Eine der Andern ein Tuch zu und nennt dabei ein Element, aber nur Wasser, Luft und Erde, da im Feuer keine Thiere leben. Die, welcher das Tuch zugeworfen wurde, muß sogleich einen Bewohner dieser Elemente nennen. Zögert sie mit der Antwort oder nennt ein falsches Thier, — versetzt sie z. B. den Walfisch in die Luft und den Esel in's Wasser, so muß sie ein Pfand geben und darf alsdann erst das Tuch weiter werfen. Dieses Spiel erfordert Gegenwart des Geistes und gewährt auf einige Zeit großes Vergnügen.

Spiele für Knaben.

Lottospiel. Auf 90 Täfelchen von Holz oder Pappe sind die Ziffern von 1 bis 90 geschrieben. Sie werden sämmtlich in einen Sack oder in eine Büchse gesteckt und umgeschüttelt. Man gibt rundlichen Holzstückchen den Vorzug, die nur an zwei Seiten ein wenig ebene Fläche bieten, die eine derselben für die Ziffer, die andere zum bequemen Stehen. Ein Knabe übernimmt den Sack mit den Nummern, von den Uebrigen erhält jeder ein oder mehrere Pappentäfelchen. Auf einer solchen Pappentafel sind durch zwei Striche drei Zwischenräume erzeugt, und diese wieder durch Striche in je neun Abtheilungen getheilt. Das ganze Blatt enthält also dreimal neun Vierecke. Von den neun Vierecken jeder Reihe sind jedesmal fünf mit beliebigen Ziffern versehen, die übrigen vier Gevierte sind frei. Die Ziffern sind aus denen zwischen 1 bis 90 gewählt, entsprechen also jenen im Sack. Jeder Spieler hat außerdem noch 15 oder, wenn er mit mehr als einem Täfelchen spielt, so vielmal 15, als er Tafeln hat, viereckige Glasstückchen, so groß wie die Vierecke seiner Täfelchen sind. Der Knabe mit dem Ziffernsack zieht aus letzterem eine Ziffer hervor, ohne dabei in den Sack zu sehen, stellt sie auf den Tisch, so daß sie Jeder erkennen kann, und ruft dieselbe dabei aus. Wer die genannte Ziffer auf seinen Täfelchen dabei bemerkt, belegt dieselbe mit einem Glasstückchen. Je nachdem es beim Beginn des Spiels festgesetzt wird, gewinnt entweder Derjenige, der zuerst eine Reihe von fünf Ziffern belegt hat, oder wer sämmtliche 15 der Karte belegt hat.

*

Ein zerschnittenes Taschentuch wieder herzustellen. In deiner linken Hand verbirgst du ein Stückchen feiner weißer Leinwand, das einem Taschentuchzipfel ähnelt; erbitte dir dann von einem Anwesenden ein weißes Taschentuch, lege dasselbe zusammen und bringe bei dieser Gelegenheit den versteckten Leinwandzipfel hinein, so daß es aussieht, als sei es ein Zipfel des Tuches. Fordere einen der Anwesenden auf, den Zipfel abzuschneiden, und versichere: du wolltest denselben wieder so innig mit dem Tuche vereinigen, daß nichts zu bemerken sei. Indem du den abgeschnittenen Zipfel fest an das Tuch drückst, nimmst du die Gelegenheit wahr, die beiden Leinwandstückchen in den Kasten des Tisches fallen zu lassen. Nun steckst du das Tuch in deine Zauberbüchse, schüttelst es darin um, versicherst, es sei ein kleines Heinzelmännchen darin, welches so geschickt nähen könne, daß man keine Spur einer Naht wahrnehme. Nach einer Weile ziehst du das Tuch heraus und überreichst es dem Eigenthümer. Es wird natürlich unbeschädigt erscheinen.

*

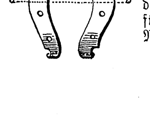
Das Naturwunder: ein Pferdehaar in einem Hühnerei. Es sollen mitunter in Hühnereiern kleine Hühnerfedern gefunden worden sein, in Straußeneiern sogar Kieselsteinchen, — noch größer ist das Wunder, in einem Hühnerei ein Pferdehaar zu finden, — und doch bedarf es hiezu weiter nichts, als daß man ein kleines Loch mit einer Nadelspitze in die Eischale bohrt und das Haar hineinschiebt. Ein wenig Kreide verdeckt das unbedeutende Löchelchen sehr leicht.

(Aus: „Spielbuch für Knaben". Von Hermann Wagner. Leipzig, Otto Spamer.)

Arithmethische Aufgabe.

Als ein Lehrer einst gefragt wurde, von wie viel Kindern ein Schulfest besucht war, antwortete er: Es waren noch nicht 1000 Kinder, aber genau weiß ich ihre Zahl nicht, doch erinnere ich mich, daß 6 Kinder übrig blieben, als sie sieben Mann hoch marschirten, ferner 7 Kinder übrig blieben, als sie 8 Mann hoch heimkehrten, und 8 Kinder übrig blieben, als je neun einen Kuchen erhielten. Wie viele Kinder waren es?

Auflösung der Anschauungsaufgabe Seite 234:



Der erste Schnitt geht von a nach b, das abgeschnittene Stück c lege man zwischen die beiden übrig gebliebenen Enden und führe den zweiten Schnitt zwischen den sechs Nägeln hindurch.



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Brücken aus Glas. In England werden jetzt Versuche damit gemacht, kurze Brücken aus Glas herzustellen. Der Erfinder, Herr Siemens, läßt nämlich Platten von Glas schlechtester Sorte anfertigen, die nach einer von ihm angegebenen Methode gehärtet werden. Die mit diesen Glasplatten zur Erprobung ihrer Haltbarkeit angestellten Versuche sollen überraschende Resultate geliefert haben. Stücke von 10—15 Centimeter Dicke, welche an den Enden so unterstützt waren, daß sie in einer Länge von circa 1 Meter frei schwebten, zerbrachen erst bei einer lediglich auf den Mittelpunkt wirkenden Belastung von 5000 Kilogramm. Bei gleichmäßiger Vertheilung der Last trugen sie mehr als das Doppelte. Ferner wurden Platten von 500 Quadratcentimeter Fläche und 28 Millimeter Dicke in Bezug auf ihre Haltbarkeit gegen Stöße geprüft. Die Platten wurden dazu auf sandigen Boden flach aufgelegt und man ließ ein Gewicht von 500 Kilogramm darauf fallen, und zwar zunächst aus einer Höhe von 1 Meter. Da die Platten diese Stöße ohne jegliche Veränderung aushielten, wurde die Fallhöhe nach und nach vergrößert. Erst bei einem Fall des Gewichts aus einer Höhe von 6 Metern zerbrachen die Platten, während Gußeisenplatten von gleichem Umfange und gleicher Stärke bei einer viel geringern Fallhöhe des Gewichts zerbrachen. Gegenwärtig sind für eine Tramwaybahn bei Strasford mehrere Brücken aus dem genannten Material hergestellt worden, die bis 1 Meter Spannweite besitzen. Zum Einlegen der Schienen befinden sich in den Glastafeln Rinnen. Wenn der Stoß zweier Schienen auf die Brücke fällt, ist eine Metallunterlage vorgesehen um das Entstehen von Löchern in dem Glase zu verhindern, welche seine Haltbarkeit beeinträchtigen würden. Der Preis der Glasbrücken soll geringer sein als derjenige von Holz und Eisen, namentlich in Rücksicht darauf, daß das Glas weder durch Fäulniß, noch durch Rost leidet.

Hauswirthschaft.

Nährwerth der Milch. Nach den interessanten, von Professor Krämer in Zürich unter durchaus zuverlässigen Voraussetzungen durchgeführten Berechnungen sind unter allen Nahrungsmitteln thierischen Ursprungs die Milch und deren Produkte die wohlfeilsten. Man bezahlt nämlich, wenn man der Berechnung die gegenwärtig in Zürich geltenden Marktpreise zu Grunde legt, für 1 Kilo stickstoffhaltiger (eiweißähnlicher) Nährstoffe in der Milch 1,60 Mark, dagegen im Ochsenfleisch 5,14 Mark, in den mageren Käsen 2,34 Mark, im Hammelfleisch 6,48 Mark, in den halbfetten Käsen 1,74 Mark, im Schweinefleisch 6,52 Mark, in den fetten Käsen 2,88 Mark, in den Eiern 7,06 Mark, also im Ochsenfleisch dreimal mehr als in der Milch und in den Magerkäsen. Diese für die Volksernährung in so hohem Grade beachtenswerthen Verhältnisse verdienen wohl mehr zum allgemeinen Bewußtsein gebracht zu werden.

Landwirthschaft.

Schafhunde. Die Schafzüchter in Kalifornien wenden ein eigenthümliches Verfahren an, um die zum Bewachen der Schafheerden bestimmten Hunde abzurichten. Sobald ein Lamm geboren ist, wird ein junger Hund der Mutter, die das Lamm nicht wieder zu sehen bekommt, untergeschoben, den sie säugen läßt. Nach Verlauf einiger Zeit wird der Hund des Morgens mit Fleisch gefüttert und mit den Schafen auf die Waide gesandt. Die Anwesenheit seiner Pflegemutter veranlaßt ihn, bei der Heerde zu bleiben; allein da er deren Futter nicht frißt, so wird er in demselben Maße hungrig, als die Schafe satt werden. Zuletzt plagt und quält er seine Pflegemutter, in der Hoffnung, zu Hause gefüttert zu werden, so lange, bis diese heimwärts lenkt und die ganze Heerde ihr folgt. Kommt dieselbe zu früh oder der Hund ohne sie nach Hause, so wird er auf die eine oder andere Weise bestraft, und mit dem ihm angeborenen Instinkt hat der Hund bald ermittelt, wann er die Heerde nach Hause treiben darf. Man trifft in Kalifornien große Schafheerden an, die nur von solchen, auf vorstehend erwähnte Weise abgerichteten Hunden bewacht werden. Auf die Abrichtung verwenden die Schafzüchter viele Mühe, da ihnen ein dressirter Hund unschätzbar ist.

*

Die Verwendung der Roßkastanien. Die Roßkastanien oder wilden Kastanien haben als Futter für Pferde, Rinder und Schafe eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Angestellte Fütterungsversuche haben — nach dem „Feierabend der Landw." — ergeben, daß Mastthiere bei Kastanienfutter rascher fett wurden, Kühe mehr und bessere Milch gaben und Schafe vor Lungenkrankheit bewahrt blieben. Diese Früchte werden, wenn sie sich in frischem Zustande befinden, gequetscht, im trockenen geschroten, demnächst mit Häcksel, Rüben und Getraideschrot vermischt und so verfüttert. Als zweckmäßig haben sich folgende Futternormen bewährt. Bei Mastochsen: pro Stück und Tag 5—7 Kilogramm Heu, 5—6 Kilogramm Häcksel, $\frac{1}{2}$—1 Kilogramm Getraideschrot und 6 Kilogramm Kastanienschrot mit einer entsprechenden Salzbeigabe. Bei Zuchtschafen: 0,5 Kilogramm Heu, 0,5—0,75 Kilogramm Stroh und 0,25—0,50 Kilogramm Kastanienschrot; den Mastschafen kann man von letzterem bis zu 5 Kilogramm verabreichen. Aber auch für Pferde geben Kastanien ein gutes Beifutter ab, nachdem diese Thiere allmälig an den Beigeschmack gewöhnt worden sind. Es empfiehlt sich überhaupt bei all' den genannten Thieren, da dieselben Roßkastanien des in ihnen enthaltenen Bitterstoffes wegen anfangs nicht gerne zu sich nehmen wollen, mit der Fütterung kleiner Gaben zu beginnen

und die Tagesration von Woche zu Woche zu erhöhen. Mit der Steigerung der Kastanienration kann vortheilhaft die Salzbeigabe vermehrt werden. Nächstdem bilden die Früchte der Roßkastanien ein gesundheitsförderndes Viehfuttermittel, welches magenstärkend und blutreinigend wirkt.

Rösselsprung.

der=	als	gut	der	ehr'	re	herz	doch
mand	fach	gen	noch	in	theu=	de	ge=
lieb=	sie	ü=	und	ih=	ben	hand,	und
fend=	nie=	und	treu	rer	ging'	ihr	er=
an	chens	thut	mir	auf	ter=	dach	und
ver=	tau=	des	blieb	sie	gott	zen	will
ring	mir	gel=	will	land	der	va=	und
ten	ihr's	ver=	lie=	mir	was	ich	gan=

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. T. 23 in Prag. Die Ansprüche an das Leben sind verschieden. Ihnen scheinen „vier Seidel" allabendlich ein geringes Quantum. Uns z. B. dünken zwei ganz genug. So ist es auch in anderen Dingen; wer nicht viel begehrt, kann ganz passabel mit unserer Norm zufrieden sein.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben &c. sind uns zugekommen von: Frln. Pauline Herter, Bonn; Mathilde Alsleben, Potsdam; N. M., Berlin; Anna Miroslaw, Posen; Betti Haut, Wien; Frau Antoinette Hermann, Köln; Marie Ulmer, Heilbronn; Hrn. G. Röder, Zittau; W. Strohmeyer, Wernigerode; T. Mayer, Klagenfurt; T. Löwenthal, Würzburg; O. Günther, Bremen; H. Herweg, Stettin; T. Mummert, Berlin; N. Rosenberg, Breslau; A. Oronticz, Petersburg; W. Willibald, Philadelphia; K. Schroff, Allmersdorf.

Frln. Emma S. in Danzig. Holtei lebt noch, in Breslau.

Hrn. C. R. in Bieberich. Ueberreich an Vorrath.

Hrn. O. M. in Graz. Sie haben Recht, diese Laufbahn aufzugeben. Ein Jeder, der einen glatten Satz schreiben kann und wie ein vernünftiger Mensch denkt (auch gar Mancher, bei dem dieß nicht stattfindet), scheint jetzt in Deutschland zu schriftstellern; als ob ein Schriftsteller nicht gerade so „geboren" sein müßte und derselben mühevollen Ausbildung bedarf, wie ein Bildhauer, Maler, Musiker.

Anfragen.

19): Wie kittet man Kautschukleinwand, z. B. für Regenmäntel, an einander? H. C. in H.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.



Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 23. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

VIII.

In jener offenen Kalesche, welche, anstatt nach dem Kurhause einzubiegen und uns neue Gäste zu bringen, im scharfen Trabe an demselben und an uns Allen vorüber rasselte, saß ein einzelner Herr, der die an dem Zaune postirte Menge auch nicht eines Blickes würdigte, ein kleiner dunkler Herr mit gelblichem Teint, schwarzem Bart und orientalisch geschnittenen Zügen. In einen grauen Staubmantel gehüllt, eine leichte, seltsam geformte Mütze auf dem Kopfe, lehnte er in der Ecke des Wagens, die Cigarrette zwischen den Lippen, die Augen halb geschlossen, vornehm-kühl. — Es war eine auffallende und nicht eben sympathische Persönlichkeit, jener Ankömmling, den Mienchen so freundlich mit dem Ausrufe: „unverschämter Judenbengel“ beehrt hatte.

Es lag etwas Studirt-Vornehmes in seiner Haltung, etwas Theatralisches, und dieser unangenehme Eindruck wurde noch vermehrt durch den starren Ausdruck seiner Züge, den rabenschwarzen, scharf umrissenen Backenbart und den an den Enden kokett nach oben gedrehten Schnurrbart.

Mit einem leicht erklärlichen Interesse betrachtete ich denselben, während er an uns vorüber gewissermaßen Spießruthen lief. Etwas beleidigend, auch nicht mit einem Zucken der Wimper, nahm der Mann Notiz von uns; er warf, noch etwa dreißig Schritte von jenem Hause da drüben entfernt, nachlässig die Cigarrette fort und lehnte sich kaum merklich zum Wagen hinaus.

Gleich darauf hielt dieser an, er stieg langsam zur Erde, nahm die kleine Reisetasche vom Rücksitz und schaute forschend nach den Fenstern hinauf.

Man vernahm einen Schrei, — eine weibliche Gestalt bog sich weit heraus über die Brüstung des Balkons.

„Oh, — c'êtes vous, Léon!“ rief die Gräfin im Tone freudigster Ueberraschung. Jener dunkle Unbekannte warf eine Kußhand hinauf und bezahlte dann den Kutscher. Er war kaum fertig hiemit, als auch schon die schöne blonde Frau in aller Hast unten am Gitter erschien, ihre Arme um seinen Nacken schlang und ihn zärtlich und wiederholentlich küßte.

Das Pärchen verschwand hinter der Gartenmauer und der Wagen fuhr davon. Oben an den geöffneten Fenstern zeigten sich die Silhouetten menschlicher Gestalten, auch drang bisweilen ein unbestimmter Laut, ein verhalltes Wort durch die stille Abendluft bis zu uns herüber. — Das war Alles!

Ich war während der ganzen Zeit die Beute einer eigenthümlichen Erregung. Auf der einen Seite empörte mich das Benehmen der Badegäste im hohen Maße, — — Badepöbel hätte ich beinahe gesagt, denn es ist wahr, es hat vielfach den Anschein, als ob die Medisance, der allergewöhnlichste Klatsch sich Rendezvous gäben alljährlich an solchen Orten des Müßigganges, — andererseits aber konnte ich mir es selbst nicht verhehlen, daß, so unschuldig und loyal die Beziehungen zwischen dem fremden Manne und der fremden Dame sein konnten, der Anschein ein wenig sehr gegen sie war.

Das Aussehen dieses Ankömmlings hatte etwas außerordentlich Eigenthümliches — Kompromittirendes mußte ich mir gerade heraus gestehen; dazu diese fast allgemeine Entrüstung der Kurgäste, aber vor Allem auch die Romantik in der Situation, — Sommerabend, Mondenschein, Lindenduft und Bienensummen . . . Diese überraschende Ankunft überdieß und dieser heiße, zärtliche Empfang, dessen Zeugen wir waren.

Ich saß da — ganz in Gedanken verloren, das Haupt schwer in die Hand gestützt.

Am Ende — was gingen mich jene Leute an, und warum warf ich mich in meinem Innern mit solchem Eifer zum Ritter jener Damen auf, zu denen ich in gar keinen Beziehungen stand, von deren Dasein und Herkommen ich nichts wußte und mit denen ich noch keine Sylbe gesprochen hatte?

Woher diese heftige Erregung? — — Oh! — Einestheils, ich kann es nicht leugnen, hatte der Anblick des Fräulein von Glinka einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf mein Herz gemacht. Das war es aber nicht allein; alte Erinnerungen waren in mir wach geworden und noch dazu in demselben Augenblicke, wo meine sonst so prosaische Natur abermals aus ihrem Gleichgewicht zu gerathen drohte, in jene beinahe eifersüchtige Regung, welche die Ankunft des dunklen, fremden Mannes in mir aufkeimen ließ, mischten sich allerhand verlockende Bilder, — Träume aus vergangener Zeit, süße Rückerinnerungen... Wieder klang das Posthorn in mein Ohr, pfeilschnell flog der leichte Wagen durch die würzige Sommernacht. — Hinter den duftenden Tannen stand der volle Mond, Glühwürmchen funkelten auf und ab, zu Hunderten zwischen den Stämmen mit ihrem bläulichen Lichte. In dem Wagen aber saß ich selbst, das Herz pochend voll Ungeduld und Erwartung. — Aus dem Walde heraus bog das Gefährt und zwischen Hecken und Zäunen fort, bald nach rechts, bald nach links. Die breite, mondbeschienene Fläche des Stromes zeigte sich mit den Umrissen der am Ufer liegenden Schiffe und den Lichtern darauf, die dunkle Kette des Gebirges — einem schlummernden Ungethüm gleichend.

Hinter mir schon lagen das Städtchen und die Villen. — O, wie pochte mir das Herz! — Dort unter dem breiten Dache der Ulmen und Linden erblicke ich schon das freundliche kleine Haus, in welchem die Geliebte wohnt. Röthlicher Lichtschein fällt heraus aus ihren Fenstern. „Blase, Schwager, blase zu!“ rufe ich. Er stößt in's Horn, — mein Auge blickt unverwandt hinüber. Ich juble auf — dort ist sie! — Ich springe in Hast aus dem Wagen, ich eile den schmalen Gartenweg hinauf. Und siehe, — da beugt sich ein blondes, theures Haupt weit, weit heraus aus dem Rahmen des Fensters, eine liebe Stimme ruft



Die Würger von Paris. Der „Vicomte Champy“ besucht den Marquis Don José de Ribas.
Originalzeichnung von G. Franz. (S. 313.)

meinen Namen freudig erschrocken, die Hausthüre öffnet sich und auf dem Absatz der Treppe, das blonde Haupt umwoben vom Licht, wie von einer Strahlenkrone, steht sie da, die schlanke Gestalt der Geliebten. Sie preßt die Hand auf das Herz, um sein Pochen zu beschwichtigen. — Ein Augenblick noch und sie öffnet ihre Arme weit, sie stürzt jubelnd an meine Brust ... Wir halten uns umschlungen — ein süßer Rausch! ... Meine Hand streichelt ihr Haar und unsere Lippen finden sich in einem langen, wonnevollen Kusse.

„Nun, — und was sagst Du dazu? — Du sprichst ja kein Wort!"

Ich fuhr empor aus meinen Träumen, ganz erschrocken und verwirrt. Neben mir stand der Assessor, seine Hand legte sich schwer auf meine Schulter, während sein dunkles Auge ernst und doch mit jenem Ausdrucke von Sarkasmus, ohne welchen es beinahe niemals ausschaut, auf mich hernieder blickte.

Ich richtete mich auf, — ich glaube sogar, ich erröthete ein wenig. Ich mußte mich erst einen Augenblick besinnen. Dann zuckte ich die Achseln und erwiederte möglichst gleichgültig:

„Eine seltsame Erscheinung."

„Ja, — verdammt seltsam!" sagte er nachdenklich und starrte eine Weile auf die Tischplatte nieder. „Na, — nous verrons!" Er focht mit seinem langen Arme durch die Luft und fuhr mit ganz verändertem Tone fort: „Nun, wie wäre es, wenn wir dem Jüngling aus Düren jetzt ein wenig behülflich wären beim Ansetzen der Bowle; zu unserer eigenen Sicherheit, Eugen?"

Ich erhob mich mechanisch, — ich schüttelte mich, um alle diese verschiedenen Eindrücke und Gedanken los zu werden, und folgte dann dem Assessor in's Haus.

Ueber vierzig Personen hatten sich bereits zur Theilnahme an der Erdbeerbowle gemeldet und es kamen noch immer neue hinzu; wir hatten also keine Sinekure gerade; dazu kam noch, daß Dieser und Jener seinen guten Rath ertheilen wollte und Andere sich einmischten, wie Herr von Borg zum Beispiel, welchen die Sorge plagte, wir könnten die Sache zu theuer machen.

„Nehmen Sie einen ganz leichten Mosel, meine Herren ... ich versichere Sie, Zeltinger ist der beste Wein zu einer solchen Bowle, namentlich unter den hiesigen Verhältnissen," sprach er mahnend. „Kann Sie versichern, bin sonst kein Spielverderber, aber denken Sie an die Damen und den Doktor. Den Zucker weichen Sie am besten vorher tüchtig in Wasser ein, da schmilzt er um so schneller und sodann ... gebe Ihnen mein Ehrenwort, so etliche Flaschen Sodawasser ... das ist besser wie der beste Champagner in solch' einer Bowle."

Auch der Baron kam natürlicherweise herein in unser Laboratorium.

„Darf ich mich Ihnen zur Verfügung stellen, meine Herren? — Ich bin kein Laie in solchen Dingen!" rief er eifrig. „Ah, Pardon! — Hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, mich Ihnen vorzustellen — mein Name ist von Greifenkron, meine Herren."

Wir nannten ihm unsere Namen, ohne uns aber weiter durch ihn stören zu lassen.

„Ich bin zu allen Diensten bereit. Wenn ich mir einen Vorschlag zu machen erlauben darf, — nur ordentlich Sekt hineingegossen und eine oder zwei Flaschen Madeira, das gibt Kraft und Würze. Als ich noch bei den Ulanen stand, machten wir es immer so. — Möchte mir übrigens hernach Ihre Gegendienste ausgebeten haben, beim Feuerwerk hernach, eine Hand wäscht die andere. Wie gesagt, als ich noch bei den Ulanen stand ..."

Karl, der eben den Zucker einweichte, sah etwas ungeduldig zu dem Schwätzer auf und blickte dann zu Herrn Steinhauer hinüber, welcher in der Sucht, sich nützlich zu machen, größtentheils störend wirkte und schon eine oder zwei Flaschen umgeworfen und zerschlagen hatte.

„Lieber Herr Steinhauer," erwiederte er, „Sie haben ja zu Allem Talent, wie wäre es, wenn Sie uns dieses Geschäft hier überließen und sich draußen mit dem Herrn von Greifenkron beim Feuerwerk nützlich machten?"

„O gewiß — sehr gern," erwiederte dieser dienstfertig und so wurden wir Beide zu gleicher Zeit los. Dafür bekamen wir aber andern Sukkurs in der Gestalt von Grete Zitzewitz, welche ihre spitze Nase gleich darauf zur Thüre herein steckte und der das blonde Trudchen auf dem Fuße folgte.

„Außerordentlich angenehm!" rief der Assessor, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen und trotz der heraufgestreiften Manchetten.

„Bitte nur, die Flaschen aufzukorken und die Gläser abzuwischen, meine Damen."

So trippelten denn die beiden Mädchen bald mit vorsorglich aufgesteckten Kleidern emsig zwischen uns einher, wobei Grete Zitzewitz den Strom ihrer Rede unauslässlich fließen ließ mit dem Wein zugleich, der aus den Flaschen in die großen irdenen Töpfe strömte, und, wie mich der Assessor nachher versicherte, auf eine unverantwortliche Weise mit mir kokettirte. Ich selbst habe hievon nichts bemerkt, und wenn ich überhaupt von der Arbeit aufsah, so war es mehr, um nach Trudchen zu sehen, als nach dem verblühten Fräulein, und das will ich nicht in Abrede stellen, daß ich zu bemerken glaubte, daß auch dieses blonden Kindes Blicke mit den meinigen sich einige Male begegneten. — Doch das sind Thorheiten und sie gehören nicht zur Sache. Endlich war die Bowle fertig und wurde nun in Eis gesetzt. — Wir Alle erschienen wieder auf der Oberwelt und die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung mit Tischen und Stühlen, Windlichtern und Lampions, um auf der großen Wiese drunten ihr Lager aufzuschlagen. Drüben am Saum der Gebüsche bewegten sich bereits dunkle Gestalten hin und her.

Kaum hatte sich der Tumult des Umzuges ein wenig gelegt, so begann Herr Eschenburg eine gewisse Thätigkeit zu entfalten, deren Zweck dadurch klar wurde, daß gleich darauf das: „Wer hat dich, du schöner Wald," kräftig in die anbrechende Nacht hinaus tönte.

Mienchen und Wienchen Bitter wirkten freilich etwas störend durch einige unmelodische Aufschreie, welche ihre Furcht vor den niedrig schwirrenden Fledermäusen ihnen auspreßte, wofür die dicke Mama ihnen dann einen ziemlich hörbaren Verweis ertheilte.

Kaum war die letzte Note des schönen Liedes verklungen, so fand sich der Doktor gemüßigt, eine einleitende Rede zu halten, welche witzig sein sollte:

„Meine Herren! — Nein, — meine geehrten Damen und Herren," begann derselbe. „Ein jedes Thierchen hat sein Pläsirchen!" (Große und andauernde Heiterkeit.) „Nun, wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns noch das Lämpchen glüht!" (Bravo!) „Der Eine sucht der Liebe Freuden" (schallendes Gelächter und helles Aufschreien seitens einiger der Damen, denn der Doktor wies dabei mit der Hand sehr bezeichnend nach der Villa der Gräfin hinüber), „der Andere liebt der Rebe Saft." (Bravo — bravo!)

„Ja — wo bleibt denn aber die Bowle?" unterbrach hier eine einzelne Stimme den Aufschwung des Doktors.

„Hier!" rief es aus dem Dunkel mit militärischer Kürze und neues Gelächter und Bravo erscholl.

„Meine geehrten Freunde," fuhr der Sprecher fort, „ich höre, sie naht, die Würzerin der Freude. — Empfangen wir sie, wie es sich geziemt, denn:

Sine Ceres et Baccho friget Venus!»

„Cerere, lieber Doktor," korrigirte ihn eine tiefe Stimme hinter mir.

„Cerere, — natürlich Cerere!" erwiederte Jener hastig, „nur ein unliebsames Versprechen meinerseits, auch wohl ganz nebensächlich nur."

Der kleine Badearzt liebte es nämlich, mit klassischen Citaten um sich zu werfen, und da er die Schule schon lange verlassen hatte, so lief bisweilen so ein kleiner Irrthum mit unter.

Seine Erwiederung klang gereizt und erregte deßhalb hier und dort eine halblaute Heiterkeit.

Uebrigens gab es etwas, was die Gemüther augenblicklich mehr in Anspruch nahm, als alle Reden und Citate, und wären sie auch noch so schön und korrekt gewesen. — In dem schwachen Lichtschein der einzelnen Erleuchtungsapparate erschien soeben, eskortirt von dem Assessor mit Grete Zitzewitz und Doktors Trude am Arme und getragen an einer Stange von Hausknechten und Kellnern, der riesige Topf mit der Bowle. Dunkle Schatten bewegten sich über den Rasen und näherten sich dem Mittelpunkte der Gesellschaft.

„Halt! — Gewehr ab!" kommandirte Jemand und das Gefäß glitt vorsichtig auf den Boden.

In demselben Augenblick und als wäre dieses Kommando ein verabredetes Zeichen gewesen, begann die Bademusik mit einem lustigen Marsche hinter einem nahen Gebüsch hervor zu defiliren. — Diese Ueberraschung, mit der Aussicht auf Bowle und Feuerwerk, erregte einen lauten Ausbruch des Jubels und Entzückens bei Jung und Alt.

Nur der Doktor sah ärgerlich darein, denn einmal war er nun genöthigt, seine Rede abzubrechen, da Niemand mehr auf ihn achtete, sodann aber war dieses Aufbieten der sieben Brüder etwas, was er als einen nicht zu rechtfertigenden Eingriff in seine Rechte ansah. — Ueberhaupt, — seit wann arrangirte man hier Feste, ohne ihn erst zu fragen, — ihn, das Haupt, — den guten Genius — die Obrigkeit?!"

Sehr aufgeregt lief der kleine Herr von einer Gruppe zur andern.

„In der That, — in der That, meine verehrten Herrschaften, — allerliebst, allerliebst! — Nur schade, daß man das Alles that, ohne mir auch nur die geringste Beachtung dabei zu gönnen ... In der That, Herr Kammerjunker von Borg ... anarchische Zustände! ..."

„O wie reizend, mein lieber Doktor!" kam ihm Frau von Borg, welche seinen Ingrimm nicht ahnte, entgegen, anstatt ihres Gemahls, — „wahrhaftig, dieß verspricht ein recht angenehmer Abend zu werden."

„Aber, ich bitte Sie, mein verehrungswürdigster Herr Senator," wandte der kleine, erregte Herr sich an diesen, „da hat man die Kurmusik hieher beschieden und ich weiß kein Sterbenswörtchen davon, — — bin gar nicht einmal gefragt worden!"

„Nun, — die Herren verdienen unsern besten Dank für diese angenehme Unterbrechung des ewigen Einerlei."

„Und dazu der schöne Abend, lieber Doktor," fügte dessen sanfte Gattin hinzu.

„Und wir machen ein Tänzchen nachher," jubelte der Backfisch.

„Und die Bowle?" fiel der Konsul ein.

„Ja, ein Tänzchen — wir wollen tanzen, hier auf der Wiese!" so rief das junge Volk durcheinander, ganz aufgeregt und glücklich.

„Aber ich bitte, — bitte! — Das bedarf doch wohl der Erwägung — einer Anfrage wenigstens ..."

„Thorheiten! — Anfrage? — Bei wem denn und wozu denn, Doktor?" erwiederte die laute Stimme des Konsul Eschenburg. „Leben doch hier, so viel ich weiß, in einem freien Lande und hab' bei Niemanden anzufragen, wenn ich mir einen frohen Abend machen will."

„Aber um des Himmels willen! — Wo bleiben denn da die Sitte — die alten Rechte — das Herkommen vielmehr — der Usus, hochgeehrter Herr Konsul!"

„Ach was, Usus! — dummes Zeug! — Wer wird sich das gefallen lassen! Ja, ihr jungen Springinsfelde — es wird getanzt heute Abend, daß die Röcke nur so fliegen, ob mit oder ohne obrigkeitliche Bewilligung — also vorwärts!"

„Es wird getanzt — es wird getanzt!" rief die ganz begeisterte junge Schaar mit jubelnder Stimme und stob nach allen Richtungen auseinander. „Es wird getanzt!" so ertönte es über den ganzen Platz.

In demselben Augenblick, als der Doktor mit hochgeröthetem Gesicht von Neuem beginnen wollte, klangen und klimperten auch schon die gefüllten Gläser, welche Grete und Trude auf großen Theebrettern herantrugen, und so konnte Jener seinen Aerger zum wenigsten in Wein ertränken.

„Ah! — sapperlot, das Zeug ist ganz vortrefflich!" hörte man loben hier und dort.

Noch trippelten die hübsche und die häßliche Hebe Bowle spendend über das kurze Gras, da leuchtete es drüben auf am nahen Saume des Parkes, ein greller Schein zuckte durch die Nacht und ein lauter Knall folgte unmittelbar hinterher, der die Damen vor Schreck laut aufschreien ließ und alle Echo rege machte.

Das Feuerwerk begann. Kleine blaue Lichtchen schwebten hin und her dort drüben und schrrr! — schrrr! — schrrr! zischten drei Raketen kurz nach einander hoch hinauf zum ausgestirnten Himmel und stießen dort droben ihre prächtigen bunten Garben aus.

Ein leiser Knall erst und dann ein lautes: „Ah!"

Eine kleine Pause, dann kamen Pots-au-feu, Feuerräder und Tourbillons an die Reihe, die Leuchtkugeln warfen wie Federbälle, die in allen Farben schillerten, die Nacht wurde fast zum Tage.

Dazu die Musik und das Gläserklingen, dazu die aufgeregte, ausgelassene Stimmung der ganzen Badegesellschaft, deren gute Laune der Wein noch heller anschürte, die schöne Nacht und die niedlichen Mädchen, — selbst ich griesgrämiger Stadtrichter mußte zugeben, daß das ganz entzückend war.

Der Hauptanstifter von Alledem war natürlich niemand Anders als der Assessor, der stets darauf sann, die Leute ein bischen durcheinander zu bringen, um dabei seine bestimmten Zwecke zu verfolgen und im Trüben zu fischen; er war eben eine Art von Mephisto, wenn auch einer von der gutartigsten Sorte.

Die Bowle war wirklich vortrefflich und ich sprach ihr herzhaft zu. — Wahrhaftig, ich hätte Karl loben können, wären nicht eben seine Beweggründe, und selbst wenn er Gutes zuwege brachte, stets so eigen-

thümliche gewesen, denn im Grunde liebte er es nur um deßhalb, dieses Durcheinanderschütteln, um sich an den Resultaten zu weiden, wie ein Kind an den wechselnden Figuren des Kaleidoskops, — um über das Lächerliche und Burleske, was dabei zu Tage kam, seine Glossen zu machen. Zum Beispiel diese Geschichte mit Herrn Steinhauer. — Was beabsichtigte er eigentlich mit dem leichtgläubigen, gutmüthigen Menschen zu machen? — Wozu zwang er denselben, so viel Geld auszugeben, und wozu drängte er denselben in den Vordergrund, — ihn, — einen ganz gleichgültigen, gutartigen Dutzendmenschen, den er nach drei Tagen wieder fallen ließ, als hätte er ihn nie gekannt? — Mir unbegreiflich!

Ich wurde unterbrochen in meinen Reflexionen. Eine gewisse Erregung machte sich da drüben bemerkbar, man erhob sich — man sprach laut. — Wahrhaftig — es war der Aermste, jener selbe Herr Steinhauer, mit welchem sich meine Gedanken soeben beschäftigten. Man umringte, man bedauerte ihn. — „O! Sie Aermster, — Sie haben doch keinen ernstlichen Schaden genommen?“ hörte man Theilnehmende fragen. Was war nur geschehen?

Nun ja, — da hatten wir es ja gleich! Das kommt von Karl's schlechten Witzen: derselbe war nämlich nur mit Mühe und Noth einem großen Unglücke entgangen, an welchem Karl, dieser ganz allein, die Schuld getragen hätte, denn er hatte jenen Menschen dorthin geschickt. Ohne im geringsten mit solchen Feuerwerksgeschichten Bescheid zu wissen, hatte Herr Steinhauer sich dort drüben nützlich machen wollen und dabei war er mit seiner Lunte den Kanonenschlägen zu nahe gekommen. Sie waren alle drei zugleich explodirt (daher auch der starke Knall) — drei halbpfündige Kanonenschläge, und zwar beinahe zwischen den Füßen jenes Aermsten. Nun hingen ihm die bis zu den Knieen verbrannten Beinkleider in Fetzen herunter und war sein ganzes Gesicht geschwärzt. Als ich dazu kam, wollte sich der Doktor eben auf ihn stürzen, um ihn einer ärztlichen Untersuchung in conspectu omnium zu unterwerfen, aber der junge Kaufmann wehrte sich energisch gegen eine solche Prozedur und Trudchen rief ganz vorwurfsvoll und roth:

„Aber Papa — doch nicht hier!“

„Ich bin ganz gesund — nur meine Hosen haben es abgekriegt,“ versicherte Herr Steinhauer treuherzig.

„Na, — ein wahres Glück, daß der junge Mensch Unterzeug anhat,“ versicherte laut die gute Frau Ehemann, worauf Herr Steinhauer arglos mit einem lauten und deutlichen: „Ja natürlich!“ antwortete.

Dieses stellte die Heiterkeit der erschrockenen Gesellschaft augenblicklich wieder her und während der Verletzte sich nun entfernte, um sich umzukleiden, hörte man hie und da vereinzelte Stimmen sagen: „Ein lieber, guter Mensch, — ein Glück, daß es so glücklich ablief,“ und dergleichen mehr.

Gleich darauf erschien auch der Baron mit geschwärzten Händen, um mit vielen Worten und etlichen witzelnden Bemerkungen den Unfall auf seine Weise zu erzählen. Dann bat er die Damen, sich nur für den viertelsten Theil einer Sekunde von ihnen beurlauben zu dürfen, um sich die Hände zu waschen. Er fuchtelte dabei einige Male kokett mit diesen wohlgepflegten und mit Ringen gezierten Extremitäten vor den Augen der Schönen herum und entfernte sich dann nach einer tiefen Verbeugung in derselben Richtung wie Herr Steinhauer.

Der Tanz begann.

Stühle und Bänke wurden beiseite geschoben und die Musik trat näher herzu. Der Mond beleuchtete den duftenden Ballsall in Verbindung mit etlichen Windlichtern und bunten Lampen. Neben der Bowle thronte der Assessor als Ganymed.

Nun, — es war ein heiteres Fest. — Alle tanzten sie zuletzt, Alt und Jung, Schön und Häßlich, Alle tranken sie in Folge dessen immer begieriger von dem schönen, kalten Nektar, und da der Topf unerschöpflich schien und der Stoff nicht ausging, so wurde die Stimmung zuletzt eine recht gehobene.

Niemand bemerkte es dabei, wie der Assessor heimlich einige Male verschwand, um eine neue Auflage zu brauen und dieselbe ungesehen heranschaffen zu lassen, auch ging dieser ab und zu, sprach mit Diesem und Jener, seine Augen leuchteten vor lauter Teufelei und sein langer Körper entwickelte dabei eine ganz unglaubliche Geschmeidigkeit. — Ich sah, er war in seinem Esse. — Er schürte. Er schüttelte, — ein überlegener Geist, der sich zu solchen Spielereien herabläßt, der die Leutchen tanzen läßt wie Marionetten und sich dann ergötzt an ihren Purzelbäumen und den komischen Situationen.

Zuletzt hielt ich es nicht aus, dieß länger ruhig mit anzusehen.

„Pfui, schäme Dich, Karl!“ so stellte ich ihn aufgebracht zur Rede. „Wie kann ein Mann in Deinen Jahren und in Deiner Stellung an solchen Knabenstreichen sein Gefallen haben!“

Die Cigarre im Munde und die Schöpfkelle in der Hand, blickte Jener aus seiner gebückten Stellung hinter den Töpfen mit seinem mitleidig-sarkastischen Lächeln zu mir auf. —

„Pah — das verstehst Du nicht, alter Junge. — Gib zu, — in meinem Blödsinn ist wenigstens Methode. — Ich wecke den schlummernden Urmenschen, — ich lasse sie aus sich herausgehen, diese Geldsäcke, diese armen Ritter, die vom Schwert und von der Elle, ich schüre das Feuer in den zarten Busen der Jungfrauen und bringe ihre Zungen zum Reden, die Beine zum Tanzen und die Herzen zum Klopfen. Was ist Böses dabei? — Also störe mich nicht, denn ich befinde mich heute Abend in meiner rosigsten und fruchtbarsten Laune, — sieh' her — ich mache Glückliche und freue mich ihres Glückes.“

Das war seine Antwort auf meine ernsthafte Mahnung und dabei sah er mich mit einem wahrhaft faunischen Lächeln von unten herauf an — ein miserables, überlegenes Lächeln, welches mir die Galle in's Blut trieb. Ich wandte mich ab, was konnte es nützen? und prallte im wahren Sinne des Wortes gegen Grete Zitzewitz.

„Ah! Da sind Sie ja, lieber Herr Stadtrichter!“ rief das Fräulein, während ich allerhand Entschuldigungen stammelte.

„Pardon, gnädiges Fräulein!“ — Sapperment, was hatte das Mädchen für eine spitze Stimme und einen noch spitzeren Ellenbogen!

„O, gar nicht Ursach', Herr Stadtrichter, — ich komme nur, da die Herren bisher nicht so höflich waren, mich zum Tanz aufzufordern, die ich Ihnen so getreulich geholfen habe beim Bereiten der Bowle, um Sie zu holen, — es ist Nullpolka nämlich.“

„Damenwahl,“ fügte das hochgeröthete Trudchen hinzu, welche ebenfalls herzukam.

„Gar zu viel Ehre,“ erwiederte ich, nicht wenig in Verlegenheit gesetzt, „aber wirklich, meine Damen, ich glaube, das heißt, ich für meine Person habe das Tanzen schon lange aufgegeben. Sie werden mich für sehr ungeschickt halten.“

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß Sie uns einen Korb geben?“ erwiederte das Fräulein beleidigt. Dann aber erhob sie die Hände, als wollte sie mich festhalten oder gar kratzen, und rief: „Vorwärts, Gertrud — wir lassen uns das nicht gefallen, — Du nimmst den Assessor!“

Ich bemerkte nicht das faunische Lächeln des Doktors und wie er mit den Nägeln der Daumen auf einander tippte und Grete Zitzewitz aufmunternd zunickte. Sie hing sich an meinen Arm, die kleine, quecksilberige Gestalt, sie zerrte mich in den Kreis, in Einem fort schwatzend und sich beklagend, und zwang mich, mit ihr im Kreise herum zu springen nach dem Takte — ach nein, sehr gegen den Takt der Musik.

Meinen langen Freund, das blonde Kind fest an seine Brust gedrückt, sah ich in einer Art Indianertanz gleichfalls durch die Reihen der Uebrigen blitzartig auf und nieder schießen.

Als meine Tänzerin mir endlich gestattete, wieder Luft zu schöpfen, fühlte ich mich athemlos und der Schweiß lief mir in Tropfen von der Stirn herab. Ich drückte mich beiseite hinter ein Gebüsch, um mein Taschentuch hervorzuziehen. Frau von Brettleben stand zufällig neben mir und ich war Zeuge, wie sie in einem gereizten Ton ihrer Tochter einen Verweis gab.

„Warum holtest Du denn soeben nicht den Baron, albernes Mädchen?“ frug sie gereizt.

„Aber Mama, — sahst Du denn nicht, wie Fräulein Cornelius und Fräulein Heimburg sich förmlich um ihn rissen?“ erwiederte Jene.

„So? — diese albernen, zudringlichen Gänschen! Warum läßt Du sie Dir zuvorkommen? — Und noch Eins — was bedeutet denn das lächerliche Anstarren jenes Menschen dort neben der Lampe, — wie kommt er dazu und wer ist er?“

„Er ist ein Herr Burg, so viel ich weiß, und der Besitzer einer chemischen Fabrik. — Was kann ich dafür, wenn er mich ansieht?“

Sie wurde roth dabei.

„Ist er Dir präsentirt?“

„Ja, — der Doktor selbst stellte ihn mir vorhin vor.“

„Munter, munter, meine Herrschaften!“ vernahm ich in demselben Augenblicke Karl's Stimme. „Vorwärts, Fräulein Bitter! — Herr Ehemann, hier fehlt noch ein Paar! — Schon ein vis-à-vis?“

Er klatschte dabei in die Hände und trieb zum Tanzen an. Er warf sich plötzlich hier zum Maître de plaisir auf, wie es schien; er arrangirte einen Contretanz.

„Sehen Sie nicht, daß da zwei Damen mit einander tanzen, o, welch' ein horreur! — Vorwärts, Herr Steinhauer, vorwärts, Herr Burg und die anderen Nichtsthuer da! Glauben Sie, Sie könnten hier müßig stehen und zusehen?“

„Welche wollen Sie haben?“ frug er gleich hinterher seinen Schützling leise, indem er sich zu ihm herabbog und die Hand auf seine Schulter legte. Ich sah diesen erröthen und zaudern.

„Na, — nur heraus damit!“ drängte Karl.

„Die Mittelste von den drei Cornelischen Mädchen wäre mir schon die Liebste,“ entgegnete dieser schüchtern.

„Oho! nicht übel!“ lachte der Assessor auf. „Sie haben Geschmack, — Ambition, das freut mich, das gefällt mir. Aber fangen wir einmal erst mit der Andern hier an. — Fräulein Gertrud — Herr Steinhauer aus Düren bittet um die Ehre zum Contretanz. Herr Steinhauer ist mein Freund und eine Tanzkraft ersten Ranges. — Er hat von vorhin überdieß Verpflichtungen gegen Sie — und nur seine Bescheidenheit hielt ihn bisher zurück.“

Trudchen lachte hell auf, während der Kaufmann erröthete. Im nächsten Augenblicke traten sie an und Alles war in Ordnung.

Während des Contretanzes fiel es mir auf, welche eigenthümlichen Blicke der Baron und des Doktors Trudchen einige Male mit einander wechselten. Sie schmollte offenbar und er war erzürnt. — Eine tiefere heimliche Strömung. Was hatte dieselbe zu bedeuten?

Der Doktor trat heran und sang das Lob von Grete Zitzewitz, wofür ihn Jene mit dem Finger schalkhaft drohend anlächelte. — Auch Frau und Herr von Borg sprachen mit mir, so daß ich ein wenig in's Gedränge kam und den rechten Augenblick benützte, um mich, ohne unartig zu erscheinen, beiseite zu drücken.

Ich sah hernach den Assessor wieder zum Einschenken nöthigen, sah ihn mit dem Senator und dem Konsul sprechen, sah ihn mit Fräulein Heimburg tanzen und sich mit Ida Cornelius, dem Backfisch, necken.

Zuletzt bemerkte ich ihn an der Seite der Frau Kammerjunkerin, der er den Arm gereicht hatte und die er langsam ein wenig seitwärts des Troubles auf und ab führte. Mit einem wahren Entsetzen vernahm ich, wie er zu jener Dame von mir sprach und dabei die haarsträubendsten Lügen auskramte.

„Die Familie ist von uraltem Adel — die Branche stammt aus Bayern, es sind die Freiherren von Hartmann.“

„Ah!“ machte die Dame.

„Ja, — eines der ältesten Nürnberger Geschlechter, gnädige Frau, — der Großvater aber war ein Industrieller und ein närrischer Kauz, — derselbe legte den Adel nieder.“

Ich zitterte vor Wuth und wäre auf ihn zu gesprungen, hätten sich mir nicht gerade jetzt Wienchen und Minchen zugleich genaht, die offenbar zu viel Bowle getrunken hatten und die, nachdem sie soeben erst noch mit einander getanzt hatten, nun Beide mit einem Male mit mir tanzen wollten.

Ich kam da in eine schöne Verlegenheit. — Was wollte ich machen? — ohne Gnade, ich mußte mit Beiden nach einander tanzen.

Ich wurde erlöst endlich. — Der Doktor sprang auf einen Stuhl, er fühlte auf's Neue den Drang, eine Rede zu halten.

Die Musik schwieg auf seinen Wink. — Ich sah neben derselben Adam's hochgeröthetes Gesicht, welcher allerhand Zeichen machte, die Niemand verstand.

„Meine hochgeehrten — sehr lieben und liebwerthen Freunde!“ begann der kleine Mann mit hoch erhobenen Händen. — Aber das Schicksal wollte, daß er auch dieses Mal nicht weit kommen sollte. In demselben Augenblicke nämlich ward er auch schon verdrängt durch einen langen Schatten, er wurde ganz sanft von seiner improvisirten Tribüne herunter gehoben und mit einem: „Erlauben Sie gütigst“ trat der Assessor ungenirt an seine Stelle.

„Also auch das noch!“ dachte ich.

„Meine Herrschaften,“ begann der Unsinnige unverzüglich und seine laute, klangvolle und übermüthige Stimme drang weit hinaus in die Nacht. — „Ich fürchte, unser verehrter Gesundheitsrath beabsichtigt abermals, uns den angebrochenen Abend durch eine seiner oft recht nützlichen, aber nicht allezeit mundenden Ver-

ordnungen trüben zu wollen, welche der Sorge für unser körperliches Wohl entspringen, — deßhalb, mit dem Rechte des Stärkeren, habe ich mir erlaubt, ihn momentan unschädlich zu machen."

Helles Gelächter und Händeklatschen.

„Erlauben Sie!" rief der Doktor gereizt dazwischen, aber seine Stimme verscholl in dem Jubel der Anderen ungehört und der Assessor fuhr fort:

„Meine hochverehrten Damen und Herren, es ist nämlich gewiß ein dringendes Bedürfniß für uns Alle und für mich ganz besonders, einen Dank hier auszusprechen."

„Bravo, bravo! — ja, ja!"

„Einen Dank, nämlich den liebenswürdigen Herren, welchen wir diesen frohen Abend verdanken."

„Bravo!"

„Und ganz besonders dem theuren Geburtstagskinde, unserem wackeren Herrn Steinhauer hier, den ich mit Stolz meinen Freund nenne."

„Bravo, bravo!"

„Dieser bescheidene Jüngling, der durch eigene Kraft und die Macht seines Genies sich emporarbeitete zu einer ehrenvollen Stellung, feiert heute sein sechsundzwanzigstes Wiegenfest. — Gleichsam, um sein hohes Streben und seine Bescheidenheit zu belohnen, ihn, der dem Veilchen gleich gern im Verborgenen blüht, warf die Glücksgöttin vor Kurzem erst ihm reiche Schätze in den Schooß."

„Ah!" (Große Sensation.)

„Ja, meine Herren, und — in der That, ihre Huld konnte keinen Würdigeren treffen als ihn!"

„Bravo — bravo!"

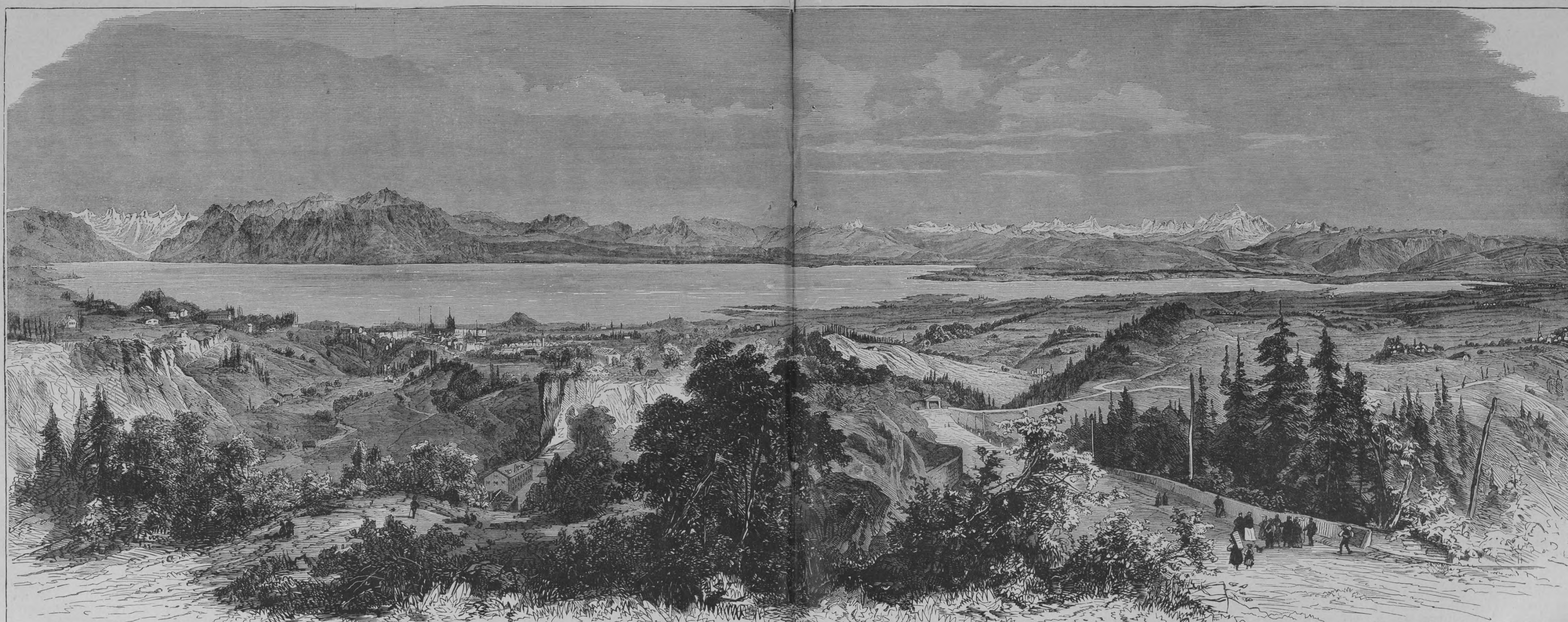
„Denn ihm verdanken wir diese herrliche Idee mit der Bowle, den vergnügten Abend, Musik und Tanz. — Der Himmel, welcher es wollte, daß heute nur Vergängliches, wieder Ersetzbares vom Pulverdampfe zerstört würde, möge ihm noch viele frohe Tage geben und ihm gestatten, Gesundheit und Reichthum in Frieden zu genießen. — Ich erlaube mir, im Namen der ganzen Gesellschaft Herrn Steinhauer noch einmal unsern herzlichen Dank auszusprechen und ihm das Höchste zu wünschen, was die Welt zu bieten vermag, daß er nämlich den nächsten Geburtstag nicht mehr allein zubringe, sondern an der Hand der Perle der Schöpfung, an der Hand eines holden Weibes. — Das ist es, was noth thut."

„Herr Steinhauer lebe hoch — hoch und zum dritten Male hoch!"

Es war ein buntes, fröhliches Durcheinander, ein Klingen mit den Gläsern und Glückwünschen, dabei ein Staunen und Fragen. — Hoch erröthend sah sich der bescheidene Commis-voyageur plötzlich aus seinem bisherigen Dunkel hervorgezogen und zum Gegenstande einer allgemeinen Ovation gemacht.

Und dabei zu denken, daß heute gar nicht einmal dessen Geburtstag war und daß die Idee mit der Bowle und das Alles von Karl stammte und nicht von ihm, — es war wirklich unverantwortlich. — Ich war so ärgerlich über diese ganze unwürdige Komödie, daß ich eben beschloß, zu Bette zu gehen, um von dem übrigen Blödsinn nichts mehr zu sehen und zu hören, da aber ereignete sich etwas, was mich schnell meinen Entschluß wieder ändern ließ.

(Fortsetzung folgt.)



Panorama vom Genfersee und seinen Umgebungen.

Bilder aus der Schweiz.

Das Panorama vom Genfersee.

Welche Gegend der aus lauter Naturschönheiten im großartigsten Maßstab zusammengesetzten Schweiz die schönste sei, ist eine Frage, die schon von unzähligen Touristen und Reiseschriftstellern behandelt wurde, uns aber müßig erscheint. Viele geben den Vorzug dem Genfersee, Andere dem Berner Oberland, dem Vierwaldstättersee und anderen berühmten Gegenden der Schweiz. Wir unsererseits lassen die Frage offen, obgleich wir der Meinung sind, daß wilde Romantik und zarte Idylle sich nirgends herrlicher vereinigen können, als an den malerischen Ufern des blauen Leman. Die herrlichste Uebersicht über den See hat man auf der Landstraße zwischen Châtel St. Denis im Freiburgischen und der waadtländischen Stadt Vevey, wo sich plötzlich das majestätische

Bild des Genfersees in seiner großartigen, nicht zu beschreibenden Universalität mit einem Mal vor uns ausbreitet, von seinem östlichen Ende bei Villeneuve mit den wilden Felsen von Meillerie und der wellenumrauschten Burg Chillon an, im Hintergrund die schneebedeckte Dent du Midi im Wallis bis zu der blauen, meerartigen Ausdehnung des Sees im Westen nach Lausanne und Genf hin, wo die grünen Höhenzüge des Jura und das savoyische Ufergelände bis zur Riesenkette des Montblanc gerade vor uns den Hintergrund bilden, während zu unseren Füßen die gesegneten, mit Weinbergen, Nuß- und Kastanienwäldern, freundlichen Dörfern, Städtchen und herrlichen Villen bedeckten Ufer des Waadtlandes liegen. Aehnlich großartig ist der Anblick, wenn man aus der tunnelreichen Oronbahn aus einem der letzten Tunnels bei Chexbres kommt. Der Genfersee liegt hier in seiner ganzen Majestät vor uns.

Dieses weite Becken mit seinem riesigen Alpenhintergrund, im Westen von dem langgezogenen Bergrücken des Jura begrenzt, ist reich an den bedeutendsten geschichtlichen und romantischen Erinnerungen, hat welthistorische Bedeutung; man hat das Becken des Genfersees nicht mit Unrecht den Braukessel der helvetischen Civilisation genannt. Hieher trugen die Römer in die Schweiz zuerst ihre Bildung, ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Götter; hier gründete später das germanische Volk, dessen Ruhm unsere alten nationalen Heldengedichte besingen, die Burgunder, ein mächtiges Reich; dieses Becken war das schönste Kleinod in der Krone der spinnenden Königin Bertha, an welche noch heute die Volkssage erinnert; dort westlich, am Fuße des felsenstarren Salève, in der uralten, schon von den Römern vorgefundenen Stadt Genf vollzog sich der merkwürdige, schon im Mittelalter die moderne Welt verkündende Kampf eines kräftig erstarkenden, mit den aus den eidgenössischen Kantonen herübergedrungenen republikanischen Freiheitsideen erfüllten Bürgerthums. Genf war schon im Mittelalter durch seine bedeutenden Messen ein Mittelpunkt des centraleuropäischen Handels gewesen, wie seine ganze mittelalterliche Geschichte unter den Bischöfen, neben denen sich dieses demokratische, nach Selbstherrlichkeit strebende Bürgerthum entwickelte, eine der merkwürdigsten Städtegeschichten romanischer Völker ist und vielfach an die Geschichten mancher deutscher Reichsstädte erinnert.

Die größte Ausdehnung hat der See am Schweizer Ufer, er ist dort neunzehn Stunden lang, während er an der savoyischen Seite vierzehn Stunden mißt. Sein gesammter Umkreis ist demnach vierunddreißig Stunden. Die größte Breite erreicht er zwischen St. Sulpice und Wian, sie beträgt drei Stunden. Seine Maximaltiefe ist 309 Meter; den höchsten Wasserstand erreicht dieses riesige Becken im Monat August, wo der See gewöhnlich sechs bis acht Fuß steigt und einen Zuwachs von 56,000 Millionen Kubikfuß über den mittleren Wasserstand erhält. An Fischen besitzt der Genfersee keinen so großen Reichthum als die übrigen Schweizerseen; unter seinen 21 Fischarten findet sich der Weißfelchen, Salma fera, am häufigsten.

Der Genfersee ist in neuester Zeit einer der mächtigsten Anziehungspunkte für den Fremdenverkehr geworden. Zahlreiche Dampfschiffe durchkreuzen seine blauen Fluten und das Dampfroß pfeift an seinen Geländen. Die Schaaren von Sommer- und Wintergästen, welche theils hindurcheilen, theils längere Zeit an den herrlichen Ufern verweilen, zählen nach Hunderttausenden alljährlich.

Der Mittelpunkt dieses großartigen Treibens ist Vevey, dicht am Ufer des Sees, woselbst sich jetzt Gasthöfe und Pensionen befinden, wie man sie wohl nicht prächtiger und eleganter in den berühmtesten Badeorten Europas findet. Allein das Leben in den weiter östlich gelegenen Ortschaften ist ebenso bewegt und bunt; zählt doch die aus mehreren kleinen Ortschaften bestehende Gemeinde Montreux gegenwärtig nicht weniger als 300 Fremdenpensionen, welche im Herbst und Winter meistens angefüllt sind. Ob durch diesen bedeutenden Verkehr das früher so idyllisch schöne Leben in diesen Gegenden sehr gewonnen haben kann, ist freilich eine andere Frage; doch zeigen die Bewohner durch ihr großartiges Winzerfest zu Vevey, daß sie noch ihrer alten volksthümlichen Sitte treu geblieben sind.

Hirtenleben.

(Bilder S. 312.)

In den lieblichen Bildern Seite 312 führen wir unsere Leser auf die Höhen und in die Felsthäler der Schweizerberge, wo das Hirtenleben der einzige Beruf der Einwohner ist. Der Gaisbub, der Küher, der Senn, Pflege des Viehs, der Milchertrag, die Käse- und Butterbereitung machen den ganzen Lebensgang dieser Leute aus, die, kräftig, stets heiter und zufrieden, auf einer sehr ursprünglichen Stufe der Kultur stehen geblieben sind und sich auch nicht durch das öfter selbst bis zu den einsamen Höhen und versteckten Dörfern hin erstreckende Fremdentreiben davon abwendig machen lassen. Diese Hirtenknabenbilder stammen aus einer anziehenden Sammlung Schweizerbilderbogen von Bury & Jecker in Bern, die, vortrefflich gezeichnet, überaus naturwahre Szenen aus dem Leben in den schweizerischen Bergen, Dörfern und Städten uns vorführen. Wer aber von den Touristen sich einmal dorthin verliert, der wird erstaunt sein und ergötzt von dem liebenswürdig kecken Treiben der Buben, die mit ihren Ziegen in den Bergen herumklettern, und von der Schönheit, Lebensfrische und dem beinahe wilden, muthvollen Gebahren der Ziegen und Kühe, welche sich sehr bedeutend von dem Vieh der Ebenen und der Thäler unterscheiden.

Albumblatt.

Seliger Tod.

Von

G. Scheuerlin.

(Bild S. 309.)

Wir zogen miteinander,
Hornist und Musketier,
Vier Arme, wenn wir stritten,
Zwei Füße, wenn wir schritten,
Ein Herz, wenn im Quartier.

Wir hielten fest zusammen
Was immer mochte sein;
Sobald mein Horn sich rührte,
Da focht und da marschirte
Der Brave hinterdrein.

Bis auf das Feld von Lützen,
Da traf die Kugel recht,
Da lag in seinem Blute
Der treue und der gute,
Der tapfre Landesknecht;

Und sprach: „Daß Gott genade,
Mir kommt die letzte Noth;
Nun deck' mich zu mit Rasen
Und thu' das Lied mir blasen:
‚Wohl starb er treuen Tod.'"

Ich nahm ihn in die Arme,
Die Augen schloß er sacht, —
Ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen Beid' in Frieden
Und tief auf uns die Nacht.

Drauf deckt' ich ihn mit Rasen
So, wie er mir gebot,
Und blies mit hellen Zähren
Ihm über's Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod."

Als wir nun heimwärts zogen,
Die Fahne flog im Wind, —
Da jauchzten Väter, Brüder,
Da drängte durch die Glieder
Ein Weib mit ihrem Kind.

Sie forschte rings und winkte
Mit Augen thränenroth,
Das Herz schier wollt' mir brechen,
Ich blies, nicht konnt' ich sprechen:
„Wohl starb er treuen Tod."

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

B. Vadier.

(Fortsetzung.)

IV

Ein lautes Lachen bewirkt, daß ich mich erschreckt umwende, und hinter mir steht — man rathe, wer? — meine alte Nachbarin. Wie, frage ich mich, konnte sie nur hereinkommen? Thür und Fenster waren geschlossen — ich hatte doch den Riegel vorgeschoben.

„So, das nenne ich Lebensart!" sprach die alte Frau. „So verletzt man die Höflichkeit gegen seine Nachbarn, junger Mensch? Man beabsichtigt zu verreisen und denkt nicht daran, sich zu empfehlen, Abschied zu nehmen?"

Ich bin so auf's Aeußerste bestürzt, daß ich keine Worte, um ihr zu antworten, finde. Sie nimmt ruhig einen Stuhl, setzt sich an den Tisch und ich bemerke an ihrem Arme einen schwarzen, ziemlich angefüllten Korb, und daß die Katze, die auch mit hereingekommen ist, ihre Nase dem besagten Korb mit Aufmerksamkeit zärtlich zuwendet. Ich weiß, was man dem schönen Geschlecht schuldig ist, und ich achte dasselbe selbst in seinen weniger anmuthigen Vertreterinnen. Ich suche nach einer höflichen Phrase, um Madame Pignol aus dem Zimmer zu entfernen. Aber mir fällt nichts ein und so schweige ich. Sie ist es, die jetzt wieder das Wort nimmt:

„Sie wollen sterben? Das wundert mich nicht allzu sehr von Ihnen. Wer hat diese Idee nicht schon einmal gehabt im Leben! Besonders wenn man jung ist, umgaukelt diese Phantasie leicht unsern Sinn. Später, ach, später ist es ganz anders ... da fühlt man, daß das Leben geschwind genug abläuft, daß man nicht nöthig hat, es abzukürzen."

„Aber, Madame, ich bin sehr unglücklich."

„Das brauchen Sie nicht erst zu sagen; man ist immer unglücklich, wenigstens man glaubt es. Es wäre viel wahrer, zu sagen: Ich besitze eine große Portion Eitelkeit; man hat sie beleidigt oder verwundet, sie fühlt sich schwer gedrückt und bäumt sich auf. Ach, alle diese Leute, die ihr Herz so krank fühlen — wie schnell wären sie geheilt, wenn man sie auf geschickte Art von ihrer Eitelkeit befreien könnte."

„Ich besitze keine Eitelkeit, Frau Pignol."

„Natürlich nicht. Aber warum, mein Lieber, haben Sie es sich in den Kopf gesetzt, daß durchaus und gerade Ihnen Alles sogleich gelingen müßte?"

„Glaube ich denn dieß?"

„Wenn Sie das nicht glaubten, würden Sie Ihrem eingebildeten Unglücksstern nicht eine Menge Widerwärtigkeiten zuschieben, die Sie gerechterweise auf Rechnung Ihrer Unbesonnenheit setzen sollten."

„Ich, ich bin unbesonnen?"

„Wenn Sie weniger Eitelkeit besäßen, würden Sie sich darüber gar nicht wundern, daß Herr Burot nur, weil Sie Ihr Gedicht für schön halten, dieß nicht in einem Ehekontrakt haben will."

„Mein Gedicht?"

„Gedicht oder anderes Zeug; ich frage Sie, Herr Paul, ob Verse in Aktenstücke gehören? Wenn Sie weniger eitel wären, würden Sie begriffen haben, daß Herr Prudent-Vergette nicht verpflichtet ist, die Träumereien des ersten besten Schwärmers, der sich für einen großen Romanschreiber hält, zu verlegen."

„Das ist stark. Ich soll eitel sein, meine Eitelkeit gekränkt des Herrn Vergette wegen, weil er mir den Roman zurückgeschickt. Wahrhaftig, darum bekümmerte ich mich nicht viel, wär's nicht der alten Nanon wegen."

„Ich weiß. Nanon hat einen kleinen Theil, wir wollen sagen den vierten Theil, an Ihrem Verdruß, die Eitelkeit das Uebrige. Zum Beweis dessen haben Sie Ihren Roman in Eile und mit Aerger verbrannt."

„Aber ..."

„Wenn Sie weniger eitel wären, würden Sie sich bestrebt haben, ihn zu verbessern."

„Und was nützte dieß, wenn ich mich tödten will?"

„Und wenn Sie weniger eitel wären, würden Sie anstatt des düstern Briefes da an Herrn Burot die Bitte gerichtet haben, Sie wieder anzustellen, und ihm dabei das Versprechen gegeben haben, in Zukunft sich zu bessern."

Indem sie so sprach, heftete die alte Dame einen ganz eigenen Blick ihrer lebhaften und tiefen Augen auf mich, und ihre Katze, die ihr auf die Schulter gestiegen war, miaute jetzt gedämpft auf, wie mir schien, ironischerweise. Ich fühlte mich durch all' dieß um so schwerer beleidigt, weil ich in meinem Gewissen eine Regung spürte, als ob ein Fünkchen von Wahrheit in dem wäre, was Madame Pignol mir da vorgehalten.

„Ja, ja," fuhr sie fort, indem sie den Kopf schüttelte, „man ist geschickt, sehr geschickt, seine Eitelkeit zu bemänteln. Man verwandelt sie in Empfindsamkeit, Selbstüberwindungen und Gott weiß was für andere Tugenden noch. Es ist selten, daß die Eitelkeit sich in ihrem wahren Gesicht zeigt, sie ist eine Dame, die ihren Teint sorgfältig pflegt und die eine große Anzahl Masken zur Verfügung hat."

„Aber, Madame," rufe ich endlich erzürnt, „darf ich wissen, was mir die Ehre Ihres Besuchs verschafft und warum Sie sich die Mühe genommen, mir hier Wahrheiten zu sagen?"

„Die Ursache meines Besuchs? Sie sagen nicht, das Vergnügen. Nun, zuerst die Nachbarschaft, dann Ihre Erscheinung, junger Herr, die mich immer angesprochen hat."

„Sehr verbunden."

„Zudem sind Sie höflich, was nie Schaden bringt; Sie haben mich stets gegrüßt. Als ich jung war, wunderte ich mich nicht, wenn man den Hut vor mir abzog; aber seitdem dieß selten geworden ist, achtet man darauf mehr. Dann führt mich der Wunsch her, unserer guten Stadt Genf einen höflichen jungen Mann zu erhalten, einen jungen Menschen, der noch ein nützlicher Bürger werden kann, wenn er es über sich gewinnt, sich von einigen kleinen Schwachheiten zu trennen. Sehen Sie, Herr Paul Delorge, das hat mich zu Ihnen geführt."

„Aber wie sind Sie hereingekommen? ich begreife das nicht."

„Wie neugierig Sie sind! Das beweist mir, daß Ihnen das Leben doch noch nicht so verleidet ist, als Sie dieß scheinen lassen wollen. Wie ich hereingekommen bin? Es ist wahr, Sie wollten diese Thüre schließen; aber wenn ein Riegel in's Leere geschoben wird, daß er das Schloß nicht trifft, kann man eintreten, wenn man auch wenig mechanische Kenntniß besitzt; sodann bin ich nicht so alt geworden, ohne nicht ein klein wenig hexen zu können. O, erschrecken Sie nicht, ich thue Ihnen nichts zuleide, im Gegentheil, da ich Sie ja von Ihrem traurigen Vorhaben abzubringen wünsche."

„Sie erzeigen mir zu viel Güte, Madame. Und was haben Sie für Gründe hiezu?"

„Lassen wir das für einen Augenblick; ich diskurire nicht gern mit hungrigen Leuten, sie sind zu schwer zu überzeugen. Thun Sie mir erst den Gefallen, diese Biscuits zu verspeisen und diesen Kuchen zu versuchen. Mein Neffe Leon hat seinen Theil reservirt, wie Sie das sehr geistreich errathen haben. Stellen Sie sich vor, Sie wären diesen Abend auch mein Neffe."

So sprechend zog sie aus ihrem schwarzen Korb einen Fruchtkuchen, ein Dutzend Biscuits und eine kleine Flasche hervor. Sie füllte ein Glas. „Nun essen Sie und trinken Sie; dieser Wein wird Ihnen nichts schaden, denn es ist kalt hier."

„Aber, Madame ... ich ... ich wage nicht ..."

„Ach was, essen Sie schnell, wenn Sie meine Gründe wissen wollen."

Wozu sollte ich mich entschließen? Mein Magen rathet mir, nicht lange Umstände zu machen. Ich schäme mich, zu essen, zu trinken — doch mein Magen spricht angesichts dieser Sachen vor mir da eine fast gewaltthätige Sprache, und warum diese guten Dinge zurückweisen? Ich muß träumen, sicher ich träume. Wenn dieß aber ein Traum ist, so ahmt er die Wirklichkeit wunderbar täuschend nach. Diese Biscuits, dieser Wein, diese Torte haben einen durchaus natürlichen, herrlichen Geschmack.

Und die Katze springt auf meine Kniee und miaut. Ich gebe ihr ein Stück Biscuit. Ich bin überzeugt, daß ich nicht träume, denn selbst im Traum würde mein ausgehungerter Magen jetzt nicht eine Katze eingeladen haben, das Mahl mit ihm zu theilen.

Ich bin fertig; meine Nachbarin schenkt mir ein zweites Glas Wein ein. Es ist wunderbar, wie ein wenig Essen Einen auf andere Gedanken bringen kann. Das Dasein erscheint mir viel weniger düster, selbst Madame Pignol erscheint mir weniger alt, weniger häßlich, beinahe hübsch, warum soll ich es nicht eingestehen? Ich hätte nie geglaubt, daß ihre grünen Augen einen so wohlwollenden Ausdruck haben könnten; aber ich glaube, ihre Augen sind gar nicht grün, ich muß mich geirrt haben; mir scheint, ihre Augen sind blau. Ja, ja, sie sind sogar schön blau.

„Jetzt," sagt Madame Pignol mit wohlwollender Miene, „jetzt sind Sie wieder gestärkt, nun wollen wir ein wenig plaudern."

Ich weiß im Voraus, daß sie Recht haben wird; eine Person, die so gute Biscuits, so guten Wein hat, muß Recht haben; ich werde ihr jedoch entschieden nicht nachgeben, ich werde von meinem Vorhaben nicht zurücktreten, sicherlich nicht. Ich werde Festigkeit genug dazu besitzen.

„Sie wollen wissen, welche Beweggründe ich habe, Sie vor einem unseligen Schritt zu bewahren," fuhr Madame Pignol fort; „Sie wollen wissen, weßhalb dieser Schritt unselig ist? Mein Grund ist überaus einfach und in wenigen Worten gesagt. Die menschliche Natur ist die Beweglichkeit, die Veränderlichkeit selbst. Ein Mensch von morgen ist meist sehr verschieden von demselben Menschen von heute, und der Mensch von heute soll an den Menschen vom folgenden Tag denken."

„Das ist eine seltsame Anschauung."

„Durchaus nicht seltsam. Sie sammeln Gold; für wen, wer wird davon Genuß haben? Der Mensch vom andern Tage. Sie suchen sich einen guten Ruf zu verschaffen, ihn zu erhalten, zu befestigen. Wer wird dadurch gewinnen? Der Mensch des andern Tages. Dieser Mensch des andern Tages ist ein sehr achtbares, werthvolles Wesen, man soll ihn hochschätzen. Kurz — Sie dürfen sich heute nicht tödten, weil Sie nicht wissen können, ob der Mensch des morgenden Tages das Leben nicht mit aller Macht lieben wird."

„Ich werde morgen wie heute unglücklich sein."

„Was wissen Sie darüber? Die Tage folgen sich, aber gleichen sich nicht; man darf das Beste hoffen."

„Aber wenn man immer hoffte, würde man sich niemals tödten."

„Wäre das denn ein so großes Unglück? Wir wollen indessen annehmen — es will sich Jemand durchaus tödten — es ist eine Thorheit — milde gesprochen — doch der Mensch ist Herr seines Willens. Dann muß aber dieser Jemand sich die Zeit nehmen, sein Vorhaben reif werden zu lassen, und die kürzeste Zeitfrist hiefür ist, eine Nacht zwischen Ausführung und Ueberlegung zu setzen. Bei solchen Unternehmungen sich zu überstürzen, ist immer ein Zeichen von Feigheit; es zeugt von großem Muth, mit dem Vorsatz zum Selbstmord im Kopfe einzuschlafen."

Meine Nachbarin fährt fort, ihre Theorie so lange und gründlich auseinander zu setzen, wie dieß sonst nur Gelehrte können und zu thun pflegen. Aber ihre Sätze kommen mir allmälig nicht mehr so klar vor; ich höre kaum noch ein verworrenes Summen; aber seltsam, je weniger sie mir klar werden, desto mehr überzeugen sie mich und ich fühle den Wunsch in mir, noch eine Nacht in meinem Bette zu schlafen, bevor ich den feuchten Schlaf des Kirchhofs kosten will.

Ist es das verständige Gespräch der Madame Pignol, oder der Wein, was mir eine so wunderbare Neigung zum Schlaf verursacht? Ist es das Wiegenlied, welches der Nordwind so eintönig im Kamin singt? Meine Gedanken sind nicht mehr so klar, daß ich hierüber entscheiden könnte.

„Gehen Sie zu Bett, mein Kind, Sie sind schläfrig," sagt jetzt Madame Pignol. „Gute Nacht, schlafen Sie wohl!"

Sie ist fortgegangen und ich habe ihr nicht gedankt, habe sie nicht hinausbegleitet, habe ihr nicht geleuchtet ... Was wird sie denken! Ich kann nichts dafür, ich schlafe schon halb. Ich werde mich morgen entschuldigen.

Ich versuche aufzustehen, um in mein Bett zu gelangen. Meine schweren Beine versagen mir den Dienst, ich falle wieder auf meinen Stuhl zurück. Ich sehe kaum noch dazwischen den Docht meiner Kerze aufflackern, dann ihn kohlend zur Seite sinken und das Licht erlöschen. Meine Augen schließen sich, meine Ideen verlieren sich ...

*

Wie vortrefflich ich geschlafen habe. — Wer weckt mich da! — Es ist heller Tag — aber warum sitze ich auf meinem Stuhl? — Es klopft an meiner Stubenthür — was mag das schon sein? — Herein! — Darf ich meinen Augen trauen — da tritt herein Herr Burot in eigener Person!

„Guten Tag, Herr Paul! Sind Sie krank, daß Sie gestern Nachmittag nicht auf die Schreibstube gekommen sind?"

Ich sammle krampfhaft meine Gedanken. „Herr Burot," sage ich, „wie konnte ich zu kommen wagen, da Sie mir meinen Abschied gegeben haben?"

„Wie thöricht Sie sind; haben Sie denn nicht gemerkt, daß es nur ein Scherz war?"

„Ein Scherz?"

„Natürlich ein Scherz; halten Sie mich für einen solchen Tyrannen, daß ich wegen eines ungeschickten Zufalls einen Angestellten fortschicken würde, mit dem ich im Uebrigen zufrieden bin?"

„Zufrieden?"

„Das heißt, es fehlt wenig, damit ich es wäre. Ein wenig mehr Aufmerksamkeit Ihrerseits, aber das wird kommen, ich hoffe es, und um Sie zu ermuthigen, denke ich Ihnen mit dem neuen Jahre Ihren Gehalt zu erhöhen. Nun, sind Sie versteinert? Machen Sie sich fertig, mit mir zu kommen, es wird gleich acht Uhr schlagen."

Darf ich meinen Ohren trauen? Hatte der Nordwind aus Reue über das Unheil, welches er bei mir angerichtet, meinen bösen Stern vom Himmel gerissen, so daß mir das Glück im Schlafe kam? — Meine Stelle soll ich wieder erhalten, Gehaltserhöhung bekommen — das muß der Einfluß meiner Nachbarin sein, die alles dieß bewerkstelligt hat; sie ist eine gute Fee; es kam mir gestern schon so vor, als ich von ihrem Kuchen aß.

„Eine Minute und ich folge Ihnen," sagte ich zu Herrn Burot. „Erlauben Sie ..."

Er geht aus dem Zimmer und ich streiche mit dem Kamm durch's Haar; die Frisur ist gelungen. Ich knüpfe meine Kravate; die Schleife macht sich von selbst, sie ist zierlich und fehlerfrei. Da ist mein Kaffee; er schmeckt vortrefflich.

O, wie Recht hatte Madame Pignol; die Tage folgen sich und gleichen sich nicht, und welch' ein Glück, daß ich mich gestern nicht getödtet habe, wie würde ich es heute bereuen!

Ich sitze vor meinen Akten und schreibe tapfer darauf los. Acht gegeben!

Es schlägt zehn Uhr. Herr Burot kommt.

„Herr Paul, hier gehen Sie zu Herrn Bénier nach Sacconex und bringen Sie ihm dieß Duplikat eines gestern abgeschlossenen Kaufvertrages."

Das kommt erwünscht! Ein Spaziergang nach Sacconex, das wird meinen eingeschlafenen Beinen wieder aufhelfen.

Ich schlage den Fußweg ein, er steigt zwischen Felsen auf und ist mit Dornenhecken eingefaßt. Als ich letzten Frühling hier vorbeikam, blühten die Hecken wie mit duftendem Schnee bedeckt und die Vögel zwitscherten gar lustig darinnen. Heute sind sie auch weiß, aber vom Reif, der seine Krystalle über ihre entblätterten Zweige ausgebreitet hat. Die Vögel singen nicht mehr, sie haben andere Sorgen. Der kecke Sperling sucht wie ein Bettler zwischen den Steinen am Wege einige Körner oder Brodkrumen zu entdecken. Er flieht nicht vor dem Geräusch meiner Schritte. Da ist auch der artige Fink, er sucht mit vornehmer Haltung gleichfalls Nahrung, jedoch mit einer so schüchterner Miene wie ein Edelmann, der auf's Darben angewiesen ist.

Armer, edler Fink! er scheint nicht viel zu finden, er, den das geringste Geräusch erschreckt, während der Sperling gute Beute macht.

Die Sperlinge werden niemals Hungers sterben!

Welches Vergnügen erwartet mich am Ziel meines Ganges? Ich werde Herrn Bénier sehen, diesen liebenswürdigen und anmuthigen Dichter, dessen Verse mir eine so süße Empfindung verursachten, wenn ich sie, auf moosigen Steinen liegend, im hübschen Gehölze von Frontenay las.

Ich bin in Sacconex, ich befinde mich im einfachen, allerliebsten Salon, wo Alles Kunst und Poesie athmet. Ein Greis mit einem geistvollen und gutmüthigen Lächeln kommt mir entgegen. Ich übergebe ihm das Papier, dessen Ueberbringer ich bin.

„Sie sind Herr Paul Delorge?"

„Ja, mein Herr."

„Nun, es freut mich, Ihnen sagen zu können, daß Sie eine hübsche Begabung für die Dichtung haben."

„Wirklich?"

„Ich glaubte dieß zu ersehen aus einem recht mißmuthigen Gedicht, das an den Nordwind gerichtet war."

„Wie, Sie kennen dieß?"

„Ja! Gestern, als ich zu Herrn Burot ging, um die Formalitäten für die Erwerbung dieses kleinen Hauses, das ich schon sechs Jahre als Miether bewohnte und dessen Eigenthümer ich endlich bin, in Ordnung zu bringen, habe ich Ihre Verse gelesen, die zwar eine Anfängerarbeit sind, aber wo etwas dahinter steckt."

„Sie sagen dieß aus Mitleid mit mir."

„Nein — in diesem Punkte bin ich grundsätzlich unnachsichtig aufrichtig. Ich habe für Sie sofort eine ganz eigenthümliche Zuneigung empfunden und mich bemüht, Ihren Prinzipal zu besänftigen. Das hat Mühe gekostet. Aber glücklicherweise hat der Poet Bénier einigen Einfluß, sein Ruf gibt seinen Worten eine gewisse Macht. Ja, mein Sohn, wenn unser Körnchen Ruhm uns beglückt, so geschieht es dadurch, daß er uns dazu verhilft, Gutes thun zu können."

„Also danke ich es Ihnen ..."

„Wieder in Gnaden aufgenommen worden zu sein? Ein wenig; aber ich habe mich für Sie verpflichtet. Ich habe versprochen, daß Sie in Zukunft vorsichtiger sein werden und daß Sie im Geschäfte nicht mehr dichten werden."

„O mein Herr Bénier, da Sie für mich gut gesagt, fühle ich eine ernste Verpflichtung Ihnen gegenüber, und ich werde das kleinste Komma nicht mehr vergessen."

„Da werden Sie gut daran thun, denn die Komma können in einem Satze eine Wichtigkeit besitzen, wie die Nägel am Huf des Pferdes. Sie sollen aber dabei die Schriftstellerei nicht ganz aufgeben."

„Herr Vergette hat mich gänzlich entmuthigt."

„Wodurch denn?"

„Er behauptet, daß man erst berühmt werden müsse, bevor man sein erstes Werk veröffentlichen dürfe."

„Wirklich?"

„Ja, Herr Bénier, so hat er mir geschrieben, ich habe gestern Abend seinen Brief erhalten und bin sehr unglücklich deßwegen gewesen."

Kühn gemacht durch Herrn Bénier's theilnahmsvolle Miene, erzählte ich ihm meine ganze Geschichte; er lächelte.

„Es war ein wenig ehrgeizig von Ihnen, Ihre ersten Versuche sogleich in Paris veröffentlichen zu wollen; im Allgemeinen muß man sich mit einem bescheideneren Anfang begnügen. Ob Ihr Roman gut oder schlecht war — er wird sicherlich beides zugleich gewesen sein — daran liegt jetzt nicht viel, da er verbrannt ist, — die Erzählung Ihres Unglücks aber, wenn Sie das einigermaßen gut zu Stande bringen könnten, wäre, wie mir scheint, ein recht anziehender Stoff. Schreiben Sie sie nieder."

„Und dann?" fragte ich gespannt.

„Dann wollen wir sie zusammen durchgehen und feilen, und ist sie hübsch genug, dann werde ich sie in einem Feuilleton eines Blattes, das ich redigire, erscheinen lassen."

„Sie würden dieß thun, Herr Bénier? Wie soll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit ausdrücken?"

„Sie brauchen dieß nicht zu sagen, mein Sohn, ich lese es von Ihrem Gesichte, und obschon es jetzt sehr lange her ist, erinnere ich mich doch noch, als wäre es heute, wie ich, ein junger Dichterling, einem guten Greise begegnete, welcher die Sache verstand und mich nöthigte, eine tüchtige Lehre durchzumachen. Ich glaubte mich in Ihnen wieder zu sehen; das macht mich jung. Jetzt hören Sie, ich gebe Ihnen vierzehn Tage Zeit für Ihre Arbeit, und von diesem Augenblick an betrachte ich Sie als einen Mitarbeiter der ‚Ephémère'. So heißt nämlich meine Zeitschrift, Sie wissen das vielleicht; ich habe sie so getauft, damit sie lange am Leben bleibe. Das Glück liebt die Gegensätze. Und hier haben Sie einen kleinen Vorschuß. Sie leisten mir die Rückzahlung in Prosa oder in Versen," und bei diesen Worten überreicht er mir eine Hundert-Frankennote. Ich weigere mich, das Geld zu nehmen.

„So nehmen Sie es als Weihnachtsgeschenk für die alte Nanon," dringt er in mich.

Ich ergreife seine Hand und küsse sie und lasse eine Thräne voll Erkenntlichkeit darauf fallen.

„Jetzt möchte ich Ihnen noch einen Rath mit auf den Weg geben," sprach Herr Bénier, „theilen Sie Ihre Zeit gewissenhaft in zwei Abschnitte ein, den großen bestimmen Sie für Ihre Arbeit bei Herrn Burot, den kleinen widmen Sie den Musen, er sei für die heiteren Wissenschaften, wie man dieß einst nannte.

„Kommen Sie zu mir so oft, als es Ihnen gefällt; ein Freund ladet Sie ein."

Beim Hinausgehen begegne ich in der Hausflur der Enkelin von Herrn Bénier. Welch' ein liebliches, rosiges Gesicht! Welche entzückenden schwarzen Augen! Die prächtigen braunen Haare! Ich fühle mich in meinem innersten Herzen bewegt durch ihr holdes Lächeln, mit dem sie mich grüßt. Und diese Güte, welche aus den süßen Zügen spricht! Anbetungswürdiges junges Mädchen! — Ich werde oft ihren Großvater besuchen.

Ich entferne mich mit überfließender Erkenntlichkeit im Herzen gegen Herrn Bénier, gegen meine alte Nachbarin. Du vortreffliche Frau, wie will ich Dich lieben, wie will ich Deine Katze liebkosen! Ich werde selbst mir Mühe geben, nicht mehr über ihren Neffen zu spotten; es wird mir schwer fallen, er ist so dumm, doch ich werde mich zwingen.

Und Herr Burot? Wäre es nicht unbillig, ihn von aller dieser Dankbarkeit auszuschließen? Nein, auch er hat ohne Zweifel sein Verdienst um mich. Wie viel mag es ihn gekostet haben, sein Wort zurückzunehmen, war es nicht herzensgut von ihm, bei mir zu erscheinen? Aber er soll es nicht zu bereuen haben, das verspreche ich und werde es halten.

Gesegnet seist du, mein Stern! Gesegnet ebensoviel Mal, als ich dich verwünscht habe, wankelmüthiger Stern, der du gestern mir Alles genommen und heute mir Alles wiedergegeben hast, Alles, selbst die Liebe, denn ich fühle, wie in meinem Herzen eine heilige Verehrung für das reizende Mädchen aufkeimt, für jenes holde Geschöpf, das ich soeben gesehen habe!

Ach! wenn ich nicht hoffen könnte ... Halt da, du närrische Phantasie — du gehst wieder mit dem gesunden Verstand mir durch — du läßt mich da wieder Luftschlösser bauen, während ich nicht weiß, ob ich es jemals zu einer Hütte, die mein Eigenthum ist, bringen werde. — Eine Hütte, eine Hütte hier in der Schweiz, hier in Sacconex — ist doch den prächtigsten Luftschlössern vorzuziehen. Vielleicht erreiche ich aber einst noch mehr als nur eine Hütte.

Wie fühle ich mich glücklich! Wie bin ich glücklich! Und wenn je Schicksalsschläge und der Nordwind wieder kommen würden, so werde ich mir die Erlebnisse dieser beiden Tage vergegenwärtigen, und ich werde dann Alles zu ertragen wissen und zu warten gelernt haben. Hier bin ich an der Thüre der Schreibstube.

Die Pflicht vor Allem. Ich kehre zu meinen Abschriften zurück und ich nehme Abschied von dir, guter Leser, der du mich bis dahin begleitet hast. Ich will jedoch zum Schluß noch ein Wort hinzufügen:

Wenn jemals an einem Tage der Entmuthigung dir der Gedanke kommt, das Leben zu verlassen, so befolge den Rath meiner guten und ehrwürdigen Nachbarin:

Warte bis zum folgenden Tag.

*

Das ist jene Lebensskizze: „Ein Tag Nordwind", mein Erstlingswerk, das in dem Journal „Ephémère" erschien.

*

Es hat sich oft der Wunsch in mir geregt, das Schicksal möchte es mir gestatten, die Empfindungen eines Gefangenen an mir selbst zu erfahren, indem ich einige Tage, natürlich nur eines ehrenhaften Vergehens wegen, in Haft mich befände.

Heute bin ich erhört worden — ich bin verurtheilt, auf vierzehn Tage mindestens eingeschlossen zu bleiben, und obschon die That, welche daran schuld, nicht gerade ehrenhaft ist, so braucht doch ein artiger junger Mensch nicht darüber zu erröthen. — Ich bin nämlich Gefangener in Folge einer Verrenkung.

Eine Verrenkung! Wo? Wieso? Wodurch haben Sie sich diese zugezogen? höre ich fragen. Ich bin nicht so einfältig, darauf zu antworten, da ich es nicht für nöthig finde, daß, anstatt mich zu beklagen, man mir sagt: „Es ist Ihnen Recht geschehen, was brauchten Sie so geschwind zu laufen, um ..."

Wie unbesonnen! Fast wäre mir da mein Geheimniß entfahren, zum Glück hielt ich noch zeitig zurück; nein, ich werde über die Ursache dieser Verrenkung schweigen, nur daß sie am rechten Fuß ist, darf ich, ohne mir etwas zu vergeben, hinzusetzen.

Jetzt, da man weiß, daß ich einer Verrenkung wegen ein Gefangener bin, ist es leicht zu errathen, daß mein eigenes Zimmer mein Gefängniß ist. Dieses Lokal ist allerdings weniger poetisch als eine Gefangenenzelle auf der Festung, in die das Licht des Tages nur durch ein enges Fenster, das mit dicken Eisenstangen verziert ist, dringt; aber es ist angenehmer, und wenn ich auch die mächtige Theilnahme entbehren muß, die man mir zollte, wenn ich zwischen feuchten Mauern beherbergt wäre und nur eine Pritsche hätte, um auszuruhen, so kann ich mich doch nicht enthalten, mich besser in meinem Gemach zu befinden, ausgestreckt auf einem gut gepolsterten langen Armstuhl, von wo aus, wenn ich nur die Hand ausstrecke, ich einen meiner Lieblingsdichter von meinem Schreibtisch mir nehmen kann, und wenn ich die Augen erhebe, um durch mein Fenster zu schauen, ich in ein anderes Fenster gegenüber blicke, das — von zierlichen Winden überwachsen — dadurch so wunderhübsch eingerahmt ist.

*

Wahrhaftig, es ist gar nicht so übel, seine Wohnung einmal ein wenig zu bewohnen. Dank unserem Junggesellenleben, legt man den Schwerpunkt überall außerhalb seiner vier Wände. Man opfert allen Göttern, nur denen nicht, welche den häuslichen Herd beschützen; man kommt ermüdet nach Haus, abgemattet, meist in übler Laune, und sucht sein Bett auf; man weiß vortrefflich Bescheid in den Gebirgen Indiens und Afrikas, aber wie das eigene Zimmer aussieht, weiß man nicht. Ich erfahre das jetzt zu meiner Verwunderung an mir selber, denn ich bemerke jetzt zum ersten Mal, daß mein Zimmer blaue Tapeten hat.

*

Wie sich der Geschmack mit dem Alter ändert! Ich schwärmte früher ganz närrisch für die Rosafarbe, jetzt liebe ich nur die blaue Farbe. Gewiß, es gibt im Leben einen Zeitpunkt, wo das Rosa seinen Reiz verliert.

Rosa scheint das Vergnügen ohne Glück, die eitle und flüchtige Freude; das Blau ist die Farbe des Himmels, die Farbe des Sees, die Farbe der Gletscher und auch die Farbe von Helenens Augen. Ich bin sehr froh, blaue Tapeten zu haben.

*

Mein Zimmer ist wirklich hübsch und verdient wohl, beschrieben zu werden, weder groß noch klein, und hält so glücklich die Mitte zwischen einem Zimmer und einem Stübchen. Zwei große Fenster gehen nach dem Süden und lassen ein goldenes Licht herein, das freundlich auf meinen blauen Tapeten spielt und wie liebkosend einen Streifen auf meine Bibliothek wirft. Diese Büchersammlung ist nicht groß, es sind darin nur solche Bücher, die ich immer wieder lese, und deren Zahl ist nicht beträchtlich. Es sind darin ... Doch es wird klüger sein, die Namen der Schriftsteller, die sich darin befinden, zu verschweigen, aus Achtung für jene, die sich nicht darin befinden.

Meine gegenwärtige Wohnung gleicht wenig der Dachkammer, die ich vor zehn Jahren bewohnte. Seit dieser Zeit betrug sich mein Stern, wenn ich einigen Eigensinn, den ich ihm übrigens gern verzeihe, abrechne, recht vernünftig. Ich befinde mich im Wohlstand, habe sogar einige Berühmtheit erlangt und glaube wahre Freunde zu besitzen; aber — was ich gut entbehren könnte — ich bin zehn Jahre älter.

*

Ja, ja, ich bin bald dreißig Jahre, und obwohl dieser Kranz von Sommern auf der Stirn eines Mannes weniger schwer wiegt, als auf der einer zarten Frau, drückt er mich doch ein wenig.

Dreißig Jahre sind zwar kein unangenehmes Alter; ich würde dieses Alter sogar wählen, wenn man immer bei dieser Zahl stehen bleiben könnte; aber ich gleiche dem Kinde, das nicht A sagen wollte, aus Furcht, alsbald B aussprechen zu müssen; ich liebe die dreißiger Jahre nicht, weil sie der Weg sind, der zum vierzigsten führt.

Und wahrlich, ich hätte Unrecht, mich zu beklagen, denn bei aufmerksamer Prüfung finde ich, daß ich jetzt ein hübscherer Mann bin, als ich es je gewesen. Früher hatte ich dicke rothe, aufgesprungene Backen und einen großen Mund, der immerfort lachte. Heute sind die Wangen ein wenig mager und ein wenig bleich, und dieß verleiht dem ganzen Gesicht einen Zug von Vornehmheit; der Mund ist nicht kleiner geworden, aber er hat das laute, schallende Lachen verlernt, was ihm entschieden gut steht. Was meine Augen anbetrifft, man hat sie schön gefunden, vielleicht weil sie einen offenen Blick haben; sie sind sich glücklicherweise gleich geblieben. Meine Haare sind noch immer dicht und schwarz; indessen, wenn man mit dem Mikroskop des Uebelwollens sie ganz in der Nähe betrachtete, möchte ich nicht einstehen, daß man nicht hie und da ein einzelnes verbleichtes Haar entdecken könnte; doch das will ja nichts besagen.

Ich habe mich auch im Charakter und in meinen Lebensgewohnheiten bedeutend verändert. Ich bin nicht mehr unbesonnen, wie einst, man wird sich dessen erinnern, als ich meinen Hut verlor und Notariatsakten verdarb. Jedoch wage ich nicht, es zu beschwören, daß ich nicht in diesen Jahren einen Hut verloren hätte; aber Dokumente unbrauchbar machen, das thue ich nicht mehr, aus dem guten Grunde, weil ich seit fünf Jahren die Stelle als Kopist bei Herrn Burot nicht mehr bekleide. Ich hatte sie aufgegeben, um mich ganz der Literatur, der Schriftstellerei widmen zu können

Ja, ich bin ganz anders geworden; ich habe meine frühere, überaus große Beweglichkeit verloren, die zwar ein Fehler war, aber, ich muß es gestehen, auch ihre Vorzüge hatte, denn ich bin gewiß, wenn mir jetzt wieder der Gedanke käme, das Leben verlassen zu wollen, ich nicht mehr umzustimmen wäre, auch nicht mit den weisen Vernunftgründen und den vortrefflichen Kuchen der Madame Pignol.

Die gute Madame Pignol, sie ist dahin, acht Jahre sind seit ihrem Tode schon verflossen. Sie hat ihrem Neffen Leon ein kleines Vermögen hinterlassen, der nun Nachfolger von Herrn Burot ist. Er ist ein vortrefflicher Notar geworden. Zum Andenken an seine Tante komme ich regelmäßig einmal im Monat mit ihm zusammen, um mich zu langweilen.

Sie war eine vortreffliche Frau, diese Madame Pignol, sie hatte einen Charakter, der nicht in diese Zeit paßte, gerade so wie ihr Gesicht mit seinen länglichen, feinen Linien dem vergangenen Jahrhundert angehörte. Ich bin nicht im Stande zu sagen, wie viel ich durch die Unterhaltung mit dieser einfachen Frau, die, ohne gelehrt zu sein, mir den tiefsten Einblick in Welt und Leben eröffnet hat, gelernt habe. Vor Allem hat sie mich Geduld und Ergebung praktisch gelehrt.

*

Das kommt davon, wenn man Phantasie hat; man nimmt sich vor, von einer Straße unserer Vorstadt zu sprechen, und ehe man sich dessen versieht, ist man nach Rom oder Peking versetzt, ohne daß sie dem andern Reisenden Zeit gelassen hat, seinen Koffer zu packen. Die Einbildung ist eine eigensinnige Dame. Was will all' unser Kulturfortschritt ihr gegenüber bedeuten, kein Entdecker hat bis jetzt vermocht, irgend etwas zu erfinden, das sie in gewisse Regeln zwängt, oder gar sie auf eine Periode unterdrücken kann. — —

Ich wollte von meinen Möbeln sprechen; sie bestehen in einer sogenannten Chaiselongue, deren Annehmlichkeiten ich gerade jetzt empfinde, und sechs gut gepolsterten Stühlen. Die Ausstattung ist nicht prächtig, sie sind mit einem Wollenstoff überzogen, auf dessen heiterem grauem Grund Feldblumen wie hineingesät sind, die graue Farbe hat jenen Charakter, der etwa dem Duft des Morgens, von der Röthe des aufgehenden Tages leicht angehaucht, gleicht.

Einige meiner Bekannten tadeln mich deßhalb, weil ich zwei Strohstühle nebst einem alten Eichentisch, mein gesammtes Mobiliar aus früherer Zeit, mitten in der neuen Einrichtung behalten habe, sie behaupten, er stehe in einem gar zu auffälligen Gegensatz zu dieser. Sie mögen Recht haben, ich behalte sie jedoch dennoch; wenn ich auch mich nicht darauf setze, weil sie hart sind, so richte ich doch gerne meine Blicke auf sie. Ich liebe die alten Möbeln. Es scheint mir, sie besitzen Erfahrung. Es sind Andenken, die in gewisser Beziehung Neigung einflößen. Ich bedaure aufrichtig jene Leute, die so oft die Ausschmückung ihrer Gemächer wechseln; sie müssen ja bei sich selbst fremd sein und sich wie in einem Gasthof wähnen. Aber wie ich das schon gesagt habe, man liebt den häuslichen Herd so wenig, man bekümmert sich so wenig um die viel tausend Sachen, die uns aus einem Zimmer ein Vaterland im Kleinen machen. Man lebt heutzutage zu geschwind, um sich den Luxus gemüthlicher Erinnerungen zu erlauben, auch verweist man oft den Armstuhl des Vaters, den Arbeitstisch der Mutter, das Porträt des Ahnherrn auf den Estrich, wenn man ihnen nicht die gröbliche Beleidigung anthut, bei einem Tröbelhändler aufgestellt zu werden.

*

Was wollte ich doch eben sagen? Ein Fenster hat sich gegenüber geöffnet, eine weiße Hand hat Futter auf das Käfig eines Zeisigs gestreut und meine Gedanken haben die Richtung verloren.

Ich nehme so viel Antheil an diesem kleinen Zeisig, er singt so wunderbar schön und ist ein Gefangener wie ich.

Ich weiß nicht, ob ich mein Gefängniß nicht gegen das seinige vertauschen würde, damit eine weiße Hand mich jeden Tag füttern würde, denn ich denke, wenn ich ein Vogel wäre, würde ich närrisch auf das Futter versessen sein. Man könnte mich jetzt im Verdacht haben, daß ich an diesem Zeisig so viel Antheil nehme seiner Herrin wegen. Dieß ist jedoch entschieden nicht der Fall. Ich kenne sie kaum. Alles, was ich von ihr weiß, ist, daß sie Helene Weiß heißt und daß sie, um sich und ihre Mutter zu ernähren, Unterricht gibt.

Sie ist eine Deutsche und blond wie das Getraide, wenn man jedoch darunter ein fades Blond verstehen möchte, würde man sich sehr täuschen. Ihre Haare sind reizend; sie selbst müßte reizend genannt werden, wenn ihre Physiognomie nicht kalt und etwas stolz wäre. Ich habe sie einigemal bei Leon Pignol gesehen, sie gibt seiner kleinen Tochter Unterricht im Deutschen. Sie hat mir gleich gefallen, jedoch ist sie auffallend schweigsam. Seit dieser Zeit besteht unser Verhältniß in einem Gruß, wenn wir uns begegnen, ein eisiger Gruß von ihrer Seite. Ich vermuthe, daß dieses Mädchen nicht mit großer Empfindungsgabe ausgestattet ist. Ihre Mutter jedoch scheint sie sehr zu lieben. — Auch ihren Vogel versorgt sie mit vielem Fleiß, aber was beweist dieß? Niemals, nie auch nur einen Moment, daß ich es bemerken konnte, richtete sie ihre Augen nach meinem Fenster, und ich — ach, ich blicke auch nicht nach dem ihrigen — — man darf es mir glauben.

*

Eine graue Katze aus der Nachbarschaft besucht mich. Dieses Thierchen muß ohne Zweifel in seiner Wohnung nicht genug Zerstreuung finden, denn es kommt alle Tage zur nämlichen Stunde zu mir, indem es von Balkon zu Balkon springt. Wenn ich es nicht gleich sehe, so macht es sich mit einem sanften „Miau“ bemerklich; dann macht es einen großen Katzenbuckel und streift sich schmeichelnd an meine Beine und ich kraue ihm die Ohren. Wenn die Komplimente ausgewechselt sind, setze ich mich wieder zum Schreiben nieder, und es macht es sich eben so bequem, wie wenn es zu Hause wäre, schläft auf dem Teppich, sieht zu, wie meine Feder läuft, steht wieder auf, stöbert überall herum und legt seine Pfote in den Papierkorb. Da blickt mich die Katze prüfend von der Seite an. „Halt, Minette! Du weißt wohl, daß es dir nicht erlaubt ist, auf diesen Lehnstuhl zu springen.“

Wie süß müssen doch die verbotenen Früchte schmecken, man sollte sich nicht verwundern, daß selbst der Mensch der Versuchung unterliegt, wenn das Thier ihr nicht widerstehen kann. Dieses schleichende Wesen genießt bei mir die größten Freiheiten; es kann sich auf mein Sopha, auf meine Stühle nach seinem Belieben ausstrecken, aber meine Stühle und mein Sopha sind ihm zu wenig. Was es wünscht, von was es träumt, das ist, sich in diesem Armstuhl weich zu betten. Das ist sein einziger Gedanke und es lauert auf einen unbewachten Augenblick, um einen Sprung auf den Thron, dem Gegenstand seiner Begierde, machen zu können. Es springt auf den Stuhl.

*

„Marsch fort, verwünschtes Thier!“ schreit Nanon und jagt mit einem Besen die graue Katze aus dem Zimmer. „Meinetwegen laß Du die Katze bei Dir hausen und die Sachen Dir verderben, Paul, ich will mich nicht mehr darüber ärgern, aber das sage ich Dir — kommt das Vieh zu mir in die Küche, drehe ich ihm den Hals um.“

„Aber, Nanon, ereifere Dich doch nicht so.“

„Ereifere Dich nicht so. Ja, das kannst Du leicht sagen, Du hast keine anderen Sorgen, als Geld zu verdienen, und weißt nicht, was das Geschirr kostet. Mir hat sie zwei Teller und eine Tasse zu Scherben zerschlagen.“

„Und um diese Kleinigkeit machst Du einen solchen Lärm?“

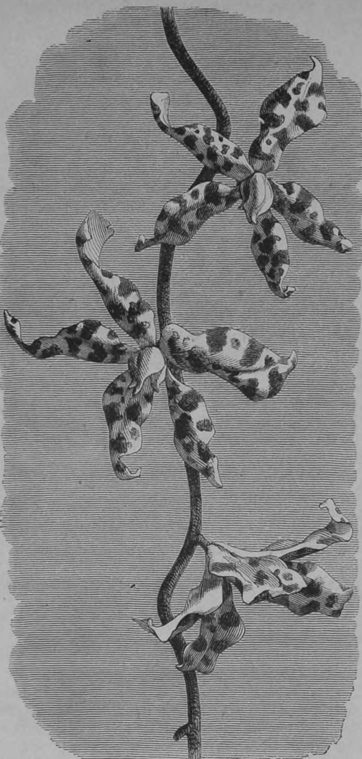
„So, das ist wenig und ich mache Lärm! — Was man doch für einen Undank bei den Kindern erntet! Man schafft sich halb todt für sie, man nimmt ihre Interessen mehr als die eigenen wahr und zur Belohnung heißt man uns eine mürrische, eine verwünschte Alte.“

„Habe ich Dich denn so genannt?“

„Du hast es vielleicht nicht gesagt, aber ich weiß genau, daß Du es denkst. Ich bin mürrisch, weil ich nicht zu Allem Amen sage, wenn eine Unglückskatze kommt, um mir



Eine Renanthera Lowii (Orchidee). (S. 311.)



Blüten der Renanthera Lowii. (S. 311.)

auf meinem Spültisch Alles durcheinander zu werfen, oder wenn Deine schönen Freunde kommen und mit ihren schmutzigen Füßen mir die parketirten Fußböden ruiniren, meine schönen Parketböden, bei denen ich mir so unendlich viel Mühe gegeben habe, um sie spiegelblank zu wichsen. Und da soll ich schweigen, soll das ruhig geschehen lassen?"

„Aber, Nanon, Du hörst nicht, daß man läutet!"

„Doch ja, ich höre, ich gehe schon; mein Gott," rief sie, „nicht einmal so lange warten können! — Die Katze soll nur wieder kommen!"

*

Wie man gesehen haben wird, ist meine Nanon jetzt bei mir; sie befindet sich besser als jemals in ihrem Leben. Sie besorgt fröhlich meinen kleinen Haushalt und wird ganz roth vor Aerger, wenn ich davon rede, ihr eine Hülfe zu geben. Sie ist ein wenig zänkisch und duzt mich immer noch. Das gefällt mir an ihr; es ist so süß, Jemand um sich zu haben, der uns so weit liebt, um uns für unser ganzes Leben als Kind zu behandeln.

Kürzlich fragte mich Jemand, weßhalb ich Nanon nicht in ein Spital aufnehmen lasse, wenn ich die alte Frau durchaus versorgt haben will. Nanon in ein Spital! Kann das Jemand, der ein Herz hat, über sich gewinnen — ich schaudere, wenn ich daran denke, vor Unwillen.

Abgesehen von der Wohlthat, die ohne Zweifel in den meisten Fällen solch' ein Spital für alte Leute ist, so bleibt ein derartig Institut für die alten Leute doch immer ein trauriger Ort. Es gibt nichts Melancholischeres, als solch' eine Vereinigung von weißen Köpfen. Die alten Leute lieben im Allgemeinen ihre Altersgenossen nicht, im Gegentheil fühlen sie sich zu den Kindern hingezogen, und die Kinder ihrerseits nähern sich gern jenen; und die Ursache, aus welcher diese zwei Kindheiten, die eine am Anfang des Lebens, die andere am Ende desselben, sich gern aneinander schließen, ist, daß die Einen die Lebenssorgen noch nicht kennen, die Anderen sie abgelegt haben, und die Ruhe des Gemüthes, die beiden gemein ist, erlaubt ihnen, sich an einfachen und natürlichen Dingen zu ergötzen. Der rechte Platz des Greises ist in der Familie, er benöthigt die Arme seiner Kinder, seiner Enkel, um sich zu stützen, seine Augen erquicken junge und lachende Gesichter. Er leidet in der unnatürlichen Mitte seines Asyls, wo er nur runzlige Gesichter, erloschene Augen sieht, wo er unaufhörlich an das betagte Alter und an den Tod denken muß, ohne daß ein glücklicher Gegensatz von Jugend und Leben ihn an die Hoffnung des Wiederauflebens denken läßt.

V.

„Das hat sich der Mühe gelohnt," sagte jetzt Nanon, die zurückkam. „Wen fand ich da vor der Thüre? Eine Hausirerin, eine Bettlerin, die Papier verkaufen wollte,



Seliger Tod. (S. 306.)

Siegellack, Oblaten, Federn und einen ganzen Haufen ähnlicher Dinge. So frech war die Frauensperson, daß sie ihren Fuß zwischen die Thüre setzte, um mich am Zuschließen zu verhindern und Zeit zu gewinnen, eine Masse Lügen auf mich zuzuschwatzen von ihrem Jammer und ihrer Noth. Eine ganze Viertelstunde habe ich dadurch verloren, während deren ich das ganze Zinngeschirr hätte putzen können. Endlich konnte ich sie hinausdrängen und habe hinter ihr die Hausthür zugeschlagen."



Traubenversendung in Amerika. Originalzeichnung. (S. 311.)

„Hast Du ihr nichts gegeben?"

„Ich, was hätte ich ihr zum Beispiel geben sollen?"

„Ich erkenne Dich nicht wieder, Nanon, Du, die sonst ja sich das Brod am Mund erspart, um es den Armen zu geben."

„Es ist wahr, ich thue es auch herzlich gerne, wenn es ein armer Greis ist, der keine Kraft zur Arbeit mehr besitzt, oder ein verstümmelter junger Mensch eine Gabe heischt; aber für diese Faulen, die betteln aus Trägheit, habe ich kein Mitleid, das ist wahr."

„Geh', sieh' nach, ob dieses arme Geschöpf noch auf der Treppe ist; sage ihr, daß ich Papier brauche."

„Du hast gar keins nöthig, es ist einzig nur . . . ich kenne Dich wohl. Nun, ich gehe, aber ich werde auf das Silberbesteck Acht geben."

*

Man muß nicht glauben, daß Nanon immer so übler Laune ist, wie heute; es dauert manchmal vierzehn Tage, ohne daß sie das geringste Murren hören läßt; sie hat sogar Abende so voll Fröhlichkeit, daß sie mich zum Lachen bis zu Thränen reizt und wo sie Liedchen singt, mit denen ich in meiner Kindheit einschlummerte. Sie hat auch ihre philosophischen Stunden, wo ihr grauer Kopf ihr gar nicht leid thut. „Es ist eine Dummheit, wenn wir Alten die jungen Leute beneiden," pflegt sie dann zu sagen. „Wir waren, was sie sind, und wir sind, was sie nicht sind, wir haben vor ihnen mehr Erfahrungen und Erinnerungen voraus." Es sind vielleicht so nicht ganz ihre Worte, aber es ist der Sinn ihrer Gedanken, und es scheint mir, daß dieser ein tiefer und wahrer ist.

*

Nanon öffnet wieder die Thüre und sagt mit rauher Stimme: „So, da gehen Sie hinein!"

Der Anblick dieses armen Geschöpfs rührt mich. Sie ist noch jung, aber man würde vergebens auf ihrem Gesicht einige Frische entdecken. Ich bestrebe mich, sie nicht mehr anzusehen. Der Anblick des Elends, das man nicht ändern kann, ist peinlich.

Ich kaufe ihr ihren ganzen Vorrath ab; sie scheint zufrieden, als sie fortgeht.

Diese Person muß hübsch gewesen sein. Die Zöpfe, die unter der zerzausten Haube hervorsehen, sind üppig und von schöner schwarzer Farbe; sie hat prächtige braune Augen. Je mehr ich darüber denke, desto mehr meine ich, daß ich diese Person kennen muß. Ach! mein Gott, das ist Fanny!

Armes Mädchen! Ich habe ja allerdings erfahren, daß ihr Leichtsinn sie übel berathen hätte. Sie hat mich nicht erkannt, desto besser. Ich werde mich nach ihrer Wohnung erkundigen und werde ihr einige Hülfe senden; ich will nicht vergessen, daß ich ehemals glaubte sie zu lieben. Man ist Denjenigen Erkenntlichkeit schuldig, die uns Gelegenheit geben, unsere Gemüthsanlagen zu entwickeln; es ist eine so süße Sache, das Herz beschäftigt zu wissen.

VI.

Fräulein Weiß gibt heute, wie es scheint, keine Stunden. Sie sitzt am Fenster und arbeitet. Die niedliche Hand! Wie schnell und geschickt sie die Nadel führt! Ein wohlerzogenes und geistreiches Mädchen, das nicht verschmäht, mit der Hand zu arbeiten, ist reizend. Man wird allerdings sagen, die Armuth zwingt sie dazu, das ist wahr; aber sie thut es so gerne, daß es mich freut, es zu sehen. Glücklich Der, welcher sie einst heimführen darf. Sie wird, dessen bin ich gewiß, eine vortreffliche Gattin sein; aber in unserer geldsüchtigen Zeit, wer heirathet ein Mädchen, das nur reizend, nur tugendhaft ist? Niemand, ich vielleicht ausgenommen, aber von mir ist gar nicht die Rede. Ihr Zeisig singt neben ihr, und es scheint, daß er einzig nur an sie seinen Gesang richtet. Nun hält er an, wie ein ermüdeter Tenor, der sich wieder zu erfrischen nöthig hat. Mit welch' trotziger Miene packt er das Stück Zucker zwischen den Eisenstäbchen des Käfigs an! Ach, mein Gott! er war zu heftig, der Zucker ist auf die Straße gefallen. Armer Kleiner, wie er den Hals streckt, welchen verzweifelten Schrei er hören läßt, wohl vergebens, ach! Es ist wie bei uns, wenn eine theure Einbildung uns verschwindet, rufen wir sie mit starkem Laut zurück und sie kommt ebensowenig wieder, als das Stück Zucker wieder zum Käfig hinaufsteigt.

*

Einen Brief von Herrn Bénier! Wahrscheinlich hat er meinen Unfall erfahren. Er kündigt mir seinen Besuch auf morgen an.

Edler Freund! Welch' Glück für mich, ihn noch zu besitzen und ihn so gesund zu sehen, so fröhlich, trotz der Jahre! Wie alle Menschen, die schon frühe den Ernst des Lebens kennen gelernt haben, hat er eine Nachjugend, die mit rosigem Wiederschein die Tage seines Winters erhellt und ihn zum liebenswürdigsten aller Greise macht. Alles, was ich bin, verdanke ich ihm, ich betrachte mich wie seinen Sohn. Sein Sohn hing nicht sehr an ihm, wie ich zu errathen glaube, ich erfreute mich ebensowenig seiner Zuneigung; seine Tochter Klara war so hübsch, so geistreich, so gut, wenn sie mich geliebt hätte! . . . Aber ein schöner preußischer Offizier, der zu meinem Unglück nach Genf gekommen, begegnete ihr auf einem Ball. Epauletten üben immer eine verhängnißvolle Anziehungskraft auf junge Mädchen aus, und Klara Bénier ist heute Madame von Biberfeld und wohnt in Berlin.

Ich würde lügen, wenn ich behauptete, daß ich die Sache mit Gleichmuth ertrug, ich beschuldigte meinen Stern von Neuem und wünschte von ganzem Herzen, daß unsere Schweiz einen Krieg mit Preußen bekäme, um ihn dann mitzumachen und zu siegen oder zu sterben, und auch, daß Klara mich in meiner Lieutenantsuniform sähe. Heute habe ich Preußen verziehen; ich habe meiner Liebe entsagt, und wenn ich die Abwesenheit von Madame Biberfeld bedaure, so geschieht dieß um ihres Großvaters willen, da er jetzt so ganz allein ist.

*

Nanon hat eine wahre Leidenschaft, mir immer von der Ehe vorzupredigen. „Es ist Zeit," sagt sie. Sie will durchaus vor ihrem Tode mich mit einer liebenswürdigen und guten Frau vereinigt sehen und meine Kinder wiegen.

Bei jeder Gelegenheit kommt sie auf diesen Gegenstand zurück und ich weise sie immer ab, da es mich gar nicht drängt, auf die Annehmlichkeiten und Vortheile meines Junggesellenthums zu verzichten. Wo bliebe dann das freundliche Lächeln der jungen Mädchen, die wunderbar liebreiche Zuvorkommenheit der Mütter und all' die zuvorkommenden Einladungen! Ich würde all' dieß jedoch zum Opfer bringen, wenn — aber es ist eben so gewagt in der gegenwärtigen Zeit, bei den Ansprüchen und der Emanzipationswuth der Frauen, sich zu verheirathen. Ich sehe gar zu deutlich vor mir das Angenehme, was mich erwartet. Ich besuche meine Braut.

„Störe ich Dich, liebes Kind?" damit trete ich ein.

„Mein Gott, nein, aber ich muß noch den Artikel ‚die freie Frau' fertig schreiben, ich hab's der Redactrice versprochen," tönt mir die hastig unmuthige Antwort entgegen.

Sie setzt sich an den Tisch, kehrt mir den Rücken, und ich, der ich so viel aus ihren Augen lesen wollte, ich muß mich mit dem Vergnügen begnügen, ihre Rückenschleifen zu betrachten. Eine Stunde vergeht; sie hat die Arbeit beendet; ich hoffe nun, daß sie ein Stündchen ganz für mich da sein wird. Wirklich, sie setzt sich zu mir an meine Seite. Ich nehme ihre Hand und fange ein verliebtes Gespräch an; sie bringt es über sich, zu lächeln; ich drücke ihr die Hand stärker.

„O, ich habe was vergessen!" ruft sie, plötzlich sich erhebend.

„Was denn, liebes Kind?"

„Ach, es ist die höchste Zeit, in meine Versammlung zu gehen."

„Könntest Du, liebes Kind, Dich nicht vielleicht für einmal davon befreien?"

„Wahrhaftig nicht! Gerade heute wird über das Vorrecht der Frauen über den Mann entschieden, und Du wirst einsehen, daß es unmöglich ist . . ."

Sie geht fort; ich gehe auch, und das darf ich wohl versichern, ich gehe, um nicht mehr wiederzukehren.

Ich bitte meine verehrten Leserinnen, daraus nicht zu schließen, daß ich mich etwa der Emanzipation der Frauen widersetze. Gott behüte mich davor! Sie können den Degen nehmen, auf die Tribüne steigen, es steht Ihnen frei; auch wir Männer werden uns emanzipiren von all' den kleinen Aufmerksamkeiten, die wir Ihnen erweisen, meine Damen, und ich meinestheils will das Schreckliche ertragen, — nie wieder ein Taschentuch noch einen Fächer aufheben — aber dessen bin ich gewiß, Fräulein Weiß geht nicht auf diese schiefe Ebene, sie sucht sichtbar ihren Ruhm allein, zu bleiben was sie ist, ein reizendes Mädchen, ein Engel.

*

Es ist ein wenig langweilig, immer allein zu frühstücken. Gewiß würde ein artiges, mir gegenüber sitzendes Frauchen meine Mahlzeit mir durch ihr Lächeln aufheitern.

Wenn ich weiter darüber denke: Herr Bénier ist allein; seine Enkeltochter kommt jedes Jahr einige Wochen zu ihm auf Besuch, doch die übrige Zeit ist er da in seinem Hause in Sacconex in Gesellschaft seiner alten Claudine, die hundertmal widerwärtiger als meine Nanon ist. Zudem, wenn Nanon alt ist, ich bin jung, wir passen ganz gut zusammen, ich habe es schon gesagt, warum; der einsame Mann ist der vielen kleinen, niedlichen Aufmerksamkeiten beraubt, mit denen eine junge Frau uns umgeben kann. Wäre ich auch verheirathet, könnte ich das obere unbewohnte Stockwerk seines Hauses miethen, wir könnten eine Familie ausmachen und würden glücklich sein.

Aber wo die Frau finden, die sich die Last auflegen wollte, die letzten Lebensjahre eines alten Mannes zu erheitern? Helene, Helene wäre dieser Aufopferung fähig, ich bin dessen gewiß, doch ich mißfalle ihr.

*

Es hat die ganze Nacht geregnet, es ist so trauriges Wetter, ich bin selbst darob traurig. Zum Aerger aller Philosophie, zum Aerger aller Fröhlichkeit, die mir abhanden gekommen ist, gibt es Tage, o, Tage, wo eine gewisse Verstimmung mich bis in's Herz trifft, wo ich die Hand nach einem mir fehlenden Etwas ausstrecke. Diese Traurigkeit ist eine Undankbarkeit gegen Gott. Es regnet, ich bin geborgen, während so viele Leute draußen sind, die keinen Regenschirm haben.

Es ist jetzt der zwölfte Tag, seitdem ich das Zimmer hüte. Das ist lange, sehr lange. Und Herr Bénier ist nicht gekommen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Eisenbahnbau mit Hindernissen.

Erinnerung eines alten Pionniers

von

Otto Tellow.

(Nachdruck verboten.)

Vivat!

Der Krieg mit Dänemark hatte wirklich und wahrhaft begonnen, dänische Dragoner hatten jenseits Rendsburg mit unseren Husaren reelle Pistolenschüsse gewechselt; allgemeine Freude herrschte deßhalb im Stabe des alten Feldmarschalls und unter Umarmungen und Händedrücken beglückwünschten sich die höchsten und hohen Herren, daß ihnen nun endlich die einzig richtige Soldatentaufe bevorstünde, ohne welche nun einmal der Krieger keine vollzählende Größe ist.

Mir aber sollte an diesem, für Viele bedeutungsvollen Tage noch eine unangenehme Nachfeier erblühen. Als wir nämlich von den Vorposten nach der Stadt zurückgekehrt waren, wurde ich noch plötzlich zum alten Herrn befohlen.

„Mein Sohn," sprach er zu mir, mich, wie Alle, denen er zugethan war, mit dem vertraulichen „Du" anredend, „wie Du eben gehört hast, ist die Eisenbahnbrücke über die Sorge heute Morgen gesprengt worden. Außerdem haben die Dänen etwa in der Länge einer Meile sämmtliche Schienen weggenommen und hinter die Danewerke geschleppt. Ich befehle Dir, die Eisenbahn, die wir nothwendig brauchen werden, alsbald wieder herzustellen."

„Welche Truppen stehen mir dazu zur Verfügung, Excellenz?"

„Du weißt, mein Sohn, daß wir noch keine Pionniere hier haben, und andere Truppen sind nicht disponibel."

„Werden mir Geldmittel dazu überwiesen werden?" wagte ich schüchtern zu fragen.

„Ich habe keine zur Verfügung. Jetzt geh' und zeige, was Du in Amerika gelernt hast."

Wie vom Donner gerührt, verließ ich rathlos das Hauptquartier, in welchem ich damals noch keinen mächtigeren Freund besaß, dem ich meine Verlegenheit hätte mittheilen können. Ohne Truppen und Geld, in einem Lande, welches weder freundlich noch feindlich gesinnt war, eine Eisenbahn bauen zu sollen, schien mir platterdings eine Unmöglichkeit zu sein.

In meiner Verzweiflung setzte ich mich auf einen Prellstein mitten auf dem einsamen Marktplatz und hätte am liebsten laut geheult. Das war also der erste Auftrag, mit dem ich das hohe Vertrauen rechtfertigen sollte, mit dem mich der Feldmarschall durch die Berufung in seinen Stab geehrt hatte! Ich grollte dem bösen Geschicke, und hundert Projekte wälzten sich in meinem Hirn herum, die ich alle als lächerlich oder unhaltbar ebenso schnell wieder verwerfen mußte. Endlich schießt mir ein freundlicher Lichtstrahl durch den Kopf, und mit einem freudigen „Heureka" eilte ich zu meinem Quartier, wo mein braver Diener Ziervogel die Pferde sorgsam pflegte.

„Satteln Sie schleunigst die Gäule," sprach ich, „für mich die englische Stute, Sie können den ‚Irm' reiten und den Doppelpony an die Hand nehmen."

Inzwischen ging ich in die Stadt und frug nach dem wohlhabendsten und intelligentesten Zimmermeister Rendsburgs. Als solcher wurde mir der Herr H., an der Bahn wohnend, bezeichnet.

Bald hielt unsere Kavalkade vor dessen Wohnung und ich machte dem Zimmermeister meine Aufwartung. Nach meinen Auseinandersetzungen erklärte er sich bereit, die Brücke zu bauen, respektive das Geld zum Weiterbau der Bahn vorläufig vorzuschießen, soweit seine schwachen Mittel reichten.

„Jetzt aber schnell zu Pferde!" rief ich, „wir wollen baldmöglichst zu der beschädigten Stelle reiten und den Schaden besehen."

Trotz seines Widerstrebens drang ich ihm ein Pferd auf, einestheils weil wir Abends noch zurück sein mußten, und anderentheils weil man Männer, mit denen man Außerordentliches leisten will, in ungewöhnliche Situationen bringen muß. Nach einem einstündigen, ziemlich scharfen Ritte, der dem ungewohnten Reiter sehr sauer wurde, waren wir an der Sorge. Die Brücke, aus eisernen Trägern bestehend, die auf gemauerten Pfeilern ruhten, war in der Länge von achtzig Fuß gesprengt worden, und die Trümmer des Mauerwerkes lagen in dem schlammigen Bette des träge dahinfließenden Gewässers, während der Oberbau schräge in dem Fluß ruhte. Auf das Genauestе untersuchten wir die Lage der Trümmer, und dann machten wir uns daran, Jeder für sich, ein Projekt zu Papier zu bringen. Des Zimmermeisters Entwurf lief auf einen Neubau auf breiten Pfahljochen hinaus, zu dessen Ausführung, da der herabhängende eiserne Oberbau entfernt werden mußte, eine Zeit von acht bis zehn Tagen erforderlich war. Ich verwarf deßhalb den Plan und schlug vor, den Neubau auf die alten Trümmer und auf das noch tragfähige Gitterwerk zu setzen, nur die Schienen zu stützen und den Zwischenraum zwischen denselben offen zu lassen, wie ich ähnliche Konstruktionen häufig jenseits des Ozeans gesehen hatte. Trotz des Sträubens des Meisters befahl ich die Ausführung meines allerdings etwas riskanten Bauwerks.

„In wie viel Zeit können Sie diese Brücke vollenden?" frug ich ihn.

„In fünf Tagen!" war die Antwort.

„Was?" rief ich. „In vierundzwanzig Stunden muß und kann der Bau vollendet sein, da Sie das Material auf Ihrem Hofe lagern haben. Morgen früh drei Uhr hält ein Extrazug vor Ihrer Wohnung und um sechs Uhr können Sie hier sein.

Wenn ich den Preis, den Sie ansetzen, um hundert Thaler erhöhe, so können Sie gewiß in dieser arbeitslosen Zeit über genügende Kräfte disponiren."

Der biedere Herr versprach, zu thun, was in seinen Kräften stünde, um die Arbeit zu fördern, und wandelte zu Fuße heimwärts, während ich die Nacht in dem Wärterhause zubrachte. Den Burschen mit den Pferden schickte ich nach Rendsburg und gab ihm ein Telegramm mit, welches im Namen des Feldmarschalls einen Extrazug aus Altona herbeibeorderte, der sich zur festgesetzten Zeit vor der Thür des Zimmermeisters aufstellen sollte.

Zu meiner großen Freude langte am andern Morgen schon vor sechs Uhr der Zug vor der zerstörten Brücke an. Er brachte ein so hinlängliches Personal und Material mit, daß die Arbeit sofort mit voller Anspannung beginnen konnte und einen so guten Fortgang nahm, daß ich in der Nacht die Leute einige Stunden ruhen ließ. Nach dreißig Stunden stand der allerdings ganz unregelmäßige Bau, der dadurch noch schwieriger geworden war, daß die Bahn auf demselben eine Kurve beschrieb, fertig da. Doch stellte sich ein unvorhergesehenes Hinderniß dem Weiterbau der Bahn entgegen. Der Lokomotivführer weigerte sich nämlich, über die ihm sehr zerbrechlich scheinende Konstruktion hinweg zu fahren. Kein Zureden half und keine Vorstellungen, um so weniger, als der Zimmermeister, den der Maschinist zu Hülfe holte, der von mir entworfenen Anlage gar kein Vertrauen schenkte. Da riß endlich meine Geduld; den Säbel ziehend, befahl ich peremptorisch dem Lokomotivführer, die Maschine zu verlassen, und sprang selbst hinauf, um Dampf zu geben.

„Ich gehöre zu der Maschine!" rief der erregte Führer derselben. „Wenn Sie es riskiren, hinüber zu fahren, will ich auch nicht dahinten bleiben!"

So sprang er mit meiner Zustimmung mit auf die Lokomotive. Ich gab ihm den Rath, sich auf den Rand derselben zu stellen, und im Falle die Brücke bräche, was sich erst durch Knacken des Gebälkes ankündigen würde, in weitem Sprunge in die Sorge zu springen, um nicht unter die Maschinentheile und den Dampf zu kommen. Die Zimmerleute aber animirte ich, die glückliche Ueberfahrt mit einem kräftigen Hurrah zu besiegeln. Dieß Hurrah erscholl denn auch zu meiner großen Befriedigung, da ich selbst im Zweifel gewesen war, ob die Trümmer fest genug lagen, um eine so schwere Last zu tragen; so war denn das erste Hinderniß glücklich überwunden! In ähnlicher Weise wurden noch mehrere nicht ganz so lange Brücken wieder hergestellt und die Altonaer Bahn beauftragt, Schienen über Schienen herbeizuschaffen, während alle Schmiede Altonas, durch die Hamburgs verstärkt, beauftragt wurden, Spieker über Spieker für den schlanken Oberbau zu schmieden.

Die nun folgende Arbeit aber sollte unsere Geduld und Ausdauer auf den höchsten Grad spannen. Wenn auch der Zimmermeister freundlichst die Bezahlung der Arbeiter übernahm, die ich persönlich aus allen umliegenden Dorfschaften herbeiholte, so schien es doch der Himmel darauf abgesehen zu haben, unsere Arbeit zu erschweren. Ein herber Frost, von starkem Winde begleitet, ließ die Hände der Arbeiter dergestalt erstarren, daß wir längs der Arbeitsstellen an zwanzig kleine Feuer im Gange halten mußten, an denen sich die Leute wieder aufthauen konnten. Daneben wütheten solche Schneegestöber, daß wir an jedem Morgen fast eine Stunde zu thun hatten, um die zu bauenden Strecken vom Schnee zu befreien. Ueberdieß waren die elenden Hacken und Spaten, die ich aus den Dörfern requirirte, wohl für das Kultiviren eines weichen Marschackers brauchbar, aber nicht tauglich, um Eisenbahnbauten damit auszuführen. Das Störendste aber war der Umstand, daß die aus Altona kommenden Schienen um zwei Fuß kürzer waren als die weggenommenen, so daß sämmtliche Endschwellen aus dem Boden herausgeholt, frische Löcher mit unsäglicher Mühe in den steinhart gefrorenen Damm gehackt und dann die Schwellen verlegt werden mußten. Hiebei zerbrach das miserable Handwerkszeug in solcher Menge, daß Abends oft über hundert schwerverwundete Spaten und Hacken am Damm lagen, die nothdürftig von den nächsten Schmieden und Stellmachern reparirt wurden. Dennoch hielt gütliches Zureden und prompte tägliche Bezahlung in jener so verdienstarmen Zeit die Arbeit noch immer in gutem Fortgange.

Da trat ein Zwischenfall ein, der fast die ganze Unternehmung in Frage stellen sollte. Eines Morgens kam nämlich der brave Meister mit der Erklärung zu mir, daß nicht nur sein Geld zu Ende sei, er deßhalb nicht die Arbeiter mehr auslohnen könne, sondern daß er auch dringend des bis dahin vorgeschossenen, respektive gestundeten Geldes bedürftig sei.

Dieser Schlag fiel wie eine Bombe in meine, wie ich glaubte, so hübsch eingefädelte Unternehmung. Ich redete dem Herrn gut zu, setzte mich schleunigst zu Pferde und ritt nach dem mehrere Meilen entfernten Damendorf, wo unser Hauptquartier sich häuslich, wenn auch auf das Engste, eingerichtet hatte. Vom Feldmarschall wurde ich zwar sehr freundlich empfangen, ebenso von dessen Stabschef, allein Beide bedauerten einstimmig auf das Lebhafteste, daß in Wahrheit kein Geld vorhanden sei, um mein Wort zu lösen; ich sollte nur versuchen, den Zimmermeister zu beruhigen. Um jeden Preis müßte ich aber den so energisch begonnenen Bau zu Ende führen; die Wege dazu würde ich schon finden.

Schweren Herzens und in der peinlichsten Stimmung begab ich mich auf die Arbeitsstelle zurück. Künstlich erheiterte ich mein Gesicht, als ich in die Nähe des biedern Meisters kam, dem ich einen Sack voll — Hoffnungen mitbrachte, die ich leider nicht theilte, die ihn aber zu beruhigen schienen. Den Arbeitern aber hielt ich folgende, unterwegs mir ausgeklügelte Rede:

„Leute, habe ich euch bis dahin anständig behandelt und pünktlich bezahlt?"

„Ja wohl, Herr Lieutenant," applaudirte der Chor.

„Nun, ich bin augenblicklich nicht in der Lage, euch baar zu bezahlen, erhöhe aber euern und der Schachtmeister Lohn um das Doppelte, wenn ihr vorläufig auf Pump arbeitet; als Garantie für die einstige Bezahlung möge euch mein ehrliches Gesicht genügen, eine andere besitze ich nicht!"

„Dat möt'n wi us überlegg'n," sagten die Leute.

„Wer aber ohne Entschuldigung seiner Ortsbehörde wegbleibt, verliert den Anspruch auf die Vergütigung der vorher gethanen Arbeit," fügte ich hinzu.

Nach einigem Besinnen erklärte sich die bedeutende Mehrzahl der Arbeiter bereit, weiter zu arbeiten, und so ging die Sache, wenn auch hie und da hinkend, vorwärts. Fast jeden Abend mußte ich, soweit meine schwachen Mittel reichten, aus meiner Tasche Schnaps und Brod holen lassen, da viele Leute absolut nichts besaßen und Hunger litten. Endlich, mir schien es eine Ewigkeit zu sein, erreichten wir Klosterkro, wo sich die Bahn theilt, indem die Hauptbahn nach Flensburg führt, während ein Abzweig nach Schleswig abgeht.

Da erschien die Wendung meines Schicksals vorläufig in der Gestalt eines Armeegendarmen, der mir einen Brief aus dem großen Hauptquartier brachte, des Inhalts, daß wegen Räumung der Danewirke seitens der Dänen die Armee vormarschirt sei und das Hauptquartier sich in Flensburg befände. Daselbst sei auch die (englische) Gesellschaft der Schleswig'schen Bahn mit dem ganzen Arbeiterpersonal 2c. anwesend. Schleunige Herstellung der Telegraphen-, besonders aber der Eisenbahnverbindung auch nach Schleswig, wo Hunderte von österreichischen Verwundeten in kläglicher Lage wären, wurden mir anempfohlen. Der Hauptmann v. Ch., damals Telegraphendirektor, stellte schleunigst die nur unwesentliche Zerstörung der Leitung her und setzte einen Apparat in den Bahnhof. Sofort telegraphirte ich an unser Hauptquartier:

„Bitte um sofortige Herbeförderung des Bahndirektoriums nebst Arbeitern und Handwerkszeug. Letzteres mangelt gänzlich. Unterwegs ist Brücke über Teene herzustellen.

O. T."

Gerüchtweise verlautete nämlich, daß die lange Brücke über die Teene von der Gesellschaft nur vorsichtig abgesägt und beiseite geschafft worden sei, deßhalb in kürzester Frist reparirt werden könnte.

Eine in allen Theilen zustimmende Antwort des Hauptquartiers lief ein. Deßhalb ließ ich von den Arbeitern die hergestellten Strecken noch einmal revidiren und bestellte sie Abends an den Bahnhof Klosterkro, wo ich mit Spannung der Ankunft des Zuges entgegensah, denn immer mehr war die erst dämmernde Hoffnung mir zur freudigen Gewißheit geworden, die englische Bahngesellschaft den ganzen Schwindel bezahlen zu lassen und mich so aus der peinlichen Verlegenheit zu befreien. Der Plan war gemacht und glücklich wurde er ausgeführt.

Ich ließ vor unserer Station Haltesignale machen und zur Sicherheit Schwellen und Schienen quer über die Bahn legen, so daß mir die Gesellschaft nicht durchbrennen konnte. Gegen Abend kam der Zug herangebraust und hielt in Folge der Signale still. Heraus sprang der Direktor selbst.

„Wer hat sich erlaubt, hier den Weg zu verlegen?"

„Das bin ich gewesen, mein Herr," trat ich ihm fest entgegen.

„Ich muß heute noch nach Rendsburg!" rief er, „ich bin der Direktor der Bahn."

„Das wird Ihnen wohl vorläufig nicht gelingen, Sir, da wir hier Nothwendiges zu besprechen haben."

„Dieß ist eine englische Privatbahn; verstehen Sie mich, mein Herr?"

„Ja wohl! Aber Sie irren sich. Die Alliirten sind im Besitze des Landes, also auch der Kriegsstraßen."

„Räumt die Schienen weg!" befahl er seinen Leuten.

„Wenn ihr die Bahn freimachen laßt, verwirkt ihr euern Lohn!" rief ich den Meinen zu, die sich neugierig gesammelt hatten.

Nachdem ich dem Direktor das Thörichte seines Beginnens klar gemacht, rief er ärgerlich:

„Was wollen Sie denn eigentlich? Ich werde den Vorfall vor das englische Parlament bringen!"

„Ihr Parlament ist mir furchtbar gleichgültig," lachte ich, „und was ich will, werde ich Ihnen in wenigen Worten auseinandersetzen, wenn Sie gütigst ruhig zuhören wollen. Wollen Sie meine Anordnungen nicht annehmen, so wird Ihre Gesellschaft vollständig verdrängt und die Bahn mit preußischen Beamten besetzt werden und für eigene Rechnung arbeiten. Gehen Sie aber die, wie ich denke, sehr liberalen Bedingungen ein, die ich Ihnen stelle, so garantire ich Ihnen Schutz, ungestörte Beförderung der Civil- und Handelsfrachten, sowie eine bei uns gebräuchliche Vergütigung der Truppentransporte 2c."

„Nun, und die Bedingungen?"

„Erstens bezahlen Sie mir alle Auslagen, die ich für den Bau der Bahn von Rendsburg bis hieher gehabt habe, unter vollständiger Sicherstellung der dazu erforderlichen Summe. Hier der Zimmermeister H. ist von mir bevollmächtigt, den finanziellen Theil der Sache zu reguliren."

„Well!"

„Zweitens wird die zu ernennende Linienkommission einen Fahrplan aufstellen, zu dem Sie höchstens Amendements stellen dürfen."

„Drittens. Sie haben unverzüglich die Herstellung der Strecke nach Schleswig in's Werk zu setzen."

„Die Bedingungen scheinen mir etwas hart," erwiederte der Direktor. „Ich werde sofort meinen Apparat einhängen, um telegraphisch in Flensburg anzufragen."

Da ich ihm aber bereits eine fertige Telegraphenstation zur Disposition stellen konnte, so telegraphirte er sofort nach der genannten Stadt und erhielt umgehend die Antwort vom Feldmarschall, daß er sich meinen vorgeschlagenen Bedingungen unbedingt fügen möge, indem ich absolute Vollmacht habe, das Interesse der Alliirten zu vertreten.

„Well," sagte er, „ich bin in Ihrer Hand. Ich gehe alle Bedingungen ein."

Nachdem alsbald das Geschäft zwischen ihm und meinem braven Gläubiger, Herrn H., auf Grund meiner Angaben sicher und zu allgemeinster Befriedigung auch der Arbeiter regulirt worden war, fuhr ich, nachdem ich mich bei meinen treu gebliebenen Arbeitern dankend verabschiedet hatte, fröhlich und unter dem Hurrahgeschrei der Letzteren mit einem der Direktoren auf der Lokomotive nach Flensburg, wo mich der Oberst v. P. noch nach Mitternacht empfing.

In der Frühe meldete ich mich beim Generalfeldmarschall. Was er mir sagte, verbieten mir Rücksichten, hier zu wiederholen, nur das Eine kann ich verrathen, daß er mich schließlich frug, ob ich einen Orden haben wollte oder ein Pferd. Als ich um das letztere gehorsamst zu bitten mir erlaubte, sagte er:

„Recht so, mein Sohn, hab' mir's schon gedacht, den Orden wirst Du Dir wohl später noch holen. Das Pferd steht schon in Deinem Stalle; ich habe es selbst für Dich ausgesucht."

Und richtig, in meinem Stalle stand ein hübsches, vollständig aufgezäumtes Unteroffizierpferd von den seeländischen Dragonern, welches mich noch viele Jahre getragen hat, noch lebt und auf dem Gute meines Schwagers sein Gnadenbrod verzehrt.

Eine Renanthera Lowii (Orchidee).

(Bilder S. 308 u. 309.)

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zählte der berühmte Botaniker Linné dreizehn Arten von Pflanzen, die zur Klasse der Orchideen gehörten. Heute kennen die Gelehrten und Gartenfreunde gegen vierhundert Arten mit dreitausend Spezies, welche alle bestimmt und beschrieben sind. Diese Pflanzengattung ist ausgezeichnet durch Formenreichthum und Farbenpracht ihrer Blumen, und sie werden deßhalb in Gärten als Zierpflanze mit Vorliebe kultivirt. Die schönsten und eigenartigsten Orchideen kommen in den Tropen vor; dort gibt es solche mit fußgroßen, herrlich schimmernden Blüten und andere, die tausend geflügelten Insekten gleichen. Einige besitzen ein duftiges ätherisches Oel in ihren Früchten, wie z. B. die Orchideen, von welchen Vanillestangen gewonnen werden; bei anderen duften auch die Blätter vanillenartig. In den Tropen hat auch die Orchidee jenen Charakter, der der märchenhaften Pracht der dortigen Vegetation ihre Eigenartigkeit verleiht. Sie wachsen theils schmarotzend aus den Rinden der Bäume hervor, ranken und spließen sich an den Riesen der heißen Zone empor, bilden die herrlichsten Guirlanden von Zweig zu Zweig, in ihrer Blütezeit den Baum mit blendender Farbenpracht überschüttend, und schlingen sich dann wieder von oben herab zur Erde, oft in die Luft hinausragende sogenannte Luftwurzeln aussendend.

Eine eigenthümliche Art bildet die von uns hier wiedergegebene Renanthera Lowii auf Borneo. Die Pflanze, welche mit den Wurzeln auch aus dem Boden strebt, ist bis zwanzig Fuß hoch, steht meist allein und von ihren bis sieben Fuß langen Blättern fallen Ranken von Blüten zur Erde. Die natürliche Größe dieser zeigt unsere Illustration S. 309, die sammetartig, roth und gelb gefleckt und gefärbt sind, dem Fell eines Panthers auffallend ähnlich. Diese Pflanze gewährt einen so wunderbaren Anblick, daß man nun versucht, sie auch in Europa zu ziehen. Pariser Blumengärtner sind mit deren Pflege eifrig beschäftigt und dürfte vielleicht in einigen Jahren diese Blume ein gärtnerischer Handelsartikel und ein zauberhaft schöner Schmuck unserer Gärten sein.

Traubenversendung am Hudson.

(Bild S. 309.)

Der Weinbau in Amerika ist noch jungen Datums. Die Weinstöcke wurden von Europa dort eingeführt und nur von kalifornischem Wein hört man, der durch ganz Amerika verführt wird. Dort hat man französische, italienische und Rheinreben angepflanzt und gewinnt einen vorzüglichen Wein. Im Norden jedoch wird die Weintraube mehr als Tafelobst kultivirt und vor Allem zeichnen sich die Ufer und Seitenthäler des Hudson durch herrliche Rebberge voll Eßtrauben im Herbst aus. Dann entfaltet sich auch dort ein wundersames Leben. Im September und Oktober geschieht das Versenden der Trauben für den täglichen Markt in New-York. Auf Hunderten von Farmen sieht man dann die Bewohner den Tag über auf's Eifrigste beschäftigt, die Trauben von den Reben abzuschneiden mittelst Scheere und Strohbesen, in leichte Kistchen, jedes zehn Pfund enthaltend, packen und diese dann wieder in große stellend, welche verschlossen werden. Diese Kisten bringen hierauf Wagen hinab zu Stapelplätzen, wo dann Nachts bestimmte Dampfer anlegen, auf welchen die Trauben mit Sonnenaufgang nach New-York gelangen. Es gibt einzelne Produzenten, die bis zu siebentausend große schwere Trauben pro Tag für die nächtliche Verschiffung bereit machen. New-York ist dann der Hauptexportplatz für andere Städte der Union. Aber ein ungeheures Quantum wird im Herbste selbst von den New-Yorkern verzehrt. Die Traubenzeit ist für diese Stadt, was die Biersaison für München und der März mit neuem Bräu für Wien. Das Leben aber, welches sich von September bis Ende Oktober an den Ufern des Hudson, namentlich bei Nacht, entwickelt, ist echt amerikanisch originell und höchst malerisch.

Unser Bild zeigt einen solchen stillen Stapelplatz, dem sich einer der nächtlichen riesigen Transportdampfer zur Aufnahme der Kistchen mit den saftigen Früchten nähert.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Bacano.**

(Fortsetzung.)

Einundsechzigstes Kapitel.

Die Gründung eines Geschäftshauses.

Es war am nächsten Tage. Nachdem der Marquis de Ribas mit seiner Gemahlin tête-à-tête gespeist hatte,



Aussicht.

begab er sich in sein Rauchzimmer mit dem Befehle, den Vicomte de Champy bei seinem Erscheinen zuerst zu ihm zu führen.

Im Rauchzimmer brannte er sich eine Havanna an, lagerte sich auf einem großen, niederen Divan und dachte nach. Es war klar, daß der Zufall oder eine Unvorsichtigkeit seinerseits einen großen Theil seiner Geheimnisse in die Hände der langen Florine gegeben hatte. Wenn sie sprach, war er verloren.

Sie hatte aber allen Grund, zu schweigen; denn ihr Schweigen allein war ein ergiebiges Kapital, eine sichere Rente. Man hütet sich, einer Person zu schaden, die man ausnützen kann; Lorenz wußte das von seinem Geschäfte aus. Man tödtet nicht die Henne mit den goldenen Eiern.

Wenn er also das Bündniß mit Florine einging, riskirte er nichts, ja konnte noch froh sein, so leichten Kaufs davon zu kommen. Sie verlangte von ihm freilich Halbpart vom Gewinne; aber dieser Gewinn konnte mit Hülfe ihres Verstandes und ihrer Thätigkeit leicht verdoppelt und verdreifacht werden.

Durch ihre Hülfe wurden die „Geschäfte" des Hauses nicht nur zahlreicher und ergiebiger, sondern auch sicherer. Denn Lorenz konnte sich nicht verhehlen, daß sein Gewerbe einige Gefahren bot. Nicht Jedermann läßt sich gutwillig aussaugen, und der Zorn über den Erpresser trägt oft den Sieg davon über die Furcht vor demselben. Die Klugheit gebot also, sich so wenig als möglich persönlich bloßzustellen beim — Einkassiren. Ein Frauenzimmer riskirte da weniger und entschlüpfte leichter. Lorenz war also entschlossen, den Bund einzugehen.

Lorenz war eine seltsame Natur; ein Verbrecher, dem aber mehr an der Außenseite des Verbrechens zu liegen schien, als an der Innerlichkeit, am Kern desselben. Es gibt junge Leute, die ihre ganze Zukunft auf's Spiel setzen, um — Komödianten zu werden. Sie erreichen kein hohes Ziel, sie bleiben meist mittelmäßig, obwohl sie mit Leib und Seele dabei sind; das macht, sie schwärmen nicht so sehr für die Kunst, als für das Flitterhafte derselben; nicht die Wiedergabe eines Charakters ist ihnen die Hauptsache, sondern die Lust, ein Kostüm zu tragen, sich zu schminken, in den Proben wichtig umherzuschreiten. Nicht die Kunst ist es, der sie sich widmen, sondern dem Theater. Das Theater, die halbdunkle, schmutzige Bühne, die Coulissen, die Rampe, die Schminke üben eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus, der sie Glück, Elternhaus, Aussichten, Frieden und Zukunft opfern.

So war es bei Lorenz. Er hatte einen unbesiegbaren Hang zum Theater des Verbrechens mit seinen Gefahren, seiner Schminke, seinen Intriguen. Er stand auf der Bühne des Verbrechens und war entzückt über sich selber. Die einzige Wahrheit seiner Lebenskomödie war seine Liebe für Mathilde.

Und seine Rollen? Seine Rollen waren ihm von Jagon geliefert worden.

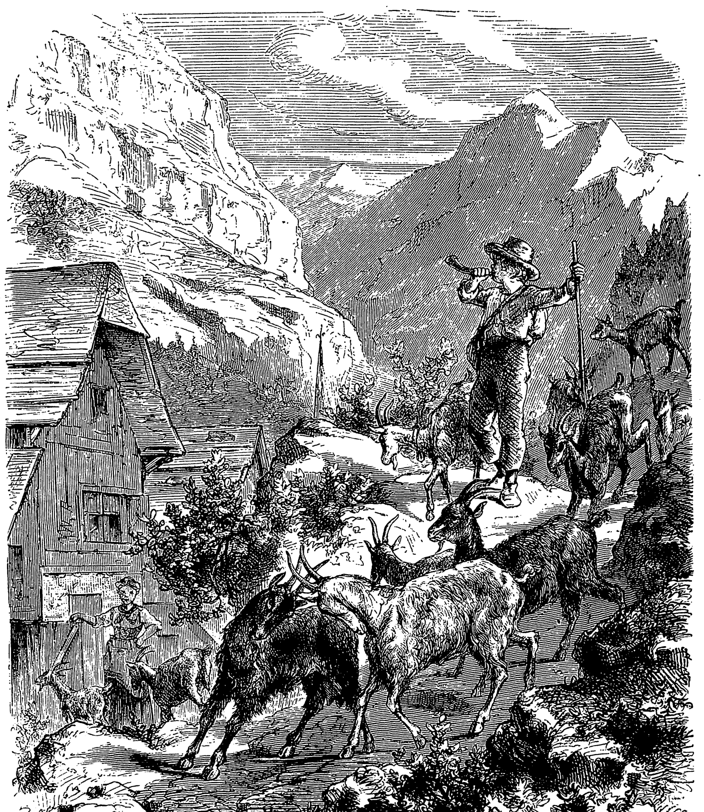
In Frankreich ist der Notar nicht nur, wie bei uns, Berather in Rechtssachen: er ist der Vertraute, der Beichtvater des Klienten, wie ganzer Familien. Alle Schriften, die uns nützen oder die uns verderben könnten, liegen in seiner Hand. Sein Interesse ist ja das Interesse des Klienten — welch' besseren Freund könnte dieser demnach finden? Der Franzose wie der Engländer schläft ruhig — denn er weiß all' sein Wohl und Weh in den Händen eines kostspieligen, aber stets verläßlichen rechtskundigen Mannes.

Jagon nun war es bekanntlich gelungen, in die Papiere eines solchen Bewahrers von Privat- und Familiengeheimnissen Einblick zu erhalten unter der Maske eines Schreibers. Und aus den Geheimnissen, die er hier gesammelt, hatte er das Geschäft seines Schülers Lorenz aufgebaut.

Endlich meldete man den Vicomte Champy, und Florine trat ein. Lebhaft, leicht, elegant gekleidet, den Monocle im Auge, das Spazierstöckchen schwingend.

Der Vicomte und der Marquis betrachteten einander und konnten sich eines Lächelns nicht erwehren über die Veränderung, welche seit ihrem letzten Beisammensein mit ihnen vorgegangen war; aus dem widerwärtigen Agenten war ein blühender junger Kavalier, aus der steifen Gouvernante ein charmanter Junge geworden. Ein so charmanter Junge, daß Lorenz ihn sicher unwiderstehlich gefunden haben würde, wenn er nicht in seine Frau so ganz und gar verliebt gewesen wäre.

Sie setzten sich neben einander und plauderten lange. Sie verständigten sich über alle Punkte, sie „gründeten ihr Haus".



Heimkehr am Abend.

Aus: „Schweizerische Bilderbogen" (Verlag von Buri & Jeker in Bern). (S. 305.)

Von Lorenz aus begab sich der „Vicomte" in den Salon der Marquise. Florine wollte erfahren, bis zu welchem Grade das Andenken an Heinrich von Meillant noch wach geblieben sei im Herzen der schönen Frau.

Bald war sie darüber im Klaren. Denn schon nach einigen Augenblicken erwähnte die Marquise leichthin, wie um die Konversation nicht fallen zu lassen:

„Apropos, Vicomte, was ist denn aus unserem Retter geworden? ... Sie wissen wohl? der große junge Blondin aus Havre ... Wie hieß er doch gleich? Ich kann mich auf seinen Namen nicht besinnen ..."

„Er heißt Heinrich von Meillant," sagte der Vicomte.

„Ah, richtig! Heinrich von Meillant. Ich habe seitdem gar nichts mehr von ihm gehört. Haben Sie ihn wiedergesehen?"

„O ja. Ich sehe ihn zwei-, dreimal in der Woche. Wir haben damals Havre an demselben Tage und mit demselben Zuge verlassen. Auf der Reise sind wir bekannter geworden miteinander. Bei unserer Ankunft hier hatte ich sogar Gelegenheit, ihm einige kleine Gefälligkeiten zu erweisen, indem ich ihn an Lieferanten 2c. wies."

„Sie sehen ihn also oft?"



Besuch.

„Ich gehe dann und wann zu ihm, eine Morgencigarre zu rauchen."

„Zu ihm? Wo wohnt er?"

„In der Rue Helder, nahe bei seiner Cousine. Er kann gar nicht leben ohne sie. Er betet sie an."

Ein Schatten flog über das Gesicht Mathildens, welche hastig sagte: „In der That! Er betet sie an? So heiß! Wissen Sie das gewiß?"

„Und ob ich dessen gewiß bin! So oft ich ihn sehe, spricht er mir von nichts als von ihr. ‚Meine Jeanne' hier, ‚Fräulein Guérin' da ... Es ist eine echte Leidenschaft. Und ich finde dieselbe ganz begreiflich; ich hatte Gelegenheit, das junge Mädchen zu sehen; sie ist in der That bezaubernd, reizend ..."

„Welche Begeisterung!" sagte Mathilde mit gezwungenem Lachen. „Sie müssen das dämpfen. Sie sind noch zu jung."

Dann fügte sie hinzu: „Werden Sie Herrn von Meillant bald wiedersehen?"

„Sobald Sie es wünschen, Marquise."

„Ich? Ich wünsche gar nichts. Was fällt Ihnen ein!"

„Pardon. Ich dachte, Sie hätten vielleicht einen Auftrag an ihn."

„Einen Auftrag? Nein. Aber wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, daß ich Dinstags empfange — und auch an anderen Tagen. Ich bin diese Mittheilung meinem Retter schuldig. Denn er hat uns gerettet, das ist sicher. Und wir sind hübsch undankbar, wie mir scheint."

„Erlauben Sie, Marquise. Ich versuche meine Schuld abzutragen. Aber Sie ..."

„Nun also helfen Sie mir die meinige abtragen. Bringen Sie mir Ihren Freund so bald als möglich. Ich schäme mich meiner Undankbarkeit. Nun, wann bringen Sie ihn her?"

Der kleine Vicomte zögerte mit der Antwort. Den Knopf seines Stöckchens im Munde, schaute er Mathilde an, ohne zu sprechen.

„Nun, was haben Sie denn?"

„'s ist nur ... 's ist nur ..." machte der junge Champy; „das, was Sie da von mir verlangen, Marquise, ist nicht leicht ..."

„Wie! Was für Schwierigkeiten sehen Sie dabei?"

„Darf ich aufrichtig sein?" fragte er, sich plötzlich erhebend, wie Jemand, der einen Entschluß gefaßt hat.

„Natürlich! So sprechen Sie doch —!"

„Nun also: seit Heinrich von Meillant in Paris ist, hat er natürlich erfahren, daß Sie Fräulein Mathilde Simonnet hießen, ehe Sie Marquise de Ribas wurden."

„Das weiß alle Welt. Was weiter?"

„Weiter ...? Sehen Sie denn nicht ein, daß ...

Sie waren ja doch die Erbin eines gewissen Claude Guérin, und . . ."

„Und ich habe diese Erbschaft in Folge eines Prozesses verloren. Ich bin es also, die sich beklagen könnte. Trotzdem scheint es, daß man sich über mich beklagt . . ."

„Mein Gott, die Liebe macht eben ungerecht. Sie waren die Gegnerin des Fräuleins Jeanne Guérin, das genügt für Heinrich von Meillant, Ihnen ein wenig Groll nachzutragen."

„Nun gut," sagte die Marquise. „So wird man die Besuche dieses Herrn zu entbehren wissen."

Florine lächelte. Und wie sie in ihrem Wagen saß, murmelte sie vor sich hin:

„Sie ist vernarrt in ihn! Wie schade, daß er nicht geneigt ist, ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Das würde ihn am besten von Fräulein Jeanne trennen. Und wenn er dann eines Tages über Lorenz etwas entdeckte, würde er schweigen; man liefert den Mann seiner Geliebten nicht der Polizei in die Hände."

Die Visiten des kleinen Vicomte waren noch nicht zu Ende für diesen Tag; er begab sich in seine Wohnung und trat nach einiger Zeit so völlig verändert heraus, daß ihn wohl schwerlich Jemand erkannt hätte.

Florine erschien auf der Straße jetzt in ihren gewöhnlichen Kleidern und begab sich eilig auf den Quai de l'Horloge zum Sicherheitschef.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Der „Associé" beginnt seine Wirksamkeit.

Florine hatte Herrn Claude schriftlich um eine Unterredung gebeten, da sie ihm eine Mittheilung zu machen habe, und dieser Herr hatte sie auf die vierte Nachmittagsstunde in sein Bureau bestellt. Denn die Polizei hat den Grundsatz, nie eine angebotene Mittheilung zurückzuweisen, da sich unter zehn belanglosen Nachrichten doch stets auch ein paar werthvolle und wichtige Andeutungen befinden.

Als Florine in das Kabinet des Sicherheitschefs trat, sagte ihr dieser:

„Ah, da sind Sie ja. Was führt Sie hieher? Sind Sie vielleicht wieder in eine schlimme Geschichte verwickelt?"

„Keineswegs, mein Herr," sagte sie höflich. „Ich lebe ganz eingezogen, ganz brav und werde Ihnen sicherlich nie wieder Grund zur Klage geben."

„Desto besser für Sie. Dann wiederhole ich aber meine Frage: um was handelt sich's?"

„Sie hatten mich einst beauftragt," entgegnete Florine, „eine gewisse Mathilde Simonnet, genannt Fräulein von Villeneuve, zu überwachen. Erinnern Sie sich noch, mein Herr?"

„Gewiß. Aber ich erinnere mich auch, daß diese Ueberwachung kein Resultat hatte."

„Ohne mein Verschulden. Ich führte meine Aufgabe gewissenhaft aus und kann doch nichts dafür, daß Fräulein von Villeneuve mir keinen Stoff für einen pikanten oder interessanten Rapport gab. Hätte ich etwa meiner Phantasie freien Lauf lassen sollen, anstatt mich an die Thatsachen zu halten?"

„Sie haben Recht. Aber was wollen Sie jetzt?"

„Ihnen von Neuem meine Dienste anbieten."

„Wir haben eben keine Affäre für Sie. Sollte sich irgend einmal eine bieten, dann will ich an Sie denken."

„O, die Affäre hat sich schon gefunden, und wenn Sie mir erlauben, mich zu erklären . . ."

„Erklären Sie sich."

„Es handelt sich abermals um Fräulein von Villeneuve."

„Jetzige Marquise de Ribas," fügte Herr Claude bei.

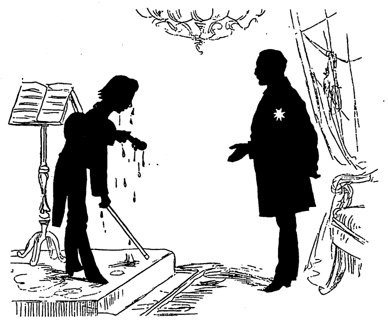
„Ganz richtig."

„Nun?"

„Nun, der Zufall hat mich abermals mit ihr oder vielmehr mit ihrem Gemahl in Verbindung gebracht, und ich

Der enttäuschte Virtuose.

Originalzeichnungen von A. Hölzgen.



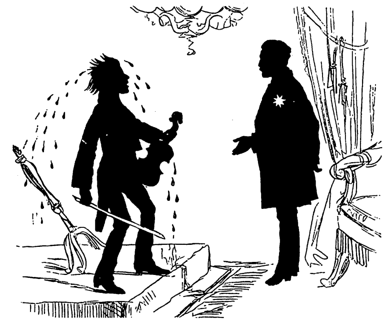
Fürst: Ich habe Ole Bull gehört!



Ich habe Wilhelmj gehört!



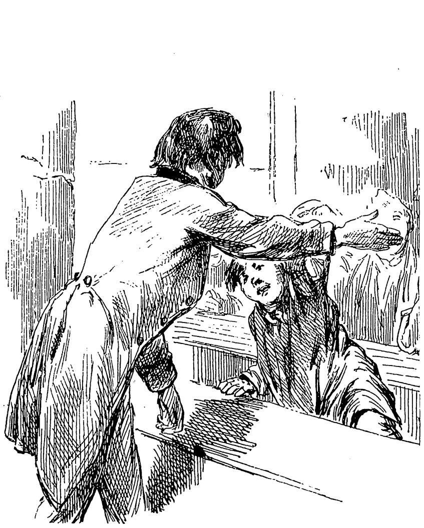
Ich habe Sarasate gehört!



Aber so wie Sie habe ich noch keinen — schwitzen sehen!

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Lehrer: Sage mir einmal, Liepelt, was sind nomina?
Quartaner Liepelt: Odiosa.
Lehrer: Infamer Schlingel! Willst Du mich zum Besten haben?
Quartaner Liepelt: Nein, aber wenn meine Mutter und Schwester auf dem Kaffeekränzchen waren und fangen beim Abendbrod an zu klatschen, sagt mein Vater immer: Pst! Nomina sunt odiosa.



Dame: Sollte man's glauben, Herr Doktor? Ich habe mich soeben bei meinem Schwager, dem Kaufmann, wägen lassen; wie schwer glauben Sie, daß ich bin? — Netto 120 Pfund!
Doktor: Netto? Ach, nicht möglich! Sie wollten wohl sagen: Brutto!



„Großmutter! wozu malt denn Der das noch einmal?"
„Sie werden wohl, wenn das neue hübsche Ding fertig ist, das schmierige, alte braune fortnehmen und dieß dafür hinhängen."

habe Grund zu glauben, daß seine Lage nicht so klar ist, als sie erscheint."

„Und Sie möchten dieselbe klarstellen?"

„Sie haben es errathen, mein Herr."

„Mit einem Worte, Sie möchten Ihre damaligen vergeblichen Versuche als Detektiv wieder gut machen, sozusagen die Scharte auswetzen?"

„Finden Sie das nicht natürlich? Sie haben mich damals mit dem Vorwurfe entlassen, daß ich das Geschäft nicht verstehe. Ich glaube aber darin mindestens ebenso geschickt zu sein wie alle Anderen ... und es liegt mir daran, das zu beweisen."

„Aha, Sie haben Ehrgeiz?" machte der Sicherheitschef lächelnd. „Das ist recht nützlich in dem Fache, und ich werde Sie günstig vormerken. Was aber speziell den Gatten des Fräulein Simonnet betrifft, so möchte ich doch, ehe etwas gegen ihn gethan wird, wissen, auf was sich Ihre Zweifel beziehen. Sollte ihm der Titel eines Marquis de Ribas nicht gebühren?"

„Im Gegentheil, mein Herr, sein Name und Titel sind so legitim als möglich."

„Was werfen Sie ihm also vor?"

„Nun ... Ausgaben, welche nicht im Verhältniß stehen mit seinem Vermögen, das nicht gar so großartig sein kann."

„Und was schließen Sie daraus?"

„Ich glaube, daß der ganzen Geschichte die Politik nicht fremd ist."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Der Marquis muß von irgend einer fremden Regierung mit einer geheimen Mission beauftragt sein, die ihm reich bezahlt wird — so reich, daß sie jedenfalls von großer Tragweite und ihre Entdeckung von großer Wichtigkeit sein muß."

„Wenn es so ist, dann geht die Sache nicht mich an; alles Politische fällt in den Ressort des Herrn Mably, wie Sie wissen."

„Freilich weiß ich das; aber ich dachte, daß Sie mich ihm vielleicht gütigst empfehlen würden ..."

„Ah so! Das also war Ihre ganze Absicht ... Sie sind keine schlechte Diplomatin. Ihr Ehrgeiz besteht also wie ich sehe, darin, der politischen Polizei anzugehören. Die Idee ist nicht schlecht, der Moment günstig. Sie sind fein, gewandt, haben elegante Manieren und könnten erforderlichen Falles eine große Dame spielen, welche mit Diplomaten verkehrt ... Gut also. Ich will mit meinem Kollegen sprechen, da Sie wirklich Liebe zu dem Handwerk zu haben scheinen."

„Sagen Sie lieber Leidenschaft!" rief die lange Florine voll Eifer. „Und Sie können mir's nicht übel nehmen, da Sie es sind, welcher dieselbe in mir geweckt hat. Ich dachte ja nicht an dieses Handwerk, ehe Sie mich bei Fräulein von Villeneuve als Wache anstellten."

„Sie haben Fortschritte gemacht seit dieser Zeit," bemerkte Herr Claude, indem er sie entließ.

*

Der Schritt Florinens beim Sicherheitschef war ganz und gar kein Verrath an Lorenz, sondern einfach ein Meisterzug, ein Mittel, sich eine Hinterthüre offen zu halten und im Falle eines Malheurs rein wie ein Engel dazustehen. Florine konnte sich nicht verhehlen, daß sie als polizeilich Gravirte große Gefahr lief, wenn man ihre Maskerade in Männerkleidern entdeckte. Stand sie aber im Solde der Polizei selber, dann fand man diese Verkleidung natürlich, man hielt sie für ein Mittel, um leichter in die Intimität der beobachteten Person zu kommen.

Und wenn vollends das Erpressungsgeschäft in irgend einem Punkte schief gehen sollte, dann hatte sie sich wiederum nur deßhalb daran betheiligt, um ihrem Compagnon auf alle seine Schliche zu kommen.

Diesem ihrem Compagnon selber aber nützte sie ebenfalls durch ihre Verbindung mit der Polizei. Indem sie ihn bei derselben als politischen Agenten, als bezahlten Diplomaten darstellte, lenkte sie jeden Verdacht von seinem wirklichen Vergehen ab. Sein Name kam in ein Buch der Präfektur, aber in eines, welches diskreter, ungefährlicher und in Chiffern geschrieben war.

Sollte überdieß irgend eine Unvorsichtigkeit von Seite des Marquis die Polizei veranlassen, ein schärferes Auge auf ihn zu haben, so war es wahrscheinlich Florine, welche man mit dieser Aufgabe betraute, und sie — konnte dann Rapporte liefern, wie sie ihr eben paßten.

Wie man sieht, hatte das Haus Lorenz & Florine mit seinen geschickten Chefs alle Aussicht auf Dauer und Prosperiren.

Lorenz, der Schüler Jagon Simonnet's, und Florine, welche sich selber gebildet hatte, indem sie fast alle Laster in der Nähe studirte und sie auf eigene Rechnung pflegte und — ausübte, befanden sich auf dem besten Wege zu unermeßlichem Reichthum.

Das Feld, welches sie erwählt hatten, war eines der weitesten. Sie spürten alle Fehler, alle Verbrechen, alle Schwächen, alle Infamieen reicher Familien auf, um daraus Kapital zu schlagen. — Ihre Opfer, eingeschüchtert durch ihre Drohungen, erstickt durch die Angst, streckten ihren Hals hin, und sie erwürgten dieselben moralisch, wie Jagon den Kapitän Guérin physisch erwürgt hatte.

Es war dieselbe Art des Verbrechens: ohne Lärm, ohne Blutvergießen, wo das eine Opfer mit dem gewürgten Halse nicht schreien kann, und das andere Opfer, erstickt durch die Drohung, ohnmächtig durch die Angst, sich nicht zu wehren wagt und schweigend zahlt.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Uebergang.

So wurde denn die Zukunft, das Glück Jeanne Guérin's durch drei Personen und von drei verschiedenen Seiten bedroht: zuerst von Lorenz, welcher ein großes Interesse daran hatte, sie von Heinrich zu trennen, damit dieser nach den Kolonieen zurückkehre und es aufgäbe, den wirklichen Mitschuldigen Jagon's zu finden.

Dann von Florine, als der Bundesgenossin Lorenz'. Bei ihr kam sogar zu ihrem „geschäftlichen" Interesse an der Sache noch die Idee: „Wenn Heinrich sich von Jeanne trennt, wird ihn Mathilde an sich ziehen. Lorenz muß aus Klugheit schweigen und — sich zu trösten suchen. Bei wem? Nun, bin ich nicht da? ..."

Endlich Mathilde, welche in ihrer Alles überwältigenden Leidenschaft für Heinrich nichts heftiger wünschte, als ihn von Jeanne getrennt zu sehen. Dieses prachtvoll schöne, zuerst von ihrem Vater, dann von ihrem Gatten verhätschelte, angebetete und verwöhnte Geschöpf konnte den Gedanken nicht fassen, daß einer ihrer Wünsche — und der sehnlichste, der innigste ihres Lebens! — unerfüllt bleiben könne. Was sollte aus ihrer Liebe für Heinrich werden? Was gewann sie dadurch, wenn er sie wieder liebte? Wollte sie eine schlechte Gattin, ein ungetreues Weib werden? O, sie dachte nicht daran. Denkt denn die Liebe? berechnet sie? Sie liebt ...

So waren also drei Personen aus verschiedenen Ursachen verschworen gegen Jeanne Guérin. Nachdem man der Armen ihren Vater und ihr Vermögen geraubt hatte, wollte man ihr nun auch ihren letzten Freund, ihre letzte Zuflucht, ihren geliebten Bräutigam rauben.

Dieser Dreizahl von Feinden stand aber auch eine Dreizahl von ergebenen Freunden gegenüber. Dieß waren Heinrich von Meillant, Zoë Lacassade und Sophie Blanchard.

*

Das Leben Heinrich's in Paris verfloß in großer Regelmäßigkeit.

Nach Gewohnheit der Kolonialen stand er schon mit Tagesanbruch auf. Er kleidete sich an und eilte in ein Lokal für Turnen, Fechten und Kaltwasserkur. Diesen Uebungen verdankte er seine feste Gesundheit und Körperkraft. Gegen neun Uhr stieg er zu Pferde und ritt in den Bois de Boulogne. Nach Paris zurückgekehrt, verbrachte er eine Stunde im Schießsaale. Dort traf er gewöhnlich den Marquis de Ribas, welcher dasselbe Schießetablissement zu besuchen pflegte. Die beiden jungen Männer grüßten sich höflich und wechselten meist auch einige artige Worte. Doch beschränkte sich ihr Verkehr auf diesen Austausch von Höflichkeit.

Dann ging Heinrich in irgend ein Café frühstücken. Gegen ein Uhr begab er sich auf den Boulevard de la Chapelle, um die Konstruktion einer landwirthschaftlichen Maschine zu überwachen, welche er erfunden hatte und nach den Kolonieen mitnehmen wollte.

Darauf begab er sich zu seiner Cousine. Es gab nichts Schöneres als diese Stunden, die sie Seite an Seite verbrachten, von ihren Zukunftsplänen plaudernd, von ihrem Leben in der Heimat. Manchmal auch warf die Erinnerung an die kaum erduldeten Leiden einen Schatten auf diese Stunden, die so zwischen Lächeln und Thränen verflossen.

Sie hatten sich verlobt, die Beiden, ohne sich zu sagen, daß sie einander liebten, als ob das so aus der Lage der Dinge komme und nicht anders sein könne. Ohne Bedenken, ohne Erklärung, ohne Schwur. Und Zoë Lacassade war auch da, kommend und gehend, trippelnd, gestikulirend, immer beschäftigt mit ihren Waaren, mit der Wirthschaft und Sophie Blanchard in der Fabrikation von Zuckerfrüchten unterrichtend.

Arme Sophie! Seit ihr Gatte eingeschifft worden war, hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Oft überkam das arme Weib eine tiefe Muthlosigkeit und sie saß stundenlang in einem Winkel, stumm, wie gebrochen. Jeanne und Zoë hatten Nachsicht mit dieser stummen Verzweiflung. Sie versahen dann lieber selber ihre Wirthschaft, als daß sie die Unglückliche belästigt hätten. Wenn dann Heinrich kam und sie sagten ihm: „Sophie hat schon wieder ihre schwarzen Gedanken," da trat er auf sie zu und sagte ihr: „Muth! Muth! Ich beschäftige mich mit Ihrer Sache. Er soll Ihnen zurückgegeben werden!" Da erhellte sich das Gesicht des armen Weibes. Sie hatte eine wahre Verehrung und ein unbegrenztes Vertrauen zu dem jungen Kreolen, der ihr wie ein Retter, wie ein Messias erschienen war.

Und doch war Heinrich selber seiner Sache nicht sicher, als er das Weib so tröstete. Er glaubte mehr als je an die Unschuld Blanchard's, er wünschte eifriger als je, ihm zu helfen, aber er wußte nicht, wie er sein Werk beginnen solle. Der Untersuchungsrichter, der eigene Advokat Blanchard's riethen ihm von dem vergeblichen Unternehmen ab. Die Beweise gegen den Verurtheilten waren zu zahlreich und zu augenscheinlich.

So kam Heinrich eines Abends wieder heim von Unterredungen mit Gerichtspersonen, die ihm die Fruchtlosigkeit seines Strebens klargelegt hatten, als er von einem Garçon seines Hotels erfuhr, daß eine Dame ihn in seiner Wohnung erwarte.

(Fortsetzung folgt.)



My Castle.

«My house is my castle» — „Mein Haus ist meine Burg", spricht der Brite. Er ist der Souverän in seinen vier Pfählen, mehr als irgendwo in der ganzen Welt. Er kann sogar dem Regenten des Landes den Einlaß verweigern, so ihm der Sinn darnach stünde, und man erzählt, daß dieß einem der George thatsächlich passirte, als er einem Earl, mit dem er in Zwist gerathen, einen Besuch machen wollte. Erst im vorigen Jahr wurde das alte westliche Thor der City Temple Bar, weil es sich als Verkehrshinderniß in den wogenvollen Straßen erwies, der Erde gleich gemacht. Sobald einmal die Königin in die City fahren wollte, wurde jenes Thor vom Lordmajor geschlossen, und erst nachdem der den königlichen Wagen begleitende Hofmarschall dreimal mit goldenem Stabe um Einlaß geklopft, flogen die eisernen Gitter auseinander als Zeichen der Gewährung. Und lange zauderten die würdigen Aldermen der City, ehe sie sich entschlossen, die Demolirung jenes alten kleinen Thores anzuordnen, über dessen Bogen noch im vorigen Jahrhundert die mit Pech geschwärzten Köpfe der Stuartrebellen aufgepflanzt wurden. Der Engländer hält noch heute an den weitesten Privilegieen seines Hausrechtes fest. Wer unberufen sein Haus oder Grundstück betritt und nach dreimaligem Anruf sich nicht entfernt, setzt sich der Gefahr aus, daß er zur Zielscheibe der Schußwaffe wird. Wider Willen des Insassen darf auch die löbliche Polizei kein englisches Haus betreten, mit Ausnahme des Falles, daß aus demselben der Ruf: „Mord! Hülfe!" erschalle, wo es dem Konstabler gestattet ist, sich durch die Fenster Einlaß zu erzwingen. Eine behördliche Haussuchung bedarf in jedem einzelnen Falle, wenn es sich dabei um gewaltsames Einschreiten handelt, der vorgängigen Autorisation von Seiten des Ministers des Innern, und wäre der Ort der Aktion auch manche hundert Meilen von London entfernt in der elenden Hütte des ärmsten Hochländers zu suchen. Daß das so weit ausgedehnte Hausrecht des Engländers den Exekutoren bei Ausübungen ihres Amtes die größten Schwierigkeiten bereitet und daß es deßhalb hiebei zu den wunderlichsten, ergötzlichsten Szenen kommt, kann man sich leicht vorstellen. Der Exekutor, der «broker», sei es, daß er in Steuerangelegenheiten oder als Eintreiber von Privatschulden erscheint, muß die Heiligkeit des Hauses respektiren. Wenn der Schuldner es versteht, die Hausthür gegen den «broker» und dessen steten Begleiter, der «broker's man» geheißen, verschlossen zu halten, beginnt die amtliche Belagerung. Der Exekutor wartet oft mehrere Tage lang auf die Gelegenheit, seinen Fuß zwischen Thür und Pfosten setzen zu können, und sein Begleiter bivouakirt neben ihm. Der Schuldner kann nicht wohl ausgehungert werden, denn er nimmt auch zu dem Auskunftsmittel die Zuflucht, sich die Lebensmittel von außen her reichen zu lassen, indem er zu diesem Behufe aus den oberen Fenstern Körbe an Stricken herabreicht. Der ausgesperrte Exekutor darf ihm freilich das Dach abdecken und auf diesem sehr ungewöhnlichen Wege sich Eingang erzwingen; aber diese Manipulation ist bei einem widerstandsfähigen Schuldner mit Gefahren für sämmtliche Gliedmaßen verbunden. Bei solcher Belagerung eines Hauses kommen wunderliche Kriegslisten in's Spiel. Der «broker» nimmt wohl seine Zuflucht zu allen erdenklichen Verkleidungen. Auch in Weiberröcke steckte er sich und erschien am frühen Morgen als Milchfrau vor der verschlossenen Thür. Im Momente, wo die Dienstmagd, die ihr gebotene Vorsicht vergessend, die Pforte öffnete, legte der «broker» mit den Worten: „Im Namen der Königin!" die Hand auf den Thürpfosten. In demselben Augenblicke wird er Herr des Hauses und alles dessen, was darinnen ist. Er winkt seinem draußen wartenden «man» und setzt ihn in „Besitz des Hauses". Für diesen muß gute Atzung und menschenwürdige Wohnung in demselben von Seiten des Schuldners beschafft werden. Der «broker's man» bleibt höchstens vierzehn Tage darinnen. Wird binnen dieser Zeit die Schuld nicht berichtigt, so geht er an die Ausräumung der Mobilien.

Kleine Mittheilungen.

Im großen Ganzen ist die Kunst des Schauspielers der Lebensdauer nicht sehr günstig; sie reibt geistig und körperlich die Kräfte zu sehr auf. Schon Iffland klagte 1787 in einem Briefe: „Ja wohl geht Alles schneller bei uns zu Ende, Freuden und Leiden und auch das Leben! Die Thränen, die wir vergießen machen, das Lächeln, das wir so gerne geben — sie kosten uns ein frühes Grab!" Indessen fehlt es auch dieser Regel nicht an tröstlichen Ausnahmen in Menge. Am 13. Januar 1829 starb zu Paris der Schauspieler Jean Noel, 118 Jahre alt, der noch in seinem hundertsten Jahre in ungeschwächter Kraft auf der Bühne agirte. Er gehörte von seinem achten Jahre dem Theater an und wirkte durch volle 92 Jahre in 2760 Rollen. Er trat 28,010mal auf, „starb" 1040mal, war 130mal König, 920mal ein ehrlicher Mann und 23,500mal ein Schurke und Elender, ohne je die heitere Laune und sein gutes Herz einzubüßen. Auch der berühmte englische Schauspieler Baron spielte noch in seinem hundertsten Jahre den Shylock in Shakespeare's „Kaufmann von Venedig" mit vielem Erfolge. Auch die Priesterinnen der holdseligen Muse Terpsichore bewahrten sich nicht selten ihre Jugendfrische noch weit über das gewöhnliche Maß hinaus, wie z. B. die Tänzerin Mistreß Fryer, die noch in ihrem fünfundachtzigsten Jahre balletirte, und Madame Zephyrine Sacqui, die 1842, bereits 76 Jahre alt, noch auf dem Seile tanzte, und deren Entrechats und Sarabanden die allgemeinste Bewunderung erregten.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein Seitenstück zur Dutitre (siehe Nummer 21) soll Madame oder Fräulein Kühne in Berlin gewesen sein, deren Vater eine Schlächterei in der Behrenstraße (Ecke der Friedrichsstraße) hatte. Der „Bär" erzählt von dieser Dame folgende Anekdote:

Eines Tages unterhielt sich der Kronprinz (später Friedrich Wilhelm IV.) mit der Tochter des Hofschlächtermeisters, deren komische Antworten ihm vielen Spaß machten. — Sie zeigte ihm einen soeben angekauften Ochsen und fragte:

„Na, Königliche Hoheit, is des nich en majestetscher Ochse?"

„Ja wohl," antwortete der Kronprinz, „Ihre Familie hat sich ja immer durch große Ochsen ausgezeichnet."

Ein anderes, noch jetzt in allgemeiner Erinnerung stehendes Berliner Original war Cerf. Ueber diesen schreibt der „Bär": Bei einem Streit, den er einst mit Beckmann hatte, war dieser gegen ihn grob geworden.

„Das werde ich mir hinter die Ohren schreiben!" rief Cerf.

„Ganz recht," erwiederte B., „auf Pergament steht es am sichersten!"

Seiner Frau gab er einmal folgendes geistreiche Räthsel auf:

„Das Erste bin ich, das Zweite bist Du, das Ganze gebraucht man bei Tische."

Die Auflösung war: Serviette! (Cerf — Jette).

Als der Kronprinz das Königstädtische Theater besuchte, führte ihn C. während der Vorstellung herum und warnte ihn plötzlich:

„Nehmen Sie sich in Acht, Königliche Hoheit, sie spucken manchmal vom Heuboden herunter!"

Er begleitete ihn darauf zum Wagen und stieß im Diensteifer einen neugierigen Straßenjungen aus dem Wege, der ihn darauf „Ochse" titulirte.

„Er meinte mir, Königliche Hoheit," entschuldigte Cerf.

„Das habe ich auch gar nicht anders aufgefaßt," erwiederte der Kronprinz lachend.

*

Klassische Erinnerung. Es war am Tage nach dem Raub der Sabinerinnen. Einer der Sabiner ist trostloser als die anderen alle. Ein Nachbar, dem die Lamentation zu arg wird, redet ihm zu: „Du brauchst Dich nicht mehr zu grämen als wir Alle; auch uns hat man unsere Frauen geraubt; Du bist nicht mehr zu beklagen als wir!" — „Ja, wenn es nur das wäre," war die Antwort des betrübten Sabiners; „aber — meine Frau war nicht dabei, ich habe sie zu Hause gelassen!" Und er fing auf's Neue zu jammern an.

*

„Aber Herr Rath! Ich, als Ihr Arzt, habe Ihnen Obst ganz ausdrücklich verboten, und finde Sie jetzt bei einer Melone?"

„Bester Herr Doktor, verlassen Sie sich darauf, das kann mir nichts schaden. Ich — ich habe — vorher Choleratropfen drübergegossen."

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 287:

Die Stellung der Frauen ist der Maßstab für den Bildungsgrad der Völker.

Homonyme.

Ist es ein Tisch, sind Mittel da geschwind,
Ist es ein Mensch, der ist ein Unglückskind.

Auflösung des Räthsels Seite 287:

Zug.

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Donauregulirungs-100-Gulden-Loose à 5% vom Jahr 1870, 1654 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1880 (10. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, Prämienziehung am 1. April 1880. — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (87. Ziehung). — Stadt Hamburg 50-Thaler-Loose à 3% vom Jahr 1866, 750 Stück, Prämienziehung am 1. Februar 1880. — Meininger Prämienpfandbriefe à 4% vom Jahr 1871, 500 Stück, höchster Preis 80,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Febr. 1880 (9. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose vom Jahr 1861, 3600 Stück, höchster Preis 70,000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 1. Juli 1880 (67. Ziehung). — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1863, 5036 Stück, niedrigster Preis 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (33. Ziehung). — Stadt Triest 50-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1860, 378 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 9. Januar 1880 (20. Ziehung). — Mailand-Como-Rentenscheine vom Jahr 1847, 3600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 14 fl., zahlbar am 1. Februar 1880 (32. Ziehung). — Raab-Grazer-Eisenbahn 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, Prämienziehung am 1. April 1880. — Stadt Lübeck 50-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahr 1863, 920 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 56 Thlr., zahlbar am 1. April 1880 (17. Ziehung). — Stadt Amiens 100-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1871, höchster Preis 10,000, niedrigster 200 Franken, zahlbar am 1. Mai 1880 (23. Ziehung). — Stadt Schaerbeck 50-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1873, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 1. Juli 1880 (13. Ziehung). — Stadt Krakau 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 125 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. Juli 1880 (22. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. April 1880 (23. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 100 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Juli 1880 (23. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 100 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Juli 1880 (22. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1871, 1470 Stück, Prämienziehung am 20. Januar 1880. — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 25 Stück, jedes Loos 150 Fr., zahlbar am 10. Juli 1880 (43. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Juli 1880 (43. Ziehung). — Am 14. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 14. April 1880 (30. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 3200 Stück, jedes Loos 125 Rubel, zahlbar am 14. April 1880 (30. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 700 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1880 (55. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 328 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Februar 1880 (45. Ziehung). — Holländische Kommunalkredit-100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1871, 225 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. August 1880 (34. Ziehung). — Preußische 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahr 1855, 3000 Stück, höchster Preis 75,000, niedrigster 116 Thlr., zahlbar am 1. April 1880 (25. Ziehung.) — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 480 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 15. Februar 1880 (32. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1869, 6813 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 31. Januar 1880 (43. Ziehung). — Dessauer 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahr 1857, 400 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 115 Thlr., zahlbar am 1. April 1880 (23. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 394 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Franken, zahlbar am 1. Mai 1880 (36. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1871, 1470 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. Februar 1880 (33. Ziehung).

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Moritz Breuel in Brünn. Trösten Sie sich. Eine Dame, die so lange Absagebriefe schreibt, nimmt nicht im Ernst Abschied. — Vielleicht gerade das Gegentheil.

Abonnent in Münster. Sie werden gedreht wie andere Thonwaaren und der Boden dann eingesetzt.

Hrn. L. Scheichel in W. Sie thun besser, mit so gänzlich technischen Fragen bei der Koburger „Chemikerzeitung" oder den „Industrieblättern" (Berlin) Auskunft zu suchen.

Fr. Wittmann in Fegarasch. Da Sie an Ort und Stelle sind, werden Sie das leichter erfahren können, als wir.

Hrn. Alph. S. in Rh...... Ihre Anfrage I.: Wie bekommt man in kürzester Zeit einen vollständigen Bart? — Lesen Sie den Annoncentheil der Zeitungen. Und II.: Wie erhält man binnen kurzer Zeit eine hübsche und reiche Frau? — wollen wir der Kuriosität wegen — aufnehmen. Durch den vollständigen Bart nicht allein — wenn sie sich nicht nur in diesen verliebt. Die Antwort auf Anfrage II. ist: — man muß sich unwiderstehlich machen.

Fr. R. in Meran. Nr. I. Das macht Uebung. Nr. II. Wohl, weil das Wort aus dem Alterthum stammt und dort man einen Flußgott sich dachte. Es gibt aber auch sehr viele weiblichen Geschlechts.

Hrn. Opitz in Kamenz. Wenden Sie sich an die erste beste Buchhandlung. Diese wird Ihnen gratis den Prospekt vorlegen.

R. Rödel in Ch. und S. Amar in B. Wir sind überreich mit Gedichten versehen.

G. R. in Misdroy. Nicht ohne Laune, aber der Bierhumor ist doch nichts für unser Damenpublikum, dem wir Rücksicht schuldig sind.

J. R. in Siegen. Durch die Autenrieth'sche Kunst- und Papierhandlung in Stuttgart.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Marie Wesendonk, Bremen; Anna Ganter, Berlin; Carmen Benito, Danzig; Frau Hanna Bl...., Breslau; O. Müller, Ulm; Marie Paulsen, Hamburg; Emma Grüll, Nürnberg; Hrn. Fr. Mayer, Klagenfurt; Rasner, Schreibendorf; Mund, Ramstein; R. Hofmann, Bielitz; Dr. Bruckmann, Mergentheim; A. Meßner, Oels-Arnau; M. Wagener, Ohligs; F. Diemert, Augsburg; G—h—a., Dresden.

Hrn. P. L. in Pesth. Wir müssen wiederholt erklären, daß es nicht unsere Aufgabe sein kann, technische und gewerbliche Fragen, welche nur für diese Fachleute Interesse haben, zu beantworten. Die meisten dieser Fragen wird selbst ein Fachjournal oft nicht beantworten können, da die Fragesteller hundert Nebenumstände unerwähnt lassen. Würden wir allgemeine Anweisungen geben, dürfte den Interessenten dieß meist wohl zum Schaden gereichen.

J. St. in Zürich. Das Ebengesagte betrifft auch Ihren Wunsch.

Fr. M. in O. b. W. Vorsicht im Wechsel von kalter und warmer Luft — öftere Klystiere mit nicht zu kaltem Wasser und sonst sehr mäßige vernünftige Lebensweise — andere Mittel gibt es da nicht.

Hrn. E. H. in M. Diese Frage kann vielleicht das Militärische Auskunftsbureau Leipzig, Karlsstraße Nr. 5, beantworten.

Hrn. M. P. in Dubovsky in Südrußland. Die Jahrgänge 1869, 1870 und 1872 der „Illustr. Welt" sind jetzt vollständig vergriffen. Ueber die noch vorräthigen Jahrgänge sendet Ihnen unsere Verlagshandlung auf Wunsch ein Verzeichniß, und ersuchen wir Sie, sich an dieselbe zu wenden.

Hrn. L. S..... in Naumburg. Wenn nicht das: „Bitte, sprechen Sie mit meinen Eltern" erfolgt, eine bedenkliche Sache.

J. S. 102 in Aachen. Wir erinnern uns nicht, etwas der Art empfangen zu haben.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. A. in Freiburg in Baden. Die in Nummer 13 der „Illustr. Welt" enthaltene Bemerkung über die blutreinigende Eigenschaft der Stahlpillen beruht allerdings auf einem lapsus calami. Stahlpillen dienen nicht zur Blutreinigung, sondern zur Blutverbesserung.

Hrn. E. in R., Provinz Posen. Dr. Levinstein's Heilanstalt in Neuschöneberg bei Berlin ist für Trunksüchtige empfehlenswerth. Spezifische medizinische Mittel zur Beseitigung der Trunksucht gibt es nicht. Nur eine eingehende kurmäßige Behandlung in einer Heilanstalt kann zum Ziele führen.

Frln. H. S. in K. in Schlesien. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, Rath zu ertheilen.

Anfragen*).

20): Was kann ein junger Mann von 22 Jahren, dessen Beruf es nicht erheischt, sich der Sonne und rauhen Luft öfters auszusetzen, zur Verbesserung (Verfeinerung) seines Teints, der bislang von röthlicher Färbung war, thun? F. M. in O. b. W.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 24. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

IX.

Ich hatte vorhin schon bemerkt, daß Adam, der Polizeidiener, welcher sich neben die Musik postirt hatte, einige Male vergeblich sich bemerklich zu machen suchte. Der alte Kerl hatte gewiß alle Neigen in den Gläsern der Tanzenden ausgetrunken, denn er war ein wenig unsicher auf den Beinen und glühte purpurn.

„Herr Dukter,“ redete er diesen jetzt mit geheimnißvoller Miene an und legte die Hand salutirend an die Schirmmütze, „ich melde gehorschamst, daß ich obschervirt habe . . . se sind da . . . hier im Garten.“

Eine begleitende Bewegung mit dem Daumen und ich verstand, — das Faktotum Eichdorffs sprach nämlich von den Russen. — Also dieselben waren hier in der Nähe.

Ich warf einen spähenden Blick in die Runde; — dort, zwischen den Boskets und etwa dreißig Schritte von uns entfernt, sah ich helle weibliche Gestalten. — In der That, sie waren es, die dort standen und uns zusahen. Ich bemerkte auch des Doktors schnelles, hämisches Aufzucken und wie er dann eilig von Gruppe zu Gruppe trippelte, um die kostbare Entdeckung den Uebrigen mitzutheilen. — Die laute Heiterkeit legte sich so plötzlich, als ob man Oel auf die Wogen gegossen hätte, und die meisten Köpfe wandten sich neugierig oder zornig herum nach den bezeichneten Personen.

Der Mond schien hell



Der König ist in Gefahr. (S. 325.)

auf die etwas erhöhte Stellung dort, wo die Fremden standen und das heitere Treiben auf dem Rasenplane überschauten. Ich unterschied ganz deutlich den dunklen, kleinen Herrn, welcher der Gräfin Wandalowskoi den Arm bot. — Diese hatte einen hellen Spitzenschleier über den Kopf geworfen, unter dem das schwere blonde Haar hervorquoll; sie sprachen lebhaft mit einander und die schöne Frau sah häufig dabei in die Augen ihres Begleiters, dessen Kopf mit dem ihren beinahe auf gleicher Höhe war. Neben ihrer hohen Gestalt wäre der Fremde beinahe unbedeutend erschienen, hätte nicht etwas Vornehmes und Stolzes in seiner Haltung ihm einiges Relief verliehen. An der andern Seite der Gräfin stand das Fräulein von Glinka und in respektvoller Entfernung hinter der Gruppe gewahrte ich den Tressenhut eines Lakaien, welcher den Damen die Tücher nachtrug.

„In der That, — das ist stark,“ hörte ich die etwas kurzathmige Schulräthin voll sittlicher Entrüstung ausrufen und sah, wie sie bedenklich die Haubenbänder schüttelte. „Hieher, ihr Mädchen — ihr braucht Denen da nichts vorzutanzen.“

Sie lockte Wienchen und Mienchen herbei, wie eine Henne, die ihre Küchlein schaart beim Anblick des Habichts. Ach, und dabei waren Wienchen und Mienchen längst aus den Jahren der Schutzbedürftigkeit heraus und allzu viel getanzt hatten sie auch gerade nicht heute Abend, denn Niemand mochte die häßlichen und unliebenswürdigen Mädchen auffordern, dafür aber hatten sie tüchtig an der Bowle genippt und die Uebrigen

durchgehechelt nach Herzenslust. — Der Klatsch war ja eben ihre zweite Natur, — Klatsch und gelber Neid. Sie rächten hierdurch die Unbill, welche die gute Mutter Natur an ihnen begangen hatte. Die Mädchen leisteten übrigens nur widerwillig Folge, jene Fremden schienen sie eher anzuziehen wie abzustoßen.

„Wahrhaftig — eine effronterie!“ hörte ich auch die Stimme der Frau von Eckstein, die sich verschämt herumwandte, um gleich darauf wieder starr und herausfordernd dort hinüber zu sehen.

„Pack, liebe Gnädige, — Package,“ sekundirte Frau Ehemann mit Pathos und bewegte verächtlich die Schultern, „unserer Beobachtung gänzlich unwürdig.“

„Dummes Zeug, Doktor, — hier hat ein Jeder das Recht, zuzusehen!“ vernahm ich gleich darauf die Stimme des Konsuls, welche alle anderen übertönte, und gleich darauf stimmte auch Frau Senator Cornelius ihm zu:

„Ehe man so etwas Böses behauptet, sollte man doch erst vollwichtigere Beweise haben, lieber Herr Doktor!“

„Hah! — na, die ist wohl blind, die gute Frau!“ rief Wienchen mit einem kurzen, spöttischen Auflachen. „Was sagst Du dazu, Alte, — die verlangt noch Beweise? — Nicht wahr, Herr Ehemann, wir haben schon genug von dem, was wir sahen?“

„Rauchen Tabak und empfangen Herrenbesuch und schämen sich nicht einmal, hier öffentlich damit zu prampiren!“ sekundirte Minchen und fuhr dann plötzlich mit einem: „Pfui, Herr Assessor — wie haben Sie mich erschreckt!“ zurück.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, holdes Fräulein, ist aber durchaus nicht meine Schuld, wenn Sie so zarte Nerven besitzen,“ entgegnete Karl mit einiger Ironie, indem er die Scherben auflas von seinem zerbrochenen Glase.

„Meine Liebwerthesten,“ überkrähte die Stimme des Doktors plötzlich das Gesumme und Durcheinander und man erblickte wieder seine beiden erhobenen Hände. „Unter sothanen Umständen glaube ich, wir beschließen hiermit diese Feier, um so mehr, als der Arzt Ihnen ein sapienti sat zuzurufen gezwungen ist. — Bedenken Sie Ihre kostbare Gesundheit . . . es könnte Thau fallen . . .“

„Thorheiten! — — Nunc est bibendum, Doktor, und hol' der Henker Ihre Bedenken! — Paragraph elf, meine Herren — wie? — Es wird fortgetrunken!“

„Ja — es wird fortgetrunken!“ riefen Alle beinahe einstimmig und der Baron lief sogleich hinüber und gab das Zeichen, worauf die Musik sofort mit einem neuen Walzer begann und der Tanz wieder in Gang kam.

„Nicht wahr, Herr Stadtrichter, — warum sollen wir uns durch jene Frauenzimmer in unserem Vergnügen stören lassen?“ redete Gretchen mich an und sah mir von unten herauf ziemlich herausfordernd in die Augen.

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte ich ganz erschrocken und sah mich nach dem Rückzuge um, ohne ihre Andeutung, sie zum Tanze aufzufordern, scheinbar zu verstehen.

Der Doktor saß hernach bei dem Senator und dem Konsul und ertränkte seinen Aerger und seine sittliche Entrüstung in Champagner. Als die Pfropfen lauter knallten, nahte sich — ein halbes Wunder, auch Herr von Borg jenem Tische und frug, ob es erlaubt wäre, mitzuhalten — sogar die Frau Kammerjunker saß zuletzt mit bei der freundlichen Senatorin und sprach mit dieser über allerhand Wirthschaftsangelegenheiten sehr ausführlich. — Diese vollständige Revolution hatte der Assessor zuwegegebracht.

Der Streich, welchen der Doktor den Fremden zu spielen gedachte, war dieses Mal unschädlich abgeglitten, aber wir hatten doch einen Einblick gethan in seine Gesinnungen, der uns belehrte, wie weit die Bosheit und Heimtücke dieses kleinen Heilkünstlers ging, und wir ermaßen die Gefahr, die daraus jenen Damen erwachsen mußte.

Wir waren Beide empört über diese Heimtücke, Karl und ich, und dieses Gefühl vereinigte uns auch wieder, denn im Grunde war ich auf den Assessor im hohen Grade ungehalten, wie man weiß.

Konnte man denn nicht gegen diese Schlange, die im Grase schleicht und dann plötzlich das Haupt erhebt, um zu stechen, irgend etwas thun? — Es ist doch wahrhaftig ein Skandal! Jene Frauen waren Fremde und möglicher-, — ja wahrscheinlicherweise sogar ganz anständige Leute und sie sollten hier auf deutschem Grund und Boden am Ende gar Beleidigungen ausgesetzt sein!

„Ich sinne eben darauf, alter Junge,“ unterbrach Karl meine Betrachtungen, „wie man diesem unwürdigen Treiben ein Ende macht. Ich meine, mit leeren Worten ist da nicht zu helfen, denn die ganze Coterie der barmherzigen Schwestern ist mit dem Doktor im Bunde und das Stimmvieh — ich wollte sagen, der blöde Haufen, blökt mit, wie Jene blöken. — Ich denke eben darüber nach, wie man die Sache am besten in die Hand nimmt, wie man sie sich in ihren eigenen Schlingen fangen läßt; denn das ist sicher, anfangs haben sich alle Diejenigen, die sie jetzt verlästern, in der zudringlichsten Weise an die eleganten Fremden herangedrängt, und zwar so, daß diese es vorzogen, sich dieser übergroßen Aufmerksamkeit zu entziehen — daher die Wuth.“

„Also daher?“

„Ja — daher diese Wuth, sie wird noch gesteigert durch die heimtückischen Verleumdungen des Doktors, dem sie, als er ihnen, ohne dazu aufgefordert zu sein, seinen ärztlichen Rath anbot, in der höflichsten Form die Mittheilung gemacht haben, daß sie ihm für seine Bemühungen dankten, da der Doktor Kurs aus D.... sie behandeln würde. — Ich weiß das Alles aus sicherer Quelle. Ich will doch auch morgen gleich einmal nach Berlin an einen meiner Bekannten schreiben, um zu erfahren, wer diese Wandalowskois eigentlich sind. — Doch halt . . . entschuldige —“

Ehe ich mir's versah, unterbrach der Assessor seinen Redefluß und eilte mit großen, geräuschlosen Schritten davon. Erstaunt sah ich ihm nach und bemerkte, wie er in einem großen Bogen sich der Stelle näherte, wo die Fremden noch immer standen. — Nach einer kleinen Weile sah ich ihn dort plötzlich zwischen den Büschen auftauchen und unter eine Gruppe von Menschen fahren, die sich dort verborgen hielt. Ein Aufschrei und einige kurze, laut gesprochene Worte. Dann kehrte er zurück mit Minchen und Wienchen im Schlepptau und einem männlichen Wesen, in welchem ich den Herrn Heinzmann aus Dresden erkannte.

„Die christlichen Seelen wollten ein wenig das Feuer anblasen, sie hatten jenen kleinen Dummbart gekirrt, daß er die Damen zum Tanzen auffordern sollte. — Hätten das vielleicht harmlos angenommen und der Skandal wäre fertig gewesen. Ich habe ihnen aber das Handwerk gelegt — noch gerade zur rechten Zeit.“

„Abscheuliche Frauenzimmer!“ sprach ich wüthend.

„O — diese Art von Samariterinnen hält so etwas nur für einen kleinen, hübschen Spaß. Sie lieben es, mit dem Feuer zu spielen, — sie könnten sich aber doch einmal die Finger daran verbrennen.“

Mittlerweile ging das Fest seinen Gang, aber ich gestehe, es hatte jeden Reiz für mich verloren; — ich fühlte mich traurig werden, ich erging mich in allerhand Reflexionen über die Niedertracht und den Leichtsinn der Menschen. Mußte ich hieher kommen, um solche Erfahrungen zu machen, und möchte man nicht mit Ruthen dazwischen fahren!? — Das zerpflückt Rufe, untergräbt Existenzen und stiftet Unheil mit demselben Behagen, derselben Achtlosigkeit, als zerpflückte es nur eine Blume. Und warum? — Bloß um sich selbst besser zu fühlen im Herabsetzen der Anderen und weil man keine edleren Zwecke kennt! — Wo der Müßiggang, die Oede des Geistes und die niedere Denkungsart sich verbinden, da florirt eben der gemeine Klatsch! — Ach! wer wüßte nicht davon zu erzählen und wer hatte nicht darunter gelitten in seinem Leben, gibt es doch ganze Städte, die unter dieser Pest, — die sich häufig überdieß noch in anonymen Briefen und dergleichen ergeht — wie unter einer Landplage seufzen.

Gottlob übrigens, daß nicht alle Leute so dachten wie jene kleinlichen Seelen; Frau von Borg, Senators und Konsuls tadelten laut das Benehmen des Doktors und jener Mädchen. — Der Steuerrath war in heller Empörung und seine liebliche Tochter Marie gab ebenfalls ihrer Entrüstung rückhaltlosen Ausdruck. „Sind jene Frauen das, wozu man sie stempeln möchte, dann ist es unwürdig, sie zu beachten, und sind sie das nicht — nun um so schlimmer dann.“

Das waren ihre Worte und ich hätte ihr dafür die Hände küssen mögen.

Als ich wieder hinüber schaute, brachen die Fremden eben auf. Ich sah die Anderen und die schlanke Gestalt des Fräuleins noch im Mondenscheine über den Rasen gehen und dann im Dunkel der Büsche verschwinden.

„Du ahnst gewiß nicht, was hier geplant wird gegen Dich und wie schlecht die Menschen sind — Du schönes Kind aus einem fernen Lande. — Aber sei unbesorgt, wenn es zum Aeußersten kommt, der Schutz der anders Denkenden soll Dir nicht fehlen!“

Ich saß dann still abseits, rauchte noch eine Cigarre und blickte träumerisch über das Tanzgewühl in's Leere. Ich ergötzte mich auch eine Weile daran, wie zierlich und graziös Marie Heimburg über den Rasen glitt, einem Elfe gleich. Ich bemerkte zuletzt noch, daß der Baron einen kleinen Stich und daß Herr Burg aus Berlin sich offenbar ein Herz gefaßt und Fräulein Aglaie zum Tanzen aufgefordert hatte; — das große, hübsche Mädchen wiegte sich soeben in seinem Arm. Karl saß wieder hinter der Bowle, und Herr Steinhauer schwamm in einem Meere von Seligkeit und tanzte abwechselnd mit allen Damen, ganz besonders mit Wally Cornelius und Doktors blondem Trudchen.

Wienchen und Minchen schimmelten nach wie vor, wenn sie nicht eben irgend einen älteren Herrn gewaltsam zum Tanze preßten.

Das silberne Licht des Mondes und die fast herabgebrannten Kerzen beschienen das Alles, die Tanzenden und die Zuschauer. Die Bowle war endlich erschöpft, Mitternacht längst vorüber, der Doktor ein wenig schräg und Adam, der Polizeibiener, total betrunken. — Ein allgemeiner Kehraus noch nach der Melodie: „Und als der Großvater die Großmutter nahm,“ und man brach auf, man ging singend und bunt durcheinander gemischt nach Haus. —

So etwas hatte Eichdorff noch nie erlebt.

Ja, — der Assessor hatte diese guten Leutchen hier gehörig durcheinander geschüttelt und sie nach seiner Pfeife tanzen lassen, ohne daß sie es ahnten.

Seelenvergnügt legte sich derselbe zu Bette nach diesem glorreichen Tagewerk und schnarchte bereits, während ich noch lange wach lag und die Schatten beobachtete, welche die Mondstrahlen auf die Wand zeichneten, und dem Plätschern der Fontäne lauschte, welches durch das geöffnete Fenster zu mir herein drang.

X.

Am andern Morgen, ganz früh schon, weckte mich Geräusch. —

Die Räder eines Wagens knirschten auf dem Kies und ich vernahm eine männliche und eine weibliche Stimme.

Ich richtete mich im Bette auf, — ich rieb mir die Augen und sah nach der Uhr. — Ich war noch ganz verwirrt von einem Traum, welcher mich umfangen hielt die ganze Nacht hindurch, das heißt Minchen und Wienchen hielten mich umfangen in meinen wirren Phantasieen und drehten sich in Einem fort mit mir auf dem Rasen herum, bis mir die Sinne schwanden, und verwandelten sich zuletzt in Mücken, die um mich her schwirrten und unter feinem Hohngelächter mich bald in die Nase, bald auf die Backen stachen und sich todtkichern wollten, wenn ich, zur Verzweiflung gebracht, nach ihnen schlug und nur mein eigenes Gesicht traf . . .

„Fünf Minuten vor Fünf erst!“ sagte ich, mich ermunternd. — Dann vernahm ich noch einmal jene Stimmen draußen und sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett.

Richtig, dort drüben stand der leichte, offene Wagen, der Kutscher saß bereits auf dem Bock, die Peitsche fest auf den Schenkel gestemmt, und neben dem Schlag stand der große Bediente, derselbe, der gestern Abend die Tücher trug. — Der Besuch war im Begriffe abzureisen.

Als ich mich noch weiter zum Fenster hinauslehnte, sah ich durch die Baumlücke ein Stück des Balkons und durch die zur Hälfte geöffneten Vorhänge that ich sogar einen Blick in das dahinter liegende Gemach. — Ich sah im Hintergrund desselben allerhand Weißes und Buntes. In der geöffneten Glasthüre aber stand der dunkle Mann im Reisekostüm und hielt jenes schöne, junonische, blonde Weib umschlungen, von dessen schneeweißem Negligé der hellblaue Shawl halb herabgeglitten war.

Sie nahmen Abschied von einander; — in der ersten Frühe des Morgens, bei Nacht und Nebel, fuhr er davon.

Ich sah sie mit einander sprechen, sah ihre Augen an einander haften — ihre zärtlichen und seine brennenden Blicke, und war Zeuge, wie sie sich zuletzt noch einmal umschlangen — lange und innig, wie sie sich zögernd losrissen und den Balkon verließen.

Gleich darauf kam der Fremde allein unten zum Vorschein und stieg in den Wagen.

„Bon voyage, Léon!“ rief das junge Weib und beugte sich weit über die Brüstung hinüber. Noch ein Winken mit der Hand, ein Nicken, eine Kußhand und dahin flog das leichte Gefährt. —

Der Diener trat respektvoll zurück, der große Hund trottete hinter ihm drein und nach einer kleinen Weile verschwand auch die Gräfin vom Balkon.

Sie hatte ihm nachgeschaut, so lange ihr Auge ihm

nachzusehen vermochte, — langsam — zögernd gleichsam wandte sie sich jetzt herum, fuhr sich mit der Hand, von welcher der leichte Spitzenärmel weit zurückgefallen war, über die Wange, als verwische sie dort eine Thräne, und schloß die Thür.

Ihr wirres Haar, von welchem das kleine, zierliche Häubchen zur Hälfte herabgeglitten war, floß ihr wie ein goldener Mantel über den Nacken.

Das war das Letzte, was ich von ihr sah, denn gleich darauf schlossen sich die Persiennen; vermuthlich suchte die junge Dame ihr Lager wieder auf, um zu träumen und zu vergessen. —

Ich trat zurück. Mein Zimmer kam mir ungemein prosaisch und kahl vor mit einem Male. Allerhand Gedanken quälten mich, die mich sonst nicht zu beeinträchtigen pflegen. — Ich trat vor den Spiegel und erschrak über mein Aussehen, ganz gedunsen und voller Mückenstiche war mein Gesicht, das Haar stand mir wirr zu Berge.

Also doch kein Traum! — Das kommt davon, wenn man zu viel Bowle getrunken hat und bei offenen Fenstern schläft.

Daneben schnarchte der Assessor wie ein Bär; — nach all' dem Unfug von gestern Abend schlief er den Schlaf des Gerechten. — Ich schloß leise die Thür — ich zog meinen Schlafrock an, lehnte mich wieder zum Fenster hinaus und begann zu rauchen . . .

Dort draußen in der Natur lag Alles so friedlich und still — hier drinnen aber in meinem Innern war Alles Aufruhr und Kampf, — ein wahres Chaos.

Dort draußen der goldige Glanz der aufsteigenden Sonne, der feine Nebelschleier, der an den Bergen und Lehnen hing wie Spinnweben, der blitzende Thau an Gras und Blättern, strahlend und funkelnd wie Millionen von Diamanten, das Thal, die Wiese, der rauschende Bach, die Häuser und Bäume, in deren Kronen die Vögel jubilirten, würziger Hauch, Frieden und Helle, und in meiner Brust die verworrensten Gefühle, ein wildes Durcheinander von guten und bösen Regungen, Gedanken und Vorsätzen, Neugierde, Besorgniß, Wuth über die bösen Menschen und über das Benehmen des Assessors und Wuth über mich selbst. — Wie ist es möglich, daß ein Menschenherz das Alles fassen kann! —

Jener schwarze Fremde . . . beim Himmel! der Mensch hatte etwas Seltsames in seiner Erscheinung — etwas Kompromittirendes. — Konnte ein so schönes Geschöpf wie die blonde Gräfin wirklich Liebe fühlen für solch' einen Mann, welcher ihr, in seinem Aeußern wenigstens, so wenig ebenbürtig war? — Und in welchem Verhältnisse standen die Beiden zu einander! — War er der Gatte? — Logen der Doktor und die ganze Bande, oder war etwas Wahres an ihren Beschuldigungen, — stimmte es irgendwo nicht? — Ein altes Sprüchwort sagt ja, wo Rauch ist, da ist auch Feuer.

Du lieber Gott! — Aber wer andererseits kennte es nicht, das: Calomniez, calomniez; il reste toujours quelque chose? —

Wenn ich nun, unbeirrt von jenen Lästerungen, selbst urtheilte nach den äußeren Eindrücken, welche ich in der Zeit von jenen Damen empfangen hatte? — Ich stutzte und schloß die Augen. — Hm! — die ganze Erscheinung, das ganze Auftreten der Damen sprach entschieden zu ihren Gunsten. — Sie hatten ein gewisses air noble; — daß sie rauchten — Thorheit! — In Rußland raucht man vielfach. — Ich hätte darnach schwören mögen — vor wenigen Stunden . . . gestern noch, daß alles jenes Gerede pures Gewäsch war, es gibt eben Anzeichen, welche niemals täuschen — der Kenner unterscheidet leicht das Gold von dem Talmi in jeder Fassung. — Aber dieser eigenthümliche Fremde . . . o, dieser Fremde warf alle jene Eindrücke zum Guten mit einem Male über den Haufen. Wie verführerisch, solch' ein kleines, warmes Nest irgendwo zu haben, für einen reichen Boursier zum Beispiel (und von einem solchen hatte jener Mensch entschieden etwas an sich), Abends anzukommen mit der Extrapost und bei Tagesgrauen wieder davon zu fliegen, noch warm von den Küssen der Geliebten, — wie romantisch! — Aber jene andere junge Dame . . . jenes schöne, ernste Geschöpf, so dezent in ihrer ganzen Erscheinung, so voller Grazie in jeder Bewegung, in jedem Blick, mit dem edlen Kopf und dem sinnenden, ernsten Auge, ein Auge, wie es dem Dichter vorgeschwebt haben muß, als er die süß ergreifenden Worte niederschrieb:

„Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Uebe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!" — — —

Ein Frösteln überlief meinen Körper, ich schleuderte die Cigarre weit hinweg und begann mit großen Schritten in dem kleinen Raume auf und ab zu gehen, ganz aufgeregt und heftig gestikulirend.

„Wer mir hier Auskunft gäbe, — Gewißheit!" rief ich aus. „Furchtbar . . . furchtbar! . . . Nein, ein solch' schnödes Mißtrauen! — Können solche reinen, englischen, milden Züge lügen — ist es möglich, daß die Korruption ein solches Antlitz trägt?"

Halt! — eine Idee!

Schon kramte ich in meiner Schreibmappe, — schon saß ich am Tische, die Feder in der Hand, den Bogen Papier vor mir ausgebreitet.

„Orlich! . . . richtig, Orlich, der besucht die Hofgesellschaften, der kennt alle Welt, — das ist ein gewandter Mensch — er ist mein Freund und wird mir helfen. — Ich bitte ihn, — es handelt sich um den Gegenstand einer Wette, werde ich sagen, er möchte es herauszubekommen suchen, aus welchen Gouvernements oder aus welcher Provinz des russischen Reichs die Familien Wandalowskoi und Glinka stammen."

Ich schrieb bereits, — es war eine glorreiche Idee. Assessor von Orlich war in Berlin, ich wußte es, er war dort an der Quelle und im Stande, mir zu helfen. — Ich machte ihm die Sache so dringend wie nur irgend möglich, couvertirte den Brief und begann dann in aller Hast mich anzukleiden.

Mitten drin aber hielt ich plötzlich wieder ein.

„Und was geht denn dich das eigentlich an, — Thor, der du bist?" so frug ich mich und schlug mir vor die Stirn. „Gleichst du nicht auf ein Haar dem Ritter von der traurigen Gestalt?" Diese Anwandlung, diese Bedenken gingen schnell vorüber. „Nein, nein!" rief ich und fuhr tief hinein in die Waschschüssel. — Ich wollte von so etwas jetzt nichts hören. — Ich wollte hell sehen — ich wollte dem Assessor zuvorkommen, ich . . .

Nein, — das Letztere log ich mir selbst vor. — Ehrlich, ehrlich, Eugen! In Wahrheit — mich interessirten jene Damen, die jüngere ganz besonders — sie hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht — ich wollte deßhalb wissen, wer sie war, wollte sie schützen, wenn es noth thun sollte, gegen die Insulten des Badepöbels, wollte heimlich über sie wachen. Ich war sehr gereizt gegen den Assessor. — — Bei Gott, — ich glaube, es war schon ein wenig Eifersucht mit im Spiel! —

Ich nahm meinen Hut und den Brief und eilte davon. Um sechs Uhr ging die Post nach D. — in zwei Tagen konnte ich Antwort haben. Drunten war es noch still. — Nur spärlich kamen einzelne Kurgäste zum Vorschein nach der zur Hälfte durchschwärmten Nacht. Der Doktor fuhr hernach in der übelsten Laune auf der Promenade herum in seinem Rollwägelein, obgleich wieder ganz er selbst — ernst und gravitätisch. Er machte wie immer Jagd auf seine Patienten und trieb sie zur Quelle, konferirte mit Adam und dem Brunnenmeister und drohte und schalt, ihm lag der gestrige Abend offenbar noch schwer in den Gliedern. Du lieber Himmel, wer möchte jetzt den greulichen Schwefeltrunk hinabwürgen nach der süßen, duftenden Erdbeerbowle, wohl gar mit einem kleinen Kater behaftet, welchen der Faule-Eier-Geruch noch haarsträubender machte.

Zögernd kamen die Opfer herzu, ein wenig übernächtlich noch und mißmuthig. Sie hätten Alle noch gern ein paar Stündchen ruhig geschlafen, aber die Pflicht scheuchte sie auf. — Drüben am offenen Fenster stand der Baron in Hemdärmeln und gähnte mit wirrem Haar, daß ich vermeinte, seine sämmtlichen Knochen hier unten krachen zu hören. Kaum wurde er meiner ansichtig, als er sich auch schon, auf die Gefahr hin, von den Vorübergehenden bemerkt zu werden in diesem leichten Kostüm, weit zum Fenster heraus bog und mir mit der Hand einen Gruß zuwinkte.

„Heiliger Bramah" (das war sein stehendes Wort) — „welch' ein Zauberfest war das gestern! — Habe zwei große Brandblasen, auf Ehre! — Aber famos amüsirt, nicht wahr, ganz famos! — — Noch ein bischen katerhaft heute früh zu Muthe . . . doch hoffentlich gut bekommen, — wie?"

Ich dankte und ging vorüber, während er mit einem gutmüthigen, etwas affektirten Lächeln mit beiden Händen hinter mir drein winkte.

„Welch' ein glücklicher Narr!" sprach ich mit einem Gefühle von Bitterkeit, welches gewiß höchst ungerechtfertigt war. „Das schwimmt so auf der Oberfläche dahin, plätschert lustig wie ein Fisch im seichten Wasser des alleralltäglichsten Daseins herum . . . Und du? — — — Was nützt es dir, daß du ein feiner organisirtes Menschenkind bist als Jener — wie viel hilft es dir zu deiner Glückseligkeit . . .

„Ueberhaupt, — was ist nur mit einem Male in dich hineingefahren; ist das eine ordentliche Ferienstimmung? — Du ärgest dich über die Welt und über die Menschen? — Aber lieber Eugen, weißt du denn nicht, daß dieselben immer so waren wie heute, daß es gute und böse gab allezeit und daß Dummheit und Bosheit obenauf schwimmen?! Willst du dir dadurch die gute Laune verderben lassen, — kannst du es ändern zum Bessern?! — Sieh' den schönen, goldig lächelnden Morgen an, dem lachenden Antlitz einer holden Jungfrau gleich, welches dich, Misanthropen, mit hellen Augen verlockend anschaut; sieh' zum blauen Himmel auf, leg' dich in's Gras und schaue empor zu den weiten Fernen; dort oben wird es einst besser sein, dort fallen die Schlacken ab, hier nicht. — Sei ein Mensch und lebe mit den Menschen und bedenke, daß jede trübe Stunde für dich eine verlorene ist."

Ich hatte gut mich selbst ermahnen — meine seltsame Laune wollte heute nicht weichen. — Dem Assessor so begegnen — nein. Seine spöttischen, musternden Blicke aushalten und seine schlechten Witze und barocken Argumente mit anhören, — unmöglich! —

Ich bestellte deßhalb in Eile meinen Kaffee. — Stienchen brachte mir denselben in die Laube.

„Sagen Sie 'mal, gutes Stienchen," mit dieser Frage hielt ich das Mädchen zurück, ich, der sonst niemals ein überflüssiges Wort mit ihr sprach, „jene Damen dort drüben, jene Russinnen meine ich, aßen also früher hier an der Table d'hôte?"

„Ja wohl, Herr Stadtrichter," entgegnete Jene rasch, „das thaten sie."

„Und wissen Sie vielleicht, warum sie jetzt zu Haus speisen?" examinirte ich weiter, während ich mir einschenkte.

Stienchen warf erst einen etwas verwunderten Blick auf mich, dann erwiederte sie, indem sie die Hände unter die Schürze steckte:

„Ja, — sehen Sie, Herr Stadtrichter . . . ich glaube, es ist hauptsächlich wegen der Kinder geschehen, — die sind noch gar so lütte*) für die Table d'hôte, — und dann . . ."

„Nun, — was weiter?"

„Ja — und dann, dann machten sie auch so ein Aufsehen, Herr Stadtrichter."

„Wie, Stiena, — solch' ein Aufsehen, — was heißt das?"

„Ja, — o die Kleider, die Die tragen, und sehr vornehm thun sie ja auch, sehr. Se spräcken ja wohl nich 'mal deutsch, Herr Stadtrichter. Und dann haben sich die Anderen anfangs ja förmlich um sie gerissen, besonders was die Frau Schulräthin is und ihre zwei Töchter, und die Frau von Eckstein und die Stadträthin Schulz. — Da die aber nun kein Russisch konnten und die Anderen kein Deutsch, Herr Stadtrichter, so konnten sie nämlich nicht mit einander auskommen, und als das Fräulein von Zitzewitz und der Herr Baron sie nachher auf Französisch anredeten, dann konnten sie das ja auch nicht verstehen. — Es schien die Damen auch zu geniren das viele Gefrage und Angestarre von den Anderen."

„So, so, — und etwas Besonderes sonst ist nicht vorgekommen?"

„Nee, Herr, nicht daß ich wüßte, nur kommen sie seitdem nicht mehr hier zu Tische, sondern sie speisen zu Haus — allein."

„Hm, — nun, ich danke Ihnen, Stiena."

Stiena ging.

Ich knirschte vor innerer Wuth! Malen hätte ich sie können! Dieses Angaffen jener halbgebildeten, abscheulichen Weiber, dann das Erstaunen der Fremden über dieses Herandrängen, was sie beängstigte und zuletzt vertrieb — natürlich! —

Ich griff zur Zeitung, konnte aber nicht lesen, — ich hatte keine Andacht dazu, ich warf das Blatt ärgerlich auf den Tisch.

Dort drüben waren alle Läden noch geschlossen bis auf einen einzigen; vielleicht war dieß das Zimmer der jüngern schönen Fremden.

„Hm, — bald sieben Uhr. — Jetzt wird Karl gleich erscheinen und der Doktor. — Besser ist's, ich entferne mich bei Zeiten."

Ein Knabe ging draußen vorüber mit einer Angel auf der Schulter; ich rief ihn an und frug ihn, wo er hin wollte.

„Forellen fangen, Herr," entgegnete er lakonisch.

„Warte doch einen Augenblick — ich komme mit Dir!" rief ich, einen schnellen Entschluß fassend, und trat durch das Haus auf die Straße.

*) lütte = klein.

„Wohin gehen wir, mein Junge?"

„Halbwegs Ellernhausen ist der beste Fleck, da neben der Birkenbrink, Herr."

„Also vorwärts denn."

(Fortsetzung folgt.)

Einkleidung von Nonnen.

Wir führen unsere Leser hier im Bilde zu der wehmüthig feierlichen Ceremonie der Einkleidung einer Nonne im Orden der Benediktinerinnen. Nachdem die jungen Mädchen zwei Jahre als Novizen im Kloster sich aufgehalten, sind sie erst fähig, wie es heißt, „den Schleier zu nehmen". Das will sagen den schwarzen, denn als Novizen tragen sie einen weißen. Am Tage der Feierlichkeit werden die Novizen, wie eine weltliche Braut mit weißen Gewändern, Tüllschleier und Rosen in den Haaren geschmückt, in Prozession zur Kirche geführt. Dort wird die Messe wie gewöhnlich abgehalten und nach dieser kommt der Bischof in vollem Ornat und nimmt zuerst Platz zur Seite der Sakristei auf seinem bischöflichen Throne; dann erhebt er sich und begibt sich zur Mitte des Altars, wo für ihn ein Sessel aufgestellt ist. Die Novizen — drei zeigt unser Bild — treten nun mit einigen Schwestern des Ordens vor den Bischof, knieen vor ihm nieder und sprechen den Wunsch aus, für immer dem Orden angehören zu wollen. Der Bischof stellt darauf eine Anzahl Fragen an die



Einkleidung von Nonnen. Originalzeichnung.

Bittenden, und nachdem diese von ihnen beantwortet, nimmt unter lautem Gebet der Priester die Ceremonie ihren Anfang. Der Bischof löst die Rosen und den Schleier vom Haupte der Knieenden und schneidet mit einer Scheere jeder der Novizen drei Locken des Haares im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ab und händigt darauf den Mädchen ihre geistlichen Gewänder nebst weißen Schleiern ein. Die Drei begeben sich jetzt zur Sakristei und vertauschen die Brautgewänder mit dem Novizenornate, schwarzer Anzug nebst weißem Schleier. So gekleidet erscheinen sie wieder und schreiten auf den Altar zu, wo sie von dem Bischof eine Segnung empfangen; jetzt nehmen sie bei ihren Schwestern Platz und antworten auf mehrere Fragen, welche diese ihnen vorlegen. Sie erklären den Fragenden nochmals, daß sie den heißen Wunsch haben, der Welt zu entsagen und zu ihrem Orden zu gehören. Darauf erhalten sie den schwarzen Schleier, sagen ihre Formel als Nonnen und sind nun in den Orden als Benediktinerinnen aufgenommen. Sie begeben sich jetzt zum Altar und schreiben ihren Namen in ein Buch ein und treten, sich tief verneigend vor dem Bischof, unter Gesängen und Gebeten der Priester zu den sie erwartenden Schwestern zurück. Die Ceremonie endet, indem der Bischof die jungen Nonnen feierlich als neue Schwestern einsegnet.

Sinnsprüche.

Liebe vertreiben ist dumm gethan,
Man schnallt ihr nur die Sporen an.

Alter Spruch.

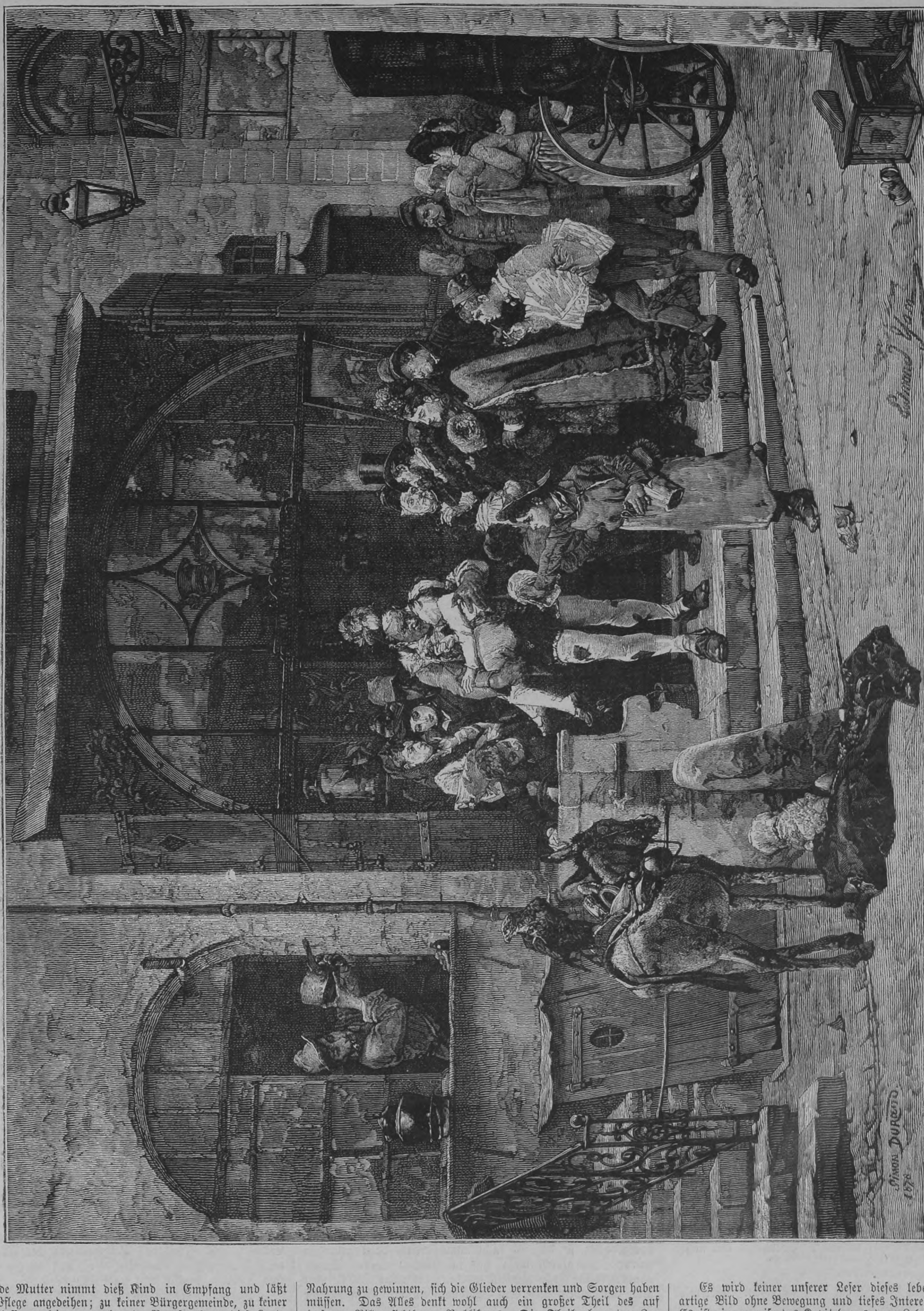
*

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Kein Lieb' und kein Wissen erworben.

Rückert.

Das verunglückte Kunstreiterkind.

Es ist eine ergreifende Szene, welche unsere Illustration veranschaulicht. Das Kind eines herumziehenden Gauklers ist bei der seine Kräfte übersteigenden Produktion gestürzt und scheint sich ernsthaft verletzt zu haben. Wahrlich, ein trauriges Leben ist es, das diese Kunstreiter führen! Ihr Geschäftslokal ist die Straße, der Thorweg oder die Tenne der Scheune, und ihre Wohnung, wenn sie eine solche bezahlen können, eine Dachkammer oder eine elende Herberge. Der verunglückte Kleine wird jetzt in das Spital gebracht werden müssen. In dem Hause scheint man dem Heimatlosen die erste Hülfe geleistet zu haben, — jetzt trägt nun der Vater, lächerlich gekleidet, als Harlekin, als Lustigmacher, das blutende, ohnmächtige Kind zum Krankenhaus. Sein Gesicht ist voll bitteren Kummers, voll Schmerz und Sorge; der Gegensatz des Flitterstaates zum Ernst der Handlung ist erschütternd und bringt uns das ganze Elend der Gauklerexistenz zum Bewußtsein.



Das verunglückte Kunstreiterkind. Gemälde von Simon Durand.

Keine liebende Mutter nimmt dieß Kind in Empfang und läßt ihm sanfte Pflege angedeihen; zu keiner Bürgergemeinde, zu keiner Gesellschaftsklasse, zu keinem anerkannten Beruf gehören diese Leute. Das Kind kommt in das öffentliche Krankenhaus und diese Lage wird trotz der Schmerzen eine verhältnißmäßig glückliche für den Kleinen sein, denn er wird in sicheren vier Wänden, in Reinlichkeit und Ruhe sich befinden, ein gutes Bett haben und nicht, um Nahrung zu gewinnen, sich die Glieder verrenken und Sorgen haben müssen. Das Alles denkt wohl auch ein großer Theil des auf unserem Bilde sichtbaren Publikums. Die Theilnahme der Zuschauer ist in den mannigfaltigsten Abstufungen, von der stumpfen, gleichgültigen Neugierde und dem Bedauern der Vornehmen, dem Mitleid der Frauen bis zur werkthätigen Hülfe des warmherzigen Stiefelputzers, vortrefflich veranschaulicht.

Es wird keiner unserer Leser dieses lebenswahre und eigenartige Bild ohne Bewegung und tiefes Interesse betrachten können. Es ist ein ergreifendes Kapitel aus dem Leben jener Berufsklasse, jener Umhergetriebenen, Ruhelosen, die ihren kümmerlichen Unterhalt nicht durch wirkliche, nützliche Arbeit, sondern durch halsbrechende Kunststücke und possenhaftes Gaukelwerk erwirbt.

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

B. Vadier.

(Fortsetzung.)

VII.

„Höre, Paul, Du langweilst Dich," sagt Nanon, „man sieht es wohl, und Du hast große Langeweile, weil Du so allein bist; Du solltest heirathen."

„Schon wieder das Heirathen!"

„Ja, wieder und immer wieder, bis Du Dich dazu entschlossen hast. Du wirst alt, mein Kind, Du hast das dreißigste Jahr hinter Dir, Du hast keinen Grund, nicht zu heirathen, Du mußt heirathen."

„Dann suche Du nur eine Frau, die mir gefällt."

„Sie ist schon gefunden."

„Wirklich?"

„Spiele nicht den Unwissenden, Du weißt wohl, von wem ich reden will und welch' hübsche Blondine Dein Herz beschäftigt."

„Mein Herz, es ist ganz frei."

„Wer blind wäre, könnte es Dir glauben, mein Kind, er würde dann nicht merken, wie viel Du nach jenem Fenster gegenüber schaust."

„Ah! so spionirst Du, was ich thue?"

„O, schaue hin, so viel Du willst und es Dir gefällt, ich habe nichts dagegen einzuwenden, sie gefällt mir und ich werde sie mit Vergnügen in das Haus einziehen sehen."

„Mein Gott, Nanon, Du machst mich ungeduldig, davon ist gar nicht die Rede."

„Aber es sollte die Rede davon sein. Ich will Dir sagen — ich weiß schon lange von der Sache. Mich betrügst Du nicht. Gleich am ersten Tag, als ich Fräulein Helene sah — es war, als sie uns gegenüber einzog, sagte ich zu mir: das ist ein allerliebstes Mädchen, und wenn das Mehl so ist wie der Sack, muß Dir eine prächtige Frau abgeben. Bald bemerkte ich, wie Du oft und sehr freundlich zu dem Fenster hinüber sahst, und jetzt gab ich mir Mühe, das Mädchen gründlich zu studiren. Ich habe scharfe Augen und feine Ohren und sah und hörte überall. Ich traf Helenen täglich beim Milcheinkauf oder im Spezereiladen, sie war stets so reinlich, so höflich, sie wünschte mir jedesmal guten Tag in ihrem nieblichen deutschen Accent, der ihre Stimme so melodisch macht. Wir sind gute Freundinnen geworden. Ach, unterbrich mich nicht; von Zeit zu Zeit erweise ich ihr einige kleine Dienste und gehe die Mama wohl alle vierzehn Tage ein Viertelstündchen zu besuchen. Man sieht, daß diese alte Dame von feinem Herkommen ist. Immer gut gekleidet, trotz der Einfachheit. Und ihr Haus, wie es dort sauber aussieht! wie Alles in Ordnung ist! Nicht das kleinste Stäubchen liegt da und die alten Möbeln glänzen wie neue. Ihre Tochter aber ist eine Perle und ich rathe Dir, sichere sie Dir geschwind, ehe ein Geschickterer Dir zuvorkommt."

„Wohl ist sie eine Perle, aber diese Perle ist nicht für mich, das Mädchen liebt mich nicht."

„Was weißt Du darüber? Ich glaube das Gegentheil, denn jedesmal, wenn ich von Dir rede — und das geschieht oft — macht sie eine Miene, so . . . Nun, wie über Jemand . . . ich verstehe das schon."

„Du bist närrisch! Wenn ich ihr begegne, so fehlt wenig, daß sie den Kopf wegwendet."

„Hat sie so großes Unrecht? Das ist eine guterzogene Dame, die sich selbst achtet. Sie weiß nichts von Deinen Absichten, aber glaube Deiner Nanon, ihr Herz hängt an Dir, und ich an Deiner Stelle würde augenblicklich zu Madame Weiß gehen."

„Hinüberhinken — nicht?"

„Es ist wahr, das geht nicht. Aber ich würde sofort ganz freimüthig schreiben und um ihre Tochter anhalten."

„Ich würde es nicht wagen ohne Helenens Erlaubniß."

„Welche Narrheit! Dann schreibe doch zuerst an Helenen."

„Wenn sie mich abwiese?"

„Das möchte ich wohl sehen; laß es darauf ankommen! Meinem Paul eine abschlägige Antwort geben? Meinem Paul, den ich nährte, den ich erzogen habe! . . . Sie ist viel zu klug und verständig, um Dich zurückzuweisen."

„Aber sie ist so vollkommen und ich so wenig, daß ich verzagen könnte."

„Setze Dich nur nicht so herab; es ist richtig, Du hast Deine närrischen Einfälle, Deine schwarzen Stunden, wo Du die Brille aufsetzest, durch welche Du die Haselnüsse für Kürbisse ansiehst, die aber gehen schnell vorüber, und ich sage Dir, es gibt keinen bessern Menschen als Dich. — Mache Dich daran, schreibe ihr geschwind einen gut gesetzten, artigen Brief, das wird Dir nicht schwer werden, da Du für die öffentlichen Blätter schreibst. Vorwärts, wer nichts wagt, gewinnt nichts."

*

Nanon hat nicht Unrecht, ich muß schreiben. Aber wie? Ich würde lieber fünfzig Feuilletonartikel schreiben, als diesen Brief. Anfangen kann ich jedoch immer.

„Mein Fräulein!"

Mein Fräulein . . . mein Fr . . . Wie, wie nüchtern und prosaisch das klingt! Ich als Poet sollte ihr doch eine gute Meinung von meinem Geiste beibringen. Wenn ich ihr in Versen schreiben würde? Das wäre für mich schicklicher. Ich will's versuchen:

„Wenn nach einer schwülen, schlaflosen Nacht
Man Aurora an der Pforte des Morgens schimmern sieht" —

Nein, das geht nicht, das ist so gar dumm. Doch Aurora an den Pforten des Morgens sollte darin vorkommen; denn ich lege Gewicht darauf, sie mit der Morgenröthe zu vergleichen, das ist so anmuthig:

„Blonde Tochter des Nordens, du bist die Morgenröthe,
Die plötzlich die Nacht meiner Tage erhellt."

Das ist nicht besser denn „die Nacht meiner Tage", ist Unsinn!

„Blondes Kind Deutschlands,
Deine blauen Augen . . ."

Es ist zum Verzweifeln. Ich finde keine Idee, an Reim gar nicht zu denken. Ach, es scheint mir, meine Muse ist eifersüchtig, sie will nicht zugeben, daß ich eine Nebenbuhlerin feiere. Ich muß es für heute aufgeben. Ueber Nacht kommt Rath, vielleicht fällt mir morgen Besseres ein.

*

In Versen geht es nicht, meine Muse lehnt sich entschieden dagegen auf. Ich werde in Prosa schreiben, es ist vielleicht sogar möglich, daß Fräulein Weiß, da sie eine Deutsche ist, meine Poesie nicht verstehen würde; und dann, bei einer so vernünftigen, so tugendhaften Person scheinen mir überschwengliche Verse kaum am Platze. Ich will ihr ganz einfach schreiben, ganz kurz:

„Mein Fräulein!

„Ich liebe Sie von ganzem Herzen; mein feurigster Wunsch ist, Ihre Hand zu besitzen. Meine Stellung ist nicht übel; kann ich hoffen, daß Sie mir erlauben werden, mich an Ihre Frau Mutter zu wenden?

Ihr ehrerbietiger

Paul Delorge."

Das ist kurz, trocken wie ein Geschäftsbrief; aber einem so gesetzten, verständigen Fräulein gegenüber, das ich so sehr achte, würde ich nicht wagen, mich leidenschaftlich auszudrücken. Gibt sie mir einen Korb, ist meine Ehre weniger angegriffen; und dann, wenn ihre Mutter meinen Brief liest, was sehr wahrscheinlich ist, wird sie sehen, daß ich ein ernsthafter Mensch bin, und wird mir desto geneigter werden.

Die Eroberung der Mama ist nun allerdings gerade nicht mein Ehrgeiz; wenn mein Billet Helenen mißfiele? . . . Doch keine Bedenken mehr, der Würfel sei gefallen.

„Nanon, trage diesen Brief gleich fort."

„Was denkst Du? Morgens um fünf Uhr? Trotz allen Fleißes des Fräuleins sind diese Damen sicher noch nicht aufgestanden."

„Ist es erst fünf Uhr? Wann willst Du denn gehen?"

„Vor acht Uhr nicht."

„Noch drei Stunden warten! Nun, ich will auf die Uhr sehen, damit ich Geduld lerne." — —

Wie der Zeiger langsam geht; ich glaube, die Zeit steht still, um mir einen Possen zu spielen. Man sagt, die Zeit verläuft unaufhörlich, ich kann es kaum glauben; sie ermüdet sich und ruht aus wie Jedermann. Aber warum ruht sie gerade jetzt, da Nanon meinen Brief forttragen soll? — — —

Wie habe ich die Zeit zugebracht? Ich weiß es nicht, aber Gott wird mir diese drei Stunden einst anrechnen als Abzug von meinen Sünden, denn ich habe gut in dem millionsten Theil jeder Sekunde eine Million Jahre Angst empfunden. Nanon geht nun fort. Ich zittere vor Angst . . . soll ich sie wieder zurückrufen? Es ist zu spät, sie hat die Thüre erreicht und hinter sich zugeschlossen. Soll ich ihr nachspringen? O diese dumme Verrenkung!

Jetzt muß sie unten an der Treppe sein, sie geht über die Straße, ganz gewiß, sie geht hinauf, — sie ist oben an der Thüre, — man öffnet ihr die Thüre; das Herz schlägt mir!

*

„Nun, Nanon? Sie ist böse, nicht wahr? Sie hat Dich übel empfangen?"

„Nicht gut, nicht übel."

„Wie?"

„Sie war schon fort, um ihre Stunden zu geben; ich habe den Brief der Mama abgegeben."

„Sie war nicht zu Hause? Welch' Glück! Wenn Du wüßtest, Nanon, wie ich den Augenblick fürchte, wo sie den Brief lesen wird." Meine gute Alte zuckt die Achseln und geht fort, indem sie murmelt:

„O, diese geistreichen Männer! Wie dumm sie sind!"

*

Wenn Fräulein Weiß mich doch erhörte? Wenn Nanon's Voraussagen einträfen! Wenn ich mich nun verheirathen würde!

Ich habe schon mehr als einmal über das Heirathen nachgedacht, so daß ich nicht unvorbereitet dazu gelangen würde. Ich glaube wohl, daß ich glücklich werden könnte, nämlich meine Frau glücklich machen; denn das Glück findet man nur, indem man dem Egoismus entsagt. Eine hübsche Phrase!

*

Der Zeisig singt, seine Herrin ist wieder zurückgekehrt. In diesem Augenblick liest sie ohne Zweifel meinen Brief. Ich muß dieses Kapitel unbeendigt lassen. Die Aufregung läßt mich nicht denken und noch weniger schreiben. — — —

*

Man bringt mir ein Billet. „Es ist eine abschlägige Antwort, Nanon, ganz gewiß eine abschlägige!"

„So lies. Du bist so bleich wie ein Leintuch, ein so großer Mensch wie Du! Es ist eine Schande! Soll ich Essig holen? Fasse Muth!"

„Es ist nicht der Muth, der mir fehlt, aber ich empfinde eine unsägliche Angst und Bangigkeit."

„Nun denn, schaue der Gefahr muthig in's Auge und lies!"

„Mein Herr!

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre schmeichelhaften Gesinnungen. Seien Sie versichert, daß meine Weigerung . . ."

„Sie weigert sich, Nanon!"

„Fahre fort!"

„ . . . . . . daß meine Weigerung nichts enthält, das Sie beleidigen könnte. Ich schätze Ihre ehrende Anfrage hoch und unter anderen Umständen würde ich nicht anstehen, Ihnen eine bejahende Antwort zu geben."

„Du siehst wohl!"

„ . . . Aber arm und von der allerdings süßen Pflicht, für den Lebensunterhalt meiner Mutter zu sorgen, völlig in Anspruch genommen, darf ich keine neuen Pflichten mir dazu auferlegen. Dieß hindert mich jedoch nicht, in Hochachtung Ihrer und Ihres mich ehrenden Antrages stets zu gedenken.

Helene Weiß."

„Nun, Nanon, was sagst Du?"

„Was ich sage? Die Antwort ist nicht so schrecklich. Sie will nicht zusagen, weil sie arm ist, das ist ein etwas unnöthiger Stolz, der ihr am Ende zu verzeihen ist, kein Mensch ist vollkommen. Ich denke, Du wirst ihr jetzt antworten, daß Du nicht am Gelde hängst, daß Du ihre Mutter wie die Deinige aufnehmen und dafür halten wolltest, daß Du für Beide arbeiten würdest."

„Natürlich, das wäre die richtige Antwort, aber ein Brief, ach, wieder ein Brief — das ist ein so todtes Ding. Es wäre doch besser, wenn — — Da kommt Herr Bénier, den schickt mir der Himmel.

VIII.

„Bitte, liebster Herr Bénier! gehen Sie, gehen Sie geschwind zu ihr, ich bitte Sie herzlichst."

„Aber, Freund, wohin soll ich gehen? Ist wo Feuer ausgebrochen? Du weißt, daß meine alten Füße zu diesem Eillaufe, den Du ihnen da zumuthest, gar nicht mehr angethan sind."

„Verzeihen Sie! Ich bin ganz außer mir. Ach, ruhen Sie geschwind aus, Herr Bénier, und dann gehen Sie und sagen Sie zu ihr, daß ich sie liebe, daß ich sie anbete, daß ihre Armuth mir sie noch theurer macht, daß wenn ich zehn Königreiche hätte, ich sie ihr zu Füßen legen würde; daß . . . sie wird Ihnen glauben, Ihnen, als einem Ehrenmann! Versichern Sie ihr, daß ich ernsthaft, vernünftig bin, daß sie ihren Entschluß nie bereuen werde."

„Ja, mein Sohn, ja; aber wem soll ich dieß Alles sagen?"

„Ach Gott, es ist wahr, Sie wissen ja nichts davon, nicht, daß ich sie liebe; aber sie ist so schön, so gut, so ergeben, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel, das heißt, ich glaube es; aber ich möchte doch erst . . ."

„Und Sie geben Ihre Zustimmung, daß ich sie heirathe?"

„Du wirst sie heirathen? Nanon, hat Ihr Herr das Fieber?"

„Er? Welche Idee! Er befindet sich besser als Sie und ich, er redet nur unvernünftig, wie das von Zeit zu Zeit bei ihm vorkommt."

„Nun, Paul, jetzt sage mir, was heute mit Dir ist."

„Lieber Wohlthäter! Vortrefflicher Freund! Gehen Sie und halten Sie an für mich, ich bitte Sie darum."

„Ah, es ist eine Liebe, die Deine Gedanken so verwirrt? Nun ja, ich will Alles, was ich kann, für Dich thun, jedoch sage mir wenigstens den Namen der Dame, die Du im Sinne hast."

„Sie wissen das nicht? Es ist Fräulein Weiß."

„So, Fräulein Weiß! Und seit wann liebst Du sie denn?"

„O, schon lange, lange!"

„Warum hast Du aber denn noch nie ein Wort von ihr mit mir gesprochen?"

„Weil ich mich von ihr verschmäht wähnte. Nanon hat mir das Gegentheil versichert, da habe ich ihr geschrieben, sie hat mir geantwortet und mir abgeschlagen."

„So, abgeschlagen!"

„Aber es ist eine Weigerung, eine ungültige Weigerung . . . sie schlägt mich aus, weil sie arm ist; zu Ihnen ganz gewiß wird sie Ja sagen. Wir werden in Sacconex bei Ihnen wohnen, das wird reizend sein."

„Ja, ja. Du bist aber etwas sehr schnell in diesen Sachen. Ich kenne das Mädchen und ihre Mutter. Ich tadle Dich nicht. Du willst also, daß ich zu ihnen gehe und Deinen Wunsch dort unterstütze?"

„Darum flehe ich Sie ja an seit einer Stunde."

„So, das ist es — jetzt begreife ich erst, was Du von mir verlangst, Du bist nicht übermäßig klar in Deinen Gedanken und Auseinandersetzungen gewesen. Paul, Paul, mein Sohn, Du bist noch immer ein jugendlicher Schwärmer."

„Ich? Ach! Ich bin ja dreißig Jahre alt.“

„Das hindert nicht, daß Du Quecksilber in Deinen Adern hast. Doch wenn Du entschlossen bist, Dich zu verheirathen, so mußt ...“

„Mein lieber Herr Bénier, bitte, eilen Sie, ich will selbst Ihre Rede beendigen, denn ich weiß ganz genau, was Sie mir würden sagen können.“

*

Endlich geht er, aber so langsam! — Er erinnert sich nicht mehr, das sieht man deutlich, wie man die Zeit lang findet, wenn man jung und verliebt ist.

Ich will ruhig sein, ganz ruhig. Herr Bénier hat Recht, man muß vernünftig sein, wenn man heirathet. Doch sehe ich dabei keine unumschränkte Nothwendigkeit, wenn ich ein junges, flüchtiges Wesen heirathen würde, aber Helene, die besitzt Vernunft für uns alle Beide. — —

*

„Nun?“

„Lasse mich nur in's Zimmer. Sie willigt ein!“

„O, ich muß Sie umarmen! Heute sind Sie wahrlich mein Wohlthäter! Was hat sie gesagt, bitte, wiederholen Sie es mir.“

„Ja, ja, ich will ja, lasse mich doch nur zuerst mich setzen. Sie hat verständig, bescheiden geredet. Sie besitzt eine ernsthafte Seele; sie kennt die Pflichten der Gattin, wie sie die der Tochter kennt. Die Mutter war sehr gerührt, Beide fühlen sich glücklich. Als Helene mich hinausbegleitete, sagte sie: ‚Mein Herr, sagen Sie Ihrem Freund, daß für das, was er meiner Mutter erzeigt, mein ganzes Leben seinem Glück gewidmet sein soll.‘“

„Nun, was sagte ich?“ ruft Nanon triumphirend, „ich wußte wohl, daß sie Dich nicht verschmähen würde. Mit Dieser werde ich mich vertragen, aber wenn Du eine Modedame geheirathet hättest, hättest Du nicht bis Drei zählen können, bis ich Dein Haus verlassen hätte.“

*

Helene ist an ihrem Fenster. Ich zeige ihr den Brief, ich drücke ihn an mein Herz und bedecke ihn mit Küssen. Meine Braut lächelt, erröthet und zieht sich zurück. Welcher Thautropfen ist ein solches Lächeln von Derjenigen, die man liebt!

Der Vogel singt noch fröhlicher als gewöhnlich.

Du Kleiner, du solltest dich doch nicht so sehr freuen, denn du bist jetzt nicht mehr der einzige Geliebte. Weil du nicht eifersüchtig bist, mein melodischer Nebenbuhler, will ich es ebensowenig auf dich sein, und ich werde dich mit Zucker und Hanf füttern. Und du, graues Kätzchen, da bist du wieder, trotz der Schläge mit dem Kehrwisch, die Nanon dir neulich aufgemessen hat? Komm', ich will dich liebkosen, und schlafe auf dem verbotenen Sessel, wenn du willst; ich bin zu glücklich, um heute die Polizeiregeln ausüben zu wollen.

*

„Es geht gut mit meinem Fuß, nicht wahr, Doktor?“

„Nicht übel, nicht übel, Sie können morgen ausgehen, aber geben Sie Acht, ihn nicht zu ermüden.“

„Viel Dank für die Freiheit, die Sie mir ertheilen. Sie wissen, daß ich mich verheirathe; ich lade Sie zu meiner Hochzeit, und Dich, verehrten Leser, auch.“

Nun, da ich Helene nehme, kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich mir meine Verrenkung zugezogen habe, weil ich, um sie zu sehen, zu geschwind zum Fenster lief.

*

Mein Stern! mein Stern! ich habe dich so lange vergessen! Sei gesegnet! — oder vielmehr angebetet sei Der, der die Sterne am unermeßlichen Himmelsgewölbe sät.

IX.

Den 25. Juli 1845.

Wenn man stets gleichmäßig glücklich ist, wird man sich dessen gar nicht mehr bewußt, außer an gewissen Tagen, die, wie das Brennglas die Sonnenstrahlen, so die Glücksstrahlen gesammelt auf einen Punkt fallen lassen, wodurch dieser so blendend erhellt wird, daß der Blick gezwungen ist, darauf zu verweilen. Ein solcher Tag ist dieser 25. Juli, den ich soeben niedergeschrieben habe, voll der süßesten Erinnerungen. Es ist das Datum meines Hochzeitstags, und zwar, was einigermaßen in Verwunderung setzen wird, — der zehnte Jahrestag.

Ich hätte große Lust, das Rad der Zeit zurückzudrehen, den Kalender zurückzustellen — aber wie ist dieß möglich, wenn mein Spiegel mir zur Seite mit ihm im Einverständniß ist und mir von meinen vierzig gut verflossenen Jahren so eindringlich predigt? Ach, die Silberfäden an meinen Schläfen, die schon sichtbaren Falten auf meiner Stirne und die wenig anmuthigen Gänsefüße, die in meinen Augenwinkeln anfangen sich zu bilden, sind Dinge, welche sich nicht fortdenken lassen. Und doch scheint es mir trotz dieser Beweise, als ob es erst gestern gewesen, daß mir die ehrwürdige Madame Weiß das Loos ihrer geliebten Tochter anvertraut hat; erst gestern, da ich meine süße Helene an meinen Herd eingeführt habe; erst gestern, daß sie, gerührt, erröthend und schöner als ein Engel des Himmels, unter ihrem Musselinschleier und ihrem Kranz von Orangeblüten neben mir stand. Ja, es ist kaum seit gestern, daß ich das höchste Glück genieße, Jemand zu haben, an den ich denken kann, und Jemand, der an mich denkt; kaum seit gestern, wie traurig diese Anmerkung, daß ich, vereinzelt im Lebenskonzert, mich in einen harmonischen Akkord versenkte.

„Guten Tag, Papa!“

„Guten Tag, Papachen!“

„Guten Tag, liebster Papa!“

So erschallen drei hellstimmige Rufe in dem Hausflur, und dieser Beweis der verflossenen Jahre ist so mächtig, daß alle Kalender und Spiegel davor verschwinden; es ist ein lebender, springender, reizender Beweis, er dringt plötzlich in mein Zimmer, klettert auf meine Kniee, hängt sich um meinen Hals, küßt mich auf die Stirn und zaust mich in den Haaren.

Jetzt gerathe ich nicht in Versuchung, die Zeit mir wegzutäuschen. Das ist sicher, diese drei anmuthigen Vögel, die so allerliebst zwitschern, sind nicht erst seit gestern ausgeschlüpft.

Es drängt mich, ausführlich von meinem kleinen Heinrich zu erzählen, welch' ein sanftes und ernstes Kind er ist, ganz das Ebenbild seiner Mutter Helene; von Paul, der immer lachend und heftig wie sein Vater; von Karoline, einem Juwel von Mädchen von fünf Jahren, einer Brünette mit blauen Augen, das verzogene Kind von Jedermann; aber ich beherrsche mich, ich weiß, es schickt sich nicht, seine eigene Familie zu loben; es ist erlaubt, aller Welt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ausgenommen seinen Kindern; ich werde daher nichts über die meinigen sagen, außer daß sie die schönsten, die witzigsten, die liebenswürdigsten Kinder sind, die es in der alten und neuen Welt, die es auf der ganzen Erde gibt. Man macht mir oft Vorwürfe, daß ich die Kinder verziehe. Es ist ein Körnchen Wahrheit darin. Ich bin trotz meiner vierzig Jahre auch selbst noch ein großes Kind geblieben. Ach Gott, ich habe schon so viele kleine Särge in die Erde versenken sehen!

Man weiß ja nie, wie bald Einen das Fortgehen treffen kann, und wenn der Tod auf eine Wiege sich niederläßt, wie macht man sich Vorwürfe, wie grämt man sich, gescholten oder bestraft zu haben? Man sollte hienieden einen Himmel einrichten für diese Engel, die Gott uns geliehen hat, sie müßten dann von Ambrosia, von Wohlgerüchen, von Freude leben; und doch veranlaßt man so oft, daß ihre Stirnen sich verfinstern, entpreßt man Thränen ihren Augen und entlockt Seufzer ihrer kleinen Brust, und weßhalb dieß? Um sie ein wenig früher in den Büchern der Menschen buchstabiren zu lassen, sie, die so geläufig das Buch Gottes lesen.

Uebrigens, wenn ich sie verwöhne, meine Kleinodien, ist nicht die sanfte und ruhige Strenge meiner Helene da, um, was die allzu große Nachsicht des Papa etwa verderben könnte, wieder in's Gleichgewicht zu bringen?

Man glaubt im Allgemeinen, daß die Strenge dem Vater zusteht. Irrthum. Das Wort des Vaters ist zu laut, seine Hand zu schwer; wir sollten der Mutter die Sorge, zu verweisen und zu tadeln, überlassen; ihre Sanftmuth und Zärtlichkeit, ihr feiner Takt vor Allem, wird sie stets das richtige Maß der Strenge treffen lassen.

*

Wie schön ist es heute Morgen, der Himmel öffnet sich weit und lacht uns entgegen, nicht der kleinste Dunst verdunkelt sein reizendes Blau, nicht der kleinste Hauch bewegt die Oberfläche des Sees. Der Thau der Nacht hat mit seinen feuchten Flügeln den Rasen abgestäubt und die Toilette der Bäume besorgt, welche gestern wie mit Puder bestreut und einer Prozession von weißen Büßermönchen ähnlich sahen; an unseren Rosenbäumen haben sich eine Menge Knospen geöffnet, ein Schwarm blauer Schmetterlinge ergötzt sich darin, die Vögel singen um die Wette, die ganze Natur freut sich und sie hat Recht, wir haben den 25. Juli.

Ich erblicke von hier aus ein ganzes Heer von Leuten, die sich einbilden, vernünftig zu sein, weil sie weder an Träume, noch an Ahnungen, noch an Aehnliches glauben; ich sehe sie die Achseln zucken, ich höre sie mit ernsthafter Beredsamkeit mir zu bedenken geben, daß die schönen Tage im Juli nicht selten sind, daß sie dieses Jahr sogar viel zu beharrlich sind für die Wünsche der Landleute, die schon lange Zeit um Regen bitten, daß weder die Erde noch der Himmel sich um meinen 25. Juli bekümmert. Was mag der verehrte Leser darüber denken? Ist denn das Glück der Ehe eine so geringfügige Sache, daß es nicht einmal einen Sonnenblick, ein blaues Firmament werth ist?

Wer wollte es mir verdenken, wenn ich an einen Einfluß des Himmels auf mich glaube? Keiner meiner Leser wird bestreiten, daß ich einen Stern habe, und darf ich nun nicht annehmen, daß mein Stern heute Einfluß auf das Wetter hat, wie zum Beispiel der Mond auf Ebbe und Flut?

*

Wer würde nun glauben, daß wir niemals den Tag unserer Vereinigung gefeiert hätten? Meine ernste Helene liebt die Demonstrationen wenig. Sie sagt: „Das Glück ist ein schüchterner Gast, man muß nicht zu viel Geräusch um ihn erheben, aus Furcht, ihn zu verscheuchen.“ Also, den 25. Juli drückten wir uns einfach die Hand, wir lasen zusammen ein Kapitel aus dem Buch des Lebens, und wir luden selbst die Freundschaft nicht zu unserem Fest der Liebe ein.

Ich gestehe, daß diese ausschließliche Zurückhaltung nicht in meinem Charakter liegt; ich liebe nicht, mein Glück auf den Dächern auszurufen, aber ich möchte es gern Denen zeigen, von denen ich weiß, daß sie sich darüber freuen. Auch dieser zehnte Jahrgang wird ohne Trommel und Trompete vorbeigehen, wie die vorhergehenden; ich möchte ein Fest, welches das Glück unserer Ehe glanzvoll zum Ausdruck bringt. Aber ach! die Wesen, die wir am meisten liebten, werden nicht in unserer Mitte sein. — — —

*

Ich sprach von Glück, und doch hat in diesen zehn Jahren der Tod dreimal an unsere Thüre geklopft. Zuerst nahm er unsere alte Nanon, dann unsere geliebte Mutter. Unser Wohlthäter war der Letzte. Schon fünf Jahre sind seit dem Herbstabend verflossen, wo, nachdem er uns gesegnet, seine edle Seele mit einem letzten Lächeln entfloh!

Helene und ich, wir haben uns bei diesen tiefen, gemeinschaftlichen Schmerzen Eins auf das Andere gestützt und unsere Blicke nach dem Himmel gerichtet. Und dann milderten unsere Traurigkeit die drei allerliebsten Wiegen, die wir zu beschützen hatten; es war auch die Zärtlichkeit unserer liebenswürdigen Schwester, die, noch betrübter als wir, in unserer Fassung und unserer Freundschaft einen Trost erhalten, sich aufrichten sollte.

Ich spreche von Madame Biberfeld, der Enkelin unseres Wohlthäters, die, seit acht Jahren Wittwe, aus Berlin in ihr Vaterland zurückgekehrt war. Wir stehen mit ihr, wie wir mit ihrem Großvater standen, und wir bilden nur eine Familie; unsere Kinder sind die ihrigen, sie nennen sie Tante Klara, und ihre kleine Regina gehört uns Allen.

Diese Regina ist ein herrliches Mädchen, blond, weiß, sanft und träumerisch. Ein wahrer Edelstein. Sie ist im gleichen Alter wie Heinrich, und diese zwei Kinder sind unzertrennlich. Wenn ihre Mütter sie sehen, wie sie sich so zärtlich lieben, lächeln sie und denken einen süßen Plan sich aus. Es wäre märchenhaft, wenn die ehemals gedachte Verbindung durch Herrn Bénier zwischen Klara und mir in einer andern Generation in Erfüllung gehen würde.

*

Ich habe die ungemeine Klarheit des Himmels zu früh gerühmt; zeigt sich nicht dort eine Wolke auf dem Kamm des Salève? Ich liebe die Wolken an gewöhnlichen Tagen, ich suche darin noch, was meine kindischen Augen immer fanden, magische Bilder, die Wohnstätten märchenartiger Figuren aus den Geschichten, die in meiner Jugendzeit großen Eindruck auf mich machten. Ich habe eine ganz besondere Vorliebe für diese weißen und geflockten Wolken beibehalten, die Marmorblöcken ähnlich sind und die, sich unter dem Meißel eines unsichtbaren Bildhauers belebend, abwechselnd die verschiedensten Formen darstellen. Es sind beinahe immer zuerst schöne, griechische Linien, eine große Stirne, eine gerade Nase, kurzes, gut geringeltes Haupthaar: das Urbild des Jupiter oder des Apollo. Ein Wind berührte sie, die Stirne wölbt sich, die Nase krümmt sich, indem sie sich verlängert, der Mund zieht sich zurück, das Kinn tritt vor, stülpt sich auf und spitzt sich zu, die Haare sträuben sich zu einem Büschel oder verwandeln sich in einen spitzigen Hut, und das schöne antike Profil ist zum seltsamen Gesichtsbilde des Hanswurst geworden. Diese Wolke ist klein, sie hat eine unschuldige Miene, sehr unschuldig, und ganz gewiß hat sie nicht die kleinste regnerische Absicht, aber doch so klein, so gutmüthig sie ist, beunruhigt sie mich und ich sehe nicht ein, was sie an meinem Himmel zu thun hätte an einem fünfundzwanzigsten Juli.

*

Doch wie bin ich von unserem Feste abgeschweift. Es wird prächtig werden. Klara hat mir versprochen, das Fest anzuordnen, und ich habe unsere Vertrautesten eingeladen; nämlich Herrn Pastor Hans, der unsere Ehe eingesegnet, den Doktor Minor (doch nicht den, der ehemals meine Verrenkung behandelte, aber seinen Neffen, einen meiner Kameraden vom Colleg, der das Talent von seinem Onkel, seine Güte, sein auffahrendes Wesen geerbt hat), Leon Pignol mit seiner Frau und Felix Belmont.

*

Felix Belmont ist nicht mein ältester Freund, aber es geht mit der Freundschaft wie mit dem Himmelreich, den zuletzt Gekommenen werden oft die ersten Plätze angewiesen. Ich habe die Bekanntschaft von Felix bald nach meiner Verheirathung gemacht, ich verdanke sie noch Herrn Bénier. Wie wir uns verstanden haben? Durch einen Blick. Wie uns verbunden? Ein Händedruck hat genügt.

Das ist auch einer der Vorwürfe, die man mir macht, daß ich mich zu bald hingebe. Es ist wahr, ich gehöre nicht zu jenen Leuten, deren Herz eine Wage ist, welche das Wie, das Wenn, das Aber und das Warum sorgsamst abwiegt, ehe es sich öffnet. Ich bewundere sehr Diejenigen, welche ihre Empfindungen so zurückhalten können, aber es steht nicht in meiner Macht, sie nachzuahmen. Ich bin von Natur voreilig, ich liebe wie die Kinder, ohne weit aussehende Vorsicht; ich frage nicht vorher das Wesen, das mir gefällt, um seinen Paß, um sein Attest; ich reiche ihm die Hand auf meine Gefahr hin, und ich darf sagen, ich bin nicht öfter getäuscht worden als die Klugen. Uebrigens ist die Zeit, in welcher man mit sich zu Rathe geht, für die Freundschaft verloren, und das Leben dauert eben nicht so lange, um es aus lauter Behutsamkeit zu verschleudern.

Mein Felix ist ein verzogenes Kind, dem die Natur, diese parteiische Mutter, mehrere Gaben zugleich zuertheilt hat. Er ist so schön, daß man es ihm hingehen ließe, wenn er dumm wäre, er ist so geistreich, daß man ihm erlauben könnte, häßlich zu sein. Er ist eine von den vollkommenen, so seltenen Seelen, welche Tiefe und Anmuth mit Stärke und Sanftmuth in sich vereinigen. Er ist noch nicht dreißig Jahre alt und zählt schon zu unseren glän-

zendsten Professoren. Er übt die Schriftstellerei zur Erholung. Prosa, Verse, Dramen, Geschichte, Romane, Alles gelingt ihm, und er findet noch Zeit, der liebenswürdigste Gesellschafter, den es gibt, zu sein. Selbst ohne es zu wissen oder zu vermuthen, verdreht er so vielen Schönen die Köpfe. Bis jetzt ist, wie er versichert, der seinige ganz klar geblieben, jedoch scheint es mir, daß er seit einiger Zeit Sacconex öfter besucht, als die wärmste Freundschaft es verlangt; er kommt oft selbst, wenn er sehr gut weiß, daß ich nicht zu Hause bin, und ich bilde mir dann ein, daß die schönen schwarzen Augen von Klara ein wenig an dieser zarten Aufmerksamkeit Schuld sein könnten, das wäre allerliebst, wenn . . .

*

Da kommen meine Briefe. Nur da herein in die Schublade, Alles untereinander, wie's kommt, Zeitungen und Geschäftsbriefe; die Politik morgen, morgen die Literatur! Morgen alle ernsthaften Sachen! Heute will ich vollständig frei haben. Ah! aber dieses Billet hier darf nicht mit der gleichen Hintenansetzung behandelt werden. Es ist Felix' Schrift. Wie! was ist das? Er kommt nicht, das ist stark.

„Meinen Dank für Deine herzliche Einladung; doch zum Unglück bin ich nicht mehr so frei, sie annehmen zu können . . .“

(Ich möchte wohl wissen, warum?)

„. . . sie annehmen zu können. Ich bin bereits zu einer Dame gebeten worden, und Du weißt wohl, daß die Artigkeit mir nicht erlaubt, mich bei ihr zu entschuldigen . . .“

(Das ist abgeschmackt. Seine Artigkeit! seine Artigkeit! Könnte er sie nicht für einmal auf die Seite setzen?)

„. . . mich bei ihr zu entschuldigen.“

(Er hält gewiß zu viel auf die Meinung der Damen.)

„. . . Ich werde nichtsdestoweniger im Geiste mitten unter euch sein . . .“

(Ein schöner Trost das!)

„. . . Und ich biete Dir zum Anlaß dieses schönen Tages . . .“

(Sehr schön, wahrhaftig!)

„. . . meine aufrichtigsten Glückwünsche dar.“

(Er möge sie behalten; ich weiß nicht, was damit machen.)

„. . . Dein ergebener Felix.“

(Ergebener unterschreibt er sich, das paßt gut.)

Alle Anderen haben zugesagt, und gerade er kommt nicht, wenn doch einmal ein Gast fehlen sollte, warum fiel das Loos nicht auf Leon Pignol oder auf den Doktor? Aber diese liefen keine Gefahr, von Damen eingeladen zu werden.

Da haben wir schon den Einfluß der Wolke. Ich hatte nicht Unrecht, diesem duckmäuserischen Dunstgebild zu mißtrauen; sie kommt, ohne gebeten zu sein, und bleibt unbeweglich wie ein weißer Stein auf der braunen Stirne des Gebirges sitzen. Hat sie nicht gerade jetzt die Physiognomie von Jemand, der über mich spottet? —

Ich bin wüthend.

*

Was nun thun? Seine Partie nehmen, das ist das Beste, glaube ich. Wenn die Philosophie nicht ein hinlänglicher Schild ist gegen die großen Keulenschläge des Schicksals, so soll sie wenigstens ein Panzer sein bei der Prüfung durch Nadelstiche. Vergessen wir Felix und kehren der Wolke den Rücken.

Nun, da wir ruhig sind, träumen wir ein wenig von dem Toast, den ich am Abend meiner vielgeliebten Gefährtin darbringen will. Ich, der ich doch so viele Verse für andere Leute verfaßt, habe noch nie Verse an meine Frau gerichtet, sie hat sich schon manchmal lachend darüber beschwert. Nun, heute ist eine schickliche Gelegenheit, das wieder gut zu machen. Es ist auffallend schwer, Verse für die Frau zu machen, die man wirklich liebt. Ich habe mir das mehr als einmal gesagt, wenn ich den dicken Band Sonette von Petrarca durchsah: wie gleichgültig mußte ihm seine Laura sein, daß er so viel zu sagen fand!

Versuchen wir's indessen. Die Poesie liebt es, Ungewöhnliches zu verherrlichen, und zehn Jahre ungetrübt glücklicher Ehe sind sicher ein Stoff, der zur Begeisterung verhelfen kann. Und weßhalb ist dieß so selten! Man einigt sich doch gewöhnlich mit dem Wunsch, sich zu vertragen und glücklich zu sein; und es geht nun, wie ich das so oft als Schüler beobachtet habe.

Wenn die Schüler ein neues Heft anfangen, ist selbst der unfleißigste von einem schönen Eifer ergriffen, auch ist die erste Zeile fast immer vortrefflich geschrieben, die zweite geht gewöhnlich noch an, und man hat sich vorgenommen, daß dieß bis am Ende so sein werde und daß das schöne Heft ohne Flecken bleiben werde. Man hat es sich vorgenommen, aber wie kommt es jetzt? Eine Zerstreutheit, eine zu dicke Feder, eine zu flüssige Tinte, ein schwankender Tisch oder es stört uns Jemand, und da haben wir nun einen schwarzen Klecks mitten auf dem Blatt. Und dann, wenn erst das Heft noch stark ist, beginnt die Entmuthigung, man schreibt darauf los, die Kleckse vermehren sich, ach! leider, und oft zerreißt man im Zorn das Heft und wirft es weit von sich.

Es gibt mitunter gute Schüler, die der erste Flecken nicht entmuthigt und die ihn zu verbessern suchen, indem sie nur desto besser schreiben, aber wie wenig solche Schüler gibt es, einen vielleicht auf hundert. — O! besonders beim Schreiben im Heft des Ehestands muß man sich vor dem ersten Flecken hüten.

Ich frage mich oft, wie es kam, daß ich mit meiner Unbesonnenheit dieß habe vermeiden können, diesen ersten Flecken mit seinen traurigen Folgen? Ich weiß es wahrlich nicht. Aber Helene ist ein Engel, und dann ist mein Stern immer noch da.

*

Was hatten mir nicht die Leute, welche sich gewiß zu meinen Freunden zählten, Alles gesagt, um mich von dieser Vereinigung abzubringen. Wirklich ganz wohlmeinende, die kein anderes Unrecht begangen haben, als die Schätze der Hoffnung, die doch mitunter die wirklicheren sind, für nichts zu achten.

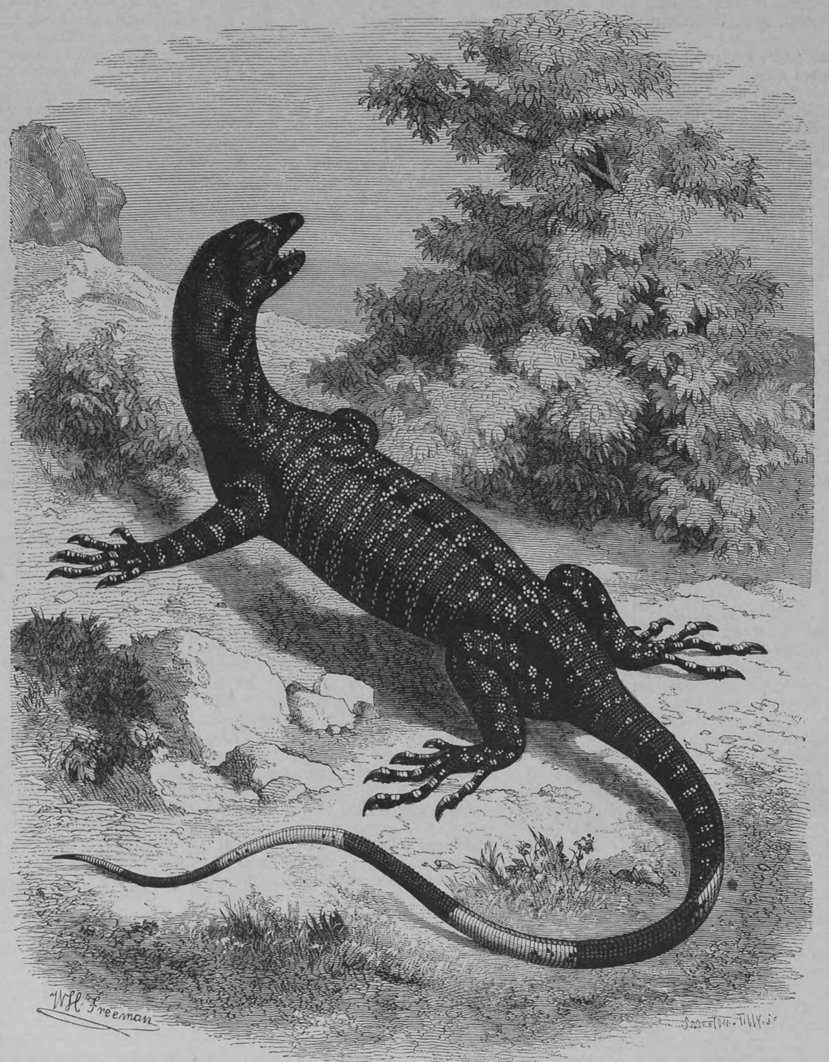
Diese verständigen Leute (Leon Pignol gehört zu ihnen) hielten mir vor, daß eine Frau ohne Heirathsgut ein Luxus sei, den man sich nicht gut erlauben könne, wenn man nicht zum mindesten ein russischer Prinz oder ein amerikanischer Pflanzer wäre, da die Frauen mit oder ohne Mitgift Verschwenderinnen sind, und oft dieß desto mehr, je weniger sie mitbringen. Man endigte die Schlußrede mit der Voraussagung des vollständigen Ruins in naher Zeit, wenn ich auf meinem Vorhaben bestehen würde.

Aber ich lasse mich selten von den Rathgebern beeinflussen, ich folge meinen eigenen Ideen, die wenigstens das Verdienst haben, nicht Jedermanns Gemeingut zu sein. Ich finde, es ist Sache des Mannes, des Mannes allein, für Unterhalt seiner Familie zu sorgen, und daß es unedel ist, von der Frau, diesem lieblichen und anmuthigen Wesen, welches in unsere Behausung den Sonnenschein, das Lächeln, die Poesie, den Frieden mitbringt, zu verlangen, daß sie mit ihrer weißen, niedlichen Hand einen gemeinen Sack voll Thaler mitschleppe. Auch war ich glücklich, durch meine Heirath gegen die armseligen Tendenzen unserer Tage Protest einzulegen.

Und die Unglückspropheten hatten nicht die Freude, mir zu meinem Ruin diese unerträglichste aller Phrasen vorzuwerfen: „Ich habe es Ihnen gesagt“. Sie mußten sich ergeben und anerkennen, daß eine Frau ohne Mitgift zu heirathen in gewissen Fällen ein vortreffliches Geschäft sein könnte. Leon Pignol ist gegenwärtig einer der wärmsten Bewunderer von Helene, ich glaube, daß, wenn er Wittwer würde, er eine zweite Frau mit so wenig Vermögen als möglich wählen würde. Ganz gewiß ist es indessen doch noch nicht.

*

Allerdings, wir haben die Knappheit, wenn nicht die Armuth während der ersten Zeit unserer Vereinigung erfahren, denn meine Hülfsquellen hatten sich nach Verhältniß der Ausgaben nicht vermehrt. Aber Helene überwand den Mangel und errang Wohlstand daraus. Ihr Geheimniß ist folgendes: Meine artige Gefährtin hat zur Pathin die Fee Sparsamkeit, die einzige der Feen, die nicht unter den Ruinen der alten Schlösser begraben liegt, und welche fleißig die neuen Wohnungen besucht. Man erschrecke nicht, ich meine nicht jenen unholden grauen, gelben und grünen verlotterten Dämon, welcher die Ehemänner zwingt, fadenscheinige Kleider, die Frauen aus der Mode gekommene Hüte, die Kinder durchlöcherte Schuhe zu tragen. Meine Fee Sparsamkeit ist frisch, reinlich, zuvorkommend und artig. Ich kann aus Erfahrung sprechen, der ich sie unaufhörlich Helenen nachgehen sehe; wie sie Alles vermöge ihres Zauberstabes verwandelt und aus den kleinsten Dingen großen und kleinen Vortheil zieht. Ihr wachsames Auge bemerkt an den Kleidern das kleinste Zeichen von Abnutzung; ihre geschickte Hand widersetzt sich mit Geduld den Zerstörungen der Zeit so gut, daß die Zeit als überwunden scheint und die Stoffe ewig sich zu halten scheinen. Ich muß alle Diplomatie anwenden, um Helene zu bewegen, daß sie ein Kleid oder einen neuen Mantel annimmt. Das, was sie habe, sei noch sehr gut, sagt sie mir immer; und wirklich trägt sie ihre Toilette fünf bis sechs Jahre, immer gleich frisch, immer gleich neu, und selbst immer nach der Mode, so weiß sie mit ihrem künstlerischen Geschmack und Geschick ihren Anzug und den der Kinder nach der Mode umzuändern. Und unser inneres Hauswesen; man muß es sehen. Man wundert sich allgemein, ich habe es erfahren,



Eine gefleckte Varane aus Australien. (S. 326.)

da man wohl weiß, daß die Lampe eines Schriftstellers nicht die Wunderlampe des Aladin ist über der Eleganz und dem Comfort, die unser Heim so reizend erscheinen lassen und die selbst den Neid von Vielen erregen, die vom Glück viel besser begünstigt sind.

*

Doch alle diese Betrachtungen liefern mir kein Gedicht. Ich besitze wohl die durchtriebenste Einbildungskraft, die es gibt. — Wenn ich ihr eine Arbeit aufgebe, die nur halb ihr zusagt, hütet sie sich wohl, mir etwas abzuschlagen, da sie wohl weiß, daß eine offene Auflehnung ihr einen tüchtigen Vorwurf zuzieht und daß, gern oder ungern, sie sich auf der Stelle an's Werk begeben muß. Sie stellt sich, als wäre sie sehr geneigt, mich zufrieden zu stellen (ich weiß nicht, wo sie diese Diplomatie gelernt hat). Und wie sie eine Menge Sachen in den Feldern meines Gehirns zurückbehält, so öffnet sie diese Felder mit unschuldiger Miene. Ein geborener Herumschlenderer, wie ich bin, amüsirt es mich, diese Reichthümer aufzuzählen, und ich vergesse meine Absichten und Pläne, gerade wie ich als Kind die Schulstunden vergaß, indem ich die Ausstellfenster der Kupferstichläden betrachtete.

Aber jetzt will ich bestimmt nicht mehr abschweifen, jetzt will ich ernstlich arbeiten.

*

Ich hatte meine Feder hinter dem Ohr (eine alte Kanzleimode, von der ich mich nicht losmachen konnte). Ich durchmaß mein Zimmer mit großen Schritten; eine vortreffliche Methode, um die poetische Begeisterung zu erregen. Schon erwachte mein Genie und ich war in der glücklichen Stimmung, eine Idee zu finden, eine wahrhafte Idee. Ich sah sie noch nicht ganz hell daher schweben, aber reizend wie eine vergoldete Wolke, sie wollte ein Bild annehmen und in zwei Reimen sich gestalten, als meine übelgeleiteten Schritte mich wieder zum Fenster führten, wo ich mich nicht enthalten konnte, einen Blick auf den Garten zu werfen.

*

Heinrich und Regina, Hand in Hand, lesen im nämlichen Buche, im Schatten einer Akazie, wie Paul und Virginie. Ganz nahe bei ihnen mein Jüngster, mit einer ernst-drolligen Miene auf seinem trotzigen Gesicht, zeichnet das Porträt von „Blitz“, der mit vollkommener Ruhe daliegt. Und meine Karoline, die den Hund recht schön ausschmücken will, befestigt um seinen Hals eine dicke Guirlande von Blumen.

*

Habe ich schon von Blitz erzählt? ... Er ist ein Vermächtniß unseres Wohlthäters: „Halten Sie meinen alten Freund gut“ — war eines seiner letzten Worte.

Dieser Blitz ist ein seltsamer Hund, er bellt niemals bei Leuten in Lumpen, aber bei bösen Physiognomieen, wären sie auch mit Sammet bekleidet. Es ist ein schöner Wachtelhund; seine langen, seidenartigen Ohren sind mit schwarzen Fransen besetzt, sowie der Federbusch von seinem Schwanz; mehrere malerisch vertheilte Flecken marmoriren seine Seiten. Er hat braune Augen, der Blick ist stolz und sanft und in seiner ganzen Art besitzt er etwas Zierliches und Vornehmes. Armer Blitz! Ein verfehlter Beruf ist der seinige. Die Natur hatte ihn dazu bestimmt, das Wild in den Wäldern zu verfolgen, und die friedfertigen Sitten des Herrn Bénier haben ihn auf den Posten eines viel weniger kriegerischen Haushundes zurückversetzt. Ob er ohne Bedauern seinen kriegerischen Geist in dieses friedliche Amt zwängte, ist etwas, das ich nicht weiß; aber seit ich ihn kenne, scheint er sich mit Philosophie darein finden zu können. Im Uebrigen hat das Alter seinen Eifer eingeschläfert; er liebt jetzt die Ruhe und die Sonne und bringt den größten Theil des Tages auf dem Sande zu, die Vorderfüße ausgestreckt, um dem Kopf als Kissen zu dienen. Indessen jedesmal, wenn die Kinder ihn einladen, mit ihnen zu spielen, verläßt er seine Ruhe mit der rührendsten guten Laune; auch herrscht das beste Einvernehmen unter meinem kleinen Volke und dem guten Hund.





*

Aber als ich das soeben beschriebene Genrebild bewundert hatte, kehrte ich wieder zu meiner Idee zurück; wo befand diese sich jetzt? sie war gänzlich verflogen.

Wie schade! Eine so liebliche Idee, eine so neue Idee. Mir erscheinen nun alle Ideen so, so lange sie noch verschleiert sind ... aber die meinige glänzte in wirklicher Schönheit! Ich fordere den Leser auf, mir das Gegentheil zu beweisen.

*

Wahrhaftig, ich habe Pech. Mit aller Anstrengung denke ich nach und es schien mir, als hätte ich den Faden meiner Idee wiedergefunden, ich folgte ihm, aber ... ein Schritt ließ sich auf dem Weg vernehmen, die Kinder springen, der Hund springt auf. Es ist Felix. Was bedeutet denn nun sein Billet? Hat er mich zum Narren halten wollen?

(Fortsetzung folgt.)

Der König ist in Gefahr.

(Bild S. 317.)

Das war ein lustiges Spiel! Die Kleinen stellten Revolution dar und das Volk suchte den König. Bei der Revolution konnte man so prächtig schreien, die Hände werfen und mit Stöcken und Säbeln drohen, und dann das Verstecken des Königs! Dieser, mit Helm und Schwert kriegerisch ausgerüstet, zeigte den höchsten Muth, die Rebellen ganz allein zu bekämpfen, aber nicht sofort, er wollte sich nicht so schnell finden lassen, die Schlacht sollte noch nicht gleich beginnen. Unter dem Beistand seiner größeren Schwester, welche die ganze Bewegung leitete, das gar zu wilde Volk im Zaum hielt und den König dorthin dirigirte, wo er am sichersten war, hat dieser sich vortrefflich der Wuth des Volkes zu entziehen gewußt und seine Tapferkeit bis zum günstigsten Moment aufgespart — jetzt aber weiß das Volk, wo der Gesuchte ist. Es kommt mit großem Ernst leise den langen Gang herab, die Listen des Schwesterchens helfen nichts mehr, der König ist in Gefahr, es kann nur noch wenige Sekunden dauern — die Schlacht geht los. Freilich, ein so schön angezogener, kräftiger, mit einem so breiten Schwert versehener König muß siegen"!

Unser Bild S. 317 gibt allerliebst die gegenseitige Erwartung der jetzt beginnenden Katastrophe bei dieser Kinderkomödie wieder. Wir hören gewissermaßen schon den Lärm, das Hallo und Getrampel, das bei der jetzt anbrechenden Schlacht entstehen wird, und werden an so manche ergötzliche Stunden unserer eigenen Jugend erinnert.

Waldkauz.

Ein Winterbild

von

Paul Röper.

(Nachdruck verboten.)

Höre, wie's durch die Wälder kracht,
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste,
Girren und Brechen der Aeste,
Der Stämme mächt'ges Dröhnen,
Der Wurzeln Knarren und Gähnen.
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

Faust, Walpurgis.

Wie strahlend und klar in der hellen Winternacht schimmert der Polarstern und das ganze unzählige Heer der Sternenwelten im schneebedeckten Walde, hier und da knarrt ein unter der Last des Schnees brechender Tannenzweig, der nahe See donnert und wirft lange Risse in der stahlgrauen Eisfläche, unter der Gewalt des Frostes krachend, und scharf tönt durch die stille Nacht das Gebell des Fuchses, der hungernd und frierend nach Beute umherstreicht. Warm und sorglos schlafen die Kreuzschnäbel und die Eichhörnchen in ihren Nestchen und achten nicht des Geschreis, das gellend den stillen Wald durchklingt: es ist der Waldkauz. „Hu, hu hu! Komm' mit, komm' mit!" so tönt sein Ruf, mit dem er seine Jagd in schweigender Dämmerung beginnt und geräuschlos eilt er von Baum zu Baum und langen Fluges über die Waldblößen.

Es scheint, als wenn heute dem Waldkauz kein Glück lächeln soll — die dunkle Wolkenwand im Westen steigt höher und höher und verdeckt den Mond, sausend beginnen einzelne Windstöße die schneebeladenen Tannen zu schütteln und zu beugen, und nur auf Momente bricht das Mondlicht hervor. Was soll da aus der mit so lustigem Ruf begonnenen Jagd werden?!

Wo ist wohl eine Maus unter dem tiefen Schnee oder ein Vögelchen zu entdecken? Hier im Walde ist nichts zu machen, also auf! in die Scheune des nahen Bauernhofes, da gibt's Mäuse in Hülle und Fülle, denn in knappen Zeiten, wie jetzt, muß man mit geringem Wildpret vorlieb nehmen; leider gibt's keine kleinen Nestvögel oder gar junge Amseln.

Doch sieh'! wahrlich, dort unter den obersten Zweigen der alten Fichten, die schwer herniederhängen unter ihrer Schneelast, hell beleuchtet vom durchbrechenden Mondesstrahl, sitzt der alte Feind, der Rauchfußbussard. O warte, Knappe! Alle Unbilden und Verfolgungen, die du mir und meinem Geschlecht am Tage bereitet, ich zahle sie dir zurück diese Nacht!

Der Schnee, vom daherstürmenden Winde getrieben, wirbelt hervor aus den berstenden Wolken, die Aeste ächzen und stürzen brechend mit Gepolter zwischen einander, bald dunkle Nacht, bald Mondesschimmer, der aus jagenden Wolken bricht und unter lautem „Hu, hu, hu!" stürzt der Waldkauz auf den Rauchfußbussard. Dieser, in seinem dicken Federkleide und Federhosen, schläft trotz Sturm und Kälte den Schlaf des Gerechten und fällt bei dem plötzlichen und heftigen Stoß, den der Kauz, mit aller Gewalt herzufliegend, ausführt, wie ein Klotz von seiner Schlafstätte, dem Fichtenzweige, zur Erde oder vielmehr auf den Schnee. Hier angekommen und kaum erwacht, hat ihn schon sein Feind beim Kragen und nun beginnt ein blutige Balgerei. Der Bussard, bedeutend größer und stärker, hat die Kraft für sich, der Kauz aber die Munterkeit, das bessere Sehen und den Vortheil des Angriffes.

Mit Schnäbeln und Fängen fechten die Raubvögel ihre Sache aus, abwechselnd auf dem Rücken liegend, bis dann endlich der Junker von Malpertaus Veranlassung nimmt, dieses Turnier sich genauer anzusehen. Der nächtlich-hellsehende Kauz gewahrt kaum die funkelnden Lichter des gefürchteten Raubritters, so macht er sich eilig davon, gleichermaßen schleunigst der Bussard, denn hier sind keine Lorbeeren mehr zu pflücken, sondern man kann sehr leicht ein Leben verlieren.

Der Magen des Waldkauzes aber verlangt gebieterisch sein Recht und dessen Inhaber fliegt ab nach der mäusereichen Scheune. Hier endlich findet unser Vogel seine Rechnung und nach einigen Stunden kehrt er vollauf gesättigt in sein Standquartier — den Heuboden des Försters im Walde zurück.

Und wie draußen die bleiche winterliche Sonne aufgehend tausend Brillanten auf dem Schnee hervorzaubert und den frostgeborstenen See beleuchtet, und die wirr vom Sturm durcheinander geworfenen Baumstämme, wie sie dem hungrigen Fuchs heimleuchtet zum Bau und ihre Strahlen über den blutgerötheten Platz streifen, wo das nächtliche Vogelturnier stattfand — träumt behaglich der Kauz vom nahenden Frühling, von Liebeslust und einer Frau Käuzin, und wie sie dann gemeinschaftlich ihr Nest auf dem Taubenschlage des Försters aus Reisern bauen und ihre aus den runden weißen Eiern kommenden, daunenbekleideten, rundköpfigen Sprößlinge aufziehen und zu gesinnungstüchtigen, braven, den Menschen nützlichen Waldkäuzen heranbilden wollen.

Lebensregeln.

Freund! lasse Jeden ungeschoren,
Die Menschen sind wie die Schlangen geboren:
Die dich nicht können mit Kraft zerdrücken,
Die werden dich durch ihr Gift berücken.

*

Laß den Genuß nur heiter dich umwalten,
Mußt aber das Kommando behalten.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano**.

(Fortsetzung.)

Vierundsechzigstes Kapitel.

Der Sturm in einem Frauenherzen.

Heinrich fragte sich, wer ihn wohl erwarten könne? Jeanne und Zoë waren die einzigen Damen, die er in Paris kannte, und die hatte er am Nachmittage gesprochen.

In seinem fast ganz dunklen, nur von den Lichtreflexen der Straßenlaternen erhellten Salon angekommen, sah er im Schatten eine hohe Frauengestalt sich erheben und einen Schritt vortreten. Ein Rascheln von Seide und Sammet durchknisterte das Schweigen, ein scharfes, feines Parfüm umfloß ihn.

Da sie noch immer schwieg, trat er an den Kamin und brannte zwei Leuchter an. Jetzt erkannte er seine Besucherin. Es war die Marquise de Ribas.

Zu wohlerzogen, um erstaunt zu erscheinen, verbeugte er sich, schob einen Fauteuil vor, blieb selber vor dem Kamin stehen und sagte mit ruhiger, artiger Stimme: „Verzeihen Sie, Frau Marquise, daß ich Sie warten ließ, aber ich hatte keine Ahnung von der Ehre Ihres Besuches."

Sie schien ein wenig verwirrt. Dennoch sagte sie: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, mein Herr; und da ich Sie vergeblich bei mir erwartete, mußte ich mich wohl entschließen, zu Ihnen zu kommen."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, gnädige Frau," entgegnete Heinrich. „Was den indirekten Vorwurf betrifft, den Sie mir über mein Nichterscheinen bei Ihnen zu machen geruhen, so erlaubt mir meine Zeit nicht, selbst die angenehmste Gesellschaft aufzusuchen."

Sie fragte rasch, ehrlich: „Und ist dieß der einzige Grund, der Sie bis heute verhindert hat, uns zu besuchen, mein Herr?"

„Aber freilich ... ich wüßte keinen andern ..."

„Der kleine Vicomte Champy behauptet, daß Sie noch einen andern haben."

„Und der wäre, Frau Marquise?"

„Er behauptet, daß Sie die Marquise de Ribas sicher besuchen würden, wenn sie nicht vor ihrer Verheirathung Mathilde Simonnet geheißen hätte."

Ohne verlegen zu werden, entgegnete Heinrich: „Herr von Champy that sehr Unrecht, Ihnen zu wiederholen ..."

„Mir zu wiederholen! Sie sehen also, daß er nur indiskret war und nicht gelogen hat! ..."

Er schwieg. Sie fuhr mit zitternder Stimme fort:

„Und davon wollte ich Ihnen reden. Ich finde es unrecht von Ihnen, Herr von Meillant, gegen Mathilde Simonnet ein solches Vorurtheil zu hegen, und ich will dieselbe vertheidigen. Dieß ist der Zweck meines Besuches."

Er setzte sich einige Schritte von ihr auf ein Kanape und hörte ihr höflich zu. Sie begann — anfangs mit unsicherer Stimme:

„Man hat Ihnen ohne Zweifel gesagt, mein Herr, daß mich der Onkel des Fräuleins Guérin zur Universalerbin eingesetzt habe, ohne daß ich einen legitimen Anspruch auf die Erbschaft gehabt hätte. Das ist wahr. Aber sollte ich, die arme, verlassene Waise, dieselbe zurückweisen? ... Ich war gezwungen gewesen, zum Theater zu gehen, um mein Brod zu verdienen. Da kam der alte Mann und sagte zu mir: ‚Verlassen Sie die Bühne, ich will Ihr Beschützer sein. Ich liebe Sie und ich weiß, daß Sie ein ehrbares Mädchen sind. Eines Tages werden Sie vielleicht mein Alter vergessen und meine Gattin werden.' Und so geschah es, daß ich seine Braut ward. In einigen Wochen schon sollte unsere Vermählung stattfinden, da starb Claude Guérin plötzlich. Sein Testament sprach mir sein Vermögen zu. Er hatte natürliche Erben, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, die ich nicht kannte. Sollte ich, das arme, hülflose Mädchen, um ihretwillen einem Vermögen entsagen, das mich vor der Noth und — Schlimmerem schützte? Ja, wenn sie noch gekommen wären und gesagt hätten: theilen Sie mit uns! Aber nein, anstatt mich zu sehen, erklärte man mir auf rohe Weise den Krieg, schleppte mich vor's Gericht, stellte mich als Intrigantin hin, welche ihren Einfluß auf einen Greis mißbraucht habe, der Advokat meiner Gegner beschimpfte mich, beschuldigte mich fast der Fälschung ... Meine Freunde empörten sich, sie sagten, meine Würde stehe auf dem Spiele, ich müsse kämpfen ... Ich gehorchte ihnen und ward besiegt. Dieß, Herr von Meillant, ist die reine Wahrheit. War mein Vorgehen bei der ganzen traurigen Angelegenheit so tadelnswerth, habe ich mich dabei so betragen, daß ein braver Mann mich mißachten muß? ... Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig, Sie haben mir das Leben gerettet ... muß es mich nicht schmerzen, daß Sie mir nicht erlauben, Ihnen meine Freundschaft zu zeigen, daß Sie mich wie eine Fremde betrachten? ..."

Sie erhob sich und sagte mit bebender Stimme und thränenverschleierter Miene: „Ich mußte Ihnen das Alles sagen, Herr von Meillant ... schon um meiner selber willen. Deßhalb bin ich hergekommen. Darf ich hoffen, Sie überzeugt zu haben? Denken Sie jetzt besser über mich als vorher?"

„Ich habe nie schlimm von Ihnen gedacht, gnädige Frau," erwiederte er. „Und die natürlichen Vorurtheile, die ich vielleicht gehegt habe, sind verschwunden."

Sie trat zu ihm und sagte mit kindlich flehender Stimme: „Sie werden mich also nicht mehr als Feindin behandeln?"

„Habe ich das je gethan?"

„Es ist wahr," erwiederte sie mit einem traurigen Lächeln. „Aber Sie haben mir eine Gleichgültigkeit gezeigt, die viel ärger war wie Haß. Sie wird verschwinden, nicht wahr? Ich werde Sie wiedersehen?"

Er schaute sie mit seinen großen, klaren Augen an und sagte nur das einzige Wort:

„Nein."

„Weßhalb?"

Er antwortete mit einer Frage:

„Und warum sollten Sie meinen Besuch so dringend wünschen, gnädige Frau? Ich gehöre nicht zu Ihrer Pariser Welt, weiß nichts von ihr zu plaudern, bin gleichsam nur auf der Durchreise ..."

Sie näherte sich dem Kamin, an welchem er jetzt wieder stand, stützte ihren eigenen schönen Arm auf den Mantel desselben und schaute ihn scharf an, die Nasenflügel leicht geschwellt und tiefathmend: „Gut. Mein Salon langweilt Sie, meine Bekannten mißfallen Ihnen. Aber Sie brauchen ja denselben nicht zu begegnen. Sobald Sie da sind, kann ich meine Thüre schließen."

Er ertrug ihren Blick, ohne den seinigen zu senken, und ward nicht bewegt. Ihre Seele spann vergeblich ihre Silberfäden um ihn, der süße Duft, der von ihr ausging, umströmte ihn, ohne ihn zu berauschen.

Aber sie sprach weiter; sie beugte ihren weiblichen Stolz so tief sie konnte:

„Und wenn Ihre Tage zu sehr in Anspruch genommen sind, als daß Sie zu mir kommen könnten, dann kann ich wohl meinem Retter ein kleines Opfer bringen und zu ihm kommen ... Dieser Salon hier ist wie dazu gemacht, daß zwei gute Kameraden wie Sie und ich darinnen manchmal eine frohe Plauderstunde halten! ..."

Er schaute sie an, ohne zu zucken, ohne die Lippen zu öffnen, unbeweglich, stumm, kalt.

Sie wartete noch einen Augenblick auf seine Antwort, dann schrie sie plötzlich mit zitternder, zornbebender Stimme:

„Ah, das ist zu viel! zu viel! Adieu!"

Sie eilte nach der Thüre.

Da kam aber eine letzte Hoffnung, eine letzte Verzweiflung, ein letztes Aufflammen ihrer hülflosen, unbesieglichen und dadurch heiligen Liebe über sie, und sie wandte sich um, stürzte auf Heinrich zu, der ihr gefolgt war, um ihr die Thüre zu öffnen, faßte bebend seine beiden Hände und schrie athemlos, außer sich:

„Aber siehst Du denn nicht, daß ich Dich liebe!?!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefleckte Varane aus Australien.

(Bild S. 324.)

Die Varane sind eine Eidechsenart, welche sich durch Beschuppung, Bildung der Zunge und Anlage und Gestaltung der Zähne von den gewöhnlichen Eidechsen charakteristisch unterscheiden. Es gibt dreißig Arten Varane; sie bewohnen vorzüglich Afrika, Südasien und Ozeanien und sind theils Land-, theils Wasserthiere. Alle zeichnen sich aus durch Klugheit, Kraft und Muth und manche Arten werden, ihren langen Schwanz mit eingerechnet, oft bis sechs Fuß lang; von der Schnauze bis zum Beginn des Schwanzes mißt der Körper dann dritthalb bis drei Fuß. Sie nähren sich von Fröschen, Eidechsen, kleinen Vögeln, Eiern, greifen aber auch Hühner, indische Varane mehrere vereint sogar kleine Rehe an. Sie überfallen die Beute, indem sie ganz ruhig sich nähern und plötzlich auf ihre Opfer zuspringen und sie heftig in den Kopf beißen, bis sie betäubt sind.

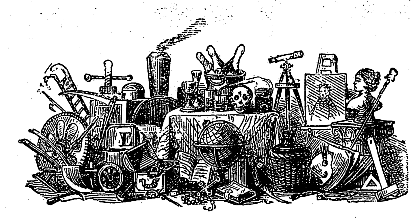
Unser Bild zeigt eine gefleckte Varane aus Australien, ein ziemlich großes Thier, welches hervorragt durch wunderschöne Färbung. Der Oberkörper ist fahl, mit lebhaft gelben, ringelartigen Punktirungen, durch welche tiefschwarze Schuppenlinien, beinahe wie karrirt so regelmäßig, sich ziehen. Der Leib ist röthlich, mit schwarzen und gelben Flecken. Lange Nägel an den Füßen dienen zum Festhalten der Beute, aber auch zum Klettern, denn die Varane klettern, springen, schwimmen und laufen meist gleich vorzüglich. Ihre Laufgeschwindigkeit ist jedoch nicht so schnell, daß ein Mann sie nicht einholen könnte. Ihr Fang aber ist sehr schwierig. Die Varane greifen den Menschen nicht an, gereizt jedoch stürzen sie sich in wilder Wuth auf diesen und beißen böse Wunden.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 300:

Ich will ihr geben Ehr' und Gut,
Sie bergen treu in Herz und Dach;
Und was sie Liebes an mir thut,
Will ihr's vergelten tausendfach.

Und auf der ganzen Erde ging'
Mir Niemand über ihre Hand;
Doch theurer noch als Liebchens Ring
Verblieb mir Gott und Vaterland.

„Amaranth" von **Oskar v. Redwitz**.



Aus allen Gebieten.

Verbreitung der Thiere.

Einer sehr interessanten Vorlesung, die neulich der Naturforscher J. Young, Professor an der Universität zu Glasgow, vor einem zahlreichen Publikum hielt, entnehmen wir folgende Mittheilungen: „Jeder der fünf Welttheile besitzt eine besondere Thierklasse in vorwiegendem Verhältnisse. So besitzen Europa und Asien vorwiegend Wiederkäuer, Afrika Landschildkröten, Nordamerika Zugvögel, Südamerika die zahnlosen Thiere, wie die Ameisenfresser, das Armadill und das Faulthier; Australien die Beutelthiere, wie das Känguruh. Fast jedes Land hat dann wiederum seine ihm eigenthümlichen Thiergruppen. So sind das Känguruh und Ornithorrhynchus auf Australien beschränkt, wie das rothe Waldhuhn (red grouse) auf England, die Kanarienvögel auf die Kanarischen Inseln, das Ichneumon auf Aegypten, das Hippopotamus und die Giraffe auf Afrika, die echten Kolibris und die Klammeraffen auf Amerika, das Kameel auf die trockensten Gegenden Afrikas und Asiens, und das Rennthier auf die nördlichen Gegenden. — Die Gemsen und Steinböcke gehören den Alpen an, das Lama, Alpaco und der Condor den Anden in Peru, das Yak dem Tafelland Tibet. Die Tsetse, ein Insekt Südafrikas, dessen Biß gewissen Thieren tödtlich ist, wird oft nur auf der einen Seite desselben Flusses gefunden. — Auf den Südseeinseln, gerade wie in Irland, gibt es keine einzige Schlange, und alle Reptilien der neuen Welt sind von denen der alten verschieden. Es gibt keinen einzigen einheimischen Wiederkäuer in Australien, Neuguinea, Madagaskar oder den Südseeinseln, und von den 186 Arten Wiederkäuern gehören bloß 24 Amerika an. Die Thier- und Pflanzenwelt Australiens jedoch bietet das Merkwürdigste, was es auf Erden gibt, da seine einheimischen Arten anderswo unbekannt sind, ausgenommen in Tasmanien. Drei große Ordnungen von Thieren fehlen in Australien, nämlich die Wiederkäuer, die Dickhäuter, wie das Pferd und der Elephant, und die Vierhänder. Es besitzt auch nur sieben Arten von Fleischfressern, nämlich vier Arten Seehunde, zwei Arten Fledermäuse und eine Art Hunde, während Südamerika deren dreizehn hat. Besonders zeigt sich die vollständige Abschließung der Inselgruppen in folgenden Thatsachen. Von den 26 Arten von Landvögeln, die es auf den Galapagosinseln gibt, ist nur eine einzige in den übrigen Welttheilen bekannt. Australien besitzt 320 Vogelarten, allein nur 30 davon kommen anderswo auf Erden vor. Eine ähnliche Isolirung weist das 1150 englische Meilen entfernte Neuseeland auf, dessen merkwürdigste Gruppe die der flügellosen Vögel (Apteryx) ist." — Hätte man vor hundert, ja vielleicht fünfzig Jahren öffentlich bekannt gemacht, daß es irgendwo flügellose Vögel gäbe, so wäre man für einen jener amerikanischen Zeitungsschreiber, die man im gewöhnlichen Leben „Aufschneider" betitelt, angesehen worden. Unseres Wissens gibt es auch heute noch in den zoologischen Gärten Europas sehr wenige Exemplare dieser Vogelgattung. Hoffen wir, daß von den Besuchern der australischen Weltausstellung manche dieser seltenen Thierarten zu uns herübergebracht werden.

Taubenzucht.

Die Tauben lieben die Sonne und gedeihen in einem sonnigen, gegen Morgen liegenden Schlag am besten.

Reinlichkeit ist ihnen Bedürfniß, daher müssen die Schläge rein gehalten werden.

Da die Feldtauben, ehe sie ausfliegen, in der Gegend umherblicken, um zu sehen, ob Alles sicher ist, so ist ihnen der höchste Schlag am liebsten.

Beim Brüten lieben sie Dunkelheit, daher man die Nester demgemäß stellen muß (am besten in Fächern, in denen sie vertieft, aber hoch über dem Erdboden sitzen).

Reines und frisches Wasser ist ihnen wesentlich nothwendig. Am besten ist ein bedecktes hölzernes Trinkgeschirr, dessen Deckel Löcher hat, die nur so groß sind, daß die Tauben den Kopf durchstecken können.

Nicht jedes Wasser taugt für die Tauben, und namentlich sind ihnen die Pumpenwasser schädlich, welche Schwefel und dergleichen enthalten, wie es deren viele gibt. Wasser von fließenden Brunnen und Bächen ist immer das beste für sie.

Zu viel Hanfsamen bringt den Tauben Schaden. Es sterben viele Tauben an dem übermäßigen Genuß von Leinsamen.

(Aus: „Der praktische Landwirth".)

Erfindungen.

Uebertragung von Maschinenkraft. Früher hat man schon versucht, die Kraft der Wasserfälle zu benützen, um Luft zu komprimiren. Diese Luft wurde dann durch Leitungen weitergeführt und verwendet, um Maschinen zu treiben. Das System der komprimirten Luft ist aber in der Anwendung zu theuer und nur in einzelnen Fällen und unter gewissen Bedingungen anwendbar. Mit großem Vortheil wurde es am Mont Cenis und beim Gotthardtunnel benützt und erfüllte dann den doppelten Zweck, einmal die Bohrmaschine zu treiben und dann die Galerieen mit frischer Luft zu versorgen. Ebenso ist es möglich, in Städten, die mit Wasserleitung versehen sind, den Druck des Wassers zu verwenden und fortzulenken, um Maschinen zu treiben. Vielfach versuchte man auch, die Wasserkraft mittelst langer Drahtseile, die mit einem Wasserrade in Verbindung stehen, auf eine weitentfernte Stelle zu übertragen. So am Rheinfall bei Schaffhausen, wo man die Kraft von 750 Pferden, die durch die im Strome aufgestellten Turbinen erzeugt wurde, bis zu einem Industriecentrum weiterführte. Auf gleiche Weise übertrug man in Freiburg 1868 eine Kraft von 300 Pferden, und zwar mit einem Kabel von ungefähr der Stärke eines kleinen Fingers. Der ausgedehnteste Gebrauch dieser Art, mit einem sogenannten „telodynamischen" Kabel, wird in Bellegarde an der Rhone gemacht. Man benützt dort die Kraft des Rhonefalles und überträgt in einem Rayon von einem Kilometer nach allen Seiten hin die gewaltige Arbeitskraft von mehr als 1200 Pferdekräften. Das Kabel bewegt sich auf Rollen, mit einer Geschwindigkeit von 20 Meter in der Sekunde, und vertheilt an die verschiedensten Maschinen, beinahe ohne Verlust, die Arbeit von zehn Lokomotiven. In neuerer Zeit verwerthet man die Elektrizität als Träger der Kraft und hat vielfach recht günstige Resultate damit erzielt.

*

Edison hat eine elektrische Lampe von außerordentlicher Einfachheit vervollkommnet, die auf nur 25 Cents im Preise zu stehen kommen wird. Das Licht wird durch das Weißglühen von karbonisirtem Papier erlangt. Eine einzige lichterzeugende Maschine von einfacher Konstruktion und anwendbar für den Hausgebrauch bedient etwa 50 Lampen.

Gesundheitspflege.

Goldregen. Vielfach dürfte unbekannt sein, daß der Goldregen (Cytisus Laburnum), jener durch seine schönen, gelben Blüten in Gärten so beliebte Baum, eine der gefährlichsten Giftpflanzen ist, die es gibt. Nicht nur seine Blüten, Blätter und Schoten, sondern auch seine Rinde und Wurzeln sind überaus giftig und enthalten das im Jahr 1864 von Husemann und Marmé entdeckte Cytisin, das, in einer Dosis von 0,03 Gramm unter die Haut gespritzt, Hunde und Katzen sofort tödtet. Mehr als hundert Vergiftungsfälle sind seit dem ersten konstatirten Erkrankungsfalle bereits in der medizinischen Literatur niedergelegt, meist bei Kindern, die Schoten und Samen genossen (zehn kleine Böhnchen genügen zur Vergiftung eines Kindes). Die Erscheinungen der Vergiftung sind wenig charakteristisch; sie bestehen in Erbrechen, Durchfällen, Krämpfen und baldigem Verfall der Kräfte.

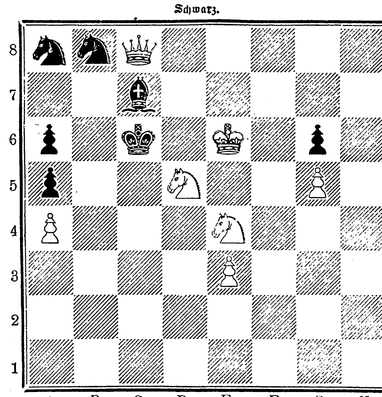
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 7.

Von Herrn E. G. B. Valle in Spezia.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 6 in Nr. 20:

	Weiß.		Schwarz.
1)	D. H 8 — A 8.	1)	T. A 5 nimmt A 8 oder A.
2)	S. C 7 — B 5.	2)	Beliebig.
3)	S. oder T. setzt Matt.		

A.

1)	. . . .	1)	L. F 3 nimmt A 8.
2)	T. E 2 — E 4.	2)	Beliebig.
3)	K. D 1 — E 2 setzt Matt.		

(Andere Varianten leicht.)

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 4. Richtige Lösungen erhalten von Hrn. E. R. in Rathebur, F. H. in Freiburg (Aufgabe erhalten), F. W. in St. Gallen, A. D. in Deutz, H. H. in Kiel, E. B. in Olpe, G. H. in Düren, M. A. in Gothenburg, H. L. in Duisburg, L. N. F. in Ulm, J. B. in Hedewigenkoog, A. K. in Kronstadt, F. S. in Saargemünd. — Frln. Auguste E. in Oldenburg. Der Zug 1) D. A 8 nimmt C 6 wird durch K. B 1 — C 1 widerlegt. — Z. in Leipzig, G. B. in Berlin und L. S. in Saarburg. 1) K. E 4 nimmt E 3 ist unrichtig wegen L. D 6 nimmt C 5 †. — W. v. L. in Prag. Auf 1) T. C 5 nimmt C 6 verhindert L. D 6 nimmt B 4 das Matt. — Ed. N. in Straßburg. Nach 1) K. E 4 — D 3 zieht L. D 6 und dann kann kein Matt erfolgen. — G. R. in Berlin. Auf 1) D. A 8 — A 2 †, B 3 nimmt A 2 setzt S. C 4 — A 3 nicht Matt, weil der König auf A 1 geht. — S. U. in Zürich. 1) D. A 8 — H 8 wird durch E 3 — E 2 widerlegt. — G. R. in Elbing. Auch 1) T. C 5 — D 5 ist unrichtig wegen T. C 6 nimmt C 4 †. — E. R. in Oberwieh. Auf 1) D. A 8 — F 8 folgt E 3 — E 2.

Hrn. F. H. in Freiburg. Nr. 5 richtig gelöst. Vielleicht kann einer unserer geehrten Korrespondenten Auskunft über den jetzigen Wohnort Ihres Schachfreundes Hrn. Arthur Hecht aus Königsberg ertheilen. — O. S. in Jerzykowo. Nr. 3 richtig gelöst. — H. D. in Jork. Nr. 3 richtig. Ihren Wünschen wird später entsprochen werden. — E. K. in Wien. Nr. 5 richtig gelöst.

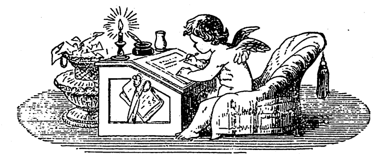
Hrn. A. H. in Penig und A. H. in Eger. Nr. 4 und 5 richtig gelöst.

Hrn. H. M. in Weimar. Nr. 5 richtig. Selbstmatte bringen wir nicht, dagegen werden Partieen erscheinen.

Hrn. C. G. in Mannheim. In Ihrer Lösung von Nr. 2 ist der erste Zug richtig, allein 2 T. F 5 — G 5 führt nicht zum Ziel, wie mehrfach bereits erörtert.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 5 erhalten von Hrn. M. A. in Gothenburg, N. in Straßburg, G. B. in Hedewigenkoog, D. H. in Düren, A. D. in Deutz, F. W. in St. Gallen, J. St. in Prag, Lieut. W. von L. in Lauenburg, A. K. in Kronstadt, Br. in Koblenz, Z. in Libau, E. B. in Olpe (Aufgabe wird geprüft werden), J. P. in Frankfurt a. M., v. R. in Rastatt, H. D. in Jork und L. N. F. in Ulm.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. E. Helmar in Leipzig. Die Herren von der Couleur würden uns diese Verse, und zwar mit vollem Recht, sehr übel nehmen.

C. Waldner in Riga. Sie können eine fremde Sprache recht gut durch Unterrichtsbriefe erlernen — üben und völlig festmachen jedoch nur im betreffenden Lande oder durch Konversation mit einem jener Fremden.

Hrn. J. K. M. Sie finden das in Brehm's „Thierleben". Die „Illustr. Welt" ist nicht der geeignete Ort für dergleichen Darstellungen.

Hrn. R. W. 100. Berlin, München, Karlsruhe, Stuttgart, Zürich, Wien die renommirtesten.

Hrn. G. Cliff. Nr. 1) Abwaschen der Kopfhaut mit kaltem Wasser und dann Einölen mit reinem Klauenfett, dem Sie etwas Bergamottöl zusetzen können. Nr. 2) Die Adressen genügen. Nr. 3) Einreiben mit rohem Speck.

Abonnentin M. F. in Wiesbaden fragt, ob ausgezupfte Seidenfäden, Seidencharpie, in der Industrie verwendbar. Vielleicht weiß es einer unserer Leser.

Frau L. M. in Hamburg. Wir haben selbst erlebt, daß Schiffer, welche mit dem Rettungsboote einem unglücklichen Fahrzeug zu Hülfe kamen, als die Brandung das rettende Boot bedrohte, Oel in's Wasser goßen. Es ist ein Schifferaberglaube, der recht verhängnißvoll werden kann, denn das schlüpfrig machende Oel kann ein Anhalten an dem Rettungsboot sehr erschweren, sogar verhindern.

Hrn. J. Münich in Brünn. Das Talent allein macht weder zum Schriftsteller, noch zum Musiker. Dazu gehört redliche, tüchtige, langjährige Arbeit; selbst das Genie hat diese nöthig. Goethe, Shakespeare, Mozart, Beethoven haben, jeder in seiner Art, höchst gründliche Studien gemacht und sich weidlich geplagt. Also predigen Sie Ihrem Sohne nur ordentlich weiter.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben rc. sind uns zugekommen von: Frln. Antonie Rieser, Bernau; A. L., Brest; Isebel Klinge, Berlin; Anna Richter, Kassel; Pauline Ulrich, München; Bertha Siegle, Friedrichshafen; Emma Ungetreu, Meiningen; Bertha Braß, Zabrze; Hrn. R. Seyffart, Langensalza; Fr. Schmandt, Herford; A. Hitzigrath, Bad Ems (aber in einem unfrankirten Brief, bei welchem wir noch Strafporto für „Ihr Vergnügen" zu zahlen hatten); P. L., Reudnitz-Leipzig; A. Friesenhahn, J. Mittler, Pest; R. Schwarz, Deutsch-Krone; W. Kolesch, Ravensburg; A. Maurer, Donaueschingen; P. R, Leipzig.

L. M. in Görk. Wir verweisen Sie auf eine frühere Ankündigung unseres Journals, wornach die Jahrgänge 1870 und 1872 von **„Zu Hause"**, so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu **sehr ermäßigtem** Preis bezogen werden können, und zwar jeder Jahrgang komplet in einem Bande broschirt für nur 2 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, können Ihnen diese beiden Jahrgänge noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. C. Th. H. in Berlin. Zur Erledigung in öffentlicher Korrespondenz durchaus ungeeignet.

Hrn. F. B. in Hamburg. Viele Herzleiden sind angeboren, andere entstehen häufig nach rheumatischen Krankheiten. Ein Herzleiden kann nur nach persönlicher Untersuchung von Seiten eines Arztes Beurtheilung finden.

Hrn. R. in Schreibendorf. Wenn schon bei geringer Dauer des Schreibens Ihre Hand in's Zittern geräth, so droht Ihnen der sogenannte Schreibekrampf. Für diesen Fall müssen Sie das Schreiben möglichst einschränken. Ein anderes Mittel zur Beseitigung des Leidens kennt man nicht.

Abonnent in Schr. 1) Ist zur öffentlichen Beantwortung ungeeignet. 2) Ihre zweite Frage finden Sie im Laufe dieser Korrespondenz an einen andern Fragesteller erledigt.

Hrn. H. G. in Straßburg. Das in jeder Apotheke erhältliche salicylsaure Fußschweißpulver wird auch Ihnen gegen die Feuchtigkeit der Füße dienlich sein.

Hrn. J. E. in Prag. Reinlichkeit und fleißiges Waschen mit Seife, sowie reichliche Bäder verhüten die angefragten Unzuträglichkeiten der Haut.

Hrn. Amtssekretär J. in G. R., J. L. in Brünn und H. K. in B. Gegen Frostbeulen hat sich die Anwendung einer Mischung von 1 Theil Jodtinktur auf 15 Theile mit Schwefeläther verdünnten Kollodiums, das Sie sich in jeder Apotheke können anfertigen lassen, trefflich bewährt. Mit dem Mittel werden allabendlich die Frostbeulen oder sonstige durch Frost hervorgerufene Erscheinungen an Händen und Füßen eingepinselt.

Hrn. E. K. in Wesel, F. B. in Hamburg, Leopold in L. Ohne persönliche Untersuchung kein Rath zu ertheilen möglich.

Hrn. Karl K. in Dresden. 1) Um die Schuppenbildung der Kopfhaut einzuschränken, ist das beste Mittel fleißiges Reinigen mittelst einer kräftigen Bürste, nachmaliges Waschen der Haut mit reinem Seifenspiritus, Trocknen derselben und Einreiben mittelst des ganzen Inhalts eines Hühnereis, letztere Prozedur wird von vierzehn zu vierzehn Tagen wiederholt. 2) Als ein der Kopfhaut zuträgliches Haaröl bewährt sich das folgende Rezept: Ol. Oliv. 100 Gramm, Ol. Ros. 0,1, Ol. Citri 0,5, Ol. Aurantii 0,25.

Hrn. J. F. P. in Z. Lassen Sie sich von Ihrem Arzte Chloralhydrat verordnen. Die Dosis richtet sich nach Natur und Konstitution des Schlaflosen.

Anfragen.

21) Wie putzt man nicht sehr stark vergoldete Bronze, die Fliegenflecke erhalten? E. Meyer in B.

22) Auf welche Weise bewahrt man am besten Wollenwaaren vor Motten auf, wenn solche selbst im Winter angefressen werden?

F. in S.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 25. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XI.

Welch' eine angenehme und wohlthuende Beschäftigung für solch' ein aufgeregtes Gemüth ist doch das Angeln!

Im Schatten eines Baumes sitzen auf dem weichen Rasen, dicht über dem schnell vorüberschießenden, plätschernden Gewässer, dem Bach, der geschwätzig murmelt und funkelt und aufspritzt gegen das moosige Gestein. Das Auge haftet gespannt erst, dann immer träumerischer an dem kleinen Kork und auf der Wasserfläche, aber dieses Murmeln, dieses sich Bewegen des Wassers hat etwas Einlullendes, die Nerven Beschwichtigendes. — Dazu kommt, man ist nicht gerade unbeschäftigt und fühlt doch keine Anstrengung, man ist nicht aufgeregt, aber doch interessirt, — wird der Fisch anbeißen oder nicht? — Ein Unglück ist's nicht, wenn er es nicht thut, aber freuen würde ich mich doch über einen guten Fang.

Ueberdieß war jener Fleck dort am sogenannten Birkenbrink ganz besonders reizend und kühl, man übersah auch von dort aus das ganze Thal bis zum Eingange in das Badeörtchen, den Lauf des Baches und die Straße, welche im Schatten der Bäume danebenher läuft, so daß ich, wenn ich aufschaute, die einzelnen Leute sah, welche auf derselben kamen und gingen — eine doppelte Zerstreuung also. — Links auf der halben Höhe des gegenüberliegenden Thalrandes war ein dicker Eichenbusch, — prächtige alte Bäume, deren Kronen sich wie ein Dach zusammenwölbten. Das war Monrepos und dort saß Grete Zitzewitz und malte eifrig — es war da eine Bank, die sogenannte Prinzenruhe, ich erwähnte schon, daß der Doktor mit diesem Fleck seine ganz besonderen, ehrgeizigen Pläne hatte.

Ich konnte eine jede Bewegung des scharfkantigen Fräuleins beobachten, ohne selbst von ihr gesehen zu werden. —

Zwei helle weibliche Gestalten wandelten dort unter den Ellern den Bach entlang, Wally Cornelius und ihre jüngere Schwester. Nicht weit davon stieg der Baron im Schweiße seines Angesichts und die Flinte über den Buckel durch die Felder am Abhange. — Noch weiter rückwärts erschien Fräulein von Brettleben's stattliche Gestalt, und in einiger Entfernung folgten Herr Steinhauer und Herr Burg, welche ebenfalls eine kleine Frühpromenade machten.

Ich bemerkte, wie Fräulein Grete dort oben plötzlich den Stift sinken ließ und unruhig wurde, — ihre Augen schauen aufwärts und die Arbeit stockt.



Kleine Orientalin. (S. 330.)

Hinter mir raschelte es, es knackte in den Zweigen.

„Also hier findet man Dich!“ redete eine schadenfrohe Stimme mich an mit erheucheltem Vorwurf.

„Wenn Eduard nicht angelte, war ihm, als ob 'was mangelte, und: Fische fangen, Vogel stellen, verdarb schon manchen Junggesellen. Nun — will weiter nichts gesagt haben.

„Morgen — wie beißen sie?“

So sprechend, setzte der Assessor sich kaltblütig neben mir in's Gras und ließ die langen Beine den Hang hinunter baumeln, bis beinahe in's Wasser hinein.

Ich sah ihn nicht ohne Aerger und Erstaunen an, er aber weidete sich an meiner Verlegenheit. Er rauchte einige Züge und fuhr dann fort:

„Ich vernahm von oben Dein interessantes Zwiegespräch mit der braunen Stiena und hörte Dich hernach den Jungen mit dem Angelhaken anrufen; ich nahm mir kaum die Zeit, meinen Kaffee zu trinken, dann folgte ich dem Zuge meines Herzens und eilte Dir nach.“

„Du kamst doch nicht auf der großen Straße?“ frug ich kurz.

„Nein — ich wich dieses Mal vom geraden Pfade ab. Ich stieß nämlich auf Mienchen und Wienchen — ich hatte Glück. Ich persuadirte die jungen Damen, mich ein Stückchen zu begleiten — da oben herum durch die Felder. Es war eine sehr lehrreiche Viertelstunde, welche ich mit ihnen verbrachte, das kann ich Dich versichern . . .“

„Das glaube ich gern.“

„Sie hielten leider nicht lange genug bei mir aus; — sie erblickten nämlich den Nimrod dort drüben mit seinen Hunden, der den Fährten der kleinen Millio=

neusen zu folgen scheint, oder umgekehrt, und da wurden sie unruhig. Sie behaupteten plötzlich, sie könnten den Sonnenbrand nicht mehr ertragen, nahmen kurzen Abschied und steigen nun dort oben quer durch die Kartoffelfelder, wie Du mit unbewaffnetem Auge sehen kannst . . .

„Muß doch einmal an Lieutenant von Leyser schreiben, der längere Zeit in Gotha stand und mich nach den Antecedentien dieser beiden Schwestern erkundigen; es ist immer gut, wenn man einiges Material sammelt, ehe man Jemanden den Prozeß macht."

„Wie, — Prozeß machen, — was soll das heißen?" frug ich erstaunt.

„Nun, — ich meine nur so! — Die Mädchen haben Zungen wie Dolchspitzen, alter Freund, sind gar gefährliche Insekten, denen man gelegentlich einmal den Fuß auf den Nacken setzen müßte, — es könnte ihnen das bei Gott nicht schaden!"

Karl richtete sich zur Hälfte auf, während er dieß sprach, stemmte sich auf den Ellenbogen und sah mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin.

Ich betrachtete ihn aufmerksam, — er war offenbar gereizt — es war augenscheinlich irgend etwas vorgefallen, was ihn beschäftigte.

Eben wollte ich eine Frage deßhalb an ihn richten, da wandte er sich nach mir um und nickte mit dem Kopfe.

„Ja," sprach er ernst und mit einem gewissen drohenden Nachdrucke, „man wird gut thun, euch ein wenig auf die Finger zu sehen, meine Damen! — — Denke Dir nur, Eugen, diese charmanten Weiber planen eine vollständige Empörung gegen die Fremden von da drüben — sie schmieden ein Komplot und der Doktor ist die Seele vom Ganzen — er ist das größeste alte Weib. — — — Die Anderen sind seine gefälligen Helferinnen. — O, es ist ordentlich erhebend — mit welcher diabolischen Lust diese Kannibalen an die Arbeit gehen, wie sie Schlingen legen, Fallen stellen und Gruben graben, um die ahnungslosen Frauen zu Falle zu bringen."

„Abscheulich!" rief ich ganz empört.

„Ja, so ist es . . . Sie gönnen ihnen die Luft nicht und sie werden Mittel finden, dieselben systematisch auszuräuchern. — Um das zu können, schneiden sie ihnen vor allen Dingen die Ehre ab und suchen das Publikum gegen sie aufzureizen."

„Böswillige Verleumdung fällt Gott sei Dank unter die Paragraphen 185 bis 188 des Strafgesetzbuches!" rief ich mit Nachdruck.

Karl unterbrach mich lebhaft:

„Ich weiß das wohl, — indessen, es gibt eine Manier, die feige im Verborgenen schleicht, — die ihre Netze heimlich stellt — die mit vergifteten Pfeilen verwundet aus einem Hinterhalt . . . oder durch Nadelstiche, die Einem das Dasein zuletzt unmöglich machen. — Nein, — mit allen Paragraphen des Gesetzes ist hier nichts zu machen. Dieses Uebel kann man nur mit gleichen Waffen bekämpfen. — Ich will Dir 'was sagen, — ich werde versuchen, sie in ihren eigenen Schlingen zu fangen. Ich will sogar falsches Spiel spielen zu diesem Zwecke, ich will mich in ihr Vertrauen einschleichen, sie ausforschen und belauern ohne Gewissensbisse, und habe damit vorhin bereits begonnen."

Ich runzelte die Brauen. Ich erschrak über Karl's Mittheilungen und fühlte ernstliche Bedenken. Mir sind alle solche Schleichwege im Grunde meiner Seele verhaßt. Ich hatte ganz dasselbe Verlangen wie er, der Unschuld beizustehen, aber ich wollte es auf geradem Wege und mit offenem Visir. Ich gab diesen Gefühlen beredten Ausdruck.

„Macht Dir alle Ehre, Stadtrichter, paßt aber dieses Mal nicht in den Kram," erwiederte Karl nach einigem Ueberlegen. „Willst Du jenen Weibern oder dem Doktor etwa eine Herausforderung schicken? — Oder willst Du, daß sie behaupten, auch Dich hätten jene Sirenen in ihre Netze gezogen? — Und glaubst Du, daß Du mit Deinem ehrlichen Hervortreten diesen barmherzigen Damen gegenüber für Andere den geringsten Nutzen stiftetest? — Da irrst Du Dich sehr, mein lieber Freund, Du würdest im Gegentheil die Sache nur noch schlimmer machen, im besten Falle würde man sich vor Dir in Acht nehmen, Dir aus dem Wege gehen, Dich ebenfalls verlästern, — die Sache selbst aber bliebe genau wie sie ist. Nein, — folge meinem Rathe und ziehe in dieser Sache mit mir dieselbe Straße. Fassen wir das Uebel bei der Wurzel an und zeigen wir jenen Weibern sich selbst in dem Spiegel der Wahrheit . . . vielleicht erschrecken sie dann vor ihren eigenen Gesichtern.

„Und nun leg' Dein Handwerkszeug fort, — laß uns aufbrechen, mit Herrn Burg und Steinhauer zusammen eine Partie Billard spielen. — Heute Nachmittag wird übrigens wieder gekegelt."

Ich erhob mich, noch sehr nachdenklich gestimmt, und wir gingen, ich in hoher Erregung, Karl zum mindesten ernst gestimmt.

„Siehst Du," fuhr er unterwegs fort, „da oben sitzt die Zitzewitz und malt fü[illegible] Doktor jenes Ruheplätzchen, wofür er sie gratis [illegible]delt und sich einen Titel zu erobern denkt. — [illegible]be das Alles von Mienchen und Wienchen. Du [illegible]ßt, die Raubthiere fressen sich unter einander auf. — O, ich weiß noch ganz andere Geschichten, alter [illegible]unge! Die fadenscheinige, ehrsame Jungfrau lauert hier, während sie malt, zugleich dem Baron auf, auf welchen sie sich Hoffnung macht, während dieser seinerseits der hübschen Wally und etlichen Anderen nachgeht unter der Firma ‚Jagd', in Joppe und engen Hosen, — höchst malerisch, wie? Mienchen und Wienchen verfolgen nun wieder diese und wir belauern Mienchen. — Tableaux, — was? — Schraube ohne Ende! — Ja — wärest Du vorhin mit dabei gewesen, so hättest Du aus dem Munde jener liebenswürdigen Damen außerdem noch hören können, welche Entrüstung ihren jungfräulichen Busen erfüllt. — ‚Diese sogenannten Russinnen,' behaupteten sie, ‚seien Damen der Demimonde — man sähe das ja den Vögeln an den Federn an, und käme so etwas hier einmal auf — denn gottlob, hier verkehrten sonst nur anständige Leute — so könnten Personen der besseren Stände nur ruhig sich nach einem andern Plätzchen umsehen. — Aber man wolle ihnen nicht ohne Kampf weichen, man wolle sich vertheidigen bis auf's Blut, ihre Sache sei eine gerechte und sie fürchteten sich vor Niemandem! — O! man hätte auch schon ein Auge auf jenes Treiben, man hätte sich das Wort gegeben und der Doktor vor Allem sei ganz ihrer Meinung. Derselbe stünde aber nicht allein, auch die Behörde sei avertirt und würde einschreiten, wenn es noth thäte.'

„Ihre breiten Zahnreihen blitzten nur so vor Schadenfreude, als sie mir das erzählten, dann aber bemerkten sie plötzlich den Baron und liefen mir davon."

Wir wurden am Anfange des Dorfes von einem Wagen eingeholt, in dem ein einzelner Herr saß, ein neuer Badegast, wie ich dachte.

„Weit gefehlt!" raunte Karl mir zu, „das ist der Andere."

„Wie? — welcher Andere?" rief ich erstaunt.

„Ja, — ist das nicht entsetzlich, — kaum reist der Eine, der bei Nacht und Nebel gekommen ist, beim Morgengrauen wieder ab, so erscheint am hellen Tage der Zweite, vermuthlich der Galan der jüngeren Dame. Meine Quelle ist außer Mienchen und Wienchen noch die gute Stadträthin," fügte er achselzuckend hinzu, als er die Röthe der Entrüstung sah, die auf meiner Stirne aufstieg.

„Nicht wahr, — müßte man da nicht dreinschlagen, alter Freund! Mit Knüppeln möchte ich beinahe sagen!" rief er plötzlich ingrimmig und ballte die Faust.

„O — diese Abscheulichkeit!" sprach ich ganz empört.

„Nun — es freut mich, daß Du so Feuer fängst," erwiederte er und ergriff, stehen bleibend, meinen Arm. „Dann darf ich um so eher darauf rechnen, daß Du mein Verbündeter wirst, — mein stiller Compagnon sozusagen bei diesem etwas schmutzigen Geschäft. — Siehst Du, wenn man klug ist, unterdrückt man seine Entrüstung, bloß um diese Leutchen zutraulich zu machen, um klar zu sehen. Ich werde ihre Leidenschaften anspornen sogar, wenn's noth thut, bis ich alle ihre geheimen Absichten und Anschläge kenne, — bis ich weiß, wo und wie man ihnen eine Falle stellt, und dann eines schönen Tages — klapp! — dann sitzen sie Alle fest in ihren eigenen Schlingen, — dann fallen sie selbst hinein in die Grube, die sie den Anderen gruben. Das ist mein Plan. Keine Nebenrücksichten sollen mich davon abbringen. Das ist meine Ferienarbeit, und willst Du mein Freund sein, dann hilf mir, Eugen, denn soll es nicht gesagt werden, daß im deutschen Lande gegen fremde Frauen alle Gebote der Gastfreundschaft so schnöde verletzt wurden . . ."

Zögernd schlug ich ein, konnte aber dann nicht umhin, dem Assessor noch bittere Vorstellungen zu machen über sein gestriges Benehmen.

„Dummes Zeug," erwiederte er lachend, „ich war ein wenig Hecht im Karpfenteiche, es ist richtig, aber das that auch noth hier in diesem stagnirenden Sumpf. Es steigen sonst eben solche widerlichen Blasen auf. — Thut man nicht Sauerteig in's Brod, um es schmackhaft zu machen?

„Sieh' 'mal da zum Beispiel," sagte er plötzlich mit seinem alten Mephistohumor und deutete mit der Hand nach einem schattigen Wege des Parkes. „Freut Dich das nicht — wie?"

Ich sah hinüber und erblickte Herrn Burg und Aglalia von Brettleben, welche langsam neben einander her schritten und in so eifrigem Gespräch begriffen, daß sie unser Nahen gar nicht bemerkten.

„Wird wohl heute ein bischen zu spät kommen zum Billard!" fuhr er, seine Uhr ziehend, fort und sein ganzes Gesicht strahlte dabei vor Uebermuth und Laune. — In solchen Augenblicken hatte Karl bisweilen einen Ausdruck von Schlauheit und Gutmüthigkeit im Gesicht, seine klugen Augen funkelten so intensiv und warm vor purer Menschenfreundlichkeit und übermüthiger Laune, daß Niemand ihm widerstehen konnte. — Ich begriff dann, woher seine Gewalt stammte über die Gemüther seiner Mitmenschen und weßhalb die Frauen ihm Alles verziehen und ihn vergötterten. — Er freute sich seines Werkes — er lächelte und fuhr fort: „Wer ist nun der Zauberer, der das da zuwege brachte? — Hier, Eugen — hier geht er neben Dir in höchsteigener Person. — Siehst Du — die brannten schon längst heimlich, sie scheinen mir ganz für einander geschaffen. Wird ein schönes Hallo geben mit der Mama, — es wird ihr aber hoffentlich nichts nützen. — Burg ist reich und von guter Familie, — außerdem ein Charakter."

„Aber, Eugen, ist es nicht gefährlich, so tief hinein zu greifen in die Geschicke anderer Menschen?"

„Nimm mir's nicht übel, — das verstehst Du nicht, lieber Junge," lachte er mich aus. „Du bist so ein Stück von verknöchertem Philister. — Sauerteig! — Umrühren, fidel sein, — es sind Hundstagsferien, — paperlapapp!"

Ich schüttelte besorgt den Kopf und so traten wir in's Billardzimmer. Es war richtig, — Herr Burg aus Berlin kam um eine volle halbe Stunde zu spät.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Orientalin.

(Bild S. 329.)

Die türkischen Kinder sind hübscher als die erwachsenen Mädchen und Frauen. Sie haben Frische und Naivität, was in dem spätern Haremsleben, wo die Frau wie ein kostbares Spielzeug vor der Welt verborgen, abgeschlossen, verweichlicht und verzärtelt wird, sehr schnell verloren geht. Den Hauptfehler der türkischen Frauen besserer Stände, Schlaffheit und geistige Trägheit, findet man bei den Kindern nicht; diese sind fast immer lustige, südlich lebhafte Geschöpfe und erinnern an italienische Kinder, auch ihrem Aussehen nach. Obwohl meist von sehr gemischter Abstammung, so haben sie doch fast ausschließlich diesen südlichen Charakter in ihren Gesichtszügen, den schwarzen oder dunkelblauen Augen, die groß sind und etwas schwere Lider zeigen, dem scharfgeschnittenen Mund und dem starken schwarzen oder eigenthümlich bernsteingelben Haar.

Unser Bild zeigt uns ein schönes türkisches Kind vornehmen Standes. Auch dieses trägt die Merkzeichen seiner Nationalität in der Art seiner Augen, in Nase und Mund; man muß sich die Gesichtsfarbe ein wenig gelblich denken, die Augen sammetschwarz und etwas verschleiert, das Haar, wie oben bezeichnet, blond, die Augenbrauen auffallend stark, und man wird den eigenartigen Eindruck einer orientalischen Kinderschönheit, die sich recht wesentlich von der Art unserer Kinder unterscheidet, empfinden.

Die Wildkatze.

(Bild S. 332.)

Die Wildkatze gehört neben dem Luchs zum einzigen Raubthier des Katzengeschlechts, welches in unseren Wäldern zu finden. Sie wird von einigen Naturforschern für die Stammart unserer Hauskatze gehalten. Dieses Raubthier unterscheidet sich jedoch bedeutend von unserer zahmen Katze. Die Wildkatze ist mindestens ein Drittel größer, ihr Kopf dicker, ihr Leib gedrungener und ihr Schwanz stärker, als dieß bei unserer Hauskatze der Fall ist. Ein sehr wesentliches Kennzeichen jedoch ist die starke Behaarung, der starke Bart und der kurze, dicke Schwanz, welcher sich nicht wie bei unserer Hauskatze nach dem Ende zu verdünnt. Dieser Schwanz ist immer schwarz geringelt und an der Kehle zeigt die Wildkatze eigenthümlich gelbgefärbte Flecken.

Die Wildkatze ist ein gefährliches Raubthier. Nach der Art ihres Thiergeschlechts tödtet sie mehr Opfer, als sie verzehren kann; sie nährt sich hauptsächlich von Mardern, Iltissen, Hermelinen, Wieseln, Hamstern, Ratten, Mäusen und kleinen Vögeln. Die Jäger verfolgen sie ingrimmig. Die Forstleute sollten ihr aber mehr dankbar sein, als sie hassen, denn es ist nachgewiesen, daß dieses Raubthier durch Vertilgung von Mäusen &c. den Wäldern viel nützt, wenn es auch dem jungen, eßbaren Wilde etwas schadet. Gereizt, greift die Wildkatze, die sonst sehr scheu und flink ist, auch Menschen an und beißt dann furchtbar mit ihrem starken, scharfen Gebiß. Die Jagd auf die Wildkatze ist interessant und hat Aehnlichkeit mit einer Tigerjagd im Kleinen. Die Katze muß beschlichen werden, was bei ihrer Wachsamkeit und ihrem feinen Gehör recht schwer ist.

Unsere Illustration zeigt ein schönes Exemplar der Wildkatze, die eben einen Vogel erlegt hat und lauert, weil irgend etwas Feindliches sich ihr zu nähern scheint.

Albumblatt.

Einem ergrauten Lokomotivführer.

Sei mir gegrüßt, du graues Haupt,
Darunter Augen bieder glänzen.
Wie gern, vom Kohlenruß bestaubt,
Mit Eichenlaube möcht' ich's kränzen!
Du lenkest nun seit vielen Jahren
Das Feuerroß, wie sich's gebührt.
Zu Lust wie Leid und zu Gefahren
Hast viele Tausend du geführt.

Wie oft verließest du den Herd,
Wenn Sturm und Schnee und Regen tobten!
Der uns durch Nacht und Nebel führt,
Der Achtung Zoll dem Vielerprobten!
Wie manchmal haben dir die Schwingen
Des Todes fast die Stirn berührt!
Doch Gott gab deiner Fahrt Gelingen,
Hat stets dich glücklich heimgeführt.

Du führtest manches junge Paar
Vom Festgewühl zur trauten Stille,
Wo's, eh' das Leben Kampf gebar,
Genoß der köstlichsten Idylle.
Und wenn der Kriegesruf erdröhnte,
Du führtest Männer-, Jünglingsschaar
Vom Herd, wo Lieb' ihr Sein verschönte,
Hinaus zu Schrecken und Gefahr!

Was macht, daß jetzt dein Blick erglänzt?
Ein freundlich Häuschen steht da drüben,
Von einem Gärtchen traut umkränzt,
Dort harr'n des Vaters seine Lieben.
Du hast gekämpft, du hast entbehrt,
Ein freundlich Heim für sie zu gründen.
O, mögst du bald am eig'nen Herd
Die wohlverdiente Ruhe finden!

(Aus: „Gedichte" von Albert Weinholz. Bremen, Kühtmann's Buchhandlung.)

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

B. Vadier.

(Fortsetzung.)

X.

Er muß die Sache erklären. Ich rufe ihm, wohl entschlossen, ihn mit Vorwürfen zu überhäufen; er tritt ein, und ich, unmuthig wie ich bin, reiche ihm doch die Hand; jedenfalls füge ich, mich verbessernd, hinzu, daß er diesen Empfang nicht verdiene.

„Warum denn?"

„Kannst Du noch fragen? Wegen des Verbrechens der beleidigten Freundschaft, das Du Dich nicht scheutest, zu begehen. Wegen des Briefs, den Du die Bosheit hattest, zu schreiben, und welchem ich zu glauben die Dummheit hatte, wie wenn es möglich wäre, daß Du uns heute fehlen würdest. Nun, da bist Du nun; ich verzeihe Dir. Du bringst den Tag mit uns zu?"

„Das kann ich nicht. Mein Brief ist nichts weniger als ein Scherz; Du bist benachrichtigt worden, mein lieber Paul, und wie ich nicht allgegenwärtig sein kann . . ."

„Was? Ist es Ernst und Du extra gekommen, um Dein Billet zu bestätigen?"

„Ach nein . . . Ich hatte Madame Biberfeld ein Buch zu überbringen."

„Aber wenn Du kommen mußtest, begreife ich nicht, daß Du Dir die Mühe nahmst, mir zu schreiben."

„Warum? Es ist wahr, aber ich habe nicht eher an das Buch gedacht, bis mein Brief auf der Post lag. Bist Du denn böse darüber, mich zu sehen?"

„Ich sollte es sein, denn Dein Betragen ist nicht das eines alten Freundes."

„Nun, verzeihe mir; es ist nicht mein Vergehen, daß eine schöne Dame meine Gegenwart verlangt hat."

„Und zwei schöne Damen hier werden über Deine Abwesenheit sich betrüben."

„Das glaube ich nicht."

„Thun Sie nicht so bescheiden, Herr Felix; Sie wissen wohl, daß ich die Wahrheit sage. Wohlan, setze Dich. Obschon ich aufgebracht bin, habe ich die Gnade, Dir einen Stuhl anzubieten."

„Ich danke, ich habe Eile."

„Bah! Eile. Hättest Du nicht einen oder zwei Gedanken zufällig zur Verfügung zu stellen?"

„Gedanken? Wozu — was für Gedanken?"

„Hab' ich Dir nicht gesagt, daß ich beabsichtige, für Helene eine Romanze, eine Ode, ein Sonett zu dichten?"

„Du bist also, wie es scheint, noch nicht weit damit?"

„Ich habe nicht eine Zeile geschrieben: Du bist schuld daran."

„Ich, wodurch denn ich?"

„Gewiß. Der Zorn, den Dein Brief mir verursachte, hat mir die Begeisterung genommen, und dann hat Deine unvermuthete Ankunft die einzige Idee, die ich noch gefunden, fortgescheucht."

„Ich bitte Dich deßwegen von Herzen um Verzeihung."

„Eine prächtige Idee, Du mußt sie mir wieder ersetzen."

„Unmöglich. Du weißt, daß entlehnte Ideen nicht mehr nützen, als gestohlenes Gut. Uebrigens, wie kannst Du verlegen sein, eine Frau zu rühmen, die des Lobes so würdig ist?"

„Eben der Reichthum des Gegenstandes verursacht die Schwierigkeit. Man kann das Glück fühlen, aber nicht ausdrücken, und wenn ich an die zehn verflossenen Jahre meiner Ehe ohne auch nur eine Spur von Schatten denke! . . .

„Begreifst Du diese Glückseligkeit? Nein, Du bleibst kalt; ich rede zu Dir eine fremde Sprache. Es quält mich, zu denken, daß Du nicht fühlen könnest, wie ich. Verheirathe Dich, Felix, heirathe Du, um zu wissen, wie und wie sehr glücklich ich bin."

„Mein lieber Paul, es sind tausend Gründe vorhanden, die mich abhalten, diesen Luftsprung zu thun, und die erste Ursache ist, daß ich gar keine Lust dazu besitze."

„Wirklich? Du hast entschieden Unrecht, um so mehr Unrecht, als dreißig Jahre gerade das beste Alter ist, um sich zu verheirathen. Früher ist es zu bald, später ist es . . ."

„Zu spät. Also dann wollen wir es nur bleiben lassen."

„Mit welchem sorglosen Gesicht Du dieß sagst! Du gedenkst also in ewiger einseitiger Gesellschaft mit Deinen gelehrten schweinsledernen Einbänden zu bleiben?"

„Und warum nicht?"

„Du hast niemals die Einsamkeit Deiner Bibliothek empfunden?"

„Das Studium und die Träumerei füllen sie vollständig aus."

„Das Studium und die Träumerei sind ohne Zweifel eine gute Gesellschaft, aber diese Damen haben nicht die angenehme Eigenschaft, uns beim Rheumatismus zu verpflegen."

„Nein, aber Gott sei Dank, so weit bin ich noch nicht, und während ich darauf warte, genieße ich prächtig meine Einsamkeit."

„Würde man nicht sagen, Du hassest die Welt?"

„Ganz und gar nicht. Ich liebe die Menschen; ich trenne meine Sache nicht von der ihrigen; ich halte mich zu den Guten; ich habe Mitleiden mit Anderen; ich studire Alle; ich habe Vergnügen daran, sie zu sehen, aber es freut mich wahrhaft, mich wieder in meine Zelle zurückziehen zu können. Die Ruhe darinnen thut meinen Sinnen und meinem Geiste unendlich wohl; ich lege die Ketten der Welt darin nieder; ich gehöre mir selbst; ich höre mit Entzücken tausend ernste und zärtliche Stimmen, die mir unbekannte Melodieen singen. Mit einem Wort, ich denke, und es gehört die Einsamkeit zum Denken."

„Eine liebenswürdige Frau, die den Zudringlichen die Thüre Deines Arbeitszimmers verwehren würde, würde Dich auch nicht am Denken hindern, scheint mir."

„Vielleicht, aber dann wäre ich nicht mehr frei."

„Wieso?"

„Ein Haupt der Familie gehört sich nicht mehr selbst an; die Kette der Pflicht umwindet ihn."

„Diese Kette ist köstlich und lieblich zu tragen."

„Einverstanden; aber die Ehe, verzeihe mir meine Freimüthigkeit, scheint mir doch nur ein Egoismus zu Zweien, dann zu Dreien, zu Vieren, die Zahl thut nichts dabei; wenn etwas mir zuwider ist, so ist es der Egoismus. Ich kann mich nicht in einen so kleinen Kreis von Zuneigungen bannen; ich habe dafür ein zu weites Herz. Ich will frei bleiben, um meine Zeit, meine Mühe Denen zu widmen, die mich darum ansprechen; meine Börse weit Denen zu öffnen, die deren bedürfen; hat man Familie, muß man vorsichtig, maßvoll, sparsam sein."

„Nach Deinem Sinn bin ich also ein Egoist?"

„Du bist der verbindlichste, beste Familienvater, mein lieber Paul, aber doch wird Deine Hingebung durch die Pflicht begrenzt, die Dir die großen Aufopferungen verbietet."

„Glaubst Du, daß ich der Letzte sein würde, für mein Land zu sterben?"

„Nein, aber Du würdest es nicht ohne Bedauern thun, währenddem ich, frei, allein, es bequem könnte."

„Also mit fröhlichem Herzen widmest Du Dich der Ehelosigkeit?"

„Ich sage das nicht. Kann ich wissen, wie ich später darüber denken werde? Ich betrachte den Menschen als ein veränderliches Geschöpf, jedoch für den Augenblick . . ."

„Läuft Dir beim Anblick meines Glückes nicht das Wasser im Munde zusammen?"

„Ich sehe, daß Du ein vortreffliches Loos bei der großen Ehelotterie gezogen hast, aber ich liebe die Hazardspiele nicht."

„Nun, ich habe mir eingebildet, Du würdest denken, Dein Leben zu vervollständigen, und ich würde die Frau, die Glückliche, genannt haben —"

„Nun wie, lieber Hexenmeister?"

„Eine schöne Brünette mit Augen von Sammet, die nicht weit von hier wohnt."

„Madame Biberfeld?"

„Sie selbst; Du hast hundertmal gesagt, daß sie reizend ist."

„Ich wiederhole es zum hundertundeinten Male."

„Du plauderst so gern mit ihr."

„Es ist wahr; aber wenn Du mich mit allen Frauen verheirathen wolltest, die ich liebenswürdig finde und mit denen ich geredet habe . . ."

„Das wäre sehr orientalisch, ich weiß das, doch nun Madame Biberfeld . . ."

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich gar keine Lust habe, meinen Stand zu verändern, aber wenn ich dieß thun würde, so würde es nicht Madame Biberfeld sein, so liebenswürdig ich sie finde, die ich wählen würde."

„Was hast Du denn an ihr auszusetzen?"

„Sie ist zu fröhlich!"

„Ist das ein Fehler?"

„Nein, aber ich glaube, daß eine dauernde Zuneigung sich auf Gegensätze gründen muß. Helene und Du, ihr seid mir der Beweis davon. Ferner habe ich gewisse Uebereinstimmungen mit meinem Freund Paul, ich würde sehr gerne, wenn ich jemals mich verheirathe, eine ernsthafte Frau nehmen . . . wie zum Beispiel die seinige."

„Ja, wenn Du die Anforderung stellst, eine Helene zu treffen, würdest Du allerdings kaum so bald heirathen — Klara ist doch trotz ihrer Munterkeit ernsthaft."

„Aber bedenke doch, daß sie in meinem Alter ist, ist das nicht auch noch eine Ursache, die dagegen spricht?"

„Was thut denn das?"

„O, das macht viel, ich verlange, daß meine Frau wenigstens zehn Jahre jünger als ich sei. Das ist ein gutes, richtiges Verhältniß. Aber wir sind noch nicht da, überhaupt noch weit entfernt davon. Ich gehe; Du hast zu thun und ich auch; ich wünsche Dir das glücklichste Jahr."

„So ist es denn unwiderruflich, werden wir Dich heute nicht bei uns haben?"

„Mein lieber Paul, ich muß Dir wiederholen, mich ruft eine Verpflichtung."

„Ist die Dame, derentwegen Du Dich opferst, wenigstens so hübsch, daß sie dieß verdient?"

„Sie ist mehr als hübsch, sie ist reizend."

„Das hindert mich nicht, sie dahin zu wünschen, wo der Pfeffer wächst."

„Sehr galant, ich werde nicht ermangeln, ihr dieß zu bestellen. Adieu."

*

Ich glaubte einige Scharfsichtigkeit zu besitzen; nun, was ich eben gesagt, trägt mit dazu bei, meine Eigenliebe niederzuschlagen. Ich hatte mir fest vorgenommen, die Heirath von Felix und Klara in's Werk setzen zu können, und er schlägt meinen Angriff zurück mit prächtigen Theorieen über die Ehelosigkeit.

Ich kann mir die Häufigkeit seiner Besuche gar nicht mehr erklären. Und diesen Morgen noch, die Geschichte mit dem Buche — wenn ich nicht wüßte, daß Aufrichtigkeit eine Tugend ist, die er im höchsten Grade besitzt, würde ich glauben, daß es ihm Spaß gemacht hat, mich aus der Fassung zu bringen. Klara gefällt ihm nicht.

Denken wir nicht mehr daran. Diese Heirath hätte auch mein kleines Töchterchen betrübt. Hat sie mir nicht neulich sehr ernsthaft erklärt, daß sie keinen Andern heirathen werde, als Herrn Felix, ihren guten Freund! Wird sie im achtzehnten Jahr noch ebenso denken?

Wer kann das wissen, es gibt noch außergewöhnlichere Dinge.

*

Die Wolke hat ihre Stelle nicht verändert; es scheint mir sogar, sie habe an Größe zugenommen.

Doch die Zeit vergeht und ich habe noch nichts gethan, gut oder schlecht, ich muß doch einige Verse beginnen. Aber wie anfangen? Welche Eigenschaft meiner Helene soll ich als die erste loben? Soll es die Sanftmuth sein, ihre Ergebenheit, ihre Vernunft? Denn ich möchte doch nicht so gewöhnlich werden und ihre anmuthige, sympathische Schönheit preisen. Indem ich die Anmuth der Hülle beiseite lasse, werde ich nur von ihrem Herzen, von ihrer Seele sprechen, aber wie so galant der König gesagt hat:

„Wer kann sie anders als schweigend loben,
Denn das Wort bleibt immer zurück,
Wenn der Gegenstand mehr sagt, als das Wort."

Wahrlich, ich finde keinen Reim. — Diese erstickende Hitze trägt die Schuld; ich wundere mich nicht, wenn die Bauern nach Regen rufen. Morgen wird er sehr willkommen sein, aber heute soll es noch halten. Elf Uhr und mein Armband kommt nicht. Dieser verwünschte Juwelier, sollte er mir nicht Wort halten? Ich würde mich darüber wenig wundern, da eine Wolke in der Luft schwebt.

Habe ich schon von diesem Armband gesprochen? Nein, aber man wird es errathen haben, es ist eine Ueberraschung, die ich meiner Frau mache. Es ist sehr einfach und wird nach ihrem Geschmack sein. Ich selbst habe die Zeichnung dazu entworfen. Welch' Vergnügen, es um ihr zartes Handgelenk zu legen! Aber das Wichtige ist, daß es kommt. Wir wollen es hoffen.

Wenn ich meine Poesie folgendermaßen beginnen würde:

„Zum zehnten Mal vollendet das Jahr,
Meine liebe Helene, seinen Lauf,
Seit der glücklich-frohen Stunde,
Die meine Tage mit den deinigen verband."

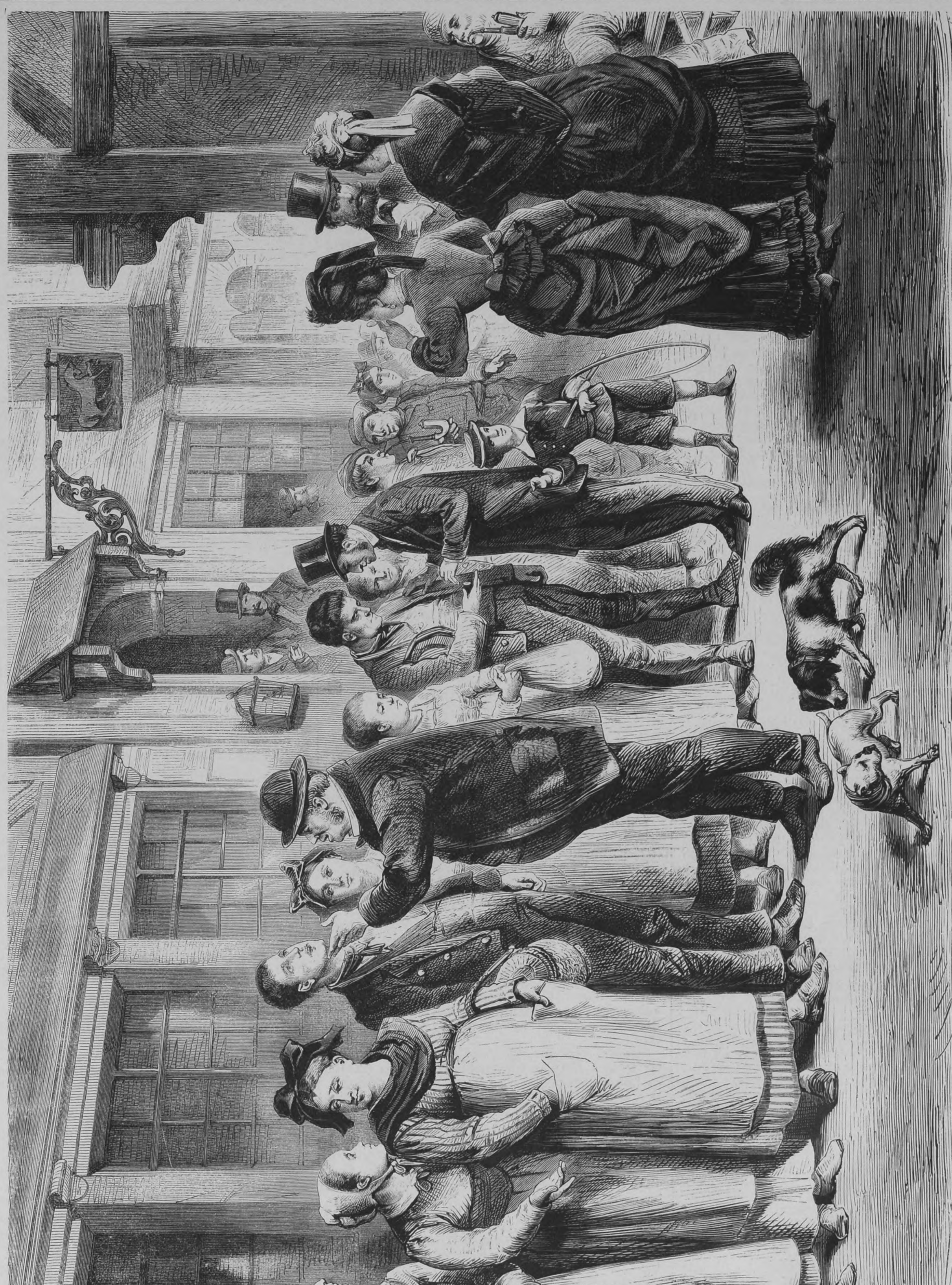
Es sind immer vier gerade nicht sehr gute Zeilen, aber Alles muß einen Anfang haben, und nach den Regeln der Kunst soll die Fassade nicht so prächtig sein, als das Innere des Gebäudes.

*



Die Wildkatze.

Zeichnung von C. Bellecroix. (S. 330.)



Der Dienstbotenmarkt im Elsaß. Originalzeichnung von H. Castelli. (S. 337.)

Da ist die zweite Strophe:

„Zehn Jahre sind's seit jener hohen Stunde,
Da deine Hand den Ring von mir empfing,
Vor Gott ich sprach: Ich liebe dich!"

Ich liebe dich! Wie armselig und wie abgebroschen das klingt! Unsere Sprache hat eine Menge sinnverwandter Worte, um Kleinigkeiten auszudrücken, und sie wird nur ein Wort haben für die tiefen, bedeutenden Dinge. Das ist eine Eitelkeit, die mit Ueberfluß prahlt und das Nöthige fehlen läßt. Um zum Beispiel die Neigung auszudrücken: dieser große Baum, der zwar nur eine Wurzel hat, aber so unendlich viele verschiedene Zweige trägt, besitzt nur ein kleines, armes Zeitwort: lieben. — Und man muß sagen: ich liebe die Religion; ich liebe hübsche Zimmer; ich liebe die Natur; ich liebe Tüllgardinen; ich liebe die Gesänge Homer's; ich liebe die Verse von Herrn F...; ich liebe die Symphonieen von Beethoven; ich liebe die kleinen Walzer von Herrn Y... Was denken die Sprachgelehrten darüber; ich bitte sie darum inständig, sie möchten uns einige Worte erfinden, damit wir nicht genöthigt sind, alle Dinge auf die nämliche Art zu lieben, oder zur Abwechslung das Wort „anbeten" anzuwenden, das ziemlich heidnisch ist.

Ohne dabei Gefahr zu laufen, daß dieses arme Wort: lieben, manchmal zu seltsamen Verstößen Anlaß gibt.

„Wie gut sind Sie, Madame, und wie sehr ich Sie dafür liebe!" sagte ich einst unbesonnenerweise zu Madame Z., die mir soeben eine, mir jetzt nicht mehr erinnerliche Gefälligkeit erwiesen hatte. Der Blick einer beleidigten Kaiserin schmetterte mich und meine Phrase nieder. Und doch rufe ich alle Die zu Zeugen an, die Madame Z. gesehen haben, konnte es etwas geben, das meine Neigung mehr widerlegte, als diese Dame selbst? Aber so geht es, wenn man nur ein Wort zu seiner Verfügung hat.

*

„Zehn Jahre sind's seit jener hohen Stunde,
Da..."

Nein, das geht nicht... Jedenfalls besser ist:

„Zehn Jahre und niemals eine Wolke
Am blauen Himmel unserer Liebe."

Soll ich schreiben: blauer Himmel, reiner Himmel, klarer Himmel?

Wer rathet mir? Ich glaube, ich setze reiner Himmel. Ja, das ist das Beste:

„Am reinen Himmel unserer Liebe."

Wenn man malen will, muß man sein Vorbild ansehen. So gut auch das Gedächtniß sei, die Umrisse werden unbestimmt und die Farbe verwischt. Ich will zu Helenen gehen. Auch ist es schon sehr lange her, wenigstens drei Stunden, daß ich sie nicht gesehen habe.

*

Das ist sehr seltsam. Helene, die mich immer mit so lachenden Augen und mit einem so liebenswürdigen Lächeln empfing, schien verwirrt, verlegen, als sie mich eintreten sah. Sie hielt ein Papier in der Hand, das sie mit Aufmerksamkeit las und das sie schnell in die Schublade ihres Toilettentisches schob. Sie erröthete; sie stammelte; ich endete ihre Verlegenheit und die meinige, indem ich mich schnell zurückzog. Was mag dieß für ein Papier sein? Es hatte das Format eines Briefes! Ein Brief! Sie empfängt keinen, ohne daß ich weiß, von wem, woher; ihre Geheimnisse sind die meinigen, wie die meinigen ihr angehören, weil wir nur eine Seele ausmachen. Das ist doch etwas ganz Ungewöhnliches.

*

Ich weiß nicht, was ich heute habe, erst eine Wolke, dann ein Stückchen Papier; das sind die Dinge, die mich ernsthaft beschäftigen! Das ist beschämend.

Ich muß mein Gedicht vollenden.

„Zehn Jahre und niemals eine Wolke
Am reinen Himmel unserer Liebe.
— — — — — — —
Doch dieses Papier, dieß Antlitz
So verstört an einem solchen Tage."

*

Was habe ich da geschrieben? Wahrhaftig, ich kann nichts Anderes thun, als über dieses Papier zu grübeln. Wenn Helene eine verschwenderische Frau wäre, leidenschaftlich für die Toilette eingenommen, so würde ich denken, es wäre die Rechnung einer Schneiderin oder einer Modistin, und ich würde mir ihre Unruhe bei der Zusammenstellung der ganzen Summe erklären können. Aber das ist es nicht. Ich verliere den Faden. Die Glocke ruft zum Frühstück. Ich will gehen, vielleicht daß ich auf andere Gedanken komme.

*

Ich habe gehofft, daß beim Zusammenfinden mit meiner lieben Helene und mit meinen lieben Kleinen der Nebel meines Herzens sich zertheilen würde. Irrthum. Paul und Karoline hatten gut plaudern, poltern, tausend muthwillige Streiche begehen, meine Seele ist traurig geblieben wie eine Wüste. Ich beobachtete Helene. Sie schien nachdenkend, sehr nachdenkend, sie redete nicht, zwei- oder dreimal, als ich das Wort an sie richtete, hat sie mir geantwortet, aber mit einer Miene, als ob sie aus einem Traum erwachte. Wovon sie nur träumen mag?

Nach dem Frühstück zog sie sich sofort in ihr Zimmer zurück, statt, wie es sonst ihre Gewohnheit ist, einige Minuten bei mir und den Kindern zu verweilen.

*

Die kleine Wolke von diesem Morgen ist größer geworden und hat sich verlängert. Sie zieht sich nun wie eine Schlange über den ganzen Kamm des Salève. Wir werden diesen Abend ein Gewitter haben.

Ich beachtete es nicht, aber jetzt fällt mir auf, daß Helene seit einigen Tagen schon nicht mehr dieselbe; sie schließt sich ein, sie sucht mich nicht mehr auf, sie beschäftigt sich weniger mit den Kindern.

Dieses Papier!

Ich bin närrisch, ich bin ein Thor. Wie glücklich war ich diesen Morgen; ich hatte eine so gute Nacht zugebracht und fand, als ich aufwachte, auf meinem Kopfkissen eine Reihe der herrlichsten Ideen, die mir guten Tag wünschten. Und jetzt!! Was für ein Spinngewebe ist doch das Glück!

Aber was bedeutet Helenens Betrübniß? Was bedeutet dieses Papier?

Paul, Paul! wärest du eifersüchtig? Hat der Dämon mit den grünen Augen, über den du dich so oft lustig gemacht, einige durch die Achtung und das Vertrauen nicht bewachte Löchelchen entdeckt, um sich in dein Herz zu schleichen? Du eifersüchtig. Wenn du diese Leidenschaft kennen lernen solltest, dann mußt du dich beeilen, die Jugend sollte dir dann wenigstens zur Entschuldigung dienen können. War Helene nicht schön genug, bewundert im Schauspiel, auf der Promenade, überall; sahest du nicht alle Augen auf sie gerichtet? Du warst damals stolz, glücklich und vertrauend. Und heute! Denke, denke an deine vierzig Jahre, an deine ergrauenden Haare, die dir die Weisheit zur Pflicht machen.

O! ich denke daran, ich denke nur zu viel daran. Ich bin beinahe alt und sie, sie ist jung und schön, wie im ersten Jahre unseres Zusammenseins. Schöner noch, sie hat jetzt das bezaubernde Lächeln, dieses Lächeln, das die Erfahrung des Lebens gibt, das die Fülle der weiblichen Schönheit ist und das die jungen Mädchen nicht besitzen.

Aber nein, es ist unmöglich; sie kann ihr Herz nicht von dem meinigen losreißen. Du bist närrisch, Paul, dein Hirn ist krank, kämpfe an gegen solche stille Verirrung deines Geistes.

*

Da ist das Armband; ich hatte ganz dessen vergessen. Es ist reizend geworden, es ist, wie ich es erwartete. Die Haare der Kinder, so verschieden in den Schattirungen, bilden das niedlichste Geflecht. Die Fassung ist sehr anmuthig. Ein mattgoldenes Band, auf dem das Datum dieses Tages schwarz emaillirt eingravirt ist, schlingt sich durch einen Reif von Türkisen. Es sind zehn solcher blauen Steine, welche die Anzahl der Jahre unserer Ehe bezeichnen. Ich habe den Türkis ausgewählt, weil man bei den Orientalen und auch ein wenig bei uns diesen Stein als ein Symbol des Glückes ansieht!

Das Glück! das Glück!

Trotz allem dem, was meine Vernunft mir sagen kann, fühle ich mich unruhig, gequält; unruhig, worüber eigentlich? gequält, warum? Wenn ich es wüßte.

Eine so fromme Frau, so edel, so heilig möchte ich beinahe sagen... aber fesselt die Pflicht das Herz? und wäre sie die Erste...? Aber bei dem zurückgezogenen Leben, das wir führen, wer hätte ihr gefallen können?

Wer denn?

Vielleicht Felix? Welche Thorheit! Er?... Und warum er nicht; ist er nicht schön, geistreich, verführerisch?

Ich war blind, ich suchte weit, was sehr nahe lag... das erklärt mir Alles... seine zahlreichen Besuche, seine Abneigung gegen das Heirathen, seine Gleichgültigkeit für Klara...

Seitdem er öfter kommt, ist Helene so seltsam. Neulich (jetzt erinnere ich mich dessen), während ich mit den Kindern spielte, haben sie lange halblaut mit einander geredet, und als er ihr im Fortgehen die Hand drückte, wechselten sie einen Blick des Einverständnisses. Wie blind war ich! Aber muß ich auch gerade heute diese Entdeckung machen? gerade heute, da ich mir in der Unschuld meines Herzens Glück wünschte zu dem Glück, das sie mir gab, heute...

Und er, dem ich die Hand mit dem tiefsten Vertrauen vor wenigen Minuten erst drückte — nun begreife ich, weßhalb er meine Einladung ausschlug. Er würde nicht die Kühnheit gehabt haben, sich an einem Tage an meinen Tisch zu setzen, an dem ich das Glück feiere, das er zerstört hat.

Das er zerstört! Der Beweis davon — der Beweis! Habe ich denn einen Beweis? Der Himmel ist ganz dunkel jetzt, das Auge würde vergeblich ein Pünktchen vom Blau an ihm finden. Die Blitze leuchten unheimlich über dem Gebirge.

Nein, ich werde gegen diesen Orkan kämpfen, der auf meine Seele einstürmt. Ich will Helene aufsuchen und da, ganz freimüthig, offen, werde ich ihr mein Herz ausschütten, ich werde ihr sagen, was ich leide, ich werde sie fragen, was dieses Papier, das mich so martert, bedeutet. Sie wird mir freimüthig antworten, ich weiß es. Und wenn sie über mich spottet, desto besser, desto besser, Alles was ich wünsche, ist, daß ich Unrecht habe.

*

O, es ist nur zu wahr.

Ich bin hinabgegangen und glaubte sie im blauen Saal zu finden (sie arbeitet immer am Nachmittag darin). Als ich mich der Thüre näherte, hörte ich zwei Stimmen, die ihrige und die von Felix. Felix ist zurückgekommen, ohne daß ich etwas davon wußte! „Es ist ein Glück," hörte ich ihn sagen, „daß ich dem Blick unseres Argus entgehen konnte. Bedenken Sie, zweimal nach Sacconex bei dieser Hitze hinaufzukommen, ist keine Kleinigkeit und ein Beweis dafür, daß man Sie sehr lieben muß, Madame..." — „Lieber Felix," hat sie mit ihrer süßen Stimme geantwortet. — „Und ist jetzt," fuhr er fort, „keine Gefahr, daß Paul herunterkommt?" — „Nein, sicher nicht," versetzte Helene, „er hat sich in sein Kabinet eingeschlossen, wo, wie er sagt, ihn eine wichtige Arbeit beschäftigt!" — Ich bin davon geflohen; ich wußte genug.

*

Das Gewitter ist näher gekommen; der Wind schüttelt die Bäume, die Regentropfen bringen bis hieher; der Donner droht ganz nahe bei uns. O Sturm der Natur, wie schwach bist du im Vergleich zu dem, welcher meine Seele durchtobt!

*

Helene, Helene — brachtest Du es wirklich über's Herz, um unserer Schwüre zu spotten, diesen kleinen, ganz von unseren Liebeserinnerungen ausgeschmückten Salon zu wählen! Mein Porträt befindet sich darin; dieses von Dir selbst gemalte Porträt, das Du über Deinen Arbeitstisch aufgehängt hast, um es immer zu sehen, wie Du sagtest.

Und dieses Sopha, das Du gestickt hast, auf dem wir so oft gesessen sind, Hand in Hand, unsere Zukunftsträume einander zuflüsternd. Da war es, wo wir von unseren geliebten Todten redeten, da, wo wir die Bibel lasen, da, wo Du mich im Glauben bestärktest, wo Du mir die Hand drücktest und zum Himmel hinauf zeigtest, als Mittel an ihn zu glauben, und dabei sprachst: „Wir werden zusammengehen."

Und dieser Teppich, auf dem unser Heinrich seine ersten Schritte versuchte. Ich hielt ihn, Du reichtest ihm die Hand, er machte sich von mir los, um zu Dir zu gehen. Wir weinten vor Freuden, hast Du dieß vergessen?

Und diesen heiligen Tempel des Glücks fürchtest Du Dich nicht zu entweihen?

O wäre ich gestorben! O, daß ich nicht vor diesem Tag gestorben bin!

*

Das ist mein Fehler, daß ich sie nur lieben konnte und für sie arbeiten. Ich verstehe die Kunst nicht, liebenswürdig zu sein. Mein Charakter ist sich ungleich, bald traurig, bald fröhlich, er ist zu abwechselnd, der Charakter eines Kindes. Ich hätte für mich selbst arbeiten können; sie sagte, sie liebte mich gerade so, wie ich bin, und ich glaubte es.

Soll ich Felix auf den Degen herausfordern? Man nennt das Duell eine Genugthuung, als ob das wieder etwas gutmachen könnte! Nein, ich werde nicht vergessen, daß ich ihn zehn Jahre lang für meinen Freund gehalten. Und dann, geliebt von ihr, möge er leben! an mir ist es, zu sterben. Sterben! Ich werde im Tode allein sein, wie ich im Leben allein sein werde.

*

Hier kann ich nicht mehr bleiben. Ich will fliehen, weit fort von hier; wohin? Ich weiß es nicht.

Ich werde ihr die Kinder lassen. Sie liebt sie; ich werde ihr nicht den Schmerz verursachen, sie ihr wegzunehmen. Ich werde sie nicht der Sorgfalt ihrer Mutter berauben. Sie werden mich vergessen; was liegt daran? Ich bin zu unglücklich, um selbst zu wünschen, daß sie die Erinnerung an mich bewahren sollte.

Ich bin frei; ich kann reisen. Meine zehnjährigen Arbeiten haben ihnen das tägliche Brod gesichert. Ich brauche nur noch einige Tage, um Alles anzuordnen, um die Welt am Argwohn zu hindern, dann werde ich fortgehen.

Fortgehen! sie verlassen! Meine Kinder nicht mehr sehen! Ohne ihre Küsse des Morgens aufstehen, am Abend mich niederlegen! Mich von dieser Einsiedelei voll der liebsten Erinnerungen entfernen! Werde ich die Kraft dazu haben?

O mein Gott! Was habe ich gethan, um solch' ein Unglück zu verdienen?

*

„Papa! allerliebster Papa, komm' geschwind herunter, das Mittagessen ist bereit."

„Ich habe keinen Hunger, liebes Kind. Ich bin ein wenig ermüdet und will suchen, eine Stunde zu schlafen. Ihr könnt ohne mich speisen."

„Bist Du krank, Papachen?"

„Nein, liebes Kind, ich habe nur ein wenig Migräne durch die große Hitze. Bestelle es der Mama, damit sie sich nicht beunruhige."

„Wenn Du nicht essen willst, werde ich auch nicht essen. Es ist sehr schade. Es gibt Mandeltorte, die ich so gerne esse. Die Mandeltorte schmeckt so gut."

„Geh' hinunter essen, mein Liebling, iß Du von der Torte."

„Dann mußt Du auch davon essen."

„Du kannst mir davon auf morgen aufbewahren."

„O, morgen ist nicht heute."

„Nun gehe hinunter."

„Lieber Papa, ach, wenn Du doch kommen wolltest, alle Tage ißt Du zu Mittag, und gerade heute willst Du nicht. Das ist recht häßlich von Dir."

„Weßhalb denn?"

„Weil... weil... Papa, wirst Du kommen, wenn ich Dir sage, warum?"

„Ich weiß es nicht."

„Ja, Du wirst sicher kommen. Sieh'! Zuerst gibt's einen wälschen Hahn, dann einen Pudding, Du weißt, einen englischen Pudding, wie Du ihn so gern hast, Mama hat ihn selbst gekocht. Und dann so schöne Bouquets, so groß, so groß!"

„Bouquets! für wen?"

„Ei, für Dich, Papa, weil heute der Tag ist, wo Du Mama geheirathet hast. Und dann ist ein schönes Gemälde da, auf dem wir alle Drei gemalt sind; o, Mama hat viele Tage daran gearbeitet und es war sehr langweilig, dazu zu sitzen. Sich still halten, ohne sich rühren zu dürfen so lange Zeit; aber Mama sagte: ‚Seid verständig, das geschieht, um eurem Papa Freude zu machen'. Und ich war ganz ruhig, so ruhig wie Heinrich und ruhiger noch als Paul. Und wenn Du wüßtest, wie Mama sich heute schön gemacht; sie hat ihr blaues Kleid angezogen, das Du so gern siehst! Und das hübsche Gedicht, das Heinrich Dir hersagen wird. Mein guter Freund Felix hat es verfaßt. Er wollte es uns auch lernen, Paul und mir, aber wir haben es zu schwer gefunden und ich habe gleich gesagt, ich würde Dich recht auch ohne so 'was umarmen. Und dann sollen Heinrich und Regina etwas aus ‚Paul und Virginie' aufführen, eine Geschichte, in der sie gegen eine Negerin sehr gut sind. Tinette macht die Negerin. Sie hat sich ganz schwarz angestrichen mit einem angebrannten Korkpfropfen, wenn Du sie sähest, Du würdest lachen! Aber das hübschеste ist das Lied von Mama. Das ist auch wieder mein Freund Felix, der es ihr geschrieben hat. Liebe und Herz kommt darin vielmal vor. Auch Gott und die drei Kinder. Und Mama singt sie so gut! Und Tante Klara begleitet sie auf dem Klavier. Das ist herrlich, Papa. Es ist schon lange, daß Alles verabredet worden ist. Auch hat Felix alle Abende mit Mama darüber gesprochen. Ich wußte Alles und habe Dir nichts gesagt. Ich bin sehr verschwiegen gewesen, nicht wahr, Papa?"

„Ja, mein liebes Kind, küsse mich."

„Wenn ich es Dir nun gesagt habe, so war es, damit Du kommest; nicht wahr, Du kommst jetzt, Papa?"

„Ja, o! Ja! ich komme, Kind."

„Doch es sollte eine Ueberraschung sein, Papa, vielleicht habe ich nicht recht gethan, davon zu reden."

„Nein, mein kleiner Engel, Du hast ganz recht daran gethan, im Gegentheil. Gehe nun hinab, ich folge Dir."

„O, das ist schön, daß Du jetzt vernünftig bist, Papa, aber eile, es sind schon Alle angekommen."

Alle? Richtig, ich vergaß meine eingeladenen Gäste.

*

Wie schäme ich mich meiner Thorheit und meiner vierzig Jahre! So etwas gedacht, geglaubt zu haben. Verzeihe, Helene! Verzeihe, Felix! Verzeihung, mein Gott! Das Ungewitter ist vorüber! Keine Wolken mehr auf den Bergen und keine Wolke mehr in meiner Seele. Aber jetzt keine Grübeleien mehr, man erwartet mich, ich gehe. Und meine Poesie ist nicht fertig geworden. Desto schlimmer. Ich werde die Methode Karolinens nachahmen; ich werde Helene ohne Komplimente umarmen.

*

Welcher Empfang, welche Zärtlichkeit, und wie war ich geschlagen; ich hätte ihnen zu Füßen fallen mögen, mich laut anzuklagen. Aber man umringt mich, man umarmt mich, man überschüttet mich mit Blumen. Helene, meine Kinder, meine Freunde bringen mir Glückwünsche dar, deren ich so wenig würdig mich fühle. Blitz, der hereingekommen war, leckte mir die Hand mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, und der gute alte Kanarienvogel Helenens (der selten mehr singt), fängt an, erregt durch das Piano, eine Gelegenheitsweise mit bewundernswürdigem Trio anzuschlagen. Mitten in dieser Fröhlichkeit vergaß ich Alles bis auf meine Gewissensbisse.

Und doch bin nur ich allein schuldig, sicherlich — ich muß gestehen, daß ich in der glücklichsten Geistesstimmung aufgestanden bin; daß weder üble Verdauung noch Migräne mir Entschuldigungsgrund bieten können, noch irgend etwas von allen jenen Dingen, welche Entschuldigung oder mildernde Umstände abzugeben pflegen. Was beweist mir dieser unerwartete Zufall? Bedarf nicht ein zu glückliches Leben, wie ein zu reiner Himmel, von Zeit zu Zeit eine Wolke? Vielleicht.

XII.

„Nun, mein lieber Kranker, wie haben Sie die erste Nacht des Jahres zugebracht?"

„Nicht übel, Doktor, nicht übel."

„Ich habe soeben Felix getroffen; er sagte mir, Sie wären gestern Abend aufgeblieben, da bin ich hergeeilt, um Ihnen einen tüchtigen Verweis zu geben, Sie verdienen es wohl."

„Durchaus nicht, Doktor, ich bin nicht aufgeblieben. Helene, die gewissenhafte Befolgerin Ihres despotischen Willens, würde das mir nicht erlaubt haben. Da ich seit wenigstens fünfzig Jahren die Gewohnheit habe, den Wechselpunkt der beiden Jahre, des alten und des neuen, mit anzusehen, konnte ich nicht darauf verzichten!"

„So haben Sie bis Mitternacht gewartet?"

„Ah, lassen Sie doch die Leute ausreden, Doktor. Ich habe allerdings gewartet, jedoch in meinem Bette, und beim letzten Schlag der Uhr brachte ich einen doppelten Gruß den Jahren 1869 und 1870, dem einen Jahr dankend und das andere bittend, mir seine neue Gnade zukommen zu lassen, weil, wie es scheint, ich unter seiner Botmäßigkeit leben werde."

„Bis Mitternacht warten!"

„In meinem Bette, Doktor, in meinem Bette. Ich bin sehr glücklich gewesen. Machen Sie mir keinen Vorwurf. Sie haben, dem Himmel sei's geklagt, in den letzten drei Wochen mich genug mit Tropfen, Pillen, Pulvern, Thees geplagt, um mir ein wenig Süßigkeit auch erlauben zu dürfen. Meine ganze Familie war um mich versammelt, selbst Leonie wollte aufbleiben. Allerdings schlief sie auf dem Schooße ihrer Mutter, aber sie war doch anwesend. Und als die Uhr Zwölfe schlug, stellen Sie sich vor, wie Alles den Großvater umarmte und ihm ein gutes neues Jahr wünschte!"

„Welche Aufregungen!"

„Ach, man lebt ja davon auf."

„Und man stirbt auch daran."

„O! Wenn man zum Nutz und Frommen seiner Gesundheit ängstlich alle Freuden und Schmerzen des Lebens meiden müßte, dann wäre das Leben so einförmig, so farblos, daß eine Auster auf ihrem Felsen den Menschen nicht zu beneiden hätte."

„Eine Auster befindet sich gut auf ihrem Felsen, und Sie sind krank, ein Beweis, daß Sie gut thäten, sich ein wenig nach der Regel der Auster zu richten."

„Gestern war es unmöglich, geben Sie es selbst zu. So lange man nicht todt ist, muß man den 31. Dezember feiern und auf das Wohl unserer Familie, unseres Landes trinken."

„Trinken! Sie haben doch wohl nicht etwa Wein getrunken?"

„O nein, kaum etwas geröthetes Wasser. Aber sehen Sie nur, Doktor, alle die Geschenke, die ich empfangen habe: zuerst meinen neuen Schlafrock, gesteppt von Helenens Hand, und so warm, so weich, dann meinen Lehnsessel, von Regina gestickt; und diesen Fußsack, Bertha's Arbeit; diese griechische Sammetmütze, für weiße Haare eine warme Krone, in der die geschickten Finger meiner Karoline das Epheu, meine Lieblingspflanze, eingeflochten haben. Beehren Sie auch mit einem Blick meine Pantoffeln, Leoniens erster Versuch; die Zeichnung ist sehr schülerhaft, ein rother Punkt mit schwarz abwechselnd; aber ist es nicht sehr bewunderswerth, ein Mädchen von sechs Jahren zu sehen, das im Stande ist, seinem Großvater ein Paar selbstgemachte Pantoffeln zu schenken? Sie sehen endlich mich von oben bis unten neu gekleidet, in einem neuen Sessel sitzend, die Füße auf einem Schemel. Und das ist noch lange nicht Alles; sehen Sie auf meinem Tische diesen Stoß Bücher, dieses Körbchen mit Rosen, die trotz des Winters mir ihre Knospen öffnen, und diese Sammlung von Zuckerwerk. Versuchen Sie die kandirten Kastanien, Sie lieben sie ja, und sagen Sie mir, ob der erste Januar nicht ein herrlicher Tag ist!"

„Ich muß dagegen protestiren. Herrlich! Ich finde es nicht herrlich. Ich sagte mir, daß, wenn ein Tag des Jahres ausgelöscht werden sollte, so müßte es dieser sein. Lang vor Tagesanbruch, wenn der Schlaf am tiefsten sein soll, werden Sie durch den schrecklichen Lärm geweckt, den ein Haufen sogenannter fröhlicher Leute, Gaukler, Gassenjungen, Faulenzer unter Ihren Fenstern aufführt. Sie werden in einem angenehmen Traum gestört. Sie kehren sich vergeblich nach der Wandseite, um den goldenen Faden Ihrer Illusionen wieder aufzunehmen; Sie sind vollständig erwacht, um der schnöden, kalten Wirklichkeit anheim zu fallen. Dieß ist mir diesen Morgen begegnet, es war kaum vier Uhr; ich war wieder erst zwanzig Jahre alt und ich versuchte eine Liebeserklärung. Ich hätte wohl wissen mögen, ob wenigstens im Traum man mir nicht eine günstige Antwort geben würde. Nun, dieses Vergnügen wurde mir unbarmherzig geraubt."

„Armer Doktor! Aber abgesehen von Ihrer unterbrochenen Liebeserklärung, was werfen Sie dem ersten Januar vor?"

„Was ich ihm vorwerfe? Das Pfeifen, Trompeten, das Schießen, Trommeln, die Masken, die Drehorgeln, die Würfelbuden, die Gaukler, die gelehrten Hunde, die Caroussels, die erzwungenen guten Händedrücke, die Komplimente, alle diese höflichen Lügen, unter denen vielleicht nur zwei wahrhafte Kundgebungen sich befinden. Ich wundere mich nicht, daß man den alten Janus mit einem doppelten Gesicht abgebildet hat."

„Sie sind zu strenge. Es gab eine Zeit, wo all' dieser Lärm Sie wie die Anderen ergötzte; und was die Komplimente betrifft, so müssen Sie die unaufrichtigen zu Gunsten derer, die aufrichtig gemeint sind, dulden. Ich für mich weiß, daß bei hundert Karten, die ich empfange, nicht zehn darunter sind, die von Freundeshand mir zukommen, aber das verstimmt mich nicht, am wenigsten am ersten Tage des Jahres."

„Ich glaube es, Sie sind geliebt. Die harmonische Zärtlichkeit, mit welcher Sie umgeben sind, verhindert Sie, die verstimmenden Worte der Gleichgültigen anzuhören, aber ich, der ich keine Familie mehr besitze, fast keine Freunde ... Ich will nicht daran denken, wir wollen von Ihnen reden. Haben Sie geschlafen?"

„Ja wohl; ich hätte selbst träumen können, ohne Furcht, unterbrochen zu werden."

„Ich glaube wohl; wer könnte Sie hier wecken?"

„Ei, die Sperlinge und die Finken, aber sie kommen nicht vor der Morgenröthe, sie sind zufrieden, mit ihr aufzuwachen. Ich habe anhaltend geschlafen, ein Beweis, daß das Wachen mir nicht geschadet hat. Sie sehen, daß ich geheilt bin, und Sie werden, hoffe ich, die Strenge Ihrer Anordnungen mildern und mir gestatten, mein Leben wieder als hergestellter Mensch zu beginnen."

„Halten Sie sich für völlig geheilt?"

„Sobald ich kein Fieber mehr habe und kaum mehr huste, ich habe guten Appetit; es scheint mir ..."

„Ja, trauen Sie dem nicht zu viel."

„Aber bester Doktor, Sie wollen mich nur erschrecken. Das ist nicht schön, besonders heute nicht, aber es gelingt Ihnen nicht, ich fühle mich besser."

„Das ist meist so. Man ist krank, dann kommt es wieder besser, ein trügerisches Besserbefinden, das ist nur ein Augenblick der Ruhe, den die Seele nimmt, um sich mit mehr Stärke zur Ewigkeit hinaufzuschwingen."

„Sie verlieren Ihre Mühe, ich sehe an Ihren Mienen, daß Sie keine Unruhe hinsichtlich Ihres alten Paul hegen."

„Keine Besorgnisse mehr! Gewiß ist, daß das größte Uebel vorbei ist, aber man muß vorsichtig sein."

„Ah, nun kommt das Kapitel von der Vorsicht! Sehen Sie, Doktor, ich war sehr folgsam, sehr vernünftig, als ich schwach war. Aber die Kraft kommt wieder, das Stillsitzen im Lehnstuhl ermüdet mich, ich fühle, was mich der Gehorsam kostet, stellen Sie ihn nicht zu sehr auf die Probe. Wann werde ich ausgehen können?"

„Sie haben es eilig. Lassen Sie erst den Januar und den Februar vorbeigehen, warten Sie, bis der Hauch des Frühlings die Schwalben wieder herbringt, und dann ... wollen wir sehen."

„Sie treiben Spott mit den Leuten, was sagen Sie, noch mehrere Monate wollen Sie mich gefangen halten?"

„Es ist hart, ich gebe es zu, aber was zum Kukuk hatten Sie denn bei der Feuersbrunst in Paquît in einer Dezembernacht zu thun, ein Mann in Ihrem Alter!"

„Ein Mann in meinem Alter! Habe ich nicht noch ein junges Aussehen? Ich bin erst fünfundsechzig Jahre alt. Sie sind nicht viel jünger, und das hindert Sie nicht, Tag und Nacht die Kranken zu besuchen."

„Das ist mein Beruf, ich bin Arzt, aber Sie sind nicht Feuerwehrmann, und es befanden sich bei der Spritze genug helfende Arme ohne die Ihrigen."

„Mein lieber Freund, es gibt gar kein Alter, das die Ausübung der Rechte des Bürgers beschränkt; es wäre übel gedacht, sich in einer gewissen Lebensstufe von den Pflichten befreit zu glauben. Einzig die Krankheit kann von der Aufopferung befreien, und ich war am zehnten Dezember nicht krank."

„Aber Dank Ihrer schönen Aufopferung sind Sie es auf eine Art geworden, die nicht mit sich spaßen läßt."

„Was für ein Lärm, mein Gott, für einen Schnupfen."

„Einen Schnupfen! Sie sind bescheiden; es war sehr gründliche Brustfellentzündung."

„Sei es, aber nun ist die Gefahr vorbei."

„Mit jedem Andern wäre es so, aber kann man denn Ihnen vertrauen, der Sie aller möglichen Unvorsichtigkeiten fähig sind trotz aller unserer Aufmerksamkeit? Ich bin kein Prophet, aber wenn ich Ihnen heute sagen würde, Sie wären gerettet, morgen würden Sie vielleicht im Schnee spazieren gehen, um sich den schönsten Rückfall zuzuziehen, der Sie sicher liefern würde, was würden Sie mir hernach sagen?"

„Wahrscheinlich nichts, aber ich verspreche Ihnen, verständig zu sein, es ist nicht nöthig, den Versuch mit Ihrem Rückfall zu machen."

„Ich beabsichtigte, Sie etwas in's Bockshorn zu jagen, das würde Sie vielleicht zur Vorsicht mahnen."

„Glauben Sie denn, daß ich so sehr am Leben hänge?"

„Warum sollte es Ihnen verleidet sein? Wer hängt denn nicht daran? Selbst ich, der ich in einem widerwärtigen Winkel wohne, der ich bei jedem Anlaß gegen die üble Stellung murre, die ich hienieden einnehme, ich möchte noch nicht fortgehen, und Jedermann denkt ebenso, der Elendeste wie der Glücklichste. Es ist seltsam, die Anhänglichkeit, die wir für das Leben haben, das uns doch kaum gehört. Als ich jüngst über diesen philosophischen Gedanken nachdachte, fielen mir einige Verse ein, die einzigen, die ich bis dahin verfaßt habe. Sie werden mir Ihre Meinung darüber sagen:

‚Das Leben ist eine Geliebte,
Wir lieben sie, und sind ihr gram.
Wir schmähen sie, und die Betrübte
Bleibt bei uns, lächelt uns an.

Doch wenn sie droht, uns zu verlassen,
Dann bitten wir sie, noch zu bleiben,
Wir wollen sie freudig umfassen,
Und gern noch als Geliebte leiden.'

Nun, was sagen Sie dazu?"

„Daß diese Verse für einen Arzt nicht übel sind."

„Verse von einem Arzt! Welch' geringschätzige Meinung! Sie vergessen, Herr Schriftsteller, daß Aeskulap der Sohn des Apoll war."

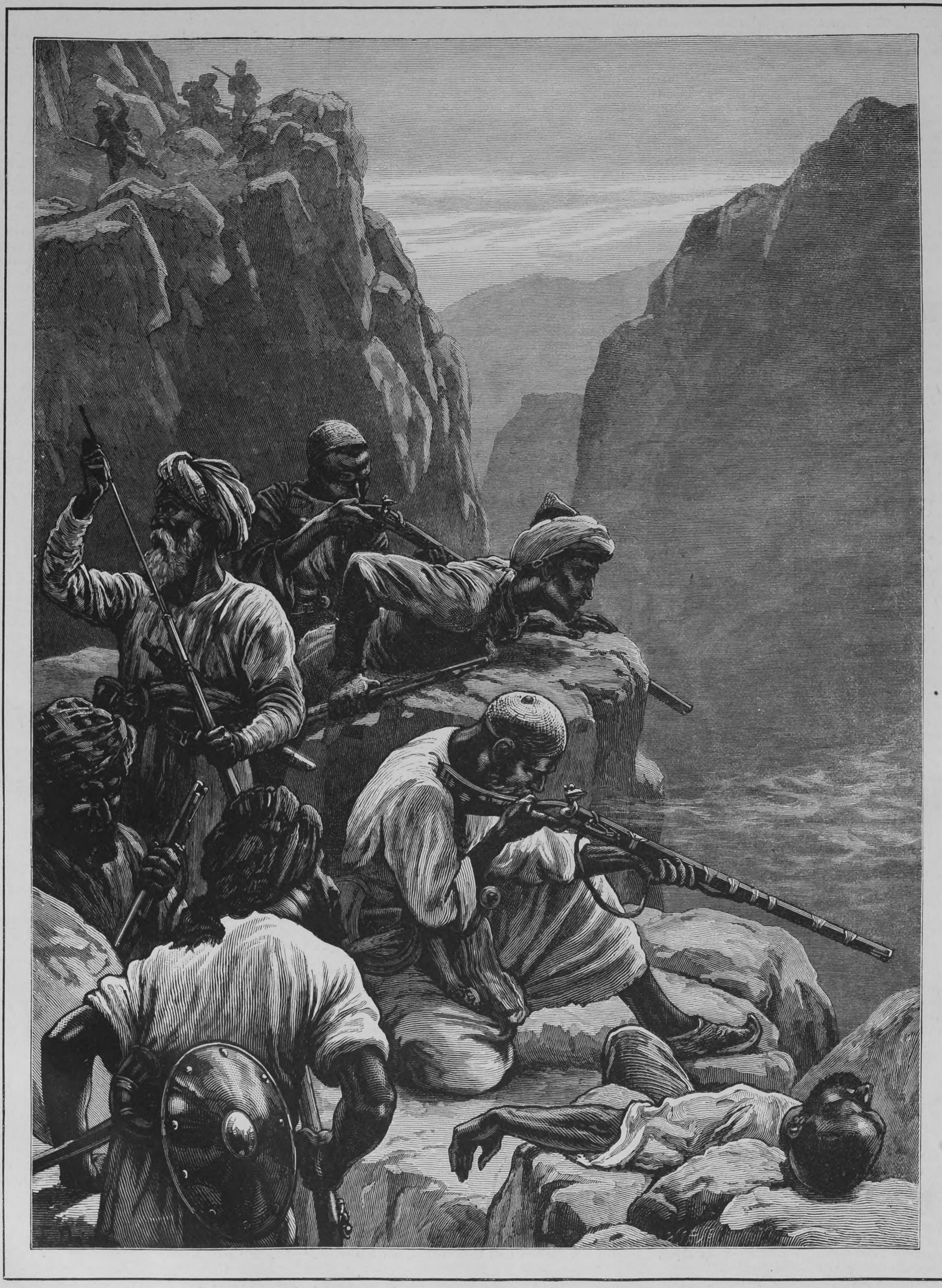
„Es ist wahr, ich dachte nicht daran."

„Verse eines Arztes!"

„Aergern Sie sich nicht, Doktor, Ihre Verse sind nett und ich könnte mich grämen, sie nicht selbst verfaßt zu haben."

„Nun, das ist etwas Anderes."

(Schluß folgt.)



Der afghanische Krieg. Bergbewohner einen Fouragezug angreifend.

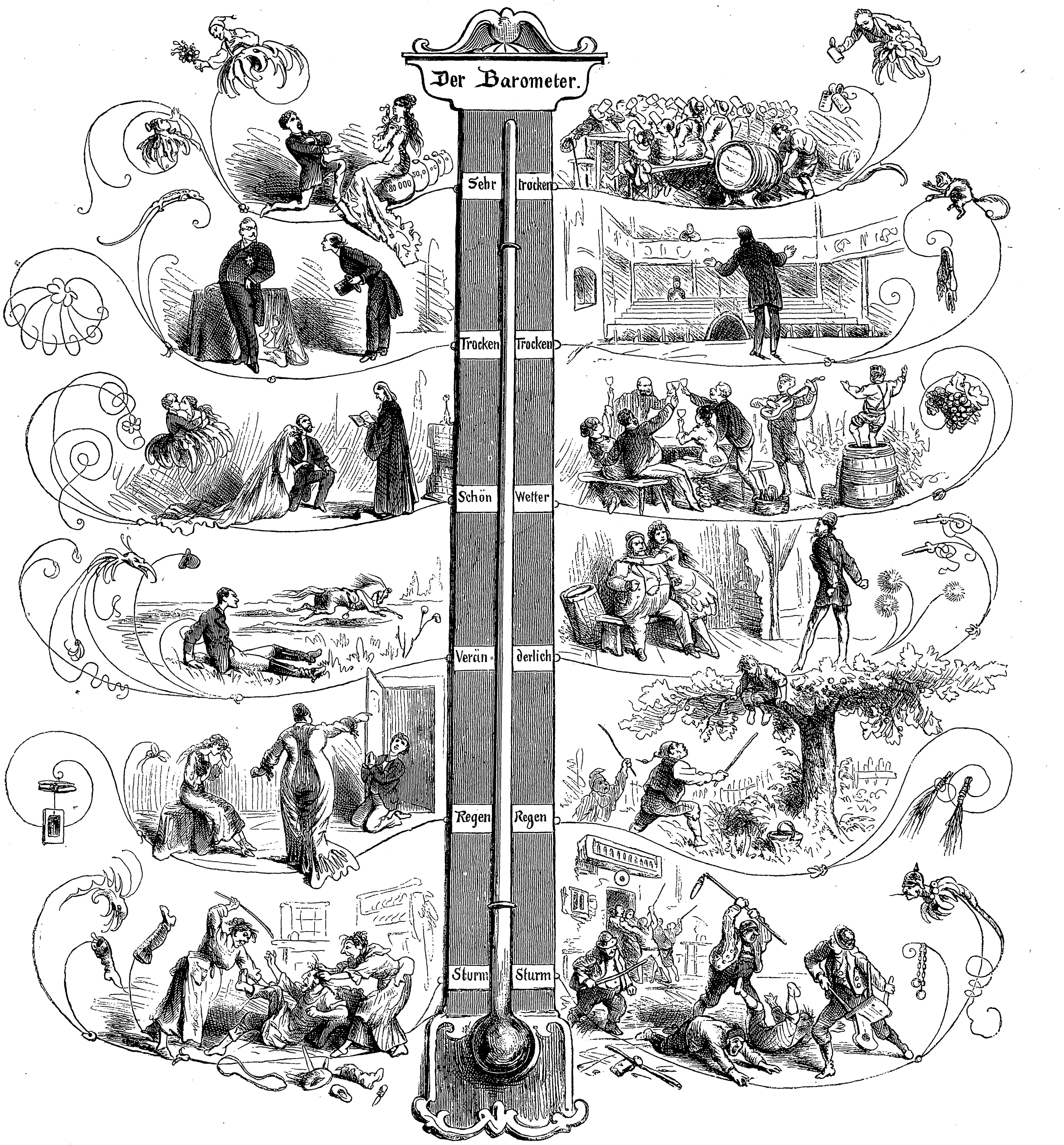
(S. 337.)

Der Dienstbotenmarkt in Elsaß-Lothringen.

(Bild S. 333.)

Vielen unserer Leser wird aus der Oper „Martha" oder „Der Markt zu Richmond" etwas vom Dienstbotenmarkt bekannt geworden sein. Aber nicht nur in England (Richmond), auch bei uns, namentlich im Norden Deutschlands, Bremen, Mecklenburg, besteht diese Sitte, welche im Volksleben eine große Rolle spielt, und auch in den Reichslanden gibt es einen Dienstbotenmarkt, von dem wir ein lebenswahres Bild unseren Lesern hier vorführen. Während in Norddeutschland gewöhnlich im Oktober der Dienstbotenmarkt stattfindet, hält man ihn in Elsaß-Lothringen am Stephanstage ab. Knechte und Mägde wandern aus den Dorfgemeinden nach den großen Städten, um einen Dienst für den Winter zu suchen. Sie stellen sich in Reih und Glied längs der Häuser auf, und die Leute, welche Dienstpersonen brauchen, kommen, sie sich anzusehen und eine Wahl zu treffen; man prüft sie von allen Seiten, läßt sie hin und her gehen und die Hände zeigen. Konvenirt ein Dienstbote, so bestimmt der Miether den Preis, der in Kleidern und Geld besteht. Zum Abschluß des Handels wird ein Aufgeld gegeben, das freilich nicht lang in den Händen der Gemietheten bleibt; denn diese ziehen sofort in die Schenken, wo man trinkt und tanzt, bis Alles verjubelt ist. Am andern Tage erst führt der Pächter seine Leute, die er gemiethet, hinaus auf's Dorf, und die Dienstboten treten dann ihren Dienst an, wo sie mindestens ein halbes Jahr aushalten müssen.

Ein solcher Dienstbotenmarkt, wie unser Bild ihn hier vorstellt, fand jüngst am Stephanstage in Metz statt.



Originalzeichnung von C. Stauber.

Afghanen im Hinterhalt.

(Bild S. 336.)

Der glänzende Sieg, welchen der General Roberts vor Kabul in Afghanistan erfochten, hat die Engländer aus einer sehr peinlichen Lage befreit. Es drohte ihnen die Gefahr, von ihren Hülfstruppen sowohl wie von der Zufuhr der Nahrungsmittel und Fourage abgeschnitten zu werden durch jene wilden Bergvölker, welche die Höhen des Khyberpasses besetzt hielten. Dieser Khyberpaß ist die einzige Straße, welche eine Verbindung mit Britisch-Indien aufrecht erhält. Jene Völker jedoch, die in dem gänzlich unbekannten Terrain zu Seiten des Passes wohnen, waren ein höchst gefährlicher, fast unsichtbarer, unnahbarer Feind, denn an ein Verfolgen oder Vertreiben dieser Bergbewohner aus den himmelhohen Felsmassen, in deren Spalten sie sich festgesetzt hatten, konnte man nicht denken. Diese fanatischen Mohammedaner hassen die Engländer auf das Bitterste, bekämpften besonders die Trainzüge, von denen sie viele vernichteten und plünderten. Ihre Keckheit nahm bei Erkenntniß der Lage der Engländer immer mehr zu; sie mußten vortreffliche Verbindungen mit den großen Truppenkörpern der Afghanen gehabt haben. Bei den Engländern begann sich in Folge der ewigen Hemmungen und Beunruhigungen ihrer Verbindung mit Indien schon Unsicherheit und Nahrungsmangel für die Pferde einzustellen. Da schlug General Roberts die Schlacht bei Schipur und gewann durch die Einnahme von Kabul seiner Armee ein sicheres Winterquartier.

Unsere Illustration zeigt eine Anzahl dieser halbwilden Bergbewohner, die eben einen Fouragetrain aus dem Hinterhalt angreifen, indeß die Engländer gegen die unsichtbaren Schützen aus der Tiefe nach oben verzweifelt schießen.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Lacano.

(Fortsetzung.)

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Ein zweites Bündniß.

Der Mann, dem ein Weib, und vor Allem ein hübsches Weib diese Worte sagt, und der einen Grund hat, unbewegt zu bleiben, befindet sich in einer peinlichen Lage.

Ihn rettet dann nur eine echte Liebe oder ein echter Haß vor der Lächerlichkeit.

Heinrich von Meillant führte Mathilde zu einem Fauteuil, ließ sie dort niedersitzen und blieb vor ihr stehen.

„Sie irren sich," sagte er, „Sie lieben mich nicht. Man liebt einen Menschen nicht, weil man ihn einmal gesehen hat ... auf einer Spazierfahrt, dann bei einem Diner, später vielleicht noch auf der Gasse. Das ist nicht Liebe, gnädige Frau, sondern Laune, Caprice. Und es wäre Ihrer und meiner nicht würdig, uns einer solchen Caprice hinzugeben."

Sie schaute ihn an, mehr erstaunt über diese ihr so neue Sprache, als erzürnt über dieselbe.

Er fuhr fort — sanft, ruhig und beruhigend, wie man zu einem Kinde oder einer Kranken spricht: „Glauben Sie nicht, daß ich blind bin gegen Ihre Schönheit; ich finde dieselbe wunderbar. Halten Sie mich auch nicht für einen Cato. Mit jeder andern Dame als mit Ihnen — vorausgesetzt, daß sie so schön sei wie Sie — würde ich vielleicht anders handeln; aber Sie sind für mich nicht die erste Beste. Sie behaupten, ich hätte Sie gerettet; wie könnte ich es mit meinem Gewissen vereinigen, Sie zu verderben? ... Ja wohl, zu verderben! Eine Liebelei zwischen uns Beiden könnte von keiner Dauer sein und würde uns Beiden Gewissensbisse zurücklassen und vielleicht einen unauslöschlichen Schatten auf unser Leben werfen. Sie sind kein Weib, das man nach einer Stunde verläßt, und ich bin kein Mann, der — einer Laune fröhnt. Sie sind mehr werth, und — ich auch."

Sie schaute ihn mit einem seltsamen, ernüchterten Blicke an.

„Weil Sie eine Andere lieben! ..." sagte sie endlich.

„O!" erwiederte er in ziemlich kühlem Tone. „Darüber lassen Sie uns schweigen." — Er wollte sich erheben.

Aber sie sagte hastig, ängstlich: „Verzeihen Sie das Wort! Gott weiß, daß ich Ihnen nicht mißfallen möchte! Ich grolle Ihnen nicht über das, was Sie mir da gesagt haben. Ja ich danke Ihnen recht von Herzen dafür! Aber ..." und sie brach wieder in nervöse Thränen aus und faltete zitternd die Hände — „ich kann es nicht ertragen, daß ich Sie gar nicht wieder sehen soll, daß ich Ihnen so ganz gleichgültig bleiben soll in Allem! Können Sie denn nicht wenigstens mein Freund werden ... nur mein Freund?"

Er lachte gezwungen. „Wie? Nur Ihr Freund! Als ob die Freundschaft nicht das Höchste wäre? ... Aber die Freundschaft läßt sich nicht improvisiren. Das Dauernde wächst langsam. Eine Freundschaft will verdient sein — und wodurch hätte ich die Ihrige verdient?"

„Sie irren sich. Sie haben sie durch Ihren heutigen Edelmuth verdient. Ach, ich bin es so wenig gewohnt, edle Gefühle äußern zu hören. Wenn Sie wüßten, wie ich stets gelebt habe! ... Meine Mutter habe ich nie gekannt: meine Geburt hat sie getödtet. Mein Vater? Ach, mein Vater ist stets auf Reisen; und wenn er dann wiederkommt, dann denkt er nie daran, das Gute, das Edle in mir zu pflegen, zu erwecken. Er liebt mich auf seine seltsame Art. Und mein Gatte? Ich weiß nicht, ob er ein gutes Herz hat — aber wenn es der Fall ist, dann verbirgt er es gar ängstlich — nie habe ich ihn vom Leben edel und groß sprechen hören. Sie aber, Sie setzten sich an unsern Tisch, und anstatt wie alle Anderen mir mit banalen Phrasen die Cour zu machen, sprechen Sie vom Prozeß Jagon, Sie vertheidigen muthig einen Menschen, den das Gericht als Mörder Ihres liebsten Verwandten verurtheilt hat ..." Sie erfaßte bei diesen Worten seine Hände und fuhr innig fort: „O, ich hörte Sie damals an mit meiner ganzen Seele, und Ihre Worte haben sich mir für's ganze Leben in's Gemüth gegraben ...!"

Heinrich wandte sich rasch voll gegen Mathilde und erhob sich. „Sie sagen, daß ich Ihre Freundschaft verdient habe?" machte er. „Gut. Zugegeben. Aber Sie haben die meinige noch nicht verdient. Wollen Sie dieselbe verdienen?"

Ihr ganzes Wesen leuchtete auf. Sie sagte nur: „Ja!"

„Dann erweisen Sie mir einen Dienst, einen großen Dienst, wollen Sie?"

„Befehlen Sie über mich ...!"

„Ein Mann schmachtet im Bagno," sagte er mit leuchtenden Augen und klingender Stimme. „Dieser Mann ist unschuldig. Das Weib des Armen weint, leidet, verzweifelt, stirbt ... Nun also! man muß den Mann dem Bagno, das Weib der Verzweiflung entreißen. Wollen Sie mir dabei helfen?"

Ihr ganzes Wesen erglänzte. „Ja!" rief sie. „O ja, ich will! ..."

Er setzte sich neben sie und sagte ruhiger: „Ich habe, seit ich hier bin, schon manchen Versuch gemacht, aber stets vergeblich. Ueberall hieß es: ‚Zeigen Sie uns den wirklichen Schuldigen, da Sie behaupten, daß es nicht Blanchard ist, und wir wollen unsern Irrthum wieder verbessern.' Aber kann ich diesen Schuldigen entdecken? Ich kenne ja Paris gar nicht, bin hier ein Fremder. Aber Sie, Sie haben so viele Bekannte, mächtige Freunde ... interessiren Sie sie dafür ..."

„Sie wollen seine Begnadigung erlangen? Meinen Sie das?"

„Nein, nein, ich will seine Rechtfertigung!"

„Und die Bestrafung des Schuldigen, nicht wahr?"

„Ja, ja."

„Nun denn! Alle unsere Bekannten werden darin nichts thun können; sie alle sind zu weltlich, zu faul, zu gleichgültig. Bedenken Sie nur: einen Prozeß durchzustudiren, eine Spur suchen, verfolgen, sie verlieren, unermüdlich eine zweite aufsuchen, nie ablassen von seinem Streben, nie ermatten, zugleich Untersuchungsrichter und Polizeimann zu sein ... Wer von allen meinen Bekannten wäre dessen fähig?"

„So darf ich also nicht auf Sie zählen?" sagte er traurig.

„Im Gegentheil, zählen Sie auf mich."

„Wie so, da Ihre Freunde nichts vermögen? Hoffen Sie, daß Ihr Gatte ...?"

„Er!" — machte sie verächtlich. „Glauben Sie, daß ich ihn bei einer Ehrensache gebrauchen könnte?"

„Nun dann ...?" fragte er.

Sie sagte mit fester Stimme und energischer Bewegung: „Ich werde allein suchen, und ich werde finden."

„Sie?"

„Ja, ich. Ihnen zuliebe!"

„Sagen Sie dem Guten zuliebe!"

„Es sei! Dem Guten zuliebe. Das ist ja dasselbe."

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Das Geschäftshaus hält eine Generalversammlung.

Wenn Mathilde und Heinrich sich nur von Zeit zu Zeit sahen, um sich über die Rettung Blanchard's zu berathen, so hatten dagegen Lorenz und Florine desto zahlreichere Unterredungen.

Bald fand sich Florine als deutsches Fräulein Hermann in der Agentur des Herrn Bonnin ein, bald rauchte der kleine Vicomte im Palais Ribas mit dem Marquis seine Cigarre.

Endlich besuchte auch Lorenz selber die „lange Florine" in ihrer Wohnung in der Rue Suresnes. Er wählte dabei stets neue Verkleidungen, die meist so gelungen waren, daß seine Freundin selber ihn im ersten Augenblicke nicht erkannte. Die Vorliebe für Verkleidungen entwickelte sich bei Lorenz von Tag zu Tag mehr und wurde eine Art Manie.

An einem Dezemberabende fanden sie sich wieder einmal am Kamin in der Rue Suresnes zusammen: Florine als Florine, und Lorenz ausnahmsweise als Marquis de Ribas. Und sie plauderten „Geschäfte".

„Sie haben Recht," sagte Lorenz. „Ich werde mich an das Unternehmen machen. Es sind wenigstens hunderttausend Franken zu gewinnen, wenn wir's recht anpacken. Die Laster dieses Menschen geben ihn ganz in unsere Gewalt. Ich werde ihm an einem dieser Abende folgen und im Nothfalle selber stellen, d. h. in aller Form arretiren."

„Sie selber?"

„Ja wohl, ich selber. Er soll mich für einen Agenten aus der Sittenpolizei halten. Er wird natürlich mich zu bestechen versuchen, um seine Freiheit und mein Schweigen zu erkaufen."

„Und Sie werden sich bestechen lassen?"

„Natürlich, aber so spät als möglich, erst dann, wenn sein Anbot groß genug ist. Man läuft gar keine Gefahr bei solchen Leuten; die Angst liefert sie uns an Händen und Füßen gebunden aus. Und selbst wenn sie entdecken, daß sie es mit einem falschen Polizisten zu thun haben, wagen sie es nicht zu klagen."

„Apropos," unterbrach ihn Florine, „wissen Sie, daß ich Neues über Frau Deligny habe?"

„Sie haben also den Neffen ihres Gatten gesehen?"

„Ja, und wir haben uns nicht getäuscht in ihm. Er ist etwa vierzig Jahre alt, ein Verschwender und Schuldenmacher. Er hatte immer gehofft, daß die Erbschaft seines Onkels eines Tages ihm zufallen werde; die plötzliche Heirath des siebenzigjährigen Mannes hat ihn ganz vernichtet. Ich habe ihn aber getröstet. Ich sagte ihm, daß noch nicht Alles verloren sei, daß man Herrn Deligny nur die Augen öffnen dürfe über sein feines Weibchen, damit er das Testament in tausend Stücke reiße. Sie können sich denken, wie diese Idee ihn entzückt hat. Er wollte mir auf der Stelle mein Geheimniß ablocken und zwar ohne den Geldbeutel zu öffnen. Aber ich habe ihm ganz höflich zu verstehen gegeben, daß man nicht einem Fremden so mir nichts, dir nichts drei oder vier Millionen in den Schooß werfe, ohne dafür ein kleines Honorar zu beanspruchen. Ich ließ ihm vierzehn Tage Bedenkzeit, die er natürlich dazu benutzen wird, seine Tante zu überwachen, um selber hinter das Geheimniß zu kommen. Das wird ihm aber nie gelingen, da sich ja, wie gesagt, ihre Liebe ganz im tiefsten Schatten ihres Hauses abspielt. In vierzehn Tagen also muß er sich wohl entschließen, unsere Hülfe anzunehmen und mir bezahlen, so viel ich begehre."

„Natürlich noch ehe Sie gesprochen haben!" bemerkte Lorenz.

„Vorher oder nachher, das bleibt sich gleich," entgegnete Florine. „Wenn er nicht gutwillig zahlt, sobald die Sache zu seinen Gunsten ausgefallen ist, gehe ich zum Alten und sage ihm, der Neffe habe, um ihn zu beerben, seiner Tante eine Falle gestellt, und diese sei die tugendhafteste Frau von der Welt."

„Schön. Das Geschäft ist ebenfalls sicher," schloß der Marquis de Ribas. „Wir haben einen guten Winter zu erwarten. Und das trifft sich gut, denn ich verbrauche eine Menge Geld."

„Ihre Mathilde ruinirt Sie," sagte Florine, ihn anschauend. „Liebt sie Sie doch wenigstens so viel, daß es ... die Kosten deckt?"

„Wie kommen Sie auf diese Frage?" sagte er erbleichend und einen unruhigen Blick auf sie werfend.

Sie lächelte fein und sagte: „Teufel! Ich dachte nicht, daß Ihnen eine unschuldige Frage solche Aufregung verursachen könne. Sollten Sie vielleicht eine Abnahme der Neigung Ihrer Gemahlin zu Ihnen bemerkt haben?"

„Nein, nein!" machte Lorenz barsch.

„Ah, desto besser. Ich gratulire Ihnen dazu, denn wie ich sehe, lieben Sie sie noch immer leidenschaftlich."

„Ja," murmelte er finster. „Immer. Nur für sie will ich reich werden, immer reicher! Um jede ihrer Launen erfüllen zu können, scharre ich Geld zusammen, wo und wie ich kann! ..."

„Sie wäre sehr undankbar, wenn sie eine solche Ergebenheit nicht anerkennen würde," sagte Florine, noch immer lächelnd, während sie sich erhob und am Kaminlichte eine Cigarrette anbrannte. Nach dem ersten Zuge warf sie nachlässig die Worte hin:

„Wie dumm doch die Männer sind!"

„Was wollen Sie damit sagen?" machte er unruhig.

„O nichts," entgegnete sie. „Liebeln Sie, so lange Sie können, mit Ihrer schönen Odaliske. Sie ist süperb, ich gestehe es — das ist aber auch Alles, was sie ist. Mir an Ihrer Stelle wäre ein bischen weniger Form- und ein wenig mehr Geistvollendung lieber. Nun, vielleicht kommen Sie selber einmal auf diesen Geschmack ... für den Augenblick denken wir ein wenig an Ihre persönliche Sicherheit ... Ich habe gestern wieder einmal eine Cigarre geraucht bei Heinrich von Meillant."

„So? — Nun?"

„Nun, er beschäftigt sich noch immer mit Blanchard. Er verkehrt noch immer mit den Instruktionsrichtern und den Geschworenen, die ihm gar keine Hoffnung geben. Mir ist er aber gestern dennoch zufriedener und hoffnungsvoller vorgekommen, als sonst."

„Ah!" machte Lorenz athemlos.

„Aber verrathen Sie sich doch nicht so, mein Lieber! Sie vergessen ja, daß Sie mir nie ein Geständniß machen wollten in Bezug auf den Boulevard Bessières. Es ist das auch ganz unnöthig ... Also wie ich sagte: der schöne Heinrich scheint irgend eine Aussicht zu haben, Blanchard's Unschuld beweisen zu können. Hat man ihm die Begnadigung desselben versprochen? Das ist nicht wahrscheinlich. Glaubt er sich auf der Spur des wirklichen Schuldigen? Ich habe das nicht herausbekommen können von ihm. Mißtrauen wir also der Sache und seien wir vorsichtig. Vor Allem trachten wir, daß sich unser Feind so bald als möglich entferne. Bis heute ist uns das nicht gelungen."

„Man trennt nicht leicht zwei Leute, die einander anbeten," bemerkte der Marquis de Ribas. „Andeutungen, Verdächtigungen, anonyme Briefe haben wenig Einfluß auf einen Charakter, wie der des Herrn von Meillant ... Und Sie glauben also an eine Gefahr?"

„Bis jetzt nur an den Schimmer einer solchen. Ich werde Heinrich von Meillant so oft als möglich sehen; und wenn der Schimmer eine Flamme werden sollte, werde ich Sie augenblicklich benachrichtigen, damit Sie dieselbe austreten."

„Ich würde nicht zögern."

„Nur nicht durch das alberne Auskunftsmittel eines Duells. Dergleichen zieht die Augen der Polizei auf Sie."

„Man kann sich über der Grenze schlagen."

„Er ist ein Meister der Klinge."

„Aber im Schießen stehen wir ziemlich gleich. O, ich hasse diesen Meillant seit dem ersten Augenblicke, wo ich ihn in Havre sah. Und habe ich ihn einmal vor der Mündung meiner Pistole ..."

„Aber ich will nicht, daß mein Compagnon sein Leben auf's Spiel setze. Verstehen Sie? Ich werde also für ein anderes Mittel sorgen."

„Haben Sie noch immer ihr Absteigquartier in der Rue Chateaudun?"

„Ja."

„Wie groß ist es?"

„Ein Salon und zwei Zimmer."

„Es kommunizirt mit Ihrer Wohnung in der Rue Victoire?"

„So ist's."

„Und nur Sie wissen von dieser Verbindung?"

„Ich allein."

„Nun gut. Kündigen Sie diese Wohnung als zu vermiethen an. Das heißt die Wohnung in der Rue Chateaudun."

„Wozu?"

„Sie werden es sehen ..."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Steinkohlen.

Wir wollen hier uns nicht befassen mit einer Darstellung der unendlich langen Zeit, welche die tropische Dschungelvegetation der Ur-Ur-Vorzeit zu ihrer Umwandlung bis zu diesem Brennstoffe gebraucht hat; es dürfte aber unsere Leser interessiren, einige geschichtliche Daten über Auftreten und Verwendung der Steinkohle im Leben der Völker zu erfahren.

Die älteste schriftliche Urkunde, die uns von der Verwendung der Steinkohle zu Heizzwecken Zeugniß gibt, ist ein Pachtvertrag aus Alfred's des Großen Zeit, der dem Abt von Peterborough die Rente von seinem Pachtgrundstück zum Theil in Gestalt von Kohle zusichert. Wir erfahren aus dieser Urkunde bezüglich der Methode der Gewinnung zugleich, daß die Steinkohle aus der Erde gegraben wird, daß also in den oberflächlichen Erdschichten bereits eine Art bergmännischer Betrieb im Schwung ist.

Fast zwei Jahrhunderte aber steht die angegebene Nachricht über die Steinkohlenbenützung vereinzelt da, und erst vom zwölften Jahrhundert an werden die historischen Zeugnisse darüber häufiger. So überweist der Bischof von Durham im Jahr 1130 einem Kohlengräber ein Stück Land, um einen Schmied mit Kohlen für sein Handwerk versorgen zu lassen. Es ist dabei beachtenswerth, daß die Eisenmanufaktur unter den menschlichen Industriezweigen also die erste ist, die sich von dem neuen Brennstoff abhängig macht. Hat sich ja doch die Wahlverwandtschaft zwischen Kohle und Eisen im Verlaufe der späteren Jahrhunderte als eine überaus innige, dauerhafte und bedeutsame erwiesen. Vom Jahr 1190 wird uns die Inangriffnahme des südschottischen Kohlenfeldes bei Edinburg berichtet, und zwischen 1210 und 1219 übergibt Graf v. Winton den Mönchen von Newbattle eine Kohlengrube als fromme Schenkung. 1239 gewährte König Heinrich III. „den guten Bürgern von Newcastle" das Privilegium, in der Nachbarschaft ihrer Stadt nach Kohlen zu graben, um sie zu verkaufen, und 1281 hat sich der dortige Bergbau bereits in so hohem Maße entwickelt, daß die Stadt ihren Charakter als Haupthandelsplatz in Steinkohlen aufgeprägt erhält.

Aus dem Umstande, daß der Italiener Aeneas Sylvius (Pius II.), der Britannien am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts bereiste, mit offenbarem Staunen über die brennbaren schwarzen Steine Schottlands als über eine anderweit ungesehene Naturmerkwürdigkeit berichtet, dürfen wir keineswegs schließen, daß die Steinkohle auf dem europäischen Kontinent bis in das fünfzehnte Jahrhundert ungekannt geblieben sei. In der italienischen Heimat des Aeneas Sylvius, die durch ihre geologischen Verhältnisse zur ewigen Steinkohlenarmuth verurtheilt erscheint, mochte die von ihm beobachtete Thatsache der Steinkohlenverbrennung allerdings unerhört sein, in Deutschland war sie es sicherlich nicht. Wir wissen vielmehr, daß sowohl das sächsische Kohlenlager bei Zwickau als auch das große westphälische Ruhrkohlenlager schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bergmännisch bearbeitet wurde.

Während aber die Steinkohle hier, wie in den meisten britischen Kohlengebieten, lange Zeit lediglich eine lokale Bedeutung behielt und nur in der unmittelbaren Umgebung der Fundstätten zu Haushaltungs- und Manufakturzwecken verwendet wurde, gewann sie von Newcastle aus seit dem vierzehnten Jahrhundert auch eine hohe Bedeutung für größere Gebiete.

Vor allen Dingen führte man die Steinkohle oder, wie man sie bald allgemeiner nannte, die Seekohle — sea coal — auf zahlreichen Schiffen nach London, und dort gewann ihr Verbrauch schnell eine gewaltige Ausdehnung. Zwar verbot König Eduard I. im Jahr 1306 auf Anregung seines Parlaments die Steinkohlenfeuerung in der Hauptstadt, weil die Bürger den „schwefligen Rauch und Geruch" nicht vertragen mochten; zwar demonstrirte insbesondere auch das schöne Geschlecht von London — «the nice dames of London» — in energischer Weise gegen die widerliche Neuerung, indem es sich weigerte, die Schwellen der durch Seekohlenöfen geheizten Zimmer und Häuser zu betreten, und indem es sogar das über dem Steinkohlenfeuer gesottene Fleisch zu essen verschmähte. Die Neuerung zeigte sich aber doch stärker als Königsmacht und Frauenwille, denn im Jahr 1321 war die Steinkohlenheizung in London wieder allgemein im Schwunge.

Nichtsdestoweniger fand die französische Hauptstadt noch 1714 die Steinkohlenfeuerung unter ihrer Würde, und erst 1769, zur Zeit der hereinbrechenden Holztheuerung, fingen die armen Leute auch in Paris an, statt des Holzes britische Kohle zu brennen. Als sich das unglückselige Mineral allmälig aber auch in die Vorzimmer der höheren Stände wagen wollte, da begegnete es einer ganz ähnlichen stürmischen und hartnäckigen Opposition, wie vier Jahrhunderte früher in London; verpestete es doch durch seinen Dunst die Luft, beschmutzte es doch die elegante Wäsche, und verdarb es doch vor allen Dingen den schönen Pariserinnen ihren gerühmten Teint! Mehr als das Gutachten, welches die Pariser Akademie in dem Streite zu Gunsten des geschmähten Brennstoffes abgab, war es aber schließlich auch in Paris der mehr und mehr um sich greifende Holzmangel, der die Feinde der „schwarzen Steine" nach und nach zum Schweigen brachte.

Auf den britischen Inseln war die Entwaldung schneller als anderswo vorgeschritten, schon zur Zeit der großen Elisabeth ertönten aus Theilen des Reiches laute Klagen über Holzmangel und Holztheuerung, und so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß sich in Britannien der Steinkohlenkonsum in ganz besonders starkem Maße steigerte. Hatte man ja doch im Laufe der Zeit auch gelernt, durch verbesserte Heizvorrichtungen manchem Uebel, das der neue Brennstoff anfangs thatsächlich mit sich gebracht hatte, erfolgreich zu steuern! So verbrauchte London am Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts für sich allein schon etwa 200,000 Tonnen Kohlen jährlich, um die Mitte des Jahrhunderts stieg der Konsum der Stadt auf 240,000 und am Ende des Jahrhunderts auf 428,000 Tonnen. Die gesammte Produktion der britischen Inseln aber betrug um das Jahr 1650 etwa 2 Millionen und um das Jahr 1700 2½ Millionen Tonnen.

Mehr noch als die stetig fortschreitende Lichtung der Wälder waren es im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts zwei Erfindungen, welche die Kohlenproduktion und Kohlenkonsumtion Englands sowohl als auch diejenige verschiedener anderer europäischen Länder wie durch Zauberschlag zu einer unermeßlichen Bedeutung erhoben: die Erfindung einer neuen Eisenverhüttungsmethode und die Erfindung der Dampfmaschine. Die erstgenannte Erfindung, welche Abraham Darby im Jahre 1735 machte — die Erfindung, mit Hülfe künstlich entschwefelter Kohlen Eisen zu schmelzen — knüpfte Eisen und Steinkohlen zu einem engern Bund als vorher an einander, und die englische Eisenindustrie gelangte auf diese Weise zu einer ungeahnten Blüte; die durch die Kohlen gehobene Eisenindustrie wirkte aber selbstverständlich auch wieder fördernd auf die Kohlenproduktion zurück. Wie sodann die Erfindung Watt's und Boulton's, welche der Dampfmaschine die ausgedehnteste Anwendung und Wirksamkeit in dem Kulturleben der Menschen sicherte, dazu beitragen mußte, die Steinkohlenfelder in ihrer ganzen Bedeutung zu erkennen, ist ohne Weiteres klar. Die Lagerstätten der Steinkohlen wurden von jetzt ab als die unerschöpfliche Quelle gewaltigster Kraftleistungen und als ein Hauptreichthum der staatlichen Territorien betrachtet; man suchte sich in allen Kulturstaaten durch sorgfältige geologische Forschungen von dem Vorkommen der „schwarzen Steine" Kenntniß zu verschaffen, und allenthalben förderte man sie aus tiefer und tiefer in die Erde geschlagenen Schachten eifrig zu Tage. Seit die Steinkohle nicht mehr als eine bloße schätzbare Wärmequelle, sondern auch als eine riesige Kraftquelle erkannt worden ist, seit die durch Steinkohlen in Bewegung gesetzte Dampfmaschine den verschiedensten Industriezweigen, der Landwirthschaft, der Straßenbeleuchtung und auf dem Dampfschiffe wie in der Lokomotive dem Weltverkehr dienen muß, ist der Kohlenverbrauch wie die Kohlenerzeugung in's Ungeheuerliche gestiegen. Betrug die Kohlenproduktion des britischen Reiches am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 2½ Millionen Tonnen, so hatte sie sich am Ende des Jahrhunderts auf 10 Millionen gesteigert; im Zeitalter der umfassenden Anwendung der Dampfmaschine, im neunzehnten Jahrhundert aber, wuchs sie noch fort und fort, bis sie im Jahr 1877 den unerhörten Betrag von 134,610,763 Tonnen ergab.

Daß das britische Reich hinsichtlich der Kohlenproduktion und Kohlenkonsumtion bis auf den heutigen Tag den ersten Rang behauptet hat, ist aus dem hohen Alter seines Kohlenbergbaues wie aus der Gunst seiner geologischen Verhältnisse leicht begreiflich. Indessen war man seit der Erfindung der Dampfmaschine auch in den übrigen Kulturstaaten nicht müßig, die „schwarzen Diamanten" an das Tageslicht zu fördern und den menschlichen Kulturzwecken nutzbar zu machen. In Deutschland vermochte die Ungunst der politischen Verhältnisse nur theilweise die Kohlenproduktion zurückzuhalten, und im Jahre 1784 nahm man zu den früher schon abgebauten Kohlenfeldern besonders auch das große oberschlesische in Angriff. Förderte der deutsche Zollverein zur Zeit seiner Begründung etwa 8 Millionen Tonnen, also etwa das Siebentel der damaligen britischen Ausbeute, so steht das deutsche Reich heute mit seinen 50 Millionen Tonnen nur noch um den 1½fachen Betrag hinter Britannien zurück. In Frankreich betrug die gesammte Kohlenausbeute im Jahre 1787 erst 211,000 Tonnen, im Jahr 1852 aber war sie auf etwa 5 Millionen gewachsen, und heute beläuft sie sich auf 17 Millionen Tonnen, also auf das Drittel der deutschen. Die belgische Kohlenproduktion übertraf die französische noch in der Mitte unseres Jahrhunderts sehr beträchtlich, und erst seit dem Jahre 1872 ist sie hinter der letzteren etwas zurückgetreten, so daß sie heute noch etwa 14 Millionen Tonnen ergibt. In Oesterreich-Ungarn steigerte sich die Ausbeute in den Jahren 1860 bis 1876 von 3½ auf 13 Millionen Tonnen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika aber, welche im Jahr 1820 im Ganzen 365 Großtonnen erzeugten und welche heute hinsichtlich der Kohlenförderung genau auf der Stufe des deutschen Reiches stehen, werden voraussichtlich Britannien in nicht zu ferner Zeit eingeholt oder vielleicht gar überflügelt haben. Uebertreffen ja doch die Kohlenfelder der nordamerikanischen Union die britischen an Ausdehnung reichlich um das Zwanzigfache!

Heute sind in den englischen Kohlengruben etwa 450,000 Menschen beschäftigt, in denen Deutschlands 200,000, in Belgien 110,000, in der Union reichlich 100,000, in Frankreich 97,000, in Oesterreich 65,000 — zusammen genommen wahrlich ein stattliches Heer. Die jährliche Gesammtproduktion der Erde aber beträgt gegenwärtig 288 Millionen Tonnen oder 5760 Millionen Centner.

Die Bedeutung der Steinkohle als Wärme- und Kraftquelle ist in dem Kulturleben der modernen Völker in der That eine so unermeßliche geworden, daß uns unwillkürlich ein Grauen beschleicht, wenn wir bedenken, daß das noch immer wachsende Quantum der jährlichen Förderung die in den Erdschichten aufgespeicherten Vorräthe, seien dieselben für die menschliche Vorstellung auch noch so unfaßbar große, mit jedem Jahre der Erschöpfung näher bringen muß. In England stiegen, angesichts der augenscheinlichen Begrenztheit der abbaufähigen Vorräthe und angesichts des in's Riesige gesteigerten Konsums, thatsächlich vor etwa zwanzig Jahren lebhafte Sorgen über die Zukunft auf, und Professor Levons verlieh denselben 1865 in seiner Schrift: «The Coal Question» lebhaften Ausdruck. Die von dem Parlament 1866 zur Untersuchung der Kohlenfrage eingesetzte Kommission, welcher Autoritäten, wie Roderick Murchison, William Armstrong und Robert Hunt angehörten, und der die Arbeiten durch Edward Hull's schönes Werk über die Kohlenfelder Großbritanniens wesentlich erleichtert wurden, beruhigte indessen durch ihre Darlegungen die Nation wieder gänzlich. Da die Menge der abbaufähigen Kohlen heute auf 145,500 Millionen Tonnen geschätzt werden kann, so vermögen die britischen Kohlenlager auch einen auf's Doppelte gesteigerten Verbrauch noch auf etwa fünf Jahrhunderte zu decken, und dieß kann allen Industrievölkern vorläufig zur Beruhigung dienen. Der Kohlenhauptmarkt wird im Laufe der kommenden Jahrhunderte wandern, er wird sich von Großbritannien nach Nordamerika und von dort vielleicht gar nach dem „Himmlischen Reiche der Mitte" verlegen, aber damit ist durchaus nicht gesagt, daß dann die britischen, deutschen und belgischen Hochöfen ausgeblasen werden müssen, daß die Dampfhämmer, Webstühle und Lokomotiven dieser Länder stillstehen werden und daß Europa wieder in mittelalterliches Dunkel zurücksinken wird. Die modernen Weltverkehrsmittel, welche den Höhepunkt ihrer Entwicklung heute bei Weitem noch nicht erreicht haben, werden voraussichtlich noch Jahrtausende dienen, die bedeutungsvolle Kraftquelle, welche sich in den amerikanischen und den chinesischen, wie in den anderen außereuropäischen Kohlenfeldern darbietet, auch den europäischen Kulturvölkern zugute kommen zu lassen. Daß wir aber vorsorglich noch weiter blicken sollen als auf die nächstfolgenden zwei oder drei Jahrtausende, kann unsere Nachwelt schwerlich von uns erwarten; es würden ja sonst der Sorgen gar zu viele auf uns lasten. Wir dürfen in dieser Beziehung wohl denken: „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe!"



Anekdoten und Witze.

Der alte Goethe sitzt behaglich in Jena in einer Weinstube am Fenster und verdünnt sich — aus welchem Grunde bleibe unerörtert — einen feurigen Wein hin und wieder durch Zuguß von Wasser. Im Hintergrund sitzt eine Gruppe angeheiterter Studenten, die natürlich unvermischten Trank schlürfen, dennoch aber nur fades Geschwätz hören lassen, welches schließlich doch den innern Unwillen des nachsichtigen Altmeisters erregt. Indeß, er bezähmt sich. Da, als der Weinübermuth den höchsten Grad erreicht hat, tritt einer der Musensöhne, welche sich über den weinfälschenden Philister schon länger aufgehalten haben, an den ihnen Unbekannten heran und inquirirt ihn mit lallender Zunge:

„Sagen Sie 'mal, alter Herr, bedenken Sie eigentlich das Verwerfliche Ihres Thuns? Warum fälschen Sie sündhaft die reine Bacchusgabe?"

Dem Frager erwiedert der alte Olympier sofort mit etwas gereizter Würde:

„Das will ich Ihnen sagen, mein junger Freund:
‚Wasser allein macht stumm,
Das beweisen im Teiche die Fische.
Wein allein macht — dumm,
Das bezeugen die Herren am Tische!
Dieweil ich nun keines von beiden möcht' sein,
So trink' ich vermischt mit Wasser den Wein.'"

Mit hoheitsvollem und befriedigtem Lächeln die ob dieses poetischen Anhauchs verstummten Aufdringlichen anblickend, wandte der alte Herr von Goethe diesen und der Kneipe den Rücken und mochte, stiller Heiterkeit voll, der verflossenen Zeit gedenken, wo er selbst Studien zur Studentenszene in Auerbach's Keller gemacht hatte.

*

Je nach Umständen.

Einer unserer berühmtesten Afrikareisenden erzählte kürzlich, er habe in einer Stadt im Orient eines Morgens die Blumen an seinem Fenster begossen. Er that wohl des Guten zu viel, denn ein Wasserstrahl ergoß sich hinunter auf die Straße und gerade einem Araber in's Gesicht, welcher faul hingestreckt der Ruhe pflegte. Der braune Mann sprang wüthend auf, schaute nach dem Fenster empor, von welchem der Weiße sich etwas zurückgezogen hatte, und rief, da er Niemand erblickte, mit tragischer Emphase hinauf:

„Bist Du ein alter Mann, so verachte ich Dich! Bist Du ein altes Weib, so verzeih' ich Dir! Bist Du ein junger Mann, so verfluche ich Dich! Bist Du eine Jungfrau, so danke ich Dir!"

*

Ein junger, noch unbekannter Autor quälte einen Theaterdirektor mit der unermüdlichen Einreichung einer nicht enden wollenden Zahl neuer Stücke. Der Direktor, wohlwollend von Natur, verzichtete endlich auf das Vergnügen, dieselben durchzulesen, gab aber die Manuskripte niemals zurück, ohne dem jungen Autor eine kritische Bemerkung zu machen: das Stück sei nicht übel, aber aus diesen und jenen Gründen für ihn nicht brauchbar. Plötzlich bekam der Autor Wind davon, daß seine Manuskripte nicht einmal aus ihrer Umhüllung gekommen, geschweige denn gelesen worden seien. Er beschloß, sich zu rächen. Nach einigen Tagen schickt er dem Direktor eine Rolle zu, sehr sauber eingewickelt und mit einem rothseidenen Bande zugebunden. Nach einiger Zeit holt er sich die Antwort; dießmal versteigt sich der Direktor dazu, das Stück reizend zu finden.

„Ich habe es mit großem Interesse gelesen," fährt er fort, „um so mehr muß ich bedauern, es Ihnen zurückgeben zu müssen, der Stoff —"

Hier stockte der diplomatische Direktor.

„Ist er zu alt?" unterbrach ihn der junge Autor mit sardonischem Lächeln.

„Nein, im Gegentheil, die einzige Ausstellung, die ich zu machen habe, ist, daß er zu weichlich für mein Theater ist."

„Das ist merkwürdig!" rief der junge Autor aus, indem er das Manuskript auseinanderrollte und den Augen des verdutzten Direktors eine appetitliche Wurst enthüllte.

*

Der Bürgermeister eines kleinen Städtchens hatte im Sitzungszimmer das Malheur, sich Tinte über die Hosen zu gießen. Er sandte daher den Rathsdiener nach seiner Wohnung, ihm ein anderes Paar Beinkleider zu holen.

„Was ist denn geschehen?" fragte besorgt die Frau Bürgermeisterin.

„Das darf ich nicht sagen!"

„Warum denn nicht?"

„Weil ich die Hosen mit auf meinen Diensteid genommen habe, welcher dahin lautet, nichts von dem zu verrathen, was im Sitzungszimmer vorgeht!"

*

Familienrevolver.

Ein Herr tritt bei einem Waffenhändler in New-York ein, um einen Revolver zu kaufen.

„Hier," sagt der Kaufmann, „ist ein sehr schöner Familienrevolver."

„Was heißt das?"

„Er hat sechs Läufe. Zwei Kugeln bestimmen Sie für Ihre Frau, zwei für den Zerstörer Ihres häuslichen Glücks, zwei für sich selbst. Das ist die neueste Mode. Ich habe schon Hunderte zu Hochzeitsgeschenken verkauft."

Lotterieziehungen im Monat Februar.

Am 1. Belgische 3 % Kommunal-Loose à 100 Franken vom Jahre 1868, 264 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Oktober 1880 (48. Ziehung). — K. K. Oesterreichische 500-Gulden-Loose à 5 % vom Jahre 1860, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Florenz 250-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1868, 405 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 250 Franken, zahlbar am 1. April 1880 (48. Ziehung). — Nassauische 25-Gulden-Loose vom Jahre 1837, 3500 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 45 fl., zahlbar am 1. Mai 1880 (42. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, 661 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (39. Ziehung). — Graf St. Genois 40-Gulden-Loose vom Jahre 1855, 1000 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 65 fl., zahlbar am 1. August 1880 (34. Ziehung). — Stadt Roubaix und Tourcoing 50-Franken-Loose vom Jahre 1860, 376 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 1. Mai 1880 (39. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahre 1864, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. März. — Finnländische 10-Thaler-Loose vom Jahre 1868, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1863, 2258 Stück, jedes Loos 100 Fr., zahlbar am 1. Juli 1880 (34. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (60. Ziehung). — Stadt Bukarest 20-Franken-Loose vom Jahre 1869, 11,400 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. März 1880 (52. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn 100-Thaler-Loose à 3½ % vom Jahre 1870, 1400 Stück, höchster Preis 60,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. April 1880 (19. Ziehung). — Stadt Hamburg 50-Thaler-Loose à 3 % vom Jahre 1866, 750 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 53 Thaler, zahlbar am 1. März 1880 (14. Ziehung). — Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1855/60, 1890 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. März 1880 (50./38. Ziehung). — Stadt Verviers 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1873, 79 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Juli 1880 (28. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1875, 34 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. Februar 1880 (20. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1876, 316 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. Februar 1880 (13. Ziehung). — Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1872, 267 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (43. Ziehung). — Am 15. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1867, 506 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Franken, zahlbar am 2. Juli 1880 (49. Ziehung). — Stadt Freiburg 10-Franken-Loose vom Jahre 1879, Prämienziehung am 15. März. — Stadt Stanislau 20-Gulden-Loose vom Jahre 1869, 300 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. August 1880 (28. Ziehung). — Stadt Lüttich 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1874, 99 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Juni 1880 (25. Ziehung). — Stadt Neapel 250-Franken-Loose à 4 % vom Jahre 1871, 228 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (34. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 160 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. August 1880 (46. Ziehung). — Stadt Barletta 100-Franken-Loose vom Jahre 1870, 50 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. August 1880 (46. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3 % vom Jahre 1879, 15 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 15. Juni 1880 (5. Ziehung). — Am 29. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahre 1845, 8000 Stück, Prämienziehung am 31. März.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 315:

Infanterie.

Logogriph.

Mit m, am End', umfaßt es Alles,
Mit b, wenn's glückt, ergreift es Alles,
Mit sch verdreht es Alles.

Auflösung der Homonyme Seite 315:

Verrückt.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Ostfriesland. Für Französisch: Toussaint-Langenscheidt's Briefe. Für Holländisch: Ollendorf's Grammatik — durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hrn. L. K. in Tyrol. Die Wallishauser'sche Buchhandlung in Wien verschafft Ihnen davon reiche Auswahl.

Hrn. A. M. in Basel. Nr. 1) Uebung der Stimme und sonst vernunftgemäße, einfache Lebensweise, keine starken Weine und nicht viel Bier trinken. Nr. 2) Viele Sänger essen ein rohes Ei.

Hrn. J. H. in Aachen. Ein solches gibt es nicht, da die Veränderung eine chemische Umsetzung des Grundstoffes ist.

Le Petit. Durch Auftragen von Quecksilberamalgam und Verflüchtigung des Quecksilbers, dann Poliren mit Achat.

Zwei Leser in Elberfeld. Das Perpetuum mobile wollte ein deutscher Schlosser vor mehreren Jahren erfunden haben. Plötzlich ging aber die Maschine nicht mehr ꝛc. Wenn an der Sache etwas gewesen wäre, würde man bei dem jetzigen Stand der Mechanik die Maschine ohne Zweifel haben in Stand setzen können. Wir halten das Perpetuum mobile für eine Phantasie.

Hrn. F. Schirs. Die ungarische Bartwichse, bei jedem Friseur.

A. Friebe in Lälm. Durch Graveur Hafert in Stuttgart, Katharinenplatz.

H. E. in R. Nr. 1) Becker's deutsche Grammatik, Prag, Tempsky. Nr. 2) 10 Mark 50 Pfg. pro Jahr.

Abonnentin 333. Nr. 1) Gibt es nicht. Nr. 2) Ja — das ist Schlemmkreide.

H. Morrener in Berlin. Gebrüder Wolf, Musikinstrumentenfabrik in Kreuznach.

Hrn. Dahm in Dortmund. Unter Vielliebchen versteht man, daß zwei Personen von einer Doppelfrucht essen und dabei sich vornehmen, Jedes den Andern bei der ersten Begegnung daran zu erinnern; wer das zuerst thut, hat das Vielliebchen gewonnen.

J. V. in B. Die Anweisung finden Sie in dem „Naturaliensammler“ von Dr. L. Eger, Wien, Fäsi & Frick.

Hrn. H. Adles. Einzig durch Prüfung bei einem Kunst- und Theaterverständigen, dem Sie etwas vorsingen müssen. Ein Buch hilft Ihnen in diesem Falle nichts.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Netty Bernulli in Br.; Anna Harrich, Bremen; Josepha Kurnigg, Marburg; Marie Manners, Berlin; Frau Mathilde Spielberg, Breslau; Amalie Volkertssohn, Hannover; Hrn. R. Göllner, A. Grabhorn, Bockhorn; A. Löwenthal, Würzburg; E. Zorn, H. Oepke, Rosenberg; C. Schumann, Oschersleben; Th. Müller, Botzdorf; O. Fritz, Stuttgart; H. Manilow, Posen; A. Richter, Berlin; M. Streicher, Darmstadt; Fr. Bertholdi, Potsdam; H. Berlepsch, Dresden; A. Gunther, Dresden; O. Marienthal, Tilsit.

Antworten.

Auf 22): Wir haben Rauchtabak (Cigarrenstummel) zerkrümelt und zwischen die Stoffe gestreut als das beste Mittel hiezu gefunden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 26. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XII.

Während wir eben im besten Zuge waren, trat der Doktor auf die Schwelle, sah sich flüchtig im Zimmer um und ging, ohne von uns Notiz zu nehmen, mit gefurchter Stirn wieder hinaus.

Seine Equipage stand draußen im Schatten der Bäume und sein zweibeiniges Roß erlabte sich gemüthlich an einem Glase Bier.

Der kleine Herr begab sich aber nicht zu diesem zurück, sondern begann mit etwas sonderbarer Hast vor dem Kurhause auf und ab zu traben. Mir machte es Spaß, sein aufgeregtes Wesen durch das offene Fenster zu beobachten.

„Was er nur vorhat?“ dachte ich.

Die Gänge und Alleen waren beinahe leer. Nach der Frühpromenade und dem Kaffee saßen die meisten Kurgäste im Innern ihrer Häuser oder auf den Balkons und ruhten aus. — Es war dieß die Zeit, wo der faulige Morgentrank gewöhnlich seine Wirkung übte.

Drüben in einer der Villen spielte Marie Heimburg Klavier, unten aber übte der Backfisch seine Czerni'schen Etüden auf dem Kurhauspianino. — Wenn es so Allerlei zu hören gab, so gab es dafür um so weniger zu sehen.

Was hatte unser Doktor also auf der leeren Straße zu thun — warum spazierte er hier wie eine Schildwache mit seinem Bambus in der Hand auf und ab und schnitt solche verzweifelten Gesichter?

Jetzt kam Adam hinter den Bäumen hervor. Sie trat zu ihm, die allgegenwärtige Polizei, griff an die Mütze, rückte das Koppel zurecht und machte eine „gehorschamste“ Meldung. Der Doktor hörte ihr aufmerksam zu und schielte dann etliche Male (es war kein Zweifel) nach der Villa der Russinnen hinüber.

Gleich darauf fuhr die Ziegenbockequipage mit den beiden blonden Kindern vorüber. Mit einem höchst sonderbaren, hämischen Lächeln verfolgte der kleine Aeskulap sie durch seine Brille. Jetzt zuckte er zusammen. — Wie nämlich das Gitter dort drüben sich öffnete, um den kleinen Wagen herein zu lassen, trat die Gräfin in Begleitung eines großen, gut aussehenden Mannes aus demselben heraus. Mit einem: „Ah! — la voilà la petite bande!“ bog sie sich zu dem Wagen herab, hob eins nach dem andern von den Kindern federleicht empor und reichte es dem Unbekannten.

Des Doktors ganzes Antlitz krampfte sich zusammen, er wurde buchstäblich roth und gelb vor Aerger. Die Polizei, sich respektvoll umwendend, nahm eine heimliche Contenanceprise und wischte sich die Nase mit dem Rockärmel. Der Assessor und die beiden anderen Herren waren, wie ich bemerkte, neben mich getreten, sie hatten ihr Spiel gleichfalls unterbrochen.

„Was für ein saures Gesicht unser vortrefflicher Medizinalrath schneidet,“ sprach Karl sarkastisch. „Ah, das ist ja auch der Andere! — Sapperment!“

„Jener Herr, der dort mit der Gräfin spricht, ist Doktor Kurs aus Detmold,“ erklärte uns Herr Burg. „Er kommt die Woche ein- oder zweimal herüber, um nach den Damen und ihren Kindern zu sehen. Er hat auch noch etliche andere Patienten hier im Ort. Im Winter hat nämlich Doktor Schwarz keine Praxis.“

„Also das ist es! O, ich verstehe, ich verstehe!“ nickte Karl und stieß mich in die Seite.

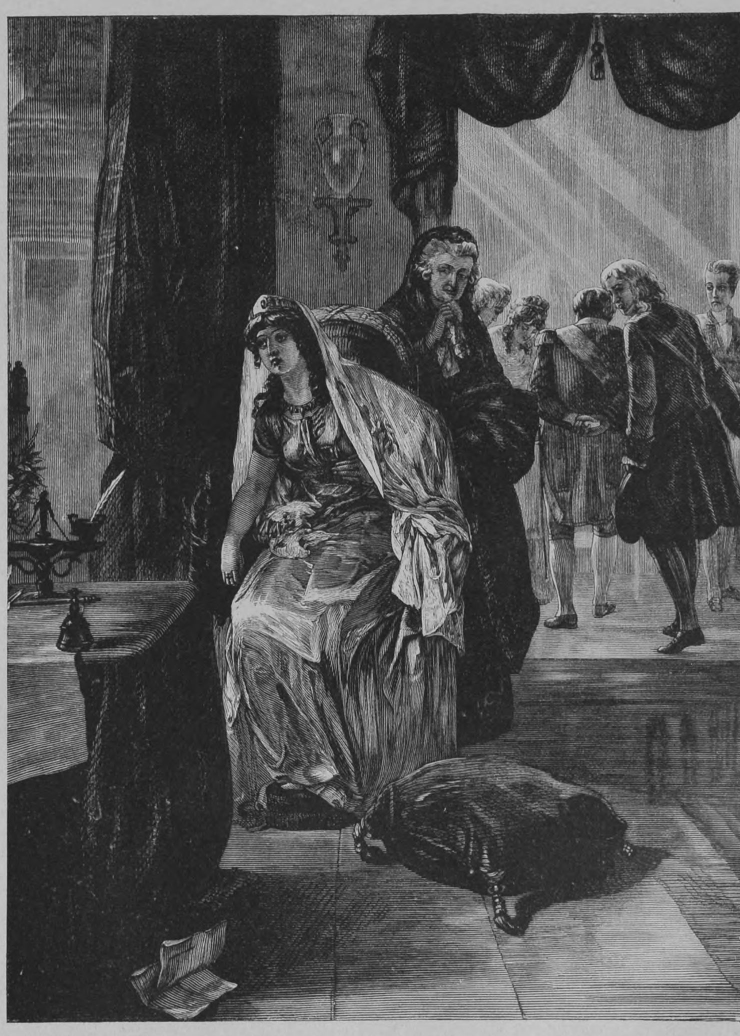
„Die beiden Herren können sich nicht gut leiden,“ fügte Herr Steinhauer naiv hinzu.

„So, so! — ich kann mir's denken . . . Konkurrenz, — Brodneid — wie?“

„Etwas dem Aehnliches,“ sagte Herr Burg. „Um korrekt zu sein — unser Doktor grollt dem Doktor Kurs und spricht nicht eben christlich von seinem Kollegen.“

„Ja — eine spitze Zunge hat Der. — Ha, was er mannigmal für Sachen erzählt!“ bestätigte Herr Steinhauer.

Mittlerweile zog der Doktor Kurs drüben seinen Hut und kam dann herüber, gerade auf das Kurhaus zu. Mit ernstem Gruße wollte er



Königin Luise und Napoleon Bonaparte in Tilsit. (S. 343.)

an dem Badearzte vorüber, doch dieser stellte sich ihm rasch in den Weg und streckte ihm mit dem katzenfreundlichsten Lächeln seine beiden Hände entgegen.

„Ah! — sieh' da, — man stößt auf einander!" murmelte Karl halblaut.

„Ich glaube, ich kann Ihnen Auskunft geben, um was es sich hier handelt," erklärte Herr Burg. „Der Doktor Schwarz verbreitet nämlich das Gerücht, bei dem kleinen blonden Mädchen der Gräfin von Wandalowskoi sei das Scharlachfieber im Anzuge. Er behauptet, es wäre dringend nothwendig, daß, um Ansteckungen zu vermeiden, das Kind augenblicklich in Betten gepackt und in ein dem Badecentrum entfernter liegendes Haus gebracht würde. — Die ganze Gesellschaft war hier vorhin nicht wenig in Aufregung deßhalb."

„Scharlachfieber ist sehr ansteckend — namentlich für kleine Kinder," sprach Herr Steinhauer wichtig, der eben nicht der hellste Kopf war, wie man bereits bemerkt haben wird, und sich leicht von Jedermann lenken ließ.

Karl sah zuerst ein wenig erschrocken aus, er nickte dann ingrimmig lächelnd vor sich hin und stützte sein Kinn auf die Spitze des Queue, ohne etwas zu erwiedern.

Draußen waren die beiden Aerzte in einem lebhaften Gespräch begriffen.

„O nein! — Bitte sehr, Herr Kollege. Das muß ich durchaus in Abrede stellen," hörten wir den Doktor Kurs mit großem Nachdrucke sagen.

„Aber ich versichere Sie, liebwerther Freund," wisperte der Doktor sehr höflich und sah sich ängstlich rechts und links um.

„Nicht einmal ein Friesel, nichts als einige Mückenstiche vielleicht!" rief Doktor Kurs, ziemlich roth werdend.

„Mückenstiche? — o . . . o!" entgegnete achselzuckend Doktor Schwarz.

Doktor Kurs sann einen Augenblick nach.

„Die Frau Gräfin hat gewiß nichts dawider, — wenn Sie sich selbst hinüber bemühen wollen, — daß wir das Kind einer eingehenden Besichtigung unterwerfen," sprach er mit einer entsprechenden Handbewegung.

„O nein, — ich bitte, — ich bitte dringend, — dort hinüber? — Nein! — O, was denken Sie von mir, Herr Kollege?" sträubte sich der Doktor Schwarz mit sittlicher Entrüstung und streckte beide Aermchen abwehrend vor sich hin.

Doktor Kurs schüttelte etwas ungeduldig den Kopf und sah sehr finster aus.

„Ja, — das ist allerdings Ihre Sache, Herr Kollege, — dazu zwingen kann ich Sie nicht. Ich werde dann aber sofort an den Kreisphysikus telegraphiren und ihn bitten, sich zu überzeugen, daß hier von einer ansteckenden Krankheit, — ja überhaupt nicht einmal von einem Unwohlsein die Rede ist. Ich müßte Sie dann auch auffordern, mir zu sagen, auf welchem Wege Sie zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß hier ein Fall von Scarlatina vorliegt."

„Aber das würde ja ein unliebsames und höchst schädliches Aufsehen unter den hiesigen Kurgästen erregen, mein lieber Kollege," replizirte Doktor Schwarz.

Die hohe Gestalt des Doktor Kurs richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und er sah sehr ernst drein, als er erwiederte:

„Ich meine, das Aufsehen ist bereits erregt. Ich könnte Ihnen sogar die Quelle nennen, aus welcher dieser falsche Alarm in's Publikum drang, Herr Kollege. Ich bestehe deßhalb darauf, daß jener Ausspruch widerrufen wird, und zwar auf der Stelle. — Genügt Ihnen mein ärztlicher Ausspruch nicht, so dringe ich auf Untersuchung."

„Aber bitte — bitte," lenkte der Badedoktor, plötzlich ganz klein werdend, ein und suchte des Andern Hände zu erfassen. „Doch nicht so laut, lieber Herr Kollege — nicht so laut, und wozu denn diese unnöthige Gereiztheit, liebwerther Herr? — Ich thue ja nur, was meines Amtes ist. — Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß hier ein Fall von Bedeutung vorliege, und dachte nur an das — an dasjenige, was meine Pflicht und das Interesse des Badepublikums gebieten; liegt ein Mißverständniß vor, nun um so besser — eine förmliche Erklärung von Ihnen genügt dann vollkommen, um alle meine Bedenken zu zerstreuen. — Und wenn ich mich scheue, dort hinüber zu gehen zu jenen fremden Frauen, welche Ihre Patienten sind, so bitte ich, darin nur eine ganz gewöhnliche Delikatesse zu sehen, eine ganz gebräuchliche Delikatesse. Ein Arzt geht sonst natürlich überall hin. — Darf ich also bitten —"

„Nun, — ich glaube, dann kann dieses Gespräch wohl hier sogleich seine Beendigung finden, Herr Doktor. Ich erkläre jene Angaben und Gerüchte für falsch!" entgegnete finster der fremde Arzt, zog seinen Hut, machte eine sehr förmliche und kühle Verbeugung und ging mit ruhigen, langen Schritten davon.

Doktor Schwarz schnitt ein hämisch-freundliches Gesicht, verabschiedete dann mit einer kurzen Handbewegung sein Faktotum und stieg in seine Equipage.

Am Mittag bei der Table d'hôte saß Doktor Kurs aus Detmold in unserer nächsten Nähe, eine angenehme Erscheinung, ein ernster, gescheidt aussehender Mann mit guten Manieren und gesetztem Wesen. Wir machten hier seine Bekanntschaft. — Gleich nach dem Essen fuhr derselbe wieder davon. — Etliche der Gäste frugen ihn, ob es denn wahr sei, daß das kleine Russenmädchen das Scharlachfieber hätte, und er antwortete mit einer Delikatesse, die mich fast verdroß: es wäre nicht der geringste Grund für irgend eine Befürchtung vorhanden, die Kleine sei vollständig gesund.

„Dann reisen die Damen von da drüben auch wohl noch nicht ab?" rief Wienchen sehr vorlaut.

Der Doktor richtete sich auf, fixirte das Mädchen mit seinen ernsten Augen, bis der seltene Fall eintrat, daß Jene erröthete, und erwiederte dann ein einfaches: „Nein."

Wie die barmherzigen Schwestern die Köpfe zusammensteckten! —

Also nicht? — Diese eine Frage hatte mir übrigens die ganze Intrigue mit einem Male klar gelegt. Karl nickte mir bedeutungsvoll zu.

Ich hatte diesem bisher noch nichts gesagt davon, daß ich wegen der Fremden an Orlich geschrieben hatte, — jetzt theilte ich es ihm mit.

„Das ist recht, — das war eine vernünftige Idee — ausnehmend vernünftig, alter Sohn!" erwiederte er mit einigem Eifer. „Ich will Dir nur gestehen, — ich habe die ganze Zeit auf der Lauer gelegen, habe spionirt und gehorcht, um aus eigener Ueberzeugung zu schöpfen, nun, ich versichere Dich und biete Dir jede Wette an, Zehn gegen Eins, daß das honette Frauenzimmer — daß es Damen sind, Du weißt — Damen! — Orlich mag schreiben, was er will — mein Urtheil steht fest; es wird sich so herausstellen. Nichts als das gewöhnlichste Geklätsch und Geträtsch! — Sie können's eben nicht leiden, daß andere Leute besser sind, wie sie selbst, und bessere Kleider tragen. Aber nur Geduld, — man wird euch das Handwerk schon legen!"

Das war hernach auf der Kegelbahn, und kaum hatte er dieß gesagt, da passirte mir etwas recht Unangenehmes, — ich rutschte nämlich aus, fiel hin und verstauchte mir den linken Knöchel. — Ich konnte kaum noch, auf Karl gestützt, nach Hause gelangen. Der Fuß schwoll an und bereitete mir Schmerzen, ich mußte still auf dem Sopha liegen und kalte Umschläge machen. Stienchen wollte den Doktor holen, aber mit einem „beileibe nicht!" befahl ich ihr, demselben kein Sterbenswörtchen von diesem Unfalle zu sagen, — Arnica und kalt Wasser, das war das Beste.

Ich verbrachte eine ziemlich unruhige Nacht, doch ließen die Schmerzen ein wenig nach und die Geschwulst nahm nicht zu.

Mit Karl's Hülfe konnte ich sogar am nächsten Morgen auf einem Bein in die Frühstückslaube hinken; dort wurde ich denn, wie das ja unvermeidlich war, von Doktor Schwarz aufgesucht, gescholten, weitläufig untersucht und in Schrecken gesetzt, — indem ein Knochenbruch für nicht ausgeschlossen angenommen wurde und dergleichen mehr, bis man zuletzt erklärte, ich solle mit den Umschlägen ruhig weiter fortfahren.

Dann ließ er sich in einen Stuhl uns gegenüber nieder, stemmte den Bambus auf und sah uns mit seinem unangenehmen Lächeln der Reihe nach an. Wir ahnten bereits, was kommen würde. In seinem Eifer, Anderen zu schaden, hatte der kleine Mann nämlich das Ziel weit überschossen, — er war unklug gewesen und trug nun die Folgen: Zwei oder drei Familien mit Kindern waren Hals über Kopf abgereist und im Detmolder Moniteur stand heute ein Artikel über das Eichdorffer Scharlachfieber, worin etwas vom Verbreiten falscher Gerüchte, Unkenntniß und Leichtsinn stand, was sich Der annehmen mochte, welchem es galt.

„Die Herren haben, wie ich höre, gestern wieder Kegel geschoben und Bier getrunken," begann er. „Schlimm, — sehr schlimm! passirt jetzt Allerlei. — Apropos, haben ja wohl gestern den Doktor Kurs kennen gelernt. — Natürlich — nun natürlicherweise — da der Allerweltsmann neben Ihnen bei Tisch saß. — Nun, — wie hat Ihnen der Schwätzer gefallen, — he? — Wunderbar, nicht wahr, was für Leute sich Doktor nennen heutzutage. — Nun, es gibt ja auch in Ihrem Fache dergleichen dunkle Punkte, Winkeladvokaten, verdorbene Skribenten und dergleichen. Ganz dasselbe ist es in der Medizin. — O natürlich; da haben wir Heilpfuscher, Quacksalber, Geheimärzte, Wunderdoktoren und wie sie alle heißen. — Ja, meine liebwerthen Herren" (hier sah der kleine Doktor mit feuchten Aeuglein Einen nach dem Andern von uns an und schüttelte bedauernd den dicken Kopf), „man macht jetzt so viele Gesetze im deutschen Reiche, gute und schlimme; wann aber wird man endlich einmal gegen diesen Schaden so einschreiten, wie sich's gebührt, — ein Unfug, welchem Tausende schon zum Opfer fielen?!"

„Allerdings, — höchst bedauerlich," erwiederte Karl mit scheinheiliger Miene, während ich kaum an mich zu halten vermochte, um nicht dem kleinen hämischen Verleumder ganz gründlich die Wahrheit zu sagen.

„Sehen Sie wohl! — nicht wahr, o nicht wahr?" fuhr der Doktor mit noch größerem Eifer fort. „Sie, meine Herren, in Ihrer richterlichen Praxis, in einer Großstadt lebend noch dazu, dem Sitze der Intelligenz, aber auch des verfeinerten, raffinirten Lasters, — Sie werden mich verstehen und meine gerechte Entrüstung begreifen. — Ich brauche Ihnen nicht wohl erst zu versichern, daß es nicht Neid ist oder irgend ein anderer niedriger Beweggrund, der mich so über einen — (nun, Kollegen mag ich nicht sagen) — über einen Nebenmenschen urtheilen läßt. — Unter uns, ich habe hier mein gutes Auskommen und ich darf wohl sagen, ich genieße eines gewissen Rufes. Ich bin gekannt und geachtet, liebwerthe Herren — ohne Anmaßung! Es kommen Tausende hieher und suchen und finden Heilung. Was kümmert es mich daher, wenn hier ein Anderer auf die Jagd nach Praxis geht, — er nährt sich am Ende doch nur kümmerlich von den Brocken, die von meinem Tische fallen."

„Natürlich — natürlich, Doktor," versicherte Karl ernsthaft.

„Pah, — im Grunde ist es ja auch mehr zum Lachen, ja wirklich nur zum Lachen, meine Herren, wenn man die Antecedentien jenes Menschen kennt, und ich würde desselben gar keine Erwähnung thun, wenn nicht die Ausübung der ärztlichen Praxis durch derartige Pfuscher etwas überaus Bedenkliches hätte."

Nachdem der Doktor durch eine Grimasse jenes Gefühl bedingter Heiterkeit angedeutet hatte, von welchem er sprach, nahm er plötzlich eine ernste, geheimnißvolle Miene an.

„Wissen Sie denn, wer jener Doktor Kurs eigentlich ist?" frug er, seine Stimme dämpfend und sich vorsichtig umschauend. „Ich will es Ihnen sagen: derselbe war früher Barbier, hihihi! Er begann seine Carrière mit Hühneraugenschneiden, Schröpfen und dergleichen, bis er endlich nach Jahren beim Militär zum Pflasterkasten avancirte. Sie wissen ja wohl, was das heißen will, meine Herren? — Eine Kompagnieschelle nennen Sie es ja wohl in Preußen? — Nannten Sie es vielmehr, denn gottlob, dort hat man dergleichen Individuen längst zu allen Teufeln gejagt. — Dieser Herr Doktor hat also weder eine ordentliche Schulbildung genossen, noch richtig studirt, — nun, Sie wissen ja, wie man heutzutage Doktor wird!"

Karl nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Passirte ihm übrigens einmal eine sehr ergötzliche — wirklich sehr heitere kleine Geschichte."

Hier begann der Doktor wieder hämisch zu lächeln und rückte seinen Stuhl zutraulich näher an die unsrigen heran.

„Wie's nämlich nicht mehr ging beim Militär, nahm jener Herr Doktor in absentia seinen Abschied und siedelte nach Pyrmont über, um dort Praxis zu suchen. — Wollte Badearzt werden, der Schlaukopf, hatte sich das aber leichter vorgestellt, wie es wirklich ist, noch dazu in einem Bade, in welchem ausreichende ärztliche Kräfte stets vorhanden waren. — Obgleich aber der saubere Herr sämmtliche Hotelkellner, Schaffner und Droschkenkutscher bearbeitete und die Trinkgelder nicht sparte, wollte sich doch Niemand in seinen Netzen fangen. Nun müssen Sie wissen, daß der Bahnhof von Pyrmont ein gutes Stück Weges von der eigentlichen Stadt entfernt ist und daß dorthin eine Allee mit Bäumen und Bänken führt.

„Wie nun alle kleinen Ränke und Kniffe nicht verfangen wollten, — Hunger thut weh, meine Herren, — da begann jener Herr Doktor zu den Zeiten, wo die Züge ankamen, hier seinen Standpunkt zu wählen, er preßte Patienten, das heißt, er fing hier die Ankommenden ab, knüpfte Gespräche mit ihnen an über Wetter und Gegend und nahm dabei die Gelegenheit wahr, sich selbst jenen Leuten als Arzt aufzudrängen. Mancher Gimpel ging dabei in's Garn. — Aber, meine

lieben Herren, das Schicksal erlaubte sich doch einmal einen kleinen, recht unangenehmen Scherz, — es passirte dem sauberen Herrn nämlich ein kleiner Lapsus, der ihn veranlaßte, — als derselbe ruchbar wurde, — seinen Wanderstab fürbaß zu setzen — der ihn den Badearzt aufstecken ließ. Kam da nämlich so ein Herr von der Bahn zu Fuß und nur mit einer kleinen Reisetasche in der Hand. Es war heiß und jener Fremde, ein einfach aussehender älterer Herr, setzt sich, nichts Arges denkend, auf eine der Bänke, um ein wenig zu verschnaufen. Kaum sitzt er aber dort, so gesellt sich ein Anderer zu ihm, spricht ihn an, erzählt ihm vom Wetter, Fremdenfrequenz und dergleichen und versucht ihn ein wenig auszuforschen nebenbei, — beginnt jenen Wanderer zu fragen, was ihn eigentlich hieher führt.

„‚Ja, — ich sehe es Ihnen an, Pyrmont ist ganz der Ort für Sie, wird Ihnen wohlthun — ist gerade für Ihr Leiden das passendste Bad, vorausgesetzt, daß es richtig angewendet wird,‘ sagte er dann mit wichtiger Miene.

„‚So?‘ erwiederte der Fremde trocken.

„‚Ja, mein Herr, — sehen Sie, gerade bei solchem veralteten Leberleiden, wie das Ihrige, thut Pyrmont wahre Wunder,‘ fährt er fort.

„‚Ei — was Sie nicht sagen!‘

„‚Ganz bestimmt — Sie gestatten übrigens wohl, daß ich mich Ihnen vorstelle, — ich bin selbst Badearzt, Doktor Kurs ist mein Name, vielleicht haben Sie schon von mir gehört?‘

„‚Doch nicht, — freut mich aber, Ihre Bekanntschaft zu machen.‘

„‚Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten, mein Herr ...‘

„‚Aber ich bedarf Ihres Rathes nicht, denn ich leide gar nicht an der Leber.‘

„‚Nicht an der Leber? — O, lieber Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu versichern, das muß ich besser wissen.‘

„‚Aber ich versichere Sie trotzdem, Sie irren, ich bin so gesund wie ein Fisch.‘

„‚Welch' ein gefährlicher Irrthum, mein Herr! — Ein Blick nur des erfahrenen Arztes genügt, um Ihnen mit völliger Bestimmtheit zu versichern, daß Sie eine hochgradige, biliöse Affektion mit sich herum tragen, Sie leiden an einer Atrophie dieses Organs, welches ein augenblickliches und ernstliches Einschreiten verlangt, Sie laufen sonst Gefahr ...‘

„Hier unterbrach jener fremde Herr mit einem treuherzigen Lächeln den armen Schwätzer.

„‚Seltsam,‘ sagte er, ‚ich komme hieher, um meine Frau abzuholen und erfahre nun, daß ich ein halber Todeskandidat bin. — Um so wunderbarer aber ist dieß für mich, da ich selbst Arzt bin und bisher von meinem Leiden nicht die geringste Ahnung hatte. Sie gestatten wohl, daß ich mich Ihnen vorstelle ... ich bin der Geheime Medizinalrath Fr ... aus Berlin!‘

„Damit erhob sich der Fremde, zog seinen Hut und ließ den verblüfften Narren stehen.

„Fr ..., meine Herren! — Fr ...! — bedenken Sie doch, hihihi, welch' eine Blamage! — Nun, der gute Doktor Kurs hat sich unsterblich gemacht — das heißt unsterblich lächerlich gemacht durch diese Geschichte. — Es blieb ihm denn auch nichts weiter übrig hiernach, als sein Bündel zu schnüren, denn in Pyrmont war er unmöglich geworden. — Wie gefällt Ihnen meine kleine Historie — he?“

„Ausgezeichnet, Doktor, — aber ich meine doch gehört zu haben — —“

„O — weiß schon, weiß schon, was Sie sagen wollen,“ unterbrach der Doktor den Assessor eifrig und winkte mit beiden Händen. „Die Geschichte mit dem Erbprinzen! — O — diese Sorte von Menschen hat eben allezeit Glück: der Erbprinz stürzt mit dem Pferde und fällt sich den Arm aus der Kugel, — jener ehemalige Heilgehülfe geht zufällig dort vorüber und renkt ihn wieder ein. — Sehen Sie, das war sein Glück, das ist das Kapital, von welchem er zehrt, sonst müßte er nämlich verhungern. — Etwas Bauernpraxis und solche Damen, wie die dort drüben, das ist Alles.

„Aber mein Himmel, ich verplaudere hier die kostbare Zeit — merke nicht den Schlag der Stunden, und es sind doch noch Viele, ja noch sehr Viele, welche auf den Doktor warten. 'Morgen, 'morgen, meine sehr verehrten Herren. Also Ruhe, lieber Herr Stadtrichter, und fleißig kühlen. Komme heute Nachmittag noch einmal heran.“

Damit erhob er sich und ging davon wie ein gespreiztes Hühnchen, der boshafte kleine Kerl.

„Nun — was sagst Du zu diesem giftgeschwollenen Menschenkinde?“ frug mich der Assessor lachend, indem er sich so lang als möglich ausstreckte. „Wie hoch willst Du wetten, Stadtrichter, daß an der ganzen Geschichte da kein wahres Wort ist?“

„Allem Anschein nach ist sie ihm selber passirt,“ erwiederte ich geärgert und beschäftigte mich mit meinem Fuß.

Karl lachte laut auf.

„Beim Himmel — Du kannst Recht haben!“ rief er und erhob sich schnell. „Wie herrlich, wenn wir das herauskriegten!“

(Fortsetzung folgt.)

Königin Luise und Napoleon Bonaparte.

(Bild S. 341.)

Es ist eine der edelsten deutschen Frauen, welche in der bittersten Stunde ihres Lebens vielleicht unser historisches Bild hier vorführt.

Napoleon I. hatte bei Jena 1806 das preußische Heer total geschlagen und im schnellen Siegeszug ganz Preußen erobert. Nach seiner Art, als Sieger hart und kalt, ließ er das eroberte Land und vor Allem die preußische Königsfamilie, deren einfach schlichtes, edles Wesen ihm zuwider war, seine Macht drückend fühlen. Das Land seufzte unter der schmählichen Soldatenherrschaft französischer Obersten und Generale, meist beutesüchtige Emporkommlinge und Abenteurer. Da entschloß sich die edle Königin Luise, die Gemahlin Friedrich Wilhelm III., nach Tilsit in's feindliche Feldlager zu dem damals allgewaltigen Korsen zu reisen, um von ihm persönlich mildere Behandlung des Landes und weniger harte Bedingungen für einen Friedensschluß zu gewinnen. Die Königin war von wunderbarer Anmuth und Lieblichkeit — es konnte dem Zauber ihrer holden Weiblichkeit Niemand widerstehen. Die Zusammenkunft fand statt. Napoleon zeigte sich der schönen Frau gegenüber zwar freundlich, doch hatte er für ihre Wünsche und ihr Empfinden weder Gefühl, noch Verständniß. Er stellte sich völlig auf den Standpunkt der Politik und die Gewalt des Mächtigen. Die Unterredung verlief resultatlos. Napoleon verließ in Mißstimmung die unglückliche Königin, und diese war tief gebeugt durch die vergebliche Demüthigung, welche sie sich im Drange ihrer hochsinnigen Gefühle auferlegt.

Unser Bild zeigt den Moment, wo Napoleon eben im Zorn die Königin verlassen.

Des Urgroßvaters Krücken.

(Bild S. 344.)

Das höchste Alter und die früheste Jugend, welche Gegensätze des menschlichen Lebens und doch welche Uebereinstimmung! Der Säugling, welcher dem Urgroßvater entgegenjubelt — er ist zu schwach noch zum Gehen, sein Sinn ist friedlich still, seine Welt eng begrenzt, sein Dasein fast wunschlos — ganz so wie das Desjenigen, der die Schwelle des Greisenalters längst schon überschritten. Wie den Säugling aber die glückliche Mutter, so unterstützen jetzt den Urgroßvater Urenkel, heranblühende junge Mädchen, die lieblichsten und schönsten Krücken, welche ein des Gehens nicht mehr Mächtiger wohl sich nur wünschen kann, um den lieben Urgroßvater dem jüngsten Urenkel entgegenzuleiten.

Es ist ein interessantes Bild des menschlichen Lebens, der Jugend und des Alters, des ewigen Erblühens und Vergehens, welches wir hier anmuthig und liebenswürdig verkörpert sehen.

Wildfütterung im Walde.

(Bild S. 345.)

Es war in diesem strengen Winter den Naturfreunden nicht nur Gelegenheit gegeben, ausgezeichnete Winterlandschaftsstudien zu machen, sondern auch Wildfütterungen zu beobachten, wie sie wohl bei uns in zehn Jahren nicht vorgekommen. Das Wild unserer Wälder ist sehr scheu und findet sich in Menge nur dann bei den Futterstellen ein, wenn die höchste Noth es treibt. Dieß fand diesen Winter statt und ein Maler konnte da, wenn er die Stunden eisiger Kälte, welche er ausharren mußte, nicht scheute, das Thierleben im Walde prächtig beobachten.

Einer solchen Studie verdankt unser Bild, das während der großen Kälte im Harzgebirge aufgenommen wurde, seine Entstehung. Es zeigt eine nach der Natur aufgenommene Wildfütterung in diesen Bergen. Zu einer bestimmten Stunde werden von den Wildhütern, welche alle ihr Wild so genau kennen, wie der Schäfer seine Schafe, auf einen abgelegenen, jedoch lichten Platz Schlitten voll Heu befördert und das duftige Futter dort am Boden ausgebreitet; in nicht sehr strengen Wintern bedarf es aller möglichen Lockrufe, um das Wild herbeizuziehen und ihm die Furcht zu benehmen. Es kamen fast nur Rehe und Rehgaisen, höchst selten ein Hirsch. In diesem Dezember jedoch war das Wild zu der betreffenden Stunde schon auf dem Platze und erwartete die Fütterung. Den Entfernteren zeigten langgezogene Pfiffe aus der Holzpfeife des Wildwärters an, daß der Tisch gedeckt sei. Das Wild drängte sich eifrig zur Nahrung und die Wärter hatten alle Mühe, die Schwächeren vor der Freßlust der Starken zu schützen und dafür zu sorgen, daß auch sie ihr Theil erhielten. Manches Thier brach kraftlos auf der Futterstelle zusammen, und man versuchte dann durch Branntwein, den man ihnen einflößte, Wärme und Kraft in die erstarrten Glieder zu gießen. In diesem Jahre fanden sich auch Hirsche in Massen bei diesen Fütterungen ein, und es bot sich dem zeichnenden Künstler manch' herrliches Bild dar; freilich mußte er sehr vorsichtig sein, er durfte sich nie zeigen, in einer Schneehütte schlug er seinen Beobachtungssitz auf, denn das Wild kennt seinen Wärter gut und nähert sich diesem bis zu einer gewissen Entfernung. Der Anblick einer fremden Gestalt jagt jedoch die ganze Versammlung schleunigst aus einander, und nur zögernd kommen die Muthigen dann wieder.

Unsere Wildfütterung ist ein geisterfrischendes, anmuthiges, echt nordisches Winterbild.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Bertie.

Ein lieblicheres Bild ließ sich kaum denken als Bertie Greydon, wie sie an der Gartenpforte des kleinen Besitzthums ihrer Tante des Geliebten harrte.

Das Epheuhaus — so hieß Frau Greydon's Gütchen — war reizend in einem Thale gelegen, durch das sich ein kleines Bächlein rauschend und geschäftig dahinschlängelte und der Waldmühle jenseits des Hügels auf Umwegen sein Wasser zuführte. In den waldigen, das Thal einschließenden Hügeln tauchten ab und zu ein rothes Ziegeldach und weißgetünchte Mauern hervor, während die schöne Pfarrkirche von Oliphant alle größeren und kleineren Baulichkeiten bei Weitem überragte. Im Hintergrunde erhob sich auf grünendem Hügel Burg Oliphant, deren Thürme zum Firmament emporragten.

Das Wohnhaus von Frau Greydon war ein hübsches, wenn auch nicht regelmäßiges Gebäude mit geräumigen Zimmern und hohen Erkerfenstern; davor lagen duftende Rosen- und Jasmingebüsche, liebliche Beete von Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen, Verbenen und Heliotropen. — Beinahe die ganze Vorderseite des Hauses war seit langen Jahren mit prächtigem Epheu überwachsen — was dem Hause seinen Namen gegeben. — In der luftigen Vorhalle, welche offen stand, verbreitete in dieser Stunde eine kunstvoll gearbeitete Hängelampe ein angenehmes Licht. Das war das Haus, welches seit acht bis zehn Jahren Bertie Greydon eine Heimstätte geboten. Als damals Frau Greydon die kleine Besitzung bezogen hatte, war sie noch in tiefer Trauer um ihren Gatten, den Major Greydon.

Von dem Zeitpunkte ihrer Ankunft an war Frau Greydon in einigen Verkehr mit den Bewohnern von Burg Oliphant gekommen. Sir Nugent Oliphant, der Besitzer der Burg, hatte sie zuerst besucht — und so war es ihr nicht schwer geworden, sich Freunde zu machen — obschon die Leute vielleicht längere Zeit bedurft hätten, um alle ihre vortrefflichen Eigenschaften zu entdecken, wenn nicht eben Sir Nugent Oliphant, der vornehmste Mann weit und breit im Umkreise, die hübsche Offizierswittwe sichtlich ausgezeichnet haben würde, während Bertie, damals ein Kind von sieben oder acht Jahren, ein häufiger Gast auf dem Schlosse war, besonders zur Zeit der Besuche seiner Enkel Percy und Viola Brook, Kinder des Grafen und der Gräfin von Harberton. Obwohl Frau Greydon von ihren Nachbarn gut aufgenommen worden, schloß sie sich doch nur an wenige Menschen an, so daß Bertie ihre Jugend eigentlich sehr einsam — insbesondere ohne irgend eine Gefährtin ihres Alters verbringen mußte; sie war weder ein sehr lebhaftes, noch ein besonders begabtes Mädchen und litt manches Mal bitterlich unter dieser für ihr Alter so unnatürlichen Vereinsamung.

Tante Lucie war zwar voll Güte und Freundlichkeit, doch pflegte sie zeitweise das kindliche Geplauder ihrer Nichte etwas kurz abzuschneiden, und das Kind, welches in London an die stete Gesellschaft ihres um einige Jahre älteren Vetters Frank gewöhnt gewesen war, fühlte sich dann doppelt einsam und verlassen.

Frau Greydon hatte ihren Sohn Frank in London in einer Pension zurückgelassen, und der von Natur gutartige und begabte Junge wurde in wenigen Jahren, wohl durch schlechte Gesellschaft in die er gerathen, eine reichliche und fast ununterbrochene Quelle von Kummer und Sorgen für die ganz auf sich allein angewiesene Mutter. — Bertie aber bewahrte dem Vetter, dem lieben Gespielen ihrer ersten Kindheit, stets ihre kindliche Liebe und treue, aufopferungsfähige Freundschaft.

Nach und nach gewöhnte sie sich an ihre neue Lebensweise, besonders zu der Zeit, in welcher sie auf einen Besuch von Sir Nugent's Enkelkindern rechnen konnte; zuweilen verschmähte es auch Hugo Oliphant, des Freiherrn einziger Sohn, nicht, obschon er bereits ein vollständig erwachsener junger Mann war, nach dem Epheuhaus herüberzukommen, um mit dem kleinen Mädchen, seinem Liebling, zu spielen.

Bertie war ein sehr hübsches Kind gewesen, voll Leben und Uebermuth, mit großen, leuchtenden braunen Augen, mit einer Unmasse brauner Locken, die wirr über Hals und Nacken fielen. Die Leute hatten geglaubt, das Kind werde nicht hübsch bleiben — doch sie irrten; denn als sie jetzt an der Gartenpforte lehnte, mußte ein Jeder zugestehen, daß Bertie Greydon ein reizendes Mädchen sei, daß sie nichts von jener bestechenden Grazie verloren, welche einst dem Kinde Aller Herzen gewonnen hatte. Eine vollendete Schönheit war sie allerdings nicht, doch besaß sie einen größern Liebreiz, als Regelmäßigkeit der Züge allein zu verleihen im Stande ist; ihre Augen waren noch ebenso groß und glänzend, als sie es in ihrer Kindheit gewesen, ihr Teint war tadellos, ihr braunes Gelocke mit dem gewissen goldigen Schimmer und die anmuthsvolle Rundung ihrer Formen



Des Urgroßvaters Krücken.
Zeichnung von Montbard. (S. 343.)



Ein Winterbild aus dem Harz: Wildfütterung im Walde. Zeichnung von H. Schott. (S. 343.)

waren bezaubernd; dabei war ihre Toilette stets hübsch, geschmackvoll und kleidsam.

So war es denn kein Wunder, daß sie alle Welt entzückte. Jedes männliche Wesen, das einem Blicke jener schönen, sanften, gefühlvollen Augen begegnete, empfand deren unwiderstehliche Macht. Vom Rektor angefangen bis hinab zum alten Joseph, Frau Greydon's Gärtner, war die ganze Männerwelt von Thorp — dem nächsten Landstädtchen — von Bertie entzückt.

Die Frauen waren weniger einig in ihrer günstigen Meinung über Frau Greydon's Nichte und kritisirten erbarmungslos jeden noch so kleinen Fehler in Bertie's äußerer Erscheinung.

Selbst in dem so unansehnlichen, ruhigen kleinen Dorfe Oliphant fehlte es daher Bertie nicht an Bewunderern und bald auch an Freiern. — Da war Cyril Botiby, des Rektors Sohn und Substitut, der sich dem Glauben hingab, Bertie werde eine vortreffliche kleine Frau Pfarrerin abgeben, während Doktor Halton, ein junger Arzt in Thorp, meinte, ein Sohn Aeskulap's könne keine bessere Gehülfin für seine dornenvolle Laufbahn finden als sie. Der junge Pickford, des Kaufmanns Sohn aus Thorp, war entzückt von ihr, Kapitän Milton nicht minder; es war mithin rein unmöglich, daß Bertie nicht hätte wissen sollen, wie gerne man sie hatte; doch sie behandelte alle ihre Verehrer in der gleichen, zwar kühlen, aber freundlichen Weise und begrüßte einen jeden mit demselben herzgewinnenden Lächeln.

Frau Greydon meinte, ihre Nichte sei überhaupt noch viel zu jung, um an eine Verheirathung zu denken, und sprach dieß auch sämmtlichen Bewerbern gegenüber entschieden aus. „Warten Sie, bis sie älter ist," pflegte sie zu sagen. „Ihr Vater wünschte nicht, daß Bertie vor dem zwanzigsten Jahre heirathe; inzwischen können Sie meine Nichte sehen, und wenn ich auch nicht zugeben kann, daß der Seelenfrieden des Kindes gestört werde, so bleibt Ihnen doch immerhin die Möglichkeit, Bertie's Zuneigung zu gewinnen. Ihr Herz ist bis jetzt vollständig unberührt."

Und damit waren Alle genöthigt, sich zufrieden zu geben.

Als aber Bertie ihr siebenzehntes Jahr erreicht hatte, nahte sich ein anderer Freier, der so sehr vom Glücke begünstigt war, daß er schon nach wenigen Besuchen nicht nur das Herz des Mädchens erobert hatte, sondern auch bei der Tante keinen Widerstand fand, denn Frau Greydon vermochte nicht sich zu verhehlen, wie überaus glänzend und jede Erwartung bei Weitem übertreffend die Verbindung war, welche sich für Bertie bot — so glänzend, daß Frau Greydon sogar über die Jugend ihrer Nichte hinwegsah.

Dieser Bewerber war niemand Anderer als Major Hugo Oliphant, Sir Nugent's Sohn und Erbe, ein eigenthümlich anziehender, schöner Mann von beiläufig achtunddreißig Jahren, ein verdienstvoller Soldat, ein Edelmann in des Wortes bester Deutung. Er war ein Mann, der vermöge seiner Stellung, seines Vermögens, seiner persönlichen Vorzüge um die vornehmste Dame, die reichste Erbin hätte werben können; als er aber nach jahrelanger Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrte, war der erste Besuch, den er abstattete, derjenige im Epheuhause, ja, es folgten nur sehr wenig weitere Besuche, und schon wußte er Bertie das Geständniß zu entlocken, daß seine Liebe erwiedert werde, und drückte dann bald beseligt seine Lippen auf die reine Stirn des Mädchens — als dessen erklärter Bräutigam.

Die Leute wunderten sich vielfach über die Verlobung, welche einige Tage vor Beginn dieser Erzählung allgemein bekannt geworden; ja, einige der jungen Leute in der Nachbarschaft machten recht lange Gesichter, mußten aber selbst zugestehen, daß Hugo Oliphant — auch ohne Stellung und Vermögen — ganz der Mann sei, um das Herz eines jungen Mädchens zu gewinnen, und daß, wenn er Bertie nur glücklich mache, sie weiter nichts zu thun hätten, als sich geduldig in das Unvermeidliche zu fügen.

Da Bertie's Verhältnisse durchaus nicht glänzend waren und sie selbst auch keine vollendete Schönheit, keine imposante, königliche Erscheinung war, wie man sie in der künftigen Herrin von Burg Oliphant erwartet hatte, so staunte man, daß Sir Nugent die Braut seines Sohnes so freudig willkommen hieß, wie dieß offenbar der Fall war; denn obschon er Bertie stets sehr liebevoll behandelt hatte, war der Glaube doch ein allgemeiner gewesen, daß er weit höher nach aufwärts geblickt habe, um eine Frau für Hugo zu finden. Doch sowohl Sir Nugent als auch Major Oliphant hatten eine ganz besondere Ursache, weßhalb sie mit fast schwärmerischer Zuneigung und Liebe an Bertie hingen, — eine Ursache, ohne welche es Hugo kaum jemals eingefallen wäre, sich in Bertie zu verlieben, — und weil daran eine Geschichte hängt, wollen wir derselben ein neues Kapitel widmen.

Zweites Kapitel.

Warum Mignon eine neue Herrin bekommt.

Es waren vor Jahren einmal zwischen Vater und Sohn heftige Worte gewechselt worden auf Burg Oliphant; bittere Worte hinsichtlich eines verschwenderischen, leichtsinnigen Lebens waren von des Vaters Lippen geflossen, und der Sohn hatte sie nicht ganz schweigend hingenommen, obgleich er wußte, daß sie ihre Richtigkeit hatten.

Wenige Jahre nämlich vor dieser Szene war Hugo Oliphant als schöner Jüngling von zwanzig Jahren in die englische Armee eingetreten; als er zum Regiment gekommen, stand ihm der Weg offen zu Glück, Ehren und Würden: — nun war er heimgekommen, um seinem Vater zu bekennen, daß er zu Grunde gerichtet sei, — daß er das bedeutende Vermögen seiner Mutter verschwendet, daß er gespielt und gewettet — ja, mit Mühe nur seinen Namen vor positiver Schande bewahrt habe. — Es blieb ihm nichts übrig, so meinte Hugo, als sich in ein Regiment versetzen zu lassen, welches Marschbefehl nach Indien habe, — seine Zulage wollte er dazu verwenden, nach und nach den Rest seiner Schulden zu tilgen — von nun an aber einzig und allein von seiner Lieutenantsgage leben.

Sir Nugent's Enttäuschung war bitter, sein Stolz auf das Empfindlichste verletzt, seine Heftigkeit in höchstem Grade gereizt. Mit einem Strom bitterer Worte und leidenschaftlicher Vorwürfe nahm er die Erklärungen seines Sohnes entgegen — ja, so strenge waren seine Worte gewesen, daß das Herz des Sohnes auf das Schmerzlichste von denselben betroffen wurde.

Vater und Sohn sahen sich wunderbar ähnlich, nur daß Hugo statt der schneeweißen Locken, welche das Haupt seines Vaters bedeckten, blonde Haare hatte, daß die Augen des Vaters lebhaft und frisch blickten wie in seiner Jugend, während man in denjenigen des Sohnes einen müden, schlaffen Ausdruck gewahrte, welcher offenbar von seinem allzu tollen Leben herrühren mußte.

Das Bekenntniß, welches der junge Mann abgelegt hatte, war kein angenehmes gewesen — weder angenehm abzulegen, noch angenehm zu vernehmen, denn Sir Nugent war sehr stolz gewesen auf seinen Sohn, er hatte sich gefreut, ihn während seiner früheren Jugend und auch bei dessen nicht seltenen Besuchen zu Hause heranwachsen zu sehen, freimüthig und edel, großmüthig und reinen Herzens. Darum kannte nun auch des Vaters Zorn keine Grenzen, und während Hugo die erbarmungslosen Vorwürfe entgegennahm, fühlte er, daß er solche Strenge kaum ertragen könne. In seinen Augen war das Unrecht, welches er begangen, kein gar so entsetzliches gewesen, er hatte eben gelebt wie die meisten jungen Leute seines Regiments, nur den Augenblick genießend, nur auf diesen denkend, und es war ihm bei fortwährendem Genusse keine Zeit geblieben, über sein Treiben auch einmal ruhig nachzudenken.

Trotzig den leidenschaftlichen Redeschwall von den Lippen des Vaters entgegennehmend, erwiederte Hugo auf die Scheltworte: Spieler und Verschwender, gereizt: „Vater, Du sprichst harte Worte aus — glaubst Du wirklich, daß es von Dir nicht übertrieben ist, meinen gedankenlosen Leichtsinn so ernst zu nehmen?"

„Nein — Du hast Recht, wo kein Schamgefühl besteht, da ist jeder Vorwurf überflüssig. Und nun höre meine Worte! Du weißt, daß ich kein Millionär bin, aber ich werde Deine Schulden zahlen. Ich will nicht, daß mein Sohn auch nur einen Kreuzer Jemanden schulde. Von jetzt an bist Du aber einzig und allein auf Dich und Deine Besoldung als Offizier angewiesen. Geh' nach Indien, nach Kanada — wo immer Du hin willst, mir ist nichts daran gelegen! Wir sind fertig mit einander!"

Hugo war leichenblaß geworden — dann verneigte er sich tief, und im nächsten Augenblick fiel die schwere eichene Thüre der Bibliothek hinter ihm in's Schloß.

Nachdem der junge Mann das Gemach verlassen, blieb er einen Moment in der Vorhalle stehen und warf noch einen letzten, wehmuthsvollen Blick um sich, als wolle er die Heimstätte, welche er so sehr geliebt, für ewig seinem Gedächtniß einprägen; dann trat er hinaus und ließ sich die kühle Herbstluft um die Schläfe wehen.

Es war zu Ende des Monats September und ein heiterer Kreis von Gästen, welcher des Jagdvergnügens halber nach Schloß Oliphant gekommen war, hatte dasselbe erst kürzlich verlassen; als Hugo auf die Straße trat, lag die herrliche Gegend, beschienen von den Strahlen der scheidenden Sonne, vor seinen Blicken.

Hastigen Schrittes eilte er vorwärts, dabei doch immer um sich blickend, als wolle er jedem Baum ein letztes Lebewohl sagen. Im Hintergrunde in etwas nebeliger Ferne erhoben sich mächtige Gebirge, während gegen das Thal abwärts ein alter Föhrenwald sich ausdehnte. Es war thatsächlich ein einzig schönes Bild, das, in das purpurne Licht eines goldigen Sonnenuntergangs getaucht, einen unwiderstehlichen Eindruck hervorrief.

Hugo Oliphant aber eilte immer weiter — achtlos, wohin er gelangte; er verließ den Park und schritt im Walde weiter dahin, bis er sich endlich der Länge nach in den duftenden Thymian warf und mit leidenschaftlichem Schmerze sein Antlitz in den Händen vergrub.

Er wußte nur zu gut, daß er nur sich selbst zu tadeln habe für alles Geschehene, daß wenig Menschen das Leben unter freudigeren Aussichten begonnen, daß das wilde Leben, in das er sich gestürzt, ihn früher oder später hatte zu Grunde richten müssen; — der herbste Schmerz aber war derjenige, sich zugestehen zu müssen, daß er durch seine eigene Thorheit das Glück seines Lebens verscherzt habe.

Ungleich der Mehrzahl jener jungen Männer, welche der Damenwelt gegenüber ein Schmetterlingsdasein führen, hatte Hugo Oliphant mit rasender Leidenschaft ein schönes, hochgeborenes Mädchen geliebt, das seine Liebe im Glauben an seinen Reichthum anscheinend erwiederte; als aber Sibylle Armadale die Zerrüttung seiner Finanzen erfuhr, brach sie kurz mit ihm ab, um die Huldigungen eines emporgekommenen Millionärs entgegenzunehmen.

Es war nur die alte traurige Geschichte, die sich ewig erneut, von dem Glauben eines Jünglings an ein Weib, das seiner gänzlich unwerth, — und daß sie ihn verrathen, machte Hugo Oliphant bitter und hart in seinem Urtheil gegen ihr ganzes Geschlecht. Hugo war gefesselt und geblendet worden von der außerordentlichen Schönheit des Mädchens — und der Traum, aus welchem er so herb aufgerüttelt wurde, war gar so schön gewesen!

Bis dahin war ihm das Leben so sonnig erschienen, nun war Alles farblos, in Verzweiflung gehüllt; sein Herz litt namenlos unter dem Bewußtsein betrogener Liebe, geraubten Glaubens und Vertrauens. Er hatte Alles verloren — Geld — Freunde — Geliebte — und das Herz des Vaters! —

Wie lange er so im duftenden Waldesgrün gelegen — er wußte es nicht; als er aber endlich emporblickte, war die Sonne hinter der Hügelkette zur Neige gegangen, während ein kleines Windspiel, das ihm vom Schlosse aus gefolgt sein mußte, in lustigen Sprüngen auf ihn zueilte und seine Hand in stummer Theilnahme beleckte.

„Mignon, armer Hund!" sprach Hugo leise, in die treuen Augen des Thieres blickend und seine Hand langsam auf dessen Haupt legend. „Bist du mir treu, wenn alle Anderen sich von mir wenden? Soll ich dich mit mir nehmen, Mignon?"

In diesem Augenblicke vernahm er ein silberhelles Lachen und ein ganzer Blumenschauer fiel ihm auf's Haupt, als er sich hastig aus seiner liegenden Stellung emporrichtete.

Ein sonniges, lächelndes Kinderantlitz blickte durch das grünende Astwerk zu ihm herüber, ein Antlitz mit rosigen Lippen und goldigen Locken, die auf Hals und Nacken herabfielen, ein Antlitz, das voll Frohsinn und Heiterkeit gewesen, bis er sein eigenes ernstes Gesicht hinüberwandte; da wurden die lachenden Augen mit einem Male ernst, sie nahmen einen besorgt fragenden Ausdruck an und Bertie Greydon trat aus ihrem lauschigen Versteck hervor und stand mit bekümmerter Miene an seiner Seite.

In seiner gegenwärtigen Stimmung war selbst sein kleiner Liebling dem jungen Manne nicht sehr willkommen; doch reichte er ihr mit trübem Lächeln die Hand, und Bertie fragte sofort, was denn geschehen sei.

„Weßhalb meinst Du, daß etwas geschehen sein müsse, Bertie?" forschte Hugo. — „Sie sehen so bleich und traurig aus!" entgegnete sie einfach. „Bleicher und trauriger, als Tante jemals aussieht, wenn ich auch noch so ungezogen bin!" — „Bist Du denn jemals unartig, Bertie?" — „Manchmal! Ich hasse die Zahlen, müssen Sie wissen; lieben Sie das Rechnen?" — „Nein, Bertie!" — „Sind Sie jemals unartig, Herr Hugo?" — „Sehr unartig, fürchte ich, Bertie!" — „Und doch sehen Sie so gutmüthig aus!" rief sie, ihn mit kindlicher Verwunderung anblickend. — „Ich bin es aber nicht!" entgegnete er lächelnd. „Ich war sehr unartig, Bertie, so unartig, daß man mich bestraft, indem man mich von hier wegschickt. Es ist gerecht!" — „Sie gehen fort?" fragte sie erschreckt. — „Ja!" — „Sie sind zur Strafe fortgeschickt?" — „Ja!" — „O, Herr Hugo!" — „Es hat seine Richtigkeit," sprach Hugo mit bebender Stimme, und Bertie legte in plötzlicher Bewegung ihre beiden runden Arme um seinen Nacken und zog sein Haupt liebkosend an sich heran. — „Aber es thut Ihnen leid, daß Sie unartig waren?" fragte sie sanft. — „Das ändert daran nichts," erwiederte er mit trübem Lächeln. — „Wenn ich aber bereue, daß ich unartig war, dann verzeiht mir Tante!" — „Deine kleinen Vergehen, mein Kind, sind sehr verschieden von meinen Sünden." — „Was haben Sie denn gethan?" forschte sie ängstlich, ohne jedoch in ihrer festen Umschlingung nachzulassen. — „Gar Vieles, liebe Kleine, zum Beispiel all' mein Geld verspielt!" — „Dann sind Sie wohl sehr arm?" — „Ja, Bertie!"

Die runden Aermchen lösten sich von seinem Halse und zogen sich hastig zurück.

Sollte das Kind schon die Schule der berechnenden Weltweisheit durchgemacht haben — sollte es bereits wissen, daß Reichthum der große Magnet ist, welcher unwiderstehlich anzieht? War es denkbar, daß, weil er sein Geld verloren, auch seine kleine Freundin sich von ihm lossagte?

Bertie aber wühlte inzwischen in den Taschen ihres Kleides umher und brachte endlich eine hübsche kleine Geldbörse zum Vorschein. „Hier, all' dieß sollen Sie haben, Herr Oliphant!" rief sie dann triumphirend; „mein eigenes Geld, sehen Sie, es ist eine ganze Menge und ein Goldstück dabei; es gehört Ihnen!" — Und mit kindlicher Hast griff sie nach seiner Hand und leerte den Inhalt ihrer kleinen Börse, Silber- und Kupfermünzen nebst einem glänzenden Goldstück, in dieselbe aus. — „Es ist mein, ganz allein mein," wiederholte sie hastig, „und nun gehört Alles Ihnen. O, bitte, bitte, Herr Oliphant, nehmen Sie es!"

Hugo beugte eine Sekunde lang das Haupt, war doch sein Auge von Thränen umflort, so daß er nur undeutlich die Umrisse der kleinen, kindlichen Gestalt vor sich und den Berg von Münzen, welchen er in der Hand hielt, sehen konnte.

„Es gehört wirklich mein," wiederholte sie, den Grund seines Zögerns mißverstehend, „Sie werden es nehmen, nicht wahr, Herr Oliphant? Ich brauche es ja wirklich nicht; Sie werden es nehmen, nicht wahr?"

Hugo griff nach den beiden großmüthigen kleinen Händen und preßte sie mit solcher Ehrfurcht an seine Lippen, als gehörten sie einer Königin.

„Nein, Bertie — nein, mein großmüthiger kleiner Liebling, ich kann Dein Geld nicht nehmen, werde aber niemals

aufhören, Dich zu lieben wegen des großmüthigen Gefühls, welches Deine Handlungsweise veranlaßt hat. Nein — weine nicht, Bertie, Du wirst mich doch nicht noch unglücklicher machen wollen, als ich ohnedieß schon bin?" — Gewaltsam preßte sie ihre Thränen zurück und blickte bei dem Lichte des scheidenden Tages flehend auf ihn.

„Nein — ich kann es nicht nehmen, Kind!" wiederholte er, „wenn Du aber erlaubst, werde ich mir die Börse nehmen. Ich werde sie stets aufbewahren, Bertie, und Dich vielleicht eines Tages an Deine Großmuth erinnern. Weißt Du denn, Kind — doch nein, Du kannst es nicht wissen — wie sehr Du mich getröstet hast! Die einzige freundliche Stimme, welche ich für lange Zeit vernehmen werde, war die Deine, — die einzige freundliche Hand, welche meine Rechte berühren wird, waren diese kleinen, zarten Finger, die freundlichste Erinnerung an diesen bittern Abschied wird sein — was, Du schluchzest, mein Kind; ich wollte Dich nicht traurig machen, Bertie!"

Das Kind hatte sich auf den moosigen Erdboden geworfen und schluchzte leidenschaftlich; nun erhob sie sich und preßte ihre unschuldsvollen Küsse auf Hugo's Wangen und Lippen, während dieser, auf das Tiefste bewegt von so viel Theilnahme und Zärtlichkeit in dieser Stunde der Verzweiflung, Mühe hatte, seine Thränen zurückzuhalten.

„Liebe Bertie!" flüsterte er zärtlich, „liebes, weichmüthiges kleines Herz!"

„Ich möchte wohl wissen," dachte er im nächsten Augenblick, „ob in zehn Jahren aus diesem Kinde ein kaltblütiges, berechnendes Weib werden kann, gleich den Anderen ihres Geschlechtes, oder ob sie ihr Herz rein und unverdorben erhalten wird!"

„Was werden Sie denn thun, Herr Hugo?" forschte Bertie, als ihre Thränen endlich nachgelassen hatten und sie an ihn gelehnt seinen Nacken noch immer umschlungen hielt, während die Thränen gleich Thautropfen an ihren Wimpern hingen. „Gehen Sie weit weg?" — „So weit ich kann, Bertie — Niemand wünscht hier meine Gegenwart." — „Wollen Sie nicht kommen und mit mir und Tante leben?" rief sie plötzlich freudig in die Hände klatschend. „O, thun Sie es, es wäre so hübsch und wir würden uns so gut unterhalten!" — „Ich fürchte, das geht nicht, Bertie!" erwiederte er leise. — „Unser Haus ist Ihnen wohl nicht groß genug; Sie sind von jeher an das große Schloß gewöhnt!" seufzte das Kind kläglich. — „Das ist es nicht, Kleine!" rief er mit traurigem Lächeln. „Ich will fortgehen und Alles vergessen, was mit Oliphant zusammenhängt." — „Alles, was mit Oliphant zusammenhängt, wohl auch Ihren Vater und Ihre Schwester — und am Ende gar auch mich!" — „Nein — Dich nicht!" rief Hugo lächelnd, „Dich vergesse ich sicherlich nicht, Bertie — überdieß habe ich ja die Geldbörse, welche mich an Dich erinnert. Doch nun ist es Zeit, daß Du mir erzählst, wie Du eigentlich hieher kommst; was wolltest Du hier zu so später Stunde?" — „Ich versteckte mich," entgegnete das Kind geheimnißvoll, „bis Fräulein Hall fort ist!" — „Wer ist denn Fräulein Hall?" — „Eine Dame, welche Musikunterricht ertheilt. Sie ist sehr streng und ich bin dumm und begreife schwer, da schlägt sie denn erbarmungslos auf meine Finger los!" — „Ich wollte, Fräulein Hall wäre hier!" rief Hugo ernst. „Ich hätte wohl ein Wort mit ihr zu sprechen!" — „Wirklich! O, sie ist so streng und trägt Brillen!" — „Die wollte ich ihr schon entzwei brechen!" meinte Hugo ernst, worauf das Kind hell auflachte. — „Wann geht denn Fräulein Hall fort, Bertie?" fragte Hugo, sich langsam emporrichtend. — „Um sieben Uhr!" — „Es ist aber längst sieben Uhr vorbei und ich fürchte, es wird zu kalt für Dich! Hast Du keinen Shawl, keinen Hut mit?" — „Nein; ich konnte Beides nicht unbemerkt holen; mir ist aber gar nicht kalt, nur verspüre ich einigen Hunger!" — „Du mußt erlauben, daß ich Dich nach Hause begleite, Bertie; es ist sicherlich nicht gut für Dich, mit bloßem Halse und Armen der Nachtluft ausgesetzt zu sein. Gewöhnlich gehst Du so nicht aus, nicht wahr?" — Bertie lachte hell auf. „Natürlich nicht, Tante wird entsetzt sein. Sie wird sagen —" und das kleine Mädchen ahmte den vorwurfsvollen Ton der Tante treffend nach, „daß es ein sehr, sehr unpassendes Benehmen sei!" — „Ob Du mir wohl einen Gefallen erweisen würdest, Bertie?" sprach Hugo, fragend zu der kleinen Gestalt an seiner Seite niederblickend. — „Wenn ich kann, gewiß!" war die rasche Entgegnung. — „Siehst Du diesen kleinen Hund? Wolltest Du für ihn Sorge tragen anstatt meiner? Glaubst Du, daß Deine Tante Dir gestatten würde, ihn als Eigenthum zu behalten? Er ist sehr gutartig," fuhr er fort, das Thier streichelnd, „und er wird rasch lernen, Dich zu lieben, wenn Du ihn gut behandelst!" — „Meinen Sie, daß ich ihn ganz für mich behalten solle?" fragte Bertie entzückt. „Wollen Sie mir das Thierchen schenken?" — „Ja, wenn Du ihn gerne haben willst und Tante keine Einwendungen macht!" — „O, Herr Oliphant, wie gut Sie sind! Mein reizendes Hündchen, wie sehr ich es lieben werde!"

Sie nahm das Thier in ihre Arme und liebkoste es auf das Zärtlichste, so daß Hugo sich sagen mußte, Mignon könne sicherlich nur gut behandelt werden, so lange Bertie seine Herrin sei.

„O, Herr Hugo," fuhr sie athemlos fort, „ich danke Ihnen so sehr; ich will ihn getreulich versorgen, den lieben, lieben, lieben Hund! Ich will ihm so viel von Ihnen sprechen, er soll Sie niemals vergessen!" — „Auch Du darfst es nicht, Bertie; ich werde eifersüchtig sein, wenn Mignon all' Deine Zuneigung in Anspruch nimmt!" — „Meinen Sie, wenn ich ihn lieber haben sollte als Sie? Ach, das kann nicht sein, denn es ist am Ende doch nur ein Hund! Sollen wir jetzt gehen, Herr Oliphant?"

Während sie sprach, legte sie ihre Hand vertrauensvoll in die seine und zusammen gingen die Beiden durch den Wald, Frau Greydon's Besitzung zu. Bertie plauderte heiter, während Hugo freundlich, aber etwas zerstreut ihre verschiedenen Fragen beantwortete, bis endlich die Fenster vom Epheuhaus sichtbar wurden.

„Fürchtest Du Dich, gezankt zu werden, Bertie?" — „Ich werde vermuthlich zu Bette geschickt!" entgegnete sie mit freimüthiger Offenheit. — „Ist Dir's unangenehm?" — „Ja — entsetzlich!" — „Sprichst Du immer die Wahrheit, Bertie? — Du könntest ja sagen, daß Du Dich im Walde verloren!"

Das Kind entzog ihm seine Hand. — „O, Herr Hugo, dann würden Sie mich doch sicherlich nicht mehr gerne haben!" rief sie hastig, und den Ausdruck seiner Augen richtig auffassend, gab sie ihm rasch wieder ihre kleine Rechte, die er fest umschlossen hielt. — „Du hast Recht, Bertie; ich hoffe, Du wirst stets so wahrheitsliebend bleiben!"

Die Erkerfenster waren hell erleuchtet, unter dem Portal aber stand eine Dame; es schien, als habe sie Stimmen und Fußtritte vernommen und sei herausgekommen, um der Ankömmlinge zu harren.

Hugo Oliphant warf einen Blick durch die Fenster; viel einfacher war hier Alles als auf dem Schlosse, doch graziös und harmonisch stand es vollkommen im Einklange mit Frau Greydon, einer zarten, noch immer hübschen Frau von einigen vierzig Jahren.

„Guten Abend, Frau Greydon," sprach Hugo, höflich den Hut lüftend, während er ihr die Hand zum Gruße bot. „Ich habe Ihren kleinen Flüchtling zurückgebracht; bitte, strafen Sie denselben nicht, obschon wir Beide darin übereinstimmen, daß er es verdient. Wollen Sie aber mir den persönlichen Gefallen erweisen und dieses Mal Gnade für Recht ergehen lassen?" — „Ich freue mich, wenn sie ihr Unrecht erkennt!" erwiederte Frau Greydon lächelnd. „Es ist wirklich abscheulich, in solchem Anzuge davon zu laufen!" — „Ja, es war unrecht!" lächelte Hugo. „Ich hoffe, sie wird nie mehr Derartiges aufführen. Heute bitte ich aber noch um eine zweite Gunst, Frau Greydon. Wollen Sie mir gestatten, Bertie diesen kleinen Hund zu schenken? Er ist sehr zahm und so zuthunlich, daß Sie des Kindes Zuneigung für ihn gewiß bald theilen werden!" — „Was für ein reizendes Thier!" rief Frau Greydon bewundernd. „Ich bin überzeugt, daß wir in unserem Entzücken, ihn zu besitzen, wetteifern werden. Wie gütig von Ihnen, Herr Oliphant!" — „Die Güte ist ganz auf Ihrer Seite!" sprach er lächelnd. „Vielen Dank, daß Sie meine Bitte erfüllen! Und nun guten Abend!" — „Darf ich Ihnen nicht eine Tasse Thee anbieten?" — „Ich danke Ihnen," entgegnete er ruhig, ohne Bertie's bittenden Blick zu beachten, „heute nicht, es ist schon spät!" — „Können Sie wirklich nicht bleiben, Herr Hugo?" flehte Bertie. — „Heute nicht, Bertie!" — „Sie eilen vermuthlich, um rechtzeitig zum Diner zurückzukommen; ich vergaß, daß man in Oliphant später speist, als bei uns. Ich hoffe, Bertie's Unüberlegtheit und Ihre Güte, sie wieder nach Hause zu geleiten, hat Ihnen keine unliebsame Verzögerung veranlaßt?" — „Ich kehre heute nicht mehr nach Oliphant zurück," entgegnete der junge Mann nicht ohne Verlegenheit. „Ich fahre zur Stadt; guten Abend, Frau Greydon."

Er neigte sich zu Bertie nieder. „Adieu, Kleine — Du wirst mich nicht vergessen, wenn ich auch einsam bin — draußen in der weiten Welt?" — „In der weiten Welt?" wiederholte Frau Greydon verwundert. „Was meinen Sie damit, Herr Oliphant?" — „Nichts Besonderes!" erwiederte er mit wehmüthigem Lachen. „Lebe wohl, Bertie!" — „Adieu, Herr Hugo — adieu, adieu — mein Herr Hugo!" rief das Kind, die Arme leidenschaftlich um seinen Nacken schlingend und ihm die frischen Lippen zum Kusse bietend.

Einen Augenblick hielt er sie fest in den Armen, dann wandte er sich hinweg und schritt hinaus aus der hell erleuchteten Vorhalle in die dunkle Nacht, während Mignon seinem Gebieter nachsprang, ohne auf Bertie's mahnenden Ruf zu achten.

Hugo beugte sich nieder, und den Hund emporhebend, legte er ihn in Bertie's Arme. „Du sollst in Zukunft hier bleiben, Mignon!" sprach er ruhig. „Dieß ist dein Heim und hier deine Gebieterin, merk' es dir! Nochmals Lebewohl, Bertie, liebe, kleine Bertie!"

Bertie hielt ihren Hund fest an sich gedrückt, als Hugo zum zweiten Mal von dannen ging, und Frau Greydon wunderte sich im Stillen, weßhalb wohl der junge Mann so auffallend bleich sei und sein Antlitz sichtliche Spuren herben Schmerzes trage.

Hugo Oliphant aber entfernte sich mit raschen Schritten, während Bertie's Stimme ihm immer noch in den Ohren klang: „Adieu, Herr Hugo, adieu, adieu, mein Herr Hugo!"

Einmal wandte er sich um und konnte in der erleuchteten Vorhalle noch immer die Gestalt des Kindes wahrnehmen, das ihm mit thränenvollen Augen nachblickte und unzählige Male sein Taschentuch zum Abschiedsgruß in die Luft schwenkte. Die letzte Erinnerung an die Heimat, welche Hugo Oliphant begleitete, als er sich kurz darauf nach Indien einschiffte, war diejenige einer süßen Kinderstimme, war die Berührung zweier frischer Lippen, zweier weicher Arme.

Und dieß war der Grund, weßhalb er bei seiner Rückkehr von Indien Bertie sofort aufsuchte; — als er aber fand, daß die Offenheit und Wahrheitsliebe, welche er so sehr an dem Kinde bewundert hatte, auch das erwachsene Mädchen noch auszeichneten, hatte er ihr Herz und Hand zu Füßen gelegt, nach denen so manche indische Schöne vergebens geschmachtet; Bertie, welche das Andenken an Hugo stets heilig gehalten, nahm seine Werbung an und liebte ihn mit einer Treue, Tiefe und Innigkeit, welche weit größer waren, als Hugo sich wohl träumen ließ; sie gedachte seiner, während sie harrend an der Gartenpforte lehnte — und dieser Gedanke ließ ihre Augen aufleuchten in fast überirdischer Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Stern.

Eine Genfer Novelle

von

B. Vadier.

(Schluß.)

„Doch ich versichere Sie, Doktor, daß ich, trotzdem ich ein glücklicher Mensch bin, die letzte Woche ganz auf's Sterben gefaßt war; was sagen Sie dazu?"

„Sie gefaßt! Ihr Charakter neigt sich zur Resignation! — Doch seit wann wußten Sie denn, daß Sie in Gefahr waren?"

„Die ersten Tage nicht, aber als ich Helenens Blässe bemerkte, die Thränen, die unter ihrem gezwungenen Lächeln erglänzten, Ihre Miene, Doktor, die noch finsterer als gewöhnlich sich präsentirte."

„Ich danke!"

„Als Sie ohne Unterlaß immer nur wiederholten: ‚Was zum Kukuk hatte er bei der Feuersbrunst zu thun?‘ da begriff ich, daß der Tod die Falten meiner Vorhänge bewegte."

„Und Sie hatten sich darein ergeben?"

„O nein, durchaus nicht, ich war in Verzweiflung."

„Ich bin gewiß, daß am Tage dieser schönen Entdeckung sich Ihr Fieber, das uns so viel Sorgen machte, verdoppelte."

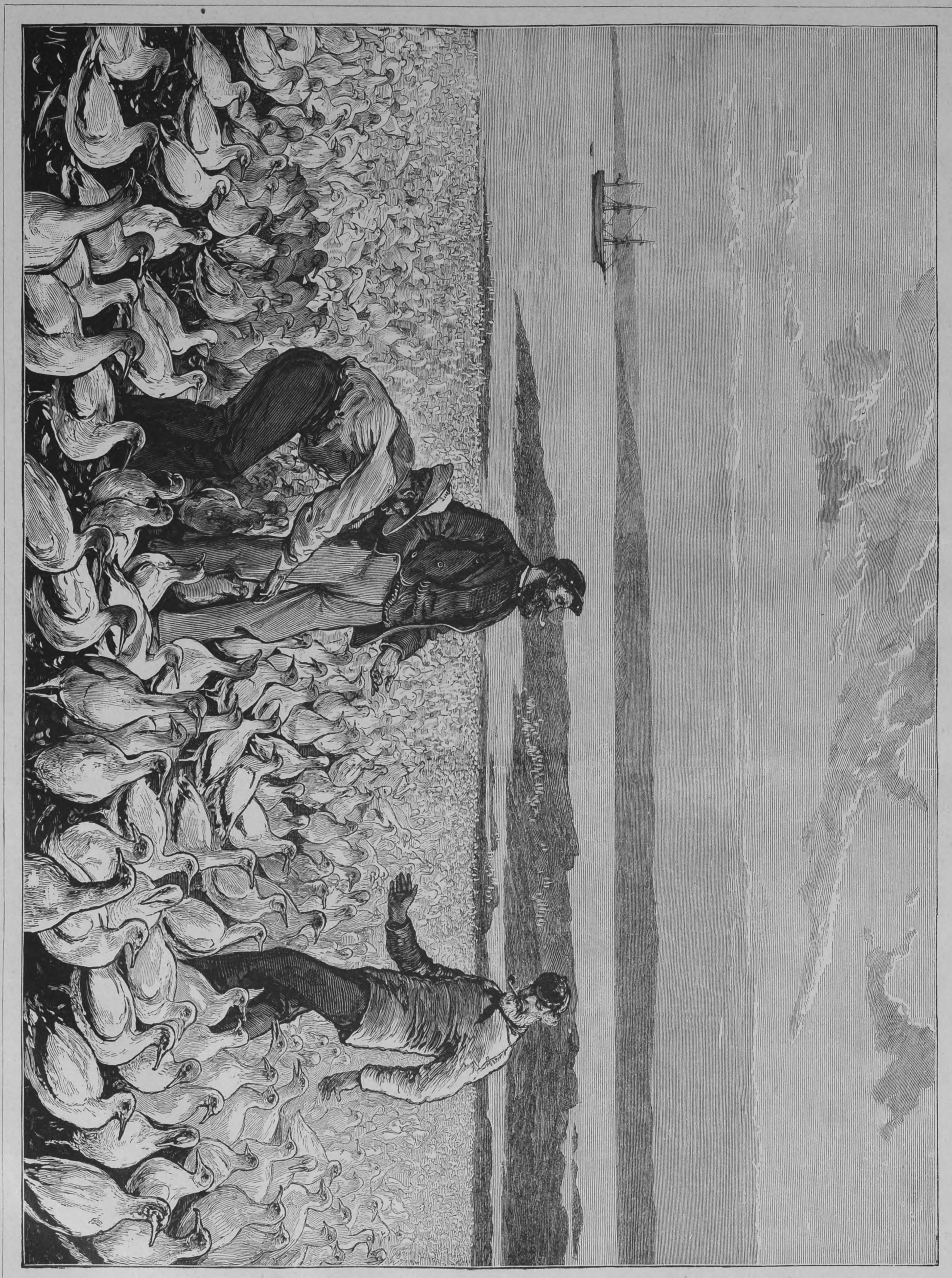
„Das könnte wahr sein. Bisher hatte ich in meiner Eigenschaft als Dichter oft über den Tod nachgedacht, aber über den Tod Anderer; ich war objektiv, so zu sagen. Ich erblickte von ferne Gräber, welche der Herbst unter seinen gelben Blättern verbirgt und welche der Frühling wieder mit grünem Rasen bedeckt. Ich hatte für Diese einen Seufzer, für Jene eine Thräne der Wehmuth, ein Bedauern für Alle, mochten sie den jungfräulichen Schleier des jungen Mädchens oder das weiße Haupt des Greises einschließen; ich sagte: es ist sehr traurig. Aber niemals, gar niemals kam es mir in den Sinn, mich zu fragen, was ich denken würde, wenn das Grab das meinige wäre, wenn ich todt wäre.

„Da an diesem schweren Tage kam der Gedanke, daß ich sterben würde, wie ein Blitzschlag über mich. Ich dachte, ich sollte sterben! ich, der ich auf Erden Alles so gut und angenehm habe! ich, der ich schon seit so langen Jahren an der süßen Gewohnheit des Daseins hänge, ich soll fortgehen! die liebe Gefährtin verlassen, die fünfunddreißig Jahre das Licht meiner Tage war! meine Kinder verlassen, die mich mit so großer Zärtlichkeit lieben! meine sechs Enkel verlassen, die blühend gedeihen und fröhlich eine wahrhafte Stufenleiter eines glücklichen Frühlings von fünf bis zwölf Jahren bilden! meine Freunde verlassen! das Publikum, welches meine Schriften so wohlwollend aufnahm? Nein, nein, ich bin erst fünfundsechzig Jahre alt, ich bin noch nicht alt, das ist zu früh zum Sterben, ich darf nicht, ich will nicht sterben!"

„Aber dann ist mir nicht klar, was Sie mit Ihrer Erzählung, von der Sie eben sprachen, meinen."

„Hören Sie mich an. Es war Nacht; die großen rothen Flammen des Kamins und die kleine bleiche Flamme der Nachtlampe erfüllten mein Zimmer mit einem doppelten schwankenden Licht, das auf die Wände phantastische Schatten warf. Nach und nach nahm jeder Schatten die Gestalt von Jemand an, den ich liebte. — Ich sah Herrn Bénier wieder mit seiner Krone von weißen Haaren und seinem liebenswürdigen Lächeln, Madame Weiß mit ihrem bleichen und ernsten Gesicht, Nanon mit ihrem freundlichen Schelten, Klara, die immer so fröhlich war, Alle machten Zeichen, daß ich zu ihnen kommen möchte, aber ich muß gestehen, das versichere ich Sie, daß ich gar nicht dazu aufgelegt war.

„Helene las die Bibel, neben meinem Bett, im Lehnstuhl. ‚Nicht wahr, meine Liebe,‘ sagte ich zu ihr, ‚ich soll Dich nicht verlassen?‘ Sie erhob den Kopf, und anstatt Helenens Gesicht erblickte ich zu meinem großen Erstaunen das meiner alten Freundin, der Madame Pignol. Sie war die Nämliche, wie sie mir vor mehr als vierzig Jahren erschien, am Abend des Nordwindes. Sie trug das nämliche braune Kleid, den gleichen Umhang mit Fransen und die nämliche Haube mit dunkelvioletten Bändern; sie hatte die nämliche Miene, zu gleicher Zeit wohlwollend und spottend. Soll ich Ihnen unser Gespräch erzählen, Doktor, ich erinnere mich noch jedes Wortes?"



Eine Guanoinsel. (S. 351.)

„Erzählen Sie, ich bin neugierig, die Phantasie eines poetischen Kranken zu hören."

„Paul,' sagte sie zu mir, ‚ich rieth Ihnen gestern, am Leben zu bleiben, heute ermuntere ich Sie, dasselbe leichten Herzens zu verlassen.'

„War das gestern?' schrie ich.

„Es ist für Sie vielleicht nicht gestern; aber für Die, so in der Ewigkeit leben, sind Jahrhunderte nur Punkte. Ihre Stunde schlägt, Sie müssen abreisen.'

„Nein, nein, tausendmal nein!'

„Altes Kind, Sie bleiben immer Derselbe; Nanon hat mir erzählt, daß, als Sie klein waren und Medizin nehmen sollten, Sie immer schrieen: Nein, nein, nein!... Sie gab nach, aber das Schicksal macht es nicht ebenso, es wendet den Becher nicht ab. Ergeben Sie sich darein, ohne den Mund zu verziehen, es ist schöner und anständiger.'

„Nein, Madame, nein, ich werde dem Tode kein gutes Gesicht zeigen; wenn er mich faßt, werde ich mich verthei-

Was dem Einen Arbeit, ist dem Andern ein Vergnügen.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**



Einem endlich Genesenen ist bayrisches Bier
Vom Arzte zur Stärkung verschrieben,
Er nippt und kostet und quälet sich schier
Mit dem Tranke, dem sonst ihm so lieben.



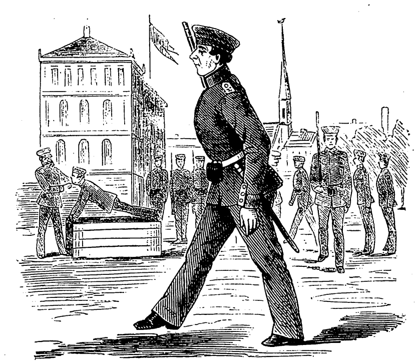
Doch hier der Student, der stillt sein Gelüst
Mit langen und mächtigen Zügen;
Ja, was dem Kranken dort eine Arbeit ist,
Ist dem Gesunden hier ein Vergnügen.



Ein Ehemann schleppt seine süße Last
Mit scheinbarem Glück und mit Würde,
In Wirklichkeit aber zerdrücket fast
Seinen Arm die behäbige Bürde.



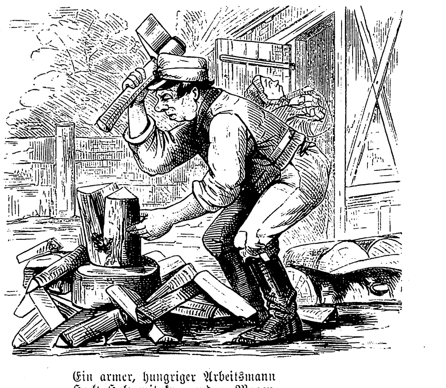
Doch Dieser hier möchte zu jeglicher Frist
Mit ihr in die Lüfte hin fliegen;
Denn was Jenem dort eine Arbeit ist,
Ist Diesem hier halt ein Vergnügen.



Es muß der Soldat sich von Morgens bis spät
Den Körper verrenken und strecken,
Und wenn es zum Exerzieren geht,
Da will ihm kein Bissen mehr schmecken.



Die Knaben hier spielen auch Infanterist
Und thun sich recken und biegen;
Doch was Jenem da eine Arbeit ist,
Ist Diesen hier nur ein Vergnügen.



Ein armer, hungriger Arbeitsmann
Hackt Holz mit knurrendem Magen,
Er schindet sich redlich, so sehr er kann,
Um sein elendes Brod zu erjagen.



Zur reinen Motion haut der Rentier Herr Frist,
Daß um ihn die Stücke so fliegen,
Denn was Jenem dort saure Arbeit ist,
Ist Diesem ein wahres Vergnügen.

digen. Ich betrachtete das Leben als gut, ich bin weit entfernt von Salomo's Spruch, daß Alles eitel sei, ich liebe das Leben, ich will darin bleiben, ich bin erst fünfundsechzig Jahre alt.'

„Das ist nicht mehr so jung! Uebrigens ist jedes Alter vor dem Tode gleich. Er konnte Sie in der Wiege schon wegnehmen.'

„Das wäre besser gewesen, ich hätte dann nicht gewußt, was ich verlieren würde.'

„Er hätte Sie mit dreißig Jahren wegnehmen können, zum Beispiel im schönsten Augenblick Ihres Daseins.'

„Dann wäre ich schon längst getröstet. Und dann würden weniger Herzen an mir hängen. Aber denken Sie, bedenken Sie, wenn ich sterbe, zur Verzweiflung aller Derer, die mich lieben. Meine Seele bricht, wenn ich daran denke.'

„Würden Sie vorziehen, nicht beweint zu werden, und daß Ihr Andenken der Gleichgültigkeit und dem Vergessen anheimfiele? Ist es Ihnen nicht süß, zu denken, daß Ihr Andenken fortleben wird?'

„Ich würde lieber selbst leben.'

„‚Und immerfort leben?‘

„‚Nein, nicht immer, aber lange, lange. Ich möchte meine Enkel groß werden sehen, sie verheirathen, meine goldene Hochzeit feiern, viele angefangene Arbeiten, die in meinem Schubfach liegen, zu Ende bringen. Ich habe darin eine Geschichte berühmter Männer, hübsche Novellen, zahlreiche Gedichte, alles das wäre aus Mangel an Zeit verloren für die Nachwelt.‘

„‚Arme Nachwelt, ich beklage sie! Sie verlangen viel, ich glaube kaum, daß der Tod Ihnen einen Aufschub gewähren wird, um Ihre Papiere in Ordnung zu bringen. Er läßt sich auf keinen Handel ein. Betrachten Sie außerdem, wie Ihre Laufbahn auffallend lange glücklich gewesen ist. Als Schriftsteller hatten Sie Erfolg; als Gatte und Vater haben Sie die schönsten Familienfreuden genossen. Ihr Heinrich, obwohl noch so jung, ist einer der bedeutendsten Professoren unserer Stadt, die so reich an ausgezeichneten Männern ist. Sie sehen ihn mit Regina vereint, der lieblichen Freundin seiner Kindheit. Paul, der ein ausgezeichneter Maler zu werden verspricht, hat an Bertha Haus eine liebenswürdige und tugendhafte Frau; Ihre Karoline findet ihr schönstes Glück in der Vereinigung mit Felix, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Alters. Sie haben gar keine Sorgen für die Zukunft Ihrer Kinder, Sie sind sicher, daß sie ihre Mutter mit Liebe und Achtung umgeben; Sie können ruhig fortgehen, weil dieß nur eine Abwesenheit für kurze Zeit ist und die Wiedervereinigung folgen wird. Sie sollen Gott danken, daß er Ihnen bei Ihrem Tagewerk die Stunden der Arbeit gelassen und daß er Ihnen nur den Abend entzieht. Sie würden ausruhen, und zudem wird es Ihnen da oben ebensogut gehen, wie hier.‘

„‚Nein, ich befinde mich hundertmal besser auf der Erde.‘

„‚Indessen versichern auch Sie, wie alle Welt, daß das Leben eine Reise ist.‘

„‚Es ist wahr, aber . . .‘

„‚Was würden Sie zu einem Reisenden sagen, der, weil sein Wagen gut schließt und die Sitze bequem gepolstert sind, sich weigern würde, an seinem Bestimmungsorte auszusteigen? So thun Sie, ein Weiser, in dem Augenblick, wo Sie den Fuß in Ihr wahres Vaterland setzen.‘

„‚Das macht, weil der Tod so geheimnißvoll ist; wohl weiß man, was man verläßt, aber . . .‘

„‚Man weiß nicht, was man finden wird. Das ist es, was Sie sagen wollen, Sie Christ! Besteht der Grund Ihres Glaubens nur aus Zweifeln?‘

„‚Ich glaube aufrichtig, ich bin ein Christ, ich sage es ganz laut, nicht weil ich in dieser Religion erzogen bin, sondern weil ich geforscht und gefunden habe, daß es keinen süßern Herrn gibt, als Jesus Christus, und kein heiligeres Gesetz, als das seine. Ich glaube an das ewige Leben, aber ich kann mir davon keine rechte Vorstellung machen; wenn Sie mir erklären wollten . . .‘

„‚Das wäre vergebens, Sie würden es gar nicht begreifen.‘

„‚Ich habe Grauen vor diesem andern Leben; ich fürchte dort Niemand zu lieben, das Grab ist so kalt.‘

„‚Eine sonderbare Furcht! Ja, das Grab ist kalt, weil man eine irdische Hülle dort hinlegt, aber die Seele, die sich zur Unendlichkeit emporschwingt, jung, schön, ihren sterblichen Banden entflohen, warum sollte sie nicht noch lieben können? Warum nicht, da sie ja in der andern Welt die uns Vorausgegangenen wiederfindet? bleiben wir denn nicht mit Denen, die uns auf Erden beweinen, verbunden? Meine Gegenwart bei Ihnen, ist Ihnen dieß nicht ein Beweis davon?‘

„‚Sie versichern mich dessen und ich glaube Ihnen; ja, ich fühle, daß man sich mit diesem fürchterlichen Schritt wieder wird versöhnen können, und wenn ich ihn auf ein wenig später verlegen könnte . . .‘

„‚Was würden Sie dabei gewinnen? Sie zählen fünfundsechzig Jahre. Von diesem Alter an nehmen Ihre Fähigkeiten ab. Sie müssen das schon jetzt ein wenig fühlen. Wenn Sie noch ziemlich gut schreiben, ist es mehr aus Gewohnheit als aus Kraft; aber Sie haben nicht mehr diese Fülle der Ideen, diesen Glanz der Einbildungskraft; Ihre witzigen Einfälle, die man an Ihnen bewunderte, sie werden matter; Sie verfallen in Wiederholungen, Sie gefallen sich noch, das Papier zu verderben. Umsonst würde Ihnen Ihre Vernunft dieß sagen, Sie würden einfach nicht darauf hören, Sie würden das Schicksal der Schriftsteller theilen, die sich überleben. Ihre letzte Veröffentlichung hat noch einen großen Erfolg gehabt, aber glauben Sie mir, sterben Sie daraufhin und Sie laufen nicht Gefahr, dem Publikum ein schlechtes Werk zu überliefern, worüber Ihre Freunde traurig sein und Ihre Feinde sich freuen würden.‘

„‚Feinde! Habe ich denn welche?‘

„‚Wer hat keine? Ein Mann von Geist, und Sie besitzen solchen, hat die Dummen gegen sich, eine höchst ansehnliche Menge! Ein guter Bürger hat die Sozialisten zu Feinden, ein glücklicher Mensch in seiner Familie alle Die, so sich über ihre Frauen und Kinder zu beklagen haben; ein Mann in guter Lage alle Armen; ein Großmüthiger alle Geizigen und selbst den größten Theil Derer, die er sich verpflichtet. Endlich Einer mit so aufrichtigem, geradem Sinn, der über einen höheren Geistesflug verfügt, ist natürlich von allen Denen gehaßt, die in ihrem Charakter weder ein höheres Fühlen, noch Freimuth kennen. Eine der Segnungen des Todes ist, daß er alle Feindschaft tilgt. Es ist so bequem, großmüthig zu sein und sich mit einem Grabe zu versöhnen, daß man selten die Gelegenheit dazu sich entgehen läßt. Die, welche jetzt an Ihnen herumzerren, werden nur eine Stimme haben, um Sie für einen vortrefflichen Menschen und einen bewundernswürdigen Schriftsteller auszugeben. Ferner haben Sie noch das Verdienst, sich Ihr Uebel bei der Feuersbrunst in Paquît zugezogen zu haben; das ist ein sehr günstiger Umstand, der Ihr Ende recht interessant macht.‘

„‚Ich ziehe es vor, weniger interessant zu sein und leben zu bleiben. Es ist sehr herabstimmend, für eine gute Handlung bestraft zu werden; man könnte gegen Gott murren. Ich habe Gutes gethan und ich empfange dafür eine Züchtigung.‘

„‚Und wer sagt Ihnen, daß dieß nicht eine Belohnung ist?‘

„‚Wenn Sie dieses mir beweisen können!‘

„‚Dieß ist nicht schwer; Sie sind einig, daß die geistigen Fähigkeiten sich abschwächen, ebenso noch rascher die physischen. Sie haben sich bis dahin wohl befunden, aber wissen Sie, ob die Gebrechlichkeiten, die unzertrennlichen Begleiter eines vorgerückten Alters, noch lange ausbleiben werden? Kommen thun sie ja jedenfalls. Stellen Sie sich nur die Gicht vor, die ja Niemanden in Ihrem Alter und bei Ihrer Konstitution geschenkt wird. Adieu können Sie jetzt sagen den langen Spaziergängen, den Fußreisen, den gefährlichen Bergsteigungen, welche Sie noch mehr, als für Sie gut ist, lieben. Ich sehe die Figur, die Sie machen würden, auf Ihrem Armstuhl festgebannt! Wo wäre dann Ihre gute Laune? Paul Delorge, den man den liebenswürdigen Paul nennt, würde unruhig, verdrießlich, launisch, ein Polterer sein, wie Doktor Minor, der doch nicht mit der Gicht behaftet ist.‘“

„Wie, Paul, hat Ihre Erscheinung Ihnen das gesagt?“

„Ja, Doktor, sie hat es gesagt, und wie die Aussicht, Ihnen zu gleichen, mich den Mund verziehen ließ, lachte sie und fuhr fort:

„‚Wenn wir altern, werden die Sinne kalt, das ist eine Thatsache, der langsamere Blutumlauf unterbricht die Verbindungen zwischen dem Herzen und Gehirn; man fühlt nicht mehr, man liebt nicht mehr, man empfängt Liebe, ohne sie zurückzugeben, man erwärmt sich an den Sonnenstrahlen, ohne daran zu denken, sie bewundern zu wollen.‘

„‚Genug, genug,‘ hatte ich gerufen; ‚wenn ich gewiß wüßte, daß dieses Unglück mich treffen sollte, wollte ich lieber so schnell wie möglich sterben; aber man sagt mir oft, daß ich ungeachtet meiner Runzeln jung bleibe, und mein Herz schlägt noch warm genug.‘

„Madame Pignol lächelte und antwortete mir nicht mehr; ich sah sie in der Luft verschwinden wie ein Duft.“

„Wahrhaftig, Paul, ich bewundere die Lebhaftigkeit Ihrer Träume. Ihr Kopf muß außerordentlich gut organisirt sein. Ich erinnere mich sehr gut dieses Abends; wir wachten bei Ihnen in einer tödtlichen Unruhe; Sie hatten heftiges Fieber; wir glaubten Sie dem schrecklichsten Delirium verfallen, und Sie hatten eine so scharfsinnige Unterredung mit Madame Pignol!“

„O, das ist noch nicht Alles, Doktor. Madame Pignol war nun verschwunden. Da sah ich eine Schneeflocke langsam von der Decke des Zimmers herniedersteigen, sich vergrößern, wachsen und zuletzt die Gestalt eines Engels annehmen; große silberne Flügel hüllten ihn ein und sein süßes Gesicht war mit einer Strahlenkrone geziert. Es kam mir in Sinn, es sei mein Stern, der mir so erschien, und obschon ich von seinem Dasein überzeugt war, konnte ich es doch nicht unterlassen, großes Erstaunen zu empfinden. Ich denke, viele Leute, die behaupten, an Dieß und Jenes zu glauben, wären selbst eben so tief verwundert gewesen, wenn sie plötzlich vor ihren Augen den Gegenstand ihres Glaubens erblickt hätten.

„‚Madame Pignol hat Recht,‘ sagte mit Lächeln der Engel, ‚und ich, der Sie immer behütet habe, immer beschützt, wenn Sie mich auch vergaßen, ich komme, mein Werk zu vollenden und Sie zu den Füßen des erhabenen Richters zu führen. Kommen Sie ohne Furcht, Sie sind von den Erwählten, denen ihr Glück als eine Tugend angerechnet werden wird.‘

„Als er diese Worte geendet, nahm mich der Genius an der Hand und wir erhoben uns Beide zu einer sehr beträchtlichen Höhe. Ich erblickte die Erde wie eine ganz kleine Kugel, umgeben mit Dunst, während die Gestirne, zu denen ich emporstieg, immer majestätischere Formen annahmen. Ich hatte weder Furcht noch Bedauern. Plötzlich ließ sich Ihre polternde Stimme hören; mein Stern erschrak, ließ mich fahren, um schneller in den Himmel aufzusteigen, und ich fiel, fiel langsam wieder nieder, auf meine Matratze.

„Die folgenden Tage befand ich mich ruhiger, die Erscheinungen stellten sich nicht wieder ein. Ich begann mich an Alles zu erinnern und zu erwägen, was mir Madame Pignol gesagt hatte. Ich bestrebte mich ernstlich und es gelang mir, mich gefaßt zu machen, und mein Reisegepäck war auf's Beste in Ordnung an dem Tage, wo ich an Ihrer Miene sah, daß die Reise in die Ewigkeit anzutreten mir noch nicht bestimmt sei.“

„Bedauern Sie es sehr?“

„Keineswegs; ich bin gerüstet; ich habe eine Sorge weniger, aber ich bin sehr erkenntlich für die Frist, die mir bewilligt worden ist.“

„Und haben Sie keinen Dank für mich, weil ich dadurch, daß ich Ihren Stern erschreckte, ihn nöthigte, Sie loszulassen?“

„Verzeihen Sie; ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet; ich hätte jedoch nicht bedauert, noch ein wenig höher zu steigen, um den Himmel mir etwas näher zu besehen.“

„Wir wollen damit noch warten, das wird nichts schaden. Aber indem ich Ihren Träumen zuhöre, vergesse ich, daß man meinen Besuch erwartet, daß er anderswo nöthig ist. Leben Sie wohl und schonen Sie sich gut, sonst . . .“

„Keine Drohungen, Doktor. Sie dürfen davon überzeugt sein, daß ich mich sehr, sehr schonen werde.“

25. Januar 1870.

Was nun anfangen in den langen Stunden der Wiedergenesung, wenn man einen Arzt hat, wie mein Doktor Minor, der uns jede Bewegung, jedes Reden verbietet? Ich habe die Vergangenheit durchgangen, ich habe mein Tagebuch wiedergelesen und habe hie und da einige Seiten herausgenommen, da ich beabsichtige, dieses dem mir so wohlwollenden Publikum zu widmen.

Diese vier Abschnitte sind der Inhalt meines Lebens, eines glücklichen Lebens, in welchem der Schutz von Oben sichtbar ist. Dieß wird mein letztes Werk sein, denn ich will nach dem Rath der Madame Pignol Jüngeren die Feder jetzt überlassen, und in der Stille mich der Wohlthaten Gottes und der glänzenden Schöpfung freuen.

Welcher schöne Tag! Der Himmel ist blau, die Sonne glänzt auf dem Schnee, die Natur scheint nicht mehr so kalt, man glaubt schon Frühlingslüfte zu fühlen. Die Sperlinge picken auf meinem Balkon das Brod, das ich ihnen ausgestreut habe. Da sind zwei, die satt zu sein scheinen, nach ihrer Fülle und nach der Gleichgültigkeit, mit der sie den um das Futter sich streitenden Neuangekommenen zusehen. Sie ruhen sich behaglich aus im warmen Sonnenstrahl und unterhalten sich frohgemüthlich durch ausdrucksvolle Töne. Sie theilen sich ohne Zweifel ihre Absichten über die nächste Jahreszeit mit. Da ist ein anderer ganz allein zwischen die Gitterstäbe eines Käfigs gebannt, er ist nachdenkend, doch glücklich. Vielleicht war er erst krank und freut sich nun, wie ich mich, des neuen Lebens. Ich wünsche mir aufrichtig Glück dazu. Ich werde den Frühling und meine lieben Schwalben wiedersehen. Ich werde noch die Berge wieder aufsuchen können. Statt traurig Lebewohl sagen zu müssen, grüße ich wiederum fröhlich Alles, was mich umgibt.

Jetzt will ich Abschied nehmen von den Lesern, die so freundlich waren, mir bis dahin zu folgen, und da wir noch im Januar sind, entbiete ich Allen meinen besten Glückwunsch zu einem guten neuen Jahr, und Jedem möchte ich wünschen einen so guten Stern, wie der meinige gewesen ist.

Eine Guanoinsel.

(Bild S. 348.)

Erst seit dem Jahr 1840 wissen wir in Europa etwas von dem Guano, denn in diesem Jahre wurde er zuerst bei uns von der peruanischen Küste eingeführt. Bald lernte man diesen Dung als eines der stärksten Heizungsmittel für den Erdboden kennen, und heute ist seine Verbreitung und die Kenntniß seines Nutzens, besonders für kalten, sumpfigen Boden, allgemein. Alle im Meer gelegenen und von Seevögeln bewohnten Inseln weisen Guano auf. Der werthvollste jedoch findet sich in Peru, und zwar in solcher Menge, daß man schon Guanoablagerungen von 200 Fuß Mächtigkeit entdeckt hat, Ansammlungen, deren Alter jahrhundertelang ungestört vor sich ging. Der Name stammt von dem peruanischen Wort Huano (Dung). Seitdem dieses Produkt so werthvoll geworden, bestrebt man sich, die Vögel zu hegen, das heißt auf gewissen abgelegenen Inseln zu halten.

Unsere Illustration zeigt einen solchen Platz im Meere an der australischen Westküste, wo Hunderttausende von Vögeln sozusagen gezähmt sind, das heißt eine bestimmte Insel bewohnen und sich dort nicht vertreiben lassen von Besuchern, die Guano dort holen und die Vögel vor etwaigen Verfolgern und anderen schädlichen Einflüssen schützen und bewahren.

Es ist ein seltsam lebendiges, originelles Bild, das unsere Leser hier erblicken.

Sinnsprüche.

Wo ich zu trinken wär' gewillt,
Wird mir das Krüglein nicht gefüllt,
Und wo es schäumend überquillt,
Ward anderswo mein Durst gestillt.

*

So viel wir auch von unsrer Weisheit halten,
Sie gleicht dem Erbschmuck, den man seinem Schreine
Entnahm, die Fassung anders zu gestalten;
Wie sich's auch gibt, doch sind's die alten Steine.

*

Wer alle Menschen nimmt, wie sie es wollen,
Verkümmert sein Behagen nie;
Nur Jener, der sie nimmt, wie sie sein sollen,
Mißfällt; allein er fördert sie.

(Aus: „Spruchbüchlein“ von J. Tandler. 2. Aufl. Preßburg, Heckenast, 1880.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Ein Brief von jenseits des Wassers.

In der zweiten Hälfte des Winters erhielt Sophie Blanchard endlich Nachrichten von ihrem Manne. Sie kamen ihr in einem dicken Briefe durch die Post zu.

In diesem Briefe beschrieb ihr Blanchard sein Herz und seine Leiden in der einfachen, rührenden, ungesuchten Sprache des Mannes aus dem Volke; seine ganze Sehnsucht nach ihr, die tiefen Schatten seiner Verzweiflung und die stillen Lichter der Resignation spielten durch die schlichten Worte.

Auch die weite, weite, anstrengende Reise beschrieb er ihr; die rauhe Behandlung, die Strenge der Disziplin, die Rohheit und Verderbtheit seiner Genossen. Einen Fluchtversuch hatten die ungeschickten Sträflinge ausführen wollen im Angesicht von Teneriffa. Jagon war der Einzige gewesen, der ihnen davon abgerathen, der sich demselben widersetzt hatte. Wirklich wurde derselbe vereitelt, und Jagon hatte doppelt gewonnen: bei den Sträflingen das Ansehen eines ihnen an Klugheit und Bildung überlegenen, bei den Offizieren das Ansehen eines musterhaften Gefangenen. Sein Betragen war exemplarisch, seine Worte zeugten von tiefer Resignation, von lebendigem Gottvertrauen, von unzerstörbarer Hoffnung auf die Unschuld, die er noch immer betheuerte. Und es gab viele unter den Wächtern und Offizieren, die ihn für das Opfer eines Irrthums der Geschworenen hielten. Er nahm bald eine Ausnahmestellung ein: die übrigen Sträflinge gehorchten ihm blind, und die Aufseher vertrauten ihm blind.

Am letzten Tage, ehe das Schiff in den Hafen von Numéa einlief, stand Blanchard am Verdecke und schaute düster in's Meer hinaus. Da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Achsel und Jagon's Stimme sagte: „Nicht so traurig, Kamerad! Sieh' mich an!“

„O, Sie! . . .“ sagte Blanchard.

„Nun, ich? Bin ich nicht ebenso ‚unschuldig‘ wie Du? Oho, wende Dich nur nicht ab. Wer weiß, was ich noch einmal für Dich thun kann, und wozu ich Dich brauche. Wer weiß, ob nicht etwas geschieht, was mich nach Frankreich zurückruft, und dann . . . dann gehst Du mit mir!“

„Sie sprechen, als ob Sie frei wären,“ murmelte Blanchard betroffen.

Er lachte. „Und ich bin es auch . . . sobald ich will. Wenn ich Neu-Kaledonien verlassen will, wird mich nichts zurückhalten. Die Sträflinge sind sämmtlich meine willenlosen Werkzeuge geworden. Ich werde der Herr des Bagno sein.“

„Es ist aber unmöglich, aus dem Bagno zu entfliehen!“ warf Blanchard ein.

„O! Ich denke auch nicht daran, aus dem Strafhause der Insel Nou zu entweichen, in welches wir zuerst eingeschlossen werden. Bald aber hoffe ich auf das Festland geschickt zu werden. Von dort aus — nichts leichter als eine Flucht. In einem Boote erreicht man in einigen Tagen Australien. Und dort gibt's Schiffe aus aller Herren Länder! . . . Man wird mir nicht allzu genau auf die Finger sehen. Ich bin ja ein ‚musterhafter‘ Sträfling und ein — Märtyrer. Frage nur den Kapitän. Also noch einmal, Kamerad, nicht so stolz sein! Der Lauf des Lebens ist gar seltsam, und wer weiß, ob Du nicht noch eines Tages dieser Hand hier, die Du jetzt so stolz zurückweisest, den Frieden Deines Lebens verdanken wirst!“ —

Diese seltsamen Worte des Briefes waren aber nur eine Episode desselben. Das traurige Schreiben schloß mit einer langen, rührenden Trostesrede eines Verzweifelten an eine geliebte Seele, der man unter Thränen ein Lächeln zeigen will.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Kamerad.

Zu dieser Zeit, wo die Sträflinge des letzten Jahres in Neu-Kaledonien anlangten, verließ in Paris einer ihrer früheren Genossen in La Roquette sein Gefängniß. Und zwar Loustalot, der Angeber, der sich so vergeblich auf den Namen Jagon's besonnen hatte. Seine Strafzeit war zu Ende, und er trat wieder in die Freiheit hinaus und in's Leben.

Auf dem Platze vor dem Gefängnisse athmete er die Luft mit vollen Lungen ein, betrachtete entzückt die Gassen, die sich vor ihm ausbreiteten, schritt mit seinem leichten Bündel fröhlich vor sich hin.

Dieser erste Gang in voller Freiheit, in schönem Wetter, mitten durch die Menge hin, berauschte ihn gleichsam. Alles erschien ihm wie neu; es war ihm, als sehe er Leute, Wagen, Gewölbe und Bäume zum ersten Mal im Leben.

Und die Frauenzimmer vor Allem! Er wäre gern jeder derselben um den Hals gefallen. Da dieß aber doch nicht anging, so kehrte er desto fleißiger in den Schenken ein, deren er ebenso lange beraubt gewesen war, wie der Liebe.

So berauscht von der Luft, der Sonne, der Freude, der Freiheit und dem Alkohol, hielt er doch eine bestimmte Richtung inne, die ihn endlich auf den Ostbahnhof führte. Von dort fuhr er mit dem Dreiuhrzuge nach Maisons-Lafitte hinaus.

Dort angekommen schritt er durch den Flecken geradezu und ohne sich nach dem Wege zu erkundigen bis auf die Straße, welche an den Ufern der Seine hinläuft.

Dort schien er ungewiß zu werden und rief einen Mann an, der sich vor einer Schenkenthüre sonnte.

„Pst! Könnt Ihr mir nicht sagen, wo Malapat wohnt?“

„Malapat?“ machte der Mann. „Was ist er denn?“

„Gärtner.“

„Malapat . . . Malapat . . . Hat er keinen Namen sonst?“

„Ja, er heißt Charles.“

„Ja warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Den Charles, den kenne ich sehr gut! Aber Malapat . . . wer soll sich das merken? Hier nennt man die Gärtner immer bei ihrem Taufnamen. Der, den Sie suchen, wohnt da links — in dem Gäßchen, welches am kleinen Bache hinläuft.“

„Wie werde ich das Haus erkennen?“

„Daran, daß er im Garten davor arbeitet.“

Loustalot dankte, schlug die angegebene Richtung ein und fand wirklich bald Malapat, der in einem Gemüsegarten vor einem kleinen Häuschen arbeitete.

„Heda, Malapat! Heda!“ schrie der entlassene Sträfling über die Planke.

Der Angerufene erhob das Haupt, erkannte den Besuch, runzelte die Stirne, verließ seine Arbeit und ging auf die Planke zu.

„Na!“ sagte Loustalot. „Mir scheint, Du freust Dich gar nicht über meine Ankunft? Und ich, ich freute mich schon so sehr auf Dich! . . . Hast Du mich denn ganz vergessen?“

„O nein, ich habe Dich nicht vergessen.“

„Dann die Hand her, zum Teufel! Oder spielst Du vielleicht den Stolzen, weil ich aus der Falle komme?“

„Pst!“ sagte Malapat, indem er scheu um sich blickte.

„Sei nur ruhig! Ich will Dich ja nicht kompromittiren! Mir ist nicht darum zu thun, daß sie wissen, woher ich komme. Ich kenne diese dummen Landleute! Voller Vorurtheile, das Volk! . . . Drum führ' mich in Dein Haus, dort plaudern wir gemüthlicher.“

„Komm',“ sagte der Gärtner mit resignirter Miene und öffnete ihm das Gartenpförtchen und führte ihn in das kleine, ärmliche Häuschen.

„Ah! Da ist's gut!“ machte der entlassene Sträfling. „Und die gute Luft, die man da athmet! Meiner Seel', ich bleibe dabei: ich ziehe mich auf's Land zurück und werde auch Gärtner. Willst Du mir dabei helfen?“

„Unmöglich. Man wird erfahren, woher Du kommst.“

„Nichts wird man erfahren! Wer kennt mich denn hier? Und meine Gesundheit braucht frische Luft, Bewegung für Arme und Beine. Ich habe zu lange ein sitzendes Leben geführt . . . fürchte Dich übrigens nicht wegen der Kosten. Ich bringe hundertundzwanzig Franken Ersparnisse mit aus der Falle. Bin fleißig gewesen . . .“

Charles Malapat hatte einen Liter Wein und zwei Gläser auf den Tisch gestellt. Aber die Idee Loustalot's, sich in Maisons-Lafitte niederzulassen, schien ihn sehr zu geniren. Und wie er mit ihm anstieß, sagte er: „Das Gärtnergeschäft taugt nicht für Dich. 's ist zu eintönig . . . Man arbeitet immer allein . . .“

„Aber das will ich ja eben! Ich mag nicht mehr unter die Kameraden und zum Schlechten verführt werden! Bei Dir, da hat's keine Gefahr. Du hast einmal etwas angestellt und bist dann brav geworden. Das Gefängniß, siehst Du, wird zu gefährlich für mich. Die Kollegen sind mir auffäßig, weil ich das letzte Mal, um bälder fortzukommen, geschwatzt habe. Und nach Neu-Kaledonien möchte ich schon gar nicht gebracht werden, wie der arme Blanchard . . .“

„Schweige! o schweige!“ rief der Gärtner und stieß sein Glas auf den Tische auf.

„Ach ja, richtig! Pardon. Ich vergaß . . .!“ Damit stürzte er sein Glas Wein hinab und sagte philosophisch: „Was vergangen ist, ist vergangen. Er hat seine fünf Jahre in Clairvaux gemacht. Das kannst Du nicht ändern. Wenn er jetzt in Neu-Kaledonien ist, so ist das seine Schuld. — Dießmal hat er das Verbrechen begangen.“

„O, ich glaube es nicht,“ sagte der Gärtner, die Ellenbogen auf dem Tische, den Kopf in beiden Händen.

„Wahrhaftig? Du glaubst es nicht? Nun denn — ich glaube es ebensowenig.“

„So? Und weßhalb glaubst Du es nicht?“ fragte Malapat lebhaft.

„Na, weil sein Mitschuldiger eine tüchtige Canaille ist und ihn sicher ‚hineingeritten‘ hat.“

„Jagon! Du hast ihn gekannt?“

„Und wie! In der Jugend schon. Zuletzt, vor seiner Verurtheilung, hat er mir aber noch eine kleine Visite gemacht mit dem Sicherheitschef.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um seine Identität festzustellen. Die Justiz vermuthete, daß Jagon nicht sein wahrer Name sei.“

„Und hat er wirklich einen andern?“

„Und wie!“

„Kennst Du ihn?“

„Und ob!“

„Und hast Du ihn genannt?“

„Warum nicht gar. Wäre er sonst als Jagon gerichtet und verurtheilt worden?“

„Und warum hast Du geschwiegen?“

„Weil ich mich gefürchtet habe. Glaub' mir, wenn ich gesprochen hätte, hätte er mich erdrosselt.“

(Fortsetzung folgt.)



Spiele für Knaben.

Der blinde Schneider. An einer Schnur, welche in Mannshöhe straff ausgespannt ist, hängen an dünnen Fäden allerlei kleine Prämien: Bleistifte, Federhalter, Bonbons und dergleichen. Einem Kinde werden die Augen verbunden. Es muß versuchen, aus einiger Entfernung auf die Schnur los zu marschiren und mit einer Scheere einen der hängenden Gegenstände abzuschneiden, ohne die andere Hand dabei zu benützen. Gewöhnlich werden drei Schnitte gestattet.

*

Kugeln durch den Becherboden locken. Vor dem Tausendkünstler stehen drei umgestülpte Becher und daneben liegen mehrere Kügelchen. Er ergreift mit der rechten Hand ein Kügelchen, zeigt es den Zuschauern vor und stellt sich, als werfe er es in die linke Hand. Statt dessen verbirgt er es zwischen die Finger der rechten Hand. Der Zuschauer ist der Meinung, die Kugel sei in Jenes linker Hand. Der Spieler hebt einen Becher mit der rechten Hand auf, legt anscheinend die Kugel aus der linken Hand darunter und zeigt letztere vor, daß sie leer sei. Dasselbe Spiel wiederholt er auch mit den beiden anderen Bechern. Die Zuschauer meinen, daß unter jedem Becher eine Kugel liege, während Jener die Kugel jedesmal zwischen den Fingern der rechten Hand verborgen hat. Nun klopft der Zaubermeister mit seinem Stäbchen auf den Boden des ersten Bechers, lockt die Kugel und läßt dabei eine aus der Hand auf den Becher fallen. Er muß dieß so geschickt thun, daß es aussieht, als sei sie aus dem Becher heraufgekommen. Dann faßt er sie und wirft sie anscheinend in die Luft, mit dem Auftrage, nach Indien, Aegypten oder China zu fliegen. Niemand wird die Kugel fliegen oder niederfallen sehen, denn er hat sie wieder zwischen den Fingern verborgen und kann sie benützen, dasselbe Spiel mit dem zweiten und dritten Becher vorzunehmen. Zuletzt stößt er die Becher um und zeigt, daß sich nichts unter ihnen befindet.

Notenräthsel.



Auflösung der arithmetischen Aufgabe Seite 299:

Die Zahl muß die Form
$m \cdot 2^3 \cdot 3^2 \cdot 7 - 1$ haben; sie ist 503.

Rösselsprung.

rad	wort	net	klei-	und	kur-	er-	sen
ken-	ein	ein	zes	kein	müs-	jung	ein
bes-	das	ein	schön	nes	blei-	lenz	er-
chen	sie	zei-	wie	und	inne-	wort	ewig
le-	lie-	fort	le-	chen	rollt	heißt	und
chen	zei-	dieses	chen	rung	blei-	me	doch
chen	ben	sei	die	bens-	eine	ju-	me
ihr	blätt-	zei-	und	gend	blu-	chen	blu-

Kleine Korrespondenz.



K. S., märkische Schweiz. Von hier aus unmöglich, Ihnen einen Rath zu geben. Dazu müßte man die Lokalverhältnisse genau kennen. Die Bereitung ist leicht zu erlernen und keineswegs Geheimniß.

Holst in Sch. Nr. 1) Lebensgefährliche Zubereitung, Transport deßgleichen. Nr. 2) 21 Loth gut zerstoßene Galläpfel, $7^1/_2$ Loth zerstoßener Senegalgummi, 9 Loth kupferfreies Eisenvitriol werden mit $4^1/_2$ Quart destillirtem oder Regenwasser, 12 Loth Spiritus in 90 Prozent Tralles und $^3/_4$ Quentchen Salmiakgeist in einem irdenen Gefäße oder besser in einem gläsernen sogenannten Butterhafen übergossen und unter öfterem Umrühren einige Tage stehen gelassen, das gibt eine vortreffliche Gallustinte, auch für Stahlfedern.

Hrn. O. M. in R. Zwölf Fragen auf einmal — ist etwas viel, und acht davon so speziell technisch, daß kein Chemiker, kein Kunstschreiner, kein Militärfeuerwerker, kein Glasmaler, kein Goldschmied rc., der sich nicht speziell mit diesem Zweige seines Faches beschäftigt hat, dieß beantworten kann. Solche Fragen müssen wir mit Stillschweigen übergehen, obwohl wir sonst sehr gerne bereit sind, die Wünsche unserer Leser zu erfüllen. Nun bezüglich der ersten vier Fragen: 1) Berlin, Toussaint-Langenscheidt's brieflicher Unterricht, Französisch und Englisch. 2) „Schiller's Vater" von Brosin (Leipzig, Schlicke) gibt bis jetzt die eingehendste Darstellung von dem Leben der Eltern Schiller's. 3) Der Wunsch eines Tintenrezepts ist, wie Sie sehen, in der Kl. Korrespondenz dieser Nummer erfüllt. 4) Brieflich kann man keinen Tanzunterricht nehmen.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben rc. sind uns zugekommen von: Frln. Bertha Hanke, Zürich; Mathilde Constanzius, Berlin; Amalie Ritter, Brünn; Emma Hermann, Breslau; Emma Kehr, Meiningen; Marie v. T., Wien; Adelheid Schmädicke, Berlin; Emilie Bett, Warschau; Hrn. R. Rahm, Magdeburg; J. Müller, Pest; W. Böhme, Trier; E. Richter, Dresden; V. Schwebler, Berlin; J. Bloch, Delmenhorst; C. Pater, Wien; Fr. Jimper (?), Saaz; C. Gesell, Potsdam; S. Toeplitz, Breslau; C. Großmann, Bockenheim.

Frau J. G. H. in Ulm. Abonniren Sie doch auf die sehr billige „Arbeitsstube", Zeitschrift für leichte und geschmackvolle Handstickerei rc. rc., auch mit bunten Stickmustern, Berlin bei Franz Ebhardt. Wir können nicht entscheiden, ob Kannevas oder Leder.

Frln. F. in Triest. Man soll über Namen nicht spotten. Ward sogar ein Goethe empfindlich, als Herder betreffs seines Namens Späße machte. Sie dürfen dem jungen Manne das nicht so übel nehmen.

Hrn. W. Müller in G. Talent vorhanden, bedarf jedoch noch der Reife.

Hrn. J. F. in Bernburg. Es ist unangenehm, einer Dame bei der Aufforderung zum Walzer auf den Fuß zu treten — wo dieß aber einen „Haß" statt der bisherigen „Liebe" zur Folge hat, darf man sich diesen Verlust nicht sehr zu Herzen nehmen.

Abonnent in M. in Lecco. Das ist zur Aufnahme als Frage nicht geeignet. Bis jetzt außerdem noch Geheimniß der Militärbehörden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 27. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XIII.

Zwei Tage lag ich auf dem Sopha — dann hielt ich's nicht länger aus. Das Wetter war schön, wenn auch ein bischen drückend. Ich saß allein in der Laube, den Fuß auf einen Stuhl gelegt, allerhand trübe Gedanken quälten mich. Ich hatte meine schwarze Viertelstunde.

Ach! — wer hätte diese nicht bisweilen im Leben, wen flöge sie nicht manchmal an, diese dunkle Laune, welche sich wie ein Alp auf unser Gemüth legt! — Ich kam mir so elend, so unnütz und verlassen vor, ein Mensch ohne Zweck und Ziel — ohne Theilnahme und Freunde, ohne die geringste Freude am Dasein, ich sah den Himmel so schwarz, daß ich meinte, es könnte niemals wieder hell werden. —

Was kümmerte mich hier dieses kleinliche Treiben? wie ekelte es mich an! — Allerlei Amphibien und Insekten, welche in einem Sumpfe umherkrochen, bald sich näherten, bald sich entfernten, die sich auffraßen untereinander. Welches Interesse konnte es für mich haben, ob Grete Zitzewitz dem Baron nachstellte, oder ob Aglalia ein neues Kleid trug, oder daß Wienchen und Minchen uns Fensterparaden machten? Was lag mir daran, daß Herr Steinhauer, Dank des Assessors Uebertreibungen, der Held des Tages geworden war, dem von Müttern und Töchtern um den Bart gegangen wurde, — einige kurze Wochen noch und diese ganze Seifenblase zerstob, ein Jeder packte seine Sachen und begab sich wieder in das alte Joch.

Was half es mir, daß der Himmel blau war, wenn ich hier allein sitzen mußte, und daß die Vögel draußen sangen, wenn ich übler Laune war!

Ein Ball flog an mir vorbei — er streifte beinahe meine Nase und unterbrach mich etwas unsanft in meinen Reflexionen; die Kinder kamen und reklamirten denselben, indem sie sich wegen des Unfalls entschuldigten. Ich hielt dem Backfisch Cornelius, als der Aeltesten der Kohorte, eine Strafrede und die Kinder zogen betrübt und beschämt in Folge dessen hinaus. Ihr froher Lärm verstummte plötzlich.

Ich hätte mich ohrfeigen mögen.

Dann knirschte der Sand — der Postbote kam und überreichte mir einen Brief. — Poststempel Berlin? Orlich's Handschrift? — — Ich erbrach denselben in Hast ... Ich las und meine Mienen verfinsterten sich noch mehr. — Das fehlte noch! ...

Also Orlich hatte, wie ich ihn bat, sogleich in diskreter Weise Erkundigungen eingezogen. Das Resultat derselben theilte er mir hier in kurzen Worten mit:

„Eine gräfliche Familie Wandalowskoi existirt nicht, das würde ungefähr ebenso sein, als wenn sich ein Deutscher im Auslande Graf Meier oder Kunze nennen wollte — ein nom de guerre jedenfalls."



Erste Liebe. Eine unheimliche Gesellschafterin. Originalzeichnung von G. Franz. (S. 355.)

Wie ich erschrak und welch' ein niederdrückendes Gefühl mich überkam. — O — falsche Welt! — —

„Dagegen ist der Name Glinka der eines geachteten und altadeligen Geschlechts, aus dem Gouvernement Smolensk stammend ..."

Ich athmete ein wenig auf, die Wolke hob sich um etliche Zoll, aber gleich darauf sank sie wieder um so tiefer herab. — War die Eine eine Abenteurerin mit erborgtem Namen, so war es die Andere natürlicherweise auch.

„Ich wundere mich, daß derselbe Ihnen unbekannt geblieben ist," schrieb mein Freund, „denn zwei neuere Schriftsteller von Ruf und ein liebenswürdiger, in Deutschland allerdings weniger bekannter Komponist entstammen dem Geschlecht. Der eine der beiden Schriftsteller war Oberst in der Garde und hat die Briefe eines russischen Offiziers aus den Feldzügen 1805 und 6 und 1812 bis 15 geschrieben. Die Gattin desselben, geborene Gräfin Kutusow, ist in weiteren Kreisen bekannt geworden durch ihre Uebersetzung von Schiller's ‚Glocke' in das Russische.

„Sollten Sie vielleicht, wie ich vermuthe, Nachrichten über bestimmte Persönlichkeiten haben wollen, dann brauchen Sie mir nur die nöthigen Details mitzutheilen, und ich werde im Stande sein, Ihre Wünsche hier zu befriedigen, — ich wende mich direkt an die Gesandtschaft."

So schloß jener Brief.

Ich saß da mit offenen Augen und starrte in's Leere. — Das Schreiben lag in meinem Schooße. — Dunkle Schatten zogen durch meine Seele und hielten jeden Lichtstrahl zurück. Aber es war doch wenigstens Bewegung, Aufregung in meinem Innern jetzt, nicht mehr diese Oede, dieser dumpfe, unerträgliche Druck.

Was sollte ich thun? — Was sollte ich glauben? — Wie sollte ich aus alledem klug werden?! — Und im Grunde — was ging es mich an? — —

Mein Blick flog unwillkürlich dort hinüber. Die Damen waren seit zwei Tagen verreist mit Kind und Kegel, das Haus und der Garten waren leer ... kein Laut, nicht der Schimmer eines Gewandes in der ganzen Zeit. Nein doch ... da hinten, — täuscht mich mein Auge nicht ... O weh, mein Fuß! — — Dort hinten ist etwas Weißes hinter dem Grün der Ranken sichtbar — dort auf der Veranda steht Jemand. — Ja, — bei Gott,

sie sind zurück! — Ich sehe die blauen Spiralen, den Dampf einer Cigarrette, welcher langsam empor steigt. — Ganz heimlich mußten sie angekommen sein, zu Fuß, denn ich hörte nicht den Wagen vorfahren.

Ich seufzte tief. — Ich bedeckte die Augen mit meiner Hand ... ganz verwirrt, erschrocken und doch so beglückt! Ich hielt mir eine lange Rede voller Ermahnungen und Selbstvorwürfen gleich hinterdrein. — War es denn nur möglich! — Warum mit einem Male war nun die ganze Welt wie verändert? — Warum mit einem Schlage waren alle jene Nebel zerstoben, die so schwer auf meinem Geiste lasteten? So viel ich mich auch schelten mochte, — nun plötzlich schien die Sonne, war es wieder warm und hell! — Ich hörte mit Freuden den Jubel der Vögel in den Zweigen, jetzt that es mir doppelt leid, daß ich die Kinder vorhin verscheucht hatte durch meine üble Laune. Ich hätte jetzt die ganze Welt umarmen mögen! — O Stadtrichter, Stadtrichter, was für ein Mensch bist du! —

Wieder schaute ich hinüber. Ueber die Brüstung lehnte Fräulein von Glinka, einen hübschen Strohhut auf dem Kopfe, einen Rembrandt mit grauen Federn. Ihre schlanke Gestalt bog sich weit heraus und ihre behandschuhte Hand hielt die kleine Cigarrette, die sie ab und zu zum Munde führte.

Ein Wagen kam die Straße herunter mit einem schweren hölzernen Gestell darauf, — ein Klavier anscheinend — dasselbe verschwand gegenüber in der Thorfahrt und mit demselben zugleich die junge Dame.

„Sie bekommt ein Instrument,“ dachte ich, „ich werde sie musiziren hören. — — Wenn sie nun gut spielt ... sie, eine Verwandte vielleicht des Komponisten? ... Abenteurerinnen pflegen doch nicht zu musiziren, wenigstens nicht gut.“

Ich hörte sprechen drüben und lachen; die Fenster standen offen. — Ich sah die Damen an ihnen vorüber gleiten und vernahm dann einige schnelle Akkorde — einige Läufe ... wie Perlen. — O — sicherlich, das war eine kundige Hand, die die hervorlockte.

Ich lauschte hoch entzückt — es war wieder still.

Ich nahm mein Buch und begann zu lesen, aber ich war in einem solchen Grade zerstreut, daß ich es nach wenigen Minuten wieder fortlegte, das Thörichte meines Beginnens einsehend. —

Ich saß da und träumte und horchte, aber die Töne waren verstummt dort drüben, ich wartete umsonst.

Der Assessor kam vom Kegeln heim, gut aufgelegt und geräuschvoll, — mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten.

„Alles Blech, mein armer Patient, aber es klappert doch zum wenigsten. Zum Ersten offene Fehde ausgebrochen zwischen den Brettlebens und den Borgs, weil Erstere Grete Zitzewitz öffentlich der Koketterie mit dem Baron und mit Dir beschuldigt.“

„Mit mir?“ rief ich ganz entsetzt.

„Ja, — schwerer Fall, sodann großer ausgebrochener innerer Zwist zwischen Mutter und Tochter Brettleben wegen der Spaziergänge mit Herrn Burg. Ferner eminente Entrüstung der ganzen Ligua nobile gegen uns Beide wegen zu großer Sprödigkeit gegen sie und weil wir zu wenig exklusiv gegen Andere. — Ferner, netter alter General angekommen, Excellenz von Schenkendorf aus Potsdam, habe bereits Bekanntschaft mit ihm gemacht — warnte mich vor den Exklusiven und lachte weidlich über sie; — vernünftiger Mann. Sodann wachsende Entrüstung gegen Rußland bei den Barmherzigen und Widerstand der Bourgeoisie gegen deren Zumuthung, an den heimlichen Anschlägen gegen Jene behufs neuer Ausräucherungsversuche, nachdem der letzte derselben mit dem Scharlachfieber glücklich parirt wurde, theilzunehmen. Das Beste zuletzt, unsere Nachbarinnen sind zurück. Sie haben eine ärztliche Berühmtheit in Hannover konsultirt, — das war Alles eitel Bosheit und Ignoranz seitens unseres braven Doktor Schwarz, der also hiernach das Pulver nicht erfunden hat. — Nebenbei erwähnt — ein Schreiben ist eingegangen mit Anfragen aus der fürstlichen Residenz. Der Doktor in Schwulitäten.

„Im Uebrigen aber ist es hier unausstehlich schwül, — wir werden deßhalb einen kleinen Ausflug machen nach Ellernhausen, dort Rührei mit Schinken essen und Natur schwelgen.“

„Du vergißt dabei ganz meinen lahmen Fuß, lieber Karl,“ erwiederte ich ihm, nicht ohne einen leisen Vorwurf über diesen Mangel an Theilnahme.

„Sei unbesorgt, Stadtrichter, Dein invalider Zustand ist bereits von mir in Betracht gezogen worden und wird berücksichtigt werden.“

„Aber ich weiß nicht, Du disponirst immer so ohne Weiteres über mich; ich finde es gerade angenehm so, — hier in der Laube ist es ganz erträglich,“ sträubte ich mich.

Er sah mich an, ein wenig erstaunt, und begann dann in seiner unausstehlichen Weise zu lächeln. —

„Seit wann denn, alter Junge? — Klagtest Du nicht vor zwei Stunden noch, daß es einen Hund jammern konnte? ... Stadtrichter, Stadtrichter!“

„Ich verbitte mir Deine Imputationen,“ erwiederte ich um so gereizter, je heftiger ich wider Willen erröthete. — Hatte Karl nicht Recht mit seiner Bemerkung, — fand ich es doch vor wenigen Minuten noch selbst ganz unerträglich hier!

Und nun mit einem Male wollte ich mich nicht von diesem Plätzchen trennen und wünschte ich den Assessor dahin, wo der Pfeffer wächst, weil er mich in meinen Betrachtungen und Träumereien störte. — O! o! — wohin war es doch mit mir gekommen! — —

„So, — verbittest sie Dir?“ erwiederte unterdessen der Assessor gelassen, kniff sich das Lorgnon in's rechte Auge, um nach der Villa drüben zu gucken, und begann mit den langen Beinen Pendelschwingungen zu machen. „Bon, — das ist Deine Privatangelegenheit, aber da der Doktor es Deiner Leber wegen für angezeigt hält, daß Du Dich zerstreust, so wirst Du meinen Vorschlag nicht von der Hand weisen. Du weißt, ich bin für Dich verantwortlich, und da kommt überdieß unsere Equipage.“

„Equipage?“ rief ich aus, indem ich mit Schrecken an den hier üblichen Leiterwagen mit Strohsäcken dachte, „ich protestire feierlich!“

Ich brach hier plötzlich ab, denn ich erblickte anstatt eines solchen Vehikels zwei jener Rollwagen, welche soeben vor unsere Thüre geschoben wurden.

„Trop tard, mon ami ... die Pferde sind gesattelt,“ entgegnete der Assessor kaltblütig und deutete dort hinüber.

„Wie? — was soll das heißen? — Ich soll hinein in eine solche Karre? — Ich soll einen Menschen zum Sklaven, zum Zugthier machen? — Nein, nimmermehr!“ rief ich empört.

„Ereifere Dich nicht unnütz. — Gönne jenen Sklaven doch den Lohn, nach dem sie lechzen, Dir eine kleine Spazierfahrt und mir Deine angenehme Gesellschaft. — Außerdem, unter uns, Eugen, — ich verbinde höhere Zwecke noch mit diesem kleinen Ausfluge. Man spinnt wieder Böses und ich möchte mich ein wenig auf die Lauer legen im Interesse der bedrängten Unschuld.“

Ich räusperte mich.

„Schon wieder!“ murmelte ich ingrimmig. Dann fiel mir plötzlich Orlich's Brief ein und daß ich über diesen mit Karl sprechen wollte, auch war es wirklich recht schwül hier in der Laube, denn der Schweiß lief mir von der Stirn, überdieß kam Stienchen schon mit Paletots und Schirmen herzu, welche wir der Vorsicht halber mitnehmen sollten, da hier in den Bergen die Temperatur schnell wechselt.

„Das ist allerdings etwas Anderes,“ sprach ich zögernd, „und wenn Du meinst, dann fahre ich mit.“

„Na, — siehst Du wohl, ich wußte ja, daß Du mich nicht im Stich lassen würdest,“ sagte kaltblütig der Assessor, schob sich phlegmatisch von der Tischecke herunter, faßte mich ohne Weiteres unter dem Arm und half mir in den Wagen.

Ich muß gestehen, nur mit großem Widerwillen bediente ich mich des hier üblichen Beförderungsmittels. Solch' ein Rollwagen gemahnte mich stets an die armen Kranken und Rückenmärker, welche sich darin herumschieben ließen, als ich aber jetzt auf dem kühlen, weichen Ledersitze saß, die Beine behaglich ausgestreckt und die Maschine sich leicht in Bewegung setzte, da fühlte ich mich ganz behaglich.

Wir fuhren fast geräuschlos neben einander her und achteten nicht der erstaunten Gesichter der Vorüberkommenden. Wir unterhielten uns der beiden Leute wegen hinter uns in französischer Sprache, die ich nur radebrechte, der Assessor aber fließend sprach. — Während wir so die lange schattige Dorfgasse hinunter rollten, erzählte mir Karl, wie er auf der Kegelbahn durch den kleinen, superklugen Herrn Heinzmann vernommen hätte, daß abermals irgend etwas gegen die fremden Damen im Werke sei. Der Doktor und die Gesellschaft aus der langen Laube hätten sich förmlich das Wort gegeben, dieselben, was man so sagt, hier fortzubeißen. Es sei dieses zwar nicht ganz leicht, denn der Gastwirth hätte es abgelehnt, ihnen die Verpflegung zu verweigern, wie der Doktor es wünschte, und Licht und Luft könnte man ihnen doch auch nicht nehmen, auch kämen die Damen in fast gar keine Berührung mit dem übrigen Publikum und ihr sonstiges Auftreten biete keine rechte Handhabe, um sie fortzuweisen — man müßte daher zur List seine Zuflucht nehmen. — Fort mußten sie unter allen Umständen, das stände fest, denn die barmherzigen Schwestern schwuren darauf, daß die Russinnen Abenteurerinnen seien, — problematische Existenzen, die hier nicht gelitten werden könnten. Jene oder sie, denn ein fauler Apfel verdirbt den ganzen Korb, und risse erst einmal hier so etwas ein — dann wehe, — dann wäre es vorbei mit Eichdorff und dem harmlosen, gemüthlichen Leben hier.

Es handelte sich für mich vor Allem darum, zu erfahren, was jene tugendhaften Damen eigentlich im Schilde führten. Man muß Fühlung mit ihnen suchen, List gegen List setzen und ihre Pläne vereiteln, aber besser derartig, daß Die, welchen sie gelten, gar keine Kenntniß von jenen Anschlägen erhalten.

Während wir so das friedliche Thal entlang rollten, theilte Karl mir alles dieses ausführlich mit, und sagte mir auch, daß die Damen aus der langen Laube heute in pleno hinaufgepilgert seien nach Ellernhausen und daß er dieses als das Ziel unseres Ausfluges auserkoren habe.

Welche Kontraste im Leben! — Hier der tiefe Gottesfrieden in der schönen Natur, der murmelnde Bach, das saftige Laub in tausend und abertausend Nüancen, der würzige Duft und die frohen Lieder der zahllosen Singvögel; dort oben aber, wo das alte Gemäuer aus den dunklen Tannen hervorragte, saßen jene Frauen und Mädchen und brüteten Unheil gegen zwei unbeschützte fremde Damen, die ihnen auf der ganzen Welt nichts weiter gethan hatten, als daß sie anders geartet waren wie sie selbst, und sich von ihnen zurückzogen.

Ganz wehmüthig wurde mir zu Muthe; wie traurig und wie demüthigend! Wie schön wäre diese Welt ohne die Menschen mit ihren Tücken! —

(Fortsetzung folgt.)

Postillons Christnacht.

(Bild S. 357.)

Die Poesie, welche den Beruf des Postillons umgibt, spricht nicht von dessen Beschwerden, und doch, wer die wettergebräunten und gefurchten Gesichter dieser Leute genau betrachtet, der wird dort Vielerlei lesen von Sonnenbrand, Regengüssen, Stürmen, Winterkälte und auch von Gefahren mancherlei Art.

Unser Bild hier stellt ein Stück Weihnachtsleben aus dem Postillonsdasein dar. Es ist ein grimmig kalter 24. Dezember gewesen; er hat den schweren Postschlitten über einen tief verschneiten Bergrücken zu führen gehabt und kommt jetzt mit dem Vorspann heim, Nachts bei schneidendem Wind und Schneetreiben. Das Thor ist verschlossen, drinnen beim Posthalter im Hause brennt vielleicht schon der Christbaum und der Postillon bläst, um sich anzukündigen — vielleicht die Melodie eines Weihnachtsliedes, vielleicht auch nur die Signale, denn die Kälte ist bitter. Ihn begleitet wenig harmonisch das Geheul seines Hundes, der friert und sich vor dem wilden Schneewehen kaum zu retten weiß. Bald wird den ausgefrorenen Mann der liebliche Lichtschein des Christbaums, das Gejubel der Kinder und die behagliche Wärme des Zimmers umgeben und auch er wird des Christabends froh werden.

Die Gefangennahme der Familie Meeker durch Rothhäute am White-River.

(Bild S. 360.)

Die Agenten, welche von der amerikanischen Regierung eingesetzt sind, um die Verhältnisse und den Verkehr mit den Indianern zu regeln, sind meist nicht sehr ehrliche Leute und benützen oft ihre Stellung, sich um jeden Preis Gewinn zu verschaffen; sie betrügen daher nicht selten die Indianer um die Vergünstigungen, welche ihnen von der Regierung zu Washington gewährt sind, oder machen Handelsgeschäfte, bei denen die Rothhaut leer ausgeht. Dieß ist ein sehr wesentlicher Grund der häufigen Niedermetzelungen der Agentenansiedlungen, und im letzten Jahre machte der Angriff auf Agenten am White-River großes Aufsehen. Die Utes unter Anführung des Häuptlings Johnson überfielen das Blockhaus des Agenten Meeker, tödteten ihn, setzten die Besitzung in Brand und führten dessen Frau, Schwägerin, eine alte Frau, zwei größere Kinder und einen Säugling mit sich. Sie hielten diese armen Opfer 22 Tage lang unter Drohungen und Mißhandlungen gefangen. Die Regierung sandte einen Spezialagenten, General Adam, mit Truppen zu den Indianern. Adam berief eine Versammlung, wo erst nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und durch Erfüllung der Forderungen der Rothhäute diese zu bewegen waren, die Gefangenen frei zu lassen. Bei dieser Verhandlung that sich die Schwester des Häuptlings als eine tüchtige Rednerin hervor, was wohl der erste Fall dieser Emanzipation der Frauen bei den Rothhäuten sein dürfte.

Unsere Illustration zeigt den Moment, wo die weißen Gefangenen im Lager Johnson's anlangen.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Vom Sturm überrascht.

Bertie mochte kaum länger denn fünf Minuten gewartet haben, als rasche, herannahende Fußtritte ihr Herz höher schlagen ließen, das Blut in ihre Wangen trieben; im nächsten Moment stand Major Oliphant, in einen leichten Ueberzieher gehüllt, vor ihr, nahm das zarte Antlitz zwischen seine beiden Hände, was eine seiner Lieblingsliebkosungen war, und preßte seine Lippen auf ihre reine Stirne. Bertie's Augen begegneten den seinen mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Liebe, und Hugo zog ihren Arm in den seinen, während sie zusammen in den Anlagen umhergingen.

„Du hast doch nicht gewartet, Bertie?“ — „Nur wenige Augenblicke, Hugo. — Doch Minuten werden mir zu Stunden, wenn ich Deiner harre,“ erwiederte sie lächelnd, das Haupt liebkosend an seinen Arm lehnend.

Ein zartes kleines Wesen erschien Bertie Greydon neben ihrem stattlichen Verlobten und Hugo neigte sich zu ihr nieder. „Kleine Schmeichlerin!“ rief er lachend. — „Keine Schmeichelei, Hugo, denn es ist die reine Wahrheit — und Du weißt, daß dem so ist!“

Hugo lachte nochmals und drückte die Hand, die auf seinem Arme ruhte. Bertie beugte sich nieder und hauchte einen Kuß auf seine Rechte.

„Du verkehrst die Ordnung der Dinge, mein Liebling!“ sprach er, indem er nun auch ihre schlanken Finger an seine bärtigen Lippen zog.

Die langen Jahre in Indien hatten Hugo Oliphant der Schönheit seiner persönlichen Erscheinung nicht beraubt — er war so schön, daß man es Bertie wohl verzeihen konnte, wenn sie sein Antlitz für das vollkommenste auf Erden hielt.

Hugo hatte diese Jahre fast ausschließlich seinem militärischen Dienste gewidmet. Er hatte ein von seinem früheren sehr verschiedenes Leben kennen gelernt und der neue Wirkungskreis hatte ihm gut gethan. Er war sowohl von den Offizieren des Regimentes, als auch von der Mannschaft sehr gerne gesehen, galt als tüchtiger Soldat und verläßlicher Freund. Diejenigen, welche ihn nur wenig kannten, hielten ihn für kalt und stolz, doch seine Freunde wußten, daß er ein Mann von edelster Denkungsweise und seltener Herzensgüte sei. Seinen Muth hatte er oftmals bewiesen in den verschiedensten Kämpfen gegen indische Volksstämme, und so manche ruhmvolle That wurde dem Major Oliphant zugeschrieben.

Sir Nugent hatte sich längst überzeugt, daß sein Sohn die Vergangenheit gesühnt, und als eine Verwundung Hugo veranlaßte, um seine Entlassung einzukommen, schrieb ihm der Vater in den liebevollsten Ausdrücken und sprach sein Bedauern aus, daß er sich einst in seiner Heftigkeit zu so harten Worten habe hinreißen lassen.

Bei seiner Heimkehr erzählte Major Oliphant in einem Anfluge von Romantik, welche in dem Herzen jedes edlen Mannes lebt, von Bertie's kindlicher Großmuth, und der Vater, gerührt von solcher Selbstlosigkeit in einem Alter, in welchem man gewöhnlich noch ein Privilegium auf die Selbstsucht haben darf, war gerne einverstanden, als Major Oliphant ihm seine Verlobung mit Bertie Greydon anzeigte. Er mochte das Mädchen wohl leiden und hoffte, daß ihre heitere Gemüthsart Hugo, welcher nun meistens ernst und sinnend war, beleben werde.

„Ich bringe Dir heute eine Neuigkeit, Bertie!“ sprach Major Oliphant, als sie zusammen durch die Anlagen schritten. — „Neuigkeiten? Was ist's denn, Hugo?“ — „Meine Schwester kommt in acht Tagen; meine Schwester und ihr Mann mit Percy und Viola!“ — „O Hugo!“ rief sie erschrocken. — „Nun — was gibt es denn, Bertie?“ entgegnete er lachend. — „Ich fürchte mich!“ — „Wovor, meine süße Blume?“ — „Ich fürchte, daß Deine Schwester nicht einverstanden sein wird, Hugo!“ — „Womit?“ — „Mit — mit unserer Verlobung!“ stammelte sie. — „Du thörichtes Kind! Bin ich denn nicht alt genug, um zu thun, was ich für gut finde? Ich wünsche oft, daß ich jünger wäre, um Dir an Jahren näher zu sein!“ — „Ich glaube nicht, daß ich Dich dann so lieb haben könnte!“ entgegnete sie leise. „Ich liebe Dich gerade so wie Du bist — so viel besser, edler, stärker als ich. Ich bin so stolz auf Dich, weil Du so stark und muthig bist!“ — „Wirklich — dann sei überzeugt, daß ich Dich auch zu schützen wissen werde, wenn meine Schwester sich als hochmüthig erweisen sollte!“ — „Wenn sie Dich nur nicht selbst zur Einsicht bringt, daß eine andere Frau besser zu Dir taugen würde, Hugo.“ — „Wie meinst Du das, mein Kind?“ — „Eine Klügere — Hübschere — Deiner Würdigere!“ — „Klüger und hübscher — läßt sich unmöglich finden!“ sprach er mit einem liebevollen Lächeln. „Doch selbst wenn dieß der Fall sein sollte, wäre es immer nicht meine Bertie, folglich würde mir an jenem andern Wesen nichts gelegen sein! Wie soll ich nur so unartige Reden hinreichend bestrafen?“ — „War es unartig?“ fragte sie träumerisch; „Hugo, weißt Du, daß, so sehr ich Dich auch liebe — und ich liebe Dich mehr als mein Leben — ich Dich sofort aufgeben würde, wüßte ich, daß es Deinem Glücke förderlich sei oder daß Du selbst es wünschest!“ — „Da es aber meinem Glücke förderlich ist, daß Du mir treu bleibst, mein Herz, mußt Du schon eine andere Art der Selbstaufopferung finden. Mein geliebtes Kind — was sollst Du überhaupt wissen von Selbstaufopferung! Ich denke mir oft, Kind, daß ich Dich nicht hätte binden sollen, jetzt, wo Du noch so jung bist und nichts weißt und kennst von den Freuden der Welt!“ — „O Hugo, als ob es möglich wäre, daß ich jemals einen Andern liebte, als Dich allein!“ — „Niemals, Bertie?“ fragte er halb im Ernst, halb im Scherz. — „Niemals, Hugo! So lang ich lebe!“ — „Bin ich also Deine erste Liebe?“ — „Ich liebte Dich, als ich sieben Jahre alt war, Du bist meine erste, einzige und letzte Liebe!“

Wieder lächelte Hugo Oliphant und wieder endete sein Lächeln in einem Seufzer.

„Wollte ich aber diese Frage stellen?“ rief sie lachend, trotzdem konnte man aber wirkliche Sorge in ihren Augen lesen. — „Thu' es nicht — liebstes Kind — um Gottes willen nicht!“

Und eine dunkle Wolke lagerte sich auf seiner Stirne, während er hastig das Gesprächsthema änderte und wieder von seiner Schwester, Lady Harberton, redete.

Viertes Kapitel.

Was in Bertie's Hand zu lesen war.

Plötzlich fielen große Regentropfen auf Bertie's Antlitz, so daß sie unwillkürlich zusammenschreckte.

„Ich fürchte, es bricht ein Unwetter los,“ rief Major Oliphant, „wir haben uns plaudernd zu weit vom Hause entfernt, um darin Obdach suchen zu können; Du aber hast nur Dein leichtes Gewand an, mein Liebling!“ — „Ich werde hier wohl nicht zerfließen!“ lachte Bertie. „Es gießt freilich in Strömen, Hugo!“ — „Wir müssen ein schützendes Dach suchen, Bertie — ich kann es nicht zugeben, daß Du durch und durch naß wirst!“ — „Es ist eine kleine Hütte nicht gar weit entfernt,“ erwiederte Bertie, ihre Kleider zusammenraffend. „Eine alte Frau lebt darin — doch ich fürchtete mich etwas vor ihr, die Leute nennen sie verrückt. Sieh' — dort ist das Häuschen, Hugo!“ — „Jeder Hafen ist gut im Sturme — komm' nur, ich will Sorge tragen, daß sie Dich nicht behexe!“

Er ergriff Bertie's Hand, und sie rannten durch den strömenden Regen der Hütte zu; athemlos, lachend und erhitzt kamen sie dort an.

Gerade als Hugo anpochen wollte, ging die Thüre auf und ein altes Weib erschien auf der Schwelle. — „Tretet ein!“ sprach sie ruhig — ohne über das plötzliche Erscheinen des Paares im mindesten überrascht zu scheinen. — „Tretet ein — ich habe euch erwartet!“

Das Gemach, in welches das alte Weib Hugo Oliphant und Bertie Greydon führte, war rein und nett gehalten, ja sogar mit einigem Comfort eingerichtet; die Eigenthümerin des kleinen Häuschens aber bot einen malerischen Anblick, als sie auf der Schwelle stand und Bertie bedeutete, sie möge sich auf dem dreibeinigen Stuhle niederlassen, welcher den einzigen Sitzplatz bildete, den das Gemach enthielt. Hugo, der fast an der Decke anstieß, fand den Raum höchst unbequem, lehnte sich an die Mauer und wünschte von Herzen, der Regen möge rasch vorübergehen.

„Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns ein Obdach gegeben,“ bemerkte Bertie in ihrer sanften Weise. „Der Regen kam so plötzlich und wir sind ziemlich weit von zu Hause entfernt.“

Das Weib wandte sich langsam Bertie zu und blickte das junge Mädchen durchbohrend an; ihre stechenden Augen leuchteten wunderbar hervor aus dem runzeligen Antlitz.

„Ich wußte, daß der Regen kommen werde,“ sprach sie mit rauher Stimme, „sahen Sie nicht die schwarzen Wolken, welche sich ober dem Hügel sammelten — oder waren Sie von Ihrem Liebesgetändel zu sehr in Anspruch genommen, um die Warnung zu bemerken?“ — „Ich sah die Wolken nicht!“ entgegnete Bertie erröthend. „Es war ein so lieblicher Abend!“ — „Vermuthlich däucht Ihnen jeder Abend lieblich, wenn er an Ihrer Seite weilt!“ sprach das Weib, jedoch nicht in unfreundlichem Ton, und Bertie warf einen hastigen, flehenden Blick auf Hugo, der die ungeduldigen Worte zurückdrängte, welche auf seinen Lippen geschwebt hatten. — „Ihr seid nicht verheirathet — wohl Liebende oder Verlobte?“ forschte die Alte nach einer Weile. — „Wir sind noch nicht verheirathet — hoffen aber bald an's Ziel zu gelangen!“ sprach Bertie sanft. — „Hoffen — eine süße Hoffnung, mein Kind! Armes Kind!“ — „Weßhalb sollte es keine süße Hoffnung sein?“ forschte Bertie mit einem zweiten flehenden Blick auf Hugo, der sehr ungeduldig dreinschaute. — „Ihr paßt nicht zu einander — Sie sind zu kindisch und Sie lieben ihn zu sehr!“ — „Ich kann ihn nie genug lieben!“ rief Bertie lächelnd. — „Können Sie nicht?“ höhnte die Alte. „Glauben Sie, kein Leid könne Ihnen zu nahe treten, so lange er an Ihrer Seite weilt?“

Und das alte Weib trat näher an Bertie heran und betrachtete sie aufmerksam. Das Mädchen wich zurück vor dem scharfen, stechenden Blick der dunklen Augen.

„Es ist unmöglich, allen Sorgen zu entgehen,“ bemerkte sie schüchtern, „doch trägt man sie leichter, wenn sie vereint getragen werden!“ — „Geben Sie mir Ihre Hand, junge Dame — lassen Sie mich lesen, was darin geschrieben steht!“ — „Bertie, sei nicht unvernünftig!“ rief Hugo, als sie im Begriffe war, dem Ansuchen zu willfahren. — „Fürchten Sie, daß sie die Wahrheit vernehmen könne?“ fragte die Alte plötzlich verächtlich, sich an Hugo wendend. — „Gewiß nicht — wenn ihr daran gelegen ist, solchen Unsinn anzuhören!“ rief er hochmüthig.

Das Weib ergriff Bertie's linke Hand, an welcher sie einen kostbaren Brillantring trug, das Verlobungsgeschenk Hugo's. „Ich lese viel Kummer — sehr viel Kummer hier!“ sprach sie in klagenden Tönen. „Schatten sammeln sich auf Ihrem Lebensweg, dicht und undurchdringlich; Sie sind nur ein Kind an Jahren, aber Sie haben das Herz eines Weibes — und — Sie lieben ihn — Mädchen — o — wie Sie ihn lieben! Bauen Sie nicht Ihr ganzes Lebensglück auf ein Herz, es könnte sich falsch erweisen!“

Bertie erhob sich stolz, ihre Hand mit einer Geberde des Unmuths zurückziehend. „Genug,“ sprach sie kalt. „Hat der Regen nachgelassen?“ — „Sie hören meine Worte nicht gerne; wenn ich wollte, könnte ich Ihnen noch weit mehr sagen! Wollen Sie es vernehmen?“ — „Ich will Sie nicht weiter bemühen!“ entgegnete Bertie abweisend, und sie trat zu Hugo, ihre Hand in seinen Arm legend. — Lächelnd blickte er zu ihr nieder. „Du wolltest sie ja durchaus anhören, Bertie!“ sprach er mit sanftem Vorwurf. Bertie lachte. „Du glaubst doch nicht, daß ihre Worte mich beunruhigten, Hugo?“ sprach sie, ihre sonderbare Gastgeberin anblickend. — „Sie glauben mir nicht,“ ließ diese sich plötzlich vernehmen, „Sie glauben nicht an die Wolke — ich aber thue es! Gedenken Sie meiner Worte, Bertie Greydon — es steht Ihnen Kummer bevor, und Sir Nugent Oliphant's Sohn ist die Quelle dieses Kummers. Sie sind jung und lebenslustig,“ sprach sie traurig. „Ich habe Alle begraben, die mir lieb gewesen — es ist kein Wunder, wenn ich nur die Schatten sehe und Sie nur den Sonnenschein!“ — „Still,“ rief Hugo ärgerlich, als Bertie sich schaudernd an ihn lehnte. „Sie erschrecken diese junge Dame mit Ihrer Raserei!“ — „Schweigen Sie selbst!“ rief die Alte wüthend. „Weil ich dieses zitternde Kind erschrecke, soll ich schweigen — Sie werden Schlimmeres thun — Sie werden ihr Herz zerreißen — ihr Leben zerstören, und Sie wollen nicht einmal, daß ich sie warne, bevor es zu spät sei?“ — „Ihr Herz zerreißen!“ wiederholte Hugo. „Ich liebe sie!“ und liebevoll schlang er die Arme um das junge Mädchen, es an sich heranziehend, dabei von ganzer Seele wünschend, daß der Regen nachlassen möge, um die Hütte verlassen zu können. — „Sie lieben sie! Ist sie die Erste, zu welcher Sie solche Worte sprechen, Hugo Oliphant? Sie lieben sie! Dann beschützen Sie sie — und wenn Sie sie wahrhaft lieben, so trachten Sie zu vergessen, daß es einst nur ein Weib gegeben hat auf Erden, in welchem Ihr ganzes Dasein Wurzel schlug!“

Sie sprach in zischendem Flüsterton, den Hugo allein vernehmen konnte, denn Bertie hatte ihr Antlitz an seiner Brust vergraben.

„Nur ein Weib!“ wiederholte Hugo mit zornsprühendem Blick. „Dann nennt ihren Namen, arglistiges Geschöpf!“ — „Sibylle Armadale!“ So leise die Worte auch gesprochen waren, so vernahm Hugo sie doch, und sein Antlitz erbleichte bis in die Lippen.

Das alte Weib sah, welchen Eindruck die wenigen Worte hervorgerufen hatten, und lachte triumphirend, indem es sich hinweg wandte.

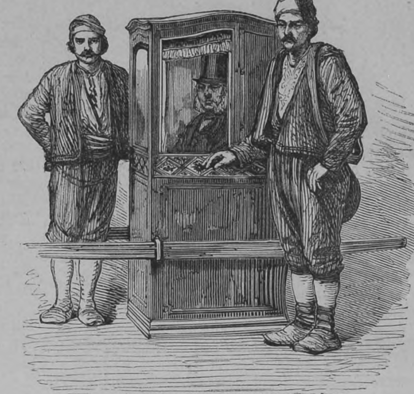
Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen! Dann löste sich Bertie aus Hugo's Umschlingung und ging an die Thüre, um zu sehen, ob es noch regne; Major Oliphant aber benützte diesen Augenblick und trat an das alte Weib heran. „Wie in aller Welt kommen Sie dazu, jenen Namen zu wissen?“ forschte er mit heiserer Stimme. — „Das geht Sie nichts an; was ich weiß, das weiß ich. Hüten Sie sich, Hugo Oliphant, und hüten Sie jenes arme Kind, welches sich einbildet, daß Sie es lieben — ha, ha, ha!“

Mit gellendem Gelächter brach sie ab, so daß Bertie zusammenzuckte und von der Thüre zurücktretend, sich wieder an Hugo schmiegte. „Der Regen hat nachgelassen — ich dächte, wir können gehen!“ — „Ich bin bereit, meine Liebe,“ sprach Hugo sanft, und Bertie wandte sich zu ihrer sonderbaren Gastgeberin und dankte ihr in freundlichen Worten für das Obdach, während Hugo ein Goldstück auf den kleinen Tisch gleiten ließ. — „Ich habe euch nur so viel gegeben, als ich auch dem ärmsten Bettler nicht verweigert haben würde,“ entgegnete die Alte unfreundlich. „Geht und gedenket meiner Worte!“

Bertie zog ihre Kleider an sich, Hugo hüllte das leichte Umhängetuch vorsorglich um ihre Schultern und so traten sie zusammen auf die Schwelle. Der Regen hatte aufgehört, doch die schillernden Tropfen hingen noch überall an dem Astwerk, die schwarzen Wolken waren verschwunden und ein herrlicher Regenbogen zeigte sich am Firmament. Bertie stieß einen Ruf des Entzückens aus, während ihr Gefährte, der auffallend bleich und ernst war, zerstreut ihre Bemerkungen beantwortete. — Sie waren noch nicht weit von dem Hause entfernt, als eine rauhe Stimme ihnen nachrief, sie mögen anhalten, und sich umwendend, sahen sie die Gestalt des alten Weibes, in einer Stellung, als wolle es den Fluch des Himmels auf sie nieder rufen. Dabei schleuderte sie ihnen einen Gegenstand zu, einige zornige


Ein Besenhändler.


Türkischer Jude.


Sänftenträger.


Dienstmann.


Nachtwächter.


Kastanienverkäufer.


Türkische Frauen.


Derwisch.


Ein Schriftgelehrter.

Bilder aus Konstantinopel. (S. 358.)



Postillons Christnacht. Zeichnung von L. Beckmann. (S. 354.)

Worte rufend, und Hugo entdeckte, daß es das Goldstück sei, welches er auf dem Tische hatte liegen lassen. Er lachte, während er es aufhob, und Bertie bemerkte mitleidig: „Die arme Alte, sie ist doch ganz verrückt, Hugo!" — „Mir scheint Methode in ihrer Narrheit zu liegen, Bertie; nun laß uns aber rasch gehen, liebes Kind, der Boden ist feucht und die Tante wird zanken!"

Hastig eilten sie dem Hause zu und während Bertie ihre feuchte Beschuhung wechselte, plauderte Hugo mit Frau Greydon. Als das junge Mädchen wieder erschien, erfreute sie sich einer seligen Stunde in dem gemüthlichen Wohnzimmer. — Der leise Duft der Blumen drang durch die geöffneten Fenster in das Gemach, Frau Greydon musizirte, sie war eine vollendete Künstlerin auf dem Klavier und während sie über Schubert'sche Melodieen phantasirte, saß Major Oliphant mit seiner Braut in dem tiefen Erkerfenster und liebkoste sie in der ihm eigenen sanften, beschützenden Art. Dann sang Bertie; ihre Stimme war eine ihrer größten Begabungen, sie war sorgfältig gepflegt worden und Bertie sang mit Geschmack und Gefühl. Hugo stand am Klavier und blätterte die Noten um, fiel sogar zuweilen mit seinem tiefen Baß in ihren Gesang mit ein.

Als Hugo sich endlich zum Fortgehen richtete, da spielte sich noch eine rührende kleine Liebesszene ab, während Bertie ihm in der Vorhalle den Ueberrock zuknöpfte. — Dann aber begab sie sich in ihr Gemach und dachte an ihren schönen Verlobten, und als endlich der Schlaf ihr die glücklichen Augen schloß, da träumte sie von ihm, so daß ein seliges Lächeln ihre Lippen umspielte. Während sie also ruhig schlummerte, durchmaß Hugo mit ruhelosen Schritten sein Gemach, weil sehr gegen seinen Willen die Erinnerung an ein dunkles, nixenhaftes Antlitz ihn verfolgte — die Erinnerung an Sibylle Armadale.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Konstantinopel.

(Bilder S. 356.)

Wie der Süden überhaupt, so besitzt auch Konstantinopel eine Menge Straßen- und Volksfiguren, welche in dem sehr lebhaften, buntfarbigen Straßenleben als ganz eigenartig unsere Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade fesseln. Wir wollen hier einige der seltsamsten und echt türkischen unseren Lesern in Bild und Wort vorführen. Da ist der Besen- und Marktkörbeverkäufer, meist ein sehr schwarzer Geselle aus den Gebirgen, welcher mit eigenthümlich langgezogenem Ruf rasch durch die Straßen schreitend seine Waaren ausruft. Der türkische Jude ist so orientalisch wie möglich und seine Züge meist weniger edel gebildet als die des europäischen Israeliten. Er ist ein kluger und sehr strenggläubiger Handelsmann, aber die Straßenhändler dieser Gattung sind wenig zuverlässig. Dagegen gibt es höchst angesehene jüdische Aerzte in Konstantinopel, deren Ausbildung jedoch arabisch ist und die daher wohl nur von den Türken in Anspruch genommen werden.

Unser drittes Bild zeigt Arnauten, muskelstarke, kräftige, sehr sparsame Männer in hübscher Tracht, welche meist den Beruf der Sänften- und Lastträger ausüben. Einen solchen, in Konstantinopel Hammal genannt, sehen wir auch ein Stück Möbel tragen. Diese Hammals vertreten die Stelle unserer Dienstmänner im Straßenleben der türkischen Hauptstadt. Dann präsentirt sich uns ein Nachtwächter, ein recht behaglicher Geselle im Schafpelz und Turban. Er trägt einen dicken, keulenartigen Stock als Waffe und Amtszeichen. Nachts durchwandelt er mit dieser Keule, von Zeit zu Zeit auf den Boden schlagend, die Straßen. Diese Ankündigung seiner Wache hat weiter keinen andern Zweck, als daß die Diebe gewarnt sind und sich verbergen können, bis der Wächter der Sicherheit vorbeipassirt ist.

Auf einem eigenthümlichen, zusammenlegbaren Tischchen zeigt sich uns an lebhaften Straßenpunkten der Kastanienverkäufer. Die Früchte werden nicht auf der Straße wie bei uns geröstet, der Händler besorgt das zu Hause. In weiten, sackartigen Gewändern, den Musselinschleier vor dem Gesicht, mit schlappenden Pantoffeln, watscheln die Türkenweiber durch die Straßen, sie gewähren einen originellen, jedoch keineswegs verführerischen Anblick. Seltsame Figuren sind die Derwische, welche meist im höchsten Grade zerlumpt und aus allen Theilen des Reiches als sehr anspruchsvolle Bettler die Stadt am goldenen Horn unsicher machen. Der Schimmer des Priesterthums, der auch sie umschwebt, bewirkt, daß man ihnen ziemlich ehrfurchtsvoll begegnet, obwohl Viele abgefeimte Spitzbuben sind.

Als letzte Figur unseres Bildes erblicken wir einen Schriftgelehrten, einen Priester und Lehrer an einer geistlichen Schule. Er besitzt eine ähnliche Stellung wie ein Universitätsprofessor bei uns; nur unterrichtet er einzig aus dem Koran und ist fanatisch einseitig, besitzt nur eine türkische Bildung und hat nur türkische Lebensanschauungen.

Sinnsprüche.

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern; es ist der stille, weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler froher Stunden, die Ahnung höherer, ewiger Blüten und Frühlinge. Novalis.

Muth ist fast so viel als Glück. Lafontaine.

*

Gott gibt nichts unmittelbar, er will immer, daß der Mensch durch eigene Kraft seinen Segen erringe. W. v. Humboldt.

Albumblatt.

Unerläßlich.

Etwas hassen oder lieben
Muß der Mensch in diesem Leben,
Denn sonst ist sein ganzes Streben
Ohne höh'ren Werth geblieben.

Lieber ernst und ehrlich hassen,
Als dem Feinde Freundschaft lügen;
Lieber ehrenvoll erliegen,
Als sich ehrlos kränken lassen!

Alles Große, Edle, Wahre
Liebe du von ganzer Seele,
Ob dir auch Ermunt'rung fehle,
Unverbrüchlich bis zur Bahre!

Wem sein liebes Ich nur theuer,
Wer zum Hassen zu devot ist —
Aehnlich einem schwanken Boot ist
Ohne Anker, Mast und Steuer:

Jedem Sturme preisgegeben,
Wird es bald auf's Riff getrieben. — —
Etwas hassen oder lieben
Muß der Mensch in diesem Leben!

(Aus: „Funken und Flammen". Von Hugo Krebs. Breslau, Köhler's Hofbuchhandlung.)

Was nun?

Ein Lebensbild

von

L. Ado.

(Nachdruck verboten.)

Jetzt, wo ich still über die Vergangenheit nachdenken kann, wo mein Gemüth ruhig geworden, an der Grenze meiner Tage, kommt mir oft der Wunsch, mein Leben, so voller Sorgen, aber auch so voller Glück, auf das Papier zu bringen. Nicht etwa um der Nachwelt ein Lebensbild zurück zu lassen, das von großem Interesse wäre, das belehren, ermuntern oder gar zur Nachahmung anspornen möchte, nein, nur um nochmals vor meinem Heimgange das vergangene Leben an meinem geistigen Auge dahin rauschen zu sehen, nur darum schreibe ich diese Zeilen. Die Meinen werden sie nach meinem Tode mit Theilnahme lesen; aber würden sie auch in den Papierkorb wandern — gleichviel! Ich schreibe sie nur für mich.

Ob ich den weiten Weg, den ich mir vorgesteckt, beenden werde, weiß ich nicht, doch ich glaub's, denn ich kenne ihn ja noch so genau. Wohl hab' ich manchen Stein, der mich hinderte, manchen Dorn, der mich ritzte, zu vergessen gesucht; aber jedes Blümchen, das mich erfreut, jeder schöne Blick, der mich entzückt hat, ward festgehalten im treuen Gedächtniß. Also den Stab in die Hand genommen und rüstig darauf los marschirt.

Ich war ein lustiger junger Soldat. Meine Garnison lag in Oberschlesien, und das Leben in dem kleinen Städtchen behagte mir wohl. Das Regiment, in dem ich stand, galt als eines der tüchtigsten des sechsten Korps, die Kameraden waren lebenslustig und intelligent, Söhne der Gegend und meistens von den Herren Vätern mit reichlicher Zulage bedacht. Ich bin ein Berliner Kind, besaß schon als junger Offizier ein wohl angelegtes Vermögen von vierzigtausend Thalern und verbrauchte die schönen Zinsen dieses Kapitals in Gemeinschaft mit den unbemittelteren Kameraden bis auf den letzten Pfennig. Die Vorgesetzten achteten mich, die Bürger und die ländliche Nachbarschaft sah in mir einen steinreichen Herrn, der für die Töchter eine glänzende Partie war, und die Kameraden liebten mich und meine stets offene Börse.

So gingen die Jahre hin. An's Heirathen dachte ich nicht, obgleich ich auf meinem schönen Pferde mancher Holden Fensterparade machte, mancher Kleinen das blonde Köpfchen verdrehte und mancher Mutter einen stillen Seufzer auspreßte, wenn sie endlich einsah, daß ich doch keinen Ernst machte. Ich ward Premierlieutenant, mein üppiges Lockenhaar fing an auszugehen, die Lust an Bällen, Gesellschaftsspielen und all' den jugendlichen Vergnügungen schwand; ich fühlte mich alt und verdrießlich.

Die Hoffnung, in ein anderes Regiment, in eine größere Stadt versetzt zu werden und bald den dritten Stern in's Epaulette zu bekommen, blieb fern von ihrer Verwirklichung, da das Avancement abscheulich war, und so raffte ich mich zu einer großen That zusammen: ich reichte ein Urlaubsgesuch auf sechs Monate ein, machte Geld flüssig, packte die Koffer, civilisirte mich auf das Beste in meiner Vaterstadt und ging aus, um mir die Welt zu besehen.

Zuerst ging's an den Rhein, dann durch Holland und Belgien nach Paris. Monatelang schwelgte ich dort in den Kunstschätzen, den Theatern und in dem betäubenden Strudel der Weltstadt. Wie berauscht lebte ich von einem Tage zum andern und ging schon mit dem Gedanken um, ganz hier zu bleiben, als mich ein Brief meines Bankiers, eines alten Freundes meines verstorbenen Vaters, der mir Geld nachschicken mußte, wieder zur Besinnung brachte und mich meinen Wanderstab weiter setzen ließ.

Ich ging nach London, durchstreifte das schottische Hochland und kehrte zu Schiff nach Deutschland und zwar über Hamburg zurück.

Wollte ich diese Reise beschreiben, ich könnte es nicht, denn wie ein wüster Traum liegt sie in meiner Erinnerung. Nach dem einförmigen Garnisonleben der kleinen Stadt hatten mich die wechselvollen Bilder, die verschiedenen Eindrücke, all' das Herrliche von Gottes und des Menschen Händen Geschaffene überwältigt, berauscht. Eine ganz klare Erinnerung an diese Reise zurückzugewinnen, ist mir niemals gelungen.

Auf dem Schiffe, das mich nach Hamburg brachte, lernte ich einen liebenswürdigen und leichtlebigen Gutsbesitzer aus der Nähe von Berlin kennen, der mich dringend einlud, vor Ablauf meines Urlaubs ihn noch einige Tage zu besuchen, um die schöne Zeit der Freiheit in der Ruhe des Landlebens zu beschließen.

Ich folgte der Einladung. Ein schönes, gastliches Schloß nahm mich auf, eine liebenswürdige Familie bezeigte mir die ausgedehnteste Gastfreundschaft und auf der Jagd, zu Pferde und im geselligen häuslichen Kreise verging wie im Fluge die Zeit.

Der Urlaub war beendet, schwer trennte ich mich von den lieben Wirthen, und mit dem Versprechen des baldigen Wiederkommens zog ich gesenkten Hauptes in die Garnison zurück. Der Winter war vor der Thür. Die Vergnügungen der kleinen Stadt kamen mir schal vor, das Einerlei des Winterdienstes war mir unerträglich, ich wurde lässig darin, zog mich von der Gesellschaft zurück und erntete dafür Verweise und gut gemeinte Ermahnungen, die mich, einen alten Offizier, doppelt erbitterten und kränkten. Man glaubte, ich sei unglücklich verliebt, habe auf der Reise einen Korb bekommen oder mein Geld verthan, und so ließ man endlich den unliebenswürdigen Duckmäuser gewähren.

Kaum war der Frühling in's Land gezogen, als ich wieder den Koffer packte und plötzlich meinem Gastfreunde in's Zimmer trat. Die Freude war groß. Das muntere Leben ging wieder an und meine verlorene gute Laune kehrte zurück. Auf einem Spazierritt klagte mir Herr von Z., mein freundlicher Wirth, wie schwierig es auf dem Lande sei, so recht wie man wolle und müsse, die Kinder zu erziehen; er habe sich entschlossen, das Gut zu verkaufen, um in Berlin dem Wohle der Seinen ganz zu leben. Mir ging es plötzlich wie ein Licht auf. Ich fragte nach dem Preise des Gutes, fand die Forderung sehr mäßig, und kaum war der Urlaub beendet, so war ich Besitzer von fünfzehnhundert Morgen Wald, Acker und Wiesen, mit schönem Schloß, prächtigem Gehöft und einem Viehstand, wie ich ihn schöner selbst nicht in Holland gesehen hatte. Bis auf viertausend Thaler hatte ich mein ganzes Kapital hingegeben; diesen Rest aber brauchte ich zur Deckung meiner kleinen Schulden, zur Einrichtung und als Betriebskapital.

Bei meiner Rückkehr in die Garnison war man überrascht durch mein Abschiedsgesuch. Meine Hinterleute frohlockten im Stillen über das Avancement, die Vorgesetzten riethen ab, nur die jüngeren Kameraden waren wirklich traurig über mein Scheiden. Der alte Regimentsarzt machte einen Halbinvaliden aus mir, und so erhielt ich mit dem Charakter als Hauptmann ohne Pension meinen Abschied . . . Ich war neunundzwanzig Jahre alt.

Gleich nach der Frühjahrsbestellung langte ich auf meinem Gute an, richtete mir die Zimmer neu ein, kaufte ein schönes Reitpferd, zwei flinke Jucker, neues Jagdzeug, gute Hunde, kurz ich verbrauchte viel Geld. Meine Junggeselleneinrichtung brachte ich mit und sie bildete die Ausrüstung meines Arbeitszimmers und der Schlafstube. Ein alter treuer Inspektor, Namens Schneefeld, bewirthschaftete das Gut, seine Frau leitete die Angelegenheiten des Hauses und war Herrin im Kuhstall und auf dem Geflügelhofe. Ich hatte vor, mich erst durch den praktischen Inspektor informiren zu lassen und dann die Zügel selbst in die Hand zu nehmen, aber leider hielten mich die Antrittsbesuche in der Nach-

barschaft, die Gegenbesuche, die ich erhielt, und die vielerlei Besorgungen, die ich in Berlin zu machen hatte und die mich oft zwei- bis dreimal in der Woche hinführten, von meinem guten Vorsatze ab. Schneefeld war zuverlässig und verstand als gelernter Landwirth die Sache ja immer noch besser als ich; darum schien es mir mit dem Anfange des gründlichen Studiums keine Eile zu haben.

Recht unangenehm war es mir, daß mir mein Vorgänger auch nicht das Geringste von der Ernte zurückgelassen hatte; sogar Futter mußte gleich gekauft werden, und die Einnahmen erwiesen sich als so unbedeutend, daß ich jeden Sonnabend für die Löhne aus der eigenen Tasche Zuschüsse machen mußte. Leider war die Wolle auch schon verkauft und daher machte mich Schneefeld darauf aufmerksam, daß zum ersten Juli Zinsen zu zahlen seien und daß ich das Geld dazu bereit halten müsse. Ich hatte noch gerade so viel, daß ich zahlen konnte, und für den Oktober war ja durch die Ernte gesorgt.

Bei einem Ritt mit dem Inspektor durch die Felder fragte mich dieser bescheiden, wie viel ich für das Gut gegeben habe, und als er den Kaufpreis hörte, was ich angezahlt und wie viel Hypotheken zu verzinsen waren, da wurde der alte Mann blaß, schüttelte den Kopf und sah mich ganz wehmüthig an. Ich erschrak, fragte nach dem Grunde seiner Erregtheit und nun wurden mir gleich beim Beginn meiner neuen Laufbahn üble Aussichten eröffnet. Schneefeld entwickelte mir kurz und bündig, daß ich das Gut viel zu theuer bezahlt, daß Herr von Z., der lange nicht so viel Geld zu verzinsen gehabt habe wie ich, nur durch den schnellen Verkauf der Subhastation entgangen sei und daß, wenn ich nicht über bedeutende Mittel geböte, meines Bleibens hier nicht lange sein würde. Ich war außer mir, ließ gleich eine Aufstellung der Einnahmen machen, und da kam ein so hübsches Sümmchen heraus, daß ich wieder Muth faßte, mir aber fest vornahm, jede unnütze Ausgabe zu vermeiden, so wenig wie möglich nach Berlin zü fahren und ein genaues Augenmerk auf den Geschäftsgang zu behalten. Obgleich ich that, wie ich mir vorgenommen, stellten sich doch schon bei der Ernte große Verlegenheiten ein, denn baares Geld hatte ich nicht mehr, die Löhne waren theuer und bei der Ernte werden ja sehr viele Menschen beschäftigt. Schneefeld wußte Rath: der große Mühlenbesitzer meiner Nachbarschaft gab Vorschuß auf zu lieferndes Getraide, und so war mir geholfen. Die Ernte kam gut in die Scheunen, war aber nicht reichlich, denn später Frost und anhaltende Dürre hatten der Frucht geschadet. Schneefeld schüttelte den Kopf. Um die Oktoberzinsen berichtigen zu können, wurde tüchtig mit der Maschine gedroschen, und der Müller war so anständig, baar zu zahlen und nicht gleich seinen Vorschuß abzuziehen. Am ersten Oktober konnte ich die Zinsen zahlen und lachte oft meinen alten guten Inspektor aus, wenn er mir den Kopf warm machen wollte mit schlechten Zukunftsaussichten.

Der Herbst verging prächtig. Noch nie in meinem Leben hatte ich eine so freie, lustige Zeit verlebt. Von Jagd ging es zu Jagd, von Fest zu Fest. Alte Regimentskameraden besuchten mich, bewunderten mein schönes Besitzthum, die Pferde, die Hunde und Gewehre, jagten, fuhren, ritten mit mir und waren schließlich unglücklich, daß der schöne Urlaub so schnell vorüber flog. Ich war es auch und befand mich wieder allein, allein mit Schneefeld und seinem sorgenvollen Gesicht.

Die Kartoffeln waren bei mir gut gerathen. In der ganzen Gegend waren sie nicht sonderlich ausgefallen und so erhielt ich einen schönen Preis dafür; dazu kam noch der Ertrag für Getraide und da hatte ich wieder die Neujahrszinsen und der Müller sogar seinen Vorschuß zurück. Die Scheunen, Böden und Keller waren allerdings leer, aber der liebe Gott, hoffte ich, würde schon weiter helfen. Zu Weihnachten beschenkte ich Schneefelds reichlich, das ganze Gesinde, die Tagelöhner und deren Kinder, Alles, was zum Gute gehörte, wurde beim Christbaum versammelt und beschenkt entlassen. Ich war überglücklich, so viele Glückliche gemacht zu haben, und dankte Gott aus Herzensgrunde, daß er mir diese Freude gewährte. Es war dieß die erste und auch die letzte Weihnacht, die ich auf dem Gute verleben sollte.

Einnahmen waren nicht mehr da, der erste April kam heran. Was nun? Schneefeld wußte Rath, doch er gab ihn seufzend. Der Wollhändler mußte Vorschuß auf die Wolle geben. Ich reiste nach Berlin, erhielt Geld, zahlte die Zinsen und war wieder aus allen Sorgen. Schneefeld sagte: „Wie wird's im Juli?“ Obgleich doch die Zinsen bezahlt waren, erhielt ich am vierten April die Kündigung einer großen Hypothek — ich war wie aus den Wolken gefallen. In sechs Monaten mußte das Kapital beschafft werden. Schneefeld sagte vorwurfsvoll: „Nicht einmal nachgesehen haben Sie, ehe Sie kauften, ob die Hypotheken feststehen!“ Ich fing an zu begreifen, daß er Recht habe. Für die Julizinsen borgte ich das Geld, ebenso für die Erntearbeiten. Nach namenlosen Mühen, nach tausend vergeblichen Gängen, nach den demüthigendsten Abweisungen, durch die Hülfe eines Agenten, der auch für seine Mühen eine bedeutende Summe erhielt, gab eine Bank die Hypothek, doch nur gegen eine hohe Provision. Ich hatte nun Schulden und zwar nicht unbedeutende; die Ernte war wieder nicht gut, der Herbst brachte Unglück mit dem Vieh, die Schulden, Zinsen, Löhne sollten bezahlt werden und wieder fragte ich: „Was nun?“

An einem Sonntagmorgen ließ sich ein Agent melden; er kam, um mir einen Käufer für mein Gut zu bringen. Ich überlegte lange, rechnete, zankte mich mit Schneefeld und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß es das Beste sei, mein schönes Gut, auf dem ich kaum warm geworden war, um jeden Preis wieder zu verkaufen.

Es hatte dem armen, treuen Inspektor Mühe genug gekostet, mich zu dieser traurigen Ueberzeugung zu bringen. Zahlen hatten mir schließlich ein klares Bild meiner Lage gegeben, und so sah ich keinen weiteren Ausweg.

Ich stellte dem Agenten meinen Einkaufspreis als Verkaufspreis, und er versprach mit einem Käufer zu kommen. Ein reicher Berliner Bürger erschien und begann mit mir zu handeln, wie auf dem Roßmarkte um ein Pferd. Ich brach das Geschäft ab. Nach einigen Tagen kam der Agent wieder, brachte das letzte Gebot des Bürgers und ich schlug zu. Mein Hausinventar, Wagen, Hunde, Luxuspferde hatte ich mir vorbehalten. Nach Abzahlung meiner Schulden behielt ich viertausend Thaler, der Verkauf meiner Sachen und Pferde trug etwa die Hälfte davon ein, und so hatte ich also in kaum anderthalb Jahren mein Vermögen bis auf sechstausend Thaler verloren, und die gaben dreihundert Thaler Zinsen! Da stand ich und fragte wieder: „Was nun?“

Meine alten Sachen, die Einrichtung des Arbeits- und Schlafzimmers hatte ich nicht verkauft, Gewehr und Jagdhund behalten, und dieß Alles bis auf Weiteres bei Schneefelds untergebracht.

Ich schied wie vernichtet von dem Gute und reiste nach Berlin. Mein Geld legte ich in sicheren Papieren an, miethete mir ein Stübchen und lief von Pontius zu Pilatus, um mir eine Stelle, eine Beschäftigung zu suchen. Hundert Wege machte ich vergebens, hundert Versprechungen wurden mir gemacht und nicht erfüllt; ich war der Verzweiflung nahe. Und bei genauer Ueberlegung: wie Recht hatte man doch, mir keine Stelle zu geben, denn was konnte ich arbeiten, was leisten? Das Schreiben war nie meine Passion gewesen, daß ich nicht rechnen konnte, hatte ich reichlich bewiesen, harte Arbeit konnte und wollte ich nicht thun, also wozu sollte man mich brauchen? Damals überlegte ich mir dieß freilich nicht, damals tobte und fluchte ich auf mein unseliges Geschick, mein „Pech“, wie ich es nannte, auf die Dummheit der Leute, die eine so gute Gelegenheit vorübergehen ließen, einen so trefflichen Menschen wie mich für sich zu gewinnen. Einsicht und Ueberlegung kamen erst später.

Bald ward es mir klar, daß ich ohne Nebeneinnahmen nicht mit dreihundert Thalern in Berlin zu leben vermöge, und dachte also daran, die Residenz zu verlassen und in eine kleine Stadt zu ziehen. Mir fiel ein Nest in Schlesien ein, wo ich öfters durchgekommen war. Es liegt weit von jeder belebten Verkehrsstraße entfernt, ist billig, sauber und freundlich, hat eine entzückende Lage, beherbergt einige pensionirte Offiziere, die dort sehr geachtet werden, und — kurz, ich beschloß, dort mein Glück zu suchen.

Meine Wohnung wurde schnell aufgegeben, die Koffer gepackt und so fuhr ich dritter Klasse, zum ersten Mal in meinem Leben, bis zur letzten Eisenbahnstation und langte per Post, bei trübem, unfreundlichem Wetter, im Städtchen an.

Der Gasthof war einfach und freundlich. In einem behaglich durchwärmten Zimmer ruhte ich meine durchschüttelten Glieder aus, aber trotzdem war mir recht unbehaglich zu Muthe, denn es quälten mich so sorgenvolle Gedanken und trübe Zukunftsbilder, daß ich mich höchst unglücklich fühlte.

Der Morgen war freundlicher; ich durchwanderte das allerliebste Städtchen, ergötzte mich an der prächtigen Herbstlandschaft, erkundigte mich nach Wohnungen, nach den Preisen der Lebensmittel und berechnete, daß es hier allenfalls gehen würde, für dreihundert Thaler zu leben und sich zu kleiden. In der Wirthsstube machte ich die Bekanntschaft einiger freundlicher, gebildeter Bürger und pensionirter Offiziere, die mir nicht genug die angenehme Lage, das behagliche, ruhige Leben und die Billigkeit des Städtchens rühmen konnten. Als ich zu verstehen gab, daß ich beabsichtigte, meinen Wohnsitz hier aufzuschlagen, war die Freude groß und man beeilte sich, mir passende Wohnungen vorzuschlagen.

Am Markte fand ich ein hübsches Quartier für den Miethpreis von jährlich fünfzig Thalern, ich legte sofort Beschlag darauf, schrieb an Schneefeld und bat ihn, mir meine Sachen an die Eisenbahnstation zu besorgen, von wo ich sie mir abholen würde; meinen Hund möge er aber behalten.

Nach vierzehn Tagen langte meine ganze Habe an, und ich fuhr selbst mit dem einzigen Möbelwagen des Städtchens hin, um sie in Empfang zu nehmen.

Wie groß war meine Ueberraschung, als ich Schneefeld auf der Bahn fand, der es sich nicht hatte nehmen lassen, mir meine ihm anvertrauten Sachen persönlich zu übergeben. Ich ruhte nicht, bis der gute Alte sich entschloß, mein neues Asyl selbst anzusehen. Er blieb einen Tag bei mir, war mit meiner Wahl ganz zufrieden, nahm mir das Versprechen ab, mein Kapital nicht anzugreifen und mir irgend eine Beschäftigung zu suchen. Beides hatte ich mir selbst schon fest vorgenommen. Das Reisegeld nahm er unter keiner Bedingung zurück, gab mir aber zu verstehen, daß, sollte mir in der ersten Zeit Geld fehlen, er einige Thaler „auf die hohe Kante“ gelegt habe, die mir jederzeit zur Verfügung ständen. Gerührt und dankbar entließ ich den treuen Freund und versprach ihm, ihn oft über mein Ergehen zu benachrichtigen.

Die Wohnung war bald behaglich eingerichtet, meine reiche Büchersammlung aufgestellt, das Jagdzeug an der Wand befestigt, Gardinen und Bilder angemacht, ein Teppich gelegt, so daß ich selbst erstaunt war, welche Schätze ich noch aus dem Schiffbruch gerettet und wie comfortabel, ja elegant meine Zimmer waren. Einige Besuche wurden gemacht und erwiedert. Jeder bewunderte meine Einrichtung, und bald ging der Ruf durch's Städtchen, ein Krösus sei eingezogen. Ein alter Gerichtsdiener widmete mir täglich zwei Stunden seiner kostbaren Zeit für monatlich zwei Thaler Lohn, und dafür reinigte er Kleider, Stiefel und Zimmer, besorgte die Heizung, das Frühstücksgeschirr und meine kleinen Einkäufe mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Mein Diner nahm ich täglich um zwölf Uhr für sieben und einen halben Silbergroschen im Hotel mit einigen anderen Herren ein.

Eine Beschäftigung zu finden, die Geld einbrachte, war unmöglich, obgleich ich mich selbst erbot, auf der Gerichtsdeputation oder bei der Stadtverwaltung Bogen abzuschreiben. Für alle Geschäfte waren Hände die Fülle da. Die abenteuerlichsten Projekte gingen mir durch den Kopf. Ich dachte daran, eine Leihbibliothek anzulegen, doch waren zu wenig Leser unter den zweitausend Einwohnern, und die wenigen Honoratioren erhielten ihre Bücher aus der Kreisstadt. In einer feinen Weinstube wäre ich selbst mein einziger Gast gewesen. Einem Tanz- oder Fechtmeister hätten die Schüler gefehlt, kurz, ich zerbrach mir den Kopf und fand doch keine lohnende Beschäftigung.

An den Markttagen kamen die Gutsbesitzer in's Städtchen, doch vermied ich deren nähere Bekanntschaft, um der Verpflichtung enthoben zu sein, Besuche zu machen. Nur einen gewissen Müller, einen jovialen alten Herrn, der etwa eine Stunde vom Städtchen sein Gut hatte, lernte ich näher kennen. Die Verhältnisse, in denen er lebte, waren nicht glänzend und das Gut sehr vernachlässigt, doch er konnte bei geringen Bedürfnissen mit seiner alten Frau darauf bestehen. Jährlich gab er eine Jagd, und da ich dazu eingeladen wurde, lernte ich seine Häuslichkeit kennen. Von der Zeit an waren meine Nachmittagsspaziergänge oft nach Karmitz, dem Gute des Herrn Müller gerichtet. Ich verplauderte gern mit den alten Leutchen eine Stunde und kehrte gegen Abend, gemächlich durch die schöne Gegend streifend, in mein trauliches Heim zurück.

So verging der Winter, und leider mußte ich merken, daß meine Rechnung noch nicht ganz stimmte, denn meine Ausgaben waren immer noch zu groß und neue Einschränkungen wurden eingeführt. Bier, Cigarren, Handschuhe, Zeitung mußten als Luxus aufgegeben oder doch wenigstens beschränkt und durch Surrogate möglichst gut ersetzt werden. Die Zeitung ward fortan im Gasthause gelesen, eine Pfeife vertrat die Stelle der Cigarre, die weißen waschledernen Handschuhe des früheren Standes deckten wieder die Hände und wurden selbst gewaschen. So mußte es doch endlich klappen!

Am schwersten zu ertragen war mir der Müßiggang, und dieß klagte ich einst Herrn Müller, der mir beistimmte und mir rieth, auf's Land zu ziehen, denn da fände man immer Beschäftigung und das Leben sei dort noch billiger als in der Stadt. Das ging mir durch den Kopf, und oft kam ich mit dem alten Herrn auf dasselbe Thema zurück.

Als wir einst durch den ziemlich verwilderten Garten in Karmitz gingen, fiel mir ein Häuschen auf, das unbewohnt schien und fast ganz in Reben gehüllt war. Es stand mit der Front nach der Dorfstraße hin, mit dem Giebel aber im Grünen. Ein zerfallener Zaun umgab das Bauwerk und ein Gärtchen, das von dem größeren des Gutes abgezweigt war. Ein kleiner Hof mit Stall schloß sich an das grüne Nest. Auf mein Befragen, was das für ein idyllisches Hüttchen sei, sagte mir Müller, daß dort sein alter Gärtner gewohnt habe und daß es seit dessen Tode leer stehe.

„Kaufen Sie sich das Ding," fügte er hinzu, „da finden Sie Arbeit im Garten, können dort Gemüse für die Stadt bauen, woran es ja fehlt, und haben eine allerliebste Wohnung."

Ich bat mir Bedenkzeit aus und fragte nach dem Preise. Tausend Thaler sollte ich mit Einschluß eines Morgens Garten geben. Nachdenklich ging ich nach Hause und konnte zu keinem Resultate kommen. Ich machte Schneefeld mit Müller's Vorschlag bekannt, beschrieb in meinem Briefe an ihn genau das Grundstück, seine Lage, den Garten und mein Bedürfniß nach Arbeit. Umgehend erhielt ich die Antwort zurück:

„Ist Haus und Stall nicht baufällig, so kaufen Sie; aber zahlen höchstens achthundert Thaler."

Das Handeln war mir fatal, aber das Resultat günstig, denn ich erhielt das Grundstück für den von Schneefeld vorgeschlagenen Preis und dazu noch so viel Holz aus dem Forst, wie der Zaun zu seiner Herstellung und der schadhafte Stall zu seiner Reparatur bedurfte. Das Häuschen war gut gebaut, sein Inneres bestand aus einer großen Stube mit vier Fenstern, zwei davon nach der Straße, zwei nach dem Garten, einer Kammer, einer kleinen Küche, großem Boden und schönem Keller. Der Hof hatte einen Brunnen mit gutem Wasser, der Garten Obstbäume und sonst nur fußhohes Unkraut.

Nun war ich wieder Besitzer und freute mich meines Eigenthums. Jetzt ging die Thätigkeit los. Das Häuschen wurde vom Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, das heißt, von innen und außen gesäubert, gestrichen, geputzt und geflickt. Das große Zimmer erhielt eine einfache Tapete, der Flur wurde sauber getüncht, ebenso die Kammer. In die Küche kam ein kleiner Herd, das Weinspalier schloß sich bald wieder dicht an die Wand und bekleidete sich mit jungem Grün. Der Hof, eine widrige Sammelstätte von allerlei Abfall, verwandelte sich bald in ein sauberes Plätzchen und der kostbare Dung lag sorgfältig gesammelt im Garten. Früh des Morgens zog ich aus der Stadt nach Karmitz, Fourage trug ich für den ganzen Tag in meiner Wandertasche, beaufsichtigte die Arbeit, ordnete an, griff selber zu und sah zu meiner Freude, daß mit wenig Geld und in



Die Gefangennahme der Familie Meeker durch Rothhäute am White-River. Originalzeichnung. (S. 354.)

einer Zeit von kaum drei Wochen meine Besitzung wie ein Schmuckkästchen aussah.

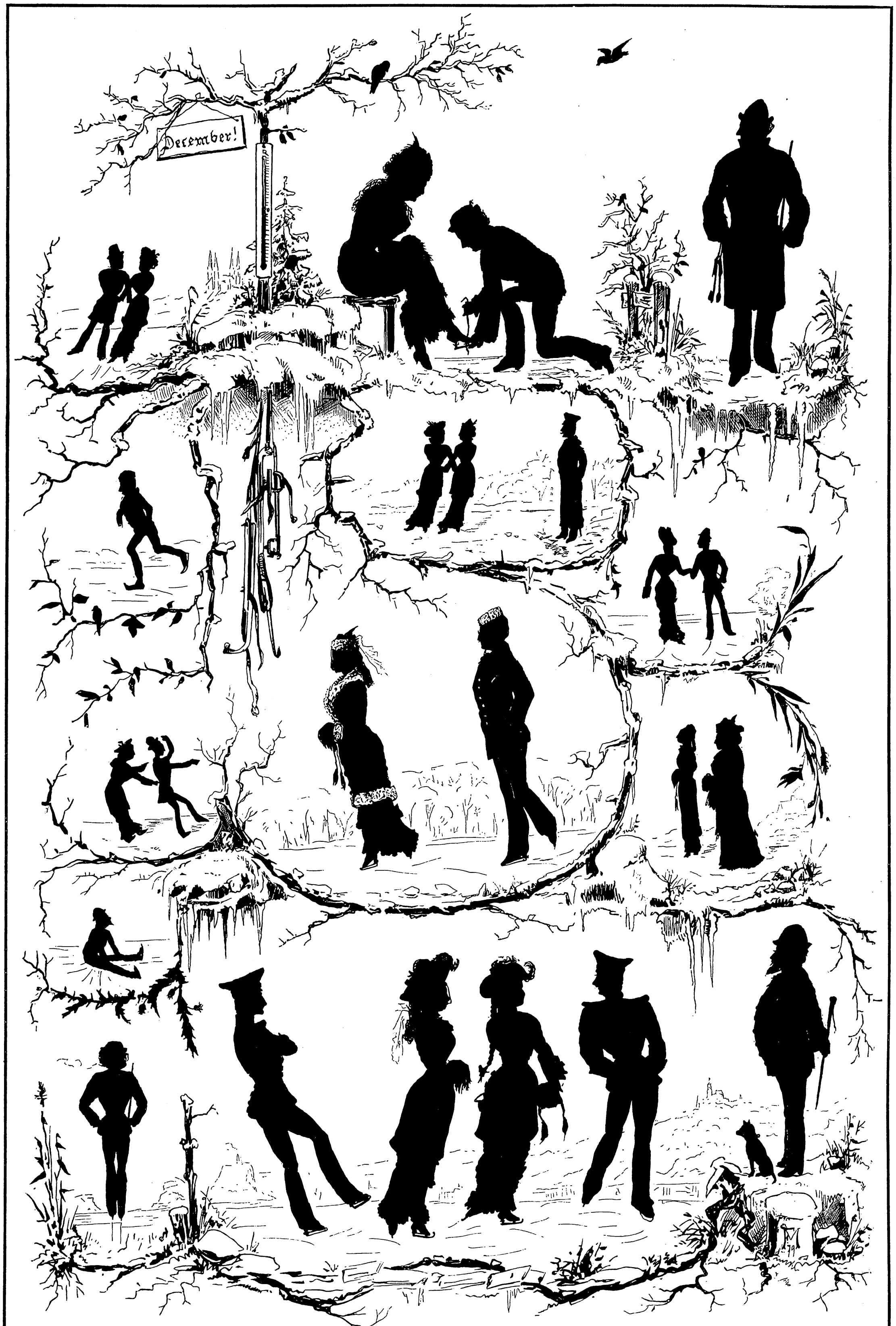
Die Dorfbewohner glaubten, ein neuer Gärtner werde kommen, und waren nicht wenig erstaunt, als eines Tages meine elegante Einrichtung auf einem Möbelwagen erschien und ein Herr Hauptmann froh und glücklich in sein bescheidenes Häuschen einzog.

Ein neues Leben begann.

Der Schullehrer, ein trefflicher junger Mann mit einem noch trefflicheren und jüngeren Weibchen, wurden bald meine guten Freunde und standen mir mit Rath und That zur Seite. Auch Müllers benahmen sich gut und freundlich zu mir. Den Tag über grub und arbeitete ich fleißig im Garten, Kinder aus dem Dorfe halfen mir für Geld und gute Worte dabei, ein altes Mütterchen besorgte mein bescheidenes Hauswesen und erhielt als Lohn ihre einfache Kost. Frühbeete legte ich mit großer Sorgfalt an, so daß Radieschen und junger Salat die ersten Erzeugnisse waren, die ich durch den Milchmann nach der Stadt schicken konnte. Sie fanden reißenden Absatz, wurden aber nur mäßig bezahlt. Es war aber doch eine Einnahme, die wöchentlich zweimal wiederkehrte und auf die hohe Kante gelegt werden konnte. Junge Pflänzchen sproßten fröhlich in den Mistbeeten und berechtigten nach ihrer Verpflanzung zu den schönsten Hoffnungen. Der Garten war ja ausgeruhtes Land und gut gedüngt, warum sollte da nichts wachsen? Karotten, Kohlrabi, Salat, grüne Erbsen und Bohnen wanderten nach der Stadt und mancher Thaler dafür zurück. Mein kleiner Schatz vermehrte sich, denn die Zinsen reichten vollständig für meine geringen Bedürfnisse aus. Zwei junge Schweine wurden gekauft und mit dem Gemüseabfall reichlich genährt. Die alte Hanne war ganz verliebt in die Thierchen und pflegte sie wie ihre Kinder.

Eines Morgens erschien das alte Weibchen nicht und ein kleiner Junge meldete mir, daß sie krank sei. Ich ging sofort hin und sah zu meinem Schrecken, daß der Schlag sie gerührt haben müsse, denn sie konnte weder sprechen, noch sich bewegen. Der Arzt bestätigte meine Vermuthung. Die Gemeinde, Müllers und ich verpflegten sie bis zu ihrem baldigen Tode.

Nun war ich wieder allein, aber eine Bedienung, die arbeiten konnte und nicht zu kostspielig war, mußte ich haben, und so ging ich denn zur Frau Schulmeisterin, um mir Raths zu erholen. Es wurde lange hin und her überlegt, endlich schlug sie mir ein Findelkind vor, das auf Kosten der Gemeinde erhalten werden mußte und bei gerade ganz armen Leuten, für wenige Thaler, nicht gerade sonderlich gepflegt wurde. Das Kind war elf Jahre alt, klein, unscheinbar und ziemlich verkommen, doch sollte es von gutem Charakter und fleißig sein. Kein Mensch kümmerte sich um das arme Wesen, es hatte keine Eltern oder Verwandte, also auch Niemand bei seiner Erziehung mit hinein zu reden. Das paßte mir! Ein Bauer war Vormund und herzlich froh, diese leichte Bürde auf mich übertragen zu können. Das Geschäft war bald abgemacht. Grete zog eines Abends bei mir ein und war so schüchtern und ängstlich, daß ich sie fast mit Gewalt in mein Zimmer ziehen mußte. Ein Bett hatte ich nicht für sie, die Kammer war nicht eingerichtet, also wurde sie auf meinem Sopha untergebracht. Ein Kopfkissen und eine warme Decke



Auf dem Eis.

Nach Skizzen von P. F. Messerschmitt.

konnt' ich ihr geben. Vor dem Schlafengehen erhielt Grete ein tüchtiges Butterbrod, welches sie in einer Ecke, am Boden kauernd, verzehrte. Ich ließ sie den ersten Abend gewähren. Um neun Uhr, ich saß an meinem Schreibtische, befahl ich ihr, sich niederzulegen. Sie that es und war bald fest eingeschlafen. Bevor ich mich selbst zur Ruhe begab, untersuchte ich die Garderobe der Kleinen und da fand es sich, daß sie nur im Besitz jammervoller Lumpen war. Dem mußte gleich abgeholfen werden. Als ich so mit dem Lichte vor dem Lager der Kleinen stand, schaute ich sie mir ordentlich an. Das Gesichtchen war blaß und abgemagert, doch von feinem, regelmäßigem Schnitt, und da die Wangen vom Schlafe etwas höher geröthet waren, sah das Köpfchen ganz allerliebst aus. Sehr starkes blondes, aber ganz verwildertes Haar bedeckte den Kopf; die Hände waren unsauber und so auch das Gesicht.

Beim Anblick des kleinen Wesens gelobte ich mir, für ihr körperliches und geistiges Wohl zu sorgen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Neunundsechzigstes Kapitel.

Ein Name, der auf gutes Erdreich fällt.

Loustalot war ein Jahr hindurch „auf Mäßigkeit" gesetzt gewesen. Darum wirkte jetzt der ziemlich reichlich genossene Wein von Paris und der von Maisons-Lafitte allmälig berauschend auf ihn und er begann zu lallen.

Charles Malapat dagegen trank nicht, sondern setzte nur einen neuen Liter auf den Tisch und sagte:

„So hast Du also Jagon genau gekannt?"

„Und wie! . . ." machte Loustalot in prahlendem Tone. „Wir haben miteinander unsere Lehrlingszeit durchgemacht. Er war ein famoser Kerl . . . schnüffelte alle Gelegenheiten aus. Aber ein Hitzkopf! . . . Ein einziges Mal widersprach ich ihm: da hatte er mich aber gleich an der Kehle mit seinen langen Händen, und ich . . . ich sah bereits grün . . . Drum getraute ich mich auch neulich nicht zu sprechen . . . Und pfiffig war er! Hätte ich mich nur an ihn gehalten, so wäre ich stets sicher gewesen. Aber ich hatte Angst vor ihm, machte Geschäfte auf eigene Faust und — wurde verurtheilt. Und auf die erste Verurtheilung folgten dann hundert andere. Trinken wir eins! . . . Jetzt will ich brav werden. Ich habe da drinnen den Angeber gemacht und man hat mir daher das ganze Seine- und Oise-Departement freigelassen, um daselbst als Tugendmuster zu glänzen."

„Aber warum hast Du Dich eigentlich von Deinem Kameraden getrennt?" fragte Malapat, der eine Idee zu verfolgen schien.

„Na, weil es ihm plötzlich einfiel, in die Fremde zu gehen, und ich just in Paris eine Liebschaft hatte. Ich habe ihn dann lange, lange Jahre nicht wiedergesehen, bis in La Roquette. Da habe ich ihn aber auch gleich erkannt. Nur sein Name, sein Name wollte mir nicht beifallen, so sehr ich mich auch anstrengte, ihn zu finden, um mich beim Sicherheitschef einzuschmeicheln. Aber vergeblich. Erst wie man ihn rasiren ließ, da fand ich den Namen. Aber . . . aber aussprechen konnte ich ihn jetzt nicht, weil . . . weil er mich so anschaute . . . gleichsam mit seinen langen Händen anschaute . . . Du verstehst? Trinken wir! Sonst sehe ich immer diese Hände! . . . Habe ich recht daran gethan? He, alter Kamerad? . . ."

Malapat stellte noch einen neuen Liter auf den Tisch — den letzten seines kleinen Vorraths, und sagte:

„Freilich hast Du recht gethan, zu schweigen. Aber mir kannst Du den Namen wohl sagen."

„O, Dir! meinem besten Freunde! . . ." lallte Loustalot. „Aber" . . . setzte er hinzu und starrte ihn plötzlich wie halb ernüchtert an. „Was kann Dir an dem Namen liegen?"

„Mir nicht, aber dem armen Blanchard. Er ist bei der Sache betheiligt. Und wenn sich hohe Herren seiner annehmen . . ."

„Ah, richtig, Du kennst hohe Herren!" machte Loustalot respektvoll. „Du arbeitest ja hier in allen öffentlichen Anlagen. Ach, siehst Du, da könntest Du mir wohl auch eine Anstellung verschaffen, mein lieber, mein goldener Malapat! Meine Brust braucht frische Luft, weißt Du . . . Trinken wir! . . ."

„Und der Name?" drängte Malapat.

„Gleich, Kamerad, gleich. Aber Du versprichst mir, daß Du mir eine Anstellung verschaffst? Sei nur ruhig, ich werde mich brav halten. Ich werde nicht mehr die Abwesenheit der Herrschaft benützen, wie einst mit Dir . . . Na! Du mußt mir helfen! War ja immer brav, hab' nie geplaudert, daß der Blanchard für uns Beide hat sitzen müssen. Hätte mir damit ein Bildchen einlegen können bei der Polizei, hab' mir aber immer gesagt: Lassen wir den armen Malapat in Ruhe! . . ."

Malapat erhob sich und legte seine Hand schwer auf die Achsel des Sträflings. „Sage lieber, daß Du Dir bei mir ein Asyl, eine Zuflucht freihalten wolltest; so oft Du aus dem Gefängniß kommst, kommst Du zu mir und ich muß Dich aufnehmen; und damit ich Dich ja nicht abweisen könne, erzählst Du mir stets die Vergangenheit — selbst heute, selbst jetzt, selbst im Rausche! Aber es sei. Ich will noch einmal versuchen, Dich unterzubringen, aber merke Dir's, ich behalte Dich dabei im Auge." — Damit ging der Gärtner zu einem Schrank und legte eine Sonntagsjacke an und nahm einen Stadthut.

„Was . . . was machst Du denn?"

„Ich gehe, Dir eine Stelle zu suchen."

„Das . . . das ist . . . gu . . . gu . . . gut. Und ich we . . . wer . . . werde mich unterdessen ausschlafen."

„Nach Belieben. Aber zuerst mußt Du mir den wahren Namen Jagon's nennen."

„Habe ich Dir ihn noch nicht genannt?"

„Nein."

„Ah, das ist spaßig! . . . Na, bis . . . bis Du zurückkommst . . . Jetzt bin ich zu schläfrig."

„Du darfst nicht einschlafen," sagte Malapat mit gebietender Stimme — „ehe Du mir den Namen genannt hast. Wie lautet er?"

„Aber Du wirst Jagon nie sagen, daß . . ."

„Niemals, ich schwöre Dir's! . . ."

„Nun also, er heißt . . . Si . . . Si . . . Si . . . Simonnet."

*

Loustalot schlief seinen Rausch aus in der stillen, verschlossenen Hütte. Der Gärtner aber fuhr mit dem nächsten Zuge nach Paris, begab sich in die Rue Suresnes und trat in das Haus, welches die lange Florine bewohnte.

Siebenzigstes Kapitel.

Ehestandsszene.

Als der Gärtner aus Maisons-Lafitte sich bei Florine einfand, hielt dieselbe eben behagliche Siesta auf ihrem Divan.

Drei Monate waren seit ihrer letzten Unterredung mit Lorenz verflossen, und in diesen drei Monaten hatte sie sehr zugenommen. Ihre Schultern waren runder, ihre Büste war voller geworden. War Florine früher hübsch gewesen, so war sie jetzt reizend. Was war Seltsames dabei? Das Glück verschönert ja, sagt man, und sie war glücklich.

Das Haus Lorenz & Compagnie machte brillante Geschäfte. Die beiden Associés hatten bereits beträchtliche Summen eingenommen; die Zahl ihrer moralisch erwürgten Opfer stieg von Woche zu Woche, und die beiden „Erdroßler" konnten scheinbar mit Recht hoffen, ihr Geschäftsglück werde auch für die Folge blühen.

Dabei schwand ihre Furcht vor Heinrich von Meillant mehr und mehr; derselbe lebte ganz und gar seiner Liebe für Jeanne Guérin und schien Joseph Blanchard vergessen zu haben; wenigstens unterhielt er, wie Florine erforscht hatte, keine Verbindung mehr mit Richtern und Vertheidigern.

Jeanne Guérin selber wohnte jetzt mit Zoë und der Blanchard in der Rue Chateaudun in der vormaligen Wohnung des Herrn Lorenz. In der That war es dem kleinen Vicomte gelungen, ihnen dieselbe durch seinen Freund Heinrich einreden zu lassen, da sie eben ein größeres Quartier suchten.

Diese Wohnung stand, was aber nur den beiden Associés allein bekannt war, in Verbindung mit dem zweiten Absteigquartiere des Herrn Lorenz; man konnte also da eine stete Ueberwachung üben. Auch von dieser Seite war also Florine für ihren Compagnon beruhigt.

Nur eine dunkle Stelle lag vor dem Weibe. Und das war Mathilde von Villeneuve. Die Marquise redete nie mehr von ihrem Retter. Dieses Schweigen, diese plötzliche Gleichgültigkeit erschienen Florinen unnatürlich.

„Dieser Kreole hat ihr doch gefallen," sagte sie. „Und sie sollte gar keinen Schritt gethan haben, ihn in sich verliebt zu machen? Sie, dieses eigenwillige, verhätschelte, kapriziöse Weib? Um so mehr, da ihre Neigung für Lorenz von Tag zu Tag schwindet. Sein Zorn, sein Trübsinn beweisen mir das zur Genüge. Wenn die Sache so fortgeht, werde ich an dem Tage, wo er mir gehört, ein Skelet in den Armen halten. Bah! An meinem Herzen soll es wieder aufleben — denn ich liebe ihn mehr als je: meine Capricen sind von längerer Dauer als selbst die Leidenschaften der Frau Marquise!"

In diesem Sinnen wurde sie durch den Besuch Malapat's unterbrochen.

Wie er vor ihr stand, fuhr Florine jählings auf — wie vor Erstaunen oder Erschrecken. Sie hatte sich aber augenblicklich wieder gefaßt und sagte mit fast ruhiger Stimme:

„Sieh' doch, bist Du auch wieder da? Woher kommst Du? . . . Dich hätte ich wahrhaftig nicht erwartet. Was fällt Dir denn ein, wieder herzukommen?"

„Ich habe mit Dir zu sprechen," sagte Charles Malapat.

Der Gärtner sah in seinen Sonntagskleidern fast hübsch, jedenfalls männlich und imposant aus. Er hatte auf dem Herwege seine Haare schneiden, seinen Bart ordnen, seine Stiefel blank machen lassen. Florine selber fand ihn nicht übel in seiner Strammheit und in seiner Hünenartigkeit, und sie lächelte wieder. Lächelte wie in einer angenehmen Erinnerung.

„Nun, was bleibst Du denn da stehen?" sagte sie nach ihrer kurzen Inspektion mit veränderter Stimme. „Setz' Dich doch, Du bist ja hier zu Hause! . . . Da, neben mir ist Platz."

Da er keinen Schritt näher trat, setzte sie hinzu: „Fürchtest Du Dich vielleicht vor mir?"

„Ja," murmelte er dumpf. „Ich finde Dich hübscher als je."

„Nicht wahr?" machte sie fröhlich. „Alle Welt sagt das. Sage mir's also wie alle Anderen, komm'!" fügte sie kokett hinzu. „Wir sind ja nicht verfeindet mit einander, und ich habe keinen Groll auf Dich. Du bist es ja, der mich verlassen hat."

„Du hast mich zu unglücklich gemacht," machte er. „Ich wäre närrisch geworden."

„Jetzt bist Du aber ruhiger?"

„Ja, denn ich sehe Dich nicht mehr, die Eifersucht quält mich nicht mehr."

„Armer Kerl!" sagte sie lächelnd. „Ich habe Dich wirklich gequält. Warum hast Du mich aber auch geheirathet?"

„Weil ich Dich liebte."

„Liebte, liebte! . . . Aber Du mußtest doch fühlen, daß ich über unsern Rang hinaus wollte . . . ich war zu hübsch, zu verständig, um mein ganzes Leben auf dem Dorfe zu verbringen, bei Vater und Mutter, auf den Feldern, als Frau eines Gärtnerburschen! Was kann ich dafür? Ich liebe Alles, was schimmert, was glänzt, was duftet: die Parfüms, die Seide und die Lichter."

„Die Blumen, die ich für Dich zog, dufteten auch," sagte er traurig. „Sie hatten eine schönere Farbe als Deine Seidenkleider, und die Sonne, die unser Stübchen erleuchtete, hatte mehr Strahlen als Deine Lichter."

„Möglich," machte sie. „Aber die Natur, das Wahre, lassen mich kalt. Das Falsche, das Klingelnde allein verführt mich. Ich ziehe einen Schmuck allen Blumen vor, und ein lustiges Kaminfeuer allen Sonnen."

„Ich habe versucht, Dir zu verschaffen, was Dir fehlte. Ich habe eines Tages meine Herrschaft bestohlen und habe Dir Gold mit vollen Händen gebracht . . . Du hast es genommen, und bald darauf hast Du mich verlassen."

„Aus Mitleid mit Dir," machte sie. „Das Geld war verzehrt und ich wollte Dich nicht zu einem neuen Raube verleiten. Der erste war nicht entdeckt worden, der zweite konnte es werden. Das war dann das Gefängniß für Dich, vielleicht die Galeere. So viel war ich nicht werth. Ich lief also fort und zog mich nach Paris, wo ich nach meinem Geschmack lebte unter dem Namen Florine. Von mir befreit, konntest Du wieder ein ehrlicher Mensch werden. Jeder von uns ist seiner Vorherbestimmung gefolgt. Du warst geboren, ein Arbeiter zu sein, und ich, eine — Abenteurerin. An dem Tage, wo ich Dich verließ, habe ich eine gute That vollbracht. Du verzeihst mir dieselbe nicht, aber sie wird mir da droben angerechnet werden. Da sie übrigens die einzige ist, so wird die Abrechnung nicht schwer sein."

„Und wenn ich Dich getödtet hätte, wie ich das Recht hatte?!" rief er plötzlich.

„Das brauchte ich nicht zu fürchten. Du bist zu stark und zu muthig, um ein Weib zu tödten; nur die Kleinen, die Schwachen und die Feigen thun das . . . sie wollen eben auch einmal was ‚Großes' ausführen. Und dann, es fehlt Dir an Willen. Du verstehst es nicht, einen Entschluß zu fassen. Du seufzest, Du jammerst . . . und das ist Alles. Uebrigens . . . da fällt mir ein, Dein Charakter hat sich vielleicht geändert, Du hast Dich besonnen und bist hergekommen, um Dich an mir zu rächen?"

„Nein. Das wäre zu spät. Ich komme wegen etwas Anderem."

„Nun also, dann sei nicht kindisch und setze Dich neben mich und plaudern wir."

(Fortsetzung folgt.)

Rezepte.

Mittel gegen die Warzen. Man mischt 1 Loth kohlensaures Kali, 1 Loth gebrannten Kalk, 2 Loth Seife und rührt diese Substanzen mit der gehörigen Menge Weingeist zu einem dicken Brei und bestreicht damit die Warzen. Dieselben werden sich bald entzünden und in Eiterung übergehen, weßhalb man bei dem Auftragen dieser ätzenden Masse sehr vorsichtig zu Werke gehen muß, damit nichts auf die gesunden Theile der Hand kommt.

*

Alte Möbel zu poliren. 1) **Bereitung der Beize.** Man nimmt zu 1 Liter rektifizirtem Weingeist von 34—36° Tr. 3 Gramm geriebene Cochenille, 1 Deziliter gereinigtes Nelkenöl, 1 Deziliter weißen, mit gereinigtem Gummilack bereiteten Firniß und 1 Liter gefärbten und filtrirten Weingeist. 2) **Bereitung des Firnisses (Politur).** Man mischt 1 Liter weißen, mit gereinigtem Gummilack dargestellten Firniß, 20 Centiliter gereinigtes Nelkenöl, 10 Centiliter Weingeist von 36° Tr. Die zu reinigenden Möbel werden zuerst mit der vorher beschriebenen Beize, dann mit dem Glanzmittel behandelt.



Zur Geschichte der Wirthschaftsschilde.

Wie die ersten Märkte, woran noch der Name „Messen" erinnert, mit den kirchlichen Festen in Verbindung gebracht wurden, so entstanden die ersten Gast- und Pilgerhäuser meistens in der Nähe der Kirchen und Klöster und nahmen deßhalb ihre Titel mit Vorliebe aus den Vorstellungen der kirchlichen Kunst. Die Attribute des Kirchenpatrons, die man auf den Bildern desselben erblickte, wurden auch auf den Schildern der Pilgerhäuser angebracht, wie sie mehrfach auch in die Stadtwappen aufgenommen wurden, z. B. der Löwe des h. Markus in das Stadtwappen von Venedig, das Rad des h. Willigis, eines Radmachers Sohn, in das Wappen von Mainz u. s. w. Als Patrone der Pilger wurden verehrt der Erzengel Raphael und die heiligen drei Könige, und auf sie weisen viele traditionell hergebrachte Wirthshausschilde hin, z. B. zum goldenen Engel, zu den drei Kronen, zum goldenen Stern, zu den drei Mohren. Ferner wurden die Symbole der drei göttlichen Tugenden, Kreuz, Anker und Rose, sehr verbreitete Titel der Wirthshausschilde. Die gebräuchlichsten kirchlichen Sinnbilder, besonders diejenigen, welche sich auf das Leiden Christi beziehen, und die Attribute der vier Evangelisten, welche in den Kirchen am häufigsten dargestellt wurden, finden wir in der Sprache dieser Schilde wieder, wie das Lamm, den Löwen, den Adler, die Taube, das Schwert u. a. Ein anderes von der alten Kunst oft gewähltes Sinnbild ist das Einhorn, dessen Bedeutung schwer auszumachen ist. Es versinnbildete das Kreuz Christi, und es ging die Sage, daß es jede Wunde heile. Deßhalb wohl kam es in Aufnahme, die Apothekenschilde mit diesem Symbole zu versehen; in vielen Städten gibt es jetzt noch eine Einhornapotheke. Wenn Sonne und Mond oft in den Titeln vorkommen, so braucht man darin nicht eine Beziehung auf Vorstellungen der religiösen Kunst zu suchen; anders ist es wohl mit dem halben Mond. Dieser kam oft auf Kirchenbildern der Gottesmutter vor; namentlich nach der Schlacht bei Lepanto, in welcher die Christenheit nach der Anrufung der h. Jungfrau den Sieg erlangte. Da wurde nicht nur in der lauretanischen Litanei die Bitte: auxiliatrix Christianorum, aufgenommen, sondern manche Städte, die sonst durch das Läuten der Türkenglocke erschreckt waren, nahmen in ihre Wappen das Bild der h. Maria mit dem Halbmonde unter den Füßen auf. Der Halbmond hatte den Schrecken seines Namens verloren. Von der Zeit an findet sich der halbe Mond oft in den Wirthshausschilden, und der Jäger nannte seine Hunde Türk, Ali oder Sultan. Andere Gasthäuser nahmen ihren Titel von bekannten heraldischen Zeichen, z. B. den Schwan, den vornehmsten der Wandervögel, den Strauß, den Bär, den Riesen u. a. Einige Wirthshäuser haben ihre Bezeichnung auch von den Abzeichen der Zünfte hergenommen, die in ihnen ihre Versammlungen hielten und ihre Feste feierten, z. B. den Stiefel, das Hufeisen u. s. w. Endlich haben viele geschichtliche Begebenheiten den Wirthshäusern ihre Titel gegeben. Ein hübsches Beispiel dieser Art erzählt Hansjakob in den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit: Kaiser Wenzel, der Faule, jagte einst im Harmersbacher Thal, einem Seitenthale der Kinzig. Persönliche Feinde lauerten ihm hiebei auf. Wenzel mußte flüchten und entkam seinen ihn verfolgenden Gegnern nur dadurch, daß ein Bäuerlein den Kaiser zu den drei Schweinen in den Stall sperrte. Zum Dank dafür gab der gerettete Böhmenkönig dem Bauern das Privilegium einer Wirthschaft und dem ganzen Thale die Reichsunmittelbarkeit. Heute noch existirt das Wirthshaus „Zu den drei Sauköpfen".



Anekdoten und Witze.

Ein Hausirer war mit seinem bunten Kram in ein Dorf des Kreises Atkarsk in Rußland gekommen und war daselbst, wie gewöhnlich, von kauflustigen Bauern umringt worden, deren einer das Gedränge benützte, um ein Stück Zeug dem Händler zu entwenden. Auf frischer That ertappt, wurde er vor das Gemeindegericht gebracht und für den Diebstahl zu 25 Ruthenhieben verurtheilt. Der Händler dagegen, welcher den Bauern durch Ausstellung der Waaren in Versuchung geführt hatte, erhielt die doppelte Anzahl Hiebe. — Dieser Fall erinnert uns an einen ähnlichen Urtheilsspruch eines esthnischen Gemeindegerichts in Livland. Als nämlich ein Bauer durch den Wald fuhr, wurde sein Pferd durch einen Baum, welchen ein anderer Bauer beim Fällen so ungeschickt umgehauen hatte, daß er auf die Straße fiel, getödtet. Da der Gaul 60 Rubel werth war, so entschied das Gericht, daß der Schaden in folgender Weise getragen werde: der Eigenthümer des Pferdes verliert ein Drittel, der Holzhacker bezahlt das zweite und der Eigenthümer des Waldes das dritte Drittheil.

*

„Wie schmeckt Ihnen diese Blume aller Weine?" meinte ein Gastgeber, nachdem er Alles, besonders das Alter der Weine, seinen Gästen angepriesen.

„Prächtig! Aber diese Sorte hier kann sich von manchen Damen beneiden lassen; man merkt ihr beim besten Willen das Alter nicht an," entgegnete ein Kenner.

*

Ein Einjährigfreiwilliger ersucht seinen nächsten, äußerst drakonisch gesinnten Vorgesetzten mit schmeichelnden, devoten Worten und ... Thaten um drei Tage Urlaub, damit er zu seiner im Sterben liegenden Großtante reisen könne.

„Vor meinswejen," läßt sich der Gestrenge erweichen, „aber det sag' ick Ihnen, wenn die Olle in die drei Dage nich dodt ist, denn laß ick Sie in Arrest schmeißen!"

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 340:

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Räthsel.

Mir bringt des Frühlings Wunderpracht
Ein duftend weißes Kleid;
Doch glänz' ich auch in klarer Nacht
In goldner Herrlichkeit;
Prang' auf der Brust manch' hoher Herrn,
Jedoch als Süßigkeit
Da essen mich die Kindlein gern
Zur lieben Weihnachtszeit.

L. F.

Auflösung des Logogriphs Seite 340:

Raum, Raub, Rausch.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Ch. Gs. in Memel. Diese Schüchternheit kann die Folge einer Unsicherheit darüber, wie aufzutreten wäre, sein. Schaffen Sie sich das Werk: „Der gute Ton in allen Lebenslagen", Berlin, Ebhardt, an. Das wird Ihnen Muth geben, falls dieß Gefühl in dem eben Gesagten seinen Grund hat.

Hrn. A. Kuhn in Oels-Arnau. Man zieht Abziehbilder auf Holz am besten ab durch Bestreichen mit Damarfirniß. Vorsicht und Geschicklichkeit ist nöthig.

Hrn. A. Gottwald in Weidenau. Antiquar Altmann in Wien.

Hrn. J. Grzenkowicz in M. Ihre Anerkennung hat uns erfreut. Auch wir halten diesen Roman für eine vortreffliche Leistung.

F. M. 17. Für Französisch: Toussaint-Langenscheidt, Briefliche Grammatik; für Lateinisch eine ähnliche erschienen, Leipzig, Redaktion des „Hausfreundes".

G. K. in Kissingen. Durch die Verlagshandlung von B. F. Voigt in Weimar beide zu beziehen.

Abonnent J. K. in Dortmund. Von älteren Jahrgängen der „**Deutschen Romanbibliothek**" können Sie den Jahrgang 1874 noch zu dem sehr ermäßigten Preis von M. 3. — broschirt in 2 Bänden, die Jahrgänge 1875, 1876, 1877, 1878 und 1879 zu den gewöhnlichen Preisen haben. Die Verlagshandlung sendet Ihnen bei Angabe Ihrer genauen Adresse gern franko ein genaues Preisverzeichniß.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Mathilde Simering, Berlin; Antoinette Pauli, Wien; H. W., Breslau; Emilie Bek, Warschau; Anna Promber, Brünn; Marie Kabrna, Prag; Gisela Klugmayer, Preßburg; Marie Hoffmann, Bielitz; Fr. Winter, Lang-Göns; M. Hiller, Freiburg in Schlesien; A. Kuhn, Oels-Arnau; K. Heller, Innsbruck; J. Grzenkowicz, Mühlheim; A. Ducke, Leitmeritz; R., Dortmund; H. Leewe (?); L. Holzheuer, Braunschweig; Frz. Stutemann, Köln; Fr. Schw., Künzelsau; A. Silberstein, Berlin; T. Pertl, Eggenfelden; W. Leopold, Prag; A. Tornow, Deutsch-Krone; R. Hoffmann, Bielitz; O. Abt, Bielitz; L. Dehmel, Hirschberg. (Warum nicht? wenn Original.)

Frln. Marie Kabrna in Pr. Durch die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin vielleicht zu erfahren.

Hrn. Pfläumer in H. Die Notiz entstammt einer statistischen Zeitung, der wir die Richtigkeit 2c. nicht nachrechnen können. Uebrigens brachten die bedeutendsten deutschen Journale diese Zahlen ganz gleich.

Hrn. M. Casperi in Stralsund. Häufiges Wechseln der Strümpfe, Bewegung — wir haben's erprobt.

Hrn. Joh. H. in Bonn. Handbücher der Art gibt es nicht. Nur Vorbilder in gedrängter Form, welche den Einblick in Komposition und Darstellungsart erleichtern. Vortrefflich für Ihren Zweck geeignet sind die Novellenbücher: „Der Heirathsdamm", neun Novellen von Rosenthal-Bonin, Stuttgart, Hallberger, und „Unterirdisch Feuer", neun Novellen von dem gleichen Verfasser, Leipzig, Schlicke.

Hrn. Alb. Breuer in Düsseldorf. Musikzeitung „Echo", Berlin, Schlesinger.

Hrn. H. Tauecek in Prag. Das können wir nicht. Vielleicht ist die Redaktion des „Auslandes" (Stuttgart, Cotta) im Stande, Ihre Frage zu beantworten. Die „Illustrirte Welt" ist kein geographisches Fachblatt.

H. B. Brun. P. Heyse — München; Gottschall — Leipzig; Rittershaus — Elberfeld; Träger — Leipzig — genügt. Das genannte Buch ist — Schwindel der gröbsten Sorte.

Frln. M. Elsfeld in Kr. Warum wollen Sie auch unter die Schriftstellerinnen gehen — einem betrüblichen Mangel wird dadurch nicht abgeholfen. Die Damen schreiben jetzt Romane so fleißig und gemüthsruhig, wie wenn sie Strümpfe stricken. Wir halten letztere Beschäftigung in den meisten Fällen, glänzende Ausnahmen abgerechnet, für ersprießlicher nach beiden Richtungen hin, für die schreibenden Damen und das Publikum.

Hrn. F. D. Kleinböckel in E. Nr. 1) Ein Tintenrezept haben wir im vorigen Heft gegeben. Nr. 2) Einen sehr guten Kitt für Porzellan gibt Ruß' Hauswirthschaftslexikon wie folgt: Man löst 1 Theil geschmolzenen Bernstein in $1^1/_2$ Thln. Schwefelkohlenstoff auf (vorsichtig), bestreicht hiemit die Kittflächen vermittelst eines Pinsels und preßt diese stark zusammen. Der echte Kitt ist jedoch stets ein Glasfluß; ein solcher besteht aus 4 Theilen Mennige, 4 Theilen Borax, gemischt im Schmelztiegel geschmolzen, dann rasch in kaltes Wasser gegossen, die Masse fein gepulvert, gesiebt — auf einer mattgeschliffenen Glasplatte mit Wasser fein zu Brei gerieben, die zu kittende Fläche damit sauber bestrichen, zusammengefügt und diese dann dem Glühfeuer ausgesetzt. Dieser Kitt ist Glas und widersteht dem Wasser.

Cajetan. Als Pendant zur Stahlstichprämie „Die ereilten Flüchtlinge" können wir Ihnen von unseren früheren Prämien am besten empfehlen „**Gang zur Kirmeß**" von Karl Böcker. Dieses sehr hübsche Bild stellen wir Ihnen zum Prämienpreis von 1 Mark gerne noch zur Verfügung.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. F. C. B. in Lüneburg. Wenden Sie sich an Professor Dr. König, Direktor der chirurgischen Klinik zu Göttingen, oder an den Professor Dr. Schröder, Dirigent der geburtshülflichen Klinik zu Berlin.

Abonnent in S. in Bayern. Nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz kann Ihnen in dieser Angelegenheit unter Angabe Ihrer Adresse ärztlicher Rath ertheilt werden.

Hrn. H. A. in Herisau. Sie leiden an chronischem Magenkatarrh. Eine Sommerkur in Karlsbad oder Marienbad dürfte Ihnen radikale Heilung bringen. Strenge Diät muß bei Ihrem Leiden eingehalten werden. Bezügliche treffliche Vorschriften finden Sie in dem Buche von Dr. Wiel, Tisch für Magenkranke.

Frau J. F.....r in Rastatt. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann das fragliche Leiden nicht beurtheilt werden.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz" eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Anfragen*).

23) Wie kann man Handschuhen von Wildleder, die durch Waschen mit kaltem Wasser und Seife die ursprüngliche graue Farbe verloren, diese anders als durch Neufärben wiedergeben?

H. B. 123 in Breslau.

Antworten.

Auf 18): Man gebe dem Vogel mittelst einer Blumenspritze ein Staubregenbad, das am andern Tage wiederholt wird. Nachdem die Sonne ihn dann wieder getrocknet, bespritze oder bestreiche man ihn mittelst eines Pinsels mit einer dünnflüssigen wässerigen Aloëlösung. Hiedurch wird man, da der bittere Geschmack der Aloë ihm keinenfalls mundet, ihm die gerügte Untugend bald abgewöhnen können. Zur Vorsicht ist die Manipulation, wenn dann neue Federn zum Vorschein kommen, zu wiederholen.

Nordhausen. B. B.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 28. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman
von
Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

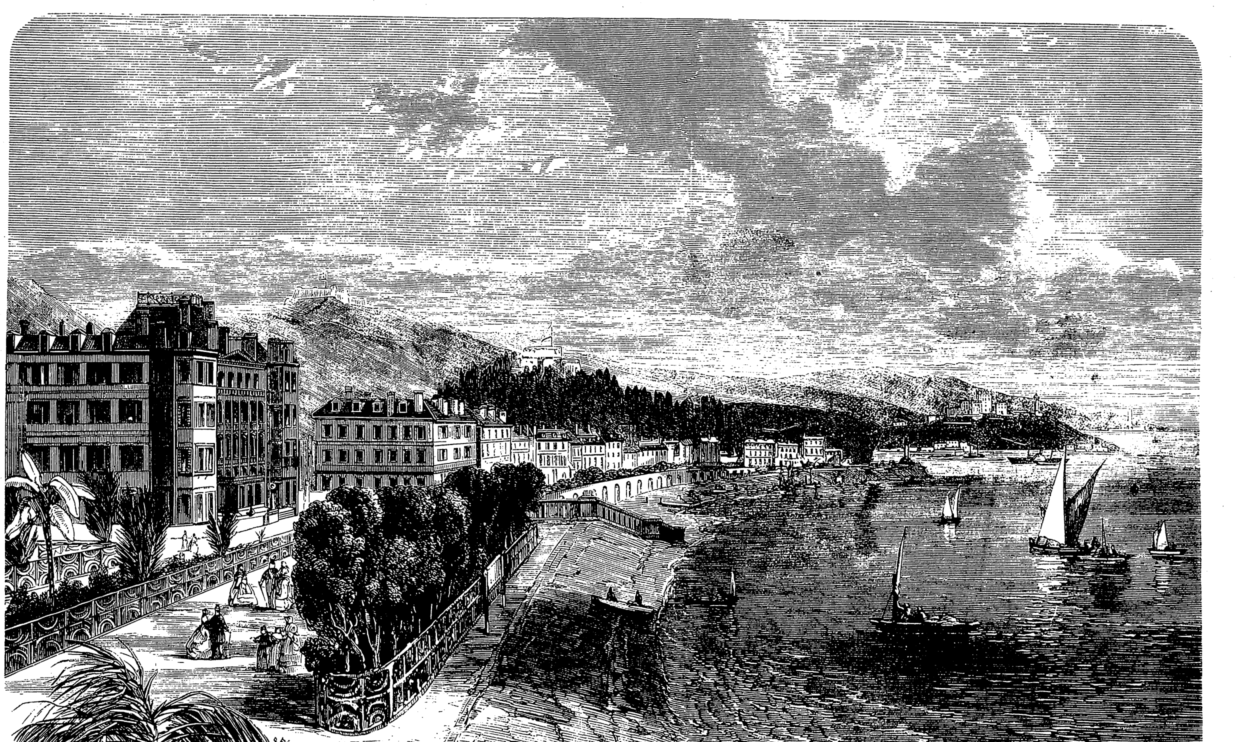
XIV.

Das Dorf Ellernhausen mit der kleinen Ruine daneben liegt etwa eine halbe Stunde von Eichdorff entfernt und bildet gewissermaßen das Ende der Brunnenpromenade, denn bis zu jenem Orte führt der schattige, sanft ansteigende Kunstweg. — Schnell und gleichmäßig schoben uns die kräftigen Leute auf demselben vorwärts, so daß wir bald nach sechs Uhr schon die Restauration erreichten, in deren Garten beinahe alle Tische von Kurgästen besetzt waren.

„Bleib' Du ruhig hier sitzen, Eugen," bat Karl, „ich entschuldige Dich mit Deinem lahmen Bein. Wer Dich lieb hat, kommt zu Dir. Ich selbst werde Dich für eine Weile verlassen, um den Schönheiten da drüben mit den überzarten Gemüthern ein bischen die Cour zu machen. — Ich glaube, bei Frau von Eckstein komme ich am ersten zum Ziel; solch' eine überreife Wittib bietet dem Menschenkenner immer irgendwo einen Angriffspunkt. — Laß Dir die Zeit nicht lang werden."

So sprechend entfernte er sich und ließ mich sitzen. — Ich war ganz zufrieden, meinen Gedanken hier ein wenig nachhängen zu können, aber ich blieb nicht lange unbelästigt, denn mit ihrem lieblichsten Lächeln und mit flatternden Löckchen kam Grete von Zitzewitz, kaum daß sie mich erblickte, quer über den Grasplatz gehüpft und gesellte sich zu dem armen Kranken. — Ihr aufgeregtes Sprechen und ihr nervöses Auflachen und Kichern war mir in hohem Maße zuwider. — Ich schenkte ihrem Redeflusse auch nur sehr wenig Aufmerksamkeit und muß den Eindruck großer Theilnahmlosigkeit auf sie hinterlassen haben, denn ich gähnte, während sie mir, ganz außer sich vor Entzücken, erzählte, daß sie heute die Vase für die Fürstin, das heißt für den Doktor, vollendet hätte, daß sie wunderschön geworden sei und am andern Morgen nach Berlin geschickt werden sollte, um dort gebrannt und fertig gemacht zu werden. Ich ließ das Mädchen sprechen und musterte dabei die verschiedenen Gäste, welche das schöne Wetter hergelockt hatte.

Drüben saßen etwas abseits in einer offenen Laube



Die „Promenade des Anglais" in Nizza. (S. 372.)

der Kammerjunker mit seiner Frau, der neuangekommene General, Trudchen Schwarz und einige Andere von der aristokratischen Koterie. Mitten auf dem Rasen stand ein großer Tisch, an welchem die Frau Stadträthin mit Frau von Eckstein Platz genommen hatten, mit ihren Handarbeiten beschäftigt und die Stühle hütend für die Anderen; zu diesen hatte sich der Assessor gesellt.

Eine lange Reihe von Damen und Herren, Wienchen und Minchen an der Spitze, kamen soeben mit Blumen beladen aus dem nahen Gebüsch von einer Exkursion zurück und begannen alsbald unter Führung des Barons Fanchon und Plumpssack zu spielen. Kaum sah Grete Zitzewitz den Baron, so sprang sie auf und lief mir davon, sie wollte sich an dem Spiele betheiligen, sagte sie.

Vor meinen Augen haschte man sich auf dem kurzen Rasen, fiel man sich in die Arme, oder auch wohl zu Boden und zerriß sich die Kleider, das Alles unter Jauchzen und großem Hallo. — Der Baron war natürlich die Seele vom Ganzen, er klatschte unablässig in die Hände und trieb die Paare an, er schalt die Säumigen und stellte die Ordnung wieder her, sobald sie verloren gegangen war. — Frau von Eckstein und der Assessor traten nach einer Weile ebenfalls in die Reihen, mit hochaufgerafften Kleidern rannte Jene über den Plan und hochgeröthet stürzte sie dann dem Assessor an die Brust. Minchen und Wienchen stritten sich um Herrn Steinhauer und waren mit unter den Ausgelassensten, wobei Wienchen das Unglück hatte, einige Male auf den Rasen zu stürzen.

Es wurden etliche Bemerkungen über dieses Hinfallen gemacht, — die Frau Kammerjunkerin warf Grete Zitzewitz einen ganz besonderen Blick zu.

Dann kam der Plumpssack an die Reihe und man war soeben im besten Zuge, sich mit flatternden Haaren und sehr gerötheten Gesichtern, das Knotentuch hoch geschwungen, nachzulaufen, als ein heftig rollender Donner plötzlich über unsere Köpfe dahin fuhr und alle Gemüther erschreckte.

Aufschauend erblickte ich einige spitzgezackte, glänzendweiße Wolken über den Wipfeln der Tannen, die Vorboten eines Unwetters, hinter uns stieg das Gewitter überraschend schnell herauf. — Ein Wirbelwind erhob sich und fuhr mit einem unheimlichen Heulen zwischen die Baumkronen, die Zweige ächzten und bogen sich, wie ein heißer Athem wehte es Einen an und bedrückte die Brust.

Von allen Seiten begann man augenblicklich aufzubrechen, das Spiel hörte auf, Alle flatterten auseinander, ergriffen eilig ihre Sachen und begaben sich hinein in das Haus, denn schon verfinsterte sich die Luft, rollte Donner auf Donner, jagte der Sturmwind die ersten schweren, lauwarmen Regentropfen herab.

Auch ich begab mich, auf den Arm meines Sklaven gestützt, in Sicherheit, zog es aber vor, mich nicht zu den Anderen in den großen Restaurationssaal des Wirthshauses zu gesellen, sondern setzte mich auf die verdeckte Veranda (welche durch eine Glasthüre mit jenem in Verbindung stand), die hinreichend Schutz gewährte. Hierhin brachte der Dienstmann unsere Schirme und Paletots, und hier suchte mich nach einer kleinen Weile auch der Assessor auf, der mich bis dahin ganz vernachlässigt hatte.

Eben als das Gewitter Miene machte, mit voller Heftigkeit loszubrechen, und ich mit einem Gemisch von Bewunderung und Zagen die so urplötzlich entstandene Revolution in der Natur beobachtete, sah ich eiligen Schrittes zwei weibliche Gestalten zwischen den Blumenbeeten und Boskets erscheinen, welche ein Kind zwischen sich mehr trugen als führten und die Sonnenschirme über ihre Köpfe hielten, um sich gegen den heftiger herabfallenden Regen zu schützen.

Auch Karl bemerkte dieselben. Ich sah, wie sein Gesicht sich zuerst zu einem etwas malitiösen Lächeln verzog, plötzlich aber verwandelte sich dasselbe in den Ausdruck der Ueberraschung und Sorge.

„Sapperlot, — das sind ja unsere Russinnen!" rief er, ergriff ohne Weiteres einen Schirm und eilte mit demselben davon. Er kam dann laufend und mit dem kleinen Mädchen auf dem Arme wieder zurück, welches mit seinen großen, glänzenden Kinderaugen den langen Menschen mehr verwundert als erschrocken anschaute. Ihm auf dem Fuße folgten die beiden Damen.

Sie kamen gerade vor Thoresschluß, — noch eine Minute und sie wären bis auf die Haut durchnäßt worden. —

Das Unwetter brach jetzt los mit aller Großartigkeit und Gewalt; — es ward beinahe Nacht. Fahle Blitze zuckten und blendeten das Auge und der Donner rollte ohne Unterlaß. — Die Pausen zwischen denselben füllte das Prasseln des strömenden Regens aus. —

Die Damen bedankten sich bei dem Assessor (sie thaten es in französischer Sprache), ordneten dann flüchtig ihre Toilette und nahmen an der andern Seite der Veranda Platz. Karl hatte das kleine Mädchen vorsichtig auf den Boden gesetzt, strich ihm mit der Hand über das blonde Haar und nickte ihm freundlich zu.

„Gelt, — da sind wir noch 'mal mit einem blauen Auge davon gekommen?" sprach er, ohne zu bedenken, daß das Kind nicht Deutsch verstand. — Dieses machte einen kleinen, zierlichen Knix und lief dann Schutz suchend zu seiner Mama.

Ich hatte mich erhoben und mich verbeugt, als die Damen herein traten, ohne daß diese Notiz von mir nahmen. Der Assessor schien einen Augenblick zweifelhaft zu sein, ob er ein Gespräch mit ihnen anknüpfen sollte oder nicht, gesellte sich dann aber zu mir und so saßen wir Alle in dem ziemlich großen, von drei Seiten umschlossenen Raum und starrten in das Unwetter hinaus.

Die Gräfin hatte ihre Kleine auf den Schooß genommen, die sich fest an dieselbe anschmiegte, Fräulein von Glinka mit gefalteten Händen saß neben Beiden. Ab und zu flüsterten sich die Frauen eine kurze Bemerkung zu über das Wetter, sonst sprach Niemand ein Wort.

Meine eigene Aufmerksamkeit war getheilt zwischen den schönen Fremden und dem Gewitter. Verstohlen betrachtete ich Jene; ich sah sie heute zum ersten Male so nah und so lange, ich machte dabei meine Reflexionen und vertiefte mich allmälig immer mehr hinter der vorgehaltenen Hand in ihren Anblick. Ich studirte sie. — Ich nahm meine ganze Kraft, meine Erfahrung und Intelligenz zusammen, um zu einem richtigen Schlusse zu gelangen, zu einem klaren Urtheile über die Achtbarkeit, den Werth dieser Damen. Ich erforschte ihren Anzug, ihre Haltung, ihre Mienen und Blicke, ich nahm mir sogar vor, mich auf den Standpunkt des Richters zu stellen, der einen Schuldigen zu überführen hat und alle Beweismittel gegen ihn in's Feld führt. Aber gottlob! — meine Mienen hellten sich mehr und mehr auf, ich vergaß beinahe ganz das Gewitter und alles Andere zuletzt, ich fühlte nur eine große, lebhafte Freude, — etwas wie ein hohes Glück in meiner Brust. — Ein goldener, warmer Sonnenstrahl leuchtete mir mitten unter Donner und Blitz. — Nein, — diese Frauen da drüben — sie waren keine Abenteuerinnen, das war gewiß. — Die einfache Eleganz ihres Anzuges, der Ausdruck des Ernstes und Ergriffenseins in ihren Mienen, ohne gerade Furcht zu verrathen — das Alles sprach zu ihren Gunsten ... Still und ernst saßen sie da, die Mutter ihr liebliches Kind schützend im Arme haltend und daneben das bleiche, ernste, edle Gesicht des jungen Fräuleins, dessen großes Auge voll aufgeschlagen hinaussah, ohne zu zucken, mit einem Ausdrucke von Zuversicht und Frömmigkeit, der wunderbar zu den edlen Linien ihres Gesichtes und der etwas blassen Hautfarbe paßte.

Ich fühlte mich gerührt — ja ergriffen. —

Wenn man mit dieser Ruhe, mit diesem edlen Anstande das Aufkreischen Derer da drinnen verglich, das bei jedem Blitz, bei jedem Donner bis zu uns herüber drang, wenn ich an Wienchen und Minchen, die Frau von Eckstein und Madame Ehemann dachte, an deren Sprache, an ihr Aeußeres und ihre freundlichen Intentionen, und dann diese beiden Frauengestalten im Geiste mit ihnen verglich, dann mußte mir es wohl klar werden, daß so verschiedene Naturen, Menschen von so verschiedener Begabung und Erziehung nicht miteinander harmoniren konnten. Der eine Theil zog sich zurück — der andere saß über jenen zu Gericht und rächte sich durch Medisance, durch Mückenstiche und elenden Klatsch dafür, daß Jene nicht waren wie sie selbst, sondern aus einem edleren Stoff geformt.

Der Lärm daneben wurde wirklich unerträglich, man konnte nicht einmal mehr seinen eigenen Gedanken nachhängen.

Ich schämte mich vor den Fremden.

Ich blickte auf, der Assessor war verschwunden, — die Damen drüben sahen halb erschrocken, halb verwundert auf. — Ich erhob mich und hinkte zu der Glasthüre. Ich überschaute von da aus den ganzen inneren Raum des Restaurationssaales.

Es war ein höchst seltsamer Anblick, welcher sich meinem Auge darbot. — Ich erblickte mitten im Saale einen dunklen Gegenstand; derselbe wurde von einem ausgespannten Regenschirme überragt, auf dessen Spitze Jemand ein Wasserglas gesteckt hatte. Ich konnte mit dem besten Willen nicht unterscheiden, was es war und was es zu bedeuten hatte. Ich sah da drinnen blasse und erregte Gesichter, und als es soeben wieder heftig blitzte, bemerkte ich, wie Frau von Eckstein hell aufkreischte und wie einige Andere, theils aus Schreck, theils um sich über die Angst der Anderen lustig zu machen, in dieses Kreischen mit einstimmten. — Das Ganze, nebst dem Gelächter und den schlechten Witzen, welche darauf folgten, machten auf mich einen geradezu unfeinen — einen abstoßenden Eindruck.

Aber welch' eine seltsame Pagode da mitten im Zimmer? —

Leise öffnete ich die Thür und trat in den Rahmen derselben. Jenes Monstrum bewegte sich ein wenig. — Was in aller Welt mochte das zu bedeuten haben?

Herr Steinhauer saß nahe der Thüre, an diesen wendete ich mich und bat um Aufklärung. Eben als derselbe mir eine solche geben wollte, kam der Baron quer durch den ganzen Saal herüber auf mich los chassirt und ergriff mich bei der Hand.

„O, famos! ... Wie, — famos?! Reizender Kerl, Ihr Freund, der Assessor, — steckt voll bis hieher voll allerhand Schnurren und Teufeleien! — Als ich noch bei den Ulanen stand ..."

„Aber, ich verstehe gar nicht," erwiederte ich, ihn unterbrechend, „ich frug soeben Herrn Steinhauer, was jene seltsame Masse dort bedeutet mit dem Regenschirm oben darauf?"

„Na ja, — ich weiß wohl — das meine ich ja eben. — Nämlich, — haben Sie denn vorhin das Schreien gar nicht gehört —"

„Nun, Lärm genug hörte ich — —"

„Ach, ich versichere Sie, das ist gar nichts — das ist Kaff gegen die beiden Bitters, die bei jedem Donnerschlage beinahe Krämpfe bekamen vor Angst. Da ist denn der Assessor gekommen, und wie er das gesehen hat, hat er Mutter Bittern den Vorschlag gemacht, ihre Töchter zu isoliren."

„Zu isoliren?" frug ich erstaunt.

„Ja, — natürlich, und zwar ganz einfach. Er meinte nämlich, dann könnte es blitzen wie es wollte, an sie könnte nichts herankommen."

„Ich begreife aber in der That nicht, Herr von Greifenkron."

„Na, — dann lassen Sie es sich von mir erzählen: er hat nämlich zwei Stühle genommen und hat die auf acht Wassergläser gestellt. Durch die Gläser waren die Stühle nun von unten isolirt, weil, wie Sie an den Telegraphenstangen sehen können, die Elektrizität das Glas nicht vertragen kann."

Mir ging ein Licht auf bei dieser gediegenen Auseinandersetzung. Also wieder einer von Karl's schlechten Witzen, etwas von seinem harmlosen Blödsinn, dachte ich.

„Nur weiter — ich bitte."

„Na ja, und da mußten sich Wienchen und Minchen Bitter drauffsetzen, und dann hing er ihnen Beiden einen Gummimantel über, den einer von den Anderen vorsichtigerweise bei sich hatte, und dann gab er ihnen einen Regenschirm in die Hand, wegen der Seide, die bekanntlich auch nicht elektrisch ist, und weil der einen eisernen Schuh hatte, steckte er noch das Glas oben darauf, und so waren sie denn auch von oben her isolirt. — Kapitale Idee — wie?"

„Und das ließen sich die Mädchen ruhig gefallen?" frug ich erstaunt und ungläubig.

„I — mit Kußhand, Herr Stadtrichter, nun sind sie ja feuerfest und —"

„Und werden zusammen ersticken unter jenem Regenmantel, denn hier drinnen ist mindestens eine Hitze von dreißig Grad Réaumur!"

Ich war schon im Begriff, mich in's Mittel zu legen gegen diesen Unfug, da fiel mir ein, in welcher boshaften Weise gerade jene beiden Schwestern allezeit über die Damen nebenan sprachen, und daß es deßhalb nur eine gerechte Strafe wäre, wenn sie sich hier unsterblich lächerlich machten.

„Nun, — meinetwegen," sagte ich ärgerlich, „mögen sie ersticken oder nicht, was scheert es mich!" ging wieder hinaus und auf die Veranda.

Die beiden Russinnen hatten sich mittlerweile erhoben und standen jetzt nahe der Glasthür. Mich dünkte, sie sahen etwas erstaunt, — ja sogar ein wenig neugierig aus. — Ohne mir recht bewußt zu werden, was ich that, redete ich sie an, — obgleich ich sonst wahrhaftig niemals geneigt bin, an Fremde mich heranzudrängen. Ich sprach erst Deutsch, und mich dann korrigirend, stotterte ich auf Französisch, wie seltsam jene Gestalt da drinnen aussehe.

Ich bemerkte sogleich, daß sie dieselbe durch die Glasthüre bereits gesehen hatten, denn sie begannen zu lächeln, und die Gräfin erwiederte etwas von très drôle und frug mich, was jene seltsame Erscheinung zu be-

deuten hätte. Nun ist es mir aber beinahe ganz unmöglich, eine zusammenhängende Beschreibung auf Französisch zu machen, und ich gerieth deßhalb in eine nicht geringe Verlegenheit. — Sich zu blamiren, linkisch oder unwissend zu erscheinen in Gegenwart einer Person, deren Anwesenheit allein schon im Stande ist, Einem die Sinne zu verwirren, für die man das empfindet, was ich für Fräulein von Glinka empfand ... welch' eine fatale Lage! — Hätte ich doch nur die Hälfte von des Assessors Unbefangenheit besessen, oder wäre ich der französischen Sprache so mächtig gewesen wie er!

Die großen, dunkelblauen Augen der Gräfin ruhten noch immer fragend auf mir, mich dünkte sogar, meine Verlegenheit schien sie im Stillen ein wenig zu belustigen. Ich fühlte, wie mir das Blut zu Kopf stieg. Ein rascher Seitenblick auf das Fräulein und ich begann, das heißt ich radebrechte so gut als es gehen wollte darauf los.

Ich konnte mich — es ist unglaublich — zuerst nicht einmal darauf besinnen, wie ein Stuhl heißt, und übersetzte „Gläser" mit verreries, wenn ich nicht irre, aber es machte sich doch im Ganzen besser, als ich es erwarten konnte, die Damen kamen mir auf halbem Wege entgegen, als sähen sie mir meine Gedanken an dem Munde ab, meine anfängliche Scheu begann zu weichen und die Worte und Redewendungen flossen geläufiger. Mein Himmel! ich war ja oft genug in Frankreich gewesen und hatte mir immer ganz gut durchgeholfen dort — warum sollte es denn am Ende hier nicht ebenfalls gehen! —

Fräulein von Glinka begann zu lächeln mit sanften, leuchtenden — ach! so schönen Augen, als sie den Sinn meiner Worte begriffen hatte, die Frau Gräfin aber brach in ein lautes, herzliches Gelächter aus.

„Oh, quel vilain barbare, votre ami! ... Et ces pauvres demoiselles!" rief sie, an die Glasthüre tretend.

„Das ist ein Kautschuk, unter dem sie sitzen ... aus Angst vor dem Blitze? — Aber, grand dieu! ich fürchte, sie werden darunter ersticken, mein Herr; man sollte interveniren. — Sieh' doch her, Sophie, — o, diese unglücklichen Mädchen!"

„Wäre auch kein Schade," brummte ich unchristlich in meinen Bart, eingedenk der spitzen Zungen, die dann mit umgekommen wären, während das Fräulein mit dem Kinde auf dem Arme neben ihre Freundin trat und ebenfalls durch die Scheiben sah.

Gerade in diesem Augenblicke bewegte sich drinnen die schwarze Masse schwerfällig. — War ihnen der Zustand unter dem Regenmantel unerträglich geworden und fürchteten die Schwestern zu ersticken, oder hatte ihre Angst mit dem entfernter rollenden Donner ein wenig nachgelassen und verlangten sie nach Erlösung, — kurzum der Regenschirm senkte sich, das Glas fiel herunter und zerbrach auf dem Boden, und unter den Falten des Mantels hervor schauten zwei beinahe in Purpurglut getauchte und von Schweiß überrieselte Gesichter, die mit weit aufgerissenen Augen und wirr herabhängenden Haaren um sich starrten.

Herr Heinzmann aus Dresden war der Erste, welcher ihnen galant zu Hülfe eilte; er hakte den Mantelkragen auf und entfernte das Kleidungsstück völlig, er warf es zu Boden und half den beiden Mädchen mitleidig sich aufrichten.

Ein Augenblick des Staunens, — des Schreckens möchte ich sagen, dann brach der eine Theil der Gesellschaft in ein lautes, rückhaltloses Gelächter aus, welches gar nicht enden wollte, während der andere sich in Beileidsbezeugungen erschöpfte.

O — über den Assessor! — Jetzt erst begriff ich, wie boshaft der Streich war, den er den Schwestern gespielt hatte, und warum er sich nun ganz abseits hielt. — Der Anblick der beiden Mädchen, die unter dem wasserdichten Stoff ein völliges Dampfbad genommen hatten und die nun mit derangirten Kleidern, kochgar und wie aus dem Wasser gezogen, mit weitgeöffnetem Munde nach Athem schnappend, dastanden, boten einen ebenso komischen als im höchsten Grade unvortheilhaften Anblick dar.

„Meine Kinder — meine theuren Kinder!" überschrie die fette Mama die ganze Gesellschaft und stürzte sich auf Minchen und Wienchen, die, nachdem sie einen einzigen Blick auf einander geworfen hatten, wie auf Verabredung in ein lautes, unharmonisches Weinen ausbrachen, und führte sie abseits. —

Die Damen traten etwas ernster als vorhin von dem Fenster zurück — das Ganze hatte etwas Widerliches trotz seiner Komik, — und nachdem ich noch im Fluge die schadenfrohen Mienen der Frau von Eckstein, der Grete Zitzewitz und einiger Herren gesehen hatte, entfernte auch ich mich von denselben.

„Wie kann man sich so sehr vor einem Gewitter fürchten, um eine derartige Tortur zu ertragen!" sprach die Gräfin, Platz nehmend, „stehen wir doch Alle in Gottes Hand."

„Ach! und wie kann Jemand nur so boshaft sein!" sagte das Fräulein mit seiner weichen, melodischen Stimme, indem ihr Blick mich streifte.

„Ich bitte um Verzeihung, verehrte Damen, mein Freund liebt es zwar, die Menschen ein wenig zu necken, aber boshaft ... nein, boshaft ist er nicht," erwiederte ich mit Wärme. „Er wollte den Schwestern nur eine kleine Lehre geben, — Sie können das nicht wissen, gnädiges Fräulein — aber das ... das konnte er nicht berechnen."

„Nun, um so besser," sagte die junge Dame ernst, während die Gräfin, wahrscheinlich in der Erinnerung an jene beiden Jammergestalten, auf's Neue herzlich und ungenirt zu lachen begann.

Es trat dann eine Gesprächspause ein. Das Gewitter ließ nach, es verzog sich schnell und der Himmel hellte sich auf. In der Ferne rollte noch der Donner, aber die untergehende Sonne brachte bereits das herrlichste Abendroth und blitzte in den schweren Tropfen an Büschen und Gras, daß diese aussahen wie übersät mit Rubinen.

Der Assessor kam herein. Ich bemerkte, wie ein humoristisches Lächeln über die Züge der Gräfin dahinhuschte, während das Auge des Fräuleins sich langsam und mit dem ihr eigenthümlichen Ernste für eine Sekunde fragend auf ihn richtete und dann die dunkle Wimper wieder senkte.

„Um des Himmels willen, Karl, — was sind das wieder für Thorheiten, die Du machst!" sprach ich leise und vorwurfsvoll.

„Thorheiten?" frug er mit seinen übermüthig blickenden Augen und that sehr erstaunt. „Wenn ich meine Kenntnisse benütze, um die Tücke der Elemente abzuhalten, zart organisirten menschlichen Wesen Schaden zu thun?"

„Karl, — wenn sie nun einen Schlagfluß bekommen hätten, oder sich ein Fieber zuzögen nachträglich?"

„Larifari!" rief er und mäßigte dann gleich darauf seine Stimme mit Rücksicht auf die fremden Damen. „Uebrigens hat mir das Gewitter doch einen Streich gespielt, — habe nun nicht in Erfahrung bringen können, was ich wollte — Du verstehst mich. — Nun —" (mit einem schnellen Blick auf die beiden Fremden) „wie hast Du Dich denn in der Zeit hier unterhalten? Hast Du die Gelegenheit benützt, um Dich niedlich zu machen, Dich vorzustellen?"

„Aber Karl!" sprach ich erröthend und dachte dabei: hätte ich das thun müssen, oder wäre es zudringlich gewesen, es zu thun? — Gerechter Himmel, was für einen Thoren doch die Liebe aus einem sonst ganz vernünftigen Menschen macht! ...

Des Assessors Auge ruhte beinahe lauernd auf mir und brachte mich dadurch noch mehr in Verlegenheit. Ich war schon im Begriffe, zornig zu werden, da steckte er den Klemmer in's Auge, erhob sich und ging zu meinem größten Schrecken geradenwegs auf die Fremden zu. Ich sah ihn sich verbeugen, hörte ihn seinen Namen nennen und wie er ihnen unsere beiden Wagen für den Heimweg zur Verfügung stellte.

„Ich bitte, meine Damen, nehmen Sie dieses Anerbieten ohne Umstände an, denn das Gewitter hat die Wege ruinirt und für leichtes Schuhwerk ungangbar gemacht," drang er in sie, als Jene sich sträubten.

„Sie sind wirklich außerordentlich gütig, mein Herr," erwiederte die Gräfin ohne Zierarei. „Ich für mein Theil fürchte mich nicht vor nassen Füßen, aber meine Freundin hier ist allerdings von zarterer Konstitution und die Kleine hätte ich auch gern trocken daheim; wenn es unmöglich ist, hier ein Fuhrwerk zu bekommen, dann acceptire ich mit aufrichtigem Danke den einen Ihrer Wagen, den andern aber —" (hier traf mich ein theilnehmender Blick) — „bitte ich dem kranken Freunde zu lassen."

Um des Himmels willen, die Damen halten dich am Ende gar für einen von den Rückenmärkern! fuhr es mir bei jenem mitleidigen Blicke durch den Kopf. — Entsetzt, wie elektrisirt sprang ich auf, und ohne Rücksicht auf die Schmerzen schritt ich festen Fußes hinüber.

„Frau Gräfin, ich bitte, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich!" rief ich mit vielleicht komischem Eifer, und ohne auf die etwas erstaunten Blicke der Damen zu achten, fuhr ich in derselben Hitze fort: „Mein gnädiges Fräulein — ich bitte Sie im Speziellen, — nehmen Sie meinen Wagen! — Ich sehe, hier waltet ein Irrthum ob, — ich bin nicht krank, — ich fahre heute zum ersten Male in einem solchen Schiebkarren."

Ich wollte hinzufügen, ich hätte mir nur den Fuß verstaucht, konnte aber leider in meiner Erregung das richtige Wort nicht finden für verstaucht und endete deßhalb mit einem Stammeln, das mich abermals erröthen machte.

Hiezu kam noch, an der Glasthüre sah ich soeben zwei Nasen, die sich gegen dieselbe breit drückten, und vier neugierig auf uns und die Damen gerichtete Augen, auch die Anderen bemerkten dieselben. Sie gehörten der Frau Stadträthin und Grete Zitzewitz. — Einer von Karl's halb erstaunten, halb mokanten, fest auf sie gerichteten Blicken genügte, um sie zu verscheuchen. —

Wir brachen auf, noch ehe die da drinnen sich zum Abmarsche rüsteten. Der Assessor ging mit der Gräfin voraus und hinter ihnen folgten wir Uebrigen in den beiden kleinen Gefährten. Durch die Lage der Umstände machte es sich ganz von selbst, daß wir neben einander blieben. Fräulein von Glinka hielt das Kind sorglich auf ihrem Schooße. — Ich selbst fühlte mich höchst unbehaglich in meinem Rollwagen, es kam mir vor, als spielte ich eine lächerliche, zum mindesten unpoetische Figur. Ich war mehrere Male im Begriff, ein Gespräch anzuknüpfen, ich wollte von dem herrlichen Abendroth und dergleichen sprechen, aber wiederum fand ich nicht gleich das französische Wort dafür. Das Kind plauderte zuerst lebhaft, wurde dann aber müde und schlief in den Armen des Fräuleins ein. — Dadurch wurde die Situation noch komplizirter.

Ich resignirte mich zuletzt und sah schweigend geradeaus, ebenso wie meine Begleiterin, — was ich aber dabei empfand, das, lieber Leser, kann man besser fühlen wie sagen.

Vor uns her gingen die Gräfin und der Assessor. Einen breitrandigen Strohhut auf dem vollen, schön geordneten Haar, in einem modischen, hübschen Kleide von écrufarbener Seide schritt die schöne Dame tapfer über den aufgeweichten Erdboden dahin. Sie hatte den Saum ihrer Robe ein wenig aufgehoben, um diese nicht zu beschmutzen, und gönnte uns so den Anblick eines wohlgeformten, aristokratischen Fußes, der in den hohen Stiefeletten mit geschweiften Absätzen à la Pompadour ebenso sicher als zierlich auftrat. Sie unterhielt sich während des Gehens lebhaft mit dem Assessor, der, den leichten Paletot genial über die linke Schulter geworfen, gestikulirte und schwatzte wie eine Elster.

Wie ich den Menschen beneidete! —

Ab und zu vernahm, — das heißt verstand ich ein Wort ihres Gesprächs und hörte ich das fröhliche, harmonische Lachen der Gräfin. Ich war fest überzeugt, der Assessor erzählte ihr ganz ungenirt etliche seiner drolligen Geschichten. — Nichts bringt die Menschen ja einander näher, als wenn sie herzlich mit einander lachen. — O, das wußte Karl! — Wie zwei alte Bekannte gingen sie neben einander her. — Wir kamen in den Schutz der Bäume. Es war hier dunkler; ohne für zudringlich zu gelten, konnte ich ab und zu einen Blick auf das Gesicht des Fräuleins werfen. In diesem Clairobscur sahen ihre Züge noch bleicher, noch vergeistigter und edler aus — ihr Blick schaute noch ernster, ja melancholisch, dünkte mich. Meine allezeit bewegliche Phantasie begann sogleich zu arbeiten, sie schuf in meinem Hirne die abenteuerlichsten Gebilde. Ich redete mir ein, dieses schöne Geschöpf sei unglücklich, fühle sich verlassen, allein und verkannt. — Die zarte Pflanze sehne sich nach Sonnenschein und nach dem Gärtner, welcher sie liebend an sein Herz drückte, sie pflegte und wartete mit sorgender Hand.

„O — wenn du selbst doch dieser Gärtner wärst!" seufzte ich, „wie wolltest du sie hüten und pflegen, diese schöne, fremde Blume!"

Ein helles Lachen störte mich auf aus diesen Schwärmereien, — der Assessor mußte etwas ganz besonders Komisches gesagt haben. — Wahrhaftig, ich glaube, er sprach von mir! — In der That — er erzählte der Gräfin die erste Entrevue mit dem Doktor und wie Jener mir ein Leberleiden angedichtet hätte, das zu kuriren er sich jetzt alle nur erdenkliche Mühe gäbe. Zwei Besuche jeden Tag.

Die Gräfin wandte sich lachend zu ihrer Freundin zurück und wiederholte ihr die Szene. Ein rascher, fast schalkhafter Blick traf mich und ein heiteres Lächeln erhellte gleich darauf die schönen, dunklen Züge der jungen Dame und ließ ihre ernsten, tiefbeschatteten Augen aufleuchten für eine Sekunde. —

Auch ich wurde plötzlich heiterer gestimmt, jenes Lächeln erwärmte mich, ich streifte einen Theil meiner Befangenheit ab — ich lachte mit und begann plötzlich darauf los zu sprechen, so gut es gehen wollte.

Der Schluß der Reise wurde dadurch für mich weniger peinlich als der Anfang.

So gelangten wir in das Dorf und vor das Haus. Die Damen sprachen noch einmal ihren Dank aus, reichten uns die Hände und empfahlen sich. — Schon in der Gartenthüre stehend, wandte sich die Gräfin noch einmal zu uns herum, und in der liebenswürdigsten Weise von der Welt sagte sie uns, daß es sie sehr freuen würde, wenn wir ihr Haus als das unsere betrachten wollten, vorausgesetzt, daß wir mit ihrer Gesellschaft zufrieden wären, denn weiter habe sie uns hier nichts zu bieten.

Der Assessor versicherte mit einer tadellosen Verbeugung und in wohlgesetzten Worten, wir würden nicht ermangeln, von dieser freundlichen Aufforderung Gebrauch zu machen. So schieden wir.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zauberin.

Gemälde von K. Sawitzky.

Unter Hexe stellen wir uns gewöhnlich ein abscheulich häßliches, 'bös aussehendes Weib vor. Im Volke bildete sich aber auch die Legende, die Hexen sammelten vorherrschend in der Johannisnacht Kräuter, wie Farnkraut, Salbei, Wegeblatt, Wermuth u. s. w., diese sollten in den Händen gewöhnlicher Menschen nicht jene Kraft gewinnen, wie unter denen der Hexen, die Tränkchen und Salben aus ihnen bereiteten. Auf diese Weise verbindet der Volksglaube mit dem Namen einer Hexe nicht nur einfache Bosheit, sondern auch Weisheit, d. h. Wissen, Kenntnisse. Der Typus einer Hexe ist daher nicht so einfach, wie ihn viele unserer Künstler gezeichnet haben. In dem, welchen unser Bild hier bringt, liegt viel Leben, Wahrheit und jener künstlerische Sinn, welcher dem Künstler die bekannten Grenzlinien zwischen der Darstellung von Volksphantasie und der der realen Wirklichkeit vorzeichnet. In den Augen und dem Gesicht der Sawitzky'schen Zauberin liegen viele Gedanken, in diesem Gesicht ist weniger Bosheit als Leiden, Erschöpfung, eine gewisse Anstrengung, irgend ein krankhafter Gedanke ausgedrückt, in dem Gesicht liegt Gespanntheit, Alles ist konzentrirt auf Etwas, das ihr Gehirn zermartert, doch durchaus das Gesicht nicht stumpf oder blöde macht. Alle Dinge, mit denen die Volksphantasie das Bild der Zauberin umgab, sie sind bei der gestellten Aufgabe gewiß am Platze und wirken nicht störend auf die Realität der Darstellung ein. Der zu den Füßen der Alten spielende Kater, die Elster auf dem Rücken derselben, sie sind fast dahin gehörig, von den Kräutern, Gläsern, Kochtöpfen und anderen Geräthschaften gar nicht zu reden, sie gehören zur Umgebung der Alten, die beim Volke im Rufe einer Zauberin steht. Die Zeichnung ist ein wenig trocken und unfein, aber ungeachtet dessen finden wir das Gesicht der Alten mit 'einem solch' naturgemäßen Ernst behandelt, daß die Vorzüge des talentvollen Pinsels Sawitzky's in jedem Striche sichtbar sind.



Die Zauberin. Gemälde von K. Sawitzky.



Szenen und Typen aus Schweden und Norwegen. (S. 374.)

Der Liebe Loos.

Sie fanden sich, verstanden sich
Und liebten sich unsäglich!
Verlobten sich, verbanden sich, —
Da ward die Lieb' alltäglich.

Nun tranken bis zur Neige sie
Der Liebe Freudenbecher.
Und sah'n sich dann ernüchtert an:
Da ward die Liebe schwächer.

Nachdem zum Theil auch Langeweil'
Gefühlt die heißen Triebe,
Da kam die Noth um's liebe Brod
Und aus war's mit der Liebe!

(Aus: „Distelblüten". Humoristisch-satyrische Gedichte von Hugo Krebs. Breslau, Köhler's Hofbuchhandlung.)

Was nun?

Ein Lebensbild

von

L. Ado.

(Fortsetzung.)

Ich legte mich nieder und lange ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß ich mir nun eine Last aufgeladen, obgleich ich doch selbst kaum wieder einigermaßen festen Fuß gefaßt hatte; aber doch war es ein eigenes frohes Gefühl, daß ich ein Wesen gefunden, für welches ich zu sorgen, daß mein Leben doch nun einen Zweck habe.

Am Morgen, bevor ich selbst erwachte, war die Kleine schon auf den Beinen, hatte die Schweine gefüttert, Feuer gemacht und Kaffeewasser aufgestellt. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß das Waschwasser, welches ich am Abend vorher für sie hingesetzt hatte, nicht berührt und ebensowenig der Kamm, den ich dazu gelegt, gebraucht worden war. Ich rief sie zu mir, fragte, ob sie sich nicht kämme und wasche, und erhielt die Antwort:

„Ja, Herr, alle Sonntag."

Das ging doch nicht so fort; ich nahm sie mit zur Frau Schulmeisterin, diese mußte ihr zeigen, wie man sich wasche und kämme und zugleich Maß für neue Wäsche, Röckchen und Mieder nehmen, die die gefällige Frau zu machen versprach. Ich zeigte der Kleinen während des Tages Alles, was sie zu verrichten habe: sie machte mein Bett, räumte das Zimmer auf, fegte Haus und Hof, besorgte die Schweine und das Federvieh, beschäftigte sich im Garten und zu Mittag kochte sie unter meiner Leitung eine Suppe und Kartoffeln, die mit ausgelassenem Speck verzehrt wurden.

Am ersten Tage war sie natürlich noch unbeholfen und ängstlich, das legte sich aber bald und sie zeigte sich anstellig und willig.

Vor mir hatte sie eine gewaltige Scheu; sie richtete keine Frage an mich und sprach nur, wenn ich sie fragte. Wenn sie sich nicht selbst zu helfen wußte, fragte sie die Lehrerin um Rath, und ich ließ sie dabei, denn die geschickte und umsichtige Frau wies sie stets auf das Rechte und war sanft und gut zu dem Kinde.

So war nun mein Hausstand wieder in richtigem Geleise. In ihren neuen Sachen sah Grete sauber und ordentlich aus. Mit der Zeit fing sie an, etwas auf sich zu halten; ja ich ertappte sie sogar öfters auf kleinen Eitelkeiten: des Sonntags flocht sie buntseidene Bänder in das Ende ihrer schönen blonden Zöpfe, Bänder, die noch aus meiner guten Zeit stammten, womit mich meine Leute auf dem Felde gebunden hatten, und die ich ihr geschenkt. Eine schöne Blume steckte sie sich in's Mieder und die Schürzchen wurden fast täglich gewechselt und von ihr selbst gewaschen und gerollt.

Als es wärmer wurde, bestellte ich eine einfache Bettstelle, einen Waschtisch und eine Kommode. Mit Hülfe der Lehrerin wurde ein leidliches Lager hergerichtet, ein Spiegelchen in die Kammer gehängt, und als so der Raum ganz sauber und behaglich aussah, führte ich Grete hinein und übergab ihn ihr als ihr eigenes Reich. Wie erstaunt war ich aber, als sie mich plötzlich bei der Hand faßte, mit ihren großen blauen feuchten Augen ansah und mit flehender Stimme zu mir sagte:

„Ach Herr, laßt mich bei Euch, hier fürcht' ich mich und bei Euch schlaf' ich so gut."

Mit Widerstreben trat ich ihr wieder mein Sopha ab, doch wurde ausgemacht, daß sie nur in meinem Zimmer schlafen dürfe, ihre Toilette aber in ihrer Kammer besorgt werden müßte und daß sie auch dort ihre Sachen aufhöbe. Mit wahrem Jubel willigte Grete in meine Bedingungen, drückte mir die Hand und die eben noch feuchten Augen strahlten vor Wonne und Glück. Altklug sagte sie dann:

„Herr, es ist gewiß besser, wenn ich bei Euch schlafe, Ihr könntet ja doch auch krank werden, und dann ist ja nun auch ein Bett da, wenn Ihr einmal Gäste bekommt."

Ich lachte und streichelte ihr die blassen, eingefallenen Wangen. Gäste? Wer sollte mich besuchen, wer sollte bei mir übernachten? Ich war ja arm, hatte keine Jagden mehr zu geben und konnte keine Schmausereien veranstalten. Den Armen fliehen die Gäste. —

Den Sommer über wurde fleißig geschafft und ich machte ganz leidliche Geschäfte. Auf Müller's Bitte übernahm ich auch die Oberaufsicht seines Gartens und mancher leckere Bissen wanderte dafür aus der Speisekammer meiner alten guten Nachbarin auf meinen Tisch. Der Herbst brachte Obst, Kartoffeln, Rüben und Kohl in den Keller, frohe Jagdzüge durch Müller's Revier lieferten Hühner und Hasen in seine und manchmal auch in meine Küche.

Grete war fleißig in der Schule, sauber im Hause und lernte mein einfaches Mahl, das ich mit ihr theilte, ganz schmackhaft kochen. Meine kulinarische Kunst, die ich beim Militär, auf den Manövern und in den Kantonnements gesammelt, leistete dabei gute Dienste, und auch an Rathschlägen der Lehrerin fehlte es nicht. Mein Pflegekind nahm zusehends zu, wurde lebhafter, gesprächiger und frischer. Oft setzten mich ihre verständigen Maßregeln in der Wirthschaft, ihre Umsicht und Sparsamkeit in Erstaunen, oft mußte ich über ihre altklugen und komischen Einfälle lachen. Im Dorfe unter den Kindern wuchs das Ansehen Grete's gewaltig, denn kein Kind ging so sauber gekleidet, so sorgfältig gescheitelt und war so aufmerksam und fleißig, wie meine Grete. Ja, *meine* Grete war sie so schnell geworden, und ich hätte den Gedanken, ohne sie fertig zu werden, gar nicht fassen können. Daß sie in einigen Jahren erwachsen, daß sie bald ein großes Mädchen sein würde und es dann nicht mehr angehen würde, sie unter meinem Dache zu behalten, daran dachte ich gar nicht, und bis dahin hatte es ja auch noch gute Weile.

Als im Herbst Alles eingeheimst, der Ueberschuß verkauft und der Garten wieder umgegraben war, als wir die Rosen zugedeckt, den Holzvorrath billig von Müller erstanden und uns so die Möglichkeit verschafft hatten, dem Winter ruhig entgegen zu sehen, da überzählte ich meine Ersparnisse und fand, daß ich in diesem Sommer achtzig Thaler Ueberschuß habe. Achtzig Thaler! Das war ein guter Anfang! Nun wußte ich, daß ich auskam, daß, wenn alle Jahre so günstig waren, mein Kapital sich vermehrte und der gute Schneefeld nun getrost seine Sparpfennige behalten konnte.

Den Ueberschuß brachte ich nach der Stadt zum alten Kaufmann Geldermann, der die Vorschußkasse im Städtchen verwaltete, die Sparkasse unter sich hatte und das Vertrauen der ganzen Gegend besaß. Er kannte genau meine Verhältnisse, verwaltete mein kleines Vermögen und war voller Gefälligkeit gegen mich. Geldermann freute sich über meinen Verdienst und spornte mich zu noch größerer Sparsamkeit an.

„Ist doch schon ein Anfang," sagte er. „'s wird schon besser werden, das Gut müssen wir wieder kriegen, wenn auch nicht gleich. Dann haben Sie es sich aber selbst verdient und werden es nicht wieder fahren lassen. Das Ererbte man leicht läßt, das Erworbte hält man fest."

Zwanzig Thaler wurden als Lohn für Grete in ein Sparkassenbuch eingetragen und so wollte ich es jedes Jahr halten. Auch Schneefeld freute sich über mein Wohlergehen und versprach, bald selbst zu kommen, „um sich 'mal wieder gründlich mit mir zu verplaudern," wie er sich ausdrückte.

So ging es vergnügt in den Winter hinein. Am Tage fehlte es niemals an Arbeit. Die Gartengeräthschaften ergänzte und reparirte ich, einen Stall richtete ich ein, um ein Kalb darin unterzubringen, das ich von Müller erstanden, neue Mistbeetkasten wurden gezimmert, dazwischen Jagdausflüge gemacht und landwirthschaftliche Zeitschriften und Bücher studirt. Müller hatte einen ganzen Schrank damit angefüllt; auch gute Lehrbücher der Gärtnerei. Er selbst hatte wohl noch keinen Blick in diesen Schatz gethan, seine Landwirthschaft sah wenigstens darnach aus.

Die langen Winterabende vergingen schnell genug. Zweimal in der Woche spielten der Schulmeister und ich bei Müllers unsern Skat, die anderen Abende wurden durchlesen und durchplaudert. Grete saß dabei und machte eifrigst ihre Schularbeiten, las in Jugendschriften, die ich ihr geschenkt, strickte oder besserte ihre, auch wohl meine Wäsche aus, und das ging schon ganz leidlich. Wenn sie bei ihren Aufgaben oder bei der Lektüre etwas nicht recht verstand, so fragte sie, und ich half und erklärte ihr die unklaren Stellen. Dadurch kam ich darauf, mich mehr mit ihr zu beschäftigen, und bald waren regelmäßige Stunden eingerichtet. Geographie, Geschichte und später auch Französisch wurden vorgenommen und von Grete's Seite mit einem Eifer, der mich selbst mit fortriß und mich zwang, mich auf die Stunden vorzubereiten, denn ihre Fragen waren so gründlich, daß sie mich in der ersten Zeit oft in Verlegenheit setzten. Durch's Lehren lernte ich selbst und frischte manches längst Vergessene wieder auf.

Der Schullehrer merkte bald, was mit Grete vorging, und war unzufrieden darüber. Er sagte oft:

„Was soll aus dem armen Mädel werden, wenn Sie ihr da Dinge in den Kopf setzen, die sie für ihre einfache Zukunft nicht brauchen kann, sie sogar unfähig machen, mit Leuten ihres Standes zu verkehren!"

Ich sah ein, daß der Mann Recht hatte, und wollte den Unterricht abbrechen, Grete bat und weinte aber so viel, arbeitete so fleißig und bestürmte mich so wißbegierig mit Fragen, daß ich die Stunden wieder aufnahm. Ehrlich gestanden: nicht allein um Grete's, nein auch um meinetwillen. Die Stunden machten mir, bei solch' gelehriger Schülerin, selbst die größte Freude.

Zu Weihnachten schmückte ich ganz in der Stille einen Tannenbaum, kaufte in der Stadt Geschenke für Müllers, Schullehrers, die Kinder, die im Garten geholfen hatten, und natürlich auch für Grete, und für diese so viel (mein alter Leichtsinn erwachte wieder beim Herumsuchen in den Läden), daß ich einen Theil davon für künftige Zeit zurücklegte. Schneefelds waren nicht vergessen; sie erhielten ein Päckchen mit nützlichen und guten Sachen.

Am heiligen Abend durfte Grete den ganzen Tag nicht in mein Zimmer, in ihrer Kammer wurde gegessen und mußte sie sich aufhalten. Der Abend rückte heran, meine Gäste versammelten sich, und als ich sie in's Zimmer herein rief, da war Alles stumm vor Staunen. Solch' einen Baum hatten sie noch nicht gesehen. Ach, mit welchen Gefühlen putzte ich die Tanne! Der treuen, guten, verstorbenen Mutter hatte ich ja diese Kunst abgelauscht, und seitdem sie dahingegangen, war niemals wieder solcher Baum für mich geschmückt worden.

Nun zeigte ich Jedem seinen Platz. Die Kinder erhielten Schulsachen für wenige Groschen, Strümpfe und billige Shäwlchen; und welche Freude machten diese Kleinigkeiten! Schullehrers waren tief gerührt von meinen Gaben, und Grete, Grete war stumm. Ein neues, fertiges blauwollenes Kleid lag auf ihrem Platze, Wäsche, Bücher, Zeichnenmaterial, Kragen und Bänder. Sie starrte lange auf ihre Sachen, dann drehte sie sich zu mir um, sah mich groß an und fragte:

„Herr, soll das wirklich für mich sein, für mich ganz allein?" und als ich dieß bejahte, stürzte sie auf mich zu, stutzte noch einmal und dann lag sie in meinen Armen, drückte einen Kuß auf meine Lippen und ihre Augen standen voller Thränen. Plötzlich ließ sie mich erschreckt los und stammelte:

„Verzeiht, Herr, ich bin aber zu glücklich."

Wer glücklicher war, sie oder ich, das ist die Frage.

Der Lehrer hatte die Szene beobachtet, trat zu mir heran und sagte:

„Sie verderben das Kind."

„Durch wahre Liebe ist noch kein Mensch verdorben worden," antwortete ich.

Der heilige Abend verlief ruhig und behaglich bei einer guten Bowle Punsch in Müller's gastfreiem Hause.

Am ersten Feiertage ging ich mit Grete in die Kirche; sie hatte ihr neues Kleid angezogen und fürchtete ordentlich, sich den Dorfbewohnern in solchem Putze zu zeigen. Die schlichte Predigt des alten Geistlichen ergriff sichtlich die Gemeinde und meiner Grete standen die hellen Thränen in den Augen. Beim Verlassen der Kirche ergriff sie meine Hand und dankte nochmals mit rührenden Worten für all' das Gute, das ich für sie gethan, und versprach, immer brav und gehorsam zu sein. Das hat sie gehalten ihr ganzes Leben lang und noch mehr, weit mehr.

Eine selbstgezogene Gans, von der Frau Lehrerin zubereitet, war unser Festessen; sie schmeckte prächtig und Grete versicherte, daß sie an kommenden Weihnachten die Gans schon allein braten würde, „und dann," sagte sie, „wird es mir noch viel, viel besser schmecken, denn dann ich doch hab' zum Feste auch was für Sie gethan." —

Bei Arbeit, Unterricht, Jagd und den mannigfachsten

Beschäftigungen verging der Winter. Grete machte bei mir und in der Schule sehr gute Fortschritte, sie wurde immer geweckter, immer lernbegieriger und bald konnte man schon ein ganz vernünftiges Wort mit ihr sprechen. So zufrieden der Schullehrer mit seiner Schülerin war, so unzufrieden war er mit mir und klagte fortwährend über meinen Unterricht; sein drittes Wort war immer:

„Sie machen das arme Ding für's ganze Leben unglücklich! Sie lassen das Kind an der Blume des Wissens riechen und wie bald wird das Leben sie ihr entblättern und ihr nichts lassen, als verzehrende Sehnsucht nach dem verlorenen Gut!"

Das Versprechen, Grete im Sommer nach der Stadt zu schicken, um dort tüchtigen Unterricht in der Handarbeit zu nehmen, beruhigte den guten Mann einigermaßen, „denn," sagte er, „durch die Arbeit der Hände kommt sie wieder auf den Boden zu stehen, wohin sie gehört."

Die Frühlingsstürme fegten den Garten und das Feld vom Schnee rein, meine Frühbeete prangten in jungem Grün und schon wanderten Salat und Radieschen nach der Stadt, aber nicht mehr durch den Milchmann, sondern durch Grete, die zweimal in der Woche, wie versprochen, in die Nähstunde ging. Merkwürdig war es, wie viel höher in diesem Jahre meine Erzeugnisse bezahlt wurden. Verstand Grete besser zu handeln, oder hatte der Milchmann nicht ganz redlich abgeliefert?

So schön der Frühling war, so viel Arbeit brachte er mit sich, und kaum konnte sie bewältigt werden, zudem Grete fast zwei ganze Tage in der Woche fehlte. Andere junge Kräfte mußten aushelfen, und bald prangte der Garten in der schönsten Blumenpracht und meine Gemüse bekamen Ruf in der Stadt und der ganzen Umgegend. Es machte mir Freude, daß selbst Gutsbesitzer, die tüchtige Gärtner hatten, junge Pflanzen, frühes Gemüse und Obst von mir bezogen. Bald konnte kein Fest mehr in der Gegend gefeiert werden, bei dem nicht ein Strauß vom Hauptmann auf dem Tische prangen, Obst und Gemüse von mir auf der Tafel erscheinen mußte. Das brachte Geld und machte Lust zum weiteren Schaffen.

Meine Schweine wurden groß, ebenso das Kalb, und da reichten bald die Abfälle nicht mehr aus. Ich pachtete von einem Bauern einige Morgen Wiese und sechs Morgen Land. Da hatte ich mir wieder eine gehörige Last aufgeladen, aber sie trug ihre Früchte. Das Heuen wurde ein Fest für meine kleinen Hülfsarbeiter und bald füllte sich der Boden mit dem duftigen Futter. Kartoffeln, Kohl, Rüben und alle möglichen Sommerfrüchte wuchsen üppig auf meinem Felde und die Tagelöhner fraßen bald meine kleinen Garteneinnahmen auf. Der Herbst mußte ja aber zeigen, ob ich richtig gerechnet hatte, und war es nicht der Fall, so konnte ich immer wieder das Land abgeben; es war ja nur gepachtet und nicht gekauft.

Schneefeld war entzückt über meine kleinen Erfolge und die innere Zufriedenheit, die aus meinen Briefen sprach. Hier eine Antwort des guten Alten:

„Lieber, hochwohlgeborener Herr Hauptmann!

„Nanu sind Sie wieder Landmann und haben's nanu auch richtig angefangen; das heißt von die andere Seite; mit sechs Morgen und nicht mit fünfzehnhundert Morgen unterm Pflug. Da werden von Jahr zu Jahr einige Morgen dazu kommen und ich werd's noch erleben, daß Sie wieder Rittergutsbesitzer sind. Dann komm' ich zu Sie wieder als Inspektor, aber beim Kauf muß ich dabei sein, sonst komm' ich nicht. Nicht wahr, die Arbeit macht leichtes Blut, guten Schlaf und tüchtigen Hunger, und die Knolle schmeckt gerade so gut, als wenn sie Austern und Sekt wäre (wovon hier noch ein ganzer Haufen Schalen und leere Bütteln von Ihre frühere Thätigkeit zu finden sind). Wird auch noch wieder kommen, aber mit Maß! Zur Saat im Herbst nehmen Sie von den Frankensteiner Roggen aus Ihre Gegend, der paßt für Ihren Boden und trägt gut. Juno werd' ich Sie wohl bald bringen müssen, denn sonst wird das Vieh zu faul und verlernt ganz die Kunst. Die gewünschten Sämereien folgen anbei und auch ein Sandkuchen von die Alte, die sagt, daß es Ihr Lieblingskuchen sei. Es grüßt Sie, wie ebenso meine Alte, die auch ganz munter ist,

Ihr treu ergebener Freund und Inspektor
Schneefeld."

Müller kränkelte; er reiste nach Karlsbad und während seiner Abwesenheit vertrat ich ihn so gut wie es ging. Eine heillose Wirthschaft war unter dem Alten eingerissen; bessern konnte ich in der kurzen Zeit nichts, aber doch wenigstens dafür sorgen, daß die Ernte in die verfallenen Scheunen kam, daß das Vieh seine richtige Pflege hatte, und die Arbeiter nicht machen konnten, was sie wollten. Ich ließ Hof und Garten aufräumen, um wenigstens äußerlich dem Ganzen einen Anstrich von Ordnung zu geben. Der Maurer des Ortes mußte Wohnhaus, Ställe und Scheunen neu anstreichen und die wichtigsten Reparaturen vornehmen. Frau Müller sträubte sich zwar anfangs gegen diese Neuerungen, aber mein Zureden half, und als es fertig war, wußte sie sich vor Freude kaum zu lassen. Im Herbst kehrte Müller nicht wohler zurück, schimpfte über das viele Geld, das er unnütz „versoffen", wie er sich drastisch ausdrückte, und war erst erstaunt, dann sehr zufrieden über meine Anordnungen. Er bot mir an, Inspektor bei ihm zu werden und sein Gut wieder in Ordnung zu bringen, aber dafür dankte ich, denn erstens gefiel mir mein jetziges Leben ganz gut, dann aber traute ich mir die selbstständige Leitung eines Gutes noch nicht zu. So gut wie Müller es verstand, wäre es wohl auch bei mir gegangen, aber dazu brauchte er mich ja nicht; er wollte eine gründliche Reorganisation, und zu solchem Wagniß fehlte es mir an Muth und Geschick. Da sich Müller nicht entschließen konnte, einen fremden Menschen anzustellen, „denn," sagte er oft, „thu' ich das, so höre ich auf, Herr im eigenen Hause zu sein," so versprach ich ihm, fleißig mit Rath und That zu helfen. Ich hab' das auch redlich gehalten.

Als sich die Blätter anfingen bunt zu färben, das Obst gesammelt war, der zweite Schnitt des Heues auf dem Boden lag, da begann die Ernte von Kartoffeln, Kohl und Rüben. Von früh bis spät arbeitete ich mit meiner kleinen Schaar unter Scherz und Gesang und dabei ging es flink von der Hand. Groß war die Ernte nicht, denn dazu war das Land nicht gut genug hergerichtet worden, aber ich hatte doch genug für Mensch und Vieh und brauchte nichts zu kaufen.

Als die Winterstürme begannen, es war an einem rauhen Novemberabend, wir saßen traulich bei der Lampe im durchwärmten Zimmer, öffnete sich plötzlich die Thür und meine treue Juno sprang herein, auf mich zu und hätte beinahe ihren alten Herrn vor ungestümer Freude mitsammt dem Stuhl, auf dem er saß, umgeworfen; ihr folgte auf dem Fuße — Schneefeld. Das Wiedersehen war herzlich und die Freude auf beiden Seiten groß. Zu Fuß war der Gute aus der Stadt, beladen mit einer mächtigen Reisetasche, hieher gekommen und auf meinen Vorwurf darüber antwortete er lächelnd:

„Ich habe nicht vorher geschrieben, denn sonst hätten Sie mir Ihre Kutschpferde geschickt, und die haben doch jetzt im Herbst genug zu thun. Meine beiden Rappen," dabei schlug er sich mit dem Stock auf die hohen Stiefel, „sind noch rüstig und gesund, so 'ne Meile ist Lumperei für sie." Grete hatte sich beim Erscheinen des Alten hinausgeschlichen und trug nun ein opulentes Abendbrod auf. „Na," sagte Schneefeld, „schlecht geht es Ihnen nicht, die Speisekammer scheint in Ordnung zu sein und Ihre kleine Wirthschafterin ist auf'm Posten. Das ist recht, mein Kind; Du hast einen guten Herrn, pflege ihn auch gut."

Nachdem mein Gast sich die lange Pfeife angezündet und es sich bequem gemacht hatte, wurde der Abend bei einem Glase Punsch heiter verplaudert und Schneefeld schüttete mir sein Herz aus über seine neue Herrschaft, die ihm gar nicht gefallen wollte. Oft wiederholte er: „Das sind keine noblen Menschen, das sind Parvenüs, und die wissen nicht zu leben und können daher auch nicht leben lassen. Sie konnten das nur zu gut."

Als es spät wurde, dachte ich erst an Schneefeld's Nachtquartier und winkte Grete heran, um ihr die nöthigen Instruktionen zuzuflüstern, aber sie lächelte stolz und sagte: „Ist schon Alles in Ordnung, Herr." Und richtig, wie nett hatte sie ihr Kämmerchen zurecht gemacht: das Bett war weiß überzogen, der Waschtisch sauber geordnet, im Oefchen knisterte ein helles Feuer und als Schneefeld hereintrat, rief er aus: „Gott, wie mollig!" und klopfte Grete dabei auf die hocherrötheten Wangen.

Schneefeld blieb einige Tage, sah sich Müller's Gut gründlich an und sagte: „Das sieht hier verdammt verkommen aus, aber daraus ließe sich was machen. Das müssen Sie später kofen." Ich lachte über solche Reden und sagte ihm, daß ich glücklich sei, die Sorgen, die ein großes Gut mit sich brächte, vom Halse zu haben. Wir jagten, strichen in Wald und Feld umher, und so vergingen drei Tage wie im Fluge. Als der Alte ging, gab er mir das Versprechen, bald wieder zu kommen, und er hielt Wort, denn alle Jahre war er mein Gast in alter Rüstigkeit.

So verging die Zeit. Sechs Jahre hatte ich nun schon mein Häuschen. Zwei Kühe und einige Kälber brüllten im Stalle, das Pachtland war mein Eigenthum und noch mehr Acker dazu. Grete war ein hübsches, schlankes Mädchen geworden, in ihren schönen blauen Augen las man Herzensreinheit und Seelenruhe. Sie stand meiner Wirthschaft vor wie eine echte deutsche Hausfrau, und hatte so viel gelesen und gelernt, daß ich oft selbst darüber erstaunte. Lange schon hatte sie ihr Stübchen ganz bezogen, war eingesegnet und der Liebling des ganzen Dorfes, besonders der Armen und Kranken. Mein Umgang war derselbe geblieben; bei Müllers, die recht alt geworden, ging ich wie ein Sohn aus und ein, Schullehrers waren meine Freunde geblieben und bei zwei Kindern hatte ich schon Gevatter gestanden. In jeder Verlegenheit halfen wir uns gegenseitig aus und über den einzigen Streitpunkt: „Gretchens Bildung", hatten wir uns längst geeinigt. Der Lehrer sah ein, daß dem Kinde dadurch kein Schaden erwachsen sei.

Im Schulhause sah man wieder einem neuen Weltbürger entgegen; da bis jetzt drei Mädchen umher krabbelten, wurde nun mit Sehnsucht ein Stammhalter erwartet.

Eines schönen Morgens erschien plötzlich der Freund mit einem von Glück strahlenden Gesichte und kündigte mir an, daß ihm ein Knabe geboren sei.

Die Freude sollte leider nicht lange dauern, denn das Kind war schwächlich und bei der Wöchnerin stellte sich Fieber ein. Bange Stunden vergingen. Der Doktor und die „weise Frau" schüttelten bedenklich den Kopf und am fünften Tage war die rüstige, lebensfrische Frau eine Leiche. Wenige Tage darauf wurde das Söhnchen zur Mutter gebettet. Eine trübe Zeit begann. Der arme, verlassene Gatte konnte den Verlust kaum fassen; wie ein Irrer ging er umher. Das Begräbniß besorgte ich, Grete schmückte die Todte und den Sarg. Es wurde für eine ältere Frau gesorgt, die sich der Wirthschaft und der Kinder annehmen mußte; der arme Mann war unfähig, auch nur das Geringste zu thun. Wochen vergingen, ehe der Unglückliche sich wieder fand. Grete war in dieser Zeit unermüdlich. Bald war sie in meiner Wirthschaft thätig, bald sprang sie hinüber in's Schulhaus, um zu sehen, ob auch den Kindern nichts fehle, ob auch der Schullehrer seine Ordnung habe, das Vieh sein Futter und Garten und Feld die nöthige Pflege. Jeden Morgen lag ein frischer Kranz von ihrer Hand gewunden auf dem Grabe der lieben Verschiedenen, und gewöhnlich wurde er in Begleitung der kleinen Waisen hingetragen. Oft noch spät am Abend fand ich sie am Waschtrog, um Kleider und Schürzchen der Kinder zu waschen, „denn," sagte sie, „die armen Dinger dürfen die Mutter nicht gar zu sehr vermissen."

Der Sommer ließ Blumen auf dem Grabe ersprießen. Der Herbst begann, mit ihm die Ernte und bald wehte der Wind wieder über die Stoppeln. Der Wintervorrath war eingeheimst und das warme Stübchen fing wieder an seinen wohlthuenden Einfluß auszuüben. So saßen wir denn eines Abends bei der hellen Lampe am Tisch, mein armer Freund und ich, Grete saß an ihrem Nähtischchen und strickte Strümpfchen für ihre kleinen Pfleglinge, die Lehrerskinder. Wir hatten lange geschwiegen, es wollte kein Gespräch recht in Gang kommen. Ich bemerkte, wie der Lehrer unverwandt auf Grete sah und sich dabei oft gedankenvoll mit der Hand über die Stirne fuhr. Plötzlich drehte er sich zu mir um und tief erröthend flüsterte er mir in's Ohr:

„Wie hübsch ist die Grete; ein liebes Kind und doch schon völlig erwachsen; das wäre eine Mutter für meine armen Kleinen."

Wie ein Blitz fuhr mir diese Rede durch alle Nerven; ich weiß nicht zu beschreiben, wie das war, und ich muß auch blaß geworden sein, denn der Lehrer sagte betroffen:

„Sind Sie krank, Herr Hauptmann?"

„Es muß wohl zu heiß hier sein," entgegnete ich. „Grete, hole mir doch ein Glas Wasser." Grete ging und als sie fort war, sagte ich so ruhig als möglich: „Versuchen Sie es; Grete ist ja nun siebenzehn Jahre alt, und wenn sie Sie lieb haben kann, so können Sie keine bessere Frau, keine treuere Mutter für Ihre Kinder finden."

Da kehrte Grete mit dem Wasser zurück und fragte theilnehmend nach meinem Befinden.

Ich sagte, mir sei wieder ganz wohl, und damit kehrte sie auf ihren Platz zurück, und unser Gespräch begann sich um gleichgültige Dinge zu drehen. Sinnend und in Gedanken verließ mich der Lehrer früher wie gewöhnlich.

Die Rede des Freundes wollte mir nicht aus dem Kopfe. Oft sagte ich mir, daß es ein Glück für Grete

sei, solch' braven, ordentlichen Mann zu bekommen, und doch sträubte sich dagegen Alles, was in mir ist. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, wie ich leben sollte, ohne das liebe Gesicht täglich, stündlich vor Augen zu haben, wie meine Wirthschaft, meine Häuslichkeit ohne die fleißige, umsichtige Wirthin bestehen könne. Ich warf mir Härte, Grausamkeit gegen die armen Lehrerskinder, Lieblosigkeit gegen den Freund vor, und doch konnte ich den Gedanken nicht ertragen, daß meine Grete nicht mehr bei mir sein sollte. Sie ging unbefangen ihren Geschäften nach, ahnungslos und heiter.

(Schluß folgt.)

Nizza.

(Bild S. 365.)

„Ein Winterfrühling im Süden", wie das so verlockend, so verführerisch klingt! Magnetisch zieht uns dieß Zauberwort über die Alpen, über die Pyrenäen, wo die Bäume in vollem Früchteschmuck stehen, während Berg und Thal in unserer nordischen Heimat mit Schnee bedeckt sind und der rauhe Boreas durch die Straßen unserer Städte fegt. Wem ist es zu verdenken, wenn er die Wärme des Kamins mit dem milden Klima an der blühenden, duftenden, grünen Riviera vertauscht und in Nizza, Cannes, Mentone oder San Remo seine Wintervilleggiatur hält, die nicht nur den warmen Sonnenschein vor unseren Städten voraus haben, sondern auch die Wintervergnügungen, auf die wir uns so viel zu Gute thun, mit den Reizen des sommerlichen Aufenthaltes vereinigen. Die Gesellschaft, die sich im Winter hier zusammenfindet, hat ihre Bedürfnisse, ihre Ansprüche auf Comfort und Unterhaltung mitgebracht, und mit jedem Jahre ist man diesen Ansprüchen mehr entgegengekommen, so daß Nizza vielleicht der eleganteste Winterkurort der Welt ist.

So ist Nizza denn eine Weltstadt im Kleinen geworden. Die wunderbaren Reize der Natur, die sie von allen Seiten umgeben und die sie, wie ihr herrliches Klima den drei-, ja vier- und fünffach sie umgürtenden Hügeln, Bergen und Alpen verdankt, die üppige, südliche Vegetation, das Meer mit seinem unendlichen Zauber und seiner milden Luft — all' dieses würde Nizza schon zu einem Paradiese machen können, wenn auch die Mängel des Comforts, an die wir uns im Süden gewöhnen müssen, damit vereinigt wären. Aber die Stadt wird mit jedem Tage schöner, sauberer, die Häuser bequemer, die Wohnungen besser eingerichtet; Palast reiht sich an Palast, und seitdem die französische Regierung die Sache in die Hand genommen, ist selbst in die Altstadt ein Gefühl von Anstand und Reinlichkeit aus Sanitätsgründen gekommen. Die Verschönerung der Stadt hat Riesenschritte gemacht. Die Promenade des Anglais, dieser beliebte Corso der Fremden, an welchem eine Reihe der elegantesten Villen sich erhebt, ist bedeutend erweitert, mit einem Trottoir versehen und mit Bäumen bepflanzt worden, so daß dieser Spaziergang eine Art Chiaja geworden ist. Das ganze Gepräge der Stadt, namentlich in diesen neueren Theilen, ist mehr ein französisches als italienisches. Hotels, Restaurationen und Cafés tragen ebenfalls einen fremden Charakter, nur die Gärten mit ihrer üppigen, fast tropischen Vegetation versetzen uns lebhaft in den Süden. Erwarte man jedoch von dem Winterfrühling nicht, daß er lauter sonnige Tage bringen soll: wer mit solcher Meinung nach Nizza kommt, wird sich getäuscht finden, denn zuweilen stürmt's und schneit's auch dort, jedoch nicht lange. Im Ganzen gibt es dort wenige Tage, an welchen man nicht einige Stunden im Sommerüberzieher im milden Sonnenschein sich ergehen kann, besonders dieß auf der herrlichen Promenade am Meere, welche unser Bild zeigt.



Modebild 1879—80.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Das Grab der Vergangenheit.

Malapat zögerte einen Augenblick, dann faßte er einen raschen Entschluß, nahm am Ende des Divans Platz und begann starr vor sich hinschauend zu reden, hastig, abgebrochen, als habe er Eile, wieder fortzukommen.

„Ich habe Dir eben gesagt, daß ich in einem Anfalle von Fieber, Narrheit, um Dir zu gefallen, um Dich zu erhalten, um Deine Launen zu erfüllen, geraubt habe ... Du hast es erst später erfahren, als das Geld schon verthan war; und um eine Ausrede für Deine Flucht zu haben, thatest Du, als ob Du mich verachtetest; Du erklärtest, mit einem Räuber nicht leben zu können. Das war aber nur ein Vorwand, um hier ein ungebundenes Leben führen zu können. Aber sprechen wir nicht mehr davon. Du hast von dem Raube gewußt, aber hast nie die Details desselben gehört. Vor Allem hatte ich einen Genossen, einen gewissen Loustalot, Gärtnerbursche wie ich. Wir theilten die Summe. Er hat seinen Theil vergeudet, Du den meinigen. Aber fünf- bis sechstausend Franken verschwinden nicht so mir nichts, Dir nichts, ohne daß man Lärm schlägt. Der Verdacht fiel auf einen ehrlichen Menschen, welcher mir nur Gutes gethan hatte, welcher mir Arbeit verschaffte, wenn ich keine hatte. Er hatte gut betheuern: ‚Ich hab's nicht gethan!' Alles sprach gegen ihn. Er bekam fünf Jahre schweren Kerker."

Florine lag behaglich auf dem Divan ausgestreckt, schien sich für das Erzählte nicht im Geringsten zu interessiren und betrachtete nur mit halb geschlossenen Augen ihren Mann.

Er fuhr fort — hastiger, abgebrochener:

„Wie ich die Infamie begehen konnte, einen Unschuldigen an meiner Statt verurtheilen zu lassen? ... Ich dachte anfangs, man müsse ihn freisprechen, die Richter, die Herren Beamten müßten doch verstehen, daß er nicht schuldig sei. Und so würde er frei werden, und ich könne auch meine Freiheit behalten. Die Freiheit! Das heißt das Recht, Dich zu jeder Stunde zu sehen, an Deiner Seite zu leben, dieselbe Luft mit Dir zu athmen ... Du hattest mich verhext, mich, den armen Landbauern, mit Deiner großdamigen Weise, die Du, weiß der Himmel wo, Dir angewöhnt hattest, mit Deiner Koketterie, Deinem Geiste, Deiner Verderbtheit — was weiß ich? Ich war ein Narr!"

„Nicht so ganz," lächelte sie hübsch.

„Bald aber sollte ich grausam gestraft werden ..." fuhr er fort. „Du ließt mir davon mit irgend einem reichen Stutzer. Ich wollte Dich tödten, aber Du warst verschwunden. Und als ich Dich später wiederfand, da war mein erster Zorn dahin, ich ... ich war noch immer verliebt in Dich und — fiel von Neuem in Deine Netze ... O, ich ward jetzt verächtlicher, als ich an dem Tage gewesen war, wo ich raubte. Ich besuchte Dich hier ... Du empfingst aber nur dann, wenn es Dir paßte, mich, Deinen Gatten! Ich galt für Deinen Geliebten. Und dabei verzehrte mich die Eifersucht, denn ich wußte wohl, daß ich nicht der Einzige war, den Du empfingst ..."

Sie streckte ihren Arm aus, nahm eine Cigarrette vom Tische, zündete sie an und legte ihre beiden kleinen Füßchen, die sie aus den niedlichen Seidenpantoffeln gezogen hatte, auf sein Knie. „Ich finde, dieses Verhältniß war gar nicht so übel? Es machte wieder gut, was an unserer Ehe lästig gewesen war, ohne uns jedoch zu trennen. Ich war nicht mehr die Frau eines Arbeiters und führte nicht mehr den schrecklichen Namen: Frau Malapat! Und ich litt nicht mehr durch die Armuth, an die



Die Taybrücke bei Dundee (von der Südseite). (S. 374.)

ich mich nie gewöhnen konnte, und blieb doch die Liebste eines hübschen Jungen, der mir nicht mißfiel. So sollten sich's alle Eheleute einrichten. Wie mancher unausstehliche Ehemann gäbe einen prächtigen Liebhaber! Es kommt nur darauf an, daß man sich verständigt. Du aber wolltest Dich nicht verständigen. Du fingst plötzlich an, den Delikaten zu spielen, und . . . bliebst aus. Heute hast Du Dich hoffentlich eines Bessern besonnen. Du kommst wieder in meine Arme zurück. Ich habe viel gut zu machen. Sei willkommen! . . ."

Er erhob sich vor ihrem Lächeln, vor ihrem ausgestreckten Arme und rief athemlos:

„Ich sage Dir, daß ich nicht deßhalb hier bin! . . ."

„Weßhalb denn sonst?"

„Ich will Dich um etwas bitten."

„Sprich."

„Ich habe Dir gesagt, daß ein Mann an meiner Statt verurtheilt worden ist."

„Nun, und?"

„Er hieß Joseph Blanchard."

„Ah!" machte sie und richtete sich jählings auf.

„Kennst Du ihn?" fragte er.

„Ich? Nein. Woher sollte ich ihn kennen?"

Er fuhr fort: „Dieser Unglückliche ist nun neulich abermals in eine große Kriminalgeschichte verwickelt worden, in den Mord vom Boulevard Bessières . . . Du hast vielleicht davon gehört?"

„Ich glaube. Eine Erdrosselung, wenn ich nicht irre..."

„So ist's. Blanchard ist dabei zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt worden als Mitschuldiger eines gewissen Jagon."

„Aha, ich erinnere mich jetzt an den ganzen Prozeß. Nun, was kann ich aber dabei thun? . . ."

„Was Du thun kannst?" rief er. „Du kannst mein Gewissen beruhigen über jenen Unglücklichen; denn er hat weder das erste, noch das zweite Verbrechen begangen. Ich bin dessen gewiß, ich fühle es, er ist ein ehrlicher Mensch. Aber man hat ihn des Mordes wegen verurtheilt, weil er schon eines Raubes wegen verurtheilt gewesen war!"

„Wie gesagt, was kann ich dabei thun, selbst zugegeben, daß er unschuldig sei?"

„Du kannst mir beistehen, ihn aus dem Bagno zu befreien, denn Du, Du kennst hohe Herren, mächtige Herren . . ."

„Du vergißt, daß ein Verurtheilter den größten Theil seiner Strafe getragen haben muß, ehe er begnadigt werden kann."

„Und doch muß es hier ein Mittel geben; Deine gelehrten hohen Herren werden Dir schon sagen, welches. Denn es ist ein Geheimniß in der ganzen Geschichte, das uns helfen kann."

„Welch' ein Geheimniß?"

„Jagon ist nicht unter seinem wahren Namen verurtheilt worden."

„Wie?!" machte sie, indem sie sich erhob. „Er heißt also nicht Jagon? . . ."

„Nein."

„Und wie heißt er denn?"

„Simonnet."

Zweiundsiebenzigstes Kapitel.

Florine wird gemüthvoll.

Der Name, welchen ihr Gatte da genannt hatte, war für Florine eine Offenbarung.

Jagon hieß nicht Jagon. Er trug denselben Namen wie Mathilde. Sie war also seine Bundesgenossin, seine Verwandte, vielleicht seine Tochter. Alles, was für Florine bis jetzt noch unklar gewesen war, war ihr jetzt erklärt, alle Nebel waren zerrissen.

Seit Langem schon hatte sie die moralische Ueberzeugung von der Mitschuld Lorenz' an der That Jagon's gehabt. Aber die Beweise, der Anhaltspunkt fehlte ihr. Jetzt war er gefunden, gefunden in diesem Namen. Mathilde war das Band, welches diese beiden ungleichen Naturen vereinigt hatte zu einer That für sie; ihr Vater und ihr Bräutigam hatten den Kapitän ermordet — um ihretwillen.

Florine begriff jetzt auch das Benehmen Simonnet's, der auf einen Unschuldigen Verdachtsgründe gehäuft hatte, um den Mann zu retten, den sein Kind liebte.

Ihm hatte er auch die Mittel zur Bereicherung gegeben, die er in der Advokatenkanzlei gesammelt hatte und an deren Profit sie selber jetzt ihren Antheil hatte.

Alle diese Gedanken flogen blitzgleich durch ihre Seele. Aber ihr Gatte durfte nichts davon merken. Sie machte also ein paar tiefe Züge aus der Cigarrette, um sich zu sammeln, und sagte dann erst ruhig: „Simonnet! sagst Du. Der Mörder Jagon nennt sich Simonnet? . . . Vor Allem, bist Du dessen sicher?"

„Ganz sicher. Er wurde von einem ehemaligen Kameraden erkannt."

„So bist Du also nicht allein im Besitze dieses Geheimnisses?" fragte sie gleichgültig.

„Nein. Aber Loustalot . . . so heißt jener Mensch . . . wird es nicht verrathen. Er hat zu viel Angst vor Jagon."

„Ach, und wenn er es auch thäte," meinte sie nachlässig. „Dieser Name Simonnet hat ja keine besondere Bedeutung."

„Im Gegentheil, er muß von großer Bedeutung sein für die Sache, denn die Polizei hat sich alle Mühe gegeben, den wahren Namen Jagon's zu erforschen; man hat ihn zu diesem Zweck sogar von Gefängniß zu Gefängniß geführt. Man muß also die Polizei davon benachrichtigen, die wird die Wahrheit entdecken, und die Wahrheit muß ja den armen Blanchard retten!"

„Ja, Du hast vielleicht Recht," entgegnete sie. „Ich kenne Herren vom Gericht . . . ich will mit ihnen über die Sache reden, und wenn es möglich ist, werden wir Deinen armen Blanchard retten."

Er erhob sich und faßte ihre beiden Hände und rief aus vollem Herzen:

„Wenn Du das thust, dann verzeihe ich Dir viel! Es ist das jetzt mein einziger Gedanke, siehst Du, diesen Unglücklichen befreien! Ihm ein wenig Gutes thun, nachdem ich ihm so viel Böses gethan habe. Wenn er dann heimkehrt, will ich ihm sagen: ‚Ich bin es, der damals das Verbrechen begangen hat, für den Du so lange gebüßt hast. Vergib mir, o vergib mir, ich habe ja auch so viel gelitten und bereue aus tiefster Seele!' . . . Aber ach, er wird mir nicht vergeben können! Sein Kind ist ihm gestorben, während er gefangen war. Und sein armes Weib! . . . Aber die wenigstens wird mir nicht fluchen, denn ich habe ihr ja doch das Leben gerettet."

„Du!" rief Florine aus, die ihren Gatten mit der größten Aufmerksamkeit anschaute.

„Ja, ich . . . die Vorsehung hat es so gewollt. Sie wollte sich tödten aus Verzweiflung und stürzte sich in die Seine. Ich war gerade bei der Hand, und der liebe Gott ließ es zu, daß ich sie rettete. Erst nachher habe ich erfahren, wie sie hieß und wer sie sei. Sie dankte mir . . . Man wollte mir eine Belohnung geben, aber ich lief fort. Wenn ich wüßte, was aus ihr geworden ist, wäre ich zu ihr gegangen und hätte ihr gesagt: ‚Ich habe etwas Wichtiges erfahren, den wahren Namen des Thäters . . . Gehen Sie zu den Richtern, zu der Polizei' . . . Aber ich weiß nicht, wo sie hingerathen ist . . ."

„Vielleicht kann ich's erfahren," sagte Florine.

„Das habe ich auch gedacht. Du kennst alle Welt, Du bist so geschickt, Du wirst alle Deine Bekanntschaften aufbieten, um ihr den Gatten wiederzugeben, nicht wahr? Du bist ja auch schuld an ihren Leiden — ich habe ja damals nur für Dich den Raub begangen . . ."

Sie begriff, daß sie ihrem Mann Vertrauen einflößen müsse, und sagte daher herzlich:

„Zähle auf mich, zähle auf mich! Ich werde ihn retten. Ich verspreche es Dir."

Sie fügte sich mit ihrer gewohnten Geschicklichkeit in die Situation und heuchelte ein tiefes Ergriffensein, drückte seine Hände an ihre Brust und blickte ihn mit thränenverschleierten Augen an.

Sie hatte ihre Taktik geändert. Da sie ihren Gatten nicht durch die Sinne fesseln konnte, so nahm sie ihn durch das Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem deutschen Strafgesetzbuch.

Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand.

Originalzeichnungen von A. Hölzgen.



§. 169.
Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt,



oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Andern vorsätzlich verändert



oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft.

Gedenkvers.

Geschichte zeigt uns Blatt für Blatt,
Daß jede Zeit geirret hat;
Da sind wir denn gewalt'ge Spötter,
Meinen, wir wären die ersten Götter.
Möchten die Fehler der großen Ahnen
Doch die Jungen zur Demuth ermahnen!

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Lady Harberton's Unzufriedenheit.

„Ich kann es wirklich nicht fassen, was Hugo veranlassen mag, sich an dieses unbedeutende, thörichte Kind wegzuwerfen."

Und Lady Harberton riß so ungeduldig an ihrer Nähnadel, daß der Seidenfaden entzwei sprang, mit dem sie auf einem braunen Sammetgrund Blumen stickte. Sie war eine große, stattliche Frau, um einige Jahre älter als Hugo, doch immer noch von großer Schönheit. Gleich ihrem Bruder war sie blond und hatte blaue Augen; ihre Züge waren regelmäßig, und derselbe Ausdruck von Kälte, welche Fremde in den Zügen des Majors finden wollten, war auch in dem Antlitz der Schwester bemerkbar, nur in erhöhtem Maße; auch fehlte ihr das gewinnende Lächeln, welches Hugo Oliphant eigen war.

Die meisten Menschen nannten Lady Harberton eine sehr fesselnde Frau, und obschon ihr Mann durchaus nicht zu den Reichen des Landes gehörte, verstand sie es doch, in den Kreisen der Aristokratie den Ton anzugeben; der Graf hielt seine Gemahlin für die verkörperte Vollkommenheit, was nach zwanzigjähriger Ehe nicht immer vorzukommen pflegt.

Die Gräfin war eine stolze Frau, stolz auf ihre Stellung und Familie, stolz auf ihren Mann und ihre Kinder, vor Allem aber stolz auf ihren Bruder! — Als Hugo in militärische Dienste getreten, war sie stolz gewesen auf seine Erfolge in der Damenwelt, stolz auf seine Schönheit, seine Anmuth, seine Equipagen und seinen Aufwand. Als dieß Alles zu raschem Abschluß kam und er sich nach Indien begab, hatte ihr Hochmuth einen empfindlichen Stoß erlitten und erst in seiner persönlichen Tapferkeit, die so viel hatte von sich sprechen machen, fand sie Ersatz für die Enttäuschungen, welche die Vergangenheit ihr gebracht; und nun — wo er als Held heimgekehrt, freute sie sich namenlos auf ihren Bruder und gab sich gar nicht die Mühe, zu verbergen, wie sehr seine Verlobung sie verdroß.

„Ein dummes, unerzogenes Mädchen!" sprach sie entrüstet zu ihrem Vater, während sie sich mit ihrer Handarbeit in der Bibliothek an seiner Seite niederließ. „Was er an ihr sehen mag — und was Dich veranlaßte, so freudig einverstanden zu sein — ich fasse es nicht!" — „Er könnte sie ja doch wohl zufällig lieben. Diese Annahme liegt doch immer im Bereiche der Möglichkeit!" entgegnete Sir Nugent sarkastisch. — „Darin stimme ich nicht mit Dir überein, Vater! Bertie ist nicht das Mädchen, um Hugo's Herz und Geist zu entsprechen. Es mag ein momentanes Gefallen bestehen, welches binnen sechs Monaten, die er in ihrer Gesellschaft verbringt, in nichts zerstiebt; doch mehr zu vermuthen, ist geradezu lächerlich! Hugo, ein Mann, der an den Umgang mit glänzenden, geistvollen Frauen gewöhnt ist, soll sich in ein unfertiges Kind, gleich Bertie, verlieben. Lieber Vater, Du mußt schon entschuldigen, aber die Idee ist unfaßlich!" — „Erlaube mir anderer Meinung zu sein, Ethel," entgegnete ihr Vater mit Ruhe. „Ich glaube, daß Hugo das Mädchen von ganzer Seele liebt, und was den Umstand betrifft, daß sie nicht hinreichend unterrichtet sei, so ist Hugo gerade der Mann, um ein sanftes, schmiegsames Geschöpf nach seinem Gefallen zu modeln, aus ihr ein selbstloses, treues, edles Weib zu schaffen, wie Bertie es zweifelsohne werden wird." — „Ich glaube gar, Du theilst Hugo's Schwärmerei, Papa!" lächelte Lady Harberton. — „Ich habe Bertie sehr gerne, und sehe viel an ihr, was liebenswerth und anziehend ist, will aber deßwegen nicht gerade in Abrede stellen, daß es mir vielleicht lieber gewesen wäre, wenn Hugo eine Frau gewählt hätte, welche ihm in sozialer Stellung ebenbürtiger gewesen wäre!" — „Das dachte ich mir, es ist eine ganz unpassende Partie, ich weiß nicht einmal, wer ihr Vater gewesen!" — „Major Greydon's Bruder; er starb, als Bertie noch ein kleines Kind war, und der Major war, so viel ich weiß, einer ihrer Vormünder!" — „Wer ist dann der andere Vormund?" — „Farnham, der Advokat in Appleby. Weil Appleby so nahe gelegen ist, ließ Frau Greydon sich hier nieder." — „Hat Frau Greydon Dir nie von ihrem Schwager gesprochen? Ich hasse alle Heimlichkeiten!" fuhr Lady Harberton nach einer Pause fort. — „Ich glaube, es war in dem gegebenen Falle nie eine besondere Veranlassung dazu vorhanden; übrigens, liebe Ethel, kümmere Dich nicht um Dinge, die Dich doch eigentlich nichts angehen." — „Mich nicht darum kümmern — und vielleicht einen Schandfleck in seiner Familie finden, wenn es zu spät ist! Lieber Papa, wäre dieß recht?"

Sir Nugent hatte sich stets von seiner schönen Tochter tyrannisiren lassen und wagte auch jetzt nur eine leise Einsprache. „Wie kannst Du nur glauben, daß irgend ein Geheimniß mit ihr in Verbindung stehe, Ethel! Wir haben keinerlei Ursache, dieß anzunehmen." — „Es steckt immer etwas dahinter, wenn man über eine Person unverbrüchliches Schweigen beobachtet. Wir sollten wirklich Erkundigungen einziehen!" — „Aber, liebes Kind, es ist hier Alles viel zu weit gediehen, als daß noch ein Rücktritt möglich wäre. Hugo's ganzes Lebensglück gipfelt in seiner Braut!" — „Aber, Papa, wenn meine eigene Viola in Frage wäre und ihr und mein Glück auf dem Spiele stünden, so würde ich selbst in einem solchen Falle Erkundigungen einziehen um jeden Preis!" — „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Deine Viola niemals in einen solchen Fall komme, denn das arme Kind würde nichts erfahren, als herzlosen Widerstand!" — „Widerstand bis zum Aeußersten," entgegnete Lady Harberton hochmüthig. „Ich selbst habe keine Neigungsheirath geschlossen und doch sind wir stets sehr glücklich gewesen. Ich wünsche gar nicht, daß meine Kinder aus Neigung heirathen. Viola ist hübsch genug, um eine glänzende Partie beanspruchen zu können, und Percy ist nicht nur hübsch, sondern er hat auch einen Titel, soll mithin Geld suchen." — „Hüte Dich, Ethel, daß Dein Hochmuth Deine Kinder nicht in's Unglück führe!" — „Nun, wir wollen einstweilen hoffen, daß Percy eine reiche Erbin findet, gibt es doch in England eine Unzahl hübscher Mädchen mit großem Vermögen. Und nun, Papa, hast Du irgend etwas einzuwenden, wenn ich zum Advokaten Farnham fahre?"

Sir Nugent zögerte. „Meine Liebe, ich glaube, Dein Bruder wird eine solche Einmengung unverantwortlich finden. Hältst Du sie für klug?" — „Ich halte sie nicht nur für rathsam, sondern für absolut nothwendig!" — „Wie Du willst, meine Liebe; mir aber will es scheinen, als ob Hugo alt genug wäre, um sein eigener Herr zu sein!" — „Ich fahre aber auf jeden Fall heute Nachmittag zu dem Advokaten Farnham!"

Während Lady Harberton die letzten Worte aussprach, klingelte sie dem Diener und befahl, der Wagen solle gleich nach dem Gabelfrühstück angespannt werden. Dann eilte sie in ihr Boudoir, um ihre Tochter zu suchen, welche mit gelangweilter Miene in einem Notenhefte blätterte. Ihr Antlitz klärte sich auf, als sie die Mutter bemerkte, und sie eilte ihr entgegen.

„Ich fahre heute Nachmittag nach Appleby, um zu sehen, ob ich passende Seide zu der Toilette finde, welche Camilla für Dich anfertigt. Willst Du gerne mitfahren?" forschte die Gräfin. — „Ja — o ja, Mama, sehr gerne!" rief das junge Mädchen eifrig. — „Wo ist Percy?" — „Mit Onkel Hugo ausgegangen; sie wollten mit Bertie in den Wald!" — „Ah — richtig — ich hatte es vergessen," rief die Gräfin, die Brauen runzelnd. „Ich wundere mich, daß Fräulein Greydon auf ihren Teint nicht mehr Rücksicht nimmt und in der Sonne so weit spazieren geht!" — „Ich finde Bertie sehr nett; Du nicht auch, Mama?" forschte Viola schüchtern. — „Dein ‚sehr nett' gestattet eine so vielartige Deutung, daß ich kaum weiß, in welcher Art ich es beantworten soll. Die Glocke läutet zum Gabelfrühstück. Sage Camilla, daß wir gleich nach genommenem Imbiß ausfahren!" — „Ja, Mama!"

Und während Lady Viola der Dienerin den Befehl ertheilte, begab sich ihre Mutter zum Gabelfrühstück und sann darüber nach, wie sie wohl ihren Bruder davon abhalten könne, ein Mädchen zu heirathen ohne Geld, ohne Stellung, ohne Familie.

Sir Nugent's elegante Equipage rief nicht geringes Aufsehen hervor, als sie durch die Straßen von Appleby dahinsauste, und mehr als ein bescheidener Fußgeher blieb stehen, um dem glänzenden Fuhrwerke und seinen beiden Insassinnen nachzublicken, Lady Harberton, so stolz aussehend in ihrer reichen Seidentoilette, und Lady Viola in einer Wolke von Musselin und Spitzen, so gut und sanft darein blickend mit ihren großen, veilchenblauen Augen, das Antlitz von goldigen Locken umrahmt.

Vor dem schönsten Gewölbe des Städtchens stiegen die beiden Damen aus und Lady Harberton machte sich daran, den Seidenstoff auszusuchen, dessen sie bedurfte; dann kehrte sie mit ihrer Tochter zu dem Wagen zurück und befahl dem Kutscher, zu dem Advokaten Farnham zu fahren.

„Wissen Sie, wo er wohnt, Jenkins?" — „Ja, Mylady!" — „Ich habe einige Kleinigkeiten mit Herrn Farnham zu besprechen, Viola; es betrifft nicht meine eigenen Angelegenheiten, ist ganz privater Natur, folglich kannst Du mich nicht begleiten. Willst Du im Wagen auf mich warten, oder ziehst Du es vor, mich erst in einer Weile wieder abzuholen?" — „Ich bedarf Zeichenpapier, Mama, kann ich es mir inzwischen kaufen?" — „Gewiß!"

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor einem massiven Steingebäude und der Bediente sprang zur Erde.

„Hier wohnt Herr Farnham, Milady!" — „Gut, fahren Sie mit Lady Viola weiter und holen Sie mich beiläufig in einer halben Stunde ab."

Mit festem Schritt betrat Lady Harberton Herrn Farnham's Bureau und sich an einen der Schreiber wendend, fragte sie, ob der Advokat anwesend und zu sprechen sei. — „Ich werde nachsehen, gnädige Frau, wenn Sie inzwischen gefälligst Platz nehmen wollen; ich weiß, daß er in seinem Zimmer, aber ich kann nicht angeben, ob er frei ist!" — „Ich danke!"

Nach Verlauf einiger Minuten kehrte der Schreiber zurück und meldete, Herr Farnham sei zu sprechen.

„Welchen Namen soll ich nennen?" fragte der Schreiber, die Thüre öffnend. — „Die Gräfin von Harberton!"

(Fortsetzung folgt.)

Szenen und Typen aus Schweden und Norwegen.

(Bilder S. 369.)

Nicht viele Gegenden Europas sind interessanter als die skandinavische Halbinsel Schweden und Norwegen, besonders was Schönheit der Landschaft und Verschiedenheit der Volkstypen anbetrifft. Die Halbinsel ist von allen Seiten vom Meere umgeben und hängt nur durch seine finnische Grenze mit dem europäischen Kontinent zusammen. Während Norwegen von zahlreichen Bergketten und tiefen Thälern durchschnitten ist, dehnt sich Schweden als eine weite und fruchtbare Ebene aus. Beide Länder sind sehr reich an Seeen.

So sind auch unsere Bilder mit einer Seelandschaft gekrönt, es ist Frühjahr und wir sehen am Ufer ein liebendes Pärchen lustwandeln, während ein müder Wanderer auf einem umgehauenen Baumstamm ausruht und gleichgültig den bekannten landschaftlichen Reizen den Rücken kehrt.

Im Ganzen stellt uns unser Bild drei Paare aus dem Bauernstande in ihrer Volkstracht vor Augen. Den Mittenplan des Bildes nimmt eine Winterlandschaft in einem jener Urwälder ein, die noch so häufig in jenen Gegenden anzutreffen sind; finden wir doch selbst in der Hauptstadt Schwedens und Residenz des Beherrschers beider Länder in der Mitte des Sees Mälar eine Granitinsel, die von Tannen, Fichten und Föhren beschattet ist. Hier sehen wir eine Ansiedlung von Lappen, die den Norden von Norwegen, Schweden und Finnland bewohnen. Eine Lappenfamilie kauert in dem engen Zelte aus Rennthierfellen, die Rückkehr ihres abwesenden Familienhauptes erwartend; doch dieser ist nicht fern, er kehrt in seinem von zwei Rennthieren gezogenen Schlitten, schon von fern den Seinigen zurufend und winkend, zurück, während sein treuer Hund ihm entgegenläuft und ihn mit freudigem Gebell begrüßt. Ein anderer Lappländer ist im Begriff zu verreisen oder einen Nachbarn zu besuchen, freilich keinen nahen Nachbarn, denn die Ansiedlungen der Lappen liegen zwanzig und mehr Meilen von einander entfernt, da sie einen großen Raum zu Waideplätzen ihrer Rennthierheerden, ihres hauptsächlichsten Reichthums, haben müssen, und diese Heerden belaufen sich in Schweden auf ungefähr 100,000 Stück. Ein Lappe kommt aus dem Wald, auf Schneeschuhen laufend, zurück, während wir im Hintergrunde noch einige Zelte sehen, neben ihnen scharren einige Rennthiere mit den Hufen den Schnee, um unter demselben ihr Winterfutter, Moos, hervorzusuchen.

Den untern Plan nehmen zwei Bilder ein, ein kleines Kind liegt todt in seiner Wiege, und weinend kniet die Mutter neben demselben, der Vater sitzt mit gesenktem Haupte und blickt starr auf die kleine Leiche, auf die der offene Sarg, der bald unter kalten Schnee und hartes Eis verscharrt werden muß, harrt; ein Trost ist ihm geblieben: das Töchterlein, das sich liegend an ihn schmiegt, während Großvater und Großmutter mit gefalteten Händen für ihren Liebling, ihr jüngstes Enkelein, beten.

Endlich sehen wir das Zimmer eines behäbigen Bauern, es wird wohl der Besitzer eines sogenannten Kronenhufens (kronohemman) sein, denn darauf deuten der schwere, geschnitzte eichene Tisch und die zahlreichen, wohlgefüllten Kisten und Truhen, sowie das geblümte Geschirr auf den Wandbrettern: schon lange hat er sein Gut seinen Kindern abgetreten und pflegt einer wohlverdienten, wohlhabenden Ruhe. Er sitzt mit seiner treuen Gattin, seinem lieben Großmütterchen auf einem der gefüllten Kästen und hört andächtig zu, wie sie aus seinem Lieblingswerke, dem einzigen neben dem Kalender, das er in seiner Bibliothek besitzt, vorliest; vor ihr steht der Spinnrocken, der jetzt ruht, während die treue, wohlgepflegte Hauskatze sich schnurrend an ihrem faltigen Rock reibt.

Die Taybrücke bei Dundee.

(Bild S. 372.)

Wir haben über die furchtbare Katastrophe, welche sich am 28. Dezember Abends während des Sturmes auf der Taybrücke bei Dundee in Schottland ereignete, mit allen Einzelheiten berichtet.

Es dürfte unsere Leser interessiren, nebst dem Bilde dieses Bauwerkes, das für ein Meisterstück der Ingenieurkunst galt und erst vor einem Jahre eingeweiht worden ist, etwas Genaueres über den Fluß und die Brücke zu erfahren. Der Sturm hat den Zug in die Tiefe geschleudert. Dort wo die Brücke den Tay passirt, ist der Fluß zwei englische Meilen breit, im Fahrwasser 40 bis 50 Fuß tief. Die Strömung beträgt fünf Knoten per Stunde. Die Brücke hat 85 Oeffnungen von 67 bis 245 Fuß Höhe bei normalem und 88 Fuß Höhe bei Hochwasserstand. Dreizehn mittlere Bogen bilden eine Art Tunnels. Jeder Bogen ist 245 Fuß breit und 250 Tonnen schwer, aus bestem Eisen erzeugt. Diese Bogen ruhen bis 16 Fuß über Hochwasser auf sehr starken Säulen aus Quadern und weiter auf sechsfachen Eisensäulen. Auch alle anderen Säulen und Bogen sind gleichmäßig stark gebaut. Der ganze Bau, welcher im Juli 1871 begann und am 26. Dezember 1876 fertig stand, wurde erst im Februar 1878 von dem Eisenbahninspektor auf eine schwere Probe gestellt und entsprach vollkommen dem erwarteten Erfolg. Es war voraus berechnet worden, daß das größte Gewicht, welchem die Tragkraft der Schwibbögen ausgesetzt würde, für gewöhnliche Züge nicht 162 Tonnen überschreiten sollte. Bei der genannten Probe wurde auf jeden der größeren Bogen ein Zug von 360 Tonnen Gewicht gestellt und mit beträchtlicher Geschwindigkeit über die ganze Brücke gefahren. Dennoch zeigten die Bogen eine größere Deflexion, als man zuvor berechnet hatte. Die entfesselten übermenschlichen Naturelemente freilich wurden bei jener Berechnung kaum hinreichend in Betracht gezogen. Sonst wäre gewiß einer solchen Katastrophe wie der vom 28. Dezember vorigen Jahres vorgebeugt worden. — Wie sich jetzt herausgestellt hat, sind nicht mehrere hundert, sondern etwa neunzig Menschenleben bei diesem Unglück verloren gegangen. Bisher war es jedoch nicht möglich gewesen, etwas von dem versunkenen Zuge aufzufinden, da Theile des eisernen Gitterwerks auf ihm liegen.



Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Kattunwäscherei. Um Kattun und Musselin zu waschen, ohne daß die Druckfarbe leidet, darf man sich nicht der Seife bedienen, sondern hat folgendes Verfahren zu beobachten: Man bringt Flußwasser in einem kupfernen Kessel so weit in die Hitze, daß man kaum die Hand darin leiden kann, und schüttet den achten Theil vom Gewichte der zu waschenden Zeuge Waizenkleie hinein. Nachdem man die Mischung fünf Minuten lang auf dem Feuer gelassen und gut umgerührt hat, bringt man die Kleider hinein und dreht dieselben mit einem Holzstabe sehr oft um, wobei man die Flüssigkeit zum Sieden kommen läßt. Alsdann läßt man sie genügend abkühlen, wäscht die Kleidungsstücke darin aus, spült sie in Flußwasser nach und trocknet sie bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diese Weise erhält man die Kleider so rein, als ob sie mit Seife gewaschen wären, und die Farbe ist nicht im geringsten verändert.

*

Geräuchertes Fleisch, Wurst, Speck, Schinken bewahrt man selbst im Sommer am besten auf, wenn man ein gewöhnliches reines Faß nimmt und den Boden desselben drei bis vier Zoll mit feinem Häcksel bestreut; dann packt man Fleisch, Wurst, Speck, Schinken, sauber getrocknet, eine Schicht hoch neben einander und streut zwischen jede Schicht abermals zwei bis drei Zoll Häckerling, bis das Faß gefüllt ist und oben als Abschluß die letzte Lage Häcksel kommt. In dieser Weise bewahrt man auch Aepfel, die vorher sauber getrocknet sein müssen, über Winter an frostfreien Orten vortrefflich auf.

Gewerbliches.

Anstrich für Dachdeckungen. Der Anstrich besteht aus einer Mischung von 35 Prozent Thonschiefermehl, 30 Prozent Glimmerschiefermehl, 35 Prozent pulverisirtem amerikanischem Harz. Diese Mischung wird zur Hälfte mit reinem Steinkohlentheer versetzt und dann so lange gekocht, bis es eine leicht streichbare flüssige Masse geworden. Ueberstreichen von Dachdeckungen verschiedenster Art mit dieser Masse, besonders in Verbindung mit sogenannter Dachleinwand, ergibt eine der dauerhaftesten, besten, sich an die Dachschalung stets anschmiegenden Bedachungen. Die Masse wird durch große Sonnenhitze nicht zum Schmelzen gebracht. Auch bei starker Kälte bilden sich keine Risse oder Brüche. Sie widersteht der Nässe und dem Hagelschlag. Der Anstrich bleibt gewissermaßen wachsartig und behält seine glatte Oberfläche. Ein Nachstrich ist vor vier bis fünf Jahren nicht erforderlich. Die damit bestrichene Oberfläche gewinnt an Feuerfestigkeit.

Landwirthschaft.

Beruhigung widerspenstiger Melkkühe. Kühe, die beim Melken nicht stehen wollen und dadurch die Milch verderben, gibt es häufig. Durch Spannen und Knebeln, wie man dieß hie und da thut, werden sie nur noch toller gemacht. Man hilft aber diesem Uebel ganz sicher auf eine leichte Art dadurch ab, wenn man ein in kaltes Wasser getauchtes Stück Leinwand der Kuh auf's Kreuz legt, worauf sie dann gewiß zum Stehen gebracht wird.

Erfindungen.

Mr. James Maclean von der chemischen Fabrik von St. Roilox beansprucht, die Entdeckung der Herstellung wirklicher Diamanten gemacht zu haben; er hat in der Glasgower philosophischen Institution einen Vortrag über die Resultate gehalten, die er nach dreizehnjähriger Forschung erzielt hat. Diese Resultate sind dem Professor Tyndall und anderen Gelehrten vorgelegt worden und befinden sich derzeit in den Händen Mr. Maskelyne's vom britischen Museum. Diese Proben sind vollkommen reiner und durchsichtiger Kohlenstoff und besitzen alle lichtstrahlenbrechenden Eigenschaften des Diamanten; sie haben sowohl Säuren und Alkalien als der ungeheuren Hitze des Löthrohrs widerstanden; noch unentschieden ist die Frage, ob das Fabrikat den Diamanten schneidet, die Probe soll demnächst gemacht werden. Mr. Maclean und die von ihm zu Rathe gezogenen Gelehrten sollen der Meinung sein, daß die fraglichen Produkte Diamanten sind.

Gärtnerei.

Anbau des Schnittlauchs. Vor Allem soll man den Schnittlauch alle zwei bis drei Jahre zerreißen und versetzen. Er verlangt einen nicht zu schweren, fetten, aber nicht frisch gedüngten Boden und eine Lage, in der er während der Sommermonate nicht den Strahlen der heißen Mittagssonne ausgesetzt ist. Ein gutes Mittel, um ihn zu üppigem Wachsthum zu bringen, ist das Ueberstreuen mit Ruß zeitig im Frühjahr oder auch mit Kaffeesatz. Besonders günstig aber wirkt das Begießen mit der Brühe, die vom Sauerkraut abgeschöpft wird, etwas mit Wasser verdünnt. Die Anwendung sollte aber in den ersten Frühlingsmonaten geschehen. Er wächst darauf ungemein üppig. Auch Seifenwasser wirkt günstig auf die Entwicklung der Vegetation. Alle diese Mittel lassen sich auch in mäßigen Quantitäten bei der Topfkultur anwenden. Um während des Sommers stets frischen, zarten Schnittlauch zu haben, schneidet man ihn dicht an der Erde ab, bedeckt ihn mit halbverrotteter Mistbeet- oder anderer Düngererde und begießt diese fleißig.

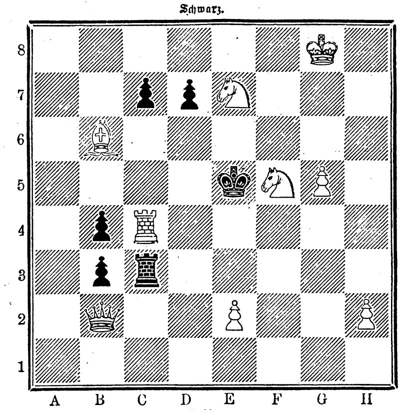
Schach.

(Redigirt von **Jean Dufresne.**)

Aufgabe Nr. 8.

Von Herrn B–t in Berlin.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 7 in Nr. 24:

Weiß.		Schwarz.
1) K. E 6 — F 7		1) K. C 6 nimmt D 5 oder A u. B.
2) D. C 8 — E 6 setzt Matt.		
	A.	
1)		1) S. B 8 — D 7.
2) D. C 8 nimmt A 8 setzt Matt.		
	B.	
1)		1) S. A 8 — B 6.
2) S. D 5 — E 7 setzt Matt.		

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 6 erhalten von Hrn. C. G. in Mannheim, L. E. in Posen, W. v. L. in Lauenburg, Br. in Coblenz, G. S. und W. L. in Heiligenhafen, H. H. in Kiel, H. T. in Prag, Lieut. C. P. in Wien, Z. und A. K. in Libau, G. H. in Gl., E. B. in Olpe, Edm. W. in Wien, L. N. F. in Ulm, F. H. in Freiburg, A. H. und Fr. Kr. in Eger.

Hrn. A. K. in Kronstadt. In Ihrer sonst richtigen Lösung von Nr. 6 fehlt 1) D. H 8 — A 8, L. F 3 nimmt A 8. — G. Br. in Leer. Ihre Lösung mit 1) D 4 — E 4 ist uns unverständlich. — Fr. Fr. in Leipzig. Auf 1) K. D 1 — E 1, G 4 — G 3; 2) K. E 1 — F 1 folgt nicht G 3 — G 2†, sondern irgend ein anderer Zug und dann ist kein Matt möglich. — J. F. P. in Hedewigenkoog und C. G. in Mannheim. Nr. 5 richtig gelöst.

Hrn. E. B. in Olpe, F. H. in Freiburg und H. T. in Prag. Die uns vorgelegten Aufgaben sind zu leicht lösbar.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 351:

Ein kleines Wort, ein kurzes Wort,
Ein Lebenszeichen, Liebeszeichen:
Rollt wie ein Rad das Leben fort
Und müssen Lenz und Jugend bleichen,
Doch eine Blume ewig jung
Und schön, sie kennet kein Erbleichen —
Die Blume heißt Erinnerung,
Und dieses Blättchen sei ihr Zeichen.

E. M. Arndt.

☞ In den neuesten Nummern unserer

Deutschen

Romanbibliothek,

Preis in wöchentlichen Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich, — in 14tägigen Heften **35 Pf.** pro Heft,

hat begonnen der Roman

Lucciola

von

Gräfin M. Keyserling,

geb. von Dönniges.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:

Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. M. in Harburg. Ob es im ganzen deutschen Reich zehntausend Schornsteinfeger (Meister und Gesellen) gibt? Und das sollen wir wissen! Dazu gehört mehr als Allwissenheit.

Hrn. H. Kording. Vielleicht durch Adalbert Vogt & Comp., Berlin O., Friedrichsberg.

Abonnent in Düben. Wenn Sie die letzten Nummern der „Illustr. Welt“ genau lesen, werden Sie beide Fragen beantwortet finden.

Hrn. Max A. M. Ganz hübsch — doch sollte die Zeichnung auch ein nettes Bild geben, was die Ihrige entbehrt.

Hrn. L. V. in Straubing. 1) Kaum zu bewerkstelligen. 2) Richtig.

Hrn. F. H. in Lauterbach. 1) Meyer's bibliographisches Institut, Hildburghausen. 2) Ebonit, Berlin, Luhme & Comp. 3) Antiquariat von Levi in Stuttgart. 4) Siehe Nr. 2. 5) Toussaint-Langenscheidt, Berlin.

Hrn. S. in Greifswald. An irgend eine Buchhandlung in Stettin.

Hrn. Heinrich Pahr. Das Buch ist in der Manz'schen Buchhandlung in Wien erschienen; ob des Autors wahrer Name dieß gewesen, wissen wir nicht.

Hrn. Ed. Kulike. Jänike, Anleitung zur Oelmalerei, Stuttgart, Neff.

Ein alter Abonnent in Erfurt. Auch wohl einmal.

Hrn. Stadtpfarrer H. in Kleingartach. Die Teppiche haben sich bei unseren klimatischen Verhältnissen nicht bewährt.

Abonnent in Harburg. Durch die Buchhandlung gleichen Namens, wie die Briefe — in Berlin.

Hrn. A. Hoenig in W. Durch Eintritt in einen Cirkus.

Kleiner Abonnent in Charkow. Durch Geduld, es braucht viel Zeit und Mühe. Eine allgemeine Anleitung gibt es dafür nicht.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Emilie Prechtel, Wien; Amalie Hammerschmidt, Berlin; Antonie Anselt, Kassel; Frau Auguste Gösele, Zürich; Hertha Rübling, Nürnberg; Pauline Amthor, Bern; Hrn. V. O. Lorenzen, Föhr; Schauberger, Obernhof; L. Schnürer, Brünn; Fr. Röthgen, B., Gerstungen; G. Polster, Forchheim; E. Hahn, Altona; H. Adler, Harburg; P. Rheinländer, Köln; A. Meßner, Oels-Arnau; L. Silberstein, Berlin.

Hrn. J. K. in Brünn. Sie glauben, daß dem Kakadu, der sich die Federn ausrupft, die neu wachsenden nicht gefallen, und empfehlen die Anwendung von Prof. Tedo's Bartzwiebel. Das ist doch jedenfalls Spaß, trotz Ihres ernsten Tones.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent in Wurzen. Sandseife ist in jeder guten Parfümeriehandlung erhältlich.

Hrn. N. N. in Essen. Salben, sowie überhaupt in den Zeitungen angepriesene Medikamente gegen Bruchschäden gehören in das Gebiet des Medizinalschwindels. Es gibt nur eine einzige radikale Heilmethode gegen dieses weitverbreitete Leiden, und das ist die mechanische, in Anwendung eines guten Bruchbandes bestehende Hülfe.

Abonnent in R. in L. Gegen chronischen Schnupfen empfiehlt sich die Anwendung einer sogenannten Nasendouche. Mittelst eines geeigneten Instruments wird täglich Morgens, Mittags und Abends mit lauwarmem Salzwasser (ein Theelöffel Salz auf ein Liter Wasser) die Nase ausgespült. Das angefragte Schnupfpulver dagegen enthält Gifte und können wir von demselben nur abrathen.

Hrn. N. H. in S. Das Kopfleiden, von welchem Sie geplagt sind und das sich durch Schwindelgefühl geltend macht, scheint von Blutandrang nach dem Kopfe herzurühren. Sorgen Sie für gute Leibesöffnung, indem Sie Morgens nüchtern ein Glas ungarischen Bitterwassers (am besten Franz-Joseph-Bitterquelle) zu sich nehmen.

Hrn. H. H. in Lindau am Bodensee. Gegen Asthma hat man in jüngster Zeit ein ganz vortreffliches Mittel gefunden; dasselbe heißt: „Extractum quebracho.“ Die Anwendungsformel des Medikaments müssen Sie sich von einem Arzte verschreiben lassen, der Ihnen auch die Art und Weise des Gebrauchs angeben wird. Sollte Ihr Hausarzt noch nicht mit dem Mittel vertraut sein, so ist unser ärztlicher Konsulent gerne bereit, wenn man sich an ihn wendet, Näheres auf brieflichem Wege mitzutheilen.

F. L. in B. L. Allerdings kommt es nicht selten vor, daß ein verletztes Trommelfell von selbst wieder heilt. Es kann auch zu diesem Behufe ärztliche Hülfe mit Erfolg in Anspruch genommen werden. Wir rathen Ihnen, einen tüchtigen Spezialisten für Ohrenkrankheiten zu konsultiren.

Anfragen.

24) Gibt es wohl bessere Mittel außer den gewöhnlichen, Chlorkalk, Karbol ꝛc. oder lebendige Vertilger der Mäuse und Ratten, die Katzen und Hunde, — Kornstroh oder Fabrikate desselben vor dem Zerfressen obiger Nagethiere zu schützen?

Ein Landwirth.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 29. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman von **Joh. van Dewall.**

(Fortsetzung.)

XV.

Das war unser erstes Begegnen mit den Russinnen. Nachdem wir unsere Wagenlenker abgelohnt hatten, bestellten wir uns in ziemlich erregter Stimmung eine Flasche Wein in den Tempel, wo man gegen Nässe geschützt war, und begaben uns dann selbst dorthin.

„Nun, — wie findest Du unsere Nachbarinnen?“ frug Karl, den Gleichgültigen spielend, indem er sich an dem Windlichte eine Cigarre anzündete.

Ich blickte ihm fest in's Gesicht und erwiederte dann mit Ueberzeugung:

„Karl, ich halte sie für edle Frauen. Ich bin sehr glücklich darüber, denn ich will Dir es nur sagen, — ich habe Nachrichten von Orlich, welche mich in hohem Grade beunruhigten —“

„So?“ sprach er, plötzlich sich aufrichtend und mich fixirend.

„Ja, — ich verschwieg es Dir, weil es mir peinlich war, davon zu sprechen. — Sieh', es ist ein eigenthümliches Ding in dieser Welt; man interessirt sich oft für Leute, ohne sagen zu können, wieso und warum —“

„So?“

„Ja, und so ist es in diesem Falle mit mir. Der Gedanke, jene Frauen, — wie dieser süße Badepöbel hier es thut, für Abenteurerinnen erklären zu müssen, wäre mir unbeschreiblich peinlich gewesen.“

„Zur Sache — zur Sache, alter Sohn!“ drängte der Assessor.

„Nun wohl denn, — jetzt kann ich es Dir ja sagen; — jetzt, wo die Ueberzeugung in mir felsenfest steht, daß in Orlich's Brief ein Irrthum obwalten muß. Von dieser Stunde an lege ich meine Hand für sie in's Feuer! — Solche engelreinen Züge können nicht lügen! — Aber warum lächelst Du so ironisch — weißt Du nicht, daß diese spöttische Miene mich verletzt?“

„Feuer und Flamme — Feuer und Flamme!“ rief Jener laut auflachend. „Ganz so wie immer und die Hauptsache vergißt er!“

In der That — meine Gefühle hatten mich ein wenig fortgerissen. Ich blickte etwas beschämt drein, mich so verrathen zu haben, suchte mich dann aber sogleich zu fassen. Möglichst geschäftsmäßig erwiederte ich:

„Nun ja, — mit einem Worte, Orlich schreibt mir, eine gräfliche Familie von Wandalowskoi existire überhaupt nicht. — Hier hast Du seinen Brief.“

Der Assessor ergriff denselben mit einiger Hast, hielt ihn gegen den schwachen Schein des Windlichtes und las mit Aufmerksamkeit. Als er geendet hatte, nickte er zweimal mit dem Kopfe und gab ihn mir zurück. —

„So? — Wandalowskoi ist also ein nom de guerre?“ sagte er nachdenklich.

„Du glaubst das auch?“ frug ich mit großer Spannung.

„Nun, — während Du vorhin bequem in Deinem Wagen hinterdrein fuhrst — in der angenehmsten Gesellschaft noch dazu, — trug ich wieder einmal die Lasten unseres gemeinsamen Daseins, das heißt ich bemühte mich, die Gräfin, ohne gerade zudringlich zu erscheinen, ein wenig über ihre Verhältnisse auszuhorchen, erkundigte mich nebenbei auch nach ihrem Herrn Gemahl und frug, wie es ihr hier in Eichdorff gefiele. Alles ganz harmlos. Ich erhielt da allerhand schätzenswerthe Aufschlüsse. — Was diesen Brief hier anbetrifft, so lege ich keinen besondern Werth auf denselben; — ich bin durchaus Deiner Ansicht, Stadtrichter — und ich meine sogar, es gehört eben kein allzu großer Scharfblick dazu, hier das Richtige zu finden . . . Diese Russinnen sind anständige Frauen, das steht fest, und aus guter Familie obendrein. Sie haben jenes gewisse Etwas, was niemals trügt; das cachet der guten Gesellschaft tragen sie an der Stirn — dieses nachzuahmen ist Niemand im Stande.“

„O, ganz gewiß! — O, wie freue ich mich!“

„Aber freilich, Manches bleibt noch dunkel und ich sehe die Akten noch nicht für geschlossen an. — Nun, hör' zu. Soviel ich vorhin erfahren konnte unterwegs, hat die Gräfin einen Gemahl. Sie sind in Georgien ansässig, sie leben vornehmlich in Tiflis. Der Vater des Fräulein von Glinka ist Offizier — noch aktiv. Das junge Mädchen begleitete denselben nach Suchumkale und holte sich das dort herrschende bösartige Küsten-



Frauenleben in Pompeji. (S. 383.)

fieber, von dessen Folgen sie soeben genesen will. Auch der Graf war leidend und so begab man sich im Frühjahr nach Berlin, um dort eine der medizinischen Autoritäten zu konsultiren. Jene verordnete dem Grafen eine Kur in Bad Nenndorf, während die Damen auf Anrathen desselben Arztes hieher gingen, um zu baden und hauptsächlich um Waldluft zu athmen. — Der Graf gebraucht seine Kur sehr gewissenhaft und kann daher nur die Nachmittage zur Reise benützen und den frühesten Morgen zur Rückkehr, im Fall er nämlich seine Gattin besuchen will. — Das erklärt diese abendlichen Ueberfälle, welche den Pretiösen und Tugendhaften hier so viel zu reden geben."

„Ah!"

„Im Uebrigen, was den Umstand anbetrifft, daß diese russischen Damen der deutschen Sprache nicht mächtig sind, — was zu den Ausnahmeverhältnissen gehört, — so erklärt sich dieses dadurch, daß dieselben nicht in Petersburg oder Kurland leben, sondern im fernsten Südosten, der Graf zudem ist mingrelischer Abkunft. Daher auch der orientalische Schnitt, lieber Junge, — der Vater des Fräuleins steht seit Jahren in jenen entfernten Garnisonen und sie ist dort geboren, die Gräfin aber ist Französin."

„Ah!"

„Siehst Du, — so klärt sich das Alles zu unserer Zufriedenheit auf, vorausgesetzt, daß Du ebenso fest daran glaubst wie ich. — Aber ich weiß noch mehr, was Dich interessiren wird."

Ich saß da voller Erwartung, mit offenem Munde hörte ich ihm zu und eine überaus angenehme Empfindung überschlich mich mehr und mehr. Was konnte es Angenehmeres für mich geben, als daß ich die Bestätigung erhielt, daß meine Annahmen zu ihren Gunsten richtig seien. — Mein Gefühl hatte sich also nicht getäuscht, — — auch die letzten Schatten würden noch weichen.

Was war es aber nur, das ich für eine Fremde, eine Unbekannte empfand? — Dieser hohe Grad von Theilnahme, von Sympathie, dieses Ergriffensein — diese Unruhe? — Diese Frage stieg immer auf's Neue in mir empor und zwang mich zu den ernsthaftesten Reflexionen. Eine innere Unruhe mischte sich mit der Freudigkeit des Gemüths. Ich hätte aufjauchzen mögen und fühlte doch ernste Sorge . . . Was wird aus dem Allem werden? — Wäre es nicht am besten, du packest dein Bündel und flöhest diese Stätte und ihren Anblick? — Hatte sich jenes süße Bild doch nur zu tief schon eingeprägt in mein Herz!

Mittlerweile fuhr Karl fort:

„In Berlin hatte der Arzt den Damen ganz besonders aufgegeben, sich nicht an den Eichdorffer Badedoktor zu wenden, sondern den Doktor Kurs aus D . . . zu konsultiren; der Kollege Schwarz sei ein vollkommener Ignorant, — ein Ueberrest aus einer alten, verflossenen Epoche, — dabei Komödiant, Heirathsstifter und dergleichen."

„Seltsam, Karl!" rief ich aus.

Dieser aber winkte nur mit der Hand und sprach weiter:

„In Folge dessen mußten Jene die Bemühungen des kleinen Männleins ablehnen und gaben somit (wovon sie übrigens keine Ahnung zu haben scheinen) den hauptsächlichen Anstoß zu dessen großer Gereiztheit gegen sie. — In den ersten Tagen speisten sie an der gemeinsamen Table d'hôte, aber da sie der deutschen Sprache nicht mächtig waren und das Französisch der Uebrigen nicht verstehen konnten — (hier erröthete ich) — so blieben sie fort. — Auch erzählte mir die Gräfin lachend, welche komischen Sitten die hiesigen Damen hätten, sie hätten sie nämlich in einer Weise umdrängt und sich mit ihnen beschäftigt, daß ihnen angst und bange geworden wäre, sie hätten fortwährend ihre Kleiderstoffe betastet und nach dem Preise derselben gefragt, ja, etliche der Damen hätten sie sogar gebeten, ihnen ihre Kleider zu leihen, damit sie den Schnitt derselben kopiren könnten."

„Ah — das sieht ihnen ähnlich!" rief ich ganz empört.

„Diejenigen Leute, deren Bekanntschaft sie gern gemacht hätten, hätten sich fern gehalten, und diejenigen, welche ihnen lästig gewesen wären, hätten sich auf eine oft recht unangenehme Weise ihnen aufgedrängt, sie mit Fragen bestürmt und überhaupt eine Unterhaltung geführt, die, so wenig sie davon verstanden hatten, ihnen doch nicht behagte."

„O, — ich könnte sie malen, diese Weiber, — die Stadträthin — Mienchen und Wienchen, — die ganze Bande, welche jetzt über ihnen zu Gericht sitzt!" rief ich ingrimmig.

„Nicht wahr? — auch ich sehe sie vor mir, diese edlen Seelen."

„Und das Rauchen?" frug ich nach einer Weile.

„Ja, — auch das kam an die Reihe. — ‚Que voulez-vous,' erwiederte mir die Gräfin, — ‚dort leben wir im Orient. Alle Welt raucht dort und bisweilen ist dieß die einzige vernünftige Beschäftigung, der man obliegen kann, namentlich in der heißen Jahreszeit; auch hält man es für gesund. — Enfin monsieur, ich rauchte nicht, als mich mein Mann nach Tiflis brachte, — in meinem Vaterlande ist das für Damen nicht eben guter Ton, aber ich lernte es bald und habe mich so daran gewöhnt, daß ich, ich gestehe es Ihnen offen, mich oft nach dem Moment sehne, wo ich mich bequem auf meinen Divan strecke und die erste Paphros rauche.' — Sie sagte ‚savourer', Eugen, — im Geiste sog sie schon langsam und mit Behagen den aromatischen Duft des edlen Gübecki ein. — Doch ich vergaß, Du sprichst ja nicht Französisch."

„Sehr wenig," erwiederte ich seufzend.

Die Anderen waren mittlerweile heimgekehrt. In etwas derangirten Toiletten, mit überlauter Heiterkeit zum Theil zogen sie an uns vorüber, und ich kann versichern, nicht alle Damen gingen so dezent einher wie die Gräfin, und nicht eine von Allen, Marie Heimburg und Trudchen Schwarz ausgenommen, hatten einen so hübschen Fuß als Jene.

Herr Steinhauer kam. — Er war heute völlig umschwärmt von den Damen. — Es war wirklich zum Lachen, dieser einfache, unbedeutende Mensch war nun plötzlich das enfant gâté Eichdorffs, seitdem man wußte, daß er sechzigtausend Thaler besaß. Er erblickte uns kaum, als er auch schon auf uns zukam. Ich erhob mich und wollte gehen, aber sogleich faßte mich Grete Zitzewitz am Rockzipfel und wisperte mir in's Ohr:

„Ei, ei, Herr von Hartmann (sie nannte mich permanent so und ließ es sich nicht ausreden), wenn Sie ahnten, was ich vorhin gesehen habe! — O, — Sie böser — Sie leichtsinniger Mensch! — Wer hätte das von Ihnen gedacht!"

Sie drohte mit dem mageren Finger und verdrehte scheinheilig die Augen.

Ich ärgerte mich, ich wollte ihr zuerst etwas erwiedern, gab dann aber, mich besinnend, daß Gereiztheit hier am unrechten Orte sei, lieber Fersengeld und prallte nun im Dunkeln gerade gegen den Baron an, der in einer Ecke mit der blonden Trude angelegentlich flüsterte. Sie fuhren ein wenig erschrocken auseinander und setzten mich hiedurch in die größte Verlegenheit. Mit einem recht ungeschickten „Pardon" und ganz erstaunt über diese Entdeckung, eilte ich nach der andern Seite und lief hier beinahe Herrn Burg über den Haufen, an dessen Schulter sich Fräulein Aglaie von Brettleben zärtlich anlehnte.

Auf Ehre! — Es ist höchst seltsam, was das Dunkel Dir heute enthüllt. — Lauter Liebespärchen, — und das in dem tugendhaften Eichdorff! so dachte ich und schlüpfte in's Haus. Wenn das Frau von Brettleben, geborene Müller, mit dem grimmigen Adelsstolze ahnte, — diese sich anbandelnde Mesalliance, — oder der liebe Doktor Schwarz! — Das blonde Trudchen! — Sieht sonst aus, als könnte es kein Wässerchen trüben, und der Baron, — wenn ich Dem Grete Zitzewitz oder die edlen Schwestern auf die Fährte setzte . . . Himmel! — So überlegend kam ich auf mein Zimmer, ganz aufgeregt und ein wenig abgespannt. Ich warf mich in die Ecke meines kleinen Divans und bedeckte die Augen mit der Hand, um nachzudenken, meine Sinne zu ordnen, zu einem innerlichen Resultate zu gelangen. Aber bald schnellte ich wieder empor. Durch das offene Fenster herein erklang Musik, — Jemand spielte da drüben auf dem Piano. — — Das waren dieselben perlenden Läufe von heute Nachmittag, — die Gräfin war es, welche sie hervorzauberte, oder das Fräulein, . . . Sie . . . Wahrhaftig, ich wußte noch nicht einmal ihren Vornamen. —

Ich bog mich weit hinaus in die laue, feuchte Nacht. Ich vermochte so einen Theil der Fenster der Villa zu überschauen. Ich sah Licht dort und im Scheine desselben die Umrisse des von dunklem Haar beschatteten Gesichtes des Fräuleins. — Ihre Hände glitten flüchtig über die Tasten, als versuchte sie zuerst ihre Schwingen, ehe sie aufflog zu höheren Regionen, aber diese perlenden und rollenden Tonleitern schon bekundeten die Meisterin.

Ich bemerkte auch die hohe Gestalt der Gräfin, die hinter den Stuhl trat; die Damen sprachen einige Worte mit einander, während Fräulein von Glinka den Kopf zurückwandte, gleich darauf begann dieselbe, als wäre sie von der Freundin dazu aufgefordert worden, eines jener kleinen, schwermuthsvollen und bezaubernden russischen Lieder. — Sie spielte es mit vollendetem Gefühl und ich meinte die Stimme der Gräfin zu hören, die es halblaut begleitete.

Beide Damen, welche vielleicht jene halb schmeichelnden, halb wehmüthigen Töne in die ferne Heimat zurückversetzten, konnten nicht ergriffener sein als ich.

Man denke sich den lauen Sommerabend mit seinem ganzen romantischen Zauber. Die hohen, regungslosen Baumkronen, deren Zwischenräume einen Durchblick gestatteten hier und dort hin auf die Nachbarhäuser, deren Fenster erleuchtet waren, und drunten auf den Garten und den Park, in welchem kein Laut sich regte, da alle Kurgäste, die Feuchtigkeit scheuend, daheim in ihren vier Pfählen saßen.

Ueber den dunklen Wipfeln und zwischen zerrissenem Gewölk, den verspäteten Resten jenes abendlichen Gewitters, stand die halbe Scheibe des Mondes und goß ihr mildes Silberlicht auf die dunkle Erde aus, während es dort im Westen hinter den breiten Höhenrücken noch wetterleuchtete ab und zu.

Die Luft war mild und weich, aber voll elektrischer Spannung, die Pulse schlugen lebhafter und alle Sinne waren aufgeregter als gewöhnlich. Kein Lüftchen regte sich, kein Blatt erzitterte, — Alles lag wie im tiefen Schlaf. Nur die Glühwürmchen schwebten zu Tausenden hin und her, gleich kleinen funkelnden Sternlein, als gehörte die Welt nun ihnen, so begannen sie ihre phantastischen Reigen.

Durch diese poetische, dufterfüllte Stille zog jenes süße, tiefergreifende Lied und umfing meine Sinne mit unnennbarem Zauber. — Thränen traten in meine Augen und meine ganze Seele kam in eine unbeschreiblich schmerzlich-süße Aufregung.

Mit welcher Meisterschaft und mit welchem tiefen Gefühl sie es spielte! — Ich kannte es, — es war ein Zufall; ich hörte es einst in jungen Jahren im Hause des russischen Popen, von der reizenden und begabten Tochter desselben, Saschinka Sokolof, die später eine so berühmte Sängerin wurde, — es war das „Vergib" vom Grafen Kuschelesf-Besborodko:

„Warum Thränen im Aug',
Da die Freude dir winkt,
Wo in Wonne und Lust
Alles jubelt und singt?"

Welche Schwermuth und welche tiefe Leidenschaft! Wie so unendlich ergreifend und schön! — —

Ich lag im Fenster und lauschte und kam mir vor wie ein Kind. Fast schämte ich mich meiner Weichheit, ach, und ängstete mich vor dieser Unruhe, die mich hinauswarf, so vollständig, aus meinem gewohnten Geleise. Ja, — in dem verknöcherten Herzen des Stadtrichters wurden Gefühle rege, die er längst erstorben wähnte, — begraben unter dem Staube der Akten, unter dem gleichmäßigen Gange der Zeit und der Geschäfte, dem ewigen, prosaischen Einerlei. — Es war, als bräche da drinnen die Kruste, — das Eis, als wollten Wasserbäche sich ergießen, Ströme des Lebens in meine Brust. Als hätte ich geschlafen lange, lange und erwachte nun zu neuem, schönerem Dasein. — Es erfüllte mich mit Lust und Zagen. —

Das Lied war zu Ende. Ich vernahm Stimmen, irgend eine rohe Seele klatschte unten in die Hände und rief Bravo! — Die Musik verstummte für eine Weile, dann begann sie von Neuem und dauerte bis gegen Mitternacht. — Ich lauschte bis zur letzten Note, bis die Lichter dort drüben erloschen und Alles still ward. Ich saß dann noch eine Weile allein mit meinen Gedanken am offenen Fenster und legte mich, aufgeregt wie ich war, zu Bette, um kein Auge zu schließen in der folgenden Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Wem gebührt die Ehre?

Von C. Bellecroix.

(Bild S. 380.)

Wer hat die Beute erjagt, die die beiden Jagdhunde im Munde durch das hohe Ried herheischleppen? Jeder der beiden macht auf die Ehre den gleichen Anspruch, und mit eifersüchtigen Blicken einander ansehend, läßt keiner die Beute fahren, die sie dem Gebieter zutragen. Wehe dem, den dieser zuerst mit seinen Liebkosungen belohnt: er wird unbarmherzig noch tagelang von dem andern verfolgt und mit Bissen traktirt werden. Eifersucht und Rachsucht leben auch im Herzen des besten Thieres. Davon hätte uns der Künstler kein sprechenderes Bild geben können, als diese beiden Hunde, die jedem Thier- und Jagdfreunde, jedem Psychologen sicher großen Spaß machen werden.

Was nun?

Ein Lebensbild

von

L. Ado.

(Schluß.)

Der Winter verrann. Häufiger als sonst kam der Lehrer zu mir in's Haus, auch oft, wenn ich nicht da war, unterhielt sich viel mit meinem Schützling, brachte ihm kleine Geschenke. „Andenken von der Verstorbenen," wie er sagte, und ich merkte, daß er vorsichtig, aber entschlossen auf sein Ziel losging.

Eines Abends, ich war bei einem Nachbar den ganzen Tag auf der Jagd gewesen, kam ich ermüdet nach Hause und sah zu meiner Verwunderung kein Licht, trat in's Zimmer und hörte aus einer Ecke lautes Schluchzen. Mir ahnte, was da vorgefallen war. Sogleich machte ich Licht, trat an meinen Liebling heran, nahm ihr die Hände von den verweinten Augen und fragte sie, was ihr fehle. Vor Weinen konnte sie nicht sprechen, aber sie ergriff meine Hände und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. Ich entzog sie ihr sanft, strich ihr über das weiche blonde Haar und fragte dann nochmals nach der Ursache ihrer Erregtheit. Sie preßte meine Rechte auf ihren Scheitel und es war, als thue die Berührung meiner Finger ihr wohl, denn sie begann bald leiser zu weinen und endlich erzählte sie mir, der Schullehrer sei dagewesen, habe sehr liebevoll mit ihr gesprochen, sie gefragt, ob sie seinen Kindern gut sei und ob sie ihn selbst gerne habe. Das mußte sie Alles bejahen; aber dann war plötzlich seine Bitte gekommen, sie möchte sein Weib und die Mutter seiner verlassenen Kleinen werden. Nach diesen Worten, erzählte sie weiter, habe sie einen solchen Schreck bekommen, daß sie fortgelaufen wäre. Dann habe sie weinen müssen und immer weinen, sie hätte nicht anders gekonnt, und — dabei ganz auf's Abendbrod vergessen ... „Und Sie müssen doch so hungrig sein, armer, lieber Herr," fügte sie hinzu. Dann sprang sie auf und verließ hastig das Zimmer.

Mir selbst war die Luft zu drückend, die Stube zu eng geworden. Ich ging in's Freie, mir war so beklommen, so, ich weiß nicht wie, daß ich fast ohne Besinnung in die Nacht hinein lief und erst wieder zu mir kam, als ich merkte, wie der Wind meine dünnen Haare zauste und die kühle Abendluft mich frösteln machte. Oder war es Fieber? Ich kehrte langsam in's Haus zurück. Grete saß am gedeckten Tisch; die Hände im Schooß. So hatte ich sie noch nicht sitzen sehen. Ich versuchte zu essen, — aber es ging nicht. Auch Grete rührte keinen Bissen an. Still trug sie das Abendbrod wieder ab. Als sie zurückkehrte, fragte ich sie so ruhig als möglich:

„Nun, was hast Du beschlossen?"

Sie öffnete weit ihre großen blauen Augen, in denen Thränen schimmerten, und sagte ganz erstaunt:

„Herr, das fragen Sie mich?"

„Nun ja, das frag' ich Dich; der Lehrer will doch eine Antwort haben."

„Die wird kurz ausfallen: Ich bleibe bei meinem lieben, guten Herrn; das werd' ich ihm sagen!" rief sie laut und entschlossen.

Ich bat sie, nicht vorschnell zu sein, sich die Sache reiflich zu überlegen, denn der Lehrer sei ein braver Mann, sie liebe die Kinder und ein annehmbarerer Antrag würde sich ihr wohl kaum bieten. Ruhig schüttelte sie den Kopf und entgegnete:

„Ich will gar nicht heirathen, sondern bei Ihnen bleiben immer, immer."

„Und wenn ich mich nun selbst verheirathen würde?" fragte ich.

„Dann, ja dann," gab sie zurück und fuhr überrascht und erschrocken auf. „Dann muß ich gehen, dann kann ich hier nicht bleiben, aber auch nicht beim Lehrer; ich glaube, ich würde —"

Da brach sie ab.

Ich nahm ein Buch und versuchte zu lesen; die Buchstaben tanzten mir vor den Augen; ich las und wußte doch nicht, was auf den Seiten, die ich umblätterte, stand.

Nach einiger Zeit erhob sich Grete, nahm ein Licht, trat an mich heran und fragte, ob ich noch etwas brauche, sie wolle zu Bett, sie sei müde.

Ich schüttelte mit dem Kopfe.

Plötzlich ergriff sie meine Hand und fragte ganz leise:

„Ich darf doch bleiben, ich muß doch nicht fort?"

„Bleib' so lange es Dir hier gefällt, und nun — gute Nacht."

Ja, der Wunsch war nöthig, aber half nichts, denn weder Grete noch ich schlossen heute Nacht ein Auge.

*

Einige Tage nach diesen Vorfällen war ich wieder am Morgen auf die Jagd gegangen und kehrte erst gegen Abend zurück. Der Lehrer hatte sich meine Abwesenheit zu Nutze gemacht. Grete sah, als sie mir das Abendbrod auftrug, blaß wie eine Leiche aus, doch war ihr schönes Gesicht ruhig und ergeben.

Ohne daß ich sie fragte, erzählte sie mir, nachdem der Tisch abgeräumt war und wir zusammen im traulichen Zimmer saßen, Folgendes: Der Schullehrer sei am Nachmittag mit seinen drei Kleinen an der Hand in die Stube getreten, habe seinen Antrag dringender wiederholt, habe ihr vorgehalten, daß sie ihm und seiner verstorbenen Frau vielerlei Dank schuldig sei, daß die Kinder ohne eine Mutter verkommen müßten, daß Niemand auf der Welt dazu geeigneter sei als sie, daß er sie liebe, die Kinder sie anbeteten und daß er und seine Kleinen elend sein würden, wenn sie nicht seine Frau würde. Zu all' diesen Reden habe sie mit dem Kopfe geschüttelt, als aber endlich der Lehrer, die Kleinen an der Hand, vor ihr niedergefallen sei und gerufen habe: „Kinder, bittet mit mir, daß sie eure Mutter werde!" und die Kleinen an ihr hinauf geklettert seien, sie umarmt, gestreichelt und die Köpfchen an ihre Brust gedrückt hätten, da habe sie nicht mehr widerstehen können und in Angst und Rührung gerufen: „Ja, ich werde ihre Mutter sein, aber drängt mich nicht, laßt mich diesen Gedanken erst fassen, laßt mich mit mir selbst erst in's Klare kommen." Sie schloß ihre Erzählung unter Schluchzen und fügte hinzu: „Und wenn ich es auch tausendmal versprochen habe, ich kann es nicht halten; ich kann doch nicht von hier fort und muß es denn sein, so geschieht ein Unglück."

Ich verbrachte wieder eine schlaflose Nacht.

Am andern Morgen erschien der Lehrer mit vor Wonne strahlendem Angesicht, dankte mir, dankte Grete, Gott und der ganzen Welt für sein namenloses Glück und wußte sich vor Jubel und Lust kaum zu fassen. Grete hatte ihm nur die Hand gereicht, dabei war sie blaß und kalt, aber freundlich.

Von diesem Tage an betrat sie nicht mehr das Haus des Lehrers, doch ließ sie die Kinder, die sie „Mama" nannten, herzten und küßten, täglich kommen; aber ich bemerkte bald, daß sie auch gegen die Kleinen nicht mehr so unbefangen war wie sonst; ja sie wehrte oft ihrer Zärtlichkeit, schickte sie in den Garten oder wieder in die Schule zurück. Kam der Lehrer plötzlich in's Zimmer, so lief ein Schauer durch ihren Körper, doch sie stand auf und reichte ihm lächelnd die Hand. Dieß Lächeln hätte Steine erweichen können, so unendlich traurig sah es aus. Glückselig, wie er war, hatte der Lehrer das für ihn so bedeutende Ereigniß in der Gemeinde bekannt gemacht, und nun war des Gratulirens kein Ende. Grete nahm es kalt hin, dankte kalt oder entzog sich, wo es irgend ging, der oft nur zu geschwätzigen Theilnahme. Wie eine glückliche Braut sah sie gewiß nicht aus!

Der Verlobungstag wurde in der Schule gefeiert. Der Lehrer hatte aufgeboten, was in seinen Kräften stand, doch Frohsinn und Heiterkeit wollten nicht einkehren, da auf dem Antlitz der Braut zu wenig Freude zu lesen war. Um so beseligter sah der Bräutigam aus!

Die Hochzeit wurde auf den April festgesetzt. Der Lehrer hatte durchaus den Neujahrstag dafür bestimmen wollen. Das sei ein Glückstag für ihn, sagte er, da habe er seine Anstellung bekommen, da habe er sich mit seiner ersten Frau verlobt und es sei auch der Geburtstag seines liebsten, seines ältesten Kindes. Grete blieb fest und so sollte am achtzehnten April die Hochzeit gefeiert werden.

Ich mußte nun doch mein Pflegekind aussteuern. Auf der Sparkasse hatte Grete fast zweihundert Thaler liegen, dieß Sümmchen sollte dort stehen bleiben und ich wollte die Mittel für die nöthigsten Anschaffungen hergeben. Obgleich sich ja eine vollständige Wirthschaft beim Lehrer vorfand, so wünschte ich doch nicht, daß mein Pflegekind mit leeren Händen in die Ehe ginge.

Bei all' diesen Vorbereitungen war mir jammervoll zu Muthe! Grete war mir an's Herz gewachsen und ich liebte sie, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, ach vielleicht noch mehr! Die Jungfrau, wie sie so dastand, kerngesund von innen und außen, gut, fleißig und gebildeten Herzens und Geistes, das war mein Werk! Ich hatte ja den rohen Stoff zu dem Kunstwerke umgeschaffen, das jetzt Aller Augen erfreute, Aller Herzen gewann. Doch mir ging es wie fast allen Eltern: sind die Töchter erzogen, ist was Rechtes und Liebes aus ihnen geworden, dann kommt der erste beste Freier und holt sie fort. Das Haus wird leer und einsam stehen die Eltern im Alter wieder da, wie es beim Beginn ihrer Ehe war.

Grete wollte durchaus nichts von einer Aussteuer wissen.

„Das hat noch Zeit, lieber Herr, bis nach Neujahr. Wäsche hab' ich ja genug durch Ihre Güte und den andern Kram kauft man in einem Tage in der Stadt zusammen. Vielleicht brauchen wir's auch nicht; — wer weiß, wie's noch kommt," setzte sie leise hinzu.

Der Winter war unbehaglich. Grete saß oft stundenlang, ganz gegen ihre Gewohnheit, die Hände in dem Schooße, stumm auf einen Punkt starrend, im Zimmer. Eine Erinnerung von mir weckte sie aus ihren Träumereien; dann ergriff sie seufzend eine Arbeit und wischte sich wohl auch eine Thräne aus den Augen. Oft sagte sie:

„Warum muß ich eigentlich fort? Ich bin hier so glücklich, und sollte der Mensch nicht da bleiben, wo er sich am wohlsten fühlt? Doch das ist Eigennutz! Der Mensch soll nicht allein an sich denken; die armen Kleinen brauchen mich gewiß." Dann fuhr sie nach einigem Zögern fort: „Würden sie denn nicht vielleicht eine andere Mutter finden und eine bessere, als ich es ihnen sein kann?"

Das Weihnachtsfest kam heran. Es war nicht so fröhlich wie im ersten Jahre. Auch dießmal hatte ich einen schönen Baum ausgeputzt, hatte Geschenke gekauft, fast über meine Mittel, aber nicht mit frohem Gefühle, denn es sollte ja das letzte Mal sein, daß ich den Baum für meinen Liebling geschmückt hatte, daß meine Grete bei mir war. Auf dem Tische lagen Geschenke ausgebreitet für den Lehrer und seine Kinder, für die Aermsten des Dorfes und viele nützliche Gegenstände für die Wirthschaft im Lehrerhause.

Grete stand stumm vor ihren Geschenken, schüttelte leise das bleiche Haupt, reichte mir dankend die Hand und eine Thräne fiel dabei auf die meine. Der Lehrer war stürmisch in seiner Freude, jubelte über seine, über Grete's Geschenke, die ja auch für ihn nützlich waren, und dankte mir überschwenglich. Er hatte seine Braut reich beschenkt. Doch diese sah die Gaben kaum an und dankte nur flüchtig. Sie selbst hatte dem Lehrer einen Tabaksbeutel gestickt, den er sogleich aus meinem Kasten füllte und in Gebrauch nahm. Ich selbst war zu meiner Verwunderung von Grete nicht beschenkt worden, obgleich ich doch bemerkt, daß sie oft bis spät in der Nacht in ihrem Zimmer gesessen und gearbeitet hatte; sogar die Nähmaschine ließ oft ihr Klappern hören. An dem Tabaksbeutel konnten die flinken Finger doch nicht so lange und anhaltend gearbeitet haben?

Wir gingen, der Lehrer und ich, wieder zu Müllers, und als ich spät nach Hause kam, fand ich zu meiner Verwunderung Grete noch wach. Auf dem Tisch lag ein großer Pack mit einem weißen Tuche verdeckt. Sie zog es hinweg und sagte:

„Lieber Herr, ich habe Ihnen sechs neue Hemden gearbeitet, die Ihren sind schon alt, wer soll sie ausbessern, wenn ich nicht mehr da bin?"

Mit Staunen sah ich mir die Arbeit an. Es waren ganz feine Oberhemden, gestickt und auf das Kunstreichste gearbeitet, genau nach Mustern, die noch aus meiner guten Zeit vorhanden waren. Ich dankte ihr herzlich und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sie schauerte zusammen, wollte sprechen, reichte aber nur, mir gute Nacht wünschend, die Hand und ging in ihre Kammer. Was mochte in dem armen Kinde vorgehen? Das war nicht mehr die frohe, heitere Grete, das war eine stille, ernste, sorgenvolle Gestalt, die einen schweren Kummer mit sich umher trug.

Die Zeit verging. Leise fing der Frühling an sich zu regen, die Birken bekamen einen grünen Schein, die Veilchen steckten die Köpfchen hervor und im Garten blühten Krokus und Primeln. Die Luft wurde lau, die Saaten grüner und die ganze Natur fing an fröhlich wieder aufzuleben. Grete's und mein Gemüth fühlte keine Lenzeswonne, darauf lag noch Schnee und Winterreif.

Das arme Kind wurde, je näher der achtzehnte April kam, je trüber, je blasser, je unruhiger, und ich selbst fühlte mich auch wie verwandelt. Ich vernachlässigte den Garten, die Felder, lief stundenlang im Walde umher, ohne Zweck, ohne Ziel. An einen Ersatz für Grete hatte ich noch nicht gedacht. Wären nicht meine gut angelernten kleinen Gärtner und Feldarbeiter gewesen, meine Wirthschaft hätte in diesem Frühling starke Rückschritte gemacht.

Eines Abends, es war in den ersten Tagen des

April, saß ich mit dem Lehrer bei einer Partie Schach; Grete, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch, wie sie es jetzt so oft zu thun pflegte. Plötzlich stand sie auf und sagte mir leise:

„Ich halt's nicht mehr aus, der Kopf will mir zerspringen."

Wir sahen sie an; das sonst so bleiche Gesicht war fieberhaft geröthet, die Augen waren starr und die Brust hob und senkte sich sichtlich.

„Du bist nicht wohl, Kind, leg' Dich in's Bett; morgen, wenn es nicht besser ist, werde ich zum Doktor schicken," sagte ich.

„Das wird wohl nicht nöthig sein. Ach, wenn es doch so wäre!" flüsterte sie und verließ das Zimmer.

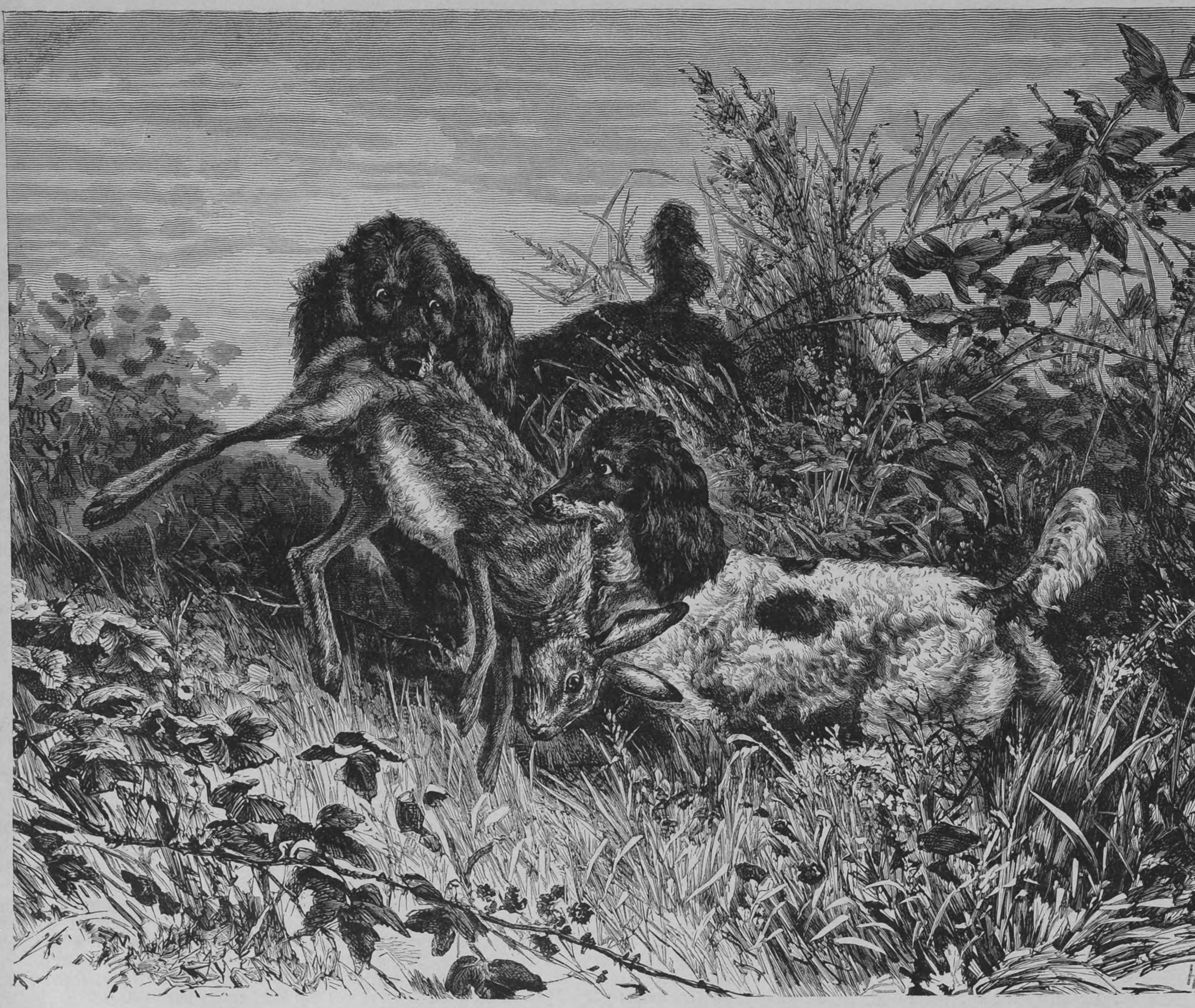
Der Lehrer sagte leichthin:

„Das ist die natürliche Aufregung vor der Hochzeit; sie wird bald wieder besser sein!"

Ich widersprach nicht, aber der Zustand beunruhigte mich, denn das Mädchen sah völlig verändert aus. Ich beendete schnell die Partie und schickte den Lehrer nach Haus.

Bevor ich in's Bett ging, klopfte ich an Grete's Thür und erhielt keine Antwort; ich klopfte stärker und da es ruhig blieb, nahm ich an, daß sie schlummere, und legte mich selbst nieder. Ich schlief erst gegen Morgen ein, wirre Gedanken gingen mir durch den Kopf. Ich sah Grete in dem Bette der Lehrerin als Leiche, dann wieder mich selbst verirrt, verlassen, einsam auf öder Haide, und so jagte ein Bild das andere im unerquicklichen Halbschlaf. Ich erwachte später als sonst, kleidete mich an, öffnete das Fenster und ließ den frischen Frühlingswind über mein wüstes Haupt streichen. Da mir Grete das Frühstück nicht brachte, ging ich nach der Küche, um zu sehen, wo sie bliebe. In dem Herd war noch kein Feuer gemacht, das Haus noch verschlossen, Grete mußte also auch die Zeit verschlafen haben; das erste Mal, seitdem sie in meinem Hause. Ich ging an ihre Kammerthür und klopfte, wie am Abend zuvor; keine Antwort! Ich klopfte wieder; Alles blieb still.

Leise öffnete ich die Thür. Da lag Grete auf ihrem weißen Bett, das Gesicht fieberhaft geröthet, mit offenen Augen mich anstarrend, ohne mich zu kennen,



Wem gebührt die Ehre? Zeichnung von E. Bellecroix. (S. 378.)

und dabei lispelten ihre Lippen unverständliche Worte. Die Aermste mußte krank, sehr krank sein!

Eiligst schickte ich einen Boten zum Arzt, setzte mich an das Bett der Kranken, deren Zustand unverändert blieb, bis endlich nach zwei langen Stunden der alte, tüchtige Doktor aus der Stadt eintraf.

„Schlimmer Fall, schlimmer Fall," sagte dieser, den Kopf schüttelnd, „muß die Krankheit schon lange mit sich herum getragen haben, sonst könnte das Nervenfieber nicht gleich so heftig aufgetreten sein. Hätten früher zu mir schicken sollen; jetzt schlimm, sehr schlimm."

Also Nervenfieber und schlimm, sehr schlimm!

Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, um ruhig zu bleiben, besprach den Fall mit dem Arzte, lauschte allen „Für" und „Wider" und verabredete, daß sogleich eine graue Schwester aus dem Kloster der Stadt mit der nöthigen Medizin zu mir heraus geschickt werden sollte. Der Doktor ging; ich war wieder allein bei der Kranken. Das Fieber nahm zu, unruhig wälzte sie sich auf dem Lager umher, wollte aufspringen, und nur mit Mühe hielt ich sie zurück. Oft rief sie laut meinen Namen oder flüsterte: „Lieber Herr."

Wenn ich sie dann bei der Hand ergriff, wurde sie ruhiger; ließ ich die Hand los, so begann die Unruhe von Neuem.

„Ich gehe nicht fort, ich kann nicht fort, ich will nicht sein Weib werden!" stieß sie oft hervor, und dazwischen murmelte sie unverständliche Worte, oder rief, als begehre sie Hülfe von mir, meinen Namen, der sonst nie auf ihre Lippen gekommen war.

Endlich am Nachmittag kam der Doktor wieder, reichte ihr den ersten lindernden Trank und die graue Schwester übernahm die Pflege. Ich ging zum Lehrer und berichtete über den Zustand der Braut; er war wie vom Donner gerührt und wollte hin an ihr Lager stürzen, ich erlaubte es nicht, versprach aber stündlich Nachricht von ihrem Befinden zu schicken. Von hier eilte ich zu Müllers, um mir dort etwas Fleisch und Brod geben zu lassen, da ich den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen. Doch was fand ich da? Müller hatte mit Appetit gegessen, sich dann zum Mittagsschläfchen niedergelegt, und als die Frau ihn zum Kaffee rufen wollte, fand sie ihn bewegungslos auf dem Sopha liegen. Der Schlag hatte den fast achtzigjährigen Greis getroffen; er lebte noch, aber die Sprache war ihm ge-



Ein Konzert bei Friedrich dem Großen. Gemälde von Adolph Menzel. (Nach einer Photographie im Verlag der Photographischen Gesellschaft in Berlin.) (S. 383.)

raubt und die Glieder keiner Bewegung fähig. Die alte Frau saß still gefaßt am Bette, reichte mir die Hand und zeigte auf den armen, hülflosen Mann. Zum Glück war noch der Doktor im Orte, ich eilte, ihn herbei zu holen. Er schüttelte auch hier den Kopf und gab wenig Hoffnung. Für die Nacht bezog er die Fremdenstube bei Müllers, um bei der Hand zu bleiben.

Meine Sorge war nun getheilt und bei der ungeheuren Aufregung, die sich meiner bei dem so plötzlich hereinbrechenden Unglück bemächtigt hatte, dachte ich gar nicht an den Verlust, der mich treffen könnte, dachte nur daran, wo zu helfen, wo zu lindern sei. Der Doktor und die Frau Müller hatten die Wartung des alten Herrn übernommen, die graue Schwester theilte die Pflege meines Lieblings mit mir.

In der Nacht wurde die Kranke immer unruhiger und fing sogar an zu toben, so daß ich der Schwester oft helfen mußte, die Leidende im Bette festzuhalten. Am Morgen wurde sie ruhiger und den Tag über lag sie da, laut sprechend und im heftigsten Fieber. Der Hauptinhalt ihres Gespräches war immer die Furcht, aus meinem Hause, von meiner Seite fort zum Schullehrer in die Schule zu müssen. In der zweiten Nacht wiederholten sich die Vorgänge der vergangenen. Der arme Müller blieb unbeweglich und machte durch seine Ungeduld der armen, alten Pflegerin nicht geringe Sorgen. Am achten Tage war er eine Leiche. Grete phantasirte fort und die Heftigkeit des Fiebers nahm fast täglich zu. Die arme Schwester, die unermüdlich war und mich nie bei der Kranken allein ließ, erlag fast dieser treuen Pflege, und erst nach vieler Mühe gelang es mir, sie am Ende des neunten Tages dazu zu bewegen, sich ordentlich niederzulegen und sich durch einen gesunden Schlaf für die weitere Pflege zu stärken.

In der Nacht saß ich allein am Bett; Grete schien zu schlummern. Ich sah unverwandt auf die Leidende. Nie war es mir so lebhaft in's Bewußtsein getreten, wie schön sie sei. Mit vom Fieber gerötheten Wangen lag der Kopf in den weißen Kissen, das fein geschnittene Gesicht sah ruhig, fast starr aus, nur das unruhige Zucken der Lippen zeigte, daß Leben darin war. Ungeordnet drängte sich das üppige blonde Haar unter dem kleinen Mützchen hervor und bildete so einen Rahmen um das liebliche Gesicht. Ich hatte nicht erlaubt, daß man die schönen Zöpfe abschneide, denn ich glaubte, daß sie zu retten wäre.

So saß ich und wirre Gedanken flogen durch mein aufgeregtes Hirn. Ich machte mir Gewissensbisse, dem Lehrer die Erlaubniß verweigert zu haben, Grete zu sehen. Wenn sie nun stürbe, wie der Doktor doch zu befürchten schien? Er, der Lehrer, hatte ein Recht an die Kranke; sie war ja seine Braut! Ich dachte daran, was ich anfangen würde, wenn sie gestorben. Ich schauderte und meine Zukunft erschien mir dann wie eine schwarze Nacht. So saß ich stundenlang und sann und sann. Wie die Zeit vergangen, ich weiß es nicht. Meine Gedanken waren Grete's ganzem Leben gefolgt, von dem ersten Augenblick an, wo ich sie als kleines, schwaches Kind in mein Zimmer geführt, bis zu der Zeit, wo sie sich als kräftige, schöne Jungfrau dem Lehrer verlobte. Jedes ihrer auffallenden Worte, jede ihrer liebevollen Handlungen traten in mein Gedächtniß. Ich wiederholte mir die Reden ihres Fieberparoxysmus und da fuhr es plötzlich wie ein Blitz durch mein Hirn: sie liebt dich. Und du, was thust du? Du liebst sie auch, du liebst sie schon lange, du wußtest es nur nicht. Bei dieser Entdeckung hätte ich fast vor Jubel aufgeschrieen, aber ein Blick auf die Kranke drängte den Freudenruf, der schon meine Lippen bewegte, wieder zurück. Ein Strom von Thränen brach dafür aus meinen Augen. Waren es Thränen der Freude, Thränen des namenlosesten Schmerzes, ich weiß es nicht. Meine erste, meine einzige Liebe — auf dem Sterbebette. Ich weinte fort. Plötzlich hörte ich neben mir die leise geflüsterten Worte:

„Lieber Herr, Sie weinen ja!" Ich fuhr empor und sah Grete mit offenen Augen mich anblicken. Grete sprach weiter: „Ich bin wohl sehr krank gewesen, mir träumte so und oft sah ich Sie an meinem Bette, sogar in der Nacht, und da wurde mir, ach! so wohl. Ich hätte Ihnen so gerne dafür gedankt, ich konnt' es ja aber nicht — jetzt, jetzt dank' ich Ihnen aus vollem Herzen." Ich bat sie, stille zu sein und zu schlafen. Sie fuhr fort: „Herr, haben Sie um mich geweint, dann würd' ich gerne sterben, aber macht Ihnen mein Leben Freude, dann möcht' ich ewig leben. Aber wenn ich leben soll, dann versprechen Sie mir, daß ich immer bei Ihnen bleiben darf, daß ich nicht zum Lehrer brauche."

Ich versprach es, bat sie zu schweigen, doch konnt' ich die ganz leise geflüsterte Frage nicht unterdrücken:

„Grete, hast Du mich ein wenig lieb?"

„Ach," hauchte sie hervor. „Mehr als die Welt, mehr als mein Leben, mehr als ich je nur sagen kann."

Hierauf schwieg sie lange, und als ich mich nach einiger Zeit zu ihr niederbeugte, lag sie in einem anscheinend ruhigen Schlafe. So saß ich bis zum Morgen und bewachte ihre regelmäßigen Athemzüge und fragte mich im Stillen, wenn ich an unsere Liebe dachte, wie in früheren Jahren: Was nun? Als der Morgen graute, kam die Schwester mit dem Doktor, und dieser war ganz erstaunt und hocherfreut über die Veränderung, die mit Grete vorgegangen.

„Daß die Krisis kommen müsse, wußte ich," rief er, „wollt's Ihnen nur nicht sagen, da ich einen schlimmen Ausgang fürchtete; nun hat aber Gott und die kerngesunde Natur unserer Kranken geholfen und ich kann wohl mit Gewißheit sagen: Sie ist gerettet."

Ich jubelte laut auf, der Doktor hielt mir den Mund zu und sagte:

„Sie unsinniger Mensch, wecken Sie mir das Ding da nicht auf, das braucht jetzt den Schlaf sehr nöthig; ich werd's übrigens dem Schulmeister sagen, was Sie über seine Braut für einen Jubel anstimmen," und mit einem bedenklichen Lächeln setzte er hinzu: „Alter Freund, Sie jagen doch nicht auf fremdem Revier?"

Ich wurde feuerroth und schlich mich schuldbewußt aus dem Zimmer.

Da Grete ruhig weiter schlief, ging ich zur armen Frau Müller, tröstete sie so gut es gehen wollte und bestellte das Nöthige zum Begräbniß. Am Tage darauf bestatteten wir ruhig den Freund und am Grabe dankte ich Gott aus vollem Herzen, daß er nur das eine Opfer verlangt, daß er mir Grete gelassen.

Sehr langsam ging die Genesung von statten. Es kamen noch viele sorgenvolle Tage, doch bald konnte ich der Schwester, der ich mein Sopha in die Kammer gestellt, die Pflege allein überlassen. Es war Grete's, auch mein Wunsch so gewesen. Ich konnte es mir nicht versagen, täglich öfters den Kopf in die Kammer zu stecken und nach dem Befinden zu fragen, und erhielt immer lächelnd die Antwort: „Dank', Herr, ganz gut, aber schwach, sehr schwach." Die Ungeduld des armen Lehrers war kaum mehr zu zügeln. Grete hatte kein einziges Mal nach ihm gefragt. Als sie an einem der letzten Maitage zum ersten Mal auf meinen Arm gestützt ihr Zimmer verließ und in meines hinüber ging, holte ich den Lehrer und ließ die Beiden allein. Ich streifte während der Zeit im Freien umher und versuchte mir die Verhältnisse klar zu legen. Grete mußte in jedem Fall jetzt aus dem Hause, das Verhältniß mit dem Lehrer mußte gelöst werden und was dann? Konnte ich fast vierzigjähriger Mensch diesem blühenden jungen Wesen meine Hand reichen, konnte ich armer Mann es wagen, eine Frau, eine Familie ernähren zu wollen, konnte ich, Offizier, Mann von Geburt, ein armes Findelkind zur Gattin nehmen? Ja, ich konnte es! Ich traute mir zu, alle Schwierigkeiten zu überwinden, allen Vorurtheilen Trotz zu bieten und lieber mit Grete trockenes Brod zu essen, als den Gedanken ertragen, von ihr getrennt zu sein, sie in den Armen eines Andern zu wissen.

Mit Muth in der Brust und überglücklichen Herzens kehrte ich in's Haus zurück. Grete saß noch in meinem Zimmer, ihre Augen waren geröthet, sie sah fieberhaft erregt aus. Ihr Köpfchen hing schlaff herunter, Thräne auf Thräne perlte aus den Augen. Als ich an sie herantrat, erhob sie den Kopf, sah mich an und sagte leise:

„Ich bin frei."

„Wieso, was hast Du gethan?" fragte ich erregt.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich sterben würde, müßte ich seine Frau werden, und habe ihn herzlich um Verzeihung gebeten für das, was ich ihm angethan. Schwer ist es mir geworden," fügte sie hinzu, „obgleich ich mir seit Wochen die ganze Rede schon ausgedacht. Der Arme war aber so tief erschüttert und unglücklich, daß ich doch noch fast schwankend geworden; da dachte ich aber an Sie und blieb fest und bleibe fest." Sie stand auf, reichte mir die Hand und sagte mit einem glücklichen Lächeln auf den bleichen Lippen: „Jetzt bin ich wieder ganz die Ihre."

Ich konnte mich vor Freude, vor Jubel nicht mehr halten, ich schloß sie in meine Arme, herzte und küßte sie und rief jubelnd: „Ewig, ewig sollst Du die Meine sein!"

Ich ließ sie los, doch mußte ich sie gleich wieder erfassen, denn ohnmächtig sank sie auf's Sopha zurück. Zu viel der Gemüthsbewegung war es für die kaum Genesene gewesen. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, mußte sie sich niederlegen, sie fieberte wieder und ich fürchtete einen Rückfall, aber nach einigen Tagen verließ sie gesund und munter ihr Zimmer. Die Freude, das Glück hatte die Genesung beschleunigt, und seit der Alp von ihrem Herzen gewichen, war auch die alte Kraft wieder da. Sie konnte, sie wollte es nicht fassen, daß sie mein, ganz mein sei, daß ich sie liebe, wie sie mich, und daß sie nun nie mehr von meiner Seite zu gehen brauche.

Als der erste Freudenrausch vorüber, besprachen wir uns ruhig über die Zukunft: Grete sollte sofort mein Haus verlassen und zur Frau Müller ziehen, um der armen Alten die Last der Wirthschaft abzunehmen; unsere Verlobung sollte geheim bleiben und mit der Hochzeit wollten wir getrost warten, bis Zeit und Umstände diesen Schritt zuließen. Und allzu lange stellte uns das gütige Geschick nicht auf die Probe.

Am Abend dieses Tages erfolgte noch der Umzug, ein vierzehnjähriges Dorfkind, das schon immer bei mir gearbeitet, bezog Grete's Stübchen. Der Lehrer kam ganz untröstlich zu mir, doch mein ruhiger Zuspruch tröstete ihn und so fügte er sich mit der Zeit in's Unvermeidliche.

Ich kam nun täglich zu Frau Müller, um mit Grete zusammen zu sein, und da war es, als ich eines Tages allein bei der alten Frau saß, daß sie meine Hand ergriff und in ihrer freundlich milden Art sagte:

„Wie es mit Ihnen und Grete steht, sehe ich mit Freuden, solch' Paar lasse ich mir gefallen! Grete ist ein kluges, braves Kernmädel und Sie sind ein ordentlicher, tüchtiger, fleißiger Mensch, da wird Gott seinen Segen schon geben. Damit die Sache aber nun zum Ende kommt, so kaufen Sie mein Gut, ich kann es doch nicht bewirthschaften und es kommt immer mehr in Verfall. Ich laß es Ihnen für unsern Einkaufspreis, der war sehr gering, und mit der Bezahlung hat es keine Eile." Ich dankte herzlich und bat um Bedenkzeit. „Ihr Häuschen beziehe ich und Sie verpflegen mich die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe. Gehen Sie und überlegen Sie sich die Sache, aber nicht zu lange bedacht, denn: Wer lange bedenkt, der wählet nicht immer das Beste."

Ich ging aufgeregt nach Hause, rechnete und rechnete, zerbrach mir den Kopf und kam zu keinem Entschluß. Das wußte ich: mein kleines Kapital mußte gleich in die Wirthschaft gesteckt werden, um die Sache nur einigermaßen in Gang zu bringen. Würde das Gut nun die Zinsen bringen, würde ich mein Geld nicht verlieren? Das wußte ich nicht! Schneefeld sollte Rath schaffen; ich schrieb ihm, setzte die Verhältnisse genau auseinander und erwartete nun mit Spannung seine Antwort. Am dritten Tage kam diese und zwar mit Schneefeld's eigener Person.

„Das Ding muß reiflich überlegt werden, lassen Sie mich zuerst alleine machen, ich muß selbst sehen, wie der Hase läuft."

Von früh bis spät war der Alte auf den Beinen, durchlief Feld und Wald, prüfte die Beschaffenheit des Bodens auf jedem Ackerstück, den Untergrund der Wiesen und den Bestand des Waldes. Als er endlich damit fertig war, sagte er:

„Kaufen Sie getrost für den geforderten Preis auf meine Verantwortung, aber in den ersten Jahren muß ich helfen, sonst geht es wieder kunterbunt."

Wie war ich damit einverstanden, wie herzlich froh war ich!

Schneefeld konnte sich nicht genug über die Erscheinung von „Fräulein Gretchen", wie er sie nannte, wundern und flüsterte mir oft zu, wenn er sie lange still betrachtete:

„Das ist ja der reine Engel geworden; die gehört nicht in ein Schulhaus, die gehört in ein Schloß. Wenn ich noch jung wäre und nicht meine Alte hätte, die müßte Frau Inspektor werden."

Ich konnte mich vor dem guten alten Freunde nicht verstellen und bekannte ihm unsere Liebe, die Entsagung des Lehrers und daß nun, da das Gut mein würde, die Hochzeit auch bald gefeiert werden könne. Der Alte fiel mir um den Hals, die hellen Thränen standen ihm in den Augen, und indem er mir die Hand schüttelte, daß sie fast abbrach, sagte er:

„Seh'n Se, das freut mich, so ist es recht, mit solchem Weibchen kommt Segen in's Haus. Durch die Wahl haben Sie erst ganz den bunten Rock an den Nagel gehängt und sind ein Mann von unserem Schlage geworden, ein Mann des Volkes, ein Mann der Arbeit!"

Was soll ich euch noch weiter von meinem Leben sagen? Der Kauf wurde abgeschlossen, das Haus, der Hof und Garten renovirt, aber ganz einfach und be-

scheiden, nicht so wie es jetzt ist, das wurde erst nach und nach so schön und behaglich. Und als das Haus nun schmuck und sauber war, da wurde Grete mein Weib. Die gute Frau Müller, ihr kanntet ja noch die stille, sanfte Frau, Schneefelds, der Lehrer, Geldermann aus der Stadt und der alte Pfarrer waren unsere Trauzeugen und Gäste.

In den ersten Jahren war oft Schmalhans Küchenmeister, aber Fleiß, Geduld und etwas Glück brachten uns nach und nach auf einen grünen Zweig. Meine schüchterne Grete war bald die resoluteste Hausfrau, und von dem Tage, wo sie ganz mein wurde, habe ich die Frage: „Was nun?“ nie mehr nöthig gehabt, denn bevor sie recht bei mir auftauchte, da war eure Mutter schon mit dem Rathe bei der Hand und gut war er immer. Ich brauche euch von der Mutter nichts weiter zu sagen; was ihr an ihr habt, das wißt ihr. Gott erhalte sie uns noch lange!

Nachdem wir die gute Tante Müller aus dem grünen Nest zu Grabe getragen, zogen Schneefelds dort ein und sie wohnen ja noch immer darin; ich fürchte, fürchte, nicht mehr lange. Sie haben treu geholfen, dafür sind sie auch von uns auf den Händen getragen worden. Wir werden die Lücke fühlen, wenn sie nicht mehr sind.

Frauenleben in Pompeji.

(Bild S. 377.)

Das antike Frauenleben war von unserem sehr verschieden. Es hatte etwas Orientalisches, die Frauen lebten im Hause und blieben abgeschlossen von dem Leben der Männer in der Oeffentlichkeit und der Gesellschaft. Ein Fremder durfte selten die Frauengemächer betreten, und bei den Besuchen, welche der Mann erhielt, zeigten sich die Frauen nicht, sie nahmen am gesellschaftlichen Leben der Männer nicht Theil. So war es wenigstens im frühen Alterthum in Griechenland, bei den Römern gestaltete sich allmälig das Frauenleben freier. Immerhin jedoch war die anständige Frau durch Sitte und Herkommen zu einem höchst zurückgezogenen Dasein verurtheilt. In den Frauengemächern, bei ihren Dienerinnen und Kindern verbrachten sie ihr Leben, mit häuslichen Arbeiten und Putz und Staat beschäftigt. Die Kinder gediehen bei dieser unausgesetzten Beaufsichtigung und Pflege, die geistige Entwicklung der Frauen jedoch ward bald einseitig und bewirkte, daß die Männer ihre Frauen nicht allzu hoch achteten.

Unsere Illustration zeigt uns eine Szene aus dem Frauenleben in Pompeji. Es ist ein schwüler Tag und tiefblauer Himmel mit bleigrauen Dunststreifen lagert über der fruchtbaren Ebene zu Füßen des ewig Rauch und Glut speienden Vesuvs und über der säulengeschmückten Stadt.

Die Mutter hat sich mit ihrem Töchterchen in den Schatten der Säulenhalle eines der Höfe, welche die Frauengemächer umschließen, zurückgezogen, und während das Kind auf dem weichen Fell, das die Marmorbank bedeckt, schlummert, schaut die Mutter träumerisch sinnend in die Ferne. Es ist ein hübsches Stimmungsbild aus dem antiken Leben, das unser Bild hier künstlerisch vollendet wiedergibt.

Das Konzert am Hofe.

Gemälde von Adolph Menzel.

(Bild S. 381.)

König Friedrich II. von Preußen hatte in frühester Jugend Klavierspielen gelernt, als er aber in einem Konzerte am Hofe seines Vaters den polnischen Kammermusikus Quantz auf der Flöte hörte, war er so voll Bewunderung für dieses Instrument, daß er seine Mutter bestimmte, den Künstler jedes Jahr ein paarmal nach Berlin kommen zu lassen, um Stunde bei ihm zu nehmen, was dem Vater wohlweislich verschwiegen wurde. Mit dem Regierungsantritt wurde nun auch Quantz alsbald nach Berlin berufen, um dem König Unterricht zu geben, ihn zu begleiten und sein Kompositionstalent zu fördern. Der König hatte es bald so weit gebracht, daß er in den Hofkonzerten auftreten konnte, ohne nur von Höflingen bewundert zu werden; auch die Künstler zollten ihm mit bestem Gewissen ihren Beifall. Eine Stunde vor dem Abendessen wurde in Sanssouci gewöhnlich mit Musik ausgefüllt. Friedrich erschien zur bestimmten Minute mit den Noten unter dem Arme im Konzertsale, vertheilte die Stimmen und legte sie wohl selbst auf die Pulte. Er blies dann, aber nur Kompositionen von Quantz oder eigene Werke. Quantz, Bach oder eine Dame vom Hofe begleiteten ihn. Der König besaß einen ungemein zarten, schmelzenden Ausdruck, und wußte namentlich den Adagios einen eigenthümlichen Reiz zu verleihen. Nur Quantz hatte die Erlaubniß, Bravo zu rufen — Niemand sonst vom Hofe. Gefiel Quantz etwas nicht, so hustete, nieste oder schneuzte er sich: der König wußte dann, woran er war, und verbesserte sich. Diese Liebe für sein Instrument bahnte der Kunst den Weg zum Hofe des großen Friedrich. Die einfache Flöte, welche heute noch auf dem Notenpulte im Potsdamer Schlosse liegt, ist darum eine nicht minder werthe Reliquie, als sein Feldherrnstab, sein Degen.

Adolph Menzel, der bekannte preußische Historienmaler, der das Leben des großen Königs in Hunderten von Illustrationen verherrlicht, hat in diesem Konzert am Hofe den ganzen Reiz seiner geistvollen, feinsinnigen Weise, die vornehme Gesellschaft der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu schildern, entfaltet. Es ist ein Meisterstück des genialen Künstlers, der unstreitig zu den größten Malergenies aller Zeiten gehört.

Albumblatt.

Es sucht der echte Weise.

Es sucht der echte Weise,
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greise,
Alt wird er nicht zum Kinde!

Der Winter treibt keine Blüte,
Der Sommer treibt kein Eis —
Was früh dein Herz durchglühte,
Das ziemt dir nicht als Greis!

Jung sich enthaltsam preisen,
Alt toll von Sinnen sein,
Wird nie des wahren Weisen
Rath und Beginnen sein!

Fr. Bodenstedt.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Lady Harberton bei dem Rechtsgelehrten.

Herr Farnham erhob sich — begrüßte den Besuch ehrfurchtsvoll, schob einen Stuhl zurecht, damit die Dame Platz nehmen könne, und wartete, bis sie sprechen werde — während die Gräfin den Advokaten prüfend betrachtete und die Ueberzeugung in ihrem Innern Wurzel faßte, daß es nicht leicht sein würde, mit ihm in's Reine zu kommen. — Er war ein nicht mehr ganz junger, einnehmender Mann, mit stark melirten Haaren und gewinnendem Lächeln — die Dame fühlte sich aber im ersten Augenblick schon überzeugt, daß dieser Mann es vortrefflich verstehen müsse, ein Geheimniß zu wahren — und eine Sekunde lang war sie in Verlegenheit, ja wußte nicht so recht, wie sie ihn ansprechen sollte.

„Herr Farnham — wie ich glaube?“ fragte sie endlich in sichtlicher Verlegenheit.

Der Advokat verneigte sich. „Ich glaube, Sie sind der Vormund einer Dame, für welche ich mich lebhaft interessire. Darf ich Ihre kostbare Zeit für einige Minuten in Anspruch nehmen?“

Herr Farnham verneigte sich zum zweiten Mal und versicherte, er stehe Mylady ganz zur Verfügung.

Lady Harberton dankte ihm und empfand abermals mit peinlicher Gewißheit, daß sie diesem ruhigen Manne gegenüber keine wesentlichen Resultate erzielen werde.

„Ich glaube, Sie sind Fräulein Greydon's Vormund?“ forschte die Gräfin mit liebenswürdigem Lächeln. — „Diese Ehre ist mir allerdings zu Theil geworden!“ — „Sie waren Mitvormund des verstorbenen Majors Greydon — wenn ich nicht irre?“ — „Allerdings, Mylady!“ — „Und man sagte mir, daß Frau Greydon sich in Oliphant niedergelassen habe, um dem Vormund ihrer Nichte nicht allzu ferne zu sein!“ — „Ich glaube, Mylady sind in einem kleinen Irrthum begriffen — mir wenigstens ist dieser Beweggrund bis nun fremd geblieben. — Bei dem Tode meines Freundes Greydon schrieb mir seine Wittwe und bat mich um Auskunft hinsichtlich eines gesunden Aufenthaltsortes. Das Haus, welches Frau Greydon gegenwärtig bewohnt, gehörte einem meiner Freunde, welcher mich gebeten hatte, ihm eine Miethspartei zu verschaffen. — Ich schrieb der Dame, ihr eine Beschreibung von dem Anwesen machend, und sie antwortete mir umgehend, ich möge das Haus unverzüglich nehmen. Ich that es — und seither leben sie beständig dort!“ — „Sehen Sie Ihre Mündel viel, Herr Farnham?“ — „Ich bin Geschäftsmann, Lady Harberton — habe viele Kinder, die auf mich blicken, als auf ihren Ernährer, doch ich sehe Bertie so oft es mir meine Zeit erlaubt — obschon ich vollkommen mit Frau Greydon's Erziehungsmethode einverstanden bin.“ — „Gewiß, gewiß!“ bemerkte Lady Harberton herablassend, „Bertie ist ein sehr nettes Mädchen, aber — —“ — Sie zögerte einen Augenblick und fuhr dann mit anscheinender Offenheit fort: „Herr Farnham, wissen Sie, in welchen Beziehungen ich zu Fräulein Greydon stehe?“ — „Ich verstehe Sie nicht, meine Dame!“ — „Sie haben natürlich von Major Oliphant's Verlobung gehört?“ fragte die Gräfin ungeduldig. — „Ich vernahm sie mit Freuden!“ — „Natürlich — wer sich für Fräulein Greydon interessirt, muß entzückt sein, daß sie eine so ausgezeichnete Partie machte. Aber — Herr Farnham, Sie können wohl kaum erwarten, daß wir ebenfalls entzückt sein sollen!“ — „Pardon — man sagte mir, Sir Nugent Oliphant sei freudig einverstanden mit der Verlobung seines Sohnes!“ — „Er willigte ein — wenn auch vielleicht nicht ganz so freudig, als Sie anzunehmen scheinen. Ich brauche wohl kaum erst zu erwähnen, daß mein Bruder höher aufwärts hätte streben können!“ — „Mag sein — was Stellung und Vermögen betrifft; doch gegen Bertie's Persönlichkeit läßt sich nicht der Schatten einer Einsprache erheben!“ — „Ich thue es auch nicht; Sie mißverstehen mich, Herr Farnham. Das Glück meines Bruders ist natürlich mein erster Wunsch,“ sprach sie mit tieferem Gefühl, als er es bei ihr erwartet hatte. „Ich bin nicht überzeugt, daß diese Verbindung zum Heile meines Bruders diene. Wollen Sie so freundlich sein, mir einige einfache Fragen zu beantworten — ich werde Sie nicht lange aufhalten.“ — „Gewiß will ich es thun — wenn es in meiner Macht liegt — Lady Harberton!“ — „Es kann Sie wohl nicht in Erstaunen versetzen, Herr Farnham, wenn die Familie des Mannes, welcher Fräulein Greydon zu heirathen beabsichtigt, gerne Näheres über ihre Angehörigen wissen möchte. Was war ihr Vater, Herr Farnham?“ — „Er gehörte meinem Stande an, Lady Harberton, und praktizirte in London!“ — „Ihre Mutter?“ — „Ihre Mutter war die Tochter eines französischen Offiziers, des Grafen von Fal-Lambert!“ — „Und nun frage ich Sie — Herr Farnham, ich frage Sie auf's Gewissen — hat es irgend einen Makel an Bertie's Eltern gegeben, der vor der Welt verborgen ist und einen dunklen Schatten auf sie werfen würde?“ — „Ich weiß es nicht, Lady Harberton!“ — Die Gräfin war sichtlich unangenehm berührt von dieser bündigen Antwort, faßte sich aber sofort und rief: „Sie wissen nichts — aber was vermuthen Sie?“ — „Nichts, Mylady!“ — „Sie beantworten meine einfachen Fragen sehr bündig,“ sprach sie mit leisem Lächeln, „trotzdem bin ich überzeugt, Herr Farnham — daß es ein Etwas in Fräulein Greydon's Leben gibt — was die Familie des Mannes wissen sollte, den sie zu heirathen im Begriffe steht!“ — „Ich ahne nicht, was Sie zu einer solchen Voraussetzung berechtigen könnte — Lady Harberton!“ — „Es ist keine Voraussetzung!“ entgegnete sie. „Ich weiß positiv, daß man mir von irgend einem Geheimnisse sprach, welches mit ihr in Zusammenhang steht!“ — „Ich glaube, Ihnen den Schlüssel zu dieser Idee geben zu können!“ sprach der Rechtsanwalt mit Ruhe. „Ich besitze einen Brief, welchen Herr Lorenz Greydon vor seinem Tode geschrieben und an seine Tochter adressirt hat. Er war in ein an mich gerichtetes Schreiben eingeschlossen, in welchem er mich bat, seinen Brief Bertie erst bei ihrer Großjährigkeit zu übergeben. Mir gegenüber hingegen sprach der Verblichene den Wunsch aus, daß Bertie nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen vor ihrem einundzwanzigsten Jahre heirathen möge.“ — „Und Sie haben die gegenwärtigen Verhältnisse so günstig gefunden, daß Sie ohne Weiteres jenen Wunsch beiseite setzten?“ forschte Lady Harberton ironisch. — „Gewiß, Mylady — vor wenig Augenblicken äußerten ja auch Sie die gleiche Ansicht!“ — Lady Harberton biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Ich vermuthe, Sie kennen den Inhalt jenes Briefes nicht, den Herr Greydon an seine Tochter richtete!“ — „Nicht im entferntesten!“ — „Es ist irgend ein Geheimniß dabei, und ich finde es weder ehrenhaft, noch recht, wenn ein Mädchen einen Mann heirathet und ihm nachträglich Schande und Unehre bringt. Wie können Sie wissen, Herr Farnham, welches Geheimniß jener Brief enthalten mag!“ — „Wenn ich dem Major Oliphant jene Thatsache vorenthalten hätte, so würde dieß allerdings ein Unrecht gewesen sein,“ entgegnete Herr Farnham ruhig, „aber ich schrieb ihm sofort und theilte ihm Alles mit; auch bat ich meine Mündel, seinen Antrag erst dann anzunehmen, wenn er Zeit und Muße gehabt haben werde, meinen Brief zu lesen und darüber nachzudenken. — Ich machte den Major darauf aufmerksam, daß — wenn jener an Bertie gerichtete Brief ihres Vaters entehrende Bekenntnisse enthalte, er seine Verbindung mit ihr vielleicht bereuen könne!“ — „Nun — nun?“ forschte sie ungeduldig, als er inne hielt. — „Major Oliphant besuchte mich — er bestätigte in liebenswürdigster Weise den Empfang meines Briefes und lachte über meine Bemerkungen — indem er sagte — er heirathe Bertie — sei überzeugt, daß sie persönlich nichts vor ihm geheim halte — und dieß genüge ihm vollständig!“

Damit verneigte sich der Rechtsanwalt, als wolle er andeuten, daß er Alles gesagt, was zu sagen sich der Mühe verlohne — und Lady Harberton erhob sich stirnrunzelnd. „Unter den obwaltenden Umständen läßt sich natürlich weiter nichts bemerken!“ sprach sie kalt, „und ich hoffe nun, daß Alles gut ausfallen möge. Guten Tag, Herr Farnham — Pardon, daß ich Ihre kostbare Zeit so lange in Anspruch nahm!“

Herr Farnham verneigte sich nochmals — und, die Thüre öffnend, geleitete er die Gräfin mit derselben höflichen Ruhe, welche die ganze Zeit hindurch sein Benehmen gekennzeichnet hatte — bis zu ihrem Wagen.

„Nach Hause!“ rief die Gräfin, sich in der Equipage zurücklehnend und den Abschiedsgruß des Advokaten nochmals erwiedernd; dieser aber kehrte mit einem eigenthümlichen Lächeln auf seinen feingeschnittenen Lippen zu seinem Aktentische zurück.

Inzwischen kam Lady Harberton nicht in der allerrosigsten Stimmung nach Oliphant. Sie war ärgerlich und enttäuscht und geneigter denn je, das Verlöbniß ihres Bruders mit mißliebigen Blicken zu betrachten. — Bevor sie sich jedoch zum Diner ankleidete, schrieb sie einen langen, vertraulichen Brief an ihre intimste Freundin Lady More-

town in Dew Park — in welchem es unter Anderem hieß wie folgt: „Ich bin überzeugt, Du stimmst mit mir überein, liebste Freundin, über das Unerwünschte einer solchen Verbindung. Es ist nichts an dem Mädchen — was Hugo's Gefühl rechtfertigen könnte. Sie ist ein ganz hübsches kleines Ding mit zierlicher Gestalt. Das ist aber auch Alles. Das Rohmaterial ist nicht gerade schlecht, doch vollkommen ungeeignet zur Herrin von Oliphant. Ich wollte, Du würdest mir Deine Hülfe und Deinen Rath zuwenden. Ich habe Hugo eine leise Andeutung gemacht, doch er war vollkommen unzugänglich, und natürlich wird Fräulein Greydon den Preis, welchen sie errungen, nicht leicht aufgeben. Hugo ist so schön und vornehm — hat so vollendete Manieren — daß es ewig schade ist, wenn er sich in solcher Weise wegwirft. Hilf mir, wenn Du es vermagst. Viola sieht reizend aus; der Herzog von Clovermede war ihr in London sehr ergeben und ich hoffe, sie wird zu klug sein, um dem Beispiele ihres Oheims Folge zu leisten.“

Siebentes Kapitel.

Viola's Botschaft.

„Bertie, ich habe eine Neuigkeit für Dich, komm' rasch, kleines Tantchen!“

Lady Viola Brook, Hugo's Nichte, stand an dem Fenster von Frau Greydon's Wohnzimmer, während sie diesen ungeduldigen Ausruf erschallen ließ, und Bertie, welche eben mit dem Ordnen eines Blumenbeetes beschäftigt war — stellte hastig die Gießkanne zur Seite, und die wenigen Stufen emporspringend, stand sie im nächsten Augenblick mit Gartenschürze und Handschuhen in dem Gemache.

„Was gibt es denn, Viola? Wichtiges?“ — „Ja — wie hübsch Du aussiehst, Bertie! Ich wollte, mein Herr Onkel könnte Dich jetzt sehen!“ rief Lady Viola, die Hände auf Bertie's Schultern legend und ihr bewundernd in die Augen blickend. — „Du bist doch wohl nicht hergekommen, um mir dieß zu sagen?“ forschte Bertie lachend. — „Nein — laß sehen, was hast Du denn heute an, daß Du gar so unwiderstehlich bist?“ fuhr Lady Viola fort, ihre künftige Tante kritisch musternd. „Ich möchte Dich gerne nachahmen; ein weißes Waschkleid mit Rosenknospen geziert; Spitzenkrausen an Hals und Händen und eine dunkelrothe Rose im Gürtel. — Ich will mir Deine Toilette merken, denn es ist der hübscheste Morgenanzug, den ich je gesehen; doch obschon er so reizend ist, entspricht er doch nicht für einen Aufenthalt in Dew Park!“ — „Was meinst Du, Viola?“ fragte Bertie erschreckt, in Lady Viola's lachende Augen blickend. „Setze Dich und erkläre mir Deine Worte! Du sprichst in Räthseln!“ — „Wirklich? Nun — bist Du auf frohe Kunde gefaßt? Denn obschon Onkel Hugo es eine große Plage nennt, bin ich überzeugt, daß Du entzückt sein wirst!“ Fräulein Greydon blickte etwas zweifelhaft drein. Wenn Hugo etwas eine Plage nannte, so dünkte es ihn nicht sehr wahrscheinlich, daß sie daran Gefallen finden werde, und Viola, welche diesen Zweifel in ihren ausdrucksvollen Augen las, fuhr lächelnd fort: „Lady Moretown hat uns Alle eingeladen, sie für vierzehn Tage in Dew Park zu besuchen; ich meine Papa, Mama, Onkel Hugo, Dich, mich und Percy!“ — „Mich — mich hat sie eingeladen?“ — „Ja, natürlich. Sie schrieb an Mama, diese solle Deine Tante bestimmen, zu gestatten, daß Du mit uns gingest; Du solltest entschuldigen, wenn sie keine förmlichere Einladung an Dich ergehen lasse, doch sie freue sich unendlich, die Braut ihres alten Freundes Hugo Oliphant kennen zu lernen!“ Bertie erröthete lebhaft, aber sie erwiederte keine Sylbe und Viola fuhr fort: „Es werden eine Menge Gäste dort sein, wie es zur Jagdzeit immer der Fall ist; Lord Moretown ist ein so liebenswürdiger Mann und es soll ein Ball gegeben werden, und Mama sagt, daß es eine treffliche Gelegenheit für Dich ist, in die Welt eingeführt zu werden!“ — „O Viola!“ — „Nun, Liebste, dabei ist doch nichts Schreckliches! Ich bin im Frühling zum ersten Mal aufgeführt worden. Der erste Augenblick ist das Peinlichste dabei. — Ich wußte nicht, wie ich meine Schleppe handhaben solle — obschon man mir vorher mit so viel Mühe es beigebracht hatte; ich wollte die Prinzessin von Wales gerne sehen, war aber so nervös und aufgeregt, daß ich gar nichts sah. — Du wirst auch all' dieß durchzumachen haben, Tantchen, mit der Zeit!“ sprach sie lachend. „Die Frau meines Onkels Hugo muß all' dieß lernen — das weißt Du; inzwischen aber genießest Du einen reizenden Ball in Dew — und die Bälle sind dort immer unvergleichlich. Du tanzest ja gerne — nicht wahr?“ — „Ich liebe den Tanz mit Leidenschaft!“ rief Bertie, vergnügt durch das Gemach hüpfend. „Ach, wie ich ihn liebe — aber — glaubst Du denn, Viola, daß ich Partner finden werde?“ — „Eines Tänzers bist Du doch auf alle Fälle gewiß; Onkel Hugo walzt ausgezeichnet!“ — „Viola,“ und Bertie hielt plötzlich in ihrem Rundtanz inne, „Viola — glaubst Du, daß Tantchen mich gehen lassen wird?“ — „Mama ist deßhalb eben jetzt bei ihr; natürlich läßt sie es zu, denn Onkel Hugo hat erklärt, daß er ohne Dich die Partie auch nicht mitmache!“ — „Wer nennt meinen Namen unnütz?“ fragte plötzlich Major Oliphant, hinter Bertie hervortretend, die lebhaft und freudig erröthete, als sie seiner ansichtig wurde. Er beugte sich nieder und küßte sie zärtlich, dann wandte er sich wieder an seine Nichte und forschte: „Was sagtest Du von mir, he? Verleumdest Du mich bei Bertie?“ — „Es wäre nutzlos!“ lachte Viola. „Sie würde meinen Worten doch keinen Glauben schenken. Ich sagte ihr nur, daß Du vortrefflich walzest, und sie war gerne bereit, diese Versicherung entgegen zu nehmen. Ich erzählte ihr von Dew und schilderte die Herrlichkeit von Lady Moretown's Bällen!“ — „Und Bertie sehnt sich vermuthlich darnach; wird denn mein kleines Bräutchen wissen, wie es sich zu benehmen hat?“ fragte Major Oliphant lächelnd, liebevoll niederblickend zu dem jugendlichen Antlitz, das an seiner Schulter lehnte. „Deine Mutter, Viola, bespricht mit Tante Toilettenangelegenheiten, wenn aber Frauen einmal dieses Thema angeschlagen haben, vermögen sie niemals, es zum Abschlusse zu bringen, mithin machen wir einstweilen eine Promenade in den Wald. Percy wartet auf uns!“



Hermione.

Während der vierzehn Tage, welche dem Besuche in Dew Park vorangingen, sah man in dem Hause der Frau Greydon nichts als Spitzen und Bänder, Atlaß und Seide, denn Bertie's Toilette mußte wesentlich ergänzt werden für den Aufenthalt in dem vornehmen Schlosse. — Bertie's bisherige Kleider paßten nicht für einen längeren Aufenthalt bei einer der angesehensten Familien des englischen Adels und Lady Harberton hatte von einer ersten Pariser Kleiderkünstlerin eine Auswahl von Toiletten für Bertie kommen lassen.

Lady Moretown war die zweite Frau ihres Mannes, eine vollendete Weltdame, heiter, elegant — und entsprechend herzlos. Sie verstand es, stets einen auserwählten Kreis um sich zu versammeln, dessen Huldigung sie mit gnädigem Lächeln entgegennahm.

Im Ganzen genommen war Dew ein äußerst angenehmer Aufenthalt, Lady Moretown eine sehr liebenswürdige Wirthin, freundlich, anregend und mit einem entschiedenen Talent, die verschiedensten Elemente harmonisch zu vereinigen.

Der Graf war — wie Viola zu sagen pflegte — ein „äußerst liebenswürdiger alter Herr“, stattlich, schön, vornehm — und von unbegrenztem Vertrauen in die Vollkommenheiten und in die Schönheit seines jungen Weibes.

Bertie's Aufregung wegen des bevorstehenden Besuches war groß — um so größer vielleicht, weil sie sich nicht gänzlich frei fühlte von einer gewissen bangen Verlegenheit. — Sie wußte recht gut, daß es nicht Bertie Greydon war, welche man nach Dew Park eingeladen hatte — sondern Major Oliphant's Braut, und es lag ihr daher sehr viel daran, einen guten Eindruck zu machen. Sie hatte auch Freude an ihren hübschen Kleidern, der zierlichen Chaussüre, den feinen Pariser Handschuhen und Hüten — abgesehen davon, daß schon der Gedanke allein, Hugo fast immer bei sich haben zu können, ihr Herz höher schlagen ließ.

Seit ihrer Verlobung mit dem Major Oliphant war dem Mädchen eine Zeit des ungetrübtesten Glückes geworden, ihr Leben hatte einem sonnigen Traume geglichen — keine Wolke des Unmuths, kein Gefühl des Schmerzes war ihr genaht. Es war, als sei sie eingeführt in eine neue Welt, in ein neues Leben, in welchem nur Freude

Reingefallen.

Originalzeichnungen von C. Arnold.



Der Dieterich sehr böse denkt,
Wie man wohl eine Krähe fängt?



Da nehm' ich eine Düte mir,
Und darein Vogelleim ich schmier'.



Dann, um die Krähen anzulocken,
Leg' ich hinein 'nen fetten Brocken.



Die Krähe denkt, da steckt was d'rein,
Und steckt gleich ihren Kopf hinein.



Doch aber — ach, was ist denn das?
Ich kann nicht 'raus, ein schlechter Spaß!



Da fängt sie an zu manövriren,
Bald vor-, bald rückwärts zu probiren.



Die Düte war wie angewachsen
Und ohn' Erfolg die tollen Faxen.



Jetzt auf das Eis will Dietrich nach,
Da bricht er ein mit lautem Krach!



Der Dietrich kam wohl wieder 'raus,
Doch aber ach! wie sah er aus?!
Da war kurirt sein bös Verlangen,
Der will nie wieder Krähen fangen!

herrschte, in dem nur neue frohe Hoffnungen sie beseelten. — Jede Minute, jede Stunde war durch des Geliebten Anwesenheit geheiligt — jeder Pulsschlag des treuen kleinen Herzens gehörte ihm allein. — Ob nun Bertie Hugo's Herz ausfüllte oder nicht — Thatsache war es, daß er ihren Freudenbecher füllte bis zum Rande, und nicht einmal der Gedanke, daß ihr Glück zu groß sei, um dauern zu können, trübte ihre Seligkeit.

Der dreißigste August war der für die Abreise nach Dew festgesetzte Tag, und da das Schloß nur zwanzig englische Meilen von dem Städtchen Thorp entfernt war, faßte man den Beschluß, dorthin mit Wagen zu fahren. Lady Harberton sollte mit Viola und den Kammerfrauen Sir Nugent's Reisewagen benützen, während Hugo Bertie in seinem Phaeton fahren wollte, und Lord Brook als Groom figurirte. Es war allen Betheiligten eine angenehme Fahrt, Bertie aber empfand an Hugo's Seite ganz besonderen Genuß, den sie sich in späteren Jahren mit peinlicher Genauigkeit zurückzurufen wußte. — Die Gewandtheit, mit welcher Hugo seine feurigen Rothschimmel zu bändigen verstand, seine zarte Sorgfalt für ihr Behagen, die schöne Gegend, welche sie durchflogen, das alterthümliche Gasthaus, in welchem sie das Gabelfrühstück einnahmen, der Rosenstrauß aus dem Wirthshausgarten, den Percy Brook, welcher natürlich für seine junge Tante schwärmte, ihr gebracht, des jungen Grafen heiteres Geplauder, Hugo's ruhiger Witz, die Annäherung an Dew — Bertie entsann sich all' dieser Einzelheiten noch lange nachher.

(Fortsetzung folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Dreiundsiebenzigstes Kapitel.

Das Geschäftshaus Lorenz & Comp.

Wie bei den meisten Leuten, war es des Morgens beim Erwachen im behaglichen Dahinträumen, daß Florine ihre Geschäfte überdachte und ihre Entschlüsse faßte. So auch am Morgen nach dem Besuche ihres Gatten.

Vor Allem fragte sie sich, ob sie vor den Marquis de Ribas treten und ihm sagen solle: „Das war gar nicht schön von Ihnen, solche Heimlichkeit zu haben vor Ihrem Associé! Durch Zufall mußte ich erst erfahren, daß der Mörder Jagon Ihr naher Verwandter ist. Teufel, Teufel, das macht Ihre Lage sehr gefährlich. Mein Mann und ein Gauner schlimmster Sorte wissen um das Geheimniß. Wenn nun die Polizei erfährt, daß Ihre Gattin zu Jagon gehört, sie, auf die sich schon der erste Verdacht der Justiz gerichtet hatte ... Teufel, Teufel ..."

Nach einigem Nachdenken entschloß sich aber Florine, sich die Freude einer solchen verblüffenden Rede zu versagen. Sie wollte aus ihrem Geheimnisse lieber eine Waffe machen, mit der sie ihren Compagnon zur passenden Stunde im Schach halten und ganz unter ihre Botmäßigkeit bringen konnte. In der That, wenn sie ihm zuflüsterte: „Ich habe jetzt alle Beweise, daß Du Mitschuldiger des Mordes bist!" was konnte sie da nicht zu fordern, was durfte er ihr zu versagen wagen? Er war dann nur mehr der willenlose Sklave, zu dem sie sagen konnte: „Ich will Deine ganze Habe!" Und dem sie gebieten konnte: „Ich will Dich! Ich will, daß Du mich liebst! ... Fort mit Deinem langweiligen Weibe, das mir im Wege ist! ..."

Nach diesen genußreichen Gedanken erwog Florine die Größe der thatsächlichen Gefahr für Lorenz.

Wenn Loustalot und ihr Gatte ihr Geheimniß der Polizei mittheilten, so würde diese vielleicht sagen: „Ihr kommt zu spät. Der Prozeß ist geendet, das Urtheil gefällt; wir wollen nicht von vorne anfangen, um eines — Namens willen." Wenn aber der Zufall wollte, daß diese Eröffnung nicht der Polizei, sondern Herrn von Meillant gemacht wurde? Dann stand es schlecht für ihren Compagnon. Denn Heinrich hatte genug Energie, Begeisterung, Beharrlichkeit und Einfluß, um Alles für Blanchard in Allarm zu bringen.

Für den Moment war Florine ihres Gatten sicher. Aber der Zufall konnte ihn mit Sophie Blanchard zusammenführen und dann war Alles verloren.

Sie mußte also vor Allem trachten, Heinrich so rasch als möglich von Paris fortzuschaffen. Wie aber ihn zur Abreise bestimmen und dieselbe beschleunigen? ... Da Florine trotz allem Suchen nichts fand, entschloß sie sich, an „Ort und Stelle" zu suchen: nämlich bei Heinrich selber.

Sie verkleidete sich also in den kleinen Vicomte und machte ihm einen Besuch. Es mochte gegen elf Uhr Vormittags sein.

„Ah, sieh' da!" begrüßte Heinrich seinen Besucher. „Eine Viertelstunde später fanden Sie mich nicht mehr."

„Das nenne ich Glück haben," sagte der Vicomte.

„Wie Sie sich selten machen jetzt, lieber Vicomte! Man sieht Sie gar nicht mehr ..."

„Ja, ich habe mir selber Vorwürfe gemacht, daß ich Sie vernachlässige. Aber was wollen Sie! Die Lebensweise, die ich führe ... Dejeuners, Diners, Soupers, Partieen aller Art ..."

„Es schlägt Ihnen aber ganz famos an?" rief Heinrich. „Sie werden immer wohlbeleibter."

„Finden Sie?" lächelte der kleine Vicomte wie geschmeichelt. „Und doch habe ich so viel zu thun! Seit einiger Zeit ist auch ein Verwandter aus der Provinz hier, den ich überall herumschleppen muß ... Apropos, da fällt mir eben ein, derselbe möchte gern einige werthvolle Gegenstände nach Martinique senden. Wissen Sie keinen Ihrer Bekannten, der dahin segelt ...?"

„Für den Augenblick nicht. Und ich selber fahre erst nach einigen Monaten zurück."

„Also ist Ihre Abreise ganz unbestimmt?"

„Ganz und gar. Schon deßhalb, weil ich meine Mission hier noch nicht erfüllt habe. Die Mission nämlich, den wirklichen Mitschuldigen Jagon's zu finden."

„O!" lächelte der Vicomte, „ich erinnere mich. Sie suchen also noch immer?"

„Immer."

„Und haben Sie Hoffnung?"

„Gewiß. Unbegrenzte Hoffnung auf meinen festen Willen und meinen guten Stern. Aber, mein lieber Vicomte, man erwartet mich zum Dejeuner, ich habe mich schon verspätet."

„Gehen wir also ..."

„Ich hole nur ein Notizbuch, das ich vergessen habe ... Sie erlauben?" Damit trat Heinrich in sein Toilettenzimmer, während der kleine Vicomte um seinen Hut ging, den er beim Eintritt auf ein Kanape niedergelegt hatte. Wie er sich bückte, um denselben aufzunehmen, bemerkte er in der Ecke des Kanapes, halb versteckt unter dem Kissen, ein spitzenumsäumtes Taschentuch.

„Sieh da!" sagte er sich. „Man empfängt also hier Damen? ..."

Um die Frage näher zu prüfen, beeilte er sich, das Tuch in seiner Tasche verschwinden zu lassen.

Vierundsiebenzigstes Kapitel.

Der kleine Vicomte wird schalkhaft.

Der kleine Vicomte begab sich zu Wagen nach der Rue Monceaux. Auf dem Wege dahin betrachtete er das eroberte Taschentuch mit großer Aufmerksamkeit. Die Spitzen um dasselbe waren von schöner Arbeit und größter Feinheit. Das Tuch selber enthielt aber kein Monogramm, keine Chiffre. Florine kalkulirte.

„Das Taschentuch gehört einer vornehmen Dame. Eine Frau der Halbwelt, eine Schauspielerin oder jede andere galante Dame würde auf einem so kostbaren Fetzen sicher Krone, Wappen oder Chiffre angebracht haben. Eine verheirathete Frau aber ist vorsichtiger. Daheim und für die Etikettevisiten hat sie wohl ihre Chiffre, für dergleichen Ausflüge aber verbannt sie dieselbe. Wer aber kann die ‚anständige' Dame sein, welche bei Heinrich von Meillant so ihre Pflichten und ... ihr Taschentuch vergißt? ... Jeanne Guérin? Nein. Heinrich achtet seine Braut zu hoch, um sie bei sich zu sehen. Und dann gehört dieses Spitzentuch, das mindestens zweihundert Franken werth ist, keinem bescheidenen jungen Mädchen. Wer kann es aber sonst sein? Halt! ... Nein, ich irre mich nicht. Dieses Spitzendessin habe ich einst in einem gläsernen Toilettenschranke der Rue Boissy d'Anglas gesehen ... zu der Zeit, wo ich Kammerjungfer war."

Dann schloß sie die Augen, und athmete den Duft des Sacktuchs ein. „Und das ..." fügte sie nach einem Augenblicke bei, „das ist ebenfalls ein Parfüm, welches ich erkenne. — Ich will mich übrigens nicht auf Muthmaßungen und Möglichkeiten verlassen und bei dieser guten Marquise heute Augen und ... Nase offen halten. Ah, da sind wir schon! ..."

Die Marquise empfing den kleinen Vicomte fast mit denselben Worten, wie Heinrich von Meillant ihn empfangen hatte.

„Wie selten Sie werden!" sagte sie.

„Ich danke Ihnen, Marquise, daß Sie dieß bemerkt zu haben scheinen. Aber Sie begreifen, die Soiréen, die Bälle, die Soupers ..."

Warum sollte sie auf dieselbe Phrase nicht dieselbe Antwort geben? Und Mathilde erwiederte auch: „Dieses Leben scheint Ihnen aber gut zu bekommen. Sie sehen prächtig aus, werden voller ..."

Der kleine Vicomte lachte. „Ich darf wahrhaftig nicht mehr daran zweifeln, da Sie heute schon die zweite Person sind, die mir das sagt."

„Welche Person war geistreich genug, mit mir dieselbe Idee zu haben?" fragte die Marquise lächelnd.

„Heinrich von Meillant," machte er langsam.

Sie erzitterte leicht, und um das zu verbergen, beeilte sie sich, mit gleichgültigem Tone zu sagen:

„Ah! Und wie befindet sich dieser ... Herr?"

„Sehr gut. Sie haben ihn den ganzen Winter nicht gesehen, Marquise?"

„Nein. Sie müßten das ja wissen, da Sie ihn mir hatten vorstellen sollen."

„Richtig! Wünschen Sie diese Vorstellung noch immer?"

„Ich? Nicht im geringsten. Ich liebe nicht die Leute, die sich bitten lassen. Es ist zu spät."

„Um so mehr, da Herr von Meillant im Begriffe ist, nach den Kolonieen zurückzukehren."

„So bald schon?" machte die Marquise athemlos. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Aber er selber, heute Morgen. Wichtige Briefe rufen ihn heim."

Die Marquise hatte die Kraft, ruhig zu antworten: „Nun, glückliche Reise! ..."

Aber sie war todtenbleich geworden und ihre Lippen zitterten und ihre Augen richteten sich unwillkürlich auf die Uhr.

Florine war nun überzeugt, sobald sie fort wäre, würde sich Mathilde zu Heinrich begeben und ihn fragen, ob er in der That so schleunig abreisen müsse. Um zu diesem Resultate zu gelangen, hatte Florine gern den kleinen Vicomte geopfert, indem sie ihn unverschämt lügen ließ. Da die Marquise trotz ihrer Selbstbeherrschung immer nervöser wurde, nahm ihr Besucher bald Abschied.

Auf dem Wege sagte sich Florine: „Und jetzt, soll ich sie ertappen, wenn sie zu ihrem Galan geht, oder wenn sie ihn verläßt? Ich glaube, das Letztere ist besser. Ich habe dann wenigstens Zeit, den ‚kleinen Vicomte' abzulegen. Ich habe ihn eben auf eine Weise kompromittirt, daß ich ihn ohnedieß nicht mehr benützen kann."

Zwei Stunden später wußte Florine Alles, was sie wissen wollte. Die Marquise de Ribas mußte die Geliebte Heinrich's von Meillant sein.

Sie hielt nun alle Personen dieser düsteren, seltsamen und unheimlichen Komödie in ihrer Hand und glaubte sie lenken zu können wie der Marionettenmann seine Puppen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Schuhmacherhandwerk im Mittelalter.

Wenn im Mittelalter ein Schuhmacher Meister werden wollte, so mußte er dem „Handwerk" eine gewisse festgesetzte Gabe verabreichen, z. B. in Frankfurt am Main 3 Pfund Pfennige und ein Viertel Wein. Dieses Geld verwendete man, um Gegenstände anzuschaffen, die dem gesammten Handwerk gehörten; den Wein aber verzechte man in lustigen Gelagen. Diejenigen Gewerbsgenossen, welche ein Vermögen von 30 Gulden hatten (was damals nicht wenig war), hatten die Verpflichtung, sich für den Kriegsdienst einen Panzer anzuschaffen; denn bekanntlich stellten die Zünfte die Kriegsmacht der Städte und damit auch einen beträchtlichen Theil derjenigen des Reiches. Wer dieß unterließ, verfiel in eine Strafe von 10 Schilling Pfennige. Ferner hatten die Meister von Zeit zu Zeit regelmäßige Beiträge an das Handwerk zu leisten, gewöhnlich zu Frohnfasten, also viermal im Jahre; in Frankfurt am Main betrug diese Leistung jedesmal 3 Pfennige. Jährlich war, wie bei andern Handwerken, eine „Aufrechnung", bei welcher man auf gemeinsame Kosten zusammen speiste und trank. Das Handwerk trug dazu eine gewisse Summe bei, z. B. 5 Gulden für eine Morgensuppe und Brod, was nach jetzigen Begriffen wohl ein ganzes Mittagsmahl bedeutet, und einen Gulden zum Vespern (Abendbrod) und zum Badegeld. Was die Meister weiter verzehrten, hatten sie aus eigenen Mitteln zu entrichten. Im fünfzehnten Jahrhundert (und wohl auch vor- und nachher) durften die Meister nirgendwo anders Schuhe verkaufen, als in ihrer Wohnung oder im gemeinsamen Zunfthause, welches auch das „Schuhhaus" hieß. Juden durften keine neuen Schuhe verkaufen, es wären ihnen denn solche versetzt worden.

Die Zünfte hatten im Mittelalter auch in der Bekämpfung des Feuers mitzuwirken und mußten ihre Anzahl lederne Feuereimer und Leitern, Haken und eine Spritze unterhalten und so viel Leute stellen, als zur Bedienung dieser Geräthe erforderlich waren. In Frankfurt am Main hatten die Schuhmacher 25 lederne Eimer, 6 Leitern, zwei Haken und eine Spritze zu halten. Wenn nun Feuer auskam, so mußten die Dienstpflichtigen jene Gegenstände zum Orte bringen, wo es brannte, und den Behörden anzeigen, daß sie zur Hülfe bereit wären. Ihre Geräthe mußten bezeichnet sein, und ging etwas davon verloren, so ersetzte es ihnen der Rath. In Frankfurt am Main mußte das Schuhmacherhandwerk sechs Männer wählen, welche sich im Falle eines ausbrechenden Feuers oder drohender Feuersgefahr an die sechs Stadtthore begeben und dafür sorgen mußten, daß die Sturmglocke geläutet werde. Wer dabei säumig war, verfiel in Buße.

Wer im Mittelalter das Handwerk lernen wollte, mußte, wenn er einheimisch war, mit drei lebenden Zeugen bekräftigen, daß er ehrlicher Herkunft sei; ein Fremder hatte das aus dem Kirchenbuche seiner Heimat nachzuweisen. Unter „ehrlicher Geburt" verstand man die Herkunft nicht nur aus rechtmäßiger Ehe, sondern auch von Eltern, welche keinen anrüchigen Beruf trieben. Letzteres war nach mittelalterlicher Ansicht bei verschiedenen Beschäftigungen der Fall, welche nicht überall dieselben waren; vorzugsweise gehörten dazu Diejenigen, welche mit dem Einschreiten gegen Unordnungen oder mit Todten zu thun hatten, z. B. Gerichtsdiener, Feldhüter, Zöllner, Todtengräber, vor Allem und überall aber die Scharfrichter. Gewöhnlich dauerte die Lehrzeit drei Jahre; doch konnte ein einheimischer Meister seinen Sohn nach Belieben als ausgelernt losgeben. Dann ging der nunmehrige Geselle auf die Wanderschaft, und zwar nach Vorschrift in Frankfurt am Main ein Einheimischer vier und ein Fremder sechs Jahre lang. Wollte er dann Meister werden, so hatte er sich auf der Handwerksstube über seinen und seiner Eltern guten Leumund auszuweisen. Gewöhnlich geschah es im Mittelalter, daß vom Meisterwerden das Recht, sich zu verheirathen, abhing. Ein Fremder mußte nach jenem Ausweise noch drei Jahre bei drei Meistern, ein Einheimischer noch zwei Jahre arbeiten, ehe er zur Heirath schreiten konnte; nur ein Meisterssohn war an diese Verordnung nicht gebunden. Man hatte dann das Meisterstück zu machen und in einer Woche zu vollenden (oder auch je nach Vorschrift in einer andern Frist). Es bestand zum Beispiel in einem Paar steifer Stiefel, einem Paar Reiterstiefel, einem Paar gewöhnlicher und einem Paar modischer Schuhe. Diese Stücke mußte der Kandidat auf dem Leder mit Kreide zeichnen und aus freier Hand ohne Modell aus- und zuschneiden. In Eßlingen schrieb am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Schuhmacherordnung als Meisterstück vor: ein doppeltes Paar Reiterstiefel, ein Paar einfache Bauernstiefel, ein Paar doppelt ausgeschnittene Schuhe, ein Paar Zeugschuhe und ein Paar Frauenschuhe von Gaisenleder.

Jede Zunft hatte in der Stadtbehörde eine gewisse Vertretung. So z. B. hatte das Schuhmacherhandwerk in Frankfurt am Main zwei Abgeordnete (Deputirte) im Rath und vier Geschworene, welche Vorsteher des Handwerks waren und von denen alle Jahre zwei austraten und durch die neu gewählten Bürgermeister ersetzt wurden. War diese Erneuerung geschehen, so versammelte sich das Handwerk in der Rathsstube und die beiden älteren Geschworenen mußten den Deputirten und dem Handwerk Rechnung ablegen. Dann wurden die Gewerksartikel verlesen und die im letzten Jahre zu Meistern Gewordenen mußten ein Handgelübde ablegen, dem Handwerksgebrauche treu zu bleiben.

Aber nicht nur das bürgerliche, sondern auch das technische Verhalten des Handwerkers war durch Vorschriften geregelt. Wenn in Meßstädten, wie z. B. in Frankfurt am Main, neues Sohlenleder eingebracht war, so wurde die Lederschau abgehalten. Sie bestand darin, daß die Geschworenen das Leder untersuchten. Wenn sie es gut fanden, so stempelten sie es mit Hämmern, in denen das Stadtwappen eingegraben war. Außerdem aber besuchten die Geschworenen jedes Vierteljahr zu Frohnfasten alle Meister, sahen sich deren Arbeit an und prüften deren Güte. Das nannte man Schaugerichte. Weiter waren den Schuhmachern die Grenzen ihrer Gewerbsausübung genau vorgesteckt. Ein Marktschuhmacher

(z. B. in Eßlingen um das Jahr 1500) durfte nicht mehr als einen „Stuhl“ besetzen und einen Lehrknecht nur auf ein Jahr dingen. Nur der Zunftmeister und die Kinderschuhmacher (warum?) durften zwei Stühle haben, Letztere aber keine Schuhe auf den Verkauf machen. Hatte ein Meister erwachsene Söhne, so durfte er keine Lehrknechte halten.

(Aus: „Zum Feierabend. Deutscher Schuhmacherspiegel.“ Leipzig. Hartung & Sohn.)

Ursachen und Erscheinungen der Nervosität.

Die ungeheure Zunahme und Verbreitung dieses modernen Kulturleidens unter der Bevölkerung der Vereinigten Staaten veranlaßte einen hervorragenden Arzt in New-York, Dr. G. M. Beard, zu einer sorgfältigen Beobachtung jener krankhaften Erscheinungen, die man unter dem Namen der Nervosität zusammenfaßt, und die Resultate, zu denen er gelangte, sind so merkwürdig, daß sie die höchste Beachtung verdienen. Als ein Hauptsymptom der Nervosität führt Dr. Beard die gesteigerte Empfindlichkeit der gegenwärtigen Generation gegen Kälte und Hitze an, besonders bei den geistig arbeitenden Klassen der Gesellschaft. Er sagt: Unsere Eltern waren zufrieden mit einer Temperatur von 60 Grad Fahrenheit, während gegenwärtig mindestens 70 Grad und auch mehr zur Behaglichkeit erforderlich sind. Die gegenwärtige Generation ist also um zehn Grad Fahrenheit empfindlicher gegen die Kälte geworden, als es ihre Väter waren. Andererseits sind die Sommerhitzen nicht stärker als vor hundert Jahren, aber die Fälle von Sonnenstich und Schlagfluß nehmen unter der Bevölkerung unverhältnißmäßig zu. Dazu kommt die gesteigerte Empfänglichkeit für aufregende und betäubende Mittel, wie Alkohol, Tabak und selbst Kaffee und Thee. Unsere Väter — bemerkt Dr. Beard — und auch unsere Mütter konnten starke Weine und Liqueure trinken und selbst stark Tabak rauchen, so viel sie wollten, ohne etwas von der Nervosität unserer Zeit merken zu lassen. Jetzt ist aber ein sehr beträchtlicher Theil der Bevölkerung gar nicht im Stande, Tabak zu rauchen oder zu kauen, oder auch nur milde Weine, ferner Thee und Kaffee zu trinken, ohne die üblen Folgen dessen zu spüren. Andererseits gibt es Tausende, die kein Opium vertragen und bei denen es statt des Schlafes Schlaflosigkeit bewirkt. Eines der auffallendsten Symptome unserer Civilisation findet Dr. Beard in dem frühzeitigen Verfall der Zähne. Dieß rühre nicht bloß von dem Genuß von allzu viel Süßigkeiten oder Säuren, von Vernachlässigung des Reinigens oder von dem Gebrauch von Speisen her, die nur wenig Kauarbeit erfordern. Die Ursachen des Verfalls der Zähne seien bei Weitem mehr subjektiv als objektiv und in der ganzen Konstitution der modernen civilisirten Menschen gelegen. Empfindlichkeit der Verdauung ist eine der bekanntesten und auffälligsten Wirkungen der Civilisation auf das Nervensystem. In dieser Beziehung ist die Geschichte des Steigens und Fallens der Preise des Schweinefleisches sehr belehrend. Das Schwein flieht wie der Indianer vor der Civilisation; der Magen des Gehirnarbeiters kann das Schweinefleisch nicht vertragen. Diese Absetzung des Schweinefleisches von seiner frühern Herrschaft als Nahrungsmittel hatte aber, wie Dr. Beard behauptet, eine verhängnißvolle Wirkung auf das amerikanische Volk, denn das Schweinefleisch sei noch durch kein anderes allgemeines Nahrungsmittel mit genügendem Fettgehalt ersetzt worden. Fett ist aber in unserer täglichen Nahrung eines der unumgänglichsten hygienischen Bedürfnisse, dem wir nun durch Genuß von Rahm, Leberthran, Eiern und Fischen zu genügen suchen. Auch die Augen bezeichnet Dr. Beard als gute Barometer unserer nervösen Civilisation; die Zunahme von Augenschwäche, Kurzsichtigkeit und überhaupt von Störungen in den Funktionen der Augen sind hiefür sehr bezeichnende Thatsachen. Auch die offenbare Steigerung der Frauenkrankheiten schreibt er einer Hauptursache zu, neben der alle anderen untergeordnet sind — der Civilisation. In merkwürdigem Gegensatz zu allen diesen krankhaften Erscheinungen der Zeit steht aber die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß fast in gleichem Schritt mit der Nervosität auch die Lebensdauer zugenommen hat. Ja, Dr. Beard behauptet sogar, Nervosität vertrage sich nicht bloß mit einer langen Lebensdauer, sondern befördere dieselbe thatsächlich durch Bewahrung des Organismus vor dem Angriff akuter Fieberkrankheiten. Den Grund, warum die Nordamerikaner nervöser seien als andere Völker, findet Dr. Beard in der Trockenheit der Atmosphäre und in den starken Extremen von Hitze und Kälte auf dem nordamerikanischen Kontinent.

Kleine Mittheilungen.

Ein interessanter Neujahrsbraten. Man schreibt der „N. Freien Pr.“ aus New-York vom 24. Dezember v. J.: „Der als eifriger Gemsenjäger, kühner Bergsteiger und Autor mehrerer in England vielgelesener Werke über Tyrol wohlbekannte Londoner Alpenklubist Mr. W. A. Baillie-Grohman, seit den letzten sechs Monaten auf einem großartigen Jagdzuge in den äußerst wilden und von feindlichen Indianern durchzogenen nördlichen Ketten der Rocky-Mountains — dem 15,000 Fuß hohen Hauptbergzuge der Vereinigten Staaten von Nordamerika — begriffen, hat vor kurzer Zeit seinen fünfzigsten Bighorn (der Steinbock der Rocky-Mountains) direkt von dem Orte (Brown Cannyon Chain), wo er ihn am 11. Dezember erlegte, an den Herzog von Koburg-Gotha in Koburg, dessen Jagdgast er öfter ist, abgesendet. Das Thier hat also eine Reise von etwa 7800 englischen Meilen zu machen. Mr. Baillie-Grohman hofft durch Expreßbeförderung, Eisverpackung und andere Vorsichtsmaßregeln die gute Erhaltung des Fleisches zu bewerkstelligen. Nicht uninteressant ist es, zu hören, daß der erste Theil (120 Meilen) dieser weiten Reise auf indianischen Ponies über zerrissene Bergketten und fast undurchdringliche Urwälder glücklich ausgeführt wurde und der Bock am 18. Dezember vom Fort Steele, nahe der nördlichen Grenze Kaliforniens, seine weite Reise nach dem Herzen von Deutschland antrat. Amerikanische Blätter berichten über die wunderbare Jagdbeute dieses englischen Nimrods. So z. B. erlegte er über 400 Wapeti (der Riesenhirsch Nordamerikas), Maulthierhirsche und drei verschiedene Gattungen Bären; außerdem sind noch 14 verschiedene Gattungen Wild in mehr oder weniger großer Anzahl vertreten.“



Anekdoten und Witze.

Aus dem Instruktionsbüchlein des Hauptmanns Kritlich.

Zweck der Körpertheile des Soldaten: 1. Der Kopf ist jener wulstartige Auswuchs zwischen den Schultern, welcher einerseits die Tragart des Helmes erleichtern, andererseits das zu weite Hinaufrutschen der Halsbinde verhindern soll. 2. Die Augen sind kugelartige Körper, welche nicht nur beim Parademarsch nach dem Vorgesetzten und auf Bällen auf junge Mädchen geworfen werden, sondern auch bei fertig gemachtem Gewehre die Höhe des Kornes bestimmen. 3. Die Arme sind astartige Auswüchse an den Schultern, welche durch ihre pendelartigen Schwingungen den Soldaten beim Parademarsch im Gleichgewicht erhalten und durch Berührung ihrer schwimmhautartigen Enden mit der Kopfbedeckung die Ehrenerweisungen möglich machen. Dieselben dienen auch zur Ausfüllung der Rockärmel. 4. Die Nase ist jenes kapartig vorspringende knorpelige Gebilde, welches zur Bestimmung der Linie, in welcher dieselbe mit der Helmdekoration und der Helmspitze liegen soll, unentbehrlich ist. Unter Nase versteht man ferner jene deutliche, bestimmte Ausdrucksweise des Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber, welche keinerlei Mißverständniß zuläßt. 5. Die Ohren sind muschelähnliche Ansätze an beiden Seiten des Kopfes, welche zum leichteren Anfassen und zur bequemeren Handhabung desselben durch die Vorgesetzten dienen sollen. Die meisten Soldaten haben ihre Ohrmuskeln zu wenig in der Gewalt, um dem Befehle: „Sperren Sie die Ohren auf!“ nachkommen zu können. 6. Die Füße sind kahnartige Auswüchse an den Beinen, welche vor Allem die Verbindung des Infanteristen mit Terrain möglich machen. Dieselben stehen richtig, wenn sie mit der Erdachse einen rechten Winkel bilden und parallel zu der durch den Aequator gedachten Horizontalebene sind. Ohne die Füße würde der Parademarsch in den Bereich der Unmöglichkeit gehören. — Daß Hauptmann Kritlich nicht wirklich existirt, brauchen wir nicht zu versichern.

*

Die schalkhafte Kellnerin.

Gast: Nun, Bertha, wann haben Sie denn eigentlich das Licht dieser Welt erblickt?

Kellnerin: Acht Stunden nach meiner Geburt.

Gast: Wie so?

Kellnerin: Nun, ich bin um elf Uhr Abends geboren und die Sonne ging erst um sieben Uhr früh auf.

*

Ein junger Philosoph.

„Wo sitzest Du, lieber Neffe, in Deiner Klasse?“

„Vorletzter, aber eigentlich kann ich sagen, ich sitze Letzter, denn der Allerletzte ist so dumm, daß er gar nicht mitgerechnet werden kann!“

„Schämst Du Dich denn aber nicht?“

„Wie so, Onkel? Wenn ich nun Erster wäre, denkst Du etwa, das ist angenehm? Bewahre! Da kämpft man immer mit der Angst, wieder 'runterzukommen: Ruhe zum Arbeiten hat man nur als Letzter!“

*

Vor dem Pariser Ehescheidungsgerichtshofe spielte kürzlich folgende Szene: Eine Frau setzt sich dem Richter gegenüber und zwinkert ihm so bezeichnend mit den Augen zu, daß derselbe nur durch rasches Wegsehen seinen Ernst bewahren kann. Der Schriftführer, dem diese kleine Szene nicht entgangen, betrachtet seinerseits aufmerksam die Dame, welche ihm gegenüber ebenfalls dasselbe Manöver ausführt. Hierauf nimmt der Gemahl mit bewegter Stimme das Wort:

„Ich bete meine Frau an und dennoch muß ich die Scheidung verlangen.“

Die Unglückliche fängt an zu schluchzen und wirft dabei dem dienstthuenden Polizeisoldaten einen Blick zu, vor dem dieser sich nur zu wahren weiß, indem er seinen Czako sich an die Nase stülpt. Der Gemahl fährt fort:

„Meine arme Frau hat nämlich in Folge einer Krankheit ein nervöses Zucken des linken Auges behalten. Seit dieser Zeit folgen ihr alle Herren, welche ihr begegnen, und schreiben ihr, so daß wir mit Briefen förmlich überflutet werden. Dieß ist mit meiner Ehrenhaftigkeit nicht vereinbar und ich verlange daher die Scheidung.“

Die Frau bestätigt diese Aussage und fügt hinzu, daß ihr Gemahl ihr eine Binde um das linke Auge legen wollte; dazu werde sie sich jedoch niemals verstehen.

„Dagegen gibt es ein sehr einfaches Mittel,“ sprach der Richter.

Beide Gatten riefen:

„Welches, o sprechen Sie!“

„Die Dame sollte bloß des Abends ausgehen.“

Die Gatten sind entzückt über dieses Auskunftsmittel, der Mann zieht die Scheidungsklage zurück und Beide entfernen sich Arm in Arm. Vorher aber wendet sich die Frau noch an ihren Advokaten, um ihm zu danken, und blickt ihn dabei in einer Weise an, die alle Anwesenden sehr nachdenklich macht.

*

Im Auktionseifer.

In Wien wurden kürzlich bei einer Auktion in der Hitze des Gefechts der Ueberzieher des Protokollführers und der Regenschirm des Aufrufers mitversteigert. Die Herren vermißten erst nach Entfernung des Publikums ihre Sachen und glaubten bestohlen worden zu sein, bis sie gewahr wurden, daß sie ihr Eigenthum zu Spottpreisen selbst in die Welt hinausgesandt hatten.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 363:

Gelingen belohnt ein reiflich überlegtes Unternehmen, allein Kummer bringt ein leichtsinnig überstürztes Unterfangen.

Charade.

1.
Mir dankt der Wiesengrund sein frisches Grün,
Ich schenk' den Blumen immer neues Blüh'n,
Und was die Hitze welk und matt gemacht,
Das heilt mein Balsam sicher über Nacht.
2. 3.
Ein Bild der Thränen, Meeresgrund entstiegen,
Lieb ich's, beim Fest auf dunklem Haar zu liegen
Und mich an einen weißen Hals zu schmiegen.
1. 2. 3.
Mir gibt der Sonne Feuerstrahl
Die höchste Schönheit und den Tod zumal;
Mein lieblich Loos: zu laben und zu heilen
Und dann im Sonnenkusse zu enteilen.

L. F.

Auflösung des Räthsels Seite 363:

Stern.

Kleine Korrespondenz.



Frln. N. T. in Barmen. Alle künstlichen Mittel, kleine Füße zu bekommen, sind vergeblich. Sagen Sie zu Ihrem Bräutigam nur, trotzdem wollten Sie nicht auf einem großen Fuße leben, und er wird keinen Anstoß daran nehmen.

Hrn. O. M. in B. a. Rh. Der Roman ist jetzt als Buch erschienen, Leipzig, bei Schlicke.

A. K. in Eberswalde. Gummischuhe und Regenmäntel reparirt man durch heißes Aufbügeln von Flecken desselben Stoffes. Bei Regenmänteln soll es stets gelingen.

T. W....g in Gießen. Wir haben jetzt so oft schon Tintenrezepte gegeben, daß wir uns begnügen können, Solche, die mehr und Einzelnes wissen wollen, auf Andreä's Tintenbuch, das man um 90 Pfg. im Verlag von B. F. Voigt in Weimar erhält und woselbst eine Menge Rezepte zu schwarzen und farbigen Tinten zu finden sind, zu verweisen.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben 2c. sind uns zugekommen von: **Ottilie Münzinger, Bern; Marie Trabert, Köln; Pauline Winternitz, Baden-Baden; Josepha v. Kurnigg, Marburg a. Dr.; Hrn. A. Maurer, Donaueschingen; K. Heller, Innsbruck; G. Jäcker, Küstrin; Gomolka in B.; L. Dehmel, Hirschberg; F. Tschudy, Zürich.**

Hrn. Dr. M. K. In diesem Alter — das Klavier.

A. L. in Würzburg. Richten Sie diese Frage an die Redaktion der Briefmarkenzeitung in Leipzig.

Hrn. T. E. H. in Schöningen. Einen ausführlichen Artikel darüber halten wir für die „Illustr. Welt“ nicht angemessen.

Abonnent in Straßburg. Das Einbrennen von Photographieen auf Glas ist schwieriger als wie bei Porzellan.

Abonnent R. Edel in U. Das ist unmöglich bei der deutschen Armee.

Hrn. E. H. in W. Vielleicht kann darüber die deutsche Geflügelzeitung in Dresden Auskunft geben.

Frau O. W. in B. Der Autor wohnt in Stuttgart, ganz zurückgezogen.

Hrn. J. Mar... in Cz. Schellack, in Spiritus aufgelöst, gibt einen guten Anstrich für Hartholzfries.

F. Blanken. Auch nachträglich noch können Sie in den Besitz des zu einem früheren Jahrgang unseres Journals gebotenen Prämienbildes: „Der deutsche Kaiser und seine Heerführer“, nach dem Gemälde von F. Kaiser, in Photographiedruck von J. Albert in München, gelangen. Die Expedition der „Illustr. Welt“ ist bereit, es Ihnen zum Prämienpreis von 2 Mark 50 Pf. und 50 Pf. für Porto direkt per Post franko zu übersenden.

Aerztliche Korrespondenz.

N. S. in der märkischen Schweiz. Die Kautschukplatten, welche man zu künstlichen Gebissen verwendet, enthalten durchaus keine schädlichen Substanzen. — Dauernde Haarfärbemittel dagegen enthalten immer schädliche Stoffe. Es gibt wohl Haarfärbemittel in Form von Stangenpomaden, welche auf 1—2 Tage die Haare färben und immer

wieder von Neuem angewendet werden müssen, dabei auch meist unschädlich sind.

Frln. Bertha M. in Luxemburg. Das Leiden, mit dem Sie hie und da behaftet sind, nennt man „angina faucium", zu Deutsch: „Rachen- und Mandelentzündung". Ein gutes Mittel dagegen sind kalte Umschläge nach sogenannter Prießnitz'scher Methode, welche darin besteht, daß man ein in kaltes Wasser getauchtes, gut ausgewundenes Tuch um den Hals legt, über dieses ein Stück Gummipapier windet und darüber noch ein wollenes Tuch wickelt. Hiedurch entsteht in den meisten Fällen nach einigen Stunden tüchtige Schweißabsonderung und das Leiden ist dann rasch beseitigt. Auch Gurgelwasser mit Kali chloricum oder pulverisirtem Alaun, in wässeriger Lösung, sind empfehlenswerth.

Hrn. M. H. in H. Als ein die Verdauung förderndes Mittel empfehlen wir Ihnen den Pepsinwein von Apotheker Burk, Archivstraße 23, Stuttgart. Gegen anhaltende Verstopfung können wir Ihnen kein besseres Mittel als den Genuß von ungarischem Bitterwasser, Morgens nüchtern ein Glas voll (am besten Franz-Joseph-Bitterquelle), empfehlen.

Hrn. H. A. F. in Kronstadt. Sie leiden an chronischem Magenkatarrh. Dieses Uebel kann nicht durch ein einfach zu verordnendes Medikament beseitigt werden, sondern Sie müssen sich zum Behufe der Heilung einer vollkommenen Kur unterziehen, und zwar wird es gut sein, wenn Sie vier Wochen lang täglich Morgens nüchtern kurmäßig Karlsbader Wasser (Schloßbrunnen) lauwarm trinken, wobei eine strenge Diät einzuhalten ist; stark gesalzene und gepfefferte, sowie fette Speisen, Salate, Butter, rohes Obst u. dgl. sind zu meiden; auch müssen Sie sich viele Bewegung im Freien machen. Einzelheiten betreffs der Kur müssen Sie sich direkt von einem Arzte erbitten.

Hrn. M. Körner in Magdeburg. 1) 15—16 Grad Réaumur ist die richtige Höhe normaler Zimmertemperatur. 2) Gegen das rasche Austrocknen der Luft durch die Ofenhitze ist es gut, stets einen Topf mit Wasser behufs Verdunstung auf den Ofen zu stellen. 3) Die Beantwortung Ihrer dritten Frage eignet sich nicht für öffentliche Korrespondenz.

Hrn. Schwarz in Bockenheim und Hrn. M. N. in Frankfurt a. M. Beide Anfragen eignen sich zur öffentlichen Beantwortung durchaus nicht.

Hrn. Ernst B. in Berlin und Hrn. E. S. in Innsbruck. Salicylsäureschweißpulver, in jeder Apotheke erhältlich, ist ein gutes Mittel zur Einschränkung der Schweißbildung an den Händen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 30. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XVI.

Der Assessor war am nächsten Morgen in der besten Laune. — Ich ging, auf seinen Arm gestützt, die Allee einige Male auf und ab und bemerkte mit Freuden, daß ich wieder auftreten konnte. Er parirte alle Sticheleien und Neckereien wegen unseres Bekanntwerdens mit jenen Abenteurerinnen mit gutem Humor.

„Was wollen Sie, — lieber todt wie unhöflich!“ erwiederte er der Stadträthin; „wenn Sie es gewesen wären, — auf Ehre — ich hätte Sie huckepack nach Haus getragen!“

In seiner geschmeidigen Weise machte er sich bald von den Uebrigen los und führte mich zu der Bude eines wandernden Photographen, der unfern der kohlensauren Stahl-Schwefel-Jod-Natron-Quelle, welche die Luft verpestete, seit Kurzem sein Atelier aufgeschlagen hatte. — Neben der niedrigen Thüre hingen etliche Kasten mit den wenig anlockenden Produkten seiner Kunst, verzerrte Gestalten, Leute in allerhand eckigen Posen, mit bräunlichen, schmutzigen und violetten Gesichtern. Ein Preiscourant hing daneben, aus welchem erhellte, daß hier die Kunst im wahren Sinne des Wortes nach Brod ging. Das halbe Dutzend fünfzehn Silbergroschen — die Einzelaufnahme deren fünf.

Der Assessor that, als ob er jene Karrikaturen ernstlich bewunderte und forderte mich dann auf, dem Manne da drinnen etwas zuzuwenden. Dasselbe that er mit Herrn Steinhauer, welcher sich soeben seinen letzten Becher hinunter quälte.

Karl ließ mich stehen und flüsterte eine Weile sehr eifrig und vertraulich mit dem Erben der Sechzigtausend, dann kam er zu mir zurück.

„Dem Jünglinge wächst der Kamm. — Ich werde meine liebe Noth mit ihm haben. Erst wollte er mit Jeder zufrieden sein und nun will er's nicht unter Wally Cornelius oder Marie Heimburg thun. — Sein Geld und die Schmeicheleien der Weiber sind ihm zu Kopf gestiegen. — Ist wie mit den Orden, alter Junge, — man kriegt sie meistens umsonst, wenn man aber erst einen hat, dann glaubt man mindestens die nächst höhere Klasse verdient zu haben. — Menschennatur! — Aber aufgepaßt, Monsieur Steinhauer, — wenn ich an Deinem Glücke arbeite, dann sollst Du mir auch meinen Spaß nicht verderben; vorläufig bist Du noch mein Werkzeug! — Ich halte Dich fest!“

Ich bat um Aufklärungen, erhielt aber keine.

„Wirst schon sehen, — nur abwarten,“ sagte er geheimnißvoll und fing dann an, von unseren Nachbarinnen zu sprechen.

„Hast Du wohl vorhin die Klatschschwestern gesehen, — männliche und weibliche? Hahaha! — Welche hochgradige Neugierde! — Wir werden ihnen aber Allen eine Nase drehen, lieber Junge. Ehe ich's vergesse, wir machen heute noch dort drüben Besuch, natürlicherweise. — Nachher machen wir den Anderen ein X für ein U, — Du verstehst mich. Sie müssen nämlich zu dem Glauben gebracht werden, daß wir dort nur verkehren, um gewissermaßen die Spione zu spielen, hinter das Geheimniß zu kommen, im Interesse der beleidigten Unschuld, der zarten Weiblichkeit. Ich gestehe, die Geschichte hat ihre Schattenseite ... aber es geschieht Alles zu wohlthätigen Zwecken, mein alter Junge. Du mußt sie mitspielen, — verstanden? Ende gut, Alles gut!“



Die Würger von Paris. Zoë schlich vor und schaute der Marquise in's Gesicht.
Originalzeichnung von G. Franz. (S. 398.)

Ich nickte, obgleich mit innerem Widerstreben. Ich hatte ja nun einmal versprochen, ihm zu helfen.

„Wir müssen es so machen, daß sie Alle sich in ihren eigenen Schlingen fangen und ohne daß unsere beiden Nachbarinnen sich die Füße naß machen, — einverstanden?“

„Aber lieber Karl ... eines möchte ich Deiner Erwägung anheimgeben.“

„Einverstanden oder nicht?!“

„Natürlich, — aber —“

„Bon, — dann sprechen wir von etwas Anderem.“

Er lief mir davon, um mit Fräulein Heimburg zu plaudern, die vor ihrem Hause auf der Veranda stand und einige Rosen zu einem Strauße wand. Ich blieb allein.

Sieh' da, Der ist ja mit einem Male ganz Feuer und Flamme, dachte ich, als ich wahrnahm, wie der Assessor sogleich in der lebhaftesten Weise Konversation anfing mit dem hübschen Mädchen, das in dem hellen Sommerkleide heute früh gerade ganz besonders reizend aussah. — Selbst eine thaufrische Rose, die vielleicht nur auf einen erwärmenden Sonnenstrahl wartete. — Wie er um eine Blume bettelte, und wie sie ihm erröthend und doch lächelnd eine derselben in's Knopfloch steckte.

Sapperment! — ging mein langer Unheilstifter am Ende gar hier auf Eroberungen aus bei der Kleinen? Hübsch und verführerisch genug war das Mädchen, — zierlich wie ein Elf und voller Leben und Gefühl. Wie sie unter dem breiten Rande des Strohhuts hervor, der ihre Stirn beschattete, mit den dunklen Augen halb scherzend, halb schmeichelnd ihn ansah, so herzgewinnend und doch ohne jede Koketterie, da mußte ich ihr, trotzdem ich bis über die Ohren in eine Andere mich zu verlieben im Begriffe stand, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie holdselig war, ein Bild voller Poesie. Karl hatte Geschmack!

„Ah, — Pardon, Herr Stadtrichter ... ich hoffe nicht zu stören! — —“

Ich wandte mich etwas unwillig herum, — es war der Baron, heute ausnahmsweise ohne Hunde und Schießgewehr, nur als einfacher Mensch; ja ich glaube sogar, er hatte noch nicht einmal ordentlich Toilette gemacht.

„Sie, Herr von Greifenkron?“ sagte ich mit einigem Erstaunen.

„Wie Sie sehen — auf meinen eigenen Füßen!“ erwiederte der Zierbengel und deutete auf seine Lackschuhe mit einem faden Lächeln. — „Ich sah Sie vom Fenster aus und wollte mich nur erkundigen, wie es mit Ihrer Ge-

sundheit geht," fuhr er fort, nicht ohne einige Verlegenheit. — „Als ich damals noch bei den Ulanen stand —"

„Ich danke Ihnen für die gütige Nachfrage," unterbrach ich ihn ziemlich kühl, denn ich konnte den Hohlkopf nicht leiden und hielt ihn — nebenbei gesagt, nicht nur für einen oberflächlichen Menschen, sondern für noch etwas Schlimmeres. „Ich betrachte mich so ziemlich als wieder hergestellt; ich kann ohne Schmerzen auftreten ... Und Sie, — heute nicht auf der Jagd?"

„Nein, — will 'mal heute pausiren. Ich bin maßlos fatiguirt von gestern Abend," lispelte er ... „haben eine schwere Sitzung gehabt im goldenen Schaf. — bis nach zwei Uhr. Hol' der Henker diese Schwefelbrühe ... Dort gab es echtes Erlanger Bier. — Schade, daß Sie nicht dabei waren. — Außerdem ... niederträchtiges Pech! — Vermisse meinen Chapeaubas seit neulich Abend, mit G. v. G. ... Gustav von Greifenkron in goldenen Lettern und siebenzackiger Krone ... fatal, wie?"

Ich sah mir die ganze Zeit den Baron an und dachte, was will der Mensch eigentlich von dir! Ich merkte wohl, er hatte irgend etwas auf dem Herzen und ging wie die Katze herum um den heißen Brei. Der Assessor schien noch immer keine Miene zu machen, sich von Fräulein Heimburg loszureißen.

Vielleicht klopft er dort an für seinen Protégé, Herrn Steinhauer? Abscheuliche Idee!

Ich begann langsam die Allee hinabzuschreiten, der Baron an meiner Seite. Hat er kein Geld und will bei dir eine Anleihe machen? — Ich täuschte mich in dieser Voraussetzung. Kaum waren wir nämlich einige Schritte gegangen, als der Baron sich vorsichtig rechts und links umsah und dann plötzlich meine Hand mit seinen beiden erfaßte.

„Lieber Herr Stadtrichter, — ich habe eine riesige Bitte," hub er an und schlug mit einer höchst komischen Verschämtheit die Augen nieder. „Sie haben mich gestern zufällig in einer etwas heiklen Situation überrascht."

„Ich?" frug ich ganz erstaunt.

„O, — ich danke Ihnen für Ihre Delikatesse!" rief er mit Wärme. — „Auf Ehre, das ist gentil, kameradschaftlich, — aber leugnen Sie es nicht — Sie haben mich recht wohl erkannt."

„Ah so, — gestern Abend," erwiederte ich, mich jetzt erst besinnend, was er meinte.

„Ganz richtig — gestern Abend ... Ich gestehe, ich stehe schamroth vor Ihnen. Aber bitte, denken Sie nichts Böses, ich gebe Ihnen mein Wort, es war nur ein ganz unschuldiger Scherz, ein Zufall! Ich hatte Fräulein Trudchen etwas im Geheimen zu sagen und da wollte es das Schicksal, daß Sie gerade zwischen uns fuhren."

Er lächelte, als hätte er einen Witz gemacht, und zermarterte auf's Neue meine Hand.

„Aber ich versichere Sie, Herr Baron, wenn Sie in diesem Augenblicke mich nicht selbst daran erinnert hätten, ich hätte diese kleine Begegnung total vergessen, ich habe ihr auch gar keine Bedeutung beigelegt."

„O, — ich danke Ihnen! ... Wahrhaftig, das ist zu nett, Herr Stadtrichter. Sie wissen, — es gibt hier so viele böse Zungen, die in Allem gleich was finden, fabelhaft langweiliges, plebejisches Volk. Ueberdieß meine Pflicht als Gentleman gebietet mir, das Mädchen vor Mißdeutungen zu schützen."

„Aber, ich weiß in der That nicht — —"

„Nein, wahrhaftig, das ist nett — das ist gentil! — Also ich habe Ihr Versprechen, daß Sie reinen Mund halten?" rief er, ohne mich zu Worte kommen zu lassen, und zerrte immer noch an meiner Hand. Plötzlich aber ließ er dieselbe los und eilte mit einem „Danke tausendmal" davon.

„Alberner Windhund," brummte ich ärgerlich hinter ihm drein. „Solch' ein elender Renommist! — Ich hätte an gar nichts Arges geglaubt, hatte das Alles schon vergessen, — nun aber denke ich anders und werde gelegentlich dem Alten einmal einen Wink geben, wie das meine Pflicht ist."

Ich saß dann kaum in meiner Laube, da sah ich Jenen schon herankutschirt kommen. Sieveking, der Sklave, der ihn schob, triefte förmlich von Schweiß, so viel gab es heute zu thun. Ich legte meine Zeitung beiseite und blickte resignirt nach dem Eingange. — Ich begriff in der That nicht, daß ich dem Quacksalber nicht schon längst den Laufpaß gegeben hatte, daß ich mich immer noch hergab zu dieser albernen, zwecklosen Komödie und um so mehr, als der Doktor ja recht gut wußte, daß noch kein Tropfen seines übelriechenden Wunderwassers über meine Lippen gekommen war in der ganzen Zeit. Es war pure Gutmüthigkeit, eine gewisse moralische Schlaffheit oder Trägheit, welche mich daran verhinderte, der Sache ein Ende zu machen. Ich scheute mich vor dem beleidigten Gesicht, welches der Doktor mir zeigen würde und wußte auch nicht, wie Karl es aufnehmen würde.

Da kam es schon heran gezirkelt, das kleine Männchen, wie immer tiré à quatre épingles, den blanken Cylinder auf dem dicken Kopfe, den Bambus in der Rechten, mit auswärts gestellten Knieen und sehr wichtig aussehend hinter der goldenen Brille.

Elender Komödiant, mit welchen einfachen Mitteln Du die Leute köderst! dachte ich, indem ich ihn beobachtete ... Wie hoch willst Du wetten, daß Du selbst jener Pyrmonter Badedoktor warst, dem die hübsche Geschichte mit dem Berliner Kollegen passirte?

Meine Blicke ruhten nicht eben freundlich auf dem Ankömmling, welcher soeben, den Hut lüftend, gravitätisch in die Laube trat, stehen blieb und sich verneigte.

„Konnte leider gestern nicht noch einmal nach Ihnen ausschauen, mein liebwerthester Stadtrichter," hub er an, wobei es in seinen Mienen zu zucken und zu arbeiten anfing, was dem Männlein allemal ein sehr unangenehmes, weinerliches Aussehen gab. Er setzte sich wie gewöhnlich auf die Stuhlecke, sah mir eine Sekunde lang inquirirend in's Gesicht, stieß den Bambus vor sich in den Kies und räusperte sich mit großer Wichtigkeit.

Also gab es etwas Besonderes heute; — ich sollte sogleich erfahren, was es war.

„War gestern Nachmittag in D ...; wichtige Geschäfte ließen mich meinem Berufe — kann wohl sagen, zum ersten Male in dieser Saison, für etliche Stunden untreu werden. — Aber mein verehrter Herr — was wollen Sie, — man ist Arzt, aber man bleibt auch ein wenig Mensch nebenbei, — ja Mensch und Staatsbürger."

Hol' Dich der Henker, kleiner Salbader, dachte ich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Darauf rechnete der Doktor aber auch augenscheinlich nicht. Seine Mienen verzogen sich zu einem breiten Lachen und der Kopf legte sich herausfordernd in den Nacken, die Aeuglein kniffen sich listig zusammen und ein trockenes Meckern ließ sich hören. — Mir war diese Maske nachgeäffter Bonhomie, hinter welcher allezeit die hämische Schadenfreude lauerte, in hohem Grade verhaßt. Sie wurde immer vorgenommen, sowie entweder eine Selbstberäucherung auf Kosten Anderer oder irgend eine bissige Bemerkung im Anzuge war.

Er drohte mir schäkernd mit dem goldenen Stockknopfe, meckerte noch einmal und stieß dann ein schlaues, kurzes: „Weiß Alles — o! — weiß trotzdem Alles, mein liebwerthester Herr!" hervor.

„Nun — was wissen Sie denn?" frug ich ein wenig gereizt.

„Ja, ja, ja," kicherte er und tippte mir zutraulich auf den Aermel, „habe hier meinen Spiritus familiaris, der mir Alles wieder erzählt, was passirt, wenn ich fort bin."

„So!" entgegnete ich trocken und hatte es schon auf der Zunge, hinzuzufügen, daß jener Spiritus familiaris der verschnapste Adam sei, wie das Jedermann hier recht gut wußte, aber meine dumme Angewohnheit, mit dem besten Willen niemals eine Grobheit sagen zu können, verschloß mir die Lippen.

„Ja, ja, ja! ... weiß schon, — weiß schon ... waren gestern Nachmittag im Rollwagen in Ellernhausen, während ich in D ... meinen Pflichten nachging und mit Serenissimus ein langes und wichtiges Gespräch hatte ... Sehen Sie, — darf nicht eine Minute den Rücken wenden! — Gewitter gewesen ... angenehme, o — höchst angenehme Bekanntschaft gemacht — hihihi!" — (Hier blinzelte er schlau nach der Villa der Damen hinüber.) „Sollte gar nicht glauben, was für Gelegenheitsmacher diese Gewitter doch bisweilen sind, lieber Herr!"

Ich sah den unangenehmen Schwätzer an, kühl und ohne eine Miene zu verziehen, das schien ihn aber gar nicht zu stören.

„Nun, — zufriedengestellt? hihihi! — Bewahren jene schönen Unbekannten den Zauber, den sie von Weitem ausüben, auch in der Nähe? Nicht ein bischen Moschus und Schminke dabei ... wie? — Flittergold — Flittergold! ... Haben sich gewiß recht angenehm unterhalten auf dem Heimwege und bedauert, die pikante Unterhaltung intra muros nicht fortsetzen zu können ... hehehe! — Seufzten ja bis Mitternacht, die holden Damen, auf dem Klavier ... werde da aus Gesundheits- und Schicklichkeitsrücksichten aber ein kleines Veto einlegen für künftig."

Hier verdüsterte sich plötzlich die Stirn des Sprechers und tückische Schadenfreude blitzte aus seinen Augen.

„Ja, ja — solch' eine laue Mondscheinnacht und noch dazu nach einem Gewitter ... das erregt das Nervensystem!"

„Allerdings, Herr Doktor," erwiederte ich mit Nachdruck und indem ich dabei an das dachte, was der Baron sich vorhin Mühe gegeben hatte, mir klar zu machen. — „Sie erwähnen der Bekanntschaft, welche der Zufall uns gestern Abend machen ließ; nun ich kann Ihnen sagen, Mancher sieht bisweilen den Wald vor lauter Bäumen nicht."

„Holla! — Sie sind das, Doktor!" wurden wir in diesem Augenblicke, und gerade, wo ich im Begriffe war, dem Vater einen beiläufigen Wink zu geben, doch vor seiner eigenen Thür zu fegen, unterbrochen.

Es war der Assessor, welcher mit langen Schritten herzukam.

„Ah, — sieh' da, Timotheus! ... Nun, wie finden Sie heute Ihren Patienten — etwas erregt, wie? — Puls 95 bis 150?" rief er ungestüm und pflanzte sich auf die Tischecke. Es geschah dieß mit einiger Hast (ich glaubte wirklich, er hätte Angst, ich könnte Allerhand ausplaudern, was nicht in seinen Plan paßte). „Famoses Wetter heute! — Sie waren gestern abwesend, — wie?"

„In Urbem, werther Herr von Gunstetten, in Geschäften von einiger Wichtigkeit," erwiederte Doktor Schwarz mit einem wichtigen Lächeln, indem er Karl musternd anblickte, dem er niemals ganz traute. — „Freue mich übrigens, daß Sie Ihre Zeit ebenfalls gut angewendet haben. — Höre, Sie haben Beziehungen angeknüpft, Berührung gefunden mit da drüben mittlerweile. — Ah! — da ist ja die eine von den fahrenden Damen auf der Veranda."

„Sie meinen das ‚fahrend', Doktor, weil sie gestern in meinem Wagen fuhr," entgegnete Karl mit einem unwilligen Blicke, dann sich schnell korrigirend, fuhr er fort: „Ich will Ihnen was sagen, Doktor, — es hält barbarisch schwer in der heutigen Zeit, plattirte Waare von der echten zu unterscheiden — Sie wissen vielleicht, wie die Baronin Gondremark singt in ‚Pariser Leben':

‚Welches die nachgemachte,
Welches die rechte Gräfin ist?' —

Man kann sich täuschen, Doktor, und selbst ein Menschenkenner wie Sie."

„Meinen Sie wirklich?" frug dieser rasch und sah ein wenig erschrocken zu dem Freunde auf; gleich darauf aber zuckte wieder jenes alte hämische Lachen über seine Züge, er schüttelte energisch mit dem Kopfe und erhob pathetisch die Hand.

„Ei — ei — ei! — was muß ich sehen! — Also haben jene Sirenen auch Sie schon bethört? ... Werde ihnen den Gesang übrigens legen, wenigstens nach Abends zehn Uhr. — Täusche mich nicht, — täusche mich nicht im mindesten! Und war — unter uns — gestern hauptsächlich um deßhalb mit in die Stadt gefahren. — Man ist gottlob sehr ... sehr moralisch dort oben, — man wünscht nicht, daß hier in unserem Lande solche Pestbeulen sich festsetzen. — Habe da auch allerhand schätzenswerthe Erkundigungen eingezogen, hatte selbst die Ehre, von Serenissimus empfangen zu werden" (hier blies das Männchen gewaltig die Backen auf), „habe Höchstdieselben eingeladen, unserer kleinen Feier am dreizehnten August, wo wir nämlich hier die alljährliche Kirmeß feiern, allergnädigst beizuwohnen geruhen zu wollen. Habe hochgeneigte Zusage auch erhalten, aber, wie gesagt, revenons à nos moutons. — Im Punkte dieser Damen irre ich mich nicht, — gebe Ihnen mein Wort darauf, und der kompromittirende Eifer meines Kollegen' Kurs dient nur dazu, das Urtheil über jene Frauen mit hohen Namen noch mehr zu befestigen. — Solch' blinder Eifer schadet, meine Herren!"

Das ganze Gesicht des Doktors verzog sich vor Spott und Schadenfreude, während er dieß sagte, er sah aus wie ein giftiges Insekt.

„Sie sind Ihrer Sache völlig gewiß?" frug Karl gleichgültig.

„Völlig, — völlig gewiß, liebwerther Herr!"

„Nun, — ich meine nur. — Indessen, der Wahrheit die Ehre, — ich geleitete die Gräfin gestern auf dem Heimwege, — ich war über eine halbe Stunde in ihrer Gesellschaft und ich gestehe, ich erhielt den Eindruck dabei, daß sie eine Dame sei, mehr kann ich nicht sagen. Spielt sie eine Rolle, dann spielt sie dieselbe zum mindesten gut."

„Ganz denselben Eindruck machte auf mich das Fräulein," fügte ich mit Eifer hinzu.

„Du schweigst ganz still, Eugen!" befahl der

Assessor peremptorisch, und mit seiner ewigen Lust, Unfug zu stiften, fügte er hinzu: „Mein armer Freund hier hat eine Seele wie ein Kind ... ohne Arg und ist daher — Sie verstehen mich, Doktor — allerhand Eindrücken leicht zugänglich. Er hat schwer genug darunter gelitten, ja ich vermuthe sogar, daß eben diese Gemüthsbewegungen den ersten Grund legten zu seinem jetzigen Leiden ..." fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Aber das ist mir denn doch in der That zu stark!" rief ich auffahrend.

„Da sehen Sie es, Doktor ... noch immer diese Gereiztheit, — diese Irritation der Nerven," sprach Karl mitleidig und erfaßte mich beim Arm.

„Irritatio spinalis," nickte der Doktor wichtig zustimmend.

„Ich bitte Dich, schweige still, Eugen, — laß Du mich sprechen," drängte Karl mit einem beredten Blick, dem ich widerwillig nachgab. „Wie gesagt, ich hätte wahrhaftig die Frauen da drüben, ohne Ihre kleinen Notizen und Andeutungen, Doktor, für das genommen, als was sie sich ausgeben. Aber freilich, wenn Sie die Ueberzeugung sich verschafft haben — Indizien haben —"

„Indizien, — Indizien von unzweifelhafter Richtigkeit!" rief das Männlein mit Eifer und ganz siegesgewiß, „und damit Sie es nur wissen, — ich habe Erkundigungen eingezogen — o, aus guter Quelle. Es gibt gar keinen Grafen und keine Gräfin von Wandalowskoi," (hier senkte er die Stimme), „— es — gibt — gar keine — — hihihi!" —

„Ei der Tausend!"

„Nun ist's heraus und Sie sind gewarnt, meine Herren, Sie dürfen von dieser meiner Mittheilung den allerweitesten Gebrauch machen. Solche Abenteurerinnen sind ein Schandfleck für unser stilles Thal, für unser liebes, schönes, freundliches Eichdorff — sie geben ein böses Beispiel, aber verlassen Sie sich darauf, sie werden auf geeignete Weise von hier entfernt werden."

„So so?"

„Ja, — so wahr ich Schwarz heiße — und ..."

„Nun und?" — sprach Karl mit einem Blicke, welcher mich bestimmte, mich ruhig zu verhalten und ihn handeln zu lassen. — „Ich will übrigens nicht indiskret sein, deßhalb nur eins noch: — ich hoffe, Sie halten es nicht für kurwidrig, wenn ich — ich, der Gesunde, — Doktor, und der Mann des Rechts, mir die Gelegenheit nicht versage, jene Fremden ein wenig zum Gegenstande meines Studiums zu machen. Schlägt dieß doch in mein Fach ... Mein Freund hier, — der natürlich muß vor Aufregungen bewahrt werden, aber ich —"

„O, — verstehe, ver—ste—he!" lachte der Doktor höhnisch, indem er den Assessor unterbrach ... „Amüsantes Studium das — sehr amüsant!" —

„Ich thue das natürlich nur des Zweckes wegen," versicherte Karl mit heuchlerischer Miene, — „zur Belehrung."

„Natürlich — natürlich, hihihi! — Möchte Ihnen nur rathen, Ihre Taschen fest zuhalten, sonst könnte die Belehrung etwas theuer werden. Im Uebrigen aber wünsche ich Ihnen alles mögliche Glück dort drüben und die beste Ausbeute, mein lieber Herr Assessor von Gunstetten! Lassen Sie auch Andere ein wenig von Ihren Erfahrungen profitiren."

So sprechend erhob sich der Doktor, rieb sich die Händchen, knipste noch ein Stäubchen von seinem Rockärmel und trippelte von dannen.

„Ein vollendeter Schuft!" brummten wir Beide hinter ihm drein.

(Fortsetzung folgt.)

Der leere Sattel.

(Bild S. 392.)

Ein ergreifendes Trauerspiel führt uns dieses zierliche Bildchen vor Augen. Wir befinden uns in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Kavaliere ein flatterhaftes, leichtsinniges Leben führten und mit der Ehre der Frauen spielten wie mit hundert anderen bunten, gleichgültigen Dingen. Mitunter nahm jedoch eine derartige Liebelei einen sehr ernsten Ausgang, und solch' ein Ereigniß schildert vortrefflich unser Bild.

Es ist Winter, der junge Baron war mit einem Freunde zu einem Ball geritten; dort ward durch sein gar zu übermüthiges, keckes Benehmen der Gatte der von ihm umflatterten Dame so erbittert, daß er glaubte, nur durch Blut diesen Schimpf rächen zu können. Es kam zum Kreuzen der Degen, und der vornehme Uebermüthige wird dießmal wohl die Schuld mit seinem Leben zahlen müssen. Wir sehen ihn, in seinem Schloß angekommen, schwerverwundet über die Galerie zu seinen Gemächern tragen, indeß sein Pferd, aufgeregt durch den Blutgeruch, angstvoll im Schnee wittert und das kleine Hündchen des Verwundeten, das seines Herrn leeres Pferd dort erblickt, klagend heult. Es wird keiner unserer Leser sich dem tiefen Eindruck, den dieß Bildchen hervorruft, entziehen können.

Die Czaroiskys.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

Durch die trostlose, graugrüne Einförmigkeit eines endlosen Kiefernwaldes führte der Weg, dessen tiefausgefahrene Geleise man ab und zu durch große, regellos hineingeworfene Feldsteine zu verbessern gesucht hatte. Und doch fuhren im Jahre 179., in welchem dieser jetzt noch existirende Weg kein Haar breit besser war als heutzutage, dennoch fuhren damals täglich verschiedene Fuhrwerke über diese halsbrecherische Straße, Fuhrwerke, deren hochadelige Insassen sonst leicht über allerlei Dinge die Nasen rümpften. Aber schlechte Wege gehörten zu den althergebrachten Landesüblichkeiten, und Alles, was seinem Lande speziell eigenthümlich ist, hält der Pole heilig.

Darum rümpften die Herren auch nicht die Nasen, wenn sie durch den Kiefernwald fuhren, und das Stoßen und Schütteln ihrer Wagen genirte sie nicht. Der Weg aber führte nach Cerwionka, der Besitzung des in Polen sehr angesehenen Grafen Amand Czaroisky, eines der Führer der stets unzufriedenen Patrioten.

Früher dachten die Insassen dieser Wagen meist nur an ihr „unglückliches Vaterland" und dessen Zukunft, und diese Gedanken wurden höchstens einmal durch eine kleine Erinnerung an den vortrefflichen Weinkeller oder den prächtigen Pferdebestand von Cerwionka erhellt.

Seit einiger Zeit aber machte auch noch ein anderer Gedanke dem „unglücklichen Vaterlande" Konkurrenz, und neben Weinproben und edlen Pferden war es Graf Czaroisky's einzige Tochter, die schöne Sascha, welche so viele Besucher nach Cerwionka lockte.

Man kann nicht sagen, daß Cerwionka am Ende des Waldes lag; derselbe theilte sich hier nur in zwei Arme und umschloß das Gehöft und einige mangelhaft bestellte Felder. Dennoch pflegte man, wenn die Lichtung erreicht war, zu sagen: „Gottlob, nun ist der Wald zu Ende!" Die bärtigen Kutscher schwangen dann die mächtig langen Peitschen über den flinken, kleinen Pferden und in wenigen Minuten hatte man das Schloß erreicht, das fast wie eine Festung aussah, mit seinen dicken, grauen Mauern, in denen die unregelmäßigen Reihen der kleinen Fnnster erst sehr hoch über dem Boden begannen. Früher war es auch befestigt gewesen, aber jetzt brauchte man dergleichen nicht.

Die schöne Sascha wurde auch ohne Festungswerke mit ihren heranstürmenden Eroberern fertig. Sie galt für uneinnehmbar, und ihr Vater lachte, wenn sie Einem nach dem Andern mit der vollkommensten Grazie, aber auch mit der größten Unerbittlichkeit die Thüre wies.

„Sie ist wie ich," sagte er dann, „sie will Keinem das Recht einräumen, ihr ‚Herr' sein zu dürfen. Unbeschränkte Unabhängigkeit, das ist das Höchste, und wäre ich ein Weib geworden, ich hätte auch nie geheirathet!"

So sagte Amand Czaroisky. Aber er dachte an einen der vornehmsten jungen Männer seines Landes, der ihm gerade gut genug erschien, einmal sein Schwiegersohn zu werden.

Bis jetzt hatte der junge Prinz sein Haus noch nicht betreten, aber er würde kommen, bald kommen, das wußte Graf Amand und lachte darum über die Körbe, welche seine Tochter einstweilen austheilte.

„Nächstens holt sich mein germanisirter Herr Vetter auch einen," dachte er und betrachtete sorglos die Aufmerksamkeiten, welche der junge Wenzel Czaroisky seiner Tochter erwies. Daß diese sich einem Deutschen vermählen könnte, war ja undenkbar — unsinnig, denn sie war die Tochter Amand Czaroisky's, des besten, glühendsten Patrioten, und den Polinnen ist der Patriotismus ja noch mehr angeboren, als den Frauen aller anderen Nationen. Und Wenzel Czaroisky war ein Deutscher, trotz seines polnischen Namens und Abkommens. Sein Vater schon war nach Preußen übergesiedelt, hatte sich dort naturalisiren lassen und heirathete sogar eine Deutsche, die Mutter Graf Wenzel's. „Schmach über die Abtrünnigen," sagte Graf Amand, wenn er von seinen Vettern sprach, „Schmach über sie, denn sie haben den guten polnischen Namen zu den deutschen Räubern hinübergetragen."

Seine Verwandtschaft mit Graf Wenzel war nun so weitläufig, daß sie schwer zu erörtern gewesen wäre, aber immerhin trug er denselben Namen und deßhalb hatten sich dem unwillkommenen „Deutschen" die Thore von Cerwionka geöffnet, und gerade deßhalb auch konnte Graf Amand den jungen Vetter nie ansehen, ohne zu denken: „Ein Czaroisky ein Deutscher — welche Schmach!"

Graf Wenzel ließ aber sein Deutschthum wenig vorblicken. Freilich hatte er das lichte Haar und die blauen Augen seiner Mutter, was seine Erscheinung in diesen Kreisen zu einer auffälligen machte, aber er sprach geläufig polnisch und sein lebhaftes Geberdenspiel wie seine geschmeidigen Bewegungen machten ihn doch wieder seinen polnischen Verwandten ähnlich. Zuerst war er nach Cerwionka gekommen, um mit seinem Vetter auf die Wolfsjagd zu gehen, dann hatte er dessen Pferde geritten und jetzt machte er seiner Tochter die Cour. So behaupteten einige eifersüchtige Gutsnachbarn, aber eigentlich konnte man doch nicht sagen, daß er dieß that. Er war aufmerksam gegen Sascha, wie Jeder, aber er hatte ihr noch nie heimlich eine Blume zugesteckt oder einen verliebten Vers in ihre Hände gespielt. Er bewunderte sie und dachte bei sich, daß er nie ein schöneres Weib gesehen habe — aber er hatte ihr das noch nie gesagt, ja er hatte nicht einmal den Wunsch, es ihr zu sagen. Und dennoch blieb er in Cerwionka einen Tag um den andern, und Graf Amand hielt ihn einerseits für zu ungefährlich und war andererseits zu gastfrei, um ihm die Thür zu weisen. Er war überzeugt, das würde Sascha schon eines Tages besorgen. Und in der That, Sascha blickte den Gast oft recht unfreundlich an. Zuerst hatte sie mit ihm gescherzt und gespielt, wie mit allen jungen Männern, welche das Haus ihres Vaters besuchten, dann hatte sie sich über sein ernsthaftes und, wie sie es bei sich nannte, „gleichgültiges" Gesicht geärgert, und als dieß „gleichgültige" Gesicht ihrem sprühenden Witz, ihren bezauberndsten Hexenkünsten gegenüber nicht weichen wollte, da hatte sie sich eines Tages eingebildet, ihn zu hassen. Und jedesmal, wenn sie seine tiefen, ernsten Augen so forschend auf sich gerichtet sah und keine Spur von Bewunderung, ja oft sogar Tadel darin lesen konnte, fühlte sie sich in ihrem Haß bestärkt, und eine seltsame Erregtheit fieberte durch ihr ganzes, sonst so stolzes und selbstbewußtes Wesen. Ihre gleichmäßige gute Laune von sonst war verschwunden, sie war entweder übermäßig laut und lustig oder still und in sich versunken. In dieser letzteren Stimmung befand sie sich eines Tages, als man sich in Cerwionka zu einem kleinen Jagdzuge rüstete. Aber trotzdem dachte sie nicht daran, zurückzubleiben. Sie verstand es eben so sicher, ein Pferd zu zügeln, als Schießwaffen zu führen, denn Beides hatte sie von Kind an geübt, und so war es selbstverständlich, daß sie ihren Vater und seine Gäste begleitete.

Es war ein heller, klarer Spätherbsttag. Früh waren Feld und Wald mit Reif bedeckt, den die Sonnenstrahlen dann bald in glitzernde Wassertropfen verwandelten, und jetzt lag ein eigenthümlich warmer, duftiger Hauch über dem Kiefernwalde, und die wenigen Farben, welche die Landschaft bot, traten heller und schärfer hervor als gewöhnlich. Poetische Gemüther konnten denken, die Erde träume einen Frühlingstraum, während der Winter vor der Thür stand. Aber keiner der Herren, welche sich in Cerwionka zum Jagdzuge rüsteten, hatte solche Gedanken. Die Gesellschaft bestand heute nur aus einigen Freunden Graf Amand's, ältere Herren, deren Frühlingsträume längst vergessen und von Sommershitze oder Winterskälte vernichtet worden waren. Graf Amand selbst aber hatte es sein Lebtag mehr mit der Wirklichkeit als mit den Träumen gehalten, und Sascha sowie Wenzel Czaroisky blickten zwar träumerisch genug vor sich nieder, aber Beider Gedanken waren durch irgend etwas Anderes so in Anspruch genommen, daß sie für den schönen, lachenden Herbsttag keine Augen hatten.

Man versammelte sich auf dem großen, etwas wüsten Sandplatz vor dem Schloß; die Hunde bellten und die Reitknechte führten die Pferde ihrer Herren vor.

„Sie reiten ein gutes Pferd, Wenzel Czaroisky," rief einer der Herren, „selbstgezogen, wenn man fragen darf?"

Wenzel fuhr mit der Hand über die Mähne des Thieres. „Es stammt aus dem Gestüt meines Vaters," sagte er.

„Die Czaroiskys sind immer ausgezeichnete Pferdezüchter gewesen," meinte der Andere. „Sehen Sie das Pferd Ihres Vetters an, das ist auch eine Perle von Schönheit."

„Das will ich meinen," sagte Graf Amand, der die Unterhaltung gehört hatte, „wenn ich auch Keinem rathen wollte, die ‚Perle' zu besteigen."

„Ist sie so schwer zu reiten?" frug Wenzel halb zerstreut.

„Nun, ihr wißt ja, ob sie schwer zu reiten ist?" wandte Graf Amand sich an seine Freunde.

Man lachte, denn Jeder hatte schon ein Abenteuer mit diesem Pferde gehabt und wußte, daß sein Herr der Einzige war, von dem es sich gutwillig besteigen ließ.

„Sonderbar, gerade mit diesem Pferde habe ich noch keinen Versuch gemacht," meinte Wenzel, das schöne Thier betrachtend.

„Wirst's auch lieber unterlassen," rief Graf Amand mit etwas verächtlichem Tone. Wenzel wurde roth.

„Willst Du mir erlauben, eine Probe zu machen?" frug er.

Graf Amand lachte höhnisch auf.

„Ich bitte darum," fuhr Wenzel dringend fort, „ich habe einige Erfahrungen mit Pferden, und es würde mich sehr interessiren, dieselben zu erweitern."

„Lassen Sie doch, das Thier ist eine Bestie," rief einer der Herren, „und," setzte er leiser hinzu, „Ihr Vetter sieht Versuche damit nicht gern."

Wenzel beharrte bei seiner Bitte.

„Nun meinethalben," rief endlich Graf Amand, „so zeige uns Deine Kunstfertigkeit!"

Wenzel näherte sich dem Thiere, klopfte seinen Hals, sprach ihm leise zu und plötzlich saß er mit einem schnellen, sichern Sprunge im Sattel. Das Thier schoß in Lançaden vorwärts.

„Jetzt wirft es ihn entweder ab oder geht mit ihm durch," sagte Graf Amand.

Aber keines von beiden geschah; unter Wenzel's sicherer Führung beruhigte sich das Thier und kehrte, nachdem es einen weiten Bogen umschrieben hatte, zu den Herren zurück, vor denen Wenzel einige Male auf und ab ritt. Das Thier folgte lenksam jedem Druck der Zügel, es schien seinen Meister erkannt zu haben. Die anderen Herren jubelten Beifall. Graf Amand blickte finster auf das schöne Thier. Es war sein Lieblingspferd gewesen bisher, gerade weil es keinen andern Herrn im Sattel litt als ihn. Und nun folgte es diesem Deutschen, den er kaum der Beachtung werth gehalten hatte. Sein Blick flog von dem Thier zu dem Reiter hinauf, und zum ersten Mal bemerkte er, daß dieser ein auffallend schöner Mann sei. War es die lebhafte Bewegung, die frische Morgenluft oder der helle Sonnenschein, der seine stattliche Gestalt so vortheilhaft hervorhob — Graf Amand dachte plötzlich an seine Tochter, die nun so viele Tage mit diesem Mann unter einem Dache

weilte, und zum ersten Male war er unruhig um Sascha's willen. Bisher hatte er den Deutschen verächtlich geduldet — jetzt plötzlich haßte er ihn.

Indeß war Wenzel vom Pferde gestiegen und führte es lächelnd seinem Vetter wieder zu.

„Ein prächtiges Pferd," rief er fröhlich, „ich habe nie ein besseres geritten."

„Das glaub' ich," sagte Graf Amand, hastig die Zügel ergreifend.

„Bei der nächsten Gelegenheit muß er fort," dachte er und wollte sich in den Sattel schwingen. Aber war nun das Thier durch den schnellen Ritt mit dem fremden Reiter erregt, oder wurde es durch das finstere, hastige Wesen seines Herrn erschreckt, kurz es bäumte sich wild auf, sprang vor- und rückwärts, zerrte Graf Amand, welcher es festzuhalten suchte, mit sich und war weder durch Züchtigung noch durch Liebkosung zu beruhigen. Und mit der Aufregung des Pferdes steigerte sich auch die seines Herrn. Vergebens suchten die Anderen beruhigend einzugreifen, vergebens drängten sich die Reitknechte heran, der Graf gebot mit dröhnender Stimme Allen, zurückzuweichen. Endlich gelang es ihm, in den Sattel zu kommen. Das Pferd machte einige tolle Sätze, stieg auf den Hinterbeinen in die Höhe, und plötzlich verhüllte eine Staubwolke Roß und Reiter — es hatte sich überschlagen und seinen Herrn aus dem Sattel geworfen. Die Anderen eilten hinzu. Graf Amand erhob sich, das Pferd richtete sich, am ganzen Leibe zitternd, neben ihm auf; Beide waren unversehrt. Graf Amand's Gesicht sah aschfahl aus und seine Augen funkelten unheimlich.

„Bestie," murmelte er zwischen den Zähnen, „aber wart', ich will dich kirre machen!"

Sascha war während des ganzen Auftrittes stumm gewesen und kein Ausruf des Schreckens war über ihre Lippen gekommen, wenn ihr auch keine Bewegung von Roß und Reiter entgangen war.

Jetzt trat sie an ihren Vater heran.

„Es ist nichts," sagte sie, „das Pferd hat heut nur seinen schlechten Tag, Du mußt ein anderes besteigen. Morgen geht es wieder wie ein Lamm."



Der leere Sattel. (S. 391.)

„Morgen? Was kann mir morgen nutzen? Heute noch soll es gehen, wie ich will! Bringt das Pferd in den Schloßhof!" herrschte er die Knechte an, „und bringt mir die lange Hetzpeitsche herunter. Wir werden ja sehen."

„Die Hetzpeitsche?" rief Sascha. „Nein, Vater, die Hetzpeitsche ist nicht für ein Pferd wie der Standczyk, Du weißt ja, mit bloßen Schlägen ist bei ihm nichts zu machen." Sie wollte sich dem Thiere nähern.

„Zurück," schrie Graf Amand, „zurück, was mit dem Pferde geschieht, ist meine Sache."

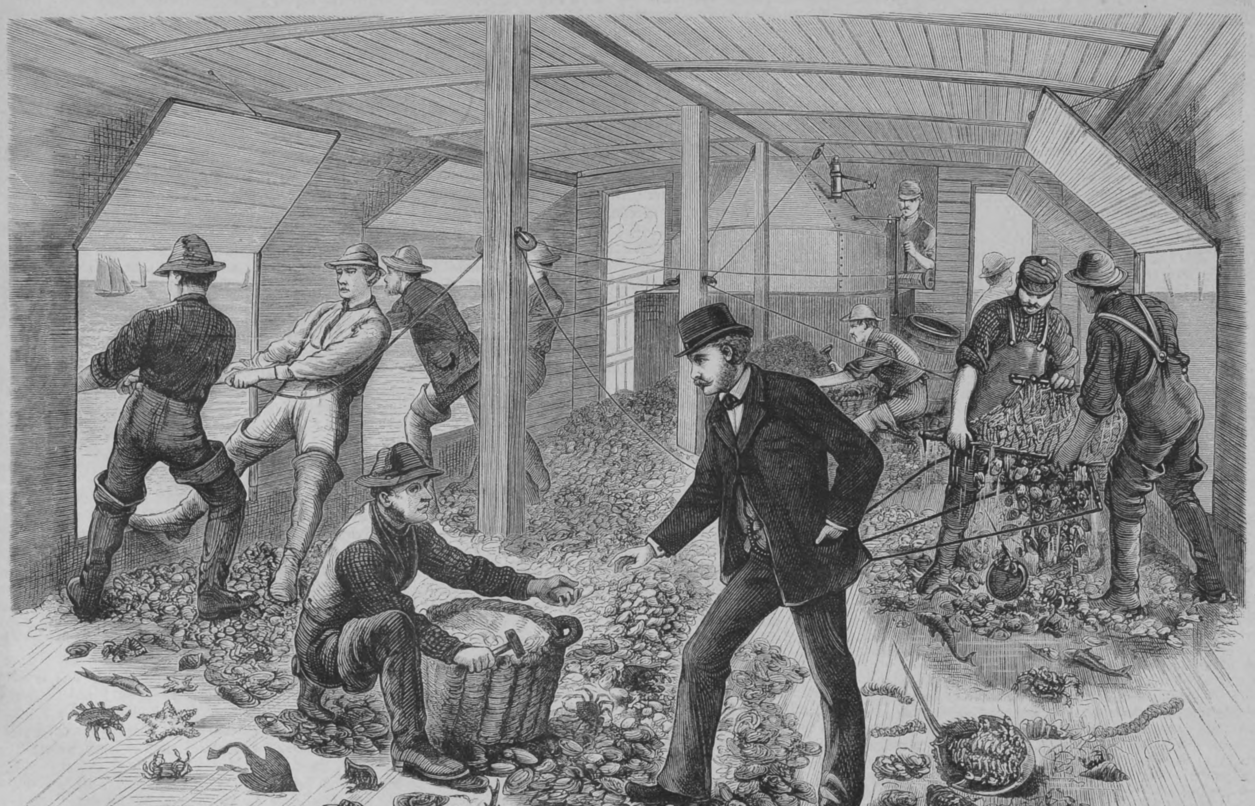
Das Thier hatte sich gutwillig zurückführen lassen durch den gewölbten Thorweg, welcher unter dem einen Schloßflügel hindurch nach dem viereckigen Hofe führte, den das Gebäude umschloß. Die Jagdgesellschaft war ihm gefolgt.

„Laß mich noch einen Versuch machen," bat Wenzel.

Aber jetzt brach der Zorn seines Vetters in hellen Flammen hervor.

„Dich," schrie er, „Dich? Meinst Du, es ginge nicht mehr ohne Dich, und Du mit Deiner deutschen Weisheit und Kunstfertigkeit müßtest mir aushelfen? Zurück, sage ich, zurück, Dich brauche ich nicht!"

Sascha war todtenblaß geworden bei den heftigen Worten ihres Vaters. Ein schneller Blick flog hinüber zu Wenzel. Und — sonderbar — warum blickte auch dieser die Tochter an, während der Vater ihn beleidigte? Vielleicht war dieß Begegnen der Blicke Schuld daran, daß Wenzel den Hof nicht sofort verließ. Er blieb und hörte ziemlich geduldig die Herren an, welche die Heftigkeit ihres alten Freundes als eine unglückliche, nicht zu überwindende Naturanlage schilderten und entschuldigten. Indeß hatte sich die ganze Gruppe auf einer kleinen, erhöhten Rampe zusammengedrängt, während Graf Amand und das Pferd mitten im Hofe standen. Er hatte es an die Longe genommen und versuchte es nach rechts und links, vorwärts und rückwärts nach seinem Willen gehen zu



Das Innere eines Austerndampfers. Originalzeichnung. (S. 396.)



Lappländische Lustfahrt. Zeichnung von A. W. Strutt. (S. 396.)

lassen. Aber je heftiger er seinen Willen geltend machte, je eigensinniger wurde das Pferd. Zuletzt lief es fortwährend im Bogen um ihn herum und er hieb unaufhörlich darauf los.

„Wart', du sollst schon müde und folgsam werden," schrie er endlich und befahl, alle Thore im Hofe zu schließen. Dann ließ er das Thier los und dieses lief nun einige Male rings um den Hof, während der Graf den Knechten einige Befehle ertheilte, welche sich an allen Seiten des Hofes mit Peitschen bewaffnet aufstellten. Sobald das Pferd nun in seinem Laufe nachließ, hieben sie darauf los, und der Graf knallte mit seiner Hetzpeitsche dazu. Jetzt brach das Thier erschöpft zusammen.

„Reißt es in die Höhe," schrie der Graf, die Peitsche schwingend, und wieder begann der tolle Rundlauf. Weißer Schaum stand auf den Flanken des Thieres und troff aus seinen Nüstern, wieder fiel es auf die Kniee, und wieder wurde es emporgerissen.

„Vater," rief Sascha, „laß es genug sein, das Thier geht zu Grunde!"

Der Graf schien taub und blind in seinem Zorn und schwang nur immer wieder die Peitsche.

„Er ist unberechenbar, wenn er erst einmal in solche Aufregung hineingeräth," sagte einer der Herren.

„Und jede Widerspenstigkeit kann ihn so toll machen," sagte ein Anderer, „ich selbst möchte nicht gern in die Lage kommen, ihm einmal widersprechen zu müssen."

Sascha blickte mit weit geöffneten Augen hinab auf das gequälte Thier.

„Er wird es zu Tode hetzen," murmelte sie. Eben brach das Pferd wieder dicht vor der Rampe zusammen.

„Auf, vorwärts!" schrie Graf Amand.

Sascha machte eine heftige Bewegung.

„So soll es nicht enden," rief sie. Im selben Augenblick blitzte es hell auf, ein Schuß krachte, und unter dem verwehenden Pulverdampf wurde das Pferd sichtbar, welches tödtlich getroffen vor der Rampe lag.

„Sascha!" rief Wenzel, unwillkürlich an ihre Seite tretend.

„Sascha!" schrie auch Graf Amand, wüthend auf die Rampe zustürzend.

Sascha hielt noch das Gewehr in der Hand und blickte ihrem Vater mit blitzenden Augen fest und unerschrocken entgegen.

„Du wagst es, mir entgegenzutreten?" schrie dieser außer sich.

„Du hättest das Pferd doch zu Tode gehetzt," sagte Sascha und ihr kleiner rother Mund zuckte in dem blassen Gesichtchen wie von verhaltenen Thränen.

„Was ging Dich's an? Kann ich nicht thun und lassen was ich will?"

„Nein, nein, das war unwürdig, ein Thier zu quälen," sie richtete sich stolz auf, jede weichere Bewegung war aus ihrem Gesicht verschwunden und ihre Augen blitzten ihn herausfordernd an. „Ich will das nicht sehen, ich dulde es nicht."

„Sascha!" Die schwere Peitsche hob sich in Graf Amand's Hand.

Da warf Wenzel Czaroisky sich zwischen Vater und Tochter. „Zurück, berühre sie nicht — Du rasest!" rief er außer sich.

Graf Amand's Augen schienen förmlich aus ihren Höhlen treten zu wollen, sein fahles Gesicht war furchtbar verzerrt und unfehlbar wäre die schwere Peitsche auf Wenzel's Haupt herabgefallen, wenn die Anderen nicht dazwischen gesprungen wären und die beiden Vettern auseinander gedrängt hätten.

„Warum traten Sie gerade zwischen uns?" frug Sascha. „Ist es nicht gleichgültig für Sie, was ich thue und was aus mir wird?"

„Sascha! Ich wünschte, ich hätte eine Gelegenheit, mein Leben für Sie einzusetzen!"

Sonst lächelte Sascha, wenn die jungen Herren ihr ähnliche Redensarten machten. Jetzt durchbebte sie ein freudiges Erschrecken, verwirrt schlug sie die Augen nieder. Auch Wenzel sah sehr ernst aus. Es war keine galante Huldigung, es war sein innerstes Empfinden, was er ausgesprochen hatte, schneller und deutlicher, als er es selbst gewollt, war es über seine Lippen getreten. Er hatte Sascha's Hand erfaßt, sie standen einen Augenblick neben einander, wortlos, bewegungslos, aber ihre Hände hielten sich fest umschlungen.

Indeß standen die Anderen, ein bald vor-, bald rückwärts drängender Haufe, auf den Stufen der Rampe.

„Wer will mich hindern, meine Tochter zur Rede zu stellen und zu strafen?" schrie Graf Amand. „Ist's nicht mein Recht? Wahrt euch, ich schlage Jeden nieder, der mir in den Weg tritt!"

Er tobte und hieb in blinder Wuth um sich wie ein verwundeter Eber.

Einen Augenblick schaute Sascha auf die wilde Gruppe vor sich hinab, ihre Hand zitterte leicht, aber sie schüttelte den Kopf, als schäme sie sich ihrer Angst, und gleich darauf glitt ein Zug fester Entschlossenheit über ihr Gesicht. Sie entzog Wenzel ihre Hand und legte sie auf das Gewehr, das er trug.

„Geben Sie es mir, ich muß es haben!" rief sie fast gebieterisch und ehe er sie noch recht verstand, hatte sie es gegen das ihre eingetauscht und stand auf der obersten Treppenstufe.

„Lassen Sie ihn gewähren, meine Herren, es ist mein Vater, er verlangt nur sein Recht!" rief sie hinab.

Unwillkürlich wandten die Herren sich um. Der Weg zwischen ihr und ihrem Vater war frei. Wenzel starrte ihr erschrocken nach, bereit, ihr jeden Augenblick beizuspringen.

„Vater, vergib mir," rief Sascha, „ich konnte nicht anders!"

„Unsinnige, mir zu trotzen!" Er hob wieder die Peitsche. Sascha sprang zur Seite, so daß der Schlag sie nicht erreichte.

„Vater," rief sie, das Gewehr erhebend, „wenn Du mich triffst, Deinem Schlage würde diese Kugel in meine Brust folgen. Ich bin eine Czaroisky und weiß, was ich mir und meinem Namen schulde!"

„Das ist der rechte Weg! Sie ist ein Teufelsmädchen!" murmelte einer der Herren, Wenzel zurückhaltend, welcher sich wieder zwischen Vater und Tochter stellen wollte.

„Sie braucht unser Aller Hülfe nicht, sie wird allein mit ihm fertig," setzte er hinzu.

Vater und Tochter hatten die Blicke fest auf einander geheftet. Keine Muskel zuckte in Sascha's Gesicht, ihre Hand, mit welcher sie das Gewehr gegen ihre Brust erhoben hielt, zitterte nicht. Graf Amand stieß mit dem Peitschenstiel auf den Boden und wandte sich kurz um.

„Ich trau's ihr zu!" brummte er, „schade, daß sie kein Mann geworden ist."

Und im nächsten Augenblick regnete es Peitschenhiebe auf die Rücken der Pferdeknechte, welche mit offenen Mäulern am Fuß der Treppe standen und Zeugen des Streites ihrer Herrschaft gewesen waren.

„Was habt ihr hier zu stehen, Schlingel?" wetterte der Graf. „Könnt ihr nicht das todte Pferd aus dem Wege räumen? Sollen wir uns darüber die Beine brechen? Macht Platz!"

„Mein Kompliment, schöne Sascha," flüsterte einer der Herren ihr zu. „Sie haben gesiegt, wie immer."

Sie wandte sich ab und reichte Wenzel sein Gewehr hin, ohne ihn anzublicken.

„Finden Sie mich verabscheuenswerth, weil ich selbst für mich eintrat?" flüsterte sie.

„Sascha, welch' ein Gedanke!"

„O, ich bin unweiblich, heftig, ganz anders wie Ihre deutschen Frauen, ich weiß es wohl!"

„Sascha, liebe Sascha!" Seine Stimme klang so seltsam bewegt, sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke tauchten in einander — einen kurzen Augenblick nur, aber Sascha's Gesicht erglühte plötzlich wie eine Gletscherfirne unter dem Kuß der Morgensonne. Der „gleichgültige" Ausdruck, der sie so verletzt hatte, war aus Wenzel's Gesicht verschwunden. Seine Augen leuchteten hell auf.

„Treten Sie in's Haus, Sascha," begann jetzt Wenzel leise, „überlassen Sie es uns, Ihren Vater zu beruhigen."

„Nun, mein deutscher Vetter," rief Graf Amand, welcher nun, von den anderen Herren umringt, am Fuß der Treppe stand, „ist Dir die Jagdlust vergangen durch die kleine Schußprobe, die Sascha uns gegeben hat? Oder glaubst Du, daß die Cousine so schwache Nerven hat, um hinterdrein noch Deiner beruhigenden Worte zu bedürfen? Ha, ha, er ist wahrhaftig noch ganz blaß! Man erschrickt in Deutschland leicht. Was?"

Wenzel wandte sich hastig nach dem Sprecher um, aber als beeinflusse ihn Sascha's bittender Blick, auch ohne daß er ihn sah, bezwang er sich und sagte ruhig:

„Meine Erfahrungen sind noch zu jung, um entscheiden zu können, ob der Deutsche oder der Pole schreckhafter ist." Dann stieg er die Stufen hinab und schloß sich den Herren an, während Sascha im Hause verschwand.

„Die Pferde her!" schrie Graf Amand seinen Leuten zu. „Denkt ihr, daß wir heute zu Hause sitzen bleiben? Sattelt den Schimmel für mich, da der Teufel den Rappen geholt hat!" Er wandte sich um und sah, daß Sascha nicht mehr im Hofe war. „Launenhafte Hexe," brummte er, „es ist Zeit, daß ein jüngerer Mann als ich sie regiert."

Die Thore des Schloßhofes öffneten sich wieder. Die Pferde stampften wiehernd den Boden, die Hunde bellten, lauter Zuruf der Knechte mischte sich dazwischen, und der bunte Jagdzug zog über den sonnigen Sandplatz dem graugrünen Kiefernwalde entgegen, in dessen Schatten er verschwand.

Hinter einem der kleinen Fenster des Schlosses stand Sascha und blickte ihm nach. Nicht zürnend und schmollend, einer beleidigten Königin gleich, wie ihr Vater sie sich vielleicht vorstellte, sondern mit einem süßen, seligen Lächeln um den Mund stand sie da, und während helle Thränen ihre Wangen überströmten, flüsterte sie: „O mein Gott, er liebt mich, — er liebt mich!" Sie war glücklich, daß sie nun allein war und über die selige Gewißheit, welche ihr aus Wenzel's Blicken entgegengestrahlt hatte, nachdenken konnte. Die ganze Szene mit ihrem Vater verschwand in ihrer Erinnerung wie ein häßlicher Schatten vor dieser Gewißheit, und die stolze Sascha war nur noch ein liebendes, tändelndes Mädchen, das unzählige Male wieder und wieder flüsterte: „Er liebt mich, o, wie ich glücklich bin, er liebt mich!" Und nun mußte sie selbst darüber lächeln, daß sie sich eingeredet hatte, ihn zu hassen. „Er gefiel mir ja vom ersten Augenblicke an, als ich ihn sah," sagte sie, „und gerade weil er so ernst und stolz war, und mir nicht gleich zu Füßen lag, wie all' die Anderen, o gerade darum hab' ich ihn nun, wo sein Blick mir gegen seinen Willen sein Herz verrieth, darum hab' ich ihn nur um so lieber!" Sie öffnete das Fenster. Die Sonne schien lustig in's Zimmer, und ihre Gedanken flatterten lustig dem bunten Jagdzuge nach. Aber so hell der Himmel auch strahlte, allmälig bedeckten ihn dunkle Wolken und ein Windstoß fuhr über den Kiefernwald dahin, daß seine Zweige sich ächzend neigten. Und mit den dunklen Wolken kamen für Sascha düstere Gedanken.

War sie nicht ein thörichtes Kind, daß sie all' ihre Glücksträume auf einen einzigen Blick baute? Auf einen Ton seiner Stimme, auf einen Blick seiner Augen? Konnte nicht beides trügen? Nein, nein, beides war echt und kam aus tiefster Seele, sagte Sascha's Herz. Aber der Verstand sagte: „Nur ein Ton, nur ein Blick!" Sie stützte den Kopf in beide Hände. Dann sprang sie plötzlich auf.

„Gewißheit will ich haben," rief sie, „Gewißheit, heute noch!"

Erregt ging sie einige Male durch das Zimmer. Plötzlich stand sie still. Wieder war es ein dunkler Wolkenschatten, der über ihren hellen Liebeshimmel flog. Was würde ihr Vater sagen, wenn Wenzel sie wirklich so liebte, wie sie glaubte und hoffte? Ihr Vater war heute nicht freundlich gegen ihn gewesen, aber freilich, Wenzel hatte ihn durch den Ritt auf seinem Pferde gereizt. Er hatte ihm sein Deutschthum vorgeworfen. Aber Wenzel war ja ein Czaroisky, wer weiß, er kehrte vielleicht nach Polen zurück, und er sprach ja so gut polnisch, und — und — o wie viele Gründe hatte Sascha noch, weßhalb ihr Vater doch schließlich nichts gegen den Geliebten einwenden könnte. Die Wolken draußen waren indeß immer dichter geworden, ein Hagelschauer prasselte gegen die Fenster.

„Ich wünschte, sie wären zurück und ich sähe ihn erst wieder vor mir," flüsterte Sascha und sank in einen der großen Sessel, deren hohe, gerade Lehnen abwechselnd mit schwarzem Ledertuch und mit schwerem verschossenem Seidendamast überzogen waren. „Warum stellen Sie die gleichen Möbel nicht in dasselbe Zimmer?" hatte Wenzel einmal im Hinweis darauf gefragt. Damals lachte Sascha über diese Zumuthung. Die Gäste von Cerwionka veränderten so oft die Stellung der einzelnen Sessel, warum sollte man daran denken, ihnen wieder bestimmte Plätze einzuräumen? Jetzt stand sie auf und trug die schweren Stühle von einem Zimmer in's andere, bis Alles geordnet war. „Ob er es bemerkt, und was er wohl sagen wird?" dachte sie dabei. Zwei Tage vorher hatte sie in denselben Zimmern die Aeußerung gethan: „Die Männer seien nur dazu da, um von den Frauen beherrscht zu werden, das allein gäbe normale Verhältnisse, und wo eine Frau erst anfinge, ihrem Manne kleine Dienste zu erweisen und sich als gutmüthig und gefällig zu zeigen, da habe sie immer verloren Spiel." Solche Worte hatte Sascha gesprochen und Niemand, außer Wenzel vielleicht, hatte darüber nachgedacht, ob es ihr damit Ernst oder Scherz sei. Die jungen Herren hatten nichtsdestoweniger aus ihrem kleinen Schuh den feurigen Ungarwein getrunken, wie es alte polnische Sitte war, wenn man einer Dame huldigen wollte, und Sascha hatte es prächtig verstanden, die Königin in ihrem kleinen Kreise zu spielen. Jetzt dachte sie nicht an das Alles. Sie blickte um sich, als habe sie Wenzel's Augen im Kopfe und urtheilte, wie er wohl urtheilen würde. Und da entdeckte sie, daß dicker Staub auf Tischen und Schränken lag, und daß die zerbrochenen Weingläser vom vorigen Abend noch auf dem Kredenztisch standen. Wenzel hatte ihr einmal von der Ordnung und Sauberkeit im Hause seiner Mutter erzählt. Sascha erröthete jetzt, als sie daran dachte. Sie rief die Mägde herbei und begann mit ihnen zu räumen und zu ordnen, daß die Dirnen verwundert die Köpfe schüttelten; solch' unerhörtes Säubern, wie heute, hatte man von ihnen noch nie verlangt.

So kam die Dämmerstunde heran und bald verkündete Pferdegetrappel und lautes Stimmengewirr auf dem Schloßhofe, daß die Jagdgesellschaft zurückgekehrt sei. Blitzschnell huschte Sascha über die langen Korridore dahin, unbekümmert um die ernsthaften Gesichter der dunkelumrahmten Ahnenbilder, welche von den Wänden auf sie herabblickten. Bald hatte sie die kleine Wendeltreppe erreicht, über welche Wenzel kommen mußte, um in seine Zimmer zu gelangen. Hoch aufathmend stand sie still. Aengstliches Hangen und Bangen lag nicht in ihrer Natur, und was sie that, that sie immer ganz. Sobald sie sich ihre Liebe selbst eingestanden hatte und glaubte, daß sie erwiedert würde, suchte sie auch eine Aussprache mit dem Geliebten. Den ganzen Tag hatte sie ihm ja sehnsüchtig entgegengeharrt, nun kam er, und ohne zu überlegen oder zu zaudern, eilte sie ihm entgegen. Sie lauschte, über das Treppengeländer herabgebeugt. Schritte kamen unten den Gang entlang. Durch eine schnell geöffnete Thür fiel ein flüchtiger Lichtschein auf die Wendeltreppe und sie erkannte Wenzel's Gestalt, welche nun die dunklen Stufen emporstieg. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Sie drückte die Hände darauf und hielt den Athem an. Jetzt war er dicht neben ihr.

„Wenzel Czaroisky!" flüsterte sie.

„Wer ist hier?" klang seine tiefe Stimme neben ihr.

Bis jetzt war sie nur der Eingebung des Augenblickes gefolgt. Nun erwachte plötzliche Scham über ihr Entgegenkommen in ihr. Sie war unfähig zu antworten und preßte, dicht an das Geländer gedrückt, die gefalteten Hände auf ihre Brust.

„Wer ist hier?" wiederholte er, und seine Augen, welche anfingen, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen, unterschieden eine weibliche Gestalt dicht vor sich. Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Wer konnte ihm hier so begegnen? Das Blut schoß ihm heiß nach Kopf und Herz — war es möglich? konnte denn das sein?

„Sascha!" flüsterte er leise, zaghaft.

„Wenzel!"

„Sie hier? O mein Gott, Sascha, Sie haben mich erwartet?"

Sie schwieg. Er trat nicht näher, aber seine Hand, die das Treppengeländer fest umfaßt hielt, zitterte und seine Stimme klang sehr bewegt, als er sagte:

„Es ist ein glücklicher Zufall, der mich Sie hier noch einmal treffen läßt, denn es wäre mir schwer gewesen, fort von hier zu gehen, ohne Ihnen zu sagen, daß meine schönsten Erinnerungen sich an die Tage von Cerwionka knüpfen werden."

„Fort? Sie gehen fort?" frug Sascha tonlos.

„Ja, morgen mit dem Frühesten."

„O mein Gott, wie ist das möglich? So plötzlich — was ist vorgefallen — denn es muß etwas vorgefallen sein! Sollte mein Vater?"

„Amand Czaroisky ist Ihr Vater, Sascha, und mein Verwandter und Namensvetter, darum möchte ich nicht mit ihm

den Degen kreuzen und sein Leben gegen das meine in die Wagschale werfen —"

„Er hat Sie beleidigt, tödtlich beleidigt?"

„Noch nicht, denn wenn das wäre — doch, wozu Sie erschrecken, Sascha? Ich gehe fort, damit es nicht zu Beleidigungen zwischen uns kommt. Er wünscht meine Anwesenheit hier nicht, und so wenig ich sonst gewohnt bin, unbegründeten Launen zu weichen — in diesem Fall hat er vielleicht Recht."

„O mein Gott! Aber nein, das darf ja nicht sein, Sie dürfen nicht fort! Was soll aus mir werden, wenn Sie fort sind?"

„Sascha, meine Sascha!" Jetzt stand er auf der gleichen Stufe mit ihr und schlang in schmerzlicher Erregung den Arm um ihren Leib.

Sie drückte den Kopf an seine Brust und schluchzte.

„Soll ich wieder ein solch' eitles, thörichtes Ding sein wie früher? Niemand lieben, über Alle lachen und mit Allen spielen? Ach, ich könnte es ja gar nicht mehr, auch wenn ich wollte. Aber ich will auch nicht, o nein, ich will nicht!"

„Sascha, liebe, geliebte Sascha!"

Und ihre Lippen brannten auf einander in langem, langem Kuß, ihre Arme umschlangen sich, als wollten sie nie mehr wieder von einander lassen. Einen Augenblick schlug das mächtige Gefühl, das sie Beide erfüllte, über ihren Häuptern zusammen und ließ sie alles Andere vergessen.

Gleich bei Wenzel's Eintritt in das Haus Czaroisky's hatte Sascha einen tiefen Eindruck auf ihren jungen Vetter gemacht, aber sie war so ganz anders, als die Erinnerung ihm seine deutsche Mutter vorspiegelte, die er vor einigen Jahren verloren hatte und die ihm stets als Ideal reinster Weiblichkeit erschienen war, sie war so anders als jene, daß er sich scheute, ihrem Liebreiz Gewalt über sich einzuräumen. Sein Herz war ihr sofort entgegengeflogen, aber sein Verstand hatte sie getadelt und hatte mit diesem Tadel versucht, die Stimme des Herzens zu übertäuben. Dennoch gewann Sascha täglich größere Macht über ihn, und — wenn es wirklich möglich ist, sein Herz wie ein Schulpferd zu dressiren — so war Wenzel Czaroisky diese Dressur in den fünfundzwanzig Lebensjahren, die er hinter sich hatte, noch nicht gelungen, und es ging eines Tages mit ihm durch, wie wir eben gesehen haben. Noch vor wenig Stunden hatte er den Entschluß gefaßt, Cerwionka zu verlassen und Sascha nicht all' den Stürmen auszusetzen, welche seine Neigung ihr, wie er glaubte, bringen mußte. Machte doch Graf Amand heute kein Hehl aus der Abneigung, die er gegen seinen Vetter empfand, und kehrte den fanatischen, allem Deutschthum abholden Polen mit einer Absichtlichkeit heraus, wie noch nie. Es war klar, daß er nie die Einwilligung zu einer Verbindung seiner Tochter mit dem „deutschen" Namensvetter geben würde, und es war Wenzel als Unrecht erschienen, sich unter dieser entschiedenen Voraussetzung noch um Sascha zu bewerben. Daß er aber ohne diese Absicht nicht länger in Sascha's Nähe blieb, war er sich selbst schuldig. An eine ernstliche Neigung ihrerseits zu glauben, hatte er keine Veranlassung gehabt.

„Einer solchen ist sie überhaupt nicht fähig," sagte er sich, um sich seinen Entschluß zu erleichtern. „Sie wird mich kaum vermissen, diese Amazone, die eben so schön als stolz und kühn ist."

Solche Gedanken und Entschlüsse bewegten Wenzel, als die „Amazone" ihm begegnete, in ein liebendes, hingebendes Mädchen verwandelt. Was Wunder, daß seine Entschlüsse nicht Stand hielten? Er hatte ja, als er sie faßte, nicht gewußt, daß er geliebt — so geliebt wurde.

„Und dennoch müssen wir scheiden, Liebste," flüsterte er, jetzt ihre kleine, bebende Hand an seine Stirn drückend, als solle sie die Gedanken festhalten, welche sich dort, zwischen Glück und Leid schwankend, wie im Schwindel drehten.

„Wir müssen jetzt scheiden, wenn wir nicht Alles auf's Spiel setzen wollen."

„Was können wir mehr und Schmerzlicheres verlieren, als Einer des Andern Gegenwart?"

„Die Hoffnung auf einstige Vereinigung, Liebste!"

„Und wo bleibt diese Hoffnung, wenn Du jetzt gehst?"

„Dein Vater zürnt mir, werbe ich heute um Dich, so wird er mir mit Worten antworten, die ich nicht vergeben kann und darf, und dann — dann sind wir getrennt, für immer! Soll ich aber in seinem Hause bleiben, in heimlichem Einverständniß mit seiner Tochter? Das wäre meiner und Deiner nicht würdig, Sascha! Er ist heftig und leicht erzürnt, und ich habe ihn heute mit dem unglücklichen Reitversuche gereizt. In einiger Zeit wird er ruhiger darüber urtheilen, und was er heute sicher abschlägt, gewährt er doch vielleicht, wenn wir ihn später darum bitten!"

„Und wenn er es nicht gewährt?"

Er drückte sie fest an sich.

„Nun ich einmal Dein Herz gefunden, lasse ich Dich nicht mehr, komme was wolle!"

„So bin ich Dein, für alle Zeit Dein!"

Wieder schwiegen die Beiden auf der dunklen Wendeltreppe, Liebende haben ja noch eine beredtere Sprache als die der Worte.

Endlich löste Wenzel seine Lippen von Sascha's Mund.

„Laß uns jetzt klug und vorsichtig sein, Liebste," sagte er, „wir wollen thun, was wir können, um unser Glück zu erringen, — führt uns das nicht zum Ziele —"

„So thun wir, was wir müssen!" ergänzte Sascha seine Worte. „So sei es denn, aber — wann wirst Du kommen?"

„Bald, gewiß, bald! Aber für alle Fälle wollen wir uns über einen Boten einigen, der uns Nachricht von einander bringen kann. Wer sind die jüdischen Handelsleute, welche bei Deinem Vater aus und ein gehen? Vielleicht kenne ich einen von ihnen."

„Es ist nur einer von ihnen, der viel im Deutschen verkehrt, Josua Lewy."

„Aus Landsberg? Ei wohl, den kenne ich auch, er hat schon manchen guten Handel mit mir gemacht, so mag er jetzt den Boten spielen, durch ihn werde ich Dich fragen lassen, ob ich kommen darf, und er wird mir Deine Antwort bringen. In spätestens zwei Wochen soll er hier sein!"

„O, und bis dahin will ich klug sein wie die Schlangen! Ich kenne ja meinen Vater wie niemand Anderes, gewiß, es gelingt mir, ihn für Dich zu stimmen. Er ist ja rauh und wild, aber — er liebt mich, und ich — ich würde auch nimmer ganz glücklich sein können ohne seinen Segen. O, wie will ich die Heiligen bitten, daß sie sein Herz wenden, damit er ihn uns gibt. Freilich, am besten wäre es, Du kämst zu uns, nach Polen herüber."

„Wo denkst Du hin, Sascha! Selbst wenn ich mich allen kindlichen Zartgefühles gegen meinen verstorbenen Vater entschlagen und meine deutsche Besitzung, auf die er seine beste Arbeitskraft verwandte und die vollständig seine Schöpfung ist, selbst wenn ich sie verkaufen wollte, ich selbst könnte doch nimmer ein Anderer werden, als ich bin. Und ich bin deutsch, so sehr ich die ritterlichen Eigenschaften meines Stammvolkes schätze, seine politischen Bestrebungen würde ich nimmer theilen können. Ich weiß es, Dein Vater ist Patriot mit Leib und Seele, ich aber, ich würde deutsch bleiben, auch mitten im Herzen Polens, und ich mag nicht durch eine Lüge seine Zuneigung erringen!"

„Und doch liebst Du eine Polin!"

„Ich liebe Dich, Sascha, und für die Liebe gibt es keine Grenzmarken mit weißen oder schwarzen Adlern."

Einen Augenblick wollte der alte Stolz und Trotz sich in Sascha aufbäumen. Aber gleich darauf drückte sie ihr Gesicht an seine Brust und flüsterte:

„Ach, bis jetzt liebte ich mein armes Polen, und nun — nun liebe ich Dich!"

Jetzt wurde es laut in dem untern Korridor. Man rief Wenzel's Namen.

„Leb' wohl, leb' wohl," klang es auf der Wendeltreppe. Dann huschte Sascha, flüchtig wie ein Schatten, die Stufen hinab, und Wenzel eilte auf sein Zimmer, um seine Kleider zu wechseln für den letzten Abend in Cerwionka.

*

Zwei Wochen waren seit Wenzel's Abreise vergangen. Jeden Abend machte Sascha einen kleinen rothen Strich auf den Rand ihres Zimmerfensters und heute zählte sie: vierzehn rothe Striche. Nach diesem Zeitraum wollte er ihr Botschaft senden. Josua Lewy konnte jeden Tag kommen. Sascha seufzte tief und schmerzlich. Sie wünschte den Boten ihres Geliebten herbei und sie fürchtete zugleich seine Ankunft. Welche Nachricht sollte sie ihm senden? Ihr Vater war in der letzten Zeit unzugänglicher als jemals gewesen. All' ihre Liebkosungen, all' ihre Bemühungen, ihn günstig für ihre Wünsche zu stimmen, waren erfolglos. Sascha, die sonst so keck, vielleicht die Einzige gewesen war, die den Grafen Amand nicht fürchtete, sie verstummte jetzt, wenn er zornig wurde, und zitterte. So lange sie für sich allein einzustehen hatte, war sie furchtlos, jetzt ängstigte sie der Gedanke an Wenzel, an ihre gemeinsame Zukunft, die vielleicht von einem einzigen unüberlegten Wort abhängen konnte, und das machte sie sanft und scheu, wo sie früher keck und aufbrausend war. Wohl hatte sie oft angefangen, von Wenzel zu sprechen. Aber der barsche, abweichende Ton, den der Graf dann annahm, schnürte ihr gleichsam die Kehle zusammen und sie verstummte in der Furcht, zu viel zu sagen. Mit zarter Aufmerksamkeit, mit Liebe und Sorgfalt warb sie nun um das Herz des Vaters und verlernte dabei den einzigen Ton zu treffen, der Eindruck auf ihn machte. Jetzt war sie ein echtes Weib — aber ihrem Vater hatte die Amazone von früher besser gefallen. Während Sascha an ihrem Fenster stand, die rothen Striche zählte und dazwischen in den Hof hinab lauschte, ob etwa Josua Lewy schon gekommen sei, saß Graf Amand mit einigen Herren im Wohnzimmer und spielte Tarok. Plötzlich stieß er den Spieltisch zurück und blickte mit gerunzelter Stirn um sich.

„Wo ist die Sascha?" frug er. Man zuckte die Achseln — man war es seit einiger Zeit gewöhnt, sie nicht im Wohnzimmer erscheinen zu sehen. „Ruft die Sascha!" schrie der Graf, heftig mit dem Fuß aufstampfend. „Bringt Wein her und ruft das Mädchen! Ich will Leben um mich haben, Leben, Lustigkeit, und sie wird jetzt eine Kopfhängerin!"

„Ich will Deine Tochter fragen, ob es ihr genehm ist zu kommen," sagte einer der Herren, ein alter Freund des Hauses.

„Ob es ihr genehm ist?" lachte Graf Amand. „Will denken, daß es ihr genehm ist, wenn ich's wünsche. Hab' ihr freilich zu lange die Freiheit gelassen, nach ihrem Willen zu thun!"

Indeß überbrachte man Sascha in höflichster Form den Wunsch ihres Vaters. Sie folgte unverzüglich und sie lächelte gewohnheitsgemäß, als sie über die Schwelle des großen, niedrigen Zimmers trat. Sie kam nicht gern, aber als sie jetzt die Blicke der jüngeren Männer bewundernd und glänzend auf sich gerichtet sah, als sogar die Aelteren ihr mit jener offenen und doch feinen Huldigung entgegentraten, welche den Polen so eigenthümlich ist, da wurde ihr gezwungenes Lächeln ein natürliches und ihre etwas bleichen Wangen färbten sich. Selbst Graf Amand blickte sie nicht ganz unfreundlich an, als er sagte:

„Nun, seit wann hast Du beschlossen, Einsiedlerin zu werden, und mauerst Dich zur Uebung schon im Voraus in Deine Klause ein?"

„Zur Einsiedlerin hab' ich wohl gar kein Talent," gab sie fast kokett zurück, und die Herren beeilten sich, ihr auseinanderzusetzen, welch' eine Sünde schon in dem bloßen Gedanken läge, sie sich als Einsiedlerin vorzustellen. „Wer weiß — wenn Sie nie aufhören, mich mit denselben Redensarten zu langweilen, so werde ich es doch noch am Ende!" rief sie endlich, sich aus dem sie umringenden Kreise losmachend. „Soll ich ein Lied singen, Vater?" frug sie, sich über den Sessel Graf Amand's herabneigend.

„Meinetwegen, ja, macht nur Lärm auf irgend eine Art," sagte er, einen großen, vor ihm stehenden Glashumpen füllend.

„O meine Königin, o schönste Sascha," klang es aus dem Kreise der Herren, „welch' herrlicher Einfall! O, singen Sie, singen Sie!" und man beeilte sich, einen Sessel für sie zu bringen und die Harfe, welche in einer Ecke stand, herbeizuholen.

„Auf euer Wohl, meine Gäste!" dröhnte Graf Amand's Stimme dazwischen. Er hatte den Pokal erhoben und leerte ihn in schnellen Zügen. Dann lud er die Herren ein, ihre Gläser aus den in Massen herbeigebrachten Weinkrügen zu füllen.

„Du sollst leben, Bruder Hauswirth," scholl es zurück und: „Hoch die Perle des Hauses, die Königin der Herzen, die schöne Sascha, hoch!"

Die Gläser klangen hell zusammen. Auch Sascha trank von dem dunklen, feurigen Weine, aber als sie das Glas absetzte, ließ sie es geflissentlich auf den Boden fallen, daß es in tausend Scherben zersprang, denn sie wollte nicht, daß die Anderen nach ihr aus demselben Glase trinken sollten, wie sie es sich wohl sonst als besondere Gunst ausbaten.

Dann schlang sie das Band der Harfe um ihren Hals und sang eines jener alten polnischen Lieder, deren schwermüthige Melodieen sich bis jetzt noch im Volke erhalten haben. Und um den dunklen, schweren Eichentisch saßen ihre Zuhörer, trinkend und rauchend, aber schweigend, nur hin und wieder summte einer ganz leise eine Strophe mit. Auch Graf Amand schwieg, trank ein Glas nach dem andern und blickte auf den großen rothen Schein, den die brennenden kolossalen Holzkloben durch die Oeffnung des riesigen Kachelofens auf die Zimmerwand warfen.

„Nach meiner Rechnung muß er nun bald kommen, heute oder morgen," dachte er dabei. Aber er meinte nicht Josua Lewy, von dessen Botengange er nichts wußte; er dachte an einen Andern und lächelte dabei und — trank. Die drei oder vier einzelnen Lichter, welche den großen Raum erhellen sollten, brannten trübe. War's die dämmerige Beleuchtung oder der Geruch von Wein und Tabak oder das Klopfen ihres eigenen bangen Herzens, das Sascha plötzlich wie ein Alpdruck die Brust zusammenpreßte — sie stand auf.

„Ich kann nicht mehr," sagte sie.

Da hörte man das Rasseln eines Wagens durch den gewölbten Thorweg, Pferdehufschlag klang herauf aus dem gepflasterten Hofe.

Graf Amand erhob sich schnell.

„Noch ein Gast," rief er, „und ein später! Er muß einen weiten Weg gemacht haben!"

Die Herren traten an die Fenster, obgleich man in der Dunkelheit draußen nichts erkennen konnte. Sascha stand mitten im Zimmer. Plötzliche Blässe hatte ihre Wangen bedeckt.

„Wie thöricht ich bin," dachte sie, sich gewaltsam zu fassen suchend, „was kümmert mich dieser neue Gast? Josua Lewy kommt nicht in einem rasselnden Wagen und er — ach, Wenzel Czaroisky kommt auch nicht heute!"

Indeß war Graf Amand mit einigen der Herren hinausgegangen, den neuen Ankömmling zu begrüßen.

„Willkommen, tausendmal willkommen!" hörte Sascha die laute Stimme ihres Vaters draußen rufen. Alle drängten neugierig der Thüre zu. Sie stand allein mitten im Zimmer, die Hand auf den schweren Eichentisch gestützt, und gerade vor ihr brannte eines jener Lichter und beleuchtete voll ihr Gesicht, der einzig wirklich helle Punkt im ganzen Raum! Unwillkürlich und obgleich sie sich sagen mußte, daß der Ankömmling für sie kein Interesse haben könne, lauschte sie hinaus. Es war eine fremde Stimme, welche sprach. Sie blickte auf. Jetzt trat ihr Vater in die offene Thür, den Fremden führend.

„Ich bringe Dir einen hochgeschätzten Gast!" rief Graf Amand ihr zu, „Prinz Joseph" — er nannte den Namen eines hochangesehenen Geschlechts, — „Prinz Joseph erzeigt uns die Ehre, einer alten Einladung von mir zu folgen. — Meine Tochter Sascha," wandte er sich dann an den Gast.

Der Prinz hatte sie während dieser Worte unverwandt angeblickt, jetzt trat er schnell auf sie zu und küßte ihre Hand.

„Ich bin glücklich, wenn Sie mir einen freundlichen Willkommblick schenken," sagte er mit weicher, wohlklingender Stimme.

„Sie haben als Gast meines Vaters ein Recht darauf," sagte Sascha, ihre große, ihr selbst unerklärliche Erregtheit gewaltsam niederkämpfend.

„So schönen Augen gegenüber wäre eine Gnade mir lieber als ein Recht," erwiederte er schnell, fast leise sprechend; dann wandte er sich dem Grafen Amand wieder zu und reichte ihm die Hand.

„Ich bin zu Wagen zu Ihnen gekommen, mein Freund," sagte er lächelnd; „ich glaubte, wir würden noch ein wenig schönes Herbstwetter behalten. Statt dessen schneit es seit einer Stunde schon recht emsig da draußen, und wenn das die Nacht hindurch dauert, werde ich Sie bitten müssen, meinen Wagen als Pfand gegen einen Ihrer Schlitten hier zu behalten."

„Es steht Ihnen Alles zu Diensten, was ich besitze, mein Prinz, aber ich hoffe, Sie verlassen uns nicht so schnell wieder!"

„Nun, ich denke doch wohl vor dem Frühjahr," lachte der Prinz, „und vor demselben bekommen wir schwerlich noch einmal schneefreie Bahn."

„Freue Dich, Sascha, dann beginnen die Schlittenfahrten bald!" rief Graf Amand. „Sie fährt nämlich leidenschaftlich gern im Schlitten," wandte er sich an den Prinzen.

Sascha fand keine fröhliche Erwiederung wie sonst. Schweigend drückte sie den Kopf an die hohe Lehne des Sessels, in welchem sie fast verschwand, und es war eben kein sehr freundlicher Blick, mit dem der Graf sie von der Seite streifte. Er hatte die Aufmerksamkeit des Prinzen so schön auf sie gelenkt, aber sie that nicht das Geringste, dieselbe zu fesseln.

Der erste Schneefall hatte sie erschreckt. Sie wußte, daß oft, gerade im Anfange des Winters, die Wege unpassirbar waren, und wenn dieser Fall eintrat, was sollte aus Josua Lewy und seiner Botschaft werden? Sie sehnte sich fort aus dieser Gesellschaft, in der Niemand ihre Befürchtungen ahnte, fort auf ihr einsames Zimmer, aber sie wußte, es war jetzt keine Möglichkeit, dorthin zu gelangen. (Fortsetzung folgt.)

Inneres eines Austerndampfers.

(Bild S. 392.)

In Amerika nimmt jede Art Industrie schnell einen großartigen Charakter an, dem gesteigerten Volks- und Geschäftsleben der neuen Welt entsprechend. Wer hätte bei uns daran gedacht, Austern vermittelst Dampfkraft zu fischen! Ein unternehmender Schiffseigner New-Yorks thut das jetzt. Er hat ein Dampfschiff, 60 Fuß lang, solid von Eisen konstruirt, stark und doch zierlich erbauen lassen, Austerngründe gepachtet und holt jetzt diesen Leckerbissen mit dem Dampfer aus dem Grunde des Meeres.

Auf unserem Bilde thun wir einen Blick in die Kajüte dieses seltsamen Schiffes. Der Leiter desselben steht oben in einer Art Glaspavillon, aus den Fenstern des Innenraumes einer großen Kajüte werden die Schleifnetze mit scharfer eiserner Querstange in's Wasser hinausgeworfen. Das Netz ist an Tauen befestigt, es schleift, indem das Schiff fährt, über den Meeresgrund hin und reißt durch die scharfe Eisenstange die Schalthiere von der Austernbank los. Nach einiger Zeit wird das Netz emporgezogen, und was es mitgerissen, auf den Boden der Kajüte ausgeschüttet; da kommen dann neben einer großen Menge Austern — das Schiff wirft oft sechs Netze gleichzeitig aus — wunderbar gestaltete Muschelthiere an das Licht, Seespinnen, Seeigel, Seesterne, Mollusken jeder Art. Was keinen Werth für den Verkauf oder als Kuriosität hat, wandert wieder in das nasse Element zurück. Das Schiff ist im Stande, per Stunde 20 Centner Austern emporzuheben, die, auf andere Barken dann verladen, noch während der Dampfer weiter fischt, auf den New-Yorker Markt wandern.

Freilich, das Fischen geht märchenhaft schnell, nur drängt sich uns die Befürchtung auf, daß dieses Ausbeutungssystem der Austernbänke in kurzer Zeit den Dampfern nichts mehr zu thun geben dürfte, obwohl die Nordküste der Vereinigten Staaten reich an diesen gesuchten Schalthieren ist. Immerhin bleibt diese Art, die Austern aus dem Meeresgrunde zu holen, echt amerikanisch ingeniös und großartig.

Lappländische Lustfahrt.

(Bild S. 393.)

Dem Lappländer sind die Rennthiere Kühe und Pferde zugleich. Sie schaffen ihm Nahrung, Kleidung, sogar das Haus durch ihr Fell, und ziehen seinen Schlitten mit seiner Habseligkeit, wenn er den Waideplatz ändert. Die Lappen sind Nomaden, ihre Nahrung Rennthierkäse, Rennthierblut und Rennthierfleisch, letzteres jedoch nur dann, wenn ein altes Thier geschlachtet werden muß. Die Lebensverhältnisse der Lappen sind überaus einfach und patriarchalisch, und Vergnügungen kennt der Lappländer wohl keine, außer dem Schlittschuhlaufen, Branntweintrinken und Schlittenfahren.

Unsere Illustration zeigt einen jungen Lappländer, der sich einen vergnügten Tag macht. Ein junges Rennthier hat er vor seinen kleinen Schlitten gespannt und fährt nun hinaus über endlose Eisfelder, durch Schneegestöber und Winternebel, bei der grimmigsten Kälte so lustig, als ob er zum Ball ginge. Allerdings ist diese Lustfahrt nicht so ungefährlich. Weit und breit kein Weg und Steg, und schließlich wird er sich auf den Instinkt und die Kraft des Rennthiers, das ihn wieder zu den Seinigen zurückbringen soll, verlassen müssen. Oft haben dergleichen tolle Vergnügungsfahrten leichtsinniger Lappländer schon mit dem elenden Tode von Mensch und Thier in der Eiswildniß geendet.



Versuche mit dem Audiphon. Originalzeichnung.

Das Audiphon.

Wie wir in Nr. 20 der Ill. Welt unter „Erfindungen" berichteten, ist jetzt ein neues Verfahren aufgetaucht, Taubstumme vollkommen gut hören zu machen durch einen Apparat, den der Erfinder Audiphon nannte. Diese Vorrichtung ist überaus einfach: sie besteht aus einem gebogenen Stahlstreifen an einem schmalen Metallgriff, dessen Ende an die obere Zahnreihe der Taubstummen gehalten wird. Dadurch sollen diese Unglücklichen, wie der Versuch gezeigt hat, selbst ziemlich leise Gesprochenes vollständig gut gehört und auch sogar die Töne eines Klaviers vernommen haben. Man gab in New-York eine Art Vorstellung vor einer Prüfungskommission mit diesem neuen Instrument.

Unser Bild zeigt, auf welche Weise das Audiphon dort angewendet wird, und die Taubstummen haben fast wie normal Hörende Sprechen, Musik und Gesang verstanden. Wenn dieser Apparat sich wirklich in dem Umfange bewährt, würde für die Erziehung und Bildung der Taubstummen ein geradezu wunderbares Hülfsmittel gewonnen sein.

Sinnsprüche.

Wenn wir uns nach unseren Gestorbenen sehnen, so ist es nur eine wehmüthige Weise, sie fort zu lieben. Jean Paul.

*

Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Wer nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.
Goethe.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano**.

(Fortsetzung.)

Fünfundsiebenzigstes Kapitel.

Vertrauliche Mittheilung.

Zweimal in der Woche, Dinstags und Freitags, mochte das Wetter gut oder schlecht sein, begab sich Jeanne Guérin auf den Friedhof von Saint-Ouen. Meistens begleitete sie Zoë Lacassade, manchmal aber auch nur Sophie Blanchard.

An dem Freitage, welcher den obenerwähnten Begebenheiten folgte, war Jeanne mit Sophie wie gewöhnlich gegen zwei Uhr Nachmittags in einen Miethwagen gestiegen, als sich eine Person, welche an der Straßenecke auf diese Abfahrt gewartet zu haben schien, auf die Nummer neununddreißig zuschritt und in die Wohnung der Frauen hinaufging, in welcher sich Zoë Lacassade in diesem Augenblick allein befand.

Wie die kleine Kreolin die Thür des Vorzimmers öffnete, erblickte sie eine sehr respektabel aussehende, anständig gekleidete Dame vor sich, welche ergrauende Haare, aber ein junges und anmuthiges Lächeln hatte.

„Fräulein Jeanne Guérin?“ fragte sie.

„Ist soeben ausgegangen,“ machte Zoë.

„Ah, wirklich? . . . Und wird sie bald heimkehren?“

„Nicht vor drei Stunden; sie ist auf den Friedhof von Saint-Ouen gegangen.“

„O, ich verstehe: auf das Grab ihres Vaters. Armes Mädchen! Ich bedaure unendlich, Madame, daß ich Sie gestört habe. Ich werde wiederkommen.“

„Möchten Sie mir gütigst Ihren Namen sagen, Madame, damit Jeanne bei ihrer Heimkunft . . .“

„Sehr gern. Ich bin die Wittwe Bonneville. Ich war die Nachbarin, ich kann wohl sagen die Freundin des Herrn Claude Guérin.“

„Dem Onkel Jeanne's? Aber treten Sie doch ein, bitte, und bleiben Sie nicht im Vorhause stehen, Madame. Ich selber bin eine Freundin Jeanne's, ich wohne mit ihr zusammen und es macht mir Vergnügen, Sie in ihrer Abwesenheit zu empfangen.“

„Fräulein Zoë Lacassade vielleicht?“ fragte Frau Bonneville.

„Die bin ich. Sie kennen meinen Namen?“

„Wer kennt ihn nicht? Schon aus dem vorjährigen Prozesse, wo alle Journale von Ihnen sprachen . . .“

So sprechend trat Frau Bonneville mit Zoë in die Wohnung und in den bescheidenen Salon der beiden Freundinnen.

„Dieses liebe Fräulein Guérin!“ nahm die Besucherin von ihrem Fauteuil aus wieder das Wort. „Schon längst habe ich mich gesehnt, sie kennen zu lernen. Zur Zeit des Mordes war ich eben in einem Badeorte . . . Ich bin nämlich sehr kränklich . . . Sie können sich vorstellen, wie die Sache mich angegriffen hat. Der Bruder des armen Kapitän hatte mir so oft von ihm erzählt . . . er hatte ihn so lieb! . . .“

„Und hat ihn doch enterbt,“ bemerkte Zoë.

„Hat er das in der That?“ machte Frau Bonneville mit einem feinen Lächeln. „Was mich betrifft, ich habe nie viel Glauben gehabt an dieses famose Testament. Fräulein Mathilde Simonnet war eine gar schlaue Person.“

„Ah! Sie haben sie gekannt?“

„O Gott bewahre!“ machte Frau Bonneville verschämt. „Ich kenne diese Sorte von Damen Gott sei Dank nicht . . . eine ehemalige Theaterprinzessin! . . . Aber ich wohnte wie gesagt Thür an Thür mit Herrn Claude Guérin und ich begegnete sie oft, wie sie an der Thüre läutete oder die Treppe heraufkam. Nun, sie war nicht übel. Und ich wundere mich gar nicht über ihren damaligen Erfolg, über ihre Heirath, und jetzt wieder . . .“

„Und jetzt? Was ist jetzt mit ihr?“

„Wie? Was jetzt mit ihr ist?“ machte Frau Bonneville erstaunt. „Sie fragen das?“

„Aber ja.“

„Nun, ich dachte, da Sie das doch interessiren muß, so wüßten Sie . . . Aber ich bin untröstlich über meine Indiskretion . . .“

„Sie sind nicht indiskret. Und wenn uns die Sache, wie Sie sagen, interessiren muß, so bitte ich Sie im Gegentheil . . .“

„Nein, auf keinen Fall, Fräulein. Trotz der Sympathie, welche ich längst für Sie fühle, erlauben Sie mir doch zu schweigen. Ich bin nicht die Frau, die gern so wichtige Sachen kolportirt. Uebrigens will ich Sie auch nicht länger belästigen. Ich gehe, und werde mir die Freiheit nehmen, wieder einmal vorzusprechen, ehe Fräulein Guérin in die Kolonieen zurückkehrt, um mit ihr von ihrem theuren Onkel zu plaudern. Wann reisen Sie schon ab?“

„Aber das wissen wir selber noch nicht. Es ist überhaupt noch gar nicht die Rede von einer Abreise. Jeanne will hier den Todestag ihres Vaters verleben . . .“

„In vierzehn Tagen?“

„In vierzehn Tagen. Und auch die Hochzeit wird wahrscheinlich in Frankreich gefeiert werden.“

Frisch, fromm, fröhlich, frei!

Originalzeichnungen von L. Bechstein.



Frisch.



Fromm.



Fröhlich.



Frei.

„Die Hochzeit? Wirklich! Mit wem, wenn ich fragen darf?“

„Aber mit Jeanne's Cousin, Heinrich von Meillant.“

„Wie? Was sagen Sie?“

„Ich sage Heinrich von Meillant. Haben Sie nie von ihm reden gehört?“

„Im Gegentheil, sehr viel; viel zu viel! . . . Aber ich hätte nie gedacht daß . . . Ach mein Gott! Armes junges Mädchen! . . .“

„Wie? Armes junges Mädchen?“ machte Zoë aufbrausend. „Ach, verzeihen Sie, ich kann so etwas nicht hören, ohne mir zu erlauben, nach dem Grunde Ihres Bedauerns zu fragen, und zwar sehr ernsthaft zu fragen! Wie kommen Sie dazu, meine Freundin ihrer Heirath wegen zu bedauern? Ich bitte ernstlich, sich deutlicher zu erklären! . . .“

„Und ich, mein Fräulein, bitte ernstlich, mir diese Erklärung zu erlassen. Ich bedaure meinen Ausruf, der mir unwillkürlich entschlüpft ist . . . ich bitte Sie tausendmal um Entschuldigung darüber, und habe die Ehre, mich zu empfehlen . . .“

„Nicht von der Stelle,“ schrie die sprudelnde kleine Kreolin, „ehe Sie sich erklärt haben! . . .“ Damit pflanzte sie sich förmlich vor der Thüre auf.

Frau Bonneville zögerte einen Moment, dann ließ sie sich würdevoll wieder auf ihren Stuhl nieder und sagte:

„Es ist unverantwortlich von Ihnen, mein Fräulein, daß Sie mich zwingen wollen, eine Sache zu sagen, welche ich aus Rücksicht für Sie verschweigen möchte.“

„Sie müssen aber doch fühlen, daß nicht bloße Neugierde mich drängt, darauf zu bestehen!“ sagte die kleine Kreolin erregt.

„Ja, ich weiß, daß edlere Motive Sie bewegen, das Interesse Ihrer jungen Freundin selber. Aber ist denn die Heirath derselben mit Herrn von Meillant wirklich schon fest beschlossen?“

„Ja, freilich. Schon seit seiner Ankunft in Frankreich.“

„Ja, damals! Aber seitdem sind ja Monate verflossen. Und in dieser Zeit hat er seinen Entschluß nicht geändert?“

„Nein?“

„Auch sein Benehmen nicht?“

„Nein!“

„Er kommt so oft hieher, wie sonst?“

„Das nicht. Er hat jetzt mehr Geschäfte.“

„Aha!“ machte Frau Bonneville. „Nun ja, es gibt ja auch Herzensgeschäfte . . .“

„Herzensgeschäfte? — Ah, verzeihen Sie, Madame, aber Heinrich denkt an Niemanden, als an seine Cousine!“

„Ich sehe, es ist so, wie ich fürchtete. Nun, ich wollte nichts sagen. Sie zwingen mich dazu, das müssen Sie zugeben.“

„Ja, ja, ja. Aber sprechen Sie doch endlich, ich beschwöre Sie!“

„Sie beschwören mich. Und wenn ich spreche, werden Sie mir nicht glauben.“

„Und wenn ich Ihnen nicht glauben sollte, was liegt daran?“

„Sie haben Recht. Nun denn: Herr von Meillant liebt seine Cousine schon längst nicht mehr.“

„Was sagen Sie? Aus was schließen Sie das?“

„Weil er eine Andere liebt.“

„Er! Er! Das ist unmöglich!“

„Ich wußte es ja, Sie zweifeln daran.“

„Und ob ich zweifle! . . .“

„Aber Sie sind auch die Einzige.“

„Wie, die Einzige? Also zweifelt außer mir Niemand?“

„Gewiß nicht. Die Liaison des Herrn von Meillant ist für Niemanden ein Geheimniß — den Gatten natürlich ausgenommen.“

„Ah! Es gibt einen Gatten?“

„Ja wohl. Es ist eine verheirathete Frau.“

„Ihr Name?“ schrie Zoë. „Ich will ihren Namen wissen! . . .“

„Jeder wird Ihnen denselben sagen. Es ist die Marquise de Ribas. Er hat sie vorigen Herbst in Havre kennen gelernt, gleich nach seiner Ankunft in Frankreich. Er hat ihr sogar das Leben gerettet.“

„Diese,“ rief Zoë Lacassade athemlos. „Diese Marquise de Ribas, von der Sie sprechen, ist ja niemand Anders als jene Mathilde Simonnet . . .?“

„Die Erbin meines alten Nachbars und Freundes Claude Guérin. Deßhalb weiß ich die Sache so genau . . . Was hätte ich mich sonst um dieselbe gekümmert? Aber ich bedaure, daß ich Ihnen dieß Alles mitgetheilt habe; ich sehe, Sie sind ganz bestürzt. Schweigen Sie nur gegen Fräulein Guérin . . . Das arme junge Mädchen! . . . Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.“

Sechsundsiebenzigstes Kapitel.

Fräulein Lacassade schüttelt die Locken.

Die Kreolinnen sind herzensgut, aber heißblütig. Sie können nichts im Herzen behalten, sondern müssen ausschäumen, was in demselben lacht oder tobt. Zoë Lacassade liebte Jeanne mehr als sich selber, und so erregte und empörte sie die Nachricht, welche sie durch die freundliche Wittwe erhalten hatte, so heftig, als ob es sich um ihr eigenes Lebensglück handle.

Wie, nicht genug, daß Heinrich von Meillant seine Braut betrog, er betrog sie sogar mit der Feindin Jeanne's, mit ihrer einzigen Feindin, welche dem armen Mädchen die Liebe und das Erbe ihres Onkels geraubt hatte, und welche indirekt Schuld war an dem Tode ihres Vaters: denn ohne jenen Erbschaftsprozeß hätten der Raub und der Mord nie stattgefunden. Das wußte Heinrich, das hatte er selbst seinerzeit mit ihnen besprochen, und hatte dabei seine vollste Mißachtung gegen diese abenteuernde, intrigante Mamsell Simonnet ausgesprochen, und jetzt — jetzt war er ihr Geliebter!

Zoë Lacassade überhäufte den Verräther in der Einsamkeit ihres Zimmers mit den ärgsten Verwünschungen. Dann fragte sie sich wieder, ob sie auch dieser fremden Wittwe,

dieser unbekannten Frau Bonneville Glauben schenken dürfe? Aber sie hatte sich ja zu ihrer Mittheilung förmlich zwingen lassen; und dann — was für einen Grund konnte sie haben, Heinrich zu verleumden? Auch hatte sie nicht gesagt: „Ich habe erfahren ...“ sondern: „Alle Welt wird Ihnen sagen ...“ O, es war nicht mehr zu zweifeln!

Die arme Zoë, bei den geringsten Vorkommnissen schon exaltirt und hitzig, hatte in diesem Falle völlig den Kopf verloren.

Es war schmählich, schändlich, so hintergangen zu werden. Wenn sie Mathilde bei der Hand gehabt hätte, würde sie ihr sicher die Augen ausgekratzt haben. Und Heinrich erst! ... Sie mußte ihm ihre Meinung sagen, ihn nach Verdienst heruntermachen. Aber wann? Er kam erst Abends, und konnte sie vor Jeanne der Sache erwähnen und ihr das Herz brechen? Nein. Sie mußte zu ihm. Und zwar gleich. Jetzt war die Stunde, wo er daheim zu sein pflegte. Sie mußte mit ihm sprechen und ihm Alles sagen. War er unschuldig, so würde er sich vertheidigen, und war er schuldig, dann ...

Sie warf ihren bunten Shawl um, stülpte ihren Hut auf die zitternden Lockenbüschel und eilte die Straße entlang in das Hotel, in welchem Heinrich wohnte. Dort ließ sie sich vom Portier auf seine Auskunft, daß Herr von Meillant zu Hause sei, die Zimmer dieses Herrn bezeichnen, und stieg in den ersten Stock hinauf. Vor der ihr bezeichneten Thüre Nummer zwei angelangt, suchte sie vergeblich eine Klinke an der Thüre, eine Klingel an der Wand oder einen Schlüssel im Schlüsselloch. Sollte sich der Portier getäuscht haben und Heinrich nicht daheim sein? Schon wollte sie wieder die Treppe hinabsteigen, als ein Zimmermädchen, welches just den Gang heraufkam und die kleine Kreolin für eine Ladenmamsell hielt, welche eine Rechnung zu bringen habe, ihr zurief:

„Man wird Ihnen nicht aufmachen, der Nummer zwei hat Besuch.“

„Besuch? Na, deßhalb kann er doch aufmachen!“

Das Zimmermädchen kicherte. „Ich glaube kaum. Die Person, welche bei ihm ist, wird schwerlich gesehen werden wollen ...“ Damit ging sie vorüber.

Das war für Zoë Lacassade Oel in's Feuer. Wie, sollte etwa gar Mathilde in diesem Augenblick bei dem Verräther sein? O, sie mußte das erfahren, sie mußte ihn auf der That ertappen! Und demgemäß fing sie mit wahrer Vehemenz an gegen die Thüre Nummer zwei zu trommeln. Aber vergeblich. Nichts rührte sich drinnen. Sie verdoppelte ihr Getrommel zu einem förmlichen Generalmarsch. Ein Garçon des Hotel stürzte herbei und fing zu schelten an und frug sie, mit welchem Recht sie das ganze Hotel in Aufruhr bringe? Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie wegen öffentlicher Ruhestörung arretirt worden. Sie mußte machen, daß sie fortkam. Unten aber postirte sie sich dem Hotel gegenüber auf und lauerte, wie die Tigerkatzen ihrer Heimat auf ihre Beute lauern. Die Nacht brach herein und in ihren ersten Dämmerschatten verließ ein Weib das Hotel. Zoë schlich vor und schaute ihr in's Gesicht.

Es war Mathilde Simonnet; Mathilde Simonnet, welche sie einst bei Doktor Lavril getroffen.

Das Schreckliche war wahr. (Fortsetzung folgt.)

Die Krone der Königin von England.

Die Krone, die die Königin Viktoria bei Eröffnung des englischen Parlaments trug, wurde von der Firma Rundell & Bridge im Jahre 1838 angefertigt. Die Juwelen derselben sind theilweise aus alten Kronen genommen, theilweise von der Königin geliefert worden. Es sind Diamanten, Perlen, Rubine, Sapphire und Smaragde in Gold und Silber gefaßt. Die Krone ist mit rothem Sammet und Hermelin verbrämt und mit weißer Seide gefüttert. Das Bruttogewicht derselben beträgt etwas über 39 Unzen (12 Unzen = ein Pfund). Der untere Reif über dem Hermelinstreifen besteht aus 129, der obere aus 112 Perlen, zwischen welchen auf der Vorderseite ein großer Sapphir, von George IV. herstammend, angebracht ist. Auf der Rückseite ist ein kleiner Sapphir und außerdem sechs kleinere deßgleichen, zwischen welchen acht Smaragde gefaßt sind. Ueber und unter dem Sapphir sind vierzehn Diamanten und um die Smaragde herum 128 Diamanten. Zwischen den Smaragden und dem Sapphir sind sechzehn kleeblattartige, aus 128 Diamanten bestehende Ornamente. Ueber dem Reif sind acht Diamanten und eine gleiche Anzahl Sapphirsteine, zwischen welchen acht aus 148 Diamanten bestehende Festons angebracht sind. An der Vorderseite der Krone und in der Mitte eines Malteserkreuzes ist der berühmte Rubin, der angeblich von Don Pedro, König von Kastilien, dem sogenannten Schwarzen Prinzen (Edward Prince of Wales, Sohn Eduard III.) nach der Schlacht von Najera im Jahre 1367 zum Geschenk gemacht wurde. Dieser Rubin war in dem Helm, den Heinrich V. (Shakespeare's Prince Hal) in der Schlacht von Azincourt trug. Rings um diesen Rubin sind 75 Diamanten, die das Kreuz bilden. Die Krone hat außerdem noch drei Malteserkreuze, je eines auf beiden Seiten und rückwärts, deren mittleres Theil aus Smaragden besteht, während die Konturen von Brillanten (132, 140 und 130) gebildet werden. Zwischen den Malteserkreuzen sind vier Ornamente in Gestalt von Lilien (fleur-de-lis), die aus Rubinen und Rosetten bestehen. Von den Malteserkreuzen gehen vier aus Eichenblättern und Eicheln zusammengesetzte Verzierungen aus, in denen 108 Brillanten, 116 flachgeschliffene Diamanten und 559 Rosetten à jour gefaßt sind, und von deren oberem Theil vier große birnenförmige Perlen in von Diamanten gebildeten Kelchen herunterhängen. Das ganz oben befindliche Kreuz hat im Centrum einen großen Sapphir, von vier großen und 108 kleinen Brillanten umgeben.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Der Besuch in Dew.

Es war beiläufig sechs Uhr, als sie vor dem Schlosse anfuhren — und bei dem Anblicke des imposanten alten Gebäudes erbleichte Bertie ein wenig und ihre Augen hefteten sich angstvoll auf Hugo. Er bemerkte es, und als er sie aus dem Wagen hob, warf er ihr einen ermuthigenden Blick zu und flüsterte Worte der Liebe, welche ihr die Farbe wieder in die Wangen trieben, dann nahm sie ihren Platz an Viola's Seite mit mehr Fassung ein, als sie selbst anfangs für möglich gehalten haben würde.

Lady Moretown empfing sie in der großen Vorhalle, in welcher einige ihrer Gäste — frühere Ankömmlinge — Thee zu sich nahmen; der erste Blick, den sie auf die kleine, graziöse Gestalt an Lady Viola's Seite warf, war ein sehr scharfer und prüfender — mit einem Male hatte sie alle ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erkannt.

„Wie geht es Dir, liebste Viola — so blühend wie immer siehst Du aus — obschon Du bereits eine Saison mitgemacht hast. Und dieß also ist Fräulein Greydon; ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen — es war sehr freundlich von Ihrer Tante, zu gestatten, daß Sie auf einen längeren Besuch kommen!“ Und sie wandte sich an Major Oliphant und Percy mit einer langen Begrüßungsrede, bot Bertie dann Thee an, während Hugo, welcher den größten Theil der Anwesenden kannte, Jeden mit einigen freundlichen Worten begrüßte.

Inzwischen hatte auch Lady Harberton die Dame des Hauses begrüßt und einige Lobeserhebungen über Viola entgegengenommen, die in ihrem dunkelblauen Reisekleide wirklich allerliebst aussah, besonders während sie mit funkelnden Augen und lebhaftem Wesen zu einem blonden jungen Offizier sprach, welcher zu Lady Harberton's Aergerniß auch einer der Gäste in Dew war; — die hochmüthige Mutter aber war ihm nicht gewogen, denn obschon Eduard Fletcher männlich schön und treuherzig war, so sah sie ihn doch nicht als eine passende Partie für Lady Viola Brook an, war er doch nur ein jüngerer Sohn und hatte als solcher keine großen Aussichten auf glänzende Lebensstellung.

„Der Herzog von Clovermede wird morgen eintreffen,“ lächelte die Hausfrau. „Die Nachricht, daß Du und Viola kommen, genügte vollständig, um ihn zu bestimmen, das Fest in Clovermede bis zum Zehnten hinauszuschieben. Wen sehnt sich wohl der Herzog so sehr zu sehen?“ forschte sie lächelnd, Viola an ihre Seite winkend. „Er sagte, er könne unmöglich auch nur zwei Tage mit uns verbringen, doch sobald er vernahm, daß Lady Viola Brook zu meinen Gästen gehöre — wußte er das Unmögliche möglich zu machen!“

Viola erröthete — und ein rascher Blick auf Lieutenant Fletcher zeigte ihr, daß auch er die Worte vernommen habe, denn er erblaßte und sein schönes, männliches Antlitz nahm einen traurigen Ausdruck an. Viola's angeregtes Lächeln verschwand, und der Thee, welcher ihr noch vor wenigen Minuten so stark und duftend vorgekommen, erschien ihr mit einem Male fad und geschmacklos, denn Herr Fletcher war von ihrer Seite verschwunden. — Bald darauf wurden die Damen in ihre Zimmer geführt, um für das Diner Toilette zu machen. Lady Harberton's Schlaf- und Ankleidezimmer befanden sich in demselben Stockwerke wie diejenigen der Mädchen, welche in einander gingen, während Justine, Lady Viola's Kammermädchen, nur ein kleines Kabinet inne hatte; sie sollte für die Dauer des Aufenthaltes in Dew auch Bertie bedienen.

Die Toiletten der Mädchen wurden ausgebreitet, und Viola, welche stets mehr Zeit bedurfte, fing an, sich anzukleiden, während Bertie, heiter plaudernd, daneben stand, als Justine das goldige Haar ihrer jungen Herrin sorgsam ordnete und ihr das blaßrosa Seidenkleid anlegte, welches Lady Harberton für heute Abend ausgewählt hatte. Bertie sah entzückt zu, und wahrlich, es ließ sich auch kaum etwas Reizenderes denken, als Lady Viola in dem langen, rosenfarbenen Seidenkleide, aus welchem sich die weißen Schultern vortheilhaft hervorhoben. Um den Hals und in den Ohren trug sie einen kostbaren Perlenschmuck.

„Du siehst reizend aus, Viola!“ bemerkte Bertie lächelnd, und Viola lächelte ebenfalls, hatte sie doch noch einen ganzen Abend vor sich, bevor jener „abscheuliche Herzog von Clovermede“ kommen sollte — sie wollte die Rosen pflücken, solange sie ihr blühten, mithin trippelte sie vergnügt in den Salon, hoffend, daß irgend ein glücklicher Zufall Eduard Fletcher veranlassen werde, seine Toilette ebenfalls zu beschleunigen, so daß sie ihn fünf Minuten allein im Salon sprechen könne.

Bertie ließ inzwischen Justinens Künste in Geduld und Ruhe über sich ergehen, — sie lockte ihr das krause Haar, ließ einige lange Locken über den Nacken herabfallen und hüllte die junge Dame dann in eine Robe von duftigem hellblauem Stoff, die ab und an mit ganz lichter rosenfarbener Seide geziert war, was im Ganzen einen sehr vortheilhaften Eindruck machte, ja, die ganze kleine Gestalt erschien wie ein Porzellanfigürchen. Justine war mit dem Resultat ihrer Bemühungen auch dieses Mal zufrieden und Bertie selbst lächelte ihr Spiegelbild mit naivem Wohlgefallen an, ergriff dann Fächer und Handschuhe, dankte Justine und schickte sich an, ihren Weg in die Empfangsgemächer zu suchen.

Doch dieß war keine ganz leichte Aufgabe in einem so großen Hause wie Dew.

Bertie schritt einen langen teppichbelegten Korridor entlang und sah sich plötzlich in einer Bildergalerie; sie trat durch die nächste Thüre, schritt einige Stufen hinab und befand sich in einer Bibliothek; sie machte noch einen Versuch, aus diesem Labyrinth sich wieder herauszufinden, und gelangte in ein Rauchzimmer.

Fast in Verzweiflung trat sie nun wieder den Rückzug an und sah sich nach einigen kleinen Kreuz- und Quergängen zu Häupten einer breiten Treppe.

„Es wird wohl ziemlich richtig sein, hier hinab zu gehen,“ sprach sie vor sich hin; zögernd hielt sie aber — unten angelangt — einen Moment an, denn sie wußte nicht, sollte sie sich zur Rechten oder zur Linken hinwenden, um endlich in die Empfangsgemächer zu gelangen.

Da vernahm sie plötzlich das Rauschen eines seidenen Kleides auf der Treppe hinter sich; sie blickte nach rückwärts und sah ein Wesen von so wunderbarer Schönheit herabkommen, daß sie den Athem anhielt vor lautloser Bewunderung.

Die neue Erscheinung mochte die erste Jugend schon abgestreift haben und beiläufig drei bis vierundzwanzig Jahre zählen — war aber das schönste Geschöpf, welches Bertie jemals gesehen. Ihr Haar, das von der Stirne zurückgestrichen war, hatte jenen röthlich goldigen Anhauch, wie ihn die italienischen Maler der alten Schule auf ihren Gemälden darzustellen liebten; ihre Augen waren groß, glänzend und sehr dunkel, ihr Kolorit bleich, nur hervorgehoben durch die karminrothen Lippen; ihr Antlitz war oval, die Züge regelmäßig, während ihre Gestalt groß, voll, königlich erschien und wunderbare natürliche Grazie bekundete.

Sie war ganz in Schwarz gekleidet; das schwere Seidenkleid fiel in schönem Faltenwurf zur Erde, während ein gazeartiger Stoff sich leicht darüber bauschte. Die Robe war natürlich ausgeschnitten, um Hals und Arme prangte ein kostbarer Rubinenschmuck, während in den schwarzen Spitzen an der Brust drei verschiedenfarbige Rosen mit grünen Blättern nestelten.

Langsam kam sie die Treppe herab und hob die langen Wimpern erst, als sie neben dem noch immer regungslos dastehenden jungen Mädchen anlangte; ein flüchtiges Lächeln umspielte ihre Lippen, welches den Eindruck machte, als sei sie daran gewöhnt, zu sehen, wie sehr ihre Erscheinung blende und fessele.

„Haben Sie den Weg verloren?“ sprach sie mit leiser Stimme. „Ich vermuthe, dieß ist Ihr erster Besuch in Dew; wollen Sie in die Empfangszimmer?“ — „Ich wünschte, dorthin zu gelangen,“ entgegnete Bertie schüchtern, „doch ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll!“ — „Ich werde Ihnen den Weg zeigen,“ sprach das schöne Wesen. „Ich habe wohl das Vergnügen, mit Fräulein Greydon zu sprechen, denn Lady Moretown sagte mir, sie wäre die Einzige von der ganzen Gesellschaft, welche ich nicht das Vergnügen habe zu kennen.“ Sie blickte lächelnd zu Bertie nieder, während sie sprach, und in diesem Lächeln lag ein gewisser Triumph. „Ja — ich heiße Bertie Greydon!“ — „Und ich Sibylle Armadale!“

Neuntes Kapitel.

Das Diner in Dew — Sibyllens Gesang.

Der Salon, in welchen Sibylle Armadale das junge Mädchen führte, war ein schönes, äußerst elegant ausgestattetes Gemach — welches Bertie wie ein Gebilde aus dem Märchenlande erschien. Es war durch zahllose Wachskerzen beleuchtet, welche ihr Licht in den hohen Spiegeln wiedergaben, einzelne Gruppen von Herren und Damen standen plaudernd umher.

Einen Augenblick war Bertie von all' dem Glanze geblendet — so daß sie kaum irgend eine der Gestalten um sich her zu erkennen vermochte.

Lady Harberton war noch nicht erschienen, doch Bertie sah Viola's rosenfarbenes Gewand aus einer der tiefen Fensternischen hervorschimmern, in welcher sie, mit Eduard Fletcher heiter plaudernd, stand; — und dann fielen Bertie Greydon's Augen sofort auf eine hohe Gestalt, welche am Kaminsims lehnte, und das bebende kleine Herz kam zur Ruhe, als es erkannte, daß sein Herr und Meister zugegen sei.

Major Oliphant hatte ihren Eintritt nicht gesehen, er sprach mit Lady Moretown, welche, Bertie erblickend, ihr freundlich zuwinkte, und Fräulein Armadale höflich dankend, bahnte sich das junge Mädchen einen Weg durch Tische, Stühle und Ottomanen, bis es an Hugo's Seite stand.

Er hatte ihre Annäherung nicht bemerkt, bis Lady Moretown lächelnd rief: „Sie haben also den Weg gefunden, Fräulein Greydon; Viola sagte mir, daß Sie bereit seien, und ich wunderte mich, wo Sie wohl so lange bleiben mögen!“ — „Ich vermuthe, Du hast Dich gefürchtet, einzutreten, Bertie!“ rief Hugo lächelnd, zu der zierlichen kleinen Gestalt niederblickend. „Es war ein banger Augenblick, nicht wahr?“ — „Ich habe den rechten Weg verloren, Lady Moretown,“ entgegnete Bertie, die Frage ihres Verlobten nur mit einem Lächeln erwiedernd. „Ich

war gerade in heller Verzweiflung, als eine Dame sich meiner erbarmte; sie ist so schön — ich habe niemals jemand Schöneren erblickt. O, Du mußt sie sehen, Hugo!" rief sie, in ihrer Bewunderung alle Schüchternheit vergessend. — „Wer ist es denn gewesen?" lächelte Lady Moretown fast mitleidig. „Welche der Damen war es, Fräulein Greydon?" Bertie wandte sich rasch um; Hugo hatte ihren Arm in den seinen gelegt und sah sich folglich bemüßigt, sich ebenfalls umzudrehen. „Die Dame in Schwarz — dort mit den Rubinen, sieh', Hugo. Sie sagte mir ihren Namen — ist sie nicht wunderschön? Sie heißt Armadale!"

Major Oliphant, der bis nun offenbar sich damit begnügt hatte, das glückstrahlende Antlitz zu betrachten, welches so vertrauensselig zu ihm emporblickte — zuckte bei diesen Worten zusammen, sein Blick folgte der Richtung, welche Bertie andeutete; Fräulein Armadale sprach eben mit Lord Pender; ihre feine, behandschuhte Hand spielte mit einem der vielen zierlichen Gegenstände, welche auf den Tischen umher lagen.

Ihr Profil war Hugo zugewandt und die Augen, diese schönen, verschleierten Augen ruhten auf Lord Pender's Antlitz.

Bertie blickte abermals entzückt zu ihr hinüber, sie bemerkte deßhalb das plötzliche Erblassen ihres Verlobten nicht, sah nicht das auffallende Zucken seiner Unterlippe — den düsteren Ausdruck der schönen blauen Augen — doch Lady Moretown war all' dieß nicht entgangen.

„Sie ist wunderschön, nicht wahr, Hugo?" forschte Bertie, indem ihr Blick noch immer bewundernd auf dem Antlitz des schönen Mädchens haftete. — „Sehr schön!" sprach Major Oliphant mechanisch, als Lady Moretown sich langsam hinweg wandte; seine Stimme klang hart und kalt, so daß Bertie erschreckt emporblickte, und jetzt gewahrte sie die plötzliche Blässe seiner Züge. — „Was ist geschehen, Hugo? Schmerzt Dich Deine Wunde? Fühlst Du Dich unwohl?" — „Nein — sei nicht unvernünftig, Bertie!" entgegnete er ungeduldig.

Bertie schrak zusammen, ihre Lippen zitterten wie diejenigen eines gescholtenen Kindes. In diesem Augenblick wurde das Diner gemeldet und Percy Brook trat auf Bertie zu.

„Ich soll Dich führen, bist Du es zufrieden, Bertie? Ich fürchtete mich so sehr, irgend einer alten Gräfin zugewiesen zu werden. Frau Ward ist Dir zu Theil geworden, Onkel Hugo," fügte er hinzu, als Bertie ihren Arm in den seinen legte. Und während Bertie mit Percy zur Tafel ging, theilte dieser ihr mit, daß Frau Ward eine stadtbekannte Kokette und sehr hübsche Frau sei.

„Hugo sieht nicht sehr entzückt aus, er glaubte vermuthlich, er werde Dich behalten können, Bertie, doch die Gräfin trennt Verlobte mit Vorliebe; Du wirst meinen Onkel hier nicht so viel für Dich allein haben können wie in Oliphant, Tantchen!"

Percy plauderte heiter weiter, denn er bemerkte recht gut, daß Bertie etwas niedergeschlagen sei, schrieb dieß aber dem Umstande zu, daß sie sich einsam fühlen mochte; es gelang ihm auch einigermaßen, sie aufzuheitern, obschon Hugo's unfreundlicher Ton ihr in tiefster Seele weh gethan hatte.

Das Diner war eine lange, pompöse Ceremonie, und sowohl Bertie als auch Viola, welche Herrn Fletcher nicht zum Tischnachbar hatte, fühlten sich sichtlich erleichtert, als Lady Moretown das Zeichen gab, sich wieder zu erheben, und die Damen sich entfernen konnten. Sibylle Armadale schritt zur Thüre, stolz wie eine Königin, Bertie mit gesenkten Augen, Viola hinter ihr her.

Die Stunde nach dem Diner pflegt in England in der Regel mehr oder minder langweilig zu sein, Damen ohne Herrengesellschaft werden häufig schläfrig. Lady Moretown's Gäste bildeten darin keine Ausnahme, denn nachdem sie sich die bequemsten Plätze und Stellungen ausgesucht hatten, überließen sie sich stillschweigenden Betrachtungen. — Lady Viola und Bertie allein plauderten leise auf einer Chaiselongue, in einer entlegenen Nische, während Sibylle Armadale das klassische Antlitz in den weichen Kissen eines Fauteuils vergrub und sich damit begnügte, schön auszusehen. Von ihrem Winkelchen aus beobachteten die jungen Mädchen sie einige Augenblicke schweigend.

„Ich mag sie nicht," flüsterte Viola verächtlich. „Schön ist sie, das läßt sich nicht in Abrede stellen. Man sagt, die Männer werden rasend ihretwegen, — doch trotzdem geht sie schon seit Jahren in die Welt und ist doch noch immer ledig!" — „Vielleicht hat sie Niemanden gefunden, der ihr zusagte!" warf Bertie ein. — „Vielleicht wartet sie auf einen Prinzen von königlichem Geblüte," bemerkte Viola abermals mit unverkennbarer Mißachtung. „Lord Ferrers ist rein vernarrt in sie, doch sein Reichthum genügt ihr nicht. Sie liebt nur sich selbst, Bertie! Sieh' nur ihre Mutter an; was für eine arme, schwer gebeugte Person sie sein muß. Ich bin überzeugt, daß Sibylle sie entsetzlich tyrannisirt!" — „Ich habe Dich noch nie so streng gekannt in Deinem Urtheil, Vi!" lachte Bertie. „Ich muß Dich ja für eine böse Zunge halten — oder bist Du etwa eifersüchtig?" — „Ich bin nur gerecht. In meinen Augen gleicht sie einer schönen Tigerkatze; — sie ist eben so falsch und grausam, als schön und anmuthig!" — „Unsinn, Viola — ich glaube wirklich, Du bist eifersüchtig, wenn Du so ungerechte Worte zu sprechen vermagst. Herr Fletcher hat ihr aber keinen einzigen Blick zugeworfen!"

(Fortsetzung folgt.)



Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Die Schädigung der Augen durch zu langes Lesen ist von Javel, einem französischen Physiker, zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht worden; derselbe hat auch eine Methode vorgeschlagen, um sie auf ein Minimum zu beschränken. Zunächst erfordert andauerndes Lesen eine dauernde Anstrengung des Sehorgans. Javel empfiehlt daher, häufig beim Lesen inne zu halten. Zweitens sind die Bücher schwarz auf weißem Grunde gedruckt. Das Auge hat so stets den denkbar größten Farbengegensatz auszuhalten; es wäre besser, wenn ein etwas gelblich gefärbtes Papier benützt würde. Ferner sind die Wörter in Horizontallinien angeordnet. Wenn wir beim Lesen Buch und Kopf still halten, so treffen die Strahlen von den gedruckten Zeilen einen Theil unserer Netzhaut, während die helleren Zwischenräume ebenfalls gewisse Stellen der Retina affiziren, so daß also wieder eine Ermüdung des Auges eintritt. Javel meint, daß diesem Uebelstande durch kleine Bände abzuhelfen sei, die man in der Hand halten kann, so daß man das Buch nicht still zu halten braucht und die Ermüdung des Auges vermindert wird. Endlich erfährt das Auge die bedeutendste Schädigung durch die beständige Aenderung der Entfernung des Auges von den Buchstaben, wenn man eine Zeile vom Anfang bis zum Ende liest, daher sind zu lange Zeilen zu vermeiden, also kleine Bände oder solche mit schmalen Spalten allen anderen vorzuziehen. Dann muß man, wie hinlänglich bekannt, nur bei hinreichender Beleuchtung und nur hinreichend groß gedruckte Schriften lesen.

Hauswirthschaft.

Die wasserdichten Einlegesohlen, welche das Eindringen von Feuchtigkeit in die Fußbekleidung verhindern sollen und zwischen Sohle und Brandsohle eingearbeitet oder auch in das Innere der Fußbekleidung eingelegt werden können, stellt man aus Leinwand und Wollenstoff her. Die Leinwand wird dadurch wasserdicht gemacht, daß sie durch eine Mischung von 60 Gewichtstheilen Harz, 30 Theilen ausgelassenem Rindstalg, 5 Theilen Wachs und 5 Theilen Terpentin durchgeführt wird, die in einem Kessel mittelst Dampfbades dünnflüssig gemacht wird. Nach dem Austritt aus dieser Flüssigkeit wird die Leinwand durch eine locker aufdrückende Walze mit Wollenstoff derart vereinigt, daß der letztere weich bleibt. Das Ganze wird dann in Tafeln geschnitten, die nach dem Erkalten auf der Leinwandseite mit einer dünnen Leimlösung bestrichen werden, um das Ankleben zu vermeiden.

*

Bereitung einer guten Bodenwichse. 1 Pfund guten Tischlerleim in 26 Quart Wasser aufgelöst, dazu $2^1/_2$ Pfd. Pottasche. Während des Kochens werden noch 4 Pfd. reines gelbes Wachs in kleinen Stücken nach und nach hinzugethan. Dieß Gemisch wird unter beständigem Umrühren 4 Stunden hindurch gekocht und mit $^1/_2$—$^3/_4$ Pfund Orleans, je nach dem Geschmack, gefärbt. Der Orleans wird in einem Mörser mit Spiritus zu einem gleichmäßigen Brei angerieben und dann darunter gerührt. Man kann auch die Farbe durch Umbra, Ocker u. s. w. (zumal bei noch neuen Fußböden) schattiren. Diese Bodenwichse muß auf die sorgfältig gereinigten Diele stets erwärmt aufgetragen werden.

Naturwissenschaftliches.

Sagoesser. Der berühmte englische Zoologe Wallace, der Neuguinea gründlich erforschte, spricht sich über die dortige Sagopalme in folgender belehrender Weise aus: Sicherlich ist es etwas Außerordentliches, wenn man sich davon überzeugt, wie ein Baumstamm von 20 Fuß Länge und 5 Fuß Durchmesser in Brod verwandelt wird, ohne daß es dazu größerer Arbeit bedarf, als bei der Gewinnung von Mehl aus Waizen. Ein Baum von der richtigen Größe liefert 30 Sagobündel zu 30 Pfund. Aus 30 Pfund Sagomehl lassen sich 60 Kuchen backen, von denen drei auf das Pfund gehen. Der eintretende Verlust an Gewicht ist nämlich eine Folge von Verflüchtigung des wässerigen Inhalts. Fünf solcher Kuchen reichen für eine tägliche Mannesnahrung aus. Wenn also aus einem Baume 1800 Kuchen gewonnen werden, die 600 Pfund wiegen, so reichen sie für die Jahresnahrung eines Erwachsenen aus. Zwei Männer können in fünf Tagen bequem den Sago aus einem Baum gewinnen. Folglich bedarf es nur einer Arbeit von zehn Tagen, daß ein Mann sich Sagomehl für das ganze Jahr verschafft, vorausgesetzt, daß er Eigenthümer der Sagopalmen war. Allein gegenwärtig gibt es keine herrenlosen Sagopalmen mehr, sondern arme Leute müssen sie sich kaufen, und zwar kosten sie 5—6 Rupien (ungefähr 9 Mark). Der gewöhnliche Tagelohn beträgt dort 25 Cent (etwa 33 Pfg.), so daß die Kosten für 1800 Sagokuchen oder eine Jahresnahrung sich auf 12 Schillinge (12 Mark) belaufen. Diese Wohlfeilheit ist aber ein Fluch und kein Segen, denn alle Sagoesser leben in materiellem Elende, weil ihnen die Arbeit verhaßt ist. Je leichter es die Natur dem Menschen macht, sich zu ernähren, desto mehr sehnt er sich nach Ruhe. Nur da, wo die Arbeit zur Tagesgewohnheit, zum Bedürfniß, ja zum Genuß wird, herrscht das größte materielle Wohlbehagen.

(Aus: „Die Natur". Halle, G. Schwetschke'scher Verlag.)

*

Lawinenstürze finden nach der übereinstimmenden Aussage der Führer und Bewohner der Hochalpen im Winter fast nie bei bedecktem Himmel, sondern meist statt, wenn der Himmel sich aufhellt, besonders am Morgen; die Mönche des Klosters auf dem St. Bernhard rathen daher den Reisenden, sich nicht bei hellem Himmel auf den Weg zu begeben. Wenn der Himmel nämlich klar wird, wird der Boden kälter; die kleinen Eisfäden, welche die Schneemassen verbanden, ziehen sich zusammen, zerbrechen und bringen den Schnee in's Rutschen; sobald nur etwas Schnee in Bewegung gerathen ist, lösen sich auch schon größere Mengen und Lawinen stürzen in's Thal hinab.

*

Der wilde Wein als Bienen- und Vogelfutter. Die Blüten des wilden Weines (Ampelopsis quinquefolia Mich., Vitis hederacea Willd.) werden von den Arbeitsbienen so stark besucht, daß es öfters scheint, als ob ein junger Bienenschwarm sich auf den Stock niedergelassen. Der Vortheil dieser Pflanze besteht darin, daß die Blüte in eine Zeit fällt, wo die Hauptblütler schon ihre Blützeit zurückgelegt haben. Im Winter dient die reife Beere des wilden Weines den Vögeln als beliebtes Futter.

Gewerbliches.

Die merkwürdigste Schwärzefabrik der Welt wird binnen Kurzem in Murraysville bei Pittsburg, in Pennsylvanien, in Betrieb gesetzt werden. Als man dort vor etwa einem Jahre nach Petroleum bohrte, erschloß man eine Kohlenwasserstoffquelle von außerordentlicher Ergiebigkeit; das aus dem Bohrloche allstündlich ausströmende Gas wurde damals zu 50,000 englischen Kubikfuß geschätzt; neuere genaue Messungen haben ergeben, daß dieses Quantum nicht abgenommen hat, es wird vielmehr jetzt zu etwa 60,000 Kubikfuß angegeben. Ein Jahr hindurch ist diese merkwürdige Gasquelle fast so gut wie gar nicht benützt worden; ihre Eigenthümer schlugen ein Angebot von 20,000 Dollars aus, das ihnen von den Edgar Thomson Steel Works zu Pittsburg gemacht wurde, die das Gas in einer Röhrenleitung von 15 englischen Meilen Länge nach ihren Werken leiten wollten; jetzt wird eine kolossale Schwärzefabrik angelegt, für welche die Firma Sheriff & Hazely zu New-York die Betriebsmittel herstellt. In der Nähe der Quelle wird ein Gebäude von 300 Fuß Länge und 175 Fuß Breite errichtet; vier parallel laufende Hauptröhren führen das Gas in die Fabrik, beziehungsweise in eine Anzahl kleinerer Röhren, die mit gewöhnlichen Gasbrennern versehen sind. Etwa 10 Zoll über diesen Brennern wird eine zusammenhängende Reihe von Gußeisenplatten angebracht, auf deren glatter Oberfläche sich die Schwärze absetzt. Zwischen den Brennern und den Eisenplatten befinden sich Schienengeleise, auf denen kleine, mit einem Kratzapparat versehene Wagen, welche mittelst Dampfkraft an Drahtseilen gezogen werden, alle zehn Minuten hin und her fahren; der abgekratzte Ruß fällt in Gefäße, die auf den Wagen angebracht sind. An jedem Ende der Geleise befinden sich größere Behälter; kommt der mit Ruß beladene Wagen an einem Ende des Geleises an, so entleert er sich selbstthätig. Aus den Behältern gelangt die Schwärze in das Reinigungs- und Verpackungshaus. Behufs der Reinigung wird die Schwärze einfach durchgesiebt. Die Fabrik wird zunächst auf 4000 Brenner eingerichtet; der Brenner soll täglich ein halbes Pfund Schwärze liefern. Uebrigens wird schon jetzt eine Erweiterung um fernere 4000 Brenner geplant. Dann können die 8000 Brenner täglich zwei Tonnen Schwärze liefern. Aber auch dann werden stündlich noch 12,000 Kubikfuß Gas verloren gehen — eine Masse, mit der die Gasbeleuchtung einer größern Stadt beschafft werden kann.

Lotterieziehungen im Monat März.

Am 1. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1862, 1042 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Juni 1880 (36. Ziehung). — Stadt Augsburg 7-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 2000 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 9 fl., zahlbar am 1. März 1880 (31. Ziehung). — Stadt Ostende 25-Franken-Loose vom Jahr 1858, 269 Stück, höchster Preis 8000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 1. Juli 1880 (43. Ziehung). — Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juni 1880 (74. Ziehung). — Braunschweiger 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 1800 Stück, Prämienziehung am 30. April. — Stadt Lille 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1860, 2044 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1880 (40. Ziehung). — Bayerische 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1866, 3150 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 3500 Stück, Prämienziehung am 1. April. — Stadt Tournai 50-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1873, 138 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (13. Ziehung). — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1866, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1880 (28. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1866, 3100 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Juni 1880 (28. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1865, 950 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (59. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 480 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. April 1880 (33. Ziehung). — Stadt Freiburg 10-Franken-Loose vom Jahr 1879, 700 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 13 Fr., zahlbar am 15. Juni 1880 (3. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahr 1866, 500 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Juni 1880 (54. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 403 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1880 (37. Ziehung). — Am 31. Badische 35-Gulden-Loose vom Jahr 1845, 8000 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 1. Oktober 1880 (137. Ziehung).

Rösselsprung.

drehn	lieb	auch	falt	spin=	ken	könn=	bei
frau'n	ein=	del	soll	ten	wahrt	die	gern
mein	's ist	basen	nicht	prun=	im	ein=	das
und	soll	sein	rei=	spin=	viel	nicht	still
nicht	nen	nen	auf	ein	gen=	zart	falt
die	zucht	arm	from=	lein	gehn	es	schwarm
min=	um's	spin=	mägd=	den	doch	nur	und
del	lein	mes	fäd=	ist	sein	gassen	soll

Kleine Korrespondenz.



Frau Emilie Bett in W. Von uns aus werden die Hefte pünktlich alle vierzehn Tage versandt und die Buchhandlungen sind deßhalb wohl im Stande, die „Illustr. Welt" regelmäßig zu liefern, besonders solche in großen Städten.

Hrn. Grzenkowicz. Fornasari, italienische Grammatik — auch die „Italienischen Unterrichtsbriefe", Leipzig, Verlag des „Hausfreund". Darin finden Sie auch das gewünschte Wörterbuch namhaft gemacht.

J. K. Kempen. Wir finden darin keineswegs eine Anstandsverletzung, wenn ein junges Mädchen sich von einem ihm vorgestellten Herrn auf der Eisbahn zum gemeinschaftlichen Schlittschuhlaufen engagiren läßt. Es bilden ja häufig sich gänzlich fremde Paare auf der Eisbahn Ketten ꝛc. beim Laufen.

Hrn. F. H. in Berlin. Das Weißsieden des Messings und die Berechnung, ob diese Manipulation billiger ist als Versilberung, ist eine Frage, welche nicht in das Bereich unserer Korrespondenz gehört. Darauf antwortet vielleicht die „Chemikerzeitung" in Koburg.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Eugenie H., Wien; Emma Laßwitz, Breslau; H. Isidor, Posen; Pauline Münich, Berlin; Lavoslava Prislavska, Taboriten (Oesterreich); Hedwig Berger, Leipzig; Frau Emilie Bett, Warschau; Hrn. A. Löwenthal, Würzburg; O. Florschütz, Eisleben; G. Rapp, Hildesheim; H. Käber, Danzig; P. Mansfeld, Magdeburg; J. Schäffer, Bommerholz; Grzenkowicz, Mühlheim; R. Hoffmann, Bielitz; G. Jäckel (?).

J. Ro..... in Pleß. Das erste Heft vom Jahrgang 1868 von „Zu Hause", und das erste Heft vom Jahrg. 1873 der „Illustr. Welt" steht gegen Einsendung von 90 Pf. franko unter Kreuzband zu Diensten.

Hrn. G. Z. in B. Ein wenig gut geschlemmte Kreide.

Hrn. J. R. in München. Eine unverkürzte Uebersetzung von „Tausend und eine Nacht" ist von Dr. Gustav Weil — Stuttgart, Rieger, 1871 erschienen.

Aerztliche Korrespondenz.

Zwei Abonnentinnen in L. N. Zur Erweichung spröder Haare dienen kosmetische Haaröle, die in jedem Parfümeriegeschäfte käuflich sind. — Zum Reinigen der Zähne empfiehlt sich am besten ein zartes, weiches Zahnpulver aus geschlemmter (präzipitirter) Kreide oder eine sogenannte „neutrale Zahnseife". Kohlenstaub als Zahnpulver zu benützen, ist abzurathen.

Gambrinus in A. Das von uns schon oft empfohlene Böttger'sche Depilatorium (Bezugsquelle H. Roth, Bergweg, Frankfurt a. M.) ist auch das geeignete Mittel, um lästige Haare aus dem Nacken zu entfernen.

Abonnent in Colberg. Waschen Sie sich das Gesicht täglich zweimal mit käuflicher Sandseife und reiben Sie damit tüchtig die unreinen Stellen ab; wenn dieselben durch das Einreiben etwas bluten, so hat das nichts zu sagen; im Gegentheil, dann ist der Zweck erreicht. Nur durch energisches Reinigen der Gesichtshaut auf mechanischem Wege können sogenannte „Pickeln", „Wimmerln" u. dgl. entfernt werden. Mit der Blutmischung haben solche Dinge durchaus nichts zu thun.

Hrn. C. K. in B. Gegen Blutarmuth sind Stahlpillen oder Stahlwasser empfehlenswerth, in jeder guten Apotheke, auch ohne Rezept, erhältlich; ebenso C. H. Burk's Eisenchinawein, Archivstraße 21, Stuttgart.

Hrn. C. B. in S. Ohne das Leiden gesehen zu haben, kann kein reeller Arzt Rath in dieser Angelegenheit ertheilen.

Hrn. H. in Z. Der echte Benediktinerliqueur, welcher in der Abtei Fécamp in Frankreich fabrizirt wird und auch in Deutschland aus zuverlässigen Delikatessenhandlungen zu beziehen ist, hat allerdings eine angenehme, erfrischende Wirkung auf die Magenschleimhaut. Die meisten in Deutschland fabrizirten gleichnamigen Schnäpse sind Nachbildungen. Im Uebrigen gilt das Dichterwort: „Gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" — Wenn Sie eine Schilderung des betreffenden Hautleidens einsenden wollen, werden wir nicht ermangeln, unsern ärztlichen Berather darüber zu konsultiren.

Abonnent in Chemnitz. Der Zahnstein wird am raschesten und radikalsten mittelst mechanischen Abkratzens durch einen geschickten Zahnarzt entfernt. Eines der besten blutstärkenden Mittel, die uns bekannt geworden, sind die Eisenchinaweine des Apothekers C. H. Burk in Stuttgart.

Hrn. J. U. in Wien. Gegen die sogenannten Madenwürmer oder Ascariden empfiehlt sich die Anwendung von Kaltwasserklystieren, sowie innerlich Santoninpillen, die in jeder Apotheke ohne Rezept zu haben sind.

Abonnentin in Storkow. Barthaare bei Damen sind freilich keine beneidenswerthe Zierde. Schon oft haben wir an dieser Stelle das Böttger'sche Depilatorium, Bezugsquelle J. H. Roth, Bergweg Nr. 11 in Frankfurt a. M., empfohlen.

Hrn. Wilhelm S. in Prag. Gegen das traurige Uebel gibt es allerdings Heilmittel; auf dem Wege der Korrespondenz jedoch ist hier nichts zu rathen, wenden Sie sich an einen tüchtigen deutschen Arzt in Ihrer Stadt.

Hrn. J. F. in Wien. Das Leiden, gegen welches Sie Heilung suchen, kann so mannigfache Ursachen haben, daß auf eine derartige kurze Anfrage nicht erfolgreich geantwortet werden kann. Bei der Masse von bedeutenden Aerzten, die in Wien zu finden sind, kann es Ihnen doch wohl nicht fehlen, eine Autorität zur Konsultation zu wählen.

Abonnent W. H. Nr. 12 in E. 1) Eine treffliche Anleitung zum Gebrauche von Kaltwasserbehandlungen ist in dem bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen Werkchen von Dr. Runge: „Die Wasserkur", zu finden. 2) und 3) Ein Werk, welches gesundheitsförderliche Turnübungen behandelt, ist Schreber's „Zimmergymnastik", in jeder Buchhandlung erhältlich. 4) Brehm's Werke können Sie ebenfalls durch jede Buchhandlung beziehen. Es gehören solche zu den besten Erscheinungen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Literatur.

Hrn. V. W. in Biehl. Allerdings kann man durch geeignete Uebung und Sprachdiätetik die Aussprache des Buchstaben R, wo solche mangelhaft ist, erlernen. Eine medizinische Behandlung zur Beseitigung des betreffenden Sprachfehlers dagegen gibt es nicht.

Hrn. H. B. j. in Rheinhessen. Sind erfrorene Körpertheile aufgebrochen und schon Wunden entstanden, so eignet sich zu deren Heilung am besten mit einigen Tropfen Karbolöl versetzte Vaselinsalbe. Sind dagegen noch keine Wunden da, sondern nur die erfrorenen Stellen geröthet, so ist Einpinselung mit Jodkollodium (1 Theil Jodtinktur auf 15 Theile mit Alkohol verdünntes Kollodium) empfehlenswerth.

Anfragen*).

25) Wie stellt man einen schwarzen Lack zum Anstreichen von Schulwandtafeln her?

A. M. in Heiligenhaus.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 31. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Als wir kurz vor dem Speisen — wie wir es uns vorgenommen hatten — der Gräfin unseren Besuch machten, wurden wir von den Damen mit Artigkeit empfangen und sprachen uns dieselben noch einmal ihren Dank aus für unsere gestrige Aufmerksamkeit, wogegen ich nicht umhin konnte, dem Fräulein von Glinka zu sagen, wie sehr mich ihr schönes Spiel am vorigen Abend entzückt hatte.

„O — apropos dieses Klavierspiels," wandte sich die Gräfin plötzlich mit Lebhaftigkeit an uns und begann in einer Schale von Majolika, die vor ihr auf dem Tische stand, etwas zu suchen. — „Voilà Messieurs; diesen Brief hier erhielt ich heute früh durch jenen sonderbaren Menschen mit der ledernen Mütze und dem Säbel an der Hüfte, welcher uns folgt wie unser Schatten, sobald wir einen Schritt vor das Haus thun."

„Sie meinen, Gräfin, den Polizeidiener Adam, wenn ich nicht irre?" frug ich mit einiger Verwunderung.

„Ganz richtig, — Monsieur Adam, wie sie ihn hier nennen. — Eh bien, dieser Alte, welcher sich öfters hier etwas zu schaffen macht in unserem Hause, brachte heute früh dieses Schreiben; es sieht beinahe aus wie eine Vorladung oder dergleichen, wie Sie bemerken werden, denn es trägt ein großes rothes Siegel. — Meine Jungfer versteht zum Glück so viel Deutsch, um uns den Inhalt desselben übersetzen zu können. Man behauptet, jenes unschuldige Klavierspiel störe die Ruhe der Badegäste und befiehlt uns an — bei Strafe — nach zehn Uhr spätestens uns mäuschenstill zu verhalten. Wissen Sie, daß ich das sehr sonderbar finde, meine Herren?"

„Ah! — in der That, das ist stark!" sprachen wir beinahe unisono und Karl streckte bereits nach jenem Ukas seine Hand aus.

Der Inhalt desselben wurde durch die Wortstellung noch verschärft, unterzeichnet war er von der Kurdirektion, d. h. vom Doktor. — Nun, wir wußten es ja bereits, von wannen diese Sendung kam, dieß verhinderte uns aber nicht, in hohem Grade empört zu sein über diese Unverschämtheit.

„Und was rathen Sie mir, daß ich thun soll?" frug die Gräfin, unsere ernsten Mienen bemerkend. „Ich möchte meinen Mann mit solchen Lappalien nicht gern behelligen, da er leidend ist, möchte mich aber auch auf der andern Seite von dieser Kurdirektion nicht tyrannisiren lassen; ich glaube, es wird hier in Deutschland wohl gerade so sein, wie bei uns, daß ein Jeder Herr ist in seinem Hause, und meine außerdem, daß die Leute sehr zarte Nerven haben müssen, welche durch Sophiens Spiel in ihrer Nachtruhe gestört werden."

„Das meine ich auch," erwiederte ich lebhaft und wollte mich eben über den Genuß, welchen es mir gewährt hatte, verbreiten, als Karl mir in die Rede fiel. Es war dieß eine beinahe unerträgliche Angewohnheit von ihm.

„Ich finde dieses Schreiben ungerechtfertigt und die Strafandrohung gesetzwidrig, — noch mehr, ich finde es unhöflich — grob. — Immerhin, Frau Gräfin, würde ich aber, den Gewohnheiten dieser kleinen Kolonie hier Rechnung tragend, das gnädige Fräulein bitten, nach zehn Uhr nicht mehr zu spielen," sagte er ernst und beinahe besorgt, ganz gegen seine sonstige Art und Weise. „Dieses ist eben ein Krankenort — ein Schöppenstedt."

Beide Damen schauten lebhaft zu dem Sprecher auf. Es lag Widerspruch, Opposition in ihren Mienen, des Assessors kluges Auge aber und seine entschiedene und überzeugende Art zu sprechen beseitigten dieselbe bald.

„Thun Sie es nicht, mein gnädiges Fräulein, aus Klugheit nicht," sprach Karl eindringlich und bittend. — „Bringen Sie dieses kleine Opfer, der Tag hat ja so viele Stunden und die Nacht ist da zum Schlafen. — Außerdem — ich kenne in der That Jemanden, dem Ihr schönes Spiel eine unruhige Nacht bereitet hat." Ich erröthete wie ein Schulknabe bei dieser Anspielung und zog dadurch die Aufmerksamkeit der Damen auf mich. Um die frischen Lippen der Gräfin glaubte ich ein Lächeln spielen zu sehen, während die Stirn des Fräuleins um einige Töne lebhafter sich färbte. — „Sie kennen die kleinstädtischen Gewohnheiten dieser Leute nicht; das Geringste, was anders ist, als es hier hergebracht ist, gibt ihnen einen unendlichen Stoff zur Unterhaltung. Und es sind böse Zungen darunter!"

„O — das glaube ich Ihnen auf's Wort," rief die Gräfin lebhaft und bewegte die schönen Arme.

„Wir sind Ihnen zwar fremd, gnädige Frau, aber dennoch, bitte, halten Sie es nicht für zudringlich, daß ich mir erlaube, Ihnen meinen Rath in dieser Sache aufzudrängen. — Ich bin Jurist und das Rathgeben gehört somit zu meinem Metier. — Ich würde Ihnen vorschlagen, dem Wunsche der Kurdirektion nachzukommen, um nicht unliebsamen Plackereien ausgesetzt zu sein, die dann doch schließlich Ihrem Herrn Gemahl zur Kenntniß gebracht werden müßten. Dieser Doktor — denn er ist die Kurdirektion — ist ein kleiner, hinterlistiger Patron, vor dem ich Sie warne."

„Und unser Feind obendrein, mein Herr," sprach die Gräfin mit Nachdruck . . . „Sie haben gewiß gehört, wie er meinem kleinen Sergei das Scharlachfieber andichten wollte und welche Umstände ich davon hatte?"

„Gewiß, Frau Gräfin; — der Doktor ist Ihnen



Erster Versuch. Originalzeichnung von C. Henseler. (S. 402.)

nicht gewogen, denn Sie nahmen seine ärztliche Hülfe nicht in Anspruch, sondern die seines gefährlichsten Rivalen, des Doktor Kurs, deßhalb um so mehr seien Sie klug; obgleich völlig in Ihrem Rechte, geben Sie nach, um Frieden zu haben, und wenn es Ihnen nicht gar zu zudringlich erscheint — beehren Sie mich mit dem Auftrage oder meinen Freund hier, diesen Brief in Ihrem Namen zu beantworten. Wir werden Ihre Rechte wahren."

„Sie sind in der That sehr gütig," sprach die Gräfin nach einigem Besinnen und ließ ihr dunkelblaues, feuriges Auge eine Sekunde lang auf dem Freunde ruhen. — „Nun wohl, — ich füge mich Ihrem besseren Urtheil, ich danke Ihnen für Ihren guten Rath und bitte Sie, den Brief zu beantworten, wie Sie es für gut befinden."

Es kostete sie dieses Zugeständniß offenbar einen kleinen Kampf. Sie gab dem Assessor den Brief und mit demselben zugleich ihre Hand, die Jener respektvoll an seine Lippen führte.

Und das sollen Abenteurerinnen sein! dachte ich die ganze Zeit über, diese feingebildeten, liebenswürdigen Frauen, deren ganze Atmosphäre den Hauch feiner Gesittung und Schönheit der Seele ausströmt; bloß weil sie Cigarretten rauchen und einen andern Arzt wählten? . . . O, — sie können es ihnen nur nicht verzeihen, daß sie aus edlerem Holze geschnitzt sind als sie selbst, — jene Erbärmlichen!

Ich war innerlich entrüstet; ich war auch überzeugt, der Assessor würde dem Doktor gehörig seinen Standpunkt klar machen. Um so mehr setzte es mich daher in Erstaunen, als Karl mir hernach erklärte, er würde in dieser ganzen Angelegenheit nichts thun, er habe sich überlegt, daß dieselbe am besten damit erledigt wäre, wenn man nach zehn Uhr nicht mehr spielte künftig.

„Durchkreuze mir doch nur nicht immer meine Pläne," sprach er ärgerlich, „warte doch nur ab, was kommen wird, lieber Eugen. — Stellen wir uns offen auf die Seite der Damen und namentlich jetzt nach dieser Visite, so wird man mißtrauisch und schließt sich gegen uns ab; das aber gerade paßt mir nicht in meinen Kram. — Ich bitte Dich aufrichtig, Stadtrichter, sei mir in dieser Sache zu Willen und denke: Ende gut, Alles gut! Ich stehe für die Folgen. — Da der Zufall uns mit den Damen bekannt machte, so werden wir mit ihnen verkehren, werden zum Beispiel heute Abend, wie man gebeten, eine Tasse Thee dort trinken, — natürlich nur, um dahinter zu kommen, wer und was jene fremden Abenteurerinnen sind. — Thue mir's zuliebe und spiele ein wenig Komödie, Alter — zu wohlthätigen Zwecken!"

Er bat so eindringlich, er sprach so überzeugend, ich gab endlich nach, denn ich wußte aus Erfahrung, wenn Karl etwas unternahm, so führte er es auch stets zu einem guten Schlusse, wobei er häufig das auf Umwegen erreichte, was Anderen auf dem geraden nicht gelingen wollte. — Wäre es nach mir gegangen, dann freilich hätten wir uns offen auf die Seite der gefährdeten Unschuld gestellt und der ganzen übrigen Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen.

*

Als wir zu Tische kamen im Ueberrock und hellen Handschuhen, erregte unser Erscheinen nicht geringes Aufsehen im Saale. Die barmherzigen Schwestern vor Allen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten eifrig, indem sie uns mit mißtrauischen Blicken scharf beobachteten.

„Da sind sie!" kicherte Wienchen Bitter in einem Tone, als kämen wir etwa soeben glücklich von einer gefährlichen Expedition zurück. Grete Zitzewitz aber sprang von ihrem Sitze empor und hüpfte mit flatternden Pfropfenziehern auf uns los.

„Nun, — wie war es — o, wie war es?" rief sie ganz aufgeregt und stellte sich uns in den Weg.

Ich runzelte ärgerlich die Stirn über diese Zudringlichkeit, Karl aber, nachdem er die verblühte Jungfrau eine Sekunde lang ganz ernst aus seinen großen Augen angesehen hatte, verzog seinen Mund plötzlich zu einem ironischen Lächeln.

„Ah so!" sprach er mit einer Handschwenkung und einer tiefen Verbeugung, „Sie sprechen von jenen Damen? — Man läßt Sie grüßen, Sie ganz speziell, mein Fräulein, und auf heute Abend zu einer Tasse Thee einladen."

„Ach, Sie Abscheulicher!" rief Grete Zitzewitz mit einer hastigen Geberde, als ob sie den Assessor schlagen wollte, und zog sich unter dem Gelächter der ganzen Gesellschaft auf ihren Platz neben der Frau von Borg zurück.

Ich hatte übrigens kaum meine Suppe gegessen, da that die Stadträthin an mich ganz dieselbe Frage, wenn auch hinter der vorgehaltenen Serviette. Sie brannte förmlich vor Neugierde, die gute Frau.

„Nun — wie war's?" flüsterte sie mir zu mit einem vielsagenden Blinzeln, und „wie war's?" so stand es ebenso auf den Gesichtern der Familie Ehemann, des kleinen Dresdeners, der Familie Bitter und der übrigen Tischnachbarn geschrieben. — Ich bezwang meinen Widerwillen, ich machte es wie mein Freund, der Assessor, und spielte Komödie.

„Ich danke Ihnen, Madame," erwiederte ich höflich, „ganz befriedigend."

„Befriedigend?" riefen Alle sehr unbefriedigt.

„Ja, meine Herrschaften," antwortete Karl für mich, „in der That, ganz passabel. — Man empfing uns anständig, sprach von Wetter und Musik und beehrte uns zuletzt mit einer Einladung zum Thee auf heute Abend. — Sie gestehen zu, man kann nicht spießbürgerlicher sein."

„Und Sie wollen wirklich dort hingehen?" rief Minchen mit einer Miene unsäglichen Abscheus.

„Wir überlegten es uns soeben noch, mein Fräulein," erwiederte Karl mit einer Verbeugung, indem er dabei einen schnellen, vielsagenden Blick auf das Mädchen warf, von welchem er annehmen durfte, daß es ihm die kleine Geschichte von gestern mit dem Blitzableiter noch nachtrug.

„Aber ich bitte Sie . . . das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein!" rief nun auch Wienchen, ganz roth im Gesicht, über den Kopf der Schwester fort, „zu solchen . . . na, zu solchen —"

„Wiena!" fiel hier die Mutter warnend ein und wurde ebenfalls sehr roth.

„Zu solchen zweideutigen Personen wollen Sie gehen?" fuhr das resolute Mädchen trotz dieser Mahnung mit einer ungeduldigen Bewegung der Schultern fort.

„Eine etwas starke Aeußerung," vernahm ich eine Stimme, ich glaube die des Generals, während Frau Ehemann laut genug der Frau von Eckstein in's Ohr tuschelte:

„Na, Gnädige — die jibt es ihnen jut!"

Ich bewunderte Karl; — ich weiß, welche Antwort er auf der Zunge hatte für diese grobe Ungezogenheit, aber er unterdrückte dieselbe und erwiederte ordentlich sanft:

„Das Studium der Menschen ist unser Metier, Fräulein Bitter, und gestattet uns nicht, den Nesseln auszuweichen, aus Furcht, uns die Finger an ihnen zu verbrennen."

„Bravo, bravo!" rief Herr Heinzmann laut, während Frau Schulz, die Schulräthin und ihre Töchter und selbst die Kammerjunkerin und Grete Zitzewitz, die ebenfalls gespannt hier herüber hörten, ganz eigenthümlich ernsthafte Gesichter machten. Sie schienen es durchaus nicht gutheißen zu wollen, daß Herren, welche mit ihnen verkehrten, dort drüben derartige Studien vornahmen.

„Im Uebrigen," so wurde die dröhnende Stimme des Konsul Eschenberg jetzt gerade hörbar, „sollte man doch erst gültige Beweise haben, ehe man Jemanden verurtheilt. Es steht durchaus nicht fest, ob der Ausdruck ‚zweideutige Personen' hier am Platze oder auch nur schicklich ist."

„Der Meinung bin ich auch," bekräftigte der Senator Cornelius mit einem ernsten Blicke über den Tisch hinfort, der auch uns streifte und vor welchem einige andere Blicke sich zu Boden senkten.

Ich erröthete lebhaft; in welcher Lage befanden wir uns! —

Ein unterdrücktes, schadenfrohes Kichern hier, ein gereiztes, leises Wispern dort und das Thema des Gesprächs wechselte für einige Zeit. Nur die Frau Stadträthin setzte uns noch lebhaft zu mit ihrem: „O bitte, erzählen Sie doch, wie es war, so recht genau!" Sie erhielt indessen nur sehr unbefriedigte Antworten.

Nach dem Essen kamen dann die Herren, vor Allem der Baron, und thaten ähnliche Fragen. — Sie witterten etwas Pikantes, sie beneideten uns im Stillen und geberdeten sich fast noch neugieriger als die Damen.

Sehr peinlich war es mir, daß am Nachmittage bei der Musik der Senator Cornelius mich beiseite nahm und mir eine längere Rede hielt. — Er schilderte mir mit wenigen Worten die Zusammensetzung des Badepublikums und begann dann, mir väterliche Vorwürfe zu machen.

„Es haben sich in den letzten Jahren hier mehr und mehr Elemente eingefunden, welche besser fortgeblieben wären," sprach er unter Anderem, „und ich fürchte sogar, diese bekommen immer mehr die Oberhand. Die hübsche Gegend, das verhältnißmäßig billige Leben, und vor Allem der Umstand, daß Menschen hier eine Rolle spielen, welche daheim Niemand kennen mag, das zieht diese Art von Leuten hieher. — Sie tyrannisiren das übrige Badepublikum, sie drängen sich überall vor, bekritteln Alles, sitzen über Andere zu Gericht und machen ihnen den Aufenthalt so unangenehm wie nur möglich. — Für uns Andersgesinnte sind sie eine wahre Landplage und wir trachten deßhalb auf Abhülfe. Freilich, — so lange der Doktor Schwarz hier mitzureden hat, wird eine Aenderung zum Bessern wohl schwerlich eintreten. Sein Urtheil über diesen Herrn mag sich ein Jeder selbst bilden. — Ich möchte Ihnen, einem gebildeten und achtungswerthen Herrn, auch nur einen wohlgemeinten Rath ertheilen — den nämlich, sich betreffs jener russischen Damen durch die Böswilligkeiten Anderer nicht dazu verleiten zu lassen, diese ohne Weiteres als Abenteurerinnen anzusehen, als zweideutige Personen, und sie darnach zu behandeln . . ."

„Aber, Herr Senator!" rief ich ganz entsetzt und roth vor Scham und Entrüstung.

„Im Grunde kann man doch jenen Frauen weiter nichts nachsagen, als daß sie sich von jenem halbgebildeten Pöbel, — denn anders kann ich diese Rotte mit dem besten Willen nicht nennen — fernhalten. Ich versichere Sie, Herr Stadtrichter, ich und viele Andere haben weiter noch nichts Unrechtes von ihnen gesehen, als daß sie rauchen, denn — na, du lieber Gott, wenn ein Herr sie besucht, — das kann ja doch wohl ebensogut ihr Mann sein oder ein Verwandter. Vor Allem müßte das erst festgestellt sein, ehe man beschuldigt, und im Grunde darf doch auch ein Jeder leben wie er will, so lange er nichts von mir verlangt und mir kein Aergerniß gibt. — Ich sehe, Sie sind meiner Meinung. — Um so besser, Herr Stadtrichter — um so besser. Ein gutes Wort findet ja immer eine gute Statt. — Sie brauchen es mir gar nicht erst zu versichern. — Schlimmes Volk hier, — aber das soll sich ändern, darüber haben wir Anderen auch noch ein Wort mitzusprechen. Nichts für ungut!"

Der alte Herr mit seinem ehrwürdigen weißen Haar und seiner blütenweißen Kravate, er nickte mir zu, sah mich an mit seinem klugen, sanften Auge und wandte sich zu dem General, ohne daß es mir gelang, ein Wort der Aufklärung zu sprechen.

Ich war schier außer mir; — in Wahrheit, das war die härteste Prüfung!

„Was wollte denn der alte Herr von Dir?" frug Karl hernach, an mich herantretend. „Ja, was für ein Gesicht machst Du denn, Stadtrichter!"

Ich erzählte ihm, was mir soeben passirt war, — ganz aufgeregt noch und ganz empört.

„Vortrefflich, — vortrefflich, lieber Junge!" raunte er mir zu. „Siehst Du, das ist ein Zeichen, daß wir unsere Rolle gar nicht übel spielen. Hör' zu und ärgere Dich nicht. — Unser Verhalten ist uns goldklar vorgeschrieben: unparteiische, ernste Beurtheiler, — reden weder für, noch wider Jene. — Römer, Eugen, Eisenherzen, mit dem Blicke des Inquisitors und der Sonde des Arztes — das ist die Maske, welche wir uns vorbinden. — Im Uebrigen, — der Senator soll mit uns zufrieden sein. — Wir wollen ihm ein wenig in die Hände arbeiten, wollen helfen, sie ausräuchern, Eugen, — ausräuchern, das ist das rechte Wort! — Man verkennt Dich heute, — aber Geduld, — noch vierzehn Tage oder drei Wochen und man setzt Dir vielleicht hier ein Denkmal. — Deßhalb beiß' nur immer noch ein wenig die Zähne auf einander und laß Alles ruhig über Dich ergehen."

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Versuch.

(Bild S. 401.)

Der Vater macht einen Augenblick Halt, um sein Frühstück zu nehmen; dieß benützt das Bübchen, welches schon lange aufmerksam dem Vater zugesehen, wie er hinter dem Pfluge herging, um diese lustige Sache, die so sehr leicht schien, auch einmal zu versuchen. Er ruft wie der Vater „Hui!" und die Pferde ziehen wirklich an; da aber die helfende und leitende Hand fehlt, will der Pflug nicht vorwärts. Die Pferde stampfen, der Vater lacht — das Bübchen aber ist sehr verwundert darüber, daß dieß hübsche Furchenziehen nicht so gut geht, als er sich dieß dachte. Es schien ihm ein so nettes Spiel, den Boden aufzureißen und dabei die schwarze Erde so schön auf die andere Seite zu legen. Ein Spiel schien's ihm, das der Vater treibt, und er möchte auch so spielen, er möchte Alles so thun wie der Vater. Es liegt ein tiefer Sinn in dem Nachahmungstrieb der Kinder. Es ist der Ernst des Lebens, welcher ihnen sich zuerst als ein bunter Schmetterling zeigt, der gaukelnd ihrer Phantasie vorschwebt und sie lockt, ihm zu folgen.

Dieser Gedanke liegt auch unserer lebenswahren, frischen Originalzeichnung hier zu Grunde.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Tacano.**

(Fortsetzung.)

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Fräulein Lacassade schüttet ihr Herz aus.

Außer sich vor Zorn, wie sie war, wäre Zoë Lacassade der Marquise de Ribas zweifelsohne in's Gesicht gesprungen, wenn dieselbe nur ein bischen kleiner gewesen wäre. Aber nicht nur durch die physische Seite der Sache wurde die winzige Dame vom Sprunge abgehalten, sondern auch durch die moralische. Ihre patriarchalische Erziehung, ihre Ehrbarkeit, die Reinheit ihres ganzen Lebens machten sie unbarmherzig streng gegen eine Theaterprinzessin, eine Erbschleicherin, eine abenteuerliche Marquise. Sie hätte sich durch einen öffentlichen Kampf mit ihr zu entehren geglaubt.

So machte sie denn entschlossen Kehrt und begab sich heim, ohne von Mathilde bemerkt worden zu sein. Sie ging nicht, sie flatterte vielmehr mit Händen und Füßen, sie flog. In weniger als fünf Minuten war sie in ihrem Hause. Auf der Treppe angekommen hielt sie athemlos inne. „Ich muß mich fassen," keuchte sie. „Jeanne darf nichts merken. Sie soll kein Wort davon erfahren."

Die arme kleine, heißblütige Kreolin! Kaum war sie im Zimmer, als Jeanne bemerkte, wie roth, zerzaust und athemlos ihre kleine Freundin sei, und ihr entgegenrief:

„Mein Gott, was hast Du denn? Was ist geschehen?"

„Nichts!" machte Zoë, sich in ein Fauteuil werfend. „Nichts! Ich habe nicht das Geringste!"

„Aber dennoch ..."

„Was soll ich denn haben?" fuhr die kleine Dame auf.

„Mir ist's ja recht, wenn Du nichts hast," entgegnete Jeanne sanft. „Ich habe eben zu bemerken geglaubt, daß Du aufgeregt, verwirrt, fast möchte ich sagen, zornig bist."

„Einbildung!" sagte Zoë barsch, und drehte ihr den Rücken zu, um sich den Blicken Jeanne's zu entziehen.

Nun hätte die Sache damit abgethan sein können. Unglückseligerweise warf Jeanne, welche stets an ihren Cousin dachte, die Worte hin:

„Heinrich hatte mir versprochen, noch vor dem Abend auf einen Augenblick zu uns zu kommen. Was kann ihn nur abgehalten haben? Hoffentlich ist er nicht unwohl, krank ..."

„Unwohl! ... Krank!" ... machte Zoë zitternd vor Aerger. Und aus dem Zorne in die Ironie fallend, wiederholte sie: „Unwohl, krank, Er! ..."

Betroffen von dem Tone dieser Worte, trat Jeanne auf ihre Freundin zu und sagte:

„Wie Du das sagst! ... Warum sprichst Du mit solcher Aufregung von Heinrich? Was hat er gethan? Was gibt's? Bist Du seinetwegen so außer Dir?"

„Außer mir! Wer ist außer sich! ..."

„Aber Du. Schau' nur in den Spiegel ..."

„Laß mich in Ruhe!" keifte Fräulein Lacassade. „Laß mich in Ruhe! Quäle Einen nicht so ... Spanne mich lieber gleich auf die Folter, um mir das Geheimniß zu entreißen ..."

„Ein Geheimniß! Du hast also ein Geheimniß vor mir, vor Deiner Freundin, Deiner Schwester, Deinem Kinde! ..." Und sie schlang ihren Arm um sie und schaute sie mit ihren sanften Augen an.

Zoë wollte noch Widerstand leisten und sich losmachen, sie fühlte sich ihrem angebeteten Mädchen gegenüber hülflos.

Und Jeanne fuhr schmeichelnd fort: „Sprich, meine liebe, gute, süße Zézelle. Haben wir nicht gelobt, einander Alles zu sagen? ..."

„J ... a" ... stammelte die arme kleine Zoë immer schwächer.

„Schau', Dir selber schadet's, wenn Du mir etwas verschweigen willst, es drückt Dir ja das Herz ab, ich sehe es. Um was handelt es sich? Ist es etwas recht Trauriges? Sage es immerhin ... ich bin ja gestählt gegen das Leid, Du weißt es ..."

„Gegen dieses nicht!" flüsterte Zoë unwillkürlich.

Jeanne erblaßte, fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen und rief: „Es handelt sich also um Heinrich? ..."

Und da Zoë erschrocken schwieg, fuhr sie fort: „O, Du hast mir zu viel gesagt, um schweigen zu dürfen. Ich will Alles wissen, ich will's! ..."

Zoë begriff, daß sie jetzt in der That nicht mehr schweigen könne. Und einmal mußte das arme Mädchen die Sache doch erfahren! Dennoch zögerte sie noch, und begann zuerst von dem Besuche der Wittwe Bonneville zu erzählen, lang und ausführlich, und kam erst Schritt für Schritt zu dem, was Mathilde und Heinrich betraf. Da rief aber Jeanne: „Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr, es ist eine Verleumdung!" Zoë widersprach nicht; es that ihr wohl, das Mädchen zweifeln zu sehen. Aber schon während ihres Ausrufes fing Jeanne zu grübeln an. Hätte man ihr gesagt: „Heinrich von Meillant ist ein Verbrecher!" sie würde bis zum Schlusse gerufen haben: „Es ist eine Lüge!" — Aber die Liebe ist furchtsamer als die Freundschaft: Zweifel und Eifersucht sind die Erstgeborenen der besten Liebe.

Die Freundschaft glaubt, die Liebe fürchtet. Und Jeanne dachte nach. Ja, Heinrich war in den letzten Wochen kälter, zerstreuter, seltsamer geworden, er behielt ihre Hand nicht mehr so lange in der seinigen. Sie hatte das bemerkt, es hatte sie traurig gemacht; aber jetzt, jetzt erkannte sie die Ursache davon, und war elend. Und sie beschwor Zoë Lacassade heftig um jedes Detail, um Alles, was sie wisse, und Zoë, bestürmt, unbesonnen, ebenso aufgeregt wie Jeanne, sagte Alles, was sie wußte, Alles, was sie gethan. Alles, was sie gesehen hatte.

Sie erzählte es zornig, außer sich, jammernd, als ob ihr eigenes Lebensglück bedroht wäre, und hielt erst inne, als sie bemerkte, daß Jeanne wankte und in bitterliches Weinen ausbrach. Es war die rührende Verzweiflung eines gläubigen jungen Mädchens voller Liebe und Hoffnung, welche plötzlich all' ihre süßen Träume in Nichts zerfließen und ihren sonnigen Himmel mit Sturmgewölk umdunkelt sieht.

Es war aber auch die Verzweiflung einer Kreolin: flammend, leidenschaftlich, voll brennender Eifersucht.

Achtundsiebenzigstes Kapitel.

Bei diesem Anblick gerieth die arme Zoë auf eine andere Art außer sich. Sie that Alles, um Jeanne zu beruhigen, sie küßte ihr die Hände, die Stirne, die Augen, die Wangen, die Haare, und rief: „Weine nicht, weine nicht, ich bitte Dich, Du thust mir zu weh! ..." Und dabei weinte sie selber heiße Thränen, und jammerte und rang die Hände. Dann gerieth sie wieder in die höchste Wuth, und zwar dießmal gegen sich selber, und fing an, sich zu verwünschen: „Ich dumme Person! Ich ungeschicktes Ding! Ich Plaudertasche, die nichts für sich behalten kann! ... Und ich hatte mir doch vorgenommen, den Mund zu halten. Statt dessen schwatze ich Alles aus. Man sollte mir die Zunge abschneiden. Man hätte mir schon längst die Zunge abschneiden sollen für allen den Unsinn, den ich in meinem Leben schon zusammengeplappert habe. Das war aber mein größter Unsinn heute. Es gibt keine dümmere Person als ich bin! Nein, es gibt keine!" schrie sie wüthend, als ob Jemand widersprochen hätte, gegen den sie Recht behalten wolle.

„Beruhige Dich," sagte Jeanne endlich gefaßter. „Hätte ich die Wahrheit nicht früher oder später erfahren müssen, und zwar von ihm selber, da er doch nicht mehr daran denken kann, mich zu heirathen?"

Bei diesen Worten brach sie abermals in Thränen aus, so daß Zoë in ihrer Angst rief: „Du übertreibst! Heinrich will Dich noch immer heirathen, nur ..."

„Nur liebt er eine Andere," sagte Jeanne.

„Warum nicht gar? Liebt man denn solche Personen? ..."

„Warum nicht? Sie ist ja so schön, diese Marquise."

„Aber nicht so schön wie Du."

„Schöner. Da man mich um ihretwillen verläßt."

„Er wird wieder zurückkommen!" machte Zoë jetzt ganz fassungslos.

Aber Jeanne hatte ihre Thränen getrocknet und rief mit bebender Stimme: „Er wird zu mir zurückkommen, sagst Du? ... Du kannst Recht haben. Er heirathet mich aus Gnade, aus Mitleid, er glaubt damit eine Pflicht zu erfüllen gegen eine arme Verwandte, eine Waise. Und er wird diese Pflicht vielleicht auch jetzt noch erfüllen wollen. Aber meinst Du, das könne ich annehmen? Nein, nein, ich mag dieses Opfer nicht, ich gebe ihm sein Wort zurück, ich will allein bleiben, allein, allein. Mein schöner Traum ist aus! ..."

Das Schluchzen brach ihre Stimme. Der Schmerz siegte über den Stolz. Aber bald hatte sich das entschlossene, energische, heißblütige, rasche und willensstarke Mädchen wieder gefaßt, und sagte fest: „Ich will ihn nicht wieder sehen, nimmermehr! Aus Furcht, mir wehe zu thun, betrügt und belügt er mich. Ich will ihn wenigstens noch als Verwandten und als Freund achten dürfen ... Er darf mich hier nicht wiederfinden ..."

„Wie! Du willst fortreisen?" schrie Zoë.

„Ja. Sogleich. Er könnte ja heut Abend kommen."

„Und wohin willst Du gehn?"

„Ich weiß nicht. Was liegt mir daran? Gerade aus."

„Nun gut, so gehen wir!" sagte Zoë, ebenso resolut wie ihre Freundin in wichtigen Augenblicken, eben so sehr Kreolin wie sie, vielleicht noch mehr. So erhob sie sich und ging auf ihr Zimmer zu.

„Wohin gehst Du?" fragte Jeanne.

„Ich will Sophie den Auftrag geben, uns die Reisetasche zu packen."

„Sophie ist nicht zu Hause. Auf dem Rückweg vom Friedhofe habe ich sie weggeschickt."

„Sie muß schon da sein; denn eben vorher habe ich da neben uns ein Geräusch gehört."

„So sieh' nach."

Zoë öffnete die Thüre und trat in das kleine Seitenzimmer. Sophie war nicht darin. Dann suchte sie dieselbe in der übrigen Wohnung, ebenso vergeblich. Sie kehrte also mit den Worten zurück:

„Du hast Recht gehabt, sie ist nicht hier ... Und das ist sonderbar. Ich hätte darauf geschworen, daß Jemand im Nebenzimmer sei. Es war wahrscheinlich beim Nachbar. Die Mauern sind so dünn ... Ah, Du schreibst?"

„Ja," antwortete Jeanne vom Schreibtische her. „Ich habe nicht den Muth, ihn zu verlassen, ohne ihn zu benachrichtigen. Ich will ihm sein Wort, seine Freiheit zurückgeben. Die Braut hätte vielleicht ein Recht, ihn ohne Lebewohl zu verlassen; die Verwandte ist ihm ein Adieu schuldig."

Und während Zoë sich entfernte, um selber das Gepäck zu besorgen, schrieb Jeanne:

„Ich verlasse Paris für einige Zeit. Ich habe heute in Erfahrung gebracht, mein Cousin, daß ich Ihnen im Wege bin. Ich gebe Ihnen Ihre volle Freiheit zurück. Widmen Sie Ihre ganze Zeit ... Denen, die es dahin gebracht haben, Ihre Liebe zu erringen. Ich habe Ihnen nur noch zu danken für all' die Güte, die Sie mir bewiesen haben. Glauben Sie mir, ich werde dieselbe nie, nie vergessen, und werde Ihnen ewig dankbar sein. Aber in diesem Augenblicke muß ich Sie verlassen; aus Achtung für Sie, aus Achtung für mich. Leben Sie wohl ..."

Im Augenblicke, wo sie unterzeichnen sollte, hatte sie einen Moment der Schwäche; sie gab ihrem Schmerze nach, und fügte die Worte hinzu:

„Ich leide, ich leide viel ..."

Dann schrieb sie schluchzend:

„Deine kleine Cousine, die Dich so lieb hat, Heinrich.

Jeanne."

Wie sie den Brief beendet hatte, trat Zoë Lacassade wieder ein. „Alles ist bereit," sagte sie. „Ich habe auch im Eisenbahncourier nachgeschaut. In einer halben Stunde geht ein Zug nach Havre ab. Willst Du nach Havre gehen? Wir sind dort näher dem Wege nach unserer Heimat."

„Gehen wir nach Havre," sagte Jeanne gleichgültig.

Wie Sophie Blanchard heimkam, theilte ihr Zoë Lacassade mit, daß sie und Jeanne für einige Tage in die Provinz reisen müßten in einer wichtigen Angelegenheit. Man vertraue ihr die Wohnung an und werde ihr später weitere Verhaltungsmaßregeln schreiben. Und Jeanne fügte hinzu, der Brief auf dem Schreibtische sei für Herrn von Meillant, wenn er Abends kommen sollte.

*

Und Heinrich kam des Abends gegen neun Uhr.

Sophie Blanchard öffnete ihm.

„Guten Abend, liebe Sophie," machte er heiter, und wollte an ihr vorüber in den Salon.

„Ich bitte, gnädiger Herr, aber die Fräuleins sind schon fort ..." sagte die Blanchard.

„Fort sind sie? Ausgegangen? Wahrscheinlich etwas einkaufen?"

Die Blanchard schaute ihn verdutzt an. „Aber gnädiger Herr, Sie wissen also nicht ..."

„Was denn?"

„Daß die Damen abgereist sind."

„Abgereist! Ohne mir vorher etwas zu sagen? Unmöglich ..." Er war todtenbleich geworden.

„Und doch ist es so," sagte sie, jetzt selber zitternd, ohne zu wissen warum.

„Aber sie kommen doch hoffentlich morgen wieder heim?"

„Ich ... ich glaube nicht ..." stammelte sie.

„Und sie haben gar keine Zeile an mich zurückgelassen? ..."

„O, das wohl, gnädiger Herr, das wohl! ..."

Und sie ging ihm nach dem Salon voran, gab ihm den Brief und leuchtete ihm mit ihrer Kerze, wie er das Couvert desselben zerriß und las:

„Verzeihen Sie mir, Heinrich, den Schmerz, den ich Ihnen jetzt zufüge. Ich weiß wohl, daß ich undankbar an Ihnen handle. Aber ich kann Sie nicht länger betrügen. Mein armer Cousin, ich bin nicht würdig, weder Ihrer Güte, noch Ihrer Liebe. Vergessen Sie mich und überlassen Sie mich meinem Schicksale. Vielleicht wäre es an Ihrer Seite glücklicher gewesen — aber wer kann für sein Herz. Leben Sie wohl, Sie werden mich nie wiedersehen.

Jeanne Guérin."

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Heinrich entsagt.

„Sie irren sich," sagte Heinrich von Meillant zu Sophie Blanchard, nachdem er den Brief gelesen hatte, den sie auf dem Salontische gefunden hatten. „Dieser Brief ist nicht an mich. Er kann nicht an mich sein! ..."

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, Fräulein Jeanne hat mir ausdrücklich gesagt: ‚Uebergeben Sie diesen Brief meinem Cousin, wenn er Abends kommt.'"

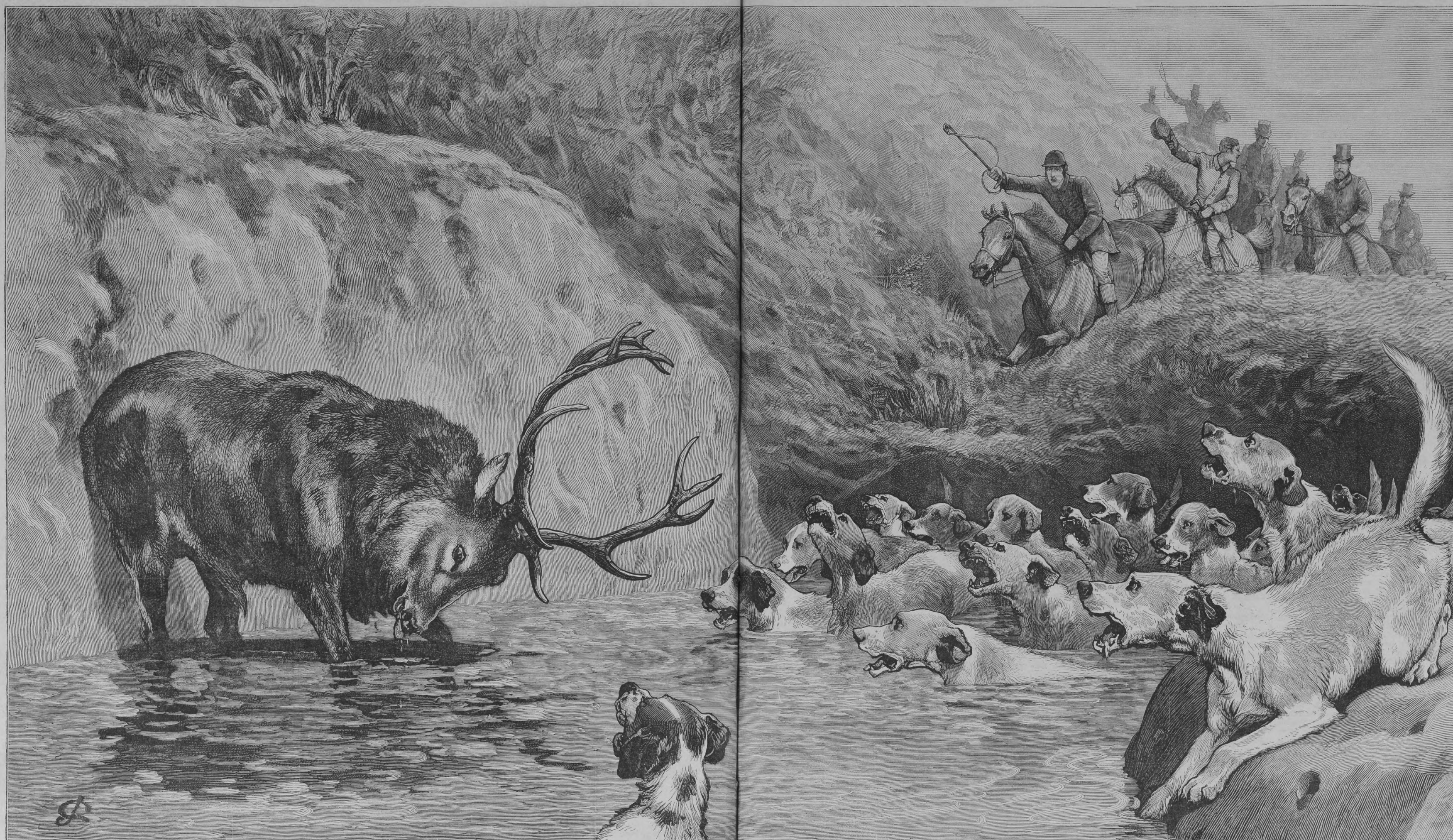
Zu gleicher Zeit reichte sie Heinrich die Stücke der Adresse, welche er zerrissen hatte, und auf denen er noch deutlich lesen konnte: „Herrn Heinrich von Meillant."

Er betrachtete die Schrift lange; es war wirklich die seiner Cousine.

Dann las er nochmals den Brief. Eine Stelle desselben, die Stelle, wo sie ihm sagte, daß sie seiner unwürdig sei, daß sie einen Andern liebe, über die konnte er sich nicht täuschen.

Und das schrieb ihm Jeanne! Jeanne, Jeanne, seine Braut, sie, der er heute hatte sagen wollen:

„Alles ist nun bereit zu unserer Hochzeit, alle Papiere sind da, sie kann stattfinden, sobald Du willst! Ich wollte Dir nicht davon sprechen, um die trüben Gedanken nicht zu entweihen, welche der Jahrestag jenes Unglücks in Dir wachrufen mußte. O wie schwer ist es mir geworden, den Tag des Glückes um dieser Trauer willen hinauszuschieben! Denn die Sehnsucht nach Deinem Besitze verzehrt mir das Herz! Ich wagte es nicht mehr, Deine Hand zu fassen, Dich an mich zu drücken, denn ich verschmachtete nach Dir! Aber jetzt bist Du mein! Ja?"



Ein gestellter Hirsch. (Seite 415.)

So wollte er zu ihr sprechen, so liebte er sie. Und sie! Sie war fort und sagte ihm ein so schändliches Lebewohl! Sie sagte ihm frech, nicht nur, daß sie ihn zum Besten gehalten, daß sie ihn nie geliebt, sondern daß sie einen Andern liebe und mit diesem entfliehe — wie eine Dirne!

Wer konnte jener Andere sein?

Er erinnerte sich jetzt, in letzter Zeit seltsame Gespräche um sich gehört zu haben von fremden Leuten, die sich auf Jeanne zu beziehen schienen, bei denen er sich aber sagte: „Das ist ja nicht möglich, sie sprechen nicht von ihr ...“ Aber dieser Brief, dieser schändliche Brief! ... War er denn wirklich von ihr? .... Er verglich ihn mit dem Briefe, den sie ihm nach den Kolonieen geschrieben hatte. Es war wohl ein seltsamer Unterschied in der Schrift ... es konnte das aus einer Fälschung herrühren, aber auch aus der Zeit, der Stimmung. Die Hauptzüge waren gleich. Und dann, hatte Jeanne den Brief nicht selber an die Blanchard übergeben, für ihn? ...

Er wandte sich wieder an die Bedienerin, die verwirrt, erschreckt, schweigend am Tische stand.

„Jeanne hat Ihnen diesen Brief für mich gegeben?“

„Ja, mein Herr. Noch auf der Eisenbahn, wohin ich sie begleitet hatte.“

„Auf welchem Bahnhof?“

„Sie fuhren nach Havre. Ich selber gab die Reisetasche auf.“

„Und sie fuhren allein?“

Sophie zögerte mit der Antwort.

„Nun?“ fragte er barsch.

„Ja,“ sagte sie hastig. „Sie fuhren allein.“

Er warf einen mißtrauischen Blick auf sie. Er wollte noch zweifeln! ... Instinktmäßig nahm er das Licht auf, und ging in das Zimmer seiner Braut. Wollte er das traute Stübchen noch einmal sehen? Ach, wie verändert war es! Die Schubladen aufgerissen, alle Sachen durcheinandergeworfen in der Hast des Einpackens. Mitten drin lag ein vergessener Brief. Heinrich hob ihn auf, näherte sich dem Lichte, das er auf einen Tisch gestellt hatte, und las; er hatte ja unter diesen Umständen wohl das Recht, ihn zu lesen.

Es war ein Liebesbrief an Jeanne. Man erinnerte sie in demselben an heimliche Zusammenkünfte, an selige Stunden der Lust; man beschwor sie, einen Entschluß zu fassen, dem albernen, verhaßten Bräutigam zu entfliehen und im Arme der Liebe glücklich zu sein ...

Er las den Brief nicht zu Ende, und ging zurück. Im Salon nahm er seinen Hut auf, grüßte die Blanchard und sagte ihr mit heiserer Stimme: „Adieu. Ich komme nie mehr hieher zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Karl v. Holtei.

(Bild S. 408.)

Einer der beliebtesten und bekanntesten deutschen Dichter ist im Alter von 83 Jahren zu Breslau gestorben.

Karl v. Holtei wurde am 24. Januar 1797 zu Breslau als Sohn eines kaiserlich österreichischen Rittmeisters geboren. Er sollte Landwirth werden, studirte aber die Rechte und gab, einer unbezähmbaren Neigung folgend, 1819 die juristische Laufbahn auf, um sich der Bühne zu widmen. Nun gab's eine Zeit der Kämpfe und des Wanderns. 1821 heirathete Holtei die Schauspielerin Louise Rogée, und während seine junge Frau eine Zierde der Breslauer Bühne war, bekleidete der lebenslustige junge Holtei das Amt eines Theatersekretärs und Dramaturgen.

Holtei schwärmte für Kunstreiter, wollte diese auf die Bühne bringen — es gab einen kleinen Skandal und das junge Paar verließ Breslau und ging nach Berlin. Hier schuf Holtei die für Deutschland fast neue Gattung der Liederspiele: „Die Wiener in Berlin“, „Die Berliner in Wien“. 1825 verlor Holtei seine Frau durch den Tod, ergriff den Wanderstab und ward Shakespearevorleser. Im Jahr 1829 vermählte er sich zum zweiten Male und wieder mit einer genialen Schauspielerin, Julie Holzbecher; er ward in Darmstadt Theaterdichter und Regisseur des dortigen Hoftheaters. Es gefiel ihm dort nicht und das Gastspielreisen durch Nord- und Süddeutschland begann wieder. 1837 schrieb Holtei in Berlin seine „Vierzig Jahre“ und folgte dann einem Rufe als Theaterdirektor nach Riga. Nachdem aber 1839 seine zweite Frau gestorben, trat er von Neuem sein Wanderleben an als Vorleser Shakespeare'scher Stücke. 1847 ließ er sich dauernd in Graz nieder und nun begann eine Periode überaus fruchtbarer Schriftstellerei. Seit 1870 lebte der Vielgewanderte in Breslau. Bei einer schweren Krankheit ließ er sich in das Kloster der barmherzigen Brüder in Breslau aufnehmen, woselbst unsere Illustration den greisen Dichter in seinem einfachen Stübchen zeigt; er wurde dort mit Liebe und Sorgfalt bis an sein Ende, den 13. Februar, gepflegt.

Was ist es eigentlich, das Holtei's große Popularität, seine allgemeine Werthschätzung als Dichter ausmacht? Es ist das Herz dieses Poeten, das gute, liebeerfüllte, weiche, edle Herz. Dieß ist die Grundlage aller Holtei'schen Schriften, dieß gibt seinen Schilderungen eine Farbenglut, einen Regenbogenschimmer, so köstlich frisch, rein und tief, wie kaum noch ein anderer deutscher Dichter sich dessen rühmen kann; dieß lockt die Thräne der Wehmuth in das Auge, während es zugleich lächelt; dieß macht, daß das Kleinste, was dieser Dichter uns vorführt, ein anmuthendes Leben gewinnt, uns fesselt und bezaubert, selbst wenn unser Verstand sich dagegen auflehnen will. Es bestimmt auch Holtei's Charakter in der Literaturgeschichte, — zuerst sprach bei ihm das Herz in voller Unmittelbarkeit, die Kunst des Formens und Gestaltens kam erst in zweiter Linie. Ein feuriges, schönes Herz voll Liebenswürdigkeit, ewig jung und voll Liebe, sprach zum deutschen Volke, und deßhalb hat Holtei stets geerntet, was er gesät hat, und was das Köstlichste ist, das ein Leben einbringen kann — die Liebe eines ganzen Volkes.

Die Czaroiskys.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

(Fortsetzung.)

Wenige Minuten nach der Ankunft des Prinzen begab man sich zur Abendtafel, welche im Nebenzimmer hergerichtet worden war. Der Prinz saß zwischen Sascha und ihrem Vater, that dem Letzteren wacker Bescheid, flüsterte der Ersteren tausend Huldigungen zu, welche zu fein waren, um mit Unhöflichkeit darauf antworten zu können, und doch ausdrucksvoll genug, um von ihr verstanden zu werden, und fand dazwischen noch ausreichend Zeit, die ganze Gesellschaft mit seinen Warschauer und Petersburger Erlebnissen und Abenteuern zu unterhalten.

„Er ist eitel und thöricht,“ dachte Sascha, „aber sein Plaudern ist anregend genug, um den Schneefall draußen zu vergessen, den Schneefall und für einige Augenblicke auch Josua Lewy und seine Botschaft.“

Wäre sie fünfzig Jahre später jung gewesen, vielleicht hätte sie eine Migräne vorgeschützt, um sich zurückziehen zu können. Damals wäre dergleichen unerhört gewesen, und sie überwand daher ihre ängstlichen Gedanken und nöthigte sich, dem Prinzen zuzuhören, bis sie es fertig brachte, ziemlich ungezwungen zu lächeln und dadurch die Gewitterwolken etwas zu verscheuchen, welche sie auf Graf Amand's Stirn bemerkt hatte. Dieser schien seine Aufmerksamkeit jetzt nur noch zwischen dem Wein und dem jungen Paare neben sich zu theilen.

Der Prinz erzählte, daß er einmal die Wette gewonnen habe, eine ganze Nacht mit Mazurektanzen zu verbringen.

„Die Pausen wurden so kurz gemessen, daß all' meine Mittänzer schließlich halb todt am Boden lagen,“ sagte er, „aber ich hielt aus und habe die nächste Nacht wieder einen Ball besucht, denn ich bin ein leidenschaftlicher Tänzer.“

„Ei, Sascha, was meinst Du dazu? Das ist etwas für Dich!“ rief Graf Amand seiner Tochter zu; „ich sage Ihnen, Prinz, sie kann auch nie genug bekommen!“

„O, wir müssen auch noch zusammen tanzen, Gräfin, nicht wahr?“

„Topp,“ schrie Graf Amand, „das sollt ihr, und zwar heute noch!“

Sascha lachte.

„Heute geht's wohl nicht, da ich die einzige Dame bin und die Herren doch nicht unter einander werden tanzen wollen,“ sagte sie.

„Heute nicht?“ rief Graf Amand mit rollenden Augen. „Warum heute nicht? Frauenzimmer kann man immer haben, und ich will, daß ihr heute noch tanzen sollt. Ich werde also Frauenzimmer schaffen.“

„Ei nun, wenn die Gräfin mir die Ehre eines Mazurek geben will — ich für mein Theil verzichte dann auf jede andere Tänzerin,“ meinte Prinz Joseph.

„Wir auch, wir auch!“ riefen die Anderen.

„Ich verzichte aber darauf, mich von Ihnen zu Tode tanzen zu lassen!“ rief Sascha mit einem Anfluge ihrer frühern Heiterkeit. „Ich kann nicht mit Ihnen Allen tanzen.“

„Nein, sie kann nicht mit euch Allen tanzen — getanzt soll aber werden!“ schrie Graf Amand. „Ihr da, Leute,“ wandte er sich an die aufwartenden Diener, „der Pietrek soll anspannen und nach dem Städtchen fahren. Ich lasse die Frau Doktorin mit den Töchtern und die Frau Bürgermeisterin mit der Schwester bitten, sogleich herzukommen, wir wollten tanzen!“

„Zu Befehl, gnädiger Herr Graf, aber es wird schwer durchzukommen sein, es schneit ziemlich stark — —“

„Wenn ich sage: es wird gefahren, so wird gefahren, und wenn es ein Eisgebirge vom Himmel schneit!“ schrie der Graf, den der reichlich genossene Wein noch eigensinniger machte, als er ohnehin schon war. „Nehmt die beiden leichten Britzkas, spannt vier Pferde vor jede oder meinetwegen auch sechs, und wenn ihr länger als eine Stunde Zeit braucht, um hinzukommen, so soll euch der Henker holen, verstanden?“

„Zu Befehl, gnädigster Herr Graf!“

Er blickte nach der großen, runden Uhr, welche ihm mitten auf den Leib herabhing.

„Halb sieben Uhr,“ sagte er dabei, „um halb Acht sind sie im Städtchen und spätestens um neun Uhr haben wir die Mädel hier. Bis dahin aber sitzen wir bei Tisch. Hallo, Wein her, lustig, lustig, ich sage, es geht nichts über die Lustigkeit, und in der ganzen Welt versteht man sich nicht darauf wie bei uns in Polen. Ha, ha, hab' ich nicht Recht, Prinz?“

„Gewiß, ich möchte nur noch hinzufügen: und in Polen versteht man sich nirgends so gut darauf wie in Cerwionka! Es ist ein herrlicher Gedanke, heute noch einen Ball zu improvisiren!“

„Nicht wahr? Ja, ja, ich habe so etwas gern. Und sehen Sie, mit den Leutchen im Städtlein stehe ich auf einem solchen Fuße, daß sie zu mir herauskommen würden, selbst wenn ich sie um Mitternacht holen ließe!“

„Das ist auch das einzig Richtige,“ meinte Prinz Joseph. „Das Krämervolk in den kleinen Städten muß tanzen, wie wir pfeifen.“

„Bravo, Prinz, ich freue mich immer, wenn ich so standesgemäßen Ansichten begegne!“

Und nun ging es an ein Erzählen von Anekdoten, und dazwischen wurde geschmaust, getrunken und gelacht, bis die zwei Stunden verstrichen waren.

„Ruft jetzt den Karol, er soll seine Geige stimmen,“ rief Graf Amand. „Jetzt müssen unsere Tänzerinnen gleich kommen, und dann soll es sofort losgehen. Ich sage Ihnen, Prinz, mein Gärtner Karol spielt die Geige, daß es mir auf meine alten Tage noch in den Füßen vor Tanzlust zuckt, wenn ich ihn höre.“

Man hob nun die Tafel auf, die hohen Lehnsessel im Nebenzimmer wurden zusammengerückt, Karol kam mit seiner Geige, und als der erste Wagen vorfuhr, wurde er mit einem lauten Hurrah empfangen und die ankommenden Frauen im Triumphe heraufgebracht. Sie waren Alle gekommen, die Doktorin mit ihren drei Stieftöchtern, mit denen sie stets um die Wette tanzte, und die junge Bürgermeisterin mit ihrer noch jüngeren Schwester. Von den Männern war bei der Einladung keine Rede gewesen, diese mußten sich geehrt genug fühlen, wenn man ihre Frauen und Töchter begehrte, und es war selbstverständlich, daß sie zu Hause blieben. Ihr Mitkommen wäre ebenso unerhört gewesen als ein Abschlagen der Einladung, und Graf Amand wußte, daß er vor beidem sicher war.

„Na, so ist's recht, man darf kein Wetter scheuen, wenn's einen lustigen Abend gilt!“ rief er jetzt den Frauen zu, welche den Schnee von ihren Mänteln und Tüchern abschüttelten und in wenigen Augenblicken tanzbereit waren.

Draußen wurden die dampfenden Pferde in Decken gehüllt und die Knechte schimpften über die Launen der Herren und über die Unbill des Wetters. Aber oben im Wohnzimmer erklang der Mazurek, Karol spielte seine Geige mit gewohnter Meisterschaft, die Paare flogen tanzend dahin und einige der älteren Herren, welche auf den Holzsitzen am Ofen Platz genommen hatten, stampften dazu mit den Füßen auf den Boden und summten die zur Melodie des Tanzes gehörenden Worte:

„Horch', die Geigen fröhlich schwirren,
Laden zum Mazurek hell.
Locken fliegen, Sporen klirren
Und die Herzen schlagen schnell.
Loser Geister Chor beschwörend,
Die den hellen Saal durchziehn,
Klingen Herz und Sinn bethörend
Des Mazureks Melodien.
Kerzen leuchten, Augen glühen —
Welch' ein Blinken, welch' ein Schein —
Und in all' dieß Funkensprühen
Hell klingt der Mazurek drein.“ — —

Sascha tanzte mit dem Prinzen. Das Herz that ihr weh, ihr Kopf brannte, Alles schien ihr wie ein Traum, aber ihre Füße tanzten und das Blut pulsirte schneller in ihren Adern und färbte ihre Wangen mit höherem Roth. Und dabei schimmerten ihre Augen so seltsam, wie von verhaltenen Thränen, daß der Prinz sie immer wieder und wieder anblickte und dachte: sie ist das schönste Weib, welches mir je begegnete, und daß sie meine Huldigungen halb zurückweist und doch halb annimmt, gibt ihr einen doppelten Reiz. Aus uns Beiden ein Paar machen zu wollen, das ist der klügste Gedanke, den unsere beiden Alten je gehabt haben.“

Und mit siegessicherem Lächeln umschlang er seine Tänzerin und zog sie mit sich in den rasenden Mazurekwirbel.

Die Dämmerung war nicht mehr fern, als Karol's Geige endlich verstummte. Draußen schneite es noch immer. Niemand dachte daran, nach Hause zu fahren. Man vertheilte sich in zwei große Zimmer, deren Boden mit Stroh bedeckt und mit Kissen und Decken belegt worden war. Die Herren kamen in das eine, die Damen in das andere Zimmer, nur Prinz Joseph erhielt ein besonderes Gemach. Graf Amand hatte seine Freude gehabt an dem Tanz im Allgemeinen und an dem Prinzen und seiner Tochter im Besondern, und da ihn der viele Wein außerordentlich mittheilsam gemacht hatte, beschloß er seine Freude auszusprechen und rief Sascha noch einmal zu sich, als die Anderen sich schon zurückgezogen hatten.

„Komm' her, Kleine,“ rief er ihr zu, „komm' her, bist ein braves Mädchen!“

„Ich freue mich, wenn Du zufrieden mit mir bist, aber es ist schon spät, Vater, wir wollen zur Ruhe gehen,“ antwortete sie sanft ausweichend, denn die Weinlaune Graf Amand's flößte ihr heimliches Entsetzen ein.

„Ja wohl, das wollen wir, und angenehm träumen wollen wir auch, Kleine, ha, ha, sehr angenehm, zum Beispiel von einem Brautkranz und lustiger Hochzeit, ha, ha, ha!“

„Gute Nacht, Vater!“

„Ei, wie Du es eilig hast, willst gar nicht wissen, wer den Bräutigam bei der Hochzeit abgeben wird?“

„Das steht in Gottes Hand,“ seufzte Sascha.

„Nun freilich, aber neben dem lieben Gott hat der Vater doch die Hauptsache dabei zu sagen, na, und daß Du's weißt, ich habe einen Bräutigam für Dich, einen hübschen, vornehmen Bräutigam, um den sie Dich Alle beneiden werden!“

„Vater!“

„Na, ja, Du kannst zufrieden sein, Prinz Joseph selbst wird Dein Gatte werden — so, nun weißt Du das große Geheimniß, das bald keines mehr sein wird, denn er hat mir heute Abend gesagt, daß er einverstanden ist mit den Plänen, die sein Vater und ich gemacht haben.“

Sascha hatte den Kopf an den Thürpfosten gelehnt, einen Augenblick drohte sie zusammenzubrechen. Sie war todtenblaß, ihre Augen schienen halb erloschen. Aber im nächsten Augenblick richtete sie sich auf und geisterhaft groß und glühend blickten ihre Augen aus dem blassen Gesicht. Eine Minute hatte ihr ganzes Wesen verändert. Jetzt durfte sie nicht mehr hoffen, aber auch nicht mehr dulden. Der Augenblick des Kampfes war gekommen. Jetzt dachte sie nicht daran, daß ihr Vater heute nur halb Herr seiner Gedanken und Worte war; jede kleine List schien ihr eine unwürdige Waffe in diesem

Kampfe, die Wahrheit allein, Festigkeit und unerschrockene Entschlossenheit hatten hier ein Recht, sich zu behaupten.

Einen Augenblick noch stand sie hoch aufathmend still.

„Nun, was sagst Du dazu?“ frug der Graf, sich nach ihr umwendend.

Jetzt ging sie auf ihn zu. Sie faßte seine Hand, beugte sich über ihn, und ihm fest in die Augen sehend, sagte sie leise:

„So wahr ich Deine Tochter bin, werde ich nie einen Gatten wählen, den ich nicht liebe!“

„Ha, ha, und wer sagt, daß Du den Prinzen nicht lieben wirst?“

„Ich, mein Vater!“

„Und ich sage Dir, Du wirst ihn lieben oder sein Weib werden, auch ohne ihn zu lieben. Die Sache ist abgemacht und ich habe lange genug Deinen Eigensinn geduldet, um nun auch einmal meinen Kopf durchsetzen zu können.“

„Vater, wenn Du mich lieb hast . . .“

„Ach, bleibe mir vom Halse mit solchem Weiberkram. Du heirathest den Prinzen Joseph, Punktum, füge Dich!“

„Ich kann nicht!“

„Das wollen wir schon sehen!“

„Ich bitte Dich, bestehe nicht darauf! Ich werde lieber sterben, als des Prinzen Weib werden!“

„Und ich sage Dir, ich lasse Dich eher zu Grunde gehen, als daß ich diesen Plan aufgebe!“

„Vater!“ schrie Sascha schmerzlich auf.

Sie hatte bisher trotz seines rauhen Wesens an seine Liebe zu ihr geglaubt. Jetzt wußte sie, daß sein Ehrgeiz größer war als seine Liebe.

Der Graf hatte sich von seinem Sessel erhoben. Wieder standen Vater und Tochter sich gegenüber und maßen sich mit den Blicken, wie an jenem Jagdmorgen, an welchem Sascha das Lieblingspferd des Grafen erschossen hatte. Sascha's schlanke Gestalt reichte fast an die Höhe ihres Vaters hinan. Sie hatte dieselbe hohe, stolze Stirn wie er, dasselbe dunkle, blitzende Auge und — denselben starren, unbeugsamen Sinn. Das wußte Graf Amand, und er war sonst stolz darauf gewesen, aber heute empörte es ihn.

„Ja wohl,“ wiederholte er, „mein Wille steht fest, unerschütterlich!“

Sie kreuzte die Arme über der Brust und sagte scheinbar ruhig:

„Nun denn — der meine auch!“

Graf Amand's Hand zitterte vor Erregung, als er jetzt Sascha's Arm erfaßte, und seine Stimme klang heiser, als er ihr zuraunte:

„Du kennst mich noch nicht, Mädchen! Wage es nicht, mir zu trotzen, denn ich sage Dir, ich zertrete Dich wie einen Wurm, wenn Du es wagst. Du wirst gehorchen, verstehst Du wohl, Du wirst gehorchen — es stehen mir viele Mittel zu Gebote, Dich dazu zu zwingen, und ich schwöre, ich werde sie benützen!“

Er stieß sie heftig in den hinter ihr stehenden Sessel und schritt mit einem lauten Fluche der Thüre zu. Plötzlich blieb er stehen und blickte Sascha mißtrauisch an.

„Geh' auf Dein Zimmer!“ befahl er kurz.

Sie erhob sich mechanisch. Einen Augenblick schoß es ihr durch den Kopf, sich ihm zu Füßen zu werfen, ihm Alles zu entdecken und um Erbarmen zu flehen. Aber ein Blick in sein Gesicht genügte, es ihr zu sagen, daß Alles vergebens sein würde. Lautlos schritt sie an ihm vorüber, den Korridor entlang, über welchen er ihr folgte, und öffnete die Thür ihres Zimmers. Hier blieb sie noch einmal stehen.

„Ich kann nicht anders, Vater,“ sagte sie nochmals, als er dicht neben ihr stand.

Er antwortete nicht, aber er zog, als sie über die Schwelle getreten war, die Thüre in's Schloß und drehte den Schlüssel um.

Sascha hörte es, wie er zuschloß und den Schlüssel abzog. Ihr Auge blitzte unheimlich, während sie es fest auf jene Thür richtete, und ihre bebenden Lippen flüsterten:

„Gut denn, Kampf zwischen uns, Kampf bis zum Aeußersten!“

Einen Augenblick lag sie regungslos auf den Knieen, den Kopf nach der Thüre gewandt. Dann vergrub sie das Gesicht in den Händen und brach in leidenschaftliche Thränen aus.

Plötzlich richtete sie sich auf. Noch war es nicht Zeit, sich muthlosem Schmerz zu überlassen. Noch gab es ein Mittel, das sie versuchen mußte, um das Aeußerste abzuwenden. Sie suchte Feder und Papier hervor und schrieb wenige Zeilen, welche aber inhaltsschwer genug sein mußten, denn sie zerriß mehrere Bogen, ehe sie das Geschriebene stehen ließ und zusammenfaltete. Mit fester Hand schrieb sie den Namen des Prinzen Joseph darauf und verbarg den Brief dann in ihrem Busen.

*

Gegen Morgen hatte ein scharfer Frost dem tiefen Schnee eine feste Decke gegeben und der Himmel war klar geworden. Graf Amand sandte nach allen Richtungen Boten aus und der Koch hatte seine weiße Mütze schief auf dem Kopf sitzen, wie immer, wenn es ausnahmsweise viel zu thun gab. Die Damen aus dem Städtchen wurden auf einem mit Stroh gefüllten Holzschlitten nach Hause geschickt und in Schloß Cerwionka bereitete man sich auf neue, vornehmere Gäste vor. Graf Amand hatte beschlossen, seine Familienangelegenheit und das eigensinnige Köpfchen seiner Tochter so schnell als möglich in Ordnung zu bringen, und da Prinz Joseph gegen diese Veranstaltung durchaus nichts einzuwenden hatte und für alle Fälle schon einen kostbaren Diamantring bei sich trug, sollte heute Abend schon die öffentliche Verlobung verkündet und die Nachbarschaft zu diesem Feste eingeladen werden. Der Graf fühlte keine Sehnsucht nach einem zweiten Alleinsein mit seiner Tochter und beschloß daher, sie mit großem Gefolge aus ihrem Zimmer abzuholen, dessen Schlüssel er immer noch bei sich trug. Seine Absicht wurde ihr vorher durch eine Kammerzofe mitgetheilt, die er höchsteigenhändig einließ, um ihrer Herrin behülflich zu sein, passende Toilette zu machen. Sascha empfing das Mädchen anscheinend ruhig. Aber kaum hatte dasselbe seine Botschaft bestellt, als sie einen in der Nacht geschriebenen Brief hervorzog und der Zofe eine große Belohnung versprach, wenn sie denselben sofort dem Prinzen überbringen wolle. Mit schlauem Lächeln nahm das Mädchen diesen Auftrag entgegen, froh, daß es bei seiner Herrin auch einmal einen „Liebesbrief“ zu bestellen gab, wie bei anderen schönen Damen, und huschte hinaus. Das Glück war der Kleinen günstig, sie begegnete dem Prinzen auf dem Korridor und mit stolzem Lächeln nahm er den Brief entgegen. Aber das Lächeln verschwand einen Augenblick, während er die Zeilen des Briefes las; war es denn erhört, daß ihm wirklich diese Zeilen galten? Da stand mit fester, deutlicher Handschrift geschrieben:

„Ich weiß Alles, aber ich halte Sie für zu edel, um meines Vaters Wünsche noch zu berücksichtigen, wenn ich Ihnen sage: mein Herz denkt an einen Andern und die Ihre kann ich nimmer sein. Sascha Czaroiska.“

Er faltete das Blatt zusammen. „Pah, Mädchengrillen,“ dachte er. „Sie gefällt mir, und mit dem ‚Andern‘ getraue ich mich es aufzunehmen, habe schon manchen ‚Andern‘ aus dem Felde geschlagen.“

„Was für eine Antwort soll ich meiner Herrin bringen?“ frug die Zofe.

„Ah, Du bist noch da, Kleine!“ antwortete der Prinz, ein Geldstück aus der Tasche ziehend. „Da nimm zunächst das, und dann sage Deiner Herrin: wenn die Rose auch Dornen habe, so bleibe sie doch immerhin die Königin der Blumen, — hast Du mich verstanden?“

Und ein Liedchen trällernd schritt er den Korridor hinab, während die Zofe ihre Botschaft überbrachte. Sascha blickte sie einen Augenblick starr an.

„Und Du weißt gewiß, daß er meinen Brief las?“ frug sie dann tonlos.

„Ganz gewiß, ich sah es ja,“ erwiederte die Zofe.

Sascha biß die Lippen auf einander. Aber jetzt weinte sie nicht mehr. Mit der Nähe der Gefahr wuchs auch ihr Muth.

„Ich bin wahr gegen ihn gewesen, er antwortet auf den Angstruf meines Herzens mit einer Phrase — nun bin ich ihm nichts mehr schuldig.“

Ein trotziger Zug lagerte sich um ihre Lippen. Alle waren gegen sie, sie stand allein — aber auch ihr Kriegsplan war gemacht. Lügen wollte sie nicht, aber ebensowenig durfte sie ihre Lage muthwillig verschlimmern. Indeß hatte man sich im Wohnzimmer versammelt.

Der Graf bot dem Prinzen, der in seiner malerischen Nationaltracht sehr vornehm und stattlich aussah, den Arm, die anderen Herren folgten, immer zu zweien, und der ganze Zug begab sich vor Sascha's Thür.

Prinz Joseph war wohl einen Augenblick zweifelhaft gewesen, ob dieß schnelle Vorgehen richtig sei, und hatte dem Grafen, ohne ihm indessen Sascha's Brief mitzutheilen, einige darauf bezügliche Aeußerungen gemacht. Statt aller Antwort aber hatte Graf Amand nur gefragt:

„Sind Sie andern Sinnes geworden, Prinz?“ und als dieser lebhaft verneinte, hatte er hinzugefügt, daß es dann am besten sein würde, sich seinen Anordnungen ohne Widerrede zu fügen.

„Eine Czaroiska ist zu stolz, um öffentlich eine Familienszene aufzuführen,“ kalkulirte der Graf, „je mehr Zuschauer ich mitbringe, je sicherer kann ich sein, und ich bin sicher, denk' ich!“

Ein vorausgeschickter Diener hatte die Thür geöffnet und als der Graf mit seiner Gesellschaft eintraf, stand Sascha mitten im Zimmer und schien die Herankommenden ruhig zu erwarten.

Prinz Joseph's Empfindungen waren sehr gemischt. Sascha's Widerspruch reizte ihn einestheils und gestaltete seine feierliche Verlobung zu einem pikanten Abenteuer, anstatt zu einer langweiligen Staatsaktion, die er, als er nach Cerwionka kam, erwartet hatte. Anderntheils aber fühlte er sich Sascha gegenüber doch sehr unsicher und fürchtete besonders eine Verletzung seiner Eitelkeit vor Zeugen. Aber Graf Amand's bestimmtes Vorgehen riß ihn mit fort, besonders da er ja in der Hauptsache ganz einverstanden mit ihm war und nur lieber auf einigen Umwegen zu seinem Ziel gelangt wäre.

Sascha's Haltung bei seinem Eintritt beruhigte ihn etwas. Er verbeugte sich tief vor ihr.

„Ich bringe Dir einen freudigen Morgengruß, meine Tochter,“ begrüßte sie Graf Amand, „Prinz Joseph erzeigt meinem Hause die hohe Ehre, um Deine Hand zu werben, und da ich Deiner Einwilligung sicher bin, habe ich ihn gebeten, mich sogleich zu Dir zu begleiten.“

Der stille Blick, mit welchem ihn Sascha ansah, beunruhigte ihn doch und machte es ihm wünschenswerth, daß der Prinz nun seinerseits sprechen möchte. Und dieser kam seinem Wunsche zuvor, denn schnell vortretend und Sascha's Hand an seine Lippen führend, sagte er:

„Mein Leben liegt zu Ihren Füßen, schöne Sascha, Sie machen mich zum glücklichsten der Sterblichen.“

Sascha entzog ihm mit einem kühlen, zwingenden Blick, aber ohne eine heftige Bewegung ihre Hand.

„Vergessen Sie nicht, Prinz, daß ich für diese Sprache kein Verständniß habe, wie Sie wissen,“ sagte sie mit leiser, fester Stimme. „Es ist der Wille meines Vaters, der Sie hieher brachte, nicht mein Wunsch!“

„Die Aufgabe meines Lebens aber wird es sein — —“

„Ei was, das können Sie ihr einmal auseinandersetzen, wenn Sie allein mit ihr sind,“ unterbrach ihn der Graf, „ich verspreche Ihnen hiemit meine Tochter zur Ehe, die Herren sind Zeugen, und nun geben Sie ihr den Arm und führen Sie dieselbe in das Frühstückzimmer. Rührende Familienszenen liebe ich nicht — das Andere kann später Alles nachkommen.“

Die Herren, unter denen es freilich einige ungewöhnlich ernste Gesichter gab, beglückwünschten das Brautpaar. Der Prinz führte seine Verlobte hinaus, hielt sich aber im Uebrigen als feiner Weltmann, dem es auch nicht an natürlichem Verstande fehlte, in angemessener Entfernung von ihr. Konnte er sich doch auf spätere Zeiten vertrösten und beschloß, jetzt zu beobachten, um wo möglich jenen „Andern“ ausfindig zu machen. Unter den Anwesenden schien er aber nicht zu sein, und Sascha's ganzes Wesen, welches, weit entfernt von jeder Freundlichkeit gegen ihn, doch auch durchaus nicht abstoßend war, glaubte er sich mit ihrem Briefe nicht recht zusammenreimen zu können.

Man saß noch beim Frühstück, als einer der Diener dem Grafen eine Meldung zuflüsterte.

„Werde ihn nach dem Frühstück auf meinem Zimmer sprechen,“ antwortete dieser darauf.

Die Stimme des Dieners wurde etwas lauter.

„Zu Befehl, gnädiger Herr Graf, aber der Josua Lewy hat auch eine Kiste voll kostbarer Spitzen mitgebracht, und er meinte, wenn die gnädigste Gräfin —“

„Spitzen? Ha, ha, das ist ein guter Einfall. Höre, Sascha, eben bringt der Josua Lewy die Garnitur zu Deinem Brautkleide! Da können wir gleich in vier Wochen Hochzeit machen — was meinen Sie, Herr Schwiegersohn?“

„Josua Lewy,“ wiederholte Sascha mit bebenden Lippen, wie im Fieber erbleichend und erröthend.

„Sie erschrickt davor, in vier Wochen heirathen zu sollen,“ flüsterte einer der jüngeren Herren. „Eine rechte Schande für den alten Czaroisky, sein einziges Kind so gegen Willen und Neigung zu verhandeln — denn gern nimmt sie den Prinzen nicht — das ist doch klar.“

„Ja, und es drückt Einem das Herz ab, das mit ansehen zu müssen,“ lautete die Antwort, „ich habe schon meine Pferde bestellt und verlasse sogleich Cerwionka.“

„Das will ich auch thun, wahrhaftig!“

Indeß erhob man sich von der Tafel und Josua Lewy wurde bestellt, um seine Spitzen zu prüfen. Sascha's Augen hingen wie gebannt an der Thür, durch welche er kommen mußte. Endlich trat er ein, eine große, hagere Gestalt in langem schwarzem, talarartigem Gewande, unter dessen zerrissenem Saume die wuchtigen Juchtenstiefel hervorblickten. Der Reif glitzerte noch in seinem langen grauen Bart und an den Seitenlocken, in welche sein Haupthaar nach jüdischer Sitte geordnet war.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ brüllten die Herren ihm den polnischen Gruß lachend entgegen.

„Von meinen gnädigen Herren,“ murmelte der Jude, da er nicht mit dem üblichen: „in Ewigkeit, Amen,“ antworten konnte.

„Gut geantwortet, Josua,“ sagte der Prinz, der sich heute besonders leutselig aufgelegt fühlte. „Nun, wie stehen die Geschäfte?“

„Wie werden sie stehen?“ sagte Josua achselzuckend. „Gut für die Herren und schlecht für mich, denn die Herren behalten ihr Geld und ich werde doch meine Waare los.“

„Ho, ho, Josua, Du willst doch nicht etwa sagen, daß man Dir Geld schuldig bleibt?“

„Schuldig? Wie haißt?! Für den armen Juden ist's eine Ehre, wenn er bringt die Waaren in die Häuser der vornehmen Herren und sie werfen ihn nicht hinaus. Und wenn sie den armen Josua Lewy nicht bezahlen, muß er denken, daß es ist noch eine größere Ehre, denn sie haben angenommen e Geschenk von ihm!“

Die Herren lachten und der Jude kramte indessen seine Spitzen aus. Sascha beugte sich darüber hin, es war, als könnten ihre Augen sich an den feinen Geweben nicht satt sehen.

„So sind die Weiber alle, ein Stück Spitzenzeug tröstet sie über ein verkauftes und verrathenes Herz,“ brummte der Herr, der vorhin seine Pferde bestellt hatte, und entfernte sich kopfschüttelnd, um zu sehen, ob er nicht bald abreisen könnte.

„Wähle, schöne Sascha, das Kostbarste ist noch nicht schön genug für Dich!“ flüsterte der Prinz, erfreut über Sascha's plötzlichen Eifer. Die Blicke des Juden flogen indeß unter den buschigen Brauen beobachtend von Einem zum Andern. Er bemerkte, daß Sascha's Hand leise zitterte, während sie unter den Spitzen wühlte.

„Es findet nichts Euren Beifall, gnädigste Herrin,“ sagte er endlich, „und doch sind die Spitzen fein und echt. Da seht, welch' prächtiges Muster von Rosen und Myrten,“ er breitete eine herrliche Spitze vor ihr aus. Der Prinz griff darnach.

„Rosen und Myrten? ja, das wollen wir nehmen,“ sagte er, das leichte Gewebe gegen das Licht haltend, um das Muster zu erkennen.

„Und hier eine schmälere Spitze, wohl zum Brautschleier geeignet,“ sagte der Jude, schnell ein Päckchen aus der Tiefe der Kiste ziehend und es mit einem eigenthümlichen Blick Sascha hinhaltend. Diese fühlte knisterndes Papier zwischen ihren Fingern. Sie bückte sich noch tiefer über den Kasten. Als sie sich wieder emporhob, war rosige Glut über ihr Gesicht gebreitet.

„Ich will diese Spitzen behalten,“ sagte sie. „Meine Zofen sollen mir ausmessen, wie viel ich brauche, und gegen

Abend sollt Ihr Euch die Antwort holen und das Geld. Vor morgen früh brecht Ihr ja wohl nicht wieder auf?"

„Wenn die gnädigste Herrschaft mir gestattet, so lange hier zu verweilen, so wird etwas Ruhe meinen müden Gliedern wohl thun," sagte Josua, eilig seine Spitzen zusammenpackend, denn er wußte, sobald Sascha das Zimmer verließ, würde er die Zielscheibe des allgemeinen Spottes und Muthwillens werden. Wenn er auch schon oft Gelegenheit gehabt hatte, mit all' diesen Herren einzeln vortheilhafte Geschäfte abzuschließen, so verhinderte das doch nicht, daß sie ihn neckten und zausten, wenn sie alle beisammen waren, wie eben jetzt. Heimlich hatte fast jeder einen jüdischen Vertrauten, denn als gute Lebemänner und schlechte Wirthe, die sie insgesammt waren, befanden sie sich in ewigen Geldnöthen. Aber öffentlich waren die Juden ihre Narren und Prügeljungen. Das wußte Josua Lewy, denn er hatte es oft genug erfahren, und darum gewann er auch eilig die Thüre und entwischte, sobald Sascha sich verabschiedete, um die Spitzen auszumessen, wie sie sagte. Draußen bestellte man ihn auf die Geschäftsstube, und er lächelte und brummte in seinen Bart hinein, denn drinnen hatte Graf Amand ihn kaum angesehen, und er wußte doch, daß er in der Geschäftsstube keine ganz unbedeutende Rolle spielen würde.

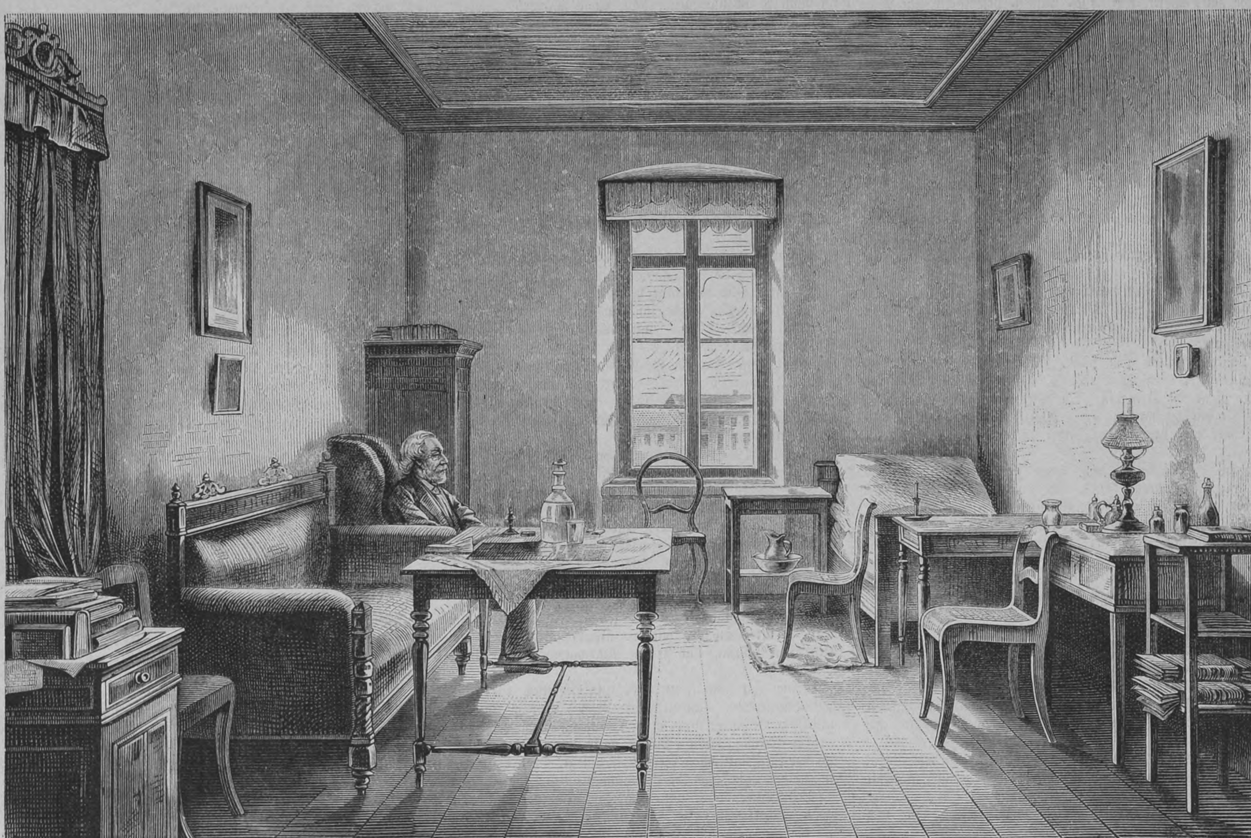
Sascha eilte unterdessen auf ihr Zimmer, wickelte mit klopfendem Herzen die Spitzen auf und fand den erwarteten Brief des Geliebten darunter. Sie warf sich auf die Kniee und preßte schluchzend das Blatt an ihre Lippen, das ihr die erste Kunde von ihm brachte. Und während sie las, fiel Thräne auf Thräne auf das Blatt, das ihr von Wenzel's freudigen Liebeshoffnungen sprach und von seinem Plane, nun bald zu kommen und frei und offen um ihre Hand zu werben. Der Zorn Graf Amand's mußte ja nun verraucht sein. Wenzel bot der Geliebten eine gesicherte, freundliche Zukunft, warum sollte es ihren vereinten Mühen nicht gelingen, den Vater für ihre Wünsche günstig zu stimmen.

„In einer Woche reise ich, Liebste," schrieb Wenzel, „denn es scheint mir unnütz, auf eine Nachricht von Dir erst zu warten. Damals, als Dein Vater zornig war, gebot Klugheit, ihm meinen Anblick zu entziehen. Aber sein Zorn hatte keinen Grund, den man so lange nachtragen könnte, und darum will ich nun kommen und fragen, ob Du inzwischen etwa andern Sinnes geworden bist?"

Sascha drückte ihr Gesicht auf den Brief und lag lange unbeweglich auf ihren Knieen. Dann richtete sie sich auf und strich die dunklen Locken zurück, die auf ihrer weißen Stirn lagen. Ihr Mund zuckte nicht mehr schmerzlich, wie vorhin, ein fester, fast harter Zug hatte sich um ihn gelagert.

„Es gibt nur einen Weg, der mich zu ihm führt," murmelte sie, „wohlan, ich wähle ihn! Ich bin im Kampfe mit meinem Vater — von meiner Heimat muß ich scheiden, Alles muß ich verlassen, was bisher mir lieb und vertraut war. Die Heiligen mögen es mir vergeben, aber ich, ich kann nicht anders, denn eine neue, starke Liebe, ein neues, unbegrenztes Vertrauen wohnt mir im Herzen, und ich kann es nicht daraus reißen und werden wie ich früher war."

Und dann rief sie ihre Zofe und maß mit ihr eifrig die Spitzen und sprach von ihrem Brautkleide und von ihrer Hochzeit. Und als sie wieder in das Herrenzimmer trat, da lächelte sie und es schien ein neues Leben über sie gekommen und neuer Glanz in ihren Augen erwacht zu sein, so daß der Prinz meinte, er habe sie nie schöner gesehen, und Graf Amand sich vergnügt die Hände rieb und bei sich dachte: „Es geht Alles nach Wunsch und in vier Wochen feiern wir fröhliche Hochzeit." Er hatte wohl seine und Sascha's wilde Reden vom vorigen Abend vergessen, als er seinen Weinrausch ausschlief, und meinte nun, sie habe sich nur ein wenig gesperrt und geziert, wie alle Mädchen, denen der Vater einen noch unbekannten Bräutigam zuführt. Und er ging hinüber in den großen Saal, der nur bei besonderen Festen benützt wurde und in dessen zwei Oefen heute schon den ganzen Tag riesige Holzkloben glimmten. Die Knechte und Mägde waren beschäftigt, dort Tannenzweige an die Wände zu nageln und die hölzernen Säulen der Galerie, auf welcher die Musikanten zu spielen pflegten, mit Papier-



Karl v. Holtei in seinem Zimmer im Kloster der barmherzigen Brüder zu Breslau. Nach einer Photographie von A. Leisner. (S. 406.)

blumen und Tannengrün zu umwinden. Fässer mit Wein und Schnaps wurden heraufgebracht und in einer Ecke des Saales aufgestellt, und Graf Amand selbst probirte die Güte der Getränke, mit welchen er am Abend seine Gäste bewirthen wollte. Dann nickte er vergnügt mit dem Kopfe und ging hinüber in das Wohnzimmer, um neue Genugthuung zu empfinden, denn dort sprach Sascha freundlich mit ihrem Verlobten und das Gesicht des Prinzen strahlte von Glück und — befriedigter Eitelkeit, denn er sah schon in Gedanken, wie Sascha als Königin der Feste überall strahlen würde, und er stellte es sich sehr vergnüglich vor, um ihren Besitz beneidet zu werden.

Jener Brief machte ihm jetzt keine Sorgen mehr. Entweder war Sascha wie die schönste, so auch die launenhafteste ihrer Schwestern, oder der ganze Brief war eine Mystifikation, vielleicht in Szene gesetzt von einem weniger glücklichen Bewerber um Sascha's Hand, um den gefährlichen Nebenbuhler zurückzuschrecken. Der Prinz neigte stark zu dieser letzteren Annahme.

So kam der Abend heran, und mit ihm die Gäste, die Musik und der Tanz. Sascha hatte ihre Toilette beendet. Plaudernd stand sie noch einen Augenblick still, scheinbar ihr Spiegelbild betrachtend. Die Zofe ergriff schon das Licht, um ihr voran zu leuchten. Jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen, jetzt galt es zu handeln — und Sascha war dazu entschlossen.

„Stelle die Kerzen noch einen Augenblick nieder," befahl sie, „eben fällt mir ein, daß ich den Josua Lewy noch zu mir bestellt habe, um mit ihm wegen der Spitzen zu verhandeln. Sieh' nach, ob er nicht unten wartet — beinahe hätte ich ihn vergessen!"

Die Zofe eilte hinaus. Mit klopfendem Herzen blickte Sascha ihr nach. Nach einigen Minuten hörte sie den langsam schleppenden Schritt Josua's, von dem trippelnden Gange der Zofe begleitet, über den Korridor kommen. Sie stützte die Hand auf den Tisch, ihr war einen Augenblick, als drehe sich das Zimmer in wirrem Schwindel um sie her. Da öffnete die Zofe die Thür und ließ den Alten ein.

„Kommt her, Josua, da habt Ihr Euer Geld," rief ihm Sascha entgegen und ihre Stimme verrieth nichts von ihrer Bewegung. „Heute, an meinem Verlobungstage, will ich Niemand etwas schuldig bleiben und mag auch nicht mit Euch handeln. Da nehmt, den vollen Preis — ein Stück Spitze müßt Ihr aber wieder zurücknehmen. Ich habe Alles ausgemessen, ein Stück ist zu viel. Geh', Ludwina," wandte sie sich dann an das Mädchen, „die übrige Spitze liegt im Kasten in meinem Schlafzimmer, bringe sie her."

Kaum hatte das Mädchen sich entfernt, da trat sie näher heran an den Juden und ihre feine weiße Hand auf seinen Arm legend, flüsterte sie hastig:

„Josua, Ihr kennt mich von Kind auf — Ihr hattet damals die kleine Sascha gern, und sie hat Euch stets werth gehalten."

„Der Gott meiner Väter segne sie dafür, sie hat den armen Juden nie verspottet wie die Anderen, gastfrei hat sie ihn stets aufgenommen."

Sascha unterbrach ihn.

„Laßt das, Josua, ich habe Euch nur daran erinnert, weil Ihr mir jetzt einen großen Dienst leisten sollt — ich habe Niemanden hier, dem ich vertrauen könnte — keinen wahren Freund unter all' den glänzenden Herren — da dachte ich an Euch, Ihr sollt mir helfen, Ihr sollt mein Freund sein."

Fast scheu blickte der Jude zu ihr auf, wie sie vor ihm stand in dem weißen, glänzenden Kleide, um das der weiche Schwanenpelz sich blähte, lichte Perlen durch das Haar geschlungen, mit den blitzenden Augen und der gebietenden Stirn einer Königin. Und diese stolze Schönheit heischte einen Freundschaftsdienst von dem verachteten Juden. Josua war gewöhnt, es sorglich vor Aller Blicken zu verbergen, daß im tiefsten Winkel seines Herzens ein Rest von Stolz sich erhalten hatte, der ihn die oft unwürdige Behandlung der großen Herren schmerzlich empfinden ließ und ihn elender machte, als seine Berufs- und Standesgenossen, die diesen Stolz längst verloren hatten. Bei Sascha's Worten hatte er sich erst ge-



Mutterliebe. Gemälde von Paul Martin.

bückt und den schwanenbesetzten Saum ihres Gewandes an seine Lippen geführt, dann aber richtete er sich hoch auf, daß er Sascha um Kopfeslänge überragte, und unter seinen buschigen weißen Brauen blitzten die dunklen Augen hervor. Er legte die magere Hand wie betheuernd auf seine Brust und sagte:

„Sprecht, gnädige Herrin, was ein armer Jude vermag, steht Euch zu Diensten!“

Sascha erfaßte seine Hand.

„Ihr verlaßt den Hof mit dem Morgengrauen, Josua, Ihr kehrt zurück nach Schlesien — Ihr müßt mich mitnehmen!“

Er prallte erschrocken zurück.

„Herrin, habt Ihr bedacht, was Ihr sagt? Wißt Ihr, was es heißt, jetzt zu reisen, dem Schnee, dem Sturme und den Wölfen zu trotzen —“

„Still, Josua, verlieren wir keine Zeit,“ ihre Stimme sank zu leisem Flüstern herab; „ich habe Alles bedacht, und lieber will ich den Wölfen zum Opfer fallen, als — den Prinzen Joseph zum Gatten wählen! Ihr kennt Wenzel Czaroisky, zu ihm müssen wir, und reich wird er Euch belohnen. Von mir nehmt hier diese Juwelen, sie sind mein eigen, von meiner Mutter her,“ und sie riß ein auf dem Tisch stehendes Kästchen auf, aus welchem ein prächtiges Diamantengeschmeide Josua entgegenblitzte. „Das gehört Euch, wenn Ihr meinen Willen thut.“

Josua schwankte. Dieses Mädchen wußte alle seine Gefühle zu ihren Bundesgenossen zu machen. Der Stolz, ihr Beschützer sein zu dürfen, die Lust am Gewinn, den die blanken Steine versprachen, und die Schadenfreude, dem Grafen und dem Prinzen einen Streich spielen zu können für so manches an ihm begangene Unrecht, Alles redete zu Sascha's Gunsten. Seine Hände falteten sich krampfhaft in einander.

„Wenn sie uns fangen, werden sie Euch in ein Kloster thun und mich, mich werden sie zu Tode peitschen,“ stöhnte er.

„O Josua, so hab' ich mich in Euch getäuscht,“ rief Sascha schmerzlich. „Die Furcht hält Euch ab, mein Freund zu sein, und eine thörichte Furcht fürwahr! Sorgt nur für einen leichten Bauernschlitten und ein Paar gute Pferde. Der Himmel hat für gute Bahn gesorgt, und ehe sie hier morgen früh aus ihrem Rausch erwachen, könnten wir über der Grenze sein, — wenn Ihr Euch nicht fürchtetet!“

Josua's Lippen bewegten sich leise murmelnd, seine Hände preßten sich fest ineinander, noch schien er schwankend.

„Seht,“ fuhr Sascha dringend fort, „ich für meinen Theil bin entschlossen, ich wage die Reise, auch ohne Euch, wenn es sein muß. Aber ich weiß, wenn ich sage, ich reise auch ohne Euch, auch ohne Pferd und Schlitten, so heißt das so viel, als sagte ich: ich gehe in den sichern Tod. Und dennoch würde ich es thun! Ich würde gehen, so weit meine Füße mich tragen können, und dann erschöpft in den Schnee sinken und den Heiligen meine Seele befehlen. Und wenn Ihr dann bei Eurer nächsten Fahrt nach Polen hört: man habe Sascha Czaroiska erfroren im Walde gefunden — dann wißt Ihr, Ihr hättet sie retten und dabei zum reichen Mann werden können, wenn — Ihr Euch nicht gefürchtet hättet.“

Da flog wieder ein aufblitzender Blick unter Josua's Brauen hervor.

„Ich fürchte mich nicht, und — ich will es wagen.“

„Gott segne Euch für dieses Wort, und möge es Euch nicht gereuen!“

„So wahr ich lebe, ich will's halten.“

„So erwartet mich mit dem Schlitten an dem kleinen Pförtchen der äußeren Gartenmauer, sobald die Lichter im Tanzsaal erloschen sind. Nicht umsonst stehen dort die großen Fässer mit Wein und gebranntem Getränk! Wenn die Lichter im Saal erlöschen, so erstirbt auch jeder Funke von Leben im Schloß, ich weiß, wie die Herren schlafen nach solch' einem lustigen Fest. Und lustig soll es heute werden, bei Gott, es gilt ja mein Abschiedsfest.“

Die Zofe, welche lange nach den Spitzen suchen mußte, die ihre Gebieterin wohl verborgen hatte, kam wieder herein, das endlich gefundene Päckchen in der Hand haltend.

„So, da nehmt, Josua,“ rief Sascha, „und erzählt, wo Ihr hinkommt, welch' fröhliche Verlobung man in Cerwionka heute feierte.“ Dann wandte sie sich zu ihrer Zofe. „Auch für euch soll heute ein Festtag sein,“ sagte sie, „Speise und Trank soll euch reichlich aufgetischt werden, und — vergeßt nicht, auf meine Gesundheit zu trinken!“

Die Zofe küßte ihre Hand. Josua Lewy schritt den dunklen Korridor entlang, auf dessen entgegengesetzter Seite sich jetzt die Thüren des erhellten Festsaales öffneten, um die Herrin einzulassen. Strahlend von Schönheit, Glut auf den Wangen, Glut in den Augen trat sie unter die Gäste, wie im Fieber lachte und sprach sie Worte, von denen sie nichts wußte, und wie ein wilder Traum erschien ihr der brausende Festlärm um sie her.

„Wie sie lustig ist, das launenhafte Ding, und wie gut ich Alles gemacht habe!“ dachte Graf Amand, und der letzte Schimmer von Mißtrauen gegen seine Tochter schwand. Auch Prinz Joseph ward immer vertrauensvoller. Keiner der anwesenden Herren konnte sich des geringsten Vorzuges von Seiten Sascha's rühmen, wohl aber schien es ihm, als blicke sie ihn jetzt schon freundlicher an wie am Morgen. Er hatte seine Unwiderstehlichkeit so oft erprobt, daß ihm dieser schnelle Erfolg nicht wunderbar schien, aber er machte ihn stolzer als all' seine bisherigen Eroberungen. — Indeß saß Graf Amand in der Nähe der Weinfässer und vertiefte sich in seinen Pokal und in seine Pflichten als Wirth, der jedem einzelnen Gaste nach guter alter Sitte zutrinken mußte. Und je mehr die Fässer sich leerten, um so wilder wurde der Tanz, um so begeisterter ließ man das Brautpaar leben. Prinz Joseph, seiner städtischen Gewohnheiten eingedenk, hatte sich erst etwas entfernter von den Weinfässern gehalten, aber seine Braut selbst kredenzte ihm lächelnd den Pokal, und so oft sie ihm denselben bot, leerte er ihn auf das Wohl der reizenden Bacchantin bis auf den Grund, um dann im rasenden Tanze stets wieder neuen Durst zu finden. Wohl Mancher stand nicht mehr fest auf seinen Füßen, als endlich der „Kehraus“ erklang, und wer sich noch halbwegs im Ballsaal aufrecht erhalten hatte, der sank nach Beendigung des Festes in todesähnlichen Schlaf. Sascha hatte Recht gehabt: als die Lichter des Festsaales erloschen, da war auch bald jeder Funken von Leben in dem weitläufigen Schlosse erstorben und die Herren oben in den Gastgemächern schliefen ebenso fest wie die Knechte im den Ställen und die Mägde in der Küche.

*

Als der erste Sonnenstrahl, siegreich durch dichtes, graues Nebelgewölk brechend, die Schneefelder Polens traf, da beleuchtete er einen Schlitten, welcher, so schnell die Pferde laufen konnten, der Grenze entgegenfuhr. Es war ein ländliches Gefährt, mit Holzkufen und Strohpolstern, und seine beiden Insaßen hatten sich tief in die weißen, schwarzverbrämten Schafpelze gehüllt, wie das Landvolk der Gegend sie zu tragen pflegt. Die Pelze waren ganz gleich und nur das große, bunte Kopftuch ließ in einer der beiden Gestalten eine Frau vermuthen. Wortlos saßen sie neben einander und während die Augen des Mannes starr geradeaus gerichtet waren, blickte das Weib manchmal zurück auf die schneeige Landschaft, die flimmernd hinter ihnen lag. Und dann schauerte sie jedesmal fröstelnd zusammen und wickelte sich fester in ihre Pelze und Tücher. Mehrere Stunden waren so vergangen, als sie das erste Mal die Lippen öffnete und frug:

„Josua, ist es noch weit bis zur Grenze?“

„Vor Abend erreichen wir sie nicht,“ lautete die Antwort.

Wieder schien ein leises Zittern das junge Weib zu durchbeben. Sie preßte die Lippen aufeinander und sprach kein Wort mehr. Nur als der Mann sie frug, ob sie einen Schluck Wein oder etwas Speise zu sich nehmen wollte, was er Beides mit sich führte, schüttelte sie heftig den Kopf. Und weiter flog der Schlitten mit dem schweigsamen Paare, dahin über die weiten, grabesstillen Schneefelder, vorüber an dunklen Wäldern mit ihren immergrünen Tannen, auf deren Zweigen der Schnee jetzt weiß und schwer lag, wie die Falten eines Leichentuches.

Nur kurzer Rast bedurften gegen Mittag die drei kleinen, struppigen, aber ausdauernden Pferde, welche den Schlitten zogen, und sie hielten diese Rast im Walde und vermieden so viel als möglich die schmutzigen Dörfer der Landstraße. Hatte der Schnee doch gute Wege gebaut über Felder und Gräben, und der Mann, der die Pferde lenkte, war der Richtung, in welcher er fahren mußte, genau kundig, und es fehlte ihm an Luft und Zeit, unnöthige Umwege zu machen.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erreichten das leichte Gefährt nicht mehr, denn ein dichter Wald umschloß dasselbe. Es ward dunkle Nacht, ehe der Wald sich endlich lichtete und einige Lichter fern zwischen den Nebeln auftauchten.

„Faßt Muth, gnädige Herrin,“ sagte jetzt der Mann und ließ die Pferde langsamer gehen. „Faßt Muth — die Grenze liegt hinter uns!“

„Gelobt seien die Heiligen!“ flüsterte die Frau, das Zeichen des Kreuzes schlagend. Der Mann blickte zur Seite. Er machte nicht dasselbe Zeichen wie sie, aber auch aus seiner Seele stieg ein stummes Dankgebet auf zum Himmel. Jetzt tauchten die Lichter des Dorfes dicht vor ihnen auf. Die Pferde griffen aus und spitzten die Ohren, die Nähe eines Stalles witternd. Aber ihr Lenker schüttelte den Kopf und der Schlitten glitt seitwärts vorüber an dem Dorfe und fuhr weiter in die stille, dunkle Nacht hinaus. Horch — was war das für ein Ton, der jetzt an das Ohr der beiden Reisenden schlug? War es das Wimmern eines Kindes, das Bellen eines Hundes, oder — — das Weib fuhr entsetzt zusammen und ergriff unwillkürlich den Arm ihres Begleiters.

Dieser nickte mit dem Kopfe.

„Sie sind es,“ sagte er leise, „aber ich glaube nicht, daß sie heute an uns wagen, denn wir bleiben auf offenem Felde, und im Anfange des Winters verlassen die Wölfe nicht gern den Wald. Später thun sie es wohl, wenn der Hunger sie heftiger quält, aber jetzt — ich glaube, jetzt sind wir noch sicher!“

„Wie weit fahren wir heute noch?“

„Bis zum Städtchen L., es kann nur eine kleine halbe Stunde Weges bis dahin von hier aus sein.“

„Warum blieben wir nicht in jenem Dorfe?“

„Ich habe dort keinen Glaubensgenossen und den Andern vertraue ich nicht mehr als den Wölfen. Sie würden Euch und mich verrathen, Jedem, der nach uns früge. Oder meint Ihr, daß Euer grober Pelz und Euer feines Gesicht ihnen nicht auffallen müßte?“

Sie fuhren weiter, und bald näher bald ferner erklang ab und zu das entsetzliche Geheul. Zitternd, die Nüstern erhoben, als witterten sie schon den Todfeind, drängten die Pferde sich aneinander, und stumm blickten die beiden Menschen vor sich hin und ihre Augen suchten vergeblich die Finsterniß zu durchbohren, um fern einen Lichtschein auftauchen zu sehen, welcher die Nähe der Stadt verkündete. Dichtes Gewölk hatte den Himmel bedeckt. Bleigrau lag er über der Erde, nur der Schneeschimmer gab einiges Licht und ließ den Weg erkennen. Die Schnelligkeit der Pferde hatte merklich nachgelassen. Aus den dunklen Wolken begannen dichte Schneeflocken herabzurieseln. Und immer näher klang jetzt das Geheul der Wölfe. Das Handpferd bäumte sich plötzlich hoch auf — leuchtete es nicht wie feurige Augen dicht neben dem niedrigen Schlitten? Schoß nicht der graue Schatten eines Wolfes über den Weg? Der Mann richtete sich auf und blickte um sich. Aber das Schneegestöber und die Finsterniß verhinderten ihn, etwas zu erkennen.

„Jesus, Maria, sei uns gnädig!“ flüsterte seine Begleiterin, die krampfhaft gefalteten Hände auf die Brust pressend. „Wie weit ist's noch bis nach der Stadt?“ frug sie dann laut.

Der Mann gab keine Antwort.

„Um Gottes willen, Josua, wir haben doch nicht den Weg verloren?“

„Ich hoffe, nein, aber — erkennen kann ich nichts mehr, das Schneegestöber ist zu dicht.“

Wieder erscholl das furchtbare Geheul und jetzt in allernächster Nähe. Der Mann schwingt die Peitsche; mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte rasen die Pferde dahin.

Die Hand der Frau greift nach dem scharfen Dolch, den sie für alle Fälle in ihrem Gewande trägt. Aber was will sie mit der einzelnen Waffe, wenn das Entsetzliche wirklich geschieht, wenn die Wölfe ihnen auf der Spur sind, sie erreichen — —?

Da — „Gelobt sei der Gott meiner Väter!“ ruft der Mann plötzlich, aus tiefster Brust erleichtert aufathmend und vor sich hin weisend. „Dort blitzt ein Licht auf, da, auf der Straße dicht vor uns noch eins — das ist die Stadt! Wir sind in Sicherheit!“

Endlich, endlich haben sie die ersten Häuser erreicht, und jetzt hält der Schlitten.

„Der Hirsch Benjamin wird uns aufnehmen,“ murmelte der Alte, „und er wird nicht ausplaudern, daß eine feine Dame unter dem groben Schafpelz versteckt war. Hier sind wir sicher und können Rast halten!“

Er steigt aus dem Schlitten und schickt sich an, seiner Begleiterin herabzuhelfen. Vorher aber nimmt er seine pelzbesetzte Mütze ab, ob auch der Schnee auf sein weißes Haar herabrieselt — es würde sich nicht schicken, daß der Josua Lewy die Hand Sascha Czaroiska's bedeckten Hauptes berühre! —

Und noch einmal ging die Sonne auf und unter. Da endlich näherten sich Josua und Sascha dem Ziel ihrer Reise. Auf einer Ebene vor ihnen lag ein Herrenhof, von dem nach allen Richtungen hin hohe Pappelalleen ausgingen. Man unterschied deutlich das Herrenhaus mit seinem hohen schwarzen Dach, aus welchem die gelben Erker mit den im Sonnenschein blitzenden Fenstern hervorragten. Josua wies darauf hin.

„Wir sind am Ziel. Dort ist das Haus Wenzel Czaroisky's, Herrin, Ihr seid auf seinem Grund und Boden!“

„O Josua, wie soll ich Euch danken! Aber warum haltet Ihr die Pferde an? Warum fahren wir nicht weiter?“

„Verzeiht mir, aber der Weg nach Petershof, so hat Graf Wenzel's Vater das Gut genannt, ist nicht weit, und gefahrlos kommt Ihr von hier aus dorthin. Warum sollen die Leute wissen, daß der Josua Lewy Euch hieherbrachte?“

„Wenn Wenzel aber abwesend ist — seine Leute reden vielleicht nur deutsch — wie soll ich mich verständigen, und wenn sie mich selbst verstehen, was soll ich ihnen sagen?“

„Wir sind in Oberschlesien und die Leute sprechen alle besser polnisch als deutsch. Wenn Ihr bei Eurem Aussehen ihnen sagt, daß Ihr zur Herrschaft gehört, so glauben sie es, ohne zu fragen, und werden Euch die Hände küssen, ohne sich zu bedenken. Ich aber fühle mich meines Lebens nicht mehr sicher, wenn ein Christenmensch außer Euch und Graf Wenzel erfährt, wer Euch hieher geleitete.“

Sascha erhob sich entschlossen.

„Ihr habt vielleicht Recht, Josua, und ich will allein gehen.“

„Tragt es mir nicht nach, gnädige Herrin, aber ich bin es mir und meinen Kindern schuldig, vorsichtig zu sein!“

Sascha durchmaß mit den Augen die Entfernung, welche sie noch von dem Hause des Geliebten trennte. In einer Viertelstunde konnte sie es erreicht haben und ihr Herz klopfte zum Zerspringen, als sie daran dachte und den glitzernden Schneepfad betrat. Plötzlich hörte sie Josua hinter sich rufen. Sie wandte sich um. Er wies mit der langen Peitsche vor sich hin, lebhaft rufend und gestikulirend. Sie folgte mit den Augen der angegebenen Richtung. Dort bewegte sich eine dunkle Gestalt über die Schneefläche. Sascha strengte den Blick an so viel sie konnte. Jetzt unterschied sie deutlich einen Reiter. Er kam in der Richtung des Schlittens näher, immer näher.

„Wenzel,“ schrie Sascha plötzlich, ihn erkennend, laut auf. „Wenzel Czaroisky!“

Und weder den Schnee noch ihren schweren Pelz beachtend, flog sie ihm entgegen, das rothe Tuch in der Luft schwingend. Jetzt wendete der Reiter sich ihr zu. Er schirmte die Augen mit der Hand, um besser erkennen zu können.

War es ein Traum — eine tolle Vorspiegelung seiner Phantasie? Sascha — hier, auf seinem Felde — nein, es konnte ja nicht sein! Und jetzt hielt der Reiter dicht vor ihr und im nächsten Augenblick lag das rothe Tuch auf der schneeigen Erde und das Pferd stand seines Herrn ledig und blickte mit großen klugen Augen auf die beiden Menschen herab, als verstünde es, warum die seiner jetzt nicht achteten und nur Einer des Andern Namen rufend sich in den Armen lagen.

„O mein Gott,“ rief Wenzel endlich, „Sascha, Du, Du bist es wirklich? — was ist geschehen, um Gottes willen, sprich, wie kamst Du her, warum? — o, nur ein Unglück konnte Dich so allein aus der Heimat treiben?“

Sascha barg ihr thränenüberströmtes Gesicht stumm an seiner Brust. Die Freude des Augenblicks und das Leid der Vergangenheit hatten sie überwältigt.

Wenzel drang nicht in sie, er zog sie nur fester an sich.

„Sei ruhig, mein Lieb,“ flüsterte er, „Du bist jetzt bei mir, ich schütze Dich, komme was wolle!“

Jetzt erst fand Sascha Worte.

„O Wenzel, sie wollten uns trennen," rief sie, „es gab keine Hoffnung mehr für mich, keine Rettung als die Flucht. Ich wagte sie, weil ich mußte — —"

„Herr des Himmels, und wie machtest Du den weiten Weg, ohne Beschützer, ohne Freund, jetzt in dieser Jahreszeit?"

„Josua Lewy geleitete mich, er ist hier," — sie erhob ihren Kopf von seiner Brust und blickte um sich; aber der Schlitten Josua Lewy's war längst verschwunden.

„Josua? O wie soll ich es ihm lohnen! Wo ist er — ich sah vorhin einen Schlitten — —"

„Er wollte nicht von Fremden gesehen werden und fuhr wohl deßhalb fort, während wir hier zusammenstanden."

„Nun, ich treffe ihn schon noch! Aber nun sprich, was geschah, was that man Dir?"

Und Sascha im Arm haltend, die Zügel des Pferdes um die andere Hand geschlungen, betrat Wenzel den Heimweg, während sie von ihrer Sorge um den harten Sinn des Vaters erzählte, von ihrem unseligen kurzen Brautstande und von ihrer Flucht. Oft blitzten Wenzel's Augen zornig auf, während sie erzählte, und er murmelte zwischen den Zähnen: „Und ich war nicht dabei, sie zu schützen, ich war nicht dabei!"

Er kam sich muthlos und feig vor, weil er nicht an ihrer Seite geblieben war, und doch hatte er damals geglaubt, nicht anders handeln zu können.

Sie hatten das Thor des Hofes erreicht, als Sascha ihren Bericht beendete. Wenzel stand still und ergriff ihre Hand.

„So liegt denn die Vergangenheit begraben und abgeschlossen hinter uns," sagte er. „In meinen Schutz hast Du Dich gestellt, und Dein ist jeder Blutstropfen in meinen Adern. Mir allein gehörst Du nun an, und nur mit meinem Leben will ich Dich lassen, so wahr Gott mir helfe!"

Hand in Hand betraten sie den Hof und das Herrenhaus. Ein leises Zittern durchbebte Sascha's Gestalt, als sie die Schwelle seines Hauses überschritt. Fest und innig drückte er ihre Hand. Dann ließ er sie los und rief seine Leute herbei.

„Ich bringe euch eure künftige Herrin," sagte er, als sie versammelt waren. „Jedes Wort von ihr gilt gleich meinem Befehle, und wer sie mit einem Wort oder Blick beleidigt, der ist sofort aus meinem Dienst entlassen."

Da senkten sich schnell die verwunderten Blicke der Leute und Alt und Jung drängte sich herbei, den Saum ihres Gewandes zu küssen und sich der Gnade der „paninka" (gnädigen Frauchens oder Fräuleins) zu empfehlen.

Die Mittagstafel stand gedeckt im Nebenzimmer, wohin Wenzel Sascha jetzt bat, ihm zu folgen. Er rückte ihr den Sessel an das obere Ende des Tisches und nahm selbst nicht neben ihr, sondern ihr gegenüber Platz, wie er überhaupt vermied, sie zu berühren, von dem Augenblick an, wo sie unter seinem Dach weilte. Wohl begegneten ihre Augen sich oft, leuchtend und verlangend, aber Beide schlugen dann den Blick nieder, wie vor einander erschrocken, und sprachen mit ernsthaften Gesichtern von den Einrichtungen, welche sie in Zukunft treffen wollten. Verwundert betrachteten die aufwartenden Diener das sonderbare Paar und in der Küche wagten die Mägde kaum hinter dem schützenden Herde über die schöne Fremde zu flüstern, welche von dem gnädigen Herrn mit so viel Ehrfurcht und Hochachtung behandelt wurde. Nach Tisch wurden die geschicktesten von den Mädchen zu Dienerinnen der neuen Herrin bestellt, und dann führte Wenzel seine Braut durch alle Räume seines Hauses, in denen sie fortan schalten und walten sollte. Ein Diener begleitete sie, der die Thüren öffnete und schloß, und gar nicht begreifen konnte, warum sein Herr das heute nicht selber thun wollte, da Wenzel für gewöhnlich sehr wenig Bedienung beanspruchte. Er konnte freilich nicht wissen, daß sein Herr sich scheute, mit dem Mädchen, das er über Alles liebte, allein zu sein im traulichen Schatten seines Hauses.

Während Wenzel aber die Geliebte umherführte, hatte er seinen Entschluß gefaßt, und als die Dämmerung draußen hereinbrach, Sascha's Blick oft wie eine stumme Frage zu ihm hinüberflog und ihre Lippen sich doch scheuten, dieser Frage Worte zu geben, da legte er wieder den Pelz um ihre Schultern und bat sie, mit ihm hinunter in das Dorf zu gehen, wo er „einen alten Freund" um ein Nachtquartier für sie bitten wolle. Ein dankbarer Blick lohnte ihm; und dann traten sie schweigend hinaus, gingen über den großen viereckigen Wirthschaftshof, vor dessen Stallthüren die Knechte und Mägde die Köpfe zusammensteckten, um ihnen nachzublicken, und betraten die Pappelallee, welche in's Dorf führte. Weiß und still lag die Straße vor ihnen und die Pappeln standen wie zwei Säulenreihen zu ihren Seiten. Ueber der stillen Straße und den dunklen Pappeln aber flammte der Himmel in lichtem Gold und Purpur, denn die Sonne war eben hinter den Wäldern versunken und ihre letzten Strahlen schimmerten goldig auf den Flügeln eines Schwarmes weißer Tauben, welche dem Gutshofe zuflogen.

„Sie suchen das heimische Nest," flüsterte Wenzel, sich zu Sascha herabbeugend, „und bald, bald folgen auch wir ihrem Beispiel!"

Und zum ersten Male an diesem Nachmittage küßte er sie wieder auf den Mund, und sie ließ einen Augenblick ihren Kopf an seiner Schulter lehnen.

„Zu wem führst Du mich?" frug sie dann, als sie wieder weiter vorwärts schritten.

„Zum Pfarrer meines Dorfes, einem alten, würdigen Herrn, der mit seiner Nichte Haus hält und Dich gern aufnehmen wird. Nicht für lange Zeit, hoffe ich, wirst Du seine Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, denn ich zweifle nicht, daß er in Anbetracht unserer eigenthümlichen Lage bereit sein wird, sich über die üblichen Formalitäten hinwegzusetzen und uns den Segen der Kirche so bald als möglich zu geben. In unseren Herzen sind wir eins — aber kein Schatten soll auf Deine weiße Stirn fallen, bis wir es nicht auch vor dem Gesetz und den Menschen geworden sind."

Sie drückte ihm stumm die Hand und Beide schritten weiter zwischen den Hütten des Dorfes dahin, die Sascha mit ihren Strohdächern und Lehmwänden, mit ihren in blauer Farbe auf die Fensterläden gemalten Kreuzen und den bunten Heiligenbildern in den Giebeln an die Heimat erinnerten. Blondhaarige Kinder spielten hier und dort vor den Hausthüren und hielten mitten unter Lachen und Schreien inne, um dem Gutsherrn ein „Gelobt sei Jesus Christus!" nachzurufen und sich dann vor den hölzernen Thorbögen der kleinen Höfe zusammenzudrängen und ihm mit großen, erstaunten Augen nachzusehen. Am Ende des Dorfes breitete sich die stille, eisbedeckte Fläche eines großen Teiches aus, und an seinen Ufern lag die ganz von Holz erbaute Kirche mit dem grün angestrichenen Glockenthürmchen, inmitten des Kirchhofes, hinter dessen jetzt reifbedeckten Baumzweigen das massiv erbaute Pfarrhaus sichtbar wurde.

Schon als sie um die Ecke des Kirchhofs bogen, erkannte der Pfarrer seinen Patron und trat in die Thüre, ihn bereits von Weitem mit dem schwarzen Sammetkäppchen begrüßend, während hinter ihm eine helle, knixende Küchenschürze und ein rundes, freundliches Antlitz sichtbar wurde, welche beide Fräulein Malchen, der Nichte des Pfarrers, angehörten. Wohl gab es auch hier gar erstaunte Augen, als man die schöne Frau in der Begleitung des Gutsherrn herankommen sah, aber bei Fräulein Malchen dauerte es nicht lange, bis dieß Erstaunen sich in grenzenloseste Bewunderung auflöste, und als Wenzel dem Pfarrer seine Schutzbefohlene zuführte und einige flüchtig erläuternde Worte daran knüpfte, da schüttelte dieser auch nur so lange den Kopf, als es zur Aufrechterhaltung seiner pfarrherrlichen Würde unumgänglich nothwendig war. Und während Sascha in dem einen Zimmer an Fräulein Malchen's Herzen eine ihrer schnellsten und gründlichsten Eroberungen machte, wurden in dem andern zwischen Wenzel und dem Pfarrherrn ernsthafte Dinge verhandelt, welche ebenfalls zu einem befriedigenden Schluß führten.

Als Wenzel an diesem Abend Abschied von Sascha nahm, flüsterte er ihr zu, daß dieß nach seiner und des Pfarrherrn Verabredung ihre letzte Trennung sein sollte, und sie verbarg lächelnd und erröthend ihr Gesicht an seiner Brust. Dunkle Schatten lagen hinter ihr. Dunkle Schatten verhüllten vielleicht auch den Horizont ihrer Zukunft. Aber vollster Liebessonnenschein erfüllte jetzt ihr Herz und vor ihm schwanden wie leichter Nebelflor die Schatten der Vergangenheit und der Zukunft dahin.

Als Wenzel durch die einsame Pappelallee nach seinem Hofe zurückkehrte, da lagerte wohl feierlicher Ernst auf seiner Stirn, aber um seinen Mund zuckte doch immer wieder ein glückliches Lächeln. Die Schatten der Zukunft, welche Sascha nur ahnte, für ihn waren sie eine Gewißheit. Er wußte, daß Prinz Joseph die Beleidigung, die Sascha ihm durch ihre Flucht angethan hatte, an dem bevorzugten Liebhaber zu rächen suchen würde. Wäre Sascha geflohen, ehe sie öffentlich als Braut des Prinzen erklärt worden war — er hätte vielleicht vergeben können. So war er zu empfindlich gekränkt, um schweigen zu dürfen, selbst wenn er gewollt hätte.

„Er soll mich zu jeder Genugthuung bereit finden," murmelte Wenzel jetzt, während er mit schnellen Schritten über den knisternden Schnee dahin ging. „Er soll mich bereit finden — aber vorher will ich Sascha's Zukunft unabhängig und gesichert wissen. Meinen Namen soll sie tragen und meinen Besitz will ich ihr verschreiben. Ist es dann mein Schicksal, für sie zu sterben — so weiß ich sie doch nicht hülflos, und daß wir zusammen höchstes Liebes- und Erdenglück genossen, wird mir den Tod und ihr die Einsamkeit versüßen."

Und als er jetzt seinen Hof erreichte und die Fenster seines Hauses ihm im Mondlicht hell entgegenblitzten, da schien es ihm so verheißungsvoll zu winken, als träume es nur von künftigem Glück und Frieden, die fortan unter seinem Dache wohnen sollten. Ueber Wenzel kam das Gefühl tiefen, unendlichen Glückes. Was kümmerte ihn die Zukunft? Die Gegenwart war ja sein!

Grüßend flog sein Blick noch einmal zurück nach der Richtung, in welcher er Sascha jetzt unter dem Dach des Pfarrherrn wohl geborgen wußte.

„Auf Wiedersehen, mein Lieb!" flüsterte er. Dann trat er über die Schwelle seines stillen Hauses.

*

Die Pappeln prangten in grünem Laubschmuck und die Schwalben nisteten unter dem Dach des Herrenhauses von Petershof.

Wenzel Czaroisky und seine schöne, blühende Frau sahen ihnen zu und blickten sich dann lächelnd in die Augen, als zögen sie Vergleiche zwischen sich und den friedlichen Vögeln dort oben. Die Sonne stand noch hell über ihren Häuptern und die Schatten der Zukunft schienen vor ihrem Glanze zu entweichen. Wohl hatten sie gedroht, das junge Liebesglück Wenzel's und Sascha's zu verdunkeln, als kurz nach ihrer Vermählung eine Herausforderung des Prinzen Joseph wie ein Blitz in ihr stilles Haus schlug. Wohl hatte Sascha eine lange, lange Nacht hindurch auf ihren Knieen in heißem, inbrünstigem Gebet verbracht, um das Leben des Geliebten flehend. Aber nach dieser Nacht war ein freudiger, sonniger Morgen gekommen, an welchem Wenzel wohl ernst und etwas bleich, aber doch wohlbehalten in ihre Arme zurückgekehrt war. Die Gegner hatten mit der damals sehr gebräuchlichen Waffe der krummen Säbel gekämpft und Prinz Joseph war mit einer tiefen Kopfwunde auf dem Platze geblieben.

Es war nicht Wenzel's Absicht gewesen, seinen Gegner zu tödten, nur kampfunfähig wollte er ihn machen. Aber die Hitze des Kampfes hatte ihn fortgerissen, und daß man nun an dem Aufkommen des Prinzen zweifelte, das machte seinen Gegner so ernst und bleich und furchte seine Stirn so tief, daß Sascha's weiche Hand sie nicht zu glätten vermochte.

„Er konnte nicht anders, er mußte mich herausfordern," sagte Wenzel, „und mir ist nun zu Muthe, als hätte ich einen Mord begangen."

Aber auch dieser Schatten schwand, denn der Prinz genas und hatte nur, wie man erzählte, ein Auge eingebüßt, was für den Löwen der Warschauer Salons freilich ein dreifach schmerzlicher Verlust war. Wenzel's Stirn klärte sich wieder auf und in sonnigem Glück zogen die Tage des Frühlings und Sommers an dem jungen Paare vorüber. Freilich schwieg Graf Amand beharrlich und beantwortete keinen der Briefe, welche Sascha ihm sandte und in denen sie um seine Vergebung flehte, aber der Zorn ihres Vaters vermochte ihr Glück nicht dauernd zu stören. Fand sie doch in Wenzel's Liebe so reichen Ersatz für die Zärtlichkeit, welche der Graf ihr verweigerte, und indem sie ihren neuen Hausfrauenpflichten mit doppelter Hingebung nachkam, tröstete sie sich darüber, daß sie die Pflichten der Tochter verletzt hatte.

Der Sommer verging. Wenn ein Windstoß durch die Zweige der Pappeln fuhr, begannen hier und dort einzelne gelbe Blätter zur Erde zu flattern und die Schwalben hielten in den Lüften Wanderversammlungen und rüsteten sich zur Reise. Bald stand das Nest unter dem Dache des Herrenhauses leer, aber der junge Gutsherr hatte jetzt andere Dinge zu thun, als nach den Vögeln zu sehen. Wenn er heimkam von seinen Ritten durch Wald und Feld, dann konnte er nicht schnell genug die Treppe hinaufspringen, um darauf leise, auf den Zehen weiterzugehen bis an die Thüre des großen, freundlichen Eckzimmers, und dort angelangt, bückte er sich und that, was er in seinem Leben noch nie gethan hatte: er lauschte.

Und es waren wunderbare Dinge, die er da zu hören bekam.

„Mein Herzblatt, mein einzig Geliebter," sprach Sascha's Stimme hinter der Thür und verschwendete dann alle Schmeichelnamen, die sie nur wußte, an Jemand, der nicht ihr Gatte war und auf den der Lauscher an der Thür doch nicht eifersüchtig wurde. Ja, er lächelte sogar zu all' diesen Liebesworten, und wenn diese dann plötzlich durch das Weinen einer Kinderstimme unterbrochen wurden, da lief er nicht davon, wie er es sonst wohl bei ähnlichen Tönen gern that, sondern öffnete die Thüre und küßte mit stolz-glücklichem Gesicht sein lächelndes Weib und sein weinendes Kind. Mit den ersten bunten Blättern draußen war der kleine Junker in das Herrenhaus von Petershof eingezogen, und zu Sascha's Frauenpflichten waren nun noch Mutterglück und Muttersorge hinzugekommen.

Aber trotzdem dachte sie nun gerade öfter an ihren Vater als früher. Sie hatte ihm die Geburt des Enkels angezeigt und um seinetwillen nochmals um seine Verzeihung gebeten. Würde er auch jetzt taub bleiben? Würde der Großvater unerbittlich bleiben wie der Vater? In Gedanken vertieft saß Sascha eines Tages über die Wiege ihres Kindes gebeugt, da trat Wenzel mit freudig strahlenden Augen ein, einen offenen Brief in der Hand haltend.

„Rathe, von wem?" rief er ihr zu, das Blatt hoch hebend.

„Wenzel," schrie sie freudig auf, „ist es möglich? Welch' anderen Brief könntest Du mir so entgegenbringen, als den einen, den ich immer erwartete!"

„Da nimm und lies!"

Sascha überflog das Blatt.

„Die Hand meines Vaters!" rief sie, „o, und — seine Verzeihung, endlich, endlich!"

Sie warf sich neben der Wiege ihres Kindes auf die Kniee, drückte das Blatt an ihre Lippen und legte es dann dem Kleinen auf die Brust.

„Von Deinem Großvater!" rief sie, als müsse das Kind sie verstehen, „er wird Dich lieb haben und uns verzeihen."

Und dann sprang sie auf, umschlang Wenzel mit beiden Armen und flüsterte:

„O, nun bin ich ganz, ganz glücklich!"

„Hast Du denn aber den Brief ordentlich gelesen?" frug er; „weißt Du, daß Dein Vater uns sehen will, uns bittet, zu ihm zu kommen?"

„Das schreibt er?" rief Sascha. „Nein, das hab' ich übersehen, aber, Liebster, das versteht sich doch von selbst, daß wir nun bald zu ihm eilen müssen!"

„Da sieh', er schreibt, wenn Du bei Deinen neuen Pflichten noch nicht verlernt hättest, das Gewehr zu führen, sollten wir zur Jagdzeit nach Cerwionka kommen. Da, lies selbst, er schließt damit: ‚Komme also mit Mann und Kind, mein Töchterchen, da wollen wir lustig sein wie früher!'"

„O Wenzel, wie schön, daß er uns sehen will! Wer hat die Freudenbotschaft gebracht? Der Bote muß gut aufgenommen werden."

„Das magst Du thun. Es ist ein Freund und Glaubensgenosse Josua Lewy's. Er selbst betritt Cerwionka, wie Du weißt, nicht mehr, seit er Dich von dort mitnahm."

Sascha lächelte.

„Der hat seinen Handelskreis überhaupt verkleinert und hat sich für meine Diamanten ein gut Theil Ruhe gekauft, wie ich glaube. Nun, er hat sich's wohl verdient."

Und sie eilte hinaus, für den Boten zu sorgen. Wenzel blickte ihr nach.

„Wie sie glücklich ist, Cerwionka wiederzusehen!“ dachte er, „und mir wird es schwer, zu denken, daß wir uns für längere Zeit von unserem heimischen Neste trennen sollen. Aber da es nun einmal sein soll, möge es auch bald geschehen.“

Als Sascha wieder eintrat, verabredeten sie, gleich am nächsten Tage einen Boten nach Cerwionka abzuschicken, der ihre Ankunft als nahe bevorstehend anmelden sollte. Wenzel's Gesicht wurde unwillkürlich ernster, während er von der Reise sprach. Sascha bemerkte es lächelnd.

„Wirklich, bei Dir ist die polnische Leichtlebigkeit ganz in der deutschen Gemüthlichkeit untergegangen,“ neckte sie ihn.

Er lachte.

„Ja,“ sagte er, sie umschlingend, „und daran ist meine polnische Hausfrau schuld! Das ist ein Räthsel, was wir einmal unserem Jungen zu rathen geben wollen, wenn er verständig genug sein wird.“

Und nun war von nichts als von der Reise die Rede. Sascha's ganze Lebhaftigkeit, welche unter ihrer jungen Mutterwürde scheinbar geschlummert hatte, erwachte wieder.

Schon nach wenigen Tagen waren alle Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit getroffen und der große Reisewagen mit Vorräthen und Koffern bepackt. Wenzel betrachtete seufzend das schwerfällige Gefährt, aber er war doch einverstanden damit, daß man des kleinen Junkers wegen den Reisewagen der Britzka vorzog.

Es war ein lichter, sonniger Herbstmorgen, an welchem dieser Wagen, mit vier kräftigen Pferden bespannt, durch eine der Pappelalleen von Petershof rollte. Lächelnd blickte Sascha vor sich nieder auf das Kind, das im Arme der Wärterin schlief, und ihre Gedanken eilten dem langsamen Gefährt weit voraus, denn die Erinnerung ließ jetzt, in der glücklichen Gegenwart, die vergangenen Schatten erbleichen und verschwinden, und rief ihr nur die fröhlichen Tage von Cerwionka lebhaft in's Gedächtniß zurück. War doch nun Alles, Alles gut, die Welt voll Sonnenschein und ihr Herz voll Glück!

Wenzel bog sich aus dem Fenster des Wagens und blickte noch einmal zurück auf das Haus mit dem schwarzen Schindeldach und den gelben Erkern, auf den Hof mit den neu erbauten stattlichen Wirthschaftsgebäuden und das friedliche Dörfchen mit seinem blitzenden See, über welchem das Kreuz der Kirchthurmspitze hell im Sonnenschein aufleuchtete.

Seltsam wehmüthig ward es ihm bei diesem Rückwärtsschauen um's Herz. Die wilden Birnbäume am Wege bewegten leise rauschend die Zweige.

„Sie winken uns Lebewohl zu, als schieden wir für immer,“ dachte Wenzel und blickte zurück, bis eine vorspringende Waldecke ihm den Anblick seines Hofes entzog. Dann lehnte er sich auf dem Sitz zurück und schüttelte den Kopf, mit sich selbst und seiner wehmüthig ernsten Stimmung zürnend.

„Was weiter?“ sagte er sich. „Bin ich nicht schon oft von Petershof geschieden und wieder dahin zurückgekehrt? Ist es das Glück, was mich weibisch und weichmüthig macht?“

Und er blickte auf sein Weib und Kind und dachte, wie die Beiden sich wohl ohne ihn durch die Welt finden würden, wenn ein vorzeitiger Tod ihn abriefe? Da blickte Sascha ihn lächelnd an und sagte:

„Welch' herrlicher Morgen! Wie hell die Sonne scheint und wie lustig der Wald aussieht mit dem gelben Birkenlaub und den rothen Hollunderbüschen zwischen dem Tannengrün!“

Wenzel blickte sie an. Zum ersten Male waren ihre Gedanken ganz, ganz verschieden. Dann drückte er ihre Hand.

„Ich bin ein Thor, ein Träumer,“ sagte er sich und versuchte heiter und fröhlich zu scheinen wie sie, und seine trübe Stimmung, für die er selbst keinen Grund anzugeben wußte, zu überwinden.

Zuletzt gelang es ihm. Als sie eines Abends die grauen Mauern von Cerwionka vor sich aufragen sahen, da lächelte er wie Sascha und schaute stolz wie sie auf das Kind, um dessen willen Graf Amand endlich vergeben und vergessen wollte.

(Schluß folgt.)

Hochzeitszug in Kairo.

Die Heirathen in türkischen Ländern und demnach in Aegypten haben einen eigenartigen Charakter durch die Stellung der Frauen. In den seltensten Fällen ist es dem jungen Manne möglich, ein Mädchen kennen zu lernen, er sieht nicht einmal ihr Gesicht. Die Familien schließen die Verheirathung ihrer Kinder unter einander ab. Sie regeln die gegenseitige Feststellung des Brautschatzes. Der Ehekontrakt wird in Gegenwart männlicher Bekannten und Verwandten beider Familien abgeschlossen, und jetzt ist die Ehe rechtsgültig geworden; Braut und Bräutigam haben sich aber immer noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen. Die eigentliche Hochzeit ist die Zuführung der Braut zum Bräutigam. Diese Ceremonie dauert zwei Tage; währenddessen finden in den Häusern beider Familien mannigfaltige Lustbarkeiten und Schmausereien, besonders in den Harems, statt. Gewöhnlich am dritten Tage beginnt der eigentliche Hochzeitszug mit der Braut durch die Straßen der Stadt zum Hause des Bräutigams.



Hochzeitszug in Kairo. Zeichnung von W. Gentz.

Unsere Illustration zeigt einen solchen Brautzug in Kairo. Die Braut, bis zur Unkenntlichkeit der menschlichen Gestalt mit Prachtgewändern behängt und ein goldenes Krönchen auf dem Kopfe, wandert unter einem rothseidenen Baldachin einher, gefolgt von den Frauen beider Familien und den Eingeladenen. Dem Zuge voran schreiten Musikanten und nach alterthümlicher Sitte zwei Ringer, Sakka genannt, welche allerhand Kraftkunststücke ausführen. Diese Ringer sind meist halbnackt, oft aber auch mit Tiger- und Löwenfellen seltsam bekleidet. Den Ringern voran eilt ein Mann mit einem Wasserschlauche. An vielen Stellen des Weges wird Halt gemacht, die Musikanten blasen nach Kräften, die Ringer machen ihre Kunststücke und das bei solchen Gelegenheiten stets in großer Menge versammelte Volk ruft: „Allah! Allah!“ So gelangt der Zug sehr langsam in das Haus des Bräutigams, wo Schmausereien, Gesangsvorträge von gemietheten Sängerinnen und ähnliche Lustbarkeiten, für die Männer in deren Zimmern, für die Frauen im Harem, bis in die Nacht hinein dauern. Männer und Frauen bleiben auch bei dieser Feierlichkeit getrennt. Erst am Schluß dieser erblickt der Bräutigam seine Braut ohne verhülltes Gesicht, und nach seinem Ausruf, ob er dieses schön findet oder nicht, schließen die Gäste auf eine mehr oder weniger glückliche Ehe.

Aus Natur und Leben

Die Postsparkassen Englands.

Von **Adolf Heine.**

Zur richtigen Würdigung des Charakters eines Volkes trägt nichts mehr bei, als die genaue Kenntniß seines Sparwesens. Man legt dabei das Ohr an den Herzschlag der niederen Volksklassen und hört, ob es, von Leidenschaften und Begierden getrieben, unregelmäßig pocht, oder ob eine gewisse Stetigkeit ein geordnetes Leben anzeigt, man vergewissert sich, ob eine hinreichende Menge Blutes die Funktionen des Körpers sicherstellt, ob eine gehörige Wärme des Blutes die Dauer des Lebens verbürgt. Ist eine solche Untersuchung schon in ruhigen Zeiten fortschreitenden Wohlstandes von dem größten Interesse, so steigt dasselbe noch in einem Augenblicke, wo alle Welt über das gänzliche Darniederliegen von Handel und Industrie klagt, wo eine Verflüchtigung der Werthe nothwendig zur Verarmung führen sollte, und zu Kapital aufzehrenden Kämpfen der Arbeitnehmer, Strikes genannt, gegen die Lohnherabdrückung der Arbeitgeber hundertfältigen Anlaß gibt, wo endlich der thatsächlich erfolgte Lohnrückgang auf eine Abnahme der Spareinlagen schließen lassen könnte.

Der kürzlich erschienene Bericht des englischen Generalpostmeisters für das Jahr 1878 gibt den erwünschten Anlaß, mit kurzen Worten auf die in Großbritannien und Irland bestehenden Spareinrichtungen einzugehen, und sodann aus den in diesem Bericht enthaltenen Zahlen und Angaben die Aufklärung zu suchen: ob in der That im Vergleich mit früheren Ergebnissen der Sparbanken eine solche Abnahme der Spareinlagen sich bemerkbar macht, die auf einen Rückschlag in den Vermögensverhältnissen der niederen Klassen hindeutet.

Fangen wir bei der untersten und elementarsten Spareinrichtung an, so stoßen wir zunächst auf die Schul- und Pfennigbanken; der Grundgedanke ist einfach der, daß, wenn man nur die Pfennige spare, die Goldstücke schon für sich selber sorgen. Und von diesem Gedanken ausgehend, hat der für alle humanitären Bestrebungen unendlich empfängliche Geist des englischen Volkes eine Reihe von über das ganze Königreich sich ausbreitenden Schulbanken in's Leben gerufen, deren Benützung durch die Schulkinder auf die Erziehung derselben einen überaus wohlthätigen Einfluß ausübt; sie sind die praktische Anwendung der in den Schulen gegebenen Lehren, welche die Kinder zur Sparsamkeit, zum Fleiß und zur Ordnung anhalten; sie sind aber noch mehr: ein Sporn für die Eltern und Verwandten, es ihren Kindern gleichzuthun, und in der That hat das aneifernde Beispiel der mit ihren Sparbüchlein heimkehrenden Jugend schon segensreiche Früchte auch bei dem Alter getragen. Um von der Ausdehnung dieser Schulbanken einen Begriff zu geben, sei hier nur das eine Beispiel erwähnt, daß im Jahre 1876 allein 28,000 solcher Sparbüchlein ausgegeben wurden. Neben diesen Schulbanken besteht nun noch eine große Anzahl von Pfennigbanken, welche, für die Ersparnisse der armen Bevölkerung bestimmt, meist von Geistlichen oder sonstigen angesehenen Persönlichkeiten verwaltet werden. Damit aber die in alle derartigen Banken eingelegten Fonds nicht unthätig liegen bleiben, müssen sie in die sofort zu erwähnenden Postsparbanken ausgeschüttet werden. In Frankreich hat August de Malarce, dem Vorbilde Englands folgend, viel zur Verbreitung der Schulbanken beigetragen, deren es jetzt dort weit mehr denn 4000 gibt, und in Belgien hat sich diese Einrichtung ebenso rasch eingebürgert. Aeußerst interessant ist die in jenen Ländern gemachte Beobachtung, daß Hand in Hand mit der fortschreitenden Vermehrung der Schulbanken eine beträchtliche Zunahme der

Einlagen in den übrigen Sparbanken sich bemerkbar machte. Sollten so segensreich wirkende Banken, deren Verwaltung so überaus einfach ist, nicht auch in den württembergischen Schulen allgemeiner eingeführt werden können? Diese Frage verdient gewiß die aufmerksamste Beachtung der Schulbehörden.

Ein weiteres Glied in dem Sparwesen Englands sind die sogenannten „alten Sparbanken", deren innere Einrichtung eine Parlamentsakte von 1863 regelt. Von der Sorge für das Wohl der arbeitenden Klassen allein geleitet, bestimmt sie, daß diese Banken keinerlei Gewinn machen, und daß ihre oberste Verwaltung keine Kosten verursachen darf. Dieselbe ist in den Händen von Fabrikanten, Kaufleuten 2c., welche sich freiwillig dieser Aufgabe unterziehen; die Geschäftsstunden sind keine regelmäßigen, sondern in gewissen Stunden des Tages oder an gewissen Tagen der Woche festgesetzt. Unter den vielfachen Bestimmungen heben wir nur die eine hervor, weil sie die englischen Geldverhältnisse kennzeichnet, daß der höchste Betrag, welcher jährlich in den Banken angenommen wird, 600 Mark beträgt, der höchste überhaupt zulässige Betrag 3000 Mark. Der Grund für diese Beschränkung ist einfach der, daß in England, wo Geld so sehr billig ist und für Depositen in der Regel gar keine Verzinsung gewährt wird, die Versuchung nahe läge, diese Sparbanken zur Einlegung von großen Beträgen zu verwenden, weil sie den gesetzlich festgesetzten Zins von $3\frac{1}{2}$ Prozent gewähren. Die Folge wäre die, daß die Banken mehr den Reichen als den Armen, für welche sie doch bestimmt sind, zugute kämen. Aus demselben Grunde ist auch die Benützung verschiedener Sparbanken zugleich verboten.

Wenn nun auch schon die frühere Gesetzgebung über diese Materie strenge Vorschriften zur Verhütung von Unterschleifen getroffen und die neuere sie verschärft hat, so war sie doch nicht stark genug, mannigfache Veruntreuungen unmöglich zu machen. Einige eklatante Fälle dieser Art erschütterten das Vertrauen in diese sogenannten „alten Sparbanken" und der Einfluß solcher Vorfälle auf den Spartrieb der niederen Klassen war ein verderblicher, ein geradezu demoralisirender. „Lieber vertrinken als verlieren" wurde häufig das Losungswort bisher sparsamer Familienväter, und der Ruin der Familie war die unausbleibliche Folge. Solche Fälle machen mehr Propaganda zur Unterdrückung des Spartriebs, als Jahre der Volkserziehung wieder gut machen können. Es kam noch ein anderer Grund dazu, der die Arbeiter vielfach vom Sparen abhielt. Die Verwaltung der Sparbanken liegt nämlich, wie gesagt, meist in den Händen solcher Leute, welche besonders in den Landgegenden, in kleinen Städten in nahen Beziehungen zu der Arbeiterklasse als Arbeitgeber stehen. Die Arbeiter hatten nun eine erklärliche Scheu, den Betrag ihrer Ersparnisse zur Kenntniß ihrer Lohnherren zu bringen, weil sie bei dem ihrer Klasse eigenen, vielleicht manchmal gerechtfertigten Mißtrauen fürchteten, der Arbeitgeber könnte die Höhe solcher Ersparnisse als Anhaltspunkt zur Herabdrückung der Löhne benützen.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Lieutenant: Du solltest mir doch zwei Pfannkuchen bringen und einen dritten für dich behalten?

Bursche (das Geld auf den Tisch legend): Herr Lieutenant, es gab bloß noch eenen, den ich für mich behielt.



„Ah, sieh' da, Herr Krause! Sie haben wohl auch Berlin verlassen, um hier die Kur zu gebrauchen?"

„Nein, um sie zu schneiden."



A.: Na, wie hat's Ihnen in B. gefallen, nicht wahr, famos da?

B.: Im Gegentheil, Verehrtester, ausgenommen den Essig war dort Alles sauer.



Dame: Warum haben Sie nur den neuen Bekannten, den ich Ihnen vorhin vorstellte, so kurz abgefertigt?

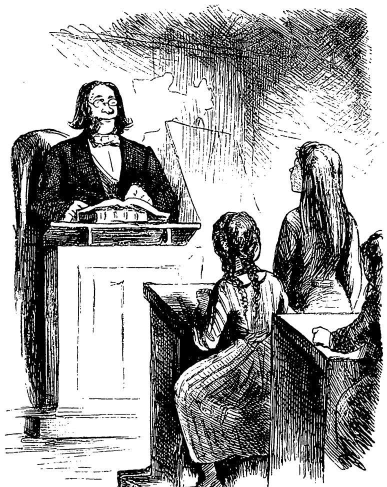
Herr: Weil er so indiskret war, die Unterhaltung gleich auf diskrete Angelegenheiten zu bringen!



Kaspar (in der Wolfsschluchtszene des „Freischütz" die Zauberingredienzen in die Gießkelle werfend): Hier, das rechte Auge eines Wiedehopfs — — (stockt.)

Souffleur: Das linke eines Luchses —

Kaspar: Das linke is Luxus!



Rektor (nachdem er der Klasse die Theorie der Laster erklärt hat): Nun, Olga, wann ist Selbstmord ein Laster?

Olga: Ja, ja, — wenn er eben zur Gewohnheit wird.

Das aus solcher Sachlage entspringende Uebel hat nun Gladstone mit sicherem Blick erkannt und sich durch eine tiefgreifende Reform auf diesem Gebiete unvergänglichen Ruhm erworben. Schon aus diesem Grunde wird sein Name immer und zu allen Zeiten unter den ersten seiner Nation genannt werden. Gladstone war es klar, daß es zur Vermeidung der geschilderten Mißstände vor Allem zweier Dinge bedürfe, nämlich vollständiger Sicherstellung der eingelegten Beträge durch die Autorität der Regierung und hinreichender Garantie für Verschwiegenheit der Beamten. Solche schwerwiegende Vorbedingungen konnte Niemand vollständiger erfüllen, als staatliche Behörden, und unter ihnen waren diejenigen am geeignetsten, welche ohnedem durch die Art ihrer Beschäftigung mit dem Publikum in regem und unausgesetztem Verkehr standen. Gladstone betraute daher die Postämter mit der Ausführung seines Planes, und zwar unter ihnen diejenigen, welche gleichzeitig die Postein- und Auszahlungen besorgen. Ein großer, an der Thüre angebrachter Schild macht sie als „Postsparkassen" kenntlich. Der Erfolg dieser neuen Einrichtung war ein vollständiger. Das sparende Publikum bezog seine Einlagen in großen Beträgen aus den sogenannten alten Sparbanken zurück und führte sie den Postsparkassen zu, und dieß trotzdem, daß der Staat nur eine Verzinsung von $2\frac{1}{2}$ Prozent gewährte; die Uebertragung des Geldes von den alten zu den jungen Banken besorgten die Postbeamten, ebenso die Ueberweisung desselben von einer Postbank zur andern bei Verlegung des Wohnsitzes; die Erhebung der Beträge ist nicht etwa durch langwierige Formalitäten erschwert, sondern erfolgt anstandslos nach vorausgegangener zehntägiger Abmeldung. Die Höhe der einzulegenden Summe ist

in derselben Weise geregelt, wie schon oben bei den alten Sparbanken angegeben. Die Verzinsung beginnt von dem ersten des auf die Einlage folgenden Monats und hört mit dem der Aufkündigung vorangehenden ersten Tag des Monats auf, wird aber erst gewährt, wenn 20 Mark einbezahlt sind.

Die Beamten ihrerseits thaten und thun Alles, um diese Postsparkassen so populär wie möglich zu machen. Der englische Beamte ist eben in Wahrheit ein Diener der Nation; er ist großgezogen in den philanthropischen Ideen, für deren Ausführung sein Vaterland so herrlichen Ruhm weit über die ganze Erde hin erworben; er gibt sich mit Liebe der Arbeit des Volkswohls hin, deren Zwecke er billigt, deren segensreiche Wirkung er kennt. Und wer etwas befangen in deutsch-bureaukratischen Begriffen glaubt, daß eine solche Vereinigung des Postwesens mit Sparbanken allerhand Unzuträglichkeiten im Gefolge habe, der möge dem Einsender dieses glauben, welcher manchmal Gelegenheit hatte, der Abwicklung solcher Geschäfte beizuwohnen, daß der Postbetrieb sich sehr gut damit vereinen läßt und die Postbeamten höchstens dann und wann über die Masse unnöthiger und unverständiger Anfragen Klage führen. Wie sehr die englische Postverwaltung — deren berühmtester Repräsentant, Sir Rowland Hill, der große Postreformer, der Mann, welcher sich auch bei Einführung des Postsparwesens unvergängliche Verdienste erworben, vor Kurzem zu Grabe getragen wurde — bemüht ist, das Volk in seinen Hütten aufzusuchen, ihm die Wege zu den Postsparkassen zu bahnen, beweist der Umstand, daß jährlich Tausende und Abertausende von Zetteln an alle denkbaren Adressen versandt werden, und zwar nach einem gewissen Plane, in welchem die Vortheile, welche die Postsparkassen gewähren, auseinandergesetzt und eine Aufforderung zur Betheiligung beigefügt werden. Höchst interessant ist die Bestimmung in der Parlamentsakte von 1863, daß alle in die Postsparbanken eingelegten Gelder sofort den zur Reduzirung der Staatsschuld niedergesetzten Kommissären übergeben werden sollen. Nun bezahlt der Staat für seine Nationalschuld 3½ Prozent an seine Gläubiger, gewährt aber den Einlegern nur 2½ Prozent. Die Differenz mag ja theilweise zur Deckung von übrigens selten genug vorkommenden Veruntreuungen der Beamten, für welche der Staat unbedingt einsteht, dann zur Bestreitung von Verwaltungskosten, welche sehr unbedeutend sind, verwendet werden; immerhin resultirt aus diesem Institut thatsächlich ein Gewinn für die Staatsschuldenverwaltung in Folge des Zurückziehens von Staatsschuldbriefen und der damit zusammenhängenden Reduzirung der Zinsen; denn es wird stets in den Staatskassen ein gewisser Grundstock vorhanden sein, welcher unberührt von den Fluktuationen des Einlegens und Zurückziehens der Gelder sich stabil erhält. In welcher Proportion sich nun seit dem ersten Jahre der Eröffnung der Postsparbanken der Zulauf zu denselben vermehrt hat, geht aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1864 war die Zahl der Postsparbanken 374, die Zahl der Einleger 118,000, der Betrag der Depositen 22,880,000 Mark. Im Jahre 1869 war die Zahl der Einleger auf 1,085,000 gestiegen mit 250,480,000 Mark Einlagen. Im Jahr 1878 endlich betrug die Zahl der Einleger 1,892,700 mit einem Einlagekapital von 608,220,000 Mark. Die Zahl der Postsparbanken vermehrte sich während dieser Zeit auf 5448. Hand in Hand mit dieser Vermehrung der letzteren Banken ging eine Verminderung der sogenannten alten Sparbanken, deren es im Jahre 1876 nur noch 466 gab. Die Gesammtsumme der in beiden Arten von Banken eingelegten Beträge ergab im Jahr 1878: 1,493,340,000 Mark. Gegenüber von 1877 mit 1,450,600,000 Mark ist somit eine Steigerung der Spareinlagen um 33,740,000 Mark eingetreten.

Angesichts der schweren, seit Jahren auch auf England lastenden Handelskrisis ist diese Zunahme ein fast unglaublich zu nennendes Resultat. Die gedrückte Lage hat die Verminderung der Löhne zur Folge gehabt, Halbtagsarbeit wurde in vielen Bezirken zur Regel, unglücklich endende Strikes thaten das Uebrige, um die Noth der arbeitenden Klassen zu erhöhen, und trotz allen diesen dem Sparen entgegenstehenden Hindernissen ist eine Vermehrung der Spareinlagen zu verzeichnen. Bis zu einem gewissen Betrage mag zu diesem Resultat beigetragen haben, daß gleichzeitig mit der Lohnverminderung die Preise der frei eingehenden Lebensmittel und Industrieprodukte sehr beträchtlich fielen. Allein es müssen zu dieser Erscheinung noch andere Faktoren mitgewirkt haben. Zur Klarstellung dieses interessanten Ergebnisses ist es von größter Wichtigkeit, zu wissen, woher denn eigentlich diese Ersparnisse kommen. Da stoßen wir zunächst auf die Thatsache, daß gerade das ärmste Volk der vereinigten Königreiche, nämlich Schottland und die Kanalinseln, einen Zuwachs zeigte und sogar einen kleinen, von England herrührenden Ausfall decken mußte. Dieß wäre ein weiterer Beweis dafür, was man lange vermuthet hat, daß ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen Armuth und Sparsamkeit. Von demselben Gedanken ausgehend, hat Dr. Smiles in seinem interessanten Buch über Sparsamkeit zu beweisen gesucht, daß die dienende, also die schlechtest bezahlte Klasse, die Sparkassen am meisten benütze, am wenigsten die Handwerkerklasse. Diese Beobachtung wird theilweise durch die Untersuchung bestätigt, welche der englische Generalpostmeister bezüglich der Persönlichkeit der Einleger anstellen ließ; nur hat Dr. Smiles den Spartrieb der Handwerkerklassen unterschätzt. Dieselbe ergab, daß weibliche Dienstboten und Arbeiterinnen, meist verheirathete Frauen, deren Einlagen ihr unantastbares Eigenthum sind, sich am lebhaftesten bei den Postsparbanken betheiligten. Es wäre hier noch eine ganze Reihe der interessantesten Erscheinungen aufzuzählen, allein dieß bleibt besser einem wissenschaftlichen Fachblatt vorbehalten.

Dieses hier in kurzen Zügen wiedergegebene glänzende Resultat, voran die Vermehrung der Zahl der Einleger um 100,000 Köpfe im Jahr 1878, beweist, wie sehr das niedere Volk des Sparens fähig ist, sofern man ihm nur sichere Gelegenheit zur Einlegung seiner Ersparnisse verschafft. Allein es beweist noch mehr, welche kolossalen Summen die Ausweise der Sparbanken enthalten müßten, wenn die besser und bestbezahlten Klassen des niederen Volkes sparen würden wie ihre armen Kollegen. Zur Lösung dieses Räthsels geben uns die ungeheuren Ziffern Aufschluß, welche die Regierung jährlich aus der Besteuerung der geistigen Getränke zieht und die von den schlechten Zeiten nur wenig berührt werden. In manchen Einzelheiten wird ja die Organisation der Postsparbanken der Verbesserung fähig sein, und es wird namentlich nothwendig werden, den höchsten zulässigen Einlagebetrag zu erhöhen, da die Konkurrenz, welche etwa dadurch den Privatbanken gemacht wird, ein untergeordneter Gesichtspunkt ist gegenüber den großen Zielen dieser Bewegung. Die englische Nation ist in diesen populären Instituten, wie schon so oft in ähnlichen Fällen, anderen Nationen Europas mit leuchtendem Beispiel vorangegangen; in Frankreich, Italien, Belgien und Holland hat die Nachahmung desselben segensreiche Früchte getragen; in Berlin ist durch die Initiative des für alle großen Gedanken empfänglichen Generalpostmeisters Stephan ein Anfang gemacht worden; hoffen wir, daß auch im übrigen Deutschland die Postsparbanken bald Eingang finden mögen.

(Aus: „Gewerbeblatt aus Württemberg".)



Anekdoten und Witze.

Eine ärztliche Konsultation.

Dr. Clemenceau, der einflußreichste französische Abgeordnete und Freund Gambetta's, hat eine Station in Montmartre, wo er von Patienten konsultirt wird. Kürzlich erschienen bei ihm zwei Individuen. Der Erste wird eingelassen und klagt über ein Brustleiden.

„Kleiden Sie sich aus," sagte der Arzt zu ihm und untersucht ihn dann auf das Gewissenhafteste. Während er ein Rezept verschreibt, gibt er Befehl, den Zweiten einzulassen, und ohne aufzublicken sagte er nach dessen Eintritt:

„Kleiden Sie sich auch aus, mein Freund, so werden wir schneller zum Ziele kommen."

Als das Rezept fertig war und der erste Besucher sich entfernt hatte, wendet sich Herr Clemenceau zu dem Zweiten, der sich inzwischen ausgekleidet hat und ruhig in einer Ecke wartet, bis die Reihe an ihn kommt.

„Sie leiden auch an der Brust, nicht wahr?" fragte ihn voll Interesse der Doktor.

„Nein! Ich komme, um eine Anstellung bei der Post zu bitten!"

*

Ein neuer „Sinn".

Kürzlich wurde der mährischen Landesirrenanstalt in Brünn ein Mann aus den besseren Ständen zur Heilung übergeben. Als derselbe in der Aufnahmskanzlei vom Arzte untersucht wurde, erklärte er demselben vor den Beamten und dem Wartepersonale, daß er gescheidter sei als alle die Herren, denn dieselben hätten bloß fünf Sinne, er aber habe deren sechs. Als er befragt wurde, wie denn der sechste Sinn heiße, erwiederte der Geisteskranke: „Wahnsinn".

*

In Pest lebt ein Künstler, dessen Name dem eines Magnaten sehr ähnlich ist; nur die Anfangsbuchstaben sind verschieden. Dieser Aehnlichkeit wegen geschah es nun, daß die Briefe des Künstlers oft in die Hände des Magnaten gelangten, der sie dem Ersteren stets geöffnet übersandte, indem er sich damit entschuldigte, daß er den Brief, als er in den ersten Zeilen merkte, er gelte nicht ihm, nicht weiter gelesen habe. Einst bekam der Künstler einen an den Magnaten gerichteten Brief in die Hände, dessen Anfangsworte folgendermaßen lauten:

„Hörst Du, Du Galgenvogel, deßhalb läßt Du Dir das viele Geld nachschicken, um es in Deiner saubern Gesellschaft zu verputzen ..." Unterschrieben: „Deine Frau."

Der Künstler folgte dem Beispiele des Magnaten, gab den Brief in ein Couvert und übersandte denselben dem Magnaten in Begleitung folgender Zeilen:

„Als ich die einleitenden Zeilen las, merkte ich sofort, daß der Brief nicht mir gelte u. s. w."

Der Magnat öffnete seitdem nie mehr die Briefe des Künstlers.

*

Das in Leipzig erscheinende Witzblatt „Schalk" ergänzt die Farbenlehre in folgender Weise: Was ist weiß? Weiß ist, wenn ein weißgekleideter Albino auf einer Eisscholle im weißen Meere im Kampfe um eine Eidergans einem ihm die weißen Zähne weisenden Eisbären das Weiße im Auge zeigt. — Was ist grün? Grün ist, wenn der Dichter Anastasius Grün, als grüner Husar gekleidet, am grünen Donnerstag in einem grünen Walde bei Grünberg einen Laubfrosch und einen Grünhänfling vom grünen Staar operirt. — Was ist braun? Braun ist, wenn der Abgeordnete Braun mit einem braun angerauchten Pfeifenkopf in einer braunen, von zwei Braunen gezogenen Equipage durch Braunschweig kutschirt und seinem an der Bräune leidenden Nachbarn einen Maikäfer vom braunen Ueberzieher nimmt. — Was ist blau? Blau ist, wenn ein blaublütiger blauer Dragoner einen blaublousigen Blaufärber am blauen Montag wegen seiner blauäugigen Frau durchbläut, selbst aber mit einem blauen Auge davonkommt. — Was ist rosa? Rosa ist, wenn Fräulein Rosa v. Rosenberg, während die rosenfingrige Eos hinter dem Rosenthal bei Leipzig heraufsteigt, ihre rosigen Wangen in einem Rosenstrauße verbirgt. — Was ist roth? Roth ist, wenn Rothschild, roth vor Zorn, ein mit rothem Siegellack verschlossenes, von einem rothen Sozialisten mit Rothstift im ärgsten Rothwälsch geschriebenes Werk unter dem Gesang der Rothkehlchen von den rothen Schindeln seines Daches in's Rothe Meer schleudert. — Was ist grau? Wenn im grauen Alterthume beim Grauen des Aschermittwoch ein in der grauen Theorie ergrauter Kutscher mit seinen Grauschimmeln durch die Grauwackeformation von Graubünden fährt. — Was ist gelb? Gelb ist, wenn ein sächsischer Postkutscher über einen in Nanking gekleideten Chinesen, der seinen Kanarienvogel im gelben Postkasten mit Gelbholz und Citronenschale füttert, so gelb vor Neid wird, daß er die Gelbsucht bekommt.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Viola schüttelte ungeduldig das schöne Haupt und erröthete lebhaft; doch ehe sie etwas zu erwiedern vermochte, wurde der Kaffee servirt und einige der Herren kamen in den Damensalon. Die Damen begannen nun wieder den Freuden des Lebens zugänglich zu werden; Stühle, welche geschickt unter bauschigen Röcken versteckt worden waren, kamen für bevorzugte Kavaliere urplötzlich zum Vorschein. Major Oliphant kehrte erst mit der zweiten Abtheilung Herren aus dem Speisesaal zurück und schlürfte seinen Kaffee, während er mit Lord Moretown plauderte, ohne auch nur den leisesten Versuch zu machen, sich den Damen beizugesellen; Bertie bemerkte mit Schmerzen, daß er noch immer bleich aussah und ein ungewöhnlich trüber Ausdruck sein Antlitz umdüsterte. — Fräulein Armadale ruhte noch immer in ihrem Fauteuil und hatte einen Kreis von Freundinnen um sich versammelt; die Rubinen funkelten bei jeder Bewegung des schönen Hauptes, ihre Hände lagen unbehandschuht, juwelenbesetzt in ihrem Schooße; leise Röthe färbte die Wangen, die Augen funkelten gleich Sternen und ab und zu ertönte ihr silberhelles Lachen. Bertie blickte von ihrem verborgenen Platze aus auf das glänzende Bild, als sähe sie auf die Bühne und sei persönlich gar nicht an dem Ganzen betheiligt. Niemand bemerkte sie, Niemand näherte sich ihr; Herr Fletcher hatte Viola abgeholt, unter dem Vorwande, ihr neue Orchideen in dem Wintergarten zeigen zu wollen, und Percy Brook kokettirte auf das Lebhafteste mit Frau Ward, welche an Hugo während des Diners einen sehr langweiligen Nachbar gefunden hatte und sich nun durch verdoppelt lebhaftes Gespräch mit seinem Neffen für die ausgestandene Langeweile entschädigen wollte. — Nach einer Weile schlug Jemand das Klavier auf; eine junge Dame spielte eine glänzende Fantasie mit so viel Lärm und so wenig Gefühl, daß Bertie bedauernd an ihrer Tante Meisterspiel dachte und der gemüthliche Salon daheim ihr lebhaft vor die Seele trat. Doch es war nur ein momentanes Gefühl, denn in diesem Augenblick trat ihr Bräutigam auf sie zu und ließ sich an ihrer Seite nieder, sie in jener ernsten, zärtlichen Weise anlächelnd, welche sie so sehr liebte.

„Ganz allein, mein Liebling?" sprach er sanft. „Weßhalb hast Du Dich so versteckt und was treibst Du hier?" — „Ich sehe zu," flüsterte sie ein wenig traurig und Hugo bemerkte, sich vorneigend, den tiefen Ernst ihres Blickes, das schmerzliche Zucken der rosigen Lippen. — „Nur zusehen, Bertie?" flüsterte er, ihre Hand fest in der seinen haltend. „Das ist keine sehr lebhafte Unterhaltung, mein geliebtes Kind. Ich konnte Dich während dem ganzen Diner nicht sehen; es war so langweilig!" — „Ich saß auf derselben Seite wie Du," sprach sie, immer noch mit dem gleichen melancholischen Tonfall. „Percy hat mich gut behütet." — „Das ist gut! Bist Du des Zusehens müde, mein Kind? Ich sehe Lady Moretown auf uns zukommen. Das bedeutet, daß sie Dich auffordern wird, zu singen." — „O Hugo, nur heute nicht, bitte, ich vermag es wirklich nicht!" — und Bertie's Antlitz war so ernst, daß Major Oliphant sofort wußte, hier handle es sich nicht um leere Ziererei; als daher Lady Moretown ihre Bitte aussprach, entgegnete er: „Sie vermag es heute wirklich nicht, Lady Moretown; sie ist müde und auch ein wenig erschreckt. Wollen Sie sie heute entschuldigen, dann soll sie es morgen nachtragen."

Lady Moretown lächelte bedauernd über ihre verfehlte Mission und schritt auf Fräulein Armadale zu, welche sich sofort erhob und an das Klavier trat. Als sie an der Nische vorbeirauschte, in welcher das Brautpaar saß, glitt ihr Fächer zur Erde; mechanisch bückte sich Hugo und reichte ihr denselben. Sie sprach kein Wort des Dankes, sondern neigte nur das Haupt und blickte ihn eine Sekunde lang an, nur eine Sekunde, dann ging sie weiter; doch wie er schon einmal im Laufe des heutigen Abends erbleicht war, so auch jetzt. Sie trat an das Klavier, und Platz nehmend glitten ihre Finger mit wunderbarer Geschicklichkeit über das Instrument, während sie noch unentschlossen schien, welches Lied sie wählen sollte.

Hugo Oliphant's Augen hafteten auf ihr mit einem Gemisch von Bewunderung und Verachtung, Haß und Leidenschaft — und plötzlich emporsehend begegnete sie seinem Blick mit bittendem, flehendem, dabei aber doch trotzigem Ausdrucke.

Eine momentane Pause entstand, dann schlug Sibylle einige volltönende Akkorde an und sang. Ihre Stimme war ein guter Sopran, so kraftvoll, daß man den Mangel an wirklichem Gefühl übersah und ihr Gesang allgemein als vollendet bezeichnet wurde. Bertie schmiegte sich unwillkürlich näher an ihren Verlobten, der, obschon er das Antlitz dem Klavier zugewandt hatte, ihre Hand doch so fest umschlossen hielt, daß es sie beinahe schmerzte. — Wie überwältigte ihn die Erinnerung an vergangene Stunden, während er lauschte; längst vergessene Träume und Hoffnungen standen plötzlich wieder vor seiner Seele und Bertie war im Augenblicke vergessen, obschon er ihre Hand in der seinen

hielt. — Sanft und voll erklang Sibylle Armadale's wunderbar geschulte Stimme, während sie sang:

„Müde, so müde des Lebens,
Sehnend nach Ruhe und Tod;
Das Herz ist so trostlos, so traurig,
Friede, der thäte gar noth.

Müde, so müde des Sehnens
Nach ihm, der längst von mir ging,
Wenn auch mit ganzer Seele
Einzig an ihm ich stets hing.

Müde, so müde des Harrens
Auf seliger Liebe Zeit,
Müde, so müde des Hoffens
Auf Stunden, die doch noch gar weit."

Die Sängerin hielt inne, ihre Stimme erlosch bei den letzten Worten und sie erhob sich halb von dem Klavier, Lord Ferrers aber hielt sie zurück. „Es gehören noch einige Strophen dazu, Fräulein Armadale; nein, wir können Ihnen wirklich nicht gestatten, schon aufzuhören. Selbst wenn Sie die Worte vergessen haben sollten, besitzt Lady Moretown das Lied!" sprach er, die Noten vor sie auf das Pult legend. — Einmal noch richteten sich die dunklen, glänzenden Augen auf das finstere, leidenschaftliche Gesicht drüben in dem Erkerfenster, dann erscholl die Stimme von Neuem:

„Müd', ihn so selten zu sehen,
Nie liebend sein Antlitz zu schauen,
Müde von Herzen der Jetztzeit
Und müde, der Zukunft zu trauen!

Müde, so einsam durch's Leben
Rastlos zu wandern dahin,
Müde, den Stürmen zu trotzen —
Ach, wie so müde ich bin! —

Hoffend und harrend so traurig
Auf Erlösung, die nimmer doch kommt,
Freudig bereit auch, zu sterben,
Wenn seinem Glück es nur frommt!"

„Ich möchte wohl wissen, ob Fräulein Armadale schon einmal im Leben einen Schmerz empfunden hat," sprach eine lachende Männerstimme in Hugo's nächster Nähe. „Man sollte meinen, das Schicksal sei stets sehr glimpflich mit ihr verfahren!" — „Eines Mannes Urtheil — und folglich ungerecht," entgegnete die Dame, an welche diese Worte gerichtet waren. „Jede Frau hat ihre bitteren Stunden und Fräulein Armadale sucht schon seit einiger Zeit nach einem Führer durch's Leben — der sich bis nun immer noch nicht gefunden zu haben scheint."

Hugo's Lippen zuckten verächtlich, sowohl über die Worte der Sprechenden, als über die Person, von welcher sie handelten; in diesem Augenblicke erhob sich Sibylle Armadale, und als sie an Lord Ferrers Arm an ihm vorüber streifte, vernahm er, wie sie seine begeisterten Schmeichelreden kurz abschnitt, indem sie flüsterte: „Ich bin sehr müde — entschuldigen Sie mich für heute Abend."

Wenige Minuten später schlug Jemand vor, in den vom Mondenschein hell beleuchteten terrassenförmigen Abstufungen des Gartens zu lustwandeln, und die meisten der jungen Leute stimmten diesem Vorschlag mit Wärme bei. Sibylle hüllte ihr schönes Haupt in ein schwarzes Spitzentuch und nahm Lord Ferrers dargebotenen Arm, während Major Oliphant, aus einer förmlichen Betäubung erwachend, Bertie fragte, ob sie auch hinaus gehen wolle. — „Es ist sehr angenehm hier, findest Du nicht, Hugo?" entgegnete sie, bemerkend, daß er gar kein Verlangen zu hegen scheine, an der allgemeinen Auswanderung theilzunehmen. — „Ich finde es auch, Liebste!" entgegnete er, sich zur Heiterkeit zwingend, während Bertie sich in allen möglichen Muthmaßungen erging, weßhalb er wohl so bleich aussehe und so zerstreut sei. — „Habe ich Dich gekränkt, Hugo?" forschte sie sanft, sich liebevoll an seine Schulter schmiegend, als sie in dem großen Empfangssaale allein zurückblieben. — Hugo erwiederte ihre Liebkosung, indem er den Arm um ihre Taille schlang und sie an sich zog. „Weßhalb meinst Du dieß, Liebste?" — „Ich dachte, Du seiest ärgerlich gewesen vor Tische." — „Ich entsinne mich," unterbrach er sie hastig, „ich war sehr unfreundlich, verzeihe mir! Bist Du gerne hier, Bertie?" — „Nicht, wenn ich Dich nur so wenig sehen soll, als dieß heute der Fall gewesen," sprach sie lächelnd. — „Hast Du mich denn gar so lieb, Bertie?" fragte er traurig, mit zärtlichen, melancholischen Augen zu ihr niederblickend. — „Ach, Du weißt es, Hugo!" — Als sie zu ihm emporblickte, seufzte er schwer auf und Bertie erhob sich von ihrem Platze, um mit fragenden, liebevollen Augen zu ihm niederzublicken. „Hugo, was ist es?" forschte sie leise; „ich weiß, daß Du leidest."

Er legte den Arm abermals um sie und zog sie zu sich nieder, so daß sein Haupt an ihrer Schulter ruhte, während Bertie ihre Lippen auf seine Stirne drückte. Einen Augenblick ruhte er so, dann erhob er sich langsam und das Haar von der Stirne streichend, sprach er mit gezwungenem Lachen: „Ich weiß nicht, was mich anficht, Bertie. Ich habe einen regelrechten Anfall von Melancholie. Ich wollte, wir wären wieder zu Hause; Du nicht auch, mein süßes Mädchen? Sollen wir hinausgehen? Komm', ich will Dir einen Shawl holen, liebstes Kind!"

Er entfernte sich und kehrte bald mit einem warmen Tuche zurück, sie heiter anlächelnd, die Wolke schien gänzlich verscheucht. Sehr liebevoll und zärtlich hüllte er sie ein, sich niederbeugend, um seinen Dank von den frischen, rothen Lippen zu ernten. „Mein kleiner Liebling," flüsterte er innig, „meine süße kleine Braut!" — Und sie traten hinaus in den vom Mondenschein beleuchteten Garten und mengten sich unter Lady Moretown's übrige Gäste. Sibylle Armadale aber, die Beiden bemerkend, Hugo's beschützende Zärtlichkeit gewahrend, wandte sich hastig hinweg, während ein böses Lächeln die Schönheit ihrer Züge entstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gestellter Hirsch.

(Bild S. 404 und 405.)

Treibjagden sind zwar etwas sehr Grausames, jedoch ist die Lust dieses Jagens eine so große und das Vergnügen so interessant, daß sie wohl nur aufhören werden mit dem Verschwinden des jagdbaren Wildes selbst. Vor Allem ist die Hirschjagd mit Hunden, wie sie besonders in England gebräuchlich, eine aufregungsvolle Lust. Dort werden oft großartige Hirschjagden veranstaltet, bei welchen mehrere Hundert Reiter sich betheiligen und die Meute eine ebenso zahlreiche ist.

Unsere Illustration zeigt uns einen Hirsch, der bei solch' einer Jagd in die Enge getrieben worden, sich endlich im Schutze eines Felsens und vor sich das Wasser eines Teiches zur Wehre setzt gegen die andringende Meute. Die Hunde wagen es nicht, dem gewaltigen Thier, welches mit seinem riesigen Geweih so böse Wunden reißen kann, ganz nahe zu kommen. Der Hirsch schnauft und stößt gurgelnde Töne aus, den edlen Kopf gesenkt und mit dem Geweih drohend auf und nieder schlagend. Die näher kommenden Jäger treiben die Hunde an und bald wird unter dem Schutz dieser der Massenangriff der aufgeregten Hunde erfolgen. Freilich wird es dem einen und dem andern der Angreifer das Leben kosten — das edle Thier wird dessenungeachtet bald den zahlreichen Feinden erliegen und sein Blut das Wasser des Weihers färben, bis die mitleidige Kugel des Jägers seiner Angst und Qual ein Ende macht. Ein interessantes Schauspiel bietet dieser Thierkampf, das zartere Gefühl beleidigt es jedoch immer, wenn ein edles Thier erst halb zu Tode gehetzt wird und dann sein Leben unter den Zähnen angestachelter Hunde aushauchen muß. Der echte Waidmann allerdings wird diese Auschauung für weichlich und weibisch erklären und von einer solchen Jagd mit hoher Genugthuung sprechen.

Anagramm.

1. Die Ehre nimmt's, wird es begangen;
2. Das Leben gibt es Jedermann;
3. Wohl Dem, der's reichlich hat empfangen,
Wenn er's mit Freuden haben kann.

Auflösung der Charade Seite 387:

Thauperlen.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 387:

Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen.

Bilderräthsel.



Kleine Korrespondenz.



Frau Auguste E. in Oldenburg. Durch Kochen leidet die Wäsche nicht, wenn dieß vorsichtig gehandhabt.

Hrn. A. H. in D. Wir können uns unmöglich damit befassen und vielleicht stundenlang nachschlagen. Richten Sie Ihre Anfrage an den Herausgeber des Verloosungsblattes, A. Dann in Stuttgart.

Hrn. C. F. Nattorf in Fallersleben. Nr. 1) Eine Frage für die Chemikerzeitung, Gotha. Nr. 2) Die Selbstherstellung käme viel kostspieliger als die sauberste und schönste in einer Druckerei.

Hrn. A. Ducke in Leitmeritz. Nr. 1) Nein. Nr. 2) Ein geflügeltes Wort ist ein Wort oder eine Redensart, die in Aller Mund ist. Meist ein Citat aus Dichtungswerken oder auch Aussprüche berühmter Männer des politischen &c. Lebens. Z. B. „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf". Ein Ausspruch Hausemann's im ersten preußischen Landtag, 1847.

Abonnent P. in Belgrad. Ein Buch über das Ausstopfen der Vögel &c. ist: „Der Naturaliensammler" von Dr. L. Eger, zweite Auflage. Wien, Faesy & Frick.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben &c. sind uns zugekommen von: Frln. Bertha Perlin, Tilsit; Anna Herwig, Köln; Klara Liepe, Köln; Therese Feigler, Düsseldorf; Marie Hoffmann, Bielitz; Frau Konsul Diekelmann, Stralsund; Hrn. Th. Wolf, Königsberg i. P.; M. Hiller, Freiburg i. Schl.; K. Heller, Innsbruck; A. Ducke, Leitmeritz; A. Meßner, Oels-Arnau; R. Hoffmann, Bielitz.

Hrn. H. Bender in M. Wie Mühlsteine (sogenannte Champagner) scharf gemacht werden können, ist doch wohl keine Anfrage für die Redaktion der „Illustr. Welt".

Eine Berlinerin. Wir müssen auf mancherlei Geschmacksarten Bedacht nehmen. Der zweitgenannte Autor v. D. ist eine Berühmtheit.

H. C. in Nelß. Nr. 1) Sehr schwer möglich durch ein Buch. Nr. 2) Im Frühling das Gesicht vor Sonnenlicht schützen.

Hrn. Simon R.... borg. Echt gibt es nicht. In der Sonne bleicht es sofort ab.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Einladung zum Abonnement.

Die Modenwelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten.

— Begründet 1. Oktober 1865. —

Alle 14 Tage eine Nummer.

Preis vierteljährlich M. 1. 25 oder 75 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 **Nummern mit Toiletten und Handarbeiten,** enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche; — ferner finden die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange die eingehendste Behandlung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, besonders altdeutsche Leinenstickerei in Kreuzstich; Näh- und Spitzenarbeit; Spitzenstich in Mull, Batist und Tüll etc.; irische Spitzenarbeit, Durchzug in Tüll, Durchbruch in Leinewand etc.; die verschiedensten Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Filet-Guipüre-, Knüpf- und Rahmenarbeiten; geklöppelte Spitzen; Blumen aus Papier, Wolle, Federn etc.; Mosaik in Seidenzeug, Tuch etc. und Phantasie-Arbeiten jeder Art.

12 **Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern** für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Mustervorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Soutache etc., sowie zahlreichen Namens-Chiffren, Monogrammen und ganzen Alphabeten in Kreuzstich- und Weißstickerei.

469

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungs-Blatt.

— Begründet 1. Januar 1874. —

Preis vierteljährlich M. 2. 50 oder 1 Fl. 50 Kr. Oe. W.

Jährlich erscheinen:

24 **Nummern mit Toiletten und Handarbeiten,** übereinstimmend mit denen der „Modenwelt".
12 **Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern etc.,** übereinstimmend mit denen der „Modenwelt".
12 **große kolorirte Modenbilder.**
24 **illustrirte Unterhaltungs-Nummern mit Novellen, einem reichen Feuilleton, sowie 24 großen Porträts, wirthschaftlichen Mittheilungen, Anweisungen für die Blumenzucht im Zimmer u. s. w.**
24 **Beiblätter mit einem Neuigkeitsberichte „Aus der Frauenwelt", einem Modenberichte u. s. w.**

Alle 14 Tage erscheint ein Moden- und ein Unterhaltungsblatt mit einer Schnittmuster-Beilage oder einem kolorirten Modenbilde.

Ausgabe mit allen Kupfern. Preis vierteljährlich M. 4. 25.

Jährlich außer Obigem:

noch 24 **große kolorirte Modenbilder und**
24 **Blätter mit historischen und Volks-Trachten.**

Die Auflage (in deutscher Sprache) beträgt gegenwärtig 290,000. — Uebersetzungen in französischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, englischer, holländischer, dänischer, schwedischer, russischer, polnischer, ungarischer und böhmischer Sprache erscheinen zu Paris, Brüssel, Mailand, Madrid, Rio de Janeiro, London, Philadelphia und New-York, im Haag, zu Kopenhagen, Malmö und Stockholm, St. Petersburg, Warschau, Budapest, Jungbunzlau und Prag.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Expedition der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 32. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

An demselben Abend saßen wir bei den fremden Damen auf dem Balkon und tranken Thee. Es war noch drückend heiß und, offen gestanden, ein anderes Getränk als gerade Thee wäre mir deßhalb lieber gewesen, auch ließ die Verpflegung viel zu wünschen übrig, denn es gab dazu nichts weiter, als weißes Brod und frische Butter. Ich wußte damals noch nicht, daß das russische Sitte ist.

Dagegen war die Gesellschaft die bezauberndste, die ich mir nur denken konnte. Meine kühnsten Wünsche waren erfüllt.

Die Gräfin, — in einem eleganten, hellen Kleide, lag bequem zurückgelehnt in dem plumpen Lederfauteuil, die zierlichen Füße auf ein Kissen gestützt. Die weiten Aermel waren halb zurückgefallen und ließen unter Spitzen ihre schönen weißen Arme zur Hälfte bloß. Den klassischen Kopf mit dem schweren blonden Haarknoten hintenüber gelehnt, sog sie langsam und mit Genuß den aromatischen Rauch der Cigarrette ein. — Ein schönes, ein verführerisches Weib, sich sonnend gewissermaßen in dem Glanze ihrer eigenen Schönheit, heiter, lebhaft, natürlich und doch ohne jede Koketterie, leicht und sprudelnd in der Unterhaltung und doch dabei edel-weiblich, zurückhaltend mit ihrem Urtheil, gütig, voll Empfindung, aber ohne jede Sentimentalität. Das war der Eindruck, welchen die Gräfin auf mich machte, während unser Geplauder bald hierhin, bald dorthin schweifte.

Sie erzählte uns vom Kaukasus, von Tiflis und von dem Leben dort, wie entzückend das Klima sei, trotz des strengen Winters, — wie angenehm sie ihre Sommer zubrächten auf ihrer Besitzung Bethania, fünfzig Werst von Tiflis entfernt, mitten in den Bergen.

Sie brachte auch ihre jüngere, schweigsamere Freundin zum Sprechen, die still bisher in einem niedrigen Lehnstuhl saß, blaß, aber freundlich lächelnd bisweilen, und theilnehmend, ein Bild voll zarter, unaussprechlicher Schönheit, übergossen von einem Hauche fremdländisch-poetischen Zaubers.

Fräulein von Glinka erzählte uns hernach von ihrer Reise auf dem Kur, zwischen Tiflis und Redut-Kale, von den Wundern der tropischen Vegetation, zwischen welchen das Dampfschiff stromab lief mit Windeseile, von dem langen Rasten dann und von den kleinen Ausflügen in jene üppigen Baumlabyrinthe, in welchen die Weintraube und die Orange wild wächst.

Von dem traurigen Aufenthalte in Suchum-Kale sprach sie dann, dem kleinen Küstenfort, in welchem ihr Vater Kommandant war, von den Sitten und Gebräuchen der Abchasier und den bösen Fiebern, welche dort herrschten. — Hernach kamen wir während des Theetrinkens und Rauchens auf Petersburg und Berlin zu sprechen und dabei wurde mir das zum Mindesten klar, daß die Damen in den höheren Gesellschaftskreisen beider Residenzen vortrefflich orientirt waren. — Zuletzt unterhielten wir uns über Eichdorff. — Die Gräfin lobte die Luft und die angenehme Lage, beklagte sich aber über ihre fast absolute Einsamkeit. — Sie hätten wohl beabsichtigt, zurückgezogen und nur ihrer Gesundheit zu leben, aber nicht sich ganz zu Einsiedlerinnen zu machen.

Auf unser gemeinsames Bitten setzte sich das Fräulein dann an das Klavier und bereitete uns einen hohen Genuß durch ihr schönes und gefühlvolles Spiel.

Ich vergaß zuletzt die häßliche Rolle, welche wir eigentlich spielten, ein warmes, großes Gefühl zog ein in meine Brust, ein Gefühl von Glück und Zuversicht, wie ich es noch niemals empfunden hatte bisher. — Je länger ich Fräulein von Glinka heimlich bewunderte, desto lebhafter entstand in meinem Innern die Ueberzeugung, daß sie das reinste und idealste Wesen sei, welches mir jemals näher getreten war und der Wunsch, diesem holden, poetischen Geschöpfe im Leben mehr zu sein.

Während sie so am Klavier saß, diese schlanke, biegsame Gestalt, mit dem dunklen Lockengewirr und dem edlen Profil, während ihre zarten Hände über die Tasten glitten und diesen jene ergreifenden Melodieen entlockten, stand ich still abseits im Schatten an die Thür gelehnt und sah sie an wie verzaubert und ohne meine Blicke von ihr losreißen zu können.

Meine Gedanken — meine Phantasie waren dabei ebenso unablässig thätig wie meine Sinne. Ich vergaß zuletzt ganz, wo ich mich befand, mir war, als ob ich träumte, als ob die Tonwellen mich entführten. Seltsam! — Ich fühlte mich zurückversetzt in ferne Zeiten. Ich hatte schon einmal geliebt in früheren Jahren. Es war ein Jugendtraum gewesen, — verwirklicht hatte er sich nicht. — Ach! wie war es möglich nur? — Wie hatten wir uns dereinst so zärtlich geliebt, vergöttert; — wie hatten wir es uns mit den heiligsten Schwüren versichert, wohl tausendmal, — wir wollten niemals von einander lassen. Aber wir hatten gerechnet ohne die Macht der Verhältnisse! Anna war arm — ich selbst damals noch abhängig von den Verwandten, welche jenes Verhältniß mit ungünstigen Augen betrachteten, ein unbesoldeter Referendar. — Mir ging es wie Heinrich Heine, — die Geliebte heirathete einen Andern, und als ich sie zum ersten Male wieder sah, da saß sie am Fenster und spielte mit ihrem ältesten Kinde.



Erste Liebe. Sibylle und Major Oliphant im kleinen Treibhause. (S. 425.)
Originalzeichnung von G. Franz.

Meine Eitelkeit und mein Vertrauen auf weibliche Treue hatten hiedurch einen harten Stoß erhalten, nur langsam und nie ganz hatte ich es überwunden. Ich hatte mich eingeschachtelt, mich der Arbeit gewidmet, um zu vergessen, und wenn ich jetzt so verknöchert war, wie Karl mich immer darstellte, so war ich dieß im Grunde doch nur durch jenen schweren Fehlschlag, jene bittere, frühe Erfahrung geworden. Nicht Jeder kann sich das von der Seele dichten. Ich glaubte mich gefeit gegen fernere Regungen — gegen eine neue Liebe — und nun — nun fühlte ich plötzlich zum zweiten Male, wie es sproßte und sich regte hier drinnen, ahnte ich es mit Schrecken und doch mit Schauern der Lust zugleich, daß ich alle jene Qualen und Wonnen auf's Neue durchkosten würde.

So stand ich da in Sinnen und verschlang mit meinen Blicken jenes holde, fremdartige Geschöpf. Ich beobachtete, wie das Lampenlicht auf ihren schweren Haarwellen so bläulich schimmerte, wie blendend weiß ihre Gesichtsfarbe war, die langen, dichten Wimpern, welche breite weiße Schatten auf ihre zarten Wangen herabwarfen, die dunklen, schön geschwungenen Brauen, die zarte Stirn, die feingebogene Nase und die weichen Linien des Mundes, den ein wehmüthiges Lächeln umschwebte.

Ich vergaß ganz, wo ich war, was ich gelitten und was ich mir vorgenommen hatte — es war wie ein süßer, bestrickender Rausch!

Und seltsam, — mitten darin stieg plötzlich vor meinem innern Auge ein anderes Bild empor, sah ich in dem gelben Lichtscheine eine schlanke Gestalt erscheinen in einem einfachen, dunklen Kleide, ein blondes Haupt mit schweren Flechten und zärtlich strahlenden Veilchenaugen, schimmernd von Liebe und Verheißung, mit lächelndem Munde und ausgebreiteten Armen, — ich vermeinte ihren leisen Aufschrei zu vernehmen und fühlte einen heftigen Stich in meinem Herzen. — Treuloser! ... Treuloser!! rief es mir zu.

Ich senkte mein Haupt und eine verstohlene Thräne trat in mein glühendes Auge. Was ist doch der Mensch, — — und was sind alle seine Schwüre und guten Vorsätze!? —

Er ist ein Spielball des Geschickes!! — —

Das Lied war aus, Fräulein von Glinka erhob sich, schwebte zu einem der niedrigen, mit persischen Teppichen überdeckten Divans, welche dem Zimmer ein beinahe orientalisches Gepräge gaben, ließ sich mit lässiger Grazie auf demselben nieder und griff mit ihrer schlanken, kunstfertigen Hand nach Papier und Tabak. — Ohne hinzuschauen und während sie sich mit uns unterhielt, — mechanisch fast, — drehten ihre Finger die tadellose Cigarrette. — Ein Befeuchten mit den Purpurlippen und mit Behagen sog die junge Dame den feinen Dampf des duftenden Gübecki ein.

Um zehn Uhr empfahlen wir uns. Man bat uns auf das Einfachste und Liebenswürdigste, wiederzukommen, und wir gingen heim, zufrieden ich und doch so voller Unruhe des Gemüths.

Lange lag ich hernach noch wachend in meinem Bette und überlegte, nachdem ich alle Eindrücke des Abends noch einmal an mir hatte vorüberziehen lassen: eigenthümlich wäre es doch, wenn die Damen wirklich unter einem angenommenen Namen hier lebten! — Wäre es nicht möglich zum Beispiel, daß sie Künstlerinnen sind? — Bei Denen ist es gebräuchlich, sich in Wolken zu hüllen. Aber nichts war vorhanden, was diese Annahme bestätigte ... im Gegentheil, beinahe Alles sprach dawider.

Ich wollte noch einmal an Orlich schreiben, denn aus Karl war ja wie immer nichts Gescheidtes herauszubekommen.

Darüber schlief ich endlich ein.

XVII.

Als ich erwachte am andern Morgen, stand der Doktor vor meinem Bette und betrachtete mich mit einem Lächeln, welchem er einen möglichst jovialen Anstrich zu geben versuchte. Ich fuhr betroffen empor. — Die Sonne schien schon hell herein in's Zimmer, — fröhliche Kinderstimmen wurden draußen laut. — Wahrhaftig ... ich hatte die Zeit verschlafen, es war beinahe acht Uhr.

„Hahaha, — — mein liebwerthester Herr Stadtrichter ... was muß ich sehen! — Sie liegen noch in den Posen?“ krähte der kleine Mann und drohte mir, in eine forcirte Heiterkeit ausbrechend, scherzend mit dem Finger, dann stellte er den Hut vorsichtig auf den Spiegeltisch, ließ sich selbst neben mir auf einer Stuhlecke nieder und fuhr in der allervortrefflichsten, mir aber sehr widerwärtigen Laune fort: „Das kommt davon ... ja, das kommt davon, wenn man des Abends schwärmt, Emotionen hat, Gemüthsbewegungen bei schönen Damen, hihihi! Weiß schon ... o! weiß Alles! ... Nein, — bitte, bleiben Sie ruhig liegen. Freut mich nämlich, daß ich Sie 'mal so im Bette treffe; — können da gleich einmal das kranke Organ gehörig inspiziren.“

Aergerlich legte ich mich zurück und sah das hämische Kerlchen mit ernsten, durchaus nicht ermuthigenden Blicken an. — Bis halb acht Uhr zu schlafen — wie war das möglich? — Und welche Frechheit, mich hier im Bette zu überfallen!

„Nun, — vortrefflich amüsirt, hoffe ich ... wie? — — O — kann mir's denken, — kann mir's denken. — Sehr angenehme Unterhaltung ... sehr schöne, sehr bestrickende Melodieen.“

Ich schwieg, ich suchte Zeit zu gewinnen, mich ein wenig zu fassen und mein Benehmen zu regeln, während Jener in dieser selben lauernden Weise fortfuhr:

„Bedaure, daß man bisweilen nicht ein Mäuslein ist, welches heimlich aus seinem Löchlein so etwas hört und sieht — würde da mancherlei Interessantes erspähen — hihihi!“

„Das würde Ihnen gestern Abend wenig genützt haben, Herr Doktor, Sie wären nicht auf Ihre Kosten gekommen,“ sprach ich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt und schaute ihm fest in die halb zugekniffenen, pfiffig-lüstern zwinkernden Aeuglein. „Wenn ich einige Beschreibungen von Gegenden und Personen abrechne, die mir fremd und interessant waren — und einige Details über die russische Kaiserfamilie — so wüßte ich in der That wenig von Bedeutung zu erzählen.“

„Ah! — russische Kaiserfamilie, hihihi! — Da fällt mir ein, könnte Ihnen meinerseits auch eine Neuigkeit berichten, die Sie interessiren wird. — Diese Potsdamer Russinnen, wie Fräulein Gretchen sie nennt, man hat sie verleumdet, sie sind nämlich keine nachgemachten, sondern wirkliche Sarmatinnen, lieber Herr!“

„Daran habe ich niemals gezweifelt,“ erwiederte ich kühl.

„Habe nämlich kürzlich Information erhalten, — fängt sich an, der Schleier zu lüften“ ... (Hier rückte der Doktor seinen Stuhl noch näher an mein Bett heran und machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht.) — „Und ferner, unter uns, liebwerther Freund, jener sogenannte ‚Judenjunge‘ ... das heißt jener mystische Freund, welcher bei Nacht und Nebel kommt und wieder geht — er ist in der That ein Petersburger Jude. Ich weiß noch mehr — er gebraucht in Nenndorf die Kur. — Sie hier, — er dort, — Sie verstehen! — Denken Sie, dieser Mensch hat die Frechheit, dort ebenfalls unter dem Namen eines Grafen Wandalowskoi aufzutreten ... Ich habe diese Nachrichten aus bester, o, aus ganz sicherer Hand, und ich hoffe, — ja, ich hoffe ganz bestimmt, die näheren Details werden in den nächsten Tagen nachkommen. — So sehr Kollege Kurs aus den verwerflichsten, aber leicht begreiflichen Motiven jenen Leuten auch da drinnen in D ... die Stange hält, es ist eitles Mühen, denn ich kann Ihnen sagen — im Vertrauen, theurer Freund — ich halte den Strick bereits in der Hand, der ihnen ein wenig die Kehle zuschnüren wird. Nein — so etwas soll hier nicht gelitten werden — unter keinen Umständen!“

„Sie setzen mich in das lebhafteste Erstaunen, indessen das ist Ihre Sache, Herr Doktor, und Sie tragen die Verantwortung für das, was Sie thun. Ich würde aber doch ein wenig vorsichtig sein, die Gräfin ist ohnehin schon schlecht genug auf Sie zu sprechen wegen Ihres gestrigen Briefes; — sie sprach sogar davon, sich an die Gesandtschaft wenden zu wollen.“

„Ah! ganz recht, — ganz recht, wegen meiner Verfügung im Interesse der Kurgäste betreffs nächtlichen Klavierspiels. — Nun, — ich pflege keine Umstände mit solchen Personen zu machen ... ich bin energisch, ja, energisch, lieber Herr Stadtrichter! — E — ner — gisch!“

„Ich fürchte nur, wenn Sie überall so viel Energie entwickeln wie hier ...“ erwiederte ich gereizt.

„Ah! ... weiß schon, — weiß schon, was Sie sagen wollen, liebwerthester Herr! ... Halten mich am Ende gar für einen Tyrannen, hehe!“ unterbrach mich der Doktor, indem er seine kleine, fette Rechte fest auf meinen Arm legte, „aber nur unter einer festen Hand erblühen die Staaten. Nicht Tyrann, aber wohl Despot bin ich in meinem kleinen Reiche, und das ist ein Glück. Sehen Sie sich zum Beispiel 'mal die Wirthschaft an in Ihrem guten Berlin, wohin die führt. Phrase, Phrase, nichts als Phrase, Gesetzmacherei, Spaltungen — Unzufriedenheit, Rückschritt im Wohlstand und in der Zufriedenheit des Einzelnen, — nein, gottlob, das kennen wir hier zu Lande noch nicht, — oder doch wenigstens nur dem Namen nach.“

„Ich meine nur, Herr Doktor,“ benützte ich die Pause, während er Athem schöpfte nach dieser langen Tirade, „daß jene Damen von unserer deutschen Gastfreiheit und Urbanität recht üble Begriffe mit nach Hause nehmen werden. Die Frau Gräfin behauptete gestern, selbst in Rußland, dem so viel verleumdeten, könnte Einem so etwas nicht passiren, — eine Strafandrohung wegen harmlosen Klavierspiels, das wäre stark, und namentlich sie, als eine geborene Französin, finde das unbegreiflich.“

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Der Kirchhof im Frühling.

Von

Ludwig Uhland.

(Bild S. 420.)

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken!

Schließe fest den schwarzen Grund!
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er keines aus dem Bund
Meiner Liebsten abverlange.

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen.

Bilder aus Spanien.

(Bilder S. 421 u. 424.)

Wir führen unsere Leser hier nach dem Süden, nach Malaga, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz im spanischen Königreich Granada. Malaga ist Hafenstadt, und die Hügel, welche sich rings um die alterthümliche, finstere, winklige Stadt erheben, bringen in der glühenden Sonnenglut, welche acht Monate im Jahre auf ihnen ruht, den weltberühmten Wein hervor. Die Umgegend der Stadt ist wunderbar fruchtbar, Mandeln, Oliven, Citronen, Orangen und Feigen gedeihen üppig in den Gärten und an den Weinhalden, und die See liefert schmackhafte Fische mancherlei Art. Das Leben in Malaga ist echt südlich, lebhaft, buntfarbig und laut, die Armuth aber groß und das Betteln und Herumlungern die Beschäftigung sehr Vieler. Besonders sind es die Kinder der armen Klassen, welche, meist auf sich allein angewiesen, ihre Nahrung suchen, wo sie diese bekommen können.

So sehen wir denn hier eine Gruppe malagesischer Kinder, welche die Netze der Fischer durchsuchen und diesen jene kleinen Wasserbewohner, die nicht verkäuflich sind, abgebettelt haben und nun sich über einem Feuer dieß für sie überaus kostbare Mahl zubereiten. Ein Stöckchen, an welchem die Fische aufgespießt werden, vertritt hier Bratpfanne und Bratspieß, und daß es ihnen vortrefflich munden wird, brauchen wir nicht zu bezweifeln. Die Armen im Süden haben es sehr gut. Das Klima gestattet ihnen, möglichst wenig bekleidet zu gehen. Sie wohnen in Häusernischen, bringen den Tag zu auf Kirchentreppen, und ihr Magen ist so gut gewöhnt, daß er lange Hunger erträgt und schließlich sich mit einigen trockenen Feigen und einem Stück Maisbrod für viele Stunden begnügt. Demnach führen auch die armen Kinder des Südens ein glücklicheres Dasein als jene nördlicher Klimate, wozu auch wohl besonders beiträgt, daß sie außerordentlich wenig mit Lernen geplagt werden.

Die Straße ist ihnen Wohnung, Spielplatz und Schullokal, das heißt nur für die Schule ihres Lebens, welches zumeist in Ausübung jener Fertigkeiten besteht, die sie den Lastträgern, Früchteverkäufern 2c. absehen. Sobald solch' ein Bube groß genug geworden und der Hunger zu arg wird, etablirt er sich als Schuhputzer an belebten Straßenpunkten und rückt nun so allmälig zu anderen ähnlichen Gewerben hinauf. Im Besitz eines Korbes und einiger Pesos (Münzen), fängt er einen Orangenhandel an, wobei das Ausbrüllen der Früchte die Hauptsache zu sein pflegt, und wenn es ihm gut geht, kann er sogar Besitzer einer Limonadenbude werden. Das ist wohl die höchste Stufe, auf welche derartige Kinder, wie unser Bild sie zeigt, gelangen dürften.

Unser zweites Bild S. 424 zeigt uns gleichfalls ganz national spanisches Leben. Da hat ein Stierkämpfer einen großen Erfolg errungen, einem gewaltigen Thier, das wüthend auf ihn zustürzte, den Genickstoß gegeben und dafür den brausenden Jubel von vielleicht zehntausend Menschen geerntet, welche dem wilden, grausamen Kampfe zugeschaut. Der glückliche Toreador ist jetzt aus der Arena in eine Vorhalle getreten, wo seine Kameraden ihn beglückwünschen. Ein Diener trägt eine gewaltige Schürze voll Blumen und Orangen herein, die man dem Kämpfer zugeworfen. Sein Knabe nimmt den rothen Mantel des Vaters, hüllt sich nach Art der Kämpfer da hinein und stößt mit einem kleinen Schwert nach einem hölzernen Stier, in Nachahmung des Vaters, worüber zwei junge Frauen, vielleicht ist die eine seine Mutter, ihr Entzücken deutlich kundthun; auch die Eifersucht und den Neid anderer, vom Glück weniger begünstigter Kämpfer bringt unser Bild in der Gruppe der sitzenden Stierfechter zum Ausdruck. Es ist eine Szene echt spanischen Volkslebens, was unser Bild hier abspiegelt, fesselnd durch die Naturwahrheit und seine Charakteristik der Figuren.

Die Czaroiskys.

Novelle

von

Moritz v. Reichenbach.

(Schluß.)

Jetzt rollte der Wagen durch den gewölbten Thorweg und hielt vor der Rampe.

Sascha sprang ungeduldig heraus, ihr Vater wußte ja, daß sie heute kamen, er erwartete sie sicher schon und kam ihnen entgegen. Kaum nahm sie sich Zeit, den alten Diener und die Hunde zu begrüßen, welche, sie erkennend, freudig wedelnd an ihr in die Höhe sprangen.

Sie trat unter die Thür, sporenklirrende Schritte kamen eilig die Treppe herunter.

„Vater!" rief Sascha — aber plötzlich blieb sie wie versteinert stehen und blickte entsetzt dem Näherkommenden entgegen. Es war Prinz Joseph, furchtbar entstellt durch die todtenblasse Farbe seines Gesichts und die schwarze Binde, welche sich quer über die Stirn und das rechte Auge zog.

Mit einem leisen Schreckensruf prallte Sascha zurück. In diesem Augenblick trat Wenzel, nichts ahnend, mit lächelndem Gesicht, seinen Sohn auf dem Arme haltend, in die offene Hausthüre.

Die Blicke der beiden Männer trafen sich einen kurzen Augenblick. Aber aus Wenzel's Gesicht war das Lächeln verschwunden; stumm reichte er der hinter ihm stehenden Wärterin den Knaben, und Prinz Joseph's Auge glühte unheimlich auf, während er die schöne, kräftige Gestalt seines einstigen Gegners überflog. Sein Gesicht verzerrte sich zu einem häßlichen Lächeln, während er sich vor Sascha verbeugte, und sagte:

„Ihr Vater trug mir auf, Sie zu bewillkommnen, er selber erwartet Sie oben, ein Gichtleiden am Fuße verhindert denselben, Ihnen entgegenzukommen!"

Sascha war es, als lege ein Alp sich auf ihre Brust und verhindere sie zu athmen. Im ersten Augenblick war sie nicht im Stande, zu sprechen, und ihre Augen starrten tödtlich erschrocken dem Prinzen aus ihrem bleichen Gesicht entgegen und wandten sich dann wie Hülfe suchend zu Wenzel.

Auch diesen hatte das plötzliche Erscheinen des Prinzen einen Augenblick wortlos gemacht, dann aber trat er schnell gefaßt seinem Widersacher entgegen und sagte:

„Das Schicksal führt uns als Gastfreunde unter dem nämlichen Dache zusammen. Lassen Sie uns unsere alte Feindschaft vergessen, was ich als Freund thun kann, um so schweres Leid, wie das Ihre, zu mildern, soll geschehen, wenn Sie meine Freundschaft annehmen wollen."

Er bot ihm die Hand, welche der Prinz kühl und flüchtig berührte, indem er einige unverständliche Worte murmelte. Dann verneigte er sich tief vor Sascha und bot ihr den Arm, um sie die Treppe hinauf zu führen. Fast mechanisch folgte sie ihm.

Erst als sie die Mitte der Treppe erreicht hatten, gewann Sascha wieder die Herrschaft über sich. Sie ließ den Arm des Prinzen los, und die Wärterin herbeiwinkend, sagte sie:

„Mit meinem Kinde will ich zu meinem Vater gehen."

„Ah, dann muß ich freilich zurückweichen," sagte der Prinz, und ein höhnisches Lächeln zuckte wieder um seine Mundwinkel.

Sascha riß das Kind schnell an sich und eilte dann den Anderen voraus. Wenzel folgte ihr mit einigen schnellen Schritten, Prinz Joseph war der Letzte im Zuge. Eine flüchtige Röthe flog über sein bleiches Gesicht, während er den beiden jugendlich schönen Gestalten Wenzel's und Sascha's nachsah.

„Ob sie mir wirklich so viel himmlische Sanftmuth zutrauen, um diesen Anblick ruhig ertragen zu können?" murmelte er. „Ich soll mich wohl noch über ihr Glück freuen, ich, der durch sie zum elenden Siechthum verdammt und zum Gespött meiner einstigen Freunde gemacht wurde! Ha, ha, es ist sehr lustig, zu denken, was ich vor einem Jahre noch war und was ich jetzt bin! Und das Alles sollte ich vergeben und vergessen?"

Seine Hand umkrallte das Treppengeländer, seine Zähne preßten sich heftig auf einander.

„Verflucht sollen sie sein;" sagte er, denn sie haben mein Leben so vernichtet, daß es nur noch Eins gibt, was ihm Reiz verleiht — die Rache! Und dieser Mensch spricht mir von Freundschaft!"

Mit einigen hastigen Sätzen eilte er dem Paare nach, das schon den obern Korridor erreicht hatte und eben die Thüre des Wohnzimmers öffnete, in welchem Graf Amand Czaroisky saß.

Er stand unwillkürlich auf, als seine Tochter eintrat, aber der Schmerz an seinem Bein zwang ihn, sich sogleich wieder zu setzen.

„Vater, mein Vater!" rief Sascha, mit dem Kinde auf den Armen vor ihm auf die Kniee sinkend.

Er bückte sich und küßte sie auf die Stirn. In seinen Zügen arbeitete es wie unterdrückte Rührung.

„Vergib mir um des Kindes, um Deines Enkels willen," flüsterte Sascha, ihm den Kleinen entgegenhaltend, der mit großen, unschuldigen Augen in das gewaltige, stark geröthete Gesicht seines Ahnes blickte. Graf Amand legte die Hand auf das Kind und lächelte.

„Er gleicht Dir — das heißt mir," sagte er und nickte mit dem dicken Kopfe, durch dessen krauses, dunkles Haar sich viele silbergraue Fäden zogen. Sascha bemerkte es. Vor einem Jahre war das noch nicht gewesen, und ihr Herz zog sich schmerzlich zusammen bei dieser Bemerkung.

Graf Amand's Lächeln aber dauerte fort und wurde zuletzt zum lauten Gelächter, während er nach dem großen, auf dem Tisch stehenden Pokale griff und diesen erhob.

„Wir wollen Vergessen trinken, meine Tochter, ha, ha, Vergessen, Vergessen!"

Er setzte das wappengeschmückte Trinkgefäß an den Mund.

Wieder durchzuckte es Sascha tiefschmerzlich, denn das rothe Gesicht ihres Vaters, der große Humpen und die leeren Weinkrüge sagten ihr, wie er sich auf das Wiedersehen mit ihr vorbereitet hatte.

Sie erhob sich schnell und ergriff Wenzel's Hand, der schweigend hinter ihr gestanden hatte. Sie zog ihn neben den Sessel des Vaters.

„So vergiß auch, daß Du ihm gezürnt hast, mein Vater," bat sie, „er hat Deine Tochter sehr glücklich gemacht!"

Graf Amand setzte dröhnend den Humpen nieder.

„Der — der —" rief er mit schwerer Zunge und sein Auge flog suchend im Kreise umher, bis es auf dem Gesicht des Prinzen haften blieb, welches weiß und regungslos aussah wie aus Stein gehauen und ihn nur mit dem einen Auge fest und starr ansah.

„Der Vetter Czaroisky — ich weiß, ha, ha, nun — nun gut, daß wir Alle zusammen sind, ganz gut, ganz gut!"

Ueber Sascha's Gesicht stürzten helle Thränen. So hatte sie sich dieses Wiedersehen nicht ausgemalt. Wenzel drückte schweigend ihre Hand. Er gewann es nicht über sich, an diesen Mann einige herzliche Worte zu richten; war Graf Amand doch nicht in der Verfassung, dieselben zu verstehen, wie er deutlich sah, und nur das mächtige natürliche Gefühl des Vaters für die Tochter hatte einen Augenblick über den Weinbann gesiegt, in welchem er sich befand. Jetzt schien ihm seine Umgebung schon wieder nebelhaft, und mit blinzelnden Augen blickte er den Humpen an, welchen er in der leise zitternden Hand vor sich ausgestreckt hielt.

„Also, meine Tochter soll leben und wir wollen wieder lustig sein wie früher," rief er, den Humpen abermals an die Lippen führend. „Holla, Prinz Joseph, wollen Sie mir nicht Bescheid thun? Sascha soll leben, ha, ha, ha, ha, Sascha!"

Eine Bewegung entstand an der Thür. Sascha's einstige Wärterin, welche auf dem Hofe lebte, drängte sich herein und stürzte, von einigen Mägden gefolgt, unter lauten Freudenrufen in das Zimmer. Die Leute umringten Sascha, ihre Hände und den Saum ihres Kleides an die Lippen drückend und ihr Kind mit lauten Segenswünschen begrüßend; auch Wenzel wurde, als der Gatte der jungen Herrin, von ihnen willkommen geheißen, und als die alte Frau Sascha stolz erzählte, sie habe die Bedienung der Paninka übernommen und auch die Wohnung für sie herrichten lassen, da ließ sich Sascha gern von ihr aus dem Zimmer führen, und bat auch Wenzel, mit ihr zu gehen. Er folgte ihr durch die langen, bildergeschmückten Gänge bis hinüber nach den Zimmern, welche Sascha früher bewohnte und die man ihr auch jetzt wieder eingerichtet hatte. Die Leute liefen geschäftig hin und her, bis die Reisekoffer heraufgebracht und alles Nöthige beschafft war. Dann entließ sie Sascha mit kleinen Geldgeschenken.

Als die beiden Gatten allein waren, hielten sie sich lange stumm umschlungen.

Endlich flüsterte Sascha:

„Es wird morgen besser sein, Wenzel, morgen wird er die Aufregung des Wiedersehens überwunden haben und nicht so viel trinken. O gewiß, es wird besser werden. Und über unser Kind hat er sich doch auch heute gefreut, nicht wahr?"

Wenzel küßte sie schweigend auf die Stirn.

„Wenn nur der Prinz nicht hier wäre!" fuhr Sascha fort, „o, dann wäre Alles leichter. Aber da wir nun einmal hier sind, reist er gewiß auch bald wieder ab. Die Wärterin erzählte, er wäre schon so lange hier — ich begreife das nicht! Und morgen soll große Jagd hier stattfinden, alle die alten Bekannten sind dazu eingeladen, heut Abend schon sollen einige Gäste kommen. Ich werde auch mitgehen, Wenzel."

„Sascha, welch' ein Gedanke! Du bleibst doch besser bei dem Kinde —"

„O, das ist gut aufgehoben bei seiner Wärterin und die alte Maruscha wird auch gern bei ihm bleiben. Ich aber möchte mit Dir gehen, Wenzel. Denke doch, ich war ja noch nie in unserem Walde mit Dir. Du kennst noch nicht alle meine alten Lieblingsplätze dort und — es ist kindisch von mir, aber ich mag mich auch nicht von Dir trennen, Du mußt mich schon mitnehmen!"

Er strich lächelnd mit der Hand über ihre Stirn.

„Und — Du möchtest auch einmal wieder so toll und wild reiten wie früher — nicht wahr?" fragte er.

Sascha erröthete.

„Ach, es hat sich hier viel verändert seit damals," sagte sie, den Kopf senkend. „Mein Vater hat sehr gealtert, die alte Lustigkeit wohnt nicht mehr in Cerwionka. O Wenzel, nicht wahr, wir wollen thun, was wir können, um das Unrecht zu sühnen, das ich doch immerhin an meinem Vater begangen habe?"

So plauderte sie fort, ihrer Erregung Worte gebend.

Wenzel blieb ernst und schweigsam und war doch ebenso erregt wie sie. „Wie wird der heutige Abend werden? Was soll der kommende Tag bringen?" dachte er. —

*

Es war ein großer Kreis von Jagdgästen, der sich in Cerwionka an diesem Abend versammelte. Galt es doch außer der Jagd noch das Versöhnungsfest zwischen Vater und Tochter zu feiern. Man erinnerte sich der alten Zeiten, man feierte Sascha, welche im Laufe dieses Jahres vielleicht noch schöner geworden war, und man war freundlich gegen ihren Gatten, da man nicht gut anders konnte, nachdem der Schwiegervater ihn sich selbst in's Haus geladen hatte. Wohl fiel es zuerst auf, daß Prinz Joseph die Ankunft des jungen Paares erwartet hatte. Aber an dem eleganten „lion" von ehedem hatte sich eine so eigenthümliche Wandlung vollzogen, daß man gewohnt war, ihn jetzt als Sonderling zu betrachten, und sein Zusammentreffen mit der einstigen Braut und dem früheren Gegner als eine neue, sonderbare Schrulle von ihm auffaßte.

Und in der That — Prinz Joseph hatte sich seltsam verändert. So lange er im Vollbesitz aller irdischen Güter war, galt er für gutmüthig und leichtlebig. Seine glatten Formen ließen den rohen Grundkern seines Wesens nie in verletzender Blöße zum Vorschein kommen, und wäre sein Leben glatt und ohne besondere Katastrophe verlaufen, sein Charakter hätte sich nie zu besonderer Stärke, weder im Guten noch im Bösen, entwickelt.

Da brach das Unheil über ihn herein. Das einzige Idol, das er verehrte, sein eigenes Ich wurde auf das Tödtlichste beleidigt, und als er diese Beleidigung rächen wollte, da verlor er unter dem Streiche seines Gegners sein einnehmendes Aeußere zugleich mit seiner Gesundheit, denn er kränkelte viel seit dem Verlust seines Auges. Das Idol war gestürzt, seine Eitelkeit haltlos, das Leben werthlos für ihn geworden.

Aber wehe der Hand, durch welche dieß geschehen war! Ein brennender Haß gegen Wenzel Czaroisky, den Zerstörer seines Glückes, kochte in Prinz Joseph's Brust und erhielt neue Nahrung, so oft er einem mitleidigen Blick oder einem spöttischen Achselzucken seiner früheren Freunde begegnete. So wuchs dieser Haß wie eine Flamme, welcher stets neue Nahrung zugeführt wird, und seine Glut schmolz das Wesen Prinz Joseph's um, so daß er nicht bloß äußerlich ein anderer Mensch geworden war.

„Ich muß ihn verderben, wie er mich zu Grunde richtete!" Das war Prinz Joseph's Gedanke im Wachen und Träumen. Und den Platz des gestürzten Götzenbildes der Eitelkeit nahm in seinem Herzen die Teufelsfratze der Rache ein.

Er kam nach Cerwionka, wo Graf Amand erst seinem Zorn in allerlei Excentrizitäten Luft gemacht und zuletzt den besten Tröster in seinen Weinkrügen gefunden hatte.

Der Graf hieß ihn willkommen, denn je länger Sascha fortblieb, um so fühlbarer wurde ihm seine Einsamkeit und ihr Verlust. Seine Liebe zu ihr, die er erst gewaltsam unterdrückt hatte, regte sich wieder, und all' sein Groll übertrug sich allein auf Wenzel, zu dem, wie er erfahren hatte, Sascha geflohen war.

Manchen Abend verbrachten die beiden Männer mit einander, Prinz Joseph finster vor sich hin starrend, der Graf in lautem Fluchen seinem Zorn und seinem Schmerz Luft machend.

Da geschah es eines Abends, daß Worte zwischen ihnen ausgesprochen wurden, Worte, deren lauter Klang Beide erschreckte und welche doch den innersten Wunsch ihrer Seelen aussprachen. Und sie gewöhnten sich allmälig an den furchtbaren Klang dieser Worte.

Wenn Wenzel Czaroisky nie gelebt hätte — sie wären nicht Beide einsam, mit sich zerfallen. Und wenn er — nicht mehr lebte — es konnte wohl nicht wieder werden, wie es früher war, aber Graf Amand würde dann seine Tochter wiedersehen können und Prinz Joseph wäre gerächt, an ihm und an ihr, denn auch sie hat Theil an seinem tödtlichen Haß, wenn er das auch dem Alten verschweigt.

Nur einmal hatten sie jene furchtbaren Worte gesprochen und sich als Bundesgenossen erkannt. Aber als Prinz Joseph am andern Tage dem Grafen vorschlug, Sascha und Wenzel zu sich zu laden, da hatte ihn dieser erst eine Weile starr angesehen, dann den gewaltigen Humpen mit starkem Weine gefüllt und denselben bis auf den Grund geleert. Sein Gesicht glühte von dem feurigen Trank, aber dennoch schien ein Frost seine Glieder zu schütteln. Er wiegte den dicken Kopf einige Male hin und her, dann aber schlug er plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, verlangte mit dröhnender Stimme Feder und Papier und — schrieb den Brief, welchen Sascha mit so lautem Jubel begrüßt hatte.

Ob er an diesem Abend, an welchem seine Tochter und Wenzel in seinem Hause weilten, daran dachte, oder ob der Wein all' seine Gedanken in nebelhafte Bilder aufgelöst hatte?

Seine schwimmenden Augen ließen das Letztere vermuthen. Er saß scheinbar theilnahmlos an dem schweren Eichentisch. Seinen Gästen fiel das nicht auf, sie waren seit Sascha's Flucht gewöhnt, ihn so vor sich zu sehen. Aber Sascha schnitt es schmerzlich in's Herz, so oft sie ihn anblickte.

Zeitiger als sonstwohl erloschen an diesem Abend die Lichter im Schlosse und man zog sich zurück, um Kräfte für den kommenden Jagdtag zu sammeln.

Nur Prinz Joseph suchte den Schlaf nicht. Ruhelos schritt er in seinem Zimmer auf und ab, die Stirn gesenkt, die Lippen fest zusammengepreßt. Da klangen Schritte und der gedämpfte Schall von Stimmen über ihm. Dort lagen, wie er wußte, die Zimmer, welche Sascha und Wenzel bewohnten.

Seine Hände krampften sich zusammen. Seine Lippen bewegten sich zuckend.

„Noch eine Nacht, noch eine Nacht," murmelte er. „O, ich ertrüge es auch nicht länger! Wie sie schön geworden ist, dieses Weib, das mich so verachtet, daß sie mich kaum eines Blickes würdigt. Ich habe sie nie geliebt, ich weiß es, aber ich habe sie bewundert; ich habe ihr meinen Namen und meine Hand zu Füßen gelegt und sie hat beides verächtlich von sich gestoßen. Ich will aber nicht von ihr verachtet sein! Hassen soll sie mich, so hassen, daß sie mich nimmermehr vergessen kann. Elend, wie mein Leben durch sie wurde, soll auch das ihre sein — dann erst werde ich Ruhe finden!"

In finsteres Brüten verloren, verbrachte er die Nacht. Als der Morgen graute, verließ er sein Zimmer und begab sich zu Graf Amand.

Diesem hatte der Wein zu einem tiefen Schlaf verholfen, jetzt aber war er erwacht und blickte dem Eintretenden hohläugig und wild entgegen.

„Warum kommst Du zu mir?“ frug er, sich hastig aufrichtend.

Ein teuflisches Lächeln zuckte um die Lippen des Prinzen. Er trat dicht an ihn heran und flüsterte:

„Ich wollte nur fragen, ob Du vielleicht andern Sinnes geworden wärest?“

„Wer hat je gehört, daß Amand Czaroisky seinen Sinn geändert hätte?“ rief der Graf. „Was beschlossen ist, das ist beschlossen!“

„Das erwartete ich von Dir,“ begann der Prinz wieder nach einer kleinen Pause. „Aber es gibt noch etwas Anderes zu besprechen zwischen uns.“ Er beugte sich dicht an des Grafen Ohr herab. „Was soll mit dem Kinde geschehen?“ flüsterte er.

Der Graf blickte ihn fast scheu von der Seite an.

„Mit Sascha's Kinde?“ frug er, „ich verstehe Dich nicht.“

„Dann habe ich Dich damals mißverstanden! Ich glaubte, Du wolltest Deine Tochter dauernd bei Dir behalten!“

„Natürlich will ich das!“

„Nun, dann sage ich Dir: so sicher, wie ich jetzt vor Dir stehe, geht Deine Tochter mit ihrem Kinde zurück auf das deutsche Gut, um den Knaben im Sinne des Vaters erziehen zu können.“

„Der Knabe ist aber mein Enkel!“

„Er ist Wenzel Czaroisky's Sohn und wird ein Deutscher werden wie sein Vater, denn seine Mutter wird ihn in Deutschland erziehen.“

Graf Amand schlug mit der geballten Faust auf den neben ihm stehenden Tisch, daß es dröhnte.

„Das wird sie nicht,“ schrie er, „dafür werde ich sorgen!“

„Schreie die Diener nicht aus dem Schlafe,“ sagte der Prinz, „mir dünkt, wir brauchen kein Publikum. Was aber Deine Tochter anbetrifft, so hat sie Dir schon einmal bewiesen, daß sie den väterlichen Willen nicht sehr berücksichtigt.“

Die Zornader schwoll auf Graf Amand's Stirn.

„Dießmal soll sie mir wohl gehorchen, ich lasse sie nicht weg!“ rief er.

„Sie wird schon Mittel und Wege zu finden wissen, um sich und das Kind in Sicherheit zu bringen, wenn — —“

„Nun was?“

„Wenn wir ihr nicht zuvorkommen, indem wir das Kind — verbergen. Man könnte es vorläufig einem Kloster zur Aufziehung übergeben und sagen, Zigeuner hätten es mit sich genommen, oder so etwas Aehnliches.“

„Dann wird sie im ganzen Lande umherreisen, um es zu suchen.“

„So spielt man ihr nach einiger Zeit die Nachricht von seinem Tode in die Hände.“

„Das Kind ist mein Enkel, kein Haar soll ihm gekrümmt werden.“

„Es kann ja indessen ruhig in seinem Kloster weiterleben, und wenn Deine Tochter erst die deutschen Einflüsse etwas vergessen und hier wieder festen Fuß gefaßt hat, so läßt man auch das Kind wieder erscheinen.“

Graf Amand schwieg und schien den Vorschlag in Erwägung zu ziehen.

„Dann läßt man das Kind wieder erscheinen,“ wiederholte er nachdenklich.

„Ja,“ fuhr der Prinz fort, „und dann gibt es nur noch polnische Czaroiskys, denn der Knabe wird unter Deinen Augen als guter Pole aufwachsen.“

Wieder schwieg der Graf. Sein breiter Stiernacken war herabgebeugt. Einige Augenblicke saß er so unbeweglich. Endlich hob er den Kopf wieder.

„Du hast Recht,“ sagte er, „nur darf dem Kinde kein Leid geschehen, und in einiger Zeit holen wir es wieder zurück. Wo willst Du es hinbringen?“

Der Prinz nannte ein polnisches Kloster.

„Gut denn, die nöthigen Zahlungen an das Kloster sollen von meinem Geschäftsträger pünktlich gemacht werden. Ich werde sofort die nöthigen Instruktionen schreiben, denn je eher diese Sache abgemacht ist, desto besser!“

Der Prinz nickte zustimmend.

„So denke auch ich, je schneller, desto besser!“

Einen Augenblick noch stand er schweigend neben dem Lager des Grafen. Dieser starrte vor sich hin und schien ihn nicht mehr zu beachten. Er wandte sich langsam der Thür zu.

„Auf Wiedersehen!“ murmelte er leise, dann verließ er geräuschlos das Zimmer. Draußen weckte er den Diener des Grafen.

„Der Herr hat schlecht geschlafen diese Nacht, er muß heute Morgen vollkommene Ruhe haben, die Gicht verhindert ihn ja ohnehin, an der Jagd theilzunehmen. Sollte Jemand ihn zu sprechen wünschen, so sage, daß er Niemand annehmen kann.“

Dann entfernte er sich, um ebenso leise, wie er gekommen war, sein Zimmer wieder zu erreichen. Er hatte einige vertraute Leute bestellt, mit welchen es noch in der Morgenfrühe Allerlei zu besprechen gab.

Als es im Schlosse anfing lebendig zu werden, war Prinz Joseph wieder allein.

„Meine Morgenarbeit ist gethan,“ murmelte er, „so, nun kann ich sie ganz, ganz vernichten!“



Kirchhof im Frühling. Zeichnung von Theodor Schütz. (S. 418.)

Wenige Stunden später war der glänzende Jagdzug auf dem großen sandigen Platze vor dem Schlosse versammelt. Zum ersten Male wieder seit langer Zeit hatte Sascha die viereckige Sammetmütze mit dem Reiherbusch auf ihre Locken gedrückt und ihre Augen blitzten Wenzel so lustig entgegen, als wollte sie sagen:

„Denkst Du noch daran, wie die wilde Sascha in dieser selben Amazonentracht das Pferd erschoß? Nicht wahr, heute ist es besser für uns Beide als damals?“

Lächelnd hob er sie auf das Pferd und ihre Hände berührten sich verstohlen in innigem Drucke, als seien sie noch das heimliche Liebespaar von damals.

Und wieder erklang Pferdegewieher, Hundegebell und fröhlicher Zuruf vor dem Schloßhofe, wie an jenem Morgen, an welchem Sascha dem Jagdzuge von ihrem Fenster aus nachgeblickt hatte. Die Liebesahnung von damals war längst zur seligen Gewißheit geworden. Stolz und glücklich ritt sie an Wenzel's Seite dahin und lustig blitzte die Agraffe ihres Reiherbusches im hellen Sonnenschein. So verschwand der bunte Jagdzug im Waldesdunkel.

Langsam, entsetzlich langsam vergingen die Stunden dieses Tages für Graf Amand. Er versuchte, was er schon so oft gethan: er wollte „Vergessen“ trinken. Aber heute gelang es ihm nicht. Seine Riesennatur spottete heute des Weines und die entsetzliche Klarheit seines Bewußtseins wollte nicht abnehmen. Und dabei wurde er durch sein Leiden auf seinen Platz gefesselt, unthätig und einsam mit seinen furchtbaren Gedanken. Oft senkte er, dumpf stöhnend, den Kopf auf seine Arme. Dennoch wurde er nicht schwankend.

„Was beschlossen ist, das ist beschlossen,“ wiederholte er. „Keiner soll hinfort dem Willen Amand Czaroisky's zu trotzen wagen; der Schandfleck des Deutschthums soll von dem alten polnischen Wappen getilgt werden, und ich, ich werde nicht mehr einsam sein.“

Er lauschte weit vorgebeugt. Näherten sich nicht eilige Schritte seiner Thür? Klang nicht verworrenes Stimmengemurmel draußen? Kam jetzt die Botschaft — —? Alles blieb still. Er hatte sich getäuscht.

Die Sonne sank tiefer und tiefer.

Da — Graf Amand fuhr trotz seiner felsenfesten Nerven zusammen — war das nicht ein durchdringender Jammerruf von Frauenlippen, der auf dem Korridor vor seinem Zimmer erklang? Jetzt war es keine Täuschung, man näherte sich seiner Thür. Die Hand des Grafen faßte krampfhaft die Tischplatte, als wolle er sich aufrichten, und blickte starr nach der Thür. Da flog diese auf und Sascha's alte Wärterin stürzte mit schreckensbleichem Gesicht herein.

„Jesus, Maria und Joseph!“ jammerte sie, die Hände ringend, „schlagen Sie mich todt, Herr Graf, oder helfen Sie, retten Sie das Kind, wenn es möglich ist!“

Der Graf schrie sie zornig an.

„Was willst Du, verrückte, alte—“

„O mein Gott, es ist ja das Kind unserer Paninka, und es ist fort, Herr, ja, ja, es ist fort, und wir haben es den ganzen Tag auf unseren Armen gewiegt, seine Amme und ich.“

„Was schwatzest Du da?“

„Es ist wahrhaftig so, wie ich sage. Ach, und einen Augenblick nur legten wir es auf den Rasen, denn wir waren bei dem schönen Tage mit ihm im Garten, und da kommt so ein verfluchter Gaukler von Zigeuner und lockt uns an den Zaun, um uns wahrzusagen, und wie wir uns umdrehen, fort ist das Kind! Ach, Herr, Herr, wir haben alle Büsche durchsucht, um es zu finden, es ist nicht da, die Zigeuner haben es fortgeschleppt — o, daß ich das erleben muß!“

Sie hatte sich auf den Fußboden geworfen und rang die Hände in ohnmächtiger Verzweiflung.

Graf Amand blickte sie nicht an.

„Heute schon,“ murmelte er unhörbar, „heute schon! O, er ist ein Teufel, aber — er hat Recht! Besser auf einmal als langsam, Schlag auf Schlag. So wird es schneller überstanden sein!“

„Ach, Herr, sitzt nicht so erstarrt da!“ jammerte die alte Frau auf's Neue. „Schickt Boten aus nach allen Seiten, vielleicht findet man die Spur!“

„Ja, schaffe mir Boten,“ rief nun der Graf, „schaffe sie mir, heute, wo alle Pferde und Leute bei der Jagd abwesend sind! Gehe in's Dorf, treibe Bauern auf, thue, was Du kannst, Du siehst doch, daß ich selbst nicht reiten kann!“

Einen Augenblick war es still im Gemach. Die Alte richtete sich auf. Da beugte sich der Graf plötzlich weit vor, seine Augen schienen förmlich aus ihren Höhlen quellen zu wollen, er erhob die Hand.

„Still, horch',“ rief er, „das ist Pferdehufschlag, das sind die Fußtritte vieler Menschen im Schloßhofe — sie kommen zurück, sie kommen!“

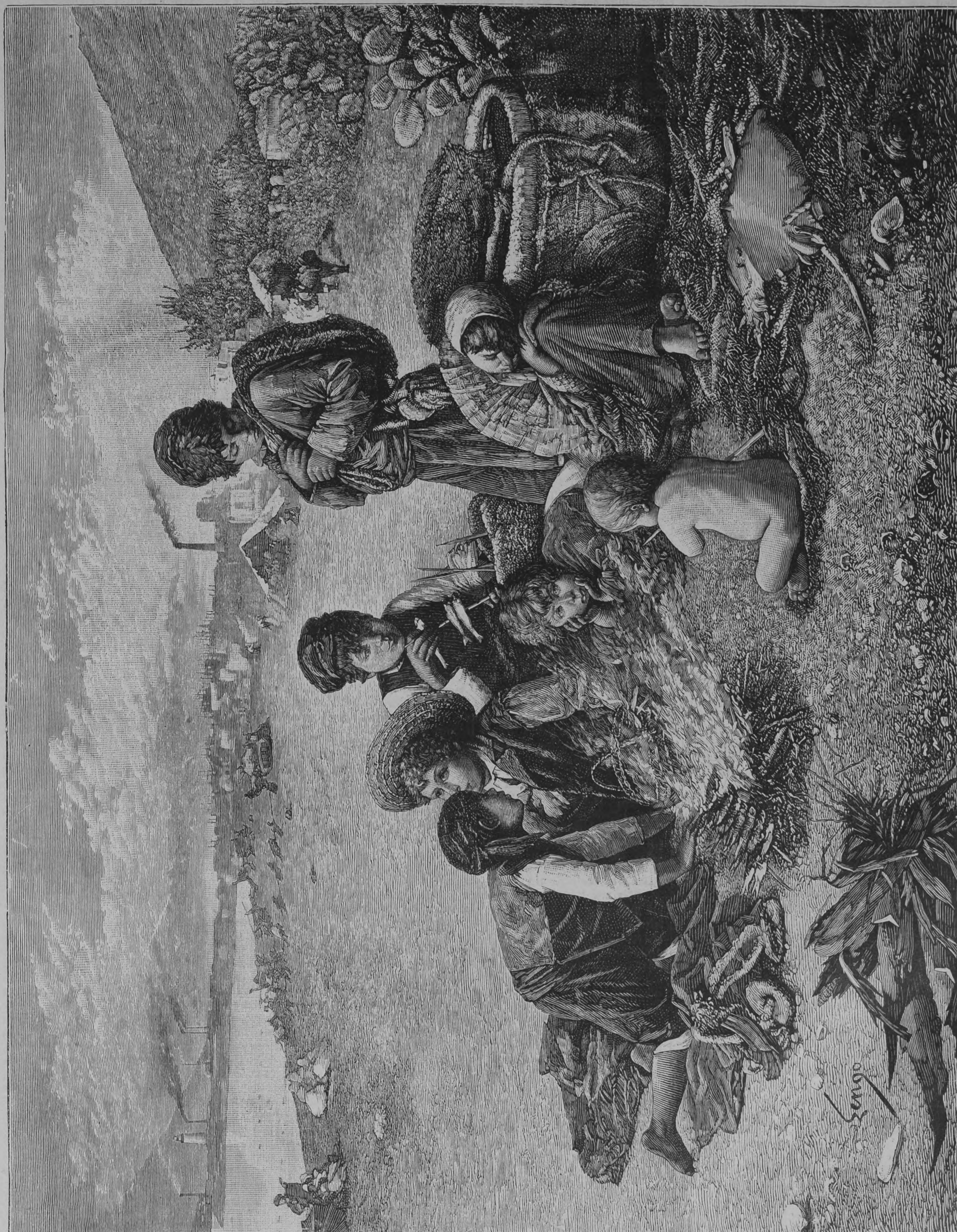
Seine Stimme war nur noch ein heiseres Raunen.

„Gelobt seien die Heiligen,“ schrie die Alte auf, „so werde ich doch Hülfe haben für das Kind!“

Sie stürzte aus dem Zimmer.

Der Graf suchte mit zitternden Händen nach seinem Stock, er mußte versuchen, sich aufzurichten, er mußte bis an's Fenster, um hinaussehen zu können. Der Stock war nicht da.

Draußen erhob sich unheimlich gedämpftes Stimmengewirr. Graf Amand lauschte athemlos. Das war wieder die Stimme der alten Maruscha, welche draußen laut jammerte. Aber sie hatte auch schon hier oben einen Unfall beklagt. Vielleicht galt ihr Jammern nur diesem.



Bilder aus Spanien. **Eine Nachlese in Malaga.** Gemälde von Horacio Lengo. (S. 418.)

Warum kam Niemand, ihm das Vorgefallene zu melden? Oder — wäre Prinz Joseph's Plan vereitelt worden? Nein, nein, es war etwas Entsetzliches geschehen, so schweigend kehrte man sonst nicht von der Jagd zurück.

Der Graf griff nach der vor ihm stehenden Glocke. Ihr Ton rief heut den Diener nicht herbei. Stöhnend richtete er sich an dem Tische auf und schleppte sich an demselben entlang bis zum Fenster.

Dunkle Gestalten standen unten in Gruppen zusammen und sprachen, heftig mit den Armen gestikulirend, leise unter einander. Graf Amand erkannte seine Jagdgäste; er drückte die Stirn an's Fenster. Dunkle Schatten bewegten sich unter dem Thorbogen. Die letzten, schräg hereinfallenden Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten grell die Gesichter der Zunächststehenden. Jetzt trat eine Gruppe langsam unter dem Thorbogen hervor. Man trug eine Bahre in den Hof herein und neben derselben schritt, halb darüber hingeneigt — Wenzel Czaroisky. Graf Amand starrte hinab, als sei es eine Fiebervision, welche da an ihm vorüberzog.

Wer lag auf der Bahre? Hingen nicht dunkle Locken zwischen den Fichtenzweigen herab, aus welchen sie zusammengestellt worden war? Die Leute drängten sich so dicht darum — wer lag dort? Wer war das Opfer, da Wenzel lebte? Jetzt entsteht eine Lücke zwischen den Umstehenden. Ein unartikulirter Schrei entringt sich Graf Amand's Brust. Seine Hand umfaßt krampfhaft die Riegel des Fensters, er rüttelt daran, als wolle er öffnen oder sich selbst erwecken aus furchtbarem Fiebertraum. Aber die Vision da unten will nicht weichen, es ist furchtbare Wahrheit: auf der Bahre liegt todtenbleich, mit geschlossenen Augen — Sascha Czaroiska.

„Meine Tochter —“ ringt es sich über Graf Amand's bebende Lippen. Dann steht er einen Augenblick starr, wie in Stein verwandelt. „Meine Tochter!“

Er war nicht davor zurückgebebt, ihr Herz tödtlich zu verwunden, indem er ihm Alles nehmen wollte, was es liebte. Er verstand dieses Herz nicht, aber er hatte es dennoch schmerzlich empfunden, als es sich von ihm abwandte, und deßhalb wollte er Den verderben, welcher allein Schuld daran war, wie er meinte. Das Herz einer Czaroiska brach nicht so schnell, und wenn Sascha den ersten unvermeidlichen Schmerz überwunden haben würde, dann würde er wieder stolz auf seine Tochter sein können. So hatte Graf Amand gedacht. Seine Liebe zu ihr war nur eine andere Form von Egoismus, und dennoch klang der tiefste, wildeste Schmerz, dessen er fähig war, in den Worten:

„Meine Tochter, meine Tochter!“

Einen Augenblick war ihm zu Muthe, als sei nun das Leben auch für ihn werthlos und zu Ende. Sascha todt — was blieb noch für ihn zu wünschen und zu hoffen? Aber nur einen Augenblick stand er so gebrochen am Fenster. Dann loderte seine alte, unbändige Natur wieder auf.

„Wer hat mir das gethan,“ schrie er auf, „wer, wer?“

Sein Leiden vergessend, stand er plötzlich fest auf beiden Füßen. Er riß das Fenster auf und beugte sich weit heraus. Man hatte die Bahre schon in das Haus getragen und gewahrte nun entsetzt, daß der Vater, dem man kaum die furchtbare Botschaft zu bringen wagte, Augenzeuge dieser Rückkehr seiner Tochter gewesen war.

„Sascha,“ schrie Graf Amand außer sich, „Sascha! Bringt sie her, bringt sie zu mir, sie muß ja noch leben, sie muß!“

Jetzt begaben sich einige der Herren zu ihm herauf.

„Wer hat das gethan?“ schrie er ihnen entgegen.

„Mein armer alter Freund,“ begann der Aelteste von ihnen mit bewegter Stimme, „es war ein unglückseliger Zufall — —“

„Wer, wer hat das gethan?“ wiederholte der Graf, für alles Andere taub und blind.

Man nannte scheu und leise den Namen des Prinzen Joseph, man wiederholte, daß es durch einen unglücklichen Zufall geschehen sei, daß auch wohl noch Hoffnung wäre und man Sascha jetzt nur für ohnmächtig in Folge des Blutverlustes halte.

Graf Amand schien nur den Namen des Prinzen gehört zu haben.

„Er, er —“ stöhnte er und sank einen Augenblick in sich zusammen. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihn: Prinz Joseph hatte mit ihm gespielt. Nicht Wenzel — Sascha hatte seine volle Rache gegolten. Jener war ihm nur ein Vorwand gewesen, seine Rache an ihm eine leere Vorspiegelung, um die Einladung Sascha's nach Cerwionka zu erlangen. Und der Vater hatte nun sein Kind selbst dem Mörder ausgeliefert!

In diesem Augenblick trat der Prinz in's Zimmer. Er war fast noch bleicher als gewöhnlich. Der Graf kehrte ihm den Rücken und bemerkte ihn zuerst nicht. Prinz Joseph trat schnell auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und beugte sich tief zu ihm, indem er leise sagte:

„Sie selbst warf sich dazwischen, aber noch ist Hoffnung — —“

Graf Amand fuhr jäh empor, ohne seine Worte zu beachten. Zorn und Schmerz raubten ihm fast die Besinnung.

„Du, Du kommst zu mir!“ schrie er, „Du wagst es, verfluchter Mörder!“

Der Prinz wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Aber im nämlichen Augenblick ergriff der Graf einen der schweren silbernen Weinkrüge, welche vor ihm auf dem Tisch standen, und schleuderte ihn mit furchtbarer Wucht dem Zurückweichenden nach.

„Stirb auch Du!“ brüllte er und sank dann selbst besinnungslos neben dem Tisch auf den Boden nieder.

Das Entsetzen über diese Szene hatte die anderen Herren einen Augenblick gelähmt. Jetzt stürzten sie auf ihren Wirth und den Prinzen zu, noch kaum unterscheidend, woher die dunkle Blutlache rührte, welche den Boden des Zimmers färbte. Man richtete Beide vom Boden auf. Prinz Joseph's Haupt ruhte zerschmettert auf den Armen der Jagdfreunde; er war todt.

Graf Amand wurde bewußtlos auf sein Lager gehoben.

Da stürzte die alte Maruscha in's Zimmer.

„Sie hat die Augen eben geöffnet, die Paninka lebt, die Heiligen seien gepriesen!“

Ihr Jubelruf verstummte plötzlich im Grausen über den Anblick vor ihr. Leise murmelnd bewegten sich ihre Lippen, während ihre weit geöffneten Augen nicht zu fassen schienen, was sie doch sehen mußten.

Dann plötzlich stürzte sie zurück und man hörte sie im Hause laut nach dem Arzte und dem Pfarrer rufen und die Diener antreiben, Beide herbeizuholen.

Einige der Herren selbst unternahmen es, aus den zwei nächsten Städtchen Aerzte herbeizuholen. Das stumme Entsetzen, das sie zuerst erfaßt hatte, wich allmälig. An einen „Zufall“ aber glaubte jetzt Keiner mehr. Graf Amand's Verdacht, daß der Prinz Sascha absichtlich zum Ziel seines Racheplanes gewählt habe, lebte in Aller Herzen.

Und doch war es ein Zufall, oder richtiger, es war der Seherblick der Liebe, welcher Sascha zum Opfer des Prinzen gemacht hatte.

Prinz Joseph hatte während der Jagd nicht die erwünschte Gelegenheit gefunden, Wenzel die tödtliche Kugel zu senden. Aber entschlossen, seinen Vorsatz heute noch auszuführen, hatte er am Schluß derselben allerlei Wetten in Betreff seines Gewehres und seiner Sicherheit im Treffen gemacht. Man hatte nach schnell improvisirten Zielen geschossen und der Prinz sowie Wenzel hatten das Staunen der Uebrigen durch ihre wirklich große Geschicklichkeit erregt. Aber Prinz Joseph's Wesen erschien Sascha dabei so seltsam, daß ein plötzlicher Verdacht in ihr entstand und sie ihn scharf beobachtete. Während Wenzel zielte und Aller Augen auf ihn gerichtet waren, sah Sascha die plötzliche Bewegung, mit welcher der Prinz sein Gewehr hob, sie sah die Richtung, welche der Schuß nehmen mußte, und mit dem lauten Ruf: „Wenzel, Wenzel!“ trieb sie ihr Pferd an die Seite ihres Gatten und — empfing die Kugel, welche ihn treffen sollte.

Als die Aerzte kamen, fanden sie den Grafen in wüthenden Delirien. Auch Sascha lag in heftigem Fieber, aber es gelang, die Kugel zu finden, und die Aerzte erklärten ihren Zustand für gefahrvoll, wenn auch nicht unbedingt hoffnungslos.

Ueber Graf Amand schüttelten sie die Köpfe.

„Er macht es schwerlich durch,“ sagte der Eine zum Andern. „Solche Naturen sind nicht zum Kranksein geschaffen, da heißt es entweder gesund — oder todt.“

Wenzel saß an Sascha's Seite. Ihm war zu Muthe, als befände er sich in einem brennenden Hause, in welchem rechts und links die Balken krachend zur Erde fielen. Der Prinz erschlagen, einer furchtbaren Schuld, wie es schien, zur Sühne gefallen, Graf Amand von den Aerzten aufgegeben, sein Kind verschwunden — Alles um ihn her brach zusammen. Aber noch hielt die Wölbung über ihm, und Sascha in diesem Hause, welches dem Untergange geweiht schien.

Die brechenden Balken konnte er nicht aufhalten, aber würde er sein Weib, sein höchstes Kleinod aus dem allgemeinen Zusammensturz sich erretten?

*

Das waren bange, trübe Tage und Nächte, welche die Czaroiskys in Cerwionka verbrachten. Sascha's Zustand blieb lange schwankend, bald Hoffnung gebend, bald Furcht einflößend. Das Kind war verschwunden, keiner der ausgeschickten Boten hatte seine Spur entdeckt, und es schnitt Wenzel in's Herz, wenn Sascha nach dem Kleinen frug und er sie mit Ausflüchten hinzuhalten hatte, da man ihr in ihrem jetzigen Zustand die Wahrheit verschweigen mußte.

Aber noch trauriger sah es in dem zweiten Krankenzimmer des Schlosses aus. Dort lag die Hünengestalt Graf Amand's, trostlosem Siechthum verfallen, mit gelähmten Gliedern und schwerer Zunge, welche nur mühevoll unzusammenhängende Worte aussprechen konnte. Ein Schlaganfall hatte Geist und Körper gebrochen, aber Graf Amand's Riesenkräfte sträubten sich gegen den Tod. Die alte Maruscha war um ihn — sie war die Einzige, deren Nähe er zu ertragen schien, während jeder Besuch Wenzel's ihn in eine furchtbare Aufregung versetzte.

Die alte Dienerin war einst die Spielgefährtin ihres Herrn gewesen, sie kannte ihn so gut, daß sie auch jetzt seine verworrene Sprache verstand und mit ihm reden konnte, wenn sein Bewußtsein klarere Augenblicke hatte, ein Zustand, der besonders des Nachts manchmal eintrat.

So saß sie auch in einer stürmischen Winternacht an seinem Lager und lauschte abwechselnd auf seine unruhigen Athemzüge und auf den Sturm, welcher an den Fenstern rüttelte und in den großen Kaminen heulte. Allmälig aber versank sie in Träume und der Rosenkranz, den sie als Schutz gegen nächtlichen Spuk stets um die Hand gewickelt trug, sank auf ihre Kniee, ihre Augenlider schlossen sich.

Da schreckte sie ein furchtbarer Schrei aus ihrem Halbschlummer auf. Sie fuhr erschrocken in die Höhe. Graf Amand, der seit Wochen nicht mehr im Stande gewesen war, sich aufzurichten, saß nun aufrecht neben ihr in seinem Bette und seine Augen starrten weit aufgerissen in das flackernde Licht der kleinen Lampe.

„Das Kind,“ murmelte er, „das Kind, das Kind!“

Seine Hände krallten sich krampfhaft in die Decke des Bettes, es war, als wolle er sich erheben, aber gleich darauf sank er wieder mit jenem wilden Schrei, welcher Maruscha erweckt hatte, in die Kissen zurück. Dumpfes Stöhnen entwand sich seiner Brust. Maruscha beugte sich über ihn und frug, ob sie ihm einen Trank reichen sollte. Er schien sie nicht zu erkennen, seine Augen waren in das Leere gerichtet, sein Gesicht zuckte, als sähe er Entsetzliches vor sich in der Luft.

„Todt,“ murmelte er, „Alle todt! Sascha — Amand — Wenzel — Alle todt! Aber das Kind — das Kind! Der Letzte —“

Unverständliche Laute kamen über seine Lippen. Er bemühte sich vergeblich, den Namen auszusprechen, auf den er stets so stolz gewesen war, den Namen der Czaroiskys.

„Der Letzte,“ stöhnte er unaufhörlich, „o, der Letzte — und Keiner weiß es — verloren — verloren!“

Plötzlich blickte er seine Pflegerin voll an, als erkenne er sie nun.

„Ich weiß,“ raunte er, „ich weiß — ich weiß —“

Da war es der Alten auf einmal, als verstünde sie, was er meinte.

„Ihr wißt? Ihr wißt um das Kind?“ schrie sie außer sich. „Herr, faßt Euch — besinnt Euch, denkt, daß Ihr nicht mehr lange zu leben habt — wo ist das Kind?“

Er streckte die zitternde Hand vor sich aus, seine Züge arbeiteten furchtbar, seine Augen schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen.

„Dort,“ stöhnte er, „dort — im Kloster — —“ Seine Stirn war von Angstschweiß gebadet, krampfhaft bewegten sich seine Lippen; aber sie vermochten nicht den Namen auszusprechen.

„In einem Kloster ist es?“ rief Maruscha. „Und Ihr, Ihr habt Euern Enkel dorthin bringen lassen?“

„Ja — ja —“

„O, die Heiligen mögen es Euch vergeben — aber wie heißt das Kloster?“

Ein furchtbarer Windstoß pfiff durch den Schloßhof und ließ die Fensterscheiben klirren. Einer der morschen äußeren Läden riß sich los und stürzte mit lautem Krachen auf das Steinpflaster des Hofes herab.

„Jesus Maria!“ schrie die Alte, unwillkürlich aufspringend und das Zeichen des Kreuzes über Kopf und Brust schlagend.

Der Kranke drückte sich tiefer in seine Kissen.

„Ein Schuß,“ flüsterte er schaudernd, „es ist geschehen — warum haben wir das gethan? Nun sind sie Alle todt!“

„Denkt an das Kind,“ rief Maruscha, die sich wieder gefaßt hatte, „denkt an das Kind. Wo ist es?“

Graf Amand wandte sich ab, als nähme er keinen Theil mehr an ihrer Frage, aber seine Lippen murmelten unaufhörlich:

„Todt, todt, Alle todt!“

Es litt Maruscha nicht mehr an seiner Seite, denn Sascha, deren Amme sie gewesen war, stand ihrem Herzen noch näher als ihr alter Spielgefährte und späterer Herr. Und es handelte sich ja um Sascha's Kind.

Sie eilte hinüber in den Flügel, wo Sascha's Zimmer lag. Sie mußte mit Wenzel sprechen, ihm das eben Gehörte mittheilen.

Tiefe Ruhe herrschte dort, denn Sascha schlief zum ersten Male wieder fest und ruhig und auch Wenzel hatte sein Lager aufgesucht. Er fuhr auf, als Maruscha ihn leise anredete und ihn bat, ihr hinüber zu folgen zu ihrem Herrn, der heut Nacht so besonders erregt sei und Worte spreche, welche sie nicht allein anhören wolle.

„Es handelt sich um Ihr Kind, gnädiger Herr,“ flüsterte sie, „ich fürchte, er weiß Alles, aber er kann den Namen des Ortes nicht finden!“

Wenige Augenblicke später stand Wenzel an Graf Amand's Lager, der jetzt zu schlafen schien. Er setzte sich an Maruscha's Platz, gespannt auf die röchelnden Athemzüge des Schlafenden lauschend, in der Erwartung, daß dieser wieder erwachen und reden würde. Ein schwerer Seufzer hob die breite Brust Graf Amand's. Wenzel beugte sich über sein Gesicht. Da schlug der Kranke die Augen auf, tödtliches Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht, er hob die Hand wie abwehrend.

„Ich bin es, Wenzel Czaroisky, der Gatte Eurer Tochter,“ sagte Wenzel und versuchte seine Hand zu fassen.

Mit einem wilden Schreckensruf suchte der Graf sich zu befreien. Das Entsetzen schien seine Zunge zu lösen.

„Die Todten stehen auf,“ murmelte er zitternd, — „Du kommst wieder zu mir — ich soll Dir Rechenschaft geben — aber warum hast Du den Prinzen nicht mit Dir gebracht? Er sollte auch reden — nicht ich — nicht ich allein!“

„Beruhigt Euch,“ sagte Wenzel, welcher mühsam seine Fassung behauptete, denn die Worte des Grafen ließen ihn das furchtbare Geheimniß ahnen, jenen Bund mit Prinz Joseph, dessen Opfer Sascha geworden war an der Stelle ihres Gatten. „Beruhigt Euch und — was auch sonst auf Eurer Seele lastet, sagt mir zunächst, wenn Ihr es könnt, wo ist mein Kind — der Sohn Eurer Tochter? — Sprecht, sprecht, ich beschwöre Euch! Erleichtert Euer Gewissen und befreit mich von der Sorge um das Kind!“

„Das Kind, ja, ja, ich weiß, was Du willst! Es ist —“ Einen Augenblick stockte er, sein Körper zuckte wie im Krampf — plötzlich richtete er sich noch einmal auf. „Es ist im Kloster von St. Anna in P.....“

Er sank zurück — ein leises Röcheln, ein letztes Zucken des riesigen Körpers — dann war es still in dem Gemach — todtenstill.

Maruscha war auf die Kniee gesunken und verbarg ihr Gesicht in den Decken des Lagers. Wenzel stand regungslos vor demselben und blickte in das Gesicht Graf Amand's, auf dessen eben noch so verzerrten Zügen sich nun mit wunderbarer Schnelligkeit die tiefe Ruhe des Todes lagerte und die Linien glättete, welche furchtbare Leidenschaften darin gezogen hatten.

Graf Amand war todt. Wenzel wußte, daß er sein unversöhnlicher Feind war, er ahnte, daß er beinahe sein Mörder geworden wäre. Aber das war es nicht, was ihn jetzt davor zurückbeben ließ, ihn zu berühren und ihm die Augen zu schließen. Aber daß der Todte seinen Haß auch auf das unschuldige Kind übertragen und dasselbe aus den Armen der Eltern gerissen hatte, das war es, was ihn auch jetzt im Angesicht des Todes nicht gleich verzeihen ließ.

Tief erregt verließ er das Gemach und kehrte zu Sascha zurück. Sie schlief noch immer fest und ruhig wie ein müdes Kind. Er beugte sich über sie. Ihre rosig angehauchten Wangen sprachen von wiederkehrender Genesung, und jetzt bewegten sich ihre Lippen leise und flüsterten den Namen ihres Kindes im Traume.

Da überkam Wenzel ein plötzliches inniges Glücksgefühl. Sein Weib war gerettet, sein Sohn gefunden — und er war jung und kräftig und durfte sich Beider freuen. Es war ihm, als erwache er aus einem schweren, düsteren Traume; hoch aufathmend stand er einen Augenblick still — dann wandte er sich schnell um und ging noch einmal hinüber nach dem stillen Todtenzimmer.

„Das Glück macht versöhnlich,“ murmelte er, „ich habe Dir vergeben!“

Maruscha blickte furchtsam auf — sie sah, wie er dem Todten die Augen zudrückte und dann das Zimmer verließ.

*

Der Winter war vergangen. Der wiedergefundene Knabe lag längst wieder lächelnd in den Armen der Mutter, und Sascha, welche während der kalten Jahreszeit die Reise nicht hatte unternehmen dürfen, rüstete sich, nun wieder völlig hergestellt und gekräftigt, zur Rückkehr nach Petershof.

Es war ein sonniger Aprilmorgen, als der große Reisewagen, in welchem Wenzel abermals mit Weib und Kind saß, den Schloßhof von Cerwionka verließ, und nicht bloß draußen in der Welt, sondern auch in den Herzen der Reisenden war heller Frühlingssonnenschein.

Ohne Bitterkeit blickten sie zurück auf das vergangene Leid und hoffnungsfroh schauten sie in die Zukunft, welcher der Stammhalter der Czaroiskys mit fröhlicher Kinderstimme entgegenjauchzte. Und fort ging es durch die grünenden Felder und rauschenden, frühlingsduftigen Wälder, immer weiter hinein in die sonnige, blühende Landschaft. Bunte Schmetterlinge gaukelten an dem Wagen vorüber und die Vögel sangen in den Zweigen. Von allen Dörfern her aber klang helles Glockenläuten, denn Ostern war nahe und die Glocken riefen das Fest in das Land hinaus, das Fest des Frühlings und der Auferstehung. Wenzel und Sascha war es, als sei das Leben ihnen von Neuem geschenkt, Hand in Hand saßen sie neben einander, fernher tauchten die Pappelalleen von Petershof vor ihnen auf und in ihren Herzen klangen mit dem Läuten der Osterglocken die Worte des alten Liedes:

Ist Winters Eis vergangen,
Der Frühling kommt in's Land —
Nach Sorgen und nach Bangen
Reicht dir das Glück die Hand.

Das Grünen und das Blühen
Sich nicht mehr hemmen läßt —
O selig Auferstehen,
O fröhlich Osterfest!

Das Drachensteigen.

Obgleich jetzt in ganz Europa naturalisirt, scheint das Drachensteigen doch erst seit drei Jahrhunderten bekannt zu sein. Damals kam es aus Asien zu uns, wo es seit langer Zeit als Sport für Große und Kleine bekannt war. Europäische Reisende, welche China besuchten, sahen dort zu ihrer Verwunderung, wie erwachsene Leute nach gethaner Arbeit sich mit dem Drachenfliegen belustigten. An gewissen Tagen im Jahre, z. B. am 9. des neunten Monats, wird ein allgemeines Drachenfest gehalten und der Himmel ist dann mit allerlei wunderlich geformten Vögeln, Ungeheuern, Drachen bedeckt. Sehr geschickt im Fabriziren von solchen vielgestaltigen Drachen sind die Japaner, deren Produkte jetzt in unseren Spielwaarenläden verkäuflich sind. In Indien, Siam und den malaiischen Ländern ist unter den eigenthümlichen Formen des Drachensteigens der Musikdrache besonders erwähnenswerth; auch sind dort Laternendrachen und Kampfdrachen, mit denen man die Leitschnuren anderer Drachen durchschneidet, bemerkenswerth. In Neuseeland war das Drachenfliegen ebenfalls bereits vor der Ankunft der Europäer bekannt. Dort hat man Drachen, welche aus Rohr bestehen und mit Laub- und Federbüscheln an den Schwänzen versehen sind. Sie waren, so berichtet der Reisende W. W. Gill, ei-, keulen- oder vogelförmig, und da die letzteren am schwierigsten zu machen, waren diese selten und von den kindlichen alten Leuten, die sie auf den Hügelspitzen Mangaias steigen ließen, sehr bewundert. Nach einer einheimischen Sage forderte der Gott Tane einst den Gott Rongo auf ein Spiel Drachensteigen heraus, doch Rongo, der sich heimlich mit einer sehr großen Menge Schnur versehen hatte, gewann. Das war das erste Drachensteigen und daher lernten es die Sterblichen; der erste Drache, der gen Himmel stieg, ist daher dem Rongo geweiht und trägt dessen Namen. Die Gesellschaftsinseln machten ihre Drachen von einheimischem Zeugstoff. Die Drachen der Neuseeländer, aus Binsen und Flachsblättern gefertigt, zeigen Vogelform und heißen Kahu oder Habicht. Wir dürfen demnach wohl schließen, daß dieses Spiel, welches seit vielen Jahren auf den norddeutschen Ebenen vorzüglich blüht, sich von dem malaiischen Winkel Asiens verbreitet hat, und seine weite Verbreitung über die Inseln, sowie die dabei gesungenen mythischen Gesänge scheinen auf ein hohes Alter zu deuten. Es heißt also auch hier: „Und tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiele“.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Sibylle zeigt ihre Karten.

„Ich sehe nicht, daß Du große Fortschritte machst, ma belle. Dein schöner Krieger scheint durchaus nicht eilig, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen,“ sagte Lady Moretown und sah ziemlich spöttisch auf Sibylle Armadale, welche, in einem niederen Stuhl zurückgelehnt, sich Kühlung zufächelte.

Die beiden Damen saßen zusammen in Lady Moretown's Boudoir, während sämmtliche Herren auf der Jagd waren, und Fräulein Armadale's unzufriedene Miene schien Zeugniß davon abzulegen, daß sie nicht allzu gerne sich selbst überlassen blieb. „Meinst Du?“ erwiederte sie nun auf die Bemerkung der Freundin mit eigenthümlichem Lächeln. „‚Langsam, aber sicher,‘ das ist mein Motto, und wenn meine Zeit nicht so kurz wäre, wie sie eben ist, so würde ich die Dinge noch weniger beschleunigen.“ — „Erkläre Dich, Sibylle,“ und die Gräfin blickte sie neugierig an. „Ich bemerkte nicht, daß Du auch nur die allergeringsten Fortschritte gemacht habest, im Gegentheil, Hugo hält sich so viel als nur irgend möglich in der Nähe seiner uninteressanten Braut auf und spricht niemals mit Dir.“ — „Sieht mich kaum an!“ lachte Sibylle, „weil er es nicht wagt. Du hast selbst bemerkt, liebste Freundin und Cousine, wie entsetzlich ergriffen er war am Abend seiner Ankunft, als er mich erblickte. Glaubst Du, daß ein Mann, welchem ein Weib gleichgültig ist, beim Anblick dieses Weibes so bleich wird wie die Wand, daß er zusammenzuckt, wenn sie die gleichgültigsten Worte an ihn richtet? Das Schlimmste ist . . .“ — „Ist was?“ forschte Lady Moretown, als Sibylle inne hielt. — „Daß Hugo Oliphant stets so hochgespannte Begriffe von Ehre hatte,“ rief Sibylle unzufrieden. „So lange er glaubt, jenes dumme, kleine Geschöpf liebe ihn, wird er lieber zu Grunde gehen, als ihr nur den leisesten Schmerz bereiten.“ — „Und sie liebt ihn, Sibylle, diese Thatsache wirst Du nicht zu ändern im Stande sein!“ — „Wir wollen sehen!“ rief Sibylle Armadale leichthin. „Wenn man ihn dazu vermögen könnte, sie für falsch zu halten, so brächte ihn ein Wort zu meinen Füßen, und ich glaube, es wäre für Beide eine Wohlthat. Heirathen sie, so macht sie ihn unglücklich, sich folglich selbst unglücklich, und sie hassen sich im Verlaufe einer einzigen Woche.“ — Lady Moretown lachte. „Das ist sehr häufig ein Resultat der Ehe, Liebste!“ rief sie heiter. „Wie willst Du denn in diesem Falle abhelfen?“ — „Indem ich Bertie Greydon irgend einem guten Bürger vermähle, einem Manne ihres Standes, Arzt, Priester oder so etwas dergleichen, und Hugo Oliphant selbst heirathe,“ sprach Fräulein Armadale, den Fächer zur Seite werfend und sich erhebend. — „Welch' reizende Philanthropin Du bist!“ rief Lady Moretown, nicht ohne Neid die königliche Gestalt ihrer Cousine betrachtend. „Wie willst Du das Alles bewerkstelligen, Sibylle?“ — „Nichts leichter, Carina! Hugo ist — wie ich aus früheren Zeiten weiß — eifersüchtig. Bertie ist, ohne auch nur ein Atom von Koketterie zu besitzen, unbewußt, von Natur eine kleine Kokette; sie vertheilt achtlos nach rechts und links ihr bezauberndes Lächeln, ihre freundlichen Blicke. Wenn Hugo Oliphant nicht durch mein Vorgehen so sehr in Anspruch genommen wäre, so würde er gegen das Ihre Einsprache erheben, während er sich aber mit mir befaßt, merkt er nicht, daß ein halbes Dutzend thörichter Knaben seine Braut stets umlagern, den Motten gleich, die das Licht umflackern und sich dabei die Flügel verbrennen.“ — „Ja — sie scheint sehr viel Anziehungskraft zu besitzen für diese Herren. Was sie nur an ihr finden mögen?“ — „Sie müssen es wissen — ich ahne es nicht — denn ihre Stimme allein ist gut an ihr. Ich muß gestehen, daß sie mich darin übertrifft. Der morgige Ball wird der Wendepunkt sein, Adele. Verlaß Dich darauf, daß ich jenes unselige Verlöbniß rückgängig mache, bevor sie Dew Park den Rücken kehren!“ — „So sei es, Sibylle! Du bist alt genug, um Deine eigenen Angelegenheiten selbst zu bestimmen. Seine Durchlaucht der Herzog von Clovermede wäre übrigens eine viel glänzendere Partie! Weßhalb machst Du Dich nicht an ihn?“ Und die Gräfin richtete die Augen spöttisch auf Sibylle. — „Ich habe es versucht!“ gestand Sibylle freimüthig. „Doch es war umsonst, Adele; überdieß ist er in Viola Brook vernarrt, und die Gräfin Harberton läßt sich so gutes Wild natürlich nicht entgehen. O, wenn es nur schon Zeit zum Gabelfrühstück wäre. Ich wollte, Jagden wären niemals erfunden worden, liebste Base!“ — „Dann hätten wir nicht so reizende Picknicks im Freien,“ lachte Lady Moretown. „Schade, daß Du dieses Kleid nicht tragen kannst, wenn wir zu den ‚drei Ulmen‘ gehen, denn es steht Dir vortrefflich!“ — „Sie sahen es beim Frühstück — ich habe noch ein herrliches braunes Kaschmirkleid, das noch niemals gesehen wurde und welches ich heute tragen will.“

Und als die Damen bei den „drei Ulmen“ eintrafen, wo sie der Jagdgesellschaft harren sollten — zeigte es sich, daß Fräulein Armadale hinsichtlich ihrer Toilette die Wahrheit gesprochen. Während mehrere gepuderte Bediente den Tisch deckten, ließ sich Sibylle Armadale im Grase unter den Bäumen nieder, nach denen der Platz seinen Namen führte, und suchte sich Bertie in ihrer fesselnden Weise angenehm zu machen; doch Beiden wurden die Minuten zu Stunden, bis endlich der Lärm verschiedener Stimmen das Herannahen der Jagdgesellschaft verrieth, und Lady Viola, welche den Herren entgegen gegangen war, bleich und erschreckt zurückeilte.

„O Mama, o Bertie!“ rief sie athemlos, „es ist ein Unglück geschehen, Sir Robert Falconer hat auf Onkel Hugo geschossen und —“ Mit einem Ausruf des Schreckens sprang Bertie empor, sie war so blaß geworden, daß Viola meinte, sie werde umsinken, und sie liebevoll umschlang. „Nicht ernstlich ist er verwundet, liebste Bertie, nur ein wenig am Arme. Onkel Hugo macht gar nichts daraus, doch Lord Moretown hat nach dem Dorfe geschickt um einen Arzt — sie kommen gleich!“ — „O laß mich zu ihm!“ rief Bertie in höchstem Schmerze, doch Sibylle Armadale legte die Hand auf ihren Arm. „Major Oliphant wird eine Szene nicht gerne sehen,“ sprach sie kalt. „Sie müssen sich beherrschen, wenn Sie ihn nicht betrüben wollen. Er würde gewiß unzufrieden sein, wenn Sie Ihre überströmenden Gefühle derart zur Schau tragen!“

Lebhaft erröthend richtete sich Bertie stolz empor und wandte sich von Fräulein Armadale hinweg, um Lord Moretown entgegen zu eilen, welcher rasch auf sie zugeschritten kam, um sie zu versichern, daß kein wesentliches Unglück geschehen sei; wenige Minuten später wurde die ganze Gesellschaft sichtbar; Major Oliphant ging allein und ungestützt, den Arm in einer Schlinge tragend. Er blickte Bertie an und nickte ihr lächelnd Beruhigung zu, während er mit Lady Moretown sprach und heiter ihre besorgten Fragen erwiederte — ja den ganzen Vorfall als sehr unwesentlich hinstellte.

„Es ist wirklich nicht der Rede werth!“ sprach er leichthin, „ich bin mir im Augenblicke nur eines ungeheuren Hungers bewußt, Lady Moretown, und sehe mit Entzücken, daß das Gabelfrühstück unser harrt!“

Trotz des Zwischenfalles, welcher Hugo einigen Schmerz verursachte, und die unglückliche Ursache desselben, den jungen Baron Falconer, in die größte Verzweiflung gestürzt hatte, nahm die Mahlzeit im Ganzen einen fröhlichen Verlauf, der Champagner floß reichlich und an munterem Lachen und scherzhaften Festreden mangelte es nicht.

Nach genossenem Imbiß zerstreuten sich die Gruppen in dem saftigen Wiesengrunde; die jungen Leute entschädigten sich für den langweiligen Morgen durch verdoppelte Heiterkeit. Bertie, welche von einigen der jungen Herren umgeben war, die Sibylle als „thörichte Motten“ bezeichnet hatte, blickte sehnend zu Hugo hinüber, der, gegen einen Baum gelehnt, bleich und müde aussah, während Sibylle Armadale in seiner Nähe zeichnete.

Die arme Bertie war noch eine zu jugendliche Debutantin, um zu wissen, in welcher Art sie sich von ihren unwillkommenen Kavalieren befreien könne, und als Lady Viola, welche ebenfalls gelangweilt aussah, während der Herzog von Clovermede an ihrer Seite von Glück strahlte, einen Gang in den Wald vorschlug, um nach Farrenkräutern zu suchen, stimmte Bertie, wenn auch innerlich murrend, bei, und Major Oliphant blieb mit Fräulein Armadale verhältnißmäßig allein.

Sibylle zeichnete emsig, ohne den Blick emporzuheben; sie sah unaussprechlich lieblich aus in ihrem dunklen Kaschmirkleide, mit dem kleinen Hütchen von derselben Farbe wie das Gewand, Hugo betrachtete aufmerksam das ihm zugewandte schöne Profil, während die anscheinende Gleichgültigkeit seiner Braut, hinsichtlich des ihm zugestoßenen Unfalles, ihn ernstlich bekümmerte.

„Würden Sie nichts gegen eine Cigarre einzuwenden haben, Fräulein Armadale?“ fragte er endlich in demselben Ton, welchen er ihr gegenüber stets an den Tag legte.

„Nicht das Geringste,“ entgegnete sie mit Ruhe. „Ich wünschte soeben, daß Sie es vorschlagen würden. Können Sie die Cigarre anzünden?“ Scheu emporblickend fügte sie hinzu: „Soll ich es thun?“

Hugo suchte in seinen Taschen und zog endlich sein Cigarrenetui hervor, nebst der Zündmaschine, welche er ihr reichte, indem er sie bat, zu entschuldigen, wenn er sie bemühen müsse.

Sibylle Armadale zündete eine der Cigarren an; sie bot sie Hugo dar, ihre Lippen zuckten, er bemerkte es, und seine Stimme klang um eine Schattirung weniger kalt, als er ihr dankte.

„Darf ich Ihnen auch eine anbieten?“ fragte er lächelnd. „Ich habe eine Cigarrette, wenn Sie diese vorziehen?“ — „Danke — ich ahme meine Cousine in dieser Richtung nicht nach!“ entgegnete sie nun ebenfalls lächelnd. — „Viele Damen rauchen!“ warf er leicht hin. — „Werden Sie Fräulein Greydon diese Kunst lehren?“ fragte sie, ihm voll in die Augen blickend. — „Ich denke nicht!“ klang es ernst und kalt von seinen Lippen. — Sibylle Armadale erröthete. „Halten Sie mich unwerth, nur ihren Namen zu nennen?“ rief sie leidenschaftlich, dann plötzlich fuhr sie mit bebender Stimme fort: „Darf ich Ihnen denn nicht sagen, wie sehr ich Ihnen Glück wünsche, Ihnen und dem Mädchen, welches so glücklich war, Ihre Liebe zu erringen? Glauben Sie mir, Major

Oliphant, Niemand wünscht Ihnen Besseres als ich!" — „Sie sind sehr gütig — ich danke Ihnen in Bertie's Namen und in dem meinen!"

„Darf ich Ihnen auch sagen, was ich von Ihrer Wahl denke?" fuhr sie noch immer ganz gebrochen fort, während Thränen in den dunklen Augen glänzten. „Was für ein liebes Mädchen sie ist — so einnehmend und heiter. Nein — mein schlichtes Lob kann kaum gewünscht werden — in der allgemeinen Bewunderung, die man ihr in Dew zollt!"

Hugo verneigte sich leicht, Sibyllens scharfem Auge aber war der Schatten nicht entgangen, welcher bei ihren Worten sich auf seine Stirne lagerte.

„Ich habe es versucht, ihre Zuneigung zu gewinnen," fuhr sie gedankenvoll fort. „Ich versuchte es, einen tieferen Einblick in ihren Charakter zu thun — in Erinnerung an längstvergangene Tage. — Sie sind mir doch nicht böse, Major Oliphant?" — „Böse — weßhalb?" — „Ich weiß es nicht! Sie verachten mich so aus dem Grunde Ihrer Seele, daß Sie vielleicht wünschen mögen, auch sie solle es thun," sprach sie mit würdevoller Ergebung. „Und doch — und doch würde ich Jahre meines Lebens darum geben," fuhr sie leidenschaftlich erregt fort, „ja — ich würde Jahre darum geben, wenn ich Sie dazu vermöchte, weniger hart von mir zu denken!"

Hugo schwieg — doch Sibylle Armadale erkannte an der ungeduldigen Art, mit welcher er an seinem Schnurrbart biß, daß ihre Worte nicht spurlos vorüber gegangen waren.

„Ich wage es kaum, auf jene Ereignisse zurückzukommen, welche uns in früherer Zeit getrennt haben," fuhr sie leise fort. „So unrecht auch mein Benehmen damals geschienen haben mag — meine Strafe dafür ist eine sehr harte gewesen. Als ich vernahm, daß ich Sie hier treffen würde, Sie und Ihre erklärte Braut, Bertie Greydon, kam ich — trotz meines harten Schmerzes — kam ich, nur von der einen Hoffnung beseelt, Ihre Verzeihung zu erlangen, nach der ich mich schon so lange gesehnt. Glauben Sie," fuhr sie fort, indem ihre Brust sich mächtig hob und leise Röthe die sonst so bleichen Wangen färbte, „glauben Sie, daß das Bewußtsein, wie verächtlich mein Benehmen in Ihren Augen erscheinen müsse, das Bewußtsein, daß Sie nur in Haß und Abscheu meiner gedenken — nicht gleich einem Bleigewichte auf meiner Seele lastete? O, lassen Sie mich die Worte vernehmen, daß Sie mir verziehen haben um jener Liebe willen." — „Still! Wozu diese Rückblicke, Sibylle. Glauben Sie mir, Alles ist längst vergessen und vergeben!" — „Vergessen und vergeben!" wiederholte sie. „Weßhalb behandeln Sie mich dann in solcher Weise? Glauben Sie, daß die kalte Verachtung Ihres Wesens mich nicht in tiefster Seele verletzt? Glauben Sie, daß weil Sie vergessen haben, auch ich vergessen kann? O — Verzeihung —" unterbrach sie sich schluchzend, „Verzeihung — ich hatte Eines vergessen, sonst würde ich nicht in solcher Weise gesprochen haben. Hier ist Herr Lyne — der Arzt — er darf mich so nicht sehen!" und sie erhob sich rasch.

Sie eilte hinweg und Major Oliphant folgte ihr mit den Augen; — die Stimme, mit welcher er den Arzt begrüßte, war so unsicher und verschleiert, daß der Doktor meinte, der Unfall müsse ernster sein, als er befürchtet hatte. Er untersuchte die Wunde, welche jedoch nur leicht war, und Hugo nahm den Antrag des Arztes an, sich von ihm nach Dew fahren zu lassen, so daß, als Bertie sich endlich frei gemacht hatte und kam, um zu sehen, wie es ihm gehe, sie nur Fräulein Armadale und Lord Ferrers fand, welche in ein eifriges Gespräch vertieft waren. Sie sah Hugo erst beim Diner wieder, sie konnte ihn nur eilig fragen, ob er arge Schmerzen leide, als auch schon Sir Robert Falconer kam, um sie zur Tafel zu führen. Auch am Abend wollte sich keine Gelegenheit für ein ruhiges Plaudern finden, denn Lady Moretown hielt sie lange am Klavier fest, und als sie sich endlich loszureißen vermochte. hatte er sich schon zurückgezogen, „denn er sei sehr müde und leidend gewesen," erzählte ihr Sibylle, und freute sich dabei der Thränen, welche ihr in die Augen traten.

Ein Besuch in Dew war offenbar nicht so genußreich, als Lady Viola gemeint hatte, denn Bertie weinte die ganze Nacht, und auch Viola's Kopfkissen war naß, als sie endlich einschlief, um zu träumen, daß sie mit dem Herzog von Clovermede vermählt sei und Eduard Fletcher's vorwurfsvolle Augen sie allüberall verfolgen.



Bilder aus Spanien. **Gratulation.** (S. 418.)

Elftes Kapitel.

Bertie's erster Ball.

Das Leben ist nur eine Kette von Leiden und Freuden; obschon sich Bertie in den Schlaf geweint hatte, war sie doch in der fröhlichsten Stimmung, als sie den nächsten Abend sich für den Ball ankleiden sollte, welchen Lady Moretown geben wollte. Da Justine Viola's Toilette noch nicht vollendet hatte, tanzte Bertie inzwischen fröhlich durch das Gemach.

„Mir ist, als habe ich Quecksilber in den Adern," rief sie lustig. „O Viola, es ist herrlich; mein erster Ball und schon habe ich keinen Tanz mehr frei; — ewig schade bleibt es nur, daß Hugo nicht im Stande sein wird, zu tanzen!" — „Schon Alles vergeben, Bertie; was wird Hugo sagen, wenn Du es derart treibst?" lachte Viola. „Wird er nicht eifersüchtig werden?" — „Hugo ist meiner zu gewiß, als daß er der Eifersucht Raum geben würde!" sprach Bertie halb lachend, halb seufzend. „Er weiß nur zu gut, wie grenzenlos ich ihn liebe!" — „Keine wahre Liebe ohne einen gewissen Grad von Eifersucht!" sprach Viola, denn sie gedachte einer leidenschaftlichen Szene, welche der arme Eduard Fletcher ihr am selben Nachmittage gemacht, nach welcher sie Beide nur noch glücklicher gewesen waren denn zuvor. „Unsinn, Vi —" lachte Bertie, „Du verstehst nichts davon, ich bin gar nicht eifersüchtig auf Hugo, selbst dann nicht, wenn er mit Sibylle Armadale spricht!" — „Nein, weil allem Anscheine nach er der einzige Mann ist, den sie nicht zu fesseln im Stande war! — Justine, meinen Fächer und meine Handschuhe. Beeilen Sie sich mit Fräulein Bertie's Toilette, während ich gehe und mich der Mama zeige!"

Und Lady Viola — eine anmuthige Erscheinung in azurblauer Robe — segelte heiter von dannen, Bertie den geschickten Händen Justinens überlassend.

Bertie war weiß gekleidet, ihr Gewand fiel in weichen, langen Falten zur Erde, so einfach das Kleid war, so ließ sich doch nichts Anmuthigeres, nichts Malerischeres denken, und Bertie lächelte ihr holdes Spiegelbild mit verzeihlicher Eitelkeit an.

„Sie dürfen nicht länger zögern, Fräulein," warnte Justine. „Die Musik hat bereits begonnen und Mylady wird nicht zufrieden sein, wenn Sie zu spät kommen!"

Ihre Schleppe emporhebend, eilte Bertie leichtfüßig die Treppe hinab und fand Hugo zu Füßen derselben ihrer harrend.

„Lady Harberton und Vi sind längst im Ballsaale — was hielt Dich zurück, kleine Schneeflocke? Laß Dich ansehen, Liebste!"

Bertie machte ihm eine zierliche Verbeugung.

„Bin ich Dir so recht, Hugo? O ich wollte, Du könntest einen einzigen Walzer mit mir tanzen!" — „Doktor Lyne ist unerbittlich!" sprach er lächelnd. „Du siehst sehr nett aus, Bertie, sei ein gutes Kind und tanze nicht zu viel!"

Der Ballsaal war zum Theil schon gefüllt, als das Brautpaar eintrat, der Tanz hatte begonnen und immer neue Gäste erschienen.

„Edwin sucht Sie, mein Kind!" rief Lord Moretown Bertie entgegen. „Ah, hier ist er selbst!"

Während er noch sprach, kam der Sohn des Hauses und forderte Bertie zu der nächsten Quadrille auf, und als sie Arm in Arm von dannen eilten, ließ sich Major Oliphant in einem bequemen Winkel nieder und beobachtete halb belustigt, halb gelangweilt das rege Getriebe.

„Sie tanzen nicht, Major Oliphant?" fragte ihn Lady Moretown im Verlaufe des Abends. „Welch' unfreundliches Benehmen! Ich habe auf Sie, als auf einen der eifrigsten Tänzer, gerechnet!" Hugo lachte. „Ich bedaure, Doktor Lyne's Verbot ist unwiderruflich, und Percy versprach anstatt meiner das Doppelte zu leisten!" — „Ihre hübsche Braut scheint sich prächtig zu unterhalten," fuhr Lady Moretown fort, als Bertie gerade mit gerötheten Wangen und glänzenden Augen an ihnen vorbeiwalzte. „Sie verdreht die Köpfe der Hälfte meiner Tänzer!" Major Oliphant runzelte die Stirne. „Apropos, Hugo, weiß Sir Robert von Ihrer Verlobung?" forschte die Gräfin nach einer Pause. „Ich weiß nicht, aber ich vermuthe es!" war die kalte Entgegnung. „Weßhalb Lady Moretown?" — „Weil es mir scheint, als verliebe er sich leidenschaftlich in Ihre Braut. Sie ist noch so jung, daß man sich unmöglich wundern kann, wenn seine Bewunderung ihr schmeichelt!" — „So jung sie ist, muß man ihr doch lehren, nicht mit Herzen zu spielen!" erwiederte Hugo ernst. „Sie ist noch ein solches Kind," fuhr er milder fort, während seine Augen einen liebevollen Ausdruck annahmen, als sie auf Bertie haften blieben. „Ja; aber sehen Sie Sibylle an, ist Ihnen jemals Lieblicheres begegnet?"

Die Frage war berechtigt, denn als Sibylle Armadale in Lord Pender's Armen an den Beiden vorüberflog, glich sie wirklich mehr einem feenhaften Gebilde, als einem

irdischen Wesen von Fleisch und Blut. Während Hugo sie ansah, bewegten tausenderlei verschiedene Empfindungen sein Herz. War es möglich, daß dieses Weib — so schön, so allgemein bewundert — noch immer ihn liebe, wie sie es doch gestern erst angedeutet hatte? War es möglich, daß seine Liebe zu Bertie erkaltete und die alte, tolle Leidenschaft ihn mit erneuter Kraft erfaßte? Nein — unmöglich — er konnte nicht lieben, wo er nicht zu achten vermochte, und vor Jahren schon hatte Sibylle Armadale durch ihre Untreue seine Achtung gänzlich verscherzt. Und doch, als sie jetzt wenige Schritte vor ihm im Tanze inne hielt und ermüdet in einen neben ihm stehenden Fauteuil sank, war seine Aufregung geradezu unerträglich; Gräfin Moretown aber erhob sich ruhig und entfernte sich.

„Weßhalb tanzen Sie nicht?" hauchte Sibylle Armadale, „schmerzt Ihr Arm?" — „Nein — ich danke der Nachfrage, doch ich habe seit Jahren nicht getanzt, ich glaube sogar zum letzten Mal mit Ihnen!" Er blickte zu ihr nieder mit plötzlich erwachender Leidenschaft. „Erinnern Sie sich dessen noch, Sibylle?" — „Glauben Sie, ich könne vergessen? Die Erinnerung ist zeitweise eine angenehme Gabe — zuweilen aber wird sie zum Fluch. Wer von uns kann vergessen? — Weder Sie, noch ich, Hugo!"

Wie sanft und melodisch ihre Stimme klang, sie blickte eine Sekunde lang empor, ihre Augen begegneten sich, sie schlug den Blick nieder und athmete hastig.

„Wollen Sie mir den Rest dieses Walzers schenken?" fragte er in lebhafter Erregung.

Sibylle erhob sich sofort. Im nächsten Augenblick umschlang sein Arm ihre Taille und sie mischten sich unter die Tanzenden.

Der Walzer nahte seinem Ende, nach und nach hörten alle jene Paare, welche schon länger getanzt hatten, zu tanzen auf, so daß Aller Augen auf Major Oliphant und seiner Partnerin haften blieben, und das schöne Paar war auch in der That vollkommen berechtigt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sie tanzten Beide mit jener tadellosen Eleganz, wie man sie nur sehr selten in England zu finden pflegt; ihr stets schönes Antlitz war durch die Erregung des Momentes förmlich verklärt. Bertie befand sich unter Denjenigen, welche das schöne Paar beobachteten, und obschon sie von Anfang an Sibylle Armadale's wunderbare Schönheit erkannt hatte, konnte sie sich doch eines schmerzlichen Gefühles nicht erwehren, als sie sich erinnerte, wie Hugo ihr einen Tanz abgeschlagen hatte.

Ein derartiger Schmerz war Bertie neu, und in dem Bestreben, denselben zu vergessen, gab sie sich anscheinend mit Herz und Seele der Freude des Augenblicks hin; sie lachte, scherzte und plauderte, bis sie es nicht länger ertragen konnte, und aus dem Ballsaal entschlüpfend, eilte sie in eines der kleinen Treibhäuser, welche denselben mit den Boudoirs verbanden. Dort suchte sie ein verstecktes Plätzchen unter Blumen, vergrub das Antlitz in die weichen Kissen eines Divans und versuchte es, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten. Nicht als ob sie daran gedacht hätte, an Hugo zu zweifeln, nicht eine Sekunde lang gab sie sich dem Glauben hin, daß er sie hintergehe, doch zum ersten Mal stieg der Gedanke in ihrer Seele auf, daß Sibylle Armadale mit ihrer blendenden Schönheit besser zu Hugo Oliphant passen könne, als das kleine Landmädchen





Bertie Greydon, welche nichts besaß, absolut nichts, als ihre große Liebe zu ihm.

„Sie sagen, er liebte sie namenlos vor Jahren," sprach eine Stimme in Bertie's Nähe, und in demselben Augenblick trat ein Herr mit einer Dame in das Gewächshaus. „Sie wollte ihn damals nicht nehmen, doch es ist offenbar, daß sie ihn jetzt möchte, und er nur zu froh wäre, frei sein zu können; mit all' ihren Fehlern hat Sibylle Armadale eine königliche Würde, welche besser zu ihm paßt!"

Die Stimmen erstarben in der Ferne und Bertie erhob ihr Antlitz, von dem einen Wunsche beseelt, fliehen zu können, dorthin, wo Niemand sie sehen, Niemand sie bedauern würde.

Da vernahm sie abermals Fußtritte, und um von Niemanden gesehen oder angesprochen zu werden, verbarg sie sich hinter einigen Kamellienbäumen.

Es war Hugo, welcher mit Sibylle Armadale gerade die Richtung einschlug, in welcher sie stand, ohne sie jedoch zu sehen.

Als sie in ihrer nächsten Nähe anhielten, konnte sie bemerken, wie furchtbar aufgeregt Beide waren. Hugo's Antlitz zeigte eine erschreckende Blässe.

„Sie wollen mir nicht antworten?" sprach Sibylle, indem leises Schluchzen ihre Stimme erstickte. „Und doch, Hugo, wenn Sie wüßten, wie sehr ich lechze nach einem Wort von Ihren Lippen — nach einem einzigen Wort!" Sie drückte die Hände leidenschaftlich an's Herz, als wolle sie dessen mächtiges Pochen hemmen, dann sank sie vor ihm in die Kniee und neigte das schöne Haupt in einer wahren Agonie des Schmerzes und der Selbsterniedrigung.

Einen Augenblick lang — einen entsetzlichen, endlosen Augenblick, so dachte Bertie, in ihrem Verstecke kauernd, stand Major Oliphant vollkommen regungslos; ja, er rührte sich nicht einmal, um Sibylle emporzuheben, welche vor ihm kniete; ihr reiches Gewand schleifte in schweren Falten am Boden, das goldige Gelocke fiel auf ihre Hände herab.

Sein Antlitz, das von Bertie hinweggewandt war, hatte eine tödtliche Blässe angenommen, und es schien, als sei sein Schweigen unfreiwillig, als ob die Lippen sich sträubten, jene Worte auszusprechen, welche ihr so grausam erscheinen mußten.

Endlich trat er an sie heran und Bertie sah jetzt, wie der Schmerz in seinem Antlitz zuckte, sah, mit welch' unsicherer Hand er sie empor richtete — und ihr war es, als durchstoße ein zweischneidiges Schwert ihr Herz.

„Sibylle — Sibylle," flüsterte er mit heiserer Stimme, „stehen Sie auf — ich bitte — ich beschwöre Sie — Sie thun mir furchtbar weh!"

Sie ergriff seine Hand und richtete das Haupt empor, ohne jedoch aufzustehen; dann neigte sie ihr Antlitz nieder auf seine Hand. Wie schön sie war in ihrer Erniedrigung; ihre weißen Schultern bebten, ihre Hände umschlossen krampfhaft die seinen.

„Ich kann so mit Ihnen nicht sprechen!" rief er, mühsam nach Fassung ringend. „Sibylle — aus Mitleid mit mir, wenn nicht mit sich selbst — erheben Sie sich! Ich sagte Ihnen, daß, wie immer auch ich in der Vergangenheit gedacht haben möge, ich jetzt keinen Groll gegen Sie im Herzen trage!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Pacano.**

(Fortsetzung.)

Achtzigstes Kapitel.

Heinrich thut seine Pflicht als Verwandter.

Auf der Straße angekommen ging Heinrich geradeaus, ohne zu wissen wohin.

Wie er so eilte, ohne Ziel, ohne Zweck, die Verzweiflung im Herzen, die Verachtung in der Seele, eher einem Wahnsinnigen oder einem Betrunkenen gleichend als einem Kranken, war er im Dunkel der Nacht in die Rue Monceau gerathen.

Dort wurde er von einem Vorübergehenden erkannt — vom Marquis de Ribas.

Der Marquis war aus seinem Palais gekommen nach einer heftigen Szene mit Mathilde. Ihre Ehe war sehr getrübt und zerrüttet seit einiger Zeit. Er wollte in der frischen Luft Athem schöpfen. Wie sehr glich sein Seelenzustand dem des jungen Kreolen! Seine Frau schien seiner überdrüssig zu sein, und er liebte sie närrischer als je! Er konnte den Grund ihrer Kälte nicht finden. Er argwohnte irgend eine geheimnißvolle Liebe — von der er aber keinen Beweis finden konnte.

Im Anfang des Winters, hatte Mathilde ihre Salons öffnen wollen, später hatte sie dieselben wieder geschlossen, ward menschenscheu, ertrug kaum die Besuche ihrer alten, erprobten Freunde.

Er war ihr einige Male heimlich gefolgt, um ihr aufzulauern, aber vergeblich. An solchen Tagen hatte Mathilde harmlose Spazierfahrten gemacht. Sie erschien ihm schuldlos. Er vergaß eben, daß sie zur Zeit ihrer Liebe zu ihm daran gewöhnt und von ihrem Vater, ja von ihm selbst belehrt worden war, jeden Späher zu entdecken und — irrezuführen.

Wie Lorenz jetzt Heinrich von Meillant um Mitternacht vor seinem Palais fand, erfaßte ihn ein jäher Argwohn. Aus Instinkt sozusagen: er fürchtete ihn als Verbrecher, er haßte ihn noch mehr als unglücklicher Gatte.

Er folgte ihm. Aber Heinrich trat nicht in das Palais Ribas, er eilte weiter — im Fieber, wankend, unaufhaltsam, ohne Ziel durch die Nacht.

Lorenz kehrte nun um, und fand seine Gattin zu Hause. Heinrich aber eilte unterdessen weiter und suchte einen Grund, an Jeanne denken zu dürfen. Sie liebte ihn nicht mehr, hatte ihn nie geliebt. Ihr Herz gehörte einem Andern, mit dem sie entflohen war. Seine Geliebte, seine Braut war todt. Aber seine Verwandte, die arme Waise, die lebte noch. Durfte er sie so verlassen, in den Armen eines Verführers, auf dem Wege in den Abgrund?

Der Bräutigam mußte sie aufgeben; aber ihr Verwandter hatte die Pflicht, sie zu retten.

So redete sich Der, welcher sie noch immer liebte, ein, daß er sie nicht aus den Augen lassen dürfe. Er begab sich auf den Bahnhof nach Havre. Dort fand er, daß noch in derselben Nacht ein Zug abging. Er fragte den Mann, der am Ausgange die Billette revidirte, welcher seiner Kollegen beim Abendzuge sechs Uhr fünfundfünfzig Minuten Dienst gehabt habe.

„Ich selber," antwortete der Mann.

„Dann können Sie mir einen großen Gefallen erweisen," sagte Heinrich. „Ich hatte meine Schwester und ihre Freundin herbestellt, um sie nach Havre zu begleiten, wurde aber verhindert, und möchte wissen, ob sie trotz meines Ausbleibens abgereist sind. Meine Schwester, achtzehn Jahre alt, ist brünett und trägt Trauerkleider. Ihre Freundin ist sehr klein, hat krauses Haar und sieht ausländisch aus."

„O, ich weiß schon. Heute waren nur wenig Passagiere da. Die Damen habe ich wohl bemerkt, sie sind abgereist."

„Danke sehr. Aber noch eins — ein Vetter von uns sollte sie begleiten, falls ich nicht käme . . ."

„Der ist auch gekommen. Ein kleiner junger Herr, mit rosigen Wangen, ohne Bart, ein hübscher Herr, zart wie ein Mädchen. Der kam gleich hinter ihnen, löste sein Billet, grüßte sie, sprach mit ihnen, und stieg mit ihnen in dasselbe Coupé."

Heinrich dankte dem Manne und begab sich in den Wartsaal. Er wußte genug. Er wußte zu viel! . . .

Einundachtzigstes Kapitel.

Verloren in der Welt! . . .

Und doch wollte er sie retten. Retten vor was und für wen? . . . Aber er konnte nicht von ihr lassen, er mußte ihr folgen.

Und wenn er sie nicht mehr retten konnte, so wollte er sie doch wenigstens rächen, an ihm, an dem Manne, der sie begleitete, an ihrem Verführer. Er wollte diesem Menschen wenigstens zeigen, daß er es mit keinem wehr- und hülflosen Mädchen zu thun habe, sondern mit einem beschützten.

Um halb sechs Uhr Morgens kam er in Havre an. Er begab sich zuerst in jenes Hotel, in welchem er bei seiner Ankunft in Frankreich gewohnt hatte, in das der Admiralität. Der Zufall wollte es, daß man ihm auf seine Fragen schon da Auskunft geben konnte.

Ja, die zwei Damen, welche er beschrieb, waren dagewesen und hatten im Hotel zwei Zimmer gemiethet. Und kaum waren sie angekommen, als ein junger, zarter, hübscher, rosiger, eleganter Herr ihnen nachkam, sich angelegentlich nach ihnen erkundigte, und als er hörte, daß sie schon da seien, ein Zimmer neben dem ihrigen miethete. Sie hätten hier übernachtet, seien aber früh Morgens schon wieder abgereist, vor einer halben Stunde etwa, und zwar auf dem Paketboote, welches täglich von Havre nach Southampton geht. Und jener Herr, der ihnen nachgekommen war, reiste mit demselben Schiffe und mit ihnen ab.

Heinrich dankte für die Auskunft, und begab sich auf die Eisenbahn zurück. So war also Jeanne für ihn verloren. Sie war mit ihrem Verführer nach England, und dort natürlich vom Hafenplatze aus nach London, nach London, diesem Strudel, in welchem keine versunkene Perle sich wiederfinden ließ. Verloren für immer, und verschwunden für immer.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Freundschaft.

Wie Heinrich von Meillant nach Paris, wie er in seine Wohnung zurückkam? Wie im Traume. Das Leid gibt uns in den ersten Stunden eine Kraft, die fast der Ruhe gleichsieht; mechanisch thun wir, was wir zu thun gewöhnt sind. Wir warten gleichsam auf das Ende.

Wie er in sein Hotel in der Rue du Helder trat, übergab ihm ein Garçon einen Brief; eine Dame hätte ihn gestern selber für ihn abgegeben. Heinrich ergriff den Brief mit zitternder Hand. Vielleicht war er von Jeanne, vielleicht gab sie ihm Nachricht von sich, vielleicht bereute sie . . .

Aber nein. Die Adresse war nicht von der Hand seiner Cousine. Er öffnete das Schreiben; es war von Mathilde.

„Wenn Sie zurückkehren," schrieb sie, „erwarten Sie mich gütigst zwischen fünf und sechs Uhr am Tage Ihrer Rückkunft selber, die ich mit Ungeduld erwarte."

Was kümmerte ihn in diesem Augenblicke Mathilde! Aber in seinem Kleinmuthe, in seiner Verlassenheit war das eine Zerstreuung, und fast wie ein Trost. Und er erwartete sie, die pünktlich erschien.

Die Marquise trug eine einfache, dunkle, faltenlose Robe; sie schien hagerer geworden, hatte aber die ganze reine Schönheit ihrer Umrisse behalten. Sie hatte eine Mantille nach Art der Italienerinnen um das Haupt geschlungen, die sie beim Eintreten ablegte. Ihr Blick war wie müde, ihre Lippen waren bleich. Alle diese Veränderungen aber vergeistigten gleichsam ihre Schönheit.

„Da sind Sie endlich!" sagte Mathilde, indem sie Heinrich's Hände ergriff. „Ich verzweifelte fast daran, Sie wiederzusehen."

„Wenn ich länger ausgeblieben wäre, hätte ich's Ihnen gemeldet," sagte er freundlich und sanft, mit der Sanftheit des eigenen Wehs. „Aber wie haben Sie meine Rückkunft erfahren?"

„Erst vor einem Augenblick. Ich bin nämlich auf's Gerathewohl gekommen, nachzufragen, und würde dieß täglich gethan haben."

„Sie fürchten also nicht mehr, Verdacht zu erwecken, oder gefolgt zu werden?"

„Ah! er soll mir folgen wie er will!" rief sie mit seltsamem Ausdrucke. „Er soll Verdacht haben so viel er will. Nichts würde mich verhindern, Sie wiederzusehen! . . . Aber was ist mit Ihnen? Wo sind Sie gewesen?"

„Eine Geschäftsreise . . ." entgegnete er.

„Wirklich! Eine Geschäftsreise? Und das sagen Sie mir . . . Sie haben also noch kein Vertrauen in meine Freundschaft? . . . Aber da ich mich schon mit dieser begnüge," fügte sie traurig lächelnd bei, „so hätte ich wohl das Recht, zu verlangen, daß sie vollständig sei, und daß Sie mir sagen, was Sie bekümmert."

„Ich habe keinen Kummer," murmelte er.

„O ja, Sie haben welchen, und einen sehr schweren noch dazu. Ich fühle es, und — ich weiß es. Ach, ich weiß so viele Sachen seit einiger Zeit! . . . Aber ich zürne Ihnen nicht über Ihr Schweigen, ich muß sogar Ihrem guten Herzen danken dafür; Sie müßten mir ja von ihr reden, von ihr, welcher alle Ihre Gedanken gehören, um welche Sie leiden; und Sie verschweigen mir das, weil Sie . . . mir wehe zu thun fürchten."

Sie setzte sich zu ihm auf das Kanape und fuhr fort: „Aber sprechen Sie ohne Scheu; vergessen Sie, was ich Ihnen einstens gesagt und — gestanden habe. Sehen Sie in mir nur die ergebene, treue Freundin, welche gern das anhört, was Sie ihr vertrauen mögen. Ach Heinrich, Ihre Freundschaft ist mir zu kostbar, sie thut mir zu wohl, ich verdanke ihr zu viel, als daß ich dieselbe nicht ernst nehmen sollte. Ich war ein unglückliches, haltloses Geschöpf, das kaum Gut und Böse zu unterscheiden recht gelernt hatte — ich war ein verpfuschtes, eigenwilliges, gedankenloses, verlorenes Wesen. Ich bin zuerst hiehergekommen, weil ich Sie lieb haben mußte; Sie aber wiesen mich ab. Zugleich aber reichten Sie mir die Hand und sagten: ‚Bleiben Sie, verbinden Sie sich mit mir zu einem guten Werke, seien Sie meine Schwester.‘

„Ich schlug ein, und nach und nach, je mehr ich Sie erkannte, anschaute und hörte, wurde ich selber besser, edler und reiner.

„Verbannen Sie also mit mir jeden Rückhalt. Sie leiden — geben Sie mir meinen Theil von diesen Leiden, und zwar jetzt, heute noch, denn vielleicht kann ich Sie trösten. Ihr Unglück ist ja nicht unheilbar, wie — das meinige."

„Welches Unglück drückt Sie?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Ein Unglück, das ich Niemanden sagen kann . . . nicht einmal Ihnen. Aber es handelt sich ja auch nicht um mich, sondern um Sie, um Fräulein Jeanne. Sie ist nicht mehr in Paris und Sie haben sie vergeblich gesucht, nicht wahr?"

„Wie wissen Sie das?" fragte Heinrich erstaunt.

„Ach!" murmelte sie traurig. „Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich weiß Alles — Alles, was ich wissen will, und auch Alles, was ich . . . was ich nie hätte erfahren mögen."

(Fortsetzung folgt.)

Für das junge Volk.

Das Einsammeln getrockneter Pflanzen.

Das Einsammeln des Mooses und der Flechten ist mit gar keinen Schwierigkeiten verbunden: man hat nur die an den unteren Theilen hängende Erde abzuklopfen. Sind die Gewächse dürr, wie es bei trockenem Wetter und an mageren Standorten stets der Fall ist, so taucht man sie daheim in's Wasser. Dadurch quellen sie sofort auf und sehen aus wie frisch, selbst wenn man sie etwa schon seit Monaten oder Jahren aufbewahrt gehabt hätte.

Sollen die Pflänzchen ihre natürliche Form beibehalten, so daß die kleinen Zweige und Blättchen nach allen Seiten hinaus stehen bleiben, so wird das gepflückte frische Moos ganz in Kästchen oder in anderes Geschirr gestellt und mit heißem, trockenem Sande umgeben; dieser wird so oft wie möglich wiederum neu erwärmt oder, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, beständig warm erhalten, bis das Moos völlig ausgetrocknet ist.

Soll aber das Moos, um flache Bilder unter Glas und Rahmen damit zusammenzusetzen, eine flache Gestalt erhalten, so muß es zwischen ungeleimtem Fließ- oder Löschpapier gepreßt werden. Wir legen auf ein Buch solchen Papieres eine Lage Moos, das wir sorgfältig zertheilen, so daß kein Zweigelchen auf ein anderes zu liegen kommt, sondern jedes für sich, eins neben dem andern frei daliegt. Auf diese erste Lage legen wir einen Bogen (in Halbbogenform zusammengebrochen), auf diesen wiederum eine Lage Moos und so fort.

Zuletzt legen wir wieder ein ganzes Buch Fließpapier oben darauf und bringen das Ganze unter die Presse; je stärker es gepreßt werden kann, desto besser.

Alle zwölf Stunden wird das Moos zwischen frisches Fließpapier gelegt und wiederum unter die Presse gethan, bis man sich überzeugt hat, daß alle Säfte herausgepreßt und durch das Fließpapier aufgesogen sind, das Moos also im höchsten Grade ausgetrocknet ist. Es verändert dann seine Farbe nicht mehr, solange es nicht dem hellen Lichte anhaltend ausgesetzt wird.

Ebenso wie das Moos lassen sich auch Blumenblättchen in Form und Farbe gut erhalten.

Ein Kind, welches etwas Geschick im Zeichnen und Malen und dabei ein wenig Phantasie und Geschmack besitzt, wird mit Hülfe einer Anzahl getrockneter Moos- und Flechtenpflänzchen vielerlei hübsche Bildchen zusammenstellen können. Zuerst entwirft man sich mit dem Bleistift in leichten Umrissen das Bild auf weißes Papier, malt dann den Himmel und den Hintergrund, sowie die Theile des Vordergrundes, welche Erde, Steine oder andere Gegenstände darstellen sollen; dann klebt man mit Lösung von arabischem Gummi oder mit Stärke die geeigneten Moospflänzchen auf, die auf der kleinen Landschaft täuschend wie kleine Bäume aussehen.

So kann man z. B. eine Einsiedelei ganz leicht herstellen. Man malt zuerst den Himmel, dann Felsen und legt aus Rindenstückchen und dünnen Zweiglein die kleine Kapelle des Einsiedlers darauf. Auf dem Felsen und an den Seiten derselben läßt man feine Moose hervorsprossen. Man befestigt sie mit Gummi arabicum oder etwas Stärke. Rings um das Bild bringt man einen Rahmen von Holz oder steifer Pappe an, etwa 2—3 Centimeter breit. An die Seitenwände lehnt man Rindenstückchen und Zweige, die man mit Moos ausputzt. Der Fußboden wird mit Gummi oder Leim bestrichen, Sand und kleine Steinchen, sowie ganz feine Moose werden als Rasen und größere als Gesträuch darauf befestigt. Den Einsiedler kann man entweder aus Papier ausschneiden und dazu stellen, oder man benützt dazu ein Figürchen vom Drechsler, das man entsprechend anputzt. Neben seiner Hütte mag ein Feuer brennen. Einige zarte Zweige stellen das Brennholz dar, einige zugespitzte Stückchen rothes Flittergold die Flammen, und ein wenig fein gezupfte Watte erscheint täuschend als Rauch. Bei einem solchen Bildchen, welches wir als Beispiel beschrieben haben, kann man von Moosarten anwenden: das wellenblätterige Sternmoos, das tamariskenförmige Astmoos, das glänzende Astmoos, sowie die meisten anderen Astmoosarten.

Da die Moose allmälig verbleichen, wenn sie längere Zeit dem Lichte ausgesetzt sind, so färbt man sie auch wohl. Man reinigt sie von fremden Pflanzen, Erde u. dgl. In etwas Wasser bringt man Pikrinsäure und Indigokarmin zum Kochen (auf 1 Liter Wasser 20 Gramm Pikrinsäure) und hält dann die Moose in einem Siebe oder Läppchen eine Minute lang hinein. Je mehr Indigokarmin man zusetzt, desto dunkler erscheint das Grün.

Scherzfrage.

Wann hat die Kuh so viele Augen als Tage im Jahre?

Auflösung des Notenräthsels Seite 351:

Phisharmonica.



Aus allen Gebieten.

Hauswirthschaft.

Die Benützung der erfrorenen Kartoffeln. Die außerordentliche und anhaltende Strenge des dermaligen Winters hat allenthalben großen Schaden verursacht, namentlich in solchen Gegenden, wo man an größere Kälte sonst nicht gewöhnt war, oder dort, wo noch andere Kalamitäten, wie Ueberschwemmungen, Stürme u. s. w. dazugetreten sind. Unter der Einwirkung des Frostes ist eine große Anzahl von Gewächsen zu Grunde gegangen, vorzugsweise exotische Sträucher und Bäume, Rosen, Zierpflanzen, Gemüse; in vielen Lagen haben Obstbäume und Rebstöcke gelitten; bedauerlicherweise sind aber auch in weiten Landstrichen die Kartoffelvorräthe erfroren, wo sie nicht besonders gut geschützt waren. Die gefrorene Kartoffel ist aber nicht für den Gebrauch von Menschen und Thieren verloren, nicht unverwendbar. Dieß nachzuweisen, soll unsere Aufgabe sein; sie ist gewißlich eine dankbare.

Eine jede durch den Frost getödtete Pflanze zeigt beim Aufthauen ein ganz erschlafftes, wie mit Wasser angefülltes Gewebe. Viele Leute glauben nun, daß, gleichwie Wasser, das, in einem geschlossenen Gefäße gefrierend, dieses sprengt, so auch der gefrierende Saft der Pflanzenzellen deren Wände zerreiße, und daß dann beim Aufthauen die Flüssigkeit in Gährung und Fäulniß übergehe. Bei manchen Gewächsen mag dieß der Fall sein, bei der Kartoffel ist es nicht. Ihre Zellen werden durch das Gefrieren nicht gesprengt, dagegen tritt das Wasser aus denselben und sammelt sich in deren Zwischenräumen (den Intercellulargängen), wo es erstarrt. Nach dem Aufthauen besitzen die Zellen der Kartoffelknolle nicht mehr die Fähigkeit, das verlorene Wasser wieder aufzunehmen; aus diesem Grunde sterben sie ab, weil sie der Feuchtigkeit zum Leben bedürfen. Die aufgethaute Knolle erscheint weich, überall schwitzt Wasser aus ihr hervor, ihre Keimkraft hat sie verloren. Aus ihrer Oberhaut dringt ein unangenehm fuselähnlich riechender Saft, der dem Vorhandensein eines organischen Alkaloids, des Solanins, entstammt. Versucht man, das Stärkemehl aus der Knolle zu gewinnen, so erhält man höchstens den vierten Theil dessen, was sie im gesunden Zustande enthält.

Nichtsdestoweniger ist der Stärkemehlgehalt der Kartoffel durch den Frost nicht im geringsten geändert oder beeinträchtigt, wie dieß jede Analyse sofort ergeben wird. Daher haben aber auch die gefrorenen Knollen wenig oder nichts an ihrem Nahrungswerthe verloren. Folglich können sie auch immer noch mit Nutzen zur Ernährung von Menschen und Thieren verwendet werden, und es bedarf dazu nur eines einfachen Verfahrens, welches wir zu allgemeinem Nutz und Frommen beschreiben werden.

Die erfrorenen Kartoffeln werden in einem Bottich mit Wasser tüchtig gewaschen oder eingeweicht und darauf getrocknet. Letzteres kann sowohl im Backofen, überhaupt bei künstlicher Wärme geschehen, als auch durch Ausbreiten auf Scheunentennen, Speichern und, wenn es die Witterung erlaubt, selbst im Freien auf Rasenplätzen oder sonstigen festen Unterlagen. Im letzteren Falle kann auch das Einweichen im Bottich unterbleiben, wenn es durch einen kräftigen Regen ersetzt wird, worauf alsdann freilich die Sonne das Trocknen übernehmen müßte. Die getrockneten Knollen lassen sich dann in einen Brei verwandeln, welcher, mit Salz in Gruben oder Fässer eingestampft, sich lange Zeit hindurch völlig unzersetzt hält und als Futter trefflich benützen läßt, lassen sich aber auch, wie sie sind, recht gut auf Wochen hinaus ohne Gefahr weiter aufbewahren, besonders an recht trockenen Orten. In der Heimat der Kartoffeln, im Hochgebirge von Peru, soll man sie geflissentlich dem Frost aussetzen, um sie dann länger aufbewahren zu können.

Um durch einen Versuch den Werth des angedeuteten Verfahrens festzustellen, wurde eine Anzahl Knollen einem starken Froste (—8 Grad während zweimal 24 Stunden) ausgesetzt, sodann wurden sie in vollkommen gefrorenem Zustande in Wasser eingeweicht und eine Stunde lang darin gelassen, währenddem aber mehrmals tüchtig umgerührt und das Wasser ein paarmal erneuert. Darauf wurden die Kartoffeln getrocknet, was jedoch nur sehr langsam von statten ging; nichtsdestoweniger verloren sie dabei einen großen Theil ihres Feuchtigkeitsgehalts. Nach Verlauf von fünf Tagen wurde eine Anzahl der Knollen gekocht, um sie zu kosten: sie erwiesen sich von vollkommen gutem Geschmack, feiner sogar als nicht gefroren gewesene Kartoffeln. Auf Grund dieses Versuches, welchen die Erfahrung bestätigt, empfiehlt sich, die gefrorenen Kartoffeln in größeren Wassermengen einzuweichen (der Landmann nennt dieß „den Frost ausziehen lassen") und sie dann an der Luft, womöglich im Zuge des Windes, trocknen zu lassen — am geeignetsten dürften zu letzterem die Kornböden sein. Das Trocknen der Knollen in künstlicher Wärme erweist sich minder empfehlenswerth und nur in dem Falle, wenn dieselben bis zur völligen Härte gedörrt und später zur Verwendung vermahlen werden.

*

Konservirung der Eier. Zur guten Erhaltung der Eier legte Schuster, nachdem die Salicylsäure sich als gährungs- und fäulnißhemmendes Mittel bewährt hatte, frische Hühnereier eine Stunde lang in eine Auflösung von Salicylsäure, 50 Gramm in etwas Weingeist aufgelöst und dann mit 1 Liter Wasser verdünnt, ließ sie trocknen und verpackte sie dann in einen Kasten in Häcksel. Zu gleicher Zeit verpackte er frische Eier ohne Salicylsäurelösung in Häcksel. Nach vier Monaten fanden sich die mit Salicylsäure getränkten Eier noch völlig unverändert, sowohl im Gewicht als Geschmack; die anderen dagegen waren alle verdorben. Das Mittel ist ebenso gut als sehr billig und einfach.

Das Eldorado.

Wie die Sage vom „Eldorado" entstand. Jules Crevaux, in seinem Berichte über die Reise, welche er im Jahre 1876—1877 im Innern von Guayana machte, ist der Ansicht, es habe das dortige Vorkommen von Höhlen in glimmerartigem Gestein den Anlaß zu der Sage vom Dorado (Eldorado gleich der Vergoldete) gegeben, jenen fabelhaften Indianerfürsten, der allmorgendlich sich von seinem Kammerherrn mit Staubgold am ganzen Leibe vergolden ließ. Wahrscheinlich erzählten dann die von den Spaniern eifrig befragten Indianer, daß der Dorado in einem Palaste wohne, dessen Mauern aus eitlem Golde beständen, und nun folgten seit 1533 jene goldsuchenden Expeditionen von Spaniern und von Deutschen im Dienste der Augsburger Welser. Am Kurnapi, einem linken Zuflusse des schon zum Stromgebiete des Amazon gehörigen Yary, befindet sich z. B. eine Höhle im glimmerhaltigen Gesteine, deren Außenwände im Sonnenschein von den Tausenden leuchtender Blättchen wie Gold funkeln. Der große See Panima, an welchen die Geographen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts die von allerhand Fabelthieren bewachte Hauptstadt des Dorado versetzen, ist nach Crevaux' Erklärung nichts Anderes als die Ueberschwemmung, welche sich Jahr für Jahr im Alluviallande am Fuße jenes Gebirges bildet.

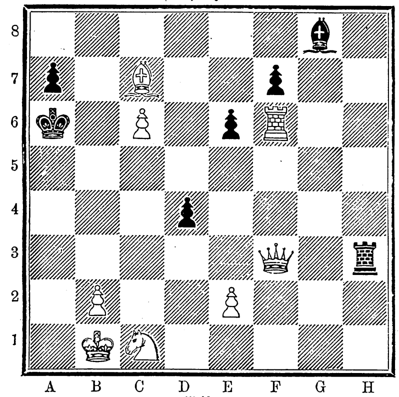
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 9.

Von Herrn G. Tonetti in Rom.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 in Nr. 28:

	Weiß.		Schwarz.
1)	S. F 5 — D 6	1)	C 7 nimmt B 6 oder A.
2)	S. D 6 — F 7 †	2)	K. E 5 — E 6.
3)	T. C 4 — E 4 setzt Matt.		

A.

1)	. . . .	1)	Beliebig anders.
2)	L. B 6 — C 7	2)	Beliebig.
3)	T. C 4 — E 4 oder D. B 2 — F 6 setzt Matt.		

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 6. Die vom Autor beabsichtigte Lösung haben wir erhalten von Hrn. J. M. in Budapest, F. in Witzenhausen, L. Sch. in Saarburg, Ant. H. in Eger, C. K. in K. (bei Greifswalde), E. R. in Rathebur, G. R. in Elbing, C. K. in Niederolm. Sehr richtig haben uns jedoch mehrere unserer geehrten Korrespondenten darauf aufmerksam gemacht, daß die Aufgabe einer kleinen Modifikation bedarf (etwa der Aufstellung eines weißen Bauern auf F 4), weil sonst nach 1) D. H 8 — A 8, L. F 3 nimmt A 8; 2) T. E 2 — E 4 Schwarz durch T. A 5 — F 5 das Matt im dritten Zuge verhindern kann.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 7 erhalten von Hrn. L. E. in Posen, Lieuten. W. v. L. in Lauenburg (auch Nr. 6 richtig), G. R. in Dresden, L. R. F. in Ulm, F. H. in Freiburg, Edm. W. in Wien, M. A. in Gothenburg, Lieuten. C. P. in Wien, J. M. in Köln, O. H. und H. H. in Kiel, H. Br. in Dresden, A. K. in Kronstadt, L. F. in Alstaden, A. D. in Deutz, P. H. in Düren, J. B. in Hedewigenkoog, H. T. in Prag und Br. in Koblenz.

Hrn. G. R. in Elbing. Sie müssen als Grundgedanken des Schachspiels ansehen, daß derjenige Spieler, der den König des Gegners zuerst schlagen könnte, die Partie gewonnen hat. Weiß kann also im angeführten Falle nicht mattsetzen.

Hrn. M. W. in Brunn. Sie glauben in Nr. 2 irrthümlich das Matt in zwei Zügen erzwingen zu können. Ihre Lösung 1) T. F 5 — F 8 scheitert an S. A 3 — C 2, worauf das Matt weder im zweiten noch im dritten Zuge erzwungen werden kann.

Hrn. C. G. in Mannheim. In Nr. 7 wird 1) K. E 6 — E 7 durch S. A 8 — B 6 widerlegt. — Hrn. R. F. in Annaberg. Ihre Lösung durch 1) S. D 5 nimmt C 7 ist uns unverständlich. — Junger Kunstgärtner aus Köln. Auf 1) S. E 4 — G 3, S. B 8 — D 7 setzt 2) D. G 8 nimmt A 8 nicht matt, da der König nach C 5 gehen kann. — Abonnent in Bensheim. Auf 1) D. C 8 — E 8 †, K. C 6 — B 7 kann Weiß nicht mattsetzen.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 400:

Mein Lieb soll sein ein Mägdlein arm,
Soll nicht viel auf den Gassen gehn,
Nicht prunken gern im Reigenschwarm,
Doch soll es still die Spindel drehn.

's ist nicht um's Fädlein fein und zart,
Das könnten auch Frau'n Basen spinnen;
Die Spindel Zucht und Einfalt wahrt —
Bei Einfalt nur ist frommes Minnen.

(„Amaranth" von Oskar v. Redwitz.)

Kleine Korrespondenz.



A. B. in Krefeld. Sie fragen, wie Sie sich als junger, angehender Kaufmann einen Nebenverdienst verschaffen können. Bilden Sie sich in den modernen Sprachen aus; in den Stunden, welche Sie hiefür verwenden, werden Sie kein Geld für Vergnügungen ausgeben und haben so Geld gewonnen und legen sich ein stets gut verzinsliches Kapital durch die Sprachkenntnisse an.

A. M. in Mühlheim. Alle drei Fragen werden Sie beantwortet finden in: Karl Ruß, „Die Brieftaube", Hannover, Rümpler. Sehr ausführlich und nicht zu umfangreich.

Hrn. G. Wappeier in Fr. 1) Englische Unterrichtsbriefe, Methode Toussaint-Langenscheidt, sind in Berlin erschienen. Italienisches in Leipzig, Verlag des „Hausfreundes". Nr. 2) Praktisch — für Englisch jedoch Bekanntschaft mit einem Engländer sehr förderlich zur Uebung der Aussprache.

Hrn. Th. Sch. in Linz. Recht hübsch, aber doch mehr für Privatkreise.

E. E. in Mecklenburg. Frln. Christine Hagenbeck in Hamburg. Gustav Brudi, Marseille, 6 Cours Lieutand, importirt in großer Zahl afrikanische Finken.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen &c. sind uns zugekommen von: Frln. Karoline Bettoldi, Breslau; Amalie Feinkorn, Potsdam; Ottilie Harrig, Berlin; Friederike Sigle, Ulm; Antonie Berghard, Linz; Frau Henriette Paulowo, Posen; Hrn. L. Dehmel, Hirschberg; Dobler, Schaaksvitte; J. Grzenkowicz, Mühlheim; F. F., Halberstadt in Böhmen; P. Richter, Wien; A. Berlin, Friedrichshafen; K. Müller, Konstanz; R. Fabel, Magdeburg; A. Wollmer, Bradford.

Hrn. R. Sievers in Emden. Die „Kleine Poetik" von Paul Strzemcha (Brünn, Knauthe) ist ein sehr empfehlenswerthes Werk für Ihren Zweck.

Frln. Emma Rühle in U. Bei einem Schritt vorwärts und zwei Schritten zurück können Sie nie zum Ziele kommen. Stellen Sie sich nur einmal dieses Laufen vor.

Hrn. T. W. in P.......g. Spinoza war kein Nihilist, im Gegentheil Pantheist. Die Nihilisten sind einfach Verleugner des gesunden Menschenverstandes.

Hrn. L. Damm in Holstein. Wenden Sie sich an Wirth's Maschinen- und Patentagentur in Frankfurt a. M.

Hrn. Fr. Wahl in Leipzig. Antiquar Levi, Calwerstraße, Stuttgart. Ulrich, Eberhardsstraße daselbst. Kunsthandlung von Autenrieth ebendaselbst.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent in B., J. D. in S. und Frln. J. R. in Lohr. Ohne persönliche Untersuchung zu unserem Bedauern kein ärztlicher Rath zu geben möglich.

Hrn. Friedrich W. in Emmerich. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich zu beantworten.

Hrn. H. Hm. in T. 1) In jeder großen Stadt finden Sie derartige Hospitale. 2) Sehr häufig in der ärztlichen Korrespondenz beantwortet. 3) und 4) In öffentlicher Korrespondenz zu erledigen unmöglich.

Abonnent am Main. 1) Derartige Ausschreibungen in dem Annoncentheil mancher Zeitungen beruhen meist auf Bauernfängerei. 2) Nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz mit unserem ärztlichen Berather möglich zu beantworten.

A. S. in Eßlingen und Hrn. H. A. in Hamburg. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich zu beurtheilen.

Abonnent in Buschkino, Hrn. J. M. in Nürnberg und Hrn. B. M. in Genua. Einpudern mit salicylsaurem Schweißpulver (eine Mischung von fein pulverisirtem Talg, Stärkemehl, Salicylsäure und Veilchenwurzelpulver), in jeder guten Apotheke erhältlich.

R. H. in Znaim. Mit Lungenschwindsüchtigen zusammen zu schlafen oder in einem Zimmer längere Zeit zusammen zu wohnen, ist allerdings schädlich; es kann eine Uebertragung der Krankheit dadurch stattfinden, während zufälliges Begegnen mit einem derartigen Kranken nicht ansteckend wirkt.

Hrn. L. T. in Reichenbach. Ein radikales und dem Körper unschädliches Mittel gegen den Bandwurm ist Farnkrautextrakt, jedoch muß das Mittel unter strenger Kontrole aus frischen Wurzeln der Pflanze angefertigt werden, die man nicht überall von vollkommener Güte findet. Wenden Sie sich dieserhalb an unsern ärztlichen Konsulenten.

Anfragen*).

26) Wie schützt man blank geschliffenes Eisen vor dem Rosten?

F. K.

Antworten.

Auf 1): Man mischt 1 Liter erwärmten Thran mit 1/4 Pfund Syrup, eine Handvoll Kienruß und 15 Gramm Gummi arabicum zusammen. Diese Flüssigkeit macht das Leder nicht nur geschmeidig, sondern verleiht demselben eine Tiefschwärze. F. K.

Auf 10): Man vermischt 8 Loth weiches Regenwasser mit 2 Loth Ammoniak und 2 Loth Spiritus, trägt dieß mit einem wollenen Lappen auf die Flecken und wäscht dann das Leinen in kaltem Wasser aus. Will man diese Flüssigkeit aufbewahren, so thut man etwas mehr Spiritus hinzu und bewahrt es in einem fest geschlossenen Glase auf.

F. K.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 33. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Der Doktor, welcher mich zuerst ein wenig mißbilligend und dann mit einem aufkeimenden Mißtrauen betrachtete, als ich soeben unklugerweise einen Theil meiner wahren Gefühle vor ihm enthüllte, stieß jetzt plötzlich lebhaft mit seinem Bambus auf die Diele, sein ganzes Gesicht begann zu leuchten von Schadenfreude und Triumph.

„Französin? — hihihi — da haben wir's ja! — da haben wir's ja!" rief er aus. „Sehen Sie, Liebwerther, — ich wollte nicht daran glauben, denn es widerstrebt dem Gefühle . . . es erscheint Einem vollständig unmöglich —"

„Aber wovon sprechen Sie?" frug ich empfindlich und erstaunt zugleich. Was focht diesen Mann nur an?

„Ex ungue leonem, — ex ungue leonem! . . . O, meine Ahnung! — Nun mit einem Schlage ist mir Alles klar!" rief Jener ein über das andere Mal.

Der kleine Mann hatte sich erhoben, — jetzt nahm er plötzlich wieder Platz und machte ein sehr ernstes und nachdenkliches Gesicht. Seine Stirnhaut zog sich einige Male auf und nieder, seine Augen schlossen sich zur Hälfte, während der Mund sich noch mehr in die Breite zog.

Diese ganze urplötzliche Erregung, ebenso wie jene Worte und sein möglichst unpassend placirtes Citat brachten mich doch ein wenig außer Fassung. Ich richtete mich auf den Ellenbogen auf und sah dem heimtückischen Komödianten nicht ohne einige Unruhe in's Gesicht.

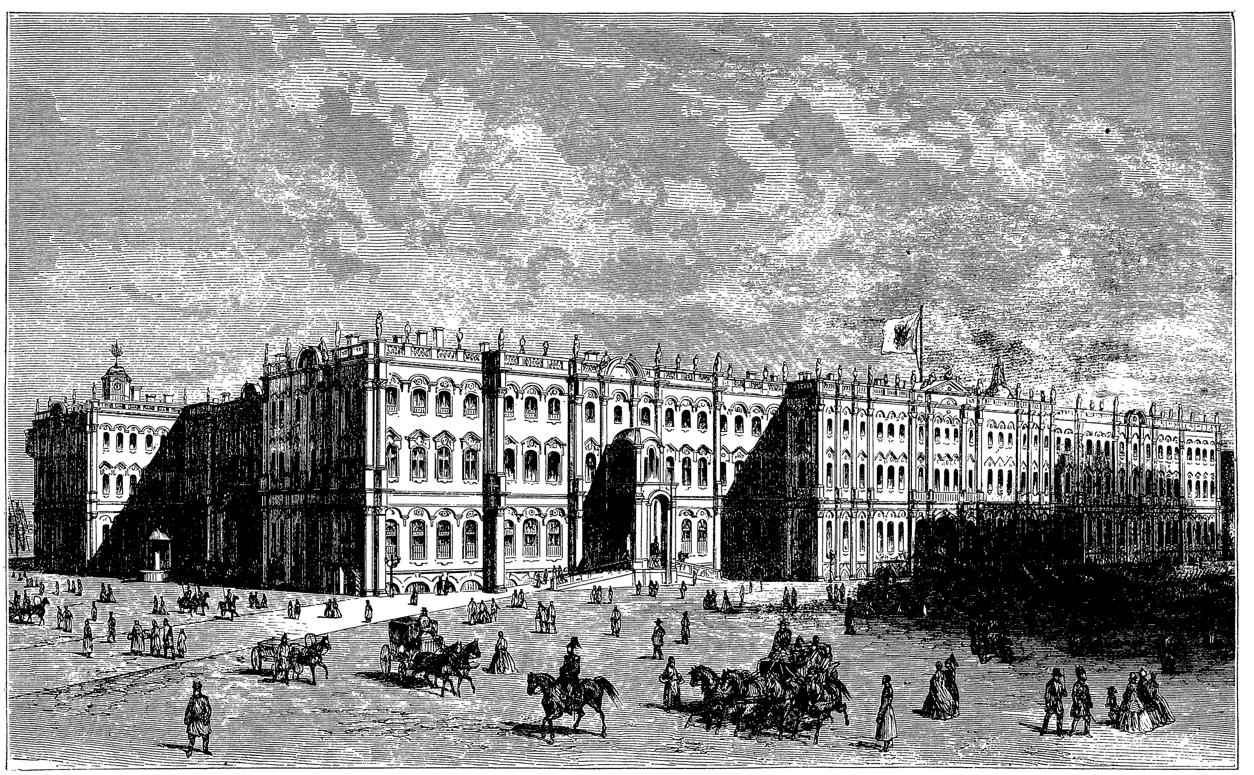
„Sie schauen mich verwundert an. Ich überlege, — ich erwäge.

„Da haben wir es nun, jetzt liegt das Alles mit einem Male sonnenklar vor mir. Dieses Blitzstrahles bedurfte es nur noch, um die ganze Kette der Beweisführung zu schließen! — —

„Mein Herr, — ich spreche jetzt zu Ihnen im tiefsten Vertrauen, der Beamte zu dem Beamten — zu dem Richter, will ich sagen."

Er erhob sich, öffnete die Thüre, guckte hinaus und schloß sie wieder. Dann nahm er abermals mir gerade gegenüber Platz. Er schob sein steifes Kinn zwischen den Vatermördern einige Male langsam hin und her, senkte seine Stimme und fuhr dann fort:

„Ich werde Ihnen jetzt eine Mittheilung machen, eine Mittheilung höchst diskreter Natur und von der größten Wichtigkeit, und werde Sie sodann um Ihr Urtheil — Ihren Rath bitten."



Das Winterpalais in St. Petersburg. (S. 435.)

„Ich höre," sagte ich ernst und sehr beunruhigt, denn aus dem ganzen Benehmen des Doktors sprachen ein Ernst und eine Ueberzeugung, die mich in hohem Grade aufregten und besorgt machten.

„Denken Sie sich Folgendes, mein werther Herr Stadtrichter, aber erschrecken Sie nicht," hub er an und starrte mir mit unheilverkündendem Ausdrucke in's Gesicht. „Wenn Sie wollen, eine Annahme vorläufig noch — eine Supposition, die wir aber später näher begründen werden: Seit geraumer Zeit durchlaufen die Zeitungen beunruhigende Gerüchte über großartige Fälschungen russischer Banknoten. — Ich bitte — alteriren Sie sich nicht."

„Wie?!" rief ich, erschrocken empor schnellend und dem Doktor mit weit aufgerissenen Augen in's Gesicht sehend.

Derselbe schüttelte den Kopf und lächelte, ein häßliches, überlegenes Grinsen war es. Eiskalt überlief es mich dabei; entweder war dieser Mensch verrückt oder Unglaubliches würde ich zu hören bekommen. Welch' eine lange, furchtbare Perspektive eröffnete sich vor meinem geistigen Auge. Ich war so geblendet und verwirrt — als hätte der Blitz zu meinen Füßen eingeschlagen.

„Um Gottes willen!" rief ich erbleichend.

Es war ja richtig — derartige Nachrichten durchliefen die Blätter seit einiger Zeit schon, man sprach von Millionen, man sagte, daß die russischen Banken selbst nicht im Stande wären, die richtigen von den falschen Noten zu unterscheiden; man sagte auch, daß diese Fälschungen mit einer Schlauheit und einem Raffinement betrieben würden, welche jede Entdeckung bis jetzt vereitelt hatten, — aber was hatte das Alles mit der Gräfin zu thun?! —

Der Doktor bewegte noch immer bedeutungsvoll den Kopf; — ich glaube, er weidete sich an meiner Bestürzung. In der That, es war ihm gelungen, er hatte mich vollständig überrumpelt — niedergeschmettert. — Dann legte er abermals seine Hand vielsagend auf meinen Arm und fuhr nachdrücklich fort:

„Ich sehe, Sie verstehen mich. — Sie haben ebenfalls Kenntniß von jenen großartigen Betrügereien. — Vielleicht ist es Ihnen dann auch bekannt, daß die Spuren jenes Verbrechens namentlich bis in die Schweiz und die Hauptstadt Frankreichs verfolgt wurden?"

Ich nickte mit dem Kopfe, — mir schwindelte.

„Nun wohl. — Ich entwerfe Ihnen jetzt auf diesem Hintergrunde in großen Zügen eine flüchtige Skizze."

„Aber um Gottes willen, Doktor, das ist ja purer Wahnsinn!" rief ich, mich sträubend.

„Ruhig — ganz ruhig! . . . Ich bitte, alteriren Sie sich nicht, lieber Freund, — hören Sie zu: Ein Petersburger Geschäftsmann, ein Jude, ein Börsenspekulant, — dabei ein feiner Kopf und gewissenloser Halunke — hat große Summen verspielt — verjobbert, lieber Herr, und sinnt nun, — als ihm das Messer an der Kehle sitzt, — Sibirien — Deportation, Arbeit in den Bergwerken wegen Wechselfälschung und Betrug, — auf Rettung. Da kommt ihm der Gedanke, noch einen Schritt weiter zu gehen, — nämlich Banknoten zu fabriziren."

Mich überlief es heiß und kalt. — War wirklich etwas Wahres an dieser Geschichte, — hatte der Mensch Beweise? — War die Gräfin eingeweiht in dieses schreckliche Geheimniß oder wohl gar . . . Nein, — unmöglich! — Wenn Alle schuldig waren, Fräulein von Glinka zum Wenigsten war ein bemitleidenswerthes Opfer . . . eine Betrogene, eine Ahnungslose. O Gott! — Namenloses Entsetzen ergriff mich, ein unbeschreibliches Weh; der Doktor fuhr mittlerweile fort:

„Er findet einen Complicen, — einen heruntergekommenen Menschen — einen Kupferstecher, — Schweizer oder Franzosen meinetwegen. Heimlich besprechen die Beiden ihren Plan, — beginnen sie auf einem abgelegenen Dachstübchen einer kleinen, obskuren Stadt, wo Niemand einen Argwohn hat, ihre verbrecherische Thätigkeit. — Die Platten gelingen immer besser und besser. Für das falsche Geld, welches sie sich schaffen und welches sie mit zitternden Händen zuerst ausgeben, kaufen sie Instrumente, Pressen und Chemikalien und beginnen auf's Neue — in größerem Maßstabe."

Ich fieberte, — Alles drehte sich mit mir im Kreise herum. Kaum hielt ich es noch aus in meinem Bette. — Unglückseliges — betrogenes Mädchen! — Nein, — nein, — es war nicht anders möglich. Solche himmlischen, reinen Züge, solche Augen konnten nicht lügen! Des Doktors Hand lastete immer schwerer auf mir.

„Man erlangte mehr und mehr Sicherheit, man gebot jetzt über Summen. — Niemand ahnte den Betrug. — Unser jüdischer Bankier hielt sich über Wasser, berichtigte nach und nach seine Ausstände, — brachte die gefälschten Banknoten in Kurs.

„Nach einiger Zeit aber dünkt er sich nicht mehr ganz sicher . . . Furcht erfaßt ihn . . . Sibirien, die Knute . . . er entschloß sich, auszuwandern. Niemanden konnte das verwundern. Mit dem Letzten, was er besaß, hatte der ehrliche Mann seinen guten Namen aufrecht erhalten, — arm ging er fort, um anderswo sein Glück zu versuchen. — Dieser Mann hatte eine Schwester —"

Ich stöhnte laut.

„Nicht wahr, — das Bild, welches ich entwerfe, ist voller Schatten, mein theurer Herr? — Die Schäden der modernen Gesellschaft deckt es schonungslos vor unseren Augen auf. — Nehmen wir also an, — eine Schwester," sprach er mit großer Bestimmtheit und fixirte mich mit starrem Blicke.

„Barmherziger Himmel!" ächzte ich laut.

„Mit Jener reist er nach Paris, versehen mit einem vollständig unverdächtigen Regierungspasse und ohne daß ein Makel an seiner Person klebt. — Dorthin folgt ihnen auch der Spießgeselle, — vielleicht verlockt auch durch die Reize der schönen Jüdin."

„Halten Sie ein!" rief ich, „mir wird unwohl!"

Eine Ohnmacht wandelte mich an. Unbarmherzig fuhr Jener fort:

„Mit der Schlauheit, welche dem semitischen Stamme eigen ist, richtet man sich dort ein. Solide, — ohne Aufsehen zu erregen. — Man treibt ein offenes Geschäft in einer Wechselbude auf den Boulevards; man besucht die Börse und verschwindet dann Abends in dem kleinen Hause irgend einer Vorstadt — sagen wir Belleville oder Montmartre meinetwegen."

„Doktor! — Doktor!!"

„Man beginnt allmälig, sich zu fühlen. Man besitzt schon Hunderttausende, aber die Habgier wächst mit der Leichtigkeit des Gewinns und übertäubt die Stimme der Vorsicht. — Man fängt an, das Geschäft en gros zu betreiben. — Man richtet sich ein auf großem Fuß, — Gewinne an der Börse erklären den Zuwachs an Vermögen. Man kauft sich ein Palais, man richtet sich fürstlich ein, hält sich Diener, hält sich Wagen und Pferde und hält sich schließlich auch — eine Geliebte."

„Entsetzlich! — Unglaublich!"

„Einige Jahre lebt man so herrlich und in Freuden, ungestraft in dem Taumel des Genusses. Da plötzlich wird man unsanft aufgeschreckt aus süßen Träumen.

„Allerhand Gerüchte durchschwirren die Luft, unheimlichen Nachtvögeln gleich. Stimmen werden laut und in den Zeitungen liest man Andeutungen davon: in Petersburg, — in den Börsen- und Regierungskreisen Panik, — furchtbare Entdeckung, die Bank ist um ungezählte Millionen betrogen worden. Was das Schlimmste ist, man ahnt noch gar nicht einmal, um wie viele eigentlich, denn die gefälschten Noten können von den geschicktesten Kassirern nicht mehr von den echten unterschieden werden. Die Nachahmung ist vollkommen. Baisse und namenlose Bestürzung an der Börse — die Rente fällt um drei Prozent an einem Tage. Experten werden ausgesandt — Prämien ausgesetzt, alle befreundeten Regierungen benachrichtigt.

„Dem jüdischen Bankier wird der Boden plötzlich zu heiß unter seinen Füßen, er verläßt Paris. — Doch vorher verschwinden noch der Helfershelfer und die Platten."

„Um Gottes willen!"

Der Doktor sah mir starr in's Gesicht.

„Haben Sie niemals bemerkt, wie blaß, wie geisterhaft das Fräulein aussieht?" sprach er unheimlich.

Ein Fieberschauer überlief meinen Rücken, — ich vermochte kaum, mich zu regen. Wie ein Bann lag es auf mir.

„Als diese Zeugen der Schuld vernichtet sind, begibt man sich auf Reisen. Man geht nach Italien, dann nach der Schweiz, denn dem Russen ist es dort zu heiß im Süden. Man ist noch im Besitze von Millionen, welche heimlich hier und dort versteckt sind. — Man überschwemmt die großen Städte der Schweiz mit Banknoten, Genf und Bern besonders, man lebt auf fürstlichem Fuße und unter großem, erborgtem Namen. Kein Mensch hat eine Ahnung davon, wer jene vornehmen Fremden eigentlich sind. Man nimmt sie für das, als was sie sich ausgeben.

„Schöne Damen, elegante Manieren, große Wirthshausrechnungen, großer Train, heute hier und morgen dort. Ei, — man kennt das ja. Da plötzlich liest man in den Zeitungen: ‚Die Spuren jenes Verbrechens deuten nach der Schweiz,‘ und sofort verschwindet jener Graf aus Genf und wendet sich mit seinen Damen nach Deutschland, um dort in irgend einem der kleinen Bäder spurlos zu verschwinden!"

„Entsetzlich!" sprach ich schaudernd und ließ den Kopf schwer herabsinken in die Hand. Meine Schläfen brannten wie Feuer und meine Pulse stockten. Welch' ein furchtbar ergreifendes Bild!

Wie nahe leben wir doch oft den schrecklichsten Verbrechen und Denen, welche sie begehen! — Großer Gott!

Aber plötzlich richtete ich mich empor und schüttelte mich wie ein gereizter Leu. Meine ganze Natur lehnte sich auf gegen diese entsetzliche Verleumdung.

„Indizien, Doktor, — Beweise!" rief ich, außer mir vor Schmerz und Bewegung.

„Ruhig! — — Ganz ruhig, liebwerther Freund," erwiederte Jener mit einem schwachen, mitleidigen Lächeln und bewegte schwer das Haupt. „Bedenken Sie Ihren Zustand — Ihre kostbare Gesundheit. Regen Sie sich nicht auf. Ruhe und kaltes Blut, — so hält es der Richter. — Er schwebt über den Parteien, — gewissermaßen in den Wolken — ein Wesen höherer Ordnung."

Seine Hand erfaßte meinen Arm, seine Finger preßten sich fest auf die Arterie.

„Indizien?" erwiederte er dann, während er anscheinend in traurigem Sinne dasaß und wie zerknirscht über so viel Ruchlosigkeit. „Wahrhaftig, sechsundachtzig Pulsschläge. — Indizien verlangen Sie? — Ach, lieber Freund . . . leider — leider, an solchen fehlt es keineswegs. — Ich ging vielleicht schon zu weit — ich darf Ihnen ja auch nicht Alles sagen, denn wenn auch Richter und — ich darf Sie wohl so nennen, Liebwerthester, — ein treuer Freund, so verbietet mir doch die Amtspflicht" (hier zog er die Brauen bis beinahe zu den spärlichen Haarwurzeln empor) „und das Amtsgeheimniß, Sie völlig in die traurige Sache einzuweihen. Aber Sie haben Recht — ich ging zu weit, als daß es nicht jetzt auch meine Pflicht wäre, meine Anklage vor Ihnen zu begründen. Nur etliche Fakta deßhalb, — hören Sie zu: jene Villa dort drüben wurde durch einen Kommissionär gemiethet. — Man sandte demselben einen Tausendrubelschein, sich Abrechnung vorbehaltend."

Hier kniff der Doktor das eine Auge zu mit einer kleinen, aber vielsagenden Grimasse.

„Zugleich erhielt jener Kommissionär den Auftrag, über alles Mögliche zu berichten, unter Anderem, welche Personen von Distinktion sich in Eichdorff aufzuhalten pflegten, ob russische Familien hierhin kämen und welche. Sodann verlangte man den Namen einiger größerer Bankiers in der Nähe zu erfahren und dergleichen mehr.

„Für den oberflächlichen Beobachter liegt hierin allerdings gerade nichts Besonderes, — aber, mein lieber Herr Stadtrichter, bringen Sie diese unschuldigen Thatsachen einmal in Verbindung mit dem Bilde, welches ich soeben entwarf, und sagen Sie mir dann, was Sie davon halten?"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Rettungsboot in der Brandung.

(Bild S. 432.)

Die neueste Zeit hat, wie auf allen Gebieten des Lebens, so auch bei der Seefahrt große Fortschritte bewirkt; freilich das eigentliche Schiffergewerbe, der Bau der Schiffe, die Hülfsmittel in Segel, Dampf, Kompaß weisen nicht viel Neues auf; dagegen sind die Schutzmittel gegen Strandung in den letzten zehn Jahren sehr vervollkommnet worden. Vor Allem sind die telegraphischen Wettersignale, welche an den europäischen Küsten durch den Schiffern sichtbare Zeichen, wie rothe Dreiecke, Tonnen, Halbkreise ꝛc., hoch an Stangen emporgehalten, markirt werden, die Leuchtthürme, die Warnungszeichen in See, Tonnen, Bojen ꝛc. verbessert und vermehrt. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der verunglückenden Schiffe immer noch höchst bedeutend und der Rettungsdienst, von der deutschen Nation wenigstens, nicht so unterstützt, wie dieß sein sollte. In den deutschen Seestädten haben sich Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger gebildet, welche armen Gemeinden am Strande Rettungsgeräthe anschaffen, Prämien vertheilen ꝛc. ꝛc.; im Großen und Ganzen jedoch sind die Strandbewohner auf sich selbst angewiesen und setzen oft in ihrer Hochherzigkeit ihr Leben doppelt ein, indem sie sich noch dazu dürftigen Booten anvertrauen müssen.

So sehen wir auf unserem Bilde Schiffer in einem schwachen Boote durch die sturmgepeitschte Brandung sich zu einem nothleidenden Schiffe hinarbeiten, um wenigstens die Menschenleben zu retten. Sie treibt nicht der Erwerb der Prämie von den Gesellschaften, denn diese steht in keinem Verhältniß zur Gefahr des Unternehmens, sondern die Menschenliebe, der Trieb, zu helfen und bangende Mitmenschen dem drohenden Wassertode zu entreißen.

Gewitterstürme.

Novelle

von

E. Erthal.

(Nachdruck verboten.)

Auf die wogenden Aehrenfelder brannte sengende Augustsonne nieder. Auch durch das dichte Laubdach des Waldes brachen sich einzelne Strahlen Bahn und zauberten goldene Lichter auf das weiche Moos. Der vollen Sonnenglut wehrte aber das mächtige Geäst der Eichen den Zutritt und so herrschte in dem grünen Dickicht doppelt wohlige Kühle. Ein leiser Windhauch bewegte die Baumwipfel. Das war ein Rauschen und Weben, ein Singen und Klingen, als murmle der Waldgeist den schweigend vorüberschreitenden Menschen seine Geheimnisse zu. „Warum eilt ihr achtlos an meinen Wundern vorbei, ihr Menschenkinder?“ flüsterte er in sanftem Rauschen. „Ruht euch aus! Streckt euch nieder auf den blumendurchwirkten Teppich, den ich ausgebreitet habe. Die Vögel sollen euch Schlummerlieder singen; kleine Kobolde sollen mit Farrenkräutern euch die lästigen Fliegen vertreiben. Aus dem Boden werden süße Träume erstehen und euch mit schillernden Libellenflügeln umgaukeln. Ruht euch aus! Vergeßt in meinem Zauberreich für Augenblicke die Jagd nach dem Wahngebilde, das ihr Glück nennt. Das höchste Glück ist nur im Vergessen des Irdischen, im willenlosen Aufgehen in die große Weltenseele zu finden. Warum sucht ihr es in den Dingen dieser Welt, die aus Staub gebildet sind und, kaum erjagt, in Staub zerfallen, um euch nichts zurückzulassen, als den Schauer ob ihrer Vergänglichkeit. Ruht euch aus.“

Wie gerne hätte die schöne Frau, die stolz erhobenen Hauptes über den weichen Moosteppich hinschritt, sich von ihrem vielbeneideten Dasein ausgeruht für immer; wie gerne von der Stimme des Waldes, der sie traumverloren lauschte, sich einlullen lassen zum ewigen Schlaf! Das dachte sie mit unbesiegbarer Schwermuth, und weiter, immer weiter verlor sie sich in trübes Sinnen, bis eine lebhafte Bewegung ihres Begleiters sie zur Wirklichkeit zurückrief.

Hermann hatte ungeduldig einen Zweig geknickt, der sich über den schmalen Pfad streckte. Der junge Mann hatte keine Geisterstimmen gehört. Der Waldeszauber hatte ihn nicht umsponnen. Er war einfach ärgerlich, sehr ärgerlich. Wie konnten Frau Reining und ihre Kinder nur so thöricht sein, bei solcher Hitze den Wagen vorauszuschicken und zu Fuße den Heimweg durch den Wald anzutreten!

Hermann war kein Freund von dergleichen Vergnügungen. Schon in der Försterei hatte er nicht geleugnet, daß trotz der herrlichen Waldstaffage der dort kredenzte fragwürdige Kaffee ihm durchaus nicht so gut munden wollte als der Mokka, den er im unbehaglich wirren Getriebe eines eleganten Restaurants geschlürft hätte. Die kleine Gesellschaft hatte ihn wegen seiner prosaischen Anschauung geneckt und verlangte nun doch, daß er dieß Durchstreifen enger Pfade entzückend finde. Die Zumuthung verdroß ihn hauptsächlich deßhalb, weil ihn Erna nicht begleitete, der zuliebe er noch schlimmere Unbequemlichkeiten ertragen hätte. Sie war aber im eifrigen Botanisiren mit ihrem Bruder weit zurückgeblieben und Hermann mußte die Mutter unterhalten. Frau Reining war eine noch immer bezaubernd schöne Frau. Mit ihren dunklen Haaren, den auffallend großen, leuchtenden Augen, der schlanken Gestalt errang sie noch so viel Bewunderung, als sei das letzte Jahrzehnt ihres Lebens spurlos an ihr vorübergegangen. Manche Leute fanden sie sogar schöner als ihre achtzehnjährige Tochter. Doch hatten Erna's lachende Augen sich einmal in Hermann's Herz gestohlen und statt mit der geistreichen Frau an seiner Seite zu plaudern, blickte er immer zurück, ob er die Säumige nicht erspähen könne. Frau Reining beobachtete ihn aufmerksam; dann rief sie gebietend: „Erna!“ Im nächsten Augenblick schimmerte ein helles Kleid durch die Büsche und bald stand, athemlos vom schnellen Lauf, das liebliche Mädchen vor der Mutter. Diese sagte leise:

„Es schickt sich nicht, Erna, daß Du immer mit Walther zurückbleibst. Herr Nolten ist unser Gast. Du wirst also jetzt artig sein und Dich mit ihm unterhalten.“

Erna schmollte ein wenig.

„Er hat so wenig Interesse für das, was mich und Walther beschäftigt. Aber wenn Du wünschest —“

Und sich zu Hermann wendend, fragte sie ihn schelmisch, wie ihm, dem verwöhnten Großstädter, der weite Waldspaziergang gefalle. Hermann lächelte.

„Werden Sie mich nicht wieder, wie vorhin in der Försterei, einen Barbaren schelten,“ sagte er, „wenn ich Ihnen gestehe, daß mir eine Fahrt im bequemen Wagen mindestens ebenso lieb wäre, vorausgesetzt, daß ich sie in solch' angenehmer Gesellschaft machte?“

„Er ist und bleibt eben eine Stadtpflanze,“ lachte Walther, dessen hohe Gestalt neben der kleinern, geschmeidigen Figur des Freundes auftauchte. „Weißt Du, Erna, welche Atmosphäre ihm lieber ist als Waldesduft? Die Luft seines Comptoirs oder gar der schwüle Dunst des Börsensaals! Ich habe ihn dort einmal aufgesucht. Welch' ohrenbetäubender Lärm und welch' staubig schwüle Luft! Er hat mich aber ausgelacht, als ich fragte, wie er da existiren könne, und hat gesagt, er fühle sich so wohl dabei, wie der Fisch in seinem Element.“

Hermann lachte mit den Geschwistern. Er hatte zu viel männlich ruhiges Selbstbewußtsein, um sich leicht beleidigt zu fühlen.

„Kramst Du wieder Deinen Gelehrtenstolz aus?“ sagte er ruhig. „Wann wirst Du endlich zugestehen, daß es nicht der einzig würdige Lebenszweck ist, sich den Studien zu widmen? Glauben Sie mir nur, Fräulein Erna, ich nütze in meiner Geschäftsthätigkeit, der ein so weites Ziel gesteckt ist, der Welt wenigstens ebensoviel, als wenn ich, gleich Walther, tagelang Pflanzen untersuchte, um den Urgrund ihres Seins zu ergründen, der sich unserem Wissen doch hartnäckig entzieht. Er gibt das auch manchmal selbst zu. Nicht wahr, Walther?“

Er reichte dem Freunde die Hand hin, in die dieser gutwillig einschlug. Dabei verwendete Hermann aber keinen Blick von Erna, die er so gern an allen seinen Plänen und Gedanken hätte theilnehmen lassen und die, das fühlte er deutlich, ihm gegenüber doch die Partei des Bruders nahm. Frau Reining mischte sich in die Unterhaltung. Sie sprach mit Hermann über seine Eltern und über sein Leben in der großen Stadt, die auch sie früher mit ihrer Familie bewohnt hatte. Hermann beschrieb ihr leichthin sein Elternhaus, dessen marmorbekleidete Festsäle für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung waren. Voll Innigkeit sprach er dann von seiner Familie, den drei Schwestern, deren älteste sich verheirathet hatte und deren jüngste, Wilma, noch ein Jahr jünger als Erna war, von dem heitern Vater und der guten, sanften Mutter, die sich aus dem rauschenden Gesellschaftsleben am liebsten in ihre behaglich schöne Häuslichkeit zurückzog. Mit wahrem Verständniß sprach er hierauf mit Walther über die herrlichen Kunstschätze, die hohen musikalischen Genüsse, welche die Weltstadt ihren Bewohnern bietet. Erna hörte den Männern schweigend zu. Sie war eine Naturschwärmerin. Im Sommer kam sie beinahe nie von dem Landhaus, das ihre Familie bewohnte, nach der nahen Provinzialstadt. Und auch die Reisen, die sie mit der Mutter machte, führten sie immer nur in schöne Landschaften, nie in das Getrieb großer Städte. In Nacheiferung ihres Stiefbruders Walther behauptete sie, daß ihr die idyllischen Sommertage im Grünen weit lieber seien, als der Winteraufenthalt in der Stadt mit ihren Bällen und Gesellschaften. Bei alledem leuchteten ihre Augen doch heller, als sie Hermann's Erzählungen lauschte. Unwillkürlich rief sie zuletzt:

„Ach, das Alles zu sehen, muß doch herrlich sein!“

Von ihrer ungekünstelten Kindlichkeit entzückt, sprach er eifrig weiter und entwickelte dabei eine Wärme des Tons, eine Klarheit des Urtheils, die auch ihr einen sympathischen Eindruck machten. In dieser Gesellschaft erschien der Waldspaziergang dem jungen Großstädter plötzlich ganz reizend. Er war erstaunt, wie rasch der Waldessaum erreicht war, an dem der Wagen die Spaziergänger erwartete. Erna und ihre Mutter stiegen aus, als man an ihrem Landhaus angelangt war; Walther wollte seinen Freund nach der Stadt zurückbegleiten.

„Ich rechne sicher darauf, Sie mit Ihrem Vater morgen bei mir zu sehen,“ sagte Frau Reining beim Abschied mit kühler Höflichkeit zu Hermann. „Es wird mir ein Vergnügen sein, meine frühere Bekanntschaft mit Herrn Nolten zu erneuern.“

„Wir werden gewiß kommen, gnädige Frau,“ antwortete Hermann. Sie lächelte ihm freundlich zu und reichte ihm die schmale Hand, die er an die Lippen führte. Der Abschied, den Hermann von Erna nahm, wollte dann gar kein Ende nehmen, so daß Walther ungeduldig zur Abfahrt trieb. Die Pferde zogen rasch an. Noch einen letzten Abschiedsgruß sandte Hermann zurück, dann entschwanden die Damen seinen Augen. Die staubige Landstraße lag vor den Blicken der Fahrenden und nur von ferne leuchteten noch die weißen Mauern des Landhauses aus dem dichten Grün des Gartens, welcher es umgab. — —

„Es ist doch seltsam, wie ihr Beide, Du und Dein Vater, auf einmal in unserer Stadt Geschäfte habt,“ begann Walther und schaute nachdenklich dem Rauch seiner Cigarre nach. „Du hattest doch früher nie davon gesprochen, daß ihr hier wichtige Verbindungen hättet.“

„Verbindungen? Nun, wie man's nehmen will,“ erwiederte Hermann. „Ich wenigstens hoffe hier welche anzuknüpfen, die wichtigsten meines Lebens.“ Und als Walther ihn erstaunt anblickte, fuhr er mit verlegenem Lachen fort: „Aber, Mensch! Bist Du denn ganz blind? Merkst Du denn nicht, daß mein einziger Aufenthaltszweck hier der ist, immer tiefer in die schönen Augen Deiner Schwester zu sehen, die mich schon vorigen Sommer im Seebade unwiderstehlich anzogen? Seitdem bin ich das Andenken an sie nicht los geworden. Ich bin hieher gekommen, sie wieder zu sehen; da habe ich schnell gewußt, daß ich ohne sie nicht mehr leben kann. Das habe ich meinem Alten geschrieben und er hat mir telegraphisch geantwortet, daß er selbst kommen wolle, für mich um Erna's Hand anzuhalten. Und nun, Walther, was kann ich hoffen?“

Walther schaute in starrem Erstaunen auf seinen Freund.

„Heirathen willst Du? Erna heirathen?“ rief er. „Aber sie ist ja noch ein Kind, ein wahres Kind. Ich kann den Gedanken gar nicht fassen. Was soll aus uns werden, wenn Erna uns verläßt? Sie ist der Sonnenstrahl in unserem Hause. Nein, sie darf nicht fortgehen!“

„Aber, lieber Freund,“ warf Hermann ärgerlich ein, „Deine Schwester kann doch nicht ewig bei euch bleiben, nur damit Du sie nicht vermissest. Einmal mußt Du sie doch verlieren, und glaube mir, ich werde sie glücklich machen, sie auf Händen tragen. Ich wollte sie heute schon um ihr Jawort bitten, aber Du ließest uns ja nie allein.“

Walther wurde immer bestürzter. Er sah ein, daß sich durch Hermann's Werbung eine schöne Zukunft für Erna eröffne; aber warum denn schon jetzt? Warum durfte das junge Mädchen nicht noch ein paar Jahre im Mutterhause bleiben?

„Es ist ein schönes Loos, das Du Erna bietest, und sehr viel Ehre für das Kind,“ sagte er daher zurückhaltend: „Aber siehst Du, sie ist eine so poetische Natur —“

„Und ich bin nur ein sehr prosaischer Geschäftsmann; das wolltest Du doch sagen,“ fiel Hermann ein. „Gerade deßwegen passen wir zu einander. Uebrigens brauche ich Deine Fürsprache bei Erna nicht; bei ihr will ich selbst für mich reden. Nur bei Deiner Mutter bitte ich mein Fürsprecher zu sein.“

Er sagte das mit einem ruhigen Lächeln, das dem erregten Walther unleidlich geckenhaft erschien. Doch gab Walther seine Zusage, aber in so lauem Ton, daß auch Hermann sichtlich steifer wurde. Ein unbehagliches Schweigen herrschte darauf im Wagen, der jetzt in voller Sonnenglut dahinrollte. Die dichtbelaubten Bäume, die bisher die Landstraße beschattet hatten, waren hinter ihnen zurückgeblieben und hatten steifen Pappeln Platz gemacht. Walther hatte sich in seine Wagenecke zurückgelehnt. Wirre Gedanken stürmten auf ihn ein. Wer war denn Hermann, fragte er sich ärgerlich, daß er die Hand nach Erna ausstrecken durfte? Wie im Fluge zogen Rückerinnerungen an seine eigene und Hermann's Jugend an seinem Geist vorüber. Er sah wieder das alte, finstere Haus, in dem er, Walther Horst, der Nachkomme eines stolzen Kaufmannsgeschlechts, erzogen wurde; die schöne, ernste Mutter, den ewig heitern Stiefvater. Daneben erschien ihm die kleine Miethwohnung, in der die Familie Nolten wohnte, die ihn mit Liebkosungen und Näschereien überhäufte, wenn er sich an der Hand seiner Bonne bei ihnen blicken ließ, sehr ärmlich. Walther erinnerte sich genau des gönnerhaften Gefühls, das ihn, den kleinen Jungen, dieser Familie gegenüber bewegte, von der er wußte, daß sie seinem verstorbenen Vater viel zu danken hatte. Nolten war früher Commis bei Walther's Vater gewesen, der ihm die Mittel vorgestreckt hatte, sich ein eigenes Geschäft zu gründen. Das Glück war dem alten Nolten bei allen Unternehmungen treu. Der kleine Geldwechsler hatte sich bald zum großen Geschäftsmann aufgeschwungen. Dabei blieb er immer der einfache, herzensgute Mann, der er gewesen. Als Walther in's Gymnasium kam, mußte er seinen Freund Hermann, der, obgleich einige Jahre älter als er, ihm doch herzlich zugethan war, schon in der großen Etage eines vornehmen Hauses aufsuchen, wo der alte Nolten ebenso ungenirt behaglich umherging, wie früher in seinen vier Zimmerchen. Hermann, der schon frühzeitig ein wahres Geschäftsgenie entwickelte, war der Stolz der Familie. Die Töchter wurden in Modepensionen zu jungen Musterdamen erzogen, nur die jüngste, Wilma, durfte zu Hause bleiben. Da kam ein trübes Jahr für Walther. Sein Stiefvater, der geniale Maler, starb. Die Mutter zog mit ihren beiden Kindern zweiter Ehe aus der Stadt fort, ließ ihren ältesten Sohn bei seiner Tante, einem alten Fräulein Horst, zurück. Der vierzehnjährige Walther fühlte sich unter der altjungferlichen Pflege recht unbehaglich. Er suchte so viel wie möglich dieser zu entschlüpfen, und so suchte er auch die Noltens fleißiger auf. Der unternehmende Geschäftsmann hatte es damals so weit gebracht, daß er sich von einem berühmten Baumeister ein üppig elegantes Haus bauen lassen konnte. Walther wohnte der Einweihungsfeierlichkeit bei und kam sogar von dem starken Wein etwas angeheitert nach Hause, was einen wahren Aufruhr bei der Tante hervorrief. Auch in seinen Marmorsälen ging der alte Nolten mit demselben natürlichen Behagen umher, die beiden Hände in den Hosentaschen, als sei er zeitlebens über schlüpfriges Parket gegangen. Die gute Frau Nolten (Walther hatte schon Scharfsinn genug, um das zu bemerken) fühlte sich aber wildfremd in all' der Pracht. Sie, die früher eine Wonne darin gefunden hatte, ein Pfund Fleisch zu sparen, mußte nun ihre Köchin schonungslos unter ihren Vorräthen wirthschaften lassen. Die große Dienerschaft war ihr eine Last. Die Gegenwart des Dieners, der bei Tisch servirte, genirte sie. Mit einer gewissen Sehnsucht erzählte sie von den thätigen Zeiten ihrer jungen Ehe und hätte gern ihre schwerseidenen Gewänder gegen das einfache Hauskleid vertauscht, in dem sie als junge Frau selbst am Herd gestanden hatte, ihrem Mann einen Eierkuchen zu bereiten. Wie der ihm aber auch geschmeckt hatte! Das erzählte die gute Frau ihren Töchtern, die darüber die Näschen rümpften, während Hermann lachend ausrief:

„Du liebe, praktische Mama! Du könntest Einem wahrhaftig Lust machen, sich einzuschränken!“

Frau Nolten sah ihren Sohn dankbar an. Und weil er bei allem „guten Ton“ so einfach natürlich blieb, war er auch ihr Liebling. Der gute Ton! Wie beängstigend oft der im Nolten'schen Hause, speziell von den zwei älteren Töchtern zitirt wurde! Selbst der Vater konnte sich ihm nicht ganz entziehen.

„Finchen,“ hörte ihn Walther zu seiner Frau sagen, „Du mußt nicht so ängstlich steif im Wagen sitzen, sondern Dich zurücklehnen; das ist guter Ton.“

Der brave Mann glaubte, daß mit jeder runden Summe, die er verdiente, ihm auch ein Partikelchen guten Tons anflöge, und unterrichtete sein Finchen gar zu gern darin. Die Töchter fanden sogar den Namen Finchen gegen den guten Ton. Aber darin ließ sich der Papa nichts einreden. Als sie's ihm einmal zu arg trieben, rief er sogar aus:

„Ach was, guter Ton! Ich bin der reiche Nolten und wenn ich an die Börse komme, ziehen sie Alle den Hut vor mir. Da brauche ich keine guten Manieren. Also laßt mich mit eurem Firlefanz in Ruhe.“

Darauf gab's Friede. Walther, der der Familienszene beigewohnt hatte — „Vor einem solchen Kind braucht man sich nicht zu geniren,“ sagte das Musterfräulein Lisbeth, das zwei Jahre jünger war als er — Walther dachte: die Tante hat doch Recht. Die Noltens sind Plebejer. Die alte Tante! Da stand sie mit ihren eisgrauen Löckchen und dem altmodischen



Ein Rettungsboot in der Brandung. Zeichnung von L. Tuxen. (S. 430.)



ALEXANDER II.

Spitzenkragen und schüttelte unwirsch den Kopf, wenn Walther zu Noltens ging. Fräulein Horst hatte den vollen Dünkel, der ihrer Meinung nach der Tochter einer altangesehenen Kaufmannsfamilie zukam. Sie hatte Nolten im abgeschabten Rock als kleinen Commis gesehen und fand es äußerst unpassend, daß solche Leute sich erlaubten, die großen Herren zu spielen und einen Reichthum zu entfalten, an den das Vermögen der Horsts nicht hinreichte. Wenn es ihr auch nicht gelang, Walther seinem Freunde zu entfremden, so glückte es ihr doch, ihm einen Theil ihres Patrizierhochmuths einzuimpfen. Er hatte schon frühzeitig erklärt, daß er, entgegen den Familientraditionen, studiren wolle, und die fröhliche Studentenzeit erlöste ihn endlich vom Joch der Tante. Welch' heitere Tage, welch' lustig durchschwelgte Nächte zogen nun an seinem rückschauenden Geist vorbei, wie er da geschlossenen Auges im Wagen lehnte. Und noch schöner als die Universitätszeit waren ihm die Ferien, die er bei der hochverehrten Mutter und der lieben, treuen Schwester verbringen durfte. Freilich fiel in die Erinnerung ein trüber, tiefer Schatten, vor dem der Träumer jetzt schmerzhaft zusammenzuckte. Aber schnell war dieß bittere Weh vergessen und die Heimat lag wieder vor seinem Blick. Die letzten Semester hatten Walther dorthin zurückgebracht. Er fand die älteren Fräuleins Nolten als voll erblühte Damen, Wilma als sentimentales Backfischchen, das schon älter sein möchte als seine Jahre, und Hermann, der von großen Reisen zurückgekehrt war, als prächtigen Menschen wieder. Die alte Tante war noch älter und eisgrauer geworden und ganz entzückt von ihrem Neffen. Nur manchmal, wenn sie ihn lang betrachtet hatte, schüttelte sie ärgerlich den Kopf.

„Seltsam," sagte sie, „daß Du Deinem armen Vater gar nicht ähnlich siehst. Du scheinst Deiner Mutter nachzuarten, schade!"

Fräulein Horst haßte ihre Schwägerin. Sie konnte nie begreifen, wie man einen leichtsinnigen Maler heirathen konnte, wenn man Frau Horst geheißen hatte. Diese Angriffe gegen seine Mutter brachten Walther außer sich. Sie hatte ihm freilich nie viel Zärtlichkeit erwiesen, aber er liebte sie doch weit mehr als seinen Vater, von dem er nichts kannte als ein Oelbild, das einen verdrossen blickenden, hektischen Mann vorstellte. In seinem letzten Studienjahr kam Walther fast täglich mit Hermann zusammen, von dem selbst die Tante nicht leugnen konnte, daß er ein perfekter Gentleman sei.

„Aber," fügte sie ihrem Lobe bei, indem sie sich steif aufrichtete, „aber es fehlt ihm doch das vornehme Wesen, das sich durch Generationen in guten Familien forterbt. Sein Großvater soll einen Trödelladen gehalten haben. Seine Mutter ist auch von geringer Herkunft. Gib Acht, ob das Plebejerblut nicht auf einmal bei ihm durchbricht." —

„Schläfst Du, Walther?" fragte Hermann laut. Walther fuhr aus seinen Träumen empor. Die alten Erinnerungen verwehten um ihn. Vor ihm lagen die ersten Häuser der Stadt und ihm zur Seite saß Hermann, der ihm ärgerlich in's Gesicht schaute.

„Verzeih'," sagte Walther, nachdem er sich in die Gegenwart zurückgefunden hatte, „die glühende Hitze hat mich ganz müde gemacht und drückte mir mit bleierner Schwere die Augen zu. Du bist doch nicht böse?"

„O nein!" antwortete Hermann kühl. Aber als er aus dem Wagen stieg, drückte er dem Freunde nicht die Hand und schaute dem Weiterfahrenden kopfschüttelnd nach. „Schau', schau'!" sagte er vor sich hin. „Er scheint mir Erna nicht zu gönnen. Vermuthlich aus Hochmuth, weil seine Mutter eine Cousine der hochmögenden Familie Horst ist und gar eine Frau Horst war. Nun, es schadet nichts. Die Mutter scheint mir geneigt und Erna werde ich zu erobern wissen."

In glücklichen Gedanken lächelte er. Er bereute sogar schon, von Walther so kalten Abschied genommen zu haben. Wer ein solch' hohes Glück wie Erna's Besitz vor Augen sah, der brauchte nicht wegen der kleinlichen Thorheiten der Menschen zu zürnen, sondern mußte vergeben um der Liebe willen.

Walther hatte seine Besorgungen in der Stadt ausgeführt und kehrte ärgerlich nach dem Landhaus zurück. Aergerlich über sich selbst, daß er nicht freundlicher gewesen, ärgerlich über Hermann, der gerade Erna heirathen wollte. Als ob der reiche, geistvolle Nolten nicht die Wahl unter tausend anderen Mädchen hätte, deren Heirath kein Haus verödete! Vor Allem war er aber ärgerlich auf Erna. Was brauchte sie, ein solches Kind, mit jungen Herren zu kokettiren! Das schickte sich nicht für sie, und das wollte er ihr deutlich machen, sobald er nach Hause käme. Zum Glück für ihn fand er aber Besuch vor, der bis spät Abends blieb. So hatte er Zeit, seinen Zorn verrauchen zu lassen und seine weitere Handlungsweise zu überlegen. —

Als Walther nächsten Tags erwachte, schämte er sich seiner Aufwallung. Er beschloß, nur mit der Mutter über Hermann's Bewerbung zu sprechen, sobald das Kind, wie er Erna jetzt eigensinnig nannte, sie allein mit ihm ließe. Er wollte ihr nicht von einem Entschluß zu Gunsten Hermann's abrathen, durchaus nicht. Aber klar wollte er ihr doch machen, welch' eine Verantwortung es sei, solch' ein junges Mädchen zu verheirathen, und wie wenig Hermann eigentlich zu Erna passe. Besonders das Letztere wurde ihm immer unumstößlicher klar, je länger er darüber nachdachte, und er hoffte, daß die Mutter darin mit ihm übereinstimmen werde. Nach dem Frühstück begleitete er sie in den Garten. Eben wollte er mit seiner Eröffnung beginnen, als ein lauter Wortwechsel am Gartenthor hörbar wurde. Frau Reining blieb im Schatten eines Gebüsches erstaunt stehen und schaute auf die Gruppe, die sich zeigte. Der alte Gärtner stand im eifrigen Parlamentiren mit einem Mädchen, das eigensinnig den Eintritt in's Haus verlangte, den Jener ihr verweigerte. Man konnte ihm das nicht verübeln, wenn man die seltsame Erscheinung der Eindringenden betrachtete. Ihr Kleid, das früher einmal elegant gewesen sein mußte, war an allen Nähten geflickt und, wie von einer langen Fußtour, mit Staub bedeckt. Ein Hütchen mit langer, zerzauster Feder saß auf einer Fülle des herrlichsten blauschwarzen Haares, das nachlässig aufgesteckt war. Es lag etwas Abenteuerliches, Herabgekommenes in ihrem Aeußern und ihr Gesicht, das sie im Laufe der Diskussion den Lauschenden zuwandte, trug einen solch' verzweifelt müden Ausdruck, als hätten Jahre schweren Leids diesen schöngeschnittenen jugendlichen Zügen ihr Schmerzenssiegel aufgedrückt. Bei dem Anblick dieses Gesichts stutzte Frau Reining. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie ein quälendes Bild verscheuchen, um dann doch wieder mit ängstlicher Spannung auf die Bittstellerin zu sehen. Auch in Walther erwachte bei dem Anblick des Mädchens eine Erinnerung, als habe er sie vor nicht langer Zeit gesehen. Aber er besann sich umsonst, wo das gewesen sei.

„Weisen Sie mich nicht fort," bat die Fremde ängstlich. „Ich weiß ja, daß es noch nicht Zeit ist, eine vornehme Dame zu sprechen. Aber gönnen Sie mir ein Plätzchen, wo ich ausruhen kann. Weil ich gestern die Herrschaft nicht antraf, habe ich heute in aller Frühe den Weg zu Fuß gemacht und bin müd', so müd'. Wenn die Gnädige aufwacht, so geben Sie ihr den Brief da und sagen, die Toni Gerland hätte ihn gebracht und er wäre von ihrer Mutter. Vielleicht empfängt sie mich dann."

Walther hörte seine Mutter einen leisen Schrei ausstoßen. Einen Augenblick schien ihre hohe Gestalt zu wanken; aber heftig wehrte sie seinen stützenden Arm ab und schritt anscheinend ruhig auf das Mädchen zu. Ein paar leise Worte wurden zwischen Beiden gewechselt; dann reichte die Fremde einen Brief hin, den Frau Reining entgegennahm. Sie befahl dem Mädchen, ihr zu folgen, und schritt mit ihr dem Hause zu. Als die Beiden an Walther vorüber kamen, wußte er plötzlich, woher er die seltsame Erscheinung kenne. Im Frühling hatten ihn ein paar Bekannte überredet, mit ihnen eines jener obskuren Wirthschaftslokale aufzusuchen, wo, abwechselnd mit der Produktion gymnastischer Kunststücke, frivole und sentimentale Lieder vorgetragen wurden. Voll Ekel hatte er bald den Platz verlassen wollen, als ihn eine neue Erscheinung zurückhielt. Die Sängerin, die auf die Tribüne getreten war, um Lieder in Tyroler Mundart vorzutragen, trug nicht den cynischen Ausdruck wie ihre Kolleginnen zur Schau. Bleich selbst unter der Schminke stand sie da und zog sich, kaum daß sie den letzten Ton gesungen hatte, schon zurück. Ihre Stimme, wenn auch durchaus ungeschult, war von seltenem Wohllaut gewesen, was nach den heiseren Kehlen der vorhergehenden Sängerinnen doppelt angenehm wirkte. Walther hatte seine Freude an der herrlichen Stimme und tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Mädchen, das in dieser Hölle nicht an seinem Platze schien. Sie hatte ihn interessirt. Er blieb, um sie nochmals zu sehen; doch erschien sie nicht wieder. Aus den Reden der Umherstehenden entnahm er, daß sie die Geliebte eines Coupletsängers wäre, der von einem leidlich guten Tenoristen zu dieser jämmerlichen Tiefe herabgekommen war.

„Wieder einmal Mitleid verschwendet!" hatte sich Walther gesagt und hatte sich entfernt. Und nun fand er dieß Mädchen hier wieder im Hause seiner stolzen Mutter, in der Nähe seiner Schwester, der reinen, schönen Mädchenseele. Welch' seltsamer Zufall! Er besann sich, ob er die Mutter warnen solle, wem sie da Obdach gewähre. Doch sie ging achtlos an ihm vorbei, die wenigen Stufen zur Veranda des Speisesaals hinan und durch diesen in ihr eigenes Zimmer, das sie hinter ihrem Besuch abschloß. Als die beiden Frauen sich allein gegenüberstanden, forschte Frau Reining's Blick nochmals in den Zügen der Fremden; dann ließ sie sich schweigend in einen Stuhl sinken und erbrach den Brief. Ein echter Bettelbrief! Von grobem Papier, mit einem Fingerhut das Siegel eingedrückt. „Frau Luzie Reining, vormals Horst," stand in ungeübter Handschrift auf dem Couvert. Von derselben ungeschickten Hand trug der Brief nur wenige Zeilen.

„Ich habe immer gehalten, was ich bei der Mutter Gottes geschworen habe," stand da geschrieben. „Ich schwör's auch, daß ich mein Geschwisterkind, den Sepp, nicht ausgefragt habe. Er hat mir's ganz allein erzählt, daß er meine frühere Gnädige, die er seinerzeit mit mir oft gesehen hat, wieder erkannt hätte, wie er da oben in Deutschland mit Handschuhen auf der Messe war. Da hätte er gehört, es wäre ihr Haus, in das sie ging, und die Frau Horst hieße jetzt Frau Reining. Weiß Gott, er hat mir's ganz von selbst erzählt; ich habe ihn auch weiter nichts gefragt und hätte Sie wohl in Ruhe gelassen. Aber da ist meine Toni gerade in Ihrer Stadt ganz verlassen. Ich kann ihr nichts schicken, weil mein Mann die Ladenkasse hat und schrecklich zornig auf sie ist. Da habe ich gedacht, die Mutter Gottes verzeiht's schon, wenn ich Ihnen schreibe und Sie um Hülfe bitte.

Sanne Gerland."

„Das Mädchen weiß von nichts; nicht einmal mein Mann weiß davon," stand unten noch in hastiger Schrift.

Frau Reining faltete den Brief langsam zusammen. Keiner, der sie ruhig dasitzen gesehen hätte, würde den Sturm geahnt haben, der in ihr tobte. Indessen hatte Toni die Zimmereinrichtung mit scheuem Blick gemustert. Als das Schweigen der Hausfrau zu lang für sie währte, bat sie leise:

„Darf ich mich setzen? Wenn man schon ein paar Tage sich nicht satt gegessen hat und dann so weit gegangen ist —"

„Setzen Sie sich nur," unterbrach sie Frau Reining hastig. Dann fragte sie, indem sie der Fremden scharf in's Auge blickte: „Wissen Sie, was in dem Briefe steht?"

Toni schüttelte den Kopf.

„Er war ja versiegelt," sagte sie mit aufrichtigem Erstaunen. „Ich habe der Mutter geschrieben, wie schlecht es um mich steht; da hat sie mir den Brief geschickt und mich an Sie gewiesen. In Ihrem Stadthause, wo ich zuerst nachfragte, hat man mich hier heraus geschickt. O bitte, helfen Sie mir, sonst gehe ich zu Grunde."

Frau Reining hatte sich vollständig gesammelt. Mit der vornehmen Ruhe, die sie stets auszeichnete, sagte sie:

„Ihre Mutter war mir eine treue Dienerin; ihr zuliebe will ich Ihnen helfen. Doch sagen Sie mir erst, was Sie von mir verlangen."

„Arbeit, gnädige Frau, nur Arbeit, daß ich leben kann," schluchzte das Mädchen. „Sehen Sie, wenn ein armes Mädchen vom rechten Wege abirrt und möchte dann wieder umkehren, so ist keine gute Seele da, die ihr aufhilft. Hier kennen mich viele Leute; Reisegeld zum Verlassen der Stadt habe ich nicht. Wenn ich einen Laden betrete, um Arbeit zu verlangen, da jagen sie mich fort; denn Jeder meint, es sei mein Ernst nicht. Aber selbst wo man mich nicht kennt, da merken die Leute doch, wie bitter noth mir ein kleiner Verdienst thut und daß ich Arbeit haben muß um jeden Preis. Davon profitiren sie und feilschen mit mir, so arg sie können. Zuletzt zahlen sie meine Näherei so schlecht, daß ich dabei halb verhungere, so fleißig ich auch bin. Das heißen dann die Leute, Einem aus Mitleid Beschäftigung geben."

Der bittere Schmerz des Mädchens berührte die Zuhörerin so tief, daß für einen Augenblick ihre eigene ängstliche Spannung davor zurücktrat. Es war ein Zug in dem Herzen dieser vornehmen Dame, der mit allem selbstverschuldeten Elend Theilnahme empfand.

„Ich glaubte, Ihre Mutter lebe in guten Verhältnissen," sagte sie. „Wollen Sie mir nicht mittheilen, wieso Sie hieher kamen und in solch' traurige Lage?"

Toni wollte antworten; aber eine Schwäche überkam sie, daß sie sich zurücklehnen mußte. Frau Reining erinnerte sich, daß die Arme Hunger leide. Sie ging schnell in den Speisesaal, um Wein und etwas kalten Braten zu holen. Eben wollte sie damit zurückkehren, als Walther aus der Veranda auf sie zu trat. Mit sichtbarem Schreck fuhr sie bei seiner Annäherung zusammen. Ihre Augen hafteten in ängstlicher Spannung auf seinem schönen Gesicht.

„Du hast gelauscht!" rief sie schneidend. „Ein schönes Handwerk das! Willst Du meine Privatgespräche ausspioniren? Wohlan, so komme doch mit mir."

Walther hatte seine Mutter nie so fassungslos gesehen. Er kannte es freilich nur zu gut, jenes unfaßbare Etwas, das sich zwischen ihn und die Mutter schob, sobald er sich ihr liebend nahen wollte, jene eisige Kälte, welche die von ihm so sehr verehrte Frau in unermeßliche Ferne von ihm schied. Doch hatte sie noch nie ein hartes Wort zu ihm gesprochen und die fieberische Erregung, in der sie ihm gegenüberstand, war ihm peinlich neu. Er beugte sich liebevoll zu ihr herab.

„Mutter," sagte er, „wie kannst Du glauben, daß ich Dich belauschen wollte? Ich betrat eben erst das Zimmer."

Sie antwortete besänftigend, und da er sah, daß er sie störe, verließ er sie. Umsonst suchte er zu errathen, was seine Mutter so erregt habe, welch' seltsames Verhältniß die verachtete Sängerin zu ihr, der hochgeachteten Dame, führe. Während er über die beiden Frauen nachsann, hatte Toni sich erholt und begann zu erzählen:

„Meine Eltern haben ein kleines Schnittwaarenlädchen. Da saß ich den lieben langen Tag, bediente die Kunden oder nähte fleißig und sang dabei vor mich hin. Schon in der Schule hatte unser Gesanglehrer gesagt, ich hätte eine schöne Stimme. Er hat sich darum besondere Mühe mit mir gegeben und ich war so stolz darauf, daß Alles mich lobte, daß ich daran dachte, auf's Theater zu gehen. Der Vater wollte das nicht leiden. Er ist ein heftiger Mann, und hat zuletzt ganz verboten, daß ich mit der Mutter in's Theater gegangen bin, wenn eine Oper gegeben wurde. Aber das Träumen davon hat er mir nicht verbieten können und das Unglück ist doch gekommen trotz ihm. Sehen Sie, da kam manchmal ein Mann in unsern Laden. Der hörte mich singen und sagte, ich sollte auf die Bühne gehen. Ich hätte ein Vermögen in meiner Kehle und in meinem schönen Gesicht. Er selbst wäre Sänger am Stadttheater, wo er ein Heidengeld verdiente. Das war Wasser auf meine Mühle und ich glaubte ihm blindlings Alles. Er kam immer öfter, wollte mir auch den Hof machen; aber da kam er schlecht an. Ich war nämlich schon so halb und halb mit unserem Nachbarssohn, dem Peter, verlobt. Da sitzt voriges Jahr im Herbst der Peter in unserem Laden, und vor lauter Schwätzen gebe ich nicht Acht und gebe einer Kundin zu viel Geld heraus. Das hat der Vater gemerkt, und wie die Frau draußen war, gibt er mir eine mächtige Ohrfeige. Ich wurde wild, und weil ich dem Vater, der ohnedem gleich fortging, nichts sagen durfte, fing ich mit dem Peter Streit an. Ich hatte gesehen, daß er zu der Ohrfeige gelacht hatte. Da fragte ich ihn, ob er das wohl lächerlich fände, eine Frau zu schlagen. Er sagte nicht Nein. Ein böses Wort gab das andere und das Ende war, daß ich ihm den Abschied gab. Da hat er gesagt, er könne noch mehr Frauen bekommen und solche, von denen man wenigstens wüßte, woher die Eltern ihr Geld hätten. Bei meinen wüßte das kein Mensch. Fort war er und seine Reden haben mir noch lang in Gedanken gelegen. Wie aber die Mutter gekommen ist und ich sie gefragt habe, woher wir unser Geld hätten, hat sie mir keine Antwort gegeben. Sie hat mich nur gescholten, daß ich mich mit dem Peter gezankt hätte. Er wäre ein reicher Metzgerssohn und ich hätte froh um ihn sein können. Mein Bruder kostete sie ohnedem so viel, daß sie nicht auch für mich sorgen wolle.

So hatte ich auch mit ihr Verdruß. Wie ich am Abend voll Zorn auf alle Welt heimging, mußte mir der Teufel den Sänger in den Weg führen. Er sagte, er hätte eine glänzende Stellung an einem deutschen Theater und wolle mir auch eine verschaffen, sobald ich Lust dazu hätte. Ich konnte ihn so wenig leiden als je. Aber ich dachte, was das den Peter giften müsse, wenn ich mich so schnell getröstet hätte. Dann meinte ich auch, es müsse ein Prachtleben am Theater sein, so viel Musik hören zu dürfen als man wollte, immer in Sammet und Seide gehen und Niemand zu haben, der Einen zanken oder gar schlagen dürfte. In der Nacht habe ich mich von Hause weggestohlen und bin mit jenem Menschen hieher gereist. Da habe ich gesehen, wie er mich belogen hatte. Er sang nur die allerkleinsten Partieen und mich nahmen sie gar nur in den Chor auf. Der Kapellmeister sagte, ich hätte eine Prachtstimme, aber keine Ausbildung, und solch' eine Ausbildung koste Geld, viel Geld. Er meinte aber, ich könnte mich bei meinem Fleiß doch hinaufarbeiten, wenn auch nur langsam. Was für Mühe gab ich mir! Aber jener Elende, der mir die Ehe versprochen hatte und mit dem nie erfüllten Versprechen mich ganz abhängig von sich machte, verdarb auch das. Er kam Abend für Abend betrunken in's Theater, wie er da einmal Skandal machte, entließen sie ihn Knall und Fall. Nun ruhte er nicht, bis ich auch das Theater verließ. Ich gehorchte ihm, weil ich hoffte, er würde mir seinen Namen geben, daß ich wieder frei aufblicken konnte vor den Menschen. Er zwang mich, ein Engagement anzunehmen, das mir ein Greuel war, wenn auch Alle meinen Liedern Beifall klatschten. Endlich hielt ich's nicht mehr aus. Er hatte auswärts in einer Bierhalle ein Engagement angenommen für sich und mich. Ich bin aber hier geblieben, nach welchen Szenen, o, nach welchen Szenen! Er nahm Alles mit, was uns gehörte. Mir war das recht. Ich wollte keine Erinnerung an ihn, sondern mich selbst ehrlich machen, indem ich mich mit meiner Hände Arbeit ernährte. Ich zog zu einer alten Waschfrau, der ich Tags über ihre Kinder bewache. Dafür gibt sie mir Antheil an ihrem Zimmer und wenn ich nicht genug verdiene, auch etwas zu essen. Glauben Sie mir, gnädige Frau, die Armen sind viel barmherziger als die Reichen. Aber ich kann der armen Frau nicht länger zur Last fallen. Ich habe mich deßhalb an die Mutter gewendet. Die schrieb mir, ich könne nicht heimkommen. Der Vater würde mich todtschlagen. Der Peter hätte auch eine reiche Verwandte geheirathet, die ihn immer gern gesehen hat. Die Mutter hat mich an Sie gewiesen, gnädige Frau. Und, nicht wahr, Sie wenden sich nicht von mir ab? Verschaffen Sie mir nur Arbeit, so will ich fleißig sein, unermüdlich fleißig."

Frau Reining hatte das Mädchen ausreden lassen, ohne sich zu bewegen. Sie hatte Interesse für Alles, was Toni aus der Heimat erzählte, und dann fühlte sie auch, daß es dem armen Wesen wohlthun müsse, seine Leidensgeschichte zu erzählen. Nachdem Toni geendet hatte, gab sie ihr mit freundlichen Worten eine kleine Summe Geldes als Vorausbezahlung für eine Arbeit, die sie ihr später auftragen würde, und versprach, ihr in einigen Tagen wissen zu lassen, was sie ihr zu thun rathe. Vielleicht wäre es das Beste, wenn Toni die Stadt verlasse. An Geld sollte es ihr dazu nicht fehlen. Das Mädchen küßte dankbar die wohlthätige Hand. Als sie langsam durch den Garten dem Ausgang zuschritt, begegnete sie Walther, der in eifrigem Gespräch mit Erna auf und ab ging. Sie grüßte demüthig, und ein Schauer sanften Mitleids erfüllte Walther's Herz, als er ihr in das vergrämte Gesicht blickte. Unwillkürlich zog er den Hut vor ihr, und während Erna fragte, wer die seltsame Erscheinung gewesen sei, schaute er ihr unverwandt nach, bis sie verschwand. Da ertönte ein leichter Schritt in ihrer Nähe. Die Mutter stand vor ihnen.

„Erna!" rief sie innig, und sie, die sonst in allen Zärtlichkeitsbeweisen zurückhaltend war, schlang beide Arme leidenschaftlich um die Tochter. „Gott behüte Dich, mein Liebling!" flüsterte sie leise.

Walther stand daneben in finsterem Nachdenken. Er verstand die Regung, welche die Mutter zu Erna geführt hatte, um sich an deren reinem Herzen von dem Ausblick zu erholen, den sie in eine verworfene Welt gethan haben mochte.

„Warum aber steht sie mir heute noch fremder gegenüber als sonst?" fragte er sich trotzig. „Ist es meine Schuld, daß sie meinen Vater nicht geliebt hat?"

Die Frauen entfernten sich und er blieb zurück, einem dunklen Räthsel gegenüber, das ihn immer weiter lockte in seine labyrinthischen Gänge, ohne ihm einen Schimmer der Aufklärung zu gönnen. — —

Im Speisesaale waren alle Fenster geöffnet, um der freien Luft Zutritt zu geben. Aber was einströmte, war nur drückend schwüler Dunst und berauschender Blumenduft. Die Sonne war schon niedergegangen. Dunkle Wolken umzogen langsam den Himmel, zu dem Frau Reining gedankenvoll aufschaute. Sie saß mit dem alten Nolten auf der Veranda, der alte Herr behaglich in seinen Stuhl zurückgelehnt, wie er das nach einer guten Mahlzeit liebte, von Zeit zu Zeit sich mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirne trocknend; die Hausfrau saß ihm würdevoll und ernst gegenüber. In den wenigen Stunden, die seit Toni's Besuch verflossen waren, hatte ihr sonst so ruhiges Gesicht einen herben, verschlossenen Ausdruck angenommen. Aus dem Zimmer klang Erna's Stimme, die ein paar sanfte Lieder sang, während Hermann eifrig die Notenblätter umwendete. Erna hatte ihren Bruder gebeten, sie auf dem Klavier zu begleiten, aber er hatte es mit ungewöhnlicher Schroffheit abgelehnt. In eine Fensternische gelehnt, lebte er nochmals die heftige Szene durch, die er Mittags mit seiner Mutter gehabt hatte. Es hatte ihn von Anfang an gekränkt, daß sie so freudig Hermann's Bewerbung begrüßte.

„Aber er ist ein kalter Geschäftsmann," hatte Walther gesagt.

„Das ist er durchaus nicht," antwortete Frau Reining scharf. „Sein Vater kennt unsere Verhältnisse genau. Er muß wissen, daß fast unser ganzes Vermögen Dir allein gehört, daß Erna ein armes Mädchen ist. Wäre er nur Geschäftsmann, so hätte ihn das veranlaßt, seine Bewerbung zu unterlassen."

„Gibt es denn bei uns Mein und Dein?" hatte Walther leidenschaftlich erwiedert. „Was mein ist, gehört Dir und Erna. Warum soll sie also ohne Neigung heirathen? Dazu hat sie noch in zehn Jahren Zeit."

Frau Reining hatte ihn kalt angeschaut und gefragt, woher er denn wisse, daß Erna keine Neigung zu Hermann fühle. Nach kurzer Ueberlegung hatte sie hinzugesetzt, daß es auch für Walther Zeit sei, sich einem ernsten Lebensberuf zu widmen. Schon seit einem Jahre wäre er von seiner großen Reise zurück. Immer spräche er von seiner Habilitirung an einer Universität. Dabei bleibe er aber immer noch zu Hause, um seine Reiseeindrücke zu sammeln und eine Broschüre zu schreiben, die nie fertig würde. Ein Mann von fünfundzwanzig Jahren dürfe seine Zeit nicht verträumen. Es war nicht das erste Mal, daß die Mutter derart sprach, noch nie war sie aber so entschieden aufgetreten. Walther war doppelt erzürnt darüber, weil er fühlte, daß sie Recht habe. Das behagliche Leben im mütterlichen Hause, der schöne geistige Verkehr mit seiner Schwester, die ihm halb Schülerin, halb Gefährtin seiner Studien war, hatten ihn in Unthätigkeit eingelullt. Aber er brauchte ja keinen Broderwerb zu suchen, da er reich war. Und wenn er den Ehren, die ihm seine wissenschaftliche Thätigkeit einbringen konnte, die Anhänglichkeit an seine Familie voranstellte, so hatte seine Mutter keinen Grund, ihm das vorzuwerfen. Das hatte er ihr gesagt und hastig gefragt, ob es ihre Absicht sei, ihm das Elternhaus zu verschließen:

„Das Elternhaus? O nein!" hatte sie in bitter grollendem Ton geantwortet, in einem Ton, der seltsam in seiner Seele nachklang. Eine leidenschaftliche Diskussion war zwischen ihnen entstanden. Es war kein Streit, wie bei den Familienzwisten der ungebildeten Masse, wo sich der Zorn in derben Flüchen, heftig lauten Worten erschöpft, so daß er damit auch verraucht ist. Leise hatten sie gesprochen und in gemäßigten Redewendungen. Aber gerade die unterdrückte Heftigkeit ihrer Stimmung gab ihrer Meinungsverschiedenheit einen Stachel, der in Beider Seele giftig weiterbohrte. Um ihren unerschütterlichen Willen bezüglich Erna's zu zeigen, hatte Frau Reining Nolten Vater und Sohn zum Mittagessen dabehalten, als sie ihren Besuch machten. Erna war unbefangen, lieb und freundlich wie immer. Der alte Nolten war geradezu entzückt von ihr.

„Welch' ein reizendes Mädchen!" sagte er jetzt zur Mutter. „Glücklich der Mann, der sie zur Lebensgefährtin haben wird."

Frau Reining lächelte freundlich, und wie ein Wort das andere gab, hatte Nolten bald seines Sohnes Wünsche dargelegt. Frau Reining antwortete herzlich, daß sie sehr gern Hermann als Sohn begrüßen würde, daß sie aber erst Erna's Herz erforschen müßte.

„Ist Erna geneigt, Hermann's Hand anzunehmen, woran ich kaum zweifle," sagte sie, „so werde ich in dieser Ehe meines Kindes mein ganzes Glück finden."

„Sie wissen nicht, wie froh mich Hermann's Wahl macht," äußerte Nolten fröhlich. „Wer mir früher gesagt hätte, daß ich Ihnen so nahe treten würde, die ich aus der Ferne wie eine Königin verehrte! Ich sehe Sie noch vor mir, wie Sie als junges Mädchen in's Comptoir kamen, Ihren Onkel abzuholen. Wir schauten Alle verstohlen auf Sie und meinten, Ihre Gegenwart machte die dunklen Räume freundlicher. Dann kamen freilich schlimme Tage. Es thut mir heut noch weh, wenn ich an den trüben Tag vor fünfundzwanzig Jahren denke, als wir meinen armen Freund Horst zu Grabe geleiteten. Er hat mir viel Gutes gethan, Ihr seliger Mann, und Wenige haben so aufrichtig um ihn getrauert als ich. Es machte mich wahrhaft traurig, wenn ich dabei an Sie dachte, so jung, so schön und allein mit dem wenige Tage alten Kind im fernen Italien. Mein gutes Finchen hat manche Thräne darum geweint. Nun, dem Walther sieht man's nicht an, in welch' kummervoller Zeit er geboren ist. Er ist ein junger Riese geworden."

Frau Reining nickte mit ihrem gewohnten sanften Lächeln, doch ohne zu antworten. Ihr Gesicht war leichenblaß. Es fiel dem guten Nolten schwer auf's Herz, daß er vielleicht eine Dummheit gemacht habe, von seinem ehemaligen Prinzipal zu reden. Er hatte sich fest vorgenommen, der Wittwe, die sich so schnell über den Tod ihres ersten Mannes getröstet hatte, nicht von diesem zu sprechen, und nun war doch sein Herz mit der Zunge durchgegangen. Es war ein schöner Zug von dem redseligen alten Herrn, daß er so oft und gern von seinem Wohlthäter Horst sprach. Freilich lief dabei auch ein wenig Hochmuth mit unter. Er wollte sagen: Seht, wie armselig ich meine Carrière begonnen habe. Ich war ein ganz mittelloser Mann, dem erst ein Anderer auf die Beine helfen mußte. Einmal darauf gestellt, bin ich aber aus eigener Kraft weit gegangen, sehr weit. Dieser Gedankengang mochte ein gutes Theil dazu beitragen, daß Nolten seinen frühern Prinzipal immer rühmte. Wer aber möchte ihn darum schelten? Bei den allerbesten Regungen des Menschenherzens liegt fast immer als mitbewegender Faktor ein bischen Eitelkeit im Winkel versteckt.

Zu den schweigenden Eltern drang Erna's frohe Stimme. Sie hatte ihr Lied beendet und durchwühlte mit Hermann die Musikalien nach einem andern, das er durchaus hören wollte.

„Walther! wo steckst Du denn?" rief sie heiter und setzte, zu Hermann gewendet, hinzu: „Schmollen Sie auch manchmal mit Ihren Schwestern, Herr Nolten?"

Er beugte sich liebevoll zu ihr nieder.

„Das müssen Sie nicht jetzt fragen," flüsterte er. „In Ihrer Gegenwart, im Banne Ihrer Augen vergesse ich alles Andere."

Es war das erste tiefzärtliche Wort, das sie von ihm hörte. Sie hatte seine Aufmerksamkeit bis dahin ohne Nebengedanken hingenommen und geglaubt, nur die Freundschaft für Walther feßle ihn an ihr Haus. Nun überkam sie zum ersten Mal die Ahnung, daß er sie liebe. Mit den erstaunten Augen eines erschreckten Rehes schaute sie zu ihm empor. Er fand sie entzückender als je. Schon sah er sie in ihrer natürlichen Grazie, ihrem künstlerisch feinen Sinn für alles Schöne, einem Erbtheil ihres genialen Vaters, sein Leben wonnig verklären. Er wollte sie jetzt gleich fragen, ob sie das thun wolle, ob er ihre Hand festhalten dürfe für's Leben.

„Erna, liebe Erna —" begann er. Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, Walther neben ihm. In ihrer Verlegenheit wandte sich Erna eifrig dem Bruder zu. Schmeichelnd suchte sie den Grund seiner Verstimmung zu erforschen und lachte ihn schelmisch aus, als er sich nicht aufheitern ließ. Zugleicher Zeit mahnte Hermann's Vater zum Aufbruch. Ein schweres Gewitter war im Anzug. Es schien höchste Zeit, das Landhaus zu verlassen, wenn man die Stadt noch vor Ausbruch des Wetters erreichen wollte. Hermann mußte seine Werbung vertagen, was ihn nicht milder gegen den brüderlichen Störenfried stimmte. Beim Abschied erfaßte er innig Erna's Hand.

„Ich möchte Sie etwas fragen, Erna," sagte er leise. „Darf ich morgen Mittag kommen?"

Erna erröthete tief. In seltsamer Erregung ließ sie einen Augenblick länger als sonst ihre Hand in der seinigen. Dann entfloh sie rasch, ohne selbst Walther Rede zu stehen, der ihr ingrimmig nachblickte.

(Schluß folgt.)

Kaiser Alexander's Jubiläum.

(Bild S. 429 und Porträt S. 433.)

In diesen Tagen sind es 25 Jahre gewesen, daß Kaiser Alexander II. die Regierung antrat über das gewaltige russische Reich mit seinen 80 Millionen Unterthanen. Der Kaiser steht jetzt im 62. Lebensjahre, und wenn er zurückblickt auf dieß Vierteljahrhundert seiner Herrscherthätigkeit, so darf er mit ruhigem Gewissen sich sagen: „So viel in der Kraft eines Monarchen steht, sein Volk glücklich zu machen — ich habe mich redlich und eifrig darum bemüht." Die Weltgeschichte wird einst Kaiser Alexander zu den humansten und edelsten Regenten, die Rußland je besessen, zählen; mit seinem Namen wird für ewig die großartige That der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland verknüpft sein, — und wenn der Kaiser jetzt Undank erntet, so ist das Menschenloos, und wenn eine Bande von halb Wahnsinnigen ihm nach dem Leben trachtet, an ihm zu rächen sucht, was Andere schlecht gemacht, so darf Kaiser Alexander der Theilnahme der ganzen Welt an seinem Schicksal versichert sein. Es gibt nur eine Stimme des Abscheus über jene Verschwörer, die einem hochherzigen Monarchen auf so teuflische Weise Tod und Verderben zu bereiten suchen.

Wir geben S. 433 ein wohlgetroffenes Bild Kaiser Alexander's in der Uniform seines Gardekosakenregimentes, welche er mit Vorliebe trägt.

Es geht an's Unbegreifliche und Märchenhafte, mit welcher List und Zähigkeit die russischen Verschwörer, die Nihilisten, an dem Untergang des Kaisers arbeiten. Der Kaiser findet trotz der sorgfältigsten Maßregeln fast jeden Morgen einen Drohbrief auf seinem Tisch; einer der letzteren verkündete ihm, daß er den Tag des Jubiläums nicht erleben würde, und kurze Zeit nachher geschah eines der furchtbarsten Attentate, von dem die Geschichte weiß, jener Versuch, den Theil des Winterpalais, wo der Kaiser mit seinen Gästen die Mittagstafel abhalten wollte, in die Luft zu sprengen. Wie allgemein bekannt, wurde der Kaiser durch einen Zufall gerettet; der Prinz von Hessen konnte durch Zugverspätung nicht zur rechten Zeit eintreffen, der Beginn der Tafel mußte um eine halbe Stunde verschoben werden und die Mine explodirte gerade in dem Moment, als der Kaiser die Schwelle des verhängnißvollen Saales, unter dem die Sprengvorrichtung verborgen war, überschreiten wollte. Die Explosion, wahrscheinlich mit Dynamit ausgeführt, war entsetzlich in ihren Wirkungen, Hunderte von Fensterscheiben fielen klirrend in den Hof hinaus, in tiefer Finsterniß ertönte nur das Krachen einstürzender Wände und dann das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten. In dem Wachtzimmer des finnländischen Regimentes fanden bei der Explosion zehn Soldaten den Tod und vierzig wurden mehr oder minder schwer verwundet.

Unser Bild S. 429 zeigt das Winterpalais. Der Eßsaal befindet sich im ersten Stock, rechts von der Fahne. Die Mine lag zwei Stockwerke tiefer, dennoch riß die Explosion ein gewaltiges Loch in den Boden des Speisesaales.

Der Bau des Winterpalais ward unter Leitung des Grafen Karl Rastrelli 1754 begonnen und vollendet 1764 unter der Regierung Katharina II. Im Dezember 1837 brannte das Palais ab, war aber 1839 prächtiger und solider als früher schon wieder aufgebaut. Das mächtige Gebäude hat eine Länge von 445 Fuß, eine Breite (Tiefe) von 350 und ist 70 Fuß hoch; es umschließt viele Höfe und besitzt vierzig Eingänge. Das Innere beherbergt gegen 2000 Hofangestellte, enthält neben einer herrlichen Kirche und einem großen Theater die Wohnungen der kaiserlichen Familie und ganze Reihen feenhaft kostbar ausgestatteter Säle, die für Festlichkeiten bestimmt sind.

Möge dieser Versuch, das Leben des Kaisers anzutasten, um nur diesen einen Punkt zu erwähnen, zur Ehre der russischen Nation der letzte sein!

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Die Logik eines treuen Herzens.

Nach einer kurzen Pause fuhr Mathilde fort:

„Also Fräulein Guérin hat plötzlich die Rue Chateaudun und Paris verlassen. Sie haben sie gesucht und haben sie nicht wiedergefunden. Nun, ich, ich will sie Ihnen finden, ich will Ihnen sogar beweisen, daß sie nicht so schuldig gegen Sie ist, wie Sie meinen. Aber Sie müssen mir Ihren letzten Besuch in der Rue Chateaudun genau beschreiben. Ebenso Ihre Reise. Nur dadurch kann ich die Wahrheit feststellen. Seit ich mich mit Blanchard beschäftige," fügte sie mit einem traurigen Lächeln bei, „bin ich ein ganz geschickter Instruktionsrichter geworden ... nur zu geschickt ... zu meinem eigenen Schaden. Aber sprechen wir von ihr ... Ich höre Sie an, mein lieber Freund."

Heinrich hatte Mathilde längst als eine treue, selbstlose, ergebene Freundin betrachten gelernt, auf deren Wesen er einen heilsamen Einfluß ausübte, das er veredelte und dem er einen Halt gab. Er hatte an dieser Aufgabe Geschmack gefunden. Er liebte Mathilde, wie man einen talentvollen, fleißigen Schüler liebt, der uns Ehre macht, wie vor Zeiten die Apostel ihre Jünger geliebt haben mögen. Er erzählte ihr also Alles; seine Ankunft in der Wohnung seiner Cousine und vom Briefe, den ihm die Blanchard übergeben hatte.

„Können Sie mir diesen Brief zeigen?"

„Ja. Hier ist er."

Sie las ihn aufmerksam und sagte:

„Fräulein Guérin würde Ihnen nie in diesen Ausdrücken geschrieben haben. Haben Sie das nicht auch gedacht?"

„Im ersten Augenblick auch, aber ..."

„Haben Sie noch andere Briefe von Ihrer Cousine?"

„Ja."

„Lassen Sie sehen."

Sie verglich die Schriften, wie einst Heinrich dieselben verglichen hatte, und sagte ohne Zögern:

„Das ist eine augenscheinliche Fälschung — für mich wenigstens, die ich den Fälscher kenne und seine Geschicklichkeit."

„Ich dachte wie Sie. Aber Sie vergessen, daß dieser Brief der Blanchard von Jeanne selber übergeben wurde für mich. Halten Sie das Weib eines Betruges fähig?"

„Nicht im geringsten. Aber sie hat den Brief vielleicht auf irgend einem Möbel liegen lassen?"

„Ja, auf dem Tische des Salons."

„Und ist dann fortgegangen?"

„Ja, auf den Bahnhof."

„Nun, während dieser Zeit hat man den Brief von Fräulein Guérin gegen diesen hier ausgetauscht."

„Aber wer? Und wie? Kann denn Jemand nach Belieben in die Wohnung Jeanne's dringen?"

„Wahrscheinlich. Haben Sie diese Wohnung gefunden?"

„Nein, sie wurde mir angerathen."

„Von wem?"

„Vom kleinen Vicomte Champy."

„Jetzt ist mir Alles klar. Gehen wir weiter."

„Gut. Aber Jeanne hat mir dennoch einen Brief geschrieben und ist geflohen, ohne mein Wissen!"

„Weil sie eben jung ist und Sie leidenschaftlich liebt, und weil sie eifersüchtig ist."

„Eifersüchtig! Welche Ursache habe ich ihr dazu gegeben?"

„Keine. Aber kann sie nicht irgend einen anonymen Brief erhalten haben? Glauben Sie, Ihre Feinde scheuen vor so kleinen Infamieen zurück?"

„Meine Feinde! Ich habe also welche?"

„Fürchterliche."

Er schaute sie erstaunt an. Dann sagte er: „Jeanne würde solchen anonymen Verleumdungen nicht geglaubt haben."

„Zugegeben. Aber gesprochenen, geschickt um sie herum vertheilten Verleumdungen? Hat man es nicht bei Ihnen versucht, das arme, brave Mädchen zu verdächtigen?"



Marietta. Gemälde von A. Ewald.

Nach einer Photographie von Gustav Schauer in Berlin. (S. 438.)

„Es schien mir so. Aber ich wollte nicht einmal glauben, daß man sie meinen könne."

„Weil Sie ein klar denkender, verständiger Mann sind; aber ein unerfahrenes junges Mädchen, welches das Leben und die Welt nicht kennt! Sie haben ihr sicher verschwiegen, daß wir uns seit drei Monaten hier treffen, nun denn, vielleicht haben Andere es ihr gesagt. Ich wollte darauf schwören. Sie sehen, daß sich bereits Manches aufklärt und daß Sie nach und nach wieder Hoffnung haben. Ich glaube, Sie haben Ihrer Braut nichts Anderes vorzuwerfen, als ein wenig Mißtrauen und ein wenig Voreiligkeit. Sehen wir weiter. Nachdem Sie den angeblichen Brief des Fräuleins Guérin gelesen haben, was thaten Sie da?"

„Ich stürzte in ihr Wohnzimmer und fand dort ..."

Er hielt inne, und sein Gesicht, das sich bereits aufgehellt hatte, verdüsterte sich wieder bei der Erinnerung.

Sie schaute ihn an und sagte: „Und Sie fanden dort sicher irgend einen neuen schrecklichen Beweis gegen sie? Derjenige, welcher den Brief im Salon vertauschen konnte, blieb sicher nicht auf halbem Wege stehen."

„Sie glauben ..." rief er.

„Ich bin überzeugt, daß Alles eingeleitet war, um Sie von ihrer Schuld zu überzeugen und Sie von ihr zu trennen."

„Aber aus welchem Grunde?"

„Ach!" seufzte sie mit gesenktem Haupte. „Das darf ich Ihnen nicht sagen! ... Sehen wir weiter. Sie verlassen die Wohnung Ihrer Cousine, nicht wahr? Sie laufen auf's Gerathewohl vor sich hin, ohne Ziel, ohne Zweck, außer sich, denn Sie lieben sie ja so zärtlich, die Glückliche! ... Mein Gatte sah Sie damals und sagte es mir. Er ist ja fortwährend mit Ihnen beschäftigt ... Sie eilen dann wohl auf die Bahn, man sagt Ihnen, daß die beiden Damen abgereist sind, und sicher auch, daß ihnen Jemand folgte?"

„So ist es! Ein Mann."

„Hat man Ihnen denselben beschrieben?"

„Ja. Mittelgroß, rosig, fast wie ein Mädchen ..."

„Ich verstehe. Und Sie ..."

„Ich reise ihnen nach Havre nach, und er ist wirklich mit ihnen angekommen und in demselben Hotel abgestiegen."

„Natürlich! Immer um Sie glauben zu machen, daß sie eine Ungetreue ist, die sich entführen läßt. Ah, er ist von einer seltenen Geschicklichkeit und von tiefer Niederträchtigkeit, der kleine Vicomte Champy!"

„Wie!" machte Heinrich. „Jener Mensch wäre ..."

„Ja freilich war er es. Aber wenn Sie geneigt sein sollten, eifersüchtig zu werden, so erfahren Sie, mein lieber Freund, daß der Vicomte ein Weib ist, und daß dieses Weib Florine heißt."

Vierundachtzigstes Kapitel.

Der Eine statt des Andern.

Heinrich fuhr erstaunt auf. Er konnte nicht glauben, was er hörte. „Aber," sagte er, „ich habe diesen Vicomte bei Ihnen getroffen, gleich am ersten Tage meiner Ankunft in Frankreich. Wußten Sie denn damals nicht, wer er sei?"

„Gewiß wußte ich es. Gleich im ersten Augenblicke, als er sich in Trouville in unsere Gesellschaft drängte, hatte ich ihn erkannt; aber ich zeigte es nicht, und er ... oder vielmehr Florine hält mich noch immer für ihre Gefoppte."

„Sie sind also ehemals in Verbindung gewesen mit dieser Florine, wie Sie sie nennen?" fragte Heinrich.

„Ja," sagte sie und senkte ihr Haupt. „Die Polizei hatte sie über mich gestellt, um mich zu überwachen. Ich war damals noch nicht verheirathet, meine Existenz erschien zweifelhaft, und man glaubte mich im Auge behalten zu müssen."

„Und handelt dieses Weib auch heute im Dienste der Polizei?"

„Nein. Heute handelt sie für ihre eigene Rechnung."

„Was für einen Grund kann sie aber haben, meine Cousine verderben und mich von ihr trennen zu wollen?"

„Ach, mein Freund, mein lieber, lieber Freund, befragen Sie mich nicht darüber. Ich kann Ihnen das nicht beantworten, ich darf es nicht! Es genüge Ihnen, zu wissen, daß diese Schändliche entlarvt ist, daß sie Ihnen heute nicht mehr schaden kann, und daß ich sie verhindern werde, Anderen zu schaden. Mehr verlangen Sie nicht zu wissen. Ich habe mich mit bitterer Verzweiflung gefragt, ob ich Ihnen Alles sagen soll; ob ich das Recht habe, Ihnen all' die schrecklichen, die abscheulichen Geheimnisse zu eröffnen, die

ich seit jenem Tage entdeckt habe, wo ich mich hier in diesem Salon mit Ihnen verband, um ein gutes Werk zu thun und einen Unschuldigen zu retten. Aber mein Gewissen gebietet mir, zu schweigen. Der Mörder wird sich über kurz oder lang selber ausliefern — nicht an mir ist es, das zu thun."

Sie stand aufrecht, das Haupt zurückgeneigt, fast regungslos da, wie sie mit fester, klingender Stimme diese feierlichen Worte sprach.

„So ist . . ." fragte er unwillkürlich zögernd, „so ist Ihnen die Unschuld Blanchard's unwiderleglich bewiesen?"

„Ja," sagte sie dumpf.

„Und Sie wissen den Namen des eigentlichen Mitschuldigen Jagon's?"

„Ja, ich kenne ihn! . . . Aber aus Barmherzigkeit fragen Sie nicht weiter! fragen Sie mich nur heute nicht weiter . . . Ihnen — Ihnen könnte ich ja nicht lügen! . . ." Sie hatte seine Hände gefaßt und schaute mit einem flehenden Blicke zu ihm auf.

„Es sei!" sagte er.

Er hatte sich wieder auf dem Kanape niedergelassen und sie nahm an seiner Seite Platz.

„Kommen wir wieder auf Jeanne zurück. Von Havre aus ging sie . . ."

„Ging nach England."

„Und ihr Begleiter schiffte sich mit ihr ein?"

„Man hat mich dessen versichert. Von Southampton aus ist sie jedenfalls nach London gegangen, um mir zu verschwinden für immer."

„Glauben Sie? Mir scheint das nicht so gewiß. Ich meine vielmehr, daß sie vor Ihnen mit der leisen Hoffnung floh, daß Sie ihr folgen, sie einholen und sich vertheidigen würden. Hätte sie sonst Paris so offen verlassen? Würde sie der Blanchard gesagt haben, wohin sie gehe? Und wohin geht sie? Nach Havre, welches Sie kennen, und Sie wohnt in dem Hotel, welches einst Sie bewohnten."

„Warum erwartete sie mich dort nicht?"



Der betrunkene Gatte. Originalzeichnung.

„Weil sie seit Paris von dem kleinen Vicomte verfolgt wurde; er belästigt sie, sie fürchtet sich vor ihm, sie will nicht kompromittirt werden durch ihn. Sie besteigt das erste beste Paketboot, und wird abermals von ihm verfolgt. Was bleibt ihr anders übrig, als — sich wieder nach Frankreich zurückzuflüchten?"

„Sie glauben?"

„Gewiß. Ich wette, sie ist wieder in Paris, in der Rue Chateaudun, und erwartet Sie, wie gewöhnlich, in ihrem Salon und weint sich die Augen aus, daß Sie nicht kommen."

„Aber was läßt Sie das glauben?"

„Mein Gott, eine ganz einfache Sache. Der kleine Vicomte ist auch wieder in Paris zurück. Er war heute Morgen bei meinem Gatten. Wenn Ihre Cousine noch auf Reisen wäre, hätte er sie sicher nicht verlassen, sondern würde ihr folgen, um sie in Verdacht zu bringen."

Heinrich erhob sich. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Mathilde errieth, daß er vor Begierde brannte, sie zu verlassen und in die Rue Chateaudun zu eilen. Sie ging auf ihn zu und sagte mit einem traurigen Lächeln: „Gehen Sie doch, mein lieber Freund, und suchen Sie Die, welche Sie lieben. Und zürnen Sie ihr nicht zu sehr über ihre voreilige Flucht. Ich fühle es am besten, wie sehr sie gelitten haben muß, wie bitter die Eifersucht ist. Klären Sie sie über die Sache auf. Sagen Sie ihr frei und ehrlich, was Sie für mich gethan haben, was Sie aus mir gemacht haben. Sie ist verständig und gut, da Sie sie lieben. Sie wird verstehen, was Sie ihr sagen, und wird nicht mehr eifersüchtig sein auf Ihre Schülerin. Also gehen Sie. Sie werden mich hier wiederfinden. Ich bitte Sie um die Erlaubniß, Sie hier erwarten zu dürfen. Ich möchte gern aus Ihrem Munde hören, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß Sie wieder glücklich sind!"

„Ach!" hauchte er, und drückte ihr innig die Hände, „was sind Sie doch für ein Weib!"

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Lotteriekollekteur: Na, Herr Meier, hier ist Ihr frisches Loos, nun machen Sie aber endlich, daß Sie 'rauskommen!

Herr: Wie können Sie mir auf einmal so grob kommen, Herr!

Lotteriekollekteur: Na nu, ich meine ja bloß mit Ihrem Loose!



Logenschließer: Ja, lieber Freund, wollt Ihr denn den Büchsenranzen mit in's Theater nehme? — Hängt ihn doch hier an die Wand, es wird Euch nix herausgeholt.

Bauer: Ja sehe Se, ich hab' uf dem Zettel g'lese: Zwische dem erste un zweite Akt is en Zeitraum von drei Tag un da hab' ich mir e bische was zu esse mitgenommen.



Neue Magd: Na, ich will auf e Vierteljahr zur Probe als Hausmagd bei Ihnen antreten — aber das sag' ich Ihnen, sobald Sie Kaffeegesellschaften geben, in denen über Dienstboten geklatscht wird, verlasse ich den Dienst auf der Stelle.

„Ein Weib, das Sie geschaffen haben, mein lieber Freund, durch Ihre Ermahnungen, durch Ihren Edelmuth, durch Ihre Herzensgüte. Sie haben strenge und milde zu mir gesprochen, ich habe Sie angehört, ich habe an Sie geglaubt, die Gnade hat mich berührt! ... Magdalena ist nicht die letzte Bekehrte gewesen."

Er wollte fort. Plötzlich hielt sie ihn zurück.

„Eine Sekunde noch," sagte sie sanft. „Ich habe Ihnen noch einen letzten Rath zu geben. Können wir denn wissen, ob wir uns wiedersehen werden!"

„Gewiß, da Sie mich hier erwarten."

„Das ist meine Absicht. Aber die Absicht genügt nicht immer." Und wie von einer düsteren Ahnung gequält, setzte sie hinzu: „Mein Leben ist von zu vielen Geheimnissen bedroht, als daß ich auf morgen verschieben dürfte, was heute geschehen mag. Wollen Sie also einem Rathe folgen, den ich Ihnen geben will?"

„Gewiß," sagte er.

„Nun denn, dann geben Sie Ihr Streben hier auf. Denken Sie nicht daran, Ihre Hochzeit hier zu halten. Reisen Sie so bald als möglich mit Ihrer Braut in Ihre Heimat. Fliehen Sie dieses Land und kehren Sie niemals in dasselbe zurück. In diesem Augenblicke wache über ich Sie, aber morgen vermag ich es vielleicht nicht mehr. Reisen Sie also ab, so schnell als möglich, ich flehe Sie darum an, und bewahren Sie mir ein kleines Plätzchen in Ihrem Gedächtnisse; das ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Wollen Sie meinen Rath befolgen?"

„Ja, ich will."

„Ich danke Ihnen!"

„Aber," fügte er hinzu, „wenn Sie für mich sorgen, so habe ich auch das Recht, mich um Sie zu kümmern. Was wird aus Ihnen werden? Sie scheinen am Leben zu verzweifeln."

„O ja. Ich verzweifle am Leben," machte sie. „Wenn Sie wüßten! ... Aber gehen Sie, gehen Sie ... Wir sprechen davon, wenn Sie wiederkehren ..."

Und an der Thüre hielt sie ihn an: „Sagen Sie mir Lebewohl, Heinrich! Ja? Wollen Sie nicht? So, als ob Sie mich nicht wiedersehen sollten. Niemals, niemals wieder! ..."

Er nahm ihre Hände und küßte sie herzlich auf die Stirne. Herzlich und lange. Dann entfernte er sich rasch.

Wie sie allein war, sank sie auf einen Stuhl und brach in Thränen aus.

„Nein, nein, nein, ich will nicht mehr auf ihn warten!" rief sie schluchzend. „Ich will ihn nicht wiedersehen, ich würde zu viel leiden! ..."

Und doch blieb sie auf derselben Stelle, als ob sie warte.

Nach Verlauf einer Viertelstunde etwa pochte man an die Thüre, welche sie verschlossen hatte.

Sie fuhr freudig empor. „Er hat sie nicht gefunden, ich hatte mich getäuscht, er kommt wieder! ..."

Und sie eilte, die Thüre zu öffnen.

Ein Mann erschien auf der Schwelle.

Es war nicht Heinrich. Es war Lorenz, ihr Gatte.

(Fortsetzung folgt.)

Zahn um Zahn.

Ein italienischer Diplomat, der einer Gesandtschaft zum Sultan von Marokko beigegeben war, erzählt folgende seltsame Begebenheit, welche sich vor einigen Jahren dort ereignet. Das Pferd eines englischen Kaufmanns rannte eine alte Frau zu Mogador nieder, welche sich bei dem Falle zwei Vorderzähne einschlug. Sie brachte ihre Klage bei dem Kadi vor und verlangte nach dem Rechte der Wiedervergeltung, daß der Engländer dieselben Zähne verlieren müsse. Gleich der Wittwe, die dem ungerechten Richter in der Parabel keine Ruhe ließ, kehrte sie Tag um Tag zu dem Kadi zurück, ihre Klage von Neuem anzubringen, so daß dieser endlich den Engländer dringend bat, der Sache durch das Opfer seiner Zähne ein Ende zu machen. Dieser weigerte sich begreiflicherweise. Die Alte aber machte sich zu Fuße auf nach Fez, dem Sultan selbst ihre Klage anzubringen. Der Vizeregent Allah's mußte die Gerechtigkeit ihrer Forderung anerkennen, suchte sie jedoch durch eine Summe Geldes abzufinden, die ihr für Lebenszeit Auskommen und Behagen gesichert hätte. Doch waren alle Anerbietungen vergebens, und sie mußten schließlich der andern Partei gemacht werden. Der englische Kaufmann fand sich endlich wirklich bereit, seine beiden Vorderzähne für eine ansehnliche Summe zu verkaufen, mit der er so glücklich spekulirte, daß er in wenigen Jahren ein reicher Mann ward.

Sinnsprüche.

Höflichkeit ist Klugheit, folglich ist Unhöflichkeit Dummheit; sich mittelst ihrer unnöthiger- und muthwilligerweise Feinde machen, ist Raserei, wie wenn man sein Haus in Brand steckt. — Höflichkeit mit Stolz zu vereinigen, ist ein Meisterstück.

Schopenhauer.

*

Eine schlechte Handlung quält uns nicht in dem Augenblick, wo wir sie begehen, sondern viel später, wenn wir uns ihrer erinnern, denn die Erinnerung verlöscht nie.

Rousseau.

Albumblatt.

Marietta.

(Bild S. 436.)

Fein der Mund, glutvolles Auge,
Schwarzes Haar in üppiger Fülle,
Prächtige Formen, voll und zierlich,
Lässig schön in leichter Hülle ...

Bist das echte Kind Italiens,
Du, Marietta, klug und glühend,
Stolz und heiß und kalt und rechnend
Und dabei so lieblich blühend!

Du wirst keinen Kuß gewähren
Einem Maler, der da schwärmet,
Einem Briten oder Deutschen,
Der sich deinetwegen härmet.

Aber kommt ein recht solider
Landsmann, der da hat zu leben,
Wird Marietta vor dem Priester
Gern sich ihm zu eigen geben.

Denn trotzdem Marietta heiß fühlt,
Geistreich ist, klassisch von Zügen,
Denkt sie nur: recht vollbehaglich
Soll das Leben sich ihr fügen.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Die alte und die neue Liebe.

Oliphant richtete sie sanft empor — sie mit seinem Arme stützend — dann geleitete er sie zu einem Sitz und bedeckte das Antlitz mit den Händen. Eine Pause entstand.

Sibylle brach endlich das peinliche Schweigen.

„Was werden Sie von mir denken?" flüsterte sie wie gebrochen. „Ich kannte nicht die Größe meiner Schwäche, sonst würde ich es niemals gewagt haben, Sie selbst um diese kurze Unterredung anzuflehen! Gönnen Sie mir einen Augenblick Zeit und ich werde stärker sein!"

Hugo wandte sich mit einem Gemisch von Mitleid und Unentschlossenheit zu ihr — aber — er sprach nicht — und nach Verlauf einiger Sekunden richtete sie das Antlitz empor und hub an: „Ich sagte Ihnen gestern, daß ich nicht die Kraft habe, Ihre Verachtung zu ertragen! O, wenn Sie wüßten, wie das Bewußtsein derselben gleich einer Centnerlast auf meinem Herzen lag — all' diese langen Jahre her! Sie würden mich bemitleiden, anstatt mich zu verdammen! Und nun, wollen Sie meine Vertheidigung anhören?"

Ein leises, ungläubiges Lächeln umspielte Hugo's Lippen, während er sich an ihrer Seite niederließ. Sibylle bemerkte es und seufzte schwer auf.

„Was nützt es, wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken. Hugo, versuchen Sie es nicht, absichtlich nur Unglauben zu haben für meine heiligsten Versicherungen!" — „Eine sonderbare Bitte, Fräulein Armadale. Die Worte einer Dame müssen stets geglaubt werden!"

Sie erbebte, als habe er sie in's Antlitz geschlagen, und Bertie vergrub das Gesicht wieder in den Kissen des Divans, um wenn möglich nichts zu hören, nichts zu sehen. Doch Sibyllens leise, aber so wunderbar klare Stimme mußte man vernehmen, selbst wenn man es nicht wollte; sie drang tief in's Herz der unglücklichen Horcherin.

„Sie erinnern sich, daß Sie mir vor Jahren sagten, Sie seien zu Grunde gerichtet, Sie müßten sich entweder nach Indien versetzen lassen, oder dem Militärdienst ganz entsagen und in's Ausland gehen. Sie entsinnen sich — ach — Sie können unmöglich vergessen haben, in welchen Beziehungen wir damals zu einander standen!" — „Wozu rufen Sie jene Zeit zurück?" fragte Hugo ungeduldig. „Ich sagte Ihnen damals, daß ich mein Vermögen verloren habe, daß ich ein armer Mann sei, reich — nur in meiner unermeßlichen Liebe zu Ihnen — in dem vermeintlichen Besitze Ihrer Neigung. Sie schrieben mir einige Abschiedsworte und am nächsten Tage vernahm ich Ihre Verlobung mit Herrn Wilmer. Ein solches Vorgehen bedarf wohl keiner Erklärung, Fräulein Armadale!" — „Gewiß nicht, wenn es so wäre! Wie groß muß doch Ihr Haß sein, wenn Sie mich nicht einmal anhören wollen, wenn Sie mir nicht einmal den Versuch gestatten, mich zu rechtfertigen!" — „Wie vermöchten Sie dieß!" rief er voll Bitterkeit. „Doch lassen Sie hören, was Ihr Scharfsinn erfunden haben mag, um solches Benehmen zu rechtfertigen!" — „Sie sind hart, Hugo," sprach sie mit unendlichem Pathos. „Ist Ihre Liebe zu Fräulein Greydon —"

„Wollen Sie gefälligst Bertie's Namen nicht in dieses Gespräch hineinziehen!" rief er heftig. „Sie wenigstens, das arme Kind, soll nicht mit jener unseligen Angelegenheit in Berührung kommen!" — „Armes Kind!" wiederholte Sibylle voll Bitterkeit. „Arm — gesegnet durch Ihre Liebe! Arm, wenn sie dasjenige besitzt, wofür Andere freudig ihr Leben hingeben würden!"

Sie hatte sich bei den letzten, leidenschaftlich hervorgestoßenen Worten erhoben und blickte ihn nun fest an, dann, als schäme sie sich ihrer Kühnheit, wandte sie das Antlitz hinweg und bedeckte es mit den Händen.

Bertie hatte sich halb erhoben — ihre Lage war im höchsten Grade peinlich — ein gewisser Instinkt verrieth ihr, daß es jetzt für alle Theile entsetzlich unangenehm sein würde, wenn sie plötzlich erschiene, und ungesehen zu entschlüpfen war fast eine Unmöglichkeit; sie kauerte sich mithin wieder in ihre frühere Stellung — fast unfähig zu athmen vor verwundetem Stolze, namenloser Liebe und unbegrenztem Mitleid mit jenen Beiden.

„Ich harre Ihrer Worte!" rief Hugo endlich stolz und kalt. „Ich will Sie nicht drängen, Fräulein Armadale, doch die Zeit fliegt!" — „Ja, was wollen Sie?" flüsterte sie, den Kopf empor hebend und das Haar aus der schönen Stirne streichend. „Wo war ich — ich vergaß — ich weiß es nicht!" — „Sie wollten den Anfang erzählen!" sprach Hugo in dem gleichen kalten Ton, und Bertie wunderte sich, wie er so grausam sein könne gegen jenes Wesen, das so schön und so schmerzgebeugt war.

„Dann hören Sie!" bat sie flehentlich. „Hören Sie, während ich Ihnen das Wenige sage, was zu sagen ist! Sie fragen, wie ich ein solches Benehmen entschuldigen könne — in Ihren Augen gibt es dafür weder Erklärung noch Entschuldigung. Ihr Billet wurde mir in Gegenwart meiner Mutter überreicht, und mein Schmerz, als ich dasselbe las, war so groß, daß sie denselben bemerkte. Ich sagte ihr mithin Alles, was zu sagen war, daß ich Sie liebte und daß Sie glaubten, diese meine Liebe zu erwiedern." — „Glaubte?" unterbrach er sie leidenschaftlich. „Ich liebte Sie so treu, so innig, wie nur je ein Weib geliebt werden kann!" — „Eine Liebe, welche sich in Haß verwandelte," sprach sie mit vorwurfsvoller Trauer. „Ich sagte ihr, daß ich versprochen habe, Ihre Gattin zu werden, doch sie erwiederte in kalten, harten Worten, ich müsse diese Thorheit vergessen. Vergebens bat und flehte ich. Ich war sehr jung, wie Sie wissen, so jung, wie Ihre jetzige kleine Braut, und ich fühlte mich namenlos elend. Ich widerstand so lange, als ich es vermochte, Hugo. Ich flehte, wie ich etwa um mein Leben gefleht haben würde, und handelte es sich denn nicht auch thatsächlich um mein Leben? — denn ich lebte ja nur in Ihrer Liebe — doch endlich — endlich brach meine Kraft, und — als meine Mutter befahl — da gehorchte ich! — Sie diktirte mir jenen kleinen Brief, welchen ich mit gebrochenem Herzen schrieb, von dem Gedanken beseelt, daß Sie leiden könnten — leiden würden, und am nächsten Morgen — gleichgültig gegen Alles, mich selbst hassend, verzweiflungsvoll und elend — ließ ich meine Mutter Herrn Wilmer's Antrag annehmen. Ich flehte nur um Erlösung durch den Tod!"

Hugo hatte schweigend ihren Worten gelauscht; ein- oder zweimal zuckten seine Lippen verächtlich; — einen prüfenden Blick auf ihn werfend, hatte aber Sibylle bemerkt, daß er aufmerksam jedes Wort vernahm, welches sie sprach.

Sie rückte ihm näher und legte schüchtern die Hand auf seinen Arm — ja sie blickte sogar flehend zu ihm empor, als sie weiter fortfuhr: „Glauben Sie mir? Ich habe jetzt nur mehr ein Sehnen — ein Hoffen, Ihre Vergebung und die Versicherung, daß Sie mich für nicht ganz so schuldig halten, als Sie früher meinten. Aus Barmherzigkeit, wenden Sie sich nicht von mir. Bedenken Sie, was es mich kosten muß, mich derart zu demüthigen — wissend, daß Sie nicht nur mich nicht länger lieben, sondern daß Sie eine Andere lieben! Hugo — Hugo — lieber Hugo!"

Ihre Stimme sank zu dem leisesten Flüsterton herab — ihr Haupt glitt auf seinen Arm, den sie mit ihren beiden Händen umschlungen hielt.

Einen Augenblick gab er dem Zauber ihrer Berührung nach — und Alles vergessend, bis auf die wunderbare Schönheit jenes Weibes, beugte er sich nieder und preßte seine heißen Lippen auf ihre Hand. Sie schrak zusammen.

„Schonen Sie meiner," flehte sie, „ich bin vollständig Ihrer Gnade anheimgegeben, Hugo, denn — so wahr mir Gott helfe — ich liebe Sie auch jetzt noch! Schonen Sie mich!"

Er wandte sich hastig hinweg und vergrub das Antlitz in den Händen, doch er zitterte und sie bemerkte es, indem sie ihn verstohlen eine Sekunde lang betrachtete.

Keines von Beiden brach durch einige Minuten das Schweigen. Ihr Flehen hatte ihn tief bewegt, so tief, daß er in Erinnerung an Bertie sie kaum anzublicken wagte, daß der eine Kuß, welchen er auf ihre Hand gepreßt, ihm auf der Seele brannte. Es war eine harte Versuchung gewesen — er hatte Sibylle einst so sehr geliebt — und ihre wunderbare Schönheit fesselte ihn noch immer; ihr warmer Athem streifte seine Wange, ihre Hände hielten die seinen, ihre Augen — voll Leidenschaft — suchten seinen Blick.

Hugo zauderte — er wurde immer bleicher und bleicher, während sie zusammen standen; plötzlich tauchte ein anderes Antlitz vor seiner Seele auf, jung, hübsch, lieblich, mit braunen Augen, mit einem sanften Munde — und er ent-

sann sich der Worte jenes alten Weibes, welches Bertie und ihm Obdach gegeben: „Gedenken Sie meiner Worte, Bertie Greydon, es steht Ihnen Leid bevor, und Sir Nugent Oliphant's Sohn ist es, welcher Ihnen dieses Leid zufügen wird!"

„Was habe ich gethan?" schluchzte Sibylle endlich. „Was habe ich gesagt? O, haben Sie Mitleid mit mir und verlassen Sie mich; diese Marter tödtet mich — ich kann — ich kann sie nicht ertragen, Hugo, ich liebe Sie — haben Sie Mitleid — haben Sie Erbarmen mit mir!"

Sie schlang einen Arm um seinen Nacken und lehnte ganz schmerzgebeugt den Kopf an seine Schulter. Hugo Oliphant war bewegt bis in die innerste Seele — und Sibylle fühlte, wie der Arm bebte, an welchen sie sich lehnte, hörte seinen unruhigen Herzschlag.

„Glaubten Sie, eine Liebe, wie die meine, könne ersterben?" flüsterte sie kraftlos. „Sie ist stärker als der Tod. O jene glücklichen, längst vergangenen Tage — vermögen Sie noch jener Zeiten zu gedenken, Hugo? Können Sie an jenes Glück denken — wenn —" — „Still, Sibylle — aus Barmherzigkeit!" flüsterte er heiser. „Sie zerreißen mir das Herz. Dieß ist Wahnsinn — nein, Schlimmeres — — Verrath!" — „Ach, gönnen Sie mir noch einen Augenblick," flehte sie leidenschaftlich. „Sie lieben Jene — und dürfen wohl auch mir einige Sekunden schenken von dem langen, glücklichen Leben, das vor Ihnen liegt. Wissen Sie denn — vermögen Sie denn zu ahnen, welche Qual es für mich gewesen ist, zu sehen, wie Sie Jene lieben — nur für sie sorgen — wie alle Liebe, alle Sorgfalt jetzt ihr gehört, die einst mein waren? — O Himmel — das Leid, welches in diesem Bewußtsein liegt!"

Hugo neigte das Antlitz zu ihr nieder, und der leidenschaftliche Schmerz, welcher dasselbe verzerrte, ließ sich sogar in dem Halbdunkel des Treibhauses erkennen — doch er machte keine Bewegung, um sich aus den ihn umschlingenden Armen zu lösen — er war wie gebannt von ihrer wunderbaren Schönheit.

„Ich war wochenlang krank, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte," fuhr sie fort, „doch der Tod wollte nicht erlösend eintreten, und als ich wieder im Stande war, Erkundigungen nach Ihnen einzuziehen, da hatten Sie England bereits verlassen. O — die Qual des Gedankens, daß ich Sie für ewig verloren habe! Hugo — wird der Schmerz, den ich gelitten, nicht den Fehler sühnen, welchen ich begangen, indem ich einen Augenblick den Wünschen meiner Mutter Folge leistete — nicht achtend meiner Liebe zu Ihnen?" — „Ich habe Ihnen bereits gesagt, Sibylle, Alles sei vergeben. Wären Sie muthiger gewesen, so hätte Alles anders kommen können und uns Beiden wäre viel Leid erspart geblieben — nun ist es zu spät!" — „Zu spät," wiederholte sie leise, das schöne Haupt von seiner Schulter erhebend und ihre rothen Lippen den seinen näher bringend. „Zu spät — und weßhalb? Sie zweifeln doch jetzt nicht mehr an meiner grenzenlosen Liebe? O Hugo — Hugo — mein Liebster — die einzige Segnung, nach welcher ich mich all' diese Jahre hindurch gesehnt habe, war diejenige, daß Ihr Arm mich einmal noch umschlingen möge — so wie er es jetzt thut — mein zuckendes Herz einmal noch an Ihre Brust legen zu können, zu wissen, zu fühlen, daß Sie in meiner Nähe sind! Aus Barmherzigkeit — wenn Sie mich nicht tödten wollen, sagen Sie nicht, daß es zu spät sei. Weßhalb zu spät, Hugo? Weil Sie mich nicht mehr lieben? — nie mehr lieben können?" — „Nein," entgegnete er heiser. „Nein, Sibylle — Sie vergessen, daß ich an eine Andere gebunden bin!"

Ein leiser Schrei brach von Sibyllens Lippen — sie entzog sich seinen Armen und glitt zu seinen Füßen auf den Boden nieder — ein schimmerndes Gebilde von Atlaß und Spitzen.

Zu Tode gemartert lauschte Bertie jedem Worte. Ihre Augen hingen wie verzaubert an den Beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Rezepte.

Guanoauflösung für Blumen. Fintelmann löst 1 Pfund echten peruvianischen Guano in 40 Quart Regenwasser und begießt damit wöchentlich zweimal die Gewächse.

*

Fleckwasser zur Entfernung von Fettflecken. Man bringt vier Gewichtstheile rektifizirtes Terpentinöl, 1 Gewichtstheil wasserfreien Weingeist, 1 Gewichtstheil säurefreien Aether in eine reine trockene Flasche, schüttelt das Ganze tüchtig durcheinander und verschließt die Flasche luftdicht. Bei Anwendung des Fleckwassers legt man die beschmutzten Stellen auf ein reines graues Löschpapier, benetzt ein Baumwollenläppchen mit der Flüssigkeit und reibt die Stellen so lange, bis die Flecken verschwunden sind. Man trocknet alsdann den Stoff im Schatten, jedoch an frischer Luft. Wenn die Fettflecken frisch sind, so gehen solche, wenn man die obige Mischung einmal anwendet, sofort weg, bei älteren jedoch erst bei mehrmaliger Anwendung.

*

Brand's vorzügliche Schreibtinte. Diese besteht aus 12 Loth fein gestoßenen Aleppogalläpfeln, 3 Quart Wasser, 6 Loth reinem, gut krystallisirtem Eisenvitriol, 8 Loth arabischem Gummi.



Anekdoten und Witze.

Friedenspräliminarien.

Mathildchen: Mama, Mama! Frau Sommermann ist uns nicht mehr böse; sie hat wieder mit mir gesprochen. Freust Du Dich darüber?

Mama: Ei, gewiß freut mich das. Was hat sie denn zu Dir gesagt?

Mathildchen: Sie sagte: „Na, Du kleine Range, bist Du auch wieder da? Willst Du den Augenblick machen, daß Du hier fortkommst!"

*

Neues Kochrezept.

Assessor Brand begegnet Madame Goldschmidt, seiner Hauswirthin, auf der Treppe, die zu seiner Wohnung führt, und unterhält sich mit ihr vom Wetter, vom Theater und dem jüngsten Erlaß des Magistrats. Während dieser Unterredung tritt Rebeckchen — die Tochter des Hauses — mit Küchenschürze und Kochlöffel bewehrt aus der Küche, um sich von der Mutter Verhaltungsmaßregeln wegen des Mittagsmahles zu holen, mit dessen Bereitung sie just beschäftigt ist.

Rebeckchen: Mutterchen, darf ich auch etwas Honigkuchen daran thun?

Frau Goldschmidt: Ja wohl, etwas Honigkuchen darfst Du daran thun. — Meine Tochter lernt nämlich das Kochen von mir, Herr Assessor. Sie hat sehr viel Talent dazu.

Nach ein paar Minuten erscheint Rebeckchen wiederum unter der Küchenthür mit der Frage:

„Darf ich auch wohl ein Zwiebelchen daran braten?"

Frau Goldschmidt (nach einigem Besinnen): Ja wohl, Du kannst auch ein Zwiebelchen daran braten.

Rebeckchen (verschwindend, um nach wenigen Augenblicken wieder mit einem neuen Vorschlage hervorzutreten): Nicht wahr, Mutterchen, es kommt auch etwas Citronenschale daran?

Frau Goldschmidt: Ja wohl; Du kannst auch etwas Citronenschale daran thun.

Assessor: Ja, um Gottes willen, Frau Goldschmidt, was gibt denn das für ein Gericht? Was essen Sie denn heute?

Frau Goldschmidt: Die ersten jungen Erbsen (Schoten), Herr Assessor!

*

Etymologie.

Lehrer: Liebe Kinder, ich habe euch gestern die Schöpfungsgeschichte vorgetragen. Weißt Du noch, Karlchen, wie der erste Mensch hieß?

Karlchen: Adam.

Lehrer: Richtig. Und die erste Frau?

Karlchen (nach längerem Besinnen): Madam.

*

Ein kahlköpfiger Beamter sagte zu seinem Vorgesetzten, ihn seiner Ergebenheit versichernd:

„Ich gehöre Ihnen mit Haut und Haaren an."

„Da muß ich mich wohl mehr an Ihre Haut halten," erwiederte lächelnd der Prinzipal.

*

Der seit längeren Jahren pensionirte Hofschauspieler v. L. spielte einst in „Kabale und Liebe" den Hofmarschall v. Kalb, über welche Leistung der damalige Theaterreferent der Spener'schen Zeitung, Professor R..., ein Gegner der L.'schen Darstellungsweise, in seiner Kritik das etwas zweifelhafte Verdikt fällte:

„L. war als Kalb vollendet."

Tags darauf las man im Inseratentheil der „Voss. Zeitung" folgende lakonische Notiz:

„Dem geschätzten Rezensenten der Spener'schen Zeitung, Herrn Professor R., meinen herzlichen Dank für seine väterliche Beurtheilung. L."

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 415:

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Räthsel.

Mit B dien' ich zum Binden gut,
Mit H ich hab' zu rasches Blut,
Mit G bist du's auf dieser Erde,
Mit L macht es dir viel Beschwerde,
Mit M trifft man im Schiff mich an,
Mit R lab' ich den Wandersmann.

L. F.

Auflösung des Anagramms Seite 415:

Betrug, Geburt, Erbgut.

Kleine Korrespondenz.



Frln. Emma R.... in Gießen. Genügsamkeit ist eine glückliche Gemüthsgabe; aber wer stets und ständig genügsam ist, nichts als genügsam, wird wenig im Leben erreichen. Das Leben ist ein Kampf, und wer nicht gerungen, gestrebt und gekämpft, hat auch nicht gelebt.

Hrn. P. S. in Brünn. Es ist uns stets interessant, die Meinung unserer Leser über das Gebotene zu erfahren. Sie gestehen ja selbst, daß wir bemüht sind, vielen Geschmacksrichtungen etwas zu bringen.

Abonnent in Potsdam. Wir wissen wohl, daß der Berliner mit dem Ausdruck „Potsdamer" einen Dummen bezeichnet. Aber jedes Land hat einen Ort, der Sündenbock spielen muß, und dort wohnen natürlich Menschen wie überall, Kluge und Dumme.

Abonnent in Kulmbach. Wenden Sie sich an die Velocipedenfabrik in Korpitsch bei Villach (Oesterreich).

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Aufgaben, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Ottilie Habicht, Dresden; Anna Merz, Ulm; Elise Frey, Zürich; Hrn. Fr. Tschudi, Zürich; A. Doc, Leitmeritz; F. Frey, Mülhausen i. E.; M. Rg., Minden; F. Sodenkamp, Werl; O. Ziegler, Königsberg; A. Mauser, Donaueschingen; Th. Moje, Hamburg; A. Löwenthal, Würzburg; J. Friedrich, Neustadt; O. Ulmer, Berlin; A. Meßner, Oels-Arnau; A. Oschwald (zu großer Vorrath); Fr. Winter; H. Weber, Eilenburg.

Frau Barbara Z. in Ungarn. Schreiben Sie doch an den Professor in Kiel. Wir können das nicht.

Abonnent W. K. in S. Nr. 1) Wodurch man sich die grobe Sprache abgewöhnt — meinen Sie den rauhen Ton beim Sprechen oder die Grobheit des Ausdrucks? Ersteres durch ärztliche Behandlung, letzteres durch Bildung. Nr. 2) Ollendorf für französische Sprache.

Hrn. M. Coen. Ochsenmark, Chinarindenextrakt und Zusatz von Perubalsam.

Hrn. J. S. Saalfeld in Wien. Wir glauben nicht, daß ein Verleger sich dazu verstehen wird.

Hrn. F. S. in Soest. Zuschmelzen mit dem Löthrohr, natürlich muß das Glasrohr ziemlich lang den Spiritus überragen, damit keine Explosion stattfindet, die sehr gefährlich werden kann.

Ein Unbemittelter in H. bei C. Für diesen Preis wird es nirgends zu haben sein. Es ist immer noch das Fünffache werth.

Hrn. Ernst Seidel in K. Brief nach Greifswald befördert.

A. P. in B. Wir wissen keine Verwerthung von alten (gebrauchten) Stahlfedern.

Hrn. A. Richmann. Ihr Wunsch soll erfüllt werden, soweit uns möglich.

Hrn. A. Doc in Leitmeritz. Das Verfertigen kommt theurer als das Kaufen. Diese sind von Holz und Drechslerarbeit.

Alter Abonnent. In „Illustr. Welt" nicht. Bestellen Sie die betreffende Nummer nur bei der Buchhandlung.

Hrn. J. R. in H. Besten Dank für Ihre Mittheilung.

N. N. in Gladbach. Nr. 1) Becker's deutsche Grammatik, Prag, Tempsky. Nr. 2) Uns keines bekannt. Nr. 3) Andreas' Tintenbuch, Voigt, Weimar.

B. 1880. B. Nr. 1) Praktische Anleitung zur amerikanischen Glanzbügelei von Rosa v. Eichenfels, Leipzig, Müller & Wagner's Buchdruckerei, Preis 60 Pfg. Nr. 2) Mit Lauge abwaschen und mit Voigt's Putzseife nachpoliren (Voigt, Berlin).

O. Z. in E. Siemens & Halske, Berlin.

Hrn. A. W. Bossel in W. Schmirgelfabrik von H. Zimmermann Ludwigshafen a. Rh.

Hrn. Wolfgang Prell. Gerok, Pilgerbrod, Greiner's Hofbuchdruckerei, Stuttgart.

Aerztliche Korrespondenz.

Margott von Wöllner in R. Die Sache ist vollkommen reell. Der angefragte Beamte wohnt nicht in Stuttgart.

Hrn. A. M. in Hghs. Das beste Mittel zur Vertreibung der kleinen Eingeweidewürmer ist Einspritzung mit kaltem Wasser, dem einige Tropfen Sublimatlösung, die Sie sich von einem Arzte verschreiben lassen, beigefügt werden. Für Kinder eignen sich die sogenannten Santoninpillen, in jeder Apotheke erhältlich.

Hrn. C. Keller jr. in Baden. Zur Absolvirung des Studiums der Medizin gehören zehn Semester. Die Vorlesungen reihen sich auf verschiedenen Universitäten an einander, so daß Sie diese Zeit auch auf verschiedenen Universitäten verbringen können.

Langjähriger Abonnent in Köln. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, Rath zu ertheilen.

Hrn. R. W. und Hrn. G. W. in Stuttgart. Obgleich Sie uns zwei Briefe unter verschiedenen Namen schreiben, so werden Sie uns dennoch gestatten, in einem Zuge zu antworten, daß wir unter den zwei Namen keinen Abonnenten kennen: und nur Abonnenten steht die „ärztliche Korrespondenz" zur Verfügung.

Anfragen*).

27) Woher ist Thon- und Glimmerschiefer wohl für Anstriche zu beziehen? J. S. in O.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Inhalts-Uebersicht.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Der neue Katalog der **Collection Litolff** ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen. 509

Musik im Hause!
324 Pièccen für Piano zusammen für 10 Mark!!

12 der neuesten Märsche,
13 „ „ Walzer,
22 „ „ Polkas,
11 „ „ Galoppaden,
9 „ „ Polka-Mazurkas,
8 „ „ Redowas,
12 „ „ Rheinländer,
13 „ „ Tyroliennes,
100 der beliebtesten Volkslieder mit Text,
11 brillante große Salonkompositionen,
48 Lieder ohne Worte von Mendelssohn,
50 beliebte Pièccen der schönsten Opern,
15 der schönsten Polonaisen, Nocturnos und Walzer von Chopin.

Alle diese 324 Pièccen, in schönen großen Quartausgaben, in 6 elegant ausgestatteten Albums, mit vorzüglich großem Druck und schönem Papier, unter Garantie für neu — komplet und fehlerfrei

zusammen für 10 Mark!!

Avis. Aufträge werden prompt und exakt gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages zoll- und steuerfrei effektuirt von der Buch- und Musikalienhandlung 571
Moritz Glogau jr., Hamburg, Graskeller Nr. 20.

Gratis — Franko — versende ich das in meinem Selbstverlage erschienene überaus nützliche Buch: **Trunksucht,** ihre Folgen und ihre Heilung. Jeder sich dafür Interessirende bestelle dasselbe bei **Otto Toßschall in Bad Elmen** bei Groß-Salze. 528

Das Rütli. Liederbuch für Männergesang. 464
17. Auflage.
568 Seiten in 8°. Geh. Preis nur M. 1. 80 ₰.
Die **17. Auflage** dieser **unbestritten reichhaltigsten** u. **billigsten Sammlung** von **233** der **auserlesensten Männerchöre** in Partitursatz sammt **35** bekannten **Volksliedern** ohne Noten hat soeben die Presse verlassen und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. Inhaltsverzeichnisse gratis u. frko. Verlag v. J. J. Sonderegger, St. Gallen (Schweiz).

Die kais. königl. priv.
Erste Triester Feigenkaffee-Fabrik von **R. Maiti in Triest**
liefert gegen Nachnahme von 5 M. portofrei nach allen Poststationen des deutschen Reiches ein Kistchen mit 4½ Kilo netto Inhalt reinsten und feinsten aromatischen
Feigenkaffee.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Beigabe von ⅓ oder ¼ Feigenkaffee den Geschmack des echten Kaffee veredelt, das Aroma erhöht und eine prachtvolle Farbe erzeugt, weßhalb der Feigenkaffee in allen Haushaltungen höchster Persönlichkeiten unentbehrlich geworden ist. Bloß Triest, als Stapelplatz aller feigenproduzirenden Länder, kann beste Waare billig liefern.
Man bestelle mit Postkarten. 566

Zauber-Apparate eigener Fabrik für Künstler u. Dilettanten. Preisbücher gratis franko. 568
Wilh. Bethge, Magdeburg.

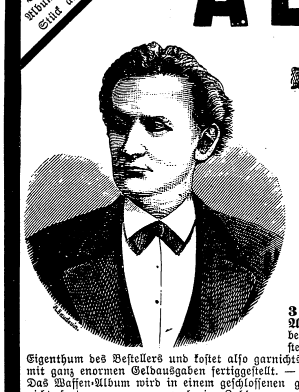
Klinik v. Staate konz. Ganz besonders günstige Erfolge bei Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrüttung, Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma. Dirigirend. Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin**, Friedrichstr. 189. Auch brieflich. **Prospekte gratis.** 500

Galvanische Niederschläge von den in meinen Journalen „Ueber Land und Meer" und „Illustrirte Welt" erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.
Stuttgart. Eduard Hallberger.

Raubvögel, Ratten oder Katzen, welche den Tauben nachstellen, schießt man am Besten mit einem **Teschin (ohne Knall).** Ich führe 18 verschiedene Sorten (siehe Album Seite 17) und habe stets 5 bis 600 Stück auf Lager im Preise von 12 bis 50 M.

Mein ALBUM

Ueber 200 Sorten von Revolvern (alle Systeme der Welt) im Preise von 6 bis 300 Mark. Siehe Album Seite 3 bis 16.

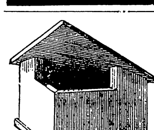


Soeben erschien mein großartiges **Waffen-Album!** Dasselbe ist fein brochirt, 50 Groß-Quartseiten stark und enthält:

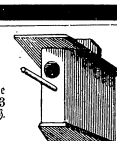
1. Die Entstehung und Entwickelung meines Geschäfts bis auf den heutigen Tag.
2. Die besten **Modelle** von **Hinterlader-Scheibenbüchsen.**
3. Ueber **500 Waffensorten** und **Jagdartikel;** Erklärungen und Belehrungen über Systeme, welche zu empfehlen sind. — Die Waffensorten sind alle bildlich dargestellt, ganz genau erklärt und mit festen, billigst gestellten Preisen versehen.
4. **18 neue humoristische Gedichte** nebst Illustrationen, sowie diverse declamatorische Vorträge, z. B. „Hippolit's Besuch bei Cetewayo, König der Zulukaffern." — Die Bilder sind von den 2 besten Zeichnern Berlins angefertigt. — Die Gedichte und Vorträge sind von solchem urwüchsigem Humor, daß der größte Hypochonder sich stundenlang vor Lachen schütteln muß.
5. Warum ich annoncire oder in den Zeitungen schreie! (wie mancher altmodische Geschäftsmann sich ausdrückt!) — Siehe Seite 35 meines Waffen-Albums.
6. Das großartige Titelbild **„Berliner Sonntagsjäger"**, dazu ein urkomisches Gedicht vom Possendichter **Martin Böhm.**
7. Einige scherzhafte Gedichte von sehr gelehrten, hohen Personen!

Ich versende dieses Waffen-Album **nur gegen vorherige Caution von 3 Mark;** dieses Geld erhält jeder Käufer zurück. — Ich füge diesem **Waffen-Album** nämlich einen Coupon bei, welcher bis zum Jahresschluß seine Gültigkeit behält und kann derselbe beim Einkauf von Waffen oder sonstigen Jagdartikeln stets mit 3 M. in Abzug gebracht werden. Das **Waffen-Album** aber bleibt Eigenthum des Bestellers und kostet also garnichts. — Ueber 2 Jahre habe ich an diesem **Waffen-Album** studirt und dasselbe mit ganz enormen Geldausgaben fertiggestellt. — Kein Waffenhändler der ganzen Welt vermag etwas derartiges aufzuweisen! — Das Waffen-Album wird in einem geschlossenen großen Acten-Couvert versendet. — Gegen Nachnahme versende ich dieses Album nicht, sondern nur gegen vorherige Zahlung von 3 M. Ausländisches Papiergeld und Briefmarken aller Länder nehme ich stets in Zahlung. — Ich bemerke noch, daß ich auch Bolzenbüchsen und sogenannte **englische Jagdwindbüchsen mit neu erfundener Luftpumpe** führe! — Mit diesen Jagdwindbüchsen schießt man hintereinander 12 bis 15 Schuß, Kugel und Schrot ohne Knall.

HIPPOLIT MEHLES. General-Waffen-Dépôt. **Berlin.**



Nistkästchen sind für jeden **Garten** oder **Park** eine außergewöhnliche Zierde. 573
Frankirte Probesendung 4 M. 50 ₰.
Illustr. Preiscour. gratis franko.
C. H. Dunkhase, Leeste bei Brinkum.



117 Bände Romane für nur 18 Mark.

Bibliothek der besten schwedischen Romane (Almquist und **Flygare-Carlén),** 18 Bände, statt M. 13. 50. nur M. 3. —
Hook's Romane, 30 Bände, statt M. 15. — nur M. 3. —
Cervantes' sämmtliche **Romane** und Novellen **(incl. Don Quixote),** 12 Bände, statt M. 13. 50. nur M. 4. 50.
Altvater, der Blutschöffe, Roman, nur M. 1. 50.
Grtesinger, 12 Schicksalswege, 3 Bände, statt M. 7. 80. nur M. 2. —
James' Romane, 53 Bände, statt M. 20. — nur M. 6. — 539
Obige 117 Bände zusammen franco für nur 18 Mark.
A. Werther's Buchhandlung in Stuttgart.

Für Husten- und Brustleidende.

Dr. J. J. Hohl's Pektorinen, vielfach von Aerzten empfohlen, sind Tabletten gegen **Husten, Heiserkeit, Krampfhusten** und **Engbrüstigkeit,** sowie gegen die ersten Stadien der **Lungenschwindsucht** und **ähnliche Brustleiden.** Die große Wirksamkeit hat denselben seit ihrem 20jährigen Bestehen einen bedeutenden Ruf erworben; des angenehmen Geschmackes wegen werden sie auch von Großen und Kleinen gerne genommen. Zu beziehen nebst Anweisung in Schachteln zu 60 u. 90 Pfge. oder 40 u. 60 Nkzr. Oe. W. durch die **Hirschapotheke** in **Stuttgart; Hofapotheke** in **Augsburg; Hofapotheke** in **Kempten; Hirschapotheke** in **Lindau; St. Annenapotheke,** Maximiliansstraße 11 in **München; Meistermann,** Apoth. in **Mülhausen i. E.; Löwenapotheke** in **Nürnberg; Hiendlmaier,** Apoth. in **Passau; Hofapotheke** u. **Kronenapotheke** in **Würzburg; A. Moll,** k. k. Hoflieferant, Tuchlauben 9 in **Wien; B. Fragner,** Apoth. in **Prag.** In der Schweiz befinden sich in allen Städten und größeren Ortschaften Niederlagen, die in den Lokalblättern genannt sind. **Hauptversandtstelle** bei **J. Robert Hohl** in **Herisau,** Schweiz, an den renommirte Apotheken wegen Uebernahme von Dépôts sich zu wenden belieben.

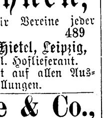
Zeugnisse. (Briefauszüge.)

„Mit herzlichstem Danke kann ich Ihnen die Mittheilung machen, daß mich Ihre Pektorinen von peinlichen Husten- und Brustbeschwerden, die mich Nächte lang vor Bangigkeit und Athemnoth nicht mehr abliegen ließen, Gott sei Dank, vollständig hergestellt haben. Wer in solcher Lage sich befindet, lernt den Werth eines so köstlichen Mittels wirklich schätzen. Zürich. **J. Spühl.**"

„Drei meiner kleinsten Kinder hatten den Keuchhusten; den beiden älteren gab ich ohne Furcht von Ihren herrlichen Pektorinen und zwar mit wunderbarem Erfolg; denn in zwölf Tagen war der Keuchhusten vollständig gebrochen." — 493

„Schon seit zwei Jahren gebrauche ich Ihre Pektorinen mit Erfolg bei meinen Kindern und mir selbst. Wir sind 17 Personen im Hause und alle sind große Bewunderer Ihrer Arznei gegen den Husten. — Vielen und herzlichen Dank für ein Mittel, das meiner Familie schon in so vielen Fällen wirksame Hülfe geleistet hat. Neuchâtel. **P. Nicati.**"

SCHUTZMARKE



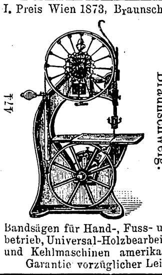
Fahnen, gestickte, für Vereine jeder Art, liefert 489
J. A. Hietel, Leipzig, Königl. Hoflieferant. Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.

G. L. Daube & Co., *Central-Annoncen-Expedition* der deutschen u. ausländischen Zeitungen, Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Zürich, Paris, etc. etc.

Julius Gertig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, **Hamburg.** 491
Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis und franko.

Mineralwasser-Apparate liefert unter Garantie 498
Max Isensee, Halle a/S.

I. Preis Wien 1873, Braunschweig 1877.



Heckner & Co., Braunschweig. 474
Bandsägen für Hand-, Fuss- und Dampfbetrieb, Universal-Holzbearbeiter, Hobel- und Kehlmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung.

Kaffee-Export-Geschäft.
Etablirt 1854. — Reine unverfälschte Waare.
Aug. Schmidt, Hamburg, versendet gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages **franko** und **zollfrei** in **10 Pfd.** Postbeutel:

f. Champinas pr. Pfd.		105 ₰.
f. Costarica „ „		110 ₰.
f. Java „ „	130, 140,	160 ₰.
f. Ceylon „ „	140,	160 ₰.
feinst Arab. Mokka „		180 ₰.
„ Afrik. dto. „		120 ₰.

Engros nach Abrede.

Finnen, Wimmerln
zerstreut stehende, rothe harte oder in Eiterung übergehende Knötchen entfernt unter Garantie mein an mir selbst erprobtes kosmetisches Schönheitswasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln. à Flac. 3 M.
Römhild in Thüring. **J. Rottmanner,** Apoth.

9 Pfund feinen **Portorico-Kaffee** versendet frei Zoll und Porto gegen Nachnahme von M. 11. 540
H. H. Schmidt, Bremen.

Böhmens Schatz!
Püllnaer
Natur-Bitterwasser
zum Wohle u. Heile für Gesunde u. Kranke!
(Preisgekrönt zu **Philadelphia 1876** und zu **Paris 1878.)**
Seit **100** Jahren bewährt als das **gesündeste Auflöse-Abführmittel** und als der **beste Wächter** der **Gesundheit** und des **Lebens!**
Verkauf überall.
Die Gemeinde-Bitterwasser-Direktion in Püllna (Böhmen), 556
Anton Ulbrich, Sohn des Gründers.

Vertrauen können Kranke nur zu einem solchen Heilverfahren fassen, welches thatsächliche Erfolge für sich hat. Die bereits in 2. Auflage erschienenen Specialbücher: **„Die Gicht"** und **„Die Brust- und Lungenkrankheiten"** geben allen Jenen, die an
Gicht
Rheumatismus, Gliederreissen etc. leiden, oder aber an einer
Brust- oder Lungenkrankheit,
wie **Schwindsucht** ꝛc. dahinsiechen, **neue Hoffnung,** denn die darin enthaltenen Dankesäußerungen über glückliche Heilungen beweisen, daß selbst **Schwerkranke** oder anscheinend hoffnungslos Darniederliegende noch die ersehnte Hilfe fanden. — Kein Honorar, ärztlicher Beirath vielmehr unentgeltlich! Jedes der obigen Bücher kostet 50 Pf.* Prospect gratis und franco durch **Th. Hohenleitner,** Leipzig und Basel.

*) Vorräthig in A. Goldstein's Buchhandlung zu Frankfurt a. M., welche jedes der Bücher gegen 60 Pf. in Marken franko versendet. 487

Erwerbs-Katalog für Jedermann gratis. 421
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

Gegen **Epilepsie** (Fallsucht, Krämpfe) sicher unfehlbar!! 100 Kaps., geschmacklos, enthalt. Ol. cajeputi. Extr. sedi acr. aeth. aa 0,06, durch **J. D. Schmidt,** Apoth. in Creuznach. Franko! gegen vorh. Einsendung von 10 Mark. 572

Mühlenkamp bei Hamburg.
Dieser an der Alster liegende reizende Sommerausflugsort, per Dampfboot (s. Z. wohl auch per Pferdebahn) in 25 Minuten zu erreichen, ist vom 1. Mai 1882 ab in Pacht zu haben. Reflektanten haben Zeit, sich denselben von Pfingsten bis September anzusehen und mir s. Z. Offerten zu machen. **Julius Gertig, Hamburg.**

Für Männer
jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aerztlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt verschickt franko verschlossen gegen Einsendung von 50 ₰. in Briefmarken 516
Generalagent **Bujatti** in **Nürnberg.**

Damen-Asyl, Adresse Dr. **K.** Dresden-Blasewitz. Fr. postl. 489

Vom **Bazar** 1879 empfohlen. Echte Pr. **Brüssel-Teppiche** (gesetzl. geschtzt.).



Neu 1905 Perser, 1904 Rokoko sind **nur** v. d. Teppich-Manufktr. **D. R. Halemeyer,** Potsdam, gegrdt. 1820, Präm. 7 erste Preise, z. Orig.-Fabrikpreisen z. beziehen. **Sopha** 27½, Salon 50 u. 77½ Mk., Perser f. ganze Zimmer 67 cm. brt., Mtr. 6 Mk. Zurückges. Dess. m. Naht 20, ohne 25, **Sal.** 37½ Mk. Vers. Nachn. o. Eins. Umtsch. gest. **Kolor. Muster** grts. u. frko. **Plüsch**-Tischdecken garn. 24 Mk., Schw. **Tüll**-Gard. reich 19, 21, 23 Mk.

Weltberühmt! Unübertrefflich!
Bandwurm mit Kopf, Spul- & Madenwürmer
entfernt vollständig gefahr- und schmerzlos nach eigener Methode **(brieflich)**
Richard Mohrmann, Nossen in Sachsen.
Die Mittel sind vom Königlich Sächsischen Landesmedicinalkollegium zu Dresden geprüft, greifen nicht an, sind sogar versuchsweise genommen vollständig unschädlich und können selbst, vermöge des geringen Quantums, bei den kleinsten Kindern ohne jede Besorgniss angewendet werden.
Höchste Zeitdauer der Kur: Zwei Stunden ohne Berufsstörung zu veranlassen. Die meisten derart Kranken werden als Blutarme und Magenkranke behandelt.
Prospecte mit Auszug von Attesten gratis und franco.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 34. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman
von
Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mich mit großer Mühe ein wenig wieder gefaßt. Ich sah ein, ich durfte in einer so wichtigen Angelegenheit, bei einer so schweren Anklage nicht lediglich meiner eigenen Auffassung, — meinen Sympathieen nachgehen, ich mußte alle jene bitteren Gedanken, jenen furchtbaren Seelenschmerz bewältigen, um kühl, um objektiv, gerecht zu urtheilen. Es lag hier in der That möglicherweise ein schweres Verbrechen vor, so unglaublich es mich auch dünken wollte, — ich war Richter und man hatte meinen Rath verlangt.

„Ruhe — Ruhe!“ stöhnte ich innerlich. — Ich rang, ich starrte zur Decke hinauf und hörte zu in der peinlichsten Spannung des Gemüths.

„Dieß an und für sich beweist allerdings noch gar nichts,“ erwiederte ich jetzt, so kühl und geschäftsmäßig wie nur möglich, „ich bitte indessen, fortzufahren.“

„Ich wußte es, — ich dachte mir das, aber hören Sie weiter: jene Herrschaften trafen hier ein mit Kutschen, Pferden, Bonnen und Domestiken. Sie kommen angeblich von Berlin, — nicht wahr? — Nun, lieber Freund, — sie kamen aber nicht über Hannover oder Minden, sie kamen von der andern Seite, von Westen her. Die beiden Wagen, welche sie bei sich führen, sind ebenfalls französisches, — Pariser Fabrikat, die Bonne aber ist eine Schweizerin. — Natürlich ist aber auch dieß Alles ganz unverfänglich.“

„Durchaus unverfänglich — in der That,“ sprach ich ernst, den Doktor fest ansehend, „bis hierhin liegt kein Material vor, um eine so schwere Anklage darauf zu erheben. — Was hier dunkel erscheint, würde sich aufklären lassen.“

Der Doktor erröthete ein wenig vor Ungeduld und fuhr mit größerem Eifer fort: „Ganz richtig, — so müssen Sie urtheilen, Liebwerthester, weil Sie eben noch nicht Alles wissen, — natürlich, — o — natürlich! — Damals dachte ich ebenso wie Sie — wir Alle thaten es. Erst später erkannten wir es in seinem wahren Lichte. Doch hören Sie weiter: bei seinem kurzen Hiersein that der Graf von Wandalowskoi eine Menge höchst seltsamer Fragen an seinen Kommissionär, auf welche ein unbefangener Sterblicher wohl schwerlich verfallen sein würde, nach zwei Tagen reiste er ab, Niemand wußte wohin. Ehe er aber ging, — und dieses wurde ganz genau beobachtet, — händigte er jener blonden Frau noch ein dickes Paket von Banknoten ein — russische Banknoten, und zu einem Betrage, der den möglichen Verbrauch jener Leute hier mindestens um das Zwanzigfache übersteigt. — Sie sehen mich fragend an, mein Herr, ich bürge für die Richtigkeit meiner Behauptung, ich trete mit meiner Person für dieselbe ein, ich — Doktor Schwarz.“

„Ich bitte, — weiter,“ sprach ich geschäftsmäßig.

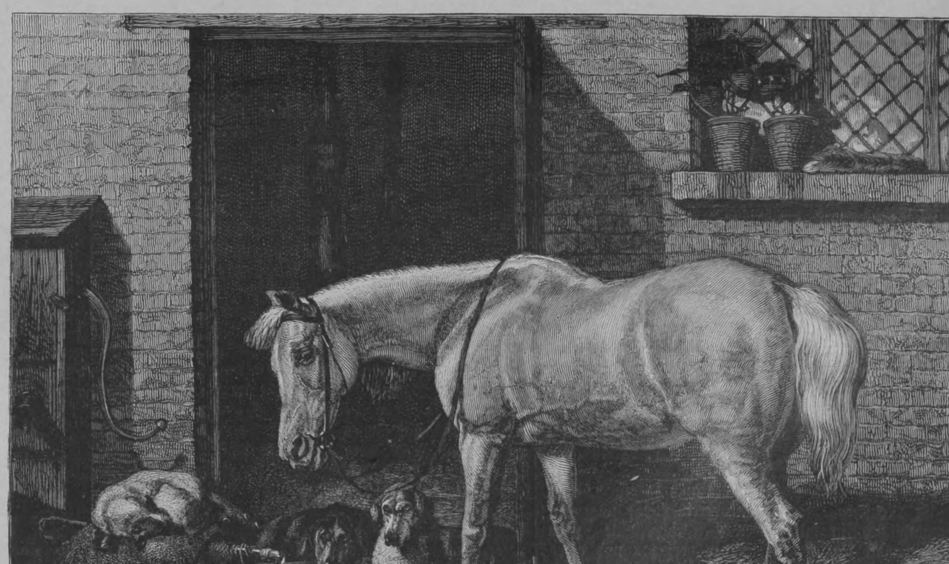
„Es begannen dann diese mystischen Besuche, welche alle Welt hier so sehr skandalisiren, die Damen erschienen unter uns und zogen sich wieder zurück, als sie bemerkten, daß wir zu einander nicht paßten. — Es ist Ihnen das bekannt, wie ich voraussetze. Wir waren ihnen natürlich zu kleinbürgerlich — zu solide, — hihihi! — Man nahm auch nicht den heimischen Arzt, sondern einen fremden, um jeder Beobachtung entzogen zu sein. Damals nun gerade las ich in einem ausländischen Blatte von jenen Falschmünzereien. Dieß machte mich stutzig; — es war wie eine Eingebung, aber ich schrieb an einen Pariser Freund und bat um einige Details. Ich erfuhr von diesem (hier senkte der Doktor seine Stimme), ein jüdischer russischer Bankier mit Schwester und Geliebten war kurz nach dem Auftauchen jener Gerüchte aus Paris bei Nacht und Nebel entwichen.“

Ich blickte den Doktor starr und mit athemloser Spannung an.

„Ich schrieb abermals, ich bat um die Signalements, — nun, jene Beschreibung stimmt auf ein Haar, Herr Stadtrichter,“ fuhr Jener immer eifriger fort. „Alle jene Details, auch das verdächtige Aeußere jenes Mannes, jenes Galans, sein ganzes Auftreten erhöhten den Verdacht bis zur Wahrscheinlichkeit, — bis zur Gewißheit. Ich machte deßhalb diskrete Meldung und ordnete Ueberwachung an, — jene Damen stehen seitdem unter polizeilicher Aufsicht.“

Ich runzelte finster die Stirn.

„Weiter — weiter,“ drängte ich in höchster Ungeduld.



Friede und Freundschaft.

„Nun, liebwerthester Herr, hierorts verhielten sich diese Damen im Ganzen ziemlich ruhig, — sie hatten auch gewiß ihre guten Gründe dafür. Aber etliche Sandkörnchen trugen sie doch zu dem Berge hinzu: gleich zu Anfang nämlich versuchten sie bei dem Wirthe hier ihre Tausendrubelscheine zu wechseln und später thaten sie dasselbe noch einige Male. Ich bitte Sie, ist das nicht höchst auffallend? Ich erfuhr dann überdieß und mit positiver Gewißheit, daß diese sogenannte Gräfin unter einer falschen Flagge segelt. Dazu ihre kaum begreifliche Verschwendungssucht, — dem Jungen, welcher ihnen das Brod bringt, geben sie unter Anderem monatlich ein Goldstück, mit der Wäscherin machen sie es ebenso, und dann vor Allem der Umstand, daß alle jene Banknoten neu waren — verstehen Sie, neu, — funkelnagelneu, da haben Sie die Indizien, die Sie forderten, mein liebwerther Herr und Stadtrichter. — Ein Ring nur noch fehlte in jener Kette; — sie selbst gaben ihn mir vorhin. — Jene Geliebte nämlich ist eine geborene Französin, eine gewisse Fanny Gardrie. Diese sogenannte Gräfin erzählte Ihnen, sie sei Pariserin, sie verschnappt sich, o! — nun stimmt ja Alles bis auf's Haar, — ja, bis auf's Titelchen, hihihi, und mit diesen meinen Händen hier kann ich diese schönen Sirenen in's Zuchthaus bringen, — mit einem Federstriche!"

Der Ausdruck von Haß und hämischer Schadenfreude, welcher hier das Antlitz des Sprechenden entstellte, hatte etwas geradezu Abschreckendes.

Ich fühlte Ekel. Ich war vernichtet. Was sollte ich thun? — Was sollte ich denken?

„Arme Frauen!" stöhnte ich, denn waren sie wirklich schuldig, so waren sie doch nur die Opfer, die Verführten jenes Buben, — das stand fest in meinem Innern, — und der Himmel weinte um sie. Auch ich hätte weinen mögen.

„Ich kann nicht klar sehen, da Sie mir nicht Alles sagen," hub ich nach einer Weile an und die Thränen wollten sich mir gewaltsam in die Augen drängen. „Die Verantwortlichkeit für Ihre Behauptung tragen Sie. Allerdings, in diesen Thatsachen, in ihrem Zusammenhange hauptsächlich liegen genügende Gründe für einen Verdacht, ich würde Sie aber dennoch bitten, Alles auf das Eingehendste zu erwägen und vorläufig mit Niemanden darüber zu sprechen. Das versichere ich Ihnen aber auch jetzt noch, daß jene Frauen nämlich, — wer sie auch sein mögen, — den Eindruck anständiger, achtbarer und liebenswürdiger Damen machen und daß sie Schonung verdienen."

„Ganz gewiß, — Schonung, soweit dieß möglich ist!" rief der Doktor. „O, wir sind keine Büttel, keine Henkersknechte, — wir sind human, ja, human in des Wortes edelster Bedeutung, lieber Freund! — Aber natürlich, das Alles hat seine Grenzen."

„Die Pflicht geht Allem vor," sprach ich dumpf. „Eines möchte ich Sie noch bitten," fügte ich, ganz gebrochen innerlich, hinzu. „Erlauben Sie mir, von Ihren Mittheilungen meinen Freunden gegenüber Gebrauch zu machen."

Der Doktor zog ein saures Gesicht, er blickte unendlich wichtig drein, wiegte nachdenklich den Kopf und erwiederte erst nach längerem Besinnen und etwas zögernd:

„Diese vertrauliche Besprechung sollte füglich ganz unter uns bleiben, mein sehr liebwerther Herr; ja wohl, sie sollte vorläufig ein Geheimniß bleiben, welches ich — gewissermaßen zu meiner Rechtfertigung und gezwungen in Ihren Busen deponirte. O, — es ist nicht angenehm, verkannt zu werden; — von Anderen wäre mir dieses gleichgültig — man trägt es mit Würde oder mit Verachtung, — laß sie reden, was sie wollen, — von Ihnen aber —" (hier sah er mich aus seinen schwimmenden, wässerigen Augen eindringlich an), — „von Ihnen wäre es mir unerträglich.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen auch so ergeht, aber es gibt Menschen, die von vornherein etwas ungemein Sympathisches für mich haben — gleichgesinnte Seelen — verwandte Naturen, die Einen verstehen und deren Inneres vor uns wiederum wie ein aufgeschlagenes Buch offen daliegt. — So ergeht es mir mit Ihnen, Liebwerthester!"

Hier ergriff er meine Hand und knetete sie zwischen seinen beiden fetten Fäustchen. — Ich kann gar nicht beschreiben, wie seltsam und unsäglich elend mir bei dem Allem zu Muthe war.

„Sehen Sie, — ich achte und ehre Ihren Freund, den Assessor von Gunstetten, sehr hoch, — klarer Kopf ... liebenswürdiger Gesellschafter — angenehmes Aeußere, sprudelnd von Witz und Laune, aber eben zu sehr leichtlebiger Weltmensch — mehr Dutzendmann, ohne diese Tiefe des Gemüths, die mich — wie so vieles Andere — bei Ihnen gerade so wohlthuend berührt."

Wiederum sah er mir auf das Gewinnendste in die Augen und drückte meine Hand.

„Ich möchte Sie darum auch bitten, mein lieber, mein theurer Freund, Herrn von Gunstetten nicht in unser gemeinsames Geheimniß betreffs jener Frauen einzuweihen. — — Ich kann es Ihnen ja nun auch sagen, ohne fürchten zu müssen, mißverstanden zu werden, wie tief es mich schmerzte, als Sie nicht nur die Absicht aussprachen gestern, sondern dieselbe auch ausführten, die nämlich — zu jenen Wesen — zu jenen Verführten, sagen wir in mildester Form, in's Haus zu gehen, mit ihnen zu verkehren, sich der Gefahr auszusetzen, daß Ihr ehrlicher Name mit dem ihrigen zusammen genannt wird. — Ich hätte Sie so gern gewarnt" (hier zerdrückte Doktor Schwarz mit der Hand eine unsichtbare Thräne in seinem Auge) — „so gern, aber sagen Sie selbst, durfte ich das? — aber was hätte es genutzt? Herr von Gunstetten übt einen so großen Einfluß auf Sie aus, und nicht immer den besten, will mich bedünken."

Wäre ich nicht so vollständig innerlich gebrochen gewesen, so ganz aus dem Geleise geworfen, ich hätte dem Doktor diese Unverschämtheit gewiß nicht ungerügt hingehen lassen, — so aber hatte ich das Gefühl, als sänke der Himmel immer dunkler auf mich herab, als würde mir das Athmen immer schwerer. — Dieser Mann hatte mich vollständig betäubt — asphyxirt durch seine entsetzlichen Mittheilungen. — Alle Funktionen hörten auf. Schwer athmend hörte ich ihm zu, während große Schweißtropfen auf meine Stirn traten und ich sein Gesicht nur noch wie durch einen Nebelschleier erblickte. — Ekel und Betäubung raubten mir beinahe die Besinnung.

„Solche Frauen, — sie gerade üben auf das vertrauende Gemüth eines redlichen Mannes oft den allerverderblichsten Einfluß. Sie nehmen seine Einbildungskraft gefangen, bestricken seine Sinne durch äußere Anmuth, schöne Kleider, Wohlgerüche, Musik und leichtes Geplauder — gleichen aber den Vampyren, saugen uns das Blut aus und lassen uns dann kaltherzig fallen.

„Warum sich solchen Gefahren freiwillig aussetzen? — Sie noch dazu, in Ihrer Stellung, bei Ihren Gaben des Leibes und des Herzens. Welche Frau würde nicht nach Ihnen beide Hände ausstrecken?"

Ich bewegte mich ungeduldig, der Doktor war aber nun einmal im Zuge und ließ sich nicht aufhalten.

Wenn doch Karl käme, — wo bleibt nur Karl? ... das war mein vornehmlichster Gedanke, denn ich fühlte, wie meine Kräfte schnell zu Ende gingen.

„Ja — welches Weib würde sich nicht glücklich schätzen, ihr eigenes Loos an das Ihre zu knüpfen, Sie zu besitzen, Sie umgeben zu dürfen, mit aller Liebe und Zärtlichkeit des wahren Frauengemüthes. — Seltsam, — seltsam, daß ein Mann wie Sie nicht heirathet, Jemand, der so wie Sie gerade geschaffen ist für die Ehe, ein Weib zu beglücken.

„Halten Sie mich nicht für zudringlich, o nein, — nicht für zudringlich, und glauben Sie nicht, daß ich Ihnen schmeicheln will, — das sei ferne von mir, widerspricht auch meinem ganzen Wesen, meinen Grundsätzen — aber ich frage Sie noch einmal, wie es möglich ist, daß ein Mann wie Sie gerade dreiunddreißig Jahre alt wurde, ohne zu heirathen? Ein Mann wie Sie, voll Kraft und Innigkeit, in guter Lebenslage, in ehrenvoller Stellung! — Die Ehe würde das Werk krönen, das Gebäude Ihres Glückes unter Dach und Fach bringen. Unsägliche Quellen des reinsten Genusses würden sich Ihnen erschließen, wie im Himmel würden Sie leben an der Seite eines liebenden Weibchens, welche Alles mit Ihnen theilt, Freund und Leid, welche Ihnen das Haus zum Paradiese macht, Ihnen den Schweiß und den Aktenstaub von der Stirn wischt, Sie aufheitert — Ihnen Kinder gibt, kleine, zarte Geschöpfe, die Sie Vater nennen und auf Ihren Knieen spielen. Ist Ihnen denn noch niemals dieser Wunsch gekommen? Ist Ihnen noch niemals ein reines, freundliches Wesen begegnet, dessen Augen sprachen: Ich liebe dich — ich möchte dein sein!?

„Unbegreiflich! — unbe—greiflich!" — — —

Er rückte einige Male unruhig auf der Stuhlecke hin und her und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen; dann plötzlich warf er den Kopf entschlossen in den Nacken und begann auf's Neue:

„Hören Sie mir zu, theurer Freund. — Sie werden meine reine, gute Absicht nicht verkennen, — also hören Sie mich ruhig und geduldig an: Ich weiß ein junges, liebliches Geschöpf, welches sich lebhaft für Sie interessirt, — welches aber viel zu schüchtern und zu weiblich ist, ihre Gefühle Sie auch nur ahnen zu lassen. Eine holde, scheue Mädchenblume, rein wie das Blau des Himmels. — Entschuldigen Sie meine Rührung ... ja, entschuldigen Sie!

„Nehmen Sie an, dieses Mädchen sei lieblich an Leib und Seele, gesund und voll tiefen Gemüths, wohl erzogen, häuslich, wirthschaftlich, bescheiden und verständig — demüthig, Freund, und voll tiefer Religion, dazu wie gesagt so lieblich wie eine Blume des Feldes, wohl anzuschauen und aus braver Familie — musikalisch und gebildet ... kurz und gut — ohne jeden Tadel. Nehmen Sie an, dieses Mädchen liebte Sie, ohne es selbst zu ahnen. Der Vater ist Beamter — ein hochgeachteter Mann, derselbe besitzt Haus und Hof, ein hübsches Anwesen, und legt von seinen Einnahmen von etwa sechstausend Thalern alljährlich ein hübsches Sümmchen in Papieren zinstragend an. — — Nun, was würden Sie zu allem Diesem sagen ... he? — was, Liebwerther?"

Der Doktor kniff die schmalen Lippen zusammen und sah mich mit seinen kleinen Aeuglein triumphirend und erwartungsvoll an.

Mühsam richtete ich mich auf. Ich hatte kaum die Hälfte von alledem verstanden, was er sprach, — ich dachte fortwährend an jene unglücklichen Frauen, — an Sophie besonders. Mein Ideal war mit Koth besudelt und ich stand von ferne und sah es in Trümmer fallen ... Wie war das möglich!?

„Ah, sehen Sie, Liebwerther — Sie überlegen!" krähte Doktor Schwarz.

„Thorheiten, Doktor!" stieß ich zerstreut hervor. — „Ich denke nicht an's Heirathen. Wer wird sich für mich interessiren? — Außerdem — ich muß jetzt heraus, — ich will aufstehen, mir ist ganz beklommen und verwirrt zu Muthe ... Lassen Sie uns ein anderes Mal dieses Gespräch beenden ... Sie würden mich verpflichten." —

„Wahrhaftig, — Sie sehen blaß aus und abgespannt, lieber Freund!" rief der Doktor. „Ha! — welch' ein weiches Gemüth er hat, — wie ihn Alles ergreift und angreift! — O! — Aber so entwischen Sie mir nicht, — entwischen mir nicht mit Ihrer falschen Bescheidenheit. — Werde wieder kommen, werde wieder anklopfen. — Aber Sie haben Recht, so etwas geht nicht holterkobolter, — heirathen ist kein Kinderspiel. — — Beim Himmel, schon neun Uhr vorbei — wer hätte das gedacht!"

Er erhob sich eilig, zog sich die Weste glatt und griff nach seinem Hute.

„Strengstes Geheimniß also, und sowie ich etwas erfahre in dieser Sache, theile ich es Ihnen mit. Nicht wahr, aber Sie halten mich nun nicht mehr für einen Halbwilden? — O nein, ganz gewiß nicht. Aber was will man machen; latet anguis in herbam — seien wir daher auf unserer Hut ... Genußreichsten guten Morgen! — Heute noch nicht getrunken — ei, ei!" —

Damit und mit diesem herbam anstatt herba trippelte der Doktor hinaus und befreite mich von seiner Gegenwart.

„Gott sei Dank!" stöhnte ich auf, als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, und sprang mit gleichen Beinen aus dem Bette. — Nie in meinem Leben hatte ich dieses kleine Reptil so sehr zum Teufel gewünscht und mich so nach dem Assessor gesehnt, als in diesem Augenblicke. Ich war wie vernichtet, — wie betäubt!

(Fortsetzung folgt.)

Hans Tausen und der Bischof Rönnow.

(Bild S. 445.)

Hans Tausen ist der Luther Dänemarks gewesen, er führte eigentlich die Reformation dort ein und gewann sofort eine große Partei im Volke. Bei einem Disput auf dem Rathhaus zu Kopenhagen griff der Bischof von Seeland, Joachim Rönnow, Tausen sowohl wie seine Neuerungen auf das Heftigste an. Dadurch ergrimmte Volkshaufen rotteten sich vor dem Rathhaus zusammen, man pfiff und schrie und verlangte die Auslieferung des Bischofs. Der Tumult wurde immer drohender — man fürchtete einen Sturm auf das Rathhaus. Da unternahm es Tausen, den Bischof mitten durch die erregten Menschen zu dem Bischofssitz zu führen, und die Achtung vor der Persönlichkeit des Reformators war so groß, daß ihm das Wagniß gelang. Zwar gestaltete sich dieser Gang drohend genug. Das Volk drang, wie unser dramatisch bewegtes Bild dieß zeigt, mit allen möglichen Waffen auf den Geistlichen ein. Tausen's edle Ruhe und Ueberredungskunst bewirkte jedoch, daß der Bischof wohlbehalten sich hinter den festen Mauern des Bischofshauses bergen konnte, bis durch Tausen's Bemühen die Aufregung sich wieder gelegt hatte.

Dieß ist der historische Vorgang, etwa um das Jahr 1530, welcher unserem Bilde, einer Meisterschöpfung des schwedischen Malers Karl Bloch, zu Grunde liegt. Wir sehen den Bischof eben den Eingang zu seinem sichern Hause gewinnen, indeß Tausen den nachdrängenden Haufen von dem Bedrohten abwehrt.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Nachdem jener leise Schrei Sibyllens Lippen entschlüpft war, entstand eine Pause.

„Verzeihen Sie," sprach Sibylle endlich — „ich vergaß — ich vergaß Alles — bis auf Ihre Nähe und daß Sie mir verziehen haben!"

Noch immer sprach Hugo nichts; in seinem Antlitz arbeitete es konvulsivisch; offenbar gelang es ihm nur schwer, sich zu beherrschen und die erkünstelte Ruhe gerieth in's Schwanken — erschüttert durch den Schmerzensschrei, welcher den Lippen des Wesens entschlüpft war, das er einst so namenlos geliebt.

Auf den Stuhl zurücksinkend, von welchem er sich zu Anfang der Unterredung erhoben hatte, bedeckte Hugo das Antlitz mit den Händen — er kämpfte einen harten Kampf. — Auf einer Seite Sibylle mit ihrer wunderbaren Schönheit, mit ihrer leidenschaftlichen Liebe — auf der andern das Mädchen, an welches er gefesselt war mit den Banden der Ehre — der Pflicht — und auch der Liebe. Man vernahm nur Hugo's raschen Athem, bis endlich Sibylle sprach. „Ich thue Ihnen weh," flüsterte sie mit erstickender Stimme. „All' dieß ist nutzlos, Sie sind durch Ehre — — und Liebe gebunden, Gott möge Ihnen Glück bescheiden. — Und nun — wollen Sie mir helfen, mich zu erheben — ich bin so schwach, daß ich mich in mein Zimmer zurückziehen muß. Ich kann heute nichts mehr ertragen. Sagen Sie ich sei unwohl, wenn Adele nach mir fragt — es ist nur zu wahr!"

Hugo richtete sie sanft empor — sie schwankte, als müsse sie fallen, und fast unwillkürlich breitete er die Arme aus, um sie aufzufangen — da — eine Sekunde lang drückte er sie in wilder Leidenschaft an sein Herz und sie schlang ihre weichen weißen Arme um seinen Nacken.

„Hugo — Hugo — ich liebe Dich. — O Gott, wie namenlos lieb' ich Dich!" — „Sibylle," murmelte er leise — „Sibylle!"

Bertie vermochte nicht mehr zu ertragen — sie war auf dem Divan in Ohnmacht gefallen und als sie nach einer Weile wieder zum Bewußtsein erwachte, war sie allein und hätte glauben können, die Szene, welche sie durchlebt, sei nur ein Traumgebilde gewesen.

Schwach und schwindlig richtete sich Bertie empor und war im Begriffe, sich zu entfernen, als Sir Robert Falconer eintrat, offenbar mit der Absicht, Bertie zu suchen.

„Sie haben zwei Tänze verloren, Fräulein Greydon," sprach er vorwurfsvoll, „ich suchte Sie überall!" — „Es thut mir leid," entgegnete sie leichthin, „doch ich war sehr müde und habe hier ausgeruht; — ich glaube kaum, daß ich im Stande sein werde, weiter zu tanzen!" — „Sind Sie so müde! Darf ich Ihnen etwas Wein bringen?" forschte er besorgt. — „Wenn Sie so freundlich sein wollen!" und als er ihr das Gewünschte brachte, trank sie das Glas hastig leer und kehrte mit der in solcher Weise künstlich erzeugten Kraft in den Ballsaal zurück — ja sie versuchte es sogar, durch lebhaftes Geplauder und muntere Scherze den entsetzlichen Schmerz zu ersticken, welcher ihr Herz belastete; die Verzweiflung hinter einer lächelnden Maske verbergend, plauderte, lachte und tanzte sie mehr denn je.

Major Oliphant — an die Wand gelehnt, beobachtete sie mit düsterem Blick. War dieses Mädchen seine schüchterne, sinnende Bertie? War es möglich, daß ihre Zuneigung zu ihm nichts sei, als befriedigte Eitelkeit? Konnte sie einem andern Manne dasselbe sonnige Lächeln, dieselben liebevollen Blicke zu Theil werden lassen? Würde sie eben so glücklich sein als die Verlobte eines Andern? Hugo war nicht in der Verfassung, ruhig zu denken — doch er fühlte sich verletzt, ärgerlich und unzufrieden mit Bertie, am meisten aber mit sich selbst.

„Hast Du Dich unterhalten, Bertie?" fragte er, als sie ihm zum Schlusse des Festes in der Vorhalle „Gutenacht" bot. Bertie blickte ihn mit eigenthümlichem Ausdrucke an — doch er verstand zum ersten Mal die Sprache ihrer Augen nicht und sah nur ihre gerötheten Wangen.

„So sehr, Hugo!" rief sie lustig. „Sieh' mein Kleid an — Alles zerrissen — mein armes, hübsches weißes Kleid und meine Schuhe!" und sie zeigte ihren kleinen Fuß in dem zerrissenen Atlaßschuh. „Zu Grunde gerichtet für immer, wie Du siehst!" Lachend wandte sie sich hinweg.

Hugo blickte der zierlichen kleinen Gestalt nach, während sie die breite Treppe hinauf eilte — lange nachher aber entsann er sich noch, daß sie sich gebückt hatte, um ihr Kleid aufzuheben, damit aber dem Kuß ausgewichen war, den er auf ihre Stirne hatte drücken wollen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Billet, das Sibyllens Zwecke fördert.

Die nächstfolgenden Tage vergingen rasch in beständigem Vergnügungstaumel, und alle Gäste sahen froh und glücklich aus — wenn auch so manches Herz trotz der anscheinenden Heiterkeit sich schwer belastet fühlte.

Eduard Fletcher war abgereist, unter dem Vorwande, daß sein Urlaub abgelaufen sei — wenn auch der wirkliche Grund sich darin suchen ließ, daß er die Aufmerksamkeiten nicht mit anzusehen vermochte, welche der Herzog von Clovermede Lady Viola darbrachte; eines Morgens hatte es eine schmerzliche kleine Abschiedsszene gegeben — und Viola hatte bekannt, daß obschon sie nur ihn — nur Eduard Fletcher liebe, sie doch der Konvenienz das Opfer bringen müsse, den Herzog zu heirathen — und der junge Mann räumte mit schwerem Herzen seinem Rivalen das Feld.

Fräulein Armadale erschien so ziemlich wie immer — etwas sentimentaler vielleicht und weniger geneigt, sich von Lord Ferrers süße Schmeichelworte zuflüstern zu lassen — dafür aber kennzeichnete eine gewisse Weichheit ihr Wesen, welche demselben sonst ferne gelegen war und welche besonders in ihrem Verkehr mit Major Oliphant an den Tag trat. Ja selbst mit Bertie Greydon war sie von sanftester Hingebung, diese aber wich ihr aus; es war, als sei sie von den Zerstreuungen zu sehr in Anspruch genommen, um zu bemerken, wie Sibylle Armadale ihr näher zu treten wünsche. Stets munter und lachend, wußte sie ihrem Verlobten gegenüber eine beständige Heiterkeit an den Tag zu legen, welche nicht frei war von leisem Spott, ja von entschiedener Kälte; Hugo vermochte ihr Wesen nicht zu fassen, es mißfiel ihm aber im höchsten Grade. Weder er noch sonst Jemand ahnte, welch' beispiellose Anstrengung es dem jungen Mädchen koste, dieses sorglose Benehmen durchzuführen, Niemand träumte von den trostlosen Nächten, die den anscheinend so heiteren Tagen folgten.

Doch wenn sie sich schon unglücklich fühlte, so war Hugo Oliphant es nicht minder, denn er kämpfte fürchterlich. Er mochte hingehen wohin er wollte, was immer thun, Sibylle Armadale's schönes Antlitz verfolgte ihn allüberall. — Ihre wunderbare Schönheit hielt ihn in unlöslichen Banden, von denen sich loszusagen er sich vergebens bemühte — und doch fühlte er, daß es nur seine Sinne waren, welche sie gefangen hielt, daß sein besseres Ich Bertie treu blieb — ja er meinte sogar, diese sei ihm noch niemals so unlöslich nahe gestanden, als eben jetzt. — Zeitweise war es ihm, als müsse er ihr Alles erzählen, als müsse er seine Seele befreien von der schweren Last — und wenn in jenen unseligen Tagen Bertie sich auch nur einen Augenblick so liebend, so hingebend gezeigt haben würde, als es sonst der Fall gewesen, so würde Alles gut geendet haben, aber sie that es nicht, sie widmete ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit Anderen — sie lachte und scherzte, sie unterhielt sich und achtete nicht seines Schmerzes, während Sibylle Armadale's dunkle Augen ihm überall hin folgten, ihn mit so tiefem Mitleid anblickten, als wollten sie ausdrücken, wie sehr sie sein Leid verstehe.

Lady Harberton gewahrte, welchen Lauf die Dinge nahmen, sie gewahrte es mit Befriedigung, obschon sie im Augenblicke von den glänzenden Aussichten, welche sich ihrer Tochter boten, so sehr in Anspruch genommen war, daß die Verlobung ihres Bruders in den Hintergrund trat. Sie war über Bertie's Benehmen übrigens wirklich ärgerlich und ging so weit, ihr deßhalb Vorstellungen zu machen.

„Hugo hat sich nicht beklagt!" entgegnete das junge Mädchen stolz. „Bis er es thut, müssen Sie mir schon gestatten, mich in meiner Weise zu unterhalten, Lady Harberton. Ich folge ja nur dem allgemeinen Beispiel!"

Zugleich aber fühlte sich Bertie namenlos unglücklich. — Sie glaubte Hugo Oliphant trage schwer an seiner Verlobung mit ihr, in der Furcht aber, sie zu verletzen, verberge er sein Leiden.

„Er weiß ja doch," dachte sie in den langen, traurigen Nächten, „daß ich ihn so sehr liebe — daß ich keinen Augenblick Anstand nehmen würde, ihn aufzugeben, wenn dieß seinem Glücke förderlich. Mir ist an nichts Anderem gelegen auf Erden. — O Gott, lasse nur ihn glücklich werden, wie immer auch mein Leben sich gestalten möge!"

Doch sie wagte nicht, mit ihm darüber zu sprechen — sie traute sich nicht genug Kraft zu, ihr Elend vor ihm zu verbergen. Wenn er ihr Alles anvertraute, dann glaubte sie im Stande zu sein, sich in das Unvermeidliche zu fügen — doch freiwillig sich selbst das Messer in's Herz zu stoßen, erforderte mehr Muth als sie besaß.

Inzwischen spielte Sibylle Armadale ihr Spiel mit Geschick weiter. Bertie's Benehmen kam ihr sehr erwünscht und sie versäumte nicht, daraus Vortheil zu ziehen.

Es war am dritten Morgen nach dem Balle, als sich eine gemüthliche kleine Gruppe in Lady Moretown's Boudoir gebildet hatte. Sibylle lag in der elegantesten Morgentoilette in einem niederen Armstuhl, ihre Hände ruhten im Schooße, die Augen waren halb geschlossen. Auf einer Chaiselongue lag Viola Brook — sie sah bleich und angegriffen aus, dunkle Ränder waren um die Augen bemerkbar. Bertie saß an einer Kante der Chaiselongue und versuchte ihr das Kopfweh wegzuplaudern; da dieses aber nur der Deckmantel für bitteres Herzeleid war, so ließ es sich mit Eau de Cologne und mit heiterem Geplauder nicht verscheuchen. Viola's Antlitz nahm keinen freundlicheren Ausdruck an und müde das Haupt in den Kissen hin und her werfend, sprach sie: „Bertie — singe mir Etwas!" — „Was soll ich singen, Liebste?" fragte Bertie, an das Klavier tretend. — „Unser altes Lieblingslied, ‚Robin Adair'!"

Bertie sang die zwei ersten Strophen mit klarer, voller Stimme. Zu Ende der zweiten wurde die Thüre leise geöffnet und Hugo trat ein, — an Viola herantretend und sie fragend, wie es ihr gehe, ließ er sich an dem Platz nieder, welchen Bertie soeben verlassen hatte, und blickte mit so viel Trauer und Liebe hinüber zu Bertie, daß Sibylle, welche unter den halbgeschlossenen Lidern ihn scharf beobachtete, anfing sich unbehaglich zu fühlen. — Bertie zögerte, bevor sie den letzten Vers begann — zwei- oder dreimal schlug sie die Begleitungsakkorde an, bevor ihre Stimme hinreichende Kraft gewann.

„Fahre fort, Bertie," verlangte Viola gebieterisch, „ich lasse Dich nicht so bald frei!".

Bertie sang, wenn auch ihre Stimme leise zitterte;

„Treu aber lieb' ich dich,
Robin Adair.
Mögen sie And're frei'n,
Will ja nur dir allein
Leben und Liebe weih'n,
Robin Adair."

„So — bist Du nun zufrieden gestellt, Viola?" rief Bertie emporspringend, als sie den letzten Ton ausgesungen hatte. „Ich kann nicht mehr singen; ich bin heute ganz heiser — und habe fast vergessen, daß ich versprochen, heute einen Spaziergang nach ‚Wishingwell' mitzumachen. — Gute Besserung für Deinen Kopf — auf Wiedersehen!"

Rasch verließ sie das Gemach, ohne Hugo auch nur einen Blick zuzuwerfen, und Viola, welche natürlich die Entfremdung zwischen ihrem Onkel und seiner Braut bemerkt hatte, steckte ihre kleine Hand theilnahmsvoll in diejenige Hugo's.

„Gehst Du nicht mit ihr, Onkel Hugo?" — „Nein, Liebe!" — „Weßhalb — ich fürchte, Dein Arm schmerzt." — „Ja — ein wenig!" — „Da geht Bertie!" rief sie plötzlich, nach einer kurzen Pause — und Hugo sah, empor blickend, wie sie mit drei oder vier anderen Herren und Damen langsam durch das Blumenparterre dahinschritt.

Major Oliphant erhob sich und eine Wolke des Unmuths lagerte auf seiner Stirne, als er gewahrte, daß Sir Robert Falconer an Bertie's Seite ging, daß er angelegentlich zu ihr sprach. Während er beobachtend am Fenster stand, erhob sich Viola.

„Ich werde mich in meinem Zimmer niederlegen!" sprach sie — als plötzlich aus den Falten ihres duftenden Morgenkleides ein Gegenstand zur Erde fiel. „Halt, was ist das?" Es war ein Streifen Papier, und Viola lächelte. — „Vermuthlich Bertie's Eigenthum — ich kann nichts Besseres thun, als es dem ursprünglichen Eigenthümer zurückstellen," — und sie reichte das Billet ihrem Onkel, sprach noch einige Worte mit Sibylle Armadale und verließ sodann das Gemach.

Einige Sekunden stand Hugo regungslos am Fenster, dann, als eine Baumgruppe Bertie seinen Blicken entzog, wandte er sich ab und blickte auf das Papier in seiner Hand.

„Was soll dieß sein?" forschte er, „ich achtete nicht auf Viola's Worte." — „Fräulein Greydon ließ es zur Erde fallen," antwortete Sibylle ruhig, „und Lady Viola meinte, sie könne nichts Besseres thun, als es dem ursprünglichen Eigenthümer zurückstellen." — „Der bin ich aber nicht!" entgegnete der Major leichthin, das Blatt nach allen Seiten wendend. Während er dieß that, wurde er todtenbleich und ein heiserer Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte seinen Lippen. — „Was ist geschehen?" rief Sibylle sich erhebend und ihn mit dem sanftesten Mitleid anblickend. „Kann ich irgend etwas für Sie thun, Major Oliphant — sind Sie unwohl?"

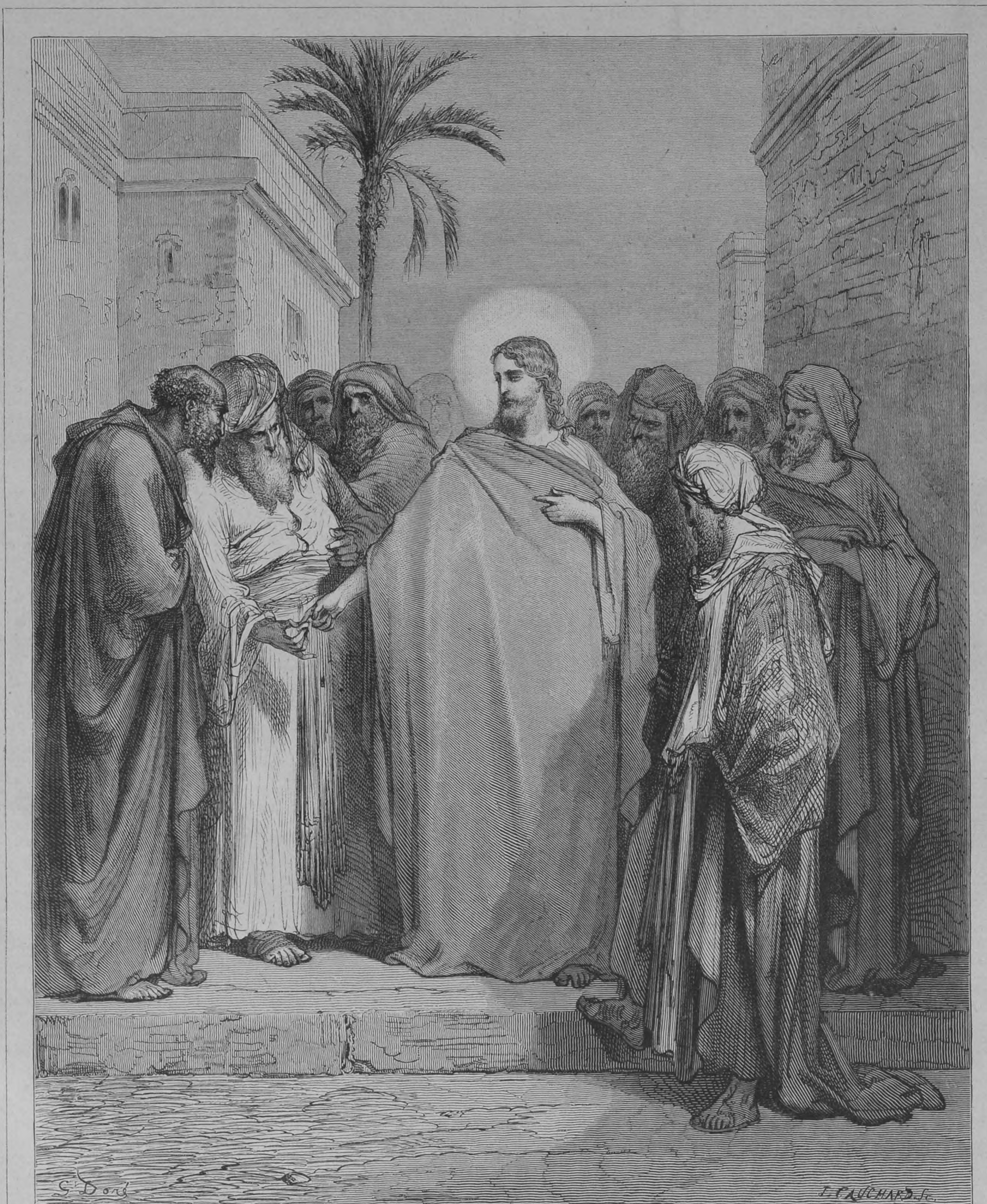
Einen Augenblick stand Hugo regungslos und starrte auf das Papier, dann erhob er die Hand, strich die Haare aus der Stirne und sprach: „Hier muß ein Irrthum obwalten — ich träume wohl!" Er entfernte Sibyllen's Hand, welche diese auf seinen Arm gelegt hatte und durchschritt nochmals das Gemach — dann plötzlich vor Sibylle stehen bleibend, sprach er noch immer in demselben heiseren Ton: „Fräulein Armadale, habe ich recht verstanden? — Sie meinten, Bertie habe dieß zur Erde fallen lassen?" — „Lady Viola sagte so; es fiel aus den Falten ihres Kleides, als sie sich erhob — und einen Blick darauf werfend, erklärte sie es für Fräulein Greydon's Eigenthum, und da Sie der ursprüngliche Besitzer seien, wolle Sie es Ihnen auch wieder zurückstellen!" — „Es gehört nicht Bertie — es kann Bertie nicht gehören!" sprach Hugo langsam. — „Vielleicht nicht — weßhalb betrübt es Sie so sehr?" — „Nein, nein, es ist zweifelsohne ein Irrthum!" Er wandte sich ab und das Billet in der Hand zerknitternd schritt er ruhelos im Zimmer auf und nieder, dabei flüsternd: „Es kann nicht Bertie gehören — es kann nicht sein!" — „Vielleicht ist das Papier adressirt!" bemerkte Fräulein Armadale schüchtern. — „Natürlich — welcher Thor ich doch bin!" und er glättete sorgfältig das Billet; auf der Außenseite stand deutlich geschrieben: „Fräulein Greydon"! — Hugo aber warf das unselige Blatt mit einem Verzweiflungsausruf von sich. — „Was ist geschehen?" fragte Sibylle, die Hand auf seinen Arm legend, „Hugo, was ist die Ursache Ihres Schmerzes? Ich kann es nicht ertragen, Sie so zu sehen!" Einen Moment schwieg er — dann beugte er sich nieder — hob das Papier auf und reichte es ihr hin. — „Wollen Sie es lesen?" sprach er mit unsicherer Stimme. „Ich bin ganz dumm heute Morgen — mein Kopf ist verwirrt — ich glaube, ich habe nicht recht gelesen!"

Sibylle hielt das Billet in ihrer kleinen, juwelengezierten Hand und las mit volltönender Stimme: „Meine

liebe, liebe Bertie! Ich muß Dich um jeden Preis sehen; wenn Du mich je lieb gehabt, so treffe mich heute Nacht um zwölf Uhr an unserem letzten Rendezvousplatz. — Laß mich nicht im Stiche, meine ganze Hoffnung beruht auf Deiner Liebe!"

Sibyllens Stimme brach und das Billet entfiel ihren Fingern; mitleidsvoll wandte sie den Blick auf Hugo — doch in diesem Blick war eben nur Mitleid und keine Verwunderung zu lesen.

„Es ist falsch," rief Hugo heiser, „es muß falsch sein, Sibylle — Sie glauben es nicht? Sie halten sie nicht für falsch, meine kleine Bertie?" Sibylle schwieg — doch sie wandte die Augen hinweg, wie unfähig, die flehende Bitte in den seinen zu ertragen. — „Sibylle — weßhalb antworten Sie nicht?" — „Bertie ist so jung!" flüsterte sie. — „Ja — und ich habe übersehen, was ich in den letzten Wochen recht gut hätte bemerken können, — sie ist noch ein ganzes Kind. Sie thut aus reinem Muthwillen Mancherlei; aber ich kann, ich will, ich werde nicht glauben — daß sie wissentlich — überlegt falsch ist! Sibylle, sagen Sie mir, daß auch Sie es nicht glauben!" bat



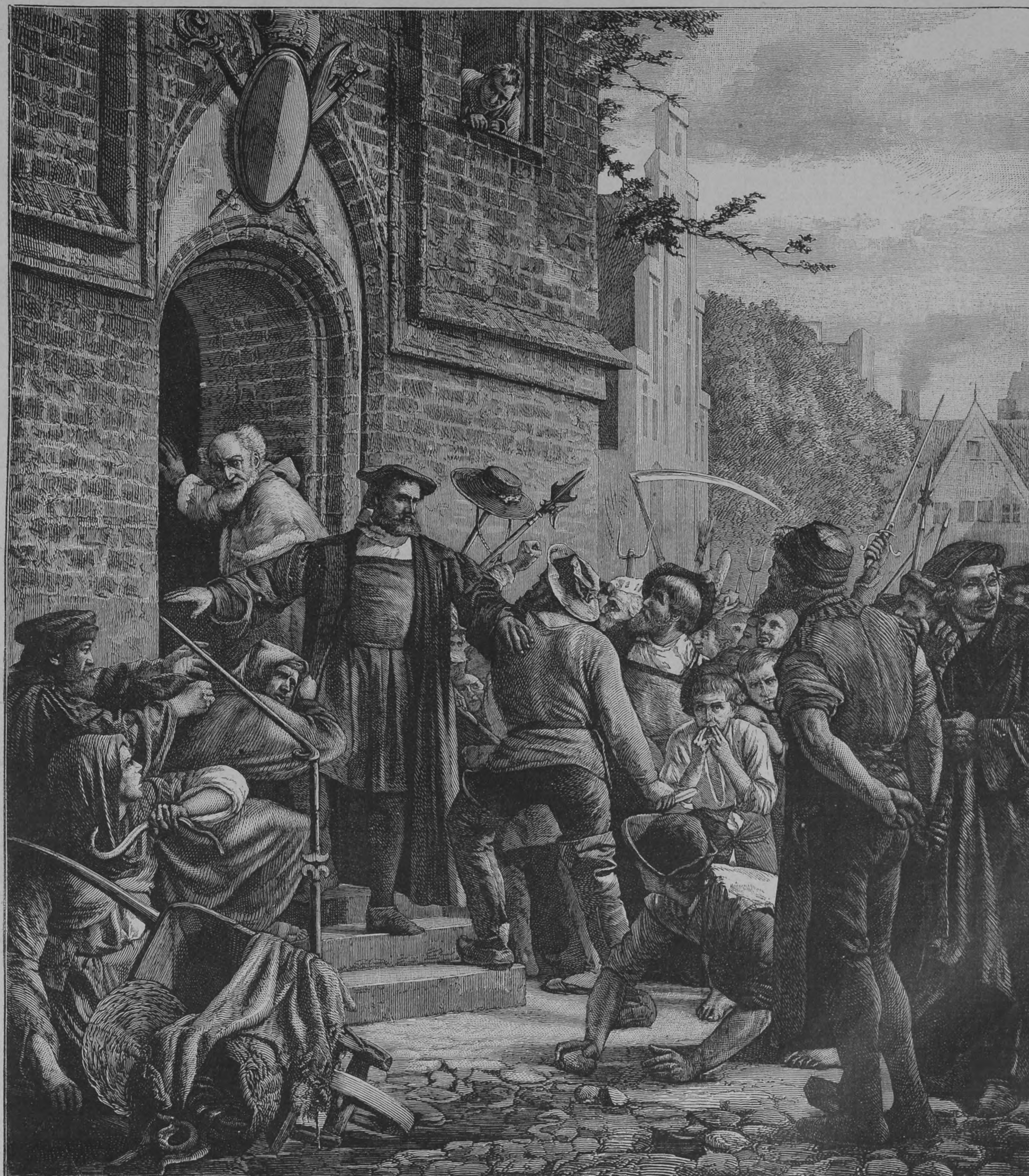
Der Zinsgroschen. Zeichnung von Gustav Doré. (S. 450.)

er flehentlich. — „Was kann ich sagen — es sei denn, daß ich Alles in der Welt darum gegeben hätte, Ihnen dieses Bewußtsein vorenthalten zu können, wenn es mir dadurch möglich gewesen wäre, Ihnen Schmerz zu ersparen!" — „Wußten Sie es?" sprach er mit ersterbender Stimme. Schweigend neigte sie das Haupt und es entstand eine peinliche Pause. — „Weßhalb haben Sie es mir verheimlicht, Sibylle?" — „Sollte meine Hand eine solche Wunde schlagen?" sprach sie vorwurfsvoll. — „Ueberdieß hätten selbst Sie meine Motive mißdeuten können!" — „Wahr! Sagen Sie mir aber jetzt, was Sie wissen, Sibylle — Alles! Es ist eine falsche Güte, mir ihren Verrath verbergen zu wollen!" — „Ich weiß nur wenig!" sprach sie traurig, „und dieß nur durch Zufall. Ich sagte Ihnen, daß ich mich bemühte, Ihnen zuliebe Bertie näher zu treten; ich wollte sehen, ob das Mädchen, welches Sie zu Ihrer Gattin erwählt hatten, auch Ihrer werth sei — und mehrmals wollte es mir vorkommen, als ob Bertie Sie nicht mit jener wahren, hingebenden Neigung liebe, welche allein dauernd beglücken kann. Ich beobachtete sie scharf. Ich sah, daß die Huldigungen Anderer ihr schmeichelten, daß sie allen Anderen Blicke schenkte, welche Ihnen allein hätten gehören sollen, doch ich hielt Alles ihrer Jugend zugute. Ich wollte nicht hart von ihr denken — weil — weil Sie sie liebten."

Sie hielt zögernd inne.

„Nun?" rief Hugo Oliphant mit fieberhafter Unge-

duld, „nun?“ — „Durch Zufall hörte ich, daß sie Ihnen nicht treu sei!“ — „Wer ist jener Mann — jener Mann, welchen sie liebt?“ — „Ich kann es Ihnen nicht sagen!“ — „Weil Sie es nicht wissen?“ Schweigend neigte sie abermals das schöne Haupt. — „Können Sie mir sagen, wo der Platz des Stelldicheins ist?“ fragte er mit namenloser Bitterkeit. — „Nein,“ rief sie, hastig emporblickend. „ich will es Ihnen nicht sagen!“ — „Sie wollen nicht — und weßhalb?“ — „Soll ich Ihnen sagen, weßhalb?“ fragte sie, ihn mit funkelnden Augen anblickend. — „Weil ich nicht will, daß Sie mit jenem Manne sich in einen Streit einlassen, vielleicht gar sich mit ihm schlagen!“ — „Und wenn ich es thäte, ist denn das Leben ein so werthvolles Gut?“ — „Ihr Leben ist werthvoll!“ flüsterte sie sanft. — „Wem?“ fragte er bitter lachend. — „Denjenigen, welche Sie lieben! Nein, ich will es Ihnen nicht sagen!“ — „Ich muß es aber wissen!“ rief er wild. „Sibylle, wenn ich Ihnen mein Wort verpfände, daß ich nicht sprechen, daß ich meine Gegenwart nicht verrathen will, werden Sie mir es auch dann nicht ermöglichen, daß ich bei der Zusammenkunft heute Abend anwesend sei?



Hans Tausen und der Bischof Rönnow. Gemälde von Karl Bloch. (S. 442.)

Wenn ich nicht mit eigenen Augen sehe, glaube ich nicht an ihre Schuld!“ — „Weßhalb sollte ich Ihren Glauben zerstören?“ murmelte sie schwach. „Lassen Sie die Dinge ruhen, Hugo — ich darf Ihnen nichts sagen, denn Sie würden jenen Beiden nicht schweigend zusehen!“ — „Sie brauchen meiner Selbstbeherrschung nicht zu mißtrauen! Ich verspreche Ihnen, daß ich ruhig bleiben werde, Sibylle!“ — „Sie werden mich hassen — ich kann den Gedanken nicht ertragen, Ihren Schmerz noch vermehren zu sollen!“ — „Sie werden ihn nicht vermehren! Wenn etwas im Stande ist, ihn zu vermindern, so ist es die Gewißheit ihrer Schuld. Glauben Sie nicht, daß ich es vermag, sie aus meinem Herzen zu reißen, wenn ich weiß, daß sie unwürdig ist?“ — „Kennen Sie den großen Fichtenbaum im Wintergarten?“ fragte Sibylle langsam. „Dort ist der Ort des Stelldicheins! O Hugo — ich wünsche — wie sehr wünsche ich Ihnen den Schmerz erleichtern zu können!“ — „Ich danke Ihnen!“ entgegnete er sanft, die kleine Hand an seine Lippen ziehend; und Bertie, welche in diesem Augenblick an dem Fenster vorüber ging, sah die Stellung der Beiden.

(Fortsetzung folgt.)

Gewitterstürme.

Novelle
von
C. Erthal.

(Schluß.)

Die erste Liebeserklärung, welch' ein Ereigniß in einem Mädchenleben! Von dem sanften Wort geweckt, erstehen neue Gedanken, neue Gefühle, und wie ein Wunder erscheint dem jugendlich keuschen Gemüth der Sieg, den es unbewußt über ein fremdes Herz errungen hat. Erna war allein in ihrem Schlafgemach, dessen Läden sie aus Furcht vor dem nahenden Unwetter fest hatte schließen lassen. Ihre Kleidung hatte sie gegen ein leichtes Negligégewand umgetauscht. Die blonden Haare hingen, in Locken aufgelöst, über ihre Schultern. So stand sie, ein reizendes Mädchenbild, im Schein der flackernden Lampe und lächelte traumverloren vor sich hin. Also eine Frau sollte sie werden, sie, die kaum den Kinderschuhen entwachsen war, welch' seltsamer Gedanke! Sie konnte sich kaum damit vertraut machen und doch, so fragte sie sich, war es denn so wunderbar? Hatte nicht schon eine gleichalterige Freundin von ihr geheirathet und schwärmte seitdem immer von ihrem ehelichen Glück? Freilich hatte Erna schon geglaubt, daß Jene nur deßhalb so viel von ihrer Seligkeit spräche, um sich in eine überschwengliche Stimmung hinein zu phantasiren. Auch die Mutter hatte einmal mit feinem Lächeln gesagt:

„Glaube nie den Leuten, die ihr Schicksal zu hoch preisen oder zu tief beklagen. Das sind meist Schauspieler, die Andere oder besten Falls sich selbst täuschen wollen. Die wahre Befriedigung, wie der tiefste Schmerz verhüllen sich ängstlich vor neugierigen Blicken."

Die Mutter sah aber Alles viel zu trüb und Erna meinte, es müßte doch wunderschön sein, eine Frau zu sein, zu befehlen, seinen eigenen Willen in allen Dingen zu haben, wie ihr das die Freundin beschrieb. Ihre Phantasie trug sie fort nach Hermann's Heimat. Sie sah sich als Herrin der prachtvollen Räume, die er ihr beschrieben hatte, von Luxus umgeben, vergöttert von ihrem Manne. Da stockte aber ihr Gedankengang plötzlich. Ihr Mann! Sie würde ihm folgen müssen, wohin er auch ginge, für ihn die Mutter und den lieben Walther verlassen. Sie würde ihm Liebe und Gehorsam schwören. Konnte sie das? „Nein, nein!" rief sie laut und streckte die Hände aus, als könne sie damit die Phantome verjagen, die ihre Einbildung geweckt hatte. Sie meinte, schon ihre kindischen Gedanken seien eine Entweihung ihres Mädchenstolzes gewesen, und die Thränen der Scham kamen ihr in die Augen, als sie bedachte, wie gedankenlos leichtsinnig sie das Opfer ihres eigenen Seins hatte betrachten können. In ihrer Erregung schrak sie heftig zusammen, als sich die Thüre ihres Zimmers leise öffnete. Frau Reining trat ein. Auch sie schien noch nicht die Ruhe gesucht zu haben; sie war noch in voller Gesellschaftstoilette; ein finsterer Ausdruck lag auf ihren Mienen.

„Ich habe den Schein Deiner Lampe gesehen und entschloß mich, da Du noch wachst, diesen Abend Wichtiges mit Dir zu besprechen," sagte sie mit einem Ernst, vor dem das erregte Mädchen erschauerte. „Du wirst ahnen, was Hermann hieherführt," fuhr die Mutter fort. „Was gedenkst Du ihm zu antworten?"

Erna hatte sich einen niedrigen Schemel zu dem Divan gezogen, auf dem die Mutter Platz genommen hatte. Mit einem gutmüthigen Lächeln, das ihren Worten im Voraus Verzeihung erbat, schaute sie empor.

„Ich will Dich nie verlassen, Mutter, immer bei Dir und Walther bleiben," bat sie schmeichelnd. „Ist Dir das nicht recht?"

Die Mutter zuckte die Achseln.

„Du betrachtest eine Lebensfrage wie Kinderspiel," sagte sie finster. „Eine glänzende Lebensstellung eröffnet sich Dir und Du weichst sogar dem Nachdenken darüber aus. Weißt Du denn nicht, daß Du ein armes Mädchen bist? Wenn ich sterbe, so bist Du ganz auf Walther's Gnade angewiesen. Er ist ein guter Bruder, ich weiß es; aber er kann heirathen. Willst Du dann das Gnadenbrod seiner Frau essen? Komm', Erna, sei mein liebes, vernünftiges Mädchen und sage mir wenigstens, wie Du gegen Hermann gesinnt bist."

„Ich kann ihn sehr gut leiden," antwortete Erna schüchtern. „Ich freue mich auch immer, wenn er kommt; aber sieh', Mama, lieben kann ich ihn nicht."

„Du wirst ihn lieben lernen," sagte die Mutter. „Was ist denn die Liebe, die ihr unerfahrenen Kinder ersehnt? Der Traum eines Herzens, das alle seine Ahnungen von Vollkommenheit in einem Einzigen verkörpert sieht. Ich gebe Dir zu, ein solch' holder Wahn beseligt uns kurze Zeit hindurch; aber um so schmerzlicher ist die Ernüchterung, die in der Ehe nicht ausbleiben kann. Wir sehen, daß uns unsere Einbildung genarrt hat; denn es gibt keine Vollkommenheit auf Erden. Und diese Erkenntniß ist so bitter, daß wir, die wir einen Halbgott zu lieben glaubten, dem fehlerhaften Menschen, zu dem sich unser Traumbild entpuppt, kaum mehr Nachsicht gönnen. Glaube mir, Kind, es sind nicht die glücklichsten Ehen, die aus leidenschaftlicher Liebe geschlossen werden. Dein Herz hat sich noch keiner verderblichen Glut erschlossen. Du wirst lernen, Hermann jene sanfte Neigung entgegenzubringen, die er verdient, und wirst glücklich werden, soweit wir's eben auf Erden sein können."

Es war das erste Mal, daß die Mutter in so ernster Weise zu dem Kind sprach. Unwillkürlich fragte Erna sich, was die Mutter gelitten haben müsse, um so ganz mit allen Idealen zu brechen.

„Ich will Dir ja gern gehorchen," sagte sie gerührt. „Nur lasse mir Zeit dazu. Ich will mich auch erst mit Walther berathen. Wenn auch er mir zuredet —"

„Walther und immer wieder Walther!" rief die Mutter flammend. „Stellt er sich zwischen uns Beide? Ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen!"

Erna war aufgesprungen und stand todtenblaß der Mutter gegenüber.

„Ach, liebe Mama," sagte sie erregt. „Warum bist Du so bös auf Walther? Ist er Dir nicht immer liebevoll und gehorsam gewesen? Ich wollte Dir schon oft sagen, wie bitter Du ihn durch Deine Kälte kränkst. Es ist doch nicht seine Schuld, daß der arme Philipp von ihm angesteckt wurde, als Walther in seinen Ferien vor fünf Jahren den Typhus hatte. Wie oft sagte mir Walther damals: ‚Erna, ich wollte, ich hätte für Philipp sterben können! Meinen Tod hätte die Mutter leichter ertragen'."

„Das sagte er," unterbrach sie die Mutter. „Aber er, der den Keim der Krankheit in unser Haus brachte, blieb leben, und mein Philipp starb. Alles, Alles hat er mir genommen. Aber Dich, mein Kind, soll er mir nicht entfremden. Eher lasse ich es auf's Aeußerste ankommen." Dann, Erna's Aufregung gewahrend, küßte sie das Mädchen liebevoll auf die Stirne. „Gute Nacht, Erna," sagte sie sanft. „Vergiß die herben Worte, die ich gesprochen. Du hättest die Erinnerung an Philipp nicht wecken sollen. Denke jetzt nur an Eines, daß es mein Herzenswunsch ist, Dich bald verheirathet zu sehen, und daß Hermann Dich wahrhaft liebt." Sie ging so ruhig und würdevoll wie immer. In ihrem Zimmer aber brach sie kraftlos zusammen. „Alles umsonst," stöhnte sie. „Wie stolz bin ich in der Maskerade des Lebens aufgetreten und gerade jetzt droht die Vernichtung! Schreien sie mein Geheimniß noch nicht von den Dächern? Sagte doch jenes Mädchen, schon in ihrer Heimat frage man sich, woher Sanne ihr Vermögen hätte. Einmal geweckt, schläft die Neugierde nimmer ein. Da ist jener Hausirer, der wie ein Polizeispion meine Wohnung ausforscht und seinen Verwandten verräth. Da ist Toni, die sich fragen wird, was mich zwingt, ihr zu helfen. Ein Zufall, ein Nichts kann die Entdeckung beschleunigen, und nun Sanne ihren Schwur gebrochen hat, wird sie ihn ganz vergessen. Für mich bange ich nicht. Der Tod löst alle Verwicklungen; aber Erna, soll der Ruin auch sie vernichten? Sie muß ihre Zukunft sichern, so schnell als möglich, und wenn Walther widerstrebt, so muß ich ihn zum Nachgeben zwingen. Ob wohl auch er das Verhängniß ahnt, das über uns hereinbricht? Seine finsteren Mienen, sein trotziges Auftreten lassen mich's befürchten. Vielleicht wäre es besser, ihn zu warnen, mich seiner Unterstützung für alle Fälle zu versichern. Mein Gott, welches Chaos umgibt mich, und ich habe doch bloß um der Liebe willen gesündigt, um der Liebe willen, die mich betrog und verrieth!"

Mit gerungenen Händen schaute sie zum Himmel auf, an dem fahle Blitze zuckten. Ein Sturmwind peitschte die Aeste der Bäume. Wild grollend rollte der Donner und jetzt öffneten sich die Wolken. Prasselnd schlug der Hagel nieder; eisig kalt fiel er in die Glutatmosphäre der Erde und vernichtete, was in langen Monden erblüht war. Die stolze Frau aber kniete in ihrem Zimmer wie eine Büßerin und betete, daß der Sturm, der über ihrem Leben heraufzog, nur sie selbst, nicht ihr Liebstes, ihre Tochter, vernichten möge. — —

Die Sonne war glorreich aufgegangen. Mit goldenem Schimmer verklärte sie die Szene der Verwüstung, die der alte Gärtner kopfschüttelnd betrachtete. Der Sturm hatte die Blätter von den Bäumen gerissen. Halbreifes Obst lag zerstreut auf dem Gartenkies umher und manche Blume, die erst Tags vorher aufgeblüht war, senkte geknickt ihr Köpfchen nieder. Wie mochte erst das Hagelwetter draußen auf dem Felde geschadet haben, wo das schnittreife Getraide noch stand!

Der Gärtner schaute traurig in's Weite, als er Walther dem Hause zuschreiten sah.

„Kommen Sie schon so früh von einem Spaziergang?" fragte erstaunt der Alte, dem seine lange Dienstzeit im Hause eine gewisse Familiarität erlaubte. „Sie haben sich gewiß den Schaden angesehen, den das Wetter angerichtet hat."

„Es war eine schreckliche Nacht," sagte Walther düster.

„Ach ja!" klagte der Gärtner. „Da plagt man sich monatelang und eine schlimme Nacht wirft Alles zusammen. Sehen Sie nur unsere Blumen an, wie die zugerichtet sind. Und Fräulein Erna hat sie so gern."

„Lassen Sie die Blumen zu Grunde gehen," antwortete Walther mit hervorbrechender Bitterkeit. „Erna wird sich wohl nicht mehr darum kümmern."

Der alte Mann hatte Walther gut verstanden. Die Dienerschaft wittert alle Familienereignisse schnell aus.

„Es wird öde sein in Haus und Garten," sagte er. „Jetzt werden Sie auch bald fortgehen, Herr Horst. Es ist schade."

Walther biß sich in die Lippen und wandte sich unwirsch ab. Seine Stimmung war furchtbar gereizt. Die ganze Nacht über hatte er mit rastlosem Schritt sein Zimmer durchmessen, seinem Groll neue Nahrung gebend. Als Knabe hatte er oft Anfälle sinnlosen Zorns gehabt und einmal im Streit einen Schulkameraden wild aufbrausend so zu Boden geworfen, daß dieser sich schwer verletzte. Voll Reue und Beschämung hatte der zwölfjährige Walther sich damals geschworen, nie mehr sich vom Zorn hinreißen zu lassen, und mit bewunderungswerther Energie seine Heftigkeit bezähmt. Nun aber hatte ihn alle Selbstüberwindung verlassen. Ihm war, als müsse seine Verstimmung sich Luft machen, irgend etwas zertrümmernd, als müsse er laut aufschreien in dem unklaren Schmerzgefühl, das ihn durchbebte. In dieser Stimmung fand ihn die Mutter. Sie sah bleich und abgespannt aus. Der Schmelz der Jugendlichkeit, den ihr Aeußeres so lang bewahrt hatte, war in der einen Nacht von ihr gewichen.

„Ich suchte Dich eben," sagte sie zu Walther. „Folge mir."

Schweigend gingen die Beiden in das stille Gemach, wo Tags vorher Toni ihr Herz ausgeschüttet hatte. Keiner von ihnen wollte zuerst sprechen. Sie fürchteten Beide, ein Wort, eine Bewegung könne die elektrische Spannung zwischen ihnen zum Ausbruch bringen. Da erschallte Erna's Stimme von Außen.

„Walther! Walther!" rief sie. Mit rascher Hand schob Frau Reining den Riegel der Thüre vor; dann wandte sie sich zu Walther. „Erna sucht Dich," sagte sie. „Sie will Dich in einer Lebensfrage zu Rathe ziehen. Ich weiß, daß sie nichts ohne Deine Zustimmung thut. Rathe ihr also zu, Hermann's Hand anzunehmen."

„Das werde ich nicht," antwortete Walther scharf. „Hermann paßt nicht für Erna. Er ist von niederer Herkunft und meint, weil sein Vater ein glücklicher Spekulant war, dürfe er die Hand nach dem Schönsten ausstrecken. Dem werde ich meine Hülfe nicht leihen."

„Ich bitte Dich, Walther," unterbrach die Mutter; aber er fuhr unbeugsam fort:

„In Hermann's nüchterner Atmosphäre bei seiner aufgeblasenen Familie wird sich Erna nie wohl fühlen."

„Sie ist noch ein Kind," antwortete mühsam die Mutter. „Sie wird sich ihrem Manne nachbilden. War es doch auch mein Bestreben, jede Ueberspanntheit von ihr fern zu halten, sie einfach natürlich zu erziehen; denn ich weiß, welches Unheil aus haltlosen Phantastereien entsteht. Eben daß Hermann auf realem Boden steht, daß er kein träumerischer Schwärmer ist, beruhigt mich für das Glück meines Kindes."

„Aber seine Herkunft, seine Familie?" warf Walther ein.

„Die ist durchaus ehrenwerth," erwiederte eifrig die Mutter. „Deinen Familienstolz merke ich übrigens heut zum ersten Male. Ich meine, über solche Thorheiten wäre unsere Zeit hinaus. Rede Erna zu, mir zu gehorchen. Es ist ihr Glück, das sich ihr bietet."

„Nein und abermals nein!" rief Walther heftig. „Soll sie sich an jenen Geldmenschen verkaufen? Und das verlangst Du, die Mutter? Da ist's wahrlich gut, daß noch Einer von uns den Stolz hat, der sich seit Jahrhunderten bei den Horsts forterbt. In meinen Adern rollt das Blut der alten Patrizier und ich will nicht, daß meine Schwester einen Emporkömmling heirathet. Hörst Du, pflichtvergessene Mutter, ich will nicht!"

Er hatte sich drohend erhoben; aber auch die Mutter war aufgesprungen. Ihre Augen glühten, ihre ganze Gestalt zitterte in mächtiger Erregung.

„Wie gut Dich der Ahnenstolz kleidet!" sagte sie bitter. „Also stolz bist Du auf das Blut, das in Deinen Adern rinnt, und darum wagst Du mir zu trotzen, mich zu beschimpfen! Wahrlich, Du hast allen Grund dazu!"

„Und warum nicht?" fragte er; da plötzlich stockte sein Athem. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf die Mutter, die halbohnmächtig sich auf die Tischplatte lehnte. Da war es wieder, jenes unfaßbare Etwas, das zwischen ihnen stand; aber vor seinen erregten Sinnen hatte es plötzlich eine Gestalt angenommen, noch dunkel und doch klar genug, daß er davor zusammenschauerte. Alte Erinnerungen an halbe Worte, an seltsame Gefühle stiegen in ihm auf. Immer rascher drängten sich die Gedanken in ihm und doch konnte er keine Klarheit finden. Sein Blut wallte; bunte Kreise tanzten vor seinen Augen. „Und warum nicht?" wiederholte er mechanisch. Im nächsten Augenblick hatte er ihr Handgelenk ergriffen, so eisern fest, daß sie laut aufächzte. Er schaute tief in ihre Augen, als wolle er dort die Antwort auf seine Frage lesen. „Habe ich keinen Grund, auf meinen Namen stolz zu sein?" knirschte er. „Sind die tollen Ahnungen Wahrheit, die mich durchschauern? Sprich deutlich oder —"

„Willst Du mich tödten?" frug sie entsetzt.

Die Worte brachten ihn zur Besinnung.

„Verzeihe," sagte er, indem er ihre Hand freigab. „Deine unklaren Worte haben mich von Sinnen gebracht. Ich will ruhig sein, ganz ruhig. Aber löse mir das Räthsel, von dem ich fühle, daß es mein Leben umspinnt. Gib mir Wahrheit. Ich bin kein Knabe mehr, den man mit Lügen abspeist."

„Gott will es," stöhnte die arme Frau. „O Walther, die ganze Nacht über habe ich gerungen, ob ich Dich aufklären, Dich warnen solle nach der beängstigenden Mahnung, die mir gestern zukam. Ich konnte mich nicht entschließen. Jetzt hat Deine eigene Ahnung entschieden. Du bist nicht mein Sohn, Walther."

„Wer bin ich denn?" frug er vernichtet. „Bin ich ein Lügner, ein Betrüger, der unter falschem Namen die Welt durchstreift? Wer bin ich?"

All' sein Zorn war verflogen. In leidenschaftlichem Schmerz schaute er zu der Frau auf, die ihm sein Lebensschicksal enthüllen sollte.

„Verurtheile mich nicht," bat sie dringend. „Schaue mich nicht so vorwurfsvoll an. Ich habe gebüßt, Niemand weiß wie schwer. Verehrt und bewundert sein als tugendhafte Frau und wissen, daß man eine Verbrecherin ist! Aeußerlich gleichmäßig ruhig leben und doch in ständiger Angst vor der Entdeckung sein! Du weißt nicht, wie hart das ist. Ich habe Dich, das Kind armer Leute, für mein Kind ausgegeben; es ist wahr. Aber nicht Du darfst darüber klagen, daß meine Schuld Dich aus tiefster Niedrigkeit erhob. Dir bleiben alle Vortheile; ich aber muß alle Qualen des Gewissens ertragen,

und es war doch ein schweres Verhängniß, das mich zu der That trieb. Ich war jung, kaum siebenzehn Jahre alt, als mein Vetter Horst um mich warb. Eine arme Waise, hing ich von der Gnade seines Vaters ab, in dessen Haus ich erzogen wurde. Mein Herz gehörte schon damals Reining, der auch mich liebte. Als mein Vetter, der frühgealterte, kränkliche Mann, um mich warb, floh ich zu dem Geliebten. Er aber rieth mir, die Werbung anzunehmen, da ich sonst mich mit meiner Familie verfeinden würde. Er sei arm wie ich und der Ertrag seines Pinsels genüge eben nur, um ihm das künstlerisch verklärte Leben zu verschaffen, das er zu seinen Arbeiten bedürfe. Ein Ehepaar müßte sich bei diesem Einkommen einschränken und im kleinlichen Berechnen und Sparen würde sein Talent zu Grunde gehen. Er sagte das unter Thränen, unter leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen. Ich verließ ihn mit verzweifeltem Herzen und trotzdem mit der alten leidenschaftlichen Liebe. Erschien er mir doch wie der Himmlischen einer, zu denen man nur beten, denen man nur opfern kann, ohne von ihnen ein Opfer dagegen zu verlangen. Ich wurde meines Vetters Weib und der Dämon in meinem Herzen flüsterte mir dabei zu: ‚Dein Mann ist krank, er kann bald sterben und dann —‘ Ich versuchte, die verlockende Stimme zu betäuben, indem ich meinem Manne gegenüber unentwegt meine Pflicht that. Ohne Murren ertrug ich alle Ausbrüche seiner krankhaften Reizbarkeit. Er wußte, daß ich ihn nicht liebte, und wenn er auch meine Treue nie bezweifeln konnte, so quälte ihn doch schon der bloße Gedanke, daß mein Herz einem Andern gehöre. Manchmal bedauerte er, daß er mich so quälte. Dann sagte er: ‚Habe nur weiter Geduld, bald bist Du frei und die Erbin meines Vermögens. Das wird Dich für Deine Leiden an meiner Seite entschädigen.‘ Im zweiten Winter unserer Ehe sandten ihn die Aerzte nach Italien. Ich bat, zu Hause bleiben zu dürfen, da ich im Frühling Mutter zu werden hoffte. Er ließ es nicht zu. Es waren schreckliche Zeiten, die ich in dem fernen Lande mit dem schwerkranken Manne verlebte. Doch hielt ich muthig aus und suchte durch erkünstelten Frohsinn die letzten Tage meines Gatten zu erheitern. Der Schatten des Todes rückte ihm näher und näher. Zwei Wochen nach der Geburt eines Sohnes war ich Wittwe. Meine Schwägerin, die zu meiner und des Kranken Pflege gekommen war, kam gerade rechtzeitig an, um die Leiche nach Hause zu geleiten. Ich blieb allein mit meiner Kammerfrau, da ich viel zu schwach war, um zu reisen. Meine Verwandten theilten mir brieflich das Testament des Verstorbenen mit. Es war schon im ersten Jahre unserer Ehe abgefaßt und wies mir eine verschwindend kleine Summe zu. Nur für den Fall ich Mutter würde, sollte ich den Nießbrauch des ganzen Vermögens haben, das dann dem Kinde gehörte. Starb jedoch das Kind, so fiel das Vermögen wieder an die Familie zurück, und ich stand fast als Bettlerin da. Und das Kind war schwach, sehr schwach. Ich glaubte kaum, daß es leben bleiben würde. Wie oft hatte ich in den langen Nachtwachen meiner ersten Wittwentage davon geträumt, nach Jahresfrist alle Schätze, die mir versprochen waren, dem Geliebten zu Füßen zu legen, ihm zu sagen: Siehe, ich habe namenlos gelitten, um Dir diesen Reichthum zuzuwenden! Nun lehre mich glücklich sein. Und jetzt hing mein ganzes Glück an dem Lebensfaden des Kindes, das mir die mageren Fäustchen entgegenstreckte und mich mit des Verstorbenen Augen anblinzelte, als wollte es dessen Rache übernehmen und sagen: ‚Ich werde Dich allein lassen, ganz allein.‘ Ich war nicht herzlos. Ich liebte das Kind, wahrlich, ich liebte es. Wie oft habe ich zu Gott gebetet, es mir zu lassen! Ich wollte auf mein erträumtes Glück verzichten, wenn nur eine warme Kinderhand in der meinen läge, mich zum Guten zu leiten. Aber ganz vereinsamt bleiben, der Gedanke machte mich wahnsinnig. Als die Hitze zunahm, wollte ich mit dem sechs Wochen alten Kind die kühlere Luft Tyrols aufsuchen. Die Amme und die Kammerfrau begleiteten mich auf der damals beschwerlichen Reise. Auf dem Wege bekam die Amme Heimweh. Sie jammerte und ließ sich durch keine Versprechungen von der Heimreise abhalten. In dem kleinen Städtchen Südtyrols, wo sie mich verließ, mußte ich mich nach einem Ersatz für sie umsehen. Das Mädchen, das ich an ihrer Stelle engagirte, bot aber meinem schwächlichen Kind zu reichliche Nahrung. Auf Anrathen des jovialen Arztes, den ich im Städtchen konsultirte, erlaubte ich ihr, ihr Kind neben dem meinigen zu tränken. Die reizende Lage des Städtchens hatte mich ohnedem so entzückt, daß ich dort Rast zu machen beschloß und mir eine Privatwohnung in einem stillen Hause miethete. Ich selbst begleitete die Amme nach der Hütte, wo sie ihr Kind in Pflege gegeben hatte und von wo wir es abholten. Das Bild des Elends, das ich da sah, entsetzte mich. Susanne bemerkte den schrecklichen Eindruck, den mir diese Verwahrlosung machte. In rührenden Worten erzählte sie mir ihre Geschichte, die alte, ewig neue Tragödie. Sie war in der großen Stadt in Dienst gewesen. Der Vater ihres Kindes war ein Bursche, arm wie sie. Ihre Dienstherrschaft hatte sie entlassen, die Eltern sie aus dem Hause gestoßen. Der Geliebte und sie hatten dann beschlossen, zu arbeiten und zu sparen. Sie sagte das mit der naiven Offenheit des Landvolks. Ich hatte Mitleid mit der Armen. Ich versprach ihr eine reiche Aussteuer, wenn sie meinen Walther gesund pflegte. Und der Knabe gedieh bei ihr freilich nicht so gut, wie ihr eigener Sohn, der eine Woche jünger und doch stärker war als der meinige. Die Kammerfrau, die sich mit Sanne nicht vertrug, sandte ich nach Hause. Mir war wohl, als sie abgereist war, mit ihr der letzte Zeuge meiner ehelichen Kümmernisse. Mit Freuden sah ich meinen Knaben aufblühen. Auch Sanne freute sich mit mir; sie liebte beide Kinder gleich. Zu meiner Belustigung nannte sie Beide ihre Buben. Da brach das Unglück über mich herein. Eines Nachts erkrankte mein Kind an Krämpfen. Es hatte schon in Italien einen Anfall gehabt. Ich wußte, daß ein Rückfall tödtlich sein könne. Und gerade am Morgen des Tages hatte sich der Arzt bei mir verabschiedet. Er war auf eine Woche verreist und hatte mir gesagt, mein Kind sehe prächtig aus. Ich würde seiner nicht bedürfen. Ich sandte Sanne zum zweiten Arzt des Städtchens, den ich nie gesehen hatte. Der war über Land gefahren und wurde erst Morgens zurückerwartet. Ich sah, daß mein Kind verloren war. In Verzweiflung kniete ich an seinem Lager. Alles verließ mich, wenn der Knabe starb. Sanne stand schluchzend neben mir. ‚Ach, daß mein Joseph so daläge!‘ seufzte sie. ‚Es wäre besser für uns Alle.‘ Ich schaute sie an. Ein wahnsinniger Gedanke hatte mich erfaßt. Ich fragte, ob sie unseren Hausleuten gesagt hätte, welcher ihrer Pfleglinge krank sei. Sie verneinte es. Was wir noch gesprochen, ich weiß es nicht. Die Ereignisse jener Nacht verschwimmen in meiner Erinnerung in einem Meer von Thränen. Als Morgens der fremde Arzt kam, zeigten wir ihm das Kind der Amme als Leiche und meinen eigenen Sohn im gestickten Kleidchen lustig krähend in seiner Wiege. Das Kind wurde begraben, mit ihm meine Lebensruhe. Wie gern hätte ich den Betrug zurückgerufen, aber das Gesetz hatte ihn im Kirchenbuch sanktionirt. Am nächsten Tage reiste ich mit Sanne und dem dichtverhüllten Knaben ab. Unter einem schlechten Holzkreuz auf dem Kirchhof ließ ich meinen Sohn und meine Jugend."

Walther hatte schweigend zugehört. Das Entsetzliche durchbebte ihn.

„Was ward aus jener Frau?" fragte er tonlos, „die Du meine Mutter nennst?"

„Wir blieben noch monatelang unterwegs," erwiederte Frau Reining leise. „Ich wagte mich nicht nach Hause, aus Angst, meine Schwägerin könne das Kind fremd finden. Aber ein kleines Kind verändert sich gar rasch. Als ich heimkehrte, trennte ich mich von Sanne. In der Dorfkirche des kleinen Badeorts, wo wir Abschied nahmen, schwur sie mir vor einem Marienbild, mein Geheimniß zu bewahren, nie mir nachzuspüren, mich zu vergessen. Mit dem Gelde, das ich ihr gab, reiste sie nach Hause, ihren Geliebten zu heirathen. Sie sollte nach unserer Absprache das Geld als Entschädigungssumme für den Tod ihres Kindes in meinem Dienste aller Welt offen zeigen. Bis jetzt hatte sie ihr Wort gehalten. Ich glaubte meine Schuld vergessen; da ließ sie mich gestern daran gemahnen."

Walther schaute erstaunt auf.

„Du hörtest gestern von ihr?" sagte er schneidend. „War es jenes Mädchen?"

Frau Reining nickte.

„Sie war die Tochter von Sanne Gerland."

Walther lachte laut und schmerzlich.

„Meine Schwester! Was für liebe Verwandtschaft wirst Du mir noch ersinnen. Um Gottes Barmherzigkeit willen, sage, daß Du gelogen hast!"

Frau Reining wagte ihm nicht direkt zu antworten. Im Wunsche, ihn von seinen Gedanken abzuziehen, begann sie von Toni zu sprechen. Sie sagte, welch' ein Heldenmuth dazu gehöre, wie dieß junge Mädchen sich aus eigener Kraft aus den Verlockungen der Sünde zu retten, lieber das tiefste Elend als die Schande zu wählen. Walther hörte sie kaum an. Mit schnellen Schritten ging er auf und ab. Endlich blieb er vor ihr stehen. Ein Aufleuchten ging durch seine Züge.

„Und wenn jene meine Schwester ist, was ist dann Erna?" fragte er leidenschaftlich. „Jetzt weiß ich, was mich an sie fesselt, was mich verzweifeln ließ, als ein Anderer sie freien wollte. Komm, laß uns den gestohlenen Reichthum weit von uns werfen. Laß uns fliehen, dahin, wo uns Niemand kennt, wir Beide und sie, meine Geliebte, mein Weib. Jetzt kann ich Dir Alles verzeihen. Du nahmst mir heut viel, aber Du gibst mir Erna, mit ihr die Seligkeit des Himmels."

Frau Reining erschrak heftig. Das hatte sie nicht erwartet.

„Wie kannst Du denken, Erna jemals Dein nennen zu können?" rief sie. „Willst Du auf dem Marktplatz ausrufen, daß, die Dir bisher Mutter war, eine Betrügerin ist? Und wenn wir bis an's Ende der Welt fliehen, kann ich den bösen Zungen der Menschen entgehen?"

„Was sind uns die Menschen!" sagte Walther erregt. „Daß mein Herz mir nicht schon lange verrieth, wie sie nicht meine Schwester sein könne! Und auch sie liebt mich! Tausend Zeichen hätten mir's entdecken sollen. Was kümmert mich da das Gerede eitler Thoren! Wirst Du's ferne von hier doch nicht hören."

Frau Reining rang verzweifelt die Hände.

„Und was denkst Du, daß Erna fühlen wird, wenn Du vor sie hintrittst, ihr zu sagen: ‚Ich bin nicht Dein Bruder und die Du als Mutter verehrst, ist eine Betrügerin‘? Meinst Du, dieß Wort könne nichts Heiliges in ihrem Herzen unrettbar vernichten? Ist es denn nicht genug an all' meinem Leid? Willst Du meine Tochter mich verachten lehren, nachdem Du mir schon so viel Glück raubtest? Ja, ich erfüllte die Sehnsucht meines schwärmerischen Herzens. Ich ward Reining's Frau. Aber Deine Gegenwart war in unserer Ehe immer eine Qual für mich. Sah ich in Deine Augen, so konnte ich nicht lachen. Reining aber liebte die Heiterkeit. Das sonnig heitere Mädchen hatte er geliebt, die bleiche ernste Frau ward ihm zur Last. Da ich Dir keine übersprudelnde Liebe erwies, warf er mir schon im ersten Jahre unserer Ehe vor, ich könne überhaupt nicht lieben, nicht einmal mein eigenes Kind. Ich war zu schuldbewußt, um mich zu vertheidigen, ich weinte nur. Die Kluft zwischen uns erweiterte sich. Selbst die Geburt unserer Kinder konnte sie nicht mehr überbrücken. Aber wenn ich zum Groll des Gatten weinte, so gab es andere Weiber, die lachten. Wenn ich ruhig und gemessen war, so heuchelten Andere verzehrende Glut. Bald wußte ich mich verlassen, und das Ende war, daß der Mann, für den ich mein Leben hingegeben hätte, mit dem Weib eines Andern nach Amerika entfloh. Das Schiff, das sie hinübertrug, versank. Und wie eine bittere Ironie erschien mir's, daß ich auch den Tod des zweiten, des geliebten Gatten, nicht beweinen konnte. Gab er mir doch die Möglichkeit, meinen Kindern das Andenken ihres Vaters rein zu bewahren. Sie glaubten ihn auf einer Studienreise verunglückt. Ich zog hieher; Dich ließ ich zurück. Du kamst nur mehr selten; doch bei einem Deiner wenigen Besuche brachtest Du mir die Krankheit in's Haus, die Philipp tödtete, ihn, mein Glück, meine Seligkeit. Ich murrte nicht. Wie eine Strafe des Himmels nahm ich das Leid an, das Du mir brachtest. Wenn Du mir aber mein Letztes rauben willst, so muß ich mich wehren mit aller Kraft." Sie sank vor ihm auf die Kniee. „Walther, ich bitte, ich beschwöre Dich, raube nicht Erna's Seelenfrieden. Du bist noch jung. Das Leben kann Dir noch Kränze winden. Meine Freuden sind dahin. Laß mir die Liebe der Tochter. Mache mich nicht vor meinem Kind erröthen."

Walther stand in schwerem Seelenkampf vor der Bittenden; da klopfte ein Finger an die Thüre.

„Mutter, Walther, seid ihr hier?" rief Erna. „Ich suche euch überall, um euch ein paar Rosen zu bringen, die sich heut Nacht dem Sturm zum Trotz erschlossen haben."

Die Beiden im Zimmer regten sich nicht. Als Erna sich entfernt hatte, beugte sich Walther zu der noch immer Knieenden nieder.

„Stehe auf!" bat er leise. Und als sie, vor ihm stehend, ihm zaghaft die Hand entgegenstreckte, fuhr er fort: „Du hast Recht. Ihr holder Friede, das Glück ihrer reinen Seele soll, darf nicht gestört werden. Meine Liebe hätte ihr hohe Seligkeiten bieten können; aber wie viel tausend Frauen leben im dumpfen Alltagsleben glücklich weiter, ohne solche Liebe gekannt zu haben. Du hast dieß Loos für sie gewählt; möge sie dabei zufrieden sein!"

Sie wollte ihm in überschwenglichen Worten danken; doch wies er sie fast hart zurück.

„Ich werde Erna schriftlich Lebewohl sagen," sagte er in müdem Ton. „Bei ihrer Verlobung kann ich nicht zugegen bleiben. Ich möchte jenes Städtchen, meine Heimat, sehen. Fürchte nichts; ich werde Dich nicht verrathen. Nimm Dich der armen Toni an. Sie hat eine schöne Stimme. Lasse sie ausbilden und in der Kunst Entschädigung für ein verlorenes Leben suchen. Lebe wohl!"

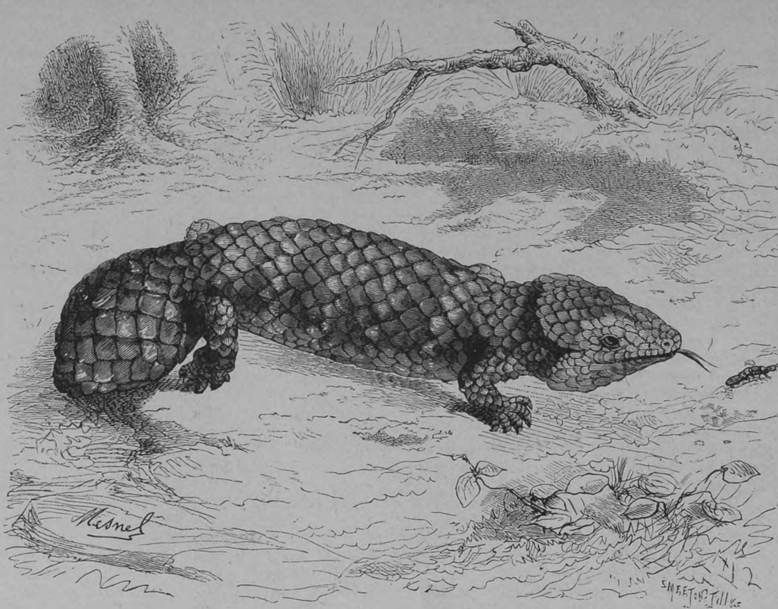
Sie schaute mit thränenden Augen zu ihm auf. Im Verlauf einer Stunde schien er um Jahre gealtert. Die sinnige Weichheit seiner Züge war verschwunden. In festem Entschluß waren seine Lippen zusammengepreßt. Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirne, aber aus seinen Augen strahlte der Triumph eines Herzens, das sich geopfert hat und mit wonnigem Schmerz sein Blut dahinfließen sieht.

„Walther!" rief die Frau. „Was hast Du vor?"

Er winkte ihr gebieterisch mit der Hand ab, als sie ihn zurückhalten wollte, und verließ sie. Sie war allein. Helle Sonnenstrahlen leuchteten in's Zimmer. Ein Vogel sang vor dem Fenster und wiegte sich auf thaufrischen Zweigen. Frau Reining öffnete das Fenster weit. Der würzige Duft, der einer Regennacht folgt, stieg erquickend von der Erde zu ihr auf. Eine Rose, von geschickter Hand geschleudert, fiel in's Zimmer. Unten auf dem Gartenkies stand Erna und grüßte herauf. Die Mutter nahm die Blume und drückte sie dankend an die Lippen. Ihr war, als lösten die Sonnenstrahlen die eisige Starrheit, die jahrelang ihr Herz umklammert hielt, und wie Thau fielen ihre erleichternden Thränen auf die dunkle Rose nieder.

Mittags fuhr der Wagen vor, der Hermann brachte. Hinter der Gardine stehend, betrachtete Erna mit klopfendem Herzen den Aussteigenden. Sie hatte zu ihrem maßlosen Staunen Walther nicht wiedergesehen. Nur ein paar Zeilen hatte sie von ihm erhalten, in denen er Abschied von ihr nahm für lange Zeit. Er schrieb, daß sie oft zusammen von seinen großartigen Reiseplänen geschwärmt hätten. Nun hätte er Gelegenheit, dieselben auszuführen, und wollte seiner Schwester an ihrem Ehrentage nicht das Herz durch Abschiednehmen beschweren. Erna hatte bitterlich geweint. Aber die Mutter hatte sie sanft beruhigt. Mit einigen Liebesworten bat Frau Reining dann, daß Erna ihr Herz nicht gegen Hermann verhärten möge, daß sie die Hand annehmen solle, die sie gegen alle Gefahren des Lebens beschützen könnte. Erna hatte weder Ja, noch Nein gesagt; die Entscheidung war ihrem Herzen nicht möglich und sie hätte gewünscht, nicht dazu gedrängt zu werden. Nun kam Hermann. Bald stand er vor ihr. Seine Stimme klang sanft und bittend. Innige Liebe sprach aus seinen Worten, flehte aus seinen Augen, und Erna fühlte, daß sie nicht abweisend sein könne. Zitternd legte sie ihre Hand in die ihres Bewerbers. Er fühlte wohl, daß es noch nicht ihre Liebe sei, die ihr Jawort hervorrief; doch grämte er sich darum nicht. Er war von zu ruhigem Selbstbewußtsein getragen; sein Wille, sie glücklich zu machen, war zu ernst und kräftig, als daß er hätte zweifeln können, daß er wie jetzt ihre Hand, so auch bald ihr Herz erobern würde. Die sanfte Scheu, mit der sie seiner Zärtlichkeit auswich, berührte ihn sogar angenehmer, als wenn sie sich in überquellender Liebesglut in seine Arme geworfen hätte. Der erfahrene Weltmann hätte um Alles in der Welt keine dämonische Leidenschaft bei der zukünftigen Trägerin seines Namens zu finden gewünscht.

Das junge Brautpaar stellte sich der Mutter vor; Nolten kam auf die obige Meldung hin aus der Stadt. Er war seelenvergnügt über seine schöne, liebenswürdige Schwiegertochter. Seine Fröhlichkeit, Hermann's jubelnde Freude und Erna's stille Zufriedenheit umgaben die Mutter mit einem Schimmer von Glück. Walther's plötzliche Abreise wurde von den Noltens kühl bedauert; aber der Zwischenfall war bald vergessen. Da war so viel zu plaudern, zu berathen. Hermann sagte, daß die Mutter natürlich mit Erna in deren neue Heimat ziehen müsse. Der alte Nolten besprach in uneigennützigster Weise alle zukünftigen Verhältnisse. Alle Sorgen schienen der Mutter weit ferngerückt, als sie plötzlich im Kreise der Glücklichen zusammenschrak. Sie hatte eine bekannte Stimme im Hausflur gehört. Das Dienstmädchen kam herein, ihr zuflüsternd, jene Person, die schon gestern dagewesen, sei wieder gekommen. Sie habe Wichtiges mitzutheilen. Frau Reining ging hinaus, wo Toni ihrer wartete. Das Mädchen hatte die erhaltene Summe theilweise zu einer Aenderung ihres Anzugs verwendet. In dem ärmlich bescheidenen, aber sauber gekleideten Mädchen, das vor ihr stand, erkannte Frau Reining kaum mehr die befremdliche Erscheinung des vorigen Tages wieder. Kaum waren sie außer Hörweite der neugierigen Zofe, als Toni sich entschuldigte, daß sie störe. Aber sie hätte Nachrichten von zu Hause und da die gnädige Frau so viel Theilnahme —



Der Trachysaurus rugosus (Stutzechse). (S. 450.)

„Was haben Sie mir mitzutheilen?“ drängte Frau Reining. „Sprechen Sie schnell.“

Toni erwiederte darauf, sie habe am Morgen einen Brief ihres Bruders erhalten, der sie tieftraurig mache. Ihre Mutter sei todt; schon vor einigen Tagen habe sie ein Schlaganfall mitten aus voller Thätigkeit hinweggerafft. In ihrem Nähkästchen habe der Junge Toni's Brief gefunden, sich aber wohl gehütet, dem Vater davon zu sagen. Doch habe er der Schwester mittheilen wollen, warum ihr die Mutter nicht antworten könne, und zugleich beschwöre er sie, nicht heimzukehren. Gerland erkläre jeden Tag, seine Tochter sei todt, er würde sie nie wiedersehen, und dieser Wille des Vaters scheine unwiderruflich. Toni erzählte das unter heißen Thränen. Frau Reining hörte ihr mit fieberhafter Spannung zu.

„So weiß man dort nicht, daß Sie Antwort, daß Sie sogar einen Brief an mich hatten?“ fragte sie. Toni verneinte traurig. „Frei! frei!“ hallte es in der Seele der gequälten Frau wieder. Der letzte Zeuge ihres Betrugs war todt, gestorben in dem Augenblicke, da Verrath von ihm drohte. War ihr denn vom Himmel verziehen, daß er sie mitleidig befreite? Sie hätte laut aufjauchzen mögen, da fielen ihre Blicke auf die Trauernde. An ihr wollte sie den Dank gegen das Schicksal abstatten. Sie ließ ihr ein Zimmer anweisen und mit einer Ruhe, die sie selbst erstaunte, erzählte sie später im Familienzimmer, daß die Tochter von Walther's Amme sie aufgesucht habe. Zugleich sagte sie, daß sie zur Feier von Erna's Verlobung eine gute That begehen und die Arme aus schlimmen Verhältnissen befreien wolle. Nolten, dessen Börse in großmüthigster Weise allen Hülfesuchenden offen stand, bot ihr sein Scherflein dazu an und versprach, ihr auch mit seinem guten Rath beizustehen. Sie erzählte von Toni's schöner Stimme; jedoch Erna hörte ihr schon nicht mehr zu. Das junge Mädchen berichtete Hermann von ihres Bruders Abschiedsbrief.

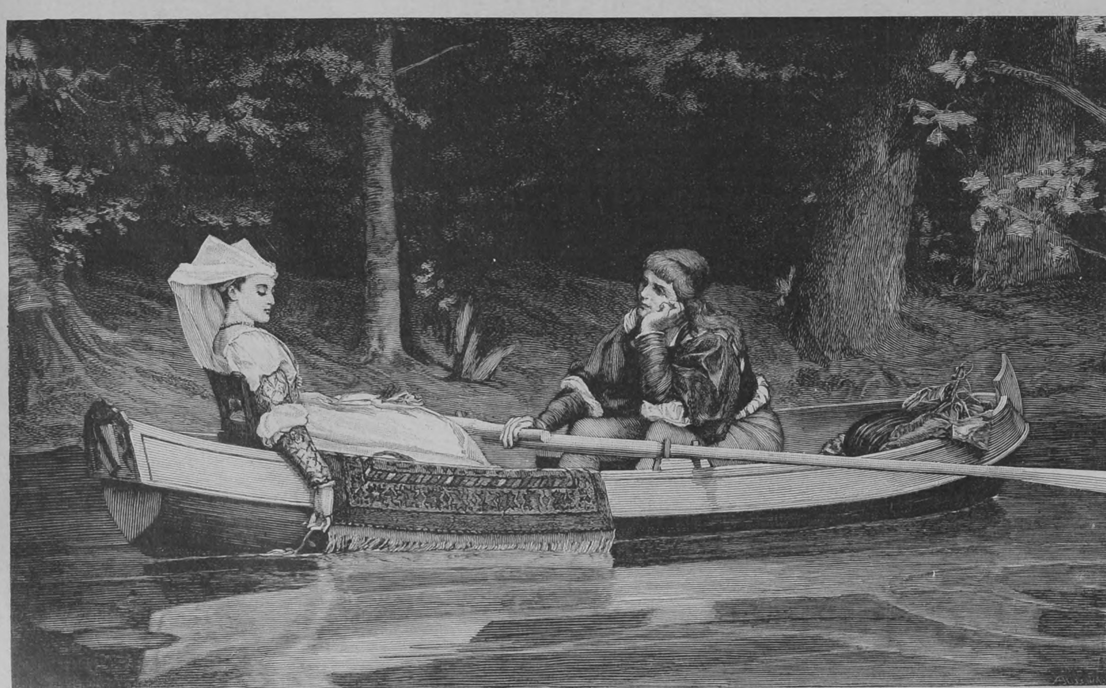
„Wer hätte je gedacht, daß er Ernst machen würde,“ klagte sie, „wenn wir davon sprachen, daß er weit weg gehen wollte, um neue Länder zu entdecken. Wir hatten oft davon geschwärmt und es uns so hübsch ausgemalt, wenn er dann wiederkäme, mir davon zu erzählen. Aber als er diesen Sommer davon sprach, wie er an einer großen Forscherreise nach dem Innern Afrikas, die für nächsten Frühling ausgerüstet wird, theilnehmen wollte, da beschwor ich ihn, dazubleiben. Er versprach mir's auch und nun ist er davongegangen trotz alledem.“

Hermann lächelte ein wenig gezwungen.

„Unsere Verlobung hätte er schon noch mitfeiern dürfen,“ sagte er. „Aber warum soll er denn nicht seiner Neigung in's Weite folgen? Du hättest ihn doch bald verlassen, Kind, um mir zu folgen. So mußt Du's auch tragen, daß er seine eigenen Wege geht.“

Eine Depesche wurde gebracht. Sie übermittelte den Glückwunsch von Frau Nolten und ihren Töchtern. In der freudigen Bewegung, die hierauf entstand, vergaß Hermann das Mißbehagen, das ihm Walther's unfreundliche Flucht verursacht hatte, und er that sein Möglichstes, um auch Erna von den Gedanken an den Fernen loszureißen. Nur Frau Reining dachte immer wieder an den Entsagenden, der in der Stunde, da er sich selbst besiegte, sein Sohnesrecht in ihrem Herzen endlich errungen hatte für immer. Die Gedanken an Walther führten sie auch immer wieder zu Toni zurück. Schon am nächsten Tag ließ sie einen tüchtigen Gesanglehrer aus der Stadt kommen, um deren Stimme zu prüfen. Die Probe fiel überraschend gut aus, und auf den Rath des entzückten Musikers beschloß man, Toni zu ihrer weitern Ausbildung einer ferne wohnenden Gesangsmeisterin anzuvertrauen, die der Bühne schon glänzende Talente erzogen hatte. Mit liebevoller Hast besorgte Frau Reining eine Ausstattung für das Mädchen, damit diese, auch in ihrer äußern Erscheinung veredelt, ein neues Dasein beginnen könne. Es schien der glücklichen Frau eine versöhnende Pflicht, für die Arme, die so gefahrdrohend in ihr Leben getreten war, zu sorgen, als ob sie ihr eine Tochter wäre. Toni sah mit dankbarer Rührung diese Bemühungen. Sie fragte sich nie, woher das Interesse der vornehmen Dame für sie, die Ausgestoßene, Heimatlose, käme. Frau Reining erschien ihr so hehr, so über alle irdischen Mängel erhaben, daß sie meinte, das Gutthun sei ein Bedürfniß dieser edlen Seele, die, sich glücklich fühlend, Glück verbreiten wolle. In tiefer Zurückgezogenheit harrte das Mädchen des Augenblicks, der ihre Abreise ermöglichte. Trotz ihrer Trauer athmete sie wohlig auf; denn sie fühlte, daß auch an ihrem Lebenshimmel die Gewitter ausgetobt hätten. Vor ihr lag der heitere Himmel der Kunst, an dem sie hoffte einst als glänzender Stern zu strahlen. Die Erinnerung an ausgestandenes Leid und an die edle Frau, die sie daraus errettete, sollte, das schwur sie sich, vor jedem weitern Abirren sie behüten.

Vierzehn Tage, nachdem Erna ihr Jawort gegeben hatte, sollte ihr Verlobungsfest feierlich begangen werden. Vater Nolten war noch in der Nacht, nachdem er Erna als Schwiegertochter begrüßt hatte, zu seinen Geschäften heimgeeilt. Nun kam er wieder mit seiner Frau und Wilma. Frau Nolten strahlte vor Freude. Die kleine, gutherzige Frau



Die Erklärung. (S. 451.)

erschien wie die personifizirte Mütterlichkeit und in ihrem überquellenden Gefühl beschämte sie fast Erna, die sich so vieler Bewunderung nicht werth fand. Wilma war die Einzige in der Familie, die von der Braut nicht entzückt war. Sie fand den trüben Zug befremdlich, der oft über den Zügen Erna's lag. Hermann erklärte ihr, daß seine Braut Sehnsucht nach ihrem Bruder habe, der kein Lebenszeichen von sich gebe. Sehnsucht nach Walther hatte die kleine Wilma nun allerdings auch. Sie hatte den „schönen Horst", wie er in Mädchenkreisen hieß, immer gern gesehen und schon als Kind nur von ihm geträumt. Im Verlangen, ihm zu begegnen, hatte sie sich sogar mit Gewalt zur Mitreise gedrängt, was ihre Schwester Lisbeth, die noch zu Hause war, nicht wenig gekränkt hatte. Nun verstimmte es sie doppelt, ihn nicht zu finden.

„Das kommt daher, weil ihm der Hochmuth des alten Fräulein Horst im Kopfe steckt," sagte ruhig Vater Nolten. „Ich habe ihm gleich angemerkt, daß ihm Hermann's Bewerbung nicht gefiel. Aber laß ihn nur schmollen, wo er will. Wir brauchen ihn, gottlob! nicht."

„Wie Du ihn nur so verleumden magst," warf Wilma schnippisch ein. „Nein! Um an solch' unverständigen Hochmuth zu glauben, dazu kenne ich Walther doch zu gut. Wahrscheinlich habt ihr ihn irgendwie beleidigt. Er ist eine zartbesaitete Natur."

„Was ist er?" lachte Nolten mit frohem Behagen. „Eine zartbesaitete Natur? Schade, daß die Saiten nicht klingen, wenn der Name Wilma ausgesprochen wird. Was, Minchen?" Wilma wandte sich von dieser lauten Heiterkeit entrüstet ab. Sie war die poetische Seele in der Familie und es war der Kummer ihres jungen Lebens, daß ihr Vater nicht mit Poesie, sondern mit sehr prosaischen Handelsgeschäften sein Vermögen erworben hatte. Zum Glück that dieser Kummer ihrer Gesundheit keinen Abbruch. Im Gegentheil war es ein weiterer Gegenstand des Verdrusses für sie, daß ihr liebliches rundes Gesichtchen das kräftige Kolorit blühendster Gesundheit zeigte, so daß die Schwestern sie nur „das Bauernmädchen" nannten. Ihre kleinen Schwächen abgerechnet, war übrigens Wilma ein herziges Mädchen, das nur natürlich hätte sein müssen, um zu gefallen. Daß Hermann überglücklich war, leugnete trotz ihrer Verstimmung selbst Wilma nicht. Wer hätte das auch leugnen können, der in sein strahlend heiteres Gesicht sah? Auch Erna fühlte sich in ihrem Brautstand befriedigt. Das muß ein seltsames Mädchenherz sein, das sich hartnäckig gegen die wahrhaft innige Neigung eines wohldenkenden Mannes verschließt, wenn es sich noch keiner andern Liebe bewußt ist. Erna fühlte ihr Herz noch frei. Sie hatte Walther einen großen Theil ihrer Liebe gegeben; daß er ihr aber mehr sein könne, sein dürfe als ein guter Bruder, war ihr nie in den Sinn gekommen. So konnte sie denn sich langsam Hermann's Liebe gefangen geben, und wenn ihr anfangs nur der kindliche Gehorsam befohlen hatte, ihn zu erhören, so erschien es ihr bald ein süßes Glück, sich von ihm geliebt zu wissen und von seinen Gefühlen sich fortreißen zu lassen. Die Mutter beobachtete mit stiller Freude die Wandlung in Erna's Herzen. Sie sah ihre Träume von Ruhe und Zufriedenheit erfüllt, und er, dem sie dieses Mutterglück, diesen Frieden dankte, wo mochte er weilen? Sie war eben damit beschäftigt, die letzte ordnende Hand an den reichen Blumenschmuck der Festtafel zu legen, als sie endlich Nachrichten von ihm erhielt. Es war ein kurzer Brief, den er ihr und Erna gemeinsam schrieb. Ein anderes Schreiben zu ihrer alleinigen Kenntniß war beigeschlossen. Mit zitternder Hand eröffnete sie das Blatt, das an sie allein gerichtet war.

„Zum letzten Mal, ehe ich Europa verlasse, laß mich Dir schreiben, laß mich Dich Mutter nennen," schrieb Walther. „Habe ich mir nicht in unserer schmerzlichen Abschiedsstunde ein Recht an Dein Herz erworben? In kurzer Zeit werde ich den Boden eines andern Welttheils betreten; aber nicht als ein Verzweifelnder. Was Deine Aufklärung mir Bitteres gebracht hat, ich habe es niedergekämpft, und den Kummer, der mich noch heimsucht, werde ich besiegen lernen. Hinter mir, wie eine Idylle, liegt die Zeit meiner Jugend. Mit ihr habe ich abgeschlossen und will mir jetzt in Ringen und Wagen ein neues Dasein erobern. Ich werde mich nach einigen Vorstudien einer Expedition nach dem Innern Afrikas anschließen. Es ist ein Gottesurtheil, das ich da anrufe. Falle ich, wie so viele Andere, die vor mir dieß Wagniß unternahmen, als Soldat der Wissenschaft in deren Dienst, so erlischt mein gestohlener Name mit mir. Bleibe ich aber leben und kann nach langen Wanderjahren in die Heimat zurückkehren, so kann ich jeden Namen stolz tragen. Dann habe ich, ein neuer Mann, mir ihn neu erobert. Mein Vermögen, bis auf den kleinen Theil, dessen ich zur Ausführung meines Lebensplans bedarf, habe ich durch Schenkung Dir überlassen. Mache es fruchtbar für die Armen und Bedrängten. Vielleicht ist es Dir auch möglich, ohne Dich bloßzustellen, etwas für Die zu thun, die Du meine eigentliche Familie nennst. Ich war dort. Die Mutter fand ich nicht mehr am Leben. Aber ich habe die Männer gesehen, die mir Vater und Bruder sind, und mein Herz hat nicht stärker geschlagen bei ihrem Anblick. Unerkannt, wie ich kam, bin ich von ihnen gegangen. Vernichte diesen Brief. Er trägt das letzte Wort, das über Vergangenes zwischen uns gewechselt werden soll. Lebe wohl und verzeihe mir, wenn ich Dich je gekränkt, wie ich Dir verzeihe.

Walther."

Langsam zerriß Frau Reining den Brief in winzige Blättchen, die der Wind davontrug. Sie schaute ihnen träumerisch nach, während eine heiße Thräne über ihre Wange rollte.

„Mein Sohn, mein Sohn!" flüsterte sie leise. „Mein Segen und meine Liebe begleiten Dich!"

Bei der Versammlung der Freunde und Verwandten las sie dann den andern Brief vor. Alles erstaunte über den Entschluß, den Walther darin scherzend anzeigte. Die Einen lobten seinen kühnen Forschereifer, Andere bedauerten, daß er solch' excentrische Ideen habe, da ihm doch im Vaterland alle Wege zum Glück offen standen. Die kleine Wilma sah betrübt auf ihren Teller nieder und wischte von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch die feuchten Augen. Dann plötzlich zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich bin ja noch so jung," flüsterte sie. „Wenn er auch ein paar Jahre ausbleibt, er kommt doch wieder, mein Herz sagt mir's. Und dann, vielleicht —"

Sie mußte den Satz in Gedanken beenden, da ihr Tischnachbar sie erstaunt ansah. Auch Erna wollte in Thränen ausbrechen, aber Hermann beruhigte sie.

„Er kommt in ein paar Jahren wieder, Kind," sagte er liebevoll. „Dann ist er ein berühmter Mann und wie stolz werden wir auf unsern weitgereisten Bruder sein! Einstweilen gräme Dich nicht. Ein Mann wie er kann eben sein Leben nicht verträumen und während er in der Wüste sich den Lorbeer des Forschers erringt, wollen wir uns das Leben in der Stadt zu einem Paradies gestalten."

„Unser junger Reisender, er lebe hoch und abermals hoch!" rief der alte Nolten, der kurze Tischreden liebte. Alle erhoben sich und stießen fröhlich mit den Gläsern an. Wilma flüsterte der Braut dabei leise zu:

„Du wirst mir oft von ihm erzählen, nicht, Erna? Ach, wir klagen um ihn und er, der böse Mann, ist vielleicht überglücklich. Er schwärmte schon als Knabe für Abenteuer. Nun kann er deren erleben und seine Tage werden ihm dabei reizvoll und rasch verfließen, indeß wir Armen in Sehnsucht an ihn denken."

Und wie Wilma das sagte, da sah sie in ihrer Kümmerniß so liebreizend natürlich aus, daß ihr verheißungsvolles „Vielleicht!" doch nicht ganz thöricht sein mochte.

Illustrirte militärische Redensarten.

Nach Skizzen von **Emil Häntschel.**



Hier bot sich unseren Garden Gelegenheit, die ersten Lorbeeren zu pflücken.



Der Schlüssel zur feindlichen Stellung wurde hier unerwartet von unserem General aufgefunden.



Die ersten Häuser des Städtchens wurden von unserer Artillerie wirksam bestrichen.



Der Major ließ hier das Bataillon kompagnieweise abkochen.

Albumverse.

Die ganze Welt dir zu betrachten,
Mußt du nur auf dich selber achten.

*

Die Weisheit bei dem weisen Wort
Ist, daß man's sagt am rechten Ort.

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Der Chef des Hauses „Lorenz & Comp.“ macht ein Geschäft auf eigene Rechnung.

Lorenz war da, bei Heinrich von Meillant, um sein Weib zu überraschen. Die Hand, die Alles arrangirt, die ihn hergeleitet hatte, war die Hand Florinens.

Florine hatte nämlich, um ihre Pläne zum Reifen zu bringen, um ihre offenen und geheimen Geschäfte zu fördern, ein Gewaltmittel anwenden zu müssen geglaubt, da ihr der gewöhnliche Weg zu langwierig erschien.

Sie hatte als „gute Frau Bonneville“ Verwirrung in die ruhige Mädchenwohnung Jeanne's gebracht. Sie hatte mit Hülfe der geheimen Verbindungsthüre zwischen den zwei Wohnungen der Rue Chateaudun und der Rue Helder den Brief Jeanne's an Heinrich mit einem Briefe eigener Fabrik vertauscht, und hatte jenen andern Brief im Zimmer des Mädchens hingelegt, wie man Gift träufelt in ein Glas reinen Wassers.

Dann war die lange Florine dem jungen Mädchen als Anbeter gefolgt. Sie hatte dabei nur zwei Dinge nicht berechnet: erstens, daß eine verlassene und betrogene Braut die Zudringlichkeiten eines Stutzers zurückweisen, und zweitens, daß ein liebestreuer Mann einer anscheinend gefallenen geliebten Braut schützend, suchend, verzeihend folgen könne.

Der kleine Vicomte war bei seinen wiederholten Annäherungen während der Reise von Jeanne und der heißblütigen Zoë gebührend zurückgewiesen worden. Er hatte sogar die Beschämung, zu sehen, daß seine wohlgeplante Beharrlichkeit die beiden Frauen nach Paris zurücktrieb. Er mußte sich gestehen, daß er dießmal ungeschickt gehandelt habe. Das verderbte Herz der langen Florine konnte eben Alles voraussehen, Alles berechnen, nur nicht die Schlichtheit braver Herzen.

Mit Jeanne fast zugleich nach Paris zurückgekehrt, dachte sie nunmehr daran, in dieser Sache auch einmal ihren Compagnon handeln zu lassen, und theilte ihm Alles mit. Aber schon bei ihren ersten Worten mußte sie bemerken, daß der Compagnon sie kaum anhöre, daß seine Gedanken ganz wo anders weilten.

Nein, das war nicht mehr der Lorenz von einst, der aufmerksame, schlaue, gewissenlose Abenteurer, der mit Leib und Seele die Komödie des Verbrechers spielte. Es war ein von einer einzigen tollen Leidenschaft erfüllter, geist- und waffenloser Lorenz, der kein Ohr, keinen Gedanken, keinen Willen hatte für etwas, was nicht seine Liebe war.

Florine stand da einem neuen Hindernisse gegenüber. Sie betrachtete die Situation mit Kennerblick: wenn ihr Associé in seiner albernen, tollen Liebe für sein Weib verblieb, eifersüchtig, ermattet, ganz in seine Anbetung versunken, dann war nicht mehr zu rechnen auf ihn in dieser Krisis, dann war Alles verloren. In seinem eigenen Interesse mußte man ihn aus diesem Gefühle, aus diesem Traume reißen, man mußte ihm sagen ... was Florine mit trockenen, herzlosen, grausamen Worten sagte, nachdem sie ihn an das Haus geführt hatte, in welches Mathilde getreten war, um zu Heinrich von Meillant zu gelangen:

„Ihre Gattin ist Ihnen untreu, mein lieber Herr Associé, sie ist die Geliebte des Herrn von Meillant. Die Beiden sehen sich oft seit vorigen Winter, und zwar hier in seiner Wohnung. Jetzt ist sie eben bei ihm oben, die Wohnung Nummer zwei im ersten Stock. Ueberzeugen Sie sich doch selber ...“

Keine Sylbe hatte Lorenz darauf gesprochen. Blaß wie ein Todter war er in das Hotel getreten und in die bezeichnete Wohnung gegangen.

Sobald er die Thüre mit rascher Bewegung hinter sich zugeschlossen, sobald er sein Weib erkannt hatte, suchte er Heinrich von Meillant. Fast wahnsinnig vor Zorn, suchte er ihn im Salon, im Nebenzimmer. Da er ihn nicht fand, stürzte er wild zu Mathilde zurück, welche auf das Kanape gesunken war und ihn regungslos, fast gleichgültig anstarrte.

„Wo ist Dein Liebhaber versteckt?!“ schrie er.

Sie zuckte die Achseln und sagte: „Wenn Herr von Meillant hier wäre, würde er sich nicht verstecken — am wenigsten vor Dir.“

„Du warst mit ihm eingeschlossen. Wo ist er? Ich will es wissen!“

„Du willst es wissen? Gut. Er ist ausgegangen.“

„Was hast Du hier zu thun?“

„Du siehst es ja. Ich warte auf ihn.“

„Es beliebt mir nicht, daß Du ihn erwartest. Komm'! ...“

„Es beliebt mir nicht, Dir zu gehorchen. Ich bleibe.“

Diese Ruhe, dieser Trotz Mathildens entwaffneten Lorenz im ersten Augenblicke. So konnte nur die Unschuld sprechen. Und er fing wieder an zu hoffen. Er rief:

„Man klagt Dich an, die Geliebte Meillant's zu sein. Bist Du es nicht? Ich finde Dich bei ihm. Kannst Du den Grund Deines Hierseins gestehen, ohne zu erröthen?“

Sie antwortete ohne Zögern:

„Wenn man einem Manne angehören muß, um seine Geliebte zu heißen, dann bin ich nicht die des Herrn von Meillant. Wenn es aber genügt, daß man ihn liebt, dann ist er mein Geliebter, denn ich, ich bete ihn an! ...“

„Und das wagst Du mir zu gestehen?“

Sie schaute ihm voll in's Gesicht und sagte:

„Gewiß. Ich wage Dir Alles zu sagen, Dir, der Du Alles zu thun wagst!“

Er erschrak. Worauf spielte sie an? Was wußte sie von ihm? Die Feigheit des bösen Gewissens überkam ihn, als Gatte ebensowohl wie als Geliebter.

Er fühlte, daß sie die Wahrheit gesagt hatte, da sie sprach: „Ich bin nicht die Geliebte des Herrn von Meillant im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“ Sie liebte ihn also nur. Wie liebte sie ihn? Vielleicht aus Freundschaft, aus Dankbarkeit? er hatte ihr ja das Leben gerettet! Lorenz konnte sie vielleicht noch zurückführen an sein Herz, konnte mit ihr das alte Liebesleben wieder beginnen ...

Er trat also auf sie zu und sagte ihr innig, leise, athemlos: „Weißt Du, daß Du mich namenlos leiden machst? Ich liebe Dich, Mathilde, ich liebe Dich, wie im Anfange unserer Verbindung, mit derselben Leidenschaft, mit derselben Glut, mit derselben Tollheit. Die Qualen, die Du mir seit einiger Zeit bereitest, sind unerhört, der Schlag, den mir die Nachricht versetzte, daß Du hier seiest, hätte mich beinahe getödtet. Schau' ... es besteht vielleicht ein Mißverständniß zwischen uns, Du kannst mir vielleicht wieder gut werden. Dein Verhältniß mit Meillant ist vielleicht so edel, daß ich es Dir vergeben kann. Willst Du dieses Haus in diesem Augenblicke verlassen, mir folgen, freundlicher sein als bisher, mich nicht mehr martern? Ich will dann Alles vergessen, Alles ...“

Sie hatte sich erhoben, während er sprach, und lehnte jetzt am Kamine, ihn starr ansehend, mit bebenden Nasenflügeln, die Lippen halb geöffnet. Sie war prächtig so, in ihrer Verachtung und in ihrer Grausamkeit.

Als er zu sprechen aufgehört hatte, streckte sie den rechten Arm aus gegen ihn, legte die Hand auf seine Achsel, fest, um ihn zu zwingen, daß er sich beuge:

„Kniee doch nieder zu Deiner Liebeserklärung! Sei feig bis zuletzt.“

Er wußte kaum, was er that, aber er sank in die Kniee; vielleicht wurde sie gerührt durch seine hülflose, unbegrenzte Hingebung. Da sprach sie aber langsam und ruhig:

„Meine Liebe zu Dir ist todt — todt für immer, ich schwöre es Dir! Ich schäme mich ihrer, ich entsetze mich vor ihr, das Andenken an sie tödtet mich ... Nie wieder sollen Deine Küsse mich beflecken, und wenn Du nicht aufhörst, mich zu lieben, werde ich Dich martern, wie ich Dich jetzt martere!“

Mit einem Sprunge war er in der Höhe und preßte ihr die Hände mit Gewalt zusammen.

„Elende!“ schrie er. „Ich bringe Dich um!“

Sie brach in ein Gelächter aus und rief:

„Aber das ist ja Alles, was ich von Dir verlange, was ich von Dir hoffe; das ist ja der einzige Grund, weßhalb ich Dich in diesem Augenblicke beschimpfe. Ich bin des Lebens müde, ich bin desselben satt, es ekelt mich davor. Ich wollte sterben, aber wie sollte ich das anfangen? Da tratest Du ein und ich sagte mir: Der wird mich tödten! ... Nun? Schlage mich todt. Ich bin bereit.“

Da er noch immer schwieg, neigte sie sich gegen ihn, sah ihm in die Augen und rief, so todtenblaß wie er, seine Brust mit der ihrigen streifend: „Aber so tödte mich doch! Siehst Du denn nicht, daß ich hier sterben möchte, in diesem Zimmer, wo ich ihn so oft gesehen, wo ich ihn so heiß geliebt habe ...“

Er ließ jählings ihre Hände los und stieß sie zurück.

„Nein, ich will Dich nicht tödten ... aber ihn! ...“

„Ihn!“ machte sie. „Ihn! Warum nicht gar. Da fürchtest Du Dich zu sehr vor der Polizei.“

„Man wird mich freisprechen. Du bist mein Weib, ich finde Dich bei Deinem Geliebten und tödte ihn. Das ist mein Recht.“

„Ja — aber Du müßtest ihn erst hier haben.“

„Er wird wiederkommen, ich werde ihn erwarten.“

„Ich werde ihn nicht eintreten lassen.“

„Dann werde ich ihn heut Abend fordern, heut oder morgen, und tödte ihn im Zweikampf. Was liegt mir an der Art und Weise, wenn er nur stirbt!“

„Als ob er sich mit Dir schlagen würde, mit Dir! Er wird sich weigern.“

„Dann ohrfeige ich ihn.“

„Du wirst das thun?“

„Ich schwöre es Dir!“

„Nun denn: wenn Du es wagst, Deine Hand gegen ihn zu erheben, dann schwöre auch ich Dir etwas.“

„Und das wäre?“

„Ich schwöre Dir, ihm zu sagen, daß Du ein Mörder bist!“

Er fuhr entsetzt zurück. Sie folgte ihm furchtlos nach und fuhr mit dumpfer Stimme fort: „Denn Du bist einer der beiden Mörder des Kapitän Guérin ...“

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“ versuchte er zu schreien.

„Es ist wahr! Und wenn Du Beweise willst, so höre: Eines Tages hat Herr von Meillant mich gebeten, ihm beizustehen, um die Unschuld Joseph Blanchard's an's Licht zu bringen und den wirklichen Schuldigen zu entdecken. Ich versprach es ihm. Ich hatte weder einen Verdacht, noch eine Spur. Ich wußte nicht, wie ich's anfangen sollte. Aber der Zufall hat mir in der Gestalt Florinens geholfen ... Was wollte nur diese ehemalige Polizeispionin bei mir, die ein Vicomte geworden war, nachdem sie meine Kammerjungfer gewesen? War sie abermals gedungen, mich zu überwachen? Nein. Sie hatte mit **Dir** zu thun, zu **Dir** kam sie. Du konntest durch ihre Maske unmöglich getäuscht sein, Du warst in diesen Dingen selber viel zu geschickt. Sie war also Deine Bundesgenossin, Deine Helfershelferin. Was triebt ihr miteinander im Dunkeln? Ich wollte es wissen. Ich überwachte euch Beide, ich belauschte euch und wußte bald einen Theil eurer schändlichen Geheimnisse!“

Zitternd, an einen Fauteuil gelehnt, hörte er zu, ohne die Kraft zu finden, sie zu unterbrechen; sie fuhr fort:

„Aber obwohl ich nun die Quelle Deiner Einkünfte, obwohl ich Dein abscheuliches Gewerbe kannte, obwohl ich wußte, daß Du ein Elender, ein Schurke seist, wußte ich doch noch nicht, daß Du ein **Mörder** warst! ... Deine Sucht, Dich zu verkleiden, verrieth Dich. Du verließest eines Tages einen Deiner Schlupfwinkel — in der Rue Rivoli, glaube ich. — O, ich kenne sie alle, ich habe meine Zeit nicht verloren! ... Um irgendwo ein schändliches Geschäft zu machen, hattest Du Dich als Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren verkleidet, mit grauem, glattem, langem Haar und einem Vollbart, den Sonntagsrock eines Arbeiters an ...

„Da ging mir plötzlich ein Licht auf! ... Herr von Meillant hatte mir am Tage vorher eine Photographie Blanchard's und mehrere Porträts desselben aus illustrirten Zeitungen gegeben. In Deiner Verkleidung glichst Du ihm auf ein Haar! ...

„Heimgekommen, durchlas ich den ganzen Prozeß von Neuem. Ich studirte ihn in seinen geringsten Details, ich vertiefte mich hauptsächlich in die Rede des Vertheidigers, ich gedachte der Worte Herrn von Meillant's, welcher mir gesagt hat: der wirkliche Mörder hat geschickt alle jene Beweise angehäuft, welche den armen Blanchard vernichteten: er hatte sogar seine Gestalt angenommen, um die Gerichte irre zu führen ...

„Da kamen alle Erinnerungen über mich: unsere Zusammenkünfte zur Zeit des Verbrechens, unsere Begegnung am Tage nach demselben, Deine schleunige Abreise, Deine Zurückkunft unter einem andern Namen, Dein neuer Reichthum ... Ach! ich konnte mich nicht länger täuschen: ich war das Weib eines der Mörder, die ich suchen sollte, und —“ fügte sie mit gedämpfter Stimme und das Haupt senkend hinzu, „die Tochter des andern.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zinsgroschen.

(Bild S. 444.)

Unser edel aufgefaßtes Bild behandelt die Stelle Matthäi 29, 16—22, wo Christus von den Pharisäern versucht wird, ob er nicht vielleicht etwas sagen würde, wodurch er bei der Obrigkeit als Verächter vor dem Gesetze angeklagt werden könnte.

„Meister,“ so fingen die Pharisäer die verfängliche Rede an, „wir wissen, daß Du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und Du fragest nach Niemand, denn Du achtest nicht das Ansehen der Menschen, darum sage uns, was dünkt Dich? Ist es recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht?“

Jesus merkte ihre böse Absicht.

„Weiset mir eine Zinsmünze,“ sprach er zu ihnen.

Sie reichten ihm einen Groschen dar.

„Weß ist das Bild und die Unterschrift?“ frug Jesus.

Sie antworteten: „Des Kaisers.“

Da sprach Jesus zu ihnen die Worte, welche noch jetzt in Aller Mund geführt werden: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

Die hoheitsvolle, reine Gestalt des Erlösers hebt sich von denen der Schriftgelehrten mächtig und eindrucksvoll ab.

Der Trachysaurus rugosus (Stutzechse).

(Bild S. 448.)

Das seltsame Thier, welches unser Bild hier zeigt, gehört zu den Echsen (Trachysauren) und stammt aus Australien; man findet es jetzt hie und da in Menagerieen und zoologischen Gärten. Bei uns kommt von dieser Thiergattung die Wühlechse, Wühlschleiche, als interessante Vertreterin unserer Schleichen vor. Die Lebensart der Echsen ist wenig bekannt geworden, obwohl manche Forscher dieser nachgespürt haben. Die Echsen haben im Gegensatz zu den Eidechsen manche Gewohnheiten mit den Maulwürfen gemein, so das Graben unter der Erde.

Die hier dargestellte Stutzechse, Trachysaurus rugosus, ist etwa dreimal größer, als unser Bild hier sie wiedergibt, von gelblichbrauner, hornartiger Farbe und das Merkwürdigste an ihr der dicke kurze Schwanz. Der Körper dieses Thieres ist bedeckt mit dicken, rauhen, höckerigen Schuppen. Der Trachysaurus rugosus ist ein träges Thier; stundenlang kann er unbeweglich auf einem Fleck sitzen, in's Leere starrend, er kriecht langsam, den Leib auf dem Boden schleppend, und kommt auch nicht in Erregung, wenn man ihn reizt oder Futter bringt. Die Stutzechse nährt sich besonders von Kerbthierlarven und Würmern, nimmt aber auch rohes, in feine Stücke zertheiltes Fleisch, das ihr vorgelegt wird. Ihr Leben in Australien ist noch nicht beobachtet, wird sich aber von dem in der Gefangenschaft nicht viel unterscheiden. Gegen den Wärter soll die Stutzechse allmälig eine gewisse Zuneigung fassen, das will sagen, sich an ihn gewöhnen, denn eine lebhafte Aeußerung gibt das Thier nie von sich. Die Stutzechsen dauern bei uns nicht lange aus, sie gehen ziemlich schnell ein, ohne daß man die Ursache hievon herausfinden kann.

Die Erklärung.

(Bild S. 448.)

Das stimmungsvolle Bild versetzt uns in das Mittelalter — ein Burgfräulein hat mit einem Pagen, wie es scheint, eine Spazierfahrt gemacht, und der kecke junge Mann benützt den dämmerigen Schatten des Waldes, unter dem das Boot jetzt auf der stillen Wasserfläche hingleitet, die träumerische Stille, die zur Offenbarung von Herzensgeheimnissen wie geschaffen ist, um der schon lange heimlich Angebeteten seine Liebe zu gestehen. Ob sie ihm verzeihen wird, ob sie etwas für ihn fühlt? Ihr Antlitz ist vornehm und stolz — aber der sinnende, weiche Ausdruck in ihren Zügen, das sichtbare Zögern, die verschämt gesenkten Augen lassen vermuthen, daß die kühne Erklärung des jungen Mannes eher mit heimlicher Glückseligkeit, als mit Abweisung aufgenommen wird.



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

In Schweden macht augenblicklich eine Erfindung, welche ein Ingenieur Namens G. M. Dalström gemacht, großes Aufsehen. Es handelt sich darum, zwischen den Eisenbahnstationen und den in Fahrt befindlichen Zügen eine telegraphische Verbindung aufrecht zu erhalten. Auf der Eisenbahn zwischen Westerwik und Hultsfred wurde die Erfindung praktisch erprobt. In einem Passagierwagen ist ein telegraphischer Zeigerapparat aufgestellt, dessen Erdleitung mit den Rädern des Wagens in Verbindung gesetzt ist. Von dem Apparat geht der Draht zu einem auswendig an der Seite des Wagens nahe der Decke angebrachten ziemlich großen kupfernen Cylinder, der in Rotation gesetzt wird durch die Friktion gegen einen besondern Telegraphendraht, welcher auf gewöhnlichen, aber im Verhältniß zum Abstande von dem Bahnkörper genau placirten Telegraphenpfählen aufgehangen ist. An den Telegraphenpfählen befinden sich lange Haken, die letzterwähnten Draht so halten, daß der schnurrende Cylinder frei unter denselben und am Pfahle vorbeipassiren kann. Da, wo der Draht auf diesen Telegraphenhaken ruht, verzweigt sich derselbe auf einige Fuß zu beiden Seiten des Pfahles in zwei Theile, deren einer an dem Haken befestigt wird, während der andere darunter so hängt, daß der Cylinder unbehindert und beständig den Draht berühren kann. Zu den Versuchen waren zwei Wagen mit den Apparaten versehen worden; es vertheilte sich die Gesellschaft in diese Wagen, die gleichzeitig von zwei verschiedenen Stationen ab- und sich auf ein und demselben Geleise entgegenfuhren. Die telegraphische Konversation zwischen den Wagen begann und ging ununterbrochen fort. Die Geschwindigkeit der Fahrt wurde bis auf 32 Kilometer gebracht, man hielt abwechselnd still, fuhr vorwärts und wieder zurück und blieben dabei die Wagen unter sich und mit ihren Abgangsstationen stets in telegraphischer Verbindung. Schließlich kam die Ordre, daß beide Züge mit voller Kraft gegen einander fahren, aber bei zwei bestimmten Telegraphenpfählen Halt machen sollten. Dieser Versuch wurde telegraphisch so sicher kommandirt, daß beide Züge in hundert Schritt Abstand von einander genau nach der Ordre zum Stehen kamen.

Hauswirthschaft.

Einen guten Salat erhält man von Selleriewurzeln, indem man dieselben wie Meerrettig reibt und mit Essig und Oel anmacht. Auf diese Weise ist die Wurzel auch leichter verdaulich, als geschnitten.

*

Luftdichte Korkstopfen. Zum Luftdichtmachen der Korkstopfen eignet sich ganz vorzugsweise das Paraffin, welches, als vollkommen geruch- und geschmackloser Stoff, gegen andere chemische Agentien völlig indifferent ist. Es ist in Wasser und Weingeist unlöslich, daher dem Wachs und anderen Fettstoffen weit überlegen. Zum Zwecke der Luftdichtmachung lege man die Korke in Paraffin, das auf 150 Grad erwärmt ist, indem bei geringerer Temperatur die in stark porösen Korken enthaltene Luft nicht völlig ausgetrieben wird. Da die Korke auf dem Paraffin schwimmen, müssen sie mittelst eines Durchschlages, Siebes oder durchlöcherten Deckels unter den Flüssigkeitsspiegel getaucht werden. In fünf Minuten ist die ganze Arbeit beendet; es können dann die Korke herausgenommen und ausgekühlt werden. Die so präparirten Korkstopfen zeichnen sich von den gewöhnlichen Korken sehr vortheilhaft aus. Dieselben lassen sich wie Wachs schneiden und bohren, haben eine vollkommen glatte Oberfläche, können in den Hals der Flaschen leicht eingetrieben und noch leichter aus demselben entfernt werden. Da solche Korke den Wänden des Gefäßes fest anliegen, eignen sie sich besonders zu Flaschen, die zum überseeischen Transport bestimmt sind, sowie zum Verschluß von Gefäßen, in denen sich eingemachte Früchte, Konserven 2c. befinden.

Gärtnerei.

Schwerkeimender Samen. Jeder Gärtner und viele Gartenfreunde werden das Mißliche empfunden haben, daß viele Samen ein, ja zwei Jahre im Boden liegen müssen, bevor sie aufgehen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wendet Howotny nach der Wiener „Obst- und Gartenzeitung" folgendes Mittel an: Er nimmt bei hartkeimendem Samen auf 1/2 Liter Wasser einen starken Eßlöffel voll Salzsäure, mischt die Flüssigkeit gut durcheinander und läßt den Samen in derselben 24 Stunden weichen. Bei weichschaligerem Samen nimmt er nur einen halben Eßlöffel voll Salzsäure und läßt denselben nur 12 Stunden weichen. Nach dieser Zeit werden sie in gehöriger Weise gesät und müssen, bis sie aufgegangen sind, feucht gehalten werden, da bei stärkerem Austrocknen die so angekeimten Samen sicherlich zu Grunde gehen würden. Samen von Rosa canina, Ilex aquifolium Crataegus u. s. w., deren Samen gewöhnlich zwei Jahre im Boden liegen, waren, auf die angegebene Weise behandelt, nach zwei bis drei Monaten vollständig aufgegangen. Karotten, Zwiebeln, Sellerie, Porrée, Rüben u. s. w., die sonst vier bis acht Wochen im Boden liegen müssen, bevor sie aufgehen, keimten sowohl in Frühbeeten als auch im Freien bereits nach acht Tagen.

*

Um frühzeitig große Zwiebeln zu erzielen, empfiehlt Th. Rümpler, den Samen zu Anfang März auf ein lauwarmes Mistbeet auszusäen. Dann lüfte man die Pflanzen oft und reichlich, hebe sie aus, nachdem sie das dritte Blatt gewonnen, beschneide sie etwas an Wurzeln und Blättern und pflanze sie auf ein frisch bereitetes Beet so tief, als sie vorher gestanden, mit 10 Centimeter Abstand in 15 Centimeter von einander entfernten Reihen, gieße sie an und bewässere sie auch späterhin, wenn erforderlich.

Lotteriezíehungen im Monat April.

Am 1. Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Oktober 1880 (88. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 300 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (51. Ziehung). — Wiener Rudolphstiftung 10-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 12 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (32. Ziehung). — Stadt Rotterdam 100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1868, 234 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (23. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1870, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (61. Ziehung).— Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 3500 Stück, höchster Preis 4000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (30. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1867, 900 Stück, Prämienziehung am 1. Juni. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose, 1600 Stück, Prämienziehung am 1. Juli. — Raab-Grazer Eisenbahn 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, höchster Preis 45,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Juli 1880 (18. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast 10-Gulden-Loose vom Jahr 1867, 400 Stück, Prämienziehung am 1. Mai. — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (24. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 268 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1881 (44. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1480 Stück, Prämienziehung am 20. April. — Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 10. Oktober 1880 (44. Ziehung). — Am 15. Kanton Freiburg 15-Franken-Loose, 3750 Stück, Prämienziehung am 15. Mai. — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 329 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. Mai 1880 (46. Ziehung). — Ungarische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 1400 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Oktober 1880 (37. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1869, 15 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 30. April 1880 (44. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1874, 60 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 1. Juli 1880 (17. Ziehung). — Stadt Marseille 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1877, 1912 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Juli 1880 (6. Ziehung). — Am 20. Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1480 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 5. Mai 1880 (34. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1879, 1685 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Juni 1880 (6. Ziehung). — Am 30. Braunschweiger 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 1800 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 23 Thaler, zahlbar am 30. Juli 1880 (44. Ziehung).

Rösselsprung.

aus	ze	früh-	send-	nächt'-	len	singt	ju-
der	tau-	der	gan-	nur	pracht	gen	ein-
mun-	ling	see-	dem	fäl-	kel	we-	nen-
le	spricht	tern	noch	zes	ster-	sam	dun-
jän-	die	bis	tig	in	de	len-	der
die	ih-	ger	me-	det	flicht	aus	lie-
phi-	len	lo-	in	ih-	le	re-	des
re	nacht	lo-	keh-	cken	dann	rem	und

Kleine Korrespondenz.



Hrn. R. Kr... in B. So speziell technische Anfragen können wir nicht in der „Illustr. Welt" aufnehmen. Die Beantwortung wäre von keinem Interesse für die Leser. Stampilienfarbe für Abdruck auf Leinwand und fest gegen Chloreinwirkung. Wir glauben nicht, daß viele unserer Leser das Rezept benützen würden.

Hrn. H. Rodetzky in B. Zu kindlich gehalten.

Hrn. A. Meßner in Oels-Arnau. Wir finden nichts über das achte Wunder der Welt — der Gotthardtunnel verdient diesen Namen sicher.

Hrn. Abonnent in Berlin. Jener „Kanonenkönig" hat nach den Angaben der Zeitungen in London einen Irländer an den Kopf geschossen und ist verhaftet worden.

Hrn. J. K. in Elberf. Nr. 1) Hat sich nach und nach entwickelt. Viele dabei betheiligt. Nr. 2) Sie legen uns folgenden Rechtsfall zur Entscheidung vor: „Zwei junge Herren, A. und B., haben gemeinschaftlich ein Zimmer gemiethet. A. bekommt eines Tages mit dem B. etwas Uneinigkeit; nun hat B. einen Freund, dem er die Sache erzählt, welcher ihm, dem B., auch Recht gibt; als der A. aber dieses erfährt, sagt er: ‚Wenn Dein Freund Dich noch einmal bei meinem Hiersein besucht, so zeige ich ihm die Thür.' Ist A. hiezu berechtigt in Gegenwart seines Wohnungskollegen?" Es dürfte dieß einer der schwierigsten Rechtsfälle der Neuzeit sein, und hängt die Entscheidung von dem Kontrakte 2c. ab. Wir hoffen, daß wenn diese Antwort in Ihre Hände kommt, A. und B. sich wieder versöhnt haben, so daß A. duldsamer geworden ist.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen, Aufgaben 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Bertha Curti, Zürich; Emma Ritter, Görlitz; Elise Rode, Stettin; Auguste Lösel, Zürich; Mathilde Fraustädt, Berlin; A. R., Posen; Valerie Fischer, Langenbielau; Hrn. A. Thiele, Köln; J. Bloch, Delmenhorst; W. v. Wallersbrunn, Danzig; R. Rehm, Magdeburg; G. Hempel, Hamburg.

Hrn. H. Bauer in Wien. Nr. 1) Nein, weil sie aufgeleimt sind. Nr. 2) Bei längerem Gebrauch — ja!

Hrn. K. Dothe. Von Innen und dann lakiren mit Bernstein- oder Kopallack.

Hrn. E. Müller in D. Wir sagen, daß wir zur Aufnahme passender Anfragen bereit sind, nicht aller. Ihre Frage ist nur von einem Maurermeister, der an Ort und Stelle die Art der Wände untersucht, zu beantworten.

Hrn. Braschke in Kressow. Nr. 1) Kennen wir nicht. Nr. 2) Tintenflecke aus Papier entfernt man auf folgende Weise: Man lege mehrere Blätter Löschpapier unter den Fleck und unter dieselben noch ein Blatt Wachspapier. Dann befeuchte man den Fleck mit lauwarmem Wasser, tröpfele nun ein Gemisch von 1 Theil reiner Salzsäure in 10 Theile Wasser darauf, lasse es einige Minuten einwirken, nehme es dann mit einem feuchten Schwamm fort, spüle mehrfach sehr vorsichtig mit reinem Wasser nach und lasse, indem man das untergelegte Löschpapier erneuert, an der Luft trocknen. Sobald es jedoch halb lufttrocken geworden, plätte man es mit nicht zu warmem Eisen trocken, gummire und satinire die Stelle wieder sorgfältig.

Abonnent B. in Augsburg. Vielleicht kennt einer unserer Leser eine „gute Schmetterlingshandlung".

Hrn. E. K. Eldagsen. Jede größere Glaswaarenhandlung besorgt Ihnen solche — auch Optiker, z. B. Luhme in Berlin.

Antworten.

Auf 24): Ein Herr Edmund v. Jasinski, Breslau, Friedrichsstraße, meldet, daß er einen unfehlbaren Apparat zum Einfangen der Ratten erfunden habe.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

EBHARDT'S BERLINER MODENBLATT

Mit zahlreichen fertigen Papierschnitten und kolorirten Modekupfern.

Nicht zu verwechseln mit der „Modenwelt". Nicht zu verwechseln mit der „Modenwelt". Nicht zu verwechseln mit der „Modenwelt". 604

3 Ausgaben: 1) **1 Mark** viertelj. 2) **2 Mark 50 Pf.** viertelj. 3) **6 Mark** viertelj. Probe-Nrn. gratis in allen Buchhandlungen. Abonnements ebendaselbst und bei allen Postämtern. Jede Abonnentin ist berechtigt, sich an der **zweiten Preiskonkurrenz** des Jahres 1880 für weibliche Handarbeiten, **mit Geldprämien** im Gesammtbetrage **von 3000 Mark,** zu betheiligen.

Der neue Katalog der 510

Collection Litolff

ist durch jede Musikalienhandlung gratis und franko zu beziehen.

Fast verschenkt!

Das von der **Massaverwaltung** der **falliten „Vereinigten Britanniasilber-Fabrik"** übernommene Riesenlager wird wegen eingegangenen grossen Zahlungs-Verpflichtungen **um 75 Prozent unter der Schätzung** verkauft. Für nur **Mark 14** erhält man ein **äusserst gediegenes Britanniasilber-Speise-service (welches früher 60 Mark kostete),** nämlich:

6 Tafelmesser mit vorzüglichen Stahlklingen,
6 echt engl. Brit.-Silber-Gabeln,
6 massive Brit.-Silber-Speiselöffel,
6 feinste Brit.-Silber-Kaffeelöffel,
1 schwerer Brit.-Silber-Suppenschöpfer,
1 massiver Brit.-Silber-Milchschöpfer,
6 feinst ciselirte Präsentir-Tabletts,
6 vorzügliche Messerleger, Krystall,
3 schöne massive Eierbecher,
3 prachtvolle feinste Zuckertassen,
1 vorzüglicher Pfeffer- oder Zuckerbehälter,
1 Theeseiher feinster Sorte,
2 effektvolle Salon-Tafelleuchter

(48 Stück). Bestellungen gegen Nachnahme oder vorherige Geldeinsendung sind zu richten an das **Vereinigte Britanniasilber-Fabriksdepot Wien II., Untere Donaustrasse 43.** 522

Bei meiner Art der Wartung habe ich stets vorzüglich singende

Kanarienvögel

abzugeben. **Preise erniedrigt.**

R. Maschke,

519 **St. Andreasberg im Harz.**

Geistig Zurückgebliebene

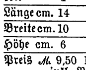
finden i. m. Anstalt die gewissenhafteste Pflege und Ausbildung, Familienanschluß und wenn möglich Heranbildung zu einem Lebensberufe.

W. Schröter, Dresden-N., Oppellstr. 22b.

Bode & Trone, Hannover,

Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,

empfehlen:



Diebessichere Kassetten

elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Chubbschloß.

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Länge cm.	14	16	20	24	30	35	40
Breite cm.	10	12	15	18	20	25	30
Höhe cm.	6	8	8	10	11	12	14
Preis M.	9,50	10,50	13,50	19,50	24	32	40

inkl. Verp. in einer Kiste.

Fein lackirt und zum Festschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Preis M.	11,30	12,30	15,50	21,50	27,50	35,80	44

Preiscourant gratis u. franko. 555

Zauber-Apparate

eigener Fabrik für Künstler u. Dilettanten.

Preisbücher gratis franko. 569

Wilh. Bethge, Magdeburg.

Für Männer

jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aerztlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt verschickt franko verschlossen gegen Einsendung von 50 ₰. in Briefmarken 517

Generalagent **Bujatti** in Nürnberg.

Böhmens Schatz!

Püllnaer Natur-Bitterwasser

zum Wohle u. Heile für Gesunde u. Kranke!

(Preisgekrönt zu Philadelphia 1876 und zu Paris 1878.)

Seit **100 Jahren bewährt** als das **gesündeste Auflöse-Abführmittel** und als der **beste Wächter** der **Gesundheit** und des **Lebens!**

Verkauf überall.

Die Gemeinde-Bitterwasser-Direktion in Püllna (Böhmen), 557

Anton Ulbrich, Sohn des Gründers.

In allen Buchhandlungen zu haben:

100 Polterabendscherze

wie sie sein sollen. Zum Vortrage für einzelne Damen und Herren und zur Aufführung von mehreren Personen, von **Alvensleben.** Vierte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.

Louis le Petit. Der gern gesehene **Gesellschafter,** enthaltend 30 Taschenspieler-Kunststückchen, 20 Gesellschaftsspiele, 40 Räthsel, 12 humoristische Gedichte. Siebente Auflage. — 1 Mk. 25 Pf.

Der Mensch und sein Geschlecht

oder Belehrungen über körperliche Zustände und Entwickelung des Menschen.

343 Von Dr. **Albrecht.**

Vierzehnte Auflage. — 1 Mk. 50 Pf.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

PARIS Sommer-Saison 1880 PARIS

AN DIE HOCHVEREHRTEN DAMEN DEUTSCHLANDS.

Die Grands Magasins du Printemps in PARIS

beehren sich zur Kenntniss zu bringen, dass ihr **Illustrirter General-Katalog** für die Sommer-Saison [1]) bereits erschienen ist.

Derselbe umfasst das Allerneueste in seidenen, glattwollenen und Phantasiestoffen, wie auch die schönsten Modelle von Kostümen, Umwürfen, Kinderanzügen etc. etc.

Obiges **Modealbum** enthält gleichzeitig das Nähere über unsere Versandtbedingungen, namentlich über die porto- und zollfreie Spedition unserer Waaren nach ganz Deutschland, welche lediglich durch den Printemps in's Leben gerufen wurde, und wird derselbe auf Franko-Verlangen Jedermann gratis und franko zugeschickt.

Adresse: ***Herrn Jules JALUZOT***

GRANDS MAGASINS du PRINTEMPS

in **PARIS.**

[1]) Dieser Katalog ist in französischer, deutscher, holländischer, italienischer, spanischer, schwedischer und dänischer Sprache zu haben. 608

3000 Mk. PRÆMIEN

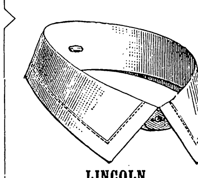
Die **zweite** Preiskonkurrenz für weibliche Handarbeiten, ausgeschrieben von **Ebhardt's „Berliner Modenblatt"** (nicht zu verwechseln mit der „Modenwelt"), wird im Frühling 1880 eröffnet. 605

SPECIALITÄTEN

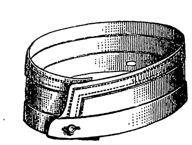
des

Versandt-Geschäftes MEY & EDLICH

Neumarkt No. 9 **LEIPZIG** No. 9 Neumarkt



LINCOLN.
Per Dutzend 60 Pf.



FRANKLIN double.
Mit nach Innen geschlagenem Rand
Per Dutzend 55 Pf.

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen

für Herren, Damen und Kinder.

Mey's Stoffwäsche ist der leinenen Wäsche schon deshalb **vorzuziehen,** weil sie nicht gewaschen und geplättet zu werden braucht. **Mey's Stoffwäsche ist keine Papierwäsche,** sondern mit einem leinenartig appretirten Webstoff vollständig überzogen, wird nur in den best passendsten Façons hergestellt, ist von leinener Wäsche nicht zu unterscheiden, und **kostet kaum den Preis des Waschlohns** der letzteren. **Mey's Stoffwäsche** passt stets genau und jeder Kragen kann fast eine ganze Woche getragen werden, ohne unsauber zu werden. Die Uebelstände bei geplätteten Kragen, der zu grossen Steifheit, des Ausdehnens oder Eingehens der Kragen etc. kommen bei Mey's Stoffkragen nie vor. Man trägt immer neue Kragen. Mey's Stoffkragen kosten das Dutzend von 55 Pfennigen an. Bestellungen von über 10 Mark werden portofrei ausgeführt. **Catalog gratis.**

Rein leinene Taschentücher

für Damen, Herren und Kinder.

Shirtings, Chiffons und Hemdentuch (Dowlas)

zur Anfertigung von Unterröcken, Jacken, Hemden etc.

Diese wichtigen, in jedem Haushalt so stark verbrauchten Artikel lässt das **Versandt-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig,** in den **solidesten** Fabriken im **grössten Maassstabe** anfertigen; sieht bei der Fabrikation in **erster** Linie auf **ganz gute Qualitäten** und verkauft dieselben ohne Zwischenhändler nur direct an den Consumenten zu den möglichst niedrigsten Engros-Preisen. Bestellungen von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt. **Catalog gratis.**

Schwarzseidene Cravatten für Herren.

Weisse Battist-Cravatten für Herren.

Circa 80 verschiedene Façons laut Special-Catalog.

Dieser so bedeutende Verbrauchsartikel für Herren wird oft in so **geringer** Qualität **zu fast unglaublich hohen Preisen** verkauft und dabei ist in den meisten Fällen die Auswahl in den Façons eine ganz geringe. In kleinen Städten und auf dem flachen Lande sind gute Cravatten zu mässigen Preisen schwer zu haben, da die Waare durch den Zwischenhandel sehr vertheuert wird. Das **Versandt-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig,** lässt sämmtliche Cravatten für sich in grossen Partien fabriziren und verkauft **nur gute Qualitäten** an Consumenten von einer Cravatte an zu sehr niedrigen Preisen. **Catalog gratis.**

Das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig,

(etablirt seit 1870)

versendet an Jedermann auf frankirtes Verlangen den **illustrirten Preis-Courant gratis und franco.**

Der Vortheil des Bezuges durch das Versandt-Geschäft Mey & Edlich, Leipzig, liegt klar auf der Hand, da sämmtliche Waaren direct vom Fabrikanten an den Consumenten gelangen.

Briefe und Aufträge

sind zu richten:

An das Versandt-Geschäft MEY & EDLICH, 9 Neumarkt, Leipzig.

---

9 Pfund feinen

Portorico-Kaffee

versendet frei Zoll und Porto gegen Nachnahme von M. 11. 541

H. H. Schmidt, Bremen.

Damen-Asyl, Adresse Dr. **K.** Dresden-Blasewitz. Fr. postl. 481

SCHNITTMUSTER

aus Papier, zum sofortigen Gebrauch fertig zugeschnitten, gibt, als **Gratis-Beilage,** von allen deutschen Modenzeitungen **nur Ebhardt's „Berliner Modenblatt"** (nicht zu verwechseln mit der „Modenwelt"). 606

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 35. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman
von
Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Ich fuhr in die Kleider, riß hastig das Fenster auf und lehnte mich weit hinaus.

Diese würzige Morgenluft, diese schöne, friedliche Gottesnatur! — Der duftende Park mit seinen Bosketts und Laubpartieen, den kleinen Hütten und auf dem Rasen spielenden Kindern. Glückliche Unschuld! — Welch' ein Kontrast!

Die dichte Lindenallee mit ihren schweren, kompakten Baumkronen, in denen die Bienen summten, — die schimmernde Ferne und der blaue Himmel ... wie friedlich — wie heilig das Alles! ... Und hier drinnen dieser Aufruhr, diese Qual! — War es denn nur möglich — nur denkbar! —

Alles lehnte sich auf in meinem Innern gegen jenen scheußlichen Verdacht, welchen der Doktor in meine Seele geträufelt hatte, — jene Frauen, jene schönen, holden Geschöpfe, die Complicen eines gemeinen Verbrechers — — seine Helfershelferinnen wohl gar, ihr Name erborgt, die Maske der Tugend eine Lüge, ihr ganzes Doppelleben voll Schande und Trug?!

Furchtbar! — furchtbar!! — Nein, ich konnte es nicht fassen! —

In Hast machte ich Toilette und klopfte an Karl's Thür. — Niemand antwortete mir. Ich öffnete, — die Stube war leer.

Ich ging hinunter in den Park, um ihn zu suchen, ich klingelte Stina und erfuhr von dieser, der Assessor sei um sieben Uhr hinunter gegangen, um Kaffee zu trinken, und seitdem von ihr nicht mehr gesehen worden.

Gewiß treibt er sich wieder im Dorfe herum und stiftet Unheil, — Blödsinn, dachte ich ... harmlosen Blödsinn, — du lieber Gott! — — O — wer mir ein Licht zeigte in dieser Nacht, wer mir Gewißheit gäbe! — Wer diese furchtbare Last von meinem Herzen nähme! —

In großer Erregung trat ich vor die Thür, — ich wollte Karl aufsuchen und mich mit ihm besprechen, ich hielt diesen Zustand so nicht länger aus.

Ich blickte hinaus auf die Straße, überlegend, wo ich Jenen wohl finden würde. — Es war still da draußen im Schatten der Bäume. Nur etliche Rückenmärker saßen dort hinten und spielten Scat, — und auf der Veranda erblickte ich Marie Heimburg's helles Kleid und den breiten Strohhut, welcher ihre Züge beschattete. In der Villa drüben war es still, die Jalousieen tief herabgelassen.

Auf einer Bank, derselben gerade gegenüber, saß der alte Adam, den Säbel zwischen den Beinen, das bunte Taschentuch über die Kniee gebreitet, und dämmerte. — Das war also die polizeiliche Ueberwachung, von welcher der Doktor vorhin gesprochen hatte.

Es war beinahe eine Farce, — zum Lachen, — aber immerhin, welch' ein furchtbarer Ernst lag derselben zu Grunde! Ich that einige Schritte, — ich näherte mich der exekutiven Gewalt. Blinzelnd schaute der Alte zu mir auf, räusperte sich hörbar und machte dann Miene, sich zu erheben. Auch im Schlafe ist solch' eine alte Ratte noch wachsam; — das macht die Gewohnheit.

„Bleiben Sie sitzen, Adam! — Was thun Sie hier?" redete ich ihn an.

„Mit gütigster Erlaubniß," erwiederte der Alte, indem er sein Koppel instinktmäßig zurecht rückte und sich ein wichtiges Aussehen gab, „ich thue hier weiter gar nichts, Herr Stadtrichter, als bloß was so gewissermaßen mein Amt mit sich bringt."

„So, Adam? — Sie sorgen für Ruhe und Ordnung, damit die Badegäste in Frieden schlafen können," erwiederte ich mit einer Ironie und Bitterkeit, welche der alte Bursche gar nicht einmal bemerkte. — „Nun, Sie Wachsamer, dann können Sie mir gewiß auch Auskunft geben, wo ich den Assessor von Gunstetten finde, — meinen Freund?"

„Ganz gehorschamst, ja, das kann ich," erwiederte der Alte und erhob sich. „Der Herr Assessor sein vor etwa anderthalb Stunden mit der blauen Chaise von hier fortgefahren, wie ich höre nach D... hinüber, — in Geschäften ..."

„Fortgefahren — nach D...?" sprach ich verwundert, „und das ohne mir ein Wort davon zu sagen?" —

„Gehorschamst zu befehlen, — fortgefahren."

Ich schüttelte ungläubig mit dem Kopfe.

„Unglaublich!" murmelte ich, dann ließ ich meine Augen noch einmal hinüberschweifen nach der Villa der Russinnen. — „Ich danke Ihnen für die Auskunft, Adam, und lassen Sie sich in Ihren Pflichten durch mich nicht ferner stören!"

Ich nickte dem alten, komischen Kerl einen kurzen Gruß zu und ging davon, während jener, nachdem er militärisch die Hand an den breiten Augenschirm gebracht hatte, auf seiner Bank wieder Platz nahm.

Ich war in einer geradezu fieberhaften Erregung. — Jetzt mich allein in die Laube zu setzen, Zeitungen zu lesen und Kaffee zu trinken, das war mir unmöglich — ich bedurfte der Bewegung. — Ohne Zweck und Plan begann ich die Allee hinunter zu schreiten. Ich war wüthend auf den Doktor, auf Karl, auf mich und die ganze Welt. Mein Herz blutete. Marie Heimburg blickte auf, als ich vorüberging, —



Erste Liebe. Percy und Bertie. Originalzeichnung von G. Franz. (S. 459.)

ich bemerkte es kaum, auch an den Scatspielern ging ich ohne Gruß vorüber mit langen, hastigen Schritten. — Ich sah dann von ferne die beiden edlen Schwestern kommen, ich ging ihnen schleunig aus dem Wege, ebenso Herrn Steinhauer, Grete Zitzewitz und Trudchen Schwarz. — Unmöglich hätte ich diesen meine Aufregung verbergen können.

Ich hatte die Allee verlassen und bog in den breiten Hohlweg ein, der zur Chaussee hinüber führt. — Seit damals, als wir ankamen, war ich hier nicht wieder gewesen. — — Wenige kurze Wochen nur waren seitdem verflossen, aber welche Umwälzung hatten sie nicht in meinem Innern hervorgebracht! — Damals war mir Eichdorff selbst dem Namen nach ganz unbekannt gewesen und nun? — — Nun hatte ich hier meine Ruhe — meinen Glauben, mein Alles verloren!

Ich gelangte auf die Chaussee, ich irrte durch die Felder und den Wald, — von hier aus sah ich nichts mehr von dem kleinen Badeorte, nicht einmal das Dach, unter welchem Jene wohnten. — Ich wollte mir Ruhe erjagen, aber vergebens irrte ich im Sonnenbrande über Stock und Stein, troff mir der Schweiß von meiner Stirn herab, die bösen Gedanken verließen mich nicht. Alle jene Indizien an und für sich waren unzulangend, Zufälligkeiten oder Bagatellen, aber der Zusammenhang des Ganzen und vor Allem der Umstand, daß der Doktor aus Paris den genauesten Bericht erhalten hatte und daß das Signalement der Personen bis auf's Haar mit diesen übereinstimmte, wie er behauptete, gaben ihnen eine höhere Bedeutung. Seltsam war es allerdings, daß sie von Berlin aus aus westlicher Richtung hieher gelangten, auch das viele Geld . . . lauter neue russische Banknoten . . . Warum wechselte der Graf es in Berlin nicht in deutsches Geld um, wie andere Leute es thun? —

Ich setzte mich eine Weile auf einen Stein und dachte nach, ich zermarterte mich mit Sinnen, ohne Klarheit zu erhalten. War es denn nicht geradezu undenkbar, daß der Doktor solch' einen furchtbaren Verdacht auf jene Fremden warf, wenn er nicht vollgültige Beweise in der Hand hätte? . . . O Gott!

Schwankend so zwischen Furcht und Hoffen, ermüdet und beschmutzt gelangte ich schließlich nach Eichdorff zurück. Der Hunger trieb mich heim und der brennende Wunsch, mich mit Karl zu besprechen.

Weßhalb Der auch heute gerade auf die Idee kommen mußte, nach D . . . zu fahren? Vor Mittag konnte er von dort gar nicht einmal zurück sein. Und was wollte er dort, warum hatte er mir nicht ein Sterbenswort davon gesagt?

Ich bog in die Allee ein; — da lagen die kleinen, traulichen Häuser und Villen so friedlich und anmuthend, — wie gute Bekannte schauten sie mich an, aber ich schüttelte mein Haupt und hätte einen Fluch herabrufen mögen über ganz Eichdorff — über diese ganze, falsche Welt.

Es war wohl zufällig, daß ich aufblickte . . . nein, doch nicht, — ein armes Weib bat mich, ihr von ihrem Holzkrame etwas abzukaufen. Ich wollte zuerst ärgerlich mit einem „ein anderes Mal" vorüber gehen, besann mich aber dann eines Besseren und griff in meine Tasche. Ich gab ihr ein Geldstück und erhielt dafür irgend einen Gegenstand. Erst als ich ihn in der Hand hielt, bemerkte ich, daß es ein Staubwedel war von Hahnenfedern.

Ich betrachtete dieses Instrument mit einiger Verwunderung und ward dann plötzlich gewahr, daß ich beobachtet wurde. Unter dem breiten Rande eines Strohhutes hervor schauten zwei dunkle, kluge Mädchenaugen mich aufmerksam und lächelnd an. Unwillkürlich zog ich meinen Hut und bemerkte nun, daß auch ein hübscher Mund lächelte, während jener Strohhut mir die Augen seiner Besitzerin noch verbarg. Jetzt hob er sich, ich sah auch diese, — Marie Heimburg. Es lag etwas Wohlthuendes in diesem freundlichen Anschauen, eine gewisse herzliche Theilnahme, und so menschenscheu ich auch war in diesem Augenblicke — diese Theilnahme that mir wohl. Ich erröthete und wollte mit einem Gruße vorübergehen, aber meine angeborene Höflichkeit verließ mich auch in dieser erregten Stimmung nicht ganz, ich vermuthe übrigens, ich empfand auch das Bedürfniß der Mittheilung — mit irgend einem Menschen ein Wort zu sprechen.

Ich trat deßhalb mit meinem Staubwedel in der Hand an die niedrige Veranda heran, lehnte meinen Arm auf die Brüstung derselben und bat Fräulein Heimburg, diesen nützlichen Hausrath von mir anzunehmen.

Die junge Dame hatte sich erhoben und ihre Arbeit auf den Tisch gelegt. — Sie trug ein einfaches, aber hübsch gemachtes helles Morgenkleid, mit einem runden Ausschnitte am Halse und lange Handschuhe von Nanking, ohne Finger. — Ihre großen, schimmernden Augen betrachteten mich mit einem Gemisch von Theilnahme und Verwunderung. Offenbar bemerkte sie nur zu wohl, in welch' einer aufgeregten Stimmung ich mich befand.

Ohne mir eine direkte Antwort zu geben, aber um einen Schatten ernster werdend, frug sie mich, wo ich herkäme und weßhalb ich so ermüdet und beschmutzt aussähe.

Marie Heimburg hatte eine sanfte, sympathische Stimme, — eine Altstimme, tief und ein wenig verschleiert, wie sie nur Frauen besitzen von großer Gefühlswärme und leidenschaftlicher Tiefe.

„Ich war ein wenig oben in den Feldern. — Ich war allein und suchte Zerstreuung," erwiederte ich ausweichend. — Mit Schrecken bemerkte ich jetzt erst, wie ich aussah.

Sie begnügte sich scheinbar mit dieser Antwort, — nur ihre Blicke überflogen noch einmal forschend meine ganze Gestalt. — Ich sah aber auch wirklich arg mitgenommen aus von dem Klettern durch die Büsche und dem Staub der Felder. — Sie streckte ihre Hand aus nach dem Staubwedel und sagte lächelnd, sie wollte ihn behalten und der erste Dienst, den er Jemanden erwiese, sollte der sein, daß sie meinen Rockärmel ein wenig damit säuberte. — Sie fuhr, indem sie dieß sagte, mit dem Wedel einige Male leicht über mein Gewand hin und her.

Gerade in diesem Augenblicke gewahrte ich hinten, ganz am Ende der Allee die Equipage des Doktors. — Ich weiß selbst nicht, wie es kam, aber mit einem Lächeln voll tiefster Ironie und Bitterkeit sprach ich:

„Denken Sie sich, man hat mir heute in aller Frühe schon einen Heirathsantrag gemacht."

„Einen Heirathsantrag?" frug Fräulein Heimburg etwas überrascht und hielt plötzlich inne. — Sie sah mich groß und ungläubig an dabei, — ein wenig musternd. — Ich glaube wahrhaftig, sie schrieb meine ganze Aufregung und die Unordnung in meinem Anzuge diesem Antrage zu.

Der Gedanke ließ mich erröthen.

„Ich habe mich nicht ganz korrekt ausgedrückt, gnädiges Fräulein, einen Heirathsvorschlag hätte ich sagen sollen," berichtigte ich mit Eifer.

Sie lachte und wurde ebenfalls ein wenig roth, ihr Auge blickte schelmisch, aber ohne Spott auf mich herab.

„O, — ich kann mir schon denken, von welcher Seite derselbe kommt," sprach sie und sah nun ebenfalls die Allee hinunter, wo noch immer des Doktors Wagen stand.

Ich nickte stumm mit dem Kopfe.

„Eine junge Dame mit tausend guten Eigenschaften und ohne einen einzigen Fehler," fuhr ich fort. „Ein wahrer Phönix, mit einem Anwesen und fünftausend Thalern Gehalt . . ."

„Gehalt?" rief sie lachend.

„Um Verzeihung . . . jährliches Einkommen, das heißt, der Vater, wollte ich sagen."

„Und Sie haben keine Ahnung, wer es ist? — Sie griffen nicht mit beiden Händen zu?"

„Nein . . . ich habe und that nichts dergleichen, Fräulein Heimburg," erwiederte ich, plötzlich wieder ernst werdend.

„Nun, — trösten Sie sich, — Sie sind nicht der Einzige, der dem Doktor einen Korb gab. — Er hat in diesem Jahre nicht viel Glück mit seinen Heirathsprojekten. — Wie bekommt Ihnen die Kur?"

„Mir? — Ach so! — Ich bitte, — ich danke vielmehr, — da ich sie nicht brauche, ganz gut. Und Sie — mein Fräulein?"

„Ich bin nur hier zur Begleitung meines Vaters; — von der köstlichen Therme kommt deßhalb ebenfalls nichts über meine Lippen," erwiederte sie mit einer kleinen Verneigung.

„Wir verbringen hier unsere Ferien," fuhr ich fort, während meine Augen das saubere Arrangement des Tisches überflogen und das schöne Feldblumenbouquet, welches ihn zierte. „Ich weiß selbst nicht recht, wie wir hieher kamen. — Mein Freund, der Assessor, nahm mich mit."

Dabei fiel mir auf einmal Karl wieder ein und wie nöthig ich denselben sprechen mußte. Die ganze Last schwerer Gedanken, welche für eine Minute sich ein wenig gehoben hatte — mir gewissermaßen eine Pause gönnend zum Ausruhen, sank plötzlich wieder auf meine Brust herab. — Ich wurde unruhig.

„Sie entschuldigen," sprach ich hastig, „ich nahm Ihre Geduld schon für zu lange in Anspruch. — Ich bitte, — empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, gnädiges Fräulein."

Ich nahm flüchtigen Abschied und eilte zum Kurhause hinüber.

Ich frug Stina, — der Assessor war noch nicht zurück! — Es war elf Uhr bereits und ich war noch nüchtern. Ich bestellte im höchsten Zorne auf den Abwesenden mein Frühstück.

Drunten in der Laube saß ich dann, genoß einige Bissen und starrte vor mich hin, in's Leere. Meine Gedanken zogen wieder dieselbe Straße. — Ich betrachtete die kleine, freundliche Villa dort drüben, — wie still und friedlich, — gleichsam schlummernd sie dalag inmitten des hellen Sonnenglanzes und freundlichen Grüns!

Ich richtete mich auf, — ich vernahm einige laute Frauenstimmen und fröhliches Kinderjauchzen. Ich verließ die Laube und trat schnell an das Gitter. — Halb versteckt hinter den Büschen stand ich dort und lauschte.

In ihrem Garten drüben gewahrte ich die beiden Damen mit den Kindern. Im Schatten der Bäume, auf dem kurzen, grünen Rasen haschten sie sich und trieben allerhand frohe Spiele.

Sehen Die aus wie Verbrecherinnen? rief eine innere Stimme mir zu und trieb mir die hellen Thränen in die Augen . . .

Mit welcher Zärtlichkeit die schöne blonde Mutter den blonden Knaben an ihre Brust und ihr Gesicht drückte, wie sie, selbst ein Kind, mit ihren Kindern sich tummelte, — tausend ungeahnte Reize enthüllend.

Jetzt nahmen Beide die Kleinen zwischen sich, sie tanzten einen lustigen Reigen und sangen dazu das alte, wohlbekannte Liedlein aus der Heimat der Gräfin:

«Au claire de la lune
Mon ami Pierrot,
Prêts-moi ta plume
Pour écrire un mot.
Ma chandelle est morte,
Je n'ai plus du feu,
Ouvres-moi la porte
Pour l'amour de Dieu!»

Die hellen Kinderstimmen, die fröhlichen Gesichter, die vor Freude strampelnden kleinen Geschöpfe und die strahlenden Mienen der Mutter und Sophiens — — ich sank beinahe auf die Kniee, — hier auf den Kies des Weges, so ergriffen war ich.

„Herr, gib mir Klarheit!" rief ich aus und streckte beide Hände hoch zum Himmel empor.

Etwas wie eine helle Wuth überkam mich dann plötzlich, — ein wilder Sturm fuhr durch meine Seele, es war, als zerriße das finstere Gewölk. Ich hätte den kleinen Doktor beim Kragen nehmen mögen und ihm zurufen: „Schurke! — Du hast diese Frauen verleumdet — gib mir Beweise, vollgültige Beweise — und wehe Dir, wenn Du es nicht kannst!"

Ein heller Hoffnungsstrahl fiel in mein gequältes Herz, während ich jenes liebliche, freundliche Familienbild dort drüben betrachtete.

„Ist es denn möglich? . . . Muß das nicht Alles Lüge und Trug sein?" rief eine Stimme. Aber eine andere antwortete schnell: „Ist es möglich, Stadtrichter, daß ein Mensch so schwere Beschuldigungen gegen seine Nebenmenschen schleudern könnte, wenn er nicht seiner Sache völlig gewiß wäre!?"

Was erlebt man nicht Alles heutzutage, und namentlich in unserem Amte — als Richter?! . . . Unter welcher Maske schreitet nicht das Verbrechen einher! . . . Und abermals sank die Wolke tief herab und machte mich zum unglücklichsten aller Sterblichen.

Ich ging zurück zu der kleinen Hütte und ließ mein Haupt dort schwer auf die gekreuzten Arme niedersinken.

Das Knirschen von Wagenrädern auf dem Sande des Weges ließ mich aufschauen. Ich sprang auf meine Füße. — Gott sei Dank! — es war Gunstetten.

In der alten blauen Kutsche kam er vor's Haus gefahren, neben sich hatte er einen großen hölzernen Kasten, welchen er mit dem linken Arme umfaßt hielt . . . einen Cellokasten. — Nun mit einem Male wurde mir es klar, weßhalb Karl nach der Stadt gefahren war — er spielte die Baßgeige und hatte sich ein solches Instrument dort beschafft, um mit Fräulein von Glinka zu musiziren.

Der Kasten wurde herabgehoben und in's Haus getragen — mit einem Pack Noten in der Hand ging der Assessor hinterdrein.

„Nun, Langschläfer, da bist Du ja!" rief er mir lachend entgegen und reckte behaglich seine langen Gliedmaßen.

„War mittlerweile in unserem gemeinsamen Inter-

esse ein bischen in D . . ., habe dort diese Guarneri aufgetrieben und einige süßtönende Weisen. — Morgen, alter Junge!"

„Aber, mein Gott, — wie siehst Du denn aus?" fuhr er gleich darauf fort und betrachtete mich mit einiger Verwunderung. „Holla, — was ist denn hier vorgefallen?"

Ich nahm ihn, ohne ein Wort zu sprechen, bei der Hand und führte ihn die Treppe hinauf. Ich wartete, bis der Hausknecht den Cellokasten oben hingestellt hatte und die Thür sich hinter ihm schloß. Dann erst zog ich Karl auf einen Stuhl und sprach:

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen."

Mir war dabei zu Muthe, als schnürte mir Jemand die Kehle zu, jetzt, wo ich mich aussprechen wollte.

Durfte ich Karl denn sagen, — wie tief mich und warum diese schreckliche Kunde mich so sehr interessirte, würde er meine schnell erwachte Neigung zu der schönen Fremden nicht auf dem Grunde meiner Mittheilung entdecken, würde er dieselbe nicht, seiner Gewohnheit gemäß, mit seinen Witzen herabziehen oder durch sein Lächeln glossiren? — Dieß wäre mir unerträglich gewesen.

Doch hier war keine Zeit, an sich selbst zu denken . . .

„Zum Henker, Eugen, — wie siehst Du denn aus?" frug mich Karl, gerade als ich einen Anlauf nahm, um zur Sache zu kommen.

Er erhob sich, faßte mich bei beiden Schultern und sah mir besorgt und ernst in die Augen.

Ich kann versichern — die Thränen stürzten mir nur so heraus, als er dieses that.

„Hast Du schlimme Nachrichten von Therese?" frug er weich.

Ich habe nämlich eine Schwester dieses Namens, die sehr kränklich ist und uns häufig Anlaß zu großer Besorgniß gibt.

Ich schüttelte mit dem Kopfe und wandte diesen, beschämt über meinen Weichmuth, dann zur Seite.

„Hör' zu," sprach ich mit stockender Stimme, aber entschlossen, ihm Alles zu sagen, „heute früh, während Du fort warst, war der Doktor bei mir."

„Nun?"

„O, Karl, — was habe ich hören müssen! . . . Wie schmerzlich habe ich auf Deine Rückkehr gewartet! . . . Er hat es mir zwar verboten, mit Dir davon zu sprechen, hier gelten aber keine Nebenrücksichten, — nein!"

Ich erfaßte seine Hände und gestand ihm Alles . . . Wie ein angestauter Strom, so flossen die Worte aus meinem Munde.

Keine Spur von Sarkasmus war auf seinen Zügen zu lesen, während ich sprach, nur tiefer Ernst und eine konzentrirte Aufmerksamkeit, seine Lippe kräuselte sich nicht zu dem gewöhnlichen spöttischen Lächeln und in den Winkeln seiner graubraunen Augen zuckte es nicht.

Ohne eine Frage zu thun, hörte er mich bis zu Ende.

Er loderte einige Male auf, zornig, wie Wetterleuchten, die Stirn zog sich kraus und seine Nasenflügel bewegten sich, — das war Alles.

Ich sagte ihm, was der Doktor zu mir gesprochen hatte, welches meine eigene Ansicht über diese furchtbare Entdeckung und die fremden Damen war und was ich ihm geantwortet hatte. Ich blickte dann erwartungsvoll zu Karl auf.

Er erwiederte nicht sogleich etwas; — er schien in tiefes, peinliches Nachdenken versunken zu sein. — Mit Furcht und Zagen hing ich an seinen Lippen, beobachtete ich den Ausdruck seiner Augen.

Zu meiner höchsten Verwunderung sah ich den Assessor sich plötzlich hin und her wenden, sah es zucken in seinem Gesicht und sah ihn schließlich in ein lautes, sehr unpassendes Gelächter ausbrechen.

Ich stieß ihn zurück — ich war empört. — Ich erhob mich gekränkt; denn dieses Lachen schnitt mir durch die Seele.

Und dennoch lag nicht Uebermuth in demselben wie sonst — es hatte vielmehr einen starken Beigeschmack von Zorn und Empörung, der mich mit demselben hätte versöhnen können. Ich entdeckte das nur nicht sogleich, denn ich war zu überrascht und entrüstet.

„Verzeih'!" rief Karl und begann mit langen Schritten und heftigen Gestikulationen in der Stube auf und ab zu gehen. „Nimm es mir nicht übel, Stadtrichter, — aber in der That, das übersteigt denn doch das Maß des Gewöhnlichen! — — Also daher vorhin auch jene etwas delphisch-dunkel gehaltenen Andeutungen des Doktor Kurs — hm! . . . Verzeihe, wenn ich lache, das Ding hat nämlich in der That seine hochkomische Seite."

„Ich kann Dich versichern, Karl!" rief ich empört und stellte mich, entschlossen, dieß nicht länger zu dulden, ihm gerade in den Weg.

„Daß ein vernünftiger Mensch wie Du," rief er mir in die Ohren und schüttelte mich gewaltsam an den Schultern, „ein Jurist noch dazu und ein ganz tüchtiger obendrein — Berliner — Großstädter — edler Mensch und alles Mögliche, Dich von diesem kleinen Verd . . . . Verleumder und Unheilstifter so hast in's Bockshorn jagen lassen, das überschreitet denn doch alles erlaubte Maß."

„Wie?!" rief ich zurückprallend und riß mich von ihm los.

„Ja, — darüber lache ich und darüber muß ich mich sehr wundern," fuhr er, in einen strafenden Ton fallend, fort. „Ich muß Dich einmal fragen, was ist es denn, was Dich so blind macht und so unverständig, Stadtrichter, daß Dir alle Ueberlegung und alles Urtheil so völlig abhanden kam?"

Ich glaube, ich wurde sehr roth und betroffen, — ach! um offen zu sein, mehr noch vor freudiger innerer Erregung, als vor Scham oder Unmuth. Es ist unbeschreiblich, wie mein ganzes Innere hin und her geworfen wurde, wie es den wechselndsten Erregungen zur Beute ward. — Was mochte ich Lieberes jetzt hören, als daß ich ein Leichtgläubiger — daß Sophie unschuldig war, daß Alles Lüge und Trug?!

„Siehst Du, Du schämst Dich — das ist recht! . . . Welch' ein fluchwürdiges Mißtrauen Deinerseits, und welch' eine kleine, niederträchtige Bestie dieser Doktor ist — welch' eine giftgeschwollene Kröte!" fügte er plötzlich auffahrend hinzu mit finster grollender Stimme und streckte die Faust geballt zur niederen Decke empor. „Aus den kleinlichsten, selbstsüchtigsten Motiven, aus gemeiner Rach- und Ränkesucht macht dieser Wicht jene Frauen zu Verbrecherinnen. Und Du, Stadtrichter — Du läßt Dich von dem Kerl düpiren, Du kannst glauben, daß die Gräfin die Complice eines gemeinen Verbrechers — eines Falschmünzers und Mörders ist, und die sanfte Sophie Glinka, dieses reine, himmlische Wesen, dem nur die Flügel fehlen, um als ein Engel zum blauen Himmel hinaufzufliegen, die Schwester eines russischen Juden und der Lockvogel für seine geschlachteten Complicen? Stadtrichter — Stadtrichter — wie willst Du das dereinst verantworten!"

Karl stand vor mir mit flammender Stirn und blitzenden Augen, ganz geröthet und erregt vor Zorn und Entrüstung. — Ich hätte in den Boden sinken mögen vor Scham.

„O! . . . wie kannst Du nur annehmen, Karl . . . wie kannst Du nur denken!" stammelte ich in höchster Bestürzung. „Das ist es ja gerade. Ich stritt ja — ich empfinde ja ganz so wie Du . . . Die anderen Indizien, die sind ja auch alle nicht überführend . . . Zufall . . . aufklärungsfähig . . . Böswilligkeit . . . Aber, Karl . . . die Geschichte mit dem Bericht aus Paris, mit dem Signalement, — das stimmt auf's Haar, schwur der Doktor."

Ich sah ihn groß und erwartungsvoll an. Darin nämlich lag für mich der Brennpunkt, der Kardinalpunkt der ganzen Anklage, — das Unabweisliche.

„Und Du nahmst den Kerl nicht einfach beim Kragen und warfst ihn zur Thüre hinaus, als er Dir diese infamen Verleumdungen auftischte!" erwiederte der Assessor und sah mich strafend und zornig aus seinen großen Augen an. „Was machte Dich so blind, Mensch, daß Dein ganzes Urtheil Dir verloren ging? . . . Heraus damit, ich will es wissen. — Wie ist es möglich, daß Du das Fadenscheinige dieser ganzen Kette von Beschuldigungen nicht durchschautest und es ihm nicht in die Zähne warfst?"

„Aber, Karl, — ich fühle ja ganz genau so wie Du — — ich meinte nur wegen dieses einen direkten, schwer wiegenden Indiziums, — Karl, ich war ja so unglücklich — so namenlos elend!"

Er schüttelte den Kopf und sah mich an. Seine Augen kamen mir immer näher und näher, — mir drehte sich Alles im Kopfe herum — mir war zu Muthe, als wäre ich behext.

„Stadtrichter — Stadtrichter! — ich durchschaue jetzt Alles," sprach er ernst, aber trotzdem klang ein wenig von seinem alten, gutmüthig-sarkastischen Wesen schon wieder hindurch. „Stadtrichter, Du warst ein großer Esel, — nimm es mir nicht übel, — ein sehr großer Esel, und Du sollst Deiner Strafe dafür nicht entgehen."

„O, — jede Strafe, welche Du willst, Karl!" rief ich, ihm um den Hals fallend, „wenn Du mir die eine Gewißheit gibst, — wenn ich mein Vertrauen auf die ganze Menschheit nicht einzubüßen brauche . . . wenn das Alles verlogen und erfunden ist!"

Er drückte mich fest an seine Brust, — er hatte mich sehr lieb im Grunde seines Herzens und kannte mich genau, — dann stieß er mich sanft wieder zurück.

„Was für Sorgen machst Du mir!" sprach er, ganz wieder der Alte, und mit seinem gutmüthig-spöttischen Lächeln; „kann ich Dich denn nicht fünf Minuten allein lassen, ohne daß Du dummes Zeug anfängst?"

„Karl!"

„Es ist gut — aber, ich muß auf Besserung dieser Verhältnisse denken. — Dir fehlt ein Mentor, — wahrhaftig, Stadtrichter, Du mußt unter die Haube."

„Ich bitte Dich, Karl, — benütze diese Schwäche nicht ungroßmüthig."

„Dir fehlt ein Mentor — eine Frau. — Ich werde suchen, Dir etwas Passendes zu verschaffen, und damit basta!

„Was den Fall selbst anbetrifft, so wollen wir denselben hernach juridisch in aller Ruhe beleuchten, und in Betreff des Denunzianten —"

„Ja!" rief ich auffahrend, und alle Wuth, deren ich fähig bin, trat jählings an mein Herz heran. „Wenn er gelogen hat, der Schurke, — dann gnade ihm Gott! . . . Karl, was thun wir mit dem Kerl?"

Der Assessor wurde plötzlich wieder ernster. — Erst nach einer ganzen Weile antwortete er:

„Am besten, wir fangen ihn in seinen eigenen Schlingen. — Mit einem Beine sitzt die Ratte schon darin," fügte er ingrimmig hinzu. „Wenn Du mir noch einmal hier in meine Hand versprichst, in dieser ganzen Angelegenheit nichts ohne mich zu thun, — dann liefere ich ihn Dir aus, gebunden und geknebelt . . . dann fahren wir hier überhaupt einmal mit einem Nordknall dazwischen, wie Maryat's alter Schiffskapitän sagt, und schaffen etwas reine Luft um diese prächtigen Jod-Schwefelnatron-Thermen."

„Es sei, — ich schwöre es Dir!" rief ich warm.

„Also topp, Du gelobst völligen Gehorsam?"

„Ja, Karl!"

„Ich danke Dir, — und nehme Dich gleich beim Wort: Du läßt den Doktor ruhig in dem Glauben, Du seist sein stiller Mitwisser, Du nimmst auch seine ferneren Mittheilungen ruhig und mit Würde entgegen."

„Ich will es thun."

„Du läßt Dir von Niemanden etwas anmerken und vor Allem gehst Du nachher gleich einmal hinüber zu dem Künstler des Dorfes, zu dem wandernden Photographen, und bestellst Dir eines jener blaubraunen Konterfeis von Deiner eigenen Person."

„Aber, Karl!" rief ich, ganz erschrocken über diesen plötzlichen Umschwung.

„Ich befehle es!" rief er mit einer großartigen Armbeugung. „Und nun verlasse ich Dich, um die Baßgeige zu streichen. — Auf Wiedersehen und gute Besserung!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal der Königin Luise in Berlin.

(Bild S. 460.)

Am 10. März ist in Berlin das Standbild der Königin Luise von Preußen, der Mutter des deutschen Kaisers, in Gegenwart der kaiserlichen Familie beim schönsten Frühlingswetter enthüllt worden. Bekanntlich bildet dieses Standbild die Ergänzung zu der herrlichen Statue von Friedrich Wilhelm III., dem Gemahl der Königin und dem Vater des Kaisers, vom Bildhauer Encke geschaffen.

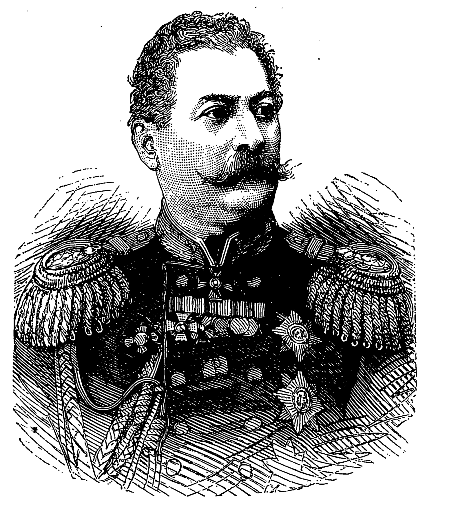
Man sagt, daß der Kaiser anfangs gezaudert habe, der Absicht, die Gestalt seiner hohen Mutter öffentlich aufzustellen, seine Zustimmung zu geben. Erst nachdem von den Antragstellern auf die verwaiste Stellung des vor etwa 25 Jahren gemeißelten Standbildes Friedrich Wilhelm III. hingewiesen worden sei, habe sich der pietätvolle Sinn Seiner Majestät dem allgemeinen Wunsche gebeugt. Das Denkmal wird ein dauerndes Zeugniß der Anhänglichkeit sein, mit der die Berliner Bürgerschaft sich an unser Herrscherhaus gekettet fühlt. Aus ihrem Schooße ist der Gedanke eines solchen Erinnerungszeichens hervorgegangen gleich nach dem französischen Kriege. Die Bürgerschaft wetteiferte mit den städtischen Behörden für die Beschaffung der Mittel. Bei der Konkurrenz fiel dem Modell des hiesigen Bildhauers Erdmann Encke der Preis zu, und am 22. März 1877 konnte dem Kaiser zum 80. Geburtstage die Modellstatue in der Schloßkirche vorgestellt werden.

Auf cylindrischem Postament erhebt sich die Statue. Ein breiter, in Hochrelief gearbeiteter Fries umzieht den mittleren Theil des Postaments und stellt das Familienleben in Freude und Ernst in anmuthigen Gruppen dar. Die Königin ist nicht als die Herrscherin, sondern als die Mutter ihres Volkes aufgefaßt, wohin eben auch der Fries deutet. Ihre echte Anmuth, ihr edles Wohlwollen, ihr hoher Adel spricht aus der ganzen Gestalt, die in ungesuchter Haltung sich sanft herabneigt. Die Rechte leicht auf die Brust gelegt, die Linke die hochgeschürzte Robe haltend und so dem schönen Faltenwurf reichlich Raum gebend, schaut die edle Gestalt zu uns hernieder; der Künstler hat sie uns wiedergegeben, wie ihr Bild in uns gelebt. Besseres können wir wohl nicht von seinem Werke rühmen. Encke ist 1843 zu Berlin geboren und im Atelier des Bildhauers Albert Wolff gebildet: ihm verdankt Kiel seinen Carstens, Berlin seinen Jahn, und diese und andere Werke poesievollsten Schaffens haben ihn bereits den besten Künstlern unserer Tage angereiht.

Bei der Enthüllung war auch die einzige noch lebende Schwester des Kaisers, die verwittwete Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, zugegen.

Graf Loris-Melikow.

Graf Loris-Melikow, dessen Bild wir hier geben, ist neben dem Kaiser Alexander heute die mächtigste Person in Rußland, ihm ist unbeschränkte Gewalt sozusagen über Leben und Tod, Wohl und Wehe der russischen Unterthanen gegeben, um die unheimliche Herrschaft der Nihilisten zu vernichten. Er wird vom Hof und vom Volk als Retter in dieser allgemeinen Noth betrachtet. Graf Loris-Melikow ist der Sohn eines armenischen Kaufmannes adeliger Geburt. Er wurde am 1. Januar 1826 zu Tiflis geboren, in der Gardejunkerschule zu Petersburg erzogen, trat 1843 als Kornet in das Gardehusarenregiment von Grodno, wurde 1847 Adjutant des Generals Woronzow im Kaukasus und nahm an den dortigen Kämpfen ruhmvollen Antheil. Im Jahr 1851 wurde er Major, befehligte 1854 als Oberst bei der Belagerung von Kars eine aus verschiedenen Stämmen gebildete Legion, wurde nach Eroberung dieser Festung Gouverneur derselben und Generalmajor, 1863 Generallieutenant, 1865 Generaladjutant, 1875 General der Kavallerie und dem Generalkommandanten der Armee des Kaukasus, Großfürsten Michael, attachirt. Im Jahre 1876 zum Kommandanten des in Armenien aufgestellten russischen Korps ernannt, überschritt er am 24. April 1877 bei Alexandropol die türkische Grenze, schloß die Festung Kars ein und drang im raschen Siegeslauf bis in die Nähe von Erzerum vor, erlitt aber bei seinem Sturm auf die Stellung Mukhtar Paschas bei Sewin am 25. Juni eine empfindliche Niederlage und mußte die Belagerung von Kars aufgeben. Ein Angriff auf die weit vorgedrungenen Türken am 18. August mißlang ihm ebenfalls, und am 25. August entriß ihm Mukhtar Pascha auch die Position von Baschkadiklar; am 15. Oktober errang aber Loris-Melikow den für den Krieg in Asien entscheidenden Sieg am Aladja-Dag, eroberte am 18. November Kars und siegte am 4. Dezember bei Dewebojun vor Erzerum. Er wurde nach dem Friedensschluß in



General Loris-Melikow.

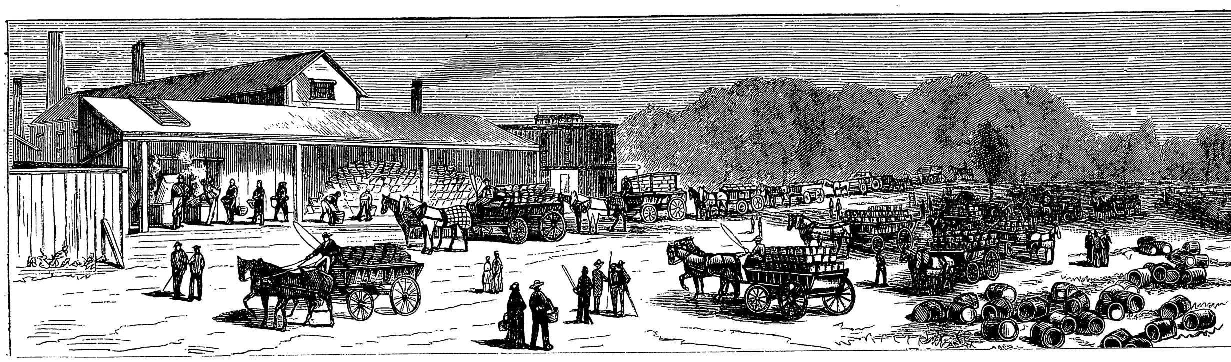
den Grafenstand erhoben. Seine Thätigkeit im Pestgebiete an der Wolga, sowie als Generalgouverneur in Charkow ist noch in frischer Erinnerung. Die jetzige Stellung des Grafen ist eine höchst schwierige und sehr gefährliche; sie erfordert Klugheit, Vorsicht, Thatkraft und weises Maßhalten, um das allgemeine Unglück nicht noch zu vermehren, die große Zahl der vielleicht unschuldig Eingekerkerten zu erhöhen und das Land dadurch noch mehr zu beunruhigen; sie erfordert aber auch den größten persönlichen Muth, denn das Leben eines solchen Gewaltigen ist augenblicklich in Rußland mehr gefährdet, als vielleicht das des Kaisers selbst, gegen welchen in letzter Zeit hauptsächlich die wahnsinnige Wuth der Nihilisten sich gewendet.

In den ersten Tagen seiner Thätigkeit war der neue Machthaber schon den Mordanschlägen der Verschwörer ausgesetzt.

Loris-Melikow stieg an seinem Palais am großen Morskoi aus seinem Wagen, als ein junger Mann sich ihm entgegenwarf und aus nächster Nähe einen Schuß aus einem Revolver abfeuerte. Die Kugel durchlöcherte den Mantel des Generals, der sich gegen den Verbrecher wendete. Dieser wich aus und erhob die Pistole zum zweiten Male, da warf sich ein Knabe ihm zwischen die Füße, der Attentäter stürzte und wurde jetzt von den herbeieilenden Dworniks festgenommen. Der Gefangene erwies sich als ein junger Mann von 25 Jahren, Mladetzky mit Namen, der von Moskau nach Petersburg gereist war, um den neuen Machthaber, dessen Strenge die Nihilisten fürchten, zu ermorden. Auf die Frage, weßhalb er denn den General tödten wollte, antwortete er: „Aus Prinzip," und erklärte, daß wenn er auch gefehlt und wenn auch noch drei, vier Attentate auf den General mißglückten, stets wieder neue „Kämpfer" da sein würden, das Land von dem mißliebigen Manne zu befreien. Schon zwei Tage nach dem Attentate wurde der Verschwörer von dem Scharfrichter Frolow, eines zum Amte des Henkers begnadigten Mörders, hingerichtet.

Eine Konservenfabrik in Moorestown.

Originalzeichnungen.



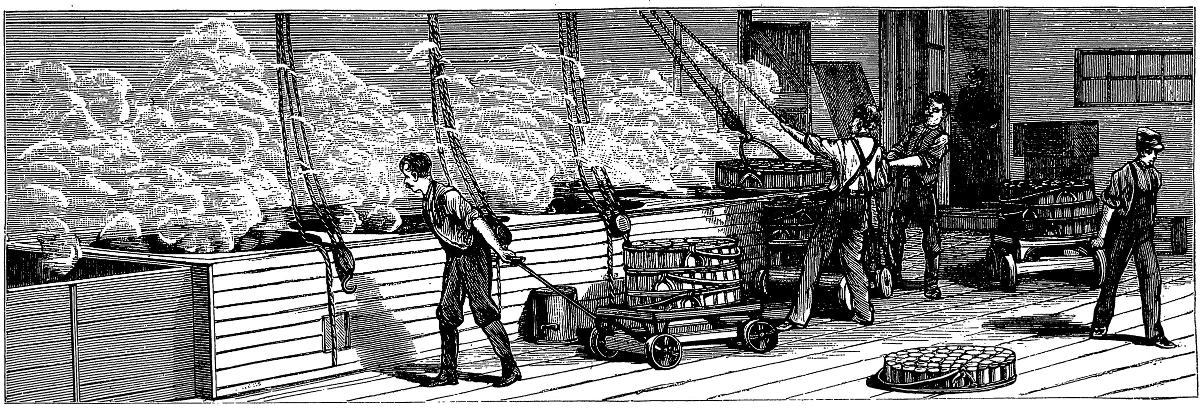
Das Einmachen von Gemüsen ist ein noch junger Geschäftszweig. England begann für Konserven zum Zweck langer Haltbarkeit zarte Früchte aller Art im Dampf zu kochen und luftdicht verschlossen herzustellen, so daß sie fast den Werth frischer hatten; Frankreich folgte und dehnte diese Industrie auf die feinsten Früchte und zartesten Gemüse aus, so daß die Hotels in Paris im Winter grüne Erbsen, Spargeln, kleine grüne Bohnen, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Aprikosen &c., beinahe wie eben vom Baume gekommen, hatten, und dann bemächtigte sich Amerika dieser Fabrikation und gab ihr einen riesigen Aufschwung.

Wir führen unsere Leser heute in eine der größten Fabriken dieser Art, in die Konservenfabrik von H. K. und F. B. Thurber & Co. in Moorestown, New-Jersey, deren Geschäfte sich beinahe über den ganzen Erdkreis erstrecken. In dieser Fabrik werden Gemüse, wie die oben erwähnten, haltbar gemacht und, in Blechbüchsen verpackt, dann in die Welt hinaus gesendet. Man kann sich eine Vorstellung von der Großartigkeit des Betriebes machen, wenn man liest, daß die Fabrik 400 Acres Goldäpfel für ihren Gebrauch kultivirt und davon jährlich 175,000 Scheffel einkocht. Ein besonderer Geschäftszweig dieses Etablissements ist die Geflügelkonserve; pro Jahr kommen etwa 600,000 Pfund in Blechbüchsen eingekochtes Hühnerfleisch zur Versendung. Das Einmachen (Konserviren) besteht in vorsichtigem Kochen der Früchte &c. im Dampf. Nachdem die Früchte gewaschen, gesäubert, die Tomaten &c. geschält, werden sie in die betreffenden Blechbüchsen gethan, diese in eigenartig konstruirte, flache Gefäße gestellt, im Dampf bis zu einem gewissen Grade erhitzt, meist nur so weit, daß die atmosphärische Luft (so bei Gemüsen) ausgetrieben wird, und dann die Büchsen schnell luftdicht verlöthet. Die Fabrik beschäftigt bis fünfhundert Angestellte — sie hat in New-York ihre Hauptniederlage.

Wir wollen jetzt unsere Leser im Bilde durch die Fabrik führen. Bild Nr. 1 zeigt die Zufuhr der Materialien, Früchte, Blechgefäße, Kisten und dergleichen mehr, Nr. 2 den Vorbereitungssaal, Nr. 3 den Kochraum, Nr. 4 u. 5 die Zimmer zum Versiegeln und Etikettiren der Büchsen, Nr. 6 Wagenraum und Nr. 7 Versandthalle.

Die Fabrik besitzt große Farmen, auf denen sie sowohl das Geflügel wie auch einen bedeutenden Theil der Früchte, die sie

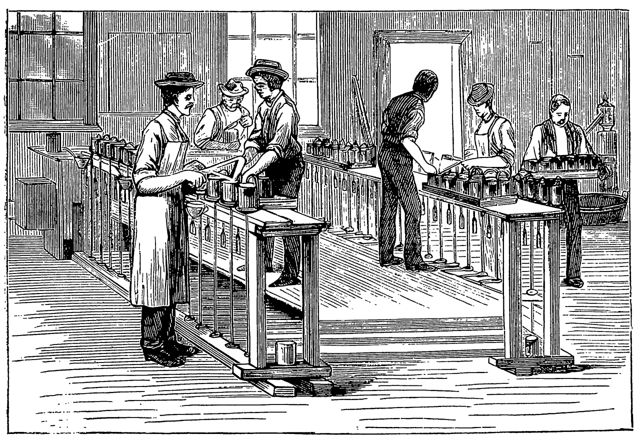




einkocht, zieht; die sauberen Büchsen der weltbekannten Firma aber wandern sowohl in luxuriöse, menschenwimmelnde Städte wie in die Einöden der Goldgräberdistrikte, ja bis in das Innere Afrikas, nach Indien, nach Australien und in die Küchen der amerikanischen Schiffe, auch nach der alten Welt, so daß in den Hafenstädten nicht selten amerikanische grüne Erbsen im Januar gegessen werden können.

*

Es dürfte unsere Leser sicher interessiren, wenn wir im Anschluß an diese Zeilen in kürzeren Zügen über die Fortschritte berichten, welche die Konservirung leicht sich zersetzender wichtiger Nahrungsmittel in neuester Zeit gemacht. Bis jetzt beherrschen die Konservenfabriken, wie unser Bild diese wiedergibt, noch den Markt, es wird jedoch wohl nicht sehr lange mehr anstehen und dieser Fabrikationszweig dürfte sein Verfahren vollständig ändern. Vor Allem richtet sich die Aufmerksamkeit der Chemiker auf die Konservirung großer Massen von Fleisch, für welches die Methode der Konservenfabriken zu theuer und unpraktisch ist. In den transatlantischen Ländern herrscht Ueberfluß an Fleisch, es ist dort unglaublich billig, ja beinahe werthlos, und nun bestrebt man sich, den dortigen Ueberfluß zu uns überzuführen. In neuester Zeit machten sich die Eisschiffe — Schiffe mit durch Eis gekühlten Räumen — in denen das Fleisch aufgehängt wird, bemerkbar. Aus Australien brachten diese Fleisch nach London, das dort billig verkauft werden konnte. Diese Art des Transportes ist aber immer noch zu kostspielig, und aus dem Kühlraum genommen, verdirbt das Fleisch schnell; man ist deßhalb gezwungen, große Mengen in Eile zu verkaufen, wobei die Unternehmer Schaden leiden. Seit einiger Zeit lenkt die chemische Fabrik von Hugo Jannasch sen. in Bernburg die Aufmerksamkeit der Volkswirthe auf sich. Dort stellt man ein Konservesalz dar, von dem eine geringe Menge genügt, ein bedeutendes Quantum Fleisch, Gemüse,

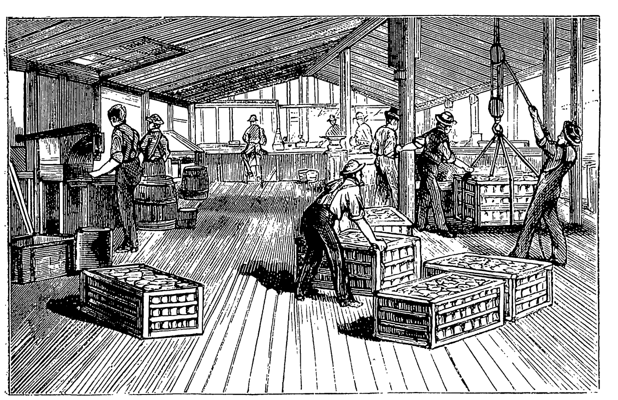


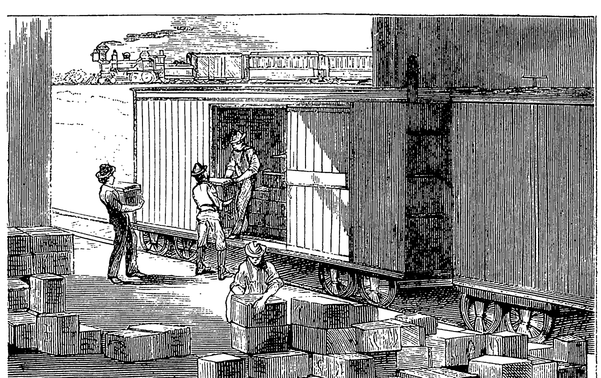


Früchte 2c. auf eine höchst einfache Weise lange Zeit frisch zu erhalten.

Man bestreicht nämlich das frische Fleisch mit einer Lösung dieses Salzes in Wasser; für lange Aufbewahrung wird das Fleisch bestreut und dann in Gefäßen behalten, wo man es in der sich bildenden Lake ab und zu umwendet. So präparirtes Fleisch bleibt monatelang frisch und zeigt später beim Kochen fast keinen Unterschied im Aussehen und Geschmack von dem Fleisch eben geschlachteter Thiere. Mit diesem Salz können sogar Milch, Austern, Eiweiß, Seefische, Früchte, Marmeladen, Fruchtsäfte, was wichtig ist der Ersparniß des Zuckers wegen, Bohnen, Kohl, Rüben, Spargeln, Gurken 2c. beliebig lange frisch erhalten werden. Dieß Konservesalz hält auch die Pilzbildung von den Gartenbeeten ab, wodurch es für die Gärtnerei Bedeutung bekommt.

Diese Thatsachen sind von der weittragendsten Bedeutung, und es werden wohl die Armeeverwaltungen die ersten sein, welche die Erfindung im Großen, ganz besonders für die Verpflegung im Felde, zur Anwendung bringen; Hunderttausende von Centnern Fleisches, in Amerika und Australien spottbillig, ebenso viele Früchte der Tropenländer, die dort unbenützt zu Grunde gehen, werden bald — konservirt — ihren Weg zu uns nehmen und für Industrie und Handel neue Thätigkeiten eröffnen. — Nachdem eine Probfleischsendung aus New-York ohne andere Vorsichtsmaßregeln, als die Behandlung mit Konservesalz, nach mehr als zwei Monaten Transport- und Aufbewahrungszeit sich vollkommen frisch und als Fleischbrühe, gekocht und gebraten wohlschmeckend erwies, steht Ende März die Ankunft einiger weiterer so präparirter Fleischsendungen aus Chicago und Australien zu erwarten, und man darf auf das Resultat mit Recht gespannt sein, weil es die Verhältnisse des europäischen Nahrungsmittelmarktes von Grund aus umgestalten könnte, sicher zum allgemeinen Vortheil der bevölkerten alten Welt.





Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Die Auseinandersetzung.

Am selben Abend noch stand Hugo Oliphant hinter einem Gesträuch verborgen in dem großen Treibhause und wartete in namenloser Angst. Er hoffte wider alle Vernunft, daß Bertie nicht kommen werde.

Es war eine stille, mondhelle Nacht; an die große Föhre gelehnt, konnte er die regungslose, hohe Gestalt eines Mannes erkennen.

Es war Mitternacht vorüber, als Bertie mit leichten Schritten in das Treibhaus eilte. Hugo sah sie deutlich, — er erkannte ihre großen Augen, die außergewöhnlich bleichen Wangen, das dunkle Tuch, das sie häufig um den Kopf zu schlingen pflegte.

Ihr Geliebter schien einen Augenblick zu zögern, dann trat er rasch hervor, er bot ihr beide Hände und Hugo hörte, wie er leise ihren Namen rief.

Schluchzend stürzte das junge Mädchen in seine ausgebreiteten Arme.

Hugo stand nahe — er sah Alles — sah es mit einem Gemisch von Schmerz, Zorn und gekränkter Liebe, doch sein Sibyllen gegebenes Versprechen hinderte ihn daran, sich auch nur durch eine Bewegung zu verrathen. —

Die Zusammenkunft war eine kurze. Der Fremde sprach leise, angelegentlich und, wie es den Anschein hatte, bittend zu dem Mädchen; Bertie entgegnete wenig, sie schien sehr ängstlich zu sein, und nach wenigen Minuten schon eilte sie in die inneren Räume zurück, während der Fremde ein Fenster des Wintergartens öffnete und rasch hinaussprang. Hugo Oliphant aber brach, einem Weibe gleich, in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus, denn er konnte nicht länger zweifeln, daß Bertie, das Mädchen, welches er für die verkörperte Wahrheitsliebe gehalten hatte, falsch war bis auf den Grund ihrer Seele.

„Wollen Sie Fräulein Greydon fragen, ob sie eine halbe Stunde Zeit finden könne für mich?“ fragte Major Oliphant am nächsten Morgen Justine, als er ihr in der Vorhalle begegnete. — „Fräulein Bertie, mein Herr, ist diesen Morgen leidend.“ — „Fragen Sie, ob sie mich nicht dennoch sprechen könne!“ entgegnete Hugo mit Ruhe; an dem Ausdrucke seiner Züge erkannte Justine, daß er nicht in der Stimmung sei, sich abweisen zu lassen, und eilte von dannen, sich innerlich die Frage stellend, ob Herr Oliphant und Fräulein Bertie am Ende gar sich gestritten hätten.

Nach Verlauf weniger Minuten kehrte sie zurück und Hugo Oliphant, welcher noch immer in der Vorhalle stand, schritt rasch auf sie zu, um die Antwort zu vernehmen.

„Das Fräulein wird in einer halben Stunde bereit sein; sie bedauert, den Herrn Major warten lassen zu müssen, doch durch ihr Unwohlsein verspätet, hat sie ihre Toilette noch nicht beendet!“ — „Das Fräulein ist doch nicht ernstlich krank?“ — „Nein, sie war diesen Morgen leidend, befindet sich aber jetzt schon besser. Wo kann ich den gnädigen Herrn finden, wenn das Fräulein bereit ist?“ — „Hier!“ entgegnete Hugo, sich auf einem Stuhle niederlassend, und Justine entfernte sich mit einer kleinen Verbeugung.

Die halbe Stunde erschien Hugo Oliphant endlos lang; er starrte auf eine Zeitung in seiner Hand, ohne auch nur eine Sylbe entziffern zu können. Er war unglücklich, wie noch nie im Leben. — Bertie's Verrath, ihre Falschheit hatten ihn in's tiefste Herz getroffen, und erst durch das Uebermaß seines Schmerzes erkannte er, wie sehr er sie geliebt habe. — Die momentane Verblendung, in welche Sibylle ihn versetzt, das Wiedererwachen einer alten Leidenschaft, war vollständig vergessen in diesem neuen, großen Kummer. Sibylle selbst hatte jede Spur eines Einflusses auf ihn verloren — und wenn er überhaupt irgend eine Art von Gefühl für sie empfand, so war es dasjenige einer schwachen Dankbarkeit für das Mitgefühl, welches sie ihm so zart bekundet hatte.

Der Schmerz, welchen Hugo Oliphant gefühlt in den wenigen Minuten, in welchen er Bertie Greydon, seine erklärte Braut, beobachtet hatte, in welchen er sie gesehen, sich der Umarmung eines anderen Mannes hingebend, seine glühenden Küsse empfangend, der Schmerz, welchen er in dieser Stunde empfunden, er würde ausgereicht haben für ein ganzes Menschenalter. Als die Beiden verschwunden und Hugo in Thränen ausgebrochen war, glaubte er, sein Kopf müsse zerspringen; es hatte fast übermenschlicher Anstrengung bedurft, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen — und die furchtbare Selbstüberwindung, sowie die schlaflos zugebrachte Nacht hatten ihn vollständig erschöpft, abgesehen davon, daß sein verwundeter Arm bei jedem Witterungswechsel, wie bei jeder Gemüthsbewegung ihm heftige Schmerzen verursachte.

Bertie, zitternd und bebend — bei dem Gedanken der Zusammenkunft mit ihm — hatte in ihrem liebenden kleinen Herzen den Entschluß gefaßt, ihn muthig aufzugeben, ihn mit Sibylle glücklich sein zu lassen.

So groß Hugo's Schmerz über Sibyllens Untreue einst in den alten Zeiten auch gewesen war — die Qual, welche er im gegenwärtigen Augenblick ausstand, war zehnfach ärger. Er hatte Bertie nicht nur geliebt, sondern er hatte sie auch geachtet, ihr vertraut — das Mädchen hatte unwissentlich wieder den Glauben in seiner Seele Wurzel fassen lassen, den Glauben an die Treue der Frauen, welchen der Verrath, den seine erste Liebe an ihm verübt, gänzlich zerstört hatte. Nun aber war Alles vorüber, Liebe — Achtung — Vertrauen; nichts als die bitterste Qual und ein wildes Verlangen, sich rächen zu können, lebten noch in seinem Herzen.

„Das Fräulein ist bereit, Sie zu empfangen,“ unterbrach Justinens Stimme seine düstere Träumerei, „Sie warten in dem kleinen Salon!“ — „Ich kenne den Weg, bemühen Sie sich nicht!“ sprach der Major, als die Dienerin sich anschickte, ihn zu geleiten, ehrfurchtsvoll knixend trat Justine zur Seite und Hugo eilte — bleich wie der Tod — den Korridor entlang, welcher zu dem Salon führte, in dem Bertie seiner harrte.

Er öffnete die Thüre und trat ein, sie leise hinter sich zuziehend, langsam schritt er bis in die Mitte des Zimmers und lehnte sich, unfähig weiter zu gehen, schwer gegen einen Armstuhl.

Das Gemach war hübsch, sonnig und elegant ausgestattet, das Licht drang durch drei hohe, mit Musselinvorhängen gezierte Fenster ein und beleuchtete freundlich die hellen, mit Kornblumenbouquets übersäten Tapeten. An einem der Fenster stand Bertie über einen Blumentisch gebeugt; sie hörte den Major eintreten, war aber im Augenblick nicht im Stande, das Haupt emporzuheben, sondern sog, anscheinend nichts bemerkend, den Duft der Heliotropen ein.

Nach Jahren noch konnte sie den Geruch jener Blumen nicht vertragen, in Erinnerung an die Szene, welche sie in dieser Stunde durchlebt; nach Jahren aber sah Hugo Oliphant das Gemach und die kleine Gestalt seiner Braut noch mit derselben Deutlichkeit vor seinem geistigen Auge wie heute.

Bertie war in ein schmiegsames, einfaches graues Morgengewand gekleidet; ein blaues Band umschloß die weiße Spitzenkrause am Halse; ihr Haar war am Hinterkopfe in einen einfachen Knoten geschlungen.

Als sie sich endlich Hugo zuwandte — konnte dieser keine Spur von Schmerz oder Leiden in ihren Zügen lesen. Ihre Augen leuchteten gleich Sternen, die Wangen waren leicht geröthet, und Major Oliphant war zu leidenschaftlich erregt, um zu bemerken, daß der Glanz ihrer Augen, das Roth ihrer Wangen nur von der lebhaften Gemüthsbewegung herrührten.

„Es thut mir leid, daß ich Dich warten lassen mußte,“ sprach sie sanft, ohne ihm jedoch näher zu treten, „doch ich habe nicht gut geschlafen und bin in Folge dessen spät aufgestanden!“ — „Justine sagte mir, daß Du leidend seiest,“ entgegnete er hart, „doch Dein Aussehen bestätigt diese Mittheilung durchaus nicht!“

Bertie blickte verwundert zu ihm empor. Sie hatte gedacht, er sei gekommen, um ihr von der Wandlung seiner Gefühle, von seiner Liebe zu Sibylle zu sprechen, doch auf Vorwürfe und Kälte war sie nicht vorbereitet. — Daß Hugo das Bewußtsein, ihr Schmerz bereiten zu müssen, lebhaft empfinden werde, glaubte sie zu wissen und in ihrer selbstlosen Liebe hatte sie deßhalb beschlossen, ihm die Aufgabe so sehr als möglich zu erleichtern; dieser Ton aber war ihr neu, und verwundert, ja sogar etwas hochmüthig blickte sie empor, — der stolze Ausdruck aber schmolz sofort vor dem traurigen Blick seiner blauen Augen.

„Du siehst gut aus — sehr gut!“ fuhr er fort. — „Ich bin wohl! Mein Kopf schmerzte heute Morgen etwas, doch es war nichts von Bedeutung und sehr unvernünftig von Justine, Dich mit solcher Kleinigkeit zu behelligen. Doch ich fürchte, Du bist selbst leidend!“ fügte sie sanft hinzu. „Hast Du eine schlechte Nacht gehabt, Hugo?“ — „Ich weiß es kaum!“ entgegnete er mit bitterem Auflachen; dann sich hinweg wendend, setzte er sich nieder, und die Arme auf der Lehne des Sophas kreuzend, vergrub er das Antlitz in dieselben.

Bertie trat schüchtern an ihn heran und blickte mit namenlosem Mitleid auf ihn. — Sie sah, wie sehr er litt, und gedachte kaum ihres eignen Schmerzes in dem Sehnen, ihm helfen zu können. Wie sollte sie ihm nur beistehen, wie ihm sagen, daß er frei sei, daß sie eine unfreiwillige Zeugin jenes Auftrittes am Ballabende gewesen sei? — Wie konnte sie es aussprechen, daß ihr einziges Glück darin bestehe, ihn glücklich zu sehen? Und während das Herz des Mädchens von treuer Liebe für ihn erfüllt war, nährte er nur zornige Gedanken, nur wilde Leidenschaft gegen sie in seinem Innern.

„Hugo,“ sprach sie sanft mit ihrer süßen, melodischen Stimme, „was hast Du — willst Du es mir nicht sagen, Liebster?“

Leise legte sie die Hand auf seine Schulter, doch die leichte Berührung rief seinen ganzen Zorn wach.

Mit einer raschen, leidenschaftlichen Bewegung schleuderte er die zarte Hand von sich und Bertie trat erbleichend zurück.

„Rühre mich nicht an,“ rief er heftig. „Wie kannst Du es wagen, dergleichen zu thun, als ob Du mich bemitleidest, während doch Du — und Du allein mein Leiden verursacht hast!“ — „Ich?“ fragte Bertie zitternd, denn seine maßlose Heftigkeit erschreckte sie. „Ich die Ursache Deines Leidens? — Hugo, Du weißt doch, daß ich viel, daß ich Alles darum geben würde, Dir Schmerz ersparen zu können!“ — „Still!“ rief er heftig aufspringend und mit großen Schritten das Gemach durchmessend. „Erspare Dir die Sünde, solche Lügen auszusprechen, und erspare mir die Mühe, sie anhören zu sollen. Deine Bemühungen sind vergeblich — ich kenne Dich jetzt — ich kenne Dich durch und durch. Ich kenne den Werth Deiner Betheuerungen, die Wahrheit Deiner Schwüre — ich kenne Dich — und doch — o Gott, wie habe ich Dich geliebt — wie habe ich Dir vertraut! — Wenn man mir gesagt haben würde, alle Welt sei falsch, Dir hätte ich doch vertraut, Bertie, Bertie,“ und seine Stimme brach bei Nennung des geliebten Namens. „Ich würde Jahre meines Lebens darum geben, Dir jetzt noch vertrauen zu können. — Ich hätte mein Leben zum Pfand gegeben für Deine Ehrenhaftigkeit, für Deine Wahrheitsliebe!“

Bertie wich bleich und zitternd immer weiter zurück — die weit aufgerissenen Augen waren fest auf Hugo gerichtet, die Hände krampfhaft verschlungen.

„Du schienst so wahr,“ fuhr er mit gebrochener Stimme fort, „alle jene langen Jahre in Indien hatte ich Dein Bildniß im Herzen getragen, hatte ich gehofft, daß ich Dich bei meiner Rückkehr noch eben so unverdorben und offenherzig finden würde, wie Du als Kind gewesen. Andere Frauen sind falsch und hinterlistig, aber sie bemühen sich auch gar nicht, uns an ihre Wahrheitsliebe glauben zu lassen. Ist es möglich, daß Du — ein Kind noch an Jahren — eine solche Meisterin bist in der Falschheit, daß Du mich vollständig täuschen konntest, daß Du meinen Augen furchtlos begegnen, daß Du Deine Hand in die meine, Deine Lippen auf die meinen legen konntest, wissend, daß Du mir das größte Unrecht zufügst — denn ich liebte Dich, Bertie!“

Der unaussprechliche Schmerz in seiner Stimme erschütterte das junge Mädchen in tiefster Seele und der Groll verletzten Stolzes, den seine Worte in ihrem Innern hervorgerufen hatten, schmolz, während sie mit thränenumflorten Augen zu ihm emporblickte.

„Was ist geschehen, Hugo? Ich verstehe Dich nicht, was habe ich denn gethan?“ fragte sie sanft. — „Was Du gethan hast!“ wiederholte er zornbebend. „Wagst Du es noch zu fragen? Du hast schlecht geschlafen heute Nacht, sagst Du! Mir erging es nicht besser und ich beobachtete den Mondenschein vom Treibhause aus! Was würdest Du sagen, Bertie, wenn ich Dir erzählte, daß ich um Mitternacht dort gewesen; würdest Du auch *dann* noch fragen, was Du gethan?“

Er blickte sie scharf an — fast schien es, als lechze er darnach, einen Widerspruch in ihren Augen zu lesen; vielleicht hatte er sich doch geirrt — vielleicht war es doch Bertie nicht gewesen!

Jedes Atom von Farbe wich aus dem Antlitz des jungen Mädchens — und eine Sekunde lang hatte es den Anschein, als sinke Bertie um.

Ein ächzender Laut entrang sich Hugo Oliphant's Lippen; es bedurfte keiner gesprochenen Erwiederung auf seine Frage, er las dieselbe in dem todtenbleichen Antlitz des Mädchens, welches er geliebt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

„Vertraue mir vollständig oder gar nicht!“

„Im Treibhause — heute Nacht?“ fragte Bertie mit erlöschender Stimme. „Was — wen hast Du dort gesehen, was hast Du gehört?“

Ihre Aufregung war ungeheuer, sie zitterte am ganzen Körper und war, unfähig sich länger auf den Füßen zu halten, auf einen niederen Stuhl gesunken, die Hände an das Herz drückend, als wolle sie dessen ungestümes Pochen hemmen.

„Ich hörte gar nichts!“ sprach Hugo, der eben so bleich geworden war, wie sie, „sah aber Alles — sei mithin so freundlich, nichts zu leugnen! — Es frommt nicht mehr!“ — „Ich habe nichts zu leugnen,“ entgegnete sie, sich mühsam fassend. „Was erwartest Du denn, daß ich sagen solle?“ — „Ich dachte, Du wollest vielleicht einen Versuch wagen, Dich zu rechtfertigen,“ rief er mit bitterem Spott. „Doch Du siehst wohl ein, wie nutzlos es wäre, zu leugnen, daß Du zu mitternächtlicher Stunde einen Geliebten getroffen hast bei der Fichte im Treibhause!“ — Sie blickte staunend empor. „Ich — einen Geliebten?“ wiederholte sie, als fasse sie den Sinn seiner Worte kaum. — „Deine Ueberraschung ist gut gespielt, doch sie ist zu übertrieben!“ — „Ich traf dort keinen Geliebten!“ rief Bertie auffahrend, indem sie sich erhob und ihm stolz aufgerichtet gegenüber stand, „wie kannst Du es wagen, mich so grausam zu beleidigen!“ — „Dich beleidigen!“ rief er mit demselben harten, bitteren Lachen, welches das Blut in Bertie's bleiche Wangen trieb. „Was ich mit eigenen Augen sah, bin ich doch wohl gezwungen, zu glauben!“ — „Ich traf keinen Geliebten!“ wiederholte sie leidenschaftlich, „wenn Du aufgehört hast, mich zu lieben —“ hub sie an und hielt plötzlich inne. — Major Oliphant rief in höchster Leidenschaft: „Wer war also der Mann, welcher Dich in seinen Armen hielt — wer war er — sprich!“ Tiefes Schweigen und Hugo wiederholte seine Frage. „Wer war er, frage ich! Erkläre mir Alles, um's Himmels willen. Sinnst Du nach, welche Fabel Du erfinden sollst, um mir Sand in die

Augen zu streuen? Glaubst Du, Du könntest mein Vertrauen jemals wieder gewinnen? Vergebene Mühe! Es wird Dir nicht gelingen; mein Glauben ist erschüttert auf immer! Nichts, was immer Du jetzt auch sagen mögest, wird im Stande sein, mich zu versöhnen!" — „Dann will ich gar nichts sagen — ich will mich nicht so weit erniedrigen, mich einer solchen Anschuldigung gegenüber auch nur zu vertheidigen. Es wäre unter meiner Würde! — Wie Du — Du, den ich für so gut und edel hielt, Dich so weit vergessen kannst, Dich selbst und mich so sehr in den Staub zu ziehen, das fasse ich nicht. Du hast recht, es ist besser, ich sage gar nichts, denn Du würdest mir doch keinen Glauben schenken — doch wozu diese Szene?" fragte sie in höchster Aufregung. — „Hast Du mir nichts zu sagen, was Deine Sünde verringern könnte? — Denn fürwahr es ist eine Sünde, das Dasein eines Mannes zu zerstören, sein Herz zu brechen wegen der flüchtigen Laune des Augenblickes. Wollte Gott, Du hättest Dir irgend ein anderes Opfer erwählt — doch da ich Derjenige bin, welcher zu leiden hat, so sprich und laß mich hören, was Du zu Deiner Rechtfertigung anzuführen vermagst!" — „Du sagtest mir, daß Du meinen Worten keinen Glauben schenken würdest!" antwortete sie leise, bemüht, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen.

Es entstand eine momentane Pause, während welcher Hugo sie scharf beobachtete.

„Nun," fragte er endlich, „wer war jener Mann?" — „Hugo," entgegnete sie, den Blick fest und voll zu ihm emporhebend, „wenn ich Dir nun sage, daß jener Mann, von dem Du sprichst, nicht mein Geliebter war, willst Du meiner Versicherung Glauben schenken? Ich habe niemals auch nur ein unwahres Wort zu Dir gesprochen — und Du kannst mir getrost glauben!" — „Deiner Versicherung Glauben schenken, nachdem ich doch mit eigenen Augen gesehen!" rief er mit bitterem Ausdrucke. — „Hugo — bei meiner Ehre — bei meinem Leben." — „Ich kann meinen eigenen Augen nicht mißtrauen!" sprach er kalt und Bertie wandte sich verzweiflungsvoll hinweg, in einen unaufhaltsamen Thränenstrom ausbrechend.

Major Oliphant durchmaß ein- oder zweimal mit großen Schritten das Gemach. Durch die hohen Fenster leuchtete freundlich die Sonne und spielte mit Bertie's goldigem Haar; das Aroma der Heliotropen durchduftete das Gemach.

Hugo blieb plötzlich vor der kleinen grauen Gestalt stehen, die er so gerne an sein Herz gedrückt hätte — er sprach mit sanfter, flehender Stimme: „Bertie, Du kannst mir doch wenigstens sagen, wer er war! Mein Kind, ich will Dir glauben — ich will es versuchen, nicht hart zu sein. Du sagst es mir, nicht wahr? Weißt Du denn nicht, wie schwer es mir wird, Dich für falsch zu halten?"

Die zitternden kleinen Hände fielen von ihrem Antlitz nieder, zweimal bewegten sich ihre Lippen, als ob sie sprechen wollten, doch kein Laut entrang sich denselben, nur ein leises Aufschluchzen, das ihre ganze Gestalt durchbebte.

Mühsam seine eigene Aufregung beherrschend, wartete Hugo, bis sie sich einigermaßen gefaßt habe, dann kniete er vor ihr nieder und die zitternden Händchen ergreifend, zog er sie so nah an sich heran, daß ihr Haupt auf seine Schulter glitt.

„Nun wirst Du mir Alles sagen, mein Liebling — hier in meinen Armen! Du weißt, wie groß meine Liebe zu Dir ist! Sage mir Alles, und wenn es mir möglich, so werde ich Dir verzeihen, denn ich liebe Dich zu namenlos. Ich bin barsch gewesen — ich habe Dich erschreckt, Bertie; aber ich war so namenlos unglücklich, seit ich entdeckte, daß Du mich hintergehst. Ich will Alles verzeihen, Kleine — zittere nicht so! Sprich, in welch' unglückliche Netze bist Du gefallen? Laß mich Dir beistehen, Liebste, und dann wollen wir Alles vergessen und thun, als sei dieser Zwischenfall niemals geschehen! Nun," fügte er nach einer Minute hinzu, als sie immer noch schwieg, ihr Haar mit seinen Lippen berührend, „nun, ist Dein Muth noch nicht zurückgekehrt, kleines Mädchen? Sieh', meine Heftigkeit ist vorüber — ich will gar nicht zanken, wenn Du mir Alles bekennst!" — „Ich habe Dir nichts zu sagen!" hauchte sie. — „Nichts?" wiederholte er in bitterster Enttäuschung. „Bertie, wenn Du mir nicht die Wahrheit sagst, so hört jede Beziehung auf zwischen uns!" Er erhob sich. — „Wenn — wenn Du meinem Ehrenworte nicht glauben willst, daß ich keine meiner unwürdige Zusammenkunft hatte!" rief sie, die Hände ringend. „Doch nein, es ist besser so — ich wußte, daß das Ende nahe sei!" — „Das Ende, ja Alles muß vorüber sein," sprach er mit tiefem Ernste. „Aber Bertie, Deinet- wie meinetwegen sei ehrlich, sprich die Wahrheit — ich kann Dir vielleicht beistehen! Du bist noch so jung, bist fast noch ein Kind und setzest Dich vielleicht einer großen Gefahr aus!" — „Ich bin nicht zu jung zum Leiden!" sprach das Mädchen mit schattenhaftem, trübseligem Lächeln. „Hugo, Hugo," und sie sprang empor, seinen Arm ergreifend, „willst Du mir nicht glauben? Selbst wenn Du aufgehört hast, mich zu lieben, so möchte ich mir doch Deine Achtung erhalten können!" — „Ich liebe Dich noch, doch ich vermöchte nicht länger Dich zu achten. Bertie, bist Du gewiß, daß ich Dir nicht helfen kann?" — „Ich habe Dir nichts zu sagen!" flüsterte sie und Hugo löste mit kalter Entschlossenheit ihre Hände von seinem Arme. Sie sank auf den Stuhl zurück, von welchem sie sich erhoben hatte; mechanisch zog sie den Brillantring vom Finger, den er ihr gegeben und legte ihn auf den Tisch.

Keines von Beiden sprach; — jedes fühlte mit namenlosem Weh, daß Alles vorüber sei — und Bertie wußte, daß er nun frei sei, um Sibylle zu freien; ja ihres eigenen Schmerzes gedachte sie kaum. Das junge, vor Kurzem noch so lebenswarme Herz erschien wie abgestorben; sie war sich nur des einen Gefühles bewußt, daß sie Alles ertragen wolle, wenn er nur glücklich wurde.

Endlich hob er den Kopf empor und wandte sich an Bertie; sie zuckte zusammen vor dem Schmerz, welcher aus seinen seelenvollen blauen Augen sprach.

„Ich brauche Dich nicht länger zu behelligen!" sagte er mit anscheinender Ruhe. „Was ich sagen mußte, ist gesagt und Alles vorüber; wenn ich noch einen Wunsch habe im gegenwärtigen Augenblick, so ist es derjenige, Dein Antlitz niemals mehr schauen zu müssen, denn Du hast mein Dasein zerstört! Mögest Du glücklich sein!"

Einen Moment ergriff er ihre Hand und blickte ihr in die Augen. Sie war sehr bleich, doch ihr Blick leuchtete so sonderbar, daß er diesen Ausdruck nicht zu fassen im Stande war.

„Lebewohl!" sprach er leise. — „Lebewohl!" wiederholte Bertie träumerisch, und Hugo wandte sich ab und verließ das Gemach, ohne dem Mädchen auch nur mehr einen einzigen Blick zuzuwerfen, das er auf ewig verließ.

Kaum wissend, was er that, schritt er den langen Gang hinab in die Vorhalle. Sein Antlitz war todtenbleich, sein Gang unstät, und Percy Brook, welcher ihm in der Vorhalle begegnete, eilte erschreckt auf ihn zu, denn er glaubte, sein Oheim sei krank und wollte ihm Hülfe anbieten. Major Oliphant ergriff hastig den Arm des jungen Mannes und lehnte sich schwer an ihn.

„Ich habe einen vernichtenden Schlag erhalten, Percy!" murmelte er schwach. „Er hat mich übermannt — hilf mir auf mein Zimmer, lieber Junge. Ich werde wieder in Ordnung kommen, doch es schmerzt jetzt, es schmerzt heftig!" — „Was ist geschehen?" fragte Percy besorgt, als sie in dem Zimmer des Majors angelangt waren, „kann ich helfen?" — „Nein, Niemand vermag mir zu helfen, doch ich danke Dir für Deinen guten Willen. Laß mich allein, ich muß in der Einsamkeit mit mir fertig werden. Geh' aber in das kleine Boudoir, mein guter Junge; ich habe Bertie dort verlassen — nach einer sehr schmerzlichen Szene. Vielleicht bedarf sie der Hülfe — ich bin am liebsten allein!"

Und Percy ging in das kleine Boudoir und sah dort eine kleine Gestalt — in grauem Gewande und goldigem Haare — in tiefster Ohnmacht am Boden liegen.

Der Himmel verfinsterte sich immer mehr — die Prophezeiung wurde zur Wahrheit. Hugo Oliphant brachte namenlosen Schmerz auf das unschuldsvolle Haupt des Mädchens, welches ihn so hingebend liebte. Sibylle Armadale gewann rasch das Spiel, welches sie zu spielen beschlossen. — Lord Broock neigte sich über Bertie und sie vom Boden emporhebend, legte er sie sorgsam auf eine Chaiselongue, verwirrt überlegend, was er nun wohl weiter thun solle. Seine Mutter und Viola waren nicht zu Hause; er wußte nicht, ob es klug sei, Fräulein Greydon's Unwohlsein dem Gerede der Dienstleute preiszugeben. Doch er wurde immer besorgter, je länger er in das bleiche Antlitz des Mädchens blickte.

„Hol's der Teufel!" flüsterte er halblaut. „Was in aller Welt soll ich nur thun. Soll ich jener schwatzsüchtigen Justine klingeln? Ich glaube, es ist keine einzige der Damen zu Hause! Was nur los sein mag; hat Sibylle Armadale Hugo wieder an sich gezogen? Wenn dieß der Fall, dann wird es das arme Kind tödten! Ich kann sie nicht derart sich selbst überlassen, sondern muß Hülfe finden!"

Er eilte rasch hinaus und traf auf dem Korridor Fräulein Armadale. Sie trug Hut und Jacke und kehrte offenbar eben von einem Spaziergange zurück.

„Nun, was gibt's?" rief sie heiter, als er mit einem Ausruf sichtlicher Erleichterung auf sie losstürzte. „Sie sehen ganz erschreckt aus!" — „Erfreut, Sie zu sehen!" entgegnete er hastig. „Bertie ist krank, sie wurde ohnmächtig und —" — „Wo ist sie?" forschte Sibylle in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton. — „In dem kleinen Boudoir!" — „Ich eile zu ihr; in einigen Minuten wird sie gänzlich hergestellt sein! Ich werde es Ihnen sagen lassen!"

Und während sich Percy hinweg wandte, darüber nachgrübelnd, welcher Art die Szene zwischen seinem Onkel und dessen Braut wohl gewesen sein möge, eilte Fräulein Armadale in das kleine Boudoir und fand Bertie langsam wieder zum Bewußtsein erwachend; die Augen blickten mit flehender Bitte auf Sibylle.

„Was ist denn all' dieß?" forschte Sibylle sanft, das Haupt des Mädchens empor hebend und ihr einen Trunk Wasser reichend. „Was veranlaßte Ihre Ohnmacht?"

Ein Schauder durchlief die zarte Gestalt. Bertie sprach nicht, doch sie blickte Sibylle Armadale mit einem Ausdrucke an, vor welchem diese die Augen senkte.

„Sie fragen, was meine Ohnmacht veranlaßte, Sie fragen nach der Ursache meines Elendes — und doch bedürfen Sie sicherlich keiner Aufklärung." — „Da ich keine Zauberin bin, meine Liebe, sehen Sie mich unfähig, das Räthsel zu lösen!" sprach Sibylle gutmüthig. „Ich begegnete Lord Brook im Korridor; er sandte mich zu Ihnen — das ist Alles, was ich weiß. Aber Bertie, Sie haben ja ihren Ring verloren!" — „Nicht verloren, zurückgegeben, Major Oliphant ist frei!" — „Frei — wieso?" — „Wissen Sie, wessen er mich beschuldigt?" fragte Bertie, sich langsam emporrichtend. „Er glaubt, daß ich gestern im Wintergarten mit einem Geliebten zusammengekommen sei!"

Sibylle Armadale erröthete einen Augenblick lebhaft, doch sie fand keine Entgegnung.

„Haben Sie verstanden?" — „Ja, ich verstehe. Er beschuldigte Sie, ein Stelldichein mit einem Verehrer gehabt zu haben, und da Sie ihm die Wahrheit nicht bekennen durften, mußten Sie die Anklage auf sich ruhen lassen!" — „Aber Sie werden ihm die Wahrheit bekennen!" rief Bertie leidenschaftlich. „Sie werden ihm Alles sagen; ich glaube er wird krank, er sah so elend aus. O Sibylle, Sie werden Alles bekennen?" — „Bedenken Sie die Gefahr, welche mein Bekenntniß für einen Andern haben könnte!" sprach Sibylle kalt. „Wenn er Sie so wenig liebt, daß er Ihnen mißtraut, Bertie, würde es sich wohl kaum der Mühe verlohnen, so viel zu opfern, um ihn von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen!" — „Sie könnten ihm nur so viel sagen, daß er wisse, es handle sich um keinen Verehrer von mir!" — „Liebes Kind, hören Sie mich," sprach Sibylle sanft. „Sie lieben den Major, nicht wahr?"

Bertie antwortete nicht. Sie hob den Blick empor — und wieder leuchtete jener Ausdruck von Liebe aus demselben hervor, welcher auch darin gelegen, als Hugo das Gemach verlassen. Sibylle verstand die Deutung dieses Blickes.

„Sie lieben ihn — ich weiß es, mein Kind — sehen Sie denn nicht, daß, obwohl er Sie ganz gerne leiden mag, er doch nicht einen Funken von Liebe für Sie empfindet? Er hat dieß nur zu deutlich bewiesen durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er seine Verlobung löste. Wenn Sie ihn lieben, wenn Sie wirklich sein Glück über Alles schätzen, dann werden Sie keine Rechtfertigung versuchen, dann werden Sie ihn glücklich sein lassen! Sie wünschen ja doch, daß er dieß werde — nicht wahr?"

Eine lange Pause entstand. Bertie hatte das Antlitz abgewandt und weinte leidenschaftlich. Ja — sie liebte ihn so sehr, daß ihr kein Opfer zu groß war, welches sie seinem Glücke brachte, selbst wenn es die Seligkeit ihres ganzen Lebens in sich schloß. Endlich wandte sie sich an Sibylle.

„Er liebt Sie," sprach sie leise, „es sei. Machen Sie ihn glücklich — das ist Alles, was ich fordere!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Mittel gegen Diphtheritis.

Das neue Heilmittel gegen die Lungenschwindsucht, welche, wie die Diphtheritis, von Mikroorganismen (kleinen thierähnlichen Pilzgebilden) herrührt, hatte sich nur eines kurzen Kredits zu erfreuen. (Es handelte sich um das von Innsbruck aus empfohlene benzoësaure Natron.) Nur ein Mittel, das jene Pilze zu vernichten geeignet wäre, könnte auch die Lungentuberkulose heilen: die Karbolsäure, das salicylsaure Natron, das Kreosot, das Terpentinöl u. a. Allein, abgesehen von der Schwierigkeit der Anwendung dieser Mittel auf innere Organe, könnten sie jene Pilzgebilde nur zerstören, wenn sie in einer Stärke angewendet würden, in der sie zugleich das Gewebe dieser Organe angreifen und dadurch das Leben bedrohen oder vernichten würden. Als ein weit vorzüglicheres Zerstörungsmittel solcher Pilzgebilde hat sich dem Bezirksassistenzarzt Bürkel in Görwihl das Eis bewährt, über dessen Anwendung in der Diphtheritis derselbe erst eine kurze Notiz veröffentlichte und das sich seither demselben laut „Bad. L.-Ztg." wiederholt bewährte. Die Zerstörung der Diphtheritispilze muß in der Art bewirkt werden, daß dem Boden, auf dem sie wuchern, die Bedingungen zu ihrer Erzeugung entzogen werden. Bekanntlich schwellen in den schweren Fällen dieser Krankheit die Mund- und Rachengebilde oft so schnell und stark an, daß das Leben durch Verschluß der Athmungswege rasch vernichtet wird. Jene Theile sind dabei sehr blutreich und (wie der ganze Körper) so heiß, daß die Kranken an einem nicht zu stillenden Durst leiden. Alle diese Krankheitserscheinungen sammt dem heftigen Fieber beseitigt das Eis mit einer Sicherheit und Raschheit, wie kein anderes Mittel. Die bisher angewandten Heilmittel zerstören — wenn's gut geht — höchstens theilweise die schon gebildeten Pilze, bringen aber nicht den Boden zur Rückbildung; im Gegentheil, durch ihre reizende Einwirkung wird nur ein stärkeres Schwellen desselben und vermehrte Pilzbildung verursacht. Das Eis muß aber in dieser Krankheit mit aller Energie und Ausdauer zur Anwendung kommen. Es wird möglichst weit in den Mund eingeführt in Leinwandsäckchen, woran, um etwaiges Hinabgleiten zu verhüten, eine zum Mund heraushängende Schnur befestigt wird. Ist das Eis geschmolzen, so muß sofort ein anderes Eissäckchen eingelegt und damit selbst im Schlaf fortgefahren werden, bis alle Gefahr vorüber ist. Zugleich sind Eisblasen äußerlich an den Hals auf die angeschwollenen Mandeln zu legen. Gleich vortrefflich dürfte dieses unschätzbare Heilmittel in ähnlichen und anderen Krankheiten wirken, in denen es bisher noch nicht zur Anwendung kam. Durch diese Behandlungsart ist die große Zahl der Sterbfälle dieser bösartigen, weitverbreiteten Krankheit sicher sehr herabzumindern, und wäre die Veröffentlichung weiterer damit gemachten Erfahrungen von großem öffentlichem Interesse. — Natürlich wird es auch hier vor Allem darauf ankommen, so schnell wie möglich mit diesem Verfahren zu beginnen und den Arzt holen zu lassen, damit er die Behandlung leitet; auch dürfte die größte Vorsicht bei Aufbewahrung der Beutelchen nöthig sein, weil diese schnell höchst gefährliche Träger des Ansteckungsstoffes werden müssen.

Das zweite Gesicht.

Erzählung

von

H. Rabe.

(Nachdruck verboten.)

I.

Gibt es Vorgesichte, gibt es Ahnungen, die, in nebelhaften Umrissen zwar, jedoch dem innern Auge sichtbar, Dinge urplötzlich vorstellen, welche sich, so unwahrscheinlich ihre Erfüllung ist, dennoch genau so ereignen, wie wir sie im Geiste gesehen? —

Folgendes Ereigniß aus dem Leben eines Freundes, das mir auch an und für sich schon der Aufzeichnung werth scheint, ist geeignet, in sehr interessanter Weise Antwort auf diese geheimnißvolle Frage zu geben.

Ich kannte ihn schon lange, den lieben, guten Bernhard Henzi, er war etwas wohlbeleibt und eine Spur grau in Bart und Haar geworden, stiller noch als gewöhnlich und sehr melancholisch — sonst aber ein prächtiger Mensch, groß, stattlich, mit braunem, männlichem Gesicht, treuen, hellblauen Augen, eine echte Seemannsgestalt, welche nach stürmischen Fahrten nun der Ruhe pflegt — und gestürmt muß es stark in seinem Leben haben, das zeigte sein scharf ausgearbeitetes Gesicht und besonders sein Wesen; das sagte Jedem sogleich: hier hat's nicht nur Stürme des Meeres gegeben, sondern auch solche des Herzens.

Als ich Bernhard Henzi zum ersten Male sah, war's in Hamburg.

Ein blühender junger Mann von etwa dreißig Jahren und Kapitän eines Dreimasters, der für einen Hamburger Rheder nach Siam und Canton ging, fiel er allgemein auf wegen seiner Schönheit, seiner Solidität und nüchternen Lebensweise, und vor Allem waren es die Mütter heirathsfähiger Töchter und ebensowohl auch Letztere selbst, welche, so viel der Anstand es nur erlaubte, dem schönen, gut gestellten Seemann, der eine so große Zukunft hatte, entgegenkamen, ihn umschwärmten und feierten.

Aber Bernhard Henzi blieb kühl, freundlich, ruhig, und es ging das Gerücht, daß er die Tochter seines Prinzipals, eines Millionärs, liebe, diese aber ganz mit ihrem Vater übereinstimmte, welcher meinte, daß Henzi ihm recht für sein Schiff wäre, seine Tochter aber andere Ansprüche machen könnte, als einen „Diener seines Hauses“ zu heirathen.

Durch Zufall lernte ich auch diese Dame kennen. Fräulein Mathilde Jaffé war eine hochgewachsene Brünette mit leidenschaftlichem, schönem Gesicht, feurigen, dunklen Augen und einer wunderbar schönen, gedankenvollen Stirn, — aber ein ganz eigenthümlicher Zug von Stolz und starrem Hochmuth schädigte den Gesammteindruck ihrer Schönheit, die sonst vielleicht ohnegleichen gewesen wäre.

Nach Jahren sah ich Beide wieder, Freund Henzi und Fräulein Jaffé.

Es hatte sich in der Zeit Vieles geändert. Auf die sieben fetten Jahre des künstlichen Handelsaufschwungs waren die mageren Jahre gefolgt, und diese hatten auch die Rhederei des Herrn Jaffé tödtlich getroffen; er war jetzt ein kleiner Kaufmann, der mit Schiffsutensilien handelte; seine Schiffe befanden sich in anderen Händen, und Henzi war schuldenfreier Besitzer jenes großen Dreimasters, den er früher für Herrn Jaffé geführt.

In den zwei Jahren, die er für eigene Rechnung fuhr, hatte er ungewöhnliches Glück gehabt; er kehrte als reicher Mann jetzt nach Hamburg zurück und suchte eiligst die Familie seines ehemaligen Prinzipals auf, als er erfuhr, daß Mathilde noch nicht verheirathet sei.

Er konnte jetzt anders vor die immer noch gleich tief und innig Geliebte hintreten, als vor acht Jahren, und seine Aufnahme seitens des Rheders war auch sehr verschieden von jener, die ihm damals zu Theil wurde.

Die Zeit hatte der dauerhaften Schönheit Mathildens wenig Eintrag gethan, sie war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, sonst eine gefährliche Uebergangszeit für Mädchen; — diese eigenartige Brünette jedoch hatte sich fast unverändert schön erhalten. Das war noch dasselbe edle Oval des Gesichtes, der sammetartige, bräunliche Teint, die dunklen, gewaltigen Augen und die hohe, edle Stirn. Nur um den Mund, der fester geschlossen war als früher, lag ein bitterer Zug — der Ausdruck des Stolzes im Gesichte war vermindert, aber der Zug von Eigensinn, von Starrheit des Willens, darf man sagen, schien nicht gewichen.

Freund Henzi trat mit der edlen, bescheidenen Ruhe auf, die ihn auszeichnete; nur schien er jetzt bedeutend sicherer als früher.

Vater Jaffé hätte ihn — er zeigte das recht merkbar — mit Vergnügen sofort als Schwiegersohn bewillkommnet — nicht also jedoch seine Tochter.

Wohl zuckte aus ihrem Auge ein tiefer Strahl, als sie den treuen Liebhaber, der jetzt reich geworden und doch wieder an ihrer, der Armen, Thüre pochte, erblickte; es schien, als ob sie schon manchmal an ihn gedacht hätte, lange und mit geheimer Sehnsucht an ihn gedacht. Sie machte fast Miene, ihm entgegenzueilen und ihn zu bewillkommnen wie einen lang erwarteten Bräutigam — plötzlich jedoch hemmte sie sichtbar gewaltsam diese Bewegung. Der alte Ausdruck des Stolzes kehrte in ihr bewegliches Gesicht zurück und kühl und lässig reichte sie dem Wiederkehrenden die Hand.



Denkmal der Königin Luise im Thiergarten in Berlin. (S. 455.)

Es kam zu einer Erklärung seinerseits und zu einer Antwort seitens der seltsamen Schönen.

„Ich erkenne Ihren Edelmuth an, Herr Henzi,“ sprach Mathilde, „und wenn wir noch die Leute von einstmals wären, wer weiß, ob ich nicht Ihnen den Vorzug vor Vielen, ja vor allen Anderen geben würde, denn in diesen Jahren habe ich Sie hoch schätzen und achten gelernt, — aber als armes Mädchen lasse ich mich jetzt nicht aus Mitleid und Barmherzigkeit, — ich kann, so viel ich mich deßhalb bemüht, Ihre Werbung nicht anders betrachten, — auch von einem edlen Manne nicht, versorgen. Ich bin entschlossen, ledig zu bleiben.“

So lautete ihre Antwort.

Was Bernhard auch dagegen geltend machte, so sehr er seine Liebe betheuerte und als Beweis anführte, daß er in diesen acht Jahren, obwohl er genug Gelegenheit dazu gehabt, nicht daran gedacht hatte, um ein anderes Mädchen sich zu bewerben — es war Alles vergeblich.

Mathildens dunkle Augenbrauen zogen sich nur finsterer zusammen, ihr Mund schloß sich herber — sie blieb bei ihrem Willen.

„Ich mag keinem Menschen etwas danken, und wäre es selbst dem von mir geliebten Manne — ich will auch diesem nichts zu danken haben.“

Das waren ihre letzten Worte.

Bernhard reiste ab — er fuhr noch einige Jahre die Kreuz und Quer über die Erde, dann setzte er sich an der Küste, in einem stillen, schönen Dörfchen in der Nähe New-Yorks, zur Ruhe; er kaufte sich ein Haus dort mit der Aussicht über das Meer, er pflegte seinen schönen Garten; seine Blumen, ein großer Neufundländerhund, eine uralte Dienerin, Spaziergänge an den Strand und die Gründung von Rettungsstationen längs der Küste, wo er wohnte, machten, wie es schien, seine Welt, sein Leben aus.

Die Vergangenheit schien für ihn begraben und die Zukunft eine gemächliche Pilgerschaft zu dem unbekannten Lande, wohin alle Sterblichen — Der früher, Jener später — gelangen.

II.

Es war im Oktober und eine furchtbare Sturmnacht. Bernhard Henzi saß in seinem Zimmer auf dem Lehnsessel vor dem Kamin, ihm zu Füßen sein getreuer Neufundländer.

Die Flamme lohte knisternd hoch auf, wenn ein neuer Windstoß das Haus erschütterte, an den Fensterläden rüttelte und sogar die Flamme der Lampe mitten im Zimmer flackern machte. Der Regen schlug prasselnd auf das Dach und troff hörbar von den Ziegeln.

Der ältliche Mann sah nachdenklich in die Flammen; — plötzlich stand vor seinem Geiste das Haus des Rheders in Hamburg — so deutlich, wie er es seit Jahren sich nicht vorgestellt hatte, steht vor ihm Mathilde Jaffé, wie er sie zum letzten Male gesehen, als er auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen — wie wunderbar deutlich! Er erkennt die Blumen der Stickerei ihres Kragens, den er sich nur dunkel erinnert bei ihr gesehen zu haben, er schaut sogar die einzelnen Glieder der goldenen Halskette, eines Ueberbleibsels des früheren Reichthums; er blickt in ihre Augen, die von tiefster Liebe wehmüthig traurig zu ihm sprechen — dann verwandelt sich plötzlich das Bild vor seinen Augen. Der Hafen von Hamburg drängt sich seiner Phantasie auf. Ein Schiff geht dort ab, auf diesem erblickt er die Geliebte allein vorn am Bugspriet stehend und hinaus nach der Richtung des Meeres wie in Sehnsucht hinschauend — dann tritt vor sein Seelenauge der Ozean. Es ist Nacht, es stürmt, ungeheure Wogen wälzen sich und treiben ein steuerloses Schiff, sie schleudern es hin und her, aber immer näher und näher der Küste, wo der Träumende seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Sausen und Brausen, ein verstärktes Tosen der Brandung scheucht da den einsamen Mann aus seinem Sinnen und führt ihn in die Wirklichkeit zurück.

Der Sturm heult, der Regen prasselt, es ist ein wildes, wüstes Chaos von Tönen, das draußen von der See zu ihm dringt und sein Haus umbrüllt — plötzlich, ist es Einbildung — es kann ja nicht Wahrheit sein — vernimmt er deutlich eine Stimme — er hört ein Kind von draußen jammern und wimmern, er hört eine Frauenstimme klagen und rufen.

Den sonst durchaus nicht abergläubischen Mann ergreift ein seltsames Bangen, eine fieberhafte Unruhe; es duldet ihn keine Minute mehr im Hause. Er wirft sich den Regenmantel um, er ergreift den Südwester und bindet ihn unter dem Kinn fest, und dann eilt er hinaus in den dunklen Flur und öffnet die Hausthür — zögernd folgt ihm der Hund.

Die Thür leistet Widerstand, der Sturm drückt dagegen — die Aufregung und Sorge des Mannes steigt, mit gewaltiger Kraft stemmt er sich gegen die Thür, sie fliegt auf und liegt dann wie festgenagelt an der Hauswand.

Es ist ein furchtbares Wetter, dunkel, daß man kaum die Hand vor Augen sehen kann, und dazu dieser Regen und das Donnern der Wogen, das Heulen des Windes.

Endlich hat Henzi die Thür wieder in's Schloß gebracht und nun arbeitet er sich dem Unwetter entgegen durch den strömenden Regen und die wilden Sturmstöße dem Strande zu. Zwischen zwei Klippen führt der Weg hinab. Der Hund steht still, als ob er dem Herrn hinab zum wüthenden Element nicht folgen wolle; den Kopf zur Erde geneigt, den Schwanz eingezogen, gibt er einen winselnden Ton von sich — da aber sein Herr vordringt, folgt er nach.

Jetzt stehen Beide an einem Felsblock, etwa dreißig Fuß

über dem Saum der tobenden Brandung. Es ist stockdunkel, nach dem Meer zu nichts zu sehen, nur am Lande der Schaum der Brandung macht sich dem Auge als ein fahler Schimmer bemerkbar.

Henzi sucht mit seinem scharfen Seemannsauge die Finsterniß zu durchdringen. Er steht den Kopf vorgebeugt und lauscht. — —

Nichts als Heulen und Donnern des wüthenden Elements — da gibt der Hund einen bellenden Laut von sich, dem ein Aufheulen folgt.

Henzi lauscht angestrengter. Er vermag nichts zu entdecken.

Der Hund bellt noch einmal, dicht an den Fuß seines Herrn gedrängt; dieser fühlt hinunter, nach welcher Richtung das Thier den Kopf gewendet halten mag — der Hund lauscht nach links.

Henzi folgt, mit den Augen suchend, dieser Richtung und etwas schimmert dort heller als das schwache Weiß der Brandung.

In hastigen Sprüngen eilt der erregte Mann jetzt ganz zum Strand hinunter, und wahrhaftig — da liegt etwas, das nicht Stein ist, nicht Schlick, nicht Seetang — es hat menschliche Form — es ist ein Kind.

Henzi ergreift den leblosen Körper — er sieht einen Knaben, der Größe nach von etwa vier Jahren; am Strande war weiter nichts zu entdecken; Henzi nimmt die zarte Gestalt in die Arme und arbeitet sich den Weg hinauf, zwischen den Klippen durch, seinem Hause zu.

Er legte die kleine nasse, kalte Gestalt auf den Teppich vor dem Kaminfeuer nieder und zog dann die Glocke, welche in den obern Stock zu dem Zimmer der alten Dienerin ging, als ob er Sturm läutete.

Erschreckt stürzte diese, gefolgt von einer Nichte, welche gerade zu Besuch anwesend war, einem hübschen, siebenzehnjährigen Mädchen, in's Zimmer, und entsetzt schauen jetzt Beide das todtenbleiche Kind, dessen wassertriefende Lockenhaare im Gesicht auf dem Teppich kleben.

„Ich habe es am Strande gefunden," brachte jetzt Henzi, der gleichfalls bleich vor Aufregung war, über die Lippen, „vielleicht ist noch Leben in ihm — entkleidet es und macht ein Bett warm."

Die Rache des weiblichen Geschlechts bei der Untreue des Geliebten.

Originalzeichnungen von **C. Stauber.**



Die Italienerin läßt ihren Ungetreuen durch einen Bravo erdolchen.



Die Spanierin erdolcht ihn selbst.



Die Engländerin straft ihn mit Verachtung und heirathet einen Andern.



Die Amerikanerin klagt auf Schadenersatz.



Die Ungarin vergiftet sich, damit auch sein Leben durch Gewissensbisse zerstört sei.



Die Deutsche vergießt einen Strom von Thränen und kleidet ihren Schmerz in Verse.

Während die Alte aus dem Zimmer eilte, um das Nöthige zu besorgen, warf sich das junge, warmherzige Mädchen neben dem Kind auf dem Teppich nieder, befreite es von den nassen Kleidern und wickelte das kalte, leblose Geschöpf in wollene Decken, welche jetzt geschäftig ihre Base brachte; dann stellten sie auf dem Sopha schnell ein Bett her, und während der Sturm draußen weiter tobte, beschäftigten sich die drei Personen in dem kleinen hellen, warmen Zimmer in banger Erwartung, in ängstlicher Hast stundenlang, den erstarrten Knaben in das Leben zurückzurufen.

Endlich schien ihre Mühe belohnt zu werden, der bläuliche Schimmer über den geschlossenen Augen wurde heller, die Finger begannen zu zucken, ein leises Schluchzen, eine Bewegung der Lippen, eine Wendung des Hauptes, und das Kind schlug die Augen auf. Es waren dunkle Augen, die ausdruckslos in's Leere schauten.

Die Farbe kehrte auf den Wangen zurück — das Schluchzen wurde stärker — das Kind begann zu weinen — und war gerettet.

Jetzt überließ es Henzi der Pflege der beiden Frauen; er aber ging diese Nacht nicht zu Bette.

„Wie merkwürdig, wie sonderbar!" rief er, in tiefe Gedanken versunken, auf seinem Lehnsessel vor dem Feuer sitzend; „habe ich das Rufen wirklich hören können?" setzte er sein Selbstgespräch fort, „das ist unmöglich — die Stimme war in meinem Innern, sie trieb mich plötzlich an, in dieser Sturmnacht das Haus zu verlassen, um am Strande dieß Kind zu finden, das eine halbe Stunde später vielleicht eine sichere Beute des Todes geworden wäre ... Gibt es Vorahnungen, die uns fast gegen unsern Willen zu handeln bestimmen ..."

In solchen Gedanken verharrte er an seinem Platze, bis der Schimmer der Morgensonne durch die geschlossenen Fensterläden drang.

III.

Etwa acht Tage später spielte der Knabe in dem hübschen Gärtchen, welches das Häuschen Bernhard's umgab. Es war ein merkwürdiges Leben mit diesem Kinde in das Haus des stillen, einsamen Mannes eingekehrt; er hatte jetzt für etwas zu sorgen, er fing an diesen Findling, den eine so wunderbare Ahnung in sein Haus geführt, auf das Innigste zu lieben, und er fürchtete jetzt fast, daß seine Annonce in dem „New-Yorker

Herald", welche er über die Auffindung und Rettung des Kindes erlassen, Erfolg haben könnte.

Das Kind hatte am Morgen, nachdem es frisch und munter aus langem, schwerem Schlaf erwacht, in deutscher Sprache berichtet, daß es von Hamburg in einem Schiff fortgefahren sei, geschlafen habe und Nachts plötzlich in's Wasser gefallen wäre — durch das Schiff „durchgefallen", wie es sich ausdrückte.

Auf die Frage, wie es hieße, wem es angehörte, nannte es sich Jakob Hansen, sein Papa wäre ein Kaufmann in Bremen und seine Mutter sei mit ihm und seiner Tante allein ohne den Papa, der nachkommen wolle, nach New-York gefahren. Das Kind wußte weder den Namen des Schiffes, noch sonst etwas Näheres, so viel man auch forschte.

Henzi ersah aus den Zeitungen, daß in dieser Sturmnacht drei größere Schiffe in der Nähe der amerikanischen Küste und des New-Yorker Hafens gestrandet seien, von denen eines mit allen Passagieren untergegangen war, von den anderen beiden hatte man die Mehrzahl der Menschenleben retten können. Keines der drei Schiffe kam, wie die Journale angaben, von Hamburg.

Darauf erließ Henzi die Annonce, in welcher er, ohne seinen Namen zu nennen, seine Wohnung als Aufenthaltsort des Kleinen nannte. So verging eine Woche, ohne daß irgend etwas auf die Ankündigung hin geschah. Es war am neunten Tage nach der Auffindung — Henzi saß in seinem Zimmer, mit Schreiben beschäftigt, zu seinen Füßen spielte das Kind, — als ihm gemeldet wurde, daß eine Dame ihn zu sprechen wünschte.

Eine Dame und ihn zu sprechen — es wäre das erste Mal seit vielen Jahren gewesen!

Er gab Befehl, den Besuch hereinzuführen, und vor ihm erschien wenige Minuten später eine hochgewachsene, tiefverschleierte Dame, der Kleidung nach den höheren Ständen angehörig.

Henzi erhob sich von seinem Sessel, ging auf die Eintretende zu und frug, womit er dienen könne.

Die Fremde schien zu erschrecken, sie trat einen Schritt zurück, sie hielt sich an dem Sessel, den Henzi ihr angeboten, und antwortete nicht.

Henzi wiederholte auf Englisch und Französisch jetzt seine Frage. Die Fremde blieb in gleicher Weise stumm, ihre Hände schloßen sich krampfhaft, sie holte hörbar schwer Athem.

Henzi ward besorgt, daß er es mit einer Geistesgestörten zu thun habe; er wandte sich zur Klingel, um seine Haushälterin herbeizurufen, als die Dame plötzlich den Schleier zurückschlug und mit dem Ausruf: „Gott! Ist es möglich — Herr Henzi!" auf den Stuhl sank.

Henzi stand sprachlos, wie erstarrt da.

„Mathilde! Fräulein Jaffé!" stotterte er endlich.

Das Kind hatte bei den ersten Tönen, die es von der Fremden vernahm, sich sofort umgedreht und sprang jetzt mit den freudigsten Lauten auf diese zu, sie umschlingend und auf ihren Schooß kletternd.

„Ich irre wohl nicht," nahm Henzi, der sich jetzt gefaßt hatte, ruhig, wenn auch etwas beklommen das Wort, „wenn ich vermuthe, daß ich so glücklich war, Ihr Kind zu retten. Es war eine merkwürdige Fügung — ein wunderbarer Zufall, der mich veranlaßte, in der Sturmnacht an den Strand zu gehen!"

„Nicht mein Kind, Herr Henzi," erwiederte jetzt mit einer Stimme, die Henzi immer noch erbeben machte, Mathilde — denn sie war es wirklich, die da vor ihm saß. „Ich bin nicht verheirathet, es ist meiner Schwester Kind — aber ich bin Ihnen so dankbar, als wenn es mein eigenes wäre! — Daß ich es gerade bei Ihnen finden mußte, Herr Henzi," fuhr sie tiefergriffen fort, „daß Sie der erste Bekannte sind, dem ich hier auf dem fremden Welttheil begegne!"

„So sind Sie erst so kurze Zeit hier," staunte Henzi, „und das Schicksal führt Sie zu mir —"

„Ja — ich habe Schreckliches erlebt," erklärte Mathilde. „Das Schiff, mit welchem wir die Ueberfahrt machten, scheiterte eine kurze Strecke vor der Einfahrt bei dem gräßlichen Sturm. Meine Schwester und ich und die Mehrzahl der Passagiere wurden auf Booten zur Leuchtthurmstation gerettet, jedoch der Knabe war verschwunden. Wir beweinten ihn als todt — da erschien Ihre Annonce und gab uns eine schwache Hoffnung, die jetzt ein unsägliches Glück für meine Schwester bringen wird; Sie werden es deßhalb verzeihlich finden, wenn ich diesen Besuch abkürze, Herr Henzi, und nach New-York zurück mit der frohen Botschaft zu meiner Schwester eile," fügte Mathilde mit gepreßter Stimme hinzu.

„Wollen Sie nicht telegraphiren?" warf Henzi schüchtern ein. „Sie haben einen siebenstündigen Weg gemacht und sollten sich einige Stunden Ruhe gönnen!" Und in dem Tone seiner Worte lag etwas, das Mathilde wunderbar schmerzlich berührte.

„Kann man von hier telegraphiren?" frug sie unsicher und ohne die Augen vom Boden zu erheben.

„Ich will es gleich besorgen lassen," erwiederte Henzi seltsam eifrig, setzte sich an seinen Schreibtisch, warf einige Zeilen auf das Papier und übergab dieses dem jungen Mädchen. Dann entstand eine lange, schwere Pause. „Mein Haus steht Ihnen zur Verfügung," stotterte jetzt Henzi verlegen.

Die Dame schien diese Worte nicht zu hören.

Die beiden, so wunderbar wieder zusammengeführten Menschen saßen sich jetzt stumm gegenüber, sie fühlten sich so nahe, so zu einander gehörig, und doch kam es Beiden vor, als flöße ein Ozean zwischen ihnen.

Das Kind war von dem Schooß seiner Tante gesprungen und erkletterte schmeichelnd die Kniee Henzi's.

Da erhob sich Mathilde.

„Ich muß gehen," sprach sie gepreßt. „Leben Sie wohl, Herr Henzi."

„Sie wollen, Sie müssen gehen?" antwortete er jetzt fast bitter. „Kaum haben wir uns wiedergesehen, wollen Sie mich schon wieder verlassen! Sie können schon wieder gehen?" frug er vorwurfsvoll, und die Worte schienen aus der tiefsten Tiefe seiner Seele zu kommen. „Bin ich Ihnen so wenig gewesen?"

Mathilde zitterte, ihre immer noch so schlanke, elastische Gestalt verlor die Spannkraft, ihre immer noch so feurigen Augen wurden feucht.

„Wenig!" wiederholte sie. „Ach, Sie sind mir nur zu viel gewesen, zu viel für meine Ruhe, mein Glück. — — Ich habe ein schweres, allerdings selbstverschuldetes Unglück viele, viele Jahre getragen und trage es noch," schloß sie, in Schluchzen ausbrechend.

„Mathilde," rief jetzt Henzi erregt, „sagen Sie mir nur das einzige Wort: haben Sie je an mich gedacht in der langen Zeit, mit anderen Gefühlen, als Sie Ihrer übrigen Bekannten sich erinnert haben?"

„Gedacht!" erwiederte Mathilde und eine Flut von Thränen rollte ihre Wangen hernieder. „Mein unbändiger Stolz hat sich zwischen mich und mein Glück gestellt und ich habe um Sie getrauert, tief getrauert, wie um die verlorene Seligkeit meines Lebens, nachdem mir zum Bewußtsein gekommen, wen ich in starrem Stolze von mir gewiesen."

Sie stützte den Kopf in ihre Hand.

Wieder entstand eine lange, bange Pause — dann sagte Henzi:

„Wir sind Beide noch nicht alt, Mathilde, wollen wir ein neues Leben in diesem neuen Welttheil beginnen? Ich bin grau, es ist wahr, sieh' mich an — die Jahre haben mich vielleicht äußerlich verändert, aber mein Herz ist das gleiche geblieben, ist jung geblieben, stets jung in der Sehnsucht nach Dir."

Das Wort „Dir" war über seine Lippen gekommen — er wußte nicht wie, die so lange gewaltsam zurückgestaute Empfindung spottete jetzt jeder künstlichen Eindämmung; er eilte auf Mathilde zu und schloß die durch eine so seltsame Fügung Wiedergefundene in seine Arme. Mathilde entzog sich seiner Zärtlichkeit nicht, sie erwiederte wie weltverloren innig seine Küsse.

Der Knabe hatte bei der Plötzlichkeit dieser Szene ganz verwundert sein Spiel verlassen und rief jetzt ängstlich, die Tante am Kleid ziehend:

„Aber Tante, Du küßt ja den fremden Onkel!"

Das rief die beiden Glücklichen in die Wirklichkeit zurück.

Mathilde entwand sich rasch den Armen Henzi's.

„Nicht mehr fremder Onkel," sprach Henzi zu dem Knaben mit sonnigem Lächeln, „wir wollen jetzt Alle zusammen zu Mama fahren und ihr sagen, daß Tante Mathilde hier auf die wunderbarste Weise von der Welt durch Dich, Du allerliebster Bube, einen alten guten, längstbekannten Onkel gefunden."

Und so geschah es.

Die junge Frau war nicht wenig überrascht, als sie ihre Schwester nicht nur mit ihrem schon so bitterlich betrauerten Söhnchen, sondern auch noch mit einem so plötzlich gefundenen Bräutigam bei ihr erscheinen sah.

Man pries das wunderbare „Gesicht", welches eigentlich doch wohl hauptsächlich die nie ganz zum Schweigen gebrachte Stimme des Herzens bei Henzi gewesen, die in dieser Sturmnacht allerdings so auffallend laut gesprochen. Geheimnißvoll und unerklärlich blieb es jedoch, daß Henzi plötzlich die Geliebte hat auf dem Schiffe gesehen, den Hafen Hamburgs verlassend, und daß es ihn so unwiderstehlich trieb, obwohl er sich sagen mußte, daß dieß Kindergeschrei bei dem Sturme absolut nicht mit leiblichen Ohren gehört werden konnte und demnach nur eine Sinnestäuschung entstanden aus seiner Phantasie und dem Sturmestönen — dennoch in dieser grauenhaften Nacht zum Strande zu laufen.

Das gehört eben in jenes Gebiet des „zweiten Gesichtes", das von Vielen als Phantasterei bestritten, als Zufall erklärt, und von Anderen als überirdische Macht, als Walten des Geisterreiches so fest wie das Evangelium beschworen wird.

Wir überlassen hier unseren Lesern die Entscheidung.

Albumblatt.

In der Wohnung meines Herzens.

In der Wohnung meines Herzens
Gibt es viele helle Säle,
Gibt es manche dunkle Kammer,
Viele kraus verschlung'ne Gänge.

Wenn ich, mattgehetzt vom Leben,
Müde bin und ruh'bedürftig,
Such' ich mir mein Lieblingsplätzchen
In der Wohnung meines Herzens.

Dämmerlicht durchwebt die Kammer,
An den Wänden hängen Kränze;
Jeder Kranz umrahmt ein Bildniß,
Jedes Bildniß deckt ein Schleier.

Leise lüfte ich den Schleier,
Den Vergangenheit gewoben,
Und es weilt mein Seelenauge
Auf den Bildern alter Tage.

(Aus: „Gedichte" von Max Liebermann von Sonnenberg. Berlin, Denicke's Verlag.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Bacano.

(Fortsetzung.)

Fahl im Gesichte, mit rothunterlaufenen Augen, am ganzen Körper bebend, sich mit Mühe an einem Stuhle aufrecht haltend, wagte es Lorenz nicht mehr, seine Unschuld zu betheuern oder sich zu vertheidigen.

Er begriff, daß Mathilde, um ihren Vater zu beschuldigen, eine feste Ueberzeugung, unumstößliche Beweise haben mußte.

Sie fuhr fort, gesenkten Hauptes und mit leiser, dumpfer Stimme, jetzt, da sie von dem zweiten Mörder sprach, der ihr so nahe stand: „Seit Langem schon beunruhigte mich die geheimnißvolle Existenz meines Vaters. Ich konnte mir weder seine plötzlichen Abreisen, noch seine plötzlichen Zurückkünfte, weder seine ängstliche Sorge, verborgen zu bleiben, noch sein Verhalten betreffs meiner erklären; weßhalb durfte Niemand ahnen, daß ich sein Kind sei, weßhalb hielt er mich von sich entfernt, verschwieg er mir sogar seinen neuen Namen, täuschte mich in Allem und Jedem? Ich dachte anfangs, er habe vielleicht in seiner Jugend während seines hiesigen Aufenthaltes irgend Etwas begangen, und daß er sich verstecke, daß er von Zeit zu Zeit verschwinde, um nicht wiedererkannt und verfolgt zu werden. Weiter dachte ich nichts. Mein Verdacht, meine Furcht ging nicht über eine gewisse Linie hinaus. Wie hätte ich zu denken gewagt, daß mein Vater ein Verbrecher sei, daß dieser Jagon, den ganz Paris verwünschte, Simonnet heiße und daß er mit Hülfe eines Mitschuldigen einen Greis ermordet habe, um ihn zu berauben! ... An dem Tage aber, wo ich mich von Deiner Schuld überzeugte, mußte ich mich wohl fragen, ob mein Vater, der Dein steter Umgang war, dessen Schüler und Sklave Du gewesen bist, nicht auch an Deinem Verbrechen Theil hatte. ... O, ich stieß diesen Gedanken mit Entsetzen zurück, aber er ließ sich nicht verscheuchen, er brachte ein Heer von Erinnerungen, und alle, alle klagten ihn an! Auch ihn sah ich nach dem Tage des Mordes, mit Dir zugleich; ihr hattet Alles miteinander abgekartet und bald erfuhr ich, daß ich eine Marquise werden sollte und reich. Eine Marquise! ... Wo hast Du ihn denn gestohlen, diesen Titel? ... Und reich! O, ich weiß nur zu gut, woher Du Dein Vermögen hattest, und welches Entsetzen diesen Raub ermöglichte! Und wenn ich bedenke, daß ich dieses Geld mein eigen nannte! Welche Schmach, welche Schande! ... Und Du wunderst Dich, daß ich sterben will? ... Aber ich ertrage ja diese Scham nicht länger! ..." Sie verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen, aber gleich darauf flammte sie wieder empor: „Jetzt wurde mir Alles klar. Das neuerliche Verschwinden meines Vaters ... sein Signalement stand ja in allen Zeitungen. Wie oft habe ich es damals gelesen, wie oft habe ich sein Bild gesehen, ohne es zu erkennen. Erst neulich, als mein Verdacht erwachte, o da erkannte ich Simonnet in den Zügen des entsetzlichen Jagon! ... Und er wurde entdeckt, verhaftet, gerichtet, verurtheilt. Jetzt ist er auf der Galeere — deßhalb sah ich ihn nicht wieder! Auf der Galeere, aus Gnade ... denn ohne eine Ahnung zu haben, war ich sechs Wochen hindurch die Tochter eines zum Tode Verurtheilten gewesen — ich Elende! ..."

Es überkam Lorenz auf einmal, Simonnet zu vertheidigen; das konnte ihn zur eigenen Vertheidigung gelangen lassen. Er fühlte, daß er endlich sprechen müsse, um jeden Preis, auf Tod und Leben.

Sie war todesmatt, wirr, keuchend auf ihren Sitz zurückgesunken, und er begann mit unsicherer, leidenschaftlicher Stimme: „Und wenn Jagon's Name Simonnet, und wenn er Dein Vater ist, darfst Du ihn beschuldigen? Für wen ist er zum Verbrecher geworden? Für wen büßt er heute? Wen wollte er bereichern? Dich! ..."

Mathilde fuhr wild empor. „Sprich mir nicht auch von seiner Liebe! Und daß ich ihm danke für sein Verbrechen, für seinen Raub, für seinen Mord, und daß ich für ihn Verehrung hegen müsse, ihn vielleicht segnen! ... Ja, das ist die schändliche Moral von euch Beiden: Geld, Gold, Banknoten, der Luxus, der Reichthum, der Marquisentitel, der Lärm, der Glanz, das ist ja Alles, was man ersehnen kann, und alle Mittel sind gut, um das zu erlangen. So habt ihr Beide mich's gelehrt, so habe ich selber lange geglaubt, Dank euren Lehren! Aber nein, nein, nein, der Reichthum ist nicht das Höchste im Leben ... es gibt etwas Besseres ... es gibt die Selbstachtung. Und höher als der Genuß steht die Zuneigung. Ein Mann ist in mein Leben getreten, der mich das gelehrt hat. Von ihm habe ich gelernt, mich zu achten, bei ihm habe ich die Liebe kennen gelernt, welche das Weib veredelt, anstatt es zu erniedrigen."

Das brachte ihn wieder in Zorn. „Aber er liebt Dich nicht!" rief er. „Er wird eine Andere heirathen. Und versteht er denn überhaupt zu lieben? Weiß er denn überhaupt, was das ist, einem Weibe seine Ehre, sein Leben zu opfern, wie ich's Dir geopfert habe? O, ich muß es Dir endlich sagen, muß mich vertheidigen, Du hast mich genug gedemüthigt, beschimpft, mit Schande bedeckt ... Ah, Du kokettirst also heute mit schönen Gefühlen, Du bist tugendhaft geworden durch ihn, sagst Du? Eh! auch ich hätte vielleicht eine Unmasse von Tugenden in mir, wenn ich Dir nicht begegnet wäre, Dir und Deinem Vater.

„Ich kam mit zwanzig Jahren nach Paris. Die Sonne des Südens hatte mich heißblütig gemacht, die Luft meiner Berge robust, sinnlich ... Ich sah Dich, ich liebte Dich, ich gab mich Dir mit Leib und Seele zu eigen.

„Aber wir waren arm alle Zwei. Da ist ein Mensch gekommen, welcher mir sagte: ‚Nimm Dich in Acht. Bei der Armuth erfriert bald die Liebe. Gehorche mir, ich will Dich reich machen und sie wird Dich immer lieben ...‘

„Ich hörte ihn an. Was kannte ich vom Leben? Es ist Dein Vater gewesen und ich glaubte ihm. Er wurde mein Leiter, mein Lehrer, mein böser Geist. Er hat mich verderbt, er hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Aber wir Beide verfolgten nur ein Ziel, Dich glücklich zu machen. Wir arbeiteten, während Du ruhtest. Wir trotzten den Gefahren, damit Du fröhlich, lächelnd, sorglos leben könnest.

„Du hast mich soeben einen Mörder genannt. Das ist nicht wahr. Ich schwöre Dir, daß es nicht wahr ist. Dein Vater sprach mir nur von einem Raube und ich half ihm dabei, ich begleitete ihn, ich gehorchte ihm, ich legte die Kleider an, die er mir brachte, aber ich wußte nicht, daß er einen Mord begehen wolle!“

Sie unterbrach ihn. „Und wenn's so wäre. Was weiter!“

„Wie?“

„Bald erfuhrst Du doch, daß ein Mord begangen worden war, daß Du der Mitschuldige eines Mörders seiest. Und Du nahmst doch das Blutgeld, das er Dir brachte, Du theiltest den Gewinn des Verbrechens. Aber noch mehr ... o, es ist schrecklich! ... man verhaftet einen Unschuldigen ... er leugnet, fleht, jammert, Dich kümmert nichts. Man wirft ihn in Ketten, er schmachtet heute auf der Galeere. Was geht das Dich an? Und das ist das Schändlichste! Das ist es, was mir Haß und Ekel einflößt vor Dir! Wenn ich auch Dein Verbrechen verzeihen könnte, wie sollte ich jemals Deine Niederträchtigkeit vergessen?“

Lorenz war nicht mehr gebeugt unter den Anklagen Mathildens, sondern erzürnt; sie machten ihn jetzt wüthend, sie brachten ihn außer sich. Er war nicht mehr fahl, er war glutroth. Alles Blut stieg ihm zu Kopf und er zitterte wie im Fieber. Seine Kräfte zuckten darnach, etwas zu zertrümmern, zu zerbrechen, zu vernichten.

„Du wirfst mir vor, daß ich mich nicht anklagte, da man einen Unschuldigen an meiner Statt strafte?“ schrie er. „Aber man hätte mich ja von Dir getrennt, ich hätte Dich nimmer, nimmer wiedergesehen. Dazu fehlte mir der Muth. Mein Leben hätte ich geopfert, aber die Trennung von Dir konnte ich nicht ertragen! ...“

Sie entgegnete langsam: „Auch Joseph Blanchard wurde von seinem Weibe getrennt, das er liebte und das ihm Alles war.“

„Immer Er!“ wüthete er. „Was kümmert Dich dieser Mensch? Vielleicht deßhalb, weil er der Schützling Deines Liebhabers ist?“

„Nun ja doch!“ rief sie empört. „Nur deßhalb nehme ich ihn in Schutz, nur deßhalb will ich ihn aus dem Bagno befreien und Dich dafür hinsenden, so schnell als möglich ... Hörst Du? so schnell als möglich! Er hat genug gelitten, jetzt ist die Reihe an Dir. Ah, Du beschimpfst Dein Opfer, Du beschimpfst mich, diese Kühnheit sollst Du büßen! ... Ich schonte Dich noch, ich hatte Mitleid mit Dir, ich weigerte mich, Herrn von Meillant den Namen des Schuldigen zu nennen ... Ich wollte Dich nicht ausliefern, ich überließ es der Vorsehung, das Rechte zu schaffen; das war feig von mir, ich bereue es; geschehe was da wolle, Herr von Meillant soll Alles erfahren.“

„Nimm Dich in Acht!“

„Du drohst? ... Nun denn, ich schwöre ... ich schwöre es bei meiner Liebe für ihn, daß ich ihm in dem Augenblicke, wo er jetzt eintritt, zurufen werde: ‚Hier ist Der, den Sie suchen ... hier ist der Mörder!‘ ...“

„Nun denn, und ich“ — keuchte er, „ich schwöre, daß ich Dich tödten werde, ehe Du sprichst! ...“

Zugleich stürzte er sich auf sie, preßte sie in seine Arme, gab ihr einen Stoß und warf sie zu Boden. Dann beugte er sich über sie, hielt ihr beide Hände fest, und das Knie auf ihrer Brust, sein Antlitz ganz nahe dem ihrigen, murmelte er: „Wirst Du noch sprechen?“

„Ja, ja, ja! Ich werde sprechen, ich schwöre, daß ich sprechen werde! ...“

Sein Blick irrte wild um sich.

„Du suchst eine Waffe? Hier findest Du keine. Heinrich fürchtete keine Räuber, keine Mörder ... Er wußte nicht, daß Du kommen werdest. Aber Du brauchst ja keine Waffen, Du hast Deine Hände ... Deine Würgerhände.“

„Du hast Recht!“ brüllte er. „Dein Vater hat mich's gelehrt ...“

Er ließ ihre Arme los, ohne daß sie sich wehrte oder um Hülfe schrie, als ob sie in der That froh sei, zu sterben, hier, bei Heinrich. Er kniete jetzt mit beiden Knieen auf ihrer Brust, mit dem ganzen Gewichte seines Körpers, und umschloß ihren Hals mit seinen Händen, die Fingerspitzen am Genick vereint, die beiden Daumen vorn am Kehlkopfe. So keuchte er ihr in die halbgeöffneten Lippen:

„Schwöre mir, daß Du niemals Ihm gehören willst, und Du kannst mich sogar anklagen. Nicht Deine Anklage fürchte ich, nur Deine Liebe für ihn ...“

„Ich bete ihn an,“ athmete sie und schloß die Augen.

Er gerieth außer sich und seine Hände krampften sich zusammen, langsam, lange um den Hals der Unglücklichen.

(Fortsetzung folgt.)



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Boshaft.

Reisender: Ist Ihnen von unseren Artikeln wohl wieder etwas gefällig, gnädige Frau? Ich habe eine reiche und geschmackvolle Auswahl — —

Dame: Ich danke, mein Herr. Die von Ihnen bezogenen Stoffe haben sich so schlecht getragen, daß ich nie wieder von Ihnen kaufen werde. Ich bin klug geworden.

Reisender: Nun, ich meine, dafür allein müßten Sie sich unserem Hause zu Dank verpflichtet fühlen. Wenn Sie wirklich klug geworden sind, gnädige Frau, so ist das ja ein unbezahlbarer Gewinn für Sie.

Dame: Mein Herr, ich verbitte mir — —

Reisender: Ich wünsche guten Morgen! (Entfernt sich schleunigst.)

*

Ein lauschiges Plätzchen.

Frau von Milde hat von jeher eine unbezwingliche Angst vor wilden Thieren gehabt, aber sie vermag doch den Bitten ihrer beiden Kinder, welche die neu angekommene Menagerie draußen vor dem Thore zu sehen wünschen, nicht zu widerstehen; — sie beschließt, ihre Nervosität zu bekämpfen und die lieben Kleinen in die Thierbude zu führen. — Auf dem Wege dahin trifft sie mit des Bürgermeisters Hauslehrer zusammen, der seine Zöglinge demselben Ziele zuführt, wie sie, und sich sofort bereit erklärt, Fritz und Luischen unter seine Obhut zu nehmen.

Froh, der fatalen Aufgabe überhoben zu sein, geht Frau von Milde vor dem Thore so lange spazieren, bis ein Regenschauer sie zwingt, in dem Eingange der Thierbude unter einer Art von Zeltdach Schutz zu suchen, wo sie auf einem dort befindlichen hölzernen Kasten Platz nimmt. Hier hört sie zwar auch das Brüllen von Löwe und Tiger, das Heulen von Schakal und Hyäne, aber sie freut sich doch über die Sicherheit des von ihr gewählten Platzes, der durch eine starke Bretterwand von den wilden Bestien geschieden ist.

„Um Vergebung, Madame,“ sagt ein phantastisch gekleideter Mann zu ihr, der wie aus der Erde gewachsen plötzlich neben ihr steht und in welchem sie den „berühmten Thierbändiger Paolo Grotti“ erkennt, dessen Porträt seit Beginn der Herbstmesse an allen Straßenecken zu sehen ist. „Ich muß Sie bitten, sich von dem Kasten zu erheben, denn Sie sitzen auf der Boa Konstriktor, mit welcher ich mich jetzt vor dem Publikum produziren muß, um meine weltberühmte Zähmung gefährlicher Reptilien zu zeigen.“

Man kann sich den Schrecken der armen Frau von Milde und die Schnelligkeit vorstellen, mit welcher sie von ihrem Sitz „auf der Riesenschlange“ herabgesprungen ist.

*

Nette Zumuthung.

Eleganter Tourist (zur Säuhirtin in kleinem Gebirgsstädtchen): Aber, liebe Frau, Sie müssen Ihre Schweine wirklich besser in Ordnung halten. Man ist ja nicht einmal auf dem Trottoir vor ihnen sicher.

Säuhirtin (drückt dem Touristen ihre kurzstielige Peitsche in die mit kornblumenblauen Glacés bedeckte Hand): Hier, junger Herr, haben Se meine Peitsche. Nu sehen Se selbst 'mal zu, ob Sie die Ferkels von dem Trottewar abhalten können!

*

Vom Schicksal verfolgt.

Gespräch zwischen zwei Beamten: „Ich bin sehr froh, diesen Monat beziehe ich meinen Gehalt am 28. statt wie sonst am 30. oder 31.“

„Wieso?“

„Weil der Februar nur 28 Tage hat.“

„Pardon, dießmal hat er 29.“

„Ah! Das kann aber auch nur mir passiren!“

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 439:

Es ist schwer, gegen den Augenblick gerecht zu sein.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. O. L. in W., Frau J. Lambiello in Turin und Hrn. T. Thiele in Reval. Das Audiphon können Sie beziehen durch Caswell, Hazard & Co., Fifth Avenue, cor. 24th Street, New-York. Es ist nicht billig.

Hrn. A. L.-H. in Pokatiz. Sie besitzen kein geringes Talent, aber der Grundgedanke kommt nicht klar und stark genug zum Ausdruck. Er überwiegt Gefühl und Phantasiespiel.

Hrn. H. F. W. R. Seien Sie vorsichtig!

Leser in Schweinfurt. Der Dienst muß erlernt werden — Meldung bei der ersten Provinzialpoststelle.

Hrn. Gr........z in Mühlheim. Was Sie anwenden, ist das einzige Mittel.

Hrn. S. W. in W. Häufiges Rasiren und etwas Geduld.

Frln. L. Eigner in A. Wenden Sie sich je nach Ihrer Konfession an eine Schulbehörde, an das königliche evangelische Konsistorium in Stuttgart oder an den königlichen katholischen Kirchenrath daselbst.

Hrn. C. M. in J. Sie wünschen, daß wir Gedichte, wie: „Der Einsiedler“, dessen erster Vers lautet:

> „Heil dir, Einsiedler, der du Guter endlich
> Dem eitlen Weltgewühl entflohen bist,
> Die, einer Rabenmutter gleich, nur schändlich
> In ewigem Kampf mit ihren Kindern ist,“

veröffentlichen. Sehen Sie sich diesen ersten Vers gedruckt an.

F. P. in Agram. Hübsch als kroatisches Volkslied — aber für „Illustr. Welt“ nicht recht geeignet.

H. C. V. in Christiania. Gewünschtes können Sie durch jede dortige Buchhandlung beziehen. Auf Wunsch sendet auch unsere Verlagshandlung dasselbe gegen Einsendung des Betrages (M. 4. 90. inkl. Porto) direkt franko per Postpaket.

Ein Verzeichniß von noch vorräthigen Jahrgängen versendet unsere Verlagshandlung franko unter Kreuzband, wenn Sie dieser Ihre Adresse angeben.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Zerline Schreiber, Wreschen; Cäcilie Derniatsch, Marburg; Marie Schneider, Brünn; Emilie Bett, Warschau; Th. Bührmann, Binsebeck; Klara Herodes, Pleß; Marie Hoffmann, Bielitz; Frau Regina Wagner, Ohligs; Hrn. G. Millner, Memel; Grzenkowitz, Mühlheim; M. Wagner, Ohligs; G. Gyurcsovecz, Alsó-Kubin; C. Moisel, Reichenberg; H. Herschel, Siegburg; L. Lamprecht, Berlin; R. Fabel, Magdeburg; O. Müller, Eisenberg; E. Renovanz, Rudolstadt; A. Meßner, Oels-Arnau; F. Sodenkamp, Werl; Rohde, Assaunen.

Frln. Emmy R. in Minden. Kein Mensch ist so vollendet, daß er nicht kleine Unvollkommenheiten besitzt. Die etwas großen Vorderzähne thun der Schönheit keinen Eintrag, wenn sie von den Lippen bedeckt sind, nicht schief stehen und das Lachen fein und lieblich ist. Wir sind sicher, daß wenn Sie dieselben im Zorne zeigen, Ihr Zukünftiger dieß nicht schön findet, dagegen von den Störenfrieden entzückt sein wird, wenn Sie ihm ein „Ja“ lächeln.

Frln. E. V. in Warschau. Das Gedichtchen hübsch für Familienkreise. Für ein Journal von der Stufe der „Illustr. Welt“ zu harmlos, kindlich.

M. N. 123. Ist ohne Untersuchung, mit welchen Stoffen das Tuch gefärbt ist, nicht zu beantworten. Jedenfalls ist die chemische Zusammensetzung der Farbe so völlig geändert, daß hier nicht mehr zu helfen.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. C. R. in Hannover. Die Anfrage: „Was thut man zur Blutreinigung?“ ist eine zu allgemeine, als daß wir Ihnen hierauf eine genügende Antwort geben könnten.

Hrn. C. Sch., stud. veter. in St. Sie dürfen sich weder Thierarzt, noch homöopathischer Arzt nennen, wenn Sie kein medizinisches Examen gemacht haben.

Hrn. J. E. in R. 1) Baunscheidtismus abzurathen. 2) Herr Generalstabsarzt Dr. von Nußbaum entschieden zu empfehlen. 3) Von dem Schwindelmedikament die Hand zu lassen.

Hrn. H. 18 in Lissa. Verschaffen Sie sich eine Nasendouche und spritzen Sie damit den Nasenkanal täglich unter Benützung von lauwarmem Salzwasser aus.

Hrn. J. K. in Wien. Rathschläge zur Beseitigung erfrorener Finger und Füße haben wir schon so oft gegeben, daß wir Sie und alle anderen unserer Leser mit dem gleichen Anliegen bitten müssen, in früheren Nummern nachzuschlagen.

Hrn. P. M. in W. Gegen Blutandrang nach dem Kopfe empfiehlt sich der mehrwöchentliche Gebrauch des ungarischen Bitterwassers, und zwar Franz-Joseph-Bitterquelle, jeden Morgen nüchtern ein Glas genommen. Adressen von Spezialärzten theilen wir nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz und nicht öffentlich in der Briefmappe mit.

Antworten.

Auf 25): „Wie stellt man einen schwarzen Lack zum Anstreichen von Schulwandtafeln her?“ Am besten hat sich folgender Anstrich gezeigt: Frankfurterschwarz wird mit äußerst wenig Leinölfirniß angerührt — zu viel würde Glanz ertheilen — und diesem dicken Brei wird Terpentinöl oder Kienöl zugesetzt. Das Frankfurterschwarz wird nicht gerieben und vertritt so hinreichend den Schmirgel. Ist der Anstrich zweimal gemacht und getrocknet, wobei jedesmal nur dünn aufgetragen wird, so kann man denselben noch mit einem Stück Holz und feinem Sande leicht schleifen, und erhält so eine vollständig matte Oberfläche. Der Anstrich ist dauerhaft und kann mit wenig Geld schnell ersetzt werden.

A. v. Glasser,
Lehrer der Fachschule zu Limbach b. Chemnitz.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 36. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XIX.

Es blieb mir nichts weiter übrig, als zu gehorchen — zum Photographen zu gehen. — Ich sah nicht rechts, nicht links unterwegs, ich war noch ganz in Gedanken und rannte so beinahe gegen den General von Schenkendorf, der mir entgegenkam.

„Holla — holla! — wohin so eilig!“ rief Excellenz, lächelnd über meinen Eifer, und brachte mich so zum Stehen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung,“ erwiederte ich, meinen Hut ziehend, „ich hatte Sie in der That nicht bemerkt!“

„Waren mit Ihren Gedanken zu tief beschäftigt und sahen nicht auf's Terrain, mein lieber Stadtrichter,“ sagte er gutmüthig. „Rannten so beinahe gegen einen alten Pfahl. — Nun, — ich habe soeben schon einen ordentlichen Puff ausgehalten — puh!“

Der General lüftete den Strohhut und fuhr sich mit dem Taschentuch über das geröthete Gesicht.

„Wieso? fragen Sie. — Nu, ich hatte da ein etwas echauffirtes Gespräch mit der Frau von Born, — bin noch ein bischen außer Athem von der langen Pace — sapperment!

„Kommen Sie, setzen Sie sich ein bischen her zu mir,“ fuhr er fort und zog mich neben sich auf eine Bank. „Welch' ein angenehmer Schatten hier! — Gebe keinen Schuß Pulver sonst für das ganze Nest, aber diese Allee und die prächtige Luft ziehen mich alle Jahre wieder hieher, — contre coeur, kann ich wohl sagen, denn es ist sonst ein infam langweiliger Erdenfleck, — nichts wie Fraubasenthum und Klatscherei. — Gott bewahre Einen in Gnaden.“

„Ja, — das weiß der Himmel!“ sprach ich mit einem schweren Aufseufzen und aus tiefstem Herzen.

„Sehen Sie, — Sie machten also auch schon diese Erfahrung und sind doch erst zum ersten Male hier. — Hören Sie zu, — ist eine lehrreiche Geschichte: Ich treffe da vorhin nämlich auf die Kammerjunkerin, finde sie in heller Alteration. — Was ist geschehen? Kaum erblickt sie mich, so kommt sie in voller Attake auf mich los und erzählt mir mit Thränen in den Augen, ihr Neffe, der junge Graf Bernstein, habe sich mit Fräulein Osthof — ist 'ne junge, talentvolle Wiener Sängerin — verlobt. Ihre Schwester sei deßhalb dem Tode nahe . . . Na nun, ich bin auch ein Edelmann — ein Aristokrat, lieber Stadtrichter, bin sogar noch einer von altem Schrot und Korn, aber doch, wie ich hoffe, nebenbei ein vernünftiger Mensch. — Jene Dame, — ich kenne die Familienverhältnisse ziemlich genau, ist eine höchst achtbare und gefeierte Künstlerin, ein Mädchen aus guter Beamtenfamilie, welche nach des Vaters Tode zur Bühne ging, ihre schöne Stimme im Interesse ihrer verarmten Familie verwerthete. — Ich versichere Sie, sie ist durch den Wiener Höllenpfuhl gegangen ohne einen Makel, rein wie Gold, — hochachtbar, während jener Herr Neffe ein Mosje Windbeutel ist — ein anständiges Stück von einem Bruder Lüderjahn, der wegen Schulden den Dienst verließ. — Soll sich jetzt gebessert haben und spricht für ihn, daß das Mädchen überhaupt ihn nimmt . . . Ich sagte das der Tante ohne Umschweife, aber was meinen Sie wohl? — Die Gnädige brach heftig in Thränen und Vorwürfe aus, meinte, daß sich die Mutter vor keinem anständigen Menschen mehr sehen lassen könnte, und frug, wer seine Schwestern nun noch heirathen würde, wenn der Bruder sich mit einer Schauspielerin mesalliirte und dergleichen Albernheiten mehr. — Nun, — diese Borns und Bernsteins und die ganze Sippe sind Hungerleider, — herabgekommen im Vermögen durch ihre eigene Schuld, Parasiten, Schweifwedler, die bei Hofe betteln um ein Aemtchen und Unterstützungen, aber stolz wie die Spanier und verknöchert in allerhand schiefen Standesansichten.

„Ich war ein dummer Kerl, — ich ging auch wohl ein bischen durch im Eifer, — Donnerwetter! — Sagte ihr in der Hitze des Gefechts etliche Wahrheiten, die ich ebensogut für mich behalten konnte, denn wer will einen Mohren weiß waschen? — Nahm das Mädchen pflichtmäßig in Schutz — sagte ihr, daß es neben unserem Geburtsadel auch den des Geistes gibt und den Adel der Gesinnung, den ein jeder wahre Edelmann anerkennen müsse. Während jener Bruder Lüderjahn das Geld durchbrachte, welches er nicht besaß, schritt das Mädchen trockenen Fußes über den Sumpf, erlitt sie alles das, was ein fein geartetes Frauengemüth auf diesem schlüpfrigen Pfade durchmachen muß, sah nicht rechts, nicht links, nur immer nach dem einen großen Ziel, den Ihrigen und sich selbst eine sorgenfreie Existenz zu erkämpfen. — Hol' mich der Teufel! Dazu gehört auch Noblesse — Rasse, lieber Stadtrichter! . . . Sie hat nun ein schönes Vermögen beisammen, sie können damit Schloß Bernstein, das Rattennest, unter ein ganzes Dach bringen und ihre Schulden bezahlen! . . . Dummes Zeug! — — — Doch, ich halte Sie auf . . . wo wollen Sie hin?“



Eine Schlangenbändigerin auf Cypern. (S. 466.)

„Zum Photographen, Excellenz!" erwiederte ich erröthend.

„Puh! . . . dazu gehört Courage, junger Freund, . . . da wünsche ich gute Verrichtung! Sie werden dort Gesellschaft finden."

Der General erhob sich, drückte mir die Hand und ging.

Wenige Schritte nur hatte ich gethan, da bemerkte ich, wie der leinene Vorhang des photographischen Ateliers sich zur Seite schob, wie der Baron aus demselben herausflitzte, sich vorsichtig rechts und links umsah und in Eile die Straße hinab schritt. — Ich hoffte, er würde mich nicht bemerken, ich drückte mich sogar ein wenig hinter die nächsten Bäume, aber er entdeckte mich doch und kam sogleich auf mich zu mit einem: „Ah, lieber Herr Stadtrichter, — abominables heißes Wetter heute, — ganz enchantirt, daß ich Sie treffe. — Maßlos fatiguirt heute. — Sie auch, wie? — War früh schon zwei Stunden draußen . . . Ich sehe, Sie machen eine kleine Promenade noch vor Tische!"

Er lüftete den Hut, lächelte geziert, klappte die Absätze an einander und machte einen tiefen Diener, dann aber plötzlich legte er sein Gesicht in ernstere Falten, zog die Stirne kraus und fuhr in derselben hastigen Weise fort:

„Uebrigens, — Sie sendet mir der Himmel!" (Hier ergriff er meine Hand und sah mir lächelnd in die Augen.) „Seien Sie mir nicht böse, aber unter guten Bekannten hilft man sich ja aus der Patsche . . . Mein Onkel, Graf Henkel, scheint ganz vergessen zu haben, daß der Erste war. Als ich noch bei den Ulanen stand, kam das auch einige Male vor."

„Wie viel soll es sein, Herr von Greiffenkron?" frug ich kühl und griff ohne Weiteres in die Tasche, denn es war klar, er wollte Geld leihen, und ich hatte es eilig.

„Sehr liebenswürdig, auf Wort! — — Sind Ihnen fünfundzwanzig Thaler zu viel?" erwiederte er, immer freundlicher lächelnd.

„Hier sind dieselben."

„Danke, — danke schön — halte mich übrigens zu allen Gegendiensten bereit. In spätestens acht Tagen haben Sie dieselben wieder — auf Wort. — Muß jetzt aber machen, daß ich nach Hause komme. Sehe Sie doch nachher bei Tische — tausend Dank!"

Er verneigte sich geziert, der Geck, warf mir eine Kußhand zu und lief in einem kleinen, affektirten Dauertrab davon.

„Ein unangenehmer Mensch!" brummte ich ärgerlich. „Weßhalb er auch gerade sich an mich adressirt?"

So kam ich an das wandelnde Atelier, hob den Leinwandfetzen empor und trat hinein. — Zu meiner Ueberraschung bemerkte ich dort Fräulein Gertrud, welche erröthete, sich erhob und mir aus ihren Taubenaugen einen offenbar verlegenen Blick zuwarf, als sie mich erkannte.

„O nein, — o wie abscheulich, Einen hier zu überraschen!" rief sie aus und wandte mir mit erkünsteltem Schmollen den Rücken zu.

Aha, — also auch hier trifft man sich mit dem Baron, dachte ich. Der gute Doktor Schwarz thäte wirklich besser, ein wenig auf sein Trudchen Acht zu geben, als über anständige Frauen solche Niederträchtigkeiten zu verbreiten. — Ich war durchaus nicht erfreut über diese Ueberraschung und das Zusammentreffen mit dem blonden Fräulein, ich war auch wirklich jetzt nicht in der Laune, Konversation zu machen. Gar zu Vieles ging mir im Kopfe herum und die Tochter erinnerte mich an den Vater. — Ich wollte noch Einkehr halten in mich selbst — wollte nachdenken, klar werden, keinen Menschen sehen am liebsten. Ueberdieß, ich war nur mit Widerwillen hieher gegangen, nur auf Karl's Wunsch — es war eine Lächerlichkeit, sich von diesem elenden Dorfkünstler porträtiren zu lassen, und mir nicht angenehm, daß man mich dabei ertappte. In Folge dessen verbeugte ich mich auch nur sehr kühl und wollte sogleich mit einem: „Um Verzeihung — ich will nicht stören," mich wieder entfernen. Aber wie eine Feder schnellte Fräulein Schwarz von ihrem Sitze und erklärte mir bestimmt, sie würde es mir ganz fürchterlich übel nehmen, wenn ich nicht dabliebe.

Sie stellte sich mir förmlich in den Weg und aus ihren blauen Taubenaugen sah sie mich dabei mit einem beinahe zärtlichen Zürnen von unten herauf an.

Was wollte ich machen, — ich blieb. — Ich hörte gar nicht, was sie Alles sprach und was sie mich frug, ich nahm mechanisch auf dem einzigen Schemel Platz, welcher noch übrig war, und resignirte mich.

Es war ein kleiner, von Leinwand und Brettern eingeschlossener Raum, dieses ländliche Atelier, und eine fast erdrückende Hitze lagerte unter dem leichten Dache, auf welches die Sonne ihre glühenden Strahlen herabsandte. Zwei Sitze, ein Tisch, etliche Kartons mit erbärmlichen Karrikaturen und ein Apparat, das war die ganze Ausstattung. Der staubige Erdboden war die Diele. In einem Nebenraum hantirte Jemand herum — wir Beide aber saßen hier im traulichsten tête-à-tête ganz allein.

Trudchen hatte sich — so groß mein Groll gegen die Tochter des Doktors auch war, ich bemerkte es doch — zu dem wichtigen Akte, der ihr bevorstand, mit mädchenhafter Koketterie geputzt. Ein helles Kleid mit blauen Streifen umspannte eng ihre rundliche Gestalt und genirte sie ein wenig beim Niedersitzen, die Aermel gingen nur bis zu den Ellenbogen herab mit ihren Grübchen, und die weißen Handgelenke schmückten schwarze Sammetagraffen mit Schnallen von Granaten und Gold, vorn an der Brust war die Taille viereckig ausgeschnitten und ließ den weißen, vollen Hals entblößt, auf dem ein Medaillon aus schwarzem Jet in gleichmäßigem Takte auf und nieder wogte. Unter den Falbeln des Kleides hervor schob sich der zierliche Fuß in einem ausgeschnittenen Schuh, unter dessen Querstreifen man den hellblauen Strumpf bemerkte.

Alles dieses entdeckten unwillkürlich meine Augen, während ich, den Hut in den Händen, auf meinem Schemel dasaß und dem Geplauder des Fräuleins zuhörte — ich selbst blieb fast wortlos.

Wie im Fluge glitt ihr Zünglein über alle Tagesneuigkeiten dahin — Alles, was in Eichdorff und in D. passirte, wußte sie am Schnürchen herzuzählen. Einige Male wechselte sie die Positur, zog sich das Kleid über dem Knie glatt und warf einen kurzen Blick in den kleinen, uns gegenüber hängenden Spiegel. Zumeist sah sie beim Sprechen in ihren Schooß, aber ab und zu hob sie mit einem Lächeln die Wimper und betrachtete mich von unten herauf mit einem ihrer schmeichelnden, schwimmenden Blicke.

Ein seltsames kleines Ding, dachte ich — wahrhaftig, der Doktor sollte doch vor seiner eigenen Thüre fegen. — Diese Wirthschaft mit dem Baron gab mir zu denken.

In diesem Augenblicke trat der Photograph aus dem Leinwandvorhang heraus — ein langer, dunkelhaariger, verhungert aussehender Mensch in einer abgerissenen Sammetjacke, Fez und Pantoffeln. Die Sitzung begann. — Es dauerte lange, ehe Trudchen die richtige, ihr zusagende Stellung gefunden hatte, und sie kokettirte und plapperte nicht wenig dabei, aber endlich war der große Wurf gelungen — eine Minute des Stillsitzens und die Prozedur war vorüber.

„O, wenn es nicht gut geworden ist, dann sind Sie daran schuld," sprach sie, sich den Hut aufsetzend und dann vor mich hintretend, und die beiden Hände des Ueberraschten ergreifend, sah sie mich noch einmal so recht von unten herauf an aus ihren Vergißmeinnichtaugen, machte ein ganz kleines Mündchen und sprach so zutraulich und bedeutsam wie nur irgend möglich: „Ich rechne auf Ihre strengste Diskretion. — Nicht wahr, Sie verrathen mich nicht und lachen mich auch nicht aus."

Mir war ganz seltsam dabei zu Muthe. — Diese weichen Händchen, diese schimmernden Blicke, diese unheimliche Nähe, diese Schwüle dazu und der enge Raum, — ich schüttelte mich ordentlich und beeilte mich, sie los zu werden. Ich versprach ihr Alles, was sie von mir verlangte, und war froh, als ich sie über den kurzen Rasen der Allee zueilen sah.

„Himmel! — welch' ein Mädchen!" brummte ich und setzte mich dann nieder, wie ein Verbrecher auf den Richtklotz, um mich nun ebenfalls photographiren zu lassen.

Nichts regte sich — schweißrieselnd saß ich da, allein in dem engen Raum. — Ich hatte Truden längst vergessen, ich dachte an ihren Vater, und alle Wuth trat wieder in mein Herz, alle Entrüstung, deren ich fähig war. Hatte ich mich wirklich von ihm düpiren lassen, — — war ich ein Opfer seiner Verleumdungssucht gewesen? — Und wenn ich das war, — wäre das nicht über alle Maßen demüthigend für mich, — nein, — mehr als das, geradezu abscheulich, leichtsinnig, charakterlos . . . verbrecherisch! . . . Ich, der ich es wie einen elektrischen Schauer mich durchrieseln fühlte, wenn ich nur Sophiens Namen hörte, ich, der ich sie zu lieben vermeinte, wahr und innig — — ich hätte, und zwar auf die allerordinärste Weise, mich so übertölpeln lassen?! . . .

Und Karl — wie kam es nur, daß er diese ganze Sache so völlig anders und — ich fühlte es nur zu wohl — so richtig aufgefaßt hatte, — daß er hell herauslachte über diese Beschuldigung, die mich so namenlos unglücklich und elend gemacht hatte?

War ich denn so unfähig, zu beurtheilen, was möglich und was unmöglich ist, oder hatte er Kenntniß von bestimmten, dagegen streitenden Thatsachen, welche ich nicht wußte?

Ach, es waren sehr schmerzliche, demüthigende Gedanken, welche auf mich einstürmten; ich kann versichern, ich kam mir ganz unbeschreiblich klein und verworfen vor. Ich zurechtrücken und ließ ihn seine Arbeit verrichten, ohne daß ich es bemerkte beinahe. — War es nicht vielleicht die Furcht, parteiisch zu sein — der Soupçon gegen mich selbst, der mich gerade in das Gegentheil verfallen ließ? In Fällen, die Einen selbst so nahe angehen, ist man ja immer Partei, und aus reinem übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl wird man Befreundete leicht strenger richten als Fernstehende? — Wie ein Arzt in schwierigen Fällen sich nicht selbst kurirt, so sollte auch ein Richter niemals urtheilen in Fällen, bei welchen sein Interesse so sehr in's Spiel kommt, wie in diesem hier.

Mit welchen Gefühlen sollte ich den Damen nur wieder unter die Augen treten? Konnten sie denn wissen, was es mich gekostet hätte, sie in einem ungerechten Verdacht zu haben, und wie ich litt?!

„Ich danke Ihnen, mein Herr, — wenn Sie wollen, können Sie auf das Bild warten. — Es wird gut sein, denn Sie haben nicht mit den Augen gezwinkert."

Ich fuhr empor wie aus einem Traum.

„Ich werde warten," entgegnete ich kurz und trat in's Freie, denn hier drinnen meinte ich zu ersticken.

Nach wenigen Minuten schon überreichte man mir mein wohlgetroffenes Porträt. — Ich bekam trotz alles Grübelns dennoch einen Schreck, als ich es betrachtete. Mit dem besten Willen konnte ich mich in diesem Mischmasch von violetten und braunen Tönen und Klecksen nicht wiedererkennen. Die Nase und die Augen waren drei dunkle Flecken, die Unterlippe war blaßblau und das Ganze hatte einen halb komischen, halb abschreckenden weinerlichen Ausdruck.

Das Einzige auf dem ganzen Bilde, was ähnlich war, war meine Uhrkette.

Nun, — so hat denn Karl wenigstens seinen Willen, dachte ich, während ich dem Künstler seine fünf Groschen einhändigte, und begab mich dann auf den Heimweg.

Da es gerade zum Essen läutete, ging ich gleich in den Speisesaal und überreichte Karl dort mein Porträt. Er sah es an, nickte und steckte es mit einem ironischen Lächeln und den Worten: „'s ist doch eine hübsche Erfindung diese Photographie," in die Tasche.

Seltsam, während ich mich unendlich niedergedrückt und elend fühlte, schien der Assessor heute in der allerbesten Laune zu sein. Er bestellte gleich nach der Suppe eine Flasche Champagner und sprach mit Jedermann auf das Liebenswürdigste. Dabei aber warf er einige Male mitten im lebhaftesten Geplauder ernste und gewissermaßen nachsinnende Blicke auf mich, als beschäftigte ihn die ganze Zeit etwas, was mit meiner Person im Zusammenhange stände.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schlangenbändigerin.

(Bild S. 465.)

Die Insel Cypern hat in neuerer Zeit die Augen Europas auf sich gelenkt durch die Besitznahme seitens der Engländer. Cypern ist ein verwüstetes, verfallenes Paradies, eine Insel von Sümpfen, Bergen, steinigen Einöden und Trümmern. Die Engländer dürften noch manche Millionen dort hineinstecken und manches Jahrzehnt wird noch vergehen, bis Cypern einigermaßen der Kultur wiedergewonnen ist und seinem herrlichen südlichen Klima nach produktiv geworden. Auch die Bewohner dieser Insel sind verklungene Herrlichkeit; sie sind eigenartig, allerdings eine seltsame Mischung von griechischer und türkischer Rasse, aber bitter arm; lässig, fröhlich, gutmüthig, leicht in den Tag hinein lebend, wie die Sizilianer, jedoch weniger leidenschaftlich. Originelle Tracht und alterthümliche Sitten und Gebräuche haben sich unter ihnen erhalten.

Unsere Illustration zeigt eine cyprische Gauklerin, eine Schlangenbändigerin, wie diese hie und da im Lande herumziehen. Das Mädchen hat feine, scharfe, anmuthige Züge, dunkle, sammetweiche Haut und ist geschmeidig von Gliedern wie ein Panther. Der Typus ist griechisch und orientalisch in seltsamer Mischung. Die Bändigung der Nattern und das Spiel mit diesen ist eine Kunstfertigkeit, welche speziell in Aegypten ausgebildet worden und von dort nach der Türkei hinübergewandert ist. Die Vorstellung verursacht Aufregung und Grauen und ist bei diesen erschlafften Völkerschaften sehr beliebt.

Der Häßliche.

Erzählung

von

Karl Stugau.

(Nachdruck verboten.)

In den ersten Junitagen des Jahres 1847 las man unter den Tagesneuigkeiten der Wiener Zeitungen folgende Notiz:

„Gestern Vormittag fand man in einem abgelegenen Theile des Praters einen jungen Husarenoffizier als Leiche. Eine abgeschossene Pistole, die er noch in der Hand hielt, und eine Schußwunde in der linken Brustseite deuten auf Selbstmord. Im Militärspitale, wohin der Leichnam auf Anordnung der Polizeiorgane geschafft wurde, erkannte man in dem jungen Offizier den Lieutenant von P. des hier garnisonirenden Husarenregiments Nr. 6. Die Motive der beklagenswerthen That sind bis jetzt nicht bekannt."

Obgleich Selbstmordfälle in Wien nichts Seltenes sind, so bildete doch dieser Fall mehrere Tage lang den Mittelpunkt des Tagesgespräches. Lieutenant von P. war kein gewöhnlicher Mensch. Er war aus einer sehr angesehenen Familie, ein brillanter Offizier, ungewöhnlich begabt, strebsam, gebildet, liebenswürdig, Kavalier im besten Sinne des Wortes, eine durch und durch loyale Natur, beliebt bei Kameraden, Untergebenen und Vorgesetzten, dabei in geordneten, ja sehr günstigen Vermögensverhältnissen, denn er hatte keine Schulden, keine kostspieligen Liebhabereien, bezog außer seiner Gage eine ziemlich bedeutende Rente und hatte immer so viel übrig, daß er seinen Kameraden aus momentanen Geldverlegenheiten helfen konnte. In seinen hinterlassenen Papieren fand sich keinerlei Andeutung über die Gründe, die ihn zu dem verzweifelten Schritte bewogen hatten. Auch keiner seiner Freunde, selbst Diejenigen nicht, die mit ihm auf dem vertrautesten Fuße standen, vermochte über diesen Punkt den mindesten Aufschluß zu geben. Alles, was man wußte, beschränkte sich darauf, daß P. in der letzten Zeit ungewöhnlich ernst und schweigsam gewesen sei. Man sah sich also in Beziehung auf die Motive des räthselhaften Selbstmordes auf Vermuthungen angewiesen und diese gingen zumeist dahin, daß P. wahrscheinlich das Opfer eines sogenannten amerikanischen Duells geworden sei, obgleich keiner seiner näheren Bekannten sich eines Konfliktes erinnern konnte, der zu der verdammlichsten aller Duellarten hätte Anlaß geben können. Die bekannte Frage der französischen Untersuchungsrichter, die sich auch hier aufdrängte: „Où est la femme?" Wo ist hier das Weib (als Ursache), führte gleichfalls zu keinen greifbaren Anhaltspunkten, denn Niemandem war von einer tiefern Herzensneigung des jungen Mannes, ja nicht einmal von einer Liebelei etwas bekannt.

In diesem Stadium der Ungewißheit befand sich die öffentliche Meinung in Wien über den unerklärlichen Selbstmord, als ich — es war vier oder fünf Tage nach diesem Ereigniß — einen Ausflug über Sievering und den Cobentzl auf den Kahlenberg machte. Trotz der drohenden Gewitterwolken, welche an dem Horizont aufstiegen, wollte ich doch noch auf den Leopoldsberg hinüber. Mit knapper Noth erreichte ich ihn, ehe das Gewitter losbrach. In der dortigen Restauration, wo ich einkehrte, traf ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Wienern, die, gleich mir von dem Gewitter überrascht, in den schützenden Mauern des Gasthauses Zuflucht gesucht hatten.

Während draußen die Blitze zuckten, der Donner rollte und der wolkenbruchartige Regen prasselnd gegen die Scheiben schlug, kam an dem Tische, wo ich mich niedergelassen hatte, ich weiß nicht mehr wie, das Gespräch auf den unglücklichen jungen P. Von dem vorliegenden Fall ausgehend, nahm die Erörterung des Gegenstandes bald eine allgemeinere Richtung. Es wurde über die sittliche Berechtigung des Selbstmordes, über den Zweikampf überhaupt und über das amerikanische Duell insbesondere viel hin und her geredet. Die landläufigen Gemeinplätze, die man gewöhnlich über diese Fragen zu hören bekommt, fanden auch hier ihre Vertreter und Fürsprecher.

„Wir haben uns," sagte eine dicke Frau, welche von ihrer nächsten Umgebung Frau Finanzräthin genannt wurde, „wir haben uns das Leben nicht gegeben, also dürfen wir es uns auch nicht nehmen."

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, gnädige Frau," entgegnete ein junger Mann mit rothem Vollbart, den ich mehrmals „Herr Doktor" hatte anreden hören. „Gerade weil wir uns das Leben nicht gegeben haben, dürfen wir es uns nach Umständen nehmen."

„Erklären Sie sich näher, Doktor, wenn ich Sie verstehen soll," versetzte eifrig die Finanzräthin.

„Die Gründe für meine Behauptung sind folgende," sagte der Doktor; „ohne uns zu fragen, ob wir denn leben wollen, ruft uns die Natur in's Dasein. Ehe wir im Stande sind, über den Werth oder Unwerth des Lebens zu urtheilen, haben wir uns so sehr an dasselbe gewöhnt, hat die Liebe zu demselben, oder besser der instinktive Erhaltungstrieb, so feste Wurzeln bei uns geschlagen, daß wir mit tausend Banden daran festhängen. Wer, in's Alter der Vernunft gelangt, findet, daß sein Leben ein kostbares Gut ist, mag der Vorsehung dankbar dafür sein und es mit Sorgfalt hüten. Wer aber bei Ziehung seiner Glücksbilanz ein mehr oder weniger großes Defizit entdeckt, wer da findet, daß die wenigen Freuden, welche das Leben darbietet, außer Verhältniß stehen zu dessen zahllosen Leiden, Schmerzen, Sorgen, Kümmernissen, der hat ein Recht zu — liquidiren."

„Gesprochen wie ein Buchhalter, lieber Doktor," sagte die Nachbarin der Finanzräthin, eine hübsche junge Blondine. „Aber ist denn das Leben weiter nichts, als ein kaufmännisches Rechenexempel? Sind wir denn bloß auf der Welt, um glücklich zu sein? Haben wir denn nicht auch Pflichten zu erfüllen?"

„Allerdings haben wir Pflichten," entgegnete der Doktor; „allein wo Pflichten, da sind auch Rechte. Das erste und wichtigste unserer Rechte besteht in dem Anspruch darauf, daß das Leben, das wir nicht begehrt haben, sondern das uns aufgezwungen wurde, erträglich sei. Ist dieß nicht der Fall, erweist sich das Leben als ein brennendes Nessusgewand, so muß es uns gestattet sein, es von den Schultern zu reißen. Warum sollten wir nicht thun dürfen, was der elendeste Zufall thun darf? Täglich kommt es vor, daß hier ein Mensch überfahren, dort einer von einem fallenden Ziegel erschlagen wird, hier so und so viel Reisende durch das Springen eines Dampfkessels oder durch das Entgleisen eines Eisenbahnzuges um's Leben kommen. Unter den Umgekommenen befinden sich vielleicht Männer, die sich der glücklichsten Verhältnisse erfreuen, Männer, die ihrer Familie nothwendig sind, Männer, welche dem Vaterlande, der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie noch die wichtigsten Dienste leisten könnten; oder Mütter, deren Kinder durch ihren Tod zu hülflosen Waisen werden; oder Jünglinge und Mädchen, welche die Freude, der Trost, die Hoffnung liebender Eltern sind. Der blinde Zufall sollte so unvernünftig in die menschlichen Geschicke eingreifen dürfen, und einem armen, von körperlichen oder Seelenleiden gefolterten, um sein Glück und um seine Hoffnungen betrogenen, in seinen theuersten Interessen verwundeten, um Vermögen, Kredit und Ansehen gebrachten Menschen, einem Menschen, der sich vielleicht sagen muß, daß er ein überflüssiges, unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft ist, ihm sollte es nicht gestattet sein, einem so elenden Leben ein Ende zu machen? Wozu hätte uns denn die Natur ein Mittel an die Hand gegeben, unseren Leiden zu entfliehen, wenn uns verboten sein sollte, davon Gebrauch zu machen? Ich wiederhole daher: wo Pflichten sind, da sind auch Rechte; zu diesen Rechten gehört die Verfügung über unser Leben."

„Sie sprechen frevelhaft, Doktor," nahm die Finanzräthin wieder das Wort. „Rechte und Pflichten gibt es nur zwischen Menschen und Menschen, nicht aber zwischen Geschöpf und Schöpfer. Wir Gläubigen fassen unser Verhältniß zu Gott oder — um mit euch Ungläubigen zu reden — zur Natur wie das des Kindes zu seinem liebenden Vater auf. Ueberzeugt, daß alle Schläge des Schicksals, alle Widerwärtigkeiten des Lebens nur Erziehungsmittel sind, deren sich der himmlische Vater bedient, um uns für höhere Bestimmungen reif zu machen, nehmen wir die Leiden des Lebens demüthig und dankbar hin, gläubig vertrauend, daß schließlich Alles zum Guten führen werde, wenn nicht in dieser, so doch in einer andern Welt. Und wenn je von einem Rechte hier die Rede sein könnte, gibt es nicht Rechte, von denen ein ordentlicher Mensch keinen Gebrauch macht? Wenn Sie Geld auf Wechsel leihen und der Schuldner kann nicht zahlen, weil er unverschuldet zahlungsunfähig geworden ist, werden Sie die unglückliche Familie durch Exekution um ihre letzte Habe bringen? Das Recht hätten Sie dazu, und dennoch thun Sie es nicht."

„Ich," fiel hier ein schnurrbärtiger alter Herr ein, der einem pensionirten Offizier glich, „ich fasse das Leben als einen anvertrauten Posten auf, den ein tapferer Soldat vor der Ablösung, die ja ganz gewiß einmal kommt, nicht verläßt, den er vielmehr bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt. Wird uns die Behauptung unseres Postens schwer, schwerer als so vielen Anderen, so bedenken wir doch, daß der Feldherr den gefährlichsten Posten dem tapfersten Soldaten anvertraut. Wollen wir uns dieses Vertrauens unwürdig machen?"

„Alles das," entgegnete der Doktor, „wäre gut und schön, wenn Muth, Tapferkeit, Standhaftigkeit und ähnliche Tugenden uns nach Willkür zu Gebot ständen. Aber so wenig wir uns eine andere Körperbeschaffenheit geben können, als die Natur uns verliehen hat, so wenig können wir nach Bedarf die Eigenschaften unserer Seele ändern. Wenn es bloß von unserem Willen abhinge, unerschrocken, muthig, energisch, besonnen zc. zu werden, so wäre die Welt von lauter Helden bevölkert. Das eben ist das Verhängnißvolle, daß gerade die Menschen, die am schlechtesten von der Natur zum Kampf um's Dasein ausgestattet sind, ihren Lebensweg mit unbesiegbaren Hindernissen verbarrikadirt sehen, während Andere, die am besten gerüstet wären, gegen die Unbill des Geschickes anzukämpfen, dem Glücke gleichsam im Schooße sitzen. Kein Wunder, wenn diese allmälig verweichlichen, jene ruhmlos untergehen."

„Ich leugne," sagte die blonde junge Frau, „den Schluß, weil ich die Voraussetzung leugne. Gott legt Niemandem mehr auf, als er tragen kann. Dieser Glaube macht auch die Schwachen stark, deßhalb legt der wahrhaft Gläubige niemals Hand an sich selbst."

„Wenn Sie Recht hätten, meine Gnädige," wandte der Doktor ein, „so müßten alle Selbstmörder ungläubig und irreligiös gewesen sein. Die Erfahrung bestätigt dieß nicht; ich könnte Ihnen viele Selbstmordfälle von Personen nennen, die zu ihren Lebzeiten als Gläubige bekannt waren. Gleich der junge P. zum Beispiel, von dem wir ausgegangen sind, wird von seinen Kameraden, wenn auch nicht als Betbruder, so doch als sittlich-religiöser Mensch geschildert."

„Dann," entgegnete die Finanzräthin, „hat er die That in einem Gemüthszustand vollbracht, wo sein Bewußtsein getrübt, wo er also gleichsam nicht zurechnungsfähig war. Heftige Leidenschaften und Affekte beeinträchtigen immer mehr oder weniger unsere höheren Geisteskräfte in ähnlicher Weise, wie es der Rausch oder gewisse Fiebererscheinungen thun."

„Auch ein allzu empfindliches Ehrgefühl," bemerkte ein Herr, der bis jetzt nicht gesprochen hatte, „kann bei aller Religiosität und bei aller sittlichen Tüchtigkeit zum Selbstmord führen. Ist ein Mensch, der zur Pistole greift, weil er ein Leben ohne Ehre nicht fortführen mag, nicht achtungswerther als der Schurke, der ein Leben in Schande dem Tode vorzieht? Nehmen wir ein konkretes Beispiel. Wenn ein Mädchen oder eine Frau, um der drohenden Entehrung vorzubeugen, zu Gift oder Dolch Zuflucht nimmt, werden Sie, meine Damen, diese That der geängstigten Frauentugend verdammen? Gewiß nicht; im Gegentheil, Sie werden diesem Heroismus Ihren Beifall zollen."

„Zugegeben," sagte die Finanzräthin, „aber das sind seltene Ausnahmsfälle, welche die Regel, daß der Selbstmord verwerflich ist, nicht umstoßen."

„Jede Lebenslage," fiel der Doktor ein, „welche einen Menschen zur Selbstvernichtung treibt, ist ein Ausnahmsfall; denn die instinktive Liebe zum Leben ist so mächtig in uns, daß sie nur durch außerordentliche Umstände überwunden werden kann. Diese Umstände werden von Denjenigen, die mit kaltem Blute darüber urtheilen, selten recht gewürdigt, weil dieselben meist nur unvollständig bekannt sind. Außerdem sind die Verhältnisse, welche als die nächsten Motive der That betrachtet werden, meist nur das letzte Glied einer Reihe von Seelenzuständen, die schon lange vorher allmälig die Lust und den Muth zum Leben untergraben haben. Ein Peitschenknall im Hochgebirge kann die dem Falle nahe Lawine zum Sturze, ein einziger Tropfen, in ein übervolles Glas gegossen, das Wasser zum Ueberlaufen bringen. In der Regel weiß die Welt nur vom Peitschenknall und vom Wassertropfen; daß die Lawine schon fallreif, das Glas schon voll war, weiß sie nicht. Was liegt endlich, frage ich, an einem Menschenleben? Ob wir leben oder todt sind, ändert an dem Weltlauf nichts."

„Das bestreite ich," sagte der Hauptmann. „Ich behaupte vielmehr, daß jeder Mensch im buchstäblichen Sinne des Wortes unersetzlich ist. Denn Jeder von uns ist nicht nur ein Original, sondern ein Unicum; in Jedem kommt die menschliche Natur auf eine eigenthümliche Weise zur Erscheinung. Das macht uns Alle recht eigentlich zu Individuen. Vermöge unserer besonderen Anlagen und Charaktereigenschaften ist Jeder von uns, wie großartig oder geringfügig sein Wirkungskreis und seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft sein mag, zu etwas Besonderem berufen. Schneide ich vorzeitig und eigenmächtig meinen Lebensfaden ab, so störe ich die Pläne der Vorsehung, welche auf meine Mitwirkung dabei gerechnet hatte; ich versündige mich auch wider meine Nebenmenschen, denen ich nach dem Maße meiner Kräfte Dienste zu leisten schuldig bin, wie umgekehrt sie Verpflichtungen gegen mich haben. Dieser allgemein menschlichen Solidarität dürfen wir uns, außer in den sehr seltenen Fällen, wo die Würde unserer Persönlichkeit auf dem Spiele steht, nicht entziehen."

„Erlauben Sie mir, Herr Hauptmann, dagegen zu bemerken," versetzte der Doktor, „daß wenn Jeder von uns, wie Sie sagen, eine besondere, nur mit unserem natürlichen Tode endende Mission auf dieser Welt zu erfüllen hat, die Verhängung der Todesstrafe durch die Kriminaljustiz ebenfalls ein Eingriff in die Pläne der Vorsehung ist, deßgleichen das Kriegführen, bei welchem nicht bloß Einzelne, sondern Tausende von Männern in den besten Lebensjahren einem vorzeitigen Tode entgegengeführt werden."

„Dieser Einwand beweist nichts, Herr Doktor," entgegnete der Hauptmann; „denn bei allen menschlichen Handlungen ist nicht die That an sich, sondern sind deren Motive für das sittliche Moment ausschlaggebend. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Wenn ein Verbrecher zum Tode verurtheilt wird, so geschieht es nicht aus egoistischen Beweggründen, sondern im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft; wenn ein Staat Krieg führt, so geschieht es — außer bei Eroberungskriegen, welche unter allen Umständen verdammlich sind — zum Schutze vaterländischer Interessen, also ebenfalls nicht aus selbstsüchtigen Motiven. Wenn dagegen ein Mensch sich das Leben nimmt, so thut er es nicht für, sondern gegen das allgemeine Interesse, er erfüllt damit keine Pflicht, sondern versetzt sich in die Unmöglichkeit, seine Pflichten ferner zu erfüllen, er bestiehlt seine Mitbürger um die Dienste, die er ihnen noch leisten könnte. Obwohl indessen die Verhängung der Todesstrafe durch gerichtlichen Spruch sich vom Standpunkte des Sittengesetzes rechtfertigen läßt, so ist die Abschaffung dieser barbarischen Strafart doch nur eine Frage der Zeit. In hundert, in fünfzig Jahren wird es kaum mehr einen Kulturstaat geben, wo die Todesstrafe noch gesetzlich zulässig ist. Unsere Kinder und Enkel werden dann auf diesen letzten Rest inhumaner Zeitalter mit demselben mitleidigen Staunen zurückblicken, wie wir jetzt die Folter, die Hexenprozesse und die Scheiterhaufen der Inquisition betrachten. Weniger günstig steht es mit der Aussicht auf Abschaffung der Kriege. Doch ist schon jetzt die Tendenz vorhanden, dieselben auf äußerste Nothfälle zu beschränken und internationale Streitigkeiten womöglich durch Schiedsgerichte zu schlichten, ein Beweis, daß die Barbarei des Kriegführens mehr und mehr zum allgemeinen Bewußtsein kommt."

Während des letzten Theiles des Gespräches hatte ein junger Mann an dem Tische Platz genommen, der kurz vorher, ganz durchnäßt, ebenfalls in der Restauration des Leopoldsberges Zuflucht gesucht hatte. Es war Baron M., ein stadtbekannter Wiener Lebemann.

„Wissen Sie, meine Damen und Herren," sagte er, „was ich heute Vormittag im Café Daum über die Motive des Selbstmordes des Herrn von P. gehört habe?"

Alle Augen der am Tische Sitzenden richteten sich mit dem Ausdruck der lebhaftesten Neugier auf den Sprecher.

„Erzählen Sie, erzählen Sie, lieber Baron," sagte die Finanzräthin, welche Herrn von M. kannte.

„Nun denn," begann dieser, „was ich gehört habe, ist

Folgendes: „Lieutenant von P. war, wie Alle, die ihn kannten, wissen, ungewöhnlich klein von Gestalt. Schon während seiner Studienzeit in der Neustädter Militärakademie war er deßhalb von Seite seiner Kameraden gar oft das Stichblatt guter und schlechter Witze. Er that, was in ähnlichen Fällen gescheidte Leute thun: er machte gute Miene zum bösen Spiel, das heißt, er nahm die Spöttereien mit lachendem Munde hin, ja, er stimmte mit ein und verhöhnte mit wahrem Galgenhumor sich selbst. Diejenigen seiner Kameraden, welche ihn näher kannten, wollten jedoch wissen, daß sein Humor nicht echtfarbig, sondern eine mühsam behauptete Maske war, unter der sein sehr empfindliches Selbstgefühl unsägliche Qualen litt. Der tiefe Ernst, der ihm schon als ganz junger Mensch eigen war und der bisweilen die Form finsterer Schwermuth annahm, soll lediglich in der Untröstlichkeit über seine bis zum Lächerlichen unansehnliche Gestalt seinen Grund gehabt haben.

„Leute, welche an irgend einem Gebrechen leiden, sind bekanntlich sehr mißtrauisch. P. war es auch. In dem unschuldigsten Scherze, den Jemand machte, sah er eine versteckte Anspielung auf seine Pygmäengestalt; streiften ihn zufällig die Blicke zweier mit einander plaudernden Menschen und bemerkte er dabei in ihren Zügen den Ausdruck der Heiterkeit, so glaubte er steif und fest, daß man sich über ihn lustig mache. Besonders unglücklich fühlte er sich, wenn er Aehnliches bei Damen zu entdecken glaubte, denn P. hatte ein zärtliches Herz und legte auf die Meinung der Frauen den allergrößten Werth. Er war auch wohl bei ihnen gelitten, weil er gebildet, geistreich, unterhaltend, galant und liebenswürdig war. Aber platonische Eroberungen genügten ihm nicht. Er wollte auch als Mann für sich einnehmen, und dazu fehlten ihm die Mittel, das heißt, es fehlte ihm die entsprechende Gestalt. Geschah es nun, daß eine oder die andere der Damen, denen er Aufmerksamkeit schenkte, in der Arglosigkeit ihres Herzens ein Wort fallen ließ, das ihn an seine physische Geringfügigkeit erinnerte, so war er außer sich und konnte sich tagelang darüber kränken.

„So lange indessen seine Huldigungen an das schöne Geschlecht nur den Charakter einer oberflächlichen Galanterie hatten, wußte er die kleinen Wunden, die seiner Eigenliebe geschlagen wurden, immer wieder zu verwinden. Nun aber soll er sich in der jüngsten Zeit in eine junge Dame der



Der Abschied.

„— Liebchen ade!
Morgen da geht's auf die wogende See."

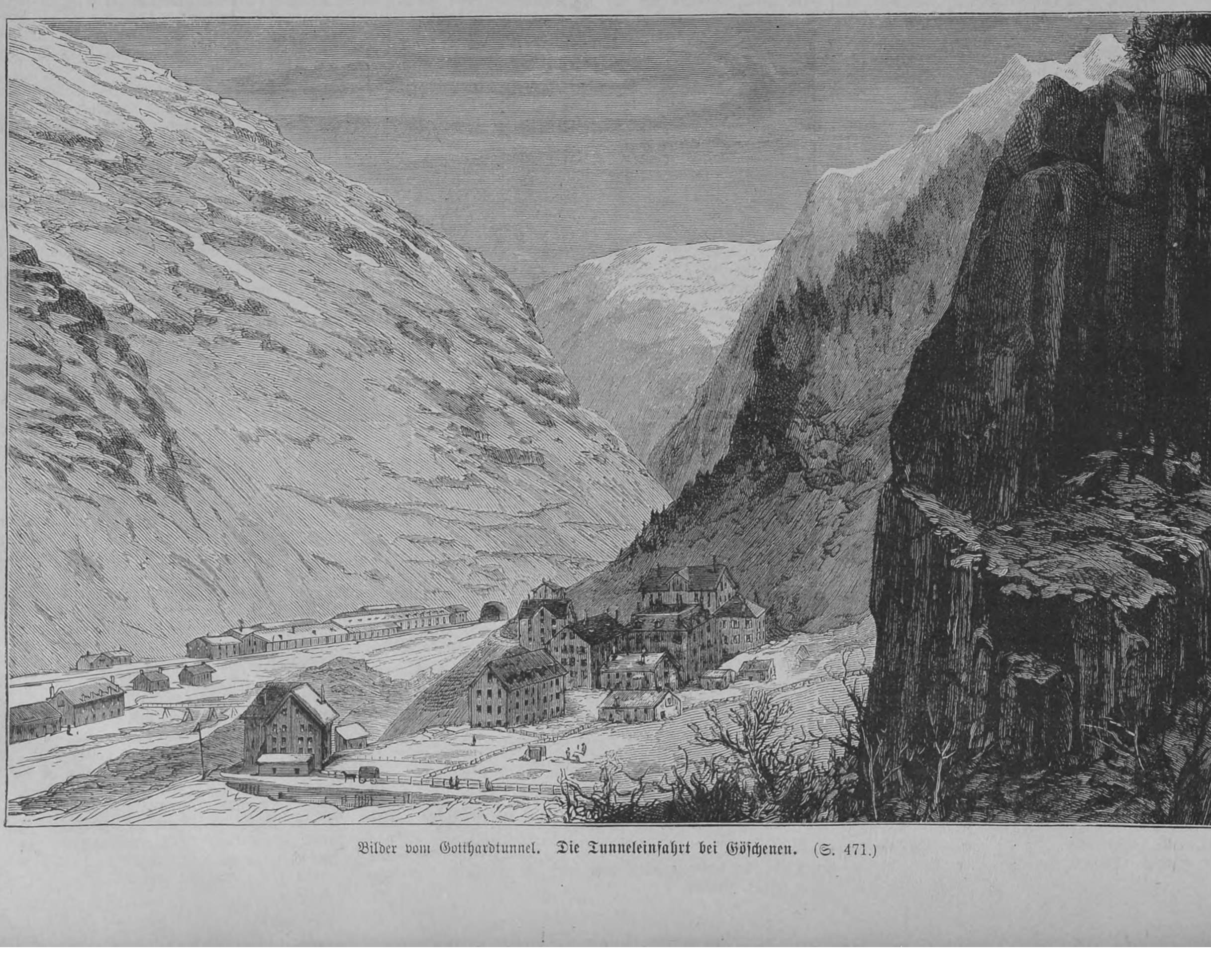
hohen Aristokratie ernstlich verliebt haben. Das Unglück wollte es, daß diese junge Dame von einer imponirenden Gestalt ist. Diese Disproportion ihrer beiderseitigen Größenverhältnisse machte ihn verzagt. Aus Furcht, sich lächerlich zu machen, wagte er es nicht, ihr sein Herz zu öffnen, obgleich er zu bemerken glaubte, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Seine Huldigungen beschränkten sich auf zarte Aufmerksamkeiten verschiedener Art, auf verliebte Blicke, Seufzer und was derlei Dinge mehr sind. Eine Freundin der jungen Dame, welche diese stumme Courmacherei bemerkte, soll nun die junonische Comtesse damit aufgezogen haben. Diese, erzählt man sich, habe bei dieser Gelegenheit über ‚den kleinen Knirps‘ eine spöttische Bemerkung gemacht. Gott weiß auf welchen Umwegen, sei diese Bemerkung — vielleicht durch die Zwischenträger entstellt und durch boshafte Zuthaten verschärft — Herrn von P. zu Ohren gekommen. Dieß habe sich der unglückliche junge Mann so zu Herzen genommen, daß er der schwärzesten Melancholie verfiel, die schon nach wenigen Tagen durch seinen Selbstmord einen tragischen Ausgang fand."

„Dieß klingt," sagte der pensionirte Offizier, „sehr glaubwürdig. Verschmähte Liebe nimmt unter den Motiven des Selbstmordes eine hervorragende Stelle ein. Gesellt sich, wie es hier der Fall war, zu dieser Kränkung noch Beschämung durch Spott, und erwägt man, wie außerordentlich gereizt das Selbstgefühl des armen P. durch den jahrelang genährten Ingrimm über seine lächerlich unansehnliche Gestalt ohnedieß war, so begreift man vollkommen, wie der letzte Schlag, der ihn getroffen, das volle Glas, um mit dem Doktor zu sprechen, zum Ueberlaufen bringen, das heißt zu einem verzweifelten Schritte führen konnte."

„Weiß die junge Dame, welche, ob zwar gewiß ohne böse Absicht, den unglücklichen P. in den Tod getrieben hat, welchen Antheil sie daran hatte?" fragte die Finanzräthin.

„Sie scheint es zu ahnen," antwortete der Baron; „wenigstens hörte ich, daß sie vorgestern plötzlich mit ihrer Mutter eine Reise nach Italien angetreten hat. Es ist anzunehmen, daß sie sich über ihr unbedachtes Wort bittere Vorwürfe macht, denn sie soll trotz ihres Muthwillens ein gutherziges und liebenswürdiges Geschöpf sein."

„Obgleich ich," nahm der Doktor wieder das Wort, „den Selbstmord als ein natürliches Recht des Menschen in Schutz genommen habe, so muß



Bilder vom Gotthardtunnel. **Die Tunneleinfahrt bei Göschenen.** (S. 471.)

ich doch sagen, daß Herr von P., wenn sich die Sache so verhält, wie wir eben von dem Baron hörten, unmännlich gehandelt hat. Verschmähte Liebe darf für einen Mann, wie er sein soll, niemals ein Bestimmungsgrund sein, die Flinte in's Korn zu werfen und dem Leben davonzulaufen. In der Liebe darf allenfalls die Frau, nicht aber der Mann untergehen. Dieser ist zu wichtigeren Dingen berufen, als sich wegen eines schönen Gesichtes zu Tode zu kränken."

„Ei, wie ungalant, Herr Doktor," sagte die Nachbarin der Finanzräthin, die hübsche Blondine.

„Ich kann nicht helfen," versetzte der Doktor, „und nehme mein Wort nicht zurück. Ich halte es mit Napoleon I., der den Ausspruch that: ‚Die Liebe ist eine Sache für müßige Leute, eine Klippe für die Fürsten, eine Störung für Krieger und ernste Menschen.' Der ist in meinen Augen kein rechter Mann, den die Liebe glücklich oder unglücklich machen kann."

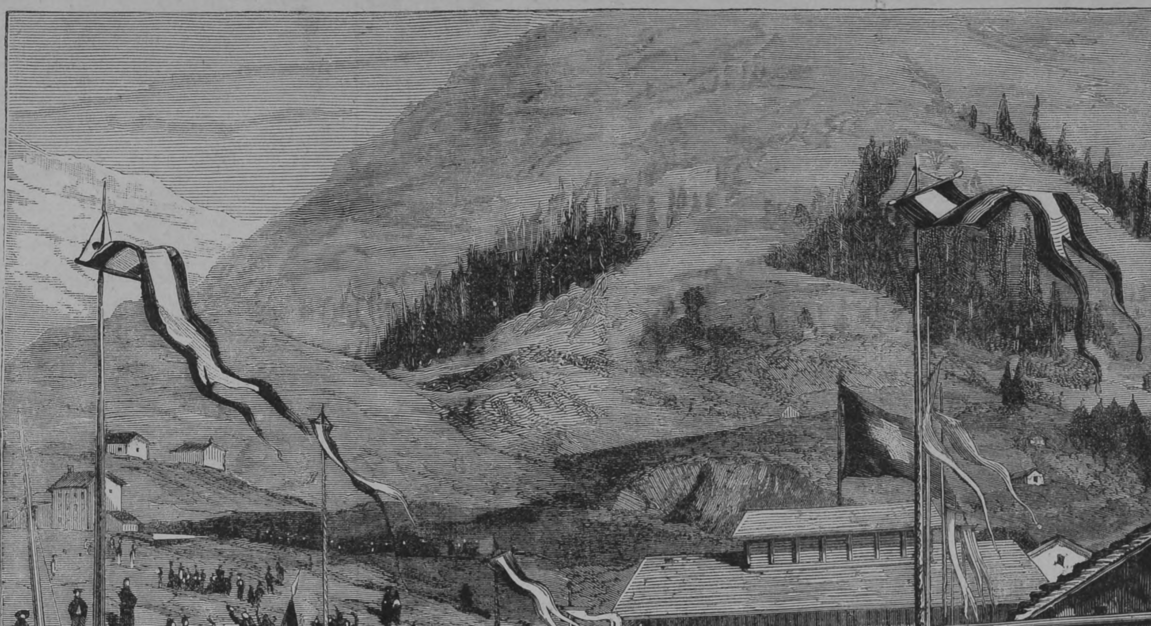
„Haben Sie schon geliebt, Doktor?" fragte die Finanzräthin.

„Das ist eine verfängliche Frage," erwiederte mit lachendem Munde der Doktor, „und ich hätte das Recht, sie unbeantwortet zu lassen. Allein ich will nicht ausweichen, gnädige Frau. Ich sage daher, auf die Gefahr hin, in den Augen der anwesenden Damen als Barbar zu erscheinen: wenn Sie unter Liebe die Leidenschaft verstehen, die vernünftige Menschen zu Narren macht, dann war ich noch nicht verliebt."

„In diesem Falle, lieber Doktor," entgegnete die Finanzräthin, „muß Ihnen das Stimmrecht in dieser Frage entzogen werden; man kann nicht über Dinge urtheilen, die man nicht —"

„Versteht, wollen Sie sagen, meine Gnädige, geniren Sie sich nicht," ergänzte der Doktor, als er bemerkte, daß die Finanzräthin um ein passendes Wort verlegen war.

„O nein!" erwiederte diese, „so Unhöfliches lag mir nicht auf der Zunge. Ich wollte sagen, Niemand könne über Dinge urtheilen, die er nicht aus eigener Erfahrung kennt."



Bilder vom Gotthardtunnel. **Die Ankunft des ersten Zuges bei Airolo.** Zeichnung von M. Pellicer. (S. 471.)

„Der Meinung bin ich auch," sagte ein Herr, der bisher still und ruhig in einer Ecke gesessen, aber, wie es schien, dem Gespräche aufmerksam gefolgt war. Es war ein Mann, der auf den ersten Blick von fast abschreckender Häßlichkeit war. Der untere Theil seines Gesichtes war greulich von tiefen Pockennarben zerrissen, wodurch Nase und Mund unnatürliche Formen erhalten hatten. Der obere Theil des Gesichtes war nicht unschön. Die edel geformte Stirne hatte jene charakteristischen Wölbungen, welche den Denker verrathen. Aus den sinnenden blauen Augen sprach Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit. Sein Alter ließ sich schwer abschätzen. Seinen schon ergrauten Haaren nach hätte man ihn wohl für einen Fünfziger halten können, während die stramme Haltung seines Körpers, die Raschheit und Federkraft seiner Bewegungen und das Feuer des Blickes auf ein Alter zwischen Dreißig und Vierzig schließen ließen. Er hatte einen grauen Sommeranzug an und neben ihm lag eine Botanisirbüchse. Von den Anwesenden schien ihn Niemand zu kennen.

„Der Meinung bin ich auch," mit diesen Worten hatte sich der Blatternarbige in das Gespräch eingeführt. „Niemand ist sicher," fuhr er fort, „wie er sich in gewissen Lebenslagen benehmen wird, so lange er sich in solchen Lagen nicht befunden hat. Ich habe so viel Muth als ein Anderer, aber da ich noch nie eine Schlacht mitgemacht habe, so möchte ich nicht dafür bürgen, ob ich mich einer Anwandlung des Kanonenfiebers würde erwehren können, wenn mir die ersten Kugeln um die Ohren pfiffen. Wer noch nie geliebt hat, weiß ebenfalls nicht, zu welchen Exzessen ihn die Liebe möglicherweise hinzureißen vermöchte. Wenn Sie, Herr Doktor, sagen, Der sei in ihren Augen kein rechter Mann, den die Liebe glücklich oder unglücklich machen könne, so muß ich dem widersprechen, aus Erfahrung widersprechen. Ich hatte einen Freund, der — ich glaube dieß aussprechen zu können, ohne Ihnen zu nahe zu treten — ein so vollständiger Mann war, wie Sie und ich, und der dennoch in Folge einer unglücklichen Liebe denselben Schritt gethan hätte, wie der unglückliche Herr von P., wenn ihm

nicht im entscheidenden Augenblick ein Zufall in den Arm gefallen wäre."

„Erzählen Sie, erzählen Sie," sagten die anwesenden Damen wie aus einem Munde; „vorausgesetzt," fügte die Finanzräthin bei, „daß Sie nicht die Pflichten der Diskretion damit verletzen."

„Gerne," versetzte der Blatternarbige, „würde ich Ihrem Wunsche entsprechen, meine Damen; allein ich kann die Geschichte meines Freundes nicht in wenigen Worten abthun, und so lange, als ich brauche, um sie zu erzählen, werden Sie schwerlich hier verweilen wollen. Wie ich sehe, verzieht sich das Gewitter, der Regen hat aufgehört und an einigen Stellen zeigt sich wieder der blaue Himmel. Sie werden also an den Aufbruch denken."

„Nicht doch, mein Herr," versetzte die Finanzräthin, „der Regen hat die Wege so aufgeweicht und schlüpfrig gemacht, daß wir uns noch lange nicht hinauswagen dürfen. Bis es so weit abgetrocknet ist, daß wir den Heimweg antreten können, haben wir Zeit in Fülle, Ihre Geschichte zu hören, auch wenn sie lang ist. Wenn also nicht Sie selbst, Herr —"

„Traumann, meine Gnädige," antwortete der Blatternarbige, das Wort „Herr" ergänzend.

„Also, wenn nicht Sie selbst, Herr Traumann, Eile haben, so erzählen Sie, wir bitten gar sehr darum. Wir könnten die Zeit, die wir hier noch verweilen müssen, auf keine bessere Weise ausfüllen."

„Es sei," sagte Herr Traumann.

Die kleine Gesellschaft rückte näher zusammen und Herr Traumann begann:

„Mein Freund, den ich Berger nennen will, obgleich dieß nicht sein wahrer Name ist, war das Kind armer Eltern. In einem Städtchen Deutschtyrols, wo er geboren und erzogen wurde und wo sein Vater das Gewerbe eines Messerschmiedes ausübte, besuchte er die Volksschule. Da seine Lehrer eine mehr als gewöhnliche Begabung in ihm zu entdecken glaubten, so riethen sie dem alten Berger, seinen Sohn studiren zu lassen. Das lag eigentlich nicht in dem Sinne des schlichten Mannes, erstlich weil er fürchtete, die Mittel dazu nicht erschwingen zu können, und dann weil er seinen Sohn zu seinem eigenen Gewerbe hatte heranbilden wollen. Die Mutter aber, eine sanguinische Frau und nicht ohne Ehrgeiz, erhitzte sich für den Gedanken, ihren Sohn einen studirten Herrn werden zu sehen, so sehr, daß sie nicht ruhte, bis der Alte seine Zustimmung gab. Der junge Berger war mit den Plänen, die man mit ihm vor hatte, ganz einverstanden, denn er war ein strebsamer und wißbegieriger Bursche und das Lernen war ihm Lust und Freude.

„Die Frage, welchem Zweige der gelehrten Berufsarten er sich widmen solle, war mehrere Tage lang der Gegenstand eifriger Berathung im häuslichen Kreise. Endlich entschied man sich für die Arzneikunde. Damit war auch die Frage entschieden, ob Anton — so hieß der junge Berger mit Vornamen — nach Absolvirung der Volksschule das Gymnasium oder eine Realschule besuchen solle. Da ein Gymnasium in dem kleinen Städtchen nicht war, so ging er nach Innsbruck, wo ein Bruder seiner Mutter als Faktor einer Buchdruckerei etablirt war. Bei ihm hatte er gegen mäßige Vergütung Kost und Wohnung.

„Anton, der einen eisernen Fleiß besaß und der immer wißbegieriger wurde, je mehr er lernte, machte reißende Fortschritte, wurde sehr bald der Liebling seiner Professoren und bestand, als es zur Maturitätsprüfung kam, mit Glanz.

„Auf Anrathen seiner Professoren bezog er die Universität Wien, deren medizinische Fakultät damals, wie noch jetzt, einen Weltruf besaß.

„Er führte dort ein kümmerliches Leben, denn die Mittel, die er von Hause bezog, waren so unzureichend, daß er, um sein Dasein zu fristen, Privatstunden geben mußte. Dennoch war er zufrieden, denn er war von wahrhaft spartanischer Genügsamkeit, und die Möglichkeit, seinen Wissensdrang befriedigen zu können, entschädigte ihn für so manche Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte.

„Da ich damals ebenfalls bei der medizinischen Fakultät eingeschrieben war und dieselben Vorlesungen hörte wie er, so wurden wir bekannt. Er war damals ein hübscher junger Mann, aber unbeholfen, schüchtern, ernst und zurückhaltend. Ich entdeckte jedoch bald, daß sich hinter seinem verschlossenen, sittenstrengen Wesen ein warm fühlendes, für alles Gute und Edle erglühtes, der größten Hingebung fähiges Herz barg. Dieß, sowie die Gleichheit unserer Denkungsart, wie nicht minder die Gleichheit unserer Verhältnisse — auch ich war niederer Herkunft, auch ich war arm — machte uns zu Freunden; wir wurden unzertrennlich. Während unsere Kommilitonen Bälle, Theater, Kaffee- und Gasthäuser besuchten, machten wir gemeinsame Spaziergänge oder saßen zu Hause und besprachen wissenschaftliche Fragen oder tauschten unsere Ansichten über die Probleme des Lebens aus.

„Im zweiten Jahre seines Universitätsstudiums machte mein Freund Anton eine schwere Krankheit durch. Es brach nämlich in Wien eine Blatternepidemie aus. Zuerst wurde ich davon befallen. Anton, der es sich nicht nehmen ließ, mich zu pflegen, wurde gleichfalls angesteckt und entrann dem Tode nur mit knapper Noth. Die Krankheit ließ einen unvertilgbaren Denkzettel in tiefen Pockennarben bei ihm zurück, so daß aus dem hübschen jungen Manne, der er vorher war, eine wahre Vogelscheuche wurde. Wenn Sie sich eine Vorstellung davon machen wollen, wie er aussah, so brauchen Sie bloß mich anzusehen, denn seine Häßlichkeit gab der meinigen in nichts nach. Anton tröstete sich über sein Mißgeschick, wie ich es that, denn er lebte damals ganz seinen Studien und war nicht eitel.

„Ein noch härterer Schlag traf ihn ein halbes Jahr später. Es starb sein Vater. Seine nunmehr ihres Ernährers beraubte arme Mutter war außer Stande, ihn ferner zu unterstützen, er sah sich daher genöthigt, sein Studium zu unterbrechen, denn das, was er durch seine Lektionen verdiente, reichte zur Bestreitung seines Unterhalts bei Weitem nicht hin.

„Nach längerer Berathung mit mir beschloß er, sich der Pharmazeutik zu widmen, für welches Fach er vermöge seines bisherigen Studienganges die meisten Vorkenntnisse mitbrachte, das auch, bei seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften, seinen Neigungen am meisten entsprach. Er trat bei einem Apotheker in die Lehre, erlernte in verhältnißmäßig kurzer Zeit den praktischen Theil der Arzneimittellehre und verdiente schon nach Jahr und Tag so viel, daß er bei seiner überaus mäßigen Lebensweise ganz anständig leben konnte. Wir blieben Freunde auch nach seiner Berufsänderung und sahen uns so oft, als unsere beiderseitigen Beschäftigungen es zuließen.

„Als ich das Rigorosum abgelegt hatte, ließ ich mich als praktischer Arzt in einer kleinen Stadt Oberösterreichs, meiner Heimat, nieder. Eine Zeitlang unterhielt ich mit Anton einen lebhaften Briefwechsel; aber wie es gewöhnlich in solchen Fällen geht: nach einiger Zeit erlahmte unsere Korrespondenz und hörte endlich ganz auf. Zehn Jahre lang war ich ohne alle Nachrichten von dem armen Berger. Da führte mich eine Versammlung der deutschen Naturforscher, der ich anwohnen wollte, nach Wien. Ich erkundigte mich nach meinem alten Freunde, erfuhr auf dem Fremdenbureau der Polizeidirektion seine Wohnung und suchte ihn auf. Er war noch immer Apotheker, nicht selbstständig zwar, aber mit gutem Salär angestellt. Er war inzwischen seiner Statur nach ein stattlicher Mann geworden, aber häßlicher denn je. Seine Freude, mich wiederzusehen, war groß, doch bemerkte ich sofort in seinen Zügen etwas Gedrücktes, Verdrossenes, Freudloses, das mir auffiel.

„‚Nun, alter Freund, wie geht es Dir?‘ fragte ich ihn, nachdem wir uns herzlich umarmt und nachdem ich ihm die Veranlassung meiner Anwesenheit in Wien mitgetheilt hatte.

„‚Ich vegetire,‘ antwortete er mit einem Seufzer, ‚das heißt ich lebe und habe zu leben, aber —‘

„Er stockte.

„‚Nun aber?‘ drängte ich.

„‚Aber ich bin unzufrieden, mehr noch — Dir kann ich es wohl sagen — ich fühle mich unglücklich.‘

„‚Ein Philosoph und unglücklich?‘ entgegnete ich, ‚das reimt sich schlecht.‘

„‚Du hättest Recht,‘ antwortete er, ‚wenn wir bloß Denker wären; aber wir *fühlen* auch, wir sind nicht bloß Kopf, sondern auch Herz, und wenn Kopf und Herz nicht harmoniren, so ist alle Philosophie vergebens.‘

„‚Erkläre Dich deutlicher, wenn ich Dich verstehen soll.‘

„‚Es sei,‘ entgegnete er. ‚Auf den ersten Blick sollte man meinen, daß ein Mensch von meinen bescheidenen Ansprüchen an das Leben in meiner Lage zufrieden sein könnte. Ich habe, so viel ich brauche, ich bin gesund, mein Prinzipal schätzt mich, meine Beschäftigung sagt mir zu, ich kann so viel Zeit erübrigen, um meine Bedürfnisse nach intellektuellen und ästhetischen Geisteserfrischungen zu befriedigen. Ich habe, wie Du siehst, eine zwar kleine, aber gewählte Büchersammlung, ich studire, ich lese, ich höre hie und da gute Musik, ich gehe in's Theater, — kurz, ich kann mir viele Genüsse verschaffen, die Anderen nicht zu Gebote stehen. Aber das Alles genügt mir nicht, mein Herz dürstet nach Befriedigung anderer Art. Ich fühle mich vereinsamt. Meine Mutter ist todt, meine Schwestern sind verheirathet, weilen fern von hier und kümmern sich nicht um mich. Ich stehe allein in der Welt und gar oft, wenn ich des Morgens erwache, frage ich mich, für wen und für was ich denn eigentlich lebe.‘

„‚Ich weiß, was Dir fehlt,‘ unterbrach ich ihn, ‚Du sehnst Dich nach einem Heim, nach einer lieben Frau, nach Kindern, Du bist für das Familienleben geschaffen. Da läßt sich helfen, heirathe.‘

„‚Heirathen? Freund, Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,‘ sagte Anton mit wehmüthigem Lächeln. ‚Sieh' mich an, und sage mir, ob Du ernstlich glaubst, daß sich ein Mädchen, das des Heirathens werth ist — und eine Andere möchte ich nicht — finden wird, das sich entschließen könnte, mich zu nehmen.‘

„‚Nun denn,‘ entgegnete ich, ‚aufrichtig gestanden, ganz leicht scheint mir die Sache allerdings nicht, aber auch unmöglich ist sie nicht. Es gibt Frauenzimmer genug, die so vernünftig sind, um einzusehen, daß ein schönes Gesicht keine Bürgschaft des ehelichen Glückes ist, daß dieß vielmehr von Bedingungen abhängt, die mit der äußern Erscheinung wenig gemein haben. Die Erfahrung bestätigt dieß. Unter allen unglücklichen Ehen, die mir bekannt sind — und als Arzt habe ich Gelegenheit, Einblick in so manche Familienverhältnisse zu gewinnen, die einem Andern verschlossen bleiben — unter allen unglücklichen Ehen, die mir bekannt sind, sage ich, wüßte ich Dir keine einzige zu nennen, wo die Störung des ehelichen Friedens durch einen Mangel an äußeren Reizen des einen oder des andern Theiles verursacht worden wäre. Weit eher ist das Gegentheil der Fall. Was ist die Folge davon, wenn eine Frau einen schönen Mann nimmt? Daß *sie* beständig vor Nebenbuhlerinnen zittern muß, während *er*, selbst wenn er ein treuer Gatte ist, alle seine Schritte mit Argusaugen bewacht sieht und beständig gegen unbegründete Eifersucht anzukämpfen hat. Bei einem Manne, der für andere Frauen nichts Bestechendes hat, fallen solche Anlässe zu häuslichen Zerwürfnissen hinweg. Wenn die Ehe für manche Frauen eine Art von Fegefeuer, für andere ein frostiger, grauer, reiz- und freudloser Landregentag ist, woher kommt es? Die Eine hat einen leichtsinnigen Schürzenjäger zum Mann, die Andere einen Trunkenbold, die Dritte einen Geizhals, die Vierte einen Verschwender, die Fünfte einen Spieler, die Sechste einen brutalen Zornbold, die Siebente einen pedantischen Topfgucker, die Achte einen Steckenreiter, dem seine Medaillen- oder Schmetterlingsammlung, seine Pferde und Hunde mehr am Herzen liegen als Frau und Kinder, die Neunte einen herzlosen Egoisten, der in seiner Frau nicht viel Besseres sieht, als eine Art von Sklavin, die ihm kocht, seine Wirthschaft führt und ihn pflegt, wenn er krank ist, die Zehnte einen Dummkopf, Schwächling oder Schurken, den sie verachtet und dessen sie sich schämen muß. Du, Freund, bist dieß Alles nicht, und eine Frau, die Dich nimmt, macht in der ehelichen Lotterie den großen Treffer.‘

„‚Freund,‘ entgegnete Anton, ‚ich danke Dir für Deine gute Meinung und für die gute Absicht, die Dir die tröstlichen Worte in den Mund gelegt hat. Aber Frauen sehen nicht mit *Deinen* Augen. Ich spreche aus Erfahrung. Mehr als einmal habe ich es versucht, mich diesem oder jenem Mädchen, von dem ich glaubte, daß sie eine passende Partie für mich sein würde, zu nähern; allein die Aufnahme, die ich fand, war so entmuthigend, daß ich für immer abgeschreckt bin. Und ich kann es Keiner verargen. Ich, der ich doch alle Ursache habe, äußerst bescheiden in meinen Ansprüchen zu sein, ich könnte mich nicht entschließen, eine garstige Frau zu nehmen. Mit welchem Rechte kann ich erwarten, daß Frauenzimmer vernünftiger seien als ich? Ja, wenn ich reich wäre und einer Frau eine glänzende Existenz bereiten könnte, da würde sich wohl Manche finden, die über mein Geld meine Häßlichkeit übersähe. Aber mit einer Frau, die es mehr auf mein Geld, als auf mich selbst abgesehen hätte, wäre mir nicht einmal gedient. Soll der Ehestand mir das Glück bringen, nach dem ich lechze, so muß meine Frau mich lieben um meiner *selbst* willen. Du siehst also, Freund,‘ schloß Anton, ‚daß mir nicht zu helfen ist.‘

„Noch mehrmals während meines Aufenthaltes in Wien kam ich mit Berger auf diesen Gegenstand zurück. Aber alle meine Bemühungen, ihm etwas Hoffnung und Selbstvertrauen einzuflößen, waren vergeblich. Der arme Mensch konnte sich über seine Häßlichkeit, in der er ein unüberwindliches Hinderniß der Begründung eines häuslichen Herdes sah, nicht trösten. Beständig mit seinem ‚Unglück‘, wie er es nannte, beschäftigt und in seiner Vereinsamung durch nichts davon zerstreut, war der Gedanke, daß er für das andere Geschlecht nur ein Gegenstand des Abscheus sei, allmälig zur fixen Idee geworden, die wie ein Krebsgeschwür an seinem Gemüthsfrieden und an seiner Lebenslust weiter und immer weiter fraß. Ich überzeugte mich, daß er schon förmlich krank und daß ihm mit Vernunftgründen nicht mehr beizukommen war.

„Mit schwerem Herzen reiste ich daher, als die Naturforscherversammlung zu Ende war, von Wien wieder ab. Ich fürchtete, sein Zustand werde, wenn nicht ein günstiger Umstand ihn finden ließ, was er brauchte, zu nichts Gutem führen. Wahnsinn oder Selbstmord ist bei Menschen von seiner Gefühlstiefe nicht selten der Ausgang von Schwermuthsfällen solcher Art.

„Einige Briefe, die ich nach der Rückkehr in meine Heimat von ihm erhielt, bestärkten mich in meiner Besorgniß; sie trugen stufenweise ein immer melancholischeres Gepräge.

„Da brach er unsern Briefwechsel, den ich in seinem Interesse zu nähren gesucht hatte, plötzlich ab. Ich schrieb wiederholt, erhielt aber keine Antwort. Besorgt um ihn, erkundigte ich mich bei einem mir befreundeten Arzte in Wien, erfuhr jedoch, daß Berger sich anscheinend wohl befinde. Dieß beruhigte mich, und da ich auch auf einen weitern Brief an Anton keine Antwort erhielt, so schrieb auch ich nicht mehr.

„Im Herbst desselben Jahres führte mich die Bewerbung um die Stelle eines Sekundärarztes am Wiener allgemeinen Krankenhause abermals nach Wien. Einer meiner ersten Gänge war zu Berger. Ich fand ihn wie umgewandelt. Sein gedrücktes Wesen war verschwunden, er trug den Kopf wieder hoch, seine Haltung war stramm, seine Augen strahlten, seine Stimme tönte wieder voll und kräftig, ich traute kaum meinen Augen.

„‚Ich sehe mit Vergnügen,‘ sagte ich, nachdem wir uns begrüßt und die nächstliegenden Neuigkeiten ausgetauscht hatten, ‚ich sehe mit Vergnügen, daß Du — von Deinem Spleen geheilt bist.‘

„‚Das bin ich,‘ erwiederte er munter, ‚ich habe gefunden, was ich suchte, ich bin glücklich, denn ich liebe, und habe allen Grund zu glauben, daß ich wieder geliebt werde.‘

„‚Siehst Du, Kleinmüthiger,‘ versetzte ich, ‚daß ich Recht hatte, als ich Dir sagte, daß Du nicht zu verzagen brauchtest, daß es noch Frauenzimmer gibt, die so vernünftig sind, nicht auf die Schale, sondern auf den Kern zu sehen!‘

„‚Ja, Freund,‘ entgegnete er, ‚Du kanntest das andere Geschlecht besser als ich. Damals glaubte ich Dir nicht, aber jetzt bin ich bekehrt und thue reuig wegen meines Unglaubens Abbitte. Ich thue es gerne, denn ich bin glücklich, o so glücklich! Helene ist kein gewöhnliches Mädchen. Sie ist nicht nur seelengut, sondern auch liebenswürdig, gebildet, gescheidt, und zu dem Allen noch jung und schön, kurz, sie ist ein Engel, und ich begreife noch jetzt nicht, wie ein Geschöpf wie sie Gefallen an einem so häßlichen Menschen finden konnte, wie ich einer bin.‘

„‚Gratulire, Freund, gratulire von Herzen,‘ sagte ich, ihm die Hand schüttelnd. ‚Aber erzähle, wie Du mit diesem Phönix bekannt geworden bist. Ich brenne vor Neugier, den Ursprung Deines Feldzuges in das Land der Minne zu erfahren.‘

(Fortsetzung folgt.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Fortsetzung.)

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Die Augen im Dunkeln.

Heinrich hatte in der Rue Chateaudun Alles gefunden, wie Mathilde es geahnt hatte. Zwischen ihm, seiner Braut und der guten kleinen Zoë war bald Alles aufgeklärt. Sanfte Vorwürfe, ängstliche Fragen, liebreiche Erklärungen und selige Thränen bildeten das schöne Aprilwetter dieser Stunde.

Zuletzt sagte Heinrich seiner Braut: „Aber noch heute müßt ihr diese Wohnung verlassen, die zu jeder Stunde unseren Feinden offen steht und in welcher man beliebig Briefe vertauschen kann. Und nicht wahr, meine Jeanne, mein Alles, Du mißtraust nicht mehr der armen Marquise de Ribas, die ich nie geliebt habe und die uns doch so großmüthig helfen wollte, dem Blanchard seine Freiheit wiederzugeben, und die es so gut errieth, daß ich Dich hier wiederfinden werde? Sie erwartet mich jetzt daheim, sie möchte wissen, ob ich wieder glücklich bin. Darf ich zu ihr?"

Jeanne lächelte und küßte ihn.

Man ging nun miteinander und miethete eine kleine Wohnung im Hotel für die Frauen.

Heinrich war ja ohnedieß fest entschlossen, sofort abzureisen und seine Hochzeit in den Kolonieen zu halten. Er glaubte Mathilden die Warnung, wie er ihr die Hoffnung geglaubt hatte.

Nur ihr Geheimniß über den wahren Mörder sollte sie ihm noch anvertrauen.

Mit dieser Idee kam er in seiner Wohnung an. Er wunderte sich, die Thüre derselben offen zu finden. Er trat in seinen Salon und fand ihn leer. „Sie wird fortgegangen sein," sagte er sich.

Zugleich aber stieß er einen Schrei aus. Sein Fuß strauchelte über einen Körper. Da war Mathilde, starr, regungslos. Er stürzte neben ihr auf die Kniee und hob sie in die Höhe. Sie war eine Leiche. In seinem Entsetzen ließ er sie los. Sie fiel dumpf dröhnend zu Boden.

*

Wie Lorenz den Hals Mathildens losgelassen hatte, da war mit dem Krampfe aus seinen Händen auch der Wahnsinn aus seiner Seele entflohen.

Diesem Wahnsinn folgte die Verzweiflung — eine schreckliche Verzweiflung.

Sie war todt, sie, die er so sehr geliebt. Dieser reizende Kopf hatte keine Schönheit mehr, die Züge waren verzerrt, die Lippen schäumten blutig, der herrliche Leib war ein Kadaver.

Sie war todt. Alle Leiden, die sie ihm verursacht, waren vergessen, alle Liebe, die er für sie gehegt, war geblieben.

Er hatte die thörichte Hoffnung, sie in's Leben zurückrufen zu können. Umsonst, diese Todtenfarbe sollte nie wieder weichen von den Wangen der Geliebten, dieses gebrochene Auge sollte nimmer wieder schauen. Der Druck seiner Finger hatte auf ihrem Halse Aufschürfungen gemacht, die zuerst roth waren und jetzt violett wurden.

Er hatte Furcht.

Es war schrecklich, im Dunkeln zu sein mit diesem Leichnam! ...

Er hatte Furcht.

Schaute sie ihn nicht an, obwohl sie todt war, drohend, strafend, ihn verwünschend?

Er hatte Furcht. Und mit geschlossenen Augen, um nichts zu sehen, zitternd wie Espenlaub, wich er von der Leiche zurück, wankte bis zur Thüre, stieß dieselbe auf und ohne sie wieder zu verschließen, stürmte er die Treppe hinab und ergriff die Flucht.

Auf der Straße wandte er sich den lautesten, belebtesten Gassen zu, wo die meisten Menschen gingen und die meisten Lichter strahlten. Die Dunkelheit und die Einsamkeit hätten ihn in dieser Stunde rasend gemacht. Er hätte da die Augen der Ermordeten so deutlich gesehen! ...

Mitten in sein Entsetzen kam die Angst.

Er hatte gemordet. Sein Weib, sein Weib, sein eigenes Weib. Man mußte auf ihn verfallen, ihn verhaften und sagen: er hat Die erwürgt, wie er schon Andere erwürgt hat. Wie sollte er sich retten? ...

Da gedachte er Florinens.

Sie war es, die ihn in die Rue Helder geführt hatte, sie war an Allem schuld, sie mußte ihn retten. Zum ersten Male hielt er in seiner ziellosen Flucht inne und blickte um sich. Wo befand er sich? Auf dem Boulevard der Madeleine. Die Rue Suresne war nicht weit. Er eilte ihr zu, immer verfolgt von den Augen der Leiche, die immer glänzender wurden, je mehr die Dunkelheit zunahm.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Der Associé weiß Rath.

Florine erwartete Lorenz. Sie war neugierig darauf, den Erfolg seines Besuches bei Herrn von Meillant zu erfahren. Das Natürlichste und das, was sie hatte herbeiführen wollen, war ein Duell.

Sie kannte Lorenz als einen ausgezeichneten Fechter. Sein Haß, sein Zorn würden das Uebrige thun und sie Beide von diesem lästigen und gefährlichen Gegner befreien oder denselben wenigstens kampfunfähig machen.

Aber Lorenz blieb außergewöhnlich lange fort. Für eine Herausforderung genügen ja meist ein, zwei Worte.

Endlich wurde geklingelt; da sie vorsichtigerweise ihr Stubenmädchen entfernt hatte, ging sie selber öffnen.

Sobald der Marquis de Ribas in ihr Zimmer getreten war, errieth sie, daß etwas Ernstes vorgefallen sein müsse. Sie brauchte nicht lange zu fragen, denn Lorenz, noch immer aschfarbig, die Kleider in Unordnung, die Augen blutrünstig, kauerte sich in einen Fauteuil, warf einen scheuen Blick um sich und flüsterte heiser: „Ich habe sie ermordet!"

Sie zitterte, aber noch ohne zu verstehen.

„Wen haben Sie ermordet?" fragte sie.

Er antwortete: „Sie! Mathilde ... mein Weib!"

„Ihr Weib!" rief sie, indem sie auf ihn zutrat. „Das ist ja nicht möglich! Sind Sie wahnsinnig geworden? Er würde Sie ja daran gehindert haben!"

„Er war nicht da," flüsterte er wieder. „Sie war allein. Sie wartete auf ihn. Sie trotzte mir, sie sagte mir, daß sie ihn liebe, daß sie mich verachte... denn sie wußte Alles, sie wußte Alles! und sie drohte mir, daß sie Alles enthüllen wolle ..."

Dabei sprang er jählings auf und rief außer sich, fast schluchzend: „Aber das war es nicht, weßhalb ich sie getödtet habe, das nicht! Sondern weil sie ihn liebte, ihn allein! Sie wiederholte immerfort: ‚Ich bete ihn an, ich bete ihn an ...' Das machte mich närrisch, das Blut stieg mir in den Kopf, das Herz war mir zum Bersten ..."

Florine glaubte noch immer, daß er irre rede.

„Wie hätten Sie sie tödten können?" sagte sie. „Sie hatten ja keine Waffe bei sich ... ich hinderte Sie daran, eine mitzunehmen ..."

„Ich habe sie mit diesen Händen da erwürgt," keuchte er. „Wie ihr Vater den Andern erwürgt hat ..."

Jetzt überkam sie fast Furcht. Aber wie er mit leiser, bittender Stimme zu reden fortfuhr und sie um Hülfe und Rath bat, da wurde sie beruhigt.

„Was soll ich thun?" sagte er. „Wo kann ich mich verstecken? ... Wohin soll ich fliehen? Ich will nicht, daß sie mich fangen. Ich fürchte mich ... nicht vor dem Kerker, aber vor der Einsamkeit ... Ich würde sie stets vor mir sehen ... Ich will nicht, ich will nicht! ... Ich fürchte mich auch vor dem Sterben ... Retten Sie mich ... Retten Sie mich! ..."

Florine begriff nun, daß er die Wahrheit gesprochen, daß er seine Frau getödtet habe, und überdachte nun die Situation; bald kam die Farbe wieder in ihre Wangen zurück, ein Lächeln kräuselte ihre Lippen, ihre Augen leuchteten.

In der That, die Sachen standen nicht so schlecht. Es mußte nur eine große Schlacht geliefert werden, und Florine liebte den Kampf.

Und vollends jetzt, da ihre gefährlichste Rivalin todt auf dem Schlachtfelde lag.

Vollkommen ruhig geworden, fragte sie Lorenz:

„Ihre Gattin wußte also Ihr Geheimniß? Wissen Sie auch ganz gewiß, daß Heinrich von Meillant es nicht ebenfalls kennt?"

„Gewiß nicht. Sie log nicht in der Aufregung der letzten Stunde. Sie drohte mir, ihm Alles zu sagen, also hatte sie ihm noch nichts gesagt."

„So ist also das Geheimniß mit ihr gestorben? Dann hat sich an der Situation nichts geändert. Nur ist der Gegner, den wir nicht kannten, aber erriethen, aus dem Wege geräumt. Ja, wir haben sogar gewonnen, denn Herr von Meillant zählte auf seine Bundesgenossin, und allein gelassen, wird er wohl nichts gegen uns vermögen. Jetzt zu Ihnen: Sie waren mit Ihrer Frau allein, als Sie dieselbe tödteten. Aber später? Hat Heinrich von Meillant Sie an der Leiche gefunden?"

„Nein," murmelte er. „Ich hatte Furcht ... nicht vor ihm, aber vor ihr, und ich flüchtete, ehe er zurückkam."

„Man hat Sie sicher in das Hotel treten und dann ganz verwirrt aus demselben stürzen sehen. Sobald der Mord entdeckt ist, wird man Erkundigungen einziehen, und man wird den ersten Verdacht auf Sie werfen."

„Ich weiß das, ich weiß das!" flüsterte er. „Und deßhalb will ich fliehen."

„Fliehen?" machte sie. „Wozu? Das hieße sich schuldig erklären und Sie sind es nicht, weder in den Augen der Welt, noch in denen des Gesetzes. Der Codex beschützt Sie. Er entschuldigt in Ehebruchsfällen den Mord, den ein Mann an seiner Frau begeht, im Falle er sie mit ihrem Verführer überrascht."

„In flagranti," bemerkte er.

„In flagranti heißt aber ebensowohl vor als nach der That, sobald nur die Zusammenkunft da ist. Und diese werden zehn Personen bezeugen können in dem Hotel, wo man ja an diese Zusammenkünfte gewöhnt war. Muth also! Sie sind kein Mörder, Sie sind ein beleidigter Gatte, der sich Recht verschafft hat, man wird Sie nicht verurtheilen, sondern Sie sogar bedauern. Sogar die Art des Todes Ihrer Gattin wird Sie entschuldigen. Jede Waffe hätte auf vorsätzliche Tödtung schließen lassen. Aber das Erdrosseln, das gab die Wuth: Sie tödteten, ohne tödten zu wollen. Nochmals, Sie haben nichts zu fürchten, aber Sie müssen sich noch in dieser Stunde dem ersten besten Polizeikommissariate stellen, welches Sie auf dem Wege finden."

„Mich selber ausliefern! In's Gefängniß gehen, allein sein in einer Zelle ... O nein, nein, nicht um die Welt heute ... nur nicht heute Nacht! ..."

Florine hatte in den letzten Monaten zu viel Gewalt gewonnen über Lorenz, als daß sie ihn nicht zum Gehorsam gebracht hätte. Dann stellte sie ihm auch vor, daß er bei seinem Titel, seinem Range durch Vermittlung der spanischen Gesandtschaft leicht die Belassung auf freiem Fuß gegen entsprechende Kaution erlangen könne.

Dann gab sie ihrem Schüler Lehren über die Art und Weise, wie er seine Angaben machen und wie er jede einzelne Frage des Kommissärs beantworten solle.

Schließlich begleitete sie ihn selber zu Wagen bis zum nächsten Polizeikommissariate, aus Furcht, er könne, allein gelassen, seinen Entschluß ändern ... nur um die Nacht über noch frei zu bleiben!

Sobald sie ihn sicher in der Kanzlei wußte, fuhr sie nach Hause und hielt dort Rath mit sich selber.

Sie fühlte sich am Ziele aller ihrer Wünsche. Nichts trennte sie mehr von Lorenz. Mathilde war todt. Und der Marquis de Ribas so von ihr abhängig, daß sie ihn einfach zum Manne nehmen konnte, wann sie wollte. Wie gut ihr die Marquisenkrone lassen mußte! ...

Die Zukunft erschien ihr rosig. Und die Gegenwart? Die Situation war ungefährlich genug, sobald nur in der Untersuchung gegen Lorenz der Name Simonnet nicht auftauchte.

Durch ihn konnte man an den Mädchennamen der Marquise erinnert werden, und die Zusammenstellung in den Tagesblättern könnte den Gärtner Malapat in Maisons-Lafitte auf die Idee bringen, seine Kenntniß über einen gewissen Simonnet der Polizei zu hinterbringen, um seinem Schützling Joseph Blanchard zu nützen.

Florine sagte sich augenblicklich, daß sie ihren Gatten in der letzten Zeit allzu sehr vernachlässigt habe. Sie wollte also zu ihm gehen und ihn abhalten, allzu viel die Zeitungen zu lesen. Auch hielt sie es für ganz räthlich, einige Zeit aus Paris zu verschwinden und sich nicht zu ihrem Associé zu bekennen.

Am nächsten Tage schon packte sie ihre Toilette in einen Koffer und ihre jetzt ziemlich ansehnliche Masse von Werthsachen in eine Reisetasche, welche sie nie aus der Hand geben wollte, und so fuhr sie nach Maisons-Lafitte.

Sie traf ihren Gatten in seinem bescheidenen Häuschen. Und da er erstaunt war, sie zu sehen, sagte sie ihm heiter:

„Was wirst Du erst sagen, wenn Du erfährst, daß ich einige Wochen hier zubringen will? Schau, der Frühling jetzt hat mich so recht an meine Jugend erinnert, an meine Kindheit, an das Landleben. Und dann habe ich mich auch nach Dir gesehnt, Dein letzter Besuch hat mich so tief gerührt, ich möchte wieder einmal ein wenig glücklich sein an Deiner Seite. Miethe mir also hier am Waldesrande eine kleine, einsame Villa. Ich werde dort allein leben, unter dem Schutze meines Gärtners, und dieser Gärtner sollst Du sein. Ist es Dir recht?"

Wie hätte es ihm nicht recht sein sollen?

(Fortsetzung folgt.)

Der Durchstich des Gotthard.

(Bilder S. 468 u. 469.)

Wir führen unsere Leser heute nach Göschenen, jenem jetzt weltberühmten Orte, der vor zehn Jahren außerhalb der Schweiz kaum dem Namen nach bekannt war und heute in Aller Mund ist. Vor einigen Jahren bestand der Ort aus wenigen Häuschen mit etwa hundert Einwohnern, die dürftig mit ihren paar Ziegen und Kühen ihr Leben fristeten. Heute ist Göschenen ein Flecken mit circa dreitausend Seelen und zwei Hotels; allerdings, es wird nicht lange dauern, wenn die Züge erst hier vorbeibrausen und in dem Tunnel verschwinden, dürfte Göschenen leicht wieder auch fast ganz seine Bedeutung verlieren. Hier, unser erstes Bild zeigt dieß, ist der Eintritt in den 15 Kilometer langen Tunnel. Wir wollen unsere Leser an der Hand eines geistreichen Berichterstatters (W. Wyl), der unmittelbar vor dem Durchbruch des Tunnels dort eingefahren, die Wanderung durch diesen mitmachen lassen. Wyl schreibt:

„Ich habe dem weltberühmten Loche vor zwei Tagen meinen Besuch abgestattet und hoffe von ganzem Herzen, nie wieder sieben solche angstvolle, grausige, gespenstische Stunden verleben zu müssen. Zwar die ersten zwei Kilometer, die man mit der durch komprimirte Luft getriebenen Maschine zurücklegt, geht es noch leidlich. An der Stelle aber, wo am 19. Juli v. J. Favre, der geniale Unternehmer des Tunnels, sterbend zusammensank, beginnt es schon ein wenig wärmer zu werden. Recht unheimlich wird es dann bei der durch dicke Baumstämme gestützten sogenannten ‚schlechten Stelle', wo das etwas weichere, zum Nachrücken neigende Gestein den Technikern viel zu schaffen gemacht hat, bis es gelungen ist, des Druckes durch Mauern aus herrlichen, durch Cement verbundenen Granitquadern Herr zu werden. Nach dieser Stelle, die zu Fuß, durch Koth und Wasser, passirt werden muß, wird man von einer zweiten Maschine aufgenommen, die Einen rasch der eigentlichen Tropengegend des Tunnels näher bringt. Bei 5500 Meter vom Eingange fühlt man sich schon sehr unbehaglich. Erstens beträgt die Temperatur hier 27—28° Celsius, zweitens braut der Dampf des verbrannten Dynamits, verbunden mit den Düften aller möglichen menschlichen Ausdünstungen und Entleerungen eine mephitische Atmosphäre zusammen, wie sie auf der ganzen Welt sonst wohl nirgends anzutreffen ist.

„Der Tunnel wird immer enger und daher auch heißer. Bei 4400 Meter haben wir die fertige, ausgemauerte Partie verlassen und sind über eine aufsteigende Rampe in die Region des ‚Calottenausbruches' oder der ‚seitlichen Erweiterung' gelangt.

Hier wird an den Seiten mit Handbohrern der dunkle Felsen bearbeitet, um gesprengt zu werden und gemauerten Widerlagern Platz zu machen, welche das aus Quadern bestehende Gewölbe tragen werden. Ueber, neben und mehrere Meter unter uns arbeiten halb und ganz nackte schwitzende Gestalten an Erweiterungen, ‚Sohlenschlitz‘ u. dergl. — ich bin kein Techniker und weiß die Dinge nur vom Hörensagen zu nennen. Gespenstisch ist es aber, sie Alle im Lichte ihrer Oellampen schaffen zu sehen, beleuchtet von schwankenden Reflexen. Das Gespenstische des Anblicks wird nicht wenig durch die Pferde erhöht, welche im Tunnel sehr leiden, und an den Stellen, wo aus den Ventilationshähnen die komprimirte Luft ausströmt, mit dumpfem Stöhnen die Mäuler aufreißen, um sich zu erfrischen. Ganz besonders gruselig sehen sich die ‚Feuerwerker‘ an, die paarweise an den ‚Ort‘ wandern, den Endpunkt der Tunnelseite, um dort die Minen zu laden und abzufeuern. Sie haben Kisten umhängen, die 10—12 Kilogramm des fürchterlichen Sprengmittels fassen. Es ist ihnen verboten, mit dem Zuge zu fahren. Man ist froh, wenn ihre Lampen im Dunkel verschwinden, denn der Dynamit ist und bleibt ein unheimlich Ding. Man hat noch nie die Ursache einer Explosion ermittelt: die Opfer sind stets in Atome zerrissen worden.

„Endlich sind wir bei der ersten Bohrmaschine angelangt. Wir sind nun 6800 Meter weit, das Schwitzbad ist perfekt. Die durch zusammengepreßte Luft getriebene Bohrmaschine arbeitet hier an der seitlichen Erweiterung. Sie ist ein phantastisches Gerüst aus Schmiedeeisen, das, unter der eigenen Erschütterung krampfhaft zitternd, den langen Stahlbohrer mit wahnsinniger Heftigkeit unzählige Male in einer Minute in das harte Gestein stößt. Der Lärm ist unerträglich, meine Leiden sind aber noch nicht zu Ende. Es heißt noch den Richtstollen betreten, den engsten Theil des Tunnels, und in ihm gelangen wir endlich an die rasselnden Bohrer, die, vier an der Zahl, an der letzten Steinwand arbeiten. Wir hören das Klappern von der andern Seite ganz deutlich. Es ist unerträglich heiß. Mein Begleiter sagt, wir hätten 34° Celsius, mir aber ist zu Muthe, als würde ich am Spieße gebraten.“

Ein Augenzeuge beschreibt das Durchschlagen höchst anschaulich:

„Wir hatten 7450 Meter zurückgelegt. Hier heißt es überall: ‚Köpfe herunter!‘ Unsere Pferde schnaufen und zittern. Fast zehn Uhr. Wir sind vor Ort, am Ende der Tunnelpartie, bei der großen Bohrmaschine. Hier bietet sich ein höchst dämonisches Bild. Alle steigen ab und drängen sich bei der Maschine vorbei, an die letzte Wand heran. Ich spähe, wie die Anderen, durch das halbrunde Loch der Sonde und sehe jenseits Stücke von Gestalten. Alle sind ungemein aufgeregt. Jetzt beginnt die Bohrmaschine ihre tosende, betäubende Arbeit. Die Löcher sind nur noch zu vertiefen. Es saust und kracht; in allen Sprachen wird geschrieen; dabei herrscht eine Hitze von mehr als 32° Celsius. Die Maschine zittert von den eigenen Stößen. In den fertigen Bohrlöchern stecken Stangen; daran hängen Oellampen. Es ist Satans Werkstätte. Eine Stange kommt durch das Sondenloch zum Vorschein und bringt einen Brief aus Italien. Aufgeregte Heiterkeit. Man spricht und lacht durch die Sonde. Jetzt sind die Löcher fertig. Die Arbeiter beginnen die Ladung. Wir ziehen uns 3000 Meter weit zu einem Lufthahnen zurück und sind in angstvoller Erwartung. Endlich kracht es. Alles eilt vor, die Wand ist gefallen. Einen Meter über dem Boden sehen wir ein rundes Loch etwa einen Meter im Durchmesser. Auf beiden Seiten herrscht lärmender Jubel. Die Airoleser kriechen zuerst durch und umarmen die Unsrigen. Eisgekühltes Bier und Wein werden herumgereicht. Inspektor Kaufmann hält, sehr bewegt, eine vortreffliche Rede. Die Techniker sehen nach, ob die Achse und das Niveau des Tunnels gut gemessen waren. Alles klappt. Unbeschreibliche Freude.

„Man hatte, schon bevor die Wand gefallen war, an das Sondenloch Lampen hingehalten und bemerkte einen Luftzug von Göschenen nach Airolo; jetzt löscht derselbe die Lampen aus. Von der Airoler Seite sind die Ingenieure Boley, Dapples und die Direktoren Bossi, Mori anwesend. Die höllische Hitze erzwingt den Rückzug. Nach siebenstündiger Fahrt begrüßen wir mit Hurrahrufen das Tageslicht.“ Dieß war am 28. Februar.

Am Montag den 1. März fuhr schon der Zug mit den geladenen Festgästen von Göschenen nach Airolo.

Unser zweites Bild läßt die Ankunft dort auf der italienischen Seite schauen, wo der Zug mit Hurrah, Musik und allgemeinem Jubel Einheimischer und vieler zugeströmten Fremden empfangen wurde.

Die verunglückte Haarfrisur.

Originalzeichnung von Max Scholz.



Fritz Unhold war bei dem Friseure
Herrn Schädelklauer in der Lehre,
Doch war er seinem Prinzipal
Durch seine Dummheit nur zur Qual;
Indem Haarschneiden und Frisiren
Er niemals konnte recht kapiren.



Herr Schädelklauer that einst neben=
an zu dem Nachbar sich begeben,
Von wo ihn Fritz gleich rufen sollte,
Wenn ja ein Kunde etwas wollte. —
Und richtig, kaum ist Fritz allein,
Da stellt sich gleich ein solcher ein.



Es war der Hofschauspieler Klassen,
Der wollt' das Haar sich brennen lassen.
Fritz thut gar wichtig, als ob er
Herr Schädelklauer selber wär',
Ersucht den Künstler, Platz zu nehmen
Und sich im Sessel zu bequemen.



Herr Klassen nimmt auch sonder Zagen
Gleich Platz mit sichtlichem Behagen,
Und Fritz macht jetzt die Scheere heiß
Am Gas, wie er vom Meister weiß.
Doch leider Gottes ist die Scheere
Zum Brennen heiß ja viel zu sehre,
„Zisch!“ geht es, und die Lockenpracht
Ist angebrannt und futsch gemacht.



Der Fritz entschuldigt sich gleich sehr,
Bei dem erschreckten Künsteler,
Doch dieser ruft: „Was kann das nutzen,
Thu' Er das Haar mir etwas stutzen!“



Und mit der Scheere schwer und scharf
Thut Fritz, was er noch gar nicht darf,
Und schneidet Klassen's Lockenwellen
Zu Schanden an verschied'nen Stellen,
So daß, als Jener sich beseh'n,
Ruft: „So kann ich ja gar nicht geh'n!“

Auf und nieder.

«Up and down» — auf und nieder! Nichts zeichnete wohl treffender das spezifisch amerikanische, schnelle «up and down», als das Schicksal der Stadt Pithole in Pennsylvanien, in der amerikanischen Oelregion. Im Sommer 1865, so berichtet eine amerikanische Zeitschrift, war beispielsweise die Gegend noch eine Wildniß. Man bohrte nach Oel und fand eine ergiebige Quelle. Dieß veränderte die ganze Szene. Alles eilte, um sich in der Nähe des Oelbrunnens anzukaufen. In Zeit von 48 Stunden machte Tom Holders Farm den Eindruck, als ob acht Cirkusse ihre Zelte dort errichtet und ein jedes die Bevölkerung einer ansehnlichen Stadt herbeigezogen hätte. In Zeit von acht Tagen waren dreißig Brunnen gegraben. Fabelhafte Preise wurden bezahlt. Spekulanten, Ingenieure, Arbeiter zahlten zwei bis drei Dollars für eine Mahlzeit, fünf Dollars für ein Nachtlager; ein Paar Stiefel kostete 35 Dollars und ein Trunk Schnaps einen Dollar. Im Handumdrehen war eine Stadt angelegt. Prachtvolle Häusergevierte, große Hotels, Theater, Kirchen wuchsen gleichsam aus der Erde hervor. Das Duncanhotel kostete 30,000 Dollars, das Chase House 60,000 Dollars. Ein Jahr später, 1866, hatte die Stadt 15,000 Einwohner und Pithole war das dritte Postamt des Staates. Der Postmeister beschäftigte acht Gehülfen. Aber schon im Jahre 1867 begann der Verfall, da die Oelquellen zu versiegen anfingen. Das Chase House, das, wie oben bemerkt, 60,000 Dollars gekostet, wurde für 60 Dollars verkauft, das Duncanhotel wurde nach Oil City verlegt. Die Theater wurden geschlossen, Bürgermeister und Stadtrath vertagten sich für unbestimmte Zeit, die beiden Zeitungen wanderten nach Oil City, und in Zeit von drei Jahren stand die Stadt leer. Jetzt wohnen nur noch drei Familien in Pithole. Wo früher die Straßen lagen, sind jetzt Kartoffelfelder, wogen Gerste, Roggen und Hafer, grasen Kühe und nicht selten pflügt ein Ackerknecht ein Stück der Gasleitung auf. Wo früher das Theater stand, in dem manchen Abend 2000 Dollars eingenommen wurden, ist ein Maisfeld. Jedenfalls ist diese Trümmerstadt schneller gewachsen und schneller verfallen, als eine der jetzt in Trümmern liegenden Städte des Alterthums.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Sibylle Armadale's Triumph.

Im September war es gewesen, als das Verlöbniß zwischen Major Oliphant und Bertie Greydon gelöst worden war; vor Weihnachten schon gelangte die Kunde nach Burg Oliphant, daß der Erbe sich abermals verlobt, daß diesesmal die Braut aber in jeder Hinsicht standesgemäß, hochgeboren, schön, begabt, kurz vollkommen zu ihm passend sei.

Lady Harberton hatte gegen diese Verlobung nichts einzuwenden, und obschon Sir Nugent seufzte und bedauernd an Bertie dachte mit ihrem gewinnenden Wesen und fröhlichen Lachen, ließ doch auch er sich von Sibylle Armadale's wunderbarer Schönheit blenden, und sie wurde mit Herzlichkeit als die künftige Lady Oliphant willkommen geheißen.

Das Verlöbniß war sehr rasch geschlossen worden; die Hochzeit sollte fast unmittelbar darauf erfolgen. Die Sache, welche alle Diejenigen in Erstaunen setzte, die um Hugo's Liebe zu Bertie wußten, war auf folgende Weise zu Stande gekommen: Nach Hugo's letzter Unterredung mit Bertie war er sofort nach London und von dort auf den Kontinent gereist, wohin ihm Lady Harberton mit einer auserlesenen Gesellschaft sehr bald folgte. Viola war sehr angegriffen, so meinte wenigstens ihre Mutter, und gestattete gerne die Begleitung des Herzogs von Clovermede. Lady Moretown faßte den Entschluß, ebenfalls von der Gesellschaft zu sein und forderte ihre Cousine Sibylle Armadale auf, sie zu begleiten.

Es war eine muntere Gesellschaft, welcher sich auch Lord Brook mit mehreren seiner Freunde angeschlossen hatte, und Hugo Oliphant, der rastlos umher gereist, in dem Bestreben, seinen Schmerz zu betäuben, war halb erfreut, halb ärgerlich, als er in Venedig mit ihnen zusammentraf.

Lady Viola war von der alten Lagunenstadt entzückt und bat um einen längeren Aufenthalt; man miethete mithin einen der alten Paläste am Canale grande und die ganze Reisegesellschaft ließ sich dort häuslich nieder.

In der Zeit des Aufenthaltes in Venedig waren Hugo und Sibylle beständig zusammen; Fräulein Armadale spielte mit großer Vorsicht und eben so viel Geschick ihre gewagte Rolle. Sie suchte nicht absichtlich seine Gesellschaft und die halb leidenschaftliche, halb scheue Weise, welche ihren Verkehr mit Hugo in Dew gekennzeichnet hatte, war einem freundschaftlich theilnehmenden Benehmen gewichen, das ihm unwillkürlich wohl that. Sie machte keinerlei Anspielungen auf die Vergangenheit, sondern wandte ihr ganzes gesellschaftliches Talent an, um seine trüben Gedanken zu verscheuchen. Nie war sie bezaubernder, selbstloser gewesen, nie anmuthiger und gewinnender.

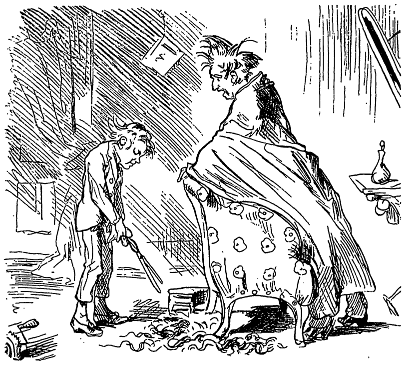
Hugo Oliphant hätte kein Menschenkind von Fleisch und Blut sein müssen, um solcher Zauberkraft zu widerstehen; in seiner trüben Stimmung that ihre Theilnahme ihm namenlos wohl. So blieben die Dinge, bis endlich Lady Moretown vorgab, sie sei von dem Aufenthalte in Venedig zu Tode gelangweilt und wolle nach England zurückkehren; da erwachte Hugo plötzlich zu dem Bewußtsein, wie einsam und verlassen er sich fühlen werde ohne Sibylle Armadale's Gesellschaft. — Trotzdem zögerte er noch; wie sollte er jenem schönen, begabten Wesen ein erstorbenes Herz anbieten? Er fühlte bis in die tiefinnerste Seele, daß sie ihm nie gewesen war, nie sein würde, was Bertie ihm gewesen; wenn sie sich aber zufrieden stellte mit der ruhigen, kühlen Hochschätzung, welche er ihr zu bieten hatte, weßhalb sollten sie dann sich nicht heirathen? Hunderte solcher Ehen kamen täglich vor und waren nicht unglücklich zu nennen! Weßhalb konnte er nicht dem allgemeinen Beispiel folgen? Und sobald der Entschluß zur Reife gekommen war, führte er ihn auch aus.

Eines Abends, als sie zusammen auf dem steinernen Balkon des Palastes standen, auf die stille Fläche des Kanales blickend, auf die leise dahingleitenden Gondeln, auf die zahlreichen, von den Strahlen der scheidenden Sonne beschienenen Kirchenkuppeln, bat Hugo Sibylle, die Seine werden zu wollen.

Er sprach ruhig, aber ernst, und als die Worte der Entscheidung gesprochen worden waren, bemerkte er nicht den triumphirenden Blick, welcher aus ihren Augen leuchtete. Das Spiel war beinahe ausgespielt, der Sieg in ihrer Hand! — Sie schwieg einen Moment, dann hob sie den Blick voll zu ihm empor, ihre feine weiße Hand auf die seine legend. „Werben Sie aus Mitleid um mich?“ fragte sie leise, „weil Sie sehen, wie sehr ich Sie liebe, oder weil es Sie selbst beglückt?“ — Hugo zog ihre Hand an seine Lippen. „Sie aus Mitleid freien? Ist das denkbar, Sibylle? Es sei denn, daß ich Mitleid empfinde mit mir selbst, mit meinem verdüsterten Leben, das Sie verklären können, wenn Sie nur wollen. Ich weiß, ich bin Ihrer nicht werth, es ist fast eine Beleidigung, ein so wundes Herz wie das meine Ihnen zu bieten, doch ich werde mein Möglichstes thun, um Sie glücklich zu machen, wenn Sie glauben, mich hinreichend lieben zu können, um es überhaupt mit mir auszuhalten.“ — „Lieben! ach Hugo, ich liebe Sie nur zu sehr!“

Und Hugo zog sie an sich und drückte leicht einen Kuß

Die verunglückte Haarfrisur.



„Elender Auswurf der Friseure,
Nehm' Er sogleich nochmal die Scheere
Und schneid' Er mir's halblang sodann,
Damit ich auf die Straße kann!“
Und Fritz fängt ängstlich an zu knipsen
Und thut das Haar total verfipsen,
So daß der Künstler jetzt verzweifelt
Das Haar und Fritz und sich verteufelt.



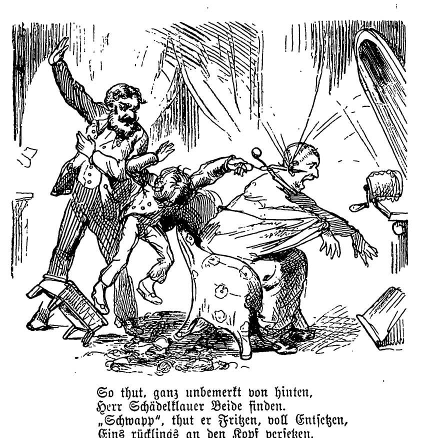
„Zum Kukuk, schneid' Er mir's nunmehre
Meinthalben wie beim Militäre,
Denn so, da laufen mir, o Schmach,
Ja alle Gassenjungens nach!“
Und Fritz fängt wieder an zu schinden
Das Haar von vorne und von hinten.



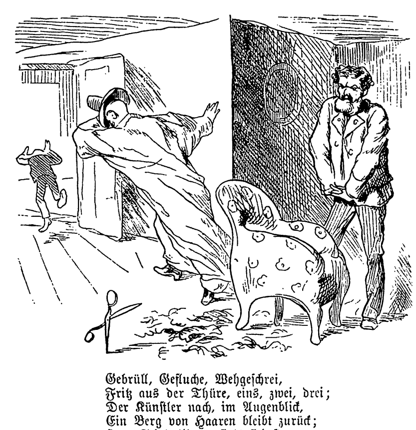
„O Himmel!“ ruft der Künstler aus,
„Jetzt bin ich wie ein Treppenhaus,
Bei meiner Ehre, zugericht't
Durch diesen jungen Bösewicht!
Elender Stümper, schneide Er
Das Haar mir gänzlich kurz nunmehr!“



Fritz scheert in des Gewissens Qual
Nun Klassen's Schädel gänzlich kahl,
Jedoch die Treppen wegzubringen
Will ihm trotzdem nicht mehr gelingen;
Der Künstler murmelt resignirt:
„Ich bin verratzt, beschimpft, — skalpirt!“



So thut, ganz unbemerkt von hinten,
Herr Schädelklauer Beide finden.
„Schwapp“, thut er Fritzen, voll Entsetzen,
Eins rücklings an den Kopf versetzen.
Vor Schreck sticht der dem Opfer sein
Die Scheere in das Ohr hinein.



Gebrüll, Gefluche, Wehgeschrei,
Fritz aus der Thüre, eins, zwei, drei;
Der Künstler nach, im Augenblick,
Ein Berg von Haaren bleibt zurück;
Herr Schädelklauer sieht sich stumm
Verzweiflungsvoll im Zimmer um.
So hatte Fritz total verhunzt
Den Jünger der dramat'schen Kunst.

auf ihre Stirne. Sibylle aber fragte sich, als sie den hellerleuchteten Salon betrat, ob wohl die Küsse, welche Bertie Greydon erhalten, auch so kalt gewesen sein mochten, und knirschte mit den Zähnen, in bitterem Haß gegen die abwesende Feindin.

„Ja, Major Oliphant hat mir einen Heirathsantrag gemacht und ich denselben angenommen, Adele,“ sprach sie ruhig in Erwiederung auf die Fragen ihrer Cousine. „Wir werden uns heirathen, sobald meine Ausstattung vollendet ist, ich sehne mich darnach, bald Herrin von Burg Oliphant zu werden; in der nächsten Saison lasse ich mich dann als junge Frau bei Hof vorstellen.“

Sibylle Armadale kehrte mithin als Hugo's erklärte Braut nach England zurück und hatte beschlossen, als Königin zu herrschen über alle die Gäste, welche Sir Nugent zu Weihnachten nach seinem alten Stammschlosse geladen hatte. — Bertie vernahm in ihrem Heim von der Verlobung, von den Vorbereitungen, welche man machte, um die Braut würdig zu empfangen, von den prachtvollen Geschenken, mit denen Hugo Sibyllen überschüttete, von seiner Liebe zu ihr, von ihrer wunderbaren Schönheit, und Bertie bemühte sich, sich an seinem Glücke zu erfreuen, Sibyllen nicht zu beneiden, so hart ihr dieß auch ankam. Anfangs wollte es ihr scheinen, als sei ihr persönlich ein großes Unrecht geschehen; mühsam kämpfte sie einen eifersüchtigen Groll gegen Sibylle nieder, doch dann überlegte sie, wie sehr Hugo jenes Wesen liebe, wie es mithin ihr zukomme, schon deßhalb wohlwollend Sibyllens zu gedenken. Nur halb war sie sich ihres eigenen Leidens bewußt, sie bemerkte kaum, wie sie von Tag zu Tag leidender wurde; manchmal fragte sie sich halb staunend, wie es denn möglich sein solle, daß sie lebe ohne das Licht von Hugo's Liebe, wie sie es ertragen solle, mitanzusehen, welche Neigung er Sibyllen entgegenbringe, und bei diesem Gedanken übermannte sie namenloses Weh.

Dieser Winter war überhaupt ein ereignißreicher für Oliphant; zwei Tage nach der Trauung des jungen Paares, die, nach plötzlich gefaßtem Entschlusse, in Rom stattgefunden hatte, schwebte der Todesengel über dem altersgrauen Gebäude, und es war Sir Nugent Oliphant, welcher eingegangen war in ein friedvolleres Dasein.

Die Botschaft wurde sofort nach Italien gesandt, und den dritten Tag darauf langte der Erbe müde und angegriffen, aber allein auf Burg Oliphant an. Lady Oliphant hatte nicht die Absicht, sich in der Einsamkeit des alten Schlosses zu begraben, und da ihre Gesundheit eine so rasche, ununterbrochene Reise nicht ertragen haben würde, war sie in Rom geblieben, ihrem Gemahl den Kampf mit so mancher herben Sorge allein überlassend, und Bertie, das Herz mit Liebe erfüllt, gedachte wehmüthig des einsamen Mannes in seinen hohen, öden Räumen und sagte sich: „Ich hätte ihn hingebender geliebt!“

(Fortsetzung folgt.)



Wie man in Australien reich wird.

Australien zieht jetzt durch seine große Industrieausstellung die Aufmerksamkeit besonders auf sich; es dürfte deßhalb unsere Leser interessiren, etwas von den zum größten Theil bei uns noch unbekannten dortigen Verhältnissen zu erfahren.

Die gegenwärtige Geldaristokratie Australiens hat ihr Vermögen ohne Ausnahme erst im Lande erworben, sei es aus kleinen Anfängen heraus, sei es ohne jedwede Unterstützung durch mitgebrachtes Kapital. Der Eine datirt sein Vermögen aus glücklichen Bergwerksspekulationen, der Andere aus kaufmännischen Geschäften, der Dritte aus der Parzellirung seines Grundeigenthums in der Nähe großer Städte. Ein Erwerbszweig aber ist dem australischen Kontinent eigenthümlich und durch ihn sind die größten Reichthümer erworben worden; ihm möchten wir daher im Folgenden eine kleine Auseinandersetzung widmen.

Einer der reichsten Leute in Australien, vielleicht der reichste von Allen, hat seine Laufbahn als Schäfer begonnen, nicht schmachtend, wie vielleicht der annoch ungeborene Zukunftsdichter Australiens ihn schildern wird, sondern kühl berechnend und seine goldenen Pfunde zählend. Es war vor 35 oder 40 Jahren, damals, als die Fenzen noch selten waren und das Amt des Schäfers als die geistesärmste aller Beschäftigungen galt. Aus seinem Schäferlohn erwarb der zukünftige Krösus sich einen eigenen Herd oder er wurde vielmehr von vornherein schon in Schafen bezahlt, weil das baare Geld damals ziemlich knapp sein mochte. In dem reichen Waideland um Port Philipp herum vermehrten sich die Schafe sehr schnell, eine Run nach der andern wurde von der Regierung zu Sydney, dann von der neu gebildeten Kolonialregierung Viktorias gepachtet. Vor allen späteren Ankömmlingen, die weiter im Lande vordringen mußten, hatte der Mann die leichtere Beförderung der Wolle voraus. Die zeitweiligen Mißjahre wurden längs der Küste weniger als im Innern verspürt, kurz, der Mann kam vorwärts: dreißig Jahre nach Beginn seiner Schäferlaufbahn besaß er die herrlichsten Schlösser, besaß er über $1\frac{1}{2}$ Millionen Schafe und galt als einer der einflußreichsten Männer Australiens. Aehnlicher Lebensläufe gibt es hier zu Lande gar viele, nur mit dem Unterschied, daß, je weiter die Entwicklung der Kolonie vorwärts schreitet, desto mehr Kapital zur Anlage oder zum Erwerb von Schafstationen nöthig ist. Trotz der großen Entwerthung des Landbesitzes, wie die letzten Jahre ihn mit sich gebracht haben, beläuft sich der Kaufpreis für 1 Acre Land in Neu-Südwales und Viktoria schon auf 1 Pfd. Sterl. Zur Anlage von Schafstationen wird das Land freilich bloß gepachtet, zu den fabelhaft billigen Preisen von ehedem aber ist es gegenwärtig bloß noch in dem kaum hier und dort einmal von weißen Kulturpionnieren betretenen Norden zu erstehen. Während meines Aufenthaltes in Melbourne, so berichtet ein Reisender, der kürzlich in Australien war, wurden von einem dort lebenden Deutschen einige Pachtverträge mit der südaustralischen Regierung abgeschlossen, die mich trotz der Geringfügigkeit der dabei in Betracht kommenden Summen interessirten, weil sie für australische Verhältnisse so besonders bezeichnend waren. Der Pächter übernahm 256,000 Acres oder 640 englische Quadratmeilen auf 25 Jahre zu dem Pachtzins von 1 Sh. für die Quadratmeile jährlich, also von 20 Pfd. St. (400 Mark) insgesammt. Dabei ging er keinerlei Verpflichtungen ein; nicht die Regierung, wohl aber er selbst konnte nach Belieben von dem Pachtvertrage zurücktreten, oder mit anderen Worten, sobald der Pächter seine 20 Pfd. St. nicht mehr zahlte, stand das Land wieder zur Verfügung der Regierung. Mit 1036 Quadratkilometer kommt die gepachtete Strecke an Größe etwa dem Fürstenthum Waldeck gleich. Sie liegt im Nordterritorium, 500 Fuß über dem Meeresspiegel, zu beiden Seiten des Roperflusses, der sich in den Golf von Karpentarien ergießt. Genaue Vermessungen werden sich in jenen fast noch gar nicht besiedelten Landstrichen ganz gewiß nicht lohnen. Somit begnügt man sich, die Grenzen des verpachteten Landes nach Längen- und Breitengraden festzustellen, während der Pächter wohl ebensowenig wie der Verpächter über die nähere Beschaffenheit Bescheid weiß. In dem obenerwähnten Falle hat auch der Gedanke einer eigenen Benützung dem Pächter gänzlich fern gelegen. Er rechnet darauf, daß die Küstenstriche des Nordens binnen 25 Jahren ganz bedeutend im Werthe steigen werden. Tritt dieser Fall ein, so mag er um den zehnfachen Preis seine Run wieder abgeben. Die Möglichkeit des Verlustes ist gering, und schließlich läuft die Sache auf eine Art von Altersspekulation, auf eine Altersversorgung hinaus, die bloß einen höheren Ertrag verspricht, als unsere Lebensversicherungsgesellschaften ihn zu gewähren vermöchten. Wollte aber der Mann die Sache selbst betreiben, so könnte er bei einem Anlagekapital von 10,000 Mark mit 80—90 Prozent Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, nach 20 Jahren eines entsagungsvollen, kaum menschenwürdigen Daseins Millionär, d. h. Millionär in Mark zu sein. Da die Schafzucht im heißeren Klima des Nordens nicht besonders rentabel ist, so würde er zunächst etwa 300—500 Stück Vieh, Pferde und Rinder, zum Preise von etwa 80 Mark das Stück, erwerben. Er müßte ein paar Hirten in seine Dienste nehmen, oder besser noch, mit diesen gemeinschaftlich das Geschäft betreiben; er müßte sich selbst sein Blockhaus bauen und abgeschlossen von allen höheren Genüssen des Lebens ein paar Jahrzehnte lang in diesem Klima und bei ausgedehnten Waideflächen sehr schnell vor sich gehende Vermehrung seiner Heerden überwachen. Kommen einige gute Jahre hinter einander, so wird er binnen einem Jahrzehnt, ist der Himmel weniger günstig, binnen zwei bis drei Jahrzehnten ein reicher Mann sein; versteht er es aber nicht, sich den urwüchsigen Verhältnissen anzupassen, so ist sein Ruin alsdann binnen kürzester Zeit fast ebenso unausbleiblich. Dergleichen Unternehmungen sind bei den Engländern sehr häufig, unter den Deutschen sehr selten. Es scheint, als ob der Engländer durch die Einfachheit seiner Lebensansprüche, seiner Familienverhältnisse, seiner Religionsanschauungen ganz besonders zum Vorwärtskommen in neuen Ländern geeignet sei.

Kleine Mittheilungen.

Hinterladergewehre waren schon unter dem ersten Napoleon in Frankreich erfunden, und zwar wurde diese Erfindung daselbst etwa in derselben Zeit gemacht, in welcher Napoleon seinen jammervollen Rückzug aus Rußland bewerkstelligte, und dieß, sowie die späteren aufregenden neuen Kriegsrüstungen und fortwährenden Kriegszüge Napoleon's bis zu seinem definitiven Sturze mögen wohl die Ursache gewesen sein, daß derselbe die betreffende Erfindung nicht mehr für sich zu verwerthen im Stande war. Merkwürdig aber bleibt es, daß die Franzosen die Erfindung nicht für ihre Armee sich zu Nutzen machten, vielmehr den Preußen es überließen, mit Verwendung von Hinterladern in ihrer Armee voranzugehen. Der Artikel, welcher uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, liegt uns in einer Zeitung vom 6. Dezember 1812 vor und lautet folgendermaßen: „Verbesserungen des Schießgewehrs. Seit den Verbesserungen, welche Herr Regnier, Aufseher des Waffenmuseums in der Vorstadt St. Germain, und Andere seit einigen Jahren an den Schießgewehren angebracht haben, hat Herr Paulé, ehemaliger Artillerieoffizier, dabei eine Vervollkommnung erfunden, wodurch, wenn ihre Güte bewährt würde, eine allgemeine Veränderung derselben in den Armeen bewirkt werden könnte. Sein Gewehr wird unten geladen; man bringt die Patrone unten in den Lauf hinein durch eine Oeffnung, die sich hernach wieder wie ein Deckel zuschließen läßt; die Patronen sind auf eine eigene Art zubereitet und enthalten neben der Ladung unten in der Mitte die sogenannte Zündmasse (poudre fulminante), durch deren Zerquetschung das Feuer sich entzündet. Diese Gewehre sind sehr bequem; in einer Minute kann man mit Leichtigkeit 10—12 Schüsse machen. Da die Zündmasse mitten in der Ladung ist, geht der Schuß viel schneller los, und da alles Pulver sich auf einmal entzündet, braucht es nur halb so viel, als man in den alten Flinten nöthig hat, was eine außerordentliche Ersparniß ist. Diese neuen Gewehre haben ferner nichts von der Feuchtigkeit zu fürchten, sie versagen fast nie, man riskirt nicht, mehrere Schüsse hineinzuladen, und da sich das Feuer im Innern des Laufes entzündet, wird man nicht im Zielen gehindert; ferner bleiben sie viel reiner, und man braucht keinen Ladestock. Diesen Mechanismus wendet Herr Paulé auch auf Karabiner und Pistolen an.“ Schon seit geraumer Zeit hatte man besonders an Jagdflinten die Veränderung angebracht, daß man sie nicht vermittelst des Feuersteins abschoß, sondern vermittelst einer Zündmasse, welche man in eine kleine Oeffnung mitten auf der Pfanne brachte, woselbst dieselbe durch den am Hahn angebrachten stählernen sogenannten Piston durch Vorschnappen des Hahnes entzündet wird und dadurch das Losgehen des Schusses bewirkt.



Aus allen Gebieten.

Gärtnerei.

Abhaltung des Grases auf Gartenwegen. Hiezu hat man nur nöthig, die Gartenwege acht bis zehn Zoll tief auszugraben und das Ausgegrabene mit groben Sägespänen, wie solche auf den Schneidemühlen meist umsonst zu haben sind, wieder auszufüllen. Es bildet dieß eine Wegdecke, welche dem obigen Zwecke vollkommen entspricht und in ländlichen Gärten ihrer Reinlichkeit wegen nicht allein jedem Kies- und Sandwege an die Seite gesetzt werden darf, sondern diese sogar noch in mehrfacher Beziehung übertrifft, indem dergleichen Wege sehr schnell abtrocknen und die Kälte weit weniger als alle anderen annehmen, daher von Leuten, welche an Erkältungen der Füße und häufig daher rührendem Rheumatismus leiden, zu jeder Jahreszeit ohne die geringste üble Einwirkung begangen werden können. Nur muß man die Vorsicht gebrauchen, diese Wegdecke alle fünf bis sechs Jahre zu erneuern; allein auch in diesem Falle kann das abgeräumte Sägemehl, welches sich zum Theil zersetzt haben wird, noch als Dungmittel vortheilhaft verwendet werden. Denjenigen, welche sich von ihren einmal gewohnten Kieswegen nicht zu trennen vermögen, ist zu rathen, zur Erreichung des obigen Zweckes die Ausfüllung der Wege sechs Zoll hoch mit Sägemehl vornehmen zu lassen und dieses zwei bis drei Zoll mit Kies zu überführen.

Landwirthschaft.

Schädlichkeit der Ackerraden. Die Raden, der Same der rothen Kornblume, erfahrungsgemäß eines der verbreitetsten Getraideunkräuter, färben bekanntlich Mehl und Brod stahlgrau und erzeugen im Gebäck nicht allein einen bittern Geschmack, sondern wirken auch insofern giftig, als sie Eingenommenheit des Kopfes und Erbrechen erregen und aus diesen Gründen jetzt sorgfältiger als jemals mit Hülfe der Trieurs zu entfernen gesucht werden. Da aber, wenn die Radenauslesung erst in der Mühle erfolgt, die Müller leichtverständlich die Raden unter die Kleie mahlen, so hat die Direktion der Wormser Müllerschule in weiteren Kreisen Veranlassung gegeben, daß die Landwirthe schon doppelt im eigenen Interesse die Entradung der Frucht selber vornehmen und die gesammelten Raden verbrennen, da dieß das beste Mittel ist, dieses giftige Unkraut für Feld, Menschen und Vieh unschädlich zu machen.

*

Bewässerung und Düngung der Obstbäume. Um schöne, große Obstfrüchte zu ziehen, müssen die Bäume während des Sommers bei trockener Witterung öfters durchdringend begossen werden. Es kann dadurch auch das Abfallen vieler Früchte verhütet werden. Von vortrefflicher Wirkung auf die Entwicklung der Frucht ist es auch, wenn man rings um den Baum in einiger Entfernung vom Stamm mit einem Pfahl oder Eisen Löcher macht und dieselben mit Jauche füllt. Es sollte dieß unmittelbar nach der Blüte bei Beginn des Fruchtansatzes geschehen. Dieses Verfahren wird in Frankreich und Belgien allgemein angewendet.

*

Gegen Schneckenfraß. Nach einer der „Vereinsschr. d. ldw. Prov.-Ver. f. Westf. u. Lippe“ von einem erfahrenen Landwirth zugehenden Mittheilung hilft gegen die Ackerschnecken am sichersten das Einsetzen des Saatkornes mit Kupfervitriol. Ein anderer Leser des genannten Blattes schreibt in Bezug auf denselben Gegenstand: „Ich habe schon einige Male, und mit Erfolg, um die Roggenäcker gegen Nachbargrundstücke, welche voller Schnecken waren, zu schützen, einen Ring von Gerstenspreu einige Zoll breit und hoch gestreut. Sind über die Felder die Schnecken allenthalben verbreitet, so hilft nur Kalk.“

Hauswirthschaft.

Meerrettig oder Mährrettig? Fast allgemein ist die Bezeichnung Meerrettig für Cochlearia armoracia gebräuchlich, und doch hat der Name nichts mit dem Meere zu thun, sondern er muß Mährrettig heißen, von Mähre, altdeutsch Pferd, jetzt nur noch ein schlechtes Pferd. Bekanntlich haben in Deutschland mehrere wildwachsende Pflanzen, welche kultivirten derselben Gattung gegenüber einen schärferen Geschmack haben, besonders auch bei Thieren angewendete Arzneipflanzen, die Vorsylbe Roß oder Pferd erhalten, z. B. Pferdeminze, Roßkümmel, Roßfenchel. So hat auch die dem Rettig im Geschmack ähnliche, aber viel schärfere Wurzel von Cochlearia armoracia den Namen Mährrettig erhalten. Jeden Zweifel an der Richtigkeit dieser Ableitung entfernt die englische Bezeichnung für die Pflanze, Horseradish, d. i. Pferderettig.

Fischerei.

Der Robbenfang der Grönländer ist für dieselben von höchster Wichtigkeit, da er ihnen nicht bloß Nahrung, sondern auch Material für Kleidung, Heizung, Beleuchtung, Kähne und Zelte liefert. In welcher Menge die Robben von den Grönländern getödtet werden, kann man aus den folgenden Zahlen entnehmen, welche den jährlichen Durchschnittsertrag des Robbenfanges angeben: Phoca foetida 51000; Phoca vitulina 2000; Phoca groenlandica 33,000; Phoca barbata 1000; Cystophora cristata 3000; Narwale, weiße Wale und Walrosse nahezu 1000.

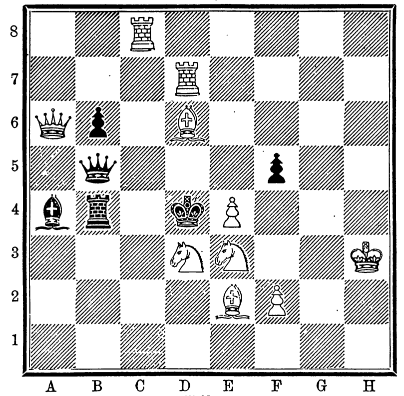
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 10.

Aus einem englischen Problemturnier.
Motto: „Intelligitur".

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 9 in Nr. 32:

Weiß.	Schwarz.
1) T. F 6 — F 5	1) L. G 8 -- H 7 oder A.
2) D. F 3 — D 3 †	2) T. H 3 nimmt D 3.
3) T. F 5 — A 5 setzt Matt.	
A.	
1)	1) E 6 nimmt F 5 oder — E 5.
2) D. F 3 — D 5	2) Beliebig.
3) D. D 5 — A 5 oder — C 4 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 7 erhalten von Hrn. L. Sch. in Saarburg, G. J. de W. in Franeker (Holland), B. N. in Rastatt, F. W. in St. Gallen, A. H. in Eger, A. A. und H. A. in Kopenhagen, C. K. in Niederolm, E. R. in Rathebur, W. St. in Anklam, A. Br. in Harburg, R. K. in Königsberg, A. B. in Tonswil, Z. in Libau.

Hrn. O. J. in Klausthal und R. S. in Eisenberg. In Nr. 7 wird 1) K. E 6 — F 6 durch S. B 8 — D 7 † widerlegt. — Fr. A. in Baltimore. Sie halten irrthümlich den schwarzen Läufer C 7 für einen Thurm. — Jg. S. in Krems. In derselben Aufgabe ist 1) D. C 8 — E 8 † falsch wegen K. C 6 — B 7, ebenso 1) S. E 4 — D 6 wegen K. C 6 — C 5.

Zur Aufgabe Nr. 8. Hrn. F. J. Kl. in Remagen und G. W. in Breslau. 1) L. B 6 nimmt C 7 † wird durch D 7 — D 6 widerlegt. — H. T. in Prag. Auf 1) T. C 4 nimmt B 4, D 7 — D 5 kann 2) D. B 2 — E 2 † nicht folgen, da auf E 2 ein weißer Bauer steht. — J. B. in Hedewigenkoog und C. G. in Mannheim. 1) L. B 6 — F 2 scheitert an D 7 — D 5. — F. Prz. in Neisse. Auf 1) T. C 4 nimmt B 4, D 7 — D 5, 2) K. G 8 — F 7 verhindert D 5 — D 4 das Matt im nächsten Zuge. — J. F. Gr. in Garlonz. Wenn 1) D. B 2 — D 2, T. C 3 nimmt C 4; 2) D. D 2 — D 5 †, K. E 5 — F 4 setzt 3) L. B 6 — E 3 nicht Matt, weil der König nach G 4 geht.

Hrn. L. N. F. in Ulm, Edm. W. in Wien, F. H. in Freiburg. Nr. 8 richtig gelöst. — Hrn. Ant. H. in Eger und H. Sch. in Gera. Nr. 6 richtig gelöst. — A. H. in Penig. In Nr. 6 wird auf 1) K. D 1 — E 1 durch G 4 — G 3 das Matt in drei Zügen verhindert.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 451:

Tausendfältig spricht der Frühling
Aus der muntern Sänger Kehlen,
Bis die Nacht in ihre Locken
Flicht der Sternenpracht Juwelen.
Einsam in dem nächt'gen Dunkel
Singt nur noch die Philomele,
Und aus ihrem Liede redet
Dann des Lenzes ganze Seele!
Emil Rittershaus.

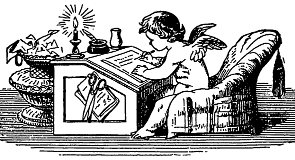
Logogriph.

Es ziert, o Mädchen, dein liebes Gesicht,
Und Amor liebt sich den reizenden Ort;
Das erste Zeichen hinweg vom Wort,
Bereitest du draus ein schmackhaft Gericht.

Auflösung des Räthsels Seite 439:

Bast, Hast, Gast, Last, Mast, Rast.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent A. L. in Aussig. Eigentlich gescheut (angesehen, geachtet), dann gescheid, gescheit, allgemein für klug gebräuchlich.

Hrn. A. F. in Bonn. Nichts als Pflege der Kopfhaut und vernunftmäßiges Leben. Untersuchung der Kopfhaut durch einen Arzt ist stets gut. Ihre andere Frage ist uns unverständlich; handelt es sich hier um einen Mann, der eine Frauenrolle spielen will? Künstliche Mittel gibt es da nicht.

Hrn. O. M. in Stargard. „Die Poetik" von Professor Paul Strzemcha (Brünn, Knauthe) wird Ihnen das Gewünschte bieten. Der Roman: „Der Bernsteinsucher" ist jetzt auch als Buch erschienen (Leipzig, Schlicke). Ob nächsten Jahrgang — ? vielleicht. Der Autor produzirt nicht sehr viel.

Hrn. Pieper in Berlin. Nr. 1) „Chroma". Wenden Sie sich an den Vorstand Herrn A. Rahn, Berlin, Steglitzerstraße Nr. 41. Nr. 2) Ein belletristisches Blatt kann nur Allgemeines darüber bringen, wie wir dieß thun werden.

Hrn. E. Seidel in K....berg. Nach Wunsch befördert.

Hrn. R. S. in Breslau. Wir sind überreich damit versehen — besten Dank.

Abonnent in Bst. Nr. 1) Nicht strafbar. Nr. 2) Waschen mit kleinem Schwämmchen mit kaltem Wasser. Nr. 3) Kommt wahrscheinlich vom Abendessen her.

Hrn. G. Nejedly in A. Durch die Maschinenagentur von Wirth, Frankfurt a. M., Gallusgasse, zu erfahren.

O. F. in Liv. Nr. 1) Heiß. Nr. 2) Existirt bis jetzt nicht.

Hrn. Karl Douert in H. Wir haben die Adresse zum Bezug des Audiphon in der vorigen Nummer an dieser Stelle angegeben.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen rc. sind uns zugekommen von: Frln. Lily v. D., Bremerhaven; Josepha Kurnigg, Marburg a. d. Drau; Marie Keil, Leipzig; Marie Trempler, Mährisch-Ostrau; Frau Magda am Ende, Bromberg; Hrn. G. Miller, R. Arndt, Stargard; O. Ziegler, Königsberg i. P.; A. Mertenz, Berlin; O. Krawutscht, Breslau; C. Moisel, Reichenbach; J. Pohle, Plumenau; J. Michels, Oberwesel; A. Oschwald, Zürich; A. Fuchs, Werdau.

Abonnent in Neubrandenburg. Wohlfahrt, Leichtester Anfang im Violinspiel — 2 M. 70 Pfg. (Robert Forberg in Leipzig); Schröder's Preisviolinschule — 9 Mark (P. J. Tonger's Verlag, Köln).

Hrn. O. F. in B. Das besagen ja die Statuten, welche mit jeder Ordensdekoration gegeben werden — für Inhaber.

Hrn. S. in Lahr. Wir wissen von den bei Nacht leuchtenden phosphoreszirenden Firmenschildern nichts.

Hrn. H. Arndt in St. Senden Sie zur Prüfung ein. Es muß aber durchaus Original und etwas Neues sein.

J. H. in Grimma. Ihre Frage ist nicht klar. Es steht ja dem Verleger frei, die Werke der Autoren so billig, wie er will, zu geben. Darüber gibt es keine Gesetze.

Hrn. Fr. Albrecht in Wusterhausen. Durch jede größere Samenhandlung zu beziehen.

H. N. Jede Druckerei fertigt Ihnen das billig an.

J. in A. in Lothringen. Abonniren Sie auf die Zeitschrift: „Der Hund" (Leipzig). Jede Postanstalt nimmt Abonnement an. Nr. 2 bei F. Voigt in Weimar erschienen.

Hrn. Th. Sch. in Linz. Ganz hübsch, jedoch der Gedankeninhalt für „Illustr. Welt" zu schwach.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. H. M. in Geisenheim. Das Ausfallen der Haare bei Ihrem Kinde läßt sich ohne vorausgehende persönliche Untersuchung nicht erklären und daher auch in dieser Beziehung kein Rath ertheilen. In den meisten Fällen kommen ausgefallene Haare bei Kindern von selbst wieder. Waschen des Kopfes mit spirituosen Seifenlösungen wird dem Wachsthum förderlich sein.

Hrn. J. M. in Frankfurt a. M. Chronischer Magenkatarrh ist allerdings heilbar. Was die einzuhaltende Diät anlangt, so rathen wir Ihnen, das in jeder guten Buchhandlung vorräthige Buch: „Tisch für Magenkranke von Dr. Joseph Wiel" anzuschaffen. Sie finden daselbst jeden bezüglichen Rath.

Hrn. A. Sch. in G. in Rußland. Brustleidenden sind unter Umständen kalte Seebäder und kalte Waschungen zuträglich; jedoch richtet sich die Verordnung nach dem Grade der Entwicklung der Krankheit und läßt sich auf dem Wege der Korrespondenz durchaus kein bindendes Urtheil abgeben. Das Einnehmen von Glycerin ist entschieden abzurathen; dasselbe reizt die Darmschleimhaut und vermehrt leicht die Schwächezustände.

Hrn. G. M. in Triest. Die betreffende Angelegenheit eignet sich nicht zur Behandlung in öffentlicher Korrespondenz.

Hrn X X in Hamburg. Gegen üblen Geruch aus der Nase empfiehlt sich Ausspülen derselben mit einer schwachen Lösung von einem Arzte zu verordnender Karbolsäure. Diese Prozedur geschieht mittelst einer sogenannten Nasendouche, welche in jeder bessern Handlung chirurgischer Instrumente erhältlich ist.

Hrn. D. D. D. in H. Gelb gewordene Zähne werden allerdings oft wieder blendend weiß, wenn solche häufig geputzt werden, und die Veranlassung zum Gelbwerden, das Rauchen starker Cigarren und Tabake, aufgegeben wird.

Hrn. S. E. in N. Der kurmäßige Gebrauch von Bitterwasser, Morgens nüchtern ein Glas voll genommen, wirkt allerdings reinigend auf den Verdauungskanal. Gegen die Unreinigkeiten im Gesicht müssen wir Sie indeß auf das früher Mitgetheilte verweisen.

Abonnent T. aus H. In dem Werkchen von Professor Vogel in Halle: „Die Korpulenz" finden Sie ausgiebigen Rath zur Beseitigung des Uebels.

Hrn. Heinrich R. in Budapest. Warzen vertreibt man am raschesten durch Betupfen mit chemisch reiner konzentrirter Salpetersäure; das Mittel ist mit großer Vorsicht anzuwenden, so daß nichts auf die benachbarte Haut gelangt. Mittelst eines kleinen, in die Säure getauchten Pinsels werden mehrere Wochen lang täglich die Warzen leicht bestrichen.

Hrn. W. B. in Berlin. 1) Gegen das Wundsein an den Fersen empfiehlt sich Auflegen von Vaselinsalbe, welche auf ein leinenes Läppchen gestrichen wird. 2) Adressen von Spezialisten geben wir nicht in öffentlicher ärztlicher Korrespondenz.

Frau M. Z. in A. Die Angst betreffs der Folgen eines vor so vielen Jahren stattgehabten Hundebisses ist eine durchaus unmotivirte.

Hrn. Rudolf Lgl. in Leipzig und Abonnent E. G. R. in Münsterberg. Wenn Sie nur einige Nummern unserer „Illustr. Welt" zurückblättern, so werden Sie Auskunft über Ihre Anfragen in unserer ärztlichen Korrespondenz finden.

Frln. Ella in Breslau. Wenn Sie sich mit Sandseife das Gesicht wundgerieben haben, so haben Sie sicher kein feines Material benützt. Auch soll das Abreiben nicht mit Gewalt, sondern sachte geschehen.

Abonnent in Aachen. Die Hohl'schen Präparate sind uns absolut unbekannt. Gegen Engbrüstigkeit haben wir mehrfach extractum quebracho empfohlen; dasselbe muß von einem Arzte verordnet werden.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz" eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Anfragen*).

28) Woher bezieht man das Thon- und Glimmerschiefermehl zu dem in Nr. 28 der „Illustr. Welt" beschriebenen Anstrich für Dachdeckungen?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 37. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Frau von Born saß heute kühl und abweisend wie eine Statue da, sie gönnte dem General von Schenkendorf kein Wort. Auch ihr Gatte hüllte sich in grollendes Schweigen. — Unter den barmherzigen Schwestern mußte irgend etwas vorgefallen sein. Die Frau Stadträthin verfehlte nicht, mir in's Ohr zu tuscheln, ich möchte mir doch einmal die beiden Fräulein Bitter und die Eckstein betrachten.

„Sehen Sie nur die Blicke! — Aber die Bitter'schen Mädchen haben es auch gar zu arg getrieben — da hört wirklich Alles auf; sie sagen ja, sie wäre gar nicht eine Frau ‚von' und noch andere Dinge."

Sie zerfleischen sich unter einander, dachte ich, während Karl mit Herrn Steinhauer sich eifrig unterhielt und sich dann plötzlich zu Wienchen und Mienchen wandte, sein Glas mit einem vielsagenden Lächeln erhob und ihnen zutrank.

Beide Mädchen lächelten, daß man ihre ganzen massiven Zahnreihen in den weit vorspringenden Kiefern beobachten konnte, sie erhoben ihre Wassergläser und thaten dem Assessor Bescheid . . . ein wenig überrascht vielleicht über diese unerwartete Ehre.

„Ich muß Sie doch einmal nach etwas fragen, meine Damen!" rief Karl sehr laut, nachdem er ausgetrunken hatte, — so daß Alle es hörten. „Kennen Sie nicht zufällig einen Hofrath Weil in Gotha?"

Beide Mädchen ließen a tempo die Gläser sinken, wurden feuerroth und sahen sehr bestürzt aus. Während sie verlegen die Köpfe zusammensteckten und mit der Antwort zögerten, nahm die Mama, und zwar mit einem höchst seltsamen, gewissen kampflustigen Aufwerfen des Kopfes, das Wort und erwiederte abweisend:

„Hofrath Weil? — Den kennen wir nur dem Namen nach. Die Familie kommt nicht in unsere Kreise."

Sämmtliche barmherzige Schwestern spitzten sofort ihre Ohren und warfen sich unter einander vielsagende Blicke zu; — sie witterten irgend etwas Pikantes.

„O, — das thut mir ja sehr leid, Frau Räthin," entgegnete der Assessor mit dem unschuldigsten Lächeln von der Welt. „Der älteste Sohn war ein Universitätsfreund von mir und ich möchte wohl wissen, wie es ihm geht."

Die Mama, bemerkend, daß sie sich soeben eine Blöße gegeben hatte, schnitt ein ganz unbeschreibliches Gesicht, während das edle Schwesternpaar noch immer wie zwei erschrockene Hühnchen dasaßen und auf ihre Teller niedersahen.

„Sagen Sie, Herr Assessor — worauf spielen Sie denn eigentlich an?" flüsterte Frau Ehemann diesem zu und ihre Augen funkelten hinter der Brille hervor meinen Freund quer über den Tisch herüber an.

„Wieso? — Ich habe nicht verstanden. — — Sie meinen, es ist sehr heiß hier, Madame," gab Karl mit dem Lächeln eines Kindes zurück.

„Ach — dummes Zeug. — Na, warten Se man . . . Na, Sie haben es aber faustedicke hinter den Ohren!" rief die brave Frau und schüttelte mit dem Kopfe.

„Sehr gütig, Madame, sehr gütig!" Dann wandte er sich wieder zu der Schulräthin: „O, — das thut mir leid; — ich hörte, Weil junior hätte den Staatsdienst verlassen und sich angekauft. Es wäre mir sehr interessant gewesen, etwas Näheres von ihm zu hören."

„Ja, — angekauft hat er sich, das heißt mit dem Gelde seiner buckligen Frau!" rief Wienchen plötzlich mit einem höhnischen Auflachen.

„Aber, Wiena!" warnte die Mutter unwillig.

„Ach was! . . . Natürlich, — bucklig ist sie und eine Gerberstochter — wir verkehren mit solchen Leuten nicht, Herr Assessor."

„Ich danke Ihnen freundlich für die gütige Auskunft," erwiederte Karl mit höflicher Verneigung dem tapferen Mädchen, welche ihre gewöhnliche Energie bereits wiedergefunden hatte. „Also verheirathet und Landwirth. — Das Gerücht hat also nicht gelogen. — Mir sehr interessant, danke vielmals."

Der versteckte Sinn von Karl's Frage und dieser ganzen Unterhaltung war mir fremd wie den Anderen, klar war mir nur, daß dieser mit derselben bei den Damen Bitter einen sehr wunden Fleck berührt haben mußte. — Auch die Uebrigen bemerkten dieß und in Folge dessen gab es ein Blickewerfen, ein heimliches Lachen und Tuscheln ohne Ende, welches den böseſten Zungen im Saale bewies, wie wenig sie selbst beliebt waren.

„O, Sie böser Mensch!" flüsterte, mit dem Fächer wedelnd, die Frau Stadträthin, während Frau von Eckstein förmlich strahlte vor Freude.

„Nich wahr, — wie Der sich verstellen kann!" fügte Frau Ehemann mit verstelltem Schmollen hinzu. „Na, warten Se man, Herr Azesser . . . ick verklatsche Ihnen bei der nächsten Jelegenheit da drüben bei die schönen Damen. — Ne, so 'ne Männer können sich aber doch auch Alles erlauben!"

Hier bekam ihr Gatte einen kleinen Hustenanfall und wir erhoben uns.

„Das war eine einmalige und erste Verwarnung," sprach Karl im Herausgehen zu mir. „Das nächste Mal kommt es besser. — Nette Gesellschaft — wie?"



Erste Liebe. Oliphant erblickt im Reisewagen Sibylle. (S. 482.)
Originalzeichnung von G. Franz.

„Aber worauf spieltest Du denn nur an?“ frug ich neugierig.

„O, weiter nichts — ich erzähle es Dir ein andermal ... eine kleine Herzensaffäre,“ erwiederte Karl lachend.

Damit lief er die Treppe hinauf und ließ mich allein. Gleich darauf hörte ich ihn seufzen auf seinem Cello.

XX.

In den ganzen nächsten Tagen fühlte ich mich unsäglich niedergedrückt — ich hatte an Selbstachtung eingebüßt, ich kam mir vor wie ein Verbrecher. — Ich floh die Menschen, machte lange, einsame Promenaden und wich vor Allem dem Doktor aus, denn ich fühlte es, ich wäre nicht im Stande gewesen, diesem gegenüber mich zu beherrschen.

Der Assessor dagegen entwickelte plötzlich eine höchst seltsame und bei ihm ganz ungewohnte Thätigkeit: er korrespondirte viel, fuhr einige Male nach D. und unterhielt sich häufig und etwas mysteriös mit verschiedenen Persönlichkeiten, vor Allem mit Herrn Steinhauer und Herrn Burg. Ich hörte zum Beispiel etliche Male, wie er den Ersteren bat: „Seien Sie doch heute Abend ein bischen freundlich zu Wienchen Bitter, fordern Sie dieselbe einige Male zum Tanzen auf, oder machen Sie sich heute doch 'mal ein bischen niedlich bei der Zitzewitz — machen Sie ihr ein Kompliment über ihre geistreiche Unterhaltung.“

Auch an mich stellte er ähnliche Ansuchen und es wurde mir dadurch immer klarer, daß er mit Eifer irgend einen heimlichen Plan betrieb. Wenn er nicht wühlte oder schrieb, spielte er auf seiner Baßgeige oder er saß drüben bei den Russinnen und akkompagnirte Sophie — sie spielten Duos.

Wäre ich nicht so niedergedrückt und schuldbeladen gewesen, — ich wäre gestorben vor Eifersucht. So aber wagte ich mich gar nicht dort in das Haus, welches das Ziel meiner höchsten Sehnsucht barg. Ich meinte, Jene müßten mir das Schuldbewußtsein an den Augen ablesen. Ich hatte mir das Recht verscherzt, dort einzutreten, — nur an der Schwelle durfte ich knieen, wie der Sünder vor der Kirchenpforte, und wie Jener mit zitterndem, beklommenem Gemüth dort dem Tone der Orgel lauscht und dem Gesang der Gemeinde, so stand ich Abends draußen im Schatten der Bäume, sah den hellen Lichtschein, welcher aus ihrem Zimmer in die dunkle Nacht hineinfiel, sah dunkle Umrisse und hellbeleuchtete Gesichter, hörte ihre Stimmen und lauschte ihrem Zusammenspiel.

Ich machte lange, einsame Spaziergänge mit der französischen Grammatik in der Tasche, ich legte mich unter einen Baum, um zu lernen. Ich erröthete, wenn ich an die Fehler dachte, welche ich neulich Abends gemacht hatte, — ich wollte dem abhelfen. Auf diesen Promenaden traf ich etliche Male den Steuerrath Heimburg mit seiner hübschen und wohlerzogenen Tochter, die mich freundlich ansprachen und mich für eine Weile, — auf Minuten freilich nur, meiner trüben Stimmung entrissen.

Der Steuerrath erzählte mir dann von seinem früheren Leben an der schlesischen Grenze und den Streifereien gegen die Schmuggler, während Fräulein Marie zwischen uns beiden Männern leichten Fußes einherschritt, zierlich wie eine Waldfee, und nur ab und zu nach rechts und links abschweifte, um irgend eine hübsche Blume zu pflücken.

Sie machte mich auch bisweilen auf einen besonders schönen alten Baum aufmerksam oder auf einen schönen Fernblick, und wenn ich mit diesen lieben und feingebildeten Menschen in dem labenden Schatten des goldgrünen Laubdaches dahinschritt, dann fühlte ich mich wohler und besser — dann wurde ich sympathisch berührt. Niemand frug mich, was mir fehlte, warum ich die Einsamkeit suchte und den Menschen auswich, aber dennoch lag in ihrem ganzen Benehmen ein leiser, wohlthuender Zug herzlicher Theilnahme und zarter Rücksicht.

Als uns eines Abends der Regen nach Haus trieb und ich in das Parterre des Kurhauses trat, fand ich dort die halbe Gesellschaft im Konversationszimmer in aufgeregter Unterhaltung. Von draußen klang es fast wie ein Streit, so laut waren namentlich die weiblichen Stimmen.

Neugierig trat ich näher.

Gerade als ich herzukam, streckte Karl, der auf einer Sophalehne saß, seinen Arm weit hinaus in die Luft, erhob sich und sprach mit einer Stimme, welche den Chorus der Anderen übertönte:

„Erlauben Sie, meine Herrschaften, — ich plaidire für diesen Fall.“

„Abscheulich! ... er macht sich nur einen Scherz!“ riefen Etliche, während der General ein herzliches Lachen hören ließ.

„Auf das Bestehen der Familie gründet sich die Existenz des modernen Staates!“ rief Karl.

„Richtig — zugegeben!“

„Die Ehe aber ist das Mittel, durch welches die Familie gebildet wird, bei gesitteten Völkern sowohl, wie bei den Heiden, obwohl die Form der Eheschließung, das Ceremoniel, hier und dort verschieden ist.“

„Ganz recht — ruhig, meine Damen!“

„Nun wird mir der Erfahrene aber willig zugeben, daß es von viel größerer Wichtigkeit ist, zu rücksichtigen auf die reelle Basis, auf welcher die Familie gegründet ist, als auf das Ceremoniel und andere Nebenumstände. — Vor Allem müssen doch die nöthigen Existenzmittel zur Unterhaltung derselben vorhanden sein, wenngleich dieses leider oft genug nicht mit der gehörigen Strenge in's Auge gefaßt wird.“

„Mein Gott — wie prosaisch!“ riefen einige zarte Stimmen.

„Still, Fräulein von Zitzewitz — lassen Sie ihn weiter reden!“

„Die Liebe macht bekanntlich nicht fett (Pfui!) und die zärtlichsten Empfindungen vor der Ehe überstehen oft nicht einige Wochen der Entbehrungen nach der Hochzeit ... So sagt man mir wenigstens. — So sehr ich selbst nun auch für die Poesie in der Ehe schwärme —“

„Bravo! — bravo!“

„So muß ich doch vorher für dieselbe den rechten Boden schaffen, auf dem sie weiterblühen und gedeihen kann. — In dieser Richtung nun billige ich das sogenannte Heirathsstiften, welches einige der Damen soeben so kurz verdammten, vollkommen.“

Murren und Zeichen der Zustimmung.

„Sehen Sie zum Beispiel die Fürsten an, die gekrönten Häupter, — alle Ehen, die dort geschlossen werden, sind in erster Linie stets Vernunftehen, häufig sind sie gemacht, und das Herz spricht nur in zweiter Linie mit. Bei den Juden ferner —“

„O pfui!“

„Ich höre ein Pfui, aber trotzdem ist es wahr und ganz verständig, daß bei den Juden kluge Männer hin und her reisen, um die Verhältnisse der heranwachsenden Generation in Bezug auf Vermögen, Aussehen und Geschmacksrichtung kennen zu lernen, und dann zu den Eltern der Betreffenden gehen, um ihnen vernünftige Ehevorschläge zu machen. Sie müssen sich nicht dadurch beirren lassen, daß diese Unterhändler daraus ein Geschäft machen. Diese thun es für Geld, Tausende von lieben Verwandten thun dasselbe aus Interesse, und wahrhaftig, eine solche solide Vernunftehe hat denn doch noch immer ein ganz anderes Fundament, als jene leichtsinnig, aus purer Liebe eingegangenen Verbindungen, wo die ganze Familie hernach am Hungertuche nagt und die zarte Pflanze der Liebe, schnell verwelkt, zu Grabe getragen wird, — im Hunger verkommt und in Sorgen, und ein Proletariat geschaffen wird, namentlich ein weibliches, welches man hernach als Bonnen oder Lehrerinnen in die Welt stößt, oder die als alte Jungfern anderen Familien zur Last fallen.“

Leises Murren und Zeichen der Zustimmung hier und dort.

„Deßhalb spreche ich auch diesem modernen Gebrauche, seine andere Hälfte auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, das heißt durch die Zeitungen zu suchen, eine gewisse Berechtigung nicht ab, — ja, ich weiß sogar eine ganze Reihe von Fällen, wo solche Gesuche das Thor wurden, durch welches wahres Familienglück und Wohlsein ihren Einzug hielten.“

Ein wahrer Sturm der Entrüstung brach hier los von Seiten der Frauen und Mädchen, und namentlich thaten sich die barmherzigen Schwestern durch eine kräftige und naturwüchsige Opposition gegen den Sprecher hervor, während die Herren lachten und Witze machten.

„Die Liebe findet sich, wenn alles Andere paßt, gar häufig gerade in solchen Ehen!“ rief Karl.

„Na, det wäre!“ rief hier Frau Ehemann Solo, so kräftig und aus der Seele gesprochen, daß die ganze Gesellschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach und sich nach Herrn Ehemann, dem glücklichen Gatten, umschaute.

Als ich sah, wie Karl jetzt abermals den Arm erhob, um in seinem burlesken Plaidoyer fortzufahren, schloß ich leise die Thüre und zog mich zurück, ich war nicht in der Stimmung, diese laute Heiterkeit zu theilen. — Ich ging hinauf auf mein einsames Zimmer und setzte mich im Dunklen an's Fenster. — Der Regen hatte aufgehört, nur in der Dachrinne gurgelte es noch leise und melancholisch. Es duftete nach Erde und Gras und die Luft war feucht und erquickend.

O wärest du doch ruhig daheim geblieben in dem staubigen, heißen Berlin, bei deinen Akten und Gewohnheiten, dachte ich in der trübseligsten Stimmung. Was nützt dir die Schönheit der Natur, die frische Luft, der kühle Schatten und der goldene Sonnenschein, wenn du gezwungen bist, mit solchen Menschen zu leben und so trübe Erfahrungen zu machen an dir und Anderen? ... Wäre es nicht besser gewesen, trotz Karl's Sophistereien die Welt zu durchjagen und für vieles Geld und im Schweiße deines Angesichtes jeden Tag andere Städte und Gesichter zu sehen — andere Menschen, damit du nichts von ihnen sähest als die Oberfläche! ... Mit zerrissenem Gemüth, tief gedemüthigt und um manche Erfahrung reicher würde ich nun in einigen Wochen wieder nach Berlin zurückkehren, nicht als ein Ausgeruhter, Gekräftigter, sondern müde an Leib und Seele, um mich der gewohnten Thätigkeit zu widmen, mich noch mehr einzukapseln wie vordem ... Ach, — Eines schickt sich nicht für Alle!

Welch' ein Mensch war ich ... welch' ein wankelmüthiges Rohr? ... Mehr noch, ein Schlechter, ein Verdammenswerther! — Was würde Sophie von mir denken, wenn sie das ahnte? ...

Ich erhob mich und bog mich weit hinaus, — ich konnte so die erleuchteten Fenster dort drüben überblicken, hinter welchen sie weilte.

Es war still in der Villa, kein Klavierspiel, kein fröhlicher Kinderlärm. — Womit würden sich die Damen mein Fortbleiben erklären? ... Würde sie mich wohl ein wenig vermissen, oder gab sie meinem begabteren und blendenderen Freunde den Vorzug, mein stilles Minnen nicht bemerkend?

Ich starrte sinnend, das Herz voll Sorge und Gram, vor mich hin.

Der Mond trat soeben hinter einer dunklen Wolke hervor und übergoß den Park und die feuchten Wipfel mit seinem bläulichen Schimmer. — Die Nacht erschien plötzlich durchsichtig, die Luft erfüllt mit Millionen von glänzenden und geheimnißvoll schimmernden Pünktchen, jeder Tropfen wurde zu einem Edelstein; — ich war wie geblendet von dieser feenhaften Pracht, ich vergaß mein Leid für eine Minute und war ganz Schauen und Bewunderung.

Wie mein Auge so den Park überflog, huschte etwas Dunkles schnell über den feuchten Rasen und verschwand in dem tiefen, kompakten Schatten der Bäume.

„Was war das?“ sprach ich halblaut zu mir selbst und richtete mich auf. „Ha, ein Pfiff — ein Signal ohne Zweifel.“ Gerade jetzt schlug die Uhr auf dem Thürmchen des Kurhauses halb Zehn.

Ei — wer mag denn hier so spät sich noch in unserem Parke herumtreiben und bei diesem feuchten Wetter noch dazu? — Hier im Zimmer war mir's so zu enge und zu einsam, ich griff nach meinem Strohhute, stieg die Treppe hinab und begab mich vor das Haus. Keine Seele begegnete mir. — Langsam ging ich längs der Parkmauer hin, welche in regelmäßigen Abständen von einem Gitter unterbrochen wurde.

Der Schatten vorhin war ein solcher generis masculini gewesen — das Signal kam zweifelsohne von ihm, es mußte also Jemand vorhanden sein, welchem dasselbe galt. Jener Schatten war in der nördlichen Ecke des Parkes verschwunden; dort lag auf einer kleinen Erhöhung, welche bis an die Mauer heranreichte, ein Spielzeug aus verflossener Zeit, ein sogenanntes Labyrinth, „die Jarretière“.

Wenn ich mich ein wenig beeilte, konnte ich vielleicht erfahren, wem jener Lockruf gegolten hatte. — Mich im Schatten der Bäume haltend und schnell, aber vorsichtig ausschreitend, gelangte ich an einen Punkt, von wo ich die ganze Parkmauer, gegen welche die hellen Strahlen des Mondes fielen, bequem übersehen konnte. Der Zufall begünstigte mich ungemein, kaum hatte ich nämlich den richtigen Standpunkt erreicht, da vernahm ich jenen Pfiff zum zweiten Male und ganz deutlich. Und kaum war derselbe verklungen, so bemerkte ich mit Staunen, wie aus dem Schatten eines Querweges eine zweite Gestalt heraustrat — dieses Mal entschieden eine weibliche — und der Parkmauer zuhuschte. Ich sah ganz deutlich, wie dieselbe auf irgend eine Weise den Widerstand des Gitters überwand und hinter demselben verschwand. Ich wartete noch ein Weilchen und entfernte mich dann.

Eine kleine Entdeckung! dachte ich mit einem melancholischen Lächeln — Alles sucht der Liebe Freuden, herzt und scherzt und lacht und küßt. Nur allein ich muß sie meiden. — Wer aber mögen sie nur sein,

diese Glücklichen, die selbst das feuchte Gras nicht abkühlt? Vielleicht ein Hausbursch oder einer von den Kellnern, der sich hier mit seinem Schatze trifft. — Wenn das Adam erführe, die hohe Polizei, dann wüßte es morgen schon der Doktor, aber um diese Zeit schläft hier das Auge der Gerechtigkeit oder ist von Fusel umnebelt. Nun, seid glücklich — ich gehe zu Bett.

Ich strich noch einige Male im Schatten der Allee vor der Villa der Russinnen auf und ab und legte mich dann auf's Ohr.

Im Schlafe findet man Vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

Fabel.

Ein Epheu, der an eines Waldes Rand
Gar kümmerlich sich auf dem Boden wand,
Sprach bittend zu der Eiche: „Gönne mir,
O lieber Eichbaum, daß ich mich an dir
Emporbewege; daß mein Laub
Man nicht zertrete in dem Staub.“ —

„Nun wohl,“ erwiederte die Eiche,
„Weil ich aus Mitleid mich erweiche,
Soll dir dein Wunsch gewähret sein;
Doch denk' nicht, ich bedürfe dein.“

Da klomm der Epheu froh hinan;
Und als nun bald der Winter war gekommen
Und allen Bäumen ihren Schmuck genommen,
War jener Eichbaum angethan
Mit einem schönen, immergrünen Kranze,
Und strahlte in so selt'nem Glanze,
Daß Alle ihre Freude sah'n. —

Wer sich der Dürftigen und Armen
Vermag von Herzen zu erbarmen:
Dem wird, wenn einst sein Glück erbleicht,
Der Liebe Ehrenkranz gereicht.

(Aus: „Aus der Stille“ von Eduard Demmer. Aachen, M. Jacobi.)

Neues Dekorationsverfahren.

Das im Kleinen allbekannte Abziehbilderverfahren läßt sich im Großen in der Dekorationsmalerei zu Herstellung billiger Wand- und Deckenverzierungen verwenden. Man kann dasselbe zu Imitationen von Holz, von Marmor 2c., zum Uebertragen von Bildern, überhaupt in allen Zweigen der Dekorationsmalerei benützen, und es lassen sich die nothwendigen Bilder entweder von Hand oder durch ein Druckverfahren auf Bogen- oder Rollenpapier herstellen. Werden dieselben von Hand hergestellt, so kann auf folgende Weise verfahren werden: Dünnes Papier, z. B. Pauspapier, wird mit einer dünnen Gummischichte überzogen, welche man gut eintrocknen läßt. Nachdem diese vollständig ausgetrocknet ist, wird das gewünschte Ornament oder die Holz- oder Steinimitation mit Oelfarbe auf dieselbe gemalt, in ganz gleicher Weise, wie dieß auf Wänden, Getäfel 2c. geschieht. Die Oelfarbschichte läßt man wiederum gut trocknen und bedeckt dann mit einem mehr oder weniger tiefen Grundton das Ganze. Natürlich kann das Auftragen dieser verschiedenen Schichten auch mittelst eines Druckverfahrens in gleicher Weise wie bei der Tapetendruckerei geschehen. Das Uebertragen auf Wandflächen 2c. findet auf folgende Weise statt. Man bestreicht das Papier mit Kleister, Leim oder irgend einem andern Klebemittel und befestigt mit diesem das Papier an der Wand, genau in gleicher Weise wie beim Tapezieren. Wenn nun das Ganze gut ausgetrocknet ist, wird die Vorderseite mit einem Schwamm oder Pinsel benetzt, bis sich die erste Seite Gummi auflöst, nun kann das Papier leicht abgezogen werden und es bleibt die Malerei allein an der Fläche haften. Sodann kann die bemalte Fläche mit Firniß oder Wachs überzogen werden. Bei dem Abziehen wird natürlich die unterste Schichte sichtbar, während die zuletzt aufgetragene Farbschicht gegen die Wand zu liegen kommt. Dieß kann in einigen Fällen etwas unbequem sein, besonders wenn die Malerei aus verschiedenen, über einander aufgetragenen Tönen besteht. Soll Vergoldung übertragen werden, so ist das Verfahren ganz zu modifiziren. Es ist hiebei nothwendig, daß die obere Seite der Vergoldung zum Vorschein komme, und nicht die untere, was bei dem oben beschriebenen Verfahren der Fall sein würde. Man braucht jedoch nur dieses Verfahren zu verdoppeln, um den gewünschten Zweck zu erreichen. Das Papier wird in ganz gleicher Weise, wie oben beschrieben, behandelt, nur daß mit den Grundfarben angefangen wird, während diese bei ersterem erst zuletzt aufgetragen wurden, und nachdem die letzte Lage aufgetragen ist, dieselbe mit einer Gummischichte überzogen und eine Lage Papier darüber geklebt. Die Farbenschichtenvergoldung 2c. befindet sich nun zwischen zwei Papierlagen, von denen die erste, nachdem Alles gut getrocknet ist, gefeuchtet und abgelöst wird. Mit dem übrigen Theil verfährt man auf gleiche Weise, wie oben angeführt.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Siebenzehntes Kapitel.

Ein unerwarteter Besuch.

Es war ein kalter, stürmischer Februarabend; den ganzen Tag hindurch hatte es geschneit, und der weiße Mantel, welcher die Erde bedeckte, war nur von dem matten Lichte einzelner Laternen in dem Burghofe von Oliphant beschienen.

Sir Hugo weilte in der Bibliothek und ruhte aus von der Arbeit des Tages. Es gab viel zu thun, die verschiedensten Angelegenheiten wollten geordnet werden, und der Freiherr war sehr müde, als er in dem ledernen Armstuhle saß und gedankenvoll in die Flammen blickte. Nicht nur müde, sondern auch unsäglich traurig war Hugo Oliphant. Sein Antlitz war bleich, die blauen Augen blickten trübe. Die Leute meinten, der Tod seines Vaters habe ihn schwer niedergebeugt; doch nicht der Schmerz um den Vater war es, welcher so tiefe Furchen in sein Antlitz gegraben hatte. Die langen, einsamen Abende, welche er allein mit seinen Gedanken verbrachte, hatten ihm Zeit gelassen zu ernstem Nachdenken; fern von Sibyllens Einfluß war er im Stande gewesen, ruhig zurückzublicken auf die Ereignisse der letzten Monate, auf seine hastige Heirath, auf die Lösung seiner Verlobung mit Bertie.

So ehrenhaft er auch war, so redlich bestrebt, Sibyllen ein treuer Gatte zu sein, erschien es doch natürlich, daß er bei seiner Rückkehr nach Oliphant unwillkürlich viel an Bertie denken mußte. Und wenn er sich auch noch so sehr bestrebte, es war ihm rein unmöglich, das Mädchen zu vergessen, ja Bertie war mit Oliphant so verwoben, daß ihr Bild ihn allüberall verfolgte. Täglich zog ihn sein Herz mehr und mehr nach dem Häuschen, in welchem er so glückliche Stunden verbracht, und die Sehnsucht nach ihrem Anblick, nach der Berührung ihrer Hand, nach dem Klang ihrer Stimme wurde geradezu unerträglich. Vielleicht war er doch zu vorschnell gewesen, sie hatte ihn vielleicht doch geliebt, und wäre er weniger rasch in seinen Handlungen gewesen, so hätte Alles noch zu einem glücklichen Abschluß gebracht werden können. Trotz aller Treue für seine Frau vermochte er doch nicht den Liebreiz des Mädchens zu vergessen, das ihn nach seiner Meinung verrathen hatte, und der Gedanke drängte sich ihm unwillkürlich auf, daß wenn Bertie an Sibyllens Stelle wäre, sie es ihm nicht überlassen haben würde, allein mit seinem Schmerze und seinem Verluste fertig zu werden. Er malte sich aus, wie es wäre, wenn Bertie wie einst zu seinen Füßen sitzen könnte, seine Hand auf ihrem schimmernden Haare ruhend. Die Szene war seinem Auge so lebhaft gegenwärtig, daß er erschreckt emporsprang, als ein leises Pochen an dem hohen Fenster ihn aus seiner Träumerei emporschreckte.

Die Fenster der Bibliothek von Oliphant hatten die Aussicht nach dem Garten, doch die langen, dunklen Vorhänge waren zugezogen, so daß man keinen Ausblick hatte.

Im ersten Augenblick glaubte Hugo, das vermeintliche Klopfen sei nur eine Einbildung seiner erregten Phantasie, doch als nach einer kurzen Pause es wiederholt wurde, schob er den Vorhang beiseite und blickte hinaus in die dunkle Nacht. Einen Moment vermochte er nichts zu unterscheiden; doch als sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnte, bemerkte er eine kleine Gestalt, welche unter der Veranda lehnte. Hugo öffnete das Fenster und blickte hinaus. „Wer ist da, wer sucht Obdach?“ rief er forschend. „Gütiger Himmel — Bertie!“ Während er sprach, bot er ihr die Hand, sie stieg durch das niedere Fenster, welches er vorsichtig wieder schloß, in das Gemach und blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

Sie war in einen dunklen Shawl gehüllt, von welchem der Schnee hernieder tropfte auf den kostbaren Teppich. Ihr Kopf war nicht durch ein schützendes Tuch verhüllt, das Haar vom Winde verwirrt und mit Schnee bedeckt, ihr Antlitz, als sie es Hugo zuwandte, todtenbleich, und obschon sich ihre Lippen bewegten, entrang sich kein Laut denselben, sie zitterte so sehr, daß Hugo befürchtete, sie werde umsinken.

„Sind Sie bei diesem Schneefall bis hieher gegangen?“ fragte er freundlich, ihr einen Stuhl zuschiebend. „Das war ein wenig unklug; Sie müssen sehr müde sein. Sie sind doch nicht allein?“ — „Ja,“ entgegnete sie schwach, „ja, ich bin allein, Major Oliphant, und in schwerer Sorge.“ — „Setzen Sie sich und sagen Sie mir, um was es sich handelt; gestatten Sie mir, Ihnen den Shawl abzunehmen — so, nun wird es Ihnen besser werden!“ sprach er mit freundlicher Fürsorge. „Ich will Ihnen ein Glas Wein bringen, Ihre Hände sind eiskalt!“

Er schob einen Fauteuil näher an das Kamin, und während sie sich niederließ, brachte er ihr rasch etwas Wein; doch Bertie wies denselben mit zitternder Hand von sich und lehnte sich nun, noch immer bebend, in die weichen Kissen zurück, während Hugo vor ihr stand und mit ernster Besorgniß zu ihr niederblickte.

Eine lange Pause entstand; dann blickte Bertie empor und sprach: „Major Oliphant, ich bin gekommen, um von Ihnen Hülfe zu erflehen!“ — „Es freut mich, daß Sie zu mir kamen; wenn ich Ihnen beistehen kann, so wissen Sie, daß es mir Freude bereitet. Doch ich wäre zu Ihnen gekommen; es schmerzt mich, zu denken, daß Sie zu so später Stunde bei diesem entsetzlichen Wetter außer Hause sind!“ — „Ich habe das Unwetter nicht empfunden,“ entgegnete sie einfach. „Sie werden mir doch nicht böse sein,“ fuhr sie kläglich fort, „ich wußte aber nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte.“ — „Beunruhigen Sie sich nicht,“ sprach er sanft. „Ich kann Sie nur versichern, daß es mir ein großes Glück ist, wenn ich Ihnen beistehen darf. Davon müssen Sie ohnehin überzeugt sein.“

Die unendliche Weichheit seiner Stimme überwältigte Bertie dermaßen, daß die mühsam aufrecht erhaltene Fassung zusammenbrach und sie, das Haupt in die Kissen des Fauteuils vergrabend, einem unaufhaltsamen Thränenstrome freien Lauf ließ. — In wortlosem Schmerz stand Hugo neben ihr; vor nicht gar langer Zeit hätte er sie in seine Arme nehmen, ihr die Thränen von den Augen küssen können; nun aber mußte er zusehen, wie sie litt, und hatte nicht das Recht, nicht die Macht, sie zu trösten.

„Was werden Sie von mir denken?“ sprach sie endlich, die großen Augen zu ihm emporhebend. „Was müssen Sie von mir denken? Ich wußte aber nicht, was ich thun, an wen sonst ich mich wenden sollte.“ — „Sie haben recht gethan, zu mir zu kommen, wenn Sie des Beistandes bedürfen. Sie müssen ja wissen, daß — daß Sie keinen treueren Freund haben, als mich. Weßhalb haben Sie nicht um mich geschickt?“ — „Ich mußte selbst kommen,“ schluchzte sie, „ich hatte Niemanden, dem ich vertrauen konnte! Bitte, verzeihen Sie mir, ich will — ich will mich nicht mehr so thöricht meinem Schmerze hingeben.“ — Sie erhob sich, indem sie sprach, und ging mehrmals im Gemache auf und nieder, die Hände an die Schläfen pressend, vergeblich bemüht, ihr Schluchzen zu unterdrücken. „Verzeihen Sie mir,“ sprach sie endlich, sich ihm zuwendend, „ich habe kein Recht, Sie derart zu betrüben, doch ich bin so müde!“ — Die Worte glichen einem Schmerzensschrei; eine lange Pause entstand, bis endlich Hugo sich niederbeugte und ihr einige Tropfen Wein einzuflößen versuchte.

„Ich bedarf dessen nicht, ich bin nicht schwach, nur müde, und es war so entsetzlich her zu kommen, es war auch so dunkel und ich fürchtete mich!“ fügte sie mit kindlicher Unschuld hinzu. — „Weiß Ihre Tante um Ihr unüberlegtes Vorgehen?“ fragte er lächelnd. „Ich hoffe, Sie werden nicht davon zu leiden haben, wenn sich auch kaum annehmen läßt, daß Sie einem tüchtigen Schnupfen entgehen.“ — „Niemand weiß davon!“ rief sie beunruhigt, „und Niemand darf es erfahren. Sie werden mich nicht verrathen, Major Oliphant, Sie werden nichts sagen!“ — „Wenn Sie wünschen, daß ich schweige, gewiß nicht! Doch ich bedaure, daß es nothwendig ist, etwas so geheim zu halten!“ — „Ich thue nichts Unrechtes!“ rief sie lebhaft erröthend, „gewiß nicht, ich kann Sie dessen versichern.“ — „Ich vertraue Ihnen. Lassen Sie mich hören, was Sie von mir fordern, Bertie.“ — „Ich muß Sie um Geld bitten,“ sprach sie mit gebrochener Stimme, während hohe Röthe ihre Wangen bedeckte. „Es ist viel Geld, ich kann Sie nicht bitten, es mir zu borgen, weil ich nicht weiß, ob ich jemals in der Lage sein werde, es Ihnen zurückzuzahlen, doch will ich mein Möglichstes thun.“ — Hugo schwieg vor Ueberraschung und sie fuhr fort: „Sie werden es mir geben, nicht wahr? Ich bin in großer Sorge, ich weiß Niemanden, der im Stande wäre, mir zu helfen; wenn Sie es mir abschlagen, und wenn Sie dieß thun — ach nein, nein, aus Barmherzigkeit werden Sie mir das Geld geben!“ — „Mein Kind, sagen Sie mir, welcher Summe Geldes Sie bedürfen und sie gehört Ihnen. Doch ich muß Sie fragen, wozu Sie derselben bedürfen.“ — „Ich kann es Ihnen nicht sagen, ich darf keine Fragen beantworten! Wollen Sie mir das Geld geben — ich würde mich nicht erniedrigen, Sie darum zu bitten, wenn ich einen andern Ausweg wüßte. Es ist hart gewesen, Gott allein weiß, wie hart, mit einer Bitte zu Ihnen zu kommen,“ fuhr sie fort, verzweiflungsvoll die Hände ringend. „Glauben Sie, ich hätte mich gezwungen, hieher zu kommen, wenn es sich nicht um einen verzweifelten Fall handeln würde? Hugo, Major Oliphant, Sie werden mir helfen, meine Bitte nicht von sich weisen!“ — „War es so hart, zu kommen?“ fragte er traurig, „so hart, armes Kind?“ — „Wie soll es denn anders als hart sein können,“ rief sie leidenschaftlich, „mit einer Bitte hieher kommen zu müssen? Werden Sie das Anliegen der Flehenden zurückweisen?“ — „Still, Bertie!“ rief er schmerzlich. „Weßhalb wollen Sie mir wehe thun? Wie viel bedürfen Sie, mein Kind?“ — Sie wurde noch bleicher. „Es ist eine sehr große Summe!“ — „Das thut nichts,“ sprach er, an seinen Schreibtisch tretend und denselben öffnend. „Sagen Sie mir, wie viel es ist, Bertie!“ — Zweimal versuchte sie zu antworten, doch die Stimme versagte ihr; endlich flüsterte sie leise: „Dreihundert Pfund!“

Wenn Hugo Oliphant über diese Summe erstaunt war, so zeigte er es nicht. Er nahm das Geld, und es rasch zählend, legte er es in eine Brieftasche und reichte ihr dieselbe. Bertie's Blässe war nun geschwunden, ihre Wangen glühten, die Lider senkten sich, als sie nach der Brieftasche griff und dieselbe in die Tasche ihres Kleides steckte; dann stand sie zitternd vor ihm, den Shawl fester um die Schul-

Fortsetzung Seite 482 dieser Nummer.



Luzern.

Auf der Gotthardbahn nach Italien.

Nachdem wir unsere Leser im vorigen Heft an dem Durchschlag der letzten Scheidewand des Gotthardtunnels haben theilnehmen lassen und auch wohl manche freundliche Leserin mit uns durch den bis jetzt noch recht unheimlichen langen schwarzen Gang bis zur italienischen Seite gepilgert sein wird, wollen wir jetzt den Führer bei einer Gotthardeisenbahnreise machen und die interessantesten Stationen in Wort und Bild vor Augen stellen.



Flüelen.

Die Gotthardbahn beginnt in Luzern. Wer kennt es nicht, dieses Mekka der Wanderlustigen, dieses Rendezvous der Reisewelt? Da liegt es in stiller Bucht, Rigi und Pilatus als treue Wächter zur Seite und über die Gestade des Sees hinweg ein Bergeskranz mit weißen Firnen, wie er schöner nicht gedacht werden kann. Luzern mit circa 15,000 Einwohnern ist Hauptschlüsselpunkt für die Alpenschweiz der sogenannten Urkantone und darum ein Ort, den fast jeder Schweizer Tourist passiren muß. Es besitzt jetzt schon einige der größten und schönsten Gasthöfe der Schweiz und jedes Jahr treten neue hinzu; auch sonst wird namentlich in neuester Zeit massenhaft gebaut, da verschiedene mehr oder weniger gesicherte Bahnprojekte hier ihren Anschluß an die Gotthardbahn suchen. So geht diese Stadt voraussichtlich auch in kommerzieller Beziehung einer schönen, bedeutenden Zukunft entgegen.

Von Luzern geht die Bahnlinie dem See entlang durch herrliches Wiesenland über Meggen gegen Küßnacht, um den Rigi links zu umschreiben, und wendet sich in südöstlicher Richtung Goldau zu, wo sie einen von Zug herkommenden Zweig aufnimmt und wo die Züge endgültig formirt werden, um den Gotthard zu passiren. Das romantisch-liebliche Goldauer Thal ist hauptsächlich bekannt durch die schreckliche Katastrophe, welche dasselbe am 2 September 1806 getroffen — den Goldauer Bergsturz. —

Der Roß- oder Ruffiberg (4878 Fuß) besteht fast durchweg aus Nagelfluhschichten mit Mergeleinlagerungen, deren Bänke schräg im Winkel von 25 Grad gen Süden einsinken. Wenn durch große Spalten in den oberen Schichten lange und viel Regen- und Schneewasser in das Innere solcher schief gelagerter Schichten dringt, dann wird der Mergel erweicht, nach und nach eine dicke, breiartige Masse, welche die darüber liegende Schicht nicht zu tragen vermag, und diese rutscht dann, durch das Gesetz der Schwere genöthigt, in das Thal hinab. Dieß der mechanische Prozeß des Bergsturzes. Im Winter 1805 bis 1806 war ungewöhnlich viel Schnee gefallen und die Sommermonate Juli und August 1806 spendeten so unaufhörlich Regen, daß der Boden die Feuchtigkeit kaum einzuschlucken vermochte; namentlich war dieß am 1. und 2. September der Fall. Schon Vormittags des letzteren Tages hörten Leute, die an der Höhe des Roßberges wohnten, ein Getöse und Krachen, das aus dem Innern des Berges zu kommen schien. Endlich Abends 4³/₄ Uhr, als der Regen gänzlich nachgelassen hatte und während hoch droben fortwährend große Brocken sich ablösten, öffnete sich plötzlich auf halber Bergeshöhe eine Erdspalte, welche zusehends immer breiter, tiefer und länger wurde. Der „Zauswald" fing an lebendig zu werden und die hohen Tannen schwankten hin und her wie das reife Korn beim Winde. Mit Geschrei flogen die Vögel empor und eilten in flüchtigen Schwärmen dem gegenüberliegenden Rigi zu. Der Boden ward immer bewegter, ein leise anhebendes Gleiten und Hinabrutschen der ganzen obern Gegend begann und in immer gesteigerteren Progressionen nahm die angsterfüllende Erscheinung zu, in immer weiteren Kreisen wurden angrenzende Matten und Wiesgelände, Wohnungen, Ställe, Menschen und Vieh in die ungeheuerliche Bewegung hineingezogen und entsetzt flüchtete, wer den Boden unter seinen Füßen weichen fühlte. Da — Donner und Knall, als ob die Urfundamente der Erdrinde zerborsten wären und ein Schlag das Innerste der Gebirge zersprengt und zertrümmert hätte! Eine Felsenmasse von mehreren Millionen Kubikklaftern sammt allem darauf stehenden Hochwald war eingestürzt und in wildester Auflösung jagte Alles dem Goldauer Thale zu. Binnen wenig Minuten war eine der reizendsten und fruchtbarsten Thalschaften in eine gräßliche Steinwüste mit 100 bis 200 Fuß hohen Trümmerhügeln verwandelt. 433 Einwohner und 24 Fremde wurden durch den Sturz getödtet, und etwa ebensoviel retteten ihr nacktes Leben durch eilige Flucht oder wurden aus Schlamm und Steintrümmern hervorgezogen. Jahrzehnte hindurch sah die Gegend erstorben, unheimlich, ruinenhaft aus, wie eine vom Fluche betroffene Stätte; jetzt hat die Zeit gemildert und die schmückende Hand der Vegetation jene traurigen erinnernden Eindrücke etwas verwischt. Die 1849 erbaute Kirche des neuen Dorfes Goldau steht fast an derselben Stelle, wo die alte gestanden! —

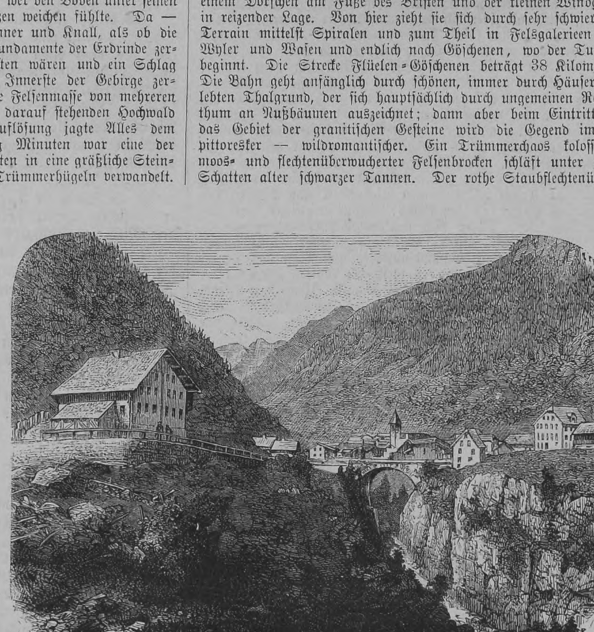
Hier hatte also der Berg keine Maus, sondern einen wirklichen kleinen Berg geboren, so daß unsere Bahn nunmehr vermittelst eines Tunnels diesen jungen Trümmerberg durchdringen muß. Wahrscheinlich werden bei dieser Gelegenheit noch viele Ueberreste des alten Goldau ausgegraben und vielleicht noch interessante Details über das gräßliche Unglück zu Tage gefördert.

Von hier eilt die Bahn dem Fuße des Rigi entlang gegen den Lowerzersee, um nach kurzer Fahrt die Höhe zwischen Schwyz und Brunnen zu gewinnen und sich, das Rigigebiet verlassend, dem Axenberg und dem Kanton Uri zuzuwenden. Hier folgt nun — abgesehen vom großen Tunnel — eine der schwierigsten Partieen der Bahnlinie. Schon die längs des Sees sich hinziehende berühmte Axenstraße hat seinerzeit unendlich viel Mühe und Geld gekostet, wie weit mehr wird dieß bei Anlage einer Bahn und zwar nicht nur einer Bahn, die den Lokalinteressen, sondern die dem internationalen Verkehr dienen soll, der Fall sein! Doch unmöglich ist ja heutzutage nichts mehr und so werden wir schließlich in aller Gemüthsruhe nach Flüelen gelangen. Flüelen ist ein kleines, sehr schön gelegenes Dorf am Beginn des Vierwaldstädtersees. Es ist Hafenplatz und war bisher bedeutender Speditionsort für Gotthardsgüter. Wie unser Bild zeigt, hat man von da aus namentlich einen schönen Blick auf den Bristenstock. Per Dampfschiff fährt man von Luzern über den allen Lesern wohl genugsam bekannten herrlichen Vierwaldstädtersee in circa drei Stunden nach Flüelen. Diese ganze Seestrecke beträgt circa acht Schweizer (zehn deutsche) Stunden und die Bahnlänge Luzern-Flüelen 63 Kilometer, also etwas mehr (eine Stunde Weglänge = 4⁴/₅ Kilometer).

In Flüelen beginnt nun die eigentliche Alpenbahn, die mehr oder weniger der jetzigen Gotthardstraße folgt. Der Gotthard ist nicht, wie oft irrthümlicherweise geglaubt wird, ein Berg, über dessen Gipfel oder breiten Rücken die Straße geht, sondern vielmehr eine Einsattelung zwischen mehreren hohen Berggipfeln, die aber alle andere Namen tragen. Die bedeutendsten dieser umstehenden Felsenkuppeln sind:

Prosa (9241′), der Gospis (8700′), Sasso di San Gottardo (8429′), Schipsins (7781′), Lucentro oder Pizzo di Vinei (9109′) und Fibbia (8441′), welch' letztere am leichtesten zu besteigen ist und auch wirklich viel — selbst von Damen — bestiegen wird.

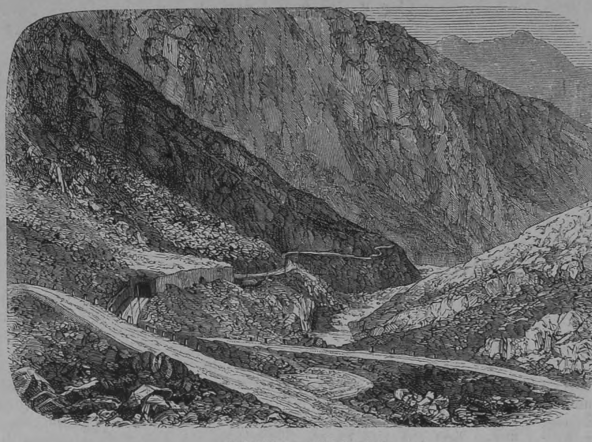
Von Flüelen geht die Bahn ziemlich eben bis nach Amsteg, einem Dörfchen am Fuße des Bristen und der kleinen Windgälle in reizender Lage. Von hier zieht sie sich durch sehr schwieriges Terrain mittelst Spiralen und zum Theil in Felsgalerieen bis Wyler und Wasen und endlich nach Göschenen, wo der Tunnel beginnt. Die Strecke Flüelen-Göschenen beträgt 38 Kilometer. Die Bahn geht anfänglich durch schönen, immer durch Häuser belebten Thalgrund, der sich hauptsächlich durch ungemeinen Reichthum an Nußbäumen auszeichnet; dann aber beim Eintritt in das Gebiet der granitischen Gesteine wird die Gegend immer pittoresker — wildromantischer. Ein Trümmerchaos kolossaler moos- und flechtenüberwucherter Felsenbrocken schläft unter dem Schatten alter schwarzer Tannen. Der rothe Staubflechtenüber-



Göschenen.

zug auf jenen Steinen ist das sogenannte Veilchenmoos (Byssus iolithus). Endlich aber hört auch der Wald auf und bei Wyler wird das Terrain immer steiniger. Tief drunten in der Nacht einer engen, zum Theil mit Gebüsch überdeckten Felsenschlucht siedet und schäumt die Reuß hindurch. In Wasen trifft man die letzten Zeichen von Gartenkultur, hin und wieder noch einen verwilderten Kirschbaum. Göschenen schließlich war bis in die jüngste Zeit ein wenig bekanntes und wenig genanntes Bergdörfchen von etwa hundert Einwohnern, abgeschlossen von aller Welt, namentlich im Winter bei großem Schneefall. Und nun auf einmal, wie durch Zauberwort, wird es zur belebtesten Ortschaft diesseits des Gotthard!

Der Zug verschwindet im Dunkeln und läßt über sich die Schöllinenschlucht und das Ursernthal.



Schöllinenschlucht.

Das Ursernthal ist etwa sechs Stunden lang und hat bei seiner Lage von circa 5000 Fuß üb. M. höchstens fünf Monate schneefreie Zeit. Der ganze Bezirk, aus fünf Dörfern bestehend, zählt etwa 1500 Einwohner.

Doch — da ertönt der Lokomotive schriller Pfiff und wir sind unter diesen höheren Bergesregionen unversehens durchgeeilt und treten in Airolo wieder an das Licht des Tages.

Airolo liegt im Eingang in das Val Bedretto, 3629 Fuß über der Meeresfläche und 2880 Fuß unter der Paßhöhe. Zur Seite erhebt sich die Poncione di Vispero und erblauend die Berge von Campolungo. Von hier bis Bellinzona geht die Bahn, allmälig niedersteigend, durch das etwa dreizehn Stunden lange Val Leventina, Hauptthal des Kantons Tessin — der untere Theil desselben wird Riviera genannt. — Beim Austritt aus dem Tunnel in Airolo befindet man sich noch ganz in der alpinen Region, bald aber beginnt die Vegetation sich auffallend zu entwickeln, und nach und nach tritt der Getraidebau wieder auf. Bald links, bald rechts in tiefen, finsteren Abgründen tobt der Ticino vorbei, immer gebärend — immer verschlingend in unbändiger Wuth. In rascher Fahrt gelangen wir nach Faido. Hier beginnt schon südliches Leben und reiches, volles Laubgewinde garnirt fortan die Landschaft. Der Weinstock erscheint hier und italienische Sitten neben deutschem Aelplerwesen. Noch weiter — bei Giornico, dem einst blutgetünchten Schlachtfelde, erscheint der erste Feigenbaum. In sorglosem Leichtsinn turnt die fröhliche Rebe empor und schwingt von Baum zu Baum luftige, flatternde Guirlanden; hier zeigt sie ihr wahres Naturell, da lebt und strebt in ihr der Feuergeist, den sie durch die Traube als sprudelnder Lebensquell spendet! — Das ganze Thal ist reich an Wasserfällen und bietet überhaupt eine reiche malerische Ausbeute. So kommen wir allgemach nach Biasca, einem großen Pfarrdorfe am Ausgange des Val Blegno. Durch dieses letztere, aus dessen Tiefe ein Schneegipfel des Rheinwaldhornes hervorschaut, geht der Weg zum Lukmanier- und Greinapaß, die in das Bündtner Vorderrheinthal geleiten. Doch wir fahren durch die Riviera, dem etwa $3\frac{1}{2}$ Stunden langen, am mindesten interessanten Theil des Livinenthales, an Dörfern, Ruinen, Wasserfällen vorbei — Bellinzona zu, einem sehr wichtigen Punkte der Gotthardbahn.



Das Ursernthal.

Bellinzona liegt 729 Fuß über Meer und 120 Fuß über dem Lago maggiore. Das Städtchen imponirt schon von Weitem wie ein Stück ritterlichen Mittelalters. Es macht einen entschieden südlichen Eindruck und seine circa 2200 Einwohner italienischer Zunge und Lebensweise beschäftigen sich hauptsächlich mit dem transalpinen Handel. Die Bahn zweigt sich hier rechts nach Locarno am Lago maggiore und links vermittelst eines bedeutenden Tunnels durch den Monte Cenere nach Lugano, Chiasso, Como und Comerlata zum Anschluß an die oberitalienische Bahn.

Da Lugano doch einmal „Buenretiro“ der feinen Reisewelt ist, so müssen wir uns wohl auch einen Augenblick Aufenthalt gönnen, bevor uns unser letztes Bild nach Como führt.

Die Lage von Lugano ist wirklich reizend und namentlich in unmittelbarer Nähe des Sees berauschend schön. Kunst- und Alterthumsfreunde finden hier ebenfalls viele Sehenswürdigkeiten.

Der Luganersee ist lang und schmal und erinnert wegen seiner gewundenen Form und vielen Buchten lebhaft an den Vierwaldstättersee. Die ihn umgebenden Berge sind schön geformt, sanft abgerundet, steigen aber oft auch wild und schroff aus dem Wasserspiegel ohne Vorgelände empor. Der außerordentlich hoch aussehende Salvatore ist sehr aussichtsreich, aber mühsam zu ersteigen. Diese ganze Gegend kommt bei den Touristen von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme.



Airolo.

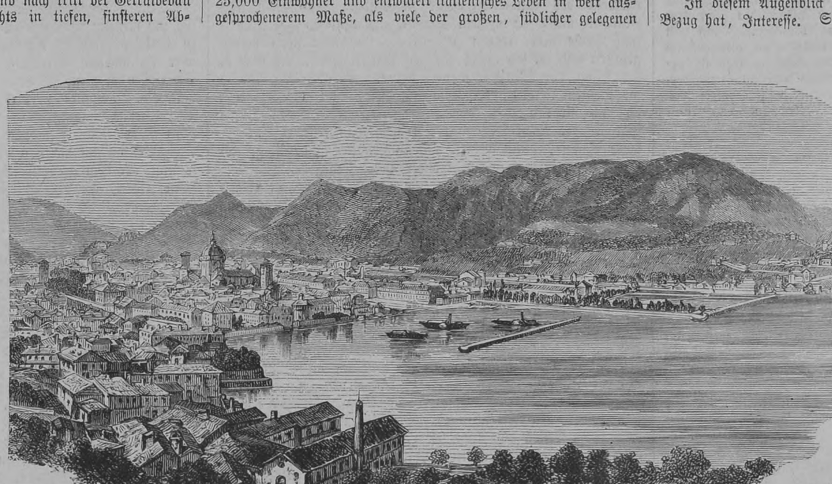
Die wichtigsten Stationen sind: Melide, Mendrisio und Chiasso, welch' letztere Ortschaft Grenzort ist zwischen der Schweiz und Italien.

Etwa fünf Kilometer weiter kommen wir in die erste italienische Stadt: Como. Diese Stadt, am südlichen Ende des nach ihr benannten Sees malerisch gelegen, zählt etwa 25,000 Einwohner und entwickelt italienisches Leben in weit ausgesprochenerem Maße, als viele der großen, südlicher gelegenen Städte; über die Alpen kommend, begegnet man hier zuerst den hohen Holzsandalen an den nackten Füßen der Weiber, den flanirenden Priestern, den kecken Bersaglieri mit ihren schief getragenen Federhüten, dem Sitzen auf offener Straße vor den Cafés und Konditoreien und der lauten, elektrischen Unterhaltung des Volkes, die bis weit über Mitternacht hinaus andauert.

So hätten wir denn in raschem Fluge den weiten Weg durcheilt und schauen noch staunend umher — nicht wissend, ob wir die schönen und erhabenen Werke der Natur oder die kunstfertige Hand der Menschen, die solche Bahnen geebnet, mehr bewundern sollen; denn Beides ist hier der Bewunderung werth! Wie inhaltsschwer und segensreich wird diese Verbindung werden für die Völker des Nordens sowohl als des Südens; der Zeitpunkt ist jetzt nicht mehr fern, da es heißen wird auf deutschen Bahnhöfen: „Einsteigen nach Mailand und Genua“ — auf italienischen: „Einsteigen nach Frankfurt und Stuttgart!“

Die Preise für die Fahrt auf der Gotthardbahn werden sich etwa so stellen: Von Bern nach Mailand erster Klasse ungefähr 45 Franken, zweiter Klasse 30 Franken. Das wäre in Anbetracht der großen Zeitersparniß sehr billig. — Man fährt jetzt in Luzern mit dem Dampfschiff um fünf Uhr Morgens ab, ist in Flüelen um dreiviertel Acht, besteigt dann die Post und kommt in Airolo etwa um sechs Uhr Nachmittags an, fährt per Post weiter über Bellinzona nach Biasca, wo man Abends halb neun Uhr eintrifft. Von Biasca ist Eisenbahnverbindung. Diese 16 Stunden sehr beschwerlicher Postreise werden später in fünf Stunden bequemer Fahrt zurückzulegen sein. Von Flüelen nach Biasca zahlt man 25 Franken, per Bahn dürfte das Fahrgeld nicht die Hälfte dieser Summe erreichen. —

In diesem Augenblick hat Alles, was auf den Gotthardtunnel Bezug hat, Interesse. So wird denn aus den offiziellen Mittheilungen des Schweizer Bundesrathes über den Bau der Gotthardbahn entnommen, daß in den Tunnel, der jetzt glücklich durchstochen ist, insgesammt bis zum 31. Jan. 45,027,635 Franken hineingebaut waren; bis zum 1. März, dem Tage der Durchbohrung, waren 45,600,000 Franken hineingebaut, und bis zu seiner gänzlichen Vollendung wird der Tunnel immerhin seine fünfzig Millionen Franken kosten. Der Bau der Seite von Airolo hat weniger gekostet, als der von der Seite von Göschenen. Für die südliche Seite sind 21,800,000 Franken, für die nördliche dagegen 23,200,000 Franken bisher ausgegeben worden. Dafür hat man allerdings auch von Göschenen her die etwas größere Hälfte durchbohrt. Durchschnittlich stellt sich jeder Meter des Tunnels somit auf 3300 Franken; jeder Fuß des Tunnels kostet somit mehr als 1000 Franken und jeder Centimeter Tunnellänge kommt auf 33 Franken zu stehen.



Como.

tern ziehend. Hugo, die eine Hand leicht auf ihre Schulter legend, blickte traurig zu ihr nieder. „Wofür ist jenes Geld? Bertie, können Sie mir nicht vertrauen, ich bin Ihr Freund seit langen Jahren, so viel älter und erfahrener als Sie! Sagen Sie mir Ihr Geheimniß!“ — „Nein, es ist unmöglich! Wollte Gott, daß es nicht unmöglich wäre! Wie soll ich Ihnen danken, wie Ihnen meine Dankbarkeit beweisen?!“

Sie brach von Neuem in Thränen aus und Hugo zog schmerzlich bewegt die Hand von ihrer Schulter zurück und wandte sich ab. „Sie werden sich immer an mich wenden, wenn Sie der Hülfe bedürfen,“ sprach er sanft. „Nun darf ich Sie aber im Wagen nach Hause schicken, nicht wahr? Nicht? Nun, dann muß ich Sie begleiten, Bertie; ich kann Sie nicht allein gehen lassen!“ — „Es ist aber besser,“ sprach sie, sich mit einer raschen Bewegung niederbeugend und seine Hand mit ihren Lippen berührend; doch Hugo hielt sie fest. „Ich lasse Sie nicht allein fort; entschuldigen Sie mich einen Augenblick, während ich meinen Ueberrock hole.“

Er verließ das Gemach, und sobald sie sich allein sah, sprang Bertie an das Fenster, öffnete es, so rasch es ihre zitternden Finger gestatten wollten, und floh in den Garten hinaus, die nach ihrer Heimat führende Straße entlang; doch sie war noch nicht weit gegangen, als sie feste Schritte hinter sich vernahm und Sir Hugo Oliphant an ihrer Seite stand. „Das war nicht recht!“ rief er lächelnd, „ich werde Sie zanken, Bertie!“ — „Bitte, bitte, lassen Sie mich allein gehen; es wäre mir unlieb, wenn Jemand uns zu so später Nachtzeit zusammen begegnete.“ — „Niemand wird uns begegnen, mein Kind; ich dulde nicht, daß Sie allein gehen, Bertie!“ — „Sie thun mir weh, Hugo!“ — „Weßhalb? Warum weisen Sie einen gewöhnlichen Akt der Höflichkeit von sich? Zittern Sie nicht so, mein Kind!“ rief er, als er beim Schein einer Laterne, welche die Allee erhellte, in ihr todtenbleiches Antlitz sah; „Sie machen es mir ja doppelt unmöglich, Sie zu verlassen!“

Müde und angegriffen lehnte sich Bertie an einen Baum, während sich Hugo zu ihr niederbeugte und sie zu beruhigen trachtete, sich aber entschieden weigerte, sie zu verlassen, bevor sie ihr Haus erreicht haben würden.

In diesem Augenblick bog ein schwerer Reisewagen in die Allee ein und sauste rasch den schneebedeckten Weg entlang. Als der Wagen an den Beiden vorüber fuhr, zuckte Sir Hugo zusammen, denn durch die Scheiben hatte er ein schönes, spottendes Antlitz erkannt, das lächelnd auf ihn blickte, während er neben Bertie stand.

„Sie hat uns gesehen!“ rief Bertie. „Ach, was haben Sie gethan, sehen Sie denn nicht, daß sie mich zu Grunde richten will?“ — Und bevor er sie zurückzuhalten vermochte, hatte sie sich losgerissen und flog die Allee hinab mit der Schnelligkeit eines gehetzten Rehes.

Verstimmt und ärgerlich zögerte Hugo einen Augenblick und kehrte dann nach dem Schlosse zurück, im Stillen wüthend über die Laune, welche Sibylle zu so ungelegener Zeit nach Oliphant gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kirchliche Maifeier in London.

(Bild S. 484.)

Ein lieblich poetischer Gebrauch, der hie und da in England, besonders in London, noch öfter stattfindet, ist die Mai-Blumenfeier in der Kirche. Bei dieser erscheinen gewöhnlich in einer kleinen Kapelle eine große Anzahl Kinder, fast immer den höheren Ständen angehörig, und bringen eine Art Blumenopfer dar, indem sie schöne Sträuße prächtiger und seltener Blumen auf den Altar der Kirche niederlegen. Die kirchliche Feier besteht aus einer Litanei für Kinder, gesungen von Chorknaben, die eine eigens für diesen Zweck komponirte Hymne vortragen. Dann hält der Geistliche eine Predigt über den Text: „Die Blumen erscheinen auf der Erde und die Zeit des Vogelgesanges ist gekommen,“ welcher die Kinder fast immer andächtig zuhören. Nach diesem hübschen Gottesdienst werden die Hunderte von schönen Blumensträußen, welche geopfert worden, an arme kranke Kinder in den Spitälern vertheilt.

Unsere Illustration läßt uns eine solche Maifeier in der Kirche schauen. Auf der Estrade des Altars liegen ganze Haufen von Blumensträußen; kleine Mädchen und Knaben, festlich gekleidet, bringen ihre Blumensträuße dem Geistlichen, der sie um den Altar gruppirt, die Orgel spielt währenddessen, und sobald die Kleinen Platz genommen, wird der Gesang seinen Anfang nehmen.

Sinnsprüche.

Wahrheit erkaufen wir durch Thorheiten, Erfahrungen durch Verluste und Aufopferungen, Tugend durch Fehler, Ruhe durch ein verwundetes Herz. — Moritz.

*

Verbürge dich nicht, bezahle lieber für den Dürftigen, so hast du einen freien Kopf und ein freies Herz. — Hippel.

*

Die Tugend sieht nach ihrem Schatten,
Dem Ruhm, sich wenig um. — Goethe.

Der Häßliche.

Erzählung

von

Karl Stugau.

(Fortsetzung.)

„Mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings bot er mir einen Sitz an, holte ein Cigarrenkistchen herbei, nöthigte mich, eine zu nehmen, machte mir Feuer, setzte sich neben mich und begann:

„,Einige Monate nach Deiner letzten Abreise von Wien, zu einer Zeit, wo die Schwermuth über mein freudloses Dasein den höchsten Grad erreicht hatte, fiel eines Morgens, als ich gewohnheitsmäßig nach dem außerhalb meines Fensters hängenden Thermometer sah, mein Blick auf ein Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Da bemerkte ich hinter den Blumenstöcken, welche außen das Fenster garnirten, eine weibliche Gestalt in lichtem Kleide, die, eine kleine Gießkanne in der Hand, die Blumen begoß. Da diese hoch hinaufreichten und blätterreich waren, so konnte ich die Züge des Frauenzimmers nicht unterscheiden. Ich sah nur die Gießkanne, einen schön geformten weißen Arm und zwischen den Blätterlücken das lichte Kleid, sowie hie und da eine glatte Stirn und aschblondes Haar.

„,Diese Erscheinung fiel mir auf, denn bisher hatte ich hinter diesem Fenster immer nur den grauen Kopf eines alten Herrn bemerkt, der, seinem martialischen Aussehen nach, ein ehemaliger Offizier zu sein schien. Auch Blumen sah ich heute zum ersten Mal auf dem Fensterbrett. Ich schloß daraus, daß die Wohnung gegenüber ihren Inhaber gewechselt haben müsse, eine Voraussetzung, die, wie sich später zeigte, gegründet war.

„,Obgleich nun ein Arm allein, und wäre er noch so schön, einem Menschen, der sich längst nicht mehr zu den Jünglingen rechnen darf, nicht leicht den Kopf zu verrücken vermag, so konnte ich doch die Erinnerung an diesen Arm den ganzen Tag nicht los werden, so zwar, daß ich während meiner Berufsstunden in der Offizin an einer bei mir seltenen Zerstreutheit litt.

„,Als ich des Abends nach Hause kam, war mein Erstes, nach dem Fenster gegenüber zu sehen; allein die Gardinen waren herabgelassen und hinter denselben brannte Licht, das dann und wann durch eine vorübergleitende Gestalt verdunkelt wurde. Dieses Licht, auf das ich lange hinüberstarrte, erlosch erst gegen zwölf Uhr.

„,Am folgenden Morgen erwachte ich früher als gewöhnlich. Ich fuhr rasch aus dem Bette und trat an das Fenster. Durch die Zwischenräume meiner Jalousieen bemerkte ich, daß drüben die Gardinen noch herabgelassen waren und daß nichts hinter denselben sich regte. Um ja nichts zu versäumen, beendigte ich meine Toilette flinker als sonst und postirte mich an das Fenster, dessen Jalousieen ich jedoch nicht aufzog, um ungestörter meine Beobachtungen machen zu können.

„,Gegen sieben Uhr sah ich die Gardinen sich bewegen und in die Höhe gehen. Bald darauf bemerkte ich eine weiße Gestalt hinter dem Blätterwerk der Blumen, die Gießkanne, den weißen Arm, die glatte Stirne, die blonden Haare, ganz so wie am vorhergehenden Tage. Die Züge konnte ich auch heute nicht unterscheiden, doch schien mir das Gesicht hübsch und mädchenhaft jung, die Gestalt schlank zu sein.

„,Dieselbe Erscheinung wiederholte sich nun jeden Tag. Dann und wann zeigte sich hinter den Blumen eine zweite weibliche Gestalt mit dunkleren Haaren und, soweit ich bemerken konnte, welkem Gesicht und leidenden Zügen. Ich schloß daraus, daß dieß die Mutter sein werde. Eine Wittwe mit ihrer Tochter wahrscheinlich, dachte ich mir, denn eine männliche Gestalt erblickte ich niemals.

„,Leider bekam ich meine schöne Unbekannte immer nur während des Blumenbegießens zu Gesicht, denn schon früh Morgens mußte ich in mein Geschäft, und wenn ich spät Abends nach Hause kam, waren jenseits die Gardinen schon herabgelassen und ich sah nichts als den matten Schein des Lichtes, der selten vor Mitternacht verschwand. Stundenlang saß ich an meinem Fenster, den Blick auf dieses Licht gerichtet, und zerbrach mir den Kopf, womit die beiden Frauen wohl bis so spät in der Nacht beschäftigt sein möchten. „Wahrscheinlich,“ sagte ich mir, „sind sie arm und müssen fleißig arbeiten, um ihr Brod zu verdienen.“ In dieser Vermuthung bestärkte mich der Umstand, daß ich Beide nur immer hinter dem einen Fenster bemerkte, woraus ich schloß, daß ihre Wohnung sich auf ein einziges Zimmer beschränkte.

„,Von dem Tage an, wo mein kleiner Roman in Gang gekommen war, schwanden allmälig die Nebel des Trübsinns, die sich über mein Gemüth gelagert hatten. Das Leben begann wieder Interesse für mich zu haben, wußte ich doch, wenn ich des Morgens erwachte, daß mich eine Freude erwartete: das Wiedersehen der Unbekannten, die ich mit Hülfe des Operguckers, den ich mir eigens zu diesem Zweck angeschafft hatte, durch die Jalousieen hindurch mehr und mehr als ein liebliches junges Mädchen erkannte.

„,Wohin dieser Roman über die Straße hinüber führen sollte, darnach fragte ich nicht. Die Gegenwart genügte mir. Das holde Wesen alle Tage sehen, mich in Gedanken mit ihr beschäftigen, gab meinem Leben hinreichenden Reiz. Aus diesem Grunde, Freund, hörte ich auf, Dir zu schreiben. Unerwähnt lassen, was damals in mir vorging, schien mir eine Art von Unredlichkeit gegen Dich, und es mittheilen, dünkte mich Verrath an meiner so jungen, so zarten, so unfaßbaren Liebe. Es ging mir wie einem Menschen, der mit großer Behutsamkeit ein Kartenhaus gebaut und nun ängstlich den Athem anhält, aus Furcht, das luftige Gebäude in sich zusammenfallen zu sehen. Außerdem fürchtete ich, nach Allem, was ich Dir über meine schmerzliche Verzichtleistung auf Frauenliebe gesagt hatte, von Dir am Ende verlacht und verspottet zu werden. Denn, um es Dir nur zu gestehen, so unbarmherzig ich mir oft selbst die Wahrheit sage, ja, mich selbst verhöhne, so blutet doch meine Eigenliebe, wenn dieß von Anderen geschieht.

„,Nach einiger Zeit schien es mir, als ob meine Nachbarin auf mich aufmerksam geworden wäre. Wenn sie des Morgens an's Fenster trat, so bemerkte ich dann und wann, daß sie verstohlen zu mir herüberblickte. Geschah es, daß bei dieser Gelegenheit ihre Blicke den meinigen begegneten, so schlug sie züchtig ihre Augen zu Boden und es war mir, als ob sich das zarte Inkarnat ihrer Wangen mit einer lebhaftern Röthe bedeckte. Wie mir zu Muthe war, als ich zum ersten Mal diese Entdeckung machte, vermag ich Dir nicht zu beschreiben. Das Herz pochte mir zum Zerspringen, den ganzen Tag befand ich mich in dem Zustande der Ekstase, die Welt kam mir wie verklärt vor, ich war glücklich, o so glücklich!

„,Meine Flöte förderte unsere Bekanntschaft um einen Schritt weiter. Du weißt, daß ich in meinen Studentenjahren dieses Instrument zu erlernen anfing und es darin zu einer ziemlichen Fertigkeit brachte. Als der Trübsinn bei mir eingezogen war, verlor ich wie die Lust am Leben, so die Lust an der Ausübung dieses kleinen Talentes. Die Flöte feierte jahrelang. Nun, da mein Gemüth wieder auf einen freudigern Grundton gestimmt war, erwachte die alte Lust von Neuem. Die Flöte wurde wieder hervorgeholt und des Abends, wenn der größte Theil der Nachbarschaft schon im Schlafe lag, tönte mein Flötenspiel schmelzend in die laue Nacht hinaus. Ich fühlte, ich spielte gut. Obgleich ich etwas aus der Uebung gekommen war, verliehen doch die Gefühle, die mein Herz bewegten, meinem Spiele einen Ausdruck, eine Wärme, eine Innigkeit, die mir früher nicht zu Gebote standen. Früher spielte ich Noten, jetzt gab ich Empfindungen wieder. Wer Sinn für die Tonsprache hat, mußte das herausfühlen. Meine schöne Nachbarin fühlte es auch. Gleich am ersten Abend sah ich eine dunkle Gestalt hinter der beleuchteten Gardine erscheinen, das Fenster öffnete sich, der Vorhang wurde ein wenig zur Seite geschoben und in der schmalen Lücke erschien das holde Gesicht meiner lauschenden Nachbarin. Du kannst Dir denken, wie selig ich war, und daß ich das Mittel, das ich nun hatte, meinen Gefühlen in der unverfänglichen Tonsprache Worte zu leihen, eifrig ausbeutete, eifriger vielleicht, als anderen Nachbarsleuten, die ihren ungestörten Schlaf meinem Spiele vorgezogen hätten, lieb sein mochte.

„,So bildete sich stufenweise, ohne daß wir uns noch in der Nähe gesehen, ohne daß wir uns gesprochen hatten, ein stummer, aber nur um so reizvollerer Verkehr zwischen uns. Ich ahnte, nein, ich wußte es, daß ich verstanden wurde, und der Gedanke, daß es in meiner Macht lag, meine holde Zuhörerin durch mein Spiel, je nachdem es Freude oder Trauer, Sehnsucht oder Klage ausdrückte, heiter oder schwermüthig zu stimmen und so ihre Empfindungen in Einklang mit den meinigen zu setzen, entschädigte mich reichlich für den Mangel persönlichen Verkehrs. Diesen suchte ich nicht einmal, ja, ich bebte vielmehr davor zurück. „Sie ist vielleicht kurzsichtig,“ sagte ich mir, „und ahnt nicht, wie häßlich du bist. Trätest du ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüber, und sähe sie, daß der Flötenspieler, der ihr in der Ferne vielleicht interessant vorkommt, in der Nähe ein plumper, linkischer, blatternnarbiger, garstiger Mensch ist, so wäre der Zauber gebrochen und mein schöner Roman nähme ein klägliches Ende.“

„,Die Dinge hätten unter solchen Umständen noch monatelang so fortdauern können, wenn nicht plötzlich ein Ereigniß eingetreten wäre, das mich bestimmte, auf jede Gefahr hin die Skrupel meiner Eigenliebe und meines Kleinmuthes beiseite zu setzen.

„,Eines Tages, als ich an's Fenster trat, um, wie gewöhnlich, mit meinem schönen Gegenüber einen stummen Morgengruß zu tauschen, sah ich die Gardine zwar in die Höhe gezogen, aber ich wartete vergebens auf das Begießen der Blumen. Da dieß noch niemals unterblieben war, so war ich nicht wenig betroffen. „Sollte sie krank geworden sein?“ fragte ich mich. Voll Unruhe machte ich mich auf den Weg, um mich in meine ganz in der Nähe befindliche Offizin zu begeben.

„,Als ich auf die Straße trat, sah ich zu meiner Verwunderung vor dem gegenüberliegenden Hause einen Trupp Menschen stehen, die dem Aussehen nach Trödler und Juden zu sein schienen. Es fiel mir auf, daß einige derselben nach dem mir so wohlbekannten Fenster mit den Blumen emporsahen und dabei lebhaft mit den Händen fochten.

„,„Was hat das zu bedeuten?“ fragte ich mich, und eine dunkle Ahnung beschlich mich, daß meine Nachbarinnen von irgend einer Gefahr bedroht seien.

„,Obgleich die Stunde, wo ich in meiner Offizin zu erscheinen hatte, schon vorüber war, und ich mir Unpünktlichkeit in meinem Dienste nicht gerne vorwerfen ließ, hielt mich doch eine von Minute zu Minute sich steigernde Angst ab, meinen Weg weiter fortzusetzen. Ich wollte vorher zu erfahren suchen, was in dem Hause vorgehe. Ich überschritt daher die Straße und näherte mich der Gruppe.

„,Da hörte ich einen der Männer sagen:

„,„Es wird nicht viel zu holen sein da oben, die armen „Hascherl“ sind ja blutarm, der ganze Krimskrams ist vielleicht keine hundert Gulden werth.“

„,„Man muß Alles mitnehmen,“ sagte ein Anderer.

„,Zu meiner unsäglichen Bestürzung fing ich an zu be-

greifen, um was es sich handelte. Doch wollte ich Gewißheit haben.

„„Was gibt's denn hier?“ redete ich einen etwas abseits stehenden Herrn an.

„„Was wird's geben!“ antwortete er; „eine Zwangsversteigerung. Wir warten hier auf die Gerichtskommission.“

„„Und bei wem wird die Exekution vorgenommen?“ fragte ich weiter.

„„Bei einer Wittwe, die mit ihrer Tochter da oben im zweiten Stock wohnt, Bellmann heißt sie.“

„Es war kein Zweifel, er meinte meine Nachbarinnen. Sofort stand mein Entschluß fest, ihnen zu helfen. Aber wie? Ich hatte einige Ersparnisse zurückgelegt und hoffte, daß sie hinreichen würden, die Schuld zu tilgen und die Exekution zu verhindern. Allein erst mußte ich wissen, wie viel dazu nöthig war. Da gab es kein anderes Mittel, als die beiden Frauen zu fragen, und das mußte gleich geschehen, ehe die Feilbietung vor sich ging. Ich hatte daher keine Zeit zu verlieren. Wohl tauchte der Gedanke in mir auf, den ich vorhin andeutete; aber ich unterdrückte ihn so schnell wie er entstanden war, als meiner unwürdig. Nicht an mich durfte ich denken, sondern an *sie*.

„Ohne mich weiter zu besinnen, trat ich in's Haus und erkundigte mich bei dem Hausmeister nach der Zimmernummer der Madame Bellmann. Dann flog ich die Treppe hinauf. Mit einem Herzklopfen, als ob ich im Begriffe stünde, ein Verbrechen zu begehen, zog ich, an der Thüre angekommen, die Glocke.

„„Sie kommen,“ hörte ich im Vorzimmer eine Stimme.

„Gleich darauf wurde die Thüre geöffnet und die holde Blumenbegießerin stand vor mir, mit verweinten Augen.

„Sobald sie meiner ansichtig wurde, prallte sie unwillkürlich einen Schritt zurück, sei es, weil sie vor meiner Häßlichkeit erschrak oder weil ihr in diesem Augenblick jeder Besuch unwillkommen war.

„„Entschuldigen Sie, mein Fräulein,“ sagte ich, „wenn ich zu so ungewöhnlicher Stunde Sie zu stören mir erlaube. Ich komme in einer dringenden Angelegenheit.“

„Einige Augenblicke stand die Arme in sprachloser Verlegenheit vor mir, dann sagte sie:

„„Halten Sie mich nicht für unartig, mein Herr, wenn ich Sie bitte, uns die Ehre Ihres Besuches ein andermal zu schenken. Meine Mutter erwartet von einem Augenblick zum andern einen — unabweisbaren Geschäftsbesuch, und da wir nur ein einziges Zimmer haben, so — werden Sie — nicht — übelnehmen —“

„Ich errieth gar wohl die Ursache ihrer Verlegenheit. Sie konnte ja nicht wissen, weßhalb ich kam, und zitterte vor der Möglichkeit, daß ich Zeuge des beschämenden Aktes werden könnte, der ihnen unmittelbar bevorstand. Ich eilte daher, sie ohne Umschweife von der Veranlassung meines Erscheinens in Kenntniß zu setzen.

„„Eben der Besuch, den Sie erwarten und dessen Zweck ich eben zufällig erfahren habe, bestimmt mich, mir einen Augenblick Gehör von Ihnen zu erbitten. Ich weiß, wovon Sie und Ihre Frau Mutter bedroht sind — erröthen Sie nicht, mein Fräulein, so etwas kann den ehrenwerthesten Menschen geschehen — und ich bin gekommen, Ihnen meine Dienste anzubieten. Ich habe zwar, da ich Ihnen fremd bin, kein anderes Anrecht hierauf als das allgemein menschliche, das uns berechtigt und verpflichtet, uns gegenseitig zu dienen, allein ich hoffe, mein Fräulein, daß Sie diesen Rechtstitel gelten lassen werden. Sie würden mich sehr glücklich machen, wenn Sie mir gestatten wollten, Ihrer momentanen Verlegenheit abzuhelfen.“

„Glühend vor Verwirrung und Scham stand das arme Mädchen vor mir. Einen Augenblick besann sie sich, dann füllten sich ihre Augen auf's Neue mit Thränen, sie reichte mir die Hand und sagte:

„„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen auf das Innigste für Ihr menschenfreundliches Anerbieten. Für meinen Theil bin ich nicht zu stolz, es anzunehmen, so sehr es mich überrascht, aber in dieser Frage hat meine Mutter das entscheidende Wort. Wollen Sie nicht hereinkommen zu ihr?“

„Wir traten in das Wohnzimmer.

„Auf einem Lehnsessel saß eine abgehärmte, bleiche Frau, der die ängstliche Aufregung, worin sie sich befand, mit leserlichen Zügen auf dem Gesicht geschrieben stand.

„Sie erhob sich bei meinem Anblick.

„„Das ist wohl,“ sagte sie mit bebenden Lippen, zu ihrer Tochter gewandt, „das ist wohl ein Herr vom Gericht, nicht wahr, Helene?“

„„Nein, Mutter,“ entgegnete diese, „das ist unser Herr Nachbar von da drüben, er hat gehört, daß man uns unsere Sachen verkaufen will und erbietet sich, uns zu helfen.“

„Diese Worte sprach Helene mit lauter Stimme, indem sie ihren Mund dem Ohre ihrer Mutter näherte; ich schloß daraus, daß die alte Frau schwerhörig sein müsse.

„Diese schien ihren Ohren nicht zu trauen. Sie starrte mich einige Augenblicke verwundert an, dann sagte sie:

„„Wie, mein Herr, Sie wollten sich wirklich unserer annehmen, ohne uns näher zu kennen?“

„„Sie würden mir eine Gunst erweisen, wenn Sie es mir erlauben wollten, Madame,“ erwiederte ich.

„„Ich begreife zwar nicht, wie wir dazu kommen,“ versetzte sie, „aber es wäre frevelhaft und undankbar von uns, in der peinlichen Lage, worin wir uns befinden, ein so edelmüthiges Anerbieten auszuschlagen. Gott segne Sie dafür an Kindern und Kindeskindern. Glauben Sie nicht, daß wir aus Leichtsinn in diese Lage gerathen sind, wir haben gethan, was möglich war. Wir arbeiteten bis in die späte Nacht, und Helene ist so geschickt, aber Stickereien werden jetzt so schlecht bezahlt, und wenn man so allein steht, wie wir! Wenn Sie wüßten, wie man es uns gemacht hat, ich darf nicht daran denken. Lassen Sie sich nur Eins erzählen —“

„Da ich jeden Augenblick die Gerichtskommission kommen zu sehen fürchtete und die Redseligkeit der Frauen, wenn sie in's Lamentiren gerathen, kannte, so unterbrach ich sie mit der Frage, wie viel sie zur Befriedigung des Gläubigers, der sie pfänden wolle, brauche.

„Sie nannte mir die Summe von zweihundert Gulden.

„„So geringfügig der Betrag ist,“ entgegnete ich, „so habe ich das Geld doch nicht gleich bei der Hand. Allein in längstens einer Stunde kann ich es Ihnen zur Verfügung stellen, ich brauche nur in die Sparkasse zu gehen. Ich werde, wenn Sie es mir erlauben wollen, der Gerichtskommission sagen, sie solle mit der Feilbietung so lange warten, indem ich erkläre, daß ich für die Bezahlung Bürgschaft leiste.“

„Madame Bellmann nahm dieses Anerbieten dankbar an.

„„Ich bin so ängstlich,“ fügte sie bei, „wenn ich mit Advokaten und Herren vom Gerichte zu thun habe, und der armen Helene geht es ebenso. Auch wenn man sich keines Unrechtes bewußt ist, kommt man sich diesen strengen Herren gegenüber wie ein Verbrecher vor. Ach! wie viele Thränen haben wir in den letzten Tagen vergossen und welche Gemüthsaufregungen haben wir durchgemacht! Zwei alleinstehende, unerfahrene Frauenzimmer wissen sich in solchen Fällen gar nicht zu helfen. Es ist wirklich recht traurig, wenn man alles männlichen Schutzes entbehrt.“

„In diesem Augenblick wurde im Vorzimmer die Glocke gezogen.

„„Ach Gott!“ sagte Helene erblassend, „jetzt kommen sie.“

„„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein,“ entgegnete ich, „und lassen Sie mich die Herren empfangen.“

„Ich ging hinaus und öffnete die Thüre. Es war ein Sollizitator, der Schätzungskommissär und ein Gerichtsdiener.

„In wenig Worten setzte ich sie in Kenntniß, daß Madame Bellmann, für deren Verwandten ich mich ausgab, in längstens einer Stunde das Geld erlegen würde, daß ich im Begriffe sei, es in der Sparkasse zu beheben, und daß ich die Herren bäte, sich so lange zu gedulden. Gleichzeitig gab ich dem Sollizitator meine Karte mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ich mich für die Bezahlung verbürgte, so daß sie in keinem Falle vergeblich zu warten hätten.

„Die Herren waren gerne bereit, auf meinen Wunsch einzugehen, mit dem Bemerken, daß sie selbst froh seien, wenn ihnen eine Amtshandlung, die zu den unangenehmsten ihres Berufs gehöre, erspart bliebe.

„Um den Frauen inzwischen nicht lästig zu fallen, kamen sie überein, in einem nahen Kaffeehause meine Rückkunft abzuwarten.

„Ich eilte fort.

„Eine halbe Stunde später war das Geld dem Sollizitator ausgeliefert, der mir dafür den Schuldschein einhändigte. Auf meinen Wunsch theilte der Sollizitator den noch immer vor dem Hause harrenden Lizitanden mit, daß der exekutive Verkauf unterbleibe.

„Brummend über den nutzlosen Zeitverlust entfernten sie sich.

„Ich aber eilte zu den Frauen hinauf, um ihnen die glückliche Beendigung dieser fatalen Angelegenheit mitzutheilen.

„Wie diese Nachricht von ihnen aufgenommen wurde, kannst Du Dir denken. Mutter und Tochter fielen sich gegenseitig um den Hals und weinten vor Freude und Rührung. Auch mir liefen bei diesem Anblick die Thränen über die Wangen. Dann ging es an ein Danken, daß ich ganz beschämt wurde.

„„Vergelte es Ihnen Gott,“ sagte Helene, indem sie mir die Hand drückte. „Sie sind unser rettender Engel gewesen; nie, nie werden wir diese edelmüthige Handlung vergessen.“

„Die Mutter war, nach reiferer Frauenart, noch überschwenglicher und weitschweifiger, so daß mir vor ihrem Redefluß angst und bange wurde. Glücklicherweise bot mir die Versicherung, daß ich eilen müsse, um in meine Offizin zu kommen, einen erwünschten und zugleich wahrheitsgetreuen Vorwand, meinen Besuch abzubrechen und mich zu entfernen. Ich wurde jedoch nicht früher entlassen, bis ich versprochen hatte, des Abends wieder zu kommen.'

„Ich ermangelte nicht, Wort zu halten. Madame Bellmann und ihre Tochter empfingen mich wie einen alten Bekannten. Die Erstere ließ es sich nicht nehmen, mir ihre Geschichte zu erzählen, denn, sagte sie, ich müsse doch wissen, wem ich die zweihundert Gulden anvertraut hätte.

„Sie war die Gattin eines früher sehr wohlhabenden Verlagsbuchhändlers. Gewagte Unternehmungen und bedeutende Verluste durch den Bankerott von Geschäftsfreunden untergruben allmälig seinen Wohlstand. In der Hoffnung, sich wieder aufzuhelfen, verlegte er sich auf Börsenspekulationen. Allein das Glück war ihm abhold. Statt zu gewinnen, verlor er, seine Lage wurde immer kritischer, die Verlegenheiten wuchsen ihm über den Kopf, mehrere bedeutende Wechsel, für welche er keine Deckung aufzutreiben vermochte, waren in den nächsten Tagen fällig, es blieb nichts übrig, als die Zahlungseinstellung anzumelden. Dazu konnte er sich nicht entschließen, denn er war ein Mann, der ein sehr empfindliches kaufmännisches Ehrgefühl hatte. Unter dem Vorwande, von einem säumigen Schuldner, dem er bedeutenden Kredit gewährt hatte, Geld einzutreiben, trat er eine kleine Reise, angeblich nach Prag, an. Allein einige Tage nach seiner Abreise erhielt Madame Bellmann aus Bremen einen Brief, worin ihr Gatte ihr anzeigte, daß er, um der Schande des Bankerotts zu entgehen, sich nach Amerika eingeschifft habe. Es blute ihm das Herz, sie und Helene hülflos zurücklassen zu müssen, allein er wisse keinen andern Rath. Sobald es ihm gelungen sein werde, sich in der neuen Welt eine Existenz zu gründen, werde er sie Beide nachkommen lassen. Einstweilen möchten sie sich nicht beunruhigen, wenn sie längere Zeit keine Nachricht von ihm erhielten. Er halte es für zweckmäßig, in der nächsten Zeit nicht zu schreiben, damit seine Gläubiger durch das Postzeichen nicht auf seine Spur gelenkt würden.

„Die armen Frauen waren wie vom Donner gerührt und hatten nun eine Reihe böser Tage durchzumachen. Bellmann's Flucht blieb wegen der fälligen Wechsel nicht lange verborgen. Es wurde von Amtswegen der Konkurs über sein Vermögen eröffnet, das Geschäft wurde liquidirt, die Gläubiger erhielten durchschnittlich zwanzig Prozent ihrer Forderungen und Madame Bellmann, welche kein eigenes Vermögen besaß, verblieb nicht viel mehr, als was sie und ihre Tochter auf dem Leibe hatten.

„Die beiden Frauen bezogen eine sehr bescheidene Wohnung und gingen muthig daran, durch feine Frauenarbeiten ihr Brod zu verdienen. So fleißig sie indessen auch waren und so sehr sie sparten, so hatten sie doch große Mühe, sich fortzubringen. Da wollte es das Unglück, daß Madame Bellmann schwer krank wurde und längere Zeit bettlägerig war. Während dieser Zeit konnte natürlich nicht nur sie nicht arbeiten, sondern auch Helene, welche sie zu pflegen hatte, war gar sehr daran gehemmt. Die Folge davon war eine mit jedem Tage wachsende Noth. Um ihr abzuhelfen, machten sie Alles, was sie Werthvolles an Schmuck und dergleichen noch von früher besaßen, zu Geld. Diese Hülfsquelle war bald erschöpft. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als ihre Zuflucht zu einer Wucherin zu nehmen, die man ihnen empfohlen hatte. Diese borgte ihnen hundert Gulden gegen Rückzahlung in Raten. Leider konnten sie diese Raten nicht einhalten. Um die Wuchererin bei gutem Willen zu erhalten, stellten sie ihr Wechsel auf höhere Beträge aus. Dieß kam mehrmals vor, so daß die Schuld allmälig auf das Doppelte anwuchs. Endlich war das Weib nicht mehr zu beschwichtigen und veranlaßte die Exekution.

„Von ihrem Manne hatte Madame Bellmann seit seinem Briefe aus Bremen keine Nachricht erhalten, obgleich seit seiner Flucht über Jahr und Tag verflossen waren. Allerdings war sie auf sein Stillschweigen vorbereitet worden, dennoch befanden sich Mutter und Tochter über sein Schicksal in der quälendsten Unruhe.

„So viel über Helenens und ihrer Mutter persönliche Verhältnisse, in welche ich gleich bei meinem ersten Abendbesuch mit rückhaltloser Offenheit eingeweiht wurde.

„Diesem ersten Abendbesuch folgten bald mehrere, und ehe vierzehn Tage vergangen waren, brachte ich alle Abende, an denen ich in der Offizin den Nachtdienst nicht hatte, bei Madame Bellmann und ihrer Tochter zu. Das waren selige Stunden, die ich da verlebte und noch verlebe! Wie schnell vergeht uns die Zeit! Während Helene und ihre Mutter mit Handarbeiten beschäftigt sind, lese ich ihnen aus irgend einem guten Buche vor; das Gelesene gibt Anlaß, unsere Ansichten über Menschen und Dinge, Kunst und Leben auszutauschen, wobei sich Helenens Mutterwitz, ihr gesundes Urtheil, ihr gebildeter Geschmack und vor Allem ihre schöne Seele immer mehr offenbaren!

„Um ihre materielle Lage zu verbessern, habe ich durch Madame Wallberg, die Frau meines Prinzipals, die ich in's Vertrauen gezogen und die im besten Sinne des Wortes eine Menschenfreundin ist, Fürsorge getroffen, daß es meinen Schützlingen niemals an Bestellungen aus erster Hand fehlt. Da sowohl die gefertigten Arbeiten, als die Bezahlung dafür durch Madame Wallberg's Hand gehen, so ist es mir möglich, ohne daß die beiden Frauen eine Ahnung davon haben, ihren Verdienst durch das, was ich aus meiner eigenen Tasche zulege, nicht unbeträchtlich zu erhöhen. Ich würde noch mehr thun, wenn ich nicht fürchtete, daß ihnen die reichliche Bezahlung auffallen könnte. Ohnedieß habe ich schon mehrmals Mühe gehabt, aufsteigende Bedenken über die Preise, die ihnen bezahlt wurden, zu verscheuchen. Ich suchte den Umstand geltend zu machen, daß sie früher für Kaufleute, statt für direkte Kunden gearbeitet hätten, so daß ihnen jetzt auch der Gewinn zukomme, den früher die Zwischenhändler eingesteckt hätten, und das sei immer der Löwenantheil.

„Auf solche Weise gegen gröbere Nahrungssorgen gesichert, leben die beiden Frauen ganz wieder auf. Helene insbesondere zeigt sich von einer wohlthuenden Munterkeit und Lebensfrische. Bei aller Regsamkeit und Tiefe des Gefühls hat sie nichts von jener weichlichen Sentimentalität, welche manche sonst vortreffliche Mädchen recht unerquicklich im Umgang machen kann. Niemand ist entfernter von Gespreiztheit als sie; in ihrem ganzen Wesen ist sie von einer liebenswürdigen, immer taktvollen Natürlichkeit. Diese Eigenschaft ist es besonders, die ich gar hoch anschlage, weil sie mir als das Merkmal der Unverdorbenheit und geistigen Gesundheit erscheint. Und wie sie lachen kann, wenn ihr etwas Komisches in den Weg kommt! Man glaubt ein Kind zu hören und doch hat sie schon das zwanzigste Jahr überschritten. Wenn Du mich so munter siehst, Freund, so mußt Du es zum Theil der Einwirkung Helenens zuschreiben. Ihre Lebensfreudigkeit hat etwas Ansteckendes; wer eine Zeitlang mit ihr verkehrt, sieht bald, ohne daß er bemerkt, wie es zugeht, die Welt mit anderen Augen an. Ich kann wohl sagen, erst durch sie habe ich wieder lachen gelernt.

„Doch nun zur Hauptsache.

„Wie ich mit ihr stehe, wirst Du mich fragen. Das ist schwer zu sagen. Was mich betrifft, so bin ich, wie Du bemerken wirst und wie ich dessen auch gar kein Hehl habe, bis über die Ohren verliebt. Wie dagegen ihre Gefühle gegen mich beschaffen sind, darüber bin ich noch nicht im Reinen. Daß sie mich schätzt, daß sie an meinem Umgang gefallen findet, unterliegt keinem Zweifel. Ich merke das an tausend kleinen



Eine kirchliche Blumenfeier im Mai. (S. 482.)

Zügen, ich sehe es an der Freude, welche aus ihren Augen leuchtet, wenn ich in's Zimmer trete; ich sehe es aus dem Verdruß, der sich auf ihren Zügen malt, wenn ich ankündige, daß ich am folgenden Tage wegen dienstlicher Abhaltung nicht werde kommen können; ich sehe es aus der Vertraulichkeit, womit sie mir begegnet. Das Alles sind gute Zeichen. Allein mein verwünschtes Mißtrauen flüstert mir zu: kann man nicht einem Menschen herzlich gut sein, ohne etwas Anderes für ihn zu empfinden, als freundschaftliche Zuneigung? Wäre es nicht möglich, daß ich die Vertraulichkeit ihres Verkehrs mit mir nur dem Umstand verdanke, daß meine Häßlichkeit jeden Gedanken an weitergehende Ansprüche meinerseits bei ihr ferne hält?'

„,Um Deinen Zweifeln ein Ende zu machen,' konnte ich mich nicht enthalten einzuwenden, ,brauchst Du Dich ja nur offen und ehrlich gegen sie auszusprechen.'

„,Du hast gut reden,' antwortete Berger, ,was Du mir anräthst, ist leichter gesagt als ausgeführt. Ich war ja schon mehrmals in der jüngsten Zeit drauf und dran, ihr mein Herz zu öffnen; aber wenn ich ihr dann gegenüberstand, wenn ich in das holde Gesicht, in die klaren, schalkhaften Augen sah, wenn ich sie so unbefangen wie die Schwester zum Bruder mit mir reden hörte, da verging mir der Muth. Bedenke auch, wie viel auf dem Spiele steht. Jetzt fühle ich mich in dem Umgang mit ihr zufrieden und glücklich, ganz zwar nicht — denn dazu gehörte der vollständige Besitz — aber doch vergleichsweise zufrieden und glücklich, jetzt hoffe ich noch, daß sie mich liebt. Von dem Augenblick an, wo ich mich erklärt habe, hört alle Ungewißheit auf. Entweder ich vernehme das süße Geständniß ihrer Gegenliebe und bin der glücklichste der Menschen, oder ich ersehe aus ihren scheuen Blicken, aus ihrer verlegenen Miene, aus der schmerzlichen Ueberraschung auf ihren Zügen, daß sie nicht entfernt auf eine Liebeserklärung gefaßt gewesen sei, und daß sie es für eine grenzenlose Anmaßung halte, mir einzubilden, ein Mensch wie ich sei im Stande, zärtliche Gefühle einzuflößen. Wer weiß, ob ihr diese Einbildung nicht einen so komischen Eindruck machen würde, daß sie mir in's Gesicht lachte?'

„,Wohin denkst Du, Freund?' sagte ich. ,Schon die Dankbarkeit würde sie abhalten —'

„Berger unterbrach mich.

„,Gerade recht, daß Du diesen Punkt zur Sprache bringst,' sagte er. ,Die Dankbarkeit muß hier ganz aus dem Spiele bleiben. Ich wäre untröstlich, wenn ich denken müßte, daß die Rücksicht auf den kleinen Dienst, den ich ihr und ihrer Mutter erwiesen habe, sie in der Freiheit ihrer Entschließung beirren könnte. Nicht Dankbarkeit, nicht Mitleid sollen meine Fürsprecher bei ihr sein. Nur dem Zug ihres Herzens will ich mein Glück verdanken.'

„,Wie wäre es,' entgegnete ich, ,wenn Du gelegentlich die Mutter auszuholen suchtest?'

„,Habe auch schon daran gedacht, den Gedanken aber wieder verworfen, und ich will Dir sagen, weßhalb. Die Mutter ist eine weltkluge Frau, sie würde, wenn sie sähe, daß ich ernste Absichten habe, ihrer Tochter zureden, ein Auge über meine Häßlichkeit zuzudrücken, ihr das Unsichere ihrer Lage vorstellen, sowie die Vortheile einer angemessenen Versorgung durch einen Mann, der zwar weder ein Adonis, noch ein Krösus, aber was mehr werth, brav und rechtschaffen sei, und was derlei Gründe, durch welche kluge Mütter eine Tochter zu einer Vernunftheirath zu bestimmen suchen, mehr sind. Vielleicht ließe sich Helene bereden, um es möglicherweise später bitter zu bereuen. Nein, Freund, damit wäre mir nicht gedient. Ich will mein Lebensglück weder der Dankbarkeit, noch dem Mitleid, noch der Ueberredungskunst einer kühl spekulirenden Mutter verdanken. Besser also, ich träume in der Ungewißheit, die doch die Hoffnung noch zuläßt, fort und begnüge mich mit dem unvollständigen Glück, das ich jetzt genieße, als daß ich Gefahr laufe, grausam erweckt zu werden. Ein solches Erwachen wäre schrecklich für mich und ich weiß nicht, ob ich einen solchen Schlag aushalten würde.'

„,Weißt Du, Freund,' sagte ich, ,daß Du mich ganz neugierig gemacht hast, Helene von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen? Könntest Du mich nicht bei ihr und ihrer Mutter aufführen?'

„,Du kommst meinem Wunsche entgegen,' versetzte Berger, ,ich hätte Dir ohnedieß diesen Vorschlag gemacht, denn ich bin gar stolz auf Helene und bin begierig, Dein Urtheil über sie zu hören.'

„Wir kamen überein, daß er mich am Abend des nächstfolgenden Tages bei Madame Bellmann vorstellen solle, daß er jedoch vorher anfragen möge, ob es den Damen genehm sei, mich bei sich zu sehen."

„Nicht aus müßiger Neugier hatte ich den Wunsch ausgesprochen, Helene kennen zu lernen; meine Absicht war, falls sich Gelegenheit dazu bieten sollte, sie und ihre Mutter über ihre Gesinnungen gegen Berger auszuholen. Fielen meine Sondirungen günstig aus, so wollte ich meinen Freund ermuntern, sich zu erklären, im andern Falle gedachte ich zu schweigen. Weßhalb sollte ich ihn ohne zwingende Noth einem Wahne entreißen, der ihn beglückte? Das Unangenehme erfährt man ja immer noch früh genug.

„Ich wurde von Madame Bellmann und ihrer Tochter mit Herzlichkeit aufgenommen. Berger hatte schon oft von mir gesprochen, so daß ich den beiden Frauen eigentlich kein Fremder mehr war. In Madame Bellmann fand ich eine gute, einfache, redselige Frau von etwas beschränktem Gesichtskreis. Ihre Tochter dagegen war wirklich ein allerliebstes Mädchen, in dessen Lob mein Freund nicht zu weit gegangen war. Man brauchte sie nur zu sehen und einige Worte mit ihr zu wechseln, um das fesselnde Interesse zu begreifen, das sie meinem Freunde eingeflößt hatte.

„Gleich in der ersten halben Stunde meines Besuches bemerkte ich, daß Berger bei Mutter und Tochter in hohen Ehren stand und daß er von Beiden mit der Vertraulichkeit eines erprobten Hausfreundes behandelt wurde. Wenn er sprach, hingen Helenens Blicke mit Wohlwollen an seinen Lippen. Näherte er sich ihr, so bemerkte ich in dem Ausdruck ihrer Züge keines jener Anzeichen versteckten Abscheues, die selbst die gutmüthigsten und an Selbstbeherrschung gewöhnten Menschen nicht leicht unterdrücken können, wenn ihnen Leute, gegen welche sie Widerwillen empfinden, nahetreten. Helene schien in der That seine Häßlichkeit gar nicht zu bemerken oder längst daran gewöhnt zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



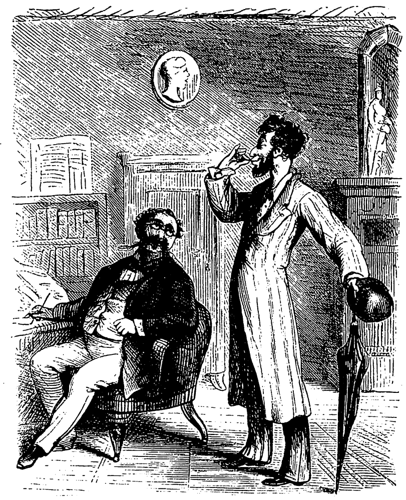
Krämerfrau (zu ältlichem Fräulein): Ich wollte Sie bitten, gnädiges Fräulein, den Teppich, den ich gestern auf Ihrer Auktion gekauft habe, zurückzunehmen, und mir die acht Thaler, die ich dafür gezahlt, wiederzugeben. Mein Mann ist sehr ungehalten über den Kauf, und er verlangt, ich solle ihm das Geld dafür wieder anschaffen.

Aeltliches Fräulein: Den Teppich zurücknehmen? Das fehlte noch? Ich habe die Auktion nur gehalten, um alle die alten Sachen loszuwerden, die sich bei mir angesammelt hatten. Was hat Ihr Mann übrigens an dem Teppich auszusetzen? Sie haben ihn billig genug bekommen.

Krämerfrau: Er sagt, er wäre so mürbe, daß man nicht darauf treten könne, ohne ihn zu zerreißen. Und das ist auch die Wahrheit, gnädiges Fräulein; das Gewebe ist so locker, daß die Männer stets mit ihren Absätzen darin hängen bleiben.

Malitiöse Nichte: Sonderbar, liebe Tante, daß bei Dir niemals ein Mann hängen geblieben ist!

Aeltliches Fräulein (sucht malitiöse Nichte durch eine erhabene Miene und durch Blicke unsäglicher Verachtung einzuschüchtern. Vergebliches Bemühen): Schaffen Sie mir den Teppich aus den Augen, Madame, gekauft ist gekauft.



Advokat: Nun, Herr Isenstein, Sie haben sich ja lange nicht bei mir sehen lassen. Wo haben Sie denn die ganze Zeit über gesteckt?

Moses Isenstein: Wo soll ein junger Ehemann stecken, Herr Doktor, als bei seiner jungen Frau?

Advokat: Ei, der Tausend! Sie sind verheirathet? Na, da gratulire ich. Gute Partie, Isenstein?

Moses Isenstein: Läßt sich halten. Der Mensch muß zufrieden sein. Aber schön is se, Herr Doktor. Ein Gesicht hat se wie Milch und Blut, und schön is sie gewachsen, ich möcht' mich selbst beneiden.



Feldwebel: Warum bleiben Sie zurück? nu, nu machen Sie man rasch, daß Sie nachkommen!

Musketier: Ach, Herr Feldwebel, ich hab' gar so schwer im Tornister, ich kann nit mehr! —

Feldwebel: Dummes Zeug, nu man vorwärts, was zum Deibel haben Sie denn Alles in den Tornister 'rin gesteckt? —

Musketier: Ei, meine Mutter hat mir für die Frau Feldwebel so en schweren Schinken eingepackt! —

Feldwebel (so laut, daß es die ganze Kompagnie hören muß): Ja warum sagen Sie denn nicht gleich, daß Sie krank sind, es wird ja Keenem was Unmenschliches zugemuthet! —



„Der Soldat soll also sowohl im Umgang mit seinesgleichen als auch im Verkehr mit Civilpersonen immer bescheiden auftreten. Was man unter bescheiden versteht, will ich euch jetzt in einem Beispiel erklären! Gesetzt der Fall, ich komme zum Herrn Hauptmann und der Herr Hauptmann bietet mir ein Glas Wein an; ich trink' es natürlich; er bietet mir noch eins an, das trink' ich auch; nun aber danke ich, wenn er mir noch eins einschenken will; — seht ihr, das nennt man bescheiden. Wenn ich mir aber ein drittes, viertes, fünftes und sechstes eingießen ließe, wäre ich da auch noch bescheiden, Kratzenberger?"

„Nein, Herr Unteroffizier."

„Sondern was wäre ich dann?"

„Betrunken!"

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach Adolphe Belot von Emile Vacano.

(Fortsetzung.)

Achtundachtzigstes Kapitel.

Einstimmig: „Nein!“

In einem Punkte waren die Vorhersagungen Florinens in Bezug auf Lorenz nicht eingetroffen. Die spanische Gesandtschaft fand sich nicht bewogen, für den ihr in seinem früheren Leben fremden Marquis Bürgschaft zu leisten, und die französischen Gerichte mochten bei einem Todtschlag keine Belassung auf freiem Fuße bewilligen, obwohl sie dem Verhafteten alle Bequemlichkeit gestatteten, welche mit einer Untersuchungshaft überhaupt vereinbar ist.

Der Marquis de Ribas gewann durch seine liebenswürdige Weise bald das Wohlwollen des Untersuchungsrichters und des Direktors im Landesgerichte, wo er sich befand. Auch die Sympathieen des Publikums flogen ihm zu, man interessirte sich für diesen hübschen Jungen, diesen heißblütigen, leidenschaftlichen Spanier mit dem vertrauenden Herzen, der eine Dame der „Mittelwelt“ geheirathet hatte aus — Liebe, der ihr seinen Namen, seinen Rang, sein Vermögen gegeben hatte und von derselben auf so schändliche Weise betrogen worden war.

„Wie er sie geliebt hat!“ sagten sich die Frauen seufzend, als ob es ihnen leid thäte, von ihren Gatten noch nicht erwürgt worden zu sein.

Den armen Heinrich verurtheilte man förmlich in allen ästhetischen Thees. Man fand es unverzeihlich von einem Bräutigam, daß er sich auf die Ehe dadurch vorbereite, daß er die Gattin eines Andern verführte.

Heinrich kümmerte sich kaum um all' das Geschwätz. Es genügte ihm, daß Jeanne ihm vertraute. Um so mehr aber drängte es ihn, Paris zu verlassen, ein Land zu fliehen, welches ihm nur Leid gebracht, und in seiner sonnigen Heimat, an der Seite eines geliebten Weibes, all' dieses Leid zu vergessen.

Dieser neue Prozeß aber, bei welchem er den Hauptzeugen abgeben mußte, fesselte ihn an Paris. Und die Affäre des Marquis de Ribas konnte nicht mehr vor dem Monat Juli vor's Schwurgericht gebracht werden. Endlich kam auch diese Zeit heran.

Trotz der vorgerückten Saison, der sonst für jedes Interesse todten Saison, nahm alle Welt den lebhaftesten Antheil an dieser Verhandlung. Die vornehme Welt strömte aus den Bädern in die Stadt zurück, um dieselbe nicht zu versäumen. Vorzüglich die Frauenwelt war es, welche jedes Detail dieses Eifersuchtmordes studiren, kritisiren und genießen wollte. War ja doch der Held derselben ein Kavalier von reinstem Wasser und ein Mann von blendendster Schönheit. Auch die Damen der Mittelwelt und der Bühne drängten sich zu diesem Trauerspiel, sie waren ja gleichsam durch ihre ehemalige „Kollegin“ Mathilde von Villeneuve dabei betheiligt.

Und doch bot die Verhandlung selber nichts Bemerkenswerthes oder Tragisches.

Lorenz beantwortete alle Fragen des Präsidenten präzis und klar. Er fand ergreifende Töne und Wendungen, die seine Liebe und seine Eifersucht schilderten, denn diese beiden Faktoren des Mordes waren keine Erfindung, keine Lüge, keine Ausflucht. Den schlauen Rathschlägen Florinens gemäß hütete er sich wohl, Mathilde anzuklagen. Er bedauerte sie nur als Verirrte; mit Thränen in den Augen und mit einem Ausbruch von Reue, der nicht ganz erheuchelt war, verwünschte er seine sinnlose That und rief die Ermordete an, ihm verzeihen zu wollen.

Diese Stelle machte auf das Publikum und die Geschworenen tiefen Eindruck.

Auch Herr von Meillant machte guten Eindruck durch die zurückhaltende und höfliche Art, welche er gegen seinen Nebenbuhler bewahrte; denn er blieb trotz allen Lächelns der Zuhörer bei seiner Behauptung, daß die schöne Marquise de Ribas niemals mehr als seine treue Freundin gewesen sei. Er erkannte aber auch zu gleicher Zeit an, daß der Marquis de Ribas leicht Verdacht haben und das Schlimmste glauben konnte, also in seiner Wuth sammt deren traurigen Folgen entschuldbar sei vom rein moralischen Standpunkte aus.

Eine solche Wendung hatte der Prozeß und die Stimmung genommen, und der Staatsanwalt selber fand sich bewogen, für die allergrößte Milde zu plaidiren.

Nach Verlauf einer Viertelstunde der Berathung beantworteten die Geschworenen sämmtliche Fragen der Anklage einstimmig mit „Nein!“ und der Präsident verfügte die unverzügliche Freilassung des Angeklagten, falls derselbe nicht eines andern Vergehens wegen zurückgehalten werde.

„Ja, falls er nur dieses Eine Vergehen begangen hätte!“ schrie aus dem Fond des Saales ein Mann auf, der erst vor einigen Minuten in den Gerichtssaal gedrungen war.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Die Hauptperson tritt auf.

Die Wachen, welche den Eingang des Zuschauerraumes zu bewachen hatten, stürzten sich auf den Mann und wollten ihn entfernen. Aber der Präsident gab Befehl, denselben im Gegentheil vor die Schranken zu führen.

Das war um so leichter, als der Störer, um den Wachen zu entgehen, bereits mehrere Barrièren übersprungen hatte und jetzt geradenwegs auf die Estrade losstürmte, auf welcher sich der Gerichtshof befand.

Dort angekommen, mit beiden Händen auf eine Balustrade gestützt, weder einen Blick auf den Angeklagten noch auf die Geschworenen werfend, mit aufrechtem Haupte, so wartete der Mann auf die Fragen, die man an ihn richten würde.

Todtenstille herrschte im Saale. Aller Augen waren auf den Eindringling gerichtet.

„Wiederholen Sie Ihre Worte,“ sagte der Präsident. „Der Gerichtshof hat dieselben nur undeutlich vernommen.“

„Ich habe gesagt,“ wiederholte der Unbekannte, „daß der Angeklagte, den man soeben freigesprochen hat vom Verbrechen des Mordes, noch andere Verbrechen begangen hat.“

„Wer sind Sie, um sich diese Beschuldigung zu erlauben?“

Mit gewaltiger Anstrengung rief der Mann: „Ich bin der Vater seines letzten Opfers. Und ich heiße Simonnet.“

Ein Schauer lief durch den Saal. Eine Minute verging, ehe der Präsident, selber bewegt, die Worte sagte:

„Von welchem andern Verbrechen wollen Sie sprechen?“

Ohne Lorenz anzusehen, streckte Simonnet seinen Arm nach ihm aus und entgegnete:

„Er war mein Mitschuldiger in der Affäre vom Boulevard Bessières ... Mit seiner Hülfe habe ich damals den Kapitän Guérin erdrosselt.“

Der ganze Saal hatte sich erhoben, fiebernd, in höchster Aufregung. Nur die Geschworenen, die Richter und der Staatsanwalt verblieben auf ihren Sitzen.

Der Präsident, welcher mit den Richtern einige Worte gewechselt hatte, sagte:

„Dann heißen Sie also nicht Simonnet, sondern Jagon.“

„Jagon ist der Name, unter welchem ich verurtheilt wurde. Aber Simonnet ist mein wirklicher Name, den mir damals keine Gewalt zu entreißen vermochte.“

„Weßhalb haben Sie ihn damals verschwiegen?“

„Um mein Kind nicht zu kompromittiren. Jetzt ist sie aber todt,“ murmelte er dumpf, „und ich habe keinen Grund mehr, zu schweigen.“

„Wie kommen Sie hieher?“ fragte der Präsident.

„Ich komme aus dem Bagno, aus Numea. Ich bin vor drei Monaten aus demselben entflohen. Erst vorgestern kam ich in Frankreich an und erfuhr, daß meine Tochter, mein Kind, von ihrem Gatten umgebracht worden ist, von diesem Elenden da! ... Da bin ich nach Paris hergeflogen und da bin ich ... da bin ich! ... Ich komme etwas spät, da ihr ihn freigesprochen habt ... aber das andere Verbrechen! ... Man kann wohl das andere Verbrechen wieder an's Licht zerren, da ja ein neuer Schuldiger da ist! Und er muß verurtheilt werden ... er *muß* verurtheilt werden ... o, ich kenne das Gesetz! ...“

Seine Stimme hatte ihm versagt und seine Augen hatten sich mit Thränen gefüllt bei den Worten: „meine Tochter ... mein Kind ...“ Jetzt aber überkam ihn die Wuth, er schlug auf die Balustrade, er wandte sich bei den letzten Worten an die Geschworenen, an den Gerichtshof, an das Publikum, als wolle er die ganze Welt zum Zeugen seiner Anklage machen. Aber noch immer vermied er es, Lorenz anzusehen. Er fürchtete augenscheinlich, sich nicht mehr zurückhalten zu können, sobald er ihn erblickte.

Als aber der Präsident sagte: „Sie klagen diesen Mann vielleicht nur an, um den Tod Ihrer Tochter zu rächen.“

Da wandte er sich plötzlich dem Angeklagten zu, schrecklich, imponirend, mit ausgestrecktem Arme und ihn Allen bezeichnend.

„Ah! ihr glaubt an seine Unschuld?“ machte er. „Aber so seht ihn doch nur an, er ist ja erblaßt; fühlt sein Gesicht, seine Hände, er ist so eiskalt wie meine Tochter.“

Und indem er auf Lorenz losstürzte, wiederholte er: „Mein Kind! ... Ich hatte es Dir anvertraut, ich hatte es Dir gegeben ... Was hast Du damit gemacht? Du hast sie erdrosselt, Elender! Elender! Elender! ...“

Und er faßte sinnlos mit seinen Händen nach dem Halse seines Mitschuldigen, als wolle er ihn denselben Tod sterben lassen, wie sein Kind ihn starb.

Schreie ertönten im Auditorium, Frauen wurden ohnmächtig und zugleich stürzten sich mehrere Wachen auf Simonnet.

Aber der war wieder zu Sinnen gekommen und sagte: „Seid doch ruhig, ich bringe ihn nie um. Ich will nicht, daß er schnell stirbt. Ich will, daß er recht lange leide ... und durch mich ... Ich muß *sie* doch rächen! ...“

Neunzigstes Kapitel.

Herr Jagon wird offenherzig.

Simonnet wurde ohne weitere Förmlichkeit verhaftet als entflohener Sträfling. Lorenz wäre unter jeden Umständen erst am nächsten Tage in Freiheit gesetzt worden, und wäre also selbst als Freigesprochener vorerst noch unter Schloß und Riegel gehalten worden.

Kaum hatte der Sicherheitschef, Herr Claude, den Zwischenfall und das Wiedererscheinen Jagon's erfahren, als er auch wieder voll Feuer und Flamme für seinen Lieblingsprozeß war und seinen ehemaligen Quälgeist in dessen Zelle aufsuchte.

Simonnet empfing ihn mit einem unheimlichen Lächeln.

„Nicht wahr, Herr Claude, meine heutigen Geständnisse haben Ihnen Freude gemacht, weil sie Ihnen in Allem Recht geben? ... Und was noch mehr ist: ich werde Ihnen von nun an alle Fragen beantworten, und offen beantworten, die Sie an mich stellen wollen. Ach, ich habe nichts mehr zu verschweigen. Was liegt mir an der ganzen Welt? Für mich hat es nur ein einziges Wesen gegeben. Das existirt nicht mehr. Was liegt mir nun an mir selber? Was kümmert mich noch irgend etwas oder irgend Jemand? ... Aber nein, nein, ich lüge ... Jemand interessirt mich noch, das ist Lorenz, der Elende, dem ich einen Titel geschenkt habe, ein Vermögen, und das schönste Weib von Paris, und der ... Ah!!! Beeilt euch, ihn zu richten, ihn zu verurtheilen, hört ihr? Denn alle eure Riegel sollten mich nicht hindern, ihm seinen Lohn zu geben! ...“

„Bringen Sie uns auch die Beweise seiner Schuld?“ fragte Herr Claude gemüthlich.

„Und ob ich sie bringe! Man stelle nur erst einen Untersuchungsrichter auf ... am besten den damaligen, Herrn von Beaudin, oder wie er hieß ... und ich verpflichte mich, ihm alle nöthigen Beweise zu liefern. Uebrigens seien Sie ruhig, der Kerl wird nicht leugnen, wenn ich ihn anklage. Ich kenne ihn; er wird vor mir zittern. Er ist ja nur muthig, wenn er ein schwaches Weib umzubringen hat! ...“

Er ließ sein Gesicht wieder in seine Hände sinken und schwieg. Herr Claude neigte sich nach einer Weile über den gebrochenen und so sehr geänderten Mann und sagte: „So ist also Joseph Blanchard unschuldig?“

„Allerdings!“ machte der Sträfling barsch und schaute auf. „Habe ich jemals gesagt, er sei schuldig? ...“

„Sie haben nicht das Gegentheil behauptet und Ihr Schweigen hat genügt, um ihn zu verurtheilen.“

„Schweigen! Aber jetzt werde ich nicht mehr schweigen, seien Sie ruhig! Ich werde seine Unschuld von den Dächern ausschreien, wenn man mich hinaufkriechen läßt. Hoffentlich wird man den falschen Marquis nicht zum Tode verurtheilen und wir kehren miteinander nach Australien zurück. Ah! was für ein Leben will ich ihm dort bereiten! Man braucht ihn gar nicht bewachen zu lassen, ich zerreiße ihn mit meinen Zähnen, wenn er entwischen wollte! ... Der Blanchard, der dumme Teufel, ist noch immer da unten. Der Kerl hat die fixe Idee, den Gesetzen gehorchen zu wollen um jeden Preis; er will lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun. Er ist gesund, aber niedergeschlagen, das Athemholen verdrießt ihn. So ... Herr Claude, kann ich Ihnen mit noch etwas dienen?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Sicherheitschef freundlich und mit einem ganz veränderten Ausdruck in Stimme und Blick gegen den Verbrecher, der kein Räthsel mehr war. „Höchstens die Art und Weise Ihrer Flucht ... Aber die erzählen Sie lieber uns Allen, Herr Jagon.“

„Simonnet, wenn Sie erlauben.“

„Ah, richtig: Simonnet.“

Einige Minuten später zog sich Herr Claude zurück und ließ Simonnet, der erst am Vortage den Tod seines Herzenskindes erfahren und seitdem nur dem Hasse gegen den Mörder gelebt hatte, allein.

Und jetzt brach „der Schändliche“ in bitterliches, hülfloses, jammerndes Schluchzen aus.

(Schluß folgt.)

Der Eissport auf den Schweizerseen.

Ein Kulturbild der Neuzeit

von

August Feierabend.

Außerordentliche Zeiten rufen auch außerordentliche Kulturbilder in's Leben. Ein sprechender Beweis hiefür sind die lebensvollen Zeiterscheinungen des Eissportes auf unseren Schweizerseen.

Seit dem kalten Winter von 1829 auf 1830 hat das strenge Regiment sibirischer Kälte bei uns nicht mehr so allgemein und andauernd sich Geltung verschafft wie im jüngst vergangenen Winter. Alle unsere Binnenseen sind mit einer spiegelglatten, acht bis zwölf Zoll dicken Eisfläche überzogen gewesen, auf der Jung und Alt, Frauen und Männer sich mit voller Lust dem Vergnügen des Eislaufes überlassen haben.

Man hat berechnet, daß auf dem obern und untern Zürichersee Sonntag den 18. Januar bei 25,000 Menschen sich fröhlich herumtummelten. An wandernden Buden für leibliche Bedürfnisse hatte es dabei keinen Mangel. Zwischen den flinken Schlittschuhläufern und Läuferinnen tummelten sich kleine Sitzschlitten mit Hundegespann oder mittelst Stachelstöcken der Insassen. Ein Zweispännerschlitten mit vier waghalsigen Männern, darunter der Redakteur des Witzblattes „Nebelspalter“, legte den Weg von Zürich nach Bendlikon in der kurzen Zeit von $10^1/_2$ Minuten zurück. Ebenso ein zweiter von Richterswyl nach Stäfa. Neben einem zweiundsiebenzigjährigen Greisen sah man sechsjährige Knaben und Mädchen auf ihren Schlittschuhen dahinfliegen. Von der Höhe des Uetliberges bot das bewegte Menschengewimmel auf dem Eise den überwältigenden Anblick wimmelnder schwarzer Ameisenschaaren, die sich ruhelos mit der größten Lebhaftigkeit durcheinander drängen.

Als am späten Abend die 300 Mitglieder starke „Harmonie“ bei Fackelschein ein Lied anstimmte, drängten die Volksmassen sich gegen ihren Standpunkt in solcher Weise zusammen, daß

die Eisdecke bedenklich zu knallen und krachen begann und die Sänger plötzlich ihr Lied abbrachen und sich entfernten.

Im Kanton Luzern ist das „Kugeldröhten" auf den Landstraßen an schönen Sonn- und Feiertagen im Sommer unter den Jünglingen und Männern im sogenannten Gäu oder im ebenen Lande ein sehr beliebtes Spiel. Sobald nun der liebliche Baldeggersee im Hochdorferamte fest gefroren war, wurde auf seiner spiegelglatten Eisfläche ein lustiges „Kugeldröhten" veranstaltet, bei welchem die kräftigsten Spieler die schweren eisernen Kugeln quer über die Eisdecke von einem Ufer zum andern schleuderten. Gleichzeitig wurde auch eine Kegelbahn errichtet und unter großem Jubel Kegel geschoben.

Ueber den Murtnersee wagten sich acht Insassen in einem Zweispännerschlitten in rasendem Galopp bei unheimlichem Brüllen der Eisdecke und kamen glücklich hinüber und wieder zurück. Man schätzte die Last auf wenigstens fünfzig Centner. Als nun den nächsten Tag darauf in Disteloch ein Haus in Brand gerieth, jagte die Feuerspritze von Murten mit ihrer Bedienung im sausenden Galopp ungefährdet über die Eisfläche hinüber.

Am längsten widerstrebte der eisigen Gewalt des harten Winters der zwischen Rigi und Zugerberg sorglich eingebettete Zugersee. Endlich mußte auch er sich der Uebermacht fügen und eine spiegelklare Eisdecke von mächtiger Dicke schlug auch ihn in Bande. Da errichtete die Arbeiterbevölkerung der Altstadt (Zug) nach Plan und Anleitung des Mechanikers Arlin für die liebe Jugend ein eigenartiges Caroussel. Eine junge Tanne wurde in die dicke Eisfläche fest eingerammt. An diese wurden mit beweglichen Kugelgelenken lange Leitern und Drehstangen (Hebel) von zwanzig Meter Länge befestigt und am äußern Ende derselben die pfeilschnell dahin fliegenden Schlitten mit den jubelnden Kindern, beim Klange der unvermeidlichen Drehorgel und hellen Fackelscheine! Dem Vorgehen der Altstädter sind im bekannten zugerischen Wetteifer dann die Bewohner der moderneren Vorstadt auf dem Fuße gefolgt und die Freude und der Jubel der Kinder war nun allgemein und groß. Das Andenken an den kalten Winter 1880 wird in den Herzen der Kinder lebensfrisch erhalten bleiben und auf kommende Generationen sich fortpflanzen.



Anekdoten und Witze.

Guter Rath kommt über Nacht.

Baron (zu seinem Kutscher): Karl, Du bist ja wieder total betrunken! Mit meiner Geduld bin ich aber jetzt am Ende. Hier ist Dein Lohn und morgen früh verläßt Du das Haus.

Am folgenden Morgen erscheint Karl in des Barons Arbeitszimmer, legt den erhaltenen Lohn auf den Schreibtisch und sagt halb verlegen, halb zutraulich:

„Herr Baron, hier ist das Geld zurück. Ich habe mich anders besonnen. Ich will wieder bleiben."

Der zerstreute Professor.

Was mußte ein Geist wie Cicero denken, als er geköpft wurde? Genau würden wir die Lösung dieses interessanten wissenschaftlichen Problems finden können, wenn er uns auch nur wenige Zeilen darüber hinterlassen hätte.

Die Ungarn sind ein Gemisch hauptsächlich von Magyaren, welche sich ihr Anrecht an das völlig verödete, nur unbevölkerte Land einst blutig erstritten haben.

„Meier! Wenn Du heut wieder zufällig Dein Buch vergessen hast, schlag' ich's Dir ohne Weiteres um die Ohren; denn darin erkenne ich die Absicht!"

*

„Thees" und „Kaffees", behauptet ein boshafter Schriftsteller, sind Zusammenkünfte, bei denen die Krähen den Dohlen erzählen, wie schwarz die Raben sind.

*

Höflichkeit amerikanischer Richter.

Jüngst hatte ein amerikanischer Gentleman aus guter Familie das Malheur, wegen eines Mordes zum Galgen verurtheilt zu werden. Der Präsident des Gerichtshofes entwickelte nun diesem Herrn Greenback gegenüber eine besondere Artigkeit.

„Herr Greenback," sagte er, „die Jury hat Sie für schuldig erklärt und das Gesetz will, daß ich Sie zum Galgen verurtheile. Ich wünsche, daß Sie und Ihre Freunde es sich klar machen, daß nicht ich es bin, der Sie zum Tode verurtheilt: die Jury ist das Gesetz. Nun zur Sache: an welchem Tage wünschen Sie gehenkt zu werden, Herr Greenback? Sie wissen, daß Ihnen das Gesetz eine gewisse Zeit gewährt, um sich auf diesen großen Augenblick vorzubereiten."

Der Verurtheilte:

„Am besten hängen Sie mich gleich. Bestimmen Sie selbst den Tag, mir ist das ganz gleich."

Der Richter ist ein wenig erstaunt. Er fährt jedoch fort in väterlichem Tone:

„Ueberlegen Sie die Sache, Herr Greenback. Das Gehenktwerden ist keine Kleinigkeit. Ich kann Ihnen nur nützlich sein, so lange Sie leben, Sie werden daher gut thun, wenn Sie so viel Zeit verlangen als irgend möglich."

„Ich wiederhole es Ihnen, mir ist das ganz gleichgültig."

Der Richter wendet sich an den Sheriff:

„Herr Sheriff, Sie sehen, daß es Herrn Greenback gleichgültig ist, an welchem Tage er gehenkt wird. Sehen Sie freundlichst nach, ob heute über einen Monat ein Sonntag ist."

Der Sheriff blättert im Kalender.

„Donnerstag," sagt er.

„Wohlan, Herr Greenback! Wenn es Ihnen paßt, so werden Sie heute über einen Monat gehenkt werden, um die Mittagsstunde."

Der Staatsanwalt sieht die Würde des Gerichts kompromittirt, er intervenirt:

„Herr Präsident, es ist Brauch in solchen Fällen, eine förmliche Sentenz auszusprechen, damit der Verurtheilte den Ernst seiner Lage begreife, sein Verbrechen bereue und an seine Strafe in der andern Welt denke."

Der Richter lächelt väterlich.

„O Herr Staatsanwalt, ich bin sicher, daß Herr Greenback das Alles begriffen hat. Nicht wahr, Herr Greenback?"

„Natürlich, ganz natürlich," sagt Herr Greenback.

*

Auch ein Vergleich.

Beim Heirathen sollte genau dieselbe Grundbedingung wie beim Wurstessen vorhanden sein, nämlich — absolutes Vertrauen.

*

„Der bekommt meine Tochter!" Das ist eine Redensart, die besonders Schauspieler und Sänger von einem Kollegen anwenden, dem sie nicht viel zutrauen. Woher stammt diese kuriose Redensart? Die Lösung der Frage, woher dieses geflügelte Wort stammt, liegt in der folgenden Erzählung: In Berlin war ein sehr braver Mann an der königlichen Opernbühne als Baritonist engagirt und als solcher kontraktlich verpflichtet, den „Don Juan" zu „verungeniren". Zum Schrecken der Berliner Bevölkerung erfüllte der Wackere seine kontraktliche Verpflichtung in des Wortes frevelhaftester Bedeutung. Trotzdem verliebte sich die Tochter eines wohlhabenden Bürgers in denselben, ihre Neigung fand Erwiederung und Alles schien in der besten Ordnung. Aber der Vater des Mädchens wollte von einer derartigen Verbindung nichts wissen, er behauptete steif und fest, daß das Theatervolk verschwenderisch und leichtsinnig, ja, daß jeder Schauspieler und Sänger ein Don Juan sei. Der alte Herr verweigerte den väterlichen Segen und den Kassaschlüssel. Ohne Segen hätten sich die jungen Leute vielleicht behelfen können, aber auf den Kassaschlüssel konnten sie nicht verzichten, denn die Zeit war damals schon schwer und die Fabel von einer Hütte bereits antiquirt. Doch das Schicksal war unseren Liebenden hold. Eines schönen Morgens wurde dem in jeder Beziehung traurigen Sänger folgendes höchst schmeichelhafte Schreiben überbracht:

„Mein Herr! Ich habe gestern der ‚Don-Juan'-Vorstellung im Opernhause beigewohnt. Sie bekommen meine Tochter, denn Sie sind kein Don Juan."

Das Ende der Geschichte war eine rührende Familienszene, Verlobung und Familienglück... Das ist der Ursprung der Redensart: „Der bekommt meine Tochter."

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 463:

Ein Baum in einen Scherben gesetzt, kann nicht groß werden.

Charade.

1. 2.

Ein liebes, munt'res Wesen,
Des Frühlings Pracht und Ruhm,
Die hat es sich erlesen
So recht zum Eigenthum.

3. 4.

Da, wo ich mag erschallen
(Noch gilt das alte Wort),
Da laß es dir gefallen,
Da ist ein guter Ort.

1. 2. 3. 4.

Sei auch dein Herz bedrücket
Von Sorgen mancherlei,
Das Ganze dich entzücket
Im wunderschönen Mai.

L. F.

Auflösung des Logogriphs Seite 475:

Grübchen, Rübchen.

Kleine Korrespondenz.



B. S. in Hamburg. Abwaschen mit sehr verdünnter Karbolsäure.

L. in Töplitz. Virginia-Vaselinehaaröl von Karl Hellfrisch in Offenbach a. M. ist das Neueste und hat die getadelte Eigenschaft nicht.

T. C. V. Es muß heißen: „Lieber schlecht fahren als gut laufen." Von demüthig und hochmüthig wissen wir nichts, scheint lokal zu sein.

Hrn. M. Weyer in Frankfurt. Mit etwas Guano — am besten ist Begießen mit Blutwasser, wie es das Abwaschen des Fleisches in manchen Haushaltungen liefert — braucht nur selten zu geschehen.

Hrn. Max B. Uns unbekannt.

Frln. H. Wr.... in Barmen. Wer hat Ihnen das gerathen? Es gibt absolut kein anderes Liebesmittel als Liebenswürdigkeit. Eine Haarlocke dem Spröden heimlich in den Stiefel thun, damit er es unter der Sohle hat, und ein verkohltes Fuchshaar in den Morgenkaffee — wir schreiben ja jetzt 1880 und nicht 1380!

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Auguste Gruhner, Bielitz; Anna Bromber, Brünn; Marie Schneider, Hermine Klein, Martha Springer, Breslau; Anna Legien, Edwunten, Kurland; Frau Elise Stutemann, Köln; Hrn. C. Plater, Wien; Dobe, Burg; J. Rothwang, Brünn; A. Ducke, Leitmeritz; K. Zeller, Innsbruck; N. Turner, Ulm; Schauberger, Obernhof; C. Feedrappe, Pfiffelbach; T. Sodenkamp, Werl; C. Grambach, Zürich; L. Dehmel, Hirschberg; A. Meßner, Oels-Arnau; P. Goliberfuch, Brieg; H. Gwalter, Lyon; R. Kuntze, Breslau; H. Kaber, Danzig; C. Gulba, Beuthen; T. Dreßler, Muckrow; J. Adelberg, Pilsen; Troske, Feigler, Düsseldorf; F. Sch., Stuttgart; T. Frey, Mühlhausen.

Hrn. C. H. in Livland. „Auf welche einfachste und billigste Art und Weise kann man in einem Flußbette, aus Sandsteinfliesen bestehend, bei $1/2$ bis 1 Fuß Wasserstand Bausteine brechen? Der festen Lagen wegen belohnt sich das Brechen mit Hacke und Brecheisen nicht." Diese Anfrage stellen Sie an die Redaktion einer belletristischen Zeitschrift —?

Frau Marx in Kreuznach. Man hält sie über den heißen Wasserdampf und bürstet dann vorsichtig mit einer reinen Bürste nach, weiche Zahnbürste am besten.

J. P. in N. Karl Ruß, „Die Haustaube", Hannover, Rümpler.

N. N. Wir rathen, Ihrem Kinde vor dem zehnten Lebensjahre nicht Klavierunterricht geben zu lassen — eben aus den Gründen, welche Sie im Briefe anführen.

Anna K. in Oesterreich. Wenn Sie einen französischen Roman gefunden haben, von dem Sie glauben, daß sich eine Uebersetzung lohnt, so müssen Sie bei dem Verleger anfragen, der mit dem Autor sich in's Vernehmen setzen wird.

Frln. Elisabeth G. in Jever. Nr. 1) Kann nur nach ärztlicher Untersuchung Rath ertheilt werden. Nr. 2) Schwamm empfiehlt sich. Nr. 3) Ja — bitten jedoch um etwas Geduld. Nr. 4) Ja — wollen Sie diese Carrière machen? Ihre Anerkennung hat uns sehr gefreut. Hinsichtlich der Bilder haben Sie das Richtige getroffen.

Hrn. F. P. M. Sieben Fragen auf einmal! Doch wir sind geduldig. Nr. 1) Will sagen für vornehme Fremde. Nr. 2) Redaktion der Briefmarkenzeitung Leipzig. Nr. 3) Eigentlich nicht im Buchhandel zu haben — also alle Rechte hat sich der Autor vorbehalten. Nr. 4) und 5) Kann nur nach genauer ärztlicher Untersuchung festgestellt werden. Nr. 6) Letzteres und 7) Lepsius' Lehrbuch — ist ein sehr schwieriges Studium, das die Kenntniß aller alten Sprachen voraussetzt.

Abonnent in Naumburg. Den Namen trug vielleicht das Original des Malers — ist ja auch jetzt ganz modern.

Anna in Werden. Der Jahrgang 1871 der „Illustr. Welt" kann komplet nicht mehr geliefert werden; die Prämien „Aschenbrödel" und „Rothkäppchen" können Sie aber jederzeit beziehen. Gegen Einsendung des Betrags liefert die Verlagshandlung auch direkt.

Frau L. in Weimar. Sie fragen, wie Sie Ihrem sechzehnjährigen Sohne die Sucht des Versemachens, wodurch er alle seine Schülerpflichten versäumt, abgewöhnen können? — Das ist meist eine Krankheit, die fast alle jungen Leute in einem gewissen Alter befällt, ähnlich wie die Masern. Man soll nur in der Schule recht streng sein. Hie und da Ricinusöl.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. M. P. in Budapest und Hrn. Ferdinand S. in M. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann hier kein Rath ertheilt werden.

Hrn. T. in G. in der Schweiz. Gegen Ihr Leiden, welches vornehmlich auf Athemnoth zu beruhen scheint, gibt es zwei vorzügliche Mittel; erstens das extractum quaebracho aquosum und zweitens Apparate zur Einathmung von komprimirter Luft. Näheres über diese Einathmungsmethode hier mitzutheilen, gestattet uns der Raum dieses Blattes nicht. Wenden Sie sich zu diesem Behufe durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Herrn Berather, der Ihnen gewiß das Weitere gerne mittheilen wird.

Frau Baronin Br. in L. Der Gebrauch von Atropin bei Augenkrankheiten hat sich einzig und allein nach ärztlicher Bestimmung zu richten. Ohne ärztliche Kontrole angewandt, kann jedenfalls das Mittel schädliche Folgen haben.

Abonnent in Osterode a. Harz. Das Fingersaugen des Nachts gewöhnen Sie dem Kinde am besten durch Festbinden der Hand ab, so daß es nicht möglich ist, an dem Daumen zu saugen.

Hrn. J. N. in W. in Bayern. 1) Es gibt überhaupt keine derartigen Mittel. 2) Von Anschaffung dieses Buches und den in demselben empfohlenen Heilmitteln ist entschieden abzurathen.

Ld. J. in K. Ihre erste Frage ist ohne persönliche Untersuchung nicht möglich zu beantworten und die zweite Frage eignet sich durchaus nicht zur öffentlichen Behandlung. Tröstend können wir Ihnen mittheilen, daß allerdings Heilung möglich ist.

Hrn. H. H. in Ungarn. Das Böttger'sche Depilatorium ist einzig und allein nach Angabe des Erfinders mit der Garantie der Unschädlichkeit aus Frankfurt a. M. von J. H. Roth, Bergweg 11, zu beziehen. Alle in den Apotheken nachgeahmten gleichartigen Mittel können die Garantie nicht bieten, weil der Erfinder die Art und Weise der Mischung nicht veröffentlichte, sondern nur bekannt ist, welche Stoffe in dem Medikament enthalten sind, aber nicht, wie solche dargestellt werden, und hierauf allein kommt es an, wenn es sich um Unschädlichkeit des Mittels handeln soll.

Hrn. Karl Sch. in Breslau, H. J. Z. in Perleberg, W. H. im sächsischen Voigtlande und F. M. in B. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes ist in diesen Fällen kein Rath zu ertheilen möglich.

Anfragen*).

29) Wie kittet man Hartgummi?

Abonnent in Hamburg.

30) Wie macht man Messing rein und tiefschwarz, z. B. für die innere Fläche von Mikroskopen? Bei meinem ist die Färbung schadhaft geworden.

O. F. in Stettin.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Inhalts-Uebersicht.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 38. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman
von
Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXI.

Es bedurfte eines besonderen Anlasses, um mich zu bewegen, die Schwelle dort drüben wieder zu überschreiten. — Am andern Tage sagte mir der Assessor, die Gräfin ließe mich formell zu einer Tasse Thee einladen, denn am Abend käme ihr Gemahl. — — Es blieb mir natürlicherweise nichts Anderes übrig, als dieser Einladung Folge zu leisten. — Ich wappnete mich mit Muth, um den Damen zum ersten Male wieder unter die Augen zu treten. Mein Herz pochte froh und doch beklommen ... Der Tag wurde mir unendlich lang. Ich entfloh dem Doktor und traf auf Heimburgs. Ich saß mit ihnen auf einer Bank und hörte folgendes Gespräch mit an, welches der General mit Frau von Brettleben in meiner Nähe führte:

„Sagen Sie mir, gnädige Frau, wer ist eigentlich dieser sogenannte Baron?"

„Ein Baron von Greifenkron, — im Sächsischen ansässig und sehr vermögend. Ein recht angenehmer junger Mann, aber ein wenig unreif noch ... ein wenig Windbeutel."

„Baron von Greifenkron? ... Greifenkron? — Das ist entschieden keine inländische Familie ... Es gibt gar kein deutsches Geschlecht dieses Namens."

„Doch, doch, — der Baron stammt aus Schlesien. Sein Onkel ist ein Graf Henkel auf Kletschgau, — er erbt einmal dessen ganzes Vermögen, wie es heißt."

„O ... o! das ist mir ja neu ... das wäre ja sonderbar! ... So viel ich weiß, ist Graf Henkel-Kletschgau mit einer Rothbrandt verheirathet und hat ein halbes Dutzend Kinder —"

„Unmöglich, Excellenz!"

„Nun, kann sein, aber ich glaube mich nicht zu irren. Und bei welchem Ulanenregiment hat denn dieser Herr eigentlich gestanden? Sein drittes Wort ist ja: als ich noch bei den Ulanen war!"

„Bei dem zweiten, Excellenz!"

„O ... Teufel! — Pardon! ... Bei den Oberschlesiern? — Nein, gnädige Frau, da müssen Sie sich verhört haben, die kenne ich wie meine eigenen Kinder, — da stand niemals ein Greifenkron."

Mehr vernahm ich nicht; aber diese Unterhaltung gab mir Allerlei zu denken, auch traf mich dabei ein schneller, vielsagender Blick — vielleicht unbewußt — aus Mariens Augen ... Ich hatte seit einiger Zeit zu bemerken geglaubt, daß der Stern des Barons entschieden im Sinken war, — tausend kleine Anzeichen sprachen dafür. Ich schrieb das dem Umstande zu, daß Karl ihn ein wenig sehr in den Schatten stellte und auch Herr Steinhauer ihm Konkurrenz machte; — der kleine Blondin trat nämlich ganz so zuversichtlich auf, als hätte er die sechzigtausend Thaler wirklich in der Tasche. Wally Cornelius und Marie Heimburg zwar mieden ihn sichtlich, auch Marie von Leisegang und die anderen jungen Mädchen der Haute-Volée machten ihm weniger den Hof als früher, trotzdem er noch immer bestrebt war, die Seele vom Ganzen zu sein ... Diese Unterhaltung soeben und noch einiges Andere, was ich wußte von dem jungen Manne, machte mich ein wenig stutzig. Allerlei Nebensächliches kam dazu: wenn der Onkel Henkel selbst Kinder hatte, so war die Geschichte von dem Erben seiner Güter wohl etwas mythenhaft, eine Renommage. Sehr bei Kasse schien der Baron eben nicht zu sein, denn er hatte auch bei Karl eine Anleihe zu machen versucht, in drei Tagen sollte er sein Geld wieder haben. Mein lebenskluger Mentor hatte ihm einen Thaler geboten mit den Worten: „Eine telegraphische Depesche macht fünf Silbergroschen, Zehrgeld für zweieinhalb Tage fünfundzwanzig Silbergroschen — kann ich Ihnen hiemit dienen?" Ich hätte ihn malen können, wie er dabei aussah, und ebenso das Gesicht des verblüfften Borgers. — Auch Anderen sollte der Neffe des reichen Grafen Geld schuldig sein.

Als dieser gleich darauf, die Flinte über der Achsel, mit Grete Zitzewitz an uns vorüberging, sehr laut parlirend und so geziert und affektirt wie immer, mußte ich ihn mir einmal genauer darauf ansehen. — In Wirklichkeit, der Baron sah nicht aus wie so ein echter, deutscher Edelmann und Landjunker, höchstens wie eine etwas blasse Kopie von einem solchen, trotz etlicher körperlicher Vorzüge und trotz seines hochklingenden Namens. — Den Baron hat er sich vielleicht nur zugelegt für die Badesaison ... daheim ist er ein einfacher von Greifenkron sonst, oder Greifenkron, — das ist Alles, dachte ich. — — Nun, was geht das dich an! — Mit deinen fünfundzwanzig Thalern allerdings, da sieht das ein wenig ungewiß aus.



Die Würger von Paris. Florine zählte Geld? Ja, sie zählte Geld, Banknoten, die vor ihr ausgebreitet lagen. Originalzeichnung von G. Franz. (S. 492.)

Unterwegs sprachen wir hernach auch über die beiden Russinnen und über das, was man im Publikum sich über dieselben erzählte. Der Steuerrath drückte sich sehr mißbilligend aus über das Ueberhandnehmen des Klatsches und der Medisance in Eichdorff und versicherte mich, daß alle anständigen Leute hier dem Doktor und seinen Trabanten ihr Benehmen sehr verdächten. Jene Damen möchten nun sein wer sie wollten, soviel stände fest, ihr Betragen gäbe Niemanden Anstoß, und Diejenigen, welche dieselben am heftigsten verleumdeten, sollten nur lieber den Balken in ihren eigenen Augen sehen.

Marie wurde ein wenig roth, als ihr Vater dieß sagte, ich schloß daraus, daß Beide irgend etwas Bestimmtes wissen mußten, was Jenen zu dieser Aeußerung veranlaßte, und daß dieses eben nichts Gutes war.

„Und wie beurtheilen Sie jene fremden Damen?" frug ich nach einer Weile das junge Mädchen.

Sie blickte voll und herzlich zu mir auf.

„Ich finde es abscheulich, daß man sie so verleumdet," erwiederte sie mit Wärme. „Sie sind Fremde noch dazu und genießen das Gastrecht. Welche Begriffe müssen sie von uns Deutschen mit nach Hause nehmen! Ich lege nicht großen Werth auf mein eigenes Urtheil, aber ich meine doch, sie sind anständige und feingebildete Frauen. — Die jüngere von ihnen und die Kinder sind wahre Engel!" fügte sie enthusiastisch hinzu.

Es fehlte nicht viel und ich hätte gesagt: ich danke Ihnen für diese Worte. Ich besann mich aber noch zur rechten Zeit, um sie hinunterzuschlucken.

„Sie brauen da allerhand Unheil," hub der Vater wieder an, „der Doktor und die übrigen bösen Zungen, aber es gibt hier noch Leute, welche ein Auge auf sie haben und zur rechten Zeit aus ihrer Reserve hervortreten werden."

Dieses Mal lief nun aber das Herz wirklich mit mir davon. Ich sprach dem Steuerrath nicht nur meinen wärmsten Dank aus für diese Gesinnung, sondern sagte ihm auch, daß wir ebenso dächten, Gunstetten und ich. Ich erzählte ihm von den beiden Frauen, und welchen Eindruck sie auf mich gemacht hätten, ich sprach mit Feuer und Ueberzeugung und versicherte schließlich, daß nur ein einziger dunkler Punkt an ihnen haftete — der angenommene Name.

Als ich heim kam, fand ich Karl wieder bei seinem Cello.

„Höre, — lauf' nur nicht gleich wieder hinaus!" rief er mir zu, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, „ich habe Dir etwas zu sagen."

Ich wartete geduldig, bis er mit einem Akkord über alle vier Saiten die Piece beendet hatte. Er stellte das Instrument in eine Ecke, schlug die Zipfel seines Schlafrocks um seine Kniee und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Er war offenbar in ganz vorzüglicher Laune heute, was mich einigermaßen Wunder nahm, da seine Mittheilung wenig Erfreuliches enthielt:

„Ich habe nämlich einen kleinen Privatspeech mit den hiesigen Goldonkels gehabt. — Denke Dir, mein Lieber, da kommt vorhin der Senator und theilt mir in einiger Bestürzung mit, er habe gestern ein vertrauliches Schreiben aus D... bekommen mit der Anfrage, ob er wohl die Freundlichkeit haben wollte und ebenso vertraulich über eine gewisse Gräfin von Wandalowskoi und deren Begleiterin in Bezug auf deren Aufführung und deren Leumund ein Urtheil abzugeben. Man habe in Erfahrung gebracht, daß jene beiden Frauen einem Theile des Badepublikums durch ihre Aufführung ein Aergerniß gäben."

Ich stieß einen Schrei der Wuth aus.

„Und das sagst Du mit dieser lachenden Miene?" rief ich zornig und erhob mich.

„Beruhige Dich, mein Sohn," fuhr Karl mit einem seltsamen, — fast unheimlichen Lächeln fort. „Ich freue mich, daß sich die Schlinge immer fester zuzieht, ganz ohne mein Zuthun, ich habe meinen Spaß daran, zu beobachten, wie der hämische Narr mir Schritt für Schritt in's Garn läuft. Ich sehe ihn schon zappeln und das bereitet mir eine höchst angenehme Emotion. Ich freue mich, wenn die alten Sprüchwörter wahr bleiben, Stadtrichter. — Ich vermuthe nämlich, diese ganze ehrenwerthe Gesellschaft hier hat sich vollständig in den Glauben an ihre eigenen Lügen hineingearbeitet und das macht sie und vor Allem den Doktor völlig blind. — Um so leichter fangen wir sie."

„Du bist mir völlig unbegreiflich, — ein Räthsel, Karl!"

„Ich würde einschreiten, wenn wirkliche Gefahr vorhanden wäre, daß man die Damen persönlich belästigte, bis dahin lasse ich Alles seinen natürlichen Verlauf nehmen und greife nicht vor. Sollten sie sich das unterfangen, dann allerdings ziehe ich andere Saiten auf."

Er schnitt ein wahrhaft diabolisches Gesicht und schloß seine langen, sehnigen Hände zu einer Faust, als wollte er sie jetzt schon zermalmen.

„Und der Senator?" frug ich.

„Der wird thun, was recht ist. Er wird berichten, daß er für den Ruf jener Fremden nicht einstehen könne, daß deren Aufführung aber in keiner Weise anstößig sei, er sich im Uebrigen aber solche Zumuthungen künftig verbitte. — O, — wenn Du wüßtest, Stadtrichter, was das für eine Gesellschaft hier ist!" rief er dann plötzlich geräuschvoll auflachend und mir starr in's Gesicht sehend. „Und wie sie so dumm auf den Leim gehen, — wie sie uns zuflattern, Eugen — die süßen, sanften Täubchen! ... Na, — eines Tages wird auch für Dich der Schleier fallen — dann wirst Du staunen."

„Wovon sprichst Du, Karl?" frug ich neugierig.

„Von der Süßigkeit der Rache; — was Dir heute noch ein Räthsel ist, wird sich in wenigen Tagen aufhellen. — Lachen sollst Du, — — — triumphiren, alter Junge, und Deine Menschenkenntniß um ein großes Kapital bereichern."

Weiter brachte ich aus ihm nichts heraus.

Der Baron war heute wieder einmal auf der Jagd. Bei Tische war die Atmosphäre etwas schwül. Die Kammerjunkerin schmollte noch immer, aber ohne Erfolg, Frau von Eckstein warf den edlen Schwestern ab und zu wüthende Blicke hinüber und tuschelte auf sehr bedenkliche Weise mit der Stadträthin, was von drüben her reichlich vergolten wurde durch spöttische Mienen und halbe Worte.

Fräulein Aglalia hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck heute in ihrem Auge, bald blickte sie lächelnd zu dem General hinüber, bald an mir vorbei mit sanft leuchtendem Schimmer auf Herrn Burg, der dasaß, kaum einen Bissen anrührte, mit niedergeschlagenen Augen Brodkügelchen fabrizirte und von großer innerer Unruhe bewegt schien.

Der Assessor verhielt sich heute ziemlich ruhig, hatte aber dafür seine Augen überall.

„Na, — heute kommt ja wieder der nette Falan von da drüben," erzählte Frau Ehemann beim Dessert, indem sie Platz nahm, (sie war soeben von einem Gang in die Küche wieder zurückgekehrt). „Für heute Abend hat die Frau Jräfin 'was Feines draußen bestellt, — denn is es allemal richtig."

Ein spöttisches Lächeln glitt über die Gesichter der barmherzigen Schwestern und einiger männlichen Klatschbasen und allerhand spitze Bemerkungen wurden laut — es gab da eine große Erregung der Gemüther plötzlich.

„Man sollte mit der Polizei einschreiten," sprach die Schulräthin verweisend und schüttelte heftig ihre lila Haubenbänder.

„Nicht wahr, eine nette Jräfin?" nickte ihr Frau Ehemann zu und schob dann ein tüchtiges Stück Käsebrod zwischen ihre falschen Zähne.

„Nun, — es nennt sich manch' Eine ‚eine Gräfin' oder ‚Frau von' — ohne gerade eine solche zu sein," replizirte Lienchen mit einem kurzen, hämischen Auflachen und warf einen Blick auf Frau von Eckstein.

Ich bemerkte, wie diese erblaßte und zusammenfuhr, als hätte sie einen Dolchstich erhalten. — Ihre Lippen zitterten und ihre Augen schossen Blitze der Wuth.

„Nein, — jetzt sage ich's, — jetzt ... das ist zu stark ... diese Unverschämtheit," flüsterte sie bebend, zu der Stadträthin gewandt.

„Contenance, — Contenance, liebe gnädige Frau!" flüsterte diese ermahnend zurück. „Es ist sehr schwül hier im Saal, sehr unbehaglich, auch sind das keine passenden Unterhaltungen für unsere Ohren," sprach sie vornehm und griff nach ihren Handschuhen. „Kommen Sie, meine liebe Gnädige — die Luft ist draußen viel angenehmer und gesünder als hier im Saal."

Mit einem vielsagenden Blick auf die Damen Bitter erhob sich die elegante Frau, rümpfte hochmüthig die Nase und schwebte hinaus, indem sie Frau von Eckstein mit sich fortzog.

Wahrhaftig, sie fressen sich unter einander auf wie die Wölfe! dachte ich mit Schaudern, als ich die Blicke und Mienen bemerkte, welche man sich zuwarf. Nur zu ... nur zu!

Welch' eine Welt! — In meiner einsamen Stube daheim hatte ich von allen diesen Dingen keine Ahnung gehabt ... Wie glücklich war ich doch in meiner Blindheit gewesen! ...

Draußen saßen wir und tranken unsern Kaffee, Karl und ich.

„Apropos," frug dieser plötzlich und sah mich lächelnd an. „Warum hast Du mir denn gar nicht gesagt, daß man Dir einen Heirathsantrag gemacht hat in meiner Abwesenheit?"

Ich erröthete lebhaft.

„Allerdings," stotterte ich, nicht wenig betreten, „über all' des Andern hier vergaß ich es, mit Dir davon zu sprechen. — Aber ich bitte, — woher weißt Du denn das?"

„Nun, — das thut weiter nichts zur Sache. — Erzähle mir doch einmal, Stadtrichter, wie war denn das eigentlich? ... Es interessirt mich doch auch ein wenig, es dient zur Charakterisirung unseres Freundes Doktor, Du weißt ja, daß ich mir ein Studium aus dem Kerlchen mache."

Nach einigem Sträuben willfahrte ich ihm. Er sah erst mokant aus, während ich begann, dann wurde er allmälig ernst und nachsinnend und brach zuletzt in ein lautes und herzliches Gelächter aus.

„Fünftausend Thaler ... musikalisch ... prächtige Hausfrau ... rein wie Gold — taubenhaft-zärtlich ... der reine Engel!" rief er und bewegte seinen langen Oberkörper wie einen Pendel hin und her.

„Dummer Schnack, — eine Chimäre," sagte ich, die Achsel zuckend.

Er fing das Wort auf.

„Eine Chimäre, Stadtrichter? ... Aber bist Du denn ganz und gar verbiestert, oder stellst Du Dich nur so? — Dieser Mann mit den fünftausend Thalern, das ist er ja selbst, — Dein kleiner Schwiegervater, und die Blume, die Rose, die Tulpe, — der Thautropfen, das Juwel ist sie ... das blonde Trudchen! ... Kerl, hast Du aber ein unverschämtes Glück!"

Ich wurde roth vor Scham und Ueberraschung bis über beide Ohren ... Wahrhaftig, — Karl hatte Recht, ich glaube, der Mensch hatte wirklich die Unverschämtheit gehabt, mir seine eigene Tochter anzubieten. — O! warum hatte ich das nicht früher geahnt, warum hatte ich das nicht gleich herausgefunden — wie würde ich ihm geantwortet haben ... Die blonde Kokette, die jenem Narren von Baron nachlief, die Tochter jenes Kerlchens, meine Frau!? — Nein, das war zu viel, das empörte mich auf das Tiefste. — Schwarze Rachegedanken zogen in meine Brust, — ich war entrüstet, — sittlich entrüstet und ganz deprimirt dann, als hätte mir Jemand einen Schimpf angethan.

„Drei- bis vierhundert Badegäste im Jahr, à zehn bis fünfzehn Thaler im Durchschnitt, das gibt ja ungefähr diese Summe," fuhr Karl mittlerweile fort, ohne auf meine Erregung zu achten. „Auch das Uebrige stimmt ja wunderbar, — die Taubensanftheit, die Reinheit der Seele 2c. 2c. — Nein, Stadtrichter, hast Du aber ein unverdientes Glück! ... Unter welchem Stern bist Du geboren! ... Und dieß wiesest Du kaltblütig zurück?"

Ich achtete kaum auf das, was er sagte, ich war in einer geradezu unbeschreiblichen Erregung. Dann plötzlich fiel mir der Abend wieder ein, wo ich des Doktors Tochter störte in einem tête-à-tête mit jenem Menschen, dem Baron, der mir fünfundzwanzig Thaler abgeborgt hatte — noch dazu, nachdem sie kurz vorher vor den Leuten beinahe ungezogen gegen ihn gewesen war. Ich dachte dann an den Photographen, denn das war doch sicherlich ebenfalls eine Art von Rendezvous gewesen. Dann mit einem Male fiel mir jene Entdeckung ein, welche ich gestern Abend gemacht hatte, und wie eine Ahnung kam es über mich.

Ich erhob mich hastig und ergriff den Assessor beim Arm.

„Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du mich auf einen Augenblick begleitetest," sprach ich kurz entschlossen.

„Nun, nun, — wohin so eilig? — Du willst doch nicht auf der Stelle jetzt zu Deinem Schwiegervater gehen?" spottete Karl.

Ich warf ihm einen einzigen Blick zu.

„Ja, aber was gibt's denn sonst?" frug er neugierig und sah mich wißbegierig an.

„Du wirst es schon sehen," erwiederte ich barsch und schritt ihm voran.

Ich führte Karl an dieselbe Stelle, von wo aus ich gestern Abend jenen Schatten belauscht hatte, ich schritt dann mit ihm die Parkmauer entlang bis zu einer Stelle, wo ich die deutlichen Spuren von Menschentritten entdeckte, die Abdrücke eines kleinen, weiblichen Schuhes in den weichen Boden und die Vertiefungen, welche die hohen und spitzen Absätze hervorgebracht hatten.

Ein kurzer Ruf der Ueberraschung entschlüpfte meinem Freunde ... Ich kehrte mich nicht an denselben, ich begann das Gitter zu untersuchen, ich betrachtete die einzelnen Stäbe und rüttelte an denselben. Siehe da, der eine derselben gab dem Drucke nach, war oben lose und konnte bequem zur Seite gebogen werden. — Ich schlüpfte durch die Oeffnung. Auf der andern Seite bemerkte ich dieselben Fußspuren. Sie leiteten mich durch das Gebüsch und die Taxushecken der Jarretière direkt hinauf zu einer Bank, welche den Mittelpunkt von dieser bildete. Hier entdeckte ich männliche Fußtapfen neben jenen weiblichen.

„Aha, — die Spuren eines Romans," sprach Karl, sich niederbeugend und dieselben durch seinen Kneifer betrachtend. „Tapfen im Sande ... Teufel, Teufel!"

Er richtete sich auf und sah mich an mit einem seltsamen Ausdrucke, der mir das Blut in die Wangen trieb.

„Nun? — Bist Du dieser Glückliche, Stadtrichter?"

Er bückte sich abermals und schaute vergleichend auf meine Stiefeln und auf jene Spuren, welche in dem noch feuchten Boden deutlich ausgeprägt waren.

„Schäme Dich, Karl!" entgegnete ich sittlich entrüstet, „Dein Scherz nimmt Dimensionen an, die mich verletzen — das ist unzart."

„Na, — na, alter Junge, — nur nichts für ungut," erwiederte er. „Aber wer sonst — wer sonst?"

„Ich weiß es nicht — ich habe nur eine vague Vermuthung," erwiederte ich kurz und begann dann den kleinen Raum zu durchsuchen, in dem wir uns befanden und welchen die hohen Taxushecken einfaßten.

„Ein hübsches Nest, — auf Ehre, gar kein dummer

Gedanke," sprach der Assessor mit einem behaglichen Grinsen, indem er sich ebenfalls überall umsah.

„Wer den Durchschlupf da nicht kennt und die Lücken in den Hecken, der muß einen guten Umweg machen, um hieher zu gelangen. — — Hoch interessant, — hoch interessant und lehrreich, Stadtrichter! — O Eichdorff, du Sodom, du Schwefelpfuhl — wer hätte das von dir gedacht! — Diese gute Jarretière, was mag sie nicht früher schon Alles gesehen haben, zur Zeit der Perrücken und Reifröcke, und was erlebt sie nicht heutigen Tages noch! — Wieviel Liebesschwüre und Seufzer mögen diese grünen Jalousieen schon mit angehört haben!"

„Karl," erwiederte ich ernst, ohne auf seine Betrachtungen weiter einzugehen, „ich habe eine Idee."

„Eine Idee?" frug dieser mit einiger Ueberraschung und sah mich mit seinem eigenthümlich-malitiösen Lächeln an. „Du eine Idee, Stadtrichter? — Laß doch hören."

„Ich meine nämlich," entgegnete ich, ohne empfindlich zu werden, „wenn wir jene Spuren hier nach rückwärts verfolgten, jene weiblichen vor Allem, dann müßten wir irgendwo . . ."

„Richtig, — richtig, Stadtrichter," unterbrach er mich schnell. „Welch' ein genialer, vortrefflicher Gedanke! — Ich gratulire Dir von ganzem Herzen. — Ja, — Du hast Recht, die Spuren, die hier hereinführen, müssen auch irgendwo wieder hinausgehen, werden uns einen Anhalt geben. Frisch an's Werk also, und wenn's sein muß, — bis an's Ende der Welt!"

Wir brachen auf, wir fanden jenen kürzeren Weg wieder, der quer durch das Gebüsch ging, wir kamen etwas derangirt zum Gitter und verfolgten dieselben kleinen Fußsohlen in der Richtung nach Außen. — Sie führten quer über ein Ackerstück zu einem schmalen Feldwege, neben welchem hohe Gartenhecken lagen. Aus dem Schatten derselben hatte ich gestern jene weibliche Gestalt herausschlüpfen sehen. — Der Boden war sandig, ohne Mühe verfolgten wir daher jene Spuren bis zu einer kleinen, ganz im Grünen und unter Bäumen versteckt liegenden Cottage, — — bis zu der Wohnung des Doktors.

„O — meine Ahnung!" rief ich, vor der Hausthüre stehen bleibend. „Also abermals der Baron und sie!"

„Also hieher? — hm! . . . Und dieses das bewußte Anwesen?" sprach Karl mit einem fröhlichen Grinsen und betrachtete sich den Blechschild an der Thüre mit dem Namen der kleinen Viper darauf. Dann wäre ja Diejenige am Ende gar das kleine, unschuldige blonde Trudchen gewesen, — Deine Auserkorene. — Ah, — pardon, Eugen! — Uebrigens, nebenbei bemerkt, was die Kleine für ein süßes, hübsches Füßchen hat! — Teufel, Teufel! — Ja, ja, stille Wasser sind tief! — Bei Gott, der Papa sollte lieber den Adam vor seine eigene Thüre postiren! — — — Nun, — Du würdest aber jetzt gerade vermuthlich nicht gern dem blonden Kinde begegnen, — kann mir es denken, — darum laß uns fürbaß gehen, ehe man uns gewahr wird!"

„Dieser Schelm, der Baron!" brummte er im Weitergehen und schüttelte den Kopf.

Ganz mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt schritt ich hinter ihm drein.

Welch' eine niederdrückende Entdeckung! — War es nicht Pflicht, den Vater zu warnen, oder dem Mädchen wenigstens einen Wink zu geben — trotz alledem?

Ich sagte dieß Karl, noch ehe wir die Allee erreichten.

„Deine Gesinnungen sind sehr lobenswerth," erwiederte er, und da ich sein Gesicht nicht sah, konnte ich nicht wissen, ob er ernsthaft oder ironisch sprach. „Dein ist der Ring — welch' edler Muth, wenn man dem Feinde Gutes thut! . . . Indessen . . . Du würdest mich verpflichten, wenn Du mich diese kleine Angelegenheit mit dem Uebrigen zusammenordnen ließest. Diese Entdeckung ist nicht ganz werthlos für mich! — Ich meine, viel Gefahr ist ja auch nicht im Verzuge, denn das Schicksal naht mit Riesenschritten . . . Dieser gute Doktor ist — unter uns — ein furchtbarer Esel!"

Hier fielen wir Grete Zitzewitz in die Hände, welche sich sofort wieder an meinen Arm hing, mich vor dem Assessor warnte und mich frug, ob es nicht abscheulich wäre, daß irgend Jemand dafür spräche, daß es gar nicht so schlimm wäre, sich durch die Zeitung zu verheirathen?

„Ich finde das ganz in der Ordnung," versetzte ich etwas brüsk, bloß um die lästige Schwätzerin los zu werden.

„Also auch Sie!" kreischte sie auf und hielt sich die Händchen vor das Gesicht, als könnte sie mich nun gar nicht mehr ansehen, die rothblonden Pfropfenzieher ringelten sich darüber hin.

Sie nahm sie aber gleich wieder fort, schaute mir vorwurfsvoll und schmerzlich bewegt in die Augen und wiegte das Köpfchen ganz melancholisch.

„Aber man kann es ja so doch viel bequemer haben," entgegnete sie naiv. „Man brauchte es ja doch bloß zu sagen."

Ich warf ihr einen ganz erschrockenen Blick zu und ergriff dann ohne Weiteres die Flucht. — Welch' eine Welt!

Ich saß hernach allein mit einem Buche in der Laube, las aber nicht, sondern überlegte mir zum hundertsten Male, ob ich nicht besser thäte, meine Sachen zu packen und augenblicklich abzureisen. Die Luft hier in Eichdorff dünkte mich unerträglich schwül. — Nur Eines hielt mich hier zurück, — — die da drüben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Postgebäude in Sydney.

(Bild S. 492.)

Sydney beherbergt jetzt anläßlich seiner Industrieausstellung Tausende von Gästen aus allen Theilen der Erde. Es dürfte daher interessiren, einmal einen Blick in die Stadt zu thun.

Wir geben hier einen der wichtigsten Verkehrspunkte Sydneys, das Postgebäude in der Georgstraße, im Bilde. Sydney zählt jetzt beinahe zweimalhunderttausend Einwohner. Das Leben und Treiben des Handelsverkehrs hier ist jedoch der Natur der Dinge nach bei Weitem größer als wie bei einer deutschen Stadt der gleichen Einwohnerzahl.

Sydney ist neben Melbourne die zweite Haupt- und Hafenstadt eines Welttheiles, und wenn dieser auch nur an den Küsten der Civilisation erschlossen, so flutet doch nach diesen beiden Sammelpunkten des Landes ein ganz riesiger Verkehrsstrom. 1833 hatte Sydney 16,000 Einwohner; man mag daraus das Anwachsen dieser Stadt sich vergegenwärtigen, heute macht Sydney den Eindruck einer Weltstadt. Es hat Gas- und Wasserleitungen, elegante Promenaden, ganze Straßen voll Palastreihen, wie die Macquaristraße, herrliche Kirchen, große Klubhäuser, einen überaus merkwürdigen botanischen Garten, Universität und andere einer Weltstadt würdige Institute und Gebäude, wie z. B. das architektonisch großartige Gouvernementshaus, die neue Stadthalle mit mächtigen, prunkvollen Sälen. Zu den eigenartigsten Bauwerken dieser „Königin des Südens" gehört jedoch das Postgebäude im edlen italienischen Styl. Interessant ist hier das Leben, besonders an den Tagen, wo die englische Post ankommt, überhaupt einer der regsten Geschäftstage Sydneys, dessen fieberhafte Lebendigkeit nur übertroffen wird vom Abfahrtstag der englischen Postdampfer. An diesen Tagen ist jedes Fenster der Post belagert von einem stürmischen Haufen geschäftiger Menschen, welche Briefe, Pakete, Geldsendungen bringen oder erwarten. Diese Posttage sind charakteristisch für das gesammte englisch-australische Leben.

Dressur im Löwenzwinger.

(Bild S. 493.)

Die Dressur der großen wilden Thiere, wie Löwen, Tiger, Hyänen, ist eigentlich kein Geheimniß; sie besteht im allmäligen Gewöhnen der Thiere an den Anblick und die Gegenwart eines bestimmten Menschen in ihrem Käfig und darin, daß diese Person den Thieren genügend Furcht einzuflößen versteht, so daß die Bestien keinen Angriff wagen. Es gehört zu dem Berufe eines Thierbändigers außergewöhnlicher Muth, außergewöhnliche Geduld, außergewöhnliche Körperkraft und außergewöhnliche Entschlossenheit und Kaltblütigkeit, — dann aber auch noch die Gabe, jeden Thiercharakter auf das Feinste zu verstehen.

Unsere Illustration zeigt einen berühmten deutschen Thierbändiger, Daggesell, während der „Produktion". Daggesell ist ein kleiner, untersetzter Mann von eisernen Muskeln und gewaltiger Willenskraft. Er wagte sich in einen Käfig, der sechs Löwen, zwei Tiger, eine Hyäne, einen Bären, Füchse und Wölfe zu gleicher Zeit enthielt, trat unter diese unheimliche Gesellschaft und regte die Thiere zu entsetzlichem Brüllen, Toben und Springen auf; schließlich schoß er eine Flinte ab und zog sich aus dem Käfig zurück. Es war ein furchtbares, nervenerregendes Schauspiel für die Zuschauer, und nicht immer lief diese Produktion so glücklich ab — manche tiefe Narbe des Thierbändigers zeugt von mancher schweren Verwundung. Bei großer Entschlossenheit ist Daggesell in hohem Grade vorsichtig, er schaut jedem Thier in's Auge und weiß sofort, was er jetzt von diesem zu erwarten hat; besonders ist dieß in den aufregungsvollen Augenblicken der Vorführung wichtig und nöthig.

Diese Produktionen im Löwenkäfig wären als rohe Nervenaufregungen zu verwerfen, wenn sie uns nicht eine Vorstellung von der grandiosen Macht und Gewalt dieser Raubthiere im freien Zustande gäben.

Lebensregeln.

Das Leben ist eine Reise, —
Aber sieh', ich finde,
Eine Reise im Kreise;
Das Kind wird zum Greise
Und der Greis zum Kinde.

*

Muß
Ist eine harte Nuß;
Ist aber Wollen dabei,
So geht sie leichter, als du glaubst, entzwei.

(Aus: „Kleinigkeiten". Von Johann Meyer. Hamburg, J. F. Richter.)

Die Würger von Paris.

Eine Geschichte von neulich.

Nach **Adolphe Belot** von **Emile Vacano.**

(Schluß.)

Einundneunzigstes Kapitel.

Einstimmig: „Schuldig"!

Der Prozeß vom Boulevard Bessières wurde wieder aufgenommen. Lorenz wurde abermals als Angeklagter in's Landesgericht gebracht, und Jagon nach La Roquette. Er erschien dießmal nicht mehr als Angeklagter, sondern als Belastungszeuge. Die Untersuchung wurde natürlich Herrn von Beaudin übergeben, der wohl ein Recht darauf hatte; er hatte ja vom ersten Augenblick an Mathilde Simonnet im Verdacht gehabt und dieselbe sogar beobachten lassen. Und hatte nicht Joseph Blanchard ihm vom ersten Augenblick an Theilnahme und Zweifel an seiner Schuld eingeflößt?

Herr von Beaudin befragte Jagon noch vor der öffentlichen Verhandlung.

Der Mann gab ihm ganz ruhig und leidenschaftslos alle Details des Verbrechens, beschrieb den Plan, die Ausführung desselben und die Mitschuld von Lorenz. Dann sammelte er selber gegen Letzteren jene Beweise, welche einst zum Verderben Blanchard's gedient hatten. Er selber suchte sich auf Alle zu entsinnen, die denselben in seinen verschiedenen Verkleidungen gesehen haben konnten, und gab deren Adressen an.

Zuletzt setzte er auch den Richter über die wahre Persönlichkeit des Herrn Marquis José de Ribas y Castello in's Klare, der sich so bald in den Herrn Lorenz verwandelte, den Sohn vermöglicher, aber längst verstorbener Bauersleute in den Pyrenäen, der in Paris studiren sollte, aber lieber sein Glück suchen wollte.

Daraufhin konfrontirte Herr von Beaudin den neuen Angeklagten mit dem alten Sträfling, den Schwiegervater mit dem Schwiegersohne.

Und Lorenz benahm sich wirklich, wie Simonnet es vorausgesagt hatte; er wagte es nicht, sich zu vertheidigen oder zu leugnen, er zerfloß in Reue und klagte nur manchmal leidenschaftlich Jagon an und seine eigene Liebe zu Mathilden, die ihn vereint in's Verderben gebracht hätten.

Aber Jagon ließ ihn nicht ausreden. Außer sich schrie er ihm zu: „Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr, Du hast sie nie geliebt . . . Du hast sie nie geliebt! . . . Wenn Du sie lieb gehabt hättest, würdest Du eher Verrath und Beschimpfungen von ihr ertragen haben, ehe Du sie todt sehen konntest! Nein, Du hast sie nie lieb gehabt! . . . Ein einziger Mensch hat sie lieb gehabt, und das war ich, ich, ihr Vater! Ich kümmerte mich nie darum, ob sie mich liebe, ob sie meine Opfer sehe, ob sie mir Andere vorziehe . . . ich dachte nur an ihr Glück, ich lebte nur für sie . . . Du, Du hast sie umgebracht an dem Tage, wo sie nicht mehr für Dich gelebt hat, Du Elender! . . ."

*

Nach kaum zwei Monaten wurde die Hauptverhandlung im zweiten „Prozesse Lorenz" abgehalten, so sehr ließ Herr von Beaudin sich seine Lieblingsaffäre angelegen sein. Man mußte auch der öffentlichen Meinung Genugthuung verschaffen. Die hohen Kreise konnten dem gemeinen Verbrecher nicht verzeihen, daß er sich in ihre Salons eingeschlichen habe, und das Volk konnte dem „hohen Herrn" nicht verzeihen, daß er Einen aus ihrer Mitte, den armen Joseph Blanchard, für sich hatte büßen lassen.

Vor dem neuen Geschworenengerichtshofe war Lorenz ein anderer Mann geworden, ohne Blick, ohne Muth, ohne Kraft. Er fühlte sich verloren.

Er war so hülflos, daß selbst Jagon ihn nicht noch mehr belastete. Derselbe fürchtete jetzt im Gegentheile nur Eines: daß die Geschworenen keine Milderungsgründe gelten lassen würden; in diesem Fall entschlüpfte Lorenz seiner raffinirten Rache, um dem Henker zu verfallen.

Der Vertheidiger aber machte seine Sache so gut, daß Lorenz nicht zum Tode, sondern nur zur Zwangsarbeit auf Lebenszeit verurtheilt wurde. —

Die Revision des Prozesses Blanchard wurde durch die unausgesetzten, energischen Bemühungen Heinrich's von Meillant beschleunigt und noch vor dem Ende desselben Jahres in's Werk gesetzt. Blanchard wurde von dem Morde an Kapitän Guérin freigesprochen. Und da sich im Laufe der Verhandlungen ein Gärtner aus Maisons-Lafitte dem Gerichte stellte, welcher sich beschuldigte, den Einbruch begangen zu haben, um deßwillen Blanchard einst zum Kerker verurtheilt worden war, so war die Rechtfertigung und Rehabilitation des Unglücklichen vollkommen.

Um dem armen Manne die Schatten der trüben Erinnerungen an vergangene Leiden so viel als möglich zu lichten, nahm Heinrich von Meillant ihn und sein Weib Sophie nach den Kolonieen mit, wo bald darnach die Hochzeit des jungen Kreolen mit seiner lieblichen Cousine gefeiert wurde. Natürlich unter dem Beistande von Zoë Lacassade, welche unaufhörlich den Himmel pries, mit heiler Haut aus Europa, diesem „Lande voller Würger", entkommen zu sein.

Und die lange Florine? . . .

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Das Geschäftshaus löst sich auf

In ihrer kleinen, gemietheten Villa am Waldrande von Maisons-Lafitte hatte die lange Florine den Anfang des Prozesses in tiefer Zurückgezogenheit im Auge behalten.

Sobald Simonnet erschien und das Schicksal seines Mitschuldigen entschied, begriff Florine, daß alle ihre Zukunftsträume, soweit sie sich auf Lorenz bezogen, zunichte gemacht waren. Das Compagniegeschäft war gelöst für immer und die Marquisenkrone zerrann ihr wie eine Fata morgana im Augenblicke fast, wo sie ihre Hand darnach ausgestreckt hatte.

Der entlaufene Sträfling raubte ihr durch sein Erscheinen vor Gericht mit einem Schlage eine reiche Erwerbsquelle, einen Titel und einen hübschen Jungen.

Und was blieb ihr?

Ein Reingewinn von sechzigtausend Franken und — ihr Gärtner, der ihr Gatte war.

Die lange Florine hatte aber zu lange sich mit aufregenden Intriguen abgegeben, um jetzt die Unthätigkeit ertragen, und sie hatte zu viel mit der feinen Welt gelebt, um an ihrem bäurischen Gatten Genüge finden zu können.

Sie entschloß sich also, „in die weite Welt zu gehen“, und überlegte nur noch das Wohin, Wann und Wie?



Mariana.

Aus der englischen Sammlung „Studienköpfe“ von Frank Miles (Leipzig, Twietmeyer).

In der Zwischenzeit freute sie sich ob ihres Reichthums. — Sie zählte ihre Schätze, aber bei verschlossenen Thüren, um vor ihrem Gatten den Gewinn aus ihren „Geschäften“ geheim zu halten. Daneben waren die einzige Unterhaltung ihres Landaufenthaltes einige Kahnfahrten auf dem Flusse, bei welchen sie sich mit Vorliebe des netten grünen Bootes bediente, welches Loustalot, der Kamerad ihres „Gärtners“, sich von seinen Ersparnissen angeschafft hatte.

Auch der gute Loustalot liebte nämlich Bewegung und Veränderung und hatte sich, anstatt des Gärtnerhandwerks, das freiere Geschäft eines Bootführers erwählt.

Eines Abends ließ die lange Florine dem Bootführer sagen, sie wolle am andern Tage einen längern Ausflug machen mit seinem Boote, und zwar, wie schon öfters, allein. Sie hatte im Rudern eine ziemliche Geschicklichkeit erlangt und liebte es, allein und ungestört auf dem Wasser entlang zu gleiten.

Es war dieß ein Sport wie ein anderer. Dießmal aber wollte sie augenscheinlich ihren Ausflug weit ausdehnen, denn sie ließ Loustalot sagen, er möge noch an demselben Abend in ihre Villa kommen, sie wolle sich mit ihm wegen einer Fahrt am andern Morgen besprechen. Loustalot, welcher diese Botschaft erst gegen Abend, da er von einer Miethfahrt heimkam, erhielt, beeilte sich, derselben Folge zu leisten.

Die „Dame aus der Villa“ war ja seine beste Kundschaft und nebstbei seine freigebige und gelehrige Schülerin im Rudern. Ueberdieß war sie auch die „Herrschaft“ seines Kameraden Malapat.

Loustalot kam beim Dunkelwerden vor der Villa an. Malapat war ausgegangen und so näherte sich denn Loustalot dem Hause, um sich selber anzumelden.

Die Jalousieen des Erdgeschosses waren geschlossen, man gewahrte aber Licht durch dieselben. Die „Dame“ war jedenfalls im Zimmer drinnen. Aus angeborener Neugierde versuchte er durch die Spalten der Jalousieen zu gucken...

Ja, da war sie. Sie saß an einem Tische, der Schein einer Lampe fiel grell auf sie. Was that sie so aufmerksam? Sie zählte Geld? Ja, sie zählte Geld, Banknoten, die vor ihr ausgebreitet lagen. Loustalot hatte seine Freude dran, mitzuzählen. Er war ein so kindischer Mensch. Es waren Tausendfrankenbillets. Er hatte so gute Augen!

Die „Dame aus der Villa“ theilte, als sie mit Zählen fertig war, die Banknoten in zwei Theile, steckte dieselben in zwei dünne Ledertäschchen, nahm das neben ihr liegende Mieder ihres ihm bekannten, eleganten blauen Tuchkleides, nahm eine Nadel und Zwirn vom Tische und fing an, die beiden Täschchen in dieses Mieder einzunähen.

Loustalot wußte nun, wie er dran war, und entfernte sich vom Hause. Er war so diskret! An der Gartenthüre läutete er dann, obgleich dieselbe offen war, und ging mit lauten Schritten durch das Abenddämmern abermals auf die Villa zu.

Die Dame empfing ihn im Vorhause und besprach mit ihm das Nöthige wegen eines größeren Ausfluges, den sie machen wolle.

Darauf schritt der ehemalige Sträfling wieder durch den Garten zurück, grübelnd, aufgeregt, fiebernd. Im Dorf angekommen, trat er bei einem Tischler ein und ersuchte ihn, ihm seinen Nachen repariren zu wollen, da derselbe Wasser schöpfe.

„Was fällt Euch ein?“ machte der Tischler. „Jetzt, um acht Uhr Abends; alle Lehrburschen sind schon nach Hause gegangen. Pressirt's denn gar so sehr mit dieser Arbeit?“

„Versteht sich,“ entgegnete Loustalot. „Ich muß morgen in aller Frühe eine Dame spazieren fahren und entdeckte soeben, daß ein Brett am Boden der Barke los ist.“

„Bah! Eine Fahrt wird's schon noch aushalten. Morgen schick' ich Euch dann einen von meinen Arbeitern. Heute geht's auf keinen Fall mehr.“

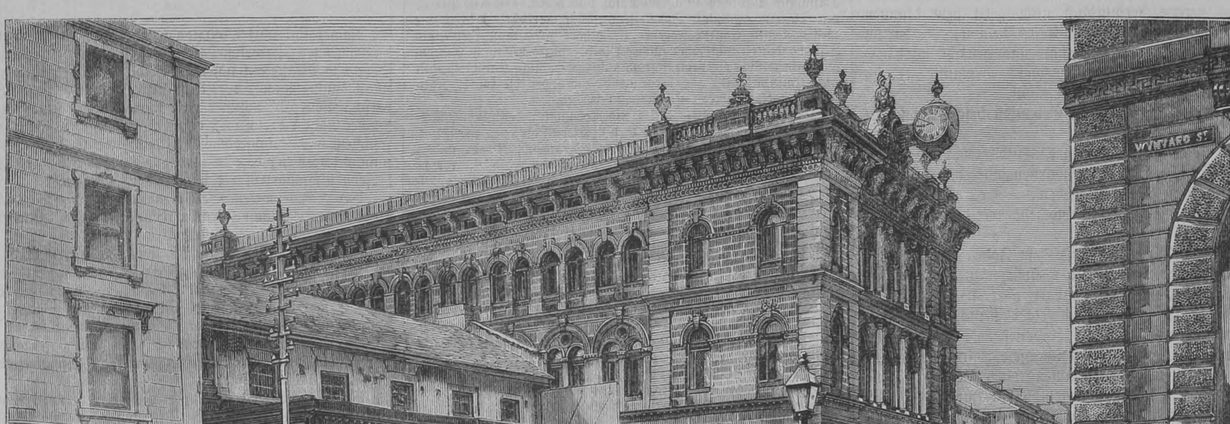
Loustalot bestand nicht weiter darauf. Sein Gesuch beim Tischler hatte nur den Zweck gehabt, später, wenn es nöthig sein sollte, behaupten zu können, daß er seine Barke hatte ausbessern lassen wollen.

Er ging jetzt nach dem Flusse zurück und machte sich auf eben der Barke an eine geheimnißvolle Arbeit, welche nicht ganz einer Reparatur gleichsah.

Am andern Tage war herrliches Wetter. Es war ein reiner Sommertag voll Rosenglühen und Blumenduft.

Der Gärtner sah seiner „Herrschaft“ nach, wie sie schon früh am Morgen gegen den Fluß und gegen die Fischerhütte Loustalot's hinabschritt, scharf sich abzeichnend in ihrem knappen, dunklen Tuchkleide vom reinen Himmel, eine ruhige Gestalt in einer ruhigen Landschaft.

Und er sah, wie sie das grüne Boot bestieg und dann lustig den Strom hinabglitt. Und er sah Loustalot, wie er höflich nachgrüßte und dann die Hand über die Augen



Das Postgebäude in Sydney. (S. 491.)



Dressur im Löwenzwinger. Zeichnung von Fr. Specht. (S. 491.)

legte und ihr nachschaute in die sonnige Tagespracht, und wie er dann den Fluß entlang schlenderte, ebenfalls eine ruhige Gestalt in der ruhigen Landschaft.

Sonst war das Wasser entlang Niemand zu sehen. Die Weiden standen regungslos, nur dann und wann bewegt von einem Flug Wandervögel, die sich für einen Augenblick im Gezweige niederließen, um zu „besprechen“ das Wohin und Wann . . .

Es gab viel Lärm noch an demselben Abend in dem ruhigen Maisons-Lafitte. Ein paar Buben, welche an einer einsamen, weidenumbuschten Stelle des Ufers, etwa eine halbe Stunde von Maisons-Lafitte stromabwärts, „Stöcke“ schneiden wollten, fanden in den Schlinggewächsen des Flußeinschnittes einen weiblichen Leichnam verfangen. Die verfilzten Tangschnüre hatten der todten Frau Hals und Arme förmlich umrankt. Sie trug ein blaues Tuchkleid. Geld fand man nicht bei ihr.

Viel, viel weiter stromabwärts hatte ein Schiffer ein umgekipptes Boot aufgefangen, das von der Flut getragen wurde.

„Und sie war doch schon so geschickt im Rudern!“ sagte Loustalot später oft kopfschüttelnd. „Aber ein Weib sollte sich eben nie so viel zutrauen wie ein Mann.“ Er war so philosophisch, der gute Loustalot.

Malapat wurde über den Tod der „Dame aus der Villa“ halb wahnsinnig. So wahnsinnig, daß er hinging und sich vor Gericht eines alten, vergessenen Verbrechens anklagte.

*

Auf den glutheißen Arbeitsstätten Neukaledoniens, wo die Hefe von Frankreichs Verbrecherwelt ihre Vergehen büßt und wo selten ein Lächeln gesehen wird, wo selten ein freudvoller Blick erglänzt, da gibt es einen Sträfling, dessen Lippen ein siegreiches Lächeln, dessen Augen einen leuchtenden Blick der Befriedigung haben. Es ist Simonnet, wenn er die Peitsche erhoben sieht über den verweichlichten, weibisch jammernden, trotzigen, verzagten, faulen, gebrochenen, von allen Genossen verspotteten und verachteten, zur Karikatur geschorenen und gebräunten Mitsträfling, welcher einst Marquis de Ribas hieß.

Künstliche echte Diamanten.

Die Herstellung echter Diamanten auf chemischem Wege, welche einem Londoner Gelehrten gelungen sein soll, macht viel von sich reden. Professor Hannay gab über sein Verfahren vor einer Versammlung von siebenzig Forschern und einigen Juwelieren folgende Andeutungen: Schwarze Kohlen, Ruß und dergleichen lösen sich auch bei seinen Versuchen mit Gasen unter keinen Umständen. Wohl aber Kohlenstoff im Entstehen. Und zwar hat sich dann bei den Lösungsversuchen eine Reaktion herausgestellt, die entstehenden Kohlenstoff liefert. Läßt man nämlich erhitzten und stark zusammengepreßten Kohlenwasserstoff auf gewisse Metalle wirken, z. B. auf Magnesium, so vereinigt sich der Wasserstoff mit dem Metall und der Kohlenstoff wird frei. Auf solche oder ähnliche Weise läßt Herr Hannay Kohlenstoff in einem dicken Stahlrohr entstehen, zugleich in Gegenwart einer Stickstoffverbindung (welche, ist nicht gesagt) und bei einer Temperatur, welche als dunkle Rothglühhitze, also vielleicht 550 Grad Celsius, bezeichnet wird. Die Gase werden unter enormem Drucke verwandt, und darin liegt die Hauptschwierigkeit des Verfahrens. Die Stahlröhren, in denen die Operation vorgenommen wird, haben ½ Zoll Durchmesser im Lichten und 1¾ Zoll Wanddicke; trotzdem verunglückten 90 Prozent der Experimente durch Platzen des Rohres. In den glücklichen Fällen aber finden sich, wenn die Operation zu Ende ist, im Innern der Röhre kleine, durchsichtige Krystalle von hellem Glanz in Diamantformen, von solcher Härte, daß sie alle Edelsteine ritzen; in heller Glühhitze werden sie schwarz und im Gebläse verbrennen sie ohne Rückstand, kurz, sie haben alle Eigenschaften echter Diamanten. Wenn sonach keine direkte Fälschung vorliegt — und, wie gesagt, es ist kein Grund vorhanden, eine solche bei Hannay vorauszusetzen — so ist das alte Problem gelöst und die physikalische Chemie hat einen nicht ohne Mühe errungenen Sieg mehr zu verzeichnen. Wie weit die Bedeutung der Entdeckung für die Industrie und den Diamantenhandel geht, ist vorläufig nicht abzusehen. Bis jetzt sind nur ganz kleine Splitterchen erhalten worden und die Experimente sind so theuer, daß diese kleinen künstlichen Diamanten vielmal mehr kosten, als die gleiche Quantität natürlicher Steine; doch wird sich das vielleicht mit der Zeit noch ändern, wenn erst der Prozeß der Herstellung gesichert und näher studirt ist.

Die Schutzpatronin der Verschuldeten.

Alle Jene, die, wie Heinrich Heine es ergötzlich ausdrückt, „der Finanznoth blasse Wehmuth auf den Wangen tragen“, mögen sich nur getrost an die heilige Corona wenden, eine reiche Christin, die auf Anstiften ihres heidnischen Gatten vor vielen hundert Jahren zwischen zwei Palmen zerrissen wurde. Die hülfreiche Frau hat ihren Namen davon, daß sie mit einer Krone auf dem Haupte abgebildet ist. In der Oberpfalz wird sie fleißig in Geldnöthen um Beistand angerufen.

Da die Heilige aber festgesetzte Huldigungen verlangt, so wird das Coronagebet neun Tage lang vor einem frischgedeckten Tische gebetet, den zwölf Stühle umgeben, das Tuch muß ein heiliges Speisetuch sein, und die darauf brennenden Lichter müssen, um erfolgreich zu sein, bereits zu einer heiligen Handlung gedient haben.

Am neunten Tage vernehmen die Schutzflehenden, wie Santa Corona mit fürchterlichem Gerassel heranfährt. Unter Donner und Blitz tritt sie in die Stube durch die offene Thür und legt die Gabe auf das geweihte Tuch. Sofern sie, anderweitig beschäftigt, nicht selbst erscheinen kann, sendet sie durch von ihr inspirirte Menschen Hülfe.

Th. B.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Achtzehntes Kapitel.

Sibylle und ihr Gatte.

Was immer Lady Oliphant von der Zusammenkunft ihres Gemahls mit Bertie Greydon auch halten mochte, bei welcher sie eine ungebetene Zeugin gewesen, so verrieth sie doch in keiner Weise, daß sie die Beiden gesehen oder erkannt habe. Sie begrüßte Hugo mit dem liebevollsten Lächeln und machte ihm leise Vorwürfe über sein verändertes Aussehen; sie meinte, er müsse krank gewesen sein, ohne daß sie davon erfahren. Oder sollte Alles nur von Ueberarbeitung kommen? Und dann, das schöne Haupt an seine Schulter lehnend, seine Hand in der ihren haltend, wünschte sie ihm einen Theil seiner Sorgen abnehmen zu können und beklagte, daß sie so unerfahren sei. Nun, schließlich seien die Sorgen doch nur der Tribut dafür, daß er Gebieter in Oliphant geworden! Mit lächelndem Antlitz forschte sie dann, ob er nun wohl sehr reich sei, ob sie für ihre Toilette recht viel ausgeben könne. Und dann, bevor er ihre Fragen beantworten konnte, flüsterte sie einige bedauernde Phrasen über den Verlust, den er erlitten, ihre eigene Gedankenlosigkeit tadelnd, daß sie desselben nicht früher Erwähnung gethan.

Die Tage und Wochen vergingen rasch in Oliphant; natürlich verhinderte der Tod Sir Nugent's und die tiefe Trauer jede lärmende Lustbarkeit, doch Lady Oliphant wußte es derart zu veranstalten, daß doch stets einige Gäste im Hause waren und viel geritten und gefahren wurde. — Zu Ostern kamen Graf und Gräfin Harberton mit Lady Viola auf Besuch; zu diesen gesellte sich der Herzog von Clovermede, und nicht nur Viola, sondern auch Sibylle selbst erschienen nun ziemlich häufig auf Besuch im Epheuhause und brachten es endlich, besonders Letztere, dahin, daß Bertie sie nun auch wieder nach dem Schlosse begleitete.

Lady Oliphant's Vertrauen in ihren Gatten war allem Anscheine nach unbegrenzt, oder baute sie so sehr auf ihre unwiderstehliche Schönheit? Wie dem auch sein mochte, Thatsache blieb, daß sie jede nur denkbare Gelegenheit suchte, um Bertie nach Oliphant zu ziehen, und daß dann gewöhnlich Hugo zu ihrem Ehrenritter bestimmt wurde, während der Herzog von Clovermede sich Lady Viola widmete und Percy sich mit seiner Tante zufrieden stellen mußte, die ihm aber keineswegs sympathisch war. Es gab noch einen sehr häufigen Gast in Oliphant, und dieß war Lord Tercester, welcher ein Kriegskamerad Hugo's gewesen und nebst auffallend schöner Erscheinung die Gabe besaß, ein sehr witziger, anregender Gesellschafter zu sein. Er war ein glühender Verehrer Lady Oliphant's, und Bertie wunderte sich im Stillen oft, wie ein Weib, begnadet mit Hugo's Liebe, Freude finden könne an den Aufmerksamkeiten, welche ihr ein anderer Mann erwies. Man sah sie beständig zusammen weilen, fahren, spazierengehen, zeichnen. Lord Tercester war es, welcher am Klavier lehnte und für Sibylle die Notenblätter umwandte, und obschon in seinem Wesen gegen sie nichts lag außer der höchsten Verehrung, verfinsterte Hugo's Miene sich zuweilen bedenklich, wenn er die Beiden beobachtete.

Inzwischen hatte der Herzog von Clovermede um Lady Viola geworben und war angenommen worden; da er wirklich ein treuherziger, hochgesinnter Mann war, hatte er es vermocht, Eduard Fletcher's Bild aus Viola's Herzen zu verdrängen und seine eigene Person an dessen Stelle zu setzen. Viola war in ihrer sanften, kindlichen Weise recht glücklich, und als ihr Onkel sie zärtlich fragte, ob ihre Verlobung sie wirklich beglückte, war ihre bejahende Antwort wahrhaft empfunden.

„Du bist gewiß, daß Du ihn liebst, Viola?“ fragte er sanft, indem er sie mit seinen schönen Augen, aus welchen jetzt stets stiller Kummer sprach, prüfend anblickte. „Um Gottes willen, Kind, heirathe ihn nicht, wenn Du Deines Fühlens Dir nicht klar bewußt bist. Kein Elend auf Erden ist so qualvoll, so entsetzlich, als eine lieblose Ehe!“ — Und als Viola ihrem Verlobten diese Bemerkung erzählte, fügte sie im Flüsterton hinzu: „O Grant, ich fürchte, er liebt Bertie immer noch! Hast Du nicht bemerkt, wie sein Blick ihr manchmal folgt?“

Grant hatte es bemerkt, obwohl er dieß seiner Braut nicht zugestehen wollte; er sah nur zu deutlich, daß wenn jemals ein Mann ein Weib geliebt, sein Gastgeber es war, welcher jetzt noch Bertie Greydon liebte. Bertie selbst vermochte er nicht zu verstehen; er fühlte sich unfähig, sich ein Urtheil zu bilden, ob sie so einfach und warmherzig sei, wie seine Viola, oder ob sie ränkesüchtig und verschmitzt; die sonderbare Ungleichheit ihrer Stimmungen, manchmal muthwillig, fast ausgelassen, dann wieder tiefsinnig und trübe, gaben ihm zu denken. Als aber nach einiger Zeit Lady Oliphant's Benehmen gegen Bertie kalt und hochmüthig wurde, fing auch der Herzog an zu glauben, die Dame müsse einen guten Grund dazu haben und das Mädchen sei keine passende Gefährtin für seine künftige Frau. Er machte der Gräfin Harberton gegenüber eine solche Anspielung, und vor ihren Augen hatte ja Bertie ohnedieß niemals Gnade gefunden, mithin fand er williges Gehör.

So kam es nach und nach, daß wenn Bertie in Oliphant erschien, nur die Herren gegen sie freundlich waren und die Frauen sich in boshafter Gehässigkeit von ihr zurückzogen; — sie waren entweder hochmüthig und ungezogen, gleich Lady Oliphant, kalt und abweisend, wie die Gräfin Harberton, oder scheu und verlegen, gleich Viola. Anfangs bemerkte, faßte sie es kaum — dann aber, als es ihr klar wurde, daß man sie verdrängen wolle, kam sie gar nicht mehr nach dem Schlosse, und obschon Hugo sich darüber wunderte, so war er doch der Einzige, welcher in seiner Arglosigkeit den Grund ihres plötzlichen Ausbleibens nicht ahnte, während man selbst im Dorfe darüber sprach, so sehr hatte Sibylle dafür zu sorgen gewußt, daß die lügenhaftesten Gerüchte in den Mund der Leute kamen.

„Sibylle, ich möchte gern ein Wort mit Dir sprechen!“ sagte Hugo eines Abends, das Ankleidezimmer seiner Gemahlin betretend, in welchem sie eben ihre Toilette beendete. „Kannst Du mir jetzt fünf Minuten Zeit schenken?“ — „Gewiß, mein Lieber!“ rief sie munter. „Ist es ein Geheimniß oder kann Camilla zugegen bleiben?“ — „Nein — es ist eine Privatangelegenheit! Du bist ja fertig angekleidet!“ — „O ja — ich bin bereit! Sie können gehen, Camilla!“ — „Die Armbänder, Mylady!“ sprach die Zofe, einige schwere Goldreife ergreifend. — „Ich werde sie selbst anlegen!“ entgegnete Sibylle leichthin, ihr Spiegelbild aufmerksam betrachtend.

Dann als die Dienerin das Gemach verlassen hatte, bot sie Hugo ihren Arm hin, damit er den Schmuck befestige; er that es schweigend; und ihre Hand in der seinen behaltend, sprach er dann ernst und freundlich: „Ich wollte mir nur einen kleinen Wink erlauben, Sibylle; — glaubst Du wohl, daß es klug sei, Lord Tercester's Huldigungen so sehr zu ermuthigen?“ Halb spöttisch, halb frech schlug sie die schönen Augen zu ihm empor. — „Wie meinst Du das?“ — „Genau so, wie ich es sage! Ist es klug, zu gestatten, daß Lord Tercester Dir in solcher Weise huldige? Du hast doch nicht vergessen, was ich Dir von ihm erzählte, Sibylle? Er ist ein in ungewöhnlichem Grade fesselnder, angenehmer Mann — doch verrufen als ein entsetzlicher Lebemann — und — ich sehe es nicht gerne, daß meine Frau beständig mit ihm verkehre!“ — „Unsinn — man muß doch eine Unterhaltung haben, wenn man hier lebendig begraben ist!“ Sibylle schmollte, sie entzog Hugo ihre Hand und spielte mit den Armbändern. — „Wenn es Dir hier zu langweilig ist, so laß uns nach dem Kontinent reisen, Sibylle! Wenn Du in London wärest, würdest Du doch der Trauer wegen nirgends hinkönnen! Ich dachte, Du mögest Oliphant gerne leiden!“ — „Das ist auch richtig! Wenn Lord Tercester aber verscheucht werden soll, so wird es zum Sterben langweilig sein. Er ist der einzige Mensch in dieser Wildniß, mit dem zu sprechen es sich der Mühe verlohnt!“ — „Es thut mir leid, daß Du es so langweilig findest,“ entgegnete Hugo mit Ruhe. „Im Augenblick aber ist diese Langeweile unvermeidlich. In der nächsten Saison sollst Du so viel Zerstreuung haben, als Du nur wünschen magst, sowohl in Oliphant als auch in London. Inzwischen aber mußt Du schon etwas Langeweile ertragen — und zwar so ertragen, daß man nicht annehmen kann, Du seiest mir untreu!“ — „Mein Gott, von einer schönen Frau spricht man eben immer viel!“ — „Wirklich — dann sicherlich von Dir am meisten, doch es thut mir leid, wenn Du Veranlassung dazu gibst; — eine Frau soll sich niemals mit einem notorischen Wüstling so ausschließlich befassen, wie dieß hier der Fall. Ueberdieß, Sibylle, scheinst Du gar nicht in Erwägung zu ziehen, daß mein Gefühl dabei ebenfalls betheiligt sein könnte. Lord Tercester ist schön und anziehend genug, um meine Eifersucht wach zu rufen!“ — „Geh' doch!“ rief sie höhnisch. „Wo keine Liebe besteht, da gibt es auch keine Eifersucht!“ — „Was meinst Du, Sibylle?“ fragte ihr Gatte ernst. — „Was ich sage!“ erwiederte sie, seine Stimme nachahmend. „Wirklich, mein Lieber, Du bist doch etwas unvernünftig; ich menge mich ja auch nicht in Deine Unterhaltungen, weßhalb solltest Du Dich um die meinen bekümmern?“ — „Ich verstehe Dich nicht, Sibylle, willst Du so freundlich sein, den Sinn Deiner Worte zu erklären?“ — „Ja, man spricht so Allerlei!“ rief sie, mit ihren Armbändern spielend, „Du bist ein sehr schöner Mann, und Bertie Greydon wird von manchen Leuten für ein hübsches, kleines Mädchen gehalten; man weiß allgemein, wie ihr zusammen steht! Glauben Sie, Sir Hugo Oliphant,“ sprach sie mit einer tiefen, hohnvollen Verbeugung, „es sei klug von Ihnen gewesen, so viel in Gesellschaft jenes Mädchens zu verweilen?“

Hugo Oliphant war sehr bleich geworden, ein Strahl leidenschaftlichen Zornes sprühte in seinen Augen auf.

„Welche Beleidigung ist dieß?“ fragte er zornbebend. — „Beleidigung!“ rief sie lachend. „Lieber Hugo, ich wiederhole nur, was ich höre! Weißt Du nicht, daß man mich allgemein bedauert als eine vernachlässigte Gattin? — Weißt Du nicht, daß Fräulein Greydon überall mit Mißachtung behandelt wird, um ihr zu zeigen, wie sehr man ihr Benehmen mißbillige?“ — „Mißbillige — was hat das Kind gethan, Sibylle? Welch' grausame, grundlose Verleumdung ist dieß?“ — „Was alle Welt sagt, muß doch einige Begründung haben,“ erwiederte sie

mit Ruhe. „Ich wiederhole nur, was allgemein geglaubt und besprochen wird; was nun den Umstand anbelangt, daß die Sache grundlos sein solle —“ — „Sibylle,“ rief er leidenschaftlich, „Du glaubst doch nicht an so niedrige Verleumdung, Du, mein Weib!“ — „Mein Lieber, was willst Du?“ rief sie, schlug aber doch die Augen nieder vor seinem erzürnten Blick. „Ich — vor allen Leuten — kann doch nicht umhin, zu sehen, was klar ist wie das Sonnenlicht. Fräulein Greydon's Gefühle für Dich kennen wir Alle; und wenn Du zurückdenkst an den Abend meiner Ankunft hier, so wirst Du Dich entsinnen, daß ich die unfreiwillige Zeugin einer sehr rührenden Szene zwischen meinem Gatten und dem fraglichen jungen Mädchen war. Selbst Du, der Du natürlich verpflichtet bist, sie vor Tadel zu schützen, mußt doch einsehen, daß ein solches Vorgehen sich nicht ganz leicht erklären läßt!“ — „Bertie kam zu mir um Hülfe flehend, in einer rein geschäftlichen Angelegenheit,“ rief er lebhaft erregt. „Ich war glücklich, daß es in meiner Macht lag, ihr beizustehen. Das Mädchen ist in Worten und Werken rein, gleich einem Kinde! Sibylle, wenn eine so niedrige Verleumdung ausgesprengt worden ist, so vermagst Du es, sie zu bannen! Bertie kommt nicht mehr hieher, wenn Du aber öffentlich Deinen Glauben bekundest an ihre Unschuld, so werden die bösen Zungen zum Schweigen gebracht, welche es gewagt haben, den reinen Namen des Kindes zu verunglimpfen. Du wirst doch nicht zugeben, daß man ein unschuldiges Mädchen verdamme —“ — „Wenn ich aber an diese Unschuld nicht glaube? Wie soll ich einen Glauben zeigen, den ich nicht empfinde? Hugo, ich fürchte zu sehr, daß Bertie Greydon meinen häuslichen Frieden zerstöre, um so gegen sie verfahren zu können, wie Du es wünschest. Selbst Viola, durch ihre Mutter und den Herzog beeinflußt, begegnet ihr mit Kälte!“

Eine kurze Pause entstand, während welcher Hugo zornig in dem Gemache auf und nieder ging und Sibylle mit ihrem Geschmeide spielte, dabei verstohlen ihren Gatten betrachtend.

„Willst Du behaupten, daß die Leute meinetwegen dem Kinde mit Kälte begegnen? Sibylle, es ist schändlich! Du, die Du alle Umstände, alle Verhältnisse, alle Ursachen des Bruches zwischen Bertie und mir kennst, Du weißt am besten, wie falsch all' dieß ist. Du vermagst doch Alles Lügen zu strafen! Bedenke, wie schutzlos Bertie ist!“ — „Wie soll ich als Lüge bezeichnen, was ich für wahr halte?“ rief sie ungeduldig. — „Du glaubst, es sei wahr! Du denkst so niedrig von Deinem Gatten, daß Du annimmst, er werde sich nicht scheuen, den reinen Namen eines siebenzehnjährigen Kindes in den Staub zu ziehen?“ — „Wir sprachen nicht von Dir!“ sagte sie, dicht an ihn herantretend und ihr schönes Haupt an seine Schulter lehnend. „Ich weiß, daß Du der Inbegriff alles Ehrenhaften bist, mein Gemahl, aber ich weiß auch,“ flüsterte sie mit bebender Stimme, „daß Du Bertie Greydon einst geliebt hast, und daß sie bestrebt ist, Deine Liebe wieder zu gewinnen, wenn sie dieselbe nicht jetzt noch besitzt!“ Mit einem zornigen Ausruf trat Hugo zurück. „Beim Himmel, das ist zu arg! Du beleidigst uns Beide gröblich mit solchen Anschuldigungen, Sibylle. Dein weibliches Mitleid sollte Dir doch zeigen, was das Richtige sei jenem armen Mädchen gegenüber! Daß sie mich einst grausam verrathen, es ist wahr, aber —“ — „Ich habe kein Mitleid für sie!“ rief Lady Oliphant hochmüthig. „Ich hasse sie, o wie ich sie hasse! Ich hasse sie, weil Du sie geliebt hast, weil sie falsch, verrätherisch und schlecht ist bis in ihre tiefinnerste Seele. Man kann nichts erfinden, was zu schlecht, zu gemein, zu niedrig wäre für Bertie Greydon!“

Die Sommertage strichen eintönig dahin im Hause der Frau Greydon. Jene Bertie, welche jetzt so langsam sich bewegte, so leise sprach, war sehr verschieden von dem Lebenslust sprühenden Wesen, welches das Epheuhaus früher gleich einem Sonnenstrahl belebt hatte mit heiterem Lachen und munteren Reden. Jene Bertie war voll Leben, Gesundheit und Frohsinn gewesen, diese aber war bleich und traurig; die müßigen kleinen Hände lagen stundenlang regungslos im Schooß, während das junge Mädchen am Fenster saß und mit trüben Augen empor blickte zu dem blauen Himmelszelt. Schloß Oliphant war nun vereinsamt, nur die Dienerschaft verweilte noch dort, doch der Stachel des boshaften Geredes, welches Lady Oliphant gegen Bertie in Umlauf gesetzt, wirkte noch immer nach und die Leute behandelten ihren früheren Liebling mit Kälte. Nur die Armen des Ortes waren Bertie Greydon treu geblieben, sie glaubten alle jene Andeutungen nicht, welche Lady Oliphant's gepuderte Bediente da und dort hatten fallen lassen. Fräulein Bertie war in ihren Augen unfähig, ein Unrecht zu begehen, dieß sprachen sie unumwunden aus, und die treueste ihrer Anhängerinnen war die alte Elise, das Weib, welches ihr Obdach gegeben an jenem denkwürdigen Tage, an welchem sie und Major Oliphant vom Regen überrascht worden waren. Das Leid, welches sie damals prophezeit hatte, war über Bertie hereingebrochen, und vielleicht mochte es gerade die Erfüllung ihrer Prophezeiung sein, welche das alte Weib freundlich stimmte gegen Fräulein Greydon, die nie an der Hütte vorbei ging, ohne daß die Alte ihr einen herzlichen Gruß zugerufen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Häßliche.

Erzählung

von

Karl Stugau.

(Fortsetzung.)

„Diese vorläufig erspähten Symptome waren so befriedigend, daß ich einen Schritt weiter zu gehen beschloß. Bei einem Spaziergange, den die beiden Frauen, Berger und ich auf meine Veranlassung in der Abendkühle auf dem damals noch existirenden Glacis machten, suchte ich es so einzurichten, daß ich eine Strecke weit an Helenens Seite ging, während Berger, welcher Madame Bellmann den Arm gegeben hatte, etwas zurückblieb.

„Es fiel mir nicht schwer, das Gespräch auf meinen Freund zu bringen. Da war Helene seines Lobes voll. Mit warmem Eifer rühmte sie seine Bildung, seine Herzensgüte, die Lauterkeit seiner Gesinnungen, sein Zartgefühl, seinen edlen Charakter und so weiter. ‚Meinen leiblichen Bruder, wenn ich einen hätte,‘ schloß sie, ‚könnte ich nicht lieber haben, als den vortrefflichen Berger.‘

„Natürlich unterließ ich nicht, ihr zu sagen, wie sehr Berger ihre freundschaftlichen Gesinnungen theile, wie hoch er sie und ihre Mutter verehre und wie wohlthätig ihr belebender Umgang auf seine etwas trübsinnig angelegte Natur einzuwirken scheine. Schritt für Schritt weitergehend, suchte ich ihr auf zarte Weise den Gedanken nahe zu legen, daß Berger vielleicht eine mehr als freundschaftliche Zuneigung zu ihr hege.

„Zu meiner Verwunderung schien sie meine Bemerkung zu überhören oder deren Sinn nicht zu verstehen. Wie ein Aal glitt sie darüber hinweg, und als ich mit einer neuen Wendung darauf zurückkam, that sie, als ob ich scherzte. Alle meine Bemühungen, sie zu einer Aeußerung zu drängen, aus der ich mit Bestimmtheit hätte schließen können, daß Berger ihrem Herzen näher als ein bloßer Hausfreund stehe, scheiterten an der Gewandtheit, womit sie meine versteckten Angriffe parirte.

„Alles nüchtern erwogen, kam ich zu dem Schluß, daß sie Berger herzlich gut war, daß sie ihn schätzte und achtete, daß jedoch ihre Gesinnungen gegen ihn vorläufig noch keinen leidenschaftlichen Charakter hatten. Es schien mir, als ob sie über ihre Gefühle gegen meinen Freund selbst noch nicht in's Klare mit sich gekommen sei und als ob sie deßhalb fürchtete, ein Wort fallen zu lassen, das Berger in seinen Hoffnungen bestärken oder aber ihn entmuthigen könnte. Mit dem instinktiven Scharfblick, der allen begabten Evastöchtern eigen ist, hatte sie offenbar meine Absicht, sie auszuholen, durchschaut und mochte glauben, daß Alles, was sie mir sagte, gerade so sei, als ob sie es meinem Freunde selbst sagte. Ihre Zurückhaltung war also ganz begreiflich.

„Unter solchen Umständen hielt ich es für das Klügste, der Sache ihren natürlichen Verlauf zu lassen und mich jeder weitern Einmengung in diese Angelegenheit zu enthalten. Berger gehörte zu den Menschen, die auf den ersten Blick eher abstoßend als anziehend wirken, die aber in dem Maße mehr für sich einnehmen, als man sie näher kennen lernt. Ich hatte allen Grund zu hoffen, daß dieß auch Helenen gegenüber der Fall sein und daß Berger in einer kürzern oder längern Frist das Ziel seiner Wünsche erreichen werde.

„Auf dem Heimweg fragte mich Berger, wie mir Helene gefallen und was ich mit ihr auf dem Spaziergang gesprochen habe. Ich schilderte wahrheitsgetreu den vortheilhaften Eindruck, den sie auf mich gemacht, und berichtete, so weit ich es vermochte, wörtlich, mit welcher fast enthusiastischen Anerkennung sie sich über ihn geäußert habe. Von meinen Vermuthungen über den Zustand ihres Herzens schwieg ich. Berger verschlang meine Worte mit Begier und schien sehr glücklich.

„Wenige Tage darauf trat ich die Rückreise in meine Heimat an, weil meine Bewerbung um die Stelle eines Sekundärarztes am allgemeinen Krankenhause nicht zu dem gewünschten Ergebniß geführt hatte.

„In der nächsten Zeit erhielt ich rasch nach einander von Berger mehrere Briefe, die voll Hoffnungsseligkeit waren. Dann riß plötzlich der Faden unserer Korrespondenz wieder ab und Monate vergingen, ohne daß ich von meinem armen Freunde irgend eine Nachricht erhielt.

„Eines Morgens, als ich eben beim Frühstück saß, klopft es an meine Thüre und herein tritt Berger in Reisekleidern. Aber wie sah er aus! Mager, gebrochen, mit eingefallenen Wangen und glanzlosen Augen.

„Meine schmerzliche Ueberraschung über sein Aussehen muß sich auf meinen Zügen gemalt haben, denn mit wehmüthigem Lächeln bot er mir die Hand und sagte:

„‚Du findest mich verändert, nicht wahr? Ja, vorigen Herbst sah ich anders aus! Jetzt bin ich nur der Schatten von damals. Herzweh zehrt.‘

„Er nahm Platz. Auf meine Frage, woher er komme, erfuhr ich, daß er eben mit dem Dampfboot von Wien angelangt und auf einer Erholungsreise in das Salzkammergut begriffen sei.

„‚Und Helene?‘ frug ich.

„‚Helene war ein schöner Traum. Mit rauher Hand bin ich geweckt worden und das Erwachen war schrecklich. Jetzt ist Alles aus. Mein Schicksal ist unwiderruflich entschieden. Aber Helene klage ich nicht an. Was kann *sie* dafür, daß ich häßlich bin? Ein Mensch wie ich sollte sich nicht beigehen lassen, Liebe zu heischen. Jetzt habe ich auf dieses Glück verzichtet. Aber Du siehst, was eine solche Resignation kostet.‘

„‚Erzähle, armer Freund,‘ sagte ich, indem ich als Zeichen herzlichen Mitgefühls ihm nochmals die Hand drückte.

„‚Es sei,‘ erwiederte er.

„‚Als Du,‘ begann Berger, ‚Wien verließest, war, wie Du weißt, mein Roman im besten Gange. Auch in den folgenden Wochen ging Alles gut, ja, es schien mir, als ob ich in Helenens Herzen langsame, aber stetige Fortschritte machte. Sie war manchmal so lieb, so weich, so herzlich, daß meine ganze Schüchternheit dazu gehörte, um das Geheimniß meiner Liebe auf meiner Zunge zurückzuhalten.

„‚Eines Abends las ich ihr, wie das häufig geschah, aus einem Buche vor, während sie emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt war. Ihre Mutter, welche wegen ihrer Schwerhörigkeit nicht Alles verstand, war in ihrem Lehnsessel eingeschlafen, so daß ich mit Helene sozusagen allein war. Du weißt, daß ich nicht übel lese. Das ist im Grunde auch keine Kunst. Wenn man versteht und fühlt, was man liest, so setzt sich Ausdruck und Betonung fast von selbst in Einklang mit den Worten des Dichters. Geschieht es nun gar, daß das Gelesene Aehnlichkeit mit unserer eigenen Lage hat und gewissermaßen unseren eigenen Wünschen und Hoffnungen Ausdruck gibt, so ist es wohl natürlich, daß wir in den Vortrag unsere ganze Seele legen und daß die Bewegung unseres Innern auch die verwandten Saiten in dem Gemüthe des Hörers erzittern macht. So war es hier. Ich las aus einer Zeitschrift eine einfache, aber vortrefflich geschriebene Novelle vor. Der Held der Geschichte ist ein buckliger Hofmeister, der in geheimer Liebe zu der Schwester seines Zöglings entbrannt ist. In dem Bewußtsein seiner Mißgestalt, seiner untergeordneten gesellschaftlichen Stellung und der Pflichten, welche sein Vertrauensposten im Hause ihm auferlegen, hütet er sorgfältig Wort und Blick, um die Gefühle, die ihn verzehren, nicht offenbar werden zu lassen. Bei einem von der jungen Dame selbst herbeigeführten tête-à-tête bricht endlich das Eis der Zurückhaltung und der arme Bucklige, alle Rücksichten beiseite setzend, strömt in glühenden Worten das Geständniß seiner Liebe aus. Dabei klagt er sich selbst der Vermessenheit an, daß er es gewagt habe, seine Blicke bis zu ihr zu erheben, er, der arme, von der Natur mit dem Brandmal des Lächerlichen bezeichnete, dem Spotte der Straßenjugend ausgesetzte Bucklige!

„‚Diese mit wahrhaft dichterischer Kraft geschilderte Selbsterniedrigung mitten in dem leidenschaftlichen Geständniß einer unbezwinglichen Liebe wirkte erschütternd auf mich, ebenso wie auf Helene. Sie ließ ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen, ihr Busen hob und senkte sich krampfhaft. Plötzlich erhob sie ihre Blicke gegen mich und streckte mir die Hand entgegen. „Guter, lieber, armer Anton!“ sagte sie mit von innerer Bewegung zitternder Stimme. Es war das erste Mal, daß sie mich mit Vornamen nannte. Ganz berauscht von dieser Vertraulichkeit, die vielleicht nur die Wirkung der Rührung und des Mitleids war, die ich aber in diesem Augenblick für die unwillkürliche Aeußerung eines zärtlichern Gefühles hielt, bedeckte ich die dargebotene Hand mit glühenden Küssen und war, meiner Sinne nicht mehr mächtig, eben im Begriff, sie in meine Arme zu schließen, als sie sich mit allen Zeichen des Schrecks zurückbog, mit den Worten: „Meine Mutter!“

„‚In der That schlug Madame Bellmann eben die Augen auf und blickte verwundert um sich.

„‚Mit einer Geistesgegenwart, die ich Helenen nimmermehr zugetraut hätte, und mit einer Unbefangenheit, als ob sie mit mir in dem gleichgültigsten Gespräche begriffen gewesen sei, wandte sie sich an ihre Mutter mit der Frage, wie das Schläfchen geschmeckt habe. Diese schien nichts gemerkt zu haben, denn sie entschuldigte sich ganz beschämt bei mir, daß sie eingeschlafen sei, woran nur die Schwüle des Abends und ihre Schwerhörigkeit die Schuld trage. Während des Restes des Abends war sie sowohl als ihre Tochter ganz wie sonst.

„‚Ich aber konnte meine Fassung nicht so leicht wiedergewinnen. Ich war wie von einem Fieberfrost geschüttelt und in meinem Herzen war stürmisches Jubiliren und Frohlocken. „Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ war der immer wiederkehrende Refrain. Bis ein Uhr Nachts lief ich wie toll in den Straßen der Stadt umher. Es wäre mir unmöglich gewesen, in dieser Aufregung im Bette zu liegen und zu schlafen. Nur in dem einen Punkte grollte ich dem Schicksal, daß es die Mutter so zur Unzeit erwachen ließ, gerade in dem Augenblick, wo — so bildete ich mir wenigstens ein — das süße Geständniß der Gegenliebe auf Helenens Lippen schwebte.

„‚Ich war sehr begierig auf die Haltung, welche Helene bei meinem nächsten Besuche gegen mich beobachten würde. Zu meiner Verwunderung war sie freundlich, zutraulich und unbefangen wie sonst; kein Zug ihres Gesichtes verrieth, daß inzwischen etwas Besonderes zwischen uns vorgefallen sei. Allerdings waren wir unter den Augen ihrer Mutter, die mir zu meinem lebhaften Verdruß nicht wieder den Gefallen that, bei meinen Vorlesungen einzuschlafen.

„‚Eines Tages fand ich bei Madame Bellmann einen fremden Herrn, den man mir als einen entfernten Vetter Helenens vorstellte. Er hieß Reinhold, war, wie man mir sagte, an demselben Tage aus seiner Vaterstadt Hamburg in Wien angekommen und sollte dort bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters einen praktischen Kursus als Buchhalter durchmachen. Es war ein hübscher junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, gesprächig, lebenslustig, von gewandten Umgangsformen und, wie mir schien, etwas spottsüchtig.

„‚War es Eifersucht, Neid oder eine schon damals aufsteigende dunkle Ahnung, daß dieser Mensch in meinem Leben eine verderbliche Rolle spielen solle: die Begegnung mit ihm verstimmte mich auf das Aeußerste, obgleich ich mich über Mangel

an freundlichem Entgegenkommen seinerseits nicht zu beklagen hatte. Ich wechselte nur wenige kalt-höfliche Worte mit ihm und entfernte mich früher als gewöhnlich.

„,Von nun an wurde Reinhold fast täglicher Gast bei Madame Bellmann. Immer munter, voll witziger Einfälle und mit einer seltenen Unterhaltungsgabe ausgerüstet, trug er ungemein viel zur Belebung des kleinen Kreises bei und war sehr bald bei Mutter und Tochter, wie man zu sagen pflegt, Hahn im Korbe. Neben ihm spielte ich eine ziemlich traurige Rolle. Ich gab mich darüber keiner Täuschung hin. Wenn ich mich häßlichen, ernsten, wortkargen, ungeschlachten, linkischen Menschen mit dem bildschönen, eleganten, zungenfertigen, geistsprudelnden jungen Hamburger verglich, so konnte der Vergleich unmöglich zu meinen Gunsten ausfallen. Je mehr ich dieß einsah, desto mehr litt ich, desto mehr verzehrte mich Neid und Eifersucht. Ja, Eifersucht, denn ich bemerkte nur allzu wohl, welches Gefallen Reinhold an Helene fand und wie seine Bemühungen um ihre Gunst immer unverholener zu Tage traten. Seiner Liebe Mühe war nicht umsonst. Von Tag zu Tag gewann er mehr Macht über das unerfahrene Mädchen. Wenn er da war, hatte sie Augen und Ohren nur für ihn; dem armen Berger blieb es überlassen, die taube Mutter zu unterhalten. Konnte ich es Helenen verargen? Konnte ich verlangen, daß ihr Wohlwollen gegen mich sie blind machen sollte gegen die bestechenden Eigenschaften meines Nebenbuhlers?

„,So hätte ich denken sollen, so aber dachte ich damals nicht. Ich haßte nicht nur Reinhold, ich war zeitweise von Wuth und Ingrimm auch gegen Helene erfüllt. In der Blindheit meiner Leidenschaft erschien mir ihr Benehmen gegen Reinhold, ihr Schäkern und Lachen mit ihm gefallsüchtig, frech, ja unzüchtig. So groß war manchmal meine Empörung über sie, daß ich mir vornahm, meine Besuche bei ihr ganz einzustellen. Wie wenig kannte ich mein Herz! Ein paar Tage hielt ich es aus, dann zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt auf's Neue zu ihr. Nur suchte ich es so einzurichten, daß ich womöglich mit Reinhold nicht zusammentraf. Solche Tage, wo ich mit Helene allein war, ließen mich alle Qualen vergessen, die ich erduldet hatte. Sie war dann wieder gut, freundlich und liebenswürdig mit mir wie früher — mehr sogar, denn sie mochte eine Ahnung haben, daß ich mich zurückgesetzt fühlte, und wollte es gut machen.

„,Helene machte mir damals den Eindruck eines doppelten Menschen. War Reinhold nicht zugegen, so war sie die alte Helene und wir verstanden uns vortrefflich. Kam dieser Mensch, so war sie wie ausgewechselt. Da war sie gesprächig, lachlustig, kokett, selbst witzig und spottsüchtig. Wie man von dem Chamäleon erzählt, daß sein Farbenspiel sich nach der Umgebung richte, worin es sich eben befindet, oder wie eine Magnetisirte ihre Gedanken und Gefühle in Einklang setzt mit dem Magnetiseur, so schien Helene, sobald Reinhold in's Zimmer trat, das Temperament und die Geistesart dieses Zierbengels anzunehmen. Sie war in seiner Gegenwart wie berauscht oder wie unter einem Zauberbanne stehend.

„,Nur dieß macht es mir erklärlich, wie sie, deren Gutherzigkeit selbst jetzt noch für mich außer Zweifel steht, mitlachen konnte, wenn sich Reinhold in versteckten Anspielungen, die ich aber gar wohl verstand, über mich lustig machte. Das erlaubte sich der Laffe öfters, denn so sehr ich ihn haßte, so antipathisch schien ich ihm zu sein. Doch ließ er im direkten Verkehr mit mir davon nichts merken; vielmehr war er äußerlich gegen mich von einer fast übertriebenen Artigkeit, die aber eben deßhalb mehr als Hohn denn als Ernst sich ausnahm. Das vermehrte nur meinen Ingrimm gegen ihn. Seine Unhöflichkeit wäre mir lieber gewesen, denn dann hätte ich Gelegenheit gehabt, an dem frechen Burschen mein Müthchen zu kühlen. So aber konnte ich, ohne mich einer meiner unwürdigen Rohheit schuldig zu machen, ihm nicht beikommen.

„,Ich habe allen Grund zu glauben, daß Reinhold methodisch darauf hinarbeitete, mich in den Augen Helenens herabzusetzen, nicht indem er meinen Charakter angriff, wozu ich keine Handhabe bot und was ihm wenig genützt hätte, sondern indem er mein unvortheilhaftes Aeußere in ein komisches Licht zu stellen suchte. Die Bemerkungen, die er Helene bald da, bald dort über mich zuflüsterte, müssen bisweilen sehr beißend gewesen sein, denn es entging mir nicht, welche seltsamen Blicke sie bei diesen Gelegenheiten auf mich warf und welche Mühe sie sich gab, um nicht in lautes Lachen auszubrechen. Wie es dabei in mir kochte und tobte, brauche ich Dir nicht zu sagen. Mehrmals erfaßte mich eine solche Wuth, daß ich mich versucht fühlte, aufzuspringen, den Burschen zu packen und zum Fenster hinauszuwerfen. Nur die Rücksicht auf die Frauen vermochte mich von einem Verbrechen zurückzuhalten.

„,Zu der Eifersucht und dem Haß, der mich verzehrte, kam noch der Zorn und die Verachtung gegen mich selbst. Ich fühlte, daß ich eine unwürdige Rolle spielte, daß ich zu gut sei, um das Stichblatt des Spottes für die übermüthigen jungen Leute abzugeben, und daß ich nichts Besseres thun könne, als mich zurückzuziehen. Aber, wie gesagt, ich vermochte es nicht. Meine Liebe war stärker als mein Stolz. Ich war wie ein treuer Hund, der, von seinem Herrn mißhandelt, doch immer und immer wieder zu ihm zurückkehrt und demüthig die Hand leckt, die ihn schlug.

„,Es würde mich zu weit führen, wenn ich Dir ausführlich schildern wollte, was ich unter dem Zusammenwirken so verzehrender Leidenschaften und Affekte: der Liebe, der Eifersucht, des Neides, des Hasses, der Selbstverachtung, des ohnmächtigen Grolles gegen das Geschick, des Hin- und Herschwankens zwischen tiefster Entmuthigung und wiederauflebender Hoffnung, zu leiden hatte.

„,Plötzlich trat ein Ereigniß ein, das mein Schicksal unwiderruflich entschied.

„,Eines Morgens, als ich eben im Begriffe war, in meine Offizin zu gehen, erhielt ich einen unerwarteten Besuch. Es war Reinhold.

„,Ich empfing ihn mit kalter Höflichkeit und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

„,„Sie werden erstaunt sein, Herr Berger,“ begann er, „daß ich meinen ersten Besuch bei Ihnen zu so ungewöhnlicher Stunde mache. Ich komme so früh, weil ich weiß, daß Sie später nicht mehr zu Hause zu treffen sind und ich in einer delikaten Angelegenheit unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen wünsche.“

„,Höchst verwundert über diese Einleitung fragte ich, womit ich dienen könne.

„,„Lassen Sie mich,“ fuhr Reinhold fort, „mit der Thüre in's Haus fallen. Ich bin jetzt seit zwei Monaten in Wien, habe während dieser Zeit die vortrefflichen Eigenschaften meiner Cousine Helene schätzen gelernt und überzeuge mich täglich mehr, daß sie eine Frau wäre, die für mich paßt. Allerdings ist sie arm, allein ich liebe sie und glaube, daß meine Neigung erwiedert wird. Die Geldfrage kann also hier um so weniger in Betracht kommen, als ich von Haus aus so viel Vermögen besitze, um eine Frau, die bescheidene Ansprüche macht, ernähren zu können. Ich habe meinem Vater bereits darüber geschrieben und er hat, wiewohl nach einigem Widerstreben, seine Einwilligung gegeben. Gestern Abend habe ich auch mit Helenens Mutter gesprochen. Auch sie ist bereit, mir ihren Segen zu geben.“

„,Reinhold hielt inne.

„,Auf meiner Stirne perlten Tropfen kalten Schweißes.

„,„Nur Etwas,“ fuhr Reinhold fort, „steht meinem Glück noch im Wege. Die Sache ist sehr zarter Natur, weßhalb ich einigermaßen um Worte verlegen bin. Allein da es sein muß, so gehe ich ohne weitere Umschweife zur Sache. Offenheit ist bei einem so verständigen und charaktervollen Manne, wie Sie sind, das beste Mittel der Verständigung.“

„,Ich machte, den Tod im Herzen, eine stumme Verbeugung und gab Reinhold pantomimisch zu verstehen, daß ich seinen weiteren Mittheilungen entgegensehe.

„,„Ich weiß,“ fuhr Reinhold fort, „auf welche Art Sie mit Helene und ihrer Mutter bekannt geworden sind, ich kenne den großen Dienst, den Sie den beiden Frauen in einem Augenblick arger Bedrängniß erwiesen haben. Madame Bellmann und ihre Tochter sind Ihnen dankbar dafür und schätzen Sie als ihren aufrichtigsten, theilnehmendsten Freund. Helene glaubt auch bemerkt zu haben, daß sie Ihnen ein mehr als freundschaftliches Interesse eingeflößt hat. Und nun, Herr Berger, komme ich zu dem heikligen Punkt. Helene fürchtet — Ihnen wehe zu thun, wenn sie meiner Bewerbung Folge gibt. Dieß ist nach Aussage ihrer Mutter, mit der ich vorgestern in dieser Angelegenheit eine lange Unterredung hatte, der Grund, weßhalb ich von Helene noch kein entschiedenes „Ja“ bekommen konnte. Vergebens stellte ich ihr vor, daß Sie viel zu edelmüthig seien, als daß Sie erwarteten und verlangten, Helene solle aus Rücksichten der Dankbarkeit gegen Sie auf eine Versorgung verzichten, die, wie ich zu wissen glaube, so ganz mit den Wünschen ihres Herzens übereinstimmt. Ich habe geltend zu machen gesucht, daß Helene ja durch keinerlei gegenseitiges Versprechen gebunden sei, daß es daher die Gewissenhaftigkeit zu weit treiben heiße, wenn sie sich gleichsam als mit Ihnen verlobt betrachten wollte. Trotz alledem habe ich die Skrupel Helenens und ihrer Mutter nicht zu beschwichtigen vermocht. Um dieser Ungewißheit ein Ende zu machen, habe ich mich entschlossen, einen offenen und ehrlichen Schritt bei Ihnen selbst zu thun, Ihnen die Lage der Dinge auseinander zu setzen und Sie zu fragen, ob Sie auf Helenens Hand ernstlich Anspruch machen? Ist dieß der Fall, so trete ich zurück, so schwer es mir auch fallen würde, da ich, wie schon gesagt, Helene liebe und mit ihr glücklich zu werden hoffe. Die Entscheidung über mein und, ich darf wohl beifügen, über Helenens Glück liegt daher in Ihrer Hand.“

„,Obgleich jedes Wort, das Reinhold sprach, mir wie ein glühender Dolch in's Herz drang, war es mir doch, während er sprach, gelungen, mich so weit zu fassen, daß ich, ohne un-

Im Lenz.

Es war, als ob des Lenzes Kraft
Auch ihre Herzen triebe,
Denn plötzlich ist dort aufgewacht
Die tiefversteckte Liebe.

Der Lenz hat ihnen Glück gebracht,
Und so recht mitten inne,
Wo's blüht und singt, woll'n stiften sie
Ein Denkmal ihrer Minne.



Sie haben es dem Lenz gesetzt,
Mög' er es gut bewahren,
Daß es ein Zeichen sei des Glücks
Auch noch nach fünfzig Jahren.

Mög' es nicht tilgen Eis und Schnee,
Nicht Sturm, nicht Ungewitter,
Mög's nicht gemieden werden einst
Von Beiden herb und bitter.

männliche Schwäche zu verrathen, antworten konnte, ich sei weder berechtigt, noch gesonnen, ein solches Opfer von ihm zu fordern und wolle ihrem beiderseitigen Glücke nicht im Wege stehen.

„Reinhold wischte sich eine Thräne aus dem Auge und reichte mir, wie von Rührung überwältigt, die Hand.

„„Aufrichtig gestanden, Herr Berger,“ sagte er, „ich habe diese Antwort erwartet, nicht bloß, weil ich auf Ihren Edelmuth baute, sondern auch, weil ich Sie für zu verständig hielt, um zu glauben, Sie könnten sich“ — er stockte und schien sich auf ein passendes Wort zu besinnen — „Sie könnten sich über die Natur der Vertraulichkeit, die Ihnen Helene in der Arglosigkeit ihres Herzens bezeigte, täuschen. Der Unterschied des Alters und so manches Andere“ — er stockte abermals, aber in seinen Mienen las ich, daß er meine Häßlichkeit, meine Plumpheit, meine untergeordnete bürgerliche Stellung, meine Vermögenslosigkeit und dergleichen meinte — „und so manches Andere,“ wiederholte er, „hat Sie gewiß vor einer solchen Täuschung bewahrt. Aber gleichviel, ich danke Ihnen, Herr Berger, für die Beruhigung, die Sie mir geben, denn Sie räumen mit dieser Erklärung ein großes Hinderniß aus dem Wege. Darf ich von dieser Erklärung bei Helene und ihrer Mutter Gebrauch machen?“

„„Ich ermächtige Sie dazu auf das Formellste,“ entgegnete ich.

„„Nochmals meinen Dank, Herr Berger,“ sagte Reinhold mit einem neuen Händedruck und mit einer neuen Thräne der Rührung im Auge. „Oder,“ nahm er nach kurzem Besinnen auf's Neue das Wort, „wäre es nicht besser, wenn Sie das, was Sie eben erklärt haben, Madame Bellmann selbst sagen oder, falls Ihnen dieß der Natur des Gegenstandes wegen unangenehm sein sollte, schreiben wollten? Der Zweck würde dadurch um so vollständiger erreicht. Helene ist in ihrem Zartgefühl gegen Sie etwas mißtrauisch gegen mich und es ist ihr am Ende nicht zu verargen. Ich bin hier Advokat in eigener Sache; Helene könnte glauben, daß ich Ihre Worte nicht treu wiedergebe. Diesem Verdacht würde am besten durch einige Worte von Ihrer Hand vorgebeugt; Sie kennen ja das Sprüchwort: Was das Auge sieht, glaubt das Herz.“

„„Wenn es Helene zur Beruhigung gereicht,“ versetzte ich, „so bin ich auch zu einer schriftlichen Erklärung erbötig. Damit Ihr Glück nicht verzögert wird, werde ich den Brief noch heute schreiben.“

„Nachdem er in überschwenglichen Worten auf's Neue gedankt, nahm er Abschied und ging.

„Kaum war er fort, so brach das gebrechliche Gebäude meiner Fassung wie ein Kartenhaus zusammen. Vernichtet sank ich in meinen Sessel nieder. Dahin waren meine Hoffnungen, dahin war mein Glück! Ich erwachte aus einem schönen Traum, aber das Erwachen war schrecklich. Also verschmäht war ich, verschmäht von dem Mädchen, das ich wie einen Abgott liebte und verehrte! Und was meinen Schmerz zum Unerträglichen steigerte, das war der Gedanke, daß meine reine, keusche Liebe Gegenstand der Erörterung zwischen Mutter, Tochter und Bräutigam gewesen, daß, was ich mir kaum selbst



Bild ohne Worte.

zu gestehen gewagt hatte, mit rücksichtsloser Hand bloßgelegt worden war. Also nur aus Dankbarkeit, nur aus Mitleid hatte Helene sich meine Annäherung gefallen lassen, nur aus Mitleid hatte sie mich geschont wissen wollen! Wie mag Reinhold über den lächerlichen Dünkel des einfältigen Berger gespottet haben, der sich einbildete, einem Mädchen wie Helene Liebe einflößen zu können! Also nicht bloß verschmäht, sondern auch bemitleidet und verspottet! O, wie das brannte!

„Es war mir unmöglich, in dieser Gemüthsstimmung in meine Offizin zu gehen, ich schickte die Magd der Hausfrau, um meinem Prinzipal sagen zu lassen, daß ich unwohl geworden sei und heute nicht kommen könne. Dann nahm ich Hut und Stock und ging hinab in den Prater. Im abgelegensten Theil desselben warf ich mich in das Gras, starrte mit glanzlosen Augen hinauf in den blauen Himmel, wühlte mit einer Art teuflischer Wollust in meinem Schmerz und lästerte das Schicksal.

„Freund, Du weißt, daß ich immer an eine allweise, allmächtige, allgütige Weltregierung aufrichtig geglaubt, daß ich in Gott die Quelle und den Inbegriff des Wahren, Guten und Schönen verehrt und, soweit es mir möglich war, nach Erkenntniß und Verwirklichung dieser erhabenen Güter mit unverdrossenem Eifer gestrebt habe. Damals aber bestand mein Glaube die Probe nicht. Ich lästerte nicht bloß das Schicksal, ich lästerte Gott.

„Warum, fragte ich, muß denn gerade ich überall zurückstehen? Ist es meine Schuld, daß ich statt Liebe Abscheu einflöße? Was kann denn ich dafür, daß ich verunstaltet bin? Und welches Verdienst hat dieser junge Mensch, der wahrlich, das fühle ich, an wahrem Manneswerth mir nachsteht, daß ihm die Natur ein einnehmendes Wesen verliehen hat? Wenn ein Gott im Himmel ist, warum gießt er auf die Einen blindlings das Füllhorn seiner Gunst, auf die Anderen die Schale seines Zorns? Bin ich nicht sein Geschöpf, so gut als dieser Reinhold? Bin ich ein Stiefkind: weßhalb bin ich es? Warum mir unverschuldet dieses unerträgliche Weh, warum ihm unverdient solches Glück? Wo ist da Gerechtigkeit? Und was ist ein Gott, der nicht gerecht ist?

„So lästerte und frevelte ich.

„Stunden vergingen in diesem Gemüthszustand, der bald dumpfes Hinbrüten, bald wilder Aufruhr und Empörung war. Endlich fiel mir das Versprechen ein, das ich Reinhold gegeben hatte, noch an demselben Tage an Madame Bellmann zu schreiben.

„Obgleich mir an der Meinung der Welt sehr wenig mehr gelegen war, so wollte ich doch der Maxime: „ein Mann ein Wort“, nach der ich mein Lebenlang gehandelt hatte, nicht untreu werden. Ich erhob mich also und ging nach Hause.

„Ehe ich die Feder ansetzte, entstand die Frage für mich, wie ich schreiben solle. Meinem Briefe die Form einer Verzichtleistung zu geben, schien mir unstatthaft, denn, wie Reinhold ganz richtig bemerkt hatte, war Helene gegenüber von mir nicht gebunden, sie hatte also keine Verpflichtung gegen mich und ich hatte kein Anrecht an sie. Das Passendste schien mir daher, die Form eines Glückwunschschreibens zu wählen. Aber auch hier war ich um den geeigneten Ton verlegen. Freude über ein Ereigniß zu heucheln, das mich namenlos elend machte, das wäre eine meiner unwürdige Falschheit gewesen, zu der ich mich nicht erniedrigen mochte; bitter wollte ich auch nicht sein, denn Helenens Gewissenszweifel sollten ja beruhigt werden. Außerdem ließ es mein Stolz nicht zu, merken zu lassen, wie unglücklich ich mich fühlte. Ich beschränkte mich also darauf, für die mir gewordene Verlobungsanzeige zu danken, zu versichern, daß ich an der bevorstehenden Standesveränderung Helenens den lebhaftesten Antheil nehme und daß ich dieser das beste Glück wünsche. Damit sagte ich keine Lüge, denn damals wie noch jetzt war und ist es mein sehnlichster Wunsch, daß Helene den gethanen Schritt niemals zu bereuen haben möge.

„Den Brief schickte ich durch das Dienstmädchen der Hausfrau an seine Adresse.

„Durch meine herabgelassenen Jalousieen konnte ich, da bei Madame Bellmann das Fenster offen war, bemerken, wie zuerst die Mutter, dann die Tochter den Brief las, und wie die Letztere das Taschentuch an die Augen führte und weinte. Diese Thränen thaten mir wohl und wehe zugleich. Wohl, weil ich daraus sah, daß Helene sich um mich kümmerte, wehe,

Illustrirte Redensarten.

Originalzeichnungen.



Miltiades lehnte seine Truppen an einen Berg an.



Alexander der Große setzte mit seinem ganzen Heer über den Granitus.

weil es meinen Stolz empörte, mich bemitleidet zu wissen. Soll ich Dir eine weitere Schwäche gestehen? Helenens Thränen steckten mich an; ich weinte auch, weinte lang und bitterlich. Aber die Thränen waren eine Erleichterung für mich; der Kampf der Gefühle ließ nach, ich wurde etwas ruhiger.

„,Laß mich verschweigen, wie ich den Abend und die folgende Nacht zubrachte. Wer solche Lebenslagen nicht aus eigener Erfahrung kennt, dem kann auch die gelungenste Schilderung keine Vorstellung davon beibringen. Welches Vergnügen kann es auch einem gefühlvollen Menschen gewähren, ein zuckendes Menschenherz mit der Loupe zu betrachten?

„,Am folgenden Morgen erwartete mich eine neue Ueberraschung.

„,Es erschien Herr Reinhold bei mir. Zunächst dankte er mir, daß ich Wort gehalten, wobei er die taktvolle Form rühmte, deren ich mich bedient. Dann theilte er mir mit, daß mein Brief die beabsichtigte Wirkung gehabt und daß er in Folge dessen das von Helene erbetene definitive „Ja“ erhalten habe. Im weitern Verlaufe des Gespräches erfuhr ich, daß Reinhold seine Verbindung mit Helene möglichst bald zu vollziehen gedenke, und schließlich bat er mich in seinem eigenen Namen und im Namen Helenens und ihrer Mutter, bei der Vermählung als Beistand zu fungiren.

„,Das war eine harte Zumuthung für mich. Den Brief hatte ich zu schreiben vermocht, denn dabei war ich unbeobachtet, aber eine Rolle bei der Trauung zu spielen, das, fürchtete ich, ging über meine Kräfte. Mein erster Gedanke war daher, die mir zugedachte Ehre abzulehnen. Aber unter welchem Vorwand sollte ich es thun? War es nicht natürlich, daß man mich, den einzigen Freund des Hauses, zum Zeugen wählte? Und was würde man von meiner Weigerung denken? Würde ich nicht dadurch verrathen, was ich um jeden Preis verhehlen wollte: daß ich Ansprüche auf Helene gehabt zu haben mir einbildete, daß ich untröstlich sei? Diesen Wermuthstropfen wollte ich nicht in Helenens Freudenbecher gießen, diesen Triumph nicht meinem beglückten Nebenbuhler gönnen. Ich sagte also zu.

„,Die Schicklichkeit erforderte es, Madame Bellmann und Helene meinen Besuch zu machen. Gott weiß es, welche Ueberwindung mich dieser Gang kostete, den ich früher mit so beseligtem Herzen angetreten hatte. Ich entschloß mich zu diesem Besuch auch deßhalb, um Helenen zu zeigen, daß ich keinen Groll gegen sie hegte. Aus diesem Grunde bemühte ich mich auch, ihr mit heiterer Stirne und mit der alten freundschaftlichen Herzlichkeit entgegenzutreten. Sie sollte, soweit es an mir lag, sich des Brautstandes ohne Selbstvorwürfe freuen dürfen.'

„,Sonderbarerweise fand ich Helene nicht in jener gehobenen Stimmung, wie ich es bei einer glücklichen Braut erwartet hätte. Es war etwas Scheues, Ernstes, sogar Frostiges in ihrem Wesen. Auch nahm sie meinen Glückwunsch zu ihrer Verlobung mit einer verlegenen und dabei wie vorwurfsvollen Miene entgegen. Die Verlegenheit begriff ich, die war in der Lage, worin sie sich mir gegenüber befand, ganz natürlich. Aber was die vorwurfsvollen Blicke und der frostige Ton, womit sie für meinen Glückwunsch dankte, bedeuten sollten, das war mir nicht erklärlich. Hatte ich denn nicht mit vollständiger Selbstvergessenheit gethan, was man von mir verlangt hatte? Und war nicht der Besuch, den ich im Hause machte, ein neuer Beweis, wie sehr mir daran lag, sie über mich zu beruhigen? Oder sollte sie sich in ihrer weiblichen Eitelkeit verletzt fühlen, weil ich mich scheinbar so gleichmüthig in mein Mißgeschick fügte? Das Letztere war nicht wahrscheinlich — denn Helene war keine Kokette — möglich aber immerhin, denn auch in den Herzen der besseren Frauen hat gar Vieles neben einander Raum.

„,Die Mutter faßte die Sache wesentlich vom praktischen Standpunkte auf.

„,,Es freut mich wirklich, Herr Berger,“ sagte sie, „daß diese Verbindung Ihren Beifall hat. Ich war dessen eigentlich im Voraus sicher, denn ein so verständiger Mann, wie Sie, muß einsehen, daß sich eine Partie wie diese nicht alle Tage findet. Reinhold ist aus gutem Hause — wir sind ja verwandt, also kenne ich die Familie ganz genau — er ist ein schöner, gebildeter, gescheidter junger Mann, er hat von seinem Vater ein hübsches Vermögen zu erwarten, eine solche Versorgung auszuschlagen, wäre in der traurigen Lage, worin wir uns befinden, geradezu unverantwortlich gewesen. Helene, die anfangs allerlei Bedenken hatte, hat dieß endlich eingesehen, und so wollen wir denn das Beste hoffen.“

„,Bei den letzteren Worten ihrer Mutter sah ich Helene einen scheuen Blick nach mir werfen und bis über die Stirne erröthen.

„,Ehe ich ging, erfuhr ich noch, daß die Vermählung, wozu Reinhold schon alle erforderlichen Schritte gethan hätte, in drei Wochen stattfinden solle.

„,Diese drei Wochen wurden für mich zu einer unsäglichen Qual. Ich konnte zu keiner Entsagung kommen. Helene erschien mir bei den wenigen und kurzen Besuchen, die ich ihr und ihrer Mutter machte, schöner und begehrenswerther denn je. Ich gönnte sie diesem geckenhaften jungen Menschen nicht, der mir des Glückes, dieses edle Geschöpf zu besitzen, immer weniger würdig schien. Vergebens suchte ich mich meinem verzehrenden, thatenlosen Gram zu entreißen. Je näher der Vermählungstag heranrückte, desto mehr steigerte sich der Lebensekel, der sich meiner bemächtigt hatte, und je mehr ich mich diesem hingab, desto mehr erlahmte meine Kraft, ihm Widerstand zu leisten. Die Verzweiflung schlug ihre Krallen immer tiefer in mein Herz. Wozu noch leben? fragte ich mich. Wozu die schwere Last des Daseins noch länger fortschleppen? Welches Glück kann es für mich noch geben, nachdem ich sie verloren habe, die mir das Leben allein lebenswerth gemacht hatte? Wäre ich ein Anderer als ich bin, so könnte ich früher oder später auf einen Ersatz hoffen. Aber welches Mädchen, das nicht selbst ein Scheusal von Häßlichkeit ist, wird sich denn entschließen, in ehelicher Gemeinschaft mit einem Menschen, wie ich bin, zu leben? Und was hätte ich dieser Armen zu bieten? Ein Herz voll Gram um einen Verlust, der unersetzlich ist. Denn so wie ich nun einmal bin, kann ich mit der Liebe nicht wechseln, wie man Handschuhe wechselt. Helene war meine erste, meine einzige und deßhalb auch letzte Liebe. Ohne Liebe aber ist mir das Leben freud- und reizlos. Also fort aus dieser Welt.

„,So entstand der Gedanke in mir, meinem unerträglichen Dasein durch Selbstmord ein Ende zu machen. Aber der Gedanke wurde nicht sofort zum Entschluß. Es regten sich religiöse und moralische Gewissenszweifel in mir, die mit den Selbstmordgedanken um die Oberhand stritten. Bald lockte mich verführerisch die Vorstellung, wie ein leichter Druck auf den Drücker einer Pistole genügen würde, um mich von allen meinen Leiden zu erlösen, bald wieder schreckte mich der Gedanke von der Sündhaftigkeit und Feigheit der Selbstvernichtung zurück. Auch der instinktive Lebenserhaltungstrieb, der noch nicht vollständig erloschen war, machte sich geltend und verzögerte den Entschluß.

„,Um aus diesen quälenden Kämpfen herauszukommen, las ich Alles, was ich an Abhandlungen über den Selbstmord auftreiben konnte. Aber weit entfernt, dadurch einen leitenden Faden aus dem Labyrinth meiner Gewissenszweifel zu finden, erweiterte sich nur der entsetzliche Zwiespalt in meinem Innern. Diejenigen, welche sich noch nicht in ähnlicher Lage befunden haben und, im Vollbesitz ihrer körperlichen und Seelenkräfte, mit ein paar wohlfeilen moralischen Gemeinplätzen über die Verwerflichkeit des Selbstmordes absprechen, bedenken nicht, wie sehr die Energie des Willens zum Leben schon herabgestimmt sein muß, ehe nur die Idee der Selbstvernichtung Wurzel fassen kann; sie haben keine Vorstellung davon, was ein sonst moralisch tüchtiger Mensch leidet, ehe der Gedanke Entschluß und der Entschluß That wird. Wahrlich, wenn der Selbstmord sündlich ist, so wird diese Sünde durch die vorausgehenden Gewissenskämpfe reichlich gesühnt, noch ehe sie vollzogen ist.

„,Wenn ein Mensch zwischen zwei Entschlüssen hin und her schwankt, dann kann oft ein ganz geringfügiger Umstand nach einer oder der andern Seite den Ausschlag geben. So war es bei mir.

„,Eines Abends, als ich, auf's Neue meinen Gewissenszweifeln nachhängend, in meinem Zimmer auf und ab ging, fiel mein Blick zufällig auf ein Fenster der gegenüberliegenden Wohnung der Madame Bellmann. Da Licht im Zimmer war und man, wie es scheint, vergessen hatte, die Gardinen herabzulassen, so konnte ich sehen, wie Reinhold Helene in die Arme schloß und küßte. Obgleich nichts Arges daran ist, wenn ein Bräutigam seine Braut in Gegenwart der Mutter küßt, so trieb mir doch dieser Anblick alles Blut zum Herzen. Es erfaßte mich eine wüthende Eifersucht. Der erste Gedanke, der aus dem Sturm meiner Gefühle aufblitzte, war der, dem Räuber meines Glückes aufzulauern und ihn auf dem Heimweg in seine Wohnung zu erstechen. Im ersten Augenblick hatte dieser Gedanke etwas ungemein Verführerisches. Durch diese That wurde dem verhaßten Menschen der Besitz des angebeteten Wesens unmöglich gemacht und ich wurde gerächt. Aber es dauerte nicht lange, so gewann meine bessere Natur die Oberhand. Nein, sagte ich mir, wenn einer von uns Beiden sterben soll, so will ich es sein. Allen meinen Zweifeln war mit einem Male ein Ende gemacht, mein Selbstmord war beschlossene Sache und damit kehrte verhältnißmäßige Ruhe in mein Gemüth zurück. Zum ersten Male seit mehreren Wochen schlief ich die ganze Nacht bis zum Morgen.

„,So unglaublich Dir es klingen mag, so ist es doch buchstäbliche Wahrheit, daß ich mit einer Art freudigen Gefühls erwachte, ein Beweis, daß der schlimmste Entschluß noch immer besser ist als Unschlüssigkeit, wie denn auch im Denken über göttliche Dinge Zweifelsucht eine schlimmere Feindin des Gemüthsfriedens ist, als entschiedene religiöse Ungläubigkeit. Nur in einem Stück erlitt mein Entschluß vom Vorabend eine Abänderung. Nicht sofort wollte ich meinen Vorsatz ausführen, sondern erst nach Helenens Abreise, welche, wie ich wußte, unmittelbar nach der Trauung stattfinden sollte. Es erschien mir unedel, Helenens Hochzeitsfreude durch meinen Selbstmord zu vergällen. Außerdem beschloß ich, meine Maßregeln so zu treffen, daß mein Tod nicht einer vorbedachten That, sondern einem unglücklichen Zufall beigemessen werden konnte. Helenens Gewissen sollte nicht durch den Gedanken belastet werden, daß sie an meinem Tode Schuld trage. Um ihr jede in meiner Macht liegende Beruhigung zu gewähren, suchte ich in den paar Tagen, die uns noch von der Vermählungsceremonie trennten, eine heitere Stirne zu zeigen, ja sogar zu scherzen. Es gelang mir dieß so gut, daß ich ob meiner guten Laune von Helene und ihrer Mutter sogar beredet wurde. Beide mußten glauben, daß ich mit meinem Schicksal vollständig ausgesöhnt sei. Mein eigenes Benehmen bei dieser Gelegenheit machte mir die oft bestätigte Wahrnehmung erklärlich, wie Selbstmörder noch wenige Stunden vor dem verhängnißvollen Schritte anscheinend munter und guter Dinge mit ihren Freunden und nächsten Angehörigen verkehren konnten.

(Schluß folgt.)



Spiele für Knaben.

Vierball. Wir nehmen an, vier Knaben hätten durch Greifen am Ballstock oder durch Abzählen die Reihenfolge in der Weise festgesetzt: Albrecht, Berthold, Karl, David. Die beiden Ersteren sind Schläger, der Dritte Einschenker und der Vierte ist draußen am Laufmal, das ebenso wie das Einschenkmal durch einen Stein bezeichnet ist. Jeder Schlagende darf zweimal fehlen, nach dem dritten Fehlen gibt er das Schlagholz seinem Nachfolger, läuft nach dem äußern Male und wieder zurück. Karl schenkt also ein, d. h. er wirft den Ball zum Schlagen empor und tritt dann einen Schritt zurück, damit er nicht selbst getroffen wird. Albrecht schlägt. Trifft er den Ball gut, so daß dieser weit genug fliegt, so wirft er den Schlägel zur Erde und läuft sofort nach dem Laufmal zum David. Dieser hat zunächst versucht, den geschlagenen Ball zu fangen; glückt dieß aber nicht, so eilt er wenigstens, den Ball so schnell als möglich zu erhaschen, und Albrecht, der vom Laufmale sofort wieder zurück zum Einschenkmale muß, damit zu werfen. Fängt er den Ball oder trifft er mit demselben Albrecht, so nimmt in jedem Falle Letzterer des David Stelle am Laufmal ein, David wird Einschenker und Karl, der bisherige Einschenkende, wird zweiter Schläger. Hat dagegen Albrecht den Ball beim ersten oder zweiten Schlage nur schlecht getroffen, so braucht er nicht zu laufen und kann den Ball zurückverlangen, um ihn besser zu schlagen. Nach dem dritten Male Durchschlagen muß er dagegen laufen, und sein Nachbar Berthold ergreift das Schlagholz. Nimmt Albrecht aus Versehen das Schlagholz beim Laufen mit, so muß er es vorher zurückbringen und dann nochmals auslaufen. Ein Schlag gilt selbst dann, wenn der Einschenkende den Schläger etwa getäuscht und den Ball gar nicht emporgeworfen hätte. Da beim Vierball die Aemter der Mitspielenden rasch wechseln, jeder also in fortwährender Spannung und Theilnahme erhalten wird, so ist dieses Ballspiel unter den Knaben das beliebteste und in manchen Gegenden deßhalb auch unter dem Namen „Goldball“ bekannt.

*

Musikalischer Kreisel. Ein besonders musikalischer Kreisel (akustischer Kreisel) kann in folgender Weise angefertigt werden:

Aus festem, hartem Kartenpapier schneidet man einen Streifen von etwa 23 Centimeter ($9^1/_4$″) Länge und 8 Centimeter (3″) Breite. An dem einen Ende desselben, 6 Millimeter (3‴) vom Rande entfernt und mit demselben gleichlaufend, zieht man einen Strich. Den Raum zwischen diesem Striche und dem andern Ende theilt man in acht gleiche Theile, so daß jede Linie 23 Centimeter ($9^1/_4$ Zoll) lang ist und der Raum zwischen je zweien 8 Millimeter (4‴) beträgt. In dem Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Linie zeichnet man in ganz gleichen Entfernungen von einander vier Vierecke, die ebenso breit als hoch sind, und schneidet sie mit scharfen Schnitten heraus. In gleicher Weise schneidet man zwischen der dritten und der vierten Linie fünf Löcher, zwischen der fünften und sechsten sechs Löcher und zwischen der siebenten und achten acht Löcher. Aus harter Pappe werden zwei Scheiben gemacht, jede von 8 Centimeter Durchmesser, in der Mitte derselben ein rundes Stäbchen von 8—12 Millimeter (4—6‴) Dicke und 15 Centimeter Länge durchgesteckt, das an einem Ende stumpf zugespitzt ist. Beide Scheiben werden so weit auseinander gestellt, als der durchlöcherte Streifen breit ist. Zuerst wird die eine am Stabe befestigt und der Streifen an dieselbe geleimt, so daß er einen hohlen Cylinder bildet. Den Innenraum streicht man wiederholt mit Leim aus, so daß eine glänzende Fläche entsteht; dann erst befestigt man auch die Scheibe am andern Ende. Das Stäbchen muß oben nur 2—4 Millimeter (1—2‴) hervorstehen, das Uebrige bildet unten den Fuß. Ist Alles gehörig getrocknet, so läßt man diesen Kreisel mittelst des Schlüssels los, wie einen gewöhnlichen Brummkreisel. Sobald er tanzt, bläst man mit einem Blaserohr gegen denselben, und je nachdem man dasselbe in die Nähe der einen oder andern Reihe von Löchern bringt, je nachdem werden sich auch Töne verschiedener Höhe oder Tiefe hören lassen, so daß man möglicherweise eine förmliche Melodie damit abspielen kann.

Arithmogriph.

Schreib' nieder mir das Alphabet,
Alle Zeichen von A bis Z;
Nur für das Q nehme ein U,
Daraus sechs Wörter bilde du!

1. bis 5. einen Baum es nennt,
Den von uns fast ein Jeder kennt;
Bei Kälte trifft 6. 7. 8. 9.;
Es spinnt das Mägdlein 's Dritte fein

Das Wort 10. bis 14.; daß dann
Auch mit demselben nähen kann
Dem 15. bis 18. der Schneider
Die mannigfaltigsten Kleider;

19. bis 22. wird von Stein gebrannt,
Verwendet wird's zu Allerhand;
23. bis 25. ist ganz kurz gefaßt
Als Name, darum aufgepaßt.

Antwort auf die Scherzfrage Seite 426:

Am 2. Januar.



Aus allen Gebieten.

Gärtnerei.

Der Ertrag der Himbeeren. Bei der letzten Pomologenversammlung in Potsdam theilt ein Gärtner aus Jena, wie die „Mon. zur Bef. des Gartenb." schreibt, mit, daß er von keiner Pflanze einen höhern Ertrag gehabt habe, als von Himbeeren; er hat Jahre gehabt, wo er von einem eben nicht großen Terrain fünf Centner geerntet hat, das ist, wenn man den Centner nur zu 60 Mark rechnet, ein Ertrag, den man nicht so leicht von einer andern Kultur hat, besonders da die Anbaukosten gering anzuschlagen sind. Ein anderer Garteninspektor, Herr Siler, berichtete ebenfalls in Potsdam über seine bedeutenden Himbeerpflanzungen und hebt besonders eine Fläche von 1/8 Hektar hervor, von der er 9½ Centner geerntet hat. Den Centner verkaufte er zu 61 M. 50 Pf., also für 1/8 Hektar 584 M. 25 Pf., von welcher Summe selbstverständlich die Anbaukosten abzuziehen sind, ebenso der Pflückerlohn. Wir können höchstens ein Drittel des Bruttoertrages an Kosten abziehen, erhalten daher einen Reinertrag für das Hektar von 3116 Mark. Schöne, schmackhafte Früchte haben stets einen großen Marktwerth, indem die Fabrikation des Himbeersaftes eine große Ausdehnung durch Darstellung von Dauerwaare erhalten hat; aber auch der Verbrauch von Himbeeren in rohem Zustande als Dessertfrucht, ferner zu Himbeersyrup, Himbeergelée und zu Himbeerwein ist recht beträchtlich.

Unser Magen.

Die Quantität der Nahrung ist fast ebenso wichtig als ihre Qualität, ja, in gewisser Beziehung noch wichtiger. Aber die Quantität ist eine Sache der Gewohnheit und Erziehung. Die Kräfte des Magens können kultivirt und, wie wir bei großen Diners sehen, ganz außerordentlich gesteigert werden. Wenn ein Mensch nicht viel geistige oder körperliche Anstrengung hat und sein ganzes Augenmerk auf das Essen richtet, kann er es täglich auf 10—20 Pfund Nahrung bringen. Kapitän Paary fand Sibirier, welche in einem Niedersitzen über 20 Pfund Hammelfleisch verschlingen konnten. Major Butler berichtet in seinem «The great lone Land», daß die regelmäßigen Rationen der Beamten der nordwestlichen Pelzgesellschaft 12 Pfund Rindfleisch oder 15 Pfund Büffelfleisch täglich betragen; außerdem essen sie aber auch noch Brod, vielleicht auch Vegetabilien, wenn sie ihrer habhaft werden können, und lassen von ihren Portionen nie etwas übrig. Das ist nun freilich im hohen Norden. Andererseits aber leben sehr thätige, kultivirte Menschen in vollkommener Gesundheit bei weniger als einem Pfund fester Nahrung — so sehr ist die Quantität eine Sache der Gewohnheit. Und fast jeder Mensch, welcher über diesen Gegenstand nachgedacht und Versuche darin angestellt hat, wird erklären, daß er sich um so wohler fühlt, je weniger er vernunftgemäß ißt. So viel steht fest, daß auf Einen, welcher sich durch zu wenig Essen schadet, Hundert kommen, welche sich durch zu viel Essen ernstlich benachtheiligen.

Ein neues Oel.

Ein neues animalisches Oel. Der „Scientific American" bringt die Mittheilung einer in Yucatan erscheinenden Zeitung, nach welchem ein bisher in Europa unbekanntes Insekt aus der Gattung der Cochenille mit dem Namen Ni=in häufig gewerbliche Verwendung findet; da dasselbe in der Zoologie noch unbekannt ist, so hat der Verfasser dieser Mittheilung demselben den Namen Coccus adipofera gegeben. Dieses Insekt wohnt auf Bäumen von dem Genus der Spondias. Die Weibchen sind korallenroth und mit einem weißlichen Pulver übersprengt. Dieselben sind so häufig, daß sie den Baum oft ganz bedecken. Aus diesen Weibchen des Insekts läßt sich ein glänzendes gelbes Fett ausziehen im Betrage von 26—28 Prozent ihres Gewichts, welches einen ganz eigenthümlichen Geruch hat. Frisch geschmolzen ist die Masse gleichmäßig, aber bald wird sie körnig und von hellerer Farbe. Dieses Fett ist die am raschesten trocknende ölige Substanz, welche man kennt. Sie bedeckt sich sofort mit einer runzeligen Haut, und wenn diese Haut in Fett getaucht wird, um ihre Oberfläche der Berührung mit der Luft zu entziehen, so wird die ganze Masse bald in eine unlösliche, harzige Substanz verwandelt. Auf Papier oder auf einer andern Oberfläche angewendet, trocknet dieses Fett in sechs oder sieben Stunden, so daß es eine glatte, glänzende, fast geruchlose Oberfläche darbietet. Mit Kopal oder einem andern Harz und Terpentin gemischt, bildet dieses Oel einen goldgelben Trockenfirniß, welcher unendliche Vorzüge vor dem heute von vielen Malern zum Schaden ihres Rufes und Nachruhmes so häufig mißbrauchten Siccativ hat. Die Eigenschaften dieser öligen Substanz, namentlich deren Verhalten zur Hitze, zu Säuren und Alkalien zeigt, daß sie in ihrer chemischen Zusammensetzung von allen Fetten sich unterscheidet. Gleich allen Trockenölen bildet das Ni=in unter der Einwirkung der Hitze eine klebrige Substanz. Allein während Hitze unentbehrlich ist, um solche Oele schneller trocknen zu machen, verliert im Gegentheil das Ni=in=Fett den siccativen Charakter durch die Hitze. Die elastische Substanz von Oelen ist in Aether und besonders in Terpentin löslich; diejenige des Ni=in ist in diesen Stoffen unlöslich. In einigen Gegenden Centralamerikas wird dieses Oel häufig zum Anstreichen hölzerner Geräthschaften, von Guitarren und anderen Musikinstrumenten verwendet. In den Apotheken ist es noch nicht bekannt.

Lotterieziehungen im Monat Mai.

Am 1. Oesterreichische 500=Gulden=Loose à 5% vom Jahr 1860, 2000 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 600 fl., zahlbar am 1. August 1880 (40. Ziehung). — Stadt Genua 150=Franken=Loose vom Jahr 1869, 656 Stück, höchster Preis 80,000, niedrigster 165 Franken, zahlbar am 1. August 1880 (21. Ziehung). — Belgische Kommunal=100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1868, 272 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (49. Ziehung). — Bayerische 100=Thaler=Loose à 4% vom Jahr 1866, 3150 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. Juni 1880 (14. Ziehung). — Finnländische 10=Thaler=Loose vom Jahr 1868, 2000 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 12 Thlr., zahlbar am 1. August 1880 (23. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1859, 722 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (21. Ziehung). — Schwedische 10=Thaler=Loose vom Jahr 1860, 3550 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 13 Thlr., zahlbar am 1. August 1880 (40. Ziehung). — Graf Keglevich 10=Gulden=Loose vom Jahr 1847, 1600 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 1. August 1880 (38. Ziehung). — Stadt Bukarest 20=Franken=Loose vom Jahr 1869, 9400 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1880 (53. Ziehung). — Stadt Neuenburg 10=Franken=Loose vom Jahr 1857, 600 Stück, höchster Preis 12,000, niedrigster 12 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (45. Ziehung). — Stadt Florenz 250=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1868, 20 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (49. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1860, 382 Stück, höchster Preis 5500, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (20. Ziehung). — Oldenburgische 40=Thaler=Loose à 3% vom Jahr 1871, 52 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 40 Thlr., zahlbar am 1. August 1880 (19. Ziehung). — Stadt Verviers 100=Franken=Loose vom Jahr 1873, 80 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. September 1880 (29. Ziehung). — Amsterdamer Industriepalast=10=Gulden=Loose vom Jahr 1867, 400 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 17 fl., zahlbar am 1. August 1880 (27. Ziehung). — Stadt Reggio 120=Franken=Loose à 3⅓% vom Jahr 1871, 520 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 120 Fr., zahlbar am 1. September 1880 (28. Ziehung). — Seine=Departement 225=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1857, 5232 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 225 Fr., zahlbar am 1. Juli 1880. — Am 5. Stadt Paris 500=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1875, 601 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. Mai 1880 (21. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1876, 13 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. Mai 1880 (14. Ziehung). — Am 15. Ansbach=Gunzenhausen Eisenbahn=7=Gulden=Loose vom Jahr 1857, 1900 Stück, Prämienziehung am 15. Juni. — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1867, 506 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Juli 1880 (50. Ziehung). — Kanton Freiburg 15=Franken=Loose vom Jahr 1860, 3750 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 19 Fr., zahlbar am 15. August 1880 (47. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1868, 420 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (41. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100=Franken=Loose vom Jahr 1874, 480 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. Juni 1880 (34. Ziehung). — Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 99 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1880 (26. Ziehung). — Stadt Neapel 250=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1871, 234 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (35. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 403 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1881 (38. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahr 1870, 100 Stück, jedes Loos 100 Franken, zahlbar am 20. November 1880 (47. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. November 1880 (47. Ziehung). — Am 31. Badische 35=Gulden=Loose vom Jahr 1845, 2000 Stück, Prämienziehung am 30. Juni.

Rösselsprung.

							noch	lied-							
		ling	ru-	zi-	blieb	und	cke	so	brig	chen	zig-	und	ver-		
	dolf	fahr'	wir	wär'	glü-	ges	ü-	fällt	lich	mir	steckt	o	das	läg'	
wohl	bau-	selbst	sper-	lieb	her-	ge-	ganz	dem	wohl	win-	klein	es	häus-	hätt'	wald-
	ne	dann	mein	ja	auch	zum	sche	zig	die	wie	ein	auch	vö-	baut	
	uns	ten			du	ein-	R.	S	wun-	es			ich	chen	
	du	mei-			ter	so			in	ne,			nest	ge-	
	de	die			denn	wahr			wär'	nen			zu	wohn-	
	die	rau-	cke	fahr'	ein-	wei-			ei-	zwei-	da	gen	lein	sein	
schen-	brü-	welt	zig	was	nicht	wohl			drin-	und	die	gen	te	ei-	und

Kleine Korrespondenz.



Hrn. W. H., Blieskastel. Ueber Schultafellack! Lesen Sie nur die letzten Nummern nach. Wer Cigarrenspitzen kauft? Vielleicht weiß es einer unserer Leser. Wenn wir „moralisch verpflichtet" wären, alle die uns eingesandten Anfragen auch abzudrucken, dürften wir bald keinen einzigen Leser mehr haben.

Hrn. J. R. F. in Fogoras (Siebenbürgen). Fragen Sie nur in Wien in Hartleben's Verlagsbuchhandlung an.

Hrn. R. R... in Magdeburg. Ihr Gedicht zeigt beachtenswerthes Talent, für „Illustr. Welt" ist es noch etwas zu leicht.

Abonnent in Berlin. Wir haben Ihnen ja geantwortet, daß er in London, weil er bei einer Vorstellung einem Irländer den Kopf entzwei schoß, festgenommen worden — das berichteten die Zeitungen.

Hrn. E. Wohlgemuth in St. Rottner, Contorwissenschaft, Leipzig; auf die anderen Fragen können wir hier nicht antworten.

Hrn. S. in Memel. Die Celluloidfabrik in Mannheim — genügt für die Adresse.

Hrn. Heinrich M. in Paderborn. Sie wollen den Beruf eines Schlangenbändigers erlernen und verlangen von uns eine Adresse, wohin sich zu diesem Zweck zu wenden. Setzen Sie sich mit einem großen Menageriebesitzer in Verbindung — Kauffmann z. B. Das lernt man in Indien am besten. Es ist aber etwas weit bis dahin.

Frau M. Müller in Zürich. Jeder, der sich jetzt in Geldverlegenheit befindet und einen glatten Satz schreiben kann (oder auch dieß nicht), greift, so scheint dieß beinahe jetzt, zur Feder, um durch eine Schriftstellerleistung sich schnell zu helfen. Diese Arbeiten, welche pro Jahr nach vielen Hunderten zählen, sind eine entsetzliche Last für die Redaktionen und in fast allen Fällen ein bloßer Zeitverlust und eine Enttäuschung für die Einsender. Sagen Sie das getrost Ihrem Neffen.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Emilie Harnisch, Spremberg; Klärchen Streit, Spremberg; Anna Legien, Edwahlen=Kurland; Bertha Krapf=Straub, Katzingen (?); Maria Steinwender, Wien; Hermine Klein, Orlò; Frau Regina Wagner, Ohligs; Ultzhöffer, Mühlhausen; Hrn. C. Scharschmidt, Glauchau; O. Ziegler, Königsberg; A. Reber, Breslau; F. Gowolka, Broschütz; Leo S., Berlin; J. Kasper, Wien (Ihre Anfrage unserem ärztlichen Mitarbeiter übergeben); Frz. Greifeneden, Welz; P. Renovanz, Rudolstadt; W. Deuchler, Offenburg; O. Staudinger, Blaswitz; W. Burkhardt, Stuttgart; T. Anspach, Wien; E. Riesenberger, Straßburg; E. Bienwald, Warmbrunn; T. König, Kirchheimbolanden; F. Sodenkamp, Werl; F. Runtsch, Leitmeritz; R. Rahm, Magdeburg; M. Wagner, Ohligs (natürlich auf Postkarten); C. Scharfenstein, Altenkirchen; H. Weber, Eilenberg.

Hrn. R. Fr. in Leitmeritz. Wir wissen nicht, welches Gedicht Sie meinen.

Frln. Hermine Klein in Orlò. Der berühmte Physiologe Johannes Müller ist am 14. Juli geboren.

Hrn. Otto Kremmer in Dresden. Die Tanzstunde ohne Damen muß sonderbar sein. Wir glauben nicht.

Frln. A. R. in Innsbruck. Anfrage unserem ärztlichen Mitarbeiter übergeben.

Frln. Emma H. in Breslau. Das Karlsbader Wasser setzt allerdings „Steine" an, im menschlichen Körper jedoch wirkt es auflösend in hohem Grade.

Abonnent B. in Augsburg. Eine Schmetterlingshandlung wird Ihnen empfohlen in O. Staudinger, Dr. in Blasewitz=Dresden. Den Katalog sendet Ihnen derselbe gratis.

Frln. Emilie P. in Schwabach. In der nächsten Nummer werden Sie unter „Rezepte" das Gewünschte finden.

Aerztliche Korrespondenz.

Thüringischer Abonnent in Eisenach. Wenden Sie sich zur Heilung Ihres chirurgischen Leidens an die Universitätsklinik zu Jena oder Leipzig, wenn Ihnen die Mittel zur ärztlichen Privatbehandlung fehlen. Sonderbar ist Ihr Verlangen, daß unser ärztlicher Mitarbeiter seine kostbare Zeit in Form eingehender Privatkorrespondenz mit unseren Abonnenten seinerseits unentgeltlich opfern soll. Wir meinen doch wohl, daß unsere Leser damit zufrieden sein dürfen, wenn wir ihnen

in loyalster Weise, soweit deren Anfragen sich für die öffentliche Beantwortung eignen, den Raum der Briefmappe unentgeltlich zur Verfügung stellen.

Hrn. W. M. in Hannover. Beschaffen Sie sich einen sogenannten Zerstäubungsapparat und athmen Sie durch die Nase eine zerstäubte Salzlösung, am besten Seesalz, ein Theelöffel auf einen halben Liter Wasser gelöst, ein. Dieses Mittel ist ganz vorzüglich gegen Stockschnupfen. Es löst die trockenen Schleime und fördert dieselben durch Verflüssigung nach außen.

Hrn. W. L. in R. Ein sehr wirksames Mittel, um den Fußschweiß ohne nachtheilige Folgen für die Gesundheit gänzlich zu beseitigen, ist salicylsaures Fußpulver, aus jeder guten Apotheke erhältlich.

Hrn. L. L., Abonnent in Budapest. 1) Wegen der Beziehung der Sprache zur Gehirnthätigkeit empfehlen wir Ihnen das Studium des Werkes: „Ueber die Sprache" von Reclam, Stuttgart, Verlag von Jul. Hoffmann. 2) Einpinselung der Nase mit Kollodium wird die Röthe derselben beseitigen.

Hrn. J. K. in A. Beschaffen Sie sich aus einer Parfümeriehandlung Sandseife und reiben Sie damit die betreffenden Stellen des Gesichts tüchtig ab.

Hrn. Otto S. in Passau. Chronische Halsleiden, insbesondere Rachenkatarrhe, müssen durch ärztliche örtliche Behandlung beseitigt werden. Auf brieflichem Wege läßt sich da nichts rathen.

Hrn. E. F. in Brünn. Wir empfehlen Ihnen für den an Epilepsie Leidenden die Dr. Erlenmeyer'sche Heilanstalt zu Bendorf bei Koblenz.

Hrn. A. F. in W. Das häufige Nasenbluten und die Verstopfung der Nase können viele Ursachen haben. Oft hängen solche Zustände mit einem sogenannten Nasenpolypen zusammen. Ein Arzt muß mit einem Nasenspiegel die Nase untersuchen, um ein Urtheil über die betreffende Erscheinung abgeben zu können.

Antworten.

Auf 30): Die gut gereinigten Messingtheile werden mit einer verdünnten Mischung von 1 Theil neutralem salpetersaurem Zinnoxyd und 2 Theilen Goldchlorid befeuchtet und nach etwa zehn Minuten mit einem feuchten Tuche abgerieben; billiger ist: die Messingtheile werden in eine handwarme Auflösung von salpetersaurem Kupferoxyd eingetaucht, auf Kohlenfeuer abgebrannt, mit Läppchen abgerieben und dieß so oft wiederholt, bis endlich die Färbung schwarz erscheint. K. R. in Berlin.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 39. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXII.

Gegen Dunkelwerden kam der Graf und brachte den Doktor Kurs mit. — Ich sah sie vor's Haus fahren und aussteigen. — Ich sah die Gräfin, Sophie und die Kinder ihnen zuwinken und entgegeneilen. Der Graf küßte die Kleinen und seine Gemahlin auf beide Wangen und führte Sophiens schmale Hand mit Galanterie an seine Lippen, dann traten sie Alle in den Garten und verschwanden unseren Blicken.

Eine halbe Stunde später gingen Gunstetten und ich hinüber.

Ich war bewegt, — meine Nerven waren in einer unbeschreiblichen Irritation; ich hätte mich schlagen können, so unzufrieden war ich mit mir selbst. — Man empfing uns freundlich, — ja herzlich.

Die Kinder, welche heute zur Feier des Tages ein wenig länger aufbleiben durften als gewöhnlich, stürmten uns mit lautem Jubel entgegen und klammerten und schmiegten sich an Karl's Kniee und Hände. — Was ich dabei empfand — (die Kinder sind ja stets die besten Barometer für den Grad des Willkommenseins und der Vertraulichkeit der Stellung der Besuchenden), das frage mich Niemand. — Mein ganzes Herz schnürte sich zusammen.

„Ah, — enfin vous voilà?“ sprach die Gräfin mit einer strahlenden Liebenswürdigkeit, welche sie noch reizender erscheinen ließ als sonst.

Die junge Frau, augenscheinlich entzückt darüber, ihren Gatten bei sich zu haben, streckte uns die beiden Hände entgegen und stellte uns dann dem Grafen vor.

„Mein Mann, — zwei liebe und liebenswürdige Bekannte, — Herr von Gunstetten und Herr Hartmann.“

Bei meinem Namen stutzte sie ein wenig, als müßte sie sich erst auf denselben besinnen.

— Mit der vollendetsten Einfachheit und Liebenswürdigkeit hieß der Graf uns Beide willkommen.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt; nachdem ich einige Worte verlegen hervorgestammelt hatte und gewiß überaus linkisch erschien, ergriff Karl das Wort, ich selbst blieb im Schatten. — So machte es sich immer, — ganz von selbst.

Der Graf gewann in der Nähe, und besonders wenn er sprach. Seine Züge belebten sich und unter den dichten Wimpern hervor blitzte das dunkle Auge klug und energisch, — mehr wie das eines Kriegers, möchte ich fast sagen, als das eines Geschäftsmannes. Die Stirn war zurückweichend, das Profil scharf, die Nase gebogen, schmal und weit hervorspringend. Er sprach das Französische fließend — elegant sogar, aber dennoch mit einem etwas harten, mir fremden Accent. — Ich hatte Zeit, das Alles zu beobachten, während ich, zum Schweigen verurtheilt, halbseits hinter dem Assessor stand. — Mienenspiel, Bewegungen, — der ganze Eindruck überhaupt waren entschieden die eines Mannes, welcher gewohnt ist, sich in der besten Gesellschaft zu bewegen, ja — trotz der Kleinheit der Gestalt und dem entschieden orientalischen Aussehen des Grafen, welches nicht wegzuleugnen war, lag etwas Imponirendes, etwas Rassiges, möchte ich sagen, in der ganzen Erscheinung. — Man sah, dieser Mann war gewohnt zu befehlen. — Ein Falschmünzer würde nicht so aussehen — das stand fest.

Ich unterdrückte einen Seufzer. — Welche Rolle spielte ich hier? — Wie beschämt war ich innerlich!

O, wenn Jene in meiner Seele hätte lesen können!

Mein Auge schweifte suchend umher, ich vermißte Sophie. — Endlich sah ich sie herankommen; neben dem Doktor Kurs herschreitend tauchte ihre Gestalt aus dem Dunkel eines kleinen Baumganges auf. Sie trat auf uns zu und reichte erst Karl und dann mir die Hand. Ich empfand einen Stich im Herzen.

Mit dem Auge der Liebe und der Eifersucht überflog ich ihre Züge. War es wahr, daß Doktor Kurs ihr nicht gleichgültig war? — Sie sah heute heiterer und strahlender aus wie sonst, die sanfte Röthe ihrer Wangen war entweder die Folge von innerer Erregung oder das Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit. Sie begrüßte uns Beide mit gleich gewinnender Freundlichkeit, ja — es schien mir sogar, als ob ihr dunkles Auge um eines Gedankens Spanne länger auf mir ruhte als auf Karl, und als ob es ganz eigenthümlich aufleuchtete unter den langen Fransen ihrer dunklen Wimpern hervor, als dasselbe sich hob, um mir in's Gesicht zu sehen.

Der Graf unterhielt sich eine Weile lebhaft mit uns Allen, dann erklärte seine Gattin, daß sie ihn uns jetzt für eine Weile entführen müsse, und zog ihn mit sich fort. Karl und Sophie begannen sogleich von ihren Noten zu



Musik im Schilfe. (S. 506.)

sprechen — auf mein Theil fiel der Doktor, denn die Kinder brachte man zu Bett.

Wir Zwei gingen in der Abendkühle noch eine ganze Weile in dem Garten auf und ab, — wir standen auch einmal auf dem Balkon, unter dem Grün des wilden Weines, dort, wo ich sie zum ersten Male gesehen hatte. — Wir sprachen von ihr natürlich.

Doktor Kurs bestätigte mir, daß das Klima Eichdorffs dem Fräulein vortrefflich bekomme.

„Luftwechsel und eine rationelle Lebensweise sind die beste Nachkur nach diesen gefährlichen Sumpffiebern, deren Folgen mir aus eigener Anschauung nur zu wohl bekannt sind," sprach er.

„Aus eigener Anschauung?" erlaubte ich mir zu erwiedern.

„Ja wohl. — Ich reiste zwei Jahre im Orient und verlebte speziell etliche Monate in Abchasien, dort an der Küste des schwarzen Meeres."

„Ei, — das ist mir ja sehr interessant," sprach ich überrascht und dachte dabei: wie stimmt denn das mit den Angaben des Doktor Schwarz überein?

„Wir haben hier rings herum auf Meilen hin ausgedehnte Forsten von Eichen-, Buchen- und Nadelhölzern, die Lage Eichdorffs ist eine geschützte und dennoch befinden wir uns beinahe dreihundert Meter über dem Meeresspiegel; eine große Zahl von Krankheiten heilen deßhalb hier bei längerem Aufenthalte ganz von selbst, — namentlich Krankheiten des Blutes — auch ohne den Gebrauch des Brunnens."

Und ohne den Doktor Schwarz, fügte ich innerlich hinzu.

„Dafür aber wuchert auch eine Menge von Unkraut hier nur gar zu üppig," versetzte ich laut und sah ihn bedeutungsvoll an.

„Sie haben das auch schon erfahren?" frug er lächelnd.

„O, — nur zu sehr! ... Dieser gute Doktor Schwarz und ein Theil des Badepublikums hierorts, — — das spottet wirklich jeder Beschreibung."

„Ich kann Ihnen leider nicht widersprechen. — Doktor Schwarz hat sich indessen reelle Verdienste um Bad Eichdorff erworben. — Als derselbe von Pyrmont vor Jahren hieher übersiedelte, fand er buchstäblich Alles in Ruinen. Er war es, welcher die Quelle neu untersuchen ließ, er schrieb Broschüren, setzte Inserate in alle Zeitungen und machte auf den früheren Ruf Bad Eichdorffs aufmerksam, er trieb Gelder auf und regte die Unternehmungslust der sehr heruntergekommenen Gemeinde an. — Es ist ihm gelungen, was er erstrebte, es mußte ja auch wohl gelingen, denn Eichdorff ist ein kleines Paradies und einstmals war es hoch berühmt. — Die Kurgäste kamen und mehrten sich mit jedem Jahre. — Hätte der kleine Kollege Schwarz nur nicht diese seltsame Sucht, zu dominiren, den Despoten zu spielen und die Leute zu verheirathen, und hätte er sich hiedurch nicht ein zum Theil so wenig angenehmes Publikum hieher gewöhnt, vor Allem, könnte er es lassen, ewig zu intriguiren und anzufeinden, die Leute zusammen und auseinander zu hetzen, Eichdorff würde dann noch ganz anders in Aufnahme kommen. — Unter diesen Umständen aber hat er sich und Anderen schon Mancherlei verscherzt, er hat viel böses Blut gemacht. — Man betrachtet ihn namentlich von oben her nicht eben mit günstigem Auge, man hält dafür, er sei hier nicht mehr an der rechten Stelle und nur ein Akt der Pietät ist es, daß man ihn nicht längst entfernte."

„Und doch thäte man sehr gut daran, will mich dünken."

„Ich weiß das wohl. — Es wird auch schwerlich lange so dauern. Er spielt ein thörichtes Spiel. Man hat ihn wiederholt gewarnt, aber er ist blind, er hält sich für unersetzlich — ihm ist nicht zu helfen. — Sie kennen, wie ich weiß durch Ihren Freund, die abscheuliche Mythe, welche er neuerdings zu verbreiten sich bestrebt, — er beschuldigt den Grafen Wandalowskoi des Verdachtes der Falschmünzerei. — Es ist dieß geradezu absurd. Es ist nicht nur der Brodneid, welcher hier mit in's Spiel kommt, und die Sucht, sich durch etwas Außerordentliches zu rehabilitiren gewissermaßen, als vielmehr, wie ich glaube, der Umstand, daß er sich mit seinen Frau Basen und Klatschschwestern vollständig in diese Idee hinein gelebt und gelogen hat; das ist es, was ihn so blind macht. — Er behandelt diesen Akt noch geheim, wie ich erfuhr, nur wenige Vertraute wissen darum und haben ihm schwören müssen, vorläufig noch zu schweigen. — Ich fürchte, er spielt um seinen Hals ..."

„Abscheulich ... ein psychologisches Räthsel!" rief ich.

„Des Räthsels Lösung ist nicht so schwer, als es den Anschein hat. In einer solchen Atmosphäre, wie hier, in diesem Sumpfe von Klatsch und Medisance, der sich hier allmälig angestaut hat, da steigen eben solche Miasmen auf. Der gute Mann hat übrigens keine Ahnung davon, wie sehr man bereits ein Auge auf ihn hat und in welches Wespennest er dieses Mal sticht. Er würde mein Bedauern erregen, wenn es nicht so sehr an der Zeit wäre, daß diesem Treiben hier einmal auf das Gründlichste ein Ende gemacht wird."

Der Diener kam und rief uns zum Essen.

Es war ein fröhliches Mahl, — allerdings mehr für die Anderen als für mich. Die Liebenswürdigkeit der Gräfin und das Glück, welches aus ihren Augen strahlte, wirkten übrigens doch ein wenig ansteckend mit der Zeit. Ich saß zur Linken der Frau des Hauses und Sophie gerade gegenüber. Ich würde meine Befangenheit und trübe Stimmung noch leichter überwunden haben, hätte die junge Dame — wie ich zu bemerken glaubte — mich nicht einige Male mit einem ganz eigenthümlich forschenden Blicke heimlich angesehen ... Mich dünkte sogar, es huschte einige Male der Anflug eines fröhlichen Lächelns über ihre sonst so ernsten Züge ... als erregte irgend etwas an mir die stille Heiterkeit des Fräuleins.

Ich betrachtete mich verstohlen, ohne etwas zu finden, was dazu die Veranlassung geben konnte; ich kam zuletzt auf den Gedanken, daß Karl hier wieder einmal die Hand im Spiele hatte, daß er irgend etwas in seiner satirischen Weise von mir erzählt, was der jungen Dame jedesmal ein heimliches Lächeln abnöthigte, sobald ihre Blicke auf mich fielen.

Ich überwand aber auch dieses Unbehagen zuletzt, — der Strom allgemeiner und herzlicher Heiterkeit riß mich mit fort. — Es ist wahr, man ist nirgends einfacher und ungesuchter, als in der besten Gesellschaft. Ein Jeder gibt sich unbefangen wie er ist, weil er niemals zu fürchten braucht, etwas Unpassendes zu thun oder zu sagen. — Dazu der Champagner und die Gegenwart des geliebten Gegenstandes.

Es war der Jurist in dir ... der Rechtsmensch, welcher straucheln, welcher zweifeln konnte, nicht du selbst. Ein Blick in diese reinen, lieblichen Züge, in dieses treue, ernste Auge, dem Spiegel einer Kinderseele, und alle Schatten mußten ja entweichen, so dachte ich, mich selbst entschuldigend, und während meine Blicke an Sophie hingen, mit der ganzen Glut eines Verliebten, wenn dieß unbemerkt geschehen konnte, gab ich mich mehr und mehr der allgemeinen Heiterkeit hin.

Es war elf Uhr, als wir heimkehrten; der Doktor ging mit uns, er hatte sich ein Zimmer im Kurhause reservirt für diese Nacht. — Ich lag in meinem Bette mit wachenden Augen, schwelgte im Nachempfinden und erwachte erst, als ich die Stimme des Doktor Schwarz draußen auf dem Korridor vernahm. Welch' ein Glück! — Ich sprang eilig aus dem Bette, verschloß meine Thür und ließ ihn klopfen, bis er es müde wurde. — Ohne Zweifel kam der kleine Dämon, um mich ein wenig zu interviewen wegen des gestrigen Abends, ich aber war durchaus nicht aufgelegt, ihm Rede und Antwort zu stehen.

Der Graf und Doktor Kurs waren in aller Frühe schon wieder abgereist.

*

Ich unternahm hernach wieder einen meiner langen, einsamen Spaziergänge.

Ich fühlte es, Sophie hatte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, ich frug mich: durfte ich hoffen, daß auch ich ihr nicht ganz gleichgültig war, durfte ich einen Schimmer von Hoffnung nähren, diese Perle einst zu besitzen? — Ich wiederholte mir ein jedes ihrer freundlichen Worte, vergegenwärtigte mir ihr Mienenspiel, die Art ihres Anschauens und wie sie die Wimper schämig senkte, wenn ich sie ansprach. — War dieses zarte Erröthen nicht vielleicht die Morgenröthe einer erwachenden Neigung, — dieses Befangensein ein Zeichen, daß ihr Herz mir gegenüber nicht ganz frei war? — Gegen Karl zum Beispiel war sie ganz das Gegentheil: sie sah ihn an und sprach mit ihm so unbefangen, wie mit einem Freunde, wie zu einem Bruder, mir gegenüber aber war sie anders gewesen. — Durfte ich mir dieses nicht zu meinem Vortheile auslegen?

O Gott, — wenn diese Ahnung mich nicht betrog! ...

Ich war dreiunddreißig Jahre alt, hatte zwölfhundert Thaler Gehalt und besaß ein selbstständiges Vermögen von etwa vierzigtausend Thalern. Ich hatte später einmal noch ebensoviel zu erwarten. Ich war gesund, ich meinte es gut und treu.

Gewiß war Fräulein von Glinka nicht gerade verwöhnt worden dort am Kaukasus. — Sie würde in Deutschland leben — gesund werden, ich würde sie auf Händen tragen, ihr den Vater und die Heimat, Alles ersetzen!

Ich erwog dieses reiflich, — während ich den Berg hinanstieg und mich immer mehr in den Wald vertiefte.

Wie seltsam, dachte ich dann, daß die Damen und der Graf so gar keine Ahnung haben von den Abscheulichkeiten, welche man gegen sie plant, wie ist es möglich, daß man ungestraft sie so verleumden darf?

Ich setzte mich auf einen Stein und grub mit meinem Spazierstocke Löcher in den Erdboden. — Wie sollte das Alles enden? — Was würde der Graf thun, wenn er erführe, was hier vorging, und warum hielt er sich unter falschem Namen auf? — Doktor Kurs sagte gestern, man hätte bereits ein Auge auf das Treiben des Kollegen Schwarz von oben her, man sehe ihm auf die Finger. Auch der bessere Theil des Badepublikums stand auf unserer Seite ... Karl hatte Recht — es war am Ende doch wohl am gescheidtesten, den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten.

Wenn ich mir ein Herz faßte, wenn ich nun eines Tages vor Sophie hinträte und mit ihr spräche? — Aber sie kannte mich ja noch so wenig, und die Frist, welche blieb, war so kurz. — Ich beschloß, der freundlichen Einladung der Gräfin zu folgen und täglich von nun an hinüberzugehen. — Hätte ich doch auch ein Instrument gespielt, oder zum wenigsten so fertig Französisch gesprochen wie Karl!

Ich sah nach der Sonne, sie stand schon ziemlich hoch. Ich begab mich in Folge dessen auf den Rückweg. — Ja, ich wollte alle Blödigkeit abstreifen und es versuchen, meinen Traum des Glückes zu verwirklichen. Beinahe drei Wochen lagen noch vor mir.

„Nun, mein Herumtreiber, wo haben wir denn wieder einmal gesteckt?" empfing mich Karl, der am Tische saß und schrieb. Eine Menge von Korrespondenzen und Zeitungen lagen um ihn herum.

„Ich habe mir Bewegung gemacht!" erwiederte ich, mir die Stirn trocknend.

„So?" versetzte er, ohne aufzusehen, und schrieb mit Eifer weiter.

„Habe übrigens eine große Neuigkeit für Dich. Denke Dir, man hat hier oben, in der Nähe des sogenannten alten Brink, mitten im Walde einige Hünengräber gefunden. — Der charmante Baron hat in Folge dessen sofort für heute Nachmittag einen Ausflug dorthin geplant, obgleich er wieder einmal maßlos fatiguirt ist und seinen Chapeau mit dem G. v. G. und der siebenzackigen goldenen Krone noch immer nicht gefunden hat. Wir Beide sind feierlich von ihm eingeladen."

„Ich wußte gar nicht, daß er den verloren hat, — ich werde mir die Sache überlegen," erwiederte ich, denn viel lieber hätte ich meinen Nachmittag bei Sophie zugebracht, als in großer und unliebsamer Gesellschaft.

„Wer geht denn mit?" frug ich, mich setzend.

„Je nun," erwiederte Karl, noch immer neue Adressen kritzelnd, „eine ganze Menge hat freilich abgesagt. So die Eschenbergs, die Cornelius, der Steuerrath und Brettlebens unter Anderen."

„Da bliebe also nur noch die Crême übrig, die barmherzigen Schwestern, Herr Heinzmann, Dein Freund Steinhauer 2c."

„Ganz richtig, mein Freund Steinhauer, wir und noch etliche Andere, der General, der Kammerjunker und Doktor Schwarz mit Deinem Trautchen."

„Ich danke Dir, — ich gehe nicht mit," versetzte ich kurz.

„Das wird sich finden, — Du weißt doch, wer hier befiehlt; — denke an Deinen Eid, Mensch!"

Hier warf Karl die Feder fort und stand auf.

„Ich bin außerdem im Besitze einer andern freudigen Neuigkeit: mein Barbier überraschte mich heute früh durch die angenehme diskrete Mittheilung, daß Herr Burg gestern Abend, während wir bei der Gräfin waren, eine Tasse Thee bei Frau von Brettleben, geborene Meyer, trank. — Die ehrliche Seele will sogar behaupten, Herrn Burg mit Aglaia ganz spät noch und mit verschlungenen Armen im kleinen Garten auf und ab gehen gesehen zu haben —"

„Nun, — das würde mich aufrichtig freuen, wenn die Beiden sich gefunden hätten. — Es sind charmante Leute und sie passen zu einander!" rief ich froh gestimmt.

„Ganz richtig und Deine Wärme thut mir wohl. Aber ich verlasse Dich jetzt, um diese wichtigen Korrespondenzen schnell der hiesigen Post anzuvertrauen. Auf Wiedersehen, Eugen!"

Mit Erstaunen sah ich, wie er wohl ein Dutzend Briefe zusammenraffte und sie in seine Rocktasche schob.

„Ja, aber mit wem verkehrst Du denn nur Alles? Das ist doch sonst eben nicht Deine Manier?" frug ich voller Neugierde.

„Das ist mein großes Geheimniß," erwiederte er, die Augen zukneifend und mich lächelnd anblickend. Damit ging er hinaus.

XXIII.

Die aufgefundenen Hünengräber bildeten den Hauptgesprächsstoff heute bei Tische, und als Herr Ehemann mehr offen als klug die Frage that: „Was ist denn eigentlich so ein Hünengrab?" lächelten Manche spöttisch zu dieser treuherzigen Kundgebung, aber es gab doch auch etliche Gesichter, in denen sich der Spott mit der Neugierde mischte, und deren Besitzer ganz ruhig zuhörten, als der Konsul Eschenberg sich zu einer Erklärung herbeiließ.

„Hünen-, auch Heidengräber oder Teufelskanzeln genannt, sind die Grabstätten eines vorgeschichtlichen Geschlechtes und kommen nicht nur im Norden Deutschlands, sondern längs der Meeresküste, vornehmlich auch in Holland, Frankreich, England und Irland, ja selbst in Portugal, längs der Nordküste Afrikas und so bis Ostindien vor.

„Sie rühren her von jenen Hünen oder Recken, welche lange Seezüge unternahmen und deren Sitte es war, ihre Todten in einer Felsen- oder Steinkammer zu bestatten, gebildet aus etlichen großen Steinen oder Blöcken, aus denen sie eine geräumige Gruft herstellten; dieselben wurden, nachdem der Todte bestattet war, hoch mit Erde bedeckt, so daß sie eine Aussicht über die Umgegend gestatteten, und man findet in denselben, neben Urnen mit der Asche verbrannter Leichen, Skelette, Waffen und Lanzenspitzen aus Feuerstein, Krüge, Schmuck und dergleichen, ebenso aus der Bronzezeit Schwerter, Dolche, Arm- und Fingerringe, Schalen und Schmuck aus Gold und Bernstein. — Die Hünengräber, welche man am alten Brink aufgedeckt hat, enthalten außer den Skeletten einige zweihenkelige Krüge und Waffen aus der Steinzeit. Ich kann Ihnen nur anrathen, sich dieselben mit eigenen Augen anzusehen."

„Ja — das will ich, Herr Konsul," stimmte Herr Ehemann zu. „Nicht wahr, Gustchen, wir Beide sind mit von der Partie? — Na, — so 'was lebt nicht mehr, dann sind die ja wohl über tausend Jahre alt?"

Wienchen und Minchen rümpften die Nasen, und in Folge eines kleinen heimlichen Fußtrittes seitens Gustchens schnappte der redselige Berliner plötzlich ab.

„Also, meine hochverehrten Herrschaften, um halb sechs Uhr — gleich nach dem Genusse des belebenden Trankes — geht die Reise los," so bemächtigte sich der Baron nun des Wortes. „Rendezvous am Tempel. Für einige Erfrischungen und Ueberraschungen wird bestens gesorgt werden — Kosten gering. Der Weg über Ellernhausen ist für Rollstühle passirbar bis zu den Gräbern, bitte daher ergebenst um recht zahlreichen Zuspruch."

In Folge dieser geplanten Exkursion fiel heute der Kegelklub aus. Es wurde übrigens bemerkt, daß die Brettlebens heute bei Tische fehlten und daß Herr Burg sehr zerstreut war. — Sollte der Barbier wirklich die Wahrheit gesprochen haben?

Zur befohlenen Zeit brachen wir auf. — Wir verfolgten zuerst eine gute Strecke weit den Promenadenweg, bogen dann rechts in den Wald und gelangten so auf einen Fahrweg, der, allmälig sich verengend, zu dem sogenannten alten Brink führte.

Gleich unten beim Rendezvous schon nahm mich der Doktor in Beschlag, zu meinem größten Verdruß.

„Ha, Liebwerthester, finde ich Sie endlich!" rief er mir schon von Weitem zu und kam mit seinem holdseligsten Lächeln mir entgegen. „Scheint mir, ich habe Sie viel zu schnell gesund gemacht, daß Sie sich meines ärztlichen Beistandes so völlig entschlagen, werther Herr ... O, o! ... also hieher muß man kommen, um Sie zu finden! Nun — reichen Sie mir Ihre Hand, lieber Herr Stadtrichter. So ... Arm in Arm mit Dir, so fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken!"

Er meckerte, schaute mir blinzelnd in die Augen und schob seinen Arm in der That durch den meinen. — Er zog mich dann scherzend ein wenig auf die Seite und überschüttete mich mit freundlichen Vorwürfen.

„Glauben den Arzt und den Freund entbehren zu können. O, — Sie irren sich — Sie irren sich, Liebwerthester. Gebe Sie noch nicht frei. Liebe Sie viel zu sehr — wie der Vater den Sohn, — ja, in der That, wie der Vater den Sohn."

„Trudchen, liebes Kind, — sieh', hier ist unser Ausreißer!" rief er dann, und Trudchen, welche eben noch mit Herrn Steinhauer und seinen Sechzigtausend auf das Handgreiflichste kokettirt hatte, hüpfte nun behende auf uns zu, ganz kindliche Unschuld und Lächeln, und hing sich dem Väterchen von der andern Seite an den Arm, so daß wir Drei zusammen eine Gruppe bildeten.

Ich sehe noch heute Karl's Gesicht, sein höhnisches Lächeln, und wie er sich zu dem General hinüberbog und diesem etwas in das Ohr flüsterte. — Ich behielt aber damals keine Zeit zu langen Betrachtungen, denn Trudchen begann sogleich mit dem Vater um die Wette mich mit Vorwürfen und Liebenswürdigkeiten zu überschütten, ja, sie trieb sogar ihre Güte so weit, daß sie plötzlich des Vaters Arm fahren ließ, um sich gleichsam in die meinen zu stürzen. Ehe ich mir's versah, erhaschte sie mich beim Rocke, nahm eine der dunklen Rosen, welche an ihrem Kleiderausschnitt saßen, und steckte mir dieselbe in's Knopfloch.

„Recht so, mein Kind," nickte der Alte, als sein Töchterlein schämig und gleichsam erröthend über ihre schnelle That dann zurücktrat.

Er rieb sich schmunzelnd die Hände und warf einen gerührten, vielsagenden Blick auf sein blondes Trudchen. — Welch' ein Kind! sprachen diese Augen ... Welch' eine süße Unschuld! ... Selbst eine Rose ... Wollen Sie noch zaudern, warum strecken Sie die Hand nicht aus und stecken sich dieselbe ebenfalls an Ihren Busen?

Ein wahres Glück für mich, daß ein Zufall mir in dieser Bedrängniß zu Hülfe kam und mich befreite von diesen Leuten. — Es waren Fremde gekommen, der Brunnenmeister trat heran und benachrichtigte den Doktor, daß eine Dame ihn zu sprechen wünschte. In der Ferne stand auch Adam und schaute so ausdrucksvoll wie möglich herüber. Der Doktor verließ mich mit etlichen Worten des Bedauerns und auch Trudchen entfloh dann gleichsam, als fürchtete sie sich vor mir nach dieser schnellen That. Sie flüchtete sich direkt in die Arme des Herrn Heinzmann.

An der zweiten Brücke holten wir den Steuerrath und seine Tochter ein, und es gelang mir, sie zu bereden, sich unserem Vorhaben anzuschließen; als daher der Doktor uns später wieder erreichte in seiner Equipage, fand er mich in deren Gesellschaft.

Herrlich war der Weg durch den Wald. Rüstig, mit etwas hochgeschürzten Kleidern gingen die edlen Schwestern voran; ihre Füße waren das einzige Hübsche an ihnen, und sie liebten es, sie bewundern zu lassen. Sie hatten sich des unglücklichen Herrn Steinhauer's bemächtigt und schleppten ihn zwischen sich fort wie einen Gefangenen. Die dicke Mama keuchte mühsam hinterdrein. Der Baron zerriß sich heute förmlich vor Liebenswürdigkeit, er hatte sich ganz bepackt mit den Tüchern und Schirmen der Damen, und so schritt er neben Frau von Eckstein und der Stadträthin her und unterhielt diese mit Schmeicheleien und fadem Geschwätz.

Trudchen hatte in Einem fort zu thun. Sie hüpfte in ihrem blauen, durchsichtigen Kleide von Einem zum Andern, sie scherzte mit Jedem, brach Blumen und verschenkte sie an Diesen hier und Jenen dort, bloß dem Baron gönnte sie kein Wort, kein Lächeln — wie gewöhnlich.

„Da sind Brettlebens!" rief sie plötzlich an einer Biegung des Weges und lief davon wie der Wind.

In der That, es waren jene Damen. Sie hatten auf eigene Hand diesen Spaziergang unternommen.

Wir kamen oben an, etwa zwanzig bis dreißig Personen. Der Wald lichtete sich auf der einen Seite. Auf dieser Blöße, beinahe auf der höchsten Stelle des Brink,*) hatte man die Gräber bloßgelegt. Alles eilte auf dieselben zu und schaute hinein in die steinernen, mit Lehm und kleinen Steinen gepflasterten Ruhestätten jener vorweltlichen Recken. Ein Mann stand dabei und zeigte uns die gut erhaltenen Urnen und einige seltsam geformte Geräthe aus Stein, ein Beil mit einem runden Loch darin, Messer, Pfeilspitzen und dergleichen mehr.

Nachdem unser Wissensdrang befriedigt war, schlug man am Abhange und im Schatten der Bäume das Lager auf. Es gewährte eine weite Fernsicht. Man übersah von hier aus die lange, zackige Kette des Wesergebirges und erblickte in blauer Ferne den Teutoburger Wald. — Man breitete Plaids und Tücher auf das duftende Haidekraut, stellte Schirme auf, suchte Erdbeeren und Himbeeren, pflückte Erika und spielte dann wie gewöhnlich jene geräuschvollen kindlichen Spiele, von welchen ich mich so gern dispensirte. Um mich vor den Andringlichkeiten des Doktors fürder zu retten, begab ich mich unter den Schutz des Generals, vor welchem der kleine Charlatan einen gewaltigen Respekt hatte. — Da saß ich denn im Schatten, rauchte eine Cigarre, betrachtete die Landschaft und die Spielenden, und hing, wenn ich es ungestört konnte, meinen eigenen Gedanken nach.

*) Brink heißt so viel wie Hügel in Westphalen.

Karl hatte sich neben Frau von Eckstein gesetzt, welche sich heute ebenfalls von den kindlichen Spielen fern hielt, kam aber nach einer kleinen Weile schon zu uns herüber und sprach:

„Es ist wieder irgend etwas in der Luft. — Sehen Sie sich doch einmal das Treiben unseres kleinen Doktors an."

Der General und ich schauten auf. — In der That, es war unschwer, zu erkennen, daß der kleine Unhold wieder einmal irgend etwas im Schilde führte. Mit erkünstelter Jovialität, aber sichtlich aufgeregt, ging er von einer Gruppe zur andern, leise, aber lebhaft sprechend, und überall ließ er eine gewisse Erregung, eine heimliche Lust zurück. Seltsam war es dabei, daß man nach einer kleinen Weile dann allemal die Blicke verstohlen zu uns herüberschweifen ließ, sie speziell auf den Assessor richtete, wie mich dünkte. — Konspirirte man etwa gegen diesen? ...

Nach einer Weile nahte sich mir Trudchen, winkte mir und wollte mich holen, ich aber machte eine Ausrede und blieb.

„Da sieht man, wie dankbar es ist, einer Wittwe Artigkeiten zu sagen," fuhr Karl währenddem sarkastisch fort. „Frau von Eckstein, die gute Seele, — der Himmel schenke ihr bald einen zweiten Mann — hat mir mitgetheilt, daß ich mir den Unwillen des kleinen Medizinalpfuschers in hohem Maße zugezogen habe ... Das kommt aber Alles durch Dich, Stadtrichter, — — na, Du weißt schon ... Undank ist der Welt Lohn."

„Wieso, Karl?" frug ich, mich aufrichtend aus einer behaglichen Stellung.

„Das fragst Du noch! — Ist das nicht sonnenklar? ... Erstens gebrauche ich nicht die Kur, ich nehme also hier einen Platz fort, ohne dem Doktor tributpflichtig zu sein, — ohne zu den bewußten fünf Tausenden beizutragen."

„Wenn er Ihnen nur trotzdem nicht zuletzt noch eine Rechnung präsentirt," fiel der General hier lachend ein.

„Ganz richtig, Excellenz, — zuweilen aber bin ich ihm auch zu selbstständig, zu oppositionell. Unser Kegelklub unter Anderem ist ihm ein Dorn im Auge, sodann verkehre ich mit den verfehmten Russinnen, spiele mit ihnen Cello, bin auch zweimal mit Doktor Kurs Arm in Arm durch's Dorf gegangen. — Das Schlimmste aber zuletzt, — das Alles würde er mir vielleicht verzeihen, aber daß ich in dem Verdacht stehe, eine so üble Einwirkung auf Dich zu haben, Stadtrichter, daß ich Dich verführte, mit den fremden Damen zu verkehren, dort die Cour zu schneiden, — ruhig, Eugen! — daß ich Dich ihm und seinem blonden Trudchen abspenstig mache, wie er sich einbildet, daß Du, den er schon so sicher in der Tasche zu haben glaubte, Dich seit acht Tagen geradezu vor ihm versteckst — das ist zu viel, das kann er nicht verwinden! — Und nun geht er herum und hetzt ein bischen gegen mich; den Kammerjunker hat er bereits gewarnt vor meinen demokratischen, freidenkerischen Gesinnungen, — mich, Stadtrichter, hält der brave Doktor nun für einen Auswürfling, einen Sozialdemokraten oder dergleichen. — O, ist das nicht zum Todtlachen? Den barmherzigen Schwestern schildert er mich als den leibhaftigen Satan, so daß sie schon nach meinem Bocksfuße schielen. Nu, sei ehrlich — auch Dich hat er bereits vor mir gewarnt. — Jetzt will er mich gewissermaßen in die Acht erklären, doch sieh' da — was begibt sich dort?"

Karl streckte bei den letzten, rasch gesprochenen Worten seinen langen Hals plötzlich in der Richtung nach den Hünengräbern aus. Mein Auge nahm dieselbe Direktion. Ich erblickte unter dem überhängenden Blätterdache des Waldpfades, der bis hieher führte, zwei Fuhrwerke; im Vordergrunde einen kleinen Karren, den ein ehrsames Grauthier langsam vorwärts schleppte, und einen kleinen Buben daneben mit einem Stecken, hinter dieser bescheidenen Equipage aber zeigte sich eine andere, das einzige elegante Fuhrwerk in ganz Eichdorff, der Wagen der Gräfin. Neben diesem her schritten der Kutscher und der Bediente in ihrer dunklen Livrée, in derselben aber saßen die Gräfin und Sophie mit den Kindern. Wahrscheinlich lockte auch sie die Lust, jene Hünengräber in Augenschein zu nehmen, hieher.



Die Sixtinische Madonna von Rafael.

(S. 506.)

Im ersten Moment wußte ich nicht recht, war es die Ankunft jenes Eselwagens, auf welchem die Erfrischungen nachgeführt wurden, oder die jener Equipage, welche den lauten Spielen so plötzlich ein Ende gemacht hatte. Ich sah nämlich die ganze Clique der barmherzigen Schwestern, junge und alte, und noch einige andere Leute sich plötzlich zerstreuen, ein Stückchen den Hang hinauf eilen und sich dort um den Doktor gruppiren. Alle schauten sie voll Erregung jenem Wagen entgegen.

Wir sollten nicht lange in Zweifel bleiben über ihre Absicht.

„Da kommt ja das Falschmünzerpack!“ vernahm ich Wienchen's laute Stimme, als sie rasch und mit flammenden Augen an uns vorübereilte.

„Und noch dazu zu Wagen, während andere ehrliche Leute zu Fuße gehen!“ rief Minchen ebenso athemlos und lief mit hochgeschürzten Kleidern hinderdrein.

Auch der Baron trabte den Hang hinan mit dem Ausrufe:

„Da sind sie ja!“

Das Alles deutete darauf hin, daß man von der Ankunft der Damen Kunde gehabt hatte, ja daß man sie gewissermaßen erwartete und in Empfang zu nehmen gedachte.

Karl und ich wechselten einen schnellen, entschlossenen Blick.

„Falschmünzerpack? — Was heißt denn das? — Nun ... das wird ja immer besser,“ sprach der General und betrachtete uns Beide mit fragender Miene, wie um Aufklärung bittend. „Mir völlig unbegreiflich.“

„Infame Höllenbrut!“ stieß der Assessor wild hervor mit finster zusammengezogenen Brauen; er erfaßte unwillkürlich seinen Stock fester und ging mit großen Schritten jenem Wagen entgegen.

Der General und ich folgten ihm, so schnell wir konnten.

„Was hat denn das Alles zu bedeuten? — Das sieht ja auf Ehre so aus, als rottete sich die höhere Weiblichkeit da oben zusammen, um eine Art von Demonstration in Szene zu setzen. Gilt das etwa den fremden Damen?“

„Ich vermuthe dieses fast,“ erwiederte ich sehr erregt. „Hören Sie nur, Excellenz!“

Der General blieb stehen — wir Beide schauten dort hinauf. — In der That, es war klar, der Doktor entblödete sich nicht, seine Horde auf die Damen zu hetzen. Wahrscheinlich um hernach berichten zu können, daß er unbedingt auf Entfernung jener Abenteurerinnen dringen müsse, setzte er hier einen Akt der Feindseligkeit in Szene, der kindisch gewesen wäre, wäre er nicht gegen zwei wehrlose, unschuldige Frauen gerichtet und wäre die Tendenz nicht eine so abscheuliche gewesen.

„Na, — so 'was fehlt jerade noch — kommt dieses Falschmünzerpack auch hieher!“ vernahm man die scharfe, kampflustige Stimme der Frau Ehemann, und andere, nicht weniger starke Kehlen riefen aufgeregt: „Das leiden wir nicht, — das brauchen wir nicht zu dulden.“

„Aber ich bitte, — ich bitte recht sehr! — Beruhigen Sie sich doch nur, liebwertheste Damen ... Ich begreife ja, daß Ihre Forderung eine gerechte ist ... aber immerhin ...“

„Davon ist hier gar keine Rede,“ unterbrach die determinirte Schulräthin den Doktor grob. „Ich bin Mutter von zwei erwachsenen Töchtern und ich frage Sie, ist dieß hier ein anständiger Badeort oder nicht? — Wozu ist denn die Polizei da? — Wenn das Falschmünzerinnen sind und noch 'was Schlimmeres ...“

„Ruhe, Ruhe doch! — Lassen Sie sich zu keinen voreiligen Schritten hinreißen, meine Allerwerthesten, — meine Theuren!“ mahnte der Doktor mit heuchlerischen Blicken und Geberden.

Der General stieß ein trockenes Lachen hervor und zog die buschigen Brauen finster zusammen.

„Da sehen Sie. — Sagte ich es Ihnen nicht, mein junger Herr. — Nichts wie Klatsch hier und Fraubasenthum. — Das sind die sauberen Früchte, die der Doktor groß zieht; — hol' ihn der Henker! — Ich meine, wir wollen aber doch nicht leiden, daß hier vor unseren Augen fremde Damen insultirt werden. — Kommen Sie. Ich sehe Ihren Freund dort bereits neben dem Wagen stehen.“

„O ja, Excellenz!“ rief ich schäumend vor Wuth und brennend zugleich vor Begierde, zu den Damen zu gelangen und sie zu schützen. — Hätte ich gekonnt, wie ich wollte, — wie ein Sturmwind wäre ich unter jene Rotte gefahren, hätte den Doktor zu Boden geschmettert, hätte die bösen Zungen in jene offenen Gräber gelegt und die schweren Steine auf ihre gottvergessenen Mäuler gewälzt, um sie für immer stumm zu machen!

„Wollen Sie mich freundlichst den Damen vorstellen,“ unterbrach mich der General.

Wir standen neben dem Wagenschlage. Ahnungslos, mit einem freundlichen Lächeln wurde ich willkommen geheißen. Die Frauen stiegen aus, nachdem wir die Kinder auf den Boden herabgehoben hatten, und betraten den Rasengrund. Dieß Alles geschah in einiger Entfernung von jener Rotte.

Der General zog seinen Hut und ich nannte seinen Namen. Ich bemerkte, wie unser Herzutreten einen sichtlichen Eindruck dort oben machte, mit Schadenfreude sah ich die langen Gesichter dieses Pöbels. — Wie mit kaltem Wasser begossen standen sie plötzlich da, sahen sich unter einander an und schwiegen. Nur das einzige Wort „Gesindel!“ hörte ich ausrufen, dieses kam aus dem Munde der Frau Ehemann und verklang, ohne Jemandem zu schaden.

Die ganze Demonstration verlief unschädlich im Sande, denn Niemand wagte es jetzt noch, die fremden Damen zu insultiren, nachdem der General und wir Beide dieselben gewissermaßen unter unsern Schutz genommen hatten; einige drohende Blicke und hämische Mienen, das war Alles. Die besseren Familien waren in Folge jenes unerwarteten Vorganges bereits im Aufbrechen begriffen. Brettlebens waren schon unterwegs, zu ihnen hatte sich Herr Burg gefunden, ohne daß ich ihn hatte kommen sehen. Heimburgs, zu welchen sich Herr Steinhauer gesellte, gingen soeben langsam den Berg hinab. So blieben denn außer uns nur noch der Doktor mit seinen „Trabanten“ übrig, und ich kann versichern, daß es eine hübsche Gesellschaft war.

Die Gräfin und Fräulein Sophie, welche gar nicht ahnten, was hier vorging, bewegten sich zwischen uns langsam den Hünengräbern zu. Sie warfen einen Blick in dieselben, dann wandte sich die Gräfin mit den Worten zu uns:

„Aber Sie sind hier in großer Gesellschaft, wie ich sehe. — Wir halten die Herren doch nicht von ihren Vergnügungen ab?“

„Ganz und gar nicht,“ erwiederte der General mit einem seltsamen Seitenblicke, „wenn Sie uns gestatten, so bleiben wir bei Ihnen, Frau Gräfin, und geleiten Sie zurück.“

Ich betrachtete mir besorgt den Assessor. Ich war nämlich vorhin einen Moment in dem Glauben gewesen, er würde den Doktor öffentlich zur Rede stellen, hier vor allen Leuten, so wüthend und entschlossen sah er aus. Es war mit Karl nicht zu spaßen, trotz seiner großen natürlichen Herzensgüte war er, wenn gereizt, ein Löwe. Gottlob, seine Wangen begannen sich wieder zu röthen und das unheimliche Feuer in seinen Augen erlosch. — Auch Fräulein von Glinka schien etwas von seiner Erregung bemerkt zu haben, denn mich wollte es bedünken, als betrachtete sie den Assessor mit heimlichem Befremden und hörte kaum auf die Erklärungen des Generals über die Hünengräber.

Die Kinder in ihren hellen Kleidern und mit den niedlichen nackten Beinchen stürmten durch das Haidekraut und pflückten Beeren und Blumen, die Equipage machte kehrt, langsam stiegen wir den Berg hinab. Wir geleiteten die Frauen bis zum Ausgange des Waldes, dann stiegen Jene in den Wagen und fuhren davon.

„Charmante Damen,“ sprach der General. „Aber nun erzählen Sie mir um des Himmels willen, was bedeutete dieser Aufruhr vorhin, und wie kommt man dazu, den Ausdruck Falschmünzerinnen zu gebrauchen gegen jene Fremden?“

„Wenn Sie mir versprechen wollen, einige Tage noch zu schweigen, Excellenz, will ich vor Ihren Augen eine lange Kette von Niedertracht und Gemeinheit abwickeln,“ erwiederte Karl und begann dann zu erzählen. — Einige Ausrufe und Kraftwörter bewiesen die wachsende Erregung des braven Herrn. „Hören Sie 'mal — das ist ja eine Hundezucht — eine pure Infamie!“ rief er zuletzt. „Dagegen müssen wir energisch Front machen, da möchte man ja einen Knüppel nehmen und drein fahren mit einem Hurrah! — — Dieser infame Klatsch! — Wenn Sie wüßten, wie verbreitet dieses Uebel gerade bei uns in Deutschland ist, wie er das Leben verbittert und welche Opfer er fordert! ... Hatte einen braven Freund ... machte die Dummheit, in späteren Jahren noch zu heirathen, eine junge Frau! — — Na, — die Frau war wie Gold, und kein Mensch begriff es, warum der Oberst sich todtschoß. — Ein Abschiedsbrief an mich verrieth mir das Motiv zu jener furchtbaren That. — Ein anonymer Brief hatte seine Frau verdächtigt. — Das Gift hatte gewirkt, langsam, aber sicher ... Wie's herauskam, war es zu spät ... Darum, meine Herren, betrachten Sie mich als Ihren Verbündeten. — Fahren wir mit Pech und Schwefel darunter.“

„Ganz gewiß, Excellenz, aber mehr Spaß macht es doch und gründlicher wird hier aufgeräumt, wenn man diese edlen Seelen in ihren eigenen Schlingen fängt. Wenn Sie mir versprechen, sich nichts merken zu lassen, damit Niemand vorzeitig gewarnt wird, dann habe ich sie Alle mit einander —“

„Wie?“

„Ja, Alle, Excellenz, Alle ohne Ausnahme! — Es war das ein Theil meiner dießjährigen Ferienarbeit. Sie flattern Alle in meinem Garne, ohne es zu ahnen, ich brauche bloß zuzuziehen — aber ich hoffe, auch das wird man mir ersparen.“

„Ganz recht! Holla! — solche Füchse fängt man in Eisen oder räuchert sie aus. Nun gut — ich will schweigen, — aber, auf Ehre, 's wird mir sauer genug werden, denn man muß so etwas sehen, um's zu glauben. Eines müssen Sie mir versprechen, Herr von Gunstetten — ich muß dabei sein, wenn es zuschnappt.“

„Das verspreche ich Ihnen ganz bestimmt, Excellenz.“

(Fortsetzung folgt.)

Musik im Schilfe.

(Bild S. 501.)

Das Bild, welches die Stirnseite dieser Nummer schmückt, stellt eine Verkörperung jenes poetischen Säuselns und Tönens dar, welches im Frühling und Sommer bei sanftem Winde im Schilf zu vernehmen ist. Dieses metallisch klingende Flüstern hat schon viele Poeten zu herrlichen Liedern begeistert. Hier hat ein Maler es unternommen, die Poesie des Schilftönens in Gestalt eines lieblichen jungen Mädchens, das eine Rohrflöte in der Hand hält und das Haar sich mit der Ranke einer Uferblume geschmückt hat, zur Anschauung zu bringen. Es ist ihm gelungen, denn ein frühlingsduftiger, sonniger, lebensfreudiger Schimmer umfließt diese Gestalt, und der träumerisch lauschende Ausdruck des Mädchens vergegenwärtigt uns das seltsame, tief zum Gemüth sprechende Geräusch des Schilfflüsterns.

Die Sixtinische Madonna.

(Bild S. 504 und 505.)

Rafael's Sixtinische Madonna, deren Wiedergabe in Holzschnitt wir zur Pfingstzeit unseren Lesern hier vorführen, gilt als der Gipfelpunkt der christlich-religiösen Malerei, als Offenbarung einer ewigen Wahrheit in ewig gültiger Form.

Wie verschieden immer der religiöse Standpunkt und der Geschmack der Beschauer sein mag, so stimmen doch alle mit ihrem Urtheil darin überein, daß der Begriff des Schönen, des Erhabenen, des Reinen und der Unschuld in keinem Bild in solcher Vollendung und so harmonisch vereinigt dargestellt worden ist, wie in diesem Gemälde, das eine Weltberühmtheit besitzt. Auch wenn Rafael kein anderes Werk geschaffen hätte, würde er durch seine herrliche „Sixtina“ doch der Hauptmeister aller Zeiten sein und bleiben. „Wer kennt nicht diese wunderbare Gestalt,“ schreibt Lübke, „die wie eine himmlische Erscheinung auf Wolken einherschwebt, umflossen von einer Glorie lieblicher Engelsköpfe! Ein Schleier wallt von ihrem Haupte herab, das, in Gedanken verloren, dem göttlichen Geheimniß nachzusinnen scheint, welches ihre Hände mit mütterlicher Innigkeit umschließen. Denn in ruhiger Haltung thront auf ihren Armen ein Knabe, in dessen kindlichen Zügen die Erhabenheit seiner Sendung sich ausprägt, und dessen Augen in einem Blick voll Macht und Tiefe seine welterlösende Bestimmung ahnen lassen. Voll Ehrfurcht schaut der heilige Papst Sixtus hinauf und bildet in seiner großartig würdevollen Erscheinung einen herrlichen Gegensatz zur heiligen Barbara, die ihm gegenüber in demuthsvoller Geberde ihren anmuthigen Kopf neigt und das Auge vor all' der Hoheit niederschlägt. Endlich geben die beiden entzückenden Engelsknaben, die auf der untern Brüstung ruhen, dem großartigen Werk den lieblichsten Abschluß. Es ist, als ob Rafael in dieser unvergleichlichen Schöpfung seine tiefsten Gedanken, seine erhabenste Anschauung, seine vollkommenste Schönheit habe vereinigen wollen.“

Dieses wunderbare Gemälde, die Perle der berühmten Dresdener Galerie, ist so recht eigentlich ein Auferstehungsbild für alle Bekenner der christlichen Religion und so tief rein menschlich berührend, daß auch jede andere Konfession in ihm eine von wunderbarem Zauber durchwehte Künstlerschöpfung, wie die Welt keine zweite besitzt, anerkennen wird.

Maria sowohl wie das holde Jesuskind erscheinen hier als die vollendetste bildliche Wiedergabe der Tradition, gleichsam herausgeboren aus dem Geiste der Evangelienchronik: sie, das unschuldsvoll reine, von Gott begnadete Weib, welches das Wunder der eigenen Erhöhung kaum zu fassen vermag, das Kind, ein lieblicher Knabe, mit dem göttlichen Ernst im Blick und der Ahnung seines Heilandsberufs in den Zügen. Selten wohl wird einem Künstler eine solche Inspiration und die Begabung, sie bildlich so der Welt zu vermitteln, wie dieß selbst einem Rafael nur einmal gelang, und darum haben wir die „Sixtina“ als ein kostbares Kleinod zur Ueberlieferung an zukünftige Geschlechter zu betrachten.

Albumblatt.

Sehnsucht.

Von

Joseph Freiherr von Eichendorff.

(Bild S. 512.)

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand,
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrennte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang:
Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in die Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen in Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wenn der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht. —

Der Häßliche.

Erzählung

von

Karl Stugau.

(Schluß.)

„Bei der Trauung, welche in der evangelischen Kirche in der Dorotheergasse vorgenommen wurde, hätte mir kein Mensch angesehen, daß ich mit meinem Leben abgeschlossen hatte. Ohne mit einer Wimper zu zucken, hörte ich Helene das ewig bindende „Ja" sprechen; ohne zu zittern, mit festen Zügen trug ich als Zeuge meinen Namen in das Kirchenbuch ein. Und Helene war doch in ihrem Brautanzug so himmlisch schön! Bei dem kleinen Mahle, das gleich nach der Trauung stattfand, vermochte ich es sogar über mich, auf das junge Ehepaar einen von Bitterkeit freien Toast auszubringen.

„Um den herben Kelch bis auf den Grund zu leeren, begleitete ich das junge Ehepaar und ihre Mutter, welche sich nicht entschließen konnte, sich von ihrer Tochter zu trennen, und die Reise mitmachte, bis zum Bahnhof. Erst als es an das Scheiden ging, als Helene mir die Hand zum Abschied bot und ohne Rücksicht auf die Umstehenden mir weinend an die Brust sank, erst da kam mir mein unermeßliches Unglück wieder zum vollen Bewußtsein, erst da wollte meine bisher bewahrte Kraft mich verlassen. Ahnte Helene, was in diesem Augenblick in mir vorging? Fühlte sie den Schmerz, der mein gefoltertes Herz durchzuckte? Ich weiß es nicht. Ich sah nur, daß sie sehr blaß geworden war, daß ihre Lippen bebten, ich fühlte, daß sie mich krampfhaft umschlang, und hörte die leise geflüsterten Worte: „Lebe wohl, mein bester, mein einziger Freund!" Gleich darauf riß sie sich los, bestieg den Waggon, die Lokomotive gab das Zeichen, noch ein wehendes Taschentuch, dann entschwand sie meinen Blicken, sie, meine erste und einzige Liebe.

„Am folgenden Tage kaufte ich eine Angelruthe und Alles, was zum Fischen gehört. Das zeigte ich meiner Hausfrau und auch meinen Kollegen in der Offizin, indem ich eine plötzlich erwachte Passion für den Fischfang heuchelte. Um jeden Verdacht einzuschläfern, ging ich an meinem Rekreationstage hinab in den Prater und angelte, fing aber nichts. Auf dem Heimweg kaufte ich in den Fischerhütten am Leopoldstädter Ufer einige Fische, die ich als angeblichen Ertrag meines Fischfanges meiner Hausfrau brachte.

„An meinem nächsten Rekreationstag beschloß ich mein längst beschlossenes Vorhaben auszuführen.

„Ich ging mit meinem Fischzeug von Hause fort, nachdem ich meiner Hausfrau gesagt hatte, daß ich des Abends wieder etwas für die Küche heimzubringen hoffte. Ich sah es ihren Mienen an, daß sie nicht entfernt ahnte, was ich vorhatte.

„Im sogenannten wilden Prater, wohin ich mich begab, suchte ich mir am Ufer des Donaukanales die abgelegenste Stelle aus. Dort legte ich meinen blechernen Fischbehälter und meine Kapsel mit Regenwürmern nieder, zog meinen Rock aus, worin meine Brieftasche mit Visitenkarten steckte, und hing an einer abschüssigen Stelle, wo das Wasser sehr tief zu sein schien, meine Angelruthe in's Wasser. Ein paar Flößer, die vorüberfuhren, sowie einige Fuhrleute, die auf dem entgegengesetzten Ufer Sand luden, konnten mich an dem steilen Abhang sitzen sehen und bezeugen, daß sie mich angeln gesehen hatten. Ich brauchte mich nur im geeigneten Augenblick etwas vorzuneigen und mich fallen zu lassen und durfte hoffen, daß es Niemandem einfallen werde, zu glauben, daß ich absichtlich in's Wasser gestürzt sei.

„Es war ein schöner, warmer Tag, der Himmel wolkenfrei. Wirbelnd und in den Sonnenstrahlen glitzernd rauschte das trübe Donauwasser vorüber. Friedlich lag die Landschaft. Hinter der Haide, die sich an dem jenseitigen Ufer ausbreitet, ragte der Kirchthurm von Simmering empor. Zu meiner Rechten übersah ich einen Theil von Wien. Hinter mir waren hochstämmige Silberpappeln und dichtes Gebüsch, aus dem sich das Summen von Insekten und dann und wann das Gezwitscher eines Vogels vernehmen ließ. Sonst war Alles um mich ruhig und still.

„Obgleich, seitdem mein Entschluß, diesem interesselosen, mich anwidernden Dasein ein Ende zu machen, feststand, meine Gewissenszweifel einer verhältnißmäßigen Gemüthsruhe Platz gemacht hatten, so wandelte mich doch jetzt, da der Entschluß That werden sollte, ein gewisses Grauen an. Der freiwillige Uebergang aus dem sonnigen Leben in „das unbekannte Land, von deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt", wie Shakespeare seinen Hamlet sagen läßt, ist für einen Menschen, der nicht im Rausch des Affektes, sondern mit ruhiger Ueberlegung handelt, selbst wenn er seine Rechnung mit dem Himmel schon gemacht und seine Schiffe hinter sich verbrannt hat, kein leichter Schritt. Der Erhaltungstrieb, der schon vollständig zum Schweigen gebracht schien, regt sich oft noch im letzten Augenblick und lehnt sich auf wider die Gewalt, die ihm angethan wird. Auch bei mir war es so, und Gott weiß es, welchen verzweifelten Kampf ich noch zu bestehen hatte.

„Da fiel mein Blick auf einen stillen Wasserspiegel zu meinen Füßen, der durch eine kleine Einbuchtung in das Ufer gebildet wurde. Ich sah darin mein Bild, das Bild dieses häßlichen, von Pockennarben entstellten Gesichtes. Das rief meinen ganzen Ingrimm gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals, das, wie ich überzeugt war, an meinem ganzen Unglück schuld war, auf's Neue wieder wach. Nun gab es kein Zaudern mehr. Ich sah mich vorsichtig nach allen Seiten um, ob ich von Niemandem beobachtet würde, dann neigte ich mich vor, holte tief Athem, bog mich vornüber und war im Begriff, mich fallen zu lassen, als ein Rascheln in meiner Nähe meine Aufmerksamkeit erregte. Ich blickte nach der Seite, woher ich das Geräusch vernommen hatte, und sah eine grüne Eidechse, die flüchtig durch das Gras hin huschte. Unwillkürlich folgte ich ihren Bewegungen und erblickte plötzlich hinter einer hervorstehenden Baumwurzel einen röthlichen Gegenstand, den ich im ersten Augenblick nicht erkennen konnte. Neugierig, was das sein könnte, erhob ich mich und bemerkte, näher tretend, daß es ein in rothen Saffian gebundenes Buch war. Daran war nichts Außerordentliches. Im Prater wird viel gelesen; auch ich habe gar manchen Nachmittag, im Schatten eines Baumes liegend, mit der Lektüre eines guten Buches dort zugebracht. Wie leicht kann man da beim Fortgehen ein Buch liegen lassen! Ich hob das elegante Bändchen auf und sah, daß es Rousseau's „Emil" war.

„Nun kommt etwas, was der Gläubige für eine Fügung der Vorsehung, der Ungläubige für einen eigenthümlichen Zufall halten würde. In dem Buche war ein Merkzeichen. Auf einem der Blätter, zwischen denen es lag, war eine Stelle außen mit Bleistift eingeklammert. Auf den ersten Blick erkannte ich mit einer Art abergläubigen Schrecks, daß die Stelle vom Selbstmord handelt. Sie lautet in freier Uebersetzung folgendermaßen:

„‚Junger Thor! wenn dir im Grunde des Herzens das geringste Gefühl von Tugend übrig geblieben ist, so komm' und laß dir zeigen, wie man das Leben liebgewinnen kann. So oft du versucht bist, ihm zu entsagen, sage zu dir selbst: Laß mich, ehe ich sterbe, noch irgend eine gute That vollbringen. Dann geh' und suche einen Armen auf, um ihm zu helfen, oder einen Unglücklichen, um ihn zu trösten, oder einen Unterdrückten, um ihn zu vertheidigen. Wenn dieser Trost dich heute zurückhält, so wird er dich auch morgen zurückhalten, übermorgen, dein ganzes Leben. Hält er dich nicht zurück, so stirb, du bist nur ein elender Wicht.'

„Ich war wie vom Donner gerührt und wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Es wurde mir plötzlich klar, daß ich bisher nur ein schwachmüthiger, egoistischer Glückseligkeitsjäger gewesen war und daß Niemand sich über Mangel an Lebenszweck beklagen dürfe, so lange es noch Elend zu lindern, Thränen zu trocknen und das Recht zu schirmen gibt.

„Sofort stand auch mein Entschluß fest. Kann ich nicht selbst, sagte ich mir, das Glück finden, so will ich doch, soweit meine Kräfte reichen, Andere glücklich machen, oder wenigstens fremdes Unglück mildern. Also muthig und tapfer weiter leben! Zum ersten Mal seit langer Zeit richteten sich meine Gedanken wieder zu Gott und ein inbrünstiges Dankgebet erhob sich zu ihm, der mir im entscheidenden Augenblick den Weg gezeigt, den ich zu wandeln hatte.

„Ich zog meinen Rock wieder an, packte mein Fischzeug zusammen, steckte das rothe Buch zu mir und begab mich auf den Heimweg.

„Um gleich am ersten Tage den Rath Rousseau's zu erproben, suchte ich den Armenvater meines Bezirkes auf, um mich nach einer nothleidenden braven Familie zu erkundigen. Er nannte mir einen Tischler, Vater von acht Kindern, dessen Frau an einer schweren Krankheit darniederlag und der in Folge schlechten Geschäftsganges in die ärgste Nothlage gerathen war. Ich suchte den unglücklichen Mann auf, fand Alles so, wie es mir der Armenvater angegeben hatte, sprach den armen Leuten Muth zu, ließ Geld zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse, sowie zur Anschaffung von Holz zurück und versprach, die kranke Frau einem mir bekannten renommirten Arzte empfehlen und mich der Familie auch ferner annehmen, insbesondere aber, woran dem fleißigen Manne am meisten gelegen war, für Arbeit sorgen zu wollen. Begleitet von den Segenswünschen der zehn glücklichen Menschen, begab ich mich nach Hause. Rousseau hatte Recht: kein Leid drückt so schwer, daß es nicht auf dem Wege des Wohlthuns erträglich gemacht werden könnte. Von nun wußte ich, wofür ich zu leben hatte. Mit philanthropischen Ideen und Plänen schlief ich ein.

„Des andern Morgens fühlte ich mich sehr unwohl. Die Reaktion war eingetreten. Während der furchtbaren Seelenqualen, die ich in den letzten Wochen erduldet hatte, waren meine körperlichen Kräfte aufrecht geblieben. Nun aber, da die unnatürliche Anspannung der geistigen Kräfte nachließ, ließen auch die physischen nach. Ich verfiel in ein heftiges Nervenfieber, das mich dem Tode nahe brachte. Der Geschicklichkeit meines Arztes, sowie der sorgfältigen Pflege meiner Hausfrau und meiner Kollegen, die abwechslungsweise bei mir wachten, habe ich meine Genesung zu verdanken.

„Während meiner Krankheit waren mehrere Briefe von Helene aus Hamburg an mich gekommen, die man mir, als die größte Gefahr beseitigt war, einhändigte. Sie athmeten gegen mich einen sehr freundschaftlichen und herzlichen Ton, gaben Nachricht von dem Verlauf ihrer Reise, von ihrer häuslichen Einrichtung, von dem Empfang, den sie bei ihrem Schwiegervater gefunden, von dem Befinden ihrer Mutter und dergleichen, sprachen sich aber über ihren Mann mit auffallender Zurückhaltung aus. Sie enthielten zwar keine Klagen, verriethen aber auch nicht jene freudige Stimmung, die von einer jungen Frau, welche sich noch in den Flitterwochen ihrer Ehe befand, zu erwarten gewesen wäre. Sollte sie, fragte ich mich, nicht glücklich sein?

„Als ich so weit war, daß ich wieder ausgehen konnte und meinen Dienst in der Offizin wieder antreten wollte, kam mein Prinzipal zu mir.

„‚Herr Berger,' sagte er, ‚von dem Antritt Ihres Dienstes kann noch keine Rede sein. Besehen Sie sich im Spiegel und Sie werden finden, daß Sie noch eine Zeitlang der Erholung bedürfen. Eine Luftveränderung würde Ihnen, glaube ich, sehr zuträglich sein. Das ist auch die Meinung Ihres Arztes. Nehmen Sie auf sechs oder acht Wochen Urlaub, gehen Sie in's Gebirge, zerstreuen Sie sich. Ihr Salaire beziehen Sie unverkürzt fort. Brauchen Sie Reisegeld, so sagen Sie es; Sie haben offene Kasse bei mir.'

„Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß die Frau meines Prinzipals an diesem Vorschlag großen Antheil hatte. Mit jenem Seherblick, welcher Frauen in Herzensangelegenheiten eigen zu sein pflegt, mochte sie meine Liebe zu Helene ebenso errathen haben, wie den furchtbaren Schlag, den mein Gemüth durch die Verbindung des jungen Mädchens mit einem Andern erlitten hatte. Sie mochte daher der Meinung sein, daß es sich bei mir ebensosehr um die Heilung einer kranken Seele, als um die Erstarkung eines kranken Körpers handle.

„Sei dem wie immer, ich nahm das gütige Anerbieten dankbar an, denn ich fühlte, daß mir Ortsveränderung und Zerstreuung gute Dienste leisten würden. Meine Krankheit hatte mich arg mitgenommen und die Kräfte wollten nur sehr langsam zurückkehren. Außerdem war mir trotz Rousseau eine Schwermuth zurückgeblieben, die zwar den frühern heftigen Charakter verloren hatte und einen Rückfall in Selbstmordgedanken nicht mehr besorgen ließ, aber doch meiner vollständigen Wiederherstellung sehr im Wege stand.

„Ich machte mich also auf den Weg und so, Freund, siehst Du mich hier.'

„Am folgenden Tage setzte Berger seine Reise fort.

„Sechs Wochen später besuchte er mich auf der Heimreise wieder. Er hatte sich körperlich, wie es schien, vollständig erholt; ich vermißte aber die rechte Lebensfreudigkeit an ihm. Ueber sein Wesen war ein milder, aber unbesiegbarer Ernst ausgebreitet; er kam mir vor wie eine Springfeder, die durch langen Druck ihre Spannkraft verloren. Allerdings sprach er mit Wärme von verschiedenen philanthropischen Ideen, die er nach seiner Rückkehr nach Wien ausführen wollte; allein ich merkte wohl, daß die Trauer um Helene noch immer an seinem Herzen nagte.

„Freund,' sagte ich, ‚Deine menschenfreundlichen Pläne sind sehr schön, und ich zweifle nicht, daß Du damit viel Gutes stiften wirst. Aber um ganz zufrieden zu sein, dazu reicht das Bewußtsein der Selbstverleugnung und Pflichterfüllung nicht hin. Darin mögen Heilige ihr Glück finden, gewöhnliche Menschen wie unsereins brauchen zur Versüßung dieses tugendhaften, aber herben Vergnügens noch etwas Anderes. Ich komme auf meinen alten Vorschlag zurück: heirathe.'

„Ueber Berger's Züge glitt ein trübes Lächeln.

„Davon, Freund,' erwiederte er, ‚sprich mir nicht. Den Gedanken an's Heirathen habe ich vollständig aufgegeben. Helene war meine erste Liebe und soll auch die letzte bleiben. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer.'

„Wenn Du Deine Ansprüche herabspannst,' entgegnete ich, ‚so hast Du eine Erfahrung wie die, welche Du mit Helene gemacht, nicht zu besorgen. Heirathe statt eines schönen Mädchens das garstigste, das Du auftreiben kannst, wenn sie nur dabei brav und gut ist. Du bleibst bei einer solchen Wahl in Deiner philanthropischen Rolle, denn ein häßliches Mädchen nehmen, das außerdem keinen Mann finden würde, ist ein gutes Werk.'

„Ich sehe wohl,' versetzte er, ‚daß Du mich mit meinen eigenen Waffen schlagen willst. Allein Du mühst Dich umsonst. Mein Entschluß steht unwiderruflich fest: ich bleibe ledig. Und ich werde Dir auch sagen weßhalb. Als Junggeselle bleibt es mir unbenommen, an Helene zu denken. Wäre ich verheirathet, so wäre es eine Art geistiger Untreue, wenn ich an der Seite meiner Frau im Andenken an ein anderes Weib schwelgen wollte. Einer solchen Unredlichkeit werde ich mich nicht schuldig machen.'

„Dabei blieb er, und er hielt Wort. Er ist bis auf den heutigen Tag unvermählt. Seine Menschenliebe, in deren Ausübung er unermüdlich thätig ist, wendet er hauptsächlich Denen zu, welchen durch irgend ein körperliches Gebrechen der volle Genuß des Daseins versagt ist: Blinden, Taubstummen, Buckligen, Hinkenden, Verkrüppelten ꝛc.

„‚Die Natur,‘ pflegt er zu sagen, ‚die nur nach dem starren und unbeugsamen Kausalgesetz wirksam ist, vertheilt ihre Gaben ohne Rücksicht auf Recht und Billigkeit. Die Natur nach Möglichkeit zu korrigiren und zu ergänzen, ihr gleichsam eine fühlende Seele einzuhauchen, dazu sind wir Menschen berufen. Indem wir diese Mission erfüllen, vollenden wir die irdische Schöpfung und bilden wir diese unvollkommene materielle Welt allmälig in eine sittlich-geistige um, werden wir zu Mitarbeitern Gottes. Uns zu solchen heranzubilden, ist wesentlich der Zweck der Erziehung des Menschengeschlechts.‘

„Seine Häßlichkeit ficht ihn, seitdem er jeden Anspruch auf Eroberungen aufgegeben hat, wenig mehr an, ja, er hat mit Humor darüber scherzen gelernt. Helene steht noch immer in gutem Andenken bei ihm, obgleich sein brieflicher Verkehr mit ihr längst aufgehört hat. Seine materielle Lage hat sich seitdem erheblich gebessert, da er nach dem Tode seines Prinzipals die Apotheke auf eigene Rechnung übernommen und dieselbe zu neuem Flor gebracht hat.“

*

„Wenn Sie meiner Erzählung“ — so schloß Herr Traumann — „mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, so werden Sie finden, daß die Geschichte meines Freundes Berger mit dem Selbstmordfall, der seit einigen Tagen ganz Wien beschäftigt, große Aehnlichkeit hat. Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, daß der psychologische Hergang in beiden Fällen nahezu derselbe war. Nur war der unglückliche Herr von P. nicht so glücklich, in dem Augenblick, da er die That vollbringen wollte, eine warnende Stimme zu vernehmen, wie die, welche aus den beredten Worten Rousseau's zu meinem Freund Berger sprach. Brechen wir also nicht lieblos den Stab über den armen Herrn von P., denn Keiner von uns ist sicher, ob er bei gleichen Gemüthseigenschaften unter denselben Umständen nicht ebenso handeln würde.“ — —



Ein Turkmene, von einem Raubzug zurückkehrend. (S. 510.)

Als Herr Traumann geendet hatte, ergriff die hübsche junge Frau, deren wir im Eingange erwähnt haben, das Wort.

„Die Geschichte Ihres Freundes Berger,“ begann sie, „hat mich, wie gewiß die ganze übrige Tischgesellschaft, in hohem Grade interessirt. Dieselbe hat jedoch einen Fehler, sie ist nicht vollständig, wenigstens nicht vollständig in Beziehung auf Helene Reinhold.“

„Kennen Sie denn die Heldin der Geschichte?“ frug Alles wie aus einem Munde.

„Ich habe sie in Hamburg kennen gelernt und darf sagen, sie ist meine intimste Freundin.“

Herr Traumann schien äußerst bewegt.

„O, gnädige Frau,“ sagte er, „erzählen Sie, was Sie von Helene wissen. Als Berger's Freund ist mir Alles wichtig, was sich auf den Gegenstand seiner ersten und einzigen Liebe bezieht.“

„Wohlan denn, da Sie es wünschen, so werde ich, vorausgesetzt, daß es der verehrten Tischgesellschaft nicht unerwünscht ist, Ihre Erzählung ergänzen, und ermächtige Sie ausdrücklich, gegen Ihren Freund Berger denjenigen Gebrauch davon zu machen, den Sie für ersprießlich halten. Es war ohnedieß meine Absicht, Herrn Berger aufzusuchen, um ihm persönlich einige Mittheilungen zu machen, die ihn gewiß interessiren werden.“

Die Gesellschaft, deren Neugier auf's Neue sehr rege geworden war, rückte näher zusammen und Frau von Mahldorf — so hieß die junge Frau — fuhr fort:

„Lassen Sie mich zunächst von Helenens äußeren Lebensverhältnissen sprechen.

„Ich will den Faden der Erzählung da aufnehmen, wo Herr Traumann ihn abgerissen hat.

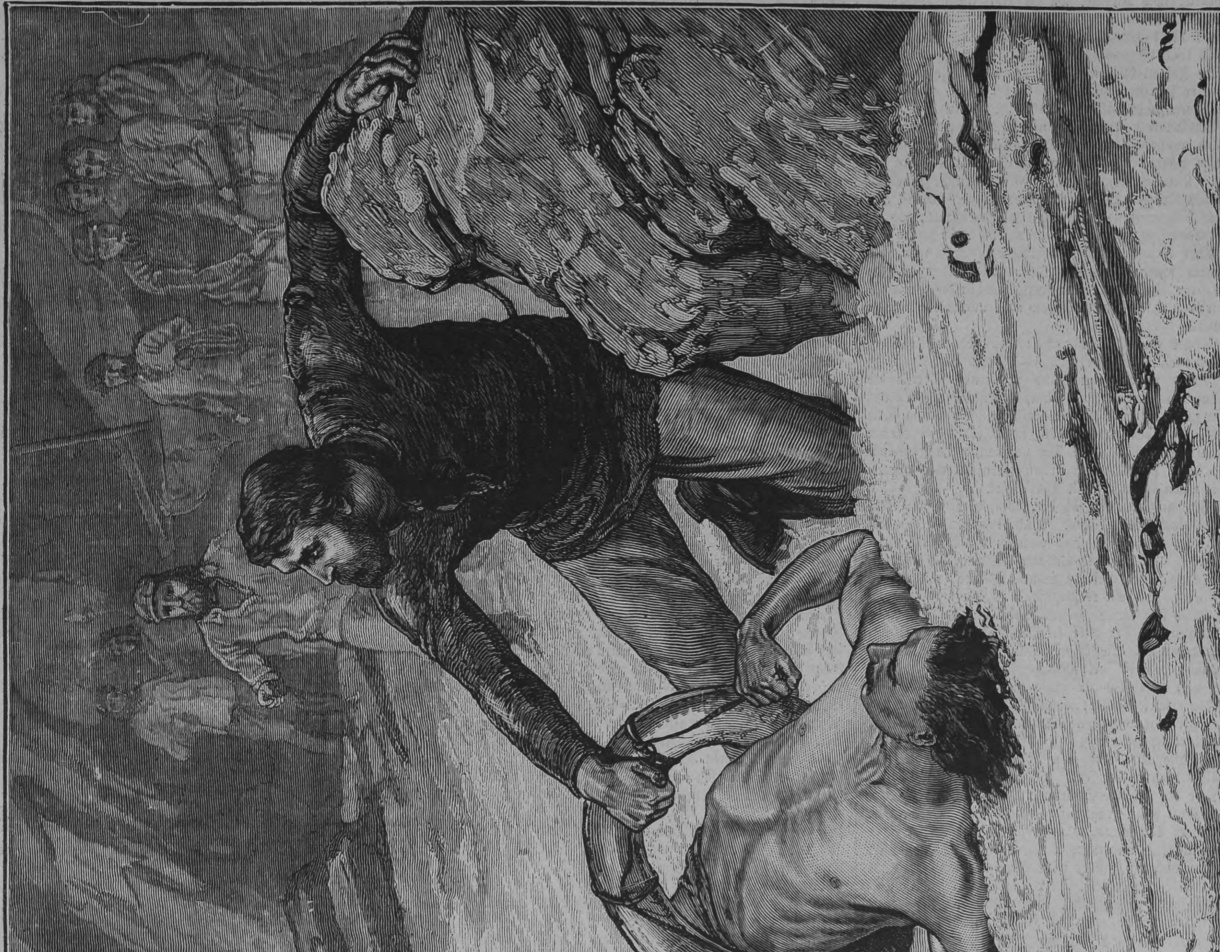
„Die Ehe meiner guten Helene war keine glückliche. Schon wenige Monate Beisammenlebens genügten, um ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß Reinhold ihrer Liebe sehr wenig würdig war. Er war ein Mensch, dessen gefälliges Aeußere, elegantes Auftreten, Gewandtheit, Redefertigkeit und Witz auf den ersten Blick blenden konnte, der aber eine nähere Prüfung nicht aushielt. Es fehlte ihm nicht nur an wahrer Bildung, sondern auch an männlicher Denkungsart und, was meiner Freundin am schmerzlichsten war, an Gemüth. Er war ein eitler, eingebildeter, leichtfertiger, genußsüchtiger und herzloser Selbstsüchtling, dabei ein sinnloser Verschwender und Spieler.

„Im Anfang traten diese üblen Eigenschaften nicht so grell hervor, denn so lange er noch verliebt war, nahm er sich zusammen und suchte sich von der liebenswürdigen Seite zu zeigen. Als aber der Rausch der Verliebtheit verflogen war, gewann seine flatterhafte Natur die Oberhand. Er fing an, Helene auf das Schnödeste zu vernachlässigen, wandte seine Aufmerksamkeiten anderen Frauenzimmern, und zwar nicht der besten Sorte, zu, verbrachte oft ganze Nächte in lockerer Gesellschaft, bei Trinkgelagen und am Spieltisch, überließ das Handlungsgeschäft, das ihm sein Vater gekauft hatte, seinen Commis und war weit mehr darauf bedacht, sein Vermögen zu verprassen, als es durch Fleiß und Thätigkeit zu mehren.

„Helene hielt es für ihre Pflicht, ihrem Manne freundschaftliche Vorstellungen zu machen. Aber da kam sie schön an! Er sei alt genug, sagte er, um der Sittenpredigten entrathen zu können. Er habe nicht geheirathet, um sich zum Sklaven zu machen und ein sauertöpfischer Ofenhocker zu werden. Wenn er dem Grundsatze huldige: ‚Leben und leben lassen‘, so sei das seine Sache, denn es sei ja sein Geld, das er ausgebe.

„Wie es gewöhnlich geht, wenn ähnliche Zerwürfnisse in einem Hauswesen Platz greifen, so ging es auch hier. Die Kluft zwischen den beiden Gatten erweiterte sich von Tag zu Tag mehr, die Wortwechsel spitzten sich immer schärfer zu, Reinhold ließ sich zuletzt zu den rohesten Zornesausbrüchen, ja sogar zu thätlichen Mißhandlungen hinreißen. Ach, wie viele bittere Thränen hat die Arme bei mir geweint! Ich war die Einzige, der sie ihren häuslichen Jammer anvertraute.

„Ein halbes Jahr hielt sie unter dem dringenden Zureden ihrer Mutter aus. Als er aber in seiner rücksichtslosen Verhöhnung aller Ehrbarkeit und guten Sitte so weit ging, seine Geliebte in der Person eines hübschen Stubenmädchens in's Haus zu nehmen, die sich, auf ihre illegitimen Rechte pochend, — wenn man das überhaupt Rechte nennen kann, — nicht wie eine Dienerin, sondern wie die eigentliche Gebieterin im



Der Flut entrissen. Zeichnung von Frank Dadd. (S. 514.)

Hause benahm, da hatte ihre Langmuth ein Ende. ‚Lieber betteln,‘ erklärte sie entschlossen ihrem Manne und ihrer Mutter, ‚lieber betteln, als diese Schmach länger ertragen.‘ Es kam zum Bruch. Sie verließ das Haus ihres Gatten und zog mit ihrer Mutter nach Altona, wo sie eine kleine Wohnung nahm. Reinhold wies ihr eine unbedeutende Rente an, die eben hinreichte, daß die beiden Frauen nothdürftig leben konnten.

„Reinhold trieb es nach der Trennung von Helene ärger denn je. Die Folgen blieben nicht aus. Ehe Jahr und Tag verging, war er so mit Schulden überbürdet, daß er sich vor seinen Gläubigern nicht mehr zu retten wußte und, um der drohenden Schuldhaft zu entgehen, in's Ausland floh. Wohin er sich wandte, wußte Niemand. Doch wollte ein Hamburger, der in Italien reiste, ihn an der Spielbank in Monaco gesehen haben. Bei der Liquidation seines Geschäftes zeigte sich ein bedeutendes Defizit und mit der Rente war es aus. Helene und ihre Mutter standen nun genau wieder dort, wo sie vor ihrer Verheirathung gestanden waren, das heißt sie mußten mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen. Das war aber in Altona noch schwerer als in Wien. Die beiden Frauen geriethen in arge Nothlage. Wer weiß, wohin die Verzweiflung sie getrieben hätte, wenn ihnen nicht unerwartete Hülfe geworden wäre.

„Eines Tages erhielten sie mit dem Postzeichen Hamburg einen Brief mit einer Einlage von 150 Mark Banko. Dazu von einer ihnen unbekannten Hand in wenig Worten die Nachricht, daß ein Freund ihres Mannes ihnen diesen Betrag als Beihülfe zu ihrem so achtbaren Fleiße zur Verfügung stelle und sie bitte, denselben Betrag auch jeden folgenden Monat freundlich annehmen zu wollen. Der unbekannte Briefschreiber hielt Wort, denn pünktlich am Ersten jeden Monats brachte der Postbote einen Geldbrief mit 150 Mark.

„Beide Frauen zerbrachen sich den Kopf, woher diese Sendungen wohl kommen möchten. Nach längerer Erwägung kamen sie zu dem Schluß — und auch ich trat damals dieser Meinung bei — daß niemand Anderer als Reinhold's Vater, der zwar seinerzeit der Heirath seines Sohnes mit Helene entgegen gewesen, aber ein rechtschaffener Mann war, der geheime Wohlthäter sein könne. Helene schrieb ihm deßhalb einen rührenden Dankbrief. Der Alte lehnte jedoch den Dank mit aller Entschiedenheit ab. Sie ließen sich indeß nicht irre machen. Sie dachten sich, daß er diese Geldspenden in der Besorgniß verheimliche, daß die Gläubiger seines Sohnes, gegen die er sich sehr spröde erwiesen hatte, wenn sie davon erführen, ihm seine Generosität sehr verargen würden. Sie bezogen daher die 150 Mark ruhig weiter.

„Vor zwei Monaten starb nun aber Reinhold senior und das Geld fließt noch immer fort. Es muß also angenommen werden, daß er der geheime Spender wirklich nicht war. Wer kann es nun sonst sein? fragen sich Helene und ihre Mutter. Wissen Sie, Herr Traumann, was ich jetzt glaube?“

Der Genannte, so unvermuthet interpellirt, wurde sichtlich verwirrt und erwiederte, daß er keine Ahnung davon habe.

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Traumann,“ fuhr Frau von Mahldorf fort, „ich glaube, es ist Ihr Freund Berger. Er wird erfahren haben, wie es Helene und ihrer Mutter ging, und um sich nicht den Anschein zu geben, als ob er auf das Haupt der armen Helene, die ihm so arges Herzeleid bereitet hatte, feurige Kohlen sammeln wolle, so wird er einen Geschäftsfreund in Hamburg mit der Ausfolgung des Geldes betraut haben. Nicht wahr, so ist es? Gestehen Sie es nur. Sie haben sich ja dieses edlen Zuges, der Ihrem Freunde ganz gleich sieht, nicht zu schämen.“

Herrn Traumann's Verlegenheit wurde immer größer.

„Ich kann Ihre Frage weder bejahen, noch verneinen,“ versetzte er, „denn Berger hat mir nichts davon mitgetheilt.“

„Wirklich nicht?“ entgegnete Frau von Mahldorf, die Herrn Traumann nicht aus den Augen ließ, mit ungläubiger Miene. „Aber Ihr Leugnen wird Ihnen wenig nützen, das sage ich Ihnen im Voraus, denn ich selbst werde Herrn Berger, um dessen Adresse ich Sie bitte, in's Gebet nehmen, und wenn ich nicht jeden diplomatischen Geschickes bar und ledig bin, so hoffe ich ihn dahin zu bringen, daß er Farbe bekennen muß, er mag wollen oder nicht. Ich habe es meiner Freundin Helene vor meiner Abreise von Hamburg in die Hand versprochen, ihr Gewißheit über ihren geheimen Wohlthäter zu verschaffen, und ich werde mein Wort zu halten wissen.“

„Ich bedaure, Ihnen mittheilen zu müssen, gnädige Frau,“ versetzte Traumann, „daß mein Freund Berger gegenwärtig nicht in Wien ist, daß Sie sich somit umsonst zu ihm bemühen würden.“

„Ihre Wahrhaftigkeit in Ehren,“ entgegnete Frau von Mahldorf, „aber ich glaube Ihnen nicht und ich weiß auch, weßhalb Sie Ihren Freund zu verleugnen suchen. Dem Buchstaben nach ist es allerdings richtig, daß Berger sich in diesem Augenblick nicht im Weichbild der Stadt Wien befindet, aber daß er nicht verreist ist, weiß ich mit Bestimmtheit. Doch davon später. Vorher will ich meine Geschichte zu Ende erzählen, denn ich bin noch nicht fertig. Das Wichtigste kommt vielmehr noch.“

„Ach ja! erzählen Sie, liebe Mahldorf,“ sagte die Finanzräthin, indem sie ihrer schönen Nachbarin die Hand drückte, „Sie glauben nicht, wie sehr mich diese Geschichte interessirt.“

Auch Herr Traumann, der immer weniger im Stande schien, seine Gemüthsbewegung zu verbergen, rückte näher.

„Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, Herr Traumann,“ fuhr Frau von Mahldorf fort, „daß Ihr Freund Berger sich und Helene vielen Kummer hätte ersparen können, wenn er — weniger stolz und kleinmüthig gewesen wäre.“

„Wie so?“ fragte Herr Traumann gespannt.

„Das sollen Sie gleich hören. Helene hatte von dem ersten Augenblick an, da sie Ihren Freund persönlich kennen lernte, seine vortrefflichen Eigenschaften, seinen edlen Charakter, seine Bildung und Herzensgüte sehr wohl erkannt und trotz seines wenig bestechenden Aeußern sich lebhaft zu ihm hingezogen gefühlt. Es entging ihr nicht, daß Berger ihr eine mehr als freundschaftliche Zuneigung entgegenbrachte, was ihrer weiblichen Eitelkeit gar sehr schmeichelte und ihr ihn nur um so werther machte. Auch ihre Mutter bemerkte den immer steigenden Eindruck, welchen Helene auf den guten Berger hervorbrachte. Allein sie war, so wenig weitsichtig sie sonst ist, eine kluge Frau.

„‚Höre, Helene,‘ sagte sie einmal, ‚ich glaube, daß Berger allen Ernstes in Dich verliebt ist. Ich nehme ihm das nicht übel, denn wäre ich ein junger Mann, so gefielest Du mir wahrscheinlich auch. Aber wohin soll das führen? Du bist arm, er ist arm, und wenn man zwei Nichtse addirt, so kommt nichts heraus. Versteh' mich recht. Seinen vortrefflichen Eigenschaften lasse ich alle Gerechtigkeit widerfahren, aber mit der Rechtschaffenheit allein kann man nicht Frau und Kinder ernähren. Also sei vorsichtig und hüte Dich, Hoffnungen zu wecken, die sich unter den dermaligen Umständen ja doch nicht verwirklichen könnten. Sollten sich seine Verhältnisse günstiger gestalten — denn was ist er denn jetzt? Apothekergehülfe, weiter nichts — und sollten inzwischen Deine und seine Gesinnungen sich nicht ändern, so kannst Du noch immer thun, was Du willst. Vorläufig wäre es Thorheit, wenn Du Dich hinreißen ließest, Dir die Hände zu binden.‘

„Diese verständigen Worte verfehlten ihre Wirkung auf Helene nicht. Und diesem Umstande hat Ihr Freund Berger es beizumessen, daß sie, als er auf dem Punkte stand, ihr seine Liebe zu erklären, sich so zurückhaltend verhielt.

„Nun kam der flotte Vetter aus Hamburg. Der hübsche, muntere, unterhaltende junge Mann gefiel ihr. Er seinerseits fühlte sich gleich vom ersten Tage an von dem schönen, anmuthigen, reinen Mädchen so eingenommen, daß ihre Eroberung sofort beschlossene Sache bei ihm war. Er merkte jedoch bald, daß ein Hinderniß im Wege stand. Das war Ihr Freund Berger, der bereits im festen Besitz eines guten Theiles ihres Herzens sich befand. Das reizte nur seine Begehrlichkeit — ich bediene mich absichtlich dieses Wortes, denn Reinhold ist zu sehr Sinnenmensch, als daß er einer edlen, reinen Liebe jemals fähig gewesen wäre — und stachelte ihn, alle Hebel anzusetzen, um dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeiten gegen Helene und suchte gleichzeitig mit teuflischem Raffinement seinen Nebenbuhler in ihren Augen lächerlich zu machen. Wie mir meine Freundin nachmals unter Thränen der Reue gestand, gelang ihm dieß auch bis zu einem gewissen Grade. Bis zu einem gewissen Grade, betone ich, denn Helenens Sympathie für Ihren Freund ruhte auf einem zu soliden Grunde, als daß Reinhold's Spott dieselbe vollständig zu erschüttern vermocht hätte.

„Reinhold unterließ auch nicht, Helenens Mutter zur Bundesgenossin zu machen. Dieß fiel ihm nicht schwer. Die spekulative Frau hatte von selbst auf den jungen Mann, als auf eine für ihre Tochter in jedem Betracht passende Partie, ihr Auge geworfen und war ganz glücklich, als dieser ihren geheimen Wünschen so eifrig entgegenkam. Täglich lag sie Helene in den Ohren, doch ja das Glück, das sich ihr darbiete, nicht von sich zu stoßen. Mit der ganzen Beredsamkeit, welche Mütter in ähnlichen Fällen zu entfalten verstehen, schilderte sie das glänzende Loos, das ihr an der Seite Reinhold's bevorstehe, die angesehene soziale Stellung, die sie einnehmen, das schöne Haus, das sie in Hamburg machen könne, und so weiter, und so weiter.

„Diese Vorstellungen blieben auf Helene, die alle Bitterkeiten der Armuth kennen gelernt hatte, nicht ohne Wirkung. Dennoch war sie unschlüssig, was sie thun solle, als Reinhold auf eine unumwundene Erklärung drang. Ihr Herz gehörte eigentlich Ihrem Freunde Berger. Für Reinhold sprach nur sein gefälliges Aeußere und sprachen die Klugheitsgründe, welche ihre Mutter geltend gemacht hatte. In dem Bewußtsein, daß sie sich an einem entscheidenden Wendepunkt ihres Schicksals befinde und daß von ihrem Entschlusse nichts Geringeres als ihr ganzes künftiges Lebensglück abhänge, erbat sie sich von Reinhold einige Tage Bedenkzeit. Es war nämlich ihre Absicht, an Ihren Freund Berger zu schreiben und in diesem folgenschweren Augenblick seinen freundschaftlichen Rath einzuholen. Von seiner Antwort wollte sie es abhängig machen, ob sie ‚Ja‘ oder ‚Nein‘ sagen würde. Sie erklärte dieß auch mit Festigkeit ihrer Mutter. Diese gerieth darüber in nicht geringe Aufregung, denn die schönen Luftschlösser, die sie auf Helenens Verbindung mit dem reichen Vetter gebaut hatte, liefen Gefahr, durch ein Wort Berger's wie Kartenhäuser in sich selbst zusammenzufallen.

„Um das zu verhüten, theilte sie Reinhold mit, was Helene vorhatte. Der intrigante Mensch hatte schnell seinen Plan fertig. Ohne Helene etwas davon zu sagen, begab er sich zu Berger, um ihn zu einer Art Entsagung zu bewegen. Die Selbstverleugnung dieses edlen Menschen machte ihm die Aufgabe leichter, als er sich selbst gedacht.

„Als Helene den Brief las, in welchem Berger in ruhigen Worten, als ob er bei der Sache ganz unbetheiligt sei, ihr zu ihrer bevorstehenden Vermählung Glück wünschte, da fühlte sie sich sehr enttäuscht und in ihrer Eigenliebe verletzt. ‚Wenn ihm wirklich etwas an mir läge,‘ sagte sie sich, ‚so würde er anders geschrieben haben.‘ In ihrem Unmuth sprach sie das verhängnißvolle ‚Ja‘. Wie bitter hat sie es bereut! Noch vor der Hochzeit wäre sie zurückgetreten, wenn Ihr Freund Berger irgend einen entgegenkommenden Schritt gethan hätte. Aber nein, dazu war der gestrenge Herr zu stolz; lieber machte er sich und Helene unglücklich, als daß er auf das Martyrium der Entsagung, worin er sich gefiel, verzichtet hätte.

„Als sie schon verheirathet war, als sie die moralische Nichtigkeit ihres Gatten immer mehr durchschaute, als sie des Abstandes mehr inne wurde, der zwischen dem hohlen, herzlosen, gleißenden Fant und dem charaktervollen, edlen Berger bestand, da fühlte sie erst recht, wie viel sie an diesem verloren hatte und wie nahe er ihrem Herzen gestanden war. ‚Ach, Auguste,‘ sagte sie mehr als einmal, wenn sie sich bei mir ausweinte, ‚warum kann Geschehenes nicht mehr ungeschehen gemacht werden? Wie glücklich könnte ich sein, wenn ich dem Zuge meiner Sympathie mehr als den Einflüsterungen meiner Mutter gehorcht hätte! Von Tag zu Tag wird es mir klarer, daß ich Berger und nur Berger geliebt habe.‘“

Herr Traumann war mit immer wachsender Spannung der Erzählung der Frau von Mahldorf gefolgt. Gegen den Schluß gerieth er in solche Gemüthsbewegung, daß er, seiner nicht mehr mächtig, in krampfhaftes Lachen und Weinen ausbrach.

„Und wie denkt Helene jetzt über Berger?“ stammelte er.

„Jetzt liebt sie ihn mehr denn je; sein Andenken ist der einzige Lichtpunkt in ihrem Leben. So oft ich mit ihr zusammen war, bildete er fast ausschließlich den Gegenstand unseres Gespräches. Hätte sie nicht geglaubt, daß sie längst von ihm vergessen wäre und daß er ihrem Entgegenkommen eigennützige Motive unterlegen könne, wäre sie mit einem Worte nicht ebenfalls zu stolz gewesen, so hätte sie an ihn geschrieben. Da sieht man, was beim Stolz zwischen Liebenden herauskommt.“

Nun konnte Herr Traumann nicht länger an sich halten. Er erhob sich und ergriff Frau von Mahldorf's Hand, die er mit Küssen bedeckte.

„O, gnädige Frau,“ sagte er mit vor Rührung erstickter Stimme, „Dank, tausend Dank für Ihre Mittheilungen! Sie wissen nicht, wie unaussprechlich glücklich Sie mich machen!“

Alle am Tische Sitzenden sahen sich fragend an. Niemand konnte sich den Gefühlsparoxysmus des scheinbar so selbstbewußten und willensstarken Mannes erklären.

„Wundern Sie sich nicht, meine verehrten Anwesenden,“ sagte er zu der übrigen Gesellschaft gewendet, „wundern Sie sich nicht über mein auffallendes Benehmen. Traumann und Berger sind eine und dieselbe Person. Ich habe Ihnen meine eigene Geschichte erzählt.“

„Das wußte ich seit einer Stunde,“ sagte Frau von Mahldorf, unter Thränen der Rührung lächelnd, „deßwegen habe ich nicht unterlassen, einige verdiente Vorwürfe an Ihre Adresse einzumengen. Um jedoch auf diese ein Pflaster zu legen, will ich Ihnen noch eine Neuigkeit mittheilen, die Sie interessiren wird. Helene ist seit fünf Wochen frei. Ihr unwürdiger Gatte ist in einem Spital zu Paris an der Cholera gestorben.“

*

Brauchen wir noch etwas beizufügen? Kaum. Jedenfalls können wir uns kurz fassen.

Nach Ablauf des Trauerjahres wurde Berger-Traumann mit Helene im Stephansdome zu Wien getraut. Die Ehe der schwer geprüften Gatten ist die glücklichste, die sich denken läßt. Oft, wenn der würdige Mann an der Seite seines zu neuer Schönheit und Anmuth erblühten Weibes im Kreise seiner sich rasch mehrenden Familie sitzt, pflegt er gerührt zu sagen:

„Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? Wie viel hätte ich auf dieser schönen Welt versäumt, wenn ich damals im Prater — doch lassen wir das. Ehre Jean Jacques Rousseau, der mich damals auf den rechten Weg gewiesen hat!“

Turkmene, von einem Raubzug heimkehrend.

(Bild S. 508.)

Mit den Völkerschaften südlich des Aralsees, zwischen diesem und Persien, wo Rußland in den letzten Jahren durch den großen Feldzug nach Khiwa und Bochara sich diese Gebiete ababhängig gemacht, ist schlecht Frieden schließen, denn die größtentheils nomadenartig lebenden Bewohner jener asiatischen Steppen sind Räuber, die in Stämmen zusammenhausen und gemeinschaftlich Plünderungszüge gegen andere Stämme, auch nach Persien und Rußland hinein, ausführen.

Erst kürzlich fand ein Zusammenstoß von russischen Truppentheilen mit aufsätzigen Turkmenen statt, wobei die Russen nicht im Stande waren, die zusammengeschaarten wilden Horden völlig zu zerstreuen. Die Turkmenen sind fanatische Mohammedaner von tatarischer Rasse, mit hervorstehenden Backenknochen und schmutzig brauner Gesichtsfarbe, wild, treulos, grausam, aber kühn und muthig bis zur Tollkühnheit, vortreffliche Reiter und ausgezeichnete Schützen, so daß sie mit ihren unvollkommenen Waffen, langen Flinten, Lanzen und alterthümlichen Schilden selbst noch gefährliche Gegner für die gut bewaffneten Russen abgeben. Sie wohnen in Hütten, unglaublich schmutzig und elend, unter strengster Bewahrung ihrer religiösen Satzungen; den Tag verbringen sie essend, rauchend und schlafend, während die Frauen und geraubten Menschen (Sklaven) die Feld- und Hausarbeit besorgen müssen. Bei hereinbrechender Nacht versammeln sie sich unter Leitung eines gewählten Anführers zu ihren Plünderungszügen. Sie überfallen mit wunderbarer Schnelligkeit und in rasender Wuth andere Stämme, auch Freunde und Nachbarn, und rauben Alles, was sie mit sich führen können, Frauen, Kinder, Männer, Geräthschaften, Vieh, Waffen, Lebensmittel; sie tödten auch, ohne daß ihnen Widerstand geleistet wird. Die Sklaven behandeln sie grausam und ergötzen sich an deren Qualen.

Unser Bild zeigt einen Teke-Turkmenen, mit Beute beladen von einem Raubzug heimkehrend und einen Sumpf mit Schilf und Rohr von jener Ueppigkeit, welche die glühende Sonne dieser Steppen da, wo sich Wasser vorfindet, hervorzubringen vermag, zu Pferde durchziehend. Die Erscheinung dieses Steppenbewohners mit der schmutzigen, zottigen schwarzen Schaffellmütze, der langen Flinte und dem finstern, wilden, harten Gesicht ist höchst charakteristisch.

Ein erster und letzter Tanz.

Eine lithauische Geschichte

von

W. Passauer.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine lange Reihe von Jahren her, als ich mich zur Erholung nach einem schweren Lungenleiden einige Wochen bei einem Verwandten auf dem Lande in Lithauen aufhielt. Der Arzt hatte mir vor Allem Enthaltung von jeder geistigen Anstrengung und viel Bewegung in der freien Luft in Wald und Feld anempfohlen.

Obwohl es mir nun anfangs nicht recht glaublich schien, daß ich diese Vorschrift namentlich in Betreff des ersten Theils würde befolgen können, so wurde mir wunderbarerweise das Nichtsthun nach der ersten Woche leicht, schon nach der zweiten recht wohlthuend, in der dritten bereits Bedürfniß und in der vierten konnte ich mich bereits ohne besondern Widerspruch meiner liebenswürdigen Wirthe rühmen, der faulste Mensch zwei Meilen in der Umgegend zu sein. Die Behauptung war allerdings etwas gewagt, denn es gibt in Lithauen eine große Menge fauler Leute. Einer Person gegenüber wenigstens schien sie mir selbst sehr zweifelhaft, und das war der Vater des benachbarten Krugbesitzers, Namens Jakob Streimel.

Das Kruggrundstück lag isolirt in der Nähe des Dorfes in einer flachen, auch recht faulen Gegend. Aber unmittelbar hinter dem Dorfe breitete sich ein prächtiger Tannenwald aus, in welchem ich täglich um der erquickenden, gesunden Luft willen mehrere Stunden, gleichfalls mit Nichtsthun beschäftigt, verweilte. So oft ich die mit alten, verkrüppelten Weiden bepflanzte Landstraße passirte, welche am Kruge vorüberging, saß der alte Jakob Streimel im Schatten einer alten Linde auf einer hölzernen Bank vor dem Hause im Schafpelz, den Kopf mit einer alten Pelzmütze bedeckt, die Füße in schweren Holzschuhen, und schälte Weiden, wie man sie zum Korbflechten braucht. Daß er selbst die Körbe flocht, habe ich nie bemerkt. Der Alte war in der Mitte der Siebenziger Jahre und seine hageren Gesichtszüge hatten einen treuherzigen Ausdruck, der zuweilen von einem pfiffigen Lächeln überflogen wurde, wenn er, was allerdings selten vorkam, die kurze Pfeife aus dem Munde nahm und sich zum Sprechen bequemte. Man sah es ihm an, er that's nicht gerne. Es gibt Menschen, welche von der Sprache, diesem ihrem Vorrecht vor den Thieren, aus diesem oder jenem Grunde nicht gerne Gebrauch machen. Und Jakob Streimel gehörte zu ihnen. Nachdem ich bei wiederholten Gängen näher mit ihm bekannt geworden, respektirte auch ich seine Leidenschaft des Schweigens. Ich saß dann mit dem Glase Milch, das ich mir geben ließ, wohl eine halbe Stunde neben ihm auf der Bank unter der Linde, ohne daß Einer von uns ein Wort gesprochen hätte. Er rauchte und schälte schweigend seine Weiden und ich trank meine Milch und sah ihm schweigend und gedankenlos zu, denn diese einförmige Hantirung des Schälens wirkte auf mich wie ein Schlaftrunk.

So hatte sich zwischen uns allmälig ein stiller Verkehr gebildet, wie er in der gebildeten Gesellschaft als recht langweilig erscheinen mag, solchen einfachen Naturen aber, wie Jakob Streimel eine war, und einem offiziellen Faulenzer wie ich bequem und angenehm ist. Er empfand augenscheinlich ein Wohlbehagen an meiner schweigsamen Gesellschaft und verzog immer freundlich die schmalen Lippen mit dem grauborstigen Schnurrbart darauf, wenn ich kam, und sah mich jedesmal schon von Weitem mit seinen hellblauen, klaren Augen fragend an, wenn ich einen oder den andern Tag ausgeblieben.

So war ich denn auch einmal in Folge einer leichten Erkältung und eines Familienfestes drei Tage nicht des Weges gekommen. Mein alter Streimel schüttelte schon von Weitem den grauen Kopf, als er mich erblickte, und als ich näher kam, hielt er sogar — ein ganz ungemein seltener Fall — im Schälen der Weiden ein und sah mich fragender als je und erstaunt an. Aber auch ich war verwundert. Denn im Kruge, den ich sonst um meine Gehzeit immer still und verlassen gefunden, ging es hoch her. Aus den weit geöffneten Fenstern scholl lautes Gejauchze und Gelächter und dazu und daneben die von einer Violine und einem Fagott verübte Musik, welche mir weit mehr zum Davonlaufen als zum Tanzen einzuladen schien. Aber freilich über den Geschmack ist nicht zu streiten. Die von Staub, Rauch und Schmutz blinden Fensterscheiben gestatteten zwar einen Einblick in die „inneren Angelegenheiten" der Krugstube nicht. Aber von Zeit zu Zeit zeigte sich bald ein männliches, bald ein weibliches, immer hochrothes und erhitztes Gesicht im Fensterrahmen, um ein paar Athemzüge Kühlung und frische Luft zu schöpfen.

Ich sah also meinen alten Streimel verwundert an und wies mit dem Daumen der rechten Hand fragend, aber stumm nach der Krugstube.

Er nickte verständnißvoll mit dem grauen Kopf, lächelte und sagte: „Kindelbier!"

Und dabei langte er mit der Rechten unter die Bank und holte, mir mit pfiffigem Blick zunickend, einen schweren Zinnkrug hervor, aus dem er einen langen Zug that. Der Inhalt roch mir sehr bedenklich nach gesüßtem Branntwein, und ich besorgte schon, daß er ihn mir anbieten würde. Glücklicherweise hatte ich seiner Artigkeit zu viel zugemuthet. Er stellte den Krug schweigend unter die Bank und begann wieder seine Weidenruthen zu schälen.

Wir saßen eine Weile stumm neben einander. Desto lauter schrie die Tanzmusik zu den offenen Fenstern heraus und gab meinen Gedanken eine bestimmte Richtung.

„Habt Ihr auch einmal getanzt, Streimel?" fragte ich, in diese Richtung einlenkend, ohne aufzublicken.

Da er eine Weile keine Antwort gab, sah ich mich seitwärts nach ihm um und hätte beinahe laut aufgelacht über den drolligen Ausdruck seines Gesichts. Er hatte den Mund nach der einen Seite zum Lachen verzogen — ich muthmaßte, mit der andern Seite dasselbe zu thun war er zu faul. Auch schien es ihm offenbar genügend, mich mit demjenigen Auge, das mit der lachenden Mundseite korrespondirte, groß anzusehen, wenigstens hielt er das andere fest zugekniffen.

„Einmal!" sagte er dann langsam und seine Beschäftigung wieder ruhig beginnend, nachdem seine Züge in die gewohnte Lage allmälig zurückgekehrt.

„Einmal? Ha!" sagte ich und es entstand wieder eine Pause von zehn Minuten.

Dann griff der Alte wieder unter die Bank und that einen tiefen Zug. Als er den Krug unter die Bank gesetzt, sah ich ihn an. In seinem Gesicht ging etwas vor. Er zwinkerte mit dem rechten Auge und zuckte mit den Mundwinkeln nach rechts und links, lächelte ein wenig und begann dann langsam zu erzählen, anfangs holprig und stoßweise, als ob ein Stückfaß über Steine rollt.

„Na, dann hört 'mal zu. War damals — sind an die fünfzig Jahre her — dreiundzwanzig Jahre alt, halb Flegel, halb Tölpel, und hatte vor Allem, was eine Schürze trug, heillosen Respekt, eine geradezu grausige Angst. Kam von Memel herunter, wo ich bei einem Kaufmann als Knecht einen splendiden Dienst hatte, und ging hinüber nach Masuren. Mein Vater war da ein halb Jahr vorher verstorben, die Mutter war lange todt, Geschwister hatte ich keine und ich sollt' mein Erbtheil holen. Hab' dazu kein'n Scheffelsack gebraucht. Was konnt' ich thun? Drei Meilen von hier traf ich mit einem jungen Kerl zusammen, von der russischen Grenze her, so groß und alt wie ich, nur dicker, und trank sich gern eins an, und wir gingen zusammen — was konnt' ich thun? — und vertraute mir, Jons Schulze, so hieß er, daß er zu seiner Hochzeit wollt' hieher in diesen Krug, justement in diesen. Seine Eltern hätten es mit den Eltern der Braut abgekartet und abgekunkelt, obwohl die ganze Sippschaft weder ihn, noch er sie oder seine Braut kannte. Bei Gott, Herr, hatten sich ihr Lebenlang nicht gesehen, aber das Geschäft war brieflich gemacht, als ob's sich um Waizen handelte oder Branntwein. Hatten Kapital Beide, wahrhaftig, Herr, beinahe tausend Gulden Beide."

Mein alter Streimel nahm einen guten Schluck Branntwein, seine Lippen feucht zu halten. Das Erzählen fiel ihm offenbar schwer.

„Hm — ja — im letzten Kruge, zwei Meilen von hier, legten wir uns in die Kammer auf's Stroh, nachdem mein Kamerad zuvor vier Maß Bier, von dem schwersten Bier, getrunken und dazwischen ebensoviel Gläser Branntwein, und immerfort von seiner Braut, von ihren tausend Gulden und von der Hochzeit, zu der er Tags darauf Punkt elf Uhr sich einfinden sollt', geschwatzt, bis er darüber einschlief. Aber in der Nacht erwacht' ich von einem Schrei und Stöhnen und richtete mich auf im Bett, und da lag der Schulze aus dem Bett heraus auf den Dielen im Mondschein und schlug mit den geballten Fäusten um sich. Wie ich Licht gemacht und nach dem Wirth schrie und wie sie kamen, war er todt, hatt' ihn der Schlag gerührt — den armen Kerl. Und blieb todt — was konnt' ich thun?"

Der Alte schwieg und griff nach dem Kruge.

„Aber, Streimel, Ihr wolltet doch von Eurem Tanz erzählen?" fragte ich.

„Kommt noch, Herr — Alles nach der Reih'. —

„Also — war todt," fuhr er fort, als er einen frischen Schluck genommen. „Und der Wirth, in Angst um die Reputation seiner Schenke, bat, um Gottes willen zu verschweigen, daß der Fremde so plötzlich verstorben, und ließ den Todten in die Scheune bringen, dieselbe Nacht noch. Was sollt' ich thun? — Kannte ihn in dem Dorf nicht Kind, nicht Kind, nahm also seine Papiere, staffirte mich fein heraus, Gott straf' mich, fein genug, und ging andern Morgens elf Uhr hieher in's Haus seiner Braut, zu vermelden, was passirt. Aber hatte trotzdem Angst genug auf dem Gange, wie ich's anbringen sollt', wär' lieber allein in pechschwarzer Nacht auf'n Kirchhof gegangen. Aber was sollt' ich thun? — Ging stramm und steif hier in's Haus, war wahrhaftig dazumal ein neues, schönes Haus, schöne Takelage, grünes Laub drum und dran und geputzt und gescheuert und Sand gestreut, wie am Sonntag — Alles fix und fertig, und ausstaffirte Tanten und Basen und Onkels mit vollem Segelzeug, beflaggt und bewimpelt, und standen vor der Thür und innen und links und rechts und glotzten mich an. Verdammt — mir lag die Zung' wie Blei im Mund — und da kam ein alter Mann und eine Frau, das waren die Eltern, wie zwei Tonnen auf mich zug'rollt und steckten mir einen Blumenstrauß in die Weste, so groß wie ein Wagenrad, und küßten mich und führten die Braut mir entgegen — wahrhaftig, ein schmuckes, rundes Ding war's, und schwatzten um mich, und da stand sie schon an meiner Seite und schmiegte sich an mich — ward mir heiß und riß mir die Geduld vom Kopf bis in die Zeh'!" —

Streimel schnappte nach Luft. Die Erinnerung schien ihm den Hals zuzuschnüren.

„Nahm die Papiere und macht' eine traurige Physiognomie und reichte sie dem Alten und wollt' sprechen — aber der Schuß ging nicht los — wahrhaftig, es versagte wieder — sie redeten und schnatterten, alle Tanten und Onkels, und trippelten um mich, und die Braut drückte sich verschämt an mich und meine Zung' lag wie Blei fest und schwer vor Anker. Was konnt' ich thun? Und nun schob der ganze Schwarm mich und sich vorwärts und vor uns stand ein Altar und der schwarze Pfaff — ich wollt' schreien und fortlaufen — mir war, als lieg' ich im Traum oder im Tollhaus — ich sah nichts und hörte nichts — mir klingelte es in den Ohren und blitzte vor den Augen, Zimmer, Menschen, Blumen, drehte sich Alles um und um — und da sagt' der Pfaff: ‚Amen!' — und Alle bückten sich und sagten: ‚Amen!' — Und fielen mir um den Hals, Vater und Mutter zuerst, wie zwei Mühlsteine, und die Braut und Tanten und Onkels. Allmächtiger — ich war verheirathet!" —

Streimel holte tief Athem und nahm einen gehörigen Schluck, dann fuhr er gelassen fort:

„War verheirathet, richtig kopulirt und getraut, stand anfangs da wie Lot's Weib oder wie Einer, der auf dem Richtplatz zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt worden. Aber wie's mir geschehen, ward allgemach ich so ruhig, wie ich vorher perplex gewesen. Was konnt' ich thun? Saßen alsbald zu Tisch. Das Frauenzimmerchen — ich erfuhr beiläufig nachträglich, daß sie Margrete hieß — war wahrhaftig ein hübsch, rund Kind und that, als ob sie mich seit Jahren kannte, und lachte und plapperte wie 'ne Schwalbe — da ward auch meine Zunge gelenk, meine Gedanken lebendig und meine Worte flügge wie junge Finken. Trank ein Glas Branntwein nach dem andern, vergaß Vater und Mutter und schlug mir den armen todten Schulze, dessen lachender Erbe ich geworden, ganz und gar aus dem Sinn — und ließ Alles gehen und geschehen, wie es eben ging und geschah, wahrhaftig, war ein fertiger und akkurater Ehemann! Was konnt' ich thun — war nicht zu ändern. Trank wieder ein Glas Branntwein nach dem andern und nochmals mehreres Bier, und sah nun vollends auf meine Grete und die geputzte Sippschaft um mich herum gleich Einem, der das große Loos gewonnen. Und nun standen wir auf vom Tisch und das junge Volk begann zu tanzen und zu springen, als ob sie Hochzeit gemacht hätten, Jeder für sein Part, und ich mit — was konnt' ich thun? Ich tanzte. Und ging nicht übel, wahrhaftig, zwei Paare rannt' ich um und bohrt' sie in den Grund nebst einer Magd mit Präsentirbrett, Schnaps, Kuchen und Geschirr — gab das ein Geschrei und Gelach — aber ich wollt' Ehr' einlegen und dacht' mich zu zeigen, was ich für ein Kerl sei, und tanzte fort und immer fort mit meiner Grete im Saal herum, herauf und herab, daß der Schleier flog und ihre Haare flogen, und ließ nicht ab und nicht los von ihr, bis selbst die Musikanten nicht mehr konnten und bis sie nicht mehr konnt' und schrie und umfiel ohnmächtiglich und ganz schwach. Das war einmal getanzt in meinem Leben und nie wieder!"

Streimel schwieg und wischte sich den Schweiß von der Stirn, als ob er das Stück eben noch einmal aufgeführt.

„Aber, Streimel, was —"

„Was die Alten sagten? — Freilich, darauf war auch ich sehr begierig dazumal. Aber Courage hatt' ich für ihrer Sieben. Fiel mir ein, das Ding muß klar werden, und nahm die Alten an den Händen beiseit und führt' sie feierlichst in's Nebenzimmer und dacht': nun soll's losgehen. Und erzählt' ihnen ganz gelassen, wie sich's zugetragen und geschehen von Anbeginn an; wie ich mit Schulze gegangen, wie er sich mir vertraut, wie wir im Krug genächtigt, wie ihn der Schlag gerührt, wie ich in ihr Haus gekommen, bescheiden und ehrlich, und wie sie mich mit der Gret zusammengeschließt unwissentlich und unwillentlich. Die machten Augen und schnitten Gesichter! Und holten den Pfaff und zwei Tanten und beriethen den Kasus mit Ernst und recht kümmerlichen Geberden, fragten mich nach Namen und Stand und Herkommen und beriethen wieder und zischelten 'was Rechts zusammen im Winkel, während ich im Fenster stand und ruhig hinaus sah, als ob ich Ordre hätt', die Sperling' drüben zu zählen auf dem Baum, und mich sonst die ganze Welt nichts kümmere. Und holten noch zwei Onkels und die Gret selber. Und wie Die kam und in das Gefecht ging, hatt' ich gewonnen Spiel, das wußt' ich, schon wegen meinem Tanzen allein. Und wie sie nochmals gezischelt und berathen, hört' ich, wie sie allmälig lustig wurden hinter mir und anfingen zu kichern und zu lachen, Grete zuerst. Und riefen mich und lachten, reichten mir die Hände und sagten, es solle so bleiben, wie der liebe Gott und der Pfaff es gemacht hätt', und sollte davon nicht viel Redens machen, daß es nicht unter die Leute käm', wie es sich eigentlich zugetragen. Von wegen dem Schulze wollt' der Alte und der Pfaff nach Haus Meldung thun und Alles richten und schlichten. So war die Sach' beigelegt in Frieden und die Grete blieb mein Weib. Im vergangenen Jahre ist sie verstorben. Gott segne sie! War ein gutes Weib! Aber das hat sie nachher oft mit Lachen gesagt, wer weiß, ob sie mich nachträglich doch noch genommen, wenn's nicht von wegen dem schönen Tanzen gewesen wär'. — Das war die Geschichte von meinem ersten und einzigen Tanz und zugleich von meiner Hochzeit — eine merkwürdige Geschichte!"

Streimel nahm den Rest aus seinem Zinnkruge zu sich und sah erschöpft und nachdenklich vor sich hin.

Ich sagte ernst:

„Wahrhaftig, Streimel, sehr merkwürdig!"

Nun entstand eine lange Pause, dann stand ich auf und ging in den Wald. Als ich nach etwa zwei Stunden zurückkehrte, saß der alte Streimel noch immer auf der Bank. Der leere Zinnkrug stand neben ihm. Er hatte sich an den Lindenbaum gelehnt und schlief. Die Geschichte schien ihn doch zu sehr ermüdet zu haben.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

„Ich kann Sie nicht verlassen.“

Bertie hatte gar mancherlei Sorgen zu tragen, denn so sanft Frau Greydon auch war, so hatte doch auch sie von dem Gerede der Leute sich beeinflussen lassen, sie hatte in Folge dessen einen Ton gegen Bertie angenommen, welcher dem armen Mädchen in's Herz schnitt.

Bertie nahm zusehends ab im Laufe des Sommers und sah im Herbst recht bleich und leidend aus; sie kämpfte mit aller Macht gegen ihre immer zunehmende Niedergeschlagenheit, vermochte aber doch nicht, dieselbe zu überwinden. Ihre ganze Umgebung war zu sehr mit Erinnerungen an Hugo durchflochten, als daß die Wunde hätte heilen können, und Tag und Nacht gedachte Bertie jener Liebe, welche ihr ganzes Lebensglück umfaßt hatte.

„Ich kann — ich kann nicht ohne ihn leben,“ schluchzte sie des Nachts manchmal verzweiflungsvoll, „o Hugo — Hugo, kehre zu mir zurück, wenn ich nicht sterben soll!“

Möglich, daß dieses Gebahren schwach und kindisch war, doch jedenfalls mußte man dasselbe entschuldbar finden. Sie war ja noch so jung und hatte ihn so namenlos geliebt; instinktiv fühlte sie, daß seine Frau ihn nicht glücklich mache. Man hörte beständig von dem Ehepaar in Oliphant, man erzählte sich von Lady Oliphant's Extravaganzen, von ihren Triumphen, von ihrer ungeheuren Verschwendung. Der Verwalter von Oliphant machte ein finsteres Gesicht, ja man wollte sogar wissen, daß Hugo Oliphant's Ausgaben bei Weitem seine Einnahmen überschritten, und daß, wenn es so fortgehen würde, das schon unter Hugo's Vater belastete Schloß nicht weiter der Familie erhalten bleiben könne.

Wie sollte Bertie Hugo Oliphant vergessen können, wenn sie seinen Namen beständig nennen hörte, dabei auch noch vernehmen mußte, daß er krank, müde und unglücklich aussehe; es war natürlich, daß ihr ganzes Herz in unnennbarer Sehnsucht ihm entgegen schlug.

Eines Tages saß sie an einem der Erkerfenster, in einen Schaukelstuhl zurückgelehnt, finster vor sich hinblickend, als die Thüre plötzlich aufging und Cyril Boltby eintrat.

Freudig und herzlich begrüßte Bertie ihn, denn der junge Geistliche gehörte zu ihren treuesten Freunden, ja es gab wenige, welchen sie unbedingter vertraute, als gerade ihm. —



Sehnsucht. (S. 507.)

„Träumend wie gewöhnlich und bleicher denn je,“ sprach er, ihr die Hand reichend und sie vorwurfsvoll anblickend. „Wann kehrt denn unsere emsige Bertie zurück?“ — „Ich glaube, niemals!“ meinte sie mit trübem Lächeln. „Meine ganze Thatkraft ist dahin!“ — „Beklagen Sie immer noch die Vergangenheit?“ sprach er ernst, sich ihr gegenüber niederlassend. Bertie erröthete und senkte den Blick. „Ist dieß klug, ist es recht?“ forschte er freundlich. — „Ich kann es nicht ändern!“ brach sie leidenschaftlich hervor. „Wie soll ich denn hier vergessen lernen! O Cyril, wenn meine Tante mich nur fort ließe, so wollte ich mein Möglichstes versuchen. Hier aber verzehrt sich mein Herz vor Gram! Ich kann nicht vergessen, was noch vor einem Jahre meines Daseins Licht gewesen!“ — „Sie schlagen nicht den rechten Weg ein, um vergessen zu lernen; Sie brüten stets nach über die Vergangenheit, anstatt zu suchen, die Erinnerung auszulöschen!“ Sie schüttelte traurig das Haupt. „Sie haben gehört, daß sie wieder hier sind?“ Und Bertie bejahte es erröthend. „Bertie, ich muß sprechen und wenn ich Ihnen Schmerz bereite, so verzeihen Sie mir. Sie wisseu, wie lange ich Sie schon liebe, Sie wissen, weßhalb meine Lippen bis nun versiegelt waren, heute aber muß ich sprechen. Man hat mir eine Pfarrei im südlichen Frankreich angetragen, und ich vermag es nur dann, sie anzunehmen, wenn Sie sich entschließen wollen, mit mir zu gehen. Ich weiß, Sie lieben mich nicht, ich liebe Sie aber mit der treuesten, innigsten Liebe, mit der je ein Weib geliebt worden ist. Gehen Sie mit mir, ich will Ihnen lehren, zu vergessen! Es wird Ihnen sicherlich gelingen, wenn Sie ferne sind von jedem Einfluß. Bertie, ich werde Sie glücklich machen, weil ich Sie so grenzenlos liebe!“ — „Ich kann nicht, Cyril,“ sprach sie leise, „Sie sind gut und großmüthig, ich empfinde es lebhaft, aber es würde ein Unrecht sein. Was vermag ich Ihnen zu bieten für Ihre Liebe? Nichts! Nein, Cyril, ich kann nicht mit Ihnen gehen!“ — „Weßhalb? Weil Sie mich nicht lieben, oder weil Sie ihn noch immer lieben?“ — „Ich liebe ihn noch,“ entgegnete sie schmerzbewegt, „und Gott stehe mir bei, ich werde nie aufhören können, ihn zu lieben!“ — „Obschon er Ihnen mißtraute?“ — „Er konnte nichts dafür, er glaubte unumstößliche Beweise zu haben. Es war Verrath im Spiel, doch weder von meiner, noch von seiner Seite! Eines Tages vielleicht wird er es erfahren!“ —

Wiener Fuhrwerke.

Originalzeichnungen von **Theodor Breidwiser.**



Milchwagen.



Bierwagen.

„Bertie, ich kann Sie nicht hier zurücklassen!“ — „Cyril!“ rief sie ungeduldig, und seinem Blicke begegnend, brach sie in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus. — „O mein Kind,“ rief er leidenschaftlich, „gestatten Sie, daß ich Sie fortbringe von hier! Lassen Sie mich Sie erretten!“ — „Sie haben nichts zu fürchten!“ sprach sie bitter, „ich liebe ihn, er aber liebt mich nicht!“ — „Wie können Sie dieß mit solcher Bestimmtheit wissen, Bertie? Er ist hier! Können Sie denn seinen Anblick ertragen, mein Kind — wissen, daß er hier ist und Ihrer Liebe nicht nachgeben?“ — „Ja,“ entgegnete sie stolz, „ich fürchte nichts, er ist gut und edel!“ — „Er hat aber auch nur Menschenkraft! Bertie, welches Glück kann hier Ihrer warten, ich vermöchte wenigstens Ihnen Frieden zu bieten!“ — „Ich kann nicht gehen, Cyril!“

Und er fühlte, wie unumstößlich ihr Entschluß sei und verließ sie mit schwerem Herzen, von banger Sorge erfüllt, was die Zukunft dem Mädchen bringen möge, welches er so treulich liebte.

In Oliphant bewegte sich eine heitere Gesellschaft während der Jagdsaison; seit Jahren hatte kein so auserlesener Kreis sich in den stattlichen, alterthümlichen Räumen eingefunden, die Gäste kamen und gingen, nur ein russischer Prinz blieb die ganze Zeit hindurch, dessen tolle Streiche allüberall Aufsehen erregt hatten. Lord Tercester war nicht unter den Gästen; Camilla, Myladys Kammerjungfer, hätte von einer stürmischen Szene erzählen können, welche zwischen Hugo und seiner Gemahlin stattgefunden hatte, und deren Folge die Verbannung des leichtsinnigen, liederlichen Edelmannes zur Folge hatte. Er war aber schon wenige Tage darauf durch den russischen Prinzen ersetzt, ohne daß Hugo es dieses Mal jedoch geahnt hätte.

Sir Hugo war zu dieser Zeit auch lebhaft in Anspruch

genommen durch mannigfache Geschäftsangelegenheiten, und sehr verstimmt durch immer wieder vorkommende freche Wilddiebereien. Sir Hugo verdoppelte die Zahl seiner Waldhüter, und ein oder zwei Männer, welche bei frischer That ertappt wurden, strafte man, um abzuschrecken, so hart, daß die Wilddiebe auf's Aeußerste aufgebracht waren gegen Hugo und ihrem Zorne laut Ausdruck gaben.

Manche heftige Drohung wurde in den Branntweinschenken gegen ihn ausgesprochen, und wenn diese zeitweise Hugo zu Ohren kamen, so lachte er darüber und begleitete nur um so häufiger seine Waldhüter bei ihrem mühevollen Rundgang. Eines Abends zu später Stunde eilte Bertie von einem Krankenbesuch nach Hause; sie hatte einen der schmalen Heckenwege eingeschlagen, welche rechts und links von dichtem Buschwerk umgeben waren, das, wenn auch nicht mehr grünend, so doch durch sein üppiges Astwerk den Ausblick unmöglich machte. Es war schon nahezu acht Uhr und sehr finster, doch Bertie kannte keine Aengstlichkeit. Sie war in Gedanken versunken und wollte ihre Tante bitten, sie die Nacht über wieder zu jener armen Kranken zurückkehren zu lassen, von der sie eben kam, als der Klang eines bekannten Namens, der von einer zornigen Stimme ausgesprochen wurde, an ihr Ohr schlug.

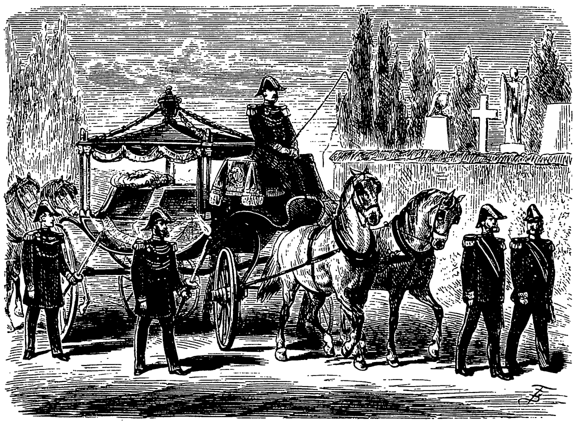
„Sir Hugo, Fluch über ihn, er ist Schuld daran, daß mein Sohn transportirt wurde, und ich will mich rächen und wenn es mir den Kopf kosten sollte. Nicht umsonst passe ich seit drei Wochen auf eine günstige Gelegenheit. Heute Nacht liegt er bei Fairy Hollow auf der Lauer, um uns zu ertappen," ein furchtbarer Fluch folgte, der das junge Mädchen erbeben ließ. „Er soll dort etwas finden, was er ganz gewiß nicht erwartet; ich habe eine sichere Hand und ziele gut, so alt ich auch bin." — „Still, nicht so laut," mahnte eine zweite Stimme. „Um wie viel Uhr wird er dort sein?" — „Um elf Uhr!" entgegnete der erste Sprecher mit leiserer Stimme, und während Bertie noch zitternd wie angewurzelt stehen blieb, vernahm sie die sich entfernenden Fußtritte der beiden Männer.

Einige Minuten stand das junge Mädchen regungslos, ihr Herz pochte laut, während sie zu fassen versuchte, was sie vernommen. Was sollte sie thun? Hatte sie recht verstanden? Beabsichtigten jene Männer in der That Hugo zu tödten, und in welcher Weise konnte es ihr gelingen, ihn zu erretten?

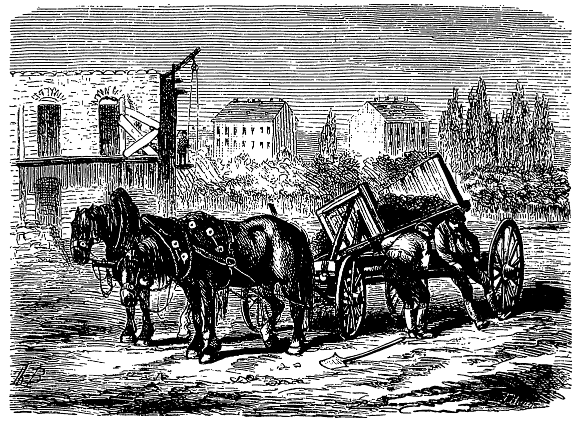
Mechanisch schlug sie die Richtung nach Burg Oliphant ein, doch nachdem sie erst wenige Schritte gegangen, hielt sie an, während hohe Röthe ihre Wangen färbte. Wie konnte sie dort hingehen nach der Behandlung, welche sie von Sibylle erfahren? Sollte sie sich den spöttischen Blicken der Gäste aussetzen, der mühsam gedämpften Frechheit der Dienerschaft? Sie konnte nicht hin, das stand fest; sie mußte Jemanden schicken, doch wen?

Zu bestürzt und aufgeregt, um ruhig überlegen zu können, hielt das junge Mädchen zögernd an. Sie hatte Niemanden, dem sie vertrauen konnte, sie wußte, mit welch' ungerechtem Hasse Hugo im Dorfe angesehen wurde, ganz abgesehen davon, daß Sibylle es verstanden hatte, sich überall unbeliebt zu machen.

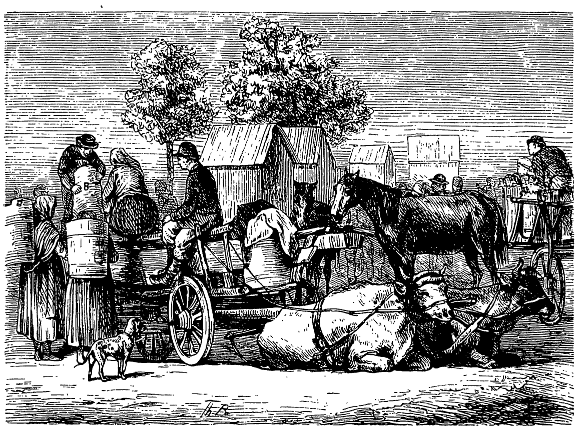
Wiener Fuhrwerke.



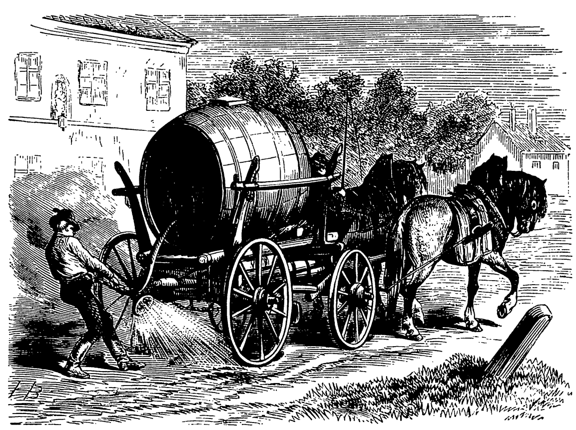
Leichenwagen.



Schuttwagen.



Marktwagen.



Spritzwagen.

Sie dachte an Cyril Boltby, doch einerseits war es ihr peinlich, sich an ihn zu wenden, anderntheils entsann sie sich auch noch rechtzeitig, vernommen zu haben, daß er mit dem Rektor auf einige Tage verreist sei. Was also thun? An wen sich wenden um Beistand und Hülfe?

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Die alte Elise in ihrer einsamen Behausung schien ihr freundlich gesinnt. Sollte sie zu ihr gehen und sie beschwören, Hugo ein Billet zu überbringen, ihr hohen Botenlohn in Aussicht stellend? Die alte Frau war noch rüstig genug, um den Weg zurücklegen zu können — würde sie es aber thun wollen?

Kaum hatte dieser Gedanke Bertie's Hirn durchkreuzt, als sie sich auch schon anschickte, denselben auszuführen. So rasch sie konnte, eilte sie nach der einsamen Behausung.

Ihr erstes Pochen blieb unbeantwortet, doch beim zweiten Mal öffnete Frau Elise selbst die Thüre, und als sie ihren späten Besuch erkannte, hieß sie denselben sofort eintreten.

Zum ersten Mal seit jenem Regenschauer, vor welchem sie Obdach gesucht, betrat Bertie heute den kleinen Raum; das Gemach, in welchem sie einst an Hugo's Seite gestanden, war durch eine einzige Kerze matt erleuchtet, bei deren Scheine sie nur undeutlich die Gestalt der alten Frau zu erkennen vermochte.

In kurzen Worten brachte Bertie ihr Anliegen vor und eben so bündig schlug Elise die Erfüllung der Bitte ab.

„Aber Sie verstehen nicht!" rief Bertie ungeduldig; „es handelt sich ja um sein Leben!" — „Ich prophezeite Ihnen, daß er nur Leid über Sie bringen werde; hat er es etwa nicht gethan? Er liebte Sie niemals, mein Kind. Weßhalb müssen Sie seiner gedenken?" — „Aber es handelt sich ja um sein Leben," wiederholte Bertie. — „Was ist daran gelegen?" rief die Alte voll Bitterkeit. „Thut er Gutes im Leben? Sie sollen ihn nur tödten, bevor er dem Verderben vollständig anheimfällt, dem er entgegeneilt!" — „Weßhalb hassen Sie ihn so sehr?" fragte Bertie zitternd. — „Ich will es Ihnen sagen!" antwortete das Weib leidenschaftlich. „Es ist nicht er, den ich hasse, sondern die ganze Kaste, welcher er angehört. Fluch auf ihn, wie auf alle Jene, deren Lebenszweck es ist, die Armen zu Grunde zu richten, Schande und Schmach über sie zu bringen! Hören Sie mich an Mädchen und Sie werden wissen, weßhalb ich ihn hasse: Vor zehn Jahren war es, als ich in einer kleinen Hütte am Mühlbach ein glückliches Leben führte. Meine einzige Tochter war als Wittwe gestorben und ich hatte ihr Kind bei mir, meine blauäugige Susanne! Sie wuchs empor als ein liebreizendes, frisches Mädchen. Vor zehn Jahren war Hugo Oliphant ein lebenslustiger Offizier; ich entsinne mich seiner noch gut; wenn er nach seinem Stammschloß kam, brachte er gewöhnlich Freunde mit, muntere, junge Offiziere gleich ihm, und einer derselben — verflucht sei sein Angedenken — stahl mir meinen Liebling!" — „Aber es war ja nicht Hugo!" — „Nein, aber es war sein Freund, und weil er jenen Menschen hieher gebracht, deßwegen hasse ich ihn!" — „Wie entsetzlich!"

Bertie wandte sich schaudernd der Thüre zu, die Alte folgte ihr.

„Und Sie selbst, hat er Ihnen denn kein Leid zugefügt? Er nahm Ihr Herz, um es zu brechen; ich entsinne mich, daß Sie einst ein munteres Ding gewesen, während jetzt — Ach nur, weil der Priester Ihnen sagt, daß Sie verzeihen müssen, deßhalb thun Sie es. Im innersten Herzen müssen ja auch Sie ihn hassen, gleich mir!"

Bertie wandte sich mit stummem Widerwillen ab und trat mit schwerem Herzen in die finstere Nacht hinaus.

In diesem Augenblick verkündeten die Glocken von Oliphant, daß es bereits halb zehn Uhr sei und Bertie stieß einen Angstruf aus. Fairy Hollow war vier englische Meilen von dem Orte entfernt, an welchem sie sich im gegenwärtigen Augenblick befand. Würde sie die Kraft und den Muth haben, selbst noch rechtzeitig dorthin zu gelangen? Es blieb kein anderer Ausweg, und mit einem inbrünstigen Stoßgebet schlug sie die Richtung nach der bezeichneten Stelle ein; Gott gebe, daß sie noch zur rechten Zeit anlange, um entweder Sir Hugo zu warnen, oder sich zwischen ihn und die tödtliche Kugel zu werfen.

Dieser eine Gedanke allein war ihr gegenwärtig, als sie, so rasch ihre Füße sie zu tragen vermochten, in der stillen Nacht dahin wanderte. Es schlug zehn Uhr — und was sollte die elfte Stunde bringen? Leben oder Tod?

(Fortsetzung folgt.)

Der Flut entrissen.

(Bild S. 509.)

Unsere Illustration zeigt uns sozusagen die Schlußszene eines ergreifenden Dramas, wie solche leider nur zu oft an den Küsten sich abspielen. Ein Schiff ist gestrandet — die unbarmherzige See zerschlug das starke Fahrzeug, Mannschaft und Passagiere retteten sich auf die Boote, obgleich die felsige Küste wenig Hoffnung auf glückliche Landung zuließ und ein Rettungsboot von dort, der Klippen und der wüthenden Brandung wegen, nicht abgesandt werden konnte. Ob die Boote mit den Unglücklichen irgendwo angekommen sind, ob sie noch lebenden Inhalt bargen, wer weiß das! Einige Matrosen und Passagiere hatten sich der Rettungsringe bemächtigt. Das sind große, starke Korkringe mit dicker, guttaperchagetränkter Leinwand bedeckt und mit festen dünnen Stricken zum Anhalten umzogen. Solch' ein Ring vermag lange über Wasser zu halten — aber was will das sagen gegen Hunger, Kälte, die wüthend schlagende Wassermasse und die unwiderstehliche Brandung an scharfen Klippen! Wer jemals in ähnlicher Gefahr gewesen, der weiß, welch' ein schwaches Hülfsmittel solch' ein Rettungsring ist; in den meisten Fällen verlängert er das Ringen mit dem Tode um einige Viertelstunden.

Hier hat die Flut einen Mann, der sich dem Ringe anvertraut, an das Land geworfen, und muthige Schiffer — welche mit ihren Booten aus den Klippen nicht da heraus können, um Hülfe zu leisten, und verzweifelt unthätig dastehen müssen, um einen glücklichen Zufall zur Rettung jener draußen in Todesnoth Bangenden abzuwarten — ziehen den schon Besinnungslosen aus der tobenden, brausenden, reißenden Brandung auf's Trockene. Noch ist eine Spur von Leben in dem Armen; ob er jedoch bei dem Stürzen zwischen den Felsen der Brandung sich nicht tödtliche Verletzungen zugezogen hat, ob er die Folgen der Kälte und Erschöpfung überstehen wird — ob es heißen wird, der Flut entrissen für das Leben oder für den kleinen, einsamen Friedhof des Schifferdörfchens am meerumbrausten Strande — wer weiß das! Dieser Retter hier kämpft noch angstvoll, den Geretteten und sich selbst vor der gerade andringenden nächsten Riesensturzwelle zu schützen.

Das Alter der Thiere.

In einem vor einiger Zeit in London erschienenen Werke des Lord William Lennox, das den Titel führt: „Mode jetzt und früher", befinden sich folgende interessante Angaben über das höchste Lebensalter gewisser Thiere. Ein Bär wird selten über 20 Jahre alt, auch ein Hund lebt nur bis zu 20 Jahren, ein Wolf ebenso zwanzig Jahre, ein Fuchs zwischen 14 bis 16 Jahre. Löwen werden sehr alt; ein solcher Löwe, der den Namen Pompey führte, erreichte das 70. Jahr. Das Durchschnittsalter der Katzen ist 14 Jahre, der Eichhörnchen und Hasen 7 bis 8 Jahre, der Kaninchen 7 Jahre. Elephanten erreichen erwiesenermaßen das hohe Alter von 400 Jahren. Als Alexander der Große den Inderfürsten Porus besiegt hatte, nahm er ihm auch einen großen Elephanten ab, der tapfer den König vertheidigt hatte, benannte ihn hinfort „Ajax" und weihte ihn dem Sonnengotte, wobei ihm die Inschrift umgehängt wurde: „Alexander, der Sohn des Jupiter, weihte Ajax dem Sonnengotte." So ließ er den Elephanten laufen. Dieser selbe Elephant ist nach 354 Jahren lebend wieder gefangen worden. Schweine haben schon ein Alter von 30 Jahren erreicht, das Rhinozeros dagegen soll nur 20 Jahre alt werden. Ein Pferd hat einmal schon bis zu 62 Jahren gelebt, doch sind sonst 20 bis 25 Jahre der Durchschnitt. Kameele leben zuweilen bis zu 100 Jahren. Auch Hirsche erreichen ein hohes Alter, wogegen Schafe wieder selten über 10 Jahre alt werden und Kühe bis etwa 15 Jahre leben. Der Naturforscher Cuvier hielt es für wahrscheinlich, daß die Walfische bisweilen bis zu 1000 Jahre alt werden. Delphine werden dagegen 30 Jahre alt. Ein Adler starb in Wien im Alter von 104 Jahren. Auch die Robben bringen es häufig bis zu 100 Jahren. Ebenso hat man das Alter von Schwänen auf 300 Jahre zuverlässig berechnet. Ein Engländer, Namens Mallerton, besitzt noch das Skelet von einem Schwan, der 290 Jahre alt geworden war. Auch die Pelikane erreichen ein hohes Alter. Ebenso hat man eine Schildkröte 107 Jahre alt werden sehen.



Die Pflanzen als Lichtquelle.

Will man das Höchste, das Herrlichste im Geistesleben durch ein Bild bezeichnen, so bedient man sich des Wortes „Licht!"

Nach dem Licht der Aufklärung ringen die Völker und je mehr wahres Licht im Volksleben sich verbreitet, um so sicherer wächst der wahren Freiheit goldener Baum.

Möge es im deutschen Vaterland immer stärker und allgemeiner leuchten, das köstliche Licht der Aufklärung, auf allen Gebieten des Wissens und Wollens, der allein sichere Schutz gegen alle aus unlauteren Motiven hervorgehende Bewegungen! Möge dieses Licht vor Allem Diejenigen erleuchten, denen die Pflege des Unterrichtswesens anheimgegeben ist und damit die ungeheuerste Verantwortung für das Wohl und Wehe des gesammten Volkes! Mögen sie endlich erkennen, daß die lateinische und griechische Dressur nicht ausreicht selbst für gelehrte Bildung, ja, für diese wohl am allerwenigsten, daß vor allen Dingen diejenigen Wissenschaften als völlig gleichberechtigt im Gymnasialunterricht anzusehen sind, welche dem Geist die Waffen schmieden gegen Verdunkelung und Vorurtheile aller Art, das sind: Mathematik und Naturwissenschaften. Wer mathematisch denken gelernt hat, der läßt sich nicht mehr in die Zwangsjacke hergebrachter Meinungen stecken, sondern er prüft, ob diese Meinungen Bestand haben vor dem konsequenten Urtheil, ob sie das Licht klaren Erkennens ertragen! Möge man also Latein und Griechisch beibehalten als wichtige Hülfsmittel zur formalen Bildung, aber möge man ihnen auf den Gymnasien die richtige Stellung anweisen, da sie von untergeordneter Bedeutung sind für die Bildung zum praktischen Leben. Mathematik, Naturwissenschaften, neuere Sprachen, Geschichte, Zeichnen, — diese und andere Unterrichtsgegenstände müssen in den Vordergrund treten, dann wird nicht mehr Kathederweisheit eine so große Rolle spielen in allen unseren öffentlichen Angelegenheiten, sondern praktische Fragen wird man einer praktischen Lösung entgegenführen.

Wie vom Lichte klaren Erkennens unser Geist, so ist vom Sonnenlicht unser Körper abhängig. Wenn einerseits das Chlorophyll die ganze Organismenwelt aufbaut, so können wir auch andererseits sagen, daß das Sonnenlicht alle Organismen erschafft, denn ohne Einwirkung des Lichtes ist die Chlorophyllzelle nicht im Stande, die Kohlensäure zu zerlegen. Denken wir uns die Erde verfinstert, so denken wir zugleich die ganze Menschheit nebst der Thier- und Pflanzenwelt hinweg und es wäre die Erde ein trauriger, lebloser und geistloser Weltkörper. Das Licht gehört also zu unseren allerdringendsten Lebensbedürfnissen.

Kein Wunder, daß wir von jeher instinktiv die Dunkelheit gescheut haben und selbst in der Nacht einen Ersatz für das fehlende Sonnenlicht suchen. Ganz dunkel ist es freilich niemals und an keinem Ort in der Welt, denn, abgesehen vom Licht der Sterne und des Mondes, sind alle Körper ohne Ausnahme, wenn auch meist in sehr geringem Grade, selbstleuchtend. In diesem theoretischen Sinne gibt es also keine völlige Finsterniß. Wenn man aber von absoluter Dunkelheit spricht, so meint man, die uns umgebende Lichtmenge ist für unsere Sinne nicht mehr wahrnehmbar, und in diesem Sinne des Wortes gibt es allerdings durchaus dunkle Räume für uns, so z. B. unterirdische Höhlen.

Ob es selbstleuchtende Blumen gibt, wie schon zu Linné's Zeiten behauptet wurde, ist zweifelhaft, da die so gedeuteten Erscheinungen zu leicht auf Täuschung oder auf Verwechslung von reflektirtem mit selbsterzeugtem Licht beruhen können. An sich aber ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß bei dem langsamen Verbrennungsprozeß, welcher ja Nachts am stärksten sich vollzieht, auch eine geringe Lichtmenge erzeugt wird. Pflanzenleichen aber, welche unter dem Einfluß von Hefezellen modern und verwesen, d. h. verbrennen, leuchten oft sehr merklich, so z. B. faulendes Holz, verwesende Hutschwämme u. A.

Aber selbst dieses Licht, obgleich deutlich wahrnehmbar, genügt doch nicht, um dabei lesen und schreiben zu können. Die Lichterzeugung der Pflanzen hat also bis jetzt nicht direkt benützt werden können. Dagegen hat man selbstverständlich von dem bei rascher Verbrennung von Holz und Kohle entstehenden Licht Gebrauch gemacht, so lange wie überhaupt die Brennbarkeit des Holzes bekannt ist. Die roheste Art der Beleuchtung ist diejenige durch ein Holzfeuer, welches im Winter zugleich wärmt. Holzfackeln werden noch jetzt vielfach benützt, so z. B. auf manchen thüringischen Dörfern. Man nimmt dazu harzreiches gespaltenes Holz, sogenannten Kien. Auf dem Lande sind vielfach Späne von Kien oder Holz zum Umherleuchten im Gebrauch.

Demnächst hat man thierischen Fetten den Vorzug als Leuchtmaterial gegeben, weil sie von einem aus pflanzlicher Substanz (Werg aus Hanf, Baumwolle oder Wolle) bereiteten Docht langsam aufgesogen werden, daher sparsamer brennen und weniger rauchen als das Holz. So brennt der Eskimo und der Lappe seine Fischthranlampe, und Oellampen kannten schon die Völker des Alterthums, bei denen sie allgemein im Gebrauch waren. Hier war meist Olivenöl, also Pflanzenöl, das Brennmaterial.

Von der Oel- und Thranlampe bis zum Licht ist nur ein Schritt. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß beim Licht das Lampengefäß erspart wird, denn ein Licht kann im Nothfall auf dem Tisch befestigt werden. Die Möglichkeit des Lichtgießens beruht auf der Thatsache, daß manche Oele eines höhern Temperaturgrades bedürfen, als der gewöhnliche, um flüssig zu bleiben. Sinkt die Temperatur auf einen geringern Grad, so gefriert das Oel. Dieses durch Frost erstarrte Oel nennt man im gewöhnlichen Leben Fett. Fette sind also nichts Anderes als gefrorene Oele. Man kann daher die Fette durch Erwärmen in Oel verwandeln und benützt diesen Umstand zum Gießen der Lichter, wobei in die Form ein Docht gebracht wird, aus pflanzlicher oder thierischer Faser bereitet und dem vorhin erwähnten Zwecke dienend. Früher waren allgemein Lichter von Hammeltalg im Gebrauch, welche noch um die Mitte unseres Jahrhunderts einen bedeutenden Handelsartikel ausmachten, deren Gebrauch sich aber in den letzten drei Jahrzehnten sehr verringert hat. Man hat statt dessen häufig Wachs benützt, von pflanzlichem Ursprung aber durch die Bienen gesammelt und dem Menschen dienstbar gemacht. Das Wachs ist übrigens ein zu theures Material, um allen Volksklassen als tägliches Leuchtmittel dienen zu können. Gegenwärtig sind allgemein die leicht erstarrenden Fette der Cetaceen, namentlich das Stearin im Gebrauch. Ueberhaupt aber hat die Form des Lichtes mehr und mehr an Bedeutung und allgemeiner Anwendung eingebüßt, seit die Argand'sche Oellampe eingeführt wurde, welche den Vorzug einer sehr gleichmäßigen und langsamen Auffaugung mit einer vorzüglichen Luftzufuhr verbindet. Dadurch wird der lästige Rauch fast ganz vermieden und man erspart an Brennmaterial, da der Rauch nichts Anderes ist als fein vertheilte unverbrannte Kohle, also ein reiner Verlust mit der Rauchbildung verbunden ist.

Eine vollkommene Umwälzung in den Beleuchtungsvorrichtungen ist aber hervorgerufen durch die Entdeckung neuer Leuchtmateralien. Unter diesen nennen wir nur die beiden wichtigsten: Leuchtgas und Petroleum, da sie allein es sind, welche eine große Umwälzung hervorgerufen haben. Beide verdanken wir in erster Linie dem Pflanzenreich, denn beide sind Produkte desselben. Das Petroleum oder Steinöl findet sich in der Nähe großer Steinkohlenlager im Innern der Erde und ist die Folge von Steinkohlenbränden oder von der Einwirkung der innern Erdwärme. Es findet sich in vielen Erdgegenden, am häufigsten und massenhaftesten aber in einigen Gegenden der nordamerikanischen Union, welche fast den ganzen Bedarf der Erde deckt. Das Petroleum wird bekanntlich wie das Oel in Lampen gebrannt von einfacherer Einrichtung als die Argand'schen Oellampen.

Folgenreicher noch wurde die Entdeckung des Leuchtgases, welches durch Glühen von Steinkohlen und anderen pflanzlichen Materien in geschlossenen Räumen gewonnen wird. Bei der gewöhnlichen Verbrennung von Oelen und Fetten in Lampen und in Lichterform geht im Grunde genommen derselbe Prozeß vor sich: es bildet sich an dem entzündeten Docht Leuchtgas, welches in der Flamme zu Kohlensäure und Wasser verbrennt. Bei der Bereitung des Leuchtgases im Großen wird dasselbe in eigens dazu konstruirten Behältern, sogenannten Gasometern, aufgefangen und von diesen aus in eisernen Röhren auf einen Bestimmungsort geleitet. Der große Vorzug der Gasbeleuchtung liegt nicht nur in dem geringen Verkaufspreis dieses Materials, sondern mehr noch in der Möglichkeit, eine ganze Unzahl von Lampen durch ein Röhrensystem auf einmal und von einem Gasbehälter aus zu speisen. Ferner bedarf es hier keines Dochtes und keiner Ventilationsvorrichtung, da der Sauerstoff der Luft schon durch den entstehenden starken Wärmestrom von allen Seiten gegen die Flamme geführt wird. Kuppeln oder Schirmvorrichtungen benützt man in geschlossenen Räumen nur, um die Augen zu schützen gegen das zu grelle Licht.

Wahrscheinlich wird in kürzester Zeit der Pflanzenwelt ihre erleuchtende Rolle auf der Erde abgenommen oder doch sehr eingeschränkt werden, denn da es gelungen ist, das elektrische Licht zu zerstreuen, d. h. so zu vertheilen, daß man größere und kleinere Räume mit demselben gleichmäßig erleuchten kann, so wird sein Gebrauch sehr bald allgemein werden, da nicht nur die Kosten ausnehmend gering sind, sondern namentlich auch alle unangenehmen Verbrennungsprodukte, wie: Rauch, verschiedene schädliche Gase u. A., in Wegfall kommen.

(Aus: „Deutsche Volksschriften". Breslau, W. Koebner.)

Kleine Mittheilungen.

Die Bevölkerung der Erde. Die Bevölkerung auf der gesammten Erdoberfläche betrug im Jahre 1877 1,429,145,000 Menschen auf einem Flächenraume von 134,460,000 Quadratkilometer, sonach treffen auf ein Quadratkilometer durchschnittlich 10,7 Bewohner. Auf die einzelnen Erdtheile vertheilen sich diese Bewohner also: auf Europa treffen 312,398,480, auf Asien 813,000,000, auf Afrika 205,219,500, auf Australien und dessen Inseln 4,411,300 und auf Amerika 86,116,000. Vom Jahre 1875 bis 1877 ist die Gesammtbevölkerung um 42 Millionen Menschen gestiegen. Dieser Zuwachs fällt jedoch nicht lediglich auf die weit größere Zahl der Geburten als der Sterbefälle, sondern rührt zum Theile von einer weit genaueren Zählung, vorzüglich in Indien und Europa, her, sowie von einer größern Kenntniß verschiedener Gegenden, die bisher mehr oder weniger unbekannt waren. Indem wir von einer speziellen Vertheilung der Erdbewohner auf die einzelnen Länder der übrigen Erdtheile absehen, geben wir nur die Bevölkerung der Staaten Europas an. Nach jenem Berichte zählte Belgien im Jahre 1877 5,336,185 Einwohner, die Niederlande 3,865,456, England 34,242,966, Italien 27,769,475, Deutschland 42,727,360, Frankreich 36,905,788, die Schweiz 2,759,854, Oesterreich-Ungarn 37,350,000, Dänemark 1,903,000, Spanien 16,526,511, Portugal 4,057,538, Griechenland 1,457,894, die europäische Türkei ohne die Tributstaaten 9,573,000, Rußland (das europäische) 72,392,927, Schweden und Norwegen 6,237,268 Einwohner. Vergleicht man die Anzahl der Männer mit jener der Frauen, das heißt der erwachsenen Personen männlichen mit denen des weiblichen Geschlechts, so treffen auf je 1000 Männer auf den kanarischen Inseln 1208 Frauen, in Schweden 1064, in der Schweiz 1045, in England 1043, in Deutschland 1037, in Oesterreich 1024, in Rußland 1022, in Spanien 1016, in Frankreich 1007, in Italien 989, in Belgien 985, in Griechenland 983, am Aequator 1139, in Nordamerika 978, in Brasilien 938, in Aegypten 1025, in Japan 971, in Sibirien 934. Während in Afrika, Amerika, Asien und Australien die Anzahl der erwachsenen Personen weiblichen Geschlechts geringer ist als die der Männer, findet in Europa das Gegentheil statt, und treffen durchschnittlich auf 1000 Männer 1022 Personen weiblichen Geschlechts. Es bleibt dieß immerhin eine interessante Erscheinung, weil sich nach genauen statistischen Untersuchungen in Frankreich, Deutschland, England und Belgien ergibt, daß in Europa die männlichen Geburten zahlreicher sind als die weiblichen; es treffen nämlich auf 1000 weibliche 1066 männliche. Und diese Erscheinung steht nicht einzeln und zufällig da, sondern ist allgemein und beständig; sie wiederholt sich mit solcher Regelmäßigkeit, daß die Forscher sie als ein Naturgesetz erklären zu müssen glauben. Thomissen hat in seinem Werke: „Die Bevölkerung in ihrer Beziehung zu den Naturgesetzen" das Dasein eines solchen providentiellen Gesetzes mit großer Klarheit bewiesen und gibt auch den Grund hievon an, der aus der natürlichen Ordnung hergenommen ist. Es ist nach Thomissen eine größere Anzahl männlicher Geburten nothwendig, weil eine bis jetzt noch unerforschte Ursache der Sterblichkeit besteht, welche mit Vorzug Knaben trifft.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein Postmeister, so erzählte jüngst die „Sunday Times", weigerte sich kürzlich in ziemlich brutaler Weise, einer alten Dame eine Briefmarke anzufeuchten und auf den betreffenden Brief zu kleben. Bald darauf starb das alte Fräulein und der Beamte erfuhr nun erst, daß sie eine weitläufige Verwandte von ihm gewesen, zugleich aber auch, daß sie wegen seiner schroffen Weigerung die ihm zugedachten 10,000 Dollars aus dem Testamente gestrichen habe.

„Jetzt natürlich," so fährt das amerikanische Blatt fort, „streckt der Herr Postmeister gleich die Zunge zum Schalter heraus, sobald er nur eine Dame mit einem Brief von Weitem kommen sieht; ‚aber zu spät, Herr Postmeister, zu spät!'"

*

Dem „Figaro" entnehmen wir folgende angenehm gruselige Fastengeschichte:

Man glaubt nicht, wie tief die weisen Lehren eines Missionärs oft den Wilden Afrikas zu Herzen gehen. Der folgende Fall mag dieß beweisen. Ein Missionär ging hinüber und predigte tief im Innern des Landes den schwarzen Eingeborenen. Die Anzahl der Proselyten, die er machte, wuchs in staunenswerther Weise von Tag zu Tag.

Um den Leser durch Weitschweifigkeiten nicht zu ermüden, theilen wir kurz mit, daß der Missionär äußerst korpulent war und denn auch von der Bevölkerung seines Sprengels bei passender Gelegenheit eingeschlachtet wurde. Der ganze Stamm war um das Rostfeuer in freudiger Spannung versammelt. Der Häuptling wetzte bereits das Messer, um den schon knusperig werdenden Missionär zu tranchiren. Da rief eine Stimme aus der Gemeinde:

„Halt — keine Blasphemie: heute ist ja Freitag!"

Richtig, es war Freitag. Der Häuptling steckte das Messer wieder ein und der Braten blieb von den orthodoxen Stammesangehörigen unberührt, um erst am Sonnabend zu kaltem Aufschnitt verwendet zu werden.

*

Theatercensur.

Einen recht amüsanten Beitrag zur Geschichte der Censorenweisheit finden wir in einem Wiener Blatte. Ein alter Theaterhabitué theilt da, um den Wiener Direktoren einigen Trost zu bereiten, folgenden Fall mit: In den Vierziger Jahren wurde im Theater an der Wien ein Volksstück gegeben, in welchem der Held unter Anderem zu sagen hatte: „Bringen Sie mir ein Beefsteak." Der Censor schrieb nun dazu als Randbemerkung: „Sollte das Stück an einem Freitag oder einem andern Fasttag gegeben werden, so muß es heißen: ‚Bringen Sie mir ein Stückchen Fisch.'"

*

„Du armer Junge," meinte ein mitleidiger Herr zu einem weinenden Buben, „haben Dich Deine Brüder wieder geprügelt?"

„Ja, derbe!" heulte der Junge. „Ach, wenn ich doch bloß 'mal allein mein eigener Bruder wäre!"

*

Der Grundriß der weiblichen Struktur ist: die Nerven Spinnweb, die Herzen Wachs, die Köpfe Eisen. So behauptet ein Kenner des Geschlechts.

*

Zu offen.

Vor einem Pariser Finanzmanne spricht man mit Entrüstung von einem armen Teufel, der ein Taschentuch gestohlen hat.

„Mein Gott," sagt der Finanzmann gutmüthig, „man muß die Sache nicht so schwer nehmen. Wir Alle haben klein angefangen."

*

Ein alter Dorfpastor ritt bei stürmischem Wetter über Land. Gerade als der Wind sich in seinen Mantel setzte und ihn auseinander zauste, kam ein Reiter ihm entgegen. Das Pferd desselben scheute und warf den Reiter ab. Aergerlich rief dieser:

„Herr! Ihr verdammter Mantel macht selbst den Teufel scheu!"

„Das ist ja eben mein Metier!" meinte lächelnd der alte Geistliche.

*

Ein Kinderwort.

Eine Mutter beschwichtigt ihr weinendes Kind. Das Kind sagt jammernd:

„Mama, gestern bin ich gefallen und habe mir weh gethan."

„Das war gestern, warum weinst Du aber heute?"

„Gestern warst Du nicht zu Hause."

*

Zeitbestimmung.

Frau: Wann kummst denn z'Haus?

Mann (barsch): Wann i will!

Frau: Is schon recht, aber nur net später.

*

Zärtlicher Abschied.

„Sie müssen aber bald wieder nach Wien kommen, mein Fräulein, denn schon im April beginnt die Sportsaison mit einer interessanten Pferdeausstellung."

„Sind Sie auch dabei?"

Rezepte.

Fußbodenanstrich. Weißes Wachs 5 Theile, Pottasche 2 Theile, besten Ocker $1\frac{1}{2}$ Theile, ungebrannte Terra di Siena 2 Theile, Regenwasser 96 Theile und, je nachdem man den Fußboden gelblich oder röthlich haben will, Orlean 1 Theil. Alles zusammen wird in einem gut glasirten irdenen Topfe unter fleißigem Umrühren zwei Stunden gekocht. Nachdem der Fußboden gut gescheuert, wird die Farbe aufgetragen und nachher blank gebürstet. Dieser Fußbodenanstrich riecht nicht, gleicht dem gebohnten Fußboden und ist sofort zu benützen. Alle acht Tage, oder je nachdem er stumpf geworden, wird er aufgebürstet, d. h. mit einem Lappen aufgewischt.

*

Fleckentinktur. Man kocht 2 Loth fein zerschnittene Seifenwurzel mit 1 Schoppen Wasser bei mäßigem Feuer so lange, bis das Ganze zur Hälfte eingekocht ist, filtrirt alsdann die Flüssigkeit durch Filtrirpapier, setzt ihr noch $1\frac{1}{2}$ Loth Salmiakgeist zu und bewahrt die Mischung in gut verstopften Gläsern auf. Die zu entfernenden Flecken werden stark angefeuchtet und mit einer Bürste mit warmem Wasser ausgebürstet.

*

Brausepulver (Seidlitz powders). Diese bei den Engländern so beliebten Pulver bestehen aus einem Gemisch von Natronweinstein und doppeltkohlensaurem Natron in blauem Papier und Weinsteinsäure in weißem Papier.

*

Obstflecken aus Atlaß und anderen Zeugen zu bringen. Man brennt die Knochen von Hammelsfüßen gut aus, pulverisirt sie und streut von diesem Pulver auf beide Seiten des Zeuges, wo sich der Flecken befindet. Man läßt dieses Pulver zwölf Stunden auf dem Flecken liegen. Ist der Flecken nach dieser Zeit noch nicht verschwunden, so wiederholt man das Verfahren zum zweiten Male, und der Flecken wird sicher verschwinden.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 487:

Arbeit gewinnt Feuer aus Steinen.

Räthsel.

1.

Ein Nichts für Viele, verschwenden Andere für mich,
Halte ernst deinen Sinn, sonst berücke ich dich.

2.

Sie war ein edles Weib, opfermuthig und kühn,
Ihr Name wird leuchtend durch Jahrtausende ziehn.

3.

Als sonniges Bild, voll Glanz erschein' ich Allen,
Pilger ohne Zahl zu meinen Stätten wallen.

4.

Gar prächtig schau' ich aus, und bin auch wieder weich;
Die Maler lieben mich, ich herrsch' in ihrem Reich.

5.

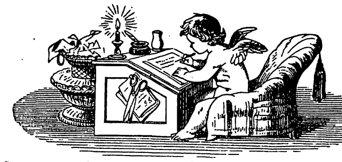
Bescheiden war ich stets, drängte mich nie hervor,
Doch füll' ich meinen Platz, erfreut es jedes Ohr.

Die fünf Wörter, welche zu errathen sind, bilden — die Anfangsbuchstaben sowie die Endbuchstaben von oben nach unten gelesen — die Namen zweier berühmten Dichter.

Auflösung der Charade Seite 487:

Vogelgesang.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. M. Fippmann in Limbach. Quekett, Handbuch der Mikroskopie (Weimar, B. F. Voigt) gibt Ihnen Anweisung. Hier würde der Raum nicht ausreichen.

Frln. M. Buchli in B. In diesem Fall ist die Wirkung schwächer. Lesen Sie Umschlag Heft 19 unter Audiphon nach.

O. T. in Leipzig. Nicht ohne Talent, aber noch nicht reif. Rehe, welche den Gesang der Nachtigall anstaunen und sich wundern, daß diese Sängerin „ernstlich" wiedergekommen, gibt es auch in der Poesie nicht. Sonst manches Hübsche und Sinnige in den Versen.

A. W. H. in D. Lassen Sie sich den Katalog des Antiquars R. Levi in Stuttgart schicken.

Frln. E. Schwarz in Wien. 1) Buch — Nein. 2) Noch ungewiß.

C. W. in S.... Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, worauf wir Ihnen die gewünschte Auskunft brieflich zugehen lassen. — Der von uns zu ermäßigtem Preis offerirte Jahrgang 1873 der „Illustr. Welt" ist seit Kurzem total ausverkauft. Dagegen können jetzt die beiden folgenden Jahrgänge unseres Journals zu ermäßigtem Preise bezogen werden. Empfingen Sie die darauf bezügliche Ankündigung, welche der Nr. 38 beilag, nicht?

Frln. Meta v. K...... in L. 1) Gegen das Erröthen gibt es nur ein Mittel. Nicht an sich und etwaige Unvollkommenheiten denken und kalte Bäder. Nr. 2) Ein Mittel für das „Wachsen" gibt es nicht. Verständige, nahrhafte, gesunde Lebensweise, viel Bewegung in freier Luft, das Fernhalten schädlicher Einflüsse hilft bei ganz jungen Leuten manchmal.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen &c. sind uns zugekommen von: Frln. Mathilde Meyer, Berlin; Marie Hoffmann (?), Oestrich; Helene Emanuel, Höxter; Ernestine Benda; Hrn. G. Wolff, Luckau; F. C. Hörner, Reserve (Erie, Nordamerika); J. Grzenkowicz, Mühlheim; H. Krause, Berlin; Fr. Winter, Lang-Göns; T. Ginzer, Ober-Glogau; Hach, Dornchow; Fr. Buchmüller, Linz; J. Pasker, Troppau; A. Meßmer, Oels-Arnau; M. Duc, Leitmeritz; J. Hoffmann, Troppau; Lang, Lehrda; C. Frohne, Braunschweig; Schauberger, Obernhof.

Hrn. Elias S. in Korno. 1) Klemm, Katechismus der Tanzkunst, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, mit 78 Abbildungen. 2 Mark (Leipzig, J. J. Weber). Voß, der Tanz und seine Geschichte, mit 1 Lexikon der Tänze. 4 Mark (Erfurt, Fr. Bartholomäus). 2) Zu technisch. 3) 1 Mark 70 Pf. und das Porto, wie im letzten Jahre.

Hrn. S. W. in C. Das können wir nicht, weil ja, wie es scheint, ganz Privatsache.

J. v. G. in L. Ganz hübsch für Privatcirkel, für „Illustr. Welt" nicht originell genug.

W. B. in D. Nein.

A. Schbr. in Pforzheim. Finden Sie in Dr. L. Eger's „Der Naturaliensammler". Die „Illustr. Welt" kann das nicht in der nöthigen Ausführlichkeit.

Hrn. E. H. 111. Wenden Sie sich an das Militärauskunftsbureau, Leipzig, Karlsstraße Nr. 5. Uns fehlt dazu der Raum.

Abonnent in Altötting. Das können wir nicht. Wir müßten ja da eine vollständige Anleitung zur Streichholzfabrikation geben — ein Rezept hilft da nichts, und das liegt nicht im Bereich dieser Zeitschrift. Dergleichen Anleitungen sind bei Hartleben in Wien und Voigt in Weimar erschienen.

Hrn. F. Rabath in Breslau. Zeichnung ohne Vers kann uns nichts nützen.

Hrn. G. Grimm in T. Wenn keine falsche Vorspiegelung gemacht — da der St. nicht immatrikulirt — werden Sie kaum irgend etwas thun können. Sie kennen doch das Sprüchwort: „Wo nichts ist" u. s. w.

Abonnent in Flensburg. Sie haben Recht. Der Maler Karl Bloch ist 1834 in Kopenhagen geboren.

Abonnentin in Aachen. Die Ocarina, welche leicht zu erlernen, angenehm und jetzt sehr beliebt ist.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. A. K. in Stolberg. Sowohl die angefragte Broschüre als die in derselben empfohlenen Medikamente sind nicht rathsam. Die Heilmethode gipfelt in einem schwindelhaften Buchhändlerunternehmen.

Hrn. F. in K. Von der Baunscheidt'schen Methode hält unser ärztlicher Berather nicht viel.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 40. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXIV.

Und es schnappte, und noch an demselben Abend, es schlug ein und ganz aus heiterem Himmel scheinbar, und nach einer Seite, wohin es gewiß Niemand erwartet hatte.

Wir hatten alle Drei im „Goldenen Schaf“ noch ein Glas Bier getrunken, denn der lange Weg hatte uns ein wenig durstig gemacht, und hatten dann vor dem Kurhause zu Abend gespeist. Gerade als wir damit fertig waren, kamen die Uebrigen von ihrer Landpartie zurück, Alle anscheinend sehr vergnügt, mit Kränzen und Guirlanden geschmückt und mit einer etwas geräuschvollen Heiterkeit, welche man mit Fug und Recht wohl der genossenen Bowle zuschreiben konnte. Man zog vor das Haus wie im Triumphe, die sieben Musikanten, welche zum Tanze neben den Hünengräbern aufgespielt hatten, vorweg und rief nach Kellnern und Mägden, da man hungrig und schon wieder durstig war.

Im Tempel drüben machte man lange Hälse und zog die Stirnen kraus über dieses laute Wesen, und den Konsul hörte man mit erhobener Stimme sagen: „Das ist ja wie bei der Belagerung von Jericho.“ Diese Zeichen des Unwillens wurden aber entweder gar nicht bemerkt, oder zum wenigsten nicht beachtet. — Man nahm die lange Laube im Sturm, vertheilte sich an den nebenstehenden Tischen und verlangte gebieterisch das Abendbrod.

Wir hielten den Augenblick für angemessen, um uns zu entfernen, wir gingen hiedurch auch allen Explikationen mit dem Doktor und den Uebrigen aus dem Wege.

Der General begab sich nach Haus, wir Beide aber gingen hinüber zu den Damen, um mit diesen noch eine Weile im Garten in der Abendkühle auf und ab zu promeniren, wozu das schöne Wetter heute ganz besonders einlud.

Es war gegen halb zehn Uhr, als wir uns verabschiedeten. Drüben im Park war es noch außerordentlich lebhaft heute. Die bunten Lampen hingen an den Bäumen, Windlichter standen umher und die sieben Brüder musizirten. Auf dem kurzen Rasen wurde getanzt und rings herum saßen die Uebrigen und schauten zu, ganz so wie an jenem Abende mit den drei Flaschen Champagner und den sechzigtausend Thalern, — mit einem Worte, an dem fingirten Geburtstage des Herrn Steinhauer. Und doch war es ganz anders heute, wenn man etwas näher hinschaute: jenes war ein allgemeines, harmloses Fest gewesen, heute aber bemerkte man leicht, daß die besseren Elemente sich fern hielten, obschon sich Einige dennoch durch das Vergnügen des Tanzes hatten anlocken lassen. Als wir näher herzutraten, vermißten wir die ganze adelige Clique und die Leute von der Millionärkrippe gänzlich, bis auf den Baron, welcher den Tonangeber machte, auch Trudchen Schwarz fehlte. Dagegen erblickten wir an einem gedeckten Tische zwischen einigen Laternen den Doktor, welcher soeben Madame Ehemann Champagner einschenkte, den Gatten jener Dame, den Stadtrath und die Stadträthin Schulz, Herrn Heinzmann und etliche andere gleichgesinnte Seelen. Das waren so die Leute nach dem Herzen des kleinen Wichtes, die tanzten nach seiner Pfeife. — Die Gesichter waren hoch geröthet, denn der Sekt floß in Strömen.

Auf dem Rasenplane machten sich namentlich Wienchen und Minchen durch häufiges Aufrufen und lautes Lachen unangenehm bemerkbar. Es war da auch ein seltsames Herrenpublikum heute, Leute, die man sonst niemals hier zu sehen bekam, auch etliche Fremde darunter, und unter diesen ein großer bärtiger Mann in Försterkleidung, welcher viel mit Frau von Eckstein tanzte, die roth war wie eine Päonie und welcher trotz ihrer weißen Blouse der Schweiß nur so von der Stirn rieselte. Wir standen etwas abseits im Schatten der Bäume und sahen uns das Getreibe eine Weile schweigend mit an.

„Hörst Du, was Die da drüben mit einander verhandeln?“ sagte Karl plötzlich und legte seine Hand auf meinen Arm. — Ich horchte auf. — Wahrhaftig, — sie sprachen von der Gräfin, sie schmiedeten da einen sauberen Plan, die braven Leutchen. Sie hatten sich Muth getrunken und gingen nun gehörig in's Zeug. Der heutige Mißerfolg schien sie nur noch mehr zu reizen.

Herr Heinzmann hatte soeben das große Wort. Vom röthlichen Scheine der Lampe beleuchtet, hatte sein superkluges Gesicht etwas wahrhaft Gnomenhaftes.

„Zehn Neugroschen an die Armen gäbe ich, wenn Sie das thäten, Doktor!“ rief er laut, „denn 's ist 'n Skandal — wahrhaftig in Gott, — 'n Skandal!“

„Die können Sie sparen, — das thut er doch nicht,“ erwiederte an des Doktors Statt Frau Ehemann mit einem kurzen, höhnischen Auflachen und tauchte dann ihre Nase in das Glas.

„Erlauben Sie, erlauben Sie gütigst,“ remonstrirte der Doktor lebhaft und focht mit beiden Händen durch die Luft. „Quousque tandem, sagt Cicero, — wie lange noch?... Auch Sie, meine Liebwerthen, stellen diese Frage an mich — an mich, den Doktor, an Den, der hier zugleich den Arzt und die hohe Obrigkeit in einer Person repräsentirt.“

„Ach wat!... Redensarten!“ sprach die Dame ziemlich grob.

„Gestatten Sie, Frau Ehemann — gestatten Sie.“

„Dummes Zeug, mit so'ne langathmigen Floskeln... Ich frage ganz einfach, is das gestattet oder nich. Sind es Falschmünzer und Gurgelabschneider oder sind es keine?“

„Aber, liebste Frau



Im Mühlgrund. (S. 526.)

Ehemann," ermahnte die Stadträthin vorsichtig die aufgebrachte und offenbar etwas angeheiterte Frau, „so schreien Sie das doch nicht so laut 'n alle Welt."

„Ich nich schreien! Na, hören Se 'mal, Frau Stadträthin, — ich bin eine anständige und resolute Frau, — ich halte auf Reputation, und wenn ich hier mein schönes Feld verzehre, dann verlange ich auch anständige Jesellschaft, — nich wahr, Oller? — Und wenn wir die hier nich mehr finden, na, — dann verlassen wir det Lokal! — Ich oder Die!"

Dabei schlug die gereizte Frau so heftig auf den Tisch, daß es nur so dröhnte.

Die Schulräthin trat hinzu — sie wollte ebenfalls interveniren, die Art und Weise der Frau Ehemann verletzte ihre Nerven, auch begann die erregte Frau bereits einiges Aufsehen zu erregen, kaum aber erhob Jene ihre Stimme, so fuhr die tapfere Frau gereizt auf sie zu:

„Ach, Sie sind das, Frau Schulräthin? — Na, trinken Se 'n Jlas Sekt und sein Se stille, oder wenn Se sonst noch 'was wollen, dann kümmern Se sich jefälligst en bisken um Ihre Fräulein Töchters — verstande-vous?"

Hier faßte sie energisch nach ihrer Nase und gab derselben einen sehr bezeichnenden Ruck.

Der Doktor versuchte zwar das Peinliche dieses Moments durch sein lautes Gelächter zu vertuschen, erreichte damit aber nicht ganz seinen Zweck. Die Haubenbänder der Frau Schulräthin begannen bedenklich hin und her zu wackeln und ihre Arme stemmten sich kampfbereit auf die breiten Hüften.

Der Doktor, einen Sturm voraussehend, erhob sich hastig, klopfte an sein Glas und rief:

„Ich bitte um's Wort! — Meine Damen und Herren — machen wir es kurz. — Schlimme Krankheiten erfordern energische Heilmittel. Ein untaugliches Glied schneidet man ab."

„Na, endlich!"

„Ich bitte, Frau Ehemann — Alles parlamentarisch, jetzt habe ich das Wort."

„Na, man zu doch!"

„Ich gebe also dem allgemeinen Drängen der Badegäste nach. — Sie werden mir zugestehen, daß nur dieses mich bewog, hier einzuschreiten, und nicht etwa kleinliche Nebenabsichten."

„Versteht sich, — ja, ja."

„Unser liebes, theures, unser reizendes Eichdorff soll rein und zweifelsohne erhalten werden; — ich bin der Hüter, der verantwortliche, — ich werde also einen Schritt thun — ich werde eine Eingabe machen an die Regierung."

„Na — det is auch 'was Rechtes."

„Noch mehr — ich werde jenen Abenteurerinnen — da ich nicht im Stande bin, sie ohne Weiteres auszuweisen — einen Brief schreiben. Ich werde ihnen das Geld für die Kurtaxe darin wieder zurückschicken und ihnen eröffnen, daß sie von nun an die Konzerte und das Kurhaus, sowie den Park zu meiden haben."

„Bravo, — so is es!"

„Dieses, meine Damen, ist meine Pflicht, Ihrem Drängen gegenüber, es ist aber auch mein Recht, denn — ich vertrete hier die Moral, das Gesetz, die Obrigkeit. Ich verspreche Ihnen, jene Eingabe gleich morgen in der Frühe schon zu machen, auch jenen Brief im Laufe des Vormittags in die Hände der Auszuweisenden durch den Polizeidiener Adam zu befördern."

Der Assessor stieß mich an und lachte ingrimmig.

„Wenn er nur reüssirt, der Tropf," sprach er höhnisch.

„Ein Glück, daß wir dieß hörten, Karl," sprach ich, ganz bleich und erregt vor Schreck. „Abscheulich! — Was thun wir? — Sollen wir hier ruhig zusehen?"

„Nichts, — gar nichts, Stadtrichter, — wir lassen diese Viper ruhig stechen. Sie wird dabei ihre Giftzähne einbüßen, der Graf wird ihm gewiß zu antworten wissen. Ueberdieß gibt es ja in Berlin noch eine russische Gesandtschaft, an welche man telegraphiren kann. — Wenn er sich die Finger verbrennen will — warum sollen wir ihn daran hindern!"

„Aber die Damen, Karl — die Damen!" rief ich ganz erregt.

„Ueberlaß das mir, Stadtrichter ... Aber was zum Henker huscht denn da hinten so eilig über den Rasen! ... Liegt da drüben nicht die famose Jarretière? ... Holla ... aufgepaßt!"

Ich bemerkte mit Erstaunen, wie Karl sich eilig entfernte und wie er mit Adam sprach, der neben der Musik auf seinem Posten stand. Ich sah ihn Jenen beiseite ziehen, in seine Tasche fassen und ihm ein Geldstück in die Hand drücken.

Die hohe Obrigkeit nickte bejahend mit dem Kopfe, schwenkte ab und verließ den Park.

Was will er nur machen? frug ich mich, nicht ohne einiges Unbehagen zu empfinden, denn ich kann wohl leicht in meinem Innern mich ereifern, wenn es aber hernach dazu kommt, daß ich wirklich handeln soll, dann fühle ich allemal ein peinliches Gefühl des Mitleids. Selbst mein Amt hat mich dagegen nicht abgestumpft.

Ohne zu zögern und als handelte er nach einem bestimmt organisirten Plan, sah ich den Assessor sich der Gruppe der Fröhlichen nähern, sah ihn die kleine, stürmische Gesellschaft begrüßen, von welcher die Libation, die Geister des Weines, den lästigen Firniß der feineren Umgangsformen in bedenklicher Weise abgestreift hatten, sah, wie er dann zu den Tänzern ging, die auf dem niedergetretenen Rasen herumrasten, und wie er Diesen und Jene dort anredete.

Ich schaute mich unwillkürlich nach dem Baron um, — derselbe war nirgends zu finden.

„Um des Himmels willen, — er wird doch nicht etwa so unvernünftig sein und Lärm machen!" rief ich aus und wollte mich eilig zu Karl begeben, um ihm davon abzurathen — ihn zu warnen, aber eine bekannte Stimme bannte mich an meinen Platz ...

„Sieh' da, lieber Herr Stadtrichter," sprach Jemand; mich umwendend, sah ich den General, der, ohne daß ich ihn bemerkt hatte, an mich herangetreten war. „Von wem sprechen Sie soeben, — wer ist unvernünftig?"

„Ah, — Excellenz, sind Sie das?"

„So ist es. — Ihr Freund, der Assessor, hat mich soeben auf eine etwas mystische Weise durch den alten, verschnapsten Burschen, den Adam, hieher entbieten lassen. Er hätte sich eine Ratte gefangen, ließ er mir sagen. Da bin ich nun. — Wo aber ist Gunstetten und was gibt es Neues auf Vorposten?"

„Excellenz, — ich bekenne freimüthig — ich verstehe von allem diesem so gut wie gar nichts," erwiederte ich sehr betreten, „ich sah den Assessor noch soeben da drüben bei den Tanzenden; wenn Sie gestatten, so führe ich ihn hieher."

„Nein, — stören Sie ihn beileibe nicht; — es scheint, als hätte er etwas im Garne, da muß man Einen ungeschoren lassen. — Es sollte mich freuen, wenn er Einem von dieser Gesellschaft da einen ordentlichen Decem gäbe, — vor Allem dem Doktorlein."

Der General hielt mich zur größeren Sicherheit beim Arme fest und so mußte ich bleiben und von unserem etwas erhöhten Standpunkte mit ansehen, wie Karl da drüben scheinbar harmlos von Einem zum Andern ging und mit ihnen sprach.

Seltsam — man empfing meinen Freund allemal nicht eben mit dem freundlichsten Gesichte, hatte er ihnen doch heute Nachmittag die ganze Freude verdorben, war er doch Hausfreund bei den Russinnen und überhaupt mehr gefürchtet als geliebt. — Aber kaum hatte er drei Worte mit Jemand gewechselt, so änderte sich allemal dessen Benehmen wie durch Zauberei. — Ich hörte Wienchen und die Schulräthin laut aufschreien und dann gleich hinterher verstummen, ich sah Frau von Eckstein die Hände zusammenschlagen und bemerkte, wie nur die Bitte des Assessors sie verhinderte, sogleich davonzueilen.

„Er scheint sie zu haranguiren," sprach der General, welcher das Thun Karl's ebenso eifrig verfolgte wie ich.

„In der That," erwiederte ich unruhig. „Ich bitte, Excellenz, sollen wir nicht doch lieber einschreiten?"

„Nein, beileibe nicht — lassen Sie ihn ruhig gewähren."

„Ach, Excellenz — Sie kennen ihn nicht, — er kann bisweilen sehr rücksichtslos, sehr derb sein," stellte ich ihm vor.

„Um so besser, denn das, was ich hörte heute, übersteigt doch ein jedes Maß des Erlaubten, das gehört schon unter das Strafgesetzbuch."

„Gewiß, Excellenz, Paragraph 186 und 187 treffen hier zu."

„Nun ja, und da wollen Sie mit Glacehandschuhen zufassen?!"

Ich schwieg, aber ich war in großer Unruhe. — Wenn mich meine Ahnung nicht betrog, so war es der lüderliche junge Mensch, der dort hinten in dem Irrgang jetzt mit Trude Schwarz in einem tête-à-tête begriffen war. Offenbar bezweckte Karl's Benehmen, die Anwesenden auf das Verschwinden des Barons aufmerksam zu machen. — Die Folge davon konnte unberechenbar sein ... Aber nein ... durch die Lücke in dem Parkgitter konnten sie Beide ja entfliehen, sobald sie merkten, daß Jemand nahte; ich athmete ordentlich auf bei diesem Gedanken.

Ich hatte mittlerweile bemerkt, wie einige schwarze Schatten eilig von dem Tanzplatze hinüberhuschten zu den Tischen.

„Na, das wäre nett!" vernahm ich jetzt die resolute Stimme der Madame Ehemann durch das Dunkel.

„Ei der Tausend — das ist ja eine hübsche Entdeckung, die wir da machen müssen," hörte ich gleich hinterher den Doktor sagen, und sah, wie er aufstand. „Dieser junge Mann!?"

„Aha, — jetzt geht es los," sprach der General und that einige Schritte vorwärts. „Nun, — wir wollen uns mit ansehen, wie Ihr Freund seine Sache macht und ob Alles gehörig klappt. — Sapperment, wie wenn Einer mit einem Stock in einen Ameisenhaufen stößt — — da ... da gehen sie hin!"

Diese letzte Bemerkung des Generals bezog sich auf die Gesellschaft dort unten. — Die Musik schwieg wie auf Verabredung, der Reigen stockte, ein Summen und Surren, dann lösten sich zuerst einige und dann immer mehr dunkle Gestalten los von der Hauptgruppe und eilten wie schwarze Schatten so lautlos wie möglich über das Bowlinggreen dahin.

Es war die Meute, welche Karl auf die Fährte des Wildes gehetzt hatte — bald verschlang sie das Dunkel, der tiefe Schatten der Bäume nahm sie auf.

„Ich meine, wenn wir beim Halali zugegen sein wollen, müssen wir uns beeilen," sprach lächelnd der alte Herr, und so schritten wir mit großen Schritten hinter Jenen her.

Wir holten den Assessor ein (welcher im Nachtrabe ging und eine der bunten Papierlaternen trug), gerade als da vorn der Lärm begann.

„Hier sind sie, — wir haben sie!" kreischten etliche scharfe weibliche Stimmen triumphirend durch die Sommernacht. Ich hätte darauf wetten mögen, daß sie Wienchen und Lienchen gehörten.

„Es scheint, Sie haben das Wildpret gestellt," sprach der General zu Karl, und wir eilten schneller vorwärts.

„Die Falle hat indessen ein Loch," versetzte ich beinahe froh.

„Hatte, Stadtrichter," sagte der Assessor, der jetzt plötzlich wieder bei uns war, „denn da draußen steht die hohe Obrigkeit in Gestalt des biedern Adams und scheucht alle Fluchtversuche zurück."

„Pfui, Karl!" weiter konnte ich nichts sprechen augenblicklich, denn ein wahrer Heidenspektakel erhob sich vor uns in dem Gebüsch, kreischende Frauenstimmen, lautes Gelächter, vereinzelte Aufschreie, der Baß der Männer dazwischen, — es war ein einziger wüster und höchst unanständiger Lärm.

„Hier haben wir sie, hier bringen wir sie!" riefen mehrere Stimmen zugleich. Brechende Zweige, Gelächter, Ausrufe der Wuth und Tritte verkündeten das Nahen einer größeren Anzahl von Menschen.

„Auf Ehre! — ich schieße Jeden nieder ... ich verlange Satisfaktion," brüllte der Baron.

„Licht her!" rief Jemand, — es war der Doktor.

„Ja, Licht, — daß wir uns die sauberen Pflänzchen einmal näher angucken können! I — so'ne Unanständigkeiten!"

Mit seiner bunten Laterne in der Hand, welche einen schwachen Lichtschein auf die nächste Umgebung warf, trat der Assessor näher herzu, während der General und ich stehen blieben und nur die Zuschauer abgaben bei der Szene, welche nun folgte.

Am Rande des Gehölzes standen der Doktor und seine edle Tafelrunde in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und mit vor Schadenfreude glänzenden Gesichtern. — Endlich hatten sie das Opfer. Wenn nicht alle Anzeichen trügten, so kamen sie hier einer großen Missethat auf die Spur — in flagranti hatte man sie ertappt. Nun wehe, wer es auch war; die aufgeregten Gemüther dürsteten nach einer Ableitung, es sollte ein Exempel statuirt werden.

Jetzt brach aus dem Gebüsch hervor eine dunkle Masse. Jubelnd drängte sich Alles herzu.

Die Lampe wurde emporgehoben und beleuchtete die aufgeregte Schaar, die blitzenden Augen, die von Eifer und Schadenfreude verzerrten Züge der Frauen und der Männer. Der Förster, kenntlich an seiner Uniform, hielt einen Menschen fest gepackt, der sich sträubte und schäumte vor Wuth.

„I, seh'n Se 'mal, — des is ja unser lieber Baron!" rief plötzlich die Stimme der Frau Ehemann, als der matte Lichtschein auf das Gesicht und die etwas derangirte Toilette des Neffen des Grafen Henkel fiel.

„Ja, der Baron! Pfui, der Baron!" erscholl es im Chor, und mich dünkte, eine große Enttäuschung sprach sich dabei in den Mienen der Meisten aus, als hätten sie ganz Jemand anders erwartet.

„Aber wer ist denn das hier — dieses Pflänzchen?"

Du lieber Gott! . . . man stieß ein Frauenzimmer in den Vordergrund, welche sich das Gesicht mit ihrem Tuche verhüllte vor Scham und Angst. — Armes blondes Trudchen mit den Veilchenaugen! dachte ich.

„Na, — man keine Ziererei, Mamsell, — herunter mit die Maske!" rief jenes rohe Weib mit brutaler Stimme.

„Ja, herunter mit der Larve!" riefen die Anderen ihr nach.

Der Doktor selbst war es, welcher Hand an sie legte. — Er riß die Hülle fort, welche das Gesicht bedeckte, aber wie prallte er zurück und wie verzerrten sich seine Züge vor Schreck und Wuth, als er in das Antlitz seines eigenen Kindes starrte.

„Die Trude!" erscholl es gedehnt und wie aus einem Munde, „die Trude!"

O — es war eine Szene zum Malen, wenngleich mir das Herz dabei stille stand.

Und das nannte der Assessor eine Ratte fangen? . . . harmlosen Blödsinn? — Was nun? . . . Du lieber Gott!

Der General stieß mich an — ihm ging es ebenso wie mir.

Was nun?

Aber die Szene veränderte sich abermals urplötzlich. — O, diese Töchter Eva's. — Während der Baron mit zerzaustem Haar und in tödtlicher Verlegenheit rathlos dastand und nur zu stammeln vermochte: „Aber, erlauben Sie, ich verbitte mir das! — Was wollen Sie von mir?" hatte das blonde, sanfte Geschöpf mit den Taubenaugen sich schon ihr Plänchen zurecht gelegt und begann sogleich ihre kleine Rolle zu spielen.

„Aber Papa, — wie siehst Du mich denn nur an?" rief sie schmollend und brach dann in ein so natürliches und fröhliches Lachen aus, daß man es wirklich für Ernst hätte nehmen können. „Wir wollten uns ja nur einen Spaß mit euch machen und nun habt ihr uns den verdorben! — Pfui, schämt euch!"

Hätte nur der Baron nicht mit einer solchen Armensündermiene daneben gestanden und gar so pitoyabel dreingeschaut, die Komödie wäre wirklich ganz glaubwürdig gewesen, so aber sah man nur erstaunte, schadenfrohe und bedenkliche Gesichter und Kopfschütteln überall, — auf das war natürlich Niemand gefaßt gewesen.

Es trat ein Moment peinlicher Stille ein, welche nur durch ein neues: „Aber, so erlauben Sie doch!" des Barons unterbrochen wurde.

Der Doktor schnitt ein geradezu unbeschreibliches Gesicht . . . er war einen Augenblick lang buchstäblich wie zu Boden geschmettert, so groß und peinlich war diese Ueberraschung für ihn gewesen, aber Leute seiner Art verlieren niemals ganz den Boden unter ihren Füßen.

„Ah! — in der That, ich muß Dich tadeln, mein Kind," begann er mit überschnappender Stimme zuerst, und indem er sich bemühte, seine Maske ebenfalls wieder vorzunehmen, einen gutmüthig-strafenden Ausdruck zu erkünsteln. „Warum hattest Du solche Heimlichkeiten vor mir? . . . O, meine liebwerthesten Herrschaften, Sie stehen erstaunt da — — Sie, wir Alle hatten etwas ganz Anderes hier erwartet." (Der kleine Schuft holte mit jedem Worte mehr Athem, seine Stimme gewann an Festigkeit und seine Augen blickten zuversichtlicher.) „Sie sehen mich an und meine Tochter . . . Sie fragen sich, was geht hier vor?"

„Na — das sieht ein Blinder," rief Frau Ehemann mit großer Energie und lachte laut und höhnisch auf. — Dieses Lachen fand ein mehrfaches Echo.

„Ganz recht, meine liebwerthe Frau," versetzte der Doktor, ohne sich einschüchtern zu lassen, ja, in dieses Lachen sogar mit einstimmend. „O, ganz recht, — Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen, Sie sind eine kluge, welterfahrene Frau. — Wie schade nur, daß, wenn wir alt werden, wir es vergessen, wie wir thaten, als wir selbst noch jung waren! — Sehen Sie, — eine Ueberraschung, sagte mein theures Kind soeben, und eine Ueberraschung ist es in der That. Und doch ist alles dieß so einfach und sah ich es nur nicht gleich, weil ich eben blind war, und erst jetzt, wo ich in meines Kindes verschämtes und doch von stiller Freude verklärtes Gesicht blicke, fallen mir die Schuppen von den blöden Augen.

„Wozu die Heimlichkeiten ferner noch? — Ich ahnte es ja längst und sah es mit stiller, herzinniger Freude . . . So legt denn eure Hände in einander, liebe Kinder, und sagt es ihnen Allen hier, daß ihr euch lieb habt schon seit Langem, daß eure Herzen sich fanden und daß ihr ein glückliches Paar werden wollt. — So liebt euch denn nicht ferner mehr allein und im Geheimen, sondern laut und öffentlich, als ein glückliches, verlobtes Paar."

Der General stieß mich abermals in die Seite, er hustete und schnitt ein ganz unbeschreibliches Gesicht, während Karl mir nur einen einzigen vielsagenden Blick zuwarf und dann die Faust ballte.

„Na, — das nimm mir Keiner übel! J, dieses ist ja ein ganzer Hauptschurke!" rief Excellenz in der ersten Ueberraschung. „Ich glaube gar, Der fängt sich hier bei der Gelegenheit noch einen Schwiegersohn!"

„Ich bitte Sie, sehen Sie sich doch nur diesen sogenannten Baron einmal an," wandte er sich auf's Neue zu uns Beiden, die wir buchstäblich starr vor Erstaunen und Indignation dastanden.

In der That, unser Eichdorffer Petit-maître und Don Juan — so viel man bei dem schwachen Lichte einer einzigen Laterne erkennen konnte, — machte ein ganz verzweifeltes Gesicht. Er fiel aus einer unangenehmen Ueberraschung in die andere, — man zeigte ihm den Ausweg, durch welchen er entschlüpfen konnte, aber ich glaube wahrhaftig, er hätte alles Andere lieber ertragen, als eine Rettung um solchen Preis. — Sein Benehmen, — sein Schwanken und der Ausdruck seiner Mienen waren nebenbei im höchsten Maße kompromittirend für die beiden anderen Mitwirkenden. Als der gewandte alte Intrigant dem jungen Paare mit dem Pathos eines schlechten Komödienvaters den Segen ertheilte, ihre Hände in einanderlegte, glich der Baron auf ein Haar einem Lamm, welches zur Schlachtbank geführt wird. — Es war ganz offenbar, daß dieselbe Bemerkung auch im Publikum gemacht wurde, denn die Gesichter der Umstehenden zeigten ein Gemisch von Staunen und Schadenfreude.

Jetzt erst, — leider um eine oder zwei Minuten zu spät, bekam auch der Baron seine Geistesgegenwart zurück. — Eine Art von Grinsen, — ein erzwungenes Lächeln, welches den Ausdruck seines hohen Glückes darstellen sollte, verzerrte seine Züge und mit irgend einem Ausrufe, der bis hieher nicht deutlich zu verstehen war, sanken die beiden Glücklichen sich in die Arme, sich in Gegenwart Aller den ersten bräutlichen Kuß gebend.

„Seid glücklich!" schluchzte der Vater ganz gerührt und eine andere Stimme rief etwas roh hinterher: „Musik! — Tusch! — Das Brautpaar soll leben, vivat hoch!"

Die Uebrigen stimmten mit ein unter Lachen und Kopfschütteln.

Der Baron fuhr sich durch die zerrüttete Frisur, zog seinen Rock zurecht und gab sich ein möglichst bräutigammäßiges Ansehen, während das blonde Trudchen zärtlich an seinem Arm hing.

„Wie konntest Du das über's Herz bringen?" frug ich Karl leise und sah ihn vorwurfsvoll an.

Mit finster zusammengezogenen Brauen und übergeschlagenen Armen stand der Assessor da und erwiederte eine Weile lang kein Wort. Dann schüttelte er die Faust und murmelte:

„Wart', Schurke . . . heute bist Du mit einem blauen Auge davongekommen, aber nur Geduld, — das nächste Mal fasse ich Dich sicher!"

„Aber, Karl!" bat ich, ganz entsetzt über diese Worte.

„Laß mich, — Du bist eine weiße Salbe, Du kennst diese Art von Menschen nicht!" erwiederte er schroff und wandte sich ärgerlich ab.

„Ihr Freund scheint nur halb zufrieden zu sein mit seinem Tagewerke. — Der alte Fuchs ist ihm dießmal entwischt," sprach der General ihm nachsehend und lachte herzlich. „Allerdings nicht ohne gehörig Haare zu lassen. Da, — hören Sie nur den Lärm. — Ich glaube, das bacchantische Fest beginnt auf's Neue, es ist daher am besten, wir machen, daß wir fortkommen. — Dieser Abend wird Vielen im Gedächtnisse bleiben. Gute Nacht, mein Herr Stadtrichter."

Wir trennten uns, ich ging zu Bette, aber es dauerte sehr lange, ehe ich einschlafen konnte; der Lärm dort unten, die Musik und das Pokuliren dauerten bis nach Mitternacht. Später waren es die leidigen Gedanken, welche mich wach erhielten. Was sollte ich von dem Benehmen des Assessors denken? — Und was hatte er den Leuten nur gesagt, wen hatte man eigentlich zu fangen erwartet? — Er selbst verweigerte jede Auskunft darüber. — Er war sehr zornig und hatte sich eingeriegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Beste im Hause.

Von

Leopold Stein.

Habt ihr von den Weibern Weinsbergs gelesen?
Ei, Freunde, ist Alles schon dagewesen!
Wie ihr aus diesem Geschichtchen erseht,
Das im Talmud geschrieben steht.

*

In Sidon lebte ein frommes Paar,
Das grade zehn Jahre verheirathet war;
Sie liebten sich treu, sie liebten sich herzlich,
Doch e i n Gedanke blieb Beiden stets schmerzlich,
Darob sie gebetet so oft und geklagt,
Daß ihnen der Himmel Kinder versagt,
Und schmerzt es besonders den Mann, daß kein Erbe
Den Namen ihm rette, wann einst er sterbe.
Und so, nach der Sitte damaliger Zeiten,
Entschlossen sie sich, von einander zu scheiden,
Und gingen zum Rabbi Ben-Jochai,
Ankündigend ihre Trennung frei.

Doch der edle Rabbi bot schwer nur die Hand,
Zu lösen solch' treues Herzensband,
Und sprach: „Erst feiert den Abschiedsschmaus;
Ich komme heut Abend in euer Haus,
Und wie fröhlich wir waren, als ihr euch verbunden,
So scheidet nun auch nach frohen Stunden,
Damit es die ganze Stadt erkenne,
Daß Feindschaft und Zwietracht euch nicht trenne;
Dann kehre die Gattin zum Vaterhaus,
Und wir stellen gesetzlich den Scheidebrief aus."

Und wie er gesprochen, also geschah's.
Sie luden Gesellschaft, man trank und aß,
Ward munter — da sprach zum Weibe der Mann:
„O Frau, die ich nur loben kann,
Laß Dir von mir aus allen Dingen
Das Beste zu Deinem Vater bringen,
Ein Zeugniß, daß Du in untadlicher Weise
Gewaltet in unserem häuslichen Kreise."

Sie danket, kredenzet ihm Glas um Glas,
Und er, dem Verdruß um die Seele saß,
Trank — bis der Schmerz im Weine ertrinkt
Und der Trinker in tiefen Schlaf versinkt.
Da befiehlt die Herrin, daß, wie er da lag,
Man ihn zu ihrem Vater trag';
Dort ward er entkleidet, zu Bette gebracht,
Und als er des Morgens aufgewacht,
Reibt er sich die Augen und rufet aus:
„Wo bin ich? Warum nicht in meinem Haus?"
Er fragt es und sinnet, es macht ihm fast Sorgen,
Da kommt sein Weib, und: „Guten Morgen!"
Ruft sie und bricht in Lachen aus;
„Wie schliefst Du in meines Vaters Haus?" —
„Bei Deinem Vater? Wer hat das gewagt?" —
„Mein lieber Herr! Du hast ja gesagt:
‚Laß Dir von mir aus allen Dingen
Das Beste zu Deinem Vater bringen' —
Und Du bist mein Bestes — Dein Wille geschah!" —

Wie freute der wackere Mann sich da
Und rief: „D u bist das Beste im Haus;
Komm' mit mir und ziehe nicht wieder aus!"
Wie fröhlich zogen zur Heimat die Beiden,
Und nimmer war die Rede vom Scheiden.
Und als den Gebeten der frommen Gatten
Sich jene des Rabbi verbunden hatten,
Da ließ sich der gnädige Himmel erflehen;
Bald sah man im Hause die Wiege stehen,
Draus schaute ein frischer Knabe heraus,
Und die Eltern riefen in Wonne aus:
„Das Schönste ist doch auf der schönen Welt,
Wenn sich zu den Zweien das Dritte gesellt!"

Der Vogelmarkt auf dem Andresplatz in Madrid.

(Bild S. 524.)

Der Platz San Andres liegt in dem sogenannten alten Madrid, das heißt in jenem Stadttheil, der noch am wenigsten berührt ist von den Alles gleich machenden Reformen der neuesten Zeit. Hier herrscht noch echt spanisches Leben in echt spanischer Umgebung. Der Platz ist klein und von finsteren, hohen, grauen Häusern umgeben, und enthält eine Reihe eigenthümlicher, alter, vermorschter Buden, in welchen alle Arten Vögel zum Verkaufe ausgestellt sind, von den nahrhaften Enten, Gänsen und Hühnern, den feinschmeckenden Tauben bis zum prachtgefiederten Papagei und dem steifen Kakadu. Dazwischen pfeift und schmettert es in allen Tonarten von Vögeln, welche aus den kühlen Landestheilen, wo in abgelegenen hohen Schluchten noch Wälder sich finden, zum Markte hergebracht sind. Kanarienvögel, Drosseln, Amseln, Dompfaffen stellen die meisten Vertreter; auch Kaninchen sind hier zu haben, und es ist ein ganz eigenartiges Publikum, das diesen Markt besucht. Man findet hier hauptsächlich Musiker, Maler, Kunsthandwerker und kleine Rentiers, also fast nur Leute, die nicht zu den Reichen und Vornehmen zählen, diese kaufen bei den modischen Vogelhändlern in den neuen, feineren Stadttheilen. So bietet dieser Vogelmarkt auf der Plaza San Andres ein originelles Bild echt Madrider Stadtlebens dar.

Crescenz.

Erzählung
von
Friedrich Lampert.

(Nachdruck verboten).

I.

Die Fenster des fürstbischöflichen Schlosses Mirabel in Salzburg strahlten hellerleuchtet in die Herbstnacht hinaus. Das Fest war in vollem Gang. In den fürstlich geschmückten Sälen bewegte sich eine glänzende Gesellschaft. Der bischöfliche Herr des Landes feierte seinen Namenstag. Die vornehmsten geistlichen und weltlichen Kreise der Hauptstadt hatten die Gäste gestellt. Der Fürstbischof selbst, eine gewinnende, stattliche Persönlichkeit, machte mit zuvorkommendster Höflichkeit den Wirth. Ueberall blieb er bei seinem Rundgang durch die Festräume stehen und hatte für Jeden ein freundliches Wort. Von einigen der Gäste gefolgt, stieg er jetzt die breiten, mit Teppichen belegten Treppen des Schlosses hinab und begab sich in den Garten. Auch dieser nahm am Festschmuck Theil. In den breiten Baumgängen brannten farbige Lampen, hinter den verschnörkelten Hecken und den noch das frischeste grüne Gewand tragenden Büschen standen Pyramiden von bunten Laternen, und den Sternen des tiefblauen Himmels selbst schien es schwer zu fallen, den Lichtglanz hier unten zu überbieten. Hin und wieder leuchtete ein Transparent, in Bild und Umschrift die Bedeutung des Tages feiernd. Die Springbrunnen rauschten; zwischen den buntfarbigen Lichtern schimmerten die weißen Marmorbilder der den Garten schmückenden Statuen — man konnte sich in eine italienische Nacht versetzt glauben. Trotz der schon vorgerückten Jahreszeit war diese mild und warm. Und doch war's kühler und frischer als oben in den überfüllten Sälen. Darum hatten es viele der Gäste vorgezogen, hier unten sich zu bewegen, zwischen den noch mit den schönsten und duftendsten Blüten besetzten Blumenbeeten und den hohen Alleen sich zu ergehen oder auf den überall angebrachten Ruhesitzen das vor ihnen sich bewegende vielgestaltige Schauspiel mit anzusehen. Draußen aber, an den Gittern des Parkes, drängte sich das Volk, sich abmühend, hie und da einen Blick von all' der Pracht und dem Glanz zu erhaschen oder sich wenigstens an den Klängen der weit über die Stadt hin erschallenden Musik zu ergötzen.

An einer etwas zurückgelegeneren Stelle des Gartens saß und stand eine kleine Gruppe von Gästen zusammen. Sie konnte von ihrem erhöhten Standpunkte aus gut den ganzen Festplatz übersehen, ohne sich selbst durch allzu neugieriges Beobachtetwerden beengt zu fühlen. Eben leuchteten ein paar Raketen auf. Zischend fuhren sie in die Höhe und die leuchtende Kugel stieg weit hinauf in den klaren Himmel, als wollte sie über die majestätisch in diesen hineinragende Marmorkuppel des Domes hinwegfliegen.

„Was finden Sie denn an dieser Rakete so interessant, schöne Signora?" fragte ein Kavalier, der die reiche und kleidsame Uniform eines Husarenlieutenants trug, eine Dame, die neben ihm an der Marmorbalustrade der Terrasse, auf welcher sie sich befanden, stand und träumerisch mit den großen schwarzen Augen dem emporschießenden Feuerstrahl nachsah, „sie verpufft eben auch wie alle anderen!"

Die Angeredete schien die Frage überhört zu haben, und doch sprach sie halblaut ernst, fast in bitterem Tone vor sich hin: „Ja, wie alle anderen!"

Die Kugel war zerstoben, nur noch ein paar glänzende Funken irrten an der Stelle des Himmels, der sie zugeflogen waren, umher; dann traten schon wieder andere an ihre Stelle, es zischte und prasselte an allen Ecken des Gartens und draußen jubelte das Volk ob des seltsamen Schauspiels.

„Sie sind in der That heut schrecklich ernst, ja, ich fürchte, melancholisch gestimmt, gnädige Frau," fing der Frager von vorhin wieder an und beugte sich zu der Angeredeten nieder, die, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, sich über die



Polnische Juden, zum Markt fahrend. (S. 523.)

Brüstung hinauslehnte, als wolle sie fortfahren, wie vorhin, dem Fluge der Leuchtgeschosse mit ihren Gedanken zu folgen und darüber Alles, was sie umgab, zu vergessen.

„Und wenn ich's wäre," antwortete sie leichthin, „so sähe ich darin kein Unrecht; muß denn Freude immer Freude wecken, kann sie denn nicht auch einmal an eine andere, ernstere Saite unseres Herzens anklingen?"

Der junge Mann war in Verlegenheit, was er erwiedern sollte; er war wirklich nicht einer von Denen, der sich mit dem Ernst des Lebens viel abgab; ihm war's nur darum zu thun gewesen, mit der schönen Frau so ein oberflächliches Gespräch anzuknüpfen, aber am allerwenigsten auf den ernsten Ton einzugehen, den sie zwar nicht oft anschlug, mit dem sie aber doch manchmal — wie die Leute sagten — zu kokettiren liebte. Mit einigem Vergnügen sah er darum eben den Bischof die Terrasse herabkommen, was dem Gespräch eine andere Wendung geben mußte.

Die Gruppe erhob sich und verbeugte sich vor dem Herantretenden.

„Eminenz," rief der junge Offizier, „Sie sind ein Zauberer! Alles steht Ihnen zu Gebote, auch die Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht'."

Der Bischof lächelte.

„Und Sie, Signora Emilia, sind Sie auch dieser Meinung wie unser schwärmerischer Graf?" fragte er jene Dame, die sich ebenfalls aufgerichtet hatte und den fürstlichen Wirth mit einer tiefen, aber vornehmen, selbstbewußten Verneigung grüßte. „Sie, die Sie so viele Länder bereist, so vieler Städte Herrlichkeit gesehen, Sie werden doch in der That nicht glauben, daß Salzburgs armer Gebieter mit dem, was Sie in Venedig oder Paris bewundert haben, gleiches Maß halten kann?"

„Eminenz," erwiederte die Angeredete, „wohl habe ich Manches gesehen, das sich der Erinnerung tief und nachhaltig eingeprägt, ich weiß wohl von der Pracht der Feste am Hofe des allerchristlichsten Königs zu erzählen; ich war oft dabei, wenn die rauschende Lust des Karnevals die Kanäle und die Piazza di San Marco meiner Heimatstadt Venedig durchbrauste — allein Salzburgs Anmuth und Herrlichkeit kann es mit Allem aufnehmen, und wenn gar erst solch' fürstlicher Geschmack und solche Feinheit der Anordnung der natürlichen Schöne noch den Glanz festlichen Gepräges leiht, wie Euer Gnaden Fest heut bezeugt, dann mögen solche Stunden die schönsten der Erinnerung in den Schatten stellen."

„Signora, der Mann der Kirche darf keine Schmeicheleien sich sagen lassen," entgegnete der Bischof, aber seinem erheiterten Gesichte merkte man es nicht an, daß ihn die Rede der schönen Sprecherin verletzt hätte. „Was Sie für mich sagen, gnädige Frau," fuhr er fort, „das lehne ich darum ab, aber was da draußen über Berg und Thal in verschwenderischer Fülle die Natur ausgegossen hat, das erkenne ich mit Ihnen dankbar als einzigartig und unvergleichlich an, denn da kann ich nichts hinweg und hinzu thun — das hat ein anderer, besserer Meister so gemacht und geordnet."

„Um so trauriger und schmerzlicher ist es darum, bischöfliche Gnaden," nahm ein junger Mann das Wort, der in der Nähe der oben erwähnten Personen gestanden, sich aber bis jetzt wenig an der Unterhaltung betheiligt hatte, „daß in einer solchen, von Gott so sichtlich gesegneten, mit allen seinen Wundern ausgestatteten Landschaft noch immer das gefährlichste Gift, das erdacht werden kann, sich zeigt und überall hinschleicht, um die Seelen zu verderben — das der lutherischen Ketzerei, welches Euer Eminenz Vorfahrer, der erleuchtete Erzbischof Firmian, so glücklich auszuroden angefangen hat und das aber noch nicht völlig ausgethan ist."

Der bisher so heitere Blick des Bischofs verdüsterte sich. Er sah den Sprecher scharf an. Dieser trug das schwarze Ordenskleid der Väter vom Orden Jesu; aus dem bleichen, schmalen Gesichte schauten ein paar dunkle Augen, in denen ein unheimliches, düsteres Feuer glühte, das Feuer des Fanatismus, der sich und seinen Zielen die Welt unterzuordnen trachtet.

„Soll das vielleicht heißen, Pater Joseph," fragte der



Jüdin aus Tanger.
Gemälde von J. F. Portaels. (S. 523.)

Bischof, „ich nehme es weniger ernst mit dem heiligen Glauben unserer Kirche und der Fürsorge für seine Reinerhaltung, als mein Vorgänger auf St. Rupert's Stuhle? Mir liegt auch daran, daß die wahre, alleinseligmachende Erkenntniß überall verbreitet werde und die traurigen Reste ketzerischer Verirrung, welche sich, wie ich wohl weiß, die Salzach auf und ab noch finden, vollends schwinden und ausgethan werden. Aber mit den Mitteln, die Sie und so mancher junge Feuerkopf mit Ihnen angewendet wissen wollen, bin ich nicht einverstanden. Frommer Uebereifer hat genug Unheil über das Land gebracht; dieß ist entvölkert worden, Hunderte von fleißigen Arbeitern sind fortgezogen, wir können nicht leugnen, wir haben heute noch nicht die Wunden geheilt, die die Ausweisung der Exulanten der allgemeinen Wohlfahrt geschlagen hat. Falsche Lehre, irrige Ueberzeugungen, Pater, treibt man nicht mit Bann und Acht, mit Vertreibung von Haus und Hof aus; was den Geist beherrscht, muß auch geistlich gerichtet und behandelt sein."

Der Jesuit schüttelte, wie ungläubig, den Kopf.

„Verzeihung, Eminenz," erwiederte er, „ich meine, die Ketzerei ist eine Wunde, die nur mit glühendem Eisen ausgebrannt werden kann; sonst frißt sie immer weiter und der ganze Körper wird siech und elend. War's nicht still geworden mit all' den falschen Predigten, mit den aufrührerischen Liedern, die man dort in den Bergen, in der Gastein, der Lend und bis hinunter zur Hauptstadt hörte, als Firmian, wie es einem rechten, von Gott eingesetzten Bischof zukam, dreinfuhr? Und jetzt singen sie schon überall wieder aus den verbotenen Büchern und in jeglichem Dorfe oder in den einsamen Alphütten kann man so einen alten Bergmann oder Knappen am Sonntag hinter der Bibel, die doch keinem Laien zu lesen gestattet ist, sitzen sehen, anstatt daß sie mit Weib und Kind zur heiligen Messe gehen!"

„Ei, Herr Pater," warf die vorhin genannte Dame drein, „wenn ich Seine Eminenz wäre, ich würde doch gleich heute noch Befehl ergehen lassen, so eine kleine Ketzerstreife, wenigstens vorerst bis nach Hallein hinauf, zu veranstalten und Sie zum Generalinquisitor zu ernennen, damit wir doch auch einmal das Vergnügen eines Autodafé haben könnten. Als ich in Madrid war, hörte ich von alten Leuten, die es wieder von ihren Eltern, die noch Augenzeugen von solchen erbaulichen Dingen gewesen waren, hatten, davon erzählen; dort hat man sie leider schon lange abgeschafft; es wäre wirklich hübsch, wenn wir in Salzburg einmal wieder damit den Anfang machten. Stellen Sie sich das nur lebhaft vor; ja wahrlich, Ihre Augen leuchten, als sähen sie schon den Holzstoß flammen — stellen Sie sich den da drüben auf dem Domplatz aufgerichtet vor, rings herum die wehenden Kirchenfahnen, die rechtgläubige Menge betend auf den Knieen, und Sie, ehrwürdiger Herr, nun einen nach dem andern der armen ketzerischen Bergmännlein, hoffentlich auch ein paar schwache Frauen und unmündige Kinder, heranschleppend, damit die gütige Flamme ihnen den Teufelsglauben ausbrenne — und Alles in majorem Dei gloriam!"

„Ich würde Ihnen rathen, Signora," antwortete Pater Joseph, ohne sich eine Verstimmung merken zu lassen, „etwas weniger scherzhaft von solchen Dingen zu reden; es ist immer gefährlich, mit dem Feuer zu spielen; wenn wir auch keine Autodafés haben, so sind doch — das wird mir Eminenz selbst zugestehen — die Glaubensgerichte noch nicht aufgehoben, und mit denen könnten auch hochgestellte Damen wegen Begünstigung ketzerischen Thuns und Treibens in vielleicht nicht ganz angenehme Berührung kommen."

„Sie drohen," lachte Signora Emilia, „caro mio, Sie meinen vielleicht, daß ich eine solche Patronin der Lutherischen bin? Ich, die gehorsame Tochter der heiligen Kirche? — Glauben Eminenz auch an solche Verdächtigung?" wandte sie sich lächelnd an den Bischof.

Aber der erhitzte Pater ließ seinen Oberhirten gar nicht zu Worte kommen.

„Sie wissen vielleicht nicht, Signora," fragte er lauernd, „wie es um die Glaubensreinheit der jungen Nähterin bestellt ist, die droben bei Aigen in dem schönen, einsamen Häuschen wohnt, das Signora so gern und häufig besuchen? Ich weiß wohl — Signora haben mir es ja selbst schon gesagt — daß Sie an des Mädchens schöner Stimme, die Sie ja für eine Nachtigallen- oder Lerchenstimme, glaub' ich, erklärt haben, besonderes Wohlgefallen finden und deßhalb dasselbe Ihrer gütigen Beobachtung und Protektion würdigen; aber sind es bloß die Hymnen unserer heiligen Kirche zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau und der Heiligen, die Sie dort singen hören? So viel ich weiß, sind in jenem Haus gar manche der Bücher zu finden, die längst alle verbrannt sein sollten, und Manchen ist es schon ein Aergerniß gewesen, die an jenem vorübergegangen, wenn sie daraus den Singsang ertönen hörten, der jedem gläubigen Gemüth ein Greuel sein muß!"

„Immer besser, Herr Pater!" brauste nun die Dame auf.

„Wie schön sie aussieht, wie ihr schwarzes Auge blitzt!" raunte leis der vorhin erwähnte Offizier seinem Nachbarn, einem in die Uniform eines höhern Hofbediensteten gekleideten, gleichfalls jungen Manne, zu, „wenn sie nur dem Schwarzrock, der sich mit seinen Hetzereien nicht einmal vor seinem Bischof genirt, tüchtig hinausgibt!"

Und er hatte Recht. Signora Emilia sah jetzt in der Aufwallung gerechten Zorns, die sich auf ihrem Antlitz spiegelte, wirklich schön aus. Sie stand nun aufgerichtet da, eine hohe, stattliche Gestalt. Das tiefschwarze Haar verrieth die Italienerin; die Züge des mehr schmalen als vollen Gesichts hatten im Grunde etwas Hartes, Scharfes, aber jetzt war das zurückgetreten: in dem Augenblick, bei den sie reizenden Worten des Jesuiten, schienen bloß edle Regungen in ihr sich geltend zu machen und so auch in ihren Mienen Ausdruck zu finden. Aber jene scharfen Züge mochten auch auf entgegengesetzte Stimmungen schließen lassen, die sich unter Umständen der Frau bemächtigen konnten. Signora Emilia war älter, als sie aussah, ihr Gesicht eines jener, auf denen die Flucht der Zeit weniger lebhafte Spuren zurückläßt, als auf anderen, trotzdem daß diese vielleicht einem weniger aufregenden und leidenschaftlichen Leben in's Auge geschaut haben, als jene es gethan.

„Immer besser, Herr Pater, Sie eignen sich wirklich trefflich zum Inquisitor, wie ich vorhin gemeint. Wie oft verfolgen mich denn Ihre Spione, wenn ich zur Crescenz gehe? Ich meine doch, das könnte Jedem erklärlich und unbedenklich sein, wenn eine Frau, die den schönsten Theil ihres Lebens der Kunst gewidmet hat und die ein trauriges Geschick genöthigt, den Beruf, der ihr allein volles Genüge schaffte, aufzugeben, sich daran erfreut, daß anderen begnadigten Menschenkindern noch die göttliche Gabe des Gesanges verliehen ist, die mir entzogen worden."

Der Pater schwieg.

„Das Gespräch nimmt eine Wendung," mischte sich nun der Bischof darein, „die nicht zu meinem Feste passen will! Sie werden aufgeregt, Signora, und Sie, Pater Joseph, haben dazu in einer Weise Anlaß gegeben, die ich nicht billigen kann. Es ist hier nicht der Ort, mich in Erörterungen einzulassen, wie es mit den Maßregeln gegen die Ketzerei in meinem Lande gehalten werden soll, noch weniger hab' ich mich Ihnen gegenüber zu verantworten, ob ich meinen Regentenpflichten nachgekommen bin oder nicht. Kommen Sie, Signora, es wird doch kühl hier unten, begleiten Sie uns in den Saal zurück und erzählen Sie mir, was es mit dem Mädchen für eine Bewandtniß hat, das Pater Joseph durchaus zur Ketzerin stempeln will und um dessen willen Sie mir wirklich auch etwas verdächtig zu werden anfangen."

Damit reichte er verbindlich der Italienerin den Arm und schritt, von den Anderen, die Zeugen der Unterredung gewesen waren, gefolgt, die Terrasse hinab und zum Schlosse hinauf.

Der Jesuit blieb allein. Mit einem höhnischen Lächeln schaute er den Weggegangenen nach.

„Schwachkopf von einem Bischof," murmelte er, „mit schönen Frauen und fahrenden Sängerinnen Gelage zu feiern, ist freilich angenehmer, als im Lande umher zu reisen und die Augen offen zu halten, wo das Unkraut wuchert, um dann mit scharfem Messer es auszujäten. Gut, weiß ich doch, was ich heut Abend zu verzeichnen und meinem Berichte an den Provinzial einzuverleiben habe."

Dann verlor auch er sich unter den den Garten noch immer durchwogenden Gästen.

Noch hatte das Fest seinen ungestörten Fortgang. Noch sah man an den hohen Fenstern die festlich geschmückten Gestalten sich vorüberdrängen, die Paare wirbelten im Tanze; die Gläser erklangen und Niemand schien zu merken, daß über die Berge schon das Morgenroth heraufzog und der neue Tag nicht fern war.

An einem kleinen Pfeilertisch in einem der Mittelsäle, von den herabfallenden schweren Gardinen des Fensters halb verdeckt und so in der glücklichen Lage, wenig beobachtet dem feurigen Ungarwein ungestört zusprechen zu können, saßen die beiden jungen Männer, die wir vorhin im Garten gesehen.

„Beim heiligen Stephan," sprach der Husar, „war doch schön, wie die Emilia den Schwarzrock ablaufen ließ; halt' auch was auf Rechtgläubigkeit, hol' auch meinen Osterzettel jedes Jahr; allein wenn es Dem nachginge, so trieben sie alle Menschen zum Lande hinaus, die nicht das Kreuz nach ihrer Art schlagen oder wenigstens nicht nach ihrer Pfeife tanzen."

„Haben Recht," antwortete der Andere, „aber haben der Herr Baron eigentlich verstanden, wo der Pater mit der Nähterin hinaus wollte, die wie eine Nachtigall singen und doch lutherisch sein soll? Was die Signora mit Der vorhat? Die sieht mir nicht darnach aus, als ob sie bloß um der Liebe zum Gesang willen das arme Mädchen protegirte."

„Warum nicht? Sie haben es ja vorhin selbst gehört, daß sie edelmüthig genug ist, an Anderen anzuerkennen, was sie selbst nicht mehr besitzt."

„Spott, Herr Baron, Spott! Nicht schön von Ihnen! — Der Italienerin fällt schwer genug, daß sie nicht mehr Primadonna sein und sich von den Theaternarren in Mailand oder Venedig Abend für Abend bejubeln lassen kann. Hab' immer gehört, wer einmal dieß Leben geschmeckt hat, dem mundet kein anderes mehr. Wenn sie hier auch noch so sehr die große Dame spielen kann und dazu Gold von der alten bessern Zeit, wo die Nobili bei ihr ihre Liri und Scudi nicht sparten, genug übrig hat, es fehlt ihr doch etwas. Das habe ich vorhin an dem finstern Blick gesehen, mit dem sie in das Feuerwerk im Garten schaute. Umsonst, sag' ich noch einmal, geht sie der Crescenz, oder wie das Mädchen heißt, nicht nach."

Der junge Mann konnte Recht haben. Als er später sich überzeugen wollte, ob Signora Emilia noch in der Gesellschaft sei, fand er sie nicht mehr. Ohne Aufsehen zu machen, hatte sie nach ihrer Sänfte verlangt und sich nach Hause begeben. Das Gespräch mit dem Pater hatte ihr die Lust am längeren Bleiben benommen. Das Glockenspiel auf dem Residenzschloß verkündete gerade erst die Mitternachtsstunde, als sie ihre Gemächer betrat. Es waren derer nicht viele, aber mit Geschmack und Luxus ausgestattet. In dem Hauptzimmer stand an der Wand ein Spinet, darüber hing ein fast lebensgroßes Bild, ein Oelgemälde, eine junge Dame von großer Schönheit vorstellend. Es war das Porträt der jetzt Eintretenden, allerdings vor Jahren gemalt, aber doch sah Emilia noch dem Bilde ihrer Jugend gleich. Nur der scharfe Zug, von dem wir vorhin sprachen, fehlte hier. Die Reinheit dieses Antlitzes schien nie getrübt gewesen zu sein. Was hatte die Aenderung hervorgebracht, die jetzt schon wieder sich zeigte? Denn finsterer und düsterer noch, als sie sich vorhin über die Marmorbalustrade im Mirabelgarten gebeugt hatte, blickte jetzt Emilia wieder zum offenen Fenster hinaus und wieder zum sternbesäten Himmel hinauf.

„Wie alle Anderen," sprach sie halblaut wieder vor sich hin — sie dachte an die Rakete von vorhin, an den lichten Feuerstrahl, der aufwärts gestiegen, an die glänzende Kugel, die auf einen Augenblick den Himmel erhellt, und an das Nichts, in das sie dann so schnell zerstoben.

So kam ihr ihr eigenes Leben vor. Sie war Sängerin gewesen, eine Künstlerin von hoher Begabung, mit einer selten schönen Stimme beglückt. Auf den größten Theatern Italiens hatte sie ihre Triumphe gefeiert. Das glänzende, berauschende Leben der Bühne war ihre Welt gewesen, eine Welt, die je zu verlassen sie niemals ernstlich gedacht. Und doch kam es so. Eine schwere Krankheit brachte sie dem Tode nahe. Das Leben ward gerettet, allein ihre Stimme war verloren. Die Königin der Scala und della Fenice war entthront. Dort zu bleiben, wo sie die Zeit ihres Ruhmes und Glanzes erlebt hatte, dort herabzusteigen von der Höhe, auf der sie sich so stolz und sicher gefühlt, war ihr unmöglich.

Sie reiste; sie kam nach Salzburg. Hier in der schönen, auch so kunstsinnigen Stadt glaubte sie eher das erschütterte Gleichgewicht ihres Lebens wieder finden zu können. Mit den Jahren schien es ihr auch zu gelingen. Ihre immer noch fesselnde, wenn auch durch die Krankheit geminderte Schönheit, ihr reiches Wissen, die gefälligen Formen ihres Umgangs machten sie bald zu einer der beliebtesten und gefeiertsten Persönlichkeiten der bischöflichen Residenz.

Aber doch konnte sie die tiefe Verstimmung ihres Innern nicht ganz bannen. Ihr jetziges Leben genügte ihr doch nicht. Es erschien ihr zu eng begrenzt, bei all' seinem Wechsel zu einförmig; es war eben nicht das unaufhörlich wandelnde, schillernde, blendende des Theaters. Aber konnte sie zu diesem zurückkehren? je wieder in seinen gefährlichen und doch so verführerischen Zauberkreis eintreten?

Da schien sich ihr auf einmal ein Ausweg zu öffnen. Auf einem ihrer häufigen Gänge durch das reizende Salzachthal war sie in die Nähe jenes Hauses gekommen, von dem der Pater gesprochen, hatte sie Crescenz singen hören. Sie suchte des Mädchens nähere Bekanntschaft. Nicht nur aber die herrliche Stimme desselben, sondern seine ganze Erscheinung hatten sie bald so gefesselt, daß sie sich unwiderstehlich zu ihm hingezogen fühlte. Allein bald auch wich dieses rein menschliche Interesse den Berechnungen und Hoffnungen der Selbstsucht. Konnte Crescenz nicht für sie die Führerin zu dem verlorenen Paradies zurück werden? Wenn sie Jene ausbilden ließ, sie gleichsam zu ihrer Nachfolgerin und Erbin machte? Sie konnte sich entschließen, ihr die Stelle anzuweisen, die sie einst eingenommen — sie gewann doch dadurch wieder, wonach sie am meisten begehrte: Stellung, Einfluß; sie war wieder daheim in jener so schmerzlich vermißten Welt des Scheins und des berauschenden Glanzes — auch der Intrigue. Crescenz mußte ihr ja dankbar sein, wenn sie ihr den Weg zu Ruhm und Reichthum öffnete, wenn sie aus der armen Nähterin eine gefeierte Künstlerin machte; sie konnte ihr nicht entgegentreten, wenn sie die Herrscherin und Tonangebende blieb, wenn sie von dem neuen Leben, das sie ihrem Schützlinge bereitete, den eben ihr genehmen und ersehnten Nutzen zog.

Heut stand es ihr, was sie schon seit Monden erwogen und geplant hatte, als fester Beschluß vor der Seele: der Versuch mußte gemacht werden — und gelingen.

Es kam kein Schlaf mehr in dieser Nacht in Emilia's Augen. Mit wahrer Glückseligkeit sah sie den Morgen, einen herrlich klaren Herbstmorgen, anbrechen: er sollte sie zur Entscheidung mit Crescenz führen.

II.

Ungefähr eine Viertelstunde hinter dem Dörfchen Aigen, das allen Besuchern Salzburgs wegen seines unvergleichlich schönen Parkes wohlbekannt ist, an der Straße nach Hellbrunn zu, lag das Häuschen jenes Mädchens, mit dem sich, wie wir gehört, der Pater Joseph und Signora Emilia so lebhaft beschäftigt hatten. Es trug ganz den Charakter jener freundlichen einfachen Wohnungen, denen man in jedem Theil der Alpen begegnet und die den Wanderer schon von Weitem so anheimeln. So, wie sie heutzutage sind, waren sie vor Jahren schon: mit den sauberen Holzwänden, den hellen Fenstern, der umlaufenden Altane, auf der blühende Blumen stehen, und den steinbeschwerten Schindeldächern. Sie liegen meist einsam, fernab anderen Gehöften, in sich friedsam abgeschlossen, jedes für sich eine kleine Welt. Das war auch Crescenz' Häuschen. Was es vielleicht vor den anderen, denen man von Salzburg herwärts begegnete, auszuzeichnen schien, das war eine ganz besondere Sauberkeit und Nettigkeit, die man ihm schon von Außen ansah und die von der des Innern wohl noch überboten werden mochte. Von einem kleinen Gärtchen umschlossen, in dem jetzt noch ein paar verspätete Rosen und ein kleines Beet buntfarbiger Astern blühten, wandte es seine Vorderseite jenem Blick auf die Berge zu, der gerade von jenen Punkten bei Aigen aus einen so gewaltigen Eindruck macht. In gigantischen Massen und doch bezaubernd schön bauen sich da der Marmorsarg des Untersbergs, die Pyramide des Hochstaufens, der kahle Scheitel des hohen Göll auf, und weiterhin treten das Tannen- und das Hagangebirg zu jener stundenlangen Enge des Passes Lueg zusammen, aus dem die Salzach, wie aus grausamer Haft, wild hervorbricht, um sich dann, allmälig

immer ruhiger und gesitteter werdend, in die Ebene hinauszuwinden, in welcher sie bei Salzburg, als der Perle und Krone derselben, von der Pracht und Schönheit des Hochgebirgs Abschied nimmt. Und, wie da draußen die Ferne, so stellte auch die unmittelbare Nähe vor den Fenstern jenes Hauses ein bezauberndes Bild zusammen. Da schaute die trotzig schöne Feste Hohensalzburg herüber, unter ihr schimmerten die Kuppeln und Thürme der kirchenreichen Stadt, und dort leuchtete von der Gegend von Hallein her das im ganzen Thal weithin gesehene, weißglänzende Dach der Kirche von Dürenberg, wo es hinein in die unerschöpflich reichen Schätze des Salzberges geht, herunter. Und zwischen diesem das reiche, fruchtbare Thal mit seinen Maisfeldern, den dunklen Ahorngruppen und den ab und zu unter ihnen verstreuten Gehöften und Siedlungen fleißiger Menschen.

Ueber all' das lag heut der volle Glanz eines lichten Septembermorgens ausgegossen. Wer je in den Bergen gewandert ist, weiß, was das heißt, sie an einem solchen Morgen sehen: die Atmosphäre ist so rein, der Himmel von jenem durchsichtig schimmernden und das Auge doch nicht blendenden Blau, die Berge zeichnen ihre Umrisse so scharf an ihm ab, bis in ihr Innerstes gleichsam hinein geht der Blick, die einzelnen Abstufungen von den ersten, noch so grün bematteten Hängen an bis hinauf zur baum- und pflanzenlosen Schneegrenze deutlich erkennend. Die Schwüle der heißesten Tage ist einer gleichmäßigen, wohlthuenden Wärme gewichen; die Luft weht erquicklich frisch, herzerweiternd von den Höhen her, und in Wald und Flur mischt sich in die allerdings schon bemerkbaren Färbungen des Herbstes das doch noch in üppiger Frische prangende letzte Grün des schwindenden Sommers.

Das Fenster in dem Zimmer des Erdgeschosses stand geöffnet, die frische Morgenluft ungehindert einziehen zu lassen. In vollen Zügen athmete diese das Mädchen ein, das an diesem Fenster saß; halb hatte sie darum den Kopf diesem zugewendet, so daß die vom Windzug leis bewegten Epheublätter, welche jenes ganz umrankten, ihr Haar streiften, das in dichten blonden Zöpfen um den Scheitel gelegt war; aber hinaus in die Landschaft schaute sie deßhalb doch nicht, sondern ihr Blick ruhte auf dem jungen Mann, der sich über sie beugte. Bewundernd, mit dem Ausdruck schwärmerischer Liebe, hingen auch dessen Augen an dem schönen Mädchen. Es konnte auch kein schmuckeres Paar gedacht werden als die Beiden: er, hochgewachsen, in voller, unverdorbener Jugendkraft dastehend, mit den dunklen, aus der hohen Stirn gestrichenen Locken, dem leicht die Wange umkräuselnden, dem noch so jugendlichen Gesicht schon einen Anstrich erster Männlichkeit gebenden Bart, vor Allem aber den braunen, treuen Augen — und sie, im Schmuck des goldblonden Haares, welches das ovale, edel geformte Gesicht fast wie ein Heiligenschein umrahmte, mit den tiefblauen Augen, der feingeschnittenen Nase und dem blühenden Munde.

Waren aber die Beiden so froh und glücklich, wie es der schöne Morgen zu verlangen schien? Es hatte nicht den Anschein. Sie mochten schon lange mit einander geredet und ihre Worte vielleicht dem Einen oder dem Andern wehe gethan haben. Es war, als ob, wie draußen der Thau auf den Rosen des Gärtchens, eine Thräne in den blauen Augen des Mädchens schimmerte.

„Warum denn immer die alten Qualen, Toni," sprach sie, „für Dich und mich? Wie oft soll ich es denn Dir sagen, mit wie viel Eiden Dir denn schwören, daß ich Dir von Herzen zugethan bin und Dein sein will mit Leib und Seel'? Hab' ich denn vergessen, was Du an mir gethan, kann ich das denn jemals? Bist Du denn nicht seit lange schon die einzige Stütze der Verlassenen? Ach, ich weiß es noch, als ob es erst gestern gewesen wäre — es war ein Tag wie heut, so schön und klar, und doch endete er — so traurig — wie sie den todten Vater von dort drüben her brachten. Er war noch des Morgens so frisch und kräftig in den Dürenberg droben eingefahren, da kamen schlagende Wetter, und als kalten todten Mann schafften sie ihn wieder zu Tage. Laut schreiend stürzte sich die Mutter über ihn hin: ich wollte auch so thun, allein keine Thräne fand sich in mein Auge, starr und wie der Welt entrückt mußte ich vor mich hinschauen, ich sah nichts als den Vater, wie er mir noch des Tags zuvor so liebevoll gute Nacht gesagt und wie er nun so ohne einen Blick, ohne ein Wort für mich dalag. Wie lang ich so dagestanden an der Leiche, weiß ich nicht; da aber auf einmal begegnete mein Auge dem Deinen; Du hattest Dich durch das Volk, das herzugelaufen war, durchgedrängt und standest nun an meiner Seite und schautest auch hin auf den todten Mann, aber mit einem ganz andern Blick als die Anderen, nicht neugierig, sondern so voll Theilnahme und Schmerz. Dann nahmst Du meine Hand und flüstertest mir leise zu: ‚Verlaß Dich auf Gott, Crescenz, und auf mich.' Und als sie den Vater begraben hatten, — ach, sie wollten ihm ja fast kein ehrlich Begräbniß gönnen, weil er ein Lutherischer war — da kamst Du wieder zu mir und berietheſt Dich mit mir und der Mutter, wie wir unser einsam Leben nun weiter treiben würden. Du weißt, hätte der Vater noch ein paar Jahre sich sein redlich Brod verdienen können, er wäre dann auch ausgewandert, den Anderen nach, nach dem Reich hinaus, wo der Preußenkönig unseren Glaubensgenossen eine neue Heimat gegeben. Er hing treu an uns, an Weib und Kind, aber treu auch an seinem Glauben. Er war mit dabei, als sie droben in Schwazach Salz geschleckt haben, und daß er nicht damals, als der schlimme Erzbischof die Unglücklichen forttrieb von Haus und Hof, auch mit hinaus gemußt in das Elend, hatte er nur dem alten Domherrn zu danken, den er einst auf der Jagd von großer Lebensgefahr gerettet, und der beim Erzbischof für ihn bat. Hat ihn aber oft gereut, daß er nicht gleich mit den Anderen fortgegangen, denn sauer haben sie ihm das Leben um seines ketzerischen Glaubens willen genug gemacht. Darum wollte er eben auch noch fort, trotzdem, daß ihm sein Herz an seinen Gruben und an diesem Häuschen hing. Und die Mutter überlebte den Vater nicht lang. Morgen sind's zwei Jahre, daß sie auch sie hinausgetragen haben. Ich war ganz allein, ganz auf mich selbst angewiesen. Aber vom Vater hatte ich gelernt, auf Gott vertrauen. Er hat mich nicht verlassen. Er hat mir Dich zugeführt," sagte sie innig und lehnte den schönen Kopf an seine Brust. „Ich weiß, was Du mir bist, Toni, und das solltest Du auch wissen und mir mit Deinen Zweifeln nicht wehe thun!"

Er hatte Crescenz nicht unterbrochen, er dachte nicht daran, ihr bitter zu entgegnen, aber es klang doch wieder wie ein Vorwurf aus seinen Worten, als er sagte:

„Und weil ich das weiß, Crescenz, so begreife ich eben nicht, was Du darunter hast, immer und immer noch dagegen zu sein, daß wir uns ganz gehören, daß wir ein Paar werden. Meinst Du, daß wir nicht genug zum Leben hätten? Du siehst ja selbst, wie gern die Stadtleut' zu Dir herauskommen, wie sie Deine sauberen Arbeiten gut bezahlen — und ich, bin ich denn bisher müßig gegangen, hab' ich mir nicht auch schon mein ehrlich Brod verdient? Wo ist denn Einer die Salzach weit auf und ab, der so gute Geigen macht als der Toni? Erst vorige Woche hat der alte Hofmusikus Mozart in Salzburg drin eine bestellt. Du mit Deiner Nadel — ich mit meinen Geigen, müßt' doch wunderlich zugehen, wenn's uns fehlen sollt'? Oder bin ich Dir am Ende deßwegen nicht der Rechte, weil ich noch immer mich zur Mutter Gottes halt' und noch nicht ganz lutherisch bin? Aber Du hast ja selbst bisher immer gesagt, Du wolltest mich nicht zwingen, meinen Glauben zu ändern; das käme, wenn es sein sollt', schon von selber!"

„Nein, Toni," antwortete Crescenz, die den Kopf wieder erhoben hatte und ihn voll und innig ansah; „da sei Gott vor, daß ich Dich nur um meiner willen zu meinem und meines Vaters Glauben ziehen wollt'. Ist doch auch meine Mutter, hoff' ich, selig in dem ihren gestorben, und hab' ich deßwegen doch nicht weniger treu an ihr gehangen, wenn mir's gleich lieber gewesen wäre, wenn ich mit ihr *meine* Lieder hätte singen können. Nein, Toni, deßwegen nicht —; will's Gott, daß wir, — daß ich Gott darum bitte, daß es einmal so kommen möge, das darfst Du mir nicht übel nehmen — auch darin eins werden, so wird er schon Zeit und Stunde schicken. Das nicht —"

„Was denn, Crescenz?" fragte er ungeduldig. „Also fehlt's an meiner Arbeit? Genügt die Dir nicht?"

„Vielleicht," lächelte das Mädchen, erheitert über das fast etwas verblüffte Gesicht, das Toni bei dieser Wendung des Gespräches machte. „Versteh' mich recht, Toni. Ich möchte einen ganzen und rechten Meister in Dir haben, Du sollst ein Geigenmacher werden, den nicht nur hier in der Gegend, sondern auch weit draußen Keiner übertrifft. Ueberleg' Dir's einmal. Ich hab' mir so viel zusammengespart, daß ich Dir zur Reise helfen kann; geh' in diesem Winter nach Italien; dort sollen ja so gute, berühmte Meister Deines Handwerks sein. Laß Dir von ihnen noch die letzten Kunstgriffe weisen; der Meister Mozart gibt Dir gewiß Empfehlungen, wo Du unterkommen kannst. Dann im Frühjahr, wenn der Schnee droben von den Bergen geschmolzen ist, wenn meine Blumen draußen wieder blühen, kommst Du wieder zu Deiner Crescenz und dann wollen wir Hochzeit machen. Dann brauchen wir gewiß nicht zu sorgen, wie wir auskommen sollen, denn Dein Handwerk hat dann goldenen Boden."

„Ja, und wenn ich dann wiederkehre und an dieß Häuschen komme, dann find' ich Thüren und Fenster verschlossen; das Vöglein ist ausgeflogen und ersingt sich das Gold, das in des armen, verlassenen Toni Geigen klingen soll, in fremdem Lande."

„Fängst Du an, neue Grillen zu fangen?" fiel, jetzt auch unmuthig, Crescenz ein, „wo willst Du denn damit wieder hinaus? Du denkst wohl an das, was mir allerdings schon mehr als einmal die italienische Dame, die Signora Emilia, gesagt, daß ich mit meiner Stimme Glück machen könnte, ja daß sie bereit sei, mir dazu zu verhelfen, mich auszubilden und, wie sie mir vorspiegelt, eine berühmte Sängerin zu werden. Und wäre denn das ein so großes Unglück? Würde es Dich nicht am Ende auch freuen, Deine Crescenz so schön singen zu hören, wie sie, wie sie eben sagen, es nur auf den Theatern der großen Städte können?"

Aber kaum hatte sie, den ersten Unmuth schon wieder vergessend, ihren Worten diese scherzhafte Wendung gegeben, so bereute sie es auch schon, es gethan zu haben, sie erschrak vor dem Ton, mit dem Toni auffuhr:

„Und hast Du der Verführerin zugesagt und versprochen, mit ihr zu gehen? dann weiß ich, sehe ich Dich niemals wieder, dann bist Du mir für immer verloren."

Aus Crescenz' Augen stürzten die hellen Thränen hervor; wie flehend schaute sie zu dem Erzürnten empor.

„Toni, vergib mir, ich wollte Dir nicht wehe thun. Nun und nimmermehr willige ich in etwas, was nicht Deine Zustimmung hat, wie ich auch Dir nie etwas zumuthen will, was nicht nach Deinem Wunsche ist. Vergiß, was ich geredet, sei nur Deiner Crescenz wieder gut, die ja Niemand hat als Dich allein."

Sie umschlang ihn mit fast wilder Innigkeit und suchte die Wolken von seiner Stirne zu küssen. Aber den rechten Ton fanden sie doch nicht gleich wieder mehr.

„Ich muß fort, Crescenz," sagte er, „ich habe Arbeit nach Golling hinauf zu tragen; ich will vor Abend wieder heim sein."

„Und kommst Du dann wieder zu Deiner Crescenz, Toni, damit sie sehen kann, ob Du ihr noch zürnst?"

„Ja, vor dem Ave-Maria-Läuten bin ich wieder bei Dir. B'hüt' Gott, Schatz."

Sie flog noch einmal an seinen Hals. Das war wieder der alte gute Klang seiner Stimme in seinem letzten Wort. Sie sah ihn noch von der Thür aus um die Ecke des Hauses biegen, dann trat sie in's Zimmer zurück und setzte sich wieder an ihren alten Platz am offenen Fenster. War's ein Abschiedslied, das sie ihm nachsang? Wie Lerchentriller tönte es zum Fenster hinaus. Sie konnte nicht sehen, daß er hinter dem Hause stehen blieb, um den wundersamen Klängen zu horchen.

„Ja, sie hat lauteres Gold in ihrer Stimme," murmelte er vor sich hin; „am End' hat sie doch nicht Unrecht, wenn sie all' die Herrlichkeit mir nicht allein vorsingen will; aber es will mir doch nicht in den Sinn."

So sinnend und brütend und dabei immer nach den nun leise verhallenden Tönen zurücklauschend, bemerkte Toni nicht, daß er von einer Fremden beobachtet wurde, die auf dem Weg von Salzburg hergekommen war und allerdings durch ein Gebüsch an der Straße, hinter das sie getreten war, ihm verdeckt blieb. Die Dame blieb in dieser Stellung stehen, bis Jener wirklich den Weg nach Gotting zu eingeschlagen hatte; wohlgefällig hatte ihr Blick auf dem jungen schönen Mann geruht, aber doch sprach sie spöttisch vor sich hin:

„Ein Liebhaber? Den kann ich nicht brauchen, das Mädchen muß ganz mein sein!" (Fortsetzung folgt.)

Jüdin aus Tanger und polnische Juden.

(Bilder S. 520 u. 521.)

Der belgische Maler Johann Franz Portaels darf vielleicht als der größte Meister in der malerischen Darstellung orientalischer Schönheiten genannt werden, seine künstlerische Art ist ganz besonders geeignet, jene durch das orientalische Absperrungssystem matten Gesichtsfarben der Frauen, deren träumerische Ruhe und Trägheit bei verhaltener Leidenschaftlichkeit fein und charakteristisch auf die Leinwand zu zaubern. Die orientalischen Schönheiten Portaels' athmen wirklich die Glut und den südlichen Farbenschimmer des Orients, welche Eigenschaft jedoch durch den Mangel geistigen Lebens bei den Frauen eine seltsame Dämpfung erhält.

Die marokkanische Jüdin, welche wir hier in einem gelungenen und charakteristischen Holzschnitt nach einem Gemälde Portaels' wiedergeben, hat mehr mit den Türkinnen als mit ihren europäischen Glaubensgenossinnen gemein: regelmäßige, schöne, üppige Formen, ein träumerisches Auge mit verschleierter Glut, ein Wesen wie geschaffen für das dolce far niente (das träumerische Nichtsthun). Sie spielt mechanisch, ohne zu denken, mit einer Perlenschnur. Die Tracht ist reich und malerisch. Sie gleicht sehr dem Nationalkostüm der Griechinnen, nur ist Alles hier kostbarer und seltener. Die marokkanischen Juden sind in Betreff der Abgeschiedenheit, in welcher sie leben, und durch bedrückende Gesetze weit schlechter gestellt als die Juden der Türkei. Aber ihre Betriebsamkeit ist groß, und merkwürdigerweise zeichnen sie sich in Marokko als Handwerker aus. Sie haben den Ruf, gute Schneider, Sattler und Schuster zu sein. Die im Gebirge vereinzelt lebenden jüdischen Familien erkaufen sich den Schutz irgend eines Häuptlings, Schilluh genannt, indem sie ihm allerlei Handwerkerarbeit leisten.

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß die Jüdin, welche Portaels' zu diesem Bilde Modell gesessen, zur reicheren Klasse gehört. Trotzdem kostete es dem Künstler nicht geringe Mühe und klingende Ueberredungsgründe, um sie zu bewegen, sich abkonterfeien zu lassen, da die Juden, im Allgemeinen Strenggläubige, einen Widerwillen gegen Abbildungen ihrer Person haben, wozu noch im Orient die türkische Sitte des Abschließens der Frauen als erschwerend für den Maler kommt.

Welch' ein Gegensatz von den marokkanischen Juden, die im Aeußern etwas Priesterliches, Türkisches haben und im Fez und buntfarbigem Kaftan, gelben Lederschuhen, oft kostbare Waffen in gewirkten Shawls, die sie umgürten, einherschreiten, und jenen unscheinbaren, stets dunkel gekleideten Stammesgenossen an der russisch-polnischen Grenze, welche wir hier S. 520 auf urwüchsiger Fahrgelegenheit zum Markt kutschiren sehen! Das Deutsch, welches diese Leute reden, wird in keiner Grammatik stehen, ebensowenig die das Fuhrwerk umschwebenden Düfte von Knoblauch, welcher das Hauptgewürz in der Nahrung der polnischen Juden ausmacht, an den Parfümerieladen erinnern. Es sind dieß eben in kleinen, häufig sehr ärmlichen Verhältnissen lebende Leute, die sich mühsam durch's Leben schlagen müssen, und solche Menschen riechen selten nach Rosen und Veilchen, am allerwenigsten dieß an der polnisch-russischen Grenze. An Verstand, Sparsamkeit, Fleiß, Unermüdlichkeit dürften diese polnischen Juden kaum ihresgleichen finden, die Tiefe und Innigkeit ihres Familienlebens jedoch sicher von keiner andern Nationalität erreicht werden. So birgt sich unter dieser keineswegs anmuthenden Hülle und unter manchen unangenehmen Eigenschaften auch echtes Gold edelster Menschlichkeit. Es mischen sich bei den polnischen Juden auf seltsame Weise drei Nationalitäten, drei Kulturen, orientalische, slavische und deutsche Elemente zu einem originellen Charakter. Leider sind die polnischen Juden in Russisch-Polen, wie in einigen Theilen Oesterreichs und in Rumänien Pächter von Branntweinschenken und Agenten der Grundbesitzer, was auf den Charakter dieser schlauen Leute ungünstig eingewirkt hat. Die Märkte in den Grenzstädten im Osten des deutschen Reiches sind sehr lebhaft, es wird vorzüglich in Vieh und Getraide gehandelt, aber auch sonst werden hier alle möglichen Spekulationen und Waaren in Umlauf gesetzt, vom Verkauf geschmuggelter Seidenballen und Kaffeesäcke und Genfer Uhren bis zur Vermittlung von Heirathen und dergleichen. Hiebei sind die polnischen Juden fast immer die Unterhändler oder Beauftragten; daneben handeln sie aber auch stets etwas für eigene Rechnung, deßhalb wird auf dem Wege zum Markte alles Mögliche zwischen den jüdischen Marktbesuchern erwogen: es wird kalkulirt und geschachert, und oft ist das Geschäft schon gemacht, bevor der Markt erreicht und die Waare gesehen ist. Der Frau wird aber regelmäßig etwas vom Markt mitgebracht, ein buntes Seidentuch, ein Paar Ohrringe, je nach dem Laufe des Geschäfts. Der polnische Jude kann das, da er auf den Märkten fast nie etwas verzehrt — Betrunkenheit ist außerordentlich selten.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Kapitel.

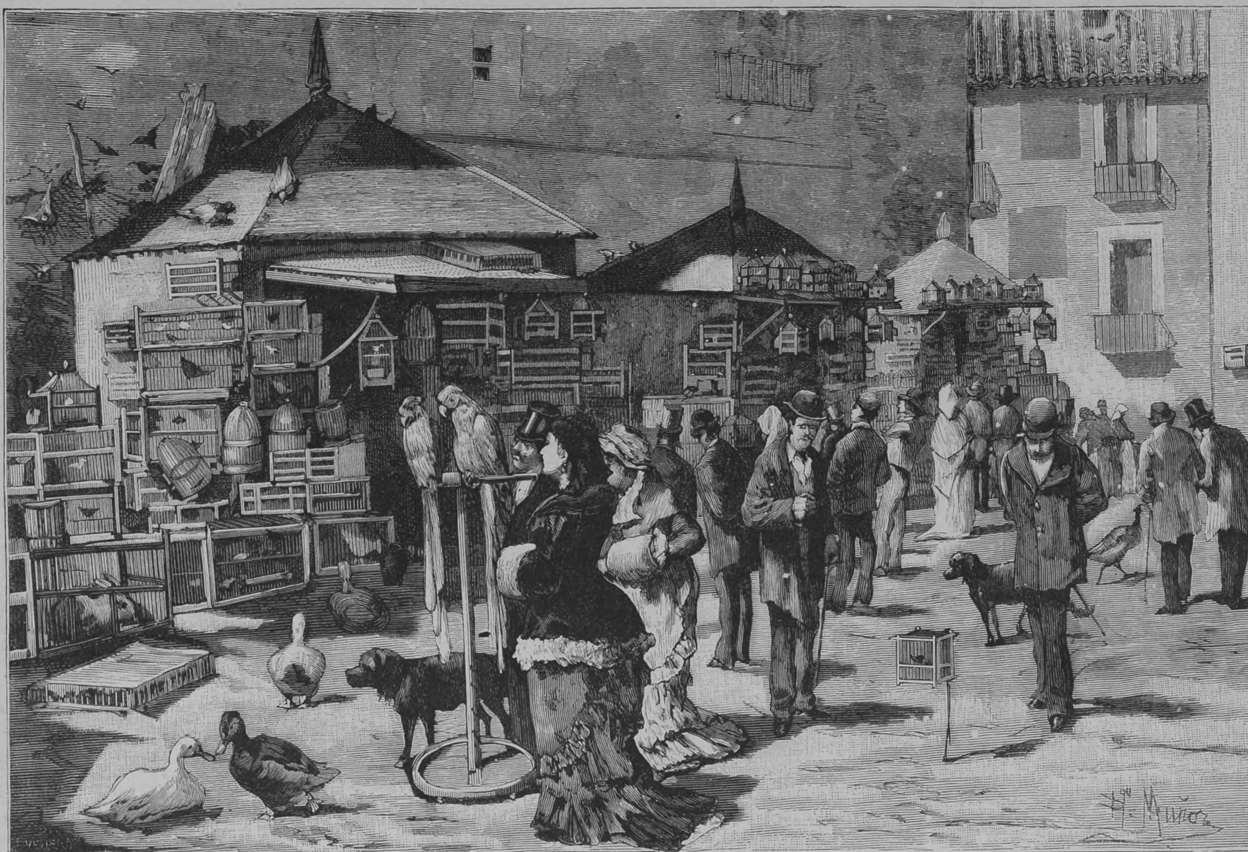
Bertie's nächtliche Wanderung ist erfolglos.

Unermüdlich schritten die zarten kleinen Füße durch die stille, finstere Nacht dahin, sie achtete nicht der Müdigkeit. Der Boden war feucht und kothig und Bertie's Schuhe dermaßen mit Erdklumpen belastet, daß dieselben sie am raschen Gehen hinderten. Mehrmals stolperte sie über Baumwurzeln und Buschwerk, ritzte ihre zarte Haut; einmal fiel sie sogar zur Erde, einen Moment versagte ihre Kraft und sie brach in verzweiflungsvolles Weinen aus, doch im nächsten Augenblick schon spornte sie der Gedanke, in welcher Gefahr Hugo schwebe, zu neuer Energie an und muthig eilte sie vorwärts.

Sie war sich der körperlichen Gefahr vollkommen bewußt, welcher sie sich aussetzte. Wenn sie einem jener Männer begegnete, so würde derselbe sie sicherlich zur Gefangenen machen und somit verhindern, daß sie ihre Mission vollführen könne. Begegnete sie aber Sir Hugo's Waldhütern, was mußten diese von ihr denken, daß sie allein zu so später Nachtstunde hier gehe. Bertie schauderte, ihr wurde bange, doch um jeden Preis mußte sie trachten, Hugo zu erretten. Möge nur Gott ihr die Kraft verleihen, auszuharren. Mehrmals erschreckte sie ein zufälliges Geräusch, doch kühn eilte sie vorwärts und erreichte endlich Fairy Hollow, noch bevor die Uhr die elfte Stunde verkündete. Der bezeichnete Ort war ein abgerundeter, von Föhren umgebener Wiesenplan; er war im Thale gelegen und es ging die Sage, daß er einst die Heimstätte von Feen, Elfen, Kobolden und derlei Phantasiegestalten gewesen sei.

Zu Bertie's namenloser Erleichterung fand sie keine Menschenseele dort, vielleicht würde Sir Hugo gar nicht kommen, und ein unwiderstehliches Verlangen, in Thränen auszubrechen, niederkämpfend, verbarg sie sich hinter einer Baumgruppe und harrte zitternd zwischen Hoffnung und Sorge, was die nächsten Minuten wohl bringen würden. Unter den obwaltenden Umständen wurden ihr die Minuten zu Stunden, und längere Zeit verging', ohne daß sie auch nur einen Laut vernommen hätte; doch plötzlich zerstreuten sich die Wolken, der Mond brach hervor und beleuchtete eine hohe, stattliche Gestalt, welche in einen gewöhnlichen Jagdanzug gekleidet war und die sie auf den ersten Blick erkannte. Fast im selben Moment vernahm sie ein Knacken wie das Anschlagen einer Pistole, und der möglichen Folgen nicht achtend, stürzte sie vorwärts, angstvoll rufend: „Zurück, zurück, wenn Ihnen Ihr Leben lieb!“

Hugo zuckte zusammen, stand regungslos, zu sehr überrascht, um den Vorgang fassen zu können; Bertie stürzte auf ihn zu, sich an seinen Arm klammernd und in rasch hervorgestoßenen, leidenschaftlichen Worten darum flehend, daß er fliehen und sich dadurch retten möge. Als er endlich begriff, um was es sich eigentlich handle, war der Freiherr zu erschreckt über die ungeheure Aufregung des Mädchens, um etwas Anderes in's Auge zu fassen, als den Wunsch, sie zu beruhigen.



Vogelmarkt auf dem St. Andresplatz in Madrid. Zeichnung von Ph. Munoz. (S. 519.)

„Um Gottes willen,“ flehte sie, „gehen Sie; man strebt nach Ihrem Leben! O es ist entsetzlich! Wird nichts Sie bewegen, zu gehen?“ rief sie, verzweiflungsvoll die Hände ringend. „In einer Sekunde schon kann es zu spät sein!“ — „Ruhig, Bertie!“ mahnte Hugo. „Ich bin hier geborgen. Und wenn wirklich einer dieser Schurken in der Nähe verborgen sein sollte, ist es möglich, daß ich gehen und Sie in dieser Aufregung allein zurück lassen werde? Seien Sie ruhig, liebes Kind, und sagen Sie mir, um was es sich handelt!“ — „Ja, ja, ich will Ihnen Alles sagen, ein anderes Mal. O Hugo, Hugo, um Gottes willen, geh' jetzt!“

Sie war an seiner Seite in die Kniee gesunken, in Todesangst die Worte hervorstoßend; plötzlich aber sprang sie empor und sank an seine Brust, doch mit einer eben so hastigen Bewegung löste sich Hugo aus den ihn umschlingenden Armen und deckte mit seinem Körper Bertie's Gestalt. Kaum war ihm dieß geglückt, als der Wiederhall eines Schusses ertönte, welcher von einem Geräusch in dem niedern Buschwerk gefolgt war.

„War es dieß, wovor Sie mich erretten wollten?“ fragte Hugo sanft; dann Bertie an sich ziehend, fügte er hinzu: „Woher wußten Sie es, Bertie?“ — „Ich hörte sie heute Abend es verabreden!“ schluchzte das Mädchen. „Ich fürchtete so sehr, daß ich nicht rechtzeitig hier anlangen würde. O Hugo, Sie sind verwundet?“ — „Aber Sie sind es nicht!“ lächelte er, obschon sein Antlitz todtenbleich war. „Gott sei Dank dafür. Sie thörichtes Kind, schluchzen Sie nicht so, ich bin nicht ernstlich verwundet.“ — „Aber sie werden zurückkommen und Sie tödten!“ schluchzte das Mädchen, verzweiflungsvoll die Hände ringend, während Hugo, an einen Baum gelehnt, in das weiße, angstvolle Gesicht blickte und kaum dem Drange zu widerstehen vermochte, sie an sein Herz zu ziehen und ihr die Thränen von den schönen Augen zu küssen. — „Werden sie es?“ entgegnete er lächelnd. „Nun, das Leben ist mir kein so kostbares Kleinod gewesen, daß mir darum bangen sollte, es zu verlieren; doch sie werden nicht kommen, Bertie, sie erkannten, daß ihr Schuß sein Ziel erreicht. Nein, Liebste, ich bin nicht arg verwundet!“ — „Kann ich irgend etwas thun?“ fragte sie angstvoll, und in der momentanen Pause, welche ihrer Frage folgte, begegneten sich die Augen Beider. — „Wissen Sie noch, Bertie, als ich Sie vor langer, langer Zeit hier begegnete?“ fragte er sanft, mit leiser Stimme sprechend. „Was für ein munteres Vögelchen Sie damals waren. Ich habe jene kleine Börse noch,“ flüsterte er schwach, und Bertie's Herz erbebte bei dem zärtlichen Klang seiner Stimme. „Und nun geh', mein Kind,“ fügte er hinzu, als er fühlte, daß seine Kraft abnahm, „Du darfst nicht hier bleiben!“ — „Aber Sie müssen mitkommen, Sie dürfen nicht allein hier bleiben!“ — „Ich kann nicht gehen. Halt, Bertie, fassen Sie diesen Arm nicht an, er ist kampfunfähig!“ — „Er ist verwundet!“ rief sie schaudernd. „Sie leiden furchtbar! O lassen Sie mich Ihnen beistehen, Hugo!“ — „Haben Sie mir nicht schon beigestanden? Haven Sie nicht mein Leben gerettet, Bertie? Mein Kind, Deine Thränen schmerzen mich!“ und seine Stimme brach. „Weine nicht, Bertie, mein Kind, ich kann es nicht ertragen!“

Das namenlose Weh, welches in seiner Stimme lag, gab Bertie die Fassung wieder, und sich gewaltsam beherrschend, drückte sie ihre Thränen zurück und wiederholte ihre Bitte, wenigstens etwas thun zu dürfen, um seinen Schmerz zu mildern.

„Es ist nur mein Arm,“ sprach er schwach, „wenn Sie so gut sein wollten, irgend etwas fest darum zu binden, so kann ich es ganz gut ertragen.“

Mit zitternden Händen band Bertie ihr Taschentuch um den verwundeten Arm, eigentlich mehr Schmerz als Erleichterung dadurch verursachend; aber Hugo lächelte, als

sie vollendet hatte, und dankte ihr herzlich. „So ist es viel besser!“ rief er, bestrebt heiter zu sprechen, und gegen die Schwäche ankämpfend, welche ihn zu übermannen drohte, die er aber Bertie um keinen Preis zeigen wollte, um sie nicht zu erschrecken. „Und nun gehen Sie heim, Kind; selbst wenn Sie Jemand begegnen sollten, wird man Ihnen kein Leid zufügen, und doch wollte ich, daß ich Sie nicht allein gehen lassen müßte!“ — „Ich fürchte mich nicht,“ sprach sie zitternd. „Aber es ist mir schrecklich, Sie hier zurücklassen zu sollen!“ — „Es ist keine Gefahr, Bertie! Die Waldhüter werden gleich hier sein, Bertie, sie sollen Sie nicht mehr hier finden.“ — „Ich will gehen,“ erwiederte sie einfach, sich von ihm wendend, und er machte keinen Versuch, sie zurückzuhalten, ja er ergriff nicht einmal ihre Hand, berührte nicht ihre Lippen, und doch fühlte er es heute mit unumstößlicher Gewißheit, daß, was immer auch ihr Benehmen in der Vergangenheit veranlaßt haben mochte, sie ihn geliebt habe, ihn vielleicht noch liebe. Doch dieß war weder Zeit noch Ort, um darüber nachzugrübeln; auch fühlte er sich unfähig, eine bestimmte Idee zu verfolgen, nur lange nachher entsann er sich des lebhaften Schmerzes, welchen er empfunden, als ihre Gestalt seinen Blicken entschwand; doch physischer Schmerz gewann für den Moment die Oberhand und es war ihm eine ungeheure Erleichterung, als er herannahende Schritte vernahm und Lord Brook in aufgeregtem Ton mit den Waldhütern sprechen hörte.

Sir Hugo war zu sehr erschöpft, um einen Hülferuf ausstoßen zu können; zum Glück aber durchsuchten die Männer die ganze Lichtung und fanden auf diese Weise ihren Herrn am Boden liegend.

„Wir hörten einen Schuß,“ erklärte Percy, „er kam aus dieser Richtung und da fürchteten wir sogleich, irgend einer der Schurken sei im Gestrüppe versteckt gewesen, um auf Dich zu lauern. Bist Du unversehrt, Hugo?“ — „Nicht gänzlich, alter Knabe,“ erwiederte Hugo schwach. „Sie haben ihr Möglichstes gethan, ich glaube aber nicht, daß ich den Todesstoß empfangen; doch viel fehlte nicht dazu,“ fügte er hinzu, als er sich mühsam erhob und wieder zur Erde gefallen wäre, wenn Percy ihn nicht aufgefangen

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Er: Du bist meine Wonne und meine Lust!
Komm, laß Dich drücken an meine Brust!
Sprich, was nur Herrliches hier auf Erden,
Es soll Dir Alles, Alles werden. (Pause.)
So wünsche doch nur; — schon steht auf dem Sprunge
Dein Liebster, Du Herzige, Süße.

Sie: Kauf' Dich in die Lebensversicherung
Und schenke mir die Police.



Haarwuchs in der Jugend und im Alter.



Sieh' nur, Amalie, welch' reizendes Bild, Amor und Psyche!
Diese ideale Auffassung kann nur von einem Künstler herrühren,



der selbst noch ein schwärmerischer Jüngling ist.



„Feodor, Du küssest mein Haar, — warum thust Du das?“
„O süße Iduna, ich will dadurch andeuten, wie theuer mir Dein dunkles Haar ist.“
„Das ist nicht der Fall, für blondes müßtest Du für das Loth noch 4 Mark mehr bezahlen.“

hätte. „Es ist mein Arm und die Seite,“ sprach er, mühsam die Worte hervorstoßend. „Es ist nicht angenehm, sich wie ein Hund niederschießen zu lassen! Einige der Leute —“ Unfähig, weiter zu sprechen, hielt er inne und Percy holte in größter Bestürzung eine Flasche mit Cognak hervor, von welchem er Hugo einträufelte. — „Einige der Leute müssen mich tragen,“ sprach Hugo nach einer momentanen Pause. „Bringt mich nur zu der nächsten Behausung und macht keinen Lärm wegen des ganzen Vorfalles. Man schicke um Doktor Hatton!“ — „Meine Hütte ist die nächste, Herr!“ sprach der oberste Waldhüter, während Hugo müde die Augen schloß. „Meine Frau wird auf sein. Bring' den Arzt dorthin, Joseph; ich fürchte, es ist ein ernstes Unglück geschehen!“ — „Macht Euch nichts daraus, Hodson,“ flüsterte Hugo schwach, indem er die Augen wieder aufschlug. „Man kann nur einmal sterben. Ja, bringt mich zu Eurer Hütte und verfolgt den — nein, laßt ihn laufen, was ist denn weiter daran gelegen?“

Wieder brach seine Stimme und Percy, unfähig, seinen Onkel zu tragen, denn er wurde immer schwerer, ließ ihn sanft auf den Boden gleiten, während die Männer rasch Vorbereitungen machten, um ihn so gut als möglich zu transportiren. Sorgsam hoben sie ihn endlich empor, um ihn nach Hodson's Hütte zu bringen.

Was immer für Fehler Hugo auch haben mochte, unter seinen Leuten war er sehr beliebt, und einige derselben, welche in seines Vaters Diensten ergraut waren, hatten Thränen in den Augen, als sie die regungslose Gestalt in dunkler Nacht der einsamen Behausung des Waldhüters zutrugen. Einmal während des trübseligen Ganges schlug er die Augen auf und blickte so flehend auf Percy, daß dieser sich mit feuchtem Blick niederbeugte, um zu fragen, was sein Oheim wolle.

„Das Kind!“ sprach Hugo mit schwacher Stimme. „Wenn mir irgend etwas zustoßen sollte, Percy, so bitte Deine Mutter, so bitte Viola, gut mit ihr zu sein. Ich meine Bertie,“ flüsterte er, gewahrend, daß Percy ihn nicht verstehe. „Armes Kind, sie ist schuldlos nicht nur im Handeln, sondern auch im Denken. Seid gut mit ihr,

wenn ich sterbe." — Und seines Onkels Hand fest umfassend, gelobte es Percy. Die blauen Augen schloßen sich müde und Hugo Oliphant sprach kein Wort mehr während des mühseligen Transportes.

Frau Hodson, welche während Lady Harberton's Kindheit Wärterin in Oliphant gewesen und Hugo von seiner Geburt an gekannt hatte, war, wenn auch tief erschüttert, so doch vollkommen fähig, für Hugo's Behagen Sorge zu tragen, bis der Arzt erschien und seine ernste Miene Percy namenloses Bangen einflößte. Während Doktor Hatton den Rock des Verwundeten öffnete und sich anschickte, die Wunde zu untersuchen, kam auf der Brust desselben eine kleine Geldbörse zum Vorschein, alt und abgeschaben, welche er an einer Schnur um den Hals trug. Die schwache Hand des Verwundeten griff instinktiv darnach, die weißen Lippen bewegten sich und Percy, welcher sich tief zu ihm niederbeugte, vernahm deutlich die Worte: „Bertie — nicht von mir nehmen!" Und mit einem Mal entsann sich Percy jenes Vorfalls vor vielen Jahren, und seine Lippe bebte bei dem Gedanken, wie innig Hugo Bertie Greydon geliebt haben mußte, wie sehr er sie noch liebte; denn weßhalb würde er sonst jenes kleine Andenken so hoch halten? Nach wenigen Minuten aber war dieser kleine Zwischenfall vergessen in dem Schmerz, welchen das Ergebniß von Doktor Hatton's Untersuchung verursachte. Gar mancher Fluch über den Mörder brach von den Lippen der angstvoll harrenden Waldhüter, als sie vernahmen, daß nur wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, das Leben des geliebten Gebieters zu erhalten.

Gar manchen Tag lag Sir Hugo Oliphant mit dem Tode ringend in der Hütte des Waldhüters. Die Kugel hatte beinahe ihren Zweck erreicht und die Aerzte verzweifelten fast an einem glücklichen Ausgang.

Alle Tage lustwandelte Lady Oliphant nach der Hütte; in kostbaren Pelz gehüllt, erkundigte sie sich nach dem Befinden ihres Gemahls, saß wohl auch eine Stunde an seinem Schmerzenslager, war schöner denn je, blickte aber ziemlich gelangweilt in dem prunklosen Raume umher. Sie trug sich aber nicht an, wie so manche Frau es gethan haben würde, ihr elegantes Heim zu verlassen, um ihren Gatten pflegen zu können, und Lady Harberton war es, welche, sobald sie von dem Unfalle vernommen, nicht mehr von der Seite des geliebten Bruders wich.

„Nachdem Sir Benjamin Prody darauf besteht, daß Hugo ungestörte Ruhe zu Theil werde, ist es viel besser, wenn ich zu Hause bleibe," erklärte Sibylle, sich mit dem spitzenbesetzten Taschentuch über die Augen fahrend. „Ueberdieß ist es eine Abwechslung für Hugo, wenn ich ihm täglich nur einen kurzen Besuch abstatte." Und Gräfin Harberton verbarg ihre Entrüstung, so gut es gehen wollte, und installirte sich als Krankenwärterin, nur zu froh, der beständigen Gesellschaft ihrer Schwägerin zu entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Gartenfreundin.

Von

Paul Röper.

(Nachdruck verboten.)

Da liegen sie alle die grauen Höh'n,
Die dunklen Thäler in milder Ruh;
Der Schlummer waltet, die Lüfte weh'n
Keinen Laut der Klage mir zu.

Uhland.

In meinem Garten steht ein uralter Lindenbaum, der weithin schattend seine Zweige streckt; unter seinem Schutze hatte früher ein Maulwurf seine Veste gegraben und hauste hier Jahr und Tag — die Kinder nannten diesen Ort: Burg Lindenfels.

Hat nun der schwarze Ritter in einer Fehde sein Leben verloren und ist von seinem Gegner aufgefressen worden, oder ist er in reichere Jagdgründe gezogen — kurzum, Burg Lindenfels war eine Zeitlang verödet; jetzt aber werden die weiten Säle, die langen Korridore und Galerieen wieder bewohnt von einer stillen Einsiedlerin, der Kröte.

Wenn die warmen Frühlingssonnenstrahlen den Erdboden erwärmen, wenn neues Grün den Garten bedeckt und das goldene Licht in die finstere Höhle der Burgfrau hinabscheint, da erwacht sie von ihrem Winterschlafe und beginnt sich zu regen.

Die scheidende Sonne verglimmt in einem Feuermeer am Horizont, dämmernd sinkt die Nacht auf die schweigenden Gefilde, die Nachtigall schlägt in wonniger Liebesseligkeit im blühenden Lindenbaum, dort unten rauscht der See zu dem Flüstern des Windes in den Zweigen des Waldes — da erscheint auch die Kröte vor ihrer Thüre. Die frische Frühlingsluft nach langer Winternacht und Winterruhe hat ihr Appetit gemacht und sie will sich zur Jagd auf allerlei Kerbthiere und Würmer begeben.

Ein altes Volksmärchen erzählt, die Kröte habe einen Edelstein im Kopfe, und gleichwie als ob dieser Edelstein seine Strahlen durch das Auge würfe, so schimmert es in eigenthümlichem Glanze, der das sonst häßliche Thier wenn nicht schön, doch anziehend erscheinen läßt.

Bedächtig sitzt die Burgfrau vor der Schwelle ihres Schlosses und schaut mit ihren klugen Aeuglein nach allen Seiten, und als ihr Alles sicher erscheint, hebt sie langsam einen Fuß, dann den andern und kriecht dem Küchengarten zu.

Eine Raupe, die, lüstern ihren Platz wechselnd, daherkriecht, wird verschlungen, ein Regenwurm, der sich aus seiner Tiefe hervorgewagt, die köstliche Nacht zu genießen, bezahlt die kurze Lust mit jähem Tode.

Und über dem Morden scheint klar der stille Mond, die Nachtigall singt im Lindenbaum ihr süßes Liebeslied und der See träumt wellenathmend uralte Heldenlieder.

Auf diesen Spaziergängen findet die Kröte auch einen Geliebten, dem sie sich in Liebe ergibt, und bald wird die Frucht kommen.

Dort unten am Ende des Gartens ist ein kleiner Teich, auf dem grüne Algen schwimmen, und Wasserrosen mit ihren blanken Blättern; dort konzertiren an lauen Abenden die Frösche, und hier, wo auch die Eier dieser Choristen in runden, glänzenden Klumpen umherschwimmen, legt auch die Kröte ihre Eier ab, die aber zu Boden sinken.

Bald sind die Kaulquappen ausgekrochen und tummeln sich munter, ganz dem Wesen ihrer Erzeuger entgegen, im Wasser, und abermals bald verlieren sie ihre Schwänze und kriechen als vierfüßige kleine Kröten an's Ufer, genau ebenso langsam und bedächtig als die Alten.

Nach einem warmen Regen sieht man diese kleinen Geschöpfe oft zu Hunderten umherkriechen und das Volk spricht dann wohl von einem Krötenregen.

Nachdem das Fortpflanzungsgeschäft beendet, beginnt unsere Freundin wieder ihre allabendlichen Spaziergänge und besucht auch wohl gelegentlich die Erdbeerbeete mit ihren süßen Beeren, von denen sie stets die süßesten und besten benagt.

Uebrigens waren die Ausgänge der Burgfrau nicht so gefahrlos, wie sie geglaubt.

Es war ein stiller, köstlicher Sommermorgen, der Osten begann sich zu röthen, der Morgenwind strich leise rauschend durch die thaufrischen Blätter und die Vögel begannen ihren Morgenchoral. Und wie ich so träumerisch einer Lerche zuschaue, die im Gefilde geruht und den Thau vom Gefieder schüttelnd und putzend sich anschickt, gen Himmel zu steigen, bemerke ich einen Iltis, der sich offenbar von seiner nächtlichen Jagd nach Hause verfügen wollte, sich aber verspätet hatte und nun, jede Deckung benützend, daherschlich. Der Iltis mußte den Weg der Kröte kreuzen, und ob diese ihn gesehen oder den penetranten Geruch, den dieses Thier verbreitet, wahrgenommen — sie machte kurz Kehrt.

Obgleich der Ratz nun allen Grund gehabt hätte, sich still in seine Klause zu verfügen, reizte ihn offenbar die beschleunigte Bewegung der Kröte — er sprang auf die Burgfrau, erfaßte sie mit seinen Zähnen — um sie eiligst wieder fallen zu lassen und schleunigst davon zu laufen. Die Kröte hatte im Augenblick der Gefahr die ätzende, ekelhaft riechende Flüssigkeit von sich gegeben, die ihr die Natur als Vertheidigungsmittel verliehen, eine Flüssigkeit, die Geschwüre verursacht und unter Umständen den Tod kleinerer Säugethiere herbeiführen kann.

Zwei solche Stänker im Streit und dazu der thaufrische, duftende Morgen!

Es ist kindisch, sich vor diesem allerdings wenig schönen Thiere zu ekeln oder gar zu fürchten, wie es kindisch ist, zu glauben, diese Thiere wären in Steinen lebend eingeschlossen gefunden, die Jahrtausende unberührt, unverändert gelegen.

Viele einsichtsvolle Gärtner hegen und pflegen die Kröte wegen ihres Nutzens, und sie bildet in Frankreich beispielsweise einen Handelsartikel.

Dir aber, Burgfrau von Lindenfels, will ich noch sofort einige fette Brummer, gewissermaßen als Austern vor dem Diner, bringen.

Seht ihr den Mond dort stehen,
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht seh'n.

Claudius.

Im Mühlengrunde.

(Bild S. 517.)

Es ist ein lauschiges, heimliches Plätzchen, wohin das Bild: „Im Mühlengrunde" unsere Leser führt. Das alte Haus, grünbemoost das Dach, mit dem großen Schaufelrad, über welches die silbernen Wasserfunken sprühen, das Geklapper der Mühlräder und das andächtig stille Lauschen der hohen Ulmen und Eichen — das ist ein Gedicht der Natur, welches der Maler mit seinem Stift nur abzuschreiben braucht, um Wirkung hervorzubringen. Wir sind sofort hineinversetzt in diese poesievolle Weltabgeschiedenheit, die dennoch, wie das Klappern der Räder uns darauf hinweist, für die Welt und ihren Lärm schafft und wirkt, — denn das Korn, welches hier gemahlen wird, wandert vielleicht nach Paris und London, um dort bei rauschenden, weltstädtisch prunkhaften Festlichkeiten verwendet zu werden.

Je größer dieser Gegensatz ist, um so tiefer wirkt die Stille und Abgeschlossenheit dieses Mühlengrundes, welche die Kunst des Malers uns hier so ausdrucksvoll veranschaulicht.

Sinnspruch.

Staub spreizt auf Staube sich in glänzend stolzer Hüll';
Staub wird zu Staube früher als er will;
Staub baut auf Staub manch' Schloß von Marmorstein:
Staub sagt zum Staube: Alles dieß ist mein!

(Freie Uebertragung einer Gruftschrift auf dem Kirchhof zu Melrose-Abtey, England.)



Aus allen Gebieten.

Erfindungen.

Ein sehr interessanter und praktischer Zeichenapparat, der sich besonders für Maler, Techniker, aber auch für Laien und Freunde der Natur eignet, ist von Heinrich Konr. Gast, Geschäftsbücherfabrik und Prägeanstalt, hergestellt worden und verdient die Aufmerksamkeit des Publikums. Der Apparat besteht aus einer höchst einfach konstruirten Camera obscura, welche auf beiden Seiten offen und nur von einer schwarzen Gardine geschlossen ist; das Bild fällt innerhalb dieser Gardinen auf den Boden, zurückgeworfen nicht durch einen Spiegel, sondern einfach durch ein oben auf dem Apparat stehendes Glasprisma. Hiedurch wird das Bild sehr klar, und weil zwei Oeffnungen da sind, können zwei Personen zu gleicher Zeit das abgespiegelte Bild zeichnen. Dieser Universalzeichenapparat ist zusammenlegbar und nimmt dann wenig Raum ein. Er ist in den verschiedensten Größen hergestellt und dürfte für Architekturbilder ganz vorzüglich geeignet sein.

Löwenzahn als Salat.

Eine der bekanntesten Wildpflanzen ist der Löwenzahn, auch Milchbusch, Hundslattich, Laternenblume, Röhrleinkraut und vielerlei anders geheißen, Leontodon taraxacum oder Taraxacum dens leonis, T. officinale botanisch benamt, Pissenlit der Franzosen — überall auf Triften, an Wegen und Rainen, auf Aeckern und Wiesen zu finden, deren gelbe Blumen zeitig im Frühjahr aus dem Grün leuchten, deren Blumenstengel und Samenkugeln eine Freude der Kinder bilden und die zugleich kein schlechtes Futter bildet, wenn sie den Thieren mäßig vorgelegt wird. Allein den Wenigsten ist bekannt, daß die jungen Blätter des Löwenzahns auch einen ausgezeichneten Salat geben, der in Frankreich überall beliebt und von Groß und Klein emsig aufgesucht und verzehrt, sogar dem Cichoriensalat oder Kapuzinersalat vorgezogen wird. Früher wurden nur die in der Entwicklung begriffenen Blätter des wild vorkommenden Löwenzahns gesammelt und verspeist. Die Blätter desselben haben eine stark ausgesprochene Bitterkeit, besonders wenn sie schon über der Erde erwachsen waren, was von dem in ihnen enthaltenen weißen Milchsafte herrührt und dem ungewohnten Gaumen nicht mundet. Wer aber von wild vorkommenden Pflanzen des Milchbusches nur die unter der Erddecke sprossenden Blattorgane zum Salat verspeist, wird sich von dessen Wohlgeschmack überzeugen.

In neuerer Zeit hat sich die Kultur auch des Löwenzahnes angenommen, es sind Varietäten entstanden, welche großblättrige, vollherzige Büsche bilden, andere, welche besonders zarte, krause oder geschlitzte Blätter produziren, die durch das weiter unten angegebene Bleichverfahren milder und angenehmer schmecken.

Man sät den Samen der Milchbuschsorten von Mitte März bis Mai. Von den aufgegangenen Pflanzen pikirt man nur die vollkommensten 30 Centimeter von einander entfernt. Ende Oktober bedeckt man die Beete 10—12 Centimeter hoch mit alter Mistbeeterde, die man noch bei starken Fröstcn mit einer Laub- oder Strohdüngerdecke versieht. Bei gutem Wetter kann man oft schon Ende Februar oder Anfangs März die in der Erde keimenden Blätter über dem Wurzelhalse abschneiden, sobald sie die Erddecke zu durchbrechen beginnen. Dieselben geben einen zarten, wohlschmeckenden Salat. Später entfernt man von den abgetragenen Beeten den größten Theil der aufgebrachten Erde, man reinigt dieselben und läßt den Pflanzen im Verlaufe des Sommers die nöthige Pflege zukommen. Ende Oktober werden sie demselben Verfahren unterworfen. Auf diese Weise erzieht man mehrere Jahre hindurch immer reichere Ernten, da die Pflanzen immer stärker und kräftiger werden. Ein anderes Kulturverfahren besteht darin, daß man die Pflanzen nach der Blüte ausgräbt und in Gräben pflanzt, die allmälig mit Sand oder leichter Misterde zugefüllt werden. (N. Fr. Pr.)

Gärtnerei.

Blattläuse auf Rosen. Der schönste Rosenflor, besonders Remontanten, wird oft durch massenhaft auftretende Blattläuse zerstört. In kleineren Glashäusern ist man im Stande, durch Tabakrauch die Thiere zu tödten, nicht so bei im Freien stehenden Rosen. Es dürfte deßhalb wohl manchem Leser angenehm sein, ein Mittel kennen zu lernen, welches ein bekannter Rosenzüchter, Th. Rivers, seit lange anwendet und als sicher wirkend empfiehlt. Acht Loth Quassiaspäne werden in 4—5 Liter weichem Wasser zehn Minuten gekocht, die Flüssigkeit durchgeseiht und acht Loth feine Seife darin aufgelöst. Nach dem Erkalten wird gut umgerührt und die Rosen damit tüchtig bespritzt; noch besser ist es, die jungen Triebe und Knospen mit der Flüssigkeit sauber abzuwaschen. Der Erfolg macht sich bald bemerkbar und nach 15—20 Minuten müssen die todten und sterbenden Insekten durch recht starkes Bespritzen mit reinem Wasser von der Pflanze abgespült werden.

*

Dünger für Erdbeeren. Aus Retz kommt die Mittheilung, daß sich für Gartenerdbeeren jeder Sorte pulverisirte Fischgräten als ganz vorzügliches Düngemittel bewährt haben.

*

Bitterschmecken der Gurken. Die Frage, weßhalb die Gurken manchmal bitter schmecken, beantwortet sich dahin, daß diese unliebsame Erscheinung nur dann eintrete, wenn die Gurke

langsam wächst, daß also bei Dürre ein vorsichtiges Gießen mit abgestandenem Wasser zu empfehlen sei. (Gegen das durch Kälte verlangsamte Wachsen der Gurken gibt es leider kein Mittel.) Damit nicht der Gurkensalat durch eine bittere Gurke verdorben werde, muß man die einzelne Gurke am Stielende, dem Sitz der Bitterkeit, kosten.

Hauswirthschaft.

Der Rumtopf. So mannigfaltig auch die Art und Weise der Verwendung von Früchten aller Art in den Haushaltungen ist, und obgleich manches Kochbuch Aehnliches mitgetheilt haben mag, so scheint doch eine sehr einfache Art des Einmachens der verschiedensten Früchte noch so wenig bekannt, daß darauf um so eher aufmerksam zu machen sein möchte, als die Mühe dabei eine sehr geringe ist, weil die Früchte nicht gekocht zu werden brauchen und sich nachher besser und länger halten, als es bei dem gewöhnlichen Einmachen der Fall ist. Von Schimmel oder sonstigen Ursachen des Verderbens ist bei dieser Verfahrungsart keine Rede; es wurde in mehr als zwei Jahren bei Benützung eines fünfzig Liter haltenden Topfes nichts Derartiges bemerkt. Was den Geschmack anbetrifft, so dürfte kaum ein anderes Eingemachtes mit dem hier beschriebenen sich vergleichen können. Man wähle ein gut glasirtes, großes irdenes oder Porzellangefäß, das man mit einem gut passenden hölzernen Deckel oder mit Blase oder starkem Papier gut und leicht verschließen kann, und stelle es im kühlen, trockenen Keller auf. Wenn die Erdbeeren reif sind, schütte man eine Flasche guten Rum (Cognak oder anderer französischer Branntwein ist auch verwendbar, aber das Aroma wird weniger fein) in den Topf, und nun werden die Früchte aller Art, wie sie nach und nach reif werden, je mit beinahe demselben Gewicht von Zucker eingelegt und das Ganze öfters leicht umgerührt. — Nach den Erdbeeren kommen die Kirschen, die man von den Stielen befreit und entsteint; dann Johannis-, Stachel- und Himbeeren. Aprikosen, Pfirsiche und Pflaumen muß man entsteinen, vielleicht abziehen und die größeren in passende Stücke schneiden — ebenso Melonen oder etwa Ananas — sogar sehr gute Aepfel und Birnen, sauber geschält, kann man hinzusetzen. Der Rum und Zucker verbinden sich mit dem Fruchtsaft zu einem höchst angenehmen, wohlschmeckenden, sogar pikanten Ganzen, das für lange Zeit eine haltbare Zugabe für den Tisch liefern wird. Wer die Körnchen der Johannis- und Stachelbeeren nicht liebt, wird diese Früchte weglassen müssen.

*

Als das billigste und beste Mittel zur Tödtung der Trichinen im Fleisch hat sich schweflige Säure erwiesen; ein sehr geringes Quantum dieser Säure der Salzlake zugesetzt, in der das Fleisch eingepökelt wird, soll alle Trichinen tödten, ohne das Fleisch selbst zu benachtheiligen; das Minimum, das zur Tödtung hinreicht, steht noch nicht fest.

Landwirthschaft.

Futterkuchen für Pferde. Nach Mittheilungen der „Petersburger Zeitung" wird dort ein Futterkuchen für Pferde bereitet, welcher, im Falle es an Hafer mangelt, und besonders wenn der Zufuhr des gewöhnlichen Futters für die Pferde, wie in Kriegszeiten, sich Schwierigkeiten entgegenstellen, seine Verwendung findet. Aus geschrotenem Hafer und Mehl von grauen Erbsen, wozu noch etwas Hanföl und Salz gemischt wird, werden etwa vier Zoll im Durchmesser große dünne Kuchen bereitet und, nachdem sie, um künftig die Erweichung zu erleichtern, mehrfach durchstochen sind, gebacken. Sobald sie aus dem Ofen kommen, werden ihrer so viele, als zu einer Tagesration gehören, auf einen Draht zusammengezogen und so zur Versendung verpackt. Die Tagesration wiegt vier Pfund und entspricht einer gewöhnlichen Ration von 10 Pfund Hafer. Durch Versuche in der Armee ist festgestellt, daß die Pferde diese Kuchen, sowohl in Wasser erweicht als trocken, sehr gern fressen, und zwar, wenn allein damit ernährt, dem Ansehen nach etwas schlanker werden, aber an Kräften nicht verlieren, vielmehr für jede starke Anstrengung tauglich bleiben.

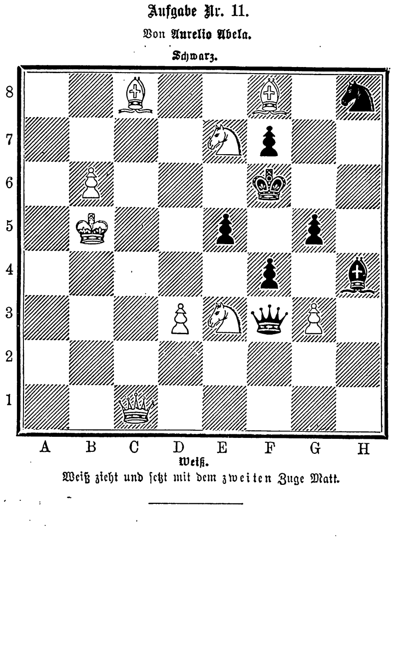
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 11.

Von Aurelio Abela.

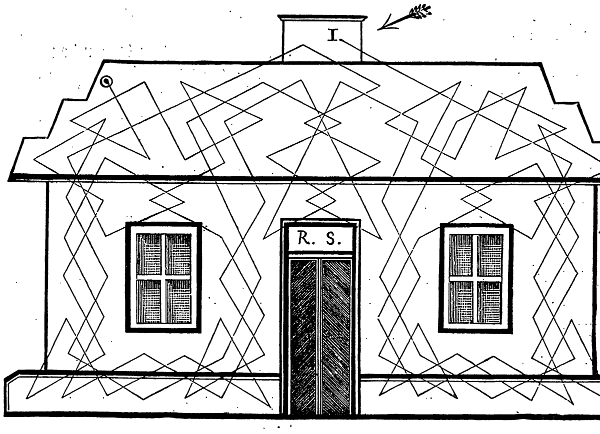
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 490:



Liedchen.

O, hätt' ich ein Häuschen zu eigen,
Und wär' es auch winziglich klein,
Und läg' es versteckt, wie in Zweigen
Sein Nest baut das Waldvögelein;

Und wohnte da drinnen die Eine,
Die mir so ganz einzig gefällt,
Und wär' auch so einzig die Meine, —
Fahr' wohl dann, du rauschende Welt!

Fahr' wohl! denn was weiter zum Glücke
Dem Wunsche wohl übrig noch blieb: —
Wir bauten ja selbst uns die Brücke —! —
Nicht wahr, du mein herziges Lieb?!

Rudolf Sperling.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 10 in Nr. 36:

Weiß.	Schwarz.
1) L. E 2 — F 3	1) K. D 4 nimmt D 3 oder A. u. B.
2) L. D 6 nimmt B 4 setzt Matt.	
A.	
1)	1) D. B 5 nimmt D 3.
2) S. E 3 nimmt F 5 setzt Matt.	
B.	
1)	1) Beliebig anders.
2) L. D 6 — E 5 setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 9 erhalten von Hrn. A. K. in Kronstadt, E. P. in Olpe, Alter Schwede in Libau, H. T. in Prag, Lieuten. W. v. L. in Lauenburg, P. H. in Düren, A. Br. in Harburg.

Hrn. Fr. B. in Wien. Nr. 9 richtig gelöst. Sie bedienen sich jedoch nicht der richtigen Bezeichnung. Das Feld, auf dem der Damenthurm der Weißen steht, heißt A 1.

Hrn. Th. S. in Dorpat. In Nr. 8 ist nach 1) L. B 6 nimmt C 7 †, D 7 — D 6; 2) K. G 8 — F 7 Schwarz patt gesetzt, also hat Weiß seinen Zweck nicht erreicht. — Joh. S. in Krems. Es kommt in einer Schachaufgabe darauf an, in der angegebenen Zügezahl das Matt zu erzwingen, wie auch der Gegner antworten mag.

Hrn. J. B. in Hedewigenkoog und mehreren Herren Korrespondenten. In Ihrer richtigen Lösung von Nr. 9 fehlt das Hauptspiel 1) T. F 6 — F 5, L. G 8 — H 7. — Lieuten. Gr. in Lemberg. In Nr. 8 wird 1) K. G 8 — F 7 durch D 7 — D 5 widerlegt, wie schon früher erörtert. — Ferd. H. in Freiburg. Nr. 9 und 10 richtig. Aufgabe erhalten. — W. Sch. in Stralsund. In Nr. 10 scheitert 1) D. A 6 — A 8 an D. B 5 — C 6.

Hrn. L. N. F. in Ulm, Br. in Koblenz. Nr. 9 und 10 richtig. — A. H. in Penig. In Nr. 7 folgt auf 1) K. E 6 — F 6, S. B 8 — D 7 †, wodurch die Lösung verhindert wird.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. F. König in Dresden. Auf dem Umschlag dieses Heftes finden Sie eine Berechnung von Gauß.

Abonnent in Kopenhagen. Durch die Briefmappe erledigt.

Hrn. Heringa in Hannover. Sie vermißten unter den „höchsten Thürmen" die Anführung des Utrechter Doms, welcher eine Höhe von 112 Metern hat. Wir kommen hiemit Ihrem Wunsche nach.

Hrn. H. F. R. S. in Bgn. 1) Spamer's Schule des Zeichners, Leipzig; Hermes, Zeichenvorlagen, Berlin. 2) Das ist fraglich — selbst bei Talent.

M. St. in P. G. Leutz, Hiebfechtlehre rc., Zwickau, Bär, 80 Pf.

J. K. in W. Wenn der R.-H.-A. dieß nicht finden kann — wie sollen wir Ihnen darüber Auskunft geben! Hier könnte nur ein Zufall walten — was leider nicht stattfindet.

Frau Jost in B. Nr. 1) Ist speziell Gärtnerkunststück. Nr 2) Cigarrenstummel sehr wirksam, diese in Kleider rc. gethan, halten die Motten fern. Nr. 3) Becker's Grammatik, Prag, Tempsky (für Erwachsene); Fölsing's Rechenbuch, Berlin (für Kinder).

Hrn. C. A. D...... in Metz — will wissen, wie man Porzellan bohrt.

Hrn. R. Brehmer. Einige Tropfen Salzsäure dem Wasser zusetzen.

Bertha in Innsbruck. Wie können wir denn wissen, welcher Art der schlechte Geruch im Schlafzimmer ist — das kann von einer todten Maus oder Ratte unter dem Fußboden herrühren, aber auch noch hundert andere Ursachen haben. So gerne wir zu helfen bereit sind — von Stuttgart nach Innsbruck wittert auch die feinste Nase nicht.

K. W. E. in Neuwied. Wir würden dadurch manche Leser beleidigen. Lesen Sie den „Schalk", dort stand übrigens noch mehr.

Hrn. T. R. in Breslau. Besten Dank — soll gebracht werden.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen rc. sind uns zugekommen von: Frln. Ella Winternitz, Isny; Bertha Wendorf, Frankfurt a. M.; Louise Koch, Heilbronn; Frau Auguste Göseles, Zürich; Hrn. M. Wagener, Ohligs; A. Commans, Sechtem; Fr. Junger, Saaz; H. Brunke, Wilhelmshaven; R. Fabel, Magdeburg; G. Häberlin, Lenzburg; F. Gornolka, Broschütz; A. Bresinatz (?), Luttenberg; A. Bernstein, Brody; K. Heller, Innsbruck; R. Glesse, Frankfurt a. M.; C. F. Tschudy, Zürich; G. Sichelschmidt, Elberfeld.

Hrn. Max B. in Halle. Das scheint der alte Hallorenmuth zu sein. Sind Sie aber auch ein so guter Schwimmer —?

Hrn. O. K. in Mannheim. Goliarden sind mittelalterliche Studenten, Liedersänger, Vaganten in edlem Sinne, fahrende Schüler.

Frln. Emma Habler in Antwerpen. Ein gutes Lustspiel zu schreiben, ist schwerer, als man im Allgemeinen glaubt. In neuerer Zeit haben sich allerdings auch zwei Damen, Hedwig Dohm und Frau A. Henle, darin versucht.

Hrn. M. Listner in London. Wahrscheinlich bringt der nächste Jahrgang von diesem Autor das Gewünschte. Auch als Buch jetzt zu haben (Leipzig, Schlicke).

Aerztliche Korrespondenz.

Elise P. in Berlin. Ein guter Magen verträgt den Genuß schwarzer Rettige unter Umständen gut, während für einen mit schlechter Verdauung behafteten Menschen der Genuß dieser Speise abzurathen ist.

D. D. 36972 in Mainz. Leichte Blutungen aus der Nase sind meist vorübergehender Natur und ungefährlich. Durch die Anwendung einer Nasendouche mit einem gegen das Uebel geeigneten Medikamente, das Sie sich von einem Arzte, der das Leiden untersuchen kann, verordnen lassen müssen, kann Heilung herbeigeführt werden.

Abonnentin A. R. in M. und Abonnentin in Bayreuth. Waschen der Stirne mit flüssiger Glycerinseife dürfte die Unreinlichkeiten rasch beseitigen. Gegen Blutandrang nach dem Kopfe empfiehlt sich der regelmäßige Genuß von ungarischem Bitterwasser, jeden Morgen nüchtern ein Weinglas voll genommen.

Hrn. P. P. in Wohlau in Schlesien. Gegen das Rothwerden im Gesicht und die Befangenheit in Gegenwart fremder Leute gibt es kein anderes Heilmittel, als ein energischer Wille, diese Schwäche persönlich zu bekämpfen. Es beruht dieß nicht auf körperlichem Leiden, sondern auf Mangel an Selbstvertrauen.

Hrn. J. G. in Liebau. Das Einreiben der Füße oder anderer Stellen des Körpers mit Petroleum ist unter Umständen schädlich, unter Umständen nützlich, je nach dem Leiden, gegen welches dieses Mittel benützt werden soll. Im Allgemeinen läßt sich hier kein Rath ertheilen, und ebensowenig gibt es ein allgemeines Mittel gegen Zahnschmerzen. Die Beseitigung des Leidens richtet sich stets nach der Ursache.

Hrn. J. J. K. in Wien und Leo S. in Berlin. Einpinseln erfrorener Zehen, insofern solche nicht wund sind, mit jodirtem Kollodium (1 Theil Jodtinktur auf 10 Theile Kollodium) beseitigt rasch die Frostanschwellungen.

Frln. A. v. R. in Innsbruck. Gegen Migräne hat sich außer Chinin und den von Ihnen schon benützten Einreibungen die Anwendung von pulvis pastae guaranae gut bewährt. Sie müssen sich das Mittel von einem Arzte verordnen lassen.

Abonnent in A. Für den brustschwachen jungen Mann wird sich im Frühjahr und Sommer ein Gebirgsaufenthalt am besten eignen.

Hrn. H. Sch. in Heilbronn. Allerdings sollen Sie dem untersuchenden Militärarzte von Ihrem Leiden Kenntniß geben. Wenn das Leiden wirklich vorhanden und nachweisbar ist, so brauchen Sie kein ärztliches Attest. Uebrigens werden Atteste von Privatärzten bei militärärztlichen Untersuchungen kaum beachtet, wenn solche nicht von Seiten eines staatlich angestellten Physikus bestätigt sind.

Hrn. Alfred R. in Grüneberg. Das angefragte Blutreinigungsmittel gehört in das Gebiet des Medizinalschwindels. Gegen Gichtanfälle hat sich in den jüngsten Jahren ein neues Mittel, das natrum salycilicum, bewährt; dasselbe muß jedoch von einem Arzte verordnet und unter dessen Kontrole gebraucht werden. Eine Gabe von zwei bis drei Gramm pro Tag wird gut vertragen.

Familie H. in L. Ein Rezept für ein gutes Mundwasser ist folgendes: Tart. dep. Coccion. pulv. ana 2,5. Aq. Menth. pip. Spir. vini rectif. ana 50. Tinct. Myrrhae Tinct. aromat. ana 5,0. M. filtr.

Hrn. A. A. in Josephsthal, F. R. M. in R., M. Sch. in M., M. H. in Tetingen und Alfred S. in Grüneberg. Ohne persönliche ärztliche Untersuchung kein Rath zu ertheilen möglich.

Hrn. Jul. J. in Wurzen. Allerdings ist eine gelbe Gesichtsfarbe oft ein Zeichen eines Leber- oder Gallenleidens, gegen welchen Zustand eine Kur in Karlsbad in vielen Fällen empfehlenswerth ist.

Hrn. J. M. in Kolmar. Es scheint das Leiden Ihrer Frau auf einer Herabsetzung der Nerventhätigkeit in den Riech- und Geschmacksorganen zu beruhen. Hier kann nur eine energische persönliche Beobachtung und Behandlung Heilung schaffen; auf brieflichem Wege ist nichts zu rathen.

Hrn. Heinrich K. in K. Von den angefragten Gichtketten hält unser ärztlicher Berather nichts. Ihr Arzt möge Ihnen längere Zeit hindurch zur Heilung Ihres Leidens salycilsaures Natron, zwei bis drei Gramm pro Tag, verabreichen.

Hrn. K. S. in Bielitz. Sie müssen sich zur Beurtheilung Ihres Augenleidens an einen Augenarzt wenden. Auf korrespondentiellem Wege läßt sich hier kein Rath ertheilen.

Hrn. E. L. in Dresden. Wegen des Zahnleidens müssen Sie sich an einen Zahnarzt wenden, welcher durch Reinigung und Ausfüllung des hohlen Zahnes mit Plombe das Leiden beseitigt. Der Zungenbelag wird jeden Morgen mit einem elastischen Zungenschaber weggefegt.

Anfragen.

31) Gibt es kleine photographische Apparate zur Aufnahme von Landschaften, das heißt solche, die nicht zu groß und schwer für Touristen sind? Ch. Kn...

Antworten.

Auf 28): Thonschiefermehl kann bezogen werden von der Schiefertafelfabrik von Friedr. Tholfus in Kassel.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 41. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

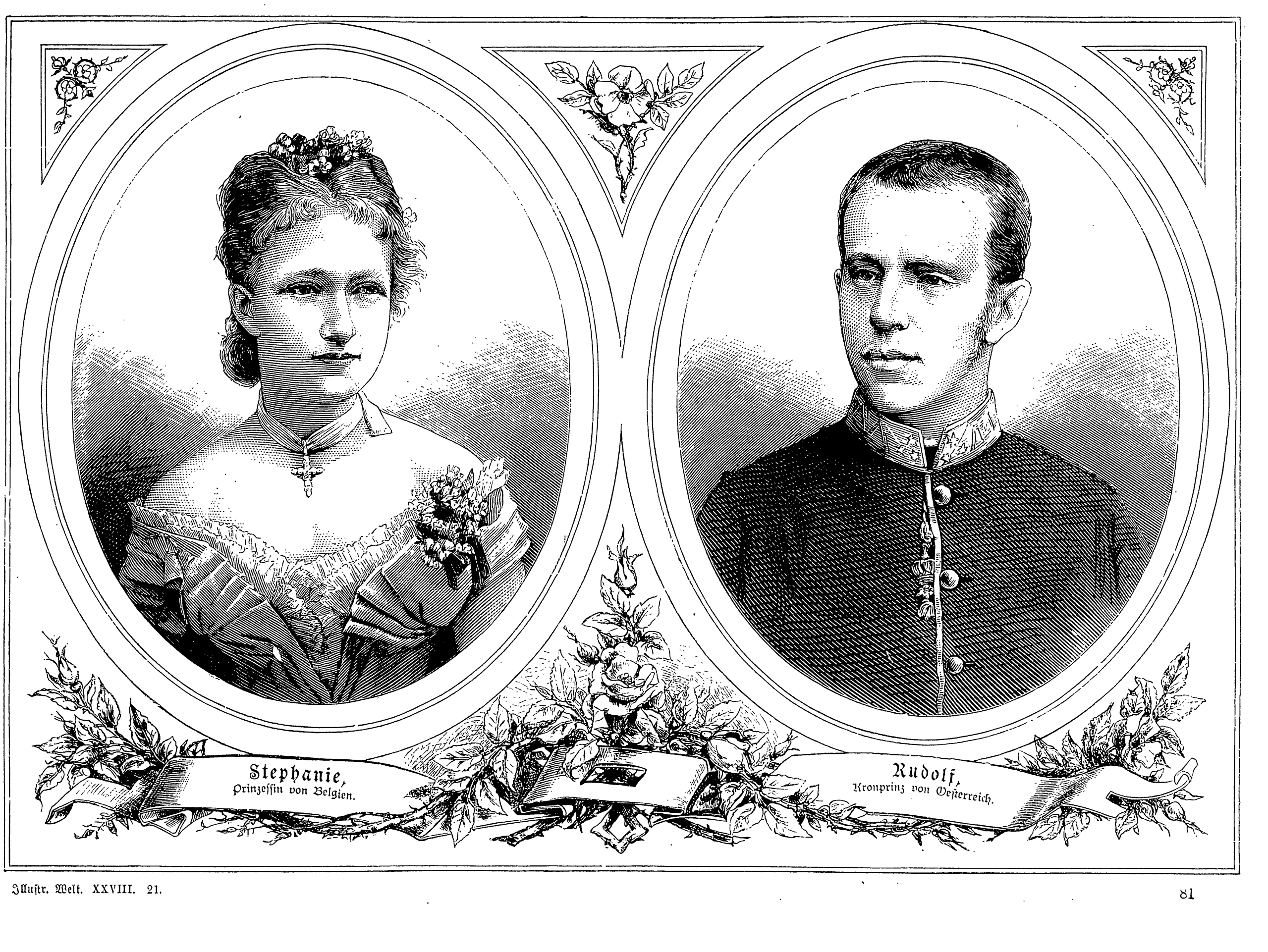
XXV.

Trotzdem war ich am nächsten Morgen schon früh wieder auf den Beinen. Ein anderer Lärm weckte mich schon beim Grauen des Tages. Es war heute Kirmes nämlich; Denen, welche dieß etwa vergessen hätten, wurde es durch das Hämmern und das Getreibe da unten eindringlich genug zum Gedächtniß geführt.

Ich erhob mich, kleidete mich an und legte mich mit der Cigarre in's offene Fenster. Drunten im Park erblickte ich noch die Trümmer des gestrigen Abends, halbverbrannte Papierlampen, umgeworfene Stühle und Tische und das niedergetretene Gras.

Mir fiel dabei jenes ganze wüste Fest und vor Allem die Drohung des Doktors wieder ein, das Versprechen, welches derselbe seinen Tischgenossen gegeben hatte, unverzüglich heute Schritte gegen unsere Damen thun zu wollen. Wie eine schwere Last fiel mir dieser Gedanke auf die Seele. Ich frug mich, ob es nicht das Beste wäre, ich begäbe mich augenblicklich nach dem „Anwesen“ hinüber und zwänge den Verleumder, und wenn es noth thäte, durch die nachdrücklichsten Mittel, von seinem Vorhaben abzulassen. — Aber das Versprechen, welches ich Karl gegeben hatte, band mir die Zunge. Ich konnte nichts thun, leider, als den Ereignissen freien Lauf zu lassen und hoffen, daß Karl im Stande sein würde, die Damen zu schützen. Das Wie war mir freilich nicht recht klar.

So voller Sorgen und Unruhe stieg ich die Treppe hinab und begab mich auf die Straße. — Ein feiner Nebel, — der erste Vorbote des nahenden Herbstes — lag über den Thalrändern und Höhen und schwebte zwischen den Bäumen wie ein zarter Schleier. Es waren nur wenige Menschen erst in der Allee und am Brunnen, denn es war noch früh am Tage. — Dort hinten aber, rechts und links neben dem Tempel auf jenem freien Platze, war geschäftiges Leben; dort traf man die Vorbereitung für die Kirmes. Buden wurden



Stephanie, Prinzessin von Belgien.

Rudolf, Kronprinz von Oesterreich.

aufgeschlagen und Caroussels, allerhand seltsame Wagen waren hieher gekommen über Nacht, mit allerhand seltsamen Menschen, enthaltend die dickste Frau der Erde, den starken Mann, Gaukler, Seiltänzer, das Panorama der Welt und dergleichen mehr.

Mich fesselte das bunte Treiben dieser Zigeuner für eine kurze Weile, ich stand da und sah ihnen zu. Der Senator und der Konsul kamen, und mich erblickend redeten sie mich an. Sie frugen mich nach den Vorkommnissen des verflossenen Abends, sie schüttelten die Achsel über jenes Treiben, vor Allem über jene seltsame Verlobung.

„Die Unanständigkeit nimmt überhand,“ sprach der Senator mißbilligend.

„Hören Sie 'mal — ich weiß übrigens wirklich nicht, wer von Beiden da mehr zu bedauern ist, der Vater oder der Baron Greifenklau,“ meinte der Konsul mit seiner gewöhnlichen Derbheit.

„Das junge Mädchen thut mir leid,“ versetzte der Senator, damit schritten sie zur Quelle, um ihren Schwefeltrunk zu nehmen.

Dort am Brunnen sprach man heute von nichts Anderem, als von den beiden Verlobungen. — Das große Ereigniß des Tages beschäftigte alle Gemüther in hohem Grade. — Es war richtig, nicht nur hatte Herr Burg die Zustimmung der Frau von Brettleben erhalten und erschien mit seiner strahlenden Braut am Arme unter den Kurgästen, sondern auch der Baron und Trudchen waren Braut und Bräutigam, obgleich Viele es nicht glauben wollten und sie nicht am Brunnen erschienen. Dagegen nahm der Doktor von allen Seiten die Glückwünsche seiner Patienten entgegen, mit einer Stirn, welche ich bewunderte, und um so mehr, wenn ich mir daneben die Gesichter der meisten Gratulanten betrachtete. — Man brauchte ja nur die edlen Schwestern und die Schulräthin anzusehen und brauchte nur zu hören, wie laut Frau von Borg davon sprach, daß man sich hier nicht mehr à son aise fühlen könnte.

Grete Zitzewitz erblickte mich kaum, als sie auch schon ganz echauffirt auf mich zueilte. — Ich aber wich ihr vorsichtig aus, ich drückte mich hinter die Buden und schlich mich dann hinter den Baumstämmen davon. Ich bog in den Park ein und machte einen weiten Spaziergang, um meine erregten Nerven zu beruhigen, ich überlegte in Einem fort, faßte Entschlüsse und verwarf sie wieder. Ich sah die Gräfin und Sophie im Geiste vor mir, wie sie jenen Brief erhielten, wie sie erschraken und Thränen des Abscheus aus ihren Augen stürzten. Ich sah sie in Hast ihre Sachen packen und eilends diesen ungastlichen Ort verlassen ... Was sollte ich thun? — Karl, — Karl und überall Karl! — Mußte ich mich denn immer von ihm gängeln lassen wie ein Kind?

Noch Eines beunruhigte mich — die Art und Weise nämlich, wie ich selbst von etlichen der Kurgäste betrachtet wurde. Schon gestern war ein ganz abscheulicher Verdacht in mir gegen Jenen aufgestiegen. Sollte er etwa so unzart gewesen sein, meine Person mit jenem abendlichen Vorfalle in Beziehung zu bringen?

Aergerlich über mich selbst kehrte ich heim. Ich ging die Allee hinab, meiner Behausung zu. Da hörte ich plötzlich meinen Namen rufen. Ich blickte auf, der Steuerrath stand auf seiner Veranda und bat mich, auf einen Augenblick zu ihm heraufzukommen. Marie erhob sich, als ich dieß that, und reichte mir die Hand. Der Vater that deßgleichen. Er hatte geschrieben, während Jene mit einer Weißstickerei beschäftigt war. Ihre fleißigen und geschickten Hände ruhten selten.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie aufhalte, Herr Stadtrichter,“ sprach der Steuerrath, „ich möchte nur einige wichtige Worte mit Ihnen sprechen. — Darf ich bitten?“

Wir setzten uns.

„Sie sehen mich im Begriff, an die Regierung zu schreiben und Klage zu führen,“ fuhr der Steuerrath in ziemlicher Erregung fort. „Ich weiß nicht, ob Sie schon gehört haben, was von Seiten des Doktors und einer gewissen Klasse von Kurgästen für ein sauberer Plan gestern Abend ausgeheckt wurde?“

„Ich war sogar dabei zugegen, als dieß geschah — allerdings als Zuschauer nur,“ erwiederte ich, beglückt, daß doch von irgend einer Seite etwas Greifbares gegen jene Infamie geschehen sollte. „Ich hörte und sah das Alles mit an.“

„Dann waren Sie auch wohl Zeuge jener sonderbaren Verlobung?“ unterbrach uns Fräulein Marie hier mit einem schalkhaften Aufblicken.

„Auch das, mein gnädiges Fräulein,“ bestätigte ich.

„Ganz Eichdorff ist davon voll,“ fuhr der Steuerrath fort, „und wenn der Doktor hörte, in welcher seltsamen Weise man dieses frohe Familienereigniß kommentirt, und namentlich von Seiten Derjenigen, die er für seine moralischen Stützen hält, er würde um eine große Belehrung reicher sein und vielleicht nicht so provozirend auftreten.“

„Allerdings war das Alles sehr sonderbar!“ erwiederte ich mit Nachdruck.

„Wir erfuhren den ganzen Vorgang heute früh von den verschiedensten Seiten, durch Herrn Heinzmann, die Stadträthin, die Schulräthin, die Frau von Eckstein und durch noch ein halbes Dutzend andere Menschen. — Dieses Eichdorff ist ein kleiner Tümpel, auf welchem die Enten lustig umherschwimmen. — Nun, ich bekam da Seltsames und Bedauerliches genug zu hören, unter Anderem berichtete man mir auch mit schadenfrohen Mienen, daß der Doktor laut davon gesprochen hätte, er würde jenen russischen Damen, welche Sie so ritterlich gestern Nachmittag in Schutz nahmen, die Kurkarten abfordern. — Ich finde dieses Vorgehen geradezu unerhört!“

Ich war ein wenig roth geworden bei den letzten Worten und besonders deßhalb, weil die junge Dame, welche uns aufmerksam zuhörte, mir soeben einen so warmen und anerkennenden Blick zugeworfen hatte. — Ach, — wenn sie gewußt hätte, wie wenig ich gerade einen solchen verdiente!

„Auch ich bin der Ansicht, daß solches Verfahren ein jedes Maß überschreitet, Herr Steuerrath, ich empfinde darin ganz so wie Sie. Ich kann wohl sagen, ich bin empört.“

„Das freut mich aufrichtig, lieber Herr! — Sie sehen mich hier im Begriff, eine Eingabe zu machen; der Senator Cornelius, der Konsul Eschenberg und noch etliche Andere von uns haben mich versichert, daß sie dieselbe unterstützen wollen; ich darf gewiß hernach auch um Ihre Unterschrift bitten. Ich werde mit wenigen Worten die Handlungsweise des Doktors klarlegen, werde seines üblen Einflusses auf die Kurgäste zu Ungunsten jener durchaus als achtbare Personen sich benehmenden Fremden erwähnen, des gestrigen Vorfalles, seiner angedrohten Ausweisung, und werde die Behörde bitten, hier ein Veto einzulegen. Stimmt das mit Ihren Ansichten und Wünschen überein?“

„Ganz gewiß, Herr Steuerrath, und obgleich ich mich verpflichtete, in dieser Angelegenheit nichts ohne meinen Freund, den Assessor, zu thun, so stehe ich doch nicht an, mich Ihnen vollständig zur Verfügung zu stellen ... Wenn es nur so schnell geschieht, daß die Damen persönlich nicht inkommodirt werden.“

„Dafür will der Senator Sorge tragen, dessen Stimme von einem ganz besonderen Gewicht ist.“

„O, — Sie nehmen mir da einen großen Stein von meinem Herzen,“ erwiederte ich aufathmend und fühlte es ordentlich, wie eine schwere Last sich von meiner Brust wälzte.

Ich bemerkte, wie Fräulein Marie mich unter dem breiten Strohhute hervor mit Theilnahme anschaute. Als ich mich empfahl, reichte sie mir, ebenso wie ihr Vater, noch einmal die Hand, und zwar mit einem sanften, gleichsam anerkennenden Drucke, sie sah mir freundlich in die Augen und sprach:

„Es war sehr hübsch von Ihnen gestern Nachmittag, Herr Stadtrichter.“

Ich ging — viel froher und erleichterter als ich gekommen war.

Schon von Weitem vernahm ich Karl's Cellospiel, und als ich hinaufeilte, fand ich ihn in seiner gewöhnlichen sorglosen Manier noch im Negligé, das heißt in Schlafrock und Pantoffeln, den Kneifer im rechten Auge, wie er mit seinen langen Gliedmaßen vor dem Notenpulte saß und tapfer drauf los strich.

„Ich bin augenblicklich fertig,“ sprach er mir zunickend und fiedelte weiter.

Die Versicherung des Steuerraths hatte mich ungemein beruhigt — ich setzte mich still in die Sophaecke und hörte dem Assessor zu. — Wahrhaftig, er machte seine Sache gar nicht schlecht, es war Mark in seinem Ton, es klang ganz erträglich.

Nach etwa fünf Minuten stand er auf und stellte das Instrument in die Ecke.

„Nun,“ sprach er, den Bogen abspannend, „was führst Du für einen lüderlichen Lebenswandel? Du hast noch nicht einmal gefrühstückt?“

„Ich bewundere Dein kaltes Blut, Karl,“ erwiederte ich, ihm fest in die Augen schauend.

„Mein Sang-froid,“ sagte er, selbstgefällig schmunzelnd.

„Ich kann Dir übrigens Einiges mittheilen, was zu Deiner ferneren Beruhigung beitragen wird.“

Ich erzählte ihm mein Gespräch mit dem Steuerrath.

„Ah, — sieh' da! — Man fängt also endlich an, sich zu regen ... die Herren Millionäre rüsten sich gegen das Reptil. — Unter uns, Stadtrichter, der Doktor muß sich einbilden, auf ganz besonders sicheren Füßen zu stehen, daß er es darauf ankommen läßt, sich mit den Aktionären zu veruneinigen. Ich hatte heute früh ein längeres Gespräch mit ihm, er war hier drinnen, um nach Dir zu sehen, und ich gratulirte ihm zur Verlobung.“

Hier verzog sich Karl's Gesicht zu einem vergnügten Grinsen.

„Er nahm das mit der Miene vollständigster Genugthuung hin. O, — das ist ein geriebener Kämpe ... glatt wie Oel, lieber Junge, von dem könnte man profitiren, — ein Studium! — Schade, daß Du ihm nicht näher getreten bist. Na, — er erzählte mir im Laufe eines längeren Gesprächs und gewissermaßen um sich vor mir zu rechtfertigen, man hätte ihm zugeredet, ihm Vorstellungen gemacht von Seiten des besitzenden Mittelstandes, sich eines jeden Schrittes gegen die Gräfin zu enthalten, er hätte aber einmal sein Wort gegeben, er thäte nur seine Pflicht und die würde er thun unter allen Umständen. Außerdem werde er gedrängt.“

„Und was antwortetest Du ihm?“

„Ich sagte ihm, wenn er so vollgültige Beweise hätte, dann möchte er nur thun, was er nicht lassen könne,“ erwiederte Karl mit seiner sarkastischen Miene. „Werde nicht ungeduldig, Stadtrichter,“ fuhr er fort, als er meine Erregung und mein Erstaunen bemerkte. „Lege Dir die Sache einmal klar: seine Eingabe bei der Regierung wird doch nur den einen Erfolg haben, daß er sich eine ganze Kette von Nachfragen und Unannehmlichkeiten auf den Hals ladet, denn dort hat man — wie Doktor Kurs Dir ja erzählte, bereits eine Einsicht in diese Verhältnisse, — dort kennt man ihn, Eugen.“

„Ich gebe das zu.“

„Nun siehst Du, man wird also überzeugende Beweise von ihm verlangen. Und was das Andere betrifft, das Zurücksenden der Kurtaxe — diese Exklusion, auch da sind bereits Vorkehrungen getroffen. Ich habe mich dieserhalb bereits mit Fräulein von Glinka durch ein paar Zeilen in's Einvernehmen gesetzt.“

„Mit Fräulein von Glinka?“ frug ich erstaunt und nicht ohne einen heftigen Stich von Eifersucht zu empfinden.

„Du siehst mich staunend an? ... Was? — befremdet Dich das?“

„Aber ich verstehe in der That nicht, Karl.“

„Na, — Du wirst es schon mit der Zeit lernen. — Wir sind ja übereingekommen, daß Du —“

„Aber wirklich, Karl, — das geht zu weit. Du behandelst mich wie einen Schulknaben!“ rief ich und erhob mich mit Entrüstung. „Dieser Zustand ist unleidlich, muß ich Dir sagen, und ich dulde das nicht länger. Wenn Du denkst —“

„Ich denke gar nichts, Stadtrichter,“ erwiederte Karl mit einem ganz eigenthümlichen Blick und indem er seine langen Arme um mich schlang, „als daß Du eine Seele von einem Menschen und mein Freund bist. — Dießmal führe ich das Szepter und Du mußt mir gehorchen, nächsten Sommer drehen wir die Geschichte um, dann befiehlst Du — dann kannst Du Dich rächen.“

Er drückte mich Widerstrebenden in die Sophaecke zurück und fuhr fort:

„Hör' zu. — Ich habe noch einen ganzen Sack voll Neuigkeiten für Dich: Du warst also wieder drüben bei Heimburgs, wie?“

„Ja.“

„Hm! — hat Mariechen Dir nichts gesagt?“

„Was sollte sie mir sagen?“

„Ein charmantes Mädchen übrigens.“

„Das ist sie in der That; aber was hat das hiemit zu thun?“

„Na, — siehst Du, und Grete Zitzewitz?“

Ich sah Karl ganz erstaunt und finster an.

„Hat sie Dir auch nichts erzählt, zum Beispiel, daß die Vase da ist, daß sie aber bedauert, unter diesen Umständen — wegen des Barons Verlobung mit der falschen Trude nämlich — dieselbe überhaupt gemalt zu haben? O, welche schlechte Menschen es doch auf der Welt gibt! Daß heute Kirmes ist, weißt Du, und daß man, wie alljährlich, auf großen Besuch aus der Umgegend rechnet, und daß das sehr amüsant ist und daß der Fürst mit Gemahlin erscheinen wird, um dieses ländliche Fest durch seine hohe Gegenwart zu verherrlichen und sich die ausgegrabenen Alterthümer anzusehen.“

„Nicht ein Wort davon, Karl.“

„Nun, — das Letztere kann sonst auch noch Niemand wissen, denn die Nachricht ist soeben erst hier angekommen. — Siehst Du, das ist ein ganzer Sack voll Neuigkeiten, ich erfahre das Alles, ohne mich aus der Stube zu rühren.“

„Seltsam!“

„Wir haben also einen glorreichen Tag vor uns, welchen das schönste Wetter verherrlichen wird, versetzen wir uns demgemäß in eine passende Feiertagsstimmung. Trinke Du Deinen Kaffee, ich mache Toilette und hernach schlendern wir ein bischen auf die Eichdorffer Messe, sehen uns die glücklichen Brautpaare an und machen Studien à la Teniers.“

Er schob mich ohne Umstände zur Thüre hinaus und schloß hinter mir ab. Ich ging hinunter in die Laube, trank meinen Kaffee und schaute aus nach dem Gegenstande meiner Sehnsucht.

XXVI.

Was konnte Karl Sophien geschrieben haben? ... Und wie sicher er seiner Sache zu sein schien! — Welch' ein eigenartiger Charakter war mein Freund und wie wenig kannte ich ihn doch eigentlich! ... War das Genialität, Rücksichtslosigkeit, oder was sonst?

Die Kinder spielten auf dem Rasen des Parks und machten einen großen Lärm mit ihren Bällen und Reifen, das ganze kleine Volk war heute in froher Erregung wegen des Jahrmarktes, die meisten trugen schon ihren Sonntagsstaat.

Ich sah ihnen eine Weile zu durch das eine unserer Laubenfenster und schaute dann zum zweiten Male hinüber nach der Veranda. — Ich empfand einen freudigen Schrecken, jetzt war dieselbe nicht mehr leer. — Unter dem Geranke des wilden Weines, im warmen Schatten erblickte ich eine schlanke weibliche Gestalt in einem hellen, schimmernden Kleide — es war Sophie. Ich sah den feinen bläulichen Dampf sich emporringeln wie an jenem Morgen, als ich die Theure zum ersten Male erblickte, ihr dunkles Haar hing ein wenig tief in die Stirn hinein und ihr schönes Haupt war gesenkt. Sie las, — einen Brief, wie es schien. — Jetzt schweifte ihr dunkles Auge hier herüber — wie erstaunt, wie fragend gleichsam. — — — War das Karl's Brief?

Abermals empfand ich einen Stich in meinem Herzen und der Athem wurde mir knapp. — Wahrhaftig, ich hatte schon wieder eine eifersüchtige Regung. Wie lächerlich! — — Konnten denn jene Augen lügen, der gewinnende Ausdruck dieser sanften Sterne, welche jedesmal, wenn sie mich anschauten, so freundlich lächelten, konnte das Verstellung sein? Und wie konnte wohl ein so zart besaitetes Wesen, eine solche Sensitive sich von Karl's schroffem Wesen, seinem Sarkasmus und seiner Ungebundenheit angenehm berührt fühlen? — Ich sah noch einmal hinüber, — die Veranda war leer, Sophie war verschwunden während dieser Reflexionen.

Der Sand knirschte draußen. Durch die Mauerlücke sah ich den Doktor ankommen in seiner Equipage. — Sein Gesicht sah jetzt gefurcht und sorgenschwer aus, das stehende breite Lächeln war verschwunden. Er glaubte sich unbeobachtet, er starrte sinnend vor sich hin — er sah besorgt aus und verfallen.

Nun, an Grund dazu fehlte es ihm wahrlich nicht.

Jetzt hielt der Wagen still, Adam wurde sichtbar, faßte an seine Mütze und rapportirte gehorschamst. Der Blick, welchen er dabei hinüberwarf nach der Villa der Gräfin, ließ mich nicht in Zweifel, auf wen sich seine Meldung bezog. Der Doktor legte sein Gesicht in noch krausere Falten, sprach einige kurze, offenbar sehr ungnädige Worte und fuhr dann weiter.

Karl kam und holte mich ab, wir trafen Heimburgs und schlenderten mit diesen über den improvisirten Marktplatz zwischen den Glücksbuden und Verkaufsständen herum. Zwei große Zelte wurden dort aufgeschlagen, Tanzzelte, wie Fräulein Marie mir sagte, ein eleganteres für die Honoratioren, das andere für die Landleute.

Hier war schon frohes Leben und Gewühl, die Leute strömten schon herzu. Die Glocke läutete zum Essen.

Die Tischgesellschaft war heute in ganz besonderer Erregung, theils in Folge der gestrigen Ereignisse, theils wegen der bevorstehenden Meßfreuden. Aller Augen guckten abwechselnd nach dem leeren Stuhle des Barons und nach der Thüre, aber der Bräutigam erschien nicht.

„Er ißt wahrscheinlich heute bei seinem neuen Schwiegervater,“ sprach Herr Ehemann mit einem schlauen Gesicht.

Uns Beide betrachtete man, wie es mich dünkte, mit finsteren oder mißtrauischen Blicken. Wir waren ja Abtrünnige und die fortwährenden Anspielungen der Gattin jenes braven Pfahlbürgers: „Na — man kennt das ja, die Fliegen gehen nach der Buttermilch,“ zielten unzweifelhaft auf uns.

Frau von Eckstein schien sich für heute mit der Schulräthin und deren Töchtern wieder vertragen zu haben, ein gemeinsamer großer Zweck brachte sie einander wieder näher. Sie lachten und tuschelten unaufhörlich mit einander und warfen uns auch wohl ab und zu einen halb herausfordernden Blick zu, wogegen sie den armen Steinhauer ordentlich verlegen machten durch die völlige Ungenirtheit, mit welcher sie mit ihm kokettirten. Der glückliche Jüngling, jeden Mittag, wenn er seine Serviette aufhob, lagen da drei bis vier Sträußchen von unbekannten Geberinnen.

Das machen die Sechzigtausend, dachte ich.

Diese barmherzigen Seelen, wie sie sich freuen bei dem Gedanken an die Demüthigung zweier anständiger Frauen, welche ihnen auf der ganzen Gotteswelt nichts weiter gethan haben, als daß sie nicht ihresgleichen sind. — O, — könnte ich euch doch einen Spiegel vorhalten und euch zeigen, wie häßlich euer Gesicht ist — könnte ich eurem Ehrgeize doch edlere Ziele stecken!

Trotzdem man bis nach Mitternacht getanzt hatte, strömte alle Welt gleich nach Tisch hinaus auf den Jahrmarkt und in die Tanzbuden. Baßgeige und Trompete mischten sich im Walzertakt mit unzähligen Leierkastenklängen zu einem Chaos von Tönen, dichtes Gewühl umgab die Ausrufer, um ihre grotesken Anpreisungen zu vernehmen, man würfelte an den Glücksbuden und fuhr Caroussel. — Landleute in ihrer malerischen Tracht waren in Schaaren herbeigeeilt, stattliche Burschen und hübsche Dirnen mit knallrothen Miedern und dicken Bernsteinketten. Dazwischen bewegten sich die Kurgäste in ihrem Sonntagsstaat, die Damen in hellen Kleidern und weißen Blousen; es war ein buntes, heiteres Bild frisch pulsirenden Lebens. — Wie die Kinder sich freuten auf den Caroussels! ... Man wird wieder jung bei solchem Anblicke, man denkt an seine eigene Kinderzeit.

„Hoffentlich hast Du die Damen gebeten, Karl, heute nicht hieherzukommen,“ sprach ich besorgt. „Ich bin überzeugt, jene abscheulichen Weiber wären im Stande, sie zu insultiren. — Um ganz offen zu sein, ich habe Dir zwar versprochen, in dieser Sache nichts zu thun — Dir Alles zu überlassen, aber ich interessire mich sehr, — ich nehme großen Antheil an der Gräfin und Fräulein von Glinka, und das sage ich Dir ... wenn hier das Geringste passirt, was sie kränken oder beleidigen könnte, so fahre ich augenblicklich nach D. und requirire Hülfe.“

„Dein Eifer ist außerordentlich achtbar und gerechtfertigt, Stadtrichter, aber fürchte nichts, gegen persönliche Unbill wird man die Damen schon zu schützen wissen, — Du weißt, es gibt hier ja eine ganze Menge von Leuten, welche das nicht dulden würden.

„Ich weiß, die Damen beabsichtigen mit den Kindern hieherzukommen, um sie Caroussel fahren zu lassen, wir werden dieselben begleiten — ich meine, wir sind ihnen Schutz genug. Du nimmst die Sache zu tragisch, Eugen.“

Der General gesellte sich zu uns und wir sahen eine Weile den Tanzenden zu.

„Um wie viel Uhr wird der Fürst erwartet?“ frug Jener Karl.

„Gegen Fünf. — Sieh' da — dort kommt schon der Doktor in Gala. — Beobachten Sie nur, wie seine Trabanten sich um ihn schaaren.“

„Haha! Esprit de corps! ... Aber ich vermisse seine Tochter und den wackern Bräutigam. — Die sitzen am Ende wieder da in dem Irrgarten als schnäbelnde Täubchen.“

„Das glaube ich kaum; ich vermuthe, diese Geschichte läuft überhaupt nicht ganz so glatt ab, wie der kluge Vater es sich denkt. — Wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, so hat sich der Baron von seinem ersten Schrecken bereits erholt und macht Sperenzchen.“

„Wieso?“ frugen Excellenz und ich zugleich.

„Höre, Stadtrichter, ich fürchte, Deine fünfundzwanzig Thaler wirst Du in den Schornstein schreiben müssen, denn, wie gesagt, wenn mich nicht Alles trügt, ist jener junge Nimrod und Mädchenheld bereits über alle Berge.“

„Ah! ... das wäre!“

„Herr Steinhauer theilte mir nämlich im Vertrauen vorhin mit, daß der Baron ihm heute Vormittag heimlich hinaufgewinkt hätte in sein Zimmer und ihn mit den sichtlichen Spuren der Verstörung abermals um ein kleines Darlehen von zehn Thalern angegangen sei. Mein Freund Steinhauer, welchem jener Mosje Leichtfuß bereits über fünfzig Thaler schuldet, machte anfangs Schwierigkeiten, konnte aber zuletzt seinem Drängen doch nicht länger widerstehen und wurde baar. Er behauptet nun, der Baron sei ihm dabei ganz komisch vorgekommen.“

„Sehen Sie sich nur einmal den Doktor ein wenig genauer darauf an, — wenn Sie den scharf beobachten, wird er Ihnen auch vielleicht etwas komisch vorkommen.“

In der That — Karl hatte Recht, — der kleine Ränkeschmied, trotz Frack und weißer Binde und trotz seiner zur Schau getragenen Sicherheit, war heute von einer seltsamen nervösen Unruhe beherrscht. Wenn es irgendwie unbemerkt geschehen konnte, glitten seine Aeuglein schnell und spähend über die ihn umgebende Menge fort in's Weite, als erwartete er irgend Jemanden mit großer Sehnsucht.

„Da kommen Ihre Damen,“ sprach der General plötzlich und unterbrach uns so in unseren Beobachtungen. Ich blickte auf und sah in einiger Entfernung die Gräfin mit Fräulein Sophie und den Kindern stehen, ihren Bedienten hinter sich. Sie waren gekommen, ohne daß wir sie bemerkt hatten. Sie standen dort in einer kleinen Gruppe, — mitten im Gedränge, und schauten dem Tanze zu.

Wir waren eben im Begriffe, uns zu ihnen zu begeben, als wir bemerkten, daß sich irgend etwas Absonderliches dort ereignete. Ich sah Karl erblassen und mit einem Stöhnen der Wuth, wie ein gereizter Tiger, sich in die Menge stürzen, sie rücksichtslos durchfurchend mit seinen starken Armen. — Wir Beiden, der General und ich, folgten ihm in großer Bestürzung so schnell wir konnten.

Wir kamen leider zu spät, — das Unerhörte war bereits geschehen: jene schamlosen, aufgehetzten Weiber hatten die Damen wirklich insultirt.

(Fortsetzung folgt.)

Kronprinz Rudolf von Oesterreich und Prinzessin Stephanie.

(Porträts S. 529.)

Große Theilnahme und allgemeine Aufmerksamkeit erregte die Verlobung des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich und der Prinzessin Stephanie von Belgien, welche kürzlich stattfand. Der Prinz sowohl wie die Prinzessin sind höchst sympathische Erscheinungen, welche sich die Herzen Aller, die mit ihnen in Berührung kamen, eroberten. Kronprinz Rudolf, der älteste Sohn des Kaisers Franz II. von Oesterreich und der Kaiserin Elisabeth, Tochter des Herzogs Max von Bayern, ist am 21. August 1858 geboren, hat sich eine gediegene und vielseitige Bildung erworben und kommandirt jetzt als Oberst des Infanterieregiments Nr. 36 in Prag, wo auch das Paar zukünftig seine Residenz nehmen dürfte. Die Prinzessin Stephanie, die zweite Tochter des Königs Leopold II. und der Königin Marie Henriette, ist jetzt siebenzehn Jahre alt und lebte bisher völlig zurückgezogen in Laeken. Die Prinzessin sollte erst, wie es heißt, in die Cercles eingeführt werden. Es war bei einer Gesellschaft, die am 7. März in Schloß Laeken von ihren Eltern gegeben wurde, als der Prinz, welcher nicht lange vorher die Prinzessin kennen gelernt hatte, wobei das Paar sofort lebhafte Sympathie für einander fühlte, die Prinzessin um ihre Hand bat. „Madame,“ sprach der Kronprinz, als er sich mit der Prinzessin allein befand, „wollen Sie mich als Gemahl annehmen?“, auf welche einfache Frage die Prinzessin mit einer tiefen Verbeugung antwortete: „Ja, Kaiserliche Hoheit.“ — „Ihre Antwort macht mich unendlich glücklich,“ versetzte der Erzherzog. „Und ich,“ antwortete die Prinzessin, „werde stets und unter allen Umständen meine Pflicht gegen Sie erfüllen.“ Nicht mehr wurde gesprochen, aber das jugendliche Paare trat Arm in Arm in den königlichen Kreis des Wintergartens und der Erzherzog führte seine Braut zu ihrem Vater, indem er sagte: „Sire, ich habe mit Eurer Majestät Erlaubniß Prinzessin Stephanie um ihre Hand gebeten. Ich freue mich, Ihnen mittheilen zu können, daß mein Wunsch gewährt wurde.“ Die Prinzessin schloß ihre Mutter in die Arme und gleich darauf wurde die Verlobung der Gesellschaft angekündigt. — So entbehrt diese fürstliche Verlobung nicht des Schimmers der Liebesromantik, die bei den Ehen auf diesen Höhen, wo Krone und Purpur zu Hause, so selten mitsprechen darf.

Ein Melonenmarkt in Budapest.

(Bild S. 532.)

Es ist wohl all' unseren Lesern bekannt, daß es in Europa zweierlei Hauptarten von Melonen gibt. Die mit gelbem Fleisch, die Zuckermelone, zählt die Botanik zur Familie der Gurken, die Wassermelone aber, die mit rosigrothem Fleisch, zählt sie zur Familie der Kürbisse. Wer wissen will, was eine Melone ist und wie man sie zu verspeisen hat, der muß nach Ungarn gehen, an die Quelle, dort wird er's lernen.

Lang hinab auf den Donaukais von Budapest erheben sich zur Zeit des Augustimarkts hohe Schanzen, wie aus Bombenkugeln für Belagerungsgeschütze gebildet. Nur sind diese Kugeln statt mit Schießpulver und gehacktem Blei mit rosigrothem, köstlich saftvollem Obstfleisch gefüllt und wiegen ziemlich alle 25 Pfund. Auch der arme slowakische Taglöhner findet in den Riesenhaufen ein ihm zugängliches Exemplar, das er für 6 Kreuzer kauft und sich daran satt ißt und trinkt, wobei er, die Frucht bis an die Schale ausnagend, sich zugleich das Gesicht wäscht. Die gnädige Frau dagegen sucht sich ein so stattliches Kaliber aus, daß sie auf ihren Guldenzettel nichts mehr herausbekommt.

Der praktische Käufer orientirt sich über die Qualität, indem

er sowohl das Gewicht in Betracht zieht (ausgereifte Melonen sind stets leicht), als auch, indem er mit der Handfläche an die Kugel klopft und auf ihr inneres Gekoller horcht; besonders aber urtheilt er nach dem absonderlichen Gekrach, das entsteht, wenn man den Daumen in das Grübchen steckt, das an Stelle der Blüte zurückgeblieben ist. Die unreif gepflückte Wassermelone bleibt unreif. Daher kratzen gewissenhafte Züchter von Wassermelonen das Datum von deren Geburtstag in die grüne Schale, um darnach den Tag des Abpflückens zu bestimmen. Sechs Wochen braucht die Melone zu ihrer Reife. Den feinen Melonen wird zumeist auch die Firma ihres Züchters eingeritzt.

Der ungarische Statistiker Keleti schätzt die gesammte Obstproduktion der Länder ungarischer Krone auf durchschnittlich über zwei Millionen Metzen à 4 Pfund im Jahr, und gut ein Achtel dieser Summe repräsentiren jene beiden Gattungen der köstlichen kolossalen Frucht, welche ihren Namen in grauer Vorzeit von der griechischen Insel Melos erhalten haben soll, die im Freien aber nur in Persien, Südrußland, Italien, Frankreich, Spanien und Ungarn massenhaft gedeiht.

Affen als Hausgenossen.

Von

Paul Röper.

Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, das er in freien Stunden mit Vorliebe reitet; Dieser sammelt Münzen und Alterthümer; Der alte Schmöker und zerbrochenes Porzellan, bekanntlich wird das Meißener Porzellan immer schöner, je mehr es gekittet ist; Der Naturalien und hundert andere Dinge; von allen Liebhabereien aber scheint mir die für Thiere eine der lobenswerthesten zu sein, denn sie gewährt neben dem wirklichen Vergnügen tiefe Blicke in's thierische Seelenleben. Ich meine hier nicht das Unterhalten eines Rennstalles oder eines Thierparks, das erlauben den Wenigsten die Mittel, sondern die Liebhaberei für Singvögel, einheimische Säugethiere kleinen Kalibers, exotische Vögel, Affen.

Ich habe seit zwanzig Jahren stets eine Anzahl Thiere gepflegt und mit Vorliebe Affen; Dieß und Das über diese Vierhänder mitzutheilen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die Auswahl der Art eines Affen oder Affenpärchens ist sehr wichtig, denn manche Sippen taugen nicht für den vertrauten Umgang mit Menschen, theils wegen ihrer Unanständigkeit, theils wegen Frechheit und Bosheit, so vorzugsweise die Paviane; andere sind wieder zu kostbar und selten, als die Menschenaffen, und wieder andere sind zu weichlich, wie viele der Neuweltaffen; Meerkatzen, Makaken, Kapuziner und vielleicht Röthelaffen sind diejenigen Arten, welche man wegen ihres Wesens und ihrer Billigkeit Jedem empfehlen kann, wenn dieß überhaupt zulässig; denn bei aller Freude, welche der Thierfreund über seinen lustigen, klugen, närrischen Hausfreund oder Genossen empfindet, wird er manchen Aerger in den Kauf nehmen müssen, denn der Schelm sitzt ihm immer im Nacken.

Ich kaufte einmal in Hamburg ein Meerkatzenpaar, es



Ein Melonenmarkt in Budapest. Zeichnung von J. Jankó. (S. 531.)

waren Schwarznasen*), das soeben aus seiner Heimat Afrika angekommen war, wenn ich mich nicht irre für sechzig Mark. Sie waren jung ihren Müttern entrissen und hatten die Dickichte ihrer Mimosenwälder, ihre Palmenhaine und die Mais- und Durrahfelder, die lustige Gesellschaft ihrer Bande, das herrliche Leben in den duftigen Baumkronen der Tropen vergessen und sich mit leichtem Sinn in ihre Gefangenschaft gefunden. Sie erhielten, zu Hause angekommen, die Namen Michel und Jule in feierlicher Taufe und wurden, da es im Herbst, kein geeigneter Raum hergerichtet war und für alle Affen Wärme und eine trockene, reinliche Wohnung Lebensbedingung ist, vorläufig im Schafstall untergebracht.

Hier hatten sich die Thiere, die frei umherlaufen durften, bald eingewöhnt, suchten Aehren, in denen sich hier und da noch ein Körnchen befand, aus den Raufen und die vierbeinigen Miteinwohner boten in ihren dicken Vließen einen unerschöpflichen Jagdgrund nach gewissen Schmarotzern. Kletterten die Affen langsam von ihren Sitzen, den Balken, herab, so kehrten sich die dummen Schafe nicht weiter daran, sprang aber behufs der Jagd oder auch nur aus Muthwillen einer den ruhig an den Raufen fressenden oder ruhenden Thieren auf den Rücken, so rannte die ganze Heerde wie wahnsinnig auf einen Haufen oder im Stalle umher, zum größten Vergnügen der Affen, die nun, in der Wolle festgekrallt, vergnüglich Steeplechase ritten. Obgleich sich Michel und Jule gut an ihren Pfleger, den Schäfer, der ihnen in einem Troge täglich gekochte Kartoffeln, gekochtes Fleisch, Brod und Obst brachte, gewöhnt hatten, sonst sich auch behaglich zu fühlen schienen, mußte ich sie doch, um dem Unwesen mit der Reiterei, da die Schafe den ganzen Tag in Unruhe gehalten wurden, zu steuern, wegnehmen und zwar in's Haus. Hier hatte ich eine geheizte Stube, in der sich allerlei Singvögel, Lachtauben und Meerschweinchen befanden, und in dieser Stube wurde ihnen ebenfalls ein großes Gebauer zur Wohnung angewiesen. Hatten Michel und Gemahlin bei ihrem Fang im Stalle schon entsetzlich gekreischt und furchtbare Grimassen geschnitten, so wurden sie jetzt wüthend, als sie sich eingeschlossen fanden, und begannen nun mit aller Gewalt an den Eisenstäben zu rütteln. Doch das war vergebene Liebesmüh und müde begaben sie sich zur Ruhe auf's oberste Sitzbrett ihres Käfigs, sich wie immer innig umschlingend und Brust an Brust sitzend, zu schlafen.

Sie hatten diesen Eingriff in ihre Freiheit aber keineswegs vergessen, und nachdem sie, wie ich später zu meinem Schaden erfahren mußte, den Mechanismus des Fallgatters, das auf- und niedergehoben wurde, um den Käfig zu reinigen, den Futtertrog zu füllen und frisches Wasser zu reichen, sich genau betrachtet hatten, traf mich die rächende Nemesis in meinen

*) Cercopithecus melachina, Farbe oben grünlich, unten weißlich, das Gesicht fleischfarben, Nase schwarz, deßgleichen Ohren und Hände, Länge anderthalb Fuß. (Rebau.)

Lachtauben. Als ich eines Morgens in's Zimmer kam, mich nach meinen Thieren umzusehen, sah ich mein Ehepaar wie unsinnig hinter flatternden Vögeln umherjagen, Käfige lagen auf dem Boden, zerbrochen und der Draht auseinandergebogen, zwei Lachtauben waren fast alle Federn ausgerissen — kurz eine grenzenlose Verwüstung; Jule hatte zum Ueberfluß ein junges, noch saugendes Meerschweinchen im Arm, was sie jedoch nicht abhielt, eifrig nach den Vögeln zu haschen.

Sowie die Affen meiner ansichtig wurden, suchten sie eilig das Gebauer zu erreichen, waren aber nicht klug genug, das herabgefallene Gitter wieder aufzuheben, und erkletterten nun die Spitze ihres Käfigs, wo sie schreiend und gesichterschneidend — so komisch, daß man trotz des Aergers lachen mußte — ihre Prügel in Empfang nahmen. Jule hielt anfangs ihr geraubtes Kleinod fest, ließ es aber, da sie beide Hände gebrauchte, die Prügel abzuwehren, gar nicht bedenkend, daß das Thierchen nicht klettern könne, fallen, es aber sogleich wieder heraufholend, und nur nach vielem Zureden vermittelst Zucker war sie zu vermögen, es für die angestammte Mutter wieder herauszugeben.



Auf dem Weg zur Kirche in Irland. (S. 534.)

Diese Affen wurden bald sehr zahm, nahmen durch die Gitterstäbe Alles mit der Hand, ließen sich anfassen und streicheln, antworteten durch einen eigenthümlichen Gurgellaut auf meinen Ruf — so daß ich vermeinte, ihnen mehr Freiheit gewähren zu dürfen, zumal jetzt der Frühling gekommen war, warme Luft draußen wehte und ich ihnen das Klettern und Springen in den grünenden und blühenden Bäumen gerne gewähren wollte.

Jung gewohnt, alt gethan. Meister Michel hatte den Obstgarten, in dem den Sommer über die Schafböcke waideten, bald ausfindig gemacht und ging nun wieder, wenigstens eine Morgenstunde täglich, seiner Leidenschaft für die höhere Reitkunst nach, so daß er manchmal wie der rasende Roland dahinsauste. Derweil divertirten sich Frau Gemahlin, im

Hühnerstalle Eier aufzusuchen oder in Küche und Speisekammer in alle Häfen und Töpfe zu gucken; kam dann das Mittagessen, so stellten sich auch die Affen ein, denn sie verstanden es vortrefflich, die Thüren zu öffnen, indem sie auf die Drücker sprangen, und fraßen von ihrem Teller ganz manierlich, wenn sie sich auch um die besten Bissen zankten und Gesichter schnitten. Kam einer früher als der andere, so machte er sich eiligst über sein Diner und stopfte zunächst so viel in's Maul, als hinein wollte, natürlich das, was ihm am besten gefiel, und der später Kommende mußte sich mit den Resten begnügen. Zuweilen langte auch wohl ein langer, haariger Arm von der Stuhllehne auf den Teller des am Tisch Sitzenden, sich etwas Eingemachtes oder Derlei zu holen — so etwas betrachteten sie als selbstverständlich.

So vergingen der Frühling und ein Theil des Sommers, die Hundstage kamen und mit ihnen Vetter Hubert. Er, Michel und Jule waren bald die besten Freunde, und so hatte denn an einem schönen Abend der Vetter eine kleine, gemüthliche Kneiperei arrangirt, die Affen tranken mehr des süßen Weines als ihnen gut war, denn die meisten Affen lieben leidenschaftlich Spirituosen, und wurden total betrunken. Sie machten erst die tollsten Sprünge und Kapriolen, hatten dann ihre Gliedmaßen nicht mehr recht in der Gewalt, indem sie beim Klettern Fehlsprünge machten und fielen endlich schwer berauscht von ihren Sitzen auf den Erdboden, gerade wie ein Mensch.

Am andern Morgen boten die beiden Extravaganten ein jämmerliches Bild, denn sie hatten den solidesten Katzenjammer, und als der Vetter sie nun gar auslachte, beschloß Michel in seinem Innern, eine fürchterliche Rache zu nehmen.

Die Gelegenheit sollte sich bald bieten.

Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, kam mein Vetter Student zu mir, der ich gerade am Schreibtisch saß, mit sonntäglichen Kleidern, wozu feine weiße Unaussprechliche gehörten, angethan, um mich zur Kirche abzuholen. Wir frühstückten vorher und auch Michel erschien durch's Fenster. Er that ganz harmlos gegen den Vetter und ließ sich, auf dessen Schooß sitzend, streicheln. Er machte sich hierauf, anscheinend ganz unbefangen, Allerlei im Zimmer zu schaffen, sprang dann hinter des Vetters Rücken, der mir gegenüber saß, auf den Schreibtisch, tauchte rasch alle vier Hände in das große Tintenfaß und begann nun rasch von unten auf an dem Spötter umherzuklettern und auf seinem Schooß herumzuspringen. Einige Jagdhiebe trieben ihn endlich zur Flucht durch's Fenster, nicht ohne daß er vorher noch die Gardinen nebst Stange herabgerissen, wobei er beifällig grunzte und dem Vetter Gesichter schnitt.

Man durfte selbst diese überaus zahmen, wie überhaupt alle Affen, welche man in Haushaltungen frei umhergehen läßt, nicht ohne Aufsicht lassen, wie die Thatsachen zeigen, daß sie einmal mit gestohlenen Zündhölzern Gardinen in Brand setzten, ein anderes Mal die Brille meines Vaters stahlen und verfolgt, von der Höhe des Daches herabwarfen, sehr ungehalten darüber, daß man ihnen dieß Vergnügen nicht gönne — sie kam natürlich zerbrochen unten an; und einmal gar meiner Schwester eine werthvolle Brosche entwendeten, die nur mit Gewalt und zerbissen wieder aus dem Maul geholt werden konnte.

Auch blieb dieß Ehepaar nicht ohne Kindersegen — eines Morgens saß Jule mit einem kleinen Ungeheuer im Arm, dessen Gliedmaßen in Bezug auf Größe in gar keinem Verhältniß zum übrigen Körper zu stehen schienen, auf ihrer Lagerstatt, dem Ofen; es war schon herbstlich geworden und der Ofen wurde etwas erwärmt. Das Kleine hatte sich in dem Brustfell der Mutter festgeklammert und hing hier saugend und schlafend, fortwährend von der Mutter geleckt, gereinigt, geliebkost und so sorgfältig bewacht, daß sie es sogar ungern sah, wenn man den Liebling nur betrachtete. Der Vater dagegen kümmerte sich durchaus gar nicht um seinen Stammhalter, sondern ging seinen gewohnten Geschäften nach, manchmal die Gattin durch Gurgeln zum Mitgehen auffordernd. Die Affen besuchten jetzt häufig das Weinspalier, zum großen Verdruß des Gärtners, der beständig Wache halten mußte, Jule immer mit ihrem Kleinen an der Brust, das sich wacker mit seinen vier Händen festhielt und sie wenig oder gar nicht zu behindern schien. Leider starb der junge Affe, vermuthlich wegen der kälter werdenden Luft, und der Schmerz der Mutter war so sprechend, so menschlich, daß es wirklich rührend mit anzusehen war. Immer und immer wieder drückte sie die kleine Leiche an die Brust, sie zu erwärmen, sie saugen zu lassen, und als ich sie endlich fortnahm, um sie zu beseitigen, glaubte ich in den ersten Tagen, das Thier würde vor Gram eingehen, denn es saß still und traurig da, verweigerte alles Futter und gab nur zuweilen den Lockruf von sich, mit dem es das Männchen zu rufen pflegte. Doch brach später der leichtlebige Charakter wieder durch und sie gesellte sich wieder ihrem Eheherrn.

Ich habe diese Affen gewiß acht bis neun Jahre gehabt und obgleich sie manchen Verdruß machten durch Zerbrechen von Töpfen, Tiegeln und Tellern, Schelmenstreiche, die meistens zu unserem Schaden ausfielen, und boshafte Neckereien, so hatte man doch andererseits seine Lust an ihrem komischen Gebahren, ihrer eilfertigen Geschäftigkeit und dem lächerlichen Ernst, mit dem sie Alles betrieben, den Aeußerungen ihres Nachdenkens, denn der Affengeist kombinirt fortwährend, sei es auf schlimme Streiche, auf Förderung des persönlichen Wohlergehens, oder wie man am besten eine Neckerei ausführen könne, ohne Prügel zu bekommen oder sonstigen Nachtheil zu erleiden. Gerade diese Sippe der Affenfamilie ist besonders zu empfehlen, da sie billig ist, nicht so boshaft wie andere Sorten und sich lange in der Gefangenschaft hält.

Ein trockenes Lager und Wohnung, Obst, hin und wieder etwas Fleisch, sonstige Abfälle von der Tafel, eine thierfreundliche Behandlung und man kann manches Jahr seine Freude an den Thieren haben. —

Ein Affe, den man gleich der Schwarznase häufig in Menagerieen und im Privatbesitz sieht, vorerwähntem äußerlich sehr ähnlich und auch häufig mit ihm verwechselt, ist der Makako*); was Gelehrigkeit, Raffinirtheit und Unarten anbelangt, leistet dieser Asiate reichlich dasselbe als sein afrikanischer Vetter, ist aber bei Weitem boshafter.

Ich erhielt eines Tages einen weiblichen Makaken, Lilli benannt, von einem Freunde geschenkt, der ihn im höchsten Zorn weggab, weil Lilli eines schönen Tages in Abwesenheit ihres Herrn, muthmaßlich nicht gehörig gefesselt oder eingesperrt, sich in den Stunden unfreiwilliger Muße der fast fertigen schriftlichen, größeren Arbeit ihres Herrn angenommen hatte, diese zu vollenden, dabei aber so in Eifer gerathen war, daß der unglückliche Schriftsteller sein Manuskript im Zimmer verstreut, zerfetzt und mit unzähligen Tintenflecken besudelt fand — Grund genug, einen solchen Mitarbeiter sofort zu entlassen.

Lilli gewann mich bald sehr lieb, ich muß dabei befürworten, daß auch sie jung herübergekommen war, denn alte Affen werden nie zahm, und trug mir eine Strafe nie nach, war aber ganz außerordentlich eifersüchtig, so daß sie, wenn meine Frau mir in ihrer Gegenwart z. B. das Haar streichelte, wüthend auf sie zufuhr, und die beste Absicht hatte, zu beißen, was auch einigemal gar nicht zu verhindern war, das Kratzen gar nicht gerechnet. Nach solchen aufregenden Auftritten kam Lilli eiligst auf meine Schulter geklettert und durchsuchte mit großem Ernst und Eifer mein Haar und Bart, gleichsam mich ihrer unwandelbaren Zuneigung zu versichern. Trotzdem diese Aeffin im Laufe der Zeit und der guten Behandlung so zahm geworden war, daß sie überall umherlaufen durfte, lebte sie doch mit allen Hausgenossen, mich ausgenommen, in Fehde. Der Köchin stahl sie Milch, welche sie sehr liebte, und Eier, dem Gärtner reife und unreife Früchte, letztere wurden, sowie abgerissen, sofort weggeworfen, die Pferde des Kutschers machte sie im Stalle scheu und unruhig, indem sie ihnen plötzlich auf den Rücken sprang oder auf Raufen und Krippen vor ihnen turnte, ja sogar meinen Hühnerhund mußte sie ärgern, ihn plötzlich, wenn er ruhte, an Schwanz und Ohren reißend, und sie und die Katze waren geschworene Feinde. Dieß hing so zusammen. Miez war eines Tages in Wochen gekommen, hatte aber ihr Wochenbett auf dem Heuboden sehr geheim gehalten, so daß ich von dem Vorgang gar nichts ahnte, Lilli aber war dahinter gekommen und versuchte, da sie sehr kinderliebend wie alle Affen war, eines der Kätzchen zu rauben. Als sie einst die Katze in der Küche fressen sah, ergriff sie die Gelegenheit und machte sich eiligst auf, die Unthat auszuführen. Lilli hatte schon eines der niedlichen Kätzchen im Arm und wollte sich eben davon machen, als die Mutter erschien. Sowie sie den status quo ersah, stürzte sie auf die Kindesräuberin und nun begann die wüthendste und lächerlichste Prügelei, die man sich denken kann.

Da Lilli das Kätzchen mit einem Arm an sich gedrückt hielt, mit der andern Hand aber sich stützen und vertheidigen mußte, so war sie in einer schlimmen Lage und mußte endlich, obgleich mit heftigem Widerstreben, unter greulichem Gesichterschneiden und Grunzen das Adoptivkind wieder hergeben, mit zerzaustem Fell und blutigem Kopf ihren Rückzug nehmend. Sie konnte dieß Abenteuer lange nicht wieder vergessen und gab ihr äußerstes Mißfallen bei Erscheinen von Frau Miez stets durch Gesichterschneiden kund.

Lilli war eine Verehrerin des Tabaks in Rauchform und man konnte ihr kein größeres Vergnügen machen, als ihr Tabakrauch in's Gesicht blasen, sie sperrte dann das Maul weit auf und schien mit wahrer Lust den Tabaksqualm einzuziehen.

Dieser Makako befand sich bei seiner Kost: Obst, Gemüse, Nüsse, gekochtes Fleisch und einer warmen, trockenen Wohnung sehr wohl, ja nicht einmal, wie es häufig vorkommt, war die Spitze des Schwanzes, wie man sagt, angegangen — es fault dann ein Glied nach dem andern fort — und er würde noch lange unter den Lebenden gewandelt haben, hätte ihm seine unmäßige Neugierde und Naschhaftigkeit nicht einen jähen Tod gebracht. Auf dem Hausboden befand sich nämlich eine große Kiste mit schwerem Deckel, in der die Ausgeberin Backobst und dergleichen aufbewahrte. Diese, die eines Tages hierin kramte, von Lilli, welche auf dem Ballen saß, wohl beachtet, wurde schleunig abgerufen und schlug in der Eile nur den Deckel zu. Lilli, welche wahrscheinlich besondern Appetit auf Backobst hatte, versuchte nun den Deckel zu heben, was auch auf einige Zolle gelang, nun war die Aufgabe die, zu den auf dem Kistenboden liegenden Pflaumen zu gelangen, hier versah sie's, der schwere Deckel strebte wieder zu und zerdrückte die Näscherin.

Ebenfalls sehr häufig in der Gefangenschaft ist der in den Wäldern Südamerikas lebende, zu den Wickelschwänzen gehörende Kapuzineraffe**).

Obgleich man diese Affen von jedem Thierhändler billig kauft, sie sich auch ziemlich in der Gefangenschaft halten, so kann ich sie doch nach meinen Erfahrungen nicht in dem Grade als Hausgenossen empfehlen, als die Meerkatzen oder die Makaken.

Alle Affen sind unreinlich, das läßt sich nicht bestreiten, wahrhaft unausstehlich aber ist dieser Fehler beim Kapuziner. Nicht allein, daß er Kleidung, Geräthe und Mobilien seines Pflegers, falls er frei umherläuft, auf's Schamloseste beschmutzt, so besudelt er sich selbst auch fortwährend. Dazu kommt, daß dieser Affe äußerst reizbar, nachtragend, empfindlich ist und oft seine klagende, weinerliche Stimme ertönen läßt — kurzum, ich für meinen Theil ziehe eine Meerkatzen- oder Makakenart vor.

*) Makakus cynomulgus, L., Größe zwei Fuß, Färbung die der Schwarznase.

**) Cebus capucinus, L., Größe 18 Zoll, schwarzer Scheitel, Nacken, Backenbart und Schwanz, brauner Rücken und Gliedmaßen, röthlichgelbe Brust und Bauch. (Rebau.)

Meine Frau besaß einen Kapuziner Namens Pedro, der von ihr sehr verzogen, auch gerade wie ein verzogenes Kind sich benahm. Obgleich er Keinen, weder Thier noch Mensch, ungeschoren ließ, sie neckte und schabernackte wo er konnte, war es ihm doch höchst unangenehm, wenn er geneckt wurde.

Einstmals kam ich dazu, wie er eine Tischdecke, auf der Kaffeegeschirr gestanden, herabgerissen hatte und nun von Sahne übergossen, theilweise noch unter der Decke, von seiner Herrin einige Jagdhiebe einheimste — dieser Anblick war so komisch, daß ich laut auflachen mußte. Von diesem Augenblick an hatte ich das Wohlwollen Pedros für immer verloren; er empfing mich sehr ungnädig später und wenn ich ihn streichelte oder freundlich zu ihm sprach, so drohte er zu beißen oder that es auch wirklich.

Pedro erkrankte, wie so viele seiner Genossen, an der Schwindsucht und es war ein trauriger Anblick mit dem leidenden Affen. Aus dem frischen, ewig beweglichen, munteren Gesellen war ein Kopfhänger geworden, der entweder still auf dem warmen Ofen oder zusammengekauert der Herrin im Schooß saß. Es that ihm wohl, wenn man in bedauernden Worten mit ihm sprach und häufig traten ihm die Thränen in die Augen; er nahm sogar von mir Eingemachtes, das seiner kranken Brust gut that. Als er fühlte, daß es wohl mit ihm zu Ende gehe, kam er schwerfällig herbei, kletterte mühselig in den Schooß seiner Pflegerin, wo er alsbald endete. Die braunen Augen hatten während des Leidens einen so sprechenden, menschlichen Ausdruck, daß man das Thier nicht ohne Rührung ansehen konnte.

Schließlich seien noch die Röthel- (Löwen-) Aeffchen*) erwähnt, die wegen ihrer Zierlichkeit, Lebhaftigkeit und anmuthigem Wesen gewiß manche Freunde sich erwerben werden. Sie sollen ihrem Pfleger aber nie recht zutraulich werden, auch nie die Geistesgaben bezeugen, wie die vorhergenannten Affen, auch dürfte der Preis von 200 und mehr Mark für das Stück, das wegen der klimatischen Verhältnisse (diese Affen stammen aus Südamerika) vielen gefährlichen Erkältungen ausgesetzt ist, doch von der Erwerbung eines solchen Hausgenossen abhalten.

*) Midas argiomelas, G., Größe 7—8 Zoll, Farbe gelb mit Mähne, schwarzes Gesicht mit weißen Lippen.

Auf einem Gang zur Kirche in Irland.

(Bild S. 533.)

Irland ist das Schmerzenskind des britischen Reiches. Der Grundbesitz befindet sich dort in den Händen vornehmer Herren, die meist in London sich ihres Lebens freuen. Ihr Grund und Boden ist an kleine Leute verpachtet, welche, auf einer niederen Kulturstufe stehend und durch fehlerhafte Gesetzgebung, Mangel an Schulen ꝛc. stets weiter zurückkommend, jetzt in große Armuth verfallen sind. Sie können den Pacht nicht zahlen und die Besitzer treiben die Armen oft unbarmherzig aus den erbärmlichen Hütten in Noth und Elend hinaus. In Folge dessen besteht ein wüthender Haß der armen Pächter gegen ihre Grundherren, die ihrerseits die Armen als dumm, faul, unreinlich verachten. Die Gegensätze haben sich jetzt so zugespitzt, daß Meuchelmorde der Gutsbesitzer an der Tagesordnung und allgemeine Unsicherheit in Irland einriß. Die britische Regierung geht jetzt ernstlich daran, das gesunkene Volk wirthschaftlich und geistig zu heben, freilich etwas spät.

Unsere Illustration führt uns auf eine Landstraße in Irland. Es ist Sonntag und wir sehen die Leute, sie sind fromme Katholiken, zur Kirche gehen. Da fährt der Gutsherr, geführt von einer echt irischen Kutscherfigur, mit seiner Familie zur Kirche. Das arme Volk geht zu Fuß; damit aber das theure Schuhwerk nicht abgenützt wird, tragen besonders die Frauen und Mädchen ihre Schuhe bis zum Kirchdorf in der Hand. Ehe sie in's Dorf treten, wird die Fußbekleidung wieder angezogen. Leider spielt der Branntwein in Irland eine große Rolle. Nach der Kirche wird vom niedern Volk sicher bis in die Nacht hinein getanzt und dazwischen getrunken, bis ein allgemeiner Rausch vorherrscht, ein Rausch meist bis zur Sinnlosigkeit. Wir sehen auf unserem Bilde Mutter und Tochter wandern; die irischen Mädchen sind oft von origineller, fast südländischer Schönheit, kräftig gestaltet, heiter und trotz der Noth blühend. Durch Elend und Trunk, Noth und Kummer altern sie jedoch schnell, und die bejahrte Irländerin ist dann meist von hexenartiger Häßlichkeit. Die verfallene Mutter, welche da neben der Tochter her schreitet, ist einst wohl ebenso schön wie diese gewesen. Es lastet auf Irland eine Mißwirthschaft, die ein kräftiges, begabtes, schön gestaltetes Volk zu Boden drückt.

Lebensregeln.

Wer da glaubt, er sei klug,
Der weiß nimmer genug;
Wer was Rechtes will lernen,
Muß allen Dünkel entfernen.

*

Zeig' dem Schicksal dich als Mann
Und im Hoffen bleib' geduldig!
Wer da leistet, was er kann,
Der ist Keinem mehr 'was schuldig.

(Aus: „Kleinigkeiten". Von Johann Meyer. Hamburg, J. F. Richter.)

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Epheuhause. Eine rohe Beleidigung.

Wie groß war Bertie's Schmerz, als sie erfuhr, daß ihre mitternächtliche Wanderung den Zweck nicht erfüllt hatte. Es war ihr eine namenlose Qual, zur Ruhe gezwungen, nichts für ihn thun zu können, ihn aber krank und leidend zu wissen. Bertie meinte, daß der Kelch des Leidens, welcher früher schon so voll gewesen, nun vollends überfließen müsse. Nur einen Trost hatte sie in all' ihrem Leid, und das war der tägliche Besuch Viola's, welche ihr nicht nur immer die neueste Botschaft über das Befinden des geliebten Oheims brachte, sondern auch liebevolle Worte der Freundschaft aussprach, die dem wunden Herzen als wahrer Balsam erschienen. Lord Brook hatte es nicht nur verstanden, seine Schwester, sondern auch den Herzog für Bertie einzunehmen. Er hatte ihnen erzählt, wie besorgt Hugo ihretwegen sei, wie er an ihre Herzensreinheit glaube, und wie Lady Oliphant in dem Zerwürfniß der Vergangenheit wohl keine lobenswerthe Rolle gespielt haben könne. Sibyllens Gleichgültigkeit gegen den Gatten war nur zu deutlich erwiesen, die Liebe, welche sie vor der Verehelichung für ihn zur Schau getragen, konnte mithin nur eine Komödie gewesen sein.

Sobald es im Dorfe bekannt wurde, daß Lady Viola ein ständiger Besuch in Frau Greydon's Häuschen war, wurden jene Lästerzungen, welche früher es gewagt hatten, Bertie zu schmähen, ihre eifrigsten Vertheidigerinnen, und obwohl Bertie daran nichts gelegen war, so konnte sie doch nicht umhin, diese Veränderung zu bemerken.

Manchmal, wenn Bertie mit einem Buch in der Hand träumend am Fenster saß, gedachte sie jener Szene im Wintergarten, auf dem Balle der Lady Moretown, und fragte sich, ob jene leidenschaftliche Liebe, welche Sibylle damals für Hugo Oliphant zur Schau getragen habe, wirklich nur fingirt gewesen sein könne; ihr däuchte es unmöglich, daß die Thränen, die Leidenschaft, die Agonie des Schmerzes, welche das schöne Mädchen damals bekundet hatte, Alles unwahr gewesen sein solle; die Erfahrungen der Gegenwart hingegen schienen nur zu deutlich zu bekunden, daß Sibylle bloß aus Eigennutz gehandelt. Lady Viola sprach mit offenem Mißbehagen, ja mit entschiedenem Widerwillen von ihrer Tante; sie vermochte es kaum über sich, die Formen gewöhnlichster Höflichkeit zu wahren, und auch Percy war im höchsten Grade kalt und abweisend gegen die schöne Frau. Doch der Dame war wenig daran gelegen; sie stattete täglich ihren Besuch in der Waldhütte ab und verbrachte den Rest des Tages meist damit, Toiletten zu studiren, in welchen sie in der nächsten Saison noch glänzendere Erfolge wie bisher erzielen wollte.

Endlich, nach zehn Tagen qualvoller Ungewißheit, erklärte Sir Benjamin Prody, daß die Gefahr vorüber sei und er seinen Patienten dem Doktor Hatton allein überlassen könne.

Alle Nachforschungen nach dem Schuldigen, dem Sir Hugo so viele Schmerzen zu danken hatte, blieben erfolglos. Sir Hugo aber verrieth weder durch Wort noch Blick, daß Bertie Greydon wahrscheinlich in der Lage sein dürfte, nähere Auskunft über denselben zu geben, während das Mädchen selbst sich zu namenlos unglücklich fühlte über Hugo's Verwundung, als daß sie einen andern Gedanken zu fassen im Stande gewesen wäre.

Nach einiger Zeit war Sir Hugo doch wieder so weit hergestellt, daß er sich im Stande fühlte, nach Oliphant zurückzukehren. — Lord und Lady Harberton weilten mit ihrem Sohne, ihrer Tochter und dem Herzoge von Clovermede noch immer auf dem Schlosse, und Hugo, der anfangs gegen den Herzog eingenommen gewesen war, mußte sich selbst zugestehen, daß Viola's Wahl eine glückliche sei.

„Ich gehe nach dem Epheuhause, Percy, willst Du mich begleiten?“ sprach sein Onkel eines Nachmittags zu Ende des Monats Dezember, als er schon so ziemlich hergestellt war. — „Ich war heute Morgen dort, Frau Greydon und Bertie sind sehr freundlich; wenn ich aber einmal des Tages dort erscheine, dürften sie doch an mir genug haben. Uebrigens werde ich Dich mit Vergnügen bis zu dem Häuschen geleiten und dann nach dem Pfarrhofe gehen; ich will Cyril befragen wegen jener in Aussicht stehenden Pfarrei.“ — „Gut denn!“ erwiederte Hugo zerstreut und die Beiden machten sich auf den Weg.

Fräulein Greydon sei zu Hause, berichtete die Dienerin auf Hugo's Anfrage, als sie ihn in das Besuchszimmer führte, in welchem er so viele glückliche Stunden an Bertie's Seite verbracht. Diese erhob sich bei seinem Eintritt, bis an die Haarwurzeln erröthend, und die kleine Hand, welche sie ihm bot, zitterte merklich. Keines sprach durch mehrere Minuten; Bertie war die Erste, welche ihre Fassung wieder gewann. „Ich freue mich, zu sehen, daß Sie so viel wohler sind, Sir Hugo!“ — „Danke, ja, ich habe mich wieder vollständig erholt. Daß ich überhaupt noch lebe, dafür habe ich nicht jenem Schurken zu danken, dessen Kugel mich getroffen, sondern einzig und allein Ihnen!“ — „Nein,“ sprach sie hastig, „mir ist es so vollständig mißglückt, Ihnen irgendwie in dieser Angelegenheit von Nutzen zu sein, daß ich mir seither die lebhaftesten Vorwürfe gemacht habe, weil es mir nicht gelungen, Sie auf eine andere Weise zu warnen. Ich hätte geradenwegs nach Oliphant gehen sollen, um es Ihnen dort zu sagen.“ — „Es hätte die Sachlage nicht geändert,“ entgegnete er lächelnd. „Es würde mich nicht abgehalten haben, nach Fairy Hollow zu gehen. Wie kamen Sie in jener Nacht nach Hause? Es war mir so leid, daß die Umstände mich zwangen, Sie allein gehen zu lassen. Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet, will ich hoffen!“ — „O nein!“ — „Ist Ihre Tante wohl?“ fragte Sir Hugo. — „O ja, sie ging nach Appleby. Herr Farnham, mein Vormund, ist leider krank.“ — „Nicht ernstlich, will ich hoffen.“ — „Ich hoffe nicht, doch weiß ich es kaum,“ entgegnete sie langsam; eine kurze Pause entstand, während welcher Sir Hugo sie scharf beobachtete und die kummervollen Linien bemerkte, welche der Schmerz in ihrem Antlitz zurückgelassen.

Sie war sehr verändert, schmächtiger, bleicher, ihre großen Augen hatten den Ausdruck von Munterkeit gänzlich verloren, um die rosigen Lippen lag ein schmerzlicher Zug. Vielleicht ließ das dunkle Kleid, welches sie trug, sie noch zarter erscheinen, doch Hugo war es, als sei sie um Vieles schwächer als einst. Plötzlich emporblickend, begegnete sie seinem ernst auf sie gerichteten Blick und erröthete. Sir Hugo zog seinen Stuhl näher an Bertie heran und sprach sanft: „Ich will Sie nicht betrüben, aber wenn es Ihnen möglich ist, so versetzen Sie sich zurück in jene Nacht und sagen Sie mir, ob Sie sich jenes Mannes entsinnen können, welcher mein Leben gefährdete.“ — „Ich sah ihn nicht,“ sprach das Mädchen überrascht. — „Erkannten Sie auch seine Stimme nicht?“ fragte Sir Hugo mit sichtlicher Erleichterung; wußte Bertie nichts, dann wollte er die ganze Angelegenheit auf sich beruhen lassen; dann war es nicht nöthig, daß Bertie vor Gericht eine Aussage mache. — „Nein,“ sprach sie langsam, „seine Stimme klang rauh und gemein, war mir aber völlig fremd.“ — „Nun gut!“ und er lächelte. „Die Leute reden so viel von der Gerechtigkeit, daß ich fühlte, es sei meine Pflicht, Sie zu befragen.“ — „Vielleicht, wenn ich wiederhole, was er sprach, gelingt es Ihnen, weitere Schlüsse zu ziehen. Er sagte, daß Sie schuld daran seien, wenn sein Sohn transportirt würde, und daß er sich deßhalb rächen wolle.“ — „Ah, der alte Jenkins, dacht' ich's doch!“ — „Der alte Jenkins! Boltby sagt mir, er liege im Sterben.“ — Und wieder zuckte es eigenthümlich über Hugo's Antlitz. „Dann ist es nutzlos, weitere Schritte gegen ihn vorzunehmen; ich bin sehr froh darüber.“ — „Weßhalb?“ — „Weil es dadurch unnöthig wird, daß Sie vor Gericht erscheinen. Es wäre Ihnen doch sehr peinlich gewesen, öffentlich Zeugniß abzulegen, und nun ist dieß vermieden!“ — Bertie erröthete lebhaft, denn es wäre ihr allerdings höchst peinlich gewesen, diese ihre nächtliche Exkursion einzugestehen.

Hugo erkannte ihre Bewegung, neigte sich vor und ergriff die kleine Hand. „Sie sehen, all' dieß ist vermieden, Bertie,“ rief er heiter. „Die Schuld der Dankbarkeit, welche ich Ihnen gegenüber empfinde, wird dadurch nicht verringert, daß Sie es nicht hindern konnten, wenn ich verwundet wurde. Mein Leben haben Sie doch errettet!“ — „Nein, nein, ohne meine Thorheit hätte Ihnen jeder Schmerz erspart werden können.“ — „Ihnen aber nicht, mein Kind. O wenn Sie wüßten, wie es mich schmerzte, daß durch mich Ihnen so viel Leid widerfahren ist!“ Er neigte das Haupt über ihre Hand, während er sprach, und berührte dieselbe mit seinen Lippen; im selben Augenblicke aber ließ sich ein leises, spöttisches Lachen in dem Gemache vernehmen, und emporblickend gewahrten sie Sibylle, welche mit funkelnden Augen auf der Schwelle stand.

Sir Hugo sprang empor, Bertie aber war todtenbleich geworden, als sie sich langsam erhob, ihren Gast zu begrüßen.

„Meine besten Empfehlungen, Sir Hugo Oliphant,“ sprach Sibylle, stolz näher tretend und sich tief verneigend; „auch Ihnen, Fräulein Greydon, muß ich gratuliren zu der wahrhaft vornehmen Rolle, welche Sie spielen. Sehr lobenswerth, wenn ein junges Mädchen, das sich als das Muster von Unschuld und Reinheit ausgibt, ihr Möglichstes thut, um einen Mann seiner Frau zu entfremden!“ — „Sibylle!“ rief Sir Hugo wüthend, „Deine Worte sind im höchsten Grade unpassend!“ — „Unpassend!“ entgegnete sie voll Bitterkeit. „Gestatte, daß ich anderer Meinung sei. Schon zu lange habe ich gezögert, würde ich noch länger geschwiegen haben, so dürfte ich wahrscheinlich meinen Gatten verloren zu geben gezwungen sein.“ — „Madame!“ rief Bertie, empört der Wüthenden entgegentretend, „Sie sind ...“ — „Ich bin nicht hieher gekommen, um mich in ein Wortgefecht mit *Ihnen* einzulassen,“ unterbrach Sibylle sie verachtungsvoll. „Es ist unter meiner Würde, Sie auch nur zu beachten! Nein, ich will nicht schweigen!“ rief sie in leidenschaftlicher Heftigkeit. „Schämst Du Dich nicht, ihre Partei zu nehmen,“ fuhr sie an Hugo gewendet fort, „die Partei des Mädchens, welches mit ihrem Sirenenstimmchen strebt, Dich Deiner Frau zu entziehen!“ — „Sibylle, wie kannst Du es wagen!“ rief er, auf sie zustürzend, als ein Ausruf Bertie's ihn plötzlich wie gebannt zurückhielt. — „O still, still, Lady Oliphant, ich erkläre feierlich ...“ — „Was nützen alle Erklärungen! Worte sind leicht auszusprechen! Wie kam es, daß man Ihr Taschentuch um meines Gatten Arm gebunden fand, in der Nacht, in welcher er verwundet wurde? Wie können Sie dieß anders erklären, als daß Sie eine heimliche, mitternächtliche Zusammenkunft mit ihm hatten? Schande, Schande über Sie!“ — „Sibylle, ich *befehle* Dir zu schweigen! Du weißt nicht, wovon Du sprichst! Wenn Du Dich berechtigt glaubst, eine Erklärung zu fordern, so bin ich bereit, sie zu passenderer Zeit Dir zu geben. Du hast diese junge Dame schwer beleidigt!“ — Das spöttische Lachen seiner Frau unterbrach ihn. „Schwer beleidigt! Als ob dieß möglich wäre! Alle Welt verachtet sie und allüberall weiß man, daß eine Person wie sie gar nicht beleidigt werden kann! Willst Du wissen, wie man sie nennt, diese reine ...“ — „O still,“ flehte Bertie, „ich habe Ihnen nie ein Leid zugefügt, Lady Oliphant, schonen Sie meiner!“ — Sibylle war im Begriffe zu antworten, als eine gebietende Bewegung ihres Gatten sie zum Schweigen brachte. — „Still!“ gebot er ernst. „Dieser Auftritt hat bereits zu lange gewährt. Wie kannst Du es wagen, hieher zu kommen, um dieses schuldlose Mädchen zu beleidigen? mich zu beleidigen? Verlasse das Gemach!“ rief er, die Thüre öffnend, „und wenn Du ruhiger bist, werde ich diese Angelegenheit mit Dir zum Abschluß bringen.“ — Ein undefinirbares Etwas in seinem Blick ließ Sibylle zurückbeben und sie wandte sich der Thüre zu. „Ich werde Dich verlassen,“ sprach sie stolz, „damit Du diese interessante Unterredung zum Abschlusse bringen kannst; der Gatte, welcher sein Weib hintergeht, bleibt bei dem Mädchen, das ihn verführt.“

Ein leiser Schrei entrang sich Bertie's Lippen, und unfähig, sich länger aufrecht zu halten, sank sie zur Erde, das Antlitz in die Kissen des Sophas vergrabend. Mit einem triumphirenden Blicke verließ Sibylle das Gemach und Hugo sah vom Fenster aus, wie die stattliche Gestalt den Hof durchschritt und sich langsam entfernte. Mit namenloser Liebe und unendlicher Weichheit wandte er sich dann zu Bertie.

Sehr liebevoll und sanft beugte er sich nieder zu dem jungen Mädchen und versuchte dasselbe emporzurichten; doch Bertie schauerte nur in sich zusammen und flüsterte leise: „Nein, nein, berühren Sie mich nicht!“

Er war von der furchtbaren Szene, welche Sibylle veranlaßt hatte, zu sehr empört, um ruhig nachdenken zu können, und während er mit großen Schritten den kleinen Raum durchmaß, spukten die verschiedensten Pläne in seinem Kopfe. Zorn gegen Sibylle war das Gefühl, welches im ersten Augenblicke vorherrschte, um dann namenlosem Mitleid für Bertie Raum zu geben, gepaart mit seiner innigen Liebe zu ihr.

Das Mädchen kauerte noch immer, wo es hingefallen war, doch gab es keinen Laut von sich, und einen Augenblick fürchtete Hugo, daß es ohnmächtig sei. Er beugte sich nieder und richtete sie sanft empor. „Mein armer, verwundeter kleiner Vogel!“ sprach er liebevoll; „o hätte ich vermocht, Dir dieß zu ersparen! Kannst Du mir verzeihen, Bertie?“ — „Es war nicht Ihre Schuld,“ sprach das Mädchen, ohne sich jedoch ihm zuzuwenden. — „Was hätte ich nicht darum gegeben, Sie davor zu schützen, liebes Kind!“ — „Ich bin überzeugt, daß es Ihnen leid thut,“ sprach sie leise. „Im Augenblick that mir das Ungerechte der Anklage weh; doch im Grunde genommen ist nichts daran gelegen. Nur *Sie* glauben nicht, daß Sibyllens Worte Begründung hatten, nicht wahr? Der Gedanke, daß Sie mich verachten, der wäre mir unerträglich!“ — „Ich Sie verachten! O Bertie, ich wollte, ich vermöchte es über mich, Sie zu hassen! Doch kein weibliches Wesen ist jemals inniger, hingebender geliebt worden, als Sie!“

Eine kurze Pause entstand, während welcher Hugo Oliphant sich an ihrer Seite niederließ und ihr die Hände vom Antlitz zog, sie zärtlich festhaltend. „Weißt Du noch, wie glücklich wir waren, kleines Mädchen?“ fragte er sanft, während sein Blick den ihren suchte. „Was für frohe Zeiten wir zusammen verlebten, wir bedurften keines dritten Wesens, auf daß unser Glück vollkommen sei!“ Sie antwortete nichts, doch ihr war's, als müßte ihr Herz zerspringen. — „Ich war ein Thor, Dir zu mißtrauen, doch der Wahnsinn hatte mich damals erfaßt; stündlich habe ich seither meine Narrheit bereut! Keine frohe Stunde habe ich genossen und nimmer kann ich glücklich werden, es sei denn durch Dich, Bertie!“ — „Durch mich?“ wiederholte sie. — „Ja, höre mich an, mein Kind!“ fuhr er in leidenschaftlicher Erregung fort. „Laß uns zusammen fliehen von hier! Es gibt sonnige Länder, in denen wir das Glück genießen können, Du und ich! Laß uns nach dem Kontinent reisen. Ich will Dich so glücklich machen, meine arme Blume, ich will das sonnige Lächeln wieder auf Deine Lippen zaubern. Du kommst, Bertie, nicht wahr, Du gibst mich dem Leben, dem Glück wieder?“

Er kniete vor ihr nieder und umschlang sie mit seinen Armen. Eine Sekunde lang schwieg das Mädchen, dann sprang sie auf und fragte mit bebenden Lippen: „Was meinen Sie, ich kann Sie nicht recht verstanden haben; Sie, der verheirathete Mann, wollen um mich werben?“ — „O verzeih' mir, Bertie, ich weiß nicht, was ich spreche!“

Er warf sich auf einen Stuhl und schluchzte gleich einem Kinde, und Bertie stand einen Augenblick bleich und zitternd neben ihm, dann sprach sie mit sanfter, zitternder Stimme: „Gott schütze Dich und lasse Dich glücklich werden, Hugo!“ und schwankte mit bleichem Antlitz aus dem Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Crescenz.

Erzählung
von
Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

Toni hatte seine Geschäfte in Golling besorgt, der Tag war darüber schon weit vorgerückt; es war ihm Alles heut schwerer als sonst gefallen; seine Gedanken weilten immer bei Crescenz und dem, was sie mit einander geredet hatten. Er eilte, zu ihr heimzukommen; vielleicht, daß sich am Abend noch klärte, was am Morgen noch zwischen Beiden trüb geblieben war. Da mußte er aber noch in's Gasthaus eintreten, eine letzte Bestellung zu ordnen. An einem Tisch in der Ecke des großen Zimmers saßen mehrere Männer in lebhaftem Gespräch. Toni erkannte einige davon sofort als Bergleute, die von oben herab aus der Nauris kamen, vermuthlich um hier in der Nähe am Dürenberg Arbeit zu suchen. Sie schienen sich nach den Verhältnissen hier zu Land zu erkundigen und ebenso von ihren bisherigen zu erzählen. Denn, aufmerksam zuhörend oder nicht minder redselig antwortend, hatten sich zu ihnen ein paar Andere gesellt, die offenbar aus der nächsten Nähe zu Haus waren.

„Ja, es fängt wieder bei uns droben an, unruhig zu werden," sagte gerade einer der Fremden, ein ältlicher, schon weißbärtiger Mann, dem harte Arbeit und vielleicht auch bittere Lebenserfahrung tiefe Furchen in das Gesicht gezogen hatten, „eine Zeitlang hat's gut gethan, da ließen die fremden Mönche und ihre Aufpasser was sich noch so von Lutherischen bei uns aufhielt in Frieden; man konnte wenigstens daheim ungestört seine Bibel lesen oder seinen Herberger beten — jetzt schauen sie Einem bei hellem Tage und des Nachts in's Fenster hinein, um auszuspioniren, was man treibt."

„Und ehe man sich's versieht," fiel ein Anderer ein, „ist der Pfarrer da, der katholische freilich, und fängt an, Einen zu inquiriren, wie oft man zur Kommunion gehe, wie viele Ave Maria man bete, und es fehlt nicht viel, so schleppen sie Einen wieder zur Pflegschaft nach Neufen hinunter und prozessiren uns um Hof und Haus. Da ist's doch wohl besser bei euch da unten, obwohl euch der Bischof näher sitzt als uns!"

„Nicht, daß ich gerade wüßte," antwortete auch ein bejahrterer Mann, der schon bei den ersten Worten des fremden Sprechers sich behutsam, fast ängstlich umgeschaut hatte und jetzt auch wieder einen sorglichen Blick im Zimmer umherwarf, ob er wohl frank und frei reden könne; „nicht, daß ich gerade wüßte: wohl haben wir den Bischof auf der Nase sitzen, aber der ist's nicht, den wir zu fürchten hätten. Sie sagen, es sei ein wohlmeinender Herr, der vom Einfangen und Einsperren der Ketzer und sonstigen Plackereien gegen sie wenig hielte und sie lieber ungestört ließe, aber er soll nicht recht Herr im eigenen Lande sein. Die Jesuiten führen auch in der Stadt das große Wort und schon mehr als Einen sollen sie auf's Korn genommen haben, den sie offener Ketzerei halber anklagen wollen."

Die Zungen waren gelöst, der Wirth stellte ein paar neue Seidel Landwein auf den Tisch; auch Toni, der allein, von den Sprechenden wenig beachtet oder wenigstens von ihnen für ungefährlich geachtet, zur Seite saß, ließ sich ein frisches einschenken. Das Gespräch fing an, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

„Da der Pater Joseph, wie sie ihn heißen, in Salzburg drunten," rief ein junger Bursche, der den spitzen Hut mit der Spielhahnfeder keck und herausfordernd auf dem Kopfe sitzen hatte, ziemlich laut und stieß dabei sein Glas zornig auf den Tisch, „der soll's doch am ärgsten treiben. Ueberall horcht er herum und die ordentlichsten Leute sucht der Schwarzrock zu verdächtigen und in's Gerede zu bringen. Du kennst doch die Crescenz in Aigen drunten?" fragte er den neben ihm Sitzenden, einen gleichfalls jungen Burschen, der's an Rauflust wohl mit seinem Nebenmann aufzunehmen schien.

Toni wäre fast von seinem Sitze aufgefahren, als er so plötzlich den Namen seiner Braut nennen hörte; allein er hielt an sich und hörte begierig weiter zu.

„Ob ich sie kenne," antwortete der Angeredete; „wer kennt die Crescenz nicht, das sauberste und ordentlichste Dirndl im ganzen Thal? Was ist's mit der? Die hat doch nichts mit dem Pater zu schaffen?"

„Freilich," fuhr der Andere heftig fort, „ich weiß es von meiner Mutter Schwester; die ist Haushälterin bei einem geistlichen Stadtherrn. Da fängt man manches Wort auf, und die Burgei ist eine von Denen, die auch verstehen, was die großen Herren so für sich reden; die hat neulich einmal so was davon gehört, daß der Pater Joseph zu ihrem Herrn gesagt, die Nähers-Crescenz sei auch so eine Ketzerin, der man einmal dreinfahren müsse. Nun, ein Hehl macht das Mädchen nicht aus dem, was sie ist, und wenn der Pater zu ihr käme und sie nach dem Beichtzettel fragte, so würde sie ihm eben in's Gesicht lachen und sagen: sie habe keinen."

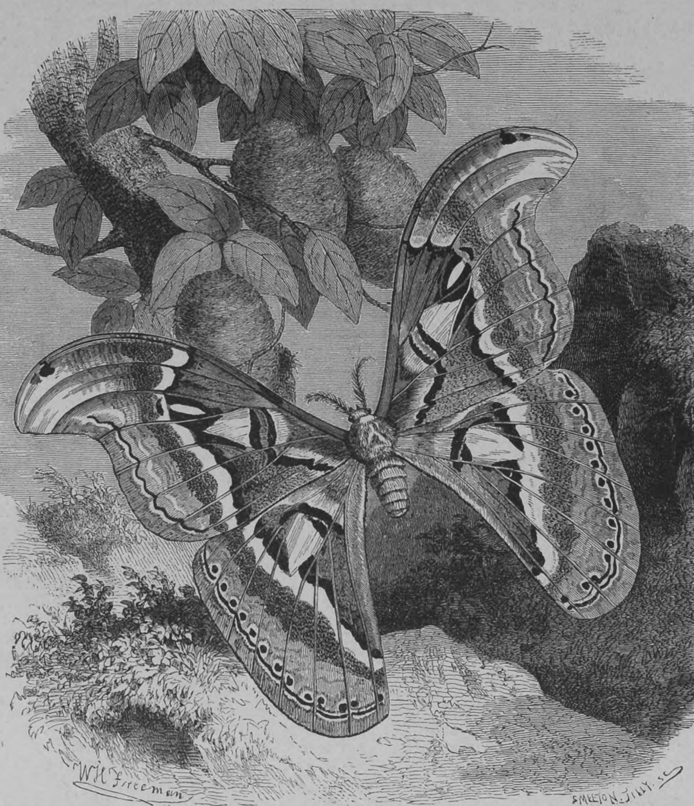
„Was könnten sie aber dem Mädchen anhaben?" schrie der Andere zornig, die Faust ballend, als gälte es schon, mit den Jesuiten handgemein zu werden.

„Das ist nicht schwer zu errathen," mengte sich der erste Sprecher, der Fremde, wieder drein, „sie sagen ja, das Edikt des Firmian sei gar nicht aufgehoben, sondern habe immer noch seine Gültigkeit und es fehle nur an der rechten Ausführung desselben. Dazu wollen die Jesuiten eben helfen. Die werden schon Mittel finden, auch dem Mädchen, von dem ihr redet, anzukommen. Ehe sie es sich versieht, wird sie ein Examen, oder wie man's nennt, auszuhalten haben und dann wird sich das Weitere schon zeigen."

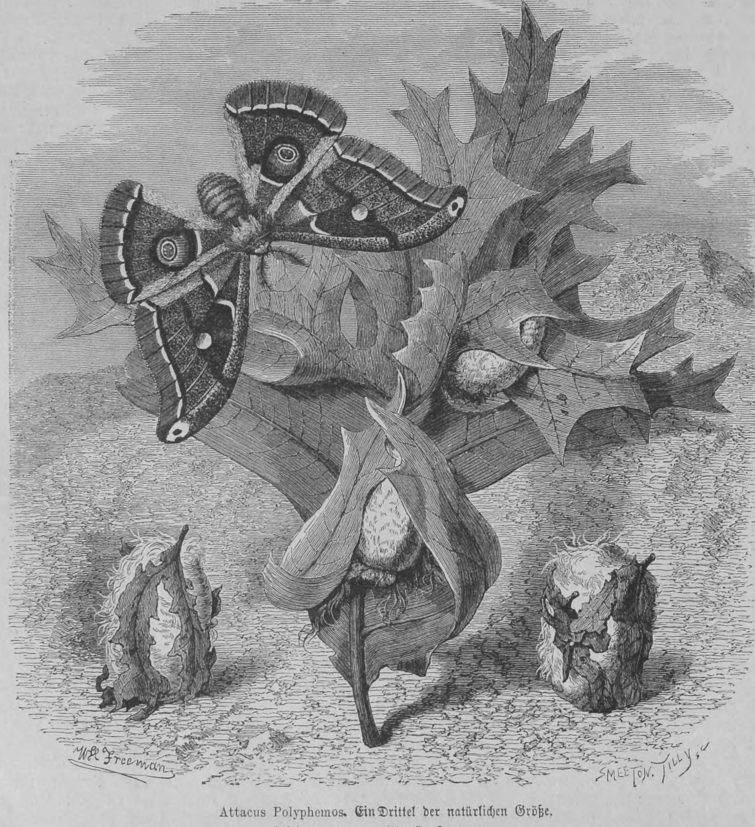
Betroffen sich umschauend hielt der Alte inne; die Thüre war heftig aufgerissen worden, aber die gleich Jenen nach ihr Hinsehenden gewahrten Niemanden, wie sie vermutheten, eintreten, der sie in der Fortsetzung ihres Gesprächs gestört hätte, sondern sahen nur den Burschen, der in der Ecke still bei seinem Glase gesessen hatte, die Straße hinabeilen. Hatten sie vorhin nicht viel auf ihn gemerkt, so wunderten sie sich auch jetzt nicht ob seines schnellen Aufbruchs und fuhren fort, sich mit dem Wein und den zornigen Klagen über Pater Joseph und seine Helfershelfer zu erhitzen.

Toni aber wußte nicht, wie er an Crescenz' Haus gekommen war; der nicht so gar nahe Weg schien ihm auf eine Kleinigkeit zusammengeschrumpft gewesen zu sein. Auch seiner Gedanken war er nicht Herr; wirr gingen sie ihm durch einander; nur der eine

Zwei seltene Riesenschmetterlinge. (S. 539.)



Attacus Atlas. Zweidrittel der natürlichen Größe.



Attacus Polyphemos. Ein Drittel der natürlichen Größe.
Zeichnungen von W. H. Freeman.

stand klar vor ihm: es drohte ihr Gefahr und er wußte nichts davon, mußte erst heute von Fremden davon hören. Der Abend war schon eingebrochen; hinter dem grünen Ephen am Fenster schimmerte Licht heraus. Crescenz fuhr zusammen, als Toni eintrat; so ungestüm war sein Kommen. Aber fast unfähig war sie, sich zu erheben, als sie ihm in's Gesicht schaute und dessen Blässe, den aufgeregten Blick bemerkte, mit dem er sie ansah.

„Um des Heilands willen, Toni, was ist Dir?“ schrie sie auf.

„Crescenz, Du mußt fort, heute noch, wenn's sein kann. Die Schwarzen sind hinter Dir her!“

Mehr brachte er nicht heraus.

Sie sank auf ihren Stuhl zurück und ihr Gesicht ward leichenblaß wie das seine. Dasselbe hatte ihr vor wenigen Stunden Signora Emilia auch gesagt. Wie konnte Toni davon wissen?

Es war ein schwerer Tag für das arme Mädchen gewesen, so widerstandslos gegen Emilia's Vorspiegelungen und Zumuthungen hatte sie sich bisher nie gefühlt. Lange hatte die Fremde sich bei ihr aufgehalten, alles das, was sie ihr früher schon so lockend ausgemalt, in den schönsten, schmeichelndsten Farben noch einmal vorgeführt. Und es war wirklich ein verführerisches Bild: ganz ihrem Gesang, der jetzt schon ihr Liebstes und Höchstes war, leben, ihn immer mehr und besser ausbilden; vielleicht wirklich, wie Emilia sagte, eine der berühmten, gefeierten Künstlerinnen werden, von denen sie doch, so abgeschieden sie auch von der Welt lebte, schon gehört; frei von Sorgen, reich und glücklich ihrem Toni die Hand reichen, war's denn nicht ein Unrecht eigentlich, daß sie sich noch besann? Aber eben Toni! Hatte er am Morgen nicht schon bei der leisesten Andeutung gezeigt, daß auf seine Einwilligung nun und nimmer zu rechnen war? Sie hatte das als Haupteinwand gegen Emilia in's Feld geführt. Bisher war nie zwischen Jener und ihr von ihm die Rede gewesen. Heute hatte sie offen von ihm und davon gesprochen, daß sie sich nicht von Toni trennen würde. Und Emilia hatte merkwürdigerweise das auch gar nicht für nöthig gefunden. So unangenehm ihr, wie wir gesehen, für den ersten Augenblick auch war, den jungen Mann in ihrem Wege zu finden, so vorsichtig war sie doch, nicht gleich von vorne herein durch ein unkluges Vorgehen gegen ihn Alles auf's Spiel zu setzen. Sie sah ein, daß sie mit ihm rechnen müsse. Entfernt von Crescenz mußte er werden, das war ihr klar, aber nicht auf einmal konnte es geschehen; nach und nach mußte sie es zu erreichen suchen, und das möglich zu machen, dazu war Emilia nicht umsonst so lange in der Welt der Intrigue, nach der sie sich so zurücksehnte, zu Hause gewesen.

So war sie denn auf des Mädchens Geständniß ihrer Liebe mit der größten Theilnahme eingegangen und hatte sich sogar erbötig erzeigt, selbst Toni zu seiner Einwilligung bereden zu helfen, die um so weniger fehlen könne, als ihm ja daran gelegen sein müsse, seine Braut vor der ihr drohenden Gefahr sicher zu stellen.





Crescenz hatte erschrocken aufgehorcht. Welche Gefahr sollte ihr drohen, von der sie nichts ahnte, Toni ihr nie ein Wort gesagt hatte?

Emilia hatte nicht gelogen; sie hatte ja aus Pater Joseph's eigenem Munde gehört, daß Crescenz auf der Liste der ihm Verdächtigen stand; sie wußte freilich nicht, wie weit der ränkesüchtige Jesuit seine Ketzerspürung ausdehnen wollte, aber jetzt war ihr das, was sie als Wahrheit sagen konnte, genug, um es als Einschüchterungsmittel für das arme Mädchen zu gebrauchen. Und jetzt hörte dieses aus Toni's Munde ganz dasselbe, dieselbe Warnung, dieselbe Gewißheit sogar ganz naher, unabwendbarer Gefahr! —

Die Entscheidung war getroffen, nach schweren Kämpfen und heißen Thränen getroffen im Sinne Emilia's. Lange, lange waren Crescenz und Toni zusammengesessen. Wie umgewandelt war Letzterer. Was er heute früh noch als undenkbar abgewiesen, das befürwortete er nun auf das Wärmste. Er dankte fast der Fremden, daß sie Crescenz einen Weg der Rettung zeigte. Wenn diese meinte, ob es denn auch wirklich so bedenklich wäre mit der neuen Aufregung gegen ihre Glaubensverwandten, nachdem sie doch so lange Frieden gehabt, so berief er sich auf das, was er in Golling gehört, und mahnte zur Eile, als würden morgen schon die Häscher das arme Kind in's Exil treiben, in das ihres Vaters Freunde gezogen.

Das, was ihm am schwersten auf dem Herzen lag, dem er am Morgen schon Worte geliehen hatte und was er auch jetzt immer und immer wiederholte, ob Crescenz seiner immer in Treuen gedenken, die baldige Vereinigung mit ihm, auch wenn sich ihr Leben anders, reich und glänzend gestaltete, auch als ihr höchstes Ziel ansehen würde, darüber hatte sie ihn mit tausend Gelübden und Schwüren beruhigt. Und er glaubte ihr. Signora Emilia und Crescenz, so schlug es andern Tags, als sie wiederkam und auch ihm noch einmal Alles wiederholte, was sie dem Mädchen schon vorgestellt, Erstere vor — sollten nach Italien vorausreisen; Toni aber vorerst noch zurückbleiben, bis Crescenz, deren Ausbildung, wie Emilia weiter sagte, bei ihren Anlagen rasch vor sich gehen würde, eine feste Stellung als Künstlerin gefunden; dann stünde nichts im Wege, daß er ihr nachfolgte und — das sei nichts Ungewöhnliches, wenn er auch nicht selbst, wie sie, der Bühne angehören könne — seine Braut heimführte.

Hatte diesem Vorschlag Toni eigentlich einen kräftigen Einwand entgegenzustellen? Daß er jetzt Crescenz nicht für immer begleiten könne, das sah er selbst ein. War Emilia für sie nicht ein sicherer Schutz? Er fand in der Frau, in der Art, wie sie sich gegen Crescenz und auch gegen ihn zeigte, nichts, was ihm Mißtrauen einflößen konnte. Im Gegentheil, daß sich Crescenz zu ihr hingezogen fühlte, kam ihm jetzt fast natürlich vor. Toni war eine biedere, arglose, kindliche Natur. Selbst ohne Falsch, fiel ihm nicht ein, Anderen Falschheit zuzutrauen. Was konnte die Fremde für einen Vortheil für sich davon haben, Crescenz die Hand zu einem glänzenden Loos, wie sie sagte, zu bieten? So wäre er am Ende dahin gekommen, sich mit dem Gedanken an die jedenfalls nur kurze Trennung von Crescenz auszusöhnen, auch wenn nicht die, nach seiner Meinung unvermeidliche Nothwendigkeit diese erzwungen hätte. Aber jetzt gab diese die Entscheidung.

III.

Der Abschied kam. Sprechen konnten sie nicht mehr viel mit einander, das Herz war ihnen zu voll und schwer. Aber Treue gelobten sie sich, feste, unverbrüchliche Treue. Signora Emilia hatte die Beiden allein gelassen; sie wartete im Wagen draußen. Jetzt hatte sie noch keinen Grund, störend zwischen die von einander Gehenden zu treten. Crescenz warf einen letzten Blick auf das, was so lange ihr einziger Besitz, ihr Alles von Kindheit auf gewesen und was sie nun auf immer verlassen sollte. Es war, als ob Alles im Zimmer Leben bekäme, sie mit gleich thränenden Augen anschaute, wie sie um sich sah. Dort der alte Sorgenstuhl, in dem der Vater geruht, wenn er von seinem mühevollen Tagewerk, oft nur auf kurze Zeit, heimkam; hier der Platz, an dem die Mutter gesessen, nach des Vaters Tod so still und traurig, selbst nicht mehr erheitert durch der Tochter hellen Sang — da das Fenster, an dem sie selbst so viel gedacht und geträumt, aus dem sie sehnsüchtig hinausgeschaut, ob sie ihn den Weg herabkommen und zu ihr eilen sähe; — und nun vor ihr er selbst, zum letzten Mal bei ihr, bereit, gefaßt zum letzten Lebewohl. Gefaßt war auch sie, noch einmal schlang sie den Arm um seinen Hals, drückte ihren Mund noch einmal fest auf den seinen — dann wandte sie sich zur Thüre.

Da hielt er sie noch fest bei der Hand.

„Nimm das noch, Crescenz,“ sprach er und zog ein kleines goldenes Kreuzlein hervor, das an einer dünnen seidenen Schnur befestigt war, „es ist noch von meiner Mutter; sie hat's droben in Maria Plain weihen lassen; weiß wohl, darauf hältst Du als eine Lutherische nichts, aber es bringt Dir vielleicht doch Glück und Segen, weil ich Dir es in der Stunde gebe, die, weiß Gott, die schwerste ist in meinem ganzen Leben.“

„Meinst Du, Toni, sie ist Dir schwerer als mir? Aber Du hast ja selber gesagt, daß ich fort muß — und Du weißt, wie schnell die Zeit vergeht. Schau', da draußen fliegt noch ein verspätet Schwälblein, wenn's wieder kommt, findet es auch Dich nicht mehr, so Gott will, hier, Du bist längst schon bei mir. Dein Kreuzlein aber will ich wahren als mein Heiligthum.“

Und so fanden sie doch noch ein und das andere Wort, jedes aber traurig und doch wieder hoffnungsfroh, bis es wirklich Ernst war, der Wagen auf und davon rollte und Toni allein stand. Er hielt die Hand vor die Augen, als müsse er jenem nachsehen bis an der Welt Ende; es war ihm wirklich wehe um's Herz, wie es ihm nie zuvor gewesen. Konnte es je noch ärger kommen? —

Zwei Männer sahen den schwerbepackten Reisewagen über den Residenzplatz fahren. Es waren die beiden jungen Leute, die auf dem Feste des Bischofs von Emilia und Crescenz geredet hatten. Sie hatten nur einen flüchtigen Blick in jenen hineingeworfen, aber die Signora erkannt.

„Was hat Die vor!“ rief der junge Graf aus, „ein junges und wunderschönes Mädchen neben ihr, Beide sichtlich wie zu einer weiten Reise gekleidet! Der Wagen auch nicht wie zu einer bloßen Spazierfahrt ausgerüstet!“

„Sollte das Mädchen jene Näherin gewesen sein? Ist der Donna wirklich die Grille gekommen, sie mit sich fort von hier zu nehmen und etwas aus ihr zu machen, wie man sagt?“ antwortete der Andere.

Dann gingen die Beiden rasch vorwärts, noch des Weitern die seltsame Begegnung erörternd. Aber nicht sie hatten erst nöthig, in der Stadt zu verbreiten, was sie gesehen: wie ein Lauffeuer durchlief es bald alle Kreise der Gesellschaft, in denen sich die Italienerin bewegt hatte, daß sie so urplötzlich und dazu nicht allein, sondern mit der schönen Crescenz von Aigen abgereist sei. Was darüber nun geredet, gedeutet, gemunkelt wurde, wie es namentlich auf Pater Joseph wirkte, daß Signora Emilia, wenn er wirklich gegen Crescenz etwas Ernstliches im Schilde geführt, so unerwartet und ihm ganz unerklärbar seine Wege gekreuzt hatte, das können wir hier nicht weiter erörtern: wir müssen uns nach Dem wieder umsehen, der bei der Sache jedenfalls der Meistbetheiligte war, nach Toni.

Ein schmerzliches Amt hatte er zunächst überkommen, der Hüter des verlassenen Häuschens seiner Crescenz zu sein. Eine Verfügung über dieses zu treffen, dazu hatte das Mädchen gar keine Zeit und auch keine Besinnung gehabt; so nahm es denn Toni selbst auf sich, es zu schützen, darin zu ordnen, nachzuschauen, als ob sie jeden Abend wiederkommen könne und ihn loben müsse ob seiner Sorgfalt und Treue.

Aber sie kam nicht wieder, dafür kehrte der Winter ein, der Winter des Hochgebirgs mit seiner ganzen Strenge und seiner Einsamkeit. All' die Lieblichkeit jener Landschaft, die in Sommerszeit so bewältigend Aug' und Herz entzückt, schien wie ausgethan, Alles ertödtet unter dem einen, über Alles sich hinbreitenden starren Leichentuch. Zwar die Bergriesen, die das Salzachthal umstellt haben, erglänzten auch jetzt, wenn die untergehende Sonne an ihren Schneegipfeln und Eiseszinnen verglühte, in wunderbarer, vielleicht noch großartigerer Pracht als sonst, aber für Toni schien das Alles nicht da zu sein. Sonst hatte er auch ein Aug' dafür gehabt und Crescenz wohl darauf aufmerksam gemacht, wenn's über dem Watzmann und dem Göll wie ein Feuermeer lag; und wenn's dann draußen Nacht geworden war, der Schnee knisterte und die Sterne doppelt hell funkelten, dann saß es sich so selig bei der Geliebten, wenn die ihre Lieder sang mit der süßen hellen Stimme und er den Frühling schon wieder leuchten zu sehen meinte in ihren blauen, treuen Augen. Jetzt aber war diese Stimme erstorben, der Frühling stand noch lange aus, es war voller, ganzer Winter draußen und — in ihm.

Und doch vergingen die Wochen, eine nach der andern, einförmig, nicht lindernd, eher jede schmerzlicher, weil keine den ersehnten Brief, den Crescenz doch so bald versprochen, brachte. Aber auch er kam endlich. Wie oft er ihn las — Toni wußte es selbst nicht. Er war von Bologna aus geschrieben. Dort, in der Stadt, die zu jener Zeit eine der musik- und gesangreichsten in ganz Italien war, hatte Signora Emilia den ersten längern Aufenthalt zu nehmen gedacht; aber sie mußte doch ihren Plan geändert haben, denn Crescenz schrieb, daß sie schon wieder weiter und zwar nach Venedig zu ziehen im Begriffe seien, wo, wie Emilia erfahren, deren alter Lehrmeister noch lebe, der wohl auf Jener Verwendung auch sie in die Schule nehmen würde. Von dem Verlauf ihrer Reise stand wenig in dem Brief, sie erzählte fast nichts von den Städten, welche sie durchfahren, von dem Eindruck, den das fremde, auf jeden zu ihm Kommenden doch seinen Zauber ausübende Land auf sie gemacht — was sie geschrieben, handelte von ihr und ihm, von ihrer Liebe, ihrer Trennung und dem Gelöbniß ihrer Treue. Nach Venedig erbat sie sich seinen Brief; sie fürchte sich vor der großen Stadt, jener müsse ihr dort eingewöhnen helfen.

Hatte nun wirklich das Toni's Antwort, das was auch er von seiner Liebe, seiner Sehnsucht, seinem treuen Andenken schrieb, zuwege gebracht? Wenigstens enthielt der zweite Brief, der viele, viele Wochen wieder nach dem ersten von Venedig den Weg nach Aigen fand, schon etwas mehr von der neuen Welt, die Crescenz umgab, und dem, wie sie auf sie zu wirken schien. Und Toni las das schon nicht mehr mit der vollen ungetrübten Freude, wie jenen ersten. Alle die sorglichen Gedanken, die ihn bei der ersten Andeutung von den Plänen der Italienerin gequält, kamen wieder, dießmal verstärkt durch eine eifersüchtige Regung, die er bisher nicht gekannt hatte, die er aber jetzt immer mehr seiner Herr werden fühlte. Crescenz schilderte die feenhafte Pracht der Lagunenstadt, den märchenhaften Eindruck ihrer Marmorpaläste und Kirchen, die traumhaften Fahrten durch die Kanäle, das bewegliche, ewig heitere Leben auf dem Markusplatz und unter den, den verschwenderischen Glanz des Goldschmucks und der Juwelen wiederstrahlenden Läden der Merceria — aber am meisten, am beredtesten gab sie dem Ausdruck, was sie jetzt schon, nach wenig Wochen erst, für den eigentlichen Zweck ihres Aufenthalts, für ihre Studien, ihr Innenleben gefunden hatte.

Es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen. Was in ihrem reich begabten Geist bisher knospenartig geschlummert hatte, brach jetzt auf einmal zur Blüte auf. Die Sonne der Kunst strahlte mit vollem, hellem Schein in dieß junge Herz. Sie hatte es gewußt, daß sie Talent, natürliche Anlagen, eine selten schöne Stimme hatte, aber nicht, von welchem Umfang, in welchem Maße das Alles in ihr ruhte. Emilia hatte sie ihrem Lehrer zugeführt. Es kostete einige Ueberredung, den schon alternden Maestro zur Annahme der jungen Schülerin zu bewegen. Aber die eine Probe, die er mit ihr vornahm, ließ Signor Porpora erkennen, daß er in dieser jungen Salzburgerin eine der Auserwählten vor sich habe, die der Genius in der Wiege schon mit seinem Kuß gezeichnet. Mit Freuden begann er den Unterricht, mit Begeisterung horchte Crescenz den Lehren und Anweisungen des in ganz Italien gefeierten, seine Schüler zur höchsten Höhe der Kunst aneifernden Mannes. Von Lektion zu Lektion ward sie selbst mehr aus der Schülerin zur Meisterin, sie konnte nach Monaten schon an den Versuch eines ersten öffentlichen Auftretens denken.

Emilia fing an, ihre Hoffnungen und Träume in die schönste Erfüllung gehen zu sehen. Sie hatte für sich und ihre Begleiterin eine reiche und doch häuslich behagliche Wohnung am Canale grande gemiethet und bald war ihr Haus der Mittelpunkt einer ausgewählten Gesellschaft.

Alte Beziehungen aus früherer Zeit knüpften sich wieder an; theilweise hatte man die einst gefeierte Sängerin nicht vergessen und suchte sie wieder auf, um mit ihr wenigstens von den Tagen zu plaudern, da sie im Theater Fenice ihre Triumphe gefeiert; theilweise kam man aus Neugierde, um die junge Deutsche zu sehen, als deren großmüthige Beschützerin Jene sich überall erklärte und von der selbst Maestro Porpora, der sonst so Zurückhaltende und Schweigsame, so viel zu erzählen wußte. Für's Erste aber hatte Emilia nicht zu fürchten, daß Crescenz sie verdrängen oder nur in zweite Linie stellen würde. Das schüchterne Mädchen hatte noch lange nicht die gesellschaftliche Lebendigkeit, die der Italiener liebt; dazu war sie der Sprache bei Weitem noch nicht mächtig genug; fast ängstlich hielt sie sich immer mehr im Hintergrund; ihr fiel nimmermehr ein, ihrer Gönnerin — das war bis jetzt Emilia in ihren Augen — den Rang streitig zu machen. Sie legte dieser nichts in den Weg, daß sie wieder Einfluß, Geltung gewann, und wenn sie sich auch darüber ganz klar gewesen wäre, daß *sie* das Mittel dazu war, sie würde für den Augenblick auch dagegen nichts einzuwenden gehabt haben.

Und doch ruhten schon gar viele Augen bewundernd auf der schönen Fremden. Man konnte nicht sagen, daß Crescenz schöner geworden wäre, die Grundlinien ihres anmuthigen Gesichtes waren doch die unverändert alten noch — aber vergeistigter war ihre Schönheit geworden; das neue Leben in ihr sprach auch aus dem bewegtern Ausdruck des sinnigen Auges, ein begeistertes Lächeln spielte um den blühenden Mund, wenn er sich zum Gesange aufthat, das vollendete Ebenmaß der Kunst schien sich jeder ihrer Bewegungen mitgetheilt zu haben.

Crescenz lebte zurückgezogen, auch bei Emilia sich nicht mehr den Leuten zeigend, als es ihr um Jener willen unumgänglich nothwendig erschien, nur ihren Studien; außer ihrem Lehrer und Emilia hörte sie Niemand singen, aber doch wußte bald ganz Venedig, daß ein neuer Stern an seinem Kunsthimmel aufgegangen sei und der Tag nicht mehr fern wäre, wo jener vor aller Welt erglänzen würde.

So war unvermerkt der Mittelpunkt ihrer Gedanken für Crescenz ein anderer geworden, als der es bisher gewesen. Sie dachte an Toni und that das gern und sehnsuchtsvoll. Sie wünschte ihn herbei — aber um ihm zu sagen, wie sie sich glücklich fühle in diesem neuen Leben, in dieser entzückenden neuen Welt der Kunst und des Geistes. Schon fing ihr an das Leben, das sie bisher gelebt, als wenig bedeutend, ja als nichtig im Vergleich zu ihrem jetzigen zu erscheinen, und selbst Toni's Liebe erachtete sie fast als etwas, das ihr nicht volles Genüge gegeben hätte. Sie freute sich seiner Briefe, aber es war ihr manchmal, als ob er von ganz Fernliegendem, längst Entschwundenem erzählte, während er doch nur von ihrem Häuschen, ihrem Gärtchen schrieb, aus denen sie erst vor Monden gegangen, von Tagen, die noch zu keinem ganzen Jahre sich zusammengefügt hatten.

Emilia war eine viel zu erfahrene Menschenkennerin, als daß sie nicht bald bemerkt hätte, was so allmälig, ohne daß es sich Crescenz eigentlich selbst recht klar machte, in deren Innerem vorging. Aber noch nicht hielt sie es an der Zeit, dazwischen zu reden, die Erinnerung an Toni vielleicht abschwächen zu helfen, — vorderhand war es vielleicht genug, wenn man einen Brief, der einlief, nicht an seine Adresse gelangen ließ. Jedenfalls mußte sie Alles vermeiden, was Crescenz irgendwie Mißtrauen gegen sie einflößen konnte; sie mußte sich mehr und mehr in deren Gunst festsetzen, immer mehr dieß arglose, empfindsame, zugängliche Herz für sich zu gewinnen suchen. Nur so konnte sie allmälig ein anderes Bild aus ihm verdrängen, um dann Vorsorge zu treffen, daß kein anderes mehr sich einschlich, als höchstens eins, dem *sie* den Passirschein ausstellte. Wie die Dinge bis jetzt sich anließen, konnte Emilia zufrieden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei seltene Riesenschmetterlinge.

(Bild S. 536.)

In den Sammlungen der Schmetterlingssammler finden wir unter den seltenen Stücken gewöhnlich neben einander als Glanzpunkte und Zierde des Ganzen die beiden Exemplare, welche diese Illustrationen unseren Lesern veranschaulichen. Beide Thiere sind hier verkleinert wiedergegeben, Attacus Atlas in zwei Drittel, Attacus Polyphemos in einem Drittel der natürlichen Größe. Sie gehören zur Familie der Spinner, die ihren Namen davon haben, weil sie für ihre Verpuppung ein Gespinnst anfertigen, das sie an die Bäume hängen. Unsere Bilder zeigen auch diese länglich kugelförmigen, verfilzten Webereien. Man rechnet diese beiden Exemplare zur Gruppe der Nachtpfauenaugen, welche durch kühn geschwungene Flügel und prächtige Farben sich auch bei uns auszeichnen; ihre Sippe ist überaus zahlreich; als hervorragendste Erscheinungen dieser Thierklassen dürfen wir die abgebildeten vorführen.

Der erste, Attacus Atlas, gehört zu den größten Schmetterlingen der Erde; seine Flügel messen in ihrer größten Ausdehnung 16 Centimeter, während sein Körper außerordentlich klein ist. Auf dem Kopfe hat er zwei federnartige Fühlhörner, seine Färbung ist herrlich, purpur der Grund, dazwischen weiße Schattirungen mit tiefschwarzer Zeichnung; seine Heimat ist China.

Der zweite, gleichfalls ein Attacus, Polyphemos, der seine Puppe seltsam in Blätter einspinnt, ist gelb, schwarz und weiß in einer Weise gezeichnet, die geradezu Bewunderung erregt durch Feinheit und Wirksamkeit der Farbenabstufung. Unser Bild gibt diesen merkwürdigen Sommervogel nur in einem Drittel der natürlichen Größe. Man stelle sich jetzt diesen Schmetterling in seiner tiefen düstern Farbenpracht dreimal so groß vor, und man wird sich ein Bild von der Erscheinung dieses wundersamen Flatterers machen können. Er findet sich auf Jamaika und in Centralamerika.

Die Entwicklung des Schachspiels.

Der Name desselben wird aus dem indischen Tschaturanga (Würfelvierschach) oder vom persischen Schah (König) abgeleitet. Ueber die Erfindung selbst existiren vier Versionen, nämlich die Tyrannenbesänftigungs-, die Tributerlassungs-, die Schonungskriegs- und die Schmerzenslinderungsfabel; die Zeit der Erfindung wird auch verschieden angegeben, Einige sagen 1000 v. Chr., Andere 500, was wohl das Richtige ist. Die älteste Art war das Sedische Würfelvierschach, welches von vier Spielern, von denen je zwei verbündet waren, mit je 8 Figuren auf einem Brett gespielt ward, wobei durch Würfel bestimmt wurde, welche Figur zu ziehen habe. Von den Indiern kam es zu den Persern und durch den Dichter Firdusi erhalten wir die ersten historischen Nachrichten über das Spiel. Schon König Kosroes soll es gespielt haben. Später erhielten es die Araber und jetzt wurde aus dem Vierspiel ein Zweispiel (Schafrandsch). Da die Zweispieler die vier Könige nicht mehr gebrauchen konnten, degradirte man zwei Könige zu Wessiren und spielte es jetzt mit doppelten Figuren. Von den Arabern Al Suli (neuntes Jahrhundert), El Schahir (zehntes Jahrhundert) haben wir genaue historische Nachrichten über dasselbe. Von Arabien kam es nach Europa, mit Ausnahme von Rußland, welches es von den Mongolen erhielt. Schon im elften Jahrhundert war es in Europa allgemein bekannt, selbst Karl der Große soll es bereits gespielt haben, nachdem er von Harun al Raschid ein Spiel zum Geschenk erhalten; ebenso ist es von Konradin von Schwaben bekannt, daß er im Kerker mit Friedrich von Baden Schach spielte, als ihm das Todesurtheil verkündet wurde. Im dreizehnten Jahrhundert erschienen bereits mehrere Schachcodices. Als Meister des Schachspiels galten bis zum fünfzehnten Jahrhundert die Spanier, wie Lusena, Mönch Peter Damiano, Ruy Lopez. Den Spaniern verdanken wir auch die jetzige Entwicklung des Spiels, die Kraft

des Läufers und der Dame (mit alten Namen Alfir und Wessir oder Ferr) wurde erweitert. Man begann nicht mehr bloß die Endspiele, sondern auch die Eröffnungsspiele zu studiren und aufzuzeichnen. 1575—77 fand in Madrid ein Schachkongreß statt, aus welchem der Italiener Leonardo aus Neapel und Polerio als Sieger hervorgingen. Bis zum siebenzehnten Jahrhundert blieben die Italiener hervorragende Spieler, dann ging das Spiel bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehr zurück; um diese Zeit fand es in Frankreich wieder Aufnahme, namentlich durch Philidor, welcher es auch nach England verpflanzte. Bis circa 1830 galt sein Schüler de Labourdonnais als bester Spieler. 1836—38 waren die berühmten Wettkämpfe (matches) zwischen dem Letztgenannten und einem Irländer, A. Mac D'onell; jetzt bemächtigten sich die Engländer der Meisterschaft, bis 1840 das Spiel nach Berlin kam; als hervorragende Spieler dieser letzten Epoche sind zu nennen: Julius Mentheim, Bilzner, Van der Lasa, Bledow, der Amerikaner Morphy, Anderssen, Sternet, Zuckertort, 2 Paulsen, Schwarz (Wien) und Rosenthal (Paris).



Anekdoten und Witze.

Eine praktische erste Liebhaberin.

Der verstorbene ungarische Schauspieler Joseph Toth war nicht nur ein großer Künstler, sondern auch im Umgange ein sehr liebenswürdiger Mann. Als Lehrer in der Schauspielkunst war er seinen Schülern ein wahrer Vater; seine Geduld schien ihnen gegenüber unerschöpflich zu sein. Bei einer Gelegenheit ging sie ihm einmal dennoch aus. Schon lange verschwendete er gute Worte an eine Schülerin, die eine prächtige Bühnenerscheinung war, ein schönes Organ und eine korrekte Aussprache besaß, doch nicht zu bewegen war, in leidenschaftlichem Tone zu deklamiren.

„Mit mehr Feuer!" animirte sie der Kunstlehrer; „denken Sie sich doch in die Lage dieses unglücklichen Mädchens hinein, das von ihrem Geliebten verlassen worden ist. Würden Sie nicht auch in einem ähnlichen Falle weinen und wehklagen?"

„Nein," antwortete entschieden die zukünftige Künstlerin, „ich würde mir einen Andern nehmen."

*

Aus der Katechismusstunde.

Lehrer: Wie heißen die Leute, die Götzen anbeten?
Schüler: (Keine Antwort.)
Lehrer (einhelfend): Hei — Hei — Hei —
Schüler: Heilige.

*

Ein übrig gebliebenes Knödel.

Ein Ungar wettete, er werde zehn Speckknödel (Klöße) essen. Er brachte aber nur neun Stück hinunter. Da sah er das zehnte auf dem Teller ergrimmt an und sagte:

„Ischten, hätt' ich g'wußt, daß du bleibst übrig, hätt' ich dich g'fressen zuerst."

*

Der Schwefel.

Lehrer: Was ist der Schwefel?
Schüler: Der Schwefel ist gelb!
Lehrer: Ach was! Der sächsische Postillon ist auch gelb und ist doch kein Schwefel!

*

Ergebniß neuerer Forschung.

Lehrer: Warum geht der Krebs rückwärts?
Schüler: Damit er's nicht sieht, wenn er in's Wasser fällt.

Mißverständniß.

Haidenwolferl, der berüchtigtste Schusterjunge Wiens, welchem selbst Kaiser Joseph II. genöthigt war, mittelst eines Erlasses sein bissiges Handwerk zu legen, ging an einem Fiaker vorüber, an dessen Wagen ein sehr elendes, mageres Pferd angespannt war und mit gesenktem Kopfe dastand. Als er dieses Pferd sah, sprang er schnell auf die Seite.

„Dummer Spitzbube!" rief ihn der Fiaker an, „warum springst denn weg? Es schlägt ja nicht!"

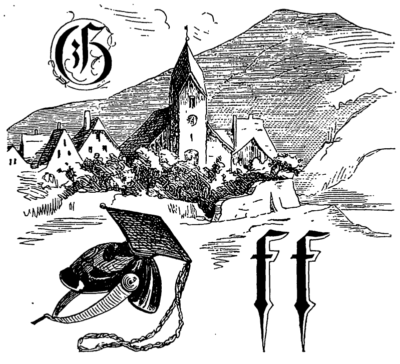
„Ah," antwortete der Junge, „das fürcht' ich auch nicht, aber das Umfallen."

*

Die kritische Zählung.

Schulinspektor: Ich will einmal sehen, wie weit ihr im Rechnen gekommen seid. Fritz, zähle einmal!
Fritz: Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs.
Schulinspektor: Weiter — Edmund!
Edmund: Sieben, acht, neun, zehn, Unter, Ober, König, Daus.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 515:

Ein unverheiratheter Buchhalter.

Logogriph.

Wenn beider Sylben erste Zeichen
Mitlauter sind und von den weichen,
So nennt ein fremd' Gewürz das Wort;
Macht man sie hart an ihrem Ort,
Wird, was entsteht, meist mit den Füßen
Den leichten Dienst verrichten müssen.

Auflösung des Räthsels Seite 515:

Tand.
Arria.
Süden.
Sammt.
Oboe.
Tasso, Dante.

Kleine Korrespondenz.



P. Berlin. Fragen Sie bei B. F. Voigt's Verlag in Weimar an. Wir finden nichts darüber.

W. Abram Borszek. Alles läßt sich nicht vereinen. Toussaint-Langenscheidt's Unterrichtsbriefe für Englisch, Berlin, zu empfehlen.

W. B. D. Gras vertilgt Kiesbedeckung.

G. Milner in Memel und G. A. in Trautenau. 1) Taschenberg, „Was da kriecht und fliegt", Leipzig. 2) Durch Auflegen von Benzinmagnesia und vorsichtiges Abheben mit dem Messer. Nr. 3) Jamruch, Hamburg.

B. in Ulm. Bei Stöffler und Backé in Stuttgart.

B. D. in Hirschfeld. Besten Dank — aber zu reichlich schon versehen.

M. P. in Fürth. Wenn Sie Abonnent der „Illustr. Welt" sind und diese aufmerksam lesen, auch die Korrespondenz, werden Sie das Rezept schon mehreremal gefunden haben. Wir können es nicht in jeder Nummer von Neuem anführen, so gerne wir gefällig sind; wir verkürzen dadurch Anderen den Raum für ihre Antworten.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Hertha Krug, Berlin; Anna Günther, Kassel; Lina Müller, Aarau; Etelka Szepessy, Orli; Ernestine Benda, Lang-Lehrta; Bertha Rosenberg, Lübbecke; Auguste Hüsch, Deutz; Frau Johanna Reese, Göttingen; P. Roth, Dresden; Hrn. F. Landmann, Duisburg; X. Y. Z., Osterholz-Scharmbeck; T. Makovsky (wo?); G. Knöchel, Dresden; F. Greifeneder, Wels; T. Sodenkamp, Werl; Dobe, Burg; B. D., Hirschberg; A. Meßner, K. Rodloff, Oels-Debernëy; F. Frey, Mühlhausen; Troske-Teigler, Düsseldorf.

S. S. Nr. 17. Die Unregelmäßigkeit in der Lieferung der Fortsetzung ist nicht die Schuld der Verlagshandlung, sondern Ihrer Buchhandlung. Eine energische Reklamation bei derselben dürfte gewiß den gewünschten Erfolg haben.

M—dt. Ameisen vertreibt man durch starkriechende Stoffe, wie Moschus, Terpentinöl, Petroleum, Guano, Kampher, Ofenruß, Hirschhornöl — dort hineingethan, wo sie hervorzukommen pflegen.

Hrn. R. Scherer. Die königliche landwirthschaftliche Akademie Hohenheim bei Stuttgart.

Hrn. O. M. Man hat gefunden, daß langdauernde Velocipedfahrten der Brust und auch dem Rückenmark nachtheilig sind.

Frau Fr. M. in Leipzig. Nuß empfiehlt: Pferdehaare in einem Kissen, auf welchem längere Zeit Kranke gelegen, zu waschen, nehme man dieselben aus dem Kissen heraus, weiche sie über Nacht in Wasser ein, in dem man eine Handvoll Pottasche aufgelöst hat, spüle sie Morgens in reinem Wasser aus und trockne sie an einem luftigen Orte.

Hrn. Otto K. in Bielitz. Ja — italienische Blätter berichten, daß Edison jetzt eine Methode erfunden habe, aus den bisher als werthlos weggeworfenen Ueberresten von goldhaltigem Quarz, von den Goldgräbern «Sailings» (Abfälle) genannt, einen größern Goldgehalt zu extrahiren, als ein solcher durch den gegenwärtig gebräuchlichen Prozeß erzielt wird. Während er sein Geheimniß nur mit einigen vertrauten Agenten theile, habe er sich unverzüglich kontraktlich die «Sailings» einer Anzahl von Bergwerken für eine Reihe von Jahren gesichert, um dadurch der Besitzer mehrerer Millionen von Tonnen dieser Abfälle zu werden. Wir rathen Ihnen jedoch, Alles, was Edison betrifft, nach den neuesten Erfahrungen mit großer Vorsicht aufzunehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 42. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin, ihre Kinder an der Hand, kam uns bleich und bestürzt entgegen, ebenso blaß folgte ihr Fräulein von Glinka — sie flohen; sie ergriffen die Flucht vor der Gemeinheit, welche sie besudelt hatte, sie waren entsetzt und ganz außer sich vor Scham und Unwillen. Die Menge machte ihnen Platz und sah mit Erstaunen und Kopfschütteln den flüchtenden Frauen nach.

„Fort mit den Falschmünzerinnen!“ rief eine laute, höhnische Stimme hinter ihnen drein.

Karl war der Erste von uns, welcher sie erreichte.

„Um Gottes willen, — was ist geschehen!“ rief er bleich und nahm ohne Weiteres den Arm der Gräfin.

„Oh, mon Dieu! — oh, quelle effronterie! — oh, c'est lâche . . . c'est inouï!“ schluchzte die sonst so nervenstarke Frau und eilte weiter, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, um aus diesem Getümmel herauszukommen und in die frische Luft. — Der General trat auf ihre rechte Seite und sprach ihr Muth zu, während ich selbst den Arm Sophiens ergriff und fast rasend vor Wuth und Schmerz ihr schwur, ich würde sie rächen.

Wir hatten augenblicklich alle Drei nur den einen Gedanken, die Frauen in Sicherheit zu bringen, dann aber die Uebelthäter und Anstifter zur Rechenschaft zu ziehen.

Wir waren aus dem lästigsten Gedränge bereits heraus und näherten uns dem Hohlwege, der zur Chaussee hinaufführte, gerade in dem Augenblicke, als eine Equipage mit Vorreiter und Jäger aus demselben herausbog. In schnellem Trabe kam dieselbe näher. — Es war der Fürst mit seiner Familie.

Nun ereignete sich etwas sehr Ueberraschendes: wir vernahmen einen Ruf: „Ah, — voilà la princesse!“ Der Wagen hielt, der Jäger schwang sich vom Bock herab und öffnete den Schlag. Der Fürst und die Fürstin saßen im Fond, ein Adjutant und Graf Wandalowskoi — der vermeintliche Falschmünzer — nahmen den Rücksitz ein.

Wir waren stehen geblieben, um uns zu verneigen. Wir sahen das Alles mit an.

„Oh, Léon!“ rief die Gräfin mit einem Freudenblitze, — die hellen Thränen stürzten plötzlich aus ihren stolzen Augen.

Im nächsten Augenblicke schon sahen wir den Fuß des Fürsten den Boden berühren, mit vorgestreckten Händen kam er auf sie zu.

„In der That, Princesse!“ rief er freudig erregt, deren beide Hände ergreifend und sie herzlich schüttelnd, „wir haben gerechte Ursache, Ihnen zu zürnen. Erst der Zufall mußte uns entdecken, daß seit Wochen schon so liebe Freunde in unserer unmittelbaren Nähe weilen. Wir holten einen Postwagen ein auf der Landstraße und erkannten in demselben Ihren Herrn Gemahl.

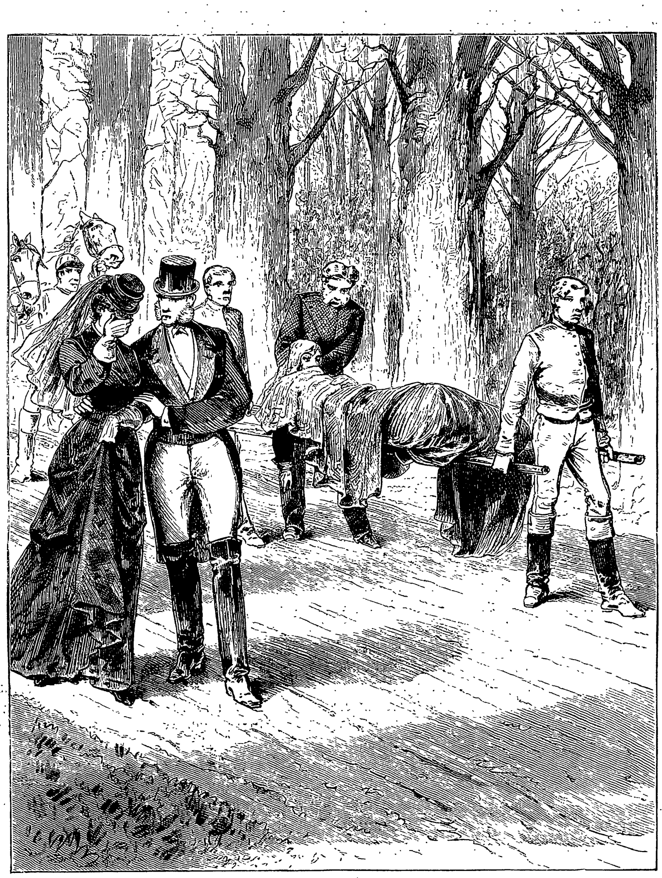
„Aber, mein Gott, was ist Ihnen?“ frug er gleich hinterher, und seine Stirn, die eben noch so freudig glänzte, legte sich in Falten.

Die Gräfin schaute zu dem Fürsten auf und dann zu ihrem Gatten, welcher ebenfalls herzugetreten war und sie bestürzt und mit Sorge betrachtete.

„Oh! ce n'est rien . . . une bagatelle,“ erwiederte sie stockend, „Sie sind sehr gütig, Hoheit. — Seien Sie uns nicht böse . . . o Leon! wie freue ich mich, daß Du hier bist!“ Dann, energisch ihre Gefühle zurückdrängend, näherte sie sich dem Wagen, verneigte sich tief vor der Fürstin und küßte deren Hand.

Die Fürstin litt es, aber nur um die Hand der Gräfin festzuhalten und sie zärtlich an ihre Brust zu ziehen.

„Wie froh bin ich, Prinzessin, daß wir Ihren Gatten unterwegs erkannten, und so die Freude haben, Sie zu sehen. O, diese reizenden Kinder!“



Erste Liebe. Und so wurde Lady Oliphant in das Heim zurückgebracht. (S. 544.)
Originalzeichnung von G. Franz.

Wir drei Männer und Sophie standen dabei und sahen und hörten das Alles mit an, ohne es uns sogleich in vollem Maße erklären zu können, aber mit Gefühlen, die unschwer zu errathen sind.

„Princesse?“ murmelte ich erstaunt.

Ich hatte den Arm Sophiens fahren lassen, — sie war einen Schritt vorgetreten und stand nun neben dem Assessor. Ich sah, wie Karl sie ebenso fragend anschaute und wie sie blaß noch und hoch athmend ihm aus ihren schönen, von Thränen feuchten Augen einen Blick zurückwarf, in welchen sich bereits ein schüchternes Lächeln stahl.

Mein Auge glitt von ihr hinüber auf die sich herzudrängende Menge, und ich darf wohl sagen, mit Genugthuung weidete ich mich an der allgemeinen Bestürzung, welche sich jetzt auf den Gesichtern ausprägte.

Das, was hier vorging, war allerdings seltsam genug: der Fürst des Landes fuhr mit einem Falschmünzer? Die Landesmutter küßte dessen Gattin? — Das war denn doch in der That etwas so Ungewöhnliches, daß man gar nicht daran zu glauben vermochte.

Mit einem Gemisch von Leutseligkeit und Galanterie trat der Fürst zu Fräulein von Glinka, sagte ihr einige freundliche Worte und führte sie seiner Gemahlin zu. Auch wir hatten die Ehre, dem Fürsten und der Fürstin unmittelbar darauf vorgestellt zu werden.

Nachdem dieses geschehen war, drang der Fürst noch einmal in die Gräfin, ihr zu sagen, weßhalb er sie in solcher Aufregung gefunden hätte.

„O Hoheit, lassen Sie mich dieses frohe Wiedersehen nicht durch die Erzählung einer albernen Misère trüben," erwiederte die schöne Frau, welche ihre ganze Geistesgegenwart und Heiterkeit wiedergefunden zu haben schien beim Anblicke ihres Gatten.

„Nun, — dann wollen wir später davon sprechen," erwiederte der Fürst und bot der Gräfin seinen Arm. Deßgleichen nahm die Fürstin den des Grafen und unter dem Vortritt des Flügeladjutanten und gefolgt von uns Uebrigen schritt man dem Festplatze zu, den man soeben erst unter so eigenthümlichen Verhältnissen verlassen hatte.

Die Augen des Assessors funkelten und überflogen mit einem Ausdruck von Triumph und Erwartung die Menge, welche ehrfurchtsvoll zu beiden Seiten Platz machte. — Eine breite Gasse öffnete sich vor uns, man trat zurück, die Männer zogen die Hüte, die Damen verneigten sich, die Dirnen knixten — erschrockene und erstaunte Gesichter überall. Eine Menschenwand auf jeder Seite, ringsum eine Stille plötzlich, während hinter uns die Wogen in einiger Entfernung wieder zusammenschlugen und die Leute sich uns nachdrängten.

„Das wird eine böse Viertelstunde werden für unsern braven Doktor," raunte mir der General unterwegs in's Ohr. — Ich nickte ihm zu, ich empfand ein Gefühl unbeschreiblicher Genugthuung. Ich ließ meine Blicke suchend über die Häupter der Menge hinwegschweifen ... O ... wie froh ich war, wie so unendlich froh! Wie ich jenen bösen Menschen die harte Lektion gönnte, welche ihrer wartete.

Ich bemerkte, wie der Fürst, während er die Menge grüßte, sich noch zweimal herabbog zu seiner Begleiterin und sie etwas frug, wie er in sie drang, und sah, wie die Fürstin beide Male lächelnd mit dem Kopf schüttelte.

So kamen wir an den Carousselś vorüber und näherten uns dem Mittelpunkte des Festes. Das Gerücht von der Ankunft des fürstlichen Paares flog vor uns her, von allen Seiten strömten die Menschen herzu, die Leierkasten und der Lärm verstummten wie auf Kommando.

Der Assessor, der vermöge seiner Körperlänge wie Saul um eine Spanne über die Köpfe der anderen Menschen hinwegsah, streckte seinen Hals und seine Nasenflügel sogen die Luft ein, wie die eines edlen Rosses, wenn es in den Kampf geht, wenn es Pulverdampf riecht. — Jetzt schoß wie ein Blitz ein sarkastisch-triumphirendes Lächeln über seine Züge, jetzt wurde Adam sichtbar, welcher in übertriebenem Amtseifer die Leute aufforderte, Platz zu machen. Nun wichen die Letzten noch, — wir standen vor dem Zelte für die Honoratioren.

Der kleine Zug hielt an. — Etwas zurück, zur Rechten, standen der Konsul und der Senator mit ihren Familien, der Steuerrath mit Marie, Herr Steinhauer und noch einige andere Herren, zur Linken, sich nach vorn drängend, erblickte ich die Frau Kammerjunkerin in ihren besten Kleidern, welche soeben mit einem tiefen Hofknixe beinahe in den Erdboden versank und in einem ebensolchen noch von Grete Zitzewitz übertroffen wurde, daneben und dahinter standen der Herr Gemahl und die übrigen Mitglieder der Coterie, wie die Brettlebens und Andere, vor uns aber quoll soeben aus dem Eingange zu dem Tanzzelte und hinter dem Doktor her, der athemlos herzueilte, der Chor der barmherzigen Schwestern hervor und die Tanzenden, — dieselben Leute, welche soeben noch den beiden Russinnen auf eine Weise, die uns näher noch nicht bekannt war, einen öffentlichen Schimpf angethan hatten.

O, — es war eine Szene, würdig des Pinsels eines Meisters, die sich jetzt vor uns abspielte. — Die Strafe folgte dieses Mal der Ungebühr auf dem Fuße nach und in der allerempfindlichsten Weise. Dieselben beiden Damen, welche man soeben erst so unwürdig behandelt, gegen welche man eine lange, lange Kette von unwürdigen Verleumdungen geschmiedet hatte, sie kehrten jetzt — nachdem sie soeben erst geflohen waren vor den Insulten jenes halbgebildeten Pöbels — in der Begleitung der Familie des Landesfürsten zurück, wie im Triumph gewissermaßen.

Mit einem Gefühle unsäglicher Genugthuung sah ich, wie der Doktor plötzlich erbleichte, wie er zurückprallte, als erblickte er einen Abgrund vor seinen Füßen, und einen Augenblick lang alle Haltung verlor, der kleine Komödiant und Unheilstifter — als er die Gattin des Falschmünzers, die Geliebte jenes Petersburger Juden, neben Seiner Hoheit erblickte. — Ich sah ihn sich verfärben, sah ihn dastehen und nach Luft und Fassung ringen; ich sah ihn dann herzuschwanken, die Hand auf dem Herzen und den blankgestriegelten Cylinder in der Hand, während der Fürst mit der Gräfin am Arme einen Schritt auf ihn zu that ... Ich konnte mir wohl denken, wie es in ihm aussah, als er so plötzlich zur Erkenntniß kam, welch' ein Thor er gewesen war und was er angerichtet hatte ... Alle seine schönen Pläne und Hoffnungen — da lagen sie nun in Scherben und eine lange Perspektive von Unannehmlichkeiten und Klagen gähnte ihm entgegen.

Der Fürst schaute mit Verwunderung, die Gräfin aber ohne eine Miene zu verziehen auf den fassungslosen Mann und seine Helfershelfer. Jener begriff nicht sogleich, was den sonst so redegewandten Doktor heute so völlig aus der Fassung brachte. Seine Blicke fielen, während er erstaunt und fragend sich umschaute, auf die sich nachdrängenden Menschen. — Nur zu deutlich las er auch auf deren bestürzten Mienen und erschrockenen Gesichtern, daß hier etwas Besonderes sich ereignet haben mußte, und brachte dieses leicht in Zusammenhang mit dem Zustande hoher Aufregung, in welchem er die Damen getroffen hatte. Minchen und Wienchen blieb der große Mund vor Erstaunen beinahe offen stehen und sie verkrochen sich scheu hinter die bestürzte und mechanisch unausgesetzt knixende dicke Mama. Ein lautes: „Nanu!" entfuhr dem Munde der Frau Ehemann, als sie das Unerhörte sah, und Frau von Eckstein sank beinahe vor Schrecken ihrer Umgebung in die Arme.

Ein Blick noch in das ernste, etwas starre Gesicht der Gräfin und der Fürst runzelte die Brauen und richtete sein Auge mit einem kühlen, ungnädigen Blick auf den Doktor, welcher mit einer verzweifelten Anstrengung sich mittlerweile gefaßt hatte und sich soeben anschickte, seine Anrede (wie dieß gebräuchlich war) an den Fürsten zu halten. Nach einer tiefen Verbeugung und mit einem scheuen, unsicheren Aufblicken, das förmlich um Gnade flehte, legte der Doktor noch einmal seine Rechte auf sein Herz und begann mit stockender Stimme:

„Hohes fürstliches Paar ... erhabenster Landesfürst und erlauchteste Landesmütter! ... Dieser Tag ... dieser Tag ... ist ein Tag — der allgemeinen Freude ..."

Hier warf der Fürst einen zweiten Blick auf die ernsten Züge der Gräfin, überflog noch einmal die erschrockene Menge mit einem langen, kühlen Blicke und unterbrach dann plötzlich den Redner durch ein frostiges:

„Ich danke Ihnen, Doktor Schwarz ... Ich kenne Ihre Gesinnungen zur Genüge und weiß sie zu schätzen — Sie scheinen angegriffen zu sein ..."

Ein Erheben der Hand bis an den Rand der Mütze und mit einem: „Ist es Ihnen gefällig, Princesse?" wandte er ihm und der Menge den Rücken.

„Princesse?" ging es flüsternd von Mund zu Mund... „Eine Prinzessin?! Diese Spandauer Russin, diese ... o — welch' eine furchtbare Blamage!"

Und der arme Doktor — wie er dastand, erblassend und erröthend hinter einander in schneller Reihenfolge, mit verzogenem Gesicht und ganz gebrochen ihnen nachstarrte! ... Und die arme Schulräthin und Minchen und Wienchen ... welche Blicke Die unter einander wechselten, sie, die sich so gern an Höherstehende herandrängten ... Sie, welche noch obendrein die Hauptactricen gewesen waren bei dem üblen Streiche, welchen man vorhin den Abenteurerinnen gespielt und welche eben noch damit großgethan hatten!

„Ei herrjechen, ne — also eine Prinzessin, — eine wirkliche Prinzessin!" rief Herr Heinzmann mit weit heraustretenden Augen, und etwas tonlos antwortete ihm die brave Frau Ehemann: „Ja, edler Sächser ... da sind wir schöne rinjefallen!"

Wir schritten an allen jenen Leuten vorüber, sie ihrem eigenen Nachdenken überlassend, der Fürst und die Fürstin sprachen noch einige gnädige Worte mit dem Kammerjunker, mit dem Konsul und dem Senator, dann verließ man den Festplatz. — Der Fürst verabschiedete uns sehr gnädig und gab dann dem Flügeladjutanten einen Befehl, der so leise gesprochen war, daß wir ihn nicht verstanden, der aber zur Folge hatte, daß dieser den Festplatz wieder betrat. Das war das vorläufige und unerwartete Ende dieser hübschen Intrigue. — Einen Augenblick lang hatten auch wir die Absicht, auf den Festplan zurückzukehren, um uns ein wenig zu weiden an den verblüfften Gesichtern, aber wir besannen uns bald eines Bessern; auch traf uns gleich darauf eine Einladung zum Thee seitens der Gräfin, und wir mußten Toilette machen, denn die allerhöchsten Herrschaften nahmen denselben gleichfalls in der Villa.

Ich kann deßhalb mit dem besten Willen auch nicht als Augenzeuge berichten, was sich weiter hernach auf der Kirmes begab. In dem kleinen, aber auserwählten Kreise wurde jenes Vorfalles mit keiner Sylbe Erwähnung gethan, und die Heiterkeit der schönen Frau des Hauses bewies uns Allen zur Genüge, daß sie das, was dort geschehen war, längst vergessen hatte.

Um acht Uhr fuhr der fürstliche Wagen vor und die hohen Herrschaften nahmen Abschied.

Jetzt, zum ersten Male, nachdem dieselben fort waren, warf der „Falschmünzer" einen fragenden Blick auf seine Frau, die sich zärtlich und wie Schutz suchend an seinen Arm hing. — Es schien hiernach, als hätte die starke Frau ihre wirklichen Gefühle in Gegenwart des fürstlichen Paares zurückgedrängt, jetzt aber darnach verlangte, sich ihrem Gatten mitzutheilen. Für uns war dieß ein Fingerzeig, daß es Zeit wäre, uns zu entfernen.

Als wir hinaustraten auf die Straße, herrschte dort immer noch ein reges Leben, die Leute flutheten hin und her, das verworrene Geräusch der Musik schlug an unsere Ohren.

Wir gingen, wie auf Verabredung und dem Drange nach gegenseitiger Mittheilung folgend, mit schnellen Schritten die Allee hinunter, bis wir das laute Treiben weit hinter uns hatten.

„Es ist mir doch unerklärlich, daß ich den Fürsten nicht früher erkannte," hub der General an und blieb stehen. „Allerdings habe ich denselben nur ein einziges Mal, und zwar in Uniform früher gesehen, das war in Petersburg bei der großen Frühjahrsparade im Jahre 61. Er kommandirte damals die Dragonerbrigade. Aber Gesichter, wie das seine, vergißt man nicht so leicht, echt orientalischer Typus ... Es steckt noch ein gutes Stück von dem Kaukasier in ihm. Seine Mutter ist sogar eine nahe Verwandte Schamyl's, wenn ich nicht irre."

„Aber wie kam er denn auf den Namen Wandalowskoi?" frug ich.

„Wie Sie aus der Unterhaltung vorhin erfahren haben werden, haben sich die Herrschaften in Karlsbad vor etlichen Jahren kennen gelernt und auf sehr intimem Fuße mit einander verkehrt. Fürst Tscherbatoff war leidend, noch mehr aber das junge Fräulein, man fürchtete, man würde allerhand Rücksichten zu nehmen haben, man zog es deßhalb vor, inkognito, das heißt unter dem Namen eines Grafen und einer Gräfin Wandalowskoi zu reisen — nach einem Hauptgute des Fürsten ..."

Karl warf mir einen seiner gefürchteten Blicke zu, der mich erröthen machte vor Scham und Unwillen.

„Unter diesen Umständen kann man gewissen Leuten nur gratuliren zu dem Scharfblick, welchen sie bewiesen haben ..."

„Na, hören Sie 'mal, mein lieber Herr Assessor," hub hier der General mit einem Lächeln der Befriedigung an, „dieses Mal haben Sie Denen aber gehörig mitgespielt ..."

„Oder sie sich selbst, Excellenz."

„Ganz egal, aber ich glaube, Etliche von ihnen werden den heutigen Tag eine Weile lang im Gedächtniß bewahren."

„Das hoffe ich ganz bestimmt, Excellenz, aber ich meine, man darf sie immerhin noch ein wenig eindringlicher belehren für die Zukunft ... Der Doktor allerdings, der hat, wie ich glaube, sein vollgemessenes Theil, die Uebrigen aber, fürchte ich, würden höchstens durch diesen Vorfall gewitzigt, künftig ein wenig vorsichtiger zu sein. So weit ließ ich die Sache ihren eigenen Gang gehen, aber in solchen Sachen gehe ich gern sicher, und so habe ich denn noch ein letztes Mittel in Petto, um sie völlig zu bekehren und sie auszuräuchern."

„Ei, ei — Sie haben es aber scharf mit ihnen vor, lieber Assessor! Sapperment! an Ihnen ist ein Großinquisitor verloren gegangen. — Nun, aber es geschieht ihnen schon ganz recht!"

„Ja, Excellenz — Krieg bis auf's Messer diesem gebildeten und halbgebildeten Gesindel, dem ganzen Klatsch und der Verleumdung!"

„Aber was meinst Du denn nur damit, Karl?" frug ich wißbegierig.

Wir wurden unterbrochen.

„Auf ein Wort, liebwerthester Herr Assessor ... Die Herren wollen mich entschuldigen, wenn ich es wage, zu stören," begann eine matte Stimme.

Wir hatten den Doktor gar nicht herankommen hören. Jetzt stand er plötzlich neben uns, der kleine Wicht, noch im Frack und in weißer Binde und hielt den Hut in der Hand. Aus seinem Gesichte sprach die helle Angst, es war klar, alle Martern der Hölle peinigten ihn; er sah wirklich zum Bemitleiden aus ... er that mir beinahe leid, so fest saß der Intrigant in seinen eigenen Schlingen.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Doktor?" erwiederte der Assessor höflich, aber kühl.

„Ein Wort ... o, ein einziges Wort nur im Vertrauen," bat Jener mit einem flehenden Blicke und erhobenen Händen und trat um einen Schritt näher heran.

„Ich bitte, sprechen Sie — ich habe vor diesen Herren hier keine Geheimnisse."

Der Doktor schnitt eine furchtbare Grimasse. — Einen Augenblick schien er zu überlegen, dann aber ergossen sich die Schleusen seines Herzens rückhaltslos.

„Ich bin ein Unglücklicher, — ein verlorener Mann und ich flehe um Ihren Beistand!" schluchzte er auf. „Böse Menschen haben mich getäuscht ... mich in's Elend gestürzt. — Ich flehe Sie an ... helfen Sie mir ... und der gütige Himmel dort oben ..."

„Wenn ich bitten darf, kommen Sie zur Sache," sprach Karl mit Stirnrunzeln.

Der Doktor schnitt ein ganz unbeschreibliches Gesicht, — wahrhaftig, der Heuchler jammerte mich beinahe, trotzdem ich wußte, wie sehr er seine Strafe verdiente, und daß er noch in diesem Momente mit uns Komödie spielte. Ich ermaß die Folgen seiner Handlungsweise, welche nicht nur alle seine Hoffnungen zerstören, sondern ihm auch seine Stelle kosten mußte, und dachte zugleich an das blonde Trudchen und ihren Baron. Karl indessen schien von solchen Regungen nichts zu verspüren. Kalt und hoch aufgerichtet stand er da und sah auf den Mann herab, der sich so jämmerlich vor uns krümmte.

„Böse Menschen," fuhr Jener fort und faßte sich mit der Hand ab und zu nach dem Auge, als wollte er dort eine unsichtbare Thräne fortwischen, „haben mein Verderben beschlossen ... O, meine hochverehrten, lieben Herren ... in welch' einer Lage befinde ich mich durch fremde Schuld! ... Man hat jene ehrenwerthen Damen und deren Gatten —"

„Den Fürsten Tscherbatoff wollen Sie sagen?"

„Den Fürsten und die Fürstin Tscherbatoff — unter dem angenommenen Namen eines Grafen Wandalowskoi reisend, auf eine schamlose Weise bei mir verleumdet ... Sie, Herr Stadtrichter" (hier wandte er sich plötzlich zu mir und warf mir einen feuchten, hülfeflehenden Blick aus seinen fischigen Aeuglein zu), „habe ich damals in's Vertrauen gezogen ... habe Ihnen die Kette der Beweise vorgerechnet, in welche man mich verstrickt hat, und Sie um Ihren Rath gebeten. — Auch Sie schienen damals schwankend zu sein ... ebenso wie ich selbst."

Ich fühlte, wie die Augen des Generals mit einem Ausdrucke der Frage und des Erstaunens auf mir ruhten, und hätte in den Boden sinken mögen vor Scham.

„Halunke!" knirschte ich.

„Man sagte mir, meine Herren, jener Graf sei ein Falschmünzer ... man gab mir sogar ein Signalement aus einer französischen Zeitung, aus dem ‚Moniteur', wenn ich nicht irre ... man versicherte mich, jener Herr ... der Gatte der Fürstin ... sei der Geliebte dieser Dame, Doktor Kurs ... kurzum ... o liebwerthe Herren ... man mißbrauchte meine Leichtgläubigkeit auf das Schändlichste! ... Man rechnete dabei auf mein hoch entwickeltes Sittlichkeitsgefühl — man zwang mich förmlich ... ja, man zwang mich von Seiten eines großen Theils des Badepublikums, so sehr ich mich auch sträubte lange Zeit, mich, Vertreter der Obrigkeit gewissermaßen, gegen jene Damen — Abenteurerinnen nannte man sie — vorzugehen ..."

„O! ... o! ... welch' eine Welt! ... Wie konnte ich wissen ..."

„Na — man kann wohl sagen, daß Sie sich da eine hübsche Suppe eingebrockt haben, Doktor," sprach der General mit einem ernsten Zusammenziehen seiner Brauen, „hilft Ihnen Alles nichts, müssen Sie nun auch ausessen. Sind alt genug, um weise zu sein."

„O, meine theure, meine hochverehrte Excellenz, wie so völlig Recht haben Sie!" rief der kleine Kerl und stürzte sich plötzlich auf dessen Arm, an welchem er sich krampfhaft festhielt. „O, meine theuren Herren — seien Sie barmherzig, helfen Sie mir — ich bin in große Bedrängniß gerathen — stehen Sie mir bei!"

Mich widerte diese Szene an ... ich wandte mich unwillkürlich ab, dieser Doktor war jetzt ebenso feige und verzagt, wie er früher boshaft und zuversichtlich gewesen war.

„Ich bitte Sie inständigst ... legen Sie ein gutes Wort für mich ein bei jenen hohen Damen, denen Sie das Glück haben näher zu stehen!" rief er mit erhobenen Händen; „sagen Sie — o, sagen Sie ihnen, wie sehr ich das Vorgekommene bedaure, wie ich unterthänigst Abbitte leiste ... bitten Sie sie ... ja, bitten Sie sie, mir für wenige Minuten nur Gehör schenken zu wollen — ich bin sonst ein verlorener Mann! ... Vor Allem aber ... o, das ist das Dringlichste ... ich beschwöre Sie, meine Herren, suchen Sie mir jenes unglückselige Schreiben wieder zu verschaffen, welches ich heute von Amtswegen den Damen zugehen ließ, denn kommt dieses in die Hände meines allergnädigsten Landesfürsten, so bin ich verloren, so komme ich um Amt und Brod ... um Alles! ... Ach! Sie ahnen nicht, was ich sonst noch leide!"

Diese letzten Worte allein machten einen Eindruck auf mich, während sonst dieß klägliche Winseln des Doktors mich nur mit Ekel erfüllte. Es war das Herz des Vaters, welches aufschrie. — Ich sah Karl an und den General, ich glaube, es ging ihnen ebenso wie mir.

Jener ergriff jetzt das Wort:

„Was Sie verlangen, ist heute nicht mehr möglich, — vielleicht daß morgen der Fürst Sie empfängt. In Betreff jenes Briefes aber kann ich Ihnen Besseres versprechen ... hier ist derselbe, die Fürstin weiß kein Wort davon, Sie bemerken sogar, er ist noch unerbrochen — ich traf Maßregeln, daß Ihnen diese Demüthigung erspart blieb."

Indem Karl dieses sprach, zog er den fraglichen Brief hervor und erbrach ihn vor unseren Augen.

„O, mein theuerster, mein liebwerthester Herr Assessor!" rief der Doktor außer sich und wollte sich auf denselben stürzen, Karl aber zog seine ausgestreckte Hand schnell wieder zurück.

„Einen Augenblick," sprach er kühl, indem er den Brief hervorzog, „es könnte später von Interesse sein, den Inhalt dieses Schreibens zu konstatiren. — Sie müssen schon gestatten, daß ich denselben vorlese, so gut dieß bei dieser schwachen Beleuchtung hier möglich ist."

Der Doktor schnitt ein geradezu unbeschreibliches Gesicht, er bat, er versuchte zu interveniren, aber Karl war nicht so leicht von seinem Vorhaben abzubringen.

„An die Gräfin von Wandalowskoi hier," las er laut.

„Dem Drängen der hiesigen Kurgäste nachgebend und aus Gründen des Wohlanstandes und der Moral, die Euer Wohlgeboren am besten bekannt sein werden ..."

„O, das ist stark!" rief der General mit Entrüstung. „Donnerwetter ... das ist unerhört!"

„Senden wir Ihnen einliegend das früher erlegte Geld für zwei Kurkarten zurück, erklären diese für null und nichtig, und verbieten Ihnen ferner noch, ebenso wie Ihrer Begleiterin, dem Fräulein von Glinka, in den Räumen des Kurhauses, im Park, in der Brunnenallee und bei den Konzerten öffentlich zu erscheinen. Etwaige Uebertretungen werden nach der Strenge der Gesetze geahndet.
Die Kurdirektion
Doktor Schwarz."

Der Doktor wand sich wie ein Wurm, er las den Unwillen, den gerechten Zorn in unseren Mienen — er verstummte, — wie ein armer Sünder stand er da.

„Hier haben Sie diesen Brief zurück. — Im Uebrigen aber müssen wir es Ihnen selbst überlassen, Ihre Angelegenheiten zu ordnen. Ich glaube, ich spreche auch in Ihrem Namen, Excellenz, und in dem Deinen, Stadtrichter."

Wir entfernten uns voller Indignation — wir ließen den Doktor mit seinen Gedanken allein. — Ein: „O ... ich bin sehr unglücklich!" war das Letzte, was wir von ihm hörten.

(Fortsetzung folgt.)

Friede!

(Bild S. 545.)

Ein so liebliches junges Mädchen, dessen Sinn noch ganz von jugendlichen Spielen eingenommen ist, das in jeder Blume ein lebendes Wesen, welches mit ihr träumt, zu erblicken glaubt, ist gewiß ein Bild des Friedens. Stellen wir uns vor, ein solches blühendes Wesen stehe unter dem Schatten eines Baumes, die warme, goldene Sommersonne gieße ihr Licht gedämpft golden durch die grünen Blätter und das mit einem Armvoll gesuchter Blumen im Busch stehende Mädchen werde von dem Lichte lau und warm umflossen: da athmet Alles Stille, Glück, Genügen. Ein solches Bild sommerlicher sonniger Poesie führt uns der Maler hier vor, und dieses Eindrucks werden sich unsere Leser bei diesem Genrebild nicht entziehen können.

Sinnsprüche.

Den Götzen macht nicht der Vergolder, sondern der Anbeter.
Gracian.

*

Man kann einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen, als wenn man ihn öfters durchspricht.
Goethe.

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen
von
Max v. Weißenthurn.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein verhängnißvoller Ritt.

„Herr Griffitt will Dich sprechen, Hugo!" rief Lady Harberton einige Tage nach der eben geschilderten Szene, in die Bibliothek von Oliphant tretend. — „Griffitt?" wiederholte Sir Hugo, müde von einem Stoß Schriften emporblickend. „Ist er hier? Es muß wohl Ernstes sein, was er vorzubringen hat, sonst würde er nicht von der Stadt heraus kommen!" — „Er sagte, die Sache sei dringend! Sibylle ließ ihm ein Gabelfrühstück serviren; sie ist eben mit Percy und Viola ausgeritten! Hast Du ernstliche Sorgen, Hugo?" — „Liebe Ethel, seit einiger Zeit schon lastet viel auf mir; wir haben bedeutend über unsere Verhältnisse gelebt seit meiner Verheirathung, und da die Herrschaft schon verschuldet war, als ich sie übernahm, kannst Du Dir denken, daß die Dinge immer ärger wurden. Griffitt ist vermuthlich wegen Geldangelegenheiten gekommen, sehr möglich, daß ich gezwungen sein werde, die Burg zu verkaufen!" — „O Hugo, das bedeutet ja den Ruin!" rief sie erbleichend. — „Ja wohl!" entgegnete er, sich abwendend, um seine Aufregung zu verbergen. Liebevoll schlang Lady Harberton den Arm um seinen Nacken. „Mein armer Hugo, das ist ja entsetzlich!" — „Es ist meine Schuld, Sibylle glaubte einen reichen Mann zu heirathen, sieh' dieß an!"

Er händigte ihr ein Blatt Papier ein; es war eine Schneiderrechnung und Lady Harberton rief entsetzt:

„Das ist schändlich, im Laufe von zehn Jahren geben Viola und ich nicht solche Unsummen aus. Wie konntest Du derlei erlauben, Hugo?"

Er zuckte die Achseln.

„Ich kann es nicht fassen! Hugo, Dir wird es das Herz brechen, wenn Du Dich gezwungen siehst, die Burg zu verkaufen!" — „Ich bin an Kummer gewöhnt, dieser aber geht mir wirklich nahe!"

Lady Harberton gewahrte, auf den Bruder blickend, wie sehr das Leid der letzten Monate sein Antlitz verändert hatte, und bittere Reue wurde in ihrer Seele wach. War denn nicht sie es gewesen, welche das Möglichste gethan, um sein Verlöbniß mit Bertie Greydon zu lösen? Hatte nicht sie den Ausschlag gegeben, damit Lady Moretown Sibylle Armadale nach Schloß Dew einlade? Sie hatte geglaubt, für das Glück ihres Bruders zu wirken, aber er wäre, wie sie jetzt erkannte, glücklicher geworden, wenn sie den Dingen ihren Lauf gelassen. Natürlich hatte man nicht ahnen können, daß Sibylle sich als so vollständig unpassend für einen Mann von Hugo's Charakter erweisen werde, doch tausendmal besser wäre es gewesen, wenn Lady Harberton sich nie in die Sache gemengt hätte. Sie war bitter bestraft. Bertie hätte Hugo glücklich gemacht, Sibylle aber hatte nicht nur dieß nicht vermocht, sondern ihn auch noch finanziell zu Grunde gerichtet.

„Mein armer Hugo," flüsterte sie tief bewegt, „läßt sich denn gar nichts thun?" — „Wir wollen das Möglichste versuchen, Dein Mann kennt die Sachlage, vermuthlich aber wollte er Dich nicht damit betrüben. Mir ist nie etwas gelungen im Leben, ich war stets ein Unglücksvogel. Weine nicht, Ethel, es nützt nichts! Es gibt ärgere Schmerzen auf Erden. Sibylle ist versorgt; die Verschreibung, welche ich ihr im Heirathskontrakt machte, ist sicher gestellt. Sie kann leben wo sie will, und ich werde nach dem Kontinent reisen; lange vermag ich ohnehin dieses Leben nicht mehr zu ertragen! Und nun laß uns nicht mehr darüber sprechen. Ich bedarf meiner ganzen Willenskraft und gedenke ich der glücklichen Stunden, welche wir hier verlebten, so gebricht sie mir!"

Er küßte sie zärtlich und nur mühsam vermochte sie die Thränen der Reue niederzukämpfen.

„Ich meinte es gut, Hugo," flüsterte sie, „ich dachte, Sibylle passe besser zu Dir als Bertie; ach, mein Bruder, vergib mir den Schmerz, welchen ich Dir bereitete!" — „Es war nicht Deine Schuld, Ethel, ich kann mich nur selbst anklagen!"

Sie trat hinaus mit wehmuthsvollem Gruß, und als sie ihn verlassen hatte, klingelte er und befahl dem eintretenden Diener, er möge Herrn Griffitt mittheilen, daß er seiner harre.

„Sie bringen mir schlechte Nachrichten, Griffitt?" rief Sir Hugo, als der Rechtsanwalt, ein ernst blickender Mann, eintrat. — „Leider kann ich nicht widersprechen!"

Während der Advokat auf einem Tische die verschiedenen Papiere ordnete, welche er dem Freiherrn überreichen wollte, trat Hugo an das Fenster und blickte hinaus auf die Landschaft, die bald nicht mehr ihm gehören sollte. Da gewahrte er plötzlich die kleine Reitgesellschaft eine Allee hinabsprengen, Viola und den Herzog voran, Sibylle und Lord Brook hintennach, und seine Stirne verfinsterte sich, als er erkannte, daß seine Frau ein Pferd ritt, vor welchem

er sie ausdrücklich gewarnt, weil es noch nicht vollständig zugeritten, boshaft und darum für eine Dame ungeeignet sei.

Doch die momentane Mißstimmung war bald vergessen, denn die Geschäftsangelegenheiten nahmen ihn für eine Stunde ausschließlich in Anspruch.

„Es gibt keinen Ausweg mehr, welcher uns Heil bringen könnte!“ sprach Sir Hugo endlich. „Weitere Kapitalien zu borgen würde die Sache nur verschlimmern; das alte Haus muß verkauft werden, Griffitt!“

Während er noch sprach, vernahm man den wilden Galopp eines Pferdes und beide Herren eilten an das Fenster.

Der Rappe, den Sibylle geritten, kam dahergesprengt, doch der Sattel hing an der Seite herab, das Pferd war herrenlos.

Mit einem heiseren Aufschrei trat Hugo vom Fenster zurück und stürzte hinaus.

In der Vorhalle schon trat die schreckensbleiche Dienerschaft dem Gebieter entgegen.

„Sie ist vielleicht nicht verletzt, o Herr, gehen Sie nicht selbst, lassen Sie mich Jemanden senden!“ sprach der alte Haushofmeister.

Doch noch bevor die letzten Worte ausgeklungen, stand Percy schon unter ihnen.

„Man bringt sie hieher!“ sprach er hastig. „Armer Hugo!“ — „Was ist geschehen, Percy, ich will es wissen!“ — „Sibylle ist aus dem Sattel geschleudert worden; Viola und der Herzog sind mit ihr. Sie werden sogleich kommen! Hugo, Hugo, ich fürchte, sie ist schwer verletzt!“

Ohne eine Sylbe zu sprechen, trat Hugo hinaus vor das Portal des Schlosses. In der Allee begegnete ihm der traurige Zug, und sein Herz bebte, als er der reglosen Gestalt auf der Tragbahre ansichtig wurde, deren Antlitz man mit einem Shawl bedeckt hatte. Lady Viola schritt zitternd und schluchzend nebenher, sich an den Arm des Herzogs von Clovermede klammernd, welcher sie zu beruhigen bestrebt war; als sie aber ihres Onkels ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn zu.

„O geh' zurück, liebster Hugo; o Grant, er darf sie nicht sehen!“

Doch ihr Onkel schob sie sanft zur Seite.

„Ruhig, Viola!“ sprach er sanft, an die Tragbahre herantretend und mit seinem Arme das schöne, bedeckte Haupt unterstützend.

Und so wurde Lady Oliphant in das Heim zurückgebracht, das sie strahlend von Gesundheit und Anmuth verlassen hatte, ihre schönen Glieder waren zerschmettert und es gab nur geringe Hoffnung, sie dem Leben erhalten zu können, wie die von der Stadt herbeitelegraphirten Aerzte erklärten. Erst gegen Morgen kehrte ein schwacher Schimmer von Bewußtsein bei Sibylle zurück.

Sie schlug die schönen, glänzenden Augen auf und schloß sie sogleich ermüdet von Neuem, dann stöhnte sie leise und endlich durchdrangen laute Schmerzensrufe das Krankenzimmer.

Den ganzen Tag hindurch und eine lange Nacht flackerte das Lebenslicht noch schwach, doch Dank den Bemühungen der Aerzte hatten die Schmerzen nachgelassen. Hugo wachte und harrte angstvoll an ihrem Lager; jedes Gefühl des Grolls war dem aufrichtigsten Mitleid gewichen.



Francesca da Rimini. Gemälde von Alexander Cabanel. (S. 547.)

Am dritten Tage sprach Sir Benjamin Plody, der berühmte Arzt, zu ihm:

„Es ist nur eine Frage von Stunden, Sir Hugo, und es ist besser, daß dem so sei. Wenn Lady Oliphant's Leben erhalten worden wäre, so hätte sie doch nie mehr gehen können, und ich bin überzeugt, daß sie den Tod einem solchen Dasein vorzieht. Sie müssen sehr muthig und ruhig sein, jede Aufregung kann das Ende beschleunigen. Darf ich Ihnen vertrauen?“ — „Sie können es!“ und er trat leise an das Lager seiner sterbenden Gattin, während der Arzt das Gemach verließ, die Thüre hinter sich zuziehend.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Bekenntnisse und Verzeihung.

Sibylle lag in Kissen gebettet, ihr schönes Haar umfloß sie gleich einem Glorienschein, ihr Antlitz wandte sich mit sehnsüchtigem Ausdruck Hugo zu. Die Hände, welche auf der mit Spitzen gezierten Bettdecke ruhten, spielten nervös mit den kostbaren Ringen. Sie sah wunderbar schön aus, und aus den dunklen Augen sprach ein unerklärlicher Ausdruck, bald der Furcht, bald der flehenden Bitte.

Hugo nahte sich ihr mit vollständiger Fassung.

„Du kommst zu mir, Hugo,“ flüsterte sie mit leiser, gebrochener Stimme, „Du kommst zu mir mit versöhnlichem Herzen hoffe ich?“ — „Wie sollte ich anders?“ sprach er, liebevoll ihre Hand ergreifend. „Du leidest weniger, nicht wahr?“ — „Ich leide jetzt gar nicht. Die Aerzte sind darauf gekommen, daß es zwecklos sei, mich zu martern, und sie haben mir mithin nur Schmerzstillendes gereicht. Ich werde nicht lange leiden, denn ich sterbe, Hugo!“

Während sie sprach, blickte sie plötzlich rasch empor. Das ernste Gesicht ihres Gatten blieb unbeweglich.

„Weißt Du, daß ich sterbe, Hugo?“ — „Man gab mir keinerlei Hoffnung, Sibylle, es sei denn die, daß, so lange der Lebensfunke noch glimmt, man auch die Hoffnung nicht sinken lassen dürfe.“ — „Hoffest Du denn, daß ich leben möge, ich, die Gattin, welche Dich nur in's Unglück brachte, welche Dich zurückhält von einem freudevollen Dasein?“ — „Still, Sibylle!“ sprach er sanft. „Laß uns nicht von diesen Dingen sprechen; die Vergangenheit soll vergessen sein!“ — „Du glaubst, alle Frauen seien falsch und schlecht,“ sprach sie hastig, „Du glaubst, keine von uns könne so wahrhaft, so treu lieben wie ihr Männer; Du irrst, jenes Kind, jenes Mädchen, welches Deine Gattin hätte werden sollen, Bertie Greydon, sie kann lieben und das —“ — „Wir wollen von ihr nicht sprechen!“ sagte Hugo ernst, während ein dunkles Roth in seine Wangen stieg. „Es ist möglich, daß sie zu lieben vermag, es ist gewiß, daß sie zu verrathen versteht!“ — „Du hast sie einst so sehr geliebt, Hugo, liebst Du sie noch?“

Hugo zog seine Hand aus derjenigen der Sterbenden, doch Lady Oliphant griff hastig wieder darnach und wiederholte ihre Frage.

„In diesem Augenblick eine solche Frage aus Deinem Munde ist eine Beleidigung!“ entgegnete er kalt. — „Es ist nicht als solche gemeint,“ rief sie flehend. — „Du liebst sie,“ sprach sie sanft weiter. „Ich weiß es, Du hast niemals aufgehört, sie zu lieben. Selbst in den ersten Tagen unserer Vermählung, als ich noch einiges Anrecht hatte an Deine Zuneigung, als Du wenigstens noch glaubtest, daß ich es habe, damals schon stand sie zwischen uns. Wenn Du mich küßtest, so waren diese Küsse kalt, in Erinnerung an Bertie Greydon; wenn Du sprachst, so klang Deine Stimme niemals so sanft, als sie geklungen, wenn Du mit ihr gesprochen; nein, höre mich zu Ende, Hugo, ich muß sprechen, wenn Du mich anblicktest, mich, Dein Weib, so blicktest Du mich nie so an, wie Du Bertie Greydon angeblickt.“ — „Sibylle, was sollen diese Worte nützen, ich



Friede! Gemälde von D. Knowles. (S. 543.)

war bestrebt, Dich glücklich zu machen —" — „Ich tadle Dich nicht! Wenn ich den geringen Grad von Zuneigung verloren habe, den Du bei unserer Vermählung für mich empfandest, so war dieß meine Schuld. O Hugo, beklage mich, ich verdiene Mitleid, denn ich habe Schlimmeres gethan, höre mich an, und wenn Du es vermagst, vergib mir!"

Mit lautem Aufschluchzen sank sie in die Kissen zurück, während ihr Gatte sich mit liebevollen Worten mitleidig zu ihr niederbeugte.

„Gib mir etwas stärkende Arznei, Hugo!" flüsterte sie schwach. „Ich muß Kraft haben, um Alles zu bekennen! Mir bleibt jetzt nichts mehr übrig, als zu sühnen. Ihr werdet mit der Zeit Beide glücklich werden. Richte mich empor!" Hugo gehorchte und sie ruhte in seinen Armen, während sie mit leiser Stimme anhub: „Du erinnerst Dich des Aufenthaltes in Dew, Du erinnerst Dich des Briefes, welchen ich Dir zeigte, von dem ich sagte, Bertie habe ihn zu Boden gleiten lassen. Jener Brief, welcher sie der Untreue gegen Dich zu überweisen schien, war nicht von einem Geliebten, sondern, wie ich zufällig erfahren hatte, von ihrem damals in schwerer Noth befindlichen Jugendgespielen und einzigen Vetter Frank Greydon! Dieser junge Mann, nur wenige Jahre älter als Bertie, ist der mißrathene Sohn der Tante, welche Bertie erzogen, und aus Dankbarkeit gegen diese Pflegerin ihrer Jugend und aus nie erlöschendem Mitleid nahm sich Bertie des von seiner Mutter Verstoßenen immer wieder an in der Hoffnung auf seine Besserung und dann erfolgende Aussöhnung mit der zürnenden Mutter. Dieß Alles wußte ich aus einem durch Zufall von mir wenige Tage vorher an demselben Platze erlauschten Gespräche zwischen Bertie und ihrem Vetter, der damals nach Dew gekommen war, um Bertie's Vermittlung bei seiner Mutter wegen einer Geldhülfe zu erbitten, da er wegen einer ihm drohenden Untersuchung entfliehen wollte. Bertie hatte ihm deßhalb auch heilig versprochen, keiner Seele seine Anwesenheit zu verrathen. Ich benützte den mir so günstig erscheinenden Zufall, um Bertie in Deinen Augen zu verderben; Du ahnst nicht, wie namenlos ich Bertie Greydon haßte; denn sie hatte Deine Liebe errungen, sie sollte demnächst Deine Gattin, Lady Oliphant, die Burgherrin werden, während ich längst beschlossen hatte, Deine Neigung wieder zu gewinnen! Ich sah, daß bei unserer ersten Wiederbegegnung meine Schönheit noch Eindruck auf Dich machte, vielleicht liebtest Du mich doch noch ein wenig. Ich täuschte mich! Entsinnst Du Dich jener Nacht im Treibhause, wo ich um Deine Liebe flehte, wo Du, obschon Du einen Moment schwach wurdest, mir doch im nächsten Augenblick gestandest, daß Du sie allein liebtest! Da es nun auf geraden Wegen nicht gehen wollte, beschloß ich, auf krummen zum Sieg zu gelangen! — Du lasest das Billet, welches ich selbst Bertie gegeben und als eine Botschaft ihres Vetters erkannt hatte, sie traf mit ihm zusammen, dem einzigen Manne, an dem sie von frühester Jugend an mit treuster, wahrhaft schwesterlicher Neigung hing, und durch meine List hast Du jener Szene, die Du für eine Liebesszene halten mußtest, beigewohnt!"

Hugo Oliphant war sehr bleich geworden, sanft, aber kalt legte er seine Frau in die Kissen zurück und Sibylle verstand seine Handlungsweise. Trotzdem wollte sie die sich selbst gestellte Aufgabe einer ehrlichen Beichte ihm gegenüber lösen und fuhr nach kurzer Pause fort: „Bertie glaubte, Du liebest mich, und als Du sie des Verrathes beschuldigtest, wies sie diese Anschuldigung nicht entschieden von sich, zum Theil weil sie glaubte, Du suchest eine Gelegenheit, um Deine Freiheit wieder zu erlangen, zum Theil weil die Anwesenheit ihres Vetters in Dew ein Geheimniß sein mußte, das sie zu wahren heilig versprochen hatte. Den Rest weißt Du! Sie weigerte sich, Dir gegenüber sich zu rechtfertigen, eure Verlobung wurde gelöst und ich hatte das Spiel gewonnen."

Tiefe Stille herrschte und in den Kissen sich ruhelos hin und her werfend, harrte Lady Oliphant der Worte, welche ihr Gemahl sprechen werde.

„Sibylle, wie konntest Du mich so grausam hintergehen?" — „Ich haßte sie," entgegnete sie, „ich hasse sie noch. Sie ist gut, wahr, treu, ich aber bin schlecht, falsch und verrätherisch! Ich that mein Möglichstes, um sie in's Unglück zu bringen, um ihr Leiden zu bereiten, zum Theil weil ich sie haßte, zum Theil weil ich glaubte, sie wolle Dich mir entziehen, darum wünschte ich dringend, daß Du Ursache finden mögest, sie zu verachten! Sie wird nun meine Stelle ausfüllen, wenn ich todt bin, und sie wird glücklich sein in Deiner Liebe! Hugo, wenn Du mich wirklich geliebt hättest, wäre ich vielleicht eine bessere Frau geworden, ich hätte es vielleicht versucht, doch sie ist stets zwischen uns gestanden. O, wenn sie auch gelitten, so war sie doch reich gesegnet, denn sie besaß Deine Liebe!" — „Das wußte sie ja aber nicht, Sibylle, wie vermochtest Du nur solches Elend über uns Alle zu bringen?" — „Du verzeihst mir!" rief sie flehend, „Hugo, ich sterbe und Du mußt mir verzeihen! Ich kann, ich kann nicht sterben ohne Deine Verzeihung, Du liebtest mich einst, vor langen Jahren," und leidenschaftlich ergriff sie seine Hand und preßte sie an ihre fieberglühenden Lippen, „Du verzeihst mir jetzt, nicht wahr?"

Hugo schwieg! Auf die lange Zeit bitterer Leiden zurückblickend, wurde es ihm schwer, Worte der Milde zu sprechen. Der langen, verzweiflungsvollen Nacht gedenkend, in welcher er im Treibhause zu Dew gleich einem Kinde geweint, sich jener Zusammenkunft mit Bertie im Boudoir entsinnend, ihren Schmerz wieder vor seine Seele rufend, wurde es ihm nicht leicht, dem Wesen zu verzeihen, dessen Verstellungsgabe und Verrath so namenloses Leid herbeigeführt hatte.

„Verzeihe!" flehte die schwache Stimme der Sterbenden. „Sie wird verzeihen, obschon sie Dich liebt, weit mehr liebt, als Du sie je geliebt. ‚Machen Sie ihn glücklich,' sprach sie zu mir, ‚das ist Alles, was ich fordere!' Hugo, aus Mitleid vergib einer Sterbenden! Siehst Du nicht, wie ich leide?" fuhr sie in leidenschaftlicher Erregung fort. „Glaubst Du etwa, ich sei glücklich gewesen? Ich opferte Alles meinem Ehrgeiz! Ich spielte ein gewagtes Spiel, um Ehre, Reichthum und Stellung zu erlangen, und habe nun Alles doch nur so kurze Zeit genossen! Nun, wo es mit mir zum Ende geht, zu spät erkenne ich meine Thorheit, sehe ich ein, wie werthlos der Besitz alles dessen ist, was mir einst so begehrenswerth geschienen, erkenne ich, daß die Liebe allein es ist, welche dem Leben Reiz verleiht. Gib mir endlich den Frieden, Hugo, Verzeihung und Frieden!"

Ihre Augen waren flehend auf ihn gerichtet, doch sein Antlitz war abgewandt und er schwieg noch immer.

„Hugo," flehte sie mit bebenden Lippen, „Hugo, vergib!" — „Wie kann ich?" rief er leidenschaftlich, „wie kann ich vergeben und vergessen?" — „Du wirst nach und nach vergessen können, das Spiel ist ausgespielt und sie gewinnt. Hugo — in wenig Monaten, wenn Du Bertie als Deine Frau hier einführst, wirst Du das Elend der Vergangenheit vergessen haben! Verzeih' mir aus Barmherzigkeit! O gütiger Himmel, bist Du so hart, so unerbittlich!"

Da endlich neigte sich Hugo über sie und zog ihre Hände an seine Lippen.

„Alles ist verziehen, laß uns nun versuchen, zu vergessen!" sprach er sanft.

Sie neigte ihr Haupt auf seine Hände und große Thränen perlten darauf nieder, während sie ihm leise dankte. Er bettete sie wieder in seine Arme und sprach tröstend und liebevoll zu ihr. Mit immer schwächer werdender Stimme fing sie noch einmal an: „Sage ihr, sie solle mir verzeihen, sage ihr, ich habe sie nur so bitter gehaßt, weil ich ihr so großes Unrecht angethan! — Sie ist großmüthig, sie wird verzeihen!"

Der Tag neigte dem Ende zu, die Fenster in Lady Oliphant's Gemach waren geschlossen, die Vorhänge aber nicht zugezogen und die scheidende Sonne sandte ihre Strahlen bis zu dem Lager der Sterbenden. Hugo hatte sich nicht gerührt; regungslos verharrte er in seiner Stellung, er verrieth durch keine Bewegung, wie müde er sei. Viola, welche mehrmals an die Schwelle trat, konnte nur mühsam ihre Thränen unterdrücken, als sie gewahrte, wie tief ergriffen ihr Oheim aussah. So schwer auch seine Frau ihn verletzt, Hugo hatte verziehen in seinem Mitleid für die Sterbende.

„Du leidest nicht, Liebste?" fragte er sanft, als sie sich in seinen Armen krümmte. — „Nein, Alles ist vorüber!"

Dann schlossen sich die Lider, das Haupt sank in die Kissen zurück.

Ruhig, wenn auch mit bebenden Fingern und todtenbleichem Antlitze, faltete Hugo die Hände der Todten und verließ das Gemach. An seinem Gesicht erkannten die angstvoll draußen Harrenden, daß Alles vorüber und Lady Oliphant gestorben sei.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine wunderbare Begegnung.

Ein volles Jahr ist vergangen seit der Beerdigung von Lady Sibylle Oliphant. Sir Hugo hatte nach dem Tode der jungen Frau nur noch zwei Tage in seiner Burg zugebracht, das Allernöthigste geordnet und war abgereist. Niemand wußte wohin, mit Ausnahme von Bertie Greydon, an welche er einen langen Brief geschrieben, bei dessen Durchlesung sie zwar in einen Thränenstrom ausgebrochen war, und der ihr, so oft sie ihn wieder durchlas, was recht häufig der Fall war, immer wieder die Augen feucht machte, aber alle diese Thränen waren ebensowohl Thränen der Theilnahme am Schicksal des Geliebten, als solche der Freude über die vollständige Rechtfertigung, die ihr in seinen Augen geworden durch die offenen Bekenntnisse, welche, wie er Bertie mittheilte, seine Frau ihm auf ihrem Sterbebette gemacht hatte. Bertie wußte seit Empfang des Briefes nun ganz sicher, daß Hugo sie allein und stets geliebt habe und noch liebe, und sie wartete in Geduld und mit dem festen Glauben, daß er zu ihr zurückkehren werde, wenn er auch zunächst geschrieben, daß er — was aber Niemand außer ihr wissen dürfe — nun wieder nach Indien gehe, da er, nach all' dem unendlichen Herzeleid, das er ihr zugefügt, sich unwürdig fühle, wieder von Liebe zu ihr zu sprechen, oder gar auf ihre Gegenliebe zu hoffen. Auch das treibe ihn wieder hinaus in die Fremde, daß er nur noch kurze Zeit Herr sein werde von der Burg seiner Ahnen, und er den Schmerz der Uebergabe derselben in fremde Hände nicht durchmachen wolle.

Burg Oliphant selbst war unbewohnt und versperrt; ein paar Monate nachdem Sir Hugo sich entfernt hatte, waren wohl Gerüchte aufgetaucht, daß das alte Stammschloß verkauft werden müsse; doch da nach wie vor die gleichen drei oder vier alten Diener dort hausten, Herr Griffitt auch immer zeitweise nach dem Rechten sah, verliefen diese Gerüchte nach und nach im Sande, obschon Sir Hugo nicht wiederkehrte und auch seine Schwester mit ihrem Gatten niemals in Oliphant erschien.

Frau Greydon führte mit ihrer Nichte wieder das altgewohnte, stille Leben, das nur unterbrochen wurde durch einen Besuch, den Bertie auf die dringendste Einladung hin anläßlich einer Taufe bei der jungen Herzogin Viola Clovermede in London machte. Bei dieser Gelegenheit legte ein junger Edelmann ihr Herz und Hand zu Füßen; Bertie Greydon aber wies Beides zurück.

Lord Brook aber sagte: „Ich wollte, Onkel Hugo würde erscheinen, ich fürchte immer, ein Anderer schnappt sie ihm weg." — „Das brauchst Du nicht zu fürchten!" entgegnete der Herzog. „Bertie wartet, bis es Deinem Oheim genehm ist, ich wundere mich nur, daß er so lange ferne zu bleiben vermag!"

Aber es hielt ihn eben eine bange Scheu zurück; er hatte ihr zu großes Unrecht zugefügt, würde sie ihm verzeihen können? Nein, es war nicht denkbar! Alle Liebe, welche sie einst für ihn empfunden, mußte ja erstorben sein; vielleicht, dachte er, hat sie inzwischen ihre Liebe einem Andern geschenkt, war der Sonnenschein eines andern Hauses geworden.

Sir Hugo erhielt nur selten Nachrichten aus England in seinem selbstgewählten Exil. Er hatte Oliphant durch seinen Anwalt, Herrn Griffitt, verkauft und all' seine Wunden waren noch zu frisch, als daß er wagen konnte, sie zu berühren; mithin vermied er sorgfältig jeden Briefwechsel, in welchem die alten Verhältnisse möglicherweise hätten berührt werden können, und entnahm nur aus der Zeitung, daß Viola Herzogin von Clovermede geworden und Fräulein Greydon eines der Brautfräulein gewesen sei. Er schrieb einige herzliche, glückwünschende Worte an seine Nichte und sandte ihr einen prachtvollen indischen Shawl, doch er gab keine Adresse an, unter welcher man an ihn schreiben könne, und Lady Harberton's Herz zuckte, schmerzlich gedachte sie des geliebten Bruders, für den sie so ehrgeizige Träume gehabt, und für den das Leben sich so rauh und bitter gestaltet hatte.

„Es ist schade, daß Hugo je den Kriegsdienst verlassen!" sprach sie eines Tages zu Bertie, die nun ihr besonderer Liebling geworden war. „Er hatte eine glänzende Carrière vor sich und nun ahnen wir nicht, wo er ist und was er treibt." — „Wo immer er auch sein möge, er thut sicherlich nur Gutes und Edles!" sprach Bertie sanft, von dem unbegrenzten Vertrauen beseelt, das jede edle Frau stets zu dem Manne empfindet, welchen sie liebt. „Lady Harberton, ich glaube, ja ich bin fest überzeugt, daß er eines Tages zu uns zurückkehren wird. Wir vermögen nur zu hoffen und zu beten!"

Und während Bertie für sein Wohlergehen betete, trieb sich Hugo ruhelos in Indien herum, bis ihn ein Zufall mit einem Manne zusammenführte, der nicht sehr lange vor seiner dießmaligen Ankunft in Indien als gemeiner englischer Soldat dahin gegangen war, inzwischen aber bereits sich die Offiziersepauletten verdient hatte durch musterhaftes Benehmen und durch hervorragende Tapferkeit vor dem Feinde. Trotz der inzwischen mit dem jungen Manne in seinem Aeußern vorgegangenen großen Veränderung erkannte Sir Hugo doch sogleich wieder den Mann als Denjenigen, den er in jener unglückseligen Nacht — als seinen vermeintlichen Nebenbuhler — seine Braut Bertie in dem Wintergarten hatte erwarten sehen. Es hatten sich diese damals vom Mondschein hell beleuchteten Züge zu tief in sein Gedächtniß eingeprägt, und da er nun nach den von seiner sterbenden Frau erhaltenen Aufklärungen wußte, daß dieser junge Mann Bertie's Vetter war, so zögerte er nicht, dessen Bekanntschaft zu machen. Auch an Frank Greydon hatte sich, wie an ihm selber, die ernste Lebensschule im Militärdienste in Indien erprobt, wie er, nachdem sie schnell Freunde geworden, in einer langen Plaudernacht von ihm erfuhr. Nach langen Jahren sträflichen Leichtsinnes, nach schweren Sorgen und unendlichem Kummer, die er seiner guten Mutter bereitet, hatte auch er sich gefaßt, und mit Hülfe der ihm von Bertie damals zur Flucht verschafften dreihundert Pfund war er nach Indien gegangen, ein anderer Mensch geworden, der seit Kurzem erst auch ein glücklicher war, seitdem nämlich Bertie ihm geschrieben, daß es ihr nun gelungen sei, seine Mutter wieder mit ihm zu versöhnen, und seitdem er, auf den dringenden Wunsch seiner Lieben, nun seinen Abschied verlangt habe mit der Absicht, zu ihnen heimzukehren. Sir Hugo erfuhr von Frank Greydon, daß er auch in Indien in ununterbrochenem lebhaftem Briefwechsel mit seiner Cousine Bertie gestanden, die er den Engel seiner Familie, seine Retterin und das vorzüglichste Wesen auf Gottes weiter Erde nannte.

Wie diese Erzählungen auf Sir Hugo wirkten, ist leicht denkbar. Die nie erstorben gewesene Liebe zu Bertie brach mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt hervor, und es bedurfte nicht sehr langen Zuredens seines neuen Freundes, um ihn zu bestimmen, als dessen Abschied mit allen Ehren bewilligt und von England aus eingetroffen war, die Rückreise in die Heimat mit diesem zusammen anzutreten.

(Schluß folgt.)

Albumblatt.

Der Schäfer.

Von

W. Constant.

(Bild S. 549.)

Zur Alm der Schäfer die Heerde treibt
An Liebchens Hütte vorbei;
Wenn auch daheim sein Mädchen bleibt,
Das Pärchen bleibt sich treu.

Einst träumet ihm am Felsenhang,
Das Schäflein, zumeist ihm lieb,
Tief in die Kluft hinuntersprang
Und todt im Abgrund blieb.

Und als erwacht vom schweren Traum,
Hat er die Schäflein gezählt,
Nicht hat sein Herz für die Freude Raum,
Wenn auch nicht Eines ihm fehlt.

Und als er heim mit der Heerde zieht,
Tritt er in's Dorf entzückt:
„Wie war sie traurig, als ich schied,
Wie wird sie nun sein beglückt!"

Da fragt er den Nachbar: „Was säumt sie so lang?" —
Noch ahnt er den Jammer kaum. —
Ein Grab weist ihm der Nachbar bang —
Dem Schäfer fällt ein sein Traum.

Francesca da Rimini.

(Bild S. 544.)

Durch Dante's fünften Gesang der „Göttlichen Komödie" ist ein Liebespaar weltberühmt geworden, von dem sonst wohl kein Mensch etwas wüßte. Francesca, Tochter des Guido da Polenta, Herrn von Ravenna, gab dieser, um die Fehde zwischen den Familien Ravenna und Rimini zu beenden, dem häßlichen und grausamen Malatesta da Rimini zur Frau. Francesca liebte jedoch den Stiefbruder ihres Mannes, Paolo; Malatesta entdeckte das Verhältniß und ermordete Beide. Das geschah am Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Diesen Stoff hat Dante in so wunderbar ergreifende Verse gekleidet, daß er die Theilnahme aller fühlenden Menschen für dieß unglückliche Paar für ewige Zeiten erweckt hat. Bei der Wanderung durch die Hölle mit seinem Meister Virgil erblickt Dante die Schatten der beiden Unglücklichen, welche stets bei einander sind, und fragt sie, was sie verbrochen hätten, und diese schildern ihm ihr Schicksal folgendermaßen. Francesca beginnt:

Es liegt die Stadt, wo ich geboren ward,
Am Meeresufer, wo der Po hinabsteigt,
Um Ruh' zu finden mit seinem Gefolge.
Die Lieb', in edlen Herzen leicht entzündet,
Ergriff für meine Schönheit Diesen hier,
Die mir geraubt, und noch verletzt die Art mich.
Die Liebe, die stets Gegenliebe fordert,
Ergriff mit Lust an Diesem mich so mächtig,
Daß, wie du siehst, sie noch mich nicht verläßt.
Die Liebe führt' zu Einem Tod uns Beide;
Caïna harret Deß, der uns getödtet.

— — — — — — — — — —

Nicht größren Schmerz wohl gibt es
Als sich glücksel'ger Zeiten zu erinnern
Im Elend, und das weiß dein Lehrer wohl.
Doch wenn den ersten Keim zu unsrer Liebe
Du zu erfahren so begierig bist,
Will ich so reden: wie wer weint und spricht.
Wir lasen eines Tages zum Vergnügen
Von Lancelot, wie Amor ihn umstrickt;
Allein und ohne Argwohn waren wir.
Mehr als einmal trieb unsre Augen an
Dieß Lesen und entfärbte unser Antlitz,
Doch nur ein Umstand war's, der uns besiegt.
Der: als wir lasen, wie solch' Liebender
Das langersehnte Lächeln nun geküßt,
Da küßte Dieser, der in Ewigkeit
Nicht von mir weicht, den Mund mir ganz erbebend.
Ein Kuppler war das Buch und Der's geschrieben!
An jenem Tage lasen wir nicht weiter.
Während der eine Geist so zu mir sprach,
Weinte der andre so, daß ich vor Mitleid
Ohnmächtig wurde, gleich als ob ich stürbe,
Und hinfiel, wie ein todter Körper fällt.

Crescenz.

Erzählung

von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

IV.

In den Kanälen drängte sich Gondel an Gondel; unaufhörlich vernahm man die Rufe der Führer derselben, die trotz ihrer bekannten Geschicklichkeit Mühe hatten, einander auszuweichen. Pfeilschnell schossen die Barken an einander vorüber, jede eilig, möglichst schnell zum Ziele zu kommen. Neben der Prachtgondel des vornehmen Nobile, deren Decken lässig im Wasser nachschwammen, sah man auch die einfache des schlichten Mannes, der eben heut auch in das Theater della Fenice wollte, um das erste Auftreten der jungen Sängerin mit anzusehen, von der man so viel schon gehört und geredet hatte. Alle Räume des großen Hauses, des größten Theaters Venedigs und überhaupt eines der größten der Welt, waren von oben bis unten überfüllt; in den Logenreihen zeigten sich die schönsten und edelsten Damen in glänzendem Schmuck, der Glanz ihres Geschmeides wetteiferte mit dem der rings entzündeten Lichter; ein Summen und Schwirren ging durch den ganzen Saal, das selbst das unabläßige Rauschen der kokett auf und nieder gefalteten Fächer übertönte, in welchem offenbar die Erwartung der Menge sich Luft zu machen schien. Dazu war's auch eine neue Oper, die zum ersten Male zur Aufführung kommen sollte, so daß das Interesse des Publikums an diesem Abend in doppelter Weise in Anspruch genommen war. „Dido" nannte sie sich und ihr Komponist war der gefeierte Piccini, der damals so ziemlich alle italienischen Bühnen beherrschte.

Während vor der Bühne es so immer lauter und unruhiger wurde, es immer näher dem Beginn des Schauspiels zuging, stand Crescenz, schon im Prachtkostüm der karthagischen Königin, in ihrem Ankleidekabinet. Ihr war's bang um's Herz; sie wußte, wie viel von dem Erfolg dieses Abends für ihr ganzes Leben abhing. Sie hätte es nimmer ertragen können, zu unterliegen, umsonst gearbeitet und gestrebt zu haben. Und doch, wie leicht möglich war's, daß ein Unstern über ihr waltete? Ein Geringes, ein ganz unbedeutender Vorfall nur konnte Alles gefährden. Aber das Glück, das ihr lächelnd bisher alle Wege geebnet zu haben schien, begleitete auch jetzt ihr Erscheinen vor dem Publikum, ihr Spiel, ihren Gesang, ihren Triumph vom Anfang bis zum Ende.

Noch flüsterte ihr der Maestro, der neben ihr hinter der Coulisse stand, ein paar ermunternde Worte zu, dann trat sie, auf einmal mit dem Siegesmuth der wahren Kunst begabt, unerschrocken und frei auf die Bühne. Der Lärm im Saale hatte sich gelegt, bewundernd hingen Aller Augen an der schönen, frischen, elastischen Gestalt, und wie sie nun anhob zu singen, wie so ein glockenreiner, silberheller Ton nach dem andern ihr entquoll und dabei diese wunderbare Stimme so mächtig war, daß sie das große Haus bis in den entferntesten Winkel hinein durchtönte, und wie dazu ihr Spiel so dramatisch bewegt, wie sie so ganz die hohe Königin und doch das liebende, leidenschaftliche Weib war, da konnten sich diese kunstsinnigen Männer und Frauen, die zu Hunderten dasaßen, nicht mehr halten; alle Hände klatschten ineinander, die Tücher wurden geschwenkt, ein endloses „Brava!" und „Evviva!" durchbrauste den Saal. Und so ging's fort, nur immer mehr sich steigernd, bis zum Ende der Oper. Man war nicht im Zweifel, was mehr das Publikum entzückt hatte, ob die neue Oper oder die neue Sängerin. Man ließ der erstern alle Gerechtigkeit widerfahren, man hatte sie schön gefunden, aber darüber war Alles einig, die Palme des Abends gebührte der schönen „Crescentia", die sich in die Herzen Venedigs hineingesungen hatte.

Wie im Traum hatte diese, bis zum Kanal umtönt von den begeisterten Rufen der das Theater verlassenden Menge, den Weg zu ihrer Gondel gefunden, wie im Traum lag sie in die weichen Kissen derselben hingestreckt. Das Einzelne wußte sie nicht mehr, nur das Eine, und das wiederholte ihr die neben ihr sitzende Emilia in Einem fort, daß sie einen Lohn ihres Fleißes und ihrer Mühen errungen hatte, wie es wenigen Künstlerinnen beschieden war. Sie hatte nun ein Recht, nach den höchsten Zielen weiter zu streben.

Sie war wieder zu Hause. Emilia trat vor ihr in das Zimmer. Ihr scharfes Auge erspähte einen Brief auf dem Tische liegend. Ehe Crescenz dessen gewahr werden konnte, hatte sich Jene seiner bemächtigt. Crescenz wünschte allein zu sein; sie bedurfte der Sammlung, der stillen Einkehr in sich nach den Eindrücken dieses Abends. Emilia hatte weniger als je einen Grund, sie aufzuhalten. Kaum hatte Jene das Zimmer verlassen, so nahm die Italienerin wieder den vorhin verborgenen Brief hervor. Sie erkannte die Aufschrift, sie hätte auch ohne dieß gewußt, von wem er war. Rasch trat sie an die brennende Kerze. „So kommst du an eine bessere Adresse," murmelte sie und sah befriedigt zu, wie die Flamme an dem Schreiben emporzüngelte, bis ein kleines Häufchen Asche nur übrig war von den sehnsuchtsvollen Worten, die ein treues Herz geschrieben. „Ich habe das Meine gethan, nun mag der Durst nach Ruhm, der Ehrgeiz weiter helfen, das vollends vergessen zu machen, was vergessen zu lassen dieß kleine Licht schon angefangen hat," sprach sie noch, dann zog auch sie sich in ihr Gemach zurück.

Sie würde aber nicht so triumphirend gesprochen haben, hätte sie jetzt Crescenz gesehen. Waren das Gedanken des Ruhms, des Ehrgeizes, denen sie nachzuhängen schien? Sie stand am Fenster und schaute hinaus auf den schweigsamen Kanal, den nur noch ab und zu eine Gondel durchschnitt, auf die alten Paläste, die ernst und still an seine Seiten sich reihen. Ueber sie weg zog ihr Geist in die Heimat, zu Toni. Wenn er sie heute gesehen und gehört hätte! Wär' sein Beifallsruf ihr nicht lieber gewesen, als der der ganzen jubelnden Menge? Warum hatte sie so lang nicht so innig, so sehnsuchtsvoll wie heute an ihn gedacht? Wie hätte sie es ihm abbitten mögen, wenn er am Ende irre an ihr geworden! Was hätte sie jetzt um einen Händedruck, ja nur um eine Zeile, einen Gruß von ihm gegeben! Und draußen glimmte vielleicht noch ein Fünkchen der Flamme, die das verzehrte, wonach sie sich sehnte. Da klang ein leiser Ton, wie fallenden Geschmeides, am Boden. Sie bückte sich. Die seidene Schnur, an der sie das Abschiedsgeschenk Toni's, wie jeden Tag, so auch heute getragen, war gerissen, das goldene Kreuzchen herabgefallen. Sie hob es auf und wie sie es an den Mund führte, es zu küssen, da konnte sie sich auch der Thränen nicht mehr erwehren, heißer, bitterer Thränen. Draußen auf dem Markusplatz, an der Riviera, in den Cafés saßen die Leute noch bei einander und nannten ihren Namen immer von Neuem — Die aber, die sie feierten, schaute noch immer traurig in die Nacht hinaus und ihre Thränen flossen noch lange, denn so einsam und verlassen hatte sie sich noch nie gefühlt, wie an diesem Abend höchsten Ruhms und überschwenglicher Ehre.

*

Schon zum zweiten Male war es wieder Herbst geworden, seit Toni und Crescenz von einander geschieden waren. Ja, das Spätjahr mit seinen schlimmsten und rauhesten Tagen hatte sich schon eingestellt. Wer draußen war auf weiterer Reise, den mochte es wohl drängen, der Heimat und wohnlicherem Orte näher zu kommen.

Das mochte wohl auch der Wanderer denken, der allein und raschen, kräftigen Schrittes die große Straße, welche aus Deutschland über den Brenner nach Italien führt, hinanstieg. Er hatte gerade den Theil des Weges erreicht, der zu den unwirthlichsten zählt. Nackte, hohe Felswände starrten zu beiden Seiten, gefahrdrohend hing da und dort ein riesiger Steinblock über, als wolle er sich jeden Augenblick ablösen und die Bahn versperren; unheimlich rauschend stürzte zur Seite des immer mühsamer sich aufwärts zwängenden Pfades der Wildbach nieder, und, was den Vorwärtsschreitenden zu doppelter Eile zu treiben schien, westwärts zogen finstere Wolken auf, die ein nahendes Unwetter fürchten ließen. Wer solchem in den Bergen entgehen kann, thut es hier noch lieber als anderswo. Wenn der Wanderer sich dran hielt, konnte er noch vor vollem Einbruch der Nacht eine Herberge erreichen. Dazu war die Gegend nicht sonderlich heimlich, mancherlei Gesindel trieb sich da herum und der Reisende durfte schon auf der Hut sein, um ungefährdet hier durchzukommen. Furcht schien allerdings der junge Mann nicht zu haben; denn er blickte offenen Auges, mit hocherhobener Stirn, aus der die dunklen Locken gestrichen waren, um sich, vorsichtig jedoch zur Linken und zur Rechten spähend. Dann, wenn er nichts vernahm, was ihm verdächtig erschien, schien er wieder nachdenklich, still in sich gekehrt. Es mußten ernste Gedanken ihn beschäftigen, und wir können sie errathen, wenn wir wissen, daß es Toni war, der dort in den Abend hineinschritt. Er mochte gerade die Gegend, die er um sich herum sah, mit seinem eigenen Innern vergleichen. So ausgebrannt, so öde und leer kam ihm sein Herz vor. Die war ja für ihn todt, an der es mit all' seinen Lebensfäden gehangen. Er mußte es wenigstens glauben. Viele, viele Monde waren nun schon vergangen und er hatte kein Wort mehr von ihr gehört. Wieder und wieder hatte er geschrieben, ihr seine Angst, seine Verzweiflung geschildert, aber keine Antwort war gekommen. War sie ihm wirklich gestorben, das heißt, hatte eine plötzliche Krankheit sie ihm entrissen, oder war wahr, was er schon immer sich in bangen Träumen vorgesagt, aber immer wieder als unmöglich zurückgewiesen hatte, daß sie ihn vergessen, verrathen, seiner Liebe und Treue Hohn gesprochen hatte, vielleicht längst schon eines Andern eigen geworden war? Stellte er sich das vor, dann fuhr er in eifersüchtiger Wuth auf, und man hätte erschrecken können vor der Leidenschaft, die in seinen Blicken loderte; und dann wieder saß er in sich zusammengebrochen da und weinte um Crescenz als eine wirkliche Todte.

Lange konnte es so nicht fortgehen; immer in dieser Ungewißheit, in diesem unaufhörlichen Wechsel zwischen eifersüchtiger Verdächtigung und hoffnungsloser Verzweiflung beharren, mußte wie Selbstmord sein. Da faßte Toni eines Abends einen raschen Entschluß. Er hatte einen Freund seines verstorbenen Vaters, dem er vertrauen konnte. Ihn bat er, sein und der Crescenz Haus in Verwahrung und Obhut zu nehmen: er wolle über die Berge hinüber, um sich in seiner Kunst auszubilden, denn da drüben in Italien verstünden sie das Geigenmachen doch noch besser als hier zu Land, und wenn er so ein oder zwei Jahre gewandert, dann könne er mit besserer Aussicht auf ein gutes Auskommen in der Heimat sich niederlassen.

„Und was ist's mit der Crescenz?" hatte der alte Bauer gefragt, „hört man denn von Der gar nichts mehr? Kommt denn Die gar nicht wieder?"

„Ich weiß nichts von ihr," hatte Toni fast unwirsch geantwortet; „ist mir auch einerlei, was sie treibt; aber weil ich's einmal versprochen, ihr das Ding da drunten zu hüten, so hab' ich's auch halten wollen, und bitt' Euch nun, thut's nun auch für mich"

Der Alte war's zufrieden, fragte auch nicht weiter mehr,

obwohl er über den Toni und seine Wanderschaft seine eigenen Gedanken hatte, und wünschte dem gut Glück auf die Reise und gesunde Wiederkehr.

So war denn auch Toni fortgezogen aus der Heimat, seiner Crescenz nach, wie er ihr versprochen. Aber sie hatte ihn nicht gerufen; die Zeit, die sie ihm gesetzt hatte, daß er ihr nachfolgen solle, war längst vorüber. Ob es ihr nun zur Freude oder zu Leide sein würde, wenn er sie fände, das wußte er nicht, aber finden mußte er sie, das hatte er sich vorgenommen, im schlimmsten Falle doch eine Kunde von ihr, und müsse er wandern Tag für Tag, Jahr um Jahr, Land auf und ab.

Wie er es freilich anfangen müsse, sein Ziel zu erreichen, wie er sich namentlich, der fremden Sprache unkundig, im Lande jenseits dieser Berge zurechtfinden, auch ob seine bescheidenen Mittel, wenn er sich gleich die Ersparnisse eines ganzen Arbeitsjahres mitgenommen, ausreichen würden, — darüber gab er sich keine Rechenschaft; es war ihm genug, daß er einmal einen Entschluß gefaßt und zur Ausführung gebracht hatte, daß er auf dem Wege nach Italien war.

Aber es war freilich noch weit bis Venedig, das er, weil doch von dorther die letzte Nachricht von der Verlorenen gekommen, auf möglichst geradem Wege erreichen wollte. Noch befand er sich ja diesseits des Brenners, erst am nächsten Mittag konnte er die Paßhöhe überschreiten.

Der Weg war einsam um ihn her. Vor einigen Stunden waren ihm ein paar Maulthiertreiber begegnet, dann war er allein geblieben. Aber die Stille ringsum beängstigte ihn nicht; doch horchte er, stille stehend, einmal auf, als es ihm war, daß er das Rollen eines ihm nachkommenden Gefährtes vernähme. Er täuschte sich nicht, auf der in vielen künstlichen Windungen die steile Höhe erstrebenden Straße sah er unter sich einen schweren Reisewagen von ein paar müden Rossen den Berg heraufgezogen; langsam nur kam er vorwärts; es hatte nicht das Aussehen, daß er viel früher als der rüstige Fußgänger die nächste Raststation erreichen würde. Weiter nicht der ihm Folgenden achtend, schritt Toni wieder vorwärts. Da hielt er plötzlich wieder an, die Hand an das Ohr legend und gespannt hinunter lauschend. Mit einem Satze sprang er auf einmal die steile Krümmung des Weges hinab, auf jenen Wagen zu.

Er hatte sich nicht geirrt; es waren Hülferufe, die zu ihm heraufgedrungen waren. Den Insassen des Wagens mußte ein Unglück zugestoßen sein. In wenigen Minuten war er zur Stelle. Die Dämmerung war schon stark eingebrochen, aber er sah gerade noch so viel, daß er gewahr wurde, wie der Wagen von zwei verwegen aussehenden Burschen angefallen war, deren Einer einen vornehm gekleideten Herrn aus dem Schlage zu ziehen versuchte, während der Andere den Kutscher vom Bocke heruntergerissen und mit diesem und einem Dritten, offenbar dem Diener des Fremden, im Handgemenge sich befand. Augenscheinlich kam Toni zur rechten Zeit. Mit einem wuchtigen Schlag seines starken Knotenstockes, den er mit sich führte, traf er den Räuber, welcher am Wagenschlage stand, so daß der angegriffene Kavalier freie Hand bekam, nach seiner Pistole zu greifen und Jenen durch einen wohlgezielten Schuß kampfunfähig zu machen. Als der andere der Strauchdiebe seinen Kameraden fallen und den so unvermuthet erschienenen Helfer auf sich eindringen sah, ließ er den Diener, an den er sich gemacht hatte und der ihm, dem viel Stärkeren gegenüber nichts auszurichten vermochte, los und suchte in dem kleinen Gehölz, aus dem sie den Ueberfall sich ersehen hatten, sein Heil in der Flucht. Ihm nachzusetzen, fiel Toni nicht ein, er wandte sich vielmehr zu dem noch am Boden liegenden Räuber zurück, um sich zu überzeugen, ob noch von ihm eine Gefahr zu befürchten sei. Dem war aber nicht so; der Schuß hatte Jenem den Fuß gelähmt und der wild und trotzig dreinschauende Strolch mußte es sich gefallen lassen, daß ihn Toni und der Kutscher mit Stricken, welche Letzterer sofort parat hatte, banden und er gewiß sein konnte, der verdienten Strafe nicht zu entgehen. Toni erbot sich, mit dem Diener bei dem Gefangenen zurückzubleiben, bis der fremde Herr nach der keinesfalls mehr weit entlegenen Station vorausgefahren sei und Leute entsendet hätte, die den Gebundenen dann auch dorthin verbringen und der Behörde überliefern könnten.

Mehr als dieß Nöthigste hatten die so auf einmal und in so bedenklicher Lage zu einander Getroffenen noch nicht gesprochen. Jetzt erst sah sich Toni Den näher an, dem er offenbar einen so großen Dienst geleistet, dem er wohl das Leben gerettet hatte. Es war ein noch sehr junger Mann, der wenigstens noch nicht lang erst den Anfang der zwanziger Jahre überschritten haben konnte, aber von eigenthümlichem Aussehen: hoch und schlank gewachsen, war er auffällig mager, so daß der kräftige Knochenbau merkbarer als sonst bei Jemand hervortrat. Zugleich aber gab dieß den Eindruck, daß dieser Mann so eine Natur von Stahl und Eisen war, die, fähig, Alles zu tragen, trotz der jugendlichen Erscheinung schon mit manchem Ernst des Lebens zu thun gehabt hatte. Ebenso scharf markirt zeigten sich seine Gesichtszüge; über der Adlernase leuchteten ein paar durchdringend blickende Augen und dichtes, flatterndes Haar quoll unter dem Hute hervor. Man konnte dieß Gesicht auf den ersten Anblick nicht schön nennen, aber etwas Fesselndes, Packendes hatte es auch gleich beim ersten Sehen, und bald fand man an ihm jene Schönheit heraus, die eben tiefer sitzt, als bloß in äußeren, regelrechten Formen und Linien, und als Schönheit des Geistes und der Seele auch das Antlitz vergeistigt. Seine Kleidung verrieth den Fremden als einen der höchsten Gesellschaft Angehörigen, doch war sie einfach und die eines Mannes, der auf weiter Reise sich befindet. Für diese schien auch der Wagen ausgerüstet, den eben der Kutscher zur Weiterfahrt wieder in Stand zu setzen suchte.

„Habt Dank einstweilen, junger Mann,“ sagte der Fremde, indem er einstieg, „bis ich ihn Euch in der Herberge, wo Ihr wohl mit mir den Abendimbiß, der uns gut schmecken soll nach diesem sauren Stück Arbeit, einnehmen werdet, besser aussprechen kann. Ich will Euch schon nicht allzu lang hier bei dem Banditen allein lassen und Euch Leute schicken, die dann Euer Wächteramt übernehmen können.“

Er hatte diese Worte mit fremder Betonung, als ob er der deutschen Sprache nicht ganz mächtig wäre, gesprochen.

„Ist Euer Herr ein Ausländer, ein Wälscher vielleicht? Er hat ein absonderlich Aussehen,“ fragte Toni den Diener, der bei ihm zurückgeblieben war, als der Wagen seinen Weg fortgesetzt hatte.

„Ein Wälscher ist er nicht,“ antwortete Jener nicht widerwillig, „aber er ist viel herumgekommen schon in der Welt, mein gnädiger Herr, von Jugend auf schon, er war lang in England drüben und in der Schweiz, Frankreich und Holland, und spricht die fremden Sprachen fast häufiger als die, in der er geboren. Es ist ja Brauch unter den vornehmen Herren so,“ fügte er hinzu.

„Und wie heißt Euer gnädiger Herr, wenn man fragen darf?“ fuhr Toni, nun auch neugieriger gemacht, als er schon durch das erste Beobachten der merkwürdigen Persönlichkeit gewesen, fort.

„Es ist der junge Graf zu Schaumburg-Lippe von Bückeburg, wenn Ihr wißt, wo das liegt.“

„Nein,“ gab Toni ehrlich zur Antwort.

Der Andere lachte.

„Grämt Euch darum nicht; mir geht's hier auch nicht besser, ich lebe hier auch nur so in den Tag hinein und weiß nicht im geringsten, wann wir einmal aus diesen verwünschten Bergen herauskommen werden und wie weit wir noch nach Italien haben.“



Das Lieblingslämmchen.

„Nach Italien wollt ihr?“ sagte Toni aufhorchend; „da habt ihr freilich noch manchen Tag zu fahren; aber ihr kommt am Ende doch noch schneller hinein, als bis ich die vielen Meilen noch mit meinen Füßen ablaufe.“

„Also ein Weg mit uns, tapferer Geselle?“ erwiederte sein Gefährte, indem er den vor ihnen sich aufwärts ziehenden Weg übersah, ob noch nicht bald die erwarteten Männer kämen, die sie der unbequemen Wache entledigen könnten. „Wartet, bis wir in das Quartier nachkommen; ich bürg' Euch, mein gnädiger Graf schafft Euch einen Platz in unserem Wagen und Ihr sollt um keine Minute später in Wälschland sein als wir. Er ist der Mann darnach, der nicht vergißt, was Einer ihm gethan hat, und wenn es auch ein Geringes war. Ihr aber habt uns einen großen Dienst geleistet.

„Mein Herr will Kriegsdienst nehmen unter dem Lobkowitz, glaub' ich, heißt er, der da drunten kommandirt,“ fuhr er redselig fort, als inzwischen die vom Grafen geschickten Leute angelangt waren, sich neugierig den gebundenen, immer noch lautlos vor sich hinbrütenden Räuber angeschaut und ihn nothdürftig verbunden und zum Fortschaffen auf eine schnell zusammengestückelte Tragbahre gelegt hatten, und die Beiden, den Anderen voran, neben einander den Berg hinanschritten. „Ich mein' eigentlich, er könnte es schon genug haben, hat sich erst bei den Engländern mit den Franzosen herumgeschlagen, und weil er in der großen Schlacht bei Dettingen ihnen eins tüchtig hinausgegeben hat, so läßt es ihm keine Ruhe, er muß wieder dran, und da die Englischen jetzt gerade Friede halten wollen, so hat er ihnen den Dienst gekündigt und will nun freiwillig mit dem Lobkowitz.“

Immer begieriger und theilnehmender hörte Toni diesen Erzählungen von dem jungen Grafen, der schon so viel erlebt und mit ausgefochten hatte, zu und pries im Stillen den Unfall, der Jenen zwar sehr verhängnißvoll hätte werden können, jetzt aber — und er fing an, sich etwas darauf einzubilden — durch seine Dazwischenkunft so glücklich abgelaufen war und ihm Gelegenheit gegeben hatte, mit dem merkwürdigen Mann in Berührung zu kommen.

Sein Interesse, ja seine Bewunderung für diesen, der ihn schon im ersten Augenblick so außerordentlich angezogen hatte, steigerte sich noch mehr, als er nun im Posthaus zu Matrei dem Grafen gegenüber saß und dieser ihm nun mit warmen, ja herzlichen Worten nochmals seinen Dank aussprach. War's der freundliche Blick aus diesen edlen Augen, der forschend, aber auch wieder ungemein wohlwollend auf ihm ruhte, was ihm so wohlthat; oder daß überhaupt der vornehme Herr so freundschaftlich fast mit ihm redete, oder trug der feurige Veltliner, den ihm Jener fleißig einschenkte, auch das Seine dazu bei — dem armen Toni war's, als ob ihm lange nicht mehr so gut gewesen sei als an diesem Abend, seit der Zeit nicht mehr, wo Crescenz noch sein war.

Und als gar erst wirklich der Graf, wie der Diener ihm vorausgesagt, ihm sagte, daß er, wenn sie Beide gleiches Reiseziel hätten, es selbstverständlich fände, daß er Toni mitnähme, wenn es ihm anders auch erwünscht wäre, da hätte dieser

nach langer Zeit wieder aufjauchzen mögen vor Freude — und er schlug dankbar und treuherzig in die ihm von seinem nunmehrigen Beschützer dargebotene Hand ein.

Andern Tags ward denn die Reise fortgesetzt. So schnell, wie man in unserer Zeit, wo des Dampfes Gewalt auch diese Bergstraßen sich unterthänig gemacht hat, über den Brenner kommt, gelangten der Graf und sein neuer Gefährte freilich nicht vorwärts. Aber dennoch erschien ihnen die lange Fahrt nicht unangenehm. Abgesehen von der immer schöner und herrlicher, immer mehr nach den üppigen Formen des Südens sich gestaltenden Landschaft, die sie durchfuhren und die ihnen reichen Genuß bot, fanden auch die Beiden in ihrem gegenseitigen Gespräch, trotz der ganz verschiedenen Lebensstellung und demgemäß auch Lebensanschauung, die sie von einander zu trennen schien, eine nie versiegende Quelle der Unterhaltung. Toni blickte mit jedem Tag mit größerem Vertrauen, wir dürfen sagen Bewunderung zu diesem jungen Manne auf, der so ganz anders sein mußte wie seine Standesgenossen. Und das war er auch. Alle seine Zeitgenossen stimmen in merkwürdiger Harmonie darin überein, daß sie den Grafen Wilhelm von Schaumburg als einen der edelsten und vollkommensten Menschen schildern. Er muß sich von seiner, im Ganzen doch noch in manchen Stücken sehr unausgebildeten Zeit abgehoben haben wie ein leuchtendes Bild. Seinen ausgezeichneten, durch den sorgfältigsten Unterricht und unausgesetztes Selbststudium auf das Beste ausgebildeten Geistesgaben entsprach eine Reinheit des Charakters, eine sittliche Weltanschauung, wie sie bei der Oberflächlichkeit und vielfachen Leichtfertigkeit, welche damals gerade in den vornehmen, tonangebenden Kreisen im Schwange ging, geradezu wie ein Räthsel erscheinen mußte. Jede Versuchung, jeder Sinnenreiz prallte an dieser Jünglingsseele, die rein und hart war wie Stahl, machtlos ab. Gewandt, wie Wenige, in allen ritterlichen, körperlichen Uebungen, genügte es ihm nicht, dieselben nur auf dem Fechtboden, beim Ballspiel und dergleichen geltend zu machen, sondern frühzeitig zog es seinen Thatendrang hinaus zu ernsterer Bewährung seiner Tüchtigkeit. Auf die militärische Laufbahn war Graf Wilhelm schon deßhalb angewiesen, als er der zweite Sohn seines Vaters, des Regenten seines kleinen Landes war, und nach gewöhnlichem Lauf der Dinge nicht daran denken konnte, einmal die Herrschaft zu übernehmen. So legte er früh schon den Grund zu der kriegerischen Vollendung auch, in welcher er später nicht nur einer der genialsten Feldherren seiner Zeit, sondern auch für alle Zweige der Kriegskunst durch neue Entdeckungen, Einrichtungen und Umgestaltungen bahnbrechend werden sollte.



Der Schäfer. (S. 547.)

Am 24. Januar 1724 in London, wo sich sein Vater damals länger aufhielt, geboren, hatte er auch seine ersten Kinderjahre in England verbracht; in die Heimat gekommen, verlor er dort alsbald seine Mutter; eine zweite Ehe seines Vaters war unglücklich und das traurige Beispiel einer Mätressenwirthschaft, welche, allerdings damals fast nirgends fehlend, er auch am väterlichen Hofe sehen mußte, mochte dem idealen, sittlichen Sinn des jungen Grafen jenen Abscheu vor allem Niedrigen und Gemeinen und dann wieder jene echt ritterliche Achtung und Verehrung vor wahrer, echter Weiblichkeit eingeflößt haben, die ihn so sehr auszeichneten.

Seiner äußern Erscheinung haben wir oben bei dem Zusammentreffen mit Toni gedacht. Als Kind war Graf Wilhelm, mehr der schönen Mutter als dem Vater ähnlich sehend, ausnehmend zart und fast von mädchenhafter Schönheit. Aergerlich darüber, das gesagt zu hören, soll er sich das Gesicht mit Wallnußblättern braun zu färben versucht haben. Diese Verachtung des Aeußern blieb ihm auch später eigen und schlug oft sogar in Vernachlässigung seiner Erscheinung um. So kam's, daß manche seiner Gegner und Neider, an denen es auch ihm natürlich nicht fehlte, dieß sein äußeres Auftreten oft in's Lächerliche zu verzerren suchten, und die Spanier, mit denen er 1762 als Generalissimus der Portugiesen siegreich Krieg führte, thaten dieß, indem sie ihn, den hoch aufgeschossenen, magern Mann, wie wir ihn schon geschildert haben, mit der Adlernase und dem langen, nicht höfisch frisirten Haar, mit der bekanntesten und komischsten ihrer Romanfiguren, dem edlen Ritter von La Mancha, Don Quijote, verglichen. Aber wie der deutsche Don Quijote den stolzen Granden von Spanien bald das Lachen vertrieb, so thut auch dieser Name der Ehrenstellung keinen Eintrag, die Graf Schaumburg in der vaterländischen Geschichte einnimmt.

Wie aber Toni, wir dürfen sagen, sich fast nicht satt sehen und hören konnte an seinem Begleiter, so fand auch dieser an Jenem unleugbar großes Gefallen. Das frische, kernig gesunde Wesen des Sohnes des Hochgebirgs, der offene Sinn, den Toni für Alles bekundete, das Verständniß für Alles, das der Graf in's Gespräch mit ihm hineinzog, vor Allem aber das fast ehrfurchtsvolle Vertrauen, das der junge Mann ihm, dem fast gleichaltrigen Jüngling, entgegenbrachte, wirkte so sympathisch auf Schaumburg, daß ihm schwer fiel, jetzt, wo sie sich immer mehr der Grenze näherten, an die baldige Trennung von seinem Genossen denken zu müssen.

Er hatte Toni nicht viel ausgefragt nach Zweck und Ziel seiner Reise. Jener hatte seine Absicht, sich in der Kunst des Geigenmachens auszubilden, genannt, aber dem beobachtenden Menschenkenner schien es doch, als ob das nicht allein es wäre, was den jungen Salzburger von der Heimat weg über die Alpen gelockt hätte. Aber er glaubte kein Recht zu haben, sich in ein Geheimniß einzudrängen, wenn Toni ihn nicht aus freien Stücken zum Vertrauten machen wollte. So sagte er denn nur, als sie schon die Veroneser Klause hinter sich hatten und sich schon in dem weiten, gesegneten Gartenland der Lombardei befanden, einmal zu dem auf einmal still gewordenen und in sich gekehrt neben ihm sitzenden Gefährten:

„Ich bitt' Euch, Toni, gebt mir an, wo Ihr von mir ausgesetzt sein wollt in diesem fremden Lande, das wir nun glücklich mit einander erreicht haben. Seid gewiß, mir ist die Stunde eine traurige, wo Ihr mich verlassen werdet; mir wird's recht einsam sein ohne Euch; aber ich darf Euch nicht aufhalten, Eurem Weiterweg nicht entgegen sein, darum sagt, wo Ihr mich zu verlassen gedenkt."

Toni blickte, ohne ein Wort zu erwiedern, vor sich nieder.

„So sprecht doch ohne Rückhalt," fuhr der Graf fort, „war's Euch vielleicht zu lang schon, daß Ihr mit mir fuhrt?"

Toni sah ihn fast vorwurfsvoll an.

„Wie könnt Ihr also reden, gnädiger Herr," sprach er stockend, „wie mögt Ihr glauben, daß mir lästig gewesen sei, was meines Herzens Freude war, so lange in Eurer Gesellschaft haben sein, von Euch lernen und Euch habe lieben dürfen? Ich bin nur traurig, daß dieß nun ein Ende haben muß."

Dabei stahlen sich dem wackern Jungen ein paar Thränen aus dem Auge.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



General: — Nun und die Gemeinen bei jeder Kompagnie zerfallen in —?

Rekrut: In alte Leute und Rekruten.

General: Nun und wenn der Rekrut ausexerziert und Prüfungsschießen und große Parade durchgemacht hat, was wird er dann?

Rekrut: — Halt sehr durschtig, Excellenz!



„'Ne schöne Empfehlung von der Frau Major von Süßmilch und sie läßt die gnädige Fräulein auf morgen Abend zu 'ner Tasse Thee einladen."

Alte Dame: Bin ich nicht auch gebeten?

„Nee, die ganz Alten kommen nächste Woche dran, Frau Majorin haben gesagt, morgen soll die Gesellschaft für die Sitzengebliebenen sein."



Unteroffizier (beim Exerzieren): Kerls, ihr müßt die Beine rauswerfen, immer peu à peu, wie ein Donnerwetter!

Lieutenant: Sagen Sie, Unteroffizier, weßhalb brauchen Sie fortwährend Fremdwörter, welche Sie nicht verstehen? Reden Sie deutsch!

Unteroffizier: Ja, Herr Lieutenant, das importirt den Leuten mehr!

„Ja, muß es denn ein Ende haben?“ rief da freudig der Graf aus; „wenn Ihr gern bei mir seid, wenn Du bei mir bleiben willst, Tonio, was hindert Dich denn dann? Kannst Du's mit Deiner Geigenfabrikation vertragen, noch eine Zeitlang der wälschen Meister Deines Handwerks zu entrathen, ist's auch sonst den Plänen, die Du noch in diesem Lande haben magst, nicht zuwider, so versuch's eben einmal mit mir. Ich brauch' einen vertrauten Menschen, mit dem ich auch einmal reden kann, nicht nur wie mit einem Diener, sondern wie mit einem Freunde, und als einen solchen hab' ich Dich in diesen Tagen erkannt. Fürchtest Du Dich nicht vor dem Kriege, in welchen Du mit mir hineingezogen wirst, obwohl ich nicht von Dir verlange, daß Du mein Waffenträger im Streit sein sollst, so schlag' wieder in meine Hand ein, wie Du's gern und willig vor ein paar Tagen gethan.“

Und Toni that's wieder und von Herzen. Er hätte sich wirklich nicht schon trennen können von dem Manne, der so schnell und so unwiderstehlich ihn ganz erobert und hingenommen hatte. War's nicht auch besser für seine geheimen Herzenswünsche, Crescenz' Spur aufzufinden, wenn er unter einem so ansehnlichen Schutze, wie der Schaumburg's war, reiste? Schien freilich der Anschluß an ein kriegführendes Heer auf der einen Seite ein ziemlich ungünstiges Mittel, Nachforschungen der Art, wie sie Toni im Sinne hatte, anzustellen, so mußte er doch auf der andern vielleicht viel besser und gründlicher im Lande herumkommen und es konnte ihm Kundschaft auf Wegen werden, die sich ihm außerdem gar nicht erschlossen hätten. So bereute er es keinen Augenblick, sein weiteres Geschick an das des Grafen gekettet zu haben.

In Mailand hatten sie Halt zu machen und der junge vornehme Freiwillige mußte die nöthigen Schritte thun, seinen Eintritt in das österreichische Heer zu ermöglichen. Sowohl sein Name wie der Ruf, der ihm auch hieher vorausgegangen, ebneten Schaumburg schnell alle Wege und er war wieder in seinem Element, dem aufregenden, wilden Treiben eines Feldlagers. Einen militärischen Begleiter, eine nach dieser Seite hin thätige Hülfsleistung hatte er freilich in Tonio, wie er ihn nun hieß, nicht gefunden. Wenn's auch dem jugendkräftigen Mann nicht darauf angekommen wäre, tüchtig auf den Franzosen mit herumzuklopfen, wie er auf den Banditen am Brenner gethan, so wollte doch der Graf keinen Soldaten aus ihm machen. Er sollte nur zu seinen persönlichsten Dienstleistungen bei ihm sein; aber nie verlangte er diese von ihm in der Weise eines gebietenden Herrn, sondern er nahm es so an, daß sich Tonio ihm zur Verfügung gestellt habe, wie ein Freund dem andern sich nützlich macht.

Mit einem außerordentlich feinen Takt fand sich Jener in dieser eigenthümlichen Stellung zurecht; vor Anderen ging er nicht eine Linie über den Kreis seiner dienstlichen Unterordnung hinaus, waren aber die Beiden allein, so verkehrten sie so vertraut auch im Lagerzelt, wie gleich am ersten Tage ihrer gemeinsamen Fahrt durch die Berge.

Es konnte nicht anders sein, eine Natur, wie die Graf Wilhelm's, mußte auch auf dem Schauplatz, auf dem er sich gegenwärtig befand, ihre Eigenthümlichkeiten zur Erscheinung bringen, auf die Gefahr hin, daß sie auffallen, ja vielleicht anstoßen mußten. Bald ward sein Name in allen Theilen des Heeres Tag für Tag genannt, von den Einen mit beifallspendender Bewunderung, von den Anderen auch mit mißgünstigem oder eifersüchtigem Tadel. Der Zopf herrschte damals an so vielen maßgebenden Stellen, und Leuten, die mit einem besonders langen begabt waren, an denen es namentlich in Oesterreich nicht fehlte, mußte ein Mann wie Schaumburg fast unbequem sein: mancherlei Abenteuerlichkeiten und Tollkühnheiten, zu denen er sich in jugendlustigem Uebermuth hatte hinreißen lassen, wurden ihm falsch ausgelegt und zum Vorwurf gemacht. Ein Grund zu einem eigentlichen Vorgehen gegen ihn war allerdings nicht gegeben, aber man versuchte, ihn auf irgend eine Weise vom Heere zu entfernen. Aber einen Grafen Schaumburg konnte man nicht so ohne Weiteres entlassen. So kam man auf das Auskunftsmittel, ihm unter wirklich glänzenden Bedingungen den Eintritt in den österreichischen Staatsdienst anzubieten, da man wohl einsah, daß eine solche Kraft auch diesem gut gethan hätte, und Kaiserin Maria Theresia war die Frau, die richtigen Leute für ihre Unterstützung bei der Lenkung des Staatsschiffes herauszufinden. Aber Graf Wilhelm that das Eine und versagte das Andere: er verließ das Heer und lehnte das Werben um seine Person für den Kaiserstaat ab. In seinem eigenen Lande war nämlich indessen eine für ihn bedeutungsvolle Veränderung vorgegangen. Sein älterer Bruder war gestorben und Graf Wilhelm sah sich nun als Landeserben nicht mehr in der Lage, länger dauernde, fremde Verbindlichkeiten einzugehen, sondern mußte im Gegentheil jeden Augenblick gewärtig sein, an den Hof seines Vaters zurückberufen zu werden. Aber wir kennen die Gründe, warum es ihn ganz und gar nicht dahin zurückzog und warum es ihm nicht zu verdenken war, daß er seinen Aufenthalt im Auslande noch so lange als möglich ausdehnte.

In Italien war seine Mission zu Ende.

„Packen wir ein!“ rief er eines Morgens Tonio zu; „wir reisen! Mach's ich ihnen nicht recht bei den Soldaten, würde ich es noch weniger recht machen bei ihren Federfuchsern in der Hofkanzlei, darum sagen wir einander gegenseitig den Dienst auf. Aber ehe wir heimgehen nach Bückeburg — ich bin begierig, Tonio, wie Dir meine Residenz gefallen wird — gehen wir noch in die Kaiserstadt an der Donau, zur Frau Kaiserin selbst nach Wien, und hoffentlich fahren sie mir dort nicht gleich auch wieder in den Weg, wenn ich einmal ein wenig anders bin, als die anderen griesgrämigen, sauertöpfigen Menschen, und eben daran denke, daß ich jung und das nur einmal bin. Es soll schön sein in Wien, Tonio, und Du sollst Dich auch der neuen Fahrt freuen.“

Aber Toni gedachte, so sehr es ihn auch gelüsten mochte, nun auch von dem Leben und Treiben der großen heitern Stadt, deren Lustigkeit damals sprüchwörtlich war in der ganzen Welt, ein gewiß gutes Stück zu sehen, doch mit Schmerz daran, daß er doch schneller, als er vermuthet, Italien verlassen müsse, ohne im Stande gewesen zu sein, trotz der Nachforschungen, die er überall und nach seinen besten Kräften angestellt, etwas von der Verschwundenen in Erfahrung gebracht zu haben. Dazu war auch alles Volk durch die kriegerischen Bewegungen zu aufgeregt, als daß sich Viele herbeilassen mochten, Tonio in seinen Erkundigungen, für die er gar keine bestimmten Anhaltspunkte angeben konnte, behülflich zu sein. Und allein zurückzubleiben, seinen Beschützer und Gönner, der ihm nun ganz unentbehrlich geworden war, zu verlassen, dazu hätte er sich auf keine Weise entschließen können: das wäre ihm als eine Handlung gewissenlosen Undanks erschienen. Sollte er jetzt dem Grafen von dem reden, was er in Italien zu finden gehofft, wonach Jener so schonend und rücksichtsvoll nie gefragt hatte? Er konnte sich nicht dazu entschließen. Hatte er bei seinem Ausgang aus der Heimat die günstige Wendung seines Geschicks, die dieses in der Begegnung mit Schaumburg genommen, geahnt? War ihm nicht vielleicht eine ähnliche aufbehalten? Er war nicht im Zweifel, was er zu thun hatte. Er half mit gewohnter Pünktlichkeit seines Grafen Angelegenheiten ordnen und das Nöthige vorbereiten.

Sie waren auf der Reise nach Wien.

(Fortsetzung folgt.)



Die neueste Entwicklung des Schneidergewerbes.

Den ersten Anstoß zu einer bedeutenden Hebung des Schneidergewerbes über dessen im Mittelalter noch geringe gesellschaftliche Stellung gab wahrscheinlich die Einführung der Baumwolle in Europa. Es geschah dieß in den ersten Zeiten nach der Entdeckung von Amerika, wo dieser Stoff seine Heimat hat. In derselben Zeit war auch der Seidenbau aus Italien nach Deutschland verpflanzt worden. Diese Vermehrung der Bekleidungsstoffe ging mit dem größern Bedarf solcher Hand in Hand, und wir sehen bereits, wie im sechzehnten Jahrhundert, als die Goldschätze aus der entdeckten neuen Welt nach Europa strömten, die Bekleidung sowohl umfangreicher (wie die Pluderhosen, Pluderärmel und später die Reifröcke zeigten), als ihre Herstellung prächtiger und die verschwenderischsten Zeiten des Mittelalters weit übertroffen wurden. Es ist natürlich, daß dabei auch das Schneidergewerbe an Ansehen zunahm und immer unentbehrlicher wurde, da die Herstellung der immer schneller wechselnden und immer schwieriger und verwickelter werdenden Kleidertrachten auch eine wachsende Kunstfertigkeit und Gewandtheit erforderten. Wichtig für die Bekleidungskunst wurde auch die Zunahme der Farbstoffe, die man zu den Kleidungsstücken verwendete. Im Jahr 1540 wurde die Cochenille, 1570 das Campecheholz, 1657 das Brasilienholz aus Amerika und 1550 der Indigo aus Ostindien in Europa eingeführt, 1630 der Scharlach, 1704 oder 1709 das Berlinerblau, später das neapolitanische Gelb erfunden. Auch die Wolle verbesserte sich, als im achtzehnten Jahrhundert die Merinoschafe aus Spanien nach dem übrigen Europa verbreitet wurden. Auf diese Vermehrung der Stoffe und Farben zur Kleiderherstellung folgten Mittel der Beschleunigung und des großartigeren Betriebes derselben. Das (1530) durch Jürgens in Braunschweig erfundene Spinnrad genügte nicht mehr und 1718 erfand der Engländer Combe die Spinnmaschine; die erste von ihm hergestellte hatte 26,586 Räder und stellte in 24 Stunden 518 Millionen Yards Seidenfaden her. John Wyatt erfand 1738 eine vollkommenere; Hergreaves (1767), Arkwright (1770) und Crompton (1775) brachten es noch weiter. Im Jahre 1670 führte man die ersten Musselingewebe aus Asien in England ein; Fabriken für solche entstanden 1781 in Frankreich. Cartwright erfand 1784 den Maschinenwebstuhl für Seide, Damast, Orleans und Baumwolle. Die Kattundruckerei wurde am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg eingeführt und verbreitete sich im achtzehnten über ganz Deutschland. Das Spitzenklöppeln machte Barbara Uttmann im sächsischen Erzgebirge 1561 heimisch, Spitzenfabriken entstanden in Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert. Seit dem Ende des achtzehnten nahmen die Maschinen in riesenhaftem Maße zu. Im Jahre 1801 entstand die Webemaschine von Jacquard in Lyon, der als armer Weber angefangen hatte, 1810 die Flachsspinnmaschine von Girard, 1825 die Mulemaschine von Roberts in Manchester, 1834 die Nähmaschine von Hout in New-York, welche Erfindung aber erst 1841 ein armer Arbeiter, Elias Howe in Boston, nutzbar machte. Es wurde schon vor zwanzig Jahren in Europa gegen eine Milliarde Pfund Wollen und Leinen, sowie zehn Millionen Pfund Seide gewonnen und dazu noch über eine Milliarde Pfund Baumwolle eingeführt, — Alles, um durch Maschinen verarbeitet und in die Hände der Schneider und ihrer Arbeitsverwandten geliefert zu werden. Ohne Maschinen würden jene Rohstoffe einiger Millionen Arbeiter bedürfen; mit den Maschinen genügen einige Hunderttausend. Die Nadel, ein Hauptwerkzeug des Schneiders, war noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit sehr unvollkommen. Jetzt bringt Deutschland mit nur 3000 Arbeitern gegen 1500 Millionen und alle hierin arbeitenden Länder viele Milliarden Nadeln jährlich hervor.

Die hohe Schule der Schneiderkunst ist noch immer Paris. Diese Weltstadt hatte in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts 1800 Schneidermeister; jetzt beschäftigen die dortigen Meister zehntausend Arbeiter und viertausend Arbeiterinnen und machen Geschäfte von über hundert Millionen Franken jährlich. In London beschäftigten sich schon vor zwanzig Jahren dreißigtausend Menschen mit Herstellung von Kleidungsstücken. Die letzteren werden jetzt in allen größeren Städten fabrikmäßig gefertigt und die großen Kleiderhandlungen haben mehr Zuspruch als die Schneider, die vielfach für jene arbeiten und deren unternehmendere Zunftbrüder jetzt größtentheils selbst auch Kleiderhändler geworden sind. Doch ziehen es elegante Leute immerhin vor, sich ihre Kleider auf den Leib anmessen zu lassen, als auf Gerathewohl fertig zu kaufen.

Bis zum achtzehnten Jahrhundert hatten meistens dieselben Schneider zugleich Männer- und Frauenkleider verfertigt; doch gab es auch besondere Schneider für das weibliche Geschlecht. Seit jener Zeit wurde es dagegen gebräuchlich, die Frauenkleider Schneiderinnen in Arbeit zu geben, ohne daß deßhalb die Damenschneider aufhörten; dieselben sind vielmehr in neuester Zeit, wenigstens in den größeren Städten, wieder in großartigerem Maßstabe aufgetreten. Neben den Schneiderinnen sorgen noch überzahlreiche Putzmacherinnen für Ausstattung des weiblichen Geschlechts, und auch für dieses Gewerbe ist Paris der Mittelpunkt der Mode. In London sind vierzigtausend Mädchen mit Putzarbeit beschäftigt; bei Gerson in Berlin waren schon vor über zwanzig Jahren zweitausend Personen im Bekleidungs- und Putzfache angestellt.

Zeitungen und Zeitschriften für Mode und Kleidungswesen sind nichts Neues mehr; großartig aber sind die jetzigen Modezeitschriften, die zum Theil in mehreren Sprachen mit prachtvollen Illustrationen erscheinen. Ziemlich neu sind Akademieen für Bekleidungskunst, welche den Gegenstand wissenschaftlich betreiben; Deutschland hat eine solche in Dresden.

(Aus: „Zum Feierabend. Deutscher Schneiderspiegel“. Leipzig. H. Hartung und Sohn.)



Spiele für Knaben.

Fangen mit Steinen. Sechs hübsche, recht glatte Kieselsteinchen von der Größe großer Bohnen werden ausgelesen und zum Spielzeug erkoren. Der Spieler faßt sie in die Hand, wirft sie empor und sucht sie auf der Rückseite der Hand aufzufangen. Bleiben alle sechs darauf liegen, so beginnt er das Spiel und sein Kamerad achtet genau auf, daß er sich keine Fehler zu schulden kommen läßt. Fängt er weniger, so wirft der Zweite die Steine empor und es beginnt Derjenige, welcher die meisten Steine gefangen hat.

Die Steine werden in die Hand gefaßt und auf eine Steinplatte oder einen Tisch so gewürfelt, daß sie auseinander rollen. Der Spieler nimmt nun einen davon als Fangestein weg und wählt dazu einen von zweien, welche sich besonders nahe liegen. Er wirft denselben in die Höhe, greift einen der daliegenden Steine auf und fängt den herabfallenden Fangestein mit derselben Hand. Er darf letzteren weder auf den Boden fallen lassen, noch einen andern der daliegenden Steine beim Aufnehmen des einen berühren. Hat er alle fünf Steine in dieser Weise aufgenommen (aufgerappt, aufgerafft), so ist der erste Gang beendigt; dann folgen andere Uebungen.

Die Steine werden gewürfelt und stets zwei auf einmal, dann drei und zwei aufgenommen, dann vier und einer, und zuletzt alle fünf mit einem Male. Das Aufwerfen und Fangen des einen Steines bleibt dasselbe.

Nun wiederholt sich dieselbe Reihenfolge, der Fangestein wird aber mit dem Handrücken aufgeworfen: — Es folgt das sogenannte Eierlegen. Der Spieler faßt alle Steine in die Hand, wirft einen empor und legt, ehe er jenen fängt, jedesmal einen auf den Boden; dann legt er zwei auf einmal u. s. f., zuletzt alle fünf. — Es folgt Verbindung des Legens und Aufnehmens: der Fangestein wird emporgeworfen, einer hingelegt und ein anderer liegender aufgenommen; dieß wird wieder fortgesetzt bis fünf.

Wer einen Fehler macht, muß aufhören und seinen Kameraden das Spiel überlassen. Hauptfehler sind Fallenlassen des Fangesteines oder eines andern in der Hand befindlichen Steines, Berühren eines liegenden Steines, nicht Ergreifen eines aufzunehmenden Steines oder Fallenlassen desselben. Zwischenein kommen auch Fangübungen mit dem Handrücken. Es wird zuerst ein Stein aufgeworfen und mit dem Handrücken aufgefangen, dann zwei u. s. f., bis alle fünf.

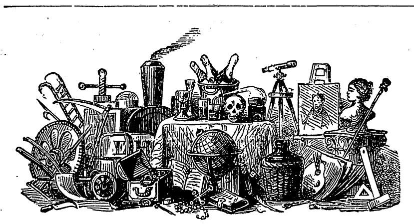
Die Bewohner der Südseeinseln haben ein ähnliches Spiel unter dem Namen Lafo-litupa. Zwei Personen spielen mit einander um die Wette. Jede hat fünfzig bis sechzig Bohnen (von Mimosa scandens) vor sich liegen, nimmt jedesmal vier derselben, wirft sie in die Höhe und sucht sie mit dem Handrücken aufzufangen. Wer zuerst hundert auf diese Weise gefangen hat, ist Sieger.

Geometrische Aufgabe

Zeichne ein Viereck, welches durch eine Gerade in drei Dreiecke zerlegt wird.

Auflösung des Arithmogriphs Seite 498:

1. 2. 3. 4. 5. Buche,
6. 7. 8. 9. Duft,
10. 11. 12. 13. 14. Zwirn,
15. 16. 17. 18. Volk,
19. 20. 21. 22. Gyps,
23. 24. 25. Max.



Aus allen Gebieten.

Spargelkultur.

Zur Ausführung eines sehr interessanten Versuchs, den Spargel im Dunkeln wachsen zu lassen, wurde, wie die „Thür. Ztg." berichtet, ein 6 Fuß langes und 3 Fuß breites Beet mit einer 2½ Fuß hohen Unterlage, die aus einer 2 Fuß hohen, fest zusammengetretenen Mischung von Mist und Laub und ½ Fuß leichter Erde bestand, an einer Kellerwand ohne Kasten und Fenster angelegt. Auf diese Unterlage wurden Anfangs November starke, theils vierjährige, theils alte, von einer abgetriebenen Anlage herrührende Spargelpflanzen ziemlich nahe neben einander gesetzt und mit 6 Zoll leichter Erde bedeckt. — Damit war das ganze Verfahren beendigt und es blieb nichts weiter zu thun übrig, als zuweilen nachzusehen, ob die Erde noch den gehörigen Feuchtigkeitsgrad besaß und ob die Mäuse keinen Unfug trieben. Das Begießen, das selten nothwendig wurde, geschah immer mit stark erwärmtem Wasser. — Das Resultat dieser Kultur war in Anbetracht ihrer Einfachheit ein sehr befriedigendes, sie lieferte von Weihnachten fast zwei Monate lang alle Wochen ein bis zwei Gerichte Spargel, die für drei Personen vollkommen ausreichten.

Rattenfalle.

Auf dem Gute Ringelsbruch bei Paderborn in Westphalen ist seit mehreren Jahren eine Rattenfalle eingeführt, welche sehr leicht hergestellt und dabei sehr wirksam ist und auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient. Man schlägt aus starken Brettern einen Kasten zusammen, dessen Größenverhältnisse ganz dem Raume, in dem er aufgestellt werden soll, angepaßt werden. Derselbe kann z. B. bis 1,60 Meter lang, 60 bis 75 Centimeter breit und 24 bis 32 Centimeter hoch sein. Den Deckel schraubt man mit drei bis vier starken Schrauben an, so daß er leicht abgenommen werden kann. An den beiden kürzeren Seiten des Kastens schneidet man je eine weite Eingangsöffnung aus, die durch einen Schieber geschlossen werden können, so daß die Ratten bequem durch den Kasten hindurchzulaufen vermögen. Im Innern des Kastens bringt man abwechselnd von der einen und anderen Seite Querbretter an, welche kürzer sind als die Breite des Kastens, so daß also der Weg durch den Kasten ein gewundener wird und im Innern eine Anzahl halboffener Kammern entstehen. Man versieht nun den Kasten mit Stroh und anderem weichem Material, stellt ihn mit geöffneten Schiebern in eine ruhige dunkle Ecke im Schweinestall oder an einen andern Ort, wo die Ratten hausen, und deckt ihn mit Stroh zu. Dieser Kasten wird bald ein Lieblingsaufenthalt der Ratten, die in ihm ihre Nester machen. Nach einigen Wochen wird man schon an dem Quieken erkennen, ob Ratten darin sind, oder man schließt auf's Gerathewohl die Schieber, trägt den Kasten heraus und schraubt den Deckel ab. Bei einer solchen Nachsuchung fanden sich einmal 40 junge und alte Ratten in einem Kasten.

Honiginhalt der Kleeblüten.

Der Chemiker Alex Wilson hat dem „Vereinsbl. d. Schl.-H. C.-V. f. Bienenzucht" zufolge vor kurzer Zeit in Dublin einen Vortrag gehalten über den Zuckerinhalt verschiedener Blumen und die Honigmasse, welche die Bienen davon eintragen können. Er hat berechnet, daß ungefähr 125 Kleeblütenköpfe 1 Gramm Zucker geben. Da ein Blütenkopf etwa 60 einzelne Blüten hat und der Honig 75 Prozent Zucker enthält, so müssen die Bienen nicht weniger als reichlich 280,000 einzelne Kleeblüten (circa 47,000 Blütenköpfe) aussaugen, um das Material zur Bildung von einem Pfund Honig zu erlangen.

Steinkohlenasche.

Bei der großartigen Ausdehnung der Industrie ist der Verbrauch der Steinkohlen sehr gestiegen, daher die großen Rückstände von Asche, welche bisher noch wenig verwendet, ja oft verschleudert wurden; und dennoch hat diese einen bedeutenden Werth. In nassen und schweren Gartenböden bringt die durch ein Drahtgitter geworfene Steinkohlenasche einen unberechenbaren Vortheil. Ein Auftragen von 6 bis 7 Centimeter Steinkohlenasche im Herbste und gehörige Unterbringung mit dem Spaten lockert die Erde bedeutend, bewirkt ein besseres Eindringen der äußeren Atmosphäre und befördert die darauf gebauten Gewächse in ihrem Wachsthume. Alle Gattungen gedeihen in dieser Erde vortrefflich, besonders die Hülsenfrüchte. Ein zweiter Nutzen ist die Vertilgung der nackten Gartenschnecke und der Regenwürmer durch das Aufstreuen der Asche auf die Beete. In der Oekonomie bietet die Steinkohlenasche gleichfalls große Vortheile. Nicht nur als Beimischung zur Komposterde, sondern jeder tiefe und undurchlässige saure Boden wird beim Auftragen von 8—10 Centimeter Höhe gelockert und kulturfähiger gemacht, und je nach Beschaffenheit des Ackers kann man dieß zwei bis drei Jahre nacheinander wiederholen. Ein Gleiches gilt bei nassen und sauren Wiesen, welche 5 Centimeter hoch mit Steinkohlenasche überzogen werden. Schon im ersten Jahre sind die schönen Resultate wahrnehmbar; das Moos und die sauren Gräser verschwinden nach und nach und an ihre Stelle tritt der weiße Wiesenklee, welcher eine dichte Narbe bildet und ein gutes und reichliches Futter gibt.

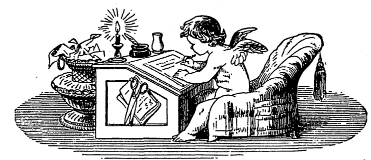
Lotterieziehungen im Monat Juni.

Am 1. Oesterreichische 100-Gulden-Loose vom Jahr 1864, 1400 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. September 1880 (75. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 2000 Stück, Prämienziehung am 1. Juli 1880. — Stadt Neapel 150-Franken-Loose à 4⅔% vom Jahr 1868, 840 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 1. November 1880 (38. Ziehung). — Türkische 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1870, 400 Stück, höchster Preis 300,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1880 (62. Ziehung). — Gothaer Prämienpfandbriefe à 5% vom Jahr 1869/1871, I. und II. Abtheilung, 1400 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Gothaer Prämienpfandbriefe à 5% vom Jahr 1873, III. Abtheilung, 72 Stück, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1880 (8. Ziehung); IIIa. Abtheilung à 5%, 204 Stück, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1880 (6. Ziehung); IIIb. Abtheilung, à 5%, 180 Stück, höchster Preis 3300, niedrigster 330 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1880 (1. Ziehung); IV. Abtheilung, à 4½ %, 236 Stück, höchster Preis 1100, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 30. Dezember 1880 (8. Ziehung). — Badische 100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1867, 900 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 Thlr., zahlbar am 1. August 1880 (13. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1867, 680 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. September 1880 (40. Ziehung). — Stadt Triest 100-Gulden-Loose à 4½% vom Jahr 1855, 506 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 8. Juni 1880 (25. Ziehung). — Köln-Mindener Eisenbahn-100-Thaler-Loose à 3½% vom Jahr 1870, 200 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Amsterdamer Industriepalast 2½-Gulden-Loose vom Jahr 1869, 1000 Stück, jedes Loos 3 fl., zahlbar am 2. Juni 1880 (12. Ziehung). — Am 10. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1872, 268 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1881 (45. Ziehung). — Am 15. Stadt Paris 500-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1865, 949 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. August 1880 (60. Ziehung). — Ansbach-Gunzenhausen E.-B.-7-Gulden-Loose vom Jahr 1857, 1900 Stück, höchster Preis 14,000, niedrigster 10 fl., zahlbar am 15. Dezember 1880 (47. Ziehung). — Stadt Ofen 40-Gulden-Loose vom Jahr 1859, 600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Dezember 1880 (27. Ziehung). — Am 16. Stadt Mailand 10-Franken-Loose vom Jahr 1866, 500 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 10 Fr., zahlbar am 15. Dezember 1880 (55. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1879, 15 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 15. Juni 1881 (7. Ziehung). — Am 30. Stadt Venedig 30-Franken-Loose vom Jahr 1869, 4600 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 Fr., zahlbar am 1. November 1880 (40. Ziehung). — Badische 35-Gulden-Loose, 2000 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 1. Oktober 1880 (138. Ziehung).

Rösselsprung.

ein	die-	dern	vo-	den	schlecht-	tern	wahr-
fe-	gel	leich-	sten	flat-	lich	an-	am
nen	wirst	lich	schlecht	ter	wirst	nest	und
end-	ne	denn	nen	gäns-	wie	selbst	dern
du	nicht	le	oh-	dir	die-	im	ein
spie-	mit	wor-	tes	dei-	chen	klang	nen
ten	nicht	ein-	schnat-	nen	klin-	ge-	dich
mal	tern	dei-	mit	rupf-	ver-	mie-	gel-

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. Fr. in Salzburg. In jedem Lande anders. Fragen Sie einfach den Bahnhofvorstand in Ihrem Orte.

Frln. M. R. M., geb. Jaffé in Glasgow. Erfindung des Autors.

A. L. in Augsburg. Wagner, das Aufbewahren und Einmachen der Früchte und Gemüse, Bereiten von Säften 2c. Erfurt, Bartholomäus, 1 Mark.

Hrn. August Noel in Savannah, Georgia, Amerika. Schönmünzach, Württemberg, Grötz & Comp. Glasfabrik des Grafen Solms zu Baruth.

Hrn. J. Adr. in Erstein (Elsaß). Das finden Sie in: „Der Naturaliensammler" von Dr. L. Eger, Wien, Fäsy & Frick.

O. T. in Jedlersee. Lesen Sie die eben gegebene Auskunft unter Erstein.

Hrn. Gustav in Breslau. Zu großer Vorrath — besten Dank!

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Pauline Mantel, Brünn; Emma Horlub, Prag; Katharine Gerson, Berlin; Amalie Meinhardt, Stettin; J. O., Ulm; Marie Fast, Köln; Frau Henriette Ohnesorg, Bamberg; Hrn. Th. Müller, Botzdorf; H. Kohn, Prag; Ph. Lippold, Pirmasens; P. Renovanz, Rudolstadt; C. Semell, Neuwied; A. Weidemann, Dresden; E. Lange, Berlin; O. Wladar, Weidenau; F. Kinzer, Oberglogau; G. Bösling, Harburg; Fr. Straas, Wien.

Frau Marie C. in Königsberg. Um Spiegel gegen Stockflecke zu schützen, empfiehlt K. Ruß: Kautschuk wird in Terpentinöl aufgelöst, ein wenig Kolophonium zugesetzt und nach dem Erkalten übergepinselt. Nachdem es getrocknet, wird ein dünnes Gemisch aus Leimauflösung und feiner Schlemmkreide darübergetragen und dann schließlich dieß noch mit Wagenlack überstrichen.

Hrn. M. R. in O. Lateinische Unterrichtsbriefe nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, in Leipzig bei der Redaktion des „Hausfreund" erschienen; ebenso spanische Unterrichtsbriefe zu empfehlen. Jedoch Fleiß ist auch hier nöthig.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. Johann S. in Zweibrücken. Gegen kropfartig geschwollene Halsdrüsen empfiehlt sich Einpinselung mit Jodtinktur oder Einreibung mit Jodsalbe. Die Jodtinktur wird zweimal wöchentlich mittelst eines Pinselchens auf die angeschwollenen Stellen der Haut eingestrichen, die Jodsalbe, täglich ein erbsengroßes Stückchen, eingerieben.

Hrn. E. W. in Iserlohn. Das Hautleiden wird sich nach Verlauf der kritischen Zeit bei Ihrer Frau von selbst verlieren.

Hrn. B. R. in Köln. Einpudern des Gesichts mit feinem Reispuder wird die Haut allmälig trocken legen.

Anfragen*).

32) Wo bekommt man Cocons oder Grains (Eier) des japanesischen Eichenspinners, Bombyx Peviy?

R. Sch. in Attendorn.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 43. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Fortsetzung.)

XXVII.

Als ich am nächsten Morgen nach diesem ereignißreichen Tage auf der Promenade erschien, waren die Buden und Zelte wieder abgebrochen, Stroh und Holzspäne, Papierfetzen und andere Ueberreste wurden dort soeben zusammengefegt. — In den Reihen der Kurgäste zeigten sich erhebliche Lücken, eine ganze Anzahl, vor Allem der Doktor selbst, erschienen heute nicht am Brunnen, viele von Denjenigen, welche ein böses Gewissen hatten, fehlten, nur die Schulräthin nicht, welche, eskortirt von Wienchen und Minchen, mit einem sehr kampflustigen Aussehen und doch etwas scheu blickend dabei für kurze Zeit an der Quelle erschien.

Die Gemüther sämmtlicher Badegäste waren in einer sichtlichen Weise erregt, überall stand man in Gruppen bei einander, hörte man die Menschen aufgeregt sich mit einander unterhalten.

Herr Steinhauer wurde unserer kaum gewahr, als er auch schon in Eile auf uns losstürzte.

„Wissen Sie schon, daß der Baron in Nacht und Nebel davongegangen ist?“ rief er in großer Erregung. „Ich bekomme dreiundsechzig Thaler von dem Menschen, — ist das nicht schändlich?“

„Und mein Freund, der Stadtrichter, hier fünfundzwanzig — macht achtundachtzig zusammen,“ erwiederte Karl in seiner ruhig-sarkastischen Weise. „Meinen Thaler wollte er nicht haben.“

„Ach! — er ist ja überall Geld schuldig ... es ist ganz unglaublich, was für ein Schwindler dieser Mensch gewesen ist. Dem Kurhauswirth schuldet er für sechs Wochen die ganze Zehrung, überall hat er die Leute angeborgt, und was das Beste ist — alle die Feuerwerke und den andern Unsinn ist er ebenfalls schuldig geblieben.“

„Sehr lehrreich, Stadtrichter — wie? ... Und seine Braut, Herr Steinhauer?“

„Ach ... es ist unglaublich. — Seine Braut! — Sie sollten nur einmal hören, was die Leute hier darüber sagen, Fräulein von Zitzewitz und die Anderen.“

„Aber wie ist er denn entkommen?“ unterbrach ich ihn.

„O, — mit der größten Frechheit. — Als Schwiegersohn des Doktors wurde ihm das ganz leicht. Zu seinen Wirthsleuten hat er gesagt, er wollte sich nur die Einwilligung seines Onkels Henkel holen zu seiner Verlobung, er käme in drei oder vier Tagen wieder zurück. Er hat sich noch Geld obendrein von den armen Leuten geben lassen und ist in der Dämmerung in derselben Extrapost fortgefahren, welche den Kammerdiener des Fürsten Tscherbatoff und dessen Gepäck hiehergebracht hat.“

„Unglaublich!“

„Ein gewandter Jüngling, dieser Baron. Aber was gibt es sonst noch Neues, Freund Steinhauer?“

„Nun — die Geschichte von gestern Nachmittag natürlich.“

„Erzählen Sie, was ist eigentlich dort vorgefallen?“

„Ich war in dem Tanzzelte ... Es war etwa um fünf Uhr, da hieß es auf einmal: ‚Welche Frechheit! ... seht, da kommen die Russinnen,‘ und Viele eilten zu dem Ausgang. Die beiden Damen kamen mit den Kindern ganz ahnungslos herzu, aber kaum standen sie neben dem Zelte, da brach ein wahrer Sturm gegen sie los unter den Leuten. Ich glaube wahrhaftig, die beiden Bitter'schen Mädchen, der Doktor, die Frau Ehemann und noch etliche Andere hatten ein ganzes Lexikon geplündert, um alle die Worte zu finden, welche sie den beiden Damen zuriefen. — Ehe noch Jemand es hindern konnte, war es geschehen. Man rief ihnen friponnes, tricheuses und noch Aergeres in's Gesicht, man drohte ihnen und rief ihnen zu, sie sollten machen, daß sie fortkämen — ich kann Sie versichern, es war abscheulich.“

„Ich sah, wie die Damen erschraken, sich ungläubig und betroffen umschauten zuerst und dann erblassend plötzlich in Eile davongingen.“

„Und wer waren denn wohl hiebei die Hauptattentäter?“ frug Karl mit einer tiefen Falte zwischen den Augen.

„Nun, doch wohl die Fräulein Bitter und die Frau Ehemann.“

„Und der Doktor?“

„Der verhielt sich wie immer klug im Hintergrunde, aber die helle Schadenfreude leuchtete aus seinen Mienen. — O, glauben Sie mir, der ist an Allem schuld!“

„So — so?“

„Wenn Sie wüßten, wie groß jetzt die Aufregung ist hier unter den Kurgästen, und was man noch Alles munkelt. — Der Adjutant des Fürsten ...“

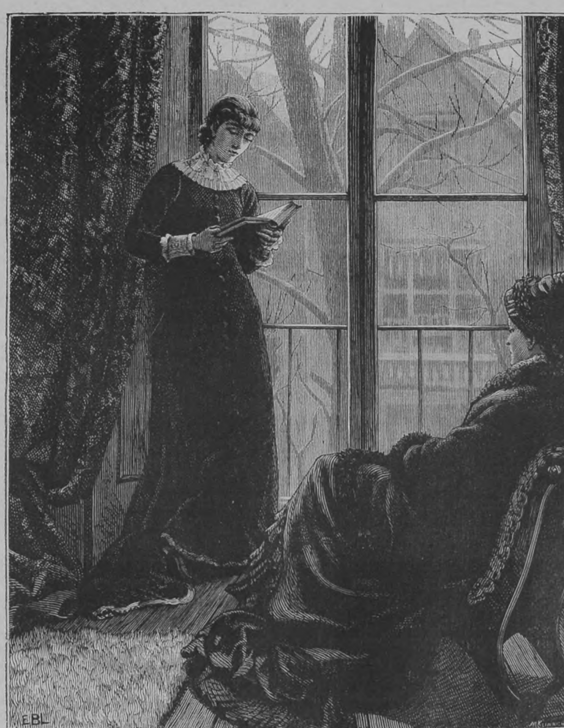
„Ich bitte Dich, Karl — dispensire mich! — Wahrhaftig ... ich wollte, ich wäre in Berlin geblieben!“ rief ich und eilte davon. Ich hatte genug. Ich beachtete weder Zurufe, noch Winke unterwegs, ich nahm meine Angel, erreichte einen einsamen Fleck draußen im Walde und suchte hier bei dieser monotonen Beschäftigung das Gleichgewicht meiner Seele wieder zu erlangen.

Ich konnte wahrlich nicht mit Freuden auf die Zeit meiner Ferien zurückblicken, ich sah nur einen einzigen Lichtpunkt, Sophie, und auch diese war mir nun plötzlich um ein Bedeutendes ferner gerückt, seit ich wußte, daß die Gräfin, ihre Freundin, eine Fürstin war und diese selbst die Freundin regierender Häupter. Ich war ja nur ein simpler Stadtrichter.

In trübem Sinnen saß ich da und starrte auf den schimmernden Wasserspiegel, die Fischlein spielten an meiner Angel und fraßen mir den Wurm ab, ohne daß sie sich fingen und ohne daß ich es gewahr wurde.

Ich saß dort, bis die Sonne hoch am Himmel stand, dann packte ich mein Geräth zusammen und machte mich auf den Heimweg. Nur mit Widerwillen betrat ich hernach und nachdem es längst zum zweiten Male geläutet hatte, den Speisesaal.

Mürrisch und schweigend nahm ich Platz, entschlossen, nichts zu sehen und nichts zu hören. Dennoch, — blind und taub hätte ich ja sein müssen, — mußte ich bemerken, daß seit gestern hier eine auffallende Veränderung vorgegangen



Als Gesellschaftsdame. (S. 555.)

war: die barmherzigen Schwestern, die bisher das große Wort geführt hatten hier in der Mitte der Tafel, waren heute außerordentlich kleinlaut und sahen scheu auf ihre Teller herab, einige Andere hatten sogar schon Fersengeld gegeben nach jener großen gestrigen Blamage, Herr Heinzmann und Stadtraths waren abgereist. Frau von Eckstein, hiedurch ihrer moralischen Stütze beraubt, schien sich plötzlich ihrer Abkunft erinnert zu haben, oder schämte sie sich ihrer bisherigen Gesellschaft? — ich erblickte sie heute auf dem vakant gewordenen Stuhle des Barons inmitten der Aristokratie. Sie durfte dieß, denn sie hatte sich an der gestrigen Ungebühr nicht betheiligt.

Frau Ehemann und die Schulräthin gaben sich ersichtliche Mühe, einige Haltung zu bewahren, indessen verriethen ihre scheu wandernden Blicke ihr Schuldbewußtsein zur Genüge. Wenn es hier aber still war, denn auch Herr Steinhauer trauerte offenbar um die verlorenen fünfundsechzig Thaler, — so war es dort drüben bei der Aristokratie plötzlich um so viel lauter als gewöhnlich — man hatte Oberwasser bekommen und ließ es fühlen, es fehlte nicht an allerhand Bemerkungen, welche Etlichen das helle Blut in die Wangen trieben.

„Wo hast Du denn gesteckt?" frug der Assessor und schaute zu mir auf. „Man hat Dich gesucht wie eine Stecknadel."

„Mich?" erwiederte ich erstaunt.

„Der Bediente des Fürsten Tscherbatoff frug nach Dir . . ."

Bei Nennung dieses Namens erhoben sich einige Gesichter.

„Man wollte Deinen Rath vernehmen in einem Rechtsfalle, man will Klage einleiten wegen Ungebühr."

„Ungebühr?" rief ich, die Sache für Ernst nehmend und sogleich ein jeder Zoll Jurist. „Ich sollte meinen, hier wären vielmehr die Paragraphen 185—187 des Strafgesetzbuchs anzuziehen . . . Es handelt sich hier um Verbreitung unwahrer Thatsachen und würde in diesem Falle speziell der Paragraph 187 zutreffen und auf eine Gefängnißstrafe bis zu zwei Jahren zu erkennen sein."

Ich sah, wie Karl's Gesicht sich in ganz eigenthümlicher Weise verzog und bemerkte, mich umschauend, wie Frau Ehemann erbleichte und die Schulräthin nach der Wasserflasche griff.

Wienchen und Minchen sahen ganz entsetzt zu uns herüber.

Es war dieß in der Pause zwischen dem Braten und dem Dessert.

Mit dem Obst und dem Käse zusammen erschienen gewöhnlich auch die Postsachen, deßhalb richteten sich dann allemal die Blicke Vieler erwartungsvoll nach der Thür.

Ich glaubte zu bemerken, daß auch Karl heute diese Erwartung in einem größeren Maße als gewöhnlich theilte und sah, wie ein eigenthümlich sarkastisches und befriedigtes Lächeln in seine Augen trat, als der Postbote jetzt mit einem großen Pack Briefe und Zeitungen hereintrat und seinen Rundgang begann.

„Jetzt gib Acht," sprach er leise hinter der Serviette hervor, „jetzt kommt der Gnadenstoß."

Ich verstand nicht sogleich, was er meinte; ich sah ihn fragend an und schaute mich dann im Saale um. Ich sah, wie die Spende heute ganz besonders reichlich ausfiel, — sah, wie Wienchen und Minchen, wie Grete Zitzewitz, Frau Eckstein und noch etliche Andere Briefe erhielten, sehr erstaunte Gesichter machten, hell auflachten und dann plötzlich erbleichten — starr wurden.

„Um Gottes willen, Karl," raunte ich ihm zu, als ich diese allgemeine Bestürzung bemerkte, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Tischgesellschaft auf sich zu ziehen begann.

„Komm' mit — ich will es Dir draußen sagen," sprach er ruhig, steckte die Serviette in den Ring und erhob sich. „Man soll nicht sagen, daß ich mich an den Qualen meiner Opfer geweidet hätte. — Die haben ihr Theil!"

Wir traten in den Park — meine Blicke hingen fragend an seinem Munde.

„Das ist die Ausräucherung, Stadtrichter, — das Racheschwert, welches über ihren Häuptern hing und nun herniederfiel, die Ausweisung aus dem Paradiese," sprach er ingrimmig lachend und packte mich beim Arme.

„Aber ich verstehe Dich in der That nicht . . . ich bitte Dich, erkläre Dich deutlicher."

„Erinnerst Du Dich eines Abends, wo ich so warm für Eheschließungen plaidirte hier unten im Saal?"

„Gewiß — ich war empört . . ."

„Siehst Du — da spielte ich ein wenig den Rattenfänger von Hameln, ich pfiff mein Lied und ein großer Theil dieser Tugendheldinnen — die ärgsten Schreierinnen gerade — folgten mir nach."

„O Karl!"

„Durch etliche Annoncenbureaux und in der verliebten Ecke der Kölnischen Zeitung unterhielt ich seitdem zu meiner Belehrung eine kleine Korrespondenz. — Sie gingen herrlich auf die Leimruthe — es war eine wahre Freude, Eugen, es mit anzusehen."

„Daher also auch jene mir ganz unbegreifliche Briefschreiberei?" rief ich, völlig aus den Wolken fallend.

„So ist es, Stadtrichter, — ich ließ es mir sauer werden, ich wurde aber für meine Mühe auch reichlich belohnt. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit und allerdings einige der hiesigen Kurgäste hiebei als Mithelfer, als Lockvögel benützend, gelangte ich in den Besitz einer sehr bunten, schätzenswerthen Korrespondenz, wurde ich der Eigenthümer von mindestens einem halben Hundert zum Theil sehr zärtlicher Schreiben, nebst den betreffenden Photographieen, welche ich heute ihren respektiven Eigenthümerinnen wieder zustellte — durch die Post."

„Aber ich verstehe Dich wirklich nicht — warum?"

„Nun sieh', — ich machte nur ein einziges kleines Versehen in den Adressen hiebei, — ich schrieb, — durch eine Verwechslung sei ich, Herr X. Y., in den Besitz einer Korrespondenz gekommen über Eingehen von ehelichen Verbindungen, welche ich hiemit den Eigenthümern wieder zurücksendete. Dabei habe ich es nun so eingerichtet, daß Frau von Eckstein zum Beispiel in den Besitz von den verliebten Zeilen der beiden Schwestern gelangte und Jene wiederum in den von Gretens Krähenfüßen.

„O — es gingen noch eine ganze Menge in die Falle, da der Baron und Herr Steinhauer mein Hauptköder waren, ich könnte Dir Wunderdinge berichten, Stadtrichter. Solch' rabbiate Person wie das gute Wienchen zum Beispiel korrespondirte mit dem Baron, dem Manne mit den sechzigtausend Thalern und noch einem dritten hochachtbaren Herrn auf einmal — wollte sie alle Drei haben. — Wenn nun davon durch Zufall ein wenig in das Publikum filtrirt, — meinst Du nicht, daß ihnen dann der Boden denn doch ein wenig zu heiß hier werden möchte!"

Ich war ganz starr über diese Mittheilung, ich hätte darüber entrüstet sein müssen, wäre diese Strafe nicht eine so verdiente gewesen und so komisch obendrein. — Wenn ich mir das ausmalte, wie die Eckstein . . .

„Ich beabsichtige, wenn diese Maßregel sich als ausreichend erweist, den Fürsten zu bitten (ich hatte vorhin mit demselben schon eine Unterredung), von weiteren Schritten gegen diese freundlichen und liebesüchtigen Damen abzustehen — das vorhin mit dem Paragraph 187 war also nur ein Schreckschuß . . ."

„Assessor, — was für ein Mensch bist Du!" rief ich, eine Beute der wechselndsten Gefühle und ohne zu ahnen, welch' einen boshaften Streich er mir selbst dabei gespielt hatte. — „Wahrhaftig, Karl, — mir graut vor Dir! — Ich werde dem Umgange mit Dir fortan entsagen müssen!"

Er lachte laut und herzlich auf, dann aber zog er mich fort und sprach:

„Nun komm', jetzt legen wir uns auf die Lauer und sehen, wie die Pille wirkt . . ."

XXVIII.

Am nächsten Tage war von allen jenen Betheiligten nur noch Grete Zitzewitz geblieben, welche sich vor all' jenen niederträchtigen Verleumdungen, wie sie sagte, unter die Flügel ihrer Beschützerin, der Frau von Borg, geflüchtet hatte.

Der Doktor fuhr und ging herum wie ein Schatten, seine Tochter Trude war verreist, — von dem flotten Baron war eine jede Spur vorläufig verloren.

Es war mit einem Male um ein gutes Theil stiller, aber auch anständiger und behaglicher hier geworden in Eichdorff, nachdem jene üblen Elemente ausgeschieden waren — der Assessor hatte sein Versprechen treulich erfüllt, er hatte diese hämischen Menschen nicht nur in ihren eigenen Schlingen gefangen, sondern er war auch mit einem „Mordknall" dazwischen gefahren. Alle Welt athmete auf wie von einer Last befreit und Jeder frug sich nun, warum man diese so lange ertragen hatte.

Ich selbst, der ich häufig über des Freundes Treiben den Kopf geschüttelt hatte, mußte nun hintendrein doch eingestehen, daß er diesen friedlichen, schönen Erdenfleck von einer Giftpflanze gereinigt hatte, wenn er ihn auch mit einem eisernen Besen fegte. — Hatten jene Menschen es denn besser verdient? —

Der Fürst, welcher gekommen war, um seine Familie abzuholen, nachdem er selbst seine Kur beendet hatte, beschleunigte seine Abreise nach Trouville, einmal um den Aufmerksamkeiten des Landesherrn zu entgehen, und gereizt auch über die Behandlung, die man den Seinen hatte angedeihen lassen — obgleich er jene Ungebühr durchaus nicht tragischer nahm als eben nöthig.

Den Doktor, welcher ihm das Haus bestürmte mit Besuchen und Bittschriften, wies er ab und sandte ihm seine Schreiben uneröffnet zurück, nahm aber auf unsern Rath Abstand von einer Klage gegen ihn, da ja vorauszusehen war, daß eine solche ganz überflüssig war.

Fünf Tage nach jenem Ereigniß und nachdem sie zweimal in D . . . zum Besuch bei der fürstlichen Familie waren, reisten sie ab.

Die Villa der Spandauer oder Potsdamer Russinnen, wie Grete Zitzewitz sie getauft hatte, stand nun leer — ihre geöffneten Fenster gähnten zu uns herüber.

Wir waren in jenen letzten Tagen die stehenden Gäste dort drüben gewesen, der Fürst kam häufig selbst unter unsere Fenster und rief uns ab, oder sandte seinen Diener nach uns aus.

Man behandelte uns ganz wie liebe Freunde. Karl erzählte hinterher ganz rückhaltlos, welche Undinge man unter den Frau Basen über sie gefabelt, und von der verliebten Korrespondenz, welche er mit dem größten Theil derselben geführt hatte. Wenn die Damen überhaupt noch eine unangenehme Rückerinnerung an jenen Kirmessonntag oder einen Schimmer von Gereiztheit wegen jener albernen Verleumdungen gehabt hätten, so würden dieselben verflogen sein, unter herzlichem Lachen begraben, als der Assessor einen Theil jener Briefe, welche er sich, wie er sagte, als Andenken aufbewahrt hatte, den Frauen vorlas. Sie lachten hierüber und selbst die sanfte Sophie buchstäblich bis zu Thränen.

Hinterher schien es auch den Fürsten zu amüsiren, daß man ihn für den Galan seiner eigenen Frau und für einen Falschmünzer gehalten hatte.

„Du warst allerdings sehr kompromittirend, lieber Leon," scherzte die Fürstin.

„War ich das wirklich?" frug er mit einem zärtlichen Lächeln und küßte ihr galant die Hand.

Die Fürstin wurde ein ganz klein wenig roth und ging dann schnell auf ein anderes Thema über.

Diese glücklichen Tage verstrichen wie ebensoviele Minuten, — der süße Traum . . . der Rausch, in welchem ich schwelgte in ihrer Nähe — er ging, ach! nur zu schnell vorüber. Die schwere Abschiedsstunde schlug — wir sahen sie scheiden. Selbst Karl war gerührt — ich aber wurde weich.

Nur der eine Trost blieb mir, — in zwei oder drei Monaten würde ich sie wiedersehen in Berlin.

Der Wagen bog um die Ecke — ein letztes Lebewohl noch, ein letzter Gruß mit der Hand und wie mit einem Schlage kam mir Eichdorff und das Alles hier vor, als wäre nun aller Sonnenglanz, aller Reiz, alles Glück mit Jenen gegangen.

Wenige Tage später folgten dann auch wir ihnen nach; — eine Rheinreise noch und wir kehrten über Frankfurt zurück nach Berlin. Weiß Gott, wie es in mir aussah, als ich zum ersten Male nach dieser Ferienreise mein einsames Zimmer wieder betrat, als mein Blick auf die Stöße von Akten und das runzelige Gesicht meiner alten Wirthin fiel . . .

Matt an Leib und Seele kehrte ich heim zu der gewöhnten Beschäftigung — in die Tretmühle des Amtes, meine Ruhe und mein Herz, sie waren dort draußen geblieben — bei Sophie, und ich frug mich schweren Sinnes, ob es nicht besser gewesen wäre, ich wäre daheim geblieben oder hätte meine gewöhnliche Tour gemacht im Schweiße meines Angesichtes. Dieser harmlose Blödsinn war mir schlecht genug bekommen.

Ach! — Eines schickt sich eben nicht für Alle.

So traurig endigten damals diese Hundstagsferien.

In der peinlichsten Erfüllung meiner Berufspflichten suchte ich Trost und Vergessen, ich nahm Privatstunden, lernte Französisch und hoffte auf den Augenblick, wo Sophie und ihre Freunde nach Berlin kommen — wo ich sie wiedersehen würde.

Dann vielleicht — ja dann! . . .

Bisweilen, wenn ich so zurückdachte, gab es auch Momente, wo mir Eichdorff und die ganze Ferienzeit wie ein Traum vorkamen, und als wäre das Alles nur ein Spiel meiner aufgeregten Phantasie.

(Fortsetzung folgt.)

Albumblatt.

Frühlingsfeier.

Von

Ludwig Uhland.

(Bild S. 556.)

Süßer, gold'ner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laß mich ruh'n und beten!

Erste Liebe.

Roman.

Autorisirte Bearbeitung nach dem Englischen

von

Max v. Weißenthurn.

(Schluß.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Herrn Farnham's Haus in Appleby ist ein großer, alterthümlicher Bau ohne allen Prunk, aber mit viel Behaglichkeit ausgestattet. Es enthält gar viele gemüthliche Plätzchen und die Fräulein Farnham meinen, es sei gar nirgends so angenehm wie in ihrem trauten Heim. Und Bertie Greydon findet, wenigstens im gegenwärtigen Augenblick, das Haus ebenfalls sehr gemüthlich, denn sie sitzt in einem hübsch ausgestatteten Salon und plaudert mit Frank Greydon, der soeben erst zurückgekehrt ist.

Die Beiden sind allein, denn nachdem Herr Farnham seinen Gast begrüßt hat, überließ er ihn seiner Mündel zum traulichen Geplauder. „Sie haben sich zweifelsohne viel zu sagen," denkt er, als er sie verläßt, und nun sitzt Bertie schon über eine Stunde Hand in Hand mit dem Jugendfreund und Vetter, seine Augen ruhen unverwandt auf ihrem freundlichen Gesicht. „Ich habe einen Freund mit nach Hause gebracht, Bertie!" spricht er, „den treuesten, verläßlichsten Freund, den je ein Mann haben konnte. Ich verdanke ihm so unendlich viel, daß ich hoffe und Dich herzlich bitte, ihn um meinetwillen auch recht freundlich zu begrüßen, liebe Bertie." — „Ja, sehr gerne, Frank. Ist er hier oder hast Du ihn bei der Tante zurückgelassen?" — „Nein, er kam mit mir von dort hieher," entgegnete Frank, sie beobachtend. — „Hat Tante ihn freundlich willkommen geheißen?" — „O ja, aber er wünscht auch von Dir einen Willkommsgruß!" rief Frank lächelnd. „Er hat sehr viel von meiner kleinen Cousine vernommen und wünscht ihre Bekanntschaft zu machen. Du wirst freundlich mit ihm sein, Bertie, nicht wahr? Er ist gut und treu!" — „Natürlich, liebster Frank, wie sollte ich nicht? Wo ist er?" — „Bei Frau Farnham; ich werde ihn zu Dir führen," und lächelnd verließ sie Frank, um seinen Freund zu holen.

Bertie wunderte sich ein wenig über dieses scheinbare Geheimniß, doch sie ahnte den wahren Sachverhalt nicht im Allerentferntesten. Sie ist auf Besuch bei Herrn Farnham und Frank ist vom Epheuhause weiter gefahren, um sie gleich zu begrüßen. Bertie hatte sich recht herzlich gefreut, ihn wiederzusehen; sie steht jetzt am Fenster in ihrem feinen Musselinkleid, das mit blauen Schleifen geziert ist, eine rothe Rose ziert das schöne Haar.

Die Thüre geht leise auf, so leise, daß sie es nicht beachtet, und erst als ihr Name genannt wird, schrickt sie zusammen, wendet sich um und sieht Sir Hugo Oliphant vor sich stehen; eine flehende Bitte ist in seinen blauen Augen zu lesen, ernstes Leiden spricht aus seinen männlich schönen Zügen.

„Hast Du keinen Willkommsgruß für mich, Bertie?" spricht er mit unsicherer Stimme. — „Sie sind sehr willkommen," entgegnet sie leise, ihm die Hand bietend; doch sie senkt die Augen, ihre Wangen sind mit Glut übergossen.

Tiefe Stille, die Gedanken Beider kehren wohl in die Vergangenheit zurück. Endlich flüstert er: „Ich danke Gott, daß es mir vergönnt ist, Dich wieder zu sehen. Nur nach Deiner Verzeihung habe ich mich gesehnt während meiner freiwilligen Verbannung. Kannst Du mir Alles verzeihen, Bertie?" — „Verzeihen und vergessen!" erwiedert sie, scheinbar ruhig, und sein Antlitz klärt sich auf. — „Haben Sie Lady Harberton schon gesehen und Viola? Sie sind in großer Sorge gewesen um Sie. Weßhalb ließen Sie die Ihrigen so lange in Ungewißheit über Ihr Befinden?" — „Sie wissen, daß ich in England bin, doch gesehen habe ich sie noch nicht. Ich kam zuerst zu Dir, Bertie, ohne Deinen Willkommsgruß kann ich nicht glücklich sein. Hast Du mir sonst nichts zu sagen, kannst Du mir mein Unrecht verzeihen?" — Bertie schlang die Hände fest ineinander, sprach aber nichts. — „Kannst Du mir kein Wort der Hoffnung geben?" spricht er leise, näher zu ihr herantretend. „Wenn Du wüßtest, wie ich Deiner gedacht während dieser ganzen langen Zeit, wie ich mich nach Deiner Stimme gesehnt habe!" — Bertie schweigt noch immer und Sir Hugo's Muth sinkt. „Nun, es sei," spricht er traurig, „ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen. Gott lasse Dich glücklich werden, wie Du es so sehr verdienst."

Da öffnen sich Bertie's Arme weit, und ehe er wußte, wie ihm geschah, schlingen sich diese weichen Arme um seinen Nacken und zwei liebevolle Augen blicken in sein trauriges Antlitz und eine leise Stimme flüstert: „Lieber Hugo!" — „Mein süßes, liebes Mädchen!" ist Alles, was Hugo zu sprechen vermag, während er sie fest an sich drückt und sie einen Kuß auf seine Wangen preßt. — — —

Einige Wochen später findet eine stille Trauung in einer kleinen Kirche Londons statt, und obschon nur wenige Gäste anwesend sind, steigt doch so manches innige Gebet für das Glück des Brautpaares zum Himmel empor. In den Zeitungen ist keine lange Liste hocharistokratischer Namen zu lesen, welche als Hochzeitsgäste bei der kirchlichen Ceremonie anwesend gewesen waren, denn Bertie hat sich Hugo's Wunsch gefügt, und nur der Graf und die Gräfin von Harberton, Viola und der Herzog, nebst Lord Brook und Frau Greydon sind gegenwärtig, während Frank als Zeuge an Hugo's Seite steht und des Advokaten Farnham Töchter als Brautjungfrauen figuriren.

Hugo und Bertie reisen fort in sonnige Lande, um dort in glücklichen Stunden das Elend der Vergangenheit zu vergessen. Wenn möglich, lieben sie sich von Tag zu Tag mehr und sind namenlos glücklich; Bertie's blühende Farben kehren zurück und erfreuen das Herz ihres Gatten.

„Du hast nun aber an mir einen armen Mann geheirathet, mein Liebling, und es ist ein Glück, daß Du Dein ganzes Leben so bescheiden in Deinen Ansprüchen an den Luxus gewesen," spricht Hugo eines Tages, als sie schon auf der Heimreise begriffen sind. — „Bedauerst Du den Verlust Deiner Burg so sehr, Hugo?" fragt sie, ihre Hand in die seine legend. — „Wenn in meinem Herzen, seitdem Du mein Weibchen geworden, überhaupt Raum wäre für irgend ein Gefühl des Bedauerns," entgegnet Hugo einen Seufzer unterdrückend. — Der Verkauf des alten Stammschlosses war ihm doch sehr schwer gewesen, und nur widerstrebend hat er Bertie's Wunsch nachgegeben, bei der Rückkehr nach England sofort nach dem Epheuhaus zu gehen.

Es ist bereits Abend, als sie auf der Station Thorp anlangen, wo ein Wagen ihrer harrt; Herr Farnham begrüßt das junge Paar, drängt zum Einsteigen und verspricht Bertie, bevor er Abschied nimmt, in ein oder zwei Tagen vorzusprechen. Sie fahren fort und Sir Hugo ist ein wenig beunruhigt über das Wesen seiner Frau. „Du bist müde?" spricht er, sie liebevoll an sich ziehend, „Du siehst so bleich aus!" — „Ich bin nicht müde," entgegnet sie, seine Hand an ihre Lippen ziehend. „Hugo, könntest Du wohl sehr böse auf mich sein?" — „Ich glaube kaum, Liebste. Welch' fürchterliches Verbrechen hast Du denn begangen?" — „Ich will Dir's sagen, wenn Du versprichst, nicht böse zu sein, Hugo!" Ihre Stimme bebt. „Ich vermöchte nicht Deinen Unwillen zu ertragen." — „Es könnte nicht leicht geschehen. Was ist es, Frauchen?" — „Ich will Dir's gleich sagen, Hugo!" — „Der Kutscher schlägt einen falschen Weg ein!" rief Sir Hugo, bemerkend, daß dieser die Straße nach dem Schlosse anstatt nach dem Epheuhause einschlug. — Bertie aber hielt seine Hand zurück, als er an das Wagenfenster klopfen wollte. „Er fährt richtig, Hugo!" — „Nein, Liebste! Hast Du vergessen, daß Oliphant nicht länger mein ist?" — „Oliphant gehört noch immer Dir, liebster Hugo!" flüsterte sie, seine Hand noch immer festhaltend. — „Was meinst Du, Bertie?" — „Du versprachst, nicht böse auf mich zu sein. Schlinge also den Arm um mich und laß mich Dir fest in die Augen blicken!" bat sie halb scherzend, halb ängstlich, und als Hugo ihrem Wunsche Folge leistete, fuhr sie fort: „Entsinnst Du Dich des Briefes, den mein Vater in Herrn Farnham's Händen zurückgelassen? Er sprach Dir ja schon vor langer Zeit davon und sagte Dir damals, daß, wenn jener Brief irgend ein entehrendes Geheimniß enthalte, Du bedauern könntest ..." — „Ich weiß, Liebste! Fahre fort!" — „Als Herr Farnham hörte, Du wollest Oliphant verkaufen, sandte er nach mir und wir eröffneten gemeinsam den Brief; er enthielt die Mittheilung, daß ich sehr reich sei, und Herr Farnham traf mit Herrn Griffitt die Vereinbarung, daß Oliphant für eine kleine Weile in meinen Besitz übergehe, daß ich es anstatt Deiner eine kurze Zeit verwalte. Wenn Du so ernst dreinblickst, Hugo, vermag ich nicht fortzufahren. Gedenke Deines Versprechens, nicht böse sein zu wollen. Niemand, mit Ausnahme der beiden Advokaten, kennt den Sachverhalt. Alle Welt glaubt, das Schloß sei stets in Deinem Besitze geblieben. Die alten Diener sind noch alle dort und keiner ahnt das Vorgefallene. O mein Leben, Du bist doch nicht böse auf mich! Ich war so glücklich, daß ich Dein Heim Dir erhalten konnte. Du hättest es mir gegeben, Hugo, weßhalb willst Du es nun nicht von mir annehmen? Ah, Du lächelst, Du hast mir verziehen, Du liebst mich doch ein wenig!" — „Wie soll ich nicht?" sprach er mit unendlicher Zärtlichkeit. „Ich wußte, daß Du großmüthig und versöhnlich seiest, doch ich ahnte nicht den ganzen Edelsinn, die ganze Vollkommenheit Deiner Natur. Wie kann ich Dich jemals hinreichend glücklich machen, wie Dir Alles lohnen, meine kleine Bertie?" — „Indem Du selbst glücklich bist," antwortete sie heiter, während der Wagen vor dem Portal des Schlosses hielt.

„Als Gesellschaftsdame."

Eine einfache Geschichte

von

G. M. F.

(Nachdruck verboten).

(Bild S. 553.)

„Wie gesagt, Fräulein, ich bedaure, aber ich bin selber nur ein armes Weib, und da Sie nicht einmal die Miethe für diese Stube zahlen können, so werden Sie wohl noch weniger die für das Zimmer im ersten Stocke erschwingen können, wie?"

Damit rieb meine Quartierfrau ihre Nase ganz heftig mit der Schürze und starrte dann aus dem schmutzüberzogenen Fenster.

Da dieß augenscheinlich eine Aufforderung für mich war, zu sprechen, so sagte ich denn mit möglichst ruhiger Stimme einige Worte, um über den Zweck dieser Morgenvisite bei mir klar zu werden:

„Soll das heißen, daß ich ausziehen soll?"

„Ja wohl, wenn's gefällig wäre, Fräulein, und zwar noch in dieser Woche, denn die Herrschaft aus dem ersten Stocke braucht noch dieses Schlafzimmer."

„Es ist gut, Frau Moor," sagte ich. „Ich werde mich um ein anderes Kabinet umsehen."

„Schönen Dank, Fräulein!" erwiederte sie scharf, rieb abermals ihre Nase, und zwar heftiger als je, und überließ mich meinen Gedanken und — meinen Thränen.

Meinen Thränen; denn ich war schwach, kränklich und von Kummer niedergedrückt, und meine kleine Börse war so leer, daß wenn ich nicht binnen wenigen Tagen schon einen Platz fand, mir nichts Anderes übrig blieb, als wieder auf's Land zurückzuwandern und zu gestehen, daß ich nichts erreicht habe.

Ach, noch vor drei Monaten waren wir Alle so glücklich gewesen in dem kleinen, ländlichen Pastorhause! Da besuchte einst unser armer Papa eines seiner Gemeindekinder, wurde von einem bösartigen Fieber angesteckt, trug dasselbe auch auf seine liebevolle Pflegerin, unsere Mutter, über, und ehe noch drei Wochen vergangen waren, saßen Minna und ich allein in dem kleinen Arbeitszimmer, in tiefe Trauer gekleidet; denn der Kampf war nur kurz gewesen, und unsere Lieben lagen neben einander auf dem grünen Friedhofe, und wir selber waren nur noch Eindringlinge in dem kleinen Pastorhause, welches unsere Heimat gewesen war, seit wir denken konnten.

Wir waren fast ohne Mittel, aber ein Bruder Papas, ebenfalls ein Geistlicher und ebenso arm wie Jener, bot uns in seinem Hause ein Asyl, bis wir irgend eine anderweitige Unterkunft gefunden haben würden.

Ich nahm dieß Anerbieten dankbar an für Minna. Was mich selber betrifft, war ich aber entschlossen, nach London zu gehen und mich dort durchzubringen. In zwei Jahren sollte ja Wilhelm Beer aus Australien zurückkommen und mich als seine Gattin heimholen, und bis dahin wollte ich mich selber erhalten. So schied ich also mit bitterlichen Thränen von Minna und von meinem lieben, lieben Dorfe, und kam an einem trüben Nachmittage in dem trostlosen Getümmel der Residenz an.

Bald hatte ich ein kleines Kabinet gefunden in einer traurigen, niederdrückenden, seelenkältenden Nebengasse, an deren Ende ein altes, düsteres Waisenhauskirchlein stand. Nichts that mir so weh, als wenn ich Abends so allein saß und bei meinem Stückchen Butterbrod Hunger litt, und die Glocken dieses Kirchleins zu klingen begannen. Friedlich und andachtserweckend mochten sie vielen Herzen tönen: mir aber, die ich selber Waise und vereinsamt und verlassen war, mir trieben sie bittere Thränen in die Augen, und ich schluchzte, schluchzte mich müde und schluchzte mich in Schlaf. Oft schluchzte ich so manche Stunde lang aus Mattigkeit, erwachte erst mit Einbruch der Nacht und schlich frostzitternd in's Bett.

Wie nun die Wochen hinschwanden und alle meine Inserate und alle meine Einzahlungen in die verschiedenen Dienstvermittlungen erfolglos blieben, da sank mein Muth immer tiefer.

Ich war nie hübsch gewesen, und jetzt, in meinem engen, unschönen Trauerkleidchen fühlte ich mich täglich schäbiger, häßlicher, kränker aussehend, und fühlte, daß meine kleinen Aussichten auf irgend einen Posten immer mehr schwanden und schwanden.

Oft saß ich und fragte mich selber ernstlich, ob ich Alles angewandt habe, was in meinen Kräften stand, und ich mußte mir sagen, daß ich's redlich gethan hatte. Aber was nützte das? Ob ich nun ein Inserat einrücken ließ, in welchem ich mich als Erzieherin anbot, oder ob ich aus irgend einer Dienstvermittlung eine Adresse nahm, um mich als Gesellschafterin vorzustellen, überall geschah das Nämliche; sobald ich in ein Zimmer getreten war, empfand ich, daß ich mißfiel, daß mein Gesicht zu unsympathisch, meine Blicke zu trübe erschienen, und daß das traurige Schwarz meines ärmlichen Anzuges den ungünstigen Eindruck meiner Person noch erhöhte. Ich konnte Niemanden behagen, man sagte mir überall, ich „passe nicht", und mußte immer erfolglos abziehen.

Und jetzt kam auch noch dieß über mich: meine Quartiergeberin war meiner schon ebenso überdrüssig geworden wie die Dienstvermittler, die mir wie oft schon ganz derb gesagt hatten: ich würde schwerlich einen Posten finden — weder als Erzieherin, noch als Gesellschafterin, und ich solle mich mit Minderem begnügen.

Und heute nun, im Zweifel, ob ich sie fernerhin noch werde

bezahlen können, vielleicht abgestoßen von der armseligen Weise meines Lebens, oder gar befürchtend, daß ich ihr zuletzt als Kranke auf dem Halse bleiben könne, hatte sie mir — recht barsch, wie es mir schien — gekündigt.

In meiner gegenwärtigen Lage war das ein harter Schlag für mich; ich hatte nicht die Mittel, um eine neue Stube vorauszubezahlen. Was blieb mir also übrig, als einen Theil meiner kleinen Garderobe zu verkaufen, auf's Land zurückzuwandern und den armen Onkel wieder um Aufnahme zu bitten?

Wie schnell waren meine Hoffnungen auf ehrliche Arbeit und Unabhängigkeit vernichtet worden, und der Gedanke that mir so weh, daß ich in dieser großen Stadt, wo so viel Luxus, Pracht, Vergnügen und Reichthum herrschte, buchstäblich Hunger leiden und hülflos vergehen mußte! Was sollte ich anfangen? Was sollte ich anfangen? —

So jammerte ich vor mich hin und weinte, weinte immer mehr und mehr, bis mich zuletzt ein dumpfes, entsetzliches Gefühl der Verzweiflung überkam; auf den Gassen wich ich allen frohschauenden, glücklichen Mädchen fast zürnend aus, und in meiner schmerzenden Brust lebte die brennende Frage:

„Was habe ich denn verbrochen, daß Gott mich so verlassen hat?"

Schlaflos wälzte ich mich in dieser Nacht auf meinem Lager und beobachtete in fiebernder Gedankenjagd, wie Laterne für Laterne auf der Straße draußen verlöscht wurde; zuletzt kam doch eine müde Ruhe über mich, und wie im Traume war es mir, als höre ich das Echo heiliger, tröstender Bibelworte, welche von armen Feldblümlein erzählten, für die die Güte und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters Sorge trage. „Und bist du nicht mehr werth als sie?"

Es war ein heller, sonniger Morgen, als ich erwachte und hörte, wie Jemand an meine Thüre pochte. Ich warf mich schnell in die Kleider und öffnete.

„Na, endlich!" keifte die Quartierfrau. „Ich habe sie schon wieder mit hinabnehmen wollen. Freilich, gewisse Leute können's erschwingen, den ganzen Tag über im Bette zu liegen — ich kann mir das nicht vergönnen! Da sind zwei Briefe für Sie. Und merken Sie sich, Fräulein Laurie, daß es ganz und gar nicht meine Schuldigkeit ist, Ihretwegen die Treppen abzurennen, weil es Ihnen beliebt, Briefe zu bekommen!"

„Ich danke Ihnen recht herzlich, Frau Moor," sagte ich höflich, indem ich die Briefe mit zitternder Hand entgegennahm, worauf die Ueberbringerin brummend und scheltend die Treppe hinabging. Sie erschien mir damals recht hart und lieblos; aber ich glaube, es war nur so Gewohnheit bei ihr und ihr Herz war im Grunde nicht böse, nur verbittert durch Armuth, harte Arbeit und durch die schlechte Behandlung von ihrem trunksüchtigen Manne, den sie ganz erhalten mußte.

Ein Brief, das sah ich auf den ersten Blick, war von Minna; der andere war von fremder Hand gekritzelt. So sehr es mich auch verlangte, beide zu lesen, so bezwang ich mich doch, zog mich vollständig an, machte mir Feuer und bereitete mir das frugale Frühstück, ehe ich mich niedersetzte und lieb Minna's Brief genoß.

Ach, was für ein Recht hatte ich, zu klagen und zu grollen, da sie sich doch so zufrieden und glücklich fühlte!

Dann öffnete ich mit zitternder Hand den andern Brief und fand, daß es eine Antwort auf ein Schreiben war, mit welchem ich vor circa drei Wochen das Inserat einer Dame beantwortet hatte, die eine Gesellschafterin suchte.

Der Brief war kurz und bündig. Er lautete:

„Wenn Fräulein Laurie noch nicht vergeben ist, kann sie morgen um elf Uhr in der Mariengasse 47 bei Frau von Nordheim anfragen. Donnerstag."

„Endlich!" sagte ich froh zu mir. Und mit klopfendem Herzen bereitete ich mich für den Gang vor. Aber just als ich im Begriff war auszugehen, verfinsterte sich der Himmel, dichter Schnee wirbelte herab und der Frühlingstag wurde zum unfreundlichen, kalten Wintermorgen, denn der Schnee lag in kurzer Zeit knöcheltief und die Bäume der Promenade waren ganz weiß.

Bei meiner Kränklichkeit entmuthigte mich das; aber ich kämpfte mich tapfer durch, und Schlag Elf läutete ich schüchtern an dem Thore eines stattlichen Hauses und wurde von einem behäbigen Bedienten in leberfarbiger Livrée in ein hübsch eingerichtetes Zimmer gewiesen.

Alles war hier reich und vollkommen; schwere Vorhänge hingen an Fenster und Thür, der Fußboden war mit feinen Fellen bedeckt, ein behagliches Feuer knisterte in dem großen Kamine und die Flammen spiegelten sich im fröhlichen Tanze an dem glänzenden Steinmantel des Feuerplatzes ab.

„Ich will Ihr Billet übergeben," sagte der Bediente. „Sie können sich setzen."

Ich zog es vor, zu stehen, und die alte Angst und das alte Zittern überkam mich, als ich mein hageres, blasses Gesicht in einem großen Spiegel erblickte. Jeden Augenblick erwartete ich, die Herrschaft eintreten zu sehen, aber ich harrte vergebens eine ganze Stunde hindurch und fragte mich zuletzt ganz verzagt, ob denn der Bediente meinen Brief, den ich ihm als Passeport übergeben hatte, auch abgegeben habe.

Plötzlich fuhr ich auf, denn hinter mir stand eine beinahe plumpe, schwarzgekleidete Dame, welche unhörbar eingetreten war. Sie war zum Ausgehen angekleidet und mit Pelzwerk wohl verwahrt.

„Ah, Sie warten auf mich!" sagte sie barsch. Und ach! der alte Schatten von Enttäuschung und Mißvergnügen beim Anblick meines Gesichts und Aussehens lag auch auf diesen Zügen! Sie starrte mich an, bis ich die Augen senken mußte. „Also, Fräulein ... Fräulein ... Fräulein ..."

„Laurie," ergänzte ich.

„Ja, ja, ich weiß es ohnedieß!" machte sie scharf. „Es steht ja auf dem Briefe. Sagen Sie mir nur in aller Welt, weßhalb Sie sich nicht niedergesetzt haben! Sind Sie nicht bei Trost? Nehmen Sie sich einen Stuhl. So. Und jetzt: Sind Sie schon jemals Gesellschafterin gewesen?"

„Nein, gnädige Frau," antwortete ich. Und dann gab ich ihr auf ihre kurzen, barschen Fragen alle nöthige Auskunft über mich und mein Schicksal.

„Ich glaube nicht, daß Sie mir passen werden," sagte sie. „Ich habe schon genug Jammer um mich gehabt und brauche ein fröhliches und heiteres Wesen, ein Mädchen, dem ich trauen kann und das mich aufmuntert. Ich glaube jetzt schon beinahe, daß in der ganzen Stadt nichts dergleichen aufzutreiben ist. Wie oft habe ich mich schon anführen lassen! In sechs Monaten habe ich nun schon sechs Mädchen gehabt, und ich bin schon ganz außer mir vor Unruhe, Aerger und Zanken. Seit Ihrem Briefe habe ich auch schon wieder Eine gehabt — eine Person, die an nichts als an sich selber dachte. Ich brauche aber Eine, welche sich nur um mich kümmert. Auf den Gehalt kommt es mir nicht an, aber ich will ein großes, schlankes, elegant aussehendes Mädchen haben, und Sie sind nichts weniger als hübsch, wie Sie wohl wissen werden."

Ich nickte traurig.

„Hm! Gut," fuhr sie fort. „Wenigstens werden Sie nicht so thöricht sein und stets an's Heirathen denken. Na, na, Sie brauchen deßhalb nicht so roth zu werden. Alle meine Gesellschafterinnen haben stets solchen Unsinn im Kopfe gehabt. Sie aber hoffentlich nicht?"

„Ich bin verlobt," sagte ich und ließ meinen Kopf sinken. „Und soll in zwei Jahren heirathen!"

„Oho! Na, hieher darf er mir nicht kommen, das sage ich Ihnen gleich; ich bin eine Frau, die sich nicht genirен läßt. Und wenn ich Sie aufnehmen sollte — was ich aber gar nicht im Willen habe — so will ich Sie ganz zu meinen Diensten haben. Was ist er denn?"

„Ein Ansiedler — in Australien," stotterte ich.

„Hm! Das ist besser. Und wird wahrscheinlich dort angesiedelt bleiben ohne Sie."

Ich schaute sie gekränkt an. Aber sie lachte: „Na, ich habe nicht umsonst achtundvierzig Jahre lang gelebt, lieber Schatz, und kenne die Menschen. Wie alt sind Sie?"

„Zwanzig," sagte ich fröstelnd, denn ihre rauhe Weise stieß mich ab und ich sehnte mich, diese Szene zu enden.

„Mir scheint, das Mädchen friert?" sagte sie rauh. „Hm! Zwanzig! Da stellen Sie sich zum Feuer und wärmen Sie sich. Es ist abscheuliches Wetter. Legen Sie Ihren Hut und Ihre Jacke ab. Legen Sie sie auf den Stuhl da und treten Sie näher an's Feuer. Wir sind noch nicht fertig miteinander."

Ich gehorchte ihr, zitterte noch ein Weilchen und fröstelte, denn ich war sehr herabgekommen und schwach; und sie fuhr fort zu fragen und zu räsonniren.

„Sie gefallen mir ganz und gar nicht; Sie sehen blaß und ungesund aus. Gar nicht wie ein Mädchen vom Lande."

„Ich bedaure sehr," sagte ich. „Aber in der That, gnädige Frau, ich bin sehr gesund!"

„Dann lügt Ihr Gesicht. Sie spielen hoffentlich Piano?"

„Ja, gnädige Frau."

„Sie sind jetzt erwärmt. Gehen Sie und spielen Sie mir etwas. Können Sie auch singen?"

„Ja, gnädige Frau."

„Dann singen Sie auch etwas. Und zwar, hören Sie, Fräulein ... Fräulein ... Fräulein ..."

Ich war schon im Begriffe, ihr meinen Namen zu wiederholen, aber ihrer letzten Zurechtweisung eingedenk schwieg ich.

„Nun? Wie soll ich mich denn auf Ihren schrecklichen Namen erinnern? Wie ist er?"

„Laurie, gnädige Frau," antwortete ich.

„Natürlich, ja. Ich weiß ihn ganz gut! Jetzt gehen Sie und spielen Sie und singen Sie etwas; und merken Sie sich: ich kann die Schnörkeleien und das Trilliren und das Salon-Quinkeliren nicht leiden. Singen Sie irgend etwas Einfaches, Sanftes und Altmodisches, wenn Sie überhaupt so was können," fügte sie verdrießlich hinzu.

Ich ging durch das Zimmer an das prachtvolle Piano und es ward mir, als sei ich weit, weit von hier, daheim in unserem lieben, lieben Zuhause, und ich vergaß, wo ich war, als ich meines armen todten Papas Lieblingslied sang, das schöne Lied Mozart's: „Das Veilchen". Und als ich geendet hatte, da ward es mir schwer, meine Thränen zurückzuhalten.



Frühlingsfeier. Zeichnung von Th. Schüz. (S. 555.)



Ein alter Gebrauch.

Zeichnung von D. Knowles. (S. 559.)

„Lieb ... Veilchen! ...“ — sang sie nach, wie ich mich erhob. Und sie sang es mit nicht unangenehmer Stimme. „Jetzt lassen Sie mich hören, wie Sie lesen. Meine Gesellschafterinnen müssen mir viel vorlesen; und merken Sie sich's, ich kann's nicht leiden, wenn Eine die Sache so faul herunterplappert wie ein Schulmädchen. Stellen Sie sich dort in die Fensterecke. Nehmen Sie das Buch hier. Sie werden das Lesezeichen finden, wo Fräulein Belleville aufgehört hat ... Belleville nannte sie sich, aber ich glaube, ihr Name war Hirsch und ihr Vater ein Budiker. Nun, fangen Sie doch an!“

Sie rollte sich ein Fauteuil nahe zum Fenster und setzte sich nieder, die Hände im Muff, während ich dastand, wirklich mit dem Gefühle eines Schulmädchens, und ganz in der Stimmung, die Zeilen „herunterzuplappern“, als ich mit stotternder Stimme zu lesen begann.

Es war die schöne Stelle aus Kleist zwischen dem Käthchen von Heilbronn und ihrem Vater, wo der alte Mann sie innig und zärtlich bittet, bei ihm zu bleiben, an seinem treuen Herzen und in ihrem trauten Heim, und nicht fortzuziehen in die fremde, liebeleere Welt. Ich fühlte, wie meine Stimme zu zittern begann, und wie mir das Leid die Kehle zuschnürte, als ich mich bezwang, diese rührenden, schlichten Worte zu lesen, die mir das Herz brachen! Ach, ich war ja so schwach und leidend, ich war so krank und matt von Hunger und Leid und Verzweiflung, und das ganze Zimmer sammt seiner reichen Einrichtung schien sich um mich zu drehen, kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, und mit einem schweren Seufzer klammerte ich mich kraftlos an den Vorhang, und fiel dann schwer auf den Boden.

Ich habe ein unbestimmtes Gefühl, daß ich aufgehoben und in einem Rollstuhle an den Kamin geschoben wurde; dann kehrten mir langsam die Sinne zurück, mir war's, als lägen Arme um mich, und eine freundliche Stimme sagte halblaut:

„Und sie hat erst unlängst ihren eigenen Vater verloren, und ich lasse sie solche Dinge lesen! Ich bin wirklich das abscheulichste, herzloseste und gedankenloseste Geschöpf von der Welt!“

Dann labte man mich mit erfrischenden Essenzen, und ich kam wieder zu mir.

„Ich — ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau ...“ stammelte ich, und versuchte, mich zu erheben.

„Sie müssen mir verzeihen, liebes Kind!“ sagte sie zärtlich. „Bleiben Sie ruhig, bleiben Sie sitzen. So, und jetzt versuchen Sie es, das zu trinken.“

Ein Glas alten Weines ward mir an die Lippen gesetzt, und dann zwang man mich beinahe, ein Biscuit zu nehmen. Ich wurde dadurch wie neu belebt, und jetzt erst sah ich deutlich, daß Frau von Nordheim ihren Hut und Mantel abgeworfen hatte und an meiner Seite kniete.

„So, jetzt ist's besser, meine Liebe,“ sagte sie und lächelte mich an, wie sie ihren Arm um mich legte und mich näher an sich zog und mich küßte in einer so sanften, so mütterlichen Weise. Und das war zu viel für mich, denn ich war ja schwach und nervös. Gegen Barschheit konnte ich mich halten, aber ihre zärtlichen Worte und tröstende Weise lösten die Bande meines Leides, und ich legte mein Haupt an ihre Brust und schluchzte, als wolle mir das Herz brechen.

Eine Stunde später zwang sie mich buchstäblich, ein Frühstück mit ihr zu theilen, wobei sie an meiner Seite saß und meine Hand in der ihrigen hielt; und mehr als einmal sah ich, wie sich eine Thräne über ihr freundlich gewordenes Antlitz stahl, als sie nach und nach die ganze Geschichte meiner Leiden und meiner bitteren Kämpfe in dieser Stadt erfuhr.

Endlich erhob ich mich, um zu gehen, zitternd und erwartungsvoll. Würde sie mich bei sich behalten? Kaum wagte ich es zu hoffen.

„Bleiben Sie sitzen, mein Kind!“ sagte sie zärtlich. „Es hat Gott gefallen, mich — eine kinderlose, verwittwete Frau — über viel Geld zu setzen, das ich für ihn zu verwalten habe; und würde ich diese Stätte nicht zum Zufluchtsorte eines seiner sturmgepeitschten Lämmer machen, dann wäre ich ein schlechteres Weib, als ich zu sein hoffe. Bleiben Sie bei mir. Wir wollen die besten Freunde sein.“

Und ich blieb. Ich blieb, um ihren ganzen Werth kennen zu lernen und ihre mütterliche Liebe zu gewinnen; ich blieb, um bei der Rückkehr meines Bräutigams zu entdecken, daß seine Liebe für meine hold erblühte Schwester größer war als die zu mir, und so entsagte ich ihm, ergeben in mein Geschick, zu ihren Gunsten; ich kämpfte mich dann durch eine lange Krankheit, als die Beiden in ihre ferne, ferne Heimat fortgezogen waren. Seitdem sind nun schon zehn Jahre vergangen, und ich lebe noch immer in meinem friedvollen Heim, glücklich und zufrieden im Herzen, obgleich nur als „Gesellschafterin einer Dame“.

Sinnsprüche.

Der herbste Tadel läßt sich ertragen, wenn man fühlt, daß Derjenige, der tadelt, lieber loben würde. * * *

*

Die Einbildungskraft ist das Auge der Seele, es sieht hell, auch wo kein Licht ist. * * *

*

Wenige sind Freunde der Person, die Meisten der Glücksumstände. Gracian.



Das Reisen und die Gasthäuser heute und vor dreihundert Jahren.

Das Reisen und Alles, was damit zusammenhängt, ist heute auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß man füglich annehmen muß, ein weiterer Fortschritt sei nicht wohl denkbar.

Dabei genießt man die größte Bequemlichkeit — man hat Schlafwaggons und auf amerikanischen Bahnen kann man während der Fahrt zu Mittag speisen, soupiren oder frühstücken, kann sich waschen, Toilette machen und sich rasiren lassen, denn es findet sich gewöhnlich einer der Diener im Zuge, der das Bartscheeren versteht. Auf Dampfschiffen, namentlich von längerer Fahrt, ist der Comfort noch größer, und man lebt da wie in einem Hotel ersten Rangs. Diese selbst lassen kaum mehr etwas zu wünschen übrig. Man glaubte immer, daß die deutschen Gasthöfe die besten und ersten der Welt seien, diese sind aber in neuester Zeit von den Amerikanern überflügelt worden. Diese stellen überhaupt andere Anforderungen an dieselben als wir. Bei uns werden sie nur von Reisenden benützt oder von Gästen, welche die Table d'hôte besuchen. In Amerika lebt ein großer Theil der Bevölkerung nur in Boardinghäusern und Hotels; ja, es gibt in großen Städten zahlreiche Familien von Kaufleuten, Beamten, Bankiers, welche gar keine eigene Wohnung haben, sondern in großen Hotels jahraus jahrein leben und allen denkbaren Comfort genießen, den sie daheim nicht um das Doppelte haben könnten, und dabei frei und ungebunden sind und ihren Wohnsitz wechseln können, wenn es ihnen beliebt, was ja in den Vereinigten Staaten so häufig geschieht.

Zur Zeit der Reformation war das in Deutschland ganz anders. Es ist ergötzlich, Berichte von Zeitgenossen über damalige Wirthshäuser und über die Beschwerlichkeiten zu lesen, womit Reisen zu jener Zeit verbunden waren. Die Wege waren im allererbärmlichsten Zustande. Mit Ausnahme jener großen Straßenzüge, welche Italien durch Tyrol und über den Gotthard mit Deutschland verbanden und auf welchen der Haupthandelsverkehr stattfand, gab es keine Straßen, und selbst jene waren in so schlechtem Zustande, daß ein Kardinal, welcher zum Konzilium nach Basel reiste, von Mailand bis dorthin nicht weniger als 38 Tage brauchte und tagelang in Wirthshäusern liegen bleiben mußte, weil die Wege durchgeregnet und grundlos waren.

Dabei war es gar nicht rathsam, allein oder in geringer Begleitung zu reisen. Denn die Unsicherheit war groß und es wimmelte bei der großen Verwilderung der unteren Stände von zahlreichem Raub- und Diebesgesindel.

Die bequemste Art zu reisen war die Flußschifffahrt, wo es anging; nur vertheuerten wieder die zahlreichen Zoll- und Mauthstätten diese Reisegelegenheit. Von Worms bis Köln gab es nicht weniger als 35 Zollstationen, wo den Reisenden und Kaufleuten der Beutel leichter gemacht wurde. Noch im achtzehnten Jahrhundert war es mitunter kein Spaß, eine auch nur kurze Reise zu unternehmen. Ein Bürger von Schwäbisch Gmünd reiste im Jahre 1721 von dort nach Ellwangen, welche beiden Städte acht Poststunden von einander entfernt sind. Nachdem derselbe, ein wohlhabender Mann, am Sonntage, also am Tage vorher, in der Johanniskirche eine Messe hatte lesen lassen für glückliches Vonstattengehen der Reise, machte er sich Montag früh in Gesellschaft seiner Frau, deren Magd und eines Knechtes auf den Weg. Zu dieser Reise benützte er einen zweispännigen Wagen, einen sogenannten Planwagen. Ehe er noch eine Wegstunde zurückgelegt und das Dorf Hussenhofen erreicht hatte, blieb das ganze Fuhrwerk im Kothe stecken. Die Gesellschaft mußte aussteigen, bis über's Knie im Morast patschend den Wagen vorwärts schieben. Sie kamen endlich Abends nach dem Dorfe Böbingen. Dort fuhr der Knecht unversehens mit dem linken Vorderrad in ein Mistloch. Der Planwagen kippte um und die Frau Liebste zerschund sich ganz jämmerlich Backen und Nase an dem Eisen des Wagens. In Mögglingen blieben sie abermals im tiefen Kothe stecken und mußten drei Pferde Vorspann nehmen, um nach Aalen zu kommen. Dennoch brauchten sie volle drei Stunden, diesen Ort zu erreichen, wo übernachtet wurde. Am andern Morgen brachen die Reisenden in aller Frühe auf und gelangten gegen Mittag nach Hofen. Hier hatte die Fahrt vorderhand ein Ende, denn einige hundert Schritte vor dem Dorfe fiel der Wagen um und in eine Pfütze, so daß Alle garstig beschmutzt wurden, die Magd sich die rechte Achsel brach und der Knecht die Hand verstauchte. Damit war das Unglück nicht voll. Eine Radachse war gebrochen und das eine Pferd am linken Vorderfuße vollständig lahm geworden. Man mußte zum zweiten Male übernachten, dort Pferd, Wagen, Knecht und Magd zurücklassen und einen Leiterwagen miethen. Auf diesem endlich kam der arme Mann mit seiner Frau „gottserbärmlich zusammengestoßen und gerüttelt“ um's Vesperläuten am Thore von Ellwangen an. — Hans Bodinger, ein österreichischer Ritter, begab sich über Schärding nach Regensburg. Er hatte mehrere Knechte bei sich und reiste zu Pferde im März, nachdem ein greulich Wetter die ganze Zeit her gewesen war. Nachdem er sich verschiedene Male mit Landstreichern und Beutelschneidern herumgeschlagen hatte, kam er am 21. Tage nach Regensburg, mit fremden Pferden, die er hatte miethen müssen, denn seines und die seiner Knechte waren allesammt lahm geworden.

Auf derselben Stufe der Kultur wie die Straßen standen die Wirthshäuser und Gasthöfe. Es ließen sich davon allerlei sehr merkwürdige Schilderungen aus alten Chroniken und Werken aufzählen; wir wollen aber nur eine Stelle aus dem „Colloquio“ des berühmten Humanisten und Gelehrten Erasmus von Rotterdam anführen, welcher von diesen Gastspelunken zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts folgendes köstliche Bild entwirft:

„Bei der Ankunft grüßt euch Niemand, man gibt gar nicht Acht auf euch, damit es nicht den Anschein habe, als ob man viel nach den Gästen frage; denn das halten sie für schmutzig, niederträchtig und des deutschen Geistes unwürdig. Nachdem du lange geklopft und gerufen hast, steckt endlich irgend Einer den Kopf durch das kleine Fenster der geheizten Stube, gleich einer Schildkröte, welche aus ihrem Hause hervorguckt. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommersonnenwende. Diesen Menschen, der da herausschaut, muß man nun fragen, ob man einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst; fragst du nach dem Stalle, so antwortet er dir mit einer Handbewegung; du kannst dann dein Pferd einstellen und es behandeln, wie du willst, ganz nach deiner Weise, denn es fällt keinem Diener ein, eine Hand zu rühren. Ist das Gasthaus berühmt, so weist dir ein Knecht allerdings einen Platz an, aber freilich einen ganz schlechten, denn die besseren Plätze werden für die Pferde der später Ankommenden, besonders aber der Adeligen aufgehoben. Machst du eine Ausstellung oder tadelst du etwas, so kannst du gleich die Rede zu hören bekommen: ‚Ist es dir nicht recht, so such' dir ein anderes Gasthaus.‘ Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht und ist fast ebenso theuer als der Haber. Hast du nun dein Pferd besorgt, so begibst du dich, so wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man wie bei den Franzosen euch ein eigenes Zimmer zum Umkleiden; Waschen, Kämmen und Ausruhen anweist, kommt hier nicht vor, sondern in dieser Allerweltsstube kannst du deine Stiefel ausziehen oder dein Hemd wechseln. Sind deine Kleider vom Regen durchnäßt, so hängst du sie an den Ofen und stellst dich selbst, um dich zu trocknen, dorthin. Auch ist Wasser bereit, um sich die Hände zu waschen; es ist aber gewöhnlich so sauber, daß du dich nach frischem Wasser umsehen mußt, die vorgenommene Waschung wieder abzuspülen. Kommst du um vier Uhr des Nachmittags an, so wirst du doch nicht vor neun Uhr speisen, auch nicht selten erst um zehn Uhr. Denn es wird eher nicht aufgetragen, als wenn sie Alle beisammen sind, damit auch Allen die gleiche Bedienung zu Theil werde.

„So kommen in dem geheizten Raume häufig 80—90 Gäste zusammen. Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Gesunde und Kranke. Hier kämmt sich der Eine das Haar, dort wischt sich ein Anderer den Schweiß ab, wieder ein Anderer putzt seine Schuhe und Reitstiefel, und es ist ein Wirrwarr der Sprachen, wie er beim Thurmbau zu Babel nicht größer gewesen sein kann.

„Gewahren sie Jemand, der sich durch seine würdige Haltung auszeichnet, so sind Aller Augen auf ihn gerichtet, dergestalt, als sei er ein Wundervieh oder eine Art neuen, aus Afrika hergebrachten Gethiers, und selbst, nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling, mit dem Antlitz nach dem Rücken gekehrt, unverwandt an, so daß sie darüber fast das Essen vergessen. Etwas in der Zwischenzeit zu begehren, geht nicht an. Wenn es spät Abends geworden ist und wenn keine neuen Ankömmlinge mehr zu erwarten sind, tritt ein alter Diener mit grauem Barte, geschorenem Kopfhaar, mit grämlicher Miene und schmutzigem Anzuge herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der anwesenden Gäste herumschweifen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne bereits durch ihre Hitze anfängt lästig zu werden, denn es bildet bei den Deutschen einen Punkt guter Bewirthung, wenn Alle vom Schweiße triefen. Wird es nun Einem zu heiß und öffnet er, nicht an solchen Qualm und Dampf gewöhnt, ein Fenster, um frische Luft zu bekommen, so schreit man gleich von allen Seiten: ‚Zugemacht, zugemacht!‘ Wenn du nun antwortest: ‚Ich kann es ja vor Hitze nicht aushalten‘, so schreien sie wieder: ‚Dann such' dir ein anderes Gasthaus.‘

„Nach einer Weile kommt der bärtige Ganymed wieder und deckt so viel Tische, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, mit Tischtüchern, grob wie das gröbste Segeltuch und so schmutzig, daß man sieht, sie seien schon lange im Gebrauch gewesen — für jeden Tisch bestimmt er mindestens acht Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen oder zwischen Herren und Dienern. Haben sich nun Alle an die Tische gesetzt, erscheint wieder der sauertöpfische, mürrisch griesgrämige alte Kerl, zählt nochmals seine Gesellschaft ab und setzt dann vor jeden Einzelnen einen hölzernen Teller, legt einen Holzlöffel hin und nachher bringt er auch ein Trinkglas. Nach einer längern Weile bringt er Brod, was sich Jeder zum Zeitvertreib von Kohlen und Asche reinigen kann, während die Speisen gar kochen; darüber vergeht eine Stunde, ehe man etwas zu essen bekommt. Endlich wird der Wein, der gewöhnlich arg sauer ist, aufgesetzt. Wenn es nun einem Gaste einfällt, für sein Geld eine andere, bessere Weinsorte zu verlangen, so thut man anfangs, als ob man ihn gar nicht hörte; aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt nun der Gast sein Verlangen, so erhält er die Antwort: ‚In diesem Gasthause sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich über den Wein beschwert, wenn er euch nicht ansteht, so sucht euch ein anderes Gasthaus.‘ Sie halten nämlich nur die Adeligen ihres Volkes (Erasmus war bekanntlich aus Rotterdam) für Menschen und zeigen häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen.

„Endlich nach langem Warten kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. — Die erste enthält immer Fleischbrühe mit Brodstücken, oder wenn gerade Festtag ist, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Hierauf kommt eine andere Brühe, dann etwas von aufgewärmten Fleischarten, von Pökelfleisch oder von eingesalzenem Fisch. Dann wird eine Musart aufgetragen und hierauf eine festere Speise, bis dem wohl gezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottener Fisch von einem Geschmacke, der gar nicht zu verachten ist, vorgesetzt werden. Mit diesen aber sind sie sehr sparsam und knauserig und tragen schnell wieder ab, so daß man nicht Zeit hat, viel davon zu essen. Man muß bei Tische sitzen bleiben, bis die vorgeschriebene Zeit herum ist, und diese, scheint es, wird nach der Wasseruhr gemessen.

„Endlich erscheint der bewußte Graubart wiederum, oder wohl der Gastwirth selber, der sich aber durch nichts von seinen Dienern unterscheidet. Jetzt wird wohl auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Diejenigen, welche viel trinken, sind den Wirthen angenehmer, obschon sie keinen Heller mehr bezahlen als Diejenigen, die sehr wenig trinken. Es ist zum Verwundern, welcher Lärm und welches gewaltige Schreien sich erhebt, wenn einmal die Köpfe vom Trinken anfangen warm zu werden. Keiner versteht den Andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Spektakel, und es ist ganz unglaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien ein Getöse machen, daß

der Stube der Einsturz droht und Keiner den Andern hört. Und doch glauben sie, so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis tief in die Nacht sitzen zu bleiben.

„Der Käse erscheint ihnen nur dann schmackhaft, wenn er recht stinkt oder von Würmern wimmelt, und wird er abgetragen, dann erscheint abermals der Graubart, eine Schreibtafel in der Hand, auf welche er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise zeichnet. Diese legt er still, mürrisch und trüben Gesichts auf den Tisch. Die das Geschreibsel kennen, legen Einer nach dem Andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich Diejenigen, welche bezahlt haben, und rechnet nach. Fehlt nichts an der Summe, dann nickt er mit dem Kopfe. Ueber ungerechte Zeche beschwert sich Niemand, und wenn es Einer thäte, dann würde er bald zu hören bekommen: ‚Was bist Du für ein Bursche! Du zahlst um nichts mehr als die Anderen!‘ Ist Einer von der Reise ermüdet und wünscht gleich nach dem Essen zu Bette zu gehen, so erhält er zur Antwort, er solle nur warten, bis die Anderen schlafen gingen. Jedem wird dann sein Nest gezeigt, das ein Bett enthält und nichts weiter, das man brauchen könnte. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monaten zum letzten Male gewaschen worden."

So weit Erasmus von Rotterdam. Seine Schilderung scheint sich so ziemlich an die Wahrheit gehalten zu haben ohne alle Uebertreibung, denn das Bild, das er uns von den damaligen Gasthöfen entwirft, wird von anderen zeitgenössischen Schriftstellern bestätigt. Es mag wohl in großen, volkreichen Städten, wo namentlich viele Fremde, reichere Männer, Kaufleute und hohe Herren verkehrten, auch einige bessere Gasthäuser gegeben haben, aber im Allgemeinen, im großen Ganzen waren sie wohl so, wie sie uns Erasmus beschrieben hat. Die Einkehrwirthshäuser auf dem Lande mögen wohl noch einige Stufen tiefer gestanden haben. Wir können uns glücklich preisen, in einer civilisirteren Zeit zu leben.

Ein alter Gebrauch.

(Bild S. 557.)

Die Seemannsgebräuche sind uralt und meistens außerordentlich naiv, wie auch der durchtriebenste Matrose einen gewissen kindlichen Zug, der wohl mit seinem abgeschlossenen Leben auf dem beschränkten Raum des Schiffes zusammenhängt, beibehält. Ein Gebrauch, dem wohl alle Seeleute Europas und Amerikas huldigen, ist das Tätowiren des Armes. Der Anker, das Sinnbild der Schifffahrt, muß auf dem Leibe des Seemanns in unauslöschlichen Farben zu sehen, ja mit dem Leibe des Seefahrers verwachsen sein. Er muß zum Seemann, untrennbar von ihm, gehören. Dieß ist die Anschauung, welche auf dem Schiffe herrscht, und demnach wird dem jungen Burschen, der das Seefahrergewerbe ergreift, dieses Zeichen aufgeprägt. Einen solchen Vorgang zeigt unser Bild. Das Tätowiren geschieht, indem mit einem ganz spitzen Messerchen allmälig in Form des Ankers die Haut aufgehoben und blaue Farbe darunter geschoben wird. Die Operation ist ziemlich schmerzlich und muß öfter wiederholt werden; dann verhärtet sich narbenartig die Haut in der bezeichneten Form und hat eine blaue Färbung und ist so echt, daß durch nichts diese Tätowirung entfernt werden kann. Auf unserem Bilde schaut der junge Mann, den der Schmerz wohl nicht so angreifen wird, sehr ernst auf diese „Stempelung", als ob er ahne, daß er einem rauhen, harten, gefahrvollen und nicht sehr lohnenden Lebensberuf entgegengehe.

Die Schreibmaschine.

(Bilder S. 560.)

Wir führen hier unseren Lesern eine geniale Erfindung vor. Es ist dieß eine Schreibmaschine, richtiger ein Apparat, vermittelst welchem man, anstatt mit einer Feder zu schreiben, das, was man auf dem Papier fixirt haben will, in einer Art Druck aufprägt. In ihrem Aeußern hat die Maschine große Aehnlichkeit mit der Nähmaschine, wie bei dieser wird der Hauptmechanismus auch hier durch Treten in Bewegung gesetzt. Unsere Illustration veranschaulicht den Tastenapparat für sich und dann die Maschine in Thätigkeit. Der Tastenapparat enthält so viel Knöpfchen als Buchstaben, ferner die Zahlen- und Interpunktionstasten, 54 im Ganzen; drückt man eine der Tasten, so springt der betreffende Buchstabe, den die Taste zeigt, als Mittelpunkt eines ganz bestimmten Kreises gegen das Papier. Die Buchstaben sind sämmtlich große. Ist die Zeile voll, so besorgt ein Druck mit dem Fuße das Weiterrücken des Papiers. Man ist im Stande, bis auf sechzig Worte in der Minute mit dieser Maschine zu schreiben. Die Vortheile dieser Maschinen sind Schnelligkeit der Arbeit, große Deutlichkeit, gerade wie Druck; ferner, daß man durch Unterschieben farbiger Papiere bei vielen dünnen Papierlagen zehn Abdrücke auf einmal schreiben kann. Dann können auch Blinde, wenn die Buchstaben erhöht auf den Tasten bezeichnet sind, gerade so gut wie Sehende schreiben. Für Personen, die mit dem Schreibekrampf behaftet sind, ist diese Maschine eine wahre Wohlthat. Sie ist auch in Deutschland schon im Gebrauch.

Der Palast Gezireh in Kairo.

(Bild S. 560.)

Der Palast Gezireh in Kairo gehört zu den prachtvollsten Bauwerken, welche der prunkliebende verflossene Khedive hat aufführen lassen. Er bewohnte ihn schon, bevor er die Regierung antrat. Der Palast hat eine wundervolle Lage am westlichen Nilufer, der Stadt gegenüber, und ist, ausgenommen die orientalische Säulengalerie, welche die einspringenden Theile verziert, ganz europäisch erbaut. Das Innere ist kostbar ausgestattet, theils französisch, theils orientalisch. Was jedoch diesen Palast vor Allem auszeichnet, ist der große Garten, der sich ihm anschließt, mit herrlichster südlicher Vegetation, er enthält außerdem noch eine interessante Sammlung afrikanischer Thiere. Im Winter ist dieser Park, zu welchem von der Stadt aus eine schöne, schattige Baumallee führt — eine große Seltenheit in Aegypten, — dem besseren Publikum geöffnet, das ihn fleißig als Ziel von Spazierfahrten benützt, und entfaltet sich dann dort unter den Palmen, Riesenaloën, Kakteen und Azaleen ein seltsames, halb modern französisches, halb türkisch-arabisches Leben.

Crescenz.

Erzählung

von

Friedrich Lampert.

(Fortsetzung.)

V.

Das bekannte Wort: „Es gibt nur ein' Kaiserstadt, es gibt nur ein Wien", das jeder gute Oesterreicher wie ein Evangelium im Munde führt, hat bei Weitem heutzutage die Bedeutung und den lebenslustigen Inhalt nicht mehr, wie in vergangenen Jahren und Jahrzehnten. Aber zu jener Zeit, da Graf Schaumburg mit seinem treuen Begleiter in die Residenz einfuhr, da mußten auch die Beiden, sogar der Graf, welcher schon ein gutes Stück Welt kennen gelernt hatte, jenem Ausspruch volles Recht geben. Ein frohmuthiges, Alles leichtnehmendes, vielfach auch freilich leichtsinniges Leben beherrschte alle Stände; vielleicht nur noch in Paris, wo freilich der Hof das schlechteste Beispiel gab, wußte man noch besser dem Vergnügen nachzugehen und sich alle ernsten Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen. Dem österreichischen Herrscherhause konnte man eine solch' offene Begünstigung sittlicher Gleichgültigkeit, ja Verdorbenheit, wie es in Frankreich der Fall war, nicht nachsagen. Die Kaiserin Maria Theresia war vielmehr ein mustergültiges Vorbild nicht bloß von Herrscher-, sondern auch aller häuslichen und bürgerlichen Tugenden. Aber deßwegen konnte sie doch im Ganzen die Menschen ihrer Zeit und ihrer Umgebung nicht viel anders machen. Es lag eben damals in der allgemeinen Luft, daß wirklich ernste, ideal angelegte, gar gegen sich selbst strenge Menschen sehr selten waren, oder, wenn sie ja sich fanden, von den Anderen nicht verstanden wurden.

Ein solch' seltener Mensch war, wie wir schon gehört haben, Graf Wilhelm Schaumburg. Es war natürlich, daß er, kaum eingetreten in die vornehmen Kreise des Hofes und Adels und von diesen selbstverständlich mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen, durch den Zauber seiner ganzen Persönlichkeit, sein großes Unterhaltungstalent, seine Meisterschaft in all' den gesellschaftlichen Künsten, auf die man in jenen so großes Gewicht legt, Alles für sich einnahm; aber ebenso erklärlich fast auch, daß sich diese Kavaliere und Frauen, welche gewohnt waren, nie über die oberflächlichste und seichteste Unterhaltung hinauszugehen, ja diese sogar in einem Tone gehen ließen, der das streng sittliche Gefühl des Grafen abstoßen mußte, diesem gegenüber doch sich nicht recht behaglich und sicher fühlten. Er paßte nicht zu diesen Leuten. Das merkten nicht nur diese selbst, auch der Graf sprach sich oft, wenn er spät des Nachts wieder aus so einer hochadeligen Gesellschaft oder von einem Ballfeste nach Hause gekommen war, seinem Toni gegenüber aus, daß er fast wünsche, wieder draußen im Feldlager zu sein, und lieber die rauhe Kriegsmusik hören möge als das nichtssagende, anwidernde Gerede dieser platten Zungen.

So kam es, daß der deutsche Graf bald der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft, wenigstens ihrer Gespräche war. Jeden Tag wußte man Neues von ihm zu erzählen, seien es Dinge aus seiner Vergangenheit, sei es auf seinen Aufenthalt in Wien Bezügliches. Die Einen wollten ihm als hervorstehende Eigenthümlichkeit seine Neigung zum Sonderbaren und Abenteuerlichen, die Anderen seinen Ehrgeiz, seine Lust an Gefahren abgesehen haben; aber Niemand hatte noch gehört oder gesehen, daß er diese Eigenschaften auch hier schon in irgend einer auffälligen Weise zur Geltung gebracht hätte. Und namentlich über Eines war man sich unklar: wie nämlich dieser, in allen Stücken so ritterliche Mann sich der Frauenwelt gegenüber verhalte. Die schönen Frauen des Kaiserhofes waren gewohnt, die Männerwelt zu ihren Füßen zu sehen, zu meinen, nur Netze auswerfen zu dürfen und dann die Herzen schon darin gefangen zu wissen. Hatten sie bei Graf Wilhelm auch so leichtes Spiel? Daß *er* ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken, daß er, dessen ganze Erscheinung trotz des mannigfach Abstoßenden, das sie hatte, oder vielleicht gerade dieses wegen, ihnen gefallen mußte, darüber konnte kein Zweifel sein — aber hatte *er* von allen diesen vornehmen, glänzenden, in allen Künsten weiblicher Verführung geschulten Gestalten eine schon herausgefunden, die er vor anderen auszeichnete, die sich seiner besonderen Aufmerksamkeit rühmen konnte, oder die ihn gar schon mit ihrer Gunst beglückte? Niemand wußte darauf Auskunft zu geben. Man fragte sich, man vermuthete, man rieth hin und her — aber auch dem gewandtesten Hofmanne, der überallhin spionirenden Hofdame war es bisher noch nicht gelungen, von Graf Schaumburg berichten zu können, daß und von wem er in Fesseln geschlagen sei, die nach der herrschenden Meinung der sogenannten hohen und guten Gesellschaft einmal jeder ihr Angehörige tragen müsse.

Schon wochenlang verkehrte nun Der, mit dem sich so Viele so sorglich beschäftigten, mit allen Diesen; jeden Abend, wo er sich sehen ließ, blitzten ihm die schönsten Augen, die lockendsten und verführerischsten Aufmunterungen zu. Graf Schaumburg verbeugte sich, lächelte, sprach artig, geistreich, witzig, hinreißend wie immer, aber er war an keinem Tage anders, als wie er am ersten gewesen war, am allerwenigsten konnte eine Frau, und wenn es die schönste und liebreizendste des ganzen Landes gewesen wäre, sagen, daß sie ihn erobert hätte.

„Ich glaube wirklich," rief der junge Fürst Liechtenstein aus, als er mit einigen Kavalieren in später Nachtstunde noch bei einer Flasche Karlowitzer in einem der adeligen Klubhäuser zusammensaß, „der Schaumburg hat gar keine Augen im Kopf. Wann Dich die schöne Hunyady nur einmal so schmachtend angeschaut hätte, wie sie diesen fühllosen Menschen mit ihren sengenden Blicken verfolgt, Nikol, ich glaube, Du hättest ein halbhundert Messen in St. Stephan gestiftet."

Der Angeredete, ein frischer, krausköpfiger Ulanenoffizier, lachte.

„Fiel' mir ein, meine guten Dukaten da drin versingen zu lassen um eines mehr oder minder gnädigen Blickes der Hunyady willen. Was geht mich überhaupt Die an?"

„Ja freilich," meinte ein Dritter, der sich lieber mit seinem immer wieder neu gefüllten Glase, als mit der Erörterung der schon eine Zeitlang behandelten Frage zu beschäftigen schien, aber nun doch auch etwas sagen zu müssen glaubte, „der Palffy sucht ja die Kolowrat zu fischen, weil er vergoldete Finger braucht, die seine Schuldzettel unterschreiben helfen sollen, aber auch Die girrt und seufzt nur nach dem Bückeburger. So heißt doch wohl das Residenzel, wo er zu Haus ist."

„Mag er her sein, wo er will," nahm ein älterer Kavalier, der offenbar einen höheren militärischen Rang einnahm, das Wort, „das ist gewiß, Graf Schaumburg ist ein Edelmann durch und durch; ich hab's gehört von mehr als einem Kameraden, wie er, den Degen in der Faust, den Teufel nicht fürchtet, und ich möchte keinem der Herren rathen, mit ihm in einen Ehrenhandel zu gerathen."

„Haben auch gar keine Veranlassung dazu, Graf Zichy," erwiederte Fürst Liechtenstein; „er ist, wie's einem Kavalier geziemt, die Liebenswürdigkeit selbst gegen uns Alle, und aus Eifersucht kann ja Keiner von uns mit ihm Händel anfangen, denn weiß Gott, was bei Dem dort sitzt, wo andere Menschen ein warmes Herz haben."

Die Herren lachten.

„So arg wird's auch nicht sein," remonstrirte der unermüdliche Trinker, indem er schon wieder nach einer neuen Flasche griff.

„Und warum nicht, Esterhazy?" fragte Palffy etwas gereizt.

„Weil der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht, das heißt in dem Fall, weil der Herr Graf über kurz oder lang aufhören wird, den Spröden zu spielen; er muß eben nur erst an die Rechte kommen," antwortete der Andere.

„Und wer wäre denn diese Rechte? Kennst Du sie vielleicht schon, oder hast Du den Vermittler gespielt? Lassen Dir denn Deine Flaschen und Deine Pferde Zeit zur Besorgung von Postillon d'amour-Geschäften?"

„Ich frage nur, hat der Schaumburg schon die Sentelli gesehen und gehört?" erwiederte Esterhazy kühl.

„Aha!" lachte Graf Zichy, „die Künstlerleidenschaft! Die schöne Theaterprinzessin, die ja unsern ganzen Damenflor verdunkelt nach Esterhazy's Meinung."

„Und wann Der gegenüber *er* eine Ausnahme machen, das heißt wirklich sich in sie verlieben würde," meinte Liechtenstein achselzuckend, „so würde *sie* keine machen; das wissen die Herren doch, daß bei *Der* Keiner anzukommen vermag. Schön wie keine Andere, aber auch kalt wie keine Andere, ist die Sentelli."

„Nun, da passen die Beiden erst recht zu einander," rief Palffy; „es wäre wahrhaftig der Mühe werth, den Grafen mit der Sentelli bekannt zu machen. Wo soll er sie denn gesehen haben? Mir selbst ist sie lang nicht mehr unter die Augen gekommen. Und in die Oper geht, glaub' ich, der strenge Herr gar nicht!"

„Hält er das für unrecht?" fragte Zichy. „Doch das kann er uns am Ende selbst sagen. Ich höre den tollen Battyany heraufkommen, der ja fast immer in der Gesellschaft des Grafen ist und ihn gewiß auch heute wieder mitbringt."

In der That öffnete sich die Thüre und Graf Schaumburg trat in Begleitung eines jungen, äußerst jovial dreinschauenden Mannes ein, nach allen Seiten hin verbindlich grüßend.

Die Herren erhoben sich und bewillkommten den Gast wie einen alten Bekannten.

„Könnt ihr euch denken," rief Battyany, „Graf Schaumburg weigert sich, morgen mit mir die neue Oper zu sehen, von der doch schon die ganze Stadt redet und in der die Sentelli größer und hinreißender sein soll, als in irgend einer andern Rolle."

„Theaterschwärmer Numero Zwei," sagte Zichy zu Esterhazy hinüber, „aber warum, Graf, haben Sie denn noch nicht den Stern der Wiener Kunstwelt, unsere neue Primadonna, bewundert?" wandte er sich zu Schaumburg; „sollten Sie es wirklich für ein Unrecht halten, das Theater zu besuchen?"

„Für ein Unrecht nicht," antwortete dieser, „aber ich habe bis jetzt keinen Geschmack an dem gefunden, was die Italiener uns an Opern gebracht haben. Für so ausbildungsfähig ich diese Art von Musik halte, so wenig hat mich bisher noch das befriedigt, was ich davon gehört habe, und da hab' ich immer geglaubt, meine Zeit besser anwenden zu können."

„Aber gerade die morgende Oper soll eine Ausnahme machen; sie ist, obwohl sie auch einen italienischen Namen hat, „La Semiramide", doch von keinem Italiener, sondern von einem Deutschen, einem gewissen Gluck," erwiederte Esterhazy, „und was Sie vielleicht an der Musik auszusetzen haben würden, dafür würde Sie Signora Sentelli entschädigen, deren Zaubergewalt bisher noch Niemand widerstanden hat."

„Und da meinen Sie, ich könnte auch nicht widerstehen und müßte mich Ihrer schönen Zauberin auf Gnade und Ungnade ergeben?" fragte Schaumburg heiter.

„Wer weiß, Graf?" antwortete der Andere, „auf die Probe käm's an. Nehmen wir uns morgen eine Loge zusammen; wir wollen Ihr Urtheil in gar nichts beeinflussen, Sie sollen ganz frei entscheiden. Fangen wir damit gleich jetzt

an, indem wir bei Strafe verbieten, daß der Sentelli Name noch genannt wird. Morgen um diese Zeit werden der Herr Graf ihn schon von selber und zum Oeftern nennen."

„Sei's drum!" rief Schaumburg lachend; „aber nehmen die Herren sich in Acht: ich sage Ihnen morgen ganz unverholen, was ich über Ihre Sentelli denke, und am Ende ist Ihnen das nicht gar zu angenehm."

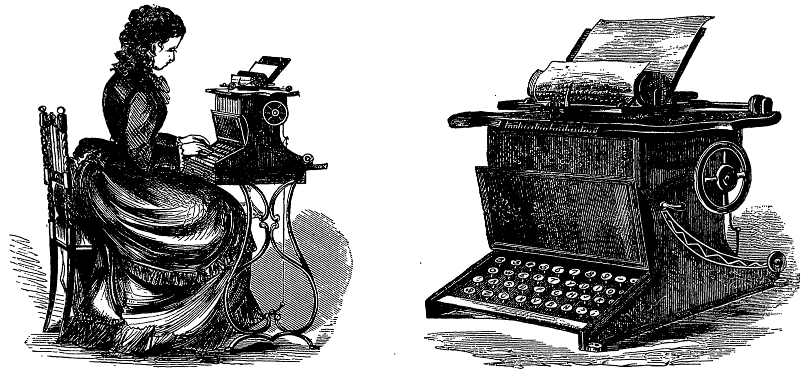
Und wirklich redete die Gesellschaft, die noch lange und in der heitersten Stimmung, neu entzückt von des fremden Gastes Liebenswürdigkeit, zusammenblieb, kein Wort mehr von der schönen Sängerin. Als aber Graf Schaumburg heimkehrte, fragte er sich selbst verwundert, warum er trotzdem an die ihm ganz Unbekannte und gewiß ganz Gleichgültige habe denken müssen.

Am folgenden Abend saß wirklich, wie verabredet worden, in einer der ersten Ranglogen des Opernhauses Graf Schaumburg mit seinen Wiener Freunden. Auch hier waren Vieler Augen auf ihn gerichtet, und wieder waren es meist die der schönen, vornehmen Frauenwelt, welche nicht recht von der Loge des interessanten Fremden loskommen wollten. Hie und da ging auch hier die Frage durch die Reihen, was wohl heute den Grafen zum Besuch des Theaters veranlaßt haben könne, wo man ihn noch nie gesehen.

„Wahrscheinlich doch die neue Oper," meinte Gräfin Festitiz, „er liebt ja, von seiner Liebe für die Musik zu schwärmen, nur sähe er es lieber, wenn auch die Deutschen auf diesem Gebiete den Italienern etwas den Rang streitig machen würden, sagte er neulich in dem Hofkonzerte zu mir."

„Das kann er ja heut haben," erwiederte ihre Nachbarin, die schöne Kolowrat, indem ein feuriger Blick zum Grafen hinüberstreifte, den Esterhazy rasch genug bemerkte, um seine Kameraden spöttisch auf ihr leidenschaftliches Gegenüber aufmerksam zu machen; „heut wird ja gut deutsch musizirt, wenn auch italienisch gesungen."

„Ist denn die Sentelli wirklich eine Italienerin?" fragte die junge Baronin Auersperg dazwischen, selbst ein blondes Köpfchen, „die hellen Haare und die blauen Augen der neuen Primadonna sehen mir gar nicht nach Venedig oder Mailand aus, wo sie daheim sein soll. Diese fahrenden Leute schmücken sich gar so gern mit fremden, volltönenden Namen. Mag aber sein, wie es will, ich höre sie so gerne, diese bezaubernde, wie Silberglocken tönende Stimme."



Die Schreibmaschine. (S. 559.)

„Wirklich?" gab die Kolowrat spöttisch zurück, „und doch, meine Liebe, soll ja auch Baron Auersperg mit an dem Triumphwagen der verführerischen Signora ziehen, an den, glaube ich, alle unsere Kavaliere angespannt sind."

„Das kümmert mich wenig," antwortete die Herausgeforderte ruhig; „warum soll sich mein Gemahl nicht gleich mir an dieser lieblichen Erscheinung freuen? Dem kann ich vertrauen."

Die beiden anderen Frauen sahen die junge, schöne Sprecherin fast mitleidig an, als ob sie es für 'was ganz Unerhörtes und Wunderbares hielten, daß eine Frau aus diesen Gesellschaftskreisen wirklich Vertrauen zu ihrem Manne besitze.

Eine Fortsetzung ihres Gesprächs war nicht mehr möglich, denn der Kapellmeister trat an seinen Pult, jene letzte Unruhe ging durch das fast überfüllte Haus, welche gewissermaßen die Gedanken für das Kommende sammeln soll und der dann erwartungsvolle Stille folgt.

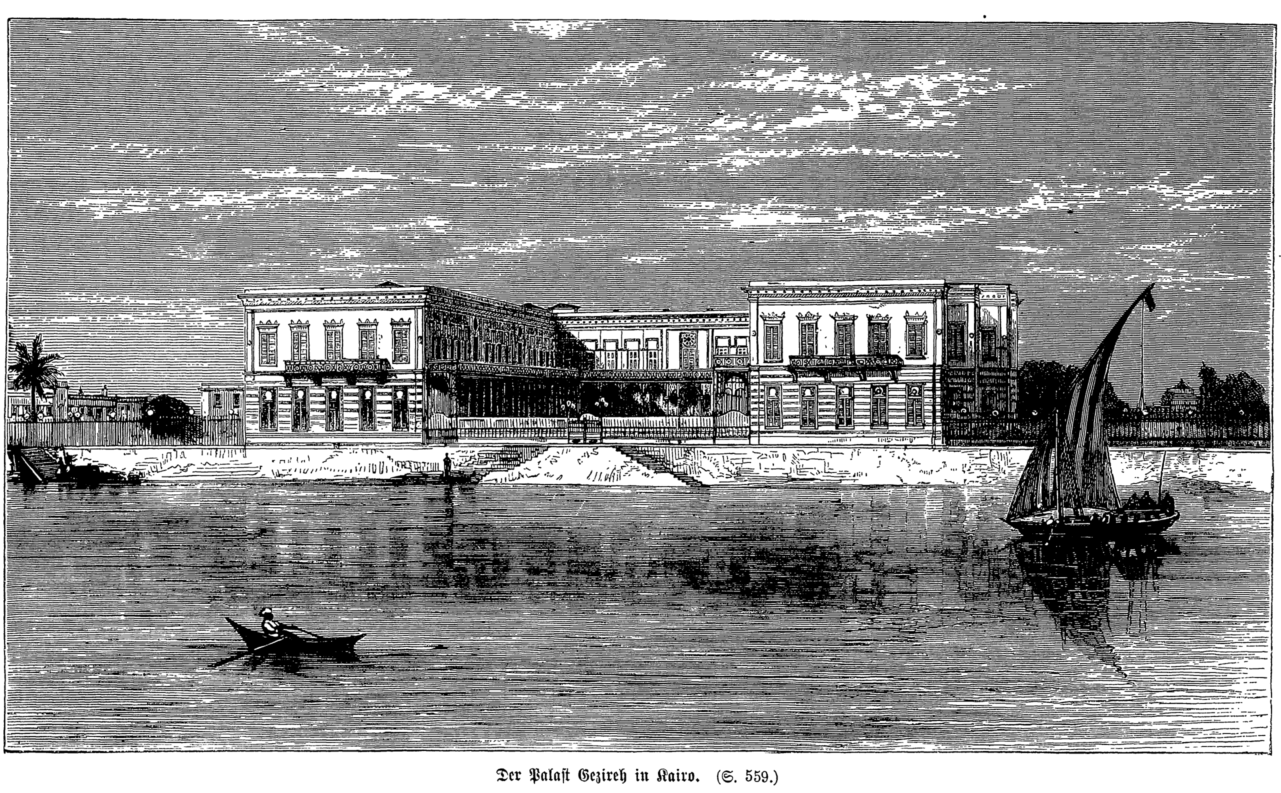
Auch in der Loge Schaumburg's war es still geworden; Esterhazy und Batthyany hatten sich in den Hintergrund zurückgelehnt, um weniger die Vorgänge auf der Bühne, als ihren Gast zu beobachten, dessen Unempfänglichkeit für eine gefeierte, bewunderte Sängerin heute die Probe bestehen sollte. Die Ouvertüre hatte begonnen; um den Mund des Grafen spielte ein zufriedenes Lächeln, sein deutsches Gemüth schien wirklich ihm zusagendere Klänge zu vernehmen, als er bisher gehört. Esterhazy ging diese Bewegung nicht verloren.

„Er fängt an in die Stimmung zu kommen," flüsterte er seinem Nachbar zu.

„Still!" erwiederte dieser, „sie kommt."

Ein lautes Beifallklatschen durchrauschte den Saal. Es war damals schon Sitte, die Lieblinge des Publikums schon bei ihrem Auftreten ermunternd zu begrüßen.

Schaumburg beugte sich weit vor; eine flüchtige Röthe flog



Der Palast Gezireh in Kairo. (S. 559.)

über sein Angesicht. Die hatte der scharfe Beobachter in der Ecke nicht wahrgenommen. Auch Schaumburg selbst fühlte sie nur einen Augenblick. Es war ihm, als ob er einen Selbstvorwurf bezwingen müsse, daß ihn die Erscheinung der plötzlich vor ihm Stehenden und nur eine Sekunde lang aus seiner Seelenruhe, die ungetrübt zu bewahren er sich heute doppelt fest vorgenommen, habe bringen können. War das zu thun Jene aber auch nur im Stande? War's nicht eine Sängerin wie alle, die jetzt so sicher ihres Erfolges, so bewußt ihres Sieges, und doch so jungfräulich bescheiden wieder, vortrat, und nun anhob zu singen, daß der Athem des ganzen Hauses stille zu stehen schien, aber die Herzen desto stürmischer pochten und die Augen sich netzten? Gehörte diese schlanke, feine Gestalt mit dem edlen Gesicht, den prächtigen Augen, der vollendeten Grazie aller Bewegungen wirklich dieser glänzenden und doch so vielfach leeren und täuschenden Welt der Bühne an, oder war sie Die, die sie vorstellte, die sagenumkleidete, gewaltige Königin des Alterthums? Wunderbar verstand die Sängerin, ihrer Rolle Geist und Leben einzuhauchen; immer klarer, immer volltönender entfaltete sich die Macht ihrer Stimme, spielend überwand sie die größten Schwierigkeiten, und nie ging sie aus der Harmonie des Ganzen heraus, untadelig war sie bis zum letzten Akkord.

Der erste Akt war zu Ende. Warum fragten denn die

beiden Kavaliere nicht den Grafen nach seinem Urtheil? Schreckte sie der Ernst zurück, der auf seinem zu Beginne des Stücks noch so heitern Gesicht sich gelagert hatte, oder erwarteten sie sein erstes Wort? Er sagte nichts, sondern schien nur ungeduldig nach der Bühne zu sehen und den Anfang des folgenden Aktes nicht erwarten zu können. Esterhazy schaute seinen Freund triumphirend an.

„Wahrhaftig, der Graf gibt sich die Miene, als interessire er sich für die Sentelli," murmelte ärgerlich die Gräfin Kolowrat der blonden Baronin zu, „sehen Sie nicht, wie er sie mit den Augen fast verschlingt?"

„Warum sollte er auch nicht?" antwortete so ruhig wie vorhin die Angeredete; „sie singt ja heute auch schöner fast als je."

Die Kolowrat lächelte fast verächtlich und nahm sich vor, diesen Abend weder den Grafen noch die Sängerin mehr anzusehen, sondern ihren Augen einen andern Richtpunkt, nach einer Loge, in der ein paar junge Diplomaten saßen, zu geben. Aber sie konnte eben doch nicht anders: unwillkürlich streiften ihre Blicke immer wieder einmal zum Grafen zurück, und immer mehr fand sie diesen in das Anschauen der Sängerin versunken. Oder war's nur die Eifersucht der schönen Ungarin, die dieß argwöhnte? Nein, die beiden Kavaliere hinter dem Grafen schienen ganz gleicher Meinung zu sein, denn sie erhoben sich, als endlich die Vorstellung beendigt war und die Königin des Abends so und so viele Male gerufen worden war, sehr befriedigt und traten auf den Grafen zu. Jetzt mußte er doch sprechen.

Und er that's auch, aber so kühl, so nüchtern, in so allgemeinen Wendungen sich haltend kam ihnen sein Urtheil vor, daß sie sich betroffen fragten, ob sie sich bei ihrer vorigen Annahme, daß Signora Sentelli auf Jenen doch einen Eindruck gemacht habe, nicht doch geirrt hätten und ob also nicht auch dieser Versuch, den Unnahbaren zu erschüttern, als mißlungen anzusehen sei.

„Aus Dem werde ein Anderer klug," murrte Battyany, als die Freunde miteinander dem Klubhause zuschritten. „Wenn man ihn so ansah, meinte man, er müsse gleich lichterloh brennen, und nun spricht er zu Einem wieder kalt wie Eis. Wir wollen's aufgeben, Den zu bekehren."

„Stille Wasser gründen tief," versetzte trocken Esterhazy, „komm', mich dürstet nach einem frischen Trunke. Wenn dem Herrn Grafen der Abend so gleichgültig war, warum versagt er sich heute unsere Gesellschaft? Kopfweh? Will allein sein, nach Hause gehen? Ich kenne das!"

„Mein Herr ist heute in einer eigenthümlichen Stimmung," dachte Tonio, als er dem Grafen die Thüre öffnete, „und so bald kommt er heute nach Haus? Ganz gegen seine Art, sonst nie vor zwei, drei Uhr — heut noch nicht Mitternacht? Und ernst, fast traurig sieht er aus. Soll ich ihn fragen, was ihm fehlt? Aber eine gewisse Scheu hielt ihn wieder ab, das zu thun, und so wartete er still der Weisungen, die ihm Jener geben würde. Oder plauderte er mit ihm, wie so manchmal, wenn er heimgekehrt, von dem, was er im Laufe des Tages erlebt, theilte er ihm mit, was er Neues an großen und kleinen Dingen erfahren? Nein, der Graf blieb schweigsam, ja, er bat Tonio, nachdem er nur ein einfach Abendbrod sich bestellt, ihn allein zu lassen. Tonio zog sich zurück.

Mit starken Schritten schritt Schaumburg im Zimmer auf und ab. Er sah nicht, daß Briefe, die des Nachmittags eingelaufen, für ihn dalagen, er trat nicht, wie seine Gewohnheit war, an das Fenster, um noch einmal, ehe er zur Ruhe ging, hinauszuschauen über den Platz „am Hof", an welchem das von ihm bewohnte Haus lag, und dem plätschernden Rauschen des erst kürzlich von Mathielli errichteten Springbrunnens zu lauschen, ja, nichts von den Speisen, die Tonio, noch einmal eintretend, auf den Tisch gestellt hatte, rührte er an. Er war ganz und gar in sich versunken. Der ganze Abend im Theater ging noch einmal an seinem Geiste vorüber, er sah sie wieder vor sich stehen, diese liebliche, bezaubernde Gestalt, wie er bisher noch keine gesehen. Das mußte er sich eingestehen, aber daß er das zugab, daß er dieß träumerische Auge mit seinem seelenvollen Blick, dieß reizende, so kindlich reine und doch so geistesklare Gesicht nicht aus seinen Gedanken bannen, aus seiner Phantasie löschen konnte, das machte ihn ärgerlich. Zum ersten Male in seinem Leben kam er sich wie sich selbst entrückt, wie sich selbst untreu vor. Von jeher war er gewohnt, ja stolz darauf, keiner fremden, außer ihm liegenden Macht, und sei es auch der idealsten, wider seinen Willen einen Einfluß auf sich zu gestatten — am allerwenigsten hatte je eine weibliche Erscheinung vermocht, sein Blut nur etwas rascher wallen zu machen — und jetzt sollte er diesem jungen Mädchen gegenüber auf einmal ein Anderer werden, als er bisher gewesen? Aber war's denn nicht das Ideale, das, wo er es gefunden, ihn bisher immer gewiß mit Recht angezogen und gefesselt hatte, was ihn auch hier ergriff? War's nicht, weil es mit einem Hauch der wahrsten und reinsten Poesie umflossen, daß er das Bild dieser Semiramis nicht von seinen Augen wegscheuchen konnte?

Er wünschte es auch nicht mehr, weil er merkte, daß es doch nicht ging. Vielmehr dachte er erst recht über das wunderbare Mädchen nach. Nie hätte er es für möglich gehalten, daß ihm nur der Gedanke kommen könne, einer Künstlerin, die ihm auf der Bühne die Gebilde der Dichtung, eine der Wirklichkeit entrückte Welt, zum Ausdruck gebracht, persönlich nahe zu treten, sie in ihrem eigenen Selbst, außerhalb sozusagen des poetischen Schimmers, kennen zu lernen. Und jetzt wünschte er das. Wer war diese Sentelli? Wie würde sie dir daheim, in ihrem eigenen Ich begegnen? Wird da dieser Zauberduft, der diese reine Blüte umgibt, auch noch seine bestrickende Wirkung ausüben, oder verträgt sie den Sonnenschein, das helle, klare Tageslicht nicht? — So fragte er sich — wer aber sollte ihm antworten? Nur sie selbst konnte diese Antwort geben. Und diese sich zu holen, war er entschlossen.

Mochten nun seine neuen Freunde sich eines Sieges über ihn rühmen, mochten sie sogar vielleicht ein wenig Spötteln für ihn haben — ihn kümmerte das fast jetzt weniger als die Sorge, das ideale Bild, das heut vor ihm aufgetaucht war und sich — das konnte und wollte er jetzt nach den langen Stunden seiner Selbstbetrachtung gar nicht mehr leugnen — tief in ihn eingesenkt hatte, könne sich nicht in der Reinheit und fleckenlosen Klarheit erweisen, in welcher er es erfinden mußte, wenn anders ihm ein Glück aus dieser Begegnung erwachsen sollte! —

VI.

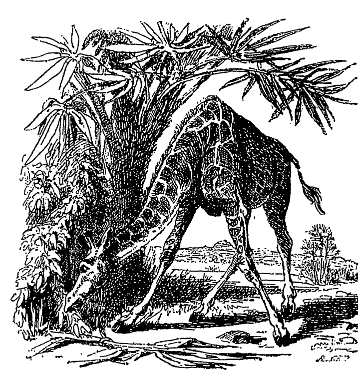
Wie heute noch die breiteste, belebteste Straße der innern Stadt, war damals der Graben der eigentliche Glanzpunkt von ganz Wien. Er war der Hauptschauplatz aller festlichen Gelegenheiten, bei den feierlichen Erbhuldigungen standen hier die Gerüste, „in welchen rother und weißer Wein floß", wurden Triumphbogen errichtet, Lebensmittel, Denkmünzen unter das Volk ausgeworfen. Die reichsten und ansehnlichsten Läden hatten da ihre Kostbarkeiten ausgelegt, den ganzen Tag über bewegte es sich den Häuserreihen entlang lebhaft auf und ab, zwischen den Staatskarossen der vornehmen Leute drängte sich der Bürger und der Handwerker durch, und wenn auch noch

Räthselfragen — Titelbilder zu Umschlägen bekannter Opern.

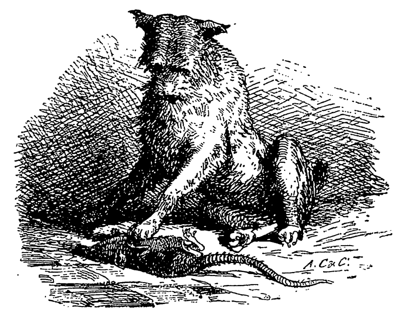
Nach Skizzen von A. v. Fischern.



1.



2.



3.



4.



5.



6.

Auflösungen in nächster Nummer.

nicht die beiden Springbrunnen vorn an den beiden Enden des Platzes mit den schönen Figuren, die sie heute schmücken, geziert waren, so stand doch inmitten desselben das dem Volk am ehrwürdigsten erscheinende Denkmal der Stadt, die marmorne Säule, welche Kaiser Leopold I. zum Gedächtniß der furchtbaren Pestilenz, welche im Jahre 1679 siebenzigtausend Menschen weggerafft, und zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit errichtet hatte.

Auf der Sonnenseite dieser vornehmen Straße, welche eigentlich den Namen eines Platzes führt, obwohl sie mehr jenes ist, lag das Haus, in welchem die Primadonna der kaiserlichen Oper, Signora Sentelli, wohnte. Es war noch früh am Tage. Die Maisonne warf ihre warmen Strahlen in das Zimmer, in welchem vor dem geöffneten einfachen Klavier — denn in der Fabrikation dieses Instruments hatte man es damals noch nicht sonderlich weit gebracht — eine schöne junge Dame saß. Die Noten lagen aufgeschlagen vor ihr, aber ihr Auge haftete nicht auf ihnen, so wenig ihre Hände daran dachten, die Tasten zu berühren.

Im Gegentheil, jetzt lehnte sie sich, wie träumend, in den geschnitzten Stuhl zurück, strich sich mit der einen Hand die blonde Flechte zurück, die über die hohe Stirn heruntergeglitten war, und bedeckte mit der andern die Augen, als ob nichts sie hindern solle, ganz in ihre Gedanken sich zu verlieren, nicht das verworren von der Straße herauf tönende Geräusch des die Hauptstadt durchtreibenden Lebens, noch auch das Sonnenlicht, das immer blendender vom Fenster zu ihr herüberdrang.

„Wie's wohl jetzt daheim aussehen mag? Blühen in meinem Gärtchen auch die Primeln und Veilchen? Oder ist vielleicht der Schnee noch nicht vom Mönchsberg gewichen?“ sprach sie leise vor sich hin; „und Toni?“

Sie zuckte zusammen, als ob ihr der Name, den sie eben ausgesprochen, Leid und Freude bedeute zugleich. Aber dem weiter nachzusinnen hatte sie keine Zeit, denn die Thüre öffnete sich und herein trat eine andere Dame, bedeutend älter als die vor ihr im Stuhle sitzende, aber gleich dieser vornehm in Haltung und Kleidung, so daß sie keinesfalls eine untergeordnete Stellung in diesem Hause zu bekleiden schien, wenn sie auch das junge Mädchen mit einer artigen Zuvorkommenheit begrüßte.

„Was bringen Sie mir, Emilia?“ fragte diese, indem sie sah, daß Jene ein zierlich gefaltetes Couvert in der Hand trug. „Schon wieder eine jener faden Huldigungen, eines dieser schwülstigen Madrigale oder sonst etwas, von dem Sie wissen, daß es mir immer den Morgen nach einem schönen Abend verdirbt. Und der Abend war gestern schön,“ setzte sie lächelnd hinzu. „Nicht wahr, ich hab' meine Sache gut gemacht, Emilia?“

„Besser wie je, Crescenz,“ erwiederte die Gefragte; „wenn der junge Meister Gluck es nicht bereuen darf, seine Semiramide gerade für Wien geschrieben zu haben, so hat er es niemand Anderem zu verdanken als Ihnen. Sie haben sie erst zum rechten Verständniß gebracht. Er wird wohl bald selbst kommen, Ihnen das zu sagen.“

„Er ist stets willkommen,“ antwortete die Andere leichthin. „Aber der Brief, den Sie da haben, macht mich doch neugierig“ — und sie nahm ihn aus der Hand der Ueberbringerin. „Ein gräflich Wappen? Eine feste, sichere Hand? Mir ist sie fremd.“

„Ein Diener des Grafen Schaumburg-Lippe brachte ihn eben und wartet auf Antwort,“ erwiederte Emilia aufklärend.

Ihre Gefährtin erbrach das Siegel, las flüchtig und reichte das Blatt Jener, die sichtlich in größerer Spannung als die Empfängerin selber Diese beobachtet hatte, hin.

„Warum soll ich seinen Besuch abweisen? Der Herr Graf wird kommen wie die Anderen, um sagen zu können, er habe Wien nicht verlassen, ohne die gefeierte Sentelli gesprochen und bewundert zu haben; er wird die gewöhnlichen leeren Schmeicheleien mir sagen wie die Anderen — und mein Herz wird nichts davon haben, wird öd und traurig bleiben auch wie bei den Anderen,“ brach sie bitter ab.

„Daran sind Signora aber ganz allein schuld,“ warf Emilia ein; „wie lange soll ich noch rathen und bitten, einmal einen entscheidenden Schritt zu thun, der diesem unstäten Hin- undherschwanken ein Ende setzen, mit einem festen, sichern Entschluß Ihnen gewiß Ruhe bringen würde?“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich hin und her schwanke?“ entgegnete die Sängerin lebhaft; „ich bin mir dessen, was ich thue, wohl bewußt; ich werde mich, das habe ich Ihnen so oft erklärt, von Ihnen nie bereden lassen, meiner Freiheit mich zu begeben; ich will mein Schicksal in eigener Hand behalten, bis — —“

Ueber die Stirne Emiliens zog ein finsterer Schatten. Das Mädchen bemerkte es und reichte Jener gütig die Hand.

„Seien Sie nicht böse auf mich, Signora, ich weiß, daß ich Ihnen mit meinem Eigensinn, wie Sie es nennen, wehe thue, lassen wir das jetzt; seien Sie so gut und fertigen Sie den Boten des Grafen ab, sagen Sie ihm, daß ich seinen Herrn, ganz nach dessen Wünschen, heut Abend noch erwarte.“

Emilia verließ das Zimmer. Crescenz — wir dürfen sie jetzt beim alten Namen nennen, denn wir wissen ja längst, daß die Sentelli und sie eine und dieselbe Person sind — lehnte sich in ihren Stuhl tiefer zurück und sah noch einmal in das ihr eben gebrachte Blatt.

„Arme Emilia,“ sagte sie halblaut zu sich selber, „denkst Du wahrscheinlich, daß in diesem Grafen endlich einmal Einer käme, dem es gelingen könne, das Bild vollends aus meinem Herzen zu vertreiben, zu dessen Zerstörung Du freilich Dein gutes Theil beigetragen hast und das dennoch nicht weichen will? Aber ist er es denn werth, daß ich es noch festhalte?“ zürnte sie aufspringend und im Zimmer auf und ab gehend, „drei volle Jahre nun, und keine, gar keine Kunde mehr von ihm! Sie hat eben doch Recht: vergessen und vielleicht verrathen! Was hindert mich denn eigentlich, Ja zu sagen zu einem dieser vornehmen, glänzenden Bewerber um meine Huld, die arme Crescenz, die wahrlich hoch genug schon gestiegen ist, von der Näherin von Aigen bis zur Primadonna von Wien, noch höher zu heben, zur Baronin“ — sie sah wieder auf das Blatt — „zur Gräfin zu machen?“ Sie lachte bitter. „Thörichtes Herz, daß du dich nie meistern, dir nie vorschreiben lässest vom klugen Verstand! Auch dieser Graf wird umsonst kommen!“ —

*

Wir müssen etwas zurückgehen in unserer Erzählung. Monate sind hingegangen, seitdem wir Crescenz zum letzten Mal in Venedig gesehen, am Abend ihres ersten, so berechtigten und glänzenden Ruhmestags. Ihre Gedanken waren sehnsuchtsvoll bei Toni gewesen, gleich am andern Morgen hatte sie ihm schreiben wollen, daß er nun sich aufmachen und kommen solle, sie glaubte, die Zeit sei da, daß sie ihr Versprechen löse.

Nach diesem Erfolg konnte es ihr nicht mehr fehlen, ihre Stellung mußte eine solche werden, daß sie für sich und Toni eine sorgenfreie Existenz schaffen mochte. Emilia erschrak vor dieser plötzlichen Aufwallung, die ihr um so unerwarteter kam, als sie gesehen, daß der Reiz des neuen Lebens, des künstlerischen Schaffens nicht ohne Einfluß auf Crescenz geblieben war und, wie wir früher gehört, scheinbar die im Anfang noch so lebendige Erinnerung an Toni etwas zurückgedrängt hatte. Mit Mühe gelang es ihr, der erregten Sängerin vorzustellen, daß ja ihr Engagement am Theater della Fenice noch gar nicht so ganz gesichert sei, daß es ein Hinderniß für dasselbe sein könnte, wenn sie nicht ganz allein und unabhängig in es eintreten würde, und erlangte so wenigstens das Versprechen, Toni gegenüber noch keinen entscheidenden Schritt zu thun. Die Zwischenzeit nützte nun Emilia zu ihrem Besten aus. Kein Brief Toni's gelangte mehr an Crescenz, keiner von dieser fand mehr den Weg über die Schwelle des Hauses, in welchem sie wohnten, hinaus. Crescenz konnte nichts ahnen von der List, mit der sie umgarnt war: sie konnte nur klagen und sorgen, daß sie ohne Nachricht von dem Geliebten blieb. Und in diese unbemerkt mehr und mehr sich vertiefende Herzenswunde goß nun die schlaue Italienerin das Gift des Verdachts, des Argwohns. Sie hatte ja in dem Schweigen Toni's auf alle die vielen Briefe, die Crescenz gerade in dieser letzten Zeit geschrieben, das beste Beweismittel für ihre immer und unablässig wiederholte Behauptung, daß Jener gar nicht mehr verdiene, von ihr genannt zu werden, daß er wohl längst sich über den Abschied von ihr getröstet haben würde. Und Crescenz mußte wohl anfangen, an das zu glauben, was Emilia ihr zu sagen nicht müde wurde. Sie hatte keinen Gegenbeweis gegen ihre Behauptungen, als die Einsprache ihres eigenen Herzens, das einmal merkwürdigerweise den armen Toni nicht fallen lassen wollte. Aber war eben diese Hartnäckigkeit nicht ein großer Irrthum, den der ruhig die Verhältnisse prüfende Verstand alle Tage widerlegen mußte? Dazu kam, wie Emilia, freilich gegen ihre eigene Erwartung und Hoffnung, angedeutet hatte, daß die Unterhandlungen wegen eines festen Engagements Crescenz' in Venedig wirklich nicht zum befriedigenden Abschluß gediehen. Das siegreiche Auftreten der deutschen Sängerin hatte den Neid einer italienischen Rivalin so in Aufruhr gebracht, daß sie Alles in Bewegung setzte, eine Intrigue gegen Jene anzuspinnen, die so schlau eingefädelt war, daß selbst die gewandte Emilia keine Gegenminen legen konnte und Crescenz, gekränkt und dieser Welt der Kabalen und Verdächtigungen ganz unkundig, ihrer Gefährtin vorschlug, Venedig ganz zu verlassen. Emilia ging auf diesen Gedanken leichter ein, als Crescenz selbst vermuthet hatte. Er kam ihr sogar willkommen, mußte doch der Wechsel des Ortes, das Suchen neuer Verhältnisse Crescenz wieder mehr beschäftigen und Toni ihr wieder ferner rücken.

Ein Ersatz für Venedig, und zwar ein unerwartet schneller und glänzender, fand sich auch. Der österreichische Gesandte bei der Republik hatte den Auftrag erhalten, in Italien eine erste Sängerin für die Oper in Wien ausfindig zu machen und unter den vortheilhaftesten Bedingungen zu engagiren. Er hatte Crescenz in jener Oper „Dido“, welche ihren Namen so schnell bekannt gemacht hatte, singen hören und glaubte in dem jungen Mädchen Die gefunden zu haben, die man an seinem Hofe brauchte. Und daß er sich darin nicht getäuscht hatte, das haben wir an jenem Abend, da Crescenz die neue, eigens für Wien geschriebene Oper Gluck's zu einem musikalischen Ereigniß machen half, gesehen.

Sie war nun schon über Jahr und Tag in Wien. Auf Zureden Emilia's hatte sie ihren deutschen Namen abgelegt und den italienischen, Sentelli, angenommen. Italien gab dazumal noch so den Ton in der Musik auf und außerhalb der Bühne an, daß ein in den Lauten dieses Landes klingender Name um Vieles schwerer wog als jeder andere. Emilia hatte noch eine andere Absicht bei dieser Umtaufe ihrer Gefährtin, sie schnitt Toni, wenn er je den Versuch machte, zu ihr dringen zu wollen, mehr als vieles Andere den Weg ab. Wer suchte unter der gefeierten Primadonna Sentelli die einstige Näherin von Aigen?

Und gefeiert, verehrt, umschwärmt, begehrt war diese Sentelli. Der Hof war ihr gnädig gestimmt, die Kaiserin würdigte sie ihrer besondern Gunst, die vornehmsten Kavaliere rechneten es sich zur Ehre an, von ihr empfangen zu werden. — Ihre Gemächer waren oft der Sammelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft. Und in dieser bewegte sie sich wie eine Königin, überall hin freundlich, mit bezaubernder Anmuth sich zeigend, die Huldigungen annehmend, die man ihr darbrachte, aber mit keinem Worte, keinem Blicke sich etwas vergebend, in nichts aus dem Rahmen echtester, unnahbarer Weiblichkeit heraustretend. Aus den Gesprächen jener Kavaliere haben wir es ja gehört, daß keiner sich der besondern Gunst der schönen Sängerin rühmen, aber keiner auch über die Mißachtung seitens derselben klagen konnte. In einer vielfach so leichtlebigen, manche Verhältnisse und manche Sitte leichtnehmenden Gesellschaft war eine Erscheinung wie Crescenz jedenfalls eine Seltenheit; auch die Leichtsinnigsten konnten nicht ohne eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu von ihr reden, wagten gegen sie kein zweifelhaftes Wort, mit dem sie es vielleicht einer hochadeligen Dame gegenüber nicht so genau nahmen.

Emilia hatte erreicht, was sie ersehnt, was sie mit der Entführung der jungen Salzburgerin aus ihrer stillen Heimat bezweckt hatte. Hatte sie, wie es in der That der Fall war, große Opfer für Crescenz gebracht, so waren sie ihr nun reich vergütet; bewundernd mußten oft selbst ihre Augen an ihrem Schützling hängen. Was war aus dem einfachen Mädchen geworden! Zu welcher Prachtblüte hatte sich die zarte Knospe erschlossen! Und das war mit ihr Werk! Wenn auch Emilia viel zu sehr selbst Künstlerin war, um nicht einzusehen, welch' ungemein große natürliche Begabung in dem schlichten Gebirgskind gelegen war, so daß es nur des weckenden Sonnenstrahls bedurfte, um den schlummernden Keim zur Reife zu bringen, so durfte sie sich doch sagen, daß sie es gewesen, die zu jenem Sonnenstrahl verholfen.

Crescenz wußte das auch und war ihr dankbar dafür. Sie hatte die Umgebung Emilia's nie eigentlich als eine Last gefühlt. Sie gönnte es dieser und war froh, dazu beitragen zu können, daß sie sich in diesen glänzenden Kreisen, in diesem unstäten Leben bewegen konnte, das die Italienerin mehr liebte als sie selbst. Hatten sich auch im Laufe der Zeit und namentlich hier in Wien die Verhältnisse anders gestaltet, als sie zu Anfang des ersten Auftretens der jungen Sängerin und in Venedig geartet waren, wo, wie wir gesehen, Crescenz sich mehr zurückhielt, und war selbstverständlich nun und überall diese der Mittelpunkt der Gesellschaft, so konnte sich doch Emilia niemals über eine Vernachlässigung oder Zurücksetzung seitens ihrer Gefährtin beklagen: man gab ihr allseitig die Würde einer ersten Gesellschafterin, ja, man suchte ihre Gunst, denn sie konnte doch am Ende Einem oder dem Andern den Weg zu der Unnahbaren bahnen helfen.

Und Emilia hätte vielleicht die hülfreiche Hand nicht abgewiesen. Sie wußte ihren Einfluß auf Crescenz schon so gesichert und fest begründet, daß sie nicht fürchten durfte, daß ein anderer, der eines begünstigten Liebhabers oder auch künftigen Gemahls, ihr viel Beeinträchtigung bringe, ihr den Genuß dieses sie nun ganz befriedigenden Lebens schmälern würde. Im Gegentheil, eine solche Verbindung, und wenn's nur eine merkliche Neigung für den oder jenen Bewunderer der Gefeierten wäre, konnte ihr nur förderlich sein, sie vor der Furcht, deren sie immer noch nicht Herr werden konnte, der vor Toni, zu befreien.

In dieser Beziehung war eben Emilia der Gefühle Crescenz' noch immer nicht sicher. Was sie hatte thun können, diese von Toni abzuleiten, das hatte sie, wie wir gehört, gethan. Crescenz sprach nie mehr von ihm, aber der traurige Ernst, der sich manchmal über ihr schönes Gesicht lagerte, die fortwährende Sprödigkeit, die sie Allen und Jedem entgegensetzte, beunruhigte Emilia mehr, als sie sich selber eingestand. So konnte ihr der angekündigte Besuch des Grafen Schaumburg nicht unangenehm sein, war ihr doch Jeder willkommen, der ihr eine, wenn auch nur geringe Hoffnung gab, Crescenz' ihr nachgerade unheimliche und unerträgliche Ruhe zu stören.

(Schluß folgt.)

Die Kunstbutter.

Oleomargarin oder „Ochsenbutter“, wie man dasselbe sehr bezeichnend in Amerika nennt, ist in Folge Beschlusses des Vereinigten Staatenkongresses von einer aus Chemikern und Mikroskopikern bestehenden Kommission einer eingehenden Prüfung unterzogen worden, damit festgestellt werde, ob es als zweckmäßiges Nahrungsmittel betrachtet werden kann. Die Kommission begab sich kürzlich nach der in New-York am Fuße der 49. Straße und North River belegenen Commercial Manufacturing Comp., woselbst täglich circa 50,000 Pfund Oleomargarin bereitet werden, um sich von der Art und Weise der Zubereitung durch den Augenschein zu überzeugen. Sie sah, wie das rohe Fett von Fleischtheilen ꝛc. befreit, dann durch Wasser gereinigt und hierauf in eine Anzahl von Kesseln zum Schmelzen gebracht wurde. Durch den bei etwa 120 Grad Fahrenheit vor sich gehenden Schmelzungsprozeß tritt das Oel und Stearin nach oben, während die faserigen, unbrauchbaren Bestandtheile zu Boden sinken. Das Oel und Stearin wird dann in granulirtem Zustande in hydraulischen Pressen einem starken Druck ausgesetzt, wodurch das Oel (Oleomargarin) abtropft, während das Stearin zurückbleibt. Auf je 100 Pfund Oel werden dann 30 Prozent Milch zugesetzt und das Ganze in mit klargestoßenem Eise gefüllten Behältern rasch in feste Form gebracht, nachdem man vorher noch einen leichten Farbstoff zugesetzt hat. Dann wird die Masse, um sie kompakter zu machen, in Handpressen gepreßt und ist zum Gebrauch fertig. Die Kommission gab folgendes Gutachten ab: Als Nahrungsmittel ist Oleomargarin ebenso dienlich wie Butter, die aus Kuhmilch hergestellt wird; es ist schmackhaft und gesund, kann billiger als Butter verkauft werden und ist, da es weniger lösliche Fette wie Butter enthält, dem Ranzigwerden nicht so leicht ausgesetzt.



Anekdoten und Witze.

Wie vor 130 Jahren bei den Mädchen Geographie gelehrt wurde. (Wörtlicher Abdruck aus: „Kurzgefaßte Kinder-Geographie, das ist: Versuch einer catechetischen Lehr-Art, vermittelst welcher die Homannischen illuminirten General- und Spezial-Charten benebst den vornehmsten Merkwürdigkeiten der Erd-Beschreibung bey Erlernung der Historie einem Kinde von 9 oder 10 Jahren in kurzer Zeit mit Lust können bekannt gemacht werden, wenn des Tages nur eine Stunde zu diesen zwey schönen Wissenschaften angewendet wird, vor adeliche und bürgerliche Jugend, wie auch vor junges Frauenzimmer aufgesetzet und ans Licht gegeben von Gottlieb Endesfelder, der Evangelischen Schule zu Friedland in Schlesien erstem Rektor. Breslau, bey Johann Jakob Korn, 1759.")

1. Welches ist eine von den galantesten Wissenschaften in der Welt?

Die Geographie, lat. Geographia.

2. Soll ein junges Frauenzimmer zur Geographie angeführet werden?

Allerdings.

3. Warum denn?

Sie lernet von der Welt klüglich urtheilen.

4. Was ist den Kindern aus der Geographie beyzubringen?

Merkwürdige Sachen, die sie in Verwunderung setzen.

5. Wem ist ein Mensch zu vergleichen, der die Geographie nicht verstehet?

Einem Blinden, der stets im Finstern wandeln muß.

6. Wem mehr?

Einer Glocke, die keinen Klöppel hat.

7. Wem noch mehr?

Einer albern Ganß, und dummen Kuh, die sich um ihr Futter kümmern.

8. Was muß man bei Erlernung der Geographie zur Hand haben?

Eine Land-Charte.

9. Wer führte die Land-Charten in Egypten ein?

Der König Sesostres.

10. Auf was für einem Wagen fuhr er?

Auf einem güldenen Wagen.

11. Wer mußte diesen Wagen statt der Pferde ziehen?

Vier gefangene Könige, die er angespannet hatte.

U. s. w. u. s. w.

Von den vornehmsten Theilen des Erdreichs.

1. Was ist eine Insul?

Ein Stück Land, das mit Wasser umgeben ist.

2. Was giebet es vor Insuln?

1. Grosse Insuln. 2. Mittelmäßige Insuln. 3. Kleine Insuln.

3. Welches sind die höchsten Berge in der Welt?

1. Athos (Monte Santo) in Macedonien.
2. Der Picu auf der Afrikanischen Insul Teneriffa.

4. Was vor hohe Berge sind mehr merkwürdig?

1. Der Gleicher-Berg in der Schweitz.
2. Ararath in Armenien, auf welchen sich die Arche Noah niedergelassen hat.
3. Parnassus, der höchste Berg in Griechenland.
4. Libanon zwischen Syrien und Judäa.

5. Was für hohe Berge sind in Teutschland zu merken?

1. Der Bloxberg auf dem Harz-Wald.
2. Der Hörselberg auf dem Thüringer-Wald unweit Eisenach.
3. Der Koppelberg bei der Stadt Hameln im Hannöverischen.

*

Humor im fünften Stock.

Gläubiger: Wie oft soll ich fünf elende Treppen zu Ihnen hinaufsteigen, um endlich mein Geld zu erhalten?

Schuldner (zornig): Glauben Sie vielleicht, ich werde mir wegen meiner Gläubiger eine Wohnung im ersten Stock miethen?

*

Ein französischer Reisender will, dem „Figaro" nach, folgende Szene an der Gebietsgrenze der beiden kriegführenden Mächte des bis jetzt noch sagenhaft russisch-chinesischen Krieges erlebt haben. Die Chinesen waren siegreich auf russisches Gebiet gedrungen. Ein chinesischer Offizier geht stolz die Straße einer kleinen Stadt entlang, tritt in ein russisches Haus und sieht die hübsche Frau des Besitzers.

„Zum Teufel!" sagt er zu dem Russen, „Deine Frau ist ja allerliebst! Ich nehme sie natürlich mit!"

Gesagt, gethan. Widerstand wird auf keiner Seite geleistet.

Still steigt darauf der Russe auf den Boden seines Hauses, öffnet die Luke und schaut melancholisch dem scheidenden Paare nach. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust und er ruft: „Es ist zwar der Landesfeind, aber doch immerhin ein Mensch, und ich darf ihn bedauern!" und mit dem schmerzlichen Ausruf: „Armer Chinese!" schloß er das Fenster.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 539:

Gortschakoff.

Charade.

1.

Ein Kindlein braucht's von treuen Mutterhänden,
Als Warnungsruf hört man's den Knaben spenden.

2.

Auf hohem Berge pfleg' ich stolz zu stehen,
Laß kühn mein Banner durch die Lüfte wehen.

1 u. 2.

Auf wald'ger Höh' im Sachsenlande thront
Mein Ganzes, drin ein großer Mann gewohnt.

L. F.

Auflösung des Logogriphs Seite 539:

Galgant, Kalkant.

Kleine Korrespondenz.



Dr. A. N... „Römer, Still und bewegt" ist im ersten Bande dieses Jahrgangs der Romanbibliothek noch nicht vollständig. van Dewall's neuester Roman: „Nadina" wird in einer der nächsten Nummern der „Romanbibliothek" beginnen.

Hrn. Farmen in Heims.... Ein solches Mittel ist Aufsaugen des Tintenflecks und schnell trocknen.

Hrn. Erich Oeser in Dr. 1) Kambly's Mathematik und Algebra, Breslau, Hirt. 2) Reiser's Klavierschule, Stuttgart, Hallberger.

Abonnent in Düben. Wie man das Horn von Pferdehufen polirt, zu Zieraten, gehört nicht in den Fragekasten der „Illustr. Welt". Wenden Sie sich an die Redaktion der „Industrieblätter" in Berlin, vielleicht erhalten Sie dort darüber Auskunft.

H. in Aachen. Als Pendant zu „Schäfers Heimkehr" empfehlen wir Ihnen: „Großmuttersegen", und zu: „Die ereilten Flüchtlinge" die Prämiengabe: „Der Gang zur Kirmeß". Preis M. 1 pro Stück.

Hrn. J. M. in Görlitz. In Ihrer Nähe. Max Raphael, Glimmerwaarenfabrik in Breslau, stellt Thon und Glimmerschiefer für Anstriche her.

Hrn. Richter in Br. Die Galläpfel mit dem Wasser kochen, dann, wenn einige Zeit gestanden, das Uebrige hinzugethan und umgerührt, bis es sich aufgelöst hat, und schließlich von dem Satz abgießen. Versuchen Sie es zuerst mit einer kleinen Portion.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Mathilde Bertholdi, Leipzig; Alwine Strahl, Berlin; Maria Gros, Wohlau; A. Rosenthal, Lodz; Marie Kettner, Ignac, Prag; „Tante Badecker", Hamburg; Josefine Mauker, Wien; Hrn. A. Mushövel, Barmen; G. Gyurkfovec, Alfo-Kubin; K. Ledlacek, Znaim; E. in Wettmar, J. F. Wiesner, Teschen; M. Wagener, E. Bienwald, Warmbrunn; J. A. Meßner und K. Rodloff, Oels-Döberney; W. Will, Schwedt.

Frln. Cornelie v. d. B. in Holland. Einbanddecken zu Jahrgang 1878—1879 der „Illustr. Welt" können Sie beziehen zum Preis von 1 Mark 70 Pf. pro Stück.

Abonnent in Danzig. Wir können darüber nicht Auskunft geben, weßhalb Ihr Kreuzschnabel die rothe Farbe verloren.

C. F. Sch. Vielfach die Ansicht berühmter Physiologen und berühmter praktischer Aerzte.

Herr R. D. in W. will wissen, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen man in den deutschen Beamtenverein eintreten kann und wo derselbe seinen Sitz hat. Vielleicht weiß einer unserer Leser da Auskunft.

H. in Lingen. Durchaus nicht strafbar.

Hrn. A. D. in Burtscheid. Wo ist das Buch erschienen und wann? — Sonst können wir darüber nicht Auskunft geben.

A. T. R. in M. Allgemeines Fremdwörterbuch von T. W. Looff, Langensalza, Beyer.

Abonnent in Ulm. Wie Billardbälle gefärbt werden, ist eine speziell technische Frage, welche die Redaktion der „Chemikerzeitung" in Koburg vielleicht beantwortet. Die „Illustr. Welt" trägt ja deutlich auf dem Umschlag zu lesen, was Sie vermissen.

R.-B. in Zoffingen. Jeder Apotheker gibt Ihnen diese Auskunft.

Abonnent K. Auf eine Klage müßte der Wirth gewichtige Gründe angeben können — sonst nicht.

Abonnent in R. Ja! R. Levi, Antiquar in Stuttgart, wird Ihnen das Gewünschte besorgen.

Abonnent in Freiburg. 1) Allerdings aus Kautschuk. Die Zahntechniker stellen solche dar. 2) Kann nur nach ärztlicher Untersuchung beantwortet werden.

Hrn. J. T. in L. Schultafellack können Sie beziehen z. B. durch Gebr. Spangenberg's Lack- und Firnißfabrik in Mannheim.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. C. G. in X. und langjähriger Abonnent in Mistoler. Gegen chronische Verschleimung der Nase empfiehlt sich die Anwendung der Nasendouche, und wird mittelst derselben lauwarmes Salzwasser (1 Theelöffel Seesalz auf 1 Liter Wasser) über die Nasenschleimhaut geleitet.

Hrn. C. G. in X. Zur Beseitigung von Verschleimungen aus Lungen und Luftröhren dienen Inhalationsapparate, welche man mit Gebrauchsanweisung von der Firma Gebrüder Weil in Frankfurt a. M. beziehen kann.

Hrn. W. B. in Anklam. Nur auf dem Wege der Privatkorrespondenz möglich, Rath zu ertheilen.

Alter Leser in Wangen. Wenden Sie sich an Herrn Denhardt sen., Sprecharzt in Burgsteinfurt in Westphalen, einen im Heilen des Stotterns sehr erfahrenen Mann.

Hrn. R. L. in T. Echte Kumismilch (aus Stutenmilch bereiteter Kumis) ist unseres Wissens augenblicklich in Deutschland nicht zu haben. Früher existirte in Wiesbaden eine Anstalt zur Bereitung dieses Präparates.

Dora S. in Chemnitz und Steffan M. in Köln. Bepudern der Nase mit feinem Reispulver ist empfehlenswerth.

Hrn. F. B. in Essen. Wenn die nassen Flechten auf einem Ekzeme beruhen, was jeder erfahrene Arzt beurtheilen kann, so rathen wir Ihnen, zur Heilung desselben die nässende Fläche der Haut täglich mit feinem Zinkpulver (flores zincie) durch Vermittlung eines Baumwollenbällchens zu bestreuen.

Hrn. H. L. in Frankfurt a. M. Abreibungen mit feiner Sandseife oder feinem Sande sind allerdings für solche Hautkrankheiten empfehlenswerth, wo es sich um mechanische Entfernung von Unreinlichkeiten handelt.

Hrn. W. G. in Wetzikon. Die Maschine, welche gegen den Schreibkrampf empfohlen wird, besteht in einem eigenthümlich geformten dicken Federhalter, dessen Anschwellung in die hohle Hand paßt, so daß die Finger nicht in die den Schreibkrampf bedingende gekrümmte Stellung verfallen können. Derartige Apparate können Sie von dem Instrumentenmacher Dröll in Frankfurt a. M., Friedensstraße, beziehen.

Hrn. Peter P. in M. Die angefragten Heilmittel gegen das Ausfallen der Haare können wir nicht empfehlen.

Erdbeere an der Elbe. 1) Auffallende Narben können nur auf chirurgischem Wege, durch Ausschneiden, beseitigt werden. 2) Die sogenannten „ausgefressenen" Zähne müssen von einem tüchtigen Zahnarzte gereinigt und mit Plombe ausgefüllt werden.

Hrn. F. P. in Stuttgart. Wer mit der betreffenden Hautkrankheit behaftet war, muß seine Kleider einer bedeutenden Hitze aussetzen lassen, bevor er sie wieder anzieht. Am besten ist, dieselben werden in einen heißen Backofen gelegt und mehrere Stunden darin belassen. Auf den Abtheilungen für Hautkranke in Hospitälern sind eigene Vorrichtungen für Desinfektion der Kleider eingerichtet. Sie können daher auch die Kleider dort desinfiziren lassen.

Hrn. H. T. in Küstrin. 1) Mitesser werden am besten durch Ausdrücken beseitigt. 2) Als bestes Zahnreinigungsmittel empfehlen wir neutrale medizinische Seife, die mit etwas gepulverter Kreide vermengt ist.

Hrn. E. M. in Odessa. Eine schon haselnußgroß gewordene Warze wird am besten auf chirurgischem Wege, durch Ausschneiden, beseitigt.

Aerztliche Anfragen

in allen Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die „Aerztliche Korrespondenz" eignen, vermittelt die Redaktion unter verschlossenem Couvert an den ärztlichen Mitarbeiter dieses Blattes zur Erledigung auf dem Wege der Privatkorrespondenz.

Anfragen*).

33) Wie schützt man Rosenstöcke in den Gärten vor Ameisen?

Fr. G. in Wels.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Revue des Modes Parisiennes

erscheint am 1. und 15. jeden Monats mit französischem und deutschem Text 1 Bogen stark in Folioformat und bringt im Laufe eines jeden Vierteljahres drei fein kolorirte Original-Gruppenbilder von je **sechs Figuren, vier Kostüm-** und **zwei Hutbilder,** zahlreiche in den Text gedruckte Holzschnitte, sowie alle Monate abwechselnd einen Schnittmusterbogen und ein in natürlicher Grösse zugeschnittenes Muster.

Expedition für Pariser Moden-Journale
761 Verlag von **Hoffmann & Ohnstein** in **Leipzig.**

Illustrirtes Familien-Journal.

Preis pro Vierteljahr 3 Mk. Einzelne Nummern 60 Pfg.

Probe-Nummern sind vorräthig in allen Buchhandlungen, die, sowie alle Postämter, Abonnements annehmen.

Kanarienvögel — Bei meiner Art der Wartung habe ich stets vorzüglich singende **Kanarienvögel** abzugeben. Preise ermiedrigt.
R. Maschke,
687 **St. Andreasberg** im Harz.

Julius Gertig,
Fonds- u. Lotterie-Geschäft,
Hamburg. 599

Devise: „Und wiederum hat Gertig Glück!" — Prospekte gratis und franko.

Böhmens Schatz!

Püllnaer

Natur-Bitterwasser

zum Wohle u. Heile für Gesunde u. Kranke!
(Preisgekrönt zu **Philadelphia** 1876 und zu **Paris** 1878.)
Seit **100** Jahren bewährt als das **gesündeste Auflöse-Abführmittel und als der beste Wächter der Gesundheit und des Lebens!**
Verkauf überall.
Die Gemeinde-Bitterwasser-Direktion in Püllna (Böhmen), 774
Anton Ulbrich, Sohn des Gründers.

Ist der Zustand eines Leidenden auch besorgnißerregend oder scheinbar hoffnungslos, so wird er aus dem Buche **„Praktische Winke für Kranke"** neue Hoffnung schöpfen u. volles Vertrauen zu einem Heilprincip gewinnen, welches sich durch große **Einfachheit,** ganz besonders aber durch **nachweisbare Wirksamkeit** auszeichnet. Die in dem Buche: Praktische

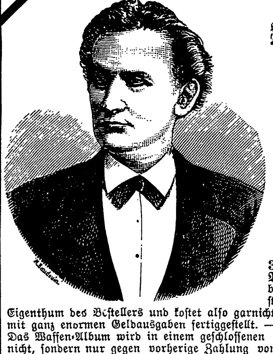
Winke für Kranke

abgedruckten Briefe glücklich Geheilter beweisen, daß selbst solche Kranke noch die ersehnte Heilung fanden, welche anderweitig vergeblich Hilfe suchten. Obiges Buch kann daher **allen Leidenden** wärmstens empfohlen werden, umsomehr als auf Wunsch die Cur brieflich und **unentgeltlich** durch einen **praktischen Arzt geleitet wird.** Die Mittel sind überall leicht zu beschaffen; ein Versuch fast kostenlos. Gegen Franco-Zusendung von 20 Pf. zu beziehen durch **Th. Hohenleitner** in Leipzig und Basel.

Raubvögel, Ratten oder Katzen, welche den Tauben nachstellen, schießt man am Besten mit einem **Teschin (ohne Knall).** Ich führe 18 verschiedene Sorten (siehe Album Seite 17) und habe stets 5 bis 600 Stück auf Lager im Preise von 12 bis 50 ℳ.

Mein ALBUM

Ueber 200 Sorten von Revolvern (alle Systeme der Welt) im Preise von 6 bis 300 Mark. Siehe Album Seite 3 bis 16.



☞ Soeben erschien mein großartiges **Waffen-Album!** Dasselbe ist fein brochirt, 50 Groß-Quartseiten stark und enthält:

1. Die Entstehung und Entwickelung meines Geschäfts bis auf den heutigen Tag.
2. Die besten **Modelle von Hinterlader-Scheibenbüchsen.**
3. Ueber **500 Waffensorten** und **Jagdartikel;** Erklärungen und Belehrungen über Systeme, welche zu empfehlen sind. — Die Waffensorten sind alle bildlich dargestellt, ganz genau erklärt und mit festen, billigst gestellten Preisen versehen.
4. **18 neue humoristische Gedichte** nebst Illustrationen, sowie diverse declamatorische Vorträge, z. B. „Hippolit's Besuch bei Cetewayo, König der Zulukaffern." — Die Bilder sind von den 2 besten Zeichnern Berlins angefertigt. — Die Gedichte und Vorträge sind von solchem urwüchsigem Humor, daß der größte Hypochonder sich stundenlang vor Lachen schütteln muß.
5. Warum ich annoncire oder in den Zeitungen schreie! (wie mancher altmodische Geschäftsmann sich ausdrückt!) — Siehe Seite 35 meines Waffen-Albums.
6. Das großartige Titelbild **„Berliner Sonntagsjäger",** dazu ein urkomisches Gedicht vom Possendichter **Martin Böhm.**
7. Einige scherzhafte Gedichte von sehr gelehrten, hohen Personen!

Ich versende dieses Waffen-Album **nur gegen vorherige Caution von 3 Mark;** dieses Geld erhält jeder Käufer zurück. — Ich füge diesem **Waffen-Album** nämlich einen Coupon bei, welcher bis zum Jahresschluß seine Gültigkeit behält und kann derselbe beim Einkauf von Waffen oder sonstigen Jagdartikeln stets mit 3 ℳ in Abzug gebracht werden. Das **Waffen-Album** aber bleibt Eigenthum des Bestellers und kostet also garnichts. — Ueber 2 Jahre habe ich an diesem **Waffen-Album** studirt und dasselbe mit ganz enormen Geldausgaben fertiggestellt. — Kein Waffenhändler der ganzen Welt vermag etwas derartiges aufzuweisen! — Das Waffen-Album wird in einem geschlossenen großen Acten-Couvert versendet. — Gegen Nachnahme versende ich dieses Album nicht, sondern nur gegen vorherige Zahlung von 3 ℳ. Ausländisches Papiergeld und Briefmarken aller Länder nehme ich stets in Zahlung. — Ich bemerke noch, daß ich auch Bolzenbüchsen und sogenannte **englische Jagdwindbüchsen mit neu erfundener Luftpumpe** führe! — Mit diesen Jagdwindbüchsen schießt man hintereinander 12 bis 15 Schuß, Kugel und Schrot ohne Knall.

HIPPOLIT MEHLES. General-Waffen-Dépôt. Berlin.

Echte Briefmarken

100 versch. 1,00. 200 versch. 2.50. 1000 ord. gemischt 1.50. 1000 ff. gem. 3,00 lief. fr.
784 **F. Gehne,** Tangerhütte b. Magdeb.

Blasen- und Nierenstein

heilt sicher und schmerzlos ohne Operation, auch brieflich, bei mäßigem Honorar **C. Dummer, Berlin** S., Stallschreiberstr. 57. 787

G. L. Daube & Co.,
Central-Annoncen-Expedition der deutschen und ausländischen Zeitungen,
Frankfurt a.M., Berlin, Wien, Zürich, Paris etc. etc.

WIE stillt man d. Ausfallen der Haare sofort? **WIE** beseitigt man abnorme Röthe der Nase? Wissensch. Abh. à 20 ₰. d. Verl. d. Union, Dresden.

Empfehle Ihnen mein Universal-Vertilgungs-Pulver zur Vertilgung aller Arten **Ratten, Feld- u. Hausmäuse, Maulwürfe, Hamster, Schwaben, Kakerlaken, Feuerwürmer, Heimchen, Ameisen** — alle diese Arten Ungeziefer tödtet ein und dasselbe Pulver — welches alle sonstigen Vertilgungsmittel übertrifft. Es wird nur gestreut, auch bei nützlichem Vieh, ohne diesem zu schaden; dabei tödtet 1 Pfund von meinem Pulver mehr Ungeziefer als 2 Pfund von anderen Präparaten, worüber ich Zeugnisse aus allen Gegenden Deutschlands vorlegen kann. Ich versende auf Bestellung à Pfund zu 1 ℳ 50 ₰., 5 Pfund zu 6 ℳ, 10 Pfund zu 10 ℳ.

Von **Wanzen** sammt der **Brut** kann ich Sie radikal, also gründlich, durch mein Mittel, auch brieflich, unter Garantie innerhalb zwei Stunden gegen mäßiges Honorar befreien.

L. Grimmnitz, concess. Kammerj., **Rostock.**

Zur **„Weinbereitung"** aus frischen und getrockneten **Weintrauben,** anderen **Früchten** u. **gesunden** Stoffen — sowie **Veredlung** anderer Weine — nach 20jähr. fortschreitend verbesserter **Selbstpraxis,** erth. Anleitung, Spezialrezepte 2c., deßgl. für sämmtl. **„Getränke", äther. Oele, Essenzen, Essige, Essigsprit, Spiritus, Preßhefe, Nahrungs- u. Genußmittel — alles** mit strenger Rücksicht auf **Gesundheit** und Billigkeit.

Allgem. **„Erwerbs-Katalog"** gratis.
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.,
Populäres Polytechnikum. 788

PULSOMETER

Der ächte



Neuesten Modells mit neuesten Verbesserungen des Erfinders

C. Henry Hall

BERLIN C., Neue Schönhauserstrasse No. 16.

Bei der allgemeinen Wiederbelebung der Geschäfte, welche sich auf allen Gebieten bemerkbar macht, und bei der Wiederaufnahme vieler lange Zeit eingeschlummerten Unternehmungen sind die inzwischen gemachten Fortschritte in Erfindungen und Verbesserungen sehr wohl zu beachten, welche geeignet sind, die Erreichung von Erfolgen zu erleichtern und mehr und mehr zu sichern.

Unter den wichtigen Erfindungen, welche trotz der Flauheit der letzten Jahre fortwährend mehr und mehr in der Gunst des Publikums sich befestigt haben, steht der Pulsometer in erster Reihe und hat sich ungeachtet aller früheren gegenseitigen Voraussagen als der beste Freund und Förderer aller Unternehmungen erwiesen, welche auf die Verwendung von Flüssigkeits-Hebe-Apparaten angewiesen sind. Unter der Führung seines energischen Erfinders, welcher seine Fabrik und sein Central-Bureau seit nunmehr fast drei Jahren in Berlin hat, ist der Pulsometer zur weitesten Verbreitung gelangt und das Wort „Pulsometer" bereits in allen Theilen Europas ein bekanntes und allgemein gebräuchliches geworden. Der Pulsometer ist in Anwendung für Gruben, Eisenbahnen, Schiffe, Zucker-, Papier- und chemische Fabriken, Brauereien, Färbereien, Bleichereien, Lohgerbereien, Ziegeleien, Gaswerke, Bäder, Be- und Entwässerungen, zum Heben von Papierstoffen, von Säuren, Oelen, Syrup, Theer, für Brunnen, Wohnungen u. s. w., und hat sich überall als der einfachste, in Anschaffung und Betrieb billigste Apparat der Welt zum Heben von Wasser und jeder anderen Flüssigkeit erwiesen. Es sind nunmehr über 2000 Pulsometer im Betriebe, welche sämmtlich zur höchsten Befriedigung der Besitzer arbeiten.

Neue Prospekte, Preis-Courante mit ermässigten Preisen und ein Buch mit ca. 300 Bewährungs-Attesten, sowie jede gewünschte weitere Auskunft werden auf Verlangen und Anfragen sofort gratis und franko ertheilt.

Bemerkung: Es wird bemerkt sein, dass einige Personen und Firmen, welche, ohne Berücksichtigung der Schwierigkeiten, davon die richtige Herstellung des Pulsometers viele bietet, nur an den Erfolgen des Erfinders mit zehren wollen, ohne an dessen Mühen und Opfern sich betheiligt zu haben, Pulsometer ihrer Konstruktion ankündigen; dieselben sind aber nur Nachahmer, haben für die Berechtigung ihrer Reklamen keinerlei Nachweise und können sich auf nichts weiter als die luftigen Behauptungen ihrer eigenen Prospekte berufen. Es ist desshalb wohl zu bemerken, dass es nur einen ächten Pulsometer gibt, dessen Erfinder für denselben Gewähr leistet und genügendes Kapital und die ehrliche Absicht hat, seine werthe Kundschaft nicht nur in der coulantesten Weise zu bedienen, sondern auch für die Erfüllung seiner Garantieen Sicherheit zu bieten, wie er denn endlich auch mit seiner langen und vielseitigen Erfahrung stets in der Lage und bestrebt sein wird, wirkliche Verbesserungen seiner Erfindung früher, als seine blossen Nachahmer, zu machen und anzuwenden.

770 **C. Henry Hall.**

Das Rütli. Liederbuch für Männergesang. 465
17. Auflage.
68 Seiten in 8°. Geh. Preis nur ℳ 1.80 ₰.

Die **17. Auflage** dieser **unbestritten reichhaltigsten** u. **billigsten Sammlung** von **233** der **auserlesensten Männerchöre** in Partitursatz sammt **35** bekannten **Volksliedern** ohne Noten hat soeben die Presse verlassen und ist durch alle Buch- u. Musikhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen. Inhaltsverzeichnisse gratis u. frko.
Verlag v. **J. J. Sonderegger, St. Gallen** (Schweiz).

Der Haarschwund. Aerztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut. Anatomische, physiologische und pathologische Beobachtungen am menschlichen Haarwuchse, sowie die rationelle Pflege des gesunden u. kranken Haares nebst kosmetischen Regeln. 130 Seiten Text, deutsche u. französische Ausgabe, ist gegen Retourmarke gratis-franco zu beziehen vom Verfasser:
Edm. Bühligen, Leipzig.

Bode & Troue, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,
empfehlen:



Diebessichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Chubbschloß.

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Länge cm.	14	16	20	24	30	35	40
Breite cm.	10	12	15	18	20	25	30
Höhe cm.	6	8	8	10	11	12	14
Preis ℳ	9,50	10,50	13,50	19,50	24	32	40

inkl. Verp. in einer Kiste.

Fein lackirt und zum Festschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Preis ℳ	11,30	12,30	15,50	21,50	27,50	35,80	44

Preiscourant gratis u. franko. 682

Erwerbs-Katalog {für Jedermann **gratis.** 590
Wilh. Schiller & Co., Berlin O.

Für Männer

jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aerztlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt verschickt franko verschlossen gegen Einsendung von 50 ₰. in Briefmarken
709 Generalagent **Bujatti** in **Nürnberg.**

Klinik, v. Staate konz. Ganz besonders günstige Erfolge bei Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte gratis.

Finnen, Wimmerln

zerstreut stehende, rothe harte oder in Eiterung übergehende Knötchen entfernt unter Garantie mein an mir selbst erprobtes kosmetisches Schönheitswasser. Mit Gebrauchsanweisung und Verhaltungsmaßregeln. à Flac. 3 ℳ.
Römhild in Thüring. **J. Rottmanner,** Apoth.

Galvanische Niederschläge

von den in meinen Journalen **„Ueber Land und Meer"** und **„Illustrirte Welt"** erschienenen Illustrationen werden fortwährend zum Preise von 10 Pf. pr. Quadrat-Centimeter abgegeben.
Stuttgart. **Eduard Hallberger.**

Ashworth's patentirte amerikanische Stahl-Kopfbürste.



Die wunderbar glatt geschliffenen Stahlborsten verursachen beim Gebrauch ein wohlthuendes, erfrischendes Gefühl, reinigen den Kopf à perfection von Schuppen und Schinnen, regeneriren die Kopfhaut und kräftigen den Haarwuchs. Wer einmal mit dieser Bürste einen Versuch gemacht, wird sich nie wieder einer andern bedienen wollen.

	Japan-Lack			Verziert		Elfenbein	Japan-Lack		
Nro.	8	9	10	8 und 9		8 imitirt	9	10	11 ohne Stiel
ℳ	2. 50.	3. 50.	4. 50.	3. —	4. —	4. —	3. —	4. —	5. —

Jede Bürste in einem eleganten Karton. — Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Albert Neumann, 75 Steinstrasse, Altona.

In demselben Depôt:

Ashworth's patentirte amerikanische **Stahl-Pferdebürste.**

Von wissenschaftlichen, sowie Fachblättern als das beste bis jetzt Existirende empfohlen.
Nro. 20 ℳ 3. —, Nro. 24 ℳ 4. —, Nro. 28 ℳ 5. — 757

Für Stotternde!

Dem Hrn. Sprachlehrer **Mosetter** in Karlsruhe bezeuge ich mit Vergnügen, daß er den 17jähr. Anton Luft von hier in der auffallend kurzen Zeit von 4 Wochen von dem Sprachfehler d. Stotterns, welcher bei d. Genannten d. höchsten Grad erreicht hatte, **vollständig** geheilt hat.
Mosbach i. Baden.
759 Großh. Bezirksarzt **Wolf.**

Männer von Fach stimmen — gestützt auf Experimente — mit uns überein, daß eine abgeschlossene Luftschichte das allein richtige Bekleidungsmittel ist. Unsere

netzgeknoteten Luftunterkleider

sind daher in Zeugnissen ärztlicher Autoritäten als die gesundesten, angenehmsten, dauerhaftesten, reinlichsten und billigsten Unterkleider bezeichnet worden.
Prospekte und Zeugnisse gratis.
771 **Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.**

Stotternde, welche andere Anstalten ohne Erfolg besuchten, finden Heilung in der Sprachheilanstalt von **Rudolf Denhardt** in **Burgsteinfurt. (Genaue Adresse.)** Prospekt mit amtl. Attesten gratis. Heilverfahren mehrfach staatlich ausgezeichnet, **nicht** Taktmethode. (Siehe Aufsatz in Nr. 13 und 35 [pag. 580] der Gartenlaube, Jahrg. 1878 und Nr. 5 Jahrg. 1879.) **Honorar nach der Heilung.** 746



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 44. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Die beiden Russinnen.

Roman von **Joh. van Dewall.**

(Fortsetzung.)

XXIX.

Es kam nachher auch ganz, ganz anders, lieber Leser, als ich es gedacht hatte. — Nach allerlei Leiden und Schicksalsfügungen nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf, wenn auch erst ein ganzes Jahr später.

Wenn ich dir sage, daß ich diese Zeilen in Eichdorff schreibe, und zwar auf derselben Veranda sitzend, auf welcher ich Sophie von Glinka zum ersten Male in meinem Leben erblickte, und wenn ich hinzufüge, daß, während ich dieß schreibe, eine junge Dame mit reizenden dunklen Zügen mir gegenüber sitzt, mit einer kleinen Handarbeit beschäftigt, die ab und zu ihr süßes Auge mit freundlichem Forschen auf mir ruhen läßt, dann wirst du errathen, daß meine Hoffnungen sich erfüllten, daß ich glücklich wurde, geliebt von dem Wesen, welches ich anbete, und daß wir nun hieher zurückgekehrt sind mit einem Gefühl der Dankbarkeit im Herzen für den Ort, wo wir uns kennen lernten, wo unsere Herzen sich einst entgegenschlugen. Ganz gewiß, holde Leserin — so ist es in der That, du täuschest dich nicht und doch ist es anders gekommen, wie ich schon vorhin sagte, — ganz anders, und ich segne den Himmel, daß dem so ist.

Die nämlich, welche du meinst und die ich selbst einst meinte, die ist es nicht, welche jetzt hier neben mir sitzt in dem warmen Schatten des wilden Weines, die erblickst du dort oben auf der Veranda. Gib dir die Mühe, hinaufzusehen, und du wirst neben einem langen, genial aussehenden Menschen mit vorspringender Nase und mit einem Kneifer im rechten Auge, der bequem in einem Lehnstuhle seine Glieder streckt und laut vorliest, ein kleines, bläuliches, langsam aufsteigendes Rauchwölkchen erblicken und eine schmale weiße Hand, welche sich auf die Balustrade stützt und eine Cigarrette hält.

Ich war ein Thor! — Heute seh' ich's ein, wenn auch nach bösen Qualen erst und Widerstreben! — Der Assessor hat Recht gehabt, ja, heute sehe ich das sonnenklar — wir Beide hätten niemals zu einander gepaßt als Mann und Frau, dafür aber verbindet mich nun mit Sophie, für die ich einst so heiß geschwärmt, um die ich mich so sehr gegrämt, die herzlichste, wohlthuendste Freundschaft.

Und fragst du mich, wie das kommt? — Ich will es dir erzählen; auch wer die Andere ist — meine liebe, kleine Frau, deren Blicke jetzt eben wieder mit einem glücklichen, erwärmenden Lächeln auf mir ruhen.

Gegen Weihnachten kam ein Brief an von der Fürstin, daß sie Paris verlassen und das Fest in Berlin verleben wollten. — Mir war es natürlich, als öffneten sich die Pforten des Himmels. — Sie kamen und ich sah Sophie wieder.

Es waren Tage des Glücks. Man behandelte uns ganz wie zwei liebe Freunde. Sie wohnten im „Hotel du Nord" und wir waren täglich dort, ich sah Sophie jeden Abend, bald dort im Hause, bald im Theater, bald in Gesellschaft.

Freilich, — der Assessor war noch häufiger dort als ich, denn von der Behrenstraße, wo er wohnte, hatte er es viel näher zu den Linden als ich, der ich auf dem Bellealliance-platz wohnte.

Sophie behandelte mich mit einer himmlischen Güte, die Fürstin aber hatte mich ganz besonders in ihr Herz geschlossen — sie sagte mir es so oftmals, ich sei so bon enfant.

Ich bildete mir ein, meine Aussichten wären die besten und ich würde keine Fehlbitte thun. — Ich faßte mir ein Herz, ich wollte sprechen, jeden Tag, aber der Himmel weiß, wie das zuging, es kam jedesmal etwas Störendes dazwischen. Dieser Strom von Besuchen, — diese Visiten und Gesellschaften — — unglaublich war es fast, wie er sie verschlang.

Auch darin war Karl besser daran als ich, denn er besuchte die Hofgesellschaften und ich nicht . . .

Nun, — eines Nachts, als ich vom „Hotel du Nord" wieder einmal, ohne gesprochen zu haben, bei großer Kälte und scharfem Ostwinde heimging, holte ich mir eine heftige Grippe, welche mich vierzehn Tage lang an das Bett und noch eine Woche länger an das Zimmer fesselte.

Man kann sich vorstellen,



In tiefer Betrübniß.

was ich litt und wie meine verzehrende Ungeduld meine Genesung noch verzögerte. — Karl besuchte mich nur zwei- bis dreimal in der ganzen Zeit. Er schien mir aufgeregt zu sein bei diesen kurzen Krankenvisiten und anders als sonst. Er erging sich nicht in sarkastischen Bemerkungen, war wenig mittheilsam und hatte eine Falte zwischen den Augenbrauen. Eines Morgens aber kam er vor der Sitzung schon in mein Zimmer gestürzt, warf den Hut in eine Ecke, rieb sich die Hände, setzte sich an mein Bett und frug:

„Nun — wie geht's heute, Stadtrichter?"

Ich antwortete nicht sogleich, ich betrachtete ihn mit erstaunten Blicken und dachte, — was mag er nur haben?

In seinen Augen leuchtete es, ordentlich zärtlich, und doch wieder sah er aus, als verstecke er irgend etwas vor mir, — wie er es sonst wohl machte, wenn er mich quälen wollte, so sah er mich an. Dabei huschte in jedem Augenblicke ein Lächeln hell über sein Gesicht und unwillkürlich und als könnte er die innere Freude gar nicht mehr verbergen, als glühte es da drinnen.

Dann aber machte er plötzlich ein ganz ernstes Gesicht, ergriff meine Hand und sprach:

„Ich habe mich verlobt, Stadtrichter, — bekomme keinen Schreck."

Ich richtete mich empor, als schnellte eine Feder mich in die Höhe, und sah ihn an.

„Verlobt?" frug ich erstaunt. Mit wem konnte sich Karl verlobt haben?

Eine ganze Reihe von Namen fuhr mir blitzschnell durch den Kopf — keine Einzige konnte es sein von allen diesen.

„Du — verlobt?" frug ich noch einmal.

„Ja, alter Junge, und die Sache hat nur einen Haken, — das ist der, daß es Sophie Glinka ist."

„Sophie!" rief ich, ihn erschrocken und ungläubig anstarrend, — dann aber begann ich zu lachen ... nein, nein, es war wieder einer von seinen schlechten Witzen; Sophie liebte ja mich. Ich glaubte felsenfest daran, wenn wir Beide auch noch nicht ein einziges Mal mit einander davon gesprochen hatten.

Er mochte wohl ahnen, was in mir vorging, denn er schlang seinen Arm um mich und hielt mich fest.

„Ich habe lange geschwankt, Eugen — ich wußte nicht, ob ich gut genug für einen solchen Cherub wäre," fuhr er fort, „ich habe auch jetzt noch meine gelinden Zweifel darüber."

Ich wurde blaß wie ein Todter und begann zu zittern, — ich sah nun, es war sein Ernst, — er wollte mir es schonend beibringen. Als führe ein Blitz hernieder, — als spaltete sich vor mir die Erde, so erstarrt war ich — wie vernichtet. — Ich schlug mir vor die Stirn, dann fühlte ich, wie mir die Sinne schwanden, wie sich Alles mit mir herumdrehte.

Als ich wieder zur Besinnung kam, saß Karl neben mir und hielt meine beiden Hände in den seinen.

„Armer Kerl!" sprach er. „Sei ein Mann, Eugen, was ist da zu machen!"

Ich aber stieß ihn zurück, — ich fühlte eine Wuth, eine Entrüstung, ein Weh — unbeschreiblich war es.

„Falscher Freund ... o elende Welt!" rief ich und wand mich unter den wilden Qualen, die mich folterten ... Sie treulos und er falsch? — Ein Verräther an der Freundschaft ... ein heimtückischer, hinterlistiger Ränkemacher! ... Hatte er mir nicht mein Ein und mein Alles geraubt!?

Er ließ mich austoben.

„Wir sind zu alte Freunde, um uns etwas übel zu nehmen," sprach er mit gerunzelten Brauen, „rede es Dir herunter, wenn es Dich erleichtert — hernach aber höre mich ruhig an, Eugen."

Ich tobte auf's Neue, — ich konnte es nicht fassen. — Die hellen Thränen stürzten mir aus den Augen. — O! ich war sehr unglücklich damals.

Er begann zu sprechen:

„Du schiltst mich falsch und hinterlistig, Stadtrichter; überleg' Dir einmal, ob mit Recht oder Unrecht.

„Wir Beide haben uns in ein und dasselbe Mädchen verliebt — wir Beide haben um sie geworben, ein Jeder auf seine Weise und ohne uns gegenseitig darüber zu verständigen, Du sowohl, wie ich. Ist dieß wahr oder nicht?"

„Nein — es ist falsch!" rief ich außer mir, „denn niemals habe ich geahnt, daß Du um Sophie Dich bewarbst."

„Dann warst Du eben blind, Eugen, und dafür kann ich nicht," erwiederte er ruhig.

„Du hast mit ihr Cello gespielt — Du ... Du warst mit ihr wie Bruder und Schwester! ... Aber daß Du ernstliche Absichten hattest, das hast Du mir verborgen!"

Er zuckte die Achsel.

„Siehst Du, Eugen — in der Liebe und im Werben, da hat, glaube ich, ein jeder Mensch so seine eigene Art und Weise, und da ist sich am Ende doch auch ein Jeder selbst der Nächste."

Trotz meiner Qual sah ich das ein und mußte ihm zugeben, daß er Recht hatte.

„Wenn Du mich nicht für Deinen Nebenbuhler hieltest, so kam das vielleicht daher, weil Du Dich selbst für zu sicher hieltest," fuhr er fort, „weil Du Sophiens sanftes, freundliches Wesen für Neigung hieltest. — Hast Du ihr denn jemals ein Wort von Liebe gesprochen?"

Anstatt einer Antwort, fing ich bitterlich an zu weinen.

„Und warst Du selbst denn offener gegen mich, Stadtrichter, den Du einen Verräther an der Freundschaft nennst? — — — Hast Du nicht ebenso verstecktes Spiel gespielt? ... Und nun bedenke doch vor Allem einmal, wie wenig ihr Beide zu einander paßt, Du und Sophie. Bedenke, Stadtrichter, was Du für ein seltsamer Kauz bist, ein wahres Kind noch an Gemüth und Lebenserfahrung ... wie wolltest Du die schwierige Aufgabe lösen, diese seltene, aber eigenartige Blume zu pflegen und zu schützen, Du, der Du eine praktische, eine kluge, weltgewandte Frau brauchst."

„Ich verbitte mir das!" rief ich im höchsten Zorne, „ich verstehe das ebensogut wie Du."

„Denke doch nur an die Geschichte mit der Falschmünzerei, Eugen," unterbrach er mich mit einem Lächeln, welches mich zur Verzweiflung brachte und mich trotzdem wehrlos machte. „Könnte nicht wieder Jemand kommen und Dir solche Bären aufbinden, wie der kleine hämische Kerl, der Doktor Schwarz in Eichdorff, im vorigen Sommer, und wäre das denn nicht eine viel ernstere Sache noch und könnte es nicht viele blutige Thränen geben? Sieh', alter Junge — ich glaube, Sophie hat Dich gern wie eine Schwester und achtet Dich hoch — aber heirathen würde sie Dich niemals. Sie hatte die Wahl zwischen uns Beiden und sie hat sich entschieden, — für mich, Eugen, weil sie mich liebt. — Wäre es umgekehrt, dann könnte ich ja wohl dasselbe zu Dir sagen, was Du jetzt eben mir zum Vorwurfe machtest."

Ich senkte den Kopf und schwieg.

„Ihr wäret unglücklich mit einander geworden, glaube mir das, denn ihr Beide seid Einer eine ebenso weiche und unpraktische Natur wie der Andere — ihr könnt euch sympathisch berührt fühlen durch eure Nähe — heirathen aber dürft ihr euch nicht — eine solche zarte Ranke bindet man an einen festen Stock, damit der Sturm ihr nichts anhabe."

Ich schwieg noch immer.

„Und zuletzt noch, — wenn Du Sophie aufrichtig liebst, muß Dir ihr Glück nicht in erster Linie am Herzen liegen, müssen nicht alle anderen Rücksichten dieser einen nachstehen? — — Reich' mir die Hand, Eugen, und wünsche mir Glück. — Verzeih', wenn wir Dir weh thun — uns schmerzt es selbst — es ist das der einzige Schatten, der in unsere Freude fällt. — Sei großmüthig, Eugen — hier ist meine Hand, hier, schlag' ein!"

— Was sollte ich thun? ... Geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern. — Ich that, was Pflicht war, aber Niemand frage mich, was ich dabei litt — trotz der Güte Sophiens und der theilnehmenden Freundlichkeit des Fürsten und seiner Gemahlin.

Da saß ich nun auf den Trümmern meines Glückes! — Ach! ich war nicht großherzig genug, um über die Freude der Anderen mein eigenes Weh zu vergessen. Ich litt unsäglich, — ich glaubte, die Sonne könnte nie wieder hineinscheinen in mein verfehltes Dasein.

Die Beiden heiratheten im März, der Fürst und die Fürstin reisten heim.

Meine Gemüthsverfassung wirkte nachtheilig zuletzt auf meine Gesundheit, ich war abermals eine Weile an das Zimmer gefesselt.

Das junge Grün sproßte bereits in dem Thiergarten, als ich zum ersten Mal meinen Fuß dort hinaussetzte, blaß und gebrochen an Leib und Seele. — Ich kam mir vor, als wäre ich von einer langen, gefährlichen Krankheit soeben erst genesen.

So schlich ich Tag für Tag durch die einsamsten Wege des Parkes, um keinen Menschen zu sehen und keinen Lärm zu hören, so floh ich die belebteren Straßen, vor Allem die Fahrwege, fürchtete ich doch, ich könnte Karl mit seiner jungen Frau dort begegnen. — Eine kindische Furcht!

Eines Tages — ich hatte mich schon ein wenig erholt — schritt ich langsam auf einem Seitenwege dahin und zählte die Schritte, um nur an nichts Anderes zu denken. Es war in der Nähe der Luiseninsel. Ich kreuzte einen belebteren Pfad und hörte meinen Namen rufen. Aufschauend erblickte ich den Steuerrath Heimburg, welcher mit vorgestreckten Händen auf mich zutrat.

Ich sah ein wenig befremdet — nicht gerade angenehm überrascht zu ihm auf, ich glaube, ich hatte in der ganzen Zeit nicht zweimal wieder an ihn gedacht, — am liebsten war es mir ja auch, wenn sich Niemand um mich kümmerte. Der freundliche Herr schien mein seltsames Benehmen aber gar nicht zu bemerken, oder er schob es auf mein übles Aussehen, denn voller Theilnahme drückte er mir die Rechte und frug mich, ob ich krank gewesen sei.

Ich bejahte dieß und dabei sah ich ihm zum ersten Male ordentlich in's Gesicht. Er hat etwas von einem alten Soldaten an sich, es ist ein gutes Gesicht, das meines Schwiegervaters. Ich ermannte mich ein wenig. Ich sprach ihm mechanisch meine Freude aus, ihn zu sehen, erkundigte mich nach seiner Tochter und frug ihn, was ihn nach Berlin führte.

Ohne mir sogleich hierauf zu antworten, schob er seinen Arm durch den meinen und sprach:

„Stützen Sie sich auf mich — welchen Weg schlagen Sie ein?"

„Ich gehe planlos spazieren — ich schöpfe Luft," erwiederte ich.

„Nun, dann lassen Sie uns zusammengehen. — Ich habe Ihnen mancherlei Neues von uns und von Eichdorff zu berichten. Meine Marie wird sich freuen, daß ich Sie getroffen habe."

„Ihre Fräulein Tochter?" frug ich, ein wenig aufmerksamer werdend, „ist die hier?"

„Gewiß, Herr Stadtrichter, — seit etlichen Tagen wohnen wir in Berlin, ich wurde als Obersteuerrath hieher versetzt," erwiederte er mit zufriedenem Lächeln.

„O, das freut mich ... ich gratulire von Herzen," versetzte ich angenehm überrascht und mit mehr und mehr erwachender Theilnahme. Wie freundlich waren diese Leute nicht immer zu mir gewesen, und gerade damals, als es mir schlecht ging!

Ich mußte ihm von meinem Unwohlsein berichten — ich ging schnell darüber hin — dann erzählte er mir von jenem überraschenden Avancement, welches ihn in die Hauptstadt führte.

„Wir wohnen hier am Rande dieser Oase in der Schellingstraße," fuhr er fort, während wir die große Allee hinabschritten, „ich hoffe bestimmt, Sie werden uns besuchen, Sie würden uns Beiden eine lebhafte Freude bereiten."

Ich versprach es. — So gelangten wir bis auf den Kemperplatz am Rande des Thiergartens, wo sich die Viktoriastraße von demselben abzweigt.

Eben als ich mich verabschieden wollte, fuhr eine Droschke an uns vorüber, ein dunkler Kopf mit einem eleganten Hütchen bog sich aus derselben heraus.

„Das ist Marie," sprach der Obersteuerrath, und in der That, sie war es.

Das Fuhrwerk hielt — sie sprang zur Erde.

Dort sah ich Marie wieder, ohne zu ahnen, wie folgenreich für mich und für uns Beide dieses Wiedersehen werden sollte.

Ich hatte einen Schimmer von freudiger Erregung, als die junge, reizende Dame so lebhaft auf mich zutrat und als sie mir so herzlich die Hand entgegenstreckte, bald darauf aber verfiel ich um so nachdrücklicher meinem Trübsinn anheim. An welche Zeiten erinnerten mich nicht die Gesichter von Vater und Tochter! ... Ach! damals war ich verhältnißmäßig glücklich gegen jetzt, denn damals glaubte und hoffte ich noch ... heute aber war Alles Nacht und Trostlosigkeit um mich her ... Ich war ein Unglücklicher, welcher vermeinte, es wäre ihm am besten, er sei gar nicht geboren. Ich fühlte, wie ich blaß wurde, als Marie mich frug nach dem Assessor, dessen Verheirathung mit Fräulein von Glinka sie in der Zeitung gelesen hatte. Sie sah meine Erregung, das Blut stieg plötzlich warm und hell in ihre Wangen und ihr Auge haftete eine Sekunde lang mit Schreck und Mitleid an mir.

Wie konnte sie ahnen, wie tief mich ihre Frage schmerzte.

Ich empfahl mich kurz und linkisch — ich athmete auf, als ich wieder allein war, ich warf mich in die nächste Droschke und fuhr davon.

(Schluß folgt.)

Sechzig Stunden im Salzwasser.

Der kühne Seemann Kapitän Webb, der vor ein paar Jahren den Kanal zwischen Dover und Calais innerhalb $21\frac{3}{4}$ Stunden schwimmend durchmessen, hat am Montag den 8. März ein Kraftstück geliefert, welches dem ersten mindestens gleichsteht, wenn nicht gar dasselbe übertrifft. Es galt eine Wette, zunächst von 100 Pfd. Sterl. gegen 25 von seiner Seite, der noch viele folgten, während 60 Stunden unausgesetzt im Salzwasser umher zu schwimmen. Dabei war ihm nur $1\frac{1}{4}$ Stunde zum Ausruhen außerhalb des nassen Elementes gestattet. Das Bassin im Westminsteraquarium, in welchem früher ein Walfisch sich umhergetummelt hatte, 40 Fuß lang und etwa 20 Fuß breit, war zum Schauplatz des Experiments ausersehen. Nachdem das Bassin auf sechs Fuß Tiefe mit frischem, gehörig mit Salz vermischtem Wasser, dem man eine künstliche Temperatur von 25 Grad Fahrenheit, über die natürliche Wärme des Wassers im Kanal, gegeben hatte, angefüllt worden, erschien Kapitän Webb um 10 Uhr Morgens, gekleidet in eine schwarze gewobene Brustweste, weiße Beinkleider und mit schwarzen Socken an den Füßen, und hielt an die nicht eben sehr zahlreichen Zuschauer und Zuschauerinnen eine kurze Anrede, worauf ein älterer Herr an ihn herantrat und ihn fragte:

„Thun Sie dieß um's Geld?“

„Ja,“ erwiederte Webb kurz angebunden.

„Dann nehmen Sie hier diesen Sovereign; wollen Sie ihn?“

„Nein, ich habe keine Taschen,“ versetzte Webb und stürzte sich in's Wasser.

Sogleich machte er einige schöne, kunstgerechte Touren, indem er den Zuschauern einige Bemerkungen zurief. Diesen wurde aber bedeutet, den Schwimmer durch keine Fragen zu belästigen. Nach etwa 50 Minuten ruhte er aus und legte sich auf den Rücken. Um alle seine Bewegungen genau zu bemessen, war ein Chronometer aufgestellt worden, welchen die den Schwimmer überwachenden Personen fortwährend im Auge behielten. Nach 3 Stunden 10 Minuten verlangte Webb eine Erfrischung, die, aus etwas gehacktem Fleisch bestehend, auf einem Tischchen, das eigens hiezu angefertigt worden war, ihm zukam. Gegen 3 Uhr erhielt er auf dieselbe Weise eine Tasse Thee. Unterdessen hatten sich die Zuschauer bedeutend vermehrt, die fortwährend ab und zu strömten. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr war die Zahl der Besucher am größten, darunter meist Freunde des Sports, bis hinauf in die höchsten Gesellschaftsklassen. Um 11 Uhr theilte man dem Kapitän mit, daß zu Ostern das Parlament aufgelöst werde, worauf er, fortwährend schwimmend, kurz bemerkte:

„Dieß hätte schon längst geschehen sollen.“

Kurz vor 12 Uhr wurde den Anwesenden bedeutet, den Ort zu verlassen, und Niemand durfte bleiben, als die mit der Ueberwachung betrauten Personen, ein Arzt, die Berichterstatter der Presse und Webb's Diener. Lange nach Mitternacht erhielt der Kapitän einen persönlichen Besuch von Lord Aylesford und einigen Freunden, von denen einer sich eine Zeitlang das Vergnügen machte, ebenfalls im Bassin sich herum zu tummeln.

Nach Ablauf der 19. Stunde schien es, als ob der Schwimmer habe den Versuch machen wollen, auf dem Rücken liegend zu schlafen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Die Nacht verging ohne einen bemerkenswerthen Vorfall. Des andern Tages um 10 Uhr wurden wieder Besuche eingelassen, deren Zahl immer mehr zunahm, während Webb meistens auf dem Rücken schwamm. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr trank er ein Glas Bier mit vielem Behagen, worauf ihn der Schlaf übermannen zu wollen schien. Eine Tasse starken Thees, die ihm nun gereicht wurde, gab ihm aber seine frühere Elastizität wieder. Um 4 Uhr 30 Minuten war der Zudrang von Neugierigen am größten, und darunter wieder sehr viele Personen von hohem Rang und Stand. Bald darauf sprach der Kapitän den Wunsch aus, das Wasser für die ihm gestattete Zeit zu verlassen; zugleich fand auch eine Untersuchung desselben durch den Arzt statt, welcher für einen neuen Zusatz von Salz sorgte, da die Schwere des Wassers bedeutend sich vermindert hatte. Webb zeigte keine Spur von Ermüdung, stieg die Leiter mit Behendigkeit empor und begab sich in strammer Haltung in das für ihn bereit gehaltene Zimmer. Merkwürdigerweise hatte das beizende Bad seine Haut nicht im mindesten angegriffen, und man konnte ihn ebenso leicht abtrocknen wie nach einer gewöhnlichen Abwaschung. Nur ganz oben im Nacken und auf der Innenseite der Waden zeigte sich eine leichte Spur von Hautreiz, aber ohne weitere Bedeutung. Die Hände waren etwas aufgedunsen, aber keineswegs empfindungslos. Der Arzt, welcher ihn untersuchte, zählte 92 Pulsschläge; die Bewegung des Herzens, sowie die Temperatur seines Athems waren nahezu normal. Nachdem die gerötheten Theile mit etwas Kühlendem eingerieben und der Anzug gewechselt worden, begab sich Webb um 1 Uhr 43 Minuten 10 Sekunden wieder in das Bassin, nachdem er gerade 21 Minuten 30 Sekunden außerhalb desselben sich befunden hatte. Abend und Nacht vergingen wie die beiden vorangegangenen. Um 6 Uhr 30 Minuten am folgenden Morgen wurde dem Kapitän abermals das Tischchen zugetrieben, auf dem sich wieder gehacktes Fleisch und eine Tasse Kaffee befand, was mit gutem Appetit verzehrt wurde. Von 7 Uhr 30 Minuten bis 9 Uhr schwamm Webb meistens auf dem Rücken, worauf er wieder etwas zu essen verlangte und einen Fisch in sauce piquante servirt erhielt. Nachdem er 48 Stunden im Wasser, mit Ausnahme des kurzen Aufenthaltes außerhalb desselben, sich befunden, fühlte er etwas Schlaftrunkenheit; sein eiserner Wille überwand aber dieselbe. Unter den Zuschauern, die im Laufe des Nachmittags sich einfanden, befanden sich auch die Zuluprinzessinnen nebst vier männlichen Begleitern, die sich höchlichst verwunderten, als man ihnen erklärte, um was es sich handle. Je näher der Zeitpunkt der Beendigung der Schwimmpartie kam, um so mehr nahm die Zahl der Zuschauer zu, unter denen sich Sir John Astley und Lord Aylesford nebst vielen ihrer Freunde befanden, was zwischen 4 und 5 Uhr der Fall war. Um $5\frac{1}{4}$ Uhr erhielt der Kapitän auf dem Tischchen eine Tasse Thee, die er mit vielem Behagen trank, sich auf den Rücken legte und über 24 Minuten fast regungslos blieb. Um $7\frac{1}{4}$ Uhr erhielt Webb eine Tasse mit Kraftbrühe. Währenddem war der Zudrang der Besucher immer größer geworden und auf etwa 3000 Personen gestiegen, deren Theilnahme sich mit jedem Glockenschlage vermehrte, da demnächst die Stunde der Beendigung schlagen sollte.

Als die elektrische Uhr 10 Uhr verkündigte, ermuthigte das Publikum Webb durch lebhaftes Beifallklatschen, der nach kurzer Ruhe von 5 Minuten auf dem Rücken kräftig wie von Anfang an allerlei Evolutionen machte und mehrmals untertauchte. Als endlich die Uhr 10 Uhr 30 Minuten verkündigte, machte der Kapitän noch ein paar kräftige Evolutionen, stieg dann, unter dem lautesten Beifallsgeschrei der Menge, die Leiter hinauf und begab sich ohne wesentlichen Beistand in sein Ankleidezimmer, worauf er sich zu Bette legte und so ruhig schlief, wie wenn gar nichts Besonderes vorausgegangen wäre. Zwei Aerzte hatten ihn zuvor untersucht und sein Befinden für durchaus normal erklärt.

Aus Shakespeare's „Kaufmann von Venedig“.

Antonio wird von seinen Freunden beglückwünscht.

(Bild S. 568 und 569.)

Der „Kaufmann von Venedig“ ist eines der wunderbarsten Stücke Shakespeare's — fast märchenhaft in der Fabel und doch sind die Personen, Verhältnisse und Situationen so dem wirklichen Leben entnommen, so wahr und plastisch, daß sie unter uns jetzt noch leben — obwohl das Stück vor mehr als zweihundert Jahren geschrieben und noch früher als zu diesem Zeitpunkt in Venedig spielt. Antonio, ein reiches und beliebtes Mitglied der vornehmen venetianischen Kaufmannsgilde, hat den Juden Shylock, der nur das Geld um des Besitzes willen liebt, während Antonio es erwirbt, um es zu hohen und edlen Zwecken zu verwenden, — beleidigt und Shylock's „heiliges Volk“ geschmäht. Deßhalb und weil Antonio den Wucherhandel des Juden stört, haßt dieser den reichen jungen Kaufmann auf's Bitterste. Antonio, der all' sein Gut auf dem Meere hat, borgt für einen Freund von Shylock Geld gegen einen Schein des Inhalts, daß wenn Antonio bis zu dem Verfalltag den Wechsel nicht ausgelöst hat, der Jude das Recht haben solle, dem Gläubiger ein Pfund Fleisch aus seinem Körper herauszuschneiden. Antonio's Schiffe treffen nicht zur Zeit ein — er scheint bankerott und kann den Juden nicht zahlen und — dieser macht seine Forderung geltend. Es steht sehr schlecht um Antonio; nach dem strengen venetianischen Gesetz ist der Jude im Recht und darf so handeln, wie die Uebereinkunft lautet. Da tritt jener junge Rechtsgelehrte auf (die verkleidete Porzia, welche den Antonio liebt) und rettet den Bedrängten durch ihren Scharfsinn. Unser prächtiges Bild zeigt, wie Antonio, aus dem Gerichtssaal kommend, von seinen Freunden und der Kaufmannschaft mit Glückwünschen empfangen und begrüßt wird. Wir haben hier zugleich ein vortrefflich aufgefaßtes Bild aus dem venetianischen Leben zu jener Zeit, als diese Stadt mit ihren Schiffen und ihrem Reichthum den Handel der Welt beherrschte.

Das Wahlrecht der Frauen in Boston (Amerika).

(Bilder S. 572.)

Die Freunde des weiblichen Stimmrechts in Massachusetts arbeiten schon seit Jahren daran, den gesetzgebenden Körper dazu zu bringen, daß er das allgemeine Stimmrecht auch auf das weibliche Geschlecht ausdehne. Bis jetzt ist es nicht gelungen, doch haben die Frauen die Erlaubniß erhalten, die Schulvorstände mitzuwählen, und man betrachtete dieß schon als einen großen Sieg. Wenn auch die Zahl der Abstimmenden in keinem Verhältnisse zu diesem Siege stand, so war die Neugierde, die emanzipationsbedürftigen Frauen in der Nähe zu betrachten, um so größer. Die Zugänge zu den Wahllokalen waren förmlich belagert und dieß mag auch noch Viele vom Abstimmen zurückgehalten haben. Indessen haben die abstimmenden Frauen doch manche ihrer Freundinnen durchgesetzt, welche jetzt über das Wohl und Wehe der Kinder mit zu berathen haben. Unser Zeichner hat sich an die Thüre und in den Saal des Polizeigebäudes in Boston gestellt, um einige Szenen dieser ersten Frauenwahlen aufzunehmen. Dort die einsam dahinschreitende Dame, welche von dem Schutzmann vor der zudringlichen Masse geschützt wird, wie stolz schreitet sie im Bewußtsein ihrer Bedeutung daher! Sie ist kein Individuum mehr, sie ist die Vertreterin eines Prinzips. Die Andere dort, welche ihre Häßlichkeit statt des Schutzmannes schützt, fühlt sich doch geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die ihr von allen Seiten zu Theil wird. Mit welchem Stolz endlich tritt die junge Dame mit dem kecken Hütchen auf dem hübschen Kopfe an die Urne, während die galanten Blicke der Beamten sich nach ihr wenden und ein süßer Duft von Lavender Water die Räume durchströmt, in denen sonst der Tabaksgeruch zu Hause war, der nun im Interesse der neuen Stimmberechtigten streng untersagt ist, denn es steht überall mit großen Buchstaben angeschrieben: «No smoking allowed.» (Das Rauchen ist nicht erlaubt.)

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung

von

Gustav Höcker.

I.

Es gibt nächstens Kindtaufe und eben erörtern Herr und Frau Burkhardt neben der Wiege ihres Erstgeborenen, wen sie zu Gevatter bitten sollen. Endlich sagt der junge Gatte nach längerer Ueberlegung: „Wäre Dir Fritz recht?“ Er hat zwar längst an seinen Freund Fritz gedacht, gab sich aber dennoch den äußern Anschein, als hätte er erst alle seine Bekannten Revue passiren lassen und jenen nach langem Kopfzerbrechen als den Würdigsten herausgewählt.

„Du meinst Fritz Friedländer?“ fragte die junge Gattin, die dieß ganz genau vorher gewußt hatte.

Der Gatte nickte.

Freilich war ihr Fritz Friedländer recht. Zu jedem andern Namen hätte sie den Kopf geschüttelt und wußte wohl, warum. Aber sie antwortete nur: „Meinetwegen.“

„Wenn er Dir nicht ansteht, Linchen, so sage es getrost,“ drängte der Gatte.

„Ich habe nichts gegen ihn einzuwenden,“ gab Linchen zur Antwort, und jetzt war an ihr die Reihe, eine Gevatterin vorzuschlagen.

„Was meinst Du,“ ließ sie sich endlich vernehmen, nachdem sie sich ebenfalls das Ansehen kritischen Erwägens gegeben hatte, „was meinst Du zu Anna Fuhr?“

„Ah!“ rief Burkhardt mit verklärtem Gesicht, „das läßt sich hören! Aber sieh' Dich vor, Linchen, daß mir die schwarzen Locken und die verteufelt schönen braunen Augen Deiner Freundin nicht gefährlich werden. Wenn ich mich, nächst Dir, in Eine verlieben könnte, so wäre es Anna Fuhr. Donnerwetter, ja!“ Linchen lachte, denn sie hatte keine Anlage zur Eifersucht. Aber verlieben sollte sich ihr Gatte in Anna nicht, denn dazu hatte sie bereits Herrn Fritz Friedländer ausersehen. Ja, in der That, das war bei der jungen Frau längst eine ausgemachte Sache gewesen, daß Fritz und Anna Gevatter stehen, sich bei dieser Gelegenheit kennen lernen und in einander verlieben sollten. Wenn Linchen Jemanden unter die Haube und gut versorgt wünschte, so war dieß ihre Freundin Anna, die arme Schneiderstochter, die ebenso schön, als häuslich und sittenrein war und noch wenig frohe Tage gesehen hatte. Und Fritz Friedländer war ganz der Mann für Anna, er war ein wackerer Bursch, über kurz oder lang übernahm er doch von seiner Mutter das kleine, aber flotte Vergoldergeschäft für eigene Rechnung, und dazu brauchte er eine Frau, wenn sie ihm auch weiter nichts mitbrachte, als ihre häuslichen Tugenden.

Die Kindtaufen haben schon manchen Herzensbund vermittelt, das wußte Frau Burkhardt sehr wohl, und sie sollte sich auch dießmal nicht verrechnet haben.

Schon die festliche Stimmung einer jungen Dame am Morgen des Tages, wo sie den ersten Sprößling ihrer Freundin — ach! ihrer so glücklich verheiratheten Freundin — über die Taufe heben soll! In diese festliche, süß melancholische Stimmung hinein schlägt die Ankunft eines prachtvollen Bouquets, das, nach Ortssitte, der zu ihrem Gevatter auserkorene junge Mann nebst einem Paar Glacéhandschuhe auf einem fein geschliffenen Glasteller der Jungfer Gevatterin übersendet. Und die Handschuhe — wunderbarer Zufall! — schließen sich wie angegossen um Anna's kleine, weiche Hand. Dann das Herzklopfen, als mit dem Glockenschlage Zwei — kaum ist die Toilette beendigt — das Rollen eines Wagens hörbar wird, welches immer näher kommt, immer mehr zunimmt und dann plötzlich unten an der Hausthür abbricht. Und dann der flotte, knarrende Schritt auf der hölzernen Treppe und das Pochen an der Thür ... Und da steht er vor ihr, der Herr Gevatter, in schwarzem Frack und weißer Weste, das blonde Haar sorgfältig gekräuselt, den funkelneuen Hut nicht ohne einige Befangenheit mit der Hand streichelnd; denn er sieht sie zum ersten Male und war neugierig auf sie, und nun präsentirt sich ihm urplötzlich ein so reizendes, schwarzlockiges Mädchen, gehoben durch das festliche Gewand, wie eine höhere Erscheinung in dem niederen Zimmer, dessen Hauptschmuck Ordnung und Reinlichkeit ist ... Und dann die gemeinschaftliche, so sehr an Trauungsfeierlichkeiten erinnernde Fahrt im Wagen, wo sie oft das duftende Blumenbouquet, *sein* Geschenk, an das kleine Näschen führt und beinahe wie eine Braut aussieht ... Und dann die feierliche Handlung selbst, wo Beide von der Taufrede des Geistlichen



Antonio empfängt die Glückwünsche seiner Freunde.

Aus Shakespeare's „Der Kaufmann von Venedig".

Gemälde von Henry Wallis. (S. 567.)

kein Wort hören ... Ja, die Kindtaufen haben schon manchen Herzensbund vermittelt. Woran mahnt denn das glückliche Ehepaar, das über der Wiege des Neugetauften süße Zärtlichkeiten austauscht? Mahnt es junge Leute nicht daran, ein ähnliches Glück zu suchen? Und liegt denn dieses Glück so weit, wenn ein junges Paar, wie zum Beispiel Fritz und Anna, dabei steht? Und wird es Einem nicht geradezu auf dem Präsentirteller gereicht, wenn die junge, glückliche Gattin Einem dabei so schelmisch zulächelt, als wüßte sie recht gut, daß man nicht zum Cölibat geschworen habe? ... Und dann der Kindtaufschmaus, wo Anna natürlich Friedländer's Nachbarin ist und der Kindtaufvater gegen sie den Verliebten spielt und ihr keck und dreist alles das sagt, was Fritz selbst ihr gern sagen möchte, wenn er den Muth dazu hätte ... Und dann beim Kerzenschimmer und Champagner das allmälige Aufthauen des jungen Gevatters, der vom Feldzuge gegen Dänemark erzählt, den er in den Reihen des Jägerbataillons mitgemacht hat, und die Theilnahme, welche aus Anna's großen braunen Augen sprüht, und gar der bleiche Schrecken in ihren sprechenden Zügen, als Fritz Friedländer einen Schuß in den rechten Arm erhält und im Augenblicke, wo ein dänischer Dragoner ihm mit einem furchtbaren Säbelhiebe vollends den Garaus machen will, durch einen Freund und Kameraden, der den Dragoner vom Pferde schießt, vom Tode gerettet wird! ... Und endlich der Aufbruch, wo Linchen, als sie mit Anna die Treppe hinabgeht, dieser kichernd etwas in's Ohr flüstert, worüber Anna ganz verlegen wird und der Freundin einen Verweis gibt, während Fritz den kleinen Vorgang nicht zu bemerken scheint ... Und nun der Nachhauseweg, wo er anfangs nicht wagt, der Jungfer Gevatterin den Arm anzubieten, es aber schließlich doch riskirt und statt der gefürchteten Abweisung die kleine, sammetweiche Hand erhält, die wie ein Kanarienvögelchen neben seinem Herzen ruht und so beunruhigend auf dasselbe wirkt, daß es die doppelte Anzahl Schläge in der Sekunde macht ... Ach! allzu früh ist das Haus erreicht, vor dem er heute Nachmittag aus dem Wagen sprang; zu eilig hat es, auf Anna's Anläuten, das flackernde Licht, welches matt die kleinen Fenster erleuchtete und jetzt schon seinen Schein durch das Schlüsselloch der Hausthüre wirft.

Fritz wollte, als die niedliche Hand sich unter seinem Arme leise hervorzog und dann zum Abschiede einen Augenblick in der seinigen ruhte, der Jungfer Gevatterin etwas recht Herzliches, ja Bedeutungsvolles sagen, fand aber keine Worte und brachte es nur zu einem: „Gute Nacht! Es hat mich sehr gefreut!", um sich, als hinter Anna die Thüre in's Schloß fiel, über diese kalte, konventionelle Phrase die schrecklichsten Gedanken zu machen, als habe er es dadurch mit der schönen Gevatterin für alle Zeiten verdorben ...

Linchen hat einen scharfen Blick; sie weiß recht gut, weßhalb Friedländer, sonst ein seltener Gast im Hause, jetzt so häufig kommt: er hofft Anna dort zu treffen. Diese Hoffnung erfüllt sich nicht, und Linchen weidet sich im Stillen an der fortwährenden Enttäuschung des jungen Mannes, denn Hangen und Bangen stärkt die Liebe. Aber Friedländer ist ausdauernd; er setzt nicht nur seine Besuche fort, er schließt sich ganz an Burkhardts an und begleitet sie sogar, seinen zahlreichen Freundeskreis vernachlässigend, auf ihren kleinen Sonntagsausflügen. Diese Ausdauer beschließt Linchen eines Sonntags zu belohnen. Sie sind eben an Anna's Wohnung vorübergekommen, da bleibt Linchen plötzlich stehen, als wäre ihr ganz zufällig ein Gedanke gekommen. „Soll ich einmal zu Anna hinüberspringen," antwortet sie auf den fragenden Blick ihres Mannes, „und fragen, ob sie mitgeht?"

„Was diese Frau für gesunde Einfälle hat!" bemerkt der Gatte, während Friedländer, um die dunkle Röthe zu verbergen, die er plötzlich in seinem Gesicht aufsteigen fühlt, sich rasch abwendet und einem vorübertrabenden Reiter mit der Miene eines gewiegten Pferdekenners nachsieht.

„Thu' das, Linchen," fügt der Gatte hinzu, „bring' die Gevatterin mit, aber — ich stehe für nichts ein, wenn ich mich bis über die Ohren in sie verliebe und mich von Dir scheiden lasse."

Leichtfüßig hüpft Linchen schon über die Straße und verschwindet bald in der wohlbekannten Hausthüre.

Langsam gehen die beiden Freunde weiter, wobei Friedländer sich mit einer peinlichen Breite über einen Gegenstand ausspricht, der für keinen von Beiden Interesse hat, und ängstlich vermeidet, sich umzusehen, was Burkhardt dafür um so ungescheuter thut. Dann gehen sie die Straße wieder langsam zurück und sehen endlich Linchen aus dem Hause treten — Linchen allein. Das ist ein kritischer Moment für Friedländer, der sich, während er noch immer über das gleichgültige Thema fortspricht, in dem Tone seiner Stimme nicht merken lassen will, daß er aus allen sieben Himmeln gefallen ist, — gleich darauf folgt aber ein zweiter kritischer Moment, als Anna ganz unverhofft aus dem Hause tritt, noch Einiges an ihrer Toilette ordnet und dann mit elastischen Sprüngen der langsam vorausgehenden Freundin nacheilt.

Bei der Begrüßung Anna's spricht Friedländer wie mit zugeschnürter Kehle, und während er eine ganze Hölle in seinem Gesichte spürt, ist es eine niederschmetternde Beobachtung für ihn, daß Anna keinerlei Veränderung in dem ihrigen zeigt und ihn mit freundlicher Unbefangenheit begrüßt.

Draußen vor dem Thore spielt Burkhardt wieder den Verliebten gegen Anna, und Anna geht auf seine Huldigungen ein und nimmt den ihr dargebotenen Arm des jovialen jungen Ehemannes an, und Linchen stellt sich eifersüchtig und sucht sich zu rächen, indem sie sich Friedländer's Arm erbittet, der den Spaß mit einem sehr unnatürlichen Lachen begleitet.

Unsere beiden Paare betreten eine Gartenwirthschaft und machen sich's in einer schattigen Laube bequem. Unweit davon sitzt an einem großen Tische ein zahlreicher geselliger Kreis junger Herren und unter ihnen bemerkt Friedländer zwei Freunde, die nicht wenig frappirt sind, ihn in so liebenswürdiger Damengesellschaft zu sehen. Es dauert gar nicht lange, da statten Beide der Laube ihren Besuch ab, und nachdem Fritz Herrn Architekt Leonhardi und Herrn Kaufmann Müller vorgestellt hat, beantworten diese die höfliche Einladung Burkhardt's, doch ein wenig Platz zu nehmen, damit, daß sie unverzüglich ihre Biergläser holen und sich in der Laube häuslich niederlassen, wobei Herr Müller sich ohne Weiteres zwischen Anna und Fritz setzt, da der schüchterne junge Mann zwischen ihrem und seinem Stuhle unvorsichtigerweise ein Stück Raum freigelassen hat.

Der Architekt Leonhardi ist ein heiterer, seelenguter Mensch, weiß sich aber nicht Jedermann angenehm zu machen: wenn er spricht, so spricht er sich gleich in einen Eifer hinein, daß man's durch den ganzen Garten hören kann; wenn er lacht, so erschüttert er die Luft, und er lacht über alles Mögliche, bei jeder passenden und unpassenden Veranlassung; und wenn er gar niest, so geschieht dieß mit einer solchen Urkraft, daß Alles in seiner Nähe zusammenschrickt. Diese ungünstigen Eindrücke zu mildern, läßt Fritz im Gespräch mit Anna unterfließen, daß sein Freund Leonhardi gemeinschaftlich mit ihm den Feldzug gegen Dänemark durchgemacht und daß er es gewesen sei, der den dänischen Dragoner aus dem Sattel geschossen und ihm (Fritz) dadurch das Leben gerettet habe. Aber Anna, die am Kindtauftage eine so lebhafte Theilnahme zeigte, bleibt kalt bei dieser Eröffnung, sei es, daß das markerschütternde Gelächter des ehrlichen Architekten, dem die Erwähnung dieser Kleinigkeit außerordentlich komisch vorkam, ihr Gefühl verletzte, sei es, daß sie es in dieser Gesellschaft für angemessen fand, Friedländer's Rettung vom Tode keinen so hohen Werth beizulegen. Vielleicht auch ist sie zu sehr von Herrn Müller's Unterhaltung bestrickt, der mit seinem geschlitzten, stechenden Auge und seinem schief und unternehmend auf die Seite gerückten Hute Friedländern heute zum ersten Male recht widerwärtig vorkommt.

Friedländer ist verstimmt und wird still, obwohl er das Letztere leugnet, als Linchen ihn nach dem Grunde seiner Schweigsamkeit fragt. Er schätzt sich wenigstens glücklich, daß er heute Nachmittag bei Linchen's Vorschlag, die Gevatterin zum Mitgehen einzuladen, so geschickt den Gleichgültigen gespielt hat, denn er meint, seinem Freunde Burkhardt könne diese Kälte natürlich nicht entgangen sein — worin er aber dessen sehr bescheidene Beobachtungsgabe überschätzt — und dieser werde darüber gegen Linchen Klage führen und Linchen werde es seufzend Anna mittheilen. Er redet sich überhaupt ein, daß er gleichgültig gegen Anna sei, und so überläßt er sie auf dem Nachhausewege getrost der Gesellschaft Müller's. Aber nicht ohne eine gewisse Wehmuth vergleicht er Burkhardt's scherzhafte Galanterieen, die ihn auf dem Herwege ein wenig ärgerten, mit den bitter ernsten Courmachereien des gewandten Herrn Müller, welcher schließlich sogar der Jungfer Gevatterin seinen Arm aufoktroyirt.

Während Leonhardi sich an Linchen angeschlossen hat und von Zeit zu Zeit mit seinem Gelächter das Echo der abendlich stillen Landschaft weckt, durch die sie dahinschreiten, geht Fritz an Burkhardt's Seite.

„Ich glaube," äußert er gelegentlich zu seinem Freunde, „ich glaube, Müller hat's der Gevatterin angethan."

Er erwartet, daß Burkhardt ihn auslachen werde, dieser gibt aber nur brummend zur Antwort: „Nach meinem Geschmacke wär' er nicht."

„Haha!" lacht Fritz, „nach meinem auch nicht."

„Aber der Geschmack ist sehr verschieden," philosophirt Burkhardt, „und die Weiber haben ihren Geschmack für sich, und zwar ist es oft ein ganz verteufelter Geschmack!"

In der Stadt trennt man sich und Friedländer ist zuletzt mit dem Burkhardt'schen Ehepaare allein, das er bis an die Wohnung begleitet. Als er der jungen Frau „Gute Nacht" wünschen will, versetzt sie ihm mit ihrem Sonnenschirme einen leichten Schlag. „Halt! So kommen Sie mir nicht davon," läßt sie sich in tadelndem Tone vernehmen, „Sie haben sich heute sehr unliebenswürdig gegen unsere Gevatterin benommen, ja wohl, sehr unliebenswürdig!"

„Wer? Ich?" fragt Fritz erstaunt und leise triumphirend zugleich.

„Ja, Sie!" schilt Linchen. „Sie haben sich gar nicht um sie gekümmert, sondern sie ganz jenem zudringlichen Menschen überlassen. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Müller mag Ihr Freund sein, aber er ist ein widerwärtiger Mensch."

„Fräulein Anna hat sich aber doch die ganze Zeit über mit ihm unterhalten," stottert Fritz; „und sagtest Du nicht selbst," wendet er sich an seinen Freund Burkhardt, „Müller hätte es der Gevatterin angethan?"

„Du kannst mitunter recht einfältig sein!" schilt Linchen den Gatten.

„Wie?!" fährt Heinrich auf, „das hätte ich gesagt, — ich? Nicht einmal im Traume wäre mir so etwas beigekommen, wenn ich es nicht erst von Fritz gehört hätte!"

„Es kam mir wenigstens so vor," sucht Fritz sich zu rechtfertigen, „als habe sich die Gevatterin von Herrn Müller ein wenig die Cour machen lassen; auch meintest Du selbst," wendet er sich wieder an Burkhardt, „es sei ihr nicht zu trauen, denn sie habe einen ganz verteufelten Geschmack."

„Ei, was Du nicht Alles weißt!" ruft Burkhardt fast weinerlich, „da möchte Einer wahrhaftig aus der Haut fahren. Ich habe nur von den Frauenzimmern im Allgemeinen gesprochen."

„Du solltest Dich schämen!" unterbricht ihn Linchen, ohne auf seine Vertheidigung zu achten, „was Du da wieder für eine Verwirrung angerichtet hast!"

„Ich bin ja ganz unschuldig, — zum Donnerwetter! — ich —"

„Es thut mir leid", wendet sich Linchen an Fritz, „daß Sie die Gevatterin so arg verkennen. Wenn Sie ihre Freude gesehen hätten, als ich sie heute abholte und ihr sagte, daß Sie in unserer Gesellschaft wären, so würden Sie wahrscheinlich anders sprechen."

„Ich habe aber nichts von dieser Freude gemerkt," versetzt Fritz, der Linchen am liebsten umarmen möchte.

„Wenn Sie vielleicht erwarteten, daß sie vor Ausgelassenheit tanzen werde, so wissen Sie nicht, was sich für ein junges Mädchen schickt. Uebrigens habe ich bei Ihnen auch kein besonderes Entzücken bemerkt; im Gegentheil, Sie kamen mir ziemlich phlegmatisch vor."

„Das war ja nur Verstellung!" gesteht Fritz lachend ein.

„O Sie falscher, hinterlistiger Mensch!" ruft Linchen und schlägt den überglücklichen Fritz abermals mit ihrem Sonnenschirm, „nun sehe mir Einer das durchtriebene Mannsvolk! Sie haben viel wieder gutzumachen, Herr Gevatter! Gute Nacht."

„Du, Linchen!" sagt Burkhardt, dem jetzt ein Licht aufgeht, und zieht seine Frau von der Hausthür zurück, „ich glaube, der schlechte Kerl ist in Anna verliebt."

„Dummes Zeug!" widerspricht Fritz und knufft seinen Freund.

„Und ich glaube," fährt der Letztere fort und knufft ihn wieder, „er war heute sogar eifersüchtig, — ja! eifersüchtig war er."

In der Hausflur hört man Linchen singen: „Die Eifersucht ist eine Plage," und dann tönt ihr helles Lachen. Die beiden Freunde knuffen sich draußen noch herum und es ist kein Ende davon abzusehen, da Burkhardt jeden seiner Knuffe unnachgiebig mit der Behauptung begleitet, Fritz sei eifersüchtig gewesen. Endlich benützt Burkhardt einen günstigen Augenblick, sich durch die Hausthür zu zwängen und schlägt dieselbe dem Gevatter vor der Nase zu. Als Fritz einige Schritte weit gegangen ist, öffnet Burkhardt die Hausthür wieder und ruft ihm nach: „Er war eifersüchtig, der schlechte Kerl! — Eifersüchtig war er!"

(Fortsetzung folgt.)

Crescenz.

Erzählung

von

Friedrich Lampert.

(Schluß.)

Wochen waren seit jenem Maimorgen vergangen. Dem Frühling war des Sommers volle Pracht gefolgt. In der Stadt war's heiß und schwül geworden. Wer es thun konnte, suchte in der schönen und abwechslungsreichen Umgebung derselben Erholung und erfrischenden Aufenthalt. Auch Signora Sentelli hatte eine geschmackvoll eingerichtete, mitten in Gärten und schattigen Bäumen gelegene Villa bezogen, weit genug von der Residenz entfernt, um ihrer Unannehmlichkeiten enthoben zu sein, und doch auch wieder so nahe, daß sie ihren Pflichten gegen die Bühne ohne allzu große Schwierigkeiten nachkommen konnte.

Crescenz fühlte sich glücklich in ihrer ländlichen Abgeschiedenheit, sie kam sich manchmal wie zurückversetzt in die alte Heimat vor. Das an den Wänden des Hauses sich hinziehende Rebengewinde dünkte ihr der Epheu zu sein, der dort ihr Fenster umrahmt hatte, durch dessen grünes Gitter sie hinausgespäht, ob Der des Weges käme, nach dem ihr Herz sich sehnte. Wie dort blühten die Rosen im Garten und an frohstimmigem Vogelgesang, der lockend den ihren weckte, fehlte es auch nicht.

Auch heute sangen die kleinen gefiederten Rivalen, die Rosen dufteten und Crescenz sah wie suchend durch das breitblättrige Weinlaub den Parkweg entlang, der von der Straße zu ihrem Häuschen führte. Auch heute schien sie Eines zu warten, schien Einer ihr zu lange zu zögern. Und doch waren es, so kam es ihr vor, so ganz anders geartete Gefühle, mit denen sie jedesmal Schaumburg entgegensah, als die gewesen, mit denen sie einst Toni erharrt. Vornehm und zurückhaltend hatte sie an jenem Abend den Grafen begrüßt; ritterlich, fast ehrfurchtsvoll war ihr dieser entgegengetreten. Was er vor der Bühne geahnt hatte, das sah er, wo er nun diesem Mädchen Aug' um Auge gegenüberstand, in Wirklichkeit: keine gewöhnliche, sogenannte Theaterprinzessin, deren Welt die der Aeußerlichkeit und des Scheines ist, sondern ein Weib, dessen Höchstes wirklich die Kunst, die Liebe für diese, das Streben und Ringen nach dem Ideale war. Schaumburg war einer jener tiefblickenden Menschen, vor denen schon nach kurzer Zeit, in der andere Persönlichkeiten mit ihnen in Berührung kommen, sich in diesen der Kern von der Schale löst, und hier sah er einen Kern, so edel und kostbar, wie nur irgend einer, den der reinsten Weiblichkeit in der blendenden Hülle lieblichster jungfräulichster Erscheinung.

Bisher war er, ohne gegen irgend eine der gesellschaftlichen Pflichten des gebildeten Edelmannes zu verstoßen, doch kühl und zurückhaltend an jeder Frau vorübergegangen; wir wissen ja, was die Kavaliere Wiens von ihm redeten. Sollte hier ihm Halt und Stillstand für solche, ihm fast für Mißachtung ausgelegte Gleichgültigkeit geboten werden? Er war sich des Einflusses, den Crescenz schon nach wenigen Tagen auf ihn ausübte, bewußt; er widerstrebte ihm nicht, denn er sah vom ersten Augenblick an doch, daß es nicht **der** Einfluß war, den die Damen der großen Welt auf ihn zu gewinnen sich glücklich geschätzt hätten, sondern einer, den Jene ihrer selbst unbewußt wirken ließ, eben der der gleichgesinnten und gleichgestimmten Seele, die mit magnetischer Gewalt die andere anzieht. Für so Vieles, was seinen reichbegabten Geist, seine zartbesaitete Seele bewegte, für seine Gedanken über Einzel- und Menschenleben, für sein Interesse an dem höchsten Problem des suchenden Geistes hatte er seit Jahren so lange vergeblich nach einer ihn verstehenden, mit ihm fühlenden, ihm nachdenkenden Seele gesucht: in diesem Mädchen hatte er sie gefunden. Er brauchte nur irgend einen Ton anzuschlagen, er wußte, hier klang er in raschen Schwingungen wieder. War Dieses oder Jenes für Crescenz noch ein fremdes Gebiet, mit diesem Führer betrat sie es schnell und sicher und ward heimisch in ihm wie auf jedem andern. War bisher ihre Kunst selbstverständlich der Mittelpunkt ihres geistigen Interesses gewesen, so traten durch Schaumburg's Leitung nun auch die anderen der Musik schwesterlich zur Seite. An seiner Hand durchwandelte sie die Museen der Hauptstadt und lernte die Meisterwerke der großen Maler verstehen; mit ihm saß sie unter dem Weinlaub ihres Fensters und ihr Auge leuchtete, wenn der vom Geist aller großen Dichter des Alterthums und späterer Zeiten genährte Freund ihr das hohe Lied der Liebe, „Romeo und Julia", oder Calderon's unsterbliche Dramen erzählte. Dann trat sie, ihm zum Dank, wieder an das Klavier und sang, begleitet von ihm, der selbst ein trefflicher Pianofortespieler war, mit überwältigender, hinreißender Meisterschaft die ernsten Weisen Palästrina's und Lotti's, oder die vom jung aufstrebenden Genius **deutscher** Erfassung der Tonkunst eingegebenen Melodieen des jungen Gluck und des unerreichten Händel.

Sie war die Schülerin, er der Meister, und doch kam's ihm immer vor, als sei nur **er** der Empfangende, **sie** die Gebende. Die Beiden, so jung, so schön und anmuthig, **sie** so bezaubernd, **er**, nicht durch seine äußere Erscheinung, das wissen wir, aber durch den Adel seines ganzen Wesens, mußten sie nicht für einander bestimmt sein? Sprachen sie aber das aus? **So** war Crescenz nie ein Mann gegenüber getreten, so fern von aller gewöhnlichen, nichtssagenden Schmeichelei; gerade das, was sie bei Anderen zum Ueberdruß kosten gelernt hatte, fand sie bei Schaumburg nie; er hatte so viele, ihr so wohlthuende Worte der Anerkennung für sie, aber nie überschritten sie die Grenze der Wahrheit, und wo er Tadel, Bemänglung für nöthig gehalten hätte, sie wußte, er hätte auch damit nicht geschwiegen. Das gab ihr solches Vertrauen zu ihm ein, daß sie sich, wie ein Kind in Mutterhut, sicher und geborgen in seiner Nähe fand, daß ihr diese Nähe unvermerkt zum Bedürfniß geworden war, sie den Tag für verloren hielt, an dem sie den Grafen wenigstens nicht flüchtig gesprochen hätte. Wie ein aufgeschlagen Buch lag ihr ganzes Leben vor ihm; von ihrer Kindheit, ihrer Jugend, auch von ihrem Glauben und ihrer Sorge, daß der Schaden leiden könnte in dieser ihm feindseligen Umgebung, erzählte sie ihm; denn auch das zog sie mächtig zu Schaumburg, daß sie in ihm den Glaubensgenossen gefunden hatte. Nur von Einem schwieg sie — von ihrem Verhältniß zu Toni. Fürchtete sie, mit dessen Erwähnung dem Grafen wehe zu thun? Oder war wirklich eine andere Liebe, siegreich die der Jugend verdrängend, in ihr Herz eingezogen? Ja, **liebte** sie denn Schaumburg? Hoffte sie auf eine Erklärung von ihm? Und **er**, dachte er an eine solche? Er war seiner Gefühle klarer bewußt, als Crescenz sich der ihren. Ließ er den Zauber des Umgangs mit ihr auch ganz rückhaltlos auf sich wirken, so hatte doch dieser ihm nicht den Blick für die Wirklichkeit der Dinge geblendet. Vor Crescenz lag das Leben im Augenblick da wie ein sonniger Tag; sie athmete dessen Glücksluft in vollen Zügen ein, sie fragte nicht nach den Wolken, die ihn trüben könnten — nicht aber so Schaumburg; er wußte, daß er mit vielen Verhältnissen zu rechnen hatte, daß das, was ihm Crescenz und seine Liebe für sie war, möglicherweise ein Opfer dieser Verhältnisse werden könnte. Hatte er sich auch lange gegen diese Erkenntniß gesträubt, war es im Anfang auch seinem Stolze, der sich für so unüberwindlich gehalten, fast hart angekommen, dieß zuzugestehen — Graf Wilhelm sagte es sich unverholen, daß er Crescenz liebe, daß ihr Besitz das höchste Glück seines Lebens ausmachen müsse. Er sah auch, wie es vielleicht nur eines Wortes von ihm bedurfte, um Crescenz zu gleicher Erkenntniß, zur vollen, leuchtenden, sie wie ihn beglückenden Klarheit über ihre Gefühle zu bringen — und wie oft, wie der Aussprache nahe war dieß Wort auf seiner Zunge gelegen! Wie oft war er nahe daran, dieß schöne Haupt an seine Brust zu ziehen und der Qual des innern Kampfes, den er immer heftiger fühlte, mit einem raschen, sie Beide befreienden Geständniß ein Ende zu machen! Und doch that er es nicht. **Durfte** er es auch thun? Das war es, was sich ein Mann, wie der Graf war, ein Mann dieses streng sittlichen Charakters fragen mußte. Konnte und durfte er, der Prinz eines regierenden Hauses, der jeden Augenblick die väterliche Herrschaft zu übernehmen berufen sein konnte, sich mit den Vorurtheilen seines Standes und seiner Zeit so in Widerstreit setzen, daß er die Sängerin zur Gemahlin erhob, die nun und nimmermehr die Anerkennung seines Vaters und seiner Familie erhalten haben würde? Und in anderer Weise sie an sich zu fesseln, gegen einen solchen Gedanken nur, gegen einen solchen Argwohn an seiner eigenen Gesinnung sträubte sich empört sein inneres Wesen.

Wie ein Heiligenbild stand dieß so vertrauensvoll an ihm hängende, so selbstlos sich ihm hingebende Mädchen vor ihm — und dieß hätte er mit einem unlautern Gedanken nur in sich selbst zerstören sollen? Sobald er zu Crescenz sprach, so war die Brücke hinter ihm abgeworfen; dann hatte er den Frieden ihres Herzens gestört. Er **war** vielleicht schon gestört, aber klar war sich darüber, wie wir schon gesagt, Crescenz nicht. Jetzt blutete vielleicht auch dieß Herz, wenn er von ihr ging. Aber der Riß war noch nicht unheilbar. Er hatte doch nicht mit vollem Bewußtsein, mit herausfordernder Absichtlichkeit das in ihr wachgerufen, was dann mit voller Hingebung zu erwiedern seine Pflicht gewesen wäre und was er doch nicht erwiedern durfte.

So war er denn — nach manchem harten Widerspruch des immer lauter und lauter von seiner Leidenschaft zeugenden Herzens — zu dem Entschlusse gekommen, zu entsagen, zu entsagen dadurch, daß er aus ihrer Nähe schied, die ihm so beglückend und beseligend war, aber mit jedem Tage ihm gefährlicher wurde. Jetzt war's noch Zeit, den Seelenfrieden Crescenz' zu wahren, sich selbst zu wahren vor unsühnbarer Schuld. Aber mußte er denn nicht doch zu ihr sprechen, ihr erklären, warum er ging, daß es ja gerade seine wahre, echte, reine Liebe zu ihr war, die ihn zwang, auf immer von ihr zu gehen, auf ewig sie zu meiden? Und mußte es nicht da doch zum Ausbruch kommen, was Beide längst gewußt und sich selber nur nicht gestanden hatten? War denn dann nicht das Herzenselend doch da, vor dem er Crescenz behüten wollte, daß sie wußte, daß sie liebte und nicht wieder geliebt werden durfte?

Aber Schaumburg traute dem starken Herzen des Mädchens, ihrem klaren Verstande, vor Allem ihrem Bewußtsein des eigenen Wortes. Er wußte, daß er zur rechten Stunde auch das rechte Wort für das finden würde, was ihnen Beiden noth war, um Beide von einander zu scheiden und doch Eins an's Andere denken zu lassen ohne Groll und Bitterkeit, vielmehr im Segen der Erinnerung.

Und dieß Wort endlich einmal zu sprechen, war er an diesem Abend zu Crescenz gekommen. Aber dieser Abend ging vorüber, wie schon mancher andere vorübergegangen war, an dem Graf Wilhelm sich Gleiches wie heute vorgenommen und doch nicht zum Muth der Ausführung aufgerafft hatte. Und daß er sich dann darüber bei seiner Heimkehr zur Stadt wieder Vorwürfe machte, indem er wohl wußte, daß längere Zögerung Unrecht und Gefahr zugleich sei, mehrte die Unruhe und den Kampf in seinem Innern.

Aber Graf Schaumburg kämpfte und litt nicht allein. Es war ein Anderer noch, der es auch that, und schmerzlicher und bitterer noch als Jener, der nichts davon ahnte und ahnen konnte. Tonio wußte längst, was seinen Herrn beschäftigte. Schaumburg war ja, wie wir gesehen, seinem jungen Freunde so zugethan, daß er aus dem, was so ganz und gar seine Seele erfüllte, ihm nicht völliges Geheimniß machen wollte. So hatte er Tonio von Signora Sentelli und dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht, gesprochen. Er sprach ihm auch von seinem Verkehr mit ihr, ja, er hatte ihn aufgefordert, einmal das Theater zu besuchen, um sie zu sehen und sich selbst zu überzeugen, daß Wahrheit sei, was der Graf bewundernd von der schönen Sängerin gesprochen.

Tonio hatte das gethan; war's doch vielleicht etwas, was seinen Trübsinn zerstreuen konnte; er brauchte, das sagte er sich selbst, eine Ableitung von seinen ihm immer noch am Mark seines Lebens zehrenden Gedanken, seiner peinigenden Ungewißheit, wodurch ihm Crescenz verloren gegangen, ob ohne oder mit ihrer Schuld. Er war zur Oper gegangen. Das Neue und Ungewohnte der ihn umgebenden Welt wirkte erheiternd und anregend auf ihn ein. Er sah sich das Theater, die es füllenden Menschen, die vornehmen, schön geschmückten Damen in den Logen, die mancherlei bedeutenden und unbedeutenden Physiognomieen, die von jeher unter den Besuchern eines Schauspiels zu finden gewesen sind, mit Interesse an; er hörte mit Theilnahme die Ouvertüre, den ersten Chor der aufzuführenden Oper, aber mit noch größerer schaute er nach der Sängerin aus, von der sein Herr ihm gesagt, die dessen Herz gefangen genommen haben mußte. Da drang auf einmal ein Ton an sein Ohr, der sein Innerstes erbeben machte. Was war das für eine Stimme? So voll und mächtig, so bezaubernd und schmeichelnd? Kam sie aus einer andern Welt, ein Gruß der Seligen und Verklärten? Er blickte auf — krampfhaft faßte er nach dem Herzen; ein leiser Schrei entfuhr ihm; aber er mußte sich fassen, schon sahen seine Nachbarn unruhig nach ihm. Er hatte genug gesehen, er hatte sie erkannt, die verloren Geglaubte, den Traum seiner Nächte, die Sehnsucht seiner Tage. Er wollte das Theater verlassen und doch konnte er nicht; wie gebannt stand sein Fuß. Sein Auge hing an ihr, an ihrer prächtigen Erscheinung, und doch verwirrte sich sein Blick; sein Ohr sog gierig ihre bestrickenden Töne ein, und doch drangen diese unklar zu seinem Verständniß. War's ein Phantom, das er sah, trügerisch ihn neckend, um dann, wieder verschwunden, ihn neu sein ganzes Elend fühlen zu lassen, oder war sie es wirklich, ihm zurückgekehrt, ihm wiedergegeben? **Ihm**? Ja, war's denn nicht Die, die sein Herr — so hatte er doch gesagt? — liebte, die zu sehen er von dem in's Theater geschickt worden war?

Seiner Sinne nicht mächtig, war Toni nach Hause gewankt. Er war froh, den Grafen nicht daheim zu finden, nicht ausgefragt zu werden, warum er so verstört, so elend sei. Und doch, wo war Jener? Bei ihr, bei **seiner** Crescenz! Schmerz und Eifersucht durchtobten ihn in wildem Gegenstreit. Er hatte sie wieder, eine Zeit unsäglichen Jammers und einsamer Trauer, die ihm zu einer Ewigkeit geworden war, war vorüber, und doch sollte ihm erst recht nun ein neues Leben des Elends und der Entsagung angehen. Als todt sie beweinen, war schrecklich gewesen — sie aber lebend und eines Andern zu wissen, gab's dafür einen Namen? Aber war sie ihm denn wirklich verloren? sprach wieder eine leise Hoffnung in Toni; der Graf liebte sie, aber erwiederte **sie** auch diese Liebe? Wenn er zu ihr ging, zu ihr hindurchdrang durch alle Hindernisse, die sich ihm auch entgegenstellen mochten, auf einmal vor sie hintrat, zu ihr redete in der Sprache der alten Liebe und Treue — war da vielleicht nicht der fremde Zauber, wenn er je sie bestrickt hatte, gebrochen und die lange, bange Trennung war nichts als ein böser, schwerer Traum?

Wenn sie ihn aber verleugnete, wenn die Aussicht auf noch höheren Glanz und Reichthum, als sie wohl ohnehin schon hatte, ihr einfach Gemüth verblendet hatte, wenn sie den armen, schlichten Toni, der freilich der berühmten, gefeierten Sängerin gegenüber nichts hatte als seine alte, unverfälschte, treue Liebe, nicht mehr kannte, wirklich für ihn gestorben war? Sollte er sich die Pein bereiten, das in ihren Augen zu lesen, aus ihrem Munde zu hören?

In langer, qualvoller Ueberlegung wog er Beides gegen einander ab, das, was er zu hoffen, was er zu fürchten haben würde.

Und mehr und mehr sank die Wagschale seiner Hoffnung. Er verglich sich mit Schaumburg, er betrachtete, was Crescenz geworden war, seitdem sie ihn verlassen; die äußere Umwandlung ihres Geschicks konnte nicht ohne eine innere geblieben sein; hatte er sich doch, als er sie so in der ganzen Größe ihrer künstlerischen Erscheinung vor sich gesehen, fast bänglich gefragt, ob das seine Crescenz noch sei. Hatte er ein Recht, störend in ihren neuen Lebenskreis zu treten, durfte er sie aus diesem für sich, für ein beschränktes Dasein zurückfordern? War's da nicht besser, dem wahren Glück der Geliebten zuträglicher, wenn auch **er** darüber zu Grunde ging, ganz zu schweigen, ihr nicht mehr zu nahen, ihr gegenüber in der Verschollenheit und Vergessenheit zu bleiben, in der er sich wohl längst schon begraben denken konnte? Und verdiente es denn nicht auch Graf Schaumburg, daß Toni dieß Opfer um seiner willen brachte? Er hatte diesem so viel zu danken: hätte er überhaupt daran denken können, der Crescenz, wie sie zweifelsohne **nun** war, wenigstens etwas geistig ebenbürtig gegenüber zu treten, war auch aus dem einfachen Sohn des Gebirgs ein anderer, weiterblickender, mit den Dingen und Ansichten der Welt bekannter gemachter Mensch geworden, so war das des Grafen Verdienst, dem daran gelegen war, seinem jugendlichen Gefährten, dessen nicht geringe geistige Fähigkeiten er wohl er-



Eine beschützte Schöne.



Eine belagerte Stimmgeberin.

kannt hatte, zu einer mit seiner Charaktertüchtigkeit harmonischen Ausbildung derselben zu verhelfen.

Mit jedem Andern hätte vielleicht Toni doch den Kampf aufgenommen, für oder gegen jeden Andern die Entscheidung aus Crescenz' eigenem Munde hören wollen. Wie aber die zwischen ihm und Schaumburg fallen würde, das war ihm am Morgen nach jenem unglücklich-glückseligen Wiedersehen nicht mehr zweifelhaft. Er war fest von dem Einverständniß Beider, von der gegenseitigen Liebe Crescenz' und seines Herrn überzeugt. Er wollte auch nicht Einen Schatten auf ihre Liebessonne werfen; er war entschlossen, zurückzukehren in sein altes, einsames Leben, seine stille Heimat, wenn auch den Tod im Herzen tragend.

Aber einen Abschiedsgruß, ein Lebewohl durfte er ihr noch sagen, ein Zeichen noch geben seiner unerstorbenen, treuen Liebe. Wissen sollte sie es wenigstens noch, daß *sein* die Schuld des Vergessens nicht gewesen, daß er sie so lange und schmerzlich gesucht, nun aber, da er sie gefunden, sie nicht *für sich* gefunden habe, sondern vor *Dem* weichen wolle, den ihre Liebe hoch über ihn heben müsse und dem zu Dank er die eigene zu opfern bereit und entschlossen sei.

All' das faßte Toni in einen Brief zusammen. Er hatte lang keinen mehr an sie geschrieben; so war's natürlich, daß er lange über diesem saß und es der Worte viele und recht traurige waren, die er schrieb.

*

VII.

Die Fenster des Gartenhauses standen offen; der Zugwind der Nacht spielte mit den Kerzen, die auf dem Tische brannten, und manchmal dem Verlöschen nahe flackerte das Licht hin und her. Das Zimmer war leer, aber gerüstet für die Wiederkunft der Herrin. Lange konnte diese nicht mehr ausbleiben. Das Theater mußte bald zu Ende sein, in wenigen Viertelstunden mußte man den Wagen hören, der sie zurückbrachte. Der Mond fiel voll und breit herein und ließ fast das wieder zitternde Licht überflüssig erscheinen. Was für einen Schatten zeichnete er auf einmal ab? In dem Laubgewinde draußen rauschte es seltsam; Blätter wurden auseinandergebogen, eine



Die Abstimmung der Frauen im Polizeigebäude in Boston (Amerika). Originalzeichnungen. (S. 567.)

schwanke Stange des Spaliers krachte, als ob sie dem Drucke der Hand gewichen wäre, die sich nun auf das Fensterbrett legte, um dem jungen Manne, dessen Kopf plötzlich auftauchte, es möglich zu machen, sich rasch und behende über jenes zu schwingen. Er stand nun im Zimmer, ängstlich umherspähend. Es blieb stille. Sein Tritt war unhörbar auf dem weichen Teppich, der den Boden bedeckte. Er horchte an der Thüre: kein Laut ließ sich vernehmen. Ruhiger sah sich Tonio — er war es — im Zimmer um. Es ward ihm wunderbar zu Muthe, als ob dieser Raum sich wandle, als ob er auf einmal das kleine, einfache Kämmerlein von Aigen wäre und dort Crescenz säße, wie an jenem Morgen, da er Abschied von ihr genommen, so still, so traurig und doch so hoffnungsvoll.

Nun aber war's aus mit aller Hoffnung; den letzten Abschied zu nehmen, und das, ohne ihr noch einmal in's blaue Auge zu sehen, ohne sie wieder an sein Herz zu pressen, war er hieher gekommen. Er trat leise an den Tisch und zog den Brief, in dem er ihr Lebewohl gesagt, aus der Tasche, ihn zu den welken Rosen zu legen, die da in einem Glase standen. Zu ihnen paßte er, der letzte Gruß seiner verwelkten Liebe. Was schimmerte aber da im Mondenlicht? Unter den Blumen lag ein kleines, schlichtes goldenes Kreuzlein an schwarzer, einfacher Schnur. Toni zuckte zusammen; seine Hand streckte sich darnach aus; das war sein Kreuz, das er ihr geschenkt, das ihm Pfand sein sollte ihrer Treue und ihres Angedenkens. Und war es das am Ende nicht? Wie kam's, daß sie es noch im Gebrauch hatte, das unscheinbare Kleinod, wo längst viel prächtigeres und glänzenderes Geschmeide es verdunkelt haben mußte? Dachte sie doch noch an ihn? war's ein Talisman, der im letzten Augenblick, wo er Alles verloren zu geben im Begriff war, ihm noch Rettung verhieß?

Diese Gedanken stürmten wild durcheinander in Toni's Geist. Noch hielt er das Kreuz in seiner Hand; wie Feuer brannte es in ihr. Da war's ihm, als ob draußen ein Wagen rollte, als ob er Schritte auf der Treppe hörte. Wenn sie nun kam, allein, wenn sie ihn sehen würde, dieß Kreuz in seiner Hand — konnte da am Ende nicht Alles noch gut werden?

Aber zu spät — er unterschied nun lebhaft redende Stimmen. Crescenz kam nicht allein, der Graf war bei ihr. Die Entscheidung war gefallen. Was war das Kreuz auch für ein Beweis? Konnte es den, den er sich aus ganz anderen, wohlerwogenen Gründen längst selbst zurecht gelegt, daß Crescenz ihn doch aufgegeben habe, entkräften? Sie durften ihn nicht sehen, der nun einmal ihrem Glück das seine zum Opfer zu bringen entschlossen war. Er wandte sich zum Fenster zurück. Er glaubte es erreichen zu können, ehe die Beiden kamen.

Da aber öffnete sich schon die Thüre. Crescenz trat rasch ein, der Graf folgte ihr. Aber ehe dieser noch einen Schritt vorwärts im Zimmer gethan hatte, erscholl ein furchtbarer Schrei aus Crescenz' Mund und sie sank ohnmächtig zusammen. Entsetzt fing Schaumburg sie auf und ließ sie auf das nahestehende Ruhebett niedergleiten; dann erst sah er sich im Zimmer um. Tonio stand ihm gegenüber. Wie als ob er einen Geist gesehen, prallte der Graf zurück.

„Was führt Dich hieher?“

Mehr konnte er nicht hervorbringen. Da sah er das goldene Kreuz, das Jener noch immer in der Hand hielt. Eine

Die Ladenmädchen in ihren Geschäftszweigen.

Nach Skizzen von **Emil Terschak.**



Tabak.



Blumen.



Posamentierwaaren.



Konditorei.



Sonntag-Nachmittag.



Handschuhe.



Weißwaaren.



Putzgeschäft.

furchtbare Ahnung durchzuckte ihn. Tonio ein Dieb? er war eingebrochen, was hatte er schon entwendet? Schaumburg's plötzliches Erscheinen war Hinderniß der Flucht gewesen!

Indessen waren Emilia und die Dienerin, die den Schrei gehört, herbeigeeilt und hatten sich um Crescenz beschäftigt. Allmälig erholte sich diese und schlug die Augen wieder auf. Aber sie fielen auf Toni, der, nicht an Flucht denkend, noch immer schweigend, die Arme übereinander geschlagen, wie der Welt entrückt, dastand, und wieder zuckte sie, wie von einem jähen Schrecken betäubt, zusammen. Der Graf trat zu ihr.

„Fassen Sie sich, Signora," sprach er bittend, „es ist nichts; schon höre ich die Wache kommen, nach der ich gerufen; sie wird den frechen Dieb in Verwahrung bringen, dessen Verbrechen vielleicht mich mehr getroffen als Sie, Signora."

Da lief es wie Fieberfrost über das unglückliche Mädchen hin.

„Er ein Dieb! Mein Gott, mein Gott!" schrie sie wild auf und verzweiflungsvoll starrte sie auf Toni hin.

Kein Blick verrieth in diesem, was in ihm vorging. Er hätte zu ihren Füßen stürzen, ihre Hand mit seinen Küssen bedecken mögen, denn dieser Schmerzensschrei, dieser angstvolle Blick sagte ihm mehr als Alles, hätte in ihm wieder Hoffnung und Glück lebendig machen können, aber nun war's aus, Alles zu Ende. Er wollte sein, wofür ihn Crescenz und Schaumburg hielten. Er ließ sich die Hände binden und in's Gefängniß führen.

Der Graf sah ihm wehmüthig nach, als er aufgerichteten Hauptes, aber ohne sich noch einmal umzuwenden, das Zimmer verließ. Aber auch Crescenz' starrer Blick folgte dem Verhafteten. Schaumburg entging das nicht. Es machte ihn unruhig. Wie konnte Crescenz für Den eine Theilnahme empfinden, der so keck bei ihr eingedrungen, des gemeinsten Vergehens sich schuldig gemacht hatte? Sie wußte ja nicht, in welchen Beziehungen Tonio zu ihm stand; in dem Fall wäre ein Mitgefühl für den Verirrten um des Freundes willen, den er so schmählich getäuscht, berechtigt gewesen; jetzt konnte es nur der noch immer nachwirkende Schrecken über den ganzen Vorgang sein, der ihr Auge so ängstlich auf Jenem hatte ruhen lassen. Aber ihr Aufschrei vorhin, die fast räthselhaften Worte, die sie ausgestoßen? Schaumburg's Gedanken gingen vielleicht nicht minder unruhig hin und her, als die der Sängerin. Aber heute diese noch mit Fragen, mit einer näheren Erörterung des ganzen peinlichen Ereignisses zu quälen, widerstrebte seinem Gefühl, und auch Crescenz schien sich nach Ruhe zu sehnen, denn die bisher wieder geschlossenen Augen aufschlagend, bat sie den Grafen leis und innig:

„Lassen Sie mich allein und morgen kehren Sie wieder!"

Sie war allein; wie lange sie es schon war, wie lange schon Schaumburg und auch Emilia sie verlassen hatten, sie wußte es nicht. Die Kerzen wenigstens waren tief herabgebrannt, als sie das müde Haupt vom Kissen erhob und scheu und wie suchend im Zimmer umherschaute. Wieder haftete ihr Blick ängstlich an der Stelle, wo vorhin Toni gestanden, als ob er noch dort stehen, sie noch ansehen müsse mit dem traurigen, bittenden Blick. Wo war das Kreuz, das er in der Hand gehalten? Hatte man es ihm abgenommen? Sie schien es zu suchen. Dort unter den Blumen lag etwas, aber nicht das Kreuz, sondern ein weißes Blatt. Der Graf, Emilia hatten es nicht bemerkt. Aber Crescenz sah es jetzt, wie ein Magnet zog es ihren Blick an.

Sie stürzte an den Tisch, krampfhaft griff sie nach dem Blatt, — nach dem Brief Toni's. Und sie las, las wieder und wieder, um dann laut weinend auf ihr Ruhebett zurückzusinken.

Der Schlaf floh ihre Augen; aber mit den hineilenden Stunden der Nacht wurde es immer ruhiger und klarer in ihrer Seele; immer deutlicher erkannte sie, wie es, ohne ihre Schuld, mit ihr und Toni geworden war, wie es nun zwischen ihr und ihm wieder werden mußte. Und als der Morgen gekommen, es heller, lichter Tag geworden war, da hatte sie auch ihren lichten, festen Entschluß gefaßt.

*

Wieder saß sie dem Grafen gegenüber, wie so oft seit den Monden und Wochen, aber es waren ernste Dinge, wie noch nie, von denen sie heute zu reden hatten. Er war zeitig am Morgen gekommen, hatte theilnehmend nach ihrem Befinden gefragt, aber rasch war Crescenz über das Nöthigste, darauf zu antworten, weggegangen, sie erbat für Anderes, Wichtigeres Gehör.

„Es ist mir um Einen zu thun," begann sie bewegt, „der mir und Ihnen am Herzen liegt. Erst seit gestern weiß ich, in welchem Verhältniß der Arme zu Ihnen steht, den sie fortgeführt haben als einen Dieb!"

„Tonio?" fragte Schaumburg verwundert, „und glauben Sie ihn freisprechen zu können von dem Verdacht, für den das, was der Unglückliche in seiner Hand hielt, Beweis genug war?"

„Mein Kreuz, das er mir schenkte, Beweis seines Verbrechens!" lächelte Crescenz wehmüthig.

„Das er Ihnen schenkte? Wie kommen Sie zu Tonio? Welch' Verhältniß besteht zwischen ihm und Ihnen? Sein Einsteigen —" rief der Graf wie in eifersüchtiger Aufwallung.

„Hören Sie mich an," fuhr Crescenz bittend fort, „und dann richten Sie! Ich habe Ihnen meine Geschichte erzählt von meiner Kindheit und Jugend an bis auf den Tag, der Sie mit mir zusammenführte. Mein Leben lag offen vor Ihren Augen; Sie hatten Nachsicht mit seinen Schwächen, Sie hielten für gut, was daran vielleicht tauglich ist. Aber Eins verschwieg ich, und das Schweigen bekenne ich Ihnen jetzt als meine Schuld, daß ich geliebt, daß ich — Toni geliebt habe."

Der Graf hörte wie im Traum.

„Sie wissen, ich bin armer Leute Kind," sprach Crescenz weiter. „Aber die Armuth meiner Jugend war reich gemacht durch Toni's Liebe. Nach der Eltern Tod war er mein einziger Schutz und Halt. Ich meinte, es müsse so bleiben zwischen uns, auch nachdem ich, den Versprechungen Emilia's folgend, fortgegangen aus der Heimat. Ich wollte nur so lange fern von Toni sein, bis ich mir eine Stellung geschaffen, die mich und ihn hätte vereinen und glücklich machen können. Da glaubte ich mich vergessen und mußte es glauben, denn auf keinen meiner Briefe kam eine Antwort mehr: es konnte freilich keine kommen, denn er hatte nur die in der allerersten Zeit von mir geschriebenen erhalten, dann keinen wieder. Emilia, das ist mir jetzt klar, hat sie unterschlagen; in ihrem Interesse lag es, Toni zu entfernen; er war ihr ein Hinderniß für ihre ehrgeizigen Pläne mit mir; sie wollte durch mich eine Stellung einnehmen in der Welt, ausschließlich meiner Herr werden."

Der Graf neigte wie beistimmend sein Haupt.

„Aber Sie hatten Tonio trotzdem nicht vergessen?" fragte er leise.

„Manchmal war mir, wenn ich so in vollen Zügen das neue Leben, das mir meine Kunst geschaffen, einsog, als ob sein Bild in schwächeren Umrissen in meiner Erinnerung lebte; aber dann fühlte ich mich auch wieder so unsäglich einsam und verlassen, daß die Sehnsucht nach dem Verlorenen wieder wie helle Lohe in mir aufschlug."

„Armer Tonio," sprach Schaumburg, wie mit sich selbst, „Du littest auch; nun weiß ich, was dich hinübertrieb über den Brenner und so manche Nacht draußen im Lager dir den Schlaf von den Augen scheuchte. Aber warum, Crescenz," wandte er sich zur Sprecherin, „warum haben Sie geschwiegen von allem dem? Warum schwieg Tonio gegen mich? Es wäre besser gewesen für uns Beide, wenn —"

„Sie haben Recht," fiel ihm Crescenz in's Wort, „ich that Unrecht, aber — zürnen Sie mir nicht, wenn ich das sage: ich war zu stolz, Ihnen zu gestehen, daß ich mich vergessen glauben mußte. Und warum Tonio schwieg?" — ihre Stimme stockte und eine brennende Röthe bedeckte für einen Augenblick ihr bleiches Gesicht. Aber sich bezwingend fuhr sie fort: „Es muß Klarheit zwischen uns herrschen, Graf Schaumburg. Nennen Sie nicht unweiblich, was ich nun ausspreche. Eine Gefahr kam für den armen Toni, als Sie mir begegneten. Soll ich's nicht bekennen, daß ich in Ihnen Alles fand, was ein armes Mädchenherz, eine dem Großen und Edlen zustrebende Menschenseele begeistern und beglücken kann? Daß Sie mir als das Urbild aller Ritterlichkeit und schönen Männlichkeit erschienen? Daß ich mit jubelndem Stolze manchmal mir eingestehen zu dürfen glaubte, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei? Und wie ich," setzte sie leise hinzu, „dachte wohl auch Tonio: er glaubte nicht, der Nebenbuhler des Grafen Schaumburg sein zu dürfen und zu können; aus Liebe zu uns Beiden wollte er mir entsagen. Der arme Bote, der still und ungesehen diesen Absagebrief bringen wollte, konnte nicht mehr den Rückweg finden."

„Halten Sie ein, Crescenz," rief Schaumburg aufspringend, „tödten Sie mich nicht in dieser Stunde durch diese Worte!"

„Nein, Graf," sprach Crescenz mild, die Hand auf seinen Arm legend, „ich darf das Ihnen sagen, weil Sie mir es nie gesagt haben, da Sie mir es nicht sagen durften. Ich habe die Welt trotz meiner jungen Jahre kennen gelernt mit ihren Meinungen und Ansichten, ihren Thorheiten und Vorurtheilen. Ein solches nennt man vielleicht auch, daß ein Mann nicht dem Zuge seines Herzens folgen, nicht dem Weib, das er liebt, seine Hand reichen soll. Aber ein Graf Schaumburg kann nicht so heißen, was unter seinesgleichen einmal Herkommen und Sitte ist: er kann die Sängerin nicht zu seiner fürstlichen Gemahlin machen. Und anders konnte der Mann, in dem die arme Crescenz den treuesten Freund, einen Lehrer und Führer für's Leben fand, diese nicht lieben. Seine Liebe kann nur der Sonne gleichen, die ein Menschenleben erleuchtet, nicht der, die es mit ihrer Glut versengt. Ist's da, da es einmal nicht anders werden kann zwischen uns, nicht eine gnädige Fügung Gottes, daß Toni endlich den langgesuchten Weg zu mir gefunden, daß wir, Sie und ich —" ihre Stimme zitterte wieder, „nun scheiden müssen, wo wir damit vielleicht, nicht zu unserem Heil, noch zu lang gezögert hätten? Ich — es ist dieser Entschluß in dieser langen Nacht unter vielen Thränen gereift, — verlasse die Bühne, löse die Verbindung mit Emilia, der ich von meinem bisherigen Leben gerne das lassen will, was nach ihrer Meinung das ihre angenehm gestalten kann, und trete mit Toni in den einfachen Kreis eines stillen bürgerlichen Daseins zurück. Und nun sagen Sie," schloß sie mit fester Stimme, „sagen Sie Ihr Ja und Amen dazu."

Sie schwieg still, als ob sie auf eine Antwort warte. Er aber gab keine, sondern sah sie nur mit einem tiefen, traurigen Blick an; dann beugte er sich über ihr Haupt nieder, das sie fast demüthig wie ein Kind vor dem Vater senkte, und hauchte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Ich will Tonio holen," sprach er leise, und ehe Crescenz ein Wort erwiedern konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

*

Es ging auf Mittag und um Tonio schien sich Niemand zu kümmern. Man hatte ihn in ein besonderes Gemach des Stadtgefängnisses gebracht, ihm das wenige Nöthige, was einem Gefangenen zukommt, gereicht, ihn dann aber allein gelassen. Ihm kam fast vor, als ob man ihn nicht wie einen gemeinen Dieb behandle. War das Graf Schaumburg's Anweisung? — er wußte das nicht, er fragte auch sich selbst nicht darnach, er wußte nur das Eine, daß jetzt wirklich Alles aus war, Alles dahin, was bisher sein Glück ausgemacht hatte: seine doch noch immer lebendig gewesene Hoffnung auf Crescenz und auch sein Verhältniß zu Schaumburg. Hätte er freilich auch an die Lösung des letztern denken müssen, wenn, was ihm ja zweifellos war, sein Herr und Crescenz sich verbanden, einen solch' jähen Abbruch der innigen Beziehungen, welche zwischen ihm und dem Grafen bestanden, hatte er nicht gewollt. Und nun war dieser unter dem peinigenden, auf ihm lastenden Verdachte eines gemeinen Verbrechens erfolgt. Ein Wort, eine Erklärung dem Grafen gegenüber konnte ihn davon reinigen, konnte er aber nach dem, wie er sich vorgenommen, von seiner Liebe zu schweigen, diese abgeben? Ja, würde er nur eine Gelegenheit dazu haben, ließ man ihn mit seinem Herrn noch einmal zusammenkommen, mußte dieser nicht selber wünschen, einen Mann, der sein Vertrauen so getäuscht, seine Güte so schlecht gelohnt, gar nicht mehr zu sehen? Und Crescenz! Auch in ihrer Erinnerung sollte er immer der Dieb, der Verbrecher bleiben?

Immer qualvoller verwirrten sich seine Gedanken: er sehnte sich nach den Häschern, daß sie kämen und ihn wenigstens zum Verhöre führten.

Da nahten sich außen Schritte, der Schlüssel wurde in's Schloß gesteckt und die Thüre geöffnet. Tonio fuhr zusammen. Nicht ein Diener des Gerichts, sondern Graf Schaumburg trat ein.

„Komm'," sprach er nur, „es ist Zeit, ich werde Dich selbst zum Richter geleiten."

Verwirrt schaute ihn Tonio an, allein es mußte dem Grafen Ernst sein, wie ungeduldig wartend stand er an der Thüre. Tonio folgte. Sie gingen die Treppe des Gefängnisses hinab, durch den Hof, an der Thorwache vorüber: aber kein Wächter oder deßgleichen begleitete sie, sondern verwundert sah Toni den Wagen des Grafen auf der Straße halten. Der Graf stieg ein.

„Folge mir!" sprach er kurz — und Toni that wie mechanisch, was ihm befohlen. Die Vorhänge der Fenster des Wagens waren zugezogen, Tonio sah nicht, welchen Weg der rasch fortgefahrene nahm.

Der Graf sprach kein Wort und Toni wagte nicht, das Schweigen zu brechen. Sie fuhren lange, es kam ihm vor, als hätten sie die Stadt verlassen und wären auf ländlichem Wege. Endlich hielt der Wagen, der Graf stieg aus, winkte Tonio, ein Gleiches zu thun, und zog ihn dann rasch in ein Haus, ohne daß dieser Zeit gehabt hätte, sich umzusehen und das Aeußere des Hauses nur einen Augenblick zu betrachten. Sie stiegen eine Treppe hinan und der Graf klopfte an eine Thüre. Wie von selbst öffnete sich diese — aber sprachlos, zum Tod erbleichend, wich Tonio zurück. Sein Fuß war wie gebannt, die Schwelle zu überschreiten: er sah vor sich denselben Raum, in dem er gestern Abend gestanden, nur lag dieser nicht, wie gestern, im Dunklen, flackerte nicht eine vom Nachtwind mit dem Verlöschen bedrohte Kerze, sondern das volle, warme Sommersonnenlicht breitete sich glänzend und goldig durch das Zimmer; aber nicht das blendete Tonio's Augen, daß er sie kaum zu heben vermochte, sondern daß er dort bei den Rosen, unter die er jenen Brief gelegt, Crescenz stehen sah, nicht blaß und zitternd, nicht das Auge angstvoll auf ihn gerichtet, wie er sie gestern geschaut, sondern glückselig lächelnd, strahlend in Schönheit und Anmuth.

„Dort steht Dein Richter!" sprach der Graf ernst und faßte seine Hand, sie in die Crescenz' legend. Toni wußte nicht, wie ihm geschah: er hörte nur ein Wort, das er lange, lange nicht mehr vernommen, das ihm aber jede Fiber seines Herzens erbeben machte, er fühlte nur, daß zwei Arme sich um ihn schlangen, die ihn lange nicht mehr gehalten, daß ein Herz an dem seinen schlug, das er erstorben glaubte, und das ihm nun ganz und unentreißbar wieder gehörte.

Da, wie aus einem Traume erwachend, sah sich Toni nach Schaumburg um. Er war verschwunden.

„Er wird wiederkommen," sprach Crescenz leise, und ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen, „jetzt kann er's noch nicht ganz tragen, daß wir glücklich sind und daß er von seinem Herzblut geopfert hat, daß wir's werden konnten."

Sie hatte Recht. Tagelang kam der Graf nicht mehr zu Crescenz, sowie er auch Tonio nicht sah, obwohl er ihn schriftlich gebeten, in seinem Hause bleiben zu wollen, bis er Näheres ihm über seine Zukunft mittheilen würde. Ein Charakter, wie Schaumburg, brauchte nicht lange Zeit, die gestörte Harmonie seines Innern wieder herzustellen, aber Crescenz wäre ihm nicht das gewesen, was sie ihm wirklich war, wenn es ihm so leicht gefallen wäre, sich von ihr zu lösen. Und gerade, wie diese Lösung erfolgt, die wunderbare Zartheit, der jungfräuliche Edelsinn, mit der sie den Schritt gethan, den er, obwohl er ihn für unvermeidlich gehalten, zu thun so lang gezögert, hatte sie ihm noch einmal in der ganzen Schönheit ihres Wesens erscheinen und den Verlust doppelt empfindlich fühlen lassen, den er nun tragen mußte wie ein Mann.

Und er trug ihn so. Wie er wieder zu Crescenz kam, hätte Niemand, der sie mit dem Grafen verkehren sah, ahnen können, daß jemals ein anderes Gefühl für das schöne Mädchen in ihm gewohnt, als das eines gütigen Gönners, eines väterlichen Freundes. Und als solchem lag ihm nun daran, für der Wiedervereinten künftiges Geschick zu sorgen. Der Entschluß Crescenz', das Theater zu verlassen, konnte nur des Grafen Billigung finden: bei aller seiner Liebe für die Kunst, bei aller seiner Bewunderung und Anerkennung der seltenen Befähigung dieser Künstlerin, dachte er sich doch die Sphäre, in welcher Crescenz sich bisher bewegt, nicht als die eigentliche, in der sie immer heimisch bleiben sollte. Dem sittlich ernsten Sinn Schaumburg's widerstrebte eine Welt, in der auch das reinste, idealste Gemüth sich selten frei erhält von einem pro-

fanen Hauch: sie mußte in anderen Verhältnissen wahrhaft glücklicher werden.

Er sah, daß sowohl für ihn, wie für Crescenz und Tonio, in Wien nicht mehr des Bleibens sei. War, wie vorauszusehen gewesen, nicht unbekannt geblieben, daß Graf Schaumburg sich für die schöne Sängerin interessirte, so konnte es auch nicht verborgen bleiben, welch' eigenthümliche Wendung dieß Verhältniß auf einmal genommen. Es war am besten, den Bemerkungen, Gerüchten, Muthmaßungen, die sich daran knüpften, so bald als möglich aus dem Wege zu gehen.

Das, was Crescenz für das Schwierigste gehalten hatte, sich mit Emilia zu verständigen, machte sich leichter, als sie vermuthet. Allerdings waren die Ereignisse über Jene mehr bestürzend, als nur überraschend gekommen. Der anfängliche Triumph, den sie zu feiern glaubte, als sie durch des so plötzlich ihr wieder in den Weg getretenen Toni Verhaftung diesen auch gleich wieder und nun auf immer beseitigt meinte, hatte nicht lange vorgehalten. Wie sie Crescenz und den Geliebten wieder vereint sah, wußte sie auch, daß sich ihr Verhältniß mit Jener lösen müsse. Crescenz hatte sie ja als die Schuldige erkannt. Allein das Glück, das edle Gemüther immer versöhnlich stimmt, ließ auch Jene milder über Emilia urtheilen, als diese verdient. Sie verdammte und strafte nicht, sie überließ es der Signora selbst, sich mit ihrem Gewissen auseinander zu setzen; ja sogar über materiellen Nachtheil sollte sie sich nicht zu beklagen haben.

Auch ihre Verpflichtungen gegen die Bühne war Crescenz leicht aufzuheben im Stande. So stand bald nichts mehr im Wege, daß sie mit Tonio ihrem Beschützer nach England zu folgen im Stande war.

Dort hatte Graf Schaumburg vor, wieder einige Jahre zu verweilen, und dort wollte er auch den Beiden, zu deren Obhut er sich verbunden glaubte, die Heimat gründen.

*

In einer der Kirchen Londons war Crescenz mit Toni an den Altar getreten. Der Graf war ihr Brautführer gewesen. Vorher aber hatte Toni noch seiner Crescenz, wie auch dem Grafen Wilhelm, einen Herzenswunsch erfüllt: er war zum evangelischen Bekenntniß übergetreten. Die Jugendeindrücke der Salzburger Emigration, der Wunsch, mit seinem Weib in Allem, also auch in diesem Hauptpunkte, übereinzustimmen, hatten zu seiner Ausführung mitgeholfen.

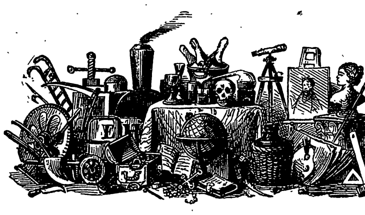
Schaumburg hatte so für das junge Paar gesorgt, daß es, auch ohne daß Toni sein früheres Gewerbe wieder aufgenommen hätte, in bescheiden beschränkter Weise angenehm würde haben leben können, aber Crescenz selbst trieb Toni dazu, noch einmal auf kurze Zeit nach Italien zu gehen und das nun wirklich zu thun, was er das erste Mal nicht gekonnt, sich bei den Meistern seines Fachs zu vervollkommnen. Zurückgekehrt, etablirte er dann in London eine Instrumentenfabrik, die bald den günstigsten Aufschwung nahm. So verlockende Anerbietungen an Crescenz kamen, daß die berühmte Signora Sentelli, die ihr Inkognito auch in England nicht hatte festhalten können, in ihren alten Wirkungskreis, den sie freilich damals, wo Händel seine Triumphe in London feierte, glänzender als je hätte wieder betreten können, zurückkehren möchte, sie widerstand doch allen. Es gelüstete sie nicht mehr nach dem Beifall der Menge, sie hatte ihr ganzes und volles Glück in der eigentlichen Werk- und Heimatstatt des Weibes, dem Hause, gefunden.

Ihr und Toni's Höchstes aber war die stete, ununterbrochene Verbindung, in der sie mit Graf Wilhelm blieben.

Früher, als er sich eigentlich vorgenommen, hatte dieser England wieder verlassen müssen. Sein Vater war gestorben, er zur Regierung berufen. Mit jugendlichem Feuereifer, aber zugleich mit der vollen Willenskraft eines Mannes, ergriff der Graf die Zügel des Regiments über seinen kleinen Staat, den er bald für die damalige Zeit, namentlich in militärischer Beziehung, zu einem Musterstaate der Organisation und Verwaltung machte.

Die Parfüms und die Frauen.

Ueber den Einfluß, den die Parfüms auf die Erziehung und den Charakter der Frauen ausüben, hat W. Sampson (im «Technologiste») recht amüsante Beobachtungen angestellt. Die Erfahrungen, die er durch jahrelange Beobachtung von über zweihundert jungen Mädchen gesammelt haben will, berechtigen ihn, wie er meint, zu folgenden Schlüssen: der Moschus prädisponirt zu Liebenswürdigkeit und zu Reizbarkeit; die Rose zu Dreistigkeit, Geiz, Hochmuth; das Geranium zu Zärtlichkeit; das Veilchen zu mystischer Frömmigkeit, zu Bigotterie; die Benzoë zu Träumerei, Poesie, Unbeständigkeit; die Minze zu List, zu materiellen Interessen; die Verbene zu Geschmack an schönen Künsten; das Patchouli zu Hysterie; der Kampher zu Dummheit; das Juchtenleder zu Lässigkeit und Ueppigkeit; das Ylang-Ylang, das gefährlichste, zur Prostitution. Diese Herrschaft der Pflanzenseelen über das menschliche Gemüth dürfte der besonderen Aufmerksamkeit des Professors G. Jäger empfohlen sein, dem eine Erklärung dafür zu finden gewiß nicht schwer fallen wird. Die Ehekandidaten aber, die sich eine liebenswürdige, kunstverständige und poetische Gattin wünschen, mögen sich im nächsten Parfümerieladen eine Mischung von Moschus, Benzoë und Verbena komponiren und es an fleißigem Parfümiren ihrer Herzallerliebsten mit diesem Bouquet nicht fehlen lassen. Schade, daß Herr Sampson seine Beobachtungen nicht auf jene Blumenseelen ausdehnte, die jungen Mädchen Fleiß, Häuslichkeit, Treue, Sparsamkeit und dergleichen Tugenden anduften.



Aus allen Gebieten.

Der indische Melonenbaum.

Dieses interessante subtropische Gewächs, Carica Papaya ist seine botanische Bezeichnung, ist durch seine besonderen Eigenschaften der Aufmerksamkeit sowohl in hygienischer als in ökonomischer Beziehung würdig. Ein Stück frisches Fleisch, welches 24 Stunden bei 15 Grad Wärme in einem (oder mehreren) Papayablatte eingewickelt gelegen hatte, wurde mit einem gleichen von demselben Thiere herrührenden Fleischstücke, welches ebensolange in Papier eingewickelt gewesen war, gekocht und erwies sich bald als völlig mürbe, während das zur Gegenprobe dienende Stück noch ganz hart war. Ferner ein Stück frisches, mageres Fleisch in einem verdünnten Theil des aus der unreifen Frucht erhaltenen Milchsaftes mit mehr als der zwanzigfachen Menge Wasser gekocht, zerfiel schon nach fünf Minuten in lauter Stücke, während ein zur Gegenprobe in reinem Wasser gekochtes Stück desselben Fleisches immer härter wurde. Zehn Gramm hartgekochtes Eiweiß, bei 20 Grad Wärme mit dem stark verdünnten Milchsaft aufgestellt, war nach 24 Stunden durchsichtig geworden und am vierten Tage beinahe völlig aufgelöst. Gehacktes Fleisch wurde mit eingetrocknetem Milchsafte fast vollständig verflüssigt, und zwar in der Wärme schneller, in der Kälte etwas langsamer. Aus diesen und vielen anderen ähnlichen Versuchen ist der Schluß gezogen, daß der Milchsaft des Melonenbaumes ein Ferment erhält, welches, ähnlich dem im thierischen Magen enthaltenen Pepsin, sehr energisch lösend auf stickstoffhaltige Stoffe einwirkt. Gleich dem Pepsin bewirken unwägbare Theilchen des Milchsaftes das Gerinnen verhältnißmäßig großer Mengen Milch ohne Sauerwerden. Schon ältere Tropenreisende berichten, daß dieser Baum in fast allen seinen Theilen die Eigenschaft besitze, altes und zähes Wildpret, Geflügel 2c., mithin alles Fleisch zu verjüngen, nämlich so zart und mürbe zu machen, wie dasjenige Fleisch ganz junger Thiere, und sollten solche wichtige Eigenschaften die Frauen vorzüglich bestimmen, diese zugleich auch herrliche Zimmerpflanze sich anzuschaffen. Die schön geformten Blätter der Carica Papaya oder des Melonenbaumes gleichen dem Ricinusblatt, sie zeigen den Umriß einer gespreizten siebenfingerigen Hand, deren Finger wie bei einem Wasservogel durch eine Schwimmhaut halb verbunden sind; während die unteren alten Blätter abfallen, wird der Stamm durch die Narben geschuppt und bildet eine Säule mit eleganter Laubkrone darüber, die gleich schön im Gewächshaus und Zimmer, als auf Rasenparterren im freien Lande im Sommer imponirend wirkt; mit blaßgelben, wohlriechenden Trichterblüten und zuerst grünen, dann gelben Früchten aus der Blattkrone herabhängend, stehen dieselben in der Form zwischen Melone und Gurke. Die unreifen Früchte werden in Streifen zerschnitten und wie Gurken oder Melonen zum Einmachen gebraucht, die reifen ißt man roh mit Zucker oder mit Salz und Essig. Die jungen, kräftigen Pflanzen in Töpfen zeigen ein erfreulich rasches und schönes Wachsthum in sandiger Laub- und Mistbeeterde und müssen nach Ankunft der Sendung recht bald zu besserer Entwicklung in größere Töpfe (öftere Male) versetzt werden; sie sind im Sommer im Freien, im Kalthaus, im Zimmer zu kultiviren, im Winter im wärmeren Gewächshaus und Wohnzimmer unterzubringen und dann wie alle vegetirenden Pflanzen in dieser Periode mit etwas erwärmtem Wasser zu begießen.

Alte Butter wieder wohlschmeckend zu machen.

Es wird so viel Sahne, als der zehnte Theil der verdorbenen Butter beträgt, sodann etwas Salz gut unter die zuvor ausgewaschene Butter geknetet, worauf diese wieder einen guten Geschmack wie frische annimmt, aber bald verwendet werden muß.

Die Kellerfäule der Kartoffeln.

Die Kartoffelkrankheit tritt zuweilen in Folge der häufigen Regengüsse im Herbst in einer großen Ausdehnung zerstörend auf. Auf schweren Feldern sind nicht selten drei Viertel des reichen Ertrages vernichtet, und selbst auf ganz leichtem Boden finden sich oft 20 bis 30 Prozent kranke Knollen. Unter diesen Umständen ist immer zu fürchten, daß die Vorräthe, welche die Krankheit im Boden verschont hat, im Keller durch Fäulniß großentheils zu Grunde gehen. Deßhalb ist es auch erklärlich, daß man nach Mitteln forscht, wodurch dieser Kalamität einigermaßen vorgebeugt werden kann. Da der zerstörende Pilz nach dem Ausnehmen an den Knollen haften bleibt und sein Vernichtungswerk erfahrungsgemäß im Keller fortsetzt, so wäre es also die Aufgabe, ihn zu tödten oder unschädlich zu machen. Zu diesem Zwecke hat man verschiedene Mittel vorgeschlagen. Eines derselben besteht darin, daß man die Knollen mit einer Auflösung von Chlorkalk wäscht. Für 100 Liter Wasser genügt ein halbes Kilo Chlorkalk, der indeß frisch sein muß. Die Kartoffeln werden nach und nach in die Flüssigkeit geschüttet und mit einem Besen tüchtig bearbeitet und schließlich mit reinem Wasser gewaschen und dann getrocknet. Die Wirkung dieses Verfahrens soll eine ganz sichere sein. Nach einer andern Mittheilung soll es schon genügen, wenn die Knollen eine kurze Zeit in der Flüssigkeit liegen bleiben. Ein weiteres Mittel ist das Schwefeln der Vorräthe, das man im Keller vornimmt, indem man von Zeit zu Zeit einige Schwefelschnitten oder gepulverten Schwefel daselbst verbrennt. Das Mittel wird aber nur dann von Erfolg sein, wenn die Kelleröffnungen während des Schwefelns möglichst luftdicht verschlossen sind und die Haufen vor jeder neuen Vornahme des Verfahrens gehörig umgearbeitet werden, damit die schweflige Säure, welche beim Verbrennungsprozeß erzeugt wird, sich den Knollen mittheilen kann. Das Schwefeln geschieht, indem man einige Schwefelschnitten an einem Draht aufhängt oder Schwefelpulver mit etwas Papier auf einen Untersatz legt. Auch ganzen Schwefel kann man anwenden. Nach dem Anzünden verläßt man eiligst den Keller, der einige Stunden geschlossen bleiben muß. Ehe man ihn wieder betritt, müssen die in's Freie gehenden Oeffnungen gelüftet werden. Ein drittes Mittel besteht darin, daß man die Knollen mit Kohlenstaub, zerfallenem Kalk, mit Gyps, mit Asche oder mit einer Mischung dieser Stoffe zusammenschichtet. Wenn dadurch auch die Krankheit nicht ganz abgehalten wird, so kann sie doch sehr vermindert werden.

Gurkenaufbewahrung.

Wie der „Obstgarten“ vorschlägt, sollen die frischen Gurken, um sich drei bis vier Wochen sehr gut zu halten, mit der Stielseite 5—8 Centimeter in Brunnenwasser gesteckt und dieß öfters erneuert werden. Es ist dieß ungefähr die Methode, wie man auch Weintrauben bis Weihnachten frisch erhalten kann. Nur glauben Einige noch, die Gurken gegen das Austrocknen mit einem Ueberzuge von Eiweiß oder Kollodium überziehen zu sollen, wodurch deren Dauer bedeutend verlängert werde. Für den Winter soll man die fehlerlosen Gurken in reinem, feinem, früher scharf getrocknetem Sand in ein irdenes Gefäß, das mit einem passenden Deckel geschlossen werden kann, einlegen und den Topf 0,75 bis 1 Meter tief in trockenem Boden eingraben. So sollen die Gurken wunderbar frisch bleiben.

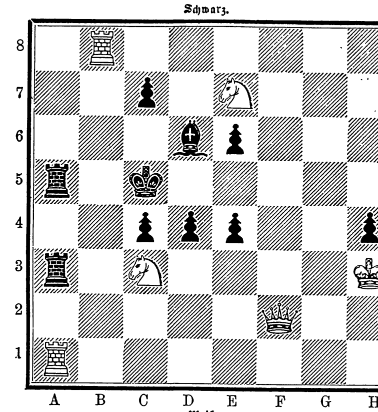
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 12.

Von G. N. Cheney.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 11 in Nr. 40:

Weiß.	Schwarz.
1) D. C 1 — H 1	1) Beliebig.
2) D. oder S. setzt Matt.	

Auflösung des Rösselsprungs Seite 551:

Spiele nicht mit deinen Worten,
Nicht einmal mit deinen Mienen,
Dienest wahrlich schlecht den Andern,
Wirst dir selbst am schlechtsten dienen.

Denn du wirst, ein leichter Vogel,
Endlich ohne Federn flattern,
Und wie ein gerupftes Gänschen
Dich in Klingelklang verschnattern.

E. M. Arndt.

Auflösungen der Räthselfragen — Titelbilder zu Umschlägen bekannter Opern Seite 561:

1. Schweizerfamilie. 2. Afrikanerin. 3. Der Rattenfänger von Hameln. 4. Stumme. 5. Die Nachtwandlerin. 6. Prophet.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Emil Richter in Berlin. Der von uns in Nr. 40 dieses Jahrgangs erwähnte Zeichenapparat ist in der Geschäftsbücherfabrik von Heinrich Konrad Gast in Köln a. Rh. zu haben.

Hrn. Johann Krohn. Diese Würmer sind nur durch Umsetzen der Pflanze und sorgfältige Erneuerung der Erde zu vertreiben.

Hrn. A. Pr. in Barmen. 1) Berlepsch, Schweiz (Zürich, Schabelitz) gibt darüber Auskunft. 2) Hinsichtlich der Annoncen ist im Journal selbst der Preis pro Zeile angegeben. 3) Bei B. F. Voigt in Weimar erschienen.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Emma Ofterdinger, Hamburg; Emilie Kunde, Kassel; Mathilde Bernheim, Stettin; Anna Hagen, Königsberg; Hrn. E. Ribbeck, Berlin; E. K. St. A., Breslau; L. Dehmel, Hirschberg; E. Hahn, Altona; M. Laubert, Dresden; C. Ottfried, Halle; P. Wimmer, Koblenz; A. Mohl, Karlsruhe.

Hrn. H. A. Schm. in Bonn. Ja — bedarf aber noch der Ausbildung.

Frln. C. P. in G. Das bedeutet 100 Gramm.

Camilla v. B. in Hermannstadt. 1) Johann Scherr, Allgemeine Geschichte der Literatur; Weber's Weltgeschichte; Ungewitter's Erdbeschreibung. 2) Nicht zu leicht zu nehmen — durch einen Arzt.

Hrn. A. Kaltenbr. in Breslau. Wie können wir denn wissen, ob ein im „Kladderadatsch“ annoncirter Autograph „leicht herstellbar ist und wie?“ So gern wir Auskunft zu geben bereit sind — diese Anfrage übersteigt unsern Horizont.

Hrn. Holl....... Schl..... Was stand in Ihrem Briefe? Wir wissen nichts von einem solchen.

O. T. in J. Nicht übel — aber wer durch Gedichteschreiben Geld verdienen will, wird böse Erfahrungen machen. Gedichte senden wir nicht zurück.

Hrn. P. S. in Wien. Ja; ein neuer Roman dieses Autors wird im neuen Jahrgang beginnen, wir halten diesen für noch interessanter als den Bernsteinsucher.

Frau Emilie Falk in Sagan. Allerdings hat hie und da das Impfen auch schädliche Folgen gehabt — deßhalb aber es ganz zu verwerfen gegenüber dem notorischen unendlichen Segen dieses Vorbeugungsmittels scheint uns doch zu viel. Der Kampf der Ansichten hat auch hier viel Gutes schon bewirkt, z. B. die äußerste Vorsicht der Impfärzte, welche hiebei in hohem Grade walten muß.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. A. H. in T. Der Sprachfehler des Anstoßens mit der Zunge beruht entweder auf angeborener Anomalie der Sprachorgane, und zwar zu weit hervorstehender Zungenspitze, oder auf schlechter Angewohnheit. In beiden Fällen hilft nur eine aufmerksame Selbstbeobachtung und Uebung des Willens, die Zunge beim Sprechen nicht zwischen die Zähne gelangen zu lassen.

Hrn. H. M. in Offenbach a. M. Ohne persönliche Untersuchung kann ein derartiges Augenleiden keine Beurtheilung finden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 45. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung

von

Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Fritz hat also viel wieder gutzumachen, und er macht es gut. Er verstellt sich nicht mehr, sondern gibt seiner Freude ungeheuchelten Ausdruck, wenn Linchen die Gevatterin zur Sonntagspartie abholt; er läßt keinen Stuhl zwischen sich und Anna schieben, und wehe dem Galan, der ihm auf dem Heimwege Anna's Hand streitig machen wollte.

Einmal fragt er seinen Freund und Gevatter, ob er glaube, daß Anna ihm ein wenig gut sei und ihn nicht verschmähen werde, wenn er mit einem Heirathsantrage herausrücke.

„Ich will Dir etwas sagen," entgegnet Burkhardt, „über dergleichen können die Frauenzimmer am besten urtheilen, ich will die Sache mit Linchen besprechen!" ...

Darüber vergehen Tage, ohne daß Fritz nach dem Ergebniß der Besprechung zu fragen wagt, bis ihn Linchen einmal beiseite nimmt und ihn einen „Hasenfuß" nennt. Was er zu wissen wünsche, könne sie ihm nicht sagen; er solle sich ein Herz fassen und die Gevatterin selbst fragen, den Kopf werde es ihn nicht kosten ...

Da fügt sich's an einem schönen Abende, daß Fritz Anna bei Burkhardt's trifft, und im Laufe der Unterhaltung entschuldigt sich Linchen, daß sie auf einige Augenblicke in die Küche müsse und schärft dem Gatten ein, daß der Besuch es hört, ja hübsch im Zimmer zu bleiben und auf die Beiden Acht zu haben. Kaum ist jedoch Linchen hinaus, da erhebt Burkhardt sich ebenfalls und bittet um Entschuldigung, aber er habe gehört, es finde jetzt eben eine Mondfinsterniß statt, die wolle er sich vom hinteren Zimmer aus betrachten, denn so etwas sähe man nicht alle Tage. Damit drückt er sich mit einer äußerst komischen Pantomime hinaus und läßt unser junges Paar allein. Das war deutlich und, wenn mit Linchen verabredet, gewiß nicht nach ihrem Sinne durchgeführt, aber gerade diese plumpe Deutlichkeit läßt Friedländern keine Wahl, als die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen. Nach diesem Vorgange muß es Anna schon verwirren, als Fritz das anfängliche Schweigen unterbricht, indem er in feierlichem Ton ihren Namen ausspricht, und es ist natürlich, daß sie sich rasch von ihm abwendet, als er ihr in's Gesicht blicken will, und daß sie, als er ihre Hand ergreift, diese erschreckt aus der seinigen zurückzieht.

„Anna," beginnt Fritz und faßt sich ein Herz, „einmal muß es gesagt sein: ich — liebe Sie, — ich kann mir mein künftiges Leben ohne Sie nicht denken. — Wollen Sie mich glücklich machen und die Meine werden? Ich will Sie auf Händen tragen, ich will Sie halten wie meinen Augapfel!"

Keine Antwort.

„Anna, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit; sprechen Sie ein Wort, nur ein einziges Wort!"

Sie hat die Hände vor das Gesicht gedrückt und flüstert jetzt: „Ich bin arm, sehr arm, — und was würde Ihre Mutter sagen?"

„Sie sind arm, Anna, aber Ihr Jawort macht mich reich," entgegnet er drängend, „und meine Mutter weiß bereits Alles und billigt meine Wahl."

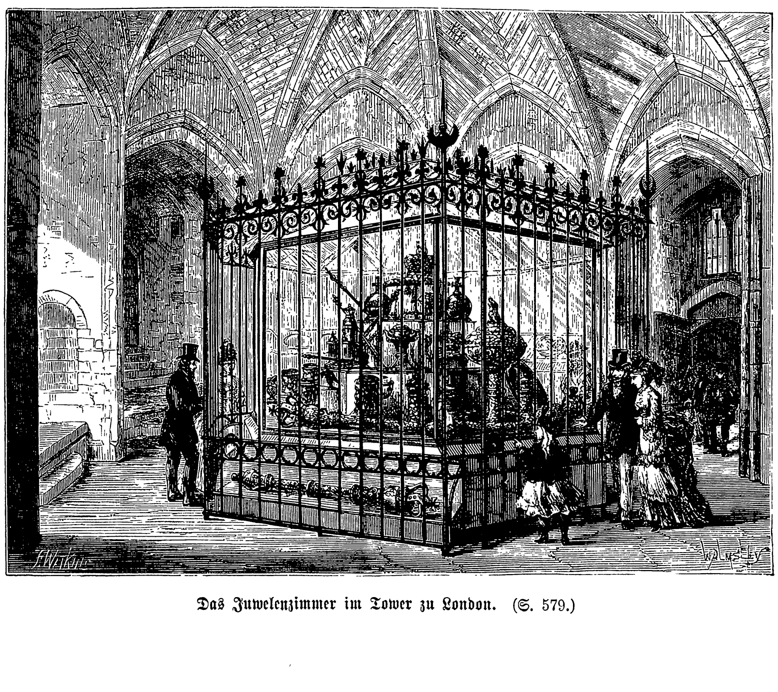
„Ist dieß aber auch gewiß?" fragt Anna. „Lassen Sie sich nicht etwa vom Augenblick verleiten, heute schon als ausgemacht hinzustellen, was Sie vielleicht morgen erst zu erlangen hoffen? Können Sie mir die Hand darauf geben, daß es wirklich schon so weit ist?"

„Hier ist sie!" ruft Fritz und erfaßt stürmisch Anna's Hand; er läßt die kleine Hand nicht wieder los und fragt, ob er sie behalten dürfe, für immer und ewig, und Anna sagt lächelnd: „Ja," und, damit noch nicht zufrieden, verlangt er nun auch ihren Mund und endlich die ganze, schöne, schwarzlockige Gevatterin, die er heiß und zärtlich in die Arme schließt. Darüber öffnen sich fast zu gleicher Zeit zwei Thüren. „Schöne Geschichten!" ruft Linchen mit gut gespieltem Entsetzen unter der einen Thüre. „Eine nette Bescherung!" läßt sich unter der andern Burkhardt vernehmen. Das Brautpaar ist auseinander gefahren, Linchen spielt sich in einen künstlichen Zorn hinein gegen ihren pflichtvergessenen Gatten, der die Beiden so schlecht gehütet hat und an dem ganzen Unglück schuld ist. Burkhardt ergreift vor Linchen die Flucht, jagt durch alle Zimmer, wodurch er den Liebenden wiederholt Gelegenheit verschafft, sich ungesehen zu küssen, und springt zuletzt, durch ein meisterhaftes strategisches Manöver seiner Verfolgerin in die Enge getrieben, über Stühle und Tische, bis er endlich am Schlafrockzipfel festgehalten wird und sich nun, zum großen Ergötzen unseres Pärchens, für überwunden erklären muß ...

*

Ein Jahr nach jener Kindtaufe begingen Fritz und Anna ihre Hochzeit. In einem Gasthause, welches für derartige Familienfestlichkeiten einen vortrefflichen Koch und einen sehr geeigneten kleinen Saal besaß, wurde das Hochzeitsmahl abgehalten. Mit der eintretenden Dämmerung ging es an ein hurtiges Abräumen der Tafel, und die Hochzeitsgäste halfen selbst mit, die zusammengerückten Tische zu entfernen und den Stühlen ihren Platz längs der Wände anzuweisen, denn schon hatte der bestellte Pianist am offenen Klavier Platz genommen und der danebenstehende Geiger stimmte sein Instrument. Die Kerzen des Kronleuchters strahlten, lustig erklangen Klavier und Violine; saalauf saalab flogen schwarze Frackschöße, schwebten weiße Gewänder mit flatternden blauen und rothen Bändern.

Die Gesichter glühen, die Busen wogen, Fächer und Taschentücher sind in Bewegung, ein feiner Staubschleier umhüllt den Glanz der Lichter, die Braut hat sich, um von einer Galoppade auszuruhen, mit Linchen in eine lauschige Ecke zurückgezogen, und Herr Müller, der ausgelassenste unter den Hochzeitsgästen, steht vor den beiden Freundinnen, in der Hand den Becher schwingend, daß der Wein auf den Boden fließt, seine



Das Juwelenzimmer im Tower zu London. (S. 579.)

unsichere Haltung durch eine gespreizte Stellung seiner Beine bemäntelnd, und deklamirt:

„Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
Als heimlich stille Liebe, von der Niemand nichts weiß!"

Anna schielt mit einem leisen Spott um den Mund nach Linchen, und diese kichert in ihr Taschentuch hinein.

„Hier schlägt ein Herz," fährt Müller fort, in die Prosa einlenkend und die Hand auf die betreffende Stelle pressend, „ein Herz, das nicht verdient hat, verschmäht, verstoßen und von einem so schönen kleinen Fuße zertreten zu werden!"

„Hörst Du, Anna," bemerkt Linchen unter ihrem Taschentuche hervor, „was für ein zähes Herz Du verschmäht hast? Es ist zertreten und schlägt doch noch! Ist das nicht kostbar?"

„Sie können lachen, meine Damen," spricht Herr Müller pathetisch weiter, „Sie können lachen, wo sich ein Herz verblutet? Ha! Ich kenne Jemanden, der europamüde ist, und für den es gut sein wird, wenn er —"

„Zu Bett ginge!" ergänzt Linchen und beide Freundinnen brachen abermals in helles Gelächter aus.

„Nein," widerspricht Müller, unempfindlich gegen den Spott, „für den es gut sein wird, wenn er seine Stelle aufgibt und nach Amerika geht. Ja, das thue ich! Das schwöre ich beim —"

„Beim Bacchus!" versetzt Linchen kichernd.

„Nein, beim Merkur schwöre ich's —"

„Wenn Sie so viel Wein in den Saal schütten," unterbricht Linchen abermals, „so können Sie die Ueberfahrt gleich von hier aus antreten."

„Im Jagen nach Gewinn will ich in der neuen Welt Vergessenheit suchen," fährt Müller fort, „und nie kehre ich anders in die alte Welt zurück, — das schwöre ich! — nie anders, als mit Gold beladen! — Und dann werde ich fragen," fügt er in einem den Damen unverständlichen Murmeln hinzu, „was kostet die Stadt mit allen unglücklichen Ehen, die darin sind? Ich zahle baar!" Worauf er wieder laut fortfährt: „Es lebe Amerika! Es lebe das Land der Freiheit! Hurrah!" Dann thut er einen hastigen Zug aus seinem halbvergossenen Becher und wendet sich, mit einer theatralischen Handbewegung nach seinem zertretenen Herzen, von Anna und ihrer Freundin ab, die ihn noch eine Weile beobachten, wie er von einer Dame zur andern geht und eine jede auffordert, mit ihm auf das Wohl Amerikas, des Landes der Freiheit, anzustoßen.

„Hast Du je einen so exaltirten Menschen gesehen?" bemerkt Anna zu Linchen. „Er ist ein vollkommener Narr und ich begreife nicht, wie Fritz zu seiner Gesellschaft gekommen ist."

„Ueberhaupt, liebe Anna," ergreift Linchen das Wort, indem sie ihre Stimme dämpft und dicht an die Freundin heranrückt, „überhaupt möchte ich, als eine erfahrene Frau, Dir den Rath geben, unter den Bekannten Deines Mannes aufzuräumen. Ich sage nicht, daß sie alle vom Schlage dieses europamüden Herrn Müller wären; im Gegentheil, die meisten sind recht anständige, solide junge Leute. Aber es thut niemals gut, wenn ein verheiratheter Mann die alten Freundschaftsverhältnisse fortsetzt, die er als Junggeselle gepflegt hat."

„Linchen," sagt Anna und drückt der Freundin die Hand, „Du sprichst mir aus der Seele! Das habe ich auch schon gedacht."

„Der Mann gehört der Frau und nicht den Freunden," dozirt Linchen weiter, „die Freunde lenken ihn zu sehr von der Häuslichkeit und von seinen neuen Pflichten ab, und es wird ihm schwer, mit den alten Gewohnheiten zu brechen."

„Höre nur," fällt Anna der Freundin in's Wort, „was dieser Leonhardi wieder für eine ordinäre Lache aufschlägt. Es übertönt noch die Musik und das Geräusch des Tanzes und klingt so entsetzlich roh, daß ich es fast gar nicht mehr ausstehen kann; und dazu sein lautes Sprechen, als ob die ganze Welt taub wäre! Der darf mir auch nicht oft in's Haus kommen."

„Mit Leonhardi wirst Du wohl noch einige Geduld haben müssen," gibt Linchen zu bedenken, „nicht etwa, weil er Deinem Fritz einst das Leben gerettet hat —"

„Das ist lächerlich," fällt Anna ein, „das hätte jeder Andere auch gethan."

„Gewiß hätte das jeder Andere auch gethan, aber er hat neuerdings Deinem Fritz dreitausend Thaler vorgestreckt und ihn dadurch in den Stand gesetzt, sein Geschäft zu erweitern und die Möbelfabrikation anzufangen."

„Das wird mich wenig geniren," sagt Anna mit überlegenem Lächeln, „denn Leonhardi hat bei allen Fehlern eine schätzbare Eigenschaft, nämlich eine gewisse dumme Gutmüthigkeit, und derlei Leute sind gewöhnlich nicht so empfindlich."

„Wo war ich doch nur stehen geblieben?" nimmt Linchen den Faden ihrer Weisheitslehren wieder auf. „Richtig, bei den Junggesellengewohnheiten. Da ist vor allen Dingen der leidige Wirthshausbesuch —"

„Davon habe ich Fritz schon während unseres Brautstandes abgebracht," sagt Anna und schaut die Freundin mit ihrem klugen braunen Auge bedeutsam an, „ich nahm ihm jeden Abend das Wort ab, daß er auf dem Nachhausewege nicht einkehre, und ich weiß, er hat's gehalten."

„Gott im Himmel, was habe ich in dieser Hinsicht für Noth mit meinem Mann gehabt!" seufzt Linchen. „So oft er zu mir kam, roch er nach Bier und Tabak. Aber ich habe es ihm gründlich ausgetrieben. Seit unserer Verheirathung ist er noch mit keinem Schritte wieder in's Wirthshaus gekommen und er hat sich das Trinken fast ganz abgewöhnt, so daß er schon gar nichts mehr vertragen kann. Das merkt man ihm auch heute an, wo er nur ein ganz klein wenig über die Schnur gehauen hat. — Aber mein Gott! Das ist denn doch außerm Spaß!" unterbrach sich plötzlich Linchen, als sie sah, wie ihr Gatte, der allerdings heute über die Schnur gehauen hatte, mitten im Saale, gerade unter dem Kronleuchter, den europamüden Herrn Müller weinselig umarmte und, nach gewissen unzweideutigen Ceremonien zu urtheilen, welche im kreuzweisen Zutrinken und in ein paar darauf folgenden schallenden Küssen bestanden, mit ihm soeben Brüderschaft schloß.

„Du verzeihst, liebe Anna," sagte Linchen, sich hastig erhebend, „aber es ist die höchste Zeit, daß ich mit meinem Manne nach Hause gehe. — Gott segne Dich!" fügte sie zärtlich hinzu, ihre Freundin zum Abschiede küssend, „das nächste Mal mehr über unser Thema. Gute Nacht!"

Damit rauschte sie auf ihren Gemahl zu, riß ihn aus den Armen seines neuen Duzbruders und verließ mit ihm den Saal, der eine Stunde später in Schweigen und Finsterniß lag . . .

II.

Als Fritz in jener süßen Stunde zu Anna sagte, er wolle sie auf Händen tragen und sie halten wie seinen Augapfel, hatte er ihr nicht zu viel versprochen. Es gab keinen zärtlicheren Gatten als ihn. Aber er hatte nicht tief genug in die braunen Augen geschaut, oder vielleicht zu tief, denn er sah damals nicht, was auf ihrer Oberfläche lag, was dort für jeden unbefangenen Beobachter lag, der in diesem Seelenspiegel zu lesen verstand: aus diesen Augen lächelte eine Weltklugheit, die nur deßhalb schön erschien, weil sie noch nicht in ernsten Gebrauch genommen worden war. Nicht aus Herrschsucht, sondern in der festen Ueberzeugung, daß der Mann der Zügelung bedürfe, damit einestheils sich die Schattenseiten seiner Natur nicht hervordrängen, und anderntheils seine guten Eigenschaften nicht mit ihm durchgehen, hatte Anna die rückhaltslose Hingebung des Gatten, seine Liebe und Glückseligkeit geschickt benützt, seinen Willen mit kräftiger Hand darnieder zu halten, wo er nicht mit dem ihrigen übereinstimmte.

Gleich nach der Hochzeit hatte Fritz seine junge Gattin, deren Thätigkeitstrieb in der kleinen Hauswirthschaft keine hinreichende Nahrung fand, in alle seine Geschäftsangelegenheiten eingeweiht, und ihr scharfer, praktischer Verstand trug allerdings mit dazu bei, daß das Geschäft einen raschen Aufschwung nahm. Mit der Zeit aber fand Fritz Anna's Einmischung in die Geschäftssachen unbequem, denn auch als mit dem steigenden Wohlstand der Haushalt sich vergrößerte, auch als sich Anna durch die Geburt eines Töchterchens, welches Linchen Burkhardt über die Taufe hielt, die ganze süße Last der Mutterpflichten auferlegt sah, verlor sie das Geschäft, in dem sie einmal sichern Ankergrund gefaßt hatte, keinen Augenblick aus dem Auge, und nach wie vor konnte ohne ihr Mitwissen nichts Wesentliches geschehen, konnte sogar der Ab- oder Zugang einer nur irgend nennenswerthen Geldsumme ihrer Wahrnehmung nicht auf längere Dauer entgehen, was um so drückender für Fritz war, als Anna namentlich in Geldsachen eine weit über bloße Sparsamkeit hinausgehende Genauigkeit zeigte, mit der sich Friedländer's generöse Gesinnung nur schwer zu vertragen vermochte.

In mancher Hinsicht durfte sich Fritz größerer Freiheit rühmen, als sein Freund und Gevatter Burkhardt. Während der Letztere zu strenger Häuslichkeit angehalten wurde und nie einen Fuß in's Wirthshaus setzen durfte, weil Linchen behauptete, daß der Genuß geistiger Getränke seiner Anlage zur Beleibtheit den verderblichsten Vorschub leisten und daß ihn bei seinem kurzen Halse leicht einmal der Schlag rühren könne, wenn er sich nicht der größten Enthaltsamkeit befleißige, — hielt Anna den Gatten selbst an, wöchentlich einen oder zwei Abende der Geselligkeit außer dem Hause zu widmen, und während Linchen alle kleinen Privatneigungen ihres Mannes, die ihn dem häuslichen Glück oder seinem Geschäft entfremden könnten, mißtrauisch überwachte und unterdrückte, durfte Fritz uneingeschränkt seiner Vorliebe für das Waidwerk huldigen und ganze Sonntagvormittage mit der Büchse in Wald und Feld herumstreifen, so gering auch bei der Kostspieligkeit der Jagdpachtung der Gewinn für die Hauswirthschaft ausfiel. Im Grunde genommen war jedoch die Gewährung dieser Freiheiten nur ein Beweis dafür, daß Anna ihre Lehrmeisterin Linchen an diplomatischem Scharfblick weit übertraf, denn indem sie auf der einen Seite den harmlosen Neigungen des Gatten auf's Liberalste nachgab, konnte sie in allen Hauptsachen die Zügel um so straffer spannen, und wenn der geneigte Leser meint, daß unter den Gesellschaftskreisen, die Fritz besuchen durfte, dessen alte Freunde zu verstehen seien, so befindet er sich sehr im Irrthum. Schon die arme Schneiderstochter hatte immer eine große Vorliebe für die sogenannte „vornehme, gebildete Welt" gehegt, worunter sie in erster Reihe solche Leute verstand, welche in den äußerlichen Umgangsformen zu Hause waren oder — sei es durch ihre Stellung, sei es durch ihr Vermögen — in Ansehen standen. Als nun Fritz selbst auf dem Wege war, durch das erfreuliche Emporblühen seines Geschäfts den vermögenden Leuten der Stadt beigezählt zu werden, ließ es Anna's Ehrgeiz keine Ruhe: er mußte mit seinem bisherigen Umgange brechen und jene Kreise aufsuchen, wo hochweise Väter der Stadt, gespreizte Bureaukraten und schnell reich gewordene Gewürzkrämer beim Glase Wein die Fragen des Tages und der Politik erörterten. An dem Bruch mit seinen alten Freunden war Friedländer aber unschuldig, den hatte Anna selbst besorgt, treu dem Programme, welches sie an ihrem Hochzeitsabend mit Linchen besprochen.

Wenn einer der alten Freunde zu Besuch kam, traf es sich gerade, daß die arme junge Frau an heftigem Zahnweh litt, oder sie benahm sich so kühl und einsylbig, daß Fritz beinahe in eben solche Verlegenheit gerieth, wie der unglückliche Besucher selbst. Wenn der Letztere sich dadurch nicht abschrecken ließ, so sah die junge Frau häufig nach der Uhr, oder es fiel ihr ein, daß sie mit Fritz eine Visite zu machen, oder daß dieser ein dringendes Geschäft zu besorgen habe. Manchen der alten Freunde lud sie gar nicht erst zum Niedersitzen ein, und vor ganz Verstockten ließ sie sich und den Gatten so lange verleugnen, bis jene endlich merkten, daß sie unwillkommen seien. Der Hartnäckigste, der am längsten aushielt, war Leonhardi, dieser widerhaarige Mensch mit seinem rohen Lachen und überlauten Sprechen. Er hatte die ganze Musterkarte jener kleinen Unliebenswürdigkeiten Anna's durchgekostet, blieb aber in seiner rauhen, gutmüthigen, nichts Arges ahnenden Weise so lange unempfindlich dagegen, bis er eines Tages, wo er wieder im Begriff war, seinen Besuch abzustatten, auf dem Vorsaale deutlich hörte, wie Frau Friedländer dem Dienstmädchen, das ihn soeben angemeldet hatte, mit lauter Stimme zurief: „Sag' ihm, wir wären nicht zu Hause." Da ging er in der festen Ueberzeugung, daß er sich gegen die junge Frau wider Wissen und Willen eine ungeheure Beleidigung habe zu Schulden kommen lassen, bestürzt davon und wagte nie mehr das Haus zu betreten. Hinsichtlich jener „gutmüthigen Dummheit", die Anna einst als einzige schätzbare Eigenschaft an ihm rühmte, hatte diese sich nicht getäuscht. Seinem Freunde Friedländer das dargeliehene Kapital zu kündigen, weil derselbe plötzlich nicht mehr für ihn zu Hause war, hätte er für eine der größten Niederträchtigkeiten gehalten, so gut er es auch jetzt selbst hätte brauchen können, da er seine bisherige Assistentenstellung aufgegeben hatte und Bauten für eigene Rechnung unternahm. Trotzdem dachte Anna an ihn nicht anders, als an einen harten, drängenden Gläubiger, und vermochte sich des flotten Geschäftsganges nicht eher zu freuen, bis Leonhardi sein Kapital sammt Zinsen zurückerhalten hatte . . .

*

Es mochten etwa ein halb Dutzend Jahre seit Friedländer's Hochzeit vergangen sein, als an einem Sommerabend, während er gerade mit Frau und Kind beim Nachtmahle saß, das Dienstmädchen mit der Meldung zu ihm trat: es sei ein Fremder draußen, der ihn zu sprechen wünsche.

„Hast Du nicht nach dem Namen gefragt?"

„Das that ich, aber er hat mir ihn nicht genannt; er sagte, er wolle Herrn Friedländer überraschen."

Als Fritz auf den Vorsaal trat, stand ein Mann vor ihm, an dem es sofort auffallen mußte, daß er bei der herrschenden Juliglut, in die schon seit Wochen sogar der Abend keine Kühlung zu bringen vermochte, bei einer Glut, die fast das Athmen erschwerte, den Schweiß aus allen Poren lockte, die Kühle des Schattens illusorisch machte und selbst einer so leichten Kleidung spottete, wie Fritz sie trug, der von Kopf zu Fuß in schneeweißem Piqué einherging, — daß bei dieser tropischen Hitze, sagen wir, der fremde Ankömmling in einen dicken, langen Ueberrock eingeknöpft war. Es hätte für einen Bettler, der das Mitleid rege machen wollte, in diesen glühendheißen Tagen wahrlich keines stärkern Zeugnisses für seine Armuth bedurft, selbst wenn die gelbe Farbe dieses schweren Rockes nicht verschossen und die Nähte weniger sichtbar gewesen wären, und hätte sich der Fremde nicht so anspruchsvoll eingeführt, indem er eine Ueberraschung in Aussicht stellte, so würde Fritz bei seinem Anblick instinktartig in die Tasche gegriffen haben; doch er erinnerte sich noch zu rechter Zeit dieses Umstandes und blickte fragend den seltsamen Besucher an, der sich lächelnd an der befremdeten Miene des Hausherrn weidete und sicher zu sein schien, daß er nur ein Wort zu sagen brauche, um dieses Befremden sofort in freudige Ueberraschung zu verwandeln.

„Erkennst Du mich nicht, Fritz?“ frug er nach einer Weile und setzte den Andern durch diese vertrauliche Anrede in nur noch peinlichere Verlegenheit, „habe ich mich wirklich so verändert?“

Fritz starrte ihm in's Gesicht. Es lag in der That etwas ihm Bekanntes darin; dieses kahlen Scheitels freilich und dieses dichten, verwilderten Bartes erinnerte er sich nicht, aber als er in die geschlitzten, stechenden Augen schaute, da ging ihm plötzlich eine Ahnung auf. Ja, kein Zweifel, es war . . .

Doch wir haben eine Lücke in unserer Erzählung auszufüllen, ehe wir verrathen, wer der Fremde war, den sich der Leser vielleicht unter jenen Freunden gedacht hat, die Anna so geschickt aus dem Hause zu vertreiben wußte. Wir können dem Leser diese Annahme nicht verdenken, da er den Prahlereien des angetrunkenen Herrn Müller an jenem Hochzeitsabende kaum ernste Auswanderungsabsichten zu Grunde gelegt haben dürfte. Es war Herrn Müller aber dennoch bitterer Ernst damit gewesen, wenn auch nicht aus verschmähter Liebe, wie er Anna und ihre Freundin glauben machen wollte, — nein, Amerika war schon längst das Ideal des gewinnlüsternen jungen Kaufmanns, und theils um sich in Anna's Andenken interessant zu machen, theils auch in der Laune des Augenblicks, hatte er dieser vorgespiegelt, ihre Heirath sei die Ursache, daß es ihn in der alten Welt nicht mehr dulde. Er führte nur einen längst gehegten Plan aus, als er bald nach Friedländer's Hochzeit der Heimat Lebewohl sagte und dem von ihm so gepriesenen Lande der Freiheit zusegelte. Seitdem hörte Niemand von ihm und er schien verschollen, bis er nach sechs Jahren in eigener Person wiederkehrte, um seine ersten Schritte in der Heimatstadt dem Hause seines alten Freundes Friedländer zuzulenken.

Ja, er war der Mann in dem dicken gelben Rocke, und Fritz hatte ihn jetzt erkannt, wenn auch das Zauberwort „Müller“ in seinen Mienen nicht die erwartete freudige Ueberraschung, sondern offenbare Bestürzung hervorrief, an die sich jedoch nicht zu kehren der feste Entschluß des unerwarteten Gastes war. Im Gegentheil, er schloß Friedländern ein über das andere Mal in die Arme und führte eine so geräuschvolle Szene des Wiedersehens auf, als habe er sich die ganzen sechs Jahre lang nur auf diesen Augenblick gefreut.

„Und bei meiner Seele!“ rief er, als er auf der Thürschwelle Anna stehen sah, die von dem lauten Sprechen herausgelockt worden war und in eine Bildsäule verwandelt schien, „bei meiner Seele! da ist auch die junge, reizende Frau, wie sie leibt und lebt, wie sie mir im Wachen und im Träumen all' die Zeit her vorgeschwebt hat!“

Damit eilte er auf sie zu, und nachdem er der sich Sträubenden beide Hände geschüttelt hatte, trat er unaufgefordert in das Zimmer. Hier nun entlud er sich in Entzücken über das kleine Töchterchen, dessen Anblick ihm Veranlassung gab, aus dem dicken gelben Rocke ein roth- und blaugewürfeltes baumwollenes Taschentuch hervorzuziehen und sich damit über die Augen zu fahren.

„Die ganze Mama!“ rief er in Einem fort, das kleine erschreckte Mädchen betrachtend, „bei Gott! die ganze Mama!“ und dann versicherte er der Mama selbst, daß sie sich gar nicht verändert habe, daß die sechs langen Jahre spurlos an ihr vorübergegangen seien; im Gegentheile, sie habe sich eher verjüngt und sähe blühender aus denn je!

Wenn er mit all' diesen und ähnlich schön klingenden Reden, die ihm reichlich vom Munde flossen, auf die weibliche Eitelkeit spekulirte und sich dadurch ein wärmeres Willkommen zu bereiten hoffte, so hatte er sich gründlich verrechnet, denn die ausgesuchtesten Schmeicheleien, die er der jungen Frau sagen konnte, hätten nicht vermocht, sie darüber zu täuschen, daß es nur die Eingebungen seiner Hülfsbedürftigkeit seien. Anna musterte den Ankömmling von Kopf zu Fuß, und obwohl sie sich dabei unwillkürlich seines Schwures erinnerte, nur mit Gold beladen in die alte Heimat zurückkehren zu wollen, und die Versuchung zum Spott ihr nahe gelegen hätte, so gewann bei diesem Anblicke doch die Furcht, er könne Ungeziefer an sich haben und durch längeres Verweilen ihr Haus gefährden, über jedes andere Gefühl die Oberhand.

„Fritz,“ wandte sie sich in leisem, aber befehlendem Tone an ihren Gatten, der eben überlegte, ob er den Gast nicht zur Theilnahme an dem Nachtmahl einladen sollte, „schaffe mir diesen Menschen aus dem Hause, aber gleich, damit ich ihn keine Minute mehr sehe,“ worauf sie ihrem kleinen Töchterchen mit lauter, eindringlicher Stimme bedeutete, dem Papa Hut und Stock zu bringen, — er wolle mit diesem Herrn da ausgehen.

Müller fühlte seine Niederlage und verstummte. Er sah bereits, wie hier die Sachen standen, als Friedländer mit verlegener Miene der Anordnung seiner Frau ohne Weiteres nachkam. Aber er sollte noch mehr erleben.

„Ach, lieber Mann,“ sagte Anna, als dieser im Begriff war, mit Müller zu gehen, „was hast Du denn für Geld bei Dir?“

„Ich habe,“ antwortete Fritz, indem er sein Portemonnaie öffnete, „einen Zehnthalerschein und einige Silbermünze.“

„Bitte, gib mir den Zehnthalerschein,“ bemerkte Anna, „ich habe diesen Abend noch einige Ausgaben zu bestreiten und möchte eine größere Banknote nicht erst wechseln lassen.“

Fritz gehorchte, während Müller, der recht wohl fühlte, daß dieß nur eine gegen die Freigebigkeit des Gatten gerichtete Vorsichtsmaßregel war, mit einem eigenthümlichen Lächeln die Lippen zusammenbiß. Demüthig aber, wie seine Lage es ihm gebot, machte er der Hausfrau, als diese seine Absicht, ihr zum Abschiede die Hand zu reichen, nicht bemerken wollte, eine tiefe Verbeugung und dann ging er, einen heißhungrigen Seitenblick auf die lieblich duftenden Schüsseln auf dem gedeckten Tische werfend, mit seinem Freunde hinaus.

Fritz führte den Gast in einen Biergarten, wo ein gemischtes Publikum verkehrte und Müller's schäbige Kleidung nicht auffiel. Er ließ Essen und Trinken auftragen und es verstand sich von selbst, daß er für Müller bezahlte. Während dieser von seinen widerwärtigen Schicksalen in Amerika erzählte, hing wie ein Damoklesschwert den ganzen Abend die Befürchtung über Friedländer's Haupte, Müller werde mit einem Geldanliegen hervortreten, denn daß dieser etwas dergleichen auf dem Herzen habe, verrieth der prüfende Blick, den Fritz zuweilen auf sich gerichtet sah. Er hätte ihm seine Hülfe von selbst angeboten, aber er konnte ohne Mitwissen seiner Frau nichts Wesentliches thun. Das so gefürchtete Wort kam nicht über Müller's Lippen und Fritz athmete bereits auf, daß die Lage des Heimgekehrten vielleicht keine so verzweifelte sei, wie es den äußern Anschein habe. Um so unerwarteter kam es, als Müller, der Friedländer nach Hause begleitete, vor dessen Thür unten im letzten Augenblicke, nachdem sie sich bereits gute Nacht gewünscht hatten, in verzweifelndem Tone sagte: „Fritz, ich habe kein Nachtquartier und auch keinen Pfennig Geld.“

Fritz stand rathlos und fast wie vernichtet da. Er wußte selbst nicht, was ihn tiefer schmerzte: ob die bemitleidenswerthe Lage des ehemaligen Freundes, oder die eigene Ohnmacht, ihm nicht helfen zu können.

Endlich fand er einen Ausweg. Er führte den Obdachlosen nach einem mittleren Gasthofe, mit dessen Wirth er bekannt war, und verschaffte ihm daselbst Aufnahme, indem er für Müller's Zeche gutsagte . . .

Mit diesem einen Schritte erwuchs seinem guten Herzen eine Reihe von Verpflichtungen, die ihn seiner Gattin gegenüber in ein förmliches Lügennetz verwickelten, da er es nicht wagen durfte, ihr die Wahrheit zu sagen, wenn sie nach dem Zwecke seiner geheimnißvollen Ausgänge frug und sich wunderte, daß er jetzt so viel Taschengeld gebrauche.

Müller erkrankte nämlich in dem Gasthofe, und da er ohne jede Hülfe war, so ließ Fritz ihn nach dem Diakonissenhause verbringen, wo er monatelang am Typhus lag. Fritz sorgte für seine Verpflegung, und als der Kranke wieder genas und der Arzt ihm zur Wiederherstellung seiner Kräfte guten alten Madeira verordnete, stahl Fritz zwei Flaschen davon aus seinem eigenen Keller, — ja, er stahl sie! — und dieselben sorgfältig, als wäre es Contrebande, in den Taschen seines Rockes verbergend, trug er sie in eigener Person zu dem Genesenden. Ein baares Darlehen von fünfundzwanzig Thalern, die er im Einverständniß mit Anna einem öffentlichen mildthätigen Zwecke zugedacht hatte und nachträglich unterschlug, — ja, unterschlug! — beschloß endlich die Reihe der Wohlthaten, die er dem unglücklichen Amerikaner erwies.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tower in London.

(Bilder S. 577 u. 580.)

Unstreitig das seltsamste und historisch merkwürdigste Bauwerk Londons ist der Tower — die alterthümliche Festung der Weltstadt. Tower heißt eigentlich Thurm. Hier tragen jedoch eine Anzahl düsterer, festungs- und gefängnißartiger Gebäude mit mehreren dicken runden Thürmen, die als Vertheidigungspunkt Altlondons betrachtet werden dürfen, diesen Namen. Der Tower liegt an der Ostseite der City, an der Themse, außerhalb der früheren Stadtmauer; der Ursprung dieses Festungswerks geht bis in die Römerzeit zurück. Der älteste Theil des jetzigen Towers ist der White Tower, 1078 durch Wilhelm den Eroberer erbaut, viereckig, mit drei bis vier Meter dicken Mauern und Eckthürmen; um diesen herum gruppiren sich eine Anzahl anderer finsterer, mittelalterlicher Bauwerke, umschlossen ist das Ganze durch Graben und Wall, und wird heute noch als Festung im Stande gehalten, obwohl es jetzt nicht mehr, weder als Staatsgefängniß für gefährliche Staatsverbrecher, noch als Citadelle, benützt wird. Der Tower ist zu einem Arsenal, das ebenso reiche wie schöne Waffen- und Trophäensammlungen enthält und eine der Hauptmerkwürdigkeit Londons ausmacht, geworden. In seinen Mauern spielten sich sehr viele der schauerlichen und blutigen Tragödien der englischen Geschichte ab. Hier saßen viele der edelsten Männer Englands jahrelang eingekerkert, — hier wurde der Herzog von Clarence, der Sohn Eduard IV., in Malvasier ertränkt, — hier Heinrich IV. ermordet und die schöne Johanna Gray (deßhalb zeigt unser Bild über dem Richtblock den englischen Namen Jane) hingerichtet, — hier saß auch die Königin Elisabeth, bevor sie den Thron bestieg, als Gefangene ihrer Schwester im Kerker.

Unsere Illustrationen führen uns im Tower umher. Da erblicken wir S. 580 zuerst den ältesten Theil, den White Tower, welcher die ganze Festung als Mittelpunkt überragt, — daneben die gewaltigen Durchgänge Middle Tower und Byward Tower, die eine Brücke flankiren; das kleine Bild links läßt uns eine seltsam gewundene Treppe im White Tower schauen. In der Mitte unserer Illustration sehen wir in die St. Johnskapelle hinein mit ihrer hohen Wölbung, welche auf Doppelbogen und dann auf derben runden Säulen ruht, eines der schönsten und besterhaltensten Denkmäler der normännischen Baukunst. Von hier gewinnen wir auf unserem Bilde einen Einblick in den schmalen, unheimlichen Gang zum Bloody Tower, blutigen Tower, den das runde Bild links unten uns zeigt; von da gelangen wir an dem Schaffot vorbei zum Bell Tower (Glocken-Tower), in dessen Nähe sich das Traitors Gate, Verrätherthor, ein großes Doppelthor, durch welches die Staatsgefangenen in den Tower gebracht wurden, befindet. Eigenthümlich im Spitzbogen ist das Innere des Bowyer und Byward Tower, den beiden letzten Bildern rechts und links neben dem Verrätherthor auf unserer Illustration. Eine ebenso große Anziehungskraft als die Alterthümlichkeit dieser Festung bilden aber wohl auch die englischen Kronjuwelen, welche in der nordwestlichen Ecke der Festung, im Thurme Record Tower, aufbewahrt werden. Auch hier ist dem Publikum der Zutritt gestattet. Die Stirnseite unserer Nummer schmückt eine Darstellung dieses Raumes. Die Juwelen sind in einem großen, starken, von einem eisernen Gitter umgebenen Glaskasten untergebracht. Diese Kleinodien bestehen in Folgendem: Die Krone des h. Eduard, zur Krönung Karl II. verfertigt und bei allen späteren Krönungen gebraucht. — Die Krone der Königin Viktoria, 1838 verfertigt, ein Meisterstück moderner Goldschmiedekunst. Die Zahl der zu derselben verwendeten Diamanten beträgt nicht weniger als 2783 Stück; an der Vorderseite ein großer Rubin, angeblich von König Pedro von Kastilien 1367 dem Schwarzen Prinzen geschenkt, in der Schlacht von Agincourt Helmschmuck Heinrich V.; im Kreuz ein prachtvoller Sapphir (der Werth dieser Krone wird auf 111,900 Pfd. Sterl. geschätzt). — Die Krone des Prinzen von Wales, Gold, ohne Steine. — Die Krone der Königin-Gemahlin, von Gold, mit Edelsteinen besetzt. — Die Krone der Königin, ein goldener, mit Diamanten und Perlen besetzter Reif, für die Königin Maria d'Este, Gemahlin Jakob II., gefertigt. — Das Szepter des h. Eduard, Gold, 1,4 Meter lang und etwa 90 Pfund schwer. Die Kugel an der Spitze enthält angeblich ein Stück des Kreuzes Christi. — Das königliche Szepter mit dem Kreuz, 0,8 Meter lang, mit Edelsteinen reich besetzt. — Das Taubenszepter oder Stab der Gerechtigkeit; auf der Spitze der Kugel eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln. — Das Szepter der Königin Viktoria, mit juwelenbesetztem Kreuz. — Das Elfenbeinszepter der Königin Maria d'Este, mit einer Taube aus weißem Onyx. — Das Szepter der Königin Marie, Gemahlin Wilhelm III. — Der Reichsapfel des Königs und der Königin. — Der Koh-i-noor (Berg des Lichts), einer der größten bekannten Diamanten, 162 Karat schwer, früher im Besitz Rundschit Singh's, Rajas von Lahore, 1849 bei Eroberung des Pendschab von den Engländern erbeutet. — Das Schwert der Gnade; die Schwerter der Gerechtigkeit; die Krönungsarmbänder; die königlichen Sporen; die Salbungsgefäße; das Staatssalzfaß in Form eines Schlosses; das silberne Taufbecken für die Kinder der königlichen Familie. — Der Werth der Kronjuwelen wird auf 3 Millionen Pfd. Sterl. geschätzt.

So hätten wir denn unsere Wanderung durch den Tower Londons beendet und treten wieder hinaus aus diesen düsteren Mauern in das brausende Leben und das helle Licht der Neuzeit, welches uns im London unserer Tage umfängt.

Lieutenant Harry.

Novellette von **Germanis.**

(Nachdruck verboten.)

Sie sagen, Lieutenant Harry sei Ihnen noch nicht vorgestellt?

Nun, dann kann ich Sie nur aufrichtig bedauern, meine Gnädigste, denn er ist einer der schneidigsten und liebenswürdigsten jungen Offiziere in der Armee und eine ebenso beliebte als bekannte Persönlichkeit.

In seinem Charakter vereinigt er eine Fülle solider und vortrefflicher Eigenschaften, die durch eine stets gleichbleibende, heitere Offenheit gekrönt werden, und sein Herz gleicht einem Spiegel, der in schnellster Reihenfolge die lieblichsten Bilder zurückstrahlt, ohne einem derselben einen dauernden Einfluß zu gestatten.

Um Allem die Krone aufzusetzen, ist er auch noch Arrangeur und Vortänzer par excellence. Sein Name als Titelkupfer auf der Tanzkarte dient gleichsam als Signatur für die Animirtheit des Festes, und wenn sein hübsches, lebensfrohes Gesicht im Tanzsaal erscheint, geht ein freudiges Flüstern durch die Reihen der Damen.

Nun begab es sich einmal, daß die Baronin Drachenstein das dringende Bedürfniß fühlte, einen Ball zu geben, und wenn man die näheren Verhältnisse kannte, mußte man ihr das Recht zugestehen, solche Wünsche zu hegen. Besaß sie doch außer einem lebhaften Sinn für Gastfreiheit als einziges Kind eine Tochter, Mira mit Namen, welche ganz in dem Alter war, das man das tanzlustige zu nennen pflegt, und in dem schönen Schlosse ihres Landgutes befand sich ein Saal, welcher schon lange der Einweihung harrte.

Es war nicht schwer, einen solchen Entschluß zu fassen, wohl aber, ihn durchzuführen. In der Nachbarschaft fand er zwar den vollsten Beifall und eine Schaar reizender junger Damen erklärte sich bereit, durch ihre Gegenwart das Fest zu verschönen; was aber zu einem Balle vor Allem gehört, das sind Tänzer, die wirklich tanzen, und die sind heutzutage nicht so leicht zu erlangen. Die jungen Herren, welche im Hause verkehrten, ließen sich wohl dann und wann einmal herbei, einen Walzer zu tanzen, aber im Allgemeinen waren sie über dergleichen erhaben und zogen es vor, an dem Spieltisch zu sitzen. Die Baronin Drachenstein wußte, daß sie an diesen keine zuverlässige Stütze haben werde, und schaute darum aus nach fremder Hülfe. Wie ein Lichtstrahl kam ihr der Gedanke an Lieutenant Harry, der früher einmal in ihrem Hause verkehrt hatte, und von ihm, dem allezeit Gefälligen, durfte sie hoffen, daß er auch dießmal Alles thun werde, um ein Gelingen ihres Festes zu ermöglichen.

Mit ihrem Gatten fuhr sie eigens nach der Garnison und Residenzstadt, um die wichtige Angelegenheit in Szene zu setzen, und bei einem gemeinsamen Frühstück im besten Restaurant des Ortes wurden alle Einzelheiten besprochen und festgestellt. Lieutenant Harry versprach, die Arrangements zu übernehmen, seine Kameraden und mehrere andere Offiziere nahmen die Einladungen an, und nachdem in der Delikateßwaarenhandlung die weitgehendsten Bestellungen gemacht worden waren, kehrte die gute Baronin wieder siegestrunken nach Hause zurück. Daß sie die schönsten und sinnigsten Cotillongeschenke mit sich führte, versteht sich von selbst.

Der Ball fiel auf einen Sonnabend. Es ist dieß ein Tag, der mit besonderer Vorliebe für ländliche Feste gewählt wird, weil der darauffolgende Sonntag den Jüngern des Mars ein längeres Fernbleiben gestattet. Lieutenant Harry hatte sogar gehofft, an diesem Tage nur eine Stunde Dienst zu haben, aber sein Hauptmann war anderer Meinung gewesen und schien kein Verständniß für die Wichtigkeit einer weiteren Ballfahrt zu besitzen. Er hielt ihn zurück bis zum letzten Augenblick, und unser junger Freund mußte spornstreichs auf den Bahnhof eilen, ohne noch einmal in seine Wohnung zurückkehren zu können. So unangenehm ihm dieß auch war, ein Zuspätkommen seinerseits wäre gleichbedeutend gewesen mit Fahnenflucht, und die schöne Baronin hätte gewiß mit einer Ohnmacht zu kämpfen gehabt, wenn er, der ihre schönsten Hoffnungen verkörperte, sie im letzten Augenblick im Stich gelassen hätte. Nein, dieser Fall mußte um jeden Preis vermieden werden, und bei dem stattlichen Embonpoint der würdigen Dame konnte jede Aufregung verhängnißvoll sein.

So fügte Lieutenant Harry sich denn in das Unvermeidliche und ließ alle persönlichen Wünsche fahren.

Als er auf den Perron kam, empfing ihn Teppich, sein Bursche, mit dem Koffer. Er grinste über das ganze Gesicht, als er seinen Herrn erblickte, und beantwortete alle Fragen desselben bezüglich der verschiedenen Toilettenartikel mit einem so prompten: ‚Zu befehlen, Herr Lieutenant‘, daß dieser alle Bedenken wegen der Zuverlässigkeit seines Famulus schwinden fühlte und in den Wartesaal ging, wo die Kameraden seiner schon harrten. — Er ahnte nicht, daß der brave Teppich dießmal eine nur sehr unvollkommene Vorstellung von dem wahren Inhalt des Koffers hatte, und dieser hütete sich auch wohl, zu gestehen, wie das Alles zusammenhing. Wußte er doch, daß sein Herr, der sonst die Güte selbst war, eine Unpünktlichkeit ungestraft nicht hätte hingehen lassen, und eine solche war es doch, welche er sich heute zu Schulden kommen ließ.

Er hatte vor einigen Stunden eine Bestellung auszurichten gehabt, welche ihn in einen entfernten Stadttheil führte, und hier hatte es ein glücklicher oder unglücklicher Zufall gewollt, daß er mit einem Mädchen zusammentraf, dem er in seinem Heimatdorfe einst Liebe geschworen und die nun nach der großen Stadt gekommen war, um sich einen neuen Dienst zu suchen. Wie weit der Wunsch, die alten Beziehungen wieder anzuknüpfen, diesen Schritt beeinflußt hatte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war die Freude des Wiedersehens beiderseitig eine große, und Teppich konnte nicht umhin, die Schöne noch ein Stückchen Weges zu begleiten, als sie die Besorgniß aussprach, sich allein nicht zurecht zu finden. Daß er dabei in entgegengesetzter Richtung dahinschritt, vergaß er ganz in dem Eifer der Unterhaltung, und erst als eine Thurmuhr die elfte Stunde verkündete, erwachte sein Gewissen als Diener und Soldat.

Der ungepackte Koffer und das drohende Gesicht seines Lieutenants stiegen in furchtbarer Klarheit vor seinem Geiste auf, und er machte kurz Kehrt, um im Geschwindschritt nach Hause zu eilen.

Aber die Straßen dehnten sich immer länger und länger, die Passanten hielten ihn auf, keine Pferdebahn ließ sich blicken, und als hätte sich an diesem Morgen Alles gegen ihn verschworen, stolperte er noch über einen Korb, in dem eine Gemüsefrau Winteräpfel feilbot. Als er endlich in dem Quartier anlangte, war er athemlos und mit Schweiß bedeckt und konnte nur mit zitternder Stimme an einen der anderen Burschen die Worte richten:

„Ist der Herr Lieutenant zu Haus?“

Erst als diese Frage verneint wurde, kam wieder Leben und Bewegung in ihn, und er machte sich nun eilends daran, das Versäumte nachzuholen.

Lieutenant Harry wohnte nicht allein. In gemüthlicher und patriarchalischer Weise hatte er mit drei anderen Kameraden zusammen ein großes, elegantes Quartier genommen und behaglich eingerichtet, und das Zusammenleben der vier jungen Leute war ein so harmonisches und angenehmes, daß es ihnen das Familienleben in mancher Hinsicht ersetzte. Würden und Aemter im häuslichen Reiche waren nach Maßgabe der Qualifikation festgestellt und vertheilt worden, und wenn sich die Herren gut mit einander vertrugen, so thaten es die Diener nicht minder.

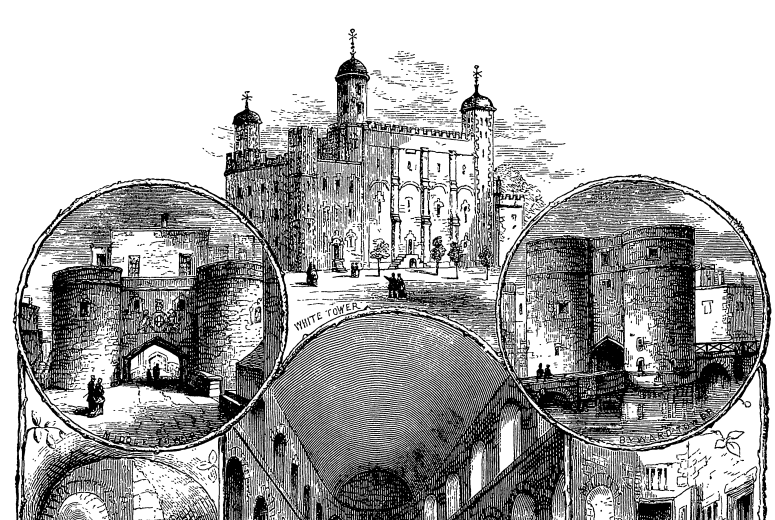
Teppich vor Allen war sehr beliebt wegen seiner Schlauheit und Geschicklichkeit, und wenn er je einmal in Verlegenheit gerieth, fand er die anderen Burschen stets gerne bereit, ihm zu helfen.

Auch heute thaten sie ihr Möglichstes, um ihrem Freunde ein rechtzeitiges Eintreffen auf dem Bahnhof zu ermöglichen, und während zwei der Herren mit ihrem Gepäck schon voraus waren, stürzten die Burschen in Lieutenant Harry's Zimmer und suchten die nöthigen Sachen zusammen. Der Eine brachte Dieß, der Andere Jenes, der Dritte half die Uniform zusammenlegen, und ehe noch fünf Minuten vergangen waren, stand Teppich vor dem gut gepackten Koffer, ohne selbst recht zu wissen, wie das zugegangen war.

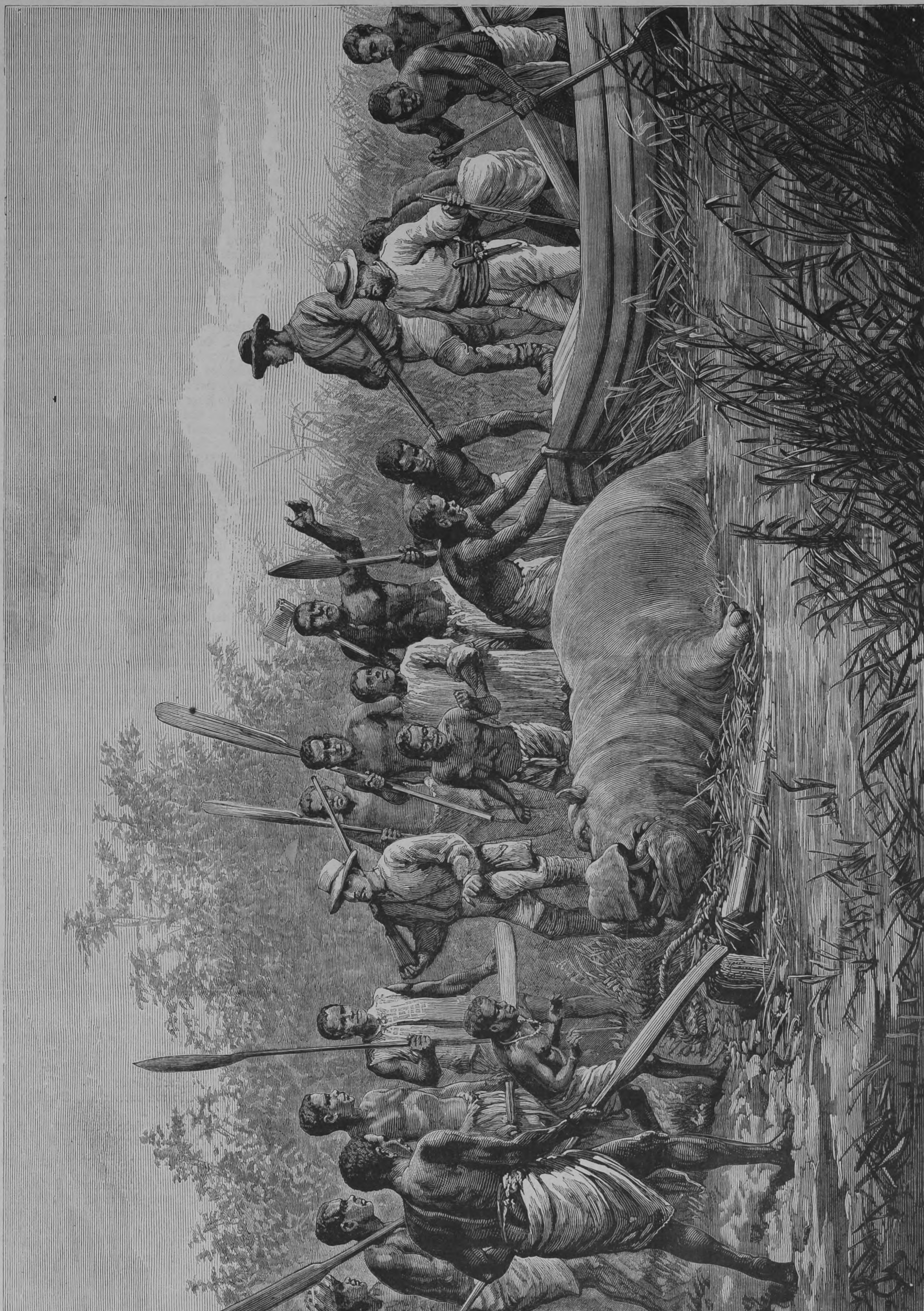
Zum Glück lag der Bahnhof nicht gar zu weit von der Dreifaltigkeitsgasse entfernt. Mit einigem guten Willen konnte man ihn in zehn Minuten erreichen, und Teppich segnete im Stillen den bösen Dienst, welcher seinen Herrn so lange zurückgehalten und es ihm möglich gemacht hatte, noch vor diesem einzutreffen.

Der Zug ging gleich darauf ab. Es gab eine gemeinsame lustige Fahrt in guter Gesellschaft, ein heiteres Durcheinander auf der kleinen Station, und wenn etwas existirte, das Lieutenant Harry's freudige Stimmung einen Augenblick beeinträchtigen konnte, so war es nur der Gedanke, daß die Wasserstiefeln, welche er schon am Morgen getragen, auch jetzt noch seine Chaussüre bildeten und deutlich die Spuren des Dienstes zeigten.

In Drachenstein wurden die Herren auf das Liebenswürdigste empfangen; bei ihrem Anblick glitt ein seliges



Der Tower zu London. (S. 579.)



Nilpferdjagd in Angola (Westafrika). (S. 583.)

Lächeln über das echauffirte Antlitz der freundlichen Wirthin und jede Sorge schwand aus ihrem Herzen. Wenn aber Lieutenant Harry gehofft hatte, noch vor dem Diner Toilette machen zu können, so war dieß eine traurige Täuschung, denn der Gepäckwagen war unterwegs durch einen kleinen Unfall aufgehalten worden, und der Koch wartete mit dem Diner.

So ging man denn ohne weiteren Aufenthalt zu Tisch; nur ein verstohlener Blick in den Spiegel, ein Strich mit der Taschenbürste waren gestattet, und Lieutenant Harry tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß für die nächsten Stunden das Alles verhüllende Tischtuch auch sein Pedal der Beachtung entziehen werde.

Mit dem weiteren Verlaufe der Dinge konnte er im Uebrigen ganz zufrieden sein.

Er war kein Gourmand, aber er besaß den gesunden Appetit der Jugend, und ein gutes Menu war nicht ohne Reiz für ihn. Während er Suppe und Fisch absolvirte, widmete er sich der Konversation nur insoweit, als die Höflichkeit es verlangte; mit der Zeit kam es ihm aber immer mehr zum Bewußtsein, daß das Geschick ihn ganz besonders bevorzugt habe, indem es ihm die Tochter des Hauses als Tischnachbarin gegeben, und ehe man noch beim Dessert angelangt war, hatte er sie bereits zum Cotillon und ersten Walzer engagirt.

Es war dieß gewissermaßen seine Pflicht, da er den Ball leiten sollte; aber noch nie war es ihm so leicht geworden, dieselbe zu erfüllen, denn Baronesse Mira Drachenstein war wirklich ein sehr reizendes Geschöpf und in ihrem Wesen lag so viel anmuthige Schüchternheit, so viel lächelnde Sanftmuth, daß Lieutenant Harry ganz entzückt von ihr war und ihr gegenüber ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit gewann, das für sein männliches Selbstbewußtsein ungeheuer wohlthuend war. Nach seiner Ansicht brauchte eine Frau nichts zu besitzen als Schönheit, Anmuth und Güte, und diesen Anforderungen schien die kleine Baronesse in vollstem Maße zu genügen.

Sie hatte ein Paar Augen, die allein schon ein Unicum waren, groß, veilchenblau, mit langen dunklen Wimpern und schön geschwungenen Brauen, und die schwarzen, seidenweichen Locken, die bis tief auf den Nacken herabfielen, bildeten gerade die rechte Folie für das zarte, feine, lilienweiße Angesicht. Ihre Figur war schlank und lançirt, ihr Lächeln bezaubernd, ihre Koketterie von der diskretesten Art; man merkte sie kaum, und wenn sie einen Fehler hatte, so war es eben nur der eine — die Eitelkeit!

Sie wußte, daß sie sehr schön sei, und sie schien von ihrer Unwiderstehlichkeit etwas mehr überzeugt, als gerade nothwendig war. Während sie einerseits Alles that, um zu gefallen, und die Gaben, welche die Natur ihr verliehen, durch allerhand kleine Künste unterstützte, fühlte sie andererseits wieder ein inniges Mitleid mit den armen Opfern, die sich in Liebe zu ihr verzehrten, und ihr gutes Herz lebte in stetem Widerspruch mit ihrer Gefallsucht, die oft grausam war in ihren Folgerungen und mit richtigem Instinkt den rechten Ton zu treffen wußte. Daß sie ihre Triumphe auch überschätzte und in jugendlicher Schwärmerei oft Dinge sah, die gar nicht existirten, ist wohl wahr; im Ganzen war sie aber nicht schlimmer als die meisten Mädchen, und ihren neunzehn Jahren konnte man Manches zugute halten.

Wie viel sie aber auch schon erlebt haben mochte, sie selbst war bisher unberührt geblieben von jedem tieferen Interesse und ihr Herz hatte noch nicht gesprochen. Sie mochte, halb unbewußt, dasselbe für einen Vetter reserviren, von dem sie wußte, daß er sie heirathen wollte, und da die Wünsche ihrer Eltern nach derselben Richtung gravirten, so war es ja das Beste, was sie thun konnte.

Heute fand sie großes Gefallen an Lieutenant Harry's lebhafter Unterhaltung. Er wußte so hübsch zu erzählen, so richtig zu fragen und seine Augen drückten eine so aufrichtige Bewunderung aus, daß sie die Ueberzeugung gewann, der junge Krieger sei auf dem besten Wege, sich Hals über Kopf in sie zu verlieben. Dieser Gedanke hatte für sie etwas ungemein Angenehmes; sie fühlte sich geschmeichelt, gerade ihn sich so schnell vor ihrem Szepter beugen zu sehen, und als man sich nach Tisch trennte, klang das „Auf Wiedersehen!“, mit dem sie ihn verabschiedete, sehr verheißungsvoll von ihren schönen Lippen.

Mira's Liebreiz und der feurige Burgunder hatten allerdings nicht verfehlt, auf Lieutenant Harry einen gewissen Einfluß auszuüben, er hatte aber vorläufig nichts dabei empfunden als das natürliche Behagen, an einer wohlbesetzten Tafel mit einem schönen Mädchen zu plaudern, und er dachte mit ebensoviel Vergnügen als Gleichmuth daran, daß der heutige Abend ihm noch oft Gelegenheit bieten würde, das angenehme tête-à-tête zu wiederholen.

Inzwischen hatten die Damen sich zurückgezogen, um Toilette zu machen, und auch die Herren begaben sich in ihre Zimmer, um bei einer guten Cigarre und einem nicht minder guten Chessekaffee neue Kräfte für den Abend zu sammeln. — Lieutenant Harry nahm Besitz von einem Divan, der in seiner stattlichen Länge ganz besonders zur Ruhe einlud, und während die verschiedenen Eindrücke des Tages an ihm vorüberzogen, schloß er die Augen und Gott Morpheus berührte lächelnd seine Stirn.

Als er erwachte, war es ziemlich spät. Ein Diener meldete, daß man die Herren im Salon erwarte, und Lieutenant Harry, in dem Bewußtsein, zu einem ganz besonders pünktlichen Erscheinen verpflichtet zu sein, zögerte keinen Augenblick, um die Verwandlung seines äußern Menschen zu vollziehen. In wenigen Minuten war er in Gala, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, aber wie dieß oft geschieht, wenn man wenig Zeit und große Eile hat, befielen ihn allerhand kleine Kalamitäten, welche seine Geduld auf eine harte Probe stellten und ihn seinen treuen Teppich schmerzlich vermissen ließen.

Die Manschettenknöpfe fielen zur Erde, die Stirnlocke wollte nicht die richtige Rundung gewinnen, die Flacons ließen sich nicht öffnen, und nun gar die Lackstiefeln! Er glaubte in seinem Leben noch keine so engen Schuhe angehabt zu haben, und wußte doch, daß sie früher sehr bequem gewesen waren.

Jedenfalls konnte er es jetzt nicht ändern, und fand auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken, denn der Arrangeur mußte zuerst auf dem Platze sein, und er eilte die Treppe hinunter, um sich in die Festräume zu begeben.

Hier war das Erste, was seinen Blicken begegnete, Fräulein Mira, die ihm ob seines Zuspätkommens schelmisch lächelnd mit dem Finger drohte. Sie stand mitten im Saal und das volle Licht des Kronleuchters fiel auf ihre reizende, jugendfrische Erscheinung. Ihre Toilette, die aus einer undefinirbaren Zusammenstellung von rother Seide und duftig-weißen Stoffen bestand, lieh ihrem blassen Gesicht einen rosigen Schimmer, und der bunte Nelkenkranz lag so kokett in ihrem dunklen Haar, daß man sich etwas Kleidsameres gar nicht denken konnte.

Auch der weite Raum bot ein anmuthiges, farbenreiches Bild und die vielen Topfgewächse, die in den Ecken aufgestellt waren, verwandelten ihn fast in einen Wintergarten. In großen Spiegeln reflektirten zahllose Kerzen, die man, in der richtigen Voraussetzung, daß „viel Licht“ die beste Dekoration sei, überall angebracht hatte, und nun strömten auch die Gäste herbei und füllten den Saal mit plaudernden Gruppen.

Der Thee wurde servirt, die Engagements besprochen, die fremden Damen eingehend gemustert, und als man allen Pflichten genügt, welche der gute Ton an Begrüßung und Vorstellung knüpft, gab unser Held das Zeichen zum Beginn des Tanzes. — Die Musikanten prüften noch einmal ihre Instrumente, der „schöne Mai“ ließ seinen Lockruf erschallen und Lieutenant Harry legte den Arm um Fräulein Mira's schlanke Taille. Sie flogen dahin über das blanke Parket, gefolgt von freundlich bewundernden Blicken, und nach ihnen stürzte sich ein Paar nach dem andern in den tollen Wirbel des Tanzes, daß bald Alles sich drehte im fröhlichen Reigen.

Die kleine Baronesse fand, daß ihr Partner ebensogut tanzte als plauderte, und war es ganz zufrieden, daß ihr keine Extratouren gestattet waren. Sie tanzte desto öfter mit ihm und in der Zwischenzeit installirte sie sich in einer traulichen Ecke, von wo aus man die Uebrigen gut beobachten und die verschiedenen Meinungen austauschen konnte.

Lieutenant Harry's Antlitz glänzte vor Vergnügen. Man sah es ihm an, wie viel Freude es ihm machte, als maître de plaisir zu fungiren, und seine animirte Stimmung ließ auch seine Unterhaltung mit Fräulein Mira lebhafter und vertraulicher werden, als eine Ballunterhaltung sonst wohl zu sein pflegt.

Das gemeinsame Interesse für das Amüsement führte sie immer von Neuem zusammen, und wenn er ihr ein wenig die Cour machte, so war das wohl natürlich und etwas, was er als sein gutes Recht in Anspruch nehmen durfte.

An den Vetter dachte sie heut fast gar nicht mehr. Er hatte, dringender Geschäfte wegen, abgesagt und sie grämte sich darob nicht allzu sehr. Wußte sie doch, daß er sich selbst damit das größte Opfer auferlegt, und für sie war es so übel nicht, sich einmal ganz sans gêne zu amüsiren. Der ernsthafte Bewerber gefiel ihr in der Vogelperspektive stets am besten.

Der Ball nahm unbehindert seinen Fortgang; Lieutenant Harry tanzte mit verschiedenen anderen jungen Damen, Walzer, Polka und Galopp gingen vorüber und erst bei der Quadrille à la cour traf er mit Fräulein Mira wieder zusammen. Sie tanzten in demselben Carré und manch' scherzhaftes Wort klang herüber und hinüber, aber die fast übermüthige Heiterkeit der ersten Stunden schien seinerseits einer halb elegischen Stimmung Platz gemacht zu haben, und seine Blicke streiften sie mitunter mit schmerzlich wehmüthigem Ausdruck. Sie sah befremdet zu ihm auf, aber während sie noch darüber grübelte, was ihn verletzt oder betrübt haben könne, schritt er unbefangen und fröhlich weiter und die Schatten verschwanden wieder von seiner Stirn.

Fräulein Mira wurde nachdenklich.

„Wie sonderbar dieser Lieutenant Harry ist,“ sagte sie zu ihrer Freundin. Diese aber hatte nichts bemerkt und die verschiedenen Anforderungen des Abends ließen der Tochter des Hauses nicht Zeit, ihre Gefühle zu analysiren. Als sie ihn später beobachtete, sah sie nur, daß er wie rasend tanzte.

Das Souper brachte eine Ueberraschung. Man hatte das schöne Büffet betrachtet und sich soeben an kleinen Tischen niedergelassen, um all' die guten Dinge zu verzehren, welche da aufgestellt waren, als ein Diener den Hausherrn hinausrief, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Alle Blicke richteten sich erwartungsvoll auf die Thür, in welcher gleich darauf der Baron wieder erschien, gefolgt von einem eleganten jungen Manne, den er seiner Gattin zuführte und der Gesellschaft als seinen Neffen, Herrn v. X., vorstellte.

Es war der erwähnte Vetter! Er war lang, schlank und blond und trug ein prachtvolles Bouquet in der Hand, das er Fräulein Mira zu Füßen legte, nachdem er für sein verspätetes Erscheinen um Entschuldigung gebeten. Es wurde an ihrer Seite ein Platz für ihn frei gemacht, den er mit einer gewissen Genugthuung annahm, und als die erste Befangenheit überwunden, erzählte er, daß er Tag und Nacht gereist sei, um wenigstens für einige Stunden den Ball noch zu besuchen.

Fräulein Mira fühlte sich geschmeichelt und war gerührt von so viel Eifer; sie vergrub ihr schlankes Näschen in die duftenden Blumen und dankte dem freundlichen Geber mit einem leuchtenden Blick.

Dann wandte sie sich, wie zufällig, nach Lieutenant Harry um, der an dem nächsten Tische saß, und wollte in bezaubernd harmloser Art eine Frage an ihn richten, als sie sah, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war, und das Wort ihr auf der Lippe erstarb.

Der junge Mann machte einen recht traurigen Eindruck. Er saß da, in seinen Stuhl zurückgelehnt, und blickte finster vor sich hin, während seine Dame sich mit einem andern Herrn unterhielt. Seine Lippen waren zusammengepreßt, sein Antlitz geröthet, sein Teller unberührt. Er stürzte ein Glas Sekt hinunter, als wolle er dadurch seinen Kummer betäuben, und auf seinen sonst so offenen Zügen lag ein Zug stummer Resignation.

Als er sich unbeachtet glaubte, glitt sein Blick prüfend über das Paar am andern Tische und blieb dann lange an dem Vetter hängen. Er betrachtete ihn mit einer gewissen Neugierde vom Kopf bis zu den Füßen und wendete dann mit schmerzlichem Lächeln das Haupt. Mira hörte deutlich, wie er dabei seufzte.

Eine Ahnung stieg in ihr auf, ein Gedanke, der sie erfüllte mit Schreck und Freude zugleich! — Dieser unglückliche junge Mann hatte sein Herz an sie verloren vom ersten Augenblick an, hatte gehofft und geworben in den wenigen Stunden des Zusammenseins, hatte sich ihrem Zauber hingegeben wie kein Anderer vorher, und nun kam der Vetter, den man im Flüstertone als den begünstigten Freier bezeichnete, und vernichtete alle Hoffnungen, welche die Allgewalt einer ersten Liebe gezeitigt! — Daher der plötzliche Wechsel der Stimmung vom frohesten Jugendmuth bis zum bittersten Schmerze, daher sein eigenthümliches Benehmen gegen die Dame an seiner Seite! — Nein, es war kein Zweifel, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, eine solche Wandlung konnte nur die Liebe vollbringen!

Durch den Cotillon wurde sie noch in ihrer Annahme bestärkt. Lieutenant Harry machte allerdings sichtliche Anstrengungen, seine Stimmung nicht zum Ausdruck kommen zu lassen, aber alle Selbstbeherrschung konnte es nicht verhindern, daß manchmal ein Zug fast physischen Schmerzes über sein Antlitz glitt und seine Augen wie in Zorn und Ungeduld aufblitzten, während sein Mund zu lächeln versuchte.

Seine Pflichten als Arrangeur schienen ihm jetzt mehr Unbehagen als Freude zu bereiten, und wenn die eine oder andere Tour ihn zur Theilnahme nöthigte, konnte er sich immer nur schwer entschließen, dem holden Rufe zu folgen. Nicht einmal die stattliche Anzahl von Orden, welche in bunter Reihe seine Brust schmückten, schien ihm einen Trost zu gewähren; das Einzige, dessen er sich immer bewußt blieb, war der tiefe Kummer seines Herzens, und Mira hätte kein junges Mädchen sein müssen, um unbewegt dieß Leid mit anzusehen.

Ein inniges Erbarmen mit dem Unglücklichen stieg in ihrer Seele auf. Er war so gut, so liebenswürdig, so ganz Kavalier, und er sah so hübsch aus trotz Schmerz und Verzweiflung. Die düstere Leidenschaft, die in seinen Augen brannte, hatte etwas Magisches, Anziehendes, und unwillkürlich verglich sie ihn mit dem Vetter, der so harmlos und gutmüthig dreinschaute. Ja, zum ersten Male in ihrem Leben kam ihr der Gedanke, daß es für sie vielleicht doch nicht ersprießlich sei, den Vetter zu heirathen, und ohne es sich selbst gestehen zu wollen, rebellirte ihr Herz gegen das Bewußtsein, daß die schöne Herrschaft desselben doch auch nicht zu verachten sei.

Während diese Gedanken in ihr auftauchten und die Tanzmusik ihre lustigen Weisen dazu sang, versuchte sie unbefangen zu plaudern und Lieutenant Harry zu trösten, aber er schien merkwürdig zerstreut zu sein und sagte so sonderbare Dinge, daß sie hinter den Fächer flüchten mußte, um ihr Erröthen zu verbergen. So meinte er, daß es ihm unendlich leid thäte, wenn sein Benehmen in irgend einer Weise auffällig sein sollte, und sprach mit philosophischer Weisheit von der Ungewißheit alles menschlichen Glücks. Er nannte den Zufall einen heimtückischen Feind, der einen armen Erdenpilger oft der schönsten Stunden beraube, erging sich eines Weiteren über die Ungleichheit körperlicher und geistiger Vorzüge und schloß mit der Bemerkung, daß er des heutigen Abends noch lange gedenken werde, da er der schönen und schmerzlichen Erinnerungen für ihn zu viele berge.

Was ihm eigentlich fehlte, wollte er um keinen Preis gestehen, aber unter Mira's warmer Theilnahme schien seine Erregung sich etwas zu legen; und als sie ihn frug, ob er wirklich nicht krank sei, schüttelte er wehmüthig lächelnd das Haupt und fügte geheimnißvoll hinzu:

„Mein Leiden ist von anderer Art, Baronesse, nur die Zeit kann es heilen.“

So blieb es bis zum Ende. Während er mit ihr sprach, schien er seinen Kummer zu vergessen, aber sobald sie von einem andern Herrn geholt wurde, sank er in seinen früheren Tiefsinn zurück.

Selbst das freundlich-vertrauensvolle Lächeln, mit dem die Baronin ihm von Zeit zu Zeit zunickte, um ihm ihre volle Zufriedenheit über den animirten Verlauf des Festes auszudrücken, konnte nur einen schwachen Wiederschein auf seine Lippen zaubern, und als der letzte Geigenstrich verhallt war, verabschiedete er sich von seiner Dame und stürzte aus dem Saale.

Im Vorzimmer traf er auf den Hausherrn, mit dem er eine kurze Unterredung hatte, und Fräulein Mira, welche die Begegnung gesehen, eilte zu ihrem Vater, um von diesem vielleicht nähern Aufschluß zu erlangen. Aber der Baron war in diesem Augenblick von Bekannten umringt, welche ihm über seinen Ball die angenehmsten Dinge sagten, und es verging eine geraume Zeit, ehe Mira sich durch alle Diejenigen hindurchgekämpft hatte, die ihr zum Abschied die Hand darboten.

Sie war wirklich etwas in Sorge um Lieutenant Harry, und in ihrem Köpfchen jagten sich die seltsamsten Vorstellungen. Alles, was sie über die verzweifelten Thaten unglücklich Liebender gehört, fiel ihr in diesem Augenblick ein, und sie erschien sich selbst sehr interessant und gefährlich, da ihre Schönheit im Stande war, solches Unheil zu stiften.

Wenn sie auch nicht annehmen konnte, daß der junge Mann sich zwischen Cotillon und Morgengrauen eine Kugel durch den Kopf jagen werde, so fürchtete sie doch sein Zusammentreffen mit dem Vetter, der merkwürdigerweise auch gerade hinausgegangen war, und wenn sie an die Möglichkeit eines Duells dachte, wußte sie nicht, für welchen der beiden Kämpfer sie am meisten zittern sollte.

Sie war sonst nicht so leicht aus ihrer Ruhe zu bringen, aber heute klopfte ihr Herz zum Zerspringen und ihre Gefühle waren so unklar und verworren, daß sie sich kaum Rechenschaft darüber geben konnte. Als sie ihren Vater endlich allein sah, war es ihr fast verlegen, ihn nach dem Unglücklichen zu fragen, und ihre Stimme klang etwas unsicher, als sie wie beiläufig sagte:

„Du, Papa, weißt Du nicht, warum Lieutenant Harry so sonderbar war? Er soll doch sonst sehr liebenswürdig sein, aber heute schien er mir gründlich verstimmt."

Der Baron war ein jovialer alter Herr. Er blinzelte mit den Augen, schob die goldene Brille ein wenig in die Höhe und schaute seine Tochter an.

„Freilich weiß ich es," sagte er und lachte dabei ganz vergnüglich, „er hat mich soeben in's Vertrauen gezogen."

„Nun, und —"

„Er hatte zu enge Stiefeln an, der arme Kerl, und hat Tantalusqualen ausgestanden, wie er sagt. Sein Bursche muß ihm, statt der eigenen, die eines abwesenden Kameraden eingepackt haben, der berühmt ist wegen seiner kleinen Füße, und im ersten Augenblick hat er den Irrthum auch gar nicht bemerkt. Aber mit jeder Stunde ist die Pein unerträglicher geworden, und zuletzt hat er nicht mehr gewußt, wie er es aushalten soll. Jetzt ist er hinaufgegangen, um sich umzuziehen, denn wir wollen noch in Ruhe und Gemüthlichkeit ein Glas Wein zusammen trinken."

Mira war wie vernichtet! —

Also darum war sie ihren Grundsätzen untreu geworden und hatte den Vetter vernachlässigt, der es doch wahrlich nicht verdiente; darum hatte ihr Herz sich ihm zugewandt in warmem Interesse und Mitleid, darum seine geheimnißvollen Andeutungen von Zufall und Unglück! Er war ernst und wortkarg gewesen, sie hatte Angst und Sorge um ihn gelitten, und das Alles wegen einem Paar zu enger Lackstiefeln; es war unerhört! Und als ob das arme Opfer von Teppich's verhängnißvoller Fahrlässigkeit sie absichtlich dazu verleitet hätte, ihre besten Gefühle an ihn zu verschwenden, häufte sie die ganze Schwere der Schuld auf sein armes, unschuldiges Haupt und wollte es sich nicht gestehen, daß ihre Eitelkeit es gewesen, welche sie zu so falschen Annahmen geführt. Die Gestalt des Vetters erschien ihr in neuem, strahlendem Lichte, denn ihm gegenüber brauchte sie sich keiner Schwäche zu zeihen, und als sie zur Ruhe ging, gelobte sie sich, fortan nur seiner zu gedenken.

In ihren Träumen war aber nicht er es, welcher die Hauptrolle spielte, sondern eine unabsehbare Reihe glänzender Lackstiefeln, welche die Eigenthümlichkeit hatten, alle zu eng zu sein, und von ihr reparirt werden sollten.

Am nächsten Morgen vereinigte ein spätes Frühstück die Hausgenossen und Lieutenant Harry erschien dabei in Wasserstiefeln und in bester Laune. Er hatte alle vorangegangenen Schmerzen vergessen und hätte die ganze Welt umarmen mögen, aber die kleine Baronesse begegnete ihm mit so abweisender Kälte, daß er sich betroffen fragte, was er eigentlich verbrochen habe, und ihr Benehmen mit dem des vorigen Tages durchaus nicht in Einklang zu bringen vermochte.

Er wußte nicht, daß seine Unbefangenheit sie heute verletzte, und sein heiteres Wesen ihre gehabte Unruhe absichtlich zu verspotten schien. Er verkehrte sogar auf das Freundschaftlichste mit dem Vetter und that eben Alles, was er gerade nicht thun sollte. Als es ihm aber durchaus nicht gelingen wollte, die Gunst der Tochter zu erwerben, ließ er sich an der herzlichen Liebenswürdigkeit der Eltern genügen und machte sich weiter keine Sorgen über Mira's verändertes Wesen.

Diese selbst widmete sich fast ausschließlich dem Vetter. Auf dem weiten Spaziergange, den man beim schönsten Wetter gemeinsam unternahm, ging er von Anfang bis zu Ende an ihrer Seite, und ihre Unterhaltung war eine so lebhafte und eingehende, daß Niemand sie zu stören wagte. Der junge Mann war ganz entzückt von seiner reizenden Cousine, und zum ersten Mal in seinem Leben sah er die Erfüllung seiner heißesten Wünsche in greifbare Nähe gerückt. — —

Einige Tage später finden wir die vier Kameraden in ihrem Speisezimmer in der Dreifaltigkeitsgasse beim Frühstück.

Da klingelt es und der Briefbote erscheint. Er vertheilt vier Briefe, welche alle dieselbe Handschrift auf der Adresse zeigen.

„Mira Drachenstein und der Vetter!" ruft Einer und wendet sich dann an Lieutenant Harry mit der Frage, was er dazu meine.

Der hat sich soeben eine Cigarre angezündet und legt nun mit vielem Bedacht das abgebrannte Streichholz neben sich auf den Teller. Er sieht frisch und fröhlich aus und scheint die schmerzlichen Eindrücke des Ballabends längst überwunden zu haben, wenigstens ist von dem vermeintlichen Liebeskummer keine Spur zu entdecken.

„Was ich dazu meine?" sagt er ruhig lächelnd. „Nun, ich denke, Baronesse Mira ist ein sehr schönes und gebildetes Mädchen, aber mein Genre ist sie eigentlich nicht."

„Oho," ruft ein Anderer, „Sie haben ihr doch neulich recht gründlich den Hof gemacht, Sie Heuchler, verstellen Sie sich nicht!"

Lieutenant Harry weist die Anschuldigung nicht zurück, aber er entkräftet sie vollständig.

„Ja," sagt er, „das ist wohl wahr, so en passant kommt das vor, aber sie hat mich wieder abgekühlt durch ihr wechselndes Benehmen. So eine Launenhaftigkeit ist mir noch nicht vorgekommen und ich muß gestehen, ich beneide den braven Vetter nicht um sein Glück!"

Wie gut, daß Baronesse Mira diese Worte nicht hörte! Sie hätten sie getroffen bis in's Innerste und sie würde doch nicht versucht haben, ihn aufzuklären, selbst auf die Gefahr hin, für launenhaft zu gelten. Was wußte er auch von den zarten Regungen einer schönen Mädchenseele, er, der um ein Paar enger Lackstiefeln willen sich nicht entblödete, die Miene eines Märtyrers anzunehmen, und noch gar keine Garantie bot, bald ein solider Ehemann zu werden.

Nilpferdjagd in Westafrika.

(Bild S. 581.)

Das Nilpferd gehört zu den seltsamsten Gebilden der Schöpfung. Es ist ein Ungeheuer an Fleisch, Knochen und Kraft. Das Gewicht dieses Thieres, das die Aegypter Flußschwein nennen, beträgt oft bis zu 2500 Kilogramm. Das Nilpferd war früher in ganz Aegypten überall da heimisch, wo Wasser sich vorfand; seitdem jedoch der Mensch mit dem Feuergewehr nach dem Mittelpunkt dieses Welttheils immer weiter vordringt, hat sich das Flußpferd in das Innere Afrikas zurückgezogen und wird jetzt vorzüglich im Sudan in Menge gefunden, belebt aber auch die schilfigen Gewässer Westafrikas, wo es häufig eine wahre Plage für die Eingeborenen wird. Meist hält sich dieses Ungethüm im Wasser auf, kommt es jedoch an's Land, so vernichtet es ganze Aecker angebauten Landes, theils indem es große Strecken Getraide und Gemüse wegfrißt, theils durch sein Hinundherwälzen in den Feldern, was bei einem Koloß, der fünftausend Pfund wiegt, keine geringe Zerstörung anrichtet. Die Neger nennen das ebenso dumme wie leicht gereizte und dann entsetzlich wüthende Thier Abgesandte der Hölle, und oft vereinigen sich ganze Stämme, eines dieser Riesenthiere zu jagen. Mit Lanzen ist dieß keine Kleinigkeit, und auch bei Feuergewehren dringt die gewöhnliche Büchsenkugel, selbst aus nächster Nähe abgeschossen, nur in die Haut. Es sind deßhalb Gewehre von sehr schwerem Kaliber nöthig; aber auch in diesem Falle bleibt die Jagd immer noch recht gefährlich. Oft sind fünfzig gutgezielte Kugeln nöthig, bis das Thier den Geist aufgibt, und nicht selten wird stundenlang auf den Koloß, der dem Feuergewehr entgehen will und stets untertaucht, gefeuert, — manchmal greift aber das verwundete Flußpferd seine Bedränger an und vernichtet dann in blinder Wuth mit seinem ungeheuren Gebiß und durch die Macht seines Anstürmens Alles, was ihm in den Weg kommt und Leben zeigt. Am Lande wagt man es nicht, den Riesen zu jagen, weil er hier stets auf seine Verfolger sich stürzt; — man beschleicht das Flußpferd Nachts im Kahne im Wasser und feuert auf das Thier, sobald es den Kopf über Wasser hebt, um zu athmen. Man muß hiebei in's Ohr oder in's Auge schießen, sonst prallen selbst schwere Eisenkugeln ab.

Wendet sich das Nilpferd den Jägern zu, dann heißt es schleunigst flüchten; das Ungethüm schwimmt außerordentlich schnell und geschickt und ist im Stande, eine Seite des Schiffes mit den Zähnen zu zermalmen, auch ziemlich große Fahrzeuge aus dem Wasser zu heben.

Ist aber ein Nilpferd erlegt, so gilt das als ein Fest für die Eingeborenen. Von dem Fleisch und Fett kann eine große Gemeinde eine ganze Woche lang leben, und Haut, Zähne und Knochen finden mancherlei Verwendung in dem Leben der Innerafrikaner.

Unsere Illustration zeigt hier ein eben erlegtes Nilpferd, das die Jäger endlich an's Ufer gebracht haben. Die Jagd geschah durch Feuerwaffen, und die Schwarzen geben ihrer Freude in den mannigfaltigsten Sprüngen, Ausrufungen, Spott auf den erlegten Feind und im Jubel über die bevorstehenden Schmausereien Ausdruck. Die Jäger waren hier Weiße, welche in Westafrika wohl einzig im Besitz von Feuerwaffen sind.

Die verheiratheten Frauen in England.

Englands verheirathete Frauen können im Allgemeinen denselben Rang beanspruchen, welchen ihre Gatten unter den übrigen Männern behaupten. Die Wittwe verbleibt im Rang ihres verstorbenen Gemahls, ausgenommen, wenn dieser Rang sich auf ein Amt oder einen Beruf gründete. Unverheiratheten Frauen ist jederzeit derselbe Rang unter ihrem Geschlechte zugestanden worden, den ihre älteren Brüder unter den Männern zur Lebenszeit ihrer Väter beanspruchen durften. Ueberhaupt genießt nach den englischen Gesetzen das schöne Geschlecht viele Vorzüge. Ein Frauenzimmer wird entweder durch Geburt oder durch königliche Erhebung oder durch Heirath adelig. Bei Ehescheidungen darf die Geschiedene auf den Titel ihres gewesenen Mannes keinen weitern Anspruch erheben. Frauen, welche ihre Titel durch Geburt oder durch königliche Verleihung erhielten, behalten dieselben, sie mögen sich auch noch so tief unter ihrem Stande verheirathen. Andererseits erhält der Mann, welcher eine vornehme Dame heirathet, nichts von ihren Titeln und Würden. Ihr ganzes Eigenthum gehört ihm zwar, aber Titel und liegende Gründe, und was sonst noch dazu gehört, fallen den nächsten männlichen Erben zu. Das englische Gesetz sagt: „Die Gattin glänzt durch die Strahlen ihres Mannes," aber nicht umgekehrt. So lange der Mann lebt, kann die Frau wegen Schulden nicht verhaftet werden, sondern nur der Mann.

Albumblatt.

Lieder ohne Worte.

Sind das nicht die alten Lieder,
Die ich einst so gern gehört,
Und die heut mein Herze wieder
Aus der tiefsten Ruh' gestört?

Leiden, die ich einst empfunden,
Freuden, die mich einst beglückt —
Alles glaubt' ich überwunden,
Alles glaubt' ich unterdrückt.

Doch bei diesen Klängen bricht es
Quellenfrisch in mir hervor,
Und mit bleichen Lippen spricht es
Mir vom Glück, das ich verlor.

All' mein Leben will sich dehnen,
Lust und Leiden werden wach;
Und ich fühle tiefes Sehnen,
Ach! — und weiß doch nicht, wonach?

(Aus: „Lieder und Gedichte" von J. Rodenberg. Berlin, Gebrüder Paetel.)

Die beiden Russinnen.

Roman

von

Joh. van Dewall.

(Schluß.)

Das war das erste Wiedersehen mit Marie; — sehr viel versprechend war es gerade nicht.

Natürlicherweise kam ich ihrer Aufforderung, sie zu besuchen, nicht nach — die Krankheit meines Gemüths, die Sucht, mich ganz in mich selbst zu verstecken, hielten mich davon ab, trotzdem beschäftigten sich aber meine Gedanken seitdem häufiger mit ihr. — Ich dachte daran, wie ich damals Trost gefunden hatte bei ihr und ihrem Vater, dachte an jene langen Spaziergänge im Walde, an ihre freundlichen Worte, ihre schonende, zarte Weise und empfand ein Gefühl des Dankes gegen sie.

Ich sollte sie wiederfinden, wo ich es am wenigsten vermuthete. Ich hatte die Besuche des Assessors unberücksichtigt gelassen, — ich war niemals für ihn zu Hause gewesen, zum Frühschoppen ging ich auch nicht mehr und so bekam ich Karl wochenlang nicht zu Gesicht. Seine Einladungen lehnte ich höflich, aber bestimmt ab, — es war ein dunkler Groll, eine tiefe Verstimmung gegen ihn in meiner Brust, über welche ich nicht Herr zu werden vermochte; ich wollte ihn und seine Frau nicht wiedersehen.

Ich wußte recht gut, daß ich unrecht, daß ich kindisch hierin handelte, aber ich wollte es nun einmal nicht anders.

Eines Tages that ich einen nothwendigen Gang in die Stadt. Militär kam vorüber — ein langer, bestaubter Zug mit Musik und Trommeln, und zwang mich, stehen zu bleiben. Die Menge staute sich auf dem Trottoir, ich trat deßhalb herunter auf den Fahrweg. — Ich stand dort neben einem Wagen, das heißt, ich ahnte dieß nicht, noch weniger aber, wer in demselben saß.

„Herr Stadtrichter Hartmann!" vernahm ich eine weibliche Stimme dicht neben mir. Betroffen, zusammenfahrend buchstäblich — blickte ich auf und sah in Marie Heimburg's Augen. Mit einem eigenthümlich ernsten — ich möchte sagen konzentrirten — Blicke betrachtete mich dieselbe (Theilnahme und Mahnung sprachen aus demselben) und deutete dann auf Jemand, der neben ihr saß. Ich blickte hinüber — ich folgte diesem Winke und begann zu zittern. — Unter dem Dache des seidenen Schirmes, dessen rosa Futter einen warmen Schein auf ihre Züge warf, erblickte ich das schmale, edle Oval Sophiens, ihre großen dunklen, mandelförmigen Augen, die mich mit sanftem Schimmer anstrahlten, und den ernst lächelnden Mund.

Alles Blut stieg mir jäh zum Herzen — erschrocken, als erblickte ich das Haupt der Medusa, so starrte ich sie an und vergaß darüber ganz, meinen Hut zu ziehen.

„Mein lieber Herr Hartmann," sprach sie deutsch, mit einem seltsamen, fremdländischen Accent und einer sanften, vorwurfsvollen Bitte im Ton.

Jetzt erst griff ich nach meiner Kopfbedeckung. — Sie sah meine Verwirrung, ich that ihr leid offenbar.

„Ich bitte ... kommen Sie zu mir," fuhr sie, mühsam die Worte konstruirend, fort und winkte mich mit den Augen gleichsam zu sich heran.

Ich nahm alle meine Energie zusammen — ich bezwang, ich faßte mich, ich trat auf die andere Seite und an den Schlag.

„Sie sind uns böse?" sprach sie vorwurfsvoll und reichte mir die schmale, liebe Hand. Ach, mit Zögern und mit einem Gefühl unendlichen Wehes nahm ich sie in die meine und ich fühlte es mit Verwirrung, die hellen, heißen Thränen stiegen dabei herauf aus dem Grunde meines vereinsamten Herzens und trübten mir den Blick.

Ich sah sie nur wie durch einen Schleier — ich vernahm ihre Stimme, — aber ich verstand kaum, was sie sagte.

Sie bat mich, einzusteigen ... sie drang darauf und befahl dann dem Kutscher, umzuwenden und hinaus in's Freie zu fahren. — Ich weiß nicht mehr, was sie Alles zu mir sprach, wie sie mir zuredete und mir Trost einsprach, bald auf Deutsch, bald auf Französisch — ich weiß nur, daß ich hätte vergehen mögen vor Qual und daß ich trotzdem ihr zuletzt das feste Versprechen gab, ich würde sie besuchen. Marie war bei dem Allem der stumme Zeuge; ein wenig blaß und ernst saß sie da und blickte vor sich hin in's Leere, und es dünkt mich seltsam heute, daß ich mich damals nicht mehr meiner Schwäche vor ihr schämte. Sie drückten mir Beide die Hand, als ich sie verließ nach einer Stunde fast, und sahen mich freundlich und theilnahmvoll an.

Man wollte nicht, daß ich mich einkapsele — ach! und doch hatte ich damals nur diesen einen, thörichten Wunsch. — Jenes Wiedersehen hatte alle Qualen in meinem Innern wieder aufgewühlt, hatte mir nur zu sehr gezeigt, was ich verloren!

Karl kam und holte mich ab — es half mir Alles nichts, ich mußte zu ihm gehen, ihn begleiten. Er redete mir zu, Allerhand, in seiner Weise und brachte mich zu seiner Frau.

Seitdem ich das überwunden hatte, den ersten Schritt, war ich öfters dort. Dort traf ich auch den Steuerrath und Marie und in Folge dessen ging ich auch



Die Memnonssäulen bei Theben. Originalzeichnung von L. Hofelich. (S. 586.)

zu ihnen. Ich glaube, sie hatten es sich Alle in den Kopf gesetzt, mich zu heilen.

Ich hatte einen schweren Verlust erlitten — ich fühlte eine Lücke in meinem Herzen und ich meinte, daß dieselbe niemals sich wieder ausfüllen könnte. Ich hatte mich verkriechen wollen vor den Menschen — nun aber plötzlich erwachte das Bedürfniß der Mittheilung. Mit wem aber hätte ich passender über Diejenige sprechen können, welche ich verloren hatte, als mit Marie Heimburg? — Wo hätte ich mehr Theilnahme und Verständniß finden können, als bei ihr? — Sie begriff mich, sie fühlte mit mir, es war etwas Verwandtes in unserer Art zu empfinden, obgleich Marie in anderen Dingen wieder ganz anders war wie ich, — praktischer, — entschiedener. — Aber es war, als ob eine Saite in ihrem Innern allemal mitklänge, wenn das da drinnen vibrirte, und ich fühlte mich hiedurch zu Marie hingezogen — sympathisch berührt.

Arme Marie — was hast du Alles mit mir ausgestanden und wie geduldig hast du es getragen!

Das kam wohl daher, weil ich ihr leid that, und vor Allem, weil sie mich lieb hatte — schon seit Langem, wie ich hernach erfuhr.

Welche Uebergänge, welche Räthsel! — Sproßte unbewußt in meinem Innern doch schon ebenfalls ein neues Reis, jetzt, während ich noch rang und kämpfte, um zu überwinden, um Sophie zu vergessen!

Ist das möglich? frage ich mich. — Ach, beim Himmel! hätte ich es nicht an mir selbst erfahren — ich hätte es nie und nimmermehr geglaubt.

Häufig begleitete Marie mich jetzt wie früher in Eichdorff auf meinen einsamen, langen Spaziergängen — die Stadtluft bedrückte sie, sie war des Gehens und der frischen Luft ebenso bedürftig wie ich selbst. — Sie ließ mich sprechen unterwegs und hörte theilnahmvoll zu, nur ab und zu ein Wort des Trostes oder der Mahnung an mich richtend. — Dieses Aussprechen erleichterte meine Brust, es that mir wohl.

Eines Tages war ich wieder einmal ganz besonders schlimm; ich redete mich immer mehr und mehr in Eifer. Wir waren an ihre Thür gekommen und ich sprach und gestikulirte noch mit derselben Lebhaftigkeit. Ich wollte mich entfernen, aber sie litt es nicht.

„Kommen Sie mit herauf, bleiben Sie den Abend bei uns und beruhigen Sie sich erst," sprach sie eindringlich und sah mich voller Sorge an. — Ihre Blicke hatten eine seltene Gewalt über mich — ich folgte ihr die Treppe hinauf.

Ich saß dann oben auf dem Sopha und fing von Neuem an zu lamentiren. Ich schwur, ich sei zum Unglück geboren: mein Jugendtraum sei verweht, die einstmals so heiß Geliebte sei die Frau eines Andern. — Zum zweiten Male wäre ich das Opfer eines tiefen Gefühls geworden, aber auch sie hätte einen Andern

Wurst wider Wurst.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**

I.



Herr Bolle, der war in Berlin,
Als schlimmer Wirth gar sehr verschrie'n,
Drum blieb sein Haus zuletzt fast leer,
Darob er ärgerte sich sehr.



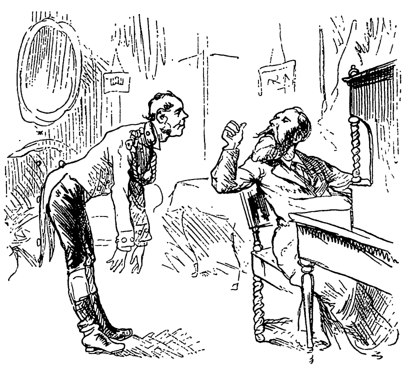
Ein Engländer mit echtem Spleen
Kam dazumal nach Spree-Athen,
Und miethet möbelirt die Bel-
Etage bei Herrn Bolle schnell.



John Bull mit seinem Diener Dick
Zog ganz sich von der Welt zurück,
Und that bei Schreiben und Studiren
Ein gar beschaulich Leben führen.



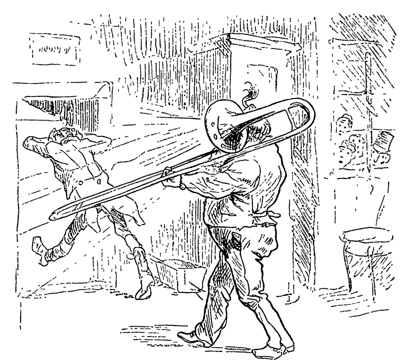
Das wollte Bollen gar nicht freuen,
Die Zanksucht packte ihn von Neuem,
Und eines Tags in heit'rer Laune
Blies er sich Eins auf der Posaune,
Die er als früh'rer Musikus
Mit ganz besond'rer Force blus.



Der Lord macht' eben ein Gedicht
Und traute seinen Ohren nicht,
Er schickte Dick sogleich zu Bolle,
Ob er das Blasen lassen wolle?' —



Doch leider kam der gute Mann
Bei Bollen damit schöne an.
„Ick soll nich blasen?! Na, des wäre
Nu grade recht, bei meine Ehre,
Ick bin jetzt keinen Tag mehr still,
Ihr Lord kann ooch thun, wat er will!"



Und ohne stören sich zu lassen,
Fängt Bolle wieder an zu blasen,
Daß vor den Fenstern, als ob's brennt,
Die Nachbarschaft zusammenrennt.



Da geht's auf einmal: tropf, tropf, tropf —
Wie Wasser grad' auf Bollens Kopf,
Und wo er sieht, da tropft es munter
Dort oben von der Decke 'runter.

mir vorgezogen, — der eigene Freund hätte mich betrogen. — — Das sei die Schuld für meinen Wortbruch, behauptete ich — denn wenn auch Anna mir ungetreu geworden wäre — ich selbst hätte jenen Schwur halten müssen bis an mein Lebensende ... Alle Anderen könnten glücklich sein, nur ich sei zum Elend geboren, verdammt, allein durch's Leben zu gehen, liebeleer, den Uebrigen zur Last oder zum Spott ... Ich erröthe, wenn ich heute noch daran denke, was ich damals Alles sprach. Marie saß neben mir und hörte geduldig zu. Allmälig aber fingen ihre schönen, dunklen und klugen Augen thaufeucht an zu schimmern vor Theilnahme und vor reinem, zärtlichem Mitgefühl ... Ich Thor, — ich beklagte mich, und hier neben mir saß ein Wesen, so voller Schönheit und Güte wie dieses, und verging vor Schmerz bei alledem, was sie hörte — und ich sah es nicht?! ...

Allmälig konnten die Wimpern die Last der Thränen nicht mehr tragen, sie rollten wie Perlen langsam, eine nach der andern, an ihrer weichen Wange herab und fielen auf ihren Busen nieder, welcher sich hob und

senkte vor innerer Erregung. Sie weinte und ich weinte auch.

Sie ergriff dann meine Hand und sah mich an, umflort, mit einem wehmüthigen Lächeln, dem Lächeln eines Engels, und sprach:

„Sie sind ungerecht gegen das Geschick — Sie sind krank, lieber Freund, Sie müssen wieder zu sich selbst kommen, sich aufraffen aus dieser trostlosen, unmännlichen Stimmung.“

Ich senkte meinen Kopf.

„Denken Sie nicht so viel an das, was Sie verloren, sondern an das, was Ihnen blieb. Wie viel reicher sind Sie doch als viele Andere! Wenn die Wünsche Ihres Herzens, die glühendsten gerade nicht erfüllt wurden, so haben Sie doch Freunde, welche Sie schätzen, Sie lieben, welche mit Ihnen trauern.“

„O . . . o, Fräulein Marie!“ stammelte ich gerührt.

„Sie sind gesund, Sie nehmen eine geachtete Stellung ein, Sie sind ein tüchtiger Jurist . . . kurzum, Sie brauchten bloß lernen sich zu beherrschen, um wieder glücklich zu sein. — — Und können Sie denn überhaupt wissen, ob der Himmel es nicht besser mit Ihnen vorhatte, als Sie Undankbarer es auch nur ahnen? . . . Wenn jene Anna im Stande war, Sie um eines Andern willen zu verlassen, fragen Sie sich doch nur, ob Sie wohl glücklich mit ihr geworden wären, denn die Liebe eines Weibes muß ein Felsen sein, an welchem der Gatte getrost vor Anker liegt!“

Sie erglühte, als sie das sagte, und sah sehr ernsthaft aus — sie war von einer beinahe überirdischen Schönheit so. — Ein Schauer überlief mich — ich bemerkte heute zum ersten Male, daß sie so reizend sei. Wär ich denn blind gewesen bis dahin!? — Ich wagte es kaum, sie anzuschauen, so verwirrt war ich in meinem Gemüth.

„Und Sophie,“ fuhr sie fort, da ich nicht widersprach, „sie ist ein edles, schönes Wesen. Daß Sie Ihr Auge auf sie gerade richteten — nur zu erklärlich ist es, denn ich meine, sie müßte einen jeden Mann bezaubern, wie sie jede Frau entzückt — Ihre Wahl macht Ihnen alle Ehre!“

„O — Fräulein Marie!“

„Aber glauben Sie denn, daß Sie Beide zu einander gepaßt hätten, daß Sie glücklich mit einander geworden wären? — Sie sind Beide so weiche, poetisch veranlagte Naturen, Sie wären untergegangen in Gefühlsschwelgerei, Sie hätten sich an allen kleinen Ecken des Lebens wund gerieben . . . ich glaube, ach! Sie wären mit der Zeit recht unglücklich mit einander geworden, lieber Freund, Ihr Traum hätte sich nicht erfüllt.“

Ich wollte widersprechen, aber ich sah es nur zu sehr ein, wie Recht sie hatte. Und außerdem — ich war so verwirrt, so haltlos — ich fühlte — unglaublich ist's — wie jener nagende Schmerz unter ihren Worten anfing zu zerrinnen. Aber an der Stelle, wo er gesessen hatte, empfand ich nun eine Leere, welche noch schlimmer war wie jener, mein trüber Freund. Meine Brust hob und senkte sich — ich hielt noch immer ihre beiden kleinen Hände, sie waren ganz heiß geworden in den meinen, ich sah, wie ihr Busen sich hob und senkte und wie ihre Thränen flossen . . . Jetzt blickte sie auf, — ach! . . . ein seltsamer, seltsamer Blick! . . . Ein Schluchzen kam aus meiner Brust gewaltsam, ein Schauer überrieselte mich vom Scheitel bis zum Fuß . . . mein Haupt sank herab, — — es sank auf ihre Schulter.

„O Marie!“ stammelte ich mit fliegenden Pulsen und mit fast vergehenden Sinnen. — Ich hielt das holde, bebende Geschöpf in meinen Armen und wußte kaum, wie mir geschah.

Ich kann nicht sagen, wie das kam, so schnell, so überraschend, ich weiß nur, daß allmälig ein Gefühl unendlichen Behagens und Glückes in mein Herz trat, daß ich mit Wollust ihre Nähe fühlte und genesen war, als meine Lippen scheu und zögernd noch zum ersten Mal ihren holden Mund berührten.

Das Andere kann der Leser sich denken — Karl wollte hernach behaupten, daß er diese Frau mir längst im Stillen ausgesucht hätte. Nun sind wir ein glückliches Paar, nun bin ich in allen Himmeln, und täglich fühle ich es deutlicher, daß keine andere Frau so gut zu mir gepaßt hätte und mich so glücklich machen konnte, als meine praktische und doch so holde Marie.

Hier in Eichdorff, wo wir unsere Flitterwochen mit Gunstettens verleben, hat sich Vielerlei geändert seit dem vorigen Jahre. Eine Aktiengesellschaft — der Konsul und Senator an der Spitze — hat das Bad gekauft. Diese hält auf strenge Ordnung. Die Frau Schulräthin zum Beispiel, welche die eiserne Stirn hatte, in diesem Jahre wieder hier zu erscheinen, fand absolut keine Wohnung, trotzdem noch etliche Häuser leer standen.

Nach großen Unannehmlichkeiten endete die Untersuchung für den Doktor Schwarz mit einem scharfen Verweise und mit seiner Pensionirung. Der kleine Ränkeschmied lebt jetzt in Hannover, sein Anwesen ist verkauft. Das blonde Trudchen lernt bei einem Pastor auf dem Lande die Wirthschaft, von ihrem Bräutigam hat man nie wieder etwas gehört.

Auch Herr Steinhauer ist in den Hafen der Ehe eingelaufen, gerade so, wie wir Beiden, und Aglaie von Brettleben ist jetzt hier als Frau Burg zur Kur mit ihrer Mutter.

Im Uebrigen ist hier Alles beim Alten: die herrliche Allee, der schattige Park, die kräftigende Luft und das gute Leben. Auch Adam lebt noch und die prächtige Jod-Natron-Schwefel-Quelle, die Jarretière und die Kapelle mit ihrer sinnigen Inschrift, aber das Alles erscheint mir jetzt in einem weit schöneren Lichte, seit ich das Kurhaus von hier aus betrachte, neben Marie sitzend, und seit jene barmherzigen Schwestern dieses Stückchen Paradies nicht mehr zu einem Jammerthale machen durch ihren elenden, herabwürdigenden Klatsch.

Oftmals denke ich noch zurück an den vergangenen Sommer und an den harmlosen Blödsinn, und dann danke ich Gott aus Grund meiner Seele, daß Alles so glücklich ablief zuletzt noch.

Die Memnonssäulen bei Theben.

(Bild S. 584.)

In einer ergreifenden Einsamkeit der Nilebene Aegyptens, weit aus Saatfeldern und Wasserflächen, ragen zwei kolossale Steinbildnisse hervor, welche durch ihre Eigenartigkeit weltberühmt geworden sind und die wunderbare Sagen und Märchen umweben. Diese beiden Kolosse, welche unser stimmungsvolles Bild hier zeigt, stehen am Rande der Wüste bei Theben vor dem Tempel des Königs Amenophis III., der um 1500 vor Christi regierte, und stellen beide in sitzender Figur diesen Regenten dar; sie schauen seit drei Jahrtausenden hernieder auf die Wasserfluten zur Zeit, wenn der Nil austritt, und auf die endlos scheinenden Saatfelder, wenn das befruchtende Wasser sich verlaufen. Von diesen Steinbildwerken, die einst mit dem Kopfschmuck etwa 70 Fuß über den Boden aufragten, geht die Sage, daß sie die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen begrüßten. Das mag nicht ganz Erdichtung sein, denn der spröde, überaus harte Stein, aus welchem diese Bildnisse bestehen, kann bei dem großen Temperaturunterschiede zwischen der Nacht und dem Tag in Aegypten durch Zerspringen von Quarzstückchen wohl ein helles Tönen verursachen, wie denn auch durch die Einwirkung der Temperaturunterschiede die Statuen durch Tausende von Rissen und Sprüngen nach allen Richtungen hin zerspalten sind. Im Jahre 27 vor Christi fiel bei der nördlichen Statue die ganze vordere Hälfte, wahrscheinlich in Folge dieser Einflüsse, ab. Diese Steinbildnisse werden zu den Wundern der Welt gerechnet; sie galten schon bei den Griechen als Ziel der Reisenden, welche nach Aegypten kamen. Aegypten besucht, ohne die Memnonssäulen gesehen zu haben, wurde als Stumpfheit und Dummheit verspottet. Durch die Rückstände von den Nilüberschwemmungen steigt der Thalboden hier von Jahr zu Jahr, und so stehen diese wunderbaren Bildnisse schon acht Fuß tief in der Erde. Der Tempel, zu welchem diese Statuen gehörten, muß von ungeheurer Größe und Ausdehnung gewesen sein, nach den Trümmern zu urtheilen, welche sich in weitem Umkreis um die Memnonssäulen vorfinden. Allerdings ist der Tempel so gründlich zerstört, daß nur noch wenige wunderbare Reste davon vorhanden sind. Als ein Riesenzeichen der Vergänglichkeit ragen diese beiden Figuren, welche unser Bild hier zeigt, empor in die leichte, sonnendurchzitterte Luft Aegyptens, jener ehrwürdigen „Wiege der Menschheit“, noch heute angestaunt und bewundert von den Pilgern, welche zu dem großen Trümmerfeld Thebens wandern.

Rezepte.

Weymann's Baumkitt. Derselbe bedient sich einer Mischung von 2 Pfund Steinkohlentheer mit 2 Pfund Kohlenpulver schon länger als 36 Jahre mit bestem Erfolg als Baumkitt, den er später mit trockener Erde bewerfen läßt. Dieser Kitt soll eine sichere Decke bilden und eine Fäulniß widerstehende Kraft besitzen, was auch anzunehmen ist, indem die in dem Steinkohlentheer befindliche Karbolsäure diese Wirkung ausübt.

*

Mittel gegen Brandwunden. Man löst 1 Gran Höllenstein in 2 Loth destillirtem Wasser auf, öffnet die Brandblase mit einer Scheere oder einem scharfen Messer an einer Seite, schlägt die abgelöste Haut zurück, bestreicht das rohe Fleisch der Brandwunde mit dieser Auflösung, klappt die Haut wieder darüber und bedeckt die Stelle dann mit einem mit Fett bestrichenen leinenen Läppchen. Die Schmerzen legen sich alsbald und die Wunde heilt sehr rasch. — In neuester Zeit hat sich einfaches Auflegen von Baumwolle (Watte) als vortreffliches Mittel bewährt, und wird das Aufschneiden der Blasen als überflüssig betrachtet.

*

Gute Fleckseife. Diese gewinnt man aus 8 Loth in Weingeist gelöster Marseiller Seife, 4 Eidottern und 1 Loth Terpentinöl.



Spiele.

Der Flugkreisel. Der Flugkreisel besteht aus einem gewöhnlich bunten, 13 Centimeter langen Blechstreifen, der in der Mitte von drei Löchern durchbohrt, an den Seiten windmühlenflügelartig geformt und etwas schräg aufwärts gebogen ist. Um ihn in Umdrehung zu versetzen, bedient man sich eines Handgriffs, der einen starken Drahtstift trägt. Auf letzteren steckt man einen birnförmigen, oben abgestutzten Holzaufsatz, der in der Mitte ein Loch und links und rechts von demselben einen kurzen Drahtstift hat. Um den Hals dieses Aufsatzes wickelt man fest eine Schnur, die sich nur durch einen Endring bequem anfassen läßt. Der Blechstreifen wird nun auf alle drei Stifte gesteckt und die Schnur kräftig losgezogen. Hierdurch kommt der Blechstreifen in reißend schnellen Umschwung, hebt sich von den Drahtstiften ab und steigt wirbelnd in der Luft haushoch empor. Er ähnelt einem schwirrenden bunten Schmetterling oder flatternden Vogel. — Es eignet sich dieses Spielwerk jedoch nur für große freie Plätze.

*

Das Ballspiel Lang-Paume spielte man im Freien, etwa in einer langen und breiten Straße oder Allee. Die Spieler theilten sich in zwei gleiche Parteien, auf jeder Seite etwa zwei bis fünf. Es war außerdem noch ein großes Bretterdach erforderlich, das sich gegen eine Mauer lehnte und von vier Pfeilern getragen ward. Dieses Dach hatte unten an der Seite ein Brett von anderthalb Spannen Breite, eine Handbreit vom Dache entfernt. In der Mitte des Brettes war ein Loch. Rückwärts ward das Bret durch einen daumensdicken Stock gehalten, der drei Fingerbreit über das Bret hervorragte. Er hieß die Passe. Derjenige, welcher das Spiel begann, suchte den Ball mit der Hand durch das Loch zu werfen; flog derselbe über das Bret hinaus, so verlor er 15; ging er aber durch's Loch, so gab er 15 Gewinn. Erreichte er das Ziel sogar nicht, zählte er 15 Verlust. Die Gegenpartei suchte mit den Schlaghölzern den Ball abzuschlagen. Zwei waren besonders an das Brett und die Passe gestellt. Die Entfernungen, in denen der Ball zum zweiten Male die Erde berührte, wurden markirt; beim ersten Male Aufspringen konnte er geschlagen werden.

Ein ähnliches Ballspiel ist gegenwärtig noch bei den Italienern als Giuoco del Ballon grosso als Nationalspiel in Gebrauch. Es werden dabei aber große Bälle aus Ochsenblase benützt, die man mit Luft aufgeblasen und mit Leder überzogen hat. Statt mit einem Schlagholz schlägt man den Ball mit der Hand, bewehrt dieselbe jedoch mit einer hölzernen Schiene, welche etwas Aehnlichkeit mit einem Muffe hat und von der Hand bis zum Ellenbogen reicht. Innen wird sie an einem durchgehenden Querholze gefaßt, außen ist sie mit viereckigen Höckern besetzt. Die Spieler, gewöhnlich drei bis sechs auf jede Partei, wählen eine freie, ebene Straße zur Seite einer hohen Mauer oder einer langen Reihe von Gebäuden. Anfänglich bildet der Mittelpunkt der Bahn die Grenzscheide der beiden Parteien, im Verlaufe des Spieles aber jede Linie, welche diesen Punkt durchschneidet, je nachdem die beiden Parteien durch den Gang des Spieles gezwungen werden, sich zu wenden. Ein beliebiger Spieler wirft einem andern den Ballon zu und dieser schlägt ihn nach dem Felde der Gegenpartei; letztere sucht ihn sofort zurückzuschlagen, und dieß Manöver wird gegenseitig so lange fortgesetzt, bis der Ball einmal zur Erde kommt. Die Stelle, an welcher er liegen bleibt, wird nach ihrer Entfernung von dem gesetzten Mittelpunkte geschätzt und für je 5 Schritt ein Punkt berechnet. Die Partie zählt man gewöhnlich bis zu 60 Punkten (Points).

*

Eine Windmühle aus einem Papierstückchen. Ein viereckiges Stückchen vielleicht bunten Papiers schneide von den Ecken in der Richtung nach dem Mittelpunkte hin bis zur Hälfte durch, biege dann je einen Zipfel der vier Abtheilungen nach dem Mittelpunkt, lege ein kleines Papierstückchen von anderer Farbe über die Kreuzungsstelle der Zipfel, stich mit einer Stecknadel hindurch und befestige diese seitwärts an dem Ende eines Stockes. Bläsest du dagegen oder läufst mit dem Stock gegen den Wind, so wird die kleine Windmühle umschwirren. Sehr hübsch sieht es aus, wenn du ein Kreuz aus zwei Stöcken oder einen kleinen Reifen mit einer ganzen Anzahl solcher Windmühlen besetzest, die von verschiedenen Farben sind.

Notenräthsel.



Auflösung der geometrischen Aufgabe Seite 550:





Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Wiener Beethovenanekdoten erzählt das „N. W. Tagbl." Eines Tages kam Beethoven zum „Römischen Kaiser" und setzte sich an den Speisetisch. Auf die Frage des Kellners, was er befehle, gab er keine Antwort, sondern begann sein Notizbuch mit Noten zu füllen. Stunden waren darüber vergangen, als er mit einem Male aufstand und zahlen wollte. Der Zahlkellner bemerkte natürlich, daß er noch nichts gebracht habe, worauf Beethoven, einen Zwanziger auf den Tisch legend, zufrieden erwiederte: „Macht nichts, satt bin ich doch." Minder glimpflich verfuhr er mit dem englischen General Kitt, einem angesehenen Vorstandsmitgliede der philharmonischen Gesellschaft in London, der durch den Hausarzt des Tonmeisters bei demselben eingeführt wurde, aber nicht zur guten Stunde, denn einmal ging der gebrechliche Stuhl, den ihm Beethoven anbot, aus den Fugen, und hernach dieser beinahe selbst vor Aerger und Entrüstung über eine ihm dargereichte Offerte der englischen Gesellschaft, worin für eine Simphonie, jedoch leichterer Stylart, tausend Pfund angeboten waren. „In leichterem Style?" grollte der Lesende, „die sollen sich die Engländer bei einem Andern bestellen." Aus war es, nicht nur mit dem General, sondern auch mit dem Hausarzte, der durch zehn Jahre sein Vertrauen genossen hatte. Er ließ ihn nicht wieder rufen. Eines Morgens kam der Hofkapellensänger Barth, ein tüchtiger Tenorist und seines Zeichens fürstlich Schwarzenberg'scher Beamter, zu Beethoven und fand auf seinem Tische ein neues Manuskript. „Das gehört für den Ofen," meinte der Meister. „Nur nicht so hitzig, will's einmal probiren, wenn Ihr's hören wollt." — „Meinetwegen." Barth setzte sich zum Klavier und sang. Beethoven, der unruhig in Papieren stöberte, wurde aufmerksam, hörte gelassen zu, und als der Sänger sichtlich ergriffen geendet hatte, reichte er ihm die Hand und sagte: „Nein, lieber Alter, das werden wir doch nicht verbrennen." Es war das Lied: „Adelaide". Auch einige beglaubigte Anekdoten existiren, so jene von den drei Waldbauern, die sammt ihren Oechslein dem Komponisten in einem Hohlwege begegneten, und weil er ihnen nicht auswich, die längste Zeit verwundert zusahen, wie er nachsann, schrieb, taktirte und herumfuchtelte. Beethoven komponirte damals die „Eroika". Die heitersten Illustrationen vermochte wohl Schuppanzigh zu liefern, der ein besonderes Talent hatte, den Tondichter bei guter Laune zu halten. Der Humor hat denn doch auch an dem Leben dieses ernsten, tiefsinnigen Menschen seinen Antheil gehabt. Beethoven, der sich selbst, aber immer ungeschickt, rasirte, pflegte auf die Schnittwunden kleine Stücke Fließpapier aufzukleben, vergaß aber einmal, dieselben abzunehmen, was zur Folge hatte, daß die beim Röhrbrunnen versammelten Mägde kreischend und sich bekreuzigend auseinanderstoben. Als eine zahllose Menschenmenge das Schwarzspanierhaus in der Alservorstadt umstellte, um dem großen Todten das Geleite zu geben, fragte ein Arbeitsmann den Hausmeister, wer denn da begraben werde. „Der Herr von Beethoven," war die Antwort. Der Mann wollte aber wissen, wer denn der Herr von Beethoven eigentlich gewesen sei. „Ein Musikgeneral," erwiederte der Gefragte mit doppeltem Selbstbewußtsein als Hausbesorger und altgedienter „Deutschmeister" (Regiment).

*

Buchstäblich.

Lehrer (der eine Aufgabe an die Tafel geschrieben): Wer von euch trifft mir diese Aufgabe?

Schüler (indem er seine Mütze gegen die Tafel wirft): Ich, Herr Lehrer.

*

Dringendes Bedürfniß.

„Wie gefielen Ihnen die Ruinen von Pompeji?"

„Im Ganzen so ziemlich, obschon sie mir einer Reparatur im höchsten Grade zu bedürfen scheinen!"

*

Selbstmord mit Ueberlegung.

Vater: Du darfst die Emma nicht heirathen, das sage ich Dir ganz entschieden! Ich habe für Dich die Tochter meines Freundes, die allerdings etwas ältere Anna, bestimmt.

Sohn: Vater, wenn ich die Emma nicht heirathen darf, erschieße ich mich! Uebrigens — wie viel kriegt denn die Anna Mitgift?

*

Gute Antwort.

Dame: Ei, wie groß bist Du geworden, liebe Marie, seit Du in die Schule gehst; Du kannst nun Deiner Mutter bald unter die Arme greifen!

Marie: O nein, das darf ich nicht, meine Mama ist so kitzlich.

Unglaubliche Verwunderung.

Nanette (begegnet mit dem Töchterchen des Hauses der alten Babette auf der Straße): Grüß Gott, Frau Godel! Dös da is d'Liserl, dö's vor zehn Jahr'n aus der Tauf' g'hob'n hab'n.

Babette: Na, und wia sie dös Madel g'ändert hat, net zum glaub'n. I hätt's meiner Seel' nimmer kennt!

*

Magnetisches Bartwuchsmittel.

Man bestreiche jene Stellen des Gesichts, wo man einen Bart wünscht, mit Gummi arabicum und bestreue sie hierauf mit feinen Eisenfeilspänen, befestige über dem Kopfende seines Bettes an der Decke einen starken Magnet und lege sich dann schlafen. Der Anziehungskraft, die der Magnet auf die Eisenfeilspäne ausübt, verdankt man am nächsten Morgen den üppigsten Bartwuchs. Probatum est.

*

Der Rücksichtsvolle.

Maurer (beim Neubau): Aber, Herr Professor, warum schleichen Sie denn so leise an uns vorüber?

Professor: Ach, ich weiß, meine Lieben, wie unangenehm es ist, wenn man in seiner Arbeit gestört wird!

*

Theilung der Arbeit.

„Sie kennen doch das Hauptprinzip der englischen Industrie: ‚Theilung der Arbeit'?"

„Wie ist das zu verstehen?"

„Das will ich Ihnen klar machen, z. B.: Sie bezahlen den Wein und ich trinke ihn."

„Sonderbar, diese Engländer haben doch immer sehr praktische Ansichten."

*

Chemisches Problem.

Wie gewinnt man aus Gänseblümchen Gänse?

Man setzt sie Schwefeldämpfen aus, dadurch verbinden die Gänseblumen sich mit Schwefel zu Schwefelblumen und die Gänse werden frei.

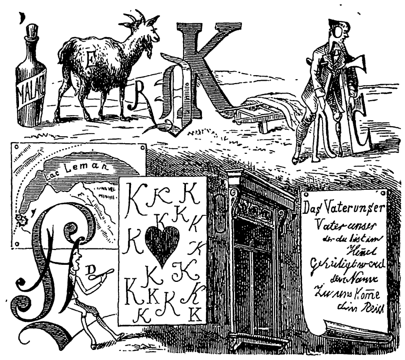
*

In der Güterhalle.

Stationschef: Herr Expeditor, wo kommen denn diese vielen Bockfelle her?

Expeditor: Wahrscheinlich von Böcken.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 575:

Was bitter und trüb,
Trägt Alles die Lieb'.

Anagramm.

Backwerke sind's von Bauersleuten
Alljährlich in des Sommers Zeiten;
Die Zeichen nun vom Platz gethan,
So stellt ein neues Wort sich dar,
Von dem man leider sagen kann,
Daß manche Burg es einstens war.

Auflösung der Charade Seite 575:

Wartburg.

Kleine Korrespondenz.



L. M. in Krefeld. „Illustr. Magazine", Stuttgart, Hallberger.

Hrn. R. Sp. in Gers...... Zu großer Vorrath.

Abonnnent in S. Leuchs in Nürnberg.

Hrn. W. Jäger in Regensburg. Dauernd und ohne Schädigung ist unmöglich.

A. G. in Mannheim. Z. B. die Schwabenfallen des Flaschners G. Zaiser in Stuttgart, Friedrichsstraße — sehr einfach und sicher.

Hrn. J. Mund in Ramstein. Wenn Sie Ihre Anfrage uns nicht kundgeben, können wir Ihnen nicht antworten. Wie sollte es möglich sein, bei den Hunderten von Briefen, die wir erhalten, uns gerade Ihrer Anfrage zu erinnern! Vielleicht ist sie uns gar nicht zugekommen, vielleicht, wie das sehr oft zutrifft, schon längst beantwortet, ohne daß Sie dieß gefunden. Möglicherweise war die Anfrage spezifisch technisch oder für uns unmöglich, sie öffentlich zu beantworten. — Also wiederholen Sie Ihre Frage.

Frau Emma Hindersin in Kiel. Ihr Sohn kann bei Fleiß und festem Willen Latein auch ohne Lehrer lernen durch die lateinischen Unterrichtsbriefe, im Verlage des „Hausfreundes" in Leipzig erschienen — ohne Fleiß und Emsigkeit jedoch auch bei dem besten Lehrer nicht.

Hrn. Marco in Schw. Wir verstehen nicht, was Sie unter Schießscheiben mit Mechanik meinen.

Hrn. O. N. Gegen große Füße gibt es nur das chinesische Mittel der Verkrüppelung durch Zusammenschnüren und Hemmung des Wachsthums. Das dürfte aber auch jetzt schon bei Ihnen zu spät sein. Sie werden deßhalb gezwungen sein, weiter auf dem — „großen Fuße" zu leben.

M. Bodefeld. Wir können alle diese Fragen, die Auswanderung nach Amerika betreffend, hier nicht beantworten, wir müßten ein Buch darüber schreiben. Lesen Sie Bromme's „Rathgeber für Auswanderer", Bielefeld.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: **Frln. Meta Bloch, Berlin; Lina Müller, Aarau; Josepha Kurnigg, Marburg; Mathilde Hammer, Breslau; Anna Hermenstein, Brünn; Bertha Kolbe, Wien; Hrn. G. Fränkel, Warschau; L. Dehmel, Hirschberg; Th. Straub, Stuttgart; H. Käber, Danzig; R. Springer, Gerswalde; A. G., Gablonz; O. Lenz, Ulm; A. Gutbrod, Berlin; P. Schausigg, Chur; A. Müller, Stettin; F. Nall, Stuttgart; O. Rollfleth, Hamburg; M. Marion, Triest.**

Hrn. O. W. in T. Dem hübschen Bilde in Nr. 40: „Jüdin aus Tanger" liegt allerdings eine Photographie zu Grunde, die Sie von Gustav Schauer's photographischer Kunsthandlung, Berlin, Gr. Friedrichsstraße 188, in verschiedenen Formaten beziehen können.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. Th. K. in Straßburg, J. T. in T., M. von G. in Posen und M. K. in Köln. Ohne persönliche Untersuchung nicht möglich, Rath zu ertheilen.

Hrn. J. H. in L. Es gibt überhaupt keine Salbe, um ein Bruchleiden zu heilen. Derartige Uebelstände beruhen auf mechanischen Störungen und können nur auf mechanische Weise, entweder durch ein Bruchband oder durch eine chirurgische Operation, radikal beseitigt werden. Das Beste wird sein, Sie wenden sich an einen tüchtigen Spezialisten der Züricher medizinischen Fakultät.

Frau L. N. in K. Ohne persönliche Untersuchung nicht zu beurtheilen. Gegen Stuhlverstopfung empfiehlt sich der regelmäßige Genuß ungarischen Bitterwassers.

Hrn. Ernst S. in Goldberg. Wegen Ihrer ersten Anfrage bezüglich einer Maschine zur Anfertigung von Schuhmacherartikeln wollen Sie sich an die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. wenden. Zur Belehrung über Ihr katarrhalisches Brustleiden empfehlen wir Ihnen, den dritten der „Medizinischen Briefe" in Nr. 25 von „Ueber Land und Meer" nachzulesen und sich einen Einathmungsapparat zur Beseitigung von Verschleimungen von Gebrüder Weil in Frankfurt a. M. nebst Gebrauchsanweisung zu verschreiben.

Hrn. M. C. in Kurland. 1) Die angefragten Schweizerpillen sind unserem ärztlichen Konsulenten durchaus unbekannt. 2) Ihre zweite Anfrage eignet sich nicht zur Beantwortung in öffentlicher Korrespondenz. Dieserhalb müßten Sie sich privatim durch unsere Vermittlung an unsern ärztlichen Berather wenden.

Abonnenten in Dortmund, Offenbach und Diez. Gegen Sommersprossen empfiehlt die erste Autorität auf dem Gebiete der Hautleiden, Professor Hebra in Wien, folgendes Rezept: Hydrarg. praecip. alb. Bismuthi subnitr. ana 5,0. Amyli, Glycerini ana 10,0. M. f. ungt. Mit dieser Salbe werden die fleckigen Stellen zweimal wöchentlich eingerieben.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 46. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung
von
Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

III.

Wie war es möglich, daß Fritz Friedländer sich so sklavisch der Herrschaft seiner Frau beugte, — Fritz Friedländer, der doch schon Pulver gerochen und im Donner der Schlacht nicht gezittert hatte? Ach! er konnte es nicht ertragen, wenn sich Anna bei seinem leisesten Widerspruch die schönen braunen Augen roth weinte und dann mehrere Tage lang mit dickgeschwollenen Augenrändern herumging. Er konnte es nicht ertragen, wenn sie dreimal vierundzwanzig Stunden nach einander oder noch länger schmollte und er sich sagen mußte, daß er schuld sei an der finster gefalteten Stirn, an dem mißvergnügten Blick und den zusammengepreßten Lippen, welche schonend zu verschweigen schienen, daß die Frau im Allgemeinen das gequälteste und unglücklichste Geschöpf von der Welt, und daß von allen Frauen insbesondere Anna die unglücklichste und gequälteste sei. Einmal ereignete es sich sogar, daß sie ihn in heller Entrüstung über seinen Widerspruch beiseite gedrängt hatte, und hinterdrein war es ihm vorgekommen, als habe die heftige Handbewegung, mit der dieß geschah, verdächtige Aehnlichkeit mit einem Schlage gehabt.

Eine so empfindsame, zu heftigen Ausbrüchen geneigte Natur mußte auf's Aeußerste geschont werden, besonders da Fritz ebenfalls nicht für sich einstehen konnte, wenn sich etwas Aehnliches wiederholen sollte. Also Geduld und vor allen Dingen Nachgiebigkeit, schon um des lieben Hausfriedens willen. Wenn er bedachte, es könnte einmal irgend einer Kleinigkeit wegen zu einem ernsten Zerwürfniß kommen und dieses Zerwürfniß könne am Ende gar zur Scheidung führen, welch' eine öde, traurige Zukunft sah er da vor sich! Wie einsam und verlassen hätte er sich in seinem Hause gefühlt, auf dem so sichtbar des Himmels Segen ruhte, und was mußte aus seiner Herzenswonne, dem kleinen Töchterchen werden, wenn die Eltern auseinandergingen! Er sah die Kleine schon im Geiste als Besuch in seinem Hause und hörte sie von der armen Mutter erzählen, die daheim den ganzen Tag weine. Nein! Keine Zwietracht zwischen ihm und Anna! Er liebte sie ja! Und sie that Alles, was sie ihm an den Augen absehen konnte! Er führte ja das schönste Leben, seine Häuslichkeit war ein Muster von Sauberkeit und Ordnung. Er hatte es ja gut, so gut! Es war wahr, er hatte es von Anfang an versehen, aber das ließ sich nicht mehr ändern, und Gewaltstreiche oder sonstige Kuren, durch welche Ehemänner das verlorene Szepter über ihre Ehefrauen wieder gewonnen haben, nehmen sich recht hübsch auf dem Theater aus, aber in der Wirklichkeit würde die Sache denn doch einen ganz andern Verlauf nehmen. Also der Frau nachgeben; sie meint es ja nicht böse, sie will ja nur das Beste, und meist betraf es doch nur Kleinigkeiten!

So dachte Fritz Friedländer und darnach richtete er sich auch in seinem Handeln. Er gab nach und gewöhnte sich daran, und mit dieser Gewöhnung stieg Anna's Macht. Bald handelte es sich nicht mehr darum, jeden Widerspruch zu vermeiden, das verstand sich längst von selbst, — nein, es galt nun auch, die Hausfrau zu schonen, wenn sie nicht gut aufgelegt war, — sie zu erheitern, wenn sie sich über das Dienstmädchen geärgert hatte, oder wenn eine gewisse Reizbarkeit des Morgens beim Frühstück ankündigte, daß es den ganzen Tag über schlechtes Wetter geben werde. Dann half zuweilen ein heiteres Scherzwort Friedländer's oder ein zärtlicher Kuß, — aber noch öfter kam es vor, daß solche Tändeleien die Sache nur verschlimmerten, und dann wußte Fritz schon, woran er war: er ging der Gattin aus dem Wege, bis sich das Wetter von selbst wieder aufklärte. Ja, er ging ihr aus dem Wege, denn aus jenem süßen Herzklopfen der ersten erwachenden Liebe, aus jener Schüchternheit gegen die schöne schwarzlockige Gevatterin, aus jenem Hangen und Bangen und aus all' der trunkenen Liebespoesie war — Furcht geworden . . .



Sommerkunst. (S. 591.)

*

Der kleine Weltbürger, den einst Fritz und Anna über die Taufe hoben, ist herangewachsen und hat bereits sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt. Da steht er, eine hohe schlanke Gestalt, neben seinem zu ihm emporschauenden Vater, der bei aller Enthaltsamkeit im Punkte spiritueller Genüsse doch ein äußerst korpulenter, behäbiger Herr geworden ist und sich während der langen Zeit seiner Ehe ein beneidenswerthes Phlegma angeeignet hat, wozu er von jeher nicht ohne Talent war.

Doch hat ihn dieses Phlegma nicht gehindert, in seinem Berufe vorwärts zu kommen; die Göttin Fortuna ist phlegmatischen Leuten hold, und im Sonnenschein ihrer Gunst, aber auch als die Frucht eines redlichen Charakters und zäher Ausdauer, hat sich das kleine Agenturgeschäft, das Burkhardt um die Zeit, wo wir seine Bekanntschaft machten, im Schweiße seines Angesichts betrieb, wie ein Baum ausgebreitet, der immer neue Aeste und Zweige ansetzt, und so finden wir ihn als einen wohlsituirten Großkaufmann wieder, der ein halbes

Dutzend Commis in seinem Solde hat und ein stattliches Haus mit angebauten, langgestreckten Waarenniederlagen sein Eigenthum nennt. Sein Sohn Friedrich, so genannt nach seinem Pathen, hat den Beruf des Vaters erwählt und ebenfalls die Handlung erlernt. Aber er hat seine Schule unter fremder Leitung draußen in der weiten Welt durchmachen müssen und ist, nach fast ununterbrochener siebenjähriger Abwesenheit, vor Kurzem erst in die Heimat zurückgekehrt, um dem Vater an die Hand zu gehen und früher oder später dessen Compagnon zu werden. Der junge Burkhardt verstand sich vortrefflich auf sein Soll und Haben, er wußte in Geschäften äußerst gewandt mit den Leuten umzugehen und war auch ein recht angenehmer Gesellschafter, — wer ihn aber in Gegenwart von Damen sah, erkannte weder den gewandten Geschäftsmann, noch den angenehmen Gesellschafter in ihm wieder, denn dem schönen Geschlechte gegenüber war er schüchtern, schweigsam, verlegen und fortwährend zum Erröthen geneigt. Nur Eine gab es, der er in voller Unbefangenheit zu begegnen sich getraute, — das war die kleine Karoline Friedländer, seine Jugend- und Spielgenossin. Er hatte die kleine Karoline vor vier Jahren bei einem flüchtigen Besuche in der Heimat zuletzt gesehen, und obwohl sie damals bereits fünfzehn Jahre zählte, war sie doch, den unbedeutenden Umstand abgerechnet, daß sie inzwischen nur ein paar Köpfe gewachsen, noch ganz die Alte gewesen, noch immer so lustig und neckisch, noch immer darauf versessen, ihn, der von jeher furchtbar kitzlich war, mit dem Finger plötzlich in den Rücken oder in die Seite zu stechen, daß er oft schier verzweifeln wollte und zuletzt unter Lachen, aber die hellen Thränen im Auge, um Gnade flehte.

Der Gang zu Pathe und Pathin Friedländer, wo er nun nach vier Jahren abermals die kleine Karoline wiedersehen sollte, wurde ihm daher auch nicht schwer, wie dieß sonst stets der Fall zu sein pflegte, so oft er einen Besuch zu machen hatte, der ihn mit jungen Damen zusammenführte; und wenn ihn unterwegs eine Bangigkeit anwandelte, so war es höchstens die Besorgniß, von der kleinen Karoline wieder gekitzelt zu werden. Auf dem Vorsaal erfuhr er schon von der Magd, daß Niemand zu Hause sei als das Fräulein, und da er mit diesem „Fräulein" auf kameradschaftlichem Fuße stand, so klopfte er ungescheut an und trat, nachdem eine überaus wohlklingende Stimme „Herein!" gerufen hatte, in's Zimmer.

Anfangs glaubte er, die Magd müsse ein anderes Fräulein gemeint haben, so fremd kam ihm die junge Dame vor, die ihn empfing, — erst als sie ihn in freudiger Ueberraschung bei seinem Vornamen rief, zweifelte er nicht länger, daß er die kleine Karoline vor sich hatte. Ach! wie war die kleine Karoline, die bescheidene Knospe, zu einer schönen vollen Rose aufgeblüht! Wie hatten die kurzen vier Jahre sie so ganz verändert! Wenn sie nur wenigstens nicht gar so schön geworden wäre! Das waren freilich noch die schwarzen Locken, aber zu welcher grausamen Verschwörung gegen ein armes Jünglingsherz hatten sie sich mit ihrer Nachbarschaft, der weißen Stirn und den feingeäderten Schläfen, verbunden! Das waren auch noch die braunen Augen, — aber sie ruhten mit einem so überwältigenden Glanze auf ihm, daß er kein Wort zu sprechen vermochte. Er hätte es sich gern gefallen lassen wollen, wenn sie, wie ehedem, ihn jetzt gekitzelt hätte, das würde ihn von dem Banne erlöst haben, der ihn an die Stelle, wo er stand, festgewurzelt hatte, — aber diese beringten Finger an der kleinen schönen Hand, die sich ihm so graziös entgegenstreckte, waren wohl kaum mehr die Quälgeister von ehedem.

Alle diese Eindrücke, die wir hier so weitläufig geschildert haben, bestürmten den jungen Burkhardt in dem Moment, wo Karoline seinen Vornamen aussprach und ihm gleich darauf die Hand reichte.

Friedrich brachte nichts hervor, als ein mit zitternder Stimme gesprochenes: „Wie geht es Ihnen?" und hatte sich damit den Anspruch auf das alte vertrauliche Du verwirkt.

„Ich danke, recht gut," antwortete Karoline, „aber bitte, nehmen Sie doch Platz."

Währenddem hatte sie ihm einen Stuhl zurechtgestellt und nahm ihm Hut und Regenschirm aus der Hand. Er ließ es anfangs ruhig geschehen, glaubte aber nachträglich, es sei unschicklich, wenn man einer jungen Dame die Sorge um diese Dinge überlasse, und that einen linkischen Griff, um ihr beides wieder abzunehmen.

„Sind Sie so eilig?" frug Karoline, „wollen Sie schon wieder gehen?"

„Das gerade nicht," stotterte Herr Burkhardt, „aber —"

Er ließ allerlei unzusammenhängende Worte vernehmen, während Karoline unschlüssig mit Hut und Regenschirm noch vor ihm stand. Da er jedoch keine Miene mehr machte, dieselben zurückzufordern, so brachte sie beides an geeignetem Orte unter.

„Aber bitte, Herr Burkhardt," wiederholte sie ihre Einladung, „wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Ich danke," entgegnete der Angeredete, und da ihm diese Antwort etwas zu kurz dünkte und ihm gerade nichts Anderes einfiel, so fügte er hinzu: „ich bin nicht müde, ich habe den ganzen Tag gesessen."

Es war nicht wahr, im Gegentheil, er hatte den ganzen Tag über am Stehpult gearbeitet. Gleich darauf besann er sich denn doch, daß es schicklich sei, bei Besuchen der Einladung zum Niedersitzen Folge zu leisten, und so pflanzte er sich, ganz im Widerspruch mit seiner eben geäußerten Ablehnung, in den dargebotenen Fauteuil, stand aber gleich wieder auf, weil er Karoline noch stehen sah. Er wollte dieser im Herbeiholen eines Fauteuils behülflich sein, und indem er die Lehne erfassen wollte, erwischte er Karolinens Hand, die ihm bereits zuvorgekommen war, worüber er in um so größere Verlegenheit gerieth, als er fürchtete, Karoline könne darin eine unverschämte Vertraulichkeit erblicken.

Endlich saßen Beide einander gegenüber und Herr Burkhardt fühlte, daß er doch etwas sprechen müsse.

„Recht schönes Wetter heute," sagte er.

„Es könnte besser sein," erwiederte Karoline lächelnd, „es regnet."

„Allerdings," gab Herr Burkhardt zu, „aber doch nicht so kolossal."

Dieß letztere Beiwort war bei ihm stets ein Lückenbüßer, wenn ihm die Rede nicht recht vom Munde fließen wollte.

„Wie ist es Ihnen denn immer ergangen?" frug Karoline nach einer Pause.

„Ich danke, so lala, — gut und schlecht, — meistens aber gut!"

„Das freut mich," bemerkte Karoline, „daß es Ihnen meist gut gegangen ist. — Haben Sie hier nicht Manches verändert gefunden?"

„O ja, ganz kolossal, besonders —" Herr Burkhardt hatte sagen wollen, daß er besonders Karoline verändert gefunden habe, verlor aber den Muth und stockte.

„Nun," frug Karoline, „welche Veränderungen sind Ihnen denn besonders aufgefallen?"

„Daß die Stadt einen neuen Bürgermeister bekommen hat," platzte Herr Burkhardt heraus.

„Wirklich?!" lachte Karoline, „diese Neuerung ist mir entgangen. Um so hohe Dinge bekümmere ich mich nicht."

„Ich eigentlich auch nicht," versetzte der junge Burkhardt unter verlegenem Lächeln.

„Aber," fuhr Karoline fort, „die vielen neuen, großartigen Bauten in unserer Stadt werden Sie gewiß schon bemerkt haben."

„Gewiß!" bestätigte Herr Burkhardt mit einem Eifer, der seinen Fehlgriff wieder gut machen sollte, „besonders der kolossale Baalsau — ich wollte sagen Saalbau."

Es war gut, daß in diesem verhängnißvollen Augenblicke der Pathe Friedländer eintrat, der den jungen Mann auf's Herzlichste bewillkommnete und die Kosten der Unterhaltung allein auf sich nahm. Auf diese Weise verlief dieser erste Besuch, der anfangs zu einer ganzen Kette von Verlegenheiten zu werden drohte, noch ziemlich glücklich, wenn auch das Ende kein besonders glänzendes war, da Herr Burkhardt, im Begriff, Karolinen beim Abschiede zum dritten oder vierten Male die Hand zu geben, erst seinen Regenschirm und dann seinen Hut auf den Boden fallen ließ.

Auf dem Nachhausewege befand er sich in einem Zustande halber Betäubung, nicht wegen seines ungeschickten Benehmens — das war nur eine Kleinigkeit, die sich wieder gut machen ließ, — sondern unter dem Eindrucke, den Karoline auf ihn hervorgebracht hatte. Die ungeahnte Schönheit, zu der sich die Jugendgespielin entfaltet hatte, erfüllte ihn mit Bewunderung und Stolz, ungefähr so, als wäre sein vertrautester Freund General oder Minister geworden, nur mit dem Unterschiede, daß er sich an der Wandlung der Jugendgespielin noch unmittelbarer betheiligt fühlte, gleichsam, als ginge von ihrem Triumphe auch etwas mit auf ihn über. Es war dieß nur eine sehr unklare Empfindung, die aber plötzlich deutlich wurde, als er daheim seiner Bewunderung für Karolinen Worte verliehen hatte und Mama Burkhardt halb im Scherze, halb im Ernste sagte:

„Friedrich und Karoline würden ein allerliebstes Paar geben."

Von da an stand der junge Burkhardt in hellen Flammen; er vermochte den Gedanken, daß Karoline seine künftige Frau werden könne, gar nicht mehr loszuwerden, und ging umher wie im Traume. Vor allen Dingen nahm er sich vor, den ungünstigen Eindruck, den er bei seinem ersten Besuche auf sie gemacht zu haben glaubte, wieder zu verwischen. Er wollte sich zusammennehmen, wollte mit ihr unbefangen plaudern, wie in früheren Tagen, und nebenbei auch das geschmacklose Beiwort „kolossal" vermeiden, das ihm zur üblen Gewohnheit geworden war.

Ob die Verwirklichung dieser löblichen Vorsätze seine Kraft überstieg, oder ob es ihm dennoch gelungen wäre, seine schüchterne Natur zu besiegen, vermögen wir nicht zu sagen, — wir wissen nur, daß er bei seinem nächsten Besuch einen andern jungen Herrn bei Friedländers antraf, und daß er sich durch dessen Gegenwart außer Fassung bringen ließ und womöglich eine noch kläglichere Rolle spielte als zuvor. Der fremde Besucher, welcher ihm von der Pathe Friedländer als Herr Architekt Junkermann vorgestellt wurde und etwa zehn Jahre älter sein mochte als Friedrich, hatte sehr sorgfältig frisirtes, fest anliegendes schwarzes Haar, welches seinen Kopf genau in der Mitte in zwei ganz gleiche Hälften theilte und zu beiden Seiten der Stirn zwei vorspringende Schnörkel bildete. Er wußte mit unnachahmlicher Grazie die Spitzen seines schwarzen Schnurrbärtchens zu drehen, war auf das Eleganteste und nach der allerneuesten Mode gekleidet, führte eine gewandte, fesselnde Unterhaltung über die nichtssagendsten Dinge, verstand sich auf allerlei schwungvolle Manöver mit seinem glänzenden Cylinderhute und umschwebte die Damen, als tanze er mit ihnen einen Cotillon.

An diesem jungen Herrn scheiterten, wie gesagt, Friedrich's sämmtliche gute Entschlüsse, weil es ihm keinen Augenblick entgehen konnte, daß Jener Karolinen eifrig den Hof mache, weil er zu fühlen glaubte, daß er neben ihm unvortheilhaft abstach, und weil er sich nicht verhehlen konnte, daß die Pathe Friedländer an den freien, gewandten Manieren des jungen Architekten ganz entschiedenes Wohlgefallen fand.

Vielleicht würde der junge Burkhardt nach dieser Entdeckung die Flinte in's Korn geworfen und seinem Nebenbuhler das Feld allein überlassen haben, hätte ihn nicht seine Mutter, der er seine Befürchtungen offen mittheilte, zum Ausharren ermuthigt und die Bewerbungen des jungen Architekten als gänzlich hoffnungslos hingestellt. Was unsern schüchternen Liebhaber aber vor allem Anderen aufrecht erhielt, das war die Thatsache, daß er in Karolinens Benehmen gegen Herrn Junkermann, mit dem er bei Friedländers fast regelmäßig zusammentraf, nie etwas wahrnahm, was Jenen hätte ermuthigen können, und daß er sich von ihr stets mit einer wahrhaft wohlthuenden Aufmerksamkeit behandelt und in zartester Weise allen peinlichen Verlegenheiten entrissen sah, die ihm sein weit überlegener Gegner nur zu häufig zu bereiten suchte. Aber hieraus die Hoffnung zu schöpfen, daß seine tiefe und innige Neigung zu der Jugendgespielin erwiedert werde, wagte er dennoch nicht, dazu war er nicht nur zu schüchtern, sondern auch viel zu bescheiden, denn er ahnte nicht, wie wenig Karolinen gerade das geschmeidige Wesen des jungen Architekten zusagte und wie vortheilhaft sich neben dem hohlen Modegecken in ihrer Anschauung Friedrich ausnahm, aus dessen Schüchternheit sie sofort wieder den „ehrlichen guten Jungen" von ehemals heraus erkannte, von dem sie wußte, daß er für sie durch Feuer und Wasser gegangen wäre.

Deßhalb blieben ihm aber doch die Qualen eines Liebenden nicht erspart, den das kleinste Zeichen, der geringfügigste Umstand, oft ein armseliger Zufall zu den beseligendsten Hoffnungen zu erheben und ebenso in ein Meer von Zweifeln zu stürzen vermag. Immerhin war der Architekt Junkermann ein gefährlicher Nebenbuhler, und wenn auch der junge Burkhardt seinen Pathen Friedländer auf seiner Seite hatte, so wissen wir doch, wie wenig dieß heißen wollte, wenn Anna an einer andern Meinung festhielt. Und Herr Junkermann war ein Schwiegersohn ganz nach ihrem Geschmack, denn er besaß alle jene Aeußerlichkeiten, welche in ihren Augen als die Kennzeichen der gebildeten, vornehmen Welt galten, und was seine Stellung betraf, so eröffnete ihm dieselbe ebenfalls die günstigsten Aussichten. Er war vor mehreren Jahren fremd in die Stadt gekommen und im Bureau Leonhardi's, der ein sehr gesuchter Baumeister war, als Gehülfe eingetreten. Seine außerordentliche Tüchtigkeit, namentlich im Zeichnen und im Entwerfen von Plänen, die Talent und Geschmack in gleichem Maße bekundeten, machten ihn für Leonhardi's Bureau bald unentbehrlich, und um ihn für immer an sich zu fesseln, erhob Leonhardi ihn zu seinem Theil-

haber. Seit letzterer Zeit nun schwirrten dunkle Gerüchte durch die Stadt, daß Herr Junkermann tüchtig in Schulden stecken solle, und daraus schöpfte Linchen Burkhardt für ihren zaghaften Sohn den Trost, der junge Architekt werde mit seinen Bewerbungen um Karoline schließlich scheitern, denn sie kannte Anna's unerbittliche Grundsätze im Punkte des Geldes. Wie sehr sie sich aber dießmal in ihrer alten Freundin geirrt hatte, sollte sie bald genug erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Sommerkunst.

(Bild S. 589.)

Es ist schon lieblich, an warmen Junitagen, wenn die Sonne heiß lächelt, Wald und Feld in buntem, frischem Farbenschmuck prangt, hinauszugehen in Wald und Au und träumerisch zu schauen in das poesievoll friedliche Leben und Weben der Natur, — aber reichhaltiger ist der Genuß, wenn man die Gabe hat, künstlerisch sich in die Erscheinungen zu vertiefen und sie festzuhalten als Erinnerung der friedvoll glücklichen Stunde. Wir sind am meisten geneigt, im Frühling und Frühsommer unseres Lebens Gedichte zu machen, zu zeichnen, zu malen. Es ist dieß sozusagen die Sommerkunst unseres Lebens, und dieser Trieb wird wiederum besonders erweckt und angeregt, wenn die Natur um uns in das Gewand der Freude und Blüte gekleidet ist. Das veranschaulicht hier unsere Illustration. Die junge Dame, im Sommer des Lebens, blühend in Gesundheit, die Augen voll Schwärmerei und Sonnenschein der Seele, den Hut mit Wald- und Wiesenblumen bekränzt, sitzt mitten im üppigen Grün am Rande des Waldes und malt, was ihrem Blick verlockend sich darbietet. Ob das Bild künstlerischen Werth haben wird, ist gleichgültig. Die junge Dame gibt ihrer Freude am Sommer durch Sommerkunst Ausdruck und schafft sich ein Erinnerungsblatt — einst vielleicht an glückliche Zeiten.

Auf hoher See.

(Bild S. 593.)

Im Allgemeinen gilt der Wein als der stärkste Charakterentlarver; bei der zweiten und dritten Flasche soll der wahre Mensch hervorkommen aus all' der Umhüllung, die Erziehung, Verstellung, überhaupt der gesammte Firniß unseres modernen Lebens über das Ursprüngliche und Wahre gelegt. Wer aber eine Seefahrt mitgemacht und hiebei munter und frisch geblieben, der wird mir beistimmen, wenn ich diesen altberühmten Satz umstoße und behaupte: nicht der Wein — der stärkste Schleiernehmer ist das Meer. Wir steigen in Glückstadt auf einen der großen Dampfer, welche den Verkehr zwischen Helgoland und Hamburg vermitteln. Es ist ein etwas windiger Tag, graues Gewölk zieht flockig und schnell am Firmament ... Bei Cuxhafen fing der große Schiffsbau an, jetzt schon etwas bedenklich zu steigen und sich zu senken, und die sehr aufmerksam gewordenen Blicke der Passagiere nahmen in der Ferne, wo die offene See war, ein ganz eigenthümlich durchpflügtes, halbdurchsichtig dunkelgrünes und mit Schaumstreifen bedecktes „Terrain" wahr, wo Segel auf und nieder tauchten. — „Offene See!" murmelte der muthige junge Ehemann, und noch naiver wie sonst blickte die schöne Frau auf das unruhige Element. Auf und nieder stieg das Schiff, dröhnend, klatschend, zitternd, schwankend unaufhörlich, unaufhörlich. Die zu Anfang recht angeregte allgemeine Unterhaltung hörte auf. Man zog Mantel und Kapuzen fester an. Mancher liebliche Mund vergaß, daß ihm die holde Halböffnung gut stand, er zeigte sich schmallippig und recht unkindlich. Die schöne junge Frau machte zuerst ein verdrießliches Gesicht, sie wurde blaß, hielt sich das Taschentuch vor den Mund und verlangte schließlich hinunter in die Kajüte, mit dem sehr merkbaren Gesichtsausdruck, daß selbst mit einem so schönen Geschöpfe, wie sie, das Meer so ungalant verfahre. Ihr Herr Gemahl war wenigstens einen halben Fuß kleiner geworden, hatte sich den Plaid gewaltig fest auf den Magen gebunden und zeigte sich leicht gereizt, nervös und ängstlich. Dem Oldenburger Gutsbesitzer war etwas flau geworden, seine Pfeife erlosch, ihm wurde immer flauer und er zog ganz krampfhaft einen wenig aristokratisch aussehenden Viehhändler in das Gespräch, um in lebhaftem Disput über die Seekrankheit wegzukommen. Die niedliche, gesetzte Nichte hatte ganz vergessen, daß sie wie zwanzig Jahre alt scheinen wollte und daß sie die böse Männerwelt genugsam kenne, sie amüsirte das Schwanken köstlich und sie fand das größte Vergnügen daran, des Haustyrannen dicken Mops mit dem schaukelnden Stuhl zu treffen, und wäre schließlich kopfüber umgeschossen, wenn sie nicht ihre gute Tante mit sehr arbeitsgewohnten, tüchtigen Fäusten und etwas Aerger im Gesicht über die Kinderei gehalten hätte. Der Haustyrann verlor alle Würde, unter dem Plaid hatte er seine sterbensüble Frau und sein zitterndes Söhnchen geborgen und er blickte wüthend vor sich hin, als ob er das bornirte Meer mit Fäusten schlagen wollte. Ein sonst höchst ernster und tiefsinniger Abgeordneter zeigte sich im Triumph darüber, daß er nicht seekrank wurde, etwas burschikos. Es machte ihm nämlich unsägliches Vergnügen, den alten englisirten Schiffskellner alle fünf Minuten zu rufen und irgend einen andern Liqueur zu verlangen, den der Wind dem armen Burschen beim Einschenken von der Flasche wegriß, und wo es Seiltänzerkunst erforderte, mit Brett und Glas von der Restauration aus zu dem Gast hinüber zu gelangen. Während all' dieser geheimnißvollen Thätigkeit des Schleiernehmers Neptun wogte das Schiff drängend und zertheilend durch die schwankenden Fluten, mit abscheulicher Regelmäßigkeit sich aufbäumend und niedersteigend, rastlos, unaufhörlich, ununterbrochen, und die Maschine arbeitet unter den Füßen der Passagiere markerschütternd. Endlich eine scharfe Wendung, das Wasser wird ruhiger, die Wellen kleiner und das Schiff wirft sanft schwankend Anker. Jetzt verlassen die Passagiere das grobe, böse, unhöfliche Schiff, um, sowie sie sich erholt, wieder ihre altgewohnte Maske vorzunehmen.

Freund Johnson.

Ein Jagdabenteuer.

(Nachdruck verboten.)

Meinen Jugendfreund Johnson hatte ich seit dem Abschluß unserer Knabenjahre nicht mehr gesehen, denn er war mit seinem vierzehnten Jahre in die Militärschule von Westpoint im Staate New-York getreten, während ich mich dem Seedienst widmete. Nicht allzu oft schrieben wir uns, wie das in der Jugend vorzukommen pflegt; aber ich erfuhr doch wenigstens, daß er nach Vollendung seiner Studien als Lieutenant zu den blauen Dragonern kam, und nicht minder erfuhr er, daß ich nicht lange hernach denselben Rang auf einem Unionskriegsschiff erlangte. Um so größer war meine Freude, als nach Verfluß von verschiedenen Jahren das Schiff, auf dem ich diente, nach dem Hafen von Newport dirigirt wurde, denn ich erhielt zu gleicher Zeit die Nachricht, daß mein Freund erst vor ganz Kurzem nach der Festung, welche den Hafen von Newport beherrscht, versetzt worden sei, und ich durfte also gewiß sein, ihn nach so langer Zeit endlich einmal wiederzusehen.

Mein Freund war mit vierzehn Jahren, wo wir uns trennten, ein ebenso aufgeweckter als schöner und starker Junge gewesen, und ich dachte mir ihn also jetzt, in seinem fünfundzwanzigsten Jahre, als einen Mann, der körperlich wie geistig vor allen seinen Kameraden hervorragen müsse. Auch war ich der festesten Ueberzeugung, daß alle jungen Damen von Newport ihn sich unter einander streitig machen würden, eben seiner ausgezeichneten Eigenschaften wegen, und man kann sich also denken, wie sehr ich mich freute, die Freundschaft zu erneuern, welche uns früher so innig verbunden.

Endlich warfen wir im Hafen von Newport Anker, aber noch hatte keiner von uns Offizieren vom Kapitän Urlaub erhalten, an's Land zu gehen, als schon eine Deputation von dem Offizierkorps der Festungsgarnison auf Deck erschien, welche uns Alle zu einem Begrüßungsballe einlud. Der Telegraph hatte nämlich unsere Ankunft vorausgemeldet und sofort war vom Offizierkorps der Beschluß gefaßt worden, uns alsobald ein Vergnügen zu bereiten, das uns jedenfalls während unserer letzten Seefahrt nicht zu Theil geworden sein konnte. Ein solch' kameradschaftliches Entgegenkommen wurde natürlich mit dem ungeheuersten Applaus begrüßt, und alle meine Genossen freuten sich unendlich auf den Abend, denn Damengesellschaft ist für Seeoffiziere immer ein Ereigniß. Ich selbst jedoch fühlte mich nur wenig erbaut hievon, da ich natürlich nicht anders glauben konnte, als mein Freund Johnson werde gezwungen sein, sich den ganzen Abend den Damen zu widmen, statt sich des Wiedersehens mit mir zu erfreuen.

Doch genug, der Abend kam und wir verfügten uns in corpore nach dem uns bezeichneten Lokal. Da, schon unten an der Treppe, warf sich ein Dragoneroffizier in meine Arme und drückte mich in stürmischer Weise an sich. Dann trat er um einen Schritt zurück und betrachtete mich, meine Hände immer noch festhaltend, vom Kopf bis zu der Sohle.

„Ein prächtiger Junge bist Du geworden," rief er, „ganz so, wie ich mir Dich gedacht habe. Aber nun, Freund," setzte er sofort in einem eigenthümlich schmerzlichen Tone hinzu, „sieh' auch mich an. Nicht wahr, Du gestehst es, Du hättest mich nimmer wieder erkannt?"

Es war also mein Freund Johnson, den ich vor mir hatte, aber, großer Gott, wie hatte er sich verwandelt! Es ist richtig, ein schlanker, hochgebauter, kräftiger junger Mann war er und sein prächtiges Auge leuchtete so klar und feurig wie früher, aber sein Gesicht! Sein entsetzlich zerrissenes Gesicht! Man hätte glauben können, eine rostige, zackigte Pflugschar sei über dasselbe gegangen, denn über Wangen wie Stirne, ja selbst über Lippen, Kinn und Nase liefen quer durcheinander tiefe Furchen, die, obwohl vernarbt, doch immer noch blutig roth glänzten.

Ich gestehe, ich fuhr erschrocken zurück, vielleicht sogar etwas mehr als erschrocken, und er mußte dieß natürlich bemerken.

„Ja, Freund," sprach er in demselben schmerzlichen Tone weiter, „so sehe ich jetzt aus, und Du kannst Dir also wohl denken, daß ich nicht des Tanzens wegen hiehergekommen bin, denn welche Dame würde nicht entsetzensvoll vor mir entfliehen, wenn ich ihr meinen Arm bieten wollte? Nein, nicht deßwegen kam ich hieher, sondern einzig und allein, um Dich einen Augenblick lang zu sehen. Aber nun, da ich meiner Sehnsucht ein Genüge gethan, werde ich Dich Deinem Vergnügen überlassen, und somit Gott befohlen, auf Wiedersehen!"

Er wollte sich losreißen, aber ich hielt ihn wie mit ehernen Klammern und zog ihn mit mir fort nach einem kleinen Zimmer, das neben dem Ballsaale lag. Hier befand sich keine Seele, obwohl die Thüre in den Saal weit offen stand, und bald saßen wir zusammen in einer Nische, ein kleines Tischchen mit Erfrischungen vor uns. Wohl setzte er meinem Beginnen im Anfang einigen Widerstand entgegen, aber ich bat ihn so inständig, mich diesen Abend ganz allein ihm widmen zu dürfen, daß er doch endlich nachgab, und während nun hart neben uns die rauschende Musik ertönte und Alles in Lust und Freude erglänzte, ergingen wir uns in stillem Zwiegespräch, ohne etwas von der lärmenden Welt draußen wissen zu wollen.

„Und nun," sagte ich, nachdem ich seinen Fragen nach meinen Schicksalen in den vergangenen Jahren ein Genüge gethan hatte, „ist die Reihe an Dir, und vor Allem will ich wissen, wie Du zu diesem zerfetzten Gesicht gekommen bist?"

Er setzte sich zurecht und zündete sich seine Cigarre an, indem er mir einen freundlichen Blick zuwarf, denn in dem gemüthlichen Zusammensein mit mir war ihm das Herz aufgegangen.

„Nachdem ich," begann er, „meine Epauletten erhalten hatte, wurde ich, wie fast alle unsere jüngeren Landoffiziere, nach dem fernen Westen, nach dem Fort Council Bluffs, kommandirt, das hart an der Indianergrenze, am obern Mississippi, liegt, und ich erwarb mir dort unter den Offizieren der kleinen Garnison bald einige liebe und wackere Kameraden. Von irgend welcher Unterhaltung aber war in jener einsamen Wildniß natürlich keine Rede, nur allein die Jagd ausgenommen, und dieser gaben wir uns fast täglich hin, sowie es der Dienst erlaubte. Die Prärie nämlich, an deren westlicher Grenze das Fort erbaut ist, wimmelte von Wild aller Art, von gefährlichem wie von ungefährlichem, und da die Indianer damals Ruhe hielten, so hinderte uns nichts, selbst größere Jagdausflüge ganz weit in die endlose Prärie hinein zu wagen. Gut! An einem Dinstag wurde ich auf volle vierundzwanzig Stunden dienstfrei, und so beschloß ich, jenen ganzen Tag dem Sport zu widmen. Ich wollte mir ebenfalls Lorbeeren erwerben, wie meine älteren Kameraden schon längst gethan, und jedenfalls den Offizierstisch mit einem fetten Braten versehen. Früh Morgens also schon bestieg ich mein Pferd, mit einer guten Büchse und einem starken Jagdmesser bewaffnet, und sprengte im scharfen Galopp in die unermeßliche Prärieebene hinein. Auch stand es nicht allzu lange an, so hatte ich einen prächtigen Hirsch aufgejagt, und nun galt es, denselben zum Schusse zu bringen. Dahin schoß er, sein mächtiges Geweih auf den Rücken gelegt, und ich mit Windeseile hinter ihm drein. Allein ein Präriehirsch ist das flinkste Thier von der Welt, und nachdem die Jagd eine gute Stunde gedauert, mußte ich sie aufgeben, weil das Thier inzwischen einen allzu weiten Vorsprung erhalten hatte. Dieser Mißerfolg machte mich etwas unmuthig, um so mehr, als ich in Folge des scharfen Ritts und der frischen Luft einen ordentlichen Appetit nach einem erquicklichen Braten verspürte; aber bald tröstete ich mich wieder, als ein starker Flug Präriehühner mit einem Male vor mir aufstieg. Im Nu hatte ich mein Gewehr am Backen und ebenso schnell stürzten drei fette Hennen vor mir in's Gras. Nun stieg ich ab, stieß einen kurzen spitzen Pflock, den ich an der Satteltasche hängen hatte, in die Erde und befestigte mein Pferd mittelst einer langen Leine an demselben. Da konnte es nach Belieben an dem fetten Präriegras sich erlaben, und es that dieß auch nach besten Kräften. Ich selbst dagegen rupfte meine Hennen und machte dann Feuer, sie daran fertig zu machen. Als Material benützte ich abgestorbenes Präriegras, dessen es eine Menge um mich herum gab; allein es brannte zu schnell und gab keine gehörige Glut. Da sah ich, daß nicht allzu weit von mir entfernt sich ein sogenannter Cannon hinzog, nämlich der tiefe Rinnsal eines Flüßchens, das dem Mississippi zuschoß. Diesen Cannon oder Rinnsal kannte ich von früher her wohl, und wußte also auch, daß er eine Tiefe von mindestens dreißig Fuß hatte. Nicht minder wußte ich, daß die beiden Uferbänke äußerst steil abfielen und man eine große Gewandtheit besitzen mußte, um an ihnen bis zum Flüßchen selbst hinabzuklettern, ohne sich zu überstürzen. Allein umgekehrt stand auch die Thatsache fest, daß dort zwischen den spitzigen Felsen frisches Holz in Menge wuchs, was zur Folge hatte, daß es auch viel dürres, abgestandenes Holz gab, denn Menschen, welche das Holz gesammelt und in ihren Behausungen verbrannt hätten, waren ja keine vorhanden. Schnell machte ich mich auf den Weg, und mit größter Vorsicht an den steilen, abschüssigen Uferwänden hinabkletternd, gelang es mir, in kürzester Frist einen Armvoll dürres Holz zu sammeln. Jetzt hatte ich genug, meine Hennen zu braten, und schickte mich eben an, die gefährliche Wand wieder hinaufzuklettern, als ich ober mir einen Gegenstand erblickte, der mir alle Gedanken an mein Frühstück mit einem Male vertrieb. Es war ein grauer Bär, ein Grizzly, wie man im fernen Westen kurzweg sagt, das stärkste, furchtbarste und reißendste unter allen Thieren, welche die Prärie bewohnen. Ich erschrak bis in meine innerste Seele, denn der Bär, der hart ober mir erschien und eben Miene machte, zu mir herabzusteigen, gehörte zu den gewaltigsten, die ich je gesehen, und sah mich so ingrimmig an, daß ich nicht daran zweifeln durfte, ich sei von ihm zum Opfer erkoren. Seine langen, spitzen Zähne fletschend und seine gelben, glitzernden Augen auf mich gerichtet, trottete er auf allen Vieren die steile Wand herab; dann erhob er sich plötzlich auf seine Hinterfüße und stieß ein Geheul aus, als ob ein Dutzend wilder Sauen zusammengrunzten."

Hier hielt mein Freund einen Augenblick inne, um tief Athem zu holen; doch bald hatte er seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewonnen.

„Es ist bekannt," fuhr er fort, „daß selbst die kühnsten und gewandtesten unter den eingeborenen Indianern einem Kampfe mit dem König der Prärie, wie man den Grizzly ebenfalls nennt, regelmäßig aus dem Wege gehen, wenn sie nicht ein Pferd unter ihren Füßen haben, und so dachte auch ich augenblicklich an Flucht. Aber wohin? Es gab nur einen Weg: der, an dem Bären vorbeizuschleichen und mein gutes Pferd zu gewinnen. Gelang mir nämlich das Letztere, so konnte ich mich für sicher genug halten, denn selbst der flinkste graue Bär kann es mit einem tüchtigen Pferde im schnellen Laufe nicht aufnehmen. Aber wie an dem furchtbaren Thiere vorbeikommen? Ich sah sogleich ein, daß dieß unmöglich sei, ohne mich mit ihm zu messen, und mich mit ihm zu messen, war geradezu Wahnsinn, da ich meine Büchse oben bei dem Feuer gelassen hatte und also keine andere Waffe besaß als mein starkes Jagdmesser.

„Trotz alledem blieb mir nichts übrig als schnellste Flucht, und wie der Blitz drehte ich mich um, nach dem Flusse unten zu. Das dürre Holz hatte ich natürlich längst fallen lassen, um meine Hände frei zu bekommen, aber ich kam doch nicht so

schnell vorwärts, als ich gewünscht hatte, denn das Hinabklettern an der abschüssigen Wand mit ihren vielen Felsspitzen, die wie Glas schnitten, bot die entsetzlichsten Schwierigkeiten. Endlich war ich unten, hart an dem Flusse, und nun wagte ich einen Blick zurückzuwerfen. Aber was sah ich? Das gigantische Unthier folgte mir auf allen Vieren und hatte seine gelben, blutunterlaufenen Augen fest auf mich gerichtet, während aus seinem häßlichen rothen, offen stehenden Rachen dicker Schaum herabträufelte. Jetzt — der Bär war nur noch vier Schritte von mir entfernt — überkam mich Verzweiflung und ich stürzte mich in das Wasser. Es war kalt, tief und reißend, doch nicht besonders breit, und so strengte ich alle meine Kräfte an, um so schnell als möglich das andere Ufer zu gewinnen. Aber ein schwerer Klatsch hinter mir benachrichtigte mich, daß mein übermächtiger Gegner die Verfolgung nicht aufgegeben habe. Das Geschlecht der Bären liebt sonst das nasse Element nicht besonders; allein bei diesem gräßlichen Grizzly überwog der Heißhunger nach Menschenfleisch, und so hatte er sich hinter mir drein kopfüber in den Fluß gestürzt.

„Da kam mir ein neuer Gedanke. Der reißende Fluß machte, wie ich deutlich sah, in nicht allzu großer Entfernung eine starke Krümmung nach rechts, und an dieser Krümmung stieg das Ufer minder steil gegen die Präriebene an, so daß dort das Hinaufklettern viel leichter sein mußte. Wie nun, wenn ich untertauchte und bis zu jener Krümmung hin unter dem Wasser fortschwamm? Vielleicht brachte ich das graue Ungethüm dadurch von meiner Spur ab und gewann so einen Vorsprung, der es mir möglich machte, mein Pferd zu erreichen. Mit Blitzesschnelle verschwand ich also unter dem Wasser. Ich hatte mich im Tauchen früher nie geübt, obwohl ich das Schwimmen aus dem Fundament verstand; allein die Todesangst gibt dem Menschen ganz neue Kräfte, und so gelang es mir, eine ziemliche Strecke unter dem Wasser fortzuschwimmen. Noch mehr, wie ich endlich aus Mangel an Athem genöthigt war, den Kopf wieder an die Oberfläche zu bringen, sah ich, daß ich jene Krümmung erreicht hatte, nach der ich strebte, und schnell ruderte ich dem Ufer zu. Eine Sekunde genügte, um mir das Wasser aus den Augen zu drücken und die Brust durch einen tiefen Athemzug zu erleichtern; dann, ohne mich umzusehen, begann ich an der Uferwand hinaufzuklettern, und daß ich mein Bestes that, um so schnell wie möglich vorwärts zu kommen, kann man sich denken. Doch welch' ein Entsetzen ergriff mich, als ich auf einmal wieder das scheußliche Grunzen des Bären hinter mir hörte! Nur einen einzigen Blick nahm ich mir Zeit zurückzuwerfen, aber dieser Blick überzeugte mich, daß das Unthier eben aus dem Fluß an's Ufer kletterte, und zwar beinahe an derselben Stelle, wo auch ich gelandet hatte. Mein Leben hing nun von meiner Schnelligkeit ab, und ohne mich daran zu kehren, ob die scharfen Felsenspitzen der Uferwand mir Hände und Füße zerschnitten, strebte ich vorwärts, jedes Bäumchen, jeden Strauch ergreifend, um mich an demselben emporzuschwingen. Jetzt hatte ich die Prärieebene erreicht und welch' ein Hochgefühl durchströmte mich, als ich sofort herausfand, daß mein Pferd in der Entfernung von vielleicht kaum tausend Schritten, noch immer an der Leine befestigt, in dem fetten Untergras seine Nahrung suchte! Tausend Schritte — welch' ein kleiner Zwischenraum für mich, der ich mich stets durch die Flinkheit meiner Füße ausgezeichnet hatte! Gelang es mir, mich auf mein Pferd zu schwingen, ehe der Bär sich an mich hing, dann war ich zweifellos gerettet, denn die Stute, die ich ritt, gehörte zu den besten Rennern!

„Wiederum hing mein Leben von meiner Schnelligkeit ab und ich strengte jede Muskel auf's Aeußerste an. Aber meine Aufregung war eine allzu große, als daß ich nur einen einzigen Blick auf die Prärie, über die ich hinflog, geworfen hätte. Nur mein Pferd hatte ich im Auge, weil von diesem meine Rettung abhing. Da urplötzlich, mit dem nächsten Satze, verlor ich den Boden unter meinen Füßen und ich stürzte in einen tiefen Abgrund hinab."

Wiederum hielt mein Freund einen Augenblick inne, um tief Athem zu holen; aber wiederum faßte er sich nach Kurzem von Neuem.

„Auf der Prärie," setzte er dann seinen Bericht fort, „gibt es in gewissen Zwischenräumen ziemlich breite, runde, fast trichterförmige Erdlöcher, welche sich im Laufe der Jahrhunderte durch das Ansammeln von Wasser gebildet haben, und zur Regenzeit füllen sich diese Löcher bis zum Rande; während der trockenen Jahreszeit aber versickert das Wasser in den Erdboden und die Löcher sind dann ebenfalls trocken. In einen solchen Trichter, der vielleicht eine Tiefe von zehn Fuß haben mochte, war ich hinabgestürzt, und ich lag da wie ein Sack. Aber sicher nicht länger als eine Minute, denn bereits hörte ich wieder jenes entsetzliche Grunzen und in fast demselben Momente erschien der Bär, seinen dicken Kopf über den Rand des Erdlochs vorbeugend. Ein Grausen überkam mich und ich sprang auf meine Füße. Ich konnte es, denn ich hatte kein Glied gebrochen, und die Verstauchungen, die ich erhalten, spürte ich in jenem Augenblicke gar nicht. Jetzt setzte der Bär seine schweren Vordertatzen auf den Trichterrand, und mit seinen Klauen sich fest eingrabend, fing er an, langsam herabzurutschen. Da galt es. Er oder ich! Ein Entrinnen war unmöglich! Mit eisernem Griff faßte ich mein starkes Jagdmesser und stieß es dem Unthier in die Brust, noch ehe dasselbe den Boden des Lochs erreicht hatte. Tief bis an den Griff stieß ich das Messer hinein und bohrte mit aller Kraft nach. Ein Strom von Blut schoß über mich hin, aber es war, als ob der Bär gegen den Tod gefeit wäre. Ohne nur eine Sekunde lang innezuhalten, rutschte er weiter und weiter, und jetzt faßte er mich mit seinen beiden Tatzen. Die Klauen der einen bohrte er in meine Hüfte, die der andern in meine Schulter; mit seinen scharfen Zähnen aber faßte er mein Gesicht und riß Alles in lauter Fetzen. Noch tiefer bohrte ich nach und dann versetzte ich ihm einen zweiten Stoß zwischen die Rippen in der Richtung nach dem Herzen, denn mein Arm, mit dem ich das Messer hielt, war frei. Ich fühlte keinen Schmerz, sondern es war Alles Wuth in mir. Da, wie ich glaubte, von dem Blutstrom, der sich über mich ergoß, ersticken zu müssen, fühlte ich plötzlich, daß mein Arm erlahmte, und dann verlor ich das Bewußtsein."

Zum dritten Male hielt mein Freund inne, aber zum dritten Male fand er seine Stärke wieder.

„Was nun folgte," versetzte er, „ist bald erzählt. Meine Ohnmacht dauerte lange, sehr lange, fast einen ganzen Tag, denn die Sonne stieg eben am Firmament empor, als ich erwachte. Ich fand mich am Boden des trichterförmigen Loches ausgestreckt und neben mir, kalt und steif, lag der ungeschlachte Grizzly, aus dem der letzte Athem schon lange entflohen sein mußte. Im Anfang schaute ich verwundert um mich, denn ich konnte meine Situation nicht begreifen, aber mit einem Male kam die Erinnerung an das Vergangene. Dann befühlte ich meine Wunden. Es waren ihrer viele und schwere, und ich suchte sie, so gut es ging, mit den Fetzen meiner Kleider, soweit sie noch von dem Kampfe mit dem Bären vorhanden waren, zu verbinden. Die Schmerzen waren nicht besonders, aber schwach fühlte ich mich ganz außerordentlich, und insbesondere auch stellte sich ein sehr scharfer Hunger und Durst ein. In dieser Beziehung aber wußte ich mir schnell zu helfen. Ich leckte das Blut des todten Bären und schnitt mir mit meinem Jagdmesser große Stücke aus seinem Körper, die ich roh verzehrte. Daraufhin überdachte ich meine Lage und ich beschloß vor Allem, aus dem Loch heraus auf die Prärie zu klettern, nicht jedoch, ohne ein großes Stück Fleisch auf den Nothfall mitzunehmen. Mit größter Mühe und dießmal auch unter unsäglichen Schmerzen gelang es mir, die Ebene zu erreichen; aber wie ich mich nun umschaute, überkam mich neues Entsetzen. Mein Pferd war verschwunden. Wahrscheinlich hatten es Wölfe zerrissen, die auf der Prärie bei Nachtzeit in ganzen Rudeln herumzuschweifen pflegten. Was nun aber beginnen? Den Versuch machen, das Fort zu Fuß zu erreichen? Dieß war eine Sache der Unmöglichkeit. Das Fort lag nach meiner Berechnung mindestens acht Stunden entfernt und meine Füße versagten mir den Dienst. Wahrscheinlich eine Folge der erhaltenen Luxationen, vielleicht auch der Wunden, die mir der Bär beigebracht. Also liegen bleiben, bis Hülfe von dem Fort kam? Ich konnte mir denken, daß meine Kameraden, als ich am Abend von meinem Jagdausflug nicht zurückkehrte, mich vermissen und es auch versuchen würden, sich nach mir umzusehen. Aber die Prärie hinterläßt keine Spuren und alle ihre Versuche mußten vergebliche sein. Ja, einem Indianer wäre dieß vielleicht gelungen, allein es gab keine befreundeten Indianer in der Nähe. Was also be-



Pitta. (S. 594.)

ginnen? Es blieb nur Eines übrig; ich mußte das Fort auf dem Wasserweg erreichen oder elend zu Grunde gehen. Ich erinnerte mich, unten am Flusse früher einmal da und dort ausgerissene Baumstämmchen — ausgerissen vom Hochwasser — liegen gesehen zu haben, und darauf stützte ich meinen Plan. Auf allen Vieren kroch ich also an den Uferrand zurück und auf allen Vieren kletterte ich die Wand hinab. Aber Stunden vergingen, bis ich dieß bewerkstelligt hatte, und die unsäglichsten Schmerzen mußten dabei verbissen werden. Und nun, wie ich unten hart an dem Flusse lag, um mich von der entsetzlichen Anstrengung auszuruhen, nahm die Sonne Abschied von der Erde und ich mußte also wieder eine ganze Nacht hier liegen bleiben, bis ich meine Befreiungsarbeit von Neuem aufnehmen konnte. Eines jedoch beruhigte mich dabei; ich hatte einen kurzen, nicht allzu dünnen Baumstumpf entdeckt, der halb über dem Flusse hing, und auf ihm konnte ich am andern Morgen meine Rettungsfahrt beginnen.

„Die Nacht verging schneller, als ich es für möglich gehalten hätte, denn die Hoffnung wiegte mich in Schlaf. Morgens früh stärkte ich mich durch den Genuß des Bärenfleisches, das ich noch besaß, und nun schleppte ich mich zu dem Baumstumpf. Sofort begann ich, mich mit dem Rest meiner zerrissenen Kleider auf ihm festzubinden, und dann wiegte ich mich, auf ihm liegend, so lange auf und nieder, bis er endlich vollends ganz in's Wasser plumpste. Jetzt schwamm ich mit dem Strome und mit nicht geringer Schnelligkeit ging es vorwärts. Freilich an Hindernissen fehlte es nicht, und oft und viel wurde mein Stumpf herumgewirbelt, so daß ich mich nicht hätte halten können, wenn ich nicht festgebunden gewesen wäre. Oft und viel stießen wir auch auf einen andern Stamm, der vom Ufer hereinragte, und nur mit schwerer Mühe konnte das Hinderniß überwunden werden. Aber bis gegen Mittag erreichte ich den Mississippistrom, in den mein Rettungsfluß mündete, und nunmehr wußte ich, daß ich bald im Trockenen sein würde. Auch bekam ich richtig schon nach Kurzem die Fahne zu Gesicht, welche von der Spitze des Forts Council Bluffs herabwehte, und natürlich schrie ich augenblicklich aus Leibeskräften um Hülfe. Hart am Mississippi war immer eine Schildwache aufgestellt und sie fehlte auch heute nicht. Und richtig, sie hörte schon meinen ersten Ruf und schoß in der Minute ihr Gewehr ab. Die Folge war, daß



Auf hoher See. Originalzeichnung von Knut Ekwall. (S. 591.)

ein Offizier mit einer Abtheilung auf dem Platze erschien, und im Nu wiegte ein Nachen auf dem Strom, der mich an's Ufer lootsete. So endete mein Grizzlyabenteuer."

„Und Du bist dann vollkommen genesen?" rief ich, dem Freunde meine beiden Hände reichend.

„Ja," versetzte er mit jenem eigenthümlich schmerzlichen Tone, der mich gleich im ersten Moment unserer Begegnung so sehr affizirt hatte; „ja, ich erhielt, obwohl natürlich erst nach Verfluß von verschiedenen Monaten, meine Gesundheit wieder, aber ich sah aus, wie ich jetzt noch aussehe. Die Spuren, die der Bär auf meinem Gesicht und Oberkörper zurückgelassen hat, müssen bei Jedwedem, insonderheit bei jedem weiblichen Wesen, das mich erblickt, Abscheu erwecken, und so bin ich verurtheilt, mein junges Leben einsam zu vertrauern. Da hast Du," schloß er, mit einem schweren Seufzer mit der Hand über die Stirne fahrend, „meine ganze Geschichte. Aber nun auf, Freund, hinaus in den Saal, unter die Lust der dort Dahinschwebenden. Du hast Dein Vergnügen schon lange genug meiner traurigen Gesellschaft geopfert."

„Und Du?" fragte ich voll inniger Theilnahme. „Du begleitest mich nicht?"

„Ich?" entgegnete er, fast rauh auflachend. „Ich würde ja die sämmtlichen Damen mit meiner Erscheinung verscheuchen."

In diesem Augenblick gab die Musik das Zeichen zu einer sogenannten Damentour, das heißt zu einer Tour, in der den Damen das Recht zusteht, sich ihren Tänzer auszulesen, und kaum war dieses Zeichen gegeben, so traten zwei schöne Mädchengestalten über die Schwelle unseres kleinen Zimmers.

„Herr Lieutenant Johnson," sagte die Eine von ihnen, eine Brünette mit entschlossenem Gesichte und prachtvoll funkelnden Augen, indem sie sich vor meinem Freunde verneigte, „darf ich mir die Ehre der nächsten Tour von Ihnen erbitten?"

Mein Freund war aufgesprungen und verneigte sich noch weit tiefer als die Dame, aber ein Zittern flog über seinen Körper und die blutig rothen Narben in seinem Gesichte erbleichten sichtlich.

„Fräulein Kitty," hauchte er kaum vernehmlich, „Sie haben Mitleid mit dem armen Krüppel, aber ich kann ein solches Opfer nicht annehmen."

„Herr Johnson," rief die junge Dame, „ich werde stolz darauf sein, an Ihrer Seite den Saal zu betreten, denn Sie sind in meinen Augen der edelste und muthigste unter allen Männern. Wollen Sie mich so tief kränken, meinen Arm auszuschlagen?"

Doch ehe sie zu Ende kam, hatte er seine Hand in die ihre gelegt und verschwand mit ihr im Ballsaal.

„Meine Schwester," lächelte jetzt die andere junge Dame, mir ihre Verbeugung machend, „hat Ihnen Ihren Freund entführt, und so bleibt mir wohl oder übel nichts übrig, als Sie ebenfalls zu entführen."

Mein Freund kam an diesem Abend nicht mehr von der Seite des jungen Fräuleins, das er Kitty genannt hatte, und es schien, als ob sie sich gar nicht mehr trennen wollten. Den andern Tag aber machte er seinem gepreßten Herzen Luft. Er liebte sie seit Monaten schon, allein er meinte, er müsse ihr ein Abscheu sein, und er wagte es nicht, sich ihr zu nähern. Jetzt wußte er, daß ihr Herz ihm gehöre, und von der Stunde an verschwand jener bitter-schmerzliche Ton in seiner Stimme.

Nach Kurzem rückte er zum Kapitän vor und gleich darauf wurde sie seine Gattin. Später aber erfuhr ich aus ihrem eigenen Munde, als ich nach drei Jahren abermals nach Newport kam, daß er in ihren Augen nicht bloß der muthigste und edelste, sondern auch der schönste unter allen Männern war. Frauen sehen oft mit geistigen, nicht bloß mit leiblichen Augen.

Schinken in Paris.

Schinken pökeln und räuchern ist eigentlich deutschen Ursprungs, doch die Begeisterung für Schinkenessen ist nicht allein eine Sitte jedes echten Deutschen, sondern unsere südwestlichen Nachbarn als anerkannte Vertreter eines guten Geschmacks sind ebenfalls zu der Erkenntniß gekommen und scheinen uns in der Art und Weise des Verkaufs und Verspeisens vorausgeeilt zu sein. Daß unsere pommer'schen und westphälischen Schinken oft die Schwere eines ganzen Hammels aufzuweisen haben, an welchem selbst zahlreiche Mitglieder eines Haushaltes längere Zeit zu zehren hätten, ehe derselbe den Weg alles Fleisches geht, ist sattsam bekannt, und nicht selten werden dergleichen Ungethüme von unseren wohlhabenden Bauern bei Kirmessen, Hochzeiten oder sonstigen Festlichkeiten zum Aufschnitt ganz auf die Tafel gebracht, wodurch der Wirth gleichzeitig die Größe seines umfangreichen Besitzes und der Wirthschaft bekundet. Es gehört nun zum guten Ton, daß in einem feinen Haushalte in Paris bei Festlichkeiten u. s. w. ein ganzer abgekochter Schinken auf der Tafel nicht fehlen darf. Doch wie lange Zeit würde wohl eine kleine Familie mit dem Ueberreste eines großen Schinkens, von welchem oft nur eine Wenigkeit verbraucht oder auch trotz wackerer Angriffe das Ueberbleibsel dennoch einem Berge gleicht, bis zur völligen Aufzehrung zu thun haben? Der Pariser weiß sich zu helfen; er geht bei dergleichen vorkommenden Fällen zu einem Händler, welcher Schinken aus Deutschland bezieht, läßt sich nun nach Auswahl einen Schinken wiegen und zahlt den geforderten Preis. Andern Tages erscheint er wieder mit dem Ueberreste, welcher nun vom Händler nach Abzug des Fehlenden mit einem Aufschlag gleichsam als Miethe zurückgekauft wird. Das verspeiste Stück Schinken ist theuer, — doch der Sitte, einen ganzen Schinken auf der Tafel gehabt zu haben, ist Genüge geschehen. Es gibt aber auch in Paris Schinken, die aus Rinderpökelfleisch bestehen, durch welches ein Schinkenknochen gesteckt ist und wo man außen herum eine Schinkenschwarte gelegt hat.

Ditta.

(Bild S. 592.)

Ein Kätzchen, Korallen,
Ein rothseid'nes Tuch,
Viel Beten, viel Singen
Und viel zu Besuch,

Gut Essen, viel Schwatzen,
Des Schaffens nicht viel,
Den Männern gefallen,
Das ist Ditta's Ziel.

So lebt in den Tag sie
Und denkt nur etwan,
Daß auch wohl ein Lord
Noch sie heirathen kann,

Wie Milorni's Gritta
Und Giusti's Nina.
Wie wollte Goldschmuck
Sie tragen da

Und seidene Kleider,
Moderne Schuh',
Ohrringe, handgroß,
Und Spitzen dazu.

Die goldene Hochzeit.

Eine Familiengeschichte

von

Julius Mühlfeld.

I.

Der Abend hatte seine Schleier über die unermeßlichen Landstriche Amerikas ausgebreitet und die Familie Wacker saß im Wohnhause ihrer ausgedehnten und reichen Farm am Mississippi um den Theetisch versammelt: Vater, Mutter, zwei Söhne und eine Tochter. Alle hatten sich nach des Tages Arbeit hier zusammengefunden, um gemeinschaftlich das Abendessen einzunehmen und dann bei Handarbeit und Lektüre bis zum Schlafengehen beieinander zu bleiben. Das war so geblieben nach der Sitte in der Heimat der Alten. Es bedurfte nur eines Blickes in die Farm Bernhard Wacker's und vorzüglich in ihr Hauswesen und Familienleben, um zu erkennen, daß man in einem deutschen Hause weilte, welches fern im Westen von der alten Heimat in einem neuen Welttheile seine Stätte aufgeschlagen hatte. Die ganze Gemüthlichkeit des deutschen Familienlebens fand man erhalten und sorglich unter den Schutz der bewährten Gewohnheiten der fernen und doch so lieben Heimat gestellt.

Bernhard Wacker war vor jetzt fast dreißig Jahren aus Europa herüber gekommen, mittellos und in verzweifelter Stimmung. Ein herbes Weh lastete offenbar auf seinem Leben, das er nicht abschütteln konnte, nicht zu besänftigen vermochte. Aber er lebte und wollte leben, und dieser Drang wies seinem nahezu verzweifelnden Gemüthe den rechten Weg, um Erleichterung zu suchen und zu finden. Bernhard Wacker war damals ein kräftiger junger Mann von einigen über zwanzig Jahren gewesen, für dessen kernige Natur und Muskelkraft die Arbeit keine Last, eher ein Bedürfniß bildete. Bernhard suchte Arbeit, weil er leben wollte, und er griff mit Begier nach der schwersten und mühevollsten, weil er bei der vollen Anspannung und Bethätigung seiner Kräfte die schwere Last in seiner Brust schmelzen fühlte und eine Freudigkeit der Stimmung, eine innere Befriedigung gewann, die ihm fremd geblieben war, seitdem er nach einer unheilvollen Katastrophe zürnend und verbittert das Elternhaus in der deutschen Heimat verlassen hatte, unter dem harten Zwange eines strengen Vaters und gewissermaßen als ein Unwürdiger ausgestoßen aus dem Verbande der Familie. Vergebens hatte der junge Mann seine Unschuld an dem ihm aufgebürdeten Verbrechen betheuert, — der Schein sprach allerdings gegen ihn — und wild fuhr der strenge Vater, der seine Ehre befleckt wähnte durch den Sohn, empor über den Mißrathenen, der, anstatt in Reue zu zerfließen, sich noch auf Leugnen legte, wo für ihn kein Zweifel mehr obwaltete.

„Hinaus! Hinaus! Hier hast Du Reisegeld nach Amerika — und damit sind wir fertig mit Dir und wollen nichts mehr von dem Entarteten hören. Büße fern von Denen, die Du mit Schmach bedeckt hast!"

Mit diesen Worten hatte der Vater den Jüngling aus dem Hause gestoßen, in dessen nicht minder streng geartetem Innerem der Zorn über die ihm angethane Behandlung den Schmerz über das Leid des Kindes und Bruders überwog.

„Niemals wieder sollt ihr mich sehen, noch von mir etwas hören, die ihr mich verstoßen habt wie einen Hund — mag es mir ergehen, wie es wolle!"

So gelobte der junge Mann sich selbst, als er, ohne die erwarteten reuevollen Schritte zu einer Aussöhnung zu versuchen, den Fuß zum Stadtthor lenkte, um die ein paar Stunden entfernte Eisenbahnstation zu erreichen. Und er hatte sich selbst getreulich Wort gehalten. In Amerika war es ihm anfangs nur kümmerlich ergangen, aber er hatte gearbeitet mit der vollen Kraft, die ihm die Natur verliehen, die schwerste, ermüdende Arbeit der leichtern vorziehend, um in solcher Bethätigung seiner Kräfte gleichsam mit dem Schicksal zu ringen, die noch immer aufschreienden Stimmen in seiner Brust über widerfahrenes Unrecht von der Seite, wo es am wehesten thut, zu betäuben. Allmälig hatte er sich von dem Ertrage seiner Arbeit, da er mäßig lebte und Bedürfnisse kaum kannte, eine kleine Summe erspart. Da lernte er gelegentlich eine deutsche Landsmännin kennen, die mit ihrem jungen Manne in dem gesegneten Amerika eine neue Heimat gesucht hatte. Bevor jedoch das Paar dieselbe fand, starb der Mann und ließ die Frau als Wittwe zurück.

So fand Bernhard Wacker die Vereinsamte und wurde ihr in der Fremde ein Berather und Beistand. Beide lernten einander näher kennen und lieben, und nach Ablauf des Trauerjahres ward die Wittwe Bernhard's Frau. Sie besaß einige Hundert Dollars Vermögen, und da auch Bernhard etwas Erspartes liegen hatte, so beschlossen sie, den Plan des Verstorbenen zu verwirklichen, der sich am Mississippi hatte ansiedeln wollen. Dort ein Eigenthum zu erwerben, war jetzt auch Bernhard's Bestreben, denn nun er ein Weib besaß und Pflichten weitergehender Art gegen ein zweites Wesen übernommen hatte, konnte ihm sein seitheriges unstätes Leben, in welchem er bald hier, bald da seine Kräfte an der Arbeit erprobte, nicht mehr genügen. Der deutsche Drang nach einer eigenthümlichen Scholle Landes regte sich mächtig in Beiden. Die amerikanische Regierung erleichterte den Ansiedlern, welche die Kultur in die ungeheuren Urwälder tragen wollten, den Erwerb von Eigenthum in jeder Weise, und so wurde es auch dem Wacker'schen Paare nicht schwer, unfern des mächtigen Stromes einen ausgedehnten Landbesitz zu erwerben. Hatte es freilich jemals Arbeit gegolten, so hier. Von dem Bau eines einfachen Blockhauses an mußte jeder Fußbreit Boden der Wildniß abgerungen und der Kultur gewonnen werden. Aber Bernhard Wacker verband mit seinen Körperkräften eine echt deutsche Zähigkeit und Geduld, und sein Weib war eine Tochter des deutschen Bauernstandes und in der praktischen Landwirthschaft groß geworden. Unter treuer Arbeit der Beiden, die bald nach dienender Hülfe ausblicken mußten, erblühte die Farm in erfreulicher Weise, und bald galt Farmer Wacker für einen der vermögendsten Besitzer im ganzen Distrikte. Seine Frau hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt, die blühend emporwuchsen, um das sich mehr und mehr ausbreitende Glück der Eltern zu erhöhen. Bernhard Wacker war mit der Zeit nicht nur ein reicher Mann geworden, dessen äußerliches Glück der Anblick seiner ganzen Besitzung pries, sondern auch ein in der Umgegend geachteter Mann, dessen Rath in öffentlichen Dingen etwas galt und bei schwierigen Fällen von Nachbarn und Freunden gern erbeten ward

Trotz alledem wich aus Bernhard's Seele der Schatten niemals ganz, der in jener verhängnißvollen Stunde, die ihm die Heimat kostete, sich über dieselbe gelagert hatte. Der Wurm der schlimmen Erinnerung wollte in der Brust des stolzen Mannes nicht schlafen, und diese Erinnerungen machten ihn oft herb und rauh für Jeden, auch für seine Lieben. Seiner Frau hatte für die Dauer das Lebensschicksal ihres Mannes nicht ganz unbekannt bleiben können. Doch wußte sie nur im Allgemeinen davon, denn über die Einzelheiten sprach sich Bernhard zu Niemanden, auch ihr gegenüber nicht, aus. Sie hatte erfahren, daß ihm in der Heimat im Vaterhause ein schweres Unrecht zugefügt worden sei, daß er dasselbe deßhalb grollend verlassen, um in der neuen Welt ein neues Leben und ein eigenes Glück zu suchen, und daß er im Zorn gelobt hatte, niemals mehr heimzukehren und weder Nachricht an die Seinigen zu senden, noch eine solche zu suchen. Mehr wußte Frau Wacker selbst nicht, und der finstere Groll, der bei jeder Berührung des traurigen Gegenstandes in ihrem Manne aufkochte, hat ihr endlich das Fragen und Forschen nach jenen Vorgängen und Verhältnissen abgewöhnt.

Ganz unberührt von Stimmen aus der Heimat war aber Bernhard Wacker während dieser langen Jahre doch nicht geblieben. Eines Tages hatte er, es mochte fünfzehn Jahre nach seiner Verstoßung aus dem Vaterhause gewesen sein, in einer großen amerikanischen Zeitung einen Aufruf aus seiner Heimat gefunden, der unzweifelhaft ihn betraf und in dem er, ohne Nennung des Namens, aufgefordert wurde, seiner trauernden Mutter eine Nachricht zu senden. Zwar zuckte es in seinem Herzen krampfhaft, als er diese Aufforderung las und sie später wiederholt auch in anderen Zeitungen abgedruckt fand, und es regte sich in ihm die heilige Sehnsucht des Kindes nach der Mutter; aber dann stieg wieder die Erinnerung dessen, was man ihm angethan hatte, vor ihm auf mit seinem feierlichen Gelöbniß, und er legte das Blatt wieder beiseite und ließ die schon zur Feder erhobene Hand wieder ruhen. Der Aufruf ging von seiner Mutter aus; war sein Vater also gestorben? Vermuthlich war es so, aber auch dieser Gedanke vermochte ihn weder zu einer Aenderung seines Entschlusses, noch zu einer Nachforschung deßwegen zu bestimmen. Sie waren Alle für ihn todt und mußten es bleiben, wie er für sie, die er mit Schmach bedeckt haben sollte. Jahre auf Jahre gingen darüber wiederum hin, aber der Strom der Zeit milderte nicht Bernhard Wacker's strengen Sinn; er blieb seines strengen und willenskräftigen Vaters ebenbürtiger Sohn.

Bald dreißig Jahre waren so dahingeschwunden und hatten Wacker's Farm mit Gaben des Glücks reichlich überhäuft, während ernstliche Unglücksfälle und Kümmernisse ihr fern blieben. Aber die Erinnerung an jene Zeit des Leids war auch in Bernhard Wacker mehr und mehr schlafen gegangen. Seine eigene,

prächtig erblühte Familie hatte das Gedächtniß an die, welche er in der Heimat verloren hatte, verwischt, die stille Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterhause besänftigt, und die reiche Liebe seiner Kinder schließlich auch den Zorn versöhnt, der dereinst seine Brust durchwühlte. Reicher und voller erblühte sein Glück, und die kräftigen Söhne traten jetzt bereits für ihn ein, wo seine eigenen Kräfte nicht mehr die frühere Anspannung ertragen wollten. Der fleißigen Hausfrau war in der einzigen Tochter Anna eine gewandte und rührige Stütze erwachsen.

So finden wir die Familie am Abend eines arbeitsreichen Tages in dem Familienzimmer ihres stattlichen Wohnhauses, das längst an Stelle des einfachen Blockhauses getreten und im Innern mit allem Comfort einer deutschen Familienwohnung ausgestattet war. Helle Tapeten schmückten die Wände, von den Fenstern wallten gestickte Vorhänge nieder, Teppiche bedeckten den Fußboden und vor dem Sopha, auf dem das Elternpaar saß, stand der eirunde Tisch mit der weißen Decke, auf dem sich noch das Theegeschirr befand.

Mutter und Tochter waren mit Handarbeiten für das Haus beschäftigt, der Vater rauchte aus einer langen Pfeife und blätterte in seinem Wirthschaftsbuche, während die Söhne in den Zeitungen herumwühlten, die ein Diener von der ziemlich fernen Poststation mitgebracht hatte. Es waren sowohl amerikanische als auch deutsche Blätter, die den Zweck politischer Belehrung und angenehmer Unterhaltung für einen kleinen Menschenkreis verbanden, der, ganz auf sich selbst angewiesen, in ferner Einsamkeit der Nachrichten harren mußte, welche ihm von Außen her wöchentlich ein- oder zweimal durch die Post zugeträufelt wurden.

„Wann feiert ihr doch die silberne Hochzeit?“ frug Eduard, der jüngere der Brüder, der in einer deutschen Zeitung gelesen hatte und plötzlich von derselben aufblickte.

„Im nächsten Mai, mein Sohn, so Gott will und uns Beiden das Leben erhält,“ antwortete die Mutter und zog einen langen Zwirnfaden durch das Nadelöhr; „dann soll es einmal fröhlich zugehen auf Wacker's Farm — gelt, Alterchen?“

„Gewiß, Mutter. Der Tag, als ich Dich heimführte, war der erste Sonnentag in meinem neuen Leben, und diese Sonne ist mir bis heute nicht mehr untergegangen. Gott hat es gnädig mit uns gefügt.“

„Sonderbar,“ sagte Eduard wieder, „drüben im alten Vaterlande feiert in einigen Wochen ein Paar desselben Namens die goldene Hochzeit.“

„Die goldene Hochzeit?“ frug Anna, „das bedeutet wohl eine fünfzigjährige Ehe?“

„Du hast Recht, mein Kind, eine fünfzigjährige Ehe, doppelt so lang, als wir es mit einander gemacht haben — Alte. Doch Du sagtest, ein Paar desselben Namens — des Namens Wacker?“

Eduard blickte wieder in die Zeitung und las:

„In Gutstadt werden bereits Vorbereitungen getroffen, um der Feier der goldenen Hochzeit des um die Stadt und das ganze öffentliche Wesen hochverdienten Kaufmanns und Rathsherrn Friedrich Wacker auch einen öffentlichen Charakter zu verleihen. Wie es heißt, gedenkt der Jubilar seinen vielen edlen Handlungen eine neue in Form einer großartigen Stiftung hinzuzufügen. So sichern edle Menschen sich ein gesegnetes Andenken bei der Nachwelt.“

Bernhard Wacker hatte starren Blickes zugehört, ohne den Sohn zu unterbrechen.

„In Gutstadt?“ frug er hastig, nachdem derselbe geendet hatte.

„Ja, Gutstadt,“ bestätigte Eduard.

„Der Kaufmann und Rathsherr Friedrich Wacker?“

„Friedrich Wacker.“

Frau Wacker war aufmerksam geworden und sah von ihrer Arbeit auf, zu dem Manne hinüber, der bleich und verstört aussah und sichtlich eine tiefe Bewegung vergebens niederzukämpfen versuchte.

„Was ist Dir, Mann,“ fuhr sie erschrocken auf, „was ficht Dich an? In Gutstadt, sagtet ihr, ein altes Ehepaar in Gutstadt feiert die goldene Hochzeit — ja, hieß denn so nicht Deine alte Heimat? Gutstadt, Gutstadt? . . .“

Der Mann nickte stumm, im Augenblicke keines Wortes mächtig.

„So sind es wohl Verwandte von Dir,“ fuhr die Frau fort und blickte ihrem Manne fragend in's Gesicht; „am Ende gar, Bernhard, am Ende gar Deine Eltern? Du hast nie von ihnen gesprochen!“

Der Mann stimmte abermals schweigend zu und rang in heftiger Bewegung nach Luft und nach Worten.

„Du hast es errathen, Friedrich Wacker ist mein Vater — es stimmt Alles zu. Ich habe seit Jahren und Jahren nichts mehr von den Meinigen gehört, wollte nichts von ihnen hören — ich hielt die Eltern für längst gestorben. Und nun plötzlich — plötzlich bricht es herein. Beide leben noch. Die goldene Hochzeit feiern sie — er, der strenge Mann, die gute alte Mutter, o, sie werden Beide recht, recht sehr alt geworden sein! Wohl auch anders gesinnt und milde gegen den verstoßenen Sohn . . .“

Da war das Wort heraus, das den Kindern nun auch das Jugendschicksal ihres Vaters verrieth, von welchem die Frau im Allgemeinen wußte, ohne jemals ihren Kindern gegenüber eine Sylbe darüber gesprochen zu haben. Die deutsche Herkunft war todt gewesen für die Familie, und nicht einmal den Namen der deutschen Heimat ihres Vaters hatten die Kinder erfahren.

Jetzt war das Wort heraus und das Siegel gebrochen. Der Vater selbst hatte es im Augenblicke der stürmischen Gefühlsflutung gesprochen — es war nicht mehr zurückzunehmen, nicht mehr zu verheimlichen. Fragen der Kinder nach den plötzlich entdeckten Verwandten in Deutschland blieben unausweichbar.

„Vater, Du hast noch Eltern in Deutschland — unsere Großeltern leben, und davon hast Du uns nie ein Wort gesagt?“ rief Anna erstaunt und fast vorwurfsvoll. „O, das ist böse, sehr böse von Dir! Großeltern! Wie freue ich mich, wie habe ich mich nach ihnen oft gesehnt. Palmer's Marie drüben hat eine Großmutter, die auch mit aus Deutschland herübergekommen ist, eine freundliche alte Dame mit grauen Locken und einer geglockten Spitzenhaube, die so schön und so Vieles zu erzählen weiß. Und solch' eine Großmutter besitze ich auch und wußte nichts davon — o, Du böser Vater!“

Bernhard Wacker sah seine Tochter freundlich bittend an, als ob sie aufhören solle, ihn mit Vorwürfen zu quälen, dann sagte er schmerzlich:

„Sie haben ja Deinen Vater verstoßen, ihn hinausgejagt in die weite Welt, und ich habe geschworen, für sie Alle todt zu sein und zu bleiben.“

Die Kinder schwiegen betroffen, aber alle Drei sahen den Vater fragend an. Sie begriffen nicht ganz, wie sie seine Worte deuten sollten.

„Nun ja,“ sagte die Frau begütigend, „ich weiß ja davon, daß Dir schweres Unrecht geschehen ist in Deiner Jugend, wußte davon seit vielen, vielen Jahren und habe den Schmerz darüber treulich mit Dir getragen, wenn ich auch das Nähere nicht kannte, was man Dir angethan. Aber was es auch gewesen sein mag, Bernhard, es ist jetzt beinahe ein Menschenalter darüber hingegangen, Du bist ein Mann, ein glücklicher Gatte und Vater geworden, der an der Schwelle des silbernen Ehejubiläums steht, und Deine Eltern, die damals in der Blüte des Lebens standen, sind in das Greisenalter hinabgestiegen und Schnee deckt wohl die Häupter, auf welche demnächst der goldene Kranz der fünfzigjährigen Ehe gelegt werden soll. Bernhard, sollte die Zeit nicht auch an Dir ihre versöhnende Macht bewähren? Derselbe Gott, dessen erstes Gebot heißt: ‚Liebet euch unter einander!‘ hat euch Alle erhalten und zu dieser fernen Grenze des Lebens geführt, damit ihr noch an einander gut machen könnet, was ihr Alle an seinem Gebote gefrevelt habt. Bernhard, überhöre diese Mahnung nicht, der Gott der Liebe selbst spricht zu Dir aus der Stimme Deines Weibes: Versöhne Deine Eltern! Was auch geschehen sein mag, keine Schuld ist so groß, daß sie die Liebe nicht überwände!“

Sie schwieg athemlos und blickte flehenden Auges ihren Mann an, der stumm und bleich, mit niedergeschlagenem Blicke dasaß und wie rathlos die Pfeife, deren Feuer ausgegangen war, in den Händen drehte. Aber wenn er auch bewegt erschien von seines Weibes Flehen und seine Lippen heftig zuckten in stummem Kampfe, er sprach doch kein Wort der Zustimmung. Die Eisesrinde, welche ein Menschenalter um sein Herz gelegt hatte, schmolz nicht so schnell vor einem warmen Anlauf des Gefühls dahin, und seine Frau begriff, daß nur ein allmäliges Aufthauen die Erfüllung ihres Herzenswunsches ermöglichen, den strengen Sinn ihres in dem alten Grolle verknöcherten Mannes überwinden könne. Schmeichelnd wandte sie sich zu ihm und bat: „Schweres sicherlich ist Dir geschehen, aber ist es wirklich Unüberwindliches? Gibt es keine Sühne zwischen Sohn und Eltern, die der Himmel wunderbar bis heute behütet hat, die aber an des Grabes Rande stehen müssen? Bernhard, ich bin Dein Weib seit einem Vierteljahrhundert und ich glaube, daß ich Deine treue Gefährtin in Freud und Leid gewesen bin, auf deren Rath Du oft und gern etwas gegeben; hier sitzen auch Deine Kinder, die Dich lieben und ehren — zeige uns Allen heute Dein volles und ganzes Vertrauen: erzähle uns die Geschichte Deiner Jugend.“

Das Wort war gesprochen und in athemloser Spannung warteten die Umstehenden auf die Antwort Bernhard Wacker's, dessen Augen noch immer den Boden suchten, aber dessen breite Brust hoch wogte, ein Zeichen heftiger innerer Bewegung.

Es trat ein minutenlanges Schweigen ein, während dessen man nur die lauten Athemzüge des Mannes vernahm. Er überlegte und rang innerlich mit einem Entschlusse. Sollte er zum ersten Male nach bald dreißig Jahren über einen Vorfall die Lippen öffnen, der ihm dereinst beinahe Verstand und Leben geraubt, den er aber dann mit all' seinen Schrecken für immer im tiefsten Innern seines Wesens begraben hatte? Sollte er ihn heute mit eigenen Händen wieder aufwühlen aus dem Schutt der Vergessenheit, darlegen vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder? — Er erhob den Blick und ließ ihn forschend am Tische herumgehen — auf liebevolle, theilnahmreiche Gesichter fiel derselbe. Sie wußten bereits einen Theil seines Geheimnisses, kannten die Folgen jenes Vorfalls, daß er ein Verstoßener war, aber nicht die Ursache; würden sie ihn nicht leicht falsch beurtheilen und geheimen Argwohn gegen den Vater hegen, wenn er jetzt noch schwieg? So neigte er leise das Haupt und sagte milde:

„Nun wohl, ihr sollt Alles erfahren und mögt dann selber urtheilen.“

Athemlos lauschten Frau und Kinder auf die Erzählung des Mannes, der nach längerem Besinnen und mit einem tiefen Athemzuge anhob:

„Mein Vater, der Kaufmann Friedrich Wacker in Gutstadt, war ein ernster, strenger Mann, den alle Welt, auch wir Kinder, mehr fürchteten als liebten. Die Mutter hingegen bildete den vollen Gegensatz zu ihm, sie war gutmüthig und schwach, hatte dem Vater gegenüber keinen Willen und am wenigsten jemals ein Wort des Widerspruchs. Der Vater besaß das erste Handelshaus in Gutstadt und galt für sehr reich. Ich war sein ältester Sohn und wurde, als ich die Schule verließ, zu seinem Nachfolger im Geschäft bestimmt und sofort in das Comptoir genommen. Da herrschte strenge Zucht und unerbittliche Disziplin, wenigstens so lange der Vater selbst anwesend war. Der erste Buchhalter, Herr Knauer, war weniger streng, aber, wie Alle, eingeschüchtert durch die Strenge des Vaters. In mir mit meinen siebenzehn Jahren regte sich ein leichtes, frohes Blut. Groß, kräftig und gesund, besaß ich ein Temperament, das sich anderswo austoben wollte, als am Schreib- und Zahltische im Comptoir. Ich lernte junge Leute kennen, mit denen ich die Abende in lustiger Gesellschaft verlebte. Es geschah wohl nicht gerade etwas Unrechtes dabei, aber der Vater, der selbst streng eingezogen lebte, wollte nichts davon hören, und es gab mehrfach heftige Szenen, wenn er dahinter kam, daß ich wieder einmal erst gegen Morgen heimgekehrt war. Mein schmales Taschengeld wollte natürlich zu solchen Extravaganzen nicht ausreichen und an eine Erhöhung desselben durch den Vater war gar nicht zu denken. Zwar schoß die Mutter hie und da zu, allein das konnte auch nur wenig sein. Aber der Sohn des reichen Wacker fand Kredit, und ich benützte ihn, ohne die Folgen weiter zu erwägen. Einmal wurde der Wechsel, den ich ausstellte, prolongirt, dann aber, als ich nicht zahlen konnte, meinem Vater präsentirt. Er prüfte die Unterschrift und bezahlte die Summe, als ob Alles in Ordnung wäre. Aber niemals vergesse ich den vernichtenden Blick, mit dem er mir das eingelöste Papier vor die Augen hielt. ‚Taugenichts,‘ sagte er mit bebender Stimme, ‚Du verstehst noch keinen Pfennig zu verdienen und verpfändest Deinen Namen für solche Zahlung!‘ Er hatte Recht, und ich Leichtsinniger fühlte das in diesem Augenblicke tief und schamvoll. Erlaßt mir die furchtbare Szene, die folgte und die mit der harten Androhung des Vaters endete: ‚Ich habe mich jetzt genug über Dich geärgert und will nicht noch Schande und Schmach erleben. Merke Dir das, bei dem nächsten Streiche sage ich mich von Dir los und Du gehst nach Amerika, wo solche Häkchen, die des Vaters Zucht nicht zurechtbiegen kann, durch das Schicksal zurechtgebogen werden.‘ Ich blieb zerknirscht zurück und gelobte mir selbst, von jetzt ab gehorsam zu sein, dem Geschäfte nur zu leben und dem Vater nie mehr Grund zur Unzufriedenheit zu geben. Ich war an diesem Tage im Geschäft so thätig, wie noch nie zuvor und drängte mich selbst zur Arbeit. Bis zum Abend blieb ich im Comptoir und schien an fieberhaftem Arbeitsdrange zu leiden. Am andern Morgen befand ich mich noch in meinem Zimmer, als ich drunten ungewohntes Lärmen vernahm. Ich hatte länger geschlafen als gut war und beeilte mich, um in das Comptoir zu kommen, bevor der Vater auf dem Platze war und mich vermißte. Da wurde plötzlich die Thür meines Zimmers aufgerissen und mit zornfunkelndem Antlitz stürmte mein Vater herein, packte mich, schüttelte mich, schalt mich und schlug mich. ‚Nichtswürdiger Spitzbube!‘ das war das einzige Wort, welches ich begriff. ‚Hinaus aus dem Hause, aus meinen Augen! Gehe nach Amerika, in das Land der Spitzbuben, aber laß Dich nie mehr vor mir und in einem anständigen Bürgerhause sehen, dessen Namen Du mit Schmach bedeckt hast!‘ — Ich begriff endlich, daß in der Nacht eine Summe Geldes, die ich am Abend vorher zum Wegschicken eingepackt hatte, aus dem Comptoir verschwunden war. Außer dem treubewährten Buchhalter Knauer hatte allerdings nur für mich die Möglichkeit bestanden, zu dem Gelde zu gelangen, da ein gewaltsamer Einbruch nicht vorlag, und mein Vater war, nach den Erfahrungen des letzten Tages, mit seinem Urtheil schnell im Reinen. Es war unmöglich, seinem wild erwachten Jähzorne gegenüber eine Vertheidigung zu versuchen. ‚Hinaus! hinaus!‘ schrie er und schlug mich in's Gesicht. ‚Hier, das ist das Letzte, was Du von mir erhältst!‘ Mit diesen Worten warf er mir eine Börse zu und stieß mich vor die Thür. Er schien mich aus seinen Augen wegschaffen zu müssen, damit er im Zorne mich nicht erwürge. So stand ich denn vor der Thür meines Vaterhauses, ein Verstoßener, Geschlagener, Geschändeter — als Dieb beschuldigt und entehrt durch den eigenen Vater. Und ich war doch unschuldig. Da regte sich auch in mir meines Vaters starrer und trotziger Sinn. In dumpfer Verzweiflung richtete ich mich empor, und indem ich den Staub von meinen Füßen schüttelte, that ich den Schwur: niemals in das Vaterhaus, das mich ausgestoßen hatte, zurückzukehren, niemals Nachricht dorthin zu senden, niemals eine solche zu suchen. Ich verließ eiligen Schrittes die Stadt, ohne noch Jemanden von den Meinigen wieder zu sehen, erreichte die Eisenbahn, fuhr nach Hamburg und von da nach Amerika; meinen Schwur aber habe ich gehalten bis auf den heutigen Tag, auch als ich mich später von der Heimat aus in den Zeitungen aufgerufen fand . . .“

Bernhard Wacker schwieg und senkte wiederum den Blick zu Boden, als wollte er nicht in den Mienen der Seinigen lesen, die eine Zeitlang stumm blieben. In den Augen der Frau glänzten Thränen, und sie sagte endlich mit innigem Tone:

„Armer, schwer geprüfter Mann! Was mußt Du gelitten haben, mein armer, guter Mann!“

„Aber wohl auch sie drüben, wenn sie zur Besinnung gekommen sind von ihrer Uebereilung,“ fiel die Tochter Anna schüchtern ein. „Sie haben Dich gesucht, mein Vater, und Du hast Dich nicht finden lassen, um ihre Reue zu sehen und das Wort der Versöhnung zu sprechen, und sie leben noch heute und werden Deiner gedenken . . . O Vater, welch' ein Hochzeitsgeschenk müßte es für die alten Leute werden, wenn Du selbst Dich ihnen zur goldenen Hochzeit wiedergäbest. Längst überwunden sind ja Zorn und Haß, gib nun auch der Liebe wieder ihr Recht — sie hat Dich ja schon gesucht und nicht gefunden!“

Das Kind hatte den Empfindungen der Uebrigen Worte

gegeben, die erfreut und überrascht auf- und den Vater anblickten, der noch stumm blieb, aber in dessen Brust es hoch wogte, während in den Zügen bereits die Rührung zuckte. Plötzlich schlang er den Arm um sein holdes Töchterchen, küßte sie innig und sagte: „Du, mein Kind, hast das richtige Wort gefunden für die erlösende That, Gott hat den aus dem Vaterhaus Verstoßenen so reich gesegnet, daß seine väterliche Liebe alle Schuld gut gemacht und allen Groll überwunden hat. Möge denn die Liebe walten überall; wir wollen meinen alten Eltern, euren Großeltern, zur goldenen Hochzeit einen Liebesgruß vom verstoßenen Sohne und dessen Familie in die alte Heimat senden."

„Und ich bringe ihn nach Europa!" rief Karl freudig aus, der plötzlich eine gute Gelegenheit erblickte, seine Neigung, in die Weite zu schweifen, durch eine große Reise zu verwirklichen. Der Mann blickte die Frau fragend an, die verständnißvoll nickte, worauf er beistimmend sagte:

„Nun wohl, mag der Enkel selbst ein Pfand der Versöhnung werden und die alten Herzen in der alten Welt erfreuen."

Es war nach diesen Worten, als ob milder, warmer Sonnenschein die Nacht durchdringe und sich über die guten Menschen breite, die in Wacker's Farm noch lange beieinander saßen, und so glücklich miteinander, wie sie noch niemals gewesen zu sein glaubten, die Reise Karl's zur goldenen Hochzeitsfeier der Großeltern besprachen. Erst spät Abends trennten sie sich. Frau Wacker umarmte ihren Gatten lange und innig und sagte mit glücklichem Ausdruck: „Das hast Du recht gemacht, Alter. Nun werden Friede und Freude, die Deine glückliche Familie erfüllen, auch wieder in Deiner Brust aufwachen zu unser Aller Glück und Zufriedenheit."

II.

Bei bedecktem Novemberhimmel war es frühzeitig Abend geworden, und der große Marktplatz in Gutstadt, an dessen einer Seite sich das Rathhaus mit einem stattlichen Vorbau erhob, zwischen dessen Stufenaufgängen man in den Rathskeller hinabstieg, blieb heute viel länger in Dunkel gehüllt, als das mit der Straßenordnung übereinstimmte. Selbst die Laternen an den beiden Aufgängen zum Rathhause waren höchst respektwidriger Weise nicht angezündet worden, trotzdem heute Sitzungstag war und der hohe Rath bereits seit mehreren Stunden im Sitzungszimmer um den grünen Tisch herumsaß und sich für das Wohl der Stadt die von Amtswegen hochweisen Köpfe zerbrach.

Endlich wurde die Thür des Rathhauses geöffnet und mehrere Rathsherren traten im lauten Gespräch auf den Vorplatz hinaus.

„Was ist denn das für eine infernalische Finsterniß!" rief der Eine aus. „Rathsdiener, leuchten Sie doch einmal her, man kann ja die Stufen verfehlen und im Dienste der Stadt kopfüber die Treppen hinabstürzen!"

„Saubere Wirthschaft mit der Straßenbeleuchtung, Kollege Knauer!" rief der greise Rathsherr Wacker, eine hohe und stattliche, durch das Greisenalter keineswegs gebeugte Gestalt, der im Rathe als Bruder des herrschenden Bürgermeisters eine sehr angesehene Stellung inne hatte. Das klangvolle Organ des alten Herrn erschien dabei ebenso hart, als der Ton vorwurfsvoll.

Rathsherr Knauer, der Decernent der Straßenbeleuchtung in Gutstadt, erwiederte keine Sylbe auf den ihm direkt gemachten Vorwurf; aber man würde, wenn es nicht so nächtlich dunkel gewesen wäre, bemerkt haben, daß sein faltiges und stets düster dreinschauendes Gesicht in diesem Augenblicke noch verdrießlicher aussah, als gewöhnlich.

Der Rathsdiener war mit der Laterne herbeigekommen und leuchtete den Herren die steinernen Stufen der Vortreppe hinunter. Gerade in diesem Augenblicke tauchte es an der Ecke des Marktplatzes wie ein Irrlicht auf, das eilig daherhuschte und nach wenigen Augenblicken vor dem Rathhause angelangt war. Die Oeffnung der Laterne klappte, die Gasflamme strahlte urplötzlich glanzvoll auf und warf ihr Licht über die Umgebung. Der Laternenmann, eine lange, klapperdürre Figur mit förmlichen Spinnenbeinen, stand vor den gestrengen Herren des Raths und erschrak bei ihrem Anblick nicht wenig im Bewußtsein der vernachlässigten Pflicht.



Der kleine Zeichner. Nach dem Gemälde von Fr. Henderson.

„Was heißt das, Walter," fuhr Rathsherr Knauer ihn bereits zürnend an, „erfüllt Ihr so Eure Obliegenheiten, daß Ihr unsere gute Stadt in Nacht verfallen laßt und dem hohen Rathe die Unzufriedenheit der Bürger zuzieht! Könnt Ihr Euch nicht rechtzeitig von Eurer Schusterei trennen, so mag in Zukunft ein Anderer die Laternen versorgen."

„Verzeiht, Herr Rathsherr; o verzeiht mir dieses eine Mal, gestrenger Herr!" bat Walter demüthig, während er bereits zu der zweiten Laterne am Rathhause gehüpft war und auch deren Licht aufstrahlen ließ.

Da rief wieder die strenge Stimme des Rathsherrn Wacker: „Nun kann ich um des faulen Schlingels willen die nichtswürdige Straße im Finstern hinuntertappen. Hol' ihn der Kukuk!"

Walter, der schon wieder unterwegs war, hatte doch jedes der harten Worte wohl verstanden. Anstatt in die Saalfelder Straße einzubiegen, wie es seine Gewohnheit war, schwenkte er mit seinen langen Beinen schleunigst nach rechts ab, der abschüssigen Springstraße zu, durch die Herr Wacker seinen Heimweg nahm. Wie ein Irrwisch schlüpfte er dahin, und die nach und nach aufflammenden Lichter der Straßenlaternen bezeichneten seinen Weg. Rathsherr Wacker folgte ihm mit heimlichem Triumphe, während sein Kollege Knauer verdrießlich und knurrend den Weg durch die noch dunkle Saalfelder Straße einschlug.

Drunten im Rathskeller saßen bereits verschiedene der gewöhnlichen Stammgäste, meistens unverheirathete Männer oder Wittwer, die hier einen Abendimbiß einnahmen, der ihnen zu Hause nicht geboten ward. Im Rathskeller verkehrte die bessere Gesellschaft der Stadt, denn hier allein schenkte der Wirth das echte Bayerische vom Faß.

Es traten soeben noch drei Herren ein. An ihrer Spitze eine hohe, stattliche Gestalt mit würdevollem, doch jovialem Gesicht, aus dem eine helle Weinröthe wie Sonnenschein am Abendhimmel strahlte. Das war der Bürgermeister von Gutstadt, Herr Sigismund Wacker. Seine beiden Begleiter, bei Weitem weniger imposante Gestalten als der Herr Bürgermeister, waren der Beisitzer Rathsherr Schlicht und der Stadtkämmerer Lietz, ein kleines, schmales Männchen mit spärlichem Haar, der, wenn er so daher schritt und den Hut mit vorgestrecktem Arme hielt, einem seiner Lieblinge, einer wandelnden Eins glich.

Die drei Herren vom Rathe durchschritten grüßend den tiefen Rathskeller. Wo sie vorübergingen, legten die Speisenden Messer und Gabel aus der Hand und strichen schnell das Haar zurecht, um dem jovialen Stadtoberhaupte mit dem rechten Anstande auf seinen Gruß danken zu können.

Der Bürgermeister, welcher seinen Kollegen voranschritt, öffnete am Ende des Gastlokals eine kleine Thür. Die Herren traten in ein freundliches Privatgemach. Ueber dem runden Eichentische schwebte eine von Ketten gehaltene alte, schwere Lampe, die jetzt jedoch auch schon für Gas eingerichtet war, und die ringsum stehenden geschnitzten Sessel waren mit Leder beschlagen. Dieses Gemach war die sogenannte „Kluse", das Privatgemach des Rathes, welches sich derselbe bei Verpachtung des Rathskellers vorbehalten hatte. Nur die Herren vom Rath, die hier wohl ihre wichtigen Unterhaltungen zum Wohle der Stadt beim edlen Trunke fortsetzten, durften die Kluse betreten; doch luden dieselben dann und wann auch einmal einen einfachen Sterblichen zu sich hinein.

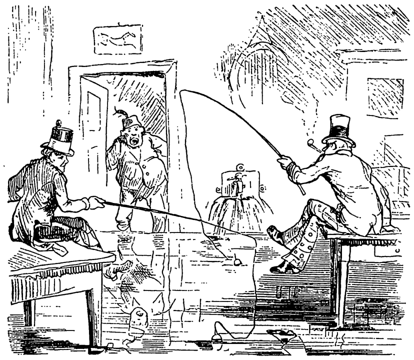
Wurst wider Wurst.

Nach Skizzen von **Max Scholtz.**

II.



„Potz Wetter," denkt er, „schwitzt Der oben
Vor Angst so stark ob meinem Toben?"
Jedoch es wird beständig schlimmer.
Herr Bolle stürzt aus seinem Zimmer,
Die Treppe 'rauf springt er verwegen,
Ein Wasserfall kommt ihm entgegen.



Die Thür des Miethers reißet jetzt
Herr Bolle auf und sieht entsetzt
Die Stube gleichend einem See,
Die Wasserleitung fließt — o weh!
Und in dem Wasser auf zwei Tischen
Da sitzen Lord und Dick — und fischen.



„Herr," schreit jetzt Bolle wutherstickt,
„Ist Er denn ganz und gar verrückt?!
Wat is des for'n Gepansche hier?!
Die Schweinerei verbitt' ick mir!!!" —



„Ich angeln hier" — der Mylord spricht,
„Posaun' Er nur — es stört uns nicht,
Ich angeln mir jetzt täglick was,
Er blast dazu, — das macht uns Spaß.
Jetzt geh' Er — laß Er ons in Ruh',
Mak Er de Ther von außen zu!" —



„Wollt ihr wohl 'runter von den Tischen?!
Hier oben is keen Ort zum Fischen!!" —
So schreit jetzt Bolle voller Wuth
Und stürzt sich meuchlings in die Flut,
Um Mylord Englishman, bevor es
Noch schlimmer wird, zu lehren Mores.



Zwar hatte Bollens Faust Gewicht.
Doch leider — boxen konnt' er nicht,
Der Lord hingegen paßte nur
Darauf und stand in Positur.



Eins in den Bauch, eins in's Gesicht,
Die Stöße kamen hageldicht,
Klatsch — lag Freund Bolle auf dem Rücken,
Die Beiden thaten schnell sich drücken,
Indessen Bolle noch nach Luft
Schnappt und verzweifelt Hülfe ruft.



Da sitzt er mitten in der Sauce
Wie 'ne verblühte Wasserrose,
Und seufzt: „Des war uff Ehr' und Pflicht
Kein zahmer Engelländer nicht,
Na, das soll mich 'ne Lehre sein,
Ich falle nicht noch einmal 'rein!" —

Die drei Herren vom Rathe nahmen ihre bequemen Plätze ein. Schon war auch der Rathskellerwirth mit vielen Bücklingen erschienen und erkundigte sich nach den Befehlen des Herrn Bürgermeisters.

Das war so Sitte in Gutstadt, und die Rathsherren fanden es natürlich.

Nachdem das würdige Stadthaupt gewählt hatte, bestellten auch sie Speise und Trank, und bald sog Bürgermeister Wacker mit wohlausgebildetem und hellglänzendem Riechorgane die Blume eines guten Rheinweins, mit dessen Duft und Würze seine joviale Stimmung unwandelbar verknüpft blieb.

„Das war eine harte Sitzung heute," sagte er und leerte dabei das volle Glas mit einem Zuge, wie um sich erst einmal Luft zu verschaffen; „der Stadtsäckel wird Ach und Wehe schreien, aber es muß nun einmal sein. Gutstadt muß mit der Zeit fortschreiten, und der Mangel eines öffentlichen Schlachthauses war schon lange ein Skandal für eine intelligente Stadt, die sich von Jahr zu Jahr mehr ausbreitet. Die Schlächtereien in den Häusern sind nicht zu kontroliren und gesundheitswidrig."

„Wohl wahr," stimmte der Beisitzer Schlicht dem Stadthaupte bei. „Aber ich denke, wir sprechen noch etwas Weiteres über die unserer Stadt bevorstehende schöne Feier. Die goldene Hochzeit eines Rathsherrn hat Gutstadt seit Menschengedenken nicht mehr erlebt und wer weiß, wenn es wieder geschieht . . ."

„An uns drei Wittwern allerdings nicht," fiel der Bürgermeister ein, und ein Schatten flog über sein sonnenhelles Gesicht. Hatte er doch nicht nur seine gute Frau nach glücklicher Ehe begraben müssen, sondern auch die einzige Tochter war ihrer Mutter als glückliche Braut eines edlen jungen Mannes in die Gruft gefolgt. Seitdem war Bürgermeister Wacker vereinsamt.

„Und daß er gerade unser ältestes Mitglied und der Bruder unseres Bürgermeisters ist!" fuhr Schlicht fort; „ich stimme dafür, dieses Fest muß mit allem Glanze auch von der Stadt aus gefeiert werden. Dafür ist auch die Bürgerschaft gesinnt, denn es bietet sich somit endlich einmal eine Gelegenheit dar, dem Manne für seine vielen, der Stadt erwiesenen Wohlthaten zu danken."

„Er ist zwar der reichste Mann in Gutstadt," kalkulirte der Kämmerer, wie eine lebendige Rechenmaschine, „aber es ist wahr, es ist trotzdem viel, was er gethan hat. Der Fürst hätte oft nicht herzhafter zugreifen können, wenn es gerade noth that. Und ich denke mir überdieß, unser Rathsherr Wacker wird auch seinen goldenen Ehrentag nicht vorbeigehen lassen, ohne ihm ein dauerndes Gedächtniß in unserer Stadt zu stiften. Das muß auch von uns geehrt werden!"

„Das meine ich ja eben — und ordentlich, würdig muß es geschehen. Eine Deputation des Rathes, der Bürgermeister — er ist der Bruder, aber das schadet nicht — an der Spitze, feierliches Glockengeläute während wir vom Rathhause nach dem Festhause ziehen, dort eine würdige Ansprache, großartige Adresse auf Pergament, Ueberreichung eines Ehrengeschenks der Stadt in Gold, Abends festlicher Ball, auf dem das Jubelpaar erscheint — und wenn es sich nach Hause begibt, allgemeine Illumination des Weges bis zu seiner Wohnung. Das Rathhaus muß alle Illuminationseffekte aufstecken, die wir bereits besitzen, und noch ein großes W dazu machen lassen."

„Das Letztere wäre noch nicht einmal Verschwendung," kalkulirte der Kämmerer sofort; „denn unsere junge Fürstin heißt Wilhelmine und beim nächsten Besuche des fürstlichen Paares müssen wir doch die Initialen ihrer Namen für die Illumination des Stadthauses haben. Es käme also vielleicht bloß in Frage, ob wir jetzt nur ein W oder auch gleich ein L zu bestellen hätten, wobei die Stadt möglicherweise vortheilhafter handelte."

„Das würde sicher reiflich zu erwägen sein," bemerkte der Bürgermeister, der mit den übrigen Herren jetzt auch sein Abendessen erhalten hatte, „wenn man überhaupt beschließt, meines Bruders Ehrentag in so großartiger Weise zu feiern."

„Das werden wir allerdings beschließen, Herr Bürgermeister," sagte Schlicht mit seltener Kühnheit, denn er fühlte wohl, daß er in dieser Angelegenheit dem Stadtchef einmal ohne jede Gefahr widersprechen durfte.

„Nun, meine Herren, ich als Bruder kann in dieser Sache wohl nichts anregen, darf aber noch weniger widersprechen, wenn man einen Mann, der wirklich seine Verdienste hat, bei einer so seltenen Feier ehren will, bloß weil dieser Mann zufällig mein Bruder ist."

„Ja," betheuerte Schlicht, „seine Verdienste um Gutstadt hat der Mann. So hart und streng er einerseits erscheint, so großartig kann er anderseits wohlthun. Nun, er hat ja auch den Segen davon in Geschäft und Familie."

„Bis auf den einen dunklen Punkt," fiel hier der Kämmerer wieder ein, der keinen Rechenfehler duldete, „den man nicht vor ihm berühren darf. Der älteste Sohn ist doch und bleibt verschollen. Knall und Fall mußte er damals fort, Niemand wußte warum, Niemand wußte wohin, und Niemand weiß bis heute, was aus ihm geworden."

„Unser Herr Bürgermeister weiß vielleicht ..." frug Herr Schlicht schüchtern, und suchte sogleich seine Neugier mit der Entschuldigung zu bemänteln: „Du lieber Gott, der Herr Bernhard war ein so lieber, guter Mensch, ein Jeder hatte ihn gern und mochte ihn leiden."

„Sie irren, meine Herren, wenn Sie meinen, ich wüßte in dieser Sache mehr als Sie," sagte der Bürgermeister mit einem Anflug von Ernst. „Geschehen sein muß etwas, aber auch ich weiß nicht, was. Die Geschichte ist lange her, und mein Herr Bruder, der allerdings in manchen Stücken anders geartet ist als ich, hielt damals sehr wenig von mir. Ich lebte auch nicht in Gutstadt, und dem Nichtsnutz, wie er mich nannte, etwas zu schreiben, hielt er nicht für nöthig. Später habe ich einmal das Gespräch auf meinen Neffen lenken wollen, doch wies das mein Bruder in so bestimmter Weise ab, daß ich den Versuch nie wiederholt habe. Sie kennen ja seine Weise."

„O ja," rief Schlicht lachend, „die kennt man wohl. Und für einen rechten Nichtsnutz hat er Sie früher gehalten?"

„Und wie! Ich war heiter und voll Lebenslust, gewiß auch leichtfertig genug. Hundertmal hat er mir's gesagt, daß ich nichts nutz sei und daß ich es im Leben zu nichts bringen würde. In gewisser Beziehung hat er Recht behalten ..."

„Ich dächte aber, Bürgermeister von Gutstadt wäre immerhin Etwas," sagte der Kämmerer, der von seiner eigenen städtischen Würde tief durchdrungen war.

„Wohl, wohl, ich bin auch schon zufrieden. Aber mein Bruder meinte, ich hätte mein väterliches Erbe, anstatt es auf Reisen anzubringen, daheim verdoppeln und verdreifachen sollen und noch eine reiche Frau dazu nehmen. Das Alles hat er gethan und ich nicht."

„Und Sie sind doch heiter, Herr Bürgermeister — heiterer als der Herr Bruder, also auch wohl glücklicher!" meinte Schlicht.

„Das ist Temperamentssache, Kollegen, Temperamentssache ganz allein. Ich hätte ja wohl auch Grund dazu, Grillen zu fangen, ein einsamer alter Mann, ich thu' es aber nicht — die Stadt ist meine Familie und soll es bleiben."

Aber er trank doch aus und stand auf, um nach Hause zu gehen. Der Rathsherr Schlicht hatte in seiner Gutmüthigkeit an diesem Abend zum zweiten Male die zerrissene Saite in des familienlosen Bürgermeisters Brust berührt, deren schwirrendes Vibriren für den einsamen alten Herrn selbst beim duftenden und funkelnden Weine einen schmerzlichen Ton abgab.

(Fortsetzung folgt.)



Hand und Fuß.*)

Der Mensch zeigt im Ganzen wie im Einzelnen seines Körperbaus, daß sein Leib, obschon aus denselben Stoffen wie der Thierleib bestehend und denselben Gesetzen unterworfen, doch für ganz andere Zwecke bestimmt ist. Am auffallendsten tritt dieß bei der Bildung der Hand und des Fußes hervor, denn dem Fuße verdankt er seine aufrechte Stellung, der Hand seine Kunstfertigkeit und menschliches Schaffen, weil er durch die Hand sich das zurecht machen kann, was er und wie er es haben will. Hand und Fuß sind eigenthümliche Merkmale des Menschen, sind die Werkzeuge seiner berechnenden Gedanken, die Diener seines schöpferischen Willens. Nur der Mensch ersinnt und schafft Neues, während das Thier nur instinktiv handelt und thut, wozu es vom dunkeln Erhaltungstriebe gezwungen wird. Trotzdem können manche Naturforscher Mensch und Thier nicht unterscheiden.

Sinnreich verfuhr die Natur, als sie unter die lebenden Geschöpfe die Fähigkeit der willkürlichen Bewegung vertheilte. Dem Wasserthiere gab sie eine Luftblase oder einen Luftraum als Mittel zum Steigen und Sinken. Der Fisch zieht die Blasen zusammen oder dehnt sie aus, die Schnecke zieht sich in ihr Gehäuse zurück oder kriecht heraus, um kraft luftleeren oder gefüllten Raumes leichter oder schwerer zu werden, sich an die Oberfläche des Wassers zu erheben oder sich auf den Boden zu senken. Fäden und Fasern benützt das Gallertthierchen, um sich von der Stelle zu rudern, wogegen der Blutegel seinen Saugnapf irgendwo anheftet, um sich von ihm aus weit auszustrecken, anzusaugen und dann den Körper nachzuziehen. Durch Zusammenziehen und Ausdehnen schafft sich der Wurm vorwärts, durch wellenartige seitliche Biegungen des knorpeligen Rückgrats der Fisch, durch Flügelschlag auf niederzudrückende Luft der Vogel, durch die Schnellkraft langer Beine der Hüpfer. Auf den Zehenspitzen laufen die Einhufer, auf zwei Zehen die Zweihufer, auf fünf Zehen Hund und Katze, auf halber Sohle Bär und Affe, auf ganzer, voller Sohle der Mensch.

Da die Thiere in verschiedenen Elementen sich bewegen, so muß der Mechanismus der Bewegung sehr verschieden gestaltet sein, wobei die Natur so große Einfachheit und dabei so scharf überlegende Umsicht zeigt, daß man ihren Erfindungen die größte Bewunderung zollen und den Geist tief verehren muß, der dieß Alles ersann. Daß die Fischschuppen, die Vogelfedern, das Schneckengehäuse auf das Zweckmäßigste eingerichtet sind, vermag der aufmerksame Mensch wohl zu erkennen, aber keiner der gottleugnenden Doktoren und Professoren kann erklären, warum die Feder solche Fahnenfasern bildet, die sich in Seitenfasern verzweigen und sich mit Zähnchen und Häkchen aneinander ketten, oder weßhalb Fischschuppen bald länglich, bald mehr eckig oder glattrund sind. Weßhalb schaffen die Nahrungssäfte bei der Katze bewegliche Krallen, beim Hunde unbewegliche, hat das grasfressende Pferd Mähne und Haarschweif, ist dagegen die grasfressende Kuh ohne diese Zuthaten? Welche menschliche Phantasie könnte so zahlreiche Abänderungen der einfachen Kreis- oder eirunder Grundform des Thierleibes erfinden? Ueberall zeigt die Natur weise anordnenden Verstand, der nicht ein Erzeugniß chemisch-physikalischer Kräfte sein kann, denn nie hat eine Retorte, ein optischer, fein berechneter Apparat einen Gedanken geschaffen, vielmehr nur das hervorgebracht, was der menschliche Verstand beabsichtigte, indem er ihn als Werkzeug benützte.

Der auf zwei Beinen senkrecht stehende Mensch gewinnt durch seine aufrechte Stellung eine Achtung gebietende Haltung, erhält dadurch nicht nur etwas Gebieterisches, Ueberschauendes als Hausherr der Welt, nimmt damit nicht nur eine Mittelstellung zwischen Himmel und Erde ein, sondern es wird auch seine Körperbildung dadurch eine andere. Eine Bewegung wird nur dadurch eine geregelte, daß das Gleichgewicht nicht gestört wird. Beim Thiere liegt das Rückgrat als Längsaxe wagerecht, beim Menschen steht es senkrecht, wonach auch die Lage der Eingeweide eine eigenthümliche wird, wie die Art des Blutumlaufs. Beim Menschen steigt der Blutstrom auf und nieder, beim Thiere fließt er wagerecht und erst in den Gliedern senkrecht. Bei dem Menschen bringt das Gehen auf Vieren Blutandrang nach dem Kopfe hervor, beim Thiere wird das Gehen auf Zweien widernatürliche Anstrengung, weil Herz, Eingeweide und Blutgefäße eine zweckwidrige Lage erhalten. Bei niedrig entwickelten Thieren vertritt der längs des Körpers ausgedehnte Darm die Schwerpunktslinie, bei Wirbelthieren das Rückgrat, welches an seinen beiden Endpunkten von Füßen unterstützt wird. Weil das Rückgrat wagerecht liegt, bedarf es zweier Stützpunkte, so daß das Thier beim Schreiten je zwei schräg gegenüberstehende Füße hebt. Mensch und Vogel bedürfen zur Stütze ihrer senkrecht gestellten Schwerpunktslinie nur Eines Punktes und können den einen Fuß frei bewegen, wenn der andere feststeht.

Außerdem muß der Körper auch den Schwerpunkt so legen, daß er die Kraft leicht zusammenfaßt. Daher liegen Herz und Magen neben dem Mittelpunkte, und zwar bald vor, bald hinter der mathematischen Mitte, aber stets nach vorn gerückt, weil Hals und Kopf zu leicht sind gegen die langen Hinterglieder. Um jedem möglichen Fehler vorzubeugen, gab die Natur den Thieren noch Balancirstangen, mit denen sie sich im Gleichgewicht erhalten. Zu diesem Zwecke erhielt der Fisch Seiten- und Bauchflossen, Muscheln und Schnecken Luftkammern, Vögel einen beweglichen langen Hals, die Vierfüßler Hals und Schweif, auch wohl schwere Geweihe, der Mensch Arme, mit denen er beim Gehen rudert und balancirt. Um dieß zu erkennen, beobachte man eine Henne beim Schreiten, ein Pferd beim Gehen, Springen, Laufen und plötzlichen Stillstehen, einen Knaben beim Dahingehen auf freiliegendem Balken.

Jedes Thier muß, will es bei der Bewegung nicht umfallen, das Gleichgewicht zu halten vermögen und die Kraft erzeugen, sich zu bewegen, d. h. die Stärke besitzen, seine Körperlast fortzuschaffen. Sein Körper muß Bewegendes und Bewegtes zugleich sein und die Fähigkeit in sich tragen, die Schnelligkeit der Bewegung nach Belieben zu regeln. Die Natur schuf zahllose sich selbst bewegende Körper, machte jedes Thier zu einem perpetuum mobile, indem es ihm elastische Muskeln, dehnbare Haut und Willensnerven gab. Vogel und Fisch, die in Luft und Wasser schwimmen, d. h. sich schwebend erhalten, können sich leicht und schwer machen. Lufthöhlen durchziehen Knochen, Haut und Gefieder des Vogels, und wenn die Anstrengung des Fluges das Blut erhitzt, dehnt sich die im Körper eingeschlossene erwärmte Luft aus und hebt den Vogel empor. Der Fisch bedient sich der Luftblasen und Kiemen, der Wurm der Luftsäcke, das fliegende Eichhörnchen, Fledermaus und fliegender Drache der Flughaut, Biber, Seehund und Ente der Schwimmhautfüße. Durch den Willen lenkt und verwendet das Thier diese Bewegungswerkzeuge; es handelt nach Erfahrung, Ueberlegung und Zweck, und diese Vorstellungen des Thierhirns werden zur bewegenden Kraft des Körpers. Der Vogel kann schnell und langsam fliegen, aufsteigen und sich niederlassen, geradeaus, in Wellen- und Kreislinien sich bewegen. Dieß setzt genaue Abschätzung der Muskelkraft, Bewußtsein über Richtung und Zweck voraus. Wenn der Meeradler auf den tief unter ihm dahineilenden Fischadler herabstößt, so muß er zuvor den Punkt abschätzen, wo er jenen einholt, der wagerecht fliegt, während er sich senkrecht herabstürzt. Läßt nun der geängstigte Fischadler den erbeuteten Fisch fallen, um seinem Angreifer zu entgehen, so berechnet der Meeradler im Nu, mit welcher Kraft er dem niederfallenden Fische nacheilen muß, um ihn zu erreichen, ehe er in's Wasser fällt, wobei er sich so in der Gewalt haben muß, daß er die Fallkraft rechtzeitig hemmt, um nicht in's Wasser zu stürzen. Fliegt der Sperling von einem Kirschberge zum andern, so mißt er das Maß der Kraftanstrengung und Richtung des Fluges nach dem Baume ab, wo er sich niederlassen will; flüchtet er in sein Nest, so bewegt er seine Muskeln derart, daß er gerade vor dem Nestloche ankommt und nicht gegen die Mauer rennt. Den Gebrauch des Schwanzes, die Lage des Kopfes und der Füße muß der Vogel für jede Flugart, für Steigen und Senken, Schwenken und Schweben berechnen.

Nicht minder muß der Fisch seine Luftblasen zu regeln verstehen, wenn sie nicht sein Verderben werden sollen. Sie sind ja nur mechanische Werkzeuge, die erst bei verständigem Gebrauche Nutzen schaffen. Fisch und Vogel sind belebte Luftballons, deren Sicherheit auf vorsichtigem Gebrauche der Ventile beruht. Der Fisch schiebt sich durch wedelnde Bewegung seines biegsamen Rückgrats wie durch Schraubenbewegung des Dampfers vorwärts, indem er mit den Flossen balancirt und Richtung hält, mittelst der verengten oder erweiterten Luftblase sein Sinken und Steigen regiert. Gewöhnlich besitzt er zwei Schwimmblasen, welche durch eine enge Röhre mit einander in Verbindung stehen. Drückt er durch seine Muskeln die Blasen zusammen, so vermindert er die Leichtigkeit des Körpers und sinkt tiefer in's Wasser; erweitert er dagegen diese Luftballons, so kann er bis zur Oberfläche des Wassers steigen, weil er leichter wurde. Preßt er nur die vordere Blase zusammen, so sinkt der Vorderleib und der Fisch stürzt kopflings in die Tiefe; drückt er aber die Hinterblase zusammen, so steigt er mit dem leichten Vorderkörper schräg aufwärts.

Es wirkt indessen auch der Wasserdruck auf die Bewegung des Fisches ein, weßhalb der Fisch nach dessen Zu- und Abnahme das Verengern und Erweitern der Schwimmblasen bemessen muß. Um unter die Oberfläche des Wassers zu kommen, bedarf er einer starken Zusammenpressung der Luft; mit dem Sinken nimmt der Wasserdruck zu, und der Fisch muß nun nach und nach die Schwimmblase erweitern, angemessen der zunehmenden Wasserlast, wenn er nicht mit Heftigkeit auf den Grund anrennen oder in Tiefen gerathen will, aus denen er sich nicht wieder erheben kann. Flüchtet der Fisch nach der Oberfläche und öffnet die Blase zu weit, so schnellt er aus dem Wasser heraus oder sprengt sich den Bauch. Jede Fischart ist daher auf eine bestimmte Wassertiefe angewiesen, wo sie den Bedarf an Luft mit dem Wasser einschluckt und wo ihre Muskelkraft zur Bewegung ausreicht. Das Schwimmen erfordert daher große Vorsicht und Berücksichtigung der Ortsverhältnisse, von denen der Fisch sich durch seine Gefühlsnerven unterrichtet. Er gleicht dem Schiffskapitän oder Maschinisten und dem Luftschifffahrer, die auch die Kräfte der Maschine wohl berechnen, Ventile nach Umständen öffnen und schließen und Ballast auswerfen müssen. Den Fisch leitet sein Nervengefühl, welches wir für Instinkt halten; denn er mißt die Muskelkraft genau ab nach dem Wasserdruck, um sich in der ihm zugewiesenen Zone der Wassertiefe zu behaupten, wie ja das Schiff auch seinen bestimmten Tiefgang hat. Der wohlthätige Gebrauch des Mechanismus der Bewegung setzt Ueberlegung und Urtheilskraft voraus, die wir den Thieren freilich nicht zumuthen. Will der Hund über einen Graben springen, so muß er dessen Breite abschätzen und darnach den Kraftaufwand bemessen. Ist der Graben zu breit, so unterläßt der Hund den Sprung oder springt hinein, um an's andere Ufer zu schwimmen. Springt das Pferd über einen Zaun, so weiß es recht gut, daß es den Beinen eine andere Lage geben muß, als wenn es über einen Graben setzt. Ein verständiger Reiter führt zuvor das Pferd an den Graben, damit es dessen Breite sieht und den Kraftaufwand abschätzt, dessen es für die erforderliche Schnellkraft bedarf. Will der Maikäfer auffliegen, so athmet er oft und tief, um die Luftröhren seines Körpers zu füllen, wozu ihm der Junge, der ihn auf den Finger setzt, sein „Maikäfer, flieg'!" vorsingt.

Jede Bewegung erfordert Muskelkraft; je anhaltender die Bewegung sein soll, um so kräftigeren Muskelbau setzt sie voraus. Beim Vogel heften sich daher starke Armmuskeln am Kamme des Brustknochens an. Vögel mit niedrigem oder gar keinem Kamm fliegen wenig und schlecht. Außerdem hat der Vogel unter den Schulterknochen zwei Stützknochen, die auf dem breiten, schild-

---

*) Aus: „Bilder aus dem Natur- und Kulturleben" von Fr. Körner. Hamburg, Richter.

artigen Brustknochen ruhen und ein festes Gerüst für die schwingende Flügelwelle bilden. Adler und Falken haben den kräftigsten Brustkamm, der Strauß als Laufvogel entbehrt desselben. Um den Vogelkopf für den Flug leicht zu machen, bleibt er klein und zahnlos, enthält dagegen viel Lufthöhlen. Da der Vogel keine Zähne hat, so werden die Speisen im Kropf erweicht und zersetzt, um von der mit feinen Spitzen und Sandkörnchen besetzten Magenscheibe zerrieben zu werden. Das Rückgrat ist zu einem unbiegsamen Stücke verwachsen, damit es sich beim Flügelschlage nicht verschiebt, wogegen Hals und Füße als Balancirstangen dienen. Da die Schlange sich auf den Enden ihrer offenen Rippen fortschiebt, so sind die Wirbel durch kugelrunde Gelenke ineinandergefügt und gestatten den Windungen des Leibes freie Beweglichkeit. Die Länge der Flügel und das spitz auslaufende Ende der Schwungfedern bedingen die Schnelligkeit des Fluges; der nach oben buckelartig aufgetriebene Flügel dient zum Niederdrücken der Luft. Flache Flügel und weit auseinanderstehende surrende Schwungfedern erschweren den Flug.

Vierfüßler ruhen beim Gehen auf zwei Punkten, beim Laufen auf einem, so daß der Lauf ein stetes Vorwärtsfallen wird, wie der Gang des Menschen. Schenkel und Lendenmuskeln sind stark entwickelt, denen die Knochen als Hebel dienen. Gehen, Laufen, Springen sind ein sehr zusammengesetzter Mechanismus, den man sich einüben muß, weil Fersen-, Knie-, Zehen-, Arm-, Bauch- und Halsmuskeln mitarbeiten und rechtzeitig eingreifen sollen. Ein Fortepianospieler, Balletttänzer und Taschenspieler entwickelt diesen Mechanismus bis zum Wunderbaren. An unseren Gliedern, ein Gewebe von Adern, Muskeln, Nerven, Sehnen und Gefäßen, schlingt sich ein Muskelstrang um den andern, heftet sich am Ende oder in der Mitte des Knochens an, den man als Hebel benützt, und über diese Längenmuskeln schlingen sich bandartige Querringe in verschiedener Entfernung, um das kunstvolle Gewebe zusammenzuhalten. Könnte man durch die Deckhäute eines Fingers sehen, so würde man staunen über den wunderbaren Mechanismus. Auf jeder Seite läuft eine Ader herab, die verschiedene Nebenadern entsendet. Mitten am Finger entlang zieht sich eine breite Sehne, die sich in der Mitte einmal spaltet und dann wieder vereint bis zum Nagel, während Muskelstränge einander kreuzen, um jedes einzelne Fingerglied strecken und beugen zu können. Außerdem legen sich an vier Stellen breite Querbänder um die Muskelstränge, und an zwei Stellen sind diese Querbänder sogar über das Kreuz gelegt wie der Verband einer Wunde. Wie kunstvoll ist nun gar ein Oberarm eingerichtet, damit er die am Handende angehängte Last heben oder schleudern kann!

Da der menschliche Fuß zum Tragen des Körpers und zum Gehen bestimmt ist, so muß er Hebel, Pendel und Schwerpunkt sein, soll aber auch die Hoheit und Ueberlegenheit des menschlichen Wesens zeigen. Daher sind Bären-, Affen-, Elephanten- und Froschfüße den menschlichen in mancher Beziehung ähnlich, aber nicht gleich. Selbst Gestalt und Form, Länge und Stellung der Knochen im Menschenfuße sind anders als im Thierfuße. Der Menschenfuß hat eben menschlichen Ausdruck, er ist schön, zeigt Rundung, Ebenmaß, freie Beweglichkeit, so daß unter der schönen Form, der glatten, weichen Haut mit dem durchscheinenden Adernetz der mathematische Zweck des Tragens verschwindet. Menschenfuß und Thierfuß verhalten sich zu einander wie die kunstvoll geformte Säule zum einfachen Tragpfeiler. Voll und rund wölbt sich der Menschenschenkel, während der Thierschenkel breit und eckig erscheint. An dem Knie verjüngt sich das Menschenbein, um ihm den Ausdruck des Schlanken, der anschwellenden Kraft zu geben. Wenn das Kniegelenk des Thieres als eckiger, dürrer Knorren hervortritt und der Unterschenkel mager bleibt, so bildet das menschliche Knie einen runden Knoten an der Schenkelsäule, um sich unterhalb desselben in voller Wade zu runden und sich um den Knöchel zierlich zu einem schlanken Ende zusammen zu drängen.

Auch die Fußsohle ist zart und rund gehalten. Weiche Ränder runden den Fuß ab, denn der Spann bildet eine sanfte Wölbung. Aus der weichen Haut spricht durchgeistete Materie, und die Gelenkigkeit der Zehen verleiht dem ganzen Fuße den Ausdruck seelischer Belebtheit. Kein Thier vermag den Fuß so zierlich zu bewegen, den Gang so mannigfach abzuändern; denn der Thierschritt hat etwas Schablonenartiges, der Menschenschritt etwas Freies, Geistbewußtes. Eine Katze schleicht und springt wie die andere, ein Hund trottet wie der andere, doch der Mensch hat je nach seiner Persönlichkeit seinen besonderen Gang; jeder Stand, jeder Charakter macht sich durch die Art seines Einherschreitens kenntlich. Fest und dröhnend tritt der Kriegsmann auf, wogegen der Salonheld leicht in zierlich geschwungenen Linien hinschwebt, der Muthige tritt fest auf, der Schüchterne unsicher, der Bauer unbeholfen, der Vornehme bedächtig und mit wohlgesetzten Füßen. Die feine Dame säuselt wie auf Zehen dahin, während der Oekonom schwerfällig auftritt, der Kellner sich auf den Zehen vorwärts schwingt, der Offizier sich behend auf den Hacken dreht. Die Frau, die schwere Lasten zu Markte trägt, geht mit einwärts gerichtetem Fuße, der galante Commis hüpft mit auswärts gestellten Fußspitzen dahin. Man zeige zwei Damenfüße, und man wird Stand und Beschäftigung der Damen erkennen; mustert man Herrenfüße, so unterscheidet man Stand, Bildung, Alter und Arbeit. In der Form des Fußes und der Art des Ganges prägt sich im Allgemeinen der Charakter und die Lebensweise des Menschen aus, daher werden Fuß und Gang Ausdrucksformen des geistigen Gehaltes, den der Eigenthümer des Fußes besitzt.

In noch höherem Grade wird die Hand Ausdruck des geistigen Menschen. Seiner aufrechten Stellung verdankt der Mensch die Hand, die außer dem Affen kein Thier besitzt. Die Hand wird Werkzeug des Erkennens, denn mit ihr tastet der prüfende Mensch, wie das Insekt mit den Fühlern die Gegenstände beriecht und befühlt. Durch Tasten lernen wir die Eigenschaften der Dinge kennen, bilden uns Urtheile und Folgerungen, berichtigen die Meinungen des Auges. Die Hand wird Erkenntnißorgan. Der Blinde sieht mit den Fingerspitzen, bildet sich nach den Empfindungen der Tastnerven seine Urtheile, erlernt durch sie Begriffe, liest mit den Fingern und erhält sich durch sein Tastgefühl im Kreise menschlicher Bildung.

Was der Geist will, das schafft die Hand, regiert vom Auge. Alle Kunstwerke und Werkzeuge hat die Hand geschaffen, die sich in jede Lage und Stellung fügt. Die Hand ist schöner, ausdrucksvoller, beweglicher und bildsamer als der Fuß, dient daher beim Reden als Dolmetscherin der Empfindung. Der Schauspieler verdankt einen Theil seines Erfolgs den Bewegungen seines Armes und seiner Hand; der Taubstumme spricht durch die Hand, und dem gemeinen Mann dient sie, um seine oft unklaren, ungenauen Ausdrücke klar und verständlich zu machen, indem er gestikulirt. Der Zornige ballt die Hand, der Priester breitet sie segnend aus. Freunde drücken sich beim Gruße die Hand, der Vater droht dem ungezogenen Sohne mit dem Finger, der ihm dann wohl ein Schnippchen schlägt, worauf eine schallende Ohrfeige als logisch begründete Antwort erfolgt. Auf einen Wink mit der Hand springt der Lakai heran oder davon. Abscheu und Liebe, Schmerz und Freude drücken wir durch Handbewegung aus: wir ringen die Hände, erheben bittend die Hände, ergreifen, Hülfe erwartend, die Hand eines Mächtigen.

Die Hand ist für uns Zahn, Rüssel, Zunge, Klaue der Thiere, der ganze Arm ja im Grunde nur ein Hebel, der sich um seinen Stützpunkt drehen kann. Aber dieß Alles ist dem Hauptzwecke untergeordnet, daß die Hand Diener des menschlichen Willens, Vollstrecker der Gedanken, Ausdruck der Empfindungen wird. Das geistig Ausdrucksvolle macht sich an der Hand so entschieden geltend, daß Kenner aus Form und Farbe der Finger den Charakter und Stand des Menschen erkennen. Als Tastorgan ist die Hand auch Charakterzeichen der persönlichen Empfindungsweise geworden. Weiche Gemüthsmenschen haben eine kleine, weiche Hand mit zarten, kegelförmig zugespitzten Fingern, einen kleinen Daumen und wenig hervorragende Gelenke, wogegen die Hand willenskräftiger Männer derb, muskulös, fest und eckig ist. Der Arbeiter hat eine plumpe, harte Hand, der schreibende Beamte lange, schlanke Finger und eine mäßig breite Handfläche.

Zur Geschichte eines Huhnes.

„Ich mußte zwölf junge Enten ohne Mutter aufziehen und gesellte ihnen nach einigen Tagen ein verwaistes Küchlein zu," so berichtet eine Dame in der „Frankfurter Zeitung" vom 25. März dieses Jahres. „Anfangs zeigten sich die Enten sehr ungeberdig gegen den Fremdling, gewöhnten sich aber schon nach wenigen Tagen an ihn und räumten ihm sogar nach kurzer Zeit des Zusammenlebens die althergebrachten Vorrechte des Nesthäkchens ein, als da sind: das wärmste Plätzchen zum Schlafen, den besten Brocken aus der Schüssel und die Erlaubniß, mancherlei Unarten ungestraft begehen zu dürfen. Dafür verleugnete das Thierchen aber auch gänzlich seine Hühnernatur; es scharrte niemals das Futter auseinander, sondern suchte die Leckerbissen auf ehrbare Entenart mit dem Schnabel hervor; es trank Wasser, so lange eine der Enten trank, und stellte sich mitten in das flache Badgefäß, wenn die Thiere darin waren. Oft wurde es dabei jämmerlich naß und fror zum Erbarmen, lief aber, so oft man es auch entfernte, immer wieder zum Wasser zurück, bis die allgemeine Toilette beendigt war, um sich dann piepend und schreiend zwischen und unter die Enten zu drücken. So lebten und gediehen die Thiere über fünf Wochen, bis dann plötzlich, wahrscheinlich in Folge kalter Witterung, einige der Enten Gicht in die Füße bekamen und sich thatsächlich nicht von der Stelle bewegen konnten. Nun nahm sich das Küchlein, welches inzwischen seines energischen Wesens halber den Namen ‚der Huhner' erhalten hatte, wahrhaft rührend der Armen an. Es trug ihnen bei jeder Mahlzeit Futter zu, blieb bei ihnen sitzen, wenn die anderen dem Vergnügen nachgingen, und erhob ein jämmerliches Geschrei, wenn die gesunden Thiere nach den kranken pickten oder diese sonst unsanft behandelten. Dieses Verhalten behielt es monatelang bei, da die Thiere niemals den normalen Gebrauch ihrer Füße erhielten und später geschlachtet werden mußten. Nachdem der Huhner zu einem sehr schönen großen Huhn erwachsen war, wurde er auf den großen Hühnerhof gebracht, um sich mit seinesgleichen einzuleben und auf seinen natürlichen Beruf vorzubereiten. Aber er nahm drei Tage nur die nothdürftigste Nahrung zu sich, fürchtete sich vor dem Hühnervolk und lief beständig im Galopp an der Bretterwand, die ihn von den Enten trennte, hin und her. Solcher Schmerz und die Sorge um den möglichen Verlust des schönen Thieres rührten natürlich mein Herz, und ich ward belohnt durch den Anblick der Wiedersehensszene zwischen den Enten, welche die Trennung ziemlich ruhig ertragen hatten, und dem Huhner. Als ich die Thüre öffnete, stürzte der Huhner schreiend auf die Enten zu, und diese, ebenfalls schreiend, umringten ihn und waren augenscheinlich sehr befriedigt durch sein Wiedererscheinen. Ich machte keinen weitern Trennungsversuch, und die Gesellschaft lebte zufrieden und höchst einig ihre Tage dahin. An jedem Morgen trat der Huhner zuerst aus dem Stall (er hielt darin streng auf Etikette), beim Fressen war er bescheiden, aber wenn die Enten auf das Bassin gehen wollten, suchte er sie durch alle möglichen Manöver davon abzuhalten, was ihm auch einigemal gelang. Schwammen die Enten auf dem Wasser, so lief er fortwährend nach der Stelle, wo er ihr Landen vermuthete, und trank unermüdlich Wasser, sobald er jene trinken sah. Zweimal war er so vorwitzig, ebenfalls in's Wasser zu springen, worüber die Enten ein großes Geschrei erhoben, was Hülfe herbeirief. So trotzte er jedem Regen, und es war wunderlich anzusehen, wenn er ganz durchnäßt mit den Enten durch die tiefsten Wasserpfützen watete. Putzten sich die Enten, so war er einer der Eifrigsten, sein Federkleid zurecht zu zupfen. Am drolligsten benahm er sich Abends, wenn die Gefährten noch in der Dämmerung auf dem Wasser lagen und seine Sehnsucht nach dem Stalle völlig ignorirten, was ihn ganz außer sich brachte. Er lief dann wohl zehnmal und mehr nach dem Stalle, um ebenso rasch wieder umzukehren und bald sanft klagend, bald sehr erzürnt die Enten zum Mitgehen zu bewegen. Umsonst, sie rührten sich nicht. Erst nachdem er meldete, daß die Thüre geschlossen werde, kam Leben in die Gesellschaft und sie sprangen eilig heraus und folgten ihm. Nachdem ich dieß mehrmals beobachtet hatte, machte ich mir öfter das Vergnügen, durch scheinbares Schließen dem gequälten Huhner zu seiner Nachtruhe zu verhelfen, und jedesmal lief er im Sturmschritt nach dem Wasser, um gleich darauf mit den Enten zurückzukommen. Nachts saß er mitten unter den Enten. Niemals hat sein Fuß eine Hühnerstange betreten, niemals flog er über die nur halbmeterhohe Einzäunung des Entenhofes und niemals sah man ihn scharren; er war eine durchaus wohlerzogene Ente in Hühnergestalt. Da eines Tages gab es große Aufregung im Hause. Der Huhner war nicht das, was er geschienen, sondern entpuppte sich zu einem ganz gewöhnlichen — Gockel. Er krähte, scharrte und ward so unduldsam gegen einzelne Familienglieder, daß sich schließlich alle vor ihm fürchteten und für ihn leider nur das Messer und ein herzliches Bedauern übrig blieb."

Lotterieziehungen im Monat Juli.

Am 1. Oesterreichische Kredit 100-Gulden-Loose vom Jahr 1858, 800 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Januar 1881 (89. Ziehung). — Stadt Bordeaux 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1863, 470 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. November 1880 (34. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Loose vom Jahr 1861, 4700 Stück, höchster Preis 1000, niedrigster 47 Fr., zahlbar am 2. Januar 1881 (68. Ziehung). — Donau-Dampfschifffahrt 100-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1857, 1305 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (26. Ziehung). — Hamburger 100 Mark-Banko-Loose vom Jahr 1846, 2050 Stück, Prämienziehung am 1. September. — K. K. Oesterreichische 250-Gulden-Loose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Schaumburg-Lippe'sche 25-Thaler-Loose vom Jahr 1846, 1600 Stück, höchster Preis 13,000, niedrigster 47 Thaler, zahlbar am 1. Oktober 1880 (34. Ziehung). — Kurhessische 40-Thaler-Loose vom Jahr 1845, 4000 Stück (inkl. 2000 Loose vom 1. Dezember 1879), höchster Preis 32,000, niedrigster 75 Thaler, zahlbar am 2. Januar 1881 (45. Ziehung). — Stadt Wien 100-Gulden-Loose vom Jahr 1874, 1200 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 130 fl., zahlbar am 1. Oktober 1880 (25. Ziehung). — Sachsen-Meiningen 7-Gulden-Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, Prämienziehung am 1. August. — Raab-Grazer E.-B.-100-Thaler-Loose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, Prämienziehung am 1. Oktober. — Stadt Amiens 100-Franken-Loose à 4% vom Jahr 1871, 616 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. November 1880 (24. Ziehung). — Braunschweigische 20-Thaler-Loose vom Jahr 1868, 2750 Stück, Prämienziehung am 31. August. — Am 2. Stadt Krakau 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 125 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (23. Ziehung). — Stadt Schaerbeek 50-Franken-Loose vom Jahr 1873, 372 Stück, höchster Preis 7500, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 2. Januar 1881 (14. Ziehung). — Am 3. Stadt Innsbruck 20-Gulden-Loose vom Jahr 1871, 100 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Januar 1881 (24. Ziehung). — Am 5. Stadt Salzburg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1872, 130 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 5. Januar 1881 (23. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Loose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 50 Franken, zahlbar am 10. Januar 1881 (45. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose vom Jahr 1871, 1490 Stück, Prämienziehung am 20. Juli. — Am 13. Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 3300 Stück, jedes Loos à 125 Rubel, zahlbar am 13. Oktober 1880 (31. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Loose à 5% vom Jahr 1864, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rb., zahlbar am 13. Okt. 1880 (31. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Loose vom Jahr 1855, 700 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Januar 1881 (56. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1868, 329 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 Fr., zahlbar am 15. August 1880 (47. Ziehung). — Graf Waldstein-Wartemberg 20-Gulden-Loose vom Jahr 1847, 1200 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 15. Januar 1881 (62. Ziehung). — Holl. Kommunalkredit-100-Gulden-Loose à 3% vom Jahr 1871, 232 Stück, höchster Preis 6000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. Februar 1881 (35. Ziehung). — Stadt Antwerpen 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 480 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 15. August 1880 (35. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1869, 6916 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 31. Juli 1880 (45. Ziehung). — Am 20. Stadt Brüssel 100-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1874, 404 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Mai 1881 (39. Ziehung). — Stadt Paris 400-Franken-Loose à 3% vom Jahr 1871, 1490 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 400 Franken, zahlbar am 5. August 1880 (35. Ziehung). — Am 30. Fürst Clary 40-Gulden-Loose vom Jahr 1856, 500 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 30. Januar 1881 (54. Ziehung).

Rösselsprung.

	gan-	nes	nem	in	ri-	weiß	
weiß	zau-	mein	schem	ei-	dei-	sinn'	ban-
herz	nur	ge	dich	ich	ge-	me-	mit
dei-	nicht	ber-	hofft	schied	in	mir	dann
seit-	ge-	von	oft	lied	ge-	haft	träu-
was	nen	gen	ich	weiß	gen	denk'	rum
sun-	dem	ich	dein	be-	wa-	dir	du
	wenn	reiz	nicht	von	ich	zwun-	

☞ In der soeben ausgegebenen Nro. 36 unserer

„Deutschen Roman-Bibliothek“

Preis in wöchentlichen Nummern nur **2 Mark** vierteljährlich — in 14tägigen Heften **35 Pf.** pro Heft, — beginnt **neu:**

Im Forsthause.

Roman
von
Hans Warring.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Kleine Korrespondenz.



W. A. in G. Sie thun am besten, sich an das militärische Auskunftsbureau in Leipzig, Karlsstraße 5, mit dieser Frage zu wenden.

H. H. K. in Berlin. Ist eine Sage.

Frln. Emma Lassen in Zürich. Selig's gutes Buch: „Englisch leicht gemacht“, durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Hrn. Otto Mucke. Sp. lebt noch in Berlin.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Bertha Vierstück, Ulm; Hermine Fehlmann, Berlin; Amalie Horn, Stuttgart; Emma Failmetzger, Urach; Bertha Krapf-Strauß, Matzingen; Antonie Seitz, Würzburg; Frau Josephine Mauker; Hrn. G. Baumann und G. Mäskelmann, Segeberg; H. Gehrike, Emmerich; J. Janus, Oppeln; M. Wagener, Ohligs; M. Rödel, Waldenberg; P. Stade, Magdeburg; H. Hansen, Kiel; O. Müller, Stuttgart; B. Bernhardi, Stettin; O. Richter, Posen; M. Lauter, Bernau; A. Ringori, Wien; J. Hoffmann, Troppau.

Frau S. Winter. Man empfiehlt jetzt bei dergleichen das Auswaschen mit Schwefeläther.

Hrn. Abonnent Klein in Reichena. Wenn Sie unsere erste Hälfte des Jahrgangs nachsehen, werden Sie das gewünschte Mittel ausführlich angegeben finden. Stark riechende Stoffe, wie Kampher, Ofenruß, auch einen Streifen Asche auf den Boden legen!

Hrn. Quintin S. in E. Dergleichen ganz technische Fragen können wir unmöglich in der „Illustr. Welt“ beantworten; vielleicht thut dieß die Redaktion der „Chemikerzeitung“ in Koburg.

Frau X. in Altona. Ohne Erlaubniß der betreffenden Herren geben wir keine derartigen Adressen mehr an — aus Gründen, die Ihnen vielleicht bekannt sind.

Frau A. Hyronimi in Ulm. Toussaint-Langenscheidt's Methode, brieflicher Unterricht, Berlin, Langenscheidt, für Englisch. Für Spanisch und Italienisch in gleicher Methode, Leipzig, Verlag des „Hausfreundes“; — jetzt auch für Russisch daselbst Unterrichtsbriefe erschienen.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. C. M. in B. Für die Ankündigungen im Annoncentheile unseres Blattes betreffs ärztlicher Heilmittel übernimmt die Redaktion durchaus keine Garantie. Das einzige Mittel, was bisher in manchen Fällen epileptische Anfälle abgekürzt und zum Theil beseitigt hat, ist das sogenannte Bromkalium. Näheres über dessen Anwendungsweise würde den Raum unserer ärztlichen Korrespondenz zu sehr in Anspruch nehmen, weßhalb Sie sich dieserhalb privatim mit unserem ärztlichen Berather in's Benehmen zu setzen belieben.

Hrn. G. K. in Budapest. Gegen Fußschweiß ist das Einpudern mit salicylsaurem Schweißpulver, in allen Apotheken erhältlich, empfehlenswerth.

Hrn. J. T. L. in Wien. Eine Kaltwasserbehandlung, vornehmlich tägliches Abdouchen des Körpers, mit kalten Abreibungen verbunden, sowie regelmäßiger Genuß ungarischen Bitterwassers dürfte die vermeintliche Vollblütigkeit bald in eine regelmäßige Thätigkeit der Blutcirkulation verwandeln, und hiemit dürften die geklagten lästigen Erscheinungen bald schwinden.

Frln. Louise B. in M. Einpudern der Haut mit feinem Reispuder ist das beste Mittel, um den Fettglanz zu beseitigen.

Abonnentin in N. Ein Mittel gegen Ergrauen der Haare ist uns unbekannt. Alle derartigen Anpreisungen beruhen auf Quacksalberei. Asworth'sche Haarbürsten sind empfehlenswerth.

Hrn. W. in Sch. Die angefragte kosmetische Anstalt hat es mehr darauf abgesehen, dem Geldbeutel des Patienten als diesem selbst eine schmächtige Gestalt zu verleihen.

Abonnent F. K. in N. Durch eine „Bruchsalbe“ kann, wie schon des Oefteren bemerkt, kein Bruch geheilt werden. Derartige Uebelstände sind mechanische Störungen und können nur auf mechanische Weise, entweder durch ein gutes Bruchband oder durch eine chirurgische Operation, beseitigt werden.

Hrn. Rud. St. in W. Derartige Angelegenheiten können, wie dieß leicht zu denken, in öffentlicher Korrespondenz keine Behandlung finden.

Hrn. U. B. in Hamburg. Der tägliche Genuß von einem Glase ungarischen Bitterwassers (Franz-Joseph-Quelle), Morgens ein Glas voll nüchtern genommen, wird zum Ziele führen.

Abonnent in Rußland. Wir empfehlen Ihnen die Dr. Erlenmeyer'sche Anstalt für Gemüthskranke in Bendorf bei Koblenz.

Nr. 21 in Hall. 1) Abreiben des Gesichts mit Sandseife. 2) Die Heiserkeit beruht auf Verschleimungen. Einathmungen mit einem Inhalationsapparate (Bezugsquelle Gebrüder Weil zu Frankfurt a. M.) zur Auflösung der Schleime empfehlenswerth. 3) Ein gutes, unschädliches Zahnreinigungsmittel ist eine Mischung von medizinischer Seife mit gepulvertem kohlensaurem Kalke. 4) Ein gutes Waschmittel zur Verfeinerung des Teints ist Kummerfeld'sches Waschwasser, in jeder Apotheke erhältlich.

Junge Elsässerin in M. im Elsaß. In dem Werkchen von Vogel: „Korpulenz“ finden Sie jeglichen Rath gegen „Fettwerden“; durch jede Buchhandlung beziehbar.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Im Verlage von **Eduard Hallberger** in **Stuttgart** und **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Des Kronprinzen Regiment.

Roman
von
Gregor Samarow.

3 Bde. Preis broschirt *M.* 12. —; fein gebunden *M.* 15. —

Jedermann kennt die Feldzüge, die staatsmännischen Arbeiten, die Schriften des großen Helden des siebenjährigen Krieges, des Philosophen von Sanssouci, aber zwischen den tragischen Konflikten seiner frühen Jugend und seinem Königswirken liegt eine Reihe von Jahren, welche die Büchergeschichten meist mit wenigen Zeilen übergehen und die dem großen Theile auch des gebildetsten Publikums ebenso unbekannt sind, wie das weit ab von den heutigen Verkehrsstraßen in einem Winkel der Mark Brandenburg liegende Schloß von Rheinsberg, in welchem der Kronprinz von Preußen seinen Hof hielt, nachdem er für seine hartgestrafte Jugendverirrung die Verzeihung seines Vaters wieder erlangt hatte, und doch sind diese Jahre von höchster Wichtigkeit und tiefster Bedeutung für die Entwicklung von Friedrich's Geist und Charakter. Während dieser Jahre entwickelte sich der übersprudelnde und revolutionäre Feuergeist zu der kalt überlegenen Herrscherkraft, welche Alles zu beobachten, Alles zu erfassen und zu durchdringen, Alles zu beherrschen verstand und vor Allem jede eigene Leidenschaft, jedes eigene Gefühl, jeden eigenen Wunsch dem klaren, ruhigen Willen unterzuordnen wußte. Der Verfasser des Romans **„Des Kronprinzen Regiment“** hat es nun unternommen, charakteristische Bilder aus dem Leben des Kronprinzen Friedrich während jener äußerlich scheinbar gleichgültigen Jahre in Rheinsberg an den Faden einer Erzählung zu reihen, um dem Publikum auch in jene wenig beachtete und doch der Beachtung so werthe Zeit einen interessanten Einblick zu öffnen. Die eigentliche Erzählung des Romans gehört der Dichtung an, allein die Schilderungen des kronprinzlichen Hofes, die Charakteristik der Personen, welche dort den Kronprinzen umgaben, seine Beziehungen zu seinen Freunden, sein Eintritt in den Freimaurerorden, die Musterung seines Regiments u. s. w., das Alles beruht auf eingehendem Studium und ist mit gewissenhafter Treue streng historisch dargestellt. Wir glauben daher, daß der Roman, den wir der Leserwelt bieten, wenn er sich auch um die Person des allbekannten Königs Friedrich II. bewegt, dennoch für den größten Theil des Publikums Neues und bisher Unbekanntes bringen wird, während er die Leser durch den Reiz des Romantischen und der Spannung unwiderstehlich fesseln muß.

Ankündigungen.

Die 5mal gespaltene Nonpareillezeile 60 Pfg.

In allen Buchhandlungen zu haben:
Anweisung zur Oelmalerei,
zur Aquarellmalerei und zur Malerei auf Holz. — Mit 26 Geheimnissen für Zeichner und Maler. Von **Fr. Diedrich.**
Neunte Auflage. Preis 2 Mark.
Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

☞ **Musik im Hause!!**
324 Pièçen für Piano
zusammen für 10 Mark!!

12 der neuesten Märsche,
13 „ „ Walzer,
22 „ „ Polkas,
11 „ „ Galoppaden,
9 „ „ Polka-Mazurkas,
8 „ „ Redovas,
12 „ „ Rheinländer,
13 „ „ Tyroliennes,
100 der beliebtesten Volkslieder mit Text,
11 brillante große Salonkompositionen,
48 Lieder ohne Worte von Mendelssohn,
50 beliebte Pièçen der schönsten Opern,
15 der schönsten Polonaisen, Nocturnes und Walzer von Chopin.

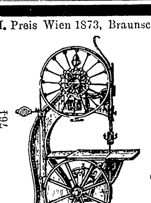
☞ Alle diese 324 Pièçen, in schönen großen Quartausgaben, in 6 elegant ausgestatteten Albums, mit vorzüglich großem Druck und schönem Papier, unter Garantie für neu — komplet und fehlerfrei,

zusammen für 10 Mark!!

Avis. Aufträge werden prompt und exakt gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages zoll- und steuerfrei effektuirt von der Buch- und Musikalienhandlung

Moritz Glogau jr., Hamburg,
801 Graskeller Nr. 20.

I. Preis Wien 1873, Braunschweig 1877.



Heckner & Co.,
Braunschweig.
794

Bandsägen für Hand-, Fuss- und Dampfbetrieb, Universal-Holzbearbeiter, Hobel- und Kehlmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung.

KBei meiner Art der Wartung habe ich stets vorzüglich singende
Kanarienvögel
abzugeben. **Preise erniedrigt.**
R. Maschke,
688 **St. Andreasberg im Harz.**

803

Wiesbaden.
Pensionat für Töchter gebildeter Stände.

Gründlicher, wissenschaftlicher Unterricht. Praktisches Erlernen der fremden Sprachen durch National-Lehrerinnen. Sorgfältige Erziehung und Gesundheitspflege. Die Zahl der Pensionärinnen auf nur 15 beschränkt. Pensionspreis *M.* 1200. **Prospekte** und Referenzen durch die Vorsteherin

Marie Brügelmann.

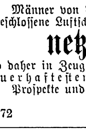
Männer von Fach stimmen — gestützt auf Experimente — mit uns überein, daß eine abgeschlossene Luftschichte das allein richtige Bekleidungsmittel ist. Unsere

netzgeknoteten Luftunterkleider

sind daher in Zeugnissen ärztlicher Autoritäten als die gesundesten, angenehmsten, dauerhaftesten, reinlichsten und billigsten Unterkleider bezeichnet worden. Prospekte und Zeugnisse gratis.

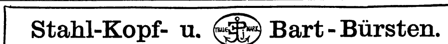
772 **Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden.**

Stahl-Kopf- u. Bart-Bürsten.



Diese elegant gearbeiteten Haar-Bürsten mit den sauber verzinnten in Kautschuk gefassten Stahlborsten sind von Autoritäten als vorzüglich anerkannt. Dieselben durchdringen das dichteste Haar, reinigen die Kopfhaut (beseitigen Schuppen und Schinnen) und erzeugen beim Gebrauch eine höchst angenehme erfrischende Empfindung.
Jede Draht-Bürste ist mit meiner gesetzlich geschützten Fabrikmarke versehen.
Verpackung in eleganten Cartons.





Taschenbürste Jacarand. m. weiss. Borstenrand M.	Schwarz polirt ohne Borstenrand	Satin od. schwarz polirt mit Borstenrand	Jacaranda m. 2 weissen Borstenränd., elegant
No. **110** Dtz. 12.—	No. **113** Dtz. M. 24.—	No. **116** Dtz. M. 24.—	No. **120** Dtz. M. 42.—
klein St. 1.25	klein St. „ 2.25	klein St. „ 2.25	klein St. „ 3.75
No. **111** Dtz. 18.—	No. **114** Dtz. „ 27.—	No. **117** Dtz. „ 30.—	No. **121** Dtz. „ 51.—
gross St. 1.75	mittel St. „ 2.50	mittel St. „ 2.75	mittel St. „ 4.50
	No. **115** Dtz. „ 30.—	No. **118** Dtz. „ 36.—	No. **122** Dtz. „ 60.—
	gross St. „ 2.75	gross St. „ 3.25	gross St. „ 5.50

Versandt von 1 Stück an gegen **Nachnahme** oder **Vorher-Einsendung. Von 3 Stück an Dutzend-Preis.** Briefmarken werden in Zahlung genommen. **Bei Bestellung bitte die fettgedruckte No. anzugeben.**
Illustrirte Preis-Courante versende auf Verlangen gratis und franco.



Neue Stahl-Pferde-Bürste
auch für Rindvieh, Hunde etc.
Diese Bürste, welche gleichfalls aus verzinnten in Kautschuk gefassten Stahlborsten besteht reinigt die Haut gründlich und macht das Striegeln entbehrlich.
No. **106.** Preis per Dutz. M. 50.—, per Stück M. 5.—. Versandt wie oben.

763 **Ernst Petzold jun., Chemnitz,** Fabrik aller Sorten Draht-Bürsten.

Anerkennung.

Herrn **Ludwig Vies** in Nürnberg, Prechtelsstraße, konstatire ich hiemit mit Vergnügen, daß ich durch dessen **ausgezeichnetes Mittel** in wenigen Stunden von einem großen **Bandwurm mit Kopf** befreit wurde, nachdem ich **vorher zwei** ärztliche Kuren **ohne Erfolg** gebrauchte. Allen Bandwurmleidenden kann ich somit Herrn **Vies** auf's Wärmste empfehlen.
Gez. **Jos. Haltmayr,** k. k. Finanz-Rechnungs-Revident in Linz a./D.

Für Stotternde!

Dem Hrn. Sprachlehrer **Mosetter** in **Karlsruhe** bezeuge ich mit Vergnügen, daß er den 17jähr. Anton Luft von hier in der auffallend kurzen Zeit von 4 Wochen von dem Sprachfehler d. Stotterns, welcher bei d. Genannten d. höchsten Grad erreicht hatte, **vollständig** geheilt hat.
Mosbach i. Baden.
760 Großh. Bezirksarzt **Wolf.**

Klinik, v. Staate konz. Ganz besonders günstige Erfolge bei Haut-, Unterleibskr., Schwäche, Nervenzerrütt., Rheumatismus, Gesichtsschmerz, Asthma. Dirigirender Arzt: **Dr. Rosenfeld** in **Berlin,** Friedrichstraße 189. Auch brieflich. Prospekte gratis.

Zithern

liefert in anerkannt vollendeter Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle, gut besaitet schon von 16 *M.* an; feinere Qualitäten 22, 28, 36—150 *M.* **Schulen** zum Selbsterlernen. Preis-Courant franko!
Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von **Gebrüder Wolff** in Kreuznach.

SCHUTZMARKE



Fahnen,

gestickte, für Vereine jeder Art, liefert
F. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant.
Preisgekrönt auf allen Ausstellungen.
673

Der Haarschwund.
Aerztlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Haare, sowie der Kopfhaut. Anatomische, physiologische und pathologische Beobachtungen am menschlichen Haarwuchse, sowie die rationelle Pflege des gesunden u. kranken Haares nebst kosmetischen Regeln, 130 Seiten Text, deutsche u. französische Ausgabe, ist gegen Retourmarke gratis-franco zu beziehen vom Verfasser:
Edm. Bühligen, Leipzig.

Vertrauen können Kranke nur zu einem solchen Heilverfahren fassen, welches thatsächliche Erfolge für sich hat. Die bereits in 2. Auflage erschienenen Specialbücher: **„Die Gicht“** und **„Die Brust- und Lungenkrankheiten“** geben allen Jenen, die an

☞ **Gicht** ☜
Rheumatismus, Gliederreissen etc.
leiden, oder aber an einer
Brust- oder Lungenkrankheit,

wie **Schwindsucht** ꝛc. dahinsiechen, **neue Hoffnung,** denn die darin enthaltenen Dankesäußerungen über glückliche Heilungen beweisen, daß selbst **Schwerkranke** oder anscheinend hoffnungslos Darniederliegende noch die ersehnte Hilfe fanden. — Kein Honorar, ärztlicher Beirath vielmehr unentgeltlich! Jedes der obigen Bücher kostet 50 Pf.* Prospect gratis und franco durch **Th. Hohenleitner, Leipzig und Basel.**

*) Vorräthig in A. Goldstein's Buchhandlung zu Frankfurt a. M., welche jedes der Bücher gegen 60 Pf. in Marken franko versendet. 671

Für Männer

jeden Alters sehr wichtige Erfindung. — Aerztlich begutachtet und empfohlen. Broschüre, sowie Prospekt verschickt franko verschlossen gegen Einsendung von 50 ₰ in Briefmarken
712 Generalagent **Bujatti** in Nürnberg.

Böhmens Schatz!
Püllnaer
Natur - Bitterwasser

zum Wohle u. Heile für Gesunde u. Kranke!
(Preisgekrönt zu Philadelphia 1876, zu Paris 1878 und zu Sydney 1879.)
Seit **100** Jahren bewährt als das **gesündeste Auflöse-Abführmittel** und als der **beste Wächter** der **Gesundheit** und des **Lebens!**
Verkauf überall.
Die Gemeinde-Bitterwasser-Direktion in Püllna (Böhmen), 777
Anton Ulbrich, Sohn des Gründers.

Empfehle Ihnen mein Universal-Vertilgungs-Pulver zur Vertilgung aller Arten **Ratten, Feld- u. Hausmäuse, Maulwürfe, Hamster, Schwaben, Kakerlaken, Feuerwürmer, Heimchen, Ameisen** — alle diese Arten Ungeziefer tödtet ein und dasselbe Pulver — welches alle sonstigen Vertilgungsmittel übertrifft. Es wird nur gestreut, auch bei nützlichem Vieh, ohne diesem zu schaden; dabei tödtet 1 Pfund von meinem Pulver mehr Ungeziefer als 2 Pfund von anderen Präparaten, worüber ich Zeugnisse aus allen Gegenden Deutschlands vorlegen kann. Ich versende auf Bestellung à Pfund zu 1 *M.* 50 ₰., 5 Pfund zu 6 *M.*, 10 Pfund zu 10 *M.*
Von **Wanzen** sammt der **Brut** kann ich Sie radikal, also gründlich, durch mein Mittel, auch brieflich, unter Garantie innerhalb zwei Stunden gegen mäßiges Honorar befreien.
L. Grimmnitz, conceff. Kammerj., **Rostock.**

Bode & Trone, Hannover,
Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke,
empfehlen:



Diebessichere Kassetten
elegant gearbeitet, blank und moirirt, mit Chubbschloß.

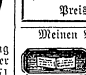
Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Länge cm.	14	16	20	24	30	35	40
Breite cm.	10	12	15	18	20	25	30
Höhe cm.	6	8	8	10	11	12	14
Preis *M.*	9,50	10,50	13,50	19,50	24	32	40

inkl. Verp. in einer Kiste.
Fein lackirt und zum Festschließen auf einem Tisch oder in einem Schrank eingerichtet:

Nr.	1	2	3	4	5	6	7
Preis *M.*	11,30	12,30	15,50	21,50	27,50	35,80	44

Preiscourant gratis u. franko. 683

Meinen Preis-Courant über 802



Spieldosen, Musikwerke u. Albums ꝛc. versendet nebst viel. Anerk. gratis
A. Fischer, Berlin S.W.,
Lichterfelderstr. 29.
Beste u. billigste Bezugsquelle.

G. L. Daube & Co.,
Central-Annoncen-Expedition
der deutschen u. ausländischen Zeitungen,
Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Zürich, Paris etc. etc.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. Achtundzwanzigster Jahrgang. № 47. Stuttgart, Leipzig und Wien. Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung
von
Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Es war am Stiftungsfeste der Kasinogesellschaft, der Friedländers und Burkhardts als Mitglieder angehörten. Natürlich fehlten weder Karoline noch Fritz, und auch Herr Junkermann, der auf einem Kasinoballe zuerst Karolinens Bekanntschaft gemacht, hatte sich eingefunden. Anna und Linchen saßen nebeneinander und sahen dem Tanze zu, ähnlich wie an jenem Hochzeitsabende. Der junge Burkhardt hatte, von der Mutter ermuntert, wiederholt mit Karolinen getanzt, und es schien, als sei ihm damit die frühere Unbefangenheit zurückgekehrt, denn er hatte zum ersten Male wieder von alten Zeiten mit ihr geplaudert, und sein sonst ziemlich ernstes Gesicht strahlte und leuchtete an diesem Abend voll Heiterkeit. Um so eifriger war Herr Junkermann, dessen scharfer Beobachtung dieß keineswegs entgangen, bemüht, Karolinen an sich zu fesseln, indem er sich unermüdlich zeigte, mit ihr zu tanzen. Anna folgte dem Paare mit den Augen, das eben wieder an ihr vorüberschwebte, und konnte sich nicht enthalten, gegen ihre Freundin die Grazie des jungen Architekten zu rühmen und zu versichern, daß er der anmuthigste Tänzer sei, der ihr je vorgekommen.

„Hm," stimmte Linchen Burkhardt bei, „er ist überhaupt ein Mann, der sich sehen lassen kann. Nur seine Augen wollen mir nicht recht gefallen; sie halten nie Stand, wenn man ihm fest in's Gesicht sieht; sie haben etwas Unstätes und durchaus nicht Vertrauenerweckendes."

„Ach!" lachte Anna, „das ist ein überlebter Standpunkt. Wer wird denn den Menschen nach solchen Außendingen beurtheilen!"

„Ist die Grazie, die Du soeben an ihm rühmtest, nicht auch nur ein Außending?" versetzte Linchen. „Seine feinen Manieren, seine verbindlichen Redensarten, sein elegantes Auftreten, — sind das etwa keine Außendinge? Und doch scheinen sie Dir genügend, um darnach auch den innern Menschen zu beurtheilen! Hahaha!"

„Nun, es ist auch wahr," entgegnete Anna in einem kurz angebundenen Tone, als werde sie sich in ihrer Meinung durch Niemanden irre machen lassen, „er hat feine Manieren, er weiß sich wie ein gebildeter Mann auszudrücken, und er versteht sich elegant zu bewegen. Dabei ist er tüchtig in seinem Fache und im Uebrigen habe ich nie etwas Nachtheiliges an ihm bemerkt."

„Auch nicht über ihn gehört?" frug Linchen.

Statt aller Antwort wandte Anna ihr Auge nach dem eben wieder vorübertanzenden Paare und blickte demselben mit strahlendem Wohlgefallen nach.

„Wenn Du die Ohren offen hättest," fuhr Linchen gereizt fort, „so würdest Du wissen, was man sich von ihm erzählt."

„Nun, was für Wunderdinge erzählt man sich denn von ihm?" frug Anna mit einer impertinenten Ruhe.

„Daß er Schulden hat wie ein Baron," versetzte Linchen.

„Aha!" machte Anna mit komischer Wichtigkeit.

„Daß er schon tief verschuldet hieher kam, indem er seinen Gläubigern durchging," fuhr Linchen fort, „und daß er hier wieder neue Schulden gemacht hat."

„Aha!"

„Das möchte aber Alles noch so hingehen," fuhr Linchen immer erbitterter fort, „denn die Schulden könnte am Ende ein reicher Schwiegervater bezahlen, dazu sind ja die reichen Schwiegerväter da, hahaha!"

„Hahaha!" lachte auch Anna, „warum denn nicht?"

„Aber *wie* er die Schulden macht, das ist die Sache!"

„Aha!"

„Er *spielt* nämlich!"

„Er spielt!" rief Anna spöttisch. „Was spielt er denn? Etwa Klavier? Oder bläst er die Flöte?"

„Er spielt um Geld," ergänzte Linchen mit mühsam aufrecht erhaltener Fassung, „er spielt leidenschaftlich, nicht nur hier, sondern er reist sogar in den Bädern herum, wo sich Spielbanken befinden. Nun weißt Du es."

Es entstand jetzt eine längere Pause.

„Du thust mir wirklich leid, Linchen," ergriff endlich Anna das Wort, „daß Du Alles so willig glaubst,



Der treue Freund. (S. 606.)

was geschäftige Zungen da in den Tag hinein schwatzen. Eigentlich wärest Du doch wirklich erfahren genug, um zu wissen, was auf solch' albernes Gerede zu geben ist und daß man aus einer Mücke gern einen Elephanten macht. Wenn er auch sein Leben ein wenig genossen haben mag, — desto besser, dann hat er's hinter sich. Aber ich weiß recht gut, warum Du alle jene Dinge glaubst und vielleicht sogar selbst noch ein bischen hinzugethan hast. Ich sehe sehr wohl, was vorgeht, Linchen, weßhalb Du Herrn Junkermann so gram bist. Um so weniger soll es Dir gelingen, mich in meiner guten Meinung über ihn irre zu machen, mögen die Lästerzungen über ihn zischeln, was sie wollen. Du freilich müßtest Dich eigentlich schämen, Linchen, zu Deinem Zwecke so unwürdige Mittel zu wählen und Jemandem die Ehre abzuschneiden, bloß weil er Dir im Wege ist, — ja! ich sage es noch einmal, weil er Dir im Wege ist!"

Linchen kochte vor Wuth. Sie fand keine Worte zu einer Erwiederung, es war zu Vieles auf einmal in ihr gekränkt. Das war nicht nur ein unzweideutiger Korb für ihren armen Friedrich, das war ein Fehdehandschuh, mitten hineingeworfen in die bisherigen einträchtigen Beziehungen der beiden Familien, das war, — wenn Linchen an die ehemalige arme Schneiderstochter zurückdachte — der schwärzeste Undank einer Freundin gegen die andere.

Ohne eine Sylbe über die bebenden Lippen zu bringen, erhob sich Linchen, kehrte Anna den Rücken zu und suchte die Ihrigen auf. Sie fand ihren Sohn gerade im Begriff, nach Karolinen auszuspähen, um sie für den nächsten Tanz zu engagiren, da der vorige eben beendet war.

„Du tanzest mit Karolinen keinen Schritt mehr!" hörte sich Friedrich von der Mutter angeredet. „Und wenn Du Dich und mich lieb hast, so betrittst Du das Friedländer'sche Haus nie wieder — nie in Deinem ganzen Leben!"

Friedrich war auf's Höchste bestürzt über diese räthselhaften Worte und nicht minder über die furchtbare Aufregung, in der sie gesprochen wurden.

„Sieh' nach, wo der Vater ist, und bringe ihn her, denn wir wollen nach Hause gehen. Aber verschont mich heute mit Fragen, ich muß Ruhe haben; morgen sollt ihr Alles erfahren."

Bald darauf verließ die Familie Burkhardt das Festlokal . . .

Es schien, als sei der heutige Abend zu wichtigen Entscheidungen auserkoren. Geschah es, weil Herr Junkermann seinen bisher für ziemlich ungefährlich gehaltenen Nebenbuhler die gewohnte Schüchternheit gegen Karoline hatte ablegen sehen, oder erschien ihm die Letztere in ihrem reizenden Ballanzuge und mit den weißen Rosen im schwarzen Lockenhaare heute begehrenswerther denn je, oder wirkte vielleicht auch noch ein anderer triftiger Grund mit, — kurz, der junge Architekt glaubte Zeit und Gelegenheit gekommen, Karolinen Herz und Hand anzutragen, und er that dieß, als er sie nach dem Tanze durch einen kleineren Nebensalon führte und sich dort mit ihr allein sah. Die Erklärung, die in wohlgesetzte, sehr vernünftig klingende Worte gekleidet war, kam Karolinen zu unerwartet, als daß sie auf eine geeignete Antwort vorbereitet gewesen wäre. Sie erbebte in zitternder Verwirrung und erröthete bis unter den Scheitel ihres schwarzen Haares, und ehe ihren krampfhaft verschlossenen Lippen noch das Wort entgleiten konnte, welches dieser tiefen Erregung, die Herr Junkermann bereits zu seinen Gunsten auslegte, die richtige Deutung hätte geben können, wurden Beide durch hinzukommende Ballgäste gestört und Karoline floh zu ihrer Mutter. Sie sagte, sie fühle sich unwohl und verlangte nach Hause, und da in der That die plötzliche Marmorbläffe ihres Gesichts und auch ihr sonstiger Zustand Besorgniß erregte, so brachen Friedländers hastig auf und begaben sich mit Karoline auf den Heimweg, wo sie sich in der frischen Nachtluft merklich erholte.

Am andern Morgen war sie wieder gesund und frisch, ja sie hatte sich noch vor der Mutter erhoben, und während diese noch in sanftem Schlummer lag, saß Karoline bereits vor ihrem zierlichen Schreibtische und setzte einen Brief auf. Nachdem sie an demselben Einiges geändert, machte sie eine saubere Abschrift davon, die folgendermaßen lautete:

„Mein Herr!

„Ich würde es mir nie vergeben, wenn mein Benehmen Ihnen Veranlassung geboten hätte, die Höflichkeiten, die ich Ihnen, als dem Gaste meiner Eltern, erwies, für mehr zu nehmen, als was Sitte und Lebensart mir zur Pflicht machte. Habe ich Sie je zu anderen Hoffnungen ermuthigt, so bitte ich Sie um Verzeihung für ein Unrecht, welches ich nur unwissentlich beging.

„Halten Sie sich versichert, mein Herr, daß ein anderes Gefühl für Sie, als das der Achtung, in mir nie aufgekommen ist und nie aufkommen kann, und wenn Ihr Glaube an diese Versicherung noch einer Stärkung bedarf, so will ich das Geständniß nicht scheuen, daß meine Herzenswahl im Stillen bereits entschieden ist.

„Empfangen Sie meinen höflichen Gruß.

Karoline Friedländer."

Es war dieß die Antwort auf Herrn Junkermann's gestrigen Antrag. Karoline wollte durch diesen Schritt die Lage mit einem Male klären, indem sie sich von einem lästigen Bewerber, den Jugendfreund von einem störenden Nebenbuhler zu befreien gedachte.

Die Arme ahnte nicht, welches Unheil ihr Brief anrichten sollte . . .

IV.

Jeder meiner Leser weiß, was eine Sackgasse ist. Bildlich gesprochen bezeichnet man damit eine unangenehme Lebenslage, in der man sich verrannt, gewissermaßen selbst gefangen hat, ohne daß man so leicht wieder herauskommen könnte, als man hineingerathen ist. Im gewöhnlichen oder eigentlichen Sinne versteht man unter einer Sackgasse zwei Häuserreihen, in welche der harmlose Wanderer in dem guten Glauben einlenkt, er befinde sich in einer Nebenstraße, die ihn auf dem kürzeren Wege an's Ziel führt, bis sich ihm plötzlich ein Quergebäude in den Weg stellt und ihn zwingt, wieder umzukehren.

Eine solche Sackgasse befand sich auch in der Stadt, die der Schauplatz unserer Erzählung ist, und diese Gasse hatte noch die besondere Tücke, daß sie durch verschiedene Krümmungen über ihre Aussichtslosigkeit täuschte, und daß der schmale Querbau, der ihr den so unwillkommenen Abschluß gab, ein stets offen stehendes Thor hatte, welches von Weitem leicht für einen Durchgang gelten konnte, aber nur nach einer verschlossenen Remise führte, die sich in dem winkligen Hofe befand und einigen Hopfensäcken als Lagerplatz diente. In den Hausflur mündete eine nach dem obern Stockwerk führende Treppe, und über dem Eingange derselben hing eine Firma, auf der man bei der hier fortwährend herrschenden Dunkelheit nur mit Mühe die Worte lesen konnte: „Hopfenhandlung von C. G. Müller."

Es gibt sehr viele Leute, die Müller heißen, sogar in unserer Erzählung ist schon Jemand dieses Namens vorgekommen, und da es nicht in dem Plane derselben liegt, dem Leser durch ein neckisches Spiel von Namensverwechslungen eine an und für sich vielleicht recht unterhaltende Täuschung zu bereiten, so wollen wir hier gleich mit der Thatsache hervortreten, daß der Hopfenhändler in der beschriebenen Sackgasse derselbe Herr Müller ist, der einst unter so verzweifelten Umständen und in einem für die heiße Jahreszeit so ungeeigneten dicken Rocke aus Amerika zurückkehrte.

Bald nach seiner Entlassung aus dem Krankenhause hatte sich Müller auf allerlei Winkelgeschäfte verlegt, errichtete ein Stellen- und Wohnungsvermittlungsbureau und übernahm allerhand kleine Kommissionen. Da es ihm aber nicht gelingen wollte, sich recht in Kundschaft zu setzen, so vermochte er nur mühsam sein Leben zu fristen, und um aus diesen kümmerlichen Verhältnissen herauszukommen, that er einen Gewaltschritt, indem er sich durch eine Wechselfälschung in den Besitz der Fonds zu setzen versuchte, die ihm zum schwungvolleren Betriebe seines Geschäftes erforderlich schienen. Der Betrug glückte allerdings insofern, als Müller die benöthigte Summe wirklich in die Hand bekam; aber so fein die Sache auch angelegt war, so kam sie doch an den Tag, was zur Folge hatte, daß er auf einige Jahre der Sorge um seine Existenz überhoben wurde und eine sichere Unterkunft im Zuchthause fand.

Indessen, es hat Alles sein Ende, und so erschien auch der Tag, wo Müller seine Strafzeit abgebüßt hatte und als ein freier Mann, dem kein Diener der Gerechtigkeit etwas anhaben konnte, wieder in seine Heimatsstadt einwanderte. Er mochte von der veruntreuten Summe wohl etwas beiseite geschafft haben und gründete darauf einen Lebenserwerb, der fast ebenso einträglich und dabei viel ungefährlicher war, als die Fälschung von Wechseln. Er half nämlich seinen bedrängten Mitmenschen aus der Noth. Wenn Jemand in Geldverlegenheit war und von seinen besten Freunden im Stiche gelassen wurde, so wandte er sich an Müller und fand dort meistens Hülfe. Daß dieser für seine Menschenfreundlichkeit eine Belohnung beanspruchte, versteht sich von selbst; gewöhnlich erbat er sich eine Wechselunterschrift über den doppelten Betrag, denn wozu versteht der Mensch sich nicht in der Noth und besonders in Geldnoth!

Da Müller seine Hülfe nur solchen Schuldnern gewährte, deren Verhältnisse, öffentliche Stellung, ehrliebende Verwandte und dergleichen einige Sicherheit für die Zurückzahlung boten, so war sein Kapital in einer stäten Verdoppelung begriffen, und bald sah er sich in der eigenen Heimat dem „goldenen" Ideale sehr nahe gerückt, wegen dessen er sich einst nach Amerika bemüht hatte.

Damit man einestheils ihm nicht nachsagen konnte, er lebe von Wuchergeschäften, und anderntheils gegen die ihn besuchenden Geschäftsfreunde nicht gleich den Verdacht schöpfte, daß sie in Geldangelegenheiten zu ihm kämen, betrieb er nebenbei einen Hopfenhandel, wonach man ihn in der Stadt allgemein den „Hopfenmüller" nannte, ein Name, der trotz seiner Verbindung mit einem so nützlichen und beliebten Naturprodukte doch sehr verschrieen und gefürchtet war. Wir würden der Ehre seines Hopfengeschäfts jedoch zu nahe treten, wenn wir behaupten wollten, es sei nur ein Aushängeschild gewesen und habe noch nie einen Bierbrauer angezogen. Trotz der Einträglichkeit, welche der Biererzeugung nachgerühmt wird, gab es doch manchen kleineren Brauer, der sich bei soliden Hopfenhändlern auf die Dauer nicht in Kredit erhalten konnte. Für ihn bot die Niederlage in der Sackgasse, wo er zu hohem Preise erhielt, was er brauchte, die letzte Zuflucht, wenn er auch gewöhnlich bald darnach in der Liste der Verganteten erschien.

In der Regel sind Bierbrauer robuste, korpulente Leute, und so sah denn die schlanke zierliche Gestalt, welche am Tage nach dem Stiftungsfeste der Kasinogesellschaft um die Dämmerungsstunde den Querbau der Sackgasse betrat, keineswegs nach einem Bierbrauer aus. Der späte Geschäftsfreund — die meisten Geschäftsfreunde Hopfenmüller's pflegten in so vorgerückter Abendstunde zu kommen — fand sich auf der finstern Treppe mit einer Sicherheit zurecht, die darauf schließen ließ, daß er kein Fremdling hier war. Oben angelangt, klopfte er an eine Thüre, worauf ein nicht eben sehr einladendes, kurz und bestimmt abgebrochenes „Herein!" erfolgte.

„Guten Abend, Herr Müller."

Hopfenmüller saß schreibend am Pulte und hatte es mit seinem Gegengruße nicht sehr eilig. Erst nach einer Weile schaute er auf und sagte ziemlich mürrisch:

„Guten Abend, Herr Junkermann."

Hierauf lehnte er sich in seinem Schreibsessel zurück und sah den Besucher von der Seite an.

„Sie werden wahrscheinlich wissen wollen, was Ihnen die Ehre verschafft?" begann Herr Junkermann humoristisch, indem er an Hopfenmüller herantrat und ihm vertraulich auf die Achsel klopfte. „Ich brauche wieder Geld."

„So?" versetzte Hopfenmüller mit einem rauhen Lachen, „das thut mir aufrichtig leid. Sie kennen meinen Entschluß. Ich fürchte, ich habe mich schon zu tief eingelassen und will endlich auch einmal Geld sehen. Letzthin haben Sie wieder zweihundert Louisd'ors verspielt, ich weiß es aus sicherer Quelle. Eigentlich geht es mich nichts an, aber fragen möchte ich Sie doch, wo das schließlich hinaus soll? Auch der tiefste Brunnen wird einmal ausgeschöpft."

„Ich glaube gar," scherzte Herr Junkermann, „mein Freund Müller will mir die Moral lesen."

„Der Teufel ist Ihr Freund!"

„Da sagen Sie mir eben nichts Neues," versetzte Herr Junkermann mit einem boshaften Seitenblick auf den Wucherer, „aber er ist es am längsten gewesen. Ich werde jetzt solid, verdammt solid."

„Und kommen schon wieder mit einem neuen Geldanliegen? Ein schöner Anfang."

„Allerdings ist es der Anfang dazu," entgegnete Herr Junkermann, „erfahren Sie nur erst, wozu ich das Geld brauche." Bei diesen Worten zog er ein Couvert aus seiner Brusttasche und hielt es dem Wucherer unter die Nase. „Wonach riecht das?" frug er.

„Es duftet ziemlich stark nach Parfüm," versetzte Hopfenmüller.

„Von wem könnte es kommen?"

„Hm, allem Anschein nach von einer Dame."

„Gut geantwortet," sagte Junkermann. „Und nun betrachten Sie sich einmal das zierliche Siegel. Wie heißen die beiden verschlungenen Buchstaben?"

„K. F."

„Richtig, K. F.," bestätigte Junkermann. „Und," fuhr er fort, indem er dem Couvert einen Brief entnahm und denselben so umbog, daß Hopfenmüller nur die Unterschrift lesen konnte, „wie lautet diese zierliche Unterschrift?"

„Karoline Friedländer," las Hopfenmüller und frug dann gespannt: „Wie weit sind Sie mit ihr?"

„Da sehen Sie selbst!" rief Junkermann und reichte dem Wucherer den Brief. „Doch nein," fügte er rasch hinzu, als ob er sich besänne, und nahm den Brief wieder an sich, „es wäre unzart von mir, wenn ich einem Dritten das süße Geständniß eines Mädchenherzens preisgeben wollte, das nur für mich bestimmt ist. Genug, ich habe ihr gestern auf dem Kasinoballe meine Liebe erklärt und in diesem Briefe ertheilt sie mir die Erlaubniß, bei den lieben Eltern um ihre Hand anzuhalten."

„Ich gratulire," sagte Hopfenmüller in etwas wärmerem Tone als bisher, „es war aber auch wirklich hohe Zeit. Eigentlich beneide ich Sie um das Mädchen, sie erinnert an ihre Mutter, als diese in ihren besten Jahren war und beinahe meinem Herzen gefährlich geworden wäre. Haha! Liebe und Haß wohnen dicht nebeneinander!"

„Wieso?" frug Junkermann, über diese etwas seltsame Wendung einigermaßen überrascht.

„Lassen wir das gut sein," entgegnete Hopfenmüller finster, „es hat mit Ihrer Sache nichts zu thun."

„Was sagen Sie zu den Aussichten, die mir diese süßen Zeilen eröffnen?" frug Junkermann, indem er den Brief an seine Lippen drückte. „Die Mutter ist meiner Sache günstig, das wissen Sie —"

„Das weiß ich allerdings," bestätigte Hopfenmüller mit einer gewissen Befriedigung.

„Freilich, der Papa —" wandte Junkermann ein und sah den Wucherer mit komischem Bedenken an, „der Papa müßte erst noch breit geschlagen werden."

Hopfenmüller brach in lautes Gelächter aus, in welches der junge Architekt mit einstimmte, indem er frug:

„Sie sehen also kein Hinderniß in Papa?"

„Ganz gewiß nicht!"

„Nun, ich auch nicht," sagte Junkermann siegesgewiß. „Und jetzt werden Sie mir mein Geldgesuch — es ist das letzte — nicht abschlagen. Ich muß noch eine Spielschuld bezahlen, die mir leicht die ganze Sache verderben könnte, und muß doch nothwendigerweise meiner Braut einige Geschenke machen und die dürfen nicht ärmlich ausfallen. Also hilf, Samiel, hilf noch dieses eine Mal!"

„Unter diesen Umständen," ließ sich Hopfenmüller nach einigem Ueberlegen vernehmen, „will ich Ihnen noch einmal zu Diensten sein. Wird freilich einen schönen Auftritt geben," setzte er händereibend hinzu, „wenn der Herr Schwiegersohn nach der Hochzeit sein Schuldenregister vorlegen wird, denn Ihren Compagnon werden Sie dann wohl aus dem Spiele lassen, — aber das ist Ihre Sache, nicht die meinige. Wie viel brauchen Sie?"

„Dreitausend Thaler, denke ich, werden es thun."

„Oho!" rief Hopfenmüller, „Sie gehen tüchtig in's Zeug!"

„Bedenken Sie," versetzte Junkermann, an den Fingern zählend, „ein Collier, ein Ohrgehänge, ein Armband, eine goldene Uhr mit Brillanten, — meine Braut besitzt zwar schon eine Uhr, aber ohne Brillanten, — und da ist die Spielschuld noch gar nicht mitgerechnet."

„Dreitausend Thaler," wiederholte Hopfenmüller, „dazu kann ich mich nicht entschließen, sie ist noch nicht Ihre Frau."

„Nun," sagte der junge Architekt einlenkend, „sagen wir Zweitausendfünfhundert."

„Das will ich mir doch erst überlegen," entgegnete Hopfenmüller.

„Zweitausend!"

„Wie gesagt, ich will mir's überlegen."

„Meinetwegen Fünfzehnhundert!" rief der Architekt und stampfte dazu leicht mit dem Fuße.

„Dachte ich mir's doch," lachte Hopfenmüller, „daß es mit der Hälfte auch gethan wäre."

„Sie sind hart, Freund," seufzte der Andere, „und machen mich meiner liebenswürdigen Braut gegenüber zum Knicker."

Das Geschäft war bald abgemacht. Junkermann stellte den üblichen Wechsel aus, nahm das Geld in Empfang und wünschte dem Wucherer gute Nacht.

Wer ihn auf der finstern Treppe hätte beobachten können, würde gefunden haben, daß sich auf seinen Gesichtszügen nichts weniger als eine Befriedigung darüber ausdrückte, soeben einer Geldverlegenheit entrissen worden zu sein. „Fünfzehnhundert Thaler!" murmelte er, „was kann ich mit einer solchen Lappalie beginnen? Zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben!" Dabei stieß er wilde Verwünschungen und Flüche gegen Hopfenmüller aus und knitterte die eben empfangenen Banknoten in der Tasche in der geballten Faust zusammen.

Unter solchen und ähnlichen unerquicklichen Selbstgesprächen erreichte er seine Wohnung, wo er zunächst seinen Hut, dann die Banknoten und schließlich sogar den Brief, den wir ihn bei dem Wucherer so zärtlich zu seinen Lippen führen sahen, grimmig auf den Boden warf. Dann trat er an's Fenster, drückte das Gesicht gegen die Scheibe und starrte auf die Straße hinab. Nachdem er lange Zeit in finsteren Gedanken so dagestanden, zündete er die Lampe an, hob die vorhin in's Zimmer geschleuderten Gegenstände wieder auf und traf Vorkehrungen, einen Brief zu schreiben. Während er schrieb, legte sich der finstere Ausdruck seiner Gesichtszüge allmälig, und mit einem hämischen Lächeln um den Mund folgte er den Zügen seiner raschelnden Feder. Endlich war der Brief beendet, und um sich das Geschriebene noch einmal zu vergegenwärtigen, las er mit halblauter Stimme wie folgt:

„Mein Fräulein!

„Ich habe Ihre Zeilen erhalten. Die nackte Unhöflichkeit derselben entspricht vollkommen der niedern Bildungsstufe, auf welcher Sie stehen. Ihre Bildung war es auch in der That nicht, die mich anzog; auch Ihre Schönheit hat mich nie bestochen, denn dazu ist mein Geschmack in eine zu gute Schule gegangen. Wenn ich trotzdem das so zweifelhafte Glück anstrebte, Sie zu besitzen, und mich der Gefahr aussetzte, eine meiner so unwürdige Zurückweisung zu erhalten, so geschah dieß nur deßhalb, weil das Opfer, welches ich zu bringen im Begriff stand, durch die günstigen Vermögensverhältnisse Ihrer Eltern einigermaßen wieder aufgewogen wurde, oder um in einer Sprache zu reden, die der Ihrigen näher kommt und Ihnen verständlicher sein wird: ich begehrte eigentlich nicht Sie, sondern nur Ihr Geld.

„Ich habe Ihnen also nichts zu verzeihen, als höchstens Ihre Einfalt, in der Sie glauben konnten, ein Mann von Welt werde nur Ihrer Persönlichkeit wegen so tief herabsteigen, und kann Ihnen zu Ihrer ‚bereits entschiedenen Herzenswahl' nur gratuliren, denn sie führt Ihnen beides zu, was mir in hohem Grade abgeht: nämlich Geld und Dummheit.

„Es bedarf wohl meinerseits nicht erst einer Versicherung, wie groß die Hochachtung ist, mit der ich zeichne

Jean Junkermann."

Als er gelesen hatte, adressirte er den Brief, welcher, wie sich leicht errathen läßt, an Karoline Friedländer gerichtet war.

„Und nun zu Ihnen, mein Herr Burkhardt junior," murmelte Junkermann. „O, es ist noch sehr die Frage, mein lächerlicher Herr Nebenbuhler, ob Sie Ihre Angebetete überhaupt jemals heimführen werden; an Jean Junkermann wenigstens soll es nicht liegen, wenn Sie nicht schon morgen in einer Stimmung sind, in der verliebte Narren sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen pflegen."

Hierauf nahm er Karolinens Brief zur Hand und las denselben wiederholt durch.

„Zu einer Erklärung zwischen Beiden ist es sicher noch nicht gekommen," murmelte er während der Lektüre, „in diesem Briefe steht kein Wort, das der blöde Jüngling nicht recht gut auf sich selbst beziehen könnte. Und was die ‚Herzenswahl' betrifft, hahaha! so wird er natürlich glauben, darunter sei ich gemeint! Habe ich mich auch in der Kunst, fremde Handschriften nachzuahmen, bis dato noch nicht versucht, so werde ich doch wohl eine Adresse zu Stande bringen, die den Schriftzügen dieses impertinenten Absagebriefes entspricht. Also frisch an's Werk!"

Damit verbrannte Junkermann sorgfältig das Couvert, welches Karolinens Brief enthalten hatte, nahm ein Postcouvert zur Hand und schrieb eine Adresse darauf, wobei er sich bemühte, Karolinens Handschrift, die er im Original neben sich hatte, genau nachzuahmen. Nachdem er ein halbes Dutzend Adressen beschrieben und wieder verworfen und verbrannt hatte, war ihm endlich die Täuschung gelungen: genau im Charakter einer zierlichen Damenhand prangte die Adresse des Herrn Friedrich Burkhardt auf dem Couvert, in welches er nun Karolinens Brief steckte und dasselbe mittelst des gummirten Randes verschloß.

Nachdem er beide Briefe, den an Karoline und den an den jungen Burkhardt, mit einem Wohlgefallen, als wären sie ein gesegnetes, redliches Tagewerk, eine Weile betrachtet hatte, ließ er dieselben in die Tasche gleiten und trug sie zur Post, um dann seinen gewohnten Abendvergnügungen nachzugehen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt auf Tod und Leben.

Aus den Erinnerungen eines Polizeibeamten

von

L. Maurice.

(Nachdruck verboten.)

Ich war noch spät Abends mit der Anfertigung eines dienstlichen Berichts beschäftigt, als ein Unterbeamter mit den lebhaften Worten zu mir in's Bureau trat:

„Sie ist wieder da, Sir!"

„Ah! — Und haben Sie jetzt einer nochmaligen Entweichung vorgebeugt?"

„Freilich; Hopkins bewacht sie."

„Gut, so bringen Sie sie alsbald hieher."

Ich schob zugleich meine Skripturen beiseite und blickte erwartungsvoll auf die Thür, durch die mein Untergebener das Zimmer wieder verlassen.

Meine Spannung hatte einen triftigen Grund. Schon am Nachmittag desselbigen Tages war der Mann mit der gleichen Meldung bei mir erschienen, nachher aber, als ich ihn ebenfalls die fragliche Person hereinzuführen beauftragt, mit dem verdutzten Bescheide zurückgekehrt, daß dieselbe aus dem Vorgemach wieder verschwunden. Er hatte mir dann noch ein Längeres und Breiteres über das verstörte Aussehen des jungen hübschen Mädchens vorgetragen, was aber natürlich in Folge deren Entfernung für mich zwecklos war. Nun hatte sich die Unbekannte also freiwillig wieder eingestellt und ich sah ihrem Kommen daher mit Recht neugierig entgegen.

Die Thür öffnete sich wieder, und von dem Beamten begleitet, zeigte sich eine in einen langen Mantel gehüllte, verschleierte Person auf der Schwelle.

„Treten Sie näher," sagte ich in einem freundlichen Tone, wie er mir der Fremden gegenüber am geeignetsten däuchte. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Mein Untergebener verließ zugleich auf einen Wink von mir wieder das Zimmer, worauf die Besucherin einen Schritt vorwärts that, ihren Schleier zurückschlug und alsbald in ein leidenschaftliches Weinen ausbrach.

„O Sir," schluchzte sie, „ich bin entsetzlich elend, ich — ich —"

Sie schwankte und griff, um sich einen Halt zu geben, nach der Lehne eines Stuhls.

Ich eilte unwillkürlich, in der Absicht, ihr Beistand zu leisten, auf sie zu; entsetzt wich sie jedoch zurück und schrie:

„Rühren Sie mich nicht an, Sir! Nur der Henker darf dieß noch, ihm gehöre ich allein zu eigen!"

„Fassen Sie sich, Miß," suchte ich sie zu beruhigen und blickte mit Theilnahme in ihr trotz seiner Blässe, Magerkeit und der jetzt durch die Aufregung hervorgerufenen Entstellung immer noch jugendlich schönes Gesicht, „und sagen Sie mir vor allen Dingen, was Sie hieher geführt."

„Mich Ihnen zu überliefern," stieß sie in demselben leidenschaftlichen Tone hervor, „mich und noch einen Andern, der, obgleich ebenfalls dem Henker verfallen, in Saus und Braus dahin lebt, als sei sein Gewissen rein von jeder Schuld."

„Das sind schwerwiegende Worte einem Vertreter der Polizei gegenüber, dessen Pflicht es gebietet, Sie daraufhin sofort als seine Gefangene zu betrachten."

„Das bezwecke ich ja eben, deßhalb finde ich mich ja jetzt zum zweiten Male hier ein, nachdem mich eine letzte Anwandlung feiger Furcht heute Mittag von hier wieder fortgetrieben. Aber das Verbrechen fordert seine Sühne. O Sir, den Gewissensqualen, die mich Tag und Nacht ohne Unterlaß verfolgten, mußte ich so ein Ende zu machen suchen, sollte mich nicht schließlich die Verzweiflung zwingen, Hand an mich selbst zu legen. Das durfte aber nicht geschehen, bevor nicht auch er der Gerechtigkeit überliefert, nicht auch er für sein Vergehen zur Rechenschaft gezogen!"

„Wer ist denn jener Er?"

„Lord Percy Carrington!"

„Mädchen," rief ich entsetzt, „Du sprichst im Wahnsinn! Lord Carrington, ein Mitglied der höchsten Aristokratie, einer der reichsten und angesehensten Männer des Landes und ein, worauf Deine Worte deuten, gemeiner Verbrecher?"

„Wollte Gott, ich redete irre," versetzte sie mit zuckender Lippe; „doch ist meine Anschuldigung leider wahr, entsetzlich wahr! Lord Carrington ist der Mörder seines Weibes und ich war sein Werkzeug. — Ich diente als Zofe bei der Gräfin," fuhr sie dann hastig fort, „und eine sanftere, liebevollere Herrin gab es wohl nie. Sie war nicht jung und nicht schön, und nur von ihm zum Weibe genommen worden, weil sie einen unermeßlichen Reichthum, er aber als damaliger zweiter Sohn weder Vermögen noch Stellung besaß. Schon bald nach der Hochzeit begann er sie auch zu vernachlässigen und sich in die tollsten Zerstreuungen zu stürzen, wozu sie ihm die Mittel geben mußte. Seine Lebensweise änderte sich auch nicht, als ihn der plötzliche Tod seines älteren Bruders zum Lord Carrington machte, ja er behandelte seine Gattin jetzt, wohl in dem Gedanken, nun überflüssigerweise das Opfer, sie zu heirathen, gebracht zu haben, noch roher und rücksichtsloser. Damals trat ich in die Dienste der Lady, deren Güte und Freundlichkeit so wenig Eindruck auf mich eitles, selbstsüchtiges, charakterloses Geschöpf machten, daß ich sogar kalt und ungerührt das schändliche Benehmen ihres Gatten gegen sie mit ansehen konnte. Er war ja jung, stattlich und hatte mir gleich bei dem ersten Zusammentreffen Interesse einzuflößen verstanden."

Sie verdeckte schaudernd das Gesicht mit der Hand.

„Ich glaubte seiner Betheuerung, mich gleichfalls vom ersten Moment des Begegnens an geliebt zu haben, jetzt elend zu sein, weil ihn nur durch den Tod zu lösende Bande an eine Andere fesselten, mich aber im letzteren Falle sofort zur Gräfin Carrington machen zu wollen, und brachte es so endlich über mich, ein von ihm erhaltenes Pulver in einen Trank, welchen meine Gebieterin allabendlich vor dem Schlafengehen einzunehmen pflegte, zu mischen, in Folge dessen dieselbe am nächsten Morgen eine Leiche war."

Wieder schwieg die Unselige einen Moment, um dann tonlos fortzufahren:

„Ich hoffte von Tag zu Tag auf die Erfüllung seines Versprechens, auch dann noch, als ich sein Schloß — um der Welt keine Gelegenheit zum Gerede zu geben, wie er scheinheilig meinte — verlassen und hier ein von ihm für mich gemiethetes Quartier bezogen hatte. Allein seine Besuche wurden immer seltener, ebensowenig beantwortete er meine in Verzweiflung geschriebenen Briefe, und so stehe ich jetzt hier, um mich und ihn in die Hände der irdischen Gerechtigkeit zu liefern."

Meine Haltung war inzwischen so kalt und streng geworden, wie es mir meine Pflicht vorschrieb, und in gleichem Tone fragte ich jetzt auch:

„Haben Sie Beweise für Ihre Aussage?"

„Ja wohl, seine Briefe. Hier sind sie."

Mit diesen Worten zog sie ein kleines Paket aus der Tasche und reichte es mir.

Ich gab mich alsbald an die Durchsicht der sechs oder acht theils längeren, theils kürzeren Episteln, von denen die älteren, zugleich auch ausführlicheren, den Namen Percy als Unterschrift trugen, während diejenigen neueren Datums nur einfach mit C. signirt waren. Ebenso hatten die ersteren als Anrede bald süße, bald theure Lucy, wohl auch mein innigst geliebtes Mädchen, während die späteren schlechtweg an Miß Brooks gerichtet waren.

Der Verfasser betheuerte in den frühesten seine unwandelbare Liebe, sprach dann von der Unmöglichkeit, so bald schon nach der Beerdigung seines ersten Weibes zu einer neuen Ehe zu schreiten, und meinte am Schluß, daß man sich um Geschehenes am besten nicht den Kopf zerbreche. Die folgenden, immer kälter und kürzer gehaltenen Zuschriften erwähnten des Verbrechens zwar auch nicht geradezu, enthielten aber, wahrscheinlich als Antwort auf vorhergegangene Drohungen, den Hinweis, daß die Bekanntmachung des Geheimnisses für sie, Lucy Brooks, schlimmere Folgen als für ihn, den Absender dieser Zeilen, haben müsse, während in dem vorletzten Briefe schließlich schroff bemerkt war, daß man die Absicht zu heirathen nunmehr definitiv aufgegeben und, wenn derartige belästigende Mittheilungen nicht ein Ende nähmen, auch die Unterstützungen einstellen würde. Die letzte Epistel war sehr kurz und lautete wörtlich:

„Meine berechtigten Wünsche haben kein Gehör bei Ihnen gefunden, ich erkläre Ihnen daher hiemit, daß Sie von jetzt an weder auf eine Beantwortung Ihrer Zuschriften, noch auf weitere Zahlungen meinerseits rechnen können."

Diese Briefe waren für Lord Carrington, vorausgesetzt daß er deren Verfasser war, kompromittirend genug, vielleicht ließen sich aber auch noch weitere Belastungsmomente ermitteln, und ich fragte deßhalb das Mädchen, welches meiner Lektüre mit starrem Blicke gefolgt war:

„Sie berichteten vorhin, Lord Carrington habe Ihnen auch hin und wieder Besuche gemacht; besitzen Sie Zeugen hiefür?"

„O ja, die Frau, bei der er mir eine Wohnung gemiethet. Sie kennt ihn zwar nicht unter seinem wahren Namen, wird ihn aber natürlich als Denjenigen, welcher zuweilen bei mir erschienen, zu rekognosziren vermögen."

„Er selbst gab Ihnen also das Pulver mit der Anweisung, solches in das Getränk der Gräfin zu schütten?"

„Ja wohl, er selbst."

„Wissen Sie vielleicht, woher er sich dasselbe verschafft?"

„Nein."

„Besaßen Sie oder er noch Vertraute?"

„Ich nicht; er vielleicht seinen Kammerdiener, ein nichtswürdiges Subjekt, welches jedoch mit mir über diese Sache nie ein Wort gewechselt."

„Was gab der Arzt nach Untersuchung des Leichnams als Todesursache an?"

„Einen Herzschlag."

Ich klingelte und beauftragte den eintretenden Beamten, das Mädchen in eine Zelle zu bringen.

„Sie werden ihn nun doch ebenfalls sofort verhaften?" fragte sie mit blitzenden Augen.



Maria Alexandrowna, Kaiserin von Rußland. Originalzeichnung. (S. 606.)

„Darüber habe ich nicht zu bestimmen, indessen dürfen Sie sicher sein, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen wird."

„O," schrie sie aufgeregt, „so bleibt er vielleicht als ein so angesehener Herr unbehelligt?"

„Das Gesetz kennt keine gesellschaftliche Stellung. Aber es steht Ihnen nicht zu, derartige Fragen an mich zu richten; Sie sind Gefangene und haben den Herrn ohne weitere Widerrede dorthin zu begleiten, wohin er Sie führt."

Bestürzt schwieg sie und schritt folgsam vor dem Beamten her aus dem Gemache.

Ich beschloß, da es für heute zu spät war, morgen früh meinem Chef sofort von diesem Falle Mittheilung zu machen und dessen Instruktionen einzuholen, nicht zweifelnd, daß dieser dann alsbald die Verhaftung Lord Carrington's zufolge der vorliegenden Indizien verfügen werde.

Doch hielt sich auch mein Vorgesetzter hier, wo es sich um einen so angesehenen Mann handelte, nicht für kompetent und fuhr zum Minister, wo nach einer nochmaligen Vernehmung Lucy Brooks denn auch die Inhaftirung beschlossen und ich mit deren Vornahme in schonendster Weise betraut wurde. Von einer vorherigen Exhumation des Leichnams der Gräfin und dessen Untersuchung durch die Gerichtsärzte sah man ab, da das eventuell den Thäter warnen und seine Flucht veranlassen konnte.

Am Mittag desselbigen Tages reiste ich, nachdem mich eine vorsichtige Nachfrage in Lord Carrington's hiesigem Palais darüber belehrt, daß er sich gegenwärtig auf seinem Gute Oldoak in Devonshire aufhalte, dahin ab. Allein auch dort traf ich ihn nicht; er befinde sich, theilte mir die Dienerschaft mit, bei dem Baronet Walford zur Fuchsjagd. Ich miethete mir demzufolge, da mich der Weg zu der einige Meilen entfernten Besitzung des Genannten, zu Fuß zurückgelegt, zu sehr ermüdet hätte, in dem Dorfe Oldoak ein Pferd und ritt meinem Ziele zu. Doch in dem Herrenhause zu Walford war der Gesuchte wieder nicht anwesend, vielmehr eben mit dem Baronet und einigen anderen Bekannten auf der Jagd unterwegs.

Ich überlegte noch, ob es rathsamer sei, seine Zurückkunft, die ja längstens in einer Stunde erfolgen mußte, abzuwarten oder ihn im Kreise seiner Jagdgenossen, wo und wie ich ihn gerade finde, zu verhaften, als mir plötzlich ein junger Mensch in Livrée mit einem abgefeimten Gesichte auffiel, welcher sich jetzt mit einem eigenthümlichen Blicke auf mich aus der Gruppe in der Vorhalle, bei der ich mich nach dem Betreffenden erkundigt, wegschlich und durch die Hausthür verschwand.

„Wer war das?" fragte ich, hinter ihm drein deutend.

„O, Jeffery, des Lords Kammerdiener."

Von einem unbestimmten Verdachte getrieben, schritt ich ebenfalls aus der Thür und sah den Bewußten mit hastigen Schritten den gegenüber liegenden Gebäulichkeiten zueilen.

„Dort befinden sich wohl die Stallungen?" fragte ich einen Mann, der mir gefolgt.

„Ja wohl, Sir."

Ich trat hinter einen mächtigen Kastanienbaum, der den Eingang des Herrenhauses beschattete, und harrte so, von drüben ungesehen, der Entwicklung der Dinge.

Nach wenigen Minuten öffnete sich dort auch das Thor, Jeffery führte ein gesatteltes Pferd heraus, schwang sich auf dasselbe und ritt davon.

Hier war Gefahr im Verzuge.

„Ich möchte sofort den Hausmeister sprechen," wandte ich mich an den Mann von vorhin, der mein Thun mit Erstaunen, wie es schien, verfolgt.

„Der bin ich selbst, Sir."

„Ah, gut, sehr gut. Haben Sie ein sehr schnelles und ausdauerndes Pferd im Stall?"

„Ja wohl," lautete seine verwunderte Antwort. „Wozu?"

„Schön, schön. Hören Sie mich an. Ich bin Polizeibeamter, hier ist meine Legitimation" — ich zog solche hervor und zeigte sie ihm — „und beanspruche sofort leihweise dieses Pferd, da das, welches mich hiehergebracht, sich für meinen Zweck nicht tauglich erweisen dürfte."

„Aber wozu, wozu?"

„Das ist meine Sache. Ich mache Sie für jede Verzögerung verantwortlich. Veranlassen Sie also gleich, daß das Thier gesattelt und mir zur Disposition gestellt wird."

Ich hatte ihn dabei an den Arm gefaßt und zog ihn halb mit zu den Stallungen hin.

Dort gab der Verdutzte auch nach Geheiß stotternd seine Befehle und drei Minuten später saß ich auf dem Rücken eines prächtigen Fuchshengstes, dessen sehniger, ebenmäßiger Gliederbau in der That Bürgschaft für die geforderten Eigenschaften leistete.



Zum Stiergefecht. Zeichnung von José Llovera. (S. 606.)

„Wo treffe ich die Jagdgesellschaft am wahrscheinlichsten?" fragte ich dann.

„An den Greelockfällen."

„Und wo befinden sich diese?"

„Wenn Sie dort drüben den Feldweg verfolgen, gelangen Sie direkt zum Wald, und durch diesen auf demselben Pfade weiter zu den Fällen."

Die gleiche Richtung hatte des Lords Bedienter vorhin ebenfalls eingeschlagen, und ohne mich daher länger aufzuhalten, gab ich meinem Pferde die Sporen, das mich alsbald mit Windeseile auf der bezeichneten Bahn dahin trug.

In kurzer Zeit war der Wald erreicht und ich jagte zwischen seinen mächtigen Stämmen dahin, die blitzschnell an mir vorüber huschten.

Da erblickte ich in einiger Entfernung einen Reiter vor mir. Es war der Bediente Jeffery, der, wahrscheinlich durch das Dröhnen der Hufe meines Pferdes aufmerksam gemacht, im gleichen Moment auch scheu den Kopf nach mir umwandte und dann sofort seinem Thier die Peitsche zu kosten gab, dasselbe zu rascherem Laufe anzutreiben.

Doch war es meinem Renner nicht gewachsen, und ungefähr hatte ich den Burschen eingeholt, als sich auf einmal eine Lichtung vor uns ausbreitete, wo eine Anzahl Männer im Jagdkostüm auf ihren Pferden hielten.

Jeffery galoppirte auf einen derselben, welcher, den Ankömmling gewahrend, ihm alsbald einige Schritte entgegenritt, zu und sprach hastig zu ihm, zugleich auf mich, der ich mich den Beiden schnell näherte, deutend.

Ich sah, wie der Andere jäh zusammenzuckte und sein Gesicht erbleichte, befand mich aber auch, bevor er noch irgend einen Entschluß fassen oder gar zur Ausführung bringen konnte, neben ihm und fragte leise und bestimmt:

„Habe ich die Ehre, Lord Carrington vor mir zu sehen?"

„Ja wohl, Sir," stotterte er; „was steht zu Diensten?"

„Es ist mir der Auftrag geworden, Eure Lordschaft sicher nach London zu führen; ich darf wohl hoffen, dabei keinem Widerstande Ihrerseits zu begegnen?"

Er hatte sich in etwas wieder gefaßt und lachte erzwungen auf:

„Was soll das heißen, Sir? Ich verstehe Sie nicht."

„Es wird sich Alles schon an Ort und Stelle aufklären. Vorderhand dürfte es zur Vermeidung von überflüssigem Aufsehen wohl das Beste sein, der Gesellschaft dort, die sich gewiß schon über unser heimliches Gespräch zu wundern beginnt, mitzutheilen, daß Sie ein wichtiges Geschäft von hier abrufe und mich zu begleiten zwinge. Zugleich können Sie dann auch Ihrem Bedienten die Büchse zustellen."

„Aber ich habe ja keine Veranlassung —"

„Doch, Sie haben sie," bemerkte ich fest und blickte ihn dabei kalt und vielsagend an; „Leute, wie ich, pflegen niemals Jemanden grundlos einzuladen. Sie sehen das sicherlich ein und werden daher keine weiteren Schwierigkeiten machen."

„So sagen Sie mir wenigstens —"

„Ich kann auf keine Frage antworten, muß Eure Lordschaft vielmehr im eigenen Interesse rathen, Ihren Freunden dort alsbald das eben Bemerkte zu erklären und zugleich dem Burschen die Büchse abzuliefern, um so ohne jedes Aufsehen mit mir den Platz zu verlassen."

„Und wenn ich mich dessen weigerte?"

„So würden Sie mich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzen, Sie laut und öffentlich, kraft der mir ertheilten Vollmacht, als meinen Gefangenen zu bezeichnen. Es wird Ihnen jedenfalls nicht darum zu thun sein, vielmehr gerathener erscheinen, aus freien Stücken mit mir zu kommen."

„Na, meinetwegen, nur des Spaßes halber!" lachte er abermals affektirt. „Ich bin doch gespannt, in London zu erfahren, welche Ursache vorlag, mir Jemanden Ihres Schlages auf den Hals zu schicken." Er warf mir dabei aus seinen schwarzen, tiefliegenden Augen, die in den fahlen, verlebten Zügen wie Kohlen funkelten, einen bösen Blick zu, welcher aber nicht den geringsten Eindruck auf mich machte.

„Gentlemen," wandte er sich dann mit etwas zitternder Stimme an seine Genossen, „der Fremde hier bringt mir eine Nachricht, die mich nöthigt, sofort in seiner Begleitung nach London aufzubrechen. Ich denke jedoch bis längstens übermorgen früh wieder zurück zu sein und wünsche Ihnen inzwischen viel Glück auf der Jagd und good bye. — Hier, Jeffery, meine Büchse."

Dann, sich wieder zu mir wendend, meinte er laut und lächelnd:

„So, Sir, nun stehe ich zu Ihrer Verfügung."

Ich nickte nur, lüftete meinen Hut gegen die Jäger und verließ dann an der Seite meines Gefangenen den Platz.

Wir ritten eine Strecke schweigend dahin, wobei ich ihn natürlich sorgfältig im Auge behielt. Seine Züge waren finster und die Unterlippe hielt er zwischen den Zähnen geklemmt.

„Sir," begann er plötzlich, „ich weiß ja, Dank Ihrer Verschwiegenheit, nicht, was ich in London soll, bin auch des zu Erfahrenden wegen nicht weiter in Unruhe, allein die Entfernung von hier paßt mir gerade heute eines abzuschließenden, wichtigen Geschäftes wegen nicht; würden Sie mir daher vielleicht, natürlich gegen eine entsprechende Vergütung, gestatten, Ihnen erst morgen nach London zu folgen?"

„Nein," sagte ich kalt.

„Auch nicht, wenn wir die Remuneration auf hundert Pfund festsetzten? Sie können mich ja so leicht verfehlt haben oder ich Ihnen unterwegs entflohen sein."

„Dafür, daß das Letztere nicht geschieht, werde ich schon Sorge tragen, um so mehr, als Ihre jetzigen Worte mir beweisen, wie wichtig Ihre sichere Ablieferung ist."

„Ich gebe Ihnen tausend Pfund," stieß er heiser hervor.

„Ihr ganzes Vermögen, so groß es auch sein mag, kann mich zu keiner Pflichtverletzung bewegen, sparen Sie sich also jeden weiteren Ueberredungsversuch."

Er wollte trotzdem noch etwas sagen, doch plötzlich wurde Hufschlag hinter uns laut, und als ich rasch den Kopf wandte, sah ich den Bedienten Jeffery heran galoppirt kommen. Er hatte des Lords Büchse an der Wange, im selbigen Moment krachte auch der Schuß und die Kugel zischte dicht an meinem Ohre vorbei.

Zugleich spornte mein Begleiter sein Pferd und jagte im Carrière davon.

Aber ich war nicht gesonnen, mir so meinen Fang entgehen zu lassen; gleichfalls meinem Fuchs die Sporen gebend, setzte ich alsbald hinter dem Flüchtling drein.

Ein Ritt begann jetzt, wie er noch auf keinem Rennplatze erlebt. Carrington mochte das Terrain kennen und suchte in der baldigen Einsicht, daß mein Pferd dem seinigen an Geschwindigkeit nichts nachgab und ich ebenso sattelfest wie er war, durch Benützung aller möglichen Hindernisse Vorsprung zu gewinnen. Bald ging es über gefällte Bäume, bald durch halbtrockene Gräben, bald über und zwischen Strauchwerk, bald durch einen Sumpf dahin — vergebens, ich blieb ihm dicht auf der Ferse.

Mit wildem, verzweifeltem Blick schaute er zuweilen rückwärts und bohrte dann seinem edlen Thiere wieder die Sporen in die Seite, dasselbe zu immer rasenderem Laufe aufzustacheln. Mein Fuchs verdoppelte aber in gleichem Maße seine Schnelligkeit und hielt sich fortwährend hinter ihm.

Es war eine tolle, sinnverwirrende Jagd, eine Jagd auf Tod und Leben, denn ein etwaiger Fehltritt eines der Thiere, ein Straucheln desselben konnte den Reiter aus dem Sattel schleudern und mußte ihm dann bei der schwindelnden Eile verhängnißvoll werden. Und dabei die fast gespenstische Stille des Rittes. Nur das dumpfe Dröhnen des Waldbodens und das zeitweise Schnaufen der Pferde wurden hörbar.

Verschiedentlich hob ich meinen Revolver, um ein Ende zu machen, dem Renner vor mir eine Kugel in die Weichen zu jagen, aber eben die Besorgniß, daß Carrington beim Stürzen Gefahr laufe, hielt mich zurück.

Eine halbe Stunde mochte so die Parforcejagd schon gedauert haben. Das Schnaufen der Thiere wurde immer hörbarer, die Schaumflocken entfielen denselben immer reichlicher, da klang plötzlich ein seltsames Brausen und Donnern an mein Ohr, das sich mehr und mehr verstärkte. Dann erblickte ich einen hohen, zackigen Felsen vor mir, von dessen Gipfel mächtige Wassermassen unter wildem Brüllen herabstürzten und auf die der Flüchtling zuhielt.

„Die Greelockfälle!" durchzuckte es mein Hirn, aber schon lag eine kochende, zischende, schäumende Fläche vor mir.

Tief bohrte Carrington zugleich seinem Pferde die Sporen in die Seite, hoch bäumte sich das Thier auf und flog dann in mächtigem Satze über die tosende Flut, um jenseits derselben unter wildem, heiserem Jubelruf seines Reiters in ungeschwächter Schnelligkeit weiter zu jagen.

Da gab es kein Besinnen. Auch mein Fuchs spürte die Sporen und der treffliche Renner nahm gleichfalls das mindestens fünfzig Fuß breite Hinderniß.

Mit verzweifeltem Blicke hatte es der Flüchtling bemerkt. Er änderte plötzlich die Richtung und galoppirte an dem Flusse entlang. Ich hinter ihm drein und merkte bald seine Absicht, denn ein erneuertes, stärkeres Brausen verrieth die Nähe eines zweiten Falles.

Allein mir fehlte die Lust, wegen des Verbrechers vor mir nochmals in gleicher Weise Gott zu versuchen. Rasch daher meinen Revolver wieder hervorziehend, zögerte ich jetzt nicht länger und drückte ab. Leider eine Sekunde zu spät.

Gerade hatte der Elende sein Pferd wieder zum Sprunge gestachelt, das nun, schwer in die Seite getroffen, nicht mehr die Kraft besaß, denselben auszuführen. Schmerzlich aufwiehernd, überschlug es sich in der Luft, um dann mit seinem Reiter, dessen gellender Schrei gleichfalls das Heulen des Falles übertönte, in der strudelnden Wassermasse da unten zu verschwinden.

Ich hatte im Nu mein keuchendes Thier gezügelt und spähte wildpochenden Herzens hinab. Da lag der Pferdekadaver, durch ein Felsstück am Weitertreiben gehindert, auf dem Grunde und unter ihm Carrington. Keine Rettung war mehr möglich, Gott hatte gerichtet.

Stimmen schlugen plötzlich an mein Ohr. Drüben hielt die Jagdgesellschaft mit schreckensbleichen Gesichtern. Da es mir bei dem Donnern des Elements unmöglich war, mich verständlich zu machen, deutete ich durch Pantomimen meinen Wunsch an, zu ihnen hinüber zu kommen, und sie wiesen abwärts, zugleich ihre Pferde nach der Richtung hin in Bewegung setzend. Ich that dasselbe und erreichte so nach kurzer Zeit eine über den Fluß führende Balkenbrücke.

Mich dann zu den Jägern begebend, erzählte ich den entsetzt Horchenden in kurzen Worten meine Mission und wie der Verunglückte mit Hülfe seines Dieners dieselbe zu durchkreuzen gestrebt und so schließlich sein Ende gefunden.

Wir kehrten dann zu der Unfallsstätte zurück, um zu versuchen, den Leichnam frei zu machen und auf's Trockene zu bringen, was endlich auch unseren vereinten Bemühungen, wobei sogar einige Herren ihre Pferde in die Fluten hinabtrieben, gelang.

Inzwischen war auch eine Anzahl Diener herangekommen, die schnell eine Bahre aus Baumästen herstellten und die traurige Last dann auf derselben zu des Baronets Hause und von da auf einem Wagen nach Oldoak beförderten.

Ohne einen Gefangenen kehrte ich aber doch nicht zurück. Es gelang mir, den Bedienten Jeffery, indem ich dessen Spur von Oldoak, das er kurze Zeit vor mir, eine eilige Reise für seinen Herrn vorschützend, verlassen, bis zur nächsten Eisenbahnstation verfolgte, gerade in dem Moment, wo er den Zug besteigen wollte, zu ergreifen und abzuliefern. Konnte ihm nun auch irgend welche Theilnahme an dem vorliegenden Falle nicht bewiesen werden, so vermochte er sich doch von dem heimtückisch auf mich abgegebenen Schusse nicht zu reinigen und erhielt hiefür eine lebenslängliche Anweisung auf Botanybai.

Als man Lucy Brooks das schreckliche Ende Carrington's mitgetheilt, lachte sie in grimmiger Freude auf und meinte, nun auch beruhigt mit ihrem verfehlten Leben abschließen zu können. Am nächsten Morgen ward der Sinn dieser Worte klar. Man fand sie entseelt in ihrer Zelle und neben ihr am Boden ein gefaltetes Stück Papier, das noch ein winziges Ueberbleibsel einer Substanz enthielt, welche die Gerichtsärzte als Strychnin erkannten. Ob sie sich mit einem von ihr zurückbehaltenen Reste des bei der Gräfin Carrington angewandten Mittels den Tod gegeben? Wer vermochte es noch aufzuklären? Jedenfalls wurde bei der Untersuchung des exhumirten Leichnams der unglücklichen Dame konstatirt, daß diese an dem genannten Gifte gestorben.

Und so endete dieses entsetzliche Drama, dessen Einzelheiten, namentlich der fürchterliche Ritt auf Tod und Leben, nie aus meinem Gedächtnisse schwinden werden.

Der treue Freund.

(Bild S. 601.)

Unser Bild führt uns hier eine unheimliche Situation vor — ob ein Unglücksfall oder ein Selbstmord vorliegt —? Der offene Brief am Rande des Abgrunds, der eben gelesen scheint, läßt fast das letztere vermuthen. Der Arme hat wohl wenig Freunde gehabt im Leben — einer jedoch hat ihn geliebt und trauert ihm nach, das ist sein Hund. Wir sehen ihn am Rande des Felsens stehen und hinabschauen in die Tiefe; was er erblickt, muß entsetzlich sein, denn sein Auge blickt angstvoll, und in seiner Haltung ist Schreck und Furcht und das Gefühl, nicht hinunter, seinem verunglückten Herrn nicht helfen zu können, vortrefflich ausgedrückt. Es ist ein eigenartig ergreifendes Stimmungsbild, das mit höchst einfachen Mitteln der Maler uns hier vor Augen gestellt.

Maria Alexandrowna, Kaiserin von Rußland.

(Porträt S. 604.)

Am 3. Juni dieses Jahres ist die Kaiserin von Rußland, deren Porträt wir hier bringen, nach langen Leiden sanft entschlafen. Die Kaiserin Maria Alexandrowna war eine Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen und hatte bis zu ihrer Verheirathung 1841 mit Alexander die Namen Maximiliane Wilhelmine Auguste Sophie Maria, welche sie bei dem Uebertritt zum griechisch-russisch-katholischen Glauben in die ebengenannten umwandelte. Am 28. April 1841 wurde der damalige Thronfolger Alexander mit dieser Prinzessin im Winterpalais in St. Petersburg getraut und führte das glücklichste Familienleben mit seiner Gemahlin, die sich durch großen Verstand und Liebenswürdigkeit auszeichnete. 1855 starb Nikolaus und Alexander trat, in der Mitte der Dreißiger stehend, die Regierung an, wodurch Maria Alexandrowna jetzt Kaiserin eines der mächtigsten Reiche der Welt wurde. Die Ehe war gesegnet mit sechs Söhnen und einer Tochter; der älteste Sohn, Zarewitsch Nikolaus, starb in Nizza, ein Schlag für die Kaiserin, der ihre zarte Gesundheit heftig erschütterte und von dem sie sich nie erholte. Am Leben sind also jetzt noch fünf Söhne, der Thronfolger Alexander, Wladimir, Alexei, Sergius und Paul. Die einzige Tochter Maria ist seit 1874 mit dem Herzog von Edinburg, Sohn der Königin von England, vermählt. Die Kaiserin war ein Liebling des russischen Volkes, man nannte sie nur Mamenka, Mutter; ihre Wohlthätigkeit war unerschöpflich und unermüdlich. Wo nur irgendwie zu helfen war, half sie, der Politik blieb sie bald fern und widmete sich dann ganz ihrer Familie. Seit Jahren kränklich, bildete sich allmälig ein Brustleiden bei der hohen Frau aus, dem keine Kunst der Aerzte Grenzen stecken konnte. Letzten Winter suchte die schwerkranke Kaiserin in Cannes Linderung. Todesahnung und die Sehnsucht, in ihrem geliebten Rußland zu sterben, trieb sie mitten im strengsten Winter nach St. Petersburg zurück, wo am 3. Juni die gefürchtete Katastrophe eintrat und ein sanfter Tod die längst völlig Hoffnungslose erlöste. 1824 geboren, erreichte die Kaiserin ein Alter von 56 Jahren. Sie hinterläßt den Ruf einer edlen, für das Wohlergehen ihrer Familie wie ihres Volkes mütterlich besorgten Frau.

Zum Stiergefecht.

(Bild S. 605.)

Die Stiergefechte in Spanien sind dort Volksvergnügungen, wie bei uns etwa Vorstellungen im Sommertheater. Man begibt sich dahin, um zu sehen und gesehen zu werden; letzteres gilt besonders von der jungen Welt. In d.r offenen Arena sitzend, kann man überall hin schauen und Bekannten zunicken und zuwinken, auch das Gesicht halb unter dem Fächer versteckt und dann diesen plötzlich zusammenklappend, die jungen Herren auf überraschende Weise durch Schönheit blenden. Das verlockt wohl auch neben der Anfregung des Kampfes die schönen Spanierinnen, so eifrig die Stiergefechte zu besuchen, und unser hübsches Bild zeigt uns zwei andalusische Schönen, welche sich, von einem nationalen Kutscher, der halb am Wagen hängt, geführt, zur Arena begeben. Man sieht auf ihren munteren, schönen Gesichtern schon, wie sie das emsigste Bestreben haben, so viel Herzen wie möglich in Brand zu stecken und auch wohl die schlanken, geschmeidigen Sieger im Stierkampf mit ihren Augen, schwarzen Ringellocken und korallenrothen Lippen zu besiegen. Es ist ein recht nationales Bild südspanischen Lebens, welches unsere Illustration hier veranschaulicht.

Albumblatt.

Die Herberge.

Sie steht noch auf derselbigen Stelle,
Die alte Herberg', die traute Schwelle!
Sie lockt noch immer den müden Fuß,
Und beut dem Durstigen kühlen Gruß.

Da steht noch die Linde und freut sich der Gäste!
Der Seewind säuselt ihr durch die Aeste;
Und unter ihr steht ein steinalter Tisch;
Die Bank ist fest und der Trunk ist frisch.

Da mögt ihr schauen und scherzen und trinken;
Mich aber laßt in mich selber versinken!
Die Küsse der Jugend, o Traum und Schaum!
Sie flüstern durch diesen Lindenbaum!

(Aus: „Unhold" von Max Haushofer. München, Ackermann.)

Die goldene Hochzeit.

Eine Familiengeschichte

von

Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

III.

In der Saalfelder Straße schimmerte das Licht der Lampe durch die Fenster eines einstöckigen Hauses, trotzdem Fräulein Julie Knauer die weißen Vorhänge zugezogen, bevor sie sich mit ihrer Handarbeit an den gedeckten runden Tisch gesetzt hatte, um in nimmer rastender Thätigkeit die Heimkehr ihres Vaters vom Rathhause zu erwarten.

Fräulein Julie Knauer befand sich wohl noch in den Jahren der Jugendblüte, aber diese Blüte war bei ihr nicht zur Entfaltung gekommen. Sie sah um zehn Jahre älter aus, als der Kalender ihr zuertheilte, matt und welk. Von Jugend auf war sie leidend gewesen. Ein Fehler ihrer Körperkonstitution, der sie verwachsen erscheinen ließ, trug die Schuld an ihrer Schwächlichkeit. So war sie klein, zart und bleich geblieben. Ihr Gesicht trug die Spuren ihrer Leiden in einem still duldenden Ausdruck, aber es war nicht häßlich, und die großen, guten Augen, die es belebten, gaben ihm sogar durch ihren feuchten Glanz einen schwärmerischen Reiz. Julie Knauer hatte niemals eine Jugend genossen. Während ihre gesunde und lebenslustige Schwester Minna die Freuden der Stunde in vollen Zügen schlürfte, war die kränkelnde Julie immer zu Hause geblieben. Was hätte auch die zarte, verkrüppelte Gestalt auf einem Balle gewollt, wo sich nur die Fülle der Gesundheit im lustigen Reigen tummelt! Daheim war ihr Platz geblieben, und während Minna sich im Tanze drehte, las sie sinnige Bücher oder schuf mit ihren kleinen, geschickten Händen in emsigem Fleiße Wunder feiner Handarbeit. Daneben war sie die treueste und liebevollste Pflegerin ihres alten Vaters und versuchte mit ihrer stillen Heiterkeit sein düsteres Gemüth zu erhellen. Und das war oftmals keine geringe Aufgabe. Rathsherr Knauer war von jeher ein wenig freundlicher Mann gewesen, und schon seine verstorbene Frau hatte im Stillen viel gelitten von seinen Launen und seiner Heftigkeit. Die Heftigkeit hatte sich allerdings mit der Zeit gelegt, dafür war aber sein Gemüth desto verdüsterter geworden; mürrisch ging und lebte er vor sich hin, wie wenn eine ungeheure Last auf seine Seele drückte, die ihr das Aufathmen wehrte. Seit Jahren schon hatte ihn Niemand mehr lachen sehen, und selbst der treuen Liebe und Zärtlichkeit seiner Julie, die in ihrer Verlassenheit mit ganzer Seele an dem verdüsterten Vater hing, gelang es nur sehr selten, ihm ein freundliches Wort zu entlocken.

Die muntere Minna war seit ein paar Monaten mit Alfred Wacker, einem Enkel des Rathsherrn, verlobt, der auch noch sehr jung war und sich in das schöne junge Mädchen sterblich verliebt hatte. Rathsherr Wacker besaß nur noch einen Sohn, dessen einziger Sohn Alfred war. Es galt also allgemein für ein großes Glück, daß dessen Auge auf die schöne Tochter Knauer's fiel, der zwar nicht gerade arm war, aber neben dem reichen Wacker doch dafür gelten durfte. Alfred Wacker fand mit seiner Neigung weder beim Vater noch beim Großvater Widerstand. „Knauer ist mein Buchhalter gewesen," hatte der alte Rathsherr gesagt, „und sein Fleiß und seine seltene Treue in meinem Interesse geben ihm einen Anspruch darauf, zu unserer Familie gezählt zu werden. Will der Junge das durch eine Heirath mit dem hübschen Mädchen besiegeln — Glück zu, ich gebe ihnen meinen Segen!" Während also auf der Seite, wo ein Widerspruch befürchtet worden war und wohl erklärlich gewesen wäre, Alles gut und glatt ging und der schönen Minna sich die offenen Arme der Familie ihres Herzallerliebsten entgegenbreiteten, erfuhr der alte Knauer von der Werbung Alfred's um sein Kind mit einem unverständlichen Widerwillen. Noch düsterer als sonst schaute er drein, und der glückliche Jubel seines Kindes schien ihn zu beängstigen. „Was soll es damit schon!" rief er rauh aus, „das Mädchen ist noch zu jung, sie hat noch keinen Verstand und weiß nicht, was sie will. Laßt mich in Ruhe und sie erst zu Verstande kommen ..."

Alfred Wacker müßte nicht der jugendliche Feuerkopf gewesen sein, der er wirklich war, wenn er sich auf solche Weise hätte sollen abtrösten lassen. Der Schein von Widerstand, welchem er begegnete, entflammte seine Leidenschaft auf das Höchste, und die verzogene Minna, der noch niemals ein Wunsch versagt worden war, half ihrem Liebhaber treulich. Sie weinte und tobte, und Beide benahmen sich schließlich, als ob Leben und Seligkeit an jedem Tage hingen, der sie noch nicht als versprochenes Brautpaar sah.

Da Alfred wegen des Korbes, den er sich beim alten Knauer geholt haben sollte, von seinen Genossen gehänselt wurde, daß ihm, dem reichsten Sohne der Stadt, so etwas passiren könne, so drohte er endlich, auch fortzugehen, und Minna schrie bei dieser Mittheilung laut auf und wurde vor Schrecken ohnmächtig.

„Sie stirbt!" schrie Alfred verzweiflungsvoll, aber die bedächtige Julie brachte bereits flüchtige Salze herbei, die das arme Kind neu belebten.

Aber etwas Krankhaftes blieb doch bei dem sonst so gesunden Mädchen zurück, was Julie erschreckte. Da muß geholfen werden, sagte sich das treue, neidlose Wesen, dessen schönste Freude es war, Andere freudig zu sehen oder ihnen selbst Freude zu bereiten. Jetzt sprach sie mit dem Vater, ruhig, liebevoll, aber ernst. Er hörte sie an, verdrießlich und düster wie immer.

„Ihr wißt nicht, was ihr thut," sagte er förmlich geängstet; „laßt es sein, laßt es sein, ihr versteht es nicht, es entsteht Unheil daraus!"

„Aus solcher treuen Liebe, Vater!" bat Julie. „Du irrst Dich, Vater. Sieh' die Beiden an, wie sie leiden durch Deinen Widerstand. Sie suchen ihr Glück ineinander und werden es ineinander auch finden!"

„Meinetwegen ja, ja doch! Wenn ihr es durchaus so wollt, so habt es. Ich wasche meine Hände, ich habe gewarnt; ich kann's nicht hemmen, wenn das Unheil kommt!"

Die jungen Leute verstanden den Sinn dieser unheimlichen Unkenrufe nicht und konnten ihn nicht verstehen. Sie dachten aber auch nicht weiter darüber nach. War doch der Widerstand des Vaters jetzt gebrochen und das ersehnte Ja ausgesprochen. Die Verlobung wurde begangen. Aber Rathsherr Knauer blieb völlig theilnahmlos dabei. Er schaute in gewohnter Weise düster drein, aber er widersprach doch nicht weiter.

Der Bräutigam kostete alle sieben Himmel der glücklichen Rosenzeit der Liebe durch — dann wurde Minna auf einige Monate in ein Institut nach einer benachbarten Stadt gethan, um sich daselbst für die Pflichten der Hausfrau vorzubereiten. Die Trennung wurde dem Pärchen entsetzlich schwer, und Jeder versicherte dem Andern in Verzweiflung, ohne ihn gar nicht leben zu können; sie lebten aber doch Beide weiter und gaben sich in überschwenglich zärtlichen Briefen Tag für Tag hievon die ihnen nothwendige Kunde.

Seitdem war nun Julie mit dem Vater ganz allein. Sie mußte sich daran gewöhnen, so sehr ihr das glückliche Naturell ihrer Schwester im Hause fehlte, denn das wußte sie, das mußte so bleiben. Kam auch Minna noch einmal auf ein paar Wochen in's Haus, so fand doch sicher bald darauf die Hochzeit statt, mit der es Alfred außerordentlich eilig hatte. Er glaubte seines Glückes erst wirklich sicher zu sein, wenn er es durch heilige Bande unlöslich an sich gefesselt sah.

Die treue Julie befand sich nun oft recht einsam. Aber das zarte, kränkliche Wesen war von jeher an Thätigkeit gewöhnt, die ihr auch trotz ihrer Schwächlichkeit so flink als gut von der Hand ging.

Auch heute arbeitete Fräulein Julie an der Schwester Aussteuer und gedachte der Fernen mit stillem Behagen. Ihr Vater weilte in der Rathssitzung, die manchmal ziemlich lange dauerte. Sie hatte vorsorglich vorher den Tisch gedeckt, damit der Vater sich nur daran setzen durfte, während sie das bereit gehaltene Abendessen auftrug. Bis er kommen würde, ließen die rührigen Hände noch fleißig die Nähnadel hin und her fliegen. Daß Alfred heute nicht dagewesen war, um ihr die gewohnten Grüße von Minna zu bringen, nahm sie fast Wunder. Er war damit sonst so pünktlich. Machte es ihm doch das höchste Vergnügen, ein paar Minuten mit der guten Julie von seinem Herzensglücke sprechen zu dürfen.

Die Saalfelder Straße war still und noch ganz dunkel. Das sah Julie, als sie einmal nach dem Abendessen gesehen hatte und einen Augenblick an das Fenster trat. Keine Laterne brannte bei dem feuchten Wetter, wo die Steine des holperigen Straßenpflasters so glatt zu sein pflegten. Wenn der Vater nur erst glücklich daheim war.

Fräulein Julie saß nun eben wieder bei ihrer Arbeit, als draußen langsame, schwere Tritte laut wurden, die recht unsicher klangen. Es mochte wohl ein Arbeiter sein, der ermüdet heimwärts ging, der Schritt ihres Vaters war das nicht. Und doch klingelte eben ihre Hausthürglocke. Die Thür wurde geöffnet und geschlossen. Julie flog auf und mit der Lampe zur Stubenthür, die sie hastig aufstieß.

„Du bist es, Vater, ich hatte Dich gar nicht ..." Das Wort „erkannt" stockte ihr auf der Zunge, denn sie glaubte ihn wirklich nicht zu erkennen, so seltsam und fremdartig erschien er ihr. Sein Gesicht war geisterbleich, sein Haar verwirrt, sein Hut schmutzig und geknickt, Hände und Kleider wiesen ebenfalls Schmutzflecken auf, und ein seltsam gezwungenes Lächeln — seit Jahren hatte sie keines mehr an ihm gesehen und doch dachte sie in diesem Augenblick, er hätte niemals wieder lächeln sollen! — zuckte um seine Lippen. War er betrunken? Ihr Vater betrunken, das war niemals dagewesen! Und aus der Rathssitzung! Das konnte nicht möglich sein, doch was war mit ihm geschehen?

„Guten Abend, lieber Vater," sagte Julie, bebend vor Schrecken und Angst, „ist Dir nicht wohl, Du siehst so eigenthümlich aus."

„Glaub's wohl, ja, ja! Es rächt sich am rechten Flecke, würde Rathsherr Wacker sagen, dem der Schurke mit der Leuchte voranlief, während ich, der Decernent der Gasbeleuchtung, durch die dunkle Straße tappen muß. Schon recht, warum halte ich den Kerl nicht besser im Zuge. Schon recht, es ist an den richtigen Mann gekommen."

„Um Gottes willen, Vater, was ist Dir! Du ängstigst mich. Was ist geschehen? Ist Dir ein Unfall zugestoßen? Du bist beschmutzt worden."

„Natürlich, das Straßenpflaster ist schmutzig, und wenn man so recht darauf schlägt, daß der Hut vom Kopfe fliegt und der Hinterkopf Funken aus dem Steine schlägt, so muß man sich dabei wohl beschmutzen."

„Um Gott, Vater, Du bist gefallen! Wie, wo, sprich doch, ich ängstige mich zu Tode ... Du hast Dir doch nicht wehe gethan?"

„O ja, recht wehe. Es war, wie wenn der Kopf auseinanderbarst, und noch immer ist mir so, als wäre er zerborsten. Er ist doch noch ganz?"

Julie trat angstvoll hinzu und legte ihre kleine Hand an des Vaters schmerzendes Haupt. Eine Verletzung war nicht wahrzunehmen — es mußte also die innere Erschütterung sein, welche nachwirkte. Sie half dem Vater beim Ablegen und es sich Bequemmachen. Sie führte ihn zum weichen Lehnstuhl und brachte Stiefelknecht und Hausschuhe herbei, damit er alles Beschwerlichen sich entledige.

„Au!" schrie er dabei. „Das ganze Rückgrat schmerzt bis in das Gehirn hinauf. Es ist ein nichtswürdiger Zufall. Ah, der Teufel!"

Julie, die ihres Vaters Abneigung gegen Aerzte und Medizin kannte, trug schon lange eine Frage auf den Lippen, ohne sie sofort zu wagen. Jetzt hielt sie dieselbe nicht mehr zurück:

„Vater, soll ich den Arzt holen?"

„Warum nicht gar! Was soll mir Der! Zu quacksalbern und zu flicken gibt es nichts, das muß sich einfach ausbrummen. Gib mir Abendessen und laß mich mit dem Beutelschneider ungeschoren. Wer Dem erst in die Hände fällt, mit dem ist's Matthäi am Letzten."

Die sanfte Julie wagte nicht zu widersprechen, sie ward nur von unendlicher Angst erfüllt. Gegen den Willen des Vaters handeln, hieß ihn reizen und seinen Zustand verschlimmern. Er würde auch dem nicht von ihm gerufenen Arzte sicher die Thür weisen. Und doch war das arme Mädchen fest überzeugt, daß es besser wäre, wenn er gerufen würde. Schnell und schweigend trug sie das Abendessen auf und bereitete dem Vater den gewohnten Thee.

Er aß und trank anscheinend mit gutem Appetit.

Julie saß ihm gegenüber, wieder an ihrem früheren Platze. Sie hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen, beobachtete aber über dieselbe hinweg mit sorglichem Blicke den Vater.

Wie er in gewohnter Weise sein Mahl nahm, das beruhigte sie. Sein Aussehen hatte sich wieder geändert und war fast normal geworden, sein Gesichtsausdruck so verdrießlich wie gewöhnlich. Julie glaubte schon unbesorgt sein zu dürfen.

Da plötzlich sah sie, wie seine Hände beim Essen ruhten — der eine Arm sank nieder, das Messer fiel aus der Hand auf den Boden.

Julie sprang mit einem Schreckensrufe auf — was ihr die Lampe bisher verborgen hatte, das sah sie jetzt: ihres Vaters Haupt war gegen die Lehne des Stuhls zurückgesunken, in welchem er anscheinend leblos ruhte.

„Vater, Vater!" rief sie aufkreischend, „Vater, was machst Du? Was fehlt Dir?"

Sie sprang hinzu und ergriff seinen Arm, der schlaff und schwer herabhing. Sie hob ihn auf in ihrer Seelenangst und schüttelte ihn.

„Vater, Vater!" kreischte sie auf's Neue. Das Gefühl des Alleinseins, der gänzlichen Verlassenheit steigerte ihr Entsetzen. Was sollte sie beginnen, sie, das schwächliche, kranke Wesen mit dem kranken Manne?

Ja, war denn überhaupt noch etwas zu beginnen? Lebte er denn noch?

Da schlug er müde und schwer die Augen auf — die Lippen bewegten sich und stießen stammelnd unartikulirte Laute hervor.

„Vater, wie ist Dir?" frug Julie angstvoll.

Er versuchte, sich emporzurichten, aber es gelang ihm nicht.

„Zu Ende, Julie, zu Ende."

„Soll ich den Arzt holen?"

„Nein, mir — nützt — kein — Arzt mehr — es geht — zu Ende."

„Vater, o sprich nicht so ..."

„Ich kann — nicht so sterben — so nicht — so nicht. Julie — rufe den Rathsherrn — Wacker — Wacker — ich muß — ihn sprechen — ehe es zu Ende geht ..."

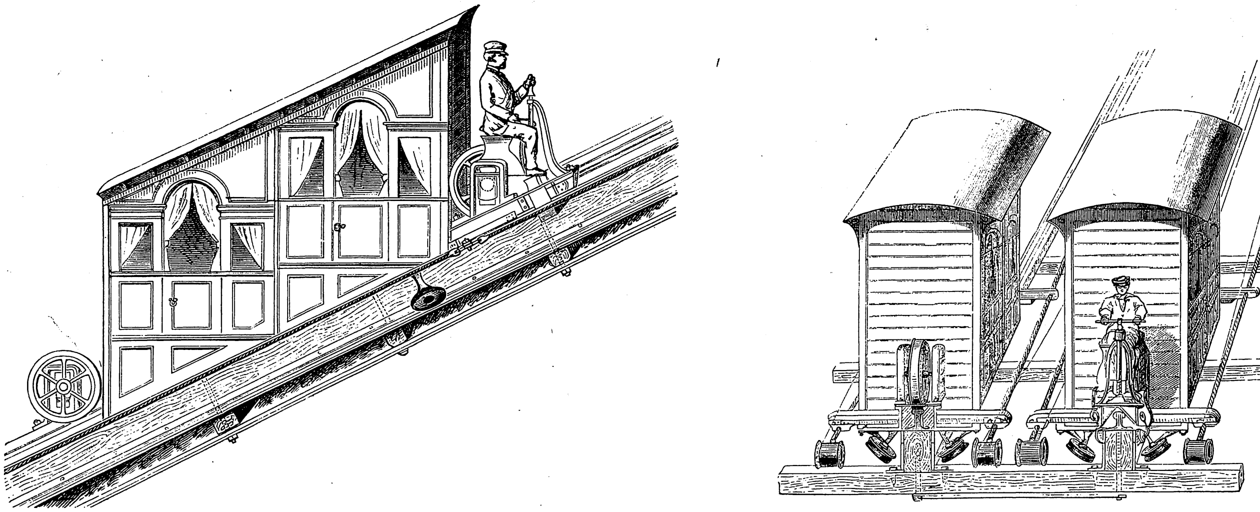
„Ich will den Arzt rufen, Vater."

„Wacker — nicht — den Arzt. Mir — hilft — kein Arzt. Wacker — geh' — gehe schnell — so lange — lebe ich noch — er soll kommen — gleich kommen — um meiner Seele willen — und der seinigen. Geh' — gehe ..."

„Vater, Du bist krank, was soll Dir der Rathsherr — der Arzt ..."

„Du marterst mich — eile — eile — meine Seele — vergeht in Pein. Ich — kann nicht — sterben — sterbe nicht — bis ich ihm gebeichtet. Eile — rufe den Rathsherrn — Wacker..."

Aus des Kranken Augen sprach eine furchtbare Seelenangst — sie hingen flehend an seinem rathlosen Kinde, während er die Arme bewegte, wie um seine Bitte zu unterstützen.



Waggon der Drahtseilbahn auf den Krater des Vesuvs.

„Was kann es sein? Was kann er wollen? Wäre ich nur nicht so allein! Wenn er unterdeß stürbe ...“

Doch sie durfte nicht mehr zögern. Vielleicht traf sie draußen einen befreundeten Menschen, der ihr Beistand leistete. O, Alfred, wo war er heute? Jeden Abend war er gekommen, um ihr von Minna's Briefen zu erzählen, nur heute kam er nicht, wo sie seiner bedurft hätte ...

Der Kranke war wieder ruhig geworden. Er hatte die Augen geschlossen und schien zu schlummern. Schnell entschlossen nahm Julie ein Tuch um, um den Auftrag ihres Vaters zu erfüllen. Sie brachte die Lampe in Sicherheit, damit kein Schaden durch sie geschehen könne, befahl den kranken Vater für einige Minuten in Gottes Hut und schlüpfte behend wie ein Wiesel hinaus.

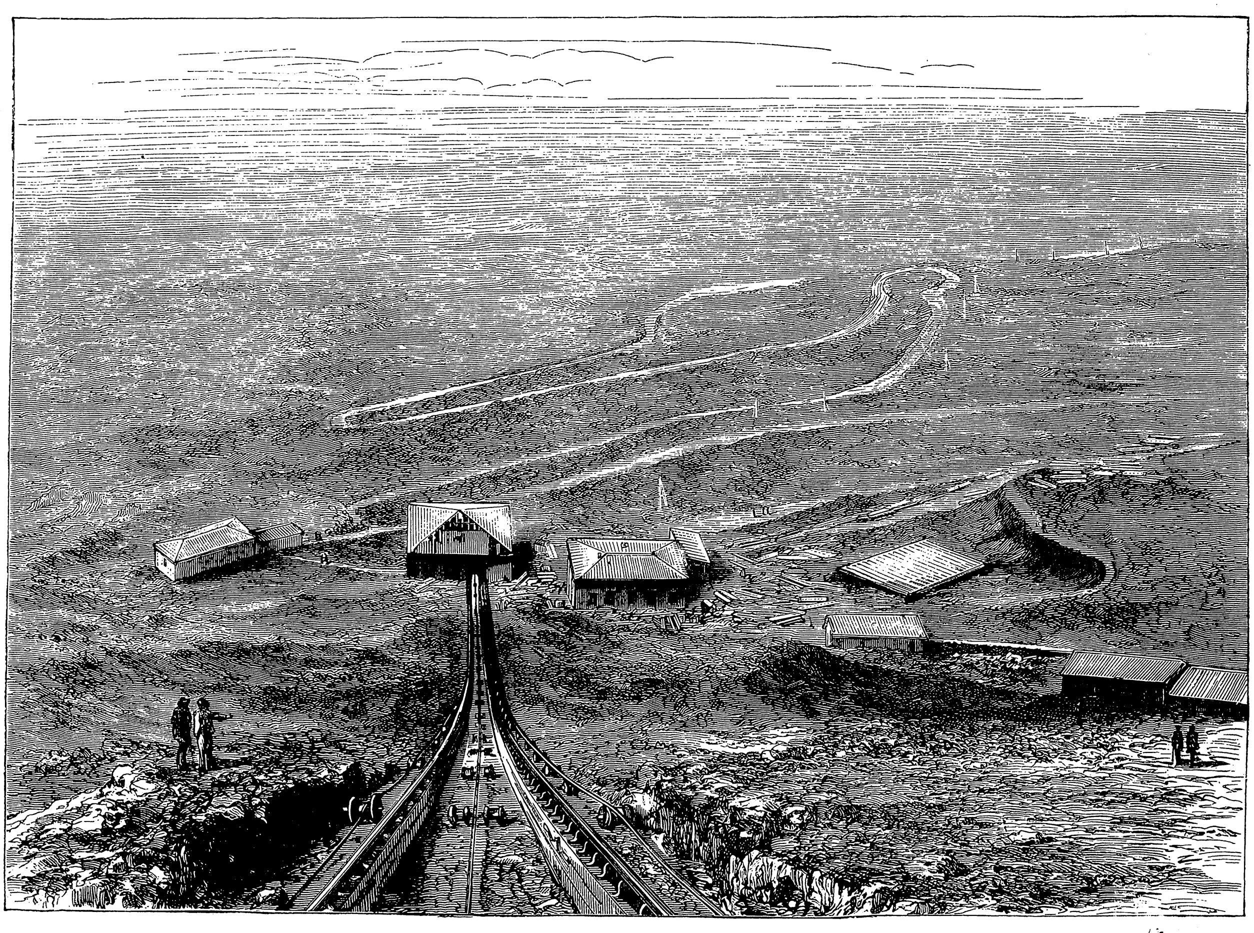
Die Angst beflügelten ihre Schritte durch die nun von den Gaslaternen erhellten Straßen. Groß waren die Entfernungen in Gutstadt nicht — und doch keuchte das zarte, schwächliche Wesen bald im ungewohnten Laufe.

Sie wollte den Rathsherrn Wacker rufen, nach dem ihr Vater in wahrer Seelenangst verlangte, und auch den am Wege wohnenden Arzt zu dem Kranken bitten.

„Wird er noch etwas helfen können?“ frug sie sich banger Ahnung voll, während leises Stöhnen sich aus ihrer keuchenden Brust rang und die Thränen heiß über die glühenden Wangen niederquollen.

IV.

Das große zweistöckige Haus am untern Ende der Springstraße, das in seinem gleichmäßigen sandsteinfarbenen Anstrich einen recht ernsten, aber äußerst stattlichen und soliden Eindruck machte, war das Geschäfts- und Wohngebäude des Kaufmanns und Rathsherrn Friedrich Wacker. Der leichtfüßige Walter, der wie ein geflügelter Bote des Lichts vor dem aus der



Die Drahtseilbahn auf den Krater des Vesuvs: **Blick von der Bahnmitte aus abwärts auf die neue Fahrstraße zwischen der untern Station und dem Observatorium.** (S. 610.)

Rathssitzung heimkehrenden alten Herrn her geschritten war, hat soeben auch die Laterne vor dessen Hause in Brand gesetzt, so daß das alterthümliche Gebäude in matter Beleuchtung vor uns liegt. Das ganze untere Stockwerk ist still und finster, die großen Fenster sind außen mit Gittern aus starkem Schmiedeeisen versehen, die tief in die Steinbrüstungen eingerammt sind und deren kunstvoll verschnörkelte Spangen bunte Figuren bilden; innen sind noch starke Eichenläden vorgelegt, die jetzt, nach dem Schluß des Geschäftes, geschlossen und mit querüber liegenden Eisenstangen verwahrt worden sind. Denn hier im untern Stockwerke befinden sich die Comptoirs und Geschäftsräume des Hauses Friedrich Wacker. Die ausgedehnten Verbindungen des alten, soliden und wohlrenommirten Geschäftes liegen heute bereits vorzugsweise in den Händen des Sohnes vom Hause, des Herrn Wilhelm Wacker. Der greise Chef hat mit den vorschreitenden Jahren und unter der Last der Ehrenämter, die ihm übertragen wurden, das Szepter des Geschäfts mehr und mehr der Hand des Sohnes überlassen, in dessen Händen er es wohl aufgehoben und verwaltet weiß. Das obere Stockwerk des Hauses enthält die Wohnräume. In langer Flucht liegen die wohl ausgestatteten Zimmer neben einander. Nirgends gewahrt man schreienden Luxus der modernen Zeit, keinen blendenden Flitterkram, der für den Augenblick besticht; hier ist Alles echt und gediegen, etwas alterthümlich und altfränkisch zwar, aber bequem und solid, für den praktischen Gebrauch und doch auch für die Dauer eingerichtet. Die Möbel, die Dekorationen der Fenster und der Wände, nichts macht den Eindruck des Prunkenden, aber Alles ist von einer gediegenen Kostbarkeit, und der Stukk der Decken, die schwervergoldete Ampel, ein Kunstwerk aus früherer Zeit, sowie die alterthümliche Uhr mit den beiden vergoldeten Vasen auf dem Kaminsims predigen dem Eintretenden, daß er in eine echte Patrizierwohnung gekommen sei. Die eine Seite

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



„Hören Sie, Frau Wirthin, warum sind denn hier die Semmeln so klein, bei uns sind sie nochmal so groß?"
„Ja dös will ich schon glauben, bei Ihnen nehmen's halt mehr Teig dazu."



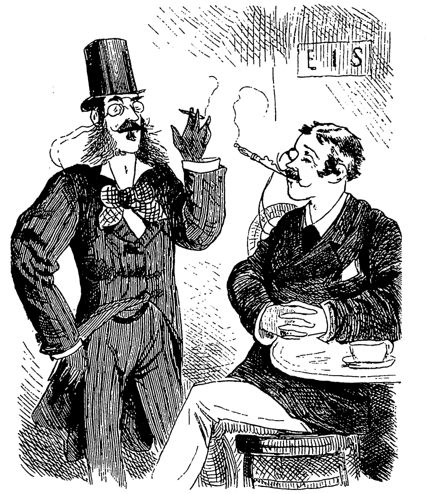
Herr: Na, wie steht's, Johann, ist heut Nacht der Barometer gefallen?
Johann: Ne bewahre — der hängt noch.



Die Bäuerin bringt nur den Perpendikel ihrer Uhr zur Reparatur und meint auf die Frage nach der Uhr: „Sähe Se, lieber Herr, der Uhr fehlt weiter sonst nichts, bloß das Parpedikel da will nich mehr hin und her gehen."



Doktor: Aber, Herr Salomon, wie können Sie sich erdreisten, zu behaupten, ich hätte keine sichere Diagnose und keinen richtigen Blick?
Salomon: Weil Se habbe behaupt't, n' Moses sei Frau wär' blutarm — und as se doch hat e halbe Milliaun!



Erster Elegant: Höre, dieser Rock sitzt Dir göttlich. Wo hast Du ihn machen lassen? Ich werde mir auch einen bestellen.
Zweiter Elegant: Glaubst Du, ich werde Dir meinen Schneider nennen? Ich bin allein im Stande, denselben zu ruiniren und brauche Dich nicht dazu.



Kadet von Heuchelberg: Herr S—tabsarzt, ich bin noch immer nicht von meinem Schwindel kurirt, sollte es denn jar keen ärztliches Mittel dajejen jeben?
Stabsarzt: O gewiß gibt's Mittel dagegen, vorausgesetzt, daß Ihr Schwindel kein Schwindel ist.

des Stockwerks beherbergt den greisen Rathsherrn mit seiner Gattin, auf der andern Seite wohnt sein Sohn Wilhelm mit seiner Familie. Aber in der Mitte liegt ein alterthümlich ausgestatteter Familiensalon, dessen getäfelte Wände ringsum mit Oelgemälden, frühere und spätere Mitglieder der Familie Wacker darstellend, behängt sind, und in diesem Salon finden die gemeinschaftlichen Mahlzeiten statt, bleibt die Familie Abends bei Handarbeit, Lektüre und traulichem Gespräch beisammen. Diese Stunden gelten den Familiengliedern als die beste Erholung nach des Tages Last und Mühe, denn rührig geht es her in Wacker's Hause und Müßiggänger finden keinen Raum darin. Die Arbeit, welche den Reichthum der Familie geschaffen hatte, mußte ihn noch immer mehren und erhalten.

Auch heute war der Familiensalon nach der Straße hin erleuchtet und die Familienglieder erwarteten in demselben die Heimkunft des Rathsherrn aus der Sitzung. An der Spitze der großen eichenen Tafel saß die Greisin, ein altes Mütterchen mit etwas kränklichem Gesicht, aber hellen, freundlichen Augen. Unter den dichtgefalteten Backen ihrer Haube quollen zwei wohlgepflegte graue Locken hervor, die der alten Dame etwas Ehrwürdiges verliehen. Sie hatte die mageren Hände im Schooße gefaltet und blickte zufrieden um sich und auf ihre Lieben. Da saß ihre Schwiegertochter Helene, Wilhelm's wackere Hausfrau, kräftig und stattlich, aber auch längst über die Jugendblüte hinaus, wovon in ihrem Sohne Alfred und einer blühenden Tochter Gertrud redende Zeugen neben ihr saßen. Letztere strickte fleißig, während Alfred mit dem Vater in einen Geschäftsbrief blickte, der erst nach Schluß des Comptoirs angekommen war, aber in der Frühe des nächsten Tages Erledigung heischte. Draußen in der Küche hielt die Dienerschaft das Abendessen bereit, um dasselbe beim ersten Zeichen der Hausfrau anzurichten: man wartete eben nur noch auf die Heimkehr des Hausherrn.

Endlich läutete die weittönende Schelle an der Hausthür, und man vernahm, wie die schwere Eichenthür gleich darauf wieder in's Schloß fiel.

„Der Vater kommt," sagte die Greisin, die plötzlich Leben erhielt, und berührte die vor ihr stehende Tischglocke, die einen hellen Klang gab. Frau Helene und Gertrud legten ihre Arbeiten beiseite und Alfred ging dem Großvater entgegen, der langsam die breiten Steinstufen der Haustreppe emporstieg. Der Enkel nahm dem keuchenden Greise Hut und Stock ab, entledigte ihn des Oberrocks und führte ihn zu dem Sessel neben der alten Dame.

„Ei, Großvater, was bist Du heute lange geblieben!" sagte Alfred, ein hübscher junger Mann in den ersten zwanziger Jahren, der aber über dieselben hinaus stattlich und männlich erschien; „habt ihr euch wieder arg plagen müssen um's Wohl der Stadt?"

„Nach Gebühr, nur nach Gebühr, mein Sohn. Wem der Himmel die Ehren eines Amtes auferlegt hat, der muß auch die Pflichten desselben ohne Murren tragen. Vollkommen ist doch Niemand und zufriedengestellt werden niemals Alle werden — der ehrliche Mann muß sich begnügen, nach bester Kraft und Einsicht seine Schuldigkeit zu thun."

„Welche wichtige Frage beschäftigt euch denn gegenwärtig?" frug die Greisin, welche mit zufriedenem Blicke die noch immer stattliche Gestalt ihres Eheherrn betrachtete, der ganz der Alte geblieben war, nur mit den Jahren etwas von der früheren Strenge und Schroffheit an die größere Milde des Greisenalters abgetreten hatte.

„Ja, Frau, das ist eine Geschichte, die euch Hausfrauen in erster Linie angeht, aber etwas arg über die Geldbeutel der Männer herzieht. Wir wollen ein öffentliches Schlachthaus bauen, in dem in Zukunft das Vieh geschlachtet werden muß, und damit nicht nur für die Reinlichkeit und Wohlanständigkeit der Stadt, sondern auch für Beseitigung vieler Uebelstände, welche die Hausschlächterei zuläßt, ein gutes Werk thun. Aber es wird etwas kostspielig werden und der gute Kämmerer Lietz hat bereits heute Ach und Weh geschrieen."

„Und wie steht Dein Bruder, der Bürgermeister, zu dieser Frage?"

„In der Initiative natürlich, ganz in der Initiative. Die ganze Geschichte ist wohl seine Idee und er hat heute eine glanzvolle Rede dafür gehalten. Aber ich muß ihm beistimmen, er hat dießmal wirklich Recht, — hat sich überhaupt recht zum Vortheil geändert. Hätte das sicher nicht geglaubt, dem Windbeutel gar nicht zugetraut."

„Siehst Du, Friedrich, so kann man sich im Menschen täuschen," sagte die Greisin sanft. Er aber fuhr plötzlich in aller Heftigkeit empor:

„Paperlapapp! Unfehlbar ist Niemand. Irren ist menschlich und man läßt sich ja auch korrigiren . . ."

„Ja, aber wenn die Korrektur zu spät kommt?"

Sie brach ab, denn eine düstere Wolke lagerte sich über ihres Gatten Stirn. Sie erschrak über ihre eigene Kühnheit und wollte einlenken, seine Gedanken, deren Richtung sie ahnte, unterbrechen — da wurde zum Glück das Abendessen aufgetragen und nahm die allgemeine Aufmerksamkeit ungetheilt in Anspruch. Der Rathsherr hatte gesunden Appetit mit heimgebracht und ließ es sich mit den Seinigen wohl schmecken.

„Großvater," sagte Alfred, „hast Du schon davon gehört, daß auch die Schützengilde Festlichkeiten für eure goldene Hochzeit vorbereitet?"

„Die Schützengilde?" frug der Greis mit Verwunderung, „ich habe ihr niemals angehört. Wie käme denn sie dazu?"

„Aus Achtung vor Deinen großen Verdiensten um die Stadt. Ja, ja, die werden jetzt überall anerkannt, wenn man auch früher keine Worte darüber gemacht hat. Es gehört im Alltagsleben eben erst so eine rechte packende Gelegenheit dazu, wie eben ein goldenes Jubiläum, um das Eis aufzuthauen. Dann thaut es aber auch gründlich. Ihr sollt einmal sehen, was an dem Tage in Gutstadt Alles geschehen wird."

„Junge," lachte der Alte, „Du fängst an mir Angst zu machen. Hast Du auch von diesen Geschichten gehört, Wilhelm?"

„Gewiß, Vater. Alfred hat die Wahrheit gesagt. Unsere Stadt hegt die feste Absicht, eure goldene Hochzeit als einen Ehrentag für ganz Gutstadt zu begehen. Auch im Rathe gährt etwas, Du wirst davon freilich nichts erfahren."

„Nun, das freut mich," schmunzelte der Greis, „ist diese Ehre und Auszeichnung auch eine unverdiente . . ."

„Na, na, Alter," fiel ihm hier seine Frau in's Wort, „mache Dich nicht geringer als Du bist. Ich denke, wenn Gutstadt seine um das Allgemeinwohl verdienten Männer zählt, so macht es nach Pflicht und Billigkeit mit Dir den Anfang. Was ist in Gutstadt in den fünfzig Jahren unserer Ehe geschehen und geschaffen worden, womit der Name Friedrich Wacker nicht für allezeit innig verknüpft wäre?"

„Mit Gelde, mit Gelde, liebe Frau. Ich gab, was ich hatte, vielleicht im Ueberfluß besaß, und hatte mich damit abgefunden. Andere haben mehr gethan, die den Plänen und Projekten ihre Tage und Nächte geopfert haben, damit sie zum Heil der Stadt ausschlügen."

„Was würden aber die schönsten Projekte genützt haben," frug die Schwiegertochter, lächelnd von ihrer Arbeit auf- und zu dem Greise hinüberblickend, „wenn kein Geld dagewesen wäre, um sie auszuführen, und wovon der Rathsherr Wacker immer sein gutes Theil spendete? ‚Das ist der nervus rerum, der die Welt dreht,' pflegte mein seliger Papa zu sagen."

„Schön wird es an diesem Tage werden in Gutstadt," bekräftigte Alfred nochmals und rieb sich schon heute die Hände vor Vergnügen.

„Aber kommt denn auch Minna zu dem Feste nach Hause?" frug die liebliche Gertrud und hob den von blonden Flechten umrahmten Kopf zu dem Bruder, an den die Frage gerichtet war.

„Freilich kommt sie, Trudchen. Glaubst Du, ich möchte diesen Tag ohne meine Braut verleben? Man sieht, daß Du noch keinen Schatz hast, sonst würdest Du gar nicht so fragen. Nicht wahr, Vater?"

Die blonde Gertrud flüsterte erröthend: „Damit hat es noch gute Zeit, Du Unart!", aber der Vater meinte lächelnd:

„Nun, dann wird ja die ganze Familie beisammen sein, die Zukunft derselben nicht ausgeschlossen."

Der Rathsherr war bei diesen Worten aufgestanden und mit einem Lichte in das Nebenzimmer gegangen, um es sich bequemer zu machen.

„Aber die Vergangenheit, die Vergangenheit, Wilhelm," sagte die Greisin, als die Thür sich hinter dem Rathsherrn geschlossen hatte. „Wer sie zurückbringen könnte! Keine Spur von ihm, keine Spur in all' den langen Jahren! Lebt Bernhard oder ist er bereits vor uns hinübergegangen? O Wilhelm, wer mir diese Frage beantworten könnte nach Deinem Bruder!"

„Es ist Alles geschehen, gute Mutter, was geschehen konnte. In den gelesensten Zeitungen Amerikas haben wir den Aufruf erlassen, ohne Erfolg zu finden. Amerika ist groß, und wir wissen doch gar nicht bestimmt, ob Bernhard sich damals überhaupt dahin gewandt hat."

„Das kann die bangen Zweifel des Mutterherzens nicht heben, seine Sehnsucht nicht stillen. Und je näher wir dem Tage kommen, an dem sich Alles mit uns und um uns freuen soll, um so schmerzlicher drückt mich der Gedanke an den Einen, der fehlen wird, und über den uns jede Kunde fehlt. Freut euch Alle des goldenen Festes, aber laßt die arme alte Mutter aus, die sich in Schmerz und Sehnen um ihren Erstgeborenen verzehrt. Für mich gibt es keine Freuden mehr auf Erden."

„Aber es war doch Euer Wille, Mutter, daß Bernhard damals fortgegangen ist — Ihr habt ihn doch verstoßen," fügte Wilhelm zögernd hinzu. Auch für ihn, den jüngeren Bruder, lag ja in Bernhard's plötzlichem Schicksale ein noch ungelöstes Familienräthsel vor, wie für Alle.

„Ich — mein Wille!" schrie die Greisin förmlich geängstigt auf. „O, weßhalb hatte ich damals keinen Willen gegen den strengen Mann, der es gethan hat in einer Stunde der Uebereilung, in einem tausendmal verwünschten und bereuten Augenblicke! Der Vater leidet wie ich unter diesem harten, aber leider verdienten Schicksal. O, wüßte ich nur das Eine, ob er lebt und ob es ihm wohl ergeht, oder ob er gestorben ist in der Fremde. Seine Todeskunde selbst würde ein Balsam, eine Wohlthat sein für diese endlose Qual der Ungewißheit. Warum mußte ich leben, immer leben, nur um so lange zu leiden . . ."

„Mutter, Mutter, versündige Dich nicht!" bat Frau Helene, da wurde die Thür geöffnet, und der Wiedereintritt des Rathsherrn, der jetzt Schlafrock und Hausschuhe trug und seine lange Pfeife angezündet hatte, machte dem Gespräche ein Ende.

Kaum hatte sich der Greis wieder niedergesetzt und dampfte eben dicke Wolken um sich, ein Zeichen, daß er den Faden eines allgemeinen Gesprächs anknüpfen wollte, da ertönte drunten, hastig gezogen, die Hausglocke gellend durch das Gebäude.

„Kommt da noch Besuch?" frug der Greis erstaunt.

„Und gar ein so stürmischer," fügte seine Frau hinzu.

Schon hörte man nahende Schritte auf der Treppe, und gleich darauf stürmte keuchend und mit thränenüberflutetem Gesicht Knauer's kränkliches Julchen in das Zimmer. Daß dieser späte und ungewohnte Besuch etwas, und zwar nichts Gutes bedeuten mußte, begriff Jeder, und ein Blick auf das arme, erschöpfte Wesen bestätigte es. In einem Augenblick war Julie von der gesammten Familie umringt.

„Was bringst Du, Julchen?" frug besonders dringlich Alfred, der eine schlimme Kunde über seine Braut befürchtete. „Ist Minna etwas geschehen?"

Julie schüttelte den Kopf.

„Der Vater, der Vater!" stammelte sie.

„Was ist's mit dem Vater?" frug der Rathsherr, „ich habe ihn ja vor einem Stündchen erst munter und wohlauf vor dem Rathhause verlassen."

Das erschöpfte Mädchen hatte sich ein wenig erholt und trocknete die feuchten Augen mit dem Schürzenzipfel.

„Mein Vater kam schrecklich aussehend nach Hause, er muß unterwegs auf dem Steinpflaster hingefallen sein. Erst hielt ich es nicht für so schlimm, doch während des Abendessens brach er ganz zusammen und verlangte dringend nach dem Herrn Rathsherrn. So lief ich zum Arzte und hieher . . ."

„Nach mir verlangte der Vater?" frug der Greis nicht ohne Verwunderung.

„Mit einer wahren Herzensangst und Dringlichkeit. Ich mußte fortgehen und ihn in diesem Zustande allein lassen."

„Nun, so lassen Sie uns gehen, Jungfer Julie, wenn der alte, brave Knauer nach seinem alten Prinzipal und Freund Verlangen trägt, so steht es wohl nicht gut mit ihm und wir dürfen ihn nicht warten lassen."

Seine Kinder halfen dem Rathsherrn beim Ankleiden, und nach wenigen Augenblicken stieg der rüstige Greis mit der weinenden Julie die Springstraße wieder hinauf und steuerte dem Knauer'schen Hause in der Saalfelder Straße zu.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn auf den Vesuv.

(Bilder S. 608.)

Die neuere Ingenieurkunst kennt keine Hindernisse, keine Schwierigkeiten — der Dampfwagen steigt auf den Rigi, er durchbricht meilenlange Berge und führt Menschen und Güter unter dem Grunde der Flüsse durch. Jetzt hat man sogar gewagt, auf einen thätigen Vulkan hinauf, auf den ewig unruhigen Vesuv, eine Eisenbahn zu bauen, und zwar ist dieß eine Drahtseilbahn, von welcher wir drei Abbildungen S. 608 geben. Bild 1 stellt einen Wagen im Aufsteigen vor; Bild 2 die beiden Wagen der Drahtbahn neben einander, der eine herab, der andere hinauf gehend, und Bild 3 veranschaulicht uns die ganze Bahnstrecke. Man hat natürlich nicht eine Bahn von der Ebene an auf den Berg gelegt, weil hier eine gute und bequeme Straße von Portici bis zum Beginn des riesigen Kraterkegels führt. Die Besteigung dieser letzten Strecke war stets das Beschwerlichste einer Vesuvreise. Von hier aus, wo der Anfangspunkt der Bahn ist, mußte man etwa zwei Stunden im lockeren Sand und Geröll emporklimmen. Nicht sehr starke und gesunde Personen mußten sich hier, in Ledergurten gelehnt, von Männern hinaufziehen oder schieben lassen; das vertheuerte eine Vesuvbesteigung und war peinlich und dennoch mühselig. Jetzt gelangt man in acht Minuten über diese böse Strecke. Nach langen Unterhandlungen wurde ein Grundkapital von 1 Million Franken aufgetrieben und der Ingenieur Emilio Olivieri unternahm im Oktober vorigen Jahres die Bahn zu bauen. Jetzt ist sie dem Verkehr übergeben. Die Bahn beginnt 100 Meter über dem Observatorium, jenem bekannten Haus für fortgesetzte wissenschaftliche Beobachtung des Vulkans. Die Hauptschwierigkeit der Konstruktion lag in der Fundamentirung der untern und obern Station und in dem gesicherten Unterbau der Bahn. Glücklicherweise wird der Kegel des Vesuvs von einzelnen Lavaströmen quer durchzogen, deren obere Kruste, auf 0,20 bis 0,80 Meter erhärtet, für derartige Bauten hinreichenden Widerstand darbietet. Auf der ganzen, 820 Meter langen Strecke fand man neun mehr oder minder starke Lavabetten. Auf dem untersten ruht das Stationsgebäude mit der 30 Pferdekraft starken Maschine und den Drahtseilscheiben, ferner ein circa 100 Meter langes Stück der Geleise. Auf dem nächsten Stützpunkt ruht ein zweites Stück der Bahn und so fort bis zum obersten, vom eigentlichen Krater noch 140 Meter entfernten Gipfel. Die Schwellen liegen zwischen den Lavastützpunkten auf dem losen Sand auf oder wurden durch gemauerte Unterlagen ein wenig über den letzteren erhoben, damit bei den hier so häufigen Stürmen Sandverwehungen vermieden werden. Die Schwellen werden durch in sie verzapfte Diagonalschwellen von einander gehalten und tragen nur die beiden hölzernen Schienenunterlagen aus Eichenholz von 47 Centimeter Höhe und 26 Centimeter Breite; diese sind durch starke Bolzen mit den Schwellen verbunden und tragen an ihrer obern Fläche das einfache Schienengeleis für jeden der zwei Waggons. An den Seiten führen sie überdieß Leitschienen, auf welchen die Leiträder der Waggons laufen, um das Umkippen der letzteren zu verhindern. Die Drahtseile, deren jeder Waggon der größern Sicherheit wegen zwei besitzt, laufen auf Leitrollen neben und zwischen den Geleisen. So bildet die ganze Bahn von der untern bis zur obern Station eigentlich nur ein einziges Stück, eine Art Leiter, die auf den untern Lavastrom aufgestützt und an den Vesuvkegel angelegt wurde. Da man auf dem obern Bahnende, wo die Scheiben, um welche die Drahtseile laufen, angebracht werden müssen, keinen erhärteten Lavastrom fand, und da diese Scheiben berufen sind, nicht nur die langen Drahtseile, sondern auch die an ihnen aufgehängten Waggons zu tragen, so war es besonders schwierig, die Achsen der Drahtseilscheiben in dem losen Sand vollkommen sicher zu lagern. Der Ingenieur der Bahn legte deßhalb vor dem obersten Lavabett zwei lange Mauern an, welche auf diesem letzteren ruhen und die Geleise der Bahn tragen. Am Ende derselben wurde die Fundirung der oberen Drahtseilscheiben an die Stirn dieser beiden Mauern angebaut, und es ist somit der vielleicht 100 Meter entfernte untere Lavastrom der Stützpunkt und das tragende Moment des ganzen fahrenden Apparats.

Die Schwierigkeiten, welche sich beim Bau der Bahn darboten, waren bei der enormen Steigung und der beständigen Gefahr von vulkanischen Ausbrüchen sehr bedeutend. Jede Schwelle, jeder Bolzen rollte, wenn auf den vollkommen glatten, steilen Sandkegel gelegt, sofort wieder herunter, die Arbeiter fanden nirgends einen Halt, und dazu boten die winterlichen Stürme in solchen Höhen ebenfalls höchst unwillkommene Hindernisse dar, da sie häufig die heißen, erstickenden Rauchmassen des Kraters und die Schwefeldämpfe den Arbeitern entgegentrieben. Täglich standen deren fünfhundert in Verwendung, welche zumeist in den auf der Anhöhe angelegten Schuppen schliefen. Die Drahtseile, welche die Waggons tragen, haben eine Stärke von 2½ Centimeter und sind aus 49 Stahldrähten geflochten. Sie wurden von einer deutschen Firma geliefert und vor ihrer Verwendung auf 20 Tonnen geprüft. Die Pulleys (Leitrollen) für die Drahtseile sind auf Schwellen von doppelter Länge befestigt, welche in Abständen von je 15 Meter die Bahn entlang liegen. Die Waggons, von denen sich auf jedem der zwei Geleise je einer befindet, enthalten zwei stufenartig über einander gelagerte Coupés für je sechs Personen, so daß bei jedesmaliger Fahrt je zwölf Personen aufwärts und zwölf Personen abwärts fahren können. Die Waggonkästen sitzen auf schmalen eisernen Rahmen, welche vorn und rückwärts je ein auf den Schienen laufendes Rad führen. Um die Wagen in ihrer vertikalen Lage auf den Schienen zu erhalten, sitzen auf den Rahmen beiderseitig ein Paar Leiträder, die auf den obengenannten Seitenschienen der Unterlagsbalken laufen. An dem obern Ende der Waggons befinden sich Sitze für die Kondukteure, welche von hier nöthigenfalls die Bremsvorrichtung, aus zwei gezahnten und in die Unterlagsbalken eingreifenden Backen bestehend, hantiren.

Durch die wiederholten Stürme und Lavaausbrüche wurde die Vollendung der Vesuvbahn einigermaßen verzögert, ist jedoch nunmehr vollendet.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Vesuv in Zukunft von den Touristen noch viel häufiger bestiegen werden wird als bisher, vorausgesetzt, daß die Bahn durch den launenhaften, stets wechselnden und ungewissen Vulkan in Ruhe gelassen wird. Die technische Konstruktion ist unter den gegebenen Verhältnissen gewiß vorzüglich, aber die Bahn liegt eben auf einem Vulkan, der fast täglich Lava, Steine und Asche auswirft und Erschütterungen

verspüren läßt, welche der gemauerten Fundirung leicht gefährlich werden können. Ebenso steht zu erwarten, daß die Lava die Eisenbahn zu ihrem Abstieg benützen könnte, und dieser stets mit Freikarte reisende Passagier läßt sich nicht vorher ansagen. Schon während des Baus richtete sich ein glühender Lavastrom der Bahn zu und würde das Werk zerstört haben, wenn nicht in aller Eile aus den kaum erstarrten, aber noch immer heißen Lavatrümmern eine Schutzmauer gegen diesen Strom erbaut worden wäre. Unterhalb dieses Lavadamms wurde der größern Sicherheit halber noch eine zweite Mauer erbaut.

Daß demnach der Vesuv früher oder später der Drahtseilbahn ein Ende bereiten wird, kann wohl als sicher anzunehmen sein. Dieß braucht jedoch Niemand von dem Besuch dieses höchst interessanten, fortwährend thätigen Vulkans abzuschrecken. Wer bisher den Vesuv bestiegen, der war denselben Gefahren ausgesetzt; die Vesuvbahn hat sie nicht vergrößert.



Merkwürdiges aus China.

China ist wirklich ein kurioses Land und Volk, und es ist zu bedauern, daß die wenigsten Europäer, die nach China gehen, darnach trachten, sich mit dem Volk und dem Lande bekannt zu machen. Sie bleiben ruhig in den Stadtvierteln, die für Europäer in Canton, Hongkong oder Schanghai bestimmt sind, versuchen ein möglichst europäisches Leben zu führen, beschäftigen sich ausschließlich mit dem Gelderwerb, um dessentwillen sie nach China gekommen sind, verachten die Chinesen und geben uns bei ihrer Rückkehr nur den oberflächlichsten Bericht von dem eigenthümlichen Volk, unter welchem sie gelebt haben. Sie haben nie versucht, seine Sprache zu erlernen, und kennen nur die niedrigeren Klassen, mit denen ihre Geschäftsverbindungen sie in Berührung gebracht haben. Dieß ist in mancher Beziehung zu beklagen. Sicherlich würde ein großer Theil des Mißwollens, mit dem die Chinesen die „Barbaren", wie sie uns nennen, zu betrachten pflegen, durch Freundlichkeit und guten Willen von Seiten der Europäer bezwungen werden. Der Archidiakonus Gray, der englische Kaplan in Canton, hat seit Jahren diesen Weg eingeschlagen, und seine Frau hat ihre Erfahrungen in einem vortrefflichen Buche niedergelegt. Wir wollen Einiges daraus unseren Lesern aus dem Auszug, welchen die „Augsburger Allgemeine Zeitung" bringt, hier wiedergeben.

Die Europäer in Canton leben auf einer abgesonderten Insel, Schamin genannt. Mr. und Mrs. Gray fuhren täglich über den Fluß nach Canton, um die Stadt genau kennen zu lernen. Die Fährboote wurden von Frauen gerudert, deren Kostüm Mrs. Gray sehr frappirte. Sie tragen Blousen von dunkelblauem Kattun und weite Beinkleider, die nur wenig bis unter das Knie reichen. Beine und Füße sind nackt, die Haare aber sorgfältig frisirt, so wie wir sie auf chinesischen Bildern sehen; dazu tragen diese armen Frauen Ohrringe, Gürtelschlösser und andere Zieraten von Nephrit, einem grünen Stein, der in China sehr beliebt und ziemlich theuer ist. Die zahlreichen langen engen Straßen sehen gar lustig aus, weil vor jedem Laden acht bis zehn Fuß lange Aushängeschilder angebracht sind, die in den buntesten Farben, roth, blau oder gold, erglänzen. In jeder Straße sind nur Läden von einer Art, so daß eine ganze Reihe von Schildern am untern Ende einen Schuh, einen Hut oder ein musikalisches Instrument zeigt, nach dem besondern Gegenstande, der in der Straße verkauft wird. Die Straßen haben poetische Namen, wie „Klare Himmelstraße", „Straße ewiger Liebe", „Straße der hundert Enkel" u. s. w. Wie gewöhnlich in den Ländern des Ostens, ist Einkaufen keine einfache Sache. Zuerst muß der Ladeneigenthümer ehrfurchtsvoll begrüßt oder «chin-chinned» werden, d. h. Beide verbeugen sich tief und erheben ihre geschlossenen Fäuste dreimal über ihre Köpfe. Dann wird der Käufer zu einem Sitz in dem innern Laden geführt und mit einem Täßchen Thee bewirthet. Erst dann nennt er sein Begehr; der Verkäufer bringt den verlangten Artikel herbei und fordert einen Preis, der den Werth mindestens um das Doppelte übersteigt. Darauf folgt ein ganz gemüthliches Markten, bis endlich ein Uebereinkommen getroffen ist. Die Läden, in denen Lebensmittel verkauft werden, bieten zuweilen einen seltsamen Anblick. Getrocknete Ratten, gekochtes Hundefleisch, Katzen, Entenschnäbel werden gegessen. Bei den Geflügelhändlern bekommt man Eulen, weiße Störche und Eidechsen zu sehen. Nichts wird von den sparsamen Chinesen vergeudet, und jeder Theil eines Thieres gilt ihnen für geeignet zur menschlichen Nahrung. Die Straßen in Canton sind sehr zahlreich und so eng und krumm, daß es nicht leicht ist, sich zurecht zu finden. Auf jede Weise hat man Raum zu sparen gesucht, so daß wer die Stadt von einem ihrer Thürme übersieht, weder Zwischenräume noch Straßen gewahrt. Die Dächer scheinen sich zu berühren. Außer diesen dicht bevölkerten Landstraßen gibt es auch noch Bootstraßen, wo 300,000 Menschen leben sollen. Sie bleiben immer auf dem Wasser und bilden ein eigenes, von der Bevölkerung der Ufer getrenntes Gemeinwesen. Jede Abtheilung der dicht zusammen liegenden Boote hat ihre besonderen Ankerplätze. Jedem Boot ist seine Stelle auf dem Flusse zugewiesen und es ist berechtigt, sie Jahr für Jahr zu behalten. Die Wasserbevölkerung wird von den auf dem Lande Wohnenden mit Verachtung angesehen; die Schifferfrauen werden mit dem spöttischen Ausdruck „Wasserhennen" bezeichnet. Diese Leute führen ein seltsames Leben. Sie sind auf ihren Booten geboren, heirathen von ihren Booten aus (nur unter einander) und oft bewohnen drei Generationen dasselbe schwimmende Haus.

Die Häuser der höheren Klassen überraschten Mrs. Gray durch ihre Größe. Auch hier wohnen verschiedene Generationen und viele Verwandte zusammen, denn die Chinesen sind ein patriarchalisches Volk; die Häuser enthalten deßhalb mehrere Wohnungen mit besonderen Küchen, Wohnräumen und Gärten, die aber alle zusammenhängen. Eines dieser Häuser war so groß, daß Mrs. Gray zwei volle Stunden zur Besichtigung brauchte. Der Baustyl erinnert an den pompejanischen mit Atrium, Impluvium, inneren Höfen und Gärten; auch sind die Häuser nur einen Stock hoch. Das Innere bietet eine seltsame Mischung von Luxus und Verfall. Die Chinesen repariren nämlich niemals ihre Häuser, sondern warten, bis sie gänzlich unbewohnbar geworden sind, und reißen sie dann nieder, um neue auf demselben Platze zu erbauen. Außer dem gewöhnlichen Einfluß des Gebrauchs und des Wetters leiden sie durch Feuchtigkeit und durch die weißen Ameisen. Mrs. Gray erzählt, daß sie in einem Hause unter der wie gewöhnlich sehr zahlreichen Dienerschaft einen Kuli hatten, dessen Pflicht ausschließlich darin bestand, die Bücher abzureiben, um sie vor der Feuchtigkeit und vor den Ameisen zu bewahren. Einige Diener werden auch gehalten, um die Vögel, die sie sehr lieben, spazieren zu führen, damit sie frischere Luft einathmen können. Die Lerche ist der Lieblingsvogel, und selbst ärmere Leute geben viel Geld für gute Singvögel aus. Die chinesische Lerche ist größer als die europäische und lernt verschiedene Laute nachahmen, sogar bellen und miauen. Einmal jährlich, am Festtag ihres beliebtesten Gottes, Paak-taai, bringen die Chinesen ihre Lerchen drei Abende nach einander in den Tempel und lassen sie zu Ehren der Gottheit einige Stunden dort. Mrs. Gray war einmal dabei zugegen. Die Vögel werden in Käfigen hineingebracht, die mit Tüchern verhängt sind. Wenn diese abgenommen werden, fangen die Vögel an zu singen, weil sie das Licht der vielen hundert Lampen, die den Tempel erleuchten, für Tageslicht halten. Es war, als ob jeder Vogel es darauf angelegt hätte, die anderen zu überschreien und zum Stillschweigen zu bringen, so daß ein unerträglicher Lärm entstand. Nicht nur soll der Gott durch diese Ovation der Vögel geehrt werden, sondern die Eigenthümer erwarten auch für sich besondere Segnungen. Dieß ist nur eines von vielen Festen, die Mrs. Gray beschreibt; denn sie und ihr Mann bestrebten sich, allen denen beizuwohnen, die ihnen als interessant geschildert waren, und dieß war keine kleine Aufgabe, besonders da die Feste häufig um vier Uhr Morgens stattfanden. Der Grund dafür ist, daß angenommen wird, die Geister seien um diese Zeit thätiger, mehr geneigt, die Bitten zu erhören, und in den Götzenbildern wesentlicher gegenwärtig. Obgleich die Chinesen keinen bestimmten Tag der Ruhe haben, scheint es doch, daß bei ihnen mehr Erholungstage vorkommen, als bei irgend einem andern Volke. Sie sind im höchsten Grade abergläubisch und sehr eifrig in der Erfüllung ihrer mannigfaltigen religiösen Pflichten, welche tägliche Ausgaben mit sich bringen, die auch der Aermste, der kaum im Stande ist, den für seine tägliche Nahrung nothwendigen Reis zu kaufen, freudig trägt. Es gibt Tempel für die verschiedensten Zwecke. Mrs. Gray sah einen, welcher unglücklichen Frauen vorbehalten war. Diejenigen, welche böse Männer haben, nehmen Stücke Papier, die in der Form von Männern ausgeschnitten sind, und befestigen sie an dem Altar. Zuweilen sieht man diese kleinen Figuren mit den Füßen nach oben, und das bedeutet, daß das Herz nicht an der rechten Stelle ist und gewendet werden muß. Auch Sklavinnen, die böse Herrinnen haben, legen ihre Papierbilder auf dem Altar nieder.

Die Chinesen sind sehr barmherzig und es gibt viele Anstalten für alte Arme. Niemand unter 60 Jahren wird darin aufgenommen; da aber die Verwandten und Freunde der alten Leute es oft angenehm finden, sie auf längere Zeit zu besuchen, sieht man daselbst auch viele Kinder und junge Leute. In einem dieser Hospitäler gelang es Mr. Gray, einen nackten kleinen Fuß zu sehen. Die Frau war nur mit großer Mühe zu bewegen, die Bandagen abzunehmen. Der verstümmelte Fuß gewährte einen traurigen Anblick. Die Zehen waren unter die Fußsohle gequetscht und von vorn nicht sichtbar. Die Ferse hatte ihre natürliche Form gänzlich verloren. Die zusammengepreßten Füße heilen selten, und man konnte der Frau anmerken, daß ihr die Berührung Schmerzen verursachte. Doch ist diese Behandlung der Füße keineswegs allgemein; sie gilt vielmehr für eine Auszeichnung der höheren Klassen. Aber auch hier hat jeder Mann nur eine kleinfüßige Frau; die übrigen können sich auf ihren Füßen frei bewegen; jene armen Geschöpfe müssen von Sklaven getragen werden, da sie ohne Unterstützung nicht einmal umherhumpeln können. Aber die kleinfüßige Frau steht im Rang über den anderen. Wir erfahren von einem Mitgliede der chinesischen Gesandtschaft, die sich augenblicklich in England befindet, daß selbst in dem konservativen China die Ideen des Westens Eingang finden, und daß in einigen der vornehmsten Familien die Sitte, die Füße zusammenzupressen, aufgegeben ist. Bis jetzt werden die Familien allerdings noch mit argwöhnischen Blicken betrachtet und als Radikale angesehen; aber es ist doch ein Anfang zur Aufhebung eines so barbarischen und grausamen Gebrauchs.

Mrs. Gray fand die Zuvorkommenheit der Chinesen gegen Fremde sehr groß. Sie bemühen sich eifrig, ihr Haus den Gästen angenehm zu machen. So kam sie bald in freundschaftliche Beziehungen zu chinesischen Damen; die Unterhaltung mußte allerdings durch Dolmetscher geführt werden; Mrs. Gray benützte ein kleines anglo-chinesisches Mädchen dazu. Sie lud die Damen oft zu einem europäischen Mittagessen ein und wurde ihrerseits zu chinesischen Mahlzeiten eingeladen. Bei solchen Gelegenheiten speisen Männer und Frauen in verschiedenen Zimmern, weil die Sitte den Herren nicht gestattet, sich mit Damen, selbst mit ihren eigenen Frauen und Töchtern, in der Gegenwart von Fremden zu unterhalten. Außer den sonderbaren Gerichten einer chinesischen Tafel und ihrer übergroßen Anzahl machen die Stäbchen, die statt der Messer und Gabeln gebraucht werden, eine solche Mahlzeit sehr beschwerlich für Europäer, besonders da es für unfreundlich gilt, ein Gericht vorübergehen zu lassen, und Wirth oder Wirthin unaufhörlich ihrem Gast Bissen von ihrem eigenen Teller in den Mund stecken. Bei einem solchen Diner zählte Mrs. Gray allein 30 verschiedene Suppen. Glücklicherweise wird schnell gegessen; sonst würde eine Mahlzeit nie zu Ende sein. Das einzige Fleisch, das sie nicht essen, ist Rindfleisch, da Confucius es wegen der ungemeinen Nützlichkeit der Ochsen für den Ackerbau verboten hat. Sonst findet man auf einer chinesischen Tafel die seltsamsten Gerichte, z. B. Seegras oder die Puppen der Seidenraupe. Auch dürfen wir nicht die betrunkenen Garneelen (tipsy shrimps) vergessen — ein Gericht, das Mrs. Gray für fabelhaft hielt, bis sie seine persönliche Bekanntschaft machte. Die Garneelen (auch unter dem Namen Krabben bekannt) werden lebendig in eine porzellanene, mit Wein gefüllte Schale gethan, einige Stunden bevor sie auf der Tafel erscheinen. Dann wird der Deckel abgenommen und die Krabben springen heraus und auf dem Tisch umher. Ein gewandter Chinese fängt sie dann mit dem Stäbchen, während sie umherspringen, und ißt sie lebendig. Süßigkeiten und Thee bilden die Erfrischung zwischen den verschiedenen Gängen des Diners, das stets mit Suppe endigt. Die Weine des Landes sind theils weiße, aus Reis fabrizirte, theils rothe, die aus verschiedenen Fruchtsäften hergestellt werden. Sie sind sehr stark und alkoholhaltig. Kein Tischtuch deckt die Tafel. Jeder Gast erhält statt der Serviette ein viereckiges Stück weißes Papier. Die chinesischen Damen schienen sehr choquirt von den Freiheiten, deren ihre europäischen Schwestern genießen, namentlich von dem Gebrauch, Arm in Arm mit einem Herrn zu gehen. Sie bringen ihre Zeit mit Stickereien, mit Karten- und Dominospiel, mit Herumschlendern im Garten, mit Plaudern und Rauchen zu. Dabei sind sie ganz intelligent und weit ruhiger als die Männer, die nie fünf Minuten hinter einander stillsitzen können und beständig Thee trinken, rauchen, Nüsse knacken, umhergehen oder spielen. Die Chinesen sind gute Gärtner und lieben die Gärten so, daß sie solche außerhalb der Stadt miethen, wenn der Raum ihnen nicht gestattet, große Gärten dicht bei ihren Häusern zu haben. Die Blumen pflanzen sie nicht in Beete, sondern in Töpfe, die längs der Wege aufgestellt werden. Sehr häufig werden Pflanzen über Draht in verschiedenen Formen gezogen, wie Vögel, Fächer u. s. w. Mrs. Gray fielen als besonders zahlreich diejenigen auf, welche Engländer vorstellen sollten und die sehr grotesk waren. Der Körper bis zum Knie ist aus Draht gebildet, über den die Pflanze so gezogen ist, daß sie die Umrisse bezeichnet. Ein hoher Hut bedeckt einen geschnitzten Kopf, der stets rothe Haare und Backenbart hat. Unterhalb der Kniee sind hohe schwarze Stiefel, und geschnitzte Hände, die einen Stock halten, vollenden die komische Figur. Zuweilen folgen porzellanene Hunde diesen Karrikaturen. Die Hunde in Canton werden nämlich nur zur Bewachung der Häuser gebraucht; deßhalb frappirt es die Chinesen, wenn sie die Europäer von ihren Hunden gefolgt erblicken. Ebenso ist ein Stock nur einem Greise gestattet, und dann dient er ihm zur Stütze. Spazierstöcke, von kräftigen Männern getragen, sind ihnen ganz unverständlich. In diesen Gärten wird gewöhnlich ein Reh, eine Gans und ein Pfau gehalten, die als glückbringend gelten. Das Reh bedeutet Freude, der Pfau Rang, die Gans Beständigkeit.

Zu dem vielen Interessanten, das Mrs. Gray besichtigte, gehört die Todtenstadt. Sie besteht aus Straßen von kleinen einstöckigen steinernen Häusern, die nur für die Todten eine Wohnstätte sind. Es ist kein Begräbnißplatz, nur ein vorläufiger Aufenthaltsort.

Die Särge werden hier aufgestellt, bis die Wahrsager einen günstigen Platz für die Beerdigung bestimmt haben, was oft Monate und selbst Jahre währt. Inzwischen ruhen die Todten hier und haben, je nach dem Vermögen ihrer Verwandten, ein ganzes Zimmer für sich oder theilen es mit anderen. Beständig brennen Lichter auf den Altären, und männliche und weibliche Begleiter legen ihre Bildnisse, in Papier ausgeschnitten, auf dieselben nieder. Eine feierliche Stille herrscht an diesem Orte, den nur einige buddhistische Mönche bewohnen, deren Pflicht es ist, die Todten zu empfangen und für die Ruhe ihrer Seelen zu beten. Nur ein weißer Hahn läuft dann und wann aus einem dieser Häuser; die Leute glauben, daß ein solcher Hahn durch sein Krähen die Seele des Todten anzieht und so den Geist verhindert, sich von dem Körper zu entfernen. Denn nach dem Glauben der Chinesen ist jeder Körper durch drei Seelen belebt: die erste bleibt bei dem im Begräbnißtempel aufgestellten Täfelchen, das den Namen des Verstorbenen trägt; die zweite verläßt die Leiche nicht und die dritte geht zum Elysium ein. Bei dem Eingang in die Todtenstadt befindet sich ein großes Wasserbecken, von Bäumen umgeben, die Hunderte von Störchen bewohnen, welche in China für heilig gelten. Das dunkle, von tiefem Schatten umgebene Wasser und die Vögel mit ihrem einförmigen Geschrei bilden einen passenden Eingang in diesen Ort. Bei Gelegenheit eines Todesfalls in einer befreundeten Familie lernte Mrs. Gray die Trauerceremonien kennen. Sie sind zahlreich und mannigfaltig, wie man es bei einem Volk erwarten kann, wo die Etikette so ausgebildet ist. Der Sarg wird sieben Wochen nach dem Tode im Hause behalten und ein Altar davor errichtet, auf welchem Kerzen brennen und Weihrauch unterhalten wird. Daneben stehen lebensgroße Figuren von Papier, Diener vorstellend, sowie papierene Nachbildungen von Tragsesseln, Fächern, Kleidern und Kästen. Sie werden verbrannt, wenn die Leiche das Haus verläßt; die Chinesen glauben, daß durch die Verbrennung der Geist der dargestellten Dinge in's Elysium übergeht und dort der Seele des Verblichenen zu Diensten steht. In demselben Sinne werden am jährlichen Gedächtnißtage der Verstorbenen lange Papierstreifen verbrannt, welche Geld vorstellen.

Auch bei einem Hochzeitsfeste war Mrs. Gray zugegen. Die Braut spielt eine Nebenrolle dabei und bedient seltsamerweise nebst dem Bräutigam die Gäste.

Doch, wie Mrs. Gray mit Recht sagt, Alles ist seltsam, Alles interessant in diesem Lande. Sie konnte nie über die Straße gehen, ohne etwas „Kurioses" zu erblicken. Die umherziehenden Barbiere, die ihr Geschäft auf offener Straße trieben, das Gesicht und den Kopf ihrer Kunden schoren und ihre Zöpfe frisch flochten, schienen ihr besonders ergötzlich; nicht minder die kleinen, kaum einige Monate alten Knaben mit ganz geschorenen Köpfen, einen einzelnen kleinen Fleck ausgenommen, der den Grundstock des künftigen Zopfes bildet. Und es währt auch gar nicht lange, so hat der Kleine ein zolllanges Zöpfchen, das, sobald es irgend angeht, mit einem rothen Bande zusammengeflochten wird und steif von dem Kopf absteht. Der gewöhnliche Anzug der Frauen schien unserer Schreiberin unelegant; aber die reichen Seidenstoffe und Stickereien an den Staatskleidern der Männer und Frauen bewunderte sie sehr. Auch das Spiel, die Lieblingszerstreuung der Chinesen, wird häufig auf den Straßen getrieben. Kleine Knaben würfeln mit den Verkäufern um ihre Früchte, und man kann Männer und Frauen um alles Mögliche spielen sehen. Uebrigens ist es keine Kleinigkeit, in diesen Straßen umher zu gehen, ganz abgesehen davon, daß sie eng und außerhalb der Läden mit Buden besetzt und von Fußgängern und umherziehenden Verkäufern überfüllt sind. Sie sind nämlich mit ungleichen, schlecht behauenen Granitblöcken gepflastert und die höchste Vorsicht ist nöthig, wenn man nicht ernstlichen Schaden leiden will.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 587:

Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet.

Charade.

1.
Sowohl an Schönheit überragend seine Brüder,
Als auch an Kraft und Jahren stets ein deutscher Baum.
2.
Aus meinem Mund erschallen frohe Jägerlieder
Rings durch den schattenreichen, stillen Waldesraum.
1 u. 2.
Das Ganze haust im Waldrevier als muntrer Gast
Und schnell und fröhlich hüpft es dort von Ast zu Ast.

L. F.

Auflösung des Anagramms Seite 587:

Strauben, Raubnest.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Gg. Siegling in C. Ihr Arithmogriph ist hübsch, jedoch zu schwer. Namen wie jener des englischen Komponisten sind nicht Allen gegenwärtig.

Hrn. E. Renand. Wir halten die Unterrichtsbriefe oder die Lehrbücher von Seelig z. B. (Englisch leicht gemacht) für gleich gut.

Abonnent H. S. z. St. bei W. i. M. 1) Ja. 2) Flüssige Glycerinseife? Fragen Sie doch in einer Apotheke nach.

Hrn. Bahnmeister Malby in Macedonien. Belehrung auf Ihre Fragen würde ganze Seiten dieses Blattes erfordern. Wir rathen Ihnen, anzuschaffen: Pribyl, „Geflügelzucht", und Martin, „Das Leben der Hauskatze", wo Sie Ausführliches darüber finden. — Wir sind — da Buchhandlungen für Sie schwer zu erreichen — erbötig, gegen Sendung von 6 Mark Ihnen diese Bücher franko zukommen zu lassen.

Hrn. C. H. in Dresden. Neben der gewöhnlichen Reinigung Springstäbe von Mauerrohr anbringen. Das Ungeziefer der Vögel setzt sich dort hinein; die Stäbe müssen täglich ausgeklopft und öfter erneuert werden.

Hrn. F. W. in Elbogen. Graphit und feiner Schmirgel.

Hrn. Fl. in Rokitzau. Recht gemüthvoll — die Stoffe jedoch zu wenig neu. Talent vorhanden.

H. Br. in Berlin. Da aus den Abfällen des reinen Meerschaums unter Vermischung mit Eierschalen, was immer geschieht, stets wieder neuer Meerschaum gemacht wird, ist es sehr schwierig, reinen Meerschaum zu erkennen. Wir wollen übrigens die Frage bringen.

Hrn. G. Hedelius in Husgvana. Welche Novelle meinen Sie? Styl ist bei dem Autor anzufragen. Zu verbieten ist es nicht.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen ꝛc. sind uns zugekommen von: Frln. Anna Promber, Brünn; Emmy Samter, Berlin; Marie Rümpler, Stettin; O. R., Ulm; Emma Jalowetzky, Kecskemet; Hrn. O. Richter, Forst; J. Broich, Mülheim; A. Rönnefahrt, Frankfurt a. O.; K. Heller, Innsbruck; R. Gottwald, Weidenau; H. Hennig, Posen; P. Berthold, Berlin; K. Hanselmann, Breslau; O. Finsterlin, Heidelberg; M. Tröster, Hanau; T. E. und G. Stutemann, Köln; T. Ratzersdorf, Preßburg; R. Hoffmann, S. Simmen, Markneukirchen; Knoll von Schlichling, Posen; R. Kuntze, Breslau; A. Meßner und R. Rudloff, Oels-Doberney; C. Zimmermann, Siegen; K. Münzner, Troppau.

Hrn. P. M. in Hannover. Wir können unmöglich zwölf Fragen über die verschiedenartigsten Dinge, wie z. B. über Patentwesen, Oelraffinnerie, Fähnrichsexamen, Glanzlederfabrikation, Silbervergoldung, Schopenhauer und ähnliche mehr, beantworten. Dazu brauchten wir Tage und nur für Sie allein ein ganzes Heft der „Illustr. Welt", und dennoch würde die Auskunft nur eine dürftige sein.

Hrn. R. Hoffmann. Das finden Sie in dem betreffenden Buche der Grieben'schen Reisebibliothek, Berlin, Goldschmidt.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. G. R. in Stettin. Spezifische Heilmittel gegen Trunksucht gibt es nicht. Dieses Laster muß auf dem Wege einer eingehenden Kurmethode beseitigt werden und letzteres kann nur in einer Anstalt geschehen. Es ist uns zu diesem Behufe von verschiedenen Seiten die Heilanstalt für Trunksüchtige von Pastor Hirsch in Lintorf bei Düsseldorf empfohlen worden.

Hrn. G. E. in Nürnberg. Weinstein an den Zähnen muß von einem geschickten Zahnarzte mittelst geeigneter Instrumente entfernt werden. Versäumen Sie nicht, solches zu thun, da Vernachlässigung der Zahnpflege leicht andere Krankheiten des Mundes im Gefolge hat.

Hrn. K. L. in Haarburg. Von dieser sogenannten Naturheilmethode und den Schriften darüber halten wir gar nichts; ebensowenig von den darin angepriesenen Medikamenten,

Hrn. Oskar S. in H. bei Chemnitz. Gegen die sogenannten „Aphten" im Munde empfiehlt sich das Betupfen mit Höllenstein, sowie das Ausgurgeln des Mundes mit einer Lösung von chlorsaurem Kali in Wasser, und zwar 10 Theile Kali chloricum auf 250 Theile destillirtes Wasser. Auch der innerliche Gebrauch, das Einnehmen dieses Mittels, ist empfehlenswerth und müßten Sie sich zu diesem Behufe von einem Arzte solches verordnen lassen.

Anfragen*).

34) Auf welche Weise kann man erkennen, daß der Meerschaum echt ist?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 48. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung
von
Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

V.

Der boshafte Anschlag Junkermann's auf seinen verhaßten Nebenbuhler konnte zum vollständigen Gelingen gar keinen günstigeren Zeitpunkt treffen, als den gegenwärtigen.

Noch hatte sich Linchen nicht beruhigt über die Dinge, die sie von ihrer Freundin auf dem Kasinoballe hatte anhören müssen, noch schwirrte ihr Anna's wohlgezielter Vorwurf im Ohre: Herr Junkermann sei ihr — der Mutter Friedrich's — „im Wege", noch schwebte Friedrich zwischen Hoffnung und Zweifel, daß die Mutter die Aeußerungen der Pathe zu schroff aufgefaßt habe und daß durch Karoline selbst vielleicht Alles wieder gutgemacht werden könne, — da traf jener, von ihrer eigenen wohlbekannten Hand geschriebene Brief ein, der die Beziehungen zwischen ihr und dem Jugendgenossen mit kalten Worten in die Schranken der üblichen Höflichkeit und Achtung verwies und in nicht mißzuverstehender Weise andeutete, daß sie Herz und Hand dem glatten, geschmeidigen Architekten zugedacht habe.

Dieser Brief, am Tage nach dem Balle geschrieben, konnte nur die unmittelbare Folge jenes unerquicklichen Meinungsaustausches zwischen den beiden Müttern sein, und es war ein schwacher Trost, wenn Friedrich sich einredete, dieser Schritt sei von Karoline vielleicht nicht ganz freiwillig geschehen, denn sie bewies damit nur, daß der Gehorsam gegen die Mutter ihr über alles Andere gehe. Er zürnte ihr deßhalb nicht, aber der Boden seiner Vaterstadt brannte fortan unter seinen Füßen; überall, wo er ging und stand, fürchtete er, Karolinen zu begegnen, und als schon am nächsten Tage der Zufall Beide zusammenführte, wich er in seiner Scheu der Jugendfreundin in so auffallender Weise aus, daß diese darüber auf's Aeußerste betroffen war, und als die nächsten Tage ein auffehenerregendes Ereigniß brachten, glaubte sie in ihrer zarten Empfindsamkeit, er habe bereits um dasselbe gewußt und sei von ihr abgefallen, weil auch sie von einem leichten Schatten jenes Ereignisses gestreift wurde.

Wenn der Mensch einen herben Schlag erfahren hat, der seine schönsten Hoffnungen vernichtet, so gehört eine himmlisch sanftmüthige Natur dazu, um jedes triumphirende Gefühl in der Brust niederzuhalten, wenn der Gegner, von dem dieser Schlag ausging, unmittelbar darauf von derselben Waffe, mit der er uns verwundete, zu Boden geworfen wird. Linchen besaß jene himmlische Sanftmüthigkeit nicht, vielmehr spitzte sie gar fein und lüstern die Ohren, als sich die Kunde durch die Stadt verbreitete, der Architekt Junkermann sei plötzlich spurlos verschwunden. In diesen Tagen, wo Jeder eine neue Enthüllung über den durchgegangenen Architekten brachte, wo sich, nachdem sein Name gestern erst in Verbindung mit dem berüchtigten Hopfenmüller genannt worden war, heute schon herausstellte, daß er das Vertrauen seines arglosen Compagnons auf's Schmählichste mißbraucht hatte, — in diesen Tagen traf es sich unglücklicherweise, daß Linchen und Anna einander auf der Straße begegneten. Unglücklicherweise, sagen wir, denn noch hatte sich in Linchen der Sturm nicht gelegt, noch war es keine Woche her, daß ihre Warnungen von Anna verlacht worden waren, daß sie sich von dieser eine Ehrabschneiderin hatte nennen lassen müssen, noch blutete ihr Mutterherz über den tiefgebeugten Sohn, der dem väterlichen Hause, in dem noch die verwelkten Guirlanden hingen, die ihn erst kürzlich willkommen geheißen, eben auf's Neue Lebewohl gesagt hatte, um seinen Schmerz in der weiten Ferne vergessen zu suchen. Linchen konnte sich nicht helfen, als sie — mit diesen bitteren Empfindungen im Herzen und die skandalöse Flucht des so hochgepriesenen Architekten frisch im Gedächtniß — im Vorübergehen ihr Auge in das der ehemaligen Freundin bohrte, da übermannte sie das Gefühl der Wuth und des Triumphes zugleich, und statt des Grußes traf ein höhnisches Gelächter Anna's Ohr.

Wie leicht hätte es, ohne diesen Vorfall, zu einer Verständigung zwischen beiden Familien kommen können, und wie bald hätte sich jener so verhängnißvolle Brief als die boshafte Täuschung eines entlarvten Betrügers herausstellen müssen! Aber so zieht das leidenschaftliche Gemüth des Menschen in seinem blinden Zorn das Netz fremder Bosheit, in das es verstrickt ist, nur noch fester zusammen.

*

„Was hast Du denn heute? Ist Dir etwas Unangenehmes widerfahren?" frug Anna ihren Gatten, der eben aus seiner Abendgesellschaft nach Hause gekommen war und, anstatt Schlafrock und Pantoffeln anzuziehen und an der Seite der Gattin in gewohnter Weise Platz zu nehmen, mit unruhigen Schritten im Zimmer umherging und sich dabei durch die Haare fuhr.

„O, der arme Leonhardi!" rief Friedländer, „der arme, arme Leonhardi!"

„Ja," seufzte Anna, „es ist ein schwerer Schlag für ihn."

„O, Du ahnst noch nicht, wie schwer," sagte Friedländer unter kummervollem Kopfschütteln, „denke Dir, sämmtliche Wechsel, die sich in Hopfenmüller's Händen befinden, hat dieser schuftige Junkermann auf die Firma Leonhardi & Junkermann ausgestellt und Leonhardi muß nun für Alles aufkommen."

„Das kann ich mir leicht denken, daß er dafür aufkommen muß," bemerkte Anna, „denn da Junkermann sein Compagnon war, so galt seine Unterschrift so gut wie die Leonhardi's. Das Einzige, was mich dabei wundert, ist, daß Leonhardi von den Schwindeleien, die doch seit Jahren spielen, nichts gemerkt hat. Dann und wann hat Junkermann gewiß den einen und den andern Wechsel bezahlt, und das müßte doch Leonhardi an der Kasse gespürt haben, wenn er hübsch auf Ordnung gehalten hätte."

„Das ist's ja eben," rief der



Karl Friedrich Lessing. (S. 614.)

Gatte, „daß Junkermann nie einen Wechsel eingelöst hat: wenn einer fällig war, hat er ihn verlängern lassen und so ist das fortgegangen, so hat er ein Loch auf- und das andere wieder zugemacht, bis die ganze Summe zu vierzigtausend Thalern angewachsen ist, — denke Dir, vierzigtausend Thaler!"

„Vierzigtausend Thaler? Das ist enorm!" rief Anna. „Und für diese ganze Summe muß Leonhardi aufkommen?"

„Natürlich! Ich glaube nicht, daß Hopfenmüller halb so viel baares Geld dafür hergegeben hat, aber was läßt sich dagegen thun? Die Zahlen stehen schwarz auf weiß auf den Wechseln und alle tragen die Unterschrift der Firma."

„Das ist freilich sehr schlimm."

„Und wenn es noch das Schlimmste wäre!" rief Friedländer. „Du kannst Dir denken, daß die Geschichte Leonhardi's Kredit erschüttert hat, und nun fällt Alles über den armen Teufel her. Wer irgend eine Forderung an ihn hat, dringt auf Bezahlung; alle Bauhandwerker, mit denen er arbeitet, haben ihre Rechnungen eingereicht und verlangen ihr Geld; sein Bankier, der selbst mit einigen tausend Thalern bei ihm hängt, läßt alle seine Wechsel unter Protest zurückgehen. Seit gestern arbeitet kein Mann mehr an dem großen Neubau, den Leonhardi eben begonnen hat. Er ist ruinirt. O, wer da helfen könnte!" setzte Friedländer mit tief bewegter Stimme hinzu, „wer da helfen könnte!"

„Ja, wer da helfen könnte!" wiederholte Anna in eisigem Tone, „das müßte ein sehr, sehr reicher Mann sein."

„Oder es brauchte auch nur ein Freund zu sein," sagte Friedländer warm und blieb vor seiner Frau stehen, „ein Freund, der ihm zu Danke verpflichtet ist und sich seiner in der Stunde annimmt, wo er es ihm vergelten kann."

„Ein Freund," nahm Anna die Rede ihres Gatten spöttisch auf, „ein Freund, den er etwa vor dem Säbelhiebe eines dänischen Dragoners bewahrt hat, — ein Freund, in dessen Geschäft er einmal ein Kapital von viertausend Thalern, also den zehnten Theil seines Verlustes, gut und sicher anlegte. Nicht wahr, ein solcher Freund wäre jetzt eigentlich verpflichtet, ihm aus der Noth zu helfen und die Hälfte seines Vermögens auf's Spiel zu setzen? Hahaha!"

„Es wäre nichts auf's Spiel gesetzt," wandte Friedländer ein, „wohl aber wäre er damit wieder flott gemacht: sobald er Hopfenmüller's Händen entronnen ist, wird sich auch sein Kredit leicht wieder herstellen, er kann seinen großen Neubau vollenden, und der deckt wohl eine Hypothek von vierzigtausend Thalern."

„Wie Du nur so in's Blaue hineinredest!" fuhr Anna heftig auf. „Es wäre sicher auf's Spiel gesetzt. Wenn einmal ein Geschäft von einem derartigen Schlage getroffen wird, so erholt es sich nicht wieder, denn daß solche Schwindeleien überhaupt vorkommen konnten, verräth schon den wunden Fleck. Und dieser wunde Fleck ruht in Leonhardi selbst. Wenn er nicht von einer so bornirten Gutmüthigkeit wäre, hätte so etwas überhaupt gar nicht vorkommen können. Wie durfte er einem so jungen Manne solch' unbegrenztes Vertrauen schenken?"

„Anna!" versetzte Friedländer, „hast Du Dich nicht selbst in Junkermann getäuscht? Hat sein einschmeichelndes Wesen, seine bestechende Außenseite nicht all' Deinen Scharfblick, all' Deine Menschenkenntniß betrogen? Warst Du nicht nahe daran, ihm noch viel mehr anzuvertrauen als Leonhardi?"

„Ihm mehr anzuvertrauen?" unterbrach Anna mit großem Nachdruck. „Ihm überhaupt was anzuvertrauen?"

Der Gatte antwortete nicht.

„Ich frage noch einmal, was habe ich ihm anvertrauen wollen?"

Friedländer hätte auch jetzt am liebsten geschwiegen. Der funkelnde, herausfordernde Blick, mit dem Anna ihn ansah, bestand auf einer Antwort, und so entgegnete er in einem ziemlich herabgestimmten, ja zerknirschten Tone:

„Unser Kind."

Anna sprang heftig empor.

„Pfui, pfui über Dich! Du bist ja um kein Haar besser als die Gevatterin, die mich auf offener Straße verhöhnt hat?! Ja, es ist wahr, ich habe einen Fehler begangen und muß ihn büßen, fürchterlich büßen. Aber die Erfahrung hat mich gewitzigt und," setzte sie triumphirend darüber hinzu, daß der Gatte selbst ihr eine so scharfe Waffe in die Hand geliefert hatte, „verlaß Dich darauf, ich werde keinen zweiten Fehler begehen und gar noch zugeben, daß die Schulden Junkermann's mit dem Erbe meines Kindes bezahlt werden, — nun und nimmermehr! Das ist mein letztes Wort in dieser Sache!"

In dieser Nacht konnte Anna lange nicht einschlafen.

Trotzdem sie sich jede weitere Erörterung über Leonhardi's Fall verbeten hatte, beschäftigte derselbe ihre Gedanken doch fortwährend. Sie mußte im Stillen anerkennen, daß die Regung des Gatten, dem Freunde aus der Noth helfen zu wollen, eine sehr edle und hochherzige gewesen sei. Es sei etwas Schönes, sagte sie sich, um solche Freundschaft, um solche Dankbarkeit, die man heutzutage so selten antrifft. Sie hatte Aehnliches schon in Büchern gelesen, sie war davon sogar zu Thränen gerührt worden, und wenn ihr die herrlichen aufopfernden Menschen, von denen diese Geschichten erzählten, im Leben vorgekommen wären, so hätte sie ihnen ihre Verehrung nicht versagt. Eigentlich sollten alle Menschen so an ihrem Nächsten handeln, dachte sie, dann wäre das Paradies auf Erden. Aber so lange dieß nicht allgemein geschieht, soll der Einzelne nicht versuchen, gegen den Strom zu schwimmen. Vierzigtausend Thaler legt man nicht so leicht auf den Altar der Menschenliebe nieder, dazu wäre nöthig, daß man mindestens das Zehnfache besäße, dazu waren Friedländers zu arm. Indem Anna bedachte, daß ihr Gatte, wenn es auf ihn allein ankäme und er nicht eine vernünftige Frau zur Seite hätte, diese hochherzige Thorheit zu begehen wirklich im Stande wäre, überlief sie ein Schauer und sie hüllte sich nur um so tiefer in die warme Bettdecke. Nein, Leonhardi's Unglück war zu groß, als daß Friedländers ihm helfen könnten, mochte er auch immerhin — Anna wollte das ja nicht leugnen — einigen Anspruch auf ihre Dankbarkeit haben. Ein so ungeheures Opfer kann der liebe Gott nicht verlangen; das kann nicht sein Wille sein, daß der Segen, den er so reich über sie ausgeschüttet, auf ein so waghalsiges Spiel gesetzt werden sollte, — das hieße ja Gott versuchen! Anna hatte wahrhaftig auch kein Herz von Stein, — sie ließ keinen Bettler unbeschenkt von ihrer Thüre gehen, sie hatte sogar eine Menge Hausarme, die regelmäßig kamen und Geld, Essen oder abgelegte Kleider erhielten, und morgen wollte sie der armen Wittwe, die sie schon längst um ein warmes Kleidungsstück angesprochen hatte, den Mantel schenken, von dem sie sich bisher nicht hatte trennen können, weil er, obwohl sie ihn nicht mehr trug, noch ganz gut war. Auch andere Hülfsbedürftige sollten morgen durch ungewöhnlich reichliche Gaben überrascht werden, und den für die Abgebrannten in Chicago bestimmten Beitrag beschloß Anna auf das Doppelte zu erhöhen. Mit diesen guten Vorsätzen ging sie zu ihrem Nachtgebet über, in welchem sie heute besonders alle Bedrängten — dabei dachte sie an Leonhardi — dem Schutze des Allmächtigen empfahl, der die Gefallenen aufrichtet und tröstet. Dann dankte sie dem himmlischen Vater, daß er ihr einen so guten, braven Mann gegeben, dessen edles Herz sie heute erst wieder kennen gelernt, und bat ihn, ihr den Gatten, ihrem Kinde den Vater zu erhalten . . .

Auch Friedländer verbrachte, von dem Gedanken an den schwerbedrängten Freund beschäftigt, eine schlaflose Nacht, und so oft er das Auge schloß, sah er sich in irgend einer lebensgefährlichen Lage, aus der Leonhardi ihn rettete; bald entriß ihn derselbe den Hufen heranstürmender Pferde, bald fing er ihn von einem jähen Sturze aus schwindelnder Höhe in seinen treuen Armen auf, und kaum hatte sich Friedländer von einem qualvollen Traumbilde frei gemacht, da umfing ihn schon wieder ein anderes, und immer sah er sich in einer lebensgefährlichen Lage, und immer erschien Leonhardi als Retter und wies jeden Dank mit seinem gutmüthigen, markerschütternden Gelächter zurück, das Friedländer noch im Erwachen zu hören vermeinte. Wohl verscheuchte der junge Morgen den Nachtspuk der Phantasie, aber das Bewußtsein der Dankespflicht, das demselben zu Grunde lag, verscheuchte kein nüchterner Sonnenschein, im Gegentheil, es steigerte sich zu einer brennenden Unruhe, daß vielleicht am heutigen Tage schon, ja in der nächsten Stunde das finster zusammengeballte Unwetter über den Freund hereinbrechen könnte. Friedländer empfand die Nothwendigkeit, zu helfen, nicht als eine harte Pflicht, sondern als ein Bedürfniß seines Herzens, in welchem die Dankbarkeit wie ein unverlöschbarer Funken fortglühte.

Hatte sich Leonhardi auch von Friedländer's Hause fern gehalten, so waren Beide doch in ununterbrochenem Verkehr geblieben, dessen Herzlichkeit kein Vorurtheil Anna's zu trüben vermochte, und es verging selten eine Woche, wo sie sich nicht in alter trauter Weise gesprochen hätten. Erst seitdem die Flucht Junkermann's und die dadurch herbeigeführte verzweifelte Lage Leonhardi's bekannt geworden war, hatten sich Beide nicht mehr gesehen. Leonhardi ging dem Freunde offenbar aus dem Wege; er hatte sich, wie Friedländer erfuhr, an verschiedene Leute um Hülfe gewendet, aber obgleich ihm dieselbe versagt worden war, hatte er doch nicht an die Thüre Dessen geklopft, der ihm nicht nur den Aufschwung seines Geschäftes und damit den größten Theil seiner Wohlhabenheit, sondern sogar sein Leben dankte.

Das sah dem guten Menschen mit der rauhen Außenseite ähnlich, er wollte die Dankbarkeit seines Freundes auf keine so harte Probe stellen, sondern lieber zu Grunde gehen, — und dieser zarte Zug war es vor Allem, der Friedländer's Herz bewegte und rührte und ihn aufstachelte, den Freund vom Untergange zu retten. Noch war es nicht zu einem festen Entschlusse in ihm gekommen, denn noch erschien ihm der entschiedene Widerstand Anna's ein bedenkliches Hinderniß. Als er aber den unglücklichen Freund aufsuchte und ihn zum ersten Male nach jenem schweren Schicksalsschlage wiedersah, — tief gebeugt, der Verzweiflung nahe, und in seinem ganzen, sonst so lebhaften Wesen bis zur Unkenntlichkeit verändert, da ließ er sich zu den Worten hinreißen:

„Leonhardi, alter Junge, wie kannst Du verzagen, so lange in meiner Brust noch ein Herz schlägt? Kopf in die Höhe! Ich lasse Dich nicht im Stiche, ich helfe Dir!"

Und als das Wort gesprochen war und aus den Augen des Mannes, den man sonst nur lachen sah, eine heiße Thräne auf Friedländer's Hand tropfte, da stand der Entschluß, zu helfen, felsenfest in ihm, und hätte er es mit dem Leben büßen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Friedrich Lessing.

(Porträt S. 613.)

Am 5. Juni starb zu Karlsruhe einer der größten Meister der neueren deutschen Kunst, nachdem er bereits mehrere Jahre gekränkelt hatte, Karl Friedrich Lessing, Direktor der großherzoglichen Gemäldegalerie in Karlsruhe.

Aus der romantischen Periode hervorgegangen, ward Lessing ein Geschichtsmaler ersten Ranges, der in streng sachlicher Auffassung bei vollendet künstlerischer Form seinesgleichen nicht hatte und in seiner eigenen Weise von keinem späteren deutschen Maler übertroffen worden ist; mit den Werken nicht deutscher Künstler lassen sich die seinen nicht zutreffend vergleichen. Aber nicht nur als Historienmaler, sondern auch als Landschaftsmaler war Lessing ein Meister ersten Ranges und höchst charakteristisch als deutscher Landschafter. Niemand hat den deutschen Wald und das norddeutsche Gebirgsland so intim gekannt und wiederzugeben verstanden wie er. Lessing war auch einer der originellsten Maler, dessen Weise an keinen andern Künstler erinnert, der, persönlich auch ein sehr selbstständiger Mann, ganz auf sich selbst gestellt, nur seinen eigenen Anschauungen und Inspirationen folgte; es gibt wohl kein Gemälde, keine Zeichnung von seiner Hand, welche an irgend welche andere Maler erinnerten.

Lessing ist am 15. Februar 1808 zu Polnisch-Wartenberg in Schlesien geboren, wohin sein Vater als Gerichtsbeamter versetzt worden war; er war ein Großneffe von Gotthold Ephraim Lessing. Da er schon in der frühesten Schule viel Talent zum Zeichnen entwickelte, ward er für das Baufach bestimmt und zu diesem Zwecke bereits 1821 nach Berlin gebracht. Hier entwickelte sich jedoch durch den Zeichenunterricht bei Rösel seine Neigung zur Malerei so entschieden, daß er trotz des anfänglichen Widerstands des Vaters sich derselben ganz zu widmen beschloß. Als Schadow 1827 die Leitung der Kunstschule in Düsseldorf übernahm und dahin übersiedelte, verließ Lessing seine bisherigen Lehrer Rösel und Dähling und schloß sich den Schülern Schadow's an. In Düsseldorf zeigte sich gleich von Anfang das erstaunliche Talent des jungen Künstlers und seine eigenthümliche poetische Anlage. Er hatte schon in Berlin als Landschafter begonnen mit einem Bilde: „Der Kirchhof". In Düsseldorf waren seine ersten Werke gleichfalls landschaftliche: „Der Mönch am Grabe" und „Der Klosterhof im Schnee". In seinen ersten Bildern, Figurenbildern wie Landschaften, schlug Lessing ganz und gar den romantisch-elegischen Ton an, welcher damals im künstlerischen Fühlen allgemein herrschte: er war der Stimmungsmaler jener Tage, und deßhalb verstand ihn das lyrisch gestimmte Publikum und die damalige literarische Welt, welche sich bald überschwenglich über seine Werke und den Maler derselben erging. Es folgten einige herrliche Waldlandschaften und dann sein erstes Bild historischen Gegenstandes: „Die Hussitenpredigt" (1836), dann „Ezzelin im Kerker, von Mönchen ermahnt", dann „Kaiser Friedrich Barbarossa" für den Römersaal in Frankfurt und dann die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V."; ferner „Huß auf dem Konzil zu Konstanz" (1842).

Es folgten noch verschiedene Historienbilder und eine große Anzahl zum Theil sehr reich staffirter Landschaften, die wir hier nicht alle anführen können. 1850 malte er das berühmte Bild: „Huß vor dem Scheiterhaufen". Dann folgte eine größere Umgestaltung seines Bildes der „Gefangennehmung des Papstes Paschalis", ein treffliches Bild von großem Umfange, welches enthusiastischen Beifall fand; ferner „Luther verbrennt zu Wittenberg die päpstliche Bannbulle" und mehrere bedeutende Landschaften.

1858 nahm Lessing die Ernennung zum Direktor der Galerie in Karlsruhe an und siedelte dahin über. Dort hat er noch ein sehr bedeutendes großes Geschichtsbild gemalt: „Die Disputation

Luther's mit dem Dr. Eck", und später noch verschiedene Landschaften. In Karlsruhe war er jedoch einigermaßen von seiner ursprünglichen Künstlerheimat abgetrennt und man spürte an seinen Bildern ein gewisses Nachlassen der frühern frischen Energie, bis vor etwa zehn Jahren wieder einmal Waldlandschaften von großer Bedeutung erschienen.

Lessing war ein außerordentlicher Zeichner und mit einem erstaunlichen Formengedächtniß begabt; auch studirte er alle Gegenstände mit einer ungemein eingehenden Genauigkeit. Seine Bäume werden den geschulten Forstmann, seine Felsen und Bergformationen jeden Geologen befriedigen. Lessing ist nicht eigentlich Lehrer gewesen, hat aber auf die Düsseldorfer Schule den allergrößten Einfluß ausgeübt. Einen eigentlichen Schüler hatte er eine Zeitlang an dem hochbedeutenden Emanuel Leutze. Als Mensch war Lessing ein höchst ehrenwerther, gerader Charakter, aber zurückgezogen und von wenig Worten, eine schöne, stattliche, kräftige Männerfigur mit einem scharf geschnittenen, ausdrucksvollen Kopfe.

Mit ihm ist einer der größten, vielfältigsten und genialsten deutschen Künstler dahingegangen.

Schmuggelgeschichten vom New-Yorker Hafen.

Skizze

von

Fritz Steinmann.

(Nachdruck verboten.)

Ein Vormittag auf dem Zollamt in New-York.

Amerika ist ein freies Land — dort wird man nicht behelligt durch Behörden irgend welcher Art, sei es durch Polizei- oder Civilbehörden — man darf dort drüben so ziemlich thun und lassen was man will, wenn man nicht raubt und stiehlt — so denken Viele.

Diese Schwärmer sind jedenfalls noch nie im New-Yorker Hafen angekommen. Die Landung hier wird ihnen eine sehr große Enttäuschung bringen, denn es dürfte wohl keinen Hafen in der alten Welt geben, wo eine solche Strenge hinsichtlich des Zolles herrscht und die zollpolizeilichen Maßregeln so rücksichtslos energisch durchgeführt werden, als gerade in dieser Einfahrt in das Land der Freiheit.

Einhundert Zollbeamte sind mit der Ueberwachung der Ausschiffung an den New-Yorker Docks beschäftigt und unter diesen befinden sich mindestens dreißig weibliche und hundert männliche Detektives, das heißt geheime Entdeckungsbeamte, welche harmlosen und soliden New-Yorker Bürgersleuten so gleichen, wie ein Ei dem andern, und durch gar nichts sich als Zollspione verrathen. Das ist aber auch hier nöthig, denn obwohl der ungeheuren Ausdehnung des amerikanischen Küstenlandes wegen der Schmuggel trotz aller Vorsichtsmaßregeln in großartigem Maßstabe betrieben wird, so ist es doch am lohnendsten, die Contrebande direkt in die große Stadt einzuführen, wo der Werth der Waaren durch die augenblickliche Verwendung am höchsten steht und kein Zeitverlust und keine Kosten wie an anderen Punkten der Vereinigten Staaten beim Vertrieb der Waaren entsteht. Ein Drittheil der im New-Yorker Hafen ausgeschifften Passagiergüter wird alljährlich in unfreiwillige Zollbehandlung genommen, das heißt theils konfiszirt, theils mit hohen Strafen belegt.

Die Zölle in den Vereinigten Staaten sind seit dem großen Kriege, zur Tilgung der hiedurch entstandenen Staatsschulden, kolossal hoch; ein Pfund Cigarren wird mit $2\frac{1}{2}$ Dollars, etwa 9 Mark, Zoll belastet, wozu noch 25 Prozent ihres Werthes kommen, Seidenstoffe zahlen 60 Prozent ihres Werthes Zoll, Handschuhe 50 Prozent. — Aber der Zweck der Zölle wurde erreicht, indem die Vereinigten Staaten nicht nur in unglaublich kurzer Zeit ihre immense Schuld um Hunderte von Millionen verringert, sondern daneben noch der inländischen Industrie zu einer kolossalen Entwicklung verholfen haben.

Ein Vormittag auf dem New-Yorker Zollamt ist sehr interessant und wir wollen unsere Leser an einem solchen Erlebniß theilnehmen lassen.

Es ist sieben Uhr Morgens und die Zollbeamten, welche Tagesdienst haben, versammeln sich im Zollamte, um an ihren Posten zu gehen. Von Sandy-Hock, der Leuchtthurm- und Telegraphenstation draußen an der äußersten Spitze der Bucht, sind die telegraphischen Anzeigen der in den Hafen einlaufenden Schiffe angelangt und werden den Beamten mitgetheilt und jetzt die Maßregeln verabredet und die Leute vertheilt. Es fahren den Schiffen mancherlei Boote entgegen, auf welchen sich Agenten von Gasthöfen, Geschäftsleute und Schwindler jeder Art befinden, die, während das Schiff noch läuft, an Deck kommen und den Reisenden Anerbietungen machen. Unter dieser Menge befinden sich auch die Zollspione, Herren und Damen, oft als Landleute, Touristen, als Engländer, Franzosen, Deutsche und Italiener gekleidet, sie scheinen sich das großartige Bild des New-Yorker Hafens, die wunderbare Einfahrt zu betrachten, in Wahrheit jedoch beobachten sie auf das Schärfste die Reisenden.

In Folge der mannigfaltigsten Erfahrungen, daß das schöne Geschlecht die stärkste Neigung besitzt, die Zollbestimmungen zu umgehen, und daß die Damen seltener in ihren Koffern, meist dagegen in ihrer Kleidung die Contrebande versteckt haben, hat die Washingtoner Regierung eine Inspektorin mit einer netten Anzahl Hülfsdienerinnen im New-Yorker Hafen angestellt, welche das Amt haben, die Kleider verdächtiger Damen bis auf ihren Leib zu untersuchen.

Der Scharfsinn und die Erfahrung der Detektives und Detektivinnen ist so groß, daß in den seltensten Fällen die Untersuchung sich als ein Mißgriff erweist. Das Schmuggeln ist eine Leidenschaft, vor welcher weder Alter, noch Stand, noch Reichthum schützt, es schmuggeln Greisinnen und junge Damen, Gräfinnen und Dienstboten. Interessant sind die statistischen Tabellen über diesen Gegenstand. Nach diesen sind die deutschen Frauen seltsamerweise die stärksten Schmugglerinnen, diese importiren vor Allem Kleiderstoffe, Schnupftabak und Uhren, dann kommen die Französinnen mit Handschuhen, Hutfedern, Diamanten, feinen Stiefeln, dann die Belgierinnen, welche hauptsächlich Spitzen und Diamanten zollfrei einzuführen suchen. Dann die Schwedinnen, die alles Mögliche schmuggeln, am wenigsten machen sich dieser Gesetzesumgehungen schuldig die Engländerinnen, welche selten, aber dann in großem Maßstabe die Behörde zu übervortheilen suchen, namentlich durch Einführung indischer Shawls von großem Werth. Entdeckt, benehmen sich die Französinnen und Irländerinnen am leidenschaftlichsten, die Schwedinnen behaupten, von einer Verzollung noch nie etwas gehört zu haben. Die deutschen Damen fügen sich in das Unvermeidliche mit großer Gemüthsruhe, wie die Belgierinnen. Die Zeit der Krinoline war die Glanzzeit des Schmuggelns, die jetzige Mode der anliegenden Kleider ist diesem Geschäft weniger günstig.

Da kommt ein großer Dampfer langsam in den Hafen, begeben wir uns mit dem Beamten auf das Schiff. Er hat ein Opernglas in der Hand und schaut in das Schiffsgewühl am jenseitigen Theil der New-Yorker Bucht, in Wahrheit jedoch späht er umher nach Herren und Damen, deren Gesicht in keinem Verhältniß zu dem Körperumfang steht. Da sitzt eine alte Dame mit schneeweißem Scheitel, ehrwürdig und ernst, sie scheint leidend, sie hustet stark, sie nimmt Pillen, sie ist stark in Shawls eingewickelt — der Beamte winkt seinem weiblichen Adlatus, dieser beobachtet sorgfältig jede Bewegung der Dame. Man gelangt in das Zollgebäude, wo die Koffer untersucht werden — man weiß es durch geschickte Manipulationen einzurichten, daß das Gepäck der alten Dame und noch einiger anderer in ein besonderes Zimmer getragen wird, wo bloß weibliches Personal sich befindet.

Dort gelingt es der Inspektorin, der alten hustenden Dame zwei kostbare Seidenshawls und einige hundert Meter Spitzen von Schultern und Leib zu nehmen, worauf die alte Dame nicht mehr hustet und nicht mehr wassersüchtig scheint. Dort wirft eine elegante Französin während der Untersuchung ihres Koffers ihren großen schweren Seidenshawl zur Seite, um sich dafür in eine kurze Sammetjacke, die sie eben erst aus ihrem Koffer genommen, zu hüllen. Als die Durchsuchung vorüber war, wirft sie die Sammetjacke wieder in den Koffer, sie thut, als ob sie sich in der Temperatur hier getäuscht hätte, als ob sie friere, und hüllt sich schnell in ihren Shawl. Eine Inspektorin hat dieß bemerkt, streift ganz zufällig die Dame, daß der Shawl von den Schultern gleitet, greift in eine Falte des großen Seidengewebes und entdeckt unter diesem Lyoner Kleidungsstück einen echten indischen Shawl von vielleicht fünfzehntausend Franken Werth, der Shawl wird ohne Weiteres konfiszirt und die Dame hat nun noch eine Strafe zu zahlen, die sehr bedeutend ist.

Dieser Entdeckungsfall verhindert nicht, daß eine Dame im Zollraum in einer eben Hereinkommenden eine gute alte Bekannte trifft, die Damen fallen sich in die Arme, küssen und herzen sich — die Inspektorin stört dieses Wiedersehen, indem sie bei der guten New-Yorkerin, welche die Bekannte gespielt, ein Halbdutzend Uhren findet, welche die noch nicht Untersuchte ihr eben zugesteckt.

Da behauptet eine Inspektorin, eine solche große Anzahl ganz neuer Sachen bedürfte auch die feinste Salondame nicht für eine Ankunft in New-York — die „junge" Dame behauptet entrüstet, daß sie für die Salonrollen engagirt sei in dem und dem Theater und daß dieß ihr Handwerkszeug wäre. Die Inspektorin ist entwaffnet, weil Handwerkszeug zu persönlichem Gebrauch keinem Zoll unterliegt, obwohl sie ziemlich sicher weiß, daß jene Dame die Schwester einer Putzmacherin ist und morgen diese Sachen im Laden so und so zum Verkauf ausliegen. Mit diesen gewerbsmäßigen Schmugglerinnen haben die Zollbeamten den schwersten Stand, bei diesen nehmen sie allerdings auch nicht jene Rücksichten, welche sie bei bisher Unbescholtenen walten lassen müssen.

Aber es sind nicht nur Frauen feine Schmugglerinnen, auch Männer verstehen dieß Geschäft vortrefflich. Ein Fall, den mir ein freundlicher Zollbeamter mittheilte, möge diese Behauptung rechtfertigen.

Die Zollbehörde war telegraphisch davon benachrichtigt worden, daß sich ein Herr in Brüssel durch bedeutende Diamanteneinkäufe verdächtig gemacht habe, weil er sofort mit diesen nach Rouen gefahren sei und dort den Dampfer Lafayette nach New-York bestiegen habe. Zur Ergänzung des Signalements wurde noch hinzugefügt, daß dieser Herr an einem hartnäckigen Husten leide. Der Signalisirte traf richtig im Hafen ein, alle Angaben stimmten und obwohl er unter den heftigsten Hustenanfällen versicherte, keine Contrebande bei sich zu führen, wurde er nach dem Garderobezimmer geführt und untersucht. Seine Aufregung steigerte sich in einer Art, daß er immerwährenden Hustens halber gar nicht sprechen konnte. Auch zeugte seine Kleidung von seiner Gebrechlichkeit. Er war in verschiedene Unterjacken gehüllt, trug ein Pflaster auf der Brust und eine Leibbinde. Man war so grausam, ihm die Leibbinde abzunehmen, und was zeigte sich da? — in dem wollenen Stoff eingenäht befanden sich die telegraphisch gemeldeten Diamanten. Die Steine wurden ihm ohne Weiteres fortgenommen und der Mann entlassen. Die Beamten gehen mit ihrem kostbaren Fund zum Juwelenschatzmeister. „Wie hoch beläuft sich ungefähr der Werth dieser Steine?" Der Schätzer besah sie einen Augenblick mit der Lupe. „Drei Schillinge, meine Herren — das sind gewöhnliche Rheinkiesel."

Nun sucht man nach dem Fremden, man entdeckt ihn auch in einem Hotel — aber welch' Wunder! der Mann war von seinem Husten völlig geheilt und das Pflaster von der Brust verschwunden, man entdeckte bei dem Fremden weder Pflaster noch Diamanten. Wunderbar schöne Diamanten waren aber einen Tag nachher schon bei einem bekannten Juwelier ausgestellt. Es waren die geschmuggelten, der schlaue Engländer hatte sie in dem Brustpflaster gehabt.

Auch von Handelshäusern wird in New-York in unglaublichem Maße geschmuggelt. Eine Zeitlang kamen z. B. Kisten von Handschuhen an, sie waren sämmtlich nur für die linke Hand und deklarirt als Proben, sie gingen deßhalb zollfrei ein.

Als nach einem Jahr die verschiedenen Probekisten der Häfen verglichen wurden, fand sich, daß zu gleicher Zeit an einem andern Hafen der Union ebenso schwere Kisten mit Handschuhen nur für die rechte Hand eingegangen waren. Nun ging den Beamten ein Licht auf. Die Kisten trafen jedenfalls irgendwo zusammen und der kluge Empfänger hatte so die fünfzig Prozent Zoll verdient.

Vor nicht langer Zeit fiel es Zolldetektives auf, daß einige große Firmen in Seidenwaaren so viel Cement einführten. Man forschte nach und entdeckte eines Tages, daß die mit Cement gefüllten großen Fässer kleine in der Mitte des Cements bargen, und diese enthielten Seidenballen. Diese billige Einfuhr belief sich auf Hunderttausende von Dollars und die Kaufleute wurden durch die hohe Strafe fast ruinirt.

Das hält Andere aber keineswegs ab, weiter zu schmuggeln.

Das beste Geschäft bleibt immer der Cigarrenschmuggel und geben sich damit vor Allem die Heizer der Dampfschiffe ab, welche die Cigarren in den Kohlenvorräthen verbergen, und erst wenn die Reisenden und Güter untersucht und Ruhe in den Zollämtern eingetreten ist, in kleinen Paketen ihre Cigarren an's Land befördern. Eine andere Art Cigarrenschmuggel geschieht auf ingeniöse Weise. — Diese Cigarren werden in eine Art Reisesäcke von Kautschuk wasserdicht verpackt und dann noch auf hoher See, wenn auch noch ziemlich weit von dem Hafen, einfach über Bord geworfen; es finden sich dann scheinbar ganz in ihr Geschäft vertiefte Schiffer, welche diese Säcke fangen, in ihre Schiffskasten werfen und an irgend einem einsamen Schifferdörfchen in der Nähe der Stadt landen. Trotz der scharfen Ueberwachung der Schiffer haben manche schon sich große Vermögen mit diesen kleinen Kautschukreisetaschen erworben.

Ja wahrlich, die New-Yorker Zollbeamten sind kluge, pflichteifrige Leute, aber die Schmuggler sind noch listiger und unermüdlicher — der Werth des auf die seltsamste Weise eingeschmuggelten Gutes in und um New-York wird trotz allen Zollschutzes noch auf Millionen im Jahr veranschlagt.

Man sinnt jetzt in New-York, wie diesem Uebel abzuhelfen: das Personal vermehren kann man nicht, eine bessere Bewachung der riesigen Meeresbucht ist unmöglich, und so wird man sich schließlich dabei beruhigen müssen, diesen unvermeidlichen Verlust zu tragen.

Wer mag es sein?

(Bild S. 616.)

Man behauptet, die Damen wären neugieriger als die Herren. Wir wollen das nicht bestreiten, aber unsere Schönen haben auch mehr Ursache, es zu sein. Zu allererst hat das schöne Geschlecht in seinem häuslichen Leben mehr Zeit, sich um die Angelegenheiten ihrer Nebenmenschen zu bekümmern; dann besitzen sie ein theilnehmenderes, weicheres Herz als die Männer, und drittens müssen — das gilt von den Unverheiratheten — sie gesucht werden, indeß der Mann sucht, — und da haben doch die jungen Damen auch wohl Fug und Recht, sich zu erkundigen und auszuspähen, wer sie wohl suchen möchte. Geht irgendwo in einem Hause der Nachbarschaft hörbar eine Hausthür, so wird auch wohl eine junge Dame an's Fenster springen und schauen, wer es sein mag, denn es dürfte ja Jemand sein, der sie einmal — wer kann wissen, was Alles sich ereignet — „suchen" könnte.

Diese „Neugierde" hat einen ganz eigenthümlich poetischen Reiz, und das schalkhafte, erwartungsvoll neugierige, naive Lauschen der Frauen und jungen Mädchen hat schon oft Dichter und Maler zu heiteren Werken begeistert. Unsere Illustration hier verdankt solcher Beobachtung ihre Entstehung. „Wer mag es sein?" fragt auch hier die Neugierde, und das Herz möchte gar schnell eine recht beglückende Antwort geben.

Die goldene Hochzeit.

Eine Familiengeschichte
von
Julius Mühlfeld.

(Fortsetzung.)

V.

Die beiden Menschen waren schweigend nebeneinander hergegangen, Julie unter der erdrückenden Angst und Sorge um den Vater daheim, der Rathsherr in seinen Gedanken damit beschäftigt, was der alte Knauer ihm zu vertrauen haben möge. Er blieb nicht darüber im Zweifel, daß es die Zukunft seiner beiden Töchter betreffen würde, deren eine die Braut Alfred Wacker's, des Enkelsohnes des Rathsherrn, war, während die andere, kränklich und hülflos, wohl niemals Aussicht hatte auf ein Eheglück und mit ihrem Vater die einzige und letzte Stütze im Leben verlieren würde. Sicher wollte der plötzlich Erkrankte dem befreundeten Manne das Geschick seiner Julie an das Herz legen, daß dieselbe nach seinem Hinscheiden in Wacker's Hause wieder eine Familie finden könne, der sie angehören dürfe in Freud und Leid, und der biedere Greis war entschlossen, in dieser Beziehung seinem alten Freunde und früheren Mitarbeiter die bündigste Beruhigung mit seinem Worte zu gewähren.

Endlich waren die Beiden in der Saalfelder Straße vor Knauer's Hause angelangt. Durch das verhangene Fenster drang wie vorher ein matter Lichtschimmer — wie aber würde es drinnen aussehen? Mit bebenden Händen öffnete Julie die Thür und ließ den Rathsherrn eintreten.

Mit einem Blicke überflog das geängstigte Mädchen das Zimmer, fand aber nichts verändert. Die Lampe brannte still auf dem Tische, und in den Lehnstuhl zurückgelehnt, saß ihr Vater wie vorher da. Er schien zu schlummern, aber sein Gesicht sah furchtbar bleich und verstört aus. Eine tiefe Angst lag in seinen Zügen ausgeprägt und hatte sie förmlich verzerrt.

Der feste Schritt Wacker's auf der Diele erweckte den Kranken aus seiner Betäubung. Er schlug die Augen auf und blickte wild um sich. An dem Gesichte des greisen Rathsherrn blieben sie haften, schienen in seinem Anblick sich zu vergrößern und gewannen einen unaussprechlichen Ausdruck von Angst und Verzweiflung.

Friedrich Wacker wurde beim Anblick seines alten Freundes, mit dem er viele Jahre lang Freud und Leid redlich getheilt hatte, tief ergriffen. Die Schatten des Todes schienen bereits zwischen dem wirr herabhängenden Haar um die Stirn des Kranken zu kreisen, und das übt stets einen tiefen Eindruck auf Menschen aus, die den Gesetzen der Natur gemäß selbst an der Schwelle der dunklen Pforte stehen und nicht wissen, wann sie sich plötzlich vor ihnen aufthun wird.

„Kollege Knauer, alter Freund, was haben Sie angefangen? Vor einer Stunde gingen wir doch frisch und gesund von einander," sagte er, dicht zu dem Kranken tretend.

Dieser nickte stumm, seufzte leise und hob die fahle Hand zu der schmerzenden Stirn.

„Sind Sie gefallen, Kollege?" frug Wacker weiter.

Knauer bejahte stumm und deutete mit der Hand auf den Hinterkopf.

„Ja, wo bleibt denn aber der Arzt?" wandte sich der Rathsherr zu Julie.

Diese antwortete schluchzend: „Doktor Behr fand ich nicht zu Hause, doch wurde jeden Augenblick seine Rückkehr erwartet, und man wollte ihn sofort hersenden."

„Das ist eine sehr unsichere Sache, liebes Julchen. Wenn Doktor Behr über Land gefahren ist, so bleibt seine Heimkehr stets schwer zu berechnen. Hier thut aber Eile noth, und ich rathe Ihnen, schnell den Doktor Wark zu rufen. Den treffen Sie sicher zu Hause und er wird ebenso sicher kommen."

Doktor Wark wohnte am andern Ende der Stadt und das arme, schon jetzt schwer erschöpfte Mädchen dachte mit Schrecken an den weiten Weg; allein der Rathsherr hatte Recht, und es blieb ihr keine Wahl. Sie schlug mit den bebenden Händen auf's Neue ihr Tuch um die Schultern und machte sich zum Ausgehen bereit.



Wer mag es sein? (S. 615.)

„Ich bleibe bei dem Vater, Julie, bis zu Ihrer Rückkehr, Sie dürfen deßhalb unbesorgt sein," sagte der Rathsherr, und mit einem dankenden Blicke auf den freundlichen Greis schlüpfte Julie hinaus und wagte sich mit ihrem gebrechlichen Leibe noch einmal in die rauhe Novembernacht.

Als Julie das Zimmer verlassen hatte, athmete der Kranke, der ihr angstvoll mit den Augen gefolgt war, tief und wie erleichtert auf. Die Anwesenheit seiner Tochter schien den Druck auf seiner Seele verstärkt zu haben. Rathsherr Wacker zog einen Stuhl in die Nähe des Kranken und setzte sich ihm gegenüber. Er las aus den Zügen desselben, wie schwer ihn die Mittheilungen bedrückten, die er machen wollte, und der Rathsherr, der ja seinen Entschluß bereits gefaßt hatte, wollte ihm dieselben durch freundliches Entgegenkommen erleichtern.

„Sie haben mich rufen lassen, Kollege Knauer," begann er milde.

Der Kranke bejahte und sah Wacker wieder mit einem jener großen, angstvollen Blicke an, die dieser auf die Sorge des Vaters um sein krank und hülflos zurückbleibendes Kind bezog.

„Und Sie wollten mir eine Mittheilung machen?" frug Wacker weiter und ergriff des Kranken eisig kalte Hand.

Dieser bejahte wieder mit einem schweren Seufzer.

„So sprechen Sie, alter Freund, wir sind allein — Julie ist zum Arzte gegangen und wird bald mit ihm wieder hier sein."

Ein trübes Lächeln schwebte um des Kranken Lippen, als er flüsterte:

„Mir kann kein Arzt mehr helfen."

Das glaubte Rathsherr Wacker auch bereits erkannt zu haben, denn die Schwäche des Leidenden nahm offenbar zu und dichter, immer dichter kreisten jene trüben Schatten, die dem nahenden Ende vorausfallen, um seine feuchtkalte Stirn. Die Athemzüge dieses Sterbenden waren nur noch nach Minuten bemessen.

„Sie wollen mir das Schicksal Ihrer Kinder an das Herz legen, Knauer; ich konnte mir das denken. Aber Sie dürfen darüber beruhigt sein, wenn es wirklich an's Scheiden gehen sollte. Minna ist meines Enkels geliebte Braut und damit meine eigene Enkelin geworden, und auch für ihre Schwester steht in meinem Hause eine neue Heimat offen. Sie dürfen ohne Unruhe um Ihre Lieben die Augen schließen, alter Freund, wenn es denn also Gottes Wille sein sollte."

Aber der Kranke, der während dieser Worte immer unruhiger und angstgeplagter geworden war, schüttelte heftig den Kopf und wehrte mit den Händen ab. Wacker sah ihm verwundert zu.

„Was fehlt Ihnen, alter Freund, genügt Ihnen nicht mein Versprechen? Oder war es nicht die Sorge um Ihre Kinder allein, die Sie mich rufen ließ? Sie haben mir noch andere Mittheilungen zu machen?"

Der Leidende bejahte mit unbeschreiblichem Ausdruck, der auch den greisen Rathsherrn zu beängstigen begann. Etwas wie ein Grauen vor der zuckenden Menschenmasse da vor ihm überkam ihn. Was konnte dieser Mann ihm anvertrauen wollen, der sich wand wie unter den Qualen eines bösen Gewissens? Der Greis machte sich bereit, etwas Ernstes, vielleicht etwas Furchtbares hören zu müssen. Mit ernstem Tone mahnte er deßhalb:

„Sprechen Sie denn, Knauer, und erleichtern Sie Ihr Herz, wie Sie es gewollt haben, bevor es zu spät werden dürfte."

„Nicht an meine Kinder dachte ich," flüsterte der Kranke mit gebrochener Stimme; „Gott wird die Schuld des Vaters nicht an ihnen heimsuchen wollen, denn sie sind unschuldig und rein wie Gottes Engel selbst."

„Und Sie, Sie, Knauer, was haben Sie für Schuld auf sich geladen, deren Last Ihnen heute die Sterbestunde verbittert?"

„O, ich konnte nicht sterben, bis es heraus war. Könnte ich nur noch etwas wieder gut machen durch mein Bekenntniß, was ich an Ihnen verbrach."

„An mir, Knauer? An mir? Sprechen Sie, ich verstehe Sie nicht. Sie sind mein alter, treuer Freund gewesen zu jeder Zeit, — was sollten Sie an mir verschuldet haben?"

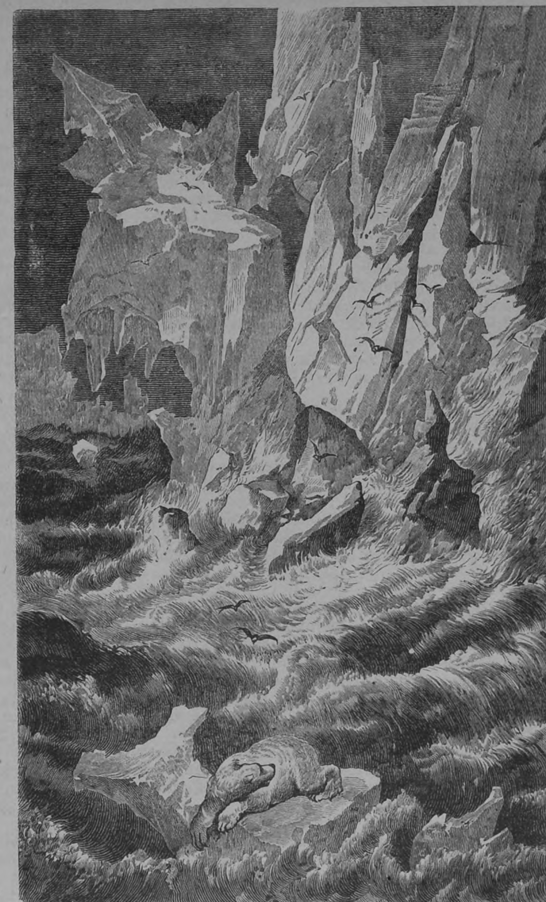
„Schweres! Unverzeihliches! Bald dreißig Jahre ist es her, da gab es eine große Aufregung in Ihrem Hause. Ihr Sohn Bernhard wandelte leichtsinnige Wege, hatte Schulden gemacht, und Sie erfuhren davon. Sie bezahlten einen Wechsel, aber mit einer schweren Androhung an den leichtsinnigen Sohn.

Andern Tages war eine Summe Geldes aus dem Comptoir verschwunden. Außer Ihnen und mir konnte nur Bernhard sich Zugang zu demselben verschafft haben; der Verdacht lag nahe, daß er, um die Schatten seines Lebens zu decken, sich die Summe zugeeignet habe, — Sie zweifelten auch nach dem Vorgange des vergangenen Tages keinen Augenblick daran, und in wildem Jähzorn verstießen Sie den Sohn aus dem Hause."

Der Rathsherr hörte dieser alten, nie verwundenen Geschichte aus dem traurigsten Kapitel seines Familienlebens, die der sterbende Greis da noch einmal vor ihm auffrischte, still zu, neigte nur zuweilen das Haupt bei den einzelnen Daten, wie um sie aus seiner Erinnerung zu bestätigen. Jetzt aber war es an ihm, den Kranken mit großem, fragendem Blicke zu messen — was sollte diese Erinnerung jetzt, in dieser Stunde? Wo wollte diese Unterredung hinaus? —



Gletscherbesteigung.



Zusammenstürzender Eisberg.

„Ihr Sohn verschwand," fuhr der Kranke tonlos fort, „und damit begann meine endlose Qual — denn der Dieb bin ich gewesen, ich habe das Geld genommen."

„Sie, Knauer, Sie haben damals den Diebstahl begangen, um dessentwillen ich meinen Sohn verstoßen und verloren habe?" schrie der Rathsherr im Entsetzen auf. „Knauer, sind Sie bei sich, reden Sie irre, Sie selbst sind der Dieb gewesen?"

„Ich habe es gethan; dieß zu gestehen und mein Gewissen zu erleichtern, habe ich Sie zu mir rufen lassen, bevor ich sterbe. Wenden Sie sich nicht weg, noch nicht, Sie müssen mich erst zu Ende hören. Ich war Ihr Buchhalter, treu und ehrlich, aber arm. Ich hatte in jenen Jahren mein Auskommen, aber nicht mehr. Meine Eltern lebten beide noch, mein Vater und meine gute Mutter. Sie wissen, mein Vater war Kassenverwalter bei der Steuer. Er war oftmals kränklich und geistig nicht mehr immer frisch. In solchem Zustande muß er einen Irrthum in seinem Amte begangen und bei einer Zahlung sich zu seinem Schaden verrechnet haben. Er fand ein erhebliches Manko in seiner Kasse und die Revision stand bevor. Entlassung aus dem Amte, Untersuchung und Gefängniß wurden das Geschick des alten Mannes, wenn der Defekt zu Tage kam. Hülfesuchend entdeckte sich mein Vater mir. Seine Sorge und Verzweiflung zerrissen mir das Herz, der Gedanke an meine arme gute Mutter, die so wenig Freude im Leben gehabt hatte und der nun auch noch Schande und Entehrung drohten, brachte mich selbst zur Verzweiflung. Ich dachte in meiner Noth an Sie, meinen damaligen Prinzipal; allein Sie waren ein strenger und harter Mann, und wenn ich Sie um Hülfe ansprach, so mußte ich Ihnen auch den Grund entdecken und das Geheimniß meines Vaters in Ihre Hand geben. Würden Sie mir und meinem armen Vater geglaubt haben, daß hier ein Unglücksfall vorläge, aber nicht eine Schuld? Wie Sie damals dachten und handelten, verzweifelte ich daran. Ich war überzeugt, Sie würden meinen Vater für schuldig halten, die Summe unterschlagen zu haben, und ich fürchtete weiter, wenn Sie Kenntniß davon erhielten, so würden Sie mich, den Sie für den Sohn eines Betrügers halten mußten, aus Ihrem Vertrauen und Dienst verstoßen. So schwieg ich, aus Furcht, noch größeres Unheil anzurichten. Da kam der Vorfall mit dem Wechsel Ihres Sohnes. Sie zürnten, aber Sie bezahlten die Summe, denn Bernhard war ja der Sohn Ihres Hauses, Ihr Fleisch und Blut. Da senkte der Dämon den Gedanken in meine Seele: wenn ich meinem Vater helfen und den Verdacht auf Ihren Sohn lenken könnte! Sie würden ihm zürnen, aber schließlich Ihrem Fleisch und Blute doch vergeben, und wir wären gerettet vor Schmach und Entehrung. Ich befürchtete keine schlimmen Folgen für den leichtsinnigen jungen Herrn und hoffte, Gott würde mir die Sünde, die ich um meines alten Vaters, meiner guten Mutter willen beging, nicht hoch anrechnen. Der Schaden, den ich Ihnen zufügte, war ja für Sie nicht von Bedeutung. Schon am nämlichen Tage bot sich mir die gesuchte Gelegenheit dar; ich nahm die Summe hinweg, die Ihr Sohn zum Absenden bereit gemacht hatte, und rettete meinen Vater damit. Es kam am andern Tage, wie ich vorausberechnet hatte. Der Verdacht fiel auf den jungen Herrn und Ihre Heftigkeit duldete weder Widerspruch, noch Vertheidigung. Als einen Schuldigen verstießen Sie den Sohn aus dem Hause."

„Knauer, Knauer, das hätten Sie gethan! Sie wären der Elende gewesen, der das Glück meines Lebens, meiner Familie frevelnd vernichtet hat? Das kann Ihnen kein Gott verzeihen, viel weniger ein Mensch aus Fleisch und Blut!"

So jammerte der alte Wacker, vor dem jetzt das Bild des unschuldig verstoßenen Sohnes wie ein Ankläger emporstieg. Was war aus ihm geworden, wo moderten vielleicht die Gebeine des Aermsten, den die Hand eines grausamen, vom Irrthum befangenen Vaters hinausgejagt hatte in Verderben und Tod! Centnerschwer drückten die Lasten dieser Enthüllungsstunde auf das gequälte Herz des greisen Rathsherrn.

„Verdammen Sie mich nicht völlig," flehte der Sterbende mit erlöschender Stimme. „Ich that es für meine unglücklichen Eltern und hatte diesen schlimmen Ausgang nicht vorausgesehen. In Gram und Reue habe ich mich verzehrt, als Ihr Sohn verschollen blieb, keinen ruhigen Augenblick des Lebens mehr genossen und niemals aufgehört, dem Verschollenen nachzuforschen. Es ist mir nicht gelungen, ihn zu finden und wieder gut machen zu können, was ich an ihm und euch verbrach. So muß ich jetzt dahinfahren in



Gewitter im Gebirge.

Aus: „Die Erde und ihr organisches Leben". (Verlag von W. Spemann in Stuttgart.) (S. 622.)

meiner ungesühnten Schuld — verzeiht mir, wenn Ihr's vermögt, ich habe Euch, ohne es zu wollen, viel Uebles zugefügt. Meine Seele — verzeihe mir der Himmel . . ."

Sein Haupt sank zurück, die Brust keuchte noch einige Male in schwerem Stöhnen — dann hörten die Athemzüge auf. Die Schatten des Todes hatten sich auf der Stirn gelagert, die Lippen zuckten noch einige Male konvulsivisch — dann war Alles vorbei.

In einem Sturme unbeschreiblicher Empfindungen stand der greise Wacker an der Leiche seines alten Freundes, gegen dessen Treue und Unwandelbarkeit er niemals einen Zweifel gehegt, und der sich ihm nun in der Todesstunde als den größten Uebelthäter am Glücke seines Lebens enthüllt hatte. Der Greis vermochte diesen furchtbaren und grausamen Umschlag nicht sogleich zu fassen — es stürmte und wogte in ihm, er glich einem Trunkenen, der haltlos hin und her schwankt, und so ähnlich war ihm in Wirklichkeit auch zu Muthe.

Da tönte die Schelle der Hausthür. Julie kam mit dem Arzte an. Ein Blick desselben in das Zimmer genügte, um das „Zu spät!" zu erkennen.

„Todt!" schrie Julie verzweifelnd auf und stürzte zu der Leiche; „todt, gestorben, während ich Hülfe für ihn suchte! O, mein Vater!"

„Beruhigen Sie sich, Julie!" sagte Rathsherr Wacker mit erzwungener Fassung; „hier war Rettung nicht mehr möglich. Ruhen Sie die Nacht hindurch; morgen früh will ich Ihnen Beistand schicken und wir sprechen dann weiter mit einander. O, hätten Sie mich heute Abend lieber nicht gefunden, es wäre besser gewesen!"

Mit kurzem Gutnachtgruß ging der Rathsherr und schritt langsam seiner Wohnung wieder zu. Noch niemals war ihm ein Weg so sauer geworden als dieser nächtliche Heimweg.

VI.

Die Nachricht vom Tode des Rathsherrn Knauer durchlief am andern Morgen wie ein Lauffeuer die Stadt. Gutstadt pflegte an Ereignissen nicht reich zu sein, deßhalb bemächtigten sich die Bewohner eines jeden plötzlich eintretenden mit ganzer Kraft. Und der plötzliche Todesfall eines Rathsherrn bildete natürlich ein Ereigniß. Nirgends ist in solchen Fällen Fama rühriger als in einer kleinen Stadt. Noch ehe der Vormittag halb herum war, erzählte man sich in allen Bäcker- und Fleischerläden, an den Brunnen und so weiter eine Geschichte, die dann von diesen Außenstationen der Stadtneuigkeiten unmittelbar in das Innere der Wohnungen, in alle Schichten der Familien verpflanzt wurde.

Es war bekannt geworden, daß der verstorbene Rathsherr bei der Heimkehr aus der Rathssitzung in der dunklen Saalfelder Straße so unglücklich hingefallen und mit dem Hinterkopf auf das Steinpflaster geschlagen sei, daß die dadurch verursachte Erschütterung den Tod zur Folge gehabt hatte, noch ehe der Arzt gekommen war, der aber auch, wenn er früher zur Hand gewesen wäre, das fliehende Leben nicht aufhalten können. Man hatte es ja allseitig bemerkt, daß am letzten Abend die Straßen über Maß und Gebühr lange dunkel geblieben waren, so daß es freilich nicht Wunder nehmen durfte, wenn ein Greis auf dem schlüpfrigen Steinpflaster das Gleichgewicht verlor.

Auch war bereits bekannt geworden, daß der alte Walter, der an diesem Abend seine Pflicht hintangesetzt hatte, von den aus dem Rathhause kommenden Rathsherren deßhalb zurechtgewiesen worden war. Es konnte demnach nicht fehlen, daß man dem unglücklichen Laternenmann die volle Schuld für das den Rathsherrn Knauer betroffene Unglück aufbürdete und daß er für die guten Bewohner von Gutstadt binnen kurzer Frist einem gemeinen Mörder gleichgalt, dem je eher, um so besser der hochnothpeinliche Prozeß gemacht werden müsse.

Der arme Walter, der von dem Todesfalle und seiner Ursache natürlich ebenfalls Kunde bekommen und den gute und theilnehmende Freunde mit ihren ausschweifenden Befürchtungen um ihn gehörig eingeängstigt hatten, saß derweil zwar unbehelligt zu Hause, litt aber bereits von seinem Gewissen hochnothpeinliche Qualen. Er glaubte in seiner Herzensangst den festen Griff des alten Gerichtsdieners, der so sein Freund nicht war, schon im Genicke zu fühlen. Seine Schusterei, um derentwillen er gestern die Pflicht um die Stadt versäumt hatte, lag heute still; er saß mit angstvoller Miene auf seinem Holzschemel, hatte die Hände zusammengefalten und drehte die beiden Daumen umeinander, als wollte er damit die peinigenden Gedanken hinwegjagen, die auf ihm lasteten.

Auch Rathsherr Wacker, der nach den Aufregungen des Abends eine schlaflose Nacht verlebt hatte, befand sich am andern Morgen in einer fast beklagenswerthen Verfassung. Das Geheimniß, welches der Sterbende zu seiner eigenen Erleichterung von sich ab und auf den alten Freund gewälzt, den er so schmählich getäuscht und beinahe dreißig Jahre in dieser Täuschung erhalten hatte, brannte heute wie Feuer auf der Seele des Rathsherrn. Sein Jähzorn, seine unglückselige Heftigkeit hatten damals die rasche Verstoßung des Sohnes, den er für entartet hielt, verschuldet, die er in bangen Stunden längst tausendmal bereut und mit Summen Geldes würde haben austilgen mögen. Aber seiner Ohnmacht gegenüber, dieß zu thun, war ihm doch immer die einzige Stütze geblieben, daß er in seinem Rechte gewesen war, daß er ein Glied von sich losgerissen, das durch unwürdiges Leben und eine unwürdige Handlung Schmach und Schande über seine Familie gebracht. Dem Dieb am eigenen Vater hatte er die Thür gewiesen — dieses Bewußtsein seines Rechts allein konnte ihn gegen die mahnende Stimme seines Gewissens wappnen. Und nun war auch dieses letzte Bollwerk dahin. Der wahre Dieb hatte sich, gequält von der Stimme des eigenen Gewissens, auf dem Sterbebette selbst angeklagt, Bernhard war unschuldig an der That, die ihm zur Last gefallen war, und er, der jähzornige Vater, hatte den Sohn ungehört und ungerührt in die Fremde hinausgestoßen, um einer Handlung willen, an die derselbe wohl niemals gedacht haben mochte. Und der glatte, heuchlerische Schurke hatte dabei gestanden, hatte Alles mit angesehen und hatte es geschehen lassen, kalt und regungslos. Wie jetzt die Vaterliebe zu dem verlorenen Sohn in dem Greise erwachte und seine Seele mit unbändiger Sehnsucht nach dem Verschollenen erfüllte, der so großes Unrecht hatte leiden müssen, so wuchs anderseits ein grimmiger Haß gegen den todten Knauer in ihm auf. Wäre derselbe noch am Leben gewesen, so würde er ihn die ganze Schwere seiner Schuld haben entgelten lassen; aber er war todt, seinem Zorne entrückt, und jetzt warf sich die ganze Bitterkeit des Greises auf die Angehörigen des Todten, die doch keinen Antheil hatten an der Schuld ihres Vaters, ja dieselbe nicht einmal ahnten.

Was der Sterbende dem Rathsherrn anvertraut hatte, davon hatte kein Anderer eine Sylbe vernommen, und Wacker selbst begrub das Geheimniß in seiner Brust. Konnte er es verrathen? Sollte er jetzt selbst auftreten und vor seiner alten, schwergeprüften Frau, vor seiner Familie, vor aller Welt bekennen: Ich habe meinen unschuldigen Sohn aus dem Hause, vielleicht in den Tod gejagt; Gott allein weiß, wo er geblieben ist und den hartherzigen Vater verfluchend geendet hat? Sollte er zu den Anklagen seines Gewissens auch noch die stummen Vorwürfe seiner Familie, die lauten Verurtheilungen der Welt hinnehmen, in der das Schicksal des armen jungen Mannes, der so plötzlich verschwunden und verschollen, keineswegs ganz vergessen worden war? Wäre er nicht der reiche Wacker gewesen, von dem so viele Leute abhingen, der so viele Wohlthaten an die Stadt spendete, so hätte er sicher Manches von der öffentlichen Stimme vernehmen müssen, das jetzt unterdrückt wurde. Es ist leider eine Thatsache, daß vor dem Reichthume sich auch die sonst so regsame Stimme des Volksgewissens verkriecht. Das Alles wußte der Rathsherr genau, aber er sagte sich auch, daß er nicht den Sturm selbst heraufbeschwören, daß er nicht als Ankläger des todten Knauer sein eigener Selbstankläger werden dürfe. Seine Reue wie seinen Haß mußte er in sich begraben, bis das Geheimniß dereinst mit ihm in die Gruft sänke. Aber auch keine Gemeinschaft mehr mit den Knauers über das Begräbniß des Todten hinaus — das stand bei ihm fest. Finstere Entschlüsse reiften als Frucht des Zornes in ihm, unbekümmert darüber, ob auch sie wiederum schwere Eingriffe in fremde Menschenleben mit sich bringen mußten.

Aber Rathsherr Wacker erinnerte sich auch, daß er der armen Julie für den Morgen einen Beistand zugesagt habe, und sein Wort hielt er, so sehr es ihm jetzt widerstrebte. Er sandte seinen Buchhalter in das Knauer'sche Haus, um dem Fräulein mit Rath und That zur Hand zu gehen. Doch war er heute zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um zu bemerken, daß auch Alfred's Platz im Comptoir leer war.

Alfred Wacker war schon in aller Frühe zu seiner Freundin Julie gegangen, die er ganz aufgelöst in Schmerz neben der Leiche des Vaters fand. Das arme, kränkliche Geschöpf war wie vom Blitz zerschmettert und blickte zu dem jungen Manne willenlos wie zu ihrem Retter empor. Alfred besorgte vor allen Dingen Hülfe und Beistand aus der Nachbarschaft und eilte dann zum Telegraphenamte, um Minna heimzurufen. Bis Mittag konnte dieselbe eintreffen.

Unterdeß war auch der Buchhalter seines Großvaters gekommen, um im Auftrage des Rathsherrn die äußerlichen Angelegenheiten zu ordnen, die nöthigen Anzeigen zu erstatten und die Vorbereitungen zum Begräbniß zu treffen.

„Alfred, Alfred," jammerte die ganz erschöpfte Julie, „wie ist das über mich hereingebrochen! Gestern noch die glückliche Tochter des besten der Väter und heute eine ganz verlassene, hülflose Waise. Wer hätte das denken können!"

„Sie sind nicht verlassen und hülflos, Julie," tröstete der junge Mann. „Sind wir nicht da, Minna und ich, meine Eltern und Großeltern? Gehören wir nicht Alle zu einander in Freud und Leid und tragen es miteinander und helfen einander tragen?"

„Ach, Alfred, Sie sind so gut, ich weiß das ja, aber Sie wissen nicht, was es heißt, an der Leiche des geliebten Vaters, des einzigen Schützers und Berathers eines armen, kranken Wesens, stehen. Sie besitzen noch Alle, die Sie lieben und die für Sie gesorgt haben, Sie durften noch an keiner Leiche stehen — aber ich habe Alle verloren, bis auf die jüngere Schwester, die mit mir leiden und trauern wird um den schweren Verlust, der uns noch treffen konnte."

„O Minna, Minna," rief der junge Mann und schritt unruhig auf und nieder, „wie mag sie die Nachricht ertragen haben! Wäre sie nur erst hier und könnte ich sie trösten an meiner treuen Brust."

„Sie müssen meiner Schwester jetzt Alles sein, Alfred, dem einen Kinde Alles ersetzen, Mutter und Vater, die sie entbehren muß. — Ich bin ja selbst zu hülflos, um ihr ein Trost oder gar eine Stütze zu werden in ihrer Jugend. An Sie, Alfred, muß sie sich lehnen, halten Sie sie fest, ersetzen Sie ihr Alles, was sie verloren hat, durch Ihre Liebe und Treue. Sie hat nur noch Sie allein. Und sehe ich euch Beide glücklich, dann werde auch ich nicht unglücklich sein."

„Ich liebe Minna mehr als mein Leben," rief der Jüngling begeistert aus. „Ihr Glück soll von heute ab meine höchste und schönste Lebensaufgabe bilden. Seien Sie beruhigt, Julie, meine Minna soll nicht unglücklich bleiben, soll nichts entbehren, denn Alles, Alles soll ihr meine Liebe ersetzen. Was Menschenkraft vermag über ein Menschenherz, das werde ich aufbieten, um meiner Minna Herz zu beglücken."

Julie reichte ihm still die Hand und winkte ihm Dank zu mit einem thränenschweren Blicke. Sie kannte Alfred's offenen und ehrlichen Sinn, sie wußte, wie er ihrer Schwester in Zärtlichkeit anhing, und sie vertraute ihm ganz. Ihr Herz war um Vieles ruhiger geworden bei seinen Trostesworten, und die neue Lebenshoffnung, die, wie der Phönix aus der Asche, aus ihrer schmerzlichen Trauer emporstieg, rankte sich vertrauend an den Jüngling, der ihrer Schwester junges Herz gewonnen hatte.

Während in dem sonst so stillen Knauer'schen Hause die von einem Todesfalle untrennbare Unruhe Platz griff, Leute geschäftig hin und her eilten, theilnehmende Freunde kamen und gingen, die sich nach dem plötzlichen Ereignisse erkundigen und ihr Beileid aussprechen wollten, begab sich Alfred Wacker an den Bahnhof, um die heimkehrende Braut zu empfangen. Wie heiß ersehnt hatte der Jüngling diese Stunde, und nun war sie unerwartet früh, aber so ganz anders eingetreten, als er gehofft hatte. Anstatt einer frohbewegten, glückstrahlenden Braut, die im hellen Jubel dem lange entbehrten, geliebten Manne in die Arme, an die Brust sinken würde, in seinen Liebesblicken den Himmel selbst erschauend, hatte er ein gebrochenes Herz, ein tieftrauerndes Gemüth, eine weinende Waise zu erwarten, die schmerzlich sich auf den treuen Arm des Bräutigams stützt, damit er sie an die Leiche des geliebten Vaters führe. Welch' ein Wiedersehen würde das werden! Ueber Alfred's hübsches Gesicht fielen bereits die Schatten desselben voraus, und keine Spur von dem heim Nahen der Geliebten sonst empfundenen Hochgefühl klopfte in ihm, als ein langgezogenes Pfeifen ertönte und der Eisenbahnzug langsam in den Bahnhof einfuhr.

Es stiegen nur wenige Passagiere in Gutstadt aus und ein, und Alfred eilte sofort auf eine junge Dame zu, die sich langsam aus dem Coupé wand und ihre umschleierten Augen suchend über den Perron schweifen ließ. Sie hafteten auf dem herbeieilenden Alfred, den der Anblick dieser rührenden Gestalt erschütterte. Die schöne, lebenslustige Minna war binnen wenigen Stunden in das Bild einer Mater Dolorosa verwandelt worden. Aus dem tiefen Schwarz ihres Anzugs schaute ein todtbleiches, thränenbethautes Gesichtchen hervor, dessen Lippen bei Alfred's Anblick anstatt des glücklichen, rosigen Lächelns im schmerzlichen Zucken sich bewegten. Langsam hob sie die Arme dem Geliebten entgegen.

„Alfred, sprich," frug sie mit bebender Stimme, „ist das Schreckliche wirklich Wahrheit? Mein armer, guter Vater . . ."

„Ist todt, Geliebte, schnell und friedlich hinübergeschlummert in das Jenseits. Ein gütiger Himmel hat ihm die Qual eines langen Krankenlagers erspart."

Alfred verhehlte der trauernden Tochter vorderhand die äußere Veranlassung für den plötzlichen Todesfall, die ihr Gemüth auf's Neue erschüttert haben würde. Minna nickte schmerzlich zu seinem tröstenden Worte und frug dann:

„Wie geht es Julie?"

„Sie ist tief bewegt, erträgt aber das Unabänderliche mit Fassung."

„War sie ganz allein mit dem Vater, als er starb?"

„Mein Großvater war dabei. Dein Vater hatte ihn rufen lassen, er wollte ihm wohl seine Wünsche für die Zukunft seiner Kinder aussprechen."

Die Beiden waren in einen Wagen gestiegen und rollten bereits der Stadt zu.

„Wie traf Dich die Nachricht, Geliebte?" frug Alfred.

„Wie ein Blitzstrahl. Ich war heiter aufgestanden, an meine Arbeit gegangen und gedachte freudig der nahen Zeit, wo ich jenen Räumen Ade sagen und heimkehren dürfe, um dann ganz Dein zu werden. Plötzlich rief man mich . . . eine telegraphische Depesche war angekommen . . . mich überrieselte sofort ein furchtbarer Schrecken, als ich das blaue Couvert erblickte, und ich eröffnete es mit zitternden Händen. Meine schlimmste Ahnung wurde übertroffen. Ich schrie laut auf vor Schrecken und Schmerz, als ich den Tod meines Vaters las; man umringte mich und suchte mich zu trösten. Doch mich beherrschte nur noch ein Gedanke: fort, nach Hause! In einer Stunde fuhr die Eisenbahn. Ich ging in mein Zimmer, kleidete mich in Trauer, nahm Abschied . . . und da bin ich nun. Ach, Alfred, ich bin recht, recht unglücklich. Wie so ganz anders hatten wir uns Alles ausgemalt!"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt, meine Geliebte, und wir dürfen mit seinem Rathschlusse nicht hadern. Der Mensch ist sterblich, und ob früher oder später seine Stunde schlägt, stündlich müssen wir doch bereit sein, selbst hinüberzugehen oder einen unserer Lieben zu verlieren. Denen, die da ruhen von des Lebens Kampfe, ist wohl, und wir, die zurückbleiben, müssen uns an ihren Grüften nur um so fester zusammenschließen, um miteinander den Kampf des Lebens weiter zu kämpfen. Dem Todten seinen gebührenden Zoll von Trauer und Thränen; unser Muth und unsere Hoffnung aber gehören der Zukunft, der eigenen Zukunft miteinander."

Minna schlug die Augen zu ihm auf. Ein Strahl des Dankes und der Zärtlichkeit leuchtete zwischen den Thränen hindurch. Sie preßte seinen Arm in den ihrigen und frug leise, zagend:

„Und wirst Du mich immer lieb haben, mein Alfred?"

„Minna, und das fragst Du mich! Kennst Du mich erst so wenig, um in dieser Stunde an mir zweifeln zu dürfen?"

„Verzeihe," bat sie demüthig, „aber gerade in einer Stunde, wo uns die festeste Stütze des Lebens so plötzlich zerbrach, ist die Seele krank und zittert vor dem Ungeheuerlichsten. Ich vertraue Dir, Alfred."

Der Wagen fuhr vor Knauer's Haus. Am Fenster zeigte sich einen Augenblick lang Juliens schmerzbewegtes Gesicht. Während Alfred seiner Minna aus dem Wagen half, ward bereits die Hausthür geöffnet und Julie erschien auf der Schwelle. Das arme, kränkliche Wesen bot in ihrer Trauer einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Minna stürzte auf sie zu und weinend in ihre Arme.

„So müssen wir uns wiedersehen!" rief Julie klagend aus und ihre Thränen flossen reichlich auf die dunklen Flechten der an ihrer Brust ruhenden Schwester nieder, die bis in's Innerste vom Schmerz durchrüttelt wurde. Alfred begleitete die Schwestern nur bis in das Haus und nahm dann Abschied, um das traurige Wiedersehen nicht zu stören. Mochten sie vorerst ihren Schmerz um das Vergangene miteinander austauschen, sich Herz an Herz ausweinen; er würde später wiederkommen, um ihre Gemüther mit dem Hinweis auf die Zukunft und das Leben aufzurichten.

Als Alfred nach Hause kam, fand er die Familie bereits beim Mittagsmahle. Man fand sich nach echt patriarchalischer Weise hiezu pünktlich und vollzählig ein, um das Tischgebet nicht zu versäumen, mit dem der Rathsherr selbst das Mahl eröffnete. Heute hatte sich Alfred verspätet. Der Rathsherr sah ihn forschend an und frug:

„Wo kommst Du her, Alfred, wo weiltest Du so lange?"

„Ich komme vom Bahnhof, Großvater, wo ich meine Braut abgeholt habe. Julie hat an Minna telegraphirt und sie ist soeben angekommen. Ich ließ da jetzt die beiden Schwestern mit ihrer Trauer allein."

Eine düstere Wolke flog über die Stirn des Greises, und so bitter und herbe, so streng, wie man ihn seit Jahren nicht mehr gekannt, sagte er:

„Daran hast Du recht gethan, lasse sie in Zukunft immer allein, denn von einem Verhältniß zwischen meinem Enkel und Minna Knauer darf ferner nicht die Rede sein."

Wäre ein Blitzstrahl mitten auf die Mittagstafel niedergezuckt, er hätte die Umsitzenden nicht tiefer erschrecken können, als diese harten Worte. Plötzlich, unvermittelt brach es hervor und Aller Blicke hingen sprachlos an den Lippen des Greises, von denen sie ein Wort der Erklärung, einen Grund, eine Ursache erwarteten. Aber diese Lippen blieben stumm, und der Greis speiste weiter, als ahne und beachte er gar nicht das Entsetzen, welches er in seinen Familienkreis geschleudert hatte.

Alfred fand zuerst die Sprache wieder und stieß die Frage hervor:

„Was sagst Du, Großvater? Ich verstand Dich wohl nicht."

„Ich sagte, daß zwischen meinem Enkel und Minna Knauer von einer Brautschaft ferner nicht die Rede sein darf ..."

„Großvater, was meinst Du damit? Minna und ich sind verlobt, wir lieben einander, wir hoffen mit einander glücklich zu werden und werden zu einander halten."

„Willst Du mir trotzen?" frug der Greis finster.

„In diesem Falle ja. Wer hat das Recht, in das Leben zweier Herzen störend eingreifen zu wollen, die sich mit der Eltern Willen und Segen einander feierlich angelobt haben? Großvater, ich kann Dir nicht gehorchen."

„So wirst Du auch nicht länger mein Enkel sein!" sprach der Greis mit jener kalten Strenge, hinter der sich nur mühsam ein Ausbruch des Jähzorns verbarg.

„Hilf Himmel, wie vor dreißig Jahren!" schrie die greise Gattin des strengen Mannes auf, während Thränen aus ihren Augen strömten.

Aber Alfred, in dem die innere Empörung mit der Verzweiflung sich mischte, sprudelte dem Greise entgegen:

„So willst Du den Enkel verstoßen, wie dereinst den Sohn?"

Diese Worte brachten einen Eindruck hervor, wie wenn dem jähen Blitze von vorhin der dumpf rollende Donner gefolgt wäre. Sprachlos saßen Alle, sprachlos auch der Greis da, auf dessen Stirn sich drohende Wolken thürmten.

Bis dahin hatte Alfred's Vater geschwiegen. Jetzt erhob sich derselbe vom Tische und beendete das Gespräch mit den Worten:

„Schweige, Alfred, Dein Großvater wird seine Gründe haben und wird sie mir mittheilen. Ich will aus ihnen ersehen, was ich Dir, mein Sohn, zu sagen habe. Komm', Vater, ich werde Dich in Dein Zimmer begleiten, dort laß uns die doch auch mich auf das Tiefste berührende Angelegenheit erwägen, denn es ist mein Sohn, dessen Lebensschicksal auf dem Spiele steht."

Die beiden Männer entfernten sich und die übrigen Familienglieder stoben wie eine verscheuchte Heerde auseinander. Daß etwas Ungeheuerliches in der Luft liegen müsse, fühlte jeder Einzelne.

VII.

Im Hause des Rathsherrn Wacker herrschte während der Tage, die der unerquicklichen Erörterung zwischen Großvater und Enkel folgten, eine schwüle, drückende Atmosphäre. Eines der Familienmitglieder schien dem andern ängstlich auszuweichen, um nur gar nicht in die Verlegenheit zu gerathen, Rede stehen zu sollen, und an die Stelle der früher herrschenden freudigen Herzlichkeit war eine sichtliche Scheu getreten, als ob Eines dem Andern mehr mit Furcht, als mit Liebe und Vertrauen zu begegnen gewohnt sei. Die Mahlzeiten, die sonst unter Plaudern und Scherzen zu verlaufen pflegten, wurden neuerdings wortlos eingenommen, und man vermied fast, einander anzusehen, geschweige denn in gewohnter Weise Unterhaltungen anzuknüpfen. Der greise Herr des Hauses gab zu diesem veränderten Wesen allerdings direkt die Veranlassung. Finsteren Angesichts, mit dichtbewölkter Stirn, die halbgeschlossenen Augen auf den Teller gesenkt, saß er da und zeigte keine Spur von Theilnahme für das, was um ihn her vorging. Mit schmerzdurchfurchtem, tiefbekümmertem Gesichte saß die greise Gattin neben ihm und warf zuweilen einen sorgenvollen Blick auf den Gemahl, der ihr seit dem Tode seines alten Freundes Knauer unbegreiflich geworden war. Unbegreiflich vor allen Dingen auch in seinem plötzlichen Auftreten gegen ihren Enkel Alfred und dessen Liebe und Verlöbniß zu Minna Knauer.

Alfred erschien noch als der einzige völlig Unbefangene unter den Familiengliedern. Er that tagsüber seine Schuldigkeit mit ungewohnter Hast und verließ das Comptoir, sobald seine Arbeiten beendigt waren. Wohin er dann ging, darnach frug Niemand, vielleicht weil es Jedermann wußte. Bei Tische erschien der junge Mann ruhig und ernst, sein Wesen hatte in dieser Hinsicht während eines einzigen Tages eine bedeutsame Veränderung erfahren; aber auf seinem Gesichte lag ein Ausdruck fester Entschlossenheit, der Niemandem entgehen konnte. Weit entfernt, den Eindruck des Trotzes hervorzurufen, bot er nur den Anblick eines Menschen, der genau weiß, was er will, und entschlossen ist, mit Seelenruhe abzuwarten, was da kommen soll.

Weder Großvater noch Vater hatten seither das Gespräch über sein Verhältniß zu Minna wieder aufgenommen, und Alfred selbst sah keine Veranlassung, eine Frage deßwegen zu thun. Er betrachtete die Szene bei Tische wie gar nicht geschehen, brachte jede Stunde, die er von seiner Pflicht erübrigte, im Knauer'schen Hause zu und half den beiden trauernden Mädchen bei der Erfüllung ihrer letzten, schweren Pflichten gegen den verstorbenen Vater.

Vom Wacker'schen Hause aus wurde übrigens bisher keine Veränderung wahrnehmbar. Zwar hätte man sich darüber wundern können, daß weder der Rathsherr, noch sein Sohn sich in dem Trauerhause blicken ließen, auch sonst keine weitere Verbindung zwischen den Familien als durch Alfred stattfand, aber Wacker's Buchhalter, der am Morgen nach dem Tode im Knauer'schen Hause zur Hülfeleistung erschienen war, setzte dieselbe im Auftrage des Rathsherrn fort und überhob die beiden Töchter wenigstens der schweren Pflichten, welche ein Todesfall nach Außen hin auferlegt.

So kam der Tag des Begräbnisses heran. Wenn schon der Tod eines Rathsherrn ein Ereigniß für die kleine Stadt geworden war, so das Begräbniß natürlich nicht minder. Dasselbe fand mit einem gewissen feierlichen Pompe statt, der von städtischer Seite zu Ehren eines Mitglieds vom Rathe entfaltet wurde. Schon vom frühen Morgen ab wehte aus einem Fenster des Rathhauses eine Trauerfahne, die der Stadt das schmerzliche Ereigniß ankündigen sollte. Das Begräbniß fand Nachmittags statt, und einige Minuten vor der festgesetzten Stunde sammelten sich die Leidtragenden im Trauerhause. Bei den Verhältnissen, die in einer kleinen Stadt herrschten, war es natürlich, daß der Leiche eines älteren Rathsherrn ein großer Theil der Bürger folgte. Sie sammelten sich denn auch in dichten Schaaren und nahmen ihre Aufstellung an der Häuserreihe entlang. Nur die näheren Freunde des Hauses und die Mitglieder des Raths betraten das Trauerhaus selbst, zu dem der Eingang mit weißem Sande und grünen Tannenreisern bestreut war. Drinnen stand der noch offene Sarg, in welchem der Todte ruhte. Er war fast unverändert geblieben und sah feierlich aus in der dunklen Amtstracht mit der weißen Spitzenkrause. Zu Häupten des Sarges, der mit Blumen und Guirlanden reich geschmückt war, brannten dicke Wachskerzen auf silbernen Leuchtern und warfen einen unsicheren Lichtschimmer durch den künstlich verdunkelten Raum. Ein Geistlicher kniete im stillen Gebete am offenen Sarge, den die ankommenden Leidtragenden langsam umschritten, um sich dann in das gegenüberliegende Gemach zu begeben, in welchem Wacker's Buchhalter die Honneurs des Hauses machte. Die beiden Damen ließen sich noch nicht sehen.

Unter den Leidtragenden befanden sich auch der Rathsherr Wacker mit Sohn und Enkel. Langsam schritt der Greis an dem Sarge vorbei und blieb einen Augenblick am Kopfende desselben stehen, um der Leiche in's Gesicht zu blicken. Der Ausdruck von Ruhe und Frieden, der sich in demselben ausprägte, frappirte den finster blickenden Greis, dessen Stirn von düsteren Wolken umschattet wurde, während ein strenger Strahl seiner Augen unter den hochgewölbten Brauen hervorbrach. Wer in diesem Augenblicke in dem Innern dieses Mannes hätte lesen können, der von der Leiche Dessen Abschied nahm, der unter der Maske eines Freundes wie ein Todfeind an ihm gehandelt und sein Vaterherz um einen Sohn betrogen hatte! Langsam schritt der Greis weiter, von Sohn und Enkel gefolgt; der Ausdruck seines Gesichts blieb unverändert, und er mischte sich drüben anscheinend harmlos unter eine Gruppe Rathsherren, die um seinen Bruder, den Bürgermeister, sich gebildet hatte. „Da ist er ja," rief man ihm entgegen und unterbreitete ihm eine Frage, in der soeben an sein Urtheil appellirt worden war.

Wilhelm Wacker aber zog seinen Sohn beiseite und sagte zu ihm:

„Du hast den Großvater gesehen. Eine schwere Last ruht auf seiner Seele, mit welcher der Mann drüben, den wir heute begraben wollen, in einem dunklen Zusammenhange steht. Das ist erst in seiner Todesstunde zu Tage gekommen und hat alle früheren Verhältnisse über den Haufen geworfen. Wir Alle, Du nicht ausgenommen, betreten zu diesem Höflichkeitsakte gegen den Rathsherrn Knauer zum letzten Male dieses Haus — aber in Zukunft kann und darf zwischen uns und Jenen keine Gemeinschaft mehr bestehen. Keine Gemeinschaft, hörst Du wohl, Alfred, der Vater sagt es Dir!"

Alfred, der über den ernsten Ton seines sonst so milden Vaters tief erschrocken war, wollte antworten, fragen; doch sein Vater schnitt ihm entschieden das Wort ab. Im selbigen Augenblicke traten die beiden Töchter des Verstorbenen, tief in Trauer gekleidet und den Stempel des Schmerzes in den bleichen Gesichtern mit den thränengerötheten Augen, aus dem Innern des Hauses in das Gemach und empfingen das Beileid der Leidtragenden. Der Geistliche kam, um die Damen zum letzten Abschied von der Leiche zu geleiten. Man sah über den Flur hinweg, wie sie laut weinend am Sarge niederknieten und mit zärtlichen Namen dem Todten Lebewohl sagten. Der Geistliche segnete die Leiche und die Trauernden — seine Worte tönten hinüber zu den Leidtragenden — Todtenstille herrschte im ganzen Hause im Augenblicke stillen Gebets ...

Der Geistliche führte die Damen hinweg, und nun thaten die Tischler ihre Schuldigkeit. Der Sargdeckel klappte, Hammerschläge tönten durch die Stille des Hauses, die letzte Wohnung des Rathsherrn Knauer war über ihm geschlossen worden.

Die Stunde des Begräbnisses war da. Draußen fuhr der Leichenwagen mit dem federgeschmückten Baldachin, von dem schwarze Shawls herabflossen, vor, bespannt mit vier schwarzbehangenen Pferden. Im nämlichen Augenblicke begannen die Glocken der Stadtkirche ihr dumpfes Grabgeläute.

Die Leichenträger in langen schwarzen Mänteln, dreieckige Hüte mit wehenden Florschleiern auf dem Kopfe, hoben den reichgeschmückten Sarg auf und trugen ihn auf den Wagen. Eine Bürgerkrone erhob sich auf dem Kopfende des Sarges, zu beiden Seiten nickten Palmenzweige von demselben hernieder. Zwei Marschälle mit den florumwundenen Stäben, an denen Palmenzweige die Boten des ewigen Friedens ankündigten, traten an die Spitze des Zuges, ihnen schloß sich das Stadtmusikkorps an, das vor dem Leichenwagen herschritt. Die Glocken läuteten und in langgezogenen Klängen ertönte der Trauerchoral. Langsam hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt. Dicht hinter der Leiche schritten die beiden Geistlichen der Stadtkirche im vollen Ornat. Ihnen folgte der Rath der Stadt in Amtstracht, den Bürgermeister mit der goldenen Kette an der Spitze, und darauf die lange, lange Schaar der Leidtragenden, die theils aus Herzensbedürfniß, theils der guten Sitte gemäß dem todten Rathsherrn das Geleite zur letzten Ruhestätte gaben.

Julie und Minna standen an einem Fenster des Sterbehauses und sahen thränenschweren Blickes dem Leichenzuge nach, der ihren treuesten Freund und Beschützer zu der letzten, stillen Ruhestätte geleitete, die allen Sterblichen gewiß bleibt.

Das Begräbniß ging auf dem Friedhofe mit allen üblichen Feierlichkeiten und Gebräuchen von Statten. Der erste Stadtpfarrer hielt die Grabrede, in der er die bürgerlichen Tugenden des Dahingeschiedenen und seine Verdienste um das Gemeinwohl pries und seine Seele im brünstigen Gebete der Gnade des Allerbarmers empfahl. Dann knarrten die Seile und der Sarg mit seinem Schmuck sank hinab in die Gruft. Einer der Leidtragenden nach dem andern trat heran und warf eine Handvoll Erde in die Grube — dann leerte sich allmälig der Friedhof. Nur der Todtengräber mit seinem Gehülfen blieb zurück, um den Grabhügel aufzuwerfen.

Die Glocken verklangen ebenfalls und die Leidtragenden kehrten in verschiedenen Gruppen in die Stadt zurück. Sie hatten einen guten Mann begraben, dem Todten die letzte Ehre angethan und wandten sich nun mit ganzem Eifer wieder dem frischen Leben zu, das immerdar Recht behält, so oft der Tod auch Lücken hineinschlägt und den schuldigen Zoll an die Natur einfordert.

Alfred Wacker hatte sich, das Durcheinander der zahlreichen Menge benützend, schon auf dem Friedhofe von den Seinigen getrennt. Die ernsten Worte seines Vaters, welche die Forderung, seine Braut aufzugeben, wiederholten, hatten in dem jungen Manne eine völlige Revolution hervorgerufen. Der Gedanke an den Willen der Seinigen erfüllte ihn mit Schmerz, aber die Art und Weise, wie ihm derselbe ohne jede Begründung kundgethan worden war, empörte ihn und sein Selbstgefühl. War er ein willenloser Knabe? Konnte man ihm anbefehlen, die Stimme seines Herzens zu ersticken und seine heiligsten Empfindungen aus der Brust herauszureißen? Welchen verknöcherten Standpunkt nahmen Diejenigen ein, die so etwas fordern und Gehorsam erwarten konnten? Was war ihnen Liebe und Ehe? Eine Verabredung des Verstandes, eine Vereinbarung der Interessen. Wie anders empfand Alfred; was Jene glaubten geschäftsmäßig buchen oder wieder ausstreichen zu können, bildete für seine idealen Anschauungen das hohe Heiligthum des Herzens. Wie der Gläubige seiner Gottheit am Festtage, so nahte er nach des Tages Arbeit und Plackerei erhobenen Sinnes dem Heiligthume seiner Liebe, vor dem alle Aeußerlichkeiten, alle weltlichen Interessen zurückblieben. In dieses Paradies hatte sich der Jüngling gefunden mit dem einzigen Verlangen nach Liebesglück, und da erschien jetzt, gleich dem Engel mit dem flammenden Schwerte, die Macht der Interessenberechnung und wollte ihm den Eintritt wehren. Und es ward erwartet, daß er sich dem unnatürlichen Verlangen fügen werde? Alfred, durch dessen Athem das Blut in heiß erregten Wellen tobte, lachte wild auf bei diesem Gedanken und schlug vom Thore ab einen Nebenweg ein, der ihn am schnellsten in die Saalfelder Straße führte. Er wollte sehen, wer ihm den Weg zu seiner Braut versperren würde. Gehorsam dem Vater? Bah, es handelte sich hier um sein eigenes Lebensglück. Kindespflicht, die heilige, von den Geboten Gottes selbst geforderte? Bah, der Pflichten Grenze ist das Recht des Menschen, und welche heiligeren konnte es geben, als die Rechte des Herzens, die an ein zweites Herz bereits heilig verpfändeten! Trotzig kräuselte sich der entschlossene Wille um die fein geschnittenen Lippen des jungen Mannes, und ohne nur

einen Augenblick zu zögern, ohne Besinnen überschritt er die Schwelle des Knauer'schen Hauses und hielt einen Augenblick später sein zitterndes, in Thränen zerfließendes Mädchen an der treuen Brust.

„Alfred, Alfred, mein Geliebter, nun habe ich nur Dich noch auf der Welt!“ schluchzte das schöne Kind und suchte mit angstvollem Blicke die Augen des geliebten Jünglings. Wie Dolchstöße drangen ihre Worte in seine Brust. Die Aermste ahnte noch nichts und wiegte sich heute, am Tage des Schmerzes und der Trauer, mit ihrer Lebenshoffnung in dem Besitze des Geliebten, den man ihr entreißen wollte. Wie sollte das enden? Irrlichter tanzten vor Alfred's Augen. Aber aus dem Hangen und Bangen heraus rang sich auf's Neue der feste Entschluß: Treue bis in den Tod meiner Liebe. Ihr Recht steht über der Kindespflicht, denn es bildet das heiligste Recht der Selbsterhaltung. Und fester preßte er die zitternde Gestalt an seine Brust, an die sie sich vertrauend schmiegte: sein Entschluß war gefaßt für alle Fälle. Er schwor sich selbst bei den Thränen der Geliebten, sich als einen Mann zu bewähren, es komme was da wolle, und sei es selbst im Kampf gegen seine ganze Familie. Blieb ihm nur die eine Wahl, so mußte sie fallen, wie sein Herz gebot.

In dieser Stimmung theilte er Minna die plötzliche Gefahr mit, die ihrer Liebe drohte, und betheuerte seine Entschlossenheit, allen Anfechtungen Trotz zu bieten. Minna sah ihn im starren Schrecken an. „Soll ich denn Alles mit einem Schlage verlieren?“ klagte sie leise.

„Nein,“ sagte er mit festem Muthe, „mich soll Niemand von Dir reißen und Dich Niemand von mir. Wir gehören zusammen durch die heiligsten Bande des innern Lebens, vor denen selbst die gewöhnlichen Bande der Natur zurückweichen müssen. An meiner Seele darf sich auch die Hand des Vaters nicht vergreifen, und ehe ich darin Zwang leide, gehe ich lieber in die Welt, stütze mich auf meine eigene Kraft und erringe Dich als mein freies Eigenthum.“

Minna antwortete nicht. Ihre zarte Seele erblickte nur Schrecken vor sich wie hinter sich; ihr bangte vor Alfred's Entschlüssen, und doch wagte sie ihm nicht zu widersprechen; sie stimmte ihm weder zu, noch rieth sie mit einer Sylbe ab — sie schmiegte sich nur liebe- und vertrauensvoll an den geliebten Jüngling. Er allein blieb ja ihre Sonne in der Nacht der Sorge, die plötzlich um sie her herrschte.

Alfred ging erst zum Abend nach Hause. Die beiden Schwestern blieben mit ihrer Trauer wieder allein. Bei Minna gesellte sich zu dem Schmerze um den Verlust des Vaters noch das Verzagen für die Zukunft. Alfred's Mittheilungen hatten sie tief erschreckt, und sobald er fortgegangen war, schwanden auch ihr Muth und ihre Zuversicht wieder. Wie bleiche Gespenster tanzten die Befürchtungen vor ihrer Seele, und in ihrem Verzagen schüttete sie ihr Herz aus in die treue Brust der Schwester, die mit schmerzlichem Erstaunen das Unerwartete und nicht minder Unbegreifliche vernahm. Auch für sie blieb die Sinnesänderung der Familie Wacker ein Räthsel, für welches sie vergeblich nach einem Schlüssel forschte.

Alfred erschien daheim rechtzeitig zum Abendessen im Familiensalon und setzte sich schweigend an seinen Platz. Niemand sprach ein Wort. Ein Jeder schien mit sich allein und mit



Der angeschossene Fuchs. Originalzeichnung von Otto Recknagel. (S. 623.)

den Speisen beschäftigt. Nur seine Mutter warf dem jungen Manne zuweilen einen mitleidigen Blick zu; allein auch sie besaß, wie die Greisin, den strengen Männern gegenüber niemals einen rechten eigenen Willen. Es war in der Familie noch immer die alte, üble Sitte herrschend, daß die Männer beriethen und beschlossen, die Frauen aber schweigend sich fügten, mochte der stumme Gehorsam auch noch so tief ihre Herzen verwunden. So wagte auch Alfred's Mutter kein Wort für den qualvollen Zustand des Sohnes, den sie wohl erkannte, und Alfred vermied es, sich der Mutter anzuvertrauen, weil er wußte, daß er sie nur quälen würde mit seinen Klagen, ohne daß sie im Stande war, ihm zu helfen. In schwüler Stimmung ging das Abendessen zu Ende.

Als der Rathsherr sich erhob, um in seinem Zimmer die Pfeife anzuzünden, folgte ihm Alfred schnell dahin. Er wollte noch einen Sturm auf des Großvaters Herz unternehmen, bevor er seine eigenen Entschlüsse faßte. Sein Vater, das wußte er, erfüllte ja nur des Großvaters Willen; in dem Greise allein hatte er den Gegner seiner Liebe zu suchen, in des Greisen Hand lagen seine Zukunft und sein ganzes Schicksal.

„Was willst Du?“ fuhr der Rathsherr ihn an, als er den Enkel plötzlich vor sich sah, und griff mit einer unruhigen Hast nach einer langen Pfeife.

„Mit Dir sprechen, Großvater, was nun daraus werden soll. Ich bin mit Minna Knauer verlobt; freie Neigung hat uns zusammengeführt und Deine und des Vaters Einwilligung waren dabei. Enger und inniger hat sich unser Verhältniß mit der Zeit gestaltet, eine Trennung desselben ist zur Unmöglichkeit geworden, oder wir müßten Beide darüber untergehen. Nun ist noch Minna's Vater gestorben, das arme Kind besitzt nur noch mich allein, auf den sie mit Vertrauen blickt, an den ihr bangendes Herz sich anklammert, und plötzlich, ohne einen Grund, forderst Du, fordert mein Vater, daß ich Minna aufgeben, daß ich sie verlassen soll. Das ist ein Eingriff in mein heiliges Menschenrecht, den ich nicht ertragen und nicht dulden werde.“

„Alfred, welche Sprache zu mir! Will ein Knabe Vater und Großvater meistern, wenn sie Beschlüsse fassen, die sie für geboten halten . . .“

„Die aber in anderer Personen Lebensfäden zerstörend eingreifen.“

„Das Kind zollt Gehorsam den Eltern . . .“

„So lange dieselben Nothwendiges fordern oder doch Menschliches. Uebermenschliches zu leisten, bloß weil die Eltern es fordern, heischt Kinderpflicht nicht. Vater und Mutter ehren, fordert das Gebot, aber keine Selbstvernichtung. Was hast Du, was habt ihr Alle plötzlich gegen Minna?“

„Frage nicht nach Dingen, die besser verborgen bleiben in ewiger Nacht. Dein Vater und ich haben sie erwogen und gefunden, daß ein Verhältniß zwischen uns und Knauers unmöglich geworden ist.“

„Und damit glaubt ihr mich, einen erwachsenen Menschen, überzeugt zu haben, wenn seine Zukunft, sein ganzes Seelenleben auf dem Spiele steht!“

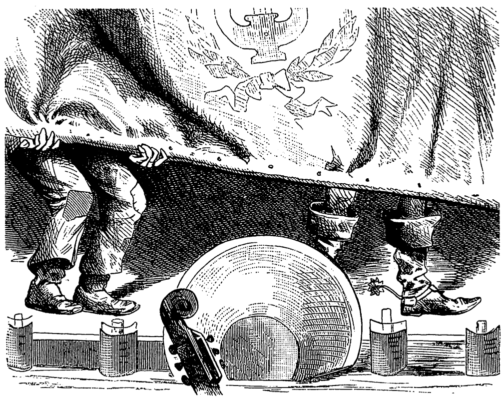
„Verdienen Vater und Großvater, wenn sie einen Entschluß fassen, nicht Dein volles Vertrauen?“

„Verdient euer Sohn und Enkel nicht euer Vertrauen, das heißt hier die volle Aufklärung über alle Vorgänge, wenn es sich um die Zukunft seines Lebens handelt? Soll ich blind zu einem Selbstmord gezwungen sein, ohne zu wissen, weßhalb das nur verlangt wird? Nein, ich will kein Selbstmörder werden.“

Ein Erfolg mit Hindernissen oder: Was einem Schauspieler Alles passiren kann.

Originalzeichnungen von G. Imlauer.

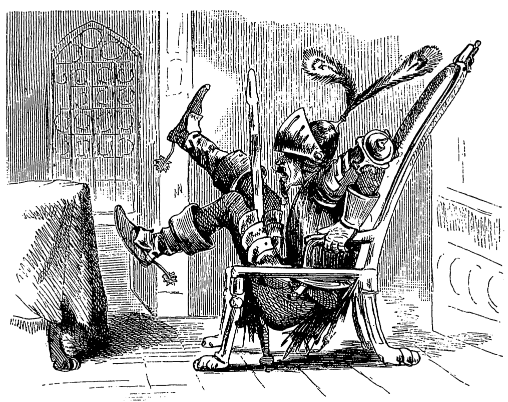
Die Bühnenleitung zu Klein-Winkelsburg sieht sich veranlaßt, den großen Tragöden und Heldenspieler Tulpenthal zu bitten, zu wohlthätigem Zweck auf der dortigen Bühne in einem Ritterschauspiele mitzuwirken — und erhält von demselben gütigste Zusage.



7 Uhr Abends. — Zahlreich versammeltes Publikum. — Zeichen der Ungeduld. — Drittes Läuten. — Der Vorhang geht in die Höhe, bleibt jedoch stecken! Erstes Hinderniß. — Ruf von der Bühne: „Aufziehen! — aufziehen!" Getrippel — Unruhe — Gelächter! . . .



1. Akt: Ritter Hugo der Reizbare verfolgt den Geist seines Vaters in eine Felsenschlucht. Zweites Hinderniß. — Durch einen Irrthum purzelt der Ritter durch die Versenkung in die Tiefe. — Der Geist, welcher dort hätte verschwinden sollen, ist genöthigt, durch die Seitencoulissen davonzuschleichen.



2. Akt: Der Ritter ruht im Schlosse seiner Ahnen in einem Lehnstuhl aus. Wundervoller Monolog! -- Doch plötzlich ein Krach! — und der Ritter fällt durch den antiken Sessel, welcher von der Regie mit allzu großer historischer Treue und tapeziererischer Vernachlässigung dargestellt war. — Mithin drittes Hinderniß! —



3. Akt: Viertes Hinderniß. — Hugo findet seine seit 36 Jahren gefangen schmachtende Geliebte wieder. —

Er: Nun folgst du mir auf immer!

Sie: Nichts kann mich zurückhalten, Geliebter!

Gewissermaßen um dieses zu beweisen, bleibt sie an einem Nagel hängen und zieht die Coulisse mit, welche sich geräuschvoll auf Beide stürzt, wobei selbstverständlich dem Ritter der Helm vom Kopfe geschlagen wird! —



4. Akt: Fünftes Hinderniß. Friede und Minne! — Der durch fettgetränktes Papier und Petroleumlicht erzeugte Mond läßt sein Silber in's Gemach fallen.

Ritter: Komm', Geliebte, öffnen wir das Fenster, um besser den Sternenhimmel bewundern zu können. —

Doch das papierne, holzumrahmte gothische Fenster ist bei der leisesten Berührung zuvorkommend und fällt auf Beide; und Rittersmann und Fräulein stecken mit beiden Köpfen bis an die Schulter in den löschpapiernen Fenstertafeln!



Großer Lärm. Zischen. — Lachen. — Die Geliebte reißt sich los und verschwindet von der Bühne. Ritter Hugo kann sich nicht so rasch loslösen, stürzt vor an die Rampe: „Meine Herren- und Damen! Ich habe den Ritter Hugo schon hundert Male mit frenetischem Beifalle gespielt, — aber bei einer solchen Schlamperei ist es mir unmöglich, weiter zu spielen!" — Darauf mit Rücksicht auf den pietätvollen Zweck — donnernder Beifall und Hervorruf!!!

„Du redest Bombast, der ebenso unverständig als unverständlich ist. Wir haben Dir früher das Verhältniß mit Knauer's Tochter gestattet, weil wir gewisse Vorgänge noch nicht kannten; nachdem wir sie jetzt erfahren haben, halten wir das Verhältniß für unstatthaft und nehmen unsere Erlaubniß zurück. Das ist Alles. Du hast nur zu gehorchen, wie es Kindespflicht ist, und Dich trifft keine Verantwortung. Die augenblickliche Aufwallung wird sich legen. Eine Entfernung aus Gutstadt wird Dir dabei dienlich sein und Du kannst zu dem Behufe einige Monate im Hause eines Geschäftsfreundes zubringen."

„Großvater," rief der junge Mann außer sich über die geschäftsmäßige Herzlosigkeit des Alten, „ist das Dein fester Entschluß?"

„So wahr mir Gott helfe, Deines Vaters und mein unumstößlicher Wille."

„Und ihr wollt mir nicht eure Gründe sagen?"

„Das würde überflüssig sein. Es handelt sich um Geheimnisse delikater Natur, die noch lebende Personen verletzen würden."

„Und deßhalb soll ich zehnfache Todesqualen erleiden! Ich füge mich nicht, ich will mich nicht fügen. Ich bin ein Mann und fühle den Muth in mir, meine eigenen Wege zu gehen. Großvater, ist euer Wille unumstößlich?"

„Er wird durch die Pflicht für unsere Ehre geboten als Sühne für ein ungeheuerliches Unrecht, das an uns begangen wurde. Wir können nicht anders, ohne selbst ehrlos zu handeln gegen uns selbst."

„Und ich soll blindes Werkzeug dunkler Pläne werden, die ich nicht kenne, mit denen ich nichts gemein habe. Das Opfer eines Systems von Zahn um Zahn? So helfe mir Gott, das werde ich nicht, das kann ich nicht. Das heilige Recht der Nothwehr übe ich aus, wenn ich unnatürliche Fesseln sprenge, die meinen Lebensathem ersticken wollen. ‚Der Pflichten Grenze,' Großvater, ‚ist das Recht des Menschen; mit seinen heiligen Rechten lebt und stirbt der Mensch.' Ihr habt es gewollt, und nicht mir gebt die Schuld an dem, was geschehen muß."

Alfred, der in seines Großvaters strengem Antlitz nicht eine Fiber des Empfindens mit der Verzweiflung des Jünglings zucken sah, stürzte aus dem Zimmer. Aus seinen Augen strömten Thränen und die Fluten der Verzweiflung schienen über ihm zusammenzuschlagen.

Der Rathsherr sah dem jungen Manne ungerührt nach. Er hatte die Thränen in seinen Augen bemerkt, und ein überlegenes Lächeln zuckte um seine Lippen: „Weine Dich aus, das ist Dein Recht der Jugend, morgen wirst Du wieder vernünftig werden. Mag es Dich auch schmerzen — es muß so sein."

Alfred gab sich nicht für lange Zeit dem Zustande verzweifelnden Schmerzes hin, der ihn momentan übermannt hatte. In seinem Zimmer wurde er bald ruhiger und begann zu überlegen. Daß er nach der eben erlebten Szene drüben nichts mehr zu hoffen hatte, wußte er. Jetzt galt es: selbst handeln und die Freiheit seiner Seele, seines Willens retten. In fliegender Eile schrieb er einen langen, liebeathmenden Brief an Minna, in dem er ihr seine nächsten Entschlüsse mittheilte, ihr ewige Treue gelobte und sie bei ihrer Liebe beschwor, ebenso treu auszuharren, bis er als selbstgemachter Mann kommen und sie heimführen könne. Die Trennung sei heute unvermeidlich. „Der Gewalt der Eltern, die ich liebe und ehre, auch wo ich sie nicht begreife, mit Gewalt zu begegnen, wäre ein entsetzliches Beginnen. So weiche ich ihr aus und Gott wird mein Beistand bleiben ..."

Den Brief faltete und adressirte er. Dann holte er aus seinem Schranke eine große thönerne Sparbüchse. Er hatte sie als Kind geschenkt bekommen und seither die zahlreichen Geschenke an Geld, die er während der Schulzeit als Belohnungen, zu Geburtstagen und so weiter bekommen hatte, darin angesammelt. Sie war schwer geworden von den Silber- und Goldmünzen, die im Laufe der Zeit ihren Weg durch die schmale Spalte in den Leib des thönernen Ballens gefunden hatten, in dem ein Weg nur hinein, nicht mehr herausführte. Alfred wog die Sparbüchse in seiner Hand. Ihr Inhalt war sein Eigenthum, ihn durfte er mitnehmen und verwenden: er sollte ihm den Weg zu einer Selbstständigkeit durch eigene Kraft bahnen. Alfred nahm einen Hammer und zerschlug die thönerne Hülle. Da lag sein Schatz vor ihm, nicht groß für den Enkel des reichen Friedrich Wacker, aber groß genug für ein junges, unternehmendes Menschenherz. Alfred packte Wäsche und Kleider in eine kleine Reisetasche, die Photographieen seiner Lieben dazu, dann löschte er das Licht und stieg leise die Stiegen hinab. Er verstand die Kunst, die schwere Hausthür zu öffnen, ohne daß die Schelle tönte — noch einen langen Blick warf er zurück in die traute Heimat seiner Jugend, ein heißes Lebewohl flüsterten die bebenden Lippen aus tiefstem Herzen heraus — dann zog er die Thür langsam hinter sich zu. Im Schatten der Häuser glitt er schnell dahin, dem Bahnhofe zu, wo in einer halben Stunde ein Zug nach Norden abging. Den Brief an Minna steckte er auf dem Wege in einen Briefkasten.

VIII.

Da das goldene Hochzeitsfest des Wacker'schen Paares an den bestimmten Tag gebunden war und jetzt unmittelbar bevorstand, so hatten die Vorbereitungen dazu durch den Tod des Rathsherrn Knauer und die damit verbundenen Vorfälle keine Unterbrechung erleiden dürfen, weder im Wacker'schen Hause, noch in der Stadt. Wir wissen bereits aus einem Gespräche des Bürgermeisters mit mehreren Rathsherren, was in dieser Beziehung von Seiten der Stadt beabsichtigt ward, und die Einladung zu dem Festballe war denn auch dem Jubelpaare bereits zugegangen und von diesem angenommen worden. Adresse, Ehrengeschenk, Illumination befanden sich in voller Vorbereitung, und der riesige Gasapparat W, der bei der Illumination am Rathhause prangen sollte, stand bereits fertig in der Botenstube und wartete des Augenblicks seines höchsten Glanzes. Natürlich war man im Wacker'schen Hause nicht minder rührig, um den festlichen Tag in jeder Hinsicht würdig gerüstet zu begrüßen, und es herrschte unter diesen Umständen in den weiten Räumen zur Zeit eine ungewohnte Lebendigkeit. Viele Menschen gingen aus und ein, die theils mit den beabsichtigten Dekorationen, theils mit der Lieferung leiblicher Bedürfnisse, theils mit den unabweisbaren Toilettefragen beschäftigt waren. Der Hofjuwelier hatte bereits den goldenen Brautkranz in Form eines Diadems und das Brautbouquet an den Rathsherrn abgeliefert; wie vor fünfzig Jahren, sollte die greise Braut auch beim goldenen Jubelfeste in weißer Seide prangen, und der Rathsherr hatte sich entschließen müssen, zu einem neuen modernen Festfracke sich das Maß nehmen zu lassen. Daß für alle übrigen Mitglieder der Familie ebenfalls reiche Festkleider angefertigt wurden, war selbstredend. Für jeden Einzelnen herrschte zur Erhöhung des festlichen Glanzes fremde Thätigkeit, aber Jeder mußte sich auch selbst für das Fest rühren. Das Begräbniß des Rathsherrn Knauer hatte hiebei eine Störung verursacht, dafür gab sich am Morgen nach demselben ein um so regerer Eifer kund.

Es war nicht mehr früh im Hause und den Geschäftsräumen herrschte längst rührige Thätigkeit, da betrat das Hausmädchen das Zimmer des jungen Herrn, um Ordnung darin zu machen. Sie war nicht wenig erstaunt, Alles in bester Ordnung zu finden, das Bett unberührt, keine umhergeworfenen Kleider und so weiter. Hier hatte in der vergangenen Nacht offenbar Niemand geschlafen. Auf dem Tische lag ein beschriebener Zettel. Das Mädchen nahm denselben auf, warf einen Blick auf ihn und eilte erschrocken hinaus. Alfred's Mutter war die Erste aus der Familie, der das Mädchen begegnete. Athemlos reichte sie ihr das Blatt. Nur einen Blick warf die Mutter auf die Schrift ihres Sohnes, dann entwand sich ein Schrei des Schreckens ihrer Brust, und schon stürzte sie in das benachbarte Zimmer ihres Schwiegervaters.

Der Rathsherr saß vor seinem Schreibtische, mit der Abfassung einer Stiftungsurkunde beschäftigt, die er zur Feier seiner goldenen Hochzeit der Stadt überreichen wollte. Er arbeitete hieran schon seit längerer Zeit und war jetzt gewissermaßen in der Schlußredaktion begriffen. Er sah bei der plötzlichen Störung auf und in seiner Schwiegertochter verstörtes Gesicht.

„Alfred ist fort!" rief ihm diese in höchster Seelenangst zu, „da lies selbst."

Der Rathsherr nahm das Blatt und las: „Ich gehe in die Welt, um mir durch eigene Kraft zu erringen, was man mir im Elternhause versagt. Lebt wohl und zürnt mir nicht, ich kann nicht anders. Alfred."

Dem Rathsherrn schwoll die Zornesader auf der Stirn. „Wahnwitziger Junge!" schrie er auf. „Bekommt seinen Willen nicht und läuft davon, kahl in die Welt hinaus, wie ein Bube. Wird sich umsehen dort. Will heirathen und ist solcher Dummheit fähig. Verdient Bakel des Schulmeisters, aber nicht Frau."

„Aber er ist fort, Vater, wirklich fort. Sein Bett ist unberührt, er hat also schon gestern Abend das Haus verlassen. O mein Gott! mein Kind, mein armes Kind, nun bist Du auch hinausgetrieben und verloren, wie Dein Oheim."

„Schweig', Helene, mache mich nicht böse mit solchem Geschwätz. Der alberne Junge wird nicht weit laufen, bis es ihm leid thut, Vaters Küche und Keller den Rücken gekehrt zu haben. Man läuft heutzutage nicht mit leeren Taschen in die Welt."

Ein heftiger Schlag auf die Tischglocke rief den Diener herein.

„Rufen Sie meinen Sohn aus dem Comptoir — ich lasse ihn sofort bitten."

Der Greis schritt heftig im Zimmer auf und nieder; die geängstigte Mutter war nach den rauhen Worten ihres Schwiegervaters in ein Sopha gesunken und weinte leise. Was das unglückliche Mutterherz empfand, spottet des Wortes. Die Mutter fühlte: wenn ihr Sohn so weit getrieben war, daß er sie und der Eltern Haus heimlich verließ, dann würde ihn auch die größte Noth nicht in dasselbe zurücktreiben. Ihr gepreßtes Herz erblickte den Sohn weit, weit, elend und unglücklich, umsonst nach Hülfe ausschauend ... Es war, als ob sich Alles mit ihr im Kreise drehe, als sänke sie selbst, tiefer und tiefer ... entsetzt schloß sie die Augen, die Sinne schwanden ihr.

Wilhelm Wacker trat mit fragendem Blicke in seines Vaters Zimmer. Er wußte, der ungewöhnliche Ruf mußte etwas Ungewöhnliches bedeuten. Ein Blick auf seinen Vater und auf seine todesbleiche Frau bestätigte seine Vermuthung.

„Was ist geschehen, Vater?" frug er hastig und eilte zum Sopha, auf dem Helene ohne Besinnung ruhte.

„Der Junge ist auf und davon," grollte der Alte, „hier lies selbst. Er spielt uns ein Spektakel, das man ihm mit dem Stocke lohnen sollte."

Wilhelm Wacker las die wenigen Abschiedsworte seines Sohnes und beschäftigte sich wieder mit seiner ohnmächtigen Frau. Er flößte ihr Wasser ein, rieb ihr Stirn und Schläfe damit, bis sie die Augen aufschlug und ihn erkannte.

„O, unser Alfred!" flüsterte sie und Thränen brachen aus ihren Augen.

„Beruhige Dich, liebes Weib," bat der Mann, von ihrem Jammer gerührt, „die Sache ist nicht schlimm, wir werden ihn zurückholen."

„Ein dummer Streich des tollen, eigensinnigen Jungen ist es," grollte der Alte. „Er soll mir vor die Augen kommen, der Nichtsnutzige!"

„Er kommt nicht wieder, verlaßt euch darauf," stöhnte die Mutter.

„Papperlapapp ... wohin will er denn ohne Hülfsmittel und Geld? So kommt man heute nicht weit. Er wird eine Lehre erhalten, das wird Alles sein."

Das Hausmädchen, welches die Abwesenheit Alfred's entdeckt und gemeldet hatte, brachte jetzt eine Handvoll thönerne Scherben.

„Der junge Herr hat Kleider und Wäsche und die Reisetasche mitgenommen," meldete sie; „sonst ist Alles in Ordnung. Diese Scherben lagen auf dem Tische."

„Die Scherben seiner Sparbüchse," sagte Wilhelm Wacker betroffen. „Der Junge hat Kleider, Wäsche und Geld mitgenommen, ist also keineswegs so ganz unvorbereitet in die Welt gegangen. Die Sache ist doch ernster, als Du meinst, Vater."

Der Alte grollte vor sich hin.

„Macht, was ihr wollt. Meinetwegen lauft dem tollen Jungen nach. Mir soll er nicht vor die Augen kommen."

Des Sohnes Aufmerksamkeit wurde indessen durch den Zustand seiner Frau in Anspruch genommen. Sie lag noch immer auf dem Sopha. Ihre Augen waren weit geöffnet und starrten wild umher, ihr Angesicht glühte und sie athmete heftig. Die Frau war erkrankt, das erkannte ihr Mann mit einem Blicke.

„Wie ist Dir, Helene?" frug er und beugte sich liebevoll zu ihr.

„Siehst Du dort, das Schiff, das Schiff, es sinkt, mein Sohn, mein Sohn! ..."

„Um Gottes willen, sie redet irre. Zum Arzt, ruft den Arzt herbei! Mein Sohn, meine Frau! o, das ist ein Tag des Unglücks, Vater, ein entsetzlicher!"

Der Greis ging heftig auf und nieder, während sein Sohn um die fiebernde Frau beschäftigt blieb. Zuweilen stieß er unwillige Worte hervor, doch war die Zornesader von seiner Stirne geschwunden und sein stark gerötheter Gesicht zeigte den Ausdruck tiefer Besorgniß. Immer wieder wandte er den besorgten Blick nach dem Sopha, auf seine Schwiegertochter, deren Anblick binnen wenigen Minuten ein erschreckender geworden war. Dann machte er sich wieder am Schreibtische zu thun und schloß die Stiftungsurkunde ein, mit der er sich vorher beschäftigt hatte.

Von der Kunde des Geschehenen erschreckt, waren auch die Stadträthin und Gertrud herbeigekommen und beschäftigten sich sorgenvoll um die Kranke, deren Zustand sich sichtlich verschlimmerte.

(Schluß folgt.)

Die Erde und ihr organisches Leben.

(Bilder S. 617.)

Wir leben jetzt in einer Zeit, welche sich eifrig bestrebt, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen zum Allgemeingut des Volkes zu machen. Diesen Zielen kommt die ausgebildete Illustrationskunst glücklich entgegen, und so haben denn gelehrte und gewandte Schriftsteller mit Zeichnern sich verbunden, um Werke zu schaffen, die in Bild und Wort den Leser in die geheimsten Gründe sozusagen des Naturwaltens hineinführen. Es sei uns gestattet, heute unsere Leser auf ein Werk dieser Art aufmerksam zu machen, das zu den besten Erscheinungen dieser Art gehört. Zwei Geographen, Dr. Klein und Dr. Thome, haben es unternommen, ein illustrirtes geographisches Hausbuch im großen Styl unter dem Titel: „Die Erde und ihr organisches Leben" (Stuttgart, Spemann) zu veröffentlichen, aus welchem wir hier unseren Lesern drei interessante Bilder aus der großen Menge der Illustrationen des Werkes auswählen, um eine Vorstellung von der ebenso unterhaltenden wie belehrenden Art und veranschaulichenden Kraft dieses Buches zu geben. Wir finden in diesem Werke Nord und Süd, Himmel und Erde, Wasser und Fels, Meteorologisches und das Leben und Weben in der Erdtiefe, in Wort und Bild dargestellt, stets anziehend und lehrreich.

Unser erstes Bild führt uns in die Welt der Gletscher und zeigt uns Bergsteiger in den Regionen des ewigen Schnees; bekanntlich erklimmt man diese höchsten Grate der Gebirge, an Seile gebunden, mittelst Eisstöcken, Leitern und nachdem Stufen in das Eis gehauen. Trotz des Seiles kann ein Ausgleiten eines der Wanderer, wie dieß leider schon öfter sich ereignet, Allen, die an dem Seile sich befinden, den Tod bringen. Meist jedoch verleiht das Seil dadurch, daß der Führer Schritt für Schritt theils es festhält, theils das Tau um Fels- und Eisspitzen windet, auch beim Ausgleiten Schutz. — Die folgende Illustration versetzt uns in die arktischen Regionen und läßt uns einen Eisbergsturz schauen, ein furchtbar erhabenes Schauspiel. Im Frühjahr lösen sich diese oft kolossalen Eismassen, welche nicht selten mehrere hundert Fuß hoch sind und halbe Stunden im Umkreis haben, vom Lande los und treiben in die See hinaus. In der warmen Temperatur beginnen sie zu schmelzen und stürzen dann mit ungeheurem Donnern in sich zusammen und in das Meer. Wir erblicken hier einen gewaltigen Berg, der gerade in sich zusammenbricht, das Meer wie eine Sturmflut aufregend und Tod und Verderben Allem bereitend, was von Lebendem in seiner Nähe sich befindet. — Das dritte Bild zeigt ein Gewitter im Gebirge. Der Text des Buches bringt Ausführliches über die Gewitterbildung und die Terrainverhältnisse, uns muß hier das stimmungsvolle Bild der erhabenen Naturerscheinung, wo der Sturm die düsteren Wolken jagt und heulend über die Erde fährt, während grelle Blitze herniederzucken, der Donner aber an den steilen Berghäuptern verhundertfacht den Schall bricht, — genügen. Es wird unseren Lesern viele ähnliche Erlebnisse in's Gedächtniß rufen.

Der angeschossene Fuchs.

(Bild S. 620.)

Ein Fuchs ist auch noch recht gefährlich, selbst wenn er kreuzlahm geschossen — er hält dann noch einen recht tapfern Hund in Respekt. Das zeigt unser lebenswahres Jagdbild. Von der Stelle kann Meister Reineke nicht mehr, die Kugel hat ihn sichtlich am Rückgrat getroffen und die hinteren Gliedmaßen sind schon gelähmt, aber seine Zähne können noch gewaltig beißen, im Schmerz und in der Todesangst tödlich verwunden — das weiß der kluge Dächsel wohl, und deßhalb bellt er und springt vor den sitzenden Feind, wagt aber nicht, ihn anzugreifen. Der Fuchs faucht und knurrt, und Dächsel erwartet etwas bänglich und ungeduldig die Annäherung seines Herrn, denn es ist ihm nicht ganz geheuer dem Jäger gegenüber, weil er seine Pflicht zu thun sich nicht getraut, und hinsichtlich des Fuchses sich doch trotz des Bellens recht tüchtig fürchtet.

Diese Situation aus dem Jagdleben bringt unser Bild wunderhübsch zur Anschauung.



Anekdoten und Witze.

Die Wette.

Gonelle war einer der berühmtesten Spaßvögel Italiens und starb in den Diensten des Marchese Nicolo von Este.

Einst fragte ihn dieser, welches das zahlreichste Handwerk in Ferrara wäre?

„Das Handwerk der Aerzte!" erwiederte Gonelle.

„Dummer Kerl, es sind ja kaum zwei bis drei vorhanden."

„Es steht eine Wette um hundert Kronen!" entgegnete Gonelle.

„Gut, es gilt," sagte der Marchese, „aber sei versichert, daß Du sie bezahlen mußt."

Gonelle machte seine Verbeugung und ging fort.

Des andern Tages hüllte er Gesicht und Hals in Pelzwerk ein und setzte sich an die Kirchenthür. Jeder, der vorbeiging, fragte ihn, was ihm fehle, da er allgemein bekannt und beliebt war. Seine Antwort war immer, daß er heftige Zahnschmerzen habe. Jedermann sagte ihm ein Mittel dagegen, und er trug die Personen und Hülfsmittel sämmtlich in seine Schreibtafel ein. Nach beendigtem Gottesdienste ging er in der ganzen Stadt herum und brachte dreihundert Personen zusammen, welche ihm Hülfsmittel wider die Zahnschmerzen gesagt hatten.

Am folgenden Tage erschien er bei der Tafel in der Burg, aber wieder verhüllt, und der Marchese, der an keine List dachte, schlug ihm, ohne gefragt zu sein, ein Hülfsmittel gegen die Zahnschmerzen vor. Als Gonelle nach Hause kam, setzte er den Marchese mit seinem Zahnmittel in seiner Schreibtafel oben an.

Am dritten Tage erschien er ganz gesund am Hofe und überreichte dem Marchese seine Schreibtafel. Als dieser sich an der Spitze von dreihundert Aerzten erblickte, fing er an zu lachen und ließ Gonelle die hundert Kronen auszahlen.

*

Richtige Konjugation.

„Ist Esel ein Zeitwort?" fragte ein Lehrer seinen Schüler.

„Ja," antwortete derselbe; „denn man kann sagen: Ich Esel, du Esel, er Esel."

*

Eine drollige Geschichte trug sich kürzlich in einer englischen Strafanstalt zu, in welcher noch die Tretmühle für Vagabunden und Arbeitsscheue als Strafe gilt. Der Oberrichter Platt hatte noch nie eine Tretmühle arbeiten sehen und wollte sich selbst von der Art der Strafe überzeugen; darum stieg er selbst auf die Mühle und ließ sie durch den Wächter in Bewegung setzen; die Strafe bestand darin, daß der Sträfling die Speichen eines Rades, das sich immer dreht, ersteigen muß, und so oft eine neue Speiche kommt, muß dieselbe Bewegung wiederholt werden. Nach einer Minute hatte der Oberrichter genug des Spaßes und rief, man solle einhalten.

„Verzeihen Sie," ruft der Wächter, „das geht nicht, die Mühle steht erst in zwanzig Minuten still — das ist die kürzeste Zeit!"

Man stelle sich den Aerger des Richters vor, dem der Schweiß herabrieselte. So mußte er zwanzig Minuten aushalten, bis er erlöst wurde. Manche meinen, der Oberrichter werde fortan diese Strafe doch für zu streng halten.

*

Gewaschener Wein.

Gast: Herr Wirth, geben Sie mir ein halbes Liter guten Wein, der sich gewaschen hat.

Wirth: Hier, mein Herr, das ist der Wein, der sich gewaschen hat. (Nachdem der Gast einen Schluck gethan:) ... Nun, hab' ich nicht Recht? Das ist 'was Feines!

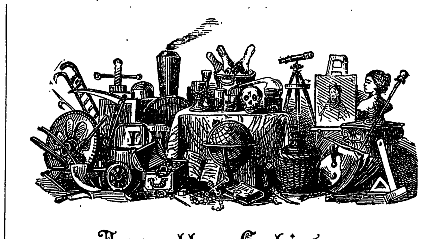
Gast: Freilich haben Sie Recht, das Weinchen hat sich gewaschen, aber man schmeckt's, daß es sich noch nicht abgetrocknet hat.

*

Fachmännische Anfrage.

Der Oberkondukteur beeilt sich, während der drei Minuten Aufenthalt ein ausgiebiges Mittagessen einzunehmen, und entwickelt hiebei eine fieberhafte Hast; da ruft ihm der vorübergehende Magazinier lächelnd zu:

„Das ist wohl ‚Eilgut', was Sie da essen!"



Aus allen Gebieten.

Für's Haus.

Heute ist der Kinderwagen kein Luxusgegenstand mehr, auch die ärmsten Familien schaffen sich die kleine Equipage an, da sie mit Recht die Wiege als Bett verdrängt hat und ebenso nützlich wie billig und bequem ist. Während die Wiege in das Zimmer gebannt war, kann der Wagen hinausgebracht werden in's Freie und verschafft den Kindern zwei wesentliche Bedürfnisse für ihr Gedeihen: Luft und Licht. Die Industrie hat diesen Wagen formenreich und elegant gestaltet, aber in Hinsicht auf die Gesundheitsbedingungen lassen die meisten Wagen viel zu wünschen übrig. Man wandte den Untergestellen zu wenig Aufmerksamkeit zu und doch verlangt das sehr zart organisirte Gehirn der kleinen Kinder eine Bewegung, die sanft und milde ist und den ruhenden Kopf namentlich vor Stößen schützt. Die gebräuchlichen Federn, welche auf den Achsen ruhen, übertragen, wenn sie nicht sehr fein gearbeitet sind, was den Preis sehr erhöht, den Stoß zu stark auf den Wagen (Korb). Jetzt ist dem Kinderwagenfabrikanten Kuhtz & Comp. zu Brandenburg an der Havel ein neues System für Untergestelle zu Kinderwagen patentirt worden, das wir als einen wesentlichen Fortschritt begrüßen, durch welchen der große oben erwähnte Uebelstand vollständig aufgehoben wird. Diese Konstruktion beruht auf einer beweglichen Diagonalverstrebung und ist in der Kürze folgende: Die beiden Wagenachsen sind durch bewegliche Diagonalen, welche in der Mitte durch ein loses Niet gehalten und an den vier Enden mit länglichen Schlitzen versehen sind, mit den Federn derart verbunden, daß sie sich bei größerer und ungleicher Belastung, welche beim Befahren des unebenen rauhen Pflasters eintritt, beliebig verschieben können und den Federn das Ausweichen frei gestatten; hiedurch wird bewirkt, daß, wie bei den bestkonstruirten Kutschwagen, der von den Rädern empfangene Stoß kaum fühlbar auf den Wagen übertragen wird und fast ausschließlich auf die aus Flachstahl hergestellten Federn beschränkt bleibt. Ein sehr wesentliches Moment bei diesen neuen Wagen ist, daß diese Patentfedergestelle nicht erheblich viel theurer sind, als die bis jetzt gebräuchlichen, und das Gestell auch für die billigsten und einfachsten Sorten zu haben ist, wie auch jetzt schon für Krankenstühle &c. angewendet wird. Das Fahren auf dem Pflaster der Straßendämme ist mit vielen der gewöhnlichen Wagen oft recht empfindlich für kleine Kinder. Bei dem oben erwähnten Patentfedergestelle ist der Stoß so abgeschwächt, daß er kaum im Wagen wahrgenommen wird. Wir möchten besonders Familienmütter auf diese neuen Wagen aufmerksam machen.

Mittel, größere Wunden an Bäumen zu bedecken.

Ein bewährtes und bequemes Mittel, größere Baumwunden gegen äußere Witterungseinflüsse zu schützen, kann durch folgende Mischung hergestellt werden. Man nehme einen Theil Kohlentheer und drei Theile Schieferstaub, den man sich durch Zerstoßen von Schieferstücken leicht verschaffen kann. Die Masse stampfe und knete man tüchtig durch, so daß dieselbe die Beschaffenheit von nicht zu dünnem Glaserkitt bekommt und sich in der Hand ballen und ausrollen läßt. Diese Masse soll auch an Holz und Metall, an Stein, überhaupt an Allem haften, was nicht fettig ist, und jede Oeffnung luftdicht verschließen. Sogar sehr dünn aufgestrichen, erhärte sie nur an der Oberfläche, darunter bleibe sie elastisch. Sie springe im Winter nicht ab und werde im Sommer auch nicht flüssig. Sollte die schwarze Farbe Anstoß erregen, so kann man durch Aufstreuen und Eindrücken von Sand oder Asche abhelfen.

Nützlichkeit der Blitzableiter.

Die westphälische Provinzialfeuersozietät wurde in den Jahren 1855 bis 1875 im Ganzen von 9134 Brandschäden betroffen, von denen 1204 = 13 Prozent, im Betrage von 1,613,669 Mark, dem Blitze ihre Entstehung verdanken. Im Königreiche Sachsen entstanden in den Jahren 1859 bis 1863 bei im Ganzen 3615 Brandfällen 320 Brände durch Blitzschlag = 9,13 Prozent oder 64 per Jahr; hievon entfallen 2589 Brände auf die Dörfer und sind von letzteren 289 = 11,16 Prozent durch Blitz verursacht worden. In den dreißig Jahren 1841 bis 1870 wurden Gebäude im Ganzen von 2239 Blitzschlägen getroffen, von denen 1293 = 58 Prozent zündeten und einen Schaden von $4^1/_2$ Millionen Mark verursachten. Angaben darüber, daß Brände durch Blitzschlag bei vorhandenen Blitzableitern entstanden wären, liegen nicht vor, obgleich es außer Zweifel ist, daß schlecht ausgeführte Blitzableiter keinen Schutz gewähren. Wohl aber erklärt die Direktion der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft ausdrücklich: „An Gebäuden, welche durch Blitzableiter geschützt waren, sind Schäden durch Blitzschlag überhaupt nicht vorgekommen. Doch hat es sich als nothwendig gezeigt, die Blitzableiter periodisch auf ihre Leistungsfähigkeit prüfen und gründlich revidiren zu lassen." Die Nützlichkeit der Blitzableiter dürfte hiedurch außer Zweifel gestellt und denselben insbesondere für die vereinzelt stehenden Gebäude auf dem Lande eine größere Bedeutung beizulegen sein. Die Feuerversicherungsgesellschaften könnten auf die Verallgemeinerung der Blitzableiter mit Erfolg durch Prämiennachlaß hinwirken und dabei erhebliche Ersparnisse machen. Für die Ueberwachung der richtigen Ausführung und guten Unterhaltung empfiehlt sich die Nachahmung des im Kanton Zürich bestehenden staatlichen Instituts der Blitzableiterinspektoren.

Interessante Bücher.

I.

Die Reisezeit naht jetzt und gar Mancher überlegt, wohin, und überlegt Route, Ziel und Aufenthalt. Dabei spricht die Kasse auch ihr gewichtiges Wort und das Verlangen nach einem allseitig kundigen, gewissenhaften Rathgeber taucht auf. Unsere Literatur hat auch in diesem Genre mit regstem Eifer gestrebt und der Reiseführer gibt es viele. Vor Allem möchten wir auf Meyer's Reisebücher aufmerksam machen (Leipzig, Bibliographisches Institut), denn diese Führer vereinigen Reichhaltigkeit mit größter Uebersichtlichkeit, Ehrlichkeit in der Aufführung der Gasthöfe mit Zuverlässigkeit in der Angabe der Preise; dazu sind diese Bücher elegant und bequem ausgestattet und reichlich versehen mit Stadtplänen, Reisekarten, Gebirgskärtchen, Panoramen und Stahlstichansichten von Städten und Gebäuden, was einestheils für die Orientirung sehr wichtig ist, anderntheils als Erinnerungsblätter dienen wird, welche an schöne, interessante Stunden mahnen. Es sind für das Jahr 1880 neu durchgesehen und vervollständigt erschienen: „Norddeutschland", in zwei handliche Bände getheilt — östlicher Theil von Königsberg in Ostpreußen bis nach Berlin, Magdeburg, Leipzig, Bamberg reichend, dazu Rügen, die Inseln Usedom und Wollin, ferner die Danziger Bucht; südlich Riesengebirge, böhmische Bäder, sächsische Schweiz &c.; der westliche Theil enthält Schleswig, Nordsee, Harz, Westphalen, Thüringen und geht bis Frankfurt am Main. Die Eintheilung in zwei Bände hat die Bequemlichkeit für die Reise sehr vermehrt — man kann den einzelnen Band sehr gut in der Brusttasche tragen. Ein besonders stattlicher Theil ist Süddeutschland gewidmet, Bayern, Württemberg, Salzburg und das Berchtesgadener Land, Giselabahn und Gastein umfassend. Dieser Band allein bringt 23 Karten, 17 Pläne und Grundrisse, 9 Panoramen und 64 meist künstlerisch ausgeführte Ansichten. Wir haben in diesen Werken nicht nur trockene Notizensammlungen, sondern wirkliche Führer, die uns über das Historische, Kunstgeschichtliche, über Kuriositäten, Landschaft, Volk und Leben ausführlich und höchst kenntnißreich unterrichten, so daß diese Bücher auch als Nachschlagewerke Werth haben.

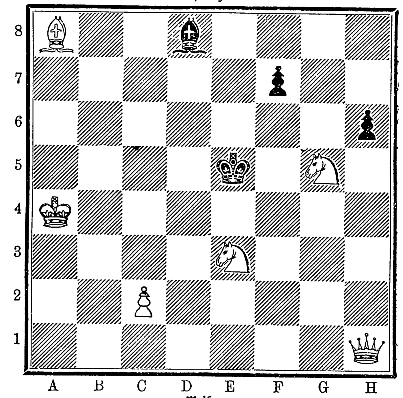
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 13.

Von Herrn E. H. Thomas.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 12 in Nr. 44:

Weiß.	Schwarz.
1) D. F 2 — G 3	1) Beliebig.
2) D., T. oder S. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 10 erhalten von Hrn. M. A. in Gothenburg, F. H. in Freiburg, G. N. in Berlin, E. B. in Olpe, Fr. B. in Wien, Lieut. C. P. in Wien, J. B. in Hedewigenkoog, L. N. F. in Ulm, E. R. in Rathebur.

Hrn. Th. H. in Vilbel. In Nr. 10 scheitert 1) D. A 6 — A 8 an D. B 5 — C 6. — Franz in Wien und W. Bl. in Baden. Ebenso wird 1) L. D 6 — E 5 †, K. D 4 nimmt E 4; 2) D. A 6 — B 7 † durch D. B 5 — C 6 widerlegt. — A. D. in Deutz und C. Sch. in Düren. Auf 1) D. A 6 — B 7 verhindert D. B 5 — C 6 das Matt im nächsten Zuge. — G. R. in Oppeln. Wenn 1) L. D 6 — E 5 †, K. D 4 nimmt E 4, setzt 2) F 2 — F 3 nicht Matt.

Hrn. Z. (Zahlmeister) in Sulzbach. Sie finden Auskunft in: Neuester Leitfaden für Schachspieler von J. Dufresne. Berlin, Verlag von Horrwitz.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 11 erhalten von Hrn. A. H. in Eger, Lieuten. W. v. L. in Lauenburg, Pastor W. in Strehlen, A. K. in Kronstadt, G. N. in Nürnberg, Edm. W. in Wien, Lieuten. C. P. in Wien (Aufgabe erhalten). — Hrn. E. R. in Rathebur und A. H. in Eger. Nr. 9 richtig gelöst.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 599:

Wenn dein ich denk' — dann sinn' ich oft
In träumerischem Gange,
Weiß nicht, was ich von dir gehofft,
Weiß nicht, warum mir bange.

Weiß eines nur, seitdem ich schied
Von deinem Reiz bezwungen,
Du hast mit deinem Zauberlied
Dich in mein Herz gesungen.

Georg Freiherr v. Dyherrn.

In der neuesten Nummer der

„Deutschen Roman-Bibliothek“

hat begonnen:

Nadina.

Ein Blatt verweht im Sturm.

Roman von

Johannes van Dewall.

Die bis jetzt erschienenen Nummern enthalten neben einem interessanten Feuilleton:

Frau Venus. Roman von .... Karl Frenzel.
Dönninghausen. Roman von ..... Claire von Glümer.
Des Kronprinzen Regiment. Roman von Gregor Samarow.
Der Sohn des Flüchtlings. Roman von M. von Reichenbach.
Eine alte Jungfer. Roman von ... Marie Colban.
Lucciola. Roman von .... Gräfin M. Keyserling.
Still und bewegt. Roman von .... Alexander Römer.
Außerhalb der Gesellschaft. Roman von Hieronymus Lorm.
Sesam. Roman von .... Robert Byr.
Elementare Gewalten. Roman von .. Alwin Helm.
Im Forsthause. Roman von...... Hans Warring.

☞ In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-Bibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pfennig pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dieß am besten bei derselben **Buchhandlung** oder **Postanstalt**, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte werden auf Verlangen nachgeliefert.

Stuttgart. Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**

Kleine Korrespondenz.



Hrn. A. S. Ein solches Büchlein ist bei Hartleben in Wien und bei B. F. Voigt in Weimar erschienen.

Frln. Amalie Hermes in Berlin. Ein neuer Roman von diesem Autor beginnt im nächsten Jahrgang der „Illustr. Welt“. Wir halten ihn für interessanter und vollendeter als den „Bernsteinsucher“.

A. v. W. In der Form noch nicht korrekt genug. Uebung macht den Meister!

W. v. W. Bei Ihnen läßt die Form wenig zu wünschen übrig, dagegen ist das Thema zu oft schon behandelt — für den Abdruck in der „Illustr. Welt“.

P. H. Der Balladenton hübsch getroffen, aber für „Illustr. Welt“ doch noch nicht reif.

Hrn. M. K. in Hof. Sie müßten die Gemälde zuerst von einem Sachverständigen prüfen lassen. Sind diese werthvoll, übernimmt ein Kunsthändler sicher den Verkauf.

Hrn. Renand in Bonn. 1) Klencke, Kosmetik — Schwarz, Kosmetik. 2) Wir empfehlen Ihnen die Unterrichtsbriefe von Toussaint-Langenscheidt, Berlin. 3) Nicht gerade Schwindel, aber auch nichts Anderes als die übrigen. 4) Oft die Strümpfe wechseln haben wir als ein gutes Mittel gegen kalte Füße gefunden.

P. B. in Schweidnitz. 1) Ja! 2) Z. B. an die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim bei Stuttgart, oder Poppelsdorf bei Bonn. 3) Geht auf den genannten Anstalten Hand in Hand, was auch das Beste ist.

Verein H. Sehr gern dazu bereit, wenn uns der Maler und dessen Verleger das gestatten.

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Nina Mathias, Perleberg; Antonie Sablon, Stettin; Emma Ritter, Zürich; Mathilde Stern, Karlsbad; Ottilie N., Ulm; Fanny Bresler, Brünn; Olga Schneider, Breslau; Martha Springer, Breslau; Hrn. A. Tetzarz, Troppau; C. Br., Straßberg; C. Nabersberg, Krefeld; J. Zernik, Kattowitz; P. Renowanz, Rudolstadt; H. Kohn, Prag; C. Wunder, Weilheim; E. Erben, Troppau.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnentin R. in W. Kumys wird aus Stutenmilch an verschiedenen Orten Südrußlands bereitet. Versendung dieses Mittels ist nicht möglich, da solches so kohlensäurehaltig ist, daß die stärksten Champagnerflaschen während der Versendung platzen würden. Es kann das Mittel daher einzig und allein mit Erfolg an Orten, woselbst Stutenmilch zu haben ist, genommen werden. Die künstlichen Kumyspräparate haben sich bisher nicht bewährt.

Herren V. in Sch., Th. E. in Frankfurt a. M., L. in Wien, Frau Marie M. in Leipzig und Hrn. A. W. in Marburg. Ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kann in allen Fällen, über die Sie anfragen, kein Rath ertheilt werden.

Hrn. F. B. in Essen. Das Ihnen in Nr. 43, Heft 22 empfohlene Zinkpulver ist zum Gebrauche mit Amylinpulver zu vermischen. Durch ein Versehen fiel das Rezept aus; solches lautet: Flores Zinci 2 Gramm, pulvis amyli 30 Gramm.

Abonnent C. R. Z. in Creutzburg und Hrn. A. S. in Osterrode. Der Begriff „Flechten“ ist ein so allgemeiner, daß wir auf Ihre Frage: „Welches ist das beste Mittel gegen Flechten?“ keine Antwort geben können. Es gibt verschiedene Gattungen des Leidens, wovon jedes eine andere Behandlung erheischt.

Hrn. Reinhold R. in M. Cold-Cream (nicht Gold-Cream) ist eine aus Wachs und Fett gemischte Salbe, welche man vornehmlich zum Heilen oberflächlicher Wunden oder aufgesprungener Haut benützen kann.

Hrn. Karl F. in Prag. Seitenstechen und Magenschwäche können hunderterlei Ursachen haben, wir müßten Ihnen daher auf Ihre Anfrage ein Buch ausschreiben, und dazu mangelt uns, wie Sie sich leicht denken können, der Raum.

Anfragen.

35) Wie stellt man angegriffenen Sammet wieder her?

Abonnentin in Inowrazlaw.

36) Es gibt ein Rezept, Scheuersteine zum Reinigen von steinernen Treppen 2c. herzustellen. Ich habe davon gehört, konnte es jedoch nirgends erfragen — bitte um Auskunft!

Abonnent in Kaiserslautern.

Antworten.

Auf 35): Man spannt ihn aus und setzt ihn Wasserdämpfen aus und zieht ihn dann mit der linken Seite über ein nicht zu heißes Bügeleisen so lange vorsichtig hin und her, bis er trocken ist.

E. F. in B.

Auf 36): 14 Theile gesiebten Sand, 2 Theile Cement, $1\frac{1}{2}$ Theile gebrannten Kalk zu gleichmäßigem Pulver mischen, mit Wasser zu dickem Brei anrühren und in eine Form gießen. Läßt sich im Kleinen herstellen und ist sehr nützlich.

H. C. in Köthen.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 49. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung

von

Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

Friedländer war über Mittel und Wege hiezu schon vorher mit sich zu Rathe gegangen und vielleicht hatte die sich gerade darbietende günstige Gelegenheit, ohne Anna's Mitwissenschaft das nöthige Kapital flüssig machen zu können, ihn in seinem opferwilligen Vorsatze nur noch mehr bestärkt. Da er nämlich keinen Sohn besaß, der ihn im Geschäft unterstützen und dasselbe dereinst übernehmen konnte, so hatte Friedländer schon seit Jahren die Grenzen seines Geschäftsbetriebs enger und enger gezogen und die in Folge dessen verfügbar gewordenen Kapitalien in einer allmälig bis auf vierzigtausend Thaler angewachsenen Hypothek auf dem Grundstücke seines Gevatters Burkhardt angelegt, während dieser bei seinen ausgedehnten Handelsunternehmungen seine Fonds bedeutend nutzbringender in seinem Geschäfte verwerthete, als wenn er sie auf seinem Grundstück ruhen ließ, wo sie höchstens fünf Prozent Zinsen trugen. Diese Hypothek beschloß Friedländer zu kündigen. Er hatte zwar keine Ursache, gegen seine Gevattersleute besondere Rücksichten zu üben, denn Linchens gehässiges, schadenfrohes Benehmen gegen Anna auf offener Straße hatte auch ihn sehr gegen sie aufgebracht, besonders da er nicht wußte, was vorangegangen war, und dazu verdroß es ihn nicht wenig, daß auch Burkhardt sich offenbar von seiner Frau hatte beeinflussen lassen; denn er zeigte sich kühl und einsylbig gegen Friedländer und ging an Anna mit steifem Gruß vorüber. Trotz dieser gespannten Verhältnisse würde Friedländer die Aufkündigung der Hypothek schwer angekommen sein, wenn er sich hätte sagen müssen, er bringe dadurch den Gevatter in Verlegenheit. Er wußte jedoch, daß es diesem ein Leichtes sein werde, wieder eine neue Hypothek aufzunehmen, und um vollends jeden schroffen Schein zu vermeiden, machte er die Aufkündigung bei Burkhardts persönlich ab. So oft er dabei auch betheuerte, daß dieser Schritt durch keinerlei gehässigen Beweggrund veranlaßt sei, so beharrte Linchen doch bei ihrer Ueberzeugung, Anna stecke hinter der Sache, und Friedländer mußte, trotz aller Gegenversicherungen, von ihr vernehmen, daß Anna ja bekanntlich in allen Geldsachen die Hosen anhabe. Auch in anderen Dingen, meinte Linchen, frage Anna den Herrn Gevatter nicht nach seiner Meinung, das wisse die ganze Stadt, und wahr-



Prinz Wilhelm von Preußen und seine Braut Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein. (S. 627.)

scheinlich sei er nicht einmal davon unterrichtet, was zwischen seiner Tochter Karoline und Friedrich vorgegangen sei.

Burkhardt warf seiner Frau einen mißbilligenden Blick zu und bat sie, die alte Geschichte nicht von Neuem aufzurühren, es sei ja doch nun einmal geschehen und lasse sich nicht mehr ändern. Aber Linchen, die bekanntlich ebenfalls wenig nach der Meinung ihres Gatten fragte, hatte schon Karolinens Brief herbeigeholt und übergab ihn dem Gevatter mit den Worten:

„Da, lesen Sie, damit Sie wenigstens nicht glauben, alle Schuld liege auf unserer Seite!"

Friedländer's Erstaunen, als er den Brief las, war nicht gering. Er schüttelte den Kopf, kraute sich hinter den Ohren und betheuerte seine vollständige Unkenntniß, was ihm auch gerne geglaubt wurde. Aber wieder gutmachen ließ sich da nichts und er hatte andere Sorgen, als sich in Liebeshändel zu mischen, auch mußte er sich im Stillen bekennen, daß seine Tochter seit der Junkermann'schen Affäre ihre frühere Munterkeit ganz eingebüßt hatte und somit denn doch eine wirkliche Neigung für den Architekten gehabt zu haben schien.

Was er auch bei Burkhardts gehört hatte, für sein Vorhaben war es nur dienlich. Wenn die Gevatterin darauf bestand, die Kündigung des Kapitals sei Anna's Rache, so kam man um so weniger auf die Vermuthung, daß es dazu bestimmt sei, Leonhardi aus der Noth zu helfen.

Auch die schroffe Abweisung, die dem jungen Pathen durch Karoline geworden, kam ihm jetzt gelegen, so sehr er sich auch darüber gewundert hatte; sie machte den Bruch zwischen beiden Familien unheilbar und schnitt jede Wahrscheinlichkeit ab, daß die Kündigung der Hypothek zwischen Anna und Burkhardts je zur Sprache kommen könne.

So machte die Handlung, die Friedländer hinter dem Rücken seiner Frau beging, ihn zum Verräther an seinem bessern Gefühle.

Als er nach Hause kam, redete ihn Anna mit den Worten an:

„Höre, Fritz, ich habe mir überlegt, daß es eigentlich recht thöricht von uns wäre, wenn wir unser schönes Geld in den Händen von Leuten lassen wollten, die sich so gemein gegen uns benommen haben. Ich meine, Du solltest Burkhardts die Hypothek kündigen und das Kapital anderswo anlegen."

Friedländer war wie vom Donner gerührt. Er glaubte nicht anders, als Anna habe bereits Alles entdeckt und wolle ihn durch allerlei verfängliche Fragen erst als Lügner brandmarken, ehe sie ihren vollen Zorn über ihn ausgoß.

„Fehlt Dir etwas?" frug Anna. „Dein Gesicht brennt, als wäre Dir plötzlich alles Blut zu Kopfe gestiegen."

„Ich — ich —" stammelte Friedländer und suchte sich zu fassen, denn es schien in der That ganz unmöglich, daß Anna von seinem Schritte Kenntniß haben konnte. „Es war die Scham," entgegnete er, „die mich bei dem Gedanken übermannte, so rachsüchtig an meinem Gevatter Burkhardt handeln zu sollen."

Er kam sich wie ein niederträchtiger Heuchler vor, als er dieß sagte, aber er wußte sich nicht anders zu helfen.

„Dein Zartgefühl treibt Dich da wohl etwas zu weit," lachte Anna.

„Glaube mir," fuhr Friedländer in dringendem Tone fort, „es ist ein viel größerer Triumph für Dich, wenn Burkhardts sich sagen müssen, daß sie in unserer Schuld stehen. Beschämung ist auch eine Rache."

„Nach meinem Geschmack ist sie eben nicht," entgegnete Anna überlegend, „aber meinetwegen mag es mit der Hypothek beim Alten bleiben."

Sie gab dießmal nach und hatte ihren guten Grund dazu, denn während dieser kurzen Unterredung war in ihr die Befürchtung aufgestiegen, daß gerade die Verfügbarkeit dieses Kapitals von runden vierzigtausend Thalern für ihren Mann zu einer neuen Versuchung werden könne, Leonhardi's Retter zu werden . . .

Friedländer hatte dem Freunde sein Wort gegeben, — er mußte und wollte es halten. Die Kündigungsfrist der Hypothek lief erst in einem Vierteljahre ab. Er verfügte sich daher eines Abends mit Leonhardi nach jenem Hause in der Sackgasse, das Niemand gern beim hellen Tageslichte betrat. Hopfenmüller war sehr erfreut, den alten Freund einmal bei sich zu sehen, und es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß an dessen Achtung inzwischen weder die verbüßte Zuchthausstrafe, noch die Zweideutigkeit des Geschäfts, welches Hopfenmüller betrieb, irgend etwas geschmälert hatten. Hätte sich Friedländer nur im geringsten etwas dergleichen merken lassen, so würde dieß seinem Vorhaben empfindlich geschadet haben. Er mußte daher erst des Wucherers vertraulich gestellte Fragen nach seinem Befinden, wie nach dem von Frau und Tochter beantworten, und auch in verschiedene Erörterungen über vergangene schöne Zeiten eingehen, ehe er auf seine geschäftliche Angelegenheit zu sprechen kommen konnte. Diese bestand darin, daß er den Wucherer zunächst zu bewegen suchte, von seiner Forderung an Leonhardi einen Theil nachzulassen. Aber in diesem Punkte hörte jede Verknüpfung vergangener schöner Tage mit der Gegenwart auf und Hopfenmüller verharrte in einer steinernen Unerbittlichkeit, die auf's Abschreckendste darthat, wie sich der Charakter des Mannes, von dem sich Friedländer einst gar kläglich um ein Obdach angesprochen hörte, in der jahrelangen Hingabe an sein Wuchergeschäft verhärtet hatte. Er war auch nicht zu der leisesten Vergünstigung zu bewegen und versicherte mit einer solchen Erregbarkeit, er habe an den mit Junkermann gemachten Geldgeschäften keinen Groschen verdient, daß man füglich annehmen konnte, er glaube es am Ende selbst.

Nach diesem fehlgeschlagenen Versuche ging Friedländer zur eigentlichen Hauptsache über. Er wollte sich verpflichten, für die ganze Wechselsumme aufzukommen, bat aber um eine Frist von drei Monaten. Nach einigem Hinundherüberlegen entgegnete Hopfenmüller:

„Man nennt mich zwar einen Wucherer und einen Blutsauger, aber ich bin besser als mein Ruf. Du hast mich einst aus einer verzweifelten Lage gerissen, Fritz; es war nicht viel, was Du für mich thatest, aber es war Alles, was Du thun konntest, denn ich sah wohl, wie die Sachen bei Dir zu Hause standen. Ich habe ein dankbares Gemüth und ergreife gern die Gelegenheit, Dir Deine Wohlthat zu vergelten. Ich nehme Deine Bürgschaft an, Fritz, und gestatte Dir auch eine dreimonatliche Frist. Ich bin zwar schon oft betrogen worden und um das Meinige gekommen, habe mich schon bitter in den Menschen getäuscht, — aber Du bist mir gut für vierzigtausend Thaler. Natürlich, um Lebens und Sterbens willen machen wir die Sache notariell."

Friedländer war damit einverstanden und stellte nur noch eine Bedingung, nämlich die, daß Hopfenmüller über die ganze Sache das tiefste Schweigen beobachten müsse und außer dem Notar Niemand davon erfahren dürfe.

„Meine Forderung an Leonhardi," erklärte Friedländer, „wird seinerzeit auf dessen Neubau eingetragen, und damit Alles geheim bleibt, würde ich Dich bitten, Müller, Deinen Namen dazu herzugeben."

„Warum nicht?" entgegnete dieser, „und was die Verschwiegenheit betrifft, so ist dieselbe von meinem Geschäft unzertrennlich. Wenn ich sie verletzen wollte, so könnte ich hochangesehene Leute an den Pranger stellen, die meinen Namen mit Abscheu aussprechen und doch schon selbst meine Dienste in Anspruch genommen haben. Wenn ich diese Rücksicht Fremden darbringe, die es nicht um mich verdient haben, um wie viel mehr werde ich sie gegen einen Freund ausüben, der mir einst Wohlthaten erwies! Verlaß Dich darauf, Fritz, Niemand erfährt etwas davon," setzte er mit Bedeutung hinzu, „sogar Deine eigene Frau nicht, denn ich habe ein dankbares Gemüth."

Nachdem Tag und Stunde verabredet worden waren, wo man beim Notar zusammenkommen wollte, verabschiedeten sich Friedländer und Leonhardi von dem Wucherer, der Beiden mit einer Biederkeit die Hände schüttelte, als fühle er sich von dem Bewußtsein durchdrungen, soeben ein edelmüthiges Opfer gebracht zu haben.

Als der Wucherer aber wieder allein war, verzerrte sich sein Gesicht zu einem boshaften Grinsen.

„Wer einmal mit unsereinem angebunden hat," murmelte er für sich, „kommt schwer wieder los. Wer einmal auf dem Stuhle eines Wucherers saß, dem klebt Pech an, — das ist ein alter Erfahrungssatz. Es sollte mich doch kitzeln, wenn sich das auch hier bestätigte. Halb habe ich ihn schon, von wegen der Verschwiegenheit; wer weiß, vielleicht bekomme ich ihn noch gänzlich in meine Hand. Dann wehe Dir, Du stolzes, hochmüthiges Weib! Ich habe es Dir nicht vergessen, daß Du mich einst, gleich einem mit Pestbeulen behafteten Bettler, aus Deinem Hause triebst, — Du sollst jener Stunde gedenken! . . ."

*

Anna hatte in diesen Tagen ein scharfes, wachsames Auge auf ihren Gatten, denn sie argwöhnte, daß dieser hinter ihrem Rücken dennoch etwas für seinen in's Unglück gerathenen Freund thun könne. Sie kam unter allerlei Vorwänden oft in den Laden herunter, um sich zu überzeugen, ob er da sei, und wenn er ausgegangen war, so legte sie nach seiner Rückkunft eine merkwürdige Neugier an den Tag, zu wissen, wo er gewesen sei. War für Friedländer schon der Besuch bei Hopfenmüller mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen, so war dieß nicht minder mit dem Gange zum Notar und verschiedenen anderen Wegen der Fall, die er in der Bürgschaftsangelegenheit machen mußte. Wie damals, als er den jetzigen Wucherer in seiner hülflosen Lage heimlich unterstützte, mußte er auch jetzt fortwährend auf Ausreden bedacht sein und Lügen ersinnen, und dabei zitterte er auf jedem seiner geheimen Wege fortwährend vor der Möglichkeit, seiner Frau zu begegnen, und verbarg sich oft hinter Hausthüren vor stockfremden Personen, die in Gestalt und Kleidung von Weitem nur irgend welche Aehnlichkeit mit Anna hatten.

Indessen gingen diese bangen Tage glücklich vorüber. Alles war in Ordnung gebracht, und Leonhardi, aus den Klauen Hopfenmüller's befreit, konnte seine Gelder zur Befriedigung seiner ängstlichsten Gläubiger verwenden, und an dem unterbrochenen Neubau rührten sich wieder fleißige Hände, wurden schwere behauene Steine gewälzt, langten Ziegelfuhren an, stieg der Dampf des in der Löschung begriffenen Kalkes lustig in die Höhe.

Wußte man sich auch diese glückliche Wendung nicht vollständig zu erklären, so ließ man sich doch an den darüber umlaufenden Gerüchten genügen, wonach der so übel beleumundete Hopfenmüller nicht nur einen wesentlichen Theil seiner Forderung in großmüthigster Weise gestrichen haben, sondern dem Baumeister im Uebrigen auch auf's Liberalste entgegengekommen sein sollte, auch habe sich, behauptete man jetzt, die Summe überhaupt gar nicht so hoch belaufen, als man sie anfangs angegeben, sondern die Uebertreibung, hieß es, habe das Meiste hinzugethan. Kurz, es sollte bei Weitem nicht so arg gewesen sein, als die geschäftige Fama es gemacht, und bei dieser allgemeinen Annahme beruhigte sich auch Anna, welche, wie sie ihrem Gatten lächelnd versicherte, sich das gleich von Anfang gedacht hatte.

Noch ein paar letzte Gänge hatte Friedländer thun müssen, die ihn sauer ankamen: am Verfalltage der Hypothek zum Gevatter Burkhardt, um die vierzigtausend Thaler eigenhändig in Empfang zu nehmen, und von da zu Hopfenmüller, dem er das Geld übergab und wofür er die Wechsel erhielt. Als er auch dieß hinter sich hatte, athmete er einigermaßen erleichtert auf, und nun führte ihn jeder Tag dem Zeitpunkte näher, wo seine vierzigtausend Thaler wieder so sicher wie beim Gevatter Burkhardt angelegt waren, so sicher, wie in Menschenhänden überhaupt etwas geborgen sein kann, denn Leonhardi's großartiger Neubau wuchs zusehends aus der Erde empor, und als der Spätherbst erschienen war und der pfeifende Wind die dürren braunen Blätter auf dem Boden umherjagte, ragte vom hohen First des Neubaues das grüne Tannenbäumchen in die Lüfte, und Maurer und Zimmerleute beschlossen mit dem Richtschmause für dieses Jahr ihre Arbeit an dem Bau, der glücklich unter Dach gebracht war.

Es war ein imposantes Bauwerk, in einem neuangelegten Stadttheile, nach welchem sich, da in der Nähe auch ein neuer Bahnhof entstanden war, mit Macht der Hauptverkehr drängte. Daher enthielt das Parterregeschoß der stattlichen Front lauter geräumige Läden, und während ein Entresol den künftigen Inhabern dieser Geschäftslokalitäten Gelegenheit bot, unmittelbar darüber ihre Wohnungen zu nehmen, machten die beiden weiteren Etagen sofort den Eindruck, daß sie mit ihren hohen Fenstern und den massigen steinernen Balkons und frei schwebenden Erkern für große Herrschaften bestimmt waren.

Auf diesem Prachtbau, dessen Entwurf noch von Junkermann rührte und der um so mehr bedauern ließ, daß sich mit so viel Talent ein so niedriger Charakter verband, — auf diesem Prachtbau ruhten nun Friedländer's vierzigtausend Thaler als (ordnungsmäßig eingetragene) erste Hypothek, wenn dieselbe auch nicht auf Friedländer's, sondern, zur bessern Wahrung des Geheimnisses, auf Hopfenmüller's Namen eingetragen war, und wenn er mit Anna vorüberging, da war er oft nahe daran, es ihr zu gestehen, aber er brachte das Bekenntniß nie über seine Lippen, denn wenn sie ihm vielleicht auch verziehen hätte, daß er hinter ihrem Rücken gehandelt, — die Verstellungskünste und Nothlügen, durch die er sie dabei getäuscht, würde sie ihm nie vergeben haben . . .

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Wilhelm von Preußen und Prinzessin Auguste Viktoria.

(Porträts S. 625.)

Die im Fürstenpurpur Geborenen, die Nächststehenden an den Thronen sind nicht in Allem so beneidenswerth, als der Volksglaube dieß annimmt. Vieles, was ganz geringe Sterbliche ohne Schwierigkeit erreichen können, bleibt ihnen versagt, so am häufigsten, der Stimme ihres Herzens folgen zu dürfen bei der Wahl der Gattin. Kürzlich jedoch verband sich der Kronprinz von Oesterreich aus Neigung mit der belgischen Königstochter, und jetzt durcheilt Europa die Kunde, daß der älteste Sohn des Kronprinzen des deutschen Reiches, Prinz Wilhelm, sich mit der Prinzessin Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, eine Tochter des jüngst verstorbenen Herzogs Friedrich von Augustenburg, des Freundes seines Vaters, verlobt und so einem Zuge seines Herzens gefolgt war. Damit war zugleich ein Wunsch der hohen Eltern erfüllt. Wir bringen hier die Porträts von Prinz Wilhelm und Prinzessin Auguste Viktoria.

Prinz Wilhelm ist am 27. August 1859 in Berlin geboren und wuchs zuerst unter der sorgfältigen Erziehung der Mutter, die nach echt englischer Sitte um das geistige und körperliche Wohl ihrer Kinder treu besorgt war und ist, heran. Der Prinz wurde am 2. Mai 1869 zu Potsdam in die Armee eingestellt, wie dieß im preußischen Hause Sitte ist. Für die wissenschaftliche Ausbildung bestimmte der Kronprinz das Gymnasium zu Kassel, während bewährte Militärs die Ausbildung des Soldaten übernahmen. Der Prinz machte ein gutes Abiturientenexamen und wurde, nachdem er kurz vorher das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, im Oktober 1877 auf die Universität Bonn gesandt, nachdem er früher schon in das 1. Garderegiment zu Fuß eingereiht worden und während eines halben Jahres militärwissenschaftlichen Unterricht genossen. Die Jahre 1877 bis 1879 brachte er in Bonn zu, wo er neben den allgemein bildenden Vorlesungen namentlich auch naturwissenschaftliche, solche über Staats- und Völkerrecht, Nationalökonomie, Strafrecht und Strafprozeß und Finanzwissenschaft hörte. Auch dem studentischen Leben hatte er sich, wie einst sein Vater, mit Lust und Liebe angeschlossen und verließ als „alter Herr der Borussen" im August 1879 Bonn. Prinz Wilhelm trat wieder in das 1. Garderegiment zu Fuß, bei dem er am 22. März 1880, dem Geburtstag seines Großvaters, die Ernennung zum Hauptmann und Kompagniechef (2. Kompagnie) erhielt.

Die junge Prinzessin, welche Prinz Wilhelm als seine Gemahlin auserkoren, Auguste Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, ist zu Dolzig am 22. Oktober 1858 als die älteste Tochter des Herzogs Friedrich und der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg geboren. Prinzessin Auguste, welche in strengster Zurückgezogenheit ihre Erziehung genoß, hat sich geistig früh entwickelt und man schätzt besonders ihre hohe Klugheit neben den Reizen echter Weiblichkeit, die sie schon lang ihren künftigen Schwiegereltern so werth gemacht. Die junge Brautschaft ist eine Neuerung im preußischen Königshause; außer Friedrich II. hat sich niemals ein preußischer Prinz so jung verlobt. Preußische Kronprinzen pflegten sich sonst immer erst im siebenundzwanzigsten Jahre zu verloben. Die offizielle Verlobung hat im Juni im Beisein des Kaisers in Berlin stattgefunden.

Die Tanzpause.

(Bild S. 628 und 629.)

Benjamin Vautier, geboren 1830 in Genf und in der Düsseldorfer Künstlerakademie ausgebildet, der Maler unseres herrlichen Bildes, besitzt eine wunderbare Gabe, das Natürliche, das Wirkliche, das Gesehene und Erlebte auf's Anmuthigste und mit überraschender Wahrheit auf die Leinwand zu zaubern. Namentlich gelingen ihm die Darstellungen des deutschen dörflichen Lebens vortrefflich, so daß er wahrhaft klassische Bilder aus diesem Kreise gemalt hat. Unsere Illustration zeigt im Holzschnitt eines der besten Bilder dieses vortrefflichen Meisters.

In der „Tanzpause" werden wir nach dem Elsaß versetzt, und wem es die große Versammlung nicht alsbald verräth, dem sagt es die umkränzte Inschrift: „Vivat Johann und Martha!", daß er der stille Zuschauer eines Hochzeitsfestes ist. — Er, der junge blühende Mann, der Gefeierte des Tages, der mit der blanken Kanne in der Mitte des Raumes steht und der herrlichen Mädchenblume die Gesundheit zutrinkt, er brauchte zu der Erwählten seines Herzens, als er ihr seine Liebe gestand, nicht zu sagen: „Entflieh' mit mir und sei mein Weib!" Nein, man sieht es ihm wohl an, daß Tugend und Charakter in ihm wohnen und die Eltern beiderseitig ihm freudig den Segen gaben. Ein kurzer, seliger Brautstand führte das beglückte Paar bald an's Ziel seiner Wünsche, und so ist nun das Vaterhaus der Braut der Schauplatz des Glückes. Und dieses Haus, es ist der Sitz des Wohlstandes und der guten Sitte. Schon hat es den Stürmen eines Jahrhunderts widerstanden, denn an dem Innern der Thür, die gleich dem anschließenden Wandgetäfel eine Bemalung zeigt, prangt bedeutungsvoll die Jahreszahl 1754. Daß unter einem solchen Dach ein Fest wie das gegenwärtige den vollen Strom wirklicher Freude mit sich bringt, ist wohl natürlich!

Es ist die Zeit der Rosen, da die Wonne leichter das Menschenherz erfaßt. Die Freundinnen der Braut haben es sich nicht nehmen lassen, den Raum mit Blumen und Kränzen zu schmücken. In der reichen Bewirthung aber sucht die Brautmutter ihren Stolz. Die älteren Gäste, die Basen und Vettern, finden den höchsten Genuß beim Schmaus, der Jugend aber erschließt sich die ganze Wonne des Daseins einzig beim Tanz. Und diese Wonne des Augenblicks hat eben in der „Tanzpause" eine kurze Unterbrechung gefunden. Während dieser Pause ist es vornehmlich die Pflicht des Bräutigams, für die Bewirthung der Mädchen zu sorgen, da diesen die angeborene Schüchternheit verbietet, sich selbst nach einer Erfrischung umzusehen. Die Braut bleibt inzwischen auf ihrem Platz zurück, um die unaufhörlichen Trinksprüche der männlichen Gäste entgegenzunehmen.

Wie vortrefflich hat es der Künstler verstanden, seine Gestalten in dem Raum zu vertheilen! Die ganze Versammlung der Festgenossen ist mit einem Blick zu übersehen, und doch fesselt der Meister diesen Blick durch denjenigen Theil des Bildes, welchem er ersichtlich die ganze Freudigkeit des Schaffens zuwandte: die Gruppe der neun pausirenden Mädchen. Man betrachte sie nur in ihrer ungeschminkten Grazie, und man wird die Feinheit der Individualisirung des Meisters bewundern lernen. Nicht minder fesselt uns die charaktervolle Gruppe der Musikanten auf ihrem improvisirten Podium, die Rückenfigur der wassersprengenden alten Magd, die beiden Kinder mit den sehnsuchtsvollen Augen, die klatschenden alten Frauen und das bewegte Leben im Nebenraum. Alles in Allem genommen, stehen wir vor der glücklichen Lösung einer Dorfgeschichte, in welcher Anmuth und verklärte Lebenswahrheit durch eine geweihte Künstlerhand Gestalt gewannen.

In den letzten Zügen.

Ein Nachtstück aus dem verflossenen Winter

von

L. von Bischoffshausen.

(Nachdruck verboten.)

„Gustav! Gustav! Hörst Du denn gar nicht? So wache doch auf! Es ist ein Kranker draußen, der Deiner Hülfe bedarf. Ich kann das Gewimmer nicht länger aushalten!"

„Das Gewimmer? Wer wimmert denn? Wie käme ein Leichnam dazu, zu wimmern?"

„Ein Leichnam? Ich glaube wahrhaftig, Du träumst mit offenen Augen, Gustav! Ich bitte Dich inständig, lieber Mann, wache auf und eile dem Unglücklichen draußen zu Hülfe!"

Es war wirklich so, wie meine Frau vermuthet hatte. Ich befand mich noch mitten in einem Traume, als sie mich weckte, aber es war auch der lieblichste und zugleich der lebendigste Traum, der mir je im Leben beschert worden ist.

Ich war wieder Student und weilte in Göttingen. Professor Engelmacher, unser berühmter Anatom — die Leuchte der Wissenschaft, der Stolz der Georgia Augusta — hatte mich nebst einigen wenigen bevorzugten Kommilitonen zu sich beschieden und stand, auf seine beiden, ebenfalls berühmten Assistenten — die Doktoren Massenschläger und Blaßschaffer — gestützt, an einer mächtigen, langen Tafel, auf welcher ein Leichnam ausgestreckt lag. Diesen Leichnam hatte uns die Charité (das Krankenhaus, das unter Professor Engelmacher's Leitung stand) vor Kurzem geliefert, nachdem wir monatelang vergeblich nach ihm geschmachtet hatten.

Während seiner Lebzeiten hatte der Patient an der Wasserscheu gelitten, welche ihren Sitz sonderbarerweise in der Gurgel gehabt und welche sich durch ein fortgesetztes Verlangen nach alkoholhaltigen Flüssigkeiten geäußert und von der gewöhnlichen Hydrophobia unterschieden hatte.

Professor Engelmacher hatte sich eben in jener kurzen, orakelspruchartigen Weise, die ihm eigen, über die Seltenheit des vorliegenden Falles verbreitet, und er schickte sich gerade an, den Sitz des Uebels mit geschäftigen Fingern bloßzulegen, — eine Manipulation, der wir Alle vorgebeugten Hauptes und gespannten Blickes zu folgen bemüht waren, — da just weckte mich meine Frau eines elenden, trivialen Gewimmers wegen, das auf der Straße erschallt war und das aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Zecher herrührte, der auf seinem späten Nachhausewege zu Schaden gekommen sein mochte, und betrog mich auf diese Weise um den schönsten Moment meines ganzen Lebens.

„Hat es schon geschellt?" fragte ich, — bemüht, das Bedauern, das mich ob der unwiederbringlich verlorenen Aufklärung noch immer gefangen hielt, abzuschütteln und die nothwendigste Kleidung anzulegen.

„Nein, geschellt hat es noch nicht; der Kranke ist gewiß zu schwach dazu," meinte meine Frau, welche aufrecht in ihrem Bette saß und mit unnatürlicher, fieberhaft erregter Stimme sprach.

„Vor einer Stunde glaubte ich schon einen leisen Klageton zu vernehmen, aber ich war meiner Sache nicht ganz gewiß und wagte deßhalb nicht, Dich zu wecken. Aber seitdem hat es an Stärke und Deutlichkeit zugenommen und jetzt, — — wahrhaftig, da fängt es schon wieder an, — ich bitte Dich um Gottes willen, Mann, eile Dich, dem Unglücklichen beizustehen, ehe es zu spät ist!"

„Liebe Serena, male Dir doch nicht immer gleich das Schlimmste aus!" erwiederte ich, etwas ungehalten über die allzu warme Theilnahme meiner Gattin mit den vorausgesetzten Leiden eines Nachtschwärmers. „Als Frau eines Arztes mußt Du Dir wirklich etwas mehr Gleichmuth und Seelenruhe anzuschaffen suchen. Das Wimmern rührt wahrscheinlich wieder von einem jener Trunkenbolde her, die der Wirth vom „Bunten Bock", nachdem sie gehörig bei ihm gezecht haben und nachdem sie gehörig durchgebläut worden sind, an die Luft setzt und die dann zu mir gelaufen kommen, um sich für die nächste Sonntagskneiperei wieder zusammenflicken zu lassen."

Ich hatte inzwischen meine Laterne angesteckt und schickte mich an, unser Schlafzimmer zu verlassen, da drang wiederum ein langgezogener Schmerzenslaut von der Straße zu uns herauf, — ein Laut, der das Heulen des Wintersturmes, wie er just um unser Haus tobte, und das Winseln des ausgesperrten Metzgerhundes, das von der nächsten Straßenecke zu uns herübertönte, an Kläglichkeit und Schauerlichkeit überbot.

Meine Frau sagte von jetzt an nichts mehr, — sie faltete bloß noch die Hände und sah mich, um Erbarmen flehend, an.

Es war eine schnöde, unheimliche Nacht. Der Thermometer zeigte sechs Grad unter Null und von dem Vollmond, der im Kalender stand, war absolut nichts zu sehen. Dennoch folgte ich ohne Schwanken und Zögern dem Rufe der Pflicht und stieg in die unteren Räume des Hauses hinab, um dem „Wimmernden" Hülfe oder wenigstens Erleichterung zu bringen. Innerlich wünschte ich freilich, unsere Villa läge den Habitués des „Bunten Bockes" und der „Geschwollenen Ratte" — zwei Hotels nicht gerade allerersten Ranges, die sich vor unserem Thore Konkurrenz machten — weniger handlich und bequem. Der letzte Sonntag stand mir noch gar zu deutlich vor Augen, wo ich einem spät Pochenden die Thür geöffnet und mich plötzlich einem wüsten Gesellen mit lallender Zunge, mit blutüberströmtem Angesicht, gespaltener Nase und blauem Auge gegenüber befunden hatte, — der Kleidung, die ihm in Fetzen vom Leibe hing, gar nicht zu gedenken. Ich hatte dieses Burschen wegen hinterdrein noch die ärgste Schererei mit der Polizei gehabt, welche mich beschuldigte, einen Raufbold, der sich ihrer Gewalt widersetzt, bei mir aufgenommen und dem Arm der Gerechtigkeit entzogen zu haben.

Auf der Hausflur angekommen, öffnete ich — dießmal jedoch mit gebührender Vorsicht — die Thür, aber Niemand präsentirte sich und außer dem Schnauben des Sturmes und dem Geheul des bereits erwähnten Metzgerhundes war weit und breit kein Laut zu vernehmen. Selbst im „Bunten Bock" und in der „Geschwollenen Ratte" herrschte sabbathliche Stille.

Ich trat vor die Thür hinaus, leuchtete die Stufen hinab, schaute rechts und links die Straße hinunter — es war Niemand zu sehen und nichts zu hören.

Sonderbar! Der Wimmernde mußte also doch noch so viel Kraft besessen haben, um sich die Straße weiter hinab zu schleppen. Ich schloß die Hausthüre wieder ab und war froh, Serena durch die Nachricht von dem abgezogenen Patienten beruhigen zu können.

„Lieber Gustav," so begann sie, noch ehe ich Zeit gehabt hatte, ihr von der Vergeblichkeit meiner Anstrengung zu berichten, „wir haben uns über die Richtung, aus der das Wimmern kam, vollständig getäuscht. Denke Dir, es geht gar nicht von der Straße, sondern von unserem Hofe aus, — wenigstens schien es eben durch das Seitenfenster da hereinzubringen, und kläglicher, herzzerreißender denn je zuvor."

Der Vollmond war jetzt aufgegangen, aber schwere Wolkenmassen jagten, vom Sturm gepeitscht, noch immer am Himmel hin und verdeckten ihn auf Augenblicke ganz; aber als ich das bezeichnete Fenster öffnete und gespannten Blickes hinauslugte, — da lag das kleine Viereck unseres Hofes just von den Strahlen des Mondes hell und grell beleuchtet vor mir, — so hell beleuchtet, daß ich meinte, jedes Reis an dem jüngst gepfropften Aprikosenstamme zählen zu können, der seine Zweige an dem Spalier der Südmauer ausbreitete.

„Siehst Du etwas? Ich bitte Dich, Gustav, verhehle mir nichts! Siehst Du etwas Fürchterliches? Gewiß einen Verstümmelten, der in seinem Blute schwimmt! O mein Gott, Du spannst mich auf die Folter, Gustav, — warum sprichst Du nicht?"

„Weil ich absolut nichts sehe, liebe Frau. Es ist so still in unserem Hofe wie in einer Kirche und so leer wie — wie — nun auch wie in unserer Kirche," sagte ich mit einem mißlungenen Versuche, die Angst meiner Frau mit einem frivolen Scherze zu bannen.

„J—ie—ie—jeh!" ächzte es von Neuem durch die Stille der Nacht und meine Frau warf sich mit einer Geberde der Verzweiflung und des Entsetzens auf ihre Kissen zurück und zog die Decke über ihren Kopf.

Dießmal hatte das „J—ie—ie—jeh!" halb gebrochen und vibrirend geklungen und hörte sich fast an wie das Röcheln eines unter den ärgsten Martern Verscheidenden.

„Jetzt weiß ich endlich, woran ich bin!" rief ich triumphirend aus, nachdem ich dem hinsterbenden Tone nachgelauscht und die Quelle desselben entdeckt zu haben meinte. „Thor, der ich war, daran nicht gleich gedacht zu haben! Das Gestöhn kommt aus Jettens Kammer, Serena, ich habe es ganz klar und deutlich vernommen."

Jette war unsere Dienstmagd, welche sich Tags zuvor an dem landesüblichen Gericht — Kartoffelpfannkuchen — übernommen und über Magendrücken geklagt hatte.

„Du kannst ganz ruhig sein, liebe Frau, ich werde hinunter gehen und ihr auf alle Fälle Erleichterung verschaffen."

„Gott gebe es!" flüsterte Serena und zog den Kopf wieder ein wenig unter der Decke hervor.

Dießmal trat ich den Weg in die unteren Regionen des Hauses viel zuversichtlicher an, als das erste Mal.

Mit der Magd wollte ich bald fertig werden. Wie alle ungezogenen Personen pflegte sie von ihren Gebrechen ein ganz unverhältnißmäßiges Aufheben zu machen; — ich hatte ein Fläschchen Hoffmann'scher Tropfen zu mir gesteckt, davon wollte ich ihr eine Dosis verabreichen, — das Gewinsel jedoch und das Gewimmer wollte ich mir allen Ernstes verbitten und ihr auf das Allerstrengste untersagen.

Aber was war denn das?

Ich stand schon vor Jettens Thür und das Geräusch, das mir von jenseits derselben entgegenschallte, glich viel eher dem Schnarchen eines in seinem Winterschlafe begriffenen urkräftigen und gesunden Polarbären, als dem Wimmern einer mit Magendrücken behafteten Hausmagd.

Vielleicht hatte sie mich kommen hören und das Schnarchen nur fingirt.

Ich öffnete die Thür mit möglichst viel Geräusch und trat, eine strenge, erzürnte Miene vornehmend, in ihr Gemach.

„Was ist das für eine Komödie, Jette!" so wollte ich sagen, aber das Wort erstarb mir bei dem Anblick, der sich mir darbot und der mich sofort von ihrer Schuldlosigkeit überzeugte, — auf der Zunge.

Jette lag, — den Kopf nach Möglichkeit weit hintenüber



Tanzpause. Gemälde von Vautier. (S. 627.)

gebogen, — den Mund nach Möglichkeit weit geöffnet, auf ihrem Lager und schnarchte, daß die Wände dröhnten. Plötzlich aber riß sie die Augen auf, — der Lichtschein meiner Laterne mochte sie geweckt haben, — und — — mich anstarren, einen gellenden, Mark und Bein erschütternden Schrei ausstoßen und den Kopf unter die Decke stecken, war offenbar das Werk ein und desselben Impulses.

„Nicht morden!“ schrie sie in dem jämmerlichsten Tone unter der Decke hervor. „Erbarmen! Erbarmen! Zu Hülfe! Mörder!“

„Jette, sind Sie toll?“ rief ich, von der Wirkung, die mein Anblick hervorgerufen, selbst erschüttert. „Ich bin es ja, — Doktor Wermuth. Meine Frau glaubte Sie wimmern zu hören, — ich bringe Ihnen hier etwas für Ihre Magenschmerzen.“

Es kostete mich wahrhaftig ebensoviel Mühe, diese robuste Person wieder zu Räson zu bringen, als ob ich eine vornehme Dame vor mir gehabt hätte, die eine Ohnmacht fingirte. Aber zuletzt hörte sie doch auf mein gütliches Zureden und die fünfzehn Tropfen Liqueur, die ich ihr auf Zucker abzählte, thaten ihre Wirkung, — das Schreien und Schluchzen nahm ein Ende. Dann wandte sie den Kopf auf die linke Seite und ich hoffe und glaube, daß sie bald wieder eingeschlafen ist.

„Was ist mit Jette geschehen?“ fragte meine Frau, als ich zu ihr zurückgekehrt war. Sie sah geisterbleich aus und ihr Gesicht schien in dieser einen Stunde um zehn Jahre gealtert zu sein.

„Hast Du noch Hoffnung, sie zu retten? Ich wäre Dir gern zu Hülfe gekommen, lieber Mann, aber die Schrecken der letzten Stunde haben mich gelähmt. Ich bin nicht im Stande, auch nur ein Glied zu rühren. O Gott, und da fängt das Wimmern auch wieder an, — ich werde noch den Verstand darüber verlieren!“

„Weißt Du was, liebe Frau?“ sagte ich mit dem Tone Eines, dem eine Offenbarung oder Erleuchtung zu Theil geworden ist. „Das Geräusch dringt unter Deinem Bette hervor, — ich höre es jetzt ganz genau.“

„Allmächtiger Gott!“ schrie Serena und war mit einem einzigen Satze aus ihrem Bette auf einen Stuhl gesprungen, der sich in der fernsten Ecke des Zimmers, dicht neben dem Ofen befand.

Sie hatte bei diesem Sprunge eine Kraft und Gelenkigkeit entwickelt, welche die eben geschilderte Lähmung ihrer Gliedmaßen in sonderbarer Weise illustrirte.

Ich brachte meiner Frau zuerst einen Plaid und hüllte ihre zarte, von Frost und Aufregung zitternde Gestalt in die warmen und weichen Falten desselben, und dann leuchtete ich unter das Bett.

Es war kein Mensch — weder ein gesunder, noch ein kranker — vorhanden. Aber auch kein Hund oder sonst ein winselndes Thier — wie der spukerfahrene Leser vielleicht anzunehmen geneigt ist — war unter dem Bette zu erspähen.

Aber gerade, wie ich mich aus meiner gebückten Stellung wieder aufrichten will, schlägt der wimmernde Ton von Neuem an mein Ohr, und zwar dieses Mal aus allernächster Nähe.

„Ich will und muß der Sache jetzt auf den Grund kommen!“ rief ich mit dem Ernst eines entschlossenen, aufgeklärten Mannes, der nicht gewohnt ist, vor einer räthselhaften Naturerscheinung verblüfft und betroffen dazustehen, sondern der sie zu erforschen weiß und das über ihr ruhende Dunkel zerstreut. „Sollte auch die ganze Nacht darüber hingehen, ich ruhe nicht eher, bis der Ursprung dieses Wimmerns aufgedeckt ist! Verhalte Dich einmal ganz mäuschenstill, liebe Frau; zuerst muß der Punkt festgestellt werden, von dem das Geräusch ausgeht.“

Ich lag athemlos, gespannt und erwartungsvoll auf meinen Knieen, während meine Frau noch immer auf ihrem Stuhle am Ofen stand.

Keines von uns regte sich, Keines sprach ein Wort, wir lauschten Beide auf die Wiederkehr des Tones, der uns nun schon so lange gequält und beunruhigt hatte. Und horch'! Es mochte etwa eine halbe Minute in dieser Weise verstrichen sein, da schlug der erwartete Laut — und zwar aus nächster Nähe — an mein Ohr. Er kam aus — Serena's Bett! Darüber waltete nun auch nicht der leiseste Zweifel mehr ob.

Ich schlug die Bettdecke weit zurück und erblickte — eine große zinnerne Wärmflasche, deren Schraube unvollkommen zugedreht sein mochte, so daß ihr Luft entweichen und Hitze entströmen konnte, welche zwei Faktoren die langgezogenen jämmerlichen Töne hervorgebracht haben mußten.

Also dieses wohlthätige, hochgebenedeite Instrument war die Quelle aller unserer Noth und Aufregung, die Ursache so vielen vergeudeten Mitleids, der Anlaß zu so großer Unbequemlichkeit für uns Beide gewesen!

Serena stieg, nicht wenig ernüchtert, von ihrem Piedestal herab und überzeugte sich von der Richtigkeit meines Ausspruches.

Als wir die Erlebnisse dieser Nacht am folgenden Morgen unseren Bekannten und Freunden zum Besten gaben, — stand das Erstaunen, das sie ob der Lösung des Räthsels an den Tag legten, mit unseren Erwartungen wenig im Einklang. Die Meisten von ihnen benützten auch eine Wärmflasche und hatten schon dieselben oder ähnliche Erfahrungen, wie die unsrigen, gemacht; fast Alle waren durch die Töne, die ihr gelegentlich entquollen, genarrt und auf die abenteuerlichsten Vermuthungen gebracht worden.

Gehört der Leser auch zu den Gefoppten?

Die goldene Hochzeit.

Eine Familiengeschichte

von

Julius Mühlfeld.

(Schluß.)

Endlich traf der herbeigerufene Arzt ein, erfuhr, was vorgegangen war und beobachtete die Kranke. Die Symptome mußten wenig zufriedenstellend sein, denn er zuckte bedenklich die Achseln und verordnete sofortige Ueberführung in das Bett, Eisumschläge auf den Kopf und verschrieb eine Medizin. Dabei trieb er mit Allem zur Eile. Der besorgte Gatte übersah das nicht.

„Doktor, der Zustand meiner Frau scheint bedenklich zu sein?“ frug er.

„Es wäre nutzlos und fehlerhaft, Ihnen das zu verbergen, lieber Wacker. Die schwere Erschütterung, welche der Vorfall auf Ihre Gattin ausgeübt, hat sich vorzugsweise auf das Gehirn geworfen. Es ist eine Gehirnentzündung im Entstehen, deren Verlauf unberechenbar bleibt. Was Menschenkraft und Wissen vermögen, habe ich vorderhand angeordnet. Sorgen Sie nur für pünktlichste Ausführung, in drei Stunden bin ich wieder hier.“

Die Anordnungen des Arztes wurden mit peinlicher Gewissenhaftigkeit befolgt. An Stelle des regen Lebens im Wacker'schen Hause war plötzlich eine beängstigende Stille getreten, jene unheilvoll drückende Atmosphäre, in deren Bereiche Krankheit und Tod zu walten pflegen. Wilhelm Wacker war von dem Krankenbette seiner Frau, an dem jetzt eine bewährte Pflegerin neben der Tochter der Kranken Platz genommen hatte, in das Zimmer seines Vaters zurückgekehrt. Der Greis ging noch immer aufgeregt auf und nieder und versuchte vergeblich, seine innere Unruhe zu bemeistern.

„Die kranke Frau ist so gut als eben möglich aufgehoben, dort bin ich für jetzt überflüssig geworden,“ sagte der Sohn zum Vater; „aber nun müssen wir an Alfred denken. Was können wir thun, wie finden wir den Jungen?“

„Er wird sich allein wieder finden. Nun der Skandal einmal geschehen und doch nicht zu verbergen ist, lassen wir ihm seinen Willen. Er kehrt sicher gebessert heim.“

„Du kennst ihn doch wohl nicht, Vater; Alfred kehrt nicht von selbst zurück. Er ist zur Verzweiflung getrieben und hat seinen Willen gerade so wie wir.“

„Was können wir thun? Sollen wir dem Tollkopf zu willen das Ungeheuerliche zugeben und die Tochter jenes Elenden als unsere Tochter in das Haus ziehen lassen?“

„Soll das Böse neues Unheil fortzeugend schaffen, Eins unaufhaltsam das Andere nach sich ziehen: mein Bruder, mein Sohn, meine Frau? Sie wird nicht mehr gesund, kann nicht genesen, wenn sie, erwachend aus ihren Phantasieen, den Sohn vergeblich suchen muß ...“

„Was können wir thun, er ist doch einmal fort ...“

„Ihm nachsetzen, Vater, ihn zurückbringen lassen mit einem Worte der Versöhnung.“

„Dem Jungen nachlaufen, dem eigensinnigen Kopfe nachgeben ... nein!“

„Vater, es muß sein, um unseres eigenen Friedens willen ... denke an meinen Bruder, Deinen Sohn!“

Bei diesen Worten ward die Thür geöffnet und eine schwarz gekleidete weibliche Gestalt trat schnell herein. Mit hastiger Bewegung schlug sie den Schleier zurück und die beiden Männer blickten in das bleiche und verhärmte Gesicht Julie Knauer's.

Der Rathsherr, durch den Hinweis auf das unbekannte Schicksal seines verstoßenen Erstgeborenen schon erschüttert, starrte das junge Mädchen an, als wäre dieselbe eine Erscheinung aus der andern Welt. Sie hatte er offenbar zuallerletzt hier erwartet. Julie ließ sich jedoch durch des Greises erstaunten und nichts weniger als einladenden Blick nicht einschüchtern, sondern trat entschlossenen Schrittes und Sinnes in die Mitte des Zimmers und ihm gegenüber.

„Sie sind es, Julie,“ sagte der Rathsherr langsam, „Sie kommen hieher?“

„Ich bin es, Herr Rathsherr, ja, ich habe es für meine Pflicht gehalten, hieher zu kommen und mit Ihnen zu reden,“ erwiederte das Mädchen bestimmt.

„Und was wollen Sie noch von mir — ich glaubte, daß wir miteinander fertig wären für alle Zeit.“

„Das wäre mir auch ganz recht gewesen, Herr Rathsherr, denn ich trug kein Verlangen nach weiteren Auseinandersetzungen. Aber es sind noch andere Menschen vorhanden, deren Schicksal mir nahe geht und deren schuldlose Qualen mir in's Herz schneiden. Weil mir selbst, der Kranken und Verwachsenen, kein reines Lebensglück und niemals die Sonne der Liebe leuchten wird, und weil ich deßhalb weiß, wie arm ein Menschenherz ist, das diese schönsten Blüten des Erdendaseins nie gekannt, fühle ich mich verpflichtet, der Anwalt Derer zu werden, denen eine freundliche Sonne lachte und die man ... ich kann es nicht anders nennen, als frevelhafterweise ... um vergangener und begrabener Dinge willen hinausstoßen will in die dunkle, kalte Nacht, welche dem des Lichts Gewohnten weit schrecklicher werden muß, als dem Blindgeborenen, der nur ahnen kann, was er entbehrt.“

Der Rathsherr rückte unbehaglich hin und her. Die feste und sichere Sprache des Mädchens verfehlte ihren Eindruck um so weniger, weil er der Wahrheit ihrer allgemeinen Ausführungen, deren speziellen Hintergrund er wohl kannte, nichts Rechtes entgegenzustellen hatte.

„Was soll es damit, Fräulein Knauer, was wünschen Sie von mir?“ frug er rauh und warf dabei einen schnellen Blick auf seinen Sohn, der im Zimmer geblieben war, aber sich still in eine Fensternische zurückgezogen hatte.

„Ich will Sie fragen, ob es Ihr Wille ist, daß aus der alten, beklagenswerthen Saat des Unheils, an der wir Lebenden schuldlos sind, heute noch eine Ernte ersprießen soll, die eine neue Generation vergiftet und Herzen bricht, die damals noch nicht einmal schlugen? Hier bringe ich einen Brief Ihres Enkels an meine Schwester. Er schildert die Qualen, die Sie ihm bereiten und deren Gründe er nicht einmal kennt, aber er enthält auch den bestimmten Entschluß, das Glück der Liebe, welches Sie ihm verweigern, sich selbst zu erringen. Er fordert Minna auf, ihm Treue zu bewahren, bis er wieder kommen wird, und meine Schwester, deren Leben heute in Ihrem Enkel wurzelt, wird warten, wird Alfred die Treue bewahren. Aber wer blickt denn in der Zukunft dunklen Schooß? Wer will sagen, ob der treue Jüngling, der sich muthig in den Kampf mit dem Leben stürzt, von demselben nicht verschlungen wird, wie dereinst Ihr ältester Sohn? So sind zwei edle Menschenherzen, die zu einander gehören und nicht von einander lassen wollen, auf die Spitze des Zufalls gestellt, um eines Phantoms willen. Das alte Unheil, das Ihnen so großes Leid gebracht hat, ist ja doch einmal geschehen und mit allen Mächten der Erde nicht ungeschehen zu machen ...“

„So wissen Sie, was damals geschehen ist?“ warf der Rathsherr betroffen ein.

„Ich kenne die Schuld meines Vaters aus seinem eigenen schriftlichen Bekenntniß, das er in seinen Papieren aufgezeichnet hatte. Ich habe Alles gelesen, was er verschuldet, aber auch wie er gebüßt, wie er heimlich gerungen hat, um schon vor vielen Jahren die Spuren des Verlorenen aufzufinden. Es ist ihm nicht gelungen, aber gebüßt hat er die unselige That, die er aus Kindesliebe beging, sein ganzes Leben lang. Ich kann ihn nicht verdammen, nur beklagen. Wie sehr er gelitten, das begreife ich jetzt erst ganz, nachdem ich das Geheimniß kenne, und vieles Unverständliche, das mich beängstigt und erschreckt hat, klärt sich heute für mich auf. Ich würde mit Freuden mein eigenes Leben dafür geben, könnte ich damit die That auslöschen, die so schweres Unheil erzeugte. Sie haben darunter gelitten, das Ihnen angethane Leid ist unsühnbar, das sehe ich ja ein. Aber was kann das unschuldige Kind, was kann meine reine Schwester dafür, daß sie die Schuld unseres Vaters, die vor ihrer Geburt begangen, büßen soll; was Ihr eigener Enkel, den Sie bestrafen wollen für eine ihm fremde und völlig unbekannte That, den Sie mitleiden lassen, wo er so rein und schuldlos dasteht, wie das Mädchen, das er liebt? Warum diese zwei Herzen trennen, vielleicht brechen, weil vor einem Menschenalter, vor ihrer Geburt, eine Ungeheuerlichkeit geschehen ist? Sie sind ein Christ, Herr Rathsherr, und in Ihrem Hause ist es allzeit christlich zugegangen, aber heute wollen Sie das heilige Erlösungswerk des Christenthums verleugnen und die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern nach den Worten des alten Testaments, anstatt sie durch die Liebe sühnen zu lassen im Glücke der Kinder, der Verheißung des neuen Bundes. Das leuchtet mir nicht ein, und ich bin zu Ihnen gekommen, um meiner armen Schwester, um des guten Alfred willen, um Ihrem christlichen Gewissen diese Frage vorzulegen. Geben Sie sich selbst die Antwort, nicht mir, die ich wieder heimgehe, um der Trauer zu leben und für die Seele meines armen Vaters zu beten.“

Leise, wie sie gekommen war, huschte Julie wieder heraus. Daß ihre Worte einen tiefen Eindruck auf den Rathsherrn hinterlassen hatten, war ihr so wenig entgangen, als seinem Sohne. Als Julie fort war, blieb der Greis in Gedanken versunken. Tiefe Schatten lagerten auf seiner hohen Stirn, um die das spärliche, schneeweiße Haar in dünnen Strähnen hing. Vergeblich wartete sein Sohn auf eine Anrede, auf eine Wiederanknüpfung ihres durch Juliens Kommen unterbrochenen Gesprächs. Er verließ endlich das Zimmer, um nach seiner kranken Frau zu sehen. Dieselbe lag in heftigen Delirien, befand sich aber in der treuesten und sorgfältigsten Pflege. Aus dem Krankenzimmer begab er sich in's Comptoir, schrieb mehrere Depeschen und sprach eingehend mit dem ersten Buchhalter, der während der letzten Tage im Knauer'schen Hause beschäftigt gewesen war. Dieser schüttelte ihm schließlich verständnißvoll die Hand, nahm seinen Hut und ging. Wilhelm Wacker theilte dem übrigen Personal mit, daß Herr Brauer eine mehrtägige Geschäftsreise unternehme.

Als Wilhelm Wacker in das Zimmer seines Vaters zurückkehrte, fand er den Greis noch in derselben nachdenklichen Stellung. Er richtete den matten Blick auf den Eintretenden und frug:

„Wie steht es mit Helene?“

„Sie phantasirt heftig, befindet sich aber in bester Pflege. Da ich der Krankheit wegen nicht selbst fort kann, so habe ich Herrn Brauer nach Bremen und Hamburg geschickt, um Alfred's Spur zu verfolgen. Depeschen an die Behörden eilen ihm voraus.“

Der Greis erwiederte nichts, sondern nickte nur leise mit dem Kopfe. Es blieb dahingestellt, ob darin eine Billigung oder nur Resignation der vollendeten Thatsache gegenüber gesehen werden durfte.

IX.

Die letzten Vorbereitungen zum goldenen Hochzeitsfeste im Wacker'schen Hause geschahen zwar unter recht trüben Umständen, aber sie wurden nach dem aufgestellten Programm und den schon vorher getroffenen Bestimmungen gemäß zu Ende geführt. Freilich glichen sie eher den Vorbereitungen zu einem

Begräbniß, als zu einer Jubelfeier. Feierliche Stille herrschte in dem weiten Hause. Die aus und ein gehenden Handwerker und Geschäftsleute huschten auf den Zehen durch die Hausthür, deren tönende Schelle in Ruhestand versetzt worden war, über die Treppen und Korridore, und kein lautes Wort wurde vernommen. Man empfing den Eindruck, in einem großen Krankenhause zu weilen, und gewissermaßen traf dasselbe auch zu. Frau Helene Wacker hatte tagelang zwischen Leben und Tod gerungen, bis das erstere den Sieg über die drohenden Schatten des letzteren gewann und eine langsam vorschreitende Besserung eintrat. Auch der greise Rathsherr, der noch niemals in seinem Leben krank gewesen war, hatte von den Aufregungen ein Unwohlsein davongetragen, welches die Seinigen einige Tage lang für sein Leben fürchten ließ. Aber auch er erholte sich wieder, so daß für die Jubelfeier keine äußerliche Störung zu befürchten stand, wenn auch von einem wirklichen Freudenfeste schwerlich die Rede sein konnte. Denn noch war von dem flüchtigen Alfred keine Nachricht eingetroffen, und die täglich anlangenden telegraphischen Depeschen des Herrn Brauer lauteten fortdauernd unbefriedigend. Nur so viel schien festzustehen, daß Alfred von einem deutschen Hafen aus nicht in das Ausland gegangen war. Er mußte sich also noch in Deutschland aufhalten, oder auf dem Landwege in ein Nachbarreich gereist sein. Um ihm auch hiebei auf die Spur zu kommen, waren von Seiten Brauer's und Wilhelm Wacker's alle Vorkehrungen getroffen. Der Telegraph ist ja in dieser Beziehung heutzutage ein mächtiger Verbündeter, und der ruhige und besonnene Vater gab die Hoffnung auf den Erfolg seiner Bemühungen nicht auf.

Der festliche Tag brach an. Das Wetter begünstigte ihn in auffallender Weise. Ein heiterer Himmel strahlte über Gutstadt, das mit seinen freundlichen Häusern und reinlichen, geraden Straßen im hellen Sonnenscheine ein einladendes und anmuthendes Aussehen hatte. An diesem außergewöhnlich heiteren Tage machte die Stadt wirklich den Eindruck einer Feststadt. Diesen Eindruck erhöhte noch der Schmuck des alten Rathhauses am Markt. Dasselbe hatte eine reiche Anzahl von Illuminationseffekten, Sterne, Sonnen, Kreuze und so weiter, das neubestellte große W in der Mitte, aufgesteckt, und aus den Fenstern des obern Stockwerks wehten drei Fahnen: die Stadtfarben von Gutstadt, die Landesfarben des Fürstenthums und die Farben des deutschen Reichs. Auch einige Häuser am Markte und in der Springstraße, in welcher das Haus des Jubilars lag, hatten Fahnen ausgesteckt.

Im Wacker'schen Hause ging es in den Morgenstunden zwar lebhaft, doch still her. Noch immer lag Frau Helene krank und mußte vor jeder Aufregung behütet werden. Sonst war ihr Zustand jetzt gefahrlos und durfte den Angehörigen keine Sorge weiter bereiten. Um den nothwendigen Verkehr, den dieser Tag in das Haus bringen mußte, zu dämpfen, waren Flur, Treppen und Korridore mit dicken Teppichen belegt, die jeden Schritt unhörbar machten. Während der Rathsherr bereits im festlichen Anzuge prangte und nur den sammetnen Schlafrock, der ihn bis auf die Füße umhüllte, noch mit dem bereit liegenden modernen Fracke vertauschen durfte, waren drüben mehrere weibliche Hände beschäftigt, die Jubelbraut zu schmücken. Weiße Seide umrauschte die noch immer schlanke Gestalt der Greisin, auf deren Angesicht ein milder Ernst ausgebreitet lag, und die erste Friseuse der Stadt war eben darum bemüht, auf dem Silberhaar, über das bereits der golddurchwirkte Schleier herabfiel, das Diadem des goldenen Kranzes zu befestigen. Die jugendliche Gertrud prangte in duftigem Weiß mit einem Ausputz von lebendigen Rosenknospen. Eine rechte Heiterkeit war dabei freilich nirgends zu bemerken; die Last der Ereignisse der letzten Zeit drückte auf die Gemüther, und Wilhelm Wacker, der im festlichen Anzuge in's Comptoir gekommen war, seufzte leise, als er unter den eingegangenen Postsachen keine Nachricht von Brauer vorfand. Die Sorge um das Schicksal des Sohnes, dessen entschlossenen Sinn er recht wohl kannte, lastete schwer auf der Vaterbrust, wenn auch die andere Sorge um die treue Gattin jetzt so ziemlich gehoben war.

Man hatte dem Wacker'schen Hause unter der Hand mitgetheilt, daß um elf Uhr der Rath zur Gratulation kommen werde; ihm würden dann ohne Zweifel Verwandte und Freunde, theilnehmende Bürger der Stadt, Deputationen der Vereine und Wohlthätigkeitsanstalten, bei denen der Jubilar betheiligt war, nachfolgen. Um elf Uhr wollte sich denn auch das Jubelpaar mit seinen Angehörigen in den festlich geschmückten Familiensaal begeben. Aber schon vorher stand die Hausthür keinen Augenblick still, da von allen Seiten dem Jubelpaare Aufmerksamkeiten in Form von Blumen wie kostbaren Geschenken übersandt wurden, die geschickte Hände auf einem Gabentische sinnig arrangirten.

Auf dem Rathhause ging es heute auch schon frühzeitig lebhaft her. Das goldene Jubelfest des ältesten und hochverdienten Rathsherrn der Stadt bildete ja ein Ereigniß, an das man mit vollem Ernste von vornherein herangetreten war. Allen auf die Festlichkeit bezüglichen Vorschlägen des Beisitzers Schlicht war von den Mitgliedern des Raths mit seltener Einmüthigkeit zugestimmt worden, und noch niemals hatten die schüchternen Bedenken des rechnungskundigen Stadtkämmerers Lietz, der seine Stadtkasse mit Argusaugen hütete, eine so souveräne Nichtbeachtung gefunden, als bei dieser Gelegenheit.

Von zehn Uhr ab versammelte sich der Rath auf dem Rathhause. Einer nach dem andern der Herren schritt in feierlicher Amtstracht die hohen steinernen Stufen des Rathhauses empor und verschwand durch das Portal desselben. Fast als der Letzte erschien auch Bürgermeister Wacker, der jüngere Bruder des Jubilars. Er sah sehr würdig und feierlich aus in der dunklen Amtstracht, das Baret auf dem ergrauten Haar und die schwere goldene Kette, das Abzeichen seiner Würde, auf der Brust; allein in seinem Gesicht war ein trübernster Ausdruck nicht zu verkennen, den man sonst an dem jovialen Stadthaupte gar nicht gewöhnt war. An diesem Tage, wo er dem älteren Bruder zum goldenen Hochzeitsfeste seine eigenen Glückwünsche und die der Stadt darbringen wollte, empfand er doppelt schwer seine Vereinsamung: die Erinnerungen an seine eigene glückliche Ehe, die der Tod leider zu früh getrennt hatte, waren in ihm wach geworden und stimmten ihn ernst und weich.

Im Sessionszimmer versammelten sich die Rathsherren, unter die der Bürgermeister mit freundlicher Begrüßung trat. Auf dem grünen Tische, um den die Herren sonst in ernster Berathung zu sitzen pflegten, zwischen Akten, Dokumenten und Gesetzesbüchern, lagen heute die Festgeschenke der Stadt an ihren ältesten Rathsherrn ausgebreitet. In einer blauen Mappe von Sammet, mit goldenem Beschlage, die Bürgerkrone über dem Monogramme des Gefeierten, ruhte die kunstvoll ausgeführte Adresse, in welcher die Vorzüge und Verdienste des Jubelpaares um die Stadt aufgezählt und warme Glückwünsche für einen freudigen Lebensabend ausgesprochen waren. Daneben stand der goldene Pokal, ein schönes Werk deutscher Goldschmiedekunst, mit sinnreichen Symbolen und passenden Inschriften. Die Herren zeigten sich befriedigt, denn dieser Anblick gab ihnen die Gewißheit, daß die Stadt bei dem Jubelfeste in würdiger Weise betheiligt sei.

Elf Uhr war herangekommen und der Platz vor dem Rathhause hatte sich mittlerweile dicht mit Menschen angefüllt, die den feierlichen Zug des Rathes aufbrechen und die mitgeführten Geschenke betrachten wollten. Jung und Alt war darunter und reckte die Hälse, um diesen oder jenen Rathsherrn, der am Fenster sichtbar wurde, zu erkennen. Als die Stadtuhr die Stunde ausgeschlagen, begannen die Glocken der Stadtkirche ihr festliches Geläute, und eine Bewegung am Portale des Rathhauses bekundete, daß der Zug sich in Bewegung setze. Die beiden Thürflügel wurden weit geöffnet und die stattliche Gestalt des Bürgermeisters schritt hervor und langsam die Stufen herunter. Ihm folgten der Beisitzer Schlicht, der die Adresse trug, und der Stadtkämmerer Lietz, der sein schmales und verwelktes Angesicht in der glänzenden Fläche des Pokals spiegelte.

Zu Zweien folgten die übrigen Rathsherren, und der Zug bewegte sich unter dem Festgeläute langsam und würdevoll die Springstraße hinab, dem Wacker'schen Hause zu, das reich mit Fahnen geschmückt war und dessen hohes Portal dicke Blumenguirlanden umwanden.

Im Familiensalon erwartete das Jubelpaar mit seinen Angehörigen die Deputation. Der Bürgermeister trat vor das greise Paar und begrüßte dasselbe in feierlicher Anrede. Der Redner nahm nun die Mappe aus den Händen Schlicht's entgegen und las das in feierlichem Style abgefaßte Schriftstück laut vor, worauf er es dem tiefgerührten Jubilar überreichte. Weiter nahm er den funkelnden Pokal aus des Kämmerers Händen, füllte ihn mit edlem Wein und trank daraus auf das Wohl des Jubelpaares und seiner Angehörigen. Dann überreichte er den Pokal der greisen Jubilarin zum Bescheid, von der er von Hand zu Hand wanderte.

„Und nun," rief der Bürgermeister in herzlicher Stimmung, „nachdem das Haupt der Stadt seine Pflicht gegen den verdientesten Bürger erfüllt hat, nehmt den Glückwunsch des Bruders und Schwagers entgegen, der ihn euch von ganzem Herzen bringt. Alter Friedrich!" rief er, den Jubilar umarmend, aus, „halte Dich tapfer wie bisher noch manches Jahr zu unser Aller Freude, und Sie, Frau Schwägerin, bleiben ihm als guter Engel zur Seite, wie das seit fünfzig Jahren gewesen ist."

Nachdem hiemit das Eis des offiziellen Aktes gebrochen, begann ein herzliches Beglückwünschen und Umarmen, in dem augenblicklich Alles, was die Herzen noch eben bedrückt hatte, untergegangen war. Die Thüren zu den Nebenzimmern wurden geöffnet, in denen man ein glänzendes Büffet aufgestellt erblickte, wo Tische und Stühle gruppenweise zum Niederlassen einluden. Hieher wandten sich die Gäste nach erfolgter Beglückwünschung, denn in den Salon strömten immer neue Gäste und Deputationen zu, um dem Jubelpaare ihre Wünsche darzubringen. Bald waren alle Räume gefüllt, eine stille Heiterkeit, die nur durch die Nähe der Kranken gedämpft wurde, beherrschte die Gesellschaft, die sich an dem köstlichen Inhalte des Büffets gütlich that, während Diener mit verschiedenen Weinsorten umhergingen und die kaum geleerten Gläser wieder füllten.

Es war ein schönes, herzliches Fest, und des greisen Rathsherrn Brust hätte im Vollgefühl der ihm erwiesenen Ehren und Freundschaftsbeweise schwellen müssen, wenn er die dunklen Schatten hätte verscheuchen können, die des sterbenden Knauer Bekenntnisse, Alfred's Flucht und Helenens Todesgefahr über ihn geworfen hatten und die am heutigen Jubeltage besonders düster auf ihm lasteten. Obgleich er es Niemandem gestanden und keine Aeußerung darüber gethan hatte, konnte er doch den Eindruck nicht überwinden, den Juliens ernster und tiefgehender Appell an sein Gewissen auf ihn ausgeübt hatte. Sein Gewissen war darüber wirklich erwacht, und tausend Stimmen riefen dem bekehrten Greise zu, daß das Mädchen Recht habe und er Unrecht, indem er mit unberufener Hand als Nemesis hatte walten wollen, theuren Menschen gegenüber, die an den Sünden der Vergangenheit keinen Theil hatten. Die Strafe hatte bereits begonnen in seinem Innern, und jeder Augenblick länger, der keine Nachrichten von Alfred brachte, verstärkte dieselbe. Deßhalb wurde es dem Greise nicht möglich, an seinem Ehrentage auch wirklich in Feststimmung zu kommen, und mit einer stillen Resignation ließ er die Ereignisse desselben über sich ergehen.

Der Salon und die angrenzenden Zimmer waren mit Gratulanten bereits dicht angefüllt und nur vereinzelt erschienen noch neue Gäste. Man sprach fleißig dem Inhalt des Büffets zu, trank, schwärmte umher, um mit Bekannten zu konversiren oder den reichen Schmuck der Geschenketafel zu betrachten. Der Herr Bürgermeister hatte sich soeben zu seinem Bruder gesetzt, dessen trübe Seelenstimmung ihm nicht verborgen geblieben war, um ein heiteres Gespräch mit ihm anzuknüpfen, denn bei ihm hatte der melancholische Anflug nicht lange Stand gehalten; der duftige Schaum des Champagners, der in breiten Schalen perlte, hatte seiner jovialen und heiteren Grundstimmung längst wieder zum Siege verholfen.

Da plötzlich erschien im Salon noch ein einzelner junger Mensch, dessen Eintritt die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte. Es war ein stattlicher junger Mann, kräftig und blühend, aber er trug nicht die übliche schwarze Festkleidung, sondern ein legeres graues Reisekostüm. Unbefangen schaute er mit den hellen blauen Augen um sich, und wer darauf geachtet hätte, dem würde eine auffallende Aehnlichkeit mit Alfred Wacker nicht entgangen sein. Dem greisen Jubilar allein fiel dieselbe sofort auf, und unruhig richtete er den Blick auf den Fremden, auf den er auch den Bürgermeister aufmerksam machte.

„Wer ist der junge Mann? Das ist Alfred und ist es doch wieder nicht — wer mag das sein?" frug er hastig.

Doch der Fremde hatte sich bereits orientirt und trat ohne Schüchternheit auf das Jubelpaar zu, vor dem er sich mit einer Verbeugung präsentirte, die gewiß die Heiterkeit der Anwesenden hervorgerufen haben würde, wenn sie nicht mit einer Anmuth ausgeführt worden wäre, der jedes Linkische fern war.

„Ich irre wohl nicht, hier finde ich das Jubelpaar, an das ich aus dem fernen Amerika gesandt worden bin, um als Enkel die Glückwünsche meiner Eltern, Bernhard und Emma Wacker, meines Bruders Eduard und meiner Schwester Anna zu überbringen. Ich selbst heiße Karl Wacker und überreiche dem Herrn Großvater hiemit den Brief meines Vaters, dem tausend mündliche Wünsche beigefügt worden sind."

Mit edlem Anstande hatte er einen dicken Brief hervorgezogen und reichte ihn dem sprachlosen Greise dar, auf den das plötzliche Erscheinen eines unbekannten Enkels mit Glückwünschen von dem seit dreißig Jahren verlorenen Sohne und einer unbekannten Familie desselben wie ein Blitzstrahl gewirkt hatte. Dieser Eindruck war aber auf alle Anwesenden fast der nämliche, und eine Todtenstille entstand, als der Fremde geendet hatte und der Greis seine zitternde Hand nach dem Briefe seines wiedergefundenen Erstgeborenen ausstreckte.

Ein Blick auf die Aufschrift von der noch wohlbekannten Handschrift seines Sohnes Bernhard überzeugte den Rathsherrn, daß hier jede Täuschung ausgeschlossen, daß dieses überraschende Glück Wahrheit sei, brach aber zugleich das Eis der Ueberraschung und des Schweigens. Strahlenden Blickes erhob sich der Jubilar und streckte dem Enkel die Arme entgegen:

„Du bist mein Enkel, Junge? Ja, Du bist es, ich sah es gleich, als Du eintratest und doch noch nicht ahnte, was für ein Freudenbote Du wärest. Mein Sohn Bernhard lebt! Mutter, unser verlorener Sohn lebt und sendet uns ein lebendiges Zeichen seines Lebens. Karl, Sohn meines Bernhard, sei willkommen am Herzen Deiner Großeltern und Verwandten."

Die greise Jubilarin war schon längst ihrer Empfindungen nicht mehr Herrin, ihre Freude und Rührung strömten in heißen Thränen aus, und als nun der neue Enkel leise die Kniee beugte vor der ehrwürdigen Matrone, da schlang sie ihre Arme um seinen Hals, preßte ihn heiß an ihre Brust und küßte ihn so innig, als wollte sie in diesem einen Augenblicke Alles nachholen, was sie in den langen Jahren der Trennung an Liebe und Zärtlichkeit hatte entbehren müssen.

Auch Wilhelm Wacker bewillkommnete den Neffen auf das Herzlichste und machte ihn mit dem schüchternen Bäschen Gertrud bekannt, das sichtlich einen tiefen Eindruck auf den Jüngling hervorbrachte. Der Bürgermeister stellte sich ihm als Großohm vor, und viele Bekannte drängten heran, um den schnell heimisch gewordenen Fremdling zu begrüßen und Fragen nach seinem Vater an ihn zu richten.

Allmälig aber empfahlen sich die Gäste bis zum Wiedersehen auf dem Festballe am Abend, und die Familie Wacker blieb allein. Sie begab sich in das stille Zimmer des Rathsherrn, wo Bernhard's Brief gemeinschaftlich gelesen wurde und Karl aus seiner Heimat und von seinen Angehörigen erzählen mußte. Die glücklichen Großeltern konnten nicht müde werden, nach ihrem Sohne zu fragen und über ihn und sein Schicksal aus dem Munde des Enkels zu hören. Die Kunde, daß der verstoßene Sohn in der fernen neuen Welt den Weg des Glückes gegangen war und heute in Verhältnissen lebte, die denen des elterlichen Hauses gleich zu achten waren, hatte eine wohlthuende Beruhigung in die Brust des greisen Rathsherrn gesenkt. Nun jene viel bereute Stunde zum Glücke ausgeschlagen war, ward er geneigt, sie als eine weise Fügung zu betrachten, durch die sein Sohn auf eigene neue Wege geführt worden war; sein eigenes Gewissen ward hiedurch beruhigt, und auch des todten Knauer, der die damalige Katastrophe verschuldet hatte, gedachte er wieder in versöhnlichem Sinne. Da auch Frau Helene sich an diesem festlichen Tage besonders wohl und kräftig fühlte und der Ausspruch des sie behandelnden Arztes durchaus günstig lautete, so würde jetzt dem vollen, freudigen Genusse des seltenen Festes gar kein trüber Schatten mehr im Wege gestanden haben, wenn nicht noch die Ungewißheit über den Verbleib und das Schicksal Alfred's geblieben wäre. Von Brauer war noch keine neue Nachricht eingelaufen, und man wußte nicht, ob dieß als

schlimmes oder günstiges Zeichen zu betrachten war. Zögerte der treue Buchhalter mit einer Nachricht, weil er einer Hoffnung auf Erfolg seiner Mission entgegensah, oder schwieg er, weil er nichts Anderes zu berichten hatte, als die trostlose Vergeblichkeit aller Mühen?

Der Nachmittag verging im Wacker'schen Hause verhältnißmäßig ruhig. Wilhelm Wacker und Cousine Gertrud nahmen den Neffen und Vetter aus Amerika in Beschlag und ließen sich von ihm erzählen, während sie ihn gleichzeitig in die diesseitigen Verhältnisse einweihten; das greise Jubelpaar aber zog sich nach den Aufregungen und Anstrengungen des Vormittags tief bewegten Herzens zur Ruhe zurück. Bevor sich jedoch der Rathsherr in seinem Zimmer auf der Chaiselongue ausstreckte, schrieb er das folgende Billet an Julie Knauer und übergab es einem Diener zur sofortigen Beförderung:

„Liebe Julie! Sie waren im Recht mit Ihrer tapfern Predigt, und ich danke Ihnen für die Unerschrockenheit, mit der Sie mir, dem Zornverblendeten, die Wahrheit sagten, als ein fühlendes Weib und gute Christin. Alfred wird seit jener Stunde mit allem Eifer gesucht und wird, da er nicht aus der Welt verschwunden sein kann, auch gefunden werden. Dann werde ich dem Glücke der beiden guten und an der Vergangenheit unschuldigen Kinder nicht im Wege stehen. Aber die Schuld der Vergangenheit selbst ist heute, wenn nicht gesühnt, so doch versöhnt worden. Zu unserem goldenen Hochzeitsfeste traf ein Enkel aus Amerika mit Glückwünschen unseres Sohnes Bernhard und seiner Familie ein. Bernhard lebt in der neuen Welt glücklich und reich gesegnet und bringt uns die Versöhnung entgegen. Dieser großen Kunde braucht Weiteres nicht erst hinzuzufügen Ihr ergebener

Friedrich Wacker."

Der Abend kam heran und die Wacker'sche Familie rüstete sich zum Festballe, zu dem die Stadt sie eingeladen hatte. Das Jubelpaar blieb in seinem festlichen Glanze, und die greise Braut sah wahrhaft stattlich aus, als sie, mit dem goldenen Diadem auf dem silberglänzenden Haupte, an dem Arme des hohen Greises daherschritt, der seit der Ankunft seines neuen Enkels an Rüstigkeit sichtlich gewonnen hatte. Auch Gertrud erschien, in dem duftigen Weiß mit rosigem Aufputz selbst einem halbgeöffneten Rosenknöspchen vergleichbar, am Arme des amerikanischen Vetters, der seines grauen Reisekleides entledigt und vom ersten Garderobier von Gutstadt schleunig in das moderne Schwarz gesteckt worden war. Der jugendfrische, kerngesunde Jüngling bot einen wahrhaft herzerfreuenden Anblick, was Niemand besser zu würdigen schien, als seine liebliche Cousine Gertrud; er besaß wirklich eine außerordentliche Aehnlichkeit mit seinem verschwundenen Vetter Alfred, nur erinnerte er mehr an den kräftigen Stamm des Waldes neben dem zarten Ziergewächs des Gartens.



Abnehmen. (S. 634.)

Der große Saal im Hotel zum „deutschen Kaiser" war so glänzend als möglich erleuchtet, und wiederum war der Magistrat in corpore versammelt, um das Jubelpaar an der Thür zu empfangen und zu dem ihm bestimmten Ehrensitze zu geleiten. Die Rathsherren befanden sich in einer freudigen Aufregung, und selbst das Gesicht des Kämmerers Lietz strahlte vor Vergnügen und schien die Berechnung der Kosten für diesen solennen Ball, die der Stadtsäckel tragen mußte, vergessen zu haben. Man hatte allerdings von dem bekannten Hochsinne des alten Wacker an diesem Tage etwas Gemeinnütziges hoffen dürfen; aber die Stiftungsurkunde, welche er am Vormittage beim Abschied seinem Bruder Bürgermeister zugesteckt, ließ denn doch alle Erwartungen weit hinter sich zurück. „Er muß doch immense reich sein," hatte Stadtkämmerer Lietz kopfschüttelnd gesagt, nachdem er die überraschende Urkunde gelesen, „aber Gott vergelt's ihm, denn unsere Stadt kann solchen Mann gebrauchen."

Die Trompeten schmetterten eine jubelnde Fanfare. Das bildete das Zeichen, daß der Wagen mit dem Jubelpaare vorgefahren war. Der hohe Rath begab sich zum Empfange an die erleuchtete Treppe und die Musik intonirte Mendelssohn's herrlichen Hochzeitsmarsch, unter dessen Klängen das Jubelpaar mit seinen Angehörigen in den Saal geleitet wurde. Alles, was Gutstadt an guter Gesellschaft besaß, besuchte diesen seltenen Ball, und ein blühender Damenflor garnirte die Wände des dekorirten Saales, während die Herrenwelt im Innern desselben wogte und ihre Vorbereitungen zum Balle traf.

Mit einer Jubelpolonaise eröffnete das greise Brautpaar den Ball, und es war selbstverständlich, daß an dieser großen Tournée die Gesellschaft vollzählig theilnahm. Unter den jauchzenden Tönen der Musik schritten sie dahin, vom Ceremonienmeister in kunstvoll abgezirkelten Touren geleitet, lachend, scherzend, plaudernd. Der junge Amerikaner hielt natürlich sein liebliches Bäschen Gertrud am Arme, und die Beiden durften so recht ein Paar nach dem Herzen Gottes genannt werden.

Noch ehe der Tanz zu Ende ging, hatte Wilhelm Wacker, der eine Schwester seiner kranken Frau führte, an der Eingangsthür einen Diener von zu Hause erkannt, der ihm bezeichnend zuwinkte. In einem langsamen Walzer löste sich die Polonaise, die Tänzer führten ihre Damen an die Plätze und setzten meistens die unterbrochene Unterhaltung mit ihnen fort, wobei sie sich vor ihnen in den schmachtendsten Attitüden bewegen konnten. Wilhelm Wacker aber empfahl sich mit einer Verbeugung und eilte zu dem harrenden Diener, der ihm ein wohlbekanntes blaues Couvert von der Telegraphie des deutschen Reichs entgegenhielt.

Es war eine Depesche des Herrn Brauer, die Wilhelm Wacker entfaltete. Dieselbe lautete: „Flüchtling Bremen abgefangen, besteigen Coupé und treffen mit Abendzug dort ein."

Eine Centnerlast fiel bei dieser Kunde von der Vaterbrust, und zum ersten Male seit dem Verschwinden seines Sohnes athmete Wacker wieder frei auf. „Gott sei Dank!" flüsterte er bewegt, „so blieb denn dieser festliche Tag dazu bestimmt, um die Schuld eines ganzen Menschenalters auszutilgen."

Die Depesche war auffallend lange unterwegs gewesen und hätte leicht von den Reisenden selbst überholt werden können, denn in kaum einer Stunde mußte der Abendzug in Gutstadt eintreffen, und Wacker befahl dem Diener, an den Bahnhof zu fahren und die Reisenden sofort auf den Ball zu geleiten. Ihre Ankunft sollte die letzte freudige Ueberraschung des Jubeltages für die greisen Eltern werden und deren zufriedene Glückseligkeit krönen.

Der Ball nahm seinen flotten Fortgang. Das Jubelpaar, umgeben von den Rathsherren, schaute vom erhöhten Ehrensitze aus dem bunten Treiben zu. Immer wieder ruhten seine Blicke mit stiller Seligkeit auf dem neugewonnenen Enkel, der seine schöne Base Gertrud nicht von der Seite ließ und wie ein junger Gott sich mit ihr im Tanze schwang.

Eine Pause war eingetreten und eine Dienerschaar durcheilte mit kühlenden Erfrischungen die Damenreihen, da entstand an der Eingangsthür eine plötzliche Bewegung. Zwei Menschen lagen einander in den Armen, und ein Dritter, ein ältlicher Herr, stand mit dem Hute in der Hand zufrieden lächelnd dabei und freute sich dieses Wiedersehens. Wilhelm Wacker hielt seinen schwer entbehrten Sohn Alfred in den Armen, liebkoste und küßte ihn, und dem Jüngling stürzten die Thränen aus den Augen an dem wiedergewonnenen Herzen des Vaters.

„Nun zu den Eltern!" rief dieser und zog den Sohn durch die erstaunt gaffende Menge zu dem Ehrensitze hin, wo der Rathsherr sich eben in einem angeregten Gespräche befand. Die Großmutter wurde zuerst des nahenden Enkels gewahr. „Alfred!" lautete ihr Freudenruf, indem sie des ahnungslosen Gatten Arm berührte. Doch schon lag der Jüngling zu ihren Füßen und stammelte leise: „Vergebung, vergebt, wenn ich euch gekränkt! Aber ich konnte nicht anders."

Der Großvater hielt es für das Beste, alle Erörterungen sofort abzuschneiden. Er antwortete nicht, sondern zog den Jüngling in seine Arme.

„Gott sei Dank, daß Du da bist," sagte die Großmutter und küßte ihren Liebling; „nun wird ja Alles wieder gut werden."

Unterdeß waren auch Karl und Gertrud herbeigekommen. Die Schwester hing an des geliebten Bruders Halse, und Vetter Karl betrachtete mit Wohlgefallen seinen zarter gebauten Doppelgänger, der mit offenem Erstaunen die Geschehnisse des Tages erfuhr und den neuen Vetter aus der neuen Welt mit offener Freude begrüßte.

Der Ball nahm unterdeß wieder seinen Fortgang. Karl schwebte mit seiner Cousine Gertrud auf's Neue durch den Saal, und Alfred blickte dem schönen Paare wohlgefällig nach, während seine Gedanken bei dem eigenen geliebten Mädchen, bei seiner Minna, weilten, die natürlich schon wegen der Trauer um ihren Vater von allen Festlichkeiten des Tages hätte fern bleiben müssen, auch wenn nicht noch besondere Ursachen dafür obgewaltet hätten.

Nach elf Uhr verließ das Jubelpaar den Ball und stieg in einen offenen Wagen, um die Illumination zu sehen und sich dann zur Ruhe zu begeben. Das Rathhaus prangte in vollem Lichtglanze, und das große W in der Mitte, welches zu Wacker's Ehren angefertigt worden war, später aber auch bei den Geburtstagen der regierenden Fürstin seine Dienste thun sollte, hob sich wahrhaft imposant aus dem bunten Kranze der Sterne, Sonnen, Kreuze u. s. w. ab. In allen Häusern des Marktplatzes strahlten die Fenster im Lichterglanze, und manches sinnige Transparent schimmerte aus ihnen hervor. Langsam fuhr das greise Paar durch die erleuchteten Straßen, im Innersten tief gerührt von so vieler Liebe.

„Die Liebe der Mitbürger ist doch ein köstlicher Schatz, den keine Fürstengunst zu geben, aber auch nicht aufzuwiegen vermag. Wohl Dem, der sich ihrer rühmen darf!" sagte der Rathsherr, und seine Gattin fügte hinzu:

„Sie ist der köstlichste Schatz auf Erden neben der vertrauenden Liebe in der eigenen Familie. Wohl uns, daß dieser festliche Tag dazu bestimmt gewesen ist, die Sonne beider über unseren Häuptern leuchten zu lassen. Glücklicher Bürger und glücklicher Vater: was kannst Du noch weiter für Dich wünschen zum goldenen Jubelfeste?"

Glücklich, selig wie vor fünfzig Jahren am Hochzeitstage, der ihnen den Blick in ein Paradies eröffnet hatte, langte das greise Paar gegen Mitternacht in seiner Wohnung an; aber

Der große Onkel.

Nach Skizzen von Max Scholtz.



Der große Onkel Kilian
Kam von Berlin auf Urlaub an,
Woselbst er bei der Garde stand
Als Flügelmann und als Sergeant.



„Na, Schwagerchen, mach dir's bequem!"
Sprach Vater zu dem Riesen, dem
Er seinen Schlafrock gab dabei,
Doch der riß mittendurch entzwei.



Das Sopha krachte, wenn er sich
Auch setzte sanft und säuberlich,
Den Braten that mit sieben Happen
Er ganz allein hinunterschnappen.



Nachmittags gingen wir spazieren,
Er selber that die Mutter führen,
Wir mußten rennen äußerst flink,
Wenn Onkel ganz gemächlich ging.



Wir nahmen darauf einen Wagen,
Der sollte uns nach Hause tragen,
Doch Onkel füllt' ihn ganz allein,
Wir Andern rannten hinterdrein.



Der Wagen prellt an einen Baum,
Der Onkel fährt aus sanftem Traum
Mit jähem, fürchterlichem Schrecke
Grad' mitten durch die Wagendecke.

im „deutschen Kaiser" dauerte der Festball fort und jeden Tanz tanzte der Vetter aus Amerika mit seinem schönen Bäschen Gertrud.

X.

An den Fenstern ihrer Wohnung in der Saalfelder Straße saßen am Morgen nach der von ganz Gutstadt festlich begangenen goldenen Hochzeit des Wacker'schen Ehepaares die Schwestern Julie und Minna Knauer. Ihre Trauerkleider erhöhten noch die Bleiche ihrer Gesichter, aus denen die gerötheten Augen matt hervorblickten. Es bedurfte keiner Kunst, um hier die Sprache des Schmerzes zu lesen und zu verstehen. Die jungen Mädchen hatten die weißen Fenstergardinen zugezogen, um vorübergehenden Neugierigen den Einblick zu verwehren. Trauernden Gemüthern ist jede Aufdringlichkeit, selbst die der unverkennbarsten Theilnahme, störend, deßhalb hielten sich die Schwestern seit des Vaters Tode still in ihrem von der Außenwelt abgeschlossenen Hause.

Jede der jungen Damen hielt ein Blatt Papier in der Hand, Briefe, in denen sie wohl eben gelesen hatten.

„Mir wird des Rathsherrn Schreiben noch immer nicht ganz verständlich," sagte Julie, „nur daß etwas Außerordentliches geschehen sein muß, leuchtet mir ein. Ein Sohn Bernhard's ist aus Amerika gekommen mit Glückwünschen seines Vaters: demnach wäre also jener verstoßene Sohn, an dem unseres Vaters Schuld haftet, nicht verschollen, wie allgemein geglaubt worden ist. Oder war er bis jetzt verschollen und ist nur eben wieder aufgetaucht zum goldenen Hochzeitsfeste der Alten? Jedenfalls ist der Alte geheilt worden, und steht Dir und Alfred nicht mehr im Wege, sobald dieser wieder gefunden sein wird. Du darfst um Deine Liebe unbesorgt sein, liebe Schwester."

„Das bin ich immer gewesen," erwiederte Minna mit

schwärmerischem Aufblick und drückte ihren Brief an die Brust. „Für Alfred bürgt mir dieser Brief. Er liebt mich, wie ich ihn liebe, und des Vaters ungerechter Wille konnte auf unsere Herzen keinen Einfluß haben. Mich können Andere nicht erfreuen, noch erschrecken, so lange ich Alfred's Treue sicher bin. Er liebt mich, und ich bin ruhig, sei er, wo er sei. Sobald seine Zeit gekommen ist, wird er da sein zu unserem Glücke."

Die nicht minder warm empfindende, aber praktischere Julie billigte zwar nicht ganz die passive Auffassung ihrer Schwester, sondern legte dem geschehenen Umschlag in der Gesinnung der nächsten Angehörigen Alfred's einen gebührenden praktischen Werth bei, durch den die Situation geklärt und die Schwierigkeiten beseitigt wurden; allein sie schwieg, um die Schwester nicht zu verletzen, deren Gemüth durch die gewaltsamen Vorgänge der letzten Zeit tief verwundet worden war. Für sich dachte sie aber mit entschieden praktischem Sinne: „Wenn nur der Tollkopf erst gefunden wäre, das würde entschieden doch das Beste und Sicherste sein!"

In diesem Augenblicke schlug die Hausthürglocke an, und noch ehe eines der Mädchen sich erheben konnte, um die Ursache zu erforschen, wurde die Zimmerthür aufgerissen und Alfred Wacker stürzte herein, auf Minna zu und zu ihren Füßen nieder, ihre Hände, die sie ihm unwillkürlich entgegenstreckte, mit heißen Küssen bedeckend.

„Alfred," rang es sich endlich aus der Brust des erschrockenen Mädchens hervor, „Du bist da, bist mir wiedergegeben — o, nun ist Alles gut! Ich wußte ja, daß Du treu warst und kommen mußtest."

„Ja, Geliebte, ich bin da, bin wieder Dein, ganz Dein, und alle Schatten, die unsere Liebe bedrohten, sind geschwunden. Ich soll Dich in unser Haus bringen, wo Glück und Freude wieder eingekehrt sind, seit der wiedergefundene verlorene Sohn den dunklen Bann gelöst hat, der uns so lange bedrückte. Wie ein Himmelsbote des Friedens und der Versöhnung ist Vetter Karl über den Ozean herübergekommen, um mit einem Schlage den Knoten unserer Familientragödie zu lösen. Mit Onkel Bernhard's Wiederfinden ist bei uns Alles eitel Glück und Sonnenschein geworden und kein Schatten ist zurückgeblieben. Komm', o komm', Geliebte, denn Du gehörst zu uns, unzertrennlich zu uns als meine geliebte Braut."

Minna widerstrebte nicht dem zärtlichen Drängen des jungen Mannes, der sie im feurigen Entzücken an sich zog. Vergessen war in einem Augenblicke des Glückes die ganze Qual der letztvergangenen Tage, vergessen selbst das Trauergewand, das sie umfloß und seine Ursache; Hingabe, selige, beseligende Hingabe allein beherrschte ihre Seele.

„Komm', Minna; kommen Sie, Julie," bat Alfred wiederholt, „Sie werden bei uns erwartet zum allgemeinen Liebesmahle, mit dem die trübe Vergangenheit abgeschlossen und eine glückliche Zukunft eröffnet werden soll. Komm', Minna; kommen Sie, Julie, ein neues Leben beginnt in dieser Stunde."

Juliens kränkliche Züge wurden von dem milden Sonnenschein eines Lächelns verschönt. Ihre selbstlose Natur, die kein eigenes Glück hoffte und erstrebte, ging ganz auf in der geliebten Schwester. Auf deren jugendfrisches Haupt wollte sie alle Kränze des Lebens gesammelt sehen, nach denen sie selbst kein Verlangen trug. Der Schwester Schmerz war ihr eigener Schmerz gewesen, der Schwester Glück warf jetzt einen Freudenschimmer auch in ihre Brust. Doch um nicht ihre Empfindungen vor den Augen des glücklichen Paares überfließen zu lassen, frug sie mit erzwungen strengem Tone:

„Jetzt bekenne der Herr Alfred aber erst noch, wohin der tolle Herr eigentlich gerannt war und wo man ihn wieder aufgefunden hat. Sind das Streiche, mit denen man arme Mädchenherzen erschreckt!"

„O Julie, seien Sie nicht grausam. Sie wissen wohl, daß ich nicht anders handeln konnte, da man mir hart begegnet hatte und mich mit Zwang von dem treuesten Herzen losreißen wollte. Da galt nur noch eins: sich selbst ein Recht auf eine Zukunft schaffen, über die kein anderer Wille schalten darf. Ich floh. Der Inhalt meiner Sparbüchse bot mir für die erste Zeit die nöthigen Mittel. In mehreren Handelsstädten versuchte ich unter fremdem Namen ein kaufmännisches Engagement zu finden, allein vergeblich. Die allgemeine Stockung der Geschäfte legte einerseits überall peinliche Zurückhaltung auf, während man anderseits auch dem fremd Zugereisten, der weder Zeugnisse noch Empfehlungen aufweisen konnte, mit erklärlichem Mißtrauen begegnete. Deßhalb beschloß ich endlich, den Weg nach Amerika einzuschlagen, und fuhr nach Bremen. Als ich dort in einer öffentlichen Halle den langen Prospekt einer Dampfschiffsgesellschaft durchlas, trat ein Herr auf mich zu und sagte sehr höflich: ‚Ich habe das Vergnügen mit Herrn Alfred Wacker zu sprechen?‘ Ich sah ihn groß und betroffen an, ward aber offenbar einen Augenblick verlegen, bevor ich sagte: ‚Sie irren sich in der Person, mein Herr; ich kenne Sie übrigens nicht.‘ — ‚Glaub's gern, junger Herr, aber ich irre mich nicht in Ihnen, und bitte Sie, mir zu folgen.‘ — ‚Ich denke nicht daran. Was wollen Sie von mir?‘ — ‚Was man von Ihnen verlangt, wird Ihnen ein Anderer sagen. Erregen Sie in Ihrem Interesse kein mißliches Aufsehen. Daß ich ein Recht habe, Ihre Begleitung zu fordern, ersehen Sie hieraus.‘ Er zeigte mir eine Karte, die ihn als Beamten der Sicherheitsbehörde auswies, und ich folgte ihm bangen Herzens. Mir ahnte, daß ich von Gutstadt aus verfolgt sei und überlegte, wie ich mich noch aus der Schlinge ziehen könne. Ich gedachte möglichst keck zu leugnen, und mit diesem Vorsatz trat ich, nachdem ich geraume Zeit in einem Vorzimmer hatte warten müssen, vor den betreffenden Beamten. Aber wer beschreibt meinen Schrecken, meine Verwirrung, als eine wohlbekannte trockene Stimme mich mit den hundertmal in unserem Comptoir vernommenen Worten anredet: ‚Ach, Herr Alfred, da sind Sie ja, sind wieder einmal lange ausgeblieben.‘ — ‚Herr Brauer!‘ rief ich, unvorsichtig in meiner Ueberraschung. ‚Das genügt bereits,‘ sagte der Beamte mit feinem Lächeln, ‚der junge Herr ist rekognoszirt. Mein Herr, Sie stehen unter väterlicher Gewalt und haben mit diesem Manne in Ihr Vaterhaus zurückzukehren. Es wird dieß verfügt auf die Requisition Ihres Herrn Vaters.‘ Ich wollte mich sträuben, Einwendungen machen, aber der alte Brauer, in seiner drolligen, ehrlichen Weise, zupfte mich am Rockärmel und sagte: ‚Nicht inkommodiren, Herr Alfred, wieder gutes Wetter zu Hause, Mancherlei vorgefallen, habe Auftrag, Sie schleunig daheim abzuliefern. Alle Ihre Wünsche sollen erfüllt werden ...‘ Ich wußte, der alte Mann war keiner Unehrlichkeit und Täuschung fähig. Er sprach also die Wahrheit. Unter solchen Umständen gab ich natürlich jeden Widerstand auf und bestieg mit der treuen Seele den Dampfwagen. Hier bin ich nun und darf mich meines Glückes ungetrübt erfreuen. Und nun kommt, kommt, wir werden erwartet."

Die Mädchen zögerten nicht länger. Nach kurzer Frist traten alle Drei in den Wacker'schen Familiensalon, wo die Mitglieder des Hauses beisammen waren. Selbst Frau Helene hatte zum ersten Male das Krankenbett verlassen und saß wohlverwahrt in einem tiefen Lehnstuhle, mit einem glücklichen Lächeln auf den recht schmal gewordenen Zügen. Alfred begrüßte die theure Mutter mit leidenschaftlicher Freude, und die trauernden Mädchen wurden von allen Seiten herzlich bewillkommt. Der Rathsherr zog Minna in seine Arme und nannte sie zärtlich seine liebe Tochter, Julien aber reichte er die Hand und nannte sie mit treuherzigem Lächeln: seinen ganz perfekten Prediger. Es wurde über den Sinn dieses Wortes nicht weiter nachgedacht, da man begann, sich um den Tisch zu reihen. Natürlich setzte sich Alfred neben seine Minna, während der muntere Vetter aus Amerika schon lange neben Bäschen Gertrud saß und dieselbe, wie ihr glückliches Gesicht bekundete, auf das Beste unterhielt.

„Siehst Du, Mutter," sagte der greise Stadtrath zu seiner Gattin, „der goldene Hochzeitstag ist uns doch ein wahrer Freudentag geworden. Wer hätte hoffen dürfen, daß unser Bernhard in seinem Sohne bei uns weilen und somit der Flecken von unserem Glücke weichen werde, der es so lange verdunkelt hat! Und auch dieses Paar ist uns heute neu geschenkt worden," fügte er hinzu, auf Alfred und Minna deutend, und hob sein Glas, um mit ihnen anzustoßen.

Da stand hastig Karl Wacker auf und die Hand Gertrud's ergreifend, sagte er in seiner treuherzigen Weise: „Und hier ist noch ein Paar, das an diesem glücklichen Tage um den Segen der Eltern und Großeltern bitten möchte. Nicht wahr, Gertrud, Du magst den Vetter aus Amerika leiden?"

Das Bäschen war über und über erröthet in holder Scheu und hielt den Blick tief gesenkt, aber sie nickte doch auf Karl's Frage und barg gleich darauf ihr Köpfchen an seiner breiten Brust.

„Bravo, Schwester, bravo!" rief der übermüthige Alfred und sprang auf, um die Beiden zu umarmen.

Der Großvater aber schmunzelte bei dem unerwarteten Anblicke und sagte mit Betonung: „Ich dächte aber, das wäre ein recht amerikanisches Verfahren, ein ganz neuer Fall. Was meinst Du dazu, Wilhelm?"

Der Vater Gertrud's lächelte freundlich und sagte:

„Ich höre auch hier die Sprache der Herzen und verstehe sie um so freudiger, da sie meine geheimsten Wünsche erfüllt. Nicht wahr, Helene, der Sohn meines lange entbehrten Bruders soll uns der liebste Eidam sein, da Gertrud ihn liebt und ihre Herzen sich gefunden haben?"

Die kranke Frau stimmte schweigend zu, sie war zum Sprechen noch zu schwach, aber ihre Augen lächelten glückstrahlend zu ihren Kindern herüber.

Da sprangen Karl und Gertrud auf und zu den Eltern und Großeltern hin, voll Dank und Freude über ihr so schnell errungenes Glück.

„Seid glücklich, meine lieben Kinder!" flüsterte die bleiche, kranke Frau, die vor kurzer Frist aus Herzensweh in schwere Krankheit verfallen war und deren Herz heute zu zerspringen drohte im übermächtigen Glück.

Mitten in diesem freudigen Augenblick des schönen Familienglückes kam der Bruder des Rathsherrn, der Bürgermeister Wacker.

„Da treffe ich ja Alle hübsch beieinander," rief der joviale Mann, „und, wie mir scheint, in bester Herzensstimmung."

„Ja, allerbester Bruder Sigismund," gab der Rathsherr zurück, „wie kann es denn auch anders sein, wenn zwei Sonnen bräutlichen Glücks unsern Lebensabend verschönen. Er wird eine fortdauernde goldene Jubelfeier bleiben."

„Zwei Sonnen bräutlichen Glücks?" frug der Bürgermeister erstaunt, „wie darf ich das verstehen?"

„Schau' her, Onkel," rief Wilhelm Wacker, „der Neffe aus Amerika hat es seit gestern meiner Tochter angethan, so daß sie uns Alle verlassen und ihm über das Weltmeer folgen will." —

Der Bürgermeister stand mit offenem Munde da.

„Das nenne ich denn aber doch Cäsar und sein Glück: veni, vidi, vici! Gertrud, kleine scheue Nichte, die Du Dich stets gesträubt hast, dem alten Onkel einen Kuß zu geben, Du hast Dich ohne Weiteres von diesem amerikanischen Windbeutel kapern lassen! Nun, das wird immer besser!" fügte er hinzu, als er sah, wie Gertrud hold erröthend den Arm um den Windbeutel schlang und ihn herzhaft auf die frischen Lippen küßte.

Freundliche Zustimmung belohnte diese tapfere That; die greise Großmutter aber sagte voll Erstaunen und mit frommem Händefalten:

„Was man nicht Alles erleben kann!"

„Ja, Mutter," bestätigte der Rathsherr, „wir haben viel und Mancherlei mit einander erlebt, aber stimme zu: seit gestern feiern wir den schönsten Tag in unserem Leben. Möge er ein Glücksverkündiger für unser Aller Zukunft werden! Wir Beide neigen uns zum Abend, und unser Rest soll Gebet und Segen für unsere Kinder sein!"

Die Familie blieb in glücklicher Stimmung beisammen. Die Sonne schien hell in das Gemach, als wollte sie die Segenskrone des Himmels auf diesen Kreis guter Menschen niederlegen. Nur Eine hatte sich leise davongeschlichen, ohne daß die Glücklichen es gewahr worden wären. Es war Julie, die zwar an dem Glücke der Anderen innig theilnahm, in deren Herzen aber die laute Freude keinen Wiederhall fand, sondern eher schmerzliche Töne weckte. Nicht daß ein Hauch der Mißgunst diese reine Seele befleckt hätte: das Glück ihrer Lieben erfreute und rührte sie tief, aber ihre frohe Aufregung vermochte sie nicht zu theilen. Sie wandelte langsam zum stillen Friedhofe hinaus. An dem mit welkenden Kränzen überdeckten Grabe ihres Vaters kniete sie nieder und erhob ihre Seele im Gebet für die ewige Ruhe des theuren Verstorbenen, dessen Schuld heute ausgetilgt worden war durch die versöhnende Macht der Liebe, und für die glücklichen Lieben daheim, die im holden Anschluß an das goldene Hochzeitsfest ein freudiges Verlöbniß liebender Herzen feierten.

Abnehmen.

(Bild S. 632.)

Wer kennt nicht jenes uralte hübsche Spiel der kleinen Mädchen, bei welchem ein zum Kreis zusammengeknüpfter Faden von dem Einen mit den Fingern straff gehalten wird, während das Andere nun den Faden geschickt abnimmt, so daß es bestimmte Figuren bildet. „Abnehmen" heißt dieser Zeitvertreib. Es ist ein Spiel, das ziemlich viel Phantasie und auch Scharfsinn erfordert, und es gewährt den Kleinen manche Stunde anmuthiger Unterhaltung. Auf unserem Bilde sehen wir hier zwei kleine Mädchen sehr eifrig mit „Abnehmen" beschäftigt, das große sinnt sichtlich neugierig, ob die gedachte Figur herauskommen, und das kleine schaut lächelnd sein Schwesterchen an, ob das Kunststück auch gelingen wird. Eine glückliche Zeit im Leben, wo man sich so ganz in das „Abnehmen" vertiefen kann, daß dieß Einem als die herrlichste Unterhaltung erscheint.

Der Fürst von der Ebene.

Von

Paul Röper.

> Ach, sag' mir, alleinzige Liebe,
> Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
> Doch du und die Lüfte, ihr habet kein Haus.
>
> Ed. Mörike.

Rosigroth im glänzenden Lichte der aufgehenden Sonne erglüht der weite Horizont, der die große, unabsehbare Ebene überspannt, das erste junge Grün der Birkenblättchen und des sprossenden Rohres im weiten Moore erzittert im fröstelnden Morgenwinde, sonst Alles stumm und regungslos.

Da ertönt hoch herab aus unermeßlicher Höhe, schmetternd, gleich dem Schall der Trompete in der Schlacht, der Ruf einer Kranichschaar, die schwebend und sich immer tiefer senkend den Ort umkreist.

Alles scheint sicher, das Pratschen der einfallenden Enten und der Schrei des Kibitzes, es sind vertraute, bekannte Laute; Wachen werden nach allen Richtungen ausgestellt, und die zur Erde herabgekommene Schaar überläßt sich den verschiedensten Beschäftigungen im vollsten Vertrauen auf ihre Wächter. Hier schlafen einige, auf einem Bein stehend, den Kopf auf dem Rücken unter dem Gefieder, ermüdet von dem langen nächtlichen Marsch, da sie über Felder und Wälder, über Seen, Städte, Dörfer, Schlösser und Kirchhöfe, gleich den eilig vor dem Monde vorüberfliegenden Wolken, rastlos dahin segelten, — dort ordnen andere ihr Gefieder, wieder andere gehen ihrer Nahrung nach, und hie und da sieht man vorsorgliche Hausväter das weite Moor genau besehen und untersuchen, ob hier wohl ein stilles, sicheres Plätzchen zu finden, fern dem Getümmel der Welt, ein lauschiges Heim zu gründen.

So vergeht der Tag unter dem zeitweisen Ablösen der Schildwachen, und dämmert der Abend herein, dann erhebt sich die Schaar, um weiter in Form eines V zu ziehen, doch manches Pärchen bleibt zurück, hier den heimatlichen Herd zu gründen, oder wohlbekannte Stätten neu einzurichten, Stätten, wo im dichten Rohre auf einem Erlenstumpfe, umgeben von Moor und Bruch, schon so manches Jahr die Jungen gezeitigt.

Bald beginnt die Liebeswerbung des Fürsten um seine Gemahlin.

Würdevoll, mit hoher Majestät, schreitet er vor seiner Auserwählten auf und ab und läßt sein Gefieder im Glanze der aufgehenden Sonne spielen, oder tanzt im Abendsonnenschein, wenn die Mücken spielen und wie aus weiter Ferne, wenngleich nahe, das dumpfe Gebrüll der Rohrdommel ertönt, — unter den lächerlichsten Sprüngen und Verbeugungen

um seine Dame, von Zeit zu Zeit Holzstückchen und kleine Steine in die Luft werfend und wieder auffangend.

Beim Gesang der Frösche, dem Tanz der Mücken, dem Lärm der Enten und dem Gebrüll der Rohrdommel — wenn die langbeinigen Wasserspinnen auf dunklem Pfuhle schlittschuhlaufen, der schwarze Wasserkäfer seinen glänzenden Panzer zeitweise in der Sonne glitzern läßt, und die Bekassine im Zickzack daher fliegend ihr „ätsch, ätsch“ schreit, wenn der Kibitz schwerfälligen Fluges dahin taumelt über der duftenden Wiese und die Wasserrose ihre weißen Blumen und blanken Blätter im leichtbewegten Wasser schaukelt — werden die beiden braungrünlichen, dunkel punktirten Eier ausgebrütet. Wie vorsichtig verläßt der äußerst kluge, scheue und vorsichtige Vogel sein Nest oder sucht es wieder auf; nur gebückt schleicht er einher unter den Büschen und „vernimmt“ und „äugt“ die geringste Gefahr.

Nach einigen Tagen, nachdem sie dem Ei entkrochen, verlassen die fürstlichen Kleinen das Nest, sorgsam geführt und gewarnt von den sorgenden Eltern, und müssen sich bei der geringsten Veranlassung drücken. Vor Raubvögeln ist genügender Schutz unter den Büschen, nicht so vor dem Fuchse, der wohl manchen dieses edlen Geschlechts bei Gelegenheit der Revision dieser seiner Jagdgründe verspeist oder seiner Brut zuträgt, zumal auch ihm das Moorbruch ein prächtiger Versteckplatz ist.

Es hält selbst für den geübten Büchsenschützen schwer, einen alten Kranich zu erlegen, denn sie haben zu scharfe Sinne und sind äußerst vorsichtig, es sei denn, daß er unter Wind bei nebeligem Wetter sich anschleichen kann; ebenso schwierig ist es, sich einen jungen Kranich zu verschaffen, denn diese verlassen bald das Nest und dieses ist, wie gesagt, schwer zu finden. Hat man aber einen Sproß dieser fürstlichen Familie gefangen, so macht er dem Thierfreund viele Freude; die jungen Kraniche hören bald auf ihren Namen, lernen auf Kommando ihre Tanzkünste produziren, halten mit strenger Gerechtigkeit Ordnung auf dem Hühnerhof und folgen ihrem Herrn wie ein Hund, — das Thier ist eben äußerst intelligent, jedenfalls einer der gescheidtesten europäischen Vögel.

So werden schlecht und recht die Jungen den Sommer über erzogen, und die Eltern wissen's den Konzertisten vom Frühling her wenig Dank, daß sie ihnen den Hochzeitsreigen gesungen und manche Serenade gebracht — einer nach dem andern der breitmauligen Chorsänger wird von den fürstlichen Eltern oder Kindern aufgespießt und dem Ballet, den spießbeinigen Mücken, würde es nicht besser ergehen, wenn sie nicht gar so klein wären. Freilich gibt's kein ausgesätes Getraide, wie im Frühling, zu naschen, aber dafür welche Delikatessen! Hier eine fette Schnecke, die behäbig ihres Weges zieht, oder eine Muschel, die vom sumpfigen Grunde an's heitere Tageslicht gekommen, eine Hummel im goldverbrämten Pelz, die prahlerisch, sausend daher kommt, wird auch nicht verschmäht, oder ein Käfer, der geschäftig durch das Gras hastet, dazu das saftige Grün der Gras- und Rohrspitzen — ein Götterleben.

Die Wintersaaten sind gesät und werden häufig von den Kranichen besucht, der Körner halber, hie und da sammeln sich schon kleine Trupps, um über die bevorstehende Reise zu berathen, der herbstliche Nebel liegt kalt, naß und fröstelnd auf dem Moore, Storch, Schwalbe und viele andere Zugvögel sind lange fort, — da wird's wohl Zeit, zum Abzug zu rüsten.

In stiller Nacht, die Sterne gingen
Am Himmel hoch in ernster Pracht,
Ein Sausen hört' ich und ein Klingen
Wohl durch die stille Mitternacht.

Prutz.

Und sie schwingen sich auf in unabsehbare Höhen, und wie sie dahin segeln in schweigender Nacht, gibt nur das Schmettern der Stimmen Kunde von ihrer Abreise.

Aber siehe, was loht dort im Süden empor mit blutigrothem Schein? Horch', das ist die Sturmglocke des Dorfes, die Feuer heult! Und der Sturm wirft sich pfeifend auf die leckende Flamme, eine erntevolle Scheune nach der andern geräth in Brand, und die brennenden Aehrengarben fliegen schrecklich schön gen den dunkelnächtigen Himmel.

Die Kranichschaar hat's gesehen, zu ihrem Verderben gesehen! Langsam schweben sie herab aus sicherer Höhe und umkreisen mit lautem Geschrei die Unglücksstätte, und gar mancher Unerfahrene kommt den züngelnden Flammen mit seinen Fittigen zu nahe und muß elend hinabstürzen, verbrennen, zertreten werden.

Wie aber das Feuer sinkt und die blasse Morgensonne hervorbricht, da eilen sie fort, fort gen Süden stetig strebend, die Fürsten der Ebene.

Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Gedenkvers.

So ist es geistig und materiell:
Nicht gleich brennt jedes Feuer hell;
Erst beißt der Dampf durch Augen und Nasen,
Mußt nur nicht ermatten mit Blasen;
Plötzlich durch des Qualmes Gewimmel
Zuckt die goldene Flamme gen Himmel.

Interessante Bücher.

II.

Ein Band von tausend Seiten geht uns an die Hand für die Reise in die Schweiz („Schweiz“, Meyer's Reisebücher, Leipzig, Bibliographisches Institut, 1880). Die Ausführlichkeit hier ist bewundernswürdig, weil ein ungeheures Material zu bewältigen war. Das Geschichtliche in diesem Bande ist vortrefflich, die einzelnen Kantone sind fein charakterisirt und auf Volksart, Volksunterhaltungen, Feste und schweizerisches Leben aufmerksam gemacht; ferner sind alle Bäder und Luftkurorte sorgsam aufgeführt und beinahe erschöpfend behandelt. An Karten enthält dieser elegant ausgestattete und vortrefflich gedruckte Band 23, 7 Stadtpläne, 29 Panoramen und 22 Ansichten in Stahlstich erhöhen die Brauchbarkeit und Schönheit dieses Schweizerführers, der den besten sich durch Reichhaltigkeit und Gewissenhaftigkeit hinsichtlich des Gasthausverkehrs anreiht, an Uebersichtlichkeit andere berühmte Führer sogar übertrifft. — Nach dem Lande der Sehnsucht für alle Germanen, nach Italien, führt uns desselben Verlags: „Italien in 60 Tagen“ von Gsell-Fels. Das Buch hat großes Glück gemacht und gehört zu den beliebtesten Reisebüchern für eine italienische Reise. Es hat die goldene Mitte getroffen, überbürdet uns nicht mit unfruchtbaren Notizen und unterläßt nicht, auf Alles, was den Fremden noch irgendwie interessiren kann, aufmerksam zu machen. Die Winke, welche der Italienfahrer hier erhält, geben Zeugniß von einer gründlichen Kenntniß von Land und Leuten. Das Format dieses beinahe tausend Seiten zählenden Buches ist kleiner als jenes der übrigen, was für eine so weite Reise — denn es führt uns bis Neapel — besonders praktisch ist. Auch dieser Führer ist reich mit Karten und Plänen versehen und schließt sich den neu eingeführten Rundreisebillets durch Italien, die jetzt in Augsburg, München rc. zu auffallend billigen Preisen ausgegeben werden, an.

Mit dem Beginn der Blätterfärbung und sobald die ersten rauhen Herbstwinde sich bemerkbar machen, tritt auch in den Familien die große Frage der Garderobe auf. Da wird Stoff gekauft und berathen und gedacht und die Phantasie angestrengt, aber auch wohl meist noch das Portemonnaie zu Rathe gezogen. In unseren Tagen ist den Menschen Alles leicht gemacht, man braucht sich nicht zu plagen und selbst zu erfinden. Es gibt ja Modezeitungen genug, welche für die Damen sorgen, aber jetzt ist wieder die Wahl schwer — welches von diesen Journalen. An Reichhaltigkeit des Gebotenen auf allen Gebieten der Handarbeit und der Schneiderinkünste gehört Lipperheide's „Illustrirte Frauenzeitung“ zu den besten Zeitschriften der Art. Wir finden dort Stickerei, Häkelkunst, Weißzeug- und das eigentliche Kleidermachen auf gleiche Weise berücksichtigt und auch für den einfachen Geschmack und den Mittelstand gesorgt. Die Zeichnungen sind klar und der Text gut orientirend, die Modebilder interessant, besonders die: „Zur Geschichte der Kostüme“, und gut ausgeführt. Dieses Journal ist daher den Damen warm zu empfehlen.

Für das junge Volk.

Spiele.

Der Luftschirm. Daß eine Flaumfeder rasch emporsteigt, wenn du sie neben den heißen Stubenofen hältst, ist dir längst bekannt. In ganz ähnlicher Weise steigt auch die Luft an den Wänden der Häuser in die Höhe, welche im Sommer von den Sonnenstrahlen stark erhitzt werden. Mit Hülfe jenes aufsteigenden Luftstroms kannst du deiner Mutter, welche etwa aus dem obern Stockwerk herabschaut, eine Botschaft von der Straße aus zusenden. Ein Luftschirm, wie du ihn hiezu bedarfst, ist sehr leicht gemacht. Du nimmst dazu feines Seidenpapier und schneidest daraus ein kreisrundes Stück, etwa 30 Centimeter (1 Fuß) im Durchmesser oder darüber. Ringsum bindest du feine, leichte Fäden von gleicher Länge daran, knüpfst unten ihre Enden zusammen und an diese etwa einen Kork oder ähnlichen leichten Körper. Hältst du den Schirm unten an die Hauswand, so bläst der aufsteigende Luftstrom das Papier auf wie eine Glocke und der Schirm steigt so hoch, als die Luftströmung überhaupt reicht. Brichst du das Papier des Schirmes in Falten zusammen, die sich alle im Mittelpunkte vereinigen, so daß ein spitzes Wurfgeschoß entsteht, so läßt sich der Schirm auch ziemlich hoch emporwerfen. Beim Herabsinken breitet sich durch den Widerstand der Luft das Papier aus, wird glockenartig gewölbt und der Schirm sinkt wie ein richtiger Fallschirm langsam zur Erde.

*

Stielkreisel. Bei den Knaben in England ist noch eine Art Kreisel mit Stielfuß gebräuchlich, der viel Aehnlichkeit mit dem Brummkreisel hat, aber zu einem besondern Spiele dient. Jeder Mitspielende hat etwa ein halbes Dutzend dergleichen Kreisel. Man zeichnet auf einen möglichst harten Grund einen Kreis von etwa etwa anderthalb Schritt Durchmesser, und ebenso weit entfernt um diesen noch einen zweiten. Auf letzterem stellen sich die Knaben an und der Erste läßt seinen Kreisel schnurrend so los, daß er in den innern Ring zu tanzen kommt. Rasch darnach wirft auch der Zweite seinen Kreisel tanzend nach und sucht durch denselben den Kreisel des Ersteren aus dem Kreise zu schnellen. Gelingt ihm dieß, so hat er denselben gewonnen. Fällt ein Kreisel von selbst um, ohne durch einen andern getroffen zu sein, und bleibt im Kreise liegen, so dient er nachfolgenden Würfen trotzdem noch als Ziel; rollt er aber aus dem innern Kreise heraus, so nimmt ihn sein Eigenthümer wieder an sich und drillt ihn von Neuem. Kreisel von Birnenform mit langem Stiel, die beim Umfallen wagerecht liegen, gelten als die besten.

(Aus: „Spielbuch für Knaben“. Von Hermann Wagner. Leipzig, Otto Spamer.)

Auflösung des Notenräthsels Seite 586:

Registratur.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein herausgelocktes Autograph.

Eine Dame wünschte lebhaft ein Autograph von Meyerbeer zu besitzen; der Name dieses gefeierten Komponisten fehlte noch in ihrer Sammlung. Sie wandte sich an den ihr befreundeten Direktor der Oper und bat ihn, ihr womöglich ein paar Zeilen von Meyerbeer's Hand zu verschaffen.

„Ich habe nichts von ihm bei mir, aber besuchen Sie mich morgen und Sie sollen haben, was Sie wünschen!“ erwiederte der Direktor.

Am folgenden Tage ließ er die „Hugenotten“ geben und sandte den Zeitungen die Anzeige: „Morgen — rc. die ‚Hugenotten‘, Musik von Halevy.“

Kaum war der folgende Tag angebrochen, als ein Diener Meyerbeer's ihm auch schon einen vier Seiten langen Brief überbrachte, in welchem der entrüstete Komponist lang und breit auseinandersetzte, daß die „Hugenotten“ von ihm und nicht von dem Autor der „Jüdin“ wären. Die Dame erhielt ihr Autograph.

*

Bescheidenheit.

Student: Da ich morgen die Hochschule verlasse, so fühle ich mich verpflichtet, Ihnen meine Abschiedsvisite zu machen, denn Ihnen, Herr Professor, verdanke ich fast Alles, was ich weiß.

Professor: Bitte sehr, erwähnen Sie doch nicht eine solche Kleinigkeit.

*

Eine Grabschrift auf Beckmann.

Friedrich Kaiser, der verstorbene Schriftsteller und Bühnendichter, pflegte an gewissen Abenden mit seinen Freunden zusammen zu sein, wobei der bekannte Hofschauspieler Friedrich Beckmann nicht fehlte. Einmal diente Beckmann zur Zielscheibe der Unterhaltung, und zwar als leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, aber herzlich schlechter Schütze.

„Möchte gerne wissen,“ sagte Einer aus der Gesellschaft, „welche Grabschrift Kaiser auf unsern Freund Beckmann machen würde?“

„Sollst sie sogleich hören!“ entgegnete Kaiser und begann:

„Steh', Wanderer, ziehe deine Mütze,
Hier liegt ein Komiker und Schütze
In diesem kalten Loch.
Die Hasen, die er jagte,
Und Witze, die er sagte,
Die leben alle noch.“

*

Der Dachsfang.

Auf einer Jagd sah ein Bauer einen Dachs in ein Loch schlüpfen, er streckte sogleich die Hand hinein, um den Dachs zu ergreifen. Ein Jäger, der zugegen war, fragte hastig den Bauern:

„Hast Du den Dachs?“

Der Bauer, den indessen der Dachs in die Hand biß, schrie voll Schmerz:

„Nein, aber er hat mich!“

*

Lange bis Mittag.

Ein Bauer hatte beschlossen, mit seiner Familie auszuwandern. Der Tag zur Abreise nach Amerika war bereits festgesetzt. Da tritt am Vorabend dieses Tages des Bauern zweiter Sohn, der Hiesl, vor den Vater hin und sagt:

„Vota, i' geh' net mit in's Amerika.“

„Ja, warum denn net?“ fragt der Bauer erstaunt.

„Ja, wißt's, Vota,“ entgegnete der Bursche mit bedenklichem Gesicht, „i' hab' rumerzählen g'hört, daß wann bei uns Mittag g'läut't wird, so is's in Amerika drenten erst Mitternacht. Da müaßt' i' aamol z'lang auf's Essen warten.“

*

Höchste Gemüthlichkeit.

Reisender im Coupé: Ja, sagen Sie 'mal, warum hält denn der Zug in diesem miserablen Nest schon wieder, wir sind ja erst aus Troppau 'raus — das kann doch keene Station nich sind?

Mitreisender: Na, dös is a kaane — wissen S', do gibt nur der Kondukteur, der a sehr a gebildeter Mann is, den Töchtern des Bürgermasters jeden Morgen in der Eile a Klavierstund.

*

„Aber, Friederike, die große Flasche mit Salatöl ist ja über Nacht umgefallen und Alles ausgelaufen! Hast Du denn das Kluckern nicht gehört?“

Rieke entgegnet weinerlich:

„Ja woll, Madame!“

„Und Du bist nicht aufgestanden?“

„Nee! Ick dachte, es wäre bloß der Essig!“

*

Beim Examen.

Korporal: Rekrut Blümel! Wie nennt man die Herren Majore, Oberstlieutenants und Oberste?

Rekrut (schweigt verlegen).

Korporal: Stabsoffiziere heißen's. Verstanden? Also wie heißen's?

Rekrut: Michel Blümel.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsels Seite 612:

Sei im Glück nicht übermüthig und im Unglück wirf dich nicht weg.

Blumenräthsel.

Wer die Ersten hat, entbehrt
Oft des Lebens stilles Glück.
Wer da hoch steht und geehrt,
Ist nicht frei von Mißgeschick.

Meine Letzten zu erringen,
Müht der Knabe sich und Greis.
Soll sein Streben ihm gelingen,
Braucht er Mühe, Kraft und Fleiß.

Stolzer Name einer Blume,
Die gar winzig, schlicht und klein,
Blühet zu des Schöpfers Ruhme
Dort am grünen Feldesrain.

Auflösung der Charade Seite 612:

Eichhorn.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Alex. P. in H. Die gute Sitte verbietet es, in solcher Weise zu verfahren: doch kann durch einen Besuch Alles wieder gut gemacht werden.

100 in Bozen. In England. Der Kohinoor, welcher, 106 Karat schwer, auf drei Millionen Rubien geschätzt wird. Den größten jetzt existirenden Diamanten, im Gewicht von 364 Karat, besitzt der Rajah von Mattan auf Borneo.

Hrn. C. W. in Schweden. In Freytag's Roman: „Die verlorene Handschrift", ist diese Sitte auf ihren Ursprung zurückgeführt.

Hrn. L. S. in Bromberg. Nill's Thiergarten in Stuttgart kann Ihnen Hühnereier ausländischer Rassen liefern.

Hrn. A. Z. in Gr. Da das Nießen immer mit einer gewissen Anstrengung vor sich geht, ist die Redensart wohl erklärlich.

R. D. in W. Die Direktion des preußischen Beamtenvereins befindet sich in Hannover und wird nähere Auskunft ertheilen.

Frln. Klara M. in F. Man sollte glauben, wir stünden im Literaturexamen. Sie richten nicht weniger als sieben Fragen an uns. Zu Ihrer Beruhigung: Scherenberg und Ebert leben noch, Gruppe starb 1876, Hackländer 1877. Das kleine Konversationslexikon von Brockhaus oder das von Meyer wäre Ihnen bei Ihren literarischen Neigungen sehr dienlich.

Hrn. Schms. in Köln. Der Rauch gilt auch als Mittel, Pflanzenmilben zu tödten. Sie vertreiben dieselben aber besser, wenn Sie persisches Insektenpulver leicht darüber hin blasen.

Hrn. K. B. in Hauf. Die Frage: in welcher Buchhandlung ist dieß oder jenes Buch zu kaufen? wird so oft an uns gerichtet, daß wir schon öfters erklärten, jedes Buch kann durch jede Buchhandlung bezogen werden. Sie können das Buch also in jeder Buchhandlung in Frankfurt haben und brauchen nicht nach Leipzig zu schreiben.

Hrn. A. Pr. und B. Ebenfalls sechs Fragen. Das ist denn doch etwas zu viel. Lassen Sie sich in der nächsten besten Leihbibliothek den Katalog geben und schlagen Sie die Reisebeschreibungen auf. Dort finden Sie das Gewünschte bei einander. Jenes Zahnwasser kennen wir nicht. Wanzenmittel haben wir schon öfter gegeben: Bestreichen mit Petroleum. Ein anderes Mittel als Annonciren wird's nicht wohl geben.

Frln. K. S. in Const. Diesen Mangel der deutschen und vieler anderer Sprachen hat allein die spanische Sprache nicht: sie setzt vor Beginn der Frage ein verkehrtes ¿, und am Schluß ein richtiges Fragezeichen, was für den Lesenden äußerst bequem ist.

Opladener Abonnentin. Den Seegrasgeruch können Sie nur schwer und wieder nur durch einen sehr starken Odeur vertreiben. In der Apotheke wird man Ihnen einen solchen rathen können.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen &c. sind uns zugekommen von: Frln. Eugenie Holzbauer, Wien; Anna Promber; Hrn. Alois Kosch, Prag; Gustav Koch, Reichenberg; Ad. Metzner und Karl Rudloff, Oels; Wilh. Strohmeyer, Wernigerode; Sam. Amar, Budapest; Kamill Heller, Innsbruck; S. F. Wilsner, Teschen; Georg Noll, Groß-Rothenburg; Rob. Gleffe, Frankfurt; Eibel, Deidesheim; Pet. Jos. Leonard, Trier; Franz Uttinger, Zug; C. H. Rathje, Burg; B. Wetzer, Straßburg; Hermann, Mittel-Zillerthal.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. Joseph K. in B. Die Operation der Mandelabtragung ist durchaus weder gefährlich, noch mit großen Schmerzen verbunden und für Solche, welche häufig an Mandelentzündung leiden, nur rathsam.

Hrn. F. L. in P. Durchlöcherung des Trommelfells kann unter Umständen früher oder später Taubheit zur Folge haben, wenn man zu geeigneter Zeit sich nicht an einen tüchtigen Ohrenarzt wendet und sich den geeigneten Rath erholt. Ohne persönliche Untersuchung kann kein weiter Rath ertheilt werden.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 50. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung
von
Gustav Höcker.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Mensch denkt, Gott lenkt. Er führt uns oft ab von dem einladenden, sonnigen Wege, den wir schon vor uns sahen und sicher zu wandeln gedachten, und weist uns mit unerbittlicher Hand auf Dornenpfade. Aber wie unerforschlich seine Rathschlüsse auch scheinen, sein Wille ist stets gerecht. — Es war in der Nacht oder vielleicht auch schon gegen Morgen — die tiefe Finsterniß draußen ließ das unentschieden — als Anna und ihre Tochter, die zusammen in dem gleichen Zimmer schliefen, von dem Heulen des Sturmes, der an den geschlossenen Fensterläden rüttelte, geweckt wurden.

„Hörst Du wieder das Unwetter, Mutter?" frug Karoline ängstlich. „O, der arme Vater, — er wird jetzt gerade unterwegs sein; wenn ihm nur nichts zustößt."

„Beruhige Dich, Kind," gab die Mutter zur Antwort, „er sitzt warm und geborgen im weichen Coupé!"

„Aber man hat doch auch Fälle," wandte Karoline in besorgtem Tone ein, „daß Eisenbahnwagen von heftigen Orkanen umgeworfen worden sind, oder daß Telegraphenstangen, vom Sturme über die Schienen geschleudert, Entgleisungen verursacht haben."

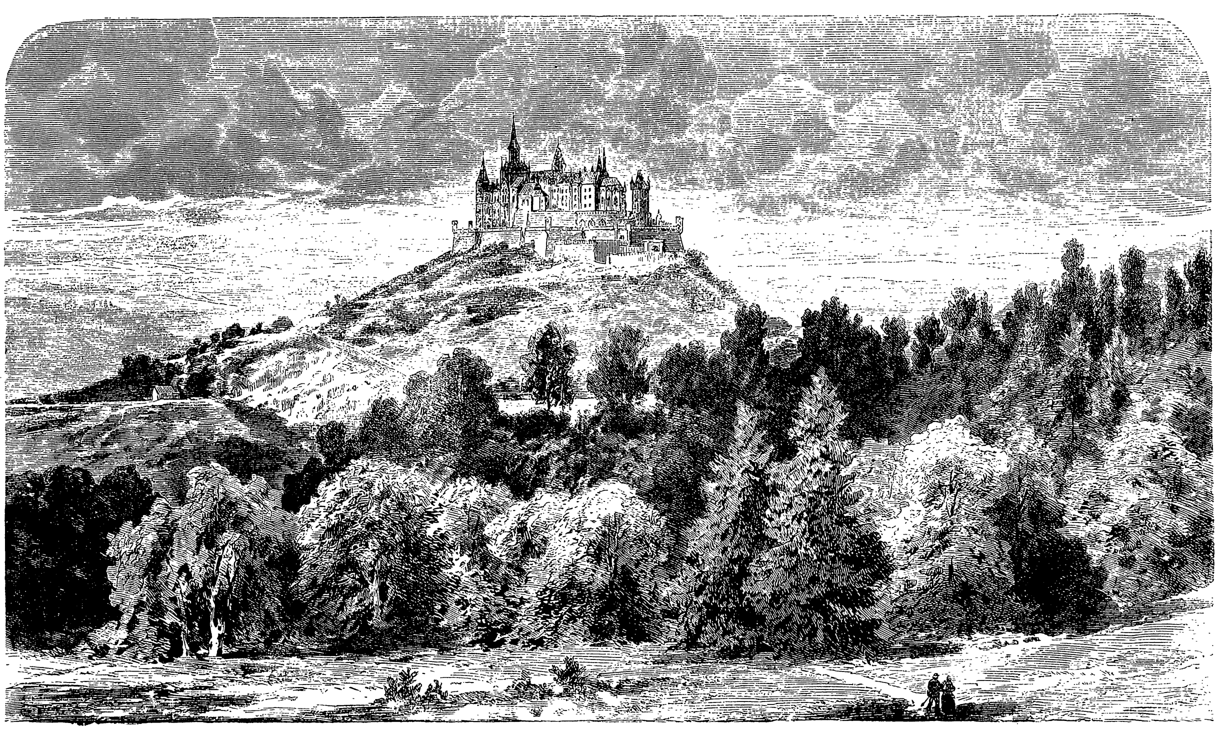
„Man muß nicht immer gleich das Schlimmste befürchten," entgegnete die Mutter, „und überdem stürmt es schon seit mehreren Nächten so heftig, ohne daß man von einem derartigen Unglück gehört hätte."

Unheimlich war es aber doch. Der Sturm brüllte um das Haus und warf sich mit donnernder Gewalt gegen die Mauern, daß sie in ihren Grundvesten zu erbeben schienen. Dazu beherbergten die Kamine einen ganzen Chor heulender Dämone, immer ungestümer rüttelte es an den Fensterläden und zur Abwechslung klatschte der strömende Regen, losgelöste Ziegel kollerten von den Dächern und zersplitterten krachend auf der Straße, — in der Nachbarschaft kreischten alle Wetterfahnen und dazwischen wurde ein aufgerissenes Fenster wie von einer wüthenden Hand auf und zu geworfen, bis die Scheiben zerborsten und mit schrillem Geklirr auf das Pflaster herabfielen.

„Wenn nur überall mit Feuer und Licht vorsichtig umgegangen wird," jammerte Karoline, „ein Brand in einer solchen Nacht wäre ein entsetzliches Unglück! Doch — was ist das?" unterbrach sie sich, und Mutter und Tochter lauschten. „Ein Gewitter in dieser Jahreszeit?!"

Es klang wie rollender Donner in der Ferne. Man sah keinen Blitz, aber das Rollen nahm rasch und heftig zu, ging in ein Knattern und Krachen über, dann folgte ein Schlag, der in der Nähe geradezu betäubend wirken mußte, — dann wieder ein langanhaltendes, donnerartiges Rollen, das allmälig schwächer und schwächer wurde und endlich verstummte, um dem heulenden Sturm das Feld wieder allein zu überlassen.

Mutter und Tochter saßen in ihren Betten und hatten unwillkürlich die Hände gefaltet. Wenn dieß das Getöse eines Gewitters gewesen war, so konnte es, trotzdem kein Blitz die Finsterniß erhellt hatte, nicht



Burg Hohenzollern. Originalzeichnung. (S. 640.)

sehr ferne sein. Jeden Augenblick konnte es sich in drohender Nähe entladen, und deßhalb lauschten die beiden Frauen lange und angespannt; als aber, trotz unausgesetzten ängstlichen Wartens, kein Donner sich wieder vernehmen ließ und nur Sturm und Regen ihre eintönigen, schaurigen Melodieen weiter sangen, da senkten sich die schweren Augenlider und, ermüdet vom langen Wachen, schlummerten Beide wieder ein . . .

Währenddem wurde Friedländer, der von einer kleinen Geschäftsreise zurückkehrte, in dem brausenden Dampfwagenzuge durch Nacht und Sturm geführt. Das Frühroth leuchtete mit fahlem Schein durch schmutzig graue, rasch dahinjagende Wolken, als er sich der Heimat näherte.

Auf allen Haltestationen zerbrochene Ziegel, feuchte Mauern, die der Regen gepeitscht hatte, und ungestüm flatternde Mäntel; auf der ganzen Bahnlinie wild durcheinandergewirrte Telegraphendrähte und umgeknickte Warnungstafeln. Quer über die schöne Pappelallee, die unweit der Stadt die Bahn kreuzt, lagen entwurzelte Baumriesen, und von den herrlichen Eichen in der Nähe des Bahnhofes hingen abgebrochene mächtige Aeste drohend herab. Auch das Tannenbäumchen, das unsern Reisenden gestern im Vorüberfahren von Leonhardi's Neubau, der die übrigen Dächer überragte, noch gegrüßt, war verschwunden, ja! war es Friedländer doch vorgekommen, als habe sich ihm an eben dieser Stelle jetzt ein Durchblick auf Häuser erschlossen, die eigentlich hinter dem Dache des Neubaues versteckt lagen und nicht sichtbar werden konnten. Es war wohl eine Augentäuschung, hervorgebracht durch die rasche Bewegung des Wagens und das ungewisse Licht des trüben Morgens. Das noch immer sehr unfreundliche Wetter veranlaßte ihn bei der Ankunft, sich einer Droschke zu bedienen, und auf der Nachhausefahrt sann er unaufhörlich nach, wie es möglich sein könne, daß er dennoch deutlich jene Häuser gesehen zu haben glaubte, die dem Blicke durch den Leonhardi'schen Neubau nothwendigerweise entzogen werden mußten. Er hätte dem Kutscher bedeuten können, den Weg am Neubau vorüber zu nehmen, um sich von der Lage der Häuser zu überzeugen, aber der Gedanke, wegen einer solchen Grille einen Umweg zu machen, erschien ihm kindisch, auch spürte er eine unerklärliche Scheu, gerade jetzt den Neubau zu sehen.

Er fühlte auf dem Nachhausewege überhaupt eine seltsame Beklommenheit, als werde er nicht Alles so antreffen, wie er es verlassen, und war daher wenigstens einigermaßen erleichtert, als er Frau und Tochter, die ihm auf der Treppe entgegenkamen, im besten Wohlsein fand. Aber irgend etwas war nicht in Ordnung, das merkte er an ihren Mienen und an einem gewissen Zwange, den sie sich anthaten, indem sie von allerlei gleichgültigen Dingen zu sprechen versuchten. Oefter auch sahen Beide einander an, als erwarte die Eine von der Andern, daß sie sprechen werde und als getraue es sich Keine von ihnen. Als er eben wieder dieses stumme Spiel beobachtet hatte — denn trübe Ahnung schärft den Blick — konnte er sich nicht enthalten zu fragen, was es gäbe.

Es erfolgte keine Antwort.

„Kinder, ihr verschweigt mir etwas," sagte er, „ich bitte euch, sprecht, denn daß etwas geschehen sein muß, habe ich euch längst angemerkt."

Er wußte nicht, woher es kam, aber wiederholt hatte ihm seit seiner Heimkunft das Tannenbäumchen vorgeschwebt, und auch jetzt glaubte er es in seiner Phantasie deutlich hoch über Dächern in die Lüfte ragen zu sehen.

„Lieber Vater," begann Karoline und streichelte ihm die Wange, „Du mußt Dir's nicht allzu sehr zu Herzen nehmen, Leonhardi ist abermals von einem schweren Unglück betroffen worden."

„Leonhardi!" rief Friedländer, indem er sich mit beiden Händen die Stirn hielt und nach den fliegenden Wolken draußen starrte, als sähe er dort etwas ganz Entsetzliches.

„Ja," ergänzte Anna, „denke Dir, in dieser Nacht ist sein Neubau zusammengestürzt. Wir hörten das schreckliche Getöse und hielten es für ein —"

Mit dem Ausrufe: „Gerechter Gott!" war Friedländer, ehe Anna noch ausgeredet hatte, in einen Sessel gesunken.

„Nun, Du mußt nicht gleich so außer Dir gerathen," sagte Anna. „Aber es liegt wirklich eine große Wahrheit darin: wem das Schicksal wohl will, den beglückt es mit seinen Gaben im Schlafe, und wen es verderben will, den beraubt es im Gebete."

„Oder auch," murmelte Friedländer unvernehmlich und bitter vor sich hin, „in der Erfüllung einer heiligen Freundespflicht."

Wenn er sich seinem Schmerze ganz überlassen und es im ersten Schrecken laut hinausgerufen hätte: daß mit den Trümmern des zusammengestürzten Hauses auch sein halbes Vermögen begraben worden sei, wer weiß, ob er sich nicht eine lange Reihe der bittersten Qualen erspart hätte; aber sein erstes Gefühl war die Furcht vor Anna, die er hintergangen, und sein erstes Bemühen war, nach Fassung zu ringen, um sich nicht zu verrathen.

Dennoch überlegte er einen Augenblick, ob es wohl noch an der Zeit sei, nachträglich das vernichtende Geständniß abzulegen, da sagte Anna:

„Siehst Du nun, daß mein Wort eingetroffen ist? Sagte ich nicht damals, als Leonhardi von seinem ersten Verluste betroffen worden war, daß ein Geschäft sich nicht wieder erholt, wenn es einmal einen solchen Schlag erlitten hat, weil dieß ein sicheres Zeichen ist, daß es einen wunden Fleck hat? Wenn Du Leonhardi nun, wie Du damals wolltest, wirklich geholfen hättest, wie stünde es dann wohl jetzt um Dich? Also tröste Dich und sei froh, daß Du eine vernünftige Frau hast, die nur Dein Bestes will, wenn sie Dir vielleicht auch zuweilen hart erscheint."

Friedländer antwortete nicht, aber er fühlte, daß es jetzt mit dem Geständniß zu spät sei . . .

Ueber die Katastrophe selbst las man nach einigen Tagen in den Zeitungen folgendes Nähere:

„Obwohl es ein beruhigendes Gefühl ist, daß keine Menschenleben zu beklagen sind, so bietet die Trümmerstätte doch immerhin einen seltsam ergreifenden Anblick dar. Der ganze majestätische Bau, der eine Zierde unserer Stadt zu werden versprach, liegt, in sich zusammengebrochen, vor den Blicken der Beschauer, die sich am ersten Tage zu Tausenden um den riesigen Trümmerhaufen drängten, und gleicht mit seinem Chaos von Balken, Geröll und massigen Steinen einer Anstauung von Eisschollen, die sich in furchtbarem Anprall übereinander gethürmt haben. Ueber die Ursache des Zusammensturzes sind die Vermuthungen noch immer getheilt und werden es wohl auch bleiben. Möglich, daß die Schuld noch den frühern Associé des Bauunternehmers trifft, der die Arbeiten bei Legung der Grundmauern allein geleitet hat; möglich, daß die rasche und jedenfalls hastig betriebene Fertigstellung des äußern Baues das Unglück herbeigeführt hat, oder vielleicht haben auch Diejenigen Recht, welche den Fehler in den wuchtigen, zu den zahlreichen Balkonen und Erkern verwendeten Steinmassen suchen, die für das Mauerwerk zu schwer gewesen seien. Wie dem aber auch sei, jedenfalls haben die Elemente das Meiste gethan, da der ohnehin ganz ungeschützt gelegene Bau dem orkanartigen Sturme, wie besonders auch dem unaufhörlich strömenden Regen der letzten Tage Zutritt gewährte und die Erweichung des Erdreichs leicht eine Rutschung veranlaßt haben kann, welche selbst die größte Vorsicht nicht zu verhüten vermocht hätte. Für den unglücklichen Baumeister hegt man allgemein das tiefste Mitgefühl; leider hat er sich sein schweres Mißgeschick so zu Gemüth gezogen, daß sein Geist umdüstert ist und heute schon seine Verbringung nach einer Irrenanstalt bevorsteht. Wir können unseren Bericht nur mit dem aufrichtigen Wunsche schließen, daß der Zustand des redlichen, in allgemeiner Achtung stehenden Mannes kein hoffnungsloser sein möge."

VII.

Seht jenen stattlichen Herrn in dem kostbaren Pelzrocke, dessen Kragen sich geschmeidig und wärmend um seinen Hals schlingt; seht ihn aus dem glänzenden, von Spiegeln, Goldrahmen, Kronleuchtern und kostbaren Möbeln angefüllten Laden treten, welcher den Mittelpunkt seiner Existenz bildet und von Käufern und Bestellern besucht wird wie kein zweiter Laden in der Stadt; seht ihn, wie er einen Blick auf das große, vornehme Haus zurückwirft — es ist sein Haus, — und wie er der jungen, schwarzlockigen, bildschönen Dame, die ihm aus dem Fenster herabwinkt, — es ist seine Tochter, — im Weitergehen zunickt, — seht ihn euch an und fragt, was wohl noch zu seinem Glücke fehlen könne?

Und nun wollen wir den ersten Besten nehmen, der ihm begegnet, — ei, es ist just Einer mit einem arg zerdrückten schwarzen Hute, die bloßen Füße in Pantoffeln, — Einer, an dem nichts weiß ist, als das Weiße in seinen Augen, und der mit einem Besen und einer Leiter, die beide so vom Ruße geschwärzt sind, wie der ganze Mann selber, soeben seinem elenden Tagewerke nachgeht, um in dem großen vornehmen Hause die Kamine zu fegen, — seht euch nun diesen armen, von aller Welt verlassenen Teufel an und fragt, wer von Beiden der Glücklichere sei, — der stattliche Herr im Pelzrocke oder der Kaminfeger? Wenn ihr den Erstern für den Glücklicheren haltet, so geht ihr fehl, denn obwohl der arme Kaminfeger vielleicht vor Freude den Verstand verlieren würde, wenn er nur den zehnten Theil von dem erhielte, was der Andere sein Eigenthum nennt, so würde er doch seine bisherige Armuth vorziehen, müßte er mit den Schätzen zugleich den Kummer auf sich nehmen, den das Herz unter jenem kostbaren Pelzrocke zu tragen hat.

Der Leser hat wohl schon geahnt, daß unter jenem stattlichen Herrn niemand Anders als Friedländer gemeint ist.

Er war, trotz des erlittenen Verlustes, noch immer ein vermögender Mann, — er konnte, noch im kräftigsten Mannesalter stehend und im Besitze eines blühenden Geschäfts, mit der Zeit wieder erwerben, was ihm das Schicksal geraubt hatte. Auch war es nicht der Verlust selbst, der ihn bekümmerte, nicht der schmerzliche Rückblick auf eine Reihe arbeitsvoller Jahre, deren Frucht in einer einzigen Nacht zu Grunde ging, — es war vielmehr das Geheimniß, welches er mit sich herumtrug, die Unfähigkeit, es zu gestehen, die Furcht vor der Entdeckung, und die schreckliche Voraussicht, daß es doch einmal dahin kommen werde.

Wenn er sich vorstellte, er solle hintreten vor die Frau, deren einst so anmuthige Gesichtszüge sich in der beständigen Uebung strenger, liebeleerer Grundsätze erhärtet hatten und nur da weich erschienen, wo sie das Behagen materiellen Wohlbefindens ausdrückten, hintreten vor diese Frau, die über Leichtsinn, Gutmüthigkeit und übel angebrachtes Vertrauen so vernichtend urtheilte wie über Verbrechen, und den Besitz eines redlich erworbenen Vermögens den höchsten unveräußerlichen Tugenden gleichstellte, — hintreten vor diese Frau und ihr sagen, daß er sie in allem diesen hintergangen und getäuscht habe, — wenn er sich das vorstellte, so erfaßte ihn der Schwindel. Nein, er wollte sein schweres Geheimniß tragen, so lange es ging. — Daß die Hypothek nicht mehr auf Burkhardt's Grundstücke ruhte, konnte Anna bei der vollständigen Erkaltung aller Beziehungen zwischen beiden Familien kaum jemals erfahren. Aber der Vierteljahrszins, den die vierzigtausend Thaler bisher pünktlich und regelmäßig eingebracht, machte ihm bange. Er ward sich Quartal für Quartal fünfhundert Thaler schuldig und wußte nicht, wie er sich selbst bezahlen sollte, denn das Fehlen solcher Summen konnte seiner Frau, die ihre Augen in allen Rechnungsbüchern hatte, unmöglich entgehen. Er hatte Aussicht, diese Ausfälle auf einige Jahre zu decken mit dem Bruchtheil, das für ihn aus der Leonhardi'schen Gantmasse noch zu retten war; aber die Abwicklung dieser Angelegenheit unter den Händen des Gerichts ging äußerst langsam von statten, Friedländer bedurfte eines Freundes, welcher ihm einstweilen aushalf, und da er keinen mehr besaß, dem er sich anvertrauen durfte, so hatte er seine Zuflucht zu jenem Manne genommen, der aus der Noth Anderer ein Geschäft machte, und war in dem berüchtigten Quergebäude der Sackgasse um die Zeit der Abenddämmerung schon wiederholter Gast gewesen.

Friedländer litt unter all' diesem unsäglich. Den Seinigen gegenüber nahm er sich zusammen, auch bemerkten sie kaum die allmälige Veränderung, die in seinem Aeußern vorging; wer ihn aber wochenlang aus dem Gesichte verloren hatte und ihn wiedersah, dem konnte sein gebeugtes Wesen, der starre, halb scheue Blick und die geistige Abwesenheit nicht entgehen. Das war aber das Geringste, was seinen Bekannten auffiel, — in ungleich höherem Grade noch erregte sein Umgang allgemeines Kopfschütteln, denn Hopfenmüller hing sich an ihn wie eine Klette, sich dabei fortwährend mit seinem dankbaren Gemüth brüstend, und Friedländer hatte nicht den Muth, ihn abzuschütteln, weil er seiner nur zu sehr bedurfte. Hopfenmüller wußte dieß, aber er that es nicht allein im Bewußtsein seiner Macht, sondern er hoffte durch den Anschluß an einen so geachteten Mann wieder in der bürgerlichen Gesellschaft zu Aufnahme und Ehren zu gelangen. Wo Friedländer sein Glas Wein oder Bier trank, da kam auch Hopfenmüller hin und nahm an seiner Seite Platz. Die schnell reich gewordenen Gewürzkrämer, die politisirenden Väter der Stadt und die feierlichen Bureaukraten, mit denen Friedländer verkehrte, ließen sich mit stillem Naserümpfen den anrüchigen Gesellen eine Zeitlang in ihrer Gesellschaft gefallen, da sie sahen, daß Friedländer ihm Aufmerksamkeit erwies. Allmälig aber zog sich Einer nach dem Andern von Friedländer zurück, und dieser war bald eine ebenso gemiedene Persönlichkeit, wie der Wucherer selbst, und von der sogenannten bessern Gesellschaft zuletzt gänzlich ausgeschlossen.

Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als sich mit seiner Häuslichkeit zu begnügen; aber auch vor dieser Schranke scheute der Wucherer nicht zurück, und eines Tages trat Anna ganz verstört dem Gatten mit der Nachricht entgegen, Hopfenmüller sei in seiner Abwesenheit dagewesen und habe nach ihm gefragt.

„Was hat er bei Dir zu thun?" frug Anna fast entsetzt, „was kann er von Dir wollen?"

Friedländer zwang sich zu einem Lächeln und sagte achselzuckend, daß er selbst darüber nicht die geringste Vermuthung habe.

Aber der Wucherer war zäh und unerschrocken, — ihm hatte der Ausdruck von Entrüstung und Verachtung, mit dem Anna ihn empfangen, nicht imponirt, noch stieß er sich an die schneidige Kürze, womit er abgefertigt worden war.

Er kam wiederholt und wurde den beiden Frauen ein Gegenstand des Grauens. Erschien er Anna'n doch fast wie ein Gespenst aus früheren Tagen, denn in seiner Vorliebe für die gelbe Farbe trug er, wie damals, als er von Amerika zurückkehrte, einen gelben Ueberrock, und wenn ihn Anna in demselben zuweilen zufällig auf der Straße gesehen hatte, pries sie sich stets glücklich, den ihr verhaßten, zu so trauriger Berühmtheit gelangten Menschen für alle Zeit aus ihrem Hause vertrieben zu haben. Um so gewaltiger regte sich der Haß in ihr, als der gelbe Ueberrock plötzlich wieder, wie eine Spukgestalt, in ihre Häuslichkeit eindrang; aber auch ein leises Grauen ergriff sie, nicht nur vor der geheimnißvollen Berechtigung, die er hiezu haben könnte, sondern auch vor der Sicherheit seines Auftretens, denn er ließ sich von Niemandem abweisen und drängte sich ohne Weiteres bis in das Wohnzimmer. Das Unerträglichste waren die süßen Schmeicheleien, die er stets für Karoline bereit hatte, indem er sie mit ihrer Mutter verglich, als dieselbe im Zenith ihrer Schönheit gestanden, und stets hinzufügte, daß er noch Junggeselle und sein Herz heute noch so frisch und empfänglich sei, wie zu jener Zeit, wo er es an die Mutter verloren gehabt. Das junge Mädchen zitterte stets vor seinem Anblick und fürchtete ihn wie den Henker.

So erschien er eines Morgens wieder und hatte, die Magd beiseite schiebend, sich nach gewohnter Art Bahn in das Wohnzimmer gebrochen. Auf seine Frage nach Friedländer gab ihm Anna die übliche Antwort, daß derselbe nicht zu Hause sei.

„Ich habe ihn," sagte der Wucherer mit einem häßlichen Lächeln, „vor mir in's Haus gehen sehen. Er kann somit nicht abwesend sein. Ich sehne mich nach meinem Freunde, der sich der Gesellschaft gänzlich entzogen hat, und gehe nicht von dieser Stelle, bis ich ihn gesehen habe."

„Wissen Sie auch, wo Sie sind?" herrschte Anna ihn an. „Sie befinden sich in einem fremden Hause und ich möchte wissen, mit welchem Rechte Sie demselben Ihre Gegenwart aufdrängen dürfen, wenn man diese nicht wünscht."

„Mit welchem Rechte?" entgegnete Hopfenmüller. „Ich befinde mich im Hause meines Freundes, Madame, das ist mein Recht."

„Ihres Freundes?" wiederholte Anna höhnisch, „hahaha!"

„Gewiß, meines Freundes. Ihr Gemahl kann seine Freunde nach eigenem Ermessen wählen und Sie können ihnen die Thür nicht weisen. Mir wenigstens nicht, Madame," fügte Hopfenmüller in drohendem Tone hinzu, „die Zeiten haben sich geändert."

„Das wollen wir bald erfahren," fuhr Anna erbittert auf. „Geh', Karoline, und rufe den Vater, damit ich endlich einmal in's Klare komme."

Als Karoline ging, verbeugte sich Hopfenmüller vor dem jungen Mädchen und legte die Hand auf's Herz, als wolle er sich wegen der Mühe, die er ihr verursache, entschuldigen.

Es wurde zwischen ihm und Anna, während Beide allein waren, kein Wort gesprochen.

Bald kehrte Karoline mit dem Vater zurück. Der Letztere warf dem Wucherer einen flehenden Blick zu, daß er ihn nicht verrathen möge. Das war auch durchaus nicht Hopfenmüller's Absicht, denn er hätte dadurch die Fäden, die er in der Hand hielt, mit einem Male fallen lassen und Friedländern seiner Macht entrückt, ohne dabei irgend etwas für sich selbst erreicht zu haben.

„Es trieb mich, Dich zu sehen, Fritz," redete Hopfenmüller den Eintretenden an, „das ist Alles, was ich von Dir will."

„Sie haben den Umgang meines Mannes viele Jahre lang entbehrt!" warf Anna spöttisch ein.

„Weil ich bisher keine Gelegenheit hatte, mich ihm dankbar zu erweisen."

„Dankbar?" rief Anna und setzte wegwerfend hinzu: „Ich wüßte nicht, wodurch mein Mann Ihre Dankbarkeit verschuldet haben könnte!"

„Gewiß bin ich ihm zu Dank verpflichtet, Madame," entgegnete Hopfenmüller, „denn was wäre wohl aus mir geworden, wenn er sich, als ich aus Amerika zurückkehrte, meiner nicht so hülfreich angenommen hätte —"

„Sprich doch nicht davon," fiel Friedländer bittend ein, „es ist ja nicht der Rede werth."

„Was wäre aus mir geworden," fuhr Hopfenmüller fort, ohne diesen Einwurf zu beachten, „wenn er mir kein Obdach verschafft hätte?"

„Das hättest Du wirklich gethan?" wandte sich Anna an den Gatten, der mit finster gefalteter Stirne zur Erde blickte.

„Das that Ihr Herr Gemahl an mir," antwortete statt seiner Hopfenmüller, „Sie freilich, Madame, wiesen mir auf ziemlich deutliche Art die Thüre. Aber er that noch mehr, er —"

„Müller, ich bitte Dich," unterbrach Friedländer in dringendem Tone, „laß die Vergangenheit doch begraben sein."

„Und ich bitte Sie, fortzufahren!" sagte Anna fast befehlend.

„Das will ich auch, Madame. Ja, er that noch mehr. Er zahlte für mich die Wirthsrechnung, und als ich erkrankte, ließ er mich im Diakonissenhause verpflegen, ja, das that Ihr Mann für mich."

„Das that also mein Mann für Sie!" rief Anna, bleich und bebend vor innerer Aufregung.

„Und das ist noch nicht Alles," sagte Hopfenmüller, der keinen Augenblick seine Ruhe verlor, „er brachte mir, dem Genesenden, stärkenden Wein, — oh! ich habe nichts vergessen! — es war alter Madeira, wie ich ihn weder vor- noch nachher in solcher Güte getrunken habe, und als ich wieder auf den Beinen war, unterstützte er mich noch mit fünfundzwanzig Thalern baarem Gelde. Ja, das that Ihr vortrefflicher Mann an mir, und Sie werden mich nicht hindern, Madame, ihm dafür dankbar zu sein."

Der Wucherer schwieg und es folgte eine lange allgemeine Pause.

Anna sah die ganze Zeit über ihren Gatten mit durchbohrendem Blicke an und sagte endlich, als sei ihre Geduld zu Ende:

„Nun, Fritz, ich warte nur darauf, daß Du ihm in's Gesicht sagst, dieß Alles seien boshafte Lügen, nur dazu erfunden, um unseren häuslichen Frieden zu untergraben."

„Ich kann es nicht leugnen," sagte Friedländer, „daß Müller die Wahrheit gesprochen hat."

„So, also hast Du mich damals hintergangen!" schrie Anna, indem sie dicht an ihren Gatten herantrat, beide Arme straff von sich gestreckt und die Zähne, wie unter heftigen Schmerzen, fest aufeinander beißend, „das also steckte hinter Deiner geheuchelten Nachgiebigkeit und Friedensliebe! O, ich Elende, Betrogene, — doch," unterbrach sie sich, „wir sind nicht allein."

Damit sank sie erschöpft in einen Stuhl und ihr heftig wogender Busen gab Zeugniß von der leidenschaftlichen Aufwallung, die sie in ihrem Innern niederzuhalten bemüht war, aber auch einen schlimmen Vorbegriff von der Szene, die des Gatten wartete, wenn der lästige Zeuge entfernt war.

Hopfenmüller hatte es absichtlich so weit getrieben. Er hatte einen Fühler ausstrecken wollen, wie sie den kleinen Betrug ihres Gatten aufnehmen werde, um diesem Letzteren selbst dadurch einen Begriff davon zu verschaffen, von welchen verhängnißvollen Folgen vollends die Entdeckung des großen Betrugs werden müsse, dessen Mitwisser Hopfenmüller war. Friedländer sollte auf diese Weise die Macht kennen lernen, die Hopfenmüller über ihn besaß, denn er ging ernstlich mit der Absicht um, von dieser Macht Gebrauch zu machen.

„Es ist mir unbegreiflich," unterbrach er endlich die herrschende Stille, in der man nichts vernahm als Anna's keuchenden Athem, „inwiefern mein Freund Friedländer ein Unrecht begangen haben soll, weil er mir aus der Noth half. Bin ich nicht auch ein Mensch wie jeder andere?"

„Nein, das sind Sie nicht," rief Anna, indem sie ihren Kopf erhob und den Sprecher mit einem Blicke unsäglicher Verachtung von oben bis unten maß, „denn Sie sind ein Fälscher, der im Zuchthause saß, und Ihr Geschäft ist der Wucher!"

Hopfenmüller verfärbte sich und seine Augen entsandten Blitze giftigen Hasses gegen Anna, aber er kämpfte seine innere Wuth nieder und sagte mit leidlicher Ruhe:

„Mein Vergehen habe ich gesühnt und mein Geschäft hat mich zum reichen Mann gemacht. Um was bin ich schlimmer als ein Anderer, der vor noch nicht langer Zeit in diesem Hause wohl gelitten war und sich doch als ein zehnfach ärgerer Betrüger erwiesen hat als ich? Mich trieb Noth und Verzweiflung, ihn trieb der Uebermuth. Muß ich es erst sagen, wen ich meine? Muß ich erst den Namen Junkermann aussprechen? Wenige Tage vor seiner schmählichen Flucht noch beglückte ihn sogar Fräulein Karoline mit der süßen Zusage ihrer Hand."

Während Friedländer ziemlich unempfindlich blieb, sah Anna mit ungläubigem Erstaunen bald den Wucherer, bald ihre Tochter an.

„Das ist nicht wahr!" rief Karoline mit hochrothem Antlitz.

„Ich habe den Brief selbst in Händen gehabt!" versetzte Hopfenmüller.

„Junkermann hat von meiner Tochter nie eine Zeile erhalten," warf Anna verächtlich hin.

„Allerdings, Mutter, habe ich ihm geschrieben," entgegnete Karoline, „aber wenn Sie behaupten," wandte sie sich an den Wucherer, „ich hätte ihm eine Zusage gegeben, so reden Sie die Unwahrheit. Glücklicherweise bin ich noch im Besitz des Konzeptes."

Damit eilte sie aus dem Zimmer.

„Ich habe nicht gesagt," bemerkte inzwischen Hopfenmüller in unsicherem Tone, „daß ich den Brief gelesen habe. Er ließ mich nur die Unterschrift sehen."

Bereits kehrte Karoline wieder zurück; in der Hand hielt sie zwei Papiere, von denen sie das eine der Mutter übergab. Es war das Konzept zu dem an Junkermann gerichteten Briefe, und Anna las den uns hinlänglich bekannten Inhalt laut vor.

„Verdammt!" murmelte der Wucherer, als Anna geendet und das Papier schweigend weggelegt hatte, „so hat er mich getäuscht. Jetzt erst wird mir Alles sonnenklar."

Friedländer hatte, während Anna las, mit wachsendem Erstaunen zugehört und die Worte fast von ihren Lippen gesogen. Er richtete sich jetzt hoch auf und frug Karolinen, indem er ihr fest und unverwandt in's Auge schaute:

„Das hättest Du wirklich an Junkermann geschrieben? Sage mir die Wahrheit, Kind."

„Hier ist sogar seine Antwort darauf," entgegnete Karoline, indem sie dem Vater das andere Papier überreichte, „sie wird Deine Zweifel lösen. Ich habe euch die Korrespondenz mit Junkermann verheimlicht, weil er Unheil genug angestiftet hat, als daß ich auch noch diese Sache aufrühren wollte. Es erschien mir als das Beste, wenn ich den kurzen Verdruß über seinen boshaften Brief für mich allein trug und euch weitern Aerger ersparte. Lies den Brief getrost laut vor, lieber Vater, ich habe mich über seinen hämischen Inhalt längst weggesetzt und das verächtliche Urtheil, dem ich darin preisgegeben werde, kann mir nicht schaden, da es von Jemandem ausgeht, der in den Augen der Welt so arg gebrandmarkt ist."

Friedländer that, wie Karoline ihm geheißen, aber es war merkwürdig, mit welcher Eintönigkeit er die darin enthaltenen Beschimpfungen seines Kindes ablas. Während Anna darüber fast außer sich gerieth und krampfhafte Bewegungen mit ihrer Hand machte, als ob sie im Geiste das Papier zerknittere, schien er kaum bei der Sache, sondern offenbar mit ganz anderen Gedanken beschäftigt zu sein.

Als die Vorlesung beendigt war, nahm Karoline dem Vater den Brief aus der Hand und reichte ihn Hopfenmüller mit den Worten:

„Ueberzeugen Sie sich selbst von der Echtheit der Handschrift, die Ihnen genau genug bekannt sein dürfte."

Friedländer ging mit heftigen Schritten auf und ab und seufzte mehrmals schwer und tief auf. Er kämpfte einen harten Kampf, denn bei der Verlesung der von Karoline an Junkermann gerichteten Abfertigung hatte er sich sofort erinnert, daß dieß der genaue Wortlaut des Briefes war, den Linchen Burkhardt ihm vorgelegt, und er konnte nicht zweifeln, daß hier eine Schurkerei im Spiele war, die zur Entzweiung beider Familien das Meiste beigetragen hatte und deren Aufdeckung leicht zu einer Versöhnung führen konnte. Was er von der letztern zu erwarten oder vielmehr zu befürchten hatte, wußte er nur zu genau, und deßhalb schwankte er, ob er das Mißverständniß, das seiner Tochter die Seelenruhe geraubt, mit Schweigen bedecken, oder ob er lieber in's eigene Verderben rennen und die Wahrheit bekennen sollte.

Ein dunkler Entschluß, der in ihm aufstieg, erleichterte ihm den Kampf, und er frug mit tonloser Stimme seine Tochter:

„Hast Du jene Zeilen an Junkermann selbst adressirt und zur Post gegeben?“

„Ja, Vater.“

„Erinnerst Du Dich genau, daß Du die richtige Adresse darauf gesetzt hast?“

„Ich erinnere mich auf's Genaueste,“ antwortete Karoline befremdet, und auch Anna war aufmerksam geworden.

„Hast Du,“ frug der Vater weiter, „an jenem Tage nicht noch einen zweiten Brief geschrieben, ich meine an Jemand anders.“

„Ich schrieb nur diesen einen.“

„Dann hat Junkermann Deinen Brief zu einem Akte der Rache benützt,“ sagte Friedländer in gepreßtem Tone, als lege er das Geständniß einer eigenen schweren Schuld ab, „dann hat er ihn mit der Adresse des jungen Burkhardt versehen und an diesen abgeschickt. Anders wenigstens vermag ich mir's nicht zu erklären, denn Burkhardts haben mir diesen selben Brief, von Deiner eigenen Hand geschrieben und genau in den Ausdrücken Deines Konzeptes abgefaßt, vorgelegt, und der unglückliche Friedrich ist aus diesem Grunde wieder hinaus in die Welt gegangen.“

Ein paar Augenblicke stand Karoline regungslos. Dann stürzte sie plötzlich auf den Tisch zu, wo ihr Konzept lag, und dasselbe in der zitternden Rechten haltend, während ihre Linke sich krampfhaft gegen die Stirne drückte, überflog sie noch einmal das Geschriebene, um sich zu vergegenwärtigen, wie schwer und vernichtend ihre Worte, für einen ganz Andern bestimmt, den Freund und Jugendgenossen hatten treffen müssen.

Unter einem Thränenstrom legte sie das Papier beiseite, um sich an die Brust der Mutter zu werfen.

„Warum hast Du mir nie etwas davon gesagt,“ wandte die Letztere sich an ihren Gatten, „daß der junge Burkhardt einen solchen Brief erhalten hat? Warum hast Du mir das verschwiegen?“

„Ich hatte andere Dinge im Kopfe,“ antwortete der Gefragte düster und setzte, unverständlich murmelnd, hinzu: „Wirst es bald genug erfahren!“

„Sei getrost, mein armes Kind,“ beruhigte Anna Karolinen, „so tief mich auch Friedrich's Mutter gekränkt hat, so kann ich ihr doch jetzt vergeben, wo mir plötzlich Alles klar wird. Eine alte Freundschaft, wenn sie auch erschüttert sein mag, soll nicht das Opfer eines Betrugs bleiben. Ich zerreiße das Gewebe der Täuschung.“

Während der letzten Worte stürmte sie in's Nebenzimmer, aus dem sie nach wenigen Stunden, mit Hut und Mantel bekleidet, wieder zurückkehrte. Hastig riß sie die beiden Papiere an sich und schritt, ohne weiter ein Wort zu sprechen, hinaus. Durch die offen gebliebene Vorsaalthür hörten die Zurückbleibenden deutlich, wie sie mit eiligen Schritten die Stufen hinabrauschte.

(Schluß folgt.)



Der Regentag. (S. 642)

Die Burg Hohenzollern.

(Bild S. 637.)

Wenn man in dem landschaftlich so schönen, durch Fruchtbarkeit gesegneten Schwabenland von Hechingen nach Sigmaringen fährt, steigt vor der Station Balingen vor dem Blicke der Reisenden auf einem hochragenden Bergkegel die neue Burg Hohenzollern auf, ein mittelalterliches, prachtvolles Bauwerk, das 1852 König Friedrich Wilhelm IV. ausführen ließ. Hier stand die Wiege des Geschlechtes, welches jetzt dem neuen deutschen Reich seinen Kaiser wieder gegeben. Die alte Burg war der ursprüngliche Wohnsitz der Grafen von Zollern. Die jetzige Burg Hohenzollern liegt 981 Fuß höher als die Stadt Hechingen. Auf der vierfachen Schneckenwindung, der fahrbaren Straße, die theilweise als Tunnel in den Felsen gehauen ist, gelangen wir in die Burg. Wir laden unsere Leser ein, uns bei einer Wanderung durch dieß historisch und architektonisch merkwürdige und interessante Bauwerk zu begleiten.

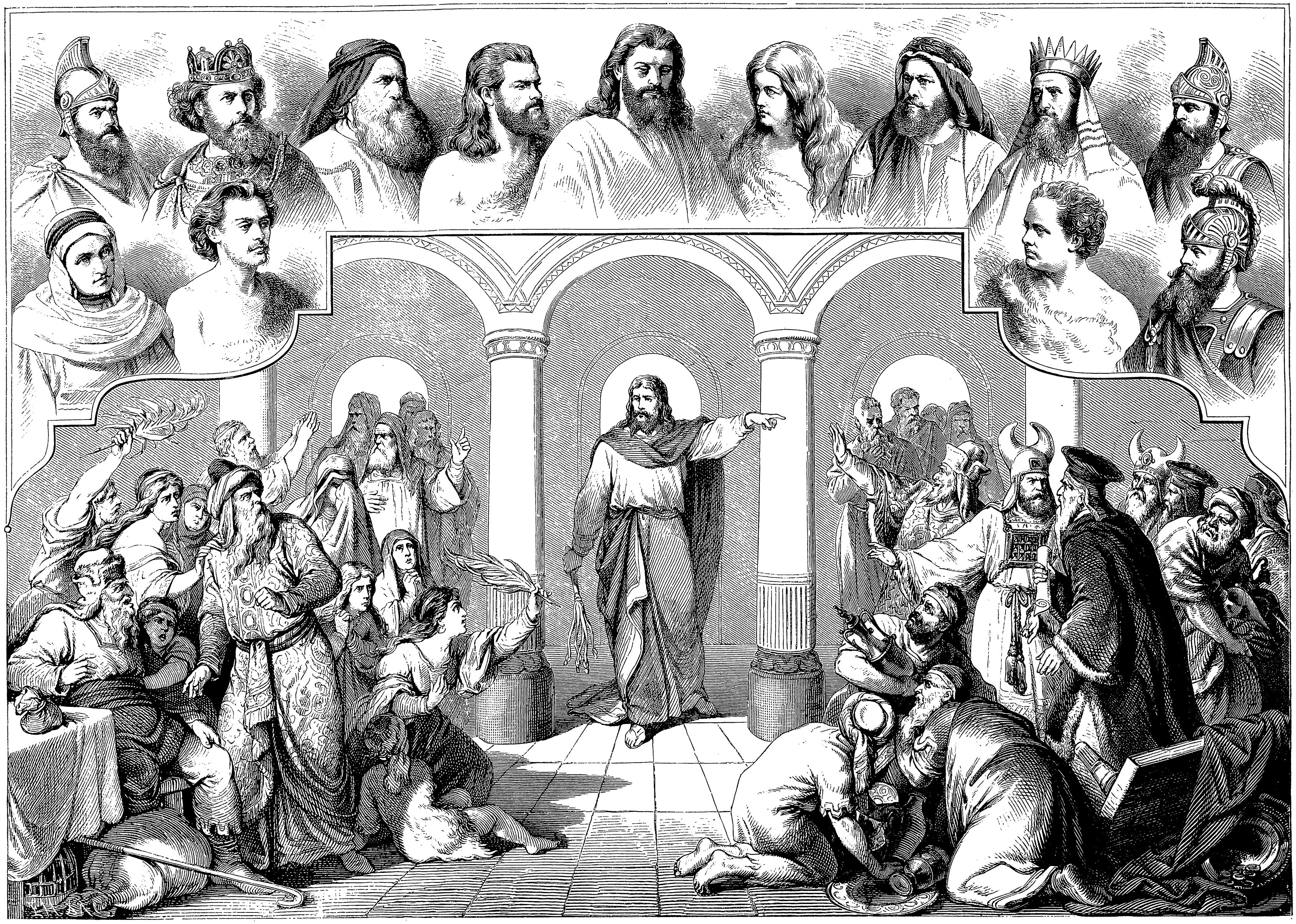
Die Burg selbst hat die Form eines Hufeisens, welches nach Osten geöffnet ist; an dem südlichen Ende desselben ist die uralte restaurirte Michaelskapelle angebaut. Diese enthält die ältesten Ueberreste der ursprünglichen Anlage der Burg, nämlich drei Steindenkmale, welche vor den Stufen des Altars in den Boden eingelegt sind. Der mittlere dieser $6^{1}/_{2}$ Fuß langen und über 2 Fuß breiten Denksteine zeigt die Gestalt des Erzengels Michael, wie er den Drachen tödtet. Michael war Burgpatron auf Hohenzollern und die Kapelle war ihm wohl schon bei Gründung der Burg geweiht. Auf dem Denkstein unter der Figur des Heiligen befindet sich eine Darstellung des Salvators und der heiligen drei Könige. Die beiden anderen Steinplatten zeigen die Gestalten des heiligen Matthäus und des heiligen Johannes. Das Ganze war wohl ursprünglich die Dedikationstafel der dem heiligen Michael gewidmeten Kapelle. Das Alter dieser Denkmale geht, nach dem Styl zu urtheilen, bis in das Jahr 1000 zurück. Ein früher unter der Kapelle befindliches Gewölbe soll in frühester Zeit die Familiengruft der Grafen von Zollern gewesen sein, welche erst im dreizehnten Jahrhundert nach Kloster Stetten und später nach Hechingen verlegt wurde. Die Wappenschilde des Wiederherstellers der Burg, des Grafen Jost Nikolaus von Zollern und seiner Gemahlin, einer Gräfin Elisabeth von Werdenberg, sind im Chor der Kapelle angebracht; im Schiffe hängt der Todtenschild jenes Grafen, sammt dem seines Vaters Eitel Friedrich I. Die schmalen, hohen Bogenfenster prangen im Schmuck sechshundertjähriger Glasgemälde, welche, wie die meisten übrigen zur Ausstattung der Kapelle verwendeten Gegenstände, im Jahre 1823 aus dem Kloster Stetten hieher versetzt wurden. Ein gleichfalls altes Glasgemälde mit dem Zollern'schen Wappenschild, einem Goldhelm und dem Helmschmuck des Pfauenwedels, befindet sich in einem Fenster der nördlichen Wand. In einer Nische des Chors ruht in einer silbernen Urne das edle Herz des im Jahre 1838 gestorbenen Fürsten Hermann Otto von Hohenzollern.

An das Ende des nördlichen Schloßflügels reiht sich die Kaserne an mit einer etwa 150 Mann starken Besatzung, und an diese stößt die neue evangelische Kirche. Das Schloß, welches genau in den Linien des frühern aufgebaut wurde, enthält, wie in alter Zeit, vier stark vorspringende runde Thürme, welche ihre besonderen Namen haben. Das Innere des Schlosses enthält unten Zimmer für den Kastellan und die Dienerschaft, im Hauptgeschoß die königliche Wohnung, sowie einen großartigen, prachtvoll gewölbten Saal, den Grafensaal genannt; in dem darüber liegenden Stockwerk befinden sich die Wohngemächer der Fürsten von Hohenzollern; in den Thürmen, die theilweise bis zu einer Höhe von 200 Fuß und darüber aufsteigen, findet man außerdem noch zahlreiche Zimmer für Gefolge und Dienerschaft. Der neben dem Schloßhofe befindliche Burggarten mit seinem Springbrunnen bildet eine sehr bemerkenswerthe Zierde des Schlosses.

Die Aussicht vom Berg erstreckt sich über einen großen Theil des Neckargaus, in welchem eine zahllose Menge von Ortschaften sich dem Blicke darstellen.

In geschichtlicher Hinsicht ist über die Erbauung der alten Burg nichts Bestimmtes bekannt. Nur so viel ist gewiß, daß ihr Name schon zu Ende des neunten Jahrhunderts vorkommt, und wahrscheinlich hatten bereits die Römer ein Kastell hier. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts werden uns erst genaue Nachrichten gegeben, aber schon 1423 ward die Burg unter dem tapfern Grafen Friedrich von Zollern, dem Oetinger, von den Württembergern und Reichsstädtern zerstört. Der Wiederaufbau begann erst 1454 durch dessen Sohn Nikolaus und wurde, obgleich die Reichsstädte sich dagegen setzten, bald vollendet Im Jahre 1576 ward nach dem Tode des Grafen Karl das Land in die Herrschaften Hechingen und Sigmaringen getrennt.

Schon im Jahre 1411 hatte Burggraf Friedrich VI. von Kaiser Sigmund zuerst die Statthalterschaft der Mark Brandenburg und bald darauf die Mark selbst mit der dazu gehörigen Kur- und Erzkämmererwürde erblich und eigenthümlich erlangt und seinen Sitz nach Berlin verlegt. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm brachte nun im Jahre 1695 die Erbeinigung der getrennten Linien des Zollern'schen Hauses zu Stande. Aber erst 1848 kamen die beiden Fürsten von Hechingen und Sigmaringen zu dem Entschlusse, ihre Souveränetätsrechte an die Krone Preußen abzutreten, worauf am 7. Dezember 1849 der Entschädigungsvertrag abgeschlossen wurde und im Jahre 1850 der Regierungsantritt Preußens erfolgte.



Eskol. Egyptischer Joseph. Vater Jakob. Adam. Christus. Eva. Abraham. Melchisedech. Lot.

Sarah. Kain. Vom Oberammergauer Passionsspiel. **Die Kreuzesschule.** Nach einer Skizze von Peter Krämer. (S. 642.) Abel. König von Sodoma.

Albumblatt.

Regentag.

(Bild S. 640.)

Es kommt der Herbst, eh' man's gedacht,
Die dürren Blätter fallen,
Der Himmel dämmert trüb und grau
Und finstere Nebel wallen.

Wie schnell der Sommer war vorbei,
Dahin sind Sang und Blüten.
Wild braust durch schauerndes Geäst
Des Regensturmes Wüthen. —

Wie bist ein Bild des Lebens du,
Herbsttag mit Sturm und Regen,
Muß denn das Schöne stets vergeh'n,
So schnell und allerwegen? —

Doch draußen wird stets wieder jung
Das Feld, der Wald, die Au.
Ach wär' es doch bei uns auch so,
Denkt manche „schöne Frau".

Die Kreuzesschule in Oberammergau.

(Bild S. 641.)

Das Thal der Ammer in den bayerischen Alpen — der Flecken Oberammergau ist jetzt das Ziel der Wallfahrt von Tausenden, die selbst aus England und Amerika in Menge dort hinströmen, um das merkwürdige Schauspiel der Passionsdarstellung, welche von den Bewohnern dieses Dorfes alle zehn Jahre in's Werk gesetzt wird, zu genießen. Das Passionsspiel, von dem wir später in Bild und Wort unseren Lesern das Interessanteste mittheilen werden, gehört zu den erhebendsten dramatischen Darstellungen. Als eine Art Zwischen- und Vorspiel darf die sogenannte Kreuzesschule betrachtet werden, welche in Oberammergau in kürzeren Zeiträumen, meist von fünf zu fünf Jahren, zur Vorstellung gelangt. Die Spieler sind dieselben wie bei der Passion. Während diese aber ein regelrechtes Drama ist, hat die Kreuzesschule mehr den Charakter von lebenden Bildern, d. h. von einer Aneinanderreihung einzelner Szenen, welche mit der Passion in Verbindung stehen oder auf diese hinweisen. Die Kreuzesschule besteht gewöhnlich aus vier Abtheilungen, in welche die drei Stunden währende Handlung zerfällt und mit der Voraussagung des Messias endet.

Jede Szene wird durch ein entsprechendes Orchesterstück, sowie durch einen kurzen Prolog und Epilog, gesprochen von dem aus dem Passionsspiel rühmlich bekannten Chorführer Diemer, eingeleitet, Soli werden während der Tableaux, die Chöre zum Schluß gesungen. Die Musik hat der talentvolle Kompositeur Lehrer Kirschenhofer daselbst theils zusammengestellt, theils neu komponirt. Die Handlung der Kreuzesschule bringt den Brudermord an Abel, Abraham's Sieg und das Opfer Melchisedech's, Abraham's Berufung, Isaak zu opfern, Vater Jakob und sein Wiedersehen mit Joseph, dem ruhmgekrönten Statthalter Aegyptens.

Das erste Tableau entspricht auch dem Eingange des Passionsspiels und stellt die Anbetung des Kreuzes durch knieende und stehende Kinder dar. Den Szenen zwischen Kain und Abel, Adam und Eva folgt wieder, vom Chor eingeleitet, das prächtige Bild, wo Christus die Händler aus dem Tempel treibt. Diese Szene gibt unsere Illustration wieder. Kain vollzieht die böse That. Im Tableau streicht Judas das Sündengeld ein, es ist die aus dem Passionsspiel wohlbekannte herrliche Gruppe im hohen Rath, überragt von Kaiphas und Annas. Dem Opfer Melchisedech's entspricht als Bild das Abendmahl, dießmal nicht wie im Passionsspiel nach Leonardo da Vinci, sondern nach dem Abendmahl von Peter von Heß gestellt.

Der Gehorsam Abraham's, der dahin geht, um auf dem Berge Moria seinen geliebten Isaak zu opfern, findet in der Nachtszene auf dem Oelberge, wo Judas mit der Rotte herankommt, seine Erfüllung, sowie die That selbst mit der unvergleichlich schönen und meisterhaft gestellten, ebenfalls in dem Passionsspiel vorkommenden Kreuzigungsgruppe abschließt. Die letzte Szene, Jakob in Aegypten und das Wiedersehen mit dem geliebten Joseph und dessen kleinen Söhnen Ephraim und Manasse, bedingt noch als letztes Bild: die Himmelfahrt, worauf der Jubelchor einfällt.

Sinnsprüche.

Wir machen keine neuen Erfahrungen, aber es sind immer neue Menschen, die alte Erfahrungen machen. Rahel.

*

Des Herbstes mag sich freu'n, was eine Frucht getragen,
Da, was nur Blüten trug, vor seinem Hauch muß zagen.
Rückert.

*

Wie glücklich ist der Mensch, dessen Fuß in den Schuh paßt, den das Schicksal ihm gibt. Thackeray.

*

Es ist nicht eben etwas Seltenes, daß Einer seine Ehre für ein Ehrenzeichen verkauft. Fr. Jacobs.

Das Urlaubskreuz.

Novelle

von

Emile Mario Vacano.

Der Wallfahrtsort Mariazell in Steiermark liegt, einer weißen Taube gleich, im dunklen Tiefgrün der nadelholzbewaldeten stolzen Höhen der Oetscherkette. Ringsum heben sich die Gipfel, und im Thale selber, hingekauert wie ein Nestling in den Schooß der Mutter, liegt der Gnadenort mit seiner majestätischen Kirche, mit seinen freundlichen Herbergshäusern, seinen Verkaufsläden mit den „heiligen Sachen", mit seinem Glockenläuten, seinen wehenden Fahnen, Hymnen, weißen Tauben und der unsagbaren Glorie von Gnadenwundern und Himmelserbarmen, die über dem Orte zittert, wie Maienschleier über Fliederbüschen.

In der Kirche selber, da lächelt das uralte schwarze Heiligenbildlein aus einer wahren Ueberpracht von silbernen Wolken, Damastfalten und Lichterglanz heraus und herab in das Dunkel des Erdenelends und in das Dunkel der massiv silbernen Kapelle, die eine kaiserliche Dankbarkeit der „Helferin im tiefen Leid" gespendet hat. Es ist das ewige, weltalte Bildlein „von der Mutterliebe in der Schöpfungsäone", welches mit der ersten Religion entstand und erst mit der letzten untergehen wird, wenn der letzte Mensch im Zerfallen unseres Erdensternes mit seinem letzten Götterbilde zugleich begraben wird unter dem Schutte der Natur, welche die erste Andacht mit der ersten Sünde zugleich geschaffen hat. Es ist die Mutter, welche das Menschenkind auf dem Schooße hält — die Königin des Himmels und die Königin der Jungfrauen, deren Vorbild Isis war. Diese Mutter reicht dem Kinde den goldenen Apfel zum Spielen.

Und von diesem dunklen, kleinen alten Bildlein aus strömt jenes magnetische Licht von Gnade und Wundersegen, das jährlich die Pilger zu Tausenden heranzieht von nah und fern, von den Steppen des Ural und von den Ufern der grünen Loire, wie von den Gipfeln der Alpen und aus den Wüsten, die sich in die Türkei hinein breiten.

In den oberen Gängen, welche das Schiff des Domes einfassen, da hängen zahllose Votivbilder, von dankbaren Herzen gestiftet für erhörte Gebete. Bilder mit Verwundeten, Erkrankten, Bedrohten, und über ihnen stets die auf Wolken lächelnde Mutterliebe, die ihnen Rettung, Befreiung und Schutz bringt aus fernen Himmelsglorien heraus. Eines unter diesen Bildern ist seltsam genug. Es hängt in der letzten Arkade am Ende des rechten Seitenganges im Stockwerk der Kirche. Es ist das fast lebensgroße Brustbild eines schönen, dunkelschauenden jungen Mädchens. Wild und stolz blitzen die Augen, herrschend und lebensfreudig und scharf. Wie aus matter Bronze geformt lächelt das frische junge Antlitz, das schwarze Gewand umhüllt die edelsten Formen. Was soll dieses Bild an diesem Orte? Es ist nicht das einer Heiligen und es kann nicht das einer Gemarterten sein. Es ist wohl eine Büßerin, eine Magdalena vor der Geißelung. Vielleicht sagt uns die Zeile etwas, die aus dem Golde des reichen Rahmens scharf hervortritt und welche lautet: „Du sollst nicht lügen".

*

Wenn man den Gnadenort verläßt gegen die protestantische Gemeinde Mitterbach zu, dann geht die Straße hügelan. Und auf dem höchsten Punkte des Weges, da steht ein kleines weißes, gemauertes Kapellchen mit einem Kruzifix unter dem zerbröckelnden Dache. Es heißt „das Urlaubskreuz". Und der seltsame Name kommt daher, weil der fromme Pilger beim Verlassen der Gnadenstätte hier Halt zu machen pflegt und den Blick zum letzten Male ruhen läßt auf dem heiligen Orte; denn noch ein Schritt, und die Straße senkt sich wieder, und versunken und verschwunden ist ihm die ganze Lieblichkeit, die ihn wie das Unterpfand des verheißenen Segens umfangen hat. Urlaub nimmt er hier von der Stätte, wo ihm ein Augenblick der Ruhe, des Friedens, der Hoffnung und der thränenschimmernden Klage gewährt war am Herzen der Gottheit selber. Noch ein letztes Gebet, noch einen letzten Blick nach dem Frieden, und dem verfolgten, gekränkten, müden, heimlosen Pilger ist wieder verschwunden der weiße Dom, die freundliche Herbergsreihe, die wehenden Fahnen, der Friede und die Gnade und das geträumte Glück.

Und rauh breitet sich wieder der schmale Wanderweg vor ihm aus, der durch dunkle Wildnisse führte.

1.

Es war an einem schönen Spätherbsttage, aber doch an einem der spätesten Herbsttage. Die Landstraße war voller Wasserpfützen, aber nicht von heute, sondern von vorgestern. Der Herbstregen trocknet so langsam ein — die Erde, im Sommer so thaugierig, ist so übersättigt jetzt, daß sie wie ein vollgesogener Schwamm daliegt. Die Sonne scheint, eine helle, lustige Sonne, die jedes Blättchen, jeden Stamm, jede Kontur der Erde viel reiner, schärfer und treuer wiedergibt, als im Sommer, so wie die Luft des Spätjahres jeden Schall lauter, deutlicher und klingender an unser Ohr trägt, als die faulen Lüfte des Juli, die zu schwül sind, um auf ihren trägen Fittigen Töne oder Bilder zu tragen in die weite Ferne.

Die Sonne scheint also, und sie scheint auf eine lange, endlose Landstraße, deren Pappeln schon laubdürr sind, aber durch ihr goldenes Gelb fast märchenhaft aussehen, wie Bäume eines Feenlandes oder wie Ruthen des strengen Knecht Ruprecht. Ein Theil des Blättergoldes — und der größte Theil! — liegt im Straßenkothe oder schifft gleich Kähnen über die Pfützen im frischen Hauche.

Diese Landstraße zweigt rechts in einen dichten Wald, den Gerichtsbergwald, wie er in der Gegend heißt. Es ist ein kleiner, aber dunkler Wald, der durch die Jahreszeit nichts von seiner Finsterniß und seinem Grün verloren hat, denn er hat meist Nadelholz. Die schmalen Wege desselben werden nur von den niedrigen Gebüschen mit ihrem dichten, weichen, hier bald fauligen und scharf wie Theerosen duftenden Blätterregen bedeckt. Die kalte Sonne schien an seltenen Ausläuferstellen auch da hinein, aber an der der Sonne entgegengesetzten Himmelsseite sah man nur graue, tiefe, trostlose Tinten, die im Sommer nur Sturm, im Herbst aber auch schon Frost und Schnee bedeuten können: Abgründe des düster gewordenen Himmels, die von den Aequinoktialstürmen entschleiert wurden.

In diesem Walde ging ein junger, schlanker Mensch rasch und mit einem lustigen Pfeifen fürbaß. Er hatte hohe Wasserstiefel an, ein graues Gewand, das durch Mehlstaub fast weiß geworden war, eine mehlige Mütze über dem wilden, widerspenstigen, flachsfarbigen Haare. Er war größer als groß und seine Oberlippe überschattete das erste Bärtchen. Seine blauen Augen blickten wie Blumen aus Getraide aus dem Haarlockicht, das ihm reich in die Stirne fiel. Die eine Hand hielt eine Gerte vom Weidenbaum, die zweite hielt lässig den Zügel eines prächtig starken braunen Pferdes, das den einen Fuß etwas nachzog.

„Ja, ja, Pauxel!" sagte der junge, so elegant schauende und doch wie ein gewöhnlicher Mühlarbeiter gekleidete Mann. „Hast dir wieder einmal das Eisen losgaloppirt ... Und ein Anderer säß' doch auf dir und ritte dich heim, aber ich nicht — dein Heinzherr nicht, gelt, alter Kamerad? ... Trotten wir lieber ein wenig in guter Freundschaft neben einander durch den Wald. Schön ist ja die Zeit und der Weg ist nicht weit! Juhe!"

Damit jauchzte er singend auf und zog aus seiner Tasche Zuckerstücke, die er auf seiner offenen Hand dem Pauxel hinhielt, der schon längst mit den Taschen seines jungen Herrn kokettirt hatte mit klugen, verständigen Augen, und nun nach der süßen Gabe schnappte. Den Zucker streifte sich dann der junge, mehlbestaubte Fußgeher von der Hand und griff an seine Mütze mit dem Air eines Kavaliers und grüßte oder dankte dem Gruße eines stattlichen Herrn, der desselben Waldweges einherkam. Der junge Mann hatte ihn auf der Landstraße draußen in einem eleganten kleinen Gefährt sitzen sehen.

Der Herr, wie er den Gruß gab, kam näher zu dem jungen Manne und sagte:

„Ich habe von meinem Kutscher gehört, daß da die Landstraße immer bergauf geht und beinahe eine halbe Stunde um den Wald herumführt, während hier ein kurzer, angenehmerer Fußweg geht. So bin ich denn gegangen."

„Und Sie thaten recht daran. So dachten ich und Pauxel auch," machte der Andere fröhlich.

Der Fremde war ein Mann in den vierziger Jahren. Er hatte wenig kastanienbraunes Haar, einen röthlichen vollen Bart, große lichte Augen, die hinter einem Binocle halb versteckt waren, und trug ein nicht gerade allerfeinstes, aber ihm elegant sitzendes Reisekostüm. Er hätte just der Vater des Andern sein können.

Sie schritten nun nebeneinander hin und das Pferd machte den Dritten. In den Kronen der Bäume rauschte der Wind scharf, heftig, drohend.

„Sie sind bekannt hier?" fragte der Reisende. „Wie lange dauert der Wald, wo mündet er hin?"

„Zunächst nach Stazdorf," sagte der junge Mann. „Ist das Ihr Ziel?"

„Mein Ziel!" sagte der Fremde mit einem leichten Lächeln. „Mein Ziel ist weit — im Gebirge drin ... Ich mache eine Partie — in die Berge. Ueber Zell und die Seen von Erlaff und Lunz ..."

„O, die schöne Partie!" rief der junge Mann entzückt. „Seas and clouds together ..." (See und Wolken nahe bei einander.)

„O! You speak that language?" (O! Sie sprechen diese Sprache?) sagte der Fremde mit einem halb erstaunten Blick auf die Müllerkleider des Andern.

„Zufällig," lachte der lustig. „Ich merke, mein Herr, daß Sie mich für einen Mühlburschen halten. Das bin ich zwar auch in der That. Aber mein eigener. Ich bin der Sohn des Franz Saiser, dessen Fabriken Sie vielleicht vor dem Walde gesehen haben und dessen Mühlen Sie hinter dem Walde sehen werden. Ich bin Heinz Saiser."

„Saiser" war in der That ein Name von Klang in der Geschäftswelt von Oesterreich. Der Fremde aber kannte ihn augenscheinlich nicht. Er fühlte sich nur erstaunt und angenehm berührt, daß ein so gebildeter junger Herr, anstatt durch die Nase zu reden, den „Heine" zu lesen oder irgend einem Sport zu huldigen, lieber arbeitete und sein Leben von sich selber verdiente, als ob er's benöthige. So gab sich das Gespräch weiter, leicht und fröhlich zwischen den im Alter so verschiedenen neuen Bekannten. Sie sprachen von Dem und Jenem. Der Fremde hatte viele, viele Länder durchreist und wußte in seiner Schilderung derselben nicht breit zu werden, sondern zeichnete mit kur-

zen, markanten Strichen flüchtige, aber plastische Skizzen von Land und Leuten gleichsam vor sich hin in die Luft hinein. Der junge Mann hatte ein rasches, dankbares Auge dafür; es zeigte sich, daß er auch zeichne und in Aquarell male trotz seiner Freude an kräftiger Arbeit, und daß er hohes Interesse nahm — menschliches und künstlerisches — an der Welt, die über den Bergen drüben lag. Dabei aber war sein ganzes Wesen echt, schlicht, naturgemäß und jugendfrisch geblieben, wie es wohlthuend aus seinen Bemerkungen und aus seiner Weise sichtbar war.

Von Abenteuern und Begegnissen auf seinen vielen Reisen sprach der Fremde seltsamerweise nichts — es waren just nur Gegenden, die er gern skizzirte; und selbst aus diesen kehrte er mit Vorliebe wieder zurück in die Landschaft, die sie eben durchwanderten, und zeigte das allerregste Interesse an dem kleinen Horizonte, der den jungen Mann umgab, und bald fand sich derselbe zu seinem Erstaunen mehr als der Gefragte, denn als Fragender, und fühlte, daß der fremde, elegante Reisende ein großes Interesse daran nehme, wie er — Heinz Saiser — seine kleine Welt betrachte, wie er sich zu ihr stelle, wie und was er am liebsten finde und erhoffe vom Leben und der Welt und den Leuten. Der Herr, der so viel gesehen hatte, daß ihn der junge Fabriksherr fast wie eine Fliege an der Wand anmuthen mußte, der wollte sich lieber über diese Fliege unterrichten, ihren Flug beachten, ihre Flügel mustern, als selbstgefällig erzählen von den Wundern der Karpathen, der Großartigkeit der Alpen und der Unermeßlichkeit der Steppen Rußlands. Und es lag darin nicht bloße Neugierde, das fühlte Heinz Saiser, es lag darin Theilnahme, echte, wahre, natürliche Theilnahme.

So gab dann auch das Reden, daß der Vater Saiser viele, viele Fabriken, Mühlwerke und Bergwerke besitze dort und da; das schien aber den Fremden gleichgültig zu lassen. Viel mehr interessirte es ihn, daß der junge Mann Heinz hieß. Das klänge so frischweg, so altdeutsch ...

„Sie sind ein Deutscher?“ fragte Heinz. Und diese Frage war natürlich. Denn in der Sprache des Fremden mischten sich echt österreichische Wendungen, französische Ausdrücke drängten sich ungerufen in seine Rede, und seine ganze Sprache war eben die eines Reisenden, der von Kindheit an keine feste Stätte gehabt hat, und dem alle Welt ihren Theil angehängt hat in Allem.

Der Fremde antwortete nicht gleich. Dann sagte er:

„Ein Deutscher? Ich wüßte kaum. Geboren bin ich irgendwo in einem Winkel Schlesiens. Meine erste Jugend verlebte ich in Polen. Später kam ich nach Italien, dann heim zu meiner Mutter, die eine echte Oesterreicherin war. Mit Amerikanern habe ich viel verkehrt und im südlichen Frankreich fand ich eine Zeitlang Ruhe und ein Asyl. Uebrigens heiße ich Baron Marian und bin Privatier.“

„Ich dachte wohl, daß es ein reicher Mann sein müsse, obwohl er nicht reich aussieht,“ dachte Heinz bei sich. Und als wenn Baron Marian seine Gedanken errathen hätte, setzte derselbe mit einem leichten Lächeln hinzu:

„Tourist aus Passion und ohne daß ich Reisebeschreibungen herausgebe. Das ist ein mildernder Umstand, nicht? Ich finde, man sollte seine Reisen nie beschreiben, sondern immer nur leben.“

„Oder malen,“ meinte Heinz fröhlich.

„Ja,“ sagte Baron Marian ernst. „Wenn man malen kann. Ich finde nur, daß die wenigsten Leute, die reisen, um zu reisen, malen können.“

„Und die Maler, welche reisen, die ...“

„Die bringen wohl ganze Stöße von Skizzenbüchern heim, aber das sind eben nur praktische Skizzen. Sie nehmen die Natur nicht in ihrem Negligé oder in ihren besten Momenten, sondern dort, wo sie am effektvollsten für ein Oelbild, für einen ‚Quadro‘ verwerthet werden kann. Die Natur aber hat reizende Winkel, die dem Oel widerstreben, und unsagbar schöne Sonderbarkeiten, deren Tinten sich auf keiner Palette finden. Und diese schönsten Winkel und diese lieblichsten Launen läßt der Griffel des reisenden Malers beiseite liegen, weil er sie eben nicht in so und so viele gute Kritiken, in so und so viele harte Thaler oder in so und so viel Unsterblichkeit umsetzen kann. Das Reiseskizzenbuch eines wirklichen Malers kommt mir nicht vor wie das Kaleidoskop eines wandernden Genius, sondern wie das Loch, in welches der Maulwurf seinen Freßvorrath für den Winter zusammenträgt. Hagebutten wird man da in Menge finden, aber keine einzige wilde Rose. Die reisenden Maler sammeln, aber sie empfinden nicht. Sie verschwenden nie — nicht einen Tropfen Farbe, nicht ein Staubkorn Blei an etwas, das nicht auf dem Kunstverein verwerthbar wäre. Sie lassen sich von der Natur füttern, ohne sie zu lieben. Sie malen flaumig, seifig oder porzellanglatt, je nachdem sie Achenbach, Gude oder Rieger heißen. Aber sie träumen nicht.“

„Ich habe einen Maler gekannt, einen echten,“ sagte Heinz, „einen genialen: Hörmann ...“

„Ah, der Stimmungslandschafter! In seinen Bildern liegt eine volle Seele, eine düstere, manchmal eine wilde, fast zügellose. Aber ich wette, seine Skizzenbücher sind ängstlich. Er malt zu kräftig, um der Natur nicht überhöflich zu sein unter vier Augen.“

„O, der Baron scheint also vor Allem Maler ...“ dachte Heinz Saiser bei sich.

„Es ist das wie bei den Pferden ...“ fuhr Baron Marian fort und legte seinen Arm in den des jungen Mannes. —

In diesem Augenblicke tönte die schnarrende Stimme eines Bettlers vom Walde her. Er saß knapp am Wege auf einem Baumstrunk, hatte zwei Krücken bei sich, die Füße verkrümmt, und das wildbraune, häßliche Gesicht war von einem Stoppelbarte umgeben. Er hatte jämmerlich zerlumpte Kleider und sein Gebet tönte klagend wie das eines Sterbenden. Das eine Auge hatte er dick herausgequollen und erblindet, auch das andere schien sternlos. Es war ein Anblick zum Erbarmen.

„Fleißig beten! Will fleißig beten!“ jammerte der Krüppel.

Heinz Saiser griff in seine Börse und wollte näher treten. Baron Marian hielt aber seinen Arm zurück, nachdem er einen scharfen Blick auf den Bettler geworfen hatte. Heinz schaute ihn erstaunt an.

„Der arme Kerl!“ meinte er. „Ein Krüppel. Er war nie hier am Wege, ich muß ihn fragen —“

„Bitte, gestatten Sie, daß dem Manne da ich eine Gabe reiche,“ sagte Baron Marian mit seltsam klarer Stimme und sein freundliches Gesicht wurde dabei scharf.

„Aber —“

„Ihnen gehört der Nächste!“ sagte der Baron, und schon hatte er den Graben überschritten und stand neben dem Krüppel und warf ihm ein großes Geldstück in den Hut und sagte dabei mit derselben glashellen, anders klingenden Stimme in das Dankesgeheul des Bettlers hinein: „Schon gut. Schweigt endlich still und trollt Euch lieber heim. Hier kommt Niemand die Straße entlang, den Ihr anbetteln könnt.“

Da öffnete der Krüppel sein nicht geschwollenes Auge, und dessen erloschener Stern schien sich mühsam in's Weiße herauszuwinden. Und die jammernde Dankeslitanei versiegte für einen Augenblick.

Aber nur für einen Augenblick. Dann plärrte er weiter und Baron Marian sprang leicht auf die Straße zurück und ging wieder neben Heinz Saiser und dem Pauxel her und sagte mit seiner alten Stimme, die nur ein wenig echauffirt klang und mit seiner alten, freundlichen Ruhe:

„Wovon sprach ich eben?“

„Daß es,“ sagte Heinz Saiser, „daß es bei den Bildern sei, wie bei den Pferden und den Reitern ...“

2.

„Ah, richtig. Nehmen Sie einen Reiter im Cirkus, der recht wild ist und durch seine Bravour alle Welt in Erstaunen setzt, der mit dem Pferde kämpft und es unterjocht und besiegt. Halten Sie das ‚ganz Eins sein mit dem Pferde‘ für Kühnheit und für Lust? Es ist etwas ganz Anderes: es ist Sicherheit und es ist Berechnung. Der letzte Reitknecht, der mit dem neugekauften, unprobirten Pferde seines Herrn einmal den Hof auf und ab galoppirt, wird mehr Kühnheit entwickeln in dem kurzen, unsichern Ritte, als der Artist, welcher den prächtigen Hengst sich bäumen und trotzen macht durch Sporen, Stachel und wilden Zuruf, und durch den zornigen Riß an der Mähne, und der das edle Thier, das nun vor Trotz und Wuth schäumt, umherrasen läßt in der Manège zum Entsetzen und Entzücken, zum Staunen und zur Bewunderung des Publikums über seine Tollkühnheit — ist er ja doch seines Pferdes sicher, und weiß ja doch dasselbe schon den Ort im Stalle, wo ihm das weingetränkte Brod bereit ist von demselben Herrn, dem es jetzt scheinbar widersteht! Wie wohl dressirt sind Beide: Roß und Artist!“ Und Herr von Marian schloß mit einem kurzen, klingenden Lachen.

„O!“ dachte Heinz Saiser bei sich. „Er ist doch kein Maler gewesen, sondern sicher Stallmeister irgend eines allerhöchsten Herrn.“ Und sein Auge erglänzte vor Interesse. „Ach, das Pferd!“ sagte er laut mit seiner frischen, vollen, kräftigen zwanzigjährigen Weise, „das Pferd ist mir das Liebste auf der Welt neben der Arbeit!“ — Alles volle Lustleben der Jugend athmete aus diesen Worten. „Das Pferd! Gibt es etwas Schöneres, Prächtigeres von außen? Die Kraft in ihrer höchsten Potenz, die Harmonie in Allem, die Kühnheit, die Anmuth, das Kolossale und das Feingegliederte, wie sich's der Schöpfer nur in der besten Laune seiner Schenkungstage ersinnen mochte! O, und die Seele erst des edlen Thieres! Der Muth und die Treue, die Anhänglichkeit, der Stolz und die Demuth zugleich! Das Pferd ist dem Menschen oft wie ein — Vorwurf! ... Gelt, Pauxel?“ rief der junge Mann. Dann stockte er plötzlich, wie er vom glänzenden, getätschelten Nacken des Pauxel, der ihm gedankenklug das runde schwarze Auge zugewendet hatte, wieder auf den Baron Marian sah. Er mußte etwas Seltsames in den Mienen des Fremden lesen, denn er erröthete fast über seine vehemente, begeisterte Rede, wie jeder echte jüngere Mann, wenn er zu laut geworden ist vor einem Aelteren, Ueberlegenen. „Ueber was sinnen Sie denn, Herr Baron?“ fragte er. „Sie lachen wohl über meinen Enthusiasmus? Und Pauxel ist nicht einmal ein Halbblutaraber ...“

Der Baron schritt langsam an der Seite seines jungen Gefährten hin. Seine fein behandschuhten Hände lagen im Gehen über den halbgekreuzten Armen, und er schaute auf Heinz Saiser, der wohl Vollblut war in der edelsten Bedeutung des Wortes. Sein waizengelbes, sprödlockiges Haar flatterte unter der mehlweißen Mütze vor in dem kräftigen Herbstwind. Die Sonne der Jugend glänzte ihm aus Augen und Worten, aus seinem ganzen kraftvollen, energischen, schlichten, gescheidten und nicht nur arbeits-, sondern auch denkfrohen Wesen. Und die kältere Sonne des Himmels und des Herbstes umgab ihn, und tiefgrau zeichnete sich ein trotziger Himmel über den Umrissen der matten Berge.

„Ich denke,“ sagte der Baron sinnend und mit einer sonderbar ernsten, leicht vibrirenden Stimme, „wie schön das ist ...“

„Was denn? der Tag?“ machte Heinz halb erstaunt und schaute neugierig auf den stahlgrauen Himmel, und fühlte den Blätterschauer und watete tief in dem abgewehten Laube.

„Nein. Aber daß ein junger Mensch in Ihrem Alter sich so herzlich für ein edles Ding interessirt, das weder ein Modeanzug, noch ein Weib ist: für das Pferd und für die Arbeit. Nicht für das Pferd einer sammetnen Jockeyjacke wegen und wegen den Berichten in den Salonblättern; nicht für den Sport mit einem Wort, sondern für das Roß um des Rosses selber willen, nicht in der Weise eines reichen Hausherrnsohnes, dem es nur darum zu thun ist, von dem Fürsten X. Y. wenigstens auf die Seite geschoben zu werden, sondern für das edle Wesen eines Pferdes — sei es auch nur ein Pferd der Arbeit und des Nutzens. Ich denke auch, wie selten es ist, daß ein junger Mann von Ihrem Vermögen die Arbeit um der Arbeit willen liebt. Und ich denke, wie hübsch es sei, daß Sie weder von Landwitzen reden', noch in die Stadt gehen, um mit kleinen Tänzerinnen zu soupiren, und ich denke, wie schön es sein wird, wenn Sie einmal ein Mädchen lieben werden mit Ihrem guten, braven, frischgebliebenen Herzen — und ein braves Mädchen wird es sein!“

„Wie kommen Sie darauf?“ sagte Heinz Saiser mit dem Erröthen des Ueberraschtseins.

„Weiß ich das selber? Vielleicht dachte ich an einen Herbsttag, wo ich selber so jung war und so — anders dachte. Vielleicht an ein kleines Grab, in welchem ein Kind ruht, das nun so sein würde wie Sie. Aber auch vielleicht so ganz anders im Innern: verfälscht durch seine Eltern, so arm, so haltlos, wie dereinst ... mit einem Wort: ich freue mich des Weges mit Ihnen.“

„Mit mir? der Sie in der besten Gesellschaft viel schönere Gegenden durchwandern ...“

„Ja. Nur zu gute Gesellschaften und zu schöne Gegenden!“ sagte der Herr Baron plötzlich wie todmüde.

Es tönte ihnen etwas scharf entgegen. Ein Scheerenschleifer hielt am Wege und hatte eine Menge Messer und Scheeren aus den umliegenden Bauernhäusern vor sich, und drehte das Rad, daß das Wasser sprühte und die Klingen kreischten. Und er grüßte und rief in gebrochenem Deutsch, das an die rauhen Steinsteppen des sonnenüberglänzten und boraüberdräuten Karst gemahnte:

„Niks zu szleifen, gnädik 'Err? Ick bitt' um Coltello, um Messer oder was ... ick will es szicken durch die meinige Frau szurück ...“

„Waren Sie schon in der Mühle draußen?“ fragte Heinz Saiser über den Graben hinüber.

„O, der gnädik 'Err is der gnädik 'Err von der Mühl'? Meine Frau sein dort, und werd' bringen —“

Damit grüßte er vehement und hastig und heftig mit allen Gestikulationen des Südens. Und der Arm des Herrn Barons lag noch immer in dem des jungen Mühlbesitzers, wie sie weiter gingen. Und der Herr Baron sagte:

„Verzeihen Sie mir eine vielleicht sonderbar klingende Frage, Herr Saiser.“

„Aber bitte!“

„Haben Sie Geld bei sich?“

Einigermaßen erstaunt schaute Heinz Saiser auf. Mit halbem Lachen.

„Aber ...“

„Sie meinen, was mich das interessiren kann?“ sagte der Herr Baron mit einer Lustigkeit, die nicht ohne Ernst war. „Ich finde das natürlich. Aber mögen Sie es eben so natürlich finden, daß ich frage. Haben Sie viel Geld bei sich?“

„Nun ja, ich war im Mehl- und Brodgeschäfte in Plittenstadt drüben einkassieren. Eine ziemlich starke Summe.“

„Und da gehen Sie so allein heim? Ist es denn so nahe zur Mühle?“

„Noch eine ziemliche Strecke.“

„Und im Herbst wird es bald dunkel und dann — sehen Sie, die Sonne legt sich schon auf die Berge und rieselt an ihnen herab. Erscheint es Ihnen nicht wie Blut? Wie das Blut eines Wanderers, den Strolche angegriffen haben und niedergeschlagen ... Sie sind unvorsichtig!“

„Bah, wen sollte ich fürchten? Die Gegend hier ist sicher.“

„Sicher vor was? Neapel sicher vor dem Vesuv!“

„Es wird doch keine Räuberbande hier hausen seit gestern?“

„Es gibt Strolche', die auf Kunstreisen gehen, die vor Kurzem noch schwelgten und die heute hungern und frieren, und die sich auf der Landstraße treffen und sich zusammenthun.“

„Sie können Recht haben; aber hier“ (sie waren an einer Biegung des Waldpfades angelangt; links hinaus führte er auf die Landstraße zurück) „Ihr Weg wäre da,“ sagte Heinz Saiser, stehen bleibend. „Ich fühle mich verpflichtet, es Ihnen zu sagen, obwohl mir Ihre angenehme Gesellschaft noch weiter herzlich erwünscht wäre. Der Weg zur Straße, das heißt zu Ihrem Wagen führt da.“

„Ich danke Ihnen. Also das wäre mein Weg. Und Sie . . .“

„Ich gehe mit Paurel ganz durch den Wald. Es schneidet mir ein Stück Wanderung ab.“

„Haben Sie Eile?“ fragte der Herr Baron plötzlich.

„Wie so?“

„Nun — weil ich Sie fast bitten möchte . . . machen wir den Weg zusammen. Und zwar nicht den Waldweg hier, sondern geleiten Sie mich auf der Straße draußen. Es ist so selten auf meiner Tour, daß ich eine so angenehme Gesellschaft treffe. Und wir werden einander vielleicht im Leben nie wiedersehen. Opfern Sie sich einmal — für ein Viertelstündchen . . .“

Heinz war es zufrieden. So gingen sie auf die breite Landstraße hinaus, auf der noch die sinkende Sonne lag, und kamen an einem Weibe vorüber, das in ihrer Schürze blinkende Scheeren und Messer trug: das Weib des Schleifers augenscheinlich. Ein viel zu schönes Weib für einen Wandersmann. Nicht ganz jung mehr, aber mit einem Glutenblicke, der noch manches Herz versengen mochte, und mit Zähnen, die im Vorüberlachen blitzten wie Schnee. Ein schwarzes Tuch umhüllte ihr Kopf und Brust; nicht in plumpen Falten, wie es die Bäuerinnen Oesterreichs tragen, sondern nachlässig und anmuthig derangirt, wie es die Töchter Toskanas mit den schwarzen Mantillas machen.

„Sie waren auch in der Mühle, in dem weißen Hause dort?“ fragte der junge Mann.

Die Frau nickte.

„Si, Signor,“ sagte sie. „Und ick habe genommen und werde bringen . . . Szären, Messer . . .“

„Es ist aber Zeit dazu bis morgen,“ sagte der Herr Baron dazu, wie hingeworfen, um sie abzufertigen. Sie schaute ihnen nach, wie sie vorübergingen.

„Warum haben Sie das gesagt?“ meinte Heinz Saiser im Weitergehen.

„Habe ich etwas gesagt? . . . Aber dort ist schon Ihre Mühle?“

„Ja wohl, dort ist meine Mühle,“ sagte der junge Mann, indem er auf ein weißes, weitläufiges Gebäude mit Gängen und Räderwerk deutete, das unter Eichbäumen an der Straße lag, ganz überglitzert von den letzten Sonnenlichtern. Und der Wagen des Fremden wartete da. Heinz Saiser lud denselben herzlich und fröhlich ein, einzutreten. Er wollte ihm die Kunstmaschinen zeigen und ihm ein Glas Wein vorsetzen, und er solle ein wenig rasten. Aber Baron Marian bedankte sich. Er hatte jetzt Eile, denn es wollte dunkel werden. Und wie Heinz selber sagte, bis zum nächsten Orte gab's noch gute drei Stunden zu fahren. So sprachen sie noch ein Weilchen vor der Thüre des Mehlladens, auf dessen Schwelle ein kleiner schwarzer Hund mit lautem Freudengewinsel und heftigem Gewedel den „jungen Herrn“ bewillkommnete. Der Fremde sprach und grüßte noch mit seiner herzlichen Stimme und mit seiner liebenswürdigen Weise, und Heinz Saiser sprach und grüßte mit seinem klaren, frohen Wesen, und sie reichten einander die Hand und schieden.



Alpensteinböcke. Zeichnung von G. Mützel. (S. 646.)

Schieden, und der Herr Baron schritt die Landstraße vorwärts. Er bestieg noch nicht den Wagen und sandte denselben wieder voraus, langsam nachgehend. Auf der Höhe der Straße angekommen, wandte er sich noch einmal um. Es war der Punkt, von wo man zum letzten Male die Mühle sah mit ihren freundlichen Fenstern, ihrem bewegten Leben, ihren friedlichen Umrissen, noch deutlich gemacht vom letzten Tageslichte gegen den sturmgrauen, abendlichen Horizont, der bald in die Nacht verdunkeln mußte. Noch einen Schritt weiter, und das ganze freundliche Bild versank vor dem Reisenden hinter der Senkung der Straßenhöhe, jäh und für immer, als sei es nur ein Traum gewesen. So hielt er noch an. Was bannte ihn doch? Welches Gefühl, welche Erinnerung, welches Leid oder welche Reue? Vielleicht dachte der kaltschauende Mann daran, daß, wenn er jemals ein Kind, einen Sohn, gehabt habe, dieses Kind dem jungen Manne da hätte gleichen müssen. Vielleicht gedachte er an eine Stube, die er in jüngeren Jahren bewohnt, einer Stube unter dem Dache, in welcher papierüberklebte Reife lagen und eine Trommel stand, und ein blasses Weib an Flittergewändern nähte in der Nische des zerbrochenen Fensters, das der Sonne freien Zutritt ließ und dem Winde auch; vielleicht dachte er an ein kleines, krankes Kind mit einem gebrochenen, verbundenen Aermchen, das sich leise in den Schlaf schluchzte auf dem ärmlichen Lumpenlager, von dem es in der Nacht, die diesem Abende folgte, als kleine Leiche auf den harten Boden herabgelegt werden sollte. Vielleicht dachte er an helldurchleuchtete, musikdurchtönte Abende, an welchen viele, viele Leute ihm Beifall zujauchzten und zulachten, und er sah sich da selber kühn und stolz und jung, und sah ein prächtiges junges Weib in einer Loge über der Rennbahn sitzen, ein anderes kleines Kind auf dem Schooße, mit langen flachsenen Locken und an Bonbons naschend, und sah, wie das Weib den Anbetern um sich zulachte mit weißen Zähnen, und fühlte wieder (nach so und so viel Jahren!), daß er ihr Herz nie besessen habe, und daß sie ihm mit dem kleinen Herzenskinde verschwinden werde — in ein lärmendes Glück oder in ein jammervolles Elend hinein, ohne daß er sie halten, ohne daß er sie retten konnte. Vielleicht schauten ihn diese halbvergessenen Bilder an aus den Augen des braven jungen Mannes, der so gern arbeitete, so klar dachte, so hell lachte und ehrlich auf den Weg seines Lebens blickte: vielleicht hatten ihm diese wohlbekannten hellen Locken und hellen Blicke Heimweh gebracht in das Herz, das sich keine Heimat zu gründen verstanden hatte im ganzen langen Leben. Heimweh nach so langer, langer Zeit! Ein Heimweh, das nie und nimmer zu verlöschen oder zu — erfüllen war. Vielleicht war diese Straße wie die Straße seines ganzen Lebens: endlos sich hindehnend im Dunkeln des Himmels und im Scheiden des Tages. Der Frühling für ihn war stets nur ein Stürmen und Thauen des Schnees, der Sommer ein Glühen und Welken in der Sonne des Südens, der Herbst ein erneuertes Stürmen, und der Winter ein Leben in schwerdurchdufteten hellen Räumen, im Gaslicht, oder ein Frösteln in kalten Wagenecken. Und heute, hier war vielleicht die Wunde eines stets glimmenden Sehnens und Heimwollens mit rauherer Hand berührt worden, als je zuvor. Wäre das sein Kind gewesen! Hätte er ihn zu schützen gehabt, und hätte er ein dankbares Wort, Anschauen gehabt von ihm. Wäre dieses friedliche und arbeitslaute Haus sein Haus, und diese Stätte seine Stätte gewesen. Dieses weiße Gebäude, das Geräusch der Wasser, das Leben und die Ruhe, das Rauschen der uralten Bäume, das war ihm wie ein Traum aus einem andern, frühern Leben. Es gibt Stunden im Dasein, die gleichsam den Nebel des Augenblicks klar werden lassen, daß wir zurücksehen wie in einen See, dem wir entstiegen . . .

Da kamen die Blätter schaarenweise. Der Himmel erlosch gleichsam im Schwarzblau. Der Sturm zerrte noch ein-, zweimal über die ganze Gegend, dann begann der Regen zu fallen, trostlos, eintönig, schwer. Noch einen Blick, einen letzten auf Haus, Rauch, Arbeit und auf den jungen Herrn des Ganzen unter der Thüre. Noch ein Schritt, die Straße senkte sich, und Alles war verschwunden, und vor ihm lag die endlose Landstraße, sich aufweichend im langsamen Regen, und der Himmel, über den sich die Nacht zog wie ein riesiges Spinnengewebe. Bald war er bei seinem Wagen und fuhr hinein in's Dunkle.

3.

Nicht lange fuhr er, höchstens eine Stunde. Dann legten sich ihm der Regen und die Finsterniß auf die Nerven. Und als ihm auf einsamer Landstraße ein paar beleuchtete Fenster entgegenschauten, über denen im Regenwinde ein Wirthshausschild schwankte und knarrte, da befahl er zu halten. Er wollte lieber hier übernachten, als weiter fahren in diesem trostlosen Gusse und die trostlosen Stimmen hören aus dem Wind, dem Regen und der brausenden Nacht.

Konnte er hier nächtigen? Gewiß! meinte der bücklingsreiche Wirth. Und den Wagen und die Pferde einstellen? Natürlich! Und einen Imbiß haben? So wie in einem Hotel! Man hatte ja heute erst frisches Fleisch bekommen. Und hatte das Zimmer, das er bewohnen konnte, einen Ofen? Natürlich! Und allen Comfort, sogar einen Waschtisch. Und waren viele Gäste da? Nur ein Holzhauer und ein altes Mütterlein, das sich auf dem Markte verspätet hatte, und ein Krüppel, ein Gendarm und eine Scheerenschleiferfamilie, die auf Fußwegen vom letzten Orte herübergewandert war und — nein, der Urlauber war trotz des Regens weitergezogen vor einer Stunde. Und so wurden die Pferde in den Stall gestellt und der Wagen in die Scheune, und Baron Marian wanderte durch den nassen Flur in sein kahles Zimmer, das bald durch ein Feuer und durch ein weißes Tischtuch und durch zwei Kerzenlichter behaglich und comfortabel gemacht werden sollte, nach der Meinung des Wirthes.

Baron Marian wartete nicht ganz geduldig auf den Comfort, den ihm der Bücklingsreiche verschaffen wollte: auf Speisen, Getränke und Wein. Der Thee wohl brodelte schon im mächtigen Samowar, den der Wirth auf den Tisch gestellt hatte, und auch sonst war Alles so gut, als man es unter den Umständen in einer abgelegenen, verlassenen Straßenschenke verlangen konnte. Aber das schlechte Wetter hatte den Herrn Baron nervös gemacht. Ganz und gar nervös. Er zog aus seinem eleganten Handkofferchen ein französisches Buch — eines von der leichten Waare. Er las eine Seite hinab in einem Flug, wie man dergleichen Seiten eben liest. Und dann las er dieselbe Seite noch einmal, und am Ende derselben angekommen, schaute er wieder

die Zeilen an, als ob er noch immer nicht wisse, was er gelesen habe. Er warf das Buch nicht fort. Ein Buch ist eine Rettung vor uns selber, wenn man es auch nur in der Hand hält, ohne es zu lesen. Und mit diesem Buche in der feinen, wachsbleichen Hand trat der Herr Baron an die Thüre seines Zimmers, welches in das vagabundenlaute Schankzimmer hinausführte. Er horchte da ein wenig. Die Stimmen der Durchnäßten, die hier zusammengetrieben worden waren, von der nächtigen, kothigen Landstraße herein, waren wirr und in allen Dialekten der Erde. Der Herr Baron horchte eine Weile und dann öffnete er ein wenig die Thüre und schaute hinaus. Menschen sind für nervös gewordene Reisende oft interessanter, als selbst hochfesselnde, geistsprühende französische Broschüren, und wären diese Menschen auch bloß solche Abfälle von der Tafel des Lebens, wie sie da draußen an den verschiedenen Tischen hausten.

Der Herr Wirth brachte nun ein feines Beefsteak mit einem obligaten einzelnen Erdapfel, und der Herr Baron sagte ihm, er möge noch viel mehr Fleisch braten, noch mehr Rum zum Samowar bringen, auch Weinflaschen,

Für Mütter und Kinder.

Silhouetten von **Friederike Wedem.**



Knabe und Schmetterling.

Knabe: Schmetterling,
Reizend Ding,
Wer hat dich so schön gemacht,
Angethan mit solcher Pracht?

Schmetterling: Flügelein,
Zart und fein,
Hat mir Gott der Herr gegeben,
Ueber Blütenduft zu schweben.



Der erste Schnee.

Juchhe! Juchhe!
Heut fällt der erste Schnee!
Er kommt in Flocken hageldicht,
Er peitschet uns in's Angesicht.
Nun bringt die Schlitten vor das Haus,
Auf daß wir Kinder fahren aus.



Der Apfelbaum.

Ei! was hat der Apfelbaum
Doch für prächtig reife Früchte!
Angehaucht vom zarten Flaum,
Glänzend roth im Sonnenlichte;
Laden zum Genuß mich ein.
Könnt' ich nur den Baum besteigen,
Doch ich bin noch gar zu klein,
Kann die Aepfel nicht erreichen!

„Wind, Wind, lieber Wind,
Komm' doch einmal her geschwind!
Wind, Wind, himmlisch Kind,
Schüttle mir den Baum geschwind."
Sausend über Meereswogen
Kommt die Windsbraut hergezogen,
Schüttelt wild an allen Zweigen,
Bis sie sich zur Erde neigen,

Und die Aepfel, rothen, süßen,
Liegen zu des Knaben Füßen.



Frühlingslied.

Blümlein sprießen,
Bächlein fließen,
Alles freuet sich der Welt.
Frühlingssonne
Schaffet Wonne,
Hat befreit von Eis das Feld.
Neues Leben
Hat gegeben,
Holder Frühling, deine Macht.

Bienlein summen,
Käfer brummen,
Alles uns entgegen lacht.
Lerche singe
Froh und schwinge
Dich zum blauen Aether auf.
Zephirlüfte,
Balsamdüfte,
Steigt empor zum Himmel auf!

und möge ihm dann den Scheerenschleifer mit der schwarzen Mähne und seine Frau, die draußen am Ecktische saßen, hereinsenden. Aber den Krüppel, der bei ihnen sitze, nicht. Der möchte den Appetit verderben.

Der gute Wirth der Schenke von Bern (so hieß der Ort an der Landstraße) machte sehr runde Augen.

Der Herr Baron hielt dafür, daß sich das erstaunte Schauen des Mannes auf seine Laune beziehe. „Denn ich habe Langeweile," sagte er.

„Ja, ja, ganz wohl, Euer Gnaden," machte der Wirth. „Aber — woher — woher wissen denn Euer Gnaden, daß der Mann ein Scheerenschleifer ist?"

In der That hatte der „Mann" sein Geräthe draußen in der Wagenremise stehen.

„Er sieht mir darnach aus," meinte der Herr Baron kurz.

Und der gute Wirth ging hinaus, meldete dem Scheerenschleifer und seinem Weibe, daß ein gnädiger Herr, der sich langweile und wahrscheinlich ein Rasirmesser zum Schleifen habe, mit dem er sich die Kehle abschneiden wolle, ihre Gesellschaft begehre, und ging dann in die Küche, um die

Mundvorräthe zu besorgen, nicht ohne daß er über den Pfannen brummte:

„Wie sieht denn eigentlich ein Scheerenschleifer anders aus, als zum Beispiel ein Rastelbinder?“

Die Zeit ging hin und es währte nicht lange, so waren Rum, Wein, Beefsteaks auf dem Tische der Passagierstube aufgedeckt, der Rauch feiner Cigarren durchkräuselte die Lüfte, und der Scheerenschleifer sammt Frau saßen ganz comfortabel mit dem Herrn Baron zusammen, die Ellenbogen auf der Tafel, und plauderten eifrig in der süßen Sprache Italiens, ohne Rückhalt in Gestikulation oder Pose. War ja doch der Herr Wirth angewiesen worden, daß man seiner nicht mehr bedürfe.

Der Scheerenschleifer saß auf einem Sessel und hatte seine Beine auf amerikanische Art auf einen zweiten Sessel gelegt, und sein schönes, wildschauendes Weib nahm den Ehrensitz ein auf dem zerrissenen Sopha und thronte dort mit all' der Grazie einer feinen Dame, eine Cigarrette naschend und manchmal eine kleine Arie in das Gespräch der Männer hineintrillernd mit der weichen Altstimme einer echten Venezianerin. Der Herr Baron war der Alte geblieben: müde im Gesicht, nachlässig-vornehm in seinem ganzen Wesen, und seine Cigarrette mehr zerbröckelnd als genießend, und nur Thee schlürfend, heißen, starken Thee, und den Samowar stets von Neuem in Glut erhaltend.

„So hast Du uns also gleich auf den ersten Blick erkannt?“ sagte der Scheerenschleifer in seinem weichsten Italienisch. „Mich und die Ginevra auch? Nach so vielen Jahren!“

„Wer sollte Dich nicht wiedererkennen, Leone!“ sagte der Herr Baron, „wenn man mit Dir zwei volle Jahre hindurch Todesbruder gewesen ist; das heißt auf einem Trapez Abend für Abend einander das Leben bedroht und gerettet hat? Eine verspätete Bewegung von Dir, Leone Cassina, und ich stürzte mit dem Kopfe voran eine schwindelnde Höhe hinab und brach das Genick, wenn ich mich von meinem Trapez im Fluge losließ und gegen Dich schwang, der mich mit seiner starken Faust bei den Knöcheln auffangen mußte. Und eine kleine Zerstreutheit von mir, wenn ich, auf dem Pferde stehend, Dich über mich hinüberhißte, und Du lagst mit zerschmettertem Schädel an der Barrière der Manège. Weiß der Himmel, wir Beide sind nie gute Freunde gewesen, wir haben vielmehr mit einander rivalisirt, aber — wir waren Todesbrüder, und in Uebungen und Produktionen an einander gekettet, in Todesgefahr so manche Stunde, und da vergißt man nimmer den Ausdruck eines Gesichtes, das Blähen der Nasenflügel, die Form eines Gelenkes. Und was Deine Ginevra hier betrifft, die damals vor so vielen Jahren hellauf gelacht hätte, wenn man ihr gesagt haben würde, sie solle das Weib des jungen rohen Trapezlehrlings, Dein Weib, Leone Cassina, werden! — die vergißt man nicht so leicht, wenn man sie einst so angebetet, strahlend, allmächtig und schön gesehen hat wie ich — um so weniger, wenn sie so schön geblieben ist wie Gina Cotrelli.“

Ginevra Cotrelli verbeugte sich leicht und blies den Rauch ihrer Cigarre gegen die Decke. Die Erinnerung an die Zeit ihrer Triumphe verjüngte wirklich das dunkelaugige Weib seltsam, und ihr schneeweißes Lächeln war prächtig in diesem Augenblicke.

„Ja, ich wäre damals wohl zu stolz gewesen, um Dich anzusehen, Mariotto, oder meinen jetzigen Mann hier, den Leone. Der war damals ein schäbiger, brauner, hagerer Bursche mit lederner Haut, und roh und wild, sich mit den Kötern balgend und die Pferde in die Schenkel beißend vor Wildheit. Und Du, Mariotto, warst ein fauler, fetter junger Kerl, der an nichts dachte als an Essen, Trinken, und den der Padrone mit der Peitsche zu den Uebungen treiben mußte: rothhaarig, genäschig, daß man ihn mit einer Düte Bonbons zu einer Todsünde bringen konnte — und faul, daß er sich von einer Spinne lieber das ganze Gesicht einspinnen ließ, ehe er sich während des Verdauens gerührt hätte.“

„Wie es wohl gekommen ist, daß Du, die gefeierte Heldin aller Cirkusverehrer, heute die Frau des braunen, wilden, bissigen Jungen geworden bist und mit ihm Scheeren schleifst?“ sann der Herr Baron, seinen Bart streichend.

Die dunkle Frau biß in ihre Cigarrette und meinte:

„Wie es wohl gekommen ist, daß der rothhaarige Bube, der nur aus Genäschigkeit und Trotz zusammengesetzt war, ein vornehmer Herr geworden ist, der uns heute hier zu einem lukullischen Mahl geladen hat aus dem Stalle herein?“

Es lag viel Hohn in der Gegenfrage. Aber noch mehr als Hohn lag in den Worten, die der wilde braune Scheerenschleifer daran knüpfte:

„Und wie es wohl gekommen ist, daß der gnädige Herr auch den Krüppel draußen, der mit uns zieht, nicht kennen will und nicht hereingebeten hat? Und war doch auch einmal ein Kollege . . .“

Der Herr Baron runzelte die Stirn und sagte hart, mit glasheller Stimme:

„Er! der Niederträchtige, welcher beim Stokes einmal einem armen Kinde mit beiden Händen den Fuß gebrochen hat, um es zu verhindern, seinem eigenen Kinde Konkurrenz zu machen! Ich würde ihn eher zertreten, als ihn an mich anstreifen lassen, diesen schauerlichen Lollus!“

„Ah! Signor Mariotto ist noch immer sentimental. Und es ist eine große Gnade, daß Du unsere Hand berührtest!“ lachte Gina lustig.

„Und gar schon zum zweiten Male heut!“ fügte der Scheerenschleifer hinzu, indem er ein Glas leerte. „Und wie es gekommen sein mag, daß der gnädige Herr den jungen Fabrikherrn begleitete und ihn verhinderte, dem Lollus ein Almosen zu geben, und daß er ihn vom Waldwege auf die Landstraße zog, und daß er ihn heimgeleitete, als könne der gute Mann gefressen werden!“ lachte der Südländer mit seinem zornigen Feuer und mit einer Schärfe, die etwas Drohendes, Feindseliges hatte, obwohl er dabei den Wein seines ehemaligen Todesbruders die Kehle hinabrinnen ließ. „Warum und wie das wohl kam?“

Der Herr Baron streifte ruhig die Asche seiner Cigarrette ab, warf dieselbe dann zu Boden und trat sie bedächtig aus.

„Weil der gute junge Mann viel Geld bei sich trug, und weil ich auf unserem zufälligen Zusammenwege einen alten Kollegen erkannt hatte,“ sagte er ruhig und trocken.

Hei! — wie fuhr da der ehemalige Todesbruder auf! Seine weißen Zähne blitzten so, als wolle er wieder ein Pferd durch die Flechsen beißen aus Bosheit, das Kind der Wölfe von Terni! Seine Hand griff dabei nach einem Messer, das er nicht hob, das aber im Lichte der Talgkerze flickerte, als fletsche es ebenfalls die Zähne.

„O, o!“ sagte er merkwürdig rauh und heiser in der Kehle. „Weil er Geld hatte! Und sind wir denn Diebe und Räuber, Herr Baron? Hast Du uns in einer Banditenspelunke kennen gelernt? Oder vielleicht gar vor den Gerichtsschranken oder unter dem Galgen? . . .“ Er stockte. Nicht weil er genug gesagt hatte, sondern weil die Wuth ihm die Kehle vertrocknete. Das Weib lehnte ruhig in der Sophaecke. Sie sagte kein Wort. Sie lächelte nur mit einem Blicke, der schärfer war wie der rauhe Ton des Zornes in der Kehle ihres Gatten.

„O nein,“ sagte Monsieur der Baron ruhig. „Ihr waret Alle Künstler, als ich euch fand im Leben — in meinem jungen Leben. Künstler waret ihr, wie ich auch. Beileibe nicht Abenteurer, nicht Humbugs, nicht Schwindler, nicht Betrüger, nicht schlechte Leute, sondern Artisten — Artisten, denen alle Welt zujubelte, deren Weg man mit Blumen überschüttete, die man besang und die das Geld zu allen Fenstern hinauswarfen. Ihr hattet die Börsen aller Welt zur Verfügung, die Kasse aller Direktoren, ihr . . .“

„Warum sagst Du nicht: wir?“ meinte der Scheerenschleifer scharf und sein Wort flog auf den Herrn Baron wie ein Stilet.

„Du hast Recht,“ sagte dieser kaltblütig, wie Gespenster kaltblütig bleiben im Kugel- und Pfeilregen. „Ich war nicht der Letzte unter euch, vielleicht der Lauteste. Wir verbrauchten aus Laune im Tage mehr, als manche Bürgerfamilie im Monate. Ihr Alle waret nichts weniger als Abenteurer, sondern wahre Prinzen und Rothschilde, und ehrlich wie ein Bürgermeister; aber wie habe ich euch wiedergesehen? Im herbnassen Wandern. Und dieser Dein Lodenrock da, Leone, ist vom Flicken mehr vergittert, als das Sprachfenster eines Nonnenklosters, und Deine Hände, Gina, sind rauh — nicht vom Arbeiten — aber vielleicht vom Nachschieben des Karrens.“

„Jeder hat eben nicht das Glück, es bis zum — Baron zu bringen!“ zischte sie. „Du hast wahrscheinlich die alte verrückte Fürstin beerbt, als deren Stallmeister Du verschwunden bist aus der Welt . . .“

Der Herr Baron neigte leicht das Haupt.

„Und glaubst Du wirklich, Du naiver Junge, daß Du uns als Scheerenschleifer wiedergefunden hast? als Arbeiter?“ lachte Leone häßlich.

„O nein,“ sagte der Herr Baron scharf, ernst, stark. „Davon bin ich überzeugt, daß diese Scheerenarbeit nur irgend ein momentaner Uebergang ist, eine Maskerade, um ein wenig zu verschwinden, weil man sich schuldig weiß, oder um die Wege zu verheimlichen zu irgend einer Schuld! O, davon bin ich überzeugt, daß ihr nicht arbeitet; denn man arbeitet nicht mehr, wenn man einmal gegaukelt hat! Unsere Hände sind zu weich dazu und zu schlaff, und unser Wesen zu verweibischt und unser Muth zu klein und unser Sinn zu faul geworden. Nicht als Arbeiter fand ich euch, aber als fragliche Existenzen, je auf zehn Schritt von einander, gleichsam einen Zauberkreis ziehend, und mitten drin einen jungen Menschen mit viel Geld bei sich . . .“

Die Ginevra stieß einen kurzen Schrei aus; nicht der Angst, sondern der Ueberraschung, denn die Hand ihres Mannes krallte sich krampfhaft um den Hals des Herrn Barons, und seine andere schwang das Messer, daß es im trüben Lichte aufblitzte und wieder erlosch wie eine Sternschnuppe. — Sie warf sich dazwischen mit einem rauhen Gewohnheitsrufe:

„Leone, bestia!“ rief sie.

„Und Du willst so frech sein, zu behaupten, daß uns nicht zu trauen sei, daß wir verdächtiges Gesindel seien, daß . . .“ keuchte Der, heiser vor Wuth und mit blutigfunkelnden Augen.

Der Herr Baron schüttelte ihn ab wie einen bellenden Hund.

„Ich will damit nicht sagen, daß ich von euch meinte, ihr würdet wirklich stehlen oder rauben. Nur ist die Möglichkeit da bei Leuten wie — ihr. Nicht weil ihr schlecht oder unehrlich wäret, sondern bloß, weil ihr keinen Grund habt, das — Gegentheil zu bleiben. Ihr thut nie Unrecht. Aber wenn heute ein Grund dazu wäre? Warum solltet ihr's nicht thun? Warum nicht? Ihr habt nie betrogen oder genommen; aber wenn die Gelegenheit sich böte mit einem Grunde, wie Hunger oder Haß! — Warum würdet ihr's nicht thun? In dieser Frage liegt Alles. Warum sollte der Vagabund, der sich für Geld begaffen ließ, nicht auch für Geld sinken? Wo ist die Grenze zwischen dem Sichfallenlassen und dem bewußten Verkommen? — Zwischen Sinken und wildester, tollester Mordlust und Grausamkeit?“

„Als ob man kein Gefühl hätte!“ kreischte Leone Cassina mit einem rothschimmernden Blicke, der wie der Funke in eines Brandlegers Hand glühte, „Du scheinst Dich wohl für besser zu halten, als wir sind, der Du von dem Gelde fett geworden bist, das Dir eine närrische russische Figur hinterlassen hat, deren ukrainische Pferde Du zugeritten hast — ohne Sattel, wie es ihre fixe Idee verlangte! Und jetzt ziehst Du durch die Welt als Vetter aller Unschuld und als Prediger gegen das Gesindel! . . .“

„Und als Beschützer bedrohter Brieftaschen,“ setzte Ginevra mit einem gläsernen Lachen hinzu.

„Nein,“ sagte der Herr Baron tief athmend, indem er sich jählings erhob und nur mit Mühe den Ausbruch eines wild tobenden Gefühls in die Brust zurückbannte. „Nein. Die Unschuld der Welt mag sich selber hüten — war ich doch einst zu schwach, um meinen eigenen Frieden zu wahren! Und die Brieftaschen der Reichen mögen sich wehren, wie sie selber wollen — das Alles ist euch gelassen. Nur Eines weiß ich: daß — wenn ihr auch nur ein Atom eurer Sünde jenem jungen Manne einimpfen wolltet; wenn ihr Miene machen würdet, auch nur ein Haar auf seinem Haupte zu krümmen, wenn auch nur ein Heller aus seiner Tasche euch locken würde — daß ich euch dann fassen, greifen, würgen, zertreten könnte wie wüthende Hunde, und wenn ihr mich unterkriegt und niederzwingt, dann schreie ich mit meinem letzten Athemzuge in die Welt hinaus Alles — Alles — Alles! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Alpensteinbock.

(Bild S. 644.)

Auch die Thiergattungen haben ihre Schicksale. Der Steinbock, einer der schönsten und eigenartigsten des Ziegengeschlechts, ist beinahe in Europa ausgerottet, und doch bewohnte er einst in stattlicher Zahl die deutschen und schweizerischen Alpen, jetzt gehen die schönen Thiere auch dort dem Aussterben entgegen. Wir geben hier eine Gruppe von Steinböcken, nach der Natur gezeichnet.

Der Alpensteinbock (Capra Ibex, C. albina) ist ein stolzes, ansehnliches und stattliches Geschöpf von 1,5 bis 1,6 Meter Leibeslänge, 80 bis 85 Centimeter Höhe und 75 bis 100 Kilogramm Gewicht. Das Thier macht den Eindruck der Kraft und Ausdauer. Der Leib ist gedrungen, der Hals mittellang, der Kopf verhältnißmäßig klein, aber stark an der Stirn gewölbt; die Beine sind kräftig und mittelhoch; das Gehörn, welches beide Geschlechter tragen, erlangt bei dem alten Bocke sehr bedeutende Größe und Stärke und krümmt sich einfach bogen- oder halbmondförmig schief nach rückwärts. An der Wurzel, wo die Hörner am dicksten sind, stehen sie einander sehr nahe; von hier entfernen sie sich, allmälig bis zur Spitze hin sich verdünnend, weiter von einander. Ihr Durchschnitt bildet ein längliches, hinten nur wenig eingezogenes Viereck, welches gegen die Spitze hin flacher wird. Die Hörner können eine Länge von 80 Centimeter bis 1 Meter und ein Gewicht von 10 bis 15 Kilogramm erreichen. Das Gehörn des Weibchens ähnelt mehr dem einer weiblichen Hausziege als dem des männlichen Steinbockes. Die Hörner sind verhältnißmäßig klein, fast drehrund, der Quere nach gerunzelt und einfach nach rückwärts gekrümmt. Ihre Länge beträgt selbst bei erwachsenen Thieren nicht mehr als 15 bis 18 Centimeter. Schon im ersten Monate des Lebens sproßt bei dem jungen Steinbocke das Gehörn hervor; dreijährige Böcke haben schon Hörner von 45 Centimeter Länge und eine erhebliche Anzahl von Knoten, welche nun mehr und mehr steigt und bei alten Thieren bis auf 24 kommen kann.

Die Behaarung ist rauh und dicht, verschieden nach der Jahreszeit, im Winter länger, gröber, krauser und matter, im Sommer kürzer, feiner, glänzender, während der rauhen Jahreszeit durchmengt mit einer dichten Grundwolle, welche mit zunehmender Wärme ausfällt, und auf der Oberseite des Leibes pelziger, d. h. kürzer und dichter als unten. Die Färbung ist nach Alter und Jahreszeit etwas verschieden. Im Sommer herrscht die röthlichgraue, im Winter die gelblichgraue oder fahle Färbung vor. Der Rücken ist wenig dunkler als die Unterseite; ein schwach abgesetzter, hellbrauner Streifen verläuft längs seiner Mitte. Ein dunkel- bis schwarzbrauner Längsseitenstreifen scheidet Ober- und Unterseite. Mit zunehmendem Alter wird die Färbung gleichmäßiger.

Bereits vor Hunderten von Jahren waren die Steinböcke sehr zusammengeschmolzen, und wenn im vorigen Jahrhundert nicht besondere Anstalten getroffen worden wären, sie zu hegen, gäbe es vielleicht keinen einzigen mehr. Nach alten Berichten bewohnten sie in früheren Zeiten alle Hochalpen der Schweiz, in vorgeschichtlicher Zeit scheinen sie sich sogar auf den Voralpen aufgehalten zu haben. Während der Herrschaft der Römer müssen sie häufig gewesen sein; denn dieses prunkliebende Volk führte nicht selten ein- bis zweihundert lebendig gefangene Steinböcke zu den Kampfspielen nach Rom. Schon im fünfzehnten Jahrhundert waren sie in der Schweiz selten geworden. Im Kanton Glarus wurde 1550 das letzte Stück geschossen, in Graubündten konnte der Vogt von Kastel dem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1574 nur mit Mühe noch Böcke schaffen. In den Bergen des Bergell und Oberengadin zählten sie im sechzehnten Jahrhundert noch nicht zu den ungewöhnlichen Thieren. Im Jahre 1612 verbot man ihre Jagd bei fünfzig Kronen Geldbuße, schon 21 Jahre später bei körperlicher Strafe. Ende des vorigen Jahrhunderts traf man sie noch in den Gebirgen, welche das Bagnethal umgeben, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in Wallis; seitdem hat man sie auf Schweizergebiet ausgerottet.

In Salzburg und Tyrol sind sie, wie neuere Untersuchungen alter Urkunden glaublich erscheinen lassen, wahrscheinlich erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und vermuthlich durch die reichen Herren von Keutschbach eingebürgert worden, haben sich auch nur kurze Zeit dort gehalten. Wilddiebe gefährlichster Art stellten ihnen, weil Gehörn und Blut, „Herzknochen“, „Bocksteine“ &c. als kräftige Heilmittel galten, mit solchem Eifer nach, daß sich der Jagdbesitzer des von ihnen bewohnten Gebietes im Jahre 1561 schutzbittend an seinen Fürsten, den Erzbischof von Salzburg, wendete, welcher endlich 1584 die Jagdgerechtigkeit selbst übernahm. Er und seine Nachfolger wandten verschiedene Mittel an, um die Ausrottung der edlen Thiere zu verhindern. Sie vervierfachten die Anzahl ihrer Jäger, setzten Wildhüter in kleine Hütten auf die höchsten Alpen und ließen junges Steinwild einfangen, um es in Thiergärten aufzuziehen. Achtzig bis neunzig der geschicktesten und muthigsten Jäger waren vom April bis zum Juni beschäftigt, um Steinböcke, wenn sie bei der Schneeschmelze tiefer herab in die Nähe der Sennhütten kamen, mit Garnen zu berücken. Gleichwohl konnten sie in drei Sommern nicht mehr als zwei Böcke, vier Gaisen und drei Kitzen erlangen. So ging es durch das ganze Jahrhundert fort, weil die Erzbischöfe Steinböcke zu Geschenken an auswärtige Höfe benützten. Man zahlte damals für jeden „Herzknochen“ des Steinbockes einen Dukaten, für ein gefundenes Horn zwei Reichsthaler, für eine Gemskugel zwei Gulden. Deßhalb waren 1666 im Zillerthale kaum noch Steinböcke und bloß noch etwa sechzig Gemsen übrig. Von nun an durfte Niemand mehr einen Steinbock schießen, falls er nicht einen vom Erzbischof eigenhändig unterzeichneten Befehl aufzuweisen hatte. Man gab den Alpenbesitzern jährlich 100 Thaler, damit sie kein Vieh mehr auf die obersten Waiden führten, wo sich die Steinböcke aufhielten. Bis zum Jahre 1694 hatte sich das stolze Wild auf 72 Böcke, 83 Gaisen und 24 Junge vermehrt. Als nun aber die Wilddiebereien wieder zunahmen, ließ man die Thiere von Neuem einfangen, um sie zu versetzen oder zu verschenken. Im Jahre 1706 wurden 5 Böcke und 7 Gaisen gefangen, und seitdem sah man keine mehr.



Erwerb und Anbau von Grundeigenthum in den Vereinigten Staaten.

Der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in Stockholm, Hr. Andrews, jetzt in St. Paul in Minnesota wohnhaft, hat kürzlich in der „Times“ interessante Details über die «Homestead Law» veröffentlicht, d. h. über das Gesetz, welches die Bedingungen regelt, unter denen ein Einwanderer oder Bürger der Union Domanialbesitz erwerben und unabsetzbarer Eigenthümer werden kann.

Der große Vortheil dieses Gesetzes ist der billige Preis, zu dem es den Erwerb von Land gestattet. Es theilt die Staatsdomänen in Loose von je 40 Acres (16 Hektare), die den Namen „Regierungsloose“ — government subdivisions — führen und von denen jeder Bewerber nach seinem Belieben eins oder zwei, drei, vier Loose, d. h. 80, 120, 160 Acres nehmen kann, ohne der Regierung mehr als fünf Dollars zahlen zu müssen, wenn die gewonnene Quantität 80 Acres und darunter beträgt, und 10 Dollars für eine größere Bodenfläche. Zu dieser Auslage kommen jedoch weitere 8 Dollars, welche das Landoffice theils in der Person seines Enregistrators, theils in der seines Einnehmers beansprucht. Sie fließen zu gleichen Theilen in deren Hände, und in zwei Raten, die erste beim Besitzantritt und die zweite bei der sogenannten Endprobe (final proof), die darin besteht, daß man zeigt, daß man sich in Allem und getreu den Bestimmungen des Gesetzes gefügt hat. Diese Probe wird nach einem Besitz von fünf Jahren abgelegt; sie besteht in dem Affidavit des Besitzers, das durch zwei Zeugen als wahr und aufrichtig beglaubigt ist, und kostet Ersteren noch ungefähr eine Summe von 2¼ Dollars. Dieser Besitzer wird sodann wirklicher Eigenthümer seines Terrains und, Alles zusammengerechnet, kann er sich an der Spitze von 160 Acres befinden, ohne mehr dafür gezahlt zu haben als 20 Dollars 24 Cents, d. h. einige 80 Mark.

Jeder Unverheirathete von 21 Jahren und jedes Familienhaupt selbst unter diesem Alter kann das Benefizium der Homestead Law anrufen. In dieser Beziehung ist weder ein Unterschied zwischen Männern und Frauen, noch zwischen Nationalen und Ausländern gemacht worden, und jeder Einwanderer, vorausgesetzt, daß er kein Chinese ist, hat das Recht, ein oder mehrere Loose Land zu verlangen, unter dem einzigen Vorbehalt, daß er seine Absicht erklären muß, in angemessener Frist Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Ueberdieß ist der Okkupant, wer er immer sei, verpflichtet, sofort nach der Besitzergreifung zur Amelioration seines Landes zu schreiten; man hat nicht im Einzelnen aufgestellt, in welchem Maße und durch welche Mittel er das thun muß, aber man hält ihn dazu an, sein zu bebauendes Grundstück nie länger als sechs auf einander folgende Monate zu verlassen, und zwar für die ganze Dauer seiner fünf Probejahre. Nach Ablauf dieser fünf Jahre begibt er sich auf das Landbureau des Distrikts, in dem seine Farm gelegen ist, und läßt sich, wie oben gesagt, bescheinigen, daß er seinen Verpflichtungen getreulich nachgekommen ist; er erhält sodann eine Bescheinigung, die ihn vom einfachen Besitzer zum wirklichen Eigenthümer umwandelt, und diese Bescheinigung tauscht er später gegen einen feierlichen Titel aus, der auf Pergament geschrieben und mit dem großen Siegel der Vereinigten Staaten bekleidet ist.

Unabhängig von den Staatsländereien trifft der Kolonist in Minnesota und im Allgemeinen in allen jungen Staaten ungeheure Flächen Landes, die unentgeltlich den verschiedenen Eisenbahncompagnieen überwiesen worden sind und das sie zu dem mittleren Preise von 5 Dollars den Acre (50 Mark den Hektar) wieder abgeben. Das Land bietet beinahe überall einen anziehenden Anblick; die Oberfläche ist leicht gewellt und wird durch eine große Anzahl fließender Wasser und Seen befeuchtet, die zumeist von Baumgruppen harter Holzarten umgeben sind. Den Humus bildet eine dichte, bläulich gefärbte Schlammschicht, ihre Dicke wechselt zwischen einigen Zoll bis zu mehreren Fuß, indem die leichtesten Schichten auf Kies und die schwersten auf Thon ruhen. Hundert Meilen im Süden des obern Sees breiten sich ungeheure Wälder aus, wo die Fichte mit harten Hölzern wechselt, und gegen die Quellen des Mississippi bedeckt die Fichte allein weite Flächen.

Der Korrespondent der „Times“ hat sich der Aufgabe unterzogen, die Ausgaben zu berechnen, die der Besitzer von 160 Acres machen muß, um davon einige Hundert unter möglichst großer Nutznießung zu besäen. Seine erste Sorge wird sein, den Boden auszuschlagen, welche Arbeit ihm ungefähr auf 2½ Dollars per Acre, mithin auf 250 Dollars im Ganzen zu stehen kommt, und das wird im ersten Jahr auch die ganze Ausgabe sein, falls er nicht Bauten unternimmt. Das nächste Jahr bilden eine Egge (14 Dollars), ein Paar Pferde (250 Dollars), zwei Pferdegeschirre (28 Dollars), eine Preßwalze (12½ Dollars), eine mechanische Säemaschine (65 Dollars), die zehn Acres täglich besät, eine Mähmaschine (150 Dollars), die mit Hülfe zweier Leute gleichfalls zehn Acres täglich besorgt, ein doppelter Wagen (60 Dollars), ein Pflug und schließlich Gebäude (1000 Dollars) seine Ausgaben. Das ergibt eine Summe von ungefähr 8000 Mark, wobei die Löhnung für die Handarbeit und einige andere geringe Ausgaben nicht inbegriffen sind. So hergerichtet, liefert aber der Boden oder sollte wenigstens ein Minimum von 15 Scheffel (der englische Scheffel faßt etwas über 36 Liter) per Acre liefern. Allerdings ist dieses Ergebniß sehr veränderlich und scheint ebensosehr von der auf den Anbau des Bodens verwendeten Sorgfalt als vom Boden selbst abzuhängen. Andrews besuchte jüngst eine Farm im nördlichen Thale des Red River, deren Besitzer ihm sagte, daß er dieses Jahr 47 Scheffel Waizen per Acre geerntet habe; zur selben Zeit aber hörte er, daß nur wenige Meilen von dort in einem Bezirk von mittlerer Fruchtbarkeit dasselbe Erträgniß sich nur auf 7—11 Scheffel belief.

Wenn man aber, anstatt sich ausschließlich auf die Produktion von Waizen zu werfen, seinen Anbau theilt, so kann man, sobald der Boden ausgeschlagen ist, darauf Hanf, Mais, Kartoffeln u. s. w. ernten. Der Reichthum an Wiesen gestattet eine sehr einträgliche Zucht von Großvieh und die Produktion von Wolle, welche die trockene Atmosphäre besonders begünstigt. Hopfenbau und Bienenkultur rentiren sich gleichfalls. Vor dreißig Jahren zweifelte man stark daran, daß es möglich sei, Aepfel im Nordwesten zu erzielen; aber schon seit einigen Jahren werden verschiedene Arten Aepfelbäume in Minnesota gezogen, und in der richtigen Saison ist der Markt von St. Paul reichlich mit ihren Früchten versehen. Ihre vorzügliche Qualität sichert ihnen den Vorzug vor allen anderswoher gekommenen Aepfeln und verschafft ihnen den hohen Preis von zwei Dollars per Scheffel.

Der Einwanderer, der sich im Nordwesten niederläßt, kann sich dort schnell eine persönlich und politisch unabhängige Stellung schaffen. Wenn er ein Jahr in den Vereinigten Staaten und vier bis sechs Monate in dem Staat, den er bewohnt, sich aufgehalten, so genügt das, um an allen Wahlen theilzunehmen, vorausgesetzt daß er seine Absicht erklärt, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Sobald er einmal diese Formalität gehörig erfüllt hat, wird er zu allen Aemtern, vom Konstabler an bis zum Gouverneur wählbar. Er übt seine politischen Rechte in aller Freiheit und Sicherheit aus, ohne das geringste Zeichen von Uebelwollen oder Eifersucht von Seiten der geborenen Amerikaner. Andrews stellt übrigens keineswegs den Nordwesten als ein Eldorado hin, und klärt den Einwanderer, der dort, versehen mit seinen Armen und gutem Willen, als ganzes Kapital ankommt, wohl darüber auf, daß er wahrlich nicht alle Arbeit gethan vorfindet. Wenn er sich damit begnügt, für Andere zu arbeiten, so kann er allerdings eines ganz hübschen Lohnes sicher sein, da trotz des gewöhnlich ziemlich starken Angebots der Arbeitstag in den Erntemonaten mit drei Dollars und freier Kost bezahlt wird. Wenn er aber sich ein «housestead», ein Heim, zu schaffen strebt, so muß er sich wohl auf Entbehrungen gefaßt machen; er darf nicht darauf zählen, dort gewisse kleine Vergnügen und Genüsse zu finden, an die er vielleicht in seinem Heimatland gewohnt war.

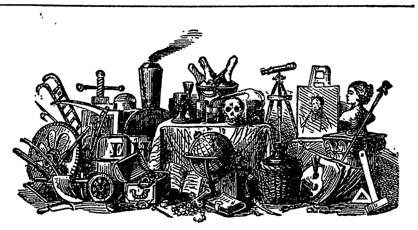
„Dem Einwanderer aus dem westlichen Europa,“ schreibt Andrews, „gewährt indessen der Nordwesten einige Entschädigungen für den Wechsel des Landes und der Gewohnheiten. In der kleinen Umfriedigung, welche die primitive Hütte des armen Settlers umgibt, kann man vom ersten Jahr seiner Installation an Wassermelonen und Muskatmelonen, Mais und auf einigen Rabatten Blumen sehen, die seine umsichtige Hausfrau gepflanzt, und das Auge freut sich, einigen Pflanzen von orientalischem Ursprung zu begegnen, unter anderen dem kostbaren Safran und den prächtigen Klettererbsen.“

Kleine Mittheilungen.

Bei Gelegenheit der Einweihung des Domes zu New-York hat man ein Verzeichniß der größten Kirchen der Welt zusammengestellt und nach der Anzahl von Menschen, welche dieselben zu fassen im Stande sind, geordnet. Die größte Kirche der Welt ist die Peterskirche in Rom; sie hat Raum für 54,000 Menschen. Der Dom zu Mailand faßt 37,000, St. Paul zu Rom 32,000, der Kölner Dom 30,000 Menschen. Alsdann folgen die Paulskirche in London und die Petroniuskirche in Bologna, welche je für 25,000 Menschen Raum bieten. Die „Hagia Sophia“ in Konstantinopel, jetzt in den Händen der Türken als Sophienmoschee, kann 23,000, St. Johann im Lateran zu Rom 22,000, Notre Dame zu Paris 21,000, der neue Dom in New-York 17,500, der Dom von Pisa und der Stephansdom in Wien je 12,000, die Kirche zum heiligen Dominikus in Bologna 11,400, die Frauenkirche in München 11,000, die Markuskirche in Venedig 7000 Menschen aufnehmen.

*

Ein Waizenkorn. Wenn ein Waizenkorn jährlich 50 Körner gibt, so beträgt die Ernte im zweiten Jahre 2500, im dritten 125,000, im sechsten 15,625,000,000 und im zwölften Jahre 244,140,625,000,000,000,000 Körner, daher die zwölfjährige Ernte von einem Waizenkorn 11,921,953,497,910 Malter ausmacht. Nach dieser Rechnung könnte ein Waizenkorn nach drei Jahren mehr als 320 Personen auf eine Mahlzeit speisen, womit dann noch so viel Kleie abfiele, daß davon 8 Schweine einen Tag gefüttert werden könnten.



Aus allen Gebieten.

Butter in Blechbüchsen.

Schon seit mehreren Jahren wird von Kopenhagen aus Butter nach fernen Ländern in luftdicht verschlossenen Blechdosen (Tins) verschickt. Anfänglich nur versuchsweise ausgeführt, hat diese Art der Versendung in den letzten zwei Jahren einen solchen Umfang angenommen, daß einige der größten Butterhändler Kopenhagens sich jetzt hauptsächlich damit beschäftigen. Und wie bedeutend diese Art der Ausfuhr ist, läßt sich aus dem Umstande abnehmen, daß die Preise für die dazu verwendete feinste Edelhofbutter in den letzten zwei Jahren wegen der großen Nachfrage für diesen Exportzweig mehrmals einige Reichsthaler über den englischen Notirungen waren. Man beabsichtigt, durch diese Art der Verpackung die Butter gegen die Einwirkungen der Luft und der Wärme zu schützen, und dieser Zweck wird so vollständig erreicht, daß beispielsweise Butter, die von Kopenhagen nach China und zurück gegangen war, nach ihrer Wiederankunft in Kopenhagen noch frisch und wohlschmeckend befunden wurde. Die Versendungen finden hauptsächlich nach China, Brasilien, Grönland und anderen Ländern, und zwar meist durch Londoner und Liverpooler Häuser statt. Die Dosen werden von verschiedener Größe gefertigt, immer aber wird wegen des englischen Zwischenhandels der Inhalt nach englischem Gewichte abgepaßt; die Größen wechseln so zwischen 1 und 28 Pfund englisch, Dosen auf 4 Pfund sind die gewöhnliche Größe. Behufs Konservirung der Butter werden die Dosen inwendig mit von Salzlauge durchtränktem Holze ausgekleidet und dann verlöthet. Außen werden dieselben mit einer Handelsmarke versehen. Das Löthen muß sehr vorsichtig geschehen, damit die in der Nähe befindliche Butter nicht Schaden leide. Die Kosten für die Büchse nebst Marke, für das Löthen &c. sind auf etwa 12 Schilling (14 kr.) für das Pfund Butter zu veranschlagen, wozu, wenn die Verpackung nicht gleich beim Produzenten geschieht, für Umpacken noch etwa 3 bis 4 Schillinge hinzuzurechnen sind. In letzter Zeit hat man auch schon angefangen, Butter zweiter Qualität in dieser Weise zu versenden.

Italienische Champignonzucht.

(Nach der Methode der Gebrüder Rovelli in Pallanza.)

In ein Kistchen werden drei Schichtenlagen, 10 Centimeter hoch, von gekochten Lorbeeren gelegt, zwischen jede dieser Schichten kommt gut verrotteter Dünger mit Pflanzenresten, so daß das Ganze eine Höhe von circa 20 Centimeter erreicht; dieses Gemenge wird sehr fest zusammengedrückt und dann mit Kalk und Rindviehexkrementen sehr genau bedeckt, damit keine Insekten und keine Nässe eindringen können; ein solch' künstliches Terrain erhält sich drei Jahre und erzeugt die besten, geschmackvollsten Pilze in reichlicher Menge.

Das Suppenbrod.

Ueber ein bei der Brodbereitung sich bildendes Verdauungsferment theilt Scheurer-Kestner Versuche mit, welche sein Vater im Jahre 1872 zur Bereitung eines Brodes angestellt hat, dem sein halbes Gewicht Fleisch einverleibt war und das man nur in warmem Wasser zu vertheilen brauchte, um eine leicht verdauliche und nahrhafte Suppe zu erhalten. Solches Brod, im Jahr 1873 bereitet, hat sich bis jetzt weich, frisch und unverdorben erhalten. — Bei der Gährung des Brodteiges bildet sich ein Ferment, welches (ähnlich wie das Verdauungsferment von Carica papaya und die Fermente der „fleischfressenden Pflanzen“) eine vollständige Verdauung des Fibrins und der dasselbe begleitenden Substanzen bewirkt. Das sogenannte Suppenbrod wird folgendermaßen bereitet: Man rührt 550 bis 575 Gramm Mehl mit 50 Gramm Sauerteig und 300 Gramm frischem gehacktem Ochsenfleische zusammen, setzt das zur Teigbildung nöthige Wasser hinzu und läßt zwei bis drei Stunden an einem warmen Orte stehen. Man findet leicht die Zeit, welche nöthig ist, um das Fleisch vollständig zum Zergehen und Auflösen im Teige zu bringen. Darauf formt und backt man das Brod wie gewöhnlich. Um eine zu starke Säuerung zu vermeiden, setzt man obigem Teige 1 Gramm doppeltkohlensaures Natron zu; deßgleichen zur Verbesserung des Geschmackes etwas Salz, doch wird es dadurch hygroskopisch. Ersetzt man einen Theil des Fleisches durch gebratenen Speck, oder auch durch Hammelfleisch unter Zusatz von etwas Zwiebel &c., so läßt sich der Geschmack bedeutend verbessern.

Reinigung der Hühnerställe.

Sogleich nach dem Oeffnen des Hühnerstalles, wenn die Hühner alle ausgelaufen sind, verbrennt man in einer irdenen Pfanne auf glühenden Kohlen ohne Flamme so viel Schwefelblüte, daß der Rauch oder Dampf des Schwefels so dicht und stark wird, daß er in alle Theile, Winkel, Risse und Fugen hinlänglich eindringt, und hält den Stall bis Mittags gut geschlossen. Nach dieser Zeit öffnet man Thür und Schieber, daß sich der Geruch verzieht und frische Luft vollständig Zutritt hat. Auf diese Weise wird das Ungeziefer des Geflügels vollständig zerstört und haben die Schwefeldämpfe keinen nachtheiligen Einfluß auf letzteres, nur ist insofern Vorsicht nöthig, daß nichts angebrannt werde.

Rösselsprung.

licht	flam-	am	all'	chen	lich-	die	fun-
tag	in	zit-	men	doch	ge-	bre-	die
tert	mond-	len	dann	ter	fon-	ken	arm
glühn	die	ih-	den	trau-	mer-	eint	zen
rem	durch	die	vol-	ne	her-	mes	schlum-
ster-	es	sam-	des	ä-	die	mü-	rem
men	rund	ther	fun-	aus	in	pfung	wenn
und	nen-	und	zu-	schö-	ken	ih-	be

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Kand. P. H. in M. In militärischen Fragen wenden Sie sich an das militärische Auskunftsbureau für die deutsche Armee und Marine von Pawel in Leipzig.

Hrn. E. E. in W. Die antiquarischen Kataloge durchzusehen, um Ihre Frage beantworten zu können, mangelt es uns an Zeit; auch ist keine Garantie geboten, daß das Buch noch vorhanden, wenn wir Sie auf eine solche Handlung verweisen. Dagegen wird jede Antiquariatshandlung, an die Sie sich wenden, gerne bereit sein, Ihnen das Buch zu verschaffen.

Hrn. H. B. bei Danz. Das ist sehr schwierig, weil Sie die ganze Klaviatur herausnehmen müßten. Sie wenden sich am besten an den Fabrikanten Ihres Klaviers.

Hrn. Reg.-R. P. in A. Dunkle oder schwarze Punkte in der Politik — das Wort stammt von Napoleon III., der es im September 1867 nach der Salzburger Zusammenkunft in einer Rede in Lille gebraucht: „Schwarze Punkte haben unsern Horizont umwölkt", und Rouher sagte im Juli 1870 im gesetzgebenden Körper: „Die Expedition nach Mexiko ist der einzige dunkle Punkt in dem glänzenden Bilde".

Richtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln, Rösselsprüngen 2c. sind uns zugekommen von: Frln. Julie v. T., S.; Auguste Rammen, Berlin; Rosine Romberg, Wien; Henriette Palm, Dresden; Emma v. Weslieb, Bamberg; Titine P., Brüssel; A., Rom; Emilie Brod, Prag; Frau Amalie Rost, Eisenach; Hrn. F. Palmhert, Kronstadt; Musikdirektor Kotz, Kulmbach; H. Kalber, Danzig; Archivar L., M.; Dr. H. H., S., Archivar W. Weissert, Königsberg; Baron F., derz. in Karlsbad; Nik. v. G., Petersburg; Alex. Pott, Regensburg.

Hrn. O. T. in Jena. Wir können leider zu eingehender Kritik Ihrer Einsendung keine Zeit finden. An die Hunderttausend.

Hrn. K. B. in Z. Eine Entscheidung, welches von den stenographischen Systemen sich am vortheilhaftesten erwiesen, dürfte wohl kaum Jemand zu treffen im Stande sein, da es hier „hie Welf. hie Waiblingen" heißt. Die Gabelsbergianer schwärmen für ihr System, wie die Stolzianer, die Arendsianer für das ihre. Wir glauben, jedes ist gut, wenn es mit dem richtigen Eifer erlernt wird.

Hrn. P. B. in P. A. (Bras.). Senden Sie 'mal ein: wir können zum Voraus nichts entscheiden. Doch dürften sich Arbeiten aus Ihrer Feder für das „Ausland" (Stuttgart) und den „Globus" (Braunschweig) besonders eignen.

Hrn. P. B. 100 in Potsd. Wird geschehen. Wir haben in dem großen Zickel'schen Werke keinen Ort dieses Namens in Amerika gefunden, obgleich dasselbe die kleinsten Ortschaften verzeichnet, in anderen geographischen Lexicis überhaupt keinen solchen Ort.

Hrn. C. W. B. in T. Die Leonberger Rasse empfiehlt sich dazu besonders. Wenden Sie sich an Herrn Essig dort.

Hrn. E. C. in Fl. und Hrn. G. N. in Eisenfeld. Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt am Main wird Ihnen Bezugsquellen nennen und Auskunft geben können.

Hrn. Reg.-Sekt. P. in B. (Schweiz). Die Erinnerung an F. haben wir gerne entgegengenommen. Humorist. Zeichn. stets willkommen.

Hrn. C. K., Türkei. O. v. Arend in Hamburg wird Ihnen mit Rath beistehen.

Hrn. Marco in Schr. Joseph Gundolph in Kempten, Rosenau, liefert Schießscheiben.

Aerztliche Korrespondenz.

Frln. L. E. in Alk. Mit der angefragten Naturheilmethode wird nichts erzielt. Es ist dieß ein von dem Inhaber einer industriellen chemischen Fabrik angenommener Name, um seinen Präparaten mehr Glauben bei dem Publikum zu verschaffen.

Frau Marie J. in Baden-Baden. Gegen die lästigen Fußschweiße während des Sommers empfiehlt sich das Einpudern der Füße mit salicylsaurem Fußpulver; zu beziehen mit Gebrauchsanweisung von Dr. A. A. Blatzbecker, Handlung medizinischer Präparate in Frankfurt am Main.

Hrn. A. in L. Das beste Mittel zur Beseitigung von Lähmungserscheinungen ist allerdings Elektrizität, jedoch muß solche in geeigneter Weise und am besten von einem Spezialisten angewandt werden. Nicht jeder Arzt hat hier die nöthige Erfahrung und ist es mit der Aufsetzung der Pole auf die gelähmten Nerven durchaus nicht gethan. Die Anwendung der Elektrizität in der Heilkunde ist nicht so leicht auszuführen, wie viele Laien und auch Aerzte, die sich nicht mit der Sache näher befassen, zu glauben pflegen.

St. G. in Steyr. Das beste Enthaarungsmittel ist das Böttger'sche Depilatorium, zu beziehen von J. H. Roth, Frankfurt a. M., Bergweg 11.

Antworten.

Auf 34): Auf Ihre Anfrage erlaube ich mir, mitzutheilen, daß die aus Abfällen von reinem Meerschaum entstandene Komposition mit Eierschalen leicht zu erkennen ist, wenn man dieselbe an einer geeigneten Stelle mit Salzsäure befeuchtet. Die Salzsäure entzieht dem in den Eierschalen enthaltenen kohlensauren Kalk unter Aufbrausen die Kohlensäure, was beim echten Meerschaum nicht der Fall ist. Ich selbst habe diese Probe schon mehrfach mit Erfolg versucht. Nach dem Waarenlexikon von Merck, Leipzig 1871, kann man auch reinen Meerschaum von künstlichem sicher dadurch unterscheiden, daß in ersterem stets kleine, weniger in die Augen fallende Fehler, wie Pünktchen, Adern, Wolken, vorhanden sind und sich der Regel nach an jedem fertigen Stücke auffinden. Künstliche Massen können solche Fehler nicht haben.

L. Seemann,
Bergstudent zu Freiberg.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Ankündigungen.

Unseren Abonnenten
offeriren wir zum Einbinden des Jahrgangs 1880 der
Illustrirten Welt
eine auf das Eleganteste ausgeführte
Original-Einband-Decke
in englischer Leinwand
mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken
zu dem sehr billigen Preise von nur
Mark 1. 70 Pf. pr. Stück.
In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preis noch der Eingangszoll.

Es ist dadurch jedem freundlichen Leser der „Illustrirten Welt" die gewiß erwünschte Gelegenheit geboten, sich mit **ganz geringen Kosten** das schöne Werk durch einen **höchst geschmackvollen Einband** für die **Dauer** zu erhalten und seine Bibliothek um einen wahren **Prachtband** zu bereichern. Der **billige** Preis ist nur durch die Herstellung einer **sehr großen Partie** ermöglicht.

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes **nimmt Bestellungen auf diese schönen Decken an,** ebenso vermitteln sämmtliche **Journal-Expeditionen, Buchbinder, Colporteure, Austräger** und **Boten,** welche die Hefte in's Haus bringen, die Besorgung.

NB. Da von anderer Seite ebenfalls Einband-Decken, jedoch in ganz anderer **Ausführung** angekündigt werden, so wolle man zur Vermeidung jeden Irrthums ausdrücklich die von der Verlagshandlung angekündigte Einband-Decke verlangen. Wird dann dennoch eine andere geliefert, so ist der Abonnent durchaus nicht verpflichtet, dieselbe anzunehmen und steht ihm dann immer noch der Weg des **direkten** Bezugs von der Verlagshandlung offen.

Zu den früheren Jahrgängen können jederzeit ebenfalls noch die Decken bezogen werden.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt dieser Nummer gleich ein Bestellzettel bei, welcher gefälligst mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt und der betreffenden Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle, durch die man den Jahrgang 1880 bezieht, zugesendet werden wolle.

Stuttgart. Die Verlagshandlung:
Eduard Hallberger.

Illustrirte Welt.

Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 51. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Er soll dein Herr sein.

Eine Erzählung

von

Gustav Höcker.

(Schluß.)

VIII.

Friedländer sah voraus, was diese Aussöhnung unvermeidlich zur Folge haben mußte. Wenn Anna einmal das Gewebe der Täuschung zerriß, so erschloß sich ihr auch die Täuschung, die er selbst verübt, denn auch die zurückgezogene Hypothek hatte die Kluft zwischen den beiden Familien nur noch erweitert und mußte jetzt unfehlbar zur Sprache kommen.

Das Schicksal brach über ihm zusammen und er fühlte nicht die Kraft in sich, dem Kommenden mit Muth und Fassung entgegen zu sehen. Er sank, als Anna fort war, mit bleichem, verstörtem Gesicht in's Sopha, so daß Karoline ängstlich frug, was ihm fehle.

„Es ist nichts, mein Kind,“ gab er leise zur Antwort, „geh' und laß uns jetzt allein, ich möchte ein paar Worte mit diesem Herrn reden.“

Zögernd gehorchte Karoline . . .

„Müller,“ wandte Friedländer sich, als Beide allein waren, an den Wucherer, „leihe mir vierzigtausend Thaler.“

Er sprach dieses gewichtige Anliegen in ruhigem, fast gleichgültigem Tone aus, als werde ihn auch eine ablehnende Antwort nicht außer Fassung bringen.

Der Wucherer wiegte den Kopf hin und her, als habe er es sich gedacht, daß man das von ihm verlangen würde, und schwieg.

Friedländer wiederholte seine Frage ganz in der vorigen Weise und der Wucherer entgegnete langsam, aber den Andern mit einem scharfen Blicke in's Auge fassend:

„Du sollst sie haben, — heute noch, — und ich verlange keine Zinsen dafür. — Aber ich stelle eine Bedingung.“

„Nenne mir diese Bedingung,“ murmelte Friedländer.

„Gib mir Deine Tochter zur Frau.“

„Ist das Dein letztes Wort?“

„Es ist mein letztes Wort und ich gehe nicht davon ab, so wahr ich lebe!“ sagte der Wucherer mit unheimlicher, ja drohender Entschlossenheit.

„Gut,“ entgegnete Friedländer und nickte langsam mit dem Kopfe, als zöge er die Sache in Erwägung, „wir sprechen morgen darüber. Jetzt muß ich fort,“ fügte er hinzu, indem er die Uhr zog, „ich bin schon seit einiger Zeit einem Hirsche, einem prächtigen Zwölfender, auf der Spur, der von dem fürstlichen Jagdgebiet auf das meinige herüberwechselt. Die Stunde ist nahe gerückt und ich muß mich beeilen.“

„Also morgen,“ sagte der Wucherer im Gehen.

„Morgen,“ wiederholte Friedländer und begleitete ihn zur Vorsaalthüre.

Hierauf begab er sich nach seinem Zimmer, schrieb einen Brief, verschloß und adressirte ihn und legte ihn mitten auf den Tisch. Dann nahm er seine an der Wand hängenden Jagdrequisiten herab, und nachdem er sich Büchse, Waidtasche und Pulverhorn umgehängt hatte, schritt er hinaus, die Thüre hinter sich verschließend und den Schlüssel zu sich steckend.

Festen und sichern Ganges bewegte er sich durch die Straßen. Alle ihm begegnenden Bekannten wunderten sich über seine aufrechte Haltung, die er in der letzten Zeit eingebüßt hatte, und noch mehr über die heitere Laune, in der er heute Jedem irgend ein joviales Scherzwort zuwarf . . .

*

Währenddem hatte Anna bei Gevatter Burkhardts die Geschichte des Briefes aufgeklärt und durch die mitgebrachten Schriftstücke, namentlich durch die hämische Antwort des Architekten, auf's Glaubwürdigste bewiesen. Die beiden Freundinnen reichten einander die Hand zur Versöhnung, aber der Händedruck des Gevatter Burkhardt war wärmer und herzlicher, als derjenige Linchen's, und Anna fühlte, daß bei der Letzteren irgend noch ein versteckter Groll im Hintergrunde schlummerte.

„An diesem Beispiele,“ sagte Linchen, „sieht man wieder recht deutlich, welches Unheil Mißverständnisse anrichten, und wie Leute, die durch so alte und enge Freundschaftsbande verknüpft sind, wie ihr und wir, sich vor allen Dingen erst offen gegen einander aussprechen sollten, anstatt gleich zur Rache zu schreiten.“ Dabei brach Linchen in Thränen aus.

„Was hast Du denn noch, Linchen?“ frug Anna besänftigend. „Wer hat denn Rache genommen? Es ist ja Niemandem eingefallen.“

„Wenn ihr das Geld nothwendig gebraucht hättet, so war das etwas Anderes,“ fuhr Linchen unter Thränen fort, „aber —“

„Daß Du das gar nicht vergessen kannst!“ fiel ihr Burkhardt in die Rede. „Sei doch froh, daß sich Alles aufgeklärt hat und fange nicht von der alten Geschichte an.“

„Ich bitte Dich, wovon sprichst Du denn eigentlich!“ drang Anna in Linchen. „Welches Geld? Ich weiß ja von keinem Gelde!“

„Du wirst es schon wissen,“ widersprach Linchen, „daß ich die Hypothek meine.“

„Thu' mir den einzigen Gefallen und sei still davon!“ rief Burkhardt ärgerlich seiner Frau zu.

„Nein, Herr Gevatter,“ versetzte Anna sehr ernst und nachdenklich, „da ist noch etwas im Dunkeln. Auf mein Wort, Linchen,“ wandte sie sich an die Freundin und ergriff deren Hand, „ich kann mir nicht denken, was Du meinst.“

„O, sprich nicht so, Anna,“ sagte



Savoyardenknabe. (S. 650.)

Linchen vorwurfsvoll, „Du weißt es nur zu gut, daß Dein Mann die Hypothek von unserem Grundstücke zurückgezogen hat. Er thut ja nichts ohne Dich."

„Es ist allerdings so, Frau Gevatterin," bestätigte Burkhardt, da Anna ihn groß und fragend ansah, als könne sie Linchen's Worten nicht glauben, „allein ich lebe trotzdem immer noch, denn mein Geschäft kann schon einen kleinen Stoß aushalten."

„Davon weiß ich ja keine Sylbe!" rief Anna mit gerungenen Händen, und Burkhardt sowohl als Linchen mußten sich im Stillen gestehen, daß weder der heftige Ton dieser Worte, noch der Ausdruck des Schreckens in ihrem Antlitz Verstellung sein konnten.

„Die ganzen vierzigtausend Thaler?" forschte Anna hastig weiter. Linchen und ihr Gatte nickten.

„Und wenn war das?"

Der Gevatter nannte den Zeitpunkt.

Anna stand stumm in ahnungsvollen Gedanken. Der Zeitpunkt stimmte genau mit jenem überein, wo ihr Gatte den Wunsch ausgedrückt hatte, seinem Freunde Leonhardi, bei dem es sich um eine gleich große Summe handelte, aus der Noth zu helfen. Friedländer's auffallendes Benehmen, als Anna selbst den Vorschlag machte, die Hypothek zu kündigen, sein maßloser Schmerz, als er von dem Einsturz des Hauses erfuhr, sein gedrücktes Wesen und sein geheimnißvoller Verkehr mit Hopfenmüller — dieß Alles stimmte nur zu genau mit der eben vernommenen, fast unglaublich scheinenden Thatsache zusammen. Ja, es war so, der Gatte hatte dem Freunde geholfen und das Geld war verloren!

Die sonst so feste, geisteskräftige Frau fing plötzlich an zu wanken und Burkhardt und Linchen mußten sie unterstützen und führten sie nach einem Sessel. Dort saß sie eine Zeitlang sprachlos und in düstere Gedanken verloren. Bald war es schon nicht mehr der herbe Verlust, der sie beschäftigte, nicht mehr die Entrüstung über die Handlungsweise des Gatten, — vielmehr überdachte sie die Lage, in der sie ihn zurückgelassen hatte, — die namenlose Furcht, mit welcher er sie von diesem Gange zurückerwarten mußte und von der sie sich bei seinem Charakter und dem strengen Regiment, das sie stets über ihn geführt hatte, einen deutlichen Begriff machen konnte. Eine furchtbare Möglichkeit trat ihr vor die Seele, daß er in diesem Zustande zu einem verzweifelten Schritte getrieben werden könnte und mit den Worten: „Ich muß fort!" sprang sie auf und stürzte aus dem Zimmer.

Athemlos kam sie zu Hause an. Niemand wußte ihre Frage nach dem Gatten zu beantworten, auch Karoline nicht. Er war nirgends zu finden, aber auch der Schlüssel zu seinem Zimmer fehlte, der sonst seinen bestimmten Aufbewahrungsort in der Wohnstube hatte. Ohne Karolinens ängstliche Fragen zu beantworten, ließ sie das Zimmer des Gatten mit Gewalt öffnen. Sie vermißte sogleich die Jagdgeräthschaften an der Wand — ihr zweiter Blick fiel auf den Brief. Sie las, von des Gatten Hand geschrieben, ihren Namen auf der Adresse, und schon dieß sagte ihr zur Genüge, daß die entsetzliche Ahnung, von der sie durch die Straßen gehetzt worden war, sie nicht betrogen hatte.

„Gott im Himmel! Ich bin ja nicht so schlimm!" Mit diesem Ausrufe sank sie, von unnennbarem Schmerz zerrissen, vor dem Tische in die Kniee, in der zitternden Hand den Brief, den sie aufriß und durchflog:

„Liebe, theure Anna!

„Wahrscheinlich weißt Du schon, wenn Du diesen Brief öffnest, was ich hinter Deinem Rücken that. Ich habe unser Kind um einen guten Theil ihres Erbes betrogen, weil ich einen Freund, dem ich mein Leben danke, vom Untergange retten wollte. Wenn dieß ein Unrecht war, so wird mir Gott verzeihen, vor dessen Richterstuhl ich zu treten im Begriffe bin. Ich habe gegen unser Kind und auch schwer gegen Dich gesündigt, indem ich Dir mein Vertrauen entzog, und die Schuld hievon trifft mich allein, denn ich habe von Anfang unserer Ehe an eine falsche Stellung eingenommen, in die ein Mann von Charakter sich nie drängen lassen soll, wenn ich auch meine Nachgiebigkeit gegen Dich nur als einen Dir schuldigen Tribut für die glückliche Häuslichkeit betrachtete, welche Du um mich geschaffen.

„Ich ahnte schon längst, daß die Entdeckung meines Geheimnisses mein Ende sein werde, doch habe ich, um meinen Namen vor der Schande des Selbstmordes zu bewahren, meine Vorkehrungen so getroffen, daß man meinen Tod einem Jagdunfalle zuschreiben muß.

„Lebe wohl, theures Weib; ich segne Karoline, der ich nicht Lebewohl sagen kann. Sie wird bald in Friedrich einen braven Gatten finden, der über die Verminderung ihres Erbes hinwegsieht. Dein Fritz."

Der einzige Gedanke, von dem Anna beim Durchfliegen dieser Zeilen beherrscht wurde, war auf die Rettung des unglücklichen Gatten gerichtet. Er hatte nicht wissen können, daß ihr eine so rasche Ahnung seines Vorhabens gekommen war, welche seine Berechnung durchkreuzte. Sie hatte sich schon während des Lesens wieder erhoben und stürmte nun in fliegender Eile die Treppen hinab und auf die Straße hinaus, um sich in die nächste Droschke zu werfen. Ihr Ziel konnte nur das eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Jagdrevier des Gatten sein, und demgemäß ertheilte sie dem Kutscher ihre Weisung, der sie so rasch, als sein Pferd es vermochte, davon führte.

Als sie das Geräusch der Stadt hinter sich hatte und auf der ruhigen Landstraße dahinfuhr, lauschte sie mit angehaltenem Athem in die Weite hinaus, und jeder Ton, der an ihr Ohr schlug, nahm den Charakter eines fernen Büchsenschusses an.

Wenn ihr Gewissen mit einem noch viel schwereren Unrecht belastet gewesen wäre, als jenes, daß sie die zärtliche Neigung des Gatten benützt und ihn unter ihre Herrschaft gebeugt hatte, — auf dieser Fahrt hätte sie es gesühnt. Wenn sie sich ihrer Liebe zu ihm bisher nicht bewußt gewesen wäre, — während dieser Fahrt hätte sie gefühlt, was er ihr war. Und wenn es je ein Menschenkind gab, in dessen Augen Geld ein Nichts und das Leben eines theuren Angehörigen Himmel und Erde war, — so war Anna dieses Menschenkind während dieser entsetzensvollen Fahrt.

Sie war so vollkommen zum Spielballe ihrer Phantasie geworden, daß sie fortwährend den tödtlichen Schuß hörte, und deutlich im Geiste vor sich sah, wie sie in diesem Wagen den Gatten nur als Leiche zurückführen würde.

Sie saß da, den Oberkörper weit vorgebeugt und das spähende Auge vor sich auf die Straße gerichtet, die jetzt zu beiden Seiten vom Walde eingesäumt wurde; dabei hatte sie die Hände zu brünstigem Gebet gefaltet.

Jetzt machte die Straße abermals eine Biegung, und als Anna die neu erschlossene Aussicht mit ihren Augen verschlang, sah sie in geringer Entfernung, mitten auf dem Waldwege schreitend, — den Gatten.

Friedländer blickte sich um nach dem rasch herankommenden Wagen, der plötzlich anhielt, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, sah er seine Frau herausstürzen und mit einer wilden Hast auf sich zueilen, daß sie dicht vor ihm erschöpft niedersank.

„Ich weiß Alles, Fritz," rief sie mit flehend zu ihm emporgestreckten Händen. „Ich habe Dir nichts zu verzeihen, — ich will fortan keinen andern Willen kennen, als den Deinigen! O komm', und kehre an mein Herz zurück, — es kennt keine andere Empfindung, als seine unsägliche Liebe zu Dir!"

„Mein Herr und Gott, ich preise dich!" . . . Das war Alles, was Friedländer mit innig zum Himmel gewandtem Blicke zu sagen vermochte. Dann aber kehrte sein Auge verklärt zur Erde zurück. Er hob die Gattin empor — und schluchzend lagen sich Beide in den Armen . . .

*

Es war am Morgen darauf, als bei Friedländers die Vorsaalklingel tönte. Hopfenmüller stand draußen, im unvermeidlichen gelben Ueberrocke, und die Magd hatte Weisung, ihn sogleich in's Wohnzimmer eintreten zu lassen.

Dort fand er nur Anna, die ihn mit ruhiger Höflichkeit empfing.

„Mein Mann," redete sie ihn an, „läßt Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, ihm vierzigtausend Thaler vorstrecken zu wollen, verbindlichst danken. Er ist dessen nicht mehr benöthigt."

„S—o—o!" sagte Hopfenmüller gedehnt und glotzte Anna mit weitaufgerissenen Augen an.

„Ferner hat er mich beauftragt," fuhr Anna fort, indem sie ihm ein bereit liegendes Paket Kassenscheine einhändigte, „Ihnen seine Schuld von fünfhundert Thalern zurückzuzahlen. Sehen Sie gefälligst nach, ob das Geld richtig ist. Und was die Umschreibung der auf Ihren Namen eingetragenen Hypothek anlangt, die auf der Leonhardi'schen Gantmasse ruht, so hat der Notar bereits den nöthigen Auftrag dazu erhalten."

„Schön!" sagte Hopfenmüller kurz, und nachdem er das Geld richtig befunden und eingepackt hatte, drückte er sich mit einem Blicke über das ganze Zimmer, als müßte darin Alles auf dem Kopfe stehen, nach der Thür, an welcher ihn Anna mit einer höflichen Verbeugung entließ . . .

*

Es ist ein Jahr später und wir führen den Leser in einen festlich erleuchteten Saal. Ein vollbesetztes Orchester entsendet seine rauschenden Klänge und ballmäßig geputzte Paare schweben in heiterem Tanze auf und nieder. Wir sind keine Fremdlinge in dieser frohen Gesellschaft, denn wir treffen gar manchen alten Bekannten. Jener wohlbeleibte Herr dort, mit dem glühenden Gesicht, der sich offenbar einen kleinen Rausch geholt hat und eben aus einer Umarmung in die andere fällt — denn er hat soeben ein paar Brüderschaften getrunken, — ist das nicht Burkhardt senior? Und die Dame, die so unbändig über den beleibten Herrn lacht, — ist das nicht Linchen, seine Frau?

Und noch ein anderes Lachen vernehmen wir, ein Lachen, welches mit einer Urkraft erschallt, daß fast die Fenster des Saales erzittern, — und dieses Lachen, das wir schon bei einer früheren festlichen Gelegenheit gehört, kommt aus der breiten Brust Leonhardi's, den die Kunst der Aerzte und die liebevolle Bemühung eines Freundes, den er zu Grunde gerichtet zu haben glaubte, glücklich wiederhergestellt hat. Der Freund sitzt neben ihm, — es ist Friedländer.

Auch Anna ist gegenwärtig und Karoline und — sogar Friedrich Burkhardt, — und, daß wir es nur endlich sagen, die Beiden feiern heute ihre Hochzeit.

Draußen aber wartet schon die wohlbepackte Droschke, die das Pärchen nach dem Bahnhofe führen soll, und Anna nimmt eben Abschied von Karoline. „Und das merke Dir wohl," hören wir sie eben zur Tochter sagen, „verabscheue die Engherzigkeit gegen andere Menschen als eine Todsünde und betrachte die wahren Freunde Deines Mannes auch als die Deinigen. Vor Allem aber achte die Willensfreiheit Deines Gatten, denn er ist brav, und weiß selbst, was er zu thun und zu lassen hat, und vergiß nie, was die Schrift sagt: Er soll Dein Herr sein! . . ."

*

Aber trotz dieser guten Lehren war es doch eine der ersten Handlungen Karolinens in ihrer jungen Ehe, daß sie mit Weiberlist ihren Einfluß auf den Gatten geltend machte und diesen veranlaßte, kraft seiner Selbstständigkeit als Compagnon der Firma Burkhardt und Sohn, dem Architekten Leonhardi mit einer ansehnlichen Summe unter die Arme zu greifen, damit dieser wieder sein Geschäft aufnehmen konnte. — Die Frauen sind nun einmal unverbesserlich.

Savoyardenknabe.

(Bild S. 649.)

Es ist ein hartes Geschick, welches jene armen italienischen Kinder trifft, welche bei uns unter der Bezeichnung „Savoyarden" bekannt sind. Diese Kinder kommen meist aus Oberitalien, aus der Gegend von Lucca. Dort miethet ein sogenannter Unternehmer Knaben im Alter von acht bis dreizehn Jahren für zwei bis drei Jahre von den Eltern gegen eine bestimmte Summe, und führt nun die armen Kinder über die Alpen, bis hinauf nach Schweden und Rußland, nach Holland und England, wo die Kinder dann, mit einem kleinen Musikinstrument, einem abgerichteten Affen, einem Murmelthier das Land durchziehend, Geld für ihren Unternehmer verdienen müssen. Zu allererst müssen sie die Schulden abtragen, d. h. ihr Instrument, ihr Thierchen, welches der Unternehmer ihnen hoch anrechnet, bezahlen, und dann für Jenen pro Tag so und so viel Geld geben, wofür er sie elend genug kleidet und ernährt, auch einen Theil für die Rückkehr anlegt. Es sind ganz bestimmte Statuten und Kontrakte in Geltung bei diesem sehr ausgebildeten Geschäftszweige — dennoch hängt solch' ein armes Kind ganz von dem Unternehmer ab. Ihm fällt nur ein geringer Theil des Verdienstes zu — es ist eine Art Sklave des Unternehmers, und die Kleinen büßen in dem ungewohnten Klima des Nordens bei schlechter Wohnung und elender Ernährung meist ihre Gesundheit ein. In neuerer Zeit hat die Polizei in Deutschland, England und Holland angefangen, um diese Verhältnisse sich zu bekümmern, und sieht den Unternehmern häufig mehr, als diesen lieb ist, in die Karten. Die Kleinen haben Schutz bei den Behörden, aber unkundig der Sprache und in Abhängigkeit von den Unternehmern nützt ihnen das nicht viel.

Unsere Illustration zeigt eine ebenso lebenswahre wie gemüthsvolle Statuette von solch' einem „Savoyarden", der sorgenvoll sein Geld zählt, indeß Joca, der Affe, auf seiner Schulter sitzend, an seinem Hut sich festhält, und der treue Pudel zu der Hand des Kleinen hinauf sieht, als ob er wüßte, daß ein Pfennig von der Einnahme sich in ein Stück Brod für ihn verwandeln könnte.

Sinnsprüche.

Gut macht Muth, Muth Uebermuth, Uebermuth Hochmuth, Hochmuth Armuth, Armuth Demuth, Demuth macht gut.

* * *

*

Wer sich stößt an ein Stroh,
Wird sein Leben nicht froh.

* * *

*

Richte nicht über deinen Nächsten, bis du an seiner Stelle gestanden hast.

Aus dem Talmud.

Das Gold des Zwerges.

Erzählung

von

H. Rabe.

(Nachdruck verboten.)

I.

Die Sonne eines wolkenlosen Novembermorgens ging in den Bergen der Sierra Nevada auf und übergoß eine öde, starre Felswildniß mit einem Schimmer, der in seinem tiefen Roth an die Beleuchtung durch eine Feuersbrunst erinnerte.

In die blendende Lichtflut ragten senkrecht aufsteigende mächtige Quarz- und Granitfelsen, durch welche sich eine Art Paß zu einer riesigen, weit in den leuchtenden Himmel ragenden Gebirgskette zu winden schien.

Dieser Saumpfad erweiterte sich an einer Stelle zu einer kleinen Ebene, einem sandigen, wüsten Fleck Erde zwischen düsteren, kahlen Steinwänden, welche die Welt abzuschließen schienen.

Das Roth des anbrechenden Morgens verschwand und machte der grellen Sonnenbeleuchtung eines centralamerikanischen Herbstmorgens Platz. Unangenehm hell, beängstigend öde, peinlich still und schweigsam lag die Felswildniß da. Kein Vogel schwebte über den Felsen, keine Eidechse raschelte, kein Laut eines organischen Wesens ließ sich vernehmen — nichts als blendendes Licht, gigantische Steine und Sand. Ein seltsam schleifendes, stampfendes Geräusch unterbrach jetzt diese Einsamkeit. Es näherte sich der Sandebene, und jetzt sehen wir eine menschliche Gestalt vorsichtig zwischen den Felsen sich herabbewegen — eine seltsame Gestalt, welche einen alten Maulesel hinter sich her zog.

Es war ein Mann, wohl kaum vier Fuß hoch, außerordentlich breit, mit starkknochigen Gliedern und einem mächtigen, unschönen Kopf auf dem ungestalteten Körper. Er machte den Eindruck eines Zwerges. Langsam schleichend, vorsichtig stieg er zu dem Grund herab, mit seinen schwarzen, starren, glühenden Augen scharf umherspähend.

„Jetzt sind wir gleich da, Moses," sprach er zu seinem Maulthiere, das den Kopf schüttelte, als ob es nicht weiter folgen wollte. „Du hast einen weiten Marsch heut gemacht, gutes Thier, aber du sollst es auch gut haben, wenn Alles hier noch in Ordnung ist!"

Mit diesen Worten ergriff der Mann eine Pickelhacke, wie die Goldgräber deren sich zu bedienen pflegen, und schlug in den sandigen Boden — er wechselte den Platz, nachdem er einige Minuten den lockern Boden aufgewühlt, und schlug an der entgegengesetzten Seite des kleinen Thales.

„Hier ist's," sprach er jetzt vor sich hin und seine Hacke förderte das gebleichte Rückgrat eines Menschen mit dem Brustkorb und den Rippen zu Tage. Kleiderreste, Waffen, Kistentheile folgten, und bald lagen neun Schädel neben einem Haufen Knochen, welche der Zwerg ausgegraben.

„Acht," murmelte der Zwerg, „und neun — es müssen zehn sein. Als ich damals da oben lag und hinunterschaute, wie der Zug überfallen wurde von den schwarzen Arbeitern, lagen doch nachher alle Zehn todt da, und als dann die Rothhäute kamen und die Schwarzen ausrissen, bevor sie rauben konnten, was sie wollten, sah ich doch, daß sie allen Zehn die Kleider nahmen, die Kisten aufschlugen, und als sie scheinbar nichts als Reisegeräthschaften fanden, davoneilten, ohne einen der Todten mitzuschleppen."

Indem er eifrig weiter grabend so vor sich hin sprach, gab es plötzlich einen hellen Klang, der Zwerg bückte sich tief in die Grube hinein und zog einen Beutel heraus, ihm folgte ein zweiter, dritter, vierter, sechster, zehnter.

„Das Gold ist da — vollständig," murmelte der seltsame Gräber, „die Dummköpfe haben die zum Schein mit Nägeln gefüllte Kiste, welche unten das Gold barg, nicht weiter untersucht — das Gold des Zehnten ist da, aber sein Kopf, sein Kopf fehlt mir — das ist wunderbar, das ist unangenehm.

„Raubthiere gibt es hier nicht und ein Geier kann mir den Mann nicht fortgeschleppt haben, ich begrub doch Alle — zu unterst das Gold und darauf die Todten, und wenn der heiße, trockene Sand auch sehr schnell das Fleisch verzehrt, die Knochen läßt er übrig."

So murmelnd grub der kleine Mann hastig weiter.

„Ich finde auch den Rücken nicht — neun Wirbelsäulen liegen da — die zehnte bleibt wie der Kopf verschwunden."

Der Kleine warf die Hacke hin, zog unter der Satteldecke seines Maulthieres einen Sack hervor, packte die Goldsäcke hinein, belud mit dem Sack das Maulthier, stieß die Knochen in die Grube und füllte diese mit dem losen Sand zu, und seine Hacke über die Schultern nehmend, verließ er schleichend, das Maulthier hinter sich her ziehend, die Ebene.

„Nun, Moses," redete er in seiner seltsamen Art wieder das Thier an, indem er ihm ein großes Stück grobes Brod in's Maul schob, „den Zehnten haben wir nicht gefunden, das ist fatal, sehr fatal — du hast schwer zu tragen, armer Bursche, mußt es schon ein paar Tage so aushalten, aber hätte ich letzten Herbst Gold von dem, was da bei den Todten lag, mit mir genommen — hätten sie in Frisko mich sicher gefaßt, für den Mörder gehalten, weil der ganze Transport nicht ankam und spurlos verschwunden war und ich mit ihm zugleich aus der Mine fortritt. So aber kam ich an, arm wie Hiob, und habe das ganze lange Jahr gedarbt und gehungert, bis die Sache vergessen war; jetzt können wir es uns wohl sein lassen, Moses."

Das alte Thier trabte unter der Last des edlen Metalles langsam, den Kopf gesenkt, den steinigen Weg hinauf, vorsichtig und beinahe liebevoll von seinem ungestalteten Führer gezogen, von Zeit zu Zeit gefüttert und mit seltsamen Gesprächen unterhalten.

Bald erblicken wir den Zwerg in der Ebene, die Richtung nach der Küste, nach San Franzisko einschlagend.

II.

Etwa ein Vierteljahr später machte das Glück eines bisher der ärmsten Klasse angehörigen stadtbekannten Burschen selbst in der an raschen Umschwung der Verhältnisse gewohnten Hauptstadt Kaliforniens von sich reden. Bisher hat der plumpe Zwerg Lasten getragen, Stiefel geputzt, Zwiebel in den Straßen ausgerufen, — dann sei er, so erzählte man, mit einigen ersparten Goldstücken in ein Spielhaus getreten, habe gewonnen, sich Goldgräbergeräthschaften gekauft, in die Diggerbezirke gewandert und sei er jetzt, nach kaum einem halben Jahre, heimgekehrt als Krösus, der eine prächtige Villa an den Hügeln vor der Stadt, mit dem Blick über das Meer, sich gekauft und als Rentier ein elegantes, üppiges Leben hier führte.

Und wahrlich, wenn wir jetzt unsern Zwerg, Henry Savy nannte er sich, in seinem mit edlen Gewächsen reich geschmückten Garten der Villa umherwandern sehen — wir würden kaum glauben, daß dieß dieselbe verwahrloste Person gewesen, welche wir in der Wildniß, mit dem Maulesel hinter sich, zuerst kennen gelernt.

Henry ging fein und mit Geschmack gekleidet. Er blieb zwar auch mit den eleganteſten Schneiderkünsten ein Zwerg, aber das Ungeschlachte, Plumpe, Eckige seiner Glieder war verborgen, sein schwarzes, struppiges Haar sauber gekämmt, sein gelbes Gesicht sorgfältig gewaschen; im Sammetrock, wie ihn reiche Maler zu tragen pflegen, und hechtgrauen Beinkleidern, Diamantringe an den dunklen, mageren Fingern und eine massive goldene Kette an der schweren seidenen Weste, so wandelt er in seinem Garten auf und ab, begleitet von einem Neufundländer, an den er, seiner alten Gewohnheit getreu, jetzt Worte richtete, wie früher an seinen Moses.

„Nun, Ali, wie wär's denn, wenn wir jetzt einen Traum verwirklichten," sprach der kleine Mann zu dem Hunde, der mit klugen, treuen Augen zu ihm aufsah, — „einen Traum, der uns schon lange als unerreichbarer Stern vorgeschwebt, Ali — wie wär's, wenn wir eine Frau nähmen?"

Henry Savy stand still und führte aus einer goldenen Dose eine Prise zu seiner auffallend hakenförmigen Nase. Der Hund sprang an seinem Herrn hinauf.

„Ja, sie ist schön, Ali, jung und schön wie ein Sommermorgen — arm und schön, und weil sie arm ist, werde ich siegen. Ja, Ali," fährt der seltsame kleine Mann, seinen Hund streichelnd, fort, „Geld ist nicht nur Macht — Geld ist ein Magnet, der die Seelen anzieht. Sie hat mich früher nie angesehen, obwohl ich stundenlang vor ihrer Thür Stiefel putzte, sie hat vielleicht gar nicht bemerkt, daß ich existirte. Seitdem ich ein reicher Mann, Ali, ward sie mich plötzlich gewahr — ich grüßte, sie lächelte — ich ging oft an ihrem Hause vorüber, ich fuhr mit der Equipage vorbei und ihr Lächeln wurde rosiger, lieblicher, süßer, freundlicher. Was meinst du, Ali, wenn ich jetzt einen Versuch machte? Sie ist schön wie ein Maimorgen, schön und arm!"

Der Hund leckte liebkosend die Hand Henry's.

Der kleine Mann setzte, in tiefe Gedanken versunken, seinen Spaziergang fort.

*

Etwa in der Mitte der Straße San Luis de Potosi in San Franzisko stand zur Zeit, als unsere Geschichte sich zutrug, ein schmales, sechsstöckiges Haus von wenig vornehmem Aussehen. Es wohnten in dieser Miethskaserne eine große Zahl sogenannter kleiner Leute, das heißt Miether, deren Lebensstellung in der großen Stadt eine so wenig einträgliche war, daß sie nur ein, höchstens zwei Zimmer bewohnen konnten.

In dem zweiten Stockwerk dieses Hauses sehen wir eine Wittwe mit ihrer Tochter, die durch Blumenmalerei auf Glasgeschirr recht mühselig ihren Lebensunterhalt erwerben.

Frau Amalie Huntley hatte einst bessere Tage gesehen und ihr Töchterchen Elisabeth nannte in ihren Kinderjahren schon ein herrliches Besitzthum ihr eigen. Jedoch, wie es so in Kalifornien geht, der Vater ließ sich in gefährliche Spekulationen ein, er verlor nicht allein all' das, was er besaß, seine Gläubiger nahmen auch das Landgut der Tochter in Beschlag, da es eine noch nicht rechtmäßige Schenkung des Vaters war, und als der gedrückte Mann starb, hinterließ er seiner Frau nichts als Armuth und zwei Kinder, ein dreijähriges Töchterchen und einen zweijährigen Sohn. Die Wittwe fristete seitdem mühsam ihr Leben, unterstützt von der herangewachsenen Tochter, — der Sohn war mit neunzehn Jahren in die Ferne gezogen und schon drei Jahre verschollen.

Frau Huntley sitzt in einem ziemlich kahl möblirten, graugrün angestrichenen Zimmer ihrer Tochter gegenüber an einem großen weißen Eichenholztisch, Beide haben Glasschalen mit Farben vor sich und tragen diese flink auf verschiedene Glasvasen auf. Die Mutter ist eine stattliche, etwas wohlgenährte Frau mit bleichem Gesicht, grauen Haaren und auffallend schwarzen, fast stechenden Augen. Die Tochter sieht der Mutter ähnlich. Ihr Gesicht hat jedoch nicht den strengen Schnitt der alten Dame, es ist lieblich, sehr zart, weiß und roth, die hohe Stirn umkränzt wollig blondes, glänzendes Haar, aber auch die Augen des Mädchens sind beinahe schwarz, groß und von jenem Ausdruck, den man als räthselhaft bezeichnet, bald sanft, träumerisch, bald scharf und feurig, bald geheimnißvoll tief und dann wieder beinahe ausdruckslos verschleiert. Man mußte gestehen, daß die junge Dame ebenso lieblich wie interessant war.

„Elisabeth," nahm jetzt die Mutter das Wort, „Dir kann unmöglich entgangen sein, daß Herr Savy Dir besondere Aufmerksamkeit schenkt."

„Mutter, mir steht nicht der jetzige Herr Savy vor Augen, wenn ich den Mann sehe," erwiederte die Tochter, „sondern der Zwerg Henry, der monatelang hier auf der Straße die Stiefel putzte."

„Kind, wie närrisch!" warf die Mutter ein. „Einst waren auch Könige Bauern — wir leben hier in einem Freistaate. Es entehrt bei uns Niemand, wenn er aus niedrigem Stande emporgekommen. Ich kenne Leute, welche vor einigen Monaten bei uns gebettelt haben und die jetzt in Kutschen fahren. Gebettelt hat Herr Savy nie — er hat sich stets ehrlich ernährt —"

„Und sein Geld im Spiel gewonnen," entgegnete jetzt die Tochter, eifrig weiter malend.

„Wer weiß das!" fiel die Mutter ein. „Es ist ein Gerücht. Niemand kann etwas Bestimmtes über seinen Glückswechsel sagen — nur so viel weiß man, daß er fast eine Million Dollars auf der Londoner Bank hat."

„Ja, Mutter, das ist es eben — Niemand kann sagen, woher er sein Geld hat. Er bleibt ein halbes Jahr aus der Stadt verschwunden und kam als Millionär wieder. Er kann geraubt, gemordet, gestohlen haben."

„Das glaubst Du selbst nicht, Tochter," entgegnete jetzt ernst Frau Huntley. „Der Mann ist nicht schön — er ist entschieden häßlich — aber sein Gesicht ist klug, sein Körper nicht verkrüppelt, sondern gesund und stark, seine Lebensart und seine Manieren durchaus nicht gemein. Kein Mensch weiß etwas Schlechtes von ihm, eher viele Züge von Gutmüthigkeit und Mildthätigkeit. Er bemüht sich sichtbar, Deine Gunst zu erwerben, und Du bist arm und schon zweiundzwanzig Jahre, Elisabeth."

„Das ist wahr, wir sind sehr arm und ich bin nicht mehr ganz jung," seufzte das Mädchen, „und unsere jetzigen jungen Männer schauen auf nichts wie auf Geld — das ist eine Schande für sie, nicht für uns arme Mädchen — aber deßhalb brauche ich mich doch nicht solch' einem Unhold auszuliefern, denn das, Mutter, muß ich Dir sagen, ich denke an diesen Mann nur mit Schaudern. O, wenn Richard noch da wäre, dann wäre Alles gut!"

„Es ist thöricht von Dir, an diesen Mann nur noch zu denken," sprach mißbilligend Frau Huntley. „Wie kannst Du nur noch von ihm träumen! Er ist vor einem Jahre ermordet worden, das steht fest. Die ganze Karawane ist spurlos verschwunden, jedenfalls von Indianern mitgeschleppt worden. Von ihrem Geld, von ihnen selbst fand man keine Spur mehr, trotz der sorgfältigsten Nachforschungen, trotzdem man fünftausend Dollars für die Entdeckung des Verbrechers aussetzte — und Du sinnst und träumst noch von diesem Manne — weißt Du denn, ob er, heimgekehrt als vermögender Mann, an Dich gedacht hätte?"

„O Mutter, das weiß ich sicher!" rief Elisabeth jetzt erröthend und ihre Augen blitzten in seltsamem Feuer. „Er liebte mich, wie mich kein Mensch auf Erden je lieben wird, und eine solche Liebe macht Geld und Gut nicht vergessen."

„Nun ja, es mag so sein," fiel die Mutter ein, „aber mir scheint es unklug, eines Todten wegen das Glück zu verschmähen. Du mußt leben — das Leben ist lang. Jetzt bist Du noch jung und hoffnungsvoll. Ein paar Jahre sind bald dahin geflossen. Du alterst, die angestrengte Arbeit in den dumpfigen Zimmern untergräbt Deine nicht starke Gesundheit. Du wirst bleich, siech, vor der Zeit alt, und was ist Deine Zukunft: Elend und Armuth."

Elisabeth schaute nachdenklich durch das gardinenlose Fenster zum tiefblauen Himmel empor. Ihr Gesicht nahm einen finstern Ausdruck an und ihre Augen verschleierten sich seltsam.

„Du sprichst praktisch, Mutter," erwiederte sie, „nicht für das Herz, aber für den Magen. Ich verschwöre es auch nicht, daß ich nicht noch einmal einen wohlhabenden Mann, der mir gefällt, nehmen will — aber den Henry Savy — das wäre mir der Letzte. Er ist ein Gnom, ein Kobold, trotz seiner Millionen."

Elisabeth hatte die letzten Worte sehr laut gesprochen, sie hatte deßhalb überhört, daß an die Stubenthüre gepocht worden war und daß, als keine Antwort erfolgte, eine kleine Gestalt sich in das Zimmer geschoben hatte. Jetzt nahm sie einen erschreckten Ausdruck im Gesicht ihrer Mutter wahr, sie folgte dem Blick zur Thür und mit einem Schrei des Erschreckens fuhr sie empor, denn dort stand der Gegenstand des erregten Gespräches, Herr Henry Savy, in höchst eleganter Toilette, den Hut demüthig in der Hand, die scharfen dunklen Augen mit großem Ernst auf Elisabeth gerichtet.

Er hatte die letzten Worte Elisabeth's unzweifelhaft gehört, es lag in seinem Blick etwas wie Zorn und Haß, aber der kleine Mann schlug jetzt den Blick nieder und begann mit rauher, aber doch dabei sanfter Stimme zu sprechen:

„Ich muß mich, meine Damen, einer großen Zudringlichkeit anklagen, aber ich weiß keinen andern Weg, mich Ihnen zu nähern, als persönlich mich vorzustellen. Mein Klopfen überhörte man — und wenn Sie, meine Verehrten, mich gehört, werden Sie mein keckes Thun auch wohl entschuldigen — auch Sie, mein werthes Fräulein," wandte er sich an Elisabeth.

Frau Huntley forderte den Besuch auf, Platz zu nehmen. Der Zwerg blieb jedoch stehen.

„Ich werde kurz sein, meine Damen," fuhr er fort. „Sie kennen mich gewiß, ich war jahrelang ein unglückliches, elendes Geschöpf, das im Kehricht der Stadt sozusagen sein Brod suchen mußte. In meiner Jugend verhöhnt von den Genossen — älter geworden, ausgestoßen von den Menschen meiner Gestalt wegen, — dann abgesperrt durch meine Armuth von allen Genüssen des Lebens, ist es mir gelungen, jetzt, wo mein Leben der Mittagshöhe sich nähert, mir bedeutende Mittel zu erwerben — Mittel, die mir die Freiheit aus jener Sklaverei des Lebens geben, welche bisher mich in Banden geschlagen. Mein Herz, das bis jetzt geschwiegen, macht nun seine Rechte geltend. Es spricht jetzt, es spricht von einem holdseligen Mädchen, welches gleichfalls in der Sklaverei der Mittellosigkeit frohndet, das es zu retten wünscht von den dunklen Pfaden eines geplagten Lebens — es ist mein Herz, Fräulein, das zu Ihnen spricht," wandte sich jetzt der Zwerg zu Elisabeth, „das für Sie, Fräulein, spricht, aber auch zugleich für mich, da ich das einzige, wirkliche, wahre Glück, was mir mehr als alle Schätze der Welt gilt, in der Liebe zu Ihnen sehe, in einer Liebe, die auf eine Erwiederung zu hoffen wagt."

Jetzt setzte sich der Kleine, die dunklen Augen leuchtend auf Elisabeth geheftet.

Diese athmete schwer, sie hatte ihren Kopf in die Hände gestützt und sich die Augen damit bedeckt; sie erhob die Blicke nicht, als der Zwerg geendet, sie antwortete nicht.

Der Kleine wartete — es war eine drückende Stille in dem Zimmer.

„Mein Fräulein, habe ich Sie so beleidigt?" nahm jetzt der Zwerg das Wort.

Elisabeth erhob sich.

„Beleidigt haben Sie mich nicht, mein Herr," entgegnete sie scheinbar vollkommen ruhig und gefaßt, „jedoch Ihr plötzliches Erscheinen, Ihre Eröffnungen haben mich so



Ladung eines Kohlendampfboots in einem englischen Hafen. Nach einer Skizze von C. Schildt. (S. 654.)

überrascht, daß ich Ihnen so gleich keine Antwort geben kann. Sie sind mir allerdings nicht völlig unbekannt, dennoch aber weiß ich von Ihnen weiter gar nichts, als daß Sie ein reicher Mann sein sollen. Sie sagen, Ihr Herz hat gesprochen, das will zu meinem Herzen sprechen, mein Herz hat mir aber noch nichts gesagt, und Sie werden es begreifen, daß es in diesen wenigen Minuten noch nicht hat für Sie sprechen können. Darum, mein Herr, will ich Ihnen jetzt gar keine Antwort auf Ihre Frage geben, weder Ja, noch Nein. Warten Sie einige Zeit, und beginnt mein Herz Ihre Gefühle zu erwiedern, so seien Sie sicher, daß ich nicht zögern werde, Ihren Wunsch zu erfüllen."

„Wie soll ich aber dieß erfahren, wenn Sie mich nicht davon in Kenntniß setzen?" fragte jetzt der Zwerg, sichtbar erregt. „Ich bin nicht mehr jung genug, um lange zu warten."

„Sie sollen auch nicht lange warten, mein Herr," erwiederte Elisabeth. „Drei Monate jedoch brauche ich, um zu versuchen, ob ich Sie lieben lernen kann, denn Ihr Geld, Herr Henry, heirathe ich nicht. Ich verkaufe mich nicht. Kann ich Sie achten, flößen Sie mir Neigung ein, so werde ich nicht anstehen, dieß zu bekennen, bis dahin aber müssen Sie sich gedulden."

„Drei Monate von seinem Glück entfernt zu sein, ist lang," seufzte der Zwerg, „jedoch weil meine Liebe echt und wahr ist, will ich diese Prüfungszeit auf mich nehmen — wie kann ich Ihnen jedoch Gelegenheit geben, mich kennen zu lernen, Fräulein?"

„Mein Herr," mischte die Mutter sich in das Gespräch, „unser bescheidenes Haus wird jeden Sonntag Sie gern als Gast empfangen. Sie müssen allerdings dann vorlieb nehmen mit dem, was eine arme Wittwe bieten kann. Bist Du damit einverstanden, Tochter?" wandte sich Frau Huntley an diese.

„Ich werde zu Hause sein," gab Elisabeth ziemlich trocken zurück.

Herr Henry warf noch einen Feuerblick aus seinen scharfen Augen auf das Mädchen, dann empfahl er sich mit dem Versprechen, von der großen Vergünstigung schon am nächsten Sonntag Gebrauch machen zu wollen.

III.

Etwa eine Stunde nach den eben geschilderten Vorgängen vernahm man laute Stimmen auf der steilen Stiege, welche zu der Wohnung Frau Huntley's führte, Schritte näherten sich über den schmalen, finstern Gang der numerirten Thür der Wohnung.



Berglokomotive. Schnurtobelbrücke. Tunnel und Brücke über das Schnurtobel. Vitznau-Bahnhof. Obere Brücke. Höchste Steigung.

Nach einer Skizze von H. Fischer. (S. 657.)

Nach einem kurzen, heftigen Pochen ward die Thür beinahe stürmisch geöffnet und herein trat ein mächtig großer, schlanker, sehr bleicher Mann, der, von der plötzlich ihm entgegenflutenden Helle des Zimmers geblendet, suchend nach den Bewohnern des Raumes umher spähte.

„Richard!“ rief da plötzlich eine Stimme.

Der Angerufene eilte, die Hand über dem Auge, nach vorn, und gegenüber standen sich Elisabeth und ihr todtgeglaubter Geliebter.

„Kein Traum!“ rang es sich jubelnd über die Lippen des Mädchens.

„Nein, Elisabeth, die Wirklichkeit — aber die rauhe, harte, ernste Wirklichkeit.“

„Du lebst, Richard, das ist mir genug!“ rief Elisabeth und schlang die Arme um den großen bleichen Mann. „Nun wird sich Alles glücklich wenden.“

„Wo kommen Sie her?“ fand jetzt endlich Frau Huntley, die starr vor Ueberraschung dagestanden, Worte. „Wir hielten Sie für todt, wie die ganze Stadt; man glaubte die Karawane überfallen, geplündert, weggeschleppt von den Indianern.“

„Das ist auch ganz richtig so, die Anderen sind alle todt, ich allein nur lebe, als einziger Zeuge jener Schreckensnacht; ich lebe und habe Alles verloren, ich bin arm, ärmer als ich fortging.“

„Aber nicht an Liebe zu mir, Richard, nicht wahr, nicht an Liebe zu mir?“ frug schmeichelnd flehend Elisabeth.

„Nein, Kind,“ erwiederte der junge Mann mit zitternder Stimme. „Du warst der Stern, der mich über alles Dunkel erhob, der mir Muth einflößte, weiter zu leben, der mir Kraft gab, ein beinahe jahrelanges Siechthum, bittere Armuth und vergebliches Kämpfen und Ringen mit dem Schicksal zu ertragen.“

„Wie sind Sie nur dem Schrecklichen entflohen?“ frug jetzt Frau Huntley, der man ansah, daß die Zurückkunft des Todtgeglaubten ihr nicht sehr freudige Gedanken erregte.

„Meine Geschichte ist schnell erzählt,“ nahm Richard Herder das Wort. „Meine Arbeit in dem Bager Blick Bar war gesegnet, ich gewann in wenigen Monaten ein Vermögen von wenigstens achtzigtausend Dollars; in drei Säcken gut verpackt, hatte ich es in dem Kistchen am Sattel. Wir Alle, es waren noch neun Kameraden, machten uns mit Schätzen auf den Weg hieher. In den Bergen wurden wir von den herumstreifenden schwarzen Arbeitern angegriffen — es waren vielleicht sechzig, mit Flinten und Revolvern gut bewaffnet; sie gaben eine Salve auf uns aus dem Hinterhalt; meine Kameraden fielen fast lautlos von den gutgezielten Schüssen, ich fühlte einen gewaltigen Schlag an den Lederschirm meiner Mütze und stürzte, das Bewußtsein verlierend, vom Pferde. Dann hörte ich wie im Traum Indianergeschrei, dann erweckte mich ein heftiger Schlag gegen mein Gesicht. Ich sah mich umringt von scheußlich bemalten Rothhäuten, die unsere Kisten aufschlugen, unsere Pferde mit unseren Habseligkeiten beluden und davon eilten. Ich blickte über mich und gewahrte jetzt den Kopf eines menschlichen Wesens, das auf den Schauplatz der Schreckensthat, hoch oben zwischen Felsen versteckt, herniederschaute. Ich glaube, es war ein armer Teufel von Arbeiter, der unserer Karawane sich angeschlossen. Ich versuchte, mich ihm bemerkbar zu machen und wollte aufstehen, da ergriff mich ein heftiger Schmerz an der Schulter, ich hatte mir den Knochen ausgefallen. Meine Besinnung begann wieder zu schwinden, wie ein entsetzlicher Traum schwebt mir noch vor, daß der Mann, mich wohl für todt haltend, mich mit Sand bedeckte, nachdem er das baare Geld, welches ich bei mir führte, aus meinen Taschen genommen.

(Schluß folgt.)

Ladung eines Kohlendampfbootes.

(Bild S. 652.)

England, dessen Größe hauptsächlich in seinen Mineralerzeugnissen beruht, besitzt einen seiner größten Schätze unstreitig in den Steinkohlenfeldern, welche einen staunenerregenden Umfang haben. Die ausgedehntesten und wichtigsten sind die von Northumberland und Durham, Lancashire und Cheshire, West-Riding von Yorkshire, Staffordshire, Süd-Wales und Ost-Schottland. Weite Strecken dieser und anderer Kohlenbecken sind noch unangebrochen und unerforscht. Hull schätzt die Kohlenlager von England und Wales bis zu einer Tiefe von 4000 englische Fuß auf 5900 Millionen Tonnen (à 20 Centner) und berechnet, daß dieselben, wenn der Verbrauch nicht zunehme, erst im Laufe von siebenhundert Jahren erschöpft sein werden. Aber die Ausbeute ist in steter Zunahme begriffen und hat sich namentlich in den letzten Jahrzehnten ungeheuer gesteigert. Trotz des riesigen Verbrauchs im Lande selbst, versieht England doch noch die Küstenstädte von ganz Europa und Afrika, den größten Theil von Amerika, ja sogar die fernsten Länder Ostindiens und Australiens mit diesem ausgezeichneten Brennstoff.

Daß bei solchem Export die Verkehrsstraßen und die Ausgangspunkte der Kohle sich im besten Zustande befinden, liegt natürlich auf der Hand, und so sieht man denn kurz vor den Häfen, von wo aus die Kohle in's Ausland verschifft wird, die Bahnstrecken, welche direkt von den Minen führen, sich in viele Stränge verzweigen, welche auf in den Hafen hineingebauten großen hölzernen Brücken hinauslaufen, an deren beiden Seiten die Schiffe liegen. Hier wird der einzelne Wagen zu den betreffenden Schlitten hingeschoben und seines Inhalts in den Schiffsraum direkt entleert. In dieser Weise ist es möglich, daß ein Dampfschiff von 1200 Tonnen in wenigen Stunden gefüllt werden kann.

Das Urlaubskreuz.

Novelle

von

Emile Mario Vacano.

(Fortsetzung.)

4.

Es war einmal ein Haus — so beginnt das Märchen von einem Mädchenleben — in einem dichten Walde, welcher der Gerichtswald hieß. Gar dicht war er, und gar dunkel in seinem Nadelgrün und in seinem Sammetmoose. In dem kleinen Hause da lebte ein altes Frauchen mit einem jungen Mädchen. Das alte Frauchen trug stets schwarze, rostige Kleider und blühweiße Häubchen über blühweißen Scheiteln. Sie hatte ein gutes altes Gesicht und Augen, mit denen sie scharf und gescheidt in die Welt blickte, wenn die ihre auch seit vielen Jahren nur in Waldesgrün bestanden hatte. Das junge Mädchen, das bei ihr wohnte, war ein gar schönes Kind mit kohlschwarzem Haar und kohlschwarzen, freundlich leuchtenden Rehaugen und einem rothen Munde, um den es wie Sanftmuth lag, und wie eine große, große Festigkeit zugleich. Ein Mund, wie ihn die Natur schönen jungen Menschenkindern gibt, die dazu bestimmt sind, manchen bittern Seufzer zu — verschweigen. Sie liebte die dunkelgrüne Farbe an den Kleidern und die hellere auf ihrem Schürzchen, und grüne Bänder zogen sich durch ihre nachtdunklen reichen zwei Zöpfe, die ihr über die zarten Schultern herabfielen. Wie eine Waldfee sah sie aus, wenn sie im Sommerlichte in der grünumrankten Hausthüre stand und die zahmen Rehe des Wiesengartens sich ihr nahten, um aus ihrer Hand eine Näscherei zu empfangen.

Da, eines Tages, kam ein junger, blonder, schlanker Mann an dem Hause vorbei und blieb — wie gebannt von dem Anblicke in dem weinlaubumränderten Thürraume — am Gartenzaun stehen. Und zwei Paar Menschenaugen erschauten einander zum ersten Male, um nach einander zu blicken eine ganze Ewigkeit hindurch, wenn — dieses erste Schauen in einem glücklichen Augenblicke geschah; oder um einander sehnend zu suchen und schwer zu missen, wenn ein böser Zauber über dieser Stunde waltete.

Der junge Mann aber war ein Königssohn — —

Nein. Hier hört das Märchen auf und die Wirklichkeit beginnt.

Der junge Mann war Heinz Saiser. Und die Waldfee war die Enkelin der alten, einsamen Frau, und diese alte Frau selber hieß in der Gegend nur die Frau Menken. Man wußte, daß sie nicht arm sei, daß ihr Sohn in der Residenz einen großen Gasthof besitze, und daß ihre Enkelin bei ihr bleiben durfte, weil das Herz der Greisin (die nicht mehr in der Stadt und unter den Menschen leben mochte) an derselben hing mit starker Liebe, und weil es ihr ein Trost war in ihren freiwillig tristen alten Tagen, dem Lieblingskinde all' ihr eigenes Wissen in fremden Sprachen, Kenntnissen, Arbeiten und auch in der Führung eines musterhaften Haushaltes Unterricht zu geben, und so sich selber in einer zweiten Jugend wieder aufblühen zu sehen. Was die alte Frau von den Menschen weg und in die Einsamkeit getrieben hatte? Das war eine gar eigenthümliche Geschichte.

Frau Menken war in einem feudalen Schlosse geboren worden als Comtesse Lidi Erlenhof, und der Horizont, der über ihrer Geburt leuchtete, war ein wappendurchwirkter Thronhimmel, und die Aussicht des gehätschelten Kindes war eine Prager oder Brünner Stiftsdamenstelle oder die Heirath mit einem lebenssatt gewordenen jungen, quittirten Ulanenoffizier gewesen. Das Fatum aber, das Menschen und Dinge nach seinen Gesetzen lenkt, hatte es anders gewollt. Die Liebe, dieses Faktotum des Verhängnisses, hatte Comtesse Erlenhof zu einer Zeit, wo Barrikaden die Straßen der Hauptstädte Europas füllten und wüste Gesellen mit kothigen Stiefeln die Teppiche der exklusivsten Adelshäuser besudelten, in die Familie und in den Schutz eines braven Gasthofbesitzers geführt. Und als die Wogen des Republikanismus sich wieder ebneten und der Strom der Gesellschaft wieder in sein normales Bett zurückgekehrt war, da hatte die Liebe, die echte, die wahre und unvergängliche, die Herzen der verwaisten Comtesse und des stattlichen, braven, frohherzigen Gasthofsohnes zusammengeführt, und daraus war eine Ehe geworden. Eine glückliche Ehe voll gegenseitiger Liebe und Achtung und Treue. Der Hotelier war hochgeistig genug, um an die Bildung seiner jungen Frau hinanzureichen, und das Herz der Comtesse Erlenhof war liebestreu genug, um an der Seite ihres Gatten allen äußerlichen Flitter der Gesellschaft zu verlassen und um sorgen zu lernen für Haus und Leute in ihrer freilich stets damenhaften, aber dabei doch echten Weise. Das einzige Kind dieser Ehe gerieth dem Vater nach und ward seinesgleichen. Als aber der alte Gatte der alten Comtesse Erlenhof starb, da fand sie sich doch vereinsamt in der Gesellschaft, deren derbere Allüren sie durch die Liebe ihres Gatten und durch ihr Herzensglück vergessen hatte, und sie sehnte sich zwar nicht zurück in die Grimassen der von ihr aufgegebenen Salonwelt, aber in die Einsamkeit, wo sie aus dem bürgerlichen Verkehr nur jene Erinnerungen mitzunehmen brauchte, die sich auf das Glück ihres Lebens bezogen, und wo sie ebenso unbehelligt blieb von den Phrasen der feinen Welt, die in ihr doch nur eine reuige Fahnenflüchtige sehen konnte. Das Kind ihres Sohnes, ihren Liebling, die kleine Annie aber nahm sie mit sich und erzog sie in ihrem grünumschatteten Asyl, und sah sich selber in dem Mädchen verjüngt aufleben und mit dem eigenen, längstverlernten Lächeln durch das frühlingshafte Leben schreiten.

Und wie es nun schon so geht: eines Tages trat in dieses Leben der blonde Mühlbesitzer Heinz Saiser; und wie es nun schon weiter geht: die Waldfee und der Märchenprinz liebten einander mit einer jugendlich siegenden, schüchternen und doch starken Liebe. Mit einem jener süßen und verschämten und duftenden Gefühle, die im Lenze des Lebens aufblühen im Menschen, wie Maienglöcklein im Thauwinde. Gar schüchtern nahte sich anfangs der doch sonst so hell und keck blickende junge Blondkopf mit den seeblauen Augen der Waldfee: denn eine erste Liebe ist immer anbetend, heilig und gedächte nie daran, dem geliebten Wesen Schaden zu bringen, es herabzuziehen in Leid und Kampf, es quälen zu lassen um des eigenen Genusses willen — denn die erste Liebe hat keine Selbstsucht und sucht nicht das Ihre; es ist in ihr etwas von Himmelsklarsein, wie ein Nachschimmer aus dem Paradiese. Gar schüchtern, wie gesagt, nahte sich der Märchenprinz dem Hause, denn kaum durfte er glauben, daß seine Eltern, die stolzen Fabriksherrscher des Landes (die an eine der schönen reichen Töchter der übrigen Geldkönige als Schwiegertochter dachten), dem kleinen bescheidenen Mädchen aus dem Waldhause die Stelle einer Tochter und dereinst einer Herrin geben würden in ihren Geldpalästen. Aber eine Frühlingsliebe läßt sich eben durch Reflexionen nicht ertödten, ebensowenig wie eine Fliederknospe durch Thaustürme. Er kam bald täglich.

Aber auch die Großmutter schaute strafend, ernst und abwehrend auf dieses Kommen; denn die alte exklusive Dame hatte sich in ihrer Einsamkeit wieder in die Ideen ihrer Jugend hineingelebt und für ihre Enkelin einen Grandseigneur mit einem erlauchten Namen geträumt, einen Grandseigneur mit den Manieren der großen Welt, die sie freiwillig aufgegeben hatte, deren Echo aber noch immer schmeichelnd an ihr Ohr schlug. Aber all' die Wolken, die sich um die junge Liebe thürmten, und all' die Gewitter, die sich zwischen ihre Helden legen wollten, fielen nach und nach und zerstreuten sich, ganz wie in einem Märchen. Die fabrikbeherrschenden Eltern Heinzens, der ernste Vater und die gute, sanftherzige, versöhnende Mutter fanden es nicht schlecht, daß Annie Menken großmütterlicherseits von der altberühmten Familie der Grafen von Erlenhof abstamme, die sogar mit dem regierenden Hause der Fürsten von Reuß verwandt war. Die Wohlhabenheit und das geschäftliche Glück von Annie's Vater ließen auch den Geldpunkt in's Klare kommen, und die eigene Lieblichkeit Annie's und ihre feine, echt aristokratische Bildung, die aber auch im Hause Bescheid wußte, gewann ihr vollends das Herz der guten Frau Saiser und des ernsten Fabrikherrn. Die Eltern Annie's waren natürlich einverstanden, und die alte Großmutter? Sie vergaß Wappen und Grandseigneurs, wenn sie in den Augen ihrer geliebten Enkelin einen Schatten sah, und sie sagte aus vollem Herzen „Ja“, wenn sie in die hellen Augen Heinzens sah und an das künftige Glück ihres Lieblings dachte. So kam es, daß Heinz und Annie sich bald als ein Brautpaar betrachten durften, und in einem kurzen Jahre sollte das Waldmärchen das Ende aller Märchen haben: eine fröhliche Hochzeit, die drei Tage hindurch währte, und deren Schluß der Erzähler dieser wahrhaftigen Historie mit den Worten aller Märchenerzähler hätte geben können: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch in Glück und Freuden.“ Aber . . .

Heinz Saiser sollte noch ein wenig reisen, ehe er den Hauptheil der Geschäfte selber übernahm. Er sollte sich vor Allem eine Zeitlang in der Hauptstadt aufhalten, um in den Fabriken und Geschäften seiner Oheime Einblick zu erhalten. Die Zeit vor dieser Trennung sah den Märchenprinzen öfter als je in dem Hause der Waldfee. Ach, was für eine herrliche Zeit ist doch eine solche Abschiedszeit, mit dem Glücke des Wiedersehens im Hintergrunde! Man sagt da einander viel mehr als je; die Herzen werden lauter, die Augen beredter, die Liebe regt ihre Schwingen höher, und die Welt wird noch tausendmal schöner durch die Schatten, welche in ihr goldenes Licht fallen. O diese Zeit der kindischen Pläne! Dieses Ausmalen des künftigen Hauses und der Lebensweise! Wie Heinz des Abends stets mit allen Neuigkeiten nach Hause kommen wollte und gar nicht fertig werden würde mit dem Erzählen von Allem, was in der Mühle vorgefallen sei. Und die Lampe sollte einen grünen Schirm haben, mit lila Asternblumen drin! das bestimmte die Waldfee. Es gab einen wirklichen Streit zwischen ihnen, ob sie manchmal in die Residenz fahren sollten, um einer Vorstellung beizuwohnen. Die Waldfee war entschieden dagegen. Aber als Heinz ihr vorstellte, daß ihre Großmutter gern wieder einmal in einer Loge figuriren werde, da sagte sie „Ja“. Dann gab es wieder Vorwürfe von ihm, daß sie der Großmutter etwas zuliebe thun wolle, was sie ihm nicht habe thun wollen. Dann lachte sie und grämte sich, und wollte aus Trotz die Richtung der Hochzeitsreise nicht selber bestimmen, sondern ganz ihm überlassen . . .

Und er sagte:

„Ich denke, wir reisen da am besten . . .“

„Wohin?“ fragte die Waldfee.

„In das Glück,“ sagte er.

Und ihre Augen, die dunklen und doch so schattenlosen Mädchenaugen schauten zu ihm auf mit einer Seligkeit, die doch noch nicht wußte, was das sei, worüber sie froh war. So wie die Menschenseele an der Schwelle des friedvollen Todes aufathmet zum Schöpfer, schon selig im Jenseits, aber noch ohne zu wissen, was das sei: das Jenseits! Dann kam der Tag der Abreise Heinzens nach der Residenz. Den Vormittag brachte er mit Vorbereitungen zu, mit Anordnungen in der Mühle, bei seinen Eltern, und dann auch ein wenig im Café des nächsten Städtchens. Dort las er in einem Witzblatte die illustrirte Parodie einer neuen, aus Paris importirten Operette, die in der Residenz Furore machte. Die Hauptrolle derselben spielte eine ebenfalls frisch aus Paris importirte Sängerin, Mademoiselle Odette Farna. Ein Kaffeehausgast, der neben ihm saß, erzählte ihm von ihr. Aber Heinz lachte, das Bild anschauend:

„O, eine schreckliche Person! Und feuerrothes Haar hat sie? Und so kühn schaut sie! Und das applaudiren die Leute! Nein, in die Operette gehe ich sicher nicht!“

Dann schritt der Sommertag vor, und den besten Theil desselben brachte er natürlich im Waldhause zu und nahm Abschied von der alten Großmutter, die ihm mit ihrer schmalen weißen Hand das Kreuzzeichen machte. Und Annie begleitete ihn durch den Wald. Später erinnerte er sich oft an diese Sonnenstunde, an das kleinste Detail dieses Moments. Noch nach Jahren war es ihm, als sähe er die weißen Blüten des Jasmin im dunklen Gebüsche leuchten wie Schneeflocken, und deutlich sah er die Tauben kreisen über das Dach, und neben ihm stand die Geliebte. Wie süß duftete der Jasmin, ein glanzvolles Sein lag über der ganzen Welt ...

Noch lange, lange darnach — aber um wie viel später! — gedachte er der Art, wie sie ihren Arm um seinen Nacken legte und ihn groß anschaute mit ihren dunklen Kinderaugen, wie ahnungsvoll. Ein letzter Kuß, dann entfernte er sich durch die Sonnenklarheit, Sie hörte noch seine Tritte, jetzt sah sie ihn nicht mehr. Jetzt hörte sie ihn auch nicht mehr, aber sie lauschte noch immer. Nichts mehr. So verhallt der Tritt eines Menschen, wie oft ein ganzes Dasein verhallt, für immer — keine Spur hinterlassend in dem Herzen, das liebt, wie der Vogel keine Furche zurückläßt in der Luft.

5.

Die „Belle Hélène“ war damals just auf dem Repertoire der komischen Oper der Residenz. Die Hauptrolle wurde von einer „Spezialität“ gesungen, wie's in der Coulissensprache heißt, deren „Unsterblichkeit“ nur noch ein Wechselverhältniß zwischen ihr und den Journalisten war. Das Publikum selber ließ sich weder durch die Zeitungsphrasen, noch durch die Kränze düpiren, sondern erfrischte sich an dem Anblick einiger lieblichen Nebenrollen, unter denen die reizende Sängerin Odette Farna als „Orestes“ die Stadt förmlich bezauberte.

Odette Farna war eine geborene Amerikanerin aus New-Orleans. Sie war früher Tänzerin und Pantomimistin gewesen in ihren allerjüngsten Jahren. Später hatte ein deutscher Gesangslehrer eine Stimme bei ihr entdeckt, und so war sie durch Protektion eines musikliebenden deutschen Fürsten und eines amerikanischen Impresario auf einer großen Tournée durch Amerika ein Stern geworden. Ein lustig blinkender Stern, dessen Brillanten und Seidenroben für jede neue Operette eine unwiderstehliche Zugkraft waren, und dessen Schönheit alle Welt — selbst die gestählteste — in allerlauteste Begeisterung versetzte, selbst wenn sie eine Vorstellung nur „streifte“, das heißt, nur ein, zwei Couplets sang.

Odette Farna war ein seltsames Geschöpf: dämonisch und kindisch zugleich. Rothhaarig, mit großen grünen Augen, und laut lachend und sich über Alles mit lautem Geschrei freuend. Müde und sanft, gebietend und zänkisch, lachend und krank, je nach der Stunde. Leberleidend, herzleidend, bleich wie eine Sterbende manchmal und wieder momentan erglühend mit den „Kirchhofsrosen“ auf den Wangen, als habe sie getrunken. Im Ganzen ein gutherziges, natürliches, kühnes Geschöpf, eine echte Komödiantennatur, von der man nicht wieder lassen konnte, wenn man sie liebgewonnen hatte.

Sie kam wie ein Champagnerrausch über Heinz Saiser.

Sie war in der That wie gemacht für eine Passion eines jungen Herzens, die glühender ist als alle Leidenschaften der Seele, mächtiger als die Vernunft und unauslöschlicher als selbst die heilige Liebe. Das alte Märlein vom Siegfried, dem Gutrune den Trank des Vergessens reicht, wird ewig wahr bleiben, sowie ja jedes Märlein eine ewige menschliche Wahrheit enthält, die nur manchmal traurig ist zum Vergehen. Siegfried tritt in den Saal der Giebichungen: der Rhein liegt im Sonnenglanze hinter ihm und zieht auf seinen Wogen goldene Furchen zu dem Dornröschenfels, auf dem Siegfried's Braut Brünhilde, seiner harrend, dem Geliebten in die Morgensonne ihre Grüße nachsendet, die wie Lerchenjubel über den lichttriefenden Azur hinzittern ...

Da tritt ihm Gutrune entgegen auf der Treppe des hohen Saales und reicht ihm das Horn, gefüllt mit dem geheimnißvollen Tranke des Vergessens. Jung-Siegfried setzt ihn an die Lippen, und — wo ist Brünhilde und ihr Berg, und wo ist seine Liebe für sie, sein Gedenken an sie? Fraget doch, wo die Blätter der Rosen wehen, wo der Schnee ist, den die Märzsonne beschienen hat? Verstummt sind die Lerchengrüße, wilde, neue Lieder entrauschen dem dunkelwogenden Rhein: Brünhilde ist nicht mehr. Schwere Nebel umhüllen ihren Berg, die Sonne der alten, geheiligten Liebe ist erloschen im Herzen Jung-Siegfried's, und an ihrer Stelle loht die Flamme der Leidenschaft, die nimmer erlöschen will, und die ihn beherrschen mag bis zur letzten Stunde seines Lebens, bis zum letzten Athemzuge, bis zum letzten Schlage seines Herzens, wenn es bricht — für Gutrune.

So war's in der Giebichungenhalle, so war's tausend- und tausendmal in allen Männerherzen im Laufe der Jahrhunderte, so wird es bleiben bis an's Ende der Tage. Und so war es bei Jung-Heinz. Mit den eleganten Stadtkleidern schien er auch einen andern Menschen angezogen zu haben. Die Kunst in Bild, Musik und Darstellung ließ ihm das Leben erst jetzt in seinem vollen, reichen Umfange, mit seinem weiten Horizonte, mit all' dem prismatischen Farbengefunkel des Kaleidoskops erkennen. Wie eng war ihm dasselbe gewesen daheim: die Mühlen, der tiefrauschende Wald, ein gutes Buch, die ersehnte tiefgoldige Feierabendstunde und der Gruß der kleinen Waldfee; und jetzt und hier! ... Ja, seine Eltern hatten Recht: der Mensch muß die Welt kennen lernen, wenn er überhaupt sagen will: ich verstehe es, zu leben! In den Fabriken der Stadt waren es nur die nöthigen Stunden, die er verbrachte; und die übrigen! Wie fröhlich war das Sein, wie schön die Jugend, wie reich das Leben; wie kräftig regte der flügge gewordene Aar die Schwingen! Wie lockte ihn die große Welt mit ihren blendenden, gleißenden Vergnügungen, Alles überstrahlte aber Odette Farna.

Odette Farna, das heißt der Inbegriff alles dessen, was ihm schön und begehrenswerth erschien; Odette Farna, das Weib seines Schicksals, die Erfüllung seiner Träume, der Angelpunkt seines Lebens, der Rausch und die Wirklichkeit seiner zwanzig Jahre.

Und Annie, die kleine Waldfee? Was war sie jetzt? Ein Irrthum. Eine Waldblume, die nur an einer gewissen Stelle der Erde duftete für einen einzelnen Wandersmann. Odette mit dem reichen rothen Haare, mit den seegrünen Nixenaugen war schöner, ihr Geist glänzender. Und es war Winter, und süß durchwärmt waren ihre Salons, und süße Parfüms lagen in dieser behaglichen Luft, und draußen fiel der Schnee stumm in dichten Flocken in die Gassen, auf die öde Landstraße und über den vergessenen Wald.

Er liebte Odette. Und sie war es wirklich werth, geliebt zu werden, denn sie war ein stolzes, ehrbares Mädchen. Umworben wurde sie von Allem, was das Stadtleben Distinguirtes hatte. Niemand, nicht einmal die böseste Klatschbase wußte ein Häkchen zu finden an ihrem Leben; sie hatte Körbe für alle Bewerber, echten Stolz gegen alle Anbeter, und eine echte Abneigung gegen alle — selbst die erlaubten und harmlosen — Freiheiten des Künstlerlebens. Sie war es werth, von einem wackern Manne, wie Heinz Saiser, geliebt zu werden auf seine, das heißt auf eine ernste und ehrenhafte Art. Er war zu brav, um in dem Weibe, das er vorzog, eine bloße Flamme zu sehen und nicht zugleich das Weib, welches einst seinen Namen tragen könnte. Noch wußte er selber nicht, wie er lösen mochte, was ihn in halber Verpflichtung hielt, und noch wußte er nicht, wie er sein künftiges Leben formen sollte in und mit ihr: er war in einer Passion, wo man eben nichts denkt, nur fühlt.

Es war einer jener behaglichen Wintertage — behaglich für alle Glücklichen, Geschützten und Reichen — wo der weiße Schnee in wirrem Flockentanze durch die Luft wirbelt, wo die Wagen auf den Gassen nur gedämpften Lärm machen, wo manchmal lustiges Schellengeklingel auftrillert wie ein Karnevalslachen der Winterfreude, um im nächsten Augenblicke wieder zu verhallen, und wo die Kaminflamme so trauliche Geschichten erzählt von Heimatlichkeit und Behaglichkeit, und wo es sich so traulich plaudert im parfümirten Wärmehauch.

„Haben Sie mich heute lieb?“ hatte Odette Farna Heinz gefragt, wie dieser zu seiner Nachmittagsstunde gekommen war. Sie lag auf einem blutrothen Divan und hielt einen blutrothen Federfächer in der Hand. Sie selber trug ein Hauskleid von weißem, dickem Plüschstoff und sah, zusammengekauert wie sie war, aus wie eine Schneeflocke. Ihr rothes Haar war ihr über die Stirne gefallen. „Haben Sie mich heute lieb?“ hatte sie Heinz gefragt, wie Miß Susie, die Kammerjungfer, die Zimmerthüre geschlossen hatte. Dabei richtete sie sich auf und reichte ihm die Hand. Er sagte, was man in solchen Fällen zu antworten pflegt, und seine ganze Seele lag dabei in Stimme und Auge. Und zum Beweise, daß er an sie gedacht habe, brachte er ihr die „Veilchen“ mit, die sie gewünscht hatte, und zog, wie er dieß sagte, ein Etui aus seiner Tasche.

„Ich hätte Veilchen gewünscht?“ sagte sie und schaute ihn groß an.

„Gewiß. Sagten Sie nicht gestern, Odette, wie wir aus dem Theater fuhren, indem Sie den Schnee anschauten: ‚Er wäre um so viel schöner, wenn er uns nicht alle Blumen begraben möchte, und vor Allem die Veilchen!‘ ...“

„Ja wohl habe ich das gesagt. Aber ich wollte damit nicht sagen, daß ...“

„Daß ich Ihnen Veilchen bringen solle? Gewiß wollten Sie das nicht. Aber Sie können mir nicht wehren, daß ich mir diese Freude mache. Wissen Sie nicht, was das Schönste ist im Leben? Jemandem, den man lieb hat, eine Freude machen können. Das ist viel, viel mehr, als selber eine Freude bekommen.“

Sie lachte, und in ihren Augen schimmerte dabei etwas wie eine zerschmelzende Schneeflocke.

„Guter, guter, guter Heinz!“ sagte sie und die Stimme klang wie gepreßt von dankbarer Freude. „Und da haben Sie mir Veilchen gebracht? — Welches Treibhaus haben Sie geplündert?“ — Und mit der Neugierde eines Kindes neigte sie sich vor und öffnete das Etui, und — zwei prachtvolle Ohrringe und ein herrliches Medaillon in Veilchenform, emaillirt und mit kostbaren Brillanten als Thautropfen übersät, funkelten ihr entgegen. Ihr weißes Gesicht wurde wieder mit rothen, scharfen Rosen gedunkelt; ihr Lächeln war plötzlich erstorben, wie eine Spätblüte unterm Herbstfrost. Sie zog ihre Hände zurück von dem Schmucke und neigte ihren Kopf nach rückwärts. „O! Ein Schmuck!“ sagte sie.

„Veilchen nur!“

„Veilchen von Gold, mit Thränen von Brillanten ...“ machte sie wie gestört, verletzt.

„Odette!“ sagte er erschreckt. „Sie sind böse?“

Wie eine plötzliche Milde und Reue kam es über sie, und sie griff nach dem Etui und nahm es, sagend:

„Böse sein, wo Sie es so gut meinen, Herr Saiser? Ich müßte ja das undankbarste Geschöpf von der Welt sein! O nein! Ich danke Ihnen. Ich danke Ihnen aus voller Seele, von ganzem Herzen. Die Idee ist schön und der Schmuck ist herrlich, reizend, unvergleichlich, und freut mich — freut mich so sehr! Aber ...“ damit klappte sie das Etui zu und reichte es ihm zurück, „aber wenn Sie mich lieb haben, so nehmen Sie es wieder mit. Geben Sie es dem Juwelier zurück oder schenken Sie es mit einer guten Meinung für mich dem ersten besten armen Weibe. Und zürnen Sie mir nicht! Ich bin launisch — Sie wissen, ich bin ja kränklich, herabgekommen, Alles, und mit Kranken muß man Nachsicht haben. Ich hätte mir wirkliche Veilchen gewünscht — und Sie bringen mir — nur Schmuck.“

„Sie sollen wirkliche Veilchen haben. Aber wollen Sie den Schmuck nicht lieber selber einem Armen schenken? Er würde demselben mehr Glück bringen ...“

Sie schaute ihn an mit einem seltsamen Blicke. Mit einem Blicke, in dem die ganze Geschichte eines fahrenden Lebens stand. Diesen Schmuck nehmen, um ihn selber zu verschenken! Hätte er nicht denken müssen, das sei eine Art, denselben zu behalten ohne Dank? Nein, er hätte das nicht gedacht, sie wußte, sie fühlte das. Aber daß sie dran denken mußte und es fürchten mochte, das war trist genug. Und sie erhob sich in ihrem weißen Hauskleide aus dem rothen Purpur des Divans, wie ein Schwan, der erschauernd aus einer Blutpfütze taucht, und sagte nur:

„Nein, Lieber. Das thun Sie. Und bringen Sie mir Veilchen.“

„Sie wollen nie, daß ich mir eine große Freude mache.“

„Weil ich die Rappen nicht acceptiren mochte?“

„Die Ihnen doch so sehr gefielen!“

„O ja. Sie würden mir gefallen haben, wenn ich die Frau eines Mannes wäre, der sie mir schenken könnte. So aber ... Nein, nein, Henny; bringen Sie mir Veilchen, und — Ihre Freundschaft dazu. Die macht mir diese Stunden zu glücklichen meines Lebens. Und jetzt setzen Sie sich daher und schauen Sie mit mir in die wirbelnden Flocken hinaus! Gibt es etwas Schöneres als den Winter?“

„Den Winter — mit Ihnen!“ sagte er.

Sie schüttelte den Kopf, daß ihr prächtiges rothes Haar über seine Schulter floß wie eine Flamme, bis hinab zum Herzen.

„Nein. Schöner wäre er noch dort, wo keine Häuser zu sehen sind um das eigene Haus, das man bewohnt. Wo nicht nur der Frieden des Winters, sondern auch der Frieden der Einsamkeit läge um die Insel, auf die man sich in ein gutes Dasein gerettet hat vor der Welt und vor den Menschen.“

„Und würde Ihnen diese Einsamkeit genügen — mit einem armen Herzen wie das meinige, das nichts versteht, als Sie lieb haben?“

„Und dabei in Aquarell malen, Piano spielen, englisch plaudern auch, und dann ...“

„Und arbeiten höchstens.“

„Und arbeiten,“ sagte sie traurig. „Etwas, das man mich nie gelehrt hat!“

„Und ist Ihre Kunst nicht auch eine Arbeit, ein geistiges Werk?“

„Eine Arbeit — ja!“ sagte sie und ein düsteres Lächeln dämmerte um ihre Lippen. „Eine schwere Arbeit oft, eine undankbare Arbeit immer. Ein Handwerk!“

„Ein Handwerk doch nicht!“ sagte er fast vorwurfsvoll. „Dieser plumpe Ausdruck für etwas so Edles wie Ihre Kunst!“

„Nicht wahr?“ sagte sie leichthin und fuhr ihm mit ihrem Fächer über den Hals, als köpfe sie ihn.

Dann saß sie am Piano und sang ein Lied von jener Dichterin, die durch ihr eigenes Herz getödtet wurde, und welcher ihr greiser Gatte nachstarb in das Grab, von der Düringsfeld:

„Ich faßte deine Sinne
Mit meinen reichen Locken,
Ich athme dir entgegen,
Es soll das Blut dir stocken.
Dann sollst du langsam sterben
Am Busen deiner Braut —
Es war nur dein Verderben,
Daß du mich angeschaut! . . .“

Es war schon im Dunkeln, als Miß Susie einen Herrn anmeldete.

„Ich bin nicht zu Hause.“

„Sehr wohl. Er hat diese Karte übergeben,“ sagte Miß Susie im Abgehen.

„O, Er!“ machte Odette Farna mit einem leichten Ausrufe.

„Wer?“ fragte Heinz Saiser.

„Niemand. Ein Onkel, der hier durchreist. Ich dachte, ein Fremder.“

„Den dürfen Sie doch nicht wegschicken um meinetwillen, Mademoiselle!“

„Meinen Sie? Aber er wird Sie langweilen.“

„Er wird das um so weniger, als ich ohnedieß in den Klub muß, wo über das Rennen des Firefly verhandelt wird.“

So kam es, daß Heinz Saiser ging und daß der Onkel Odette Farna's empfangen wurde. Sie eilte ihm wirklich frohschauend entgegen.

„Sie sind da!“ sagte sie und gab ihm ihre beiden Hände. „Sie, lieber Onkel! Wie kommen Sie doch hieher?“

Baron Marian (denn er war es) hatte sehr kalt, war aber binnen fünf Minuten vollkommen behaglich.

„Wie kommen Menschen wie wir überhaupt irgendwohin, liebe Odette?“ sagte er in seiner eleganten, liebenswürdigen Weise. „Ich komme hier durch, weil ich ein wenig nach Italien hinab will, wo ich die Pferde des Prinzen von Aostá dressiren soll; und da ich auf der Affiche Ihren Namen fand, dachte ich daran, daß ich noch eine Weile Zeit habe. Und so will ich diese Zeit dazu benützen, zu sehen, was die kleine Odette für Fortschritte gemacht hat in der Kunst.“

„Du bist noch der alte Spötter, Marian!“ lachte Odette lustig und mit einem weit freieren Air als früher und mit einer viel helleren Stimme. „Als ob ich jemals eine Künstlerin gewesen wäre! . . . Aber es freut mich wirklich, daß ich Dich wiedersehe, alter Freund! Nach so langer Zeit! Das letzte Mal, glaube ich, trafen wir uns in Paris. Du bist der einzige Kollege von einst, mit dem sich's frisch von der Leber weg plaudern läßt. Und ich hoffe, Du bist noch der alte, frohe, ehrliche Sausewind, der Du warst, als Du in Ferrara unten die Pferde des alten Prinzen Termoli zurittest und mich gelegentlich im Cirkus vor den Ohrfeigen des alten Stokes schütztest — die ich übrigens von seinem Standpunkte aus verdiente, da ich es nie zuwege bringen mochte, auf einer Zehe zu stehen, während das Pferd galoppirte. Ich werde Dir nie Deinen großen Zank mit Stokes vergessen, der mir die Freiheit gab, lieber Onkel!“

„Seitdem nanntest Du mich auch Deinen ‚Onkel‘, kleine Odette,“ sagte Baron Marian ebenso heiter. „Und —“

„Und habe einen Freund überall, wo Du bist!“ lachte Odette Farna in ihrer raschen, kindischen Manier. „Und nie habe ich Dich so willkommen geheißen wie dießmal! Susie soll den Samowar bringen und ich will Thee machen. Und hier, hier ist Ihre Cigarrette, Onkelchen!“

Und bald saß Baron Marian in seinem Schaukelstuhl und Odette Farna hockte auf dem Divan, ganz die einstige Kunstreiterkollegin, und sie zündete ihm eine Cigarrette an und sich auch, und plauderte wie eine geschwätzige Elster, der nach langem Schweigen der Schnabel gelöst wird.



Das Innere eines dalmatischen Hauses. Originalzeichnung von M. Pauli. (S. 658.)

„Du hast mir gesagt, Du habest mich nie lieber gesehen als eben jetzt?“ unterbrach sie Baron Marian.

Sie seufzte plötzlich.

„Ja,“ sagte sie. „Ich habe jetzt ein recht schweres Herz und muß es ganz für mich allein tragen. Und Du, Onkel Marian, Du hast mir immer geholfen. Zuletzt — Du weißt es noch — in Paris, wie ich krank wurde. Man brachte mich in einer Sänfte in's Hospital, und wer saß, so oft ich die Augen aus einem fiebernden Schlummer aufmachte, an meinem Bette? Der ‚Onkel‘, wie ich ihn nannte.“

„Und als Du dann Dein Glück machtest —“ warf der Herr Baron ein in seiner leichten Weise.

Odette Farna's schönes blasses Gesicht erschien noch um einen Schatten hagerer, und die rothen Flecke auf ihren Wangen waren scharf abgegrenzt — aber sie sah noch viel schöner aus, wenn sie traurig war.

„Du meinst die Zeit, wo der Prinz mich mit Diamanten überschüttete dafür, daß ich ihm seine eigenen Trauerspiele vorlas . . . das ist vorbei!“

„O! Die Diamanten auch?“

„Die auch. Die fliegen im ruhelosen Leben davon wie Sperlinge zur Herbstzeit.“

„Und jetzt —?“

Sie that einige Züge aus ihrer Cigarrette.

„Jetzt gefalle ich hier so ziemlich,“ sagte sie.

„Apropos! Wem bin ich denn im Vorzimmer begegnet . . . es war so dämmerig . . .“

„Du kennst ihn nicht. Das war Er.“

„Er?“

„Nun ja.“

„Was für ein Er?“ fragte Baron Marian. Es war fast ganz finster geworden im Salon. So finster, daß man sein Gesicht nicht sehen konnte, wie er fragte.

„Nun, Er, dessen Frau ich werden will.“

„O! Also ein Bräutigam.“

„Noch nicht. Aber Einer, der es werden wird.“

„Er schien mir noch jung zu sein.“

„Du hast das gesehen, trotz der Dämmerung?“

„Mein Gott, ja. Kann er also über sich verfügen?“

„Du willst fragen, ob er ohne Einsprache bürgerlicher und legitimer Vorurtheile die berühmte Farna heirathen kann? Gewiß.“

„Und Du — nicht wahr, Du liebst ihn?“

Es lag wie eine ernste Sorge in diesen Worten. Sie lachte hart und grell. Man sah ihr schönes Gesicht nicht dabei. So hätte ebensogut eine Greisin lachen können.

„Ich, lieben, Onkel Marian, hast Du es jemals für möglich gehalten, daß arme Wandersleute wie wir wirklich lieben können, so was man lieben nennt, weich, demüthig, verlangend?“

Die Stimme des Barons antwortete nicht sogleich. Wollte er ihr vielleicht nicht sagen, daß auch er es nie geglaubt hätte, in seinem Vagantenherzen ein echtes, selbstloses, elterliches Gernhaben fühlen zu können, und daß nun seine Seele dennoch schützend an etwas denke?

„Nun?“ wiederholte sie. „Was denkst Du über ein Lieben — bei uns!“

Und ihre Cigarrette glühte auf.

„Ich denke, daß Du im Grunde ein gutes Mädchen bist, Odette, und Niemandem weh thun magst.“

„Weh thun? Gewiß nicht.“

„Und auch nicht belügen?“

„Belügen!“

„Aber warum dann . . .“

„Warum ich ihn heirathen will? Aber Du weißt ja, Onkel Marian, wie arm wir Modesängerinnen mit der Zeit werden. Ich gefalle hier nur durch meine Toiletten und durch meine elegante Wohnung und durch die Loblieder der Journalisten, vielleicht auch durch meine rothen

Haare. Und das Alles kostet Geld — die rothen Haare nicht am wenigsten. Und dabei bin ich arm, bettelarm. Und Du weißt auch, daß arme Frauen, die glänzen müssen, viel ärmer sein können, als das zerlumpte Weib auf der Kirchenstiege. Wenn dann die Lampe kommt, will ich Dir meine prächtigen Theaterfetzen in der Nähe zeigen: es ist kein einziger dabei, der nicht fadenscheinig oder fettfleckig wäre — in der Nähe: das Silber trennt sich ab, und in meinen Kronen fehlen Steine. Die Boutons in meinen Ohren sind schon Rheinkiesel, und ich, die ich mir Wagen und Pferde gemiethet habe, und deren Mittwochs berühmt sind beim ganzen Publikum, ich kann Dir eine hübsche Kollektion von Versatzzetteln zeigen — für solchen Champagner, wie ich ihn vor den Leuten über die Hände gieße."

„Also deßhalb bist Du hier eine so stolze und unnahbare Künstlerin!" sagte die Stimme des Herrn Barons. „Man hebt Dich in die Wolken."

„Ja wohl. Ich bin ein Muster von Zurückhaltung und Ernst. Frage, wen Du willst. Ich kalkulirte so: es ist Zeit, daß ich an den Winter denke. Und — es gibt Tage, wo ich mich so krank fühle, daß ich stundenlang weinen muß — das Herz pocht so schmerzlich, und ich huste, und — es ist mir, als wäre es ein Glück für mich, in einem warmen Bette liegen zu können, eine Medizinflasche neben mir, und nicht mehr lächeln zu müssen. Ich werde also heirathen. Wenn es sein muß, werden wir uns heimlich trauen lassen — seine Eltern lieben ihn, sie werden Ja sagen, und ich —"

„Und Du? . . ." sagte seine Stimme.

„Ich werde ihm ein gutes Weib sein."

„Du, mit Deinem nervösen, scharfen Temperament?"

„Mein lieber Freund, ich bin kränker als Du glaubst. Also Du verstehst, Onkel Marian, daß Du mein wirklicher Onkel sein mußt."

„Gewiß."

„Und mir helfen mußt. Helfen zu dem, was ich erringen will," sagte ihre Stimme.

Seine Stimme antwortete nicht.

„Nicht wahr?" fragte die ihrige, und ihre Hand berührte ihn. Und sie schauderte, denn die Hand des Mannes war eiskalt.

„Nun natürlich," sagte endlich seine Stimme.

Da kam Miß Susie mit Licht in das dunkle Zimmer. Aus der Finsterniß blühten nun jäh die zwei Gestalten hervor. Ein blasses, schönes Weib, das auf dem Divan kauerte, und ein liebenswürdig schauender Mann, der am Kamin lehnte und in den Spiegel blickte, in welchem sich das ganze freundliche Bild des Salons, mit der hübschen Zofe in der Mitte, reizend wiederspiegelte.

(Schluß folgt.)



Die Rigibahn von Vitznau zum Kulm.

(Bild S. 653.)

Wir haben kürzlich unseren Lesern die Drahtseilbahn auf den Krater des Vesuvs gezeigt, ein noch größeres Wunder der Ingenieurkunst ist jedoch die Bahn auf den Rigi, welche uns von dem blaugrünen Spiegel des Vierwaldstädter Sees in kaum drei Viertelstunden 5000 Fuß hoch überm Meer auf den Gipfel des Rigi führt. Die Fahrt ist zauberisch, in wenigen Minuten schon liegen die gewaltigen Kastanienbäume und der Kirchthurm des Dorfes Vitznau tief unter den Hinauffahrenden, und gleichmäßig schnell und sicher klimmt nun die Lokomotive mit ihren kurzen Stößen hinauf durch Wiesen und Tannen, durch Felseneinschnitte und über Abgründe unaufhaltsam immer höher und höher, tief liegt jetzt schon unter uns der See — die Dampfschiffe dort gleichen bald Kinderspielzeug, frisch, kühl wird die Luft, heller das Grün, durchsichtiger, tiefer des Himmels Blau, und wir haben Rigikaltbald, jenes elegante Kurhaus, etwa 4000 Fuß überm Meer, erreicht. Weiter klettert die Lokomotive über einen hohen Hügel und dann hinauf auf die wiesengrünen Höhen bis zu Rigikulm, in nächster Nachbarschaft der Wolken zu der wunderherrlichen, weltberühmten Aussicht.

Die Bahn ward 1869 mit einem Aktienkapital von $1\frac{1}{2}$ Millionen Franken gegründet und unternahmen die schweizerischen Ingenieure Oberst Stüff von St. Gallen und Olivier Zschokke von Aarau mit Direktor Dr. Riggenbach von Olten den Bau. Es ist eine Zahnradbahn. Ihre ganze Länge beträgt 19,000 Fuß. Ihre Steigung wechselt zwischen 18 und 25 Prozent, ihr Mittel bildet etwas zu 21 Prozent. Ihr Bau mußte meistens in hartes Gestein eingeschnitten werden und ruht daher auf einem soliden Steindamm. Der Oberbau besteht aus eichenen Quer- und lärchenen Längsschwellen, auf welche die Laufschienen mit einfachem Geleise in der Spurweite der Thalbahnen gelagert sind. In der Mitte des Geleises liegt sodann eine gezahnte Stange, in welcher die ganze Eigenthümlichkeit der Bergbahn beruht. Dieselbe ist breiter als die anderen Schienen und enthält Vertiefungen — Zahnlucken — aus geschmiedetem Stabeisen, in welche die in gleicher Weise bearbeiteten Zähne eines in der Mitte der Längenaxe der Lokomotive befindlichen Rades mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes einpassen. Sowohl dieses wie die vier übrigen Räder der Lokomotive können mittelst Dampfkraft jeden Augenblick gebremst werden. Ebenso die Personen- und Güterwagen. Eigene Klammern, welche unter der Zahnstange durchgreifen, machen ein Entgleisen unmöglich. Die Lokomotive von 120 Pferdekräften hat einen aufrecht stehenden Dampfkessel und einen nach vorwärts geneigten Rauchfang nebst Kohlen- und Gepäcksraum. Sie wird mit dem

Für zehn Pfennig Wurst.

Originalzeichnungen von A. Langhammer.



„Für zehn Pfennig Wurst, ein bisl viel, sie ist für'n Hund."



Wie der Hund die Wurst frißt.

Personen- und Güterwagen nicht zusammengekoppelt, sondern schiebt selbe bei der Bergfahrt vor sich her, hält sie aber bei der Thalfahrt durch Gegendruck des Dampfes hinter sich zurück. Der Personenwagen hat Raum für 60 Reisende, welche auf nach der Stärke der Steigung leicht verstellbaren Sitzen bequem Platz finden und zwar sowohl im Innern des Wagens, als oben auf dem Verdeck. Wie die Lokomotive, so kann auch der Personen- und Güterwagen durch den Wagenlenker jeden Augenblick gebremst werden, indem die Bewegung des Kolbens im Cylinder durch Gegendruck gehemmt wird. Durch die amphitheatralische Anlage der Sitzbänke im Personenwagen ist den Reisenden immer der ungehemmte Ausblick auf den See und die Hochalpen geboten, und zwar sowohl bei der Berg-, wie bei der Thalfahrt. Die Bahn wurde im Frühling 1871 vollendet und dem Betriebe übergeben. Jetzt führt sie einen Strom von mehr als hunderttausend Reisenden jeden Sommer hinauf und hinab vom Rigi, dem König der Schweizer Berge. Es ist auch schon eine zweite Bahn auf den Rigi gebaut, die vom Zuger See über Rigi Klösterli auf den Gipfel des Berges steigt, so daß der Reisende zwei Routen zum Hinabfahren und für das Absteigen benützen kann. Jede hat ihre besonderen landschaftlichen Schönheiten.

Das Innere eines dalmatischen Hauses.

(Bild S. 656.)

Wie das Volk wohnt, ist häufig der Gradmesser für die Kultur und die Stufe der Civilisation, auf welcher sich die betreffende Nationalität befindet, daher gewährt es ein hohes Interesse, die Wohnart der verschiedenen Völkerschaften zu vergleichen. Wir führen hier unsere Leser in das Innere eines dalmatischen Hauses, jenes tapfern und kühnen Volksstammes der Bochesen, die vor nicht gar langer Zeit selbst gewagt haben, mit Oesterreich anzubinden.

Uebermäßig sauber sieht es in diesen dalmatischen Wohngelassen gerade nicht aus. Das ungetrennte Beisammensein des Herrn der Schöpfung, des Menschen, und der letzten Vierfüßler, des lieben Viehes, zeigt uns sofort, daß Nachlässigkeit und Schmutz hier zu Hause sein mögen.

Betrachten wir jedoch, bevor wir in die Einzelheiten des Innern eingehen, das Aeußere. Das Haus des Dalmatiners und des Bochesen ist ein Raum, entweder in Steingegenden von dem genannten Material errichtet, in ebeneren und bewaldeten Gegenden jedoch theils aus Lehm, theils aus Holz. Letztere Häuser stehen sogar halb in der Erde. Sämmtlich sind sie mit Maisstroh gedeckt, und die Dächer sind so hoch und spitz, daß man sie den Indianerhütten vergleichen kann. Von ferne macht ein solches Dorf auch ganz den Eindruck eines Indianerdorfes.

Die Haupteinrichtung des Hauses oder der Hütte besteht aus einer oder der andern Truhe und mehreren Fässern. Das eine ist das unerschöpfliche Krautfaß, und die Gährungsdünste schwängern die ohnehin nicht sehr einladende Atmosphäre. Ein zweites Faß enthält gepöckeltes Schweinefleisch und ein drittes den unvermeidlichen Branntwein, welcher auch noch rings in thönernen Gefäßen und in Flaschen allerlei Würze, Früchte- und Kräutersäfte in sich aufzunehmen hat zur Mannigfaltigkeit des Geschmackes.

In der Mitte der Stube, der einzigen, welche oft eine Hütte enthält, auf dem Boden, liegen einige Steine, dieß ist der Herd, hier wird Feuer angemacht, gekocht und gebraten, der Kessel hängt von der Decke an einer Kette.

Ziegen und Schweine theilen den Familienraum, und man imaginire nun von all' diesen vereinten Ausdünstungen, vom Rauche, von Speisen und Getränken, die poetische Atmosphäre.

Und dennoch ist das Volk nicht ohne poetischen Hang. Lieder werden gesungen, deren trüber Gang den slavischen Typus verräth. Die „Gusle", die serbische Geige, wird viel gespielt und der „Geslarsch" ist eine gern gesehene, oft angetroffene Erscheinung. Die Weiber hören zu und spinnen, die Männer greifen bei den heroischen Klängen an ihre Waffen. Sie legen diese kaum zu Hause ganz ab, ein Ausgang ohne dieselben schiene ihnen schimpflich. Sie tragen zwei und noch mehr Pistolen im Gürtel, einen Handschar und die lange Flinte. Solche Waffen hängen auch als Hauptzierde des Hauses an der Wand. Daß das Weib eine sehr untergeordnete Stellung hat, ist bei solchem Kulturgrade selbstverständlich. Der Pope geht in den Hütten ein und aus, doch sind ihm wie dem Hausherrn Schriftzüge oft unentzifferbar. Dem Volke mit kräftigen natürlichen Anlagen ist eine durchgreifende Kultivirung, zu seinem und des Staates Wohl, herzlich zu wünschen.

Die Jugend eines Königs.

In einem englischen Memoirenwerk finden wir folgende Episode aus dem Leben des Gründers der gegenwärtigen schwedischen Dynastie: Bei der Einnahme Pondicherys als einfacher Gemeiner zum Gefangenen gemacht, befand sich Bernadotte unter einem Haufen von etwa 1500 Gefangenen, welche alle mehr oder minder an Fieber und Ruhr litten. General v. W. bemerkte auf seinem Wege durch ihr Lager das intelligente Gesicht des jungen Soldaten, interessirte sich für seinen jugendlichen Gefangenen und kommandirte ihn zur Dienstleistung in seinem Hause; während mehrerer Monate füllte Bernadotte den bescheidenen Posten eines Stiefelwichsers, bis er, vom Heimweh befallen, darum nachsuchte, ausgetauscht zu werden, und nach Frankreich zurückkehrte. Jahre nachher führte General v. W. das Kommando über eine kleine deutsche Festung, welche von den Franzosen belagert wurde; nach heldenmüthiger Vertheidigung hatte er zu kapituliren. Man kann sich sein Erstaunen denken, als er sein Schwert dem Fürsten von Ponte Corvo überreichte und der französische Marschall sich mit den Worten: „Sie erkennen also Ihren ehemaligen Stiefelputzer nicht mehr?" in seine Arme warf. In späteren Jahren, als er auf den Thron Schwedens berufen worden, lud er seinen ehemaligen Wohlthäter zu wiederholten Malen in seine Hauptstadt ein und verfehlte nie zu erzählen, daß er, der König, einstmals seinem tapfern Gaste die Stiefel gewichst habe.



Die koketten und die liebenswürdigen Frauen.

Wer Macht besitzt, der ist der Versuchung ausgesetzt, sie zu mißbrauchen. Auch Schönheit ist eine Macht, auch sie reizt zu Mißbrauch. Die eigentliche Kokette ist ein lebendiges Exempel davon. Bei ihr ist der Wunsch, sich an der Wirkung ihrer Reize zu ergötzen, zur unbezähmbaren Leidenschaft geworden. Nicht um einen Gatten zu gewinnen und zu fesseln, nicht um durch den Zauber ihres Liebreizes einen geselligen Kreis zu beleben, nicht um rohe Sitten in Schranken zu halten, gebraucht sie ihre Macht: sie will, wie der ruhmsüchtige Eroberer von Ländern und Provinzen, erobern um der Lust des Eroberns willen. Ja, sie geht an Selbstsucht und Herzlosigkeit über jenen noch hinaus. Der Eroberer kann angesichts der Opfer seines Ehrgeizes: der in der Schlacht gefallenen Soldaten, der verwüsteten Felder, der eingeäscherten Städte und Dörfer, der ihres Obdachs und ihrer Habe beraubten, in wildem Entsetzen dahinflüchtenden Bewohner, kurz, angesichts all' des Jammers und Elends, das Eroberungskriege im Gefolge haben, ein menschlich Rühren empfinden: die von ihren Siegen berauschte Kokette kennt solches Rühren nicht; je mehr Unheil sie in den Köpfen und Herzen alter und junger Thoren anrichtet, desto größer ist ihr Triumph. Kann doch sie und kann die Welt an den dummen Streichen, die ihretwegen gemacht werden, die Macht ihrer Reize messen! Und wenn es nur bei den dummen Streichen bliebe; aber zu wie vielen blutigen Dramen, zu wie viel Familienjammer, zu welchen Verbrechen sogar hat nicht die Gefallsucht schöner Weiber schon Anlaß gegeben! Die in der französischen Kriminalpraxis sprüchwörtlich gewordene Redensart: «Cherchez la femme» kommt ja nicht von ungefähr. Wie manche dieser Heldinnen der Chronique scandaleuse wäre ein braves Weib und achtungswerthe Mutter geblieben, hätte ein reuefreies frohes Alter erreicht, wenn sie ihr Glück in etwas Anderem, als in der Befriedigung einer maßlosen Eitelkeit gesucht hätte. Frau von Staël hat Recht: «La vanité perd plus de femmes que l'amour.» (Die Eitelkeit verdirbt mehr Frauen als die Liebe.) Und Larochefoucauld, der scharfe Beobachter und tiefe Menschenkenner, sagt: «Les passions les plus violentes nous laissent quelquefois du relâche, mais la vanité nous agite toujours.» (Auch unsere heftigsten Leidenschaften lassen uns zeitweilig in Ruhe — die Eitelkeit in uns aber läßt nie nach.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Frau um so eitler ist, je mehr sie Ursache hat, es zu sein. Auffallende Schönheit ist daher immer eine Anwartschaft auf ein stürmevolles Leben. Es gehört ein starker Geist und viel sittliche Kraft dazu, um allen Gefahren, welche die Schönheit mit sich bringt, siegreich zu widerstehen. Aber kein Sieg ohne Kampf, kein Kampf ohne Verlust. Wo es sich um den Kampf gegen Leidenschaften handelt, da ist selbst der Sieg niemals ein unblutiger; in Herzensangelegenheiten bleibt gar oft ein gut Stück vom Herzen selbst daran hängen. Alle unglücklich Liebenden, die sich nach harten Kämpfen bis zur Resignation durchgerungen, werden mir die Wahrheit dieses Ausspruchs bezeugen.

Nicht bloß dem Herzen bringt die Schönheit Gefahren, auch dem Kopfe. Eine Frau, deren Eitelkeit und Gefallsucht beständig durch Huldigungen aller Art gestachelt wird, verliert allmälig die richtige Werthschätzung der unvergänglichen persönlichen Güter, jener, welche die innere Schönheit, nämlich die Liebenswürdigkeit, begründen. Wo fände eine Frau, deren ganzes Dichten und Trachten auf Geltendmachung ihrer äußern Schönheit gerichtet ist, Zeit, ihren Geist mit soliden Kenntnissen zu bereichern? Woher sollte ein Geschöpf, das sich selbst anbetet, die Selbstverleugnung nehmen, die dazu gehört, um sich lebhaft für Andere zu interessiren, Andere in das verdiente Licht zu stellen? Diese Kunst, welche edle Frauen so liebenswürdig macht, ist mit einem bedeutenden Maße von Eitelkeit und Gefallsucht schwer vereinbar. Auch Lust und Liebe zu ernster Pflichterfüllung geht mit so frivoler Sinnesart nicht leicht Hand in Hand. Daher kommt es denn, daß so manche bloß schöne Frau bei näherer Bekanntschaft so sehr verliert, während liebenswürdige Frauen wie Kunstwerke, je mehr man sie studirt, uns immer mehr gefallen.

Traurig ist das Loos schöner und gefallsüchtiger Frauen, wenn sie altern. Eine Zeitlang vermag zwar die Kunst der Toilette, worin sie Meisterinnen sind, über die mit jedem Tage sichtbarer werdenden Spuren der Zeit zu täuschen, aber Alles hat seine Grenze. Es kommt die Zeit, wo es nicht mehr heißt: „Sie ist schön," sondern wo dieser Ausspruch gedämpft wird durch das Wörtchen *noch* oder *noch immer*, was, wenn es ihr zu Ohren kommt, ihr schon bedenklich klingt. Später heißt es: „Sie muß *schön gewesen sein.*" O, wie dieses fatale „*Gewesen*" schmerzt! Endlich hört auch das auf, nicht einmal sogenannte «beaux restes» erinnern mehr daran, daß man eine ehemalige Herzensbezwingerin vor sich hat. Niemand beachtet sie mehr, oder wenn es der Fall ist, so geschieht es höchstens deßhalb, weil sie durch die vergebliche Mühe, die sie sich gibt, durch Puder, Schminke, Pinsel, falsche Haare, falsche Zähne 2c. über ihr Alter zu täuschen, ein Gegenstand des Mitleids oder Spottes wird. Alte Mädchen! möchtet ihr durchfühlen, was eine alte Kokette in diesem langsamen Hinschwinden ihrer Reize für Folterqualen erduldet? Und wenn sie nur wenigstens einen Ersatz hätte, die Oede ihres Daseins zu füllen! Aber in der Abgötterei, welche sie selbst und welche Andere mit ihrer Schönheit getrieben, sind ja die edleren Eigenschaften des weiblichen Gemüths verkümmert und nur die unedlen sind geblieben und gedeihen jetzt nur um so üppiger: Neid, Klatschsucht, wenn nicht Schlimmeres. Den besten Theil erwählen noch Jene, welche in der Verzweiflung zum lieben Gott als Reserveliebhaber zurückkehren und Betschwestern werden. Wie manche dieser schönen Sünderinnen ist mit Verwünschungen auf ihre Schönheit, welche der Anlaß zu einem verfehlten oder wohl gar schmachvollen Leben für sie wurde, aus der Welt gegangen und hätte, wenn Geschehenes ungeschehen, Unmögliches möglich gemacht werden könnte, mit einem unschönen alten Mädchen gerne getauscht!

Sprechen wir noch einige Worte von jener Schönheit, die kein Unheil anrichtet, die keinen Gewissensbissen aussetzt, die auch nicht altert, sondern jung bleibt und Herzen erobert bis in's Matronenalter: von der Liebenswürdigkeit.

Was ist nun aber Liebenswürdigkeit? Worin besteht sie? Das Wort selbst gibt darüber die bündigste Auskunft. Die Liebenswürdigkeit besteht in der Würdigkeit, geliebt zu werden. Welche Eigenschaften machen nun aber einen Menschen der Liebe anderer Menschen würdig?

Der Sprachgebrauch hält sich nicht genau an den Wortsinn. Eine Wilde, eine Bäuerin oder überhaupt ein Weib aus den bildungsarmen Volksklassen, selbst wenn sie gutherzig, freundlich, gefällig, außerdem sogar jung und hübsch ist, pflegen wir nicht liebenswürdig zu nennen, obgleich sie der Liebe von ihresgleichen sehr würdig sein mag. Wir setzen also, wenn einem Mädchen oder einer Frau das Prädikat liebenswürdig beigelegt wird, immer voraus, daß sie den gebildeten Gesellschaftsklassen angehört; wir legen ihr unwillkürlich eine gewisse Kultur des Geistes und Herzens bei. Niedrige Denkungsart und Gefühlsrohheit halten wir demnach mit dem Begriffe „liebenswürdig" für unvereinbar.

Immerhin können wir sagen, daß Eigenschaften des Herzens bei der Liebenswürdigkeit eine wichtigere Rolle spielen, als Eigenschaften des Geistes. Wir wissen Alle, daß ein Mensch viel gelernt haben, daß er Geist und Witz besitzen und seiner Erziehung wie seiner gesellschaftlichen Stellung nach den gebildeten Klassen angehören und dabei doch sehr unliebenswürdig sein kann. Bildung des Geistes ist mit Selbstsucht, Hochmuth, Geringschätzung Anderer, Rücksichtslosigkeit, Unduldsamkeit, Härte ganz wohl vereinbar. Wahre Bildung des Herzens dagegen schließt diese Eigenschaften aus. Ein Mensch, der nicht im Stande ist, aus seinem engen Ich herauszutreten, mit Wärme an dem Wohle und Wehe seiner Nebenmenschen Antheil zu nehmen, sich ihnen zuliebe selbst zu vergessen und selbst zu verleugnen, kann nicht liebenswürdig sein. Die Grundlage der Liebenswürdigkeit ist selbstloses Wohlwollen gegen Andere.

Lebhaftigkeit des Geistes und Zartgefühl sind wichtige Hülfsmittel der Liebenswürdigkeit. Jene dient dazu, Anderen den Verkehr mit uns anregend und angenehm zu machen. Das Zartgefühl bewahrt uns davor, die Eigenliebe Anderer ohne Noth zu verletzen. Es gibt Leute, die an Feinfühligkeit so arm sind, daß sie, oft ohne böse Absicht, nur aus täppischer Taktlosigkeit, blindlings über die Gefühle Anderer hinwegschreiten, ohne Ahnung davon, wie wehe sie ihnen thun. Diese Leute mögen sehr achtungswerth, sogar sehr gutherzig sein, aber wahre Liebenswürdigkeit besitzen sie nicht. Achtungswürdigkeit und Liebenswürdigkeit sind so wenig gleichbedeutend, als Achtung und Liebe gleichbedeutend sind. Man kann daher sehr achtungswerth und dabei höchst unliebenswürdig, und umgekehrt bis zu einem gewissen Grade liebenswürdig sein, ohne daß man in jedem Betracht achtungswerth ist. Wer sich unter den Frauen seiner Bekanntschaft umsehen will, wird unschwer Belege in beiden Richtungen finden.

In Beziehung auf Achtungswürdigkeit und Liebenswürdigkeit zeigt sich recht deutlich der Gegensatz der Geschlechter. Der Mann will vor Allem geachtet, das Weib will geliebt sein. Was für den Mann die Ehre, das ist für das Weib die Liebe. Die Ordnung der Natur wird verkehrt, wenn Weiber ehrgeizig, Männer gefallsüchtig werden. Natürlich ist das nicht in so ausschließendem Sinne zu verstehen, als ob Frauen nicht auch auf ihre Ehre halten und Männer nicht auch trachten dürften, liebenswürdig zu sein. Nur zur Hauptsache darf Ehrgeiz nicht bei dem Weibe und Liebesgeiz nicht beim Manne gemacht werden.

Allerdings wird nicht jeder Mann in dem Maße geehrt, als er es verdiente, wie nicht jede Frau in dem Maße geliebt wird, als sie dessen würdig wäre. Das hängt zum Theil von äußeren Umständen ab, die wir mit dem besten Willen nicht beherrschen können. Es gibt Frauen, die, wenn man sie näher kennte, der höchsten Liebe würdig befunden würden, die aber, vielleicht weil sie abseits von der Gesellschaft, in beengten Verhältnissen leben, oder weil sie stille, scheue, bescheidene, in sich gekehrte Naturen sind, unerkannt, ungewürdigt, ungeliebt durch's Leben gehen, wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall ihren Werth an's Tageslicht zieht. Diesen ist wenigstens das Bewußtsein, der Liebe jedes tüchtigen Menschen würdig zu sein, einiger Trost.

Es gibt wieder andere Frauen, die von Natur willenskräftiger angelegt sind, die den Drang haben, ihr Wohlwollen in Thaten auszuprägen, die immer bei der Hand sind, wo es gilt, einem Schutzbedürftigen ihr Fürwort zu leihen, einen Schüchternen aufzumuntern, ein verborgenes Talent zur Geltung zu bringen, einen Erzürnten zu beschwichtigen, einen Traurigen zu trösten, einen Verleumdeten zu vertheidigen, Entzweite zu versöhnen, die kleinen Schwächen ihrer Nebenmenschen mit dem Mantel milder Nachsicht zu bedecken und was derlei Handlungen der thatendurstigen Nächstenliebe mehr sind. Diese Art von Liebenswürdigkeit nenne ich die aktive oder praktische, im Gegensatze zur vorhin erwähnten in sich gekehrten, die ich die passive nennen möchte.

Es gibt auch eine Pseudoliebenswürdigkeit, die mit der echten nur den äußern Schein, nicht aber ihr Wesen gemein hat. Frauen, welchen diese Art von Liebenswürdigkeit eigen ist, sind ebenfalls voll Aufmerksamkeit, voll Freundlichkeit, voll Süßigkeit im Verkehre mit Anderen, besonders aber gegen Solche, von denen sie glauben, daß sie ihnen früher oder später nützen können, oder bei denen sie sich aus irgend einem Grunde einschmeicheln wollen. Auch sie verweigern nicht leicht einen Dienst, um den man sie bittet; auch sie sieht man an der Spitze aller möglichen Wohlthätigkeitsvereine, auch sie sammeln Beiträge für nothleidende Familien, drängen sich zu Patronessenstellen für Wohlthätigkeitsbazars und dergleichen. Aber sieht man ihrer Liebenswürdigkeit auf den Grund, so findet man, daß es ihnen vor Allem darum zu thun ist, sich hervorzuthun, ihr liebes Ich in ein schönes Licht zu stellen; es fehlt ihnen der Geist, der Kern der Liebenswürdigkeit; ihre Liebenswürdigkeit verhält sich zu der wahren und echten, wie sich geschminkte Wangen zu solchen verhalten, die von der Röthe der Gesundheit angehaucht sind.

Ein weiteres Merkmal dieser pseudo-liebenswürdigen Frauen besteht darin, daß sie ihre Liebenswürdigkeit als eine Art Paradekleid betrachten, das sie anlegen, sobald sie Fremden gegenübertreten, das aber gleich wieder abgelegt und mit einem abgetragenen, schmutzigen Schlafrocke vertauscht wird, wenn sie in ihren vier Pfählen sind. Es ist interessant, solche Frauen zu beobachten. Gegen Gatten und Kinder lieblos, unfreundlich, zänkisch, gegen Dienstleute hochmüthig und herrisch, sind sie, sobald ein

Besuch gemeldet wird, wie umgewandelt. Welch' holdseliges Lächeln thront plötzlich auf ihren Zügen! Wie werden die ankommenden Frauen geherzt und geküßt! Welche verbindlichen Worte und Blicke wissen sie für die Herren zu finden! Mit welcher Theilnahme erkundigen sie sich nach den geringfügigsten Dingen! Sogar Geist und Witz steht ihnen jetzt zu Gebot. „Eine liebenswürdige Frau!" sagen die Besucher beim Fortgehen ganz bezaubert.

Es gibt auch solche Frauen, welchen es keineswegs an echter Liebenswürdigkeit, an aufopfernder, selbstverleugnender Hingebung gebricht, welche aber diese weiblichen Tugenden nur für die großen Gelegenheiten aufsparen. Wird z. B. Eines der Ihrigen krank, so weichen sie Tag und Nacht nicht von seinem Lager; hat Eines einen schweren Kummer, so sind sie unermüdlich im Trösten und Ermuthigen; ist Eines in Noth, so sind sie zu jedem Opfer bereit, um ihm zu helfen; wird Eines unverdienterweise gekränkt, so sind sie wahre Löwinnen in seiner Vertheidigung. Diese übrigens höchst achtungswerthen Frauen geben ihre Liebenswürdigkeit gleichsam nur in grober Münze aus; sie verschmähen es, dieselbe in Scheidemünze auszuprägen. Gerade das aber ist im häuslichen Kreise von der allergrößten Wichtigkeit. Denn große Gelegenheiten zu aufopfernder Hingebung für das Wohl Anderer finden sich, Gott sei Dank, nur selten, die kleinen Pflichten der Liebenswürdigkeit zu üben, dazu fehlt es niemals an Gelegenheit.

Manche Frauen sind unliebenswürdig aus bloßer Bequemlichkeit. Sie denken: „Weßhalb soll ich mir denn auch zu Hause Zwang auferlegen? Ist es nicht genug, wenn ich mir draußen in der Welt Gewalt anthue? Wenn ich mich zu Hause nicht soll gehen lassen und mich geben dürfen, wie ich bin, wo kann ich es denn sonst? Darin besteht ja die Annehmlichkeit des Familienlebens, daß man da ganz ungenirt ist."

Denen, die so argumentiren, muß zu bedenken gegeben werden, daß ein wenig Zwang auch im Familienkreise sehr heilsam ist, weil er verhütet, daß der Verkehr der einzelnen Familienglieder unter einander sich versumpfe und in das Rohe und Gemeine herabsinke. Außerdem hört ja der Zwang auf, wenn Liebenswürdigkeit im Umgang durch Gewohnheit zur zweiten Natur geworden ist. Und daß diese Liebenswürdigkeit wenigstens bei den jüngeren Familiengliedern, an denen noch zu ändern und zu bessern ist, zur Gewohnheit werde, das ist hauptsächlich Aufgabe der Hausfrau. Ein Haus, in welchem eine gebildete und liebenswürdige Hausfrau das Szepter führt, ist eine vortreffliche Schule der guten Lebensart für junge Leute überhaupt. Dort können sie lernen, was sich in keinem Schulbuche, auf keiner Hochschule lernen läßt: gute Sitte und ritterlichen Sinn im Umgange mit Frauen, wodurch sich ganz wesentlich der Gebildete vom Barbaren unterscheidet. In dem Zeitalter des Positivismus, worin wir leben, haben die Frauen mehr als je die Verpflichtung, die Traditionen der guten Sitte nicht aussterben zu lassen, sondern das Innere ihrer Familien zu Pflegestätten schöner Menschlichkeit und häuslicher wie geselliger Liebenswürdigkeit zu machen.

Allerdings sind nicht alle gebildeten Familien in der glücklichen Lage, daß sie sich durch Ausübung einer edlen Gastfreundschaft zu Hochschulen für gute Lebensart machen können. Aber einen anständigen Ton im Innern der Familie selbst aufrecht zu halten, das ist auch bei sehr beschränkten Vermögensverhältnissen möglich. Gerade dort, wo man über die Sorge um das tägliche Brod nicht hinaus ist, wo es der Reibungen an der rauhen Wirklichkeit des Daseins so viele gibt, gerade dort ist es nothwendig, sich das Leben nicht durch Lieblosigkeit im gegenseitigen Verkehre noch schwerer zu machen, als es ohnedieß schon ist. Jedes Familienglied sollte denken: „Für Aergernisse und Widerwärtigkeiten sorgt der Weltlauf, weßhalb sollten wir dieses Defizit an unserem Lebensglücke durch eigenes Zuthun vergrößern? Suchen wir ihm vielmehr, soweit es in unserer Macht liegt, ein Gegengewicht durch die Liebesdienste zu geben, die wir uns gegenseitig erweisen." Diese Liebesdienste sind ja nicht kostspielig. Einen freundlichen Blick, ein herzliches Wort, einen Kuß, einen Händedruck, ein aufmerksames Auge auf die Wünsche und Bedürfnisse unserer Lieben haben wir immer und ohne alle Kosten zur Verfügung.

Mann und Frau sorgen in verschiedener Weise für das Wohl der Familie. Was der Mann thut, ist in die Augen springender, denn er ist der Ernährer und Beschützer. Was die Frau thut, ist weniger wägbar, aber ebenso wichtig. Es setzt sich aus vielen, an sich nicht sehr bedeutenden, aber durch ihre Mannigfaltigkeit und häufige Wiederholung zu einer gewaltigen Summe anwachsenden Liebesdiensten zusammen. Was durch den unverdrossenen Pflichteifer einer braven und liebenswürdigen Frau im Laufe von Monaten und Jahren zum Wohle der Familie beigetragen wird, ist gar nicht zu berechnen. Abgesehen von dem sittigenden Einflusse, den sie auf den Nachwuchs übt, wirkt sie mittelbar auf das Wohl der Gesellschaft. Indem sie dem Gatten das Leben erheitert und verschönt und ihm viele kleinliche Sorgen abnimmt, hält sie sein Gemüth frisch und frei für die Erfüllung der Pflichten und Aufgaben, die ihm in Amt und Beruf, sowie für das Wohl seiner Mitbürger und des Staates obliegen. Wie mancher große Mann hat die Lust, die Liebe, die Ausdauer, deren er zu hervorragenden Leistungen bedurfte, großentheils dem fürsorglichen, erheiternden, aufmunternden Einflusse einer verständigen und liebenswürdigen Gattin zu danken gehabt! Ja, gar Mancher hat erst durch eine solche oder durch ein anderes weibliches Wesen, das ihm nahe stand, an seinen Genius glauben gelernt. Und wie viel ist dieser Glaube werth!

Bei dem innigen Verbande zwischen Körper und Geist lassen alle vorherrschenden seelischen Eigenschaften im Aeußern Spuren zurück. Hierauf beruht ja das, was man Physiognomik nennt. Eine Frau nun, deren Sinnen und Denken darauf gerichtet ist, ihren Angehörigen das Leben schön und anmuthig zu gestalten, Alles, was ihnen den Genuß des Daseins vergällen könnte, mit sorglicher Hand aus dem Wege zu räumen, eine Frau, die ganz Wohlwollen, ganz Hingebung, ganz Selbstverleugnung ist, eine solche Frau muß auch in ihrer äußern Erscheinung, in ihrem ganzen Wesen das Gepräge ihrer schönen Seele haben, sie muß von der Liebe durchgeistigt und verklärt sein. Worin diese Verklärung besteht, wer kann es mit Genauigkeit sagen? Es ist jenes unbeschreibliche Etwas, das man wohl fühlen, nicht aber begrifflich formuliren kann. Es ist die unsichtbare Gloriole der Liebenswürdigkeit, welche solche Frauen umgibt und Allem, was sie thun, den Stempel einer edlen Weiblichkeit aufdrückt, einer Weiblichkeit, deren Zauber selbst der roheste Sinnenmensch empfindet.

Diese innere Schönheit hat den großen Vorzug vor der äußeren voraus, daß sie unvergänglich ist und daß sie sich anbilden läßt. Ihr Mädchen und Frauen, denen die Natur äußere Schönheit versagt hat, strebt nach dieser werthvolleren inneren. An Gelegenheit, sie zu verwerthen, fehlt es euch nicht. Habt ihr nicht Mann und Kinder, so habt ihr vielleicht noch Eltern, Brüder, Schwestern oder sonstige Hausgenossen, Freunde und Freundinnen, denen ihr das Dasein verschönern, denen ihr liebevolle Pflegerinnen und Trösterinnen sein könnt. Und steht ihr ganz allein in der Welt, so gibt es Unglückliche genug, denen ihr, auch bei noch so bescheidenen Mitteln, ein guter Genius zu sein vermögt.

Das Streben nach innerer Schönheit, d. h. nach wahrer, nicht gleißnerischer Liebenswürdigkeit hat noch das Gute, daß es nicht, wie das Streben, durch äußeren Liebreiz zu gefallen, zum Laster werden kann, daß ihr dabei von dem Naturzwange der Leidenschaft und von den Leiden, welches jedes ungezügelte Streben im Gefolge hat, frei bleibt.

Last but not least, liegt in der Ausübung der aktiven Liebenswürdigkeit ein auch körperlich erhaltendes Moment. Edle Bestrebungen beleben, erwärmen, erheben, ohne, wie leidenschaftliche Begierden und Genüsse, zu verzehren und aufzureiben. Bei dem innigen Verbande zwischen Leib und Seele wirkt der mit dem Bewußtsein erfüllter Pflicht verbundene Gemüthsfriede wohlthätig auf den Körper zurück. Eine wahrhaft liebenswürdige Frau altert daher nicht nur geistig, sondern auch leiblich langsamer. Ueberhaupt ist es ja nicht die Zeit an sich, welche alt und häßlich macht, sondern das, was die Zeit ausfüllt: das leibliche und geistige Leben, besonders das letztere. Nichts macht früher häßlich, als häßliche Gesinnungen und Affekte. So gut ein edler Charakter sich in dem Aeußern eines Menschen abprägt und ihn verschönt, so gut läßt auch niedrige Denkungsart und lassen gemeine Gemüthsbewegungen ihre Spuren darin zurück und verhäßlichen. Nicht von ungefähr kommen die Redensarten: „Der Neid, der Geiz, die Bosheit verzehrt sie. Ja wohl, verzehrt!"

(Aus: „Philosophische Briefe an eine Frau" von Karl Stugau. Leipzig, H. Haessel.)

Lotterieziehungen im Monat August.

Am 1. Stadt Florenz 250=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1868, 410 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (50. Ziehung). — Belgische 3% Kommun.=Loose à 100 Franken vom Jahr 1868, 272 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 1. April 1881 (50. Ziehung). — Städte Roubaix und Tourcoing 50=Franken=Loose vom Jahr 1860, 376 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 1. November 1880 (40. Ziehung). — Graf Pappenheim 7=Gulden=Loose vom Jahr 1864, 3500 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Sachsen=Meiningen 7=Gulden=Loose vom Jahr 1870, 2500 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 8 fl., zahlbar am 1. November 1880 (31. Ziehung). — Finnländische 10=Thaler=Loose vom Jahr 1868, 3000 Stück, Prämienziehung am 1. November. — K. K. Oesterreichische 500=Gulden=Loose à 5% vom Jahr 1860, 2000 Stück, Prämienziehung am 2. November. — Stadt Augsburg 7=Gulden=Loose vom Jahr 1864, 1000 Stück, Prämienziehung am 1. September. — Stadt Lille 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1863, 665 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 2. Januar 1881 (35. Ziehung). — Türkische 400=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1870, 450 Stück, höchster Preis 600,000, niedrigster 400 Fr., zahlbar am 1. Februar 1881 (63. Ziehung). — Stadt Verviers 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1873, 80 Stück, höchster Preis 5000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. Dezember 1880 (30. Ziehung). — Stadt Paris 500=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1855/60, 1919 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 1. September 1880 (51/39. Ziehung). — Stadt Bukarest 20=Franken=Loose vom Jahr 1869, 10,600 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 20 Fr., zahlbar am 5. September 1880 (54. Ziehung). — Köln=Mindener E.=B. 100=Thaler=Loose à 3½ % vom Jahr 1870, 200 Stück, höchster Preis 55,000, niedrigster 110 Thlr., zahlbar am 1. Oktober 1880 (20. Ziehung). — Am 5. Stadt Paris 500=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1875, 34 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 1000 Fr., zahlbar am 25. August 1880 (22. Ziehung). — Am 10. Stadt Paris 500=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1876, 322 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 500 Fr., zahlbar am 25. August 1880 (15. Ziehung). — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1872, 268 Stück, höchster Preis 15,000, niedrigster 125 Fr., zahlbar am 1. April 1881 (46. Ziehung). — Am 14. Stadt Freiburg 10=Franken=Loose vom Jahr 1879, 850 Stück, Prämienziehung am 15. September. — Am 15. Stadt Lüttich 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1874, 102 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 2. Januar 1881 (27. Ziehung). — Stadt Neapel 250=Franken=Loose à 4% vom Jahr 1871, 234 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 250 Fr., zahlbar am 1. Februar 1881 (36. Ziehung). — Stadt Stanislau 20=Gulden=Loose vom Jahr 1869, 300 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 25 fl., zahlbar am 15. Februar 1881 (29. Ziehung). — Ungarische 100=Gulden=Loose vom Jahr 1870, 1500 Stück, höchster Preis 150,000, niedrigster 140 fl., zahlbar am 15. Februar 1881 (38. Ziehung). — Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1867, 506 Stück, höchster Preis 12,500, niedrigster 115 Fr., zahlbar am 2. Januar 1881 (51. Ziehung). — Stadt Amsterdam 100=Gulden=Loose à 3% vom Jahr 1874, 230 Stück, höchster Preis 100,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 2. Januar 1881 (18. Ziehung). — Am 20. Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahr 1870, 50 Stück, jedes Loos à 100 Franken, zahlbar am 20. Februar 1881 (48. Ziehung). — Stadt Barletta 100=Franken=Loose vom Jahr 1870, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 Fr., zahlbar am 20. Februar 1881 (48. Ziehung). — Am 25. Stadt Brüssel 100=Franken=Loose à 3% vom Jahr 1879, 15 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 150 Fr., zahlbar am 15. Juni 1881 (8. Ziehung). — Am 31. Badische 35=Gulden=Loose vom Jahr 1845, 8000 Stück, Prämienziehung am 30. September. — Stadt Lüttich 80=Franken=Loose à 2½ % vom Jahr 1853, 1168 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 100 Fr., zahlbar am 30. November 1880 (28. Ziehung). — Braunschweigische 20=Thaler=Loose vom Jahr 1868, 2750 Stück, höchster Preis 30,000, niedrigster 23 Thlr., zahlbar am 30. November 1880 (45. Ziehung).



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Immer derselbe.

Oberst: Bedaure, Ihnen den unangenehmen Vorhalt machen zu müssen, daß sich der Unteroffizier über Sie beschwert hat, weil Sie ihn einen Esel nannten.

Rittmeister: Entschuldigen, Herr Oberst, ich bin etwas derb, aber ich mein' es nicht böse mit den Leuten; thut mir wirklich leid, den Ausdruck gebraucht zu haben; hätt' aber doch nicht gedacht, Herr Oberst, daß dieser Mann so ein Rindvieh ist und mir denselben übel nimmt.

*

Eine theure Lehre.

Einem Herrn, der mit zwei Damen in einer der Hauptstraßen Liverpools spazieren ging, näherte sich ein Bettler. Eine der Damen, welche augenscheinlich den Bettler schon früher gesehen hatte, sagte:

„Das ist ein komischer Alter; Sie mögen ihm noch so viel Geld geben, er wechselt das Geldstück und behält nie mehr als einen Penny."

„Der Kerl muß dumm sein," bemerkte ihr Begleiter, „ich will ihn doch einmal auf die Probe stellen."

Damit nahm er ein Goldstück aus seiner Börse und ließ es in den Hut des Armen fallen. Dieser sagte nach einer längeren Pause:

„Mein Herr, ich will dießmal eine Ausnahme von meiner Regel machen und das ganze Stück behalten; thun Sie es nicht wieder!"

Der Herr öffnete seine Augen weit vor Erstaunen und ging weiter; die Damen kicherten vor Vergnügen.

*

Die Statue.

Lehrer: Was ist eine Statue?

Schüler: Eine Statue ist, wenn ein berühmter Mann stirbt und man haut ihn aus.

*

Die „Tepl. Ztg." schreibt: Ein stets auf die Unterhaltung seiner Gäste bedachter Restaurateur eines Sommervergnügungsortes unserer Gegend hatte für seine zu erwartenden Pfingstgäste eine besondere Ueberraschung vorbereitet. Es galt, ein neu entdecktes Echo auf einem der schönsten Punkte der umliegenden herrlichen Waldpartieen seinen geehrten Gästen vorzuführen. Pfingsten kam, mit Pfingsten die Gäste, und der Wirth geleitete dieselben auf den Platz, um das schlummernde Echo zu wecken. Der Wirth rief das Echo mit einem lauten „Hallo" an und mit merkwürdiger Deutlichkeit trug die würzige Luft das „Hallo" von der bewaldeten Bergwand herüber. Der Ruf: „Guten Abend" tönte in freundlicher Weise „guten Abend" zurück. Lange wechselten Ruf und Echo, bis die befriedigte Gesellschaft sich heimwärts wandte. Ein Gast besonders schien von dem Echo zufrieden gestellt und rief mit dankbarem Gefühle hinüber: „Willst Du einen Schnaps?" und das merkwürdige Echo antwortete: „O ja, wenn Sie wollen so gut sein!" Ein langes Wirthsgesicht und schallendes Gelächter bildete den Schluß des mißglückten Experiments, eigentlich nicht den Schluß, denn dieser spielte sich zwischen Wirth und dem schnapsdurstigen Echo=Hausknecht ab.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 636:

Achte auf die Sitten Aller, auf die deinen am meisten.

Auflösung des Blumenräthsels Seite 636:

Ehrenpreis.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. H. B. in St. Ueber die Maschine ist uns nichts weiter bekannt worden. Die Maschinenagentur von Wirth & Comp. in Frankfurt a. M. dürfte Ihnen Auskunft ertheilen können.

Hrn. E. F. v. B. in R. Wir danken Ihnen für die Mittheilung, daß mit den Pferdekuchen, von welchen wir S. 527 sprachen, schon 1872 in der deutschen Armee unter Leitung des Majors Milsan, und zwar mit bestem Erfolge, Versuche gemacht worden sind und dieses Futter namentlich auch bei Jagdreiten, wo Hafer nicht mitgenommen werden kann, sehr praktisch ist.

Hrn. C. H. K. in Karlsbad. Für die Petroleumflecken in Parketböden?

Hrn. H. Sch. in Liegnitz. Alles Haarfärben ist gesundheitsgefährlich, wir können daher keine Mittel an dieser Stelle mittheilen, so viele wir auch kennen. Die Carstair'sche Schreibmethode von Nädelin, Stuttgart, Schweizerbart.

Richtige Lösungen von Räthseln, Rebus, Charaden, Rösselsprüngen &c. sind uns zugekommen von: Frln. Josephine Mauker, Wien; Hrn. O. Kynast, Breslau; A. Oschwald, Zürich; Georg Landsberg, Lissa; Karl Schwarzer, Breslau; Paul Renovanz, Rudolstadt; Rud. Worms, Fulda; Emil Jötze, Breslau; Sam. Amer, Budapest; A. Mesmer und

K. Rudloff, Oels=Deberney; Louis Dehmel, Hirschberg; W. Kauert, Kl.=L.; P. Smola, Wien; M. Wagener, Ohligs; Rud. Staub, Winterthur; Kamill Heller, Innsbruck; Ferd. Frey, Mülhausen; Nonnenhang und E. Molinari, Gogolin; J. F. Wilsner, Teschen.

Hrn. M. F. in Ottob. Senden Sie Ihre Sammlung an G. Zechmeyer's Verlagshandlung in Nürnberg, das älteste Briefmarkengeschäft Deutschlands, ein; was recht ist, wird Ihnen dafür werden.

Hrn. Kanzleir. P. in O. Eine Anstalt für schwedische Heilgymnastik finden Sie u. A. in Stuttgart bei Dr. Roth, und in Gotha, Burgfreiheit 2.

Hrn. Oberst M. in A. Wir glauben kaum, daß dieß für Amerika genügt: eine notarielle Beglaubigung ist nöthig und dann der diplomatische Weg einzuschlagen.

Hrn. F. J. in O. Die holländischen Erbschaften haben schon Manchen um Vermögen und Verstand gebracht. Die genannte wird, wie wir zufällig ganz genau wissen, nicht mehr herausgegeben.

Hrn. Kaufm. R. O. in M. Der Verein zur Förderung überseeischer Handelsbeziehungen in Stettin dürfte Ihrem über den Ozean strebenden Sohne gewiß gern an die Hand gehen.

Hrn. M. in L. Edmund Höfer wohnt jetzt in Cannstatt, nicht mehr in Stuttgart.

Hrn. F. St. in Berlin. Das kann Ihnen die Musikinstrumentenfabrik Gebrüder Wolf in Kreuznach, Rheinpreußen, liefern.

Alter Leser in der Ferne. Wir verweisen Sie auf eine frühere Ankündigung, wonach die Jahrgänge **1870** und **1872** von **„Zu Hause“**, so lange der kleine Vorrath noch ausreicht, von unseren Abonnenten zu **sehr ermäßigtem** Preis bezogen werden können, und zwar jeder Jahrgang komplet in einem Bande broschirt für nur 2 Mark. Wenn Sie sofort bestellen, können Ihnen diese beiden Jahrgänge noch zu diesem Ausnahmspreis geliefert werden.

Aerztliche Korrespondenz.

Abonnent H. H. in Köln. Sie scheinen nicht an Herpes labialis, einem einfachen Hautleiden, zu laboriren, sondern aus Ihrer Schilderung geht hervor, daß Sie an Sycosis Mentagra, zu deutsch sogenannten Bartflechten, leiden. Ein gutes Mittel dagegen ist weiße Quecksilbersalbe, welche aber erst anzuwenden ist, nachdem die kranken Haare einzeln ausgezogen worden sind. Das Medikament muß von einem Arzte verordnet werden.

Frln. E. in Alk... Um verhärtete Anschwellungen zum Schwinden zu bringen, dienen, falls solche von den Drüsen ausgehen, Einpinselungen mit Jodtinktur, von einem Arzte verordnet. Zahnstein an den Zähnen kann einzig und allein auf mechanische Weise, mittelst Abkratzens durch einen Zahnarzt, entfernt werden.

Frln. A. E. in Berlin. Nervöser Gesichtsschmerz wird am raschesten und häufig radikal durch Anwendung des elektrischen Stromes geheilt. Welche Gattung von Elektrizität zum Ziele führt, muß dem behandelnden Arzte zur Beurtheilung überlassen bleiben.

Abonnent in der Schweiz. Die den Säuglingen verabreichten Flaschen mit Gummisaugern sind durchaus nicht gesundheitsschädlich, wenn überhaupt ein geeignetes Nahrungsmittel in der Flasche ist. Die leeren Gummisauger, sogenannte Luller oder Schnuller, den Kindern in den Mund zu geben, ist durchaus unrathsam. Es bilden sich besonders durch letztere Säuren im Munde und Fäulnißprozesse sind unvermeidlich, welche schwere Krankheiten hervorrufen können.

Frln. Vally in E. 1) Lassen Sie sich aus der chemischen Fabrik des Dr. A. Blatzbecker in Frankfurt am Main eine Schachtel Schweißpulver kommen und bepudern Sie damit zeitweilig die Hände. 2) Das beste Mittel gegen Hühneraugen ist fleißiges Waschen der Füße mit lauwarmem Wasser, in welchem etwas Pottasche gelöst ist. Man kann hierauf bald mittelst eines Messers die Hühneraugen leicht ausheben. 3) Das Spalten der Haare wird am besten durch Kurzschneiden derselben verhindert.

Redaktion Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

Zur gefälligen Notiznahme!

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche in nächster Zeit noch auf eine oder mehrere unserer

Prämien=Gaben

reflektiren und denen daran gelegen ist, daß sie **möglichst bald** in den Besitz des Gewünschten kommen, werden ersucht, ihre bezügliche Bestellung **jetzt sofort** zu machen, damit für **rechtzeitige** und **tadellose** Herstellung der erforderlichen Anzahl von Exemplaren des betreffenden Kunstblattes Sorge getragen werden kann.

Diese Herstellung nimmt besonders bei dem Künstler- und Familien-Album, sowie den Oelfarbendruckprämien sehr viel Zeit in Anspruch und könnte, wenn sich die Mehrzahl der Bestellungen erst nach Schluß des Jahrgangs zusammendrängen würde, unmöglich auf sofortige Lieferung mehr gerechnet werden.

Im Uebrigen verweisen wir auf den der vorigen Nummer beiliegenden **Prämien=Schein.**

Stuttgart.

Die Verlagshandlung: **Eduard Hallberger.**



Jeden Sonntag erscheint eine Nummer. | Achtundzwanzigster Jahrgang. | № 52. | Stuttgart, Leipzig und Wien. | Preis einer Nummer 15 Pfennig.

Chloroform.

Aus den Erinnerungen eines Kriminalbeamten

von

L. Maurice.

Jedermann in der Stadt kannte Mr. Scrobbs mit seinem altmodischen, gelbbraunen, den hagern Oberkörper fest umschließenden und fast bis auf die Fußspitzen niederreichenden Rocke, seinem, das greise Haupt bedeckenden, ebenfalls einem längst vergessenen Geschmacke angehörenden, abgebürsteten Filze und dem zum Schutze dieser ehrwürdigen Garderobestücke bei ungünstiger Witterung dienenden grünen baumwollenen Regenschirm unter dem Arm. Mr. Scrobbs war, wie sich von selbst versteht, ein alter Hagestolz und machte tagtäglich, gleichviel, ob es regnete, schneite oder die Sonne schien, mit der größten Regelmäßigkeit Morgens von zehn bis elf Uhr und Mittags von drei bis vier Uhr seine Promenade durch die Straßen, ohne sich dabei weiter um die ihm Begegnenden zu kümmern, als daß er Jenen, die ihn grüßten, durch ein freundliches Kopfnicken dankte. Seinen Hut berührte er dabei niemals, weil derselbe dadurch, wie Spötter als Beweggrund annahmen, zu viel abgenutzt worden wäre. Ob Mr. Scrobbs diese Befürchtung in der That hegte, ließ sich jedoch nicht feststellen, da ihn Niemand darnach zu fragen wagte und er selbst sich freiwillig darüber nicht aussprach. Als nöthig erwies sich eine solche Sparsamkeit keinesfalls, da der alte Gentleman über ein hübsches Vermögen verfügte. Die beiden stattlichen Häuser, die ihm, außer dem von ihm bewohnten, gehörten, warfen schon eine erhebliche Miethe ab, von der er bei seiner sehr kärglichen Lebensweise jährlich einen großen Theil zurücklegen, also sicherlich außerdem noch ein ansehnliches flüssiges Kapital besitzen mußte. Ob Verwandte, die ihn einst beerbten, vorhanden waren, wußte man auch nicht; in dem alten Hause, das seine Wohnung war, ging außer ihm Niemand als eine ebenfalls bejahrte taube Wärterin ein und aus.

Wie bemerkt, Mr. Scrobbs machte tagtäglich zur bestimmten Stunde seinen Spaziergang und zwar auch immer durch dieselben Straßen; wie mögen also Diejenigen, die gerade in der Nähe waren und auf ihn achteten, überrascht gewesen sein, ihn eines Morgens von seinem althergebrachten Kurse abbiegen und auf das Polizeiamt zuschreiten zu sehen.

Ich konnte jedenfalls einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken, als er zu mir in's Bureau trat, seinen langgedienten Filz abnahm und mit einer, nicht minder einer vergangenen Zeit angehörenden Verbeugung ein: „Guten Tag, Sir!“ sagte.



Am Morgen. Nach einem Gemälde von A. Braith.

„Guten Tag, Mr. Scrobbs," versetzte ich, mich erhebend. „Was führt Sie zu mir?"

„Seltsame Geschichte, Sir, unangenehme Geschichte; bin in vergangener Nacht beraubt worden."

„Beraubt? Sie?" fragte ich, ganz starr vor Ueberraschung, dabei an die mächtige, eisenbeschlagene Thür und die mit Eisengittern versehenen Fenster seines Hauses denkend. „Unmöglich!"

„Unglaublich," verbesserte er, „aber doch wahr."

„Was können Sie mir denn über den Fall berichten?" forschte ich und bewunderte noch im Stillen die Gelassenheit des als Geizhals verschrieenen Mannes.

„Nicht viel, nur daß ich heute Morgen beim Erwachen das Fach des Sekretärs, worin sich meine Kasse befindet, erbrochen und daraus sämmtliches baares Geld, im Ganzen etwa zweihundert Pfund, verschwunden wahrnahm."

Mr. Scrobbs erweckte in mir die plötzliche Besorgniß, daß er aus irgend einer Ursache zu viel geistiges Getränk genossen oder gar den Verstand verloren hatte.

„Und dabei hörten Sie gar kein Geräusch, entdeckten nirgendwo an Thüren oder Fenstern die Spuren eines gewaltsamen Einbruchs?" forschte ich.

„Nichts von alledem, nur die zum Garten führende Hinterthür fand sich heute Morgen offen, obgleich Susy solche auch gestern Abend fest verschlossen zu haben behauptet."

„Es wird nöthig sein, Ihre Räumlichkeiten in Augenschein zu nehmen," meinte ich; „wann kommt Ihnen mein Besuch zu dem Behufe am gelegensten?"

„Sobald Sie die Zeit dazu haben. Ich bleibe den ganzen Tag zu Hause; meine gewöhnliche Ordnung ist für heute doch gestört," setzte er seufzend hinzu.

„Well, so werde ich mich in einer Stunde einfinden," bedeutete ich ihn, worauf er seinen Hut wieder vorsichtig aufstülpte und sich mit einer abermaligen ceremoniellen Verbeugung entfernte.

Zur bestimmten Zeit ließ ich den Thürklopfer an dem Hause Mr. Scrobbs' niederfallen. Die alte Susy öffnete und geleitete mich durch einen hohen Steinflur seitwärts in ein altmodisch ausgestattetes Zimmer, wo mich ihr Herr erwartete.

„Well, da sind Sie," meinte er, „und werden mir erlauben, Sie gleich zum Schauplatze der That zu führen, wo ich Ihnen auch noch etwas, was Susy inzwischen im Garten an der Mauer gefunden, zeigen werde."

Wir traten damit in ein Nebengemach, das mit seinem mächtigen Himmelbett und sonstiger Einrichtung seinen Zweck als Schlafstube genügend dokumentirte. Seitwärts hatte dasselbe noch eine zweite Thür, und daneben stand ein großer Sekretär, dessen äußere Klappe und ein inneres Fach, wie ich bei meiner Untersuchung sofort entdeckte, mit einem stumpfen Instrument gesprengt worden.

„Haben Sie auf Jemanden als den Thäter Verdacht?" fragte ich.

„Ja und nein; es kam wenigstens nur ein Einziger in jüngster Zeit in mein Haus, dem dergleichen zuzutrauen wäre, wenn es mir auch in anderer Hinsicht unbegreiflich ist, wie er es fertig brachte."

„Wer ist der Betreffende?"

„Pat O'Slyer, der Abdecker."

„O freilich, der wäre dazu im Stande. Zu welchem Zwecke besuchte er Sie denn?"

„Mein Kanarienvogel war krank, was Susy im Viktualienladen erzählte, worauf ihr der Händler Pat als Doktor für das Thierchen empfahl. Ich ließ ihn also rufen, und er kurirte den Vogel in der That."

„Hm, und Sie zahlten ihm dafür etwas?"

„Ja wohl."

„Kam er damals hier in's Zimmer?"

„Nein, ich ließ ihn dort drüben, holte aber hier das Geld."

„Wobei er vielleicht durch die offene Thür bemerken konnte, daß Sie das Letztere dem Schranke entnahmen?"

„Allerdings."

„Hm, es handelt sich also jetzt darum, zu untersuchen, wie der Thäter in's Haus gelangen und den Einbruch, ohne daß Sie dabei aufwachten, vollführen konnte. Sie sprachen von einem Funde, den Ihre Wärterin gemacht?"

„Hier ist er."

Mr. Scrobbs holte dabei aus der Tasche ein kleines Fläschchen und reichte es mir. Dasselbe enthielt eine wasserhelle, farblose Flüssigkeit.

Ich entfernte den Stopfen und roch vorsichtig an der Oeffnung. Ein eigenthümlich angenehmer, betäubender Duft stieg daraus hervor. „Chloroform," bemerkte ich. „Der Fund ist von der größten Wichtigkeit, da er uns den Schlüssel zu Vielem liefert. Es ist jetzt erklärt, weßhalb Sie trotz des großen Geräusches beim Einbruch nicht aufwachten. Der Verbrecher hat Sie einfach vorher mit diesem Mittel besinnungslos gemacht."

„Ach!" rief mein Klient entsetzt.

„Entkleiden Sie sich bei Lichte?"

„Nein."

„So schlich er sich jedenfalls, bevor Sie Ihr Schlafzimmer aufsuchten, durch jene zweite Thür, welche wohl auf den Gang führt" — Mr. Scrobbs nickte bejahend — „hier herein und verbarg sich an irgend einer Stelle, bis Sie eingeschlafen waren, um Ihnen dann ein mit Chloroform getränktes Tuch so lange über das Gesicht zu breiten, bis er seinen Zweck erreicht."

Der alte Gentleman stand in Gedanken.

„Jetzt ist mir auch klar," sagte er plötzlich, „auf welche Weise der Räuber in's Haus gekommen. Susy erzählte mir gestern Abend, daß es ihr, als sie am Brunnen im Garten Wasser geholt, auf einmal gewesen, als ob ihr in der Dunkelheit etwas auf's Gesicht gefallen, wovon sie schwindlig geworden. Ich lachte sie darum aus. Wahrscheinlich hatte sich aber der Schurke im Gebüsch am Brunnen verborgen gehabt und als Susy erschien, dieselbe auf ähnliche Weise wie mich betäubt, wonach er unbemerkt durch die offene Thür in's Haus schlich."

Diese Annahme erschien mir zutreffend.

„Konnte er denn leicht in Ihren Garten gelangen?" fragte ich.

„Nun ja, wenn er das Klettern verstand. Die Umfassungsmauer befindet sich an einer ziemlich einsamen Straße."

„Ei, dann ist Alles klar. Das Fläschchen lag ja auch an der Mauer, nicht wahr?"

„Freilich."

„So verlor er es bei der Rückkehr. Well, schauen wir denn jetzt 'mal an dem Orte nach, ob sich dort Fußstapfen finden."

Mr. Scrobbs geleitete mich durch die zweite Thür, den kurzen Korridor und die Ausgangsthür in den Garten und durch dessen verschlungene Wege zu der Stelle an der Mauer, wo Susy das Fläschchen gefunden. Die alte Wärterin war durch die sich deutlich in dem weichen Boden abzeichnenden Tritte dahin geführt worden. Auch an der Mauer zeigten sich Spuren, daß Jemand daran hinaufgeklettert, und so nahm ich das Maß der Fußstapfen und meinte dann:

„Nun geht es zuvörderst daran, zu ermitteln, wer bei den Apothekern kürzlich Chloroform gekauft, denn lange hält sich dasselbe nicht in solch' hellen Flaschen, und nachdem das erreicht, weiter zu forschen. Ich denke, Mr. Scrobbs, es soll mir gelingen, Ihnen die zweihundert Pfund oder doch einen Theil derselben wieder zu schaffen."

„Es wäre nicht übel, Sir, obgleich mir der Verlust des Geldes weniger nahe geht als die Sorge, daß Sie den Thäter nicht entdecken und derselbe sich dadurch ermuthigt fühlt, mir bei nächster Gelegenheit wieder einen Besuch abzustatten."

„Ich werde mein Möglichstes aufbieten, Sie von dieser Befürchtung zu befreien. Doch, verzeihen Sie —"

Eine Frage schwebte mir auf den Lippen, welche ich indessen nicht zu äußern wagte.

„Nun, Sir?"

„O, nur eine Bemerkung, die mit unserem Falle freilich direkt nichts zu thun hat."

„Lassen Sie immerhin hören," lächelte er.

„Ich hätte geglaubt, daß der doch nicht ganz unerhebliche Verlust Sie mehr außer Fassung gebracht haben würde."

„Weßhalb?"

„Ei, Sie leben bei anscheinend recht günstigen Vermögensverhältnissen so bescheiden, daß — daß —"

„Man mich für einen Geizhals hält," vollendete er freundlich. „Nun, Grund haben ja die Leute zu der Annahme, schon weil ich wenig Luxus mit meiner Garderobe treibe. Allein das stammt mehr von meiner Eigenheit als von Sparsamkeitsrücksichten her. Wenn mir etwas treu gedient, wie mein alter Rock, mein alter Hut und meine alte Susy, so vermag ich mich nicht leicht davon zu trennen. Das ist lediglich die Ursache. Außerdem dauerte es lange, bis ich mir mein jetziges Vermögen erworben; ich mußte geraume Zeit recht eingeschränkt leben, und so kam es, daß ich später, als es meine Umstände gestatteten, kein Verlangen mehr nach einem comfortableren Dasein empfand."

Mr. Scrobbs' faltige Züge zeigten dabei ein solch' treuherziges Lächeln, daß ich nicht umhin konnte, ihm kräftig die Hand zu schütteln, worauf ich mich, das Fläschchen Chloroform in meiner Tasche bergend, empfahl, um weiter in der betreffenden Angelegenheit thätig zu sein.

Mein Rundgang bei den Apothekern hatte schnellen Erfolg; einer der ersten der von mir aufgesuchten bekundete, gestern an Pat O'Slyer das ihm von mir vorgezeigte Corpus delicti verkauft zu haben.

Hierauf gestützt, glaubte ich vollkommen berechtigt zu sein, die Verhaftung des Burschen vorzunehmen, nur fragte es sich, wie solche am besten zu bewerkstelligen sei.

Er wohnte ziemlich entfernt von der Stadt, am Saume einer ausgedehnten Haide, von der ihm ein Theil zugewiesen, um dort die in seinem Berufe getödteten Thiere zu verscharren. Unmittelbar hinter seinem kleinen, verfallenen Hause befand sich eine wilde, regellose, wenn auch nicht große Gebüschpartie. Sollte ich nun mit einer Anzahl Konstabler auf den Fang ausgehen? Am hellen Tage war das ganz und gar zwecklos, da Pat sich Nahende schon in weiter Entfernung von seinem Fenster aus gewahren und sich dann mit Hülfe des Buschwerks, das seine Flucht verdeckte, zeitig genug in Sicherheit bringen konnte. Heute mußte er zufolge seines schlechten Gewissens noch ganz besonders auf der Hut sein. In der Nacht ließ sich eine derartige Ueberrumpelung allerdings eher ausführen, allein es war zweifelhaft, ob man den liederlichen Gesellen alsdann zu Hause traf, wenn er denn nicht gar schon mit dem erbeuteten Gelde das Weite gesucht. Schnell und energisch zu handeln war aber von jeher mein Prinzip, und so beschloß ich, das Wagniß der Ergreifung lediglich auf meine Schultern zu nehmen. In meiner gewöhnlichen Gestalt war der Erfolg freilich auch fragwürdig. Pat kannte mich vielleicht, und mein Erscheinen allein mußte ihn dann ebenso sicher in die Flucht treiben, als das Heranrücken mit einer Anzahl Konstabler. Ich war also genöthigt, eine Metamorphose mit meinem Aeußern vorzunehmen. Ein langer Ueberrock, der durch die herbstliche Jahreszeit seine Erklärung fand, ein Paar Bartkotelettes und ein weicher Filzhut, sowie ein Stock mit Elfenbeingriff gaben mir bald das Aussehen eines behäbigen Bürgers.

So ausgerüstet, verließ ich die Stadt und näherte mich auf dem Feldwege, absichtlich langsam dahinschlendernd, der einsamen Hütte des Abdeckers. Ein kleiner, von einem Gitter umgebener Vorgarten, in dem aber mehr Unkraut als nützliches Gemüse wuchs, trennte sie vom Wege.

Die Gitterthür war unverschlossen, und ich trat in den Garten.

Im selbigen Moment erhob sich im Hause ein wüthendes Hundegebell.

Blitz noch einmal, derartige Mitbewohner hatte ich nicht in Betracht gezogen! Waren die lärmenden Thiere groß und stark, so stieß die beabsichtigte Verhaftung auf doppelte und dreifache Schwierigkeit.

Unter diesen Umständen hielt ich es nicht für Feigheit, mich wieder zurückzuziehen. Doch war es schon zu spät; die Hausthür öffnete sich eben, und das farblose, von allen bösen Leidenschaften gezeichnete Gesicht Pat O'Slyer's schaute heraus.

„Ah, ein Besuch," sagte er mit rauher Stimme. — „Ruhig, Box und Fight, verdammte Bestien! Nieder mit euch, oder — — Was steht zu Diensten, Sir?"

„Ich wollte Euch ersuchen," versetzte ich, mich unter diesen Umständen schnell zu fassen bemühend, „mir ein Mittel für meinen kleinen Mops zu geben, der eine wunde Pfote hat."

„Sehr wohl, Sir; bitte, näher zu treten. — Zurück, ihr Hunde! — Kommen Sie nur unbesorgt herein, Sir; die Thiere sind nicht halb so gefährlich, als sie aussehen."

Ich will es nicht verhehlen, daß mir, während ich der Einladung Folge leistete, das Herz schneller als sonst schlug, namentlich als mein Auge auf die beiden gewaltigen Doggen fiel, die sich dumpf knurrend vor ihrem Herrn und Meister zurückzogen, mich aber dabei anhaltend mit ihren wilden, glühenden Blicken anstarrten.

Mit einem Paar solcher Kämpfer an der Seite konnte der Bursche, der jetzt zu einem Schrank schritt, um dort nach meiner Vermuthung die verlangte Salbe zu holen, jeden Versuch eines Einzelnen, ihn zu ergreifen, mit Erfolg abwehren, und in dieser Erwägung hatte ich auch bereits meinen Entschluß dahin gefaßt, ruhig mit dem zu erhaltenden Balsam wieder abzuziehen und die Verhaftung des Einbrechers bei einer andern, mehr Erfolg verheißenden Gelegenheit zu bewerkstelligen.

Als sich Pat daher von dem Schranke wieder abwandte, faßte ich schon in die Tasche, um das Geld für das fragliche Präparat hervorzuholen, erstaunte aber nicht wenig bei der Wahrnehmung, daß er grinsenden Gesichts nur selbst ein Paketchen zu sich steckte.

„Well, Mr. . . .," sagte er dann mit höhnischem Lachen, „ich kann Ihnen leider heute das gewünschte Mittel nicht geben; es ist kein Vorrath mehr davon vorhanden. Kalkulire auch, daß Sie mir deßhalb nicht allein die Ehre Ihres Besuches erzeigten."

Der Mensch hatte mich also trotz meiner Vermummung erkannt; ich stak in einer fatalen Klemme, aus der mich nur Geistesgegenwart retten konnte.

„Ihr kennt mich?" lachte ich möglichst harmlos. „Um so besser. Doch, was sollen Eure Worte, daß ich aus einem andern Grunde, als um die Salbe zu holen, zu Euch gekommen?"

„Hehe, Mr. . . . trägt sonst keinen derartigen Rock, Hut, Bart und Stock. Benützt er diese Dinge, so handelt es sich gewöhnlich um eine kleine Ueberraschung für die in solcher Ausrüstung von ihm Besuchten."

„Zu welchem Zwecke sollte ich Euch aber denn eine Ueberraschung bereiten wollen? Ihr habt doch hoffentlich kein schlechtes Gewissen?"

„Behüte, kein Säugling kann sich eines besseren rühmen!"

„Well, so vermag ich Euch auch nichts anzuhaben, und wir dürfen einander guten Tag sagen." —

Damit wollte ich mich der Thür zuwenden.

„Halt, Sir," rief er plötzlich drohend, „so haben wir nicht gewettet! Meines Dafürhaltens bleiben Sie noch ein wenig hier, während ich draußen einen kleinen Spaziergang mache."

Jetzt war mir die Absicht des Burschen klar, und mit einem schnellen Sprunge versuchte ich dieselbe zu vereiteln, allein ein rauhes Knurren der Doggen ließ mich diese wichtigen Faktoren alsbald wieder in Betracht ziehen.

„Box, Fight, meine Jungen, aufgepaßt!" kicherte der Schuft, und sich dann wieder zu mir wendend, meinte er mit einer tiefen Verbeugung: „Good bye, Sir, lassen Sie sich die Zeit nicht lange werden!" worauf er grell auflachend die Thür öffnete und die Stube verließ.

Da stand ich, bewacht von den beiden gewaltigen, mich unausgesetzt mit funkelnden Blicken betrachtenden Bestien, in der denkbar unbehaglichsten Stimmung von der Welt. Draußen wanderte der Verbrecher jetzt munter seines Weges dahin, jedenfalls zur nächsten Eisenbahnstation, um sich schleunigst aus dem Bereich der schon nach ihm haschenden Gerechtigkeit zu bringen, und ich befand mich hier machtlos, unfähig, ihn daran zu hindern, trotzdem die Thür nur fünf Schritte von mir entfernt war.

Unwillkürlich machte ich eine Bewegung nach derselben, jedoch ein unheimlicher Ton aus der Ecke, wo sich die Thiere gelagert, bewies, daß dieß schon mißliebig aufgenommen worden.

Ich war ein Gefangener. Auf wie lange? Ja, das wußte nur der Himmel. Pat O'Slyer kehrte keinenfalls zu meiner Befreiung zurück, und wer sonst kam so bald zu dieser einsamen Stelle?

Der Angstschweiß drang mir bei dieser Erwägung aus allen Poren. Ich durfte nicht einmal wagen, mich zu dem seitwärts stehenden Stuhl zu begeben, obgleich meine Kniee einknicken wollten. Welch' ein Leichtsinn, allein auf die Verhaftung eines so gefährlichen Subjekts auszugehen, ohne sogar einem Kollegen oder Unterbeamten davon Mittheilung gemacht zu haben! Was nun beginnen? Ich dachte an meinen Revolver, allein die Benützung desselben erschien im höchsten Grade gewagt. Erschoß ich glücklich eine der Doggen, was aber, da ein Zielen unter den obwaltenden Umständen nicht anging, sehr zweifelhaft war, so hatte ich noch immer die andere gegen mich, welche mir, bevor ich sie ebenfalls auf's Korn zu nehmen und zu tödten vermochte, leicht den Garaus machen konnte. Ward aber die eine Bestie, was die größere Wahrscheinlichkeit für sich hatte, nur verwundet, so gestaltete sich meine Lage noch bedenklicher. Nein, meine Waffe erschien hier vollkommen nutzlos. Auf welche andere Weise sollte ich mir aber Befreiung erkämpfen? Und dabei fühlte ich, daß dieser Zustand, fort und fort in die blutgierigen Augen meiner Wächter zu blicken, ohne eine Bewegung wagen zu dürfen, nur noch kurze Zeit zu ertragen war.

Ich versuchte die Thiere zu locken und so freundlicher zu stimmen; das abermalige Murren derselben ließ mich jedoch auch davon bald abstehen.

Immer abgespannter wurde ich, ein Schleier legte sich mehrfach vor meine Augen, und der Moment schien nahe, wo mich eine Ohnmacht ganz in die Gewalt der Ungethüme gab; es war deßhalb die höchste Zeit, daß etwas geschah. Wohlan, der Revolver bot mir die einzige Aussicht. Trat dann auch das Gefürchtete ein, so war ich doch nicht ohne Widerstand zum Opfer gefallen.

Mit einem entschlossenen Rucke riß ich den Ueberrock auf, um zu dem betreffenden, in der Brusttasche des untern Rockes steckenden Gegenstande zu gelangen.

Die Thiere knurrten neuerdings, blieben jedoch liegen.

Ich tastete behutsam nach der Waffe und beschloß bei der Abgabe des ersten Schusses zugleich rückwärts zu springen und eine Voltige auf den dort stehenden Tisch zu versuchen, ein Manöver, welches mir vielleicht erlaubte, noch einen zweiten Schuß abzufeuern, bevor die Unholde mich erfassen konnten. Jetzt berührte ich, fortwährend dabei die Augen auf die mich nicht minder anglotzenden Hunde gerichtet haltend, den Revolver, aber auch noch einen andern Gegenstand: das Fläschchen mit Chloroform, und das Blut drängte sich mir plötzlich mit aller Gewalt zum Herzen bei dem Gedanken, der da jäh mein Hirn durchzuckte. Allmächtiger Gott, ja, das war eine Aussicht auf Rettung! — Vielleicht — vielleicht — —

Nach einer sekundenlangen Ueberlegung ergriff ich behutsam die Phiole, ließ dann allmälig die Hand mit derselben sinken und nach der hintern Rocktasche gleiten, worin sich mein Schnupftuch befand. Hierauf auch die Linke dahin dirigirend, ohne daß meine Wächter durch Anderes als das bekannte Knurren ihre Unzufriedenheit offenbarten, zog ich das Gewebe hervor, entkorkte mit der andern Hand das Fläschchen und ließ die dicke Flüssigkeit auf das Tuch träufeln, bis dasselbe ganz durchnäßt war und ich schon den angenehm süßlichen Geruch wahrnahm.

Nun galt's. Mit der Rechten noch den Revolver hervorziehend und spannend, die Linke mit dem Tuch ausgestreckt vor mich hinhaltend, schritt ich langsam auf die Ungethüme zu, dabei so wenig als möglich Athem holend, um nicht den sich immer bemerkbarer machenden Dunst weiter in mich aufzunehmen.

Die Thiere winselten, schnupperten in der Luft umher, verhielten sich aber sonst, war es nun schon in Folge des Einflusses des betäubenden Mittels oder weil sie abwarten wollten, was meinerseits weiter geschah, ruhig.

Dicht vor ihnen angelangt, daß ihre Schnauze meine Beinkleider berührte, ließ ich das Tuch fallen und zog mich dann behutsam wieder zurück.

Sie gaben keinen Laut, streckten dagegen die dicken Köpfe auf das Tuch und begannen mit den Augen zu blinzeln. Gott sei Dank, das Chloroform äußerte seine Wirksamkeit. Aber es war auch die höchste Zeit für mich, dem Orte zu entfliehen, in doppelter Hinsicht.

Ich begann mich vorsichtig der Thür zu nähern. In der Ecke ward weder Laut noch Bewegung bemerkbar, nur die Augen der Bestien schlossen sich mehr und mehr.

Meine zitternden Hände berührten jetzt den Thürgriff. Ein Druck und die Pforte zur Freiheit öffnete sich. Ein Sprung und ich war draußen, um dann schnell die Thür wieder hinter mir zu schließen. Wie tief athmete ich auf und welch' ein inbrünstiges Dankgebet stieg aus meinem Herzen empor zu dem Lenker aller Schicksale, der sich dem meinigen eben so gnädig erwiesen!

Zugleich eilte ich aber auch in wilder Hast vorwärts, als ob die in dem unheimlichen Hause betäubt daliegenden Unholde mir auf den Fersen wären.

Da kam ein Bäuerlein auf einem Einspänner, den ein flinkes Pferd zog, aus der Stadt daher gefahren.

„Halt!" rief ich ihm athemlos entgegen, zugleich auf meine Polizeiabzeichen deutend.

Er willfahrte erstaunt.

Ich stieg zu ihm hinauf.

„Nun sofort den Wagen gewandt und den Gaul, was er laufen kann, zur Stadt zurück und zur Polizeistation in der Highstreet traben gelassen!"

„Aber, Sir —"

„Keine Widerrede, jeder Schade wird Euch vergütet."

Das Gefährt drehte sich, sein Besitzer peitschte auf das Thier los, und dieses rannte in tollem Galopp in der bezeichneten Richtung dahin.

Nach wenigen Minuten waren wir an Ort und Stelle.

Ich drückte dem Bauer ein Geldstück in die Hand und eilte in das Bureau, dort im Fluge das Vorgefallene erzählend und dann unverweilt meinen Kollegen mit zwei der anwesenden Konstabler zum Ostbahnhof sendend, während ich selbst mich mit einem dritten zum Westbahnhofe begab.

Pat O'Slyer konnte an beiden Stellen noch keine Gelegenheit zum Entkommen gefunden haben, doch fuhr aus dem Westbahnhofe in den nächsten zehn Minuten ein Zug. Zum Glück war es nur fünf Minuten bis dahin, und der Train stand bei unserer Ankunft noch nicht im Geleise; unser Wild befand sich also wahrscheinlich noch im Wartesaal. Da derselbe jedoch mit Passagieren gefüllt war, hatte die Ermittlung möglicherweise ihre Schwierigkeiten. Indessen zeigte sich mir das Glück abermals hold; schon mit dem ersten Blick gewahrte ich den Betreffenden an der Ausgangsthür nach dem Perron stehend und durch die Scheiben angelegentlichst hinausschauend. So konnte er uns nicht bemerken und ich mich dicht an ihn heranschleichen.

Die Hand auf seine Schulter legend, sagte ich dann laut und vernehmlich:

„Pat O'Slyer, Ihr seid mein Gefangener!"

Blitzschnell wandte er sich und knirschte mit erbleichendem Antlitz:

„Damned, wer hat Euch frei gemacht?"

„Das erzähle ich Dir vielleicht gelegentlich einmal, mein Bursche, vorläufig gib 'mal Deine Hände her."

Dabei holte ich ein Paar Fesseln hervor.

Sein tückischer Blick flog hülfesuchend nach allen Richtungen, allein die uns nahestehenden Passagiere drängten sich heran, zugleich griff mein Begleiter ohne Umstände nach seinem Arm, und eine Sekunde darauf schnappte die Feder der Schließen; er war in unserer Gewalt.

Wir transportirten ihn zu meiner Station, wo bei Untersuchung seiner Taschen etwa zweihundertundzwanzig Pfund zu Tage gefördert wurden.

„Das ist hübsch," lachte mein Konstabler, „noch mehr als wir verlangen; da braucht das Gericht wenigstens Deinen Henker nicht zu bezahlen, mein Täubchen."

„Das Geld ist ehrlich verdient," knurrte der Gefangene; „es soll Deinem süßen Gericht schwer werden, mir das Gegentheil zu beweisen."

„Meinst Du?" bemerkte ich. „Browers, zieht ihm 'mal die Schuhe aus."

Es geschah, und die Sohlen hatten genau die Maße der im Garten Mr. Scrobbs' entdeckten Fußstapfen.

„Du mußt baumeln, mein Herz," nickte Browers gemüthlich; „bereite Dich schon langsam darauf vor, damit es glatter von Statten geht."

Pat stieß einen wilden Fluch aus, und bald darauf schloß sich die Gefängnißthür hinter ihm.

Des Konstablers Vorhersagung ging in Erfüllung. Die Belastungsmomente gegen den Verbrecher waren so schwere, daß er von den Geschworenen schuldig befunden und in Folge dessen zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Die Vollstreckung der Strafe fand unmittelbar darauf statt.

Mr. Scrobbs erhielt seine zweihundert Pfund zurück, machte sie mir jedoch zum Geschenk als Entschädigung für die bei den beiden Doggen verlebten fürchterlichen Augenblicke. Die Bestien trieben sich übrigens noch eine Zeit lang in der Stadt umher, bis sie dem Nachfolger ihres Herrn in's Netz liefen und das Schicksal aller dort nicht zurückgeforderten Vierfüßler, das heißt den Tod erlitten.

Noch manches Jahr sah man aber Mr. Scrobbs in seinem langen, gelbbraunen Rocke, den borstigen Filz auf dem Kopfe und den grünen Regenschirm unter dem Arm, seine Promenade durch die Straßen machen. Doch durfte, wie er mir einmal bei Gelegenheit berichtete, seine Susy seitdem nicht mehr nach Anbruch der Dunkelheit den Garten betreten, wozu diese freilich auch gar keine Neigung verspürte, vielmehr wurden vorher schon Thür und Fenster hermetisch verschlossen, um sich vor dem nächsten Morgen nicht wieder zu öffnen. Auch ging der alte Gentleman seitdem nicht mehr ohne Licht zur Ruh und untersuchte vorher jeden Winkel seines Schlafzimmers; Alles aus Respekt vor dem — Chloroform.

Gedenkvers.

Hast du dein Bestes ausgegeben,
Wie magst du fürderhin noch leben?
Der Pöbel fürchtet das Sterben nur,
Für den Weisen ist es Trost und Natur.

Auf einem englischen Auswandererschiff.

Das Auswanderungswesen hat in den letzten Monaten dieses Jahres eine so große Ausdehnung gewonnen — es kamen 4000 Köpfe an einem Tage in New-York an — und die Aufmerksamkeit so allgemein wieder auf sich gelenkt, daß es unsere Leser sicher interessiren wird, ein Auswandererschiff sich anzusehen. Wir wollen daher im Bilde unsere Leser auf solch' einer schwimmenden kleinen Welt herumführen. Wir betreten eines der großen Schiffe, welche bis 1200 Personen transportiren können. Solch' ein mächtiger Holzbau mit zwei riesigen Dampfmaschinen enthält große Säle für Schlafräume und zum Speisen, gewaltige Vorrathsmagazine, Apotheke, Krankensaal, Waschzimmer, mehrere Küchen und sogar einen Gesellschaftsraum zur Unterhaltung für die Emigranten. Um sich eine Vorstellung von der Größe dieser halb unter-, halb oberhalb des Wassers liegenden Räumlichkeiten zu machen, wollen wir nur erwähnen, daß in dem Speisesaal Vierhundert zu gleicher



Küche.

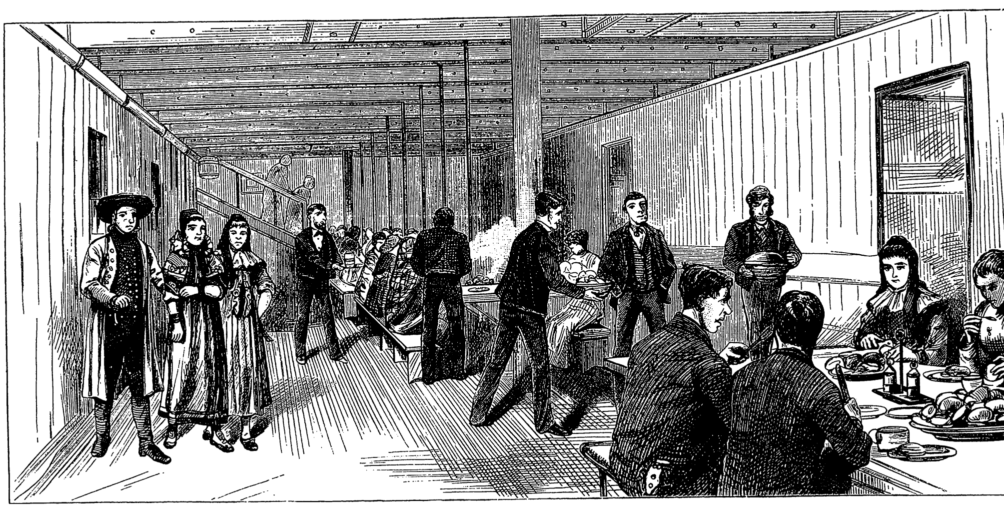


Schlafraum für Männer.



Tanz an Bord.

Zeit an verschiedenen Tischen essen können, die Unverheiratheten besondere Schlafräume haben, und die Vorrathsmagazine für ein solches Schiff bergen über 100,000 Pfund frisches Fleisch, 15,000 Pfund Hammel- und Lämmerfleisch, 5000 Pfund frisches Kalb- und Schweinefleisch, 25,000 Pfund gepöckeltes Rindfleisch, 3500 Pfund Fleisch in Kapseln, 3000 Pfund an Würsten, Schinken rc., 15,000 Pfund gesalzenes Schweinefleisch und 10,000 Stück Hühner, Enten und anderes Geflügel. Zum Frischhalten dieses Fleisches sind 400 Tons (à 20 Centner) Eis nöthig. Von anderen Artikeln birgt die Speisekammer bei einem Schiff, das etwa 1200 Auswanderer trägt, nach der englischen Vorschrift, welche wir auch für die Fleischportionen annahmen, 1200 Pfund Thee, 3500 Pfund Kaffee, 15,000 Pfund Zucker, 10,000 Pfund Butter, 70 Tons Kartoffeln, 300 Barrels (à 196 englische Pfund) Back- und Speisemehl, 2500 Dutzend Flaschen schweres und leichtes Bier und 500 Dutzend Flaschen Wein, ferner 1000 Dutzend Flaschen Mineralwasser, hiezu kommen noch die präservirten Gemüse. Die Geschirrkammer enthält einen Bestand, so daß jedes Jahr 2500 Stück Gläser und 1500 Stück Teller und Töpfe als zerbrochen abgehen und ersetzt werden müssen. Man stelle sich jetzt die Wäschekammern, Kochgeräthräume, Maga-



Speisesaal.

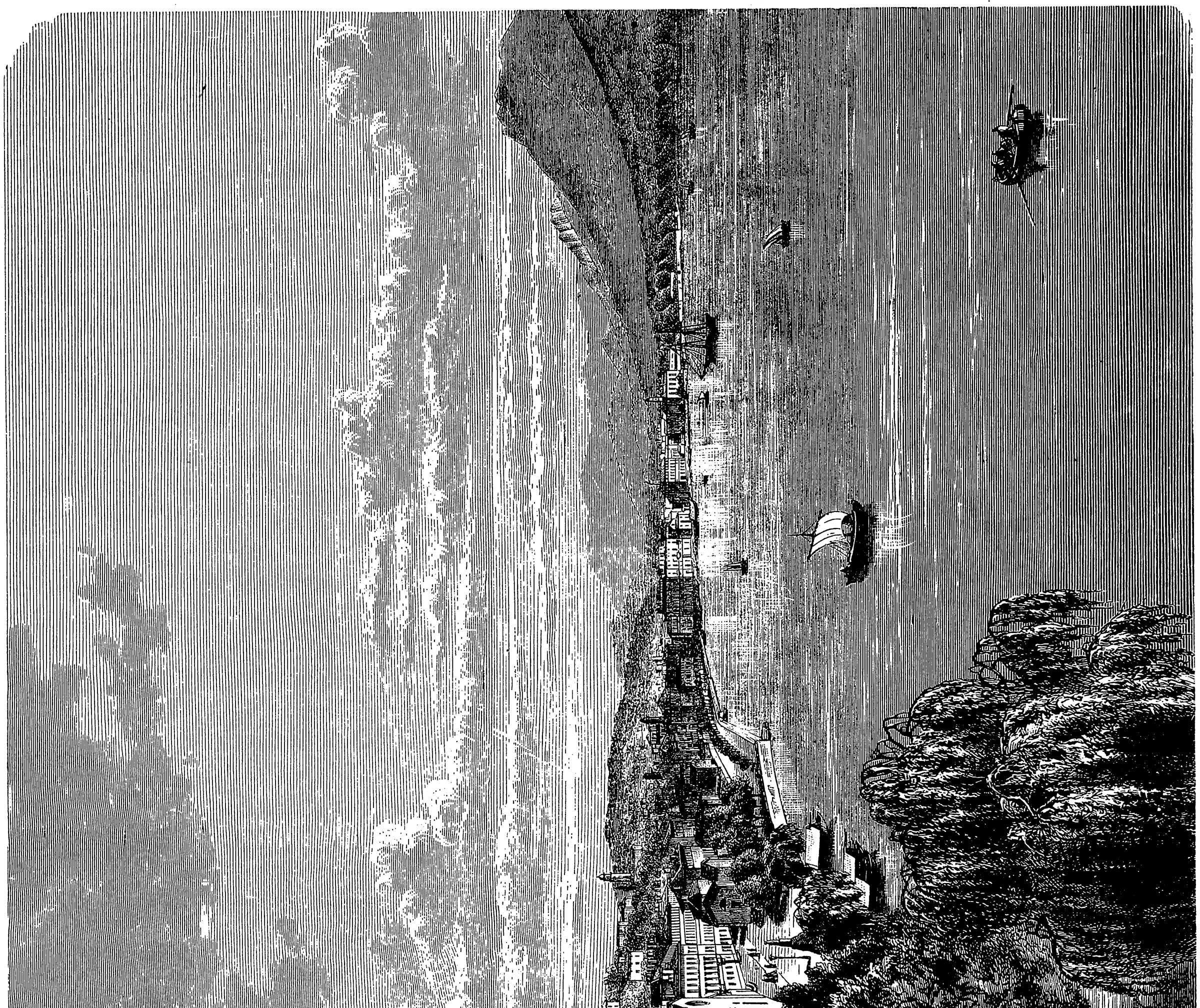
zine für Gepäck der Reisenden und Schiffsgeräthschaften vor und man wird eine Vorstellung von dem haben, was solch' ein Auswanderungsschiff fassen muß. Die Reise mit solch' einem großen Fahrzeug dauert von Liverpool bis New-York meist nur 11 bis 14 Tage. Das Leben auf den Auswandererschiffen muß natürlich streng geregelt sein. Um acht Uhr Morgens ruft die Glocke zum gemeinschaftlichen Frühstück. Das besteht, je nach der Wahl, — wir wollen einen Tag herausgreifen —, aus Kakao oder Kaffee mit Milch; Arrowrootbrei mit Zucker und Milch, Hafermehlsuppe und Syrup, frischem Brod, Zwieback und Butter. Das Mittagessen — um zwölf Uhr — aus Gemüsesuppe, frischem Fleisch und einer halben Portion Suppenfleisch, Kartoffeln, Reis mit Syrup. Das Abendbrod — um fünf Uhr — aus Thee und Hafersuppe mit Zucker und Milch, Zwieback, frischem Brod mit Butter. An anderen Tagen gibt es Mittags Braten und Pudding. Natürlich gilt diese Verköstigung nur für gute Schiffe, wo die Person sechs Pfund Sterling für die Ueberfahrt von Liverpool bezahlt, und wo nicht durch gewissenlose Kapitäne eine Ueberfüllung stattfindet, wie dieß in letzter Zeit auf den Schiffen so häufig vorgekommen, daß die amerikanischen Behörden sich gezwungen fühlten, mit aller Energie einzuschreiten.



Waschzimmer.



Krankenraum.



Ansicht von Lugano. Originalzeichnung. (S. 667.)

Eine Episode aus der Wörther Schlacht.

Skizze

von

Otto Tellow.

(Nachdruck verboten.)

Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Eine kalte und regnigte Nacht folgte dem Marschtage nach Preuschdorf, so daß in derselben die Offiziere, sowie die meisten der Leute fröstelnd am Feuer standen. Ich aber war durch die Gewohnheit des Bivouakirens so abgehärtet und noch durch außerordentliche Anstrengungen der letzten Tage so ermüdet, daß ich in einem Kartoffelfelde fröhlich schlief, mich nur von Zeit zu Zeit aufrichtend, um das gegen meinen Rücken sich aufstauende Regenwasser unter mir abfließen zu lassen.

Mit dem Morgen fing wieder die erschlaffende Hitze an, die die Truppen bei der Schlacht so mitnahm; gleichzeitig ertönte aber auch eine Kanonade, die uns anzeigte, daß wir mit dem Feinde wieder Berührung hatten. Die mir befreundeten Generalstabsoffiziere berichteten, daß es ein partielles Gefecht sei, welches auf unserem rechten Flügel von den Bayern schneidig geführt würde, daß man aber die Ankunft des sechsten Armeekorps abwarten wolle, ehe ein allgemeines Engagement eingeleitet würde. Allein, wie bekannt, bissen sich schon am frühen Morgen die Vortruppen so fest in den Feind, daß aus dem partiellen Gefechte eine allgemeine Schlacht entstand, die der Kronprinz, durch das kühne und energische Hineinwerfen seiner ganzen Armee in die Wagschale, zu einem köstlichen Siege umgestalten sollte.

Da die Sauer der einzige Fluß war, an dem mein kleiner Brückentrain hätte Verwendung finden können, und dieser Wasserlauf, wie ich mich überzeugte, bereits vom Gros unseres Korps überschritten, meine Truppe auch zu kostbar war, um nutzlos bei den Fahrzeugen Wache zu stehen, so rückte ich, meinen Train durch Relais mit mir verbindend, allmälig dem Korps nach, um dem Kommandeur meine in dem coupirten Terrain gewiß erwünschten Kräfte zur Verfügung zu stellen. Wie ich vorhergesehen, so geschah es. Freundlich hieß mich der kommandirende General willkommen und beauftragte meine Kompagnie, einige Brücken, die des Oberbaues beraubt waren, für den Uebergang der Artillerie zu verstärken. Dieß geschah, doch fehlte leider in der Nähe alles Material, mit dem man die Reparatur hätte ordnungsmäßig ausführen können, und so wurde, da die Batterieen zur Eile drängten, der lose Unterbelag durch Fensterladen und Thüren verstärkt, die aber so ausgedörrt waren, daß die gehoffte Verstärkung sich mehr als ein Hinderniß darstellte.

Als ich im Begriffe war, mit neu gefundenem brauchbarem Material die Brücke in eine bessere Verfassung zu bringen, trat der kommandirende General zu mir heran und sagte:

„Hauptmann T., man schießt offenbar aus den Häusern auf unsere Truppen, denn fortwährend fallen Leute und Pferde schwer verwundet in den Straßen zusammen; lassen Sie sofort die Häuser säubern und Jeden, der mit der Waffe in der Hand gefangen wird, ohne Weiteres über die Klinge springen!"

Der Befehl wurde ausgeführt, doch wurde nur ein Mann gefangen, bei dem es sich konstatiren ließ, daß er ein Gewehr gehabt habe, alle Anderen waren offenbar friedliche Bürger, die sich aus Angst in die Winkel der Häuser verkrochen hatten. Nachdem der abgefaßte Mann zum Auditeur abgeführt war, sprengte ein Adjutant des Generalkommandos an mich heran, mit dem Auftrage, meine Kompagnie sofort zu sammeln und mit ihr in das Gefecht einzugreifen, da alle Reserven bereits verausgabt seien.

„Die Franzosen haben durch einen kräftigen Gegenstoß einen Theil unserer Linien durchbrochen," erklärte mir der junge Offizier, „und schießen von jenem hervorspringenden Weinberge aus auf unsere Stellungen, ja, sogar in die Stadt hinein. Ich werde Sie selbst an den Ort führen, wo Ihr Eingreifen am nöthigsten ist."

Schnell war die Kompagnie gesammelt, nur einige Leute, welche die Brücke besser in Stand bringen sollten, wurden zurückgelassen, und dirigirt von dem ebenso kaltblütigen wie schneidigen Adjutanten, Premierlieutenant von H., wurde die ganz in Schützenlinie aufgelöste Kompagnie über die Wiesen hinter Wörth hinweggeführt, und bald tauchten wir in die Weinberge hinein. Am Fuße derselben lagen eine Menge leicht verwundeter, auch versprengter Infanteristen, die keinen Führer hatten. Schnell wurden dieselben, etwa zweihundert Mann, unter thätiger Beihülfe des Adjutanten in meine kleine Schaar eindoublirt. Ich steckte, um von meinen Leuten in dem dichten Laube gesehen zu werden, meinen Helm auf den Säbel, und mit einem „Vorwärts mit Gott!" brachte ich meine gemischte Truppe den Berg hinan. Doch bald mußte ich meinen Helm, den doch Niemand sehen konnte, wieder aufsetzen, denn in den Drahtzäunen und steilen Terrassen brauchte man Hände und Füße, um aufwärts zu klimmen. Ein Schauer von Geschossen empfing uns beim Vorgehen; wie dicht derselbe kam, konnte ich daraus ersehen, daß ich schon bei der zweiten Terrasse drei Schüsse bekam, einer streifte mein linkes Ohr, einer schnellte mir den Säbel aus der Hand und der dritte traf als matter, aber sehr schmerzhafter Prellschuß meinen Oberschenkel, so daß ich unter Schmerzen den Hügel erkletterte. Auch unter meinen Leuten hielten die Geschosse eine reichliche Ernte, da auch die Hagelschauer einer Mitrailleusenbatterie in das Laub hineinfielen.

„Das klingt wie grrrrrrande nation, Herr Hauptmann," sagte mein witziger Nachbar.

Meine größte Sorge war, daß der Vormarsch der Leute, der im dichten Laube unkontrolirt und ungesehen vor sich ging, bei dem scharfen Feuer des Feindes stocken möchte und die Leute sich hinter den dazu einladenden Terrassen ducken würden; desto größer war meine Freude, als ich an der Spitze des vom Feinde verlassenen Berges meine ganze Linie erblickte, die fast gleichzeitig mit mir die Blöße betrat; dort legten sich die Leute auf meinen Wink nieder, um den Gegner, der sich wiederum festgesetzt hatte, unter Feuer zu halten. Wir lagen hier etwa nur 80—100 Schritte den Zuaven gegenüber, noch immer schwere Verluste erleidend, da unsere Schützen auf die im dichten Laube verborgenen feindlichen Tirailleure nicht abkommen konnten.

Wenn auch die uns gestellte Hauptaufgabe erfüllt war, so waren doch unsere Verluste und die Nähe des Feindes an unseren Stellungen zu groß, als daß ich nicht versuchen mußte, die Gegner aus ihrer uns überlegenen Stellung zu vertreiben.

Dieß konnte am wirksamsten vom Flügel aus geschehen; die Meldung eines jungen Landwehroffiziers, daß ein Pioniersergeant eine schöne Stellung erreicht habe, von der aus man die ganze feindliche Linie flankiren könne, kam mir deßhalb natürlich wie gerufen und veranlaßte mich, den Sergeanten aufzusuchen. Um zu der bezeichneten Stelle zu gelangen, mußte ich über ein Stückchen freien Feldes der vor mir liegenden Bergkuppe schreiten und that dieß, während ein wahrer Schauer von weit über mir wegsummenden Kugeln mich, den einzig Sichtbaren, umsauste. Allein eine Kugel hatte sich doch wohl verirrt. Ich fühlte, wie ein rüder Schlag meinen Unterschenkel traf, und im nächsten Augenblicke brach ich unter dem Schusse zusammen, fühlend, wie das Blut reichlich aus der Wunde strömte. Aber auch liegend bot ich dem Feinde das günstigste Ziel dar und hatte das unangenehme Gefühl, die Geschosse neben und um mich her spritzen zu sehen, welche mich jedoch nicht trafen. Plötzlich fühlte ich mich erfaßt; zwei Infanteristen, die sich trotz meiner Remonstration, mich Verstümmelten liegen zu lassen, hervorgewagt hatten, hoben mich auf, trugen mich etwa zehn Schritte weit im Trabe zurück und ließen mich in einen Graben fallen, sagend, sie hätten es nicht mehr mit ansehen können, wie fortwährend auf mich Hülflosen geschossen worden sei. Wunderbarerweise schwieg das feindliche Feuer einige Sekunden und unversehrt kamen die beiden bravsten Leute davon.

Ich erwachte aus einer durch den Blutverlust erzeugten Ohnmacht erst, als meine Pioniere, die den Graben umstanden, mir halbreife Trauben in den Mund drückten, während die Fahne eines Infanteriebataillons neben mich hin gepflanzt war; ich war natürlich im Blute gebadet. Das Gefecht war durch das Eingreifen der Bayern, die auch die Verfolgung übernahmen, kurz nach meiner Verwundung beendet worden. Meine Leute hatten schnell aus Weinstöcken eine Bahre konstruirt und trugen mich auf ihren Schultern sanft den Abhang hinunter. Dieser kurze Transport war die schönste Episode meines vielbewegten Lebens.

Die bis dahin durch die Disziplin zurückgehaltene Liebe der Leute der Kompagnie, die ich sieben Jahre hindurch und in zwei Feldzügen geführt hatte, drang durch die Schale der Subordination hindurch, und während Einige sich herzudrängten, „um ihren Hauptmann auch ein Stückchen getragen zu haben", küßten andere alte Landwehrmänner mir unter Thränen die Hände, die Verwundeten zeigten mir stolz ihre schweren Verletzungen, und mit einem Hurrah auf die tapferen Pontoniere wurde die kleine Truppe auf dem Marsch zur Stadt von den seitwärts haltenden Truppen begrüßt. Unter den Todten befanden sich neben dem tapferen Sergeanten, der den Feinden auf die Flanke gekommen war, und seinem braven Begleiter, auch der Mann, den ich beim Plündern des Dorfes Preuschdorf nicht hatte abfassen können. Er hatte sich beim Sturm auf den Hügel drücken wollen, doch die Leute hatten ihm mit dem Bajonnet gedroht und gerufen: „Nun, Großmaul, kannst Du 'mal zeigen, daß Du ein Kerl bist!" So war er widerwillig vorgegangen und schon die erste Salve traf ihn tödtlich in die Brust. Möge ihn ein gnädiges Erwachen erwarten!

Ein dankbarer Händedruck des kommandirenden Herrn Generals, der sich auf den Wagen, mit dem ich zurückgeschafft wurde, schwang und freundlichst anerkennende Worte zu mir sprach, sowie die Erwerbung des eisernen Kreuzes unter den ersten, die im Korps vertheilt wurden, haben mich neben dem freudigen Gefühl, für das Vaterland bluten zu können, reichlich für meine That belohnt; allein mir leuchtet durch die lange Leidenszeit der Verwundung und der seelischen Schmerzen, die ich seit jener Zeit erduldete, wie ein freundlicher Stern jene Viertelstunde hindurch, wo ich auf den Schultern meiner geliebten Leute wie im Triumph davongetragen wurde.

Das Gold des Zwerges.

Erzählung

von

H. Rabe.

(Schluß.)

„Ich kam wieder zu mir," fuhr Richard fort, „mit der Kraft der Todesangst und von wahnsinnigem Durst gefoltert, dem Ersticken nahe, arbeitete ich, mit den Händen die Sandschichte zu durchdringen. Sie war kaum einen Fuß dick, ich brachte den Kopf durch, ich athmete in der kühlen Nachtluft feuchten Dunst ein, ich arbeitete mich empor und kroch aus den Bergen, fiel in Ohnmacht, erwachte, kroch weiter, bis ich gegen Morgen die große Straße erreichte.

„Jetzt weiß ich nur noch, daß ich im Spital von Santa Croce erwachte. Ein halbes Jahr blieb ich dort, bezahlte mit meiner goldenen Uhr und einem werthvollen Diamant, welche der Strolch damals nicht gefunden, meine Schulden im Krankenhause und wanderte von Neuem zu den Minen, um noch einmal mein Glück zu versuchen.

„Ich war schwach — ich fand nichts — ich ward verdrossen und arbeitete nicht, ich ward krank, von guten Genossen gepflegt, und da ich zu wenig gesund zum Mineur geworden, befolgte ich den Rath der Kameraden und kehrte hieher zurück, um zu versuchen, ob hier mir vielleicht das Glück wieder lächeln würde. Es lächelt mir schon, indem ich Dir in's Angesicht sehe, Elisabeth, aber es drückt mich zugleich tief nieder, daß ich arm wie Hiob vor Dir stehen muß, der ich einst so voll Kraft, Gesundheit und froher Hoffnung ausgezogen.

„Wirst Du jetzt, nachdem Du all' dieß weißt, noch ferner zu mir stehen und weiter warten auf eine ungewisse Zukunft?"

„Ja, eine ungewisse Zukunft," warf Frau Huntley ernst dazwischen.

„Ich will, Richard," gab jetzt Elisabeth zurück. „Ich bin Dein, Richard, ich bleibe Dir treu. Mutter, ich werde nicht zugegen sein, wenn am Sonntag Henry Savy kommt."

„Wer ist das?" frug Richard.

„Ein reicher Mann, der mich heirathen will," antwortete Elisabeth.

„Ein makelloser Mann, an dessen Seite Elisabeth einer gesicherten, glücklichen Existenz entgegen gehen würde," setzte die Mutter hinzu.

Richard schaute düster vor sich nieder.

„Ich will dem Glück Ihrer Tochter nicht im Wege stehen," sprach Richard.

„Du bist mein Glück, Richard, und weiter nichts in der Welt," rief Elisabeth aus, „ich sehe nicht auf Reichthum — ein arbeitsvolles Leben mit Dir ist mir mehr, als Schwelgen und Genuß an der Seite jenes Mannes, der mir stets Grauen einflößen wird."

Frau Huntley seufzte.

„Ich kann dem reichen und geachteten Mann nicht die Thüre weisen."

„Das sollst Du auch nicht, liebe Mutter," fiel jetzt Elisabeth ein. „Laß ihn nur am Sonntag kommen, und wenn er dann sieht, daß mein Verlobter wiedergekommen, wird er sich von selbst zurückziehen, ohne daß wir unhöflich gegen ihn zu sein brauchen."

IV.

Es war ein lieblicher Sonntag, die Bai von San Franzisko, das goldene Thor genannt, lag im schönsten Himmelsblau da, die Hügel glitzerten im Sonnengolde, aus dem Häusermeer stieg kerzengerade der Rauch in schmalen Säulen zum Himmel und sammelte sich oben zu neuen freundlichen Wolken, die von Zeit zu Zeit der Wind zu den fernen Bergen blies. Herr Henry Savy schaute von seiner Villa über das Meer zu den Schiffen, welche dort mit schimmernd weißen, geblähten Segeln zum Hafen strebten. Er sah nach seiner Uhr und wanderte, gefolgt von seinem großen Hunde, weiter. „Ja, Ali," wandte er sich dann an das Thier, ihm den Kopf streichelnd, „sie ist gerade nicht entgegenkommend. Nun, das ist natürlich. Ich bin häßlich, ich bin ein Zwerg, ein Gnom, ein Kobold, hat sie gesagt. Warum soll aber ein Kobold nicht ein schönes weißes Täubchen erringen, wenn er Gold hat? Gold, Ali, ist die Macht, die Triebfeder, die Zauberruthe, welche selbst die festesten Felsen der Erde öffnet. Wir wollen sie die Kraft, den Glanz, die Zaubergewalt des Geldes fühlen lassen, Ali, allmälig, ganz allmälig, und es müßte wunderbar zugehen, wenn ihr Herz sich nicht dieser öffnete. Wer die Armuth erfahren, der weiß erst, welcher Genuß ein großes Vermögen ist, und das Mädchen hat denselben Kelch des Leidens getrunken, den ich einst geleert habe. Sie wird die Hand, welche sie zum Glück führen will, nicht von sich stoßen. Sie wird es nicht, Ali." So sprach er zu seinem Hunde.

Der Zwerg hielt in seiner Wanderung an und zog wieder die Uhr.

„Jetzt ist es Zeit," sagte er und näherte sich dem Hause. Er zog eine Glocke, ein Diener erschien.

„Hast Du den Wein, die Speisen und die Blumen dorthin gebracht, wo ich angeordnet?"

Der Diener bejahte.

„Antony soll mich mit dem kleinen Jagdwagen fahren. Ich erwarte ihn in zehn Minuten."

Eine halbe Stunde später hielt der kleine Wagen vor dem Hause der Wittwe Huntley und Henry Savy stieg aus. Er gab dem Kutscher noch einige Weisungen und begab sich dann in das Haus.

Es war fast um die Mittagszeit und Frau Huntley in der Küche beschäftigt. Richard saß jedoch neben Elisabeth und sie sprachen von der Zukunft. Da öffnete Frau Huntley die Thür und forderte Henry Savy zum Eintreten auf.

„Wir haben Besuch bekommen," sprach sie zu dem kleinen Mann, „ein Freund — ein Jugendbekannter meiner Tochter, den wir völlig berechtigt waren für todt zu halten, ist wieder unter den Lebenden erschienen. — Ach, da ist er schon," fuhr Frau Huntley, den jungen Mann erblickend, fort, „Herr Richard Herder, Herr Henry Savy, ein werther Freund unseres Hauses."

So stellte Frau Huntley vor.

Richard hatte sich erhoben und verbeugte sich vor dem kleinen Mann. Dann fixirte er ihn mit den Augen, dann rieb er heftig seine Stirn, dann trat er einen Schritt vor. Der große Mann zitterte, indeß er, keines Wortes mächtig, den Zwerg anschaute.

Dieser schien ebenfalls von der Erscheinung dieses Mannes heftig berührt. Er starrte mit weit geöffneten, glanzlosen Augen den jungen Deutschen an. Der Zwerg bewegte krampfhaft seine Hände, seine sorgfältig durch Friseurkünste angelegten Haare erhoben sich von dem Kopfe und standen seltsam struppig da, seine steife, selbstbewußte Haltung wurde schlaff und schlottrig.

„Mein Herr, wir haben uns schon einmal gesehen," nahm Richard, der sich jetzt völlig gefaßt hatte, das Wort.

Der Zwerg antwortete nicht. Jetzt kam die Reihe zu zittern an ihn, er krampfte die Finger zusammen und starrte mit allen Zeichen der entsetzlichsten Angst auf den Deutschen.

„Ja, wir haben uns schon einmal gesehen," wiederholte Richard, während Elisabeth ängstlich seinen Arm ergriffen hatte und Frau Huntley bei dem drohenden Ton dieser Worte gleichfalls auf Richard zutrat, als ob sie ihn von einer Uebereilung zurückhalten wollte.

„Ich kenne Sie nicht," brachte endlich der Zwerg mit blauen Lippen hervor.

„Aber ich kenne Sie genau, Herr!" rief Richard jetzt.

Der Zwerg machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Halt, bleiben Sie, oder ich rufe auf die Straße hinaus, daß man einen Räuber aufhalte!"

„Mein Gott, Richard, was gibt es hier?" rief Elisabeth.

„Sei ruhig, Kind," fuhr Richard fort. „Dieser Mann da hat mich beraubt, als er mich für todt hielt in den Bergen der Sierra, er hat mich im Sande verscharrt, nachdem er mich ausgeplündert."

Henry Savy stand da leichenfahl, die Stirn mit Schweiß bedeckt.

„Mann, hier hilft kein Leugnen!" rief jetzt Richard, auf den Kleinen zuschreitend. „Sie sahen oben zwischen den Felsen, wie wir angegriffen wurden, wie die Indianer kamen, und als Alle fort waren, — ich sah dieß bei meiner schweren Verwundung wie im Traume — schlichen Sie in's Thal, nahmen mir das Geld und bedeckten mich mit Sand."

Der Zwerg schien jetzt gesammelt und zu einem Entschluß gekommen.

„Fräulein, ist das Ihr Bräutigam? — Lieben Sie diesen Mann?" frug er jetzt, schwer athmend, Elisabeth.

„Ja, das ist mein Verlobter, dem ich im Herzen treu geblieben bin und den ich als Todtgesagten geliebt habe, wie ich ihn jetzt als Wiedererstandenen trotz seiner Armuth liebe."

Der Zwerg seufzte tief.

„Also für mich verloren," murmelte er. „Mein Herr," sprach er dann zu Richard mit einem Ton, dem man es anhörte, wie es im Innern des kleinen Mannes arbeitete, „es ist wahr. Ich hielt Sie für todt, ich nahm das Geld, welches ja die Beute jedes Vorübergehenden hätte werden können, und begrub Sie. Ich weiß nicht, ob Sie in Armuth und Elend anders gehandelt hätten. Ich will aber noch mehr für Sie thun, als Ihnen das zurückerstatten, was ich mich berechtigt glaubte zu nehmen," fuhr der Kleine, die klugen Augen lebhaft zu dem jungen Mann erhebend, fort. „Ich habe Glück gehabt, ihr Geld hat mir Glück gebracht. Wie hoch schätzen Sie den Verlust, welchen Ihnen die Indianer zufügten?"

„Ich verlor drei Beutel mit Gold im Werthe von sechzigtausend Dollars."

„Das ist eine große Summe," sprach jetzt der Kleine, „aber," fuhr er nach einigen Sekunden Nachsinnen fort, „ich habe viel verdient mit Ihrem Gelde, Herr; ich will Ihnen den Verlust von damals völlig, ja mit Zins und Zinseszins ersetzen. Ich zahle Ihnen die Summe aus, jedoch aus Ihrem Gedächtniß soll dann für ewig getilgt sein jene Begegnung in den Bergen, und Sie wollen sich verpflichten, Amerika für immer zu verlassen und nach dem alten Lande überzusiedeln."

Als Richard erstaunt und verwundert schwieg, sagte der Zwerg:

„Geben Sie mir Tinte und Feder."

Frau Huntley brachte das Verlangte. Der Zwerg schrieb einen Schein und untersiegelte ihn mit seinem Ringe.

„So, das genügt für die hiesige Bank, welche ich morgen früh avisiren werde.

„Nun unterschreiben Sie aber auch dieses Papier, worin Sie sich auf Ehrenwort verpflichten, Amerika innerhalb vierzehn Tagen zu verlassen, sobald Sie die Summe von achtzigtausend Dollars, welche Sie von mir als Geschäftsantheil zu beziehen hatten, empfangen haben."

Man kann sich denken, daß Richard nicht anstand, von dem seltsamen Kauz, wofür er den Mann hielt, unter diesen Bedingungen das Geld zu nehmen.

„Er hat sicher bei dem Morde die Hand im Spiel gehabt," ermunterte Elisabeth den noch zagenden Richard freundlich, „vielleicht war er Spion, vielleicht fanden die Indianer nicht Alles."

„Mag er sein, wie er ist," gab Richard zur Antwort, „mein Geld, das ich jetzt wieder erhalte, war redlich verdient."

Das Ende der Sache war, daß Richard durch diese merkwürdige Verkettung der Dinge wieder zu seinem verlorenen Vermögen kam, zu der bestimmten Frist mit der jung angetrauten Frau Elisabeth und deren Mutter Amerika verließ und sich in Deutschland ein neues, höchst angenehmes Heim gründete, was ihm sein bedeutendes Vermögen leicht ermöglichte.

Auch Henry Lavy verließ bald, nachdem Richard Amerika verlassen, San Franzisko; er zog nach New-York, wo er einige Jahre später unverheirathet starb, sein großes Vermögen dem Rettungshaus für verwahrloste Kinder hinterlassend.

Am Luganosee.

(Bild S. 665.)

Zwischen den reichverzweigten Höhenzügen und Hochthälern, gebildet von den südlichen Ausläufern der großen Alpenkette und durchschnitten von den Weltverkehrsstraßen zwischen Deutschland und Italien, — mitten zwischen den Stromthälern der Adda und der Doire liegen, wie leuchtende Perlen ausgestreut, die italienischen Seen ... und die kostbarste unter diesen Perlen ist der fast eine Quadratmeile große Luganosee. Hier finden wir die Majestät der Gebirgswelt neben der üppigen Pracht des Südens, die poetischen Alpengewächse neben den immergrünen Lorbeer- und Orangenhainen Italiens.

Die Stadt Lugano, am schönsten Punkte des fischreichen Sees gelegen, zählt 5600 Einwohner und macht den Eindruck einer freundlichen kleinen Residenz. Ein Kranz der herrlichsten Villen zieht sich auf den fruchtbaren grünen Hügelgeländen um die Stadt herum oder spiegelt sich in dem tiefblauen See.

Unter den Hotels nimmt das „Hotel du Parc" den ersten Rang ein. Es ist das auf unserem Bilde im Vordergrund sichtbare gewaltige, palastähnliche Gebäude, von herrlichen Anlagen umgeben und für Sommer wie Winter einen gleich schönen Aufenthalt gewährend.

Das Volksleben der Luganesen trägt schon vollständig das südliche Gepräge. Das Arbeiten der Handwerker unter den Arkaden vor den Häusern, die Holzsandalen der Weiber, das Verhüllen des Hauptes mit Schleiern oder Tüchern beim Gottesdienst, die wandernden Eiskarren in den Straßen, das laute Kaffeehausgetreibe, das selten ruhende Glockenspiel der Thürme erinnern ebensosehr an den Süden, als das Gezirp der Cikaden (Grillen), die in den Weinlauben herumschwebenden Funken der italienischen Johanniskäfer (Lampyris italica) und der überall ertönende Schlag der Nachtigallen. An den Markttagen (Dinstags) erscheinen die Volkstrachten der verschiedenen Thäler in malerischer Mannigfaltigkeit, und nicht selten fesselt der edle Schnitt der Gesichtsprofile den Beobachter.

Das Dodolo oder Regenmädchen in Ungarn.

(Bild S. 668)

Die Sitte des Dodolo oder Regenmädchens ist durch das ganze Ungarland verbreitet. Am häufigsten trifft man diese Sitte bei den Raizen oder Rumänen. Das Dodolo oder Regenmädchen soll den vermißten Regen herbeiführen helfen. Wenn lange anhaltende Dürre gewesen, so hüllt sich ein armes Mädchen ganz in grünes Reisig, und ein oder mehrere andere begleiten es. Das Regenmädchen oder Dodolo erscheint im Hofe oder vor dem Hause des Bauern und singt im eintönigen Gesange: „Dodolo! Dodolo!" Die Kinder des Hauses und der Umgebung, namentlich die weiblichen, sammeln sich um dasselbe, schließen einen Reigen und umtanzen es, immer mit dem Gesange, dessen textliche Grundlage das modulationsfähige Wort Dodolo bildet. Wenn dieß einige Zeit lang geschehen, erscheint der Hausherr, welcher dem Reigen eine Weile still zusah, mit einem Eimer Wasser und gießt denselben über dem Haupte oder grünen Gipfel des Dodolo aus, welches die nasse Erfrischung mit Heiterkeit und lustigen Sprüngen aufnimmt. Der Hausherr hat in drei Absätzen seine Güsse gethan und dabei innerlich seine frommen Wünsche um Regen mit Festigkeit und Zuversicht zum Himmel gesendet. Das Dodolo tanzt und kann unter solcher Erfrischung nur heiter sein, in einem sehr warmen Klima, wie es eben das des südöstlichen Ungarns ist. Die Kinder setzen ihren Ringtanz um das Dodolo noch eine Weile fort, und ein Mädchen der Begleitung sammelt indeß bei den Hauseinwohnern die Gaben ein. Sie bestehen sehr wenig in kleiner Münze, zumeist in einer Zahl von Eiern, in Korn, Mehl, Schmalz oder Butter. Diese Gaben werden von den armen Dodolokindern heimgebracht und geben gute Tage in den kummervollen Hütten. Der Bauer, welcher das Dodolo wohl eingenäßt hat, ist der sichern Hoffnung, daß er ein sehr nützliches Werk gethan, um den Regen herbeizuführen. Wenn es bald nachher regnet, denkt er befriedigt an die Gabe zurück, die er dem Regenmädchen oder Dodolo gereicht, und er wird gelegentlich wieder Hülfe nehmen bei dem so hochschätzbaren Mittel. Der Volksgebrauch, slavisch-romanischen Ursprungs, hat sich auch bei Deutschen fortgesetzt, welche mit jenen Stämmen Berührung haben, und magyarische Dörfer solcher Nachbarschaft verfehlen nicht minder, ihr Opfer dem Regen zu bringen und das segensvolle Dodolo mit Freuden und Gaben zu begrüßen.

Albumblatt.

Schlimme Ahnung.

Flüchtig ist dein Kuß, Geliebte;
Schwebend streift er meine Lippen,
Wie die kleinen Wasserschwalben
Von des Flusses Fläche nippen.

Präge fester auf den Mund mir
Der Gewißheit holdes Siegel,
Denn mich dünkt, die kleinen Schwalben
Sind ein böser Zukunftsspiegel!

Dunkler färben sich die Blätter,
Bald beginnt des Herbstes Reise —
Und die Schwalben ziehn von dannen
Und der Fluß erstarrt zu Eise!

(Aus: „Gedichte" von Victor Blüthgen. Leipzig, Edwin Schloemp.)

Das Urlaubskreuz.

Novelle

von

Emile Mario Vacano.

(Schluß.)

6.

Und im waldumdunkelten Hause, in welchem die kleine Waldfee und ihre alte Großmutter wohnten? über dem lag der Winter recht düsternd und dicht. Der weiße Schnee drückte die Aeste der Bäume herab und brach manchen starken Stamm, daß er zur Erde fiel wie ein Mensch, den nicht die Sense des Todes, sondern die Last einer unerträglichen Trauer zu Tode getroffen hat.

Anfangs, als die Briefe Heinzens seltener wurden, da war es fast die gute alte Dame, welche das mehr vermerkte und oft darüber sprach. Aber Annie schaute mit ihren dunklen Rehaugen so vertrauend in die Welt hinaus, in die weiße, schneestille, abgeschlossene, als seien die Vöglein, die sich auf dem Fenstersims des Waldhauses sammelten, um da ihr Körnlein zu holen, lauter Boten von ihm, die ihr Grüße brachten und die fröhlichsten Liebesgedanken von ihm zu vermelden hätten, Tag für Tag. Als aber dann die Briefe nicht nur selten wurden, sondern ihr Inhalt auch durchblicken ließ (denn ein ehrliches, offenes Naturell, wie das des jungen Fabrikanten, vermag es nie und nimmer, zu heucheln), wie sehr ein fremdes Leben und fremde Neigungen den jugendlichen Menschen ändern und ihn umranken mögen, da schwieg die alte Frau und sprach nichts mehr von der Seltenheit der Briefe, und es war, als habe nun sie selber Furcht davor, daß Annie dieselbe bemerken, daß sich ihr Herzenskind darüber grämen möge. Aber Annie hatte von allem Anfang gefühlt und geahnt und gesehen: schärfer und besser und tiefer noch, als ihre liebevolle Großmutter, wie der Schnee draußen sich nicht nur auf Baum und Furche legte, sondern auch all' ihre Hoffnungen und all' ihre Freuden bedecke mit seinem ertödtenden Kalt. O Gott, welches liebende Herz — und möge es jung sein wie ein Maimorgen, und unerfahren wie ein Hänfling, der zum ersten Male in ein Dornengebüsch fällt, sieht nicht schärfer und klarer, als der gereifteste Verstand und die liebereichste Sorge? Nur hatte sie anfangs lächeln können vor ihrer Wohlthäterin, vor sich selber und vor den Rehen. Dann lächelte sie nicht mehr.

Und es kam die Zeit, wo seine Briefe — nein, sein Brief — denn es kamen ihrer nicht mehr viele — von Aenderung sprach, von einer fremden Frau, von Freundschaft, und wo er sich schüchtern anklagte.

Und die alte Dame wagte nicht davon zu reden, und Annie bemerkte nichts darüber. Sie war freundlich, thätig und sanft wie immer. Es war ja eine einfache Sache, die da vorging zwischen ihm und ihr — eine Sache, die keine Ausnahme ist, sondern die Regel. Zu fühlen, daß das Glück für uns gestorben ist, daß nichts auf Erden uns mehr blühen kann, was uns den Werth des Verlorenen besäße, und dennoch liebevoll bleiben Denen, die uns umgeben, und das Leben durchleben wie sonst in Arbeit und Freundlichkeit und Sanftmuth, das ist eine That, die nur ein Frauenherz vollbringen kann.

Da kam ein Tag, wo das zahme männliche Reh todt gefunden wurde in seinem Stalle. Man ließ die Hindin aus in die Waldeinsamkeit, in die Freiheit. Aber sie kam zurück an das Gitter des Gärtchens und verendete auch da. Daß Annie über den Tod ihrer beiden Lieblinge gar nicht weinte, das erfüllte das Herz ihrer Großmutter mit jäher Angst und mit dem vollen Verständnisse ihres tiefen, tiefen stummen Schmerzes, und mit der Gewißheit, daß das junge Mädchen in ihrem Innern weit mehr begraben habe, als sie jemals beweinen konnte: ihr ganzes Hoffen, ihr ganzes Glück. Und an diesem Tage, und wie sie aus dem Schneefroste hinein trat in's Haus, da brach all' die Angst und das Leid der alten Dame los, und sie nahm ihr Herzenskind an ihre Brust, eng, eng, und rief mit zitternder Stimme und mit Thränen in den alten Augen:

„Annie, Annie, was ist Dir, daß Du nicht sprichst und

daß Du nicht weinst? Was ist Dir, Kind, mein liebes Kind?"

Annie schaute ihre Großmutter nicht an. Sie neigte nur ihr braunes Köpfchen tiefer und barg ihr Gesicht in den Kleidern der alten Frau. Sie weinte nicht, nur ihr zarter, schlanker Körper zitterte leise, wie ein Pappelzweig im Herbstwinde. Und sie sagte ganz still:

„Du weißt es ja, Großmutter."

„Er wird wiederkommen!"

Das braune Köpfchen verneinte.

„Du weißt selber so gut wie ich, daß das nicht sein wird, Großmutter. Und wenn es wäre! Was sollte mir das helfen?"

„Ein junger Mann ist leicht beweglich."

„Er nicht. Er fühlt immer echt und brav."

„Auch bei Dir?" zürnte die Frau aus ihrem Schluchzen heraus.

„Bei mir hat er eben nichts gefühlt. Er hat sich getäuscht. Hätte er mich lieb gehabt, er hätte nicht mehr von mir gelassen, sowie — sowie ich nicht mehr von ihm lassen kann in meinem tiefsten Herzen. Denn er ist so gut und brav!"

Es war herzzerreißend anzuhören, dieses Lob aus dem Munde des verlassenen Mädchens.

„Der Elende! Der Lügner!" zürnte Frau Menken.

„Er hat mich nie belogen, höchstens sich selber."

„Und ich sage und bleibe dabei, junge Herzen sind beweglich," eiferte die alte Dame. „Er hat Dich lieb gehabt und wird Dich wieder lieb haben. Er ist nur verirrt oder verführt. Ich weiß, wie es in den Städten ist. Und er hat stets hier gelebt, in der Fabrik, in der Mühle, bei der Arbeit. Er hat nicht vergleichen gelernt und war unbewaffnet gegen das neue, laute, glänzende Sein in so einer Stadt — er ist unschuldig!"

„Du siehst, und soeben nanntest Du ihn einen Verräther."

„Und er wird wiederkommen."

„Wozu?" sagte Annie leise — ach, so leise! — Und jetzt zum ersten Male schaute sie auf, und es lag eine unbeschreibliche Kraft in den sanften, dunklen Augen, ein Stolz und eine Sanftmuth zugleich — die höchste Liebe und die höchste Würde, wie nur ein reines Menschenherz sie herbergen kann. „Er ist für mich verloren, auch wenn er wiederkehrt. Er wird dann höchstens verrathen worden sein. Und glaubst Du, ich könnte jemals wieder meine Hand in die seinige legen und ihm sagen, ich bin Dein? Nein, Großmutter, Du hast mein Herz anders gelehrt von Jugend auf, und was Du jetzt sprichst und was Du mir jetzt rathen willst, das thust Du aus schwachem Mitleid mit Deinem armen Kinde. Er hat mich niemals lieb gehabt. Der Arme! Er kann ja nichts dafür. Die Liebe läßt sich ja nicht gebieten, nicht herbei klingeln wie ein Domestik. Und ich, ich könnte ihm nie und nimmer zeigen, daß es bei mir Ernst war und ist und bleibt. Sei ruhig, Großmutter. Ich werde nicht daran sterben, wenigstens nicht plötzlich. Ich bin nie im Leben ohnmächtig geworden, und daß ich nicht weinen kann? Ich weiß nicht, wie es kommt. Ich will auch nicht unglücklich und trostlos scheinen und will mich bemühen, Freude zu machen. Nur Eines fühle ich, Großmutter, es muß nicht nur von ihm aus Alles aus sein zwischen uns, sondern auch von mir. Und meine Eltern, die ja ebenso wie wir Beide wissen, wie sich Alles geändert hat, und die mir von dem Manne schrieben, dem braven jungen Professor, der mich zur Frau haben möchte, die sollen dem noch nicht ‚Nein' sagen. Nur bei zwei Sachen mußt Du mir helfen. Ich will zu seiner Mutter gehen und da gehe Du mit mir. Mir ist, als sollte mir dort das Herz brechen, und ich brauche dort Deine Liebe. Es muß aber sein. Und dann, dann geh' mit mir eine Wallfahrt machen — nach Mariazell hinein, zur Gottesmutter. Man sagt, es sei nicht erhört, daß sie Jemanden ungetröstet gelassen habe. Willst Du das?"



Das Dodolo oder Regenmädchen. Originalzeichnung von J. Schönberg. (S. 667.)

Und so geschah es. Frau Menken kam mit ihrer Enkelin in die große, laute, essenhohe, hammerlärmende Fabrik, in deren Wohngebäuden die Saisers wohnten. Die gute Mutter Heinzens empfing sie mit offenen Armen und mit Vorwürfen über die Seltenheit des Besuches. Sie dachte wie die alte Großmutter, es werde sich geben, und sie dachte das ängstlich und sehnsüchtig, um ihres Sohnes willen. Aber das junge Mädchen hatte eine merkwürdige Kraft in sich, trotz ihrer Sanftheit. Und wie sie wieder wegging mit ihrer Großmutter, da hatte sie Alles, was sie mit dem Geliebten ihres Herzens noch verbinden konnte, gelöst — gelöst mit seiner Mutter. Sie hatte ihr gesagt, daß er und sie selber sich geeinigt hätten; daß er sie freilasse und sie ihn gleichfalls, gern, ohne Groll und ohne Liebe. Sie hatte den Muth, das zu sagen. Und sie erzählte, daß sie einen braven Mann heirathen werde, den Professor Eppi in der Residenz, der sie bei ihren Eltern kennen gelernt habe, und dessen Herz sehr zu ihrem passe. Und sie bat die gute Frau Saiser, sie möge das ihrem Sohne melden bei Gelegenheit, damit er wisse, daß er ganz frei sei — so wie sie selber es geworden sei durch ihn. Die gute Dame war sehr erregt und ergriffen und hatte Angst um ihren Sohn, und wollte klagen, aber getraute sich nicht, denn sie hätte ja fürchten müssen, dem Herzen des Mädchens wehe zu thun. Und so drückte Annie einen Kuß auf ihre Hand und ging fort wie eine Wittwe aus dem Hause, das einst ihr Glück hätte umschließen sollen. Die Großmutter blieb ein wenig zurück und die beiden alten Frauen weinten mit einander, sich stumm die Hände reichend, und sprachen kein Wort dabei.

Dann kamen Großmutter und Enkelin nach Mariazell zur Wallfahrt.

Es war schon Frühlingszeit. Es stürmte noch heftig über die Welt, und es schauerte dabei von Busch und Baum, ein lauer Hauch folgte dem Sturme, und dazwischen hinein lächelte eine blasse, schüchterne Sonne auf die Helleborusblüten herab, die zwischen dem Thauschnee hervorkamen aus der schwarzen, erweichten Erde.

Warm war es draußen in der Welt, und eiskalt, bitterkalt und tiefdunkelnd in der Gnadenkirche. Frost überlief Einen, wenn man hinein trat. Die Wallfahrtszeit begann erst im Sommer, und es gab nur ein, zwei Beter aus dem Orte da. Der Thausturm umheulte die Mauern des Tempels und zerriß das Eis der Bäche und strömte laue Fluten über das Land, und löste den Frost der Zweige, daß sich die Blütenaugen öffneten an Busch und Baum. Und hier im kalten Dunkel, da leuchtete das uralte kleine Gnadenbild in das Kerzen- und Silbergefunkel ihrer Kapelle hinein, und ein armes junges Menschenherz fühlte sich auf den kalten Steinplatten dieser Kapelle langsam verbluten im stillen Flehen. Alles, was glückvoll, hoffnungsreich und grünend gewesen war im Herzen der armen Annie, das legte sie nieder zu den Füßen der Gnadenmutter und machte sich los davon, und gab all' ihr Leid der Königin des Himmels. Still, dunkel und einsam wurde es in ihrer Seele, wie in einem alten Dome, in welchem keine Messe mehr gelesen wird — wo kein Jammer mehr auf gefaltete Hände herab weint, aber auch keine helle Kinderfreude mehr lächelt in den Opferblumen des Dankes.

Und — zum Ruhme des armen Kindes sei es gesagt: ein Gebet für Den, den sie hier begrub in ihrem tiefsten Herzen, war die letzte Regung dieses ersterbenden jungen Gemüthes, das nun den Gnadendom verließ — verarmt, jammerlos und hoffnungstodt wie eine frostgetödtete Blüte, um die der wimmernde Thauwind, der von den Bergen hereinstürmte, umsonst sein belebendes Brausen ertönen ließ. Die alte Frau war jetzt die stärkere und die kräftigere von Beiden; so schwach und so gebrochen war das junge Mädchen, wie es an ihrem Arme die Straße entlang vom Gnadenorte hinwegschritt. Aus dem Märzsturm blickte ein Sonnenstrahl quer über das Thal und den Dom, grüne Knospen blickten von den Sträuchern. Sie standen unter

dem Urlaubskreuze. Zum letzten Male schaute Annie in dieses Frühlingswehen wie in ein großes Grab, in dem sie Alles, Alles versenkt hatte. Dann wandte sie sich. Das Grab war geschlossen und der Sonnenstrahl lag kalt und scharf und fremd auf ihrem Wege. Und wie sie heimkamen, da fanden sie ein Schreiben des neuen Bewerbers.

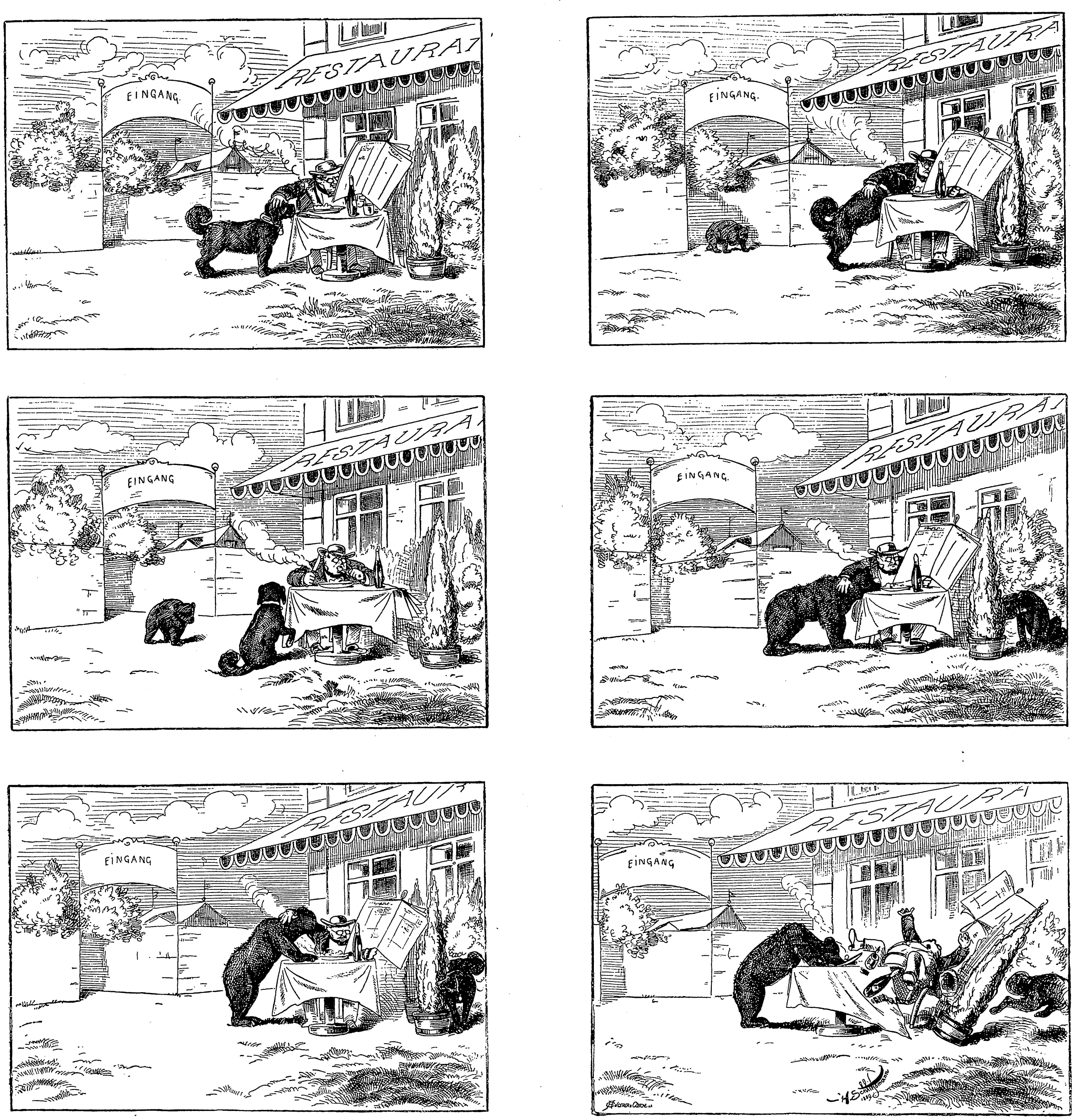
„Antworte Du darauf," sagte Annie zur Großmutter. „Und was Du willst. Ich bin müde — müde."

7.

In der Stadt ist der Frühling sanfter, zahmer und rascher licht. Wonnige Märztage lagen über Kirchen, Herrenhäusern und Gasthöfen. Es waren Tage, welche die Herzen der Menschen und die Fenster der Häuser öffneten. Man ließ Licht und Luft und Glanz strömen in die so lang versperrten Räume. Der letzte Schneethau troff von den Dachfirsten, der Himmel war wolkenlos blau, die Sonne strahlte warm und glanzvoll herab auf die Veilchen der Verkäufer, in den Palasthöfen wurden die offenen Wagen gewaschen von Stallknechten in rothgestreiften Jacken, in den Korridors lärmten Zofen durcheinander, welche Frühlingstoiletten hin und her trugen, und in dem Salon der Odette Farna duftete ein großer, sanftfarbiger Fliederstrauß in einer riesigen Mattglasvase.

Herrn Rentier Müller's unangenehm gestörtes Gabelfrühstück in der Restauration zum „Thiergarten".

Originalzeichnungen von Hans Schließmann.



Der Herr Baron Marian kam mit Heinz Saiser zum Besuche. Oder eigentlich nicht zum Besuche, denn er schien sogar zu erwarten, daß Miß Susie sagte:

„Aber Herr Baron wissen ja, daß Madame Vormittags immer auf der Repetition ist, und übrigens" — mit einem Blicke auf Herrn Saiser — „Vormittags nie empfängt, selbst ihre besten Freunde nicht!"

„Da dieß die Zeit ihrer Studien ist," bestätigte Heinz Saiser hastig gegen den Baron.

Aber Baron Marian war sans gêne, wie ein Onkel des Hauses wohl sein mag.

„Daß meine Nichte auf der Probe ist, wußte ich," sagte er mit seiner liebenswürdigen, aber befehlenden Weise zu Miß Susie. „Ich kam auch nur her, um Herrn von Saiser die Stereoskopen zu zeigen, welche vorgestern aus der Schweiz gekommen sind. Sie werden uns in den Salon lassen."

Die Zofe zweifelte noch und blickte zögernd und fast hülfeflehend auf den Baron.

„Aber . . ."

Baron Marian öffnete die Thüre des Salons und ließ seinen jungen Freund eintreten. Er selber blieb noch einen Augenblick zurück und sagte zu Susie scharf, deutlich:

„Mademoiselle wird in einer Viertelstunde aus der Probe nach Hause kommen. Sie geht dann stets in ihr Boudoir."

Miß Susie fühlte sich, sobald sie mit dem Herrn Baron allein war, augenscheinlich auf ganz sicherem Terrain.

„Wie der Herr Baron weiß," sagte sie.

„Und mit ihr kommt —"

„Wie seit den vier Tagen, daß er hier ist. Aber weiß Gott, Madame ist ganz nervös darüber! Sie wünscht ihn in's Pfefferland. Aber was kann sie machen? Er würde einen Heidenlärm schlagen. Zum Glück will er wieder fort. Kam nur, um sie zu quälen. Denn er ist jetzt sehr rangirt."

„Nun gut. Ich will mit Herrn von Saiser die Stereoskopen besichtigen. Sie werden Mademoiselle nichts davon sagen, daß wir hier sind. Hören Sie?"

„Aber ... aber wenn Herr von Saiser sieht, daß Madame mit Jemandem heimkommt zu einer Zeit, wo sie ihn nie empfangen will ..."

„Was kümmert Sie das?"

Miß Susie war augenscheinlich sehr in der Schuld Onkel Marian's, denn sie machte nur eifrig: „Sehr wohl!" Und der Baron trat in den Salon, wo Heinz Saiser seiner harrte — am offenen Fenster; die Augen hinaus geheftet in das Frühlingsblau, in das Thauen.

„Ich will fort von hier!" sagte der junge Mann, wie der Aeltere eintrat. „Es ist mir wie ein Unrecht, hier zu sein."

Der Baron ergriff seinen Arm und bannte ihn zugleich mit seinem Blicke.

„Ist es ein Unrecht, die Wahrheit zu sehen im Leben? Ich meine, das ist eine Pflicht. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie auf dem Wege nach abwärts sind hier. Und Sie wollten mich nicht hören, weil Sie eben lieben ..."

„Weil ich Mademoiselle Farna liebe, ja. Und weil ich nichts Schlimmes glauben werde von ihr."

„Und habe ich Ihnen jemals Schlimmes von ihr erzählt, Herr von Saiser? Odette Farna ist ein gutes Geschöpf, und nicht sie würde Ihr Unglück sein, sondern Alles, was an ihr hängt. Nicht der Mensch selber ist oft das, was man meiden muß, sondern seine Vergangenheit oder seine Umgebung. Nur ein einziges Mal in ihrem Leben ist Odette Farna unecht gewesen: und zwar hier, und gegen Sie. Sie ist eben müde, die arme Wanderschwalbe. Und die Müdigkeit bringt stets eine Art Sichsinkenlassen mit sich. Die Selbstsucht ist über sie gekommen, und sie zieht Sie an ihr Herz, um selber geborgen zu sein, und bedenkt nicht, was für Leid und Qual sie Ihnen bereiten müßte in einer Ehe. Die müde, arme Künstlerin denkt nicht, was für ein abscheulicher Moment es sein müßte, wo die grotesken Gestalten ihres Lebens in das stille, ehrbare Heim treten würden, das Sie ihr bieten möchten. Nun, ich denke daran; und vielleicht kommt eine Stunde, wo sie mir's selber danken wird. Und daß Sie es mir einst danken werden, Herr von Saiser, das weiß ich sicher."

„Was treten Sie so in mein Leben?" entgegnete der junge Mann fast zornig.

Eine tiefe Trauer lag über dem Gesichte des Barons.

„Weil ich nicht anders kann," sagte er einfach. „Weisen Sie mich nicht zurück, ich meine es gut mit Ihnen. Ich will Ihnen ..."

„Sie wollen mir das Herz brechen!"

„Das Herz brechen, wenn ich Ihnen zeige, daß Odette Farna Sie belogen hat, indem sie verschweigt? Weil sie Ihr Dasein an das ihrige ketten will, das mit tausend Banden nach unten festgehalten wird? Bricht Ihnen das das Herz, dann ist es besser, Sie enden so jung, als daß Sie ein verpfuschtes Leben hinschleppen Jahr für Jahr an der Seite eines Weibes, das Sie nicht lieben können, weil es Ihnen nicht wahr gewesen ist. Sie sind noch jung. Sie wissen nicht, wie es thut, zu leben ohne Freude am Leben, mit häßlichen Erinnerungen an uns oder an Wesen, die uns Alles sind. Ich hatte einmal die Freude, mit Ihnen an Ihrem Heim vorüberzugehen. O, wenn Sie wüßten, wie hell mir das Gedenken an dieses behagliche, arbeitsfrohe Haus geblieben ist! Und denken zu müssen, daß in dieses Haus ein Schatten fallen könne aus der Welt, die ich kenne, aus der Welt, aus welcher auch Odette Farna entsprossen ist! — Aber ich glaube, sie sind da."

Heinz Saiser folgte ihm, wie er die Thüre des Salons leise öffnete und mit ihm in das Zimmer trat, welches an das Boudoir der Virtuosin stieß.

Wer mag schildern, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging, als er die Stimme der Geliebten sich mischen hörte mit der Stimme eines Mannes, und mit welchen Worten! Wer vermag das bitterste Gefühl des Daseins zu ermessen: Alles zusammenbrechen zu sehen, was unsere beste Liebe aufgebaut, den Opferaltar zertrümmert zu sehen, auf dem wir unsere schönsten Gefühle geopfert der gütigen und beglückenden Gottheit — die Sonne unseres Daseins erlöschen zu sehen: jäh und gänzlich? Wer vermag dieses schier unerträgliche Leid zu begreifen außer Dem, dem es wirklich geworden ist im Leben? Immer tiefer sanken die Hände, in denen er sein junges Antlitz geborgen hatte, wie in Scham, oder im bittersten, hülflosesten Leid. Der Frühlingsglanz, der durch die offenen Fenster hereindrang, fand keinen Wiederschein in seinem Herzen, in welches die Nacht eines allertiefsten, ewigen, dunklen Wehs hereinbrach, wie er hörte, was die geliebte Stimme draußen sprach.

„Wie lange willst Du noch hier bleiben und mich quälen?" sagte die Stimme Odette Farna's. „Was habe ich mit Dir zu schaffen?"

„Was Du zu schaffen hast mit dem Manne, den Du in Pittsburg unten geheirathet hast?" sagte die heisere Stimme des Mannes.

„Dich geheirathet! Als ob das noch wahr, noch wirklich wäre! Was gehst Du mich noch an?"

„Du hast Recht. Ich gehe Dich so wenig an, wie der Colonel Staufonthy, Dein erster Mann, wie der Ecuyer Vernon, Dein zweiter, und wie der Impresario Jonathan, mein Nachfolger. Du, die kühne Pantomimistin von Bowery, die Tochter des französischen Kaufmanns Farney, wechselte ja ihre Gatten wie andere Frauen ihre Handschuhe, nachdem ihr Monsieur Papa Bankerott gemacht hatte und sie ihr Leben als Virtuosin begann; es war ein ewiges Freien und Sichscheidenlassen. Nur ist doch ein Unterschied zwischen dem Colonel, dem Ecuyer, dem Impresario und — mir. Der Erstere wurde von den Indianern skalpirt, der Zweite von einem Rivalen niedergeritten, der Dritte starb an Cognak, während ich, ich noch lebe und ganz entzückt war, hier auf meiner Konzerttournée durch Europa meine ehemalige Frau wiederzufinden. Daß sie schrecklich fremd und stolz thut und mich als Fremden behandelt, genirt mich nicht. Es thut mir wohl, nach so langen Irrfahrten wieder manchmal eine Stunde in einem so behaglichen Heim zuzubringen, auf das ich sozusagen ein Recht habe."

„Ein Recht, Mr. Delino!" vibrirte Odette Farna. „Ich habe Sie nur empfangen, geduldet, weil ..."

„Weil Du einen Freier hast, der sich an vier vorhergehenden Gatten stoßen könnte, nach Art dieser zopfigen Europäer."

„Ich habe Dich schon am ersten Tage gefragt, was Du verlangst!"

„Was soll ich verlangen? Wir sind ja geschieden. Und Geld! Ich, Johnny Delino, der ehemalige Kapellmeister von Bowery und jetzige Matador des ‚Ophicleïde'-Instrument, ich habe Dir gestern ein Bouquet geworfen, dessen Kamellien allein so viel gekostet haben wie Dein Collier da! ... Was ich will? Eine, zwei Stunden einmal irgendwo wieder daheim sein — daheim an einer gemüthlichen Feuerseite, neben einer charmanten Frau. By Jove! Meinst Du, es kommen Einem nicht solche Désirs, wenn man stets und immer die Welt durchzieht mit Kirchthurmrennenschnelligkeit? In einem Winter wie dieser, in ungemüthlichen Eisenbahnwaggons und in wiederhallenden Hotelzimmern? Nun, nun, übrigens fahre ich ja morgen wieder meiner Wege ... Könntest mir doch wohl ein gutes Gesicht machen zum Adieu ... Kann eine geschiedene Frau nicht die Freundin ihres einstigen Gatten bleiben?"

„Du bist mir lästig. Dein Schatten auf meinem Wege stört mich. Geh', geh' jetzt wenigstens!"

Und er ging, der heimlose Virtuose. Er war ja trotz Allem ein „gutes Kind". Und dann — dann öffnete Onkel Marian die Thür, und an seiner Seite stand auf der Schwelle Heinz Saiser. Odette Farna stieß einen dumpfen Schrei aus. Die rothen Rosen blühten jählings auf auf ihren schneeweiß werdenden Wangen, und das lange, lohfarbene, offene Haar um ihre Stirn schien plötzlich wie feucht und schwer. Ihr Blick begriff Alles, Alles.

Der junge Mann schaute sie an mit einer schrecklichen Ruhe, nur um seinen Mund zuckte es wie bei Kindern. Er machte ihr keinen Vorwurf, er klagte sie nicht an. Er sagte ihr nur:

„Leben Sie wohl, Odette!"

Sie starrte von ihm auf Baron Marian, der ruhig und ernst an dem traulichen Kamin lehnte, die Hand neben der prächtigen Uhr, auf welcher der Genius der Zeit mit ausgebreiteten Flügeln saß, und deren eintöniges, silberhelles Tiktak in den Frühlingsduft des Zimmers hinein schallte, als habe sie nur Stunden des Friedens zu verkünden. Odette Farna stürzte auf Heinz zu, als wolle sie ihm den Weg vertreten. Aber sie vermochte nichts zu sagen als:

„Henny, Henny, Du kannst nicht gehen!"

Er blieb stehen. Nur einen Augenblick. Und sie sah, daß etwas in ihm gestorben sei. All' seine Liebe für sie war zerfallen wie in Asche, und hätte sie ihm das Glück der ganzen Welt geboten, er würde es aus diesen Händen nicht genommen haben. Und er ging, zitternd wie im Fieber.

Sie wankte ihm nach bis an die Schwelle. Noch sah sie ihn, wie er durch das erste Zimmer schritt — noch einmal sah sie all' ihr Hoffen auf ihn, all' ihre Pläne, ihre ganze Zukunft, die Sühnung, den Frieden und die Rast ihrer ganzen noch zu lebenden Tage; dann fiel auch die äußere Portière über ihm zusammen, wie die Wogen der See über dem versinkenden Becher des Königs von Thule, und sie fuhr mit einem dumpfen Stöhnen auf.

„Was jammerst Du denn so?" fragte der Baron fast rauh, oder fast ängstlich geworden, und trat auf sie zu.

„Du hast das gethan!" keuchte sie wild.

„Ja," entgegnete er schnell, hastig, klar. „Denn er ist — er ist mir wie mein Kind. Und was hab' ich Dir damit gethan? Ich habe Dir ein paar hundert Dukaten, eine Rente, einen Namen genommen — Du wirst ihn bei einem Andern ebenso finden."

„Du lügst!" wüthete sie und stieß ihn beiseite. „Ich liebe ihn! Ja! Hörst Du, Verhaßter, Abscheulicher, Erbarmungsloser? Ich liebe ihn wirklich! Siehst Du denn nicht, daß Du mich tödtest?"

Und sie stürzte an ihm vorüber, dem jungen Mann nach, an die Fenster des ersten Zimmers. Er starrte ihr sprachlos nach.

Und Heinz Saiser, wie er aus dem Hause trat und durch die Gasse fortwankte, fort, unaufhaltsam, hörte hinter sich eine bebende, schneidende Stimme rufen:

„Bleib'! Bleib'!"

8.

Wie Heinz Saiser nach Hause kam? Er war krank, er hatte das Fieber, wie er die Stadt verließ. Aber jene Gewalt, die uns beim Beginn großer Leiden gegeben ist: die Gewalt, uns dagegen zu sträuben bis zur Ohnmacht, vor den Leuten oder vor uns selber, die hielt ihn empor auf der Reise. Wie im Traume nur hörte er, was die Leute um ihn sprachen, und die Gegenden wogten vor ihm hin, wie von blutrothen Schleiern überweht. Wie Gift sahen ihn die Speisen an, und der Anblick des Wassers machte ihn frieren, obwohl sein Gaumen vor Durst glühte. Auf den letzten Stationen, da wo ihn schon der Wagen seiner Eltern führte, da hatte er mit den bekannten Leuten und mit den Wirthen viel zu reden. Er antwortete, aber er wußte nicht, was er sagte. Es mußte aber doch maschinenhaft richtig sein, denn man wunderte sich nicht darüber, und nur er selber verwunderte sich, daß er wandle, gehe und rede, und nicht im Bette liege. Und überall erzählte man ihm auch — fast absichtlich, wie es ihm schien — daß es nun bald eine Hochzeit geben werde im Walde — zwischen der Waldfee und dem Herrn Professor aus der Stadt. Was kümmerte ihn das? fragte er sich selber. Aber es klang ihm immer in den Ohren. Und es war ihm dabei, als ob er hören würde, daß seine Heimat zur Hälfte vom Erdboden verschlungen sei.

Aber er kam nach Hause. Er sprach noch mit seinem Vater — sehr viel, sehr laut, sehr verständig von der Stadt, vom Geschäfte. Dann war er mit seiner guten Mutter allein. Sie sprach zu ihm. Aber das klang ihm, als ob er es durch wilde, wilde tosende Wasser höre, in denen er langsam versinke, tiefer und immer tiefer; und es war ihm, als fasse er nach einem Halt, und dieser Halt sei seine Mutter; und sein Haupt an ihrer lieben Brust, war es ihm, als solle er weinen, herzzerreißend, bitterlich, jammernd; dann stürzten die Wasser tosend über ihn, er hörte und sah nichts mehr, und ertrinkend rief er nur noch, hülflos und ungehört: „Annie! ..."

*

Annie. Ja, wie sein Geist nach langen, langen Wochen wieder auftauchte aus den wilden Fluten der Todeskrankheit, da sah er ihr Gesicht über ihn geneigt, neben dem Gesichte seiner Engelsmutter. Er schloß die Augen, denn das mußte wohl ein Traum sein. So still war Alles um ihn geworden nach dem wochenlangen Tosen und Rauschen, und eine tiefe Ruhe war über ihm. Nur seine Seele schien zu leben. Seinen Körper fühlte er nicht, und seine Glieder waren so unbewegbar für ihn, als ob sie einem fremden Menschen angehörten.

Nach langer Zeit öffnete er die Augen wieder. Er sah das glückliche Gesicht seiner Mutter und antwortete ihr. Und dann zuletzt fragte er nach Annie und sie kam, kam wirklich, lächelnd und sanft wie immer. Er forschte ängstlich in ihren Mienen und er lauschte ängstlich auf eine Veränderung in dem Ton ihrer Stimme. Aber Alles war wie in alter Zeit — keine Miene weniger hell und freundlich, und im Auge nur die alte Sanftheit, und in der Stimme nur die alte Liebe.

Gesünder wurde er und gesünder. Die Liebe ist ja stets der beste Arzt gewesen seit Beginn der Welt, der Liebe und des Uebels.

Und eines Tages, da er in der Laube saß und sie bei ihm, da sagte er — noch immer matt und schwach, aber mit glänzenden Augen schon:

„Und Du bist also nicht Braut, Annie?"

„Ich war es nie. Ich dachte nur daran. Ich wollte Dich nur befreien von mir, Heinz. Aber da bist Du wiedergekommen, krank. So krank! Da gab es für mich nichts Anderes mehr auf der Welt als Dich, nur Dich. Ob Du mich noch mochtest? Was lag mir jetzt daran? Ich gehörte Dir — um Dir zu dienen wenigstens, wenn ich Dich nicht erfreuen konnte."

„Und Du pflegtest mich?"

„Mit Deiner Mutter."

„Und jetzt?"

„Was fragst Du mich, Heinz?"

„Jetzt wirst Du mich wieder verlassen?"

„Könnt' ich denn das?"

„Du hast mich also immer lieb gehabt?"

„Immer, Heinz. Von der ersten Stunde an, durch alles bittere Leid der spätern Zeit hindurch, durch Verlassenheit und Einsamkeit, bis heute — immer mit derselben Liebe."

„Und hat man Dir nicht gesagt, daß ich geirrt habe und gefehlt, daß mein Herz berauscht war, daß ich Dich vergessen zu haben glaubte, Annie? Wie das geschehen konnte: ich weiß es nicht. Aber es war so. Wird das nie einen Schatten werfen auf Deine gnadenvolle Liebe zu mir?"

„Ich weiß ja das Alles. Er hat es mir gesagt."

„Wer?"

„Er, der fremde ernste Mann, der sich Deinen Freund nannte, und der zu mir kam, während Du krank lagst. Und er erklärte mir Alles, und ich weiß jetzt Alles. Was die Schminke macht, und der Schmuck, und die Kunst, und die eigene Jugend: und daß jeder junge Mann durch diesen Irrthum gehen müsse, daß aber dieser Irrthum nie die Wirklichkeit ersticke in einem braven Herzen. Und das gab mir so viel Trost, und er hatte ja Recht: Du warst heimgekommen!"

„O Annie, wie gut Du bist! Und wie ich Dich liebe! Glaubst Du mir's?“

„Ich kann ja nicht anders, Heinz!“

Wie schön erschien den beiden jungen Herzen der Schmetterling, der zwischen ihnen durchgaukelte!

9.

In Jassy unten, im Hospital und Pfründnerhause, da gibt es auch Krankenstübchen zu vermiethen an durchreisende Patienten — es ist das eine Art Einkehrhaus für Passagiere nach dem Jenseits. Dort hatte sich eines Tages ein Reisender eingemiethet. Ein Pan Marian, der halb schäbig, halb elegant war. Er war nicht krank an einer akuten Krankheit, sondern es war nur eine Art Ermüden und Erlöschen in ihm. „Er konnte nicht weiter.“ Er konnte nicht gut anderswo siechen als in einem öffentlichen Hause, denn es war ein Herr, der ganz allein war auf der Welt, wie es schien. Niemand kam zu ihm und Niemand schrieb ihm. Oder doch ja — einmal erhielt er einen Brief, den er durchlas, auf seinem schäbigen Armsessel sitzend und mühsam die leichte Luft einathmend.

Der Brief war ihm nachgewandert eine lange Strecke und von Ort zu Ort, bis er ihn hier erreicht hatte: auf dem letzten Platze. Er lautete:

„Onkel Marius. Ich nenne Dich wieder mit dem alten Namen! Denn Du hast doch Recht gehabt damals, wo ich Dir so sehr zürnte. 's ist Weihnachten gewesen gestern, und da habe ich so recht empfunden, wie viel besser es war, daß er glücklich geworden ist. Ich bin recht beliebt als Musiklehrerin in Wien. Und Odette Farna existirt nicht mehr. Ich gewinne mein Leben Tag für Tag. Aber eine Weihnachtsfreude mußte ich mir machen. Ich verließ mein armes Stüblein und fuhr heraus in den Ort, wo er glücklich ist. Ich habe mir sein Haus angesehen am Christabend. Und mir ward wohl bei dem Gedanken, daß er glücklich ist. Der Herr sei gepriesen! Und dann dachte ich an Dich, Onkel Marian, und reiche Dir die Hand. Gott verzeihe uns Allen. Odette.“

Der fremde Kranke hielt den verspäteten Brief noch immer in den gefalteten Händen an diesem Sommertage, aber er war darüber in seine alte fieberhafte Schwäche gefallen und eingeschlummert. Und im Traume, da sah er eine Winternacht, eine Weihnacht. Eine blasse Frau, die ärmlich aussah, und die in der Kirche von Mariazell ihr Bild aus schönen Tagen geopfert hatte mit der Inschrift: „Du sollst nicht lügen!“, die ging von einer einsamen Bahnstation durch den Schnee tapfer an eine große Fabrik hinaus. Wie hell da die Fenster des Wohnhauses glänzten, die ganze Reihe entlang! Da wurden wohl Arbeiter beschenkt, und der hellste Schein, dort in dem letzten Fenster, der kam sicher von dem Christbaum der Kinder her! ... Sie stand ein Weilchen still, die magere, blasse, hustende Frau, die Hände mit den alten schwarzen Handschuhen ineinander gefaltet, und die großen fiebernden Augen glanzvoll auf die hellen Fenster gerichtet. Dann schritt sie weiter oder verschwand im Schneesturm.

Im Schneesturm? Nein. Es war ein Erwachen in der Sommerherrlichkeit für den einsamen Mann im Hospitalstübchen. Und es war ihm, als ob's zu Ende ginge. Die Schwäche überkam ihn. Die Wärterin war ausgegangen im Sonnenschein und hatte den Kranken verlassen. Den fröstelte plötzlich, wie er durch die staubigen, geschlossenen Fenster hinaussah in das Sonnenfunkeln der Glücklichen, und er wußte, daß das Ende da sei.

Ein kleines Kind, das Töchterchen des Spitalportiers, liebte es, bei dem Kranken zu sein und ihm aus dem Märchenbuche Bilder zu erklären. Das Kind saß zu seinen Füßen und war eifrig beschäftigt, einen Siegfried mit dem Drachen zu zerreißen. So still war es draußen, und so still war es hier innen, und so wild pochte es in dem zuckenden Herzen des Kranken, das sich so mühsam losrang aus den Banden des Lebens im Todeskampfe. Finster wurde es um ihn, so jäh finster, und er murmelte: „Herr, bleib' bei uns, es will Abend werden!“ Da kam es plötzlich wie ein großer Frieden über den Sterbenden und wie ein großes Licht. Sein Herz pochte stiller, und sein Auge sah noch einmal klar und deutlich. Er war angekommen an seinem Urlaubskreuze. Er schaute noch einmal auf diese Welt zurück. Auf lange, lange Wege voll Thorheit, voll Irrthümer. Aber dann wurde der Weg in seiner Erinnerung lichter.

„Er ist glücklich, der mein Kind wurde, das Kind des Armen, der nie sein Kind haben durfte! ... Ach, so lange habe ich auf Gott vergessen gehabt in meiner Jugend: finster — finster — finster war's. O Herr, sei mein Schutz in diesem Sturme! Wie sagtest du? Die Liebe versöhnt Alles, sie überwältigt Alles, wenn sie nicht das Ihre sucht. Ich darf den Frieden sehen, weil ich Frieden gegeben habe! ...“

Das Kind hatte mit großen Augen zugehört den Worten des kranken Mannes. Es hatte geglaubt, er erzähle ein Märchen. Aber es konnte keinen Sinn herausbringen. Da schwieg der kranke Mann plötzlich. Das Kind bekam eine jähe Angst und warf das Bilderbuch fort, und stürzte zur Thür, und schlug draußen einen Zeterlärm, und wie die alte Spitalmutter aus ihrer Stube schoß und es zornig frug, warum es so schreie, da meinte es nur: „Ich ... ich weiß es nicht! ... Aber er ist so still geworden — in den Augen ...“



Aus allen Gebieten.

Wann soll man Birnen abnehmen und wie sie aufbewahren?

Birnen müssen vom Baume gerade dann, wenn sie sich zur Reife anschicken, abgenommen werden und müssen an einem schattigen Orte bei einer Temperatur von circa 15 Grad C. nachreifen können. Bei der Reife am Baume wird der Zucker, die Stärke und andere mehlige Bestandtheile des Fleisches zu Gunsten des Samens oder Kerngehäuses verarbeitet, worauf dann das Herz des Fleisches entweder zu faulen beginnt, oder aber so trocken und mehlig wird, daß es allen Geschmack verliert. Läßt man Birnen aber auf geschickte Weise nachreifen, so wirken die vegetabilischen Säuren nur langsam auf die Stärke, den Gummi ꝛc. des Fleisches ein, überführen diese Substanzen in sogenannten Traubenzucker, reißen das Zellgewebe ein, machen den aromatischen Saft frei und verhelfen uns zu einer süßen, saftigen, angenehm schmeckenden Birne. Die Chemiker bezeichnen diesen Vorgang als einen zuckerartigen Gährungsprozeß. Birnen sollten immer mit der Hand abgenommen und nach dem Pflücken sorgfältig behandelt werden. Besonders schöne, ausgewählte Exemplare, die man etwa zu Ausstellungen schicken will, sollten, wie Orangen, einfach in Papier gehüllt und in einem dunklen Kasten aufbewahrt werden; die übrigen sollte man in Kisten eingelegen und zwar so, daß zwischen je zwei Lagen Birnen eine Lage Papier kommt. Gut ist es, wenn auch das Kistchen immer mit Papier beklebt wird. Papier ist ein schlechter Wärmeleiter und hält die Birnen kühl und bei gleichmäßiger Temperatur. Papier ist auch undurchdringlich für die Dünste der Luft und jene, welche von den Birnen abgegeben werden, und schützt sie vor dem Zusammenschrumpfen. Beim Einlegen der Birnen in die Kistchen muß man darauf Acht geben, nicht zu viel Lagen über einander zu schichten, sonst könnten durch ihr Gewicht die unteren Lagen eingedrückt und dadurch der Inhalt des ganzen Kistchens verdorben werden. Spät in der Herbstsaison, wenn die Witterung schon kühler wird, können Birnen auch auf dem Boden einer Kammer, auf wollenen Tüchern liegend und mit solchen bedeckt, zur Nachreife gebracht werden. Winterbirnen kann man so lange, wie es die Witterung zuläßt, auf den Bäumen belassen und dann, sorgfältig in Fässer verpackt, in einem Keller aufbewahren. Soll dann eine Partie derselben zum Gebrauche ausgereift werden, so bringe man selbe behufs dessen in ein warmes Zimmer und umwickle die Birnen, damit sie nicht zusammenschrumpfen, mit Papier. Eine der besten Methoden, Winterbirnen ausreifen zu lassen, ist das Einlegen derselben in grobes Maismehl und Aufbewahrung derselben an einem Orte, dessen Temperatur um 15 Grad C. herum ist. Sollte dieser Raum geheizt werden, so vergesse man nicht, ein Wassergefäß in selbem aufzustellen, da die trockene Luft das Aroma der Birnen absorbirt und sie welk macht. Soll die Nachreife von Sommer- und Herbstbirnen auf einen größern Zeitraum ausgedehnt werden, so kann dieß leicht dadurch geschehen, daß man selbe zu verschiedenen Zeitpunkten pflückt, oder aber, daß man die Temperatur des Raumes, in welchem man sie aufbewahrt, herabsetzt. Ein dunkler kühler Keller verzögert die Reife um ein paar Tage. Das Zunehmen an Schönheit der Farbe, Güte des Aromas und Saftigkeit des Fleisches durch die künstliche Reife wird Alle Jene, welche derlei bisher noch nicht versucht haben, in Erstaunen setzen.

Fleckige Stahlstiche zu reinigen

ist umständlich und mühsam. Man setze einen Tisch draußen im Freien in die Sonnenstrahlen, beschlage ihn an beiden Seiten mit Nägeln, an welchen man Bindfaden so befestigt, daß sie quer über die Tafel laufen. Auf diesen Tisch, unter die Bindfaden, lege man einige Bogen weißes Papier und auf diese den Stahlstich. Dann übergieße man behutsam die ganze Oberfläche desselben mit siedendem Wasser und wo dieses durch die Sonne schnell trocknet, muß es durch einen nassen Schwamm immer sogleich ersetzt werden. Das Uebergießen wird drei- bis viermal wiederholt. Dann lege man das Bild in ein flaches hölzernes Gefäß von derselben Größe als der Tisch, gieße wieder heißes Wasser darauf und bedecke das Gefäß mit Tuch oder Zeug, um die Hitze gehörig einwirken zu lassen. Nach fünf bis sechs Stunden sind die Flecke und aller Schmutz losgeweicht. Vor dem letzten Begießen bedecke man das Bild mit reinem starkem Papier, damit es durch das Wasser nicht zerrissen werde. An Fäden aufgehängt, wird es dann in der Sonne getrocknet. Bevor es aber ganz trocken ist, nehme man es noch einmal herunter und presse es sorgsam zwischen zwei Papieren, damit es beim Trocknen keine Falten bekommt. Nach vollständigem Trocknen muß das Bild satinirt werden.

Sicheres Mittel gegen die Saatschnecken.

Gutsbesitzer Westernacher in Oberhessen berichtet, er habe beobachtet, daß in dem vorausgegangenen Herbste und Frühjahre, als die Saatschnecken vielseitig Schaden gethan, eines seiner Grundstücke, mitten in einem von Schnecken arg beschädigten Distrikte gelegen, verschont blieb; er konnte sich dieß nur dadurch erklären, daß das fragliche Stück eine Düngung mit Superphosphat erhalten hatte. Um sich zu versichern, ob dem so sei, bestreute er ein von Schnecken stark heimgesuchtes Stück mit Superphosphat und fand am andern Morgen den Boden mit todten Schnecken bedeckt. Ein Nachbar, der den gleichen Versuch machte, hatte denselben günstigen Erfolg.

Verwendung unreifer Aepfel.

Unreife Aepfel lassen sich am zweckmäßigsten durch Einkochen zu Gelée in der Haushaltung verwerthen. Zu diesem Zweck werden sie in Wasser gekocht, bis sie ganz weich geworden sind, alsdann in einen leinenen Beutel gefüllt und der ohne Anwendung von Druck durchgelaufene Saft bis zur Syrupkonsistenz eingekocht, nachdem man auf einen Schoppen Saft ein halbes Pfund Zucker hinzugegeben.

Wilde Kaninchen zu vertilgen.

Man lasse eine große und tiefe Grube graben und ausmauern, dieselbe mit dünnen Brettern bedecken und füttere nun auf diesen letzteren die Kaninchen den halben Winter hindurch regelmäßig mit Heu und dergleichen. Dann eines Abends nehme man die Bretter in der Mitte fort, lege statt deren große, kreuzweise eingeschnittene Pappbogen und befestige im Mittelpunkte an einem Stock ein Heubündel. Bei der Schlauheit und Vorsicht der wilden Kaninchen muß man das so unbemerkt als möglich machen, die auf die Bretterwände befestigten Bogen gleichmäßig mit Schnee bestreuen u. s. w. Hoffentlich fängt man in dieser improvisirten (als Rattenfalle längst bekannten) Grube sämmtliche Kaninchen des Parks in einer Nacht. Außerdem jagt man die wilden Kaninchen mit Frettchen und erlegt sie auf dem Anstande.

Löschpapier oder Filtrirpapier,

welches man zum Durchseihen des Kaffees und dergleichen benützt, birgt in neuerer Zeit zuweilen eine große Gefahr. Es wird nämlich aus alten Tapeten bereitet, welche arsenikhaltige Kupferfarben, Schweinfurter Grün und dergleichen enthielten. Man beachte daher die Vorsicht, graues billiges Löschpapier für die genannten Zwecke gar nicht zu kaufen oder vor dem Gebrauche von einem Chemiker untersuchen zu lassen. Im Allgemeinen kann man das Löschpapier auch selber untersuchen, wenn man es an einer Spiritusflamme anbrennt, dann wieder ausbläst und prüft, ob der Rauch knoblauchartig rieche.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 648:

Mondlicht zittert durch den Aether
Und es glüh'n die Sternenfunken,
Wenn die Schöpfung schlummermüde
In des Traumes Arm gesunken;
Doch die Sonne eint die Lichter
All' in ihrem Rund zusammen,
Und aus ihrem Herzen brechen
Dann am Tag die vollen Flammen!

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 13 in Nr. 48:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 5 — H 7	1) K. E 5 — D 4 oder A.
2) D. H 1 — E 4 †	2) K. D 4 — C 3 oder — C 5.
3) D. E 4 — B 4 setzt Matt.	
A.	
1)	1) Beliebig anders.
2) S. E 3 — F 5	2) Beliebig.
3) D. setzt Matt.	

Schachbriefwechsel.

Zur Aufgabe Nr. 11. Hrn. G. N. in Dresden. Auf 1) D. C 1 — C 5 verhindert Schwarz durch G 5 — G 4 das Matt. — Ingen. Rich. D. in Offenbach. Durch denselben Zug wird 1) D. C 1 — C 7 widerlegt. — Rose in Elbing. 1) D. C 1 — A 3 scheitert z. B. an D. F 3 — C 6 †. — A. Fr. in Rudolstadt. Wenn 1) S. E 3 — G 4 †, D. F 3 nimmt G 4 setzt 2) D. C 1 — C 6 nicht Matt, weil D. G 4 — E 6 das Schach deckt. — Th. Sch. in Landau. Ihre Lösung mit 1) S. E 3 — F 5 ist uns nicht verständlich.

Hrn. Zahlmeister Z. in Sulzbach. Ueber 1) D. C 1 — C 5 in Nr. 11 siehe vorher. Die Figuren werden mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens bezeichnet. Die Zeichen A, B ꝛc. bedeuten, daß unter dieser Ueberschrift andere Spielarten folgen werden.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 11 erhalten von Hrn. A. D. in Deutz, O. S. in Jerzykowo, E. B. in Olpe, El. S. in Kowno, E. R. in Rathebur, L. Sch. in Saarburg, C. A. Br. in Koblenz, J. B. in Hedewigenkoog, H. T. in Prag, Pastor W. in Strehlen, Schw. und A. in Harburg, Alter Schwede in Libau und P. H. in St. (bei Düren).

Mr. Deleu à Anvers. Votre solution de Nr. 11 est bien juste.

Richtige Lösung der Aufgabe Nr. 12 erhalten von Hrn. Edm. W. in Wien, A. H. in Nürnberg, E. Br. in Straßburg, H. A. in Harburg, C. A. Br. in Koblenz, A. D. in Deutz, Lieuten. W. v. L. in Lauenburg, Ferd. H. in St. Goar.

H. H. in Warmbrunn. In Nr. 10 würde auf 1) L. D 6 nimmt B 4 † durch K. D 4 nimmt E 4 das Matt verhindert.

Die Herren Einsender von Schachaufgaben werden ersucht, dieselben aufzuzeichnen und mit vollständiger Lösung zu versehen, weil andernfalls zu unserem Bedauern keine Prüfung stattfinden kann.

Kleine Korrespondenz.



Frln. L. A. in L. Ihr dramatisches Produkt bringen Sie am besten durch die Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten in Leipzig an die Bühnen. Wenden Sie sich wegen des Druckes an O. Mutze in Leipzig.

Hrn. K. W. 24 in Prag. Jede Musikhandlung wird Ihnen Kompositionen des Gedichtes vorlegen.

Frln. Amalie H. in Mainz. Der Ausdruck: „Zukunftsmusik“ stammt als solcher von dem Kölner Musikkritiker Prof. Bischof, wenn auch natürlich von „zukünftiger Musik“ schon früher die Rede war.

Frln. Lina S. in Gr. Nicht ganz verständlich, auch schreibt man Sanssouci.

Hrn. J. G. in L. Photographische Apparate beziehen Sie von A. Moll, k. k. Hoflieferant in Wien.

Hrn. F. F. in L. Der Orden vom goldenen Vließ hat nur einen

Grad. Er wird von Oesterreich wie von Spanien verliehen, welche gleiche Ansprüche an denselben machen. Doch ist das Ordenszeichen nicht ganz das gleiche.

Frln. Ernestine Römer in P. Die Eroberung scheint keinen besondern Werth zu haben. Wir würden nicht dazu rathen.

Hrn. Dr. O. M. in S. Wir haben die Stelle mit einigen Aenderungen in Lessing's „Nathan", Akt 3, Sz. 2, gefunden.

Hrn. Kanzleir. W. in A. Die Bücher können Sie durch jede Buchhandlung beziehen, nicht bloß vom Verleger, wie das noch immer ein weitverbreiteter Irrthum ist. Durch die Einrichtung unseres Buchhandels ist es eben jeder einzelnen Sortimentshandlung in ganz Deutschland möglich, das Buch ganz zum gleichen Preise wie der Verleger liefern zu können.

Frln. Julie H. in F. Sie müssen nicht so streng auf Etikette bei einem Trauerfalle halten. Die Theilnahme sollte hier jedes andere Gefühl in den Hintergrund drängen.

Hrn. Part. A. S. in F. Der sächsische Konsul kann das betreffende Papier Ihnen leicht verschaffen.

Hrn. Dr. M. A. in S. Keine Ruh' bei Tag und Nacht — wir glauben nicht, daß Sie Recht haben, da das nach drei Jahren verjährt ist, wenn der Schuldner nicht an seine Schuld erinnert wurde.

Fr. A. O. in H. Das ist in Deutschland sehr verschieden. In Mannheim z. B. ist man nicht an die anderwärts üblichen Quartale gebunden, sondern zieht ein Vierteljahr nach dem Tage aus, an dem man eingezogen; dadurch werden die Logis nicht wie anderwärts nur an vier Tagen im Jahre frei, sondern man kann an jedem Tage des Jahres freie Logis finden.

Hrn. J. A. in M. Wir haben in Deutschland eine Reihe von Eisenbahn- und Dampfschiffbüchern, so Hendschel's Telegraph, das Decker'sche Kursbuch, das Goldschmid'sche Kursbuch, von denen jedes seine besonderen Vorzüge hat. Doch macht die Gewohnheit in der leichten Auffindung viel.

Hrn. Konf. P. A. in F. Der Mecklenburg'sche Orden der wendischen Krone hat ein goldenes und ein silbernes Verdienstkreuz affiliirt: ein achtspitziges gekröntes Kreuz, in dessen Winkeln sich Greifen befinden.

Frln. Ernestine H. in M. „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt" ist ein Wort Napoleon's I., das er auf der Flucht aus Rußland im Gespräch mit dem Gesandten de Praet in Warschau mehrmals gebrauchte. Interessant ist, was de Praet bei dieser Gelegenheit erzählt, daß nämlich Napoleon, wenn er einen glücklichen Gedanken oder Ausdruck gefunden hatte, denselben wochenlang in seinen Gesprächen anbrachte, mit wem er auch reden mochte.

Hrn. A. M. in O. In Amerika gilt zu Recht: wer ein Testament zur Aufbewahrung erhalten hat, muß es mindestens innerhalb dreißig Tagen nach dem Ableben des Testators bei dem Nachlaßgericht (Probate Court) einreichen.

Aerztliche Korrespondenz.

Hrn. H. H. in Zürich. Haarerzeugungsmittel gibt es nicht, weder für Bart-, noch für Kopfhaare. Würde ein solches Mittel erfunden werden, so könnte der Erfinder in kurzer Zeit Millionen erwerben und hätte nicht nöthig, den Reklamenweg des Annoncirens zu betreten. Darin also schon liegt der Beweis, daß alle angekündigten Haarerzeugungsmittel nicht den angepriesenen Zweck erreichen.

Abonnent in Sonneberg. Gegen die Rauheit der Gesichtshaut eignet sich, wenn die angerathene Heilmethode mit Glycerinseife nicht genügt, das Einpudern mit Reißpuder. Im Allgemeinen aber kann für derartige Leiden ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes kein ausgiebiger Rath ertheilt werden.

Hrn. B. in Hersfeld. 1) Gegen das geklagte Ohrenleiden kann ohne persönliche Untersuchung kein Rath ertheilt werden. 2) Zur Beseitigung des Ueberhandnehmens der Reitmäuse wird es das Beste sein, Sie streuen mit Strichnin vergiftete Waizenkörner aus, die Sie in jeder Apotheke gegen einen Giftschein erhalten.

Hrn. Baron C. v. W. in Schlesien. Ueber die Persönlichkeit des fraglichen Geheimmittelfabrikanten Dr. R. in Thüringen finden Sie einen vorzüglichen Aufsatz nebst genauer Schilderung der Ausbeutung des Publikums durch die betreffende Methode in der deutschen medizinischen Wochenschrift Nr. 25 unter dem Titel: „Olitätenhandel und Kurpfuscherei in Thüringen". Sie können die betreffende Nummer aus dem Verlage von G. Reimer in Berlin SW. (Anhaltische Straße 12) beziehen. Fraglicher R. ist nicht und war nie Arzt, dagegen seines Zeichens ein Strumpfwirker, welcher sich für Geld ein gefälschtes Doktordiplom aus Philadelphia in Amerika verschrieben hat.

Hrn. H. E. in Meißen. 1) Gegen Ihren chronischen Kehlkopf- und Lungenkatarrh wird sich eine Einathmungskur gut bewähren. Lassen Sie sich zu diesem Behufe einen Inhalationsapparat von Gebrüder Weil in Frankfurt am Main (Töngesgasse 27) kommen und athmen Sie zur Lösung der Schleime drei- bis viermal täglich 50 Gramm Melissenwasser, in Dampfform verwandelt, ein, welchem etwas auflösendes Salmiaksalz beizufügen ist. R. Sal. ammon. dep. 5 Gr., Aqua melissae 500 Gr., D. S. zu Inhalationen. 2) Das kleine Kügelchen, welches Sie an der Wange haben, ist eine Balggeschwulst. Um solche radikal zu heilen, wäre es das Beste, Sie ließen sich dieselbe von einem geschickten Arzte herausschneiden.

Hrn. A. J. L. in Wien. Jodsalbe hat sich häufig zur Vertheilung der Schilddrüsengeschwülste bewährt. Noch besser ist Einpinselung mit Jodtinktur. Letzteres unter Kontrole eines Arztes, weil unter Umständen Reizzustände entstehen, die spezielle Behandlung erheischen.

Hrn. E. E. in W. Das angefragte Hautübel des Gesichts ist ganz harmloser Natur. Ausdrücken der Punkte, tägliches Abseifen der Haut und Abreiben mit einem rauhen Handtuche wird das Leiden bald zur Heilung bringen. Entstehende wunde Stellen werden mit Vaselinsalbe bestrichen.

Hrn. M. S. 21 in Wien. 1) Um die Mattigkeit zu beseitigen, ist es das Beste, Sie unterwerfen sich einer stärkenden und erfrischenden Kaltwasserkur. 2) Diese Frage kann ohne persönliche Untersuchung von Seiten eines Arztes nicht beantwortet werden.

Hrn. Wilhelm A. in Frankfurt a. M. Einpudern der Stirne mit Amylumpulver ist ein gutes Mittel gegen den Fettglanz.

Hrn. E. A. in Donath in Sachsen. 1) Wenn wir derartige Rezepte in unserer ärztlichen Korrespondenz mittheilen, so sind diese nicht dafür bestimmt, daß der Patient sich solche direkt in der Apotheke machen lasse, sondern sie erst seinem Arzte vorlege. Unser ärztlicher Konsulent kann nicht aus der Ferne beurtheilen, welcher Grad von Dosirung für den Einzelnen nöthig ist, ohne daß er denselben persönlich gesehen habe. Daher sind die Rathschläge nur allgemeine und muß immer erst ein Arzt gefragt werden, ob sie auch für das betreffende Individuum passen. 2) Ohne persönliche Untersuchung kann auch hier kein Rath ertheilt werden. 3) Entschieden abzurathen.

Abonnent J. O. R. K. in Preßburg. Ohne persönliche Untersuchung ist es nicht möglich, die Angelegenheit zu beurtheilen.

Abonnent in X. 1) Gegen Hand- und Fußschweiß empfiehlt sich das von Dr. A. Blatzbecker in Frankfurt a. M. zu beziehende salicylsaure Schweißpulver. 2) Nach Heilung des Zahngeschwüres wird die geschwollene Backe von selbst ihre normale Form wieder erhalten.

Hrn. R. K. 34. 1) Bogumil, Das Billardbuch, Leipzig, Verlag von J. J. Weber, Preis 12 Mark. 2) Bleiben lassen! Es beruht diese sogenannte Krankheit auf übler Angewohnheit; lassen Sie diese Untugend und Sie werden gewiß bald gesund sein.

Hrn. B. W. in S. Lassen Sie sich das Buch: „Die Pflege des Auges" vom Augenarzt Dr. Katz in Berlin durch eine Buchhandlung kommen.

Hrn. H. B. Sch. in X. Einreibung eines „dicken Halses" mit Jodsalbe, welche von einem Arzte verordnet werden muß, bringt die Anschwellung zum Schwinden. Auch Einpinselung mit Jodtinktur ist empfehlenswerth.

Hrn. Th. T. in K. Unser ärztlicher Konsulent hat nun schon so oft von den aus der Fabrik des früheren Strumpfwirkers, des jetzigen „amerikanischen Doktordiplominhabers" und Chemikers F. A. Richter zu Rudolstadt in Thüringen stammenden Mitteln abgerathen, daß wir unsere Leser bitten, uns mit Anfragen in Bezug auf diese sogenannte Naturheilmethode zu verschonen.

Hrn. K. H. in Mainz. Die Benützung der Stahldrahtbürsten kann für Alle, die mit Schuppen- und Schimmelbildung auf dem Kopfe behaftet sind, nicht genug empfohlen werden.

Antworten.

Auf 34): Echter Meerschaum fühlt sich etwas fettig an, haftet stark an der Zunge, saugt unter Zischen viel Wasser ein, ist beim Schneiden zähe und unterscheidet sich dadurch leicht von anderen ihm ähnlichen Massen. Es wird auch angegeben, daß eine Silbermünze auf echtem Meerschaum einen mattgrauen, auf unechtem einen silberglänzenden Strich hervorbringe.
Dr. B.-R.

Redaktion, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.